719

Per. 3962 c. 2
29-30

Digitized by Google

Digitized by Google

719

Per. 3962 c. 2
29-30

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Neunundzwanzigster Band.

Januar bis Juni.

1846.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1846. 1.

Februar: Zur Literaturgeschichte des Auslandes. Prutz, literarhistorisches Taschenbuch für 1846. 25.

Mai: Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen. 57.

Juni: Der Zollverein, sein Tarif und seine überseeischen Verbindungen. 67.

Portugal.

Januar: Lusitanische Skizzen. 7.

Spanien.

Februar: Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. 20.

April: Spanien im ersten Viertel des J. 1846. 55.

Mai: Eine Stimme aus Spanien gegen die Schutzzölle. 64.

Frankreich.

Januar: Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht. 1. — Die Freiheit der Wissenschaft in Frankreich und Deutschland. 2. — Die Geschichte Napoleon's, von Thiers. 4. u. 5. Band. 7. — Schreibmaterialien der Alten. 10. — Fragmente aus Cousin's Moralphilosophie. 14.

Februar: Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht. 15. — Zur Vergleichung des deutschen und des französischen National-Charakters. Die Reformation und die Revolution. 18. — Nisard's Geschichte der französischen Literatur. 19. — Bonaparte und die Frauen. 21. — Frankreich und die Jesuiten. 23. — Der französische Bauer. Von Michelet. 24.

März: Trebour, der Freund in der Noth zur Zeit der Schreckensherrschaft. 27. — Frau v. Montbar über Helgoland. 30. — Die Gedrücktheit des Reichen und des Bürgers. Von Michelet. 31. — Das Eigenthum und die Selbsterhaltung. Ein Beitrag zur Bekämpfung kommunistischer Ideen. 34. — Historische Charaktere nach Lord Brougham. I. Carnot. 37. — Zur französischen Memoiren-Literatur. 39.

April: Der Feuilletonist Gautier. 40. — Balzac und Leon Gozlan. 40. — Geschichte von Toulouse. 41. — Der auswärtige Handel Frankreichs. 43. — Erinnerung an La Bruyère. 43. — Französische Stimmen über das deutsche Eisenbahnwesen. 45. — Historische Charaktere nach Lord Brougham. II. Lafayette. 46. — Das Gesellenbuch des französischen Tischlers. 47. — Der Bielasche Komet als Doppelstern. 48. — Die Unglücksfälle auf den Eisenbahnen vor der französischen Akademie. 49. — E. M. Arndt über Zünfte und Innungen. 50.

Mai: Ueber öffentliche Bibliotheken. Mit besonderer Beziehung auf die königl. Bibliothek in Paris. 56. — Lacretelle, als Geschichtschreiber des Konsulats und der Kaiserzeit. 59. — Der Corsaire Diable über Berliner Korrespondenten und Ibrahim Pascha. 60. — Die Deutschen, nach der Darstellung eines Franzosen. 61. — Göttingen, Erfurt und die Leipziger Literaten. 62. — Alex. Soumet's Jungfrau von Orleans. 63. — Gerard Rousset. Ein Beitrag zur Kenntniß der reformatorischen Bestrebungen in Frankreich. 65.

Juni: Ludwig Philipp und seine Familie. 66. — Der deutsche Patriotismus. 67. — Frankreichs Prüfungen. 68. — Eine Stimme aus Frankreich über den Deutschkatholizismus. 69. — Die französischen Hoffeste vor der Revolution. 70. — Das Bad Vichy. 71. — Die Veränderungen im Klima von Frankreich. 71. — Erfahrungen eines Galeerensklaven. 73. — Socialismus und Kommunismus vom rechtsphilosophischen Standpunkt betrachtet. 75. — Die französische Revolution als Stoff eines Epos. 76.

Belgien.

Februar: Vlaemische Literatur, von L. v. Ploennies. I. Hendrik Conscience's neueste Erzählungen. 18.

März: Vlaemische Literatur. II. Hendrik Conscience's Geschichte von Belgien. 33.

April: Notizen über Belgien und die Belgier seit 1830. 44. — Abendstunden von H. Conscience. 50.

Mai: Ungedruckte Memoiren des Fürsten v. Ligne. 58.

England.

Januar: Whitehall, ein historischer Roman aus den Zeiten Karl's I. 1. — Aus dem Leben des Generals Sir Charles James Napier, des Eroberers von Scind. 4. — Bemerkungen über die Verschiedenheit des englischen und des französischen National-Charakters. 4. — Die Versetzung gasförmiger Körper in flüssigen und festen Zustand. 6. — Alex. von Humboldt, die englische und die deutsche Wissenschaft. 8. — Die Eisenbahn-Speculation in England. 9. — Mrs. Ellis' Rathschläge an die Töchter. 11. — Ueber eine merkwürdige Lähmung des Sprachvermögens. 12. — Spuren riesenhafter Vögel aus alter und neuer Zeit. 14.

Februar: Phantasieen über die Zukunft der Eisenbahnen. 15. — Restauration des Parthenon. 16. — Briefe und Tagebücher des Grafen v. Malmesbury, Gesandten in Deutschland und Rußland. 19. — Englisches Zeugniß über französische Tapferkeit. 20. — Die Motive und das Verfahren der Anti-Korngesetz-Liga. 21. — Lord Brougham über Frau v. Staël. 22. Die Edinburgh-Review über die deutsch-katholische Bewegung. 26.

März: Englischer Anstand. 27. — Der Wärmegrad des Menschen. 28. — Zur Geschichte der Anti-Korngesetz-Liga. 30. — Ein Cisterzienser-Kloster in England. 32. — Englands Finanzen seit dem europäischen Frieden. 34. — Surrogate des Getraides und der Kartoffel. 35. — Charles Dickens in Frankreich. Aus dessen Briefen eines Reisenden. 39.

April: Lord Campbell's Lebensbeschreibungen der engl. Kanzler und Großsiegelbewahrer. 42. — Englische Nationalität und Staatsverfassung, verglichen mit der französischen. 49.

Mai: Das Mutterherz. Ein Gedicht von Mrs. Norton. 55. — Lessing und die deutsche Literatur in England. 56. — Naturhistorische und physikalische Miscellen. 57. — Noch Einiges über die Gefängnisse mit einsamer Haft. 61.

Juni: Landor's philosophische Gespräche. 72. — Englische Gefängnisse. Sir Peter Laurie gegen das Zellensystem. 73. — Memoiren eines Jesuitenzöglings. 75. — Sir Peter Laurie und die einsame Haft. 77.

Dänemark.

April: H. C. Andersen. 41.

Mai: Ein Wort an die Künstler des europäischen Norden. 54.

Schweiz.

Januar: Schweizer Auswanderungen. Brasilien und die Auswanderung dahin. 6.

Februar: Die freie Kirche im Waadtlande. 23.

April: Die erratischen Blöcke, die Gletscher und die Strom-Theorie. 51.

Italien.

Januar: Bozzelli über Schiller's Räuber. 8.

Digitized by Google

April: Der Süden nach nordischer Darstellung. Rom von Uwaroff. 45. — Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. 46. — Charles Dickens in Genua. 51.

Mai: Marchese d'Azeglio als politischer Schriftsteller. 58.

Juni: Ueber die Eisenbahnen in Italien. 68. — Die italiänischen Dichterinnen der Gegenwart. 76.

Polen.

Februar: Polnische Zustände aus der Zeit August's III. 23.

März: Polens Zustände vor der ersten Theilung. 28. — Der Freistaat Krakau. 31. — Stanislaus August, letzter König von Polen. 36. — Die panslawische Verschwörung. 37.

April: Stanislaus August. Zweiter Artikel. 47. — Die jüdische Sekte der Frankisten. 52.

Juni: Die Osterfeier in Warschau. 72. — 74.

Rußland.

Januar: Alexander Turgeniew. 13.

März: Krasnojarsk, das sibirische Eldorado. 38.

April: Literarisches aus Rußland. 52.

Juni: Der Dichter Kukolnik und die russische Belletristik. 69.

Türkei.

Januar: Eine Donaureise aus der Türkei nach den Fürstenthümern. 12.

Ostindien.

März: Eisenbahnen in Ostindien. 32. — Geschichte, Verfassung und Religion der Sikhs. 38.

April: Die Briten im Pendschab und die Russen in Iran. Die Sikhs, ihre Entstehung und ihr jetziger Zustand. 40. — Kampf des russischen und britischen Einflusses in Mittelasien. 44.

Mai: Die Briten im Pendschab und die Russen in Iran. Diplomatischer Sieg der Russen. Die nächste Zukunft. 53. — Skizzen einer Seereise nach Ostindien, von einem Deutschen. 59.

Java.

April: Konflikt des Staates und der Kirche in Niederländisch-Indien. 42. — Briefliche Mittheilungen aus Batavia. 43.

China.

Februar: Ein Diner in Mai-ma-tschen am 31. Juli 1845. Aus dem Reisejournal des Generals Seddeler. 16.

Juni: Die Stadt Su-Tschan, das chinesische Lyon. 78.

Algerien.

Februar: Erinnerungen aus Algerien. 15.

Mai: Die Bewohner Algeriens. 62.

Juni: Algerien und Tunis im J. 1845. Von Clare Kennedy. 70. — Muhammedanische Ordensbrüderschaften. 75.

Süd-Afrika.

Januar: Erinnerungen an die Kapstadt. 2.

Februar: Cap. Marryat's Scenen in Afrika. 24.

Nord-Amerika.

Januar: Zur Orientirung in der Oregonfrage. I. Geschichtliches. 5. — II. Auswanderungen nach dem Oregongebiet. 9. — Ein Tag auf Neufundland. 11. — Aus dem Tagebuch eines amerikanischen Soldaten. 13.

Februar: Zur Orientirung in der Oregonfrage. III. Unterhandlungen zwischen England und Amerika seit dem Frieden von Gent und jetzige Aussichten. 17. — IV. Geographische Skizze der Länder jenseits der Felsengebirge. 22.

März: Franklin, nach Lord Brougham. 29. — Yankee Doodle. 33. — Deutsch-amerikanische Zeitungsstylprobe. 36.

April: Die Hudsonsbai-Compagnie. 49.

Mai: Longfellow's Hyperion. 56. — Die Ansiedler von Kentucky. 60. Der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten. 64. — Die Anti-Renters und der Socialismus in den Verein. Staaten. 65.

Juni: Noch Einiges über die Deutschen in Nord-Amerika. 66.

Westindien.

Mai: St. Domingo und die Kaffee-Consumtion. 52.

Mexiko.

Januar: Die mexikanische Bühne. 3. — Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexiko. 10.

März: Die wilden Stämme in Neu-Mexiko. Nach Josias Gregg. 35.

Juni: Mexiko und die Vereinigten Staaten. 74. — 77. — 78.

Süd-Amerika.

März: Das französische Guiana. 26.

April: Ein Schreiben vom Kriegsschauplatz am La Plata. 48.

Brasilien.

Februar: Brasilianische Zustände. Aus den Mittheilungen eines deutschen Reisenden. 17.

Mannigfaltiges.

Januar: Dickens' diesjährige Weihnachtsgabe. 1. — Aden's Wohnungen und Einwohner. 1. — Fichte in England. 2. — Deutsche Tscherkessenlieder. 3. — Bade- und Waschhäuser für die Armen. 3. — René Descartes. 4. — Die Jesuiten in Belgien. 5. — Oesterreichische Schriftsteller im Auslande. 5. — Bopp und die neuere Philologie in England. 6. — Romancero, von Betty Paoli. 6. — Tölken über die antike Bearbeitung des Goldes. 7. — Der Erfinder der Eisenbahnen. 7. — Dickens als Journalist. 8. — Verbesserung der Gefängnisse. 9. — Die Depeschen des Herzogs v. Wellington. 9. — Die Pläne deutscher Colonisation im Mosquitoland. 10. — Bibliographische Miscellen. 10 (Beilage). — Die Poesie der Völker Europa's. 11. — Thomas Thyrnau, englisch. 11. — Die Lutherstiftung deutscher Nation. 12. — Thomas Carlyle über Oliver Cromwell. 12. — Zur Verbrecher-Statistik. 13. — Die Zigarren-Fabriken in Manilla. 13. — Pariser Theater. 14.

Februar: Friedrich der Große und das klassische Alterthum. 13. — Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen. 16. — Bibliographisches. 16. — Schutzzölle in England und in Deutschland. 17. — Zur Geschichte der Juden. 17. — Beethoven in England. 18. — Strugowschtschikow's Uebertragungen Goethescher und Schillerscher Gedichte. 18. — Dr. Prutz über das deutsche Theater. 19. — Lammenais' biblische Exegese. 19. — Das Ausland und die deutschen Zustände. 20. — Dr. Rosenberg's Vorlesungen über die deutsche Literatur. 20. — Berichtigung. 21. — Versammlungen der Bibliothekare. 21. — Für Schachfreunde. 21. — Die Ehe katholischer Priester in Frankreich. 22. — Englische Fromme im 17. Jahrhundert. 22. — Ausländische Virtuosen. 22. — Appert's Reise in Preußen. 23. — Königin Elisabeth von England als Kind. 23. — Französischer Plan zur Emanzipirung der Sklaven. 24. — Handel mit deutschen Doktor-Diplomen in London. 24. — Deutsche Kolonisten in Brasilien. 25. — Aufführung der Antigone am Hofe von St. James. 25. — Die Vorträge des Herrn Lechevalier in Berlin. 26. — Henry Litolff's letztes Konzert. 26.

März: Meyerbeer's neue Opern in Paris. 27. — Medizinische Doktor-Diplome. 27. — Französische Parteischrift aus dem 16. Jahrhundert. 28. — Ein handelspolitisches Testament. 29. — Statistische Notizen aus Neapel. 30. — Garnier's Lehrbuch der Staats-Oekonomie. 31. — Häuser und Wohnungen in Wien und in Berlin. 31. — Die Parteien unter den polnischen Emigranten im Auslande. 32. — Deutschlands Einfuhr überseeischer Erzeugnisse. 32. — Henri Vieuxtemps. 32. — Blaze über deutsche Literatur. 33. — Aus dem Londoner Westend. 33. — Die Vorträge des Herrn Lechevalier in Berlin. 34. — Die Baslierinnen in Rußland. 34. — Noch ein Wort über Yankee Doodle. 35. — H. Vieuxtemps' zweites Konzert. 35. — Mad. Fanny Cerrito. 36. — Benedict's Kreuzfahrer. 36. — Fremde Berichte über China. 37. — Scenen aus Nord-Amerika. 37. — Französisches Urtheil über Prutz, als politischen Lustspieldichter. 38. — Goethe's ausländische Redeweisen. 39. — Französische Volkslieder. 39.

Digitized by Google

April: Griechische Dramen in französischem Gewande. 40. — Kunstjünger des Auslandes in Berlin. 40. — Deutsche Sprachstudien in Belgien. 41. — Deutsche Literatur in Frankreich. 42. — Des Grafen d'Allonville Memoiren. 43. — Stonehenge. 44. — Literarisches. 44. — Fichte in England. 45. — Ein Engländer in Hannover. 45. — Eine Censurpolizei-Anekdote. 45. — Eine Stimme aus den Vereinigten Staaten über Raumer's Nord-Amerika. 46. — Französische Kritik deutscher Zustände. 47. — Die Gewinnung des Palladiums. 47. — Historische Romantik. 48. — Ternite's Pompejanische Wandgemälde. 49. — Ehrenbezeigung. 50. — Benj. d'Israeli. 50. — Ein französischer Engländer. 50. — Das Vlaamische in Flandern. 51. — Griechisches Theater in England. 52. — Eine talmudische Encyklopädie. 52.

Mai: Deutsche Nationalität, von Franzosen beurtheilt. 53. — Wissenschaft und Literatur in Italien. 54. — Die verschiedenen Maßverhältnisse der Menschenracen. 55. — Die wahrhaftige wunderbare Seeschlange. 55. — Herr von Gurowski in der Schweiz. 56. — Malayische Poesie. 57. — George Sand von deutscher Abkunft. 57 — Der Linguist Pfitzmayer in Wien. 58. — Herr Apperi und die einsame Haft. 59. — Eine Druckerei in Nord-Amerika. 60. — Autor-Puff. 61. — Musikalisches aus Paris. 61. — N. Polewoi. 62. — Feldzugsplan gegen die Povas. 62. — Die englischen Zeitungen und ihre Privat-Korrespondenzen. 63. — Signalement aller Pariser Aerzte. 63. — Berühmte Autographensammlung. 64. — Der Eid eines muhammedanischen Arztes. 64. — Französische Militair-Unterrichtsanstalten. 65.

Juni: Herder in Rußland. 66. — Englische Geselligkeit. 66. — Wie man im 16. Jahrhundert Schauspieler und Theaterdichter engagirte. 67. — Moden in Amerika. 67. — Messianismus und Slawenthum. 68. — Schulwesen in den Vereinigten Staaten. 69. — Auswanderung und Auswanderer. 70. — Berliner Schachzeitung. 70. — Die französische Uebersetzung von Humboldt's Kosmos. 71. — Das Ableben des Papstes und die Wahl seines Nachfolgers. 72. — Hamburg und die Hamburger. 73. — Die Kontagiosität der Pest. 74. — Shakespeare in Deutschland. 75. — Aimé Bonpland. 76. — St. Georg, der Vermittler zwischen Rußland und England. 76. — Deutsche Eisenbahnen. 77. — Odessa. 78.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 1. Berlin, Donnerstag den 1. Januar 1846.

Die Literatur des Auslandes.
1846.

Wenn im Wechsel der Zeiten ein Jahresring nach dem anderen das vorlängst gepflanzte Bäumchen umgiebt, so haben wir zwar volle Ursache, dem Himmel zu danken, der uns warme Sonne und fruchttragenden Regen beschieden, wodurch das Bäumchen zum Baum herangewachsen, aber darum sind wir noch nicht berechtigt, auch Dank dafür zu verlangen, daß zuweilen ein Wanderer im kühlen Schatten dieses Baumes ruht. Wir selbst hatten Freude an dem Gedeihen, an dem Wachsthum, an dem Schatten, und das mag uns genügen.

Ohne Parabel gesprochen, ist dies das Gefühl, das auch den Herausgeber dieser Zeitschrift beschleicht, so oft der Jahres-Kreislauf von neuem beginnt, der sich nun schon zum vierzehntenmale geschlossen, seitdem er mit seinen Lesern durch diese Blätter in einem geistigen Rapport sich befindet. Er ist dem Himmel dankbar für warme Sonne und fruchttragenden Regen, aber er weiß sehr wohl, daß er sich an der Freude daran zu begnügen hat. Die Wirksamkeit einer Zeitschrift — so viel man jetzt auch mit Emphase von der Macht der „Presse" reden hört — sie ist des Mimen Kunst zu vergleichen, deren Eindruck, wie gewaltig er immer seyn mag, nur dem Augenblicke angehört. Willst du auf die Mitwelt nachhaltig oder gar auf die Nachwelt wirken, so schreibe kein Journal, sondern gieb dich einer Idee hin, einer Idee, von deren Größe und Kraft du durchdrungen bist und die dich zu neuen Werken anzufeuern vermag, zu Werken, die nicht zersplittert hier und dort von deinen guten oder schlechten Gedanken zeugen, sondern in ihrer Einheit deinem Geiste ein ehrendes Denkmal sind.

Doch nicht Alle können wir ja Baumeister im Großen seyn: nicht Alle brauchen wir Tempel und Paläste aufzuführen, hochragende Thürme oder gar Jahrtausende überdauernde Pyramiden, um nicht vergeblich gelebt und gewirkt zu haben. Auch wer an den Hütten der Armen baut, wer dazu beiträgt, daß gesunde Luft und wohlthuendes Licht überall in den Menschenwohnungen gleichmäßig vertheilt sind, der erfüllt redlich seine Bestimmung auf Erden. Und so mögen denn auch wir Journalisten uns dadurch nicht irren lassen, daß man uns hier und da hämisch zu den „Kärrnern" zählt, die zu thun haben, wenn die Könige bauen. Ja, Kärrner wollen wir seyn, aber das Material, das wir herbeikarren, sey aus dem reichen Wissensschacht der mütterlichen Erde hervorgeholt, sey an dem Feuer der Begeisterung und der Menschenliebe gebrannt und sey von dem Erze der Wahrheit und der Gerechtigkeit durchdrungen!

Daß das Material, welches wir aus den verschiedensten Zonen der Erde herbeischaffen, wenn auch nicht durchgehends, doch zum großen Theile von solcher Art sey, darf der freundliche Leser dieser Zeitschrift uns um so eher zugestehen, als wir ja eben nur die Spediteure und die Kärrner sind. Hoffentlich aber wird man uns dabei auch das Zeugniß nicht versagen, daß unser Material nicht nach dem Zufall zusammengelesen, sondern nach einem leitenden Gedanken aufgesucht sey. Und dieser leitende Gedanke, dürfen wir hinzufügen, ist eben so wenig einer, der zurück, als einer, der über Stock und Stein, ins Blaue hinein, leitet. Nein, wir gehören nicht zu denjenigen, die beständig auf die Geschichte verweisen, die Nichts in der Welt gutheißen, was ihnen nicht schon die Geschichte überliefert, und die keinen Schritt vorwärts thun, ohne vorher mindestens einen Schritt zurück gethan zu haben; aber wir gehören auch eben so wenig zu denen, die, sich von aller Geschichte loslösend, die Gesellschaft neu konstruiren wollen und vor lauter Streben in die Ferne die Kluft zu ihren Füßen übersehen, in welche sie hineinstürzen. Wir möchten uns vielmehr zu denen zählen, die zwar die höchste Ehrfurcht vor den alten Lehren der Geschichte hegen, aber dabei nicht minder auf die neuen Lehren der Wissenschaft achten. Es giebt Leute, die vor den Fortschritten, welche die philosophische und die Natur-Wissenschaft in neuerer Zeit gemacht, ein Grauen haben, weil sie darin nur Anleitungen zu materialistischen und atheistischen Weltansichten erkennen. Zu diesen Leuten gehören wir nicht. Wir hegen keine Besorgniß vor dem menschlichen Geiste, wenn er sich von der Wissenschaft und der Wahrheit leiten läßt, denn die Geschichte lehrt uns, daß, so oft die Wissenschaft einen Fortschritt gemacht, von dem der beschränkte Verstand der Zeit eine Erschütterung des Glaubens an eine höhere Weltordnung fürchtete, dieser Fortschritt bald auch zu einer neuen Verherrlichung des ewigen Weltenordners ward. Was könnte auch der Materie noch für eine Macht vindizirt werden, die ihr der gemeine Verstand nicht schon eingeräumt hatte, bevor ihm das Daseyn eines göttlichen Geistes offenbart wurde? Jene geheimnißvollen Naturkräfte, die der philosophische Forscher oder das Mikroskop neuerdings in ihrem Zusammenhange mit den Kräften der menschlichen Seele nachwies — sie waren immer schon, wenn auch unter einer verschleierten Form, gekannt, aber so oft man sie zum Absoluten zu machen und zu vergöttern strebte, wiesen sich die Theorieen nachmals als Irrthümer aus, „die, weil man", wie Fichte sehr prägnant sich ausdrückt, „den Namen des Seyns und des Daseyns an dasjenige wegwarf, was an sich weder ist noch da ist, und das Leben und den Genuß des Lebens bei demjenigen suchte, was in sich selber den Tod hat, alle sittlichen Verderbnisse der Menschheit herbeiführten".

Nur also vor solchen Theorieen, nicht aber vor dem Fortschritte der Wissenschaft auf dem Gebiete des Geistes und der Natur haben wir uns zu wahren. Freilich wer von vorn herein den Geist und die Natur als identisch setzt, der braucht sich nicht darüber zu wundern, daß das Resultat seiner Forschung auf ein Einssein der Gottesidee mit der Sinnenwelt hinausläuft und dann wieder erst ein gewaltsamer Sprung, wie der in der Philosophia secunda Schelling's, nöthig ist, um Gott nicht blos in, sondern auch außerhalb dieser Welt zu finden. Erkennen wir dagegen die Natur als die bloße Sphäre der Thätigkeit und der Kraftäußerung des ins Unendliche sich fortentwickelnden menschlichen Lebens und das letztere selbst, durch welches jene erst belebt wird, als eine Darstellung des göttlichen Geistes, so werden wir einerseits zwar auch der Natur ihren Grund in Gott anweisen müssen, andererseits jedoch zu dem Resultate gelangen, daß der menschliche Geist, als Darstellung des göttlichen, immer nur Darstellung bleiben und nie aus sich selber heraustreten oder sich in das Wesen verwandeln kann.*)

Unsere Leser werden uns diese Abschweifung auf spekulatives Gebiet schon verzeihen, um so mehr verzeihen in einer Zeit, in welcher die Systemmacherei nicht mehr auf das Studirzimmer und den Lehrstuhl der Philosophen sich beschränkt, sondern auf offenem Markte docirt und in die Werk- und Arbeitsstuben eindringt, so daß wir unversehens in der Luft schweben würden, wenn wir des Bodens, auf dem wir stehen, uns nicht versicherten. Wir machen auch gar kein Hehl daraus, daß wir eben so positive Ansichten wie auf religiös-philosophischem auch auf politisch-socialem Gebiete haben, und daß wir hier nicht minder als dort von der Ueberzeugung durchdrungen sind, alle auf Systemmacherei begründete Theorieen seyen vom Uebel, aus der Wissenschaft aber, aus der ernsten, in ihrer Forschung uneingeschränkten Wissenschaft, könne nur Segen erspriessen. Ja, nur durch die mehr sich ausbreitende Herrschaft der Wahrheit und der Gerechtigkeit kann eine naturgemäßere Entwickelung der bisherigen socialen Zustände herbeigeführt werden, während durch die Vergötterung oder, was dasselbe ist, durch die forcirte Berechtigung der materiellen Kraft, wie sie dem Kommunistenstaat als Ideal vorschwebt, der Untergang aller uns überlieferten Geisteskultur und die Rückkehr zu einer seit Jahrtausenden hinter uns liegenden Barbarei unvermeidlich würde.

Vor Allem kömmt es also darauf an, innige Liebe zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit zu erwerben und um uns her zu verbreiten. „Würdigkeit der Freiheit muß von unten herauf kommen; die Befreiung kann ohne Unordnung nur von oben herunter kommen." J. L.

Frankreich.
Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.**)

Mittermaiers vortreffliches Werk über Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht und des Genfer Professors Cherbuliez theils erläuternde, theils weiter ausführende Besprechung dieses Buches in der Bibliothèque universelle de Genève veranlaßten uns im November des verflossenen Jahres (in Nr. 137—141), unseren Lesern eine Uebersicht der von jenen beiden Forschern gewonnenen Ergebnisse vorzulegen. Wir handelten zuerst von dem Wesen des Strafverfahrens im Allgemeinen und stellten die beiden entgegengesetzten Systeme, das englische oder akkusatorische und das deutsche oder inquisitorische, einander gegenüber; darauf berührten wir kurz

*) Vgl. die „nähere Bestimmung des Begriffes der göttlichen Idee" in Fichte's Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit".

**) Zweiter Artikel.

die Ansichten der deutschen Schriftsteller über die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Verfahrens; endlich betrachteten wir, freilich nur in den äußersten Umrissen, die Gesetzgebungen derjenigen Länder, welche die vier Elemente der Mündlichkeit, der Oeffentlichkeit, des Anklageprinzips und des Geschwornengerichts entweder vollständig oder doch theilweise aufgenommen haben, wobei wir namentlich die wesentliche Verschiedenheit des englischen und des französischen Verfahrens zu veranschaulichen suchten. Es blieb uns noch übrig, die Anwendung des Gefundenen auf unsere Zustände nachzuweisen.

Indem wir nun den abgebrochenen Faden wieder aufnehmen, haben wir, nach einer aus der Sache selbst entspringenden Eintheilung des Stoffes, in sieben Abschnitten zu handeln von der Gerichtsverfassung, der Mündlichkeit, dem Anklage- und dem Untersuchungsprinzipe, der Staatsanwaltschaft, der Oeffentlichkeit, der Jury und der Urtheilssprechung nach Entscheidungsgründen durch rechtsgelehrte Richter. Ueberschreitet der Raum, welchen wir der Erörterung dieser Fragen widmen, unser gewöhnliches Maaß, so ist er gleichwohl noch viel zu eng für eine nur einigermaßen erschöpfende Behandlung derselben, die ein ganzes Buch fordern würde. Da wir aber andererseits von unseren Lesern voraussetzen, daß es ihnen nicht nur um Unterhaltung, sondern auch, und zwar in höherem Grade, um Belehrung zu thun sey, so durften wir nicht fürchten, ihnen lästig zu werden, wenn wir die maßgebenden Ansichten so berühmter und gewissenhafter Forscher über einen unsere Zeit so tief bewegenden Gegenstand in einem längeren Aufsatze wiedergeben.

Es sey uns vergönnt, der nothwendigen Verständigung wegen, nach Eberbulitz Vorgange noch eine kurze allgemeine Betrachtung voranzuschicken.

Wie verschieden auch die Ansichten über die Grundlagen der Strafgesetzgebung seyn mögen, über ihre Anwendung bestehen gewisse, bei allen gebildeten Völkern sowohl von der überwiegenden Mehrzahl der Rechtsgelehrten, als von den Gesetzgebern allgemein anerkannte Grundsätze. Nämlich:

1. Die für ein Verbrechen bestimmte Strafe darf nur auf eine solche That angewendet werden, deren Merkmale mit den vom Gesetz genau bezeichneten Merkmalen des Verbrechens übereinstimmen.

2. Die Strafe darf nur dann gegen ein Individuum erkannt werden, wenn dies der thatsächliche und moralische Urheber des ihm zugeschriebenen Verbrechens ist.

3. Je mehr ein Volk von der Unfehlbarkeit der Richter überzeugt ist, die das Strafgesetz anwenden, desto sicherer erfüllt dieses Gesetz seinen vorbeugenden Zweck.

4. Die moralische Schuld eines Verbrechens ist eine psychologische Thatsache, deren Merkmale von dem Strafgesetze nicht immer vollständig angegeben und bestimmt sind.

Von diesen vier allgemeinen Grundsätzen hängen alle Fragen über die Gestaltung und Gliederung des Strafverfahrens ab, und es lassen sich aus ihnen mit Leichtigkeit zahlreiche Folgesätze ableiten.

Die beiden ersten Grundsätze sind so klar, daß eine Erläuterung derselben nur Gefahr liefe, ihr Verständniß zu verdunkeln. Wenige Worte werden hinreichen, um den dritten Jedermann einleuchtend zu machen.

Die Strafe ist zwar, nach den gegenwärtig herrschenden Ansichten der deutschen Rechtsgelehrten, als bloße Vergeltung, d. h. als vernünftige Folge des verübten Bösen anzusehen, doch wird sich dadurch wohl kaum Jemand bewegen lassen, im Ernste zu leugnen, daß sie nicht auch zugleich Verbrechen vorbeugen solle, und Niemand wird ihre Wichtigkeit in dieser Hinsicht verkennen. Dieser Zweck aber kann nur erreicht werden, wenn das Volk, auf welches das Gesetz einwirken soll, überzeugt ist, daß es gewissenhaft, wahrhaft und vollständig gehandhabt werde, und diese Ueberzeugung, sobald sie einmal erreicht ist, genügt allein, um die vorbeugende Wirkung vollständig auszuüben.

Die Verurtheilung eines Unschuldigen, die Freisprechung eines Schuldigen, sind zwei Irrthümer, die als gleich gefährlich und schädlich für die Gesellschaft zu betrachten sind; aber welches auch ihre Bedeutung seyn mag, wenn man sie unter einem philosophischen oder religiösen Gesichtspunkte auffaßt, schädlich werden sie für die Gesellschaft erst dann, wenn sie von dieser als Irrthümer erkannt sind, sie werden es nicht, so lange man sie als wahrhafte und gerechte Urtheile ansieht, während ein an sich vollkommen untadelhaftes Urtheil schädlich werden würde, sobald es als das Ergebniß eines Irrthums erschiene.

Bei einem Strafverfahren also, welches durch das Mittel eines gerichtlichen Zweikampfes oder andere Proben die Gottheit in seine Urtheile eingreifen ließe, würde das Strafgesetz den höchsten Grad seines vorbeugenden Zweckes erreichen, wenn das Volk allgemein und fest an die Wirklichkeit eines solchen Eingreifens glaubte, denn dann würde dieses Volk von der Unfehlbarkeit seines Richters vollkommen überzeugt seyn, da Gott sich nicht irren kann.

Das vierte Prinzip läßt sich, als negatives, zwar nicht wohl a priori beweisen, findet aber in den Annalen der Strafrechtspflege hinlängliche Bestätigung. Aus tausend Fällen wollen wir nur zwei bekanntere auswählen:

Ein dreijähriges Mädchen, die einzige Tochter eines auf seinem Landgute lebenden Witwers, verschwindet plötzlich spurlos. Der unglückliche Vater hatte alle erdenklichen Anstalten getroffen, um sie wieder aufzufinden, endlich, weil Alles vergebens blieb, sie als Todte betrauert; er beweinte noch ihren Verlust, da glaubte er sie zehn oder zwölf Jahre später unter einer Truppe von Seiltänzern wiederzuerkennen. Er nähert sich ihr, spricht mit ihr und überzeugt sich, daß es zwar seine Tochter ist, aber durch die von ihren Entführern erhaltene Erziehung physisch und moralisch verunstaltet. Sie antwortet auf seine Fragen in groben Worten und mit Flüchen und Geberden, vor denen er erröthet. Er wendet sich darauf an den Direktor der Truppe und führt dadurch einen Wortwechsel herbei, in Folge dessen er ihn tödtet. Wegen dieser That wird er vor eine Jury gestellt, die ihn zum Jubel des Volkes und zur allgemeinen Befriedigung des Publikums losspricht.

Neuerdings schalt in Paris ein gebildeter und moralischer junger Mann von guter Herkunft und unbescholtenem Wandel aus reiner Menschenliebe auf der Straße einen Handwerker, der ein Kind schlug. Einige Augenblicke später besinnt er sich, daß er dem Handwerker Unrecht gethan hat, kehrt nach der Straße zurück, in welcher jener wohnt, geht zu ihm ins Haus und entschuldigt sich bei ihm. Aber er findet eine sehr üble Aufnahme, der Streit erhebt sich von neuem, und der Menschenfreund, dem mit Grobheiten, Drohungen, zuletzt gar mit Schlägen geantwortet wird, zieht ein Messer und bringt seinem Gegner eine Wunde bei, an welcher dieser kurz darauf stirbt. Der Urheber des Mordes wird vor das Geschwornengericht des Seine-Departements geführt und von der Jury einstimmig freigesprochen.

In diesen beiden Fällen haben die Geschwornen sehr gut geurtheilt, denn die thatsächlichen Urheber der Verbrechen trugen nicht zugleich auch die moralische Schuld derselben. Um aber in diesen beiden Fällen zu einem vereinenden Ausspruche zu kommen, der offenbar nicht auf den Mangel thatsächlicher (materieller) Schuld gegründet werden konnte, mußte angenommen werden, daß die moralische Schuld durch Umstände aufgehoben worden sey, denen der Gesetzgeber sicherlich nicht diese Wirkung beigemessen hatte und auch nicht hätte ohne Gefahr beimessen können.

Wenn der Leser der oben aufgestellten Grundsätze ein wenig weiter nachdenken will, so wird er finden, daß sich die nachstehenden abgeleiteten Sätze als nothwendige Folge aus denselben ergeben:

5. Die Anwendung des Strafgesetzes erfordert ein Verfahren, welches geeignet ist, sowohl die materiellen als die psychologischen Thatsachen heraus zu stellen und so vollkommen als möglich zur Kenntniß des Richters zu bringen.

6. Die Anwendung des Strafgesetzes erfordert ferner bei dem Richter eine vollständige Kenntniß dieses Gesetzes und eine geistige Thätigkeit, welche darin besteht, die erwiesenen Thatsachen mit dem Buchstaben und dem Geiste des Gesetzes zu vergleichen.

7. Das Vertrauen eines Volkes auf die Unfehlbarkeit seiner Kriminalrichter hängt von der Meinung ab, die es sich von ihrer natürlichen und erworbenen Fähigkeit und von der Wirksamkeit der Prozeßformen bildet.

Für jetzt möge es genügen, diese drei allgemeinen Sätze anzudeuten, die mit den anderen, aus denen sie abgeleitet sind, sieben unumstößliche Grundsätze bilden, an welche sich die Lösung aller nachstehenden Fragen näher oder entfernter anknüpft. — Nachdem wir so den Ausgangs- und den Zielpunkt klar und bestimmt hingestellt haben, können wir ohne Furcht, uns zu verirren, auf das Einzelne eingehen.

1. Gerichtsverfassung.

Die Gerichtsverfassung hängt mit dem Systeme, nach welchem das Verfahren eingerichtet ist, genau zusammen, selbst ganz abgesehen von den Geschworenen. So muß z. B. die Zusammensetzung der Kriminal-Gerichte nach dem Anklagesystem, wie es in England besteht, eine ganz andere seyn, als nach einem zum Theil inquisitorischen Systeme, wie das französische, wo der Präsident in der Schlußverhandlung die Hauptrolle zu spielen hat. Der englische Richter muß ein tiefer und sehr einsichtsvoller Kenner des Rechtes seyn; aber es genügt, wenn er nichts weiter als dies ist; während der französische Präsident zur Erfüllung seiner Amtsthätigkeit einer Menge von geistigen, moralischen und physischen Eigenschaften bedarf, die sich, wenigstens in einem höheren Grade, nicht eben häufig in einer und derselben Person vereinigt finden. Der Präsident ist das lebendige Organ desjenigen Theiles des Verfahrens, welches den Richtern alle materiellen und psychologischen Thatsachen liefern soll; er hat nicht nur die Beobachtung der vorgeschriebenen Formen zu überwachen, nein, er selbst ist es, der die Formen erfüllt, Alles geschieht und gewinnt Leben nur durch ihn, so daß das Ergebniß der Schlußverhandlung wesentlich von ihm abhängt. Besitzt er die zur Ausübung seiner Amtsthätigkeiten nöthige Kenntniß, Einsicht, Gedächtnißkraft und Schärfe des Blickes, und verbindet er damit vollkommene Ruhe, Leichtigkeit und Klarheit der Darstellung, moralische Energie, gewissenhafte Achtung der Rechte der Vertheidigung, äußere Würde, einen kräftigen Körper und unermüdliche Aufmerksamkeit, so ist er allein so viel werth als ein gutes Gesetzbuch. Der Einfluß dieser verschiedenen Eigenschaften zeigt sich nicht allein im Benehmen der Zeugen und des Angeklagten, sondern auch in dem des öffentlichen Ministeriums, der Advokaten, der übrigen Richter, der Geschwornen und des bei der Verhandlung gegenwärtigen Publikums. Aber diese Stellung des Präsidenten ist freilich auch ein Fehler des französischen Systems, eben weil sie zu viel auf die Persönlichkeit rechnet. *)

Abgesehen von den Eigenschaften, welche dieses oder jenes Verfahren bei den Richtern und vorzugsweise bei dem Präsidenten voraussetzt, und von der politischen Stellung desselben — in England dürfen sie nicht ins Parlament gewählt werden, ein Herkommen, das trotz Lord Broughams Anweisung sich nicht zur Einführung in andere Länder empfehlen möchte — kommt zunächst die Anzahl derselben in Betracht. Hier stellt sich von selbst eine Vorfrage ein. Urtheilt der Gerichtshof ohne Geschworene? Dann muß er aus mehreren Mitgliedern bestehen, da das Gewicht eines Urtheils über Thatfragen, wenn alle übrigen Umstände als gleich gesetzt werden, von der Anzahl derer abhängt, die es aussprechen. Urtheilt der Gerichtshof mit Geschwornen,

*) Vorzüglich über die Stellung und Thätigkeit des französischen Assisen-Präsidenten: Traité de pouvoir judiciaire dans la direction des débats criminels, par M. Lacuisine (conseiller à la cour royale) Dijon. 1844.

aber in einer ausschließlich vom Präsidenten geleiteten Schlußverhandlung, wie im französischen System? Auch hier ist die Mehrzahl der Richter vorzuziehen, theils weil die zur Ausfüllung der Präsidentenstelle nothwendigen Eigenschaften sich nur sehr selten bei rechtsgelehrten Juristen vereinigt finden werden, theils weil die der Entscheidung des Gerichtshofes vorbehaltenen Rechtsfragen eine Unparteilichkeit verlangen, welche durch die Ausübung der dem Präsidenten auferlegten Amtshandlungen gefährdet werden könnte.

Ist die Mehrheit der Richter einmal als Grundsatz angenommen, so liegt es auf der Hand, daß die Entscheidung für diese oder jene Zahl oft von besonderen Umständen abhängen wird, welche die Theorie zwar untersuchen muß, deren Verfolgung uns aber hier zu weit führen würde. Nur daran wollen wir erinnern, daß die Dreizahl durch die tägliche Erfahrung als die unangemessenste bewiesen wird, da in der Regel derjenige, welcher die größere Redefertigkeit und eigensinnigere Derbheit besitzt, das Urtheil macht und dem nachgiebigeren oder schwächeren der beiden anderen so sehr imponirt, daß dieser ihm nachgiebt, während der bescheidenere, oft gründlicher gebildete dritte überstimmt wird.

Setzen wir voraus, daß das Verfahren auf Mündlichkeit, Anklageprinzip und Oeffentlichkeit gegründet sey, so ist ferner die Abstufung der Gerichtshöfe zu erwägen. Da jeder Strafprozeß nach unserer früheren Erörterung in zwei Theile zerfällt, in die Voruntersuchung und die Schlußverhandlung, so ergiebt sich von selbst, daß die Schlußverhandlung einem höheren Gerichtshofe, die Voruntersuchung einem niederen, dem Bezirksgerichte, zufallen wird. Bei jedem Bezirksgerichte müßte nun ein Beamter angestellt seyn, welcher, nicht mit anderen Geschäften belastet, seine Zeit und Kräfte ausschließlich der Führung der Untersuchungen widmen könnte. Dieser Untersuchungsrichter müßte von Zeit zu Zeit dem Bezirksgerichte über die schwebenden Untersuchungen Bericht abstatten, während das Gericht selbst über alle zwischen dem Untersuchungsrichter und dem Staatsanwalte vorkommenden Verschiedenheiten in den Ansichten und über die Beschwerden des Angeschuldigten entschiede. Das Gericht würde etwa mit vier Richtern besetzt seyn, die mit einer Majorität von drei Stimmen urtheilten.

Unter diesem Gerichtshofe wären Einzelrichter (Friedensrichter) einzusetzen, deren Geschäftskreis sich darauf erstrecken würde: Anzeigen und Beschuldigungen aufzunehmen, wenn Gefahr im Verzuge wäre, für Herstellung des Thatbestandes zu sorgen, Geschäfte im Auftrage des Untersuchungsrichters, als z. B. Haussuchungen u. dergl. auszuführen, endlich geringere Strafsälle abzurtheilen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Whitehall, ein historischer Roman aus den Zeiten Karl's I. *)

Unter der Masse von Romanen, die alljährlich in England auftauchen und ihrer Werthlosigkeit zum Trotze in Deutschland so bereitwillige Uebersetzer finden, gehört obiges Werk zu den wenigen, die eine etwas nähere Beachtung verdienen. Der ungenannte Verfasser, der schon früher einen Roman unter dem Titel: Whitefriars geschrieben, dessen Ruf nicht über das Publikum der Leihbibliotheken hinausgekommen ist, besitzt Phantasie und Erfindungstalent; statt aber seine historischen Kenntnisse nur durch die richtige Auffassung der von ihm geschilderten Periode zu bewähren, scheint er vielmehr damit zu kokettiren, indem er sie oft ohne Noth auskramt. Außerdem steht die affektirte Genauigkeit in den geschichtlichen Details gar zu sehr mit dem Romanhaften der Fabel im Widerspruch, deren gehäufte Unwahrscheinlichkeiten bis an die Gränzen des Unmöglichen streifen. So schwankt z. B. der Held, Ingulph Dethewarre, der wie gewöhnlich über seine Herkunft nicht ganz im Klaren ist, ob er sich für den natürlichen Sohn Karl's I. oder — Oliver Cromwell's halten soll! Die historischen Charaktere, als Pym, Marten und der Protektor selbst, sind hingegen mit ziemlich sicherer Hand gezeichnet. Die Handlung fällt in den Zeitpunkt, der dem Tode Karl's I. unmittelbar voranging, und wenn man die Schwierigkeit erwägt, ein romantisches Interesse auf so allgemein bekannte Thatsachen zu bauen und die Leser bei Ereignissen in Spannung zu halten, deren unvermeidlicher Ausgang ihnen allen bewußt ist, so muß man die Geschicklichkeit anerkennen, die der Verfasser bei Behandlung seines Thema's gezeigt hat.

Als Proben theilen wir zwei Scenen mit, wovon die erste die Unterzeichnung des Todes-Urteils, die zweite den Hinrichtungstag Karl's I. beschreibt.

„Der 29. Januar 1649. — „Die Welt soll jetzt erfahren, ob wir einem Haufen Schulknaben gleichen, die sich vor ihrem eigenen Schatten fürchten", rief Bradshaw mit triumphirendem Ton. „Oder ob wir, gleich einer wandernden Schauspielertruppe, Rollen übernommen haben, deren Größe nur um so deutlicher unsere Niedrigkeit und Ohnmacht verräth. Ich habe unterzeichnet!"

„Das habt Ihr", sprach Cook, der hinter ihm stand, „und zwar so schön, mein Herr Richter, wie ich je Eure Handschrift auf einem gewöhnlichen Urtel gesehen habe."

Cromwell streckte seine Hand aus, um das Pergament zu nehmen, aber Bradshaw reichte es der Ordnung gemäß seinem Nachbar, dem Lord Grey. In diesem Augenblick näherte sich Ingulph dem Tische, und Cromwell stutzte, als sein Auge auf ihn fiel. „Welche Neuigkeiten aus der City, Master Dethewarre?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Es ist Alles so ruhig wie das Gewissen eines tugendhaften Mannes", erwiederte dieser. „Aber was giebt es hier? denn in der City ist man voller Verwunderung."

„Morgen, Ingulph, wird Deine lang ersehnte Republik eine Wahrheit und nicht mehr ein bloßer Name seyn", raunte ihm Cromwell mit leiser Stimme zu. „Gebt mir eine Feder! Oder soll ich mit den Fingern schreiben?"

„Ihr habt ja eine, Herr General-Lieutenant!" sagte Marten lächelnd. „Und jetzt zeige uns eine Probe Deiner schönsten römischen Handschrift, denn alle künftige Jahrhunderte werden hiernach Deine Kalligraphie beurtheilen."

„Cromwell hielt inne, als ob er Festigkeit des Geistes und der Hand zu seinem Beginnen sammeln wolle, und Marten lehnte sich neugierig über den Tisch, um die Art und Weise zu beobachten, wie Jener seine Aufgabe lösen werde. Da blickte Cromwell plötzlich auf und zog gleichsam im Scherz einige Striche mit der Feder quer über Marten's Stirn — lachte dann über seinen eigenen Muthwillen und schrieb schnell und mit sicheren und schönen Zügen seinen Namen unter das Todes-Urtel, während Marten ihm mit lächelndem Gesichte Rache schwor und sich die Stirn wischte.

Mehrere Kommissare unterzeichneten, und dann kam die Reihe an Ireton. Dieser wechselte mit Ingulph einen glückwünschenden Blick und schrieb seinen Namen nicht eher hin, bis er den Inhalt des Dokuments laut vorgelesen hatte. Ingulph erfuhr aus demselben, daß die Hinrichtung am folgenden Tage stattfinden solle, und zwar auf offener Straße, vor dem eigenen Palaste des Königs in Whitehall, indem es zu jener Zeit als eine Verschärfung der Strafe galt, wenn der Verbrecher in seinem eigenen Wohnorte hingerichtet wurde. „Vivat res publica!" rief Ireton, als er endlich den Akt unterschrieb. „Ist England erst ein Dutzend Jahre lang ein Freistaat, so wird kein Thron in Europa stehen bleiben. Ingulph, zeichne Deinen Namen neben meinen hin; wir haben stets als Brüder zusammengehalten, und die Nachwelt soll unsere Brüderschaft aus diesen Klammern kennen lernen."

Er war im Begriff, einen solchen Verbindungsstrich zu ziehen, um Ingulph's Namen mit dem seinigen einzufassen, als Cromwell seine Hand zurückhielt. „Dethewarre hat Privat-Unrecht zu ahnden", sagte er streng — „hier handelt es sich nur um die öffentliche Sache. Du bist jetzt an der Reihe, Hutchinson!" fuhr er fort. „Nimm Dich in Acht, daß Dir die Tinte nicht Deine weißen Finger befleckt."

„Gebe nur der Himmel, daß wir die Reinheit unserer Seelen nicht beflecken!" versetzte der Andere.

„Was hast Du denn für ein Wappen, Pride, mit dem Du Deine Unterschrift besiegeln willst?" fragte Cromwell, als dieser Ehrenmann ein ungeheures Petschaft hervorzog.

„Einen nackten Säugling in den Armen eines Bauers, der ihn so eben auf einem Kornhaufen gefunden hat", sagte Marten, auf die Geburt des Obersten anspielend, der ein Findling war.

„Was meinen Sie damit, meine Herren?" rief Pride, indem er innehielt und finster aufblickte.

„Sage ihnen, mein guter Bursche, daß Du Deinen Wappenrock auf dem Rücken trägst", beruhigte ihn Cromwell; als er aber wahrnahm, daß der Kriegsmann noch immer zornig dareinsah, fügte er mit gebieterischer Miene hinzu: „Schreib' nur, schreib! Zu's Teufels Namen! wie viele von uns sind hier, deren Stammbaum bis auf ihren Großvater zurückgeht!"

„Es giebt hier nur Wenige, deren Werth durch äußere Umstände vergrößert werden kann", bemerkte Milton, der hinter Cromwell's Sessel stand.

„Gut gesagt, Herr Dichter!" rief Cromwell, nach ihm zurücksehend. „Vielleicht werden wir in dieser Sache auch Deines Gänsekiels bedürfen. Wäre die Aufgabe nicht Deiner würdig? Könige als Kläger — England als Angeklagte — Milton als Vertheidiger — und die Nachwelt als Richter!"

„O! daß mir das Licht dieser Augäpfel nur so lange scheinen möge, um eine solche Arbeit zu beendigen", erwiederte der Dichter. „Ich wäre es gern zufrieden, künftig in Finsterniß zu wandeln, bis das Grab mir die Glorie des Herrn offenbaret."

„Sein Name sey gepriesen, der mich leben ließ, um ein so ruhmvolles Zeugniß abzulegen", rief der fanatische Harrison, der von dem kommenden Millennium träumte. „Und auch der zweite Advent unseres Herrn ist vielleicht nicht so entfernt, als die eitle Welt es hoffen mag."

Bald darauf kam die Reihe zum Unterzeichnen an Marten; Cromwell aber war unterdessen in tiefes Nachdenken versunken, wodurch Marten Gelegenheit hatte, den ihm gespielten Streich zu erwiedern und einige Buchstaben auf die sinnende Stirn des Generals zu malen. „Du bist ein loser Schelm", sagte Cromwell mit einem zerstreuten Lächeln. „Aber fahre fort, fahre fort! Laßt uns das Werk vollenden." —

Der 30. Januar 1649. — Obgleich es noch früh am Tage war, strömte das Volk in großer Zahl die Straße Cheapside entlang; aber Niemand hielt still oder schien das militairische Gepränge zu bemerken, das gewöhnlich für die Massen so anziehend ist. Bis jetzt schienen indeß nur die ärmsten Klassen der Bevölkerung oder Personen, die als solche verkleidet waren, in Bewegung zu seyn. Handwerker, verabschiedete Soldaten, vor Kälte zitternde Bettler, die aber an diesem Tage ihre Lumpen nicht gegen den Königsmantel Englands vertauscht hätten, gingen mit gedämpfter Stimme unter sich flüsternd einher, voll Staunen über den ungeheuren Wechsel des Glückes, der den Mächtigsten im Lande so weit gebracht hatte, selbst für sie ein Gegenstand des Mitleidens zu werden.

Personen von der besseren Klasse fingen allmälig an, sich in das Getümmel zu mischen. Es erschien der Bürgersmann in seinem dunkelfarbigen Mantel,

*) Whitehall, or the Days of Charles I. London, 1843.

mit hohem, spitzigen Hut; der zu Grunde gerichtete Kavalier, dessen abgetragene Kleidung sich noch durch eine gewisse Leichtfertigkeit auszeichnete und dessen Mienen den Ausdruck der Keckheit und Anmaßung noch nicht ganz verloren hatten; der Presbyterianer, mit trübseligem und verlegenem Gesicht; der triumphirende Fanatiker, dessen Freude sich nur durch vermehrte Strenge und Düsterkeit des Wesens verrieth, als ob er befürchtete, durch seinen hervorbrechenden Jubel die Feierlichkeit des Gottesgerichts zu entheiligen. Jede Gasse, jede Querstraße, jeder Hof lieferte einen Beitrag zu der stets anwachsenden Menge; Weiber und Kinder, zahllose Lehrburschen mit ihren Knitteln eilten schweigend weiter, ohne Gelächter oder Gepfeife, ohne Scherz oder Zank, als ob sie einer dringenden Gefahr zu entrinnen suchten. Die bittersten Parteien- und Sekten-Feindschaften schienen durch den Zauber der Furcht eingeschläfert — wie bei einem Brande in den Savannen Amerika's die Riesenschlange, der Auerochs, der Panther und ihr gemeinschaftlicher Feind, der Mensch, von gleichem Schrecken erfaßt zusammenkauern, ohne sich gegenseitig zu beunruhigen oder auch nur die Nähe des anderen zu bemerken. — — —

„Ob mit Recht oder Unrecht, glaubte Ingulph die Gesinnungen der Zuschauer aus der Stellung zu erkennen, die sie um das Blutgerüst einnahmen. Die wildesten Fanatiker, die den Tod des Königs als ein dem Allmächtigen dargebrachtes und ihm wohlgefälliges Opfer betrachteten, drängten sich am nächsten hinzu und schauten mit verstörtem Gesichte und mit feurigen Blicken aufwärts, als ob sie nach dem Blute dürsteten, welches eben vergossen werden sollte. Nach ihnen kamen die gemäßigteren Schattirungen und Untertabtheilungen der Volkspartei, die Zweifelnden (doubters) und die Unentschlossenen (trimmers), zu denen fast der ganze Bürgerstand gehörte; weiterhin die Anhänger des besiegten Königthums, abgerissene Kavaliere, voller Verzweiflung und Niedergeschlagenheit. Aber allmälig vermischten sich die abgesonderten Gruppen, und von Zeit zu Zeit entstand ein wildes Getümmel, so oft sich die entgegengesetzten Parteien berührten und mit Erbitterung zusammenstießen. Die Soldaten allein bewahrten ihre ernste und traurige Fassung, wie Männer, denen eine höhere Gewalt die Erfüllung einer großen, aber schmerzhaften Pflicht auferlegt."

Es geht schon aus diesen Auszügen hervor, daß der Verfasser nicht, wie Walter Scott in seinen besseren Werken, sich damit begnügt, die geschichtlichen Ereignisse zum Hintergrunde seiner Dichtung zu machen, sondern daß er diese gleichsam als Baumaterial benutzt und sie nur mit einigen romantischen Details ausschmückt. Diese Methode ist zwar für den Schriftsteller ganz bequem, da sie ihn der Mühe überhebt, seine Einbildungskraft in der Erfindung neuer Situationen anzustrengen; sie ist aber mit dem Uebelstande verbunden, daß die eigentliche Intrigue des Romans als eine ungehörige, ja läppische Zuthat erscheint, und die erdichteten Personen werden um so mehr von den historischen Charakteren erdrückt, je mehr der Verfasser es versteht, die Individualität der letzteren hervorzuheben. An dieser Klippe ist selbst das bedeutende Talent eines Bulwer (in seinem Last of the Barons) gescheitert, und wir müssen bekennen, daß es für uns alle Illusion zerstört, wenn wir z. B. in dem Werke einer geschätzten deutschen Schriftstellerin Persönlichkeiten wie die Maria Theresia's und des Ministers Kaunitz in ein Gewebe der romanhaftesten Abenteuer hineingezogen sehen. Die Wirklichkeit steht hier mit dem Idealen in einem zu starken Kontrast, als daß sich beide zu einem harmonischen Ganzen verbinden könnten. Indessen wollen wir Bücher wie Whiteball und andere dieser Gattung nicht zu streng beurtheilen, da sie, unserer Ansicht nach, dem großen Lese-Publikum doch immer eine gesundere literarische Kost darbieten, als die zwar pikanteren, aber eben deshalb den Gaumen überreizenden Speisen aus der Hexenküche eines Eugène Sue und Alexander Dumas.

Mannigfaltiges.

— Dickens' diesjährige Weihnachtsgabe. Zum drittenmale hat Charles Dickens das englische Publikum mit einer Weihnachtsgabe bedacht, die wahrscheinlich eben so wie ihre beiden Vorgänger in vielen Tausend Exemplaren gekauft und verschenkt worden. Vor zwei Jahren war es der „Weihnachtsabend" (A Christmas-Tale), im vorigen Jahre das „Glockenspiel" (The Chimes), die als Geister- oder gar als Kobold-Geschichten (Goblin-Tale) angekündigt wurden, in ihrem Verlaufe aber eben so bürgerlich einfach sich darstellten, als sie in das Leben des Volkes und dessen Freuden und Leiden einen ergreifenden Blick thun ließen. Diesmal kündigt er seine Gabe als ein Feenmärchen, aber als ein „heimatliches Feenmärchen" (a Fairy Tale of Home) an, und auch diesmal ist es wieder das Volk in seinen heimlichsten und naivsten Kreisen, das er uns verführt. „Das Heimchen auf dem Heerd" heißt das Feenmärchen *), dem der im Volke verbreitete Glaube zum Grunde liegt, „daß es das glücklichste Ding in der Welt sey, ein Heimchen auf dem Heerde zu haben." Man glaubt, ein Märchen von E. T. A. Hoffmann, von Achim von Arnim oder einem anderen deutschen Märchenerzähler vor sich zu haben, wenn man im Eingange der Geschichte von der Unterhaltung des zirpenden Heimchens mit dem auf dem Heerde siedenden und singenden Kessel liest. Der Heerd befindet sich, wie das in den Häusern der niederen Volksklassen in England häufig angetroffen wird, in der Stube der Hausfrau, Mrs. Peerybingle, deren Mann, ein ehrlicher Kärrner (carrier), eben mit seinen zu den Weihnachten bestimmten Frachtstücken zu Hause angekommen. „Hast du auch nichts auf deinem Karren vergessen?" fragt sie ihn. „Nichts", antwortet er — „doch halt! da fällt mir etwas ein: einen tauben Mann, den ich als Passagier mitgebracht, und den ich draußen schlafend gelassen." Der Fremde wird hereingeholt, und mit ihm zugleich machen wir die Bekanntschaft von Caleb Plummer, einem Spielzeugmacher, und Mr. Tackleton, einem Spielzeughändler, zweien gegen Weihnachten sehr interessanten Personen, deren Beschreibung unserem Volksdarsteller wieder zu einigen Hogarthschen Zeichnungen Anlaß giebt. Der taube Fremde wird inzwischen von Mrs. Peerybingle als Gast aufgenommen; es ist Nacht geworden, und er macht sich's wohnlich am Heerde, wo er seine Tabakspfeife anzündet und „während er da saß und gedankenlos die Dampfwolken vor sich her qualmte, während die Schwarzwalder Uhr pickte, das Feuer auf dem Heerd verglühte und das Heimchen zirpte, trat dieser Genius seines Heerdes und Hofes (denn das war das Heimchen) in Feengestalt heraus und zauberte alle Bilder seiner Heimat ihm vor." Der taube Gast ist, wie man sich leicht denken kann, nicht das, wofür er sich ausgab; er ist zu Weihnachten nach dem Orte seiner Heimat aus Süd-Amerika zurückgekehrt, und was nun das Heimchen ihm zeigt, ist das Vorspiel dessen, was er am nächsten Tage in den Wiedererkennungsscenen mit dem Kärrner und seinem Weib, mit dem Spielzeugmacher und seiner blinden Tochter und endlich mit dem satirischen, menschenfeindlichen Spielzeughändler erlebt, dessen Verlobte, May Fielding, seine alte Geliebte ist. Da wir nicht zweifeln, daß auch diese Geschichte, eben so wie die beiden früheren Weihnachtsgeschichten von Dickens, ihre deutschen Uebersetzer finden werde, so wollen wir es hier bei diesen Andeutungen des Inhalts bewenden lassen.

— Aden's Wohnungen und Einwohner. In keinem Theile der Welt sind die Wohnungen von so gebrechlichem Material gebaut, als in der von den Engländern seit einigen Jahren besetzten Stadt Aden am arabischen Meerbusen. Die Häuser sind aus Holzstücken gezimmert oder vielmehr zusammengefügt, deren Zwischenräume mit Binsen und deren Inneres mit Dattelblättern ausgefüllt werden. Die Dächer sind schräg nach europäischer Art und theils von Schiefer, theils von anderer Masse, die den Regen abhält. Im Ganzen genommen kann man sagen, daß diese Bauart besser zum Klima paßt, als der Bau steinerner Häuser; aber die große Feuersgefahr, der solche Gebäude ausgesetzt sind, läßt doch eine Veränderung derselben wünschen. Einen Beweis der Gefahr und Unsicherheit gab der vor einiger Zeit stattgehabte Brand, wo die Quartiere des 10ten Regiments mit den Wohnungen der Offiziere in weniger als zwei Stunden zerstört wurden, und hätte nicht glücklicherweise der Wind von der See her geblasen, so wäre das ganze Lager mit in den Untergang gezogen worden. Der Natur ihrer Bestandtheile nach absorbiren diese Häuser während des Tages nicht so viel Hitze als steinerne, und deshalb sind sie auch nach dem Untergang der Sonne kühler.

Die Zahl der Einwohner hat seit der Besitznahme durch die Engländer reißend zugenommen: Im Januar 1839, als die Engländer ankamen, fand man nicht mehr als 1000 arme, schmutzige, halbnackte Menschen, deren Nahrung aus Fischen und Datteln bestand; seitdem strömten und strömen noch zahlreiche Ansiedler dahin, die durch die vermehrte Circulation des Geldes, durch die Truppen und durch die Ausgaben, welche die Regierung zu allgemeinen Zwecken macht, angezogen werden. Auch der erweiterte Handel hat Leute von Dscherda, Mocha und anderen Städten der Küste des rothen Meeres hingeführt. Mehrere dieser reicheren Fremden haben sich bequemere Häuser gebaut, und es würden noch mehr diesem Beispiele folgen, wenn sie nicht fürchteten, daß die Engländer den Besitz des Landes wieder aufgeben, eine Furcht, die sie in dem Umstande begründet finden wollen, daß das Gouvernement in den fünf Jahren der Occupation noch kein einziges Gebäude aufführen ließ, was doch wohl geschehen wäre, wenn man an einen permanenten Besitz dächte. Der Grund mag richtig oder unrichtig seyn, so hat er jedenfalls die Verschönerung und Vergrößerung Aden's stark aufgehalten. Die Einwohner haben schon eine Menge Baumaterialien gesammelt, und sie verlangen weiter nichts als eine Garantie, daß die Engländer da bleiben. Die Zahl der Einwohner hat sich von jenen 1000 jetzt auf 20,000 gehoben, wobei Truppen und Schiffsmannschaften nicht mitgezählt sind. Es ist diese Angabe sicher zu niedrig, da viele Muhammedaner die Zahl der Frauen in ihren Häusern nicht der wahren Höhe gemäß angeben. Es sind hier:

Europäer	3 männl. Geschlechts,			2 weibl. Geschlechts		
Portugiesen *)	136	"	"	20	"	"
Araber	12,000	"	"	4,300	"	"
Somali's	1,600	"	"	700	"	"
Juden	700	"	"	600	"	"
Banjanen	220	"	"	—	"	"
Parsen	50	"	"	—	"	"

die Uebrigen sind Inder, Afrikaner und Aegypter. Die Truppen und zu ihnen gehörenden Personen belaufen sich auf 3484, wovon 850 Europäer. Die ab- und zugehende Bevölkerung beträgt an 1500; so daß in Folge der Bewegungen einer Handvoll Europäer jetzt in Aden an 25,000 Menschen wohnen.

*) The Cricket on the Hearth, a Fairy Tale of Home. By Charles Dickens. London, Bradbury & Evans, 1846.

*) Wahrscheinlich meint unsere Quelle (Journal of the royal asiatic society) Portugiesen, die dort arbeiten sind. Die Somalis dürfen ihre Weiber nicht nach der Stadt bringen, und die Parsen haben keine.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 2. Berlin, Sonnabend den 3. Januar 1846.

Frankreich.

Die Freiheit der Wissenschaft in Frankreich und in Deutschland.

Wir theilen die nachstehenden Betrachtungen aus der im protestantischen Sinne redigirten französischen Zeitschrift Le Sémeur mit. Nicht wollen wir damit andeuten, daß wir mit denselben überall einverstanden sind, oder daß wir dasjenige, was hier über den Zustand des französischen Unterrichtswesens, so wie über den der deutschen Lehrfreiheit gesagt wird, durchgehends für richtig halten, sondern lediglich um einen allgemeinen Anhaltpunkt darzubieten, den welchem aus die beiderseitigen Zustände zu beurtheilen und mit einander zu vergleichen sind, übertragen wir die Betrachtungen des französischen Journals. Berücksichtigt man, daß die Schilderung auf der einen Seite, wo es gilt, die Verletzung wissenschaftlicher und sittlicher Interessen recht anschaulich darzustellen, etwas zu aschgrau, und daß dagegen die auf der anderen, wo es hauptsächlich auf einen recht schlagenden Gegensatz ankam, etwas zu rosenfarben gehalten ist, so wird man die richtige Farbe leicht herauszufinden wissen:

„Die Journale und Redner der Regierung hören nicht auf, uns zu wiederholen, daß wir nur allzu viele Freiheiten haben, und daß man fast absichtlich die Augen schließen muß, um uns nicht für das freieste und bestregierte Volk von Europa zu halten. Aber nichts ist leichter, als zu zeigen, daß dies nur offizielle Redensarten sind, ein bequemer Optimismus für Leute, denen es um ganz andere Dinge zu thun ist, als um die Freiheiten ihres Landes.

„Betrachten wir z. B. die Freiheit der Religionsübung. Das Journal des Débats versicherte uns neulich, und in sehr ernstem Ton, daß diese Freiheit in Frankreich größer sey als in England. Wahrscheinlich weiß es nichts davon, daß alle Sekten, sowohl die älteren als die neu sich bildenden, von einem Ende Englands zum anderen Kapellen eröffnen können, ohne irgend einer Erlaubniß zu bedürfen, während man bei uns die Religion von dem Belieben eines Maire's oder eines Polizei-Kommissarius abhängig machen will. Jene Vertheidiger der Regierung wissen ferner nicht, daß ein Präfekt die unglaubliche Kühnheit gehabt, die Zahl der Personen zu bestimmen, die einen Andachtsort betreten können, und daß er, statt dafür öffentlich getadelt zu werden, seitdem zum Pair von Frankreich erhoben worden ist: so gefahrlos ist es jetzt, die äußerste Intoleranz zu üben. Das Journal des Ministeriums weiß nicht, daß ein Maire neulich einen Brief hat drucken lassen, worin er den protestantischen Pastor von Dijon mit einem Taschenspieler vergleicht, der die Leute belustige, und daß er ihm bedeutet hat, nicht mehr in seine Kommune zurückzukommen, falls er (der Maire) nicht von seinem Amte entlassen sey. Mit einem Wort, es weiß nicht, was Jeder wissen kann, und in dieser naiven Unwissenheit behauptet das Journal, daß die Religionsfreiheit in unserem Lande sehr groß sey. In der That aber ist sie nicht blos in England, sondern auch in Preußen weniger beschränkt. Man erzählt, daß gewisse konservative Deputirten, als sie von Ronge's Reisen und von dem Volks-Enthusiasmus hörten, der ihn überall auf seinem Wege empfing, ganz naiv fragten: „Giebt es denn in Preußen keinen Polizei-Kommissar und keine Gendarmen, um diesen Menschen festzuhalten?" Dieses Wort ist sicherlich sehr charakteristisch.

„Uebrigens ist es jetzt nicht unsere Absicht, von der Religionsfreiheit, sondern vielmehr von der Freiheit der Wissenschaft zu sprechen. Wer hat nicht in pomphaften Ausdrücken verkündigen hören, daß Frankreich das Land der freien Rede ist, daß dem Aufschwung des Gedankens hier nichts im Wege steht, und daß die Civilisation der Zukunft hier ungehindert sich vorbereitet. Es wäre dies nach den zwei Revolutionen, die wir durchgemacht, am Ende ganz natürlich: so viel Kämpfe und Siege verdienten wohl diesen Lohn. Aber er ist uns leider noch nicht geworden. Die Wissenschaft ist in Frankreich weniger emanzipirt, weniger frei als in Deutschland, und unsere Staatsmänner beharren dabei, ihr Fesseln anzulegen, welche die Völker auf der anderen Seite des Rheins seit achtzig Jahren zerbrochen haben.

„In Deutschland wird auf akademischen Lehrstühlen Alles besprochen: Religion, Moral, Philosophie, soziales Recht, selbst Politik. Jeder setzt daselbst seine Ideen, seine Beschwerden, seine Wünsche, seine Pläne für eine religiöse oder politische Reform aus einander, und seine Träume, wenn er träumt. Man spricht dort ohne Umschreibung aus, was man für wahr und gut hält, wie sehr auch diese Privat-Ansichten der offiziellen und conventionellen Wahrheit widersprechen. Magst du Deist, Pantheist, Skeptiker seyn: es steht dir frei, es zu sagen, zu erklären warum, deine Argumente zu entwickeln, ohne daß du darüber einem anderen Tribunal, als dem der Wissenschaft, Rede zu stehen hast. Da ist kein Minister, kein ultramontanes Comité, welches sich zwischen deine Gedanken und das Ohr deiner Zuhörer eindrängt.

„Als man es dort versuchte, der Wissenschaft Schranken zu setzen, erscholl ein Schrei des Unwillens durch ganz Deutschland. Der freie Gedanke will jenseits des Rheins keine anderen Schranken ertragen, als die er sich selbst auferlegt, weil er unter dieser Bedingung allein seine Freiheit wahrhaft genießen kann. Professor Hinrichs in Halle hat vor kurzem eine Reihe von Vorlesungen über die bestrittensten und wichtigsten Fragen der deutschen Politik gehalten. Er hat vom philosophischen Standpunkt aus die Ereignisse des letzten Jahres, die Bewegung der öffentlichen Meinung, die Wünsche und Hoffnungen des Landes vor einem jungen, begeisterten Auditorium besprochen, und Niemand dachte daran, ihm den Mund zu verschließen.

„Man antwortet auf jene Klagen (denn dies ist das Argument, hinter welchem man sich immer bei solchen Gelegenheiten zu verstecken pflegt), daß in Frankreich die politische Rednerbühne geöffnet sey, und daß sie Ersatz für alle anderen biete. Wenn Jemand mit dieser Antwort zufrieden ist, so müssen wir entweder an seinem Verstande oder an seiner Ehrlichkeit zweifeln. Es giebt viele Fragen — und das sind gerade die höchsten, die schwierigsten, diejenigen, auf welchen die allgemeinen Ueberzeugungen, die Sitten und die Gesetze beruhen — die man unmöglich auf die politische Rednerbühne bringen kann. Man denke sich einen Deputirten, der eine philosophische oder religiöse Thesis aufstellt, einen schwierigen Punkt aus der Geschichte oder Moral erörtert, das protestantische oder katholische Dogma angreift und neue Prinzipien der gesellschaftlichen Organisation auseinandersetzt, d. h. untersucht, was die Würde und das Leben der Völker ausmacht. Das Publikum würde erstaunen, die Konservativen würden in Zorn gerathen, die Opposition selbst würde erklären, daß hierzu weder Ort noch Zeit sey, und der Präsident würde den unglücklichen Redner an die Tagesordnung erinnern: dann würde man sich beeilen, zu einem Personenstreit oder zu einem Gesetzentwurf über den Runkelrübenzucker zurückzukehren. Und da behauptet man noch, daß die Freiheit der Tribüne uns für die Lehrfreiheit entschädigen könne. In der That, das heißt den Spott zu weit treiben!

„Wenn die politische Rednerbühne allein frei seyn müßte, so würde man sich fragen, ob dies nicht viel mehr ein Uebel als ein Gewinn, mehr ein Rückschritt als ein Fortschritt sey. Die zuweilen so engherzigen Verhandlungen der gesetzgebenden Kammern würden, statt den Nationalgeist zu heben, ihn vielmehr nur erniedrigen. Die jämmerlichen Personenstreitigkeiten und die materiellen Interessen würden nicht einen so großen Platz in der öffentlichen Meinung einnehmen, wenn man den Ideen mehr Luft und Raum gelassen hätte.

„Wir kehren zu Deutschland zurück. Dieses besitzt neben den offiziellen vom Staat besoldeten Lehrstühlen ein ihm eigenthümliches Institut, das nur bei Lehrfreiheit bestehen kann: das der Privatdocenten. Jedes Individuum, welches durch Bestehung der erforderlichen Universitäts-Prüfungen die Berechtigung dazu erworben, kann ein zahlreiches Auditorium um sich versammeln, um dasselbe von den religiösen, philosophischen, historischen und selbst politischen Gegenständen zu unterhalten, die seiner Geistesrichtung und seinen Studien am meisten entsprechen. Man erkundige sich einmal bei dem Polizei-Präfekten oder dem Großmeister der Universität, ob ein mit seinen Diplomen versehener Franzose das Recht habe, in Paris oder anderswo Privat-Vorlesungen zu eröffnen? Die Erlaubniß dazu würde nur unter der sehr bestimmten Garantie gegeben werden, daß man kein Wort spreche, welches den letzten Famulus der Parochie verletzen könnte.

„In Deutschland geht diese Freiheit von den Universitäten auf die Gymnasien über. Ein Lehrer der Geschichte in diesen Anstalten würde es unbegreiflich finden, wenn man ihn wegen dieser oder jener Ansicht über die Reformation des 16ten Jahrhunderts zur Rechenschaft zöge, und der Professor der Philosophie, wenn man ihm verböte, die Prinzipien Kant's oder irgend einer neueren Philosophie zu lehren. Diese Regel hat zwar ihre Ausnahmen, aber wo? in Wien, in München und in den Schulen der Jesuiten.

„Nein, die Freiheit der Wissenschaft, die erste und festeste aller Freiheiten, weil alle andere sie zum Ausgangspunkt nehmen müssen, indem sie nur mit ihr und durch sie wachsen können, nein, diese Freiheit existirt nicht im Schoß unserer Universitäts-Institutionen. Man betrete die Schulen: die Geschichte, die daselbst gelehrt werden muß, hält die rechte Mitte zwischen der Geschichte der deutschen Gelehrten und der des Paters Loriquet. Die Ereignisse haben einen vorgeschriebenen Sinn, die Vergangenheit wird gezwungen,

ein vorherbestimmtes Zeugniß abzulegen, von dem man sich nicht entfernen darf. Wagst du es, einen nur im Geringsten kühneren Satz über das Papstthum oder über den Protestantismus auszusprechen, so erregst du sofort den Unwillen des Almosenier, der Ohren in deiner Klasse hat; der Bischof, der davon benachrichtigt wird, beklagt sich, der Rektor stammelt eine furchtsame Antwort, der Minister schüttelt den Kopf über diese neue Verlegenheit, und der königliche Rath für den öffentlichen Unterricht richtet eine Strafrede an den Schuldigen, und wenn dieser nicht nachläßt, so wird er auf die eine oder andere Weise ausgestoßen. Eben so geht es den Professoren der Philosophie. Der Staat gestattet nur Eine Art von Philosophie in den Schulen. Keine Neuheiten, keine Darstellungen vor Allem, welche die katholische, apostolische und römische Tradition irgendwie verletzen. Die armen Leute wissen es vortrefflich; sie fragen gelehrig nach der offiziellen Wahrheit in der Philosophie, ehe sie den Mund öffnen: sie suchen klein und unbedeutend zu erscheinen, und doch klagt das Episkopat fortwährend! Das Episkopat ist überhaupt in Rücksicht auf geistige Sklaverei nicht leicht zu befriedigen.

„Wir steigen höher hinauf, zu den literarischen und wissenschaftlichen Fakultäten. Man sollte glauben, daß wenigstens ein Fakultätsprofessor die Freiheit haben wird, die man den Lehrern einer niederen Stufe verweigert. Der Professor wendet sich an junge Leute, welche selbst denken lernen sollen. Er kann sie nicht anders unterrichten, als indem er ihnen das große Feld des Gedankens öffnet. Aber die Freiheit der Wissenschaft ist auf allen Stufen eine verbotene Frucht. Die Priesterschaft will nichts davon wissen, und die Regierung theilt die Abneigung der Priesterschaft aus bekannten Gründen. Nicht aus Frömmigkeit etwa: man versagt sich nicht einmal das Vergnügen, sich vor Bekannten offen auszusprechen. Die Unfehlbarkeit der Kirche und die Transsubstantiation, das Fegefeuer und die Reliquien, das sind Hinterlassenschaften aus dem Mittelalter, die man verächtlich auf die Schultern des Volks geworfen hat. Aber auf den akademischen Lehrkühlen da ist es eine andere Sache: da schickt der Bischof seine Kirchenvorsteher hin, um euch zu hören, und wenn Monseigneur etwas laut schreit, so werden wir zwar sehr verstimmt darüber seyn, aber wir werden euch opfern. Ihr habt die Beispiele gesehen! . . .

„Mag aus der Wissenschaft werden, was da will, wenn uns nur der Klerus seinen Beistand bei den Wahlen verspricht und Interessen unterstützt, die seiner zu bedürfen glauben. Was ist die Wissenschaft im Vergleich mit so wichtigen Verhältnissen? Die Wissenschaft, die sich erlaubt, gewissen Traditionen zu widersprechen, ist eine unverständige. Sie mag sich in Bücher einschließen, aber sie wage es nicht, sich in den akademischen Unterricht einzudrängen, unter dem Vorwand, daß dies ihr bestes und mächtigstes Wirkungsmittel sey. Ihr seyd hinreichend gewarnt; denken könnt ihr, was ihr wollt, aber sprechen dürft ihr nicht mehr, als gut ist. Haben nicht Philosophen, die euch vollkommen aufwiegen, seit einigen Jahren den Hut vor dem römischen Katholizismus abgenommen? Das sind die Muster, die ihr nachzuahmen habt.

„Wir besitzen eine Anstalt, die ausdrücklich dazu gegründet ward, um den wissenschaftlichen Forschungen freien Lauf zu gewähren. Dies ist das Collége de France. Hier werden wir gewiß jene Freiheit wiederfinden, die von den Fakultäten verbannt ist; hier wird sie ein unverletzliches Asyl haben und die Rechte wiedergewinnen, die ihr überall anderswo versagt sind. Leere Täuschung! Auch das Collége de France versucht man in die Windeln der offiziellen Wahrheit einzuwickeln; denn es hat Fehltritte gethan, welche den frommen Seelen ein Aergerniß sind, die Gesellschaft Loyola's verletzt und die Unzufriedenheit des Konklave erregt haben.

„Herr Quinet soll vollkommene Freiheit haben, seine Vorlesungen über die Literatur der romanischen Völker zu halten; nur darf er nicht über die Institutionen sprechen. Man bedenke doch, daß der heilige Stuhl eine Institution ist, und eben so die Inquisition und der Orden Loyola's, und daß Herr Quinet, unter dem Schein, den Einfluß der Institutionen auf die Literatur zu untersuchen, sich an heiligen Dinge vergreifen würde, an welche man nicht anrühren darf. Dante konnte im 14. Jahrhundert kühn den Papst angreifen, aber im 19ten müssen wir mehr Rücksichten beobachten, und Herr Quinet muß den Dante kommentiren, ohne den heiligen Stuhl zu erwähnen. Auch wird er erklären, wie die spanische Literatur in Verfall gerathen ist, ohne deshalb den fanatischen Klerus, der sie mit seiner eisernen Hand erdrückt hat, anzuklagen. Der Unterricht ist so nur ein halber, und die andere Hälfte überlassen wir den künftigen Generationen. Wenn Herr Quinet nicht zufrieden ist, so mag er sich mit den Epigrammen des Journal des Débats und den mitleidigen Aeußerungen des Univers trösten.

„So steht es mit uns! Die Wissenschaft hat das Recht nicht mehr, im Collége de France heterodox zu seyn; sie wird orthodox seyn im römischen Sinn, oder sie wird aufhören zu seyn. Und nun sage man, ob Herr Rossi nicht einen glänzenden Sieg in Rom davongetragen hat. Die Freiheit der Wissenschaft opfern und dafür die Zerstreuung der Jesuiten in die Diözesen durchsetzen, was konnten wir mehr verlangen?"

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Fortsetzung.)

Das Bezirksgericht würde die erste Instanz bilden für die Aburtheilung der Vergehen, d. h. derjenigen strafbaren Handlungen, die nicht als bloße Uebertretungen zur Kompetenz des Einzelrichters, aber auch nicht als eigentliche Kriminalverbrechen zur Kompetenz der höher stehenden Kriminalgerichtshöfe gehörten. In Beziehung auf die Verbrechen, deren Voruntersuchung ihnen zusteht, sofern sie den Untersuchungsrichter kontroliren, fragt es sich, ob sie nach Beendigung der Voruntersuchung auch die Versetzung in Anklagezustand aussprechen sollen, oder ob dieses Urtheil einem höheren Gerichtshofe vorbehalten bleiben soll, der mit der Voruntersuchung nichts zu thun hat, sondern nur das Ergebniß derselben abwägt.

Mittermaier entscheidet sich für das Letztere, für die Anklage-Kammern, wie sie in Frankreich, Belgien, Rheinpreußen und Rheinbayern bestehen, indem er den Mitgliedern des Bezirksgerichts die Unbefangenheit abspricht, welche dazu nöthig ist, um über die Versetzung in Anklagezustand zu entscheiden, und aus statistischen Tabellen nachweist, daß die Anklage-Kammern einen großen Theil der von den Instructions-Kammern (Bezirksrichtern) ihnen übergebenen Angeschuldigten in Freiheit gesetzt haben, während Eherbuliez dem ersteren, in Genf und Baden angenommenen Systeme beitritt und, wie wir glauben mit Recht, die Behauptung geltend macht, daß eine mit Einschluß des Instructions-Richters aus fünf Richtern bestehende Instructions-Kammer, sobald sie weiß, daß keine Anklage-Kammer vorhanden ist, der sie die Entscheidung zuschieben könnte, die Versetzung in Anklagezustand nicht häufiger aussprechen würde, als diese letztere, während durch dieses Verfahren zugleich der Prozeß vereinfacht und die Dauer der vorläufigen Haft abgekürzt wird. Uebrigens weist er noch auf einen dritten, in England bestehenden Ausweg hin, auf den wir im nächstfolgenden Abschnitte zurück kommen werden, und den auch wir für den besten halten, obgleich wir freilich gestehen, daß wir ihn dermalen für Deutschland noch kaum geeignet glauben.

2. Mündlichkeit.

Wenn man von Jemanden, der nur seinen gesunden Menschenverstand hat, erfahren wollte, ob er schriftliches oder mündliches Verfahren vorziehe, so würde man ihm etwa folgende Fragen stellen:

„Denken Sie sich, Sie seyen von Ihrer Familie entfernt. Gerade während dieser Zeit gehe in derselben ein Ereigniß vor, welches nach den begleitenden Umständen für Ihre Angehörigen oder für Sie selbst mehr oder minder üble Folgen haben kann. Verwandte, Freunde, Fremde benachrichtigen Sie schriftlich von dem Ereignisse, jeder nach seiner Art und seiner Wissenschaft von der Sache, aber mit dem sehr natürlichen Wunsche, Sie so vollständig als möglich zu unterrichten. Sie haben nun Briefe über Briefe empfangen: werden Sie nun zufrieden gestellt seyn? Werden Sie sich in Stand gesetzt glauben, ein entscheidendes Urtheil zu fällen? Oder werden Sie nicht im Gegentheil den lebhaften Wunsch empfinden, in den Schoß Ihrer Familie zurückzukehren, um die verschiedenen Leute, welche bei den Ereignissen zugegen gewesen sind, zu sehen und zu hören? Werden Sie nicht Sorge tragen, selbst diejenigen zu befragen, die Ihnen schriftlich über die Angelegenheit Bericht abgestattet haben, und werden Sie sich nicht besser unterrichtet glauben, nachdem Sie dieselben gesehen und gehört haben, selbst wenn sie sich darauf beschränken sollten, den Inhalt ihrer Briefe zu wiederholen, ohne irgend etwas hinzuzusetzen oder zurückzunehmen?"

Die Antwort wird sicherlich nicht lange auf sich warten lassen, und der Mann, der nur nach seinem gesunden Menschenverstande urtheilt, wird keines weiteren Beweises bedürfen. In Deutschland freilich, wo noch so viel verrottetes Herkommen, so viel verstaubte Gelehrsamkeit sich jeder naturgemäßen Entwickelung, jedem unbefangenen Verfahren gegenüberstellt, muß der Schriftsteller ein Uebriges thun und etwas weiter ausholen. Den angeblichen Freunden historischer Entwickelung muß er vorhalten, daß alle Gesetzgebungen, welche die Grundlage des heutigen Strafverfahrens bilden, die Erscheinung der Angeklagten und der Zeugen vor dem Richter und die Mündlichkeit der Verhandlung als leitenden Grundsatz anerkannten, und daß erst mit dem Ueberhandnehmen des inquisitorischen Verfahrens und mit der in Deutschland einreißenden Sitte, Urtheile von rechtsgelehrten Richtern einzuholen, die Mündlichkeit allmälig verschwand, während in England, wo das Anklageprinzip und die Sitte sich erhielt, daß diejenigen Richter urtheilen, vor welchen die Verhandlung vorging, das mündliche Verfahren die Grundform blieb.

Aber auch auf dem Gebiete der Logik muß er die Anhänger des schriftlichen Verfahrens aus dem Felde schlagen, und das ist, wie wir meinen, Herrn Eherbuliez in der nachstehenden Ausführung gelungen:

Der Zweck des Strafverfahrens besteht darin, sowohl die materiellen als die psychologischen Thatsachen, auf welche das Strafgesetz angewendet werden soll, herauszustellen, ferner diese selben Thatsachen zur Kenntniß des Richters zu bringen, welcher jene Anwendung machen soll. Das sind aber nicht zwei verschiedene Zwecke, es ist nur ein einziger, und nur durch zergliedernde Betrachtung lassen sich Ergebnisse trennen, die in der Wirklichkeit zusammenfallen müssen. Denn Thatsachen objektiv herauszustellen und dabei von der Belehrung des Richters abzusehen, der sie abschätzen soll, ist eine eitle, unnütze, wenigstens überflüssige Operation. Im Wesentlichen handelt es sich stets darum, bei dem Richter eine subjektive Vorstellung von eben diesen Thatsachen hervorzubringen. Mag das Verfahren auf diese oder jene Weise beginnen, mag es einen geraden oder gewundenen Weg verfolgen, mag es langsam oder rasch von Statten gehen, zuletzt läuft es doch immer darauf hinaus, die Ueberzeugung der Richter zu begründen und den Richtern eine möglichst vollständige Kenntniß von der Sache zu verschaffen; für sie und nur für sie sammelt das Verfahren die Elemente der Gewißheit oder der Wahrscheinlichkeit.

Wenn dem so ist, so läßt sich nicht absehen, wie man folgendem Dilemma entrinnen will:

Entweder die Mittel, welche das Verfahren anwendet, um die Thatsachen objektiv herauszustellen, als z. B. das Abhören von Zeugen und Sachverständigen, das Verhör des Angeschuldigten u. s. w., sind ungenügend, unwirksam, täuschend; dann werden die Ergebnisse, unter welcher Form man sie auch den Richtern darstellen möge, nur eine irrige Ueberzeugung hervorbringen können. Oder, diese Mittel sind genügend, wirksam, geeignet, die Wahrheit zu offenbaren; dann muß man sie geradezu auf den Geist des Richters wirken lassen, muß sich ihrer vor allen anderen bedienen, um die Thatsachen zur Kenntniß des Richters zu bringen.

Das aber ist eben das Unlogische des schriftlichen Verfahrens. Geben die Zeugen ihre Aussagen schriftlich ab? Antwortet der Angeschuldigte schriftlich in der Voruntersuchung? Keineswegs. Der untersuchende Richter hört, sieht und konfrontirt alle diese Personen nach Belieben. Ist nun das mündliche Verfahren nicht geeignet, um die Wahrheit zu entdecken, so muß ja gerade vor allen anderen der Untersuchungsrichter getäuscht werden, und zwar um so mehr, als er allein handelt. Ist er aber getäuscht, wie kann dann das geschriebene Ergebniß seiner Untersuchung die Wahrheit enthalten? wie kann er überhaupt den Richtern zur Erkenntniß derselben verhelfen?

Nein; das Gesetz, welches dem Untersuchungsrichter vorschreibt, auf solche Weise zu verfahren, hat es sehr wohl verstanden, ihm die wirksamsten Mittel zur Entdeckung der Wahrheit zu liefern. Das mündliche Verfahren in diesem Falle vorschreiben, heißt offen gestehen, daß es geeignet ist, die Thatsachen herauszustellen, heißt anerkennen, daß es besser als jedes andere Verfahren die Elemente der Ueberzeugung liefern kann, deren der Richter bedarf, um das Strafgesetz anzuwenden. Wie könnte man es nun auf eine vernünftige Weise vertheidigen, daß man die Richter der unmittelbaren Einwirkung dieses Verfahrens entzieht? Durch welche aus der Natur der Sache selbst hergenommene Beweisgründe könnte man eine solche Inkonsequenz rechtfertigen? — So wird die Ueberlegenheit des mündlichen Verfahrens selbst von denen anerkannt, die darauf bestehen, es von der Schlußverhandlung auszuschließen.

Zergliedern wir das Prinzip der Mündlichkeit in Beziehung auf das Strafverfahren, so finden wir in demselben nachstehende Forderungen eingeschlossen: 1) daß der Angeklagte selbst vor seinen Richtern erscheine, auf die Beweiserhebung wirke und seine Vertheidigung vortrage; 2) daß die Richter alle Zeugen, alle Sachverständigen, auf deren Aussagen verurtheilt werden soll, selbst sehen und hören; 3) daß sie auf geeignete Weise jeden Zweifel durch Fragen an die Zeugen und Sachverständigen heben; 4) daß nur auf den Grund mündlicher Vorträge des Anklägers und des Angeklagten oder seines Vertheidigers entschieden werde.

Zu größerer Verdeutlichung der heilsamen Wirkung, welche die Mündlichkeit ausübt, wollen wir auch ihre entschiedenen Vortheile, wenngleich in äußerster Kürze, einzeln aufzählen. 1) Nur durch sie erlangen die Richter die Gewißheit, daß die Aussagen der Angeklagten und der Zeugen treu, vollständig und in dem richtigen Zusammenhange zu ihrer Kenntniß gelangen. 2) Nur das mündliche Verfahren giebt dem Richter die Möglichkeit, durch geeignete Fragen an die Angeklagten alle Zweifel zu beseitigen, die sonst mehr oder minder zurückgeblieben wären und die Verurtheilung gehindert haben würden. 3) Die gehörige Würdigung der Individualität der Angeklagten und der Zeugen ist nur bei dem mündlichen Verfahren möglich. Die Individualität der Zeugen aber bedingt ihre Glaubwürdigkeit, die des Angeklagten seine Zurechnungsfähigkeit. 4) Das Vertheidigungsrecht des Angeklagten erhält erst in der mündlichen Verhandlung seine wahre Bedeutung; denn dann erst ist es möglich, daß der Vertheidiger auf die Beweisführung einwirke, durch Fragen an die Zeugen oder Sachverständigen ihre Aussagen über Umstände veranlasse, die auf die Urtheilsfällung Einfluß gewinnen, und die in der Voruntersuchung aufgezeichneten Aussagen bekämpfe oder berichtige. 5) Nur das beständige Zusammenwirken aller lebendig vor der Seele der Richter die Umstände des Verbrechens zurückrufenden Aussagen, das rasche Ineinandergreifen der Ergebnisse der Beweismittel, die Schlag auf Schlag einander folgenden Aussagen der Zeugen, verbunden mit den Erklärungen des Angeklagten über jeden Punkt, regen nachhaltig die geistige Thätigkeit des Richters an, erhalten ihn in der nothwendigen geistigen Spannung und gewähren ein Bild des Ergebnisses der Verhandlungen, wie keine Relation des ausgezeichnetsten Referenten es zu geben im Stande ist. 6) Deshalb wirkt nach der Erfahrung aller Länder das mündliche Verfahren besser als jedes andere auf die Herstellung der Wahrheit und zieht die Verurtheilung des Schuldigen sicherer nach sich. 7) Vorzüglich bewährt sich die Trefflichkeit des mündlichen Verfahrens in Bezug auf den Indizienbeweis. Während beim schriftlichen Verfahren der Angeschuldigte nicht sicher voraus wissen kann, welches Indizium später von den Richtern gegen ihn geltend gemacht wird, und ihm mithin die Möglichkeit der Vertheidigung zum großen Theil benommen ist, kann er beim mündlichen Verfahren auf jedes vorgehaltene Indizium sogleich durch entgegengestellte Thatsachen antworten, und den Richtern ist die Gelegenheit gegeben, durch Fragen an den Angeklagten und die Zeugen auch die kleinsten Nebenumstände, von denen hier oft so Vieles abhängt, kennen zu lernen, so daß jeder Zweifel schwindet. 8) Endlich ist das mündliche Verfahren kürzer und rascher als das schriftliche, woran sich vielfache Vortheile für die bürgerliche Gesellschaft wegen der Verminderung der Kosten und für den Angeschuldigten knüpfen.

Die Einwendungen der Gegner ebenfalls der Reihe nach aufzuführen, gebricht uns der Raum, die meisten derselben fallen auch theils in sich selbst zusammen, theils werden sie durch die Erfahrungen derjenigen Länder widerlegt, in welchen die Oeffentlichkeit eingeführt ist. Die beiden bedeutendsten, daß nämlich bei dem mündlichen Verfahren das sichernde Mittel der Entscheidungsgründe der Richter und das Hauptschutzmittel der Appellation gegen die Urtheile wegfalle, werden unten ihre Erledigung finden.

Mittermaier bespricht die Mündlichkeit nur in Beziehung auf die Schlußverhandlung, das heißt, um es zur Vermeidung jeder irrigen Vorstellung noch einmal zu wiederholen, auf den Haupttheil des Prozesses, der sich von der Versetzung in Anklagezustand bis zur Fällung des Endurtheils erstreckt; und das ist einem Buche, welches einen durchaus praktischen Zweck verfolgt und stets die gegenwärtig in Deutschland bestehenden Verhältnisse im Auge behält, nicht als Fehler anzurechnen. Herr Cherbuliez meint, er habe wohl sein Publikum durch die Anempfehlung des Prinzips mit allen seinen Folgerungen nicht erschrecken wollen. Allerdings führen unsere oben aufgestellten allgemeinen Grundsätze zu vollständiger Anerkennung des mündlichen Verfahrens, in der Voruntersuchung ebensowohl, als in der Schlußverhandlung. Da aber die konsequente Durchführung des Verfahrens von der Praxis im Allgemeinen zurückgewiesen worden ist, so muß entweder die Praxis mangelhaft seyn, oder die Prinzipien müssen sich vor gewissen Thatsachen beugen, so daß die Anhänger der einen wie der anderen Partei eine Thesis zu beweisen haben.

Die Voruntersuchung nach dem französischen Systeme geschieht mündlich ebensowohl, als die Schlußverhandlung; aber dieses mündliche Verfahren hat keinen anderen Zweck, als die Ansicht eines Beamten zu bilden, der nichts zu entscheiden, selbst nichts zu beantragen hat. Das öffentliche Ministerium, welches die Versetzung in Anklagezustand beantragt, und die Richter, welche sie aussprechen, kennen die Thatsachen nur aus zweiter Hand, aus dem Protokolle des Instructionsrichters. Ist das nicht eine eben so handgreifliche Inkonsequenz, als die des deutschen Systems? Wird dadurch etwas Anderes gewonnen, als ein reiner Zeitverlust, ein Nachtheil für den Angeschuldigten und eine Erschwerung der Entscheidung?

Die französischen Strafrechtslehrer haben diese Form der Voruntersuchung wenig beachtet und sich im Allgemeinen weder dafür, noch dagegen ausgesprochen. Das kommt aber daher, weil sie nicht als Anwendung eines leitenden Prinzips in das gegenwärtige System aufgenommen worden, sondern als ein Rest des alten Systems stehen geblieben ist; sie ist ein Stück Ruine aus dem inquisitorischen Verfahren, deren man sich nicht entledigen konnte oder wollte, weil die Gewohnheit selbst bei den durchgreifendsten Reformen immer einige Macht ausübt.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Afrika.

Erinnerung an die Kapstadt.

(Bruchstück aus dem Bericht eines deutschen Reisenden.)

Am 21. Oktober Nachts segelten wir mit leicht geschwellten Segeln auf der „Sophie" in die Tafelbay ein. Es war eine klare, heitere Nacht, der Mond stand beinahe voll am Himmel und zitterte in langen Silberstreifen auf den leicht gekräuselten Wellchen, durch die unser Schiff langsam hinglitt. Wir sahen vom Lande nichts als eine verworrene, weißglänzende Häusermasse und die schwarzen gigantischen Schatten des Tafelberges und seiner Gefährten, welche die Kapstadt von drei Seiten einschließen. — Ein Leuchtthurm schaute mit mattem Licht durch die klare Nacht. Wir hörten die dumpfe Brandung, die sich an den starren Klippen brach, vor denen er den Seefahrer warnen sollte. Die dunklen Schattenrisse der auf der Rhede liegenden Schiffe und ihr verworrenes, wie Spinngewebe in einander verlaufendes Takelwerk schwammen geheimnißvoll ruhig auf der beinahe regungslosen Wasserfläche.

Allmälig starb der Wind hin in leisen, kaum fühlbaren Stößen. Nicht länger rauschte das Wasser am Kiel, todt ermattet schlugen die Segel an die Masten zurück und hingen endlich kraftlos flatternd von den Raaen herab. — Gänzliche Windstille war eingetreten. Bewegungslos lag das Schiff auf dem Wasser. Alles rundum war todtenstill. Winde und Wellen schliefen in lockendem Mondlicht. — Auch auf die Mannschaft und Passagiere der „Sophie", die, auf der Verschanzung lehnend, das ruhige Gemälde betrachtete, welches nach der Monate langen Einförmigkeit einer Seereise wie durch einen Zauberschlag aus dem Meere emporgeblüht war, schien die stille Ruhe der Scene tiefen Eindruck gemacht zu haben. — Nichts von der rastlosen Thätigkeit, dem Geschrei und Gelärm, womit gewöhnlich das Einlaufen eines Schiffes in den Hafen verbunden ist. In ruhig sprechendem Ton wurden die nöthigen Befehle vom Capitain ertheilt und beinahe geräuschlos ausgeführt. — Leise wie ein Geisterschiff waren wir auf dem Wasser dahingeglitten.

Wir waren noch ungefähr zwei englische Meilen vom Lande und ungefähr die Hälfte von der Rhede entfernt. Das erste Geräusch, welches die stille Nacht unterbrach, war Hundegebell, vom Lande oder von einem der auf der Rhede liegenden Schiffe zu uns herübertönend. Gleich darauf hörten wir es in der Stadt elf Uhr schlagen und das Anrufen der auf den Strand-Batterien sich ablösenden Schildwachten.

„Böte aus zum Bugsiren!" ertönte plötzlich das Kommando des Capitains. — Vergeblich hatten wir auf einen schwachen Windzug gehofft, der uns in wenigen Minuten auf die Rhede geführt haben würde, und da der Capitain jedenfalls noch in der Nacht zu Anker zu kommen wünschte, so war das Vorspannen der Böte dazu das einzige Mittel. Neues Leben schien in die Matrosen zu kommen. Die zwei kleineren Schiffsböte waren in wenigen Minuten ausgesetzt und, mit acht tüchtigen Ruderern bemannt, an langen Tauen vor das Schiff gespannt. Lustiger Matrosengesang tönte aus den Böten durch die stille Nacht. Leise setzte sich das Schiff in Bewegung und glitt langsam

durchs Wasser. Vorn am Bugspriet stand der Capitain, ein wettergebräunter Seemann, und feuerte, mit der Mütze schwenkend, seine Matrosen an: „Zieht, Jungens, zieht! Hurrah für die Kapstadt — Hurrah für die Afrikaner, Hurrah für ein Anker Kapwein, wenn wir in einer Stunde vor Anker sind!" — Lustiger tönte der Gesang, schneller die Ruderschläge. Bald befanden wir uns auf der Rhede mitten unter den Schiffen. Rasselnd fiel der Anker. Am Lande schlug es Mitternacht.

Freudige Erwartung ließ uns nicht lange schlafen. Mit Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Verdeck. Ein wunderherrliches Panorama breitete sich vor den wonnetrunkenen Augen aus. Die Sonne ging auf und umfloß mit glühenden Goldstrahlen das riesig große flache Plateau des gerade vor uns liegenden Tafelberges — etwas seitwärts die zackigen Spitzen des Teufelsberges und Löwenkopfes, von dessen Gipfel die englische Flagge in die frische Morgenluft hineinflatterte. Vom Fuß des Tafelberges bis an den Seestrand erstreckt sich die Kapstadt. Weiße freundliche Häuser mit platten Dächern leuchten aus grünen Baumgruppen hervor, zwei oder drei gewölbte Kuppeln mit Kreuzen bezeichnen die Kirchen. Der Strand ist flach und sandig — daher nähern sich ihm die Straßen bis auf wenige Schritte, und die Wellen lecken gierig hinauf nach den zunächst stehenden Gebäuden. An der einen Seite der Stadt beherrscht die dicht am Strande hinlaufende Citadelle die ganze Bai mit ihren Kanonen — eine oder zwei kleinere Bastionen werden auf der halben Höhe des Tafelberges sichtbar. Zur Linken laufen die starren Felsenklippen von Greenpoint, von weißer Brandung übersprützt, in die Bai hinein.

Mehrere Böte näherten sich vom Lande her der „Sophie". Das erste brachte den Hafenarzt an Bord, der sich erst bei jedem ankommenden Schiffe überzeugen soll, daß keine ansteckenden Krankheiten an Bord herrschen, ehe irgend eine Verbindung mit dem Lande zugestanden wird. Die anderen Böte brachten den Hafenmeister und verschiedene Kapstädter an Bord, außer den Verwandten unserer für die Kapstadt bestimmten Passagiere, hauptsächlich deutsche Kaufleute, denen, wie in den meisten Kolonieen, die Ankunft eines deutschen Schiffes immer ein freudiges Ereigniß ist, besonders auf Plätzen, wie z. B. hier, wo der Schiffsverkehr mit Deutschland noch so unbedeutend ist. — Unter Letzteren befand sich auch Herr Thalwitzer, jetziger Hamburgischer General-Konsul am Kap. Nachdem wir durch unseren Capitain mit ihm bekannt gemacht waren und er im Laufe der Conversation erfahren hatte, daß wir mit der „Sophie" nach Batavia weiter gehen würden, bot er uns sogleich mit der artigsten Gastfreiheit an, während unseres Aufenthalts am Kap bei ihm zu wohnen. „Sehen Sie dort unfern des Tafelberges außerhalb der Stadt jenes weiße Häuschen, hinter welchem die Hamburger Flagge weht?" fragte er, indem er mit dem Fernrohr darauf hinwies. „Dort wohne ich, und dicht daneben sehen Sie ein zweites ganz ähnliches. Das gehört mir auch, aber es hat noch Niemand darin gewohnt, denn es ist erst seit wenigen Wochen vollendet. Wollen Sie es einweihen, so wird es mir Freude machen." Dankbar nahmen wir ein so freundliches Anerbieten an und bezogen schon am Nachmittag unsere neue Wohnung.

Der Seestrand ist, wie schon gesagt, ganz flach und sandig, so daß man sich ihm mit den Böten auf einige 20—30 Schritt nicht nähern kann. Eine lange hölzerne Brücke oder Jetty läuft daher vom Strande bis in die Bai hinaus, wo das Wasser tiefer ist. — Hier betritt der Passagier zuerst wieder festen Grund und Boden und sieht sich sogleich von einem lebhaften und eigenthümlichen Gemälde umgeben. Die Brücke dient nämlich zu gleicher Zeit auch als Ladeplatz für abgehende und ankommende Waaren. Fässer, Kisten und Ballen aller Art werden durch kraushaarige Neger unter Gelärm und Geschrei herumhantiert. Größere und kleinere Böte drängen sich um die Jetty herum, und Matrosenwitze in allen Sprachen treffen das Ohr. Weiter dem Lande zu, etwas entfernter von dem Waarengewühl, sitzen hinter hohen Stapeln von Apfelsinen, Datteln, Feigen, Traubenrosinen, Früchten und Backwerk aller Art, schwarze Negerschönen, die in einem schauderhaften Kauderwelsch von Englisch und Holländisch dem Vorübergehenden ihre Waaren anbieten. Etwas weiter duckt der Naturalienhändler mit ausgeblasenen Straußeneiern, kleinen Taschenschildkröten und weiß und schwarz gestreiften Stachelschweinborsten. Hottentotten, nackend bis auf einen schmutzigen und zerfetzten wollenen Lappen, der um die Hüften geschlagen wird, sonnen sich, der Länge nach auf dem Sande hingestreckt, andere entladen die kleineren Böte, die im Gedränge sich der Jetty nicht nähern können, bis an die Hüften im Wasser watend. Wo die Brücke, sich allmälig abwärts senkend, mit dem Lande in Verbindung tritt, steht das Zollamt, vor dessen Thüren rothgerockte Schildwachen auf und nieder gehen. Unmittelbar daneben zieht sich die Ringmauer des Forts hin, besetzt mit Lanzen, Kanonen und Schilderhäusern.

Die Kapstadt ist im Allgemeinen regelmäßig und freundlich gebaut — längs der Häuser gepflanzte Baumreihen beschatten die Straße. Der schönste Punkt der Stadt ist der Paradeplatz, ein großes offenes Viereck, umkränzt von doppelten Baumreihen. Hier steht auch die Börse, die jedoch nur ihres Lesezimmer wegen besucht wird.

Besuchenswerth ist der botanische Garten, Privat-Eigenthum des deutschen Barons von Ludwig. Ueberraschend ist die Reichhaltigkeit aller möglichen Gewächse, welche hier im Freien fortkommen. Aus Alleen von Linden und Eichen tritt man in schattige Gänge von Granaten und Myrthen, zwischen deren glänzend grünen Blättern Tausende purpurrother Blumen hervorleuchten. Die Aloe schießt zum Baum empor, von deren Spitze traubenförmige Blüthenbüschel herabhängen. Wilde Kaktusarten wuchern üppig umher, durchstrahlt von der mannigfachen Farbenpracht ihrer Blumen in allen Schattirungen von brennendem Roth. Geraniums und Heliotrope prangen bedeckt mit Blumen, und die Feigen- und Orangenbäume beugen sich unter der Last ihrer Früchte. Uralter Epheu, dessen rankende Stämme hier beinahe Armesdicke erreichen, verbirgt mit glänzenden Blätterschmuck beinahe einen kleinen gothischen Pavillon am äußersten Ende des Gartens, von wo aus eine unvergleichlich schöne weite Aussicht über die am Fuße des Tafelberges liegenden Landhäuser, die wellengekräuselte Bai und in weiter Ferne lichtblau verschwimmenden Hügelketten gegenüberliegender Küsten sich aufrollt. Im Hintergrunde der finster und schroff aufsteigende Tafelberg, — ihm zur Seite die zackige Teufelsspitze, beschienen von den allmälig herabsinkenden Sonnenstrahlen, — jenseits das Meer, bedeckt mit weißen schwimmenden Punkten, Fischerböten, welche noch vor Sonnenuntergang die heimatliche Küste zu erreichen trachten, — zu unseren Füßen die zwischen Baumgruppen hervortauchende Stadt. Eine eigenartige, das Gemüth ansprechende Ruhe und feierliche Stille schwebt über der Landschaft, und leise Wehmuth schleicht sich in der Menschen Brust. Da ertönt von den Wällen des Forts ein Kanonenschuß durch die Stille, den Sonnenuntergang verkündend. — Dämmernde Nebel senken sich langsam auf Land und Meer.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Fichte in England. Zum erstenmale ist jetzt ein Fichte'sches Werk in englischer Sprache erschienen. Die Vorlesungen, die J. G. Fichte im Sommer 1805 in Erlangen „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit" gehalten und deren wir in unserem in der vorigen Nummer enthaltenen Einleitungs-Artikel gedachten *), hat Herr William Smith ins Englische übersetzt und, von einer Denkschrift über das Leben Fichte's begleitet, so eben erscheinen lassen. **) Was in England bisher über Fichte bekannt war, beschränkte sich auf das, was Carlyle, der bekannte Apostel deutscher Literatur auf der britischen Insel, vor mehreren Jahren über ihn in wenigen, aber gewaltigen Worten gesagt, indem er es als seine Ueberzeugung aussprach, daß eine so umfassende Intelligenz, eine so ruhige, erhabene, starke und unerschütterliche Seele in Deutschland seit Luther nicht über die höchsten Interessen der Menschheit gedacht und gesprochen. Aber dieses gewichtvollen Ausspruchs ungeachtet interessirte sich doch Niemand in England für einen Namen, den man gewohnt war, als einen der Koryphäen der deutschen Philosophie nennen zu hören, vor der man da drüben eine heilige Scheu zu haben pflegt. Die neue Ausgabe seiner Werke in Deutschland scheint indessen mehrfach anregend gewirkt zu haben, denn gleichzeitig mit der Arbeit des Herrn William Smith erschien im letzten (Oktober-) Hefte der Foreign Quarterly-Review ein sehr gut geschriebener, ausführlicher Artikel über das Leben und die Werke Fichte's. Herrn Smith's Ansichten über die von ihm herausgegebenen Vorlesungen stimmen im Ganzen mit denen des jüngeren Fichte überein, der von ihnen sagt: „Die ersten (Jenaer) Vorlesungen (über die Bestimmung des Gelehrten) geben sich nur als das Bruchstück eines nicht vollendeten Ganzen: die späteren, zu Erlangen gehaltenen, führen dieses Ganze zu einem erschöpfenden Plane aus. So gewiß nämlich dieses von Sittlichkeit durchdrungene Leben in der Wissenschaft, diese Liebe der Ideen und das Hingegebensein an dieselben alle Zweige des geistigen Berufes durchdringen müssen: so ist auch nur von hier aus der Begriff des echten Staatsmannes („Regenten"), des echten Gelehrten, Schriftstellers und Lehrers zu finden. Diese Bilder entwirft Fichte in jenen Vorlesungen neben dem des wahren Studirenden in allgemeinen, abstrakten Zügen freilich, und in der an ihm bekannten strengen Ausschließlichkeit, mit welcher er nur die Konsequenzen *seines* Standpunktes als die wahren zugiebt, dennoch aber aus einer so reinen Höhe und Kraft, daß sie vielleicht nur um so mehr die schlaffe Gesinnungslosigkeit in der Wissenschaft erschüttern, wie jedes selbstgetreue Festhalten an der errungenen Ueberzeugung auf jede Gefahr hin stählen und befeuern werden."

*) Es sind diese Vorlesungen wieder abgedruckt in den jetzt von J. G. Fichte herausgegebenen sämmtlichen Werken seines Vaters, im sechsten Bande. — Der zugleich den ersten von Fichte's „populair-philosophischen Schriften" bildet und worin sich nächst diesen auch die zu Jena 1794 gehaltenen „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten", so wie die Rede, die Fichte 1813 in Berlin beim Antritte des Universitäts-Rektorats „über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit" gehalten, und endlich seine beiden älteren berühmten Schriften befinden: „Zurückforderung der Denkfreiheit" und „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution".

**) On the nature of the scholar and its manifestations. By Johann Gottlieb Fichte. Translated from the German. With a memoir of the author. By William Smith, London, 1845.

Berichtigung. In Nr. 156 des Magazins (vom 30. Dez.) ist auf der letzten Seite, Sp. 1, Z. 6 v. u. statt „Menschengeschlecht" zu lesen: Menschenrecht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 3. Berlin, Dienstag den 6. Januar 1846.

Mexiko.

Die mexikanische Bühne.

Mexiko, im Oktober 1845.

Von allen Schauspielhäusern, die ich in London, Paris und den anderen Hauptstädten Europa's gesehen habe, läßt sich keines, was Leichtheit des Baues und Eleganz der Einrichtung betrifft, mit dem Teatro Nacional in Mexiko vergleichen. Hier werden abwechselnd spanische Dramen und italiänische Opern gegeben, und wenn man die weite Entfernung von dem Mittelpunkte der Kunst berücksichtigt, so sind die Leistungen der hiesigen Bühne nicht zu verachten. Das Gebäude, von welchem das Theater nur einen Theil bildet, enthält noch außerdem ein Kaffeehaus, ein Hotel, eine Restauration, nebst Billard- und Spielzimmern. Die schöne Fronte geht nach der Calle Bergara hinaus und schließt zwei Patios oder Höfe in sich, die von Gallerieen umgeben werden, welche mit den Prunkzimmern in Verbindung stehen. Diese Patios sind mit Rasen bedeckt und mit Blumen und Orangenbäumen geschmückt, die eine höchst anmuthige Wirkung hervorbringen. Man kann sie als die Vorsäle betrachten, durch welche sich die mexikanischen Damen nach ihren Logen verfügen, aus welchem Grunde sie stets mit jungen Männern, die auf Geschmack und Ton Anspruch machen, gefüllt sind, die ihre Blicke und adios mit den Schönen austauschen, während Letztere in feierlicher Prozession unter der Aufsicht hartherziger Väter oder mitleidiger Mama's einherschreiten. Neben dem letzten Patio bemerkt man zwei Treppen, die nur nach den Privat-Logen führen, welche von dem öffentlichen Theile des Hauses getrennt sind: jenseits derselben befindet sich der Eingang zum Parterre und zu den Parquet-Logen, die unter einer anderen Kontrole als die oberen Ränge stehen.

Die Logen der oberen Reihen sind vortrefflich eingerichtet. Eine leichte Scheidewand trennt sie, die nirgends bis an die Brust reicht und dem Luftzuge überall freien Raum gestattet. Die Fronte ist so niedrig, daß die ganze Figur der Sitzenden von jedem Theile des Hauses sichtbar ist und die Damen sich nicht, wie in Paris und London, zu beklagen haben, daß man sie in Käfige einschließt, aus denen nur der Kopf und die Schultern hervorragen, während die Eleganz der übrigen Toilette verloren geht. Eine Mexikanerin thront in ihrer Loge wie auf einem erhabenen Piedestal und scheint durch die Grazie ihrer Figur und die Pracht ihres Kostüms die Bewunderung der Zuschauer herauszufordern. Ein leichtes, nur wenige Zoll hohes Geländer verbirgt ihre Füße und sichert sie vor der Gefahr, ins Parterre hinab zu stürzen. Da die Logen Privat-Eigenthum sind, so weicht die Einrichtung derselben nach dem Geschmack ihrer resp. Besitzer ab; einige sind mit vieler Eleganz ausgestattet, und der Plan des Hauses ist so zweckmäßig, daß man von jedem Platze aus nicht nur Alles sieht und hört, was auf der Bühne vorgeht, sondern auch den Anblick der beiden Patios genießt. Bei jeder Loge befindet sich ein Cuarto oder Nebenzimmer, wohin man sich zwischen den Akten zum Rauchen zurückzieht, was besonders von den Damen mit ihren Papier- oder Stroh-Cigarettos aufs leidenschaftlichste betrieben wird. In diesen Cuartos herrscht eine wahre ägyptische Finsterniß, da sie nur von einem einzigen Lichte oder einer matten Lampe beschienen werden, und es gewährt einen merkwürdigen Anblick, sie im Vorbeigehen plötzlich von unzähligen glühwurmartigen Flammen erleuchtet zu sehen und das Geplapper der schönen Raucherinnen zu hören, die mit gleicher Unermüdlichkeit plaudern und schmauchen.

Eine mexikanische Familie ist im Theater wie zu Hause; sehr wenige von ihnen empfangen Gäste, und Bälle und Gesellschaften fallen nur selten vor, weshalb fast alle Leute von Rang die Abende in ihren Logen zubringen — nicht um, wie in Italien, sich gegenseitig zu besuchen, sondern um einsam und allein in schweigender Würde da zu sitzen. Die spanische Eifersucht läßt den Herren-Besuch nicht zu, und die Etikette verbietet den Damen, sich aus einer Loge in die andere zu begeben, sie verbleiben demnach sammt und sonders auf ihren Plätzen, wo sie halb todt vor Langweile von Nacht zu Nacht dieselbe Routine durchmachen — mit denselben Personen umgeben und denselben Schauspielern zuhören. Fremde erscheinen nur wenige in Mexiko, und selbst aus den Provinzen kommen selten Personen von Stande nach der Hauptstadt; die Besitzer der Logen sind daher verdammt, vom ersten Januar bis zum letzten Dezember unaufhörlich dieselben Gesichter zu erblicken, gleichviel ob diese alt oder jung, schön oder häßlich seyn mögen.

Dieses System ist nicht nur im höchsten Grade ennuyant, sondern bringt auch eine sehr unerfreuliche Wirkung auf die Bühne selbst hervor. Der unglückliche Theater-Direktor ist gezwungen, sein Repertoir alle Tage zu wechseln, und das Verlangen nach Neuigkeiten ist so groß, daß man auch das beste neue Stück kaum dreimal nach einander aufführen kann. Was ist nun die Folge? Die Schauspieler, denen es unmöglich ist, alle Tage eine neue Rolle zu lernen, geben sich nicht einmal die Mühe, es zu versuchen, und wiederholen auf der Bühne nur die Worte, die ihnen von dem Souffleur laut vorgesprochen werden. Nichts kann lächerlicher und bei öfterem Vorkommen ermüdender seyn, als diese unerträgliche Gewohnheit. Wie der Vorhang aufgeht und die handelnden Personen eintreten, hört man die Stimme des Souffleurs, der einem Jeden nicht das Stichwort, sondern die ganze Phrase angiebt, und während der Schauspieler ihm diese mit theatralischem Affekt nachspricht, hört man ihn schon dem Zweiten die Antwort zuraunen. So wird zu gleicher Zeit ein Lauffeuer von Fragen und Antworten unterhalten — einen Augenblick wird die Stimme des Schauspielers von der aus dem Souffleurkasten erschallenden übertäubt — dann bricht Jener in eine Schlagrede aus, die wir bereits vor einigen Sekunden aus diesem vernommen haben. Vom Spiel kann hier nicht die Rede seyn, Ueberraschungen und Theater-Coups fallen ganz weg, und am Ende glaubt man den Repetitionen in der Dorfschule beizuwohnen, wo die Stimmen des Lehrers und der Schüler sich in unauflöslicher Verwirrung durchkreuzen. Ich habe auf dieser Bühne Trauerspiele, Lustspiele, Dramen und Possen aufführen sehen und nie den geringsten Unterschied bemerkt — denn wen kann die Verzweiflung rühren, die nur durch den Zuruf des Souffleurs erzeugt wird? wer kann über einen Scherz lachen, den wir schon kennen, ehe er ausgesprochen wird? Die armen Schauspieler und Schauspielerinnen sind zu bedauern, so wie die unglücklichen Dulder in den Logen, die Jahr aus Jahr ein bei dieser monotonen Unterhaltung verharren müssen — vor Allem aber der Fremde, der keinen anderen Zeitvertreib hat und so lange zum Gähnen verdammt ist, bis er sein Gemüth durch einen kräftigen Fluch erleichtert. Da ich ein habitué des Theaters in Madrid gewesen war und oft die tragischen Leistungen eines Latorre, einer Concepcion Rodriguez und Matilda Diaz, den drastischen Humor eines Guzman und anderer verdienstvoller Künstler jener Hauptstadt bewundert hatte, so erwartete ich in dem prächtigen Theater Mexiko's einen, wenn auch nur theilweisen Ersatz für solche Genüsse anzutreffen; ich fand mich aber bitterlich getäuscht und es blieb mir nur der Wunsch übrig, daß das ganze Souffleur-Corps von einer plötzlichen Heiserkeit befallen werden möchte, damit sich der Direktor gezwungen sähe, ein altes Stück hervorzusuchen, das die Schauspieler auswendig wissen und ohne die Hülfe jener dienstbaren Geister hersagen können.

Obwohl die mexikanischen Damen mit den mexikanischen Damen in keiner Verbindung stehen, muß ich doch erwähnen, daß ich nie ins Theater gehe, ohne die Geschicklichkeit zu bewundern, mit der eine hiesige Schöne ihren Weg zwischen einer Reihe von Stühlen hindurch nach dem Platze steuert, der allnächtlich zu ihrem Gebrauche bestimmt ist. Der herrschenden Mode zufolge, muß jede Dame sieben bis eilf Unterkleider tragen, die alle hochgesteift sind und einen Ballen-ähnlichen Umfang haben, so daß es ihr unmöglich fällt, mit Sicherheit einen weniger als 6—7 Ellen breiten Raum zu passiren. Da aber vier junge Frauenzimmer, um die Fronte der Loge zu erreichen, zwischen einem halben Dutzend Stühle durchschlüpfen müssen, die höchstens zwei Fuß aus einander stehen, so hat jede von ihnen die Peripherie ihrer Gewänder zu reduziren, ohne deren Ebenmaß zu stören oder die Wellenlinie derselben zu verrücken. Sie läßt also den oberen Theil der Kleidung bis zu seinem größten Umfang anschwellen, drückt den unteren Theil mit beiden Händen fest an sich und gleitet durch den Engpaß der Stühle bis zu ihrem Sessel, wie ein leichter Nachen sich mit schwellenden Segeln durch einen engen Felsenriff arbeitet. Ist die Schöne an ihren Platz gelangt, so steigt das Volumen ihrer Kleider von beiden Seiten wieder bis zu seiner früheren Größe empor und hüllt sie in eine Wolke von Gaze und Musselin, aus der nur Gesicht, Nacken und Taille hervorragen.

Die italiänische Oper spielt jetzt dreimal wöchentlich und ist sowohl bei den Eingebornen als bei den Fremden beliebt. Prima Donna ist Mlle. Borghese, eine Französin, die vor einigen Jahren in der Opéra Comique zu Paris als „Tochter des Regiments" debütirte, ihren Namen Bourgeois in das wohlklingendere Borghese umwandelte und seitdem an der Spitze der italiänischen Oper in Havanna und New-York gestanden hat. Sie ist eine höchst anmuthige Erscheinung, schön, wohlgebaut und voller Grazie, und sie spielt vortrefflich. Ihre Stimme ist ein reiner Sopran und nicht eben von sehr bedeutendem Umfange, wird aber von ihr mit vieler Kunst behandelt; am meisten gefällt sie in „Lucia", den „Puritanern" und dem „Liebestrank". Der Tenor ist Peroti, ein junger Mann, der sich immer mehr Ruf erwirbt; er besitzt ein schönes Organ, aber sein Vortrag leidet an Einförmigkeit, und obgleich er einen ausgezeichneten zweiten Sänger abgeben würde, scheint er mir kaum zum ersten tauglich. Die Baßpartieen singt Ternasi, ein nominirter

Künstler, der bei jeder Bühne zu gebrauchen wäre, aber kein so eminentes Talent besitzt, um auf Anstellungen an den größeren europäischen Theatern rechnen zu können. Der Bariton Candi endlich ist ein imposanter und gediegener Sänger. Das übrige Personal ist unter aller Kritik, und es wäre in der That besser, die Namen desselben von dem Theaterzettel zu streichen.

Vor kurzem ist eine mexikanische Dame als Lucrezia Borgia und Beatrice di Tenda aufgetreten, die, wie ich fast behaupten möchte, eine der größten Sängerinnen unserer Zeit zu werden verspricht. Jetzt steht sie jetzt schon in ihrem 25sten Jahre, wo es schwer hält, die Stimme weiter auszubilden; hätte aber Mlle. Coccia in ihrer Jugend einer guten musikalischen Erziehung genossen oder Anlaß gehabt, Künstler ersten Ranges zu hören, so würde sie eine Stelle unmittelbar nach der Catalani einnehmen können. Sie hat eine Sopranstimme von seltenem Umfang und ungewöhnlicher Reinheit, die sich in den schwierigsten Passagen gleich bleibt: was ihr fehlt, ist die Routine, und da sie der Bühne noch fremd ist, so scheint ihr Spiel kalt und ausdruckslos. Wenn nicht, wie ich befürchte, die nationale Apathie in ihrer Organisirung vorherrscht, so würde ich sie für ein Wunder erklären — sogar neben der Grisi und Persiani.

Ist die Oper zu Ende, so steht uns noch eine große Schwierigkeit bevor — wie wir nämlich nach Hause kommen wollen. Während wir uns an dem Gesang der Borghese oder der Coccia ergötzten, ist der Regen in Strömen gefallen, und alle Straßen sind überschwemmt. Dieses ist in der sogenannten Regenzeit kein ungewöhnliches Ereignis, und da Mexiko auf einer Fläche liegt, wo das Wasser durchaus keinen Abfluß hat, so steigt es nach einiger Zeit über die Annäle hinaus. Die ganze Stadt steht dann zwanzig bis dreißig Zoll hoch unter Wasser. Bei solchen Gelegenheiten werden natürlich alle Lohn- und Privatkutschen in Anspruch genommen, und der Fremde, der einen Kutscher nicht durch gewichtige Gründe überreden kann, ihm den Vorzug vor seinem Herrn zu geben, ist in keiner geringen Verlegenheit, wie er sein Hotel erreichen soll. Man hat nun zwar die mexikanischen Lazzaroni, die Leperos (Aussätzigen) oder Cargadores (Lastträger), die für einige Realen den Hülfebedürftigen auf ihrem Rücken nach seiner Wohnung tragen würden: da aber gedachte Leperos nicht eben für Muster der Reinlichkeit gelten, so ist eine nähere Berührung mit ihnen weder rathsam noch wünschenswerth. Vergebens suchen wir den Theil des Fußsteigs aus, den das Wasser noch nicht erreicht hat — vergebens bemühen wir uns, durch Nebenwege einen sicheren Ausgang zu finden — an jeder Straßenecke versperrt die Fluth uns den Weg, und es bleibt nichts übrig, als einige Stunden zu warten, oder sich kühn in den unsauberen Pfuhl zu stürzen und eine Viertel- oder halbe Meile weit durch den knietiefen Schlamm zu plätschern. Unterdessen gießt der Regen noch immer in Strömen herab, und je länger wir zögern, die unteren Theile des Körpers zu durchnässen, desto mehr haben die oberen Theile desselben von dem wüthenden Elemente zu leiden. Endlich überzeugen wir uns, daß es am besten sey, so schnell als möglich nach Hause zu eilen, und einen verzweiflungsvollen Entschluß fassend, springen wir unter dem Geschrei der getäuschten Leperos in die Fluth und waten die Pfütze entlang nach der Gran Sociedad oder dem Progreso.

Es hat mich oft gewundert, daß die Munizipalität, die große Einkünfte besitzt, oder die Regierung, die freilich gar keine hat, nie daran denkt, die Abzugskanäle der Stadt ausbessern zu lassen: aber die Stadträthe und Minister haben ihre Wagen, die sie auf öffentliche Unkosten halten, und man wird daher begreifen, daß sie für die Bedürfnisse des Publikums minder empfänglich sind. Außerdem haben ja auch die Cargadores ihre unantastbaren Rechte, und es wäre um die Republik Mexiko geschehen, wenn diese Herren während der Regenzeit einer Hauptquelle ihres Einkommens beraubt würden.

(Korrespondenz der Times.)

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Fortsetzung.)

In England, wo wegen der Geschwornen das inquisitorische Verfahren niemals zur Geltung gekommen ist und die Schlußverhandlung jederzeit mündlich abgehalten wurde, ist es Niemanden eingefallen, bei der Voruntersuchung eine andere Form einzuführen; noch heute sind die englischen Publizisten in diesem Punkte einstimmig, und man würde im ganzen Königreiche nicht eine einzige Stimme finden, die sich dagegen aussprächte. Man lasse sich ja nicht dadurch täuschen, daß die Strafrechtslehrer dieses Landes die Anstellung von Instructionsrichtern verlangen, wie sie in Frankreich bestehen; sie beabsichtigen nur, ihnen im Strafverfahren diejenigen Verrichtungen zu überweisen, welche gegenwärtig die Friedensrichter besorgen und bei einer großen Menge anderer Amtsgeschäfte nicht in gehöriger Weise ausführen können.

Die Voruntersuchung geschieht in England mündlich vor der großen Jury und in gewissen Fällen vor einer Spezial-Jury unter dem Vorsitze des Coroners. Die Verhandlungen, von denen ein Protokoll aufgenommen wird, entweder vor dieser letzteren Jury, oder vor den Friedensrichtern und den Ortsbehörden, gehören ganz eigentlich zur Voruntersuchung und werden mündlich und kontradiktorisch geführt für den Richter selbst, der über sie entscheiden soll, d. h. der nach Anhörung derselben den Angeschuldigten unbedingt frei läßt, oder ins Gefängniß schickt, oder gegen Bürgschaft entläßt.

Ob über gewisse materielle Beweise, um sie festzuhalten, Protokoll aufgenommen wird, und ob überhaupt der Thatbestand des Verbrechens schriftlich verzeichnet wird, sobald es unter Umständen und äußeren Verhältnissen begangen worden ist, die sich ändern können oder müssen, darauf kommt in England so wenig an als in Frankreich; aber es ist ein großer Schritt von da bis zu den Aktenstößen voll Untersuchungen und Verhören, welche die Untersuchungsrichter zusammenschreiben: es liegt nicht weniger dazwischen als die Kluft, welche ein Prinzip vom anderen trennt. In England protokollirt man, weil gewisse Elemente der Ueberzeugung den Richtern nur schriftlich vorgelegt werden können: in Frankreich protokollirt man, weil alle Elemente der Ueberzeugung den Richtern, welche über die Versetzung in Anklagezustand entscheiden sollen, schriftlich vorgelegt werden müssen.

Das Vorverfahren nach französischem System ist zwar allerdings mehrfacher Verbesserungen fähig, deren auch Mittermaier gedenkt, aber es ist von Uebelständen begleitet, die so eng und nothwendig mit seinem Wesen zusammenhängen, daß sie niemals beseitigt werden können. Da jedoch für jetzt keine Aussicht vorhanden ist, in Deutschland eine Voruntersuchung nach englischem Systeme zu gewinnen, so ist es wünschenswerth, das französische Verfahren wenigstens so verbessert als möglich zur Geltung zu bringen.

2. Anklageprinzip und Untersuchungsprinzip.

Was mit diesen beiden Ausdrücken gemeint sey, versinnlicht Herr Eberbulitz durch ein recht passendes Gleichniß:

Jemand ist beauftragt, auf einer mit Kieseln von allen Arten und allen Farben bedeckten Haide die vollkommen schwarzen und die vollkommen weißen Steine zu sammeln, darauf in zwei Haufen zu bringen und jeden derselben zu wiegen, endlich zu entscheiden und bekannt zu machen, welcher von den beiden Haufen der schwerere ist.

Dieser Mann könnte bei der Ausführung seines Auftrages auf zwei verschiedene Arten zu Werke gehen:

Erstes Verfahren. Er sucht und sammelt selbst alle weißen und alle schwarzen Kiesel, und wenn er glaubt, sie alle beisammen zu haben, sondert er sie in zwei Haufen. Nöthigenfalls kann er sich von Gehülfen unterstützen lassen, welche eben so wie er ohne Unterschied die weißen und die schwarzen Kiesel sammeln und ihm zur Sonderung zustellen. Nachdem er die Sonderung vorgenommen, prüft er das Gewicht der beiden Haufen und stellt das Ergebniß fest.

Zweites Verfahren. Er wählt zwei Gehülfen, A. und B., von denen der eine die weißen, der andere die schwarzen Kiesel sammeln soll, und feuert ihren Fleiß und ihre Sorgfalt durch das Versprechen einer beträchtlichen Belohnung für denjenigen, der den schwereren Haufen zusammenbringen wird. Von denselben Gehülfen läßt er sich bei der Sonderung unterstützen, indem er sie auffordert, gegenseitig ihre Funde zu kontroliren, damit nicht der A. schwarze mit einer Gyps- oder Kreidemasse überzogene Kiesel als weiße, noch der B. weiße durch Schmutz oder Flechten dunkel erscheinende Kiesel als schwarze einschmuggele. Wenn die Sonderung vollzogen ist, so geschieht die Abschätzung nach dem Gewichte, wie bei dem ersten Verfahren.

Wenn Ihnen nun daran liegt, daß die Aufgabe in jeder Hinsicht treu und gewissenhaft gelöst werde, so daß das Ergebniß der Wahrheit so nahe komme als möglich, welchem der beiden Verfahren werden Sie dann den Vorzug geben? Dem zweiten, werden unsere Leser ohne Zweifel antworten: denn nur das zweite bürgt uns dafür, daß alle Kiesel, die schwarzen sowohl als die weißen, vollständig gesammelt, und daß bei der Entscheidung über ihre Farbe kein Irrthum begangen worden ist.

Jetzt setzen Sie an die Stelle der Haide die bürgerliche Gesellschaft, an die Stelle der Kiesel die unzähligen Thatsachen, aus denen das sociale Leben eines vergangenen Zeitraumes besteht. Nehmen Sie an, daß es sich darum handele, unter diesen Thatsachen die Beweise und Indizien zu finden, welche gegen einen Angeklagten sprechen, d. h. die schwarzen Kiesel, und die Beweise und Indizien, welche für ihn sprechen, d. h. die weißen Kiesel, ferner das Ganze durch die Richter abwägen zu lassen, die dann entscheiden sollen, welcher von den beiden Haufen den anderen überwiege. Der ersten Methode entspricht das Untersuchungsverfahren (das inquisitorische), der zweiten das Anklageverfahren (das akkusatorische). Der charakteristische Zug des zweiten ist die wechselseitige Erforschung der Wahrheit auf zwei verschiedenen Wegen in zwei widerstrebenden Interessen, und besonders die Kontrole, welche die Organe der beiden Interessen gegenseitig über die Ergebnisse ihrer Nachforschungen ausüben. Man könnte deshalb das zweite Verfahren bezeichnender kontradiktorisches Verfahren, das erste Verfahren von Amts wegen nennen.

In der That, ob die Untersuchung in Folge einer förmlichen Anklage begonnen, ob sie im Interesse dieser Anklage, ja sogar selbst vom Urheber dieser Anklage geführt werde, das nimmt dem Verfahren noch nicht seinen inquisitorischen Charakter. Andererseits aber steht fest, daß, sobald einmal das Anklageprinzip eingeführt ist, die kontradiktorische Form sich demselben als natürliche Folge anschließt.

So viel zur Charakterisirung der beiden Systeme. Es bleiben nun noch zwei Fragen zu beantworten: Wie ist das Verfahren in Deutschland inquisitorisch geworden, da es ursprünglich durchaus akkusatorisch gewesen? und: Wie weit soll das Verfahren wieder akkusatorisch gemacht werden?

Je mehr bei steigender Bildung die Ansicht durchdringt, daß die Strafe eine im öffentlichen Interesse nothwendig eintretende Folge eines verübten Verbrechens sey, desto mehr wird auch die Nothwendigkeit gefühlt, die Anwendung der Strafe nicht von der Willkür des einzelnen Bürgers, der eine Anklage nach Belieben stellt oder unterläßt, abhängig zu machen, sondern von Staats wegen einzuschreiten. Das Prinzip einer amtlichen Thätigkeit zur Herstellung der Schuld eines Verbrechers macht sich mithin immer mehr gel-

tend und modifizirt entweder die Durchführung der Anklageform, wie in England, oder erzeugt eine Mischung von Anklage- und Untersuchungsform, wie im kanonischen Prozesse, oder verdrängt die Anklageform gänzlich, wie in Deutschland. Ob das eine oder das andere eintritt, hängt von den politischen Verhältnissen eines Volkes ab. In Deutschland gelangte das Untersuchungsverfahren zum Uebergewicht, als man von den Schöffengerichten die Akten zum Spruche an gelehrte Richter zu senden begann, womit zu gleicher Zeit das schriftliche geheime Verfahren sich einnistete. Doch so lange man noch gewisse Prozeß-Abschnitte machte und die General- und Spezial-Untersuchung trennte, auf die letztere durch ein förmliches Urtheil erkennen ließ, welches von dem Obergerichte oder einer Spruchbehörde eingeholt wurde, so lange man zur Abwendung der Spezial-Untersuchung eine Vertheidigung gestattete, war wenigstens noch für eine Abstufung des Verfahrens, für die Veranstaltung einer nicht vom Inquirenten ausgehenden Prüfung der Zulässigkeit des neuen Prozeß-Abschnittes, für eine Kontrole der Handlungen des Inquirenten und selbst für eine Vertheidigung des Angeschuldigten gesorgt. Allmälig verstand man immer weniger die Bedeutung der alten Abtheilungen im Verfahren; das Abschreckungsprinzip machte sich auch im Strafprozesse geltend: man übersah den Zusammenhang des Strafverfahrens mit politischen Einrichtungen: man vergaß die Nothwendigkeit, der persönlichen Freiheit gegen die im Strafprozesse leicht möglichen Bedrückungen Schutz zu verleihen. Endlich haben dann die Gesetzgebungen mancher Länder, z. B. Preußens, Württembergs, Badens, verleitet von Juristen, welche die Bedeutung des Strafprozesses nicht erkannten, die Unterscheidung von General- und Spezial-Untersuchung auf, die Vertheidigungen, die sonst während der Untersuchung zulässig waren, fielen weg, und so erhielt der deutsche Untersuchungsprozeß die verderbliche Gestalt, die wir jetzt mit Recht verdammen.

Bei Erwägung des Umfanges, welcher dem Anklageprinzipe im Strafverfahren einzuräumen ist, müssen wir zuerst die Einleitung der Untersuchung in Betracht ziehen, dann aber in Beziehung auf die Verhandlungen selbst die Stellung und Befugnisse des Angeklagten und die des Untersuchungsrichters prüfen.

Die Anklage, in Folge welcher die Untersuchung eingeleitet wird, kann ausgehen von einer Privatperson. Dies ist der Gerichtsgebrauch in England. Daraus ergiebt sich aber die üble Folge, daß viele Verbrecher auf Ungestraftheit rechnen, in der Hoffnung, daß kein Ankläger auftreten werde, oder daß sie durch allerlei Versuche und Umtriebe den Ankläger zur Zurücknahme der Anklage bewegen oder durch Vergleich den Beschädigten zufriedenstellen. Bei weitem zweckmäßiger erscheint mithin das andere System, nach welchem die Untersuchung nur auf Betreiben des öffentlichen Anklägers eingeleitet wird: denn nur bei diesem Systeme tritt der wahre Charakter der Strafe als eines im öffentlichen Interesse zu erkennenden Uebels hervor und giebt der Verhandlung eine würdigere Richtung; nur bei diesem Systeme hat der Staat die Bürgschaft, daß vorher sorgfältiger geprüft ist, ehe die Anklage gestellt wird, und daher viele Prozesse, die sonst grundlos erhoben würden, nicht geführt und so dem Staate Kosten, den Angeschuldigten aber unnöthige Belästigungen und schwere Nachtheile gespart werden.

Am wenigsten zu billigen unter allen den verschiedenen Formen, einen Prozeß einzuleiten, ist die bisherige deutsche, denn sie veranlaßt eine Menge grundloser Untersuchungen theils über nicht strafbare Handlungen, theils bei zu schwachen Verdachtgründen. Ihr größter Nachtheil jedoch ist die unnatürliche Stellung des Inquirenten, der zwei Rollen zugleich spielen soll, die sich durchaus nicht vereinigen lassen. Er soll bei jeder ihm zukommenden Anzeige von einem verübten Verbrechen einschreiten und so als Ankläger das öffentliche Interesse vertreten, zugleich aber auch Untersuchungshandlungen vornehmen, um die Wahrheit zu ermitteln. Daraus folgt, daß der Inquirent, aus Besorgniß, den günstigen Augenblick unbenutzt verübergehen zu lassen, die Mittel der Ueberweisung zu verlieren, Vorwürfe zu erhalten, wenn die Untersuchung nicht zum Ziele führt, lieber zu viel als zu wenig thut und als Ankläger thätig ist: er stellt aber die Anklage und Anträge gleichsam an sich selbst und ist daher schon befangen, wenn er prüfen soll: während im anderen Falle, wenn der öffentliche Ankläger, nach vorhergegangener Prüfung von seiner Seite, die Anklage erhebt und den Untersuchungs-Beamten zur Thätigkeit auffordert, dieser den gestellten Antrag mit Ruhe und Unbefangenheit prüft und, je nach dem Ergebnisse seiner Untersuchung, ohne die geringste Unannehmlichkeit für seine Person zu befürchten, entweder auf Bestätigung oder auf Verwerfung desselben anträgt.

Bei der Fortsetzung der Untersuchung steht nach dem deutschen Verfahren der Angeschuldigte unbedingt im Nachtheil. Er bleibt zu lange in Ungewißheit, welches Verbrechens er beschuldigt ist. Nach dem bayerischen Gesetzbuche darf der Inquirent sogar im ersten Verhöre, wenn der Vernommene auf die Frage, ob ihm die Ursache seiner Vorladung bekannt sey, sein Nichtwissen ausspricht oder eine unrichtige Veranlassung angiebt, die Beschuldigung nicht nennen, sondern muß sich mit allgemeinen Ermahnungen begnügen. Dies ist ein Ausfluß des Untersuchungsprinzipes, das in einer unseligen Geheimnißkrämerei dem Angeschuldigten verbirgt, was man von ihm weiß, um ihn zu überlisten und ihn dadurch, daß man ihm keine bestimmte Vorhaltung macht, zu dem Glauben zu bewegen, daß alle Verbrechen, welche er verübt hat, schon bekannt seyen und Beweise vorliegen. Die traurige Folge dieses mit der Gerechtigkeit unvereinbaren Verfahrens ist, daß die Vertheidigung des Angeschuldigten beschränkt wird. Denn ganz abgesehen davon, daß erst am Schlusse einer Monate, oft selbst Jahre lang dauernden Untersuchung der Vertheidiger gerufen wird, daher bei der Aufnahme der Beweise nicht mitwirken konnte, sondern das Ergebniß der Akten als völlig glaubwürdig annehmen muß, erfährt der Angeschuldigte die gegen ihn vorgebrachten Beweise oder Verdachtgründe zu spät, oder zu mangelhaft, als daß er in [illegible] Weise begegnen könnte. Da ferner im Inquisitionsprozesse stumme Beschuldigung gefordert wird, untersucht der Inquirent bestimmte hinein, und die von ihm gestellten Fragen ermangeln nöthigen Schärfe, wodurch natürlich auch die Vertheidigung an Sicherheit verlieren muß. Weil es nun an einer ersten sicheren fehlte, schwellen die Akten übermäßig an und enthalten eine Masse verarbeiteten Materialien, aus denen der Referent sich gleichsam eine neue Anklage konstruiren und nach dieser seine Anträge stellen muß. Die Richter aber können aus demselben wüsten Chaos andere Gesichtspunkte hervorheben, so daß der Eine z. B. Unterschlagung entdeckt, der Andere Diebstahl, der Dritte Betrug, der Vierte Fälschung und zuletzt der Angeschuldigte wegen eines Vergehens bestraft wird, gegen welches weder er noch sein Vertheidiger die Vertheidigung ausgeführt hatten, weil die Untersuchung auf eine solche Beschuldigung nicht führte. — Eine fernere Folge des Inquisitionsprinzips ist, daß sich der Untersuchungsrichter leicht verleiten läßt, Alles anzuwenden, um durch ein von den Gesetzbüchern sogar vorgeschriebenes planmäßiges Benehmen den Angeschuldigten zum Geständnisse zu bringen. Sind ihm überdies Ungehorsams- und Lügenstrafen gestattet, so ist die Gefahr des Inquisitionsprozesses unleugbar begründet. Im Anklageprozesse fällt dieser große Uebelstand von selbst fort, da der Ankläger beweisen muß. Daß durch das Inquisitionsverfahren endlich auch die Dauer des Prozesses übermäßig verlängert wird, bedarf nach dem bisher Ausgeführten keines Beweises.

Im Anklageprozesse schreitet der Untersuchungsrichter nur auf Anklage der Staatsbehörde ein, giebt in den Verhören durch Vorhalten einer bestimmten Beschuldigung und der einzelnen Umstände, woraus Beweise oder Indizien abgeleitet werden, dem Angeschuldigten Gelegenheit, sich schnell zu rechtfertigen, und beschränkt sich auf die gestellte Anklage. Ergeben sich Spuren eines anderen Verbrechens, so wartet er zuvor die Anträge der Staatsbehörde ab. Sich in Verhandlungen mit dem Befragten einzulassen oder auf das Geständniß einzuwirken, steht dem Untersuchungsrichter nicht zu, auch hat der Befragte nicht nöthig, zu antworten. Ist nach geschlossener Voruntersuchung die Versetzung in Anklagestand erkannt, so erfolgt die ganze Verhandlung zwischen Ankläger und Angeklagtem. In England beschränkt sich die Verhandlung streng auf die in der Anklageakte vorkommende Anschuldigung, in Frankreich wird, wenn sich vor den Assisen Beweise oder Verdachtgründe neuer Verbrechen ergeben, am Schlusse, wenn über die schwebende Anklage geurtheilt ist, auf Vorbehalt der Staatsbehörde die Untersuchung des neuen Verbrechens an den zuständigen Untersuchungsrichter zurückgewiesen. Ergeben sich dagegen durch die mündliche Verhandlung verschärfende Umstände desjenigen Verbrechens, auf welches die Anklage ging, so gestattet das französische Strafgesetz, daß auch über diese neuen Umstände Fragen gestellt werden, vorzüglich wenn die Staatsbehörde auf ihre Stellung antrug. Da dies Letzte regelmäßig geschieht und der Angeklagte mithin weiß, daß die ursprüngliche Anklage erweitert wurde, und seine Vertheidigung dagegen vorbringen kann, so fällt die Gefahr in der Mehrzahl der Fälle weg. Doch ist dieser Gebrauch, da er gleichwohl den Angeklagten benachtheiligt und das Prinzip verletzt, nicht eben zu loben.

Wollte man dagegen in der Voruntersuchung dem Anklageprinzipe mit seinen strengsten Konsequenzen folgen, so dürfte der Untersuchungsrichter nur dasjenige anordnen oder benutzen, worauf der Ankläger oder der Angeklagte angetragen hätten. Es leuchtet ein, daß ein solches Verfahren nicht nur der Erforschung der Wahrheit hinderlich seyn, sondern auch den Prozeß in die Länge ziehen würde. Mithin ist nothwendig, daß der Untersuchungsrichter nach eigenem Gutdünken handle. Sorgt das Gesetzbuch dafür, daß durch gewisse, das Ermessen und die nothwendige freie Bewegung des Inquirenten nicht zu sehr lähmende Vorschriften der Gang der Untersuchung geordnet, gewisse Schranken ausgesprochen, schützende Formen angeordnet werden, fallen die Ungehorsamsstrafen weg, wird dem Inquirenten zur Pflicht gemacht, für die Sammlung aller Materialien für den urtheilenden Richter zu sorgen, wird dem leicht gefährlichen Streben des Inquirenten, vorzugsweise das Geständniß zu erlangen, entgegengewirkt, so ist hier keine Gefahr aus dem Inquisitionsprinzip zu besorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Afrika.

Erinnerung an die Kapstadt.

(Schluß.)

Die Kapstadt liegt auf 33° 55½' südlicher Breite und 18° 28½' östlicher Länge von Greenwich. Ihr Klima ist angenehm gemäßigt, doch ist in den Sommermonaten von Oktober bis April die Hitze oft drückend und der feine rothbraune Staub, der durch die von den Bergen herunterwehenden Südostwinde in den ungepflasterten Straßen und besonders außerhalb der Stadt auf dem freien Felde aufgewirbelt und in dicken Wolken dem Meere zugeführt wird, oft unerträglich. Ein merkwürdiges Phänomen geht einem jeden starken Ausbruch des Südostwindes in dieser Jahreszeit voran. Durch die schmale Kluft, welche den Tafelberg von der Teufelsspitze scheidet, drängen sich weißgraue flockige Wolkenmassen hervor und wickeln erstgenannten, bisweilen aber auch beide in so dichte Nebelschichten, daß von dem ganzen großen Felskoloß auch keine Spur mehr zu entdecken ist. Eine oder zwei Stunden später heult der Südost von den Bergen herunter, rothe Staubmassen und oft kleine Steine über die Stadt hinweg bis nach den auf der Rhede liegenden Schiffen wehend. Die ruhige Bay bäumt sich in schäumenden Wellen, ängstlich sieht man die Böte einen Zufluchtsort suchen. Oft weht der Wind mit solcher Gewalt, das

Künstler, der sich ihren Ankern reißen und aus der Bai hinaustreiben oder mit Talent A in verderbliche Kollisionen gerathen. So wie der Tafelberg „seine Nachtmütze aufgesetzt hat", wie die guten Kapstädter seine Wolkenumhüllung nennen, zieht sich auch beinahe Jeder in seine innersten Gemächer zurück, Thüren und Fenster werden hermetisch verschlossen, und dennoch liegt der feine rothbraune Staub, wenn der Wind einige Stunden angehalten hat, oft so dick auf den Tischen in den Zimmern, daß man mit den Fingern darauf schreiben kann. — Bäume und Sträucher überdecken sich mit dicken Staublagen, die oft Wochen und Monate lang darauf liegen, ehe ein wohlthätiger Regenschauer sie abspült. Ueberhaupt bietet die nächste Umgebung der Kapstadt während der heißen Monate einen traurigen Anblick. In der Nähe des Seestrandes wächst beinahe nichts als wilder Kaktus, den man seiner stacheligen Blätter wegen oft als schützende Hecken um Gärten zu ziehen pflegt, und hochstämmige Aloes, die, isolirt auf dem Felde stehend und sich beugend unter der Gewalt vorüberströmender Winde, der Landschaft einen seltsam düsteren, monotonen Charakter geben. Mehr entfernt vom Seestrande gedeihen außer den herrlichsten Orangen, die an Größe und Schönheit selbst die italiänischen übertreffen sollen, Citronen, Feigen, Mandeln und anderen südlichen Früchten auch die der kälteren Himmelsgegenden, als Birnen, Aepfel, Aprikosen u. s. w. Einige Meilen von der Stadt findet man bald ausgedehnte Eichenwälder, bald Orangen- und Citronengruppen, die sich schon aus der Ferne durch ihren herrlichen Geruch ankündigen, aber sonst wenig Spuren von Landbau. Der Weinstock gedeiht beinahe überall gut, hauptsächlich aber auf den Besitzungen eines Herrn van Reenen, Groß- und Klein-Constantia, wo der feurige Constantiawein produzirt wird. Die Production dieser Besitzungen ist jedoch nur gering, und wird der echte Constantia selbst hier am Platz, wenn er überhaupt von Herrn van Reenen zu haben ist, der den größten Theil für eigene Rechnung nach England versendet, sehr theuer bezahlt.

Während der Wintermonate von Mai bis Oktober herrschen hier Nordwestwinde, die mit furchtbarer Wuth von der See der in die Tafelbay hineinstürmen und schon oft auf der Rhede liegende Schiffe entmastet und auf den Strand getrieben haben. Zur Zeit, als die Holländer noch im Besitz des Kaps waren, wurden diese Nordweststürme für so gefährlich gehalten, daß die Regierung einen Befehl erließ, daß alle holländischen Schiffe spätestens am 10. Mai die Tafelbay verlassen mußten. Jetzt kommen und gehen zwar die Schiffe zu allen Jahreszeiten, jedoch bleibt das Kap stets einer der gefährlichsten Punkte für die Schifffahrt, nicht allein in Folge der erwähnten heftigen Südost- und Nordweststürme, sondern auch der Nebelbänke wegen, die sich in dieser Gegend bisweilen in wenig Minuten auf das Meer lagern und alle Fernsicht unmöglich machen, und wegen des furchtbar hohen Seeganges, der in allen Jahreszeiten auf der beinahe 120 deutsche Meilen von der Spitze von Afrika hinauslaufenden Bank von Agulhas zu stehen pflegt.

Zweimal wöchentlich wird in der Kapstadt unweit der Citadelle des Morgens großer Markt gehalten, zu dem die Bauern aus dem Innern ihre Produkte bringen. Dann sieht man die eigenthümlichen Fuhrwerke der Kapschen Bauern die Straßen durchziehen. Sie sind eigentlich nichts mehr oder weniger als auf Rädern ruhende Zelte von 10 bis 12 Fuß Länge und 3 oder 4 Fuß Breite. Vorn sitzt auf einem Sack der Bauer mit einer endlos langen Peitsche, vermittelst welcher er mit außerordentlicher Geschicklichkeit die ersten 5 oder 6 Ochsenpaare in Ordnung zu halten weiß, während ein kleiner krausköpfiger Negerbursch, gleichfalls mit einer kräftigen Peitsche bewaffnet, der zu Fuß nebenher trollt, die Leitung der vordersten 5 oder 6 Paare hat, denn 18, 20, ja bisweilen 24 kräftige Ochsen werden paarweise vor einen solchen Zeltwagen gespannt und sind oft nur mit Mühe im Stande, ihn durch die unwirthbaren Sandwüsten zu ziehen, durch die ihr Weg sie führt; — die Kapschen Ochsen sind im Allgemeinen größer, als die europäischen, stark und kräftig gebaut, mit langen gewundenen Hörnern. Sie sind die Lieblinge des Kapschen Bauern, und er legt seinen Stolz darein, 18 bis 20 ganz gleich gezeichnete vor seinem Wagen zu zeigen. Mit diesem Fuhrwerk kommt er verschiedene Tagereisen weit aus dem Innern. Nachtquartiere kennt er nicht, sondern er behilft sich in seinem Wagen. Neben seinem Sitz hängen 1 oder 2 lange alterthümliche Gewehre, deren er sich auf der Jagd und zur Vertheidigung gegen wilde Thiere und Buschmänner bedient. Ein solches Ochsenfuhrwerk bietet in seiner plumpen Rohheit ein ganz eigenthümliches Interesse. — Die Produkte, welche von den Bauern zu Markte gebracht werden, bestehen hauptsächlich in Früchten, Traubenrosinen, Butter, Käse, Straußeneiern und Federn, ausgebalgten Saugethieren und Vögeln, bisweilen Leopardenfellen u. dergl. m. — Für das Geld, welches sie daraus lösen, kaufen sie in den Läden der Stadt Pulver, Schrot, eiserne Werkzeuge und sonstige Dinge, mit denen sie nach ihren Ansiedelungen zurückkehren.

Die holländische Sprache wird in der Kapstadt noch immer viel gesprochen, da noch viele alte holländische Familien dort ansässig sind. Die Eingeborenen und hauptsächlich die Sklaven, welche in den Häusern gehalten werden (denn es ist hier von der Zeit vor der Emancipation die Rede), sprechen ein Gemisch von Englisch und Holländisch, woran man sich gewöhnen muß, um es verstehen zu können. Die Zahl der Sklaven war während der Zeit meines Aufenthalts am Kap sehr groß und bildete den Reichthum mancher Familien, da es den Eigenthümern frei stand, sie an andere zu vermiethen. Man sah daher mit Besorgniß der Zeit der Freigebung entgegen, die schon damals mit ziemlicher Gewißheit vorauszusehen war. In manchen großen Häusern fand ich 30 oder 40 Sklaven, die wie schwarze Ameisen im ganzen Hause herumliefen, nur mit dem Unterschiede, daß die meisten gar nichts zu thun hatten. Unbegreiflich ist es überhaupt für den Fremdling, wie es möglich ist, in einer Familie einer solchen Masse von Sklaven Beschäftigung zu geben, wenn man nicht längere Zeit Zeuge gewesen ist von der Trägheit der meisten Europäer in den Tropenländern, welche Sklaven zu ihrer Verfügung haben. Ich erinnere mich des sonderbaren Eindrucks, den es in der ersten Zeit auf mich machte, so oft die Frau vom Hause, wenn wir des Abends am Tisch saßen und der Docht des Lichtes etwas lang zu brennen anfing, jedesmal rief: „Hebe, maak de kaars" (pupe das Licht), worauf Hebe, eine runzlige triefäugige Negerin, sich langsam vom Boden erhob und das Licht putzte. — Wir hatten Gelegenheit, einer Mittagsgesellschaft beizuwohnen, wo hinter jedem Stuhl ein kleiner Negerknabe der Befehle des darauf Sitzenden wartete, während außerdem andere beschäftigt waren, das Essen zu serviren. Von der Decke herab hingen 2 gewaltig große Fächer, die, vermittelst daran befestigter und längs der Wand hinlaufender Schnüre in Bewegung gesetzt, den doppelten Zweck erfüllten, einen kühlen Luftzug hervorzubringen und die Fliegenschaaren zu verscheuchen, die hier wirklich oft unerträglich waren. — Unter den Delikatessen, welche uns als Fremden vorgesetzt wurden, befand sich unter anderen auch ein Stachelschweinbraten, dem wir jedoch keinen besondern Geschmack abgewinnen konnten.

G. Kinder.

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Tscherkessenlieder.** Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Kriegslieder, die in der Zeit des Friedens von deutschen Dichtern angestimmt werden, fast sämmtlich gegen die Russen gerichtet waren. Man schreibt in Prosa gegen Engländer und Franzosen — wenn nicht etwa einmal der Letzteren Rheingelüst einen deutschen Rheindichter in Harnisch bringt — aber man singt aus allen Tonarten gegen die Moskowiter, seyen es nun „Polenlieder" — und man weiß, in welcher Menge diese vom Jahre 1830 bis vor etwa zehn Jahren in Deutschland angestimmt wurden — oder „Tscherkessenlieder", von welchen letzteren ein guter Theil auch schon von deutschen Komponisten in Musik gesetzt ist. Der Kampf der Franzosen in Algerien ist bekanntlich ein ganz ähnlicher wie der der Russen im Kaukasus, aber noch sind uns keine deutschen Abdelkader-Gesänge vorgekommen, während Schamyl täglich neue Bundesgenossen unter den deutschen Dichtern findet. In diesem Augenblicke liegen uns wieder zwei Gedichtsammlungen dieser Art vor, die „Bilder aus Tscherkessien" von Carl Gaillard*) und die „Lieder aus der Ferne" von Julius Altmann**), die beide als von ihrem Gegenstand erfüllte und ihn mit charakteristischer Wahrheit malende, poetische Ergüsse bezeichnet werden müssen, die jedoch eben so ihre Mängel wie ihre Vorzüge mit einander gemein haben. Bei dem Einen wie bei dem Anderen erscheint nämlich oft die Schönheit der Form der Freiheit des Gedankens geopfert, was indessen wohl der Natur des wilden Bergvolkes entspricht, dessen Erhebung, dessen Jubel und dessen Klagen diese Lieder gewidmet sind. Beide haben fleißige Studien des Lebens in den Bergen des Kaukasus gemacht; Herr Altmann zeigt sich aber außerdem auch mit dem Lande und den Gewohnheiten der Russen auf das innigste vertraut. Nicht weniger als seine Tscherkessenlieder werden auch seine „Sibirischen Lieder", so wie die angehängten „Griechenlieder" und die „Lieder des Orients", Anklang und Theilnahme finden, so daß man den Sänger nur aufmunternd auf seinen ferneren Wegen begleiten kann. Herrn Carl Gaillard kennen die Leser des „Magazins" auch bereits auf anderem Gebiete als einen warmen Vertheidiger verletzter Menschenrechte***), und so werden sie es denn auch in der Ordnung finden, daß er als Poet eine so begeisterte Theilnahme für die ihre Freiheit und ihren Heerd vertheidigenden Tscherkessen hegt.

— **Bade- und Waschhäuser für die Armen.** Am 16. Dezember wurde in London vom Lord-Mayor der Grundstein zu dem ersten der vier Muster-Bade- und Waschhäuser gelegt, die dort für die Armen erbaut werden sollen. Der Versuch, den man mit der interimistischen Einrichtung einer solchen Anstalt gemacht, ist so glänzend ausgefallen, daß man nun nicht mehr an dem heilsamen Erfolge zweifelt, den dieses Unternehmen für die ärmeren Volksklassen der Hauptstadt haben wird. Viele Tausende haben jene interimistische Anstalt im vorigen Sommer benutzt, und Frauen, die an sechs engl. Meilen von derselben entfernt wohnten, sind mit ihren Kindern und mit ihrer Wäsche gekommen, um erstere zu baden und letztere zu reinigen. Dadurch sind die Vorurtheile und geringschätzigen Meinungen, die man bis dahin noch gegen den Plan, den die Banquiers und die Kaufleute der City auf ihre Kosten ausführen lassen, gehegt, vollständig beseitigt worden. Eine andere interimistische Anstalt dieser Art, mit deren Benutzung man — des Experimentes wegen — eine kleine Zahlung verbunden hatte, war bei weitem weniger oder fast gar nicht benutzt worden, obwohl man geglaubt, daß sie von Vielen der Bequemlichkeit wegen vorgezogen werden würde. Aber diejenigen Klassen in England, die etwas auf ihre Reinlichkeit wenden können, thun dies in ihrem Hause und gehen nach keiner öffentlichen Anstalt, während die ganz armen Leute, die zuhause keinen Raum haben, um sich und ihre Wäsche zu reinigen, vor Schmutz umkommen, wenn ihnen nicht — wie es eben im Plane jener vier großen Etablissements liegt — Bade- und Waschgelegenheit unentgeltlich dargeboten wird.

---

*) Zweite Auflage. Leipzig, Carl B. Lorck, 1849.

**) Erstes Bändchen. Episches. Berlin, A. W. Hayn. 1849.

***) Als Verfasser des in den letzten vorhergehenden Nummern enthaltenen Aufsatzes über „Die Wilden und die Fortgeschrittenen in Nord-Amerika".

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. im das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 4. Berlin, Donnerstag den 8. Januar 1846.

England.

Aus dem Leben des Generals Sir Charles James Napier, des Eroberers von Scind.

Die Eroberung Scind's im Jahre 1843 durch die Engländer, welche so unberechenbare Folgen für die Befestigung der britischen Macht in Ostindien birgt, hat die Blicke der militairischen Welt auf einen Offizier gezogen, der bisher zwar manchmal mit Lob genannt wurde, der aber unter den vielen Helden aller Nationen in neuerer Zeit nicht hervorragte. Es ist der Feldherr Napier, der die englischen Truppen führte. Seine neuesten Thaten zu beschreiben unternahm sein Verwandter, General W. Napier, der geachtete Verfasser der History of the war in the Peninsula and the south of France, in dem Werke: The Conquest of Scinde with some introductory passages in the life of Major-General Sir Charles James Napier (Lond. 1845), woraus wir Folgendes mittheilen:

„Das britische Volk, welches noch eine kühne Waffenthat zu ehren weiß, wird den Ruf des Siegers aufbewahren; es wird nicht ungerecht gegen einen General seyn, dessen heroischer Entschluß die Wunder von Poitiers und Azincourt erneuert hat. Schmutzige Partei-Schriftsteller haben Sir Ch. Napier für einen wilden Haudegen ausgegeben, der mit Begierde die Vernichtung der Menschen sucht, und um den Vorwurf noch zu erweitern, sagen sie, er sey aus einer Brut dieses Namens, die stets zum Dreinschlagen und Blutvergießen bereit sey. Daß er und Andere aus seiner Familie das Schwert zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bereit hielten, ist wahr, daß sie aber den Kampf und das Blutvergießen suchen, ist unwahr. Zwei von ihnen haben allerdings vorsichtig zu seyn mit ihren Streichen, die Throne umstürzen und die Gestalt von Königreichen ändern. Dom Miguel, ein trauriger Exulant in Rom, Ibrahim, der Flüchtling von Syrien, und die gefallenen Tyrannen von Scind mögen, indem sie ihre Ketten vor den Ohren sympathisirender Engländer schütteln, die so feig sind wie sie, die Kraft ihrer Besieger bezeugen; allein Friede und die Künste des Friedens waren stets das Ziel und das Studium des Mannes, welcher so gewaltig bei Miani und Peiderabad kämpfte; er kämpfte, weil der Friede mit dem Interesse Englands unverträglich war.*)

„Die Früchte seines Gouvernements der Insel Cephalonia sind die besten Zeugnisse für sein Talent, auch im Frieden Segnungen zu verbreiten. Die Gebirge dieser Insel sind durch ihn mit Straßen durchfurcht, welche ihrer Größe nach kaum unter den Straßen des Mont Cenis stehen und ihnen hinsichtlich der Geschicklichkeit und Erfindung ganz gleichen; die Häfen sind mit schönen Quais umgränzt, verbessert und geschmückt mit Leuchtthürmen von herrlicher Construction; er hat Fischereien geschaffen, den Landbau befördert, Gerichtshöfe reformirt, die Uebergriffe der feudalen Häuptlinge in ihre Schranken zurückgewiesen, Gerechtigkeit ausgeübt, und er hat sich die ungezwungene Neigung der arbeitenden Klassen durch seine unermüdete Anstrengung für die Förderung ihrer Wohlfahrt gewonnen. Seine Anstrengungen waren mühevoll, denn man legte ihnen Hindernisse entgegen, und sie wurden endlich ganz paralysirt, weil die gemeine Eifersucht eines milzsüchtigen Mannes im Amte es so wollte, der stupiden Pomp für das Lebensprinzip einer Regierung hielt. Unfähig, Gerechtigkeit von Unterdrückung, Rechtlichkeit von Verrath, Strenge von Arroganz — denn dies Alles kam seinem beschränkten Verstande gleich vor — zu unterscheiden, hinderte er anfangs Napier's thätiges Wohlwollen und trieb ihn dann von seinem Amte mit einer Anklage auf Tyrannei. Die Behörden zu Hause, die fernen Herrscher, horchten auf und glaubten, aber die Leute am Orte, die Bauern, welche man als die unglücklichen Opfer seiner Härte bezeichnete, ließen ihre Erklärung folgen, und dies ist ein Perltrunk mit einer Perle, kostbarer als die der Kleopatra, für Männer, die redlich streben, das Glück der Armen und Niederen zu fördern. So geht's. Sir Charles Napier ließ, als er so unbilligerweise seines Kommando's entsetzt wurde, in Cephalonia ein Stückchen Acker zurück, so unbedeutend, daß er sich nicht ferner darum kümmerte. Nicht so die dankbaren griechischen Bauern. Sie bebauten freiwillig das Grundstück und übermachten jährlich den Ertrag an den Eigenthümer, ohne ihm auch nur ihre Namen zu nennen.

„Aber während der Lord High-Commissioner (Lord Ober-Commissair) Adam im militairischen Befehlshaber von Cephalonien nur einen Menschen sah, der von dem bleiernen Gewichte unbilliger Gewalt zermalmt werden müsse, war ein anderer Beobachter auf dieser Insel, der die großen Eigenschaften des künftigen Eroberers von Scind würdigte und auch männlich verkündete. Dieser Mann, selber eine Zielscheibe für die Pfeile neidischer Dummheit, war einer, der bei seinem Leben mit jugendlichem Genie die Welt durchdrang und sie mit einem Trauerkleid bedeckte, als er starb. Lord Byron erkannte die Verdienste, welche Sir Frederick Adam für Zehler ausgab. Im Jahre 1823 schreibt er auf folgende Weise über Cephalonia **):

„„Von Oberst Napier's militairischem Charakter zu sprechen, wäre überflüssig; von seinem persönlichen Charakter kann ich, sowohl aus eigener Erfahrung wie auf Grund von Privat-Nachrichten und des öffentlichen Urtheils, sagen, daß er so ausgezeichnet ist wie sein militairischer; kurz, ein Mann, besser und tapferer, ist nicht leicht zu finden. Er ist unser Mann, eine eingeübte Streitkraft anzuführen oder ein nationales Heer für die Griechen zu organisiren. Fragen Sie die Armee, fragen Sie, wen Sie wollen.““

„Dieses Lob, so warm, so ernst und treu ausgesprochen, hat Bezug auf einen Plan, das glänzendste Land des Alterthums von seinem Joche zu befreien. Der Plan wurde in weitem Umfange entworfen, reiflich überdacht, und viele feurige Männer wurden zu dessen Ausführung von Napier angeregt. Es waren abgehärtete und an den Krieg gewöhnte Männer, welche, überdrüssig ihrer Unthätigkeit und begeistert von Liebe für Griechenland und seine große Zeit, volles Vertrauen zu der Geschicklichkeit und dem Muth des beabsichtigten Führers hatten, und sie waren eifrig und bereit, sich unter dessen Leitung mit ihrer Tapferkeit, ihrer Kriegskunde, ihrem Enthusiasmus und ihrem bedeutenden Vermögen in den Peloponnes zu werfen. Napier war auch den Griechen des Kontinents bekannt, da dem scharfsinnigen Volke seine wohlthätige und kräftige Verwaltung Cephalonia's nicht entgangen war; die Sulioten nannten ihn Vater. Das Unternehmen hätte also den schönsten Erfolg versprochen, allein Lord Byron's Empfehlungen und die Dienstanerbietungen Napier's wurden von dem Philhellenen-Comité in London mißachtet. O, die Hume's, Ellice's und Bowring's werden sich darüber zu verantworten haben! Für Griechenland war es ein Unglück, für England eine glückliche Vernachlässigung ***). Die Eroberung von Scind, dieses reichen und vielverheißenden Königreiches im Osten, die noch von dem Vortheil begleitet war, unseren erschütterten Ruf wieder herzustellen ****), war, wenn auch eine lange Zeit Ursach und Wirkung getrennt, doch das Endresultat.

„Der Plan zur Befreiung Griechenlands war nicht der einzige von Napier gegen die Macht der Pforte beabsichtigte Streich; er verabscheute tief die türkische Regierung, nachdem er Zeuge ihrer großen Grausamkeit war, deren Opfer das Volk des Archipelagus und des Peloponnesus war. Er war früher

*) Der andere Napier, von dem hier die Rede ist, heißt auch Charles; er war der berühmte Admiral Dom Pedro's und der Besieger der Flotte Dom Miguel's. Nach der Verjagung dieses Fürsten aus Portugal ging der Admiral nach England zurück, um dort wieder — — Capitain zu seyn, und wir glauben, er ist es noch heute, obgleich er sich 1840 vor Beyrouth, Acre und Alexandrien aufs Neue Ruhm erwarb. Unter dem neugebildeten Ministerium Russell sollte er als einer der Lords der Admiralität eintreten. Beide Napiers, der Landheld sowohl wie der Seeheld, haben eine gewisse Offenheit und ein rücksichtsloses Darauflosgehen, welches ihre Feinde, und besonders Franzosen, benutzen, um zu behaupten, die Napier wären rohe Suwarows. Indessen ist noch ein gewaltiger Unterschied. Suwarow war ein Wilder, und seine Sonderbarkeiten waren größtentheils Verstellung, um Freund und Feind zu schrecken; die Napier sind seingebildete Männer, aber sie setzen sich oft über die Konvenienz und den Usus hinweg, wenn diese auf der Landstraße zum Ziele hemmend liegen.

**) G. Moore's Life of Byron vol. VI, pag. 91.

***) Gewiß wäre es ein größeres Glück für Griechenland gewesen, durch Engländer befreien zu werden, und dann bis zur wirklichen Selbständigkeit unter englischem Schutz zu stehen, als daß es von den Großmächten gegen die Pforte und sich selbst gerade so weit diese Pforte gegen Mehemed Ali von ihnen geschützt wird. Griechenland ist seit 1826 weder durch Industrie, noch durch Kunst und Wissenschaft im Verhältniß zur errungenen Freiheit auf die Erwartungen der Welt eingegangen, ja sein Wohlstand und Handel war unter der Zwingherrschaft drückender. Und woher diese Erscheinung? Weil seine Beschützer, oder wenigstens zwei derselben, sagen: „Es sey weder mein noch dein, laßt es uns theilen!“ Wo England herrscht oder schützt, da ist Ruhe, Wohlstand und Wachsthum, das mögen im mittelländischen Meere die Jonischen Inseln, Malta und Gibraltar bezeugen, und dies Glück wäre wahrscheinlich auch den Griechen des Kontinents geworden, ohne das sie so viele Revolutionen zu durchwandern gehabt hätten.

****) Wir wissen nicht, warum Napier nicht hätte Griechenland befreien und zwanzig Jahre später doch Scind erobern können, wenn nicht etwa sein Freund W. Napier, unsere Quelle, die Absicht hat, seine Leser vermuthen zu lassen, daß der wahrscheinliche Befreier wohl auch wahrscheinlich König geworden wäre. — Was im Texte vom Wiederherstellen des erschütterten Rufes gesprochen wird, bezieht sich auf die Niederlage der Engländer in Kabul. In ganz Ostindien und besonders in Scind sprach man im Jahre 1843 nur vom fabulen der Engländer, wenn man sagen wollte, daß man sie schlagen will. Noch 1843 sagten die Emirs von Scind: wir werden sie schon fabulen.

zu einer geheimen militairischen Sendung bei Ali Pascha von Janina verwendet, und dieser fragte ihn um Rath bei vorzunehmenden Operationen gegen die Truppen der Pforte, welche damals das Paschalik bedrohten. „Gieb mir", sagte Napier, „die Auswahl deiner Truppen und eine einzige der Millionen aus deinen Koffern, und ich will dich in sechs Wochen ins Serail als Sultan von Konstantinopel setzen, wenn du die Christen für frei erklären willst." Dem Pascha gefiel das Projekt, und er untersuchte aufmerksam die Einzelheiten der Anordnung, aber er wollte nicht mit dem Schatze herausrücken. Einen Monat später bot er zwei Millionen; die Antwort war: „Zu spät! die Türken sind in den Anatolischen Gebirgen, und du bist verloren." Der Geizhals Ali verlor sein Geld und sein Leben zugleich: aber Napier bekam hierdurch und durch andere Erfahrungen einen klaren Einblick in den Charakter und die Politik der asiatischen Barbaren, welchen er später benutzte.

„Während seiner unfreiwilligen Zurückgezogenheit vom militairischen Leben vermehrte er die Literatur seines Landes durch folgende Werke: „Die Straßen von Estramadura"; „Die Kolonieen"; „Colonisation mit Bemerkungen über Pachtgüter und Uebervölkerung"; „Militairgesetz", ein bereites und an Anekdoten reiches Werk. „Ein Versuch über Irland"; „Bemerkungen zu De Vigny's Licht und Schatten des Soldaten-Lebens." Endlich ein historischer Roman: „Harold of England", der nicht gedruckt, aber des Druckes würdig ist und beweist, wie beweglich und rührig der Geist des Verfassers ist. *)

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über die Verschiedenheit des englischen und des französischen National-Charakters.

Das Werk **), dessen Gedankengang wir in Folgendem mittheilen, rührt von Miß Bury her, einer Dame, die lange in Frankreich wie in England geglänzt hat, und existirt bereits seit geraumer Zeit. Selbst die neue Auflage desselben, die unserem Artikel zum Grunde liegt, erschien schon im Jahre 1844 — Die Aufrichtigkeit, mit der wir dies eingestehen, wird hoffentlich den Leser nicht verscheuchen, wiewohl wir zugeben, daß für ein belletristisches Werk das Alter vom zweiten bis tausendsten Jahre das mißlichste ist.

Die Quarterly-Review sagt von dem Buche: „Obgleich es einen seiner Natur nach vielumfassenden und schwer zu erschöpfenden Gegenstand behandelt, so kann man doch kaum etwas Unterhaltenderes lesen. Man verdankt dies unstreitig den vielen literarischen und anderen Anekdoten, dem Mangel jeder ermüdenden Abhandlung und vornehmlich der Sorgfalt, mit der die Verfasserin politische Betrachtungen vermeidet."

Gleich im Eingange des Werkes begegnen wir folgenden treffenden Sätzen:

„Wenn man Sitten, Ansichten und Vorurtheile des englischen und französischen Volkes mit einander vergleicht, so erstaunt man, daß beide Nationen, trotzdem sie Nachbarn sind, schon so lange mit einander in nicht selten inniger Verbindung stehen und sich als Freunde wie als Feinde von Grund aus kennen gelernt haben, dennoch nicht aufhören, so wesentliche Unterschiede zu zeigen.

„Wie zwei Nachbarn, deren Charaktere sich nicht vereinigen können, sind wir (eine Engländerin spricht), trotz unserer häufigen Verbindungen, nie lange in gutem Einverständniß geblieben und haben immer mit einander gebrochen, wenn Jemand es versuchte, uns zu entzweien oder uns enger an einander zu knüpfen.

„Selbst wenn wir in den freundschaftlichsten Verhältnissen standen, konnten wir es doch ohne Unwillen mit anhören, daß man Uebles von unseren Nachbarn redete, daß man ihrer Fehler spottete und ihre Schwachheiten übertrieb. Selten ließen wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren, außer wenn wir sie gedemüthigt oder besiegt hatten."

Miß Bury beginnt ihr Werk mit einer kurzen Schilderung des gesellschaftlichen Zustandes in England nach der Wiederkehr Karl's II. Wir sehen hier die sozialen Verhältnisse einen noch gewaltigeren Umschwung nehmen, als dies in Frankreich beim Uebergang von der Republik zur Restauration geschah. Die übertriebene Sittenstrenge jener fanatischen Zeiten hatte sich in die Rebellion gemischt, aber als die Republik durch die thörichte Anmaßung ihrer Führer gestürzt war, wurde statt der rauhen Frömmigkeit plötzlich eine schlaffe Moral und ein pomphaftes Leben Mode, und zugleich damit stellten sich auch die Verbindungen mit dem Kontinent und besonders mit Frankreich wieder her. Miß Bury widmet bei dieser Gelegenheit Buckingham einen großen Raum in ihrem Buche, sogar einen zu großen im Verhältnisse zu den übrigen Personen. Indeß sind die Späße, die dort diesem berühmten Staatsmann nacherzählt werden, höchst amüsant, unter Anderem seine Unterhaltung mit dem irländischen Mönch, den ihm der Herzog von York (Jakob II.) zugeschickt hatte, um ihn zu bekehren. Die Verfasserin bemerkt, nachdem sie mehrere auffallende Beispiele von der damals herrschenden Unsittlichkeit aufgezählt, daß die ausschweifenden Sitten der Großen im Volke keine Wurzel geschlagen hatten. Die Ehrfurcht vor der Religion war unter dem Landadel noch nicht geschwunden, der selten aus der Provinz herauskam, wie unter den mittleren und niederen Klassen der Stadtbewohner. Die alten Tugenden der Geistlichkeit, der kleinen Grundbesitzer und Kaufleute blieben unversehrt, um die Tyrannei der Familie, die wieder den Thron bestiegen hatte, zu erschüttern und mit der Freiheit und Religion, man darf es sagen, die Monarchie in England zu retten.

Wir wählen, ohne diese summarische Uebersicht fortzusetzen, folgendes Stück über die Unruhen des siebzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich:

„Nichts zeigt vielleicht deutlicher den Unterschied des englischen und französischen National-Charakters, als die Ursachen, von denen die gleichzeitigen Bürgerkriege in beiden Ländern hervorgerufen, und die Art, wie dieselben geführt wurden. Die Fronde war nur gegen Individuen gerichtet, die englische Revolution aber gegen die Grundsätze der Regierung. Man kann sagen, beide haben ihren Zweck verfehlt, die eine, indem sie die Macht des Kardinals Mazarin befestigte, die andere, indem sie die Wiedereinsetzung Karl's II. herbeiführte. Aber der Krieg gegen die Prinzipien hat zur Entwickelung des menschlichen Geistes beigetragen und über den wahren Zweck der Regierung aufgeklärt. Der Krieg gegen die Individuen hat im Gegentheil den Geist daniedergedrückt und nur den Privathaß vermehrt. Der Kampf in Frankreich geschah ohne die geringste Würde, denn man unterstützte und verließ ohne Scham die Parteihäupter, je nachdem sie das Glück hob oder stürzte. Das Pariser Parlament setzte 1653 einen Preis auf Mazarin's Kopf, und im Jahre 1660 redete es ihn öffentlich als Retter des Staats an, und dennoch hatten sich die Umstände in nichts weiter verändert, als daß der gewandte Italiäner seine Macht wiederhergestellt hatte. Durch diese Haltlosigkeit verlor das Parlament die Gewalt, je etwas mehr zu thun, als unnützen Einspruch gegen Maßregeln einzulegen, die es weder kontroliren noch verhindern konnte. Aber das englische Parlament, das fünf seiner Mitglieder gegen den König selbst vertheidigte, als er im Jahre 1642 ihre Züchtigung verlangte, entwickelte und bewahrte in seinem Schoße den Keim jener Macht, mit der es im Jahre 1676 den einzigen Bruder des Königs von der Thronfolge ausschloß und 1688, als Organ des Volkswillens, erklärte, daß der Fürst, der sich des Thrones unwürdig gemacht habe, denselben nicht einnehmen dürfe.

„Der Abstand der beiden Nationalitäten wird noch deutlicher, wenn man vergleicht, auf welche Weise in beiden Ländern die Aufstände ausgeführt wurden.

„In England waren die Soldaten nicht angeworben, um der Laune dieses oder jenes Anführers zu folgen, sondern wurden aufgerufen zur Vertheidigung der feierlichen Verträge, die Regierende und Regierte mit einander geschlossen und die sie beschworen hatten, aufrecht zu erhalten. Die kleine Anzahl von Anhängern, die sich um den unglücklichen König schaarte, beweist, daß sie sich ihrer Rechte bewußt waren und die Ueberzeugung hatten, daß eben diese es waren, zu deren Aufrechthaltung man ihnen das Schwert in die Hand gab.

„Wenn der große Condé und der noch größere Turenne Soldaten anwerben, sich in Festungen werfen und Verträge mit Spanien schließen, um einen allmächtigen Minister zu stürzen, der ihren Privat-Ansprüchen entgegenarbeitet, so scheinen sie vor dem unparteiischen Gerichte der Nachwelt nur einer Art von innerem Thatendrange zu folgen, der sie treibt, sich einer Gewalt zu bemächtigen, von der sie keinen besseren Gebrauch zu machen wissen, als ihr Gegner. Der Gedanke, den Zustand des Landes zu verbessern, kam keiner Partei dabei in den Sinn. In der That, jene berühmten Anführer wußten nicht besser, als der gemeinste Soldat ihres Lagers, was ihr Interesse und ihre Pflicht sey, und eben so unbekannt waren sie mit den Grundsätzen der bürgerlichen Freiheit, in deren Namen sie zu handeln vorgaben."

Diesen Mangel an politischem Bewußtseyn in der Masse des französischen Volkes findet Miß Bury auch in der Revolution von 1789 wieder. Hierauf bezieht sich folgende Stelle:

„Man kann nicht darüber erstaunen, daß ein stolzes und leidenschaftliches Volk das erniedrigende Joch abwerfen wollte, unter dem es während der drei langen Jahre der Schreckensherrschaft geseufzt hatte, daß es die Verantwortlichkeit für die Grausamkeiten und Thorheiten, die jene schmachvolle Zeit besudelt haben, auf einige auswärtigem Einfluß verkaufte Personen zu wälzen suchte, daß es die ruhige Ergebung der Masse in einen solchen Zustand der Dinge einer unglücklichen Verkettung von Umständen zuschrieb. Aber diese Verkettung löst sich in jene Ursache des Volksunglücks auf, von der wir schon oben gesprochen haben: wir meinen die Unbedeutsamkeit, zu der das politische Leben der französischen Nation herabgesunken war, einer Nation, die sich durch die Lebhaftigkeit und Veränderlichkeit ihrer Neigungen und die Talente und den Ehrgeiz des Bürgerstandes auszeichnet. Dieser Bürgerstand war nicht auf die Uebung der Freiheit vorbereitet, als er sich plötzlich im Besitze einer unumschränkten Gewalt sah; jene Lebhaftigkeit und Veränderlichkeit der Neigungen, durch welche die Uebel der Revolution so oft verursacht und immer verschlimmert wurden, veranlaßte wohl auch auf Augenblicke die Rückkehr zur Menschlichkeit, und irgend eine kühne Antwort, ein Zug von Heldenmuth rührte zuweilen die Mordgerichte — aber, wenn sie auch dann und wann Mitleid fühlten, so konnten sie doch nie aus dem Schwindel, in den die Ereignisse sie gestürzt hatten, zur Besonnenheit zurückkehren.

„Derselbe Mangel an Würde, derselbe Leichtsinn war es auch, der den unglücklichen Opfern der Revolution ihr Schicksal erleichterte. In den dichtgefüllten Gefängnissen, aus denen der verhängnißvolle Karren täglich einen Theil der Bewohner zum frühen Tode führte, suchten sich die Zurückgebliebenen über ihr und ihrer Gefährten Loos zu verblenden, machten Epigramme auf ihre Verfolger, vereinigten sich zu musikalischen Aufführungen, kurz sie überließen sich den gewöhnlichen Zerstreuungen der Gesellschaft.

---

*) Wir glauben, es wäre eine Spekulation für einen deutschen Buchhändler, sich dem tapferen General zur Uebernahme des Verlags zu erbieten. Sollte der Verleger von Bulwers „Zeitgenossen" den Muth zu solchen Unternehmungen verloren haben?

**) England und Frankreich; eine vergleichende Uebersicht des gesellschaftlichen Zustandes beider Länder von der Wiedereinsetzung Karls II. bis auf unsere Zeit.

„Dieser physische Muth, denn anders kann man ihn nicht nennen, ist von damaligen Schriftstellern über Gebühr gepriesen worden. Einer von ihnen, und zwar einer von den eifrigsten Anbetern jenes Idols, das sie die Freiheit nannten, der selbst Führer und Opfer der Demagogen war, sagt, nachdem er mit kaltem Blute die Schreckensscenen um ihn her beschrieben: „Das Volk, gefangen, oder außerhalb der Gefängnisse, beugt sich unter das Joch einer furchtbaren Tyrannei und scheint mit seinen Ketten zu spielen. Man zwang es, so zu sagen, seiner Sklaverei zu spotten.“ *) Aber ein Volk, das seiner Knechtschaft spottet, hat viel zu leiden und viel zu dulden, ehe es in den Stand kommt, die Freiheit zu ertragen. Wenn wir Engländer uns begnügt hätten, Epigramme auf die fünf Parlaments-Mitglieder zu machen, die Karl I. ausgeliefert haben wollte, so würde dieser Fürst unumschränkt und ohne Kontrole regiert haben. Wenn wir die Soldatenherrschaft Cromwell's als einen bloßen Scherz betrachtet hätten, so würden wir seinen Despotismus so lange haben tragen müssen, als Frankreich den Despotismus Napoleon's. Wenn wir über die plumpen Versuche Jakob's II., zur unumschränkten Herrschaft zu gelangen, nur witzige Bemerkungen gemacht hätten, so wäre uns nie die Ehre beschieden gewesen, Bonaparte zu widerstehen, als er nahe daran war, Europa zu vernichten.“

Erlaube man uns, diesen Bruchstücken, die wir mittheilen, um das Buch der Miß Bury zu empfehlen, noch eines hinzuzufügen, das von dem Zustand der französischen Gesellschaft zur Zeit des Friedens von Amiens handelt.

„Die erfolglosen Anstrengungen der Republikaner, eine völlige Gleichheit der Bürger herzustellen, die würdelosen Bestrebungen des Directoriums, die Anstalten Bonaparte's zu Wiederherstellung der guten Gesellschaft, die Hoffnungen des alten, im Faubourg St. Germain verschanzten Adels; alle diese verschiedenen Elemente bildeten zur Zeit des Friedens von Amiens eine Gesellschaft, die in ihrem Schoße komische und unversöhnbare Widersprüche zeigte. Jede Partei aber glaubte, über ihre Gegner zu triumphiren und das Ansehen wieder zu gewinnen, das eine jede nach und nach verloren hatte.

„Kalender und Redeweise der Republik waren noch im Gange, denn auch die Regierung und ihre Beamten bedienten sich ihrer. Man lud euch zum Diner oder zur Abendgesellschaft auf einen quintidi dieser oder jener décade im ventôse oder prairial und empfing euch in einem Zimmer, mit dem seit den Zeiten der Monarchie nicht die geringste Veränderung vorgegangen war; nur die Gesellschaft war eine andere geworden. Die Frauen waren in etwas modernisirterem griechischen Kostüm gekleidet oder vielmehr halb gekleidet. Die Männer trugen Civiluniformen aller Art mit jenen bunten Stickereien, die das Directorium zu seinem Schmucke und dem seiner Beamten eingeführt hatte, um sich von der rothen Mütze und der Carmagnole der Republik zu unterscheiden. In ihrer Mitte sah man die glänzenden Uniformen der siegreichen Generale, von denen mehrere sich aus den niedrigsten Ständen emporgeschwungen hatten und in den Salons weniger glücklich waren, als auf dem Schlachtfelde.“

Noch eine Bemerkung wollen wir dem Werke der Miß Bury entlehnen, die uns wenigstens neu war, eine, die, wenn man sie von unserer Zeit sagen könnte, eine größere Zierde für sie wäre, als alle Vereine zur Hebung und Verpflegung der niederen Klassen:

„Niemand, wie arm er seyn und welche Stellung er haben mochte, gab sich dazu her, eine Livree zu tragen, und ein Diener hätte dem, der ihn benutzt, nicht begleitet, als indem er an seiner Seite ging.“

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Fortsetzung.)

4. Staatsanwaltschaft.

Wir haben schon in unserem früheren Artikel erwähnt, daß das Institut der Staatsbehörde nicht aus Frankreich, noch viel weniger aber aus Einrichtungen stamme, die sich in der französischen Revolution gebildet haben, sondern daß es sich in den älteren Gesetzgebungen fast aller derjenigen Länder nachweisen lasse, in welchen die Römerherrschaft durch deutsche Völker gestürzt worden ist; ja in Deutschland selbst war zur Zeit der Karolina (der „Halsgerichtsordnung“ oder der Strafprozeßordnung Karl's V. 1521) in der Einrichtung des Klagens von Amts wegen diese Form der Verfolgung der Idee nach bekannt. Die Einwürfe, welche man wohl zuweilen erhoben hat, daß der Staatsanwalt ein Werkzeug der Regierung sey und ihren für die Freiheit des Bürgers leicht gefährlichen Plänen diene, oder daß er mit Härte jede Spur eines Verbrechens verfolgen und bei der einmal begonnenen Anklage die Verurtheilung betreiben müsse, werden durch die Erfahrung derjenigen Länder, in welchen die Staatsanwaltschaft in mehr oder minder ausgebildeter Form besteht, als durch Spanien, Sardinien, den Kirchenstaat, Württemberg, Hannover, Schottland und Frankreich, hinlänglich widerlegt. Das Institut, obgleich es in der Form, wie es namentlich in Frankreich erscheint, dem reinen kontradiktorischen Verfahren Abbruch thut, bietet dennoch in mehrfacher Hinsicht so bedeutende und so unzweifelhafte Vortheile, daß sich selbst mehrere englische Rechtsgelehrte öffentlich für seine Einführung in England ausgesprochen haben. In England besteht nämlich, wie wir oben bereits erwähnten, nur die Privatanklage. Es werden allerdings auch Verbrechen von Beamten der Krone, wie z. B. vom Attorney general, verfolgt, aber es geschieht dies im Namen des Königs und nicht im allgemeinen Interesse des Gesetzes. Man wende nicht ein, daß dies nur eine Form und die Sache im Grunde dieselbe sey; die Idee, welche man mit dieser Form verbindet, ist nicht ohne Einfluß, und es ist unmöglich, daß die Geschwornen und das Publikum, von dem Prinzipe der Prozeßeröffnung durch Privatanklage durchdrungen, vollständig davon abstrahiren sollten, einem Beamten gegenüber, den der Buchstabe des Gesetzes als in einem Privatinteresse handelnd darstellt, und der überdies das allgemeine Interesse auch nur ausnahmsweise vertritt. Es hat sich denn auch dieser Rechtsgebrauch in so hohem Grade als unzulänglich bewiesen, daß sich vielfach Gesellschaften zur Verfolgung gewisser Verbrecher bilden, deren Mitglieder sich verbindlich machen, den Advokaten zu bezahlen, der als Prokurator gewisse verübte Verbrechen, auf deren Unterdrückung der Verein geht, anklagt und verfolgt.

Das französische System der Staatsbehörde mit seiner Gliederung verdient nach Mittermaiers Ansicht, der auch Cherbuliez beistimmt, den Vorzug: bei dem Cassationshofe der General-Prokurator, bei jedem Appellhofe ein General-Prokurator mit seinen Advokaten, bei jedem Bezirksgerichte ein Staats-Prokurator, denen die Wachsamkeit über die richtige Anwendung der Gesetze durch die Gerichte, die Wahrung der öffentlichen Interessen in Hinsicht auf verübte Verbrechen, die Besorgung der in Bezug auf die Justizverwaltung vorkommenden, aber nicht rein richterlichen Geschäfte und die Sorge für die Vollziehung der Urtheile anvertraut ist. In Bezug auf das Strafrecht geht dann die Wirksamkeit des Staats-Prokurators auf die Voruntersuchung, sofern er bei dem Untersuchungsrichter Anträge auf Untersuchung stellt, mit ihm zusammenwirkt, die Uebersendung der Akten an den General-Prokurator übernimmt und vor dem correctionellen Gerichte selbst die Anklage führt, während der General-Prokurator bei den Anklagekammern den Antrag zu stellen und bei der mündlichen Verhandlung in der Assise zur Begründung der Anklage thätig zu seyn hat.

Es sey uns erlaubt, in einer gedrängten Uebersicht die leitenden Grundsätze darzustellen, auf welchen die Staatsbehörde beruhen soll, und die Vortheile, welche die Anstalt gewährt.

Die Staatsbehörde wacht über das Gesetz und hütet das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft, welches die Bestrafung des Schuldigen verlangt. Deshalb ist der Beamte der Staatsbehörde nicht spähender öffentlicher Ankläger auf jeden Verdacht hin, nicht Advokat der Anklage, sondern richtet sein Streben nur auf Wahrheit und Gerechtigkeit, im Bewußtseyn, daß nur die gerechte Strafe im Interesse des Staates liegt. Darum ist es ein Recht der Staatsbehörde, an sie gelangende Anzeigen oder Klagen wegen Verbrechen zu prüfen, und wenn sich der Verdacht oder die Anklage als nicht begründet ergiebt, die Untersuchung abzuweisen und selbst dann, wenn sie schon begonnen hat, darauf anzutragen, daß sie nicht fortgesetzt werde. Ja sogar da, wo bereits die Anklage zugelassen und die mündliche Verhandlung eröffnet worden ist, muß der Beamte der Staatsbehörde das Recht haben, seine Ueberzeugung von der Schuldlosigkeit auszusprechen, obwohl er nicht die Anklage zurücknehmen und dadurch die Aufhebung der Verhandlung bewirken kann, weil dies nicht einmal im Interesse des Angeklagten liegen würde, ohne Urtheil entlassen zu werden, da er vielmehr die Anerkennung der Schuldlosigkeit durch ein rechtskräftiges Urtheil wünschen muß. Es gehört dazu nothwendig, daß der Beamte der Staatsbehörde unabhängig sey. In Frankreich ist es mit Recht anerkannt, daß der Justizminister die von dem Staats-Prokurator eingeleitete Untersuchung nicht verbieten, noch den Beamten zur Zurücknahme anhalten kann, und daß dem Beamten, wenn er auch dem Vorgesetzten gehorchen und auf seinen Befehl eine Untersuchung einleiten muß, dennoch seine persönliche Ueberzeugung frei und unbenommen bleibt, und es von ihm abhängt, wie und in welchem Umfange er die Anklage begründen und ob er in der Sitzung auch seine Ansicht von der Schuldlosigkeit des Angeklagten aussprechen will.

Von dem Staats-Prokurator hängt die sogenannte Initiative ab, d. h. nur auf seine Aufforderung, daß ein Verbrechen verfolgt werden soll, darf der Untersuchungsrichter eine Untersuchung einleiten, doch muß das Gesetz durch bestimmte Vorschriften für diejenigen Fälle, bei denen Gefahr im Verzuge ist, auch den Untersuchungsrichter ermächtigen, um unabhängig einzuschreiten. Ist aber die Untersuchung auf den Antrag des Prokurators einmal begonnen, dann darf sie freilich nicht durch einen neuen Antrag desselben gehemmt werden, da das Gesetz nicht gestatten kann, daß der Bürger ein Spielball der Beamtenlaune werde. Stimmen jedoch Untersuchungsrichter und Staatsanwalt darin überein, daß die Untersuchung liegen bleiben soll, dann kann dies freilich unbedingt geschehen.

Dem Angeklagten gegenüber soll die Staatsbehörde nur als Gegner im Interesse des Gesetzes handelnd erscheinen und so auftreten, daß jeder Verdacht wegfällt, daß der Staatsanwalt als persönlicher Feind des Angeschuldigten leidenschaftlich handle; deshalb ist es zweckmäßig, dem Angeschuldigten in Beziehung auf den Beamten der Staatsbehörde das Recusationsrecht zu gewähren.

In dringenden und schweren Fällen muß das Gesetz auch dem Staatsanwalte gestatten, selbst Untersuchungshandlungen vorzunehmen, aber freilich nur ausnahmsweise und in eng gezogenen und bestimmten Grenzen, damit nicht das Vertrauen auf die Anstalt erschüttert werde.

Die Vortheile der Staatsbehörde nach französischem Systeme ergeben sich vorzüglich in nachstehenden Beziehungen: durch die Staatsbehörde wird in vielen Fällen, in welchen das öffentliche Interesse die Verfolgung einer Han-

*) Dulaure, Esquisses historiques. T. IV.

ung nicht fordert, die Einleitung einer Untersuchung vermieden werden, welche stattgefunden hätte, wenn ein Untersuchungsrichter von Amts wegen einschreiten müßte. Es gehören hierher besonders Anzeigen scheinbarer Verbrechen durch zu amtseifrige Polizeipersonen und Gendarmen. So wiesen im Jahre 1842 die Staatsanwalte in Frankreich 58,290 Anzeigen zurück, darunter 24,343, weil sie sich überzeugten, daß die Handlungen nicht strafbar seyen, und 15,482, weil die Vergehen so gering waren, daß die bürgerliche Ordnung bei ihrer Bestrafung kein Interesse haben konnte. Im Jahre 1843 wurden ebendaselbst 60,347 Fälle ohne Verfolgung gelassen, und zwar 35,682, weil die Staatsbehörde erkannte, daß das öffentliche Interesse keine Bestrafung forderte. In Belgien wurden 1836 von 24,554 Fällen, die zur Kenntniß der Staatsbehörde kamen, 3643 Fälle, im Jahre 1837 von 25,021 Fällen 3895 von den Staatsanwalten nicht verfolgt. Diese Erscheinungen beweisen zugleich den Irrthum der Ansicht, daß die Staatsanwalte immer nur mit Härte als Ankläger alle zu ihrer Kenntniß gelangten Handlungen verfolgen.

Daß neben einem Beamten der Staatsbehörde der Untersuchungsrichter in eine naturgemäße und für den Gang des Prozesses günstigere Stellung tritt, und daß das Verfahren durch das Eingreifen des Prokurators, welcher einen bestimmten Gesichtspunkt aufzufassen und anzugeben hat, Vereinfachung und Abkürzung gewinnt, wurde schon oben erwähnt und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Mit der Bestimmung eines festen Gesichtspunktes vermindern sich aber zugleich auch die Kompetenzkonflikte, und für den Angeschuldigten ergiebt sich der große Vortheil, daß er bestimmt weiß, gegen welche Angriffe er seine Vertheidigung zu richten hat, während der Staatsanwalt der Einseitigkeit sowohl als der Lauheit des Untersuchungsrichters entgegenwirken kann.

5. Oeffentlichkeit.

In der Sitzung der zweiten sächsischen Kammer am jüngstverflossenen 8. Dezember antwortete der Abgeordnete Todt auf die Erklärung des Herrn Staats-Ministers von Könneritz, daß das Ministerium entschlossen sey, der neuen Strafprozeßordnung das Prinzip der Mündlichkeit mit Staatsanwaltschaft zu Grunde zu legen, sich aber nicht für Oeffentlichkeit entscheiden könne: „Ohne Oeffentlichkeit möge der Himmel ihn vor Mündlichkeit bewahren; dann möge man lieber das bisherige Verfahren beibehalten; in diesem sey doch noch einige Garantie, die niedergeschriebenen Protokolle. Der gegen das Prinzip der Oeffentlichkeit angeführte Grund, daß das Volk sich an den Qualen der Angeklagten weiden werde, sey ein Sittenarmuthszeugniß für das sächsische Volk, gegen das er protestiren müsse. Nicht von einzelnen spekulirenden Advokaten, nein, vom eigentlichen Volke gehe der Wunsch aus nach einer Reform des Strafverfahrens im Sinne der Oeffentlichkeit; den besten Beweis hierfür habe er selbst in Händen .... Die Wünsche des Volkes verdienten aber Achtung, und wo mit diesen die Wünsche der Stände sich vereinten, werde man ihnen auf die Dauer auch nicht widerstehen. Ihm scheine es, als ob eine individuelle, ministerielle Ueberzeugung in einem constitutionellen Staate dem Gesammtwillen des Volkes nicht entgegentreten könne; er glaube, hier bleibe nichts übrig als nachgeben: denn wolle man die Wünsche des Volkes nicht berücksichtigen, so sey die Constitution keine Wahrheit, sondern nur ein leeres Papier, was dem Lande Geld koste: er hoffe, daß dies nicht so bleiben werde."

Die Antwort des Herrn Abgeordneten ist zwar etwas scharf, wir hielten es aber für zweckmäßig, unseren Lesern in Erinnerung zu bringen, daß diese Ansicht in einer deutschen Kammer mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen worden ist. Mögen sie nach Erwägung der nachstehenden Erörterung — bei welcher wir ganz dem besonnen prüfenden Mittermaier folgen, der doch sicherlich nicht zu den spekulirenden Advokaten gehört — selbst entscheiden, in wie weit dem Herrn Abgeordneten beizupflichten sey oder nicht.

Um für das Verständniß der Oeffentlichkeit im Strafprozesse eine sichere Grundlage zu gewinnen und den richtigen Standpunkt festzuhalten, muß man zweierlei in Acht nehmen, erstens, daß man Vorzüge, welche nur auf Rechnung des mündlichens Verfahrens vor den urtheilenden Richtern zu setzen sind, nicht als Vorzüge der Oeffentlichkeit schildere, zweitens, daß man die Frage vom rein rechtlichen Standpunkte aus auffasse und nicht durch das Herüberziehen politischer Gründe verwirre. Die Wirkung der Oeffentlichkeit im Strafverfahren aber ist in dreifacher Hinsicht zu untersuchen, einmal in Hinsicht auf die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, sodann auf die Führung der Prozesse, endlich auf das zuhörende Publikum. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— René Descartes. Die diesjährigen Winter-Vorlesungen in dem vor nunmehr vier Jahren für ein größeres gemischtes Publikum zusammengetretenen „wissenschaftlichen Verein" in Berlin wurden am Sonnabend den 3. Januar von Herrn Prof. Jacobi, dem früher an der Königsberger Universität lehrenden und jetzt hierher versetzten Mathematiker, durch einen Vortrag über Descartes und dessen Methode, in der Wissenschaft die Wahrheit aufzufinden, eröffnet. Descartes hat eben so der Mathematik als der Philosophie neue Bahnen gebrochen. Er war der Erfinder der analytischen Geometrie und hat die wichtigsten Entdeckungen in der Physik, Optik und Astronomie gemacht, aber während er da nur fortführte, wozu die großen Mathematiker und Physiker vor ihm und seiner eigenen Zeit den Grund gelegt, und was ein bald nach ihm Gekommener (Newton) mit kühnerem Genius ausgebaut, hat er zur Philosophie, d. h. zu dem, was man die neuere Philosophie nennt, den Grund- und Eckstein selbst gelegt, insofern er das Denken zum Prinzip machte, d. h. vom Denken als solchem anfing, und mit dem bekannten Satz Cogito ergo sum (Ich denke, also bin ich) die Grundlage zu den Begriffen vom Denken und Seyn gegeben, die nachmals auf so vielerlei Wegen zur Wahrheit und zum Irrthume geführt haben. Manche haben seitdem gemeint, den Schlußstein zu dem Gebäude des Unendlichen gefunden zu haben, zu welchem Descartes den Grundstein gezeigt, aber nach dem Urtheile der Welt steht das Gebäude, obwohl die größten Geister der neueren Zeit, besonders in Deutschland, daran gearbeitet, noch unvollendet da und wird vielleicht, weil eben der Grundstein, das Denken, etwas Endliches und zugleich das Höchste ist, womit der Mensch an diesem Gebäude arbeiten kann, ewig unvollendet bleiben. Jedenfalls aber war es ein auch für ein größeres gebildetes Publikum interessantes Thema, das von dem Leben und den Lehren eines Mannes handelte, der der wahrhafte Anfänger der modernen Philosophie war. Hegel sagt in seiner Geschichte der Philosophie, nachdem er sich durch die Philosophen des Alterthums, durch die des Mittelalters, durch die Philosophie Baco's von Verulam und Jakob Böhme's hindurch gearbeitet, als er nun zu Descartes kömmt: „Hier sind wir zuhause und können, wie der Schiffer nach langer Ueberfahrt auf der ungestümen See, Land! rufen; Descartes ist einer von den Menschen, die wieder von vorn angefangen, und mit ihm hebt die Bildung, das Denken der neueren Zeit an." Aber in demselben Augenblicke, in welchem Hegel den Ruf Land! vernehmen läßt, treten ihm auch alle die Verirrungen und Phantasmagorieen vor die Seele, denen mancher Schiffer ausgesetzt ist, der das Land zwar auch wie Columbus zu erblicken glaubt, aber eine Fata Morgana vor sich hat. Insbesondere sagt er bei dieser Gelegenheit von den Deutschen, die sehr lange auf dem alten Wege der Scholastik geblieben, daß sie, je knechtischer auf der einen, um so zügelloser auf der anderen Seite seyen. „Beschränktheit und maßlose Originalität ist der Satansengel, der uns mit Fäusten schlägt." *)

Descartes hat ähnliche Schicksale wie Hegel gehabt. Sein System ist auf die verschiedenste Weise fortgesetzt und ausgebildet worden: auf der einen Seite von Spinoza, den das Cogito ergo sum zur Einheit der Substanz, und auf der anderen von Malebranche, der von demselben Prinzip zu dem Resultate geführt wurde, daß wir alle äußerliche Dinge nur in Gott erkennen. Dem Philosophen, der, eben so wie in der Mathematik, auch in der Philosophie nur von der Gewißheit seiner selbst zur Wahrheit zu gelangen strebte, ging es nicht besser wie denen, die auch mit Scheinwahrheiten sich begnügen, in Bezug auf welche Descartes selbst sagte, er getraue sich jeden unumstößlichen Satz durch zwölf plausible Gründe als unwahr zu erweisen und eben so umgekehrt jede Unwahrheit durch eine gleiche Anzahl von Gründen als wahr zu erhärten. Descartes blieb übrigens trotz seines Fundamentalgrundsatzes, daß man an Allem erst zweifeln müsse (de omnibus dubitandum est), ein guter Katholik. In den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges (1619—21) diente er als Freiwilliger unter Tilly, und als in den Winterquartieren zu Neuburg an der Donau die Lust in ihm erwachte, Philosophie zu treiben, gelobte er der Mutter Gottes eine Wallfahrt nach Loretto, wenn sie ihm sein Vorhaben, die Philosophie zu regeneriren, gelingen lasse. Und als er, beinahe am Ziele seines Strebens, mit seinem großen Werke, das das Resultat seiner Forschungen enthielt, und welches er, wie unser großer Zeitgenosse das seinige, die „Welt" (Kosmos) genannt hatte, fertig war (1633), da erhielt er die Nachricht, daß Galilei von der römischen Inquisition gezwungen worden, die Wahrheiten des Kopernikanischen Weltsystems als Irrthümer abzuschwören, und dies bewog ihn, seine eigene Welt lieber zu unterdrücken, als dem päpstlichen Stuhle zu mißfallen, obwohl er in Holland lebte, wo er das Schicksal Giordano Bruno's, Vannini's und Campanella's nicht zu fürchten hatte. Seiner Deferenz vor Rom hatte er es wahrscheinlich zu verdanken, daß seine Werke nachmals von Kardinälen beschützt wurden, während er von den Eiferern der protestantischen Universität Utrecht und insbesondere von dem gelehrten Theologen, Professor Voetius **), wegen angeblich atheistischer Lehren verketzert ward. Zwei protestantische Fürstinnen gehörten dagegen zu den eifrigsten Schülern Descartes': eine Tochter Friedrichs von der Pfalz (des Winterkönigs von Böhmen), die mit ihrer Mutter in Holland lebte und nachmals in ihrer Abtei Herforden eine Akademie für cartesianische Philosophie stiftete, und Christine, Königin von Schweden, die so begierig nach der Lehre des großen Philosophen war, daß sie einen ihrer Admirale nach Holland sandte, um ihn zu sich einzuladen. Descartes vermochte dieser schmeichelhaften Aufforderung nicht zu widerstehen: er ging nach Stockholm, wo er im darauf folgenden Winter (1650), dem strengen Klima unterliegend, im 54sten Jahre seines Alters starb. Sechzehn Jahre darauf ward von Frankreich seine Asche reklamirt und diese in der Kirche St. Geneviève (dem Pantheon) beigesetzt. „Solche Asche", so schloß der kaustische Redner seinen Vortrag, „ist freilich oft viel bequemer als die Lebendigen."

*) Vgl. die von K. L. Michelet veranstaltete Ausgabe von Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Bd. 3. S. 223.

**) Der Mann hieß eigentlich Fut, aber ins Holländisch-Lateinische übersetzt lautet sein Name Voetius.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 5. Berlin, Sonnabend den 10. Januar 1846.

Nord-Amerika.

Zur Orientirung in der Oregon-Frage. *)

1. Geschichtliches.

Die Nordwestküste Amerika's, auf der nach einander die Spanier, Russen und Engländer erschienen, hatte lange Zeit kein anderes als höchstens ein geographisches Interesse. Denn von jenen wilden Einöden, die von der übrigen Welt durch die sturmbewegten Fluthen des großen Oceans und den ewigen Schnee des Felsengebirges geschieden waren, mochte bei der früheren Gestaltung des Völkerverkehrs kaum erwartet werden, daß sie einmal in der Politik eine Rolle spielen oder für Handel und Ackerbau wichtig seyn könnten. Die einzigen Europäer, die das unbekannte Gebiet ausbeuteten, waren Pelzjäger, die aus Kanada herüberkamen, da an der Küste des atlantischen Meeres das Wild bereits anfing selten zu werden; aber auch sie, so kühn sie waren, hatten Mühe, sich durch die wilde Natur der Gegend und die Blutgier ihrer Bewohner hindurchzukämpfen. So geschah es, daß, als im Jahre 1762 Frankreich Louisiana an Spanien und 1763 Kanada an England abtrat, die westlichen Gränzen beider Länder unbestimmt gelassen wurden und keine der drei Regierungen von der Nordwestküste Notiz nahm. Die Kette des Felsengebirges, die sich vom Eismeer bis zum Meerbusen von Mexiko erstreckt und fast für unübersteigbar galt, schien für diejenigen nordamerikanischen Staaten, die vom atlantischen Meere aus zugänglich waren, eine natürliche Gränze gegen Westen zu bilden.

Duflos de Mofras, der ein ausgezeichnetes Werk über Kalifornien und das Oregon-Gebiet geschrieben hat, berichtet, daß einem gewissen Laverendrye 1731 vom Gouverneur von Kanada das ausschließliche Recht bewilligt wurde, in den Häfen des westlichen Meeres Handel zu treiben, und daß derselbe zur Benutzung dieses Privilegiums mehrere Expeditionen über das Felsengebirge schickte. Indessen scheiterten die Unternehmungen an der Unwegsamkeit des Bodens. Bei dieser Gelegenheit erwähnt der genannte Schriftsteller, daß auf den Landkarten jener Zeit Kanada bis an das stille Meer reiche, und nimmt daraus ein Argument zu Gunsten der englischen Ansprüche auf das Oregon-Gebiet. Wir können ihm hierin nicht beistimmen, denn es existiren eben so alte Karten, die den Strich bis zur Westküste Louisiana zutheilen, und überdies glauben wir, daß Zeugnisse dieser Art wenig Beweiskraft haben.

Untersuchen wir vielmehr die Grundsätze des Völkerrechts in dieser Beziehung:

„Es genügt nicht **), daß die Besetzung eines Gebietes möglich sey: man muß sie wirklich ausgeführt und dabei den Willen gezeigt haben, das besetzte Land zu seinem Eigenthum zu machen. Auch die bloße Erklärung einer Nation, sich ein Land aneignen zu wollen, kann so wenig als die päpstlichen Besitzergreifungen in partibus, oder ein Vertrag zwischen zwei Regierungen, Andere von der Benutzung oder der Einnahme eines noch herrenlosen Gebietes abhalten. Die einfache Thatsache, der Erste gewesen zu seyn, der eine Insel u. s. w. besucht hat, gilt für erfolglos, sobald man kein wirkliches Zeichen der Besitznahme zurückgelassen, und nicht mit Unrecht ist zwischen den Nationen und Rechtsgelehrten oft darüber gestritten worden, ob die Errichtung von Kreuzen, Pfählen, Inschriften u. s. w. für sich allein ein Recht auf die Beherrschung eines neuentdeckten Landes begründe.

„Hat sich nun eine Nation eines Distrikts bemächtigt, so ist ihre Herrschaft in allen bis dahin freien Theilen desselben anzuerkennen. Dieses Eigenthumsrecht erstreckt sich selbst auf diejenigen Plätze, die sie unbebaut läßt und deren Benutzung sie aller Welt gestattet. Die äußeren Gränzen des neuen Gebietes sind entweder natürliche (wie Meere, Flüsse, Gebirge, Wälder) oder künstliche (wie Mauern, Pfähle u. s. w.) . . . .

„Fehlen bestimmte Gränzen, so erstreckt sich das Eigenthumsrecht nicht über die bebauten Ländereien hinaus, oder wenigstens nur so weit, als die Besitznahme erwiesen werden kann . . . .

„Wenn also eine Nation *) ein bis dahin unbesetztes Land entdeckt und daselbst Niederlassungen irgend einer Art gründet, so darf sie jede andere zurückweisen, die sich auf demselben Gebiete festsetzen wollte. Gesetzt aber, das disponible Land sey so ausgedehnt, daß die Kolonieen weit von einander entfernt sind und die einer zweiten Nation denen der ersten keinen wirklichen Schaden zufügen könnten, so ist kein gültiger Grund vorhanden, die Errichtung der ersteren nicht zu gestatten."

Wenn diese Grundsätze wahr sind, so ist die Hauptfrage: welche Nation hat zuerst von dem bestrittenen Gebiete Besitz genommen und, sollten hierfür bestimmte Thatsachen nicht aufzufinden seyn, was haben diplomatische Unterhandlungen in Beziehung auf das Gebiet festgestellt?

Seit durch die letzte Reise des Capitain Cook bekannt wurde, wie sehr hoch die Chinesen amerikanisches Pelzwerk bezahlen, kamen zahlreiche Schiffe von allen Nationen nach der Nordwestküste Amerika's, die bis dahin so einsam und gefürchtet gewesen war. Ihre Unternehmungen erstreckten sich von Kalifornien bis zu den höchsten nördlichen Breitegraden. Sie näherten sich nämlich von Zeit zu Zeit der Küste, hielten an und erwarteten da die Eingebornen, die auf Kähnen ihre Thierfelle herbeibrachten. Nachdem sie die gute Jahreszeit auf diese Weise verwendet hatten, steuerten sie nach den Sandwichs-Inseln und überwinterten in irgend einem Hafen, wo sie Lebensmittel vorfanden. Im folgenden Frühjahr begannen sie die gefährliche Fahrt von neuem, fingen wieder mit Kalifornien an und gingen immer weiter hinauf nach Norden. Hatten sie eine hinlängliche Ladung von Pelzwerk, so gingen sie nach China, tauschten dafür Thee, Nanking u. s. w. ein und kehrten nach einer Abwesenheit von zwei bis drei Jahren wieder nach Hause zurück. — Der Hafen von Nutka (39° 35′ nördl. Br. auf der Insel Quadra), der 1774 von dem Spanier Perez entdeckt, und vier Jahre später vom Capitain Cook besucht wurde, war der Hauptsammelplatz der mit diesem Handel beschäftigten Schiffe. Der übrige Theil der Küste auf der Insel Quadra ist sehr zerrissen, zeigt hohe und steile Vorgebirge, und an vielen Stellen reichen die dichten Fichtenwälder, die von Pelzwild bevölkert sind, bis ans Meer. Die Einwohner sind groß, stark und verhältnißmäßig gebaut. Sie haben ein volles, ziemlich breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, kleine, schwarze Augen, eine breite Nase, dicke Lippen und weiße Zähne, zeigen aber eine empörende Unreinlichkeit und bestreichen ihren Körper zu ihrem Schmuck mit rothem Ocker und Wallfischthran. Sie leben vom Fischfang, der an jenen Küsten sehr ergiebig ist.

So war das Land beschaffen, das die drei Mächte, die noch heute die Nordwestküste mit einander theilen, gemeinschaftlich begehrten. Nach einem Plane Peter's des Großen hatten russische Offiziere, die von Kamtschatka aus zur See gegangen waren, die Nordküste Amerika's rekognoszirt. Sie gründeten 1783 eine Fischer-Niederlassung auf der Insel Kodiak und rüsteten sich bereits zu einer Expedition nach Nutka, als der spanische Hof davon benachrichtigt wurde und den Entschluß faßte, ihnen zuvorzukommen. Er hatte zwar bis dahin noch keinen sonderlichen Gewinn aus seinen presidios in Kalifornien gezogen; aber es beunruhigte ihn, einen so großen Zufluß von fremden Schiffen auf einer Küste zu sehen, die er bisher gewohnt war, als sein ausschließliches Besitzthum zu betrachten. Die nördlichste spanische Niederlassung war damals, wie heute, San Francisco (37° 40′ n. Br.), das im Jahre 1776 gegründet wurde, und die Spanier fühlten die Nothwendigkeit, einen nördlicheren Punkt wirklich zu besetzen, um den Ansprüchen Schutz zu verleihen, die sie durch die Entdeckungen ihrer Seeleute erhalten zu haben behaupteten.

Im Mai 1789 legte der spanische Schiffscapitain Martinez wirklich im Hafen Nutka vor Anker. Er fand daselbst zwei amerikanische Schiffe, welche die Reise um die Welt machen sollten, ein portugiesisches und ein englisches Schiff, das des Pelzhandels wegen von Macao gekommen war. Martinez bemächtigte sich der beiden letzteren und errichtete auf den kleinen Inseln, die den Hafen schließen, eine Batterie. Zwei Monate später erschien in dem Hafen Nutka ein englisches Schiff, der Argonaut, befehligt vom Capitain

*) Ist es auch nicht wahrscheinlich, daß es wegen des Oregongebietes zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten zu einem wirklichen Ausbruche des Krieges kommen werde, weil erstlich beide Theile verwundbare Seiten haben, die durch einen Seekrieg, der zunächst den Handel und die Fabrication träfe, sehr bedroht werden würden, und weil zweitens auch beide Staaten die ungeheuren Kosten eines solchen Krieges scheuen, so erscheint doch keineswegs, wie Manche glauben, die Gefahr eines Krieges durch die jüngst in Europa eingegangene Kongreß-Eröffnungsrede des Präsidenten Polk völlig abgewandt. Wenn das, was der Präsident gesagt, wie einige Zeitungen behaupten, feindlicher Natur ist, so möchten wir diese wohl fragen, ob sie etwa erwarteten, Herr Polk werde in seiner Rede den Herzog von Wellington oder den Grafen von Aberdeen zum Spiel der Waffen direkt herauszufordern? Es ist doch wohl bedrohlich genug, wenn die Vereinigten Staaten durch den Mund ihres Präsidenten feierlich erklären, ein unumstößliches Recht auf ein Gebiet zu haben, das die ersten Minister Englands in beiden Parlamentshäusern als britisches Eigenthum erklärt hatten, welches man nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand werde zu vertheidigen wissen? Oder glauben sie, England werde es nun ganz einfach bei der Rückäußerung des Präsidenten bewenden lassen, daß kein europäischer Staat sich hinfüro um amerikanische Kontinental-Angelegenheiten zu kümmern habe? In der Zukunft dürfte dies allerdings einer Wahrheit werden, aber für jetzt besitzt England noch die beiden Kanada's und einiges andere Gebiet, das größer als sein europäisches ist, auf dem amerikanischen Kontinent, und um sich dies nicht unter den Händen entschlüpfen zu lassen, möchte es wohl vorläufig gegen seinen heroischen „Amerikanismus" noch protestiren.

**) Martens, Abriß des Völkerrechts.

*) Pinheiro-Ferreira, Anmerkung zu Martens.

Collnet. Derselbe benachrichtigte den spanischen Kommandanten, daß seine Regierung ihm befohlen habe, eine Faktorei in Nutka zu gründen, daselbst Wohnungen für Kolonisten vorzubereiten, die sich bald in London einschiffen würden, und endlich jede andere Nation zu verhindern, an dem Pelzhandel Theil zu nehmen. Martinez machte vergebens darauf aufmerksam, daß die Spanier sich bereits im Besitze des Hafens befänden; der englische Offizier bestand darauf, die Befehle seiner Regierung auszuführen. Als Martinez aber sah, daß der eigensinnige Engländer nicht eines Besseren zu überzeugen sey, ließ er ihn während einer Unterredung gefangen nehmen, und schickte ihn nach Mexiko. Auf gleiche Weise verfuhr er mit zwei anderen Schiffen, die einige Zeit später ankamen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Schluß.)

In Hinsicht auf die bürgerliche Gesellschaft überhaupt ist die Oeffentlichkeit das einzige Mittel, um das Vertrauen des Volkes auf seine Richter fest zu begründen, folglich das einzige Mittel, um einen der leitenden Grundsätze des Strafverfahrens in Anwendung zu bringen. Doch hören wir Mittermaier's eigene Worte. „Das Recht eines Volkes", sagt er, „muß in dem innersten Wesen desselben, in seinem Bewußtseyn und seiner Auffassung des Vernünftigen wurzeln. Das Gesetz erscheint als der Ausdruck dieses Bewußtseyns, mag das Recht entweder aus den Gewohnheiten sich entwickelt haben und durch Schöffen angewendet und fortgebildet oder der Ausfluß des Willens eines Gesetzgebers seyn, welcher den Volksbedürfnissen und Ansichten gemäß das Recht auffaßt und ihnen sich anschließend das Gesetz erläßt. Die Rechtsprechung, als die Anwendung des Gesetzes, ist gleichsam die Rechnungsprobe über den Werth des Gesetzes und des Geistes desselben. Erst dadurch erhält das Gesetz Leben und Fortbildung. Bei jedem einfachen, natürlich die Verhältnisse auffassenden Volke, eben so wie bei dem auf sehr hoher Stufe der Bildung stehenden, ist daher die Rechtsprechung öffentlich, indem die Anwendung der Gesetze auf einzelne Fälle dadurch verkündet wird und das Recht seine Bedeutung erhält. Die Staatsregierung muß wünschen, daß sich bei den Bürgern, welche nach den Gesetzen leben und sie achten sollen, das Bewußtseyn ausspreche, daß das Gesetz weise ist und in seiner Anwendung als solches sich bewähre, daß insbesondere das Strafgesetz so weise abgefaßt sey, daß kein Unschuldiger als Opfer desselben falle und kein Schuldiger seiner Strafe entgehe, daß jeder aber auch nur von der *gerechten* Strafe betroffen werde. Hierzu aber gehört, daß das Volk nicht blos erfahre, daß ein Angeschuldigter verurtheilt ist, sondern auch, daß es erfahre, auf welche Thatsachen und Beweise die Verurtheilung erfolgte, ob die Verhandlung die Bürgschaft der höchsten Sorgfalt in der Ausmittelung der Wahrheit und einer Thätigkeit liefert, bei welcher dem Angeschuldigten die ausgedehnteste Vertheidigung möglich gemacht wurde. Am bedeutendsten wird dies bei der Strafjustiz, bei welcher das öffentliche Interesse eben so das Strafrecht, als die ämtliche Thätigkeit zur Verfolgung verübter Verbrechen begründet .... Es gehört zu den sonderbaren Erscheinungen, daß ein Volk, welches ein verübtes Verbrechen erfährt, das in allgemeinen Schrecken und Beunruhigung versetzt, nichts weiter mehr davon erfahren darf, als daß nach monate- oder jahrelanger geheimer Verhandlung ein Mitbürger wegen dieser That von dem Gerichte zu einer hohen Strafe verurtheilt worden ist, und daß man, wenn ein Todesurtheil erfolgte, dem Volke noch gnädig gestattet, bei der Hinrichtung gegenwärtig zu seyn. Was in der Mitte von der Verübung der That an, bis zur Verkündung des Urtheils, bei Gericht vorging, was angewendet wurde, um dies Urtheil herbeizuführen, soll in tiefes Geheimniß für die Bürger gehüllt seyn. Wer mag, wenn er auch nur einigermaßen das Leben kennt, glauben, daß unter solchen Umständen jenes volle Vertrauen zur Gerechtigkeit des gefällten Urtheils begründet seyn kann? Das Gerechtigkeitsprinzip fordert die Einrichtung, daß da, wo jeder Einzelne an dem Verbrechen und an der gerechten Bestrafung das lebhafteste Interesse hat, auch das gefällte Urtheil als ein gerechtes erscheine und insbesondere die erkannte Strafe als gerecht sich verkündige. Dies kann aber nur durch die Oeffentlichkeit, die diesem allgemeinen Interesse entspricht, bewirkt, nicht aber blos durch die öffentliche Bekanntmachung des Strafurtheils, sondern durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen selbst erreicht werden, so daß die Bürger Theil nehmen und sich von der Art der Anklage, von den Mitteln, welche man angewendet hat, um das verborgene Verbrechen zu entdecken, von der Gestattung der ausgedehntesten Vertheidigung überzeugen können, damit daran die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit des Urtheils sich knüpft .... Daß dadurch, wie überhaupt das Vertrauen durch die Oeffentlichkeit in politischen Verhältnissen erhöht wird, auch die Wirksamkeit der Strafgesetze wesentlich verstärkt wird, wenn die allgemeine Ueberzeugung von dem Ernste und dem Nachdrucke der Strafjustiz sich mit dem Vertrauen verbindet, daß nur gerechte Strafen erkannt werden, ergiebt sich leicht."

Die Verhandlung selbst erfährt eine dreifache heilsame Wirkung der Oeffentlichkeit; in Beziehung auf die Zeugen, die Richter und den Angeschuldigten.

Die Anzahl der Zeugen wird nämlich nicht selten durch diese Form vermehrt, wenn es auf das Wiedererkennen einer Person oder auf die Beweise gewisser Indizien oder anderer Thatsachen ankommt, die für die Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit wichtig werden, und wenn Personen, die sich unter den Zuhörern befinden, erfahren, daß es an Zeugen über den Umstand fehlt, und sich melden, weil sie über die Thatsache aussagen können. Nach der Behauptung englischer Praktiker wirkt schon die Oeffentlichkeit der Voruntersuchung wohlthätig, um neue Zeugen zu entdecken. Aber auch die Wahrheitsliebe der Zeugen wird durch die Oeffentlichkeit verstärkt. Zwar behaupten die Gegner, daß der Anblick der versammelten Menge den Zeugen einschüchtere, furchtsam mache und zur Zurückhaltung der Wahrheit veranlasse; aber die Erfahrung lehrt, daß, sobald die erste Befangenheit vorüber ist, mit den Fragen des Präsidenten und der Staatsbehörde den Zeugen die Fassung wiederkehrt, und daß gerade die Feierlichkeit der Verhandlung und das Bewußtseyn, vor den Augen und unter der Aufsicht der Mitbürger aufzutreten, die Stimme der Pflicht verstärkt und zur rücksichtslosen Ablegung einer wahren Aussage anspornt. *)

Der Einfluß des zuhörenden Publikums auf die Richter ist nicht als eine Beaufsichtigung ihrer Kenntnisse, Urtheilskraft und Unparteilichkeit aufzufassen, so tief stehen die Richter-Kollegien geordneter Staaten nicht; wohl aber gewährt die Oeffentlichkeit nach psychologischen Gesetzen einen neuen Antrieb zu gewissenhafterer Pflichterfüllung für die Richter, für die Beamten der Staatsbehörde und für die Vertheidiger; sie giebt den Verhandlungen eine höhere Würde, die wieder wohlthätigen Einfluß hat. Um die Achtung der Mitbürger nicht zu verlieren, bekämpft der Richter die Bequemlichkeitsliebe, die in Kollegien so leicht sich einstellt und geduldet wird, weil der Eine die Schwächen des Anderen erträgt, beherrscht er die Leidenschaftlichkeit, die durch das Benehmen des Angeschuldigten oder der Zeugen so leicht in Flammen gesetzt werden kann. Die Folge solch würdigen und anständigen Benehmens ist ein wohlthätiger Eindruck bei dem Publikum und ein erhöhtes Vertrauen zur Justiz.

Der Angeschuldigte endlich findet, wenn er unschuldig ist, eine große Beruhigung darin, daß er sich unmittelbar vor seinen Richtern und seinen Mitbürgern, über die That, deren er beschuldigt wird, selbst oder durch seinen Vertheidiger rechtfertigen, durch die wahre Darstellung der Umstände, die ihn verdächtig machten, den Verdacht zerstören oder durch die Nachweisung der Verhältnisse, unter denen er handelte, seine That rechtfertigen kann. Der Losgesprochene weiß, daß nicht blos die Lossprechung, sondern die bei seinen Mitbürgern begründete Ueberzeugung, daß die Lossprechung eine wohlbegründete und gesetzmäßige war, wirklichen Werth für ihn hat und ihn völlig reinigt, da dem Unschuldigen daran liegen muß, daß er nicht in die Klasse derjenigen geworfen werde, welche nur freigesprochen werden mußten, weil es an den nöthigen Beweisen fehlte, während viele Verdachtsgründe unwiderlegt auf ihm ruhten. **)

Es bleibt noch übrig, die Wirkung der öffentlichen Schlußverhandlung auf das zuhörende Publikum darzuthun und einige damit zusammenhängende Fragen zu beantworten. Wir sagen der Schlußverhandlung, denn die Oeffentlichkeit der Voruntersuchung, so daß jede darin vorgenommene prozessualische Handlung in Gegenwart des Publikums geschehen müßte, dürfte eben so sehr im Interesse der Gerechtigkeit als in dem der Angeschuldigten bedenklich seyn, da sie die Verfolgung der Spuren eines Verbrechers und die Entdeckung der Mitschuldigen erschweren, die Abhaltung augenblicklich nothwendiger Verhöre verzögern und zahllose eben so nichtige als verwirrende Gerüchte verbreiten würde. Für das Publikum also soll die Voruntersuchung geheim bleiben, aber auf den Angeschuldigten muß das Geheimniß nicht ausgedehnt werden, und das englische Verfahren, nach welchem der Angeschuldigte sogleich von jeder Anschuldigung in Kenntniß gesetzt und jeder Zeuge in seiner Gegenwart so vernommen wird, daß der Angeschuldigte Fragen an ihn stellen kann, ist dem französischen Verfahren unbedingt vorzuziehen.

Man hat gesagt, es sey unzweckmäßig, selbst für die Wohlfahrt des Staates gefahrdringend, wenn man den Klassen des Volkes, deren gewöhnliche Nahrungsbeschäftigungen andere sind, als die Leitung des gemeinen Wesens, einen Antheil an der Besorgung des gemeinen Wesens, auch nur durch die Gestattung des Zutritts zu den öffentlichen Verhandlungen einräume, da der unwissende Theil des Volkes über die Handlungen und Absichten der Richter irregeführt, aufgeregt und von den Agitatoren zu beliebigen Zwecken benützt werden könne; derjenige aber, welcher die Bedeutung der Repräsentativ-Verfassung kennt, welcher weiß, wie die Regierung durch dieselbe an Macht und Vertrauen gewinnt und keine Gefahr für die bürgerliche Ordnung leidet, kann diesen Ansichten schwerlich beistimmen. Eben weil die Regierung ein Interesse hat, jeder Verdächtigung entgegenzuwirken und die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit der Urtheile in Strafsachen zu begründen, solches aber durch die Theilnahme des Volkes an den Verhandlungen am besten erreicht wird, ist die Oeffentlichkeit der Strafjustiz nothwendig.

Man hat gesagt, daß das in den Verhandlungen gegenwärtige Publikum in der Regel aus Müßiggängern und neugierigen Personen bestehe, also nicht aus Interesse an der Gerechtigkeit die Sitzungen besuche und mithin auch nicht geeignet sey, zur Erreichung der beabsichtigten Vortheile der Oeffentlichkeit beizutragen. Aber zugegeben, daß, namentlich in großen Städten, ein nicht geringer Theil des Publikums eben nicht durch edle Beweggründe in den Sitzungssaal geführt worden sey, so ist erstlich derjenige Theil, welcher der guten Sache wegen gekommen ist, mehr werth als der andere und rechtfertigt

*) „Toullier, droit civil, vol. IX. p. 488 führt die Erfahrungen der Assisenhöfe an und bemerkt: La présence du public, qui observe le témoin et le juge, lui impose et lui fait sentir la nécessité de dire la vérité toute entière, celle des magistrats lui donne la force de la confesser et le courage de la soutenir."

**) „L'innocent ne sera jamais pleinement absous si le coupable peut trop justement; il y a toujours quelque chose à redire, si leur procès n'a été vu et fait en public." Ayrault: Ordre, formalité et instruction judiciaire, p. 530.

schon allein die Oeffentlichkeit der Sitzung, aber auch selbst mancher von den Müßiggängern und Neugierigen wird gute Früchte aus der Verhandlung ziehen, deren Bedeutung ihn ergriffen hat.

„Nein, schlechte!“ sagen die Gegner; „die Oeffentlichkeit ist die Schule der Immoralität; ohne sie würde das Volk die Thatsachen der bei Gericht verhandelten Verbrechen nicht kennen gelernt haben.“ Auf ein Wort, meine Herren! Was ist unmoralisch, was erzeugt Immoralität, die Wahrheit oder die Lüge? Wissen Sie nicht, daß in allen Ländern, in welchen noch geheimes Verfahren herrscht, bedeutende Kriminalfälle allgemein bekannt werden und, in allen Einzelheiten ausgeschmückt, den willkommenen Stoff für die Unterhaltung der vornehmen Zirkel eben sowohl als der niederen Volksklassen bilden? Lassen Sie aber den Schwachen, der zwischen Gut und Böse schwankt, lassen Sie den Leichtsinnigen, lassen Sie den Bewunderer romantischer Genialität, lassen Sie den Verschmitzten, lassen Sie selbst den angehenden Bösewicht in den Sitzungssaal eintreten, lassen Sie ihn sehen, wie der Angeschuldigte vergebens sich windet, wie die verborgensten Thatsachen, die stumm geglaubten Zeugen des Verbrechens, ihren Mund aufthun und ihm zum Ankläger werden, wie er zusammensinkt unter der Last der Beweise, wie die Gerechtigkeit mit furchtbarem Ernste unter der ehrfurchtsvoll schweigenden Menge ihr Verdammungsurtheil ausspricht: und dann halten Sie die Macht der nackten Wahrheit und der durch das bunte Lügenkleid des Gerüchtes verschönerten Erzählung gegen einander, dann versuchen Sie, ob es Ihnen jetzt noch möglich seyn wird, zu sagen: die Oeffentlichkeit ist die Schule der Immoralität.

Wir können es uns nicht versagen, noch eine Seite aus Mittermaier's Buche hierher zu setzen. „Das Zeugniß des erfahrenen General-Advokaten de Vaulx“, sagt Mittermaier, „ist gewichtig, wenn er in Abrede stellt, daß die Oeffentlichkeit des Verfahrens zur Entwickelung der Ansteckung in der moralischen Welt beigetragen hat und die Verbrecher erst aus den Verhandlungen Motive zur Verübung der Verbrechen schöpften. Man hat in neuerer Zeit sich auf die oft in Frankreich vorgekommenen Straffälle von Giftmorden und darauf berufen, daß gewiß Manche, welche das Verbrechen verübten, durch die Theilnahme an Verhandlungen über einen solchen Straffall zu dem verbrecherischen Gedanken gebracht, mit den Mitteln der Vergiftung bekannt gemacht und dadurch in ihrem Entschlusse zum Verbrechen bestärkt wurden, weil sie erfahren, daß die Entdeckung des Giftes so schwierig sey; allein wenn auch zugegeben werden muß, daß in seltenen Fällen die Kenntniß verübter Verbrechen ansteckend auf Andere wirkt und sie zur Nachahmung reizt, so bleiben die Gegner der Oeffentlichkeit, welche sich auf solche Erscheinungen berufen, den Beweis schuldig, daß diese Personen nicht auch durch die Erzählung von solchen Verbrechen oder vorzüglich durch den Anblick von Hinrichtungen wegen derselben zu dem verbrecherischen Entschlusse gebracht worden wären; auf jeden Fall aber sind solche Beispiele höchst selten und entweder die Folgen krankhafter Zustände, oder sie stehen im Zusammenhange mit Entschlüssen, die lange schon in dem verbrecherischen Gemüthe wurzelten und nur eine geringe Veranlassung bedurften, um sie zum Ausbruche zu bringen. Alle erfahrene Praktiker der Länder, in denen öffentliches Verfahren besteht, bestreiten es, daß dadurch Verbrechen vermehrt werden. Möchten die Staaten, die sich ihres geheimen Prozesses rühmen, ihr kriminalistisches Budget mit den Verbrechen-Tabellen der Länder vergleichen, in welchen Oeffentlichkeit gilt, und sie dürften bald Ursache finden, erröthend zu gestehen, daß bei ihnen die steigende Zahl schwerer Verbrechen nicht günstig für den deutschen Prozeß spricht.“ (Folgen die Belege.)

Also, um das Ganze noch einmal zusammenzufassen, die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen schadet weder der Ruhe des Staates noch der Sittlichkeit, dagegen befördert sie das Vertrauen zur Rechtspflege und dient mithin einem der Hauptzwecke der Strafgesetzgebung, dem vorbeugenden, sie vermehrt die Anzahl und die Wahrheitsliebe der Zeugen, sie übt einen heilsamen Einfluß auf das Benehmen der Richter, sie allein gewährt den unschuldig Angeklagten vollkommene Genugthuung, sie wirkt tief ergreifend auf das Gemüth der Zuhörer — welche vernünftige Gründe bleiben noch übrig, um ihre Verweigerung zu rechtfertigen?

Obgleich wir oder gerade weil wir uns entschieden für die Oeffentlichkeit erklärten, müssen wir auch der Beschränkungen gedenken, welche sich als zweckmäßig erweisen können. Es gehört dahin der Vorschlag, die Oeffentlichkeit von dem Willen des Angeklagten abhängig zu machen, oder sie nur in schweren Straffällen eintreten zu lassen, und der in Frankreich, Hessen und Baden anerkannte Gebrauch, die Oeffentlichkeit aufzugeben, wenn Aergerniß oder Verletzung der sittlichen Schicklichkeit entstehen könnte, oder wenn Gefährdung des Staates oder der öffentlichen Sicherheit zu besorgen ist. Am allgemeinsten ist man darüber einverstanden, daß die Beschränkung eintreten kann, wenn die sittliche Schicklichkeit gefährdet scheint, obgleich man die Gefahren der Oeffentlichkeit bei öffentlicher Verhandlung fleischlicher Vergehen oft übertreibt. Bedenklicher ist die Beschränkung, wenn wegen Gefährdung der Ordnung oder Sicherheit die Oeffentlichkeit ausgeschlossen wird; denn eben bei den Verbrechen, welche in diese Kategorie gehören, wird es doppelt nothwendig, das Vertrauen des Publikums zur Gerechtigkeit der Strafurtheile zu begründen, so daß diese Rücksicht, verbunden mit der, daß bei solchen Verbrechen das öffentliche Interesse am meisten angeregt wird, dringender ist als die Beseitigung erträumter Gefahren. Mittermaier erinnert an die Landauer Assise gegen Wirth u. A. und bemerkt, daß, ungeachtet der damals vorgetragenen, sehr gefährlichen Theorieen, doch Niemand glaubt, daß jene Assise eine nachtheilige Wirkung gehabt habe. Die Beschränkung der Oeffentlichkeit auf schwere Straffälle ist deshalb nicht zu billigen, weil dadurch in der Mehrzahl der Fälle ein Verfahren ausgeschlossen ist, das, wie wir oben nachgewiesen haben, entschiedene Vortheile für die Strafjustiz hat. Auf den Antrag des Angeschuldigten bei gewissen Straffällen das Eintreten des öffentlichen Verfahrens auszuschließen, wie die badische Prozeßordnung gestattet *), ist deshalb nicht zu billigen, weil die Oeffentlichkeit zwar auch im Interesse des Angeklagten, zunächst aber im Interesse des Gemeinbesten da ist und überdies dem Unschuldigen nur erwünscht seyn kann, der Schuldige aber muß eben die natürlichen Folgen seines Verbrechens tragen, an denen Standes- und Rangverhältnisse des Angeklagten dem öffentlichen Interesse gegenüber nichts ändern dürften.

In Beziehung auf die Zusammensetzung des zuhörenden Publikums erscheint für die Verhandlungen im Allgemeinen am wünschenswerthesten eine Versammlung erwachsener Männer aus denjenigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die über der äußersten Unwissenheit und der äußersten Dürftigkeit stehen. Ueber die Zulassung der Frauen sind Mittermaier und Eherbuliez im Widerspruch, und zwar stimmt merkwürdiger Weise der deutsche Rechtsgelehrte dafür, der französische dagegen. Weil Mittermaier sagt: „es ist gegründet, daß auf die Theilnahme einer großen Anzahl von Frauen in öffentlichen Gerichtssitzungen nach den deutschen Ansichten nicht zu rechnen ist“, entgegnet Eherbuliez: da ein männliches Publikum der oben angegebenen Art das beste sey, lasse sich nicht absehen, was durch die Zulassung der Frauen gewonnen werde, und da die gesetzten deutschen Hausfrauen doch daheim bleiben würden, könnten die wenigen Löwinnen sich die heftigen Aufregungen, deren sie bedürften, anderwärts verschaffen, ohne den Ernst der gerichtlichen Verhandlung zu stören. Es liegt beiden Ansichten etwas Wahres zu Grunde. Eherbuliez hebt mit Recht hervor, daß ein Kriminalprozeß stets aufregend, oft häßlich, zuweilen sogar scheußlich ist und den Zuhörern in unverhüllten Ausdrücken die prosaischste und gemeinste Seite des menschlichen Lebens vorführte, ein Anblick, der eben so wenig jungen Leuten als Frauen zu empfehlen sey; während Mittermaier, abgesehen von den Fällen, wo eine angeschuldigte Frau mit Recht die Zulassung einer Anzahl Frauen fordern darf, auf das allgemeine öffentliche Interesse der bürgerlichen Gesellschaft an der Bestrafung von Verbrechen hinweist und daraus den Schluß ableitet, daß Frauen, als zu dieser Gesellschaft gehörig, ebenfalls die Erlaubniß haben müssen, ihr Interesse an den Tag legen zu können. Eine Verletzung des Ernstes der gerichtlichen Verhandlung sey nur dann zu besorgen, wenn, wie es mißbräuchlich in Frankreich zu geschehen pflegt, elegant gekleidete Frauen auf vorbehaltenen Plätzen ihren Putz entfalten und nur ihre Neugierde befriedigen. Bei aller Achtung vor den Gründen des Herrn Eherbuliez, und obgleich wir selbst bei vielen Verhandlungen die Gegenwart der Frauen nicht eben loben würden, glauben wir doch, daß die Untersagung des Besuches vielmehr dem Haupte der Familie anheimgestellt bleiben müsse, und neigen uns zu der Ansicht Mittermaier's, daß eine gesetzliche Ausschließung der Frauen schwerlich zu billigen sey. **)

*) Badische Strafprozeßordnung §. 226. „Sachen, für welche das Bezirksstrafgericht zuständig ist, oder die nur wegen des betreten Geisteszustandes des Angeschuldigten vor das Hofgericht gehören, sind in geheimer Sitzung zu verhandeln, wenn der Angeschuldigte darauf anträgt und das Gericht die Gründe dieses Antrages erheblich findet.“

**) Ein dritter (und Schluß-) Artikel folgt nächstens.

England.

Aus dem Leben des Generals Sir Charles James Napier, des Eroberers von Scind.

(Schluß.)

„Im Jahre 1837 wurde er General-Major, und Lord Hill gab ihm das Kommando der nördlichen Distrikte Englands auf die Empfehlung des Lords Fitz-Roy Somerset. Seine Geschicklichkeit, seine unerschütterliche Integrität und seine militairische Geradheit erwarben ihm den Beifall der Regierung und der Magistrate. In jener stürmischen Zeit verhehlte er seine Ansichten nicht, er sprach sie kräftig an passenden Orten und Tagen öffentlich aus, und das Publikum ließ ihm immer Gerechtigkeit widerfahren, selbst wenn er gezwungen war, gegen dasselbe mit den Waffen einzuschreiten. Im Ministerium der Whigs war der Kriegs-Secretair Macaulay ungerecht gegen ihn, aber der Minister des Innern, Lord John Russell, erkannte seine Verdienste an***), und im Herbste 1841 übertrug ihm Lord Hill ein Kommando in Indien. Dort entdeckte er sehr bald die Fehler der Verwaltung Lord Auckland's, und er beschrieb sie kräftig in seinen Briefen. Zum Heile Indiens kam aber gerade in diesem Augenblicke Lord Ellenborough als General-Gouverneur dorthin, und er beugte den Nepotismus der Direktoren, unterdrückte das Geschlecht der Jobbers, führte die Herausgeber der Zeitungen vom Stande einer herrschenden Klasse zum Stande einer berichtenden zurück und erhob den Geist der Armee, welche unter Beschimpfung und Beraubung durch habsüchtige Civilisten herabgedrückt und durch eine gedungene Presse verleumdet war. Diesem Gouverneur legte Napier einen Operationplan vor, die Unglücksfälle in Afghanistan wieder gut zu machen; der Plan war ausführlich und schloß mit folgender

***) Lord John Russell ist überall zu finden, wo Gerechtigkeit, Freiheit und Menschenrecht ihn rufen. Dieser wahrhaft edle Lord füllt sein Blatt in den Annalen Englands mit goldenen Buchstaben aus, denn ihm gehört, neben Ehren, der Ruhm der Reformbill, der wahrscheinlichen Abschaffung der KornGesetze und sehr vieler anderen Meilsteinen zu Gunsten der Freiheit. Von einem der edelsten Fürstengeschlechter abstammend, hat sein Wort für das Volk und die Völker einen größeren Zauber, als das Brougham's oder anderer großen Redner, denen man von demokratischer Seite sagt, sie sprächen für den Pöbel, aus dem sie hervorgegangen. Der Eindruck seiner Rede muß um so mehr auf gediegene Grundsätze und Klarheit der Gedanken zurückgeführt werden, als er nicht vom Vorzug imponierender Persönlichkeit begünstigt wird. Russell ist sehr klein und von schwächlicher Constitution.

Bremen. Die Gesellschaft „Neue Heimath" hat mit dem Amt Bremen einen Vertrag abgeschlossen, wonach sie sich verpflichtet, 1000 Familien, welche sich in Bremen einschiffen, nach Texas zu befördern. Die Gesellschaft hat bereits

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 6. Berlin, Dienstag den 13. Januar 1846.

Schweiz.

Schweizer Auswanderungen.

Brasilien und die Auswanderung dahin.

Ein kürzlich in der Schweiz erschienenes Büchlein über Auswanderungen verdient auch in Deutschland denjenigen, die sich mit dem Gegenstande beschäftigen, näher bekannt zu seyn. Im Jahre 1840 hatten sich nämlich in Lausanne und Genf zwei Schutzaufsichts-Comités für die Auswanderungen gebildet. Diese suchten zunächst in der Schweiz so wie in allen bekannteren Hafenorten genaue Erkundigungen über den Umfang und die Richtungen der schweizer Auswanderung einzuziehen, deren Resultate sie der „Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft" vorlegten, welche letztere im September 1844 eine Auswanderungs-Kommission niedersetzte, die sie zur Veröffentlichung der eingegangenen Berichte ermächtigte. Die aus fünf Mitgliedern bestehende Kommission hat sich mit Allem zu beschäftigen, was dazu beitragen kann, die Auswanderung zu **vermindern** *), sie zu veredeln und eintretenden Falls sie für die Auswanderer selbst auf fürsorgende und menschenfreundliche Weise zu organisiren. Sie sucht die Auswanderungslustigen durch geeignete Publicationen zu belehren, was zunächst durch Mittheilung der von den verschiedenen im Auslande angestellten schweizer Konsuln eingegangenen Notizen geschehen ist. Diese Notizen und das Cirkular, das ihnen zum Grunde gelegen, bilden zum Theil den Inhalt der oben erwähnten kleinen Schrift. **) Es waren nämlich Antworten eingegangen von den schweizer Konsular-Agenten in Neapel, in Rußland (St. Petersburg und Odessa; beide Konsuln rathen von allen Auswanderungen nach Rußland auf das dringendste ab), Belgien, Algier, den Vereinigten Staaten (Newyork, Philadelphia, Madison, Alexandria im Distrikte Columbien und Neu-Orleans), Mexiko und Brasilien (Rio-Janeiro, Bahia). Diese Antworten sind mit einigen Anmerkungen der Kommission versehen und bilden in der That eine ziemlich vollständige Uebersicht aller bisherigen schweizer Colonisationsversuche. Aehnliche Berichte der Konsular-Agenten sollte man sich auch in anderen Ländern zu verschaffen suchen, die für das Wohl ihrer Auswanderer besorgt sind, und da es in dieser Beziehung von Interesse seyn möchte, die Fragen zu kennen, die die „Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft" gestellt hat, so theilen wir sie hier vollständig mit. Sie wurden sämmtlichen Konsular-Agenten im J. 1840 übersandt und lauteten folgendermaßen:

1. Wie hoch beläuft sich seit einem halben Jahrhundert der annähernde Anschlag der schweizerischen Auswanderungen in das Land, welches Sie bewohnen, der Zahl nach?

   Unterscheiden Sie zwischen Auswanderung Einzelner und solcher gemeinsam durch Familien?
2. Welches Handwerk wurde und wird am allgemeinsten von den schweizerischen Auswanderern betrieben?
3. Sind die Familien in großer Zahl angelangt? Wie waren sie aus Männern, Weibern und Kindern zusammengesetzt? Wie bestehen sie gegenwärtig? Haben sie sich vermehrt oder vermindert? Aus welchen Kantonen kamen diese Auswanderer? Aus der deutschen oder französischen Schweiz?
4. Bewohnen die schweizerischen Auswanderer die Städte oder das offene Land? Geben sie den Dörfern und Handels-Unternehmungen oder rein landwirthschaftlichen Beschäftigungen den Vorzug? Bestreben sie sich, ihre Nationalität beizubehalten oder sich mit der Nation zu verschmelzen?
5. Haben diese Auswanderungen in dem Lande guten Fortgang? Sind sie glücklich oder unglücklich? Im Fortschritt oder im Verfall begriffen?
6. Begünstigen die Gesetze des Landes die Auswanderung? Werden die Auswanderer ermuthigt, kalt oder schlecht aufgenommen?
7. Was für Verbindlichkeiten oder Garantieen fordert die Regierung von den Auswanderern bei ihrer Ankunft?
8. Wie lassen sich die Auswanderer in dem Lande nieder? Welchen Gewinn können die aus schwachen Hülfsmitteln ziehen, welche Geld mitbringen? Welche Verwendung finden sie für ein beträchtlicheres Kapital?

   Was wird aus denjenigen, welche ohne Existenzmittel sind?
9. Wie wird Grundeigenthum erworben? Müssen die Auswanderer einzeln oder gesellschaftsweise vom Staate kaufen?

   Beschaffenheit der Verkäufe und Abtretungen; Preis der unbebauten oder bebauten Ländereien.
10. Welche Zweige des Landbaues sind die einträglichsten und am allgemeinsten von den Kolonisten ausgebeutet?
11. Sichert Freiheit des Gottesdienstes den Auswanderern die freie Ausübung ihrer Religion zu?
12. Ist das Klima gesund? Sagt es den Bewohnern des gemäßigten Mittel-Europa oder den Bergbewohnern der Schweiz insbesondere zu?
13. Welche Gewerbe lohnen sich am meisten und bieten die glücklichsten Wechselfälle dar?
14. Wodurch sind die im Lande niedergelassenen Schweizer zur Auswanderung angetrieben worden?

    Auf den Antrieb schon niedergelassener Auswanderer hin? Durch schweizerische oder fremde öffentliche Bekanntmachungen?

    Durch amerikanische, holländische oder Werber anderer Länder?
15. Im Falle Sie die Auswanderung für vortheilhaft betrachten, welcher Theil des Landes bietet dann die besten Wechselfälle dar, welche Jahreszeit ist die günstigste zur Ankunft?
16. Mißbilligen Sie aber die Auswanderung, welche Mittel halten Sie dann für die geeignetsten, um die Auswanderer zu belehren und jener ein Ziel zu setzen?
17. Welche andere als schweizerische Nation liefert dem Lande, das Sie bewohnen, Auswanderer, und welchen Erfolg haben diese Auswanderungen?

Die Antworten der Konsuln liefern mehr oder weniger alle das Resultat, daß die Auswanderungslustigen, wenn nicht zuhause gar keine Gelegenheit ist, sich redlich zu nähren, viel besser thun, im Vaterlande zu bleiben. Am befriedigendsten sind noch die Berichte aus den Vereinigten Staaten, doch wird auch von dort geschrieben, es sey schon häufig der Fall vorgekommen, daß Einwanderer in viel elenderem Zustande nach Europa zurückgekehrt als von da abgereist seyen. Nächst den beiden Konsulats-Berichten aus Brasilien ist in dem Büchlein auch ein an den schweizer Konsul in Bahia gerichtetes Schreiben eines daselbst etablirten Schweizers abgedruckt, dessen Inhalt — wegen der mit Brasilien anzuknüpfenden Beziehungen des Zollvereins — auch in Deutschland bekannt zu werden verdient, weshalb wir es hier vollständig mittheilen:

„Ich beeile mich, Ihnen das Kreisschreiben des Auswanderungs-Comité, das an Sie gerichtet worden ist, wieder zurückzusenden und demselben meine Antwort mit dem Wunsche beizufügen, daß meine Beobachtungen zum Wohle meines Vaterlandes etwas beitragen.

„Zuerst muß ich Ihnen bemerken, daß, da dieses Land bisher nur sehr wenige Auswanderer (von Portugal ausgenommen) erhalten hat, es sehr schwierig ist, auf die siebzehn Fragen des Comité zu antworten, ohne in weitläuftige Einzelheiten oder in das Ganze in verneinendem Sinne einzugehen; denn mit Ausnahme von Neu-Freiburg (in der Provinz Rio Janeiro) giebt es in Brasilien auf weiter Strecke keine schweizer Ansiedlung. Ich glaube daher, daß es, um dem vom Comité vorgesteckten Zwecke zu entsprechen, nöthig ist, einfach auf die Fragen zu antworten und meine Beobachtungen und Betrachtungen auf einem Separatbogen beizufügen.

„Es ist kein Zweifel, daß dieses weite Land, vermöge seiner geographischen Lage und seiner verschiedenen Hochebenen, Europa und den Bewohnern aller Klimate eine unermeßliche Hülfsquelle darbietet. Was die Schweiz insbesondere anbetrifft, so ist es wahrscheinlich, daß die mittäglichen Gebiete, d. h. die Provinzen St. Paulo, Rio Grande und Minas, vermöge ihrer hohen Lage, den meisten Erfolg versprechen. Jedoch bin ich innig überzeugt, daß selbst die tropischen Länder, wie die Provinz Bahia, die ich seit 20 Jahren bewohne, von Schweizern bewohnt werden können. Denn ein Mensch, der ordentlich lebt, sich geregelt aufführt und täglich 6 Stunden im Freien, die übrige Zeit zu Hause im Schatten arbeitet, kann leicht seine täglichen Bedürfnisse befriedigen und angenehmer leben, als in Europa. Ungeachtet dieser Vorzüge bin ich nichtsdestoweniger der Meinung, daß es in gegenwärtigem Augenblicke sehr gefährlich wäre, dieses Land als einen Ausweg für unsere Ueber-

*) Diese Aufgabe sollte zunächst jede Auswanderungs-Kommission sich stellen, denn nur dann wird sie ihrem Vaterlande von Segen seyn, wenn sie ihm alle seine Menschenkräfte erhält; erst wenn im Vaterlande kein Raum mehr für die Anwendung derselben sich zeigt, trete ihre zweite Wirksamkeit ein: nämlich dafür zu sorgen, daß diese Kräfte auch im Auslande dem Vaterlande nicht ganz verloren gehen.

**) Ueber schweizerische Auswanderungen. Veröffentlicht durch die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft 1845. Glarus, J. Vogel.

völkerung zu wählen. — Die Regierung ist mit dem besten Willen selten im Stande, ihren Befehlen Vollzug zu verschaffen. Die Bevölkerung ist in diesem weiten Lande so spärlich vorhanden, und die Städte und Flecken sind von einander so weit entfernt, daß jeder Ort so ziemlich selbst regiert. Wenn der Fremde vermöge seiner ökonomischen Lage über dem Mittelmäßigen steht, so kann er ganz unangefochten leben, auch wenn er arm ist; wenn er aber mit Hülfe der Betriebsamkeit und Arbeit zu Etwas gelangt, so ist zu besorgen, daß er in irgend einen Streit gewaltsam hineingezogen und genöthigt werde, seinen Besitz auf die eine oder andere Weise durchzubringen. Hieraus sieht man, wie gefährlich es ist, abgetrennte Niederlassungen, ohne System und Ordnung, zu gründen. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, d. h. sich persönliche und materielle Sicherheit zu verschaffen, muß man Niederlassungen an einem abgesonderten Orte bilden, den Ansiedlern nicht gestatten, sich zu sehr zu zerstreuen, und einen Kern von 10,000 bis 20,000 Kolonisten bilden. Einmal auf diese Höhe gelangt, wird sich das Uebrige von selbst geben und könnte von unermeßlicher Wichtigkeit, sowohl für Brasilien als auch für die Schweiz, werden. Allein in diesem Falle müßte man sich mit Deutschland verbinden, welches ebenfalls das Bedürfniß der Fürsorge für seine Kolonisten fühlt und welches außer der moralischen Stütze einer immerhin stärkern Regierung, als die Schweiz, noch den Vorzug hat, eine ansehnliche Handelsmarine zu besitzen, welche Verbindungen zwischen den beiden Ländern unterhielte, indem sie die Ansiedler und die Fabrik- und Manufakturgeräthe, an die sie gewöhnt sind, herführt und die Landeserzeugnisse im Allgemeinen und diejenigen der Kolonisten insbesondere als Retourladung mit zurücknimmt. Diese könnte ich im gegenwärtigen Augenblicke nicht bezeichnen, indem ich die zu wählende Provinz nicht kenne, welche aber die Einsicht und die Habsucht der Menschen bald finden würde. Auf diese Weise würde man sich die Vortheile einer Kolonie zusichern, ohne die Kosten derselben zu haben. Das ist einer von den Vortheilen der englischen Niederlassungen, ein Volk anzusiedeln, das aus dem Vaterlande die Gebräuche und Bedürfnisse des Mutterlandes mitbringt und ihm dadurch einen Absatzweg mehr verschafft. Obgleich in Nord-Amerika die deutsche Einwanderung dieses Ergebniß theilweise gehabt hat, so war die Masse der Anglo-Amerikaner zu groß, um diesen Zweck vollständig zu erreichen. Hier, in Brasilien, wo Alles von Anfang zu beginnen und zu thun ist, wäre die Befolgung dieses Planes leicht. Aber um anzufangen, müßte man über ansehnliche Summen verfügen können, später würde sich dann die Sache, nach meiner Ueberzeugung, aus sich selbst entwickeln.

„Die Regierung fühlt selbst das Bedürfniß, die Ansiedlung zu begünstigen, und in den Kammern sprechen die Deputirten in diesem Sinne und sind sehr erstaunt darüber, daß das schöne Land sich in solchem Mißkredit befindet, was daher kommt, weil die Mehrzahl ihr Land nicht kennt oder es nicht zu kennen scheint. Ich zweifle nicht daran, daß die Kammer Summen bewilligen wird; allein man täusche sich nicht, dieses Geld wird nur in geringem Verhältniß für den wirklichen Zweck verwendet und der größere Theil zu Nebendingen.

„Je weniger sich aber die Regierung einmischt und je weniger man, besonders mit den Unterangestellten, zu thun haben wird, um so besser ist es. Sie war immer bereit, Bodenabtretungen zu machen, sie war es sogar nur zu sehr und hat zu oft Mißgriffe gemacht; denn Abenteurer, welche ihr schöne Pläne vorlegten, haben große, gutgelegene Abtretungen erhalten, die nun verloren sind. Denn von allen diesen Projekten kenne ich keines, das Erfolg gehabt hätte, ja auch nur zu Stande gekommen wäre, eines ausgenommen, welches kürzlich von einem Franzosen nach Fourier's System entworfen worden, dessen günstigen Erfolg ich aber ebenfalls bezweifle. Auch vermöchte die Regierung die Ansiedlung nicht unter dem wahren Gesichtspunkt zu betrachten; überall sieht man den Wunsch durchbrechen (um die Finanzen zu verbessern), die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse, wie: Kaffee, Zucker u. s. w., welche 12 pCt. Ausfuhrzoll zahlen!!! zu vermehren. Meiner Ansicht nach besteht die Hauptsache darin, eine weiße, einsichtige, arbeitsame und zahlreiche Bevölkerung zu erhalten, die ein inneres Leben und einen thätigen Handel hervorbringe — viel wichtigere und wesentlichere Dinge, da dabei (einmal eingerichtet) Jedermann bald eine vortheilhafte Beschäftigung findet, um sich die nothwendigsten Dinge zur Verannehmlichung des Lebens verschaffen zu können. Auf dieses System gebaute Niederlassungen werden weit nützlicher seyn, als die für bloße Bodenerzeugnisse.

„Ein großes Hinderniß, sich auf die Versprechungen der Regierung zu verlassen, ist der beständige Ministerwechsel; ein anderes für Niederlassungen in Brasilien die Sklaverei. Aus dieser Geißel geht zuvörderst hervor, daß jeder Fremde sich an den Glauben gewöhnt, daß die Handarbeit, namentlich die ländliche, entwürdigend sey. Dieser Glaube verhindert nicht nur Jeden, Hand ans Werk, selbst an das unbedeutendste, zu legen, sondern er sieht sogar mit einer Art Verachtung auf jeden Weißen, der sich dieser Ansicht nicht unterwirft, und diese Verachtung drückt sich nicht nur bei dem Weißen oder Freien, sondern selbst bei dem Sklaven aus, welcher ihn, indem er ihn arbeiten sieht, kaum für mehr als sich selbst hält. Ich war oft im Falle, zu sehen, daß Ausländer, die sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzten, beleidigende Kränkungen erdulden mußten und in allen diesen Fällen jener Achtung beraubt wurden, auf welche in Europa Jedermann Anspruch hat, sofern er nicht dem Publikum zur Last fällt. Man begreift, wie nachtheiligen Einfluß diese Meinung auf den Fremden üben muß, der nicht nur zur Arbeit verurtheilt ist, sondern dafür noch Verachtung ärndtet, und so wird es zum Hauptzweck gemacht, Besitzer eines Sklaven zu werden und dem Beispiele der Eingebornen zu folgen. Ich muß indessen bemerken, daß dieses Vorurtheil sich vermindert hat; indem das Gesetz das Negerhalten verbietet, ist ihr Preis erhöht worden und nöthigt Viele, auf ihren Besitz zu verzichten. Auch die mittäglichen Provinzen besitzen im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung weniger Sklaven, und die Weißen haben aus dem gleichen Grunde weniger Abneigung vor der Arbeit. In Europa wird man voraussetzen, daß, da der Negerhandel durch das Gesetz aufgehoben worden ist, die Sklaverei von selbst verschwinden werde; weshalb die Bemerkung am rechten Orte seyn wird, daß man sich in dieser Beziehung nicht zu große Erwartungen mache. Wie überall, so geschieht es auch hier, daß jedes für die Masse des Volkes unbeliebte Gesetz nicht gehandhabt werden kann. Dieses Gesetz wurde Brasilien von England auferlegt, und die Engländer bedienen sich, um den Negerbesitz zu hindern, nicht nur ungerechter Mittel, sondern verletzen auch Nationalrechte. Daher entsteht Haß gegen sie. Fügen Sie diesem noch den beträchtlichen Nutzen bei, welchen dieser Handel darbietet, und man begreift, wie leicht es ist, das Gesetz zu umgehen, indem Jeder dessen Uebertretung begünstigt, sey es aus Haß, sey es aus Interesse. Es giebt Staatsmänner, die klar genug sehen, um sich zu überzeugen, daß es von großem Nutzen wäre, der Sklaverei ein Ende zu machen; allein sie haben weder genug Charakterstärke, noch materielle Mittel, um diesen Gedanken durchzuführen; die Regierung aber ist es eben so wenig im Stande. Ueberdies muß man gestehen, daß mit Befolgung dieses Systems das Land in den ersten 50 Jahren unter alle Vergleichung zurücksinken würde; und wenn man die finanziellen Schwierigkeiten ins Auge faßt, an welchen es leidet, so hieße es unklug handeln, sich der einzigen Hülfsmittel zu berauben, die es in den Stand setzt, sie zu besiegen.

„Das Klügste wäre, eine massenhafte Einführung von Kolonisten zu begünstigen und in demselben Verhältnisse die Sklaverei zu verdrängen. Durch scharfe und plötzliche Maßregeln hierin handeln, wie dies in den englischen Kolonieen der Fall war, hieße das Land an den Rand des Verderbens führen.

„Dieser Erörterung ist leicht zu entnehmen, wie schwer es ist, mit der Regierung zu unterhandeln, obschon ich überzeugt bin, daß sie jedes Unternehmen ermuntern würde, und kein Zweifel ist, daß wenige Länder so offenbar vortheilhafte Hülfsquellen darbieten. Man darf indeß an der Zukunft nicht verzweifeln; die Menschheit und ihre Bildung sinken nicht zurück, und die Moralität wird zunehmen. Schulen und öffentliche Bildungsanstalten sind seit zehn Jahren beträchtlich vermehrt worden. Wahr ist es zwar, daß die Lehrer nicht zu den ausgezeichneten gehören; allein ihre Stellung fordert von ihnen (wie von den Deputirten), daß sie die Tugend achten. Die guten Grundsätze, welche sie unter der für gute Eindrücke immer empfänglichen Jugend verbreiten, werden nicht ermangeln, da und dort Wurzeln zu schlagen, und in der Zukunft Früchte tragen.

„Obschon ich für den Augenblick nicht rathen kann, auf dieses Land Rücksicht zu nehmen, so dürfte man, sey es aus Noth oder weil man weniger gegen seine Einwohner eingenommen ist, es nichtsdestoweniger vortheilhaft finden, Schritte zur Gründung einiger Ansiedlungspläne zu thun. Ich nehme mir die Freiheit, daran einige Betrachtungen zu knüpfen:

1. Mit Rücksicht auf die Unbeständigkeit der Regierung muß man bei Abschluß einer Uebereinkunft eine Garantie erhalten; die Schweiz allein genügt aber ihrer Lage wegen nicht dazu. Es kann ihr nicht zusagen, diese Gunst von England oder Frankreich nachzusuchen; das hieße, sich in zu große Abhängigkeit begeben. Es giebt nur einige Staaten Deutschlands, welche, indem sie sich mit den gleichen Bedürfnissen und Interessen zu derselben Unternehmung mit der Schweiz vereinigen, die sittliche Kraft vermehren würden. Denn im Falle einer erlittenen Ungerechtigkeit ist es wahrscheinlich, daß der deutsche Bund die Ansprüche unterstützte; was von ihm als Marine-Staat mit größerem Gewichte geschehen kann, als von der auf sich beschränkten Schweiz.
2. Hinsichtlich der Wahl der Provinzen dürften mit Rücksicht auf das Klima die südlichen den Vorzug verdienen, wie Santo Paulo und Rio Grande.
3. Man muß sich einen Strich Landes verschaffen, welcher eine, ich hätte beinahe gesagt, unbegränzte Niederlassung zu gründen erlaubt, und nicht zugeben, daß sich die Ansiedler zerstreuen. Man muß erst einen Kern bilden, dem die Möglichkeit gegeben ist, sich weiter auszudehnen.
4. Es ist unerläßlich, bevor man in eine so wichtige Unternehmung eingeht, aus der Schweiz zwei oder drei Personen herzusenden, um die Oertlichkeit, das Land und die Einwohner zu studiren.
5. Hat man sich dann entschieden, der brasilianischen Regierung Anträge zu machen und einen Vertrag abzuschließen, so geschehe solches durch geschickte Schweizer aus der Schweiz selbst, niemals aber durch einen im Lande Niedergelassenen, so würdig und achtungswerth er auch seyn möchte. Man kann sich des Rathes dieser Letzteren bedienen, der Sache selbst aber sollen sie fremd bleiben. Ein jeder Staatsmann wird leicht hiervon den Grund einsehen.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Zur Orientirung in der Oregon-Frage.

I. Geschichtliches.

(Schluß.)

Der Vicekönig von Mexiko rief Martinez zurück und schickte im Anfange des Jahres 1790 drei bewaffnete Fahrzeuge nach Nutka. Don Francisco Elisa, einer vor den Führern der Expedition, blieb im Hafen, um die Niederlassung,

die von Martinez gegründet war, zu vergrößern und noch mehr zu befestigen: der andere Führer, Zidalgo, hatte den Auftrag, auf dem Festlande selbst eine zweite Niederlassung zu gründen, und zwar am Eingang der Meerenge Juan de Fuca (48° 50′).

Das kühne Verfahren des Kommandanten Martinez erregte großen Aufruhr in Europa. Der Hof zu Madrid schickte einen Gesandten nach London, um von der dortigen Regierung zu verlangen, daß sie ihren Schiffen verbiete, fortan die von spanischen Unterthanen besetzten Küsten zu besuchen. Zugleich wurde indeß versichert, daß der Vicekönig von Mexiko die weggenommenen Schiffe freigelassen habe, in Betracht der Unwissenheit, in der sich ihre Capitaine über die Rechte Spaniens zu befinden schienen, und aus Rücksicht für die britische Regierung.

Das englische Ministerium war durchaus durch diese Mittheilung nicht zufriedengestellt, sondern behauptete, die Würde der Nation sey beleidigt worden und erheische eine glänzende Genugthuung. Als sich die Madrider Regierung weigerte, dieselbe zu bewilligen, machte die Londoner Vorbereitungen zum Kriege. Das Parlament billigte das Verfahren der Minister vollkommen und votirte die nöthigen Summen zur Ehrenrettung der beleidigten Flagge.

Während unnütze Noten zwischen den beiden Höfen gewechselt wurden, rüstete man jederseits zahlreiche Schiffe aus, bot seine Bundesgenossen auf und schickte die Flotten in See. An demselben Tage, als die Armada Cadix verließ, kam ein englischer Courier mit dem Ultimatum seines Hofes nach Madrid. Man konnte sich aber über die Frage nicht einigen, ob Spanien die Hoheit über den Hafen Nutka zustehe, und der spanische Unterhändler erklärte im Namen seines Königs, daß derselbe zur Entschädigung der bei der Wegnahme der englischen Schiffe benachtheiligten Personen bereit sey, ohne jedoch damit seine Ansprüche auf Nutka aufzugeben.

Diese Erklärung befriedigte das Londoner Kabinet nicht, und der englische Gesandte erhielt den Auftrag, wofern das Ultimatum nicht unverzüglich angenommen würde, Madrid zu verlassen. Da fügte sich der spanische Hof, und im Eskurial kam am 28. Oktober 1790 eine Convention zu Stande, deren Hauptartikel folgende waren:

1. Es wird festgestellt, daß die Schiffe und Distrikte an der Nordwestküste des amerikanischen Festlandes und auf den umliegenden Inseln, deren die Unterthanen Seiner britischen Majestät von einem spanischen Offizier im April 1789 beraubt wurden, besagten Unterthanen wieder zurückgegeben werden sollen.

2. Damit in Zukunft ein gutes Einverständniß zwischen den kontrahirenden Parteien bestehe, sollen ihre respektiven Unterthanen in keiner Weise einander auf dem Meere oder bei der Landung behufs des Handels mit den Eingebornen oder der Gründung einer Kolonie auf noch nicht besetzten Gebieten stören — mit Vorbehalt indeß der später zu nennenden Beschränkungen.

3. Seine britische Majestät verspricht, dahin zu wirken, daß ihre Unterthanen sich den von den Spaniern bereits besetzten Küsten auf nicht weiter als zehn Seemeilen nähern sollen.

4. Es wird bestimmt, daß sowohl in dem Gebiete, das auf Grund des §. 1 den englischen Unterthanen zurückgegeben werden wird, als in dem nördlich von den spanischen Besitzungen liegenden, wenn daselbst die Unterthanen einer der beiden Mächte seit dem April 1789 eine Kolonie gegründet haben oder in der Folge eine gründen werden, die der anderen freien Zutritt haben und ihren Handel ohne Belästigung betreiben sollen." . . .

Dieser Art war der erste Vertrag, der die Nordwestküste Amerika's betraf. Die Engländer leiten noch heute ihre Ansprüche zum großen Theile daher, hatten aber damals keinen unmittelbaren Nutzen von der Uebereinkunft, außer daß, als sich in den in Rede stehenden Gegenden Schwierigkeiten zwischen Engländern und Spaniern erhoben, das spanische Fort Nutka geschleift und die englische Flagge auf der Insel aufgepflanzt wurde. Im folgenden Jahre erklärte Spanien Großbritannien den Krieg, und lange Zeit hindurch hinderten die ernsten Folgen der französischen Revolution die europäischen Regierungen, an jene fernen Länder zu denken.

Währenddeß machte Rußland, seiner langsamen, aber beharrlichen Politik getreu, einen Schritt weiter aus dem äußersten Norden Amerika's nach dem Süden zu. Im Jahre 1800 gründete es Sitka, das lange Zeit der Centralpunkt des russischen Pelzhandels war. Ein Fort mit hundert Kanonen machte die Stadt für die Indianer uneinnehmbar. Der Gouverneur, ein Graf Barakoff, war ein Russe von altem Schrot, plump und dem Trunk ergeben, aber freimüthig und gastfrei. Er beherrschte ungefähr sechzig Russen, die den Kern der Niederlassung ausmachten, und eine große Anzahl von Jägern, die wie ein Rudel ausgehungerter Hunde um das Fort herumschweiften. Außer diesen Unterthanen und Leibeigenen war ihm auch noch eine Anzahl Schmuggler, meist Amerikaner, untergeben, die beinahe ganz mit leeren Händen nach Sitka kamen. Dort gab man ihnen gegen funfzig Kähne und an hundert Jäger, auch einige Nahrungsmittel und das nöthige Rüstzeug zum Seeotterfang. Damit zogen sie nach Kalifornien, vertheilten die Jäger längs der Küste und kehrten, wenn sie genug gesammelt hatten, nach Sitka zurück.

Bevor wir in Einzelheiten über das eigentliche Oregongebiet eingehen, wollen wir noch kurz erwähnen, daß die Russen 1812 nach Bodega (38° n. Br.) kamen und daselbst eine Niederlassung gründeten, neben welcher bald eine zweite, Namens Ross, entstand. Die Letztere hat gegen vierhundert Einwohner, eine bedeutende Anzahl in jenen Gegenden. Der Hafen Bodega, der 1775 von dem spanischen Capitain dieses Namens entdeckt wurde, ist einer der schönsten auf der ganzen Erde.

Einige Jahre nach der Gründung Sitka's kam eine andere hyperboräische Macht, die englische Nordwest-Compagnie, über den Kontinent, um ihrerseits das gelobte Land der Pelzhändler auszubeuten. Sie war nach Abtretung Kanada's an die Engländer in Montreal gegründet worden, bestand aus dreiundzwanzig Theilnehmern und beschäftigte gegen zweitausend Menschen als Führer, Dolmetscher, Reisende oder Schiffer. Dieselben waren in verschiedene Comtoire vertheilt, die an den Seen und Flüssen des Innern in ungeheuren Entfernungen von einander errichtet waren, und zwar in einem unbekannten, wegelosen Lande und in der Nähe wilder Indianerstämme. Mehrere von den Actionairen residirten in Quebek und Montreal, um die Geschäfte der Gesellschaft zu leiten. Sie bildeten da eine Art von Handels-Aristokratie, lebten noch großartiger, als die englischen Lords, und konnten in ihrem Reichthum sich fast mit der ostindischen Compagnie messen.

Als die Expeditionen des Engländers Mackenzie (1793) und der Amerikaner Lewis und Clarke (1804) gezeigt hatten, daß es möglich sey, das Felsengebirge zu übersteigen und durch Posten im Innern die Küsten beider Meere zu verbinden, so war es die Nordwest-Compagnie, die zuerst diesen großen Gedanken ausführte. Im Jahre 1806 drangen ihre Agenten durch das Gebirge und errichteten ein Fort in Neu-Caledonien am See Frazer (54° n. Br.).

Zwei Jahre später überschritt eine andere Pelzhandel-Gesellschaft, die von St. Louis, auf einem anderen Punkte das Felsengebirge und setzte sich am Flusse Lewis fest, wurde aber durch die Indianer gezwungen, ihre Niederlassung aufzugeben.

Es existirte also jenseits der Berge zwischen dem 37 und 54° n. Br. keine europäische Kolonie, als ein Kaufmann aus New-York den Entschluß faßte, für sein Adoptiv-Vaterland dies neue Feld des Reichthums und der Macht zu erwerben. Astor, der ohne alle Mittel nach den Vereinigten Staaten gekommen war, hatte durch den Pelzhandel ein ungeheures Vermögen erworben und beschloß, dasselbe zu einer jener großen kaufmännischen Unternehmungen zu verwenden, welche Nationen bereichern, Wildnisse bevölkern und die Gränzen der Staaten erweitern. Er wollte an den Ufern der Colombia die Keime zu einem neuen amerikanischen Staate pflanzen, der die Civilisation jenseits des Felsengebirges vertrete. Um seinen Handlungen mehr Ansehen zu geben, gründete er eine Compagnie, doch blieb er Haupt und Arm derselben. Darauf rüstete er zwei Expeditionen aus, eine zu Lande, eine zu Wasser, die sich beide an der Mündung der Colombia treffen und hier eine Kolonie gründen sollten, die er mit den amerikanischen Niederlassungen am Missuri durch eine Kette von Stationen verbinden wollte. Endlich knüpfte Astor mit der englischen und russischen Pelzhandel-Compagnie Unterhandlungen an und schlug der ersteren vor, er wolle sich mit einem Drittel bei ihren Unternehmungen betheiligen. Diese aber, die bereits mehrere feste Punkte in Neu-Kaledonien besaß, hoffte den ganzen Handel jenseits der Berge an sich reißen zu können und mochte sich nicht zu der Theilung verstehen. Vielmehr schickte sie in aller Eil eine Expedition an die Mündung der Colombia, um Astor zuvorzukommen. Mit der russischen Gesellschaft aber schloß Astor einen Vertrag, dessen Hauptpunkt war, daß die Amerikaner das ausschließliche Recht haben, die russischen Posten mit Waaren und Lebensmitteln zu versehen und dafür den Russen das Pelzwerk zu einem festen Preise abkaufen.

Im März 1811 langten die neuen Kolonisten an der Mündung der Colombia an, errichteten einige Blockhäuser und nannten sie Astoria. Als sie noch mit dem Bauen beschäftigt waren, erzählten ihnen die Indianer, sie hätten andere weiße Männer im Innern des Landes Häuser zimmern sehen. Diese Nachricht machte sie sehr besorgt, denn sie fürchteten, daß sich die Nordwest-Compagnie des oberen Theils der Colombia bemächtigen und ihnen den Handel in der umliegenden Landschaft abschneiden könnte. In der That erlangten sie auch bald die Gewißheit, daß die Engländer ein Comtoir am Flusse Spokan gegründet hatten, der in den nördlichen Arm der Colombia mündet.

Die Astorier hatten sich kaum über diese niederschlagende Nachricht beruhigt, als sie einen Kahn mit neun Weißen ankommen sahen. Der Kahn näherte sich, und sie erkannten auf ihm die britische Flagge. Nachdem er gelandet war, stieg Einer von der Mannschaft aus, kam an die Ansiedler heran und kündigte sich ihnen als Mr. David Thompson, Astronom und Actionair, an. Er erzählte, daß er sich mit ähnlicher Begleitung voriges Jahr auf den Weg gemacht habe, um das Felsengebirge zu passiren und Waaren zu den Indianern zu bringen. Aber entmuthigt durch die Entbehrungen und Gefahren, hätten ihn die meisten seiner Gefährten schon vor dem Uebergang über das Gebirge verlassen und einen großen Theil der Waaren mitgenommen. Er aber mit acht Getreuen habe ausgeharrt, sey über die höchsten Punkte gegangen, an die Quellen der Colombia gekommen und von dort aus auf einem von ihm selbst verfertigten Kahne nach Astoria gelangt. Das Wahre an der Sache war, daß Mr. Thompson ganz vor kurzem von der Nordwest-Compagnie ausgeschickt worden, um Astor zuvorzukommen und an der Mündung der Colombia ein Comtoir zu gründen. Auf seiner Reise kehrte er in alle am Wege liegenden Indianerdorfer ein, ließ dort englische Fahnen zurück, pflanzte dergleichen selbst an die Flüsse und erklärte förmlich, er nehme im Namen des Königs von Großbritannien für die Nordwest-Compagnie vom Lande Besitz. Da er durch die Desertion seiner Begleiter an seinem ursprünglichen Plane verhindert wurde, so wollte er wenigstens sehen, ob die amerikanische Niederlassung schon im Entstehen sey. Nachdem er sich hierüber vergewissert, kehrte er direkt nach Montreal zurück.

Die neue Kolonie nahm bereits einen erfreulichen Aufschwung, als der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach. Alsbald erschien eine Expedition der Nordwest-Compagnie von fünfundsechzig Personen unter Mac-Tawiß und J. Stuart vor Astoria und entfaltete unter den Ka-

nonen des Forts die englische Flagge. Natürlich wollten die jungen Astorier die amerikanische aufpflanzen, aber der Kommandant des Forts, Mac-Dugal, ein geborner Engländer, hinderte sie daran. Dafür las ihnen derselbe einen Brief vor, in dem es hieß, daß bald ein englisches Kriegs- und ein Lastschiff erscheinen würde, um die amerikanischen Besitzungen an der Nordwestküste zu zerstören und die Vorräthe derselben wegzunehmen.

Trotz des Muthes, den die jungen Astorier zeigten, und der Vortheile, welche sie vor Ankunft des Kriegsschiffes den Engländern gegenüber hatten, verstand sich Mac-Dugal dazu, alle Pelzwaaren, die sich in Astoria und den Comtoiren im Innern finden würden, um ein Drittel des Werthes der Nordwest-Compagnie zu überlassen. Das Verfahren des Kommandanten ist vielfach verdächtigt worden; er indeß behauptete, er habe so vortheilhaft für Herrn Astor gehandelt, als es die Umstände mit sich brachten, da das englische Kriegsschiff jeden Augenblick ankommen und alle Magazine plündern konnte. Wie dem auch sey, er wurde bald nachher Mitglied der Nordwest-Compagnie und bezog als solches ein bedeutendes Gehalt. Kaum waren die englischen Kaufleute mit ihrer reichen Ladung abgesegelt, als eine englische Sloop mit 120 Mann und 26 Kanonen unter dem Capitain Black vor Astoria erschien. Sie war von der Nordwest-Compagnie durch die Aussicht auf ungeheure Beute herbeigelockt worden, kam aber nur zu dem Ende, ihren treuen Landsleuten zur Beute zu verhelfen, selbst aber leer auszugehen.

Mac-Dugal traf eben seine Vorbereitungen zum Empfange des Capitain Black, als der Häuptling eines benachbarten Indianerstammes, dessen Tochter M'Dugal geheiratet hatte, sich mit einem Haufen bemalter und kriegerisch ausgerüsteter Wilden bei ihm meldete. — Der alte Comcomly hatte mit Schmerz das große englische Kriegs-Kanoe ankommen sehen. Der schlaue Wilde wußte, daß zwischen den Engländern und Amerikanern Krieg sey, und fürchtete für die Macht seines weißen Schwiegersohns und die junge Größe seiner Tochter. Darum versammelte er seine Krieger und sagte zu ihnen: „Der König Georg hat sein großes Kanoe geschickt, um die Festung zu zerstören und alle Bewohner in Sklaverei zu führen. Sollen wir dies dulden? Die Amerikaner sind die ersten weißen Männer, die unter uns gewohnt haben; sie haben uns wie Brüder behandelt, ihr großer Häuptling hat meine Tochter geheiratet; wir machen also nur ein Volk aus!"

Die Krieger kamen zu M'Dugal und erboten sich, die englische Mannschaft niederzumachen, sobald sie landen würde. Der Kommandant hatte große Mühe, sie zu bewegen, daß sie die Waffen niederlegten, denn ihm war die Freundschaft der Engländer lieber, als der Sieg der Amerikaner. Am 12. Dezember rückte Capitain Black mit seinen Offizieren in Fort Astoria ein, pflanzte die englische Fahne auf, zerbrach mit komischer Feierlichkeit eine Weinflasche und erklärte laut, von der Niederlassung und dem Lande ringsum im Namen Sr. britischen Majestät Besitz zu nehmen. Den Namen Astoria änderte er in: Fort-George um.

Comcomly aber rühmte sich fortan seines Schwiegersohnes nicht mehr, und wenn man ihn nach ihm fragte, zuckte er die Achseln und sagte: „Meine Tochter hat sich getäuscht und statt eines großen Kriegers ein Weib geheiratet." *)

Der Genter Friede (24. Dez. 1814) führte den status ante bellum wieder zurück. Seit dieser Zeit hat das besprochene Gebiet durch neue Niederlassungen eine große Wichtigkeit erlangt, und wir werden in einem späteren Artikel sehen, wie sich die Diplomatie bis jetzt damit beschäftigt hat.

England.

Die Versetzung gasförmiger Körper in flüssigen und festen Zustand.

Die Veränderung des Aggregatzustandes der von Natur luftförmigen Körper hat die neuere Physik vielfach beschäftigt. Der interessanteste hierher gehörige Versuch war bis jetzt der von dem französischen Chemiker Thilorier angestellte. Derselbe gewann das Kohlensäuregas, das unsere Leser, wenn nicht aus dem Laboratorium, so doch aus dem Champagner, dem Weißbier, dem Selterwasser und den Brausepulvern kennen, in festem Zustande, als eine weiße flockige Masse. Schmolz er es wieder und verhärtete es von neuem, so wurde es durchsichtig und krystallinisch, wie Eis. — Dergleichen Experimente, die nicht nur sehr schwierig, sondern wegen dabei zu fürchtender Explosionen auch oft gefährlich sind, hat im vorigen Jahre der berühmte englische Naturforscher Faraday **) angestellt. Er ging von der Ansicht aus, daß die Einförmigkeit in den Grundtheilchen der Gase und Dämpfe darauf schließen lasse, daß dieselben bei ihrem Uebergang in den flüssigen und festen Zustand einem einfachen Gesetze folgten, und hoffte nächstdem den Sauer-, Wasser- und Stickstoff in einer neuen, die beiden letzteren Gasarten vielleicht in metallischer Form zu erhalten.

Die Verdichtung luftförmiger Körper wird durch starken Druck und Hervorbringung eines bedeutenden Kältegrades bewerkstelligt. Den ersteren erzeugte Faraday durch zwei mit einander verbundene Luftpumpen, die Kälte durch die Thilorierische Mischung von fester Kohlensäure mit Aether, vermittelst deren er, nach einer von ihm erfundenen Modification ihrer Anwendung, bis auf —85° R. herabsteigen konnte. Die Messung dieser niedrigen Temperaturen wird mit Alkohol-Thermometern vorgenommen, da das Quecksilber schon bei —31° R. erstarrt.

Faraday konnte in seinem Apparate das ölbildende Gas (unser gewöhnliches Leuchtgas in sehr reinem Zustande, eine Verbindung von Kohlen- und Wasserstoff) als ein helles, farbloses Fluidum darstellen, aber nicht zum Erstarren bringen. Dagegen gelang ihm das Letztere bei der Jod- und Bromwasserstoffsäure. Bei der Condensation des Kohlensäuregases machte er die merkwürdige Beobachtung, daß sein Siedepunkt, d. h. der Rücktritt in den dampfförmigen Zustand, kälter ist, als sein Gefrierpunkt, d. h. seine Festwerdung. Das Ammoniakgas erhärtete zu einer weißen, krystallinischen Masse und schmolz wieder bei —60° R. Wasser-, Sauerstoff, Stick- und Kohlenoxydgas konnten nicht verändert werden; dagegen gelang es, den Alkohol bei —85° R. in ein ölartiges Fluidum zu verwandeln.

Mannigfaltiges.

— Bopp und die neuere Philologie in England. Von Bopp's „Vergleichender Grammatik" ist vor kurzem eine englische Uebersetzung erschienen, an welcher drei verschiedene Männer von geachteten Namen Theil haben. *) Begonnen wurde diese Arbeit nämlich von dem edlen Freunde deutscher Literatur in England, Lord Francis Egerton, der in seinem Vaterlande auch einer der Frühesten war, die sich mit Goethe's Genius näher befreundeten. Lord Egerton wollte sich das Verdienst erwerben, seine gelehrten Landsleute auch zuerst mit der neueren deutschen Philologie bekannt zu machen, denn trotz der nahen Verwandtschaft des Englischen mit dem Deutschen hat man doch dort kaum noch Notiz genommen von dem, was seit einigen Jahrzehenden in Deutschland zur Hebung des alten gothisch-germanischen Sprachschatzes geschehen, dessen Besitz zur völligen Beherrschung des Angelsächsischen und des Englischen eben so unerläßlich ist, wie zu der des Deutschen. Noch immer hält man in Großbritanien Johnson und Walker für die größten Autoritäten im Reiche der englischen Sprache, obgleich Beide weder vom Altdeutschen, noch vom Neuhochdeutschen ein Wort verstanden und keine Ahnung davon hatten, wie weit verzweigt die Fundamente ihres eigenen Idioms seyen. Jacob Grimm's „Deutsche Grammatik" für Engländer zu bearbeiten, würde ein gewagtes Unternehmen seyn, da dieses Werk ein vorherrschendes Interesse für unsere Muttersprache voraussetzt; dagegen glaubte Lord Egerton in dem Sanskrit, das der „Vergleichenden Grammatik" Bopp's zum Grunde liegt, eine Handhabe gefunden zu haben, um seine Landsleute zu fassen, die die Kenntniß dieser Sprache, als der Mutter des heutigen Hindustanischen, für etwas sehr Nützliches in ihrem Verkehr mit Ostindien halten. Inzwischen setzte der Lord das begonnene Werk nicht selbst fort; er traute sich nicht Kenntniß genug der orientalischen Sprachen zu, um die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, daß die Anführungen des Originals aus dem Sanskrit und dem Zend auch eben so vollkommen in das englische Gewand passen wie in das deutsche. Er suchte daher den gelehrtesten Sanskritaner Englands, Professor Horace Hayman Wilson, für das Unternehmen zu gewinnen; dieser übernahm die Herausgabe des Ganzen und die Revision der orientalischen Partieen des Werkes, während der gleichzeitig durch morgenländische und durch deutsche Sprachstudien bekannte Lieutenant Eastwick — er hat unter Anderem Mehreres von Schiller bearbeitet und war längere Zeit in Ostindien, wo er sich mit der heiligen Sprache der Parsen vertraut machte — die Uebersetzung aus dem Deutschen vollendete. So ist es denn ein sehr gelehrtes Kleeblatt, durch welches Bopp in England eingeführt wird, was hoffentlich, eben so wie dem Werke selbst, auch der Ausbreitung der neueren Philologie dort sehr förderlich seyn wird.

— Romancero, von Betty Paoli. Unter diesem Titel ist vor kurzem (in Leipzig bei Georg Wigand) ein Kranz meist längerer Dichtungen erschienen, welche der Frau Bettina von Arnim gewidmet sind. Nach dem Titel erwartet man etwas ganz Anderes als das Buch giebt; weder in Rücksicht auf die Form noch auf den Inhalt haben die Gedichte etwas mit spanischen Romanzen gemein, wenn nicht eben — die Romantik. Romantisch sind sie, und das ist es, was sie uns interessant macht. Die Dichterin besingt zuerst die Entstehung des Pergoleseschen Stabat mater, dann den Schmerz der Maria Pellico, der liebenden Schwester des sein Streben im Kerker büßenden Silvio Pellico; demnächst bringt sie den beiden für ihre Sache gefallenen Brüdern Bandiera ein Todtenopfer und erzählt zuletzt zwei Klostersagen, denen als Idee das Recht und der Sieg der individuellen Freiheit über todte Formen und Abstractionen zu Grunde liegt. Schon aus der Wahl der Stoffe sieht man, die Verfasserin steht auf den Höhen der modernen Zeit und hat den Freiheitsdrang derselben gefühlt und ihr Streben begriffen und getheilt. Daß sie sich trotzdem von Frömmigkeit und Glauben und Romantik nicht emanzipiren kann, das giebt Zeugniß von der echten Weiblichkeit der Dichterin und macht uns in dieser Beziehung ihre Gedichte lieber, als so manche andere Schöpfungen der Gegenwart, welche an Reichthum der Gedanken und an Schönheit der Form über denselben stehen mögen.

*) Wash. Irving's Reisen jenseits des Felsengebirges.

**) Philosophical Transactions 1845.

*) A comparative grammar of the Sanscrit, Zend, Greek, Latin, Lithuanian, Gothic, German and Sclavonic languages, by Prof. F. Bopp, translated from the German, principally by Lieut. Eastwick, conducted through the press by H. H. Wilson.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 7. Berlin, Donnerstag den 15. Januar. 1846.

Frankreich.

Die Geschichte Napoleon's, von Thiers.

Vierter und fünfter Band.

(Als Fortsetzung der Kritik in Nr. 120 u. 121 des Magazins vom J. 1845.*)

Ein machiavellistischer Rathgeber Napoleon's soll von der Hinrichtung des Herzogs von Enghien gesagt haben: sie wäre mehr als ein Verbrechen, sie wäre ein Fehler. Unser Verfasser, edlerer Denkart, zeigt, wie sie mehr als ein Flecken, wie sie ein Wendepunkt in der Geschichte Napoleon's, ein düsterer Schatten ward, der, lange von glänzenden Lichtmassen verdrängt, doch von des Helden Geschichte kaum mehr weicht.

Die damaligen Kabinette Europa's, an der Wiederherstellung der Bourbons verzweifelnd, hatten keine Abneigung gegen die Person des glücklichen Kriegers empfunden, dem, wie sie wohl einsahen, Frankreich endlich zufallen mußte; sein Genie hatte man ihm in der Ueberzeugung verziehen, daß er es, wenn auch nicht zur Wiedereinsetzung des Monarchen, doch zur Wiederherstellung der Monarchie anwenden würde, seinen Ehrgeiz nur insofern gehaßt, als er dem eigenen, minder großartigen Ehrgeize entgegen getreten war, und sich mit ihm abgefunden, sobald der Gewaltige auch anderen Mächten das Recht einräumte, gegen Schwächere ihrerseits das Recht der Gewalt anzuwenden.

England war freilich unversöhnlich, weil, dem Anscheine nach, unerreichbar, Rußland aber, obgleich gerade damals etwas gereizt, doch nichts weniger als abgeneigt, Oesterreich resignirt, Preußen bereit, der That nach eine Verbindung einzugehen, wenn nur das Wort umgangen würde. Die Staaten zweiten Ranges waren dem ersten Konsul botmäßig oder unterworfen, ihre Beherrscher (etwa die leidenschaftliche Karoline von Neapel, den halb wahnsinnigen Gustav IV. von Schweden und einige Andere abgerechnet, deren Stolz oder Interesse er verletzte), theils durch die Gebietsvergrößerungen, die er ihnen bewilligte oder verschaffte, theils durch die Bewunderung, die sein Genie ihnen abnöthigte, theils durch frühere Antipathieen, welche die gegen den unebenbürtigen großen Mann neutralisirten, ihm nichts weniger als feindselig gesinnt, und das Gefühl der Furcht, das man dem Manne der gewaltigen Kraft gegenüber nicht abzulegen vermochte, war mit einem großen Theil Ehrfurcht vermischt. Der Tod des Herzogs von Enghien aber regte zugleich das moralische und das legitimistische Gefühl, das Menschen- und das Fürstenherz auf. Mehr vielleicht noch als das Unrecht, war es das Revolutionaire der That, was in den Kabinetten so allgemeine, übrigens vollkommen gerechte Entrüstung hervorbrachte und mittelbar die dritte Coalition gegen Frankreich hervorrief. Welche glänzende Erfolge aber diese dem neuen Kaiser auch auf dem Kontinente bereitete, sie war es darum nicht minder, welche England von der furchtbaren Invasion befreite, die es, wie seitdem seine eigenen Geschichtschreiber, selbst der in seinem Leben Napoleon's so parteiische und ungerechte Walter Scott, zugestehen, leicht an den Rand des Verderbens gebracht und somit der Macht seines großen Gegners eine unerschütterliche Grundlage gegeben hätte. Man muß die meisterhafte Darstellung unseres Verfassers selbst nachlesen, um sich zu überzeugen, wie eng diese Thatsachen zusammenhängen, und wie die größten Geister sich den Untergang bereiten, wenn sie die Stimme der Gerechtigkeit und der Mäßigung überhören.

Enghien's Tod wirkte auf die Fürsten, wie Palm's Tod auf die deutschen Völker. Er zog den Helden von der Höhe herab, auf der man ihn gesehen, verwandelte die Bewunderung in Schrecken, die Furcht in Haß. Alles dies erkennt Herr Thiers vollkommen an und stellt es auf das anschaulichste dar; insofern also sind wir völlig mit ihm einverstanden und lassen auch das gelten, was er zur Milderung des Urtheils über den ersten Konsul in Beziehung auf Enghien's Tod vorbringt. Aber wir müssen auch hier wieder einen Schritt weiter zurückgehen und an das erinnern, was wir bereits in unserer früheren Beurtheilung des vorliegenden Werks bei anderer Veranlassung ausgesprochen haben.

Napoleon's Schuld vor der Geschichte besteht nicht in einzelnen Thaten. Er war weder blutdürstig, noch seinem eigentlichen Wesen nach tyrannisch. Er war gewiß größer, vielleicht besser als die meisten Eroberer an seiner Stelle waren oder gewesen wären, und einzelne Fehltritte in einem so großen, so reichen Leben mögen eine milde Beurtheilung wohl zulassen. Aber seine eigentliche Schuld ist, daß er die hohe Bestimmung verkannte, zu der ihm, wie wenigen anderen Sterblichen, Beruf und Macht gegeben war, die Bestimmung, sich, Europa gegenüber, als der Apostel der Neuzeit in ihrer edelsten Bedeutung und in Frankreich als Sohn der von ihren Exzessen gereinigten französischen Revolution zu bewähren, deren große moralische Resultate er der Nachwelt unverkümmert zu erhalten habe. Daß er diesem großen Berufe untreu geworden, daß er die gesetzliche Freiheit gehemmt oder getödtet, daß er die schützenden Formen der Gerechtigkeit verkümmert, daß er Weisheit und Wissenschaft zu seinen Dienerinnen und die Geschichte zu seinem Herolde erniedrigen wollte — daß er dies wollte, wo er es auch nicht mußte, und länger als er es mußte, — das kann durch sein bewunderungswürdiges Genie und selbst durch die großen Dienste, die er durch Verbreitung mancher höheren Idee (wie z. B. der Gleichheit Aller vor dem Gesetze) der Menschheit allerdings geleistet hat, durchaus nicht ausgeglichen werden. Auch Enghien's Tod würde nicht stattgefunden haben, hätte der erste Konsul der Gerechtigkeit überhaupt ihren Lauf gelassen, und auch hier verdient das Prinzip strengeren Tadel als die That. Die Aussagen der an der Höllenmaschine betheiligten Verschwörer hatten so einstimmig und so glaubwürdig auf einen französischen Prinzen gelautet, und so viele nachmals trügerisch befundene, aber doch allen Charakter der Wahrheit tragende Zeichen so dringend darauf hingedeutet, daß der unglückliche Bourbonide, der sich so nahe an die französische Gränze geschlichen hatte, dieser Prinz sey — daß der durch eine, selbst in der Revolution unerhörte, Gräuelthat gereizte Löwe vielleicht einige Nachsicht verdienen könnte, in seiner Wuth Schrecken mit Schrecken vergelten und eine That begangen zu haben, welche an den Mord des Clitus durch den macedonischen Alexander, oder auch an die grausamen Reactionen gegen die Protestanten im südlichen Frankreich, denen gegenüber die Restauration eine so zweideutige Rolle spielte, bei weitem nicht reicht. Warum aber sträubt sich das moralische Gefühl jedes rechtlichen Mannes doch gegen Alles, was diese That auch nur entfernt zu beschönigen versucht? Darum, weil sie nur durch die grausamste Verhöhnung aller Formen der Gerechtigkeit begangen wurde; weil der Angeklagte gegen das Völkerrecht in einem fremden Staate gewaltsam ergriffen, bei Nacht und Nebel von einer Spezial-Kommission gerichtet ward, welche ihre Inspirationen von dem Polizei-Minister erhielt; weil dem unglücklichen Schlachtopfer der Willkür kein Vertheidiger, keine Frist zwischen dem Urtheil und dessen Vollstreckung gestattet, mit einem Worte, weil der schrecklichste Mord, ein Justizmord, an ihm begangen ward. Wäre der Prinz auch eben so schuldig gewesen, als er es doch in der That, so sehr auch der Schein gegen ihn zeugte, nicht war, das Verfahren gegen ihn wäre darum nicht minder empörend gewesen. Das aber ist der böse Geist, der große Männer am leichtesten verlockt. Weil sie mehr sind als wir gewöhnliche Menschen allzumal, darum glauben sie so leicht sich an die Stelle der Vorsehung setzen zu können; Weisheit und Gerechtigkeit wollen sie nicht ihren ewigen Quellen, sondern, nach Jupiter's Art, dem eigenen Haupte allein entspringen lassen, in der allgemeinen Freiheit sehen sie nicht eine Schranke gegen die Uebergriffe der Macht, sondern eine Fessel für die Eingebungen ihres Genies. Aber so hoch ist kein Mensch gestellt, daß es ihm je gelingen könne, den Weltengeist zu seinem Handlanger und die Weltgeschichte zu seinem Echo zu erniedrigen!

Die Hinrichtung des Prinzen von Enghien reizte die Fürsten, weil sie an einem Fürstensohne begangen, sie reizte die Völker, weil sie Härte und Fühllosigkeit zu beweisen schien; dem ernsten philosophischen Beobachter ist sie erschrecklich, weil sie aus einem System der Willkür hervorgeht, das weit hinausreicht über die einzelne That! In Wahrheit, diese schien bald unter der Fluth von Begebenheiten verschwunden, welche über sie hinausströmten. Zunächst treffen wir auf Napoleon's Erhebung zum Kaiser und die dritte Coalition gegen Frankreich. Ueber erstere wollen wir zuerst unseren Verfasser selbst hören, um dann unsere Betrachtungen daran zu knüpfen. „So kam denn", sagt er (S. 43 d. L. A.), „die Revolution dahin, sich gegen sich selbst zu „wenden, sich vor Himmel und Erde jeden Tag eines weiteren Fehlgriffs zu „beschuldigen und sich laut Lügen zu strafen. Doch darf ein wesentlicher „Unterschied nicht übersehen werden. Als sie die Abschaffung des Feudal„wesens, die Gleichheit Aller vor dem Gesetze, gleiche Gerechtigkeit, gleiche „Verwaltung und gleiche Abgaben für Alle, so wie eine gesetzmäßige Einwir„kung der Nation auf die Staatsregierung, verlangte, da hatte sie nichts „weniger als einen Irrthum begangen und sich in keiner Hinsicht Lügen zu

*) In dieser Kritik bitten der Ref. Folgendes zu verbessern: Nr. 120 Sp. 2 Z. 16 ist: „sein Wesen und Werk" zu streichen; ebds. Z. 12 v. u. statt „Werken" l. Worten; ebds. S. 848 Sp. 2 Z. 8 statt „Jetzt" l. Indeß; Nr. 121 S. 822 Sp. 2 Z. 3 statt „Montins" l. Moulins.

„strafen, wie sie das auch niemals that. Als sie hingegen eine barbarische „und erträumte (faktische) Gleichheit, einen völligen Mangel an gesetzlicher „und bürgerlicher Unterordnung, die ununterbrochene und tumultuarische Ein„mischung der Menge in die Staatsverwaltung, als sie in einer seit zwölf „Jahrhunderten bestehenden Monarchie die Republik, als sie die Abschaffung „jeder Form der Gottesverehrung gewollt hatte, da war sie wahnsinnig und „strafbar geworden, und es ziemte wohl, vor dem ganzen Weltall diese Ver„irrungen zu bekennen und abzulegen. Vergessen wir jedoch nicht, daß diese „vorübergehenden Irrthümer vor den ewigen Wahrheiten verschwinden, deren „Anerkennung sie mit ihrem Herzblute erkämpft und dem Menschengeschlechte „vererbt hat. Selbst in ihren Verirrungen lagen noch große und erhabene „Lehren, welche sie der Welt mit einer Großartigkeit ohne gleichen gab. „Wenn aber Frankreich, indem es zur Monarchie zurückkehrte, nur den un„wandelbaren Gesetzen der menschlichen Gesellschaft gehorchte, so eilte es sich „doch, wie das in Revolutionen zu gehen pflegt, sehr, vielleicht zu sehr da„mit. Cromwell hatte sich mit der Diktatur und dem Protektortitel begnügt. „Eben so hätte die Diktatur unter der Form des lebenslänglichen Konsulats „dem General Bonaparte genügen sollen, da sie ihm eine Macht einräumte, „so groß wie sein Genie und so lange dauernd wie sein Leben. Mehr be„durfte es nicht, um alles Gute auszuführen, das er im Sinne trug, um „die tief aufgewühlte bürgerliche Gesellschaft wieder in ihre Fugen zu bringen „und sie, neu gegründet und geordnet, entweder seinen Erben, wenn ihm „solche zu Theil wurden, oder auch denen zu überlassen, welche, glücklicher „als er, da ärndten sollten, wo er gesäet hatte. War es doch in der That „von der Vorsehung beschlossen, daß die Revolution über die Wiederher„stellung der Monarchie hinaus, selbst bis zur Wiedereinsetzung der alten „Dynastie gehen sollte! Für den General Bonaparte also reichte die Diktatur „unter der Form des lebenslänglichen Konsulats vollkommen hin, seine hohe „Aufgabe, ihrem ganzen Umfange nach, zu erfüllen. Seine Erhebung zum „erblichen Monarchen war weder seiner moralischen Größe, noch Frankreichs „Größe förderlich. Wir wollen hiermit durchaus nicht in Abrede stellen, daß „die Nation vollkommen berechtigt war, auf Jeden, den sie dessen würdig „hielt, und zumal (?) auf einen großartigen Krieger (à un soldat sublime) „das Scepter Karl's des Großen und Ludwig's XIV. zu übertragen. Aber „um auf Erden seines Gleichen nirgends, selbst auf den erhabensten Thronen „nicht, zu haben, mußte dieser Krieger in seiner natürlichen und einfachen „Stellung, als erster Beamter der französischen Republik, verbleiben. So„bald er Erbmonarch wurde, mußte er sich die Vergleichung mit allen großen „und kleinen Königen gefallen lassen, und da stand er in einer Beziehung „Allen nach: in fürstlichem Blute nämlich. Wenn auch nur in den Augen „des Vorurtheils, immerhin war er jetzt in einer Hinsicht weniger als diese. „Aeußerlich in ihre Gesellschaft aufgenommen und mit Schmeicheleien über„häuft, weil gefürchtet, wurde er doch im Stillen von dem kleinsten Erb„fürsten mit Geringschätzung betrachtet. Noch weit ernster war die Bedenk„lichkeit, was der neue König oder Kaiser nicht Alles unternehmen würde, „sich zum König der Könige, zum Oberhaupt neuer Monarchen-Dynastieen „zu erheben, die von seinem Throne ausgingen. Welche Riesen-Unterneh„mungen lagen da im Keime, denen Frankreichs Glück vielleicht unterliegen „würde. Welche Reizmittel für einen schon überreizten Ehrgeiz, der nur „durch sein eigenes Uebermaß zu Grunde gehen konnte! Wenn also, nach „unserer Meinung wenigstens, die Institution des lebenslänglichen Konsulats „eine weise und politische Staatseinrichtung, die unvermeidliche Zuthat einer „nothwendig gewordenen Diktatur war, so war hingegen die Wiederher„stellung der Monarchie in der Person Napoleon Bonaparte's zwar nicht eine „Usurpation (diese Bezeichnung überlassen wir dem Wörterbuche der Emi„granten, dem sie entlehnt ist), wohl aber von Seiten dessen, der sich ihr „mit zu viel Hitze hingab, eine Handlung der Eitelkeit, und von Seiten der „Männer der Revolution, welche, neu zur Monarchie bekehrt, „dieses Reich „eines Augenblicks zu verschlingen" eilten, eine Handlung unbesonnener „Habgier."

(Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Schweizer Auswanderungen.

Brasilien und die Auswanderung dahin.

(Schluß.)

6. Indem man eine Ansiedlung gründet, müssen zwei Gegenstände im Auge behalten werden, nämlich ihre Basis und die Bestimmungen für einen gesicherten Gang. Es muß eine große National-Niederlassung seyn, die später eine Provinz bilden kann, nicht mit der Idee, einen eigenen unabhängigen Staat gründen zu wollen, aber um im Stande zu seyn, Ungerechtigkeiten zu widerstehen. Denn ich sehe voraus, daß, wenn eine solche Ansiedlung später eine günstige Entwicklung nimmt, die anderen Brasilier eifersüchtig werden und Ungerechtigkeiten begehen dürften; nur dadurch, daß man ihnen imponirt, kann man sich vor solchen Vorgängen sichern. Wenn später die Brasilier wahrnehmen, daß die Kolonie ihrem Kaiserstaate Kraft und Leben verleiht, so werden sie sich Glück wünschen; allein sie wird eine Krise zu bestehen haben. Aus dem nämlichen Grunde muß man im Auge behalten, zum Voraus die Regierungsweise zu bestimmen, indem man geregelte Gemeindegesetze giebt, um die innern Angelegenheiten abzumachen. Die brasilischen Einrichtungen sind so liberal, als man sie nur immer wünschen kann, und es wäre Thorheit, sich ihrer nicht bedienen zu wollen; allein aus dem moralischen Zustand der Einwohner geht hervor, daß sie nicht gehandhabt werden, und weit entfernt, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu begünstigen, hemmen sie ihn vielmehr. Man muß daher trachten, eine Masse zu bilden, sich selbst ohne Einmischung von Außen und durch eigene Mittel zu regieren.

7. Gleich von Anfang muß an die Fürsorge für religiösen und anderen Unterricht gedacht werden. Die Regierung muß auf eine gewisse Anzahl Kolonisten die Unterhaltung katholischer und protestantischer Geistlichen, so wie auch der Lehrer, zugestehen. Ich halte es nicht für vortheilhaft, diese vom Volk abhängig zu machen, indem der Ungebildete sich weniger für sie interessirt, als der Gebildete.

8. Es müssen zweckmäßige Maßregeln ergriffen werden, daß die Gerechtigkeitspflege während der ersten Jahre auf schnelle, sogar auf exceptionelle Weise ausgeübt werde. Die Kolonisten sind schwer zu leiten, Streitigkeiten und Zweifel müssen schnell, selbst militairisch entschieden werden, denn der Ansiedler hat keine Zeit zu verlieren (mit Prozessiren nämlich). Später würden die Gesetze und Gewohnheiten des Landes wieder in Kraft treten.

9. Wenn die brasilische Regierung zur Förderung der Ansiedlung Subsidien zugesteht, so muß dieses Geld unter die Verantwortlichkeit der fremden Angestellten, oder wenigstens einer gemischten Kommission von Fremden und Brasiliern kommen; wenn nicht, so ist die Verschleuderung unausweichlich.

10. Mit Rücksicht auf den verderblichen Einfluß der Sklaverei sollte nie erlaubt werden, daß irgend ein Kolonist einen Sklaven kaufen, oder sich eines gemietheten, geliehenen ꝛc. bedienen dürfe. Unbestritten das Beste wäre, wenn man darin übereinkäme, daß kein Sklave, sey er schwarz oder farbig, selbst kein freier Neger in der Kolonie wohnen dürfe.

11. Den Kolonisten darf man das Land nicht umsonst geben; sie müssen es ankaufen oder in einem gewissen Zeitraum bezahlen. Der Ansiedler, welcher Land kauft, erwirbt davon nicht mehr, als er nöthig hat, und da er weiß, daß er es bezahlen muß, so wird er von Anfang an zur Arbeit genöthigt. Auch muß man den Kolonisten nicht zu leicht versprechen, im ersten Jahre für ihre Bedürfnisse sorgen zu wollen. In jedem Falle ist nöthig, daß sie die Vorschüsse in bestimmten Zeitfristen zurückzahlen. Leichtere Bestimmungen waren das Verderben vieler Ansiedler, die es für ganz bequem hielten, im Müssiggange zu leben.

12. Wenn die Kolonisten in Brasilien anlangen, soll es ihnen nicht erlaubt seyn, sich nach anderwärts verlieren zu dürfen; sie müssen sich verpflichten, drei bis vier Jahre zu bleiben.

13. Auch muß vermieden werden, daß die Ansiedler in die Hauptstadt kommen, oder wenigstens ist dafür zu sorgen, daß ihr Aufenthalt daselbst möglichst kurz sey. In Städten ist immer ein Haufe müßiger Ausländer, die sogleich Unzufriedenheit unter die Neuangekommenen säen.

„Ich spreche nicht von der Bildung, von der ängstlichen Sorgfalt bei Auswahl der Kolonisten und von der Nothwendigkeit, darauf zu sehen, daß sich bei ihnen die nöthigen Handthierungen und Berufsarten vorfinden, solches würde zu weitläufige Einzelnheiten erfordern; ich bemerke nur, daß man sich hüte, sich mit allzu viel Effekten, Gepäck und Handwerkszeug zu versehen. Fast Alles findet man hier, und es ist zweckmäßig, daß der Handwerker, der nicht auf dem Lande arbeiten muß, gleich von Anfang Arbeit finde.

„Bevor ich schließe, muß ich noch bemerken, daß ich absichtlich nichts von den Vortheilen gesprochen habe, die man von der Regierung hinsichtlich der Einführung schweizer Manufaktur-, Fabrik- oder anderer Erzeugnisse zu erhalten suchen muß, indem ich voraussetze, daß es in der Schweiz besser unterrichtete Personen giebt, welche hierin Rath ertheilen können. Das Einfachste scheint mir, wenn man erlangte, daß ein jedes Schiff, welches eine gewisse Anzahl schweizer Kolonisten mitbringt, für alle schweizer Waaren, die es auf demselben herführt (deren Ursprung genau nachgewiesen werden müßte), mehrere pro Cent weniger Eingangszoll zahlte, als das Gesetz oder der Tarif feststellt.

„Bahia, den 23. Juli 1843."

Portugal.

Lusitanische Skizzen. *)

„Lusitanische Skizzen mit Feder und Bleistift" heißt ein so eben erschienenes englisches Reisewerk, dessen Bericht über portugiesische Zustände im Allgemeinen günstiger lautet, als der irgend eines anderen Touristen neuerer Zeit. Es rührt von einem Herrn **Kingston**, der sich auf dem Titelblatt als Verfasser des (uns unbekannt gebliebenen) Romans: The Circassian Chief nennt, her, den ein mehrjähriger Aufenthalt im Lande selbst und namentlich in den nördlichen Provinzen desselben, zwischen dem Minho und Mondego, dazu berechtigt, ein Urtheil über die dortigen Verhältnisse abzugeben. Wie er versichert, haben die letzten zehn Jahre einer constitutionellen Regierungsform bereits den heilsamsten Einfluß auf Portugal ausgeübt, und von der

*) Lusitanian Sketches of the Pen and Pencil. By Wm. H. G. Kingston. — Zwei Bände. London, 1843.

Zukunft verspricht er sich noch glücklichere Folgen, wenn es nur der ultraliberalen Partei nicht gelingt, eine revolutionaire Bewegung herbeizuführen, um die längst von ihr gehegten Visionen einer Republik zu verwirklichen.

Indessen liegt die Stärke unseres Reisenden weniger in politischen Betrachtungen, als in dem, was er auch eigentlich sich zum Thema erwählt hat — in leichten, anspruchslosen Skizzen des Landes und seiner Bewohner, ihrer Sitten, Gebräuche, Meinungen und Vorurtheile. Am liebsten verweilt er im Kreise der portugiesischen Landleute, bei denen sich noch Spuren jener idyllischen Einfalt zeigen, die den Völkern des Südens eigen ist und die vielleicht einen Tasso, Guarini, Cervantes und Solomayer zu ihren Schäfergedichten begeistern mochte. „Wenn ein lusitanischer Bauer seiner Geliebten begegnet, so nimmt er ehrfurchtsvoll den Hut ab und bleibt in einiger Entfernung auf seinen Stab gestützt stehen, während sie ihren Korb niederlegt und mit verschämter, aber lächelnder Miene zur Erde schaut. Dann und wann aber richtet sie ihr schwarzes Auge empor und wirft ihrem Liebhaber einen so funkelnden Blick zu, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sein Herz in Flammen aufloderet. Es giebt nur wenige Beispiele von Treulosigkeit oder Unbeständigkeit. Ist es dem Freier gelungen, die Einwilligung seiner Schönen zu erlangen, so findet die Hochzeits-Feierlichkeit bei den unteren Klassen in der Pfarrkirche statt, wo der Priester die Hände des liebenden Paares buchstäblich mit den Enden seiner Stola zusammenknüpft, ehe sie die Ringe wechseln. Der Ehesegen wird auf lateinisch verlesen, ohne daß die Zeugen es für nöthig achten, sich unterdessen mit religiösem Anstande zu betragen, und sobald der Gottesdienst vorüber ist, werden Braut und Bräutigam, noch ehe sie aus der Kirche treten, mit einem Hagel von Bonbons begrüßt. Ich war einst bei einer Hochzeit gegenwärtig, wo ein Bonbon dem Priester, der die Ceremonie verrichtete, mit solcher Gewalt ins Auge flog, daß er beinahe davon erblindete, was die Zuschauer nicht wenig zu belustigen schien. Unter den höheren Ständen werden die Trauungen in den bei ihren Häusern befindlichen Privat-Kapellen vollzogen, und zwar mit allen Feierlichkeiten, die in katholischen Ländern gebräuchlich sind; nach Beendigung derselben wird ein großer Ball gegeben, an welchem das Brautpaar, der allgemeinen Sitte gemäß, Theil nimmt."

Die Herrschaft eines freisinnigeren Regierungssystems hat die Macht der Geistlichkeit einigermaßen gebrochen, aber die seit Jahrhunderten eingewurzelte und den Portugiesen zur anderen Natur gewordene Bigotterie kann nur allmälig weichen. Die Heiligen-Verehrung ist, der gerühmten Aufklärung unseres Zeitalters zum Trotz, noch immer in vollem Schwunge. „Das Fest eines jeden Heiligen wird mit Raketen, Schwärmern und anderem Feuerwerk eingeleitet. Der Lärm ist unbeschreiblich — man kann nicht umhin, die Frömmigkeit dieser Leute zu bewundern. Sobald der Tag anbricht, beginnen Alle, die unter dem unmittelbaren Schutze des Heiligen stehen, ihre geräuschvollen Andachtsbezeugungen; piff paff — krach krach — puff puff — so geht es vom frühen Morgen an. Kein Mensch im ganzen Kirchspiel kann noch auf Schlaf rechnen: er muß hinaus, um dem Heiligen seine Reverenz zu machen. — Außer der Verpflichtung, diejenigen Personen zu beschützen, die seinen Namen tragen *), hat jeder Heilige noch ein besonderes Amt, welchem er ganz allein vorsteht und in welches seine Kollegen sich nicht einmischen dürfen; Niemand, der in religiösen Sachen erfahren ist, würde auch nur im Traume daran denken, sich an einen Heiligen in solchen Angelegenheiten zu wenden, die zur Jurisdiction eines anderen gehören. So kurirt z. B. der heilige Gonsalves rheumatische Schmerzen in den Knieen und Armen und beschützt Zinngießer und Töpfer. St. Vincenz ist Schutzpatron der Messerschmiede und heilt außerdem die Pocken. Die Kammmacher stehen unter dem Patronat des heil. Blasius und die Lohgerber unter dem des heil. Antonius. Die heilige Barbara hat die Obhut über das Artillerieswesen. Zimmerleute, Musiker, Maler, Goldschmiede, Barbiere verehren resp. die Heiligen: Joseph, Cäcilia, Lucas, Elias und Georg. St. Johann von Nepomuk schützt seine Gläubigen gegen die Verleumdung, St. Hieronymus sichert gegen den Blitz, und St. Martial löscht Feuersbrünste aus. Der heil. Aegidius wird bei Erdbeben und der heil. Onuphrius bei einer Hungersnoth angerufen. St. Michel de Sanctis kurirt Beulen und Krebsgeschwüre, St. Judas den Husten, St. Ovidius die Taubheit, Sta. Apollonia den Zahnschmerz, Sta. Klara und Sta. Lucia böse Augen; St. Sebastian hat probate Mittel gegen ansteckende Fieber und St. Benedikt gegen den Biß giftiger Thiere. Kurzum, es giebt keine Lage im menschlichen Leben, keine Gefahr oder Krankheit, aus der man sich nicht durch Anrufung eines bestimmten Heiligen retten könnte."

„Die Bußübungen stehen bei dem portugiesischen Landvolk noch immer in hohem Ansehen. Da sie gewöhnlich nicht sehr schwer sind, so unterwirft man sich ihnen gern, um die Sündenlast von sich abzuwälzen. Die härtesten habe ich von Frauen ausführen sehen, die, auf den bloßen Knieen rutschend, zu wiederholten Malen den Umkreis einer Kirche machen; zuweilen tragen sie auch einen Sandbeutel auf den Schultern, um sich ihre Aufgabe noch mehr zu erschweren, und in solchen Fällen bezeichnen sie nicht selten ihren Weg mit Blutspuren. Diese Bußen werden entweder als Preis der Absolution von dem Beichtvater auferlegt oder zur Erfüllung eines bei Krankheiten oder anderen Gelegenheiten gethanen Gelübdes vorgenommen. Im Allgemeinen geht man aber dabei weniger ernsthaft zu Werke. Die Männer binden sich oft die Kleider über die Kniee zusammen, denn obgleich sie gelobt haben, die Wallfahrt um die heilige Stätte auf den Knieen zu machen, so sind sie doch nicht verpflichtet, ein neues Paar Beinkleider zu ruiniren; damit sie aber die Kniee nicht wund reiben, umwickeln sie dieselben mit Polstern und erinnern hierdurch lebhaft an den von Peter Pindar besungenen Büßer. *) Junge Mädchen machen oft denselben Gang, mit dicken tuchenen Unterröcken bekleidet und von ihren Anbetern umgeben, mit denen sie sehr unehrerbietig scherzen und lachen und die ihre Galanterie dadurch bethätigen, daß sie ihre Schönen über die holperigen Stellen weg heben. Ich kannte einst eine alte Dame, die das Versprechen abgelegt hatte, barfuß nach einem ziemlich entfernten Altare zu pilgern; da man ihr aber vorstellte, daß ein solches Unternehmen ihre Kräfte übersteige, so ließ sie eine Portechaise kommen, zog Schuhe und Strümpfe aus, setzte sich hinein und wurde so an das Ziel ihrer Wanderung getragen.

„Ich theile diese Anekdoten nicht in der Absicht mit, das Volk und seinen Glauben lächerlich zu machen, sondern nur um den National-Charakter der Portugiesen zu erläutern. Ernstes, tiefes Nachdenken ist nicht ihre Sache; sie glauben an Dinge, die uns abgeschmackt scheinen und worüber sie oft selber spotten. Wenn man fragt, ob sie in der That eine heilsame Wirkung von dergleichen Ceremonien erwarten, so antworten sie mit einem Achseljucken: „Man lehrt uns, daran zu glauben, und warum sollen wir es nicht?" ist Alles, was sie zu ihrer Vertheidigung hervorbringen. Hierauf wird uns dieselbe Frage gestellt, und wir sehen uns entweder gezwungen, sie auf eine Art zu erwiedern, die ihnen für gotteslästerlich gelten würde, oder gleichfalls zu schweigen. So gewinnt der unwissende, abergläubische Bauer mit seinem: Pois não? Warum nicht? die Oberhand. Uebrigens werden solche Büßungen nicht allein den Menschen, sondern auch den Thieren auferlegt. Wenn eine Seuche unter dem Vieh gewüthet hat, so macht man es sich zur Pflicht, die Ueberlebenden nach dem Altar des Schutzheiligen zu führen, bei welchen Gelegenheiten die Pferde, Ochsen, Esel und Schweine stets einen höchst irreligiösen Widerwillen zeigen, das Gelübde ihrer Herren zu erfüllen, welches die klügeren Thiere gewiß als eine eitle Mummerei betrachten. Besonders legen die Schweine in dieser Hinsicht mit wenigen Ausnahmen die verwerflichsten Tendenzen dar; sie grunzen und quiken ein sehr unharmonisches Unisono und müssen oft am Schweife fortgezogen werden, da man sie durchaus nicht bewegen kann, von freien Stücken vorwärts zu gehen. Die bußethuenden Esel zeigen größere Ehrfurcht für die heilige Stätte, obgleich sie bisweilen ziemlich laut panen; die meiste Frömmigkeit scheinen aber die Ochsen zu besitzen. Da ich einmal bei diesem barocken Thema bin, so muß ich die Geschichte zweier Damen erwähnen, die das Gelübde thaten, nach dem etwa zwei Stunden entfernten Orte Matozinhos zu pilgern, ohne unterweges auch nur ein Wort zu sprechen. Sie versuchten es neun Mal ohne Erfolg und mußten sich zuletzt einer schweren Buße unterwerfen, um ihres Gelübdes entbunden zu werden, dessen Erfüllung sie unmöglich fanden. Ein anderer, vornehmlich bei den Pächtern üblicher Gebrauch ist der, daß sie der Kirche ihr eigenes Gewicht an Korn oder Wachs zu schenken geloben. Zu diesem Zweck ist in der Sakristei oder einem an die Kirche stoßenden Zimmer eine große Waagschale aufgestellt; doch haben die Priester die kluge Einrichtung getroffen, daß man sich auch mit Geld ablösen kann.

„Unter dem portugiesischen Landvolk herrscht noch ein höchst merkwürdiger Aberglaube, der schwer zu entkräften ist, da er durchaus keine Widerlegung zuläßt. Man hat nämlich die Idee, daß die Seelen der Todten in die Körper lebender Personen übergehen, deren rechtmäßige Besitzer sie auf eine Zeitlang verdrängen, um irgend eine während ihres Lebens vernachlässigte Pflicht zu erfüllen. Diese unheimlichen Gäste sind unter dem Namen: almas d'outro mundo, Seelen aus der anderen Welt, bekannt, und es wird für eine besondere Gnade des Himmels gehalten, daß sie auf solche Weise ihre Sünden abbüßen können, ohne den Qualen des Fegefeuers zu verfallen. Wenn Jemand stirbt, während er einem Anderen Geld schuldet, so bemächtigt er sich des ersten besten Körpers, den er die Summe verdienen und die Schuld bezahlen läßt, und kehrt dann befriedigt nach der Geisterwelt zurück, ohne daß sein Stellvertreter sich des Vorgefallenen bewußt wäre. „Jener Mann da", sagen oft die Landleute, „ist nicht der und der: es ist nur sein Körper — die Seele gehört dem —" worauf sie Jemanden namhaft machen, der schon vor mehreren Wochen oder Monaten gestorben ist.

Ueber das Stapelprodukt des Landes, den Portwein, theilt unser Verfasser sehr ins Einzelne gehende Nachrichten mit; man merkt es ihm an, daß er dieses Thema aus dem Grunde versteht. Schon seit langer Zeit findet der Portwein seinen Hauptabsatz in England; bereits im Jahre 1749 wurden 22,738 Pipen dorthin ausgeführt, aber heutzutage, wo der Zoll auf französischen Wein ermäßigt worden, hat er an letzterem einen gefährlichen Konkurrenten. 1844 betrug der Export nach Großbritanien in Allem 25,493 Pipen, und außerdem wurden nach anderen Theilen Europa's, nach Nord-Amerika, Ostindien, China und Australien 8153 Pipen verschifft. Der Zubereitungsprozeß des Portweins wird folgendermaßen beschrieben: „Die Zeit der Weinlese weicht in den verschiedenen Jahren um etwa einen Monat ab; sie findet zuweilen zu Anfang Septembers, zuweilen erst gegen die Mitte Oktobers statt und

*) Dies ist auch der Grund, warum die Katholiken ihren Kindern in der Taufe oft eine Unzahl Namen beilegen — ein Gebrauch, den die Protestanten ohne alle Ursache befolgt haben.

*) Der unter dem Namen Peter Pindar bekannte Humorist Wolcott erzählt eine Anekdote von einer Pilgergesellschaft, die auf Anrathen ihres Beichtvaters gelobt hatte, die Wallfahrt nach der Kapelle eines heiligen Heiligen mit Ernst in den Schuhen aufzuführen. Die Büßenden legten ihren Weg unter großen Schmerzen zurück und erreichten endlich endlich und mit blutenden Füßen den Ort ihrer Bestimmung. Nur Einer von ihnen ging flink und guten Muths einher und war schon auf der Rückreise begriffen, ehe seine Gefährten noch angekommen waren. Die Ursache war einfach:

To walk a little more at ease
He took the liberty to boil his peas.

beſchäftigt 20,000 Gallego's und 10,000 Portugieſen, Männer, Weiber und Kinder. Nach Beendigung derſelben kehren die Spanier in ihre Heimat zurück — ein Jeder von ihnen mit 7 bis 10 Thalern in der Taſche, die er als Lohn empfangen hat. Sobald die Weinleſe beginnt, wird ſie mit lebhaftem Eifer betrieben, weil man dann keine Zeit verlieren darf; Alles drängt ſich nach den Weinbergen, um die geſunden Trauben zu pflücken, ſie von den verfaulten und vertrockneten abzuſondern und in Körbe zu legen, welche die Gallego's auf dem Rücken die ſteilen Anhöhen hinabtragen. Zum Preſſen gebraucht man ſteinerne Kufen, die ziemlich hoch über dem Boden ſtehen, 2—3 Fuß tief ſind und von 20—30 Fuß im Quadrat meſſen. Ein Knabe ſtellt ſich in die Mitte und ſcharrt die Trauben zuſammen, um eine ebene Oberfläche zu bilden. Iſt die Kufe voll, ſo ſpringen 20—30 Männer mit nackten Füßen und Beinen hinein und tanzen oder ſtampfen vielmehr zur Begleitung von Guitarren, Schalmeien, Violinen und ihren eigenen Stimmen 40—50 Stunden lang, mit Zwiſchenräumen von nur 6 Stunden in den vierundzwanzig, bis ſie den Saft völlig ausgedrückt haben. Die Stengel werden zurückgelaſſen, um dem Portwein jenen kräftigen Geſchmack mitzutheilen, der von Kennern ſo geſchätzt wird, wie auch den Gährungsprozeß zu befördern, der von 2—6 Tagen dauert.

„Die Compagnie zum Betriebe des Weinhandels (die ſchon ſeit dem Jahre 1756 exiſtirt) läßt im Januarmonat den Wein prüfen und die Qualität der verſchiedenen Sorten beſtimmen. Es belief ſich z. B. im Jahre 1841, wo die Leſe ſchlecht ausfiel, der ganze Betrag auf 72,462 Pipen, von welchen 18,002 für den britiſchen Markt tauglich befunden, 15,714 in die zweite und 17,166 in die dritte Kategorie geſtellt wurden, während man 21,580 Pipen für Ausſchuß erklärte, der nur in den Schenken verbraucht oder zu Branntwein deſtillirt werden konnte. Gegen die Mitte Februars beginnt nun der Jahrmarkt, von welchem die Kaufleute ſich nach dem Weinlande begeben, wo ſie ihre Etabliſſements haben. Von ihren Handlungsdienern, Agenten und Böttichern, die auf Maulthieren reiten, begleitet und von einer Bedientenſchaar zu Fuß eskortirt, beſuchen ſie alle Pachthöfe, wo der Wein zu finden iſt. Dieſer wird zur Probe in einer ſilbernen Schale dargereicht, die eine Erhöhung in der Mitte hat, um die Farbe des Weins zu zeigen; nachdem die Kaufleute ihn geſchmeckt haben, bemerken ſie die Qualität einer jeden Tonne in ihren Notizbüchern, um ſie bei ihrer Rückkehr zu vergleichen. Zuweilen wird der Handel auf der Stelle abgeſchloſſen; in der Regel pflegt aber der Pächter ſich im Comtoir des Kaufmanns einzufinden, um die Sache mit ihm zu ordnen. Der Einkauf des Weins nimmt die ganze Sorgfalt und Erfahrung des Käufers in Anſpruch, da ſein Ruf und ſein Gewinn von der Arbeit weniger Tage abhängen. Nach Verlauf derſelben kehrt er nach Porto zurück. Jetzt wird der Wein unter der Aufſicht eines Agenten in Pipen abgezogen und in mit Ochſen beſpannten Karren auf den abſcheulichſten Wegen nach dem Fluſſe transportirt, wo er in große Böte eingeſchifft und nach Villa Nova gebracht wird. Hier läßt man ihn in den Speichern ausladen, in Fäſſer abziehen und nach den verſchiedenen Qualitäten in Partieen eintheilen. Um dieſe Zeit iſt die ſorgfältigſte Behandlung erforderlich, ſo wie man jetzt auch etwas Branntwein hinzufügen muß. In etwa zwei Jahren oder noch weniger ſind die feineren Weinſorten einer guten Leſe ſchon im gehörigen Stande, um nach England verſchifft zu werden: die älteren Weine läßt man jedoch 4—8 Jahre in den Pipen ſtehen, ehe man ſie nach dem Auslande verſendet."

Zum Schluſſe noch eine Anekdote über ein komiſches Quiproquo, wozu die Beſichtigung einiger portugieſiſchen Reliquien den Anlaß gab. „Die Kathedrale zu Guimaraens enthält eine Sammlung von Koſtbarkeiten, die unter dem Namen der „Schätze Unſerer lieben Frau" — Os thesouros de Nossa Senhora — bekannt ſind. Eine junge Engländerin, die vor kurzem dieſe Stätte beſuchte, machte ſich hierbei eines ſeltſamen, aber ſehr verzeihlichen Irrthums ſchuldig. Bei ihrer Ankunft in Guimaraens erfuhr ſie nämlich, daß in der Kathedrale die thesouros de Nossa Senhora zu ſehen wären; unglücklicherweiſe verſtand ſie aber ſtatt deſſen: as tesouras de N. S. — die Scheeren unſerer lieben Frau. Als man ſie daher nebſt ihrer Begleitung in die Sakriſtei einführte und mehrere wohlbeleibte Prieſter die Geſellſchaft in dem Heiligthum umherführten, um alle Merkwürdigkeiten deſſelben vorzuzeigen, fragte ſie ſehr beſcheiden, ob man ihr nicht auch vergönnen wolle, die Scheeren der Jungfrau in Augenſchein zu nehmen. „Was iſt der Dame gefällig?" fragte ein würdiger Pater, indem er ſich den Bauch hielt und ſeine Lippen zu einem Lächeln verzog. „Die Scheeren Unſerer lieben Frau", verſetzte die junge Dame ganz unſchuldig. „Die Scheeren Unſerer lieben Frau! Die Scheeren Unſerer lieben Frau! ha! ha! ha!" wiederholten die Prieſter im Chor, und nie haben fromme Männer ein ſolches Gelächter erſchallen laſſen, als ſich in dieſem Augenblick erhob. Der Erſte, der ſeiner Stimme wieder mächtig wurde, erklärte endlich mit Thränen in den Augen unter ſtets von neuem ausbrechender Heiterkeit, daß, wie ſehr eine ſolche Reliquie ſie auch beglücken würde, es leider nicht in ihrer Macht ſtehe, ſie vorzuzeigen; ſie beſäßen nur „os thesouros de Nossa Senhora" — die Schätze Unſerer lieben Frau — nicht aber die Scheeren derſelben — „suas tesouras" ha! ha! ha! und das Schmunzeln begann noch einmal. Das Andenken an dieſes Mißverſtändniß hat ſich bis zum heutigen Tage erhalten, und wer künftig die Kathedrale zu Guimaraens beſucht und ein herzliches Gelächter zu vernehmen wünſcht, der erkundige ſich nur nach den Scheeren Unſerer lieben Frau."

Mannigfaltiges.

— Tölken über die antike Bearbeitung des Goldes. Die zweite der diesjährigen Vorleſungen im Berliner „Wiſſenſchaftlichen Verein" ward von Herrn Geheimerath Prof. Tölken über die Goldarbeiten der Alten und insbeſondere über die in dem Antiquarium des hieſigen K. Muſeums befindlichen goldenen Kunſterzeugniſſe der Aegypter, Etrusker, Griechen und Römer gehalten. Die letzteren, von denen 24, zur Erläuterung des Vortrages, auf einer lithographirten Tafel abgebildet waren, ſind namentlich durch einen Ankauf bereichert worden, den Se. Maj. der König vor einigen Jahren aus dem Nachlaſſe der Herzogin Hortenſe von St. Leu machen ließ, welche von dem kunſtliebenden Fürſten von Canino viele werthvolle Geſchenke dieſer Art erhalten, die er bei ſeinen Nachgrabungen aufgefunden hatte. Der Vortrag des Herrn Tölken war in doppelter Beziehung belehrend und anziehend für ein größeres Publikum, inſofern er außer einer Würdigung der antiken Goldarbeiten auch eine kurze Geſchichte des Goldes enthielt, das ſelber mit den Anfang aller Geſchichte bilden hilft, wie der Name des goldenen Zeitalters beweiſt, den die Alten der Urzeit beigelegt, gleichwie denn auch die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts, der Pentateuch und die Homeriſchen Geſänge, ſchon von den zierlichſten Arbeiten aus Gold berichten, das, wegen ſeiner leichten Benutzung zu ſolchen Zwecken und weil es ſich nur in gediegener Geſtalt vorfindet, überall und zu allen Zeiten als das edelſte der Metalle geſchätzt worden, dem das Platina nur auf kurze Zeit in der Meinung der Mineralogen Abbruch zu thun vermochte. Das Gold iſt ſogar, ſo viel auch davon dem Schoße der Erde entrungen wurde und wird, um das Doppelte in ſeinem Werthe geſtiegen ſeitdem man das Verhältniß ſeines Werthes zu dem des Silbers kennt; während es nämlich in dem alten Rom, wohin allerdings alles Gold aus dem unterworfenen Griechenland und Kleinaſien gefloſſen war, wie 1 zu 7½ ſich verhielt, hat es jetzt den Werth von 1 zu 15½, d. h. wenn eine Mark Silbers 14 Thaler Preuß. darſtellt, wird eine Mark Goldes mit 217 Thalern bezahlt. Gegenwärtig wird das meiſte Gold in Rußland (jährlich etwa 82,000 Mark), beſonders am Ural gefunden, während die Goldgruben der drei letzten Jahrhunderte, Peru und Mexiko, faſt ganz erſchöpft ſcheinen; letzteres liefert nur noch 10—11,000 und Columbien etwa 18,000 Mark jährlich. Dagegen hat man in neuerer Zeit auch in den Vereinigten Staaten, beſonders in Virginien, in Alabama und bis zum Golf von Mexiko, Gold in großer Menge aufgefunden. Von den alten Goldländern Aſiens verdient nur noch Tübet einigermaßen dieſen Namen, indem es eine jährliche Ausbeute von 12,000 Mark liefern ſoll, wogegen in dem Sande des verachteten Sibiriens ſchon außerordentliche Schätze gefunden worden ſind. Die Goldausbeute Süd-Afrika's wird auf jährlich 16,000 Mark geſchätzt. — Aus dem Vortrage des Herrn Tölken haben wir noch zu erwähnen, daß derſelbe die Erläuterung der geſchmackvollen antiken Goldarbeiten zu einer ſehr zeitgemäßen warnenden Bemerkung gegen das jetzige Wiederumſichgreifen des Rococogeſchmackes benutzte, der uns allerdings, wenn dieſem Gefallenfinden am Barocken kein Einhalt gethan wird, geradezu wieder in die Zeit der Perrücken und der Reifröcke zurückführen kann.

— Der Erfinder der Eiſenbahnen. Die Ehre dieſer Erfindung wird jetzt für einen Mann in Anſpruch genommen, deſſen Name noch wenig bekannt iſt, der aber darauf die unbeſtreitbarſten Rechte zu haben ſcheint. Schienen- und andere Spurwege hat es allerdings längſt ſchon in den Bergwerken Englands und des Kontinents gegeben, aber die Idee, dieſe Wege auch im Großen zur Verbindung von Städten und Ländern herzuſtellen, iſt zuerſt von Herrn Thomas Gray gefaßt und ausgeſprochen worden. In einer kürzlich von Herrn Wilſon, Ritter des Niederländiſchen Löwenordens, herausgegebenen Schrift verſichert dieſer, daß Gray bereits im J. 1816 ſeine Ideen verbreitet habe, daß er ihm (Wilſon) im J. 1818 die Handſchrift eines ihm vorliegenden Buches über Eiſenbahnen mitgetheilt, welches zwei Jahre darauf, im J. 1820, bei Baldwin Cradock und Joy in London im Druck erſchienen ſey. Gleichzeitig mit ſeiner Schrift hat Herr Wilſon Bittſchriften an das Parlament und an die engliſchen Miniſter, ſo wie Cirkulare an Kapitaliſten, Kaufleute und Andere, ergehen laſſen, worin er ihnen unter Hinweiſung auf jenes Buch, ſo wie auf andere Data, darzuthun ſucht, daß Gray zuerſt den Plan zu der Eiſenbahn zwiſchen Liverpool und Mancheſter angeregt und dieſe als einen vorläufigen Verſuch bezeichnet habe, welcher zu einem allgemeinen Eiſenbahn-Syſtem nicht blos in England, ſondern auch im übrigen Europa führen müſſe. Herr Gray ſchätzte damals die Koſten der Eiſenbahnen auf 12,000 Pfund die engl. Meile; auch hatte er vor ſechzehn Jahren ſchon eine Karte gezeichnet und vorgelegt, auf welcher die Centrallinien ſeines Projektes als die Arterien des geſammten Eiſenbahn-Adersyſtems angegeben ſind, ganz ſo wie ſie ſeitdem entweder ſchon ausgeführt worden oder noch jetzt als nothwendige Grundlinien angeſehen werden. Die engliſche Preſſe, die dieſe Angaben mittheilt, ſetzt ihnen nirgends einen Widerſpruch entgegen. Der Railway Record, die Morning-Chronicle, der Herald erklären die Anſprüche des Herrn Gray als vollkommen berechtigt, und die Sympathie des Publikums iſt plötzlich für einen Mann erwacht, den bisher Wenige gekannt, obwohl ſeine Ideen von den größten Folgen für den Umſchwung der Geſellſchaft ſind. Sir Aug. Forſter hat eine öffentliche Subſcription für ihn in Vorſchlag gebracht, während Andere behaupten, daß es der Regierung obliege, ihm eine Penſion auszuſetzen, und zwar um ſo mehr, als die ungeheure Revenue, die jetzt den Staatskaſſen durch die Erbauung der Eiſenbahnen erwächſt, ihm und ſeiner fruchtragenden Idee zu verdanken ſey.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Herrn v. Lamm, Jägerstraße Nr. 23) und von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 8. Berlin, Sonnabend den 17. Januar 1846.

England.

Alex. von Humboldt, die englische und die deutsche Wissenschaft.

Die North-British-Review, eine im vorigen Jahre entstandene neue Vierteljahresschrift der Engländer, hat eine Reihe sehr so gründlich als glänzend gearbeiteter Artikel mit einer Lebensbeschreibung Alexander von Humboldt's eröffnet, die ihres Gegenstandes ganz würdig ist. Wir erinnern uns nicht, in deutscher oder in französischer Sprache irgendwo ein so gut geschriebenes Memoire über das Leben unseres großen Mitbürgers gelesen zu haben, doch scheint ein Aufsatz, den Herr Dr. Mahlmann vor zwei Jahren für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" gearbeitet, dabei vielfach benutzt worden zu seyn. *)

Eröffnet wird die Biographie durch einige vergleichende Bemerkungen über englisches und deutsches Universitätswesen, insofern es auf die allgemeine Bildung und besonders auf die von gelehrten Reisenden Einfluß hat. Es sind diese Bemerkungen vielleicht in ähnlicher Weise, wie die kürzlich (Nr. 2 des Magazins) von französischem Standpunkte gegebenen, zu ungerecht gegen die einheimische und zu parteiisch für die deutsche Wissenschaft, aber mit Rücksicht auf den verehrten Greis, durch den sie zunächst hervorgerufen worden, haben sie jedenfalls ein Interesse für uns, und so theilen wir denn auch die einleitenden Bemerkungen der North-British-Review hier mit. Sie sagt:

„England, das der Welt die größte Anzahl von Reisenden und dem Buchhandel die größte Anzahl von Reisebeschreibungen liefert, ist doch eines der Länder, wo der Mensch am allerwenigsten für das Reisen ausgebildet wird. Drei Systeme haben bei uns den öffentlichen Unterricht in Beschlag genommen, und nicht eines macht einen jungen Studirenden fähig, mit Nutzen die verschiedenen Länder der Welt zu besuchen.

„Wenn wir die Universität Oxford verlassen, haben wir den Kopf vollgestopft mit griechischen oder römischen Dichtern, mit alter Geschichte und Kommentaren der Klassiker. Die skandalöse Chronik des Olymps, die erotischen Gesänge von Athen, die mythologischen Sagen Italiens vor den Römern wissen wir an den fünf Fingern herzuzählen. Wir versifiziren sogar eine Ode in der Sprache des Anakreon, eine Satire in der des Horaz. Aber dafür sind wir außer Stande, die allereinfachste Reisegeschichte in gutem Englisch zu erzählen, und von aller Universitätswissenschaft hat der Tourist — o, des glücklichen Gelehrten! — keinen anderen Vortheil, als einige zweifelhafte Inschriften auf dem Bruchstück eines Grabsteins, eines Säulenschafts oder eines verstümmelten Giebels herstellen zu können.

„Kommen wir aus Cambridge, so sind wir im Stande, die kubischen Gleichungen nicht minder genau wie Cardan anzugeben; die Logarithmen kennen wir so gut wie Napier **), die Gesetze der Astronomie noch besser als Newton, und was die Differentialrechnungen betrifft, so lassen wir La Grange weit hinter uns zurück. ***) Unglücklicherweise ist jedoch die Welt, die wir zu durchziehen haben, weder eine algebraische oder geometrische Welt, noch ein Aggregat von Zahlen und Linien, oder von Kegelschnitten und Infinitesimalbrüchen. Wenigstens ist das Publikum nicht gewöhnt, sie unter dieser Gestalt zu betrachten, und die Bemerkungen eines Reisenden, der Alles, was er sieht, einem mathematischen Calcul unterwirft, haben nicht das mindeste Interesse für dasselbe.

„Die Londoner Universität und ihre Tochter-Anstalten befolgen allerdings eine andere Methode. Hier wird Alles dem Nützlichkeitsprinzip untergeordnet: die Wissenschaft richtet sich nach den praktischen Bedürfnissen, die Kunst und die Poesie treten zurück vor der großen Wissenschaft, viel Geld zu erwerben. Mechanik und Arzneikunde, Hydraulik und Chemie, Physik und Anatomie, das lernt man hier, und zwar Alles mit dem Einen Zweck, es so bald als möglich anzuwenden und den größtmöglichen Profit davon zu ziehen. Daher kömmt es, daß man ein mehr oder weniger unterrichteter Arzt, ein mehr oder weniger geschickter Mechanikus, Ingenieur oder Schiffbauer, Apotheker oder Chirurg wird — aber ein Reisender durchaus nicht. Man weiß vortrefflich über Schwefel- und Salzsäuren zu sprechen, über Dampfmaschinen und Excentrics, über die Entdeckungen Davy's und über die neuesten Beobachtungen von Berzelius, über die Systeme von Hutton, Werner, Liebig und Cuvier; aber wenn auch der größte Theil dieses Wissens dem Manne, welcher reist, bei vielen Gelegenheiten recht gute Dienste zu leisten vermag, so ist doch derjenige, dessen Jugend von keiner anderen geistigen Speise genährt worden, gänzlich außer Stande, die großen Schauspiele der Natur zu genießen und Anderen wieder darzustellen. Die schönste Landschaft wird ihn ohne Theilnahme lassen, und unter der Mannigfaltigkeit der physischen Organismen wird er nicht die geringste sittliche Uebereinstimmung ahnen. Die Sitten der verschiedenen Völker werden ihm nur in ihrer Abweichung von seinen einheimischen auffällig seyn, während er das Charakteristische in ihnen eben so wenig wahrnimmt, wie die Beziehungen der verschiedenen politischen Verfassungen und religiösen Bekenntnisse zu einander, die logischen Folgen dieses oder jenes mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheils, die Wurzeln desselben in der Geschichte, seine allmäligen Umgestaltungen und die Einflüsse, die dasselbe bekämpfen oder erhalten.

„Es bleibt uns nun noch eine vierte Klasse von Reisenden zu erwähnen: diese, hauptsächlich aus Frauen bestehend, bringt von den interessantesten Ausflügen nichts als frivole Geschichten, Verwünschungen gewisser Gastwirthe, Bilnisse von der Table d'hôte und mehr oder weniger gute Epigramme auf die Reisegefährten, mit denen man zufällig zusammengetroffen, mit nachhause: oder wenn es etwa hohe und vornehme Herren, reiche und edle Ladies sind, so kann man sich auf ein Tagebuch aller routs und Bälle gefaßt machen, auf Abhandlungen über den Koch des Fürsten A., über die Abendgesellschaft der Gräfin D., über die Toilette der Herzogin von T. — werthloses Geschwätz, das man eben so gut in London, als in Paris oder in Wien geschrieben haben könnte, so viele Aehnlichkeit — wir möchten fast sagen Identität — ist zwischen einer Assemblee im West-End, einer Soiree im Faubourg St. Germain und einer jener Reunionen, auf der die Crème der Wiener Crème mit allen Förmlichkeiten der Hofetiquette sich langweilt.

„Eine intelligentere Weise, die Jugend zu bilden, den Kreis ihrer Ideen zu erweitern, sie an die umfassenden Gestaltungen des philosophischen Studiums zu gewöhnen, verleiht den Völkern des Kontinents das, was unserer sonst so gesegneten Insel fehlt. Die Deutschen und die Franzosen, die weniger als wir reisen, reisen dafür mit um so größerem Nutzen, und schwerlich dürften wir unter unseren Reisebeschreibern so hochgebildete Männer, so geistvolle und erschöpfende Darsteller finden, als Herrn v. Chateaubriand, Herrn v. Lamartine und vor Allen den Baron von Humboldt.

„Der Letztgenannte könnte für sich allein einen Beweis abgeben für die große Ueberlegenheit der deutschen Universitäten und des vielseitigen Unterrichts, den diese ertheilen, wenn wir nicht der hohen Intelligenz des berühmten Zöglings, den sie hervorgebildet, einen guten Theil unserer Bewunderung zollen müßten. Er allein vielleicht oder doch mindestens sehr wenige junge Leute gleich ihm waren im Stande, eine so große Masse der verschiedensten Kenntnisse zu sammeln und zu koordiniren. In allen Ländern und zu allen Zeiten sah man sehr selten in einem so hohen Grade Fähigkeiten kombinirt, die scheinbar einander gar widersprechend sind: mit der Gluth der dichterischen Phantasie, mit einer hinreißenden Beredtsamkeit die Macht des logischen Gedankens, die Kraft des Gedächtnisses verbunden, welche nöthig ist, um in die Tiefen der exakten Wissenschaften einzudringen.

„Wenn in diesem Augenblicke die Gelehrten-Republik, ihre Staatsform ändernd, einen Souverain wählen sollte, so würde diesem wahrhaft außerordentlichen Manne das Scepter und die Krone der Intelligenz gebühren. Nicht daß wir ihm den mächtigsten Genius, den glänzendsten Namen, die unbestrittenste Originalität zuerkennen, sondern weil uns Niemand bekannt ist, der eine gleiche Universalität darzulegen, einen gleich hohen Flug zu nehmen und so verschiedenartige Ansprüche geltend zu machen vermag, wie der berühmte Erforscher der Cordilleren; und das sind, unserer Ansicht nach, die wesentlichen Erfordernisse eines Königs der Intelligenz. Wir reichen die Palme der Wissenschaft nicht an Newton, sondern an Leibnitz, und auf de-

*) Das Memoire der North-British-Review ist auch bereits ins Französische übersetzt und im neuesten Hefte der Revue Britannique enthalten.

**) Der Mathematiker dieses Namens ist Professor in Edinburg.

***) Professor Whewell, Head-master (Rektor) des Trinity-College in Cambridge, hat in seiner trefflichen Schrift über die Grundsätze der englischen Universitätsbildung (Of a liberal education etc.) einen besonderen Abschnitt der Betrachtung „über die Nothwendigkeit, die klassischen mit den mathematischen Studien als Gegenstände des Universitäts-Unterrichts zu verbinden" gewidmet. Nachstehendes ist eine sehr bezeichnende Stelle aus diesem Abschnitte: „Ich habe von der Geometrie, als einem nothwendigen Theile des akademischen Unterrichts, gesprochen. Es könnte gefragt werden, wie weit der Unterricht in der Geometrie gehen soll? Die Elemente des Euklid, besonders die ersten sechs Bücher, werden zu solchem Zwecke gewöhnlich als der wesentlichste Theil der Geometrie angesehen. Dieser Theil der Mathematik ist jedoch unzureichend, um die Thätigkeit der Vernunft zu üben und dem Einflusse klassischer Studien die Wage zu halten. Wenn wir untersuchen, welche Theile der Mathematik am meisten geeignet sind, der Elementar-Geometrie hinzugefügt zu werden, so ergeben sich uns als Resultate: Stereometrie, die Lehre von den Kegelschnitten, Mechanik, Hydrostatik, Optik und Astronomie."

Leiter der schöpferischen Intelligenzen erscheint uns Laplace minder hochstehend als Cuvier. Mit einem Worte, der Geist, der am meisten die zerstreuten Strahlen zu konzentriren vermag, und nicht der, der eine kleinere Anzahl derselben lebhafter reflektiren läßt, ist derjenige, dessen Macht uns als die berechtigte und die am meisten dargelegte erscheint.

„Eine genaue Analyse des Buches, das Herr von Humboldt kürzlich erscheinen ließ und welches ein vollständiges Resumé seiner Arbeiten als Naturforscher, als Philosoph, als Reisender bildet, würde hinreichend seyn, um zu beweisen, daß wir in unserem Urtheil nicht zu weit gegangen, wenn wir den Verfasser zu den eminentesten Geistern unter den Mitlebenden gezählt. Wir müssen diese Arbeit jedoch, die für unseren gegenwärtigen Zweck zu ausgedehnt, noch hinausschieben, indem wir uns für den Augenblick darauf beschränken, die Lebensskizze zu entwerfen, die früher oder später jenem merkwürdigen Werke als Einleitung wird vorangesetzt werden müssen. Wenn man seit einem halben Jahrhundert die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gezogen; wenn man mit so viel Muth und Glück die gründlichsten Untersuchungen fortsetzte, daß man die Schranken des menschlichen Wissens um ein Bedeutendes zu erweitern vermochte; wenn man die Wahrheit unter allen Zonen der Erde aufgesucht; wenn man die Natur selbst mit allen Kräften bekämpft hat, um einige ihrer Geheimnisse zu erforschen, so hat man das außerordentliche Recht erlangt, als Lebender so behandelt zu werden, als ob bereits die Tage der ewigen Ruhe gekommen wären. Die Laufbahn Humboldt's, der jetzt sechsundsiebzig Jahr alt, ist sicherlich vollendet; der „Kosmos" ist gewissermaßen sein wissenschaftliches Testament. Die Nachwelt hat bereits für ihn begonnen."

Frankreich.

Die Geschichte Napoleon's, von Thiers.

(Fortsetzung.)

Wir haben diese ganze Stelle wörtlich übersetzt, um die Behauptung, welche wir zu bestreiten gedenken, in ihrer ganzen Schärfe wiederzugeben. Uns scheint nämlich, unser Verfasser hätte sein Urtheil über die Erhebung Napoleon's zum Kaiser ein wenig von den später eingetretenen Begebenheiten bestimmen lassen und dabei einestheils das Zufällige vom Nothwendigen nicht genug unterschieden und andererseits Napoleon als Kaiser gar Vieles zugeschrieben, was nur von Napoleon als Charakter ausging, der an der Spitze des Staates unter jedem Titel auf gleiche Weise verfahren haben würde und, wie wir in unserem früheren Artikel gezeigt zu haben glauben, auch wirklich immer in demselben Geiste verfuhr. So müssen wir denn den Helden dieser Geschichte, den wir zum Theil Herrn Thiers' Lob gegenüber angeklagt haben, hier gegen den Tadel oder doch gegen die Richtung des Tadels unseres Autors in Schutz nehmen. *) Nicht als bestritten wir, was gegen das Kaiserreich mit voller Wahrheit gesagt wird, aber alles dies trat ein, nicht weil sich Napoleon zum Monarchen, sondern weil er sich zum Autokraten, zum absoluten, despotischen Fürsten machte. Ersteres war unserer Ueberzeugung nach nothwendig und entsprang viel höheren Motiven als gewöhnlicher Eitelkeit. Es war nicht möglich, der großen Regierungsfrage eine bloße provisorische Lösung — und was ist eine lebenslängliche Diktatur anders? — zu geben oder zu lassen. Starb Napoleon, selbst mitten im Frieden, als lebenslänglicher Konsul, d. i. als Diktator und Kriegsfürst, so stand, aller Wahrscheinlichkeit nach, Frankreich und durch Frankreich ganz Europa ein Zustand bevor, ähnlich dem nach Alexander's oder auch nach Cäsar's Tode. Napoleon's Feldherren, schon unter ihm gewohnt, um Kronen zu würfeln, hätten dann um den höchsten Satz das höchste Spiel gewagt. So war eine neue Umwälzung zu fürchten, welche nicht aus Ideen, sondern aus Ehrgeiz hervorging, die Gräuel der Revolution ohne ihre großen Lehren brachte und unter den bestehenden Weltverhältnissen ihr Ende wohl gar durch eine neue Barbaren-Invasion fand, der das ermüdete alte Europa zum Opfer ward. Starb hingegen Napoleon als Erbkaiser im Frieden, etwa vor dem russischen Kriege, und denken wir ihn uns noch als verfassungsmäßigen, von den wirklichen Organen der Nation umgebenen Monarchen, so trat sein Nachfolger gewiß nicht minder, als der Ludwig's XVIII., ruhig die Regierung an, seine Dynastie, wie die Ruhe und der innere Friede der Welt, war gesichert, sein Reich blieb, wenn auch vielleicht in geringerer Ausdehnung, seinen Erben, und er hatte nicht eine ephemere, sondern eine dauernde Schöpfung gegründet.

Cromwell hatte sich (nicht ganz freiwillig) **) mit der lebenslänglichen Diktatur begnügt, deren Folgen bei der insularischen Lage Englands weniger zu fürchten waren. Sind dadurch die Stuart's in England weniger, als später die ältere Linie der Bourbonen in Frankreich, wieder eingesetzt worden? Im Gegentheil kehrten diese mit einer vollständigen volksfreundlichen Verfassung, jene nur mit einer sehr unvollständigen und das alte Willkürregiment großentheils zulassenden Declaration zurück. Bei jenen blieb das göttliche Recht in seiner ganzen schrankenlosen Gewalt, während die Constitution Ludwig's XVIII., wenn sie sich auch als oktroyirt darstellte und vom 19. Jahre seiner Regierung datirt war, doch das göttliche in ein constitutionelles Recht verwandelte. Freilich darf der Unterschied zwischen dem 19. und dem 17. Jahrhundert nicht aus den Augen verloren werden, aber ohne Einfluß auf diese Verschiedenheit blieb gewiß der Umstand nicht, daß die Stuart's einen erledigten Thron vorfanden, den man nur kurz und gut einnehmen konnte, sobald der faktische Widerstand aufhörte, während Ludwig XVIII. und die Monarchen, welche ihn einsetzten, im Grunde doch nicht verkennen konnten, daß Napoleon's Geschlecht im gesetzlichen Besitze des Throns von Frankreich war, der Thron also erst gesetzlich erledigt werden mußte und dies ohne Zugeständnisse an den weiteren Theil der Nation, ohne Anerkennung der ewigen Wahrheiten, für welche dieser gekämpft und geblutet hatte, eine reine Unmöglichkeit sey. Oder man einer Gewalt gegenüber, die sich selbst als ephemer konstituirt und angekündigt hätte und nothwendigerweise ohne Familienverbindungen mit den großen Fürstenhäusern von Europa geblieben wäre, eben so rücksichtsvoll zu verfahren sich veranlaßt gesehen hätte, steht sehr dahin.

Wenn, wie unser Verfasser zugiebt, für ein großes, üppiges und reiches Land, wie Frankreich und die sämmtlichen großen Länder unseres alten Europa, die Monarchie eine Nothwendigkeit ist, wenn nach seinem sehr starken Ausdrucke „die Revolution strafbar und wahnsinnig war, als sie in einer seit 12 Jahrhunderten bestehenden Monarchie die Republik gewollt hatte", so war es gewiß nicht kleinliche Eitelkeit, sondern richtige Einsicht des Volks- und Zeitbedürfnisses, welche den außerordentlichen Mann, der im Jahre 1804 der einzige war, den Stellung, Macht und Geist in den Stand setzten, die Krone Frankreichs zu tragen, bewog, diese, welche er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „im Kothe" fand, aufzuheben, um sie gereinigt und in neuem Glanze auf sein sieggekröntes Haupt zu setzen. Er eilte sich damit keineswegs zu sehr; die öffentliche Meinung hatte sich längst von dem chimärischen Theile der Revolutions-Ideen abgewandt. Man scheute sich wohl hier und da, offen einer richtigeren Ueberzeugung zu folgen, nachdem die irrige so laut und so lärmend ausgesprochen und auf den Dächern verkündet worden war; aber wer konnte einem Manne, wie Napoleon, zumuthen, solcher mädchenhaften Scheu seine großen Plane länger zu opfern? Er wurde dadurch ein plebejischer Kaiser, den die alten Dynasten als unebenbürtig heimlich geringschätzen würden. Immerhin, jede Dynastie hatte ihren Anfang, und gerade das wäre Eitelkeit gewesen, solcher kleinlichen Rücksicht die große Zukunft zu opfern, wie sie sich seinem Volke und seinem Geschlechte damals darzubieten schien. Mit Recht sagte er: „Ich will nichts Anderes seyn als der Rudolph von Habsburg meines Hauses". Aber das neue Kaiserthum brachte neue Kriege, gesteigerten Despotismus, endlich Napoleon und seiner Familie den Untergang, Frankreich Niederlagen und Unglücksfälle aller Art. Alles dies brachte allerdings das autokratische, länderdurstige und im Wesen volksfeindliche Kaiserthum, aber was dieses brachte, mußte das Kaiserthum an sich daffelbe bringen? Es war gewiß damals der Wunsch des größeren Theils der französischen Nation, zur Erbmonarchie, und zwar in dem Geschlechte des ersten Konsuls, zurückzukehren. Ernstlicher Widerstand war von den Kabinetten des Kontinents (wie sich das bei Preußen und Oesterreich auch gleich zeigte) kaum zu erwarten, noch weniger zu fürchten. Aber wenn die Nation dem glücklichen und hochbegabten Krieger so den höchsten Preis für seine Verdienste um sie ertheilte, so war es auch Zeit, ihr selbst wenigstens einen Theil ihrer Rechte zurückzugeben.

Als Napoleon Frankreich aus den Händen des unfähigen Direktoriums erhielt, da konnte weder dem höchsten Würdenträger des Staates, noch der Nation, an deren Spitze er stand, ihr volles Recht widerfahren. Die Monarchie war so verhaßt, und die Volksfreiheiten durch die schrecklichen Mißbräuche, zu denen sie eben erst Veranlassung gegeben hatten, so verschrieen, daß man beide verkümmern mußte. Auch hatte Napoleon sich damals noch nicht genug als den Ersten seines Volkes bewährt, und dieses Volk war nach Innen und nach Außen noch in einer prekären Lage, so daß damals Jener die Krone nicht ohne Usurpation tragen, dieses die gesetzmäßige Freiheit nicht ohne Gefahr ertragen konnte. Die Verwaltung, die Religion, die bürgerliche Gesetzgebung konnten nur durch eine geniale Diktatur so großartig geordnet werden, wie dies unter dem Konsulate geschah. Die Epoche des Konsulats mußte darum ihrer Natur nach eine transitorische, die Wohlthaten einer regelmäßigen, der neuen und alten Zeit das Beste entlehnenden Verwaltung erst gekannt und gewürdigt seyn, ehe man sich mit der Form der Monarchie wieder befreunden konnte, gegen welche man so viel geschrieen und gewüthet, und die man doch nur in einer Art Verzweiflung aufgehoben hatte, weil sie sich der Volksfreiheit abhold und den gegen Frankreich kämpfenden Mächten geneigt erwiesen hatte. Den letzten Vorwurf konnte man dem ersten Konsul gewiß nicht machen, eher den entgegengesetzten, der indeß von der kriegerischen und stolzen Nation mehr als verziehen ward. Aber so sehr war das Volk für seinen Helden nicht verblendet, daß nicht der beste und geachtetste Theil desselben von tiefem Schmerz über die Unterdrückung aller politischen Freiheit durchdrungen gewesen wäre, welche der erste Konsul so schonungslos und so systematisch handhabte. Die Opposition gegen denselben, welche eine kurze Zeit im Tribunate, im gesetzgebenden Körper, selbst im Senate Boden gewann und von unserem Verfasser, weil sie sich in dem Objekte ihres Widerspruchs oft vergriff, nur zu bitter ge-

*) Auch hierin stimmt indeß muthwilligerweise Macksmuth mit Herrn Thiers überein (Bd. III. B. 8. Kap. 4. a. A.), ob er gleich (Ebdf. Note 9) selbst anführt, Carnot habe ihm 1817 in einer Unterredung offen gesagt: la France est trop grande pour être une républiqoe.

**) Hume History of Engl. Vol. III. p. 337. sagt u. A.: Lambert a man of deep intrigue and of great interest in the army .... foresaw that if the monarchy were restored, hereditary right would also be established and the crown be transmitted to the posterity of the prince first elected. He pleaded therefore conscience and zealog all those civil and religious jealousies against kingly government which had been so industriously encouraged among the soldiers and which served them as a pretence for so many violences, he raised a numerous and still more formidable party against the motion (nämlich Cromwell zum König zu machen). Cromwell hatte eben damals die „major generals" durch das Parlament um ihre Macht gebracht, dadurch Unwillen in der Armee erregt, und er durfte Manches nicht wagen, was ein Mann von so viel höherem Geiste und größerer Macht wie Napoleon unbedenklich thun konnte.

tadelt wird *), ist in ihrem tiefsten Grunde nichts Anderes als der Stoßseufzer der erliegenden Revolution, der Schwanengesang der Patrioten, der Kassandraruf vor dem Kriegsrosse, das den Sturz der Freiheit in seinen Flanken trägt. Hätte Napoleon gleichzeitig mit seinem neuen Kaiserthum auch nur einige wahrhaft freisinnige politische Institutionen proklamirt, hätte er seinem stummen gesetzgebenden Körper ernstlich, d. i. in den öffentlichen Sitzungen, die Sprache wiedergegeben, hätte er, statt der wie zum Spotte errichteten Ausschüsse, für die Freiheit der Personen und der Presse, in die neue Verfassung nur die Bestimmung aufgenommen, daß fortan Niemand seinen natürlichen Richtern entzogen werden könne und die Presse mit dem eintretenden Weltfrieden völlig entfesselt, bis dahin aber wenigstens vor der polizeilichen Willkür sicher gestellt werden solle **), so würde die Annahme der erblichen Kaiserwürde gewiß weder seinem Ruhme, noch der Dauer seiner Macht geschadet, beide vielmehr gefördert haben. Wir gehen sogar weiter, wir behaupten, die Volksvertretung hätte sich bis zu einem gewissen Punkte selbst seinem Ehrgeize kaum widersetzt. Die projektirte Landung in England, die Kriege von 1805 und 1806, selbst die Einsetzung seiner Brüder auf Europa's Throne, würde die Volksstimme, hätte sie sich aussprechen können, schwerlich mit Ernst bestritten haben. Es liegt so viel Blendendes in dem vom Glücke gekrönten Genie, so viel Nationalstolz und Eroberungslust im französischen Volke, es waren so tiefe Antipathieen gegen die fremden Mächte, gegen England zumal, im ganzen Lande herrschend, und mancher scheinbare Angriffskrieg hatte in der That im Grunde so viel von einem Vertheidigungskriege, daß sich in der französischen Nation höchstens einzelne Stimmen, gewiß nirgends eine Majorität dagegen erhoben hätte. Aber es giebt eine Gränze, welche das Genie viel leichter überschreitet, als der gesunde Volksverstand. Hätte Napoleon es über sich gewinnen können, dem Volke ein wirkliches Organ zu sichern, so würde es ihn, wenn auch nicht zur Zeit seiner aufsteigenden Größe, doch vor ihrem gänzlichen Verfalle kräftig gewarnt, wenn auch nicht vor den Uebergriffen, doch vor den ärgsten Verirrungen seines Ehrgeizes bewahrt haben.***) Die Stimme des Volks würde ihn in Dresden zum Frieden, wohl schon früher gegen Spanien zu einiger Mäßigung und bei der ungeheuren Ausdehnung, welche er dem Kontinental-Systeme gab, zu größerer Schonung ermahnt und vielleicht genöthigt, so aber die Krone in seiner Dynastie erhalten haben. Freilich hätte er nicht Er selbst seyn müssen, wenn solchem einigermaßen ernstlichen Widerstande nicht ein neuer 18. Brumaire hätte folgen sollen. Aber es ist in der Kritik des Herrn Thiers, eben wie in der unsrigen, nicht die Rede von dem, was Napoleon hätte thun wollen, sondern von dem, was er hätte thun sollen. Wie alle Extreme sich bewähren, so hat das Genie das mit dem thierischen Instinkte gemein, daß es, von einer inneren Macht getrieben, thut, was es muß. Ihm ist von der Vorsehung eine Mission ertheilt. Es muß sie erfüllen und dann (in den meisten Fällen) sterben oder untergehen. Alexander's und Cäsar's Glück gewährte ihnen den Tod, ehe sie zum Untergange reif waren. Napoleon war es beschieden, nach dem Taumelbecher den bittern Wermuthskelch des Schicksals bis auf die Hefen zu leeren; ein großes Beispiel des Umfangs wie der Schranke menschlicher Geistesgröße!

Sehr wahr ist also der Grundgedanke unseres Verfassers. Napoleon war von der Vorsehung eine unendlich große, aber nicht über sein Leben hinausgehende Bestimmung angewiesen. Sein mächtiger Arm verbreitete durch ganz Europa die große Idee der gleichen Berechtigung aller Menschen, welcher er im Wesen immer treu blieb. Sein Sturz, der, wie er selbst richtig erkannte, weit mehr durch die liberalen Ideen und den gerechten Unwillen der Völker als durch die Waffen der stehenden Heere hervorgebracht ward, hätte die Kurzsichtigsten überzeugen müssen, daß heutzutage kein Despotismus, selbst der großartigste nicht, bestehen kann und große politische Institutionen ein unabweisbares Bedürfniß für jedes erleuchtete Volk geworden sind.

Wäre die ältere Linie der Bourbonen, was ohne ihn unvermeidlich war, nach der Direktorial-Regierung wieder eingesetzt worden, so war das edle Blut, das in Frankreichs Revolution vergossen worden war, vergeblich geflossen. Mit ihnen kehrte dann zurück, was man später nur wollen, nicht ausführen konnte: die Herrschaft des unverbesserlichen alten Adels, dessen Masse (zahlreiche ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet) nichts gelernt und nichts vergessen hatte; die Unterdrückung der großen Wahrheiten, für welche Frankreich in der Revolution gekämpft, geblutet und — gewüthet hatte; das Regiment der Höflinge und der Priester; die Kasten-Eintheilung und die religiöse Intoleranz. Nachdem die Apostel der Freiheit im Titanenkampfe gegen Europa und die Privilegirten des eigenen Volks, durch Verzweiflung zur Wuth, ja zum Wahnsinn gesteigert und zum blutigsten Terrorismus aufgestachelt, die Freiheit selbst verschrieen und unpopulär gemacht hatten, mußte der Despotismus, und zwar wiederum in der großartigsten Weise, denselben Cyklus durchlaufen, um die wahre Freiheit wieder zu Ehren zu bringen. Napoleon war der nothwendige Uebergangspunkt von der wilden, regellosen Freiheit, die sein Genie zu zügeln wußte, zu der weisen, gesetzmäßigen Freiheit, die sein Untergang in seinem Vaterlande gründen, in Europa verbreiten mußte. Von der Weltgeschichte war seine Mission allerdings auf seine Person beschränkt, aber er selbst darum nicht minder berechtigt, seiner Macht, durch das Prinzip der Erblichkeit, Dauer zu geben. Auch würde sich seine Dynastie höchst wahrscheinlicherweise erhalten haben, hätte der Gründer derselben sich selbst so leicht wie das gegen ihn verbündete Europa zu überwinden verstanden. Aber seine Riesenmacht zu entwurzeln, waren nicht die Elemente, nicht die stehenden Heere genügend. Man mußte die Kräfte selbst aufbieten, gegen welche man sich ursprünglich verbündet hatte. (Fortsetzung folgt.)

*) Wir bemerken auch hier, daß ein anderer unserer vorzüglichen Geschichtschreiber, Schlosser, noch weit bitterern Tadel über eben diese Männer und ihre Opposition ergehen läßt (Schlosser, Napoleon und seine neuesten Tadler in Schl. und Berchts Archiv Jh. V. S. 56, 57.), als Herr Thiers.

**) Wir stellen ein Minimum auf, weil nach unserer Ueberzeugung auch das genügt hätte und wir das Verurtheil berücksichtigen, das diese ganze Zeit (was wir nur von einem Theile derselben zugeben) als eine exceptionelle betrachtet, wo die Weltbefreiheit suspendirt werden mußte. Wir unseren Theils zweifeln keinen Augenblick, daß, wenn die Preßfreiheit, wie die Erfahrung gezeigt hat, unter den Bourbonen zur Zeit des Krieges gegen die Cortes nicht suspendirt werden mußte, Napoleon im Jahre 1804 noch weit weniger Grund hatte, sie zu fürchten. Dasselbe gilt von dem Wahlgesetze und vielen anderen, aber wir stellen eben auch für die Vergangenheit nur solche Postulate, welche — wenn auch nicht erfüllt, doch gemacht werden konnten.

***) Vergl. Schlosser a. a. O. S. 184.

Italien.

Bozzelli über Schiller's „Räuber".

Bei der Theilnahme, mit welcher die kürzlich im Magazin mitgetheilten Bemerkungen Bozzelli's über Schiller's „Wilhelm Tell" gelesen worden (Nr. 116 vom J. 1845), dürfte auch das nachfolgende kritische Nachwort (eigentlich: Nachrichter-Wort) zu den „Räubern", wenn auch mit einigem Kopfschütteln, doch nicht ohne Interesse in Deutschland gelesen werden und zugleich als Beweis dienen, wie scharf man jetzt jenseits der Alpen die dort sonst so wenig beachtete Geisteswelt der nordischen Länder in's Auge faßt:

„Die Scene im „König Lear" (sagt Bozzelli in seinem Werke Della imitazione tragica), wo der Bastard Gloster's seinen unschuldigen Bruder durch List zu Grunde zu richten mit Erfolg versucht, ist bei Schiller's „Räubern" für die Exposition zum Muster genommen, hier aber auf eine ungeschickte (?) und gezwungene Weise reproduzirt worden; denn die Charaktere und die Umstände sind von sehr verschiedener Art in diesen beiden Werken. Dort bezieht sich die falsche Anklage auf einen offenen Vorschlag zum Vatermord, und um derselben den Schein der Wahrheit zu geben, hatte Edmund mit höllischer Kunst die Handschrift Edgar's nachgeahmt; auch schenkte Gloster jener Anklage nur deshalb Glauben, weil sein Gemüth in jenem Augenblicke von dem Schauspiel ähnlicher Ruchlosigkeiten, die im Hause des Königs Verderben drohten, befangen und umdüstert war. Hier dagegen handelt es sich um gemachte Schulden und unbestimmt angedeutete Jugendfehler Karl's, und der erdichtete Brief des Leipziger Korrespondenten ist von Franz mit so unvorsichtiger Unverschämtheit entworfen, daß dieser ihn, nachdem er denselben dem Vater stückweise vorgelesen hat, zerreißt und vernichtet, damit Niemand darin seine Handschrift erkennen möge; dergestalt, daß, um einem so thörichten Anschlage glaubhaften Erfolg zu verschaffen, der Verfasser kein anderes Auskunftsmittel findet, als das, aus der Person des Maximilian einen kindisch gewordenen Greis zu machen, der, obgleich er seine Söhne seit ihrer frühesten Jugend — den einen unter der Gestalt eines Adlers, den anderen unter der eines kriechenden Thieres — kennt, dennoch sich dem Zorne gegen den Ersteren auf das bloße Zeugniß des Zweiten hingiebt und diesem die Befugniß einräumt, mit dem Anderen zarte Verhältnisse zu ordnen, deren Arrangirung ein kluger Vater immer sich selber vorzubehalten pflegt.

„Einige Kritiker haben in Franz Moor Etwas von Richard dem Dritten zu bemerken geglaubt. Ich frage: in dem Benehmen oder in der Sprache? — Allerdings findet sich in den „Räubern" ein gleichfalls aus Shakespeare zum Muster genommener Monolog, in welchem Franz, seine Mißgestalt und seine unglücklichen Familienverhältnisse erwähnend, den Vorsatz ankündigt, sich den Menschen zu einem Gegenstande des Schreckens zu machen, da es ihm nicht gegeben ist, ein Gegenstand ihres Wohlwollens zu seyn. Aber zwischen seinem eben so thörichten wie gemeinen Charakter und dem überaus kühnen, eisernen und unternehmenden des Richard ist ein gewaltiger Unterschied. Man lese nur mit Aufmerksamkeit die Scenen, wo Franz zum Schaden seines Bruders den leichtgläubigen Vater in den Betrug verstrickt, und diejenigen, wo er, trotz des Widerwillens, den er einflößt, die Amalie zu verführen sich bemüht; man betrachte ferner genau die Mittel, die er anwendet, um in Hermann einen ergebenen Trabanten und in dem bejahrten Diener einen abscheulichen Meuchelmörder zu gewinnen; — da ist Alles in einer so plumpen, so kindischen, so niedrigen Denk- und Redeweise, daß daraus das Bild entsteht — nicht eines auf fürchterliche Anschläge sinnenden Bösewichts, sondern eines von Wahnsinn befallenen Buben, der faselnd durch die Straßen läuft, um Allen zum Hohn und zum Gespött zu dienen. Jene auf einander folgenden Anschläge scheitern in der That nur aus Unvermögen, und der erste derselben hat blos darum Erfolg, weil Maximilian als ein wieder zum Kinde gewordener Greis vorausgesetzt wird — eine Hypothese, welche das Mitleid schwächt, das für ihn bei der Lösung des Knotens erregt werden soll; — denn bei der Erzählung der ihm durch den Sohn widerfahrenen Mißhandlung kann unter den Zuschauern irgend ein unduldsamer Geist sich erheben und ihm mit der Wuth der Langweil zurufen: „Schwachkopf, Du hast es verdient!"

„Die Gemeinheit der Seele des Franz ist aber um nichts geringer, als die Unsinnigkeit seines Benehmens. Immer geneigt, für die Erreichung seiner verbrecherischen Absichten Alles zu wagen, zittert er doch schimpflicherweise vor Allem und würde sogar mit dem elendesten der Wesen sich nicht in offenen Kampf einlassen. Als er in einer Scene Amalien Gewalt anthun will, ergreift das Mädchen, obgleich unvorbereitet, mit raschem Muthe einen günstigen Augenblick, entreißt ihm das Schwert und treibt ihn ohne Mühe in schleunige Flucht. Wiewohl er die Züge des beleidigten Bruders in dem in sein Haus gekommenen unbekannten Gaste erkennt, so fühlt er doch nicht Kraft, selber dem Zorne desselben entgegenzutreten; und während er

Jenen sich vom Halse zu schaffen, einen meuchelmörderischen Arm sucht, wird er von einem wahnsinnigen Schrecken befallen, der, unabhängig von jeder Wirksamkeit rächender Gewissensbisse, aus niederträchtiger und kleinmüthiger Natur unwiderstehlich sich in ihm erzeugt. Vielleicht nur in der Absicht, die feigen Leidenschaften des Franz mit Wahrheit zu schildern, sendet ihm der Verfasser, aus dem Ezechiel und der Apokalypse eine Mischung machend, eine entsetzliche Vision, die nicht für ein Symbol jenes religiösen Gefühls gehalten werden kann, welches spät, aber schrecklich in dem Herzen des Gottlosen endlich erwacht; denn einen Augenblick nachher läßt Schiller ihn mit einem Priester eine akademische Disputation eröffnen, um dem Letztern zu beweisen, daß Gott nicht existirt. Sobald Franz in der That das Schloß angegriffen sieht, sucht er nicht der Gefahr zu begegnen oder auch nur deren Umfang und Wirklichkeit zu erforschen, sondern weiß ihr nur durch Selbstmord zuvorzukommen und gebraucht dazu das schimpflichste aller Todeswerkzeuge — den Strick.

„Diese Selbstzerstörung, die wegen der Schmutzigkeit des Lebens und wegen der Niedrigkeit des Charakters weder Mitleid noch Bewunderung erregt, veranlaßt den gegen das Schloß anstürmenden Räuber zu einer anderen höchst bizarren That, die wegen der lächerlichen Sonderbarkeit ihrer Motive kaum verdienen möchte, auf den ambulanten Schaubühnen jener Marktschreier dargestellt zu werden, die danach trachten, ihre einfältigen Zuschauer durch dasjenige zu überraschen, was die Franzosen des tours de force et des escamotages adroits nennen.

„Da ich anderwärts über die gebieterischen Umstände gesprochen habe, welche dem Selbstmorde dramatisches Interesse verleihen können, halte ich es hier für überflüssig, weiter darüber zu reden, und will mich darauf beschränken, zu bemerken, daß Franz Moor in Wahrheit ein sehr unschädliches Ungeheuer ist, das den öffentlichen Sitten gefährlich zu werden nicht vermag. Bei einer so ekelhaften Gemeinheit des Geistes und des Aeußeren, denke ich nicht, daß es einen Wurm in menschlicher Gestalt giebt, in welchem das schmutzige Verlangen entstehen könnte, Jenem ähnlich zu seyn. Aber wenige Bilder solcher Art, in wenigen Jahren nach einander auf die Bühne gebracht, würden hinreichen, um zu bewirken, daß Jeder bei dem Leichenbegängniß der dramatischen Kunst zugegen gewesen zu seyn glaubte.

„Nun wollen wir sehen, durch welchen bösartigen Zauberer jene Windmühle in einen bewaffneten Riesen verwandelt und der muthige Karl angetrieben wird, gegen denselben eine Lanze zu brechen.

„Das Maximilian, der doch nach dem Dichter ein regierender Fürst seyn soll, dennoch kein sicheres Mittel weiß, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, bis zu welchem Punkt sein Lieblingssohn sich habe schuldig machen können, und ihn aus seiner Gegenwart verbannt, blos auf den Grund eines Briefes, dessen Echtheit zu untersuchen er sich nicht einmal die Mühe giebt, und in Folge der listigen Einflüsterungen eines Zweitgeborenen, den er immer für einen Taugenichts hielt, — dies ist ein Knoten, welchen der Verfasser kühn zerhieb, indem er aus jenem Individuum einen vollkommenen Schwachkopf machte; ein hübsches Auskunftsmittel, gegen das keine Einwände vorzubringen sind. Dagegen entsteht aber die Frage, an welche übermächtige Nothwendigkeit, an welches unerhörte Zusammentreffen nicht zu beseitigender Widerwärtigkeiten der Entschluß Karl's sich knüpft, obgleich er sich als Erben einer Krone und mit nichts Anderem als mit Jugendfehlern befleckt weiß, dennoch das schimpfliche Gewerbe eines Räubers zu ergreifen, anstatt mit verdoppeltem Eifer sich zu bemühen, den Zorn des Vaters zu besänftigen. Er war ja doch hohen Sinnes, muthigen Herzens, nicht dazu geschaffen, sich von gewöhnlichen Hindernissen besiegen zu lassen, und lebte nicht im Zeitalter Hermann's, sondern in dem Friedrich's des Zweiten von Preußen. Die wahren oder nicht wahren Drohungen eines Vaters sind ohne Zweifel für einen Sohn furchtbar; aber ein Sohn, welcher dargestellt wird als zu muthlos, um dem Zorne des Vaters entgegenzutreten, und als einen Ueberfluß von Muth habend für eine Lebensart, die ihn gerades Weges zur Schande und zum Galgen führt, — ein solcher Mensch verleumdet die Natur arg, straft den ihm beigelegten Charakter Lügen und bietet ein Gemisch von Verderbtheit und Thorheit dar, das nicht einmal vor einer Schaar von ungebildeten Zuschauern Sympathieen erwecken kann. Die Aesthetik verbietet, in einem idealen Charakter eine ungeheure Wirkung von einer geringen Ursache herzuleiten; in Karl Moor aber, ich wiederhole es, sehen wir eine verzweiflungsvolle Verirrung aus einer Situation hervorgehen, die in sich selber nichts Verzweifeltes hat. Kein schreckliches Ereigniß drängt ihn gewaltsam zu dem äußersten Entschluß, Räuberhauptmann zu werden: es ist nur der Dichter, der Jenem willkürlich diesen eigensinnigen Vorsatz eingiebt, weil dies ihm zum Gewebe seines Trauerspiels nothwendig war; dabei sah er nicht voraus, daß der Zuschauer unwillig darüber werden würde, so außerordentliche Ereignisse an einen so dünnen, so aller moralischen Möglichkeit widerstrebenden Faden geknüpft zu sehen: und daß, wenn derselbe auch anfangs durch Ueberraschung geblendet werden könnte, doch der gesunde Sinn hinreichen würde, bald alle jene erkünstelte Bezauberung vor seinen Augen zu zerstören. Hohe, brausende, jeder menschlichen Brust erfaßbare Leidenschaften trieben den Ajax zu Gewaltthaten; und doch mußte eine Gottheit vom Himmel herabsteigen und ihm den Verstand rauben, damit seine Raserein noch stärker motivirt wären. Karl Moor dagegen ergreift das Handwerk eines Räubers aus der nämlichen Art von phantastischer Thorheit, aus welcher der Held von la Mancha das eines irrenden Ritters ergriff. Allerdings wurden von Jenem die größten Eigenschaften auf den Feldern Böhmens mitten unter den Gräueln entwickelt, durch welche er jenes Land in volle Verwirrung gebracht hatte; sein Bild wird dadurch dramatischer und künstlicher beleuchtet, besonders wenn man dasselbe mit dem des niederträchtigen Bruders vergleicht. Aber ich halte für schwierig, zu begreifen, was der tiefe, vernünftige Grund ist, aus welchem er nach zwei Jahren ruchlosen Lebens auf Ein Mal in das väterliche Haus zurückkehren will. Begiebt er sich dahin mit Waffen und Begleitern, um am Vater das erlittene Unrecht zu rächen? Diese Schlechtigkeit ihm aufzubürden, wäre ungerecht, weil in der That keine einzige Spur davon in diesem Trauerspiele ist. Begiebt er sich vielleicht dorthin, um daselbst eine ehrenvolle Ruhe zu finden und die verlassene Bahn der Tugend wieder zu betreten? Dieser Vorsatz ist durch das abscheuliche Verhältniß unmöglich gemacht, welches ihm die Strafe zugezogen hatte, von der öffentlichen Macht einen Preis auf seinen Kopf gesetzt zu sehen; gerade auf dieser Unmöglichkeit beruht das Unglückliche in der Lösung des Knotens. Man muß also sagen, daß der Grund jener unerklärlichen Reise in dem dringenden Bedürfniß liegt, ein zu seinem vierten Akt gelangtes Trauerspiel zu schließen.

„Nach meiner Ansicht ist, außer der Hoheit einer Grundidee, welche die Verhältnisse der Menschheit in den Schicksalen des Individuums darstellt, zum Interesse eines Drama's ferner nothwendig, die Ereignisse von so unvermeidlichen Umständen herbeigeführt werden zu lassen, daß der Zweifel gar nicht entstehen darf, ob dieselben sich auch auf andere Weise unter einander ordnen könnten. In den Räubern aber sehe ich ein beständiges Getümmel von Wesen, die ohne Nothwendigkeit sich vereinen und trennen, wie Tänzer, die, blos um die Gelenkigkeit ihrer Beine zu zeigen, wechselweise auf die Bühne gerufen werden. Ich sehe ferner einen Kontrast wirksamer Willen, die ohne gebieterische Beweggründe Alles nach ihrer Caprice thun und so die unveränderlichen Gesetze umstoßen, nach welchen die Natur der Dinge gewöhnlich verfährt. Wenn aber beim Mangel an starken Bändern in den Thatsachen der Künstler es ist, der dieselben mit Mühe zu Gruppen aneinanderreiht, so daß die darin sich bethätigenden Personen nicht durch eigene Kraft, sondern von einer fremden Macht bewegt werden, welche sie, je nachdem das Bedürfniß es verlangt, dahin oder dorthin schleudert, — dann ist durchaus nicht zu hoffen, daß die künstlerische Täuschung sich erhalte: vielmehr geht der Zauber des Werkes gerade in dem Bemühen unter, da gemachte Verkettungen zu haben, wo keine wirklichen sind.

„Die frischen Schulerinnerungen endlich, mit welchen Schiller sich gefiel, jenes sein Werk zu schmücken, weisen nur zu sehr darauf hin, daß dasselbe mehr die Angeburt eines eitlen, immer Gelehrsamkeit auszukramen bedachten Denkens, als die Frucht freier, nur Bilder zu malen begierigen Phantasie war. Denn man sieht hier die Klagen Hekter's und Andromache's, dort die wilden Schmerzensergüsse des Cäsar und des Brutus auf gut Glück angebracht; hier biblische Visionen oder Anspielungen auf biblische Geschichten, dort kleinlich polemische Diskussionen über das Daseyn Gottes: — wenn man will, eine herrliche Gerätschaft von gelehrten Kenntnissen, deren gesuchter Pomp jedoch über den gänzlichen Mangel eines wahren und erhabenen Begriffs vom Wesen der dramatischen Kunst nicht täuscht. Dabei entschuldigt den Dichter keineswegs der nichtige Vorwand, seine Räuber nicht für's Theater geschrieben zu haben. Ueberdies ist dieser Vorwand thatsächlich Lügen gestraft worden: denn auf das Gerücht, daß dies Trauerspiel zum ersten Male auf die Mannheimer Bühne gebracht werden solle, eilte der Verfasser, anstatt diese Vorstellung wo möglich zu verhindern, von fern herbei, um dieselbe mit anzusehen: und um diesen Widerspruch zu beschönigen, verstümmelte er mechanisch einige unwesentliche Theile des Stückes, ohne dessen Grundidee irgend zu modifiziren, die freilich auch eher vernichtet, als umgestaltet werden konnte."

Mannigfaltiges.

— **Dickens als Journalist.** Eine im neuen Jahre begründete englische Zeitung im Formate der Times, die Daily News, verspricht ein sehr lebendiges Interesse zu erregen, indem Dickens (Boz) die Redaction des literarischen Theiles derselben übernommen, sich aber dabei auch ausdrücklich vorbehalten hat, in dem politischen Theile ebenfalls zuweilen seine Ideen an den Tag legen zu können. Zwei bedeutende Buchhändler haben die ersten Fonds zu dem Unternehmen hergegeben und dem berühmten Schriftsteller für das erste Jahr ein Honorar von 5000 Pfd. Sterl. für seine Mitarbeiterschaft und Redaction garantirt. Die Daily News kündigen sich als Organ liberaler und demokratischer Ansichten an, wie diese immer in Dickens' großen und kleinen Romanen gepredigt werden, wiewohl er durch seine Reise nach den Vereinigten Staaten von ultra-demokratischen, d. h. republikanischen Ansichten gänzlich zurückgekommen ist. Wenn der Verfasser des „Oliver Twist" durch jene Verbindung mit der Journalistik von seiner bisherigen Schriftsteller-Laufbahn ganz abgelenkt werden sollte, so würde man das im Interesse der Literatur nur bedauern können, denn an guten Journalisten fehlt es in England nicht, während an Sitten- und Charakter-Darstellern auf dem Gebiete der Phantasie dort eben so wenig Ueberfluß ist, als bei uns in Deutschland. Dickens wird übrigens dadurch wieder auf die Laufbahn zurückgeführt, auf der er seine literarische Thätigkeit begonnen, denn zuerst war er als „Reporter" bei einer täglichen Zeitung angestellt, in welcher er auch die ersten seiner Skizzen, durch die er seinen Ruf begründet, publizirt hat.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage. Pränumerationspreis 3 Thlr. Silbergr. (5 Thlr. Conventionsmünze) für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Pränumerationen werden von allen Postämtern des Inn- und Auslandes, für Berlin in der Exp. d. Allg. Preuß. Staats-Zeitung, für Leipzig in der Exp. des Börsenblatts angenommen.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 9. Berlin, Dienstag den 20. Januar 1846.

England.

Die Tischler-Operationen in England. *)

Die Operationen der Tischler, wo zwei verschiedene Interessen entweder Letzteres gewerben, wenn nur von diesen Operationen der öffentlichen Meinung in England und zwei sehr verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Das eine enthält kaum eine vorübergehende Miene, wie sehr man einen Staats-Handwerk, fordern den wichtigen Rath von Kundschaftsleuten mit, wenn sie Regierung wieder bei seinen Kollegen stehe. Das andere Interesse ist bereits viel zweier so wichtigen Zweige seines Reichs-Gedeihens mit einem Jahrzehnt der Erfahrung und des Erkennens von Ursachen für sich und verschiedenen von verschiedenen Kunden, wie überhaupten Kapitalien angehören. Wenn man erfahren gelernt will, so kann Gewerbsmann, bei aller Unvermeidlichkeit seiner Selbstsucht, nur mit gespannter Theilnahme seiner Innungsgilde Vorsteher die Fülle der zur Beurtheilung jener Vorgänge erforderlichen Gelder besitzen, haben wir gegen jene Tischler Zeit zu vor Zeiten von Operationen in Tischler, und wo man gelehrigen Augenblick ergreifen, um sich über sie aufklären, Tischler, so sind wieder Tischler, wenn sie nicht ihre Kunden, ihre Kapitalien Eigenschaften zu Tischler und eine Handwerks wie sie von 1825 verschieden. Wenn man von unserem Stoffe spricht, so ist das Unterfangen geringen Schein gewesen, wie Operationen, bei denen man sich freigebig Interesses, sondern auf einer Seite Mode, um es ist nur zu befragen, bei einer so hohen Gelegenheit, wie Zweige zu Tischler, einen Stand, eine bestimmte Klasse, „welche ihre Zeichen allmählig für alle Zeiten gefegnet sind." Die Noth in welcher man seitdem Tischlerei Gewerbe und Kunde und Freiheit, wie jetzt bei den Tischler von Tischlerei: man über andere Zeit durchdrungen, ist der Tischler, daß alle Mittel, Verkauf und Consum, Kapitalien und Operationen Interessenkreis ungeeignet werden. Preußen entsprechend weiter Kauf, Tischler und Tischler Tischler, daß Tischler Tischler Tischler

tionen im Auslande haben aufgehört, mit Ausnahme solcher, die sich gleichfalls auf Eisenbahnen beziehen, die aber dort weniger sicher und weniger vortheilhaft sind als in England (!). Während der drei letzten Jahre einer seltenen nationalen Wohlfahrt hat sich eine Masse von Kapitalien angehäuft, die man nicht zu verwenden weiß. Ist es ein Unglück, wenn sie auf einheimischen Boden gesäet werden? Es ist möglich, daß die ersten Actien-Inhaber keine hinreichenden Fonds besaßen, um die von ihnen unternommenen Werke auszuführen, aber es ist nicht minder wahr, daß sich vermögendere Kapitalisten vorgefunden haben, welche die von Anderen unterzeichneten Actien gegen Prämien kauften, und zwar nicht in der Absicht, sie ihrerseits mit Vortheil wieder loszuschlagen, sondern nur um ihre Gelder auf eine solide Weise unterzubringen. Diese Thatsache geht aus dem festen Stande der im Jahre 1844 votirten Eisenbahnen hervor, die gegenwärtig in der Ausführung begriffen sind und deren Actien für jetzt noch keine Zinsen geben, sondern im Gegentheil fortwährenden Einzahlungen unterworfen sind, da die am meisten vorgeschrittenen Linien nicht vor Ablauf von zehn Monaten von heute dem Verkehr eröffnet werden dürften. Es ist daher klar, daß diese Art Fonds den Actienwucherern keine Vortheile darbieten, indem die erwähnten Linien sogar noch die Aussicht haben, eine Konkurrenz mit den neu projektirten Bahnen bestehen zu müssen. Wäre nun das Geld so knapp, wie einige Journale behaupten, so ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Linien sich im Durchschnitte so fest gehalten hätten.

Die Actien dieser Linien sind, nach dem Börsen-Ausdruck, den Händen der Jobber entzogen; sie erfordern meistens wegen der schon eingezahlten Raten eine zu bedeutende Baarzahlung, um die kleineren Spekulanten zu reizen. Wir sehen daher in der Aufrechthaltung ihres Preises den Beweis nicht nur ihres definitiven Werthes, sondern auch des Ueberflusses an Kapitalien in England.

Unglücklicherweise ist es nicht möglich, denselben Schluß aus dem gegenwärtigen Stande der Linien zu ziehen, die in der diesjährigen Parlamentssession votirt wurden. Auf mehrere von ihnen ist noch keine Nachzahlung erfolgt, weshalb sie den größten Schwankungen unterworfen sind; man kann wohl sagen, daß sie noch keinen bestimmten Werth haben, und es ist daher vorauszusehen, daß sie binnen kurzem bis zu einem gewissen Punkte fallen werden (was auch seitdem eingetreten).

Obige Thatsachen widerlegen zwar am besten die Theorie der Pessimisten, die uns überreden wollen, daß alle disponible Kapitalien erschöpft sind und der Kredit nur noch auf einer künstlichen Grundlage beruht; bei dem Allen sind wir jedoch weit entfernt, ihre Befürchtungen ins Lächerliche ziehen zu wollen. Ein Blick auf die Tagesblätter mit ihren endlosen Spalten voll Annoncen nöthigt uns schon die Ueberzeugung auf, daß die Sache zu weit gehen kann. Von allen neuen Eisenbahnprojekten hat nicht eines unter fünf, vielleicht nicht eines unter funfzehn die Aussicht, in der nächsten Zeit die Sanction des Parlaments zu erhalten. Unterdessen werden die vorläufigen Einzahlungen auf die Actien einer jeden Compagnie, die zusammengenommen ein ungeheures Kapital bilden, dem allgemeinen Verkehr und den individuellen Bedürfnissen entzogen. Wir glauben daher ebenfalls, daß die Regierung einschreiten müsse, nicht um die Fortschritte des Eisenbahn-Systems zu beschränken, sondern um dasselbe zu kontroliren und dem wilden Speculationsgeiste Einhalt zu thun.

Man wird aus dem Vorhergehenden ersehen haben, daß wir die Meinung derjenigen nicht theilen, die das in den bisher von der Regierung sanctionirten Eisenbahnen steckende Kapital für zu groß halten, um ohne Schaden den anderen Zweigen des Handels und der Industrie entzogen zu werden. Es scheint uns vielmehr, daß die bereits unterzeichneten Summen bei weitem nicht den Belauf der in England disponiblen Fonds erreichen, und daß es daher gleichgültig ist, in wessen Händen sich die Actien in diesem Augenblick befinden. Früher oder später werden sie in die Hände der Kapitalisten übergehen, deren Anzahl sich von Tag zu Tage vergrößert. Auch darf man nicht vergessen, daß die erwähnten Summen zwar unterzeichnet sind, ihre Einzahlung aber nur allmälig stattfindet, so daß die letzten Raten erst nach mehreren Jahren entrichtet werden, wenn sich die projektirten Eisenbahnen schon ihrer Vollendung nähern. Ereignet sich also unterdessen nicht ein unerwarteter Zwischenfall, wie ein Kontinentalkrieg oder eine allgemeine Stockung des Handels, so wird das disponible Kapital in seiner progressiven Steigerung fortfahren und mit den zu leistenden Zahlungen im Gleichgewicht bleiben. Dieses Gleichgewicht würde aber allerdings verschwinden, wenn einer unsinnigen Speculationswuth auch fernerhin gestattet würde, neue Projekte auszubeuten und an den Markt zu bringen.

Nach unserem Dafürhalten muß das Parlament folgende beide Hauptpunkte erwägen, ehe es über die neuen Eisenbahnprojekte entscheidet: lassen sich diese Projekte ausführen, ohne die disponiblen Kapitalien zu verschlingen, und können sie von der arbeitenden Bevölkerung Englands ins Werk gesetzt werden? Wir müßten diese beiden Fragen verneinen, wenn die Eisenbahn-Manie die Gränze noch überschreiten sollte, die sie schon jetzt erreicht hat; aber eine plötzliche Unterbrechung des gegenwärtigen Impulses ist gleichfalls mit Gefahr verbunden. Hier ist es vor Allem nöthig, die rechte Mitte zu halten und die Bewegung nach gewissen Prinzipien zu regeln. Untersuchen wir also zuerst, welchen Plänen die Regierung ihre Bestätigung versagen muß.

An die Spitze dieser Kategorie stellen wir alle Linien, die mit schon ausgeführten oder in der Ausführung begriffenen Bahnen konkurriren wollen. Wir sind weit davon entfernt, die Anhänger eines ausschließlichen Handels-Monopols zu seyn; indessen besteht zwischen der Regierung und den Inhabern der von ihr konzessionirten Linien eine stillschweigende Uebereinkunft, die letzteren gegen dreiste oder scheelsüchtige Rivalität zu schützen. Die älteren Linien sind die Mütter des Systems; ohne sie hätte man nie erfahren, welche Lokalitäten zu beachten, welche Arbeiten vorzunehmen, welche Ersparnisse zu bewirken sind. Ihre Baukosten waren mehrentheils weit beträchtlicher als bei neueren Unternehmungen, und sie mußten das Terrain oft mit ungeheuren Preisen bezahlen. Es wäre mithin der höchste Grad der Ungerechtigkeit, das Interesse dieser Compagnieen dem sogenannten Prinzip der direkten Linien aufzuopfern. Eine Ersparniß von zwanzig bis dreißig (engl.) Meilen zwischen Newcastle und London wird heutzutage für wichtig genug gehalten, um eine oder zwei unabhängige Linien zu rechtfertigen, die in schnurgerader Richtung von dem Norden nach dem Süden Englands laufen und die Tour vielleicht um eine Stunde abkürzen. In früherer Zeit geizte man nicht so sehr mit den Minuten, obwohl die Engländer stets für eine Nation galten, die den kleinsten Zeitabschnitt zu schätzen wußte. Was man verlangt, ist ein sicheres, bequemes und schnelles Beförderungsmittel: giebt es nun wirklich einen so eiligen Reisenden, der behaupten könnte, daß ihn die jetzigen Compagnieen zu viel Zeit verlieren lassen? Man war sonst in England auf die Stage- und Mail-Coaches stolz, die pünktlich wie der Glockenschlag ihre zehn Meilen die Stunde zurücklegten; jetzt machen wir in derselben Zeit vierzig, und doch beklagt man sich! Künftiges Jahr wird man in vierzehn Stunden von London nach Edinburg reisen können; wenn nun eine Compagnie vorschlägt, diese Frist auf dreizehn Stunden zu reduziren, soll da die Regierung sie ermächtigen, eine neue Linie mit einem Kosten-Aufwande von Millionen anzulegen? Hierauf bezieht sich, was wir oben über den richtigen Gebrauch der Kapitalien gesagt haben; man benutze alle disponible Fonds, aber zweckmäßig, ohne thörichte Verschwendung. Statt jene Millionen zur Verdoppelung einer schon vorhandenen Linie anzuwenden, spare man sie für Gegenden auf, bis wohin die Schienenwege noch nicht vorgedrungen sind — für die Berge Schottlands, die Thäler von Wales und die unerforschten Wüsteneien Irlands, wo sie die Elemente des Wohlstandes und der Kultur verbreiten werden, deren segensreiche Früchte auf die ganze Nation zurückwirken können.

Was unter diesem Gewühl der Spekulanten aus dem Zahlmittel wird, scheint Niemanden zu beunruhigen. Die Nation hat selbst ein Papier erfunden, um dasjenige zu ersetzen, welches ihr durch Einschränkung der Bank-Privilegien entzogen wurde. Die Börsenmäkler verwandeln sich in Banquiers, und Zahlungen aller Art werden in Actien und Quittungsbogen vollzogen. Ist es dem Kanzler der Schatzkammer oder dem weitsichtigen Premier-Minister nie in den Sinn gekommen, daß man hieraus durch eine Abgabe, der sich Jeder gern unterwerfen würde, eine bedeutende Revenüe für den Staat gewinnen könnte? Eine Stempel-Taxe auf alles Actienpapier zu legen, wäre eine Maßregel, die durchaus keine praktische Schwierigkeit finden würde. Die schon bestehenden Compagnieen würden sich einem Schritte nicht widersetzen, der sie vor Fälschungen sicher stellt, und die noch zu bildenden würden vollends nicht die mindeste Einwendung machen. Was man auch immer thun möge, die Actien cirkuliren nun einmal de facto am Geldmarkte; wäre es nicht politisch weise, sie das Bürgerrecht bezahlen zu lassen?

Werden aber alle diese Vorschläge nach Ablauf eines Jahres noch anwendbar seyn? Wir bezweifeln es, da schon ein Monat so manche Veränderungen erzeugt — da schon ein Monat neue Konjunkturen und neue Verwickelungen herbeiführt. Der Geist der Mäßigung aber wird stets an seinem Platze seyn. Noch einmal: unser Zeitalter ist ein spekulatives Zeitalter; man kann die Speculation einschränken, aber sie nie unterdrücken. Wir haben auch nicht diese Absicht; wir halten es mit der Bewegung und dem Fortschritt innerhalb gewisser Gränzen, und der Fortschritt, ja der Handel selbst ist das Resultat der Speculation. Wir lächeln über jene ehrlichen Leute, denen das Börsengeschäft einen frommen Abscheu einflößt, die schlafend und wachend von einem National-Bankerott träumen, und die ihren Sohn enterben würden, wenn sie ihn beim Unterzeichnen einer Eisenbahn-Actie anträfen. Solche Ehrenmänner sind die Jossilien der englischen Civilisation — echte Abkömmlinge der Picten, die in früheren Jahrhunderten gegen die Aufhebung des Tättowirens und die Ersetzung des ungegerbten Büffelleders durch Tuchkleidung protestirt hätten. Die Nation will und muß sich vorwärts bewegen, und die wahre konservative Politik besteht darin, die Nothwendigkeit des Fortschrittes zu erkennen und seinen Gang zu regeln.

Frankreich.

Die Geschichte Napoleon's, von Thiers.

(Fortsetzung.)

Es hatte nicht weniger als der blutigen Kriege der Republik und des Kaiserreichs, nicht weniger als des Schreckens und der Achtung bedurft, welche die große Macht der Revolution zuvor, Napoleon's sodann, einflößte, um dieselben Kabinette, welche den Vertilgungskrieg gegen jenen begonnen hatten, dahin zu bringen, die wiederkehrenden Bourbonen, man kann wohl sagen, nur unter der Bedingung einzusetzen, daß sie ihrem Volke eine freisinnige Verfassung zu geben hätten, welche die früher so verpönten Grundsätze gesetzlicher Freiheit und politischer Gleichheit für immer sanctionirte. Die Charte Ludwig's XVIII. war eine schöne Eroberung des Zeitgeistes, „des Blutes der Edeln werth", und das Volk, über den Umfang wie über die Gränze seiner Rechte besser belehrt, würde sich auch mit der alten Dynastie versöhnt haben, läge es nicht, wie es durch Englands

nicht minder als Frankreichs Geschichte dargethan wird, im Wesen einer nach großen Revolutionen restaurirten Dynastie, sich nimmer mehr mit dem Volke zu befreunden, dessen Gefühle und Erinnerungen sie nicht theilt, und dessen Bedürfnisse sie nur unvollkommen kennt. Daß aber, nachdem Karl X. den ewigen Scheidebrief zwischen dem Volke und seiner Dynastie geschrieben, der Abgrund der Revolutionen sich nicht von neuem öffnete, daß die Constitution verbessert und als Vertrag geheiligt beibehalten, die ältere Linie der Bourbonen, welche stets Mißtrauen gegen das Volk hegen und Groll im Volke erzeugen mußte, entfernt, das Prinzip der Erblichkeit aber dennoch nicht aus den Augen gelassen wurde, daß man nicht zu der Utopie einer Republik mit einer Diktatur, sondern zu der weisen und praktischen Staatseinrichtung einer Monarchie, mit Wahrung der Volksrechte, unter der bürgerfreundlichen Dynastie Ludwig Philipp's von Orleans, schritt, dessen hoher Weisheit die Nachwelt erst volle Gerechtigkeit widerfahren lassen wird — das Alles war die Frucht der großen Lehren, welche man den durchlaufenen Phasen der neuen Zustände verdankte, und die Kaiser-Regierung würde ihrer großen Aufgabe: Ordnung, Festigkeit und dauernde Staatseinrichtungen zurückzubringen, nur unvollständig entsprochen haben, wenn sie nicht auch dem Prinzip der Erbmonarchie, die sich als politische Institution, nicht als göttliches Recht ankündigt, Achtung und Geltung verschafft hätte.

Doch es ist Zeit, unserem Verfasser, nach diesen Betrachtungen über die Begebenheiten im Großen, auch da zu folgen, wo er das kleinliche Getriebe beschreibt, welches man in Frankreich den unterirdischen Theil (la partie souterraine) der Geschichte nennt, den unsere deutschen Geschichtschreiber, hierin keine Jünger des alten Plutarch, zu gering schätzen. Gerade diese kleinen Züge bilden gewissermaßen die Physiognomie der Zeiten, wie die Eigenheiten des Menschen oft seinen Charakter besser erkennen lassen, als die Handlungen und Aeußerungen, bei denen er sich zusammen nimmt. Die Intriguen und Gegenintriguen in der kaiserlichen Familie selbst, die kleinlichen Verdrießlichkeiten, welche bald seiner Gemahlin, Josephine, Eifersucht, bald seines Onkel Fesch überkirchliche Prätensionen, bald seiner Brüder Verstimmung gegen die Kaiserin, dem großen Manne bereitete, muß man in dem vorliegenden Werke selbst nachlesen, um sich zu überzeugen, daß es einem Helden oft leichter ist, die Welt, als die Vettern- und Basenschaft zu beherrschen, die ihn umgiebt. Doch leuchten in der kaiserlichen Familie auch edle Züge durch, denen unser Verfasser, da, wo sie Napoleon in seinem Ehrgeize hemmen oder stören, nicht genug Gerechtigkeit widerfahren läßt. So schlägt z. B. Joseph die ihm angebotene Krone von Italien unter anderen auch aus dem Grunde aus, weil „man ihm ein zu benachbartes und „darum zu abhängiges Königreich anbiete; er würde doch nur unter der Herr„schaft (sous l'autorité) des Oberhauptes des französischen Reiches regieren, „und um diesen Preis stände eine Krone ihm nicht an." Herr Thiers nennt es thörichte Eitelkeit, den „Rath" eines Mannes, wie Napoleon, zu verschmähen, unpolitische Undankbarkeit, sich seiner Macht entziehen zu wollen, und meint: so hätten sich die Gesinnungen schon früh verrathen, welche die Brüder des Kaisers nachmals auf allen den Thronen, die sie ihm verdankten, bethätigt hätten. Freilich widersetzten sich Napoleon's Brüder der Ansicht, die er sich nicht entblödete später gegen den Sohn Ludwig's von Holland vor ganz Europa in folgenden Worten auszusprechen: vergiß nicht, daß, welche Lande meine Politik dir auch anvertrauen mag, deine ersten Pflichten gegen mich, die zweite gegen Frankreich und die dritte gegen diese Lande selbst sind. Aber kann ein Mann, wie Herr Thiers, das tadeln? Heißt das den „Rath" des übermächtigen Bruders verschmähen? Giebt es eine Dankbarkeit auf Erden, welche ein gewissenhafter Fürst über seine Pflichten gegen die Völker setzen darf, zu deren Regierung er berufen ist? Freilich sagt Herr Thiers mit Recht: „an der Spitze des neu geschaffenen italiänischen „Staates sich isoliren wollen, konnte zu nichts Anderem führen, als Italien „zu stürzen und Frankreich zu schwächen"; aber sich nicht einen Regenten nennen lassen wollen, wenn man nichts ist als der Unterbefehlshaber und Präfekt eines anderen Fürsten, wäre dieser auch der größte Mann, der nächste Blutsverwandte, der erhabenste Wohlthäter — das ist gewiß nicht Eitelkeit, nicht Undank, sondern Pflichtgefühl, das die höchste Anerkennung verdient. Napoleon's Brüder, die niedriggebornen, die Kronen ausschlugen oder zurückgaben, weil ihr großer Bruder in ihrer Unabhängigkeit die ihrer Völker bedrohte, sind ein schönes, nicht immer nachgeahmtes Beispiel für manche Hochgeborene, denen dieser edle Stolz, den der Geschichtschreiber nicht tadeln soll, nur allzu sehr gebrach. Wir wissen nicht, ob wir uns täuschen, aber so wenig Napoleon's Brüder sich sonst zu seiner unvergleichlichen Heldengröße zu erheben vermochten, so zeigt sie uns doch gerade dieser Zug als seines Blutes, wie der Anerkennung der Geschichte, würdig. Gewiß theilte auch er das Gefühl des großen Macedoniers, der, wäre er nicht Alexander gewesen, nichts lieber hätte seyn mögen, als Diogenes.

Nichts wird übrigens mit dem Eintritte der Kaiserzeit seltener, als dieser Geist hoher Unabhängigkeit. Das Volk scheint, nach dem Ausdrucke eines geistreichen französischen Deputirten, „seine Demission gegeben zu haben". Die Senatoren und Abgeordneten studiren den Blick des Gebieters. Sein Wille bestimmt, was man das Volk wollen lassen will, bis endlich auch diese Andeutung verpönt und ganz Frankreich, ja der größte Theil von Europa, nichts wird als der Reflex eines Mannes.

Es fehlt in diesem Bilde indeß keinesweges an hervorragenden und sehr ausgezeichneten Individualitäten, die sich theils dem Genie des Herrschers, theils der Macht und der Fülle der Güter unterordnen, die von ihm ausströmen, Wenige treten auch in einige, offene oder versteckte, Opposition zu dem Gewaltigen. Fouché und Carnot, Beide der Zeit des Terrorismus angehörig, repräsentiren hierbei die verschiedenen Elemente, aus welchen dieser zusammengesetzt war. Einerseits die bis zur höchsten Exaltation gesteigerte Liebe zu Vaterland und Freiheit, der alte Römercharakter, dem im Privatleben das Unrecht ein Gräuel ist, der es aber im Staatsleben, in den Fällen, wo die Republik, zumal die von mächtigen Feinden bedrohte Republik, dadurch größer oder freier werden kann, unbedenklich zuläßt. Andererseits der nackte Egoismus, der weder Verbrechen noch Tugend, weder Demagogie noch Servilismus, weder Republik noch Kaiserthum, noch Legitimität, kurz, der nichts liebt noch haßt, weder sucht noch scheut, und nur Eines immer will: die eigne Erhebung und die Förderung des eigenen Interesses. Beiden ist ihre Rolle angewiesen. Carnot's Rausch ist verflogen, aber stille Begeisterung lebt in seiner Seele fort. Seine Rede gegen das erbliche Kaiserthum, ernst, aber ruhig, überzeugungstreu, aber ohne allen Fanatismus, ist der Schwanengesang der Republik für immer, der Freiheit nur für die nächstfolgende Epoche. Er tritt darauf in die Dunkelheit zurück, bis die Stunde der Gefahr wieder eintritt, wo er zweimal herbei eilt, um mit dem unglücklichen, wie früher gegen den glücklichen Kaiser, das Vaterland zu schirmen.

Im strengen Gegensatze zu dieser hohen, wahrhaft antiken Gestalt steht Fouché. Unser alter Jakobiner ist der erste Höfling, der den Stein auf die gefallene Republik wirft und laut nach einem Kaiser ruft, von dem er den Judaslohn an jener einstreicht, wie er in den hundert Tagen der Erste ist, der dem gefallenen Löwen den ersten Fußtritt giebt, um den neuen Verrätherlohn von den Verbündeten einzustreichen. Im vorliegenden fünften Bande sehen wir ihn in der vollen, Niemanden weniger als ihm ziemenden Thätigkeit, den neuen Kaiserthron zu errichten, um ihn recht hoch über Volksmacht und Volksrecht zu erheben. Der auffallendste, aber doch durchaus nicht unerklärliche Gegensatz in Fouché's Charakter ist aber, daß derselbe doch nicht ohne bedeutende Lichtseiten ist, daß er seinem Gebieter nicht nur zu höfeln, sondern auch, und zwar oft im Interesse des Landes, mit Ernst und Nachdruck zu widerstehen wußte, daß er in der That nicht ohne Herz für Frankreich, nicht ohne Liebe zur Freiheit war und das Ministerium, das die schrankenloseste Willkür zuläßt und voraussetzt, das Polizei-Ministerium, nicht ohne weise Mäßigung und umsichtige Schonung verwaltete. Der Mann war aber ein großes Talent, und nur der Mittelmäßigkeit ist es vergönnt, recht konsequent erbärmlich zu seyn.

Würdiger als Fouché steht in Herrn Thiers' meisterhafter Darstellung Cambacerès da, über den unser Schlosser in der That ein viel zu strenges Gericht ergehen ließ. Cambacerès bewährt sich, zwar nicht als ein Mann der Kraft und der Wahrheit, aber doch der Mäßigung und achtungswerthen Gesinnung. In Napoleon hat er den Mann des Schicksals und Frankreichs erkannt und unterwirft sich ihm, doch nicht ohne Würde. Ungern sieht er seinen ehemaligen Kollegen als Kaiser über sich erhoben und äußert dies auch ohne Bitterkeit, aber nicht ohne Festigkeit. Fouché erlaubt sich, ihn darüber zu höhnen, muß aber die Antwort hinnehmen: denen, welche durch die neue Staatsordnung verlören, bliebe als Trost, was man nicht immer beim Austritt aus öffentlichen Aemtern mitnähme: allgemeine Achtung. Zur Ehre Napoleon's wie seiner ehemaligen Kollegen sieht man indeß das alte, auf Bewunderung von der einen, auf Hochachtung von der anderen Seite gegründete Verhältniß zwischen Beiden bald wieder hergestellt und neu befestigt. Der neue Erzkanzler widerspricht dem Gebieter zwar nie öffentlich und in offiziellen Akten, sehr häufig aber im Rathe und in vertraulichen Besprechungen. Er nimmt freilich auch das Unrecht in Schutz, wenn es begangen ist, aber ehe es zur That geworden, sucht er es, wenn auch nicht kräftig, doch ernstlich und oft mit Erfolg zu verhindern. Auch ist er fast der Einzige, der fortwährend einen wirklichen Einfluß auf seinen Kollegen im Konsulate wie auf seinen Gebieter im Kaisermantel übt und diesen im Guten immer bestärkt, von Gewaltstreichen manchmal abhält.

Wie aus den Zeiten des Konvents Carnot und Fouché, so, doch minder schroff, stehen aus den Zeiten der konstituirenden Versammlung Lafayette und Talleyrand einander gegenüber. Ersterer spielt übrigens in Napoleon's Geschichte vor den hundert Tagen nur selten eine Rolle. Er verdankt ihm seine Befreiung aus dem Gefängnisse zu Olmütz und die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, lehnt die Senatorwürde ab, die der neue Kaiser ihm anbietet, und beschleunigt in den hundert Tagen dessen Abdankung und Sturz durch die Repräsentanten-Kammer. Als Mensch steht Lafayette noch reiner da als Carnot, ein Muster großherziger, edler Gesinnung. Als politischer Charakter kann er jedoch die Vergleichung mit diesem keineswegs bestehen. Seine schönste Tugend: seine politische Unveränderlichkeit, wurde oft sein größter Fehler. Er wußte Zeiten und Nothwendigkeiten nicht gehörig zu unterscheiden und bewährte sich immer als den edelsten Bürger, oft als den schwächsten Staatsmann Frankreichs. Napoleon, der Carnot, trotz seiner Opposition, immer zu schätzen, ja hochzuachten wußte, konnte darum gegen Lafayette kaum gerecht seyn, noch weit weniger Lafayette gegen ihn.

Der praktische Blick, der Jenem fehlte, wurde in zu reichem Maße dem alten Bischof von Autun, Talleyrand Perigord, zu Theil, diesem politischen Proteus, den uns Herr Thiers meisterhaft schildert. Der Mann war so fein, so diplomatisch, so klug, daß wir ehrlichen Deutschen es kaum wagen, von seinem Charakter nur einiges Gute zu denken, und eben so wenig, gegen seine diplomatische Größe den leisesten, bescheidensten Zweifel zu hegen. Leicht dürften wir in beiden Beziehungen viel zu weit gehen. Talleyrand war freilich nichts weniger als ein tugendhafter Mann, oder ein Patriot im wahren Sinne des Wortes, und seine Politik war so machiavellistisch als möglich. Aber er hatte doch einen richtigen, politischen Takt, der ihn fast immer die Partei ergreifen ließ, die in der That dem Lande am meisten frommte. So oft er seinen Gebietern untreu ward, so läßt sich doch nicht sagen, daß er Frankreich zu

irgend einer Zeit unireu geworden wäre. Wie ihn aber in seiner Diplomatie Traditionen aus ganz anderen Epochen zuweilen irre führten, Eitelkeit seitwärts drängte, zeigt Herr Thiers augenschrinlich, zu unserer großen Befriedigung. Gegen Preußen nährt der alte Bischof von Autun noch die Vorurtheile der großen Herren des alten Régime, denen diese Macht zu plebejisch, ihre Sprache zu satirisch (S. 9) war; gegen Napoleon verstimmt ihn, daß dieser, mit vollem Rechte, darauf besteht, daß seine Minister immer absetzbar, folglich niemals Großwürdenträger seines neuen Kaiserreiches seyn sollen. So hat der Gott der neuen Diplomatie, eben wie Jupiter auch, seine sehr menschlichen Schwächen, und es zeigt sich, zur Freude des Menschenfreundes, daß man ohne Grundsätze und Ueberzeugungstreue auch als Diplomat die höchste Meisterschaft nicht erreichen kann.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Zur Orientirung in der Oregon-Frage.

II. Auswanderungen nach dem Oregon-Gebiet.

Nachstehende Notizen über die Auswanderung der Nord-Amerikaner nach dem Oregon-Gebiet schließen sich dem kürzlich von uns gegebenen historischen Artikel über die Ansprüche der verschiedenen Staaten auf dieses Gebiet am natürlichsten an. Dieselben sind dem Briefe eines Reisenden entlehnt, welcher eine Abtheilung von Dragonern der Vereinigten Staaten auf ihrem Marsche nach dem Felsen- oder Oregon-Gebirge begleitete.

„Die Expedition", erzählt er, „bestand aus fünf Schwadronen Dragoner, welche 300 Mann stark, trefflich beritten und ausgerüstet und von den ritterlichsten Gentlemen angeführt waren. Die Zwecke dieser Expedition waren verschiedener Art: sie sollte dahin sehen, daß die große Straße nach dem Oregon-Gebiet den Auswanderern offen stände; ferner sollte sie die indianischen Stämme diesseits der Felsen-Gebirge besuchen und durch Freundlichkeit und Geschenke ihnen zeigen, daß der weiße Mann ihr Freund sey, zugleich aber auch sie einschüchtern und durch Entfaltung von Kraft sie daran erinnern, daß keine Beunruhigung von Bürgern der Vereinigten Staaten unbestraft bleiben würde. Ein anderer Zweck der Expedition war, das Land zu durchforschen und seine militairischen Vertheidigungsmittel zu beurtheilen. Am 24. Mai schlugen wir die große Oregon-Straße ein, die wir bis zum Südpaß der Felsen-Gebirge inne hielten. Am 29. erreichten wir den Fluß Nebraska oder Platte, welcher sehr breit, schlammig und seicht ist. Derselbe erscheint wie ein furchtbarer Strom, ist aber nicht schiffbar, und Washington Irving hat ihn sehr richtig charakterisirt, wenn er ihn „den schönsten und unnützesten aller Flüsse" nennt. Am 4. Juni trafen wir auf die ersten Büffelheerden. Sie zeigten sich eine Woche lang in großer Menge und versorgten den Zug reichlich mit Fleisch. Zwanzig Tage lang von da ab, wo wir die Oregonstraße eingeschlagen hatten, holten wir beständig die Auswanderer ein. Dies machte unseren Marsch sehr anziehend, denn wir sahen die Art, wie sie sich fortbewegten, und lernten ihren allgemeinen Charakter kennen; ihnen war es angenehm, zu wissen, daß die Regierung ihre Truppen abschicke, um sie vor Belästigung durch die Wilden auf ihrer langen und beschwerlichen Reise zu schützen.

„Die Auswanderer versammeln sich jährlich im Frühling aus den mittleren und westlichen Staaten an verschiedenen Punkten der Gränze, gewöhnlich in St. Joseph und Independence, wo sie zu Gesellschaften von 25—50 Familien zusammentreten und, wenn das Gras das erforderliche Wachsthum erreicht hat, um ihr Vieh zu ernähren, ihre Reise beginnen. Ich benutzte oft die Gelegenheit, mich mit ihnen zu unterhalten, und fand sie im Allgemeinen voller Intelligenz und Begeisterung für ihre Niederlassungspläne in einem neuen Lande. Es sind kühne stämmige Pächter und in jeder Beziehung dazu geeignet, den Grund zu einer neuen Kolonie, ja vielleicht zu einer neuen Nation zu legen.

Oregon füllt sich jetzt offenbar rasch an, und zwar auch mit Bürgern aus den Vereinigten Staaten. Sie bringen ihre republikanischen Gesinnungen, ihre Freiheitsliebe und ihre Betriebsamkeit mit. Das sind die Eigenschaften, die unsere große Nation bildeten und welche in den Herzen derer, die sie mitgenommen, nie untergehen können. Es sind im letzten Sommer 612 Lastwagen auf der Straße nach Oregon passirt, mit einer ungeheuren Masse Vieh; rechnet man fünf Personen auf einen Wagen, was ein niedriger Anschlag ist, so wurden diese Wagen von 3060 Seelen begleitet. Ich glaube, wenn die Oregonfrage nicht rasch beigelegt wird, wird das Land selbst seine Stimme in der Lösung des Streites geltend machen.

Am 16. Juni ward im Fort Platte am Nebraska-Flusse eine große Rathsversammlung mit den Sioux gehalten, deren an 1200 Personen von allen Geschlechtern zugegen waren. Diese Versammlung war von großem Interesse; denn die Truppen erschienen in einem Lande, das von dem mächtigsten und kriegerischsten Stamme des Westens bewohnt wird, und da die Gründe ihres Besuchs den Indianern ein Geheimniß waren, so waren sie anfangs sehr besorgt und glaubten, sie sollten gezüchtigt werden, indem sie wohl wußten, daß die Schädel der weißen Männer in den Hütten rauchten. Als sie hörten, daß es die Absicht ihres Anführers sey, eine Rathsversammlung zu halten, beruhigten sie sich wieder und kamen zum Vorschein, überzeugt, daß ihnen keine Unbill widerfahren würde. Der Commandeur der Truppen gab ihnen gute Rathschläge und ermahnte sie, die Handelsleute und Auswanderer in keiner Weise zu beunruhigen. Dies versprachen sie bereitwillig, und nachdem die Geschäfte der Versammlung beendet waren, vertheilte der Oberst Geschenke unter sie, und zwar von der Art, wie sie dem Indianer immer angenehm sind.

Unsere nächste Bewegung war von der Nebraska südwärts nach dem Arkansasflusse, wobei wir 700 (engl.) Meilen längs der Hauptkette der Felsengebirge zurücklegten. Dieser Theil unserer Reise war äußerst anziehend. Die hohen mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen, die Thäler, welche nie vom Licht der Sonne beschienen worden, die furchtbaren Klippen, die zersplitterten Granitgipfel, die ferneren Abhänge, die mit finsteren Massen kurzer Fichten und Cedern bedeckt sind, der breite Strich der Prärieen, die sich wie ein Ocean ins Endlose erstrecken, boten eine Reihe von Bildern, die an Schönheit und Erhabenheit kaum übertroffen werden können. Keine Feder und kein Pinsel sind im Stande, sie treu zu schildern. Mehrere Berge dieser Reihe sind die höchsten in der ganzen Kette der nördlichen Cordilleren, und unter ihnen ist Pika's Peak der allerhöchste. Wie hoch der Gipfel desselben ist, zeigt der Umstand, daß wir von der Zeit an, wo wir seiner zuerst ansichtig wurden, sieben Tage lang in gerader Richtung auf ihn zu marschirten, bis wir seinen Fuß erreichten."

Mannigfaltiges.

— Verbesserung der Gefängnisse. Eine kürzlich in London erschienene Schrift des Dr. W. Baly über die Sterblichkeit in den Gefängnissen (On the mortality in prisons) giebt dem englischen Athenaeum zu folgenden Bemerkungen Anlaß, wobei wir voranschicken, daß wir dem, was hier über die trefflichen und gesunden Einrichtungen des Pentonville-Mustergefängnisses gesagt wird, aus eigener Ansicht nur beistimmen können: „Die Einrichtung der Gefängnisse und die Behandlung der Eingekerkerten hat in der jüngsten Zeit große Veränderungen erfahren. Besonders auffallend sind dieselben in England, wo vor noch nicht langer Zeit die Gefängnisse nichts Anderes waren, als Käfige, in welche die Verbrecher wie wilde Thiere eingesperrt wurden und die Aufseher hinlänglich ihre Pflicht zu thun glaubten, wenn sie die Gefangenen nicht entwischen ließen. Als der menschenfreundliche John Howard ganz Europa und einen Theil Asiens bereiste, „nicht — wie Burke sagte — um herrliche Paläste und prächtige Tempel zu sehen, nicht um die Stätten und Ueberreste entschwundener Größe zu besuchen, noch um Münzen und Manuskripte zu sammeln, sondern um in die Kerker hinabzusteigen, um mit Gefahr der Ansteckung die öffentlichen Krankenhäuser zu prüfen, um das Elend und die Bedrückung derer zu messen, die die Gesellschaft ausgestoßen, um an die Vergessenen zu mahnen, die Verachteten aufzusuchen, der Verlassenen sich anzunehmen und die Lage der Gefangenen in den verschiedenen Ländern zu vergleichen" — fand er, wenigstens in England, daß, je weiter er in seinen Forschungen vorschritt, desto trauriger die Bilder wurden, die sich seinem Blicke darboten. In allen Gefängnissen des Königreichs wüthete das Fieber so schrecklich, daß es gefährlich war, sich ihnen zu nähern. Es ging so weit, daß nicht selten die Richter und Andere, die den Verhören der Verbrecher beiwohnten, von diesen angesteckt wurden. Die Civilisation, die in den letzten funfzig Jahren so ungeheure Fortschritte gemacht hat, hinterließ wenige Denkmäler ihrer edlen Wirksamkeit, die so nachhaltig wären, als die Verbesserungen in der Lage der Gefangenen. Man führe Jemand, der seit dem Anfang dieses Jahrhunderts kein Gefängniß gesehen, in das Mustergefängniß zu Pentonville in London und lasse ihn genau die einfachen Mittel prüfen, durch welche dessen Bewohner physisch und moralisch für die Rückkehr in die menschliche Gesellschaft erzogen werden, so wird er die Wahrheit dieser Behauptung anerkennen. Das Werk des Herrn Baly mag zur Förderung jener menschenfreundlichen Bestrebungen beitragen. Sein Hauptzweck ist, durch Thatsachen darzuthun, daß die Sterblichkeit unter den Gefangenen größer ist, als unter Personen desselben Alters, die in Freiheit leben. Dies einzusehen, bedarf es zwar keines großen statistischen Scharfblicks, denn man braucht nur zu bedenken, daß der größte Theil der Gefangenen vor ihrer Einkerkerung ein liederliches Leben führte. Aber das Buch hat noch die Nebenaufgabe, zu zeigen, welche Krankheitsformen vornehmlich im Gefängnisse vorkommen, und dies könnte neben seinem medizinischen Werthe noch den haben, daß es die Abhülfe gewisser Uebelstände herbeiführt, welche bisher das Mortalitäts-Verhältniß der Gefangenen erhöht haben."

— Die Depeschen des Herzogs v. Wellington. Oberst Gurwood, der Ordonnanz-Offizier des Herzogs von Wellington, der dessen Depeschen in Form eines historischen Werkes herausgegeben, ist in diesen Tagen mit Tode abgegangen. Im Jahre 1839 war diesem Offizier eine Pension von 200 Pfd. Sterl. bewilligt worden, und zwar, wie es in dem königlichen Bewilligungs-Schreiben ausdrücklich hieß, „für die ausgezeichneten Dienste, die Oberst Gurwood dem Publikum durch Herausgabe der Depeschen des Herzogs geleistet, indem er hierdurch sowohl in diesem Lande als unter den Nationen des Auslandes die Kenntniß der von den britischen Heeren unter Leitung des großen Feldherrn vollführten Waffenthaten verbreitete und verewigte."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 10. Berlin, Donnerstag den 22. Januar 1846.

Mexiko.

Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexiko.

(History of the Conquest of Mexico, with a Preliminary View of the ancient Mexican Civilization, and the Life of the Conqueror, Hernando Cortes. By W. H. Prescott.*)

Mit gespannter Erwartung nahmen wir den zweiten Band dieses höchst interessanten Werkes zur Hand, dessen erste Hälfte bereits in diesen Blättern besprochen und aus der Einzelnes mitgetheilt wurde, das sowohl auf den früheren mexikanischen Bildungszustand wie auf die Schicksale des Eroberers und seiner Gefährten ein helleres Licht wirft; denn der gelehrte Verfasser hat Quellen benutzt, die entweder seinen Vorgängern nicht zugänglich waren, wie die Handschriften des Juan de Leralde, Oviedo, Camargo, des Pater Sahagun, des bekehrten Indianerhäuptlings Ixtlilrochitl und vieler Anderen, oder, statt einem Berichterstatter, wie Gomara, der Cortez's Hausgeistlicher war und den bereits der ehrliche Las Casas offenbarer Falschheit bezüchtigt, Alles blindlings nachzubeten, zog er andere Zeitgenossen des Eroberers zu Rathe, welchen bisher unverdiente Vernachlässigung zu Theil wurde. Besonders ist es Bernal Diaz del Castillo, den Prescott zu seinem Gewährsmanne erwählt hat. Ein kurzer Lebensabriß dieses alten Soldaten dürfte unseren Lesern nicht unwillkommen seyn.

Bernal Diaz, aus Medina del Campo in Alt-Castilien gebürtig, stammte aus einer armen Familie geringen Standes und kam 1514 nach der neuen Welt, um daselbst sein Glück zu machen. Anfangs diente er als gemeiner Soldat unter Cordova und Grijalva, die er auf ihren Zügen nach Yucatan begleitete; später ließ er sich unter Cortez's Fahne anwerben. Im ganzen Kriege mit Mexiko gab es kaum ein Ereigniß oder eine Schlacht von Bedeutung, woran er nicht Theil genommen hätte. In hundertundneunzehn Schlachten und Gefechten bewies Bernal Diaz die alte castilianische Tapferkeit und eine unerschütterliche Treue für seinen Befehlshaber und die Sache, der er sich geweiht hatte. Nicht allein seine eigene Aussage spricht dafür, sondern Cortez selbst bezeugt dies durch die Lobeserhebungen, welche er ihm zu Theil werden läßt; er gab ihm Aufträge, deren Vollziehung gefahrvoll und mit großer Verantwortlichkeit verbunden war, die sich aber besonders dazu eigneten, ihn mit der Geschichte der Eroberung vollkommen vertraut zu machen.

Bernal Diaz erhielt nach der Eroberung seinen Theil von repartimientos an Land und Arbeitern; doch konnte einem Manne, der zu lange daran gewöhnt war, ein Leben voll Abenteuern zu führen, die schläfrige Sicherheit nicht genügen; er nahm daher an verschiedenen Unternehmungen unter Leitung von Cortez's Hauptleuten Theil und begleitete ihn selbst auf seinem schrecklichen Zuge durch die Wälder von Honduras. Am Ende finden wir den ausgedienten Krieger, im Jahre 1568, als Regidor in der Stadt Guatimala wieder, wo er sich häuslich niedergelassen hatte; es war ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der Eroberung. Er hatte seinen Befehlshaber und seine ehemaligen Waffengefährten, bis auf fünf derselben, überlebt; „und diese fünf Betrauen" — so lauten Diaz's Worte — „waren arm, alt und schwach, mit Kindern und Enkeln, denen sie die Unterstützung, nach der diese zu ihnen aufblickten, kaum gewähren konnten, die ihre Tage schlossen, wie sie dieselben begonnen hatten, unter Mühsal und Noth." — So also ging es den Eroberern des goldreichen Mexiko!

Bernal Diaz griff in einem so vorgerückten Lebensalter zur Feder, um sich und seinen Gefährten den Antheil am Ruhme der Eroberung zu sichern, der ihnen ehrlich gebührte. Gomara's Schriften hatten den Anführer auf Kosten seiner Untergebenen ungebührlich herausgestrichen. Diaz erzählt, daß er bereits sein Werk begonnen hatte, als er das Werk des Hausgeistlichen kennen lernte; da habe ihn der Abstand seiner einfachen Schreibart gegen den klaren und geleckten Stil seines Vorgängers so unangenehm berührt, daß er verzweifelt seine Feder fortwarf. Als er aber beim Weiterlesen die groben Ungenauigkeiten, und was er für Nichtachtung der Wahrheit bei seinem Nebenbuhler hielt, gesehen hatte, entschloß er sich, durch Fortsetzung seiner Arbeit der Welt eine Geschichte zu liefern, die wenigstens das Verdienst der Treue haben sollte. Auf diese Weise entstand seine „wahrhafte Geschichte der Eroberung Neu-Spaniens." **)

In diesem Werke ist kein absichtliches Entstellen der Wahrheit aufzufinden; wenn der Verf. dies auch versucht hätte, so würde ihn seine Einfalt verrathen haben. Wenn er auch bemüht ist, Cortez's Ansprüche mit denen seiner Gefährten ins Gleichgewicht zu bringen, wenn er seine List, Habgier und Grausamkeit offen zur Schau stellt, so läßt er doch seinen großen und heldenmüthigen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren. Es stellt sich klar heraus, daß ihm Niemand, in alter und neuer Zeit, über seine Anführer geht; er ist stets bereit, selbst im heftigsten Tadel, seine Ergebenheit und persönliche Anhänglichkeit zu bekunden. Wird sein Befehlshaber durch Verleumdungen angegriffen, erfährt er unverdiente Geringschätzung oder Schmähungen, so ist der gerade Soldat stets bereit, zu seiner Vertheidigung aufzutreten.

Bernal Diaz, das ununterrichtete Kind der Natur, ist ein höchst treuer und wörtlicher Abschreiber der Natur. Prescott sagt von ihm, er übertrage die Auftritte des wirklichen Lebens durch eine Art von Daguerreotyp-Verfahren in seine Schriften; er ist unter den Historikern dieser Zeit, was De Foe unter den Novellen-Dichtern ist. Wir werden durch ihn mitten in das Lager eingeführt, wir treiben uns mit den Soldaten in der Baiwacht herum, schlendern mit ihnen auf ihren beschwerlichen Märschen, hören ihre Geschichten mit an, ihr Murren der Unzufriedenheit, ihre Eroberungspläne, ihre Hoffnungen, ihr Siegesjauchzen, ihre Täuschungen. Gleich einem Spiegel, giebt sein Werk alle malerischen Auftritte und romantischen Vorfälle des Feldzugs wieder. In jeder Zeile seiner rauhen Geschichte glüht das Feuer der Jugend. Er hegt keinen Zweifel über das Recht der Eroberung, so wie über die Rechtmäßigkeit der gegen die Eingebornen angewendeten Strenge. Er ist noch als Greis der Krieger des Kreuzes, und die in der Schlacht an seiner Seite fielen, waren Märtyrer des Glaubens. „Wo sind jetzt meine Gefährten?" fragt er; „sie sind in der Schlacht gefallen, oder von Menschenfressern verzehrt, oder den wilden Thieren in ihren Käfigen zur Nahrung vorgeworfen worden; sie, über deren Gebeinen sich hätten Denkmäler erheben sollen, auf welchen ihre Thaten prangten, deren Andenken mit goldenen Buchstaben verewigt zu werden verdienen; denn sie starben im Dienste Gottes und des Königs, und um denen Licht zu bringen, die in Finsterniß wandelten, — und auch um jene Reichthümer zu erwerben, wonach die meisten Menschen trachten." Der letzte, so zögernd und wie beiläufig hinzugefügte Grund liefert, so wird Mancher denken, einen besseren Schlüssel, als irgend einer der vorhergehenden, zum Betragen der Eroberer. Jedenfalls ist er eine Probe jener Unbefangenheit, die dem Geschichtswerke des alten Soldaten einen unwiderstehlichen Reiz verleiht und die, gleichsam gegen seinen Willen, sein Inneres aufschließt und es dem Auge des Lesers offen darlegt. — Aber auch die anderen Gründe mußten sich lebendig im Innern der kühnen Abenteurer regen, der Enthusiasmus für den Glauben, der stolze Patriotismus des Spaniers, der Ruhmesdurst mußten dieses Häuflein von Helden so, wie es geschah, durchglühen, um ein mächtiges Reich zu zertrümmern, in dessen weiten Gränzen eine Kultur ihr Scepter schwang, die nicht allein von den spanischen Geschichtschreibern des sechzehnten Jahrhunderts als auf einer hohen Stufe befindlich geschildert wird, sondern die uns noch jetzt in ihren staunenerregenden Trümmern entgegentritt, in jenen Ruinen mächtiger Tempel, in jenen verlassenen Städten, über deren Steindächern sich die erhabene Stille der Urwälder ausbreitet, allein unterbrochen durch das Geschwätz der Papageien und das Gekreisch der Affen. †) —

*) Eine sehr gediegene Uebersetzung dieses berühmten Werkes ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen; dieselbe enthält, außer den zahlreichen Noten, die urkundlichen Belege in lobenswerther Korrektheit.

**) Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España. Nur durch einen Zufall ist diese unvergleichliche Zeitgeschichte der Vergessenheit entrissen worden. Mehr als sechzig Jahre nach ihrer Abfassung lag die Handschrift in einer Privatbüchersammlung vergraben, als sie dem Pater Alonso Remon, Obergeschichtschreiber des Gnadenordens, unter die Hände kam. Er war scharfsinnig genug, unter ihrer rohen Hülle ihren hohen Werth für die Erläuterung der Geschichte der Eroberung zu entdecken. Man ertheilte ihm zur Herausgabe des Werks die Erlaubniß, und so erschien es mit seiner Hülfe zu Madrid 1632.

†) Mr. Stephens in seinem Werke: Incidents of Travel in Central-America beschreibt die Ueberreste eines Tempels in Copan, dessen Vorderseite sechshundertvierundzwanzig Fuß lang und von siebzig bis neunzig Fuß hoch ist; er ist von behauenen Steinen aufgerichtet, welche drei bis sechs Fuß lang und einen und einen halben Fuß breit sind; das ganze Gebäude bedeckt eine Fläche von 2866 Fuß. — Die mexikanischen Tempel waren viel mächtigere Bauwerke. Anmerk. d. Red.

††) Die merkwürdigsten Ueberreste auf eigentlich mexikanischem Boden sind der Tempel oder die Festung von Xochicalco, einige Meilen von der Hauptstadt gelegen. Er steht auf einer felsigen Anhöhe von beinahe einer Lejua im Umfange, in welche mit Steinen eingefaßte Stufen gehauen sind. Das Gebäude auf dem Gipfel ist 75 F. lang und 60 F. breit. Es ist aus gehauenem Granit, ohne Mörtel, aber sehr genau zusammengefügt. Es war in der bei den Mexikanern östlichen spitzsäuligen Form gebaut und erhob sich in allmälig kleiner werdenden Stockwerken, deren Anzahl sich jetzt nicht mehr genau bestimmen läßt, da nur das untere ganz erhalten ist. Indessen reicht dieses vollkommen hin, um an den scharf vorspringenden Karnieschen, und in den in harten Stein geschnittenen bildschriftlichen Zeichen, womit es bedeckt

Es iſt unſere Abſicht nicht und würde auch der Tendenz dieſer Blätter nicht entſprechen, auf eine gründliche Kritik dieſes Werkes einzugehen; wir werden uns vielmehr begnügen, aus dem vielen Intereſſanten Einiges, wie es uns gerade in die Augen fällt, mitzutheilen.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Die Geſchichte Napoleon's, von Thiers.

(Schluß.)

Der höchſte Gegenſatz, der zur Sprache kommt, iſt der Moreau's und Napoleon's ſelbſt. Jener verhält ſich zu dieſem, wie das Talent zu dem Genie, wie ein vorzüglicher zu einem ausgezeichneten Kopfe, wie ein Mann, der zwiſchen ehrgeizigen und republikaniſchen, zwiſchen edlen und kleinlichen Gefühlen, zwiſchen nationalen Sympathieen und perſönlichen Antipathieen ſchwankt, zu einem Geiſte, der immer weiß, was er will, und will, was er vermag. Als Feldherr iſt Moreau bedeutend, beſonnen, umſichtig; aber kräftig und entſchloſſen nur am Tage der Schlacht. Napoleon iſt genial, unerſchöpflich an immer neuen, großartigen Entwürfen, die Keiner als er ſelbſt nur ahnt, von unerſchütterlicher Entſchloſſenheit und des Sieges ſchon gewiß, wenn jener noch zweifelt, ob er einen Angriff wagen ſoll. In ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit iſt Moreau frei von dem glühenden Ehrgeize, der Napoleon's Herz verzehrt, aber nicht unzugänglich manchem kleinlichen Neide, über den ſein großer Gegner hoch erhaben iſt. Er iſt uneigennützig, ein edler Mann, ein treuer Freund, ein guter Patriot, ein aufrichtiger Republikaner. Aber durch ſein ganzes Weſen geht eine unglückliche Halbheit und Unentſchiedenheit, welche ihn in entſcheidenden Augenblicken ſehr oft dahin bringt, dieſe edlen Züge, die in ſeinem Charakter liegen, auf die traurigſte Weiſe zu verleugnen. Der Patriot hätte Pichegru's Verrath, der ihm bekannt war, als dieſer alle Schritte des Rathes der Fünfhundert leitete, mit Hintanſetzung aller perſönlichen Freundſchaftsgefühle, anzeigen müſſen. Moreau ſchwieg lange. Der Freund hätte ſchweigen müſſen, als Pichegru's Untergang vom Direktorium ſchon beſchloſſen und von jenem nichts, für ihn Alles zu fürchten war; da kam Moreau mit der Anzeige hinterher. Der edle Mann hätte es ablehnen müſſen, am 18. Brumaire ſich die Schergenrolle über die gefangen zu nehmenden Direktoren übertragen zu laſſen. Unbegreiflich iſt, wie nicht gerechtes Selbſtgefühl ihn abhielt, von Napoleon gerade dieſen Auftrag anzunehmen — doch ging er darauf ein. Wir müſſen annehmen, daß der neue Cäſar über den neuen Pompejus in dieſem Augenblicke jenen unwiderſtehlichen Einfluß ausübte, der in der Geſchichte großer Männer manches ſonſt Unerklärliche erklärt, und der auch den römiſchen Pompejus, obgleich nie auf ſo auffallende Weiſe, im Anfange zuweilen zu Cäſar's Werkzeug machte. Aber nie würde der Römer, wäre ſein Vaterland damals im Kampfe mit mächtigen fremden Völkern geweſen, ſich durch ſeinen Haß gegen den Diktator haben verleiten laſſen, mit dieſen gemeinſchaftliche Sache zu machen, um, gewiſſermaßen ihnen untergeordnet, gegen das römiſche Heer zu ziehen. Hatte ja Sulla ſelbſt, als Mithridat einen Antrag dieſer Art an ihn gelangen ließ, ganz anders gehandelt, als der franzöſiſche, ihm ſonſt an Reinheit des Charakters weit überlegene Held. Aber mit Recht vergiebt ein Volk, das als ein Volk ſich fühlt, Alles eher als eine ſolche That, und Moreau mußte mit dem ſchmerzlichen Gefühle ſterben, ſeinen Ruhm bei ſeiner Nation überlebt und ſeinen Prozeß gegen ſeinen großen Gegner, faſt zehn Jahre nach deſſen Entſcheidung, in der öffentlichen Meinung unwiederbringlich verloren zu haben!

Und ſo kehren wir nach dieſer kleinen, von der Natur der Sache gebotenen Abſchweifung zu dem Prozeſſe zurück, welchen dieſer Band behandelt und in welchem urſprünglich alle Sympathieen für Moreau waren, dem ſchönen Zuge der menſchlichen Natur gemäß, die für das Unglück, eines großen Mannes zumal, immer Mitgefühl empfindet und es gewiſſermaßen als eine Gewiſſenspflicht betrachtet, für den Beklagten, von der Macht Unterdrückten ſelbſt ein wenig parteiiſch zu ſeyn. Die Geſchichte indeß darf ſolche ſentimentale Rückſicht nicht kennen. Ernſt und ruhig wie das Schickſal, läßt ſie die Begebenheiten an ſich vorübergehen.

Würdig und unparteiiſch iſt die Darſtellung dieſes merkwürdigen Rechtſtreites auch bei unſerem Verfaſſer gehalten. Ehre macht das Ganze eigentlich keinem der beiden großen Gegner. Jeder hatte, ganz ſeinem Charakter gemäß, Recht und Unrecht. Moreau hatte in dem Sinne Recht, daß er in der That jede Theilnahme an einer royaliſtiſchen Verſchwörung abgelehnt und ſo nicht als ein Mitſchuldiger derſelben, der einzigen, die wirklich beſtanden hatte, verurtheilt werden konnte. Aber er hatte vor dem Geſetze wie vor der öffentlichen Moral darin Unrecht, daß er nicht ſowohl der Ermordung Napoleon's als nur der Wiedereinſetzung der Bourbonen entgegen geweſen war und, wie es ſcheint, gegen jene nichts Weſentliches einzuwenden hatte, wenn man nachher ihm die Diktatur übergab, welche er doch vor Bonaparte's Rückkehr von Aegypten ſo edelmüthig verweigert hatte (Lafayette Mém. 5, 214). Er hatte ſo der Verſchwörung eine halbe Zuſtimmung ertheilt, wie leider Halbheiten durchweg in ſeinem Charakter lagen. Napoleon hingegen wollte in dieſer, wie in ſo vielen Angelegenheiten, die Richter weit über das Recht hinaus treiben. Er wollte durchaus ein Todesurtheil gegen Moreau, nicht um es in Ausführung zu bringen (von dieſem Gedanken war er weit entfernt), aber durch Gnadenertheilung den materiellen in einen moraliſchen Tod zu verwandeln. Er muthete den Richtern zu, über die Form und die Schranke des Rechts hinauszugehen, damit er das wirkliche Recht dann in der Form der Gnade übe. Napoleon, ſagt Herr Thiers, wünſchte dieſe Verdammung nur als Rechtfertigung ſeiner ſelbſt. Aber des Fürſten wahre Rechtfertigung vor der Geſchichte iſt, daß er jederzeit der Gerechtigkeit freien Lauf gelaſſen und Gnade nur da übte, wo das Geſetz verdammt und das Gewiſſen losſpricht. Sehr ſchön ſagt unſer Verfaſſer (S. 111): „Die Gerechtigkeit, die ſich mit Recht nicht auf politiſche Rückſichten einläßt, welche jetzt Menſchlichkeit und Weisheit vorſchreiben, jetzt zu Grauſamkeit und Unbeſonnenheit verleiten, die Gerechtigkeit blieb unerſchüttert unter dieſem Getriebe der Leidenſchaft und ſprach ein gewiſſenhaftes Urtheil.“ Daß Napoleon dies nicht ganz ſo anerkannte wie ſein Geſchichtſchreiber, daß er Lecourbe (deſſen Bruder als einer von Moreaus Richtern für milde Strafe ſtimmte) und Macdonald, welche ſich Beide gegen den unglücklichen Feldherrn mit geziemender Ehrerbietung benahmen *), ſeine Ungnade (was Herr Thiers nicht anführt) mehr oder weniger empfinden ließ, das war ſein Unrecht, welches durch die Großmuth, die ihn bewog, Moreau's Güter anzukaufen und mit kaiſerlicher Freigebigkeit zu bezahlen, nicht aufgewogen wird.

Wir übergehen, was in vorliegendem Bande von Napoleon's Krönung zum Kaiſer, von ſeiner Erhebung zum Könige von Italien, deſſen Krone er, als ein Recht der Eroberung, ohne den Zirkelſang der ſogenannten Volksabſtimmung durch Regiſter, geradezu an ſich nimmt **), ſo wie von den höchſt merkwürdigen Verhandlungen mit dem Papſte, erzählt wird. Man muß dieſes Alles ſelbſt nachleſen. Die Analyſe würde den Reiz der Darſtellung zerſtören, das Weſentlichſte und Anziehendſte bleibt immer der Rieſenkampf zwiſchen Frankreich und England, in welchem beide Staaten keine Anſtrengung, kein Opfer und kein Unrecht ſcheuen, um ſich gegenſeitig zu überwältigen und, wo dies nicht geradezu angeht, ganz Europa in den blutigen Streit zu verwickeln oder hinein zu nöthigen. Hier, wo alle Mittel aufgeboten und bis zum Rieſenhaften geſteigert werden, hier zeigt ſich Napoleon's Genie am glänzendſten, und man erkennt die Bedeutung, welche das Wort: impossible n'est pas français in ſeinem Munde hatte. So gigantiſch ſind ſeine Zurüſtungen, daß Pitt, der (damals nicht im Kabinette), im Intereſſe einer momentanen Oppoſition, mit einiger Uebertreibung davon zu ſprechen glaubt, noch nicht die Hälfte der wirklichen Zahl der Schiffe angiebt, welche bereit liegen, die Landungsarmee überzuſetzen. ***)

Was menſchlicher Geiſt erdenken, was menſchliche Thätigkeit verwirklichen, was die höchſte Kühnheit, vereint mit der höchſten Beſonnenheit, hervorbringen, zerſtören, neu ſchaffen kann — das erdenkt, das verwirklicht, das erſchafft Eines Mannes Geiſtes- und Willenskraft. Drohend zieht ſich der Sturm an Albions Küſte zuſammen, und dieſes bietet ſeinerſeits alle ſeine Talente, alle ſeine Energie, all die bewundernswürdige Beharrlichkeit auf, welche das Gefühl der Nationalität einem freien Volke immer einflößt. Doch iſt der Kampf höchſt bedenklich, ein neuer Wilhelm der Eroberer droht das Land umzuwühlen und umzubilden.

Aber bald zeigt ſich, wie geniale Pläne nur von dem Geiſte ausgeführt werden können, der ſie zu faſſen im Stande iſt, und die Mittelmäßigkeit, wenn ſie, ohne die beſtändige Mitwirkung einer höheren, ſie immer aufſtachelnden Natur, aus dem gewohnten Schlendrian herausgetrieben wird, nur unter ſich ſelber ſinkt und nicht einmal das zu leiſten vermag, was ſie ſonſt wohl im Stande wäre. Gerade um dieſe Zeit ſterben zwei tüchtige franzöſiſche Seehelden: Bruix und Latouche Tréville. Ein dritter, der treffliche Seehelb Admiral Truguet, deſſen große Talente Napoleon ſelbſt in dem Grade anerkannt hatte, daß er ihn zum Marſchall hatte machen wollen, war in Ungnade bei ſeinem Gebieter gefallen, weil er den neuen Kaiſer nicht mit einer Adreſſe ſeiner Breſter Flotte begrüßt und über Enghien's Prozeß ſich freimüthig ausgeſprochen hatte (Herr Thiers erwähnt ihn gar nicht, ſey's aus Vorliebe für ſeinen Helden, ſey's, weil er ihn vielleicht nicht für bedeutend genug hält),

---

iſt, den vollkommen ſauberen Styl erkennen zu laſſen. Da die einzelnen unter den Trümmern vorgefundenen Blöcke auf gleiche Weiſe mit halberhabener Bildhauerarbeit geziert ſind, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß der Tempel vollſtändig damit geſchmückt war; und da ſich das nämliche Muſter über verſchiedene Steine erſtreckt, ſo ſcheint die Arbeit ausgeführt worden zu ſeyn, als die Mauern bereits ſtanden. — In den Hügel darunter ſind ſechs Fuß breite und eben ſo hohe unterirdiſche Gänge hundertundachtzig Fuß lang gegraben worden, die in zwei Hallen auslaufen, deren gewölbte Decken durch eine Art „Tunnel“ mit dem Gebäude darüber in Verbindung ſtehen. Auch dieſe unterirdiſchen Bauwerke ſind mit gehauenen Steinen bekleidet. Die Größe der Blöcke und die harte Beſchaffenheit des Granits, aus dem ſie beſtehen, haben die Gebäude von Tochicalco zu einem beliebten Steinbruch für die Eigenthümer einer benachbarten Zuckerſiederei gemacht, die ſich die edleren Stockwerke des Tempels zu dieſem unwürdigen Zwecke zugeeignet haben! (Siehe das Ausführliche darüber bei Dupaix's Antiquités Mexicaines, I, Exp. I, p. 13—20; III, Exp. I, Pl. 33.) und in dem auf Befehl der mexikaniſchen Regierung in neuerer Zeit erſchienenen Bericht: Revista Mejicana, I, mem. 5.)

*) Daß Lecourbe Moreau's Sohn emporgehoben hätte, um den Vater dem Wohlwollen der Soldaten zu empfehlen, iſt nicht geſchichtlich (Bonaparte et ses ennemis 2, 68), wohl aber benahm er ſich während des Prozeſſes mit Hochachtung gegen den General. Napoleon ließ darauf ſeinen Namen aus der Ehrenliſte ſtreichen, und Macdonald blieb aus demſelben Grunde bis 1809 ohne Anſtellung (Wachsmuth Th. 1. Kap. 3 am Ende).

**) Was wenigſtens offener war, als die natürlichen Kunſtgriffe, welche Talleyrand früher angewandt hatte, um die Lyoner Konſulta zur Ernennung Bonaparte's als Präſidenten der ciſalpiniſchen Republik zu bringen (Bour. et ses ennemis Vol. I, p. 299, 300). Vergl. Schloſſer: Napoleon und ſeine Tadler in Schl. und Bercht's Archiv Bd. V. S. 130.

***) Es waren deren 2000, Pitt ſprach von mehr als 1000 (S. 132 dés vert. Bd.).

Gemeinde- und Bürgerrat wurde 1 Jahr abgekürzt, die Amtsdauer der Gemeinderäte, Gemeindeschreiber, Gemeindeverwalter, Gemeindeammänner, Gemeindeweibel, Gemeindeschätzer, Gemeindeschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzer, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsräte, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschreiber, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsweibel, Gemeindeschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsschätzungsammänner, Gemeindeschätzungs

erstattern ein warmes Interesse für Ausbreitung deutscher Wohlfahrt, so wie geographische und kommerzielle Kenntnisse, nicht abspricht, weiß doch nach, „daß sie keinen klaren Begriff haben, weder von den Anforderungen, welchen ein für deutsche Ansiedler taugliches Land entsprechen müsse, noch von den Bedingungen, unter denen allein eine überseeische deutsche Kolonie aufblühen könnte, noch endlich von den Verhältnissen, in welchen gegenwärtig die europäischen Kolonieen überhaupt zu ihren Mutterländern stehen." Zur Begründung dieser Ansicht fährt der Rez. fort:

„Schon die kurze Frist von sieben Wochen für Untersuchung eines unter den Tropen gelegenen Terrains von mehr als 100 geogr. □Meilen, über welches man bisher fast gar keine Nachrichten besaß, könnte uns als ein Beweis dienen, daß man die eigentliche Aufgabe der Untersuchung nicht recht erkannte. Nicht einmal das nothwendige Urtheil über das Klima des Landes konnte durch einen so kurzen Besuch erworben werden, denn trotz der Gleichförmigkeit der Temperaturverhältnisse, welche die verschiedenen Jahreszeiten in den Tropenländern vor denen unserer gemäßigten Zone auszeichnet, sind jene doch in Bezug auf die Salubrität von einander viel verschiedener als unsere der Temperatur nach viel mehr von einander abweichenden Jahresperioden, so daß in Beziehung auf die Salubrität des Klima's ein Schluß aus wenigen Wochen auf das ganze Jahr bei tropischen Ländern noch viel mißlicher erscheinen muß, als bei den gemäßigten. Indeß zur Entschuldigung der kurzen Zeit läßt sich anführen, daß ein siebenwöchentlicher Aufenthalt in dem zu einer Ansiedlung ausersehenen Lande und die dadurch erworbene eigene Anschauung doch schon unendlich viel besser gewesen, als wenn man sich, wie die meisten deutschen Ansiedlungs-Unternehmer, allein auf die vorhandenen gedruckten Nachrichten Anderer hätte verlassen müssen, und deshalb dürfen wir billigerweise diesen Beweis aus dem unzureichenden Maß der Untersuchungsfrist nicht zu hoch anschlagen. Dagegen können wir schon mehr Gewicht darauf legen, daß die Verff. meinen konnten, die physische Kenntniß, welche sie sich durch eigene Erfahrung und durch das sehr unzureichende Zeugniß Anderer verschafft hatten, und ihre aus dieser Kenntniß gezogenen Schlüsse und Behauptungen reichten hin, die Frage über die Tauglichkeit des untersuchten Landstrichs für deutsche Ansiedlungen zu entscheiden und sogar bejahend zu beantworten. Es genügte zur Entscheidung dieser wichtigsten Vorfrage nicht der Beweis, den die Verff. geliefert, daß an den bisher bewohnten isolirten Punkten des Mosquitolandes — außer verheerenden Pocken-Epidemieen und einem endemischen Hautausschlage unter den Eingebornen, und Nervenfiebern in der durch schlechte Leitung verunglückten Ansiedlung von Europäern am Rio tinto — keine gefährliche endemische oder epidemische Krankheiten, namentlich auch nicht das gelbe Fieber, vorgekommen seyen, daß die meisten Europäer, welche das Land besucht, dessen Klima als sehr gesund geschildert hätten, und daß behauptet werde, die Bewohner erreichten daselbst häufig ein sehr hohes Alter (was jedoch nicht genauer bestimmt werden könne, da keiner der älteren Eingebornen zu zählen, also auch nicht sein Alter anzugeben verstehe). Um die Salubrität des Klima's, namentlich in Bezug auf deutsche Ansiedlungen, auch nur wahrscheinlich zu machen, hätten unsere Verff. vielmehr, gestützt auf sicher ermittelte Thatsachen über die meteorologischen, orographischen, hydrographischen, prognostischen und botanischen Verhältnisse des zu untersuchenden Landstriches und mit Benutzung einer Anzahl aus der Analogie ähnlicher Ansiedlungen hergenommener Gründe, den Beweis führen müssen, daß keine ungünstigen Veränderungen zu befürchten wären, weder durch die Anhäufung der Bevölkerung in dem jetzt fast menschenleeren Lande, noch durch alle die Einrichtungen, welche die Gründung und der Unterhalt einer deutschen Ansiedlung erheischen würden. Zu diesem Ende hätten unsere Verff. nothwendig sich ein klares Bild entwerfen müssen von dem Charakter der hinüberzuführenden Ansiedler, von ihrer dort einzuführenden Haus- und Ackerwirthschaft, von ihrer Industrie, überhaupt von der ganzen Lebensweise der zu gründenden Kolonie, und das haben sie nicht gethan. Sie sprechen es allerdings bestimmt aus, daß sie nur eine Ackerbau-Kolonie im Auge hätten (S. 177), und „daß im Mosquitolande Ackerbau und Viehzucht die besten Erfolge versprächen, wenn man nicht etwa durchaus Hafer und Gerste, Buchweizen und Hirse, Kartoffeln und Rüben bauen wolle"; kurz vorher aber (S. 175 u. 176) haben die Verff. den Leser davon zu überzeugen gesucht, daß auch Weizen und Kartoffeln daselbst würden mit Erfolg gebaut werden können, so daß Zweifel darüber entstehen könnte, was die Verff. eigentlich unter einer Ackerbau-Kolonie verständen, wenn sie nicht gleich darauf aussprächen: „daß nicht abzusehen wäre, warum die Deutschen sich mit dem Anbau des Mais, der Cassave, der dort einheimischen vortrefflichen Gemüsepflanzen, der Pisang-Arten, des Zuckers und Kaffees, des Ricinus, der Vanille und des Indigo und mit der Benutzung der Kokospalmen und anderer Fruchtbäume und Farbehölzer nicht bald eben so gut sollten bekannt und vertraut machen können, als dies anderen europäischen Völkern gelungen ist, denen nicht einmal die Thierkräfte zu Gebote standen, welche dem Kolonisten im Mosquitolande durch die gezähmten Rinder- und Pferdeheerden sich darbieten" (S. 177, 178). Sie verstehen hier also offenbar unter deutschen Ackerbau-Kolonieen solche, in denen die Kolonisten auf den Anbau und die Nutzung der genannten Gewächse angewiesen wären. Gegen diese Ausdehnung des Begriffs der Ackerbau-Kolonie müssen wir entschieden protestiren, weil damit in der That sehr Ungleichartiges zusammengeworfen wird. Eine solche Kolonie, wie die Verff. nach Obigem sich dieselbe denken, wäre vielmehr entschieden in die Kategorie der sogenannten Plantagen-Kolonieen zu setzen, und wer die Geschichte der europäischen Ansiedelungen in der Neuen Welt, in Ostindien u. s. w. kennt — und das sollten doch billigerweise diejenigen, welche Colonisation unternehmen wollen — muß auf das entschiedenste behaupten, daß die Anlage solcher Kolonieen ganz andere Bedingungen erheischt, als die sind, unter denen man jetzt deutsche Kolonieen anlegen will. Zwar wissen wir, daß es gegenwärtig in der Neuen Welt eine Anzahl solcher Länder giebt, wo der Kreole die Oekonomie treibt, welche die Verff. hier vorschlagen (eine Art Gemisch von Acker- und Plantagenbau, bei welchem letzteren bekanntlich die oben von den Verff. hervorgehobenen Thierkräfte bei weitem nicht die Bedeutung haben können wie bei dem ersteren), und das Beispiel dieser Länder wird den Verff. vor Augen geschwebt haben. Hätten sie aber bedacht, wie diese Länder zu ihrer gegenwärtigen Oekonomie, bei der sie noch auf keinen grünen Zweig gekommen, gelangt sind, so würden sie schwerlich eine solche Art von Kolonie vorgeschlagen haben. Diese Art der gemischten Acker- und Plantagen-Wirthschaft ist nämlich im tropischen Amerika, man kann sagen überall, ein Kind der Noth, nämlich entstanden aus mehr oder weniger verunglückten Colonisationen anderer Tendenz, vornehmlich aus Bergwerks-Kolonieen und seltener aus Plantagen-Kolonieen, wenn der abnehmende Ertrag des Bergbaues oder der Plantagen die für diese Art des Erwerbes angesiedelten Bewohner zwang, zum eigenen Anbau von Produkten überzugehen, welche sie früher vortheilhafter für ihre Hauptprodukte, die ersteren für Metalle, die anderen für sogenannte Kolonialwaaren, eintauschten und deren Production sie nicht zur Anlage von Kolonieen hatte veranlassen können."

Was insbesondere die Anlegung von Plantagen-Kolonieen durch Deutsche betrifft, so fügt der Rez. hinzu: „Noch nirgends haben Europäer oder deren Nachkommen in dem Anbau der sogenannten Kolonialprodukte (Zucker, Kaffee, Baumwolle u. s. w.) glücklich konkurriren können mit Negern oder Indianern, und was die Verff. (S. 178 ff.) anführen, um zu beweisen, daß in den Kolonieen weiße Arbeiter die Sklavenarbeiter ersetzen können, kann Niemand überzeugen, der die Geschichte der amerikanischen Kolonieen und die Plantagenwirthschaft kennt. Gesetzt aber auch, daß die Vermuthung unserer Verff., die Deutschen würden bald sich vertraut machen mit dem Anbau des Zuckers, Kaffees, Kakaos, der Cassave, des Mais u. s. w., die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, welche die Verff. ihr zugestehen, was wäre damit bewiesen? Gewiß doch nicht, daß auf solche Wahrscheinlichkeit hin in den Tropenländern deutsche Kolonieen angelegt werden dürften. Wir wollen einen Augenblick zugeben, die deutschen Ansiedler gewöhnten sich leicht an die veränderte Nahrung, an das Brod aus der Cassave, an Mais, Bananen u. s. w., sie könnten gleich ihrer Kartoffeln, des gewohnten gesunden Roggen- und Weizenbrodes ihrer Heimat, ohne Nachtheil für ihr Wohlbefinden entbehren, was für Produkte hätten dann die Kolonisten, und das ist die zweite wichtige Frage, zum Eintausche solcher Artikel, die sie nicht selbst produziren können, namentlich zum Eintausche europäischer Manufakturwaaren, und wodurch sollten sie die Mittel für die Verwaltung der Kolonie, für Kirchen und Schulen u. s. w. erübrigen? Gesetzt, die Kolonisten behielten neben der Sorge für ihren leiblichen Unterhalt durch die von den Verfassern vorgeschlagene Landwirthschaft Zeit und Kräfte, in größerer Quantität Kaffee und Zucker ꝛc. zu bauen, so ist doch nichts gewisser, als daß sie, bei den gegenwärtigen Preisen der wichtigsten Kolonialwaaren auf den europäischen Märkten — verursacht durch die in einer viel schnelleren Progression als die des Verbrauchs gestiegene Production, die den bestehenden Verhältnissen nach noch länger anhalten wird — durchaus nicht mit Gewinn würden produziren können. Ansiedelungen, die auf die Production, welche die Verff. im Auge haben, angewiesen würden, müßten nothwendig arm bleiben. Wenn in einer solchen Ansiedelung alle Kolonisten treu und fleißig arbeiteten und auf allen Comfort verzichteten, wenn sie eine ganz patriarchalische Verfassung einführten und alle dem Gemeinwesen gefährlichen Elemente von sich entfernt halten könnten, so daß sie auch z. B. keiner eigentlichen Gesundheits- und Sicherheitspolizei bedürften, dann könnten sie wohl, bei der die nächsten materiellen Bedürfnisse des Menschen so gütig gewährenden Natur der Tropenländer, zu einem gewissermaßen behaglichen Daseyn gelangen, zu einem höheren sozialen und materiellen Aufschwunge würden ihr aber alle Elemente abgehen. Oder wäre es den Verfassern nicht bekannt, daß selbst die Länder, wo der Anbau der sogenannten Kolonialprodukte begünstigt wird durch die von den Vorfahren ererbten Einrichtungen und Erfahrungen, durch die wohlfeile Arbeit von Sklaven oder eingebornen Racen (wie z. B. in Venezuela), gegenwärtig in ihrer materiellen und dadurch zugleich in ihrer politischen Entwickelung geradezu gehemmt werden durch die auf ein Uebermaß getriebene Production der Erzeugnisse, auf welche sie angewiesen sind, und durch die dadurch bewirkte Entwerthung dieser Erzeugnisse? Für den, welcher den Gang des Weltverkehrs in neuerer Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, können wohl darüber Zweifel walten, auf welche Weise in den eben berührten Verhältnissen das gestörte Gleichgewicht sich wieder herstellen wird, nicht aber darüber, daß die Anlage von deutschen Kolonieen in der Hoffnung auf Anbau von Kolonialprodukten, ohne Sklavenhandel — und wer wollte den! — ein ganz verfehltes Unternehmen seyn würde."

Hierbei eine Beilage.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

Beilage. № 10. Berlin, Donnerstag den 22. Januar **1846. Beilage.**

Mannigfaltiges.

— Bibliographische Miscellen. In der französischen Literatur ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß, seitdem die Adelsprivilegien abgeschafft sind, viele obskure Schriftsteller ein Mittel, sich bemerklich zu machen, darin suchen, daß sie den volltönenden Autornamen, die sie sich wählen, ein de voransetzen. Vor der Revolution kam häufig der umgekehrte Fall vor, und mancher Adelstitel eines unter gewähltem bürgerlichen Namen berühmt gewordenen Schriftstellers ist durch den letzteren obskur geworden. So der Familienname „von Arouet", den selten Jemand ausspricht, während „Voltaire" in aller Welt Munde ist. Noch viel weniger aber sind die wahren Namen „Carion", „Carlet", „Jolyot", „Fuire", „Riveüe" und „Poulain" bekannt, die der Reihe nach folgenden, unter ihren fingirten Namen berühmt gewordenen Schriftstellern angehörten: Dancourt, Marivaux, Crebillon, Boisenon, La Chaussee und Sainte-Foix.

In Mantua (dem Geburtsorte Virgil's) trägt die größte daselbst befindliche Buchdruckerei, ihrem großen Landsmanne zu Ehren, die Firma „Tipografia Virgiliana". Der französische Reisende Valery macht die Bemerkung, daß diese Druckerei, ihrer volltönenden Firma ungeachtet, noch niemals auch nur den Text der Virgil'schen Dichtungen gedruckt habe.

Zu den allerseltsamsten Mißgriffen gehören die mancher Bibliographen, die, ohne die Bücher selbst zu kennen, diese nach einer oberflächlichen Beurtheilung des Titels klassifiziren. So hat einmal ein Mönch den bekannten italiänischen Dichter Guarini wegen seines „Pastor fido" zu den Kirchenschriftstellern gezählt. Ein anderer italiänischer Autor, Gallucci, hat unter dem Titel Theatrum mundi ein astrologisches Werk herausgegeben, das von Michael Perez in's Spanische übersetzt wurde. Der französische Bibliograph Lenglet-Dufresnoy giebt über dieses Werk, das ihm wahrscheinlich niemals zu Gesicht gekommen war, folgendes Urtheil ab: „Was die Thatsachen der allgemeinen Geschichte betrifft, ziemlich brauchbar; besser jedoch in Bezug auf das, was Europa insbesondere angeht." Ein anderer französischer Bibliograph hat die Geschichte der Fugger, dieser Augsburger Rothschilde des 15. Jahrhunderts, die unter dem Titel Fuggerorum imagines erschien, zu den botanischen Werken gezählt, wahrscheinlich weil er den ihm unbekannten Namen für gleichbedeutend mit dem französischen fougères (Farnkräuter) hielt. — Kurios ist auch folgende Verwechslung: Jacob Vernet publizirte im Haag 1752 eine Schrift unter dem Titel: Lettres sur la coutume moderne d'employer le Vous au lieu du Tu." Diese Schrift wird von Senebier in der „literarischen Geschichte von Genf" und nach ihm von Ersch unter dem Titel angeführt: „Lettres sur la coutume d'employer les vins au lieu du thé."

Ein gewisser Kornmann gab zu Frankfurt a. M. im J. 1610 eine Abhandlung in lateinischer Sprache unter dem Titel De Virginitate heraus, worin er die mannigfaltigsten, mit seinem Gegenstande kaum in irgend einer Verbindung stehenden Fragen behandelte. Unter Anderem stellt er Untersuchungen darüber an, ob die Frauen sich mit den schönen Künsten beschäftigen sollen, ob sie Soldaten werden oder gesandtschaftliche Functionen übernehmen können. Was ihren Anzug betrifft, so ist er der Meinung, daß sie keine rothe, gelbe oder schwarze Kleider tragen, sondern vorzugsweise Blau wählen sollten, weil dies die Farbe des Himmels und das Sinnbild der Beständigkeit sey; ferner gestattet er ihnen Rosa, weil es dem Auge angenehm sey, Grün, weil es an die heilenden Kräuter und an das Gras erinnere, das den Heerden als Nahrung dient, und endlich Weiß, weil es die Einfachheit, Reinheit und Milde der Seele andeute.

Von einem italiänischen Gelehrten, Tagliacozzi, erschien im J. 1597 eine Abhandlung über die Rhinoplastik oder künstliche Wiederherstellung der Nase, unter dem Titel „De curtorum chirurgia per insitionem". Das Ganze besteht aus 45 Kapiteln, von denen der Verfasser nicht weniger als 18 dazu verwendet, seinen Lesern die Wichtigkeit, die Unentbehrlichkeit und die Würde der Nase, der Lippen und der Ohren zu beweisen, zu welchem Zwecke er sich abwechselnd auf die Autorität großer Aerzte, Redner und Dichter, der Bibel und der Kirchenväter beruft. — Es erinnert dies an einen Vortrag, den wir kürzlich über die Wollenweberei vernommen, worin der Verfasser, um die Wichtigkeit seines Gegenstandes darzuthun, mit Adam begann, der seine Schafe bereits von Kain und Abel habe weiden lassen, demnächst auf die Erzväter und die Kinder Israels überging, alsdann zu Homer und der webenden Penelope sich wandte, den Herodot, Martial und Sueton als Gewährsmänner citirte und darauf von Tacitus sich bezeugen ließ, daß die alten Germanen ebenfalls gesponnen und gewebt, wie denn auch das Nibelungenlied herangezogen wurde, um von der Zeit Siegfried's und Chriemhildens etwas Aehnliches auszusagen, und so war denn beinahe die Hälfte der dem Vortrage zugemessenen Zeit verflossen, bevor der Redner endlich auf das eigentliche Thema kam, von welchem er zu sprechen angekündigt hatte.

In den Jahren 1684 und 1716 war der Winter in England so streng, daß die Themse bei London fest zugefroren war und man auf derselben Häuser und Buden errichtete, worin allerlei Volksbelustigungen stattfanden. Zum Andenken daran ließ man in beiden Wintern eine Buchdrucker-Presse auf die Themse bringen und auf derselben einen Bericht über das Ereigniß drucken. Auf dem Blatte, das bei dieser Gelegenheit im J. 1716 gedruckt worden und das noch in mehreren Exemplaren vorhanden, befindet sich Nachstehendes: „Nachdem die edle Buchdruckerkunst anno 1440 von P. Guttenberg, Soldaten zu Harlem in Holland *), erfunden und ausgeübt worden, sandte König Heinrich VI. anno 1459 zwei vertraute Boten nebst 1500 Mark ab, um sich einen Arbeiter zu verschaffen. Sie bewogen einen gewissen Friedrich Corsellis, die Werkstätte heimlich zu verlassen, und brachten ihn mit sich nach Oxford, wo er zuerst die Engländer in dieser berühmten Kunst unterrichtete." Am Rande des Blattes liest man in großen Buchstaden den Namen des berühmten Buchdruckers P. Bagford und vier Verszeilen, worin von den Umständen, unter denen dies gedruckt wurde, berichtet wird. Am Schlusse steht: „Gedruckt auf der gefrorenen Themse am 18. Januar 1716."

*) Hier ist auf die naivste Weise Koster mit Guttenberg zusammengeworfen.

Bibliographischer Anzeiger.

Für Lesezirkel und Freunde der französischen Literatur.

Beim Jahreswechsel nehmen wir Veranlassung, auf die in unserem Verlage unter dem Titel

L'ÉCHO.
Journal des gens du Monde.
Jährlich 104 Nummern in Kleinfolio und gespaltenen Kolumnen.
Preis 5 Thlr. 10 Ngr.

erscheinende französische Zeitschrift aufmerksam zu machen, welche den Lesezirkeln, wie allen Freunden der französischen Literatur, gewiß willkommen sein wird.

Während die ausgezeichnetsten Novellen der Feuilletons der französischen Journal-Literatur wiedergegeben werden; Alles Erwähnung findet, was im Gebiete des Theaters und der Kunst in der französischen Hauptstadt Aufsehen erregt; die Tagesereignisse in pikanter Darstellung nicht übergangen werden; mancherlei Bilder aus dem französischen Volksleben sowohl durch die Eigenthümlichkeit desselben als den Reiz der Darstellung fesseln; die kleinen satirischen Journale Vieles beisteuern, was die Freunde einer komischen Auffassung auch ernsterer Dinge ergötzt; die französischen Tribunale der Schauplatz der Verhandlungen tragischer Fälle voll dramatischen Interesses, eben so wie komischer Verwickelungen mit ernsterer Lösung, sind: — werden die Freunde einer ernsteren Lektüre gern bei Dem verweilen, was das Echo als ein Journal des gens du monde auf dem Gebiete der Politik, der neueren Geschichte ꝛc. in ansprechender Form seinen Lesern bringt.

Probeblätter sind auf Verlangen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Leipzig, im Dezbr. 1845. **Brockhaus & Avenarius.**

Die Freunde des französischen Theaters erlauben wir uns auf das

Répertoire du théâtre français à Berlin

aufmerksam zu machen, welches bis jetzt 312 der besten Komödien, Vaudevilles, Trauerspiele und Dramen von Scribe, Molière, Dumas, Hugo, Melesville, Delavigne, Corneille, Racine, Ancelot, Sue, Bayard, Poniard, Dupont ꝛc. enthält. Wir fahren fort, alle in Paris und hier mit einstimmigem Beifall gegebenen Stücke darin aufzunehmen. Subscriptionspreis für 6 Nr. (3—8 vollständige Theaterstücke gr. 8.) 1 Thlr., einzeln à 3—10 Sgr. Das Verzeichniß des Répertoire gratis.

Théâtre français. 40 comédies. fl. 18. à 2½ sgr.

Berlin. Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

So eben ist erschienen:

Spanisches Theater.

Herausgegeben von

A. W. von Schlegel.

2. Ausgabe,

besorgt von

Eduard Böcking.

Auch mit dem Titel:

Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

2 Bände.

Taschenformat. Brosch. Preis 1½ Rthlr.

Leipzig, den 12. Dezember 1845. Weidmann'sche Buchhdlg.

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

beginnen mit dem 1. Januar 1846 ihren V. Jahrgang.

Ich erlaube mir, sowohl Privatleute, als auch Privatgesellschaften, Lesezirkel und Kaffeehäuser, auf diese allgemein bekannte Zeitschrift nochmals aufmerksam zu machen, und bemerke dabei, daß Probenummern durch alle Buchhandlungen und Postämter gratis bezogen werden können.

Leipzig, im Dezember 1845. F. L. Herbig.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des

Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Johann Gottfried Sommer.

1846. (24. Jahrg.) Mit 6 Stahlst. gr. 12. Geb. in engl. Leinwand 3 fl. C. M. = 2 Rthl. = 3 fl. 36 kr. Rhein.

Wie bei den früheren Jahrgängen, wird auch diesmal eine Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen gegeben, worin das Wichtigste mitgetheilt wird, was in der letzten Zeit Neues entdeckt wurde. Den weiteren Inhalt bilden folgende Aufsätze:

I. Erinnerungen aus Rußland nach Blasius.
II. Featherstonhaugh's Reise durch die Sklavenstaaten der Anglonordamerikanischen Union.
III. Die Missionen in Kalifornien. Nach Duflot de Mofras.
IV. Das Gebiet Oregon. Nach Demselben.
V. Der Tahiti-Archipel. Nach Vincendon-Dumoulin und Desgraz.

Die trefflich ausgeführten Stahltafeln stellen vor: I. Kronstadt. (Aus dem Petersburger Hofkalender.) II. Kreml von Moskau. III. Senatspalast in Moskau. IV. Monitors in Neu-Kalifornien. V. Kolonistenhaus im russischen Amerika. VI. Ansicht der Stadt von Papeiti.

Die Jahrgänge 1823—1842 dieses belehrenden und unterhaltenden Taschenbuches sollen wie auf die Hälfte des früheren Preises à 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr. C. M. pr. Jahrgang herabgesetzt; nur werden die vier ersten Jahrgänge nicht mehr einzeln, sondern blos bei kompletter Abnahme gegeben.

Leipzig, Verlag von Carl B. Lorck:

England

in seinen politischen, kommerziellen und socialen Institutionen.

Von

Leon Faucher.

2 Bände. gr. 8. broschirt. Preis 4 Thlr.

Die Kritik empfahl entschieden den neu erschienenen

Anhang zu allen Klavierschulen

enthaltend vierhändige Pianofortestücke in fortschreitender Folge vom Leichten zum Schweren, für den Unterricht und zur Unterhaltung neu komponirt von Cramer, Czerny, Heller, Hünten, Kalkbrenner, Kullak, Moscheles, Prudent, Liszt, Thalberg. 8 Lief. à 10—15 sgr. und

Die berühmtesten Fugen von Bach, Händel, Scarlatti vierhändig arr. von Klage. 2 Lief. à 15 sgr.

Berlin. Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

In C. C. Liesching's Verlagsbuchhandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rostem und Suhrab.

Eine Heldengeschichte

in zwölf Büchern.

Von

Friedrich Rückert.

Zweite Auflage.

13 Bogen feinstes Velin. Preis geheftet 1½ Thlr. — fl. 2, 6 kr.

In elegantem Einband mit Goldschnitt und Verzierungen 1¾ Thlr. — fl. 3. —

Auf die Ausstattung der vorliegenden zweiten Auflage ist von dem Verleger besondere Sorgfalt verwendet worden: möchte sich in dieser Gestalt eines der edelsten und schönsten Erzeugnisse des großen Dichters zahlreiche neue Freunde erwerben.

So eben erschien in Kommission bei Huber & Co. in St. Gallen und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ziegler, Jacob, Neapolitanische Erzählungen und Novellen. geh. Preis Thlr. 1. 4 ggr. oder fl. 1. 48 kr.

So eben erschienen bei L. Schulz in Breslau:

v. Sallet's sämmtliche Schriften

1r. Band. (Laien-Evangelium. 3. Aufl.)
2r. Band. (Gesammelte Gedichte. 2. Aufl.)
3r. Band. (Kontraste und Parodieen.)

oder elegant cartonirt, über 20 Bogen stark, kostet 1½ Rthlr. n.

Leben u. Wirken Fr. v. Sallets, nebst Mittheilungen aus dem literarischen Nachlasse desselben. Herausg. von einigen Freunden des Dichters. Mit Sallets Bildniß n. fac-simile in Stahlstich. geh. 1½ Rthlr. n.

v. Holtei, Theater. Lyrikenband. Eleg. cartonirt 4 Rthlr. n. Es enthält dieser schön ausgestattete und deshalb zu Festgeschenken geeignete Band 48 dellebte, sittliche und poetische Theaterstücke, welche auf den meisten der größeren deutschen Bühnen aufgeführt werden sind; jedem dieser Stücke ist die Geschichte seiner Entstehung und Schicksale beigefügt. Vorzugsweise sind diese dramatischen Dichtungen Privat- oder Liebhaber-Theatern zu empfehlen.

Desselben: Vierzig Jahre. 3r. u. 4r. Bd. à 1½ Rthlr. n. Diese Schlußbände umfassen den interessantesten Lebensabschnitt des Verfassers und enthalten zugleich geist- und gemüthvolle Schilderungen über bekannte Personen und Verhältnisse aus den größeren Städten Deutschlands; Freunde der Literatur und des Theaters werden diese merkwürdige Autobiographie, die mit der Gegenwart abschließt, willkommen heißen.

In unserem Verlag sind jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Berlioz. Die moderne Instrumentation und Orchestration, nebst einer großen Anzahl von Beispielen aus den Partituren der größten Meister. gr. Fol. 8 Thlr.

Firmenich. Germaniens Völkerstimmen. Sammlung aller deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern. 7 Lief. à 15 sgr.

Niccolini. Arnaldo von Brescia. Tragodie. A. d. Italiän. von v. Lezel. Nebst Anmerk. 25 sgr.

Arnaldo da Brescia. 15 sgr.

Racine. 7 tragödien: Iphigénie, Athalie, Esther, Phèdre, Britannicus, Andromaque, Mithridate. gr. 8. à 5—7½ sgr.

Stephenson. Die atmosphärische Eisenbahn. Aus d. Englischen. Nebst Tabellen von v. Weber. 17½ sgr.

Jost. Neue Geschichte der Israeliten von 1815—1845. Bd. 1. gr. 8. 2 Thlr. Der Schlußband erscheint in 2 Monaten.

Berlin. Schlesinger'sche Buch- u. Musikhdlg.

Durch sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz können Exemplare des Werkes:

Tirocinium

eines deutschen Offiziers in Spanien.

Herausgegeben von Gustav Höfken.

Vier Bände. Geheftet. Stuttgart, 1841.

Preis: 10 fl. 48 kr. rh. = 6 Thlr. 20 Sgr. = 10 fl. — C.-Mze.

zu dem sehr ermäßigten Preise von

4 fl. 30 kr. rh. = 2 Thlr. 20 Sgr. = 4 fl. C.-Mze.

für ein vollständiges Exemplar bezogen werden. Da dies Werk von anerkannt bestem Rufe zugleich das einzige ist, welches über den modernen siebenjährigen Krieg, den Spanisch-Carlistischen, vom christlichen Standpunkte aus berichtet, von welcher, also der liberalen, Seite eine reichliche Schilderung der Kriegs- und Landeszustände gegeben wird, so gewährt dasselbe schon durch diesen Umstand ein dauerndes historisches Interesse, und es dürfte somit für alle Militairs, wie für öffentliche und Leihbibliotheken, Museen u. s. w., eine willkommene Erwerbung von bleibendem Werthe sein.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Salmigondis.

Echo de la littérature française.

4 vols. Avec le portrait de M. de Lamartine.

Gr. in-8. Geh. 6 Thlr. Ein einzelner Band 2 Thlr.

Diese vier sehr starken Bände enthalten eine sehr reiche Auswahl anziehender Artikel der neuesten französischen Literatur. Novellen, Auszüge aus Romanen, interessante Bruchstücke aus historischen Werken, Reisebeschreibungen, Biographieen, Sittenschilderungen. Prozesse ernster wie komischer Art — kurz Alles, was dazu beiträgt, das lebendige Treiben im französischen Volke und seiner Literatur zur Anschauung zu bringen, wird in dieser Sammlung, mit Geschick ausgewählt, dem Leser geboten.

Leipzig, im Dezember 1845. *Brockhaus & Avenarius.*

Für Besitzer von Privat- und Leihbibliotheken.

Verzeichnisse

von

im Preise bedeutend herabgesetzten Werken

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

wovon das eine die schönwissenschaftlichen und historischen, das andere die wissenschaftlichen Werke enthält,

werden durch alle Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Diese Verzeichnisse enthalten fast alle Werke von allgemeinerem Interesse, die bis zum Jahre 1842 in obigem Verlage erschienen sind. Die Preisherabsetzungen gelten nur für ein Jahr, vom 1. Jan. bis 31. Dez. 1846. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 11. Berlin, Sonnabend den 24. Januar 1846.

England.

Mrs. Ellis' Rathschläge an die Töchter.

Deutsch von E. von Hartwig.*)

Zu den englischen Schriftstellerinnen, die unter den Frauen Englands ein großes Publikum haben, gehört vor Allen Mrs. Ellis, die es sich zur Aufgabe gestellt, besonders auf die Bildung des weiblichen Geschlechts durch ihre Schriften einzuwirken. Darum sind es auch nicht Romane oder Ausflüge in fremde Länder, sondern Erzählungen für die Jugend und Betrachtungen über die Tugenden und über die häuslichen Pflichten der Frauen als Töchter, als Hausfrauen und als Mütter, denen sie ihr Talent gewidmet. Ihr Buch über „die Frauen" ward in England so viel gelesen und sprach so allgemein an, daß es in wenigen Jahren zwanzig Auflagen erlebte und sie sich dadurch veranlaßt fand, zwei Fortsetzungen unter dem Titel „die Töchter" und „die Frauen von England" zu schreiben, die sich einer gleich günstigen Aufnahme, wiewohl immer oder doch hauptsächlich nur unter ihren Mitschwestern, zu erfreuen hatten. Daß diese Bücher es werth sind, auch von deutschen Mädchen und Frauen gekannt zu werden, unterliegt wohl keinem Zweifel, doch glauben wir, daß nur eine Frau auch im Stande ist, in alle Intentionen der Verfasserin einzugehen und eine vollständige Uebertragung ihrer Gedanken zu liefern.

Gleichwohl verdient es Dank, daß, da keine deutsche Frauenfeder sich dem unterzog, Herr Eugen von Hartwig es unternommen, Mrs. Ellis bei uns einzuführen, und zwar, nachdem er im vorigen Jahre, als ersten Band ihrer Schriften, die „Frauen" uns gegeben, in diesem auch die „Töchter" nachfolgen zu lassen. Das letztgedachte Buch führt vollständig den Titel: „Die Töchter, ihre Stellung in der Gesellschaft, ihr Charakter und ihre Verantwortlichkeit". Folgende Themata werden darin abgehandelt: 1) Fragen, die sich ein junges in die Welt eintretendes Mädchen zu stellen hat; 2) weise Benutzung der Zeit; 3) Handfertigkeit, Wissenschaften, Kenntnisse; 4) Musik, Malerei, Poesie; 5) Geschmack, Takt und Beobachtung; 6) Schönheit, Gesundheit und Gemüthsstimmung; 7) Gesellschaft, Mode und Sucht nach Auszeichnung; 8) Dankbarkeit, Gemüth; 9) Freundschaft, Koketterie; 10) Liebe, Liebesbewerbung; 11) Selbstsucht, Eitelkeit, erkünsteltes Wesen und Unbescholtenheit.

Man sieht aus dieser Uebersicht schon, daß es der Verfasserin um ein tieferes Eindringen in Geist und Gemüth ihrer Leserinnen zu thun ist, aber man würde sich sehr irren, wenn man ihre Lehren etwa mit den bekannten, zu Anfang dieses Jahrhunderts auch in Deutschland viel gelesenen Briefen des Lord Chesterfield auf eine Reihe stellen wollte. Denn während es dem Lord hauptsächlich darum zu thun war, aus seinem Sohne einen feingebildeten Weltmann zu machen, der die schwachen Seiten der Menschen kennen soll, um sich selber dadurch stark zu fühlen, setzt Mrs. Ellis voraus, daß sie nur unverdorbene, von einem tiefen religiösen Gefühl durchdrungene junge Gemüther vor sich habe, die sie blos auf ihr eigenes Herz aufmerksam zu machen brauche, um sie zu allem Guten anzuleiten und sie ihrer Bestimmung als Frauen entgegenzuführen.

Die erste Frage, die sie an ihre Leserinnen richtet, ist, welches ihre Stellung in der Gesellschaft sey? Das müsse sich Jede erst selbst beantwortet und nach genauer Ueberlegung festgestellt haben, bevor sie die Pflichten, die ihr obliegen, auch nur richtig zu würdigen vermöge. Um einen allgemeinen Standpunkt zu geben, fügt sie hinzu: „Als Frauen ist es für Euch von der höchsten Wichtigkeit, das Bewußtseyn zu haben, daß Ihr den Männern untergeordnet seyd, so untergeordnet in geistiger Beziehung, wie Ihr es verhältnißmäßig in körperlicher Kraft seyd. Leichtigkeit in der Bewegung, Takt und Anmuth zeichnen die Frauen, ihrer körperlichen Erscheinung nach, in eben so hohem Grade vor den Männern aus, wie ihr Charakter in den sanfteren Zügen geistiger und gemüthlicher Schönheit ein lieblicheres Bild giebt. Weil aber das große Attribut der Kraft fehlt, wird es ihre bestimmte Aufgabe seyn, diesen Mangel zu ersetzen." — Man sieht hieraus, daß unsere Verfasserin weit davon entfernt ist, gewissen schriftstellernden Frauen und deren Verehrern in Deutschland zu gleichen, die in der Unweiblichkeit des Weibes und in einer unnatürlichen Potenzirung ihrer körperlichen wie ihrer geistigen Kraft nichts weiter als eine Restitution dessen erblicken, was den Frauen gegen alles Recht genommen worden. — „Ist es hiernach Deine Absicht", fragt sie weiter, „nur für Dich oder für Andere, nur für diese Welt oder für die Ewigkeit zu leben?" Und nachdem auch diese Fragen im Sinne der Fragenden beantwortet sind, weist sie die Befragten auf die Nothwendigkeit hin, in ihrer Jugend sich ihr ganzes künftiges Leben durch die Basis des Unterrichtes, der Erkenntniß und der Gottesfurcht zu sichern. Wir lassen die Verfasserin in nachstehender Stelle ihres Buches selbst sprechen:

„Ich habe schon gesagt, daß Frauen in ihrer Lebensstellung zufrieden damit seyn müssen, den Männern untergeordnet zu seyn. Während aber ihre Unterordnung hauptsächlich in ihrem Mangel an Kraft begründet ist, wird diese Unvollkommenheit hinreichend durch ihre Zähigkeit, Einfluß auszuüben, aufgewogen, und sie wird also auf anderen Wegen unberechenbar ausgeglichen, aber in keiner Weise so bedeutungsvoll, als in der von Gott gestifteten Ordnung, wodurch sie in Beziehung auf den moralischen und religiösen Gesichtspunkt auf gleicher Höhe mit dem Mann stehen. Eben so wenig kann es für eine wohlgesinnte Frau ein Gegenstand des Bedauerns seyn, daß sie nicht nur von den anstrengenden Geschäften und Arbeiten des Geistes wie des Körpers ausgeschlossen ist, sondern daß ihr auch nicht die Nothwendigkeit auferlegt ward, sich in jene eifrigen Geldspeculationen und heftigen Konflikte mit den weltlichen Interessen einzulassen, welche die Männer so ganz in Anspruch nehmen und ihre edelsten Gefühle in einer Weise unterdrücken und ersticken, daß sie in der That einer Erhebung des Charakters bedürfen. Kann es wohl ein Gegenstand des Bedauerns für eine gute und gefühlvolle Frau seyn, daß ihr Wirkungskreis auf die Gefühlswelt beschränkt ist, wo sie lieben, vertrauen und hoffen kann, so weit ihre Wünsche reichen? Kann sie es bedauern, daß sie nicht wie der Mann berufen ist, zu rechnen, zu kalkuliren, sich abzumühen, sondern vielmehr in einer Sphäre beschäftigt zu seyn, in der die Elemente der Disharmonie nicht zugelassen werden dürfen, in der Schönheit und Ordnung ihre Gegenwart verkündigen sollen, und wo die Ausübung des Wohlwollens die heilige Pflicht ist, zu der sie berufen ward?

„Frauen sehen sich im Allgemeinen selbst als vorherrschend gut und liebevoll an und wünschen, auch von Anderen so angesehen zu werden. Es giebt kaum eine stärkere Schmähung für sie, als die Behauptung, sie seyen es nicht. Nun, so ist das ganze Gesetz im Frauenleben ein Gesetz der Liebe, und ich habe mir daher vorgesetzt, in diesem Lichte meinen Gegenstand zu behandeln, nachzuweisen, ob nicht die Vernachlässigung der besonderen Pflichten einen Mangel an Liebe in sich schließen sollte, und ob nicht die Liebe, nach allen Richtungen hin ausgeübt, in den ganzen Lebenswandel und auf die Gefühlsäußerungen einen solchen Einfluß auszuüben fähig sey, daß sie ihren Freunden das würden, was diese sich nur wünschen können.

„Wir müssen uns aber auch von Anfang an richtig verstehen. Lieben ist sehr verschieden von dem Verlangen, geliebt zu seyn. Lieben ist die Natur der Frauen, geliebt zu werden ist die Folge einer eifrigen Uebung und Beherrschung dieser Naturgabe. Lieben ist der Frauen Pflicht, geliebt zu werden ist ihr Lohn."

— Wir wollen zur Charakteristik der Verfasserin nun auch noch eine andere Stelle aus ihrem Buche mittheilen, und zwar aus dem Abschnitte über die Kenntnisse der Frauen, in welchem sie, wie in Bezug auf alle andere von ihr behandelte Fragen, nicht blos darthut, daß sie das menschliche und besonders das weibliche Herz auf das genaueste kenne, sondern auch durch den praktischen Blick, den sie überall verräth, ihre Nationalität als Engländerin darlegt:

„Eine allgemeine Kenntniß", sagt sie, „von den politischen und socialen Zuständen des Landes, in dem wir leben, ist nicht blos für Männer, sondern auch für Frauen wichtig. Mögen meine schöne Leserinnen nicht erschrecken, wenn ich von den politischen Zuständen des Landes spreche. Man hat euch an hysterische Studien gewöhnt, und gewiß ist die Bekanntschaft mit den wichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte ein nicht unwesentlicher Theil des weiblichen Unterrichts. Ist es aber nicht eben so wichtig, die Ereignisse unserer Tage zu kennen, wie das, was in vergangenen Zeiten geschah? Doch man möge mich über diesen bedeutungsvollen Gegenstand nicht mißverstehen. Glaubt nicht, daß es eurer Unterhaltung einen Reiz geben werde, wenn ihr über das, was man Politik nennt, sprecht, und besonders wenn ihr — wie es von zehn bei neun Fällen geschehen wird — das nicht wirklich versteht, worüber ihr sprecht. Nehmt euch nicht einer Sache an, als ob sie eurer Sekte oder eurer Partei angehöre, während ihr über die Grundsätze dieser Partei im Dunkeln seyd. Endlich werdet nicht warme Fürsprecher eines Parlaments-Kandidaten, weil er ein schöner Mann ist und gut zu reden versteht. Alles dies wird euch eine Opposition gegenüberstellen und zum Aergerniß oder

*) Stuttgart, Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung. 1846.

Spott dienen und hat durchaus nichts gemein mit jenen patriotischen und tiefen Gefühlen eines lebhaften Interesses für das Geburtsland, die einer wohlwollenden und erleuchteten Frau so gut anstehen.

„Frauen, denen jedes Gefühl hierfür abgeht, müssen natürlich in ihrer Unterhaltung oft flach und leer werden, so daß sie, wenn Gegenstände von so allgemeiner Bedeutung besprochen werden, lieber mit einem Stickmuster beschäftigt seyn sollten, um nur zuzuhören.

„Ich hörte einst eine sehr gebildete und liebenswürdige Dame klagen, daß sie über nichts zu sprechen wisse, außer über Dinge, die sich von selbst verböten. „Sprechen Sie über die Möglichkeit eines Krieges," sagte ich. „Wie sollte ich darüber sprechen," erwiederte sie, „da es mir völlig gleich ist, ob Krieg ist oder nicht." Nun, das war in vollster Aufrichtigkeit gesprochen, und doch war diese Dame eine Christin und noch dazu eine, die sehr besorgt war, daß ihr keine von den großen Schlachten, von der die Weltgeschichte weiß, entginge.

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß es zur Besprechung solcher Fragen eines männlichen Verständnisses der Dinge bedarf, um sie vollkommen zu begreifen. Aber es giebt andere, welche jedes weibliche Gemüth anregen werden, ja, anregen müssen, wie die Abschaffung der Sklaverei, das Aufhören der Kriege im Allgemeinen, die Thierquälerei, die Todesstrafe, die Mäßigkeit und manche andere, über die weder etwas zu wissen, noch etwas dabei zu fühlen gleich wenig empfehlungswerth ist.

„Dabei muß ich aber wieder bemerken, daß es durchaus nicht nothwendig ist, *viel* über diese Gegenstände zu sprechen, selbst wenn wir sie verstehen, sondern man muß aufmerksam und mit wahrem Interesse zuzuhören wissen, wenn sie unter einsichtsvollen und aufgeklärten Männern besprochen werden; dies ist eine eben so leichte als angenehme Art, unsere Kenntnisse zu vermehren. Thun wir dies, wenn wir jung sind, dann werden wir mit dem, was die Zeit bewegt, fortschreiten und im späteren Alter verständige Lebensgefährtinnen werden. Aber eine solche Gefährtin kann jede Frau werden, und wenn für das Alter keine Anziehungskraft mehr da seyn sollte, muß es nicht die Aufmerksamkeit der Jugend erregen, dahin zu streben, solch echtes Material eines vollständigen und dauernden Interesses als einen Schatz für die Zukunft in sich anzuhäufen?

„Ich für meinen Theil kenne nichts Anziehenderes, als einem würdigen Erzähler wirklicher Thatsachen zuzuhören, Thatsachen, die selbst erlebt wurden, an denen er Theil genommen, oder die das Leben oder das Schicksal derer berührt haben, von denen er umgeben war. Wenn solch ein Mann ein echter Freund der Wahrheit und ein sorgfältiger Beobachter der Dinge aus früherer Zeit war, dann ist seine Unterhaltung eine solche, der Gelehrte und Philosophen gern zuhören und von der Geschichtsschreiber den Stoff zu ihren unsterblichen Werken nehmen.

„Aber es ist der Erwähnung werth, daß eine solche Belehrung nur halb ihren Zweck erfüllt, wenn sie in leerer und unbestimmter Form eingesammelt wird. Der echte Freund der Wahrheit ist allein geeignet, der Mittheilung von Begebenheiten einen wahren Werth zu verleihen. Der, welcher bloß Geschichten erzählt und die Dinge mit seinen Farben ausmalt, kann wohl auf einen Abend belustigen, aber nur wenn wir die Wahrheit, die volle Wahrheit zu unserer Jugendgefährtin machten, dann wird sowohl die Begründung unserer Ansichten wie unserer Grundsätze einen sicheren Anhalt gewinnen. Wir müssen uns daher ernstlich üben, die Dinge so anzusehen, wie sie wirklich sind; nicht so, wie sie unsere Freunde ansehen, oder wie sie unsere Feinde nicht ansehen, sondern einfach wie sie sind, und dann über sie sprechen ohne Parteisucht und ohne sie mit unserer Selbstsucht zu färben."

Wir glauben, daß diese Auszüge hinreichend seyn werden, um auf das Buch aufmerksam zu machen und unseren Lesern den Namen der Mrs. Ellis, als den einer achtungswerthen ereln Schriftstellerin, in das Gedächtniß einzuprägen.

Mejiko.

Prescott's Geschichte der Eroberung von Mejiko.

(Fortsetzung.)

Die Zerstörung des großen Tempels in Mejiko 1520.

„Dem Palaste Montezuma's, in dem die Spanier belagert wurden, gegenüber, nur wenige Ruthen davon entfernt, stand der große Tempel (teocalli) des Gottes Huitzilopotchli. Dieser spitzsäulige Bau mit den Sanktuaren darauf erhob sich im Ganzen zu einer Höhe von fast hundertundfunfzig Fuß und gewährte einen Standpunkt, welcher den Palast vollständig beherrschte. Eine Anzahl von fünf- bis sechshundert Mejikanern, Edelleute und Krieger vom höchsten Range, hatten sich in den Besitz des Tempels gesetzt und schleuderten von dort aus einen so dichten Hagel von Pfeilen auf die Besatzung, daß Keiner die Vertheidigungswerke ohne die dringendste Gefahr auch nur einen Augenblick verlassen konnte; während die Mejikaner unter dem Schirm der Sanktuaren von dem Feuer der Belagerten nicht erreicht wurden.

„Cortez ertheilte seinem Kämmerer Escobar den Auftrag, den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben, gab ihm dazu hundert Mann, mit dem Befehl, den Tempel zu erstürmen und die Sanktuare anzuzünden. Nachdem Escobar bei seinem Versuche dreimal zurückgeschlagen wurde, sah er sich nach den verzweifeltsten Anstrengungen genöthigt, mit beträchtlichem Verlust und ohne seinen Zweck erreicht zu haben, zurückzukehren.

„Jetzt entschloß sich Cortez, die Stürmenden selbst anzuführen. Er litt damals an der Wunde seiner linken Hand, die er gar nicht gebrauchen konnte; obgleich dergestalt gelähmt, machte er seinen Arm dienstbar, indem er seinen Schild daran befestigte, und zog an der Spitze von dreihundert ausgesuchten Rittern und einigen tausend Mann Tlaskalanern aus.

„Im Vorhofe des Tempels fand er eine zahlreiche Menge Indianer, die bereit waren, ihm den Durchgang streitig zu machen. Er griff sie rasch an, doch bestand das Pflaster aus flachen, glatten Steinen, die so schlüpfrig waren, daß die Pferde ausglitten und zum Theil niederstürzten. Schnell wurde abgestiegen, die Thiere zurückgesendet, und nun begann ein neuer Angriff, wo es den Spaniern ohne große Mühe gelang, die indianischen Krieger zu verjagen und sich einen freien Durchgang nach dem Tempel zu bahnen. Dieses Gebäude war eine ungeheure Spitzsäule mit einer Grundfläche von ungefähr dreihundert Quadratfuß. Eine steinerne Treppenflucht an einer von den Ecken des Baues führte von Außen zu einem Söller oder Stufengang, der um das Gebäude herumlief, bis er eine ähnliche Treppenflucht, gerade über der vorigen, erreichte, die zu einem dem ersteren ähnlichen Ruhepunkte führte. Da es fünf solcher Abtheilungen des teocalli gab, mußte man viermal um den ganzen Umfang herum oder fast eine englische Meile machen, um zu dem Gipfel zu gelangen, der ein offener Platz war, worauf nur die beiden den aztekischen Gottheiten geweihten Sanktuare standen.

„Nachdem sich Cortez einen Weg zum Angriff gebahnt hatte, stieg er den unteren Treppengang hinauf, gefolgt von Alvarado, Sandoval, Ordez und den anderen tapferen Rittern seiner kleinen Schaar, und ließ eine Anzahl Büchsenschützen und eine starke Abtheilung indianischer Verbündeter zurück, um den Feind am Fuße des Denkmals in Schach zu halten. Auf dem ersten Absatze, auf den Geländergängen darüber, so wie auf dem Gipfel, waren die aztekischen Krieger aufgestellt, um den Durchgang streitig zu machen. Sie entsendeten von diesem erhöhten Standpunkte aus Ladungen leichter Wurfgeschosse, auch schwere Steine, Balken und brennende Dachsparren, welche, die Treppengänge entlang hinabpolternd, die hinaufsteigenden Spanier niederwarfen und Verwüstung in ihren Reihen anrichteten. Den Glücklicheren, die diesen Hindernissen aus dem Wege gingen oder sie übersprangen, gelang es, die erste Erdstufe zu erreichen, wo sie sich auf den Feind warfen und denselben nach kurzem Widerstande zum Weichen nöthigten. Die Angreifenden drängten vorwärts, durch ein lebhaftes Feuer der Büchsenschützen unterstützt, das den Mejikanern in ihrer schutzlosen Stellung so zusetzte, daß sie froh waren, auf dem dritten Gipfel des *Teocalli* ein Obdach zu finden.

„*Cortez* und seine Gefährten waren ihnen dicht auf den Fersen, und beide Parteien befanden sich bald Antlitz gegen Antlitz auf diesem luftigen Schlachtfelde in tödtlichem Kampfe im Angesicht der ganzen Stadt und der Truppen im Hofe, die, wie nach gegenseitiger Uebereinkunft, mit ihren Feindseligkeiten inne hielten und in stummer Erwartung auf den Ausgang des Kampfes blickten. Der offene Platz war, wenn auch etwas kleiner, als die Basis des Tempels, doch groß genug, um ein schönes Schlachtfeld für ungefähr *tausend* Kämpfer abzugeben.*) Er war mit breiten, flachen Steinen gepflastert. Auf demselben befand sich kein anderes Hinderniß als der ungeheure Opferblock und die steinernen Tempel, welche am äußersten Rande des Kampfplatzes vierzig Fuß hoch emporstiegen. Einer von diesen war dem Kreuze geweiht worden. Den anderen hatte noch der Kriegsgott inne. Die Christen und Azteken kämpften um ihre Religionen unter dem Schatten der Tempel einer jeden, während die indianischen Priester, wie sie mit ihren über die schwarzen Mäntel wild herabfallenden Haaren hin und her liefen, mitten in der Luft zu schweben schienen, gleich so vielen Geistern der Finsterniß, die zum Blutbade antrieben.

„Die Parteien wurden handgemein mit der Wuth von Menschen, die ohne Sieg keine Hoffnung hatten. Schonung wurde weder verlangt noch gegeben, und Flucht war unmöglich. Der äußere Rand des offenen Platzes war weder durch Brustwehr noch Zinnen geschützt. Der mindeste Fehltritt mußte verderblich werden, und wenn die Streiter in Todesangst mit einander kämpften, sah man sie zuweilen über die steilen Wände des Abgrundes zusammen hinunterstürzen. Cortez selbst soll diesem schrecklichen Schicksale nur mit genauer Noth entgangen seyn. Zwei starke, kräftige Krieger ergriffen ihn, um ihn mit Gewalt an den Rand der Pyramide zu schleppen. Ihre Absicht gewahr werdend, widersetzte er sich aus allen Kräften, und ehe sie ihren Zweck erreichen konnten, gelang es ihm, sich aus ihrer Umklammerung zu reißen und den einen von ihnen mit eigenem Arm über die Mauern zu schleudern! Die Geschichte ist an sich nicht unwahrscheinlich, denn Cortez war ein Mann von seltener Gewandtheit und Stärke. Man hat sie oft wiederholt, doch nicht von Zeitgenossen.

„Der Kampf währte mit fortdauernder Wuth drei Stunden. Die Anzahl des Feindes war doppelt so groß, als die der Christen, und es schien, als wäre es ein Kampf, der eher durch Menge und rohe Kraft, als durch überlegene Kenntnisse entschieden werden müsse; doch dem war nicht also. Des Spaniers undurchdringliche Rüstung, sein Schwert von unvergleichlicher Härte und seine Geschicklichkeit, es zu gebrauchen, gewährten ihm Vortheile, welche die Ueberlegenheit an Körperkraft und Anzahl weit überwogen. Nachdem die Azteken Alles gethan, wozu Muth und Verzweiflung den Menschen befähigen, wurde der Widerstand von ihrer Seite allmälig schwächer. Einer nach dem Anderen war gefallen. Nur zwei oder drei Priester blieben am Leben, um von den Siegern als Siegesbeute hinweggeführt zu werden. Jeder andere Kämpfer lag entweder hingestreckt als Leiche auf dem blutigen Wahlplatze oder war von der schwindelnden Höhe hinabgeschleudert worden. — Der Verlust der Spanier belief sich auf fünfundvierzig ihrer besten Leute, und fast alle

*) Das giebt ungefähr einen Begriff von der Riesenhaftigkeit dieses Baues, da die *Teocalli's* bekanntlich pyramidenförmig zulaufend gebaut wurden.

Uebrigen hatten in dem verzweifelten Kampfe mehr oder weniger Schaden gelitten.

„Die siegreichen Ritter eilten nun nach den Sanktuaren. Das untere Stockwerk war von Stein, die beiden oberen von Holz. Beim Eindringen in das Innere hatten sie den Schmerz, das Bild der Jungfrau und das Kreuz daraus entfernt zu sehen.*) Aber in den anderen Gebäuden sahen sie noch die grimmige Gestalt Huitzilopotchli's nebst seiner Räucherpfanne von dampfenden Herzen und die Wände des Tempels von Blute rauchend — nicht unwahrscheinlich von dem ihrer Landsleute! — mit Siegesjauchzen rissen die Christen das gräßliche Ungeheuer aus seiner Wandvertiefung und stürzten es, in Gegenwart der entsetzten Azteken, die Treppe des Teocalli hinab. Die Flammen loderten rasch die schlanken Thürme hinauf und verbreiteten ein unheilvolles Licht über Stadt, See und Thal bis zu der entferntesten Hütte im Gebirge. Es war der Scheiterhaufen des Heidenthums und verkündete den Sturz jener blutdürstigen Religion, die so lange wie eine finstere Wolke über den schönen Gegenden Anahuac's geschwebt hatte!"

— Schade nur, daß die Brandfackel, die der Zertrümmerung einer Religion angezündet wurde, zugleich dem Untergange eines liebenswürdigen Volkes leuchtete, eines Volkes, das, gesitteteter als die Horde fremder Räuber, welche sich zur Religion der Liebe und Duldung bekannten, kein anderes Vergehen begangen hatte, als das, ihre angestammte Unabhängigkeit verzweiflungsvoll bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen!

Noch einmal schien der Schutzgeist der Mexikaner sich seiner Kinder annehmen zu wollen: die Noche Triste, jene berühmte „traurige Nacht", brach über die Spanier herein. Auf dem Damme, der die Stadt Mexiko mit dem festen Lande am anderen Ufer des See's verband, wurden sie, auf ihrem Rückzuge, von den Mexikanern mit neuer Wuth angegriffen, die ganz der Verzweiflung eines untergehenden Volkes würdig war. Dieses schreckliche Gemetzel beschreibt Prescott mit einer seltenen Meisterschaft, so daß wir fast versucht würden, es der Länge nach mitzutheilen, wenn dies nicht den Raum dieser Blätter überschreiten hieße.

„Als das Treffen vorüber war" — sagt Prescott — „stieg der Befehlshaber von seinem ermüdeten Kampfrosse ab, und sich auf die Stufen eines indianischen Tempels niedersetzend, blickte er traurig auf die gebrochenen Reihen, wie sie bei ihm vorüberzogen. Welchen Anblick gewährten sie! Die Reiterei, größtentheils ohne Pferde, war mit dem Fußvolke vermischt, das seine schwachen Glieder mit Mühe fortschleppte: ihre zerrissenen Panzer und zerlumpten Kleider, von salzigem Schlamme triefend, ließen durch ihre Risse manche Beule und schreckliche Wunde sehen; ihre glänzenden Waffen beschmutzt, die stolzen Helmbüsche und Fahnen verschwunden, das Gepäck, Geschütz, kurz Alles, was zum Schmuck und zur Rüstung eines glorreichen Krieges gehört, auf ewig verloren. Als Cortez aufmerksam ihre gelichteten und in Unordnung gerathenen Glieder musterte, suchte er vergebens nach manchem bekannten Gesichte und vermißte mehr als Einen theuren Gefährten, der mit ihm Seite an Seite alle die Gefahren der Eroberung bestanden hatte. Obgleich er gewohnt war, seine Gefühle zu beherrschen, oder doch zu verbergen, dieser Anblick war zu viel für ihn. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, und die herabrollenden Thränen verriethen nur zu deutlich den Gram seiner Seele."

Aber der Heldengeist eines Cortez ist nicht auf lange zu beugen, schon auf diesem Rückzuge machte er wieder neue Entwürfe zur Eroberung des mächtigen Staates, dessen Krieger ihn so eben fast vernichtet hatten. In Tlaskala, wo er sein Lager aufschlug, da die Bewohner dieses Gebirgslandes ihm befreundet waren, gedachte er, sich mit Munition, an der er Mangel litt, zu versehen. So wurde, mit Hülfe des durch einige kühne Ritter aus dem rauchenden Krater des Popokatepetl geholten Schwefels, Pulver bereitet, neue Waffen wurden angefertigt, die Tlaskalaner im Dienst geübt und ihnen ein Begriff von europäischer Mannszucht und Kriegskunst beigebracht. Doch das kühnste und abenteuerlichste Unternehmen, den mythischen Sagen des Alterthums würdig zur Seite zu setzen, war die Erbauung von vollständigen Kriegsschiffen, die dazu dienen sollten, Mexiko von der Wasserseite anzugreifen. Diese Schiffe wurden unter Leitung des Schiffsbaumeisters Lopez mitten im Gebirge gebaut und mußten, dreizehn an der Zahl, auf Menschenschultern zwanzig Leguas weit durch unwegsame Gebirgswege getragen werden. Das Holz dazu wurde in den Wäldern geschlagen und Pech, etwas den Indianern Unbekanntes, aus den Fichten in der nahegelegenen Sierra de Malinche gezogen. Das Tauwerk und anderes Zubehör wurde von den indianischen Tamanes (Lastträgern) aus Villa Rica herbeigeschafft. — Um sie zu transportiren, wurden sie auseinandergenommen und, da Lopez keine Zeit verlieren wollte, die verschiedenen Stücke, Balken, Anker, Eisen-, Segel- und Tauwerk, den Tamanes auf die Schultern geladen und unter einer zahlreichen, kriegerischen Bedeckung auf diese Weise nach Tezcuco, wohin Cortez mit seinen Truppen vorangeeilt war, gebracht.

„Langsam und mühevoll" — sagt Prescott — „mit ihrer schweren Bürde beladen, schritten die Truppen auf ihrem Wege über steile Anhöhen und rauhe Bergpässe fort, indem sie, wie man sich vorstellen kann, durch ihre langen Marschlinien **) dem Feinde manchen verwundbaren Punkt darboten. Aber obgleich kleine Kriegshaufen zuweilen auf den Seiten und im Rücken schwärmend gesehen wurden, blieben sie doch in ehrerbietiger Ferne, da sie eben nicht Lust hatten, sich mit einem so furchtbaren Feinde einzulassen. Am vierten Tage langte der kriegerische Zug wohlbehalten vor Tezcuco an.

„„Es war eine wunderbare Erscheinung"", sagt der Eroberer in seinen Briefen, „„die Wenige jemals gesehen oder wovon sie auch nur gehört haben, — diese Fortschaffung von dreizehn Kriegsschiffen auf Menschenschultern über das Gebirge hinweg.""

„Es war in der That ein staunenswürdiges Unternehmen, dessen gleichen man nicht leicht weder in der alten noch in der neuen Geschichte antrifft, ein Unternehmen, das nur ein Geist, wie der des Cortez, ersinnen, oder ein kühner Muth, wie der seinige, so glücklich vollbringen konnte. Als er die Flotte zerstören ließ, die ihn zuerst ins Land brachte, und mit seinem gewöhnlichen Verbedacht die Erhaltung des Eisen- und Takelwerks befahl, da sah er wohl den wichtigen Gebrauch schwerlich voraus, zu dem es vorbehalten seyn sollte. So wichtig war derselbe, daß man wohl behaupten kann, der glückliche Ausgang seiner Unternehmung habe von der Erhaltung jener Gegenstände abgehangen."

Balbao, der kühne Entdecker des stillen Oceans, traf im Jahre 1516 Veranstaltungen, um vier Schiffe zweiundzwanzig Leguas weit, über die Landenge von Darien, fortbringen zu lassen, eine erstaunliche Arbeit, die ihm aber nur zur Hälfte gelang, da nur zwei den Ort ihrer Bestimmung erreichten. Das mag dem unternehmenden Geiste des Cortez den ersten Gedanken zu seinem glücklicheren und umfassenderen Unternehmen gegeben haben. Ein ähnliches Fortschaffen von Schiffen zu Lande hat uns sowohl die alte wie die neuere Geschichte aufbewahrt, und, merkwürdig genug, trug sich Beides an dem nämlichen Orte zu. Das erste fiel bei der Belagerung von Tarantum, in Italien, vor, durch Hannibal (siehe Polybius, lib. 8), das andere, etwa siebzehn Jahrhunderte später, an demselben Orte, durch Gonsalvo de Cordova, doch war die Entfernung, über welche sie fortgeschafft wurden, unbeträchtlich. (Schluß folgt.)

*) Beides hatte Cortez mit Bewilligung Montezuma's daselbst aufstellen lassen.
**) Es waren zwanzigtausend indianische Krieger.

Nord-Amerika.

Ein Tag auf Neufundland.

Es wäre keine leichte Aufgabe, einen richtigen Begriff von einem neufundländischen Fischerdorfe zu geben. Bei dem Namen eines Dorfes stellen wir uns betriebsame Landleute vor, die ihre Gärten und Aecker bebauen; wir sehen emsige Hausfrauen, die an den offenen Thüren ihrer bescheidenen, aber reinlichen Wohnungen arbeiten, und glückliche Kinder, die auf dem Rasen spielen oder ihre Schiffchen auf dem weidenumgürteten Teiche segeln lassen; im Schoße dunkler Wälder ruhend, erblicken wir die alte Dorfkirche nebst dem Pfarrhause, und in der Ferne erhebt sich, von herrlichen Anlagen umgeben, das Schloß des Gutsherrn. Wie anders ist die Scene, die sich uns in einem Dorfe an der Küste Neufundlands darbietet! Es besteht in der Regel aus einigen zerstreut liegenden hölzernen Hütten, die gleich Vogelnestern von den Klippen hängen und zu denen nur ein schmaler Fußsteig hinaufführt — einer kleinen, unscheinbaren, von demselben Material erbauten Kirche und einer etwas ansehnlicheren römisch-katholischen Kapelle, die an dem von ihrer Spitze hervorragenden Kreuze erkenntlich ist. Es giebt weder Blumen noch Gärten, nur hier und da ein Kartoffelfeld; auch ein Pfarrhaus existirt nicht, da der Geistliche nur des Sonntags hier vorspricht, um den Gottesdienst zu verrichten.

Die Gerüste, auf welche man die eingesalzenen Fische zum Trocknen ausstellt, erheben sich reihenweise längs der Küste, von Fichtenstämmen gestützt, die zwischen die Felsenspalten eingerammt werden. Das Aroma, das von ihnen ausgeht, ist stark genug, um alle Poesie zu überwältigen. „Der süße Hauch des Südens", der von gesegneteren Klimaten herüber weht, wird von jenen Stockfischbänken aufgefangen und mit ihrem widrigen Geruche angesteckt. Selbst bis zu einer bedeutenden Entfernung von dem Ufer erstrecken sich ihre Wirkungen und vergiften die reine Himmelsluft. Noch andere Gräuel, die sich auf die Fischereien beziehen, will ich lieber ganz mit Schweigen übergehen.

Die barfüßigen Kinder, die auf den Felsen umher liegen, glotzen uns mit stumpfsinniger Verwunderung an; der Anblick eines Fremden ist für sie eine Seltenheit. Die Weiber sitzen müßig in der Sonne — nur wenige von ihnen mit einer Nadel in der Hand — und sprechen von Robben und Kabeljau, von der Art, diese zu fangen und einzusalzen. Ihr Dialekt verräth gewöhnlich ihren irländischen Ursprung. In der ganzen Scene liegt nur wenig, das uns aufzuheitern vermöchte, aber man fühlt sich noch überdies in Neufundland von einer eigenthümlichen, unwillkürlichen Melancholie beschlichen, die nur empfunden, nicht ausgedrückt werden kann. Die Natur scheint hier in einem ewigen Schlummer begraben. Man kann tagelang in den öden Wäldern umherstreifen und umsonst nach dem Zwitschern eines Vogels, dem Summen eines Insektes lauschen; Alles ist traurig und verlassen, und so weit das Auge reicht, ist kein lebendes Geschöpf zu bemerken. Nie erschallt hier die Stimme des Lebens und der Freude. Den Zweigen der welken Tannenbäume entlockt der Sommerwind keine säuselnde Musik. Hier und da rauscht ein Bächlein sein felsiges Bett entlang, oder eine wandernde Amsel versucht mit ihrem schwachen Zirpen den unheimlichen Zauber zu lösen; im Allgemeinen hat aber die Natur einen trübseligen Anstrich, und ihre Schönheit (wo sie überhaupt vorhanden ist) gleicht der Schönheit einer Bildsäule — sie ist kalt, stumm und todt.

Es war an einem warmen, sonnigen Julitage, als ich zuerst ein Fischerdorf auf Neufundland besuchte. Die Straße — fast die einzige, deren sich die Insel rühmen konnte — wand sich längs den Ufern eines schönen Sees nach einem malerischen Thale, an beiden Seiten von Bergen umgürtet, die sich in reichen und mannigfachen Wallungen erhoben und deren dunkelgrünes Tannenlaub mit den weißen Blüthen der wilden Birn- und Kirschbäume und den jungen Blättern der Birke und der Pappel*) abwechselte. Zuweilen zeigte

*) Balsam-poplar, populus balsamifera.

sich über den Bäumen eine gigantische Felsenmasse: an einer Stelle waren Steine wie durch Menschenhand über Steine gehäuft, und in den Spalten wurzelten Gesträuch, Moos und wilde Blumen, die wie Todtenkränze um ein Riesengrab hingen. Als wir unserem Bestimmungsort näher kamen, erweiterte sich das Thal, indem die eine Bergkette sich zur Rechten wandte und die andere links nach dem Ufer der Bai abfiel, die in ruhiger Klarheit vor uns lag. Ueber die stillen Gewässer ragte eine steile Felseninsel, deren grüne Abhänge durch den dünnen Nebel einen ungewöhnlichen Reiz erhielten, und im Aether schwimmend erblickte man die blauen Hügel der gegenüberliegenden Küste des Meerbusens. Die Straße entlang tanzte und rieselte ein kleiner Bergstrom, der sich dann und wann über Wasserfälle brach und zuletzt über eine hohe Klippe in das Meer stürzte. Einige Fischerböte segelten in der Bai umher, und das kleine Paketschiff wartete mit schlaffhängenden Segeln, wie es schien auf einen Passagier.

Wir verbrachten einige Zeit mit der Untersuchung der rauhen Pfade, welche die im Frühling herabrollenden Giessbäche in den Bergwänden ausgehöhlt haben und welche stellenweis mit grünem Rasen und Klee bewachsen sind. Je höher wir stiegen, desto majestätischer war der Anblick, der sich uns eröffnete. Endlich erreichten wir das elende Dörfchen und nahmen unseren Weg nach der Schule, wo zerlumpte Kinder einige Stellen aus der heiligen Schrift verstammelten. Durch unsere Fürsprache ward den armen kleinen Wesen ein Feiertag vergönnt, und wir begaben uns dann weiter nach der Kirche. Es war ein niedriges, hölzernes Gebäude mit einem unverhältnißmäßig kleinen Thurm an dem einen Ende desselben: das Innere war einfach, aber sauber. Der Friedhof lag auf dem Abhang des Berges, wo der Boden so nackt und felsig ist, daß man die Erde zur Bedeckung der Gräber aus der Entfernung herbeischaffen muß. Das Gras wuchs spärlich auf den kleinen Grabhügeln, die hier und da zerstreut lagen und mit rohen, inschriftslosen Steinen bezeichnet waren. Zwei Gräber unterschieden sich von den übrigen durch steinerne Tafeln, die von einem leichten hölzernen Gitterwerk umschlossen waren. Das eine von ihnen enthielt die Asche eines Kindes, dessen Aeltern diesen einsamen Punkt zu seiner Ruhestätte erwählt hatten; das zweite ist mit einer traurigen Geschichte verknüpft. Ich fühlte ein starkes Interesse an der Armen, die hier ruht, und ich konnte nicht ohne Wehmuth ihres leidenvollen Schicksals gedenken.

Sie war aus einer geachteten Familie im westlichen England entsprossen und hatte sich gegen den Wunsch ihrer Aeltern vermählt. Bald nach der Heirat schlug ihr Gatte eine Reise nach Amerika vor, wo er ein bedeutendes Vermögen zu besitzen vorgab. Voll Hoffnung verließ sie die Heimat und den geliebten Kreis der Ihrigen, um ihn mit dem arglosen Vertrauen eines weiblichen Herzens über das Weltmeer zu begleiten. Unter einem scheinbaren Vorwande lief er auf dem Wege nach dem Kontinent Amerika's in Neufundland ein, wo sie krank und müde nach einer langwierigen Seefahrt eintraf. Mit heuchlerischer Sorgfalt um ihre Gesundheit und mit der Versicherung, daß seine persönliche Anwesenheit zur Verwaltung seiner Güter erforderlich sey, ließ er sie in einer gemietheten Wohnung zurück und segelte weiter. Wenige Tage später landeten Boten aus England in St. John's, um den Flüchtling zu suchen, der sich als ein notorischer Betrüger auswies.

In einem fremden Lande und von Fremden umgeben, blieb doch die arme junge Frau nicht ganz ohne Hülfe. Eine wohlthätige Familie nahm sich ihrer an, und in deren Hause fand sie auf einige Monate eine neue Heimat. Es lag etwas unaussprechlich Rührendes in der Geduld, mit der sie, ohne je zu klagen, den sie niederdrückenden Kummer ertrug. Aber obwohl ihre Lippen schwiegen, zeugte ihre bleiche Wange, ihre schwindende Kraft von dem Grame, der an ihrem Leben zehrte, und als der lange Winter endete und die Ströme sich freudig ihrer eisigen Bande entledigten, schied die arme Verlassene auf ewig von der Erde.

In traurigen Erinnerungen verlieft, bemerkte ich nicht, daß ich allein geblieben war. Ich eilte meinen Begleitern nach und betrat mit ihnen eine kleine Hütte, wo das Licht nur durch den weiten Schornstein eindrang. Wir fanden hier einen steinalten, blinden Greis, der über den halbverloschenen Kohlen eines Holzfeuers kauerte. Er war sechsundneunzig Jahr alt und hatte seinen Geburtsort in Devonshire in seinem fünfundzwanzigsten Jahre verlassen, um sein Glück auf Neufundland zu suchen. Hier lebte er siebzig Jahre in dem Dorfe, wo wir ihn antrafen, doch schwerlich in derselben Hütte, da er mehrere so gebrechliche Baracken überlebt haben muß. Als er seine rothe Mütze abnahm, fiel sein langes, schneeweißes Haar über seine Schultern. In unserer Gesellschaft befand sich ein kleines Kind, ein munteres, blühendes Geschöpf, der Liebling von uns Allen, und unwillkürlich ergriff uns der Kontrast zwischen der schönen, glücklichen Jugend und dem hülflosen, dürftigen Alter. „Auch er habe Kinder", sagte der Greis, „doch wisse er jetzt wenig von ihnen; er sey hochbejahrt, und sie ließen nur selten von sich hören."

Ein langsamer Schritt ward jetzt vernommen, und eine alte Frau trat mit Reisholz beladen in die Hütte. Ohne uns zu beachten, ging sie auf den Feuerheerd zu, beugte sich über die Kniee des Greises und häufte die Reiser zusammen, bis sie zu einer hellen Flamme auflohderten. Es war die Gattin des Hausherrn, die etwa zwanzig Jahre weniger als ihr Mann zählte.

Wir gingen weiter, und die Thür schloß sich für das greise Ehepaar. Die Strahlen der Sonne konnten ihre fensterlose Wohnung nicht beleuchten; die Armuth und das Alter waren ihre täglichen Gefährten — und doch hatte die Hingebung, mit der jenes schwache Weib ihr Liebeswerk verrichtete, für mich etwas Erhebendes. Nicht Alles war finster und trostlos in jener ärmlichen Hütte, denn Zärtlichkeit und Treue hatten den Wechsel der Zeiten überlebt, und der Stumpfsinn des Alters konnte die Gefühle der Jugend nicht verwischen.

Dies ist fast das Einzige, was ich über unseren Ausflug zu berichten habe. Wir kletterten zwischen den Felsen umher und fanden den Spaziergang um so unterhaltender, da er etwas gefährlich war. Hierauf begaben wir uns wieder nach dem elenden Wirthshause und machten Anstalt zur Rückkehr, indem wir nur noch einige Minuten zögerten, um uns an dem Anblick der spielenden Wellen zu ergötzen. Es war der einzige Gegenstand, der in dieser wüsten Scene ein Bild des Lebens darbot.

Etwa ein Jahr später erhielt ich wieder Nachricht von dem armen Alten, dessen ich so eben erwähnt habe. Der lange Winter hatte ihn stark angegriffen, und die Hand des Todes lag auf ihm. Sein Geist nahm an der allgemeinen Entkräftung Theil: er lallte nur noch unverständliche Worte. Nach einigen Wochen ward der alte Fischersmann zu Grabe getragen. Das Leben eines Jahrhunderts erlosch, ohne eine Spur zu hinterlassen: nur im Herzen seiner alten Gefährtin mochte sich noch ein schmerzliches Angedenken des Verstorbenen bergen, und auch sie muß ihm recht bald in das Land der Vergessenheit gefolgt seyn. (Fr. Mag.)

Mannigfaltiges.

— Die Poesie der Völker Europa's. Unter dem Titel „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" hat Herr Adolf Ellissen in Göttingen kürzlich den ersten Band einer Chrestomathie des alten und des neueren Europa herausgegeben, die ein recht brauchbares und Jedem, der sich mit der Stimme der Völker vertraut machen will, unentbehrliches Werk zu werden verspricht. Der Zweck seines Buches ist, wie der Verfasser in dem Vorworte sagt, „den intellektuellen, zumal den politischen Entwickelungsgang der Völker unseres Welttheils in einer Auswahl charakteristischer Probestücke ihrer Poesie von den Anfängen ihrer Geschichte bis heute, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der neueren Zeit, darzustellen, und zwar nicht behufs der Belehrung, sondern nur der geistig anregenden Unterhaltung des Lesers." — Der bloßen Unterhaltung wegen wird jedoch nicht leicht ein Leser diese Bände zur Hand nehmen, die mit den Uebersetzungen aus unzähligen älteren und neueren Sprachen und Dialekten zugleich die Original-Poesieen bringen, begleitet von zahlreichen historischen und literargeschichtlichen Erläuterungen. Der vorliegende erste Theil ist der Poesie der Kantabrer, Kelten, Kymren und Griechen gewidmet, von denen natürlich die Griechen (alte und neue) den bei weitem größten Theil des Buches einnehmen. Die Kantabrer oder Basken, in Bezug auf welche der Verf. hauptsächlich dem gefolgt ist, was Wilhelm v. Humboldt in seinem Nachtrage zu Adelung's „Mithridates" mitgetheilt, haben ihm nur drei oder vier Dichtungen geliefert, von denen er den bekannten alten Heldengesang „Lelo! il Lelo!" in sehr ansprechender Weise paraphrasirt hat. Größere Ausbeute lieferten ihm schon die Kelten, und zwar erstlich die eigentlichen Kelten oder Gaelen in Irland und Schottland, und zweitens die Kymren in Großbritanien und Frankreich. Bei Erwähnung Ossian's tritt auch der Verf. der nunmehr in England feststehenden Ansicht bei, daß Macpherson's Poesieen, auch in ihrem sogenannten gaelischen Originaltext, nichts Anderes als bis zur Unkenntlichkeit amplifizirte Umschreibungen oder vielmehr Verfälschungen nachossianischer irischer Volkslieder seyen. Was die Poesie der Kymren betrifft, so giebt uns Herr Ellissen Gelegenheit, die Sprache von Wales mit der der Niederbretagne (Armorika) zu vergleichen, die bekanntlich fast identisch sind, doch mit dem Unterschiede, daß sich das wallisische Kymrisch reiner erhalten, während das niederbretagnische viele lateinische, fränkische und neufranzösische Wörter aufgenommen. — Den Griechen folgt der Verf. vom klassischen durch das Alexandrinische bis in das Römische Zeitalter, wonächst er uns dann auch mit byzantinischen und endlich mit zahlreichen neugriechischen Poesieen bekannt macht. — Der zweite Theil seines Werkes wird die Poesie der romanischen Völker und der dritte die der Germanen, der Slawen und der unbedeutenderen europäischen Stämme umfassen. Bei weiterem Fortschreiten des Werkes denken wir auf dasselbe nochmals und vollständiger zurückzukommen.

— Thomas Thyrnau, englisch. Mrs. Mary Howitt hat den „Thomas Thyrnau" unserer Landsmännin, Frau Paalzow, unter dem Titel „der Bürger von Prag" ins Englische übersetzt. *) Als eine Kennerin deutschen Lebens und deutscher Literatur war Mrs. Howitt gewiß die geeignetste Uebersetzerin, und das Werk konnte unter ihren Händen nur gewinnen, wenn sie es dem Geschmacke ihrer Landsleute etwas mehr anpaßte. Dies scheint sie jedoch nicht gethan zu haben, denn das Athenaeum sagt von dem „Bürger von Prag": „Der Hauptfehler dieses Romans ist eine gewisse Schwerfälligkeit: einzelne Schilderungen sind vortrefflich und auf das reichste ausgeschmückt, aber als ein Ganzes ist das Buch doch mehr für ein Publikum bestimmt, das bei seinen Vergnügungen (wie bei seinem Mißvergnügen) geduldiger ist, als unsere Landsleute."

*) The Citizen of Prague. Translated by Mary Howitt. 3 Vols. London, Colman, 1845.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden Buchhandlung (in Berlin u. Comp., Jägerstraße Nr. wie von allen Königl. Post-Ä. angenommen.

№ 12. Berlin, Dienstag den 27. Januar 1846.

Türkei.

Eine Donaureise aus der Türkei nach den Fürstenthümern.

(Aus der Reisebeschreibung eines Franzosen.)

I.

Warna. — Kustendsche. — Die Sulina-Mündungen und der Kanal von der Donau nach dem schwarzen Meere.

.... Die „Maria-Dorotia", die uns von Konstantinopel nach Kustendsche bringen sollte, lichtete um Mittag die Anker und führte uns ein letztes Mal an den reizenden Ufern des Bosporus vorbei. Auf der Höhe des europäischen Schlosses wartete unser ein neues Schauspiel. Eines jener lieblichen Dörfer, die an der Seeseite Konstantinopels liegen, war in Brand gerathen; Rauchwolken und Feuersäulen wirbelten aus den großen Dächern der kleinen Häuschen, und ringsumher bewegte sich viel geschäftiges Volk, das uns zeigte, daß die Türken viel von ihrem alten Gleichmuth verloren haben. Noch vor wenig Jahren saßen sie ruhig zu, wenn das Feuer ihre Wohnungen verzehrte, wiederholten, statt jedes Trostes, feierlich ihr großes Wort! „So steht's geschrieben!" und mochten kein Unglück abwenden, das die Versehung ihnen zuschickte. Jetzt dagegen herrscht große Aufregung in Konstantinopel während einer Feuersbrunst; man erzählt sich in den Straßen die traurige Neuigkeit, Türken eilen mit Spritzen herbei, die freilich nicht die praktischsten sind, Europäer gehen mit dem Beispiel des Muthes voran, und wenn die Hülfe auch nicht immer wirksam ist, so ist sie doch thätig.

Unser Schiff entführte uns bald jener Stätte der Zerstörung, und als einige Minuten vorüber waren, sahen wir von dem Brande, der vielleicht zwanzig Familien in Elend brachte, nichts als eine Wolke, die unter dem durchsichtigen Himmel schwebte. Auf der Höhe von Bujukdere segelte ein langer Kaik mit türkischen Frauen, die hermetisch verschleiert waren, und gut bewaffneten Kavassen an unserer „Maria-Dorotia" vorüber. Die Frauen wollten schlechterdings zu uns an Bord, aber der Capitain gab es nicht zu: sie baten ihn mit erhobenen Händen, und durch ihre Geberden entschleierten sie, im eigentlichen Sinne des Wortes, Arme von der zartesten Rundung und blendendsten Weiße. Doch der Capitain blieb unerbittlich, und erst in Widdin erfuhren wir, daß diese Frauen Cirkassierinnen seyen, die Hussein Pascha zur Unterhaltung seines zwölfjährigen Sohnes gekauft hatte.

Wir kamen ins schwarze Meer. Das schwarze Meer ist im Sommer blau, wie der orientalische Himmel, und verdankt zweifelsohne seinen düsteren Namen den Stürmen, die im Winter den zerrissenen Küsten ein wildes und schreckenvolles Ansehen geben. Am folgenden Morgen näherten wir uns der Stadt Warna. Sie hat ungefähr sechzehntausend Einwohner, ist eng, schmutzig und, gleich allen türkischen Städten, still und öde. Wenige mögen sich daran erinnern, daß Murad II. im Jahre 1444 unter den Mauern von Warna Ladislaus VI., König von Polen, besiegte; aber wohl Niemand hat die heldenmüthige Vertheidigung dieser Stadt von 1828 vergessen. Damals zeigten sich die Ottomanen ihrer Ahnen werth. Die russische Armee war oft im Nachtheil während dieser langen Belagerung, die der Kaiser selbst zweimal durch seine persönliche Gegenwart zu beschleunigen versuchte. Ein ganzes russisches Regiment wurde von einem Haufen Albanesen in Stücke gehauen, und ohne die Verrätherei Jussuf-Pascha's, des Vice-Kommandanten der Stadt, hätten sich die Russen mit Anbruch des Winters zurückziehen müssen. Zum großen Theile war es, wie man weiß, dieser unerwartete Widerstand der Besatzung von Warna, der die Meinung Europa's hinsichtlich der Türken änderte. Man vergaß die Griechen, um den Muth ihrer Feinde zu bewundern, und eine Zeit lang waren die Türken ihrerseits Mode. Ueberdies erschrak man über die Hartnäckigkeit der Russen und dachte zu spät daran, daß es doch vielleicht eine grobe Unklugheit gewesen war, die ottomanische Flotte bei Navarin zu zerstören.

Kustendsche, das wir in der Nacht erreichten, hat keinen Hafen, höchstens eine Art natürlicher Bucht. Es ist ein ärmlicher Flecken, dessen Häuser den Biberhütten ähnlicher sehen als den Menschenwohnungen. Die ganze Bevölkerung mag sich auf hundertfunfzig Individuen belaufen, die das elendeste Leben führten, bis es einem Ingenieur einfiel, Kustendsche als denjenigen Ort zu bezeichnen, von dem aus man am bequemsten vom schwarzen Meere zur Donau gelangen könnte. *) — Die Ausschiffung ging mit merkwürdiger Ordnung vor sich. Ein Agent der österreichischen Donau-Gesellschaft empfing uns an der Küste, Wagen, mit Ochsen bespannt, standen für unser Gepäck bereit; man forderte uns auf, um unsere Effekten unbesorgt zu seyn, und führte uns in eine Hütte, deren ärmliches Aussehen von der ausnehmenden Reinlichkeit, die in ihrem Innern herrschte, nichts ahnen ließ. Ein ausgezeichnetes Frühstück wurde uns vorgesetzt; in dieser öden Gegend, in diesem Flecken, der von allem Genießbaren entblößt ist, hatte man das Comfort so weit getrieben, uns Eis zu unserem Trinkwasser herbeizuschaffen. Die große Aufmerksamkeit, mit der wir aufgenommen wurden, hatten wir allein dem Agenten der österreichischen Gesellschaft, Herrn Marinowitsch, zu verdanken, der gewiß der thätigste und höflichste Beamte ist, den eine Verwaltung anstellen kann. Als wir von der Tafel aufgestanden waren, fanden wir vor der Thür fünf bis sechs vierspännige Wagen. Auffallend waren die Postillone, deren es da aus jeder Nation welche gab. Wir sahen halbnackte Bulgaren, Russen in Hammelfellen, Serben mit großen Hüten, Polen und Moldauer; das wildeste Ansehen aber hatten die Walachen. Herr Marinowitsch redete mit Jedem in seiner Sprache und wußte seine Leute so gut zu regieren, daß nach fünf Minuten Alles fertig (all right) war und die Chaisen unter Staubwolken im Galopp davonrollten. Die Strecke Landes, die Kustendsche von der Donau trennt, ist eine dürre Steppe, in der man keinen Strauch, keine Hütte, keinen Menschen, nicht einmal einen Vogel sieht. Wir hörten nur das wilde Geschrei der Postillone und das Knarren der Räder, durch das Legionen von langen, mageren Ratten in die Flucht gejagt wurden; die wahrscheinlich in der Hoffnung eines Regens ihre Löcher verlassen hatten. Gleich hinter Kustendsche bemerkt man, am Rande des Weges, der übrigens nur durch das Geleise der Wagen bezeichnet ist, mehrere kleine Hügel, die man für römische tumuli ausgiebt; die russische Armee, die im Jahre 1828 an demselben Orte von einer Fieber-Epidemie heimgesucht wurde, mag dies Beinhaus vergangener Zeiten vergrößert haben. Etwas weiterhin zeigt sich ein kleiner See mit süßem Wasser, an dessen Ufern die einzigen zehn Bäume wachsen, die es auf der ganzen Ebene giebt. Im Schatten dieser Bäume wohnen gegen vier türkische Familien, die, abgeschlossen von der übrigen Welt, hier von der Milch einiger weißen Kühe und dem Gemüse eines kleinen Gartens leben. Nun aber glaube man nicht, daß diese Muselmänner, so arm sie sind, selber das Feld bebauen, das sie ernährt: lieber würden sie Hungers sterben, als Landarbeit verrichten. Bulgarische Christen kommen funfzig Meilen weit, um diese dürren Gärten zu pflügen, um zu säen und zu ärndten. Der Türke, der sie bezahlt, sitzt unbekümmert um sein Elend vor seiner Hütte hingekauert, die lange Pfeife im Munde, und verbringt sein Leben damit, die Störche zu betrachten, die, auf einem Fuße, mit halbgeschlossenem Auge, schweigend wie er, am Ufer des Sees vor sich hin träumen.

Nach einer dreistündigen Fahrt hielten unsere Wagen vor einer Hütte an, wo die Donau-Gesellschaft zur Bequemlichkeit der Reisenden nicht gerade ein Kaffehaus, aber was die Spanier — die an schlechte Gasthöfe gewöhnt sind — einen parador nennen, errichtet hat, einen Ort zum Ausruhen. Gegenüber liegt ein Moraß, der einzige Ueberrest von dem berühmten Kanal des Trajan, mit dem man sich in neuerer Zeit so vielfach beschäftigt hat. Myriaden von Wasservögeln hüpften im Schilfe umher und entzündeten plötzlich in mir meine alte Lust zur Jagd. „Ein Gewehr! ein Gewehr!" schrie ich, wie Richard III.: „ein Pferd! ein Pferd!" Ein Jude, der Kellner des parador, brachte mir eine alte, verrostete Muskete, Pulver und eine Kugel, die ich in Stücke schlug. Die friedlichen Bewohner des Sumpfes, denen noch kein Barbar, wie ich, den Krieg erklärt haben mochte, waren, als ich mich näherte, zutraulich wie im goldenen Zeitalter. Ich aber betrog ihr Vertrauen, zielte auf einen Schwarm, der vor mir hinflog, und sah einen prächtigen Reiher zu meinen Füßen niederstürzen. Kaum war der Schuß gefallen, als eine Wolke von Geflügel, wohl eine Meile breit, sich über den Sumpf erhob und den Himmel verdunkelte. Ich hörte nichts als das Schlagen der Flügel und krächzende Laute aller Art; Robinson selbst war, als ihm das Nämliche widerfuhr, weniger erstaunt, als ich. Ich bin zuweilen Engländern begegnet, die gerade vom Salmfang aus Norwegen kamen, oder die nach Amerika auf die Büffeljagd gingen; wie kommt es, daß keiner dieser unermüdlichen sportsmen eine Saison bei Kustendsche zubringt? Man könnte hier täglich Karren voll Enten, Gänsen, Trappen, Pelikanen und Schnepfen erlegen.

Jener Sumpf, der der Schauplatz meiner Thaten gewesen, hat — wie ich bereits sagte — vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Trajan hatte die großartige Idee, die Donau mit dem schwarzen Meere auf einem

*) Auf der Höhe von Kustendsche macht die Donau bekanntlich einen Bogen von der Süd- zur Ostgränze der Walachei.

für die Schiffahrt bequemeren Wege zu verbinden, als es die Natur gethan hatte. Er faßte den Plan, von dem Punkte, wo die Donau von der südlichen zur östlichen Gränze der Walachei in die Höhe steigt, einen Kanal quer nach dem Meere graben zu lassen, und zwar unter Benutzung des See's Karasu. So würde ein großes Stück Weges erspart und die Schwierigkeit, mit der die Befahrung der Donau-Mündung verbunden ist, umgangen. An der Sulina-Mündung, der einzigen schiffbaren, müssen sich die Fahrzeuge der Hälfte ihrer Last entledigen. Die Strömung genügt, selbst in den günstigsten Zeiten, kaum für ein Schiff von 150 Tonnen. Die Mündungen der Donau gehören bekanntlich den Russen. Das Kabinet von St. Petersburg hat sich durch Verträge verpflichtet, den Sand wegschaffen zu lassen, dessen fortwährende Anhäufung den vollen Lauf des Stromes aufhält, und die Sulina-Mündung immer in schiffbarem Zustande zu erhalten. Es thut aber nichts von dem. Seit einigen Jahren scheint es sogar, daß Rußland sich die Aufgabe gestellt hat, die Donau, so weit es in seiner Macht steht, unzugänglich zu machen, und man erräth, warum. Es fürchtet einmal, daß bei großer Frequenz der Donau der Dniester veröden, ferner, daß die Donauländer reich und der europäischen Bildung zugängig, also zur Empörung geneigt werden könnten. Hauptsächlich aber gehört, wenn die Donau verschlossen bleibt, das schwarze Meer fast ausschließlich den Russen, was, wie man weiß, ihr Lieblingsplan ist. Doch können die Verhältnisse nicht so bleiben. Die Donau gehört nicht allein den Ländern, die um ihre Mündung herumliegen, sondern dem ganzen Deutschland, und selbst Frankreich, könnte man sagen, hat, seitdem durch den Ludwigs-Kanal Donau und Main verbunden sind, ein Recht darauf. Man muß den Kanal des Trajan von neuem graben, dann bleibt den Russen nichts, als eine unnütze Mündung, die durch Vernachlässigung in einen ungesunden Sumpf verwandelt ist, denn noch im letzten Sommer sind daselbst Hunderte von russischen Matrosen durch das Klima zu Grunde gegangen. Der neue Donau-Kanal würde dagegen den Produkten Mittel-Europa's den schönsten Handelsweg nach Asien eröffnen. Diese Straße würde das Korn der Moldau und Walachei passiren, das um 20 pCt. billiger ist, als das von Odessa. Die Erzeugnisse Ungarns, die jetzt im Lande verzehrt werden, würden den Fluß hinabgeführt werden. Doch hier zeigt sich ein Hinderniß. Oesterreich fürchtet vielleicht, durch Erleichterung der Ausfuhr sich die Lebensmittel, die ihm bisher von Ungarn geliefert worden sind, theurer zu machen. Serbien würde der Donauschiffahrt Eichenholz, Kroatien Bauholz liefern, das bisher mit ungeheuren Kosten zu Lande nach Triest transportirt werden mußte. Endlich würden auf diesem Wege die deutschen Fabrikate zur Konkurrenz mit den englischen nach dem Orient gelangen. Uebrigens ist diese Idee nicht neu, denn schon vor einigen Jahren hatten die Pesther Kaufleute den Plan, durch Errichtung eines Kanals ihre Waaren den Zöllen an der russischen Donau-Mündung zu entziehen. Der Plan scheiterte an den politischen Bedenklichkeiten der Pforte, und so wird es auch jedem ähnlichen ergehen, bis sich eine Regierung der Sache annimmt. (Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Prescott's Geschichte der Eroberung von Mexiko.

(Schluß.)

Je genauer wir Mr. Prescott's Werk untersuchen, desto mehr fühlen wir uns zur Bewunderung dieses bekanntlich erblindeten amerikanischen Geschichtschreibers hingerissen; seine fleißigen Forschungen, seine gewissenhafte Treue, die nur höchst selten einen Irrthum durchschlüpfen läßt *), ist eben so anerkennungswerth, als seine lebendigen Schilderungen und die Eleganz seines Styls bewunderungswürdig, so daß man ihn unbedenklich den ersten Historikern Englands zur Seite setzen kann. Es giebt Stellen in seinem Werke, wo sich die Grazie und Eleganz Addison's mit Robertson's majestätischem Wohlklang und Gibbon's Feuer vereinigt zu haben scheint. Weil Alles in diesem Werke gleich meisterhaft erscheint, so mußte es uns in der That schwer werden, Einzelnes aus dem schönen Ganzen, zur Mittheilung in diesen Blättern, zu sondern. Was wir als Probe gegeben, ist daher keineswegs das Vorzüglichste, und gleich interessante Data finden sich fast auf jeder Seite. Was er über die Schicksale der sterblichen Ueberreste des Eroberers sagt, möge noch hier im Auszuge eine Stelle finden.

Cortez starb am 2. Dezember 1547 zu Sevilla, woselbst er in der Familiengruft des Herzogs Medina Sidonia beigesetzt wurde. 1562 wurde die Leiche auf Befehl seines Sohnes, Don Martin, nach Neu-Spanien gebracht und in dem Kloster des heiligen Franziskus, in Texcuco, neben die Ueberreste einer Tochter und seiner Mutter, Donna Catalina Pizarro, beigesetzt. Im Jahre 1629 wurden Cortez's Ueberreste wiederum von ihrem Platze entfernt, und beim Tode Don Pedro's, des vierten Marquis del Valle, ward von den mexikanischen Behörden beschlossen, sie in die Kirche des heiligen Franziskus zu Mexiko zu bringen. Die Feierlichkeit wurde mit dem der Veranlassung angemessenen Prunk vollzogen. Aber auch hier ließ man seine Gebeine nicht ungestört ruhen, und im Jahre 1794 wurden sie nach dem Krankenhause „Jesus von Nazareth" (das er unter dem Namen „Unsere lieben Frauen von der Empfängniß" gegründet und geweiht hatte) verlegt. Die verwitterten Ueberreste des Helden, jetzt in einen krystallenen, durch silberne Stangen und Platten geschützten Sarg gelegt, wurden in der Kapelle beigesetzt und über demselben ein einfaches Denkmal errichtet, das die Wappen der Familie zeigt und worauf sich das von Tolsa, einem der besten Kunstzeit würdigen Bildhauer, in Erz gearbeitete Brustbild des Eroberers erhebt.

„Unglücklicherweise für Mexiko" — fährt Prescott fort — „hat hier die Sache noch kein Ende. Im Jahre 1823 versuchte der fanatische Pöbel in seinem Eifer den Beginn der National-Unabhängigkeit und seinen Abscheu gegen die „alten Spanier" zu verewigen, das Grabmal zu erbrechen, welches Cortez's Asche umschließt, und diese den Winden preis zu geben! Die Behörden weigerten sich bei dieser Gelegenheit einzuschreiten, aber die Freunde seiner Familie, wie allgemein berichtet wird, betraten bei Nacht das Gewölbe und verbäuerten, indem sie heimlich die Ueberreste entfernten, das Begehen eines Frevels, der einen nicht so leicht wegzuwischenden Flecken auf dem Wappen der schönen Stadt Mexiko zurückgelassen haben würde. — Vor vierzig Jahren bemerkte Humboldt: „Wir könnten das spanische Amerika von Buenos Ayres bis Monterey durchreisen und an keinem Orte würden wir einem Volksdenkmale begegnen, daß die Dankbarkeit des Volkes dem Christoph Columbus oder Fernando Cortez errichtet hätte." Unserer eigenen Zeit war es verbehalten, auf den Gedanken zu kommen, die Ruhe der Todten zu stören und ihre Ueberreste zu beschimpfen! Doch waren die Menschen, welche diesen Frevel beabsichtigten, nicht etwa Nachkommen Montezuma's, die das ihren Vätern zugefügte Leid rächten und ihr rechtmäßiges Erbe beanspruchten: es waren die Nachkommen der alten Eroberer und deren Landsleute, die ihren entscheidenden Rechtsanspruch an den Boden von dem Rechte der Eroberung herleiteten."

Die Beilagen zum zweiten Bande sind von hohem Interesse. Im Anhang I. giebt der Verf. die Ergebnisse seiner Forschungen über den Ursprung der mexikanischen Bildung und die Uebereinstimmung derselben mit der alten Welt. Auch die Mexikaner hatten eine Sage von der Entstehung der Welt, die augenscheinlich mit der anderer asiatischer und europäischer Völker übereinstimmt. Die aztekische Lehre nimmt vier große Erdumwälzungen an *). Besonders stimmt die Sage von der Sündfluth mit der hebräischen und chaldäischen fast überein. Sie glaubten nämlich, daß zwei Menschen die Fluth überlebten, ein Mann Namens Corcor und sein Weib. Ihre Köpfe werden auf alten Bildern zugleich mit einem auf dem Wasser schwimmenden Boote, am Fuße eines Berges, dargestellt. Auch eine Taube ist abgemalt, mit bildschriftlichen Zeichen von Sprachen im Schnabel, die sie unter Kinder des Corcor, die stumm geboren waren, austheilt. Das benachbarte Volk von Mechuacan, das dieselben Hochebenen der Andes bewohnt, hatte noch ferner eine Sage, daß das Boot, in welchem Teypi, ihr Noah, entkam, mit verschiedenen Arten vierfüßiger Thiere und Vögel angefüllt war. Nach einiger Zeit wurde ein Geier hinaus gesandt, der aber fortblieb und sich von den Leichen der nach dem Ablauf der Gewässer auf der Erde zurückgelassenen Riesen nährte. Der kleine Fliegenvogel Huitzitzilin ward dann ausgesandt und kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück. Ein anderer Uebereinstimmungspunkt findet sich in der Göttin Cioacoatl, „die erste Göttin, welche gebar", welche „die Leiden des Kindergebärens den Frauen, als einen dem Tode zu entrichtenden Zoll, hinterließ;" „durch welche die Sünde in die Welt kam". Dies war die merkwürdige von den Azteken dieser verehrten Gottheit beigelegte Sprache. Sie wurde gewöhnlich mit einer Schlange neben sich dargestellt; und ihr Name bedeutet „die Schlangenfrau".

Sie hatten einen Thierkreis, dessen wissenschaftliche Aehnlichkeit mit dem unsrigen Humboldt in das klarste Licht gesetzt hat. **) Prescott zieht aus Obigem und mehrerem Anderen die nicht ganz neue Folgerung, daß der Einfluß Ostasiens auf die Bildung Anahuacs gewirkt habe und die Abweichungen der Art sind, daß man die Verbindung beider Erdtheile auf einen sehr entfernten Zeitraum zurückführen muß. — Wir müssen es dem wißbegierigen Leser überlassen, die scharfsinnigen Hypothesen im Werke selbst nachzuschlagen, und wenden uns lieber zum zweiten Anhange, aus dem wir etwas mittheilen wollen, was für die Leser dieses Blattes von großem Interesse seyn wird; nämlich den Rath einer aztekischen Mutter an ihre Tochter, von Prescott aus Sahagun's „Historia de la Nueva España" Lib. 6. Cap. 19. übersetzt. Die Echtheit ist außer allem Zweifel gesetzt.

„Meine geliebte Tochter, sehr liebe, kleine Taube, Du hast schon die Worte gehört und beachtet, die Dein Vater zu Dir gesprochen. Es sind kostbare Worte und solche, die selten gesprochen und gehört werden, und die aus Herz und Eingeweide gekommen, worin sie aufgezeichnet lagen; und Dein lieber Vater weiß wohl, daß Du seine Tochter, von ihm gezeugt, sein Blut und sein Fleisch bist, und Gott unser Herr weiß, daß dem so ist. Obgleich Du ein Frauenzimmer und das Ebenbild Deines Vaters bist, was könnte ich Dir noch sagen, das nicht schon gesagt wäre? Was kannst Du noch hören, als was Du bereits von Deinem Herrn und Vater gehört? der Dir Alles gesagt, was sich für Dich zu thun und zu unterlassen schickt; auch bleibt nichts übrig, was Dich betrifft, was er nicht berührt hätte. Nichts-

*) In der Lebensbeschreibung des Bernal Diaz del Castillo läßt er denselben irrthümlich einer namenlosen Familie entsprossen seyn, da doch seine Vorfahren Hidalgo's waren, was in der damaligen Zeit mehr als in der unserigen zu bedeuten hatte, doch ist dieser Irrthum gewiß nicht erheblich (S. d. Vorrede zu Diaz's Historia Verdadera de la conquista de la Nueva España). Anmerk. d. Red.

*) Diese Eintheilung der Zeit in vier oder fünf Zeitkreise oder Zeitalter findet sich bei den Hindus (Asiatic Researches, vol. II, mem. 7), den Thibetanern (Humboldt, Vues des Cordillères, p. 210), den Persern (Bailly, Traité de l'Astronomie 1787, tom I, discours préliminaire), den Griechen (Hesiod. Ἔργα καὶ Ἡμέραι, v. 108 u. flg.), obgleich die Griechen, höher gebildet, sie geistig auffassten.

**) Vues des Cordillères, p. 123—194, doch fehlt in seinen Tafeln der mongolische Kalender, der eine noch größere Annäherung an den mexikanischen bietet, als der der anderen tartarischen Stämme. Vergl. Ranking, Researches, p. 370, 371.

destoweniger will ich, um ganz meine Pflicht zu erfüllen, Dir noch einige wenige Worte sagen. — Das Erste, was ich Dir ernstlich ans Herz lege, ist, daß Du das, was Dein Vater Dir so eben gesagt hat, befolgen und nicht vergessen mögest, da Alles sehr kostbar ist; und Personen seines Standes lassen selten solche Dinge von sich hören; denn es sind Worte, wie sie dem Edeln und Weisen geziemen — so kostbar, wie reiche Juwelen. So suche denn sie zu behalten und Dir ins Herz zu legen, und schreib sie in Deine Eingeweide. Wenn Gott Dir das Leben schenkt, wirst Du dieselben Worte Deinen Töchtern und Deinen Söhnen lehren, wenn Gott Dir deren verleiht. — Das Zweite, was ich Dir zu sagen wünsche, ist, daß ich Dich innig liebe, daß Du meine theure Tochter bist. Gedenke daran, daß ich Dich neun Monate in meinem Leibe trug, in meinen Armen gebar und erzog. Ich legte Dich in Deine Wiege und in meinen Schoß, und mit meiner Milch habe ich Dich genährt. Ich sage Dir dieses, auf daß Du wissest, daß ich und Dein Vater die Quelle Deines Daseyns sind; wir sind es, die Dich jetzt unterrichten. Sieh, daß Du unsere Worte aufnimmst und in Deiner Brust bewahrst. — Sorge dafür, daß Deine Kleidung anständig und geziemend sey; und achte darauf, Dich nicht mit vielen Zierrathen zu schmücken, denn dies ist ein Zeichen von Eitelkeit und Narrheit. Gleich unpassend ist es, daß Deine Kleidung dürftig, schmutzig oder zerrissen sey; denn Lumpen sind ein Zeichen des Niederen und derer, die man verachtet. Laß Deine Kleider anständig und sauber seyn, damit Du weder eingebildet noch dürftig erscheinst. Uebereile Deine Worte beim Sprechen nicht aus Unruhe, sondern sprich überlegt und ruhig. Erhebe Deine Stimme nicht sehr laut, sprich aber auch nicht zu leise, sondern in einem gemäßigten Tone. Ziere Dich nicht im Sprechen oder beim Grüßen, und sprich nicht durch die Nase; sondern laß Deine Worte angemessen und von gutem Klange seyn; Deine Stimme sey sanft. Sey in der Wahl Deiner Worte nicht ängstlich. Beim Gehen, liebe Tochter, sieh auf ein anständiges Benehmen, geh weder zu schnell noch zu langsam, denn es ist ein Beweis von Aufgeblasenheit, wenn man zu langsam geht, das eilige Gehen aber erzeugt die böse Sitte der Unruhe und Unstätigkeit. Deshalb gehe weder zu rasch noch zu langsam; sollte es jedoch nöthig seyn, eilig zu gehen, so thue es, — hierin folge Deiner Einsicht. Und wenn Du genöthigt bist, über einen Wasserpfuhl zu springen, so thue es mit Anstand, um weder ungeschickt noch leichtsinnig zu erscheinen. Gehst Du auf der Straße, so neige weder Deinen Kopf noch Deinen Leib sehr nach vorn über, eben so wenig gehe mit sehr erhobenem Kopfe, denn das ist ein Zeichen von schlechter Erziehung; gehe gerade aufrecht, den Kopf ein wenig geneigt. Habe weder Mund noch Gesicht aus Scham bedeckt, aber gehe auch nicht wie eine Kurzsichtige, auch mache auf dem Wege keine auffallende Bewegung mit den Füßen. Geh' ruhig und mit Anstand über die Straße. Noch eins, worauf Du achten mußt, meine Tochter, ist, wenn Du auf der Straße bist, nicht hier und dorthin zu sehen, auch nicht den Kopf zu wenden, um dies und jenes zu betrachten; sieh beim Gehen weder nach den Wolken noch auf die Erde. Blicke die, denen Du begegnest, nicht mit den Augen einer beleidigten Person an, habe auch nicht das Ansehen, Dich unbehaglich zu fühlen, sondern zeige Jedermann ein heiteres Gesicht; thust Du dies, so wirst Du Niemanden Veranlassung geben, Dir böse zu seyn. Zeige ein anständiges Gesicht, damit Du weder mürrisch noch zu gefällig erscheinst. Meine Tochter, kümmere Dich nicht um Worte, die Du auf der Straße gehend hörest, achte nicht auf sie, mögen die Kommenden und Gehenden auch sagen, was sie wollen. Hüte Dich, weder zu antworten noch zu sprechen, sondern thue, als ob Du sie weder gehört noch verstanden hättest; da, wenn Du so verfährst, Niemand im Stande seyn wird, mit Wahrheit zu sagen, daß Du etwas Unpassendes gesprochen. Halte auch darauf, meine Tochter, Dir nie das Gesicht zu malen oder dies und Deine Lippen zu färben, um wohl auszusehen; denn dies ist ein Zeichen von gemeinen und unkeuschen Frauenzimmern. Schminken und Farben sind Dinge, die nur schlechte Frauenzimmer anwenden, die unanständigen, die alle Scham und Sitte verloren haben, die wie Tolle und Trunkenbolde zu betrachten sind, und ramares (feile Dirnen) genannt werden. Aber damit Dein Gatte an Dir Wohlgefallen finde, schmücke Dich, wasche Dich und reinige Deine Kleider; und thue dies mit Mäßigung; da, wenn Du Dich und Deine Kleider täglich wäschest, man von Dir sagen wird, Du seyest überreinlich — zu sorgsam; man wird Dich dann tapetetzon tinemakoch nennen. — Dies ist, meine Tochter, das, was Dir zur Richtschnur dienen soll, denn auf solche Weise haben Deine Vorfahren uns erzogen. Jene edlen und ehrwürdigen Frauen, Deine Großmütter, sagten uns zwar nicht so viele Dinge, wie ich Dir, sie sagten nur wenige Worte und sprachen folgendermaßen: „Hört, meine Töchter; in dieser Welt ist es nöthig, mit vieler Vorsicht und Behutsamkeit zu leben. Höret diese Gleichnißrede, die ich Euch vortragen werde, und behaltet sie, und nehmt daraus eine Warnung und ein Beispiel, um richtig zu leben. Hier auf Erden reisen wir auf einem sehr engen, steilen und gefährlichen Wege, der wie ein hoher Bergrücken ist, über dessen Gipfel ein schmaler Fußsteig geht; auf jeder Seite ist ein großer, bodenloser Abgrund, und wenn Ihr von dem Fußsteige abweicht, so fallt Ihr hinein; daher ist bei der Verfolgung Eures Weges große Vorsicht nöthig." Meine zärtlich geliebte Tochter, meine kleine Taube! schließe dieses Gleichniß in Dein Herz und trachte es nicht zu vergessen, es wird Dir als Lampe und Leuchtfeuer dienen, so lange Du auf dieser Welt lebest. — Nur noch Eins bleibt mir zu sagen übrig, und dann bin ich fertig. Wenn Gott Dir das Leben schenkt und Du noch einige Jahre auf Erden bleibst, so hüte Dich sorgfältig davor, daß kein Makel auf Dich komme: solltest Du Deine Keuschheit verlieren, und es verlangte Dich später Jemand zur Frau und heirathete Dich, so würdest Du nie glücklich noch aufrichtig geliebt werden; stets wird er sich erinnern, daß Du keine Jungfrau gewesen, und dies wird zu Gram und Kummer Veranlassung geben; nie wirst Du in Frieden leben, da Dein Gatte stets Argwohn gegen Dich hegen wird. O, meine vielgeliebte Tochter! wenn Du leben bleibst, laß nie mehr als einen Mann sich Dir nahen; und befolge, was ich Dir jetzt sagen werde, als ein strenges Gebot. Sollte es Gott gefallen, daß Du einen Mann bekommest und Du in seine Gewalt gegeben bist, so halte Dich von Anmaßung frei, vernachlässige ihn nicht und gestatte Deinem Herzen nicht, in Widerspruch mit ihm zu seyn. Sey gegen ihn nicht unehrerbietig und hüte Dich, daß Du zu keiner Zeit und an keinem Orte Verrath gegen ihn begehest, Ehebruch genannt. Siehe, daß Du Keinem eine Gunst gewährst; denn das heißt, meine theure vielgeliebte Tochter! in eine bodenlose Grube fallen, aus der keine Rettung ist. Man wird dich, sobald es bekannt wird, nach der Welt Gebrauch tödten, zur Warnung Anderer auf die Straße werfen, wo Dein Kopf zermalmt und auf dem Boden geschleift werden wird. Von solchen sagt das Sprüchwort: „Du wirst gesteinigt und an der Erde geschleppt, und Andere werden ein Beispiel an Deinem Tode nehmen." Es werden dadurch Unehre und Flecken auf unsere Vorfahren kommen, die Edlen und Rathsherren, von denen wir abstammen; Du wirst ihre berühmten Namen und ihren Ruhm durch die Gemeinheit und den Schmutz Deiner Sünde verdunkeln. Gleicherweise würdest Du Deinen Ruf, Deinen Adel und die Ehre Deiner Geburt verlieren; man wird Deinen Namen vergessen und verabscheuen. Man wird von Dir sagen, Du sepest im Staube Deiner Sünden begraben worden. Und denke daran, meine Tochter, daß, auch wenn Dich Niemand sieht und Dein Gatte auch niemals erfährt, was vorgeht, Dich doch Gott sieht, der an allen Orten ist; er wird Dir zürnen, auch den Unwillen des Volkes gegen Dich aufreizen, und Rache an Dir nehmen, wie es ihn gut dünkt. Nach seinem Befehl wirst Du entweder erlahmen oder erblinden, oder Dein Leib wird verdorren, oder Du wirst in die größte Armuth gerathen, da Du es wagtest, Deinen Gatten zu beschimpfen. Vielleicht auch wird er Dich tödten und Dich mit Füßen treten, wenn er Dich auf den Marterplatz schickt. Unser Herr ist barmherzig; doch sobald Du Deinen Mann verräthst, wird Gott, der aller Orten ist, Deine Sünden an Dir rächen und Dir weder Zufriedenheit noch Ruhe, noch ein friedliches Leben gönnen; er wird vielmehr Deinen Gatten aufreizen, stets unfreundlich gegen Dich zu seyn und nur in Zorn mit Dir zu reden. Meine theure Tochter! die ich zärtlich liebe, sehe, daß Du alle Tage, die Du in der Welt zu leben haben wirst, in Frieden, Ruhe und Zufriedenheit verlebst. Sieh', daß Du Dich nicht schändest, nicht Deine Ehre befleckst oder den Glanz und Ruf Deiner Vorfahren besudelst. Bemühe Dich, mir und Deinem Vater stets Ehre zu machen und durch einen guten Wandel Ruhm auf uns widerstrahlen zu lassen. Möge Gott Dich beglücken, meine Erstgeborne, und mögest Du zu Gott kommen, der aller Orten weilt!"

Mit dieser Probe alt-mexikanischer Ethik, die einen klaren Begriff von dem Bildungsgrade eines nun fast ganz verschwundenen, mächtigen Volkes gewährt, nehmen wir von dem gediegenen und höchst anziehenden Werke des berühmten Amerikaners Abschied.

England.

Ueber eine merkwürdige Lähmung des Sprachvermögens.

In der königlichen Akademie zu Dublin kam am 22. Mai 1843 ein Bericht des Dr. Osborne zum Vortrag, der eine merkwürdige Lähmung der Sprachwerkzeuge betraf und es wohl verdient, auch in größeren Kreisen bekannt zu werden. Die Erscheinung ward an einem jungen Manne von 22 Jahren beobachtet, der nicht ohne literarische Bildung war. Er war Zögling des Trinity-College in Dublin und verstand Französisch, Italiänisch und Deutsch. Eines Morgens, nachdem er sich in einem See in der Nähe seiner Wohnung gebadet, ward er während des Frühstücks von einem Schlagfluß getroffen. Ein Arzt, der sofort herbeigerufen ward, ließ ihm eine angemessene Behandlung angedeihen, so daß er nach vierzehn Tagen sein Bewußtseyn wiedergewann. Die einzige Folge, die der Schlaganfall zurückgelassen, war der Verlust der Sprache. Der Patient konnte zwar reden, aber was er sprach, war ganz unverständlich, obgleich jede Lähmung verschwunden war und er eine Menge Sylben sehr leicht artikulirte. Nach Dublin gekommen, ward er im Gasthofe wegen seines wunderlichen Jargons für einen Ausländer gehalten.

Eine Reihe mehrmonatlicher Beobachtungen hat den Dr. Osborne zu folgenden Schlüssen geführt: 1) Der Patient verstand vollkommen Alles, was man ihm sagte: seine Erscheinung und sein Benehmen ließen keinen Zweifel über seinen gesunden Geisteszustand, der sich ganz so darstellte, wie er nach der Aussage seiner Freunde vor dem Unfall gewesen war. Er litt an keiner Lähmung, und die Bewegungen des Mundes und der Zunge gingen mit der Kraft und Schnelligkeit des gesunden Zustandes von Statten. 2) Auch Geschriebenes verstand er vollkommen. Er las wie früher die politischen Blätter täglich, und wenn man von merkwürdigen Ereignissen sprach, so zeigte er, daß er sich seiner Lektüre wohl erinnere. 3) Er drückte seine Gedanken schriftlich mit großer Leichtigkeit aus, und wenn er einen Fehler machte, so rührte er nur von einem Mangel an Verbindung zwischen der Ton- und Schriftsprache her, welcher Verwirrung und Unsicherheit erzeugte; die Worte waren richtig geschrieben, aber oft schlecht gestellt. Er übersetzte lateinische Sätze ohne Fehler und schrieb sehr richtige Antworten auf Fragen aus der Geschichte. 4) Seine arithmetischen Kenntnisse hatten ebenfalls nicht gelitten; auch im Damenspiel war er geschickt. 5) Sein musikalisches Gedächtniß war gleichfalls unversehrt geblieben. Man spielte vor ihm das Rule Britannia, und sogleich zeigte er

nach den Schiffen auf dem Fluß. 6) Dagegen war seine Fähigkeit, einer anderen Person Worte nachzusprechen, auf gewisse einsylbige Worte beschränkt. Wenn er die Buchstaben des Alphabets nachsprach, konnte er die Konsonanten k, q, u, v, w, x, und z auf Englisch nicht aussprechen, obwohl er oft den Laut derselben hervorbrachte, wenn er andere Buchstaben aussprechen wollte. Es war ihm selten möglich den Vokal i oder, wie er Englisch ausgesprochen wird, ei zu artikuliren. 7) Als man ihn aufforderte, folgende Bestimmung aus den Reglements der medizinischen Fakultät: It shall be in the power of the College to examine or not examine any Licentiate previously to his admission to a Fellowship, as they shall think fit, laut zu lesen, that er es auf folgende Art: An tbe be what in the temother of the trolbotodoo to majorum or that emidrate ein einkrastrai mestreit to ketra totombreidei to ra fromtreido as that kekistret, und einige Tage später: Be mather be in the kondreit of the compestret to samtreis amtreit emtreido am temtreido mestreiterno to his estreido tum bried rederiso of deid dat drit destrest.

Man bemerkt in diesen Beispielen die einsylbigen Wörter, die am häufigsten im Englischen gebraucht werden, als the, be, in, that, is und what, mit einigen Sylben, die mehr dem Deutschen eigenthümlich sind, dessen Studium ihn gerade beschäftigte, als er von dem Schlage getroffen ward. Besonders merkwürdig aber ist es, daß er, obwohl sich der Unvollkommenheit seines Sprechens wohl bewußt und obwohl er schwere und ungewohnte Sylben artikulirte, doch nicht im Stande war, richtig zu sprechen.

Hier war also die Erinnerung an die Bedeutung der Worte nicht verloren gegangen, und ein paralytischer Zustand, der ihre Aussprache hinderte, war durchaus nicht mehr vorhanden. Selbst seine Anstrengungen, einer anderen Person nachzuahmen, mißlangen dem Patienten. Daraus schließt Dr. Osborne, daß die Affection nicht in einem Verlust der Sprachfähigkeit oder des Wortgedächtnisses mit Erhaltung des Sachgedächtnisses bestand, sondern in dem Vergessen des Gebrauchs der Sprachwerkzeuge.

Der Stotterer weiß, wie das Wort, bei dem er stecken bleibt, auszusprechen ist; er fängt es richtig an, aber er kann es nicht enden, indem entweder die Schwäche oder der Krampf der Muskeln ihn daran hindert. Unser Kranker dagegen konnte schon die erste Sylbe der Worte, die er richtig schrieb und verstand, nicht anfangen, und sprach an ihrer Stelle Worte, die aus Sylben fremder Sprachen zusammengesetzt waren. Sein Ohr nützte ihm wenig, da seine Versuche nachzusprechen, was man ihm vorsprach, nicht besser gelangen als seine Lektüre. Die Organe waren nicht in einem krampfhaften Zustand, und er kannte die Laute, die er hätte aussprechen sollen; er mußte also die Kunst sie hervorzubringen nicht kennen oder vielmehr sie vergessen haben.

Es kann unerklärlich scheinen, daß wir den Gebrauch der Stimmorgane und nicht den der anderen freiwilligen Muskeln vergessen. Wir haben Beispiele von Personen, welche ein anderes Wort aussprachen, als sie wollten, aber man hat noch nie Individuen gesehen, welche zu laufen anfingen, wenn sie ruhig bleiben wollten, oder sprangen, statt sich zu setzen. Dort findet die Erscheinung darin ihre Erklärung, daß die Nerven, durch welche der Muskelapparat der Sprache bewegt wird, da sie aus dem Gehirn oder den höheren Theilen des Rückenmarks entspringen, dem Einfluß eines Schlaganfalls ausgesetzt sind, während die der Glieder aus den unteren Theilen des Rückenmarks herkommen und nur durch die Ursachen, welche die Lähmung hervorbringen, affizirt werden.

Eine mit unserem Fall verwandte Erscheinung bieten Personen dar, welche, von einem Schlagfluß getroffen, ihre gewöhnliche Sprache zu reden aufhören und dafür eine andere sprechen, die ihnen früher geläufig war und ihnen gleichartig erscheint. Nach dem Verlust der Erinnerung einer Sprache setzen sich wahrscheinlich die Organe auch ferner in Bewegung, um sie zu sprechen, bringen aber unwillkürlich eine andere hervor. Unserem Engländer wäre es eben so gegangen, wenn er nur eine fremde Sprache gelernt hätte. Da er sich aber mit fünf Sprachen beschäftigt hatte, brachte sein Muskelapparat, der in seinen Bewegungen unsicher geworden war, ein aus mehreren Sprachen zusammengesetztes Kauderwelsch hervor, das ohne Regel gebildet und durchaus unverständlich war.

Ohne seinen Patienten einer medizinischen Behandlung zu unterwerfen, fand Dr. Osborne in der Methode, die er einschlug, um ihm den Gebrauch der Sprache wiederzugeben, einen neuen Beweis dafür, daß nur die Kunst zu sprechen verloren gegangen war. Der junge Mann fing an, wie ein Kind aufs neue sprechen und lesen zu lernen, indem er erst die Buchstaben des Alphabets, dann Worte einem Lehrer nachsprach. Es war dies eine sehr schwierige Aufgabe. Zuweilen gelang es ihm, gewisse Worte richtig auszusprechen, aber ohne daß er sie wiederholen konnte. Man kann auf seine Fortschritte aus der Art schließen, wie er nach seinem Lehrer die oben angeführte Stelle wiederholte: It may be in the power of the College to enbavine or not oriatin any Licentiate seviously to his amission to a spolowship as they shall think fit. Einen oder zwei Monate später wiederholte er denselben Satz ohne alle andere Fehler als den, daß er prier statt power sagte.

Dieser interessante Kranke starb, nachdem er sich aufs Land begeben, dort nach einigen Monaten an einem Fieber. Der Arzt, der über ihn berichtet, weist auf Fälle hin, die dem unsrigen analog, aber nicht mit ihm identisch sind. So gedachte Dr. Gregory in seinen Vorlesungen eines Geistlichen, der während einer Krankheit des Gehirns nur hebräisch sprach, die letzte Sprache, die er gelernt hatte. Eine englische Dame sprach nach einem Anfall von Schlagfluß französisch mit ihren Dienerinnen und hatte ihre Muttersprache vollkommen vergessen.

Mannigfaltiges.

— Die Lutherstiftung deutscher Nation. Auch so viel an uns ist, wollen wir nicht versäumen, unsere Leser daran zu erinnern, daß am bevorstehenden 18. Februar dreihundert Jahre verflossen seyn werden, seitdem der große Reformator Martin Luther von der Welt geschieden. Ein in Leipzig zusammengetretenes Comité hat, angeregt von einem Nachkommen Luther's, Herrn Professor Nobbe, die Begründung einer „Lutherstiftung deutscher Nation" für jenen Tag beschlossen, und es steht zu hoffen, daß sich Viele nah und fern dem Unternehmen anschließen werden, das nicht einer einzelnen Stadt, nicht einem einzelnen deutschen Staate, sondern dem gesammten deutschen Volke angehören soll. Die Stiftung hat zunächst die schönen Zwecke, erstlich das Andenken Luther's in seinen Nachkommen zu ehren, und zweitens, den Geist Luther's durch Verbreitung seiner Schriften in gesegneter Wirksamkeit zu erhalten. Durch die Statuten der neuen Stiftung soll aber auch dafür gesorgt werden, daß jeder Spendende insofern eine freie Disposition über seine Gabe behalte, als es ihm freisteht, deren Verwendung zu Gunsten des einen oder des anderen Zweckes der Stiftung zu bestimmen, so wie dafür, daß eine möglichst öffentliche Verwaltung des eingehenden Stiftungs-Vermögens stattfinde. Wir zweifeln nicht, daß auch an anderen Orten und namentlich in Berlin Männer, die vermöge ihrer socialen Stellung und ihres öffentlichen Ansehens dazu berufen sind, es übernehmen werden, für die Zwecke der „Lutherstiftung deutscher Nation" thätig zu seyn. In den dreihundert Jahren, seitdem der große Reformator die Augen geschlossen, hat zwar der deutschen Nation manche Reform wieder noth gethan, und in der Kirche wie im Staat ist es auch mit Reformen aller Art versucht worden, aber ein Mann wie er, gleich kräftig und mächtig durch den eigenen Geist wie durch sein Vertrauen auf Gott, — ist doch nach ihm nicht wieder erstanden.

— Thomas Carlyle über Oliver Cromwell. Der bekannte Carlyle, der seit mehreren Jahren damit beschäftigt war, alle auf die Geschichte des Protektors Cromwell bezügliche Dokumente zu sammeln und zu ordnen, hat vor kurzem, als Resultat seiner Arbeit, die Briefe und Reden desselben herausgegeben, die er mit seinen eigenen Erläuterungen begleitet.*) Ueber den Werth dieser Sammlung und das Bild, welches man dadurch von dem Charakter und dem Wirken jenes merkwürdigen und in mancher Hinsicht räthselhaften Mannes erhält, läßt sich der Verfasser in seinem gewöhnlichen kräftigen, aber eigenthümlichen Styl folgendermaßen vernehmen: „Diese authentischen Aussprüche des Mannes Oliver selbst hab' ich aus der Nähe und Ferne zusammengebracht — den Tiefen lethischer Sümpfe entrissen, wo sie begraben lagen. Ich habe sie von fremdartigen Bestandtheilen rein gewaschen oder mich wenigstens bemüht, dieses zu thun, damit die Welt sie in ihrer wahren Gestalt erblicke. Während meines langjährigen Verweilens in jenen historischen Gebieten, von denen ich den Lesern schon berichtet habe, ward es mir immer klarer, daß dieser Mann Oliver Cromwell, wie ihn das Volksgefühl richtig darstellt, die Seele der puritanischen Umwälzung gewesen sey, die ohne ihn nie einen wichtigen Abschnitt in der Weltgeschichte gebildet hätte; daß er es in der That mehr, als in solchen Fällen gewöhnlich, verdiene, der gedachten Periode seinen Namen zu geben und die große puritanische Umwälzung zu einer Cromwelliade zu stempeln. Dem Volksgefühl entgegen erhellt aber auch, daß dieser Oliver nicht ein Mann der Falschheit, sondern ein Mann der Wahrheit gewesen, dessen Worte eine tiefe Bedeutung in sich tragen und mehr als alle andere seiner Zeit der Erwägung würdig sind. Seine Worte und noch mehr sein Schweigen und seine unbewußten Instinkte, wenn man diese mit Liebe erforscht und aus seinen Worten entziffert hat, werden ein ernstes Studium auf mancherlei Weise belohnen. Ein ernstes Studium wird auch ohne alle andere Beweise zu der Ueberzeugung führen, daß der Charakter Oliver's und seine Thaten von der Heuchelei u. s. w. frei sind, die man ihm fälschlich schuldgiebt." — Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Carlyle seine Aufgabe mit vielem Fleiß und nicht ohne Geschick erfüllt und eine Masse von dokumentirten Thatsachen zusammengestellt hat, die auf das Leben und das Zeitalter des Protektors bedeutendes Licht werfen; aber seine Vorliebe für kräftige Naturen verleitet ihn, seinen Helden mit zu günstigem Auge zu betrachten, und wenn er die englische Revolution eine Cromwelliade nennen will, so geht er offenbar zu weit, da sie begonnen und zur Hälfte auch schon vollendet war, ehe der Brauer von Huntingdon auf dem Schauplatz erschien.

*) Oliver Cromwell's Letters and Spreches, with Elucidations, by Th. Carlyle. — London, 1845. Zwei Bände.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 13. Berlin, Donnerstag den 29. Januar 1846.

Nord-Amerika.

Aus dem Tagebuche eines amerikanischen Soldaten.

Dieses Tagebuch meines im Jahre 1844 in Amerika vor der Zeit verstorbenen einzigen Bruders, Georg Lindler, früher Lieutenant in großherz. hessischen Diensten, wird demnächst vollständig im Drucke erscheinen. Da mein Bruder, welcher, durch eine Kette von Mißgeschicken veranlaßt, sein deutsches Vaterland verließ und nach Amerika auswanderte, daselbst fünf Jahre die Kriege gegen die wilden Stämme mitgemacht hat, so enthält dieses Tagebuch manches Interessante an Beobachtungen, Skizzen und Gedichten, welche sämmtlich den Werth wirklicher Anschauung besitzen und sich dadurch von vielen ähnlichen Schilderungen unverkennbar unterscheiden. Die ersten Blätter sind aus Wacassassä, einem befestigten Posten in Ost-Florida, datirt, wo damals der Krieg gegen die Seminolen geführt wurde, deren Häuptling Tustenuggee einen kräftigen Widerstand bot. Diese Blätter enthalten Scenen aus diesem Feldzug und außerdem die höchst tragische Geschichte der Ermordung der Madame Montgomery, einer schönen jungen Offiziersfrau, welche ihren Mann nach Florida begleitet hatte und der Rache der Wilden zum Opfer fiel. Von allen Seiten gedrängt und verfolgt, sah, durch den Mangel an Pulver und Blei, Tustenuggee sich endlich genöthigt, sich der Union zu ergeben. Er wurde mit seinen Anhängern nach der Insel Seahorsekeys transportirt, wohin mein Bruder mit einer Abtheilung seines Regimentes später versetzt wurde. Diese Worte glaubte ich den folgenden Auszügen zu größerem Verständniß vorausschicken zu müssen. Luise von Ploennies.

Seahorsekeys.

Acht Meilen vom festen Lande, vier Meilen von Cederkeys, einer kleinen Insel, welche das General-Hospital für das in Florida stehende kleine Heer beherbergt, liegt Seahorsekeys. Ungefähr eine englische Meile lang und zwei Büchsenschüsse breit, eignet sich die kleine Insel zum Aufenthaltsort der gefangenen Indianer, sowohl wegen ihrer Sicherheit, als auch besonders wegen der dort herrschenden Gesundheit. Mehrere kleine Inseln umgeben in geringer Entfernung das anmuthige Eiland; eine derselben trägt, wegen der zahlreich darauf lebenden Schlangen, den Namen Schlangen-Eiland. Diese grünen Oasen mitten in der großen Wasserfläche, die sich nach Süden und Westen hin unermeßlich ausdehnt, gewähren dem Auge die angenehmsten Ruhepunkte. Die Kohlpalme, die Eiche und Ceder wiegen ihre grünen Aeste im ewig frischen Strom der Luft, die Pyramidalbusche, eine niedrige Palmenart, hängt ihre fächerartigen Zweige in die heraufsteigende Fluth. Hoch oben in den Wolken schwebt der weißköpfige Fischadler, der auf die Beute lauert und pfeilschnell herabschießt, wenn sein scharfer Blick sie auf der Oberfläche der See entdeckt hat. Pelikane und Seemöven und anderes Gevögel, das die Natur anwies, seine Nahrung aus dem Meere zu holen, streifen den Rand der salzigen Fluth oder durchschneiden plötzlich die Luft, um den unvorsichtig in den Wellen spielenden Traut oder Weißfisch zu erhaschen. In weiter Ferne aber taucht aus der Fluth ein Fahrzeug mit vollen Segeln empor; näher und näher rauscht es heran, ein lautes freudiges Halloh erschallt von der Insel, die Räder des Schiffs werden eingehalten, und in stärkeren Wirbeln strömt der schwarze Rauch in die klare Luft.

* * *

Am 5. Mai 1842 machte das Dampfboot, welches unsere Compagnie an Bord hatte, in der Nähe des Werfts von Seahorsekeys Halt. Die Ebbe war eingetreten und erlaubte uns nicht, ganz an daselbe heranzukommen: die Landung wurde dadurch für uns ziemlich beschwerlich. Auf einer Fähre wurden wir nach und nach, sammt unseren Effekten, Waffen und Provisionen, ans Land gebracht, woselbst wir, tüchtig beladen, unsere Wanderung nach der neuen Station antreten mußten. Es ging indessen lustig dabei zu: die Soldaten und Indianer, welche vom Ufer aus der Landung zusahen, ergötzten sich unter lautem Gelächter und fröhlichem Spott an dem lebendigen Schauspiel. God damn! Sacré nom de Dieu! Gott verdamm mich! so erscholl es von den Landenden, je nachdem ihnen der Schnabel gewachsen war. Ein Schwein, welches unsere Compagnie mitgebracht hatte, wurde von zwei Irländern an Schwanz und Ohren ans Land gebracht; es entwischte ihnen jedoch und kam schneller als seine Eskorte ans Ufer. Nachdem es sich mit vielem Ungestüm und lautem Grunzen aus dem Wasser gearbeitet hatte, richtete es eine bedeutende Niederlage unter den Findlern, einer Art von Seekrabbe, an, die in großer Menge am Ufer von Seahorsekeys zu finden sind. Darauf stürmte das triefende Thier durch die Reihen der Gaffer, die erschrocken und lachend aus einander wichen; vor der Hand erhielt es freien Paß, denn wir hatten genug mit uns selbst zu thun. Nachdem wir in pleno unter Trommelschall und Pfeifenklang nach dem Lager abmarschirt waren, welches sich auf der Höhe der Insel befand, trafen wir mit einer Compagnie des 4ten, 7ten und 8ten Infanterie-Regimentes zusammen. Die Zahl der gefangenen Indianer, welche hier bewacht werden, beläuft sich auf 150. — — — Dieses Seahorsekeys, das so lachend und friedlich aus dem Schoße der Wogen auftaucht, wer sollte es denken, daß es ein Gefängniß ist! Uebrigens haben es die wilden Staatsgefangenen hier besser, als die politischen Gefangenen im civilisirten Europa. — Gefreut habe ich mich, Einen unter ihnen zu finden, dessen Bekanntschaft ich mir längst gewünscht hatte, den Seminolen-Häuptling Tustenugge. Man sieht an der beifolgenden Skizze, welche ich mit seiner Erlaubniß entworfen habe, an der schon ziemlich europäisirten Kleidung dieses Chefs der Creek-Indianer, daß er keiner jener unkultivirten nackten Wilden ist, wie man sie in den Wäldern, in den rocky mountains oder in Brasilien findet; im Gegentheil fand ich in seinem Erscheinen etwas ganz Anderes, als ich es von einem Führer, der nicht mit Unrecht als blutdürstig und grausam verschrieen war, erwartet hatte. Sein freies und offenes Wesen, der Hut mit silbernen Spangen und schwarzer Feder, die bunte vielfaltige, einem alten Wappenrock nicht unähnliche Kutte und der um den Leib geschnallte Offizierdegen gaben Tustenugge ein ritterliches Ansehen. Auch hat er dieser Benennung keine Schande gemacht, denn er ergab sich erst, als er, von der Uebermacht bezwungen, Pulver und Blei entbehrend, an der Jagd und dem Ackerbau gehindert, nach der Zerstörung seiner Wohnungen und Pflanzungen Alles verloren sah. Ohne seiner Grausamkeit das Wort reden zu wollen, muß ich leider gestehen, daß mir Tustenugge achtbarer erscheint, als diejenigen, denen er weichen mußte.

Ein Abkömmling von den alten Besitzern des Landes, hat er nach der Sitte seines Volkes allen Ansprüchen genügt, welche dieses an ihn machen konnte. Als ein treuer Hirte hat er bei seiner Heerde gestanden bis zum Aeußersten, und nachdem er der Nothwendigkeit nachgegeben, zeigt er sich gleich fern von nutzloser Verzweiflung, wie von weibischer Entmuthigung. — Unsere lachende Insel, mit ihrem gefangenen resignirten Feldherrn Tustenugge, verhält sich zu der Kaiserklippe von St. Helena mit dem gefesselten Napoleon, wie eine grüne Volière, die mit goldbefiederten und bunten Vögeln mitten in einem Gartenparadiese aufgestellt ist, zu einem Felsenkerker mit eisernem Gitter, hinter dessen erbarmungslosen Stäben ein königlicher Löwe sich zu Tode hetzt.

Ein Sturm auf Seahorsekeys.

Auf dem Schiffswerfte, welches sich von der hufeisenartig gebildeten Insel siebzig bis achtzig Schritte weit in die See hinausstreckt, stand eine Schildwache. Der Mond stieg eben hinter den schnell vorüberjagenden Wolken empor, er warf einen bald heller, bald matter leuchtenden Schein auf die Wellen, die in beginnender Unruhe sich wie Fieberkranke hin und her warfen und die krausen Haare schüttelten. Heiser schreiende Fischreiher flogen dem höher liegenden Theile der Insel zu, als suchten sie Schutz vor herannahender Gefahr. Südwestlich aber stieg am Horizont ein bogenartiges Gewölk herauf, näher und näher schwebte es heran und drohte in kurzer Zeit den ganzen Himmel einzunehmen. Die Schildwache warf einen prüfenden Blick nach dem heraufsteigenden Unwetter, ließ das Sturmband an der Lederkappe herab und hatte ihre Noth, von dem einen Ende des Werfts zum anderen zu gelangen. Plötzlich aber ließ der Sturm alle Zügel los, ein dichter Regen fiel senkrecht herab, und die am eisernen Anker liegenden Fahrzeuge wurden ungestüm hin und her geworfen, wie zerbrechliche Spielzeuge seines immer stärker anschwellenden Zorns. Schon sprützte der Meeresschaum über die etwas tiefer gesenkte Mitte des Werfts hinaus, als der Korporal der Wache erschien und den Posten, der sich kaum noch auf den Füßen halten konnte, ablief. Auch war es fast unmöglich, sich auf dem schwankenden Gerüste zu erhalten, die Schildwache zog sich deshalb nach dem Platz zurück, der bei schlechtem Wetter dem Posten, außerdem aber dem Schiffsgeräth zum Aufenthalt diente. Dieser Platz bot jedoch nur einen sehr mangelhaften Schutz, da er bereits durch den Sturm seines Daches beraubt war, das aus doppelt aufgenagelten Segeln bestanden hatte. Die Schildwache, ein halb amerikanisirter Dutchman (Holländer), nahm brummend den neuen Posten ein und erwiederte dem Korporal auf seine Mahnung, ja gehörig Acht auf die Böte und die herannahen-

den Schiffe zu haben: „Meester Kaperohl, de onwedder com's ebbery tyds mohre badeler, en I can verzukern uw, es en oud Hollandsch Sehlor, dat al de dammed bootjes zal breken in pieces, en dat de oude Schoobner, dat belongt tuh de Peilot, will com ashore en breek leik a foul egg."

„Talk English! old rascal!" rief ihm der abmarschirende Korporal zu, „oder ich binde Dich, wenn Du abgelöst wirst, an eine Eiche fest und lasse Dich vom Sturm durchfegen."

* * *

„Was hältst Du nun vom Wetter", rief der Sergeant dem Korporal zu, indem er den Kopf aus der Thür des Blockhauses streckte, das zwanzig Schritte vom Seeufer liegt, und den Untergebenen herbeiwinkte, der hinter einem Eichenstumpfe stand; „der Sturm hat die Ebbe nicht hinaustreten lassen, und jetzt wird die Fluth kommen und das Werft, das schon ziemlich beschädigt ist, vollends zerstören, ja sie kann die Böte losreißen und am Ende gar bis zu unserem Wachthaus emporsteigen." — „Möglich", erwiederte der Korporal, seine Mütze, die ihm vom Kopfe fliegen wollte, erhaschend, „der Sturm scheint nicht nachlassen zu wollen, und Fluthzeit ist es, allein es könnte auch so kommen, daß die Ebbe, welche der Sturm nicht hinausgelassen hat, die Erscheinung der Fluth um einige Stunden verspätete, bis der Sturm nachläßt!" — Der Sergeant lachte ungläubig zu der freilich sehr relativen Vermuthung und fragte den Dutchman um seine Meinung. Dieser, geschmeichelt, seine Ansicht gegen den Korporal, der ihn vorhin bedroht, aussprechen zu können, hustete bedenklich, warf dann einen Blick nach der See und dem im Osten dämmernden Tageslichte und sprach: „I zynde, uw know, en ouder Sehlor in Holland, en I sah blendy storms dere, en was meiself in vessels very ofen, en was in groote dangers, uw know, en lern, uw know, wat is de matter, uw know, en I kan assure uw, de teiet will never stop, wenn she will come in, en now she will come here, en weh be, she will tehk de werft, de bootjes, de boots, de garde house, en God help us, us ahl togeder." — „Damned nonsense!" rief der widersacherische Korporal dem Dutchman zu, den er verachtete, allein der Sergeant winkte ihm zur Ruhe und sagte trocken: „Der alte Dickkopf spricht zwar ein verteufeltes Englisch, allein seine Meinung ist auch die meine. Die Zeit wird lehren, wer dummes Zeug geschwatzt hat, Du oder der alte Matrose!"

* * *

Schneller, als Jemand es erwartet hatte, bestätigte sich die Meinung des alten holländischen Amerikaners als die richtige. Die Fluth stieg mit jedem Augenblick höher, der Sturm ward immer stärker, und obschon der Regen aufgehört hatte, so trieb die Wuth des Wetters einen dichten Schauer Seewasser über die Insel, dessen Tropfen, hart und scharf wie Hagel, es unmöglich machten, das Gesicht seitwärts zu wenden. Die Fluth überströmte bereits den niedriger gelegenen Theil der Insel und zertrümmerte die meisten Böte sammt dem Werft, ehe die ganze Besatzung herbeieilte, um die noch übrig gebliebenen Kanoe's und Böte ans Land zu ziehen. Man brachte das Schiffsgeräth aus dem erwähnten Aufbewahrungsplatz, jedoch die noch immer wachsende Wuth des Sturmes machte die Anstrengungen der Mannschaft beinahe unnütz. Die Wellen schlugen Jeden, den sein Diensteifer zur Rettung der Böte antrieb, zu Boden, daß er durchnäßt und fluchend von seinem Vorsatz abstehen mußte; darum begnügte man sich, nachdem man ein leichteres Boot auf eine höhere Stelle der Insel getragen hatte, die übrigen an Bäumen festzubinden und ihrem Schicksal zu überlassen. Das Wachthaus, das etwa zehn Fuß über dem gewöhnlichen Fluthstand erhaben lag, wurde jetzt von den noch immer steigenden Wellen erreicht und durchströmt. Ein plötzlich daraus hervorstürzendes Heer von Ratten gewährte die Gewißheit, daß es bereits unterwaschen und dem Zusammenbrechen nahe sey. Die Wache eilte daher, so schnell sie konnte, das Blockhaus zu verlassen, ehe es der Wuth des Meeres und dem Grimm des Sturmes unterliegen mußte. Alles begab sich auf der höchsten Stelle der Insel, welche zwanzig bis vierundzwanzig Fuß höher lag als das Blockhaus, das nun, verlassen von seinen vierfüßigen Insassen und aufgegeben selbst von dem ungläubigen Korporal, bald zertrümmert und vermischt mit den Planken der zerschlagenen Böte und das Werftes, auf das Meer hinaus trieb.

* * *

Noch den ganzen Tag über tobte der Sturm fort; die Fluth, von der Wuth des Orkans gepeitscht, stieg immer noch höher und überfluthete die Hälfte der Insel. Die niedriger gelegenen Häuser des Lootsen und der Fischer wurden weggeschwemmt, Bäume mit der Wurzel ausgerissen, und eine Masse von Muscheln und Seegewächsen bald auf den Strand geschleudert, bald wieder zurück in die See geworfen. Alle Quartiere der Offiziere, welche an dem steilen Abhang der Insel erbaut waren, stürzten zusammen oder verloren mindestens ihre Dächer. Luftig und kühl gebaut, waren sie nicht stark genug, dem Orkan zu widerstehen. Auch den stark erbauten zehn Soldatenquartieren ging es nicht besser, nur die Magazine und das Hospital, die durch ihre Lage vor dem Sturm geschützt waren, blieben verschont. Dreiviertel der herrlichen Bäume waren umgestürzt oder gebrochen, und die Fluth hätte nur noch zehn Fuß höher steigen dürfen, um die ganze Insel zu überströmen und Alles, was auf ihr lebte, in den Wellen zu begraben. Gegen Abend trat endlich die Ebbe ein, der Sturm ließ nach, die Wolken verzogen sich, und ein Stern nach dem anderen guckte neugierig herab.

Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten hatten ihre zerstörten oder verwüsteten Wohnungen verlassen und waren nach dem Laden des kleinen Kaufhauses der Insel geströmt. Der Raum war zum Ersticken voll, Tabacksdampf, Whisky und andere Gerüche stritten sich um den kleinen Rest gesunder Lebensluft. In einer kleinen Kammer saß der Kommandant der Insel mit kreideweißem Angesicht, umringt von einigen Soldatenweibern, in deren Gesellschaft er dem möglichen Untergang mit edler Ergebung entgegen gesehen hatte. Den wieder auflebenden Herzen und Magen wurde mit einigen Flaschen alten Portweins neuer Lebensmuth eingegossen. Das strenge Verbot gegen das Verzapfen von Wein, Bier oder Branntwein war für heute ganz vergessen. Jeder trank nach Herzenslust, Offiziere wie Gemeine trugen einen gehörigen Haarbeutel davon, und wenn die einzige auf der Insel noch stehende Schildwache zuletzt auch noch eingezogen wurde, so geschah es weniger wegen des Sturmes von außen, als der schwankenden Bewegung halber, welche der Geist des Branntweins und Porters überall erscheinen ließ.

Die aufsteigende Sonne beschien die ruhige See, das übel zugerichtete, stark verwüstete Eiland und beleuchtete mit heiterem Morgenglanz eine ähnliche Zerstörung auf den nahe liegenden Inseln und dem festen Lande. Auf der Küste lagen die Trümmer mehrerer Schiffe und Dampfboote halb im Sand vergraben, auf Cederkey's aber waren sämmtliche Werfte und niedrig gelegene Häuser spurlos verschwunden. Bäume, Gesträuche, Bretter und Balken lagen durch einander gemischt, die Eiche, die Ceder und die bemooste Leiwoks hatten dem Sturm nicht widerstehen können, sie bildeten, ganz oder halb zerbrochen, einen dichten Verhau über der Insel. Nur die schlanken Palmen waren überall, wo die Wellen ihre Wurzeln nicht unterwaschen hatten, stehen geblieben; schwanken Rohren gleich waren sie hin und her gebogen worden, ohne zu brechen, und erinnerten mich unwillkürlich an die bekannten Worte: Die Frau duldet und lebt, der Mann leidet und stirbt.

Türkei.

Eine Donaureise aus der Türkei nach den Fürstenthümern.

II.

Eine Nacht auf der Donau. — Die Muskito's und die Malaria. — Blutegel.

Zwei Stunden hatten wir ausgeruht, als wir unseren Weg durch die Steppe fortsetzten. Am Abend langten wir in Czernawoda an; so heißt ein kleiner Haufe von Hütten in der Nähe der Donau, die den Wigwams der Wilden nicht unähnlich sind und auf deren Dächern in Frieden die Störche nisten. Die Bewohner dieses ärmlichen Dorfes führen ein elendes Leben und ahnen nicht, daß in einer nicht gar fernen Zukunft aus ihren Hütten große Lagerhäuser geworden seyn werden und eine der lebhaftesten Straßen Europa's durch ihr Dorf führen wird. — Die Sonne war untergegangen, die Landschaft ernst und schweigend geworden, als wir die Donau vor uns sahen, und es war uns, als ständen wir in irgend einer amerikanischen Einöde, vor einem jener majestätischen Flüsse der neuen Welt. Das Dampfboot, das so eben erschien, weckte uns aus unseren urweltlichen Träumen. Wir begaben uns an Bord, und unser erstes Werk auf den Wogen der majestätischen Donau war, ein Abendbrodt einzunehmen, das durch einige Flaschen mehr oder weniger authentischen Johannisbergers einen recht heiteren Anstrich bekam. In unserer Gesellschaft befanden sich außer dem Capitain, einem guten Ragusaner, ein junger Italiäner, den ich seiner türkischen Kleidung wegen für einen echten Muselmann hielt, der aber Pächter des ganzen bulgarischen Blutegel-Handels war; der Superior der Lazaristen in Konstantinopel, ein geborner Kroate; ferner ein holländischer Baron, der bei jeder Gelegenheit Bruchstücke aus Le roi s'amuse citirte; endlich ein französischer Arzt, der von Tunis kam und nach Bucharest ging. So lange wir noch beisammen an der Tafel saßen, ging Alles prächtig, als aber Mitternacht herankam, bemerkten wir einen Uebelstand, der bei einem Wege von vierzehn Tagen nicht ohne Wichtigkeit war; es gab keine Betten an Bord. Die gepolsterten Bänke, die das Zimmer rings umgaben, waren so schmal, daß es unmöglich war, darauf zu schlafen. Die Kellner wiesen uns zwar kleine Bretter an, die man wie Schubladen hervorzog, und auf die es nicht unmöglich war, ein winziges Kissen zu legen; aber die Brettchen waren kaum drei Fuß lang, man konnte also nur darauf sitzen oder mußte, wenn man lag, die Füße herabhängen lassen. Wir fügten uns natürlich in alle diese Anforderungen und hatten uns bereits, Jeder nach seinen Kräften, bequem gelagert, als ein dumpfes Summen immer stärker und stärker werdend uns umkreiste. Die Lichter waren zwar ausgelöscht, aber doch war leider kein Zweifel mehr, daß sich Tausende von europäischen Muskito's unser bemächtigen wollten. Wir sprangen auf und schrieen wie die Besessenen. Die Kellner kamen herbei, brachten uns mehrere Fetzen grüner Gaze, mit denen wir uns verschleierten, um ungestört weiter zu schlafen. Aber die Muskito's waren unanständig genug, unsere Schleier nicht zu respektiren, das Gesumme brach schöner als je von neuem los. Mir war als würde ich mit Zangen zerfleischt, und vor Wuth stieß ich mit den Füßen an den Verschlag vor unseren sogenannten Betten, daß er einzustürzen drohte; in dem Augenblick hörte ich einen meiner Nachbarn sich eine schallende Ohrfeige versetzen. Famiglia del diavolo! schrie der Lazarist; der Teufel! brüllte der Holländer, und unsere französischen Flüche vervollständigten das Konzert. Im selbigen Moment, den ich nie vergessen werde, fing ein Kind auf dem Verdeck zu schreien an, während ein musikfuller Matrose auf der Klarinette die Arie: a, e, e, a — a, e, e, a mit unverwüstlicher Beharrlichkeit blies und wieder blies. An ein Einschlafen war also nicht zu denken; wir ließen uns die Ingredienzien zu einem Punsch ohne Ende herbeischaffen und verbrachten mit seiner Hülfe die Nacht. Mit Tagesanbruch lichtete unser Schiff die

Ufer. Das Wetter war regnicht und die Gegend öde und sumpfig. Das bulgarische Ufer hat noch einige Weiden aufzuweisen, das walachische aber ist niedriger und öder. Nur von Zeit zu Zeit sieht man einen Walachen vom Sanitätskordon mit dem Gewehr auf den Schultern hin- und hermarschiren. In der Walachei nämlich muß Alles Quarantaine halten, was über die Donau setzt; selbst bei schlechtem Wetter darf sich kein Schiff auf das linke Ufer flüchten, obgleich dasselbe an vielen Stellen allein einen Schutz bietet, sondern es wird mit Flintenschüssen zurückgetrieben. Dies Verhältniß der beiden Ufer, von denen das eine für inficirt gilt, das andere die Ansteckung fürchtet, war bisher eines der Haupthinderniße für die Donauschifffahrt. — Gegen Mittag nahm der Regen in solchem Maße zu, daß wir in den Saal flüchten mußten. Hier legten wir unsere Kleider ab und zogen mit Servietten gegen die Muskito's zu Felde. Wir kämpften so hartnäckig, daß alles Holzwerk bald wie rothgefärbt aussah. Dabei bemerkte ich in den Sitten der Muskito's eine Sonderbarkeit, die mir noch kein Naturforscher erklären konnte. Wir hatten sämmtlich zerstochene und angeschwollene Gesichter; nur der Capitain und die Matrosen waren verschont geblieben. Denn die Muskito's greifen nur die Fremden an und lassen ihre Landsleute in Frieden. In Cadix und Malaga, wo sie sehr zahlreich sind, haben sie denselben Patriotismus; die Reisenden werden lebendig verzehrt, und die Eingebornen schlafen in Ruhe. Man hat mir versichert, daß wenigstens drei Jahre nöthig sind, um sich in ihren Augen zu naturalisiren. Der Doktor konnte mir diese Erscheinung nicht erklären, dafür aber erzählte mir der Blutegelhändler eine türkische Parabel, die lehren soll, warum die Schwalben ihr Nest auf die Dächer der Menschenwohnungen bauen. Die Muskito's nämlich haben in dieser Geschichte auch eine Rolle.

Es war einmal ein König, der halb Mensch, halb Fisch war. Dieser König wollte eines Tages wissen, welches von allen Thieren das süßeste Blut hätte, und schickte die Insekten hierhin und dorthin, um das auszukundschaften. Die Muskito-Fliege kam zuerst wieder und brachte den Bescheid, nach ihrem Geschmacke sey unstreitig das Blut der Menschen das angenehmste. Der König, der die Menschen nicht gut leiden mochte, war entzückt von dieser Kunde und befahl alsbald, man sollte ihm ein Bad von Menschenblut bereiten, einen See, in dem er umherschwimmen und wohnen könnte. Da schoß die Schwalbe, die Alles mit angehört hatte, auf ihn hernieder und biß ihm mit solcher Gewalt in die Zunge, daß er von Stund ab stumm war. Als er in seinem Grimme sie fassen wollte, war sie davongeflogen, und von der Höhe des Himmels rief sie ihm zu: „Von nun an will ich bei den Menschen wohnen, die ich gerettet habe, und du wirst es nicht wagen, mich dahin zu verfolgen!" — Die Türken haben viele dergleichen Parabeln, durch welche sie sich auf faßliche Weise viele Dinge erklären, über die sich unsere Gelehrten die *Köpfe zerbrechen*.

So verlebten wir den ersten Tag auf der Donau. Von nun ab aber werde ich nicht mehr von den Muskito's sprechen, denn oberhalb Silistria, das wir nach einer Fahrt von sechs Stunden erreichten, giebt es keine einzige mehr. Ernster noch als die Gefahr, die dem Reisenden von den Insekten droht, ist die, welche die malaria zwischen Belgrad und der Mündung mit sich bringt. Die sumpfigen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Ufer der Donau sind an und für sich ungesund, besonders aber nach einer lang anhaltenden Hitze. In der ersten Nacht unserer langsamen Fahrt wurden zwei von unseren Reisegenossen vom Fieber befallen und wir selbst, durch die immer wachsende Anzahl der Passagiere und die unerträgliche Hitze in der Kajüte selbst nach dem Verschwinden der Mücken genöthigt, auf dem Verdeck zu schlafen und uns dem kalten Morgenwinde auszusetzen, waren um unsere Gesundheit besorgt. Silistria, das wir mit Tagesanbruch verließen, — denn man fährt, wenigstens unterhalb Belgrads, noch nicht des Nachts auf der Donau — hat wenig Bedeutung, kaum einige geschichtliche. Die Stadt ist bekannt durch ihre heldenmüthige Vertheidigung gegen die Russen im Jahre 1828 und blieb nach ihrer Einnahme durch dieselben bis 1835 unter russischer Herrschaft.

Das Wetter war heiter geworden, und wir gingen auf's Verdeck, wo uns statt der Muskito's eine unzählige Menge von Blutegeln erwartete, mit denen in Bulgarien ein bedeutender Handel getrieben wird. Unser Italiäner hatte, wie er mir sagte, ohne die Eingebornen, die für ihn in den Sümpfen die Blutegel fischten, mehr als hundert Menschen, meist Franzosen, in seinem Solde, die ihm die Waaren weiterschafften. Durch die Dampfschiffe wird dieser Handel bedeutend erleichtert; die Blutegel, die man bisher auf Pferden transportirte, kommen jetzt ohne große Kosten und Gefahren und dazu bedeutend rascher bis Semlin, wo eigens für sie eingerichtete Wagen bereit stehen, um sie mit Postpferden bis nach Frankreich zu befördern. Wir hatten ihrer mehrere Zentner an Bord. Sie waren auf verschiedene Weise gepackt; die einen reisten in kleinen Fäßern, die halb mit Thon und Moos gefüllt waren, andere staken zu Tausenden in nassen Leinwandsäcken. Jeden Abend nach Sonnenuntergang ließ man sie auf folgende Weise ein Bad nehmen: Eine ungeheure Wanne voll Wasser wurde auf das Verdeck gehißt und der ganze Inhalt der Fäßer und Säcke hineingeschüttet. Man denke sich eine Lage dieses häßlichen Gewürmes von drei Ellen Breite und drei Fuß Tiefe nach Herzenslust in der Wanne umherkriechen, und man wird sich einen Begriff von dem ekelhaften Anblick machen können, der sich uns darbot. Um das große Faß wieder auszuleeren, schürzten sich die Diener unseres Italiäners die Aermel bis an die Schultern zurück, steckten die Arme in das scheußliche Gewimmel und holten immer eine Handvoll Blutegel heraus. Die Thiere, die unstreitig sehr hungrig waren, hingen sich alsbald an das frische Fleisch, und die armen Leute hatten alle Mühe, sie von ihren Armen loszureißen. — Man hat lange in der gelehrten Welt darüber gestritten, auf welche Weise sich der Blutegel fortpflanze; für die Leute in Bulgarien war dies nie ein Geheimniß. Nach ihrer Aussage ist er ein Eierleger. Um den August herum wird er um das Doppelte dicker, ein gelber Streifen zeigt sich auf seinem Bauche, und bald darauf legt er ein Häufchen zusammengeballter Eier, das er am Ufer seines Teiches tief in die Erde versteckt. Das Häufchen enthält zehn bis zwölf Blutegel, die erst nach vier Jahren ihre gesetzmäßige Größe erlangen. In der Laichzeit ist der Blutegel zu nichts nütze und wird dann nicht gefangen.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Alexander Turgeniew.

Die Nachricht von dem im vorigen Monat erfolgten Ableben dieses achtungswerthen russischen Gelehrten hat auch unter seinen zahlreichen Freunden in Deutschland schmerzliches Bedauern erregt, und mit Theilnahme wird man daher den nachstehenden Lebensabriß lesen, den wir nach einem Artikel des Semeur bearbeiten:

Alexander Iwanowitsch Turgeniew war im Jahre 1784 geboren und stammte von einer alten und sehr angesehenen Familie im Gouvernement Simbirsk ab. Mit großem Eifer und mit Auszeichnung studirte er auf der Universität Göttingen, wo der berühmte Schlözer ihn seinen Lieblingsschüler nannte. Im Jahre 1802 faßte er den Entschluß, über die Geschichte, die Einrichtungen, die Literatur und die Civilisation der slawischen Völker vollständige Materialien zu sammeln, in der Absicht, dieselben zu einer allgemeinen übersichtlichen Darstellung zu ordnen, wie sie damals für die Gesammtheit der ethnologischen Wissenschaften noch ganz und gar fehlte; mit Recht kann man Turgeniew die Ehre zusprechen, den Weg dazu eröffnet zu haben, auf dem ihm jetzt höchst verdienstvolle Schriftsteller gefolgt sind. Die Reisen, welche die Vorbereitung zu einem so schwierigen Werke erforderte, nahmen den jungen Gelehrten während des Jahres 1806 in Anspruch; da eröffnete ihm die Freundschaft des Herrn von Nowosilzov eine Laufbahn im Staate. Es war damals die Periode, wo eine Anzahl meist junger Männer, angespornt durch die lebhaften und herzlichen Aufmunterungen des Kaisers Alexander, mit feuriger und edler Seele sich bemühten, im russischen Reiche die geistige Kultur zu fördern, die Gesetzgebung zu ordnen, die Religiosität neu zu beleben und den moralischen Einfluß des Reiches nach Außen hin zu vergrößern. Turgeniew folgte seinem Chef, Nowosilzov, zu den Friedens-Verhandlungen nach Tilsit; dort lernte er in der Nähe die gigantischen Ideen des Mannes kennen, der damals Gebieter über den ganzen Kontinent von Europa war, und er erkannte nur zu sehr, welcher täuschende Schimmer und welche drohende Gefahr für das Glück und die Civilisation der Völker mit diesen Ideen verbunden sey. Nach seiner Rückkehr wurde Turgeniew einem Comité des Staatsrathes beigegeben, welches eine regelmäßige Gesetzgebung für alle Zweige der Justiz und der Verwaltung vorbereitete; später wurde er, ohne seine bisherige Stellung aufzugeben, Staats-Secretair, und zwar im Departement der „fremden Kulte", in demjenigen Ministerium, dessen Chef Fürst Alexander Galitzin war.

In dieser eben so schwierigen als hohen Stellung wußte sich Turgeniew den unermüdlichen Eifer der Jugend zu erhalten und zugleich jene weise Mäßigung zu erreichen, die selbst dem reiferen Alter nicht immer eigen ist. Das Streben des Ministeriums war, vorzüglich auch auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, dahin gerichtet, über die gesammte russische Monarchie slawische Uebersetzungen der heiligen Schrift zu verbreiten. Auf diesem friedlichen Kreuzzuge spielte Turgeniew eine Rolle, deren Erinnerung ihm stets die höchste Genugthuung gewährte. Obwohl selbst von Ehrfurcht für die herrschende Kirche erfüllt, gewährte er doch in Allem, was von ihm abhing, den anderen im Reiche anerkannten Religionen die Wohlthat der ausgedehntesten und aufrichtigsten Duldung. Die Segnungen, die ihm zu Theil wurden für die Unparteilichkeit, womit er allen diesen so verschiedenen Formen der Anbetung Gottes die Ueberwachung und den Schutz der Gesetze angedeihen ließ, diese Segnungen, die ihm in gleichem Maße die ältesten Provinzen des unermeßlichen Reiches wie die jüngst erworbenen ertheilten, vermehrten in Turgeniew noch die glühende Liebe zum Guten. Mit Wärme sprach er im Gesetzgebungs-Comité für eine Milderung und bessere Abstufung der Strafgesetze; er machte den unermüdlichen Vermittler und Anwalt für alle Unterdrückten: nie fürchtete er, mit seiner Milde ungelegen zu kommen, und in der That verfehlte er selten seinen Zweck. Die gewichtige Frage der Emancipation der Leibeigenen beschäftigte Turgeniew unabläßig von seinem Eintritt in das öffentliche Leben bis zu seinem letzten Athemzuge. Er selbst strebte eifrig, das Loos derjenigen zu verbessern und zu sichern, die auf seinen Erbgütern lebten, und that dafür Alles, was die gründlichste Kenntniß der Landesgesetze und das lebhafte Gefühl der Humanität ihm nur irgend als wirksam zeigten.

So vergingen für Turgeniew siebzehn Jahre in Arbeiten und Bestrebungen, deren endliche Erfolge zu sehen ihm nicht beschieden war. Im Jahre 1825 änderten sich die Ansichten des Ministeriums in Betreff der Gesellschaften für Verbreitung der Bibeln in slawischen Sprachen, und Turgeniew, der diese Institute mit aufrichtiger Sympathie vertheidigt hatte, verließ die Stellung, die er im Kultus-Ministerium einnahm. Kaiser Alexander, sein Wohlthäter, der Fürst, auf dem vorzüglich das Gebäude seiner Hoffnungen ruhte, starb in der Blüthe der Jahre, und bei der Thronbesteigung des neuen Monarchen brachen in den höheren Kreisen der Gesellschaft heftige Stürme aus. Als diese Stürme sich entfesselten, reiste Turgeniew zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, die

Arbeit und Sorgen wankend gemacht hatten, in das Ausland. In seinen wärmsten und heiligsten Gefühlen unheilbar verletzt, hielt er es für seine Pflicht, aller Theilnahme an den inneren Angelegenheiten Rußlands zu entsagen, um dadurch um so mehr im Stande zu seyn, seine Sorgfalt den Seinigen zu widmen. Nichtsdestoweniger behielt er den Rang und die Titel, die seine früheren Stellen ihm verschafft hatten, und traf er die nöthigen Veranstaltungen, um auch durch seine Reisen dem Lande seiner Geburt einen direkten Nutzen zu verschaffen.

Turgeniew widmete seitdem einen bedeutenden Theil seiner Zeit den Forschungen in den Archiven von Rom, Paris und London, wo er aus ungedruckten, ja größtentheils noch unbekannten Dokumenten schöpfte, deren Veröffentlichung die Geschichte seines Vaterlandes vielfach aufzuhellen im Stande war.*) Die zukünftigen Geschichtschreiber der russischen Monarchie werden aus diesen lichtvollen Arbeiten den größten Nutzen ziehen, besonders für die ehemaligen kommerziellen und diplomatischen Verbindungen des Zaren-Reiches mit den Staaten des westlichen Europa. Ein anderes Lieblingsgeschäft Turgeniew's bestand darin, seine eben so ausgebreitete als mannigfaltige Korrespondenz, die Erinnerungen an ein eben so thätiges als bewegtes Leben, zu ordnen. Mitten unter diesen Beschäftigungen nahm das Studium der heiligen Schrift, das er frühzeitig begonnen und während aller Veränderungen seiner öffentlichen Laufbahn unermüdet fortgesetzt hatte, mehr und mehr einen beträchtlichen Theil von Turgeniew's Tagewerk ein. Er las mit Begierde, was die deutschen Exegeten, die englischen Gelehrten, französische und schweizer Theologen von Jahr zu Jahr über diesen unerschöpflichen Gegenstand zu Tage förderten. Die Ehrfurcht, welche er seit seiner Jugend für das göttliche Wort gezeigt hatte, wurde in seinem Herzen immer inniger, in seiner Rede immer mehr überzeugend. Die Verbreitung der heiligen Schrift in allen Theilen der christlichen Welt, besonders aber unter den Slawen, hörte nicht auf, der Hauptgegenstand seiner Wünsche zu seyn, auch als es ihm nicht mehr vergönnt war, selbstthätig dabei mitzuwirken. Sein Geist, sonst geneigt zur Diskussion, beruhigte sich wie in dem Besitze eines bewährten Schatzes, wenn er in der schönen Uebersetzung, welche die Grundlage der slawischen Literatur ausmacht, diejenigen Seiten las und wieder las, welche er für einen unmittelbaren Ausfluß der göttlichen Inspiration hielt. Diese Gabe des Himmels verbreitete eine ruhige Klarheit über seinen Geist unter den harten Prüfungen, die ihm in seinen letzten Lebensjahren auferlegt waren.

Wenn er sich bisweilen streng gegen sein Vaterland und Volk zeigte, so war es darum, weil ihm von allen Erniedrigungen Schmeichelei gegen die Menge als die am wenigsten zu entschuldigende erschien, gegen die Menge, die immer so gern bereit ist, sich durch verderblichen Weihrauchduft betäuben zu lassen. Aber die Freude, womit er jeden wahren Fortschritt begrüßte, den das russische Volk errungen hatte, die Bewegung, mit der er jeden ehrenvollen Zug aus seiner Erinnerung aufzeichnete, geben hinlänglich Zeugniß von jener eigenthümlichen und rührenden Mischung von kindlicher Zuneigung und väterlicher Besorgtheit, mit der sein Herz für alle Angelegenheiten Rußlands erfüllt war. Das Wiedererwachen des slawischen Geistes in unseren Tagen hatte Turgeniew gewissermaßen vorbereitet, und er unterstützte diese Bestrebungen mit einem auf Erfahrung gegründeten und durch Reflexion gereiften Eifer; aber er empfahl zugleich seinen Landsleuten, das Band, welches Civilisation und Geschichte zwischen ihnen und den Völkern des westlichen Europa geknüpft hatten, nicht zu lösen, sondern im Gegentheil fester zu schlingen. Bis zu seinem letzten Athemzuge rieth er stets mit unerschrockener Freimüthigkeit den mit der Gegenwart Unzufriedenen das Studium der Vergangenheit, den Machthabern Mäßigung, den Lenkern der Geschicke so vieler Völker Wohlwollen. Parcere subiectis war die Lieblingsmaxime dieses sanften und doch so festen Geistes, der mehr als irgend Jemand bewies, wie die Liebe für alle Zweige der menschlichen Gesellschaft sich mit dem Dienste für das Vaterland wohl vereinigen läßt.

Turgeniew war seit einer Reihe von Jahren abwesend von Rußland, als eine scheinbare Verbesserung seines Gesundheitszustandes ihn verleitete, noch einmal die Reise nach Moskau zu wagen. Er verließ Paris, wo innige Familienverbindungen ihm seit langer Zeit einen häuslichen Heerd gegründet hatten, begab sich zuerst nach Deutschland und hielt sich dort lange bei einem erhabenen Freunde der Wissenschaft auf. Später durchreiste er Polen und brachte den letzten Herbst seines Lebens in der ländlichen und friedlichen Gegend zu, welche die alte Hauptstadt der östlichen Slawen umgiebt. Trotz der gefahrerrohenden Rückkehr von Symptomen, die eine völlige Erschöpfung seiner Kräfte andeuteten, folgte er mit einer oft beredten Sympathie der Herausgabe der historischen und religiösen Schriften, welche die wissenschaftlichen Gesellschaften Moskaus in letzter Zeit in so großer Zahl veröffentlicht haben; er sprach von diesen Arbeiten voll der besten Erwartungen und mit vielem Interesse in seinen Briefen, welche seinen Freunden in Frankreich und Deutschland in Betreff seiner baldigen Rückkehr Hoffnungen erregten, denen die plötzliche Verschlimmerung seines Uebels ein schnelles Ende machen sollte. Turgeniew starb den 15. Dezember 1845. Bei der Nachricht von seinem Tode zeigte sich in Moskau eine allgemeine schmerzliche Theilnahme. Der Metropolit vollzog in eigener Person die priesterlichen Functionen und folgte dem Zuge zu Fuß. Der Sarg wurde von Freunden getragen, und die vornehmsten Bewohner der Stadt begleiteten ihn bis zu dem entfernten Orte, den man zur letzten Ruhestätte für ihn ausersehen hatte.

*) Monumenta historiae patriae, edita ab Alexandro Turgenevo. Vol. I. et II. Petropoli 1840 et 42. Der dritte Band wird binnen kurzem erscheinen.

Mannigfaltiges.

— Zur Verbrecher-Statistik. In einer der letzten Sitzungen der „statistischen Gesellschaft" in London legte Herr Whitworth Russell, Inspektor der Gefängnisse, sechzehn verschiedene Tabellen zur Statistik der Verbrechen in England und Wales von 1839—1843 vor, woraus leider zu ersehen ist, daß in diesen fünf Jahren die Zahl der vor die Assisen und Quarter-Sessions gestellten Verbrecher um 13½ pCt. und die der von den Polizeirichtern verurtheilten Vergehungen um 20½ pCt. zugenommen, so daß im Ganzen die Zahl aller zur richterlichen Ahndung gekommenen Verbrechen und Vergehen im Laufe von fünf Jahren um ein Drittel ihrer früheren Anzahl sich vermehrt hat. Die größte Zunahme fand im Jahre 1842 statt, welches eine verhältnißmäßig schlechte Aerndte hatte, während im folgenden Jahre, bei guter Aerndte und wohlfeileren Preisen der Lebensmittel, die Zahl der Verbrechen eher ab- als zugenommen hat. Bei Vorlegung seiner Tabellen bemerkte Herr Whitworth Russell unter Anderem: „Die Philosophie des Verbrechens, die Wissenschaft, die den Ursachen desselben nachforscht, seine Ausdehnung kennen lehrt und die geeignetsten Mittel zur Verbeugung des Verbrechens uns angiebt, befindet sich fast noch in der Kindheit. Bereits hat sie jedoch, wegen des Wohlthätigen ihres Zweckes und wegen des vielversprechenden Erfolges ihrer Leistungen, rasche Fortschritte gemacht und vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mit dem Worte „Verbrechen" bezeichnen wir eine Verletzung der Landesgesetze und nicht eine Verletzung des göttlichen Gesetzes; solche Ueberschreitungen nennen wir, wie auch schon Locke in seinem Human Understanding unterscheidet, „Sünden", gleichwie wir die Verletzungen des Sittengesetzes oder des Gesetzes der Meinung „Laster" nennen. Hieraus folgt, daß, wenn wir den Umfang der Verbrechen in einem Lande darzulegen versuchen, sein moralischer Charakter und Zustand dabei nicht in Betracht kömmt, weil wir die Sünden und Laster des Volkes keiner Kontrole unterwerfen." — Eine bereits vielfach gemachte Erfahrung wird auch durch die Tabellen des Herrn Whitworth Russell bestätigt, daß nämlich Mangel an Unterricht sehr viel zur Ausbreitung des Verbrechens beiträgt. Es befanden sich nämlich unter der Gesammtzahl der während der fünf Jahre von 1839—43 in England und Wales (ohne Schottland und Irland) angeklagten und verurtheilten Verbrechen und Vergehen,

begangen von Leuten, die				
weder lesen noch schreiben konnten	9530	oder 35 pCt.	26924	oder 38 pCt.
blos lesen konnten	6329	„ 22½ „	13932	„ 20½ „
unvollkommen zu lesen und schreiben wußten	9398	„ 33½ „	22278	„ 33½ „
gut lesen und schreiben konnten	2627	„ 9½ „	2657	„ 8½ „

— Die Zigarren-Fabriken in Manilla. Wie alle andere Zweige der Industrie, so ist auch die Fabrication der Zigarren in Manilla von der Stückarbeit zur Arbeit im Großen übergegangen. Es giebt vielleicht in der ganzen Welt keine Anstalt, die so groß und mit Arbeitern so bevölkert ist, als die beiden Fabriken in Manilla, die dazu bestimmt sind, jene dunkeln Blätter der Nikotiana zu bearbeiten, zusammenzurollen und auszufasern, welche die Lippen unserer „Löwen" und selbst unserer vorgeschrittenen „Löwinnen" in duftende und berauschende Spirallinien verwandeln. Der wunderbare Distrikt Lowell in Amerika, der von einer unruhigen Kolonie geschäftiger Amazonen bevölkert ist und wo nach Dickens selbst Piano's von Aktiengesellschaften gemeinschaftlich gehalten werden, selbst dieser wunderbare Distrikt kann sich, was die Zahl und die Concentration der Arbeiter betrifft, mit den Fabriken von Manilla nicht messen. Der Capitain Wilkes hat uns von denselben in dem Journal der amerikanischen Expedition mittheilenswerthe Einzelnheiten berichtet. Die größere der beiden Fabriken besteht aus einem zweistöckigen Gebäude, das von ungeheuren Magazinen umgeben ist. Rings herum läuft eine Ringmauer, an deren Thoren Schildwachen und Wachtposten aufgestellt sind. Die Hauptwerkstätte ist im zweiten Stock. Es ist ein ungeheurer Saal, der in sechs Räume getheilt ist und wo beständig an 8000 Frauen arbeiten. Die Arbeiten werden an Tischen ausgeführt, die ungefähr 18 Zoll Höhe bei 18 Fuß Länge und 3 Fuß Breite haben. An jedem dieser Tische sitzen funfzehn Frauen, neben welchen ungeheure Haufen Tabak liegen. Man schätzt die tägliche Arbeit jeder Frau auf 200 Zigarren, was für eine einzige Werkstätte die ungeheure Menge von 1,600,000 Zigarren täglich und 500 Millionen jährlich giebt. Der Arbeitstag hat zwölf Stunden, mit Inbegriff zweier zum Essen und zur Erholung bestimmten Stunden; der Lohn ist durch eine schreckliche Konkurrenz sehr herabgedrückt. Ueberall herrscht die sorgfältigste Reinlichkeit, doch überall würde auch der heimliche Diebstahl des Tabacks herrschen, wenn die Vorgesetzten nicht durch eine Aufsicht von drakonischer Strenge denselben erstickten. So oft die Arbeiter und Arbeiterinnen die Werkstätten verlassen, werden sie, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, durchsucht. Diese Durchsuchungen, die nichts undurchsucht lassen, könnten leicht einer Bevölkerung von Arbeiterinnen, deren Alter vom 15ten bis zum 45sten Jahre aufsteigt, sittlich sehr nachtheilig werden. Doch der Capitain Wilkes beruhigt uns durch die Versicherung, daß er nie und nirgends so häßliche Frauen gesehen, als die, welche mit dem Zusammenrollen des Tabacks in Manilla beschäftigt sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin der Verl. u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 14. Berlin, Sonnabend den 31. Januar 1846.

Frankreich.

Fragmente aus Cousin's Moralphilosophie.

Victor Cousin, der französische Plato, Aristoteles, Locke, Kant, Hegel u. s. w. u. s. w. — denn seine Philosophie, ein Eau de mille fleurs, „umfaßt", nach seinen eigenen Worten, „alle Entwickelungsstufen des menschlichen Geistes" — Victor Cousin geht damit um, die Vorlesungen, die er von 1815—20 im Collége de France gehalten, herauszugeben. Aus denselben ist uns ein Bruchstück über die Philosophie der Moral zu Gesicht gekommen, das wir unseren Lesern mittheilen, da die Ethik derjenige Theil der Philosophie ist, über den wir Alle gedacht haben, an dem wir Alle mitarbeiten: *)

„Die Philosophie bemächtigt sich keines fremden Gebietes, aber sie ist nicht gesonnen, ihr Recht auf die Prüfung aller derjenigen Thatsachen aufzugeben, in denen sich die allgemeine Menschennatur kundgiebt. Jede Philosophie, die nichts mit der Moral zu thun hat, ist ihres Namens unwürdig, wie jede Moral, die nichts von dem Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft weiß, ohnmächtig ist und der Menschheit in ihren harten Prüfungen keinen Rath wird geben können.

„Die Philosophie hat zwei verschiedene Wege vor sich; sie kann von zwei Dingen eines thun, entweder annehmen, was die Stimme der Zeit ausspricht, es begründen und entwickeln und so die Welt in ihrem Glauben befestigen, oder sie geht von diesem oder jenem Prinzipe aus, läßt diejenigen von den allgemein gültigen Meinungen zu, die sich mit ihrem Prinzipe vertragen, während sie die übrigen entweder künstlich demselben anpaßt oder völlig verwirft. Die letztere Verfahrungsweise ist es, was man „ein System konstruiren" nennt.

„Die philosophischen Systeme sind nicht die Philosophie; die Philosophie steht so weit über ihnen, als ein Grundsatz über seinen Anwendungen. Die philosophischen Systeme streben danach, die Idee der Philosophie zu verwirklichen, wie die bürgerlichen Einrichtungen die der Gerechtigkeit darstellen wollen, wie die Künste, so gut sie können, das Ideal der Schönheit zur Erscheinung bringen, wie die Wissenschaften eine Universal-Wissenschaft zum Ziele haben. Die philosophischen Systeme sind nothwendiger Weise unvollkommen, denn sonst hätte es nie zwei in der Welt gegeben. Zu preisen sind sie schon, wenn ihre Herrschaft, so kurz sie auch war, nur einigen Segen brachte, wenn sie, trotz einiger unschuldigen Irrthümer, in den Seelen ihrer Bekenner die heilige Liebe zum Wahren, zum Schönen, vorzüglich aber zum Guten anzufachen verstanden ....

„In der Mitte des 18. Jahrhunderts, gegen Ende der Regentschaft und während der Regierung Ludwig's XV., kam die englische Philosophie Locke's nach Frankreich, entwickelte sich dort den Neigungen der Zeit gemäß und rief eine berühmte Schule hervor, deren Anhänger noch heute unter uns zu finden sind. Aber sie steht in völligem Widerspruch mit dem neuen Geiste, mit den Einrichtungen und Sitten, die aus der französischen Revolution hervorgegangen sind. Das neunzehnte Jahrhundert, unter dem Sturmgeläute der Revolution geboren, in der strengen Schule der Kriege großgezogen, kann sich nicht vertreten setzen in einer Philosophie, die sich unter dem Schutze des weichlichen Hofes von Versailles entwickelte und wohl geschaffen ist für die letzten Jahre einer altersschwachen Despotie, aber nicht für das mühevolle Leben einer jungen Freiheit, die von Gefahren umringt ist. Was mich betrifft, so habe ich meine Wahl getroffen zwischen jener sensualistischen Philosophie und dem ewigen Glauben an die Menschheit, der das dringendste Bedürfniß der neuen Gesellschaft geworden ist, und nachdem ich jene Philosophie in ihrem theoretischen Theile bekämpft habe, stehe ich nicht an, auch die Moral zu bekämpfen, die nothwendig aus ihr hervorgehen mußte und die so lange die Gemüther beherrscht hat, ich meine die Moral des Eigennutzes.

„Erkennen wir zuvörderst an, daß diese Moral eine zwar ins Extrem getriebene, aber bis auf einen gewissen Punkt zu rechtfertigende Reaction gegen die übermäßige Strenge der ascetischen Moral ist, welche die Sinnlichkeit ertödtet, anstatt sie zu regeln, und, um die Seele vor Leidenschaften zu bewahren, ihr auferlegt, eine Art Selbstmord zu begehen und alle natürlichen Neigungen zu opfern.

„Der Mensch ist weder, wie Epiktet will, ein duldender Sklave, der das Unglück erträgt, ohne es besiegen zu wollen, noch, wie der Verfasser der Imitation meint, der engelgleiche Bewohner eines Klosters, der sich nach dem Tode, als nach einer Befreiung, sehnt und ihn, so viel an ihm ist, durch stete Buße und stumme Gottesverehrung beschleunigt. Das menschliche Leben ist kein Gefängniß, noch die Welt ein Kloster. Die Neigung zum Vergnügen, die Leidenschaften selbst haben ihre Berechtigung unter den Bedürfnissen der Menschheit. Entweder das Leben ist ein unverständliches Unding, das man so bald als möglich von sich werfen muß, oder es hat seinen Werth und ein Ziel, das seines Schöpfers würdig ist. Die erste Bedingung aber, um einen richtigen Gebrauch davon zu machen, ist, es zu behalten. Das erste Band jedoch, das den Menschen ans Leben knüpft, ist das Vergnügen. Nehmt ihm dies, und es hat seinen Reiz verloren. Unterdrücket die Leidenschaften, so wird zwar keinerlei Ausschweifung mehr begangen werden, aber die Schnellkraft des menschlichen Geistes ist dahin; weht kein Wind, so steht das Schiff still und sinkt bald in den Abgrund. Denkt euch ein Wesen, dem die Eigenliebe, der Trieb der Selbsterhaltung, die Furcht vor dem Leiden und vornehmlich die Furcht vor dem Tode fehlt, das weder Sinn für das Vergnügen, noch für das Glück hat, kurz ein Wesen, das alles persönlichen Interesses bar ist: wird dies lange den unzähligen zerstörenden Einflüssen widerstehen können, von denen es umringt ist, wird es einen Tag überdauern? Es ist unmöglich, daß sich aus solchen Menschen eine Gesellschaft, eine Familie bilde und erhalte. Der den Menschen gemacht und gewollt hat, daß er sich erhalte und entwickele, hat die Sorge für sein Werk nicht der Tugend und Frömmigkeit allein überlassen, er gab der Erhaltung und Entwickelung der menschlichen Gesellschaft auch einfachere und sicherere Stützen, er gab dem Menschen die Eigenliebe, den Trieb der Selbsterhaltung, die Leidenschaften, die sein Leben bewegen, Hoffnung, Furcht, Liebe, Ehrgeiz, kurz jenes persönliche Interesse, das uns mächtig treibt, ohne Unterlaß unsere Lage in der Welt zu verbessern.

„Man sieht, wir wollen der Moral des Eigennutzes die Gültigkeit ihres Prinzips nicht streitig machen; wir sind überzeugt, daß dies Prinzip an sich wahr und in dem Weltplan begründet ist. Nur das fragt sich, ist es das einzige, was die Welt bewegen soll, und giebt es nicht neben ihm noch andere, die eben so wahr und eben so gesetzmäßig sind? ....

„Man darf Macht und Recht nicht mit einander verwechseln. Ein Wesen kann eine ungeheure Macht besitzen, wie des Orkans, des Blitzes, kurz eine von den zertrümmernden Kräften der Natur; wenn es nicht auch Freiheit besitzt, wenn die blinde Furchtbarkeit seine einzige Eigenschaft ist, so ist es keine Person und hat darum keine Rechte. Es kann den größten Schrecken einjagen, aber es hat keinen Anspruch auf unsere Achtung. Man hat ihm gegenüber keine Pflichten.

„Die Pflicht und das Recht sind Geschwister. Ihre gemeinsame Mutter ist die Freiheit. Sie sind an demselben Tage geboren, entwickeln sich miteinander und gehen miteinander unter. Man könnte selbst sagen, Recht und Pflicht sind dasselbe, nur von verschiedenen Seiten betrachtet. Denn was ist mein Recht auf deine Achtung Anderes, als deine Pflicht, mich zu achten, weil ich ein freies Wesen bin? Aber du selbst bist frei, und was mein Recht und deine Pflicht begründet, begründet bei mir eine gleiche Pflicht und bei dir ein gleiches Recht.

„Wenn ich gleich sage, so meine ich die Gleichheit in ihrer strengsten Bedeutung, denn die Freiheit und nur die Freiheit ist sich selbst gleich. Nur daß wir Personen sind, macht uns einander gleich. In allem Uebrigen sind wir Menschen verschieden, denn selbst in der Aehnlichkeit liegt noch Verschiedenheit. So wie es nicht zwei Blätter giebt, die ganz dieselben wären, so giebt es nicht zwei Menschen, die an Körper, Gemüth und Geist dieselben sind. Aber zwischen dem freien Willen des einen Menschen und dem des anderen läßt sich kein Unterschied denken. Ich bin frei, oder ich bin es nicht. Bin

*) Wir können nicht umhin, hier eine Anekdote einzuschalten, die uns von guter Hand mitgetheilt worden und die ein Beweis seyn kann, mit welchem Interesse auch jetzt noch Herr Cousin, der bekanntlich eine Zeit lang ein Zuhörer Hegel's in Berlin war, auf das jenige blickt, was in Deutschland und besonders in dieser Hauptstadt auf philosophischem oder vielmehr auf religiösem Gebiete sich bezieht. Ein junger französischer Gelehrter, der kürzlich von einer Reise zurückgekehrt war, wünschte Zutritt bei dem Direktor der Universitätsstudien seines Vaterlandes, der sich indessen nur in Ausnahmsfällen sprechen läßt. Jener, um sich interessant zu machen, ließ sich daher mit dem Beisatz anmelden, daß er so eben aus Deutschland komme. Sofort wurde er in das Vorzimmer eingelassen, und schneller als den übrigen dort wartenden Personen öffneten sich ihm auch die Flügelthüren des Audienzzimmers. „Sie kommen aus Deutschland?" rief ihm Herr Cousin entgegen; „waren Sie auch in Berlin?" — „Ich bedauere; nach dem Norden bin ich nicht gekommen." — „Nun, dann habe ich Ihnen nichts zu sagen", fiel der ehemalige Minister ein, „und Sie werden mich entschuldigen, da meine Zeit sehr zugemessen ist." — Betroffen zog sich der junge Gelehrte zurück, der seitdem abermals nach Deutschland und zwar direkt nach Berlin gereist ist, um das nächstemal dem Meister über das berichten zu können, was ihn am meisten interessirt.

es, so bin ich es in eben dem Grade als du, und du in dem Grade als ich. Es giebt hier kein Mehr und Weniger. Jede moralische Person ist eine solche mit demselben Rechte, als eine andere. Der Wille, der der Sitz der Freiheit ist, ist in allen Menschen derselbe. Er kann in seinem Dienste verschiedene Mittel, materielle oder geistige, haben; aber die Mittel, deren sich der Wille bedient, sind nicht er selbst, denn sie kommen ihm nicht wesentlich zu. Die einzige freie Macht ist die des Willens; sie ist es, deren Natur es ist, frei zu seyn. Wenn der Wille Gesetze anerkennt, so sind diese Gesetze nicht Triebfedern, die ihn bewegen, denn indem er sie anerkennt, hat er das Bewußtseyn von seiner Macht, sich ihnen zu unterwerfen oder sie von sich zu weisen. Hierin liegt der Typus der Freiheit, und dies ist es, worin die Menschen einander wirklich gleich sind. Jede andere Gleichheit ist Schein. Es ist nicht wahr, daß die Menschen das Recht haben, Alle gleich schön, reich, stark — kurz gleich glücklich zu seyn. Gott hat uns für diese Eigenschaften mit ungleichen Mitteln ausgerüstet. Hier ist die Gleichheit gegen die Weltordnung, denn die Verschiedenheit ist, wie der Einklang, ein Gesetz der Schöpfung. Eine solche Gleichheit träumen ist ein sonderbares Mißverständniß, eine traurige Verirrung. Diese falsche Gleichheit ist das Idol des Eigennutzes. Die wahre Gleichheit läßt die äußerlichen Ungleichheiten neben sich bestehen, die Gott gemacht hat und die der Mensch nicht ändern kann. Die edle Freiheit hat mit den Furien des Stolzes und Neides nichts zu schaffen. So wenig als sie nach Herrschaft strebt, so wenig strebt sie nach dem Wahngebilde einer Gleichheit an Geist, Schönheit und Reichthum. Ueberdies hätte diese Gleichheit, selbst wenn sie möglich wäre, wenig Werth in ihren Augen; sie verlangt Größeres, als Reichthum und Würden, sie verlangt Achtung. Die Achtung, die dem heiligen Rechte gleichkommt, frei zu seyn in alledem, was den Menschen zum Menschen macht, das ist es, was die Freiheit und mit ihr die wahre Gleichheit gebietet. Man darf nicht Achtung mit Ehrenbezeugung verwechseln. Dem Genie der Schönheit erweise ich Ehre, aber die Menschheit achte ich, und hierunter verstehe ich alle freie Wesen und meine, was nicht frei ist im Menschen, das sey ihm äußerlich. Ein Mensch ist also dem anderen gleich gerade durch das, was ihn zum Menschen macht, und daher wird im Reiche der wahren Gleichheit nur verlangt, daß ein Jeder das achte, was er in gleichem Maße, als die Anderen, besitzt. Die gleiche Achtung vor der gemeinsamen Freiheit ist das Fundament sowohl der Pflicht, als des Rechtes; sie bildet die Tugend des Einzelnen und bedingt die Sicherheit Aller, sie giebt den Menschen vor einander Werth und begründet den Frieden auf Erden. Dies war das heilige Bild der Freiheit und Gleichheit, das unseren Vätern und allen wahren Freunden der Menschheit vorschwebte und ihre Herzen schlagen machte. Dies ist das Ideal, das die wahre Philosophie seit Jahrhunderten verfolgte, von den hochherzigen Träumen Plato's bis zu den praktischen Ideen Montesquieu's, von der liberalen Gesetzgebung der kleinsten Stadt des alten Griechenlands bis zu dem Werke der konstituirenden Versammlung, bis zu unserer ewig ruhmreichen Erklärung der Menschenrechte.

„Dies ist das Ideal nicht, das der Materialismus als sein Ziel in Anspruch nehmen darf. Er geht von einem Prinzip aus, das ihn zu Konsequenzen verurtheilt, die eben so unheilbringend sind, als die des Prinzips der Freiheit segensreich. Indem er Willen und Wunsch verwechselt, rechtfertigt er die Leidenschaft, die der Wunsch in höchster Potenz ist, die Leidenschaft, die der Freiheit schnurstracks widerspricht. Er entfesselt also alle Wünsche, er nimmt der Einbildungskraft die Zügel, er macht die Menschen unglücklicher über das, was ihnen fehlt, als glücklich über das, was sie besitzen, durch ihn sieht ein Jeder seinen Nachbar mit Neid und Verachtung an, durch ihn wird die Gesellschaft unaufhaltsam der Anarchie oder der Tyrannei entgegengetrieben. Denn wohin soll am Ende der baare Eigennutz Aller führen? Mein Wunsch ist sicher, so glücklich als möglich zu werden; mein Vortheil, alle Mittel zur Erreichung dieses Wunsches anzuwenden, und gehorche ich nur meinem Vortheil, so sind mir auch alle Mittel erlaubt, nur die nicht, die mich nicht zu jenem Ziele führen. Ich sey der Erste der Menschen, der reichste, der schönste, der mächtigste u. s. w. — so werde ich Alles aufbieten, um die Vorzüge zu bewahren, die mir geworden sind. Hat mich das Schicksal auf eine niedrige Stufe gestellt, mich mit geringem Vermögen, beschränkten Fähigkeiten, also mit unermeßlichen Wünschen ausgestattet (denn es kann nicht oft genug wiederholt werden, das Wünschen, sich selbst überlassen, ist ohne Ziel nach allen Richtungen hin), so werde ich Alles thun, um aus der Masse hervorzutreten, um meine Macht, mein Vermögen, meine Genüsse zu vermehren. Unbefriedigt von der Stellung, die ich in der Welt einnehme, werde ich von einem Umsturz der bestehenden Verhältnisse träumen, ja ich werde ihn sogar, so viel an mir ist, befördern, zwar ohne politischen Fanatismus — der reine Eigennutz erzeugt solch' edle Thorheit nicht — sondern gestachelt von der Eitelkeit und dem Ehrgeiz. Ich sey nun zu Reichthum und Macht gelangt! jetzt wird mein Vortheil eben so die Ruhe und Sicherheit verlangen, als er vorher den Aufruhr verlangte. Das Bedürfniß der Sicherheit führt mich von der Anarchie zu dem Bedürfniß einer gewissen Ordnung, natürlich einer solchen, die mir Vortheil bringt. Ich werde also Tyrann werden, wenn ich kann, oder vergoldeter Diener eines Tyrannen. Gegen die Anarchie und die Tyrannei, diese beiden Geißeln der Freiheit, ist der einzige Wall das allgemeine Rechtsgefühl, gegründet auf einer festen Unterscheidung des Guten vom Bösen, des Rechten vom Nützlichen, des Ehrenhaften vom Angenehmen, der Tugend von dem Vortheil, des Willens vom Wunsche, der materiellen Befriedigung vom Gewissen ....

„Es giebt eine andere Lehre, die, eben so unzufrieden mit dem groben Materialismus als mit der anmaßenden und trockenen Philosophie, welche die alleinige Herrschaft der Vernunft will, Wissenschaft, Kunst und Moral auf das Gefühl gründen möchte. Diese Schule, die von Rousseau und besonders von Jacobi vertreten wurde, verlangt, daß man sich dem Zuge des Herzens überlasse, jenem Instinkte, der geistiger ist als die Sinnlichkeit, die Grundlage des Materialismus, und materieller als die Vernunft. Und ist es nicht das Herz, welches das Gute und Schöne fühlt, welches bei allen großen Ereignissen des Lebens, wenn Leidenschaft und Sophisterei unseren Augen die heilige Idee der Pflicht und Tugend verhüllen, sie wieder anfacht und uns den Muth giebt, nach ihr zu handeln? Wir gestehen, wenn wir die Wahrheit enthüllt, das Schöne dargestellt, das Gute geübt sehen, so fühlen wir ein inniges Behagen, wir gestehen, es ist uns eine Liebe für diese Dinge eingeboren, und wenn wir es mit dem Ausdruck nicht allzu genau nehmen, so können wir wohl sagen, das Herz unterscheide die Wahrheit und müsse Licht und Führer unseres Lebens seyn.

„In der That, Gefühl und Vernunft haben so viel Gemeinsames, daß, wer im philosophischen Unterscheiden nicht geübt ist, sie mit einander verwechseln kann. Das Gefühl hängt innig mit der Vernunft zusammen, es ist ihre faßbare Form. Das Gefühl bekommt die Würde von der Vernunft und leiht ihr dafür den Reiz und die hinreißende Gewalt. Auf die Einsicht des Herzens stützen wir uns, wenn wir in der Seele des Ungebildeten die großen Wahrheiten der Weltordnung erhalten, wenn wir die Seele des Philosophen vor Verirrungen bewahren wollen .... Wie oft geschieht es, daß wir in schwierigen Lagen das Wahre und Gute nicht herausfinden können. Hier kommt das Herz dem schwankenden Urtheil zu Hülfe, und befolgt man seinen Rath, so kann man wohl unklug, aber nie schlecht handeln.

„Wir räumen also diesem edlen Theile der Menschennatur einen hohen Platz ein und glauben, der Mensch sey eben so groß durch sein Herz, als er es durch seine Vernunft ist. Aber wir meinen, man müsse Beides mit einander vereinen und dürfe nicht die Vernunft durch das Gefühl ersetzen wollen. Es ist hierbei, beiläufig gesagt, das Urtheilen und die Vernunft auseinanderzuhalten. Jenes hat nur so viel Werth, als die Grundsätze, auf die es sich stützt, und ist das natürliche Instrument der Vernunft. Diese aber ist, wie das Gefühl, unmittelbar; sie geht gerade auf ihren Gegenstand los, ohne erst zu analysiren, abstrahiren oder reduziren, geistige Thätigkeiten, die an sich ganz vortrefflich sind, aber immer ein Erstes voraussetzen, nämlich das reine und einfache Erfassen der Wahrheit. Dieses nun eben ist es, was das Gefühl nicht kann. Das Gefühl genießt oder leidet, liebt oder haßt, aber es erkennt nicht. Es folgt der Vernunft, aber es geht ihr nicht voran. Unterdrückt man also die Vernunft, so unterdrückt man auch das Gefühl, das ein Ausfluß von ihr ist, und Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit haben keine feste Grundlage mehr ....

„Gott ist das Prinzip des Guten, er ist die Grundursache aller Wahrheit, der moralischen sowohl als jeder anderen. Alle unsere Pflichten bestehen in der Gerechtigkeit und Liebe; von wem also können sie uns auferlegt seyn, als von einem Wesen, das seiner Natur nach gerecht und gut ist? Die Weltordnung, dieses Bild der reinsten Harmonie, von wem kann sie ausgegangen seyn, als von dem Grundtypus des Schönen? Kurz, das Wahre, das Schöne und das Gute sind nur verschiedene Offenbarungen desselben Wesens. Der menschliche Geist, wenn er über diese Ideen befragt wird, die unstreitig in ihm sind, giebt uns immer dieselbe Antwort; er verweist uns auf Gott, als ihren gemeinsamen Grund.

„So wären wir also bei der Religion angelangt und fänden uns nun in Gemeinschaft mit den großen Philosophieen, die alle einen Gott verkündigen, und mit den Religionen, die die Erde bedecken und sämmlich in dem geweihten Boden der Naturreligion wurzeln. Hierunter verstehen wir nicht die Religion, zu welcher der Mensch in jenem hypothetischen Zustande gelangt, den man den Naturzustand nennt, sondern die Religion, die ein Jeder ohne Hülfe einer Offenbarung in sich selber findet. Die Philosophie, die nicht endlich bei der Religion ankömmt, steht unter allen, selbst den unvollkommensten Kulten, die wenigstens dem Menschen einen Vater, Zeugen, Tröster und Richter geben. Durch die Religion tritt die Philosophie in Beziehung zur Menschheit, die von einem Ende der Welt zum anderen nach Gott verlangt, an Gott glaubt, auf Gott hofft.

„Die Theodicee kann an zwei Klippen scheitern, entweder sie faßt Gott als reine Abstraction, oder als bloßen Gegenstand der Liebe, wie die Mystiker thun. Man vermeidet beide Klippen, wenn man die zwei verschiedenen Naturen in Gott immer vor Augen behält: einmal jene Summe seiner Eigenschaften, die ihn von uns unterscheidet (seine Nothwendigkeit, Unendlichkeit) und dann die andere, die wir in uns wiederfinden aus dem einfachen Grunde, weil sie von ihm kommen. Unsere Theodicee wird also von der Art seyn, daß wir die Excesse aller Systeme vermeiden, und behalten, was alle Gutes haben. Von dem Gefühle lassen wir uns einen persönlichen Gott lehren, wie wir selbst Personen sind, von der Vernunft einen nothwendigen, unendlichen ...."

Türkei.

Eine Donaureise aus der Türkei nach den Fürstenthümern.

III.

Rustschuk. — Widdin. — Hussein Pascha. — Betrachtungen über die Donau-Schifffahrt.

Im Laufe des Tages gelangten wir nach Rustschuk, einer ziemlich bedeutenden Stadt, die aber, trotz der versilberten Pfeile auf ihren Minarets, die Aermlichkeit aller türkischen Städte theilt. In den Basars wird ein großer

Handel mit Tabak und rothen Pfeifenköpfen getrieben, welche letztere im Orient einen gewissen Ruf besitzen. Der Name der Stadt erinnert an einen der ausgezeichnetsten Männer der neuern türkischen Geschichte, an Mustapha Bairaktar, Pascha von Rustschuk, der in der Revolution von 1808 eine große Rolle spielte und Schuld an der Ermordung Selim's war, dem er zur Krone verhelfen wollte.

Die nächste Stadt von Interesse hinter Rustschuk ist außer Giurgewo, das Rustschuk gegenüber liegt und die walachischen Quarantaine-Anstalten enthält, Nikopoli. Es wurde von Trajan nach Besiegung des Decebalus erbaut und fiel 1370 in die Hände Bajazed's, der daselbst zwei entscheidende Siege erfocht, einen über den Kaiser Sigismund, den zweiten über den französischen Adel unter Philipp von Artois und Johann ohne Furcht, Grafen von Nevers.

In Widin, einem der elendesten Orte, die mir vorgekommen sind und der nur seines gleichen in der spanischen Mancha findet, vermehrte sich unsere Gesellschaft um einen Kadi. Derselbe führte nämlich zwei Missethäter zum Pascha von Widdin, deren Verbrechen vor die hohe Gerichtsbarkeit gehörten. Der Eine von ihnen war ein einfacher Brandstifter; der Andere, ein junger Mann von sehr sanftem Aeußeren, hatte, seine Frau ungerechnet, achtundzwanzig Personen aus seiner Familie und Bekanntschaft umgebracht. Dem Anschein nach war er wenig aufgeregt und rauchte, so lange er an Bord war, ruhig seine Pfeife. Der Kadi war ein schöner Türke, elegant gekleidet und von vielen Dienern umgeben. Dieselben breiteten auf dem Verdeck prächtige Teppiche aus, auf denen der reiche Kadi den Tag damit hinbrachte, den Dampf aus seiner Nargileh zu schlürfen und in seinen schönen Händen eine mit Diamanten besetzte Dose zu drehen, auf der ein Kompaß angebracht war, mit dessen Hülfe er zur Stunde des Gebets die Richtung nach Mekka fand. Wir hatten von Konstantinopel aus einen türkischen Obersten mit uns geführt, der sich ganz fern von uns hielt. Es war ein gewöhnlicher und sehr häßlicher Mensch und schien sich in der europäischen Kleidung wenig zu behagen. Er mochte nicht an unserem Tische essen, weil er weder auf einem Stuhle zu sitzen, noch sich einer Gabel zu bedienen verstand, und kauerte auf dem Verdecke, mit der einen Hand seine unbeschuhten Füße streichelnd, mit Hülfe der anderen frische Gurken essend, die man ihm von Viertel- zu Viertelstunde bringen mußte. Als er den Kadi erblickte, gürtete er seinen Degen um, zum Zeichen seiner Würde, und knüpfte mit dem Türken eine Unterhaltung an, der ihn neben sich Platz nehmen ließ. Nichts fehlte den Beiden in ihrer Behaglichkeit, als etwa Frauen, und als ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß sie keine mit sich führten, ließen sie mir antworten, ich möchte darüber außer Sorge seyn, in Widdin würde es welche geben.

Widdin hat von fern, aber nur von fern, einen großartigen Anstrich und erinnert mit seinen Hunderten von Minarets an Konstantinopel. Als wir ankamen, fanden wir eine große Menschenmenge auf dem Landungsplatz versammelt. Man erwartetete nämlich in der Stadt, das Dampfboot würde die Cirkassierinnen für den Sohn des Pascha, von denen wir oben gesprochen hatten, mitbringen. Hier sah ich zum ersten Male serbische Frauen. Ihre Kleidung ist nach meinem Geschmacke überaus reizend und besteht aus einem Hemd von weißer Leinwand, das vermöge einer rothen Schärpe an den Leib anliegt und unten von einem kurzen rothen Röckchen bedeckt wird. Ihre Haare hängen in langen Flechten herab, sind mit Gold- und Silbermünzen behangen und werden durch ein weißes Band zusammengehalten. Ihre Beine und Füße sind nackt, ungeachtet aber sieht ihre Tracht nicht eben unschicklich aus; man gewöhnt sich rasch daran. Uebrigens sind die Serbierinnen nicht weniger bekleidet, als unsere eleganten Damen, wenn sie auf den Ball gehen; nur was diesen oben am Kleide fehlt, fehlt jenen unten.

Widdin hat zwanzigtausend Einwohner und wird wegen der Wichtigkeit seiner Lage von einem Pascha von drei Roßschweifen regiert. Als ich durchreiste, lebte Hussein Pascha noch. Er war, wie Bairaktar und die meisten bedeutenden Türken unserer Zeit, ein Abenteurer. Er begann seine Laufbahn als einfacher Janitschar, machte sich aber durch seinen Muth bei vielen Veranlassungen so bemerklich, daß er selbst die Aufmerksamkeit des Sultans auf sich zog. Mit der Zeit wurde er einer der unruhigsten Köpfe der Hauptstadt, und viele von den Exzessen der Janitscharen gingen von ihm aus. Mahmud, der die Menschen kannte, bestrafte Hussein nicht, sondern suchte ihn für sich zu gewinnen, indem er seinem Ehrgeiz schmeichelte. Er ernannte ihn zum Aga (Obergeneral) der Janitscharen und täuschte sich nicht in ihm. Hussein verleugnete sein früheres Leben und ergriff mit Eifer die Partei der Regierung gegen die entartete Körperschaft, die er befehligte. Er that dies nicht hinterlistig, sondern erklärte seinen ehemaligen Genossen offen, der alte Hussein existire nicht mehr, man solle nicht auf frühere Beziehungen zu ihm pochen, sondern würde in ihm einen unbeugsamen Aga finden. Er hielt Wort. Die Janitscharen, die an eine so rasche Veränderung nicht glauben mochten, erneuerten ihre Emeuten. Hussein ließ vierzig seiner besten Freunde hinrichten, und diese Execution war nicht die letzte. Man erinnert sich, daß der einstige Aga, der der Vertraute Mahmud's und der Theilnehmer an seinen Neuerungen geworden war, im Jahre 1826 auf seine ehemaligen Gefährten schießen und ihre Kasernen anzünden ließ. Der Sultan war ihm für diese Mitwirkung dankbar und ernannte ihn zum Gouverneur von Konstantinopel, zum Seriasker und endlich zum Feldmarschall. Als solcher befehligte er 1828 die Donau-Armee und 1832 die syrische, an deren Spitze er die entscheidende Schlacht verlor. Man erzählt von ihm Züge heldenmüthiger Tapferkeit; in den Schlachten hieb er ein, wie der gemeinste Soldat, doch soll er ein besserer Kavallerist als General gewesen seyn. Die Verluste in Asien brachten ihn in Ungnade; die neue Armee wurde Reschid Pascha übergeben, während Hussein gewissermaßen als Pension das Paschalik von Widdin erhielt.

Kladofitza, die nächste Station nach Widdin, liegt stromabwärts von den unter dem Wasser der Donau verborgenen Klippen, die man „das eiserne Thor" nennt. Hier wird die Befahrung des Flusses zum ersten Mal unterbrochen. Das Dampfschiff der Nieder-Donau geht nur bis hierher, und die Passagiere müssen, nachdem sie die Nacht in Kladofitza zugebracht haben, auf ein kleines Boot überfiedeln, während ihr Gepäck auf anderen Kähnen transportirt wird. Die Reisenden, die sich an dem eisernen Thore dem Wasser nicht anvertrauen wollen, können den Weg auch zu Fuß machen. Denn diese Stelle der Donau ist nicht ohne Gefahr, obgleich weder Strudel, noch schäumende Wellen die hohen Felsen verrathen, die dis dicht unter die Oberfläche ragen und schon manchem Fahrzeug den Untergang bereitet haben. Das eiserne Thor und die Klippen bei Orsowa haben von jeher die Donauschifffahrt in zwei Theile getheilt und bis heute die größte schiffbare Straße Europa's bedeutungslos gemacht, die einzige, die den Erzeugnissen unseres Festlandes nach Asien offen steht, die einzige endlich, die in einem Laufe von achthundert Meilen so reiche und mannigfaltige Länder berührt. Ungarn, Bosnien und Serbien müssen die Donau als einen Fluß ohne Mündung betrachten, die Walachei, Bulgarien und die Moldau als eine plötzlich abgebrochene Straße, die sie in keiner Weise mit Europa verbindet. Zwei von einander unabhängige Handelswege bestehen ober- und unterhalb der eisernen Thores.

Bei dieser Gelegenheit erlaube man uns, noch einige Worte über die Donauschifffahrt hinzuzufügen. Der Fluß wird, wie wir bereits gesagt haben, je näher seiner Mündung, desto langsamer. Hieraus entsteht der Uebelstand, daß sich der Sand, der nicht kräftig genug fortgespült wird, anhäuft und die Beschiffung schwierig macht. Zu diesen natürlichen Hindernissen kommen noch andere, die aus den politischen Verhältnissen der angränzenden Länder hervorgehen. Die Civilisation, die nach und nach die verschiedenen Gegenden der Erde durchwandert hat, ist noch zu keiner Zeit an den Ufern der Nieder-Donau eingekehrt, und bis auf den heutigen Tag sind die nationellen Feindseligkeiten der Ungarn, Türken und Deutschen unter einander, die Plackereien von Seiten der Pascha's und die eigenthümliche Stellung Oesterreich's Ungarn gegenüber größere Hindernisse des Donauhandels gewesen, als die Schwierigkeiten, welche die Natur der Befahrung des Flusses in den Weg gelegt. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, den einzigen Zeiträumen, in denen die Donau eine Rolle in der Geschichte des europäischen Handels spielte, wurde sie von beiden Seiten her befahren. Die östliche und die westliche Linie trafen in Galacz zusammen, wo die europäischen und asiatischen Waaren ausgetauscht wurden. Diese Handelszüge hatten ihre Ausgangspunkte in Regensburg, Genua, Venedig und Konstantinopel. In dieser Art wollte Oesterreich vor wenigen Jahren die Schifffahrt auf der Donau wieder einrichten. Man machte zu dem Endzweck in Wien und Ofen verschiedene Pläne. Die Einen wollten, daß zur Umgehung des eisernen Thores und der Klippen von Orsowa ein Kanal gegraben werde, Andere schlugen vor, die Klippen zu sprengen; ein drittes Projekt endlich, das einzige, das zur Ausführung kam, war, einen Dienst von Dampfschiffen zu errichten, der sich an die vorhandenen Verbindungen Oesterreichs mit Konstantinopel, Smyrna, Athen, Patras und Korfu anschlösse. Das erste Schiff der Donau-Gesellschaft lief im April 1834 von Stapel.

Indem Oesterreich diese Verbindung herstellte, hoffte es, einen neuen Handel, der eine Frucht des Friedens von Adrianopel war, in die Höhe zu bringen. Vor 1829 durften nämlich die Donau-Fürstenthümer ihre natürlichen Erzeugnisse, vorzüglich ihr Getraide, nur nach der Türkei verkaufen; seit dieser Zeit aber können österreichische und englische Schiffe unter russischer Erlaubniß in Galacz und Brahiloff Getraide einnehmen. In Sulina wurde zugleich eine Quarantaine-Anstalt errichtet, von der aus jedes Schiff nach dem Innern Europa's zugelassen wurde. Endlich schlossen im Jahre 1840 Oesterreich und Rußland einen Vertrag, in Folge dessen sich die russische Regierung verpflichtete, die Sulina-Mündung in schiffbarem Zustande zu erhalten. Zwei Jahre vergingen, bevor sich das Petersburger Kabinet der eingegangenen Verbindlichkeit erinnerte; 1842 jedoch und in den ersten Monaten des Jahres 1843 wurden die Reinigungs-Arbeiten begonnen, darauf aber wieder verlassen unter dem Vorwande, daß man erst die nöthigen Maschinen aus England erwarten müsse. Diese Maschinen scheinen sehr langsam gebaut zu werden, denn bis diesen Augenblick läßt nichts vermuthen, daß sie angekommen sind. Dessenungeachtet ist seit jener Zeit der Handel auf der Nieder-Donau bedeutend emporgekommen, denn während 1830 nur 418 Schiffe aus dem schwarzen Meer den Fluß hinaufsegelten, kamen 1844 über 2000. Wenn also trotz der bestehenden Hindernisse der Handel einer solchen Entwickelung fähig ist, welche Blüthe könnte er erreichen, wenn der Kanal des Trajan wieder wegsam wäre und die Schiffe anstatt des ungesunden Morastes an der Sulina-Mündung einen guten Hafen fänden!

Höher hinauf an der Donau, in Ungarn, denkt man in diesem Augenblick daran, der großen Wasserstraße einen wichtigen Landweg anzufügen. Auf dem letzten Landtage, im Oktober 1844, votirte man mit großer Majorität die ungesäumte Errichtung einer Eisenbahn von Wukowar an der Donau nach Fiume am adriatischen Meere. Wie blühend würden jene unglücklichen Donauländer werden, wenn ihren Erzeugnissen ein so glänzender Weg offen stände! Vielleicht bringt dann auch die Civilisation zu ihnen und mit ihr die Unabhängigkeit, so daß sie von der grausamen Alternative befreit würden, sich unter türkische oder russische Herrschaft zu stellen. Der Segen aber, den die Eröffnung einer ungehinderten Schifffahrt auf der Donau für ganz Europa

haben würde, liegt so klar am Tage, daß wir darüber nicht erst sprechen dürfen.

Wir verließen Klodnitza mit Tagesanbruch und kamen gegen zehn Uhr nach Orsowa, wo uns die europäische Civilisation in Gestalt eines Zoll-Beamten, eines Gendarmen und eines Sanitäts-Offiziers erschien. Orsowa, ein hübscher Flecken, liegt zwischen Wasser und Bergen; es gehört Oesterreich, und als wir landeten, setzten wir den Fuß auf kaiserlichen Boden. Eine Abtheilung Soldaten, das Gewehr im Arm, erwartete uns am Ufer und führte uns, sich immer in einer gewissen Entfernung von uns haltend, wie die Aussätzigen, nach der Quarantaine-Anstalt, die eine gute Viertelmeile von der Donau entfernt liegt.....

* * *

Wir überlassen, unedel genug, unseren Franzosen der breiten Langweile jenes modernen Büßerklosters und sprechen nur noch den Wunsch aus, daß, wenn der Leser die geschilderte Fahrt unternimmt, die Quarantaine-Häuser, wie es unser Reisender hofft und wie Sachverständige für recht erkannt haben, nicht mehr existiren möchten.

England.

Spuren riesenhafter Vögel aus alter und neuer Zeit.

Früher bereits ward von den riesenhaften Fußspuren von Vögeln berichtet, die in dem bunten Sandstein Amerika's entdeckt worden sind. Die neuen Arbeiten Owen's über fossile Knochen einer dem Strauß verwandten Gattung, die in Neuseeland gefunden wurden und einem Vogel angehört haben müssen, der zweimal größer war als der afrikanische Strauß, haben die Naturforscher veranlaßt, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob solche Vögel wirklich vorhanden sind? Der Capitain Flinders hat in der König-George-Bai, an der südlichen Küste Neuhollands, sehr große Vogelnester entdeckt, welche 26 Fuß im Umfang und 32 Fuß Höhe haben. In den Jahren 1821 und 1823 entdeckte Herr Burton an der östlichen Küste des rothen Meers, gegenüber dem Berge Sinai, an einem Orte Namens Dschebel-Ezzeit, wo das Meeresufer von der Wüste aus unzugänglich ist, drei Nester von kolossalem Umfang auf einem Raum von weniger als einer Meile. Eines der Nester war vollkommen gut erhalten; es hatte 15 Fuß Höhe, d. h. die Höhe eines Kameels und seines Reiters. Die Nester bestanden aus einer Anhäufung von verschiedenen Stoffen, aus Latten, Kräutern, Fischknochen u. s. w., die in Form eines Kegels aufgeschichtet waren und ein sehr festes Ganze bildeten. Die Basis des Kegels hatte 15 Fuß und der obere Theil, der eine geringe Wölbung bildete, 3 Fuß im Durchmesser. Man hat in einem dieser Nester die Ueberbleibsel eines gescheiterten Schiffes, den Oberleib eines Menschen, eine Uhr von George Prior, einem im ganzen Orient bekannten Londoner Uhrmacher des vorigen Jahrhunderts, und in dem leeren Raum des Nestes, in der Spitze des Kegels, einen alten Schuh und einige Stücke wollener Stoffe gefunden. Diese Reste ließen schließen, daß das Nest erst kürzlich erbaut worden seyn muß; aber Herr Burton vermochte nicht die Vögel zu finden, die es beherbergte. Die Araber, die er hierüber fragte, behaupteten, daß diese Nester Störchen von ungeheurer Größe gehörten, welche kurz vor seiner Ankunft die Küste verlassen hätten.

In einem Aufsatz, der in der letzten Sitzung der Britischen Association vorgelesen ward, hat Herr Bonomi nach Anführung dieser Thatsachen hinzugefügt, daß er selbst auf dem Grabe eines Offiziers des Pharao Suphu von der vierten Dynastie der Könige von Aegypten ein gemaltes Basrelief gefunden, welches den ungeheuren Storch darstellt, der sich in allen Legenden der orientalischen Völker wiederfindet. Es ist ein Vogel von weißem Gefieder, der einen mächtigen und geraden Schnabel, lange Federn am Schwanz, einen Büschel Federn hinter dem Kopfe und einen auf der Brust hat. Das Grab, um das es sich handelt, scheint aus der Zeit zu seyn, wo die große Pyramide erbaut wurde, die in das Jahr 2100 vor der christlichen Zeitrechnung gesetzt wird. Die Größe dieses Vogels, so außerordentlich sie auch ist, scheint nicht übertrieben zu seyn, da die anderen Thiere, die daselbst dargestellt sind, ein gleiches Verhältniß zum menschlichen Wuchs zeigen, wie heutzutage. Da man diese riesenhaften Störche auf den Denkmälern aus jüngerer Zeit nicht mehr findet, so schließt der Verfasser, daß sie seitdem ausgerottet oder daß sie Aegypten verlassen hätten. Herr Strickland dagegen hat eine andere Ansicht aufgestellt. Er meint, daß die geringe Sorgfalt, mit der die Aegypter die Perspektive und die Größenverhältnisse der von ihnen dargestellten Wesen behandeln, es unstatthaft mache, aus ihren Bildwerken auf das Vorhandenseyn riesenhafter Vögel zu schließen. Was die großen Nester betrifft, die von verschiedenen Reisenden gefunden worden, so scheinen ihm auch diese nicht nothwendig von riesenhaften Vögeln erbaut worden zu seyn, da der Megapodius von Neuholland, der nicht größer als eine gewöhnliche Henne ist, sich ein Nest von außerordentlichem Umfang erbaut.

Mannigfaltiges.

— Pariser Theater. Ein uns über die Leistungen der Pariser Theater während des Jahres 1845 vorliegender Bericht sagt unter Anderem: „Seitdem Herr Buloz, der sich als technischer Direktor der Revue des deux Mondes einen Namen erworben, in die Direction des Théâtre Français, zuerst als königlicher Kommissarius und alsdann zugleich als Direktor und als königlicher Kommissarius eingetreten, haben sich die Herren Scribe, Victor Hugo und Alex. Dumas von dieser Bühne gänzlich zurückgezogen. Buloz ist ein Mann von achtbarem Charakter, was ihn von vielen anderen Theater-Direktoren unterscheidet, aber von den höheren Interessen der Bühne und der Literatur versteht er gerade so viel, als etwa der verstorbene Herr Cerf davon verstand. In seinen Manieren ist er eben so ungenirt, wie es dieser war, und wenn ihm ein neues Stück nicht gefällt, so sagt er dem Verfasser, anstatt es auf eine artige Weise abzulehnen, sehr naiv: „Monsieur, votre pièce est détestable; nous n'en voulons pas." Während seiner kurzen Verwaltung hat er bereits so viele Beweise gegeben von seiner Unfähigkeit, an der Spitze des ersten Theaters der Franzosen zu stehen, daß, wenn Mademoiselle Rachel durch ihr außerordentliches Talent das Publikum nicht fortdauernd anzöge, das Théâtre Français alle Abend leer stehen würde. Von den Koryphäen des modernen französischen Drama's hat sich Victor Hugo in die Pairskammer und Alex. Dumas in das Ambigu Comique geflüchtet. Dumas, dessen Talent als dramatischer Autor unserer Ansicht nach viel größer ist wie sein Talent als Romanschriftsteller, obgleich er in der letzteren Eigenschaft fünf verschiedenen Zeitungs-Feuilletons gleichzeitig Futter für das Publikum liefert, ist der Theaterspaßmacher der niederen Volksklassen geworden. Das Theater, für welches er schreibt, wird fast nur von Männern in Blousen und von Grisetten besucht, die, um auf den Galerieen gute Plätze zu bekommen, schon zwei oder drei Stunden vor dem Beginn der Vorstellung sich einfinden und ihr Mittag- oder Abendbrod mitnehmen, das sie während der Zwischenakte verzehren und dessen Ueberbleibsel sie ins Parterre hinab, auf die Köpfe der da unten sitzenden guten Leute werfen. Das Hauptzugstück des Ambigu Comique bildeten in der letzten Zeit „die Musketiere", nach einem Romane von Alex. Dumas, der im Feuilleton des Siècle gestanden, wo er beinahe drei Jahre lang in endlosen Fortsetzungen sich hindurchwand. Man kann hieraus abnehmen, wie ausgedehnt der Stoff ist, der denn auch als Drama nicht weniger als sechs Stunden füllt, indem die Vorstellung um 6 Uhr beginnt und immer erst nach Mitternacht endigt, obgleich jedesmal auf dem Zettel angekündigt ist, daß die Zwischenakte nicht länger als zehn Minuten dauern. Das Stück ist eben so wie seiner Ausdehnung, auch seinem Inhalte nach ein wahres Monstrum, dessen Ungereimtheiten für einen gebildeten Zuschauer völlig unerträglich sind. Gleichwohl berechnet man, daß es Herrn Dumas ein Honorar von mindestens 50,000 Fr. einträgt. — Was die große Oper betrifft, so leidet dieselbe immer noch an ihrer ersten Sängerin. Madame Stolz beherrscht nämlich nicht blos die Oper als Prima Donna Assoluta, sondern auch den Direktor, Herrn Leon Pillet, so absolut, daß er neben ihr keine anderen Götter duldet und förmlich zittert vor dem ihn bezaubernden Einflusse dieser modernen Armida. Das Publikum, das den Einfluß dieses Zaubers nicht theilt, leidet darunter natürlich, und zwar um so mehr, als Komponisten, die sich selbst achten, keinesweges gesonnen sind, ihre neuen Werke den Launen der Madame Stolz eben so zu opfern, wie es Herr Pillet mit den Interessen der ihm anvertrauten Bühne thut. Der englische Komponist, Herr Balfe, der seine Werke, eben so wie die Ingenieurs und Lokomotivführer seine Landsleute, mit Dampf fördert, war der Einzige, der sich in dieser Saison dazu hergab, den Direktor aus seiner Verlegenheit zu ziehen und ihm die bestellte Musik zum „Stern von Sevilla" zu liefern. Der „Stern" hat sich jedoch als ein Komet von sehr rubemerem Glanz ausgewiesen, denn er ist bereits wieder von unserem Theaterhimmel verschwunden. Niemand verargt es unter diesen Umständen dem gefeierten Meyerbeer, daß er seine neuen, bereits seit Jahren fertigen Werke dem unter der Herrschaft der Madame Stolz stehenden Theater nicht überliefern will, obwohl ihm dies — da ihm seit drei Jahren die außerordentliche Tantième entgeht, die zwei Opern ihm bringen würden — an 80,000 Fr. kosten mag. Wir sehen hier gewissermaßen „Stolz gegen Stolz" (El desden con el desden), aber der edle Künstlerstolz Meyerbeer's ist ein uneigennütziger und darum gewiß um so achtungswürdiger.

Bibliographischer Anzeiger.

Journal français de Berlin.

Seit dem 1. Januar a. c. erscheint in unserem Verlage:

L'Abeille.

Revue hebdomadaire.

Journal général des sciences, de la littérature et des arts

publié tous les Samedis

sous la rédaction de M. Duvivier, Professeur.

Prix annuel 4 thalers.

Berlin. B. Behr's Buchhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 15. Berlin, Dienstag den 3. Februar 1846.

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

Dritter Artikel.*)

Die große Wichtigkeit des Gegenstandes und die eben so große Unklarheit und Verworrenheit der Vorstellungen, denen man täglich begegnet, rechtfertigen es, daß wir den beiden letzten Abschnitten unserer Aufgabe, der Untersuchung über die Geschwornengerichte und über die Urtheilfällung durch rechtsgelehrte Richter, einen besonderen, umfassenderen Artikel gewidmet haben. Müssen wir auch unseren Lesern von vorn herein gestehen, daß wir kein entschiedenes Endurtheil über die Frage zu fällen wagen, so glauben wir dennoch, daß schon viel gewonnen ist, wenn sich eine richtigere Ansicht von dem Wesen der jetzt so viel besprochenen und beschwatzten Institute verbreitet und mit dieser das Bewußtseyn von der außerordentlichen Schwierigkeit der Lösung Raum gewinnt. Mittermaier selbst giebt zwar den rechtsgelehrten Richtern für Deutschland den Vorzug; aber mit einer Bescheidenheit, welche zu allen Zeiten der Schmuck ernster und tiefer eindringender Forscher gewesen ist, will er seine Darstellung nur als Andeutungen, als Anregung zu weiteren Untersuchungen betrachtet wissen und eine durchgreifende Prüfung des Geschwornengerichts einem späteren Werke vorbehalten, zu welchem vorher noch eine Reise nach England vollständigere Materialien liefern soll. Die Betrachtungen und Einwände, welche Cherbuliez den von Mittermaier vertheidigten Ansichten gegenüberstellt, verdienen diesmal eine ganz besondere Beachtung; wir lassen sie mit geringen Abkürzungen am Schlusse nachfolgen.

6. Geschwornengericht.

Die Geschwornen in dem Sinne, wie sie jetzt eingeführt werden sollen, kennt keine alte Gesetzgebung; das Institut hat sich in England aus dortigen eigenthümlichen Zuständen entwickelt und die seiner heutigen Gestalt zu Grunde liegende Natur erst spät erhalten. Bis zu den Zeiten König Heinrich's VI. enthielt die jurata nur ein Zeugniß des Volkes, daher auch der Eid der Geschwornen nur darauf ging, die Wahrheit zu sprechen. Es wurden nämlich, wenn streitige Thatsachen vorkamen, Männer aus der Nachbarschaft vorgerufen, um Zeugniß zu geben, weil man annahm, daß diese Personen am besten die Wahrheit kennen konnten, und wenn die vorgerufenen Geschwornen vor dem Hofe erklärten, daß sie nichts wüßten, berief der Sheriff besser unterrichtete Geschworne. Erst gegen Ende der Regierung Heinrich's VI. († 1471) verwandelte sich aus noch nicht sicher nachgewiesenen Gründen der Charakter der Geschwornen. Während sie bisher als Zeugen die Stimme des Vaterlandes nach ihrem eigenen guten Wissen von allen Verhältnissen des Falles ausgesprochen hatten, wurden sie nun zu Richtern der That, die auf den Grund der evidentia, wie sich die Quellen ausdrücken, vorzüglich auf den Grund der vor Gericht vernommenen Zeugen ihr Urtheil fällen. Aus dem Kampfe, den das Volk mit der königlichen Gewalt um seine Freiheiten führte, ging die Jury immer kräftiger und selbständiger hervor und ward allmälig auch in andere Länder verpflanzt, zuerst nach Nord-Amerika, dann nach Frankreich, Belgien, Griechenland, Portugal, Brasilien, zuletzt zum zweitenmale nach Genf, wo sie schon früher eine Zeit lang bestanden hatte.

Zum Wesen des Geschwornengerichts nach seiner heutigen Gestaltung gehört, daß aus Staatsbürgern, die keine Rechtskenntnisse zu besitzen nöthig haben und nicht als Richter angestellt sind, ein Gericht gebildet wird, welches für einen Straffall oder für gewisse in einem angegebenen Bezirke während einer bestimmten Zeit zur Aburtheilung kommende Straffälle, nach stattgefundener mündlicher Verhandlung, ohne über die Gründe seines Ausspruchs Rechenschaft zu geben oder dafür verantwortlich zu seyn, entscheidet, ob der Angeklagte des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig ist. — Wie sehr jedoch das französische und das englische Geschwornengericht, obgleich sie in den eben angeführten Grundbedingungen übereinstimmen, in allen Einzelheiten der Durchführung auseinandergehen, und wie nothwendig es mithin für den Vertheidiger der Jury ist, klar anzugeben, für welches der beiden Systeme oder für welche neue Combination er sich entscheidet, ist bereits oben erläutert worden.

Um über den Werth des Geschwornengerichts ins Klare zu kommen, müssen wir dasselbe in dreifacher Hinsicht betrachten: als Rechtsanstalt, als politische und als soziale Anstalt.

Die Vertheidiger des Geschwornengerichts sehen in der Jury als Rechts-Anstalt das zweckmäßigste Mittel, die Wahrheit der Thatsachen, von deren Daseyn die Anwendung der Strafgesetze abhängt, zu entdecken und darüber zu entscheiden. Sie behaupten nämlich, daß die Geschwornen nur dazu berufen seyen, um über Thatfragen und daher über Thatsachen zu entscheiden, welche jeder gebildete Mann leicht beurtheilen könne, der die Lebensverhältnisse kennt und täglich in seinen Geschäften in die Lage kommt, sich nach Thatsachen, die er prüfen muß, zu bestimmen. Ja sie meinen, daß die Geschwornen, welche immer unter dem Volke leben und den Angeklagten nahe stehen, ihre Ansichten und Handlungsweise am besten beurtheilen können und zur Würdigung der Thatfragen mehr geeignet seyen, als rechtsgelehrte Richter, welche, durch ihre Stellung dem Volke entfremdet, durch lange Gewöhnung in festgewurzelten Ansichten befangen, Alles doktrinell nach gewissen allgemeinen Regeln aufzufassen pflegen, statt den einzelnen Fall, wie die Geschwornen es thun, in seiner ganzen Individualität zu beurtheilen, und mithin weniger Bürgschaft für eine, sowohl der Natur des Falles, als den Interessen der bürgerlichen Gesellschaft, wie denen des Angeklagten, entsprechende Beurtheilung der Thatsachen gewähren. Endlich weisen sie darauf hin, daß jeder Versuch einer gesetzlichen Beweistheorie scheitern müsse, da es unmöglich sey, das vielgestaltige Leben in gewisse Regeln einzufangen, und mithin, wenn eine Gesetzgebung solches versuche, die unvermeidliche Folge daraus entspringe, daß die Richter oft gegen ihre Ueberzeugung verurtheilen oder Schuldige lossprechen müssen, weil nicht alle gesetzlichen Erfordernisse vorhanden sind, wie beim Indizienbeweise am deutlichsten zu Tage liege.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen Behauptungen viel Wahres enthalten ist. Man muß zugeben, daß Geschworne in vielen Straffällen über Thatfragen eben so gut, ja besser urtheilen als rechtsgelehrte Richter, daß sie fein zergliedern und das Richtige herausfinden, während rechtsgelehrte Richter namentlich künstliche Beweise sehr oft nach hergebrachten Kategorien zusammenstellen. Allein die Entscheidung der Geschwornen wird sehr unsicher bei schweren und verwickelten Thatfragen; denn zur gründlichen Abwägung der Beweise gehört nicht blos Kenntniß der Lebensverhältnisse und der menschlichen Handlungsweise, sondern auch eine Fülle von Erfahrungen über die Gefahren gewisser scheinbar gewichtiger Beweise, ein logischer, die Thatsachen zergliedernder und richtige Schlüsse ziehender Geist, und Uebung in einer scharfen Kritik des Materials und in der Kunst, wochenlang mit gespannter Aufmerksamkeit, mit freiem Blicke den Verhandlungen zu folgen. Am bedenklichsten wird die Stellung der Geschwornen bei Straffällen, in denen es vorzüglich auf technische Fragen ankommt, über welche die Sachverständigen ihre Gutachten abgeben. In solchen verwickelten Fällen macht sich dann, namentlich in Frankreich, der Einfluß des Präsidenten mächtig geltend, und der Geschworne, der Tage und Wochen lang den Verhandlungen folgen mußte und nun durch die Pflicht, zu urtheilen, gedrängt wird, ist in der Regel froh, an den Fingerzeigen und dem Schluß-Resumé des von ihm geachteten Mannes einen Halt zu finden. In Anerkennung des Uebelstandes, daß die Jury nicht für die Entscheidung aller Straffälle gleich geeignet sey, hat man denn auch in England und Frankreich an das Auskunftsmittel einer Spezial-Jury gedacht, auf die wir später noch einmal zurückkommen.

Es ist ferner ein Irrthum, daß die Geschwornen nur über Thatfragen urtheilen. Auch die Assisenrichter urtheilen über Thatfragen, sofern sie nach dem Verdikt der Jury die Strafe ausmessen und dabei auch über alle Thatsachen entscheiden, welche als Gründe für die Erhöhung oder Verminderung der Strafe in Betracht kommen; und für die Geschwornen tritt zur Thatfrage in den meisten Fällen auch Entscheidung über Rechtspunkte, so z. B., wenn es ungewiß ist, ob Versuch oder Theilnahme begründet sey, bei dem Verbrechen der Fälschung u. s. w. Daß hier, je feiner die Abstufungen des Rechtes werden, der bloße gesunde Menschenverstand zur Entscheidung nicht genüge, möchte schwerlich zu leugnen seyn. Im Allgemeinen ist jedoch zu bemerken, daß die Klagen über die Häufigkeit der Lossprechung durch Geschworne nicht begründet sind und ein großer Theil der Lossprechungen sich auch aus Verhältnissen erklären, welche deutlich beweisen, daß sie nicht leichtsinnig erfolgten.

Als politisches Institut wird das Geschwornengericht von seinen Vertheidigern deshalb gepriesen, weil die aus dem Volke genommenen Geschwornen eine größere Unabhängigkeit besitzen, als angestellte Richter, mithin die Aussprüche der Ersteren, zumal bei politischen Verbrechen, größeres Vertrauen

*) Vgl. Nr. 1—4 vom Magazin d. J.

genießen, als die der Letzteren, wozu noch der Umstand kommt, daß die Geschwornen eben bei den politischen Verbrechen das öffentliche Interesse des Staats an der Bestrafung besser beurtheilen und die freie Gränze, die hier so oft zwischen dem Erlaubten und dem Verbrechen liegt, richtiger zu würdigen vermögen.

Diese Behauptung setzt voraus einerseits: daß die Gerichtshöfe, entweder in Folge ihrer Organisation, oder in Folge des Charakters und der gesellschaftlichen Stellung ihrer Mitglieder, die nothwendige Unabhängigkeit nicht besitzen; andererseits, daß die Geschwornen nicht nur von dem Einflusse der Regierung frei, sondern auch gegen andere und weit gefährlichere Einflüsse geschützt seyen. Es können aber ohne Zweifel die Gerichtshöfe so eingerichtet und zusammengesetzt werden, daß sie von dem Einflusse der ausübenden Gewalt frei bleiben, dagegen liegt es nicht in menschlicher Macht, die Geschwornen von der Einwirkung allgemein gültiger Volksansichten, herrschender Stimmungen, als z. B. Religionshaß, Parteimeinungen, und von der über den vorliegenden Fall sich bildenden öffentlichen Meinung unabhängig zu erhalten. Wer möchte jetzt in der Schweiz, in den Kantonen, in denen die Jesuitenfrage die Gemüther aufregt, erwarten, daß ein Geschwornengericht über die zu einer anderen Partei gehörigen Angeklagten unparteiisch urtheilen werde!

In socialer Hinsicht endlich wird die Jury von ihren Vertheidigern als der Ausdruck, als das verjüngte Bild der bürgerlichen Gesellschaft angesehen, dem als solchem die Aufgabe zufällt, das Werk des Gesetzgebers zu kontroliren und gewissermaßen den Regulator bei der Anwendung des Strafgesetzes vorzustellen, damit diese Anwendung jederzeit mit den wirklichen Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft im Einklange stehe. Dies ist auch unbedingt der wichtigste Theil der Aufgabe, deren Erfüllung den Geschwornen obliegt. In den vom Gesetze nicht vorgesehenen Fällen nämlich, die bei der unendlichen Verschiedenheit der Combinationen der Verschuldung so häufig eintreten müssen, kann der rechtsgelehrte Richter sich nur an den Buchstaben halten, der die Verurtheilung fordert, während die innere Stimme der Billigkeit sie nicht gestattet; die Geschwornen dagegen sprechen ihr „Nichtschuldig", wenn das Unrecht der Handlung auf so schmaler Gränze liegt, daß der Angeschuldigte über ihre Erlaubtheit im Irrthum seyn konnte und im guten Glauben handelte, oder wenn die Handlung so geringfügig ist, daß das öffentliche Interesse keine Bestrafung derselben verlangt.

Dieser Vortheil kann jedoch, nach Mittermaier's Ueberzeugung, auch ohne Geschwornen erreicht werden, und auch in dieser Beziehung ist das Urtheil durch Geschworne nicht frei von Gefahren. In ihrer gegenwärtigen Gestalt können die auf Anwendung durch rechtsgelehrte Richter berechneten Strafgesetzbücher freilich nicht genügen, aber die Gesetzgebung wird immer mehr dazu kommen, den Widerspruch zwischen der natürlichen, nur gerechte Bestrafung fordernden Stimme des Volkes und den zu harten Strafurtheilen dadurch zu vermeiden, daß theils die Zahl der Gründe, in welchen die Zurechnung wegfällt, ausgedehnt und die Fassung des Gesetzes so erweitert wird, daß das Ermessen des Richters frei genug ist, theils daß das Gesetzbuch durch passende Milderungsgründe die Härte der Strafanwendung zu vermeiden sucht. Zu geringfügige Handlungen wird der Staatsanwalt von vorn herein unverfolgt lassen. Erkennen aber Geschworne über die Schuld, so kann ihnen die Befugniß, durch Annahme von Milderungsgründen die Herabsetzung der ordentlichen Strafe zu bewirken, eingeräumt oder versagt werden. Im ersten Falle treten die in Frankreich seit 1832 beobachteten Nachtheile ein, im zweiten führt falsches Mitleiden oft zur Freisprechung, wo nur eine Herabsetzung der Strafe am Orte gewesen wäre, Straflosigkeit aber die Volksmoral und die Stimme der Besseren empört. Nicht zu übersehen ist ferner, daß viele neuere, besonders die deutschen Gesetzbücher zur Geschwornenverfassung nicht passen, da sie so viele verwickelte, nur demjenigen verständliche Begriffe enthalten, der die Wissenschaft kennt und die ganze Entwickelung des schweren Geburtsaktes studirt hat, durch welchen das Gesetz zu Stande gekommen ist: den Geschwornen aber nur das summarische Urtheil zu erlauben und den Richtern die Abstufung zu überlassen, streitet wider das Prinzip und hebt die Wirksamkeit des Geschwornengerichts auf.

Geben wir jedoch auch den rechtlichen und politischen Werth des Geschwornengerichts zu, so kommt doch Alles darauf an, ob erstens gewisse Voraussetzungen vorhanden sind, bei deren Daseyn allein auf die erfolgreiche Wirksamkeit des Geschwornengerichts gerechnet werden kann, und zweitens auf die Art, wie die ganze Anstalt bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführt ist. Zu jenen Voraussetzungen gehört das Daseyn eines einfachen und klaren Strafgesetzbuches, Verbreitung echter Bildung durch alle Volksklassen ohne scharfe Absonderung der einzelnen Stände, und die Gewißheit, einsichtsvolle, unabhängige, selbständige, charakterfeste, weder durch religiösen Fanatismus, noch durch politischen Parteihaß befangene Männer auf die Bänke der Geschwornen zu erhalten. Auch politische Reife muß vorhanden seyn, die freilich nicht danach zu beurtheilen ist, ob das Volk Zeitungen und Broschüren verschlingt, leidenschaftlich durch jeden Vorfall aufgeregt wird, Partei für gewisse Personen nimmt und Demonstrationen liebt, sondern danach, ob die überwiegende Mehrzahl sich über das Wesen, über Wohl und Wehe ihrer Corporationen, ihrer Kommunen und dann in weiteren Kreisen über Leben und Interesse des gesammten Vaterlandes zu belehren sucht, thätigen Antheil an dem Näheren, geeigneten an dem Fernerliegenden nimmt, in freien Vereinen zur Erreichung gemeinnütziger Zwecke sich zusammenthut und dort auf die Belehrungen Erfahrener hört, ihre Rechte und ihr Pflichten kennt, diese freudig erfüllt, jene gegen jeden Eingriff würdig vertheidigt.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Phantasieen über die Zukunft der Eisenbahnen.*)

Die ersten Eisenbahnen sind fast ausschließlich in der Absicht angelegt worden, zwei äußerste Punkte, zwei kommerzielle oder industrielle Hauptstädte, mit einander zu verbinden. Die Zwischenstationen wurden hierbei ganz vernachlässigt. Wenn dies der ganze Nutzen der Eisenbahnen wäre, so würde ihre Bedeutung eine sehr geringe seyn. In der That aber stellen sie uns die Straßen der künftigen Zeit dar, in welcher der schleppende Schritt des Fußgängers und der unsichere Trab des Pferdes zur Ruhe gesetzt seyn und der Dampf und die anderen Elemente unsere Meiereien, unsere Dörfer, unsere Städte und Manufakturen mit einander verbinden werden.

Unsere überfüllten Städte sind das Werk der alten eben so langsamen als kostspieligen Transportmittel; die Bevölkerungen konnten sich nicht auf der ebenen Oberfläche der Straßen regelmäßig nach allen Seiten hin vertheilen und haben sich daher an gewissen Punkten gleichmäßig zusammengedrängt. Dies allein erklärt, warum unsere alten Communicationswege nicht große Alleen von Pachten, Manufakturen und Wohnhäusern geworden sind. Die Eisenbahnen wandeln diesen Zustand der Dinge ganz um und bieten der Ausdehnung der Städte einen unbeschränkten Raum. Durch ihre bessere Benutzung werden sie zu Straßen und Feldwegen werden, die von einer Pacht zu einer Maschine, von einer Grube zu einem Landhause führen, und zwar von dem Augenblick an, wo man das System der hohen Tarife aufgeben wird.

Die ersten Niederlassungen in einem Lande werden gewöhnlich am Ufer der schiffbaren Gewässer angelegt, weil sich daselbst alle Elemente des materiellen Wohlstandes beisammen finden: einen fruchtbaren und wohl bewässerten Boden, Wälder, welche Brennmaterial und Bauholz liefern, und die Wasserstraße zur Versendung der gewonnenen Erzeugnisse. Die Hügel bleiben verlassen, weil sie nur einen kleinen Theil dieser Vortheile darbieten. Die Eisenbahnen sind dazu bestimmt, diese Ungleichheit der Naturgaben wieder gut zu machen, da sie einen eben so leichten Transport auf den Abhängen eines Hügels als auf der sanften Oberfläche der Thäler darbieten. Nur müßte man noch auf der ganzen Ausdehnung der Eisenbahnen ungeheure Röhren anlegen, welche als Kanäle für Wasser, Gas und flüssigen Dünger dienen. Denkt man sich hierzu noch Wagen für den Transport der Reisenden, des Brennmaterials und der verschiedenen Verbrauchsgegenstände, so hat man alle Elemente einer vollkommenen Ansiedlung vereinigt.

Auf unseren bisherigen Landstraßen wurden die Relais gewöhnlich zu Postgebäuden, Ställen, Gasthöfen und selbst zu Ackerwirthschaften benutzt. Es wäre leicht, dieses System zu vervollkommnen und es auf die Eisenbahnen anzuwenden. Dieses würde zur endlichen Annahme der atmosphärischen Bahnen führen, welche bekanntlich das System der vierfachen Stationen mehr begünstigen und nur den vierten Theil der Zugkraft brauchen, die jetzt bei den Eisenbahnen erforderlich ist. Man hat eingewendet, daß die stehenden Maschinen einen ungeheuren Verlust an bewegender Kraft veranlaßten, da sie, um den Bedürfnissen jedes Augenblicks zu entsprechen, eine beständige Erzeugung des Dampfes nöthig machten. Aber gerade diese scheinbar unnütze Kraft kann leicht und mit Vortheil bei landwirthschaftlichen und anderen Arbeiten verwendet werden. Zu diesem Zwecke müßte man vom Staat bei der Genehmigung einer atmosphärischen oder anderen Bahn die Erlaubniß erhalten, an den Seiten der Bahn eine Bodenfläche von der Größe einer Viertelmeile ins Geviert anzukaufen, auf welcher man die vervollkommnetsten Arten des Anbaus versuchen und zugleich zahlreiche Manufakturen errichten könnte. Die Maschinen, die an den Stationen aufgestellt sind, würden so zu festen Mittelpunkten dienen, wo man zu jeder Jahreszeit die besten Methoden, die, welche die mühsamen Anstrengungen des Landmanns auf ein Minimum reduziren würden, anwenden könnte. Es wäre unmöglich, hier die unzähligen Dienste darzustellen, welche der Dampf unter solchen Umständen leisten könnte: verbunden mit der Wohlfeilheit des Gases, könnten dieselben zu wunderbaren Resultaten führen.

Auf den Bahnen von großer Geschwindigkeit und großer Ausdehnung ist es nicht rathsam, die Haltpunkte und Stationen zu sehr zu vermehren: da diese Bahnen dazu bestimmt sind, entfernte Punkte mit einander zu verbinden, ihre Entfernung durch Zeitersparniß zu vermindern, so müßten sie beständig von direkten Zügen befahren werden. Aber man müßte dann diesen Bahnen von großer Geschwindigkeit andere von langsamerem Gang und mit zahlreicheren Stationen zur Seite laufen lassen und so eine ähnliche Einrichtung treffen, wie sie in den Städten besteht, wo man eine besondere Straße für die Wagen und einen Seitenweg für die Fußgänger angelegt hat.

Für die landwirthschaftliche Ausbeutung des Bodens wie für die Manufakturen bildet der Transport eine Hauptausgabe. Kein nach der hergebrachten Weise eingerichtetes und auf die alten Wege angewiesenes Pachtgut kann mit den am Rande einer Eisenbahn gelegenen den Kampf aushalten. Ein Gleiches gilt von einem Bergwerk und einer Manufaktur, und von dem Tage ab, wo man den ganzen Werth der Eisenschienen in dieser Beziehung begriffen haben wird, werden einestheils die neuen Wirthschaften und die neuen Maschinen nur ihnen zur Seite sich niederlassen: die schon bestehenden dagegen werden um ihrer Selbsterhaltung willen sich genöthigt sehen, auf ihren Straßen, ihren Chausseen Schienen anzulegen und Lokomotiven vor ihre Thüren kommen zu lassen. Da, wo der Berg nicht zu Muhammed kommt, setzt sich Muhammed in Bewegung und kommt zum Berge.

Eine feste, d. h. an einem Punkt stehenbleibende Dampfmaschine kann

*) Nach der North British Review.

eben so gut für die landwirthschaftlichen Arbeiten als für eine Manufaktur zum Mittelpunkt der Bewegung dienen. Man denke sich eine Eisenbahn, welche an einer Reihe von zweckmäßig neben einander angelegten Fabriken vorbeigeht: nichts wäre leichter, als die bewegende Kraft dieser Fabriken in den Stunden der Ruhe für den Transport auf der atmosphärischen Eisenbahn nutzbar zu machen. Eben so könnte man in den Ackerbau-Distrikten in bestimmten Pausen den Dampf für die Bedürfnisse der Circulation verwenden, während er die übrige Zeit für die gewöhnlichen landwirthschaftlichen Arbeiten benutzt wird.

Man hat sich gewöhnt, den Ackerbau und die Industrie als zwei gesonderte Zweige der menschlichen Arbeit zu betrachten. Nichts ist falscher als diese vermeintliche Theilung und Entgegenstellung der Interessen; nichts ist geeigneter, den Fortschritten und der Wohlfeilheit der Production zu schaden. Diese Feindschaft und diese Irrthümer erklären sich übrigens leicht. Die bei den ländlichen Arbeiten beschäftigten Individuen sind auf großen Raumflächen zerstreut, während die der Fabriken unter demselben Dach in einem relativ engen Raum vereinigt sind.

Die ersten Bewegungskräfte, die bei den industriellen Arbeiten gebraucht wurden, waren hydraulische Maschinen; damals legte man die Werkstätten in der Nähe der Ströme, der Wasserfälle, der natürlichen Rinnsale an. Als dann der Dampf in die Industrie Eingang fand, trat er an die Stelle der hydraulischen Kräfte. Seitdem hat sich die unvollkommen konsumirte Kohle und das in Gestalt des Rauchs vergeudete Brennmaterial in dicken Wolken über den Wohnungen der Arbeiter gelagert und, ihnen Sonne, Luft und Himmel raubend, ein Geschlecht weißer schmutziger Wilden geschaffen, die sittlich bald eben so schnell entarteten als physisch, überall, wo sich nicht Männer von höherer Intelligenz und Moralität an ihre Spitze stellten. Wenn diese traurigen Wirkungen des Rauchs sich von der Anwendung des Dampfes nicht trennen ließen, dann müßte man allerdings die gegenwärtige Trennung der Industrie und der Landwirthschaft fortbestehen lassen; ja man müßte die Dampfmaschine von den landwirthschaftlichen Arbeiten ganz ausschließen. Aber dem ist nicht so, und trotz der Vergeblichkeit der Versuche, den Rauch auf administrativem Wege, d. h. durch das Gesetz, abzuschaffen, glauben wir doch, daß das Privat-Interesse, wenn es den Gegenstand in die Hand nimmt, dahin gelangen wird, diese Nachtheile aufzuheben und sie in wirkliche Reichthümer zu verwandeln.

Bekanntlich dient das Produkt der Verbrennung, der Rauch, zur Ernährung der Pflanzen, und doch finden gerade die meisten Verbrennungsprozesse in den Städten statt, da, wo keine Vegetation ist. Entweder also sind solche Einrichtungen zu treffen, daß der Rauch von großen Massen von Bäumen und Pflanzen absorbirt und dadurch nutzbar gemacht wird, oder, was dasselbe ist, man muß ein Mittel suchen, den Verbrennungsprozeß vollkommener zu machen, da der Rauch bekanntlich nur das Produkt einer unvollkommenen Verbrennung ist. Zur Speisung der Lokomotiven bedient man sich eines Brennmaterials, das schon von Rauch befreit ist, d. h. man hat alle Gase, welche die Verbrennung weniger vollkommen machen konnten, weggeschafft. Uebrigens ist es bekannt, daß die Combination gewisser Quantitäten von Gasen erforderlich ist, wenn die Flamme ihre ganze Kraft erreichen soll, und wir glauben, daß man durch ein viel vortheilhafteres Verfahren als die Fabrication des Coke, durch die Mischung der verschiedenen Kohlenarten und das glückliche Gleichgewicht der Gase, ein treffliches künstliches Brennmaterial erhalten könnte.

Die Liebhaber der malerischen Aussichten haben ebenfalls gegen die atmosphärischen Eisenbahnen ihre Stimme erhoben. Sie haben gesagt, daß sie durch ihre ungeheuren schwarzen Rauchfänge die Natur zu verunstalten und die Schönheit der Landschaften zu zerstören drohen. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, hat man den Vorschlag gemacht, die Eintönigkeit dieser langen Säulen dadurch aufzuheben, daß man ihnen bald die Gestalt von ägyptischen Pyramiden giebt, bald sie wie Ritterburgen mit Zinnen, bald wie gothische Kirchen mit großen und kleinen Glockenthürmen und selbst mit Statuen umkränzt. Ob hierdurch jene poetischen Seelen befriedigt würden, ist sehr die Frage. In der That aber werden diese Rauchfänge nur durch die schwarzen Dünste, die sie von sich geben, unerträglich, und dieser Uebelstand würde beseitigt, wenn man ein gut präparirtes Brennmaterial anwendete und so den Rauch zugleich chemisch und mechanisch vernichtete.

Man kann die Bahn von Epsom als die erste atmosphärische Bahn betrachten, die dieses Namens würdig ist, da die von Dalkey nur eine Art von Promenade bildet und keinem öffentlichen Bedürfniß entspricht. Um zu zeigen, welche Vortheile das neue System vor dem älteren voraus hat, müßten diejenigen, die an der Spitze der Epsomer Bahn stehen, folgendermaßen zu Werke gehen: Es müßte ein Brunnen oder ein unterirdischer Behälter gegraben werden, in welchen alle in den Austrocknungskanälen, welche die Sümpfe von Croydon oder Deptford durchschneiden, enthaltenen Flüssigkeiten abfließen würden. Vermittelst einer Dampfmaschine könnte man diese Flüssigkeiten in eine Reihe von Röhren treiben, die sie bis zu einer zweiten Dampfmaschine führen würden, welche den ländlichen Wirthschaften näher liegt. Diese Maschine würde die Flüssigkeiten durch besondere Kanäle bis zur Spitze eines Thurmes führen, und von hier aus würden sie sich durch hundert Röhren auf die Grundstücke ergießen, die man befruchten will. Natürlich müßte man sich durch Pacht oder andere Kontrakte die Verfügung über ein Stück Land sichern, das groß genug ist, um den in der Spitze des hydraulischen Thurmes angehäuften Dünger zu konsumiren.

Von derselben Station würde eine Reihe von Röhren ausgehen, welche dazu bestimmt sind, Wasser und Gas unter die am Wege wohnenden Bevölkerungen zu vertheilen. Man müßte daselbst, und zwar nach den Regeln der strengsten Sparsamkeit, eine Ausladungshalle erbauen, die von Ziegelmauern getragen wird und eine Oberfläche von zwei bis vier Morgen einnimmt. Das Dach, aus den soliden Rippen eines eisernen Sparrwerks bestehend, würde auf Säulen von demselben Metall ruhen. Zur Bedeckung würde man dickes Glas anwenden, welches weniger Kosten macht und besseren Widerstand leistet als Schiefer.

Um die Ringmauer könnte man zweistöckige Wohnungen errichten, die durch vier Gitterthüren mit dem Innern der Halle in Verbindung ständen. Die Unreinigkeiten aller dieser Wohnungen würden durch besondere Kanäle in ein gemeinschaftliches Behältniß geführt werden und, nachdem sie hier die von Liebig angegebenen chemischen Operationen durchgemacht, als Dünger den Bedürfnissen des Ackerbaus dienen.

Die eisernen Säulen, auf welchen das Dach ruht, würden als Entladungsröhren für den Regen dienen, und der durch die Glasdecke geschützte Boden würde weder Dielung noch Pflasterung erfordern. Während des Winters würde dieses so trefflich geschützte Obdach einen neuen Charakter annehmen und zum Anbau von Gemüsen und tausend verschiedenen Pflanzen dienen. Die Erndten jedes Tages, welche an der Seite der Bahn selbst eingesammelt werden, könnten sofort nach der benachbarten Stadt versandt werden, und der Werth unserer vier Morgen würde auf diese Weise schnell steigen. Die Dampfmaschine würde die Verwirklichung dieses Planes vortrefflich unterstützen. Der Dampf, der gegenwärtig verloren geht, würde zur Heizung der Treibhäuser und Wohnungen dienen; er würde sogar in die Oefen der Küchen hinabsteigen. Das durch die Verdichtung der Dämpfe erhaltene Wasser würde zur Speisung von Bädern und zur Reinigung der Wäsche benutzt werden, und ein Dampfstrom würde dann dieselbe trocknen. Wir sind überzeugt, daß diese Centralisirung der Mittel die Centralisirung des Dienstes in eine einzige Gruppe von Bedienten, die wie die unserer Klubs gekleidet wären, herbeiführen würde. Es versteht sich von selbst, daß man sich beeilen müßte, Schulen für die Jugend zu gründen.

Zwischen den Stationen der atmosphärischen Bahn und in bestimmten Zwischenräumen würde es gut seyn, Manufakturen zu vertheilen, welche mit der Bahn in Verbindung ständen; doch müßten dieselben von jeder Beschwerlichkeit, namentlich vom Rauche frei seyn. Denken wir uns eine Baumwollen- oder Seidenspinnerei nach diesen Ideen eingerichtet. Alle Abgänge derselben würden durch Röhren auf die benachbarten Grundstücke vertheilt werden, und der Dampf und das kondensirte Wasser könnten in Treibhäuser, Badewannen und Krankenstuben geleitet werden und zur Erwärmung derselben dienen. Man könnte diese Fortschritte auf alle Zweige der landwirthschaftlichen Arbeit ausdehnen und in Verbindung mit jenen großen Maschinen gut gelüftete und geheizte Meiereien errichten, in welchen die Kühe während der schlechten Jahreszeit ein gesundes Obdach fänden. So würde sich zu den übrigen Industrien bald auch die Viehzucht hinzugesellen.

Indem man so Industrie und Landwirthschaft mit einander in Verbindung brächte, würde man unendlich vortheilhafte Resultate erreichen. Dieselben Individuen könnten, je nach den Bedürfnissen des Marktes, bald den landwirthschaftlichen, bald den industriellen Arbeiten obliegen und so den Krisen, von welchen namentlich die Industrie von Zeit zu Zeit heimgesucht wird, ruhig entgegensehen. Während des Winters würden die unbeschäftigten Arme die Arbeit in den Werkstätten suchen; während des Sommers würden sie wieder nach den Feldern zurückströmen, und die erforderliche Zahl von Arbeitern zur Einbringung der Erndten würde zu allen Zeiten leicht zu haben seyn. Hiermit wäre schon die abwechselnde Arbeit gegeben als Vorläuferin der anziehenden, die man uns für bessere Zeiten prophezeit hat. Bald würde man auch solche große Gehäge, die durch ein gläsernes Dach geschützt und gut geheizt, gelüftet und gereinigt sind, als unentbehrlich betrachten zur Trocknung des im Regenwetter eingebrachten Getraides oder Heu's. Im vorigen Jahre wären solche Zufluchtsorte ein Geschenk des Himmels gewesen.

Bisher haben wir die atmosphärischen Eisenbahnen in ihrem Einfluß auf die Production und auf die bescheidenen Ansprüche einer Kolonie von kleinen Kapitalisten betrachtet. Noch größer sind die Lockungen, die sie den reichen Klassen darbieten. Auf einem gesunden und freundlichen Platz könnte man eine andere mit Glas gedeckte Halle erbauen, welche den Bewohnern der benachbarten Städte als Wintergarten und Promenade dienen würde. Dies wäre die Verwirklichung der ausschweifendsten Träume der alten Dichter: ein ewiger Frühling mit ewigen Blumen, und zugleich ewige Früchte und Gemüse. Wenn die Bevölkerung zunimmt, könnte man leicht mit der ursprünglichen Anlage eine Bibliothek, ein Lesezimmer und selbst ein Theater verbinden, wobei in allen Fällen die Lüftung, Beleuchtung und Reinigung durch Dampfmaschinen bewerkstelligt würde. Die Anhäufung so vieler Mittel auf einen Punkt würde den Preis aller Genüsse und alles Ueberflusses, den man auf den Landgütern unserer reichsten Herren findet, sehr ermäßigen. In den volkreichen Distrikten könnte man sogar alle Herrlichkeiten von Chatsworth verdunkeln.

Es versteht sich von selbst, daß bei diesem Zustand der Dinge die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung mit einer langen Reihe von Wohnungen besetzt seyn würde, welche durch die Leichtigkeit, beständig Wasser und Brennmaterial zu erhalten, angelockt würden. Die Bewohner könnten dann den Direktoren der Bahn eine jährliche Abgabe zahlen und sich so den Zutritt zu derselben bei jeder Gelegenheit verschaffen.

Der einzige Einwand, der sich gegen unseren ganzen Plan geltend machen ließe, ist der der Neuheit. Indeß ist das Neue daran nur die Zusammenstellung. Die Einzelheiten desselben lassen sich an tausend Orten und unter tausend Verhältnissen wiederfinden. Wir haben nur Einrichtungen und Me-

thoden, welche bisher vereinzelt daſtehen, zuſammengeſtellt, um ſie im Großen wirken zu laſſen, und wir ſind feſt überzeugt, daß unſere Ideen auch auf die Städte anwendbar ſind. Uebrigens ſehen wir nicht ein, warum nicht durch ein beſonderes Gebäude Wärme ſo gut als Waſſer und Gas an andere Gebäude vertheilt werden könnte, und wir hoffen dieſes kleine Wunder bald ſich erfüllen zu ſehen.

Algerien.

Erinnerungen aus Algerien.

Es iſt ohne Zweifel in der jetzigen Zeit eines der undankbarſten Geſchäfte, eine Reiſebeſchreibung herauszugeben, faſt eben ſo undankbar, als lyriſche Gedichte drucken zu laſſen. Seit 1430, wo die erſte Reiſebeſchreibung den Deutſchen dargeboten wurde („Dat prologus von dem hilgen Lande ꝛc.") hat ſich dieſer Zweig der Literatur ſo ſehr vermehrt, daß Jeder, der einmal außerhalb ſeiner vier Pfähle Luft geſchöpft hat, wenn er nur irgend die Feder zu führen verſteht, uns in dicken Bänden die Erfahrungen und Erlebniſſe ſeiner Reiſe mitzutheilen für nöthig findet, ſollte dieſe Reiſe auch nicht weiter gehen, als die des Helden in jenem Holbergſchen Luſtſpiele, der von ſeiner Fahrt von Hadersleben nach Kiel nicht genug erzählen kann. Wir haben durchaus nichts gegen Reiſebeſchreibungen, wenn dieſe nur wirklich Neues enthalten: aber da die Beobachtung früherer Reiſenden ſchon ſo Vieles erſchöpft hat, ſo wolle man uns doch nicht die alten Erfahrungen immer von neuem wiederholen, ſondern lieber die Zeitſchriften zu kurzen Berichten über wirklich Neues oder von neuem Geſichtspunkte aus Betrachtetes benutzen, ſtatt Bände mit werthloſen Notizen zu füllen und unter dem vielen Schutt wenige Goldkörner zu verbergen.

Seit einiger Zeit iſt außer Paris, das noch immer neue Beſchreibungen und Illuſtrationen zu erdulden hat, die ſich unter den verſchiedenſten Firmen ankündigen, auch der Orient und Algerien in die Reihe derjenigen Stoffe getreten, die dem ſchreibluſtigen Reiſenden beſonders anziehend erſcheinen, und es läßt ſich nicht leugnen, daß hier in der That noch Vieles zu beſchreiben und ins Klare zu bringen iſt. Wie wenig aber durch die gewöhnlichen Berichte gewonnen wird, geht daraus hervor, daß die Franzoſen ſelbſt darauf gar nichts geben, vielmehr dergleichen Schilderungen zum Gegenſtande ihres Spottes machen. In einem der komiſchen Almanache auf 1846, die in Paris immer ihre Witze aus den Sympathieen und Antipathieen des Volkes ſelbſt ſchöpfen, heißt es unter den ſcherzhaften Prophezeiungen für das nächſte Jahr: „Les colons français en Afrique chercheront de plus en plus à civiliser les Arabes, et pour mieux arriver à leur but, ils commenceront par se bédouiner eux-mêmes. Ils adopteront définitivement le burnous, la barbe et la pipe pour plaire aux charmantes femmes du pays, qui sont en général de très piquantes brunettes, du moins à ce qu'assurent les livres des voyageurs, qui n'ont jamais visité ce pays." Man ſieht aus dieſer letzten Bemerkung, in wie geringer Achtung bei den Pariſern die afrikaniſchen Reiſeberichte in Betreff ihrer Zuverläſſigkeit ſtehen. — Auch nach Deutſchland ſind theils Original-Nachrichten, theils Ueberſetzungen franzöſiſcher Mittheilungen über Algerien in großer Zahl gekommen, und dieſe Zeitſchrift ſelbſt hat dann und wann Gelegenheit genommen, auf die ausgezeichnetſten derſelben durch kurze Hinweiſung wie durch genauere Würdigung aufmerkſam zu machen. Eine neue Schrift über Algerien muß daher von vorn herein einiges Mißtrauen erregen, doch iſt es um ſo erfreulicher, wenn dergleichen ſchlimme Erwartungen getäuſcht werden.

Die Schrift, die uns zu den eben gemachten Bemerkungen Anlaß, nicht Urſache gab *), iſt allerdings von den im Allgemeinen beregten Uebelſtänden unſerer jetzigen Reiſebeſchreibungen nicht ganz frei zu ſprechen, doch trifft ſie keineswegs der Vorwurf der Leichtfertigkeit. Vielmehr beſchreibt uns der Verfaſſer mit größter Genauigkeit ſeine Erlebniſſe während ſeines Aufenthalts in Algerien, und zwar erwähnt er der verſchiedenſten Gebiete menſchlichen Wiſſens, in denen er Beobachtungen angeſtellt hat. Da indeſſen der Standpunkt des Verfaſſers vorzugsweiſe ein militairiſcher zu ſeyn ſcheint, ſo trifft er in dieſer Beziehung mit den übrigen Reiſebeſchreibern im Ganzen weniger zuſammen, als dieſe unter einander, und es haben daher viele ſeiner Mittheilungen den Vorzug der Neuheit. Wir erwähnen z. B. des ausführlichen Berichtes über die ſogenannten Razzias oder Raubzüge, wodurch zwei der bedeutendſten feindlichen Stämme zur Unterwerfung gebracht wurden (Bd. 2, S. 8), ein Bericht, der uns über die Art und Weiſe der dortigen Kriegführung manchen intereſſanten Aufſchluß giebt. Dankenswerth ſind auch die Spezialitäten über General Bedeau, den der Verfaſſer den Abgott der Soldaten nennt, und allerdings ſind die kleinen Züge, die uns erzählt werden, ganz geeignet, einen Feldherrn in der Gunſt ſeiner Soldaten zu heben. Bedeau machte faſt jede Nacht eine Promenade durchs Lager, ſtellte ſich an das erſte beſte Wachtfeuer und unterhielt ſich ſehr leutſelig mit den Soldaten. Bei dieſer Gelegenheit begrüßte ihn ein alter Soldat, der den General ſchon von Konſtantine her kannte, mit einem vertraulichen „bon soir, mon Général", indem er die Hand an ſeine Lagermütze legte. — „Bon soir, mon vieux", antwortete Bedeau: „comment va?" — „Pas trop bien, il y a huit jours, que je n'ai pas eu de chic (ein Stück Kautabak)." — „Du weißt wohl, daß ich keinen Tabak kaue, mais tiens", und ihm eine Handvoll Zigarren gebend, entfernte ſich der General mit einem freundlichen „bon soir." — Durch dergleichen an ſich unbedeutende Gefälligkeiten gewinnt ſich Bedeau die Liebe ſeiner Leute, und er hat ſo große Macht über ſie, daß er das Aeußerſte von ihnen verlangen kann. — Intereſſant iſt auch der Bericht über die Verproviantirung von Maskara im Dezember des Jahres 1841 (S. 57 ff.), ſo wie überhaupt die meiſten Darſtellungen, die ſich auf Militairiſches beziehen. Weniger möchten wir uns mit der Aufnahme einzelner naturhiſtoriſcher Beobachtungen einverſtanden erklären, die großentheils längſt bekannte Notizen enthalten. So erzählt uns der Verfaſſer (S. 81) Vieles über die Natur des Kameels, daß es acht bis neun Tage das Waſſer entbehren könne, ſich mit den ſchlechteſten Pflanzen als Nahrung begnüge, von einem Führer nur durch ein kleines Stäbchen regiert werde u. dgl. m. Daß ſolche Thatſachen mit aufgenommen ſind, erklärt ſich zwar aus der Form des Werkes, das als ein vollſtändiges Tagebuch mitgetheilt iſt; jedenfalls aber dürfte es beſſer geweſen ſeyn, den darin enthaltenen Stoff mehr zu ſichten und ſo allgemein bekannte Data, die nur etwa dem Verfaſſer ſelbſt intereſſant geweſen ſeyn mögen, da er ſie in eigener Wahrnehmung beſtätigt gefunden hat, nicht mit abzudrucken. Was die Schreibart betrifft, ſo iſt ſie im Ganzen leicht und angenehm, eine Eigenſchaft, deren die neueren Reiſebeſchreiber ſich nicht gerade immer rühmen können. Die äußere Ausſtattung des Buches iſt ſehr gefällig, wofür der Verlagshandlung der beſte Dank gebührt, und zwar um ſo mehr, da ſie ihr Augenmerk nicht auf die äußere Ausſtattung allein richtet, ſondern, wie einige ihrer letzten Verlags-Artikel, namentlich die trefflichen Werke von Stahr und Moſer, beweiſen, auch darauf bedacht iſt, wirklich gediegene Schriften im Publikum zu verbreiten.

*) Erinnerungen aus Algerien. Von Clemens Lamping. 2 Bde. in 8. Oldenburg, Schulzeſche Buchhandlung, 1846.

Mannigfaltiges.

— Friedrich der Große und das klaſſiſche Alterthum. Bekanntlich ſteht uns nächſtens das Erſcheinen einer neuen, von der königl. Akademie der Wiſſenſchaften beaufſichtigten Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen bevor. Als eine würdige Einleitung hierzu iſt der Vortrag zu betrachten, den der an der Spitze der mit der Herausgabe jener Werke ſtehende beſtändige Secretair der Akademie, Herr Geh. Regierungsrath Dr. Böckh, am 29. Januar in einer öffentlichen Sitzung derſelben, in Gegenwart Sr. Maj. des Königs, des Prinzen von Preußen und vieler anderen hohen Perſonen, über die Liebe Friedrich's zu dem klaſſiſchen Alterthum hielt. Wir theilen den ſummariſchen Inhalt dieſes Vortrages hier nach der Skizze mit, die eine der Berliner Zeitungen (die Haude und Spenerſche) darüber gegeben. Der Redner entwickelte den Einfluß, welchen die alten, von dem Könige freilich nur aus franzöſiſchen Ueberſetzungen gekannten Klaſſiker auf dieſen geübt, und wie ſelbſt alle Erzeugniſſe der neueren Literatur nur inſofern des Königs Beifall ärndteten, als ſie dem antik-klaſſiſchen Boden entſtammten, während alles Mittelalterlich-Romantiſche in Friedrich einen entſchiedenen Gegner fand. So kam es denn, daß der König von dem, ihm im hohen Alter erſt zu Geſicht gekommenen, deutſchen Hexameter ſich Erfolg für die Sprache ſelbſt verſprach und andererſeits den dramatiſchen Schöpfungen Shakeſpeare's ſchon deshalb nicht hold war, weil ſie von der alten Lehre der drei Einheiten abwichen. Der Vortrag erläuterte dies in mehrfachen Beziehungen und bemerkte auch, wie das Studium des Polybius zu dem glücklichen Ausgange einer Hauptſchlacht Friedrich's mit beigetragen. Bis zuletzt habe den großen König die Vorliebe für die muſtergültigen Schriften des Alterthums begleitet, ja er befahl ſogar, ſtatt der ihm ungenügend erſcheinenden Ueberſetzungen beſſere zu veranſtalten. Schuld einer ſolchen ſchlechten Ueberſetzung ſey es wohl auch geweſen, daß der König dem Thukydides keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen konnte, während er Tacitus hochhielt, im Gegenſatze zu Napoleon, welcher den römiſchen Geſchichtſchreiber einen ſchwarzſüchtigen Verleumder der Fürſten ſchalt. Solche Urtheile, meinte der Redner, lehrten, mehr als andere, die Denkweiſe großer Männer unterſcheiden. Der erhabene Gedanke der das Alterthum durchwehenden politiſchen und Geiſtesfreiheit feſſelte den großen König ſo mächtig, welcher gern jedem die Freiheit ließ, die er für ſich in Anſpruch nahm, und als Gründer der freien wiſſenſchaftlichen Richtung in dem Vaterlande zu betrachten iſt, zumal da er dieſe Richtung durch ſeine Geſetze heiligte. Nicht unberührt blieb der Einfluß des klaſſiſchen Alterthums auf den Jugend-Unterricht; der König hielt die Reden des Demoſthenes für das beſte Mittel zu der Bildung der deutſchen Sprache, wie er denn manche Warnungen des griechiſchen Redners auch noch für ſeine Zeit anwendbar hielt. Den Schluß des Vortrages bildete eine Ueberſchau der zwiſchen Friedrich und anderen großen Regenten gezogenen Parallelen, wobei oft die unwichtigſten Aeußerlichkeiten hineingezogen worden. Wenn Friedrich und Hadrian nur in der Liebhaberei für Hunde ſich ähnlich geweſen, ſo berechtige dies noch zu keinem Vergleich. Der paſſendſte liege vielleicht, wohin auch ſchon die Namensähnlichkeit weiſe, zwiſchen König Friedrich II. von Hohenzollern und Kaiſer Friedrich II. von Hohenſtaufen. In beiden trete der Kampf gegen die Rohheit und den Aberglauben ihrer Zeit, wie gegen eine eigenſinnige, hartnäckige Prieſterkaſte, hervor. Beide Fürſten waren, wie wenige, ihrer Zeit voraus. Indeſſen begründe eben dieſe Erſcheinung die Größe dieſer Männer, ſie kamen mit der Zeit und dieſe mit ihnen in Kampf, indem ſie der Zeit ſich unterordnen und ſo oft gegen ihre Ueberzeugung handeln mußten. Hieraus entſpringe manches anſcheinend Tadelnswerthe, deſſen ganze Laſt man gar gern der Perſon aufbürde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 16. Berlin, Donnerstag den 5. Februar 1846.

England.

Restauration des Parthenon.*)

Der englische Bildhauer Lucas ist seit einiger Zeit mit einem Werke beschäftigt gewesen, das theils interessant an sich, theils ehrenvoll für den Künstler, zugleich nützlich als eine Skulpturstudie in dieser Zeit der wiedererwachten Kunstliebe ist. Sein Plan war, zwei Modelle von dem vollkommensten aller Tempel, — dem Parthenon, zu entwerfen. Das eine derselben soll es darstellen, wie es in seinem verfallenen Zustande noch im 17ten Jahrhunderte erschien, und das andere soll, nach des Künstlers Worten, ein Versuch seyn, es in seiner Originalschönheit wiederherzustellen.

Herr Lucas hat die Autoritäten über den Gegenstand — die Trümmer und die Zeichnungen der Trümmer — nebst den Meinungen der Gelehrten über die Erklärung derselben sorgfältig zu Rathe gezogen, und wo es, bei gänzlichem Mangel der letzteren, nothwendig war, das Bekannte mit dem Unbekannten zu verbinden, da hat er die Prinzipien, nach welchen Phidias arbeitete, zu seinem Führer genommen und in dem vorhandenen Bilde blos den Gedanken gesucht.

Im Fortschreiten seiner Arbeit hat Herr Lucas sich immer inniger vertraut gemacht mit den Prinzipien, welche einen begeisternden Einfluß auf alle seine künftigen Werke wahrscheinlich üben werden; noch mehr, er hat den Unterricht, den er für sich suchte, zum Vortheil Anderer, zur sinnlichen Anschauung gebracht. Hierdurch erhalten wir einen wiederhergestellten Text des Parthenon, der jeder Kritik Stand zu halten vermag; und aus diesem Gesichtspunkte ist es wahrhaft erfreulich, daß das „Britische Museum" das Modell des vollständigen Gebäudes gekauft hat, um es in der „Elgin Gallery" als einen Schlüssel zu den unvergleichlichen Trümmern, welche dort so zahlreich und ein wichtiges Element dieser Restauration sind, aufzustellen.

Der etwas räthselhafte Charakter dieser Trümmer wird in dieser bequemen Hinweisung auf ihren Zusammenhang von dem Publikum und von den Künstlern vollständiger und rascher verstanden werden; die Bedeutung des wiederhergestellten Ganzen erklärt leichter die der einzelnen Theile. Der Kunstliebhaber kann hier den vollständigen Ausdruck und der Künstler die wahre Regel der griechischen Skulptur finden. Aus diesem Gesichtspunkte ist die bequem eingerichtete Lesart des Parthenon mit seinen Skulpturen ein unschätzbarer Unterrichtsgegenstand für die Kunstschulen.

Die Materialien, welche Herr Lucas bei seinem Restaurationswerke benutzte, sind die Zeichnungen, welche Carrey im J. 1675 für den Marquis de Nointel machte, ehe das Parthenon seine letzte Zertrümmerung unter den Händen der Venetianer erlitt; — das Werk von Stuart und Revett über Athen, welche 1751 die Ruine sahen, als der Ilissus und der Torso der Gruppe des Eekrops und des Agraulus ihren Platz noch am westlichen Giebel hatten; — der verhältnißmäßig vollkommene Zustand des östlichen Giebels, wie er von allen diesen Künstlern gezeichnet ist, woraus Herr Lucas, im Gegensatze mit Quatremère de Quincy und Eduard Gerhard, Lusieri und Cockerell, sehr geistreiche Konsequenzen abgeleitet hat; — die dürftigen Winke von Pausanias; — die Werke von Spohn und Wheler, von Bröndsted und Welcker; — der Rath und die Angaben von Leake, Cockerell, Hawkins und dem jetzigen Kurator des Parthenon, Herrn Pittakis; — und das schätzbarste aller Hülfsmittel, die gegenwärtigen Trümmer in der „Elgin Gallery" des Britischen Museums. Die Hauptfrage, welche sich zur Lösung darbot, war die des östlichen Giebels, von welchem Pausanias blos sagt, daß er sich auf die Geburt der Minerva bezog, während der westliche den Streit dieser Göttin mit Neptun um das attische Land darstellte. In dem letzten Falle jedoch geben die Zeichnungen Carrey's, die er nach den Skulpturen selbst machte, als der Giebel beinahe noch vollständig war, einen besseren Beweis für die Pläne des Phidias, als die zufällige Bemerkung des Pausanias, und zeigen, daß sein Ausdruck den Gegenstand nicht genau beschreiben will. Es ist augenscheinlich, daß der Sieg der Minerva in diesem Streite weit eher, als der Streit selbst, auf dem fraglichen Giebel ausgedrückt war; und Herr Lucas verlangt zur Verbesserung der unbestimmten Sprache des Pausanias nur eine ähnliche Freiheit als Basis für die Wiederherstellung des östlichen Giebels. Eine freisinnige Erklärung des Wortes γένεσις — behauptet er — macht die Annahme unnöthig, daß der unmittelbare Akt der Geburt der beabsichtigte Gegenstand der Darstellung war, und führt von selbst auf einen mit diesem großen mythologischen Ereigniß zusammenhängenden Vorfall, nämlich auf die Ankunft der Minerva. Doch ist dabei zu bemerken, daß diese Verbesserung nicht aus eitler Speculationslust vorgeschlagen ist, sondern unter dem gebieterischen Zwange der Prinzipien, nach welchen Phidias arbeitete und wie sie auf jeder Seite dieses erhabenen Werkes geschrieben stehen.

„Indem wir", sagt Herr Lucas in seinen Bemerkungen über das Parthenon, „in unserem Geiste die Mittel festhalten, durch welche Phidias ein so erhabenes Resultat auf dem westlichen Giebel hervorgebracht, wollen wir versuchen, in demselben Geiste den östlichen Giebel herzustellen. Die Art und Weise, wie der Mythus auf dem westlichen Giebel dargestellt war, eröffnet uns das Verständniß der Composition des östlichen; und wenn wir diese Ansicht auf den östlichen Giebel, dessen Mittelfeld früher gänzlich zerstört worden ist, anwenden, so werden wir ganz sicher schließen, daß der Mythus auf gleich genügende Weise behandelt worden ist. Daher zweifeln wir nicht, daß die von Bröndsted vorgeschlagene und von Quatremère de Quincy ausgeführte Restauration des östlichen Giebels, nach welcher Pallas dargestellt ist, wie er Jupiter's Kopf spaltet, und eine der beiden Geburtsgöttinnen eine kleine Minervenfigur herauszieht, während die andere den Jupiter hält, als ob er unter den Geburtswehen ohnmächtig würde, durchaus kein adäquater Ausdruck für den Plan des Phidias seyn kann. Zwar ist Homer's Schilderung eine hinreichende Bürgschaft für die Restauration des französischen Akademikers; dennoch aber sagt uns das Gefühl, daß der nackte Buchstabe des Dichters auf die Composition des Giebelfeldes nicht anwendbar ist. Homer beschreibt die glänzende Gestalt der Minerva, wie sie aus dem Gehirn Jupiter's emporsteigt, und wie die ganze Natur über die Herrlichkeit ihrer Gestalt und den Glanz ihres goldenen Helmbusches ehrfurchtsvoll staunt; aber bei der Verarbeitung dieses Momentes zu einem Skulpturwerk verschrumpft die strahlende Gestalt der Göttin der Weisheit zu einer unbedeutenden Puppe. Daher haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß ein solcher auf einer Patera behandelter Gegenstand für Phidias ein Grund war, ihn ebenfalls zu wählen. Das Unpassende der französischen Auffassung des Gegenstandes sah auch Flaxman ein, welcher darüber die Bemerkung macht, daß die Composition ohne Zweifel nicht eine Darstellung der wirklichen Geburt der Minerva, sondern weit eher eine Einführung der Göttin in die erhabene Versammlung der Olympier enthielt, was auch für einen der Minerva gewidmeten Tempel passender war, zumal wenn man erwägt, daß diese in hohem Grade imponirende Scene eine bildhauerische Behandlung von erhabenster Majestät gestattet. Diese Ansicht theilt auch Herr Cockerell, welcher dargethan hat, daß das Bruchstück in der „Elgin Gallery" das Fußgestell der Statue der Minerva am östlichen Giebel war, — ein Urtheil, mit welchem auch Welcker völlig übereinstimmt."

Diese Ansicht hat auch Herr Lucas angenommen, und aus den vorhandenen Fragmenten hat er durch Ausfüllung der kahlen Stellen, deren künstlerische Behandlung alle Achtung verdient, das Ganze prachtvoll wiederhergestellt; und wenn dies auch nicht die wahre Composition des Phidias ist, so ist sie doch gewiß im griechischen Geiste gemacht, denn die ausgefüllten Theile stehen mit den alten Bruchstücken in keinem Widerspruch.

Herr Lucas hat aus der Betrachtung dieser Giebel eine schätzbare Lehre gezogen, welche wir nicht unbeachtet lassen dürfen. Die Skulpturen, welche sie schmücken, oder vielmehr, aus denen sie bestehen, sofern sie nämlich auf die Giebellinien, als Gränzen, beschränkt sind, die der Genius des Bildhauers nicht überschreiten darf — eine Vorschrift, die den Giebelfiguren sonst im Allgemeinen den Charakter von bloßen Nachgedanken giebt — sind hier nach der Größe des Umfangs und der Projection der Figuren nicht blos dazu gemacht, um als integrirender Theil des großen Planes zu erscheinen, sondern die Wirkung einer kühnen und schönen Mannigfaltigkeit für das Auge wird auch durch denselben einfachen Akt der Meisterschaft erreicht, welche so die Einheit des Gedankens erhöht. „Ich habe", sagt Herr Lucas, „die höchste Autorität für die Behauptung, daß kein Giebel der neueren Zeit nach den Regeln, welche der Giebel des Phidias uns vorschreibt, gebaut worden ist."

Um Herrn Lucas nicht durch alle Theile seiner Restauration zu begleiten, wollen wir blos anführen, daß der Fries an der äußeren Mauer nach dem noch vorhandenen Theile wiederhergestellt, die Säulen im Innern in doppelter Reihe wieder aufgerichtet sind und die Göttin in der prachtvollen Halle, welche zur Aufnahme ihrer Figur einzig erbaut war, in ihrem Gewand von Elfenbein und Gold und mit ihren reichen Attributen, wie sie Pausanias beschreibt

*) Besonders denjenigen, die im J. 1844 den Vorlesungen beigewohnt, die Herr Professor Gerhard im K. Museum in Berlin über die Darstellungen auf den beiden Giebelfeldern des Parthenon gehalten, welche damals durch Kupfertafeln erläutert wurden, dürfte der nachstehende, nach dem Londoner Athenaeum bearbeitete Aufsatz von Interesse seyn.

und wie man sie auf alten Münzen und Gemmen sieht, wieder stellt. Die fehlenden Metopen sind nach Münzen und Vasen und zwar nach einem richtigen Prinzip restaurirt. Selbst die Schilde, von denen auf der äußeren Seite des Tempels noch Spuren vorhanden sind, sieht man wieder, obgleich nichts von den Devisen, die sie enthielten, bekannt seyn kann. Daher ist die Anbringung dieser Devisen nur ein Werk der Konjektur, obgleich kein ganz willkürliches. Sie sind nach Vasen, Münzen und dem Werke: Monumens inédits, das eine große Menge von Schilden der Minerva enthält, ausgewählt. Nichts ist weggelassen, was authentisch seyn oder nach dem Zeugnisse der Trümmer des Tempels restaurirt werden konnte. Nur der polychromischen Ausschmückung, deren Anwendung auf das Parthenon nur vorausgesetzt wird, hat sich Herr Lucas mit demselben besonnenen Urtheil, das seinen Enthusiasmus bei diesem Werke geregelt hat, gänzlich enthalten, weil es, nach seiner Meinung, nicht bewiesen werden kann, daß sie zur Zeit des Phidias üblich war, und weil er, da sie den reinen Styl des Tempels zu verschlechtern schien, dem Parthenon keinen unnützen Putz anhängen oder sich von der ernsten Einfachheit, welche die Charakteristik der Kunst des Phidias ist, nicht entfernen wollte.

Nirgends erscheint der Genius der Skulptur so groß, wie an dem Parthenon. An keinem anderen Werke ist der Marmor zu epischen Gestalten so bearbeitet worden; und wenn man auch nicht mit Herrn Lucas annimmt, daß der Tempel nur das Gerüst für den Bildhauer war, so ist es doch gewiß, daß, wenn es bei dieser unübertroffenen Vereinigung der Künste einen Geist giebt, der mit seiner Autorität über die anderen gebietet, es nur die Bildhauerkunst ist. Was der Künstler an diesem Tempel lernen kann, das ist die Einheit und Ganzheit der Kunst, — das harmonische Zusammenwirken der verschiedenen Theile zur Hervorbringung eines großen Ganzen und die Verkörperung eines vollkommenen Gedankens. Der moderne Bildhauer, der zufrieden ist, wenn er als bloßer Decorateur für den Architekten zu arbeiten hat, kann an dem Parthenon lernen, auf welcher hohen Stufe die Skulptur in Griechenland stand. Der Architekt und der Bildhauer, wo sie nicht in einer Person vereinigt sind, müssen zusammen arbeiten. Die Skulptur muß ein Theil der Seele der großen architektonischen Werke, nicht ihr Gewand seyn, ehe die eine oder die andere die Wunder thun kann, welche so lange vergeblich die geistige Natur der griechischen Kunstwerke bezeugt haben. So lange die Skulptur nur zur architektonischen Ausschmückung dienen wird, wird sie ihre hohe Bestimmung unter uns nicht erreichen können. Der Bildhauer, der begeistert vom Studium des Parthenon kommt, wird fühlen, daß er ein Diener auf der höchsten Stufe der Kunst ist; und das Publikum, durch dieselbe große Offenbarung belehrt, wird, wenn der Erstere sich treu bleibt, ihm in der neuen Aera der Kunst, welche jetzt in England beginnt, wieder zu seiner eigenen Offenbarung verhelfen.

Das andere Modell ist noch unvollendet und unverkauft. Das Britische Museum wird wohl thun, es neben dem ersteren aufzustellen. Die Modelle sind 12 Fuß breit und 6 Fuß tief.

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Fortsetzung.)

Bei der Durchführung der Geschwornen-Verfassung kommen acht Punkte in Betracht, die wir in möglichster Kürze hervorheben wollen:

1. **Die Besetzung des Geschwornengerichts.** — Die Urliste kann nach verschiedenen Systemen gebildet werden. Entweder werden von denjenigen Personen, welche auf die Liste kommen sollen, gewisse Eigenschaften verlangt, als da sind ein bestimmtes Vermögen, oder eine Summe von Kenntnissen: aber beide geben leider keine Gewähr für diejenige Tüchtigkeit, deren der Geschworne bedarf. Oder es werden aus der Zahl sämmtlicher Bürger die Geschwornen durch Wahl gezogen. Dann wählen entweder die Bürger selbst, und es steht sehr dahin, ob sie dazu die Fähigkeit besitzen, ob sie wissen, welche Erfordernisse zum tüchtigen Geschwornen gehören, ob sie sich vom Einflusse persönlicher Rücksichten oder politischer Stimmungen frei erhalten; oder es wählt eine zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission, die auch nicht unberührt bleibt vom politischen Einflusse und überdies die Mehrzahl der zu Wählenden nicht näher kennt. Endlich kann man, wie in Amerika, das Loos unter allen Staatsbürgern entscheiden lassen und muß sich dann mit dem bunten Haufen begnügen, den das Spiel des Zufalls zusammengewürfelt hat.

Aus der Urliste, welche sämmtliche Personen enthält, die während einer bestimmten Zeit als Geschworne aufgerufen werden können, sind nun durch Reduction die wirklich zum Dienste berufenen Geschwornen herauszuziehen. Diese Reduction besorgt in Belgien der Präsident des Appellhofes nebst zwei anderen Präsidenten. Es ist nun zwar vorauszusetzen, daß diese drei Männer, als erfahrene richterliche Beamte, die für einen Geschwornen erforderlichen Eigenschaften vortrefflich kennen. Sind ihnen aber auch die auf der Urliste stehenden Personen bekannt? Bleibt ihnen etwas Anderes übrig, als bei den untergeordneten Beamten oder bei den Verwaltungsbehörden Hülfe zu suchen? In Frankreich ist die Reduction einem Verwaltungsbeamten, dem Präfekten, überlassen und damit die Gefahr gegeben, daß er alle der Regierung unangenehme und unbequeme Personen von der Liste streicht. Diese Uebelstände werden nur in England vermieden, wo der Sheriff die Reduction vornimmt, ein durchaus unabhängiger, aber dem Gerichte verantwortlicher Beamter, wie ihn kein anderes Land kennt.

Von außerordentlicher Wichtigkeit ist endlich das Recht, eine bestimmte Anzahl Geschworne zurückweisen zu dürfen. Wir haben der großen Verschiedenheit, die in dieser Hinsicht zwischen dem englischen und dem französischen Verfahren besteht, oben bei unserer Gegenüberstellung beider ausführlicher gedacht. Daß im französischen Prozesse die Staatsbehörde sowohl als der Ankläger nur neun Geschworne, und zwar nur peremtorisch, zurückweisen dürfen, und daß der Prokurator immer zuerst rekusiren darf, ist für den Angeklagten sehr hart und nachtheilig, wenngleich dem Gerichtsgebrauche zufolge die Staatsbehörde ihr Recht nur sehr selten ausübt. Ein ausgedehntes Recusationsrecht erhöht und befestigt das Vertrauen, doch sind freilich gewisse Schranken nothwendig, weil sonst zu befürchten steht, daß die Vertheidiger häufig gerade die tüchtigsten, entschiedensten und kräftigsten Männer rekusiren würden.

2. **Spezial-Jury.** — Es giebt Verbrechen, zu deren richtiger Beurtheilung besondere Kenntnisse nothwendig sind und mithin Geschworne von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten wünschenswerth erscheinen. Eine solche Spezial-Jury erlaubt die englische Gesetzgebung: die Mitglieder derselben bestehen nur aus Personen vom Range der Esquires, aus Banquiers und aus Männern, welche mindestens ein Einkommen von 600 Pfund besitzen; dem Kron-Anwalte steht das bei der gewöhnlichen Jury nicht zulässige peremtorische Recusationsrecht zu. Dieses Recusationsrecht und der Umstand, daß die Reichen, welche auf die Spezialliste kommen können, größtentheils Protestanten und Engländer sind, war der Grund, weshalb der Prozeß gegen O'Connell vor die Spezial-Jury gebracht wurde. In Frankreich war früher die Bildung einer Spezial-Jury aus Sachverständigen für gewisse Verbrechen vorgeschrieben; der gegenwärtig geltende Code hat Spezialgerichte an ihre Stelle gesetzt. Die Ansichten der Praktiker über die Nothwendigkeit einer solchen Spezial-Jury sind getheilt, so viel aber ergiebt sich aus den Forderungen und Bekenntnissen von beiden Seiten, daß man das Bedürfniß fühlt, in manchen Fällen eine besonders einsichtsvolle Jury zu besitzen, und daß noch kein Gesetzgeber diese Aufgabe zu lösen gewußt hat.

3. **Urtheil nach Beweisregeln oder nach innerer Ueberzeugung.** — Mittermaier verwirft die letztere durch das französische Gesetzbuch gebotene Weise des Urtheilens, da sie zum großen Theile auf das Gefühl gegründet ist, was immer etwas Unklares behält. Daher der Mangel an Klarheit der Ansichten über die conviction intime bei den französischen Schriftstellern, und in den Verhandlungen selbst gar häufig eine fühlbare Ungründlichkeit und deklamatorische, auf Erregung des Gefühls berechnete Beredtsamkeit; auf der anderen Seite, beim englischen Verfahren, größere Würde und Gründlichkeit, und wegen der Rücksicht auf die Beweisregeln genauere Zergliederung der ganzen Sachlage. So lange die Jury nicht die englische Richtung und das Gefühl hat, daß sie die vorliegenden Beweise prüfen muß und erst, wenn diese überzeugend sind, dem Eindrucke des Ganzen folgen darf, beruht sie auf einer ungenügenden, durch den Ausdruck conviction intime selbst gefährlichen Grundlage.

4. **Fragstellung an die Geschwornen.** — Von ihr hängt das Schicksal der Anklage ab. Zu viele Fragen, nach den verschiedenen Thatsachen gestellt, rufen verwirrte, widersprechende oder sonst unpassende Antworten hervor; eine ganz allgemeine, aber vielerlei umfassende Frage unterliegt zu mannigfachen Deutungen, und die Antwort der Geschwornen, bei der sich Jeder etwas Anderes dachte, giebt dann oft eine Scheinwahrheit. Die vom französischen Gesetze früher begünstigte Zersplitterung führte so weit, daß in einer einzigen Sache 6000 Fragen gestellt wurden. Im Jahre 1808 verfiel man in das andere Extrem und wollte jedesmal regelmäßig die Frage aufstellen: Ist der Angeklagte des Verbrechens schuldig, dessen er gezogen wird? Man kam bald wieder auf die Theilung der Frage zurück, doch gestehen erfahrene Praktiker Frankreichs, daß die gegenwärtige Fragstellung nicht genügt.

5. **Einfluß der Geschwornen auf die Strafe.** — Nach der französischen Ansicht sollen die Geschwornen nur Richter über die That seyn und folglich auf die Strafe keine Rücksicht nehmen; das steht aber freilich blos auf dem Papiere. Weil die Geschwornen wegen der ihnen zu hart scheinenden Strafen so häufig lossprachen, wurde seit 1832 das System der Milderungsgründe eingeführt, nach welchem die Geschwornen über die mildernden Umstände entscheiden und in Folge dieser Entscheidung die Strafe um einen oder zwei Grade unter das niedrigste gesetzliche Maß herabgesetzt wird. Diese Einrichtung ist wegen der harten Strafsätze des Code zu billigen, obgleich sehr achtungswerthe Männer über die Nachsicht klagen, mit welcher die Geschwornen auch bei den schwersten Verbrechen Milderungsgründe annehmen. Ueber die englische Einrichtung des Spezialverdikts haben wir oben schon gesprochen. Welches der verschiedenen Systeme vorzuziehen seyn möchte, verlangt noch eine ernste und sorgfältige Prüfung.

6. **Art der Abstimmung.** — Geheime Abstimmung gilt in Belgien, und in Frankreich seit dem Jahre 1835; öffentliche in England und Amerika. Die letztere verdient den Vorzug, denn die Geschwornen sollen beweisen, daß sie die Fähigkeit haben, selbst zu urtheilen, und den Muth, ihr Urtheil zu bekennen, sonst verdienen sie nicht Geschworne zu seyn.

7. **Stimmeneinhelligkeit oder Stimmenmehrheit.** — Erstere gilt in England und Nord-Amerika und ist allein zu billigen. Sie allein giebt Vertrauen in die Gerechtigkeit des Ausspruches und schneidet die Nachfragen über den Ursprung und das Gewicht der bejahenden und der verneinenden Stimmen ab.

8. **Verhältniß des Ausspruches der Geschwornen zu den rechtsgelehrten Richtern.** — Der Ausspruch der Geschwornen kann

1) als unumstößlich angesehen werden, so daß ihn die Richter ohne Prüfung zu Grunde legen müssen; 2) kann als unumstößlich gelten, wenn die Mehrheit der Geschwornen und die Assisenrichter übereinstimmen; 3) wenn die Mehrheit der Assisenrichter es passend findet, kann sie die Sache an eine andere Jury verweisen; 4) erkennt der Assisenhof einstimmig den verurtheilenden Ausspruch als irrig, so kann er den Fall an die nächsten Assisen weisen; 5) findet der präsidirende Richter Beweisregeln verletzt, so kann er die Rechtsfrage darüber an den obersten Gerichtshof bringen (in England). Von diesen theils früher, theils jetzt noch befolgten Systemen ist das erste das konsequenteste, aber, weil die Geschwornen dennoch irren können, zu mißbilligen; das zweite und dritte beweisen sich durch die Erfahrung bald als unpraktisch; das vierte ist gut, die Verweisung auf die nächste Sitzung wird aber, wie die Erfahrung lehrt, von den Assisenhöfen aus Rücksicht auf die Kosten und Nachtheile einer neuen Verhandlung nur sehr selten angewendet.

Die vorstehenden Andeutungen glaubten wir in dieser Ausdehnung nach Mittermaier's Buche unseren Lesern vorlegen zu müssen, um ihnen die großen Schwierigkeiten zu verdeutlichen, mit welchen die Einführung der Geschwornengerichte nothwendig zu kämpfen hat, und um zugleich daran zu erinnern, wie wenig bisher noch bei uns für die Lösung derselben auch von Seiten der Wissenschaft geschehen ist. Wir machen den Leser jedoch im Voraus aufmerksam, daß in der unten folgenden Ausführung des Herrn Cherbuliez, deren einzelne Theile wir nicht aus ihrem Zusammenhange reißen wollten, Manches in anderem und für die Jury günstigerem Lichte erscheinen wird.

7. Urtheilsfällung durch rechtsgelehrte Richter im mündlichen Verfahren.

Nehmen wir mündliches Verfahren an, sehen aber von den Geschwornen ab und behalten rechtsgelehrte Richter bei, so kommen in Betracht: Beweistheorie, Entscheidungsgründe und Appellation.

Wenn wir für den nach mündlichem Verfahren urtheilenden Richter eine Beweistheorie verlangen, so denken wir nicht an die von den alten Juristen Menochius († 1607), Farinacius († 1613) u. A. aufgestellten und noch vor funfzig Jahren vertheidigten mechanischen Theorien, nach welchen die Beweise stückweise gezählt und mit einem bestimmten Gewichte in Klassen gebracht wurden, so daß der Richter eine Art Rechenexempel zu machen hatte; eben so wenig aber an die Beweistheorien, welche das preußische Landrecht oder das bayerische Gesetzbuch vorschreiben, da diese das Ermessen des Richters zu sehr beschränken, viele, höchstens unter Umständen verdächtige Zeugen zurückweisen, durch eine große Anzahl allgemeiner Regeln den Richter irre leiten und durch eine zwar wohlgemeinte, aber unpassende Eintheilung der Indizien und durch Aufstellung vieler Erfordernisse bei dem Indizienbeweise die üble Folgen nach sich ziehen, daß viele Schuldige der Strafe entgehen; sondern wir denken an das freiere in der holländischen und noch konsequenter in der badischen Gesetzgebung durchgeführte Beweissystem, welches den Richter nicht nöthigt, bei dem Daseyn gewisser Beweismittel zu verurtheilen, wohl aber, wenn bestimmte Erfordernisse vorhanden sind, dazu ermächtigt, so daß dem richterlichen Ermessen hinreichender Raum gelassen ist, dennoch aber zum Schutze der Unschuld bestimmte Schranken gesetzt sind, so daß nur bei dem Entschuldigungsbeweise das Ermessen des Richters völlig frei bleibt, zur Verurtheilung die vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit der Anschuldigungsthatsache erforderlich ist. Diese Vorschriften sind nichts weiter als die vom Gesetzgeber aufgezeichneten Regeln, welche in England und Amerika der Ueberlieferung des Gerichtsgebrauches anheimgegeben bleiben, dort aber mit so vieler Sorgfalt in Acht genommen und so hoch gepriesen werden. Die rechtsgelehrten Richter in denjenigen Ländern, deren Gesetzgebung keine Beweistheorie, sondern eine Urtheilsfällung nach innerer Ueberzeugung vorschreibt, als z. B. im Waadtlande, in Parma, in Toskana, in Sardinien, beklagen diese Einrichtung, und das Vertrauen zu den Urtheilen leidet darunter; während z. B. in Neapel, wo ausführliche Entscheidungsgründe gegeben werden, alle erfahrenen Richter diesen Brauch rühmen. Man wende nicht ein, daß eine gesetzliche Beweistheorie durch die Unmittelbarkeit des mündlichen Verfahrens und die Kontrole der Oeffentlichkeit überflüssig werde; das mündliche Anklageverfahren liefert den Richtern zwar vollständigere und bessere Materialien für ihre Urtheilsfällung, ändert aber ihre rechtliche Lage nicht, und die Oeffentlichkeit bürgt nicht dafür, daß die Richter besser urtheilen. Die Thätigkeit des Richters wird zwar, so lange die Verhandlung dauert, durch die Gegenwart des Publikums erhöht, aber auf die geheime Berathung und das Ergebniß derselben kann das Publikum nicht sonderlich einwirken. Man sage nicht, der Eindruck, den das persönliche Auftreten des Angeschuldigten hervorbringt, gehe über die Beweistheorie hinaus und wirke wohl auf die innere Ueberzeugung des Richters, lasse sich aber nicht in Regeln zwängen. Die Beweistheorie soll gerade davor schützen, daß der vom Angeschuldigten hervorgebrachte Eindruck die Wahrheit beeinträchtigte, und im Gegentheil dazu mitwirken, daß er zu den übrigen Beweismitteln hinzutretend dieselben nur ergänze, aber nicht erdrücke. (Fortsetzung folgt.)

China.

Ein Diner in Maima-tschen am 31. Juli 1845.

(Aus dem Reise-Journal des Generals Sebeier.)

Auf die Einladung des Kaufmanns Igumnov in Kjachta fuhren wir von Troizkossavsk ab, um mit ihm bei einem seiner chinesischen Geschäftsfreunde in dem benachbarten Gränzorte Maima-tschen zu speisen. Von unserem freundlichen Wirthe und zwei anderen Gästen, dem Bürgermeister einem Beamten aus Selenginsk, begleitet, gelangten wir Maima-tschen, wo sich uns eine neue und fremde Welt erschloß. Sie bestand nur aus vier zerlumpten mongolischen Soldaten, zwei Lamaiten der niedrigsten Klasse befanden, die an ihr erkennen waren. Sie hatten einen Arrestanten bei sich, [illegible] am Halse trug. Unter dem Einflusse des Bacchus hatte dieser [illegible] gewagt, einen Polizeidiener ins Gesicht zu schlagen, weshalb ihn der [illegible] Dsarguzi (chinesische Gränz-Commissair) zu einer exemplarischen Strafe verurtheilte: er sollte zwölf Stunden lang alle Minuten eine Ohrfeige erhalten, wodurch sein Gesicht furchtbar aufgedunsen war und von Blut triefte.

Einige Schritte von dem Thore erblickten wir das Haus und den Laden Chan-dsu-da's, der uns sogleich entgegen kam und uns freundlich die Hand drückte. Sein Aeußeres war nicht sehr einnehmend, indessen trug er heute seine Feiertagskleider; über einen langen blau geblümten Kaftan hatte er eine schwarzseidene Weste mit Aermeln und großen Knöpfen angezogen, sein ungeheurer bis zu den Knöcheln reichender Zopf war schön geflochten, neue Atlasstiefeln mit weißen zollhohen Absätzen schmückten seine Füße, und in den Händen hielt er einen Rosenkranz und seine Pfeife. Die hinter ihm folgenden Handlungsdiener und Knaben waren dagegen schmutzig und von ekelhaftem Ansehen. Nach einigen Worten, die meine Begleiter mit unserem Wirth in dem hier gebräuchlichen verdorbenen Russisch austauschten, betraten wir das Haus und wurden in das zum Speisesaal bestimmte Gemach eingeführt.

Hier stand ein kleiner, viereckiger Tisch, mit einem blauen Tuche gedeckt und von zwei Stühlen mit hohen Lehnen, als Ehrenplätze für mich und meinen jungen Gefährten, zwei Bänken für die drei anderen Gäste und einem Tabouret für den Wirth umgeben. Auf dem Tisch befand sich vor jedem Gaste eine Schale mit Essig, eine winzige Porzellantasse mit heißem Wein oder Meth und ein noch kleineres fingerhutartiges Täschen mit Branntwein, chan-dsiu, Beides von höchst unangenehmem Geruch und Geschmack; außerdem noch ein zusammengefaltetes feines Blatt Papier, das als Serviette benutzt wurde, ein porzellanenes Löffelchen und zwei hölzerne Stöckchen, statt der Gabel. Da aber weder ich noch mein Gefährte diese letzteren zu gebrauchen wußte, so versah uns Igumnov mit europäischen Couverts, so wie auch mit Brod, welches den Chinesen unbekannt ist, mit Madeira und anderen Weinen.

Nachdem wir uns eine Zeitlang auf einem erhöhten, längs der Wand angebrachten Divan ausgeruht und etwas gelben Thee und Konfekt genossen hatten, ward das Diner aufgetragen. Vier Knaben brachten den ersten Gang oder den sogenannten Imbiß herein. Es waren zwölf Tellerchen, ungefähr so groß wie Thertassen, die in symmetrischer Ordnung auf den Tisch gestellt wurden. Diese Tellerchen enthielten: 1) die Haut des Seethiers chai-tscha, in feine Scheiben geschnitten, 2) getrocknete Würmer oder Landigel, selin-goi, 3) einige Stück Meerspinnen — nach der poetischen Beschreibung unseres Wirths ein furchtbares Ungethüm, mit hundert Füßen, einem einzigen Auge, unzähligen Borsten u. s. w., 4) junges Bambusrohr, in dünne Stangen geschnitten und mit Essig durchweicht, 5) haarfeine Streifen oder Fäden aus Schweinshaut, 6) die getrockneten Kräuter tsi-le und sen-tsi, 7) Stückchen von dem Seefisch paul-chu und von gedörrten Fasanen, nebst Speck, Rettig, Gurken u. dergl. mehr. Alles war mit Essig und Gewürzen, besonders Knoblauch, zugerichtet, wozu man noch Essig aus dem vor jedem Gaste stehenden Schälchen goß und es so verzehrte. Zum Beweis aber, daß noch Niemand die Speisen berührt habe, lag auf jeder Schüssel eine frische rothe Beere.

Mit heroischer Selbstüberwindung entschloß ich mich, diese wunderlichen Gerichte zu kosten, verschlang von jedem ein Bischen und eilte ihren widrigen Geschmack und unerträglichen Knoblauchsgeruch mit Brod und Madeira zu vertilgen, indem ich den Appetit meiner Kjachtaer Freunde bewunderte, die mit den Chinesen um die Wette sich diese Leckerbissen schmecken ließen und sie mit chan-dsiu niederspülten. Auf ein von dem Hausherrn gegebenes Zeichen verschwanden die leeren Teller, und es erschien der erste Theil des eigentlichen Mittagsmahls, der gleich dem Imbiß in Schüsselchen, achtzehn an der Zahl, aufgetragen und mit seltener Genauigkeit rings um den Tisch geordnet wurde. Dieser Gang bestand nur aus heißen, mit stark gewürzter Sauce übergossenen Speisen und namentlich aus mehreren Sorten Fleisch und Fisch; sie waren in Stücke geschnitten oder, wie man uns später versicherte, von den Köchen mit ihren langen Nägeln auseinandergerissen, und die Gäste aßen sie mit Hülfe zweier Stäbchen. Die Hauptgerichte waren: gebratenes Schweinefleisch, Hammelfleisch, kleine, sehr schmackhafte Cotelette von denselben Fleischarten, Fisch, Pilze, Gurken mit Essig, türkischer Pfeffer u. s. w. In den Pausen des Mahls wurden chinesische Weine und Madeira dargereicht und Toaste ausgebracht. Dann erschien an der Thür des Zimmers der Hauptkoch mit einem Brette, auf welchem ein gebratenes Spanferkel, tschuo-siao-dju, das Lieblingsgericht der Chinesen, ausgestreckt war, welches er an der Schwelle niederlegte. Das Thier war von unten auf durchschnitten und mit einer rothen Beere, dem Zeichen jungfräulicher Reinheit, geschmückt, und Wirth und Gäste blickten mit Wohlgefallen auf den sie erwartenden Genuß.

Nach einigen Minuten stummer Bewunderung ward der Leckerbissen nach der Küche zurückgetragen, wo man dem Ferkel die obere Haut abziehen und es dann in Stücke schneiden oder reißen mußte. Unterdessen füllten unsere mongolischen Ganymede die leeren Schalen von neuem mit Essig und Branntwein.

Jetzt begann der zweite, in zwei Hälften getheilte Gang des Diners. Es kamen wieder eine Menge Tellerchen zum Vorschein, die mit großer Kunst zwischen die von dem ersten Gange zurückgebliebenen vertheilt oder auf sie ge-

und Wurden. Sie enthielten die äußerst zarte und schmackhafte Oberhaut des lendenlahmen Ferkels, das in Stückchen zerschnittene Fleisch desselben, mehrere Rauchwürste, Gemüse, eine Art Maccaroni aus Erbsenteig, kan-tsi, eben so lang und ungefügig, aber weniger appetitlich als die italiänischen Maccaroni, und endlich zwei Schüsseln Honigkuchen oder Pasteten, in der Gestalt von Säcken, welche Chan-dsu-da auf folgende Weise zubereitete. Mit seinen langen Fingern, die noch die Spuren der früheren Gerichte an sich trugen, nahm er einen Sack nach dem anderen, füllte ihn mit dem Fleische des Spanferkels, goß Fett und Essig dazu und reichte ihn mit einem verbindlichen Lächeln den Gästen, als Zeichen seines besonderen Wohlwollens. Obgleich mein armer europäischer Magen sich beim Anblick dieses Freundschaftsdienstes beinahe umkehrte, konnte ich doch, ohne unseren Wirth auf's äußerste zu beleidigen, die angebotene Pastete nicht ablehnen, und wider Erwarten fand ich sie nicht ganz ungenießbar. Glücklicherweise ließ auch Igumnov aus Mitleid mit uns transbaikalischen Barbaren, die an dergleichen Zärtlichkeiten nicht gewohnt sind, in demselben Augenblick Champagner auftragen, dessen auch von den Chinesen nicht verachteter Schaum den ekelhaften Geschmack von unseren Lippen abspülte. Einige Toaste, von kurzen Reden begleitet, stellten die Heiterkeit wieder her und gaben uns Kraft, bis zum Ende dieses merkwürdigen Diners auszuharren.

Nunmehr erschien die zweite Abtheilung des letzten Ganges, die aus acht kleinen Turrinen (zu Ehren der acht Hauptgottheiten China's) und aus einigen Schüsselchen bestand, die abermals zwischen und auf die vorigen gestellt wurden und so eine Pyramide von Tellern und Schüsseln bildeten. In den Turrinen war Bouillon aus Schwein- und Hammelfleisch, Enten und Hühnern, eine Art von russischer Schtschi aus frischem Kohl, siam-dsi-pai, eine andere aus Baumpilzen, schan-jan-jou, und Suppe von Fischen und Meerspinnen. Auf den Schüsseln befanden sich Fleischklößchen, wan-tsi permel-piantschu, gefüllte Pasteten, chuscho, und Kuchen mit Hanfsaat. Zum Schlusse ward Reis servirt, mit welchem jeder Gast nach Belieben eine oder mehrere Arten Bouillon vermischte, und hier gab unser jetzt ziemlich heiter gewordener Wirth ein seltenes, unnachahmliches Probestück chinesischer Gourmandise zum Besten. Er nahm einen zur Hälfte mit Reis gefüllten Becher, that einige Tropfen von jeder Suppe und etwas von jeder auf dem Tische befindlichen Speise hinein und verschlang mit Hülfe seiner Stäbchen in zwei Absätzen diese abscheuliche Olla podrida, unter dem jubelnden Händeklatschen und Beifallsgeschrei seiner kjachtaer Gastfreunde.

Champagner, Thee und Konfekt beschlossen das Mahl, das, wie man uns sagte, zu den allergewöhnlichsten gehörte, im Ganzen, außer dem Imbiß, nur zweiunddreißig Schüsseln zählte, während bei einem größeren Schmause nicht weniger als achtzig Gerichte erscheinen, unter denen sich die bekannten indianischen Vogelnester befinden müssen.

Mit befriedigter Wißbegier, aber mit unwilligem Magen verließ ich den ziemlich stark benebelten Chan-dsu-dsa, der mir zum Abschied zärtlich die Hand drückte, und kehrte nach Troizkossawsk zurück, indem ich mir das Wort gab, die Gastfreiheit der Herren Chinesen nicht wieder auf die Probe zu stellen. Igumnov versicherte uns jedoch, daß man sich nur daran gewöhnen müsse, um die chinesische Küche vortrefflich zu finden; selbst die russischen Damen, die in Troizkossawsk und der Umgegend wohnen, stimmen dieser Meinung bei und machen es ihren Gatten zur Pflicht, sie wenigstens einmal monatlich nach Maimatschen zu führen, um an den chinesischen Gastmählern theilzunehmen. Chacun a son goût. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Das normale Geldsystem in seiner Anwendung auf Preußen. Dies ist der Titel einer so eben erschienenen kleinen Schrift des Herrn von Bülow-Cummerow, die auch vor das Forum dieser Blätter gehört, denn, eben so wie die denselben Gegenstand behandelnde kürzlich erschienene Schrift des Herrn Joseph Mendelssohn, beruft sie sich auf das Ausland, um den Nutzen nachzuweisen, den eine allgemeine Landes- und Zettelbank für den Geldverkehr des Inlandes haben würde. Was der Verf. unter dem „normalen Geldsystem" versteht, erklärt er auf Seite 18 seiner Schrift, indem, wie er sagt, die Aufgabe, die dasselbe zu lösen hat, wesentlich dahin geht, „daß das Geld sowohl zum Betriebe des innern wie des auswärtigen Verkehrs nie fehle, daß es sich frei über das ganze Land zu bewegen vermöge, nirgends müßig liege und nirgends in Stockung gerathe; ferner daß die Geldkräfte nicht durch mangelhafte Finanz- und Staats-Einrichtungen geschwächt, die Abgaben möglichst fruchtbringend verwendet werden, endlich daß durch die Gesetzgebung und durch organische Institutionen der Kredit eine feste Unterlage erhalte, daß es auf der einen Seite den geldbedürftigen Grundbesitzern und Gewerbtreibenden eben so wenig an Gelegenheit fehle, Darlehne zu bekommen, als auf der anderen (den Kapitalisten), die Kapitale nützlich verwenden zu können." Vor Allem komme es also darauf an, daß die nöthige Masse des Geldes, als des Vermittlers des gesammten Verkehrs, vorhanden sey, — gleichviel ob dasselbe aus Metallen gemünzt oder auf solchen reellen Werthen beruhe, die jeden Augenblick zu versilbern, d. h. in Metallgeld zu verwandeln wären. „Nur in einer Monarchie", fährt Herr von B. E. fort, „in welcher es an Papier-Circulation und an wirklichen Landesbanken zur Sicherung des Kredits fehlt, wie bei uns, konnten der Bau der Eisenbahnen und die Summen, die dieser fordert, eine so allgemeine Geld- und Kapitalsnoth hervorrufen, wie wir sie erfahren haben. Die direkten und indirekten Verluste, welche die Grund- und Hausbesitzer, die Kapitalisten und Gewerbtreibenden in Folge dessen getroffen, sind zu beklagen und ihr Umfang kaum zu berechnen. Jede Vertheuerung des Geldes, die nicht aus der Gelegenheit, mit demselben vortheilhafte Aktivgeschäfte zu machen, sondern aus dem Geldbedürfniß entspringt, wird zu einer Landes-Kalamität." — Eine Bestätigung der Ansicht, daß es Zettelbanken sind, die den Nachtheil solcher Geldkrisen vermindern, liefert dem Verfasser besonders die Bank von Frankreich, deren Statuten auch von Herrn Joseph Mendelssohn als mustergebend bezeichnet worden. In der That ist während der letzten durch den Bau der Eisenbahnen in ganz Europa hervorgerufenen Störung der Geldverhältnisse der Fall vorgekommen, daß es der Bank von Frankreich nicht sowohl an Comptanten, als an ihren über das ganze Land verbreiteten Noten fehlte, um neue Darlehne zu bewilligen, so daß sie die letzteren nur in baarem Gelde anzubieten vermochte. Auch ist es wohl dem Umstande, daß die Bank von Frankreich besser organisirt ist, als die von England, zu verdanken, daß jene im Jahre 1839 im Stande war, dieser eine Baarsendung von mehreren Millionen zu machen, um einem augenblicklichen Geldbedürfniß in London abzuhelfen, wie denn auch, ebenfalls in Folge jener besseren Organisation, der französische Finanz-Minister bei Eröffnung der diesjährigen Kammer-Sitzungen sagen konnte, daß die 3pCtigen Renten nur um 2 pCt. im Course geschwankt, während die engl. 3 pCt. Stocks um 8 pCt. gewichen seyen. — Im weiteren Verlaufe seines Büchleins weist Herr von B. E. nach, daß die in Preußen cirkulirenden 25—26 Mill. Thaler Kassen-Anweisungen weder genügten, noch die Bedingungen erfüllten, welche sich an Banknoten knüpften, die auf den realen dafür gewährleistenden Werth von Privateigenthum fundirt seyen, während er andererseits darlegt, auf welche Weise die neu zu begründenden Geld-Institute zu begründen, zu vertheilen und zu beaufsichtigen seyen, wobei er denn eben so wie sein Vorgänger, Herr Mendelssohn, der Ansicht ist, „daß eine von Kapitalsbesitzern gegründete Landesbank, mit großen baaren Fonds ausgestattet, unter eine zweckmäßige Kontrole der Regierung gestellt und zur regelmäßigen Veröffentlichung ihres Aktiv- und Passivzustandes verpflichtet, sich jederzeit eines festen Vertrauens des Publikums erfreuen werde, um so mehr, da sie nicht allein unter dem Schutze der Gesetze steht, sondern auch nöthigenfalls dem Publikum der Rechtsweg gegen sie offen bleibt." — Die nähere Ausführung dieses Thema's, so wie die Behandlung der Frage, inwiefern die neuen Geld-Institute auch auf das Hypothekenwesen der Gutsbesitzer sowohl als der Städte einen günstigen Einfluß zu üben und darüber sich auszubreiten vermögen, müssen in dem Büchlein selbst nachgelesen werden, auf welches wir durch diese Zeilen nur haben hinweisen wollen.

— Bibliographisches. In England erschien ein für die Geschichte der protestantischen Kirche daselbst und für die der französischen Reformirten insbesondere interessantes Werk unter dem Titel „History of the French, Walloon, Dutch and other Protestants, foreign refugees settled in England", von J. S. Burns. — In Paris ist von einem Deutschen, Herrn C. Schöbel, in französischer Sprache nachstehendes Werk zur vergleichenden Grammatik erschienen: „Analogies constitutives de la langue allemande avec le grec et le latin, expliquées par le sanscrit." — Herr Leach, der englische Uebersetzer von Ottfried Müller's „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie", ist jetzt auch im Begriffe, eine Uebertragung von Müller's „Handbuch der Archäologie der Kunst" herauszugeben. Es werden nun bald sämmtliche Werke des Verstorbenen ins Englische übersetzt seyn. Eine englische Bearbeitung seiner „Geschichte hellenischer Stämme und Städte" ist bereits 1830 in Oxford herausgekommen.

Bibliographischer Anzeiger.

Im Verlage des Unterzeichneten sind erschienen:

Gedenkblätter
an
Goethe.

(Grosses Quartformat, in prachtvollem Einband mit Goldschnitt.
Preis fl. 14. 24 kr. Rhein. — Rthlr. 8.)

Die Herausgabe dieser Gedenkblätter ist eine Folge der von mir im vorigen Jahre veranstalteten Goethe-Ausstellung, zu welcher die sollbaren Originale der in diesem Werke vorkommenden Bilder bereitwilligst von ihren Besitzern dargeboten und darauf mit nicht genug zu rühmender Zuvorkommenheit zur Abbildung, mit Erlaubniß zur Vervielfältigung, übergeben wurden. — In den Gedenkblättern sind enthalten: ein Titelkupfer und das Dedicationsblatt; die Portraits von Goethe's Grossvater und Grossmutter Textor; die seiner Aeltern, Herrn und Frau Rath Goethe; ferner von ihm selbst das nach Kraus (im 27. Lebensjahre), nach Trippel's Büste, nach Tischbein (beide im 37. Jahre), nach Jagemann (im 80. Jahre); drei Silhouetten aus verschiedenen Zeiten und eine von der Frau Rath vom Jahre 1805. Hierzu kommt ein Facsimile, bestehend aus einem drei Seiten langen trefflichen, für Frankfurt besonders interessanten Briefe. — Jedem der Bilder ist eine kurze mit darauf bezüglichen Notizen begleitete Erklärung beigegeben und das Ganze durch biographisch-literarische Andeutungen einzeleitet, womit sich deren ungenannter, aber ruhmlichst bekannter Verfasser den besonderen Dank aller Freunde und Verehrer des unsterblichen Dichters erwerben wird.

Frankfurt a. M. im November 1845. *Hermann Johann Kessler,*
(Franz Varrentrapp's Sortiments-Buchhandlung.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 17. Berlin, Sonnabend den 7. Februar 1846.

Nord-Amerika.

Zur Orientirung in der Oregon-Frage.

III. Unterhandlungen zwischen England und Amerika seit dem Frieden von Gent, und jetzige Aussichten.

In den diplomatischen Erörterungen, die dem Genter Traktat vorhergingen, wurden die Gegenden jenseits der Felsengebirge nur in sehr unbestimmter und oberflächlicher Weise erwähnt. Man wollte um jeden Preis den Frieden, und das Besitzrecht über so entlegene und unwirthbare Regionen schien damals noch von zu geringer Wichtigkeit, um ein Gegenstand ernstlicher Streitigkeiten zu werden; man sparte es, wie die Gränzverhältnisse in Maine, als Zankapfel für künftige Zeiten auf. Die Reclamationen des Herrn Astor veranlaßten zwar das amerikanische Gouvernement, gleich im ersten Artikel des Vertrages die gegenseitige Zurückgabe „aller eroberten Territorien, Plätze und Besitzungen" auszubedingen, wobei jedoch beide Theile sich ihre Ansprüche auf die Länder am Columbia-Flusse vorbehielten. Auch dauerte es einige Zeit, ehe Astoria wieder von den Engländern geräumt ward, und als dieses im Jahre 1818 geschah, erklärte der britische Kolonial-Minister, Graf Bathurst, daß es unbeschadet der früheren Rechte Großbritaniens und nur in Gemäßheit des Vertrages von Gent stattfinde. Inzwischen war hierdurch für die Amerikaner ein Hauptpunkt erreicht; sie hatten festen Fuß an der Westküste des Kontinents gefaßt, und es begannen jetzt die Unterhandlungen, um die Gränzen sowohl östlich als westlich vom Felsengebirge zu regeln. Die amerikanischen Commissaire schlugen eine Linie vor, die sich längs dem 49sten Breitengrade von dem Wald-See (Lake of Woods) bis zum Stillen Meer erstreckte; da sie aber auf diese Weise den fruchtbarsten Theil des Landes und die besten Häfen und Faktoreien erlangt hätten, die sich schon in den Händen der Engländer befanden, so wiesen Letztere ein solches Ansinnen zurück. Man begnügte sich daher (im Oktober 1818), die östliche Gränze von dem Wald-See bis zum Felsengebirge festzusetzen, und kam überein, daß die im Westen dieser Kette gelegenen Länder mit ihren Häfen, Baien und Flüssen den Schiffen und Unterthanen beider Theile gleichmäßig offen stehen sollten. Der Florida-Traktat, den die Amerikaner im folgenden Jahre mit Spanien abschlossen, setzte diese in den Stand, von nun an höhere Saiten aufzuspannen. 1823 machten sie schon den Vorschlag, den 51sten Grad n. Br. als provisorische Gränze anzunehmen, und der Präsident Monroe stellte zum ersten Mal den Grundsatz auf, daß der Kontinent Amerika's nur amerikanischen Völkern gehören müsse, und daß keine europäische Macht das Recht habe, sich in dessen Angelegenheiten einzumischen. In Folge dieser Erklärung beschloß der Kongreß, eine Reihe Forts an der Columbia anzulegen, aber die ernsten Vorstellungen Rußlands und Großbritaniens bewogen das Kabinet von Washington, diesen Plan fürs erste aufzuschieben und noch einmal den Weg der Unterhandlungen zu versuchen. Mit Rußland ward ein Vergleich geschlossen, wodurch man die Parallele von 54° 40′ n. Br. als Gränzlinie beider Staaten an der Westküste Amerika's anerkannte, und auch die britische Regierung zeigte das aufrichtigste Verlangen, die Sache auf gütliche Art zu schlichten; man fand es jedoch unmöglich, eine definitive Uebereinkunft zu treffen, und die Convention, die im Jahre 1827 unterzeichnet wurde, war nichts als eine Erneuerung des obenerwähnten Interimistikums von 1818, mit dem Zusatze, daß es noch ein Jahr nach der von einem der beiden Theile stattfindenden Aufkündigung seine Kraft beibehalten solle.

So war die Lage der Sachen bis zum Jahre 1843, wo ein Mitglied des amerikanischen Kongresses den unerwarteten Antrag machte, sofort Besitz von dem ganzen Oregon-Gebiete zu nehmen. Obgleich ein solches Verfahren den Bestimmungen der Convention von 1827 schnurstracks entgegen lief, so wurde es doch nur mit einer Majorität von zwei Stimmen verworfen. Zugleich ward in der Botschaft des Präsidenten Tyler die gewagte Behauptung aufgestellt, daß die Vereinigten Staaten *von jeher* den ganzen Landstrich am Stillen Meere in Anspruch genommen hätten! „Es ist aber darum nicht weniger gewiß", bemerkt Duflos de Mofras, „daß die Amerikaner zur Zeit der Unterhandlungen von 1818 und 1824 ihre Ansprüche noch nicht bis zur russischen Gränze ausgedehnt hatten, indem die Bevollmächtigten der Union damals die Parallele des 49sten Breitengrades sowohl westlich als östlich vom Felsengebirge vorschlugen, und wir können nicht umhin, einiges Erstaunen darüber zu äußern, daß der Präsident von heute seine Forderungen so viel höher stellen sollte, als es seine Vorgänger noch vor zwanzig Jahren thaten." — Ueberhaupt lautet das Zeugniß des französischen Reisenden entschieden zum Vortheil Großbritaniens und ist um so unverdächtiger, als er seine nationale Antipathie gegen letzteres unverholen ausspricht. „Wenn ich aufgefordert werde", schreibt er, „ein Urtheil in dieser Sache abzulegen, so muß ich, trotz aller guten Wünsche für die Vereinigten Staaten und der tiefen Abneigung, die mir die ehrgeizige Politik Englands einflößt, aufrichtig gestehen, daß die Briten in diesem Fall das Recht und die Vernunft auf ihrer Seite haben — ja, daß sie gegründete Ansprüche auf das *ganze* streitige Gebiet machen können. Diese Meinung wird mich ohne Zweifel dem härtesten Tadel aussetzen, aber sie ist das Resultat der gewissenhaftesten Ueberzeugung und stützt sich eben so sehr auf eigene Anschauung als auf die strengste Prüfung sämmtlicher Verträge, Conventionen und Aktenstücke, die auf diesen Gegenstand Bezug haben."

Der neue Präsident Polk hat bekanntlich in seiner Antritts-Botschaft dem Kongreß empfohlen, nach Ablauf der vertragsmäßigen einjährigen Frist das ganze Oregonland besetzen zu lassen. Ob ein solcher Antrag, der einer Kriegserklärung gleichkäme, in jenem gesetzgebenden Körper durchgeht, ist eine Frage, die die nächste Zukunft entscheiden wird, deren Folgen aber außer aller Berechnung stehen. Eine Regierung wie die amerikanische, die ganz von dem Volkswillen abhängt und ihm auch in seinen Launen und Vorurtheilen nachgeben muß, sieht sich mitunter zu Maßregeln hingerissen, die der langsamen und bedächtigen Politik der europäischen Kabinette fremd sind, und ihre Handlungsweise ist daher nach einer ganz anderen Richtschnur zu beurtheilen. Der Stand der Parteien, das Gleichgewicht der Vereinsstaaten, die augenblickliche Stimmung der Nation kommen hier mehr oder minder in Betracht, und eine genaue Kenntniß dieser Punkte ist um so schwieriger, als sie plötzlichen und, wie es scheinen möchte, unmotivirten Schwankungen unterworfen sind. Was nun die Stimmung der amerikanischen Nation betrifft, so ist es nicht zu leugnen, daß ihr die Erwerbung des Oregon-Gebiets, mit der Aussicht auf Kalifornien, Sonora, Neu-Mexiko, Chihuahua u. s. w. ein Preis ist, um dessenwillen sie den Krieg selbst mit England nicht scheuen würde, der übrigens für die Bewohner des Innern, die Kinder des „großen Westens", die jetzt eine so mächtige Stimme in den Rathschlägen der Union führen, nur geringe Schrecken hat, da ihre Lage sie vor dem Donner der britischen Armaden sichert und die Leiden des atlantischen Küstenstrichs keine allzu große Sympathie bei ihnen finden würden. Die Einverleibung von Texas hat gezeigt, daß die östlichen Staaten unfähig sind, das von ihnen als recht Erkannte gegen den überwiegenden Einfluß des Westens und Südens durchzusetzen; möglich, daß sie bei der Oregon-Frage dasselbe Schicksal erfahren werden — möglich auch, daß ihr Widerstand durch die Betrachtung gemäßigt wird, daß die Erwerbung jener weiten Regionen das Gleichgewicht zwischen dem Norden und dem Süden wieder herstellen könne, welches der Eintritt des Sklavenstaats Texas in die Union zu gefährden scheint. Der Einwurf, daß Amerika weder Schiffe noch Soldaten, weder Geld noch Kredit habe, um einen Krieg anzufangen, ist nicht so ganz stichhaltig, als man auf den ersten Blick meinen sollte; die Handels-Marine der Republikaner würde allerdings im ersten Moment von dem Ocean verschwinden, ein einziges britisches Geschwader würde hinreichen, um ihre Flotte zu vernichten, und ihre kleine Armee würde den britischen Bajonetten nicht lange widerstehen können — aber die Amerikaner (so unliebenswürdig sie auch als Volk erscheinen) besitzen einen unerschöpflichen Reichthum an Hülfsquellen, einen Unternehmungsgeist, der sich auch in den schwierigsten Lagen gleich bleibt, und ein Selbstvertrauen, das zwar oft in Selbst-Ueberschätzung und Prahlerei ausartet, das aber kein Verlust, kein Mißlingen zum Wanken bringt. Das angelsächsische Blut fließt noch in ihren Adern, und „when Greek meets Greek, then comes the tug of war." — Wie gesagt also, scheut die Masse des Volkes — das hier wirklich das „souveraine Volk" ist! — den Kampf nicht im geringsten, da sie die Erinnerungen des glücklichen Revolutionskrieges noch in sich trägt und den gänzlichen Wechsel der Verhältnisse nicht einsieht oder nicht anerkennt.

Eine bessere Gewährleistung für die Fortdauer des Friedens liegt in dem Rechtssinn, den man der amerikanischen Nation oder wenigstens einem Theile derselben bei allen Fehlern nicht ganz absprechen kann. Die Presse, welche dort mehr als irgendwo den Leidenschaften der Menge fröhnt, bemüht sich zwar, das Feuer nach Kräften anzuschüren, aber mehrere der einflußreichsten Staatsmänner — wir nennen nur Webster, Calhoun und Adams — rathen dringend zur Mäßigung, und wie es scheint, bleibt ihre Stimme im Kabinet des Herrn Polk nicht ohne Wiederhall. So viel ist gewiß, daß man dem englischen Gesandten Pakenham noch vor kurzem den 49sten Grad n. Br. als Basis der Unterhandlungen vorschlug, was dieser unglücklicherweise ablehnte,

ohne erst bei seiner Regierung um weitere Instructionen nachzusuchen; da aber Sir Robert Peel seine Mißbilligung eines so voreiligen Schrittes ausgedrückt hat, so ist wohl zu hoffen, daß sich die Unterhandlungen über diesen Punkt erneuern werden. Man kann dieses aus einem Artikel der Southern Quarterly Review, eines der am meisten geachteten amerikanischen Journale, schließen, dessen Verfasser zwar die Vergrößerungsprojekte seiner Landsleute theilt, aber bei allem Eifer, mit dem er ihre Sache verficht, doch nicht umhin kann, den Rechten der Gegenpartei einige Berücksichtigung zu schenken. „Wir haben", heißt es darin unter Anderem, „durch unsere Verträge mit Großbritanien die Ansprüche dieser Macht auf das bestrittene Gebiet bis zu einem gewissen Punkte eingeräumt, und es ist daher zu spät, uns ein ausschließliches Besitzrecht auf das ganze Oregon-Territorium zu vindiziren. Die Gründe, die England vorzubringen hat, sind von gewichtiger Art, und es wäre unbillig, sie ganz zurückzuweisen. Ein großer Theil der Nordwestküste von Amerika ward durch englische Seefahrer, Cook, Vancouver und Andere, erforscht, die ihre geographischen Umrisse festsetzten und mit lobenswerther Genauigkeit die Lage ihrer Baien, Vorgebirge, Flüsse und Meerengen bestimmten. Ein solcher, der ganzen civilisirten Welt geleisteter Dienst darf nicht unbelohnt bleiben, und es würde uns leid thun, wenn die amerikanische Regierung sich einer so schreienden Ungerechtigkeit schuldig machte. Das Land im Osten der Gebirge ist seit langer Zeit von englischen Unterthanen besucht worden, die sich auch westlich in höheren Breiten als die Quellen des Columbia-Flusses ansiedelten. Die Handels-Unternehmungen der britischen Hudson's-Bai-Compagnie erstrecken sich über einen großen Theil des Oregon; ihre Agenten haben dort Faktoreien, Magazine und Forts errichtet; ihren Bemühungen verdankt fast Alles seine Existenz, was in jenem Landstrich von Kultur zu bemerken ist. Diese Thatsachen müssen wir gehörig erwägen und uns entschließen, die Unterhandlungen über das Oregen-Gebiet in dem Geiste der Billigkeit und des Rechts fortzusetzen, der eine große Nation allein charakterisiren sollte."

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Fortsetzung.)

Zahlreiche Richterkollegien und ausgedehntes Recusationsrecht sind durchaus nothwendig, können aber für sich allein in unserer gegenwärtigen Zeit leider nicht genügen, wo unseliges Mißtrauen die Gemüther entzweit und das Ansehen der Person so lange erschüttert bleiben muß, bis einem Jeden gestattet seyn wird, frei und selbstständig sich zu entfalten, ohne andere Schranken, als ihm das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft selber setzt. Bis dahin wird eine vernünftige Beweistheorie zur Vermehrung der Bürgschaften für die Wahrheit des Urtheils wohl unabweislich seyn; eine andere Umgestaltung des Gerichtsverfahrens möchte aber mit jener künftigen Zeit wohl von selbst eintreten.

Die Beweisregeln können nun im Gesetzbuche vorgeschrieben seyn oder wie in Neapel und dem Kirchenstaate dem Gerichtsgebrauche überlassen bleiben, das Wesen der Einrichtung liegt darin, daß das Urtheil von Entscheidungsgründen begleitet werde. Dem Einwurfe, daß die Abfassung dieser Entscheidungsgründe durch das mündliche Verfahren sehr erschwert, wo nicht gar unmöglich gemacht werde, begegnen die in den Niederlanden, Neapel, den Kirchenstaaten und auch bei den Zuchtpolizei-Gerichten Frankreichs gemachten Erfahrungen. Die Akten der Voruntersuchung und die während der Sitzung gemachten Aufzeichnungen bilden das geschriebene Material, die Zuverlässigkeit der Erinnerungen aus dem mündlich Vorgetragenen wird dadurch gesichert, daß die Richter gegenseitig ihre Auffassungen kontroliren; nöthig ist, daß über jeden Grund, auf welchen ein Mitglied sich stützt, besonders abgestimmt werde.

Auch der Einwurf hält nicht Stich, daß mit der mündlichen Verhandlung die Gestattung von Rechtsmitteln unverträglich sey. Man beruft sich darauf, daß die zweite Instanz der Akten entbehre, daß die unmittelbare Wahrnehmung, auf deren Grund die ersten Richter verurtheilen, keiner Uebertragung an die Richter der zweiten Instanz fähig sey, daß die ganze vor der ersten Instanz stattgefundene mündliche Verhandlung mit großen Kosten vor der zweiten wiederholt werden müsse und dennoch ein ganz anderes Bild geben werde, da manche Zeugen nicht wiederum würden vernommen werden können, andere dagegen, durch äußere während der Zwischenzeit wirkende Einflüsse verleitet, Anderes aussagen würden als vor der ersten Instanz. Doch selbst abgesehen davon, daß nach dem Zeugnisse von niederländischen und neapolitanischen Praktikern die Einführung der Rechtsmittel in jenen Ländern nur aus Rücksicht auf die Kosten unterblieben sey, die angegebenen Schwierigkeiten dagegen nur scheinbar seyen, wird die Möglichkeit der Ausführung durch die Zuchtpolizei-Verhandlungen in Frankreich und in den Rheinprovinzen dargethan, von denen Appellation gestattet ist und ausgeführt wird. Die ganze Verhandlung braucht deshalb vor der zweiten Instanz nicht wiederholt zu werden, weil bei der mündlichen Verhandlung der ersten der bei weitem größte Theil der Thatsachen in einer Weise konstatirt worden ist, die keinen weiteren Einwand zuläßt, da ja dem Angeschuldigten Alles und Jedes vorgehalten wurde und mithin dasjenige, wogegen er nichts einwendete oder erinnerte, eine ganz andere Kraft gewonnen hat, als es im schriftlichen Verfahren haben würde. Wegen desselben Grundes werden aber auch mündliche Verhandlungen in zweiter Instanz sehr selten vorkommen, da der Angeschuldigte entweder gegen die Aufzeichnungen und Aussagen protestirte und sie entkräftete oder sich ihnen unterwarf.

Möglich also ist die zweite Instanz auch beim mündlichen Verfahren und selbst insofern wünschenswerth, als sie eine Garantie bietet; doch ist sie nicht durchaus nothwendig. Das Vertrauen zu den Urtheilen der ersten Instanz wird schon hinlänglich befestigt 1) durch zweckmäßige, die Rechte der Angeschuldigten sehr erweiternde Befugnisse, die Richter zu recusiren; 2) durch eine stärkere Besetzung der Gerichte, damit die große Zahl der Urtheilenden die Bürgschaft einer umfassenden, vielfach abwägenden, gründlichen Berathung gewähre; 3) durch eine größere Stimmenzahl, so daß das Gesetz sich nie mit einfacher Stimmenmehrheit zur Verurtheilung begnügt und bei gewissen schweren Strafen selbst Stimmeneinhelligkeit fordert; 4) durch die Einrichtung, daß vollständig abgefaßte Entscheidungsgründe gegeben werden mußten, über welche sorgfältig abgestimmt wird; 5) durch die Anordnung einer Cassations-Instanz, welche die Anwendung des Gesetzes auf eine zweckmäßige Weise, ausgedehnter als es in Frankreich angeordnet ist, überwacht.

a. Ueberbulioz über Geschwornengerichte.

Nachdem Herr Eherbuliez Herrn Mittermaier's Ansichten über das Geschwornengericht kurz zusammengefaßt und auf seine ungünstige Beurtheilung desselben aufmerksam gemacht hat, fährt er folgendermaßen fort:

„Ich betrachte Herrn Mittermaier wegen seiner außerordentlichen Fähigkeiten und seiner tiefen sowohl spekulativen als praktischen Studien als eine so gewichtige Autorität, daß sein Urtheil schon an und für sich und ganz abgesehen von den Gründen, auf welchen es ruht, für mich die Kraft eines Beweises hat. Dennoch bekenne ich, daß ich nach einer neuen und sorgfältigen Prüfung alles dessen, was sich von beiden Seiten mit Grund anführen läßt, ungeachtet meiner Hochachtung für Herrn Mittermaier, mich nicht überzeugen kann, daß er vollkommen Recht habe. Ich will in möglichster Kürze sagen, auf was sich der Vorzug, den ich der Jury gebe, oder, wenn man will, meine Vorliebe für dieselbe gründet.

„Das Wesen des Geschwornengerichts besteht nach meiner Ansicht darin, daß Niemand als Urheber eines Verbrechens zu einer Strafe verurtheilt werden kann, ohne durch eine bestimmte Anzahl von Personen schuldig befunden zu seyn, die mit dem verurtheilenden Gerichtshofe nicht im Zusammenhange stehen, dieses Amt zufällig für den betreffenden Rechtshandel überkommen haben und in einer solchen Weise gewählt worden sind, daß sie den gemeinen Verstand derjenigen Gesellschaft ausdrücken, zu der sie gehören. Diese also beschaffene Anstalt scheint mir besser als jede andere dem zu entsprechen, was die leitenden Grundsätze des Strafverfahrens fordern. Nur sie kann im Volke jenes Vertrauen zu den Straf-Urtheilen erwecken, welches so nothwendig ist, damit die Strafgesetzgebung ihren Zweck erreiche; nur sie kann bei der Anwendung des Strafgesetzbuches dem psychologischen Elemente, d. h. der moralischen Zurechnung, diejenige Geltung sichern, die es in der That besitzt, die ihm aber der Gesetzgeber nicht in allgemeinen Ausdrücken im voraus geben kann.

„Auf den Einwurf, der aus dem Umstande gezogen wird, daß die Jury zuweilen über schwere Thatfragen und noch häufiger über Rechtsfragen zu entscheiden habe, scheint mir die Antwort leicht. In Beziehung auf die Thatfragen stimme ich mit Herrn M. vollständig darin überein, daß das corpus delicti, wenn es sich um technische Fragen handelt, durch die fähigsten Sachverständigen auf die vollständigste Weise hergestellt werden müsse, nöthigenfalls auch durch eine Spezial-Jury, wie solches in England bei Fällen gewaltsamer Tödtung zu geschehen pflegt. Wenn es sich aber darum handelt, in der Schlußverhandlung aus einem Berichte von Sachverständigen oder aus einem Spezial-Verdikte die gerechtesten Schlüsse zu ziehen, so sehe ich keinen Grund, weshalb die Richter dazu in höherem Grade befähigt seyn sollten als die Geschwornen. Denn ist die Thatsache schlecht konstatirt, so könnte der Irrthum nur mit Hülfe technischer Kenntnisse verbessert werden, und es ist einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sich solche Kenntnisse viel mehr bei den Geschwornen als bei den rechtsgelehrten Richtern finden werden. Ist dagegen die Thatsache zwar gut konstatirt, aber im Berichte der Sachverständigen unbeholfen oder unklar dargestellt, so ist die Dunkelheit eben sowohl für die Richter vorhanden als für die Geschwornen. Und kann man überdies nicht in beiden Fällen die Sachverständigen selbst vernehmen oder andere berufen? Kann und soll der Präsident nicht den Geschwornen alle Erklärungen und Belehrungen geben, welche er nach seinen Kenntnissen und seiner Einsicht geeignet glaubt, und auf die er seine eigene Ueberzeugung stützen würde, wenn er über die Thatsachen urtheilen sollte?

„Was die Rechtsfragen angeht — die sind immer einfach genug, daß Leute von gewöhnlichem Verstande sie begreifen können, wenn sie vor ihnen klar hingestellt und durchgesprochen werden. — Nein! sagt Herr M., es ist ein Irrthum, zu glauben, daß jede Strafgesetzgebung zur Anwendung durch Geschworne passe. Die neuen Gesetzbücher, namentlich die deutschen, sind so wissenschaftlich gelehrt abgefaßt, als daß man ihre Auslegung Leuten anvertrauen könnte, die keine gelehrten Rechtskenntnisse besitzen. — Zugegeben! aber das ist vielleicht ein beklagenswerther Fehler dieser Gesetzgebungen.

„An wen wendet sich denn in der That ein Strafgesetzbuch? Welcher Klasse von Leuten legt es denn Achtung vor dem Eigenthum, dem Leben, der Ehre des Nächsten auf? Vielleicht den Juristen allein? Gewiß nicht; sondern allen Bürgern, und leider vorzugsweise der unwissendsten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft. Und Ihr verfaßt die Gesetzbücher in einer Weise, daß ihr wahrer Sinn und die wirkliche Bedeutung der darin enthaltenen Gesetze nur einer kleinen Anzahl von Gelehrten verständlich sind!

Abschrift der Verordnung über die Einführung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 in Elsaß-Lothringen.

Vom 17. Dezember 1871.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Deutschen Reichs, auf Grund des Gesetzes, betreffend die Einführung der Gesetze des Norddeutschen Bundes in Elsaß-Lothringen, vom 9. Juni 1871 (Reichs-Gesetzbl. S. 212), was folgt:

§ 1. Die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 21. Juni 1869 (Bundes-Gesetzbl. S. 245) wird mit dem 1. Januar 1872 in Elsaß-Lothringen eingeführt.

§ 2. Mit demselben Tage treten außer Kraft:

1. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1870 (Reichs-Gesetzbl. S. 177);
2. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1870 (Reichs-Gesetzbl. S. 178);
3. die Verordnung, betreffend die Einführung der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund in Elsaß-Lothringen, vom 17. Juni 1870 (Reichs-Gesetzbl. S. 179);

fangs wirklich in großen Quantitäten aufgefundenen Edelsteine und die Reichthümer, die einige Abenteurer dadurch erlangten, hatten die Menschen hier förmlich berauscht, und aus allen Ständen, vom höchsten bis zum niedrigsten, zogen Leute nach dem Diamanten-Distrikt. „A Chapada! A Chapada!" war das Losungwort aller Welt. Massen von Waaren wurden von den Kaufleuten dorthin gesandt, so daß eine Carga de cavalho (Pferdelast) Fracht, die man sonst von der Stadt Bahia bis nach jener Comarca mit 6—8 Milreis (7½ bis 11 Thaler, was für diese Strecke schon ein unerhörter Frachtlohn in Europa seyn würde) bezahlte, bis zu 60 Milreis getrieben wurde und auch hierzu keine Lastthiere mehr aufzutreiben waren. Sehr viele Spekulanten zogen auf diese Weise indirekt einen viel größeren Nutzen aus der Diamanten-Entdeckung, als diejenigen, die auf die Edelsteine selbst Jagd machten. Die besonneneren Einwohner Rio's, mit denen ich über den Gegenstand sprach, waren freilich von Anfang an der Ansicht, daß die ganze Sache von keinem bleibenden Nutzen für das Land und die betreffende Provinz seyn werde, und dies hat sich seitdem vollkommen bestätigt. Die letzten Nachrichten aus der Chapada lauten sehr niederschlagend. So lange die dort eingewanderte, kein Gesetz und keine Sitte achtende Masse von den in Aussicht stehenden Reichthümern angelockt wurde und es in der That auch weder an wohlfeilen Edelsteinen noch an Gold fehlte, ging Alles noch ziemlich regelmäßig von Statten; als aber das Anschwellen des Flusses die „Lavras" verhinderte, das früher leicht verdiente Geld aufgezehrt war und die Lebensmittel immer theurer wurden, da brach der Sturm los, und mit Heißhunger stürzten sich die Besitzlosen auf die Besitzenden, um diese zu berauben. Die Waaren, die man unsinnigerweise dort angehäuft hatte, wurden zum Theil vernichtet, und am 12. Oktober 1845 brach in dem „Paragoasso Diamantino" ein von Frevlern angelegtes Feuer aus, durch welches 26 Gebäude mit Allem, was sich darin befand, der letzten Habe zahlreicher Unglücklichen, zerstört wurde. Man kann sich denken, welche Brutalitäten eine Horde, die von der Habgier zusammengetrieben ist, in einer Gegend sich überläßt, wo es weder Obrigkeiten noch Gerichtshöfe giebt, und wo die wenigen bewaffneten Diener des Gesetzes sich verbergen müssen, um nicht als erste Opfer der Raubsucht zu fallen. Es ist mir erzählt worden, daß bei der obengedachten großen Feuersbrunst nicht allein Niemand Hand anlegte, um zu löschen, sondern daß diejenigen, die nicht anderweitig ihren Vortheil dabei wahrnahmen, ruhig um das Feuer standen und ihre Zigarren rauchten!

Auch in anderen Beziehungen sieht es im Innern des Landes sehr trübselig aus. Zwei angesehene „Lavradores" oder Faccndeiros (Gutsbesitzer) der Provinz Minas Geraes, Namens Militão und Guerrea, waren mit einander zerfallen und führten unter sich einen Kampf, der an die Fehden des europäischen Mittelalters erinnerte. Wie die Bedienten der Montecchi und der Capuletti, schlugen sich hier die Herren und die Sklaven der Familien Militão und Guerrea. Mord und Todtschlag fielen auf den Landstraßen täglich vor, der vielen Raubanfälle gar nicht zu gedenken. Beide Faccndeiros waren an dem Unwesen gleich schuld, und Beide sind gleich strafbar, doch scheint sich Guerrea einer größeren Nachsicht bei der Behörde zu erfreuen, als sein Gegner, denn während man Ersteren unbehelligt läßt, wurden endlich gegen Letzteren mehrere Truppen-Detaschements abgeschickt, die indessen bisher nichts ausgerichtet haben, da Militão mit seinen Leuten in die unwegsamsten Gegenden sich geworfen und sich daselbst jeder Truppenverfolgung zu entziehen weiß.

Mannigfaltiges.

— **Schutzzölle in England und in Deutschland.** Die neue von Charles Dickens redigirte englische Zeitung „Daily News", deren wir kürzlich (Nr. 8. des Magazins) gedachten, ist als entschiedenes Organ der Freihandelspartei aufgetreten, wodurch auch zu erklären, wer dem Redacteur eigentlich für das erste Jahr seiner Mühwaltung den Ehrensold von mindestens 5000 Pfd. garantirt hat. Die „Anti-Korngesetz-Liga", deren Mitglieder die reichsten Fabrikbesitzer des Landes sind, hat bekanntlich Geld genug, wo es darauf ankömmt, den Monopolen der durch geschickte Anwendung ihres Reichthums übermächtig gewordenen englischen Land-Aristokratie entgegenzutreten. Zwar besitzt die Liga schon seit zwei Jahren ein Organ in ihrer Wochenschrift: „The League", die Jedem, der mindestens 20 Sgll. jährlich zu den Zwecken des Vereins beiträgt, gratis zugeschickt wird; doch Wochenschriften haben immer nur ein beschränktes Terrain, indem sie genug zu thun haben, wenn sie in einer ereignißreichen Zeit, wie die jetzige, auch nur übersichtliche, summarische Berichte und Betrachtungen über die Ereignisse liefern wollen. Eine tägliche Zeitung dagegen, die das Organ einer Partei ist und die obendrein von einem so populären Schriftsteller wie Dickens redigirt wird, muß Jeder lesen, der irgend gleichen Schritt halten will mit dem, was sich rings um ihn zuträgt. Kein Wunder also auch, daß die „Daily News" sogleich ein großes Publikum gefunden und daß die Begründer des Unternehmens schon jetzt die Aussicht haben, nicht allein zu den garantirten 5000 Pfd. nichts aus eigener Tasche hergeben zu müssen, sondern auch noch ein Erkleckliches für sich zu gewinnen. Charles Dickens befindet sich durch seine jetzige Stellung einem, wenn auch nicht in gleicher Weise wie er populair gewordenen, doch in ähnlichen Sphären und Kreisen wie die, für welche er jetzt wirkt, großes Ansehen genießenden Schriftsteller Deutschlands gerade gegenüber. Wir meinen Herrn Dr. Friedrich List, Herausgeber des „Zollvereinsblatts", das eben so im Interesse einer „Anti-Twißgesetz-Liga" geschrieben wird, wie die „Daily News" in dem der „Anti-cornlaw-league", — und so groß ist die Macht der öffentlichen Meinung in unserer Zeit, daß, obwohl die beiden Blätter zwei einander diametral entgegengesetzte Prinzipien der National-Oekonomie verfechten — das eine den Schutzzoll und das andere den freien Handel — doch beide wahrscheinlich den Sieg davontragen werden, weil man drüben der Ansicht ist, man empfange viel zu wenig, drüben dagegen, man empfange viel zu viel ausländisches Produkt, das das Inland für den eigenen Bedarf zu liefern vermag oder nicht. Sir Robert Peel meinte bei der Vorlegung seiner wahrhaft überraschenden Anträge auf Herabsetzung des Eingangszolles von ausländischen Manufaktur-Waaren mit Recht, es sey nicht zu erwarten, daß das Ausland in der nächsten Zeit diesem Beispiele folgen werde. Denn dieselbe Ueberlegenheit Englands, die ihm das Vertrauen und die Sicherheit verleiht, keinerlei ausländische Konkurrenz auf dem eigenen Markte zu fürchten, macht das Ausland mißtrauisch und unsicher, wenn es seine Märkte der englischen Konkurrenz öffnen soll. England hat des Schutzes von Jahrhunderten bedurft, um seine jetzige Ueberlegenheit zu erreichen; Deutschland war in derselben Zeit ein allen Handelsspeculationen der benachbarten Völker geöffnetes Land, wie es dasselbe zum Theil auch jetzt noch in den Häfen seiner Hansestädte und der mecklenburgischen Ostsee ist; man wird ihm daher, um England nachzustreben, mindestens einen Theil der Zeit lassen müssen, die dieses zu seiner Kräftigung gebraucht hat. Alsdann aber mögen Adam Smith's Theorieen in der ganzen Welt zur Anwendung kommen; ja, alsdann werden sich Friedrich List und Charles Dickens, die „Daily News" und das „Zollvereinsblatt", brüderlich die Hand reichen

— **Zur Geschichte der Juden.** Die „Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage", die der früher in Berlin und jetzt in Frankfurt a. M. lebende Pädagog, Herr Dr. J. M. Jost, in neun Bänden (Berlin, 1820—28) herausgegeben, ist jetzt von demselben mit einem Nachtrage, mit einer „Neueren Geschichte der Israeliten von 1815—1845", ausgestattet worden.*) Sein älteres Werk ist als der erste Versuch dieser Art auf deutschem Boden zu betrachten und hat daher mit Recht wegen seiner damals noch nicht durch Arbeiten wie die von Zunz erleichterten Quellenstudien dem Verfasser vielen Dank eingetragen, wenn ihm auch eine nothwendige Eigenschaft des Geschichtschreibers, Präzision des Ausdrucks und Eleganz der Darstellung, gänzlich abgeht. Vielfach ist bereits das ältere Werk Jost's wiederum als Quelle benutzt worden; eine kürzlich in einem starken Bande erschienene „Geschichte der Israeliten mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte derselben", von Dr. J. H. Deßauer, ist sogar nur als eine Compilation von Jost und Anderen zu betrachten. Das letztgedachte Werk, das die Fehler und Irrthümer der Jostschen Geschichte nicht minder als deren unbestrittene Forschungen reproduzirt, ist besonders da sehr ungenügend, wo es auf die neueste Zeit gelangt, und zwar eben deshalb, weil auch Herr Jost nur bis zum Jahre 1815 gekommen war. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre, als Fortsetzung seines älteren Werkes, giebt Herr Jost eben erst in seinem neueren, das sein Kompilator, um die Compilation auch in diesem Zeitraume vollständiger zu machen, gewiß abgewartet haben würde, wenn er von dessen Erscheinen vor der Ausgabe seines eigenen Buches etwas gewußt hätte. — Der vorliegende erste Band des Jostschen Werkes umfaßt zunächst die Geschichte der Juden in Deutschland, die in der Gegenwart kaum etwas Anderes, als eine Darstellung ihrer Rechtsverhältnisse seyn kann, weil in allen anderen Beziehungen die Geschichte der deutschen Juden von der bürgerlichen und politischen Geschichte des Staates, dem sie angehören, nicht mehr zu trennen ist. Aber selbst eine solche Darstellung, wenn auch nur der Rechtsverhältnisse der Juden in Deutschland, erfordert eine umfassende Kenntniß der verschiedenartigsten Verfassungen und Gesetzgebungen, erfordert kritischen Scharfblick und einen Geist, der eben so vertraut ist mit der Zeit, in der er lebt, als mit den Menschen, für die er schreibt — Eigenschaften, die wir nur einem einzigen unter den jetzt lebenden jüdischen Schriftstellern zuzuerkennen vermögen: dem wackeren Gabriel Rießer in Hamburg. Dieser hat auch in der That dem neueren Jostschen Geschichtswerke ungemein vorgearbeitet: wenn Jost hinsichtlich der älteren Geschichte der Juden, nächst den selteneren Werken der jüdischen Literatur selbst, auf einige mangelhafte ausländische Autoren als Quellenstudien angewiesen war, so bot ihm das, was Rießer über die Gesetzgebung der Juden in Preußen und in den meisten übrigen deutschen Staaten geschrieben, nicht blos an Materialien, sondern auch an Gedankenstoff für die Gewinnung des richtigen Standpunktes, eine ungemein reiche Ausbeute dar. Herr Jost hat diese Materialien in seiner Weise zu verarbeiten und da, wo sie nicht ausreichend waren — indem selbst Rießer's Thätigkeit die tausend Wege, welche die Gesetzgebung über die Juden in Deutschland eingeschlagen, nur theilweise zu verfolgen vermochte und seit einigen Jahren das Feld anderen Kräften überlassen hat — auch zu ergänzen und bis auf die letzte Zeit zu vervollständigen gewußt. Und wenn man an sein Werk nicht die strengen Ansprüche macht, zu denen uns der heutige Standpunkt der Wissenschaft der Geschichtschreibung in Deutschland berechtigt, so wird man ihm für die Fortsetzung seiner Arbeit eben so dankbar seyn, wie vor 20—25 Jahren für die Anfänge derselben.

*) Berlin, 1846. Schlesingersche Buch- und Musikhandlung. Das Werk, das aus zwei Abtheilungen bestehen wird, schließt sich auch dem älteren Werke als Band X. an, von dem jetzt die erste Abtheilung erschienen ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 18. Berlin, Dienstag den 10. Februar 1846.

Belgien.

Vlaemische Literatur, von L. v. Ploennies.

I. Hendrik Conscience's neueste Erzählungen.

Da Sie wünschen, fortdauernd Berichte von mir über diejenigen Erscheinungen fremder Literatur zu erhalten, welche im Bereiche meines Interesse's liegen, so erlaube ich mir, Sie und das Publikum auf zwei kürzlich erschienene Erzeugnisse der uns immer noch am fernsten liegenden vlaemischen Literatur aufmerksam zu machen. Neuerdings beginnt man zwar, diesen Nebenzweig unserer deutschen Stamm-Eiche auch in Deutschland etwas zu pflegen, doch folgt man darin nur dem Beispiel anderer, Belgien ferner stehenden Länder, denn in Schweden, Dänemark, Böhmen und England wurden und werden die Werke von Hendrik Conscience, dieses bedeutendsten der neueren vlaemischen Schriftsteller, übersetzt. Die beiden vorhin erwähnten Bücher sind ebenfalls von diesem gemüthreichen und liebenswürdigen Dichter, der in dem kleinen Roman, aus welchem einige Auszüge folgen, aufs neue sein tiefes Gefühl, seine Naivetät, sein Talent für äußere und innere Schilderungen und die Reinheit seiner Moral bewiesen hat.

Graf Hugo von Craenhove, historische Bilder des 14ten Jahrhunderts, möchte sich darum ganz besonders für die reifere Jugend eignen. Da man an verschiedenen Orten Deutschlands *) eine Ausgabe in deutscher Uebersetzung der sämmtlichen Werke des Verfassers vorbereitet, so wird die Lektüre des erwähnten Romans bald den deutschen Lesekreisen zugänglich seyn. Der Titel: „Geschichte des Grafen Hugo von Craenhove und seines Freundes Abulfaragus", bereitet schon darauf vor, daß der Roman eigentlich zwei Geschichten umfaßt. Die erste beginnt mit dem Jahre 1366. Auf einer Haide in der Gegend von Antwerpen, am Rande eines dunkeln Waldes, lagern zwei Schäfer mit ihren grasenden Heerden; der erste ist ein alter Mann, der zweite beinahe noch Kind, siebzehn Jahre leuchten aus seinem angenehmen rosigen Angesicht, blaue Augen strahlen mit sanfter Gluth unter einer offenen breiten Stirn hervor, die von seinen Haaren umwogt ist, deren Farbe als eine Mischung von Silber und Gold erscheint. Der alte Schäfer legt die wollene Decke hin, an welcher er nähte, und beginnt in einem Buche, das er immer bei sich trägt, zu lesen. Die Augen des Jüngeren ruhen wie gebannt auf diesem Buche, und er spricht dem Aelteren sein heißes Verlangen aus, lesen zu lernen wie er. Seine Augen und Worte drücken dabei eine so leidenschaftliche Heftigkeit aus, daß der alte Schäfer diesen heißen Wunsch, lesen zu lernen, nicht allein der Wißbegierde zuschreiben zu können meint. Auf solche Weise entwickelt sich ein Gespräch, in welchem Bernhard, der Jüngere, dem alten Schäfer vertraut, daß er von vornehmer Abkunft, ein Burggraf von Reedale, sey und als zehnjähriger Knabe seinen Vater, einen kühnen und muthigen Kriegsmann, verloren habe, der seinem Fürsten, dem Herzoge von Brabant, in einem Kampfe gegen die Vlaeminge beigestanden und als Sieger gefallen sey. Bald darauf hätten plündernde Horden ihre Burg zerstört und an den vier Ecken angezündet. Die Mutter war darin zu Asche verbrannt, das einzige Kind des Burggrafen von Reedale, Bernhard, durch einen treuen Vasallen aus den Flammen gerettet worden. Dieser hatte den verwaisten Knaben in seine Hütte aufgenommen und beherbergt, bis ein Ritter erschien, der sich für einen Freund des verstorbenen Grafen ausgab und den Knaben mit sich nahm. Dieser Ritter, eine schweigsame, melancholische Erscheinung, habe ihm, dem Knaben, einen seltsamen Eindruck gemacht, von dem er nicht recht wisse, ob das Mitleiden oder die Angst überwiegend gewesen sey. Nach einigen Tagen — fährt Bernhard fort — erreichten wir ein stattliches Schloß mit vier schwarzen Thürmen, von einer hohen Festungsmauer umgeben. Nachdem die Zugbrücke gefallen und wir durch die Thorhalle ins Schloß geritten, wurden wir von einer Dienerschaar empfangen, geheimnißvoll und schweigend wie ihr Herr, dessen Namen ich bald darauf erfuhr. Graf Arnold von Craenhove gab alsbald Befehl, mich kostbar zu kleiden; so wurde ich himmelblau und rosenroth, in die Farben des Grafen, gekleidet, und zwar so, daß die rechte Seite meines Körpers himmelblau, die linke rosenroth geschmückt war. Eine rosenfarbene Feder auf braunem Sammtbarett und ein silbernes Jagdhorn vollendeten meinen köstlichen Anzug. Darauf nahm mich der finstere Graf, dessen düsteres Ansehen durch eine tiefe Narbe auf der Stirn noch erhöht wurde, an der Hand und führte mich durch mehrere Säle in ein schönes Gemach, in welchem ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren am Fenster stand und verdrießlich hinaussah. „Aleidis, liebe Schwester", sprach der Graf, „ich bringe dir hier einen Bruder; vertragt euch gut." Darauf verließ er das Gemach. Das kleine Mädchen lief alsbald auf mich zu, faßte mich bei den Händen und zog mich zu sich ins Fenster; sie richtete mehrere Fragen an mich und begann dann, mich aufmerksam zu betrachten. Nach einiger Zeit sagte sie, indem sie eine meiner Locken um den Finger rollte: „Welche schöne blonde Haare hast du, Bernhard, sie sind wie Silberfäden." — „Nicht so schön wie die deinen, Aleidis, die sind wie das Gold, das in dein Gewand gewoben ist." Sie lächelte über meine Artigkeit und sagte: „Wie schöne Augen du hast, Bernhard, sie sind wie der Himmel." — „Nicht so schön wie deine klaren Augen, Aleidis, die sind blauer als der glänzende Atlas meines Kleides." — „Wie schöne Lippen und blühende Wangen du hast, Bernhard, sie sind wie die rosenfarbene Feder auf deinem Haupte." — „Nicht so schön wie die deinen, Aleidis, die sind wie die Korallen an deinem Halse." — „Und du bleibst bei mir, Bernhard? nicht wahr, gehst nicht wieder fort, denn sonst bin ich wieder so trübselig allein. Wir wollen immer zusammen spielen, und du wirst mein Bruder seyn." — Wir schlossen uns bald so innig an einander, daß jedes von uns der Schatten des anderen war; zwei Lämmer einer Mutter folgen einander nicht treuer Schritt für Schritt, als Aleidis und ich. So verlebten wir eine glückselige Zeit, durchstreiften das Schloß und den Garten, nur die Gemächer Graf Arnold's blieben uns immer verschlossen. Niemand hatte Zutritt zu denselben, als eine Person, noch finsterer und geheimnißvoller als der Graf selbst, der dieser unheimlichen Erscheinung sein ganzes Vertrauen schenkte. Dieser Mann, den alle Einwohner des Schlosses mit einer Art von Grauen betrachteten, hieß Abulfaragus; er galt in der Umgegend für einen Sterndeuter und Wahrsager, und sein Einfluß auf den melancholischen Grafen war unbegränzt. Tagelang verschloß er sich mit demselben in die uns verbotenen Räume seiner Gemächer, und wir ahnten, daß unter diesem seltsamen Treiben ein Geheimniß verborgen seyn müsse. Nach und nach vernahm ich von den Dienern des Grafen Manches, das auf ein trauriges Ereigniß hinwies, dessen vollständiger Hergang jedoch Keinem bekannt war. Zwei Jahre vor meiner Ankunft auf dem Schlosse hatte sich dieser räthselhafte Vorfall ereignet, der den Grafen Arnold in eine so tiefe Melancholie versenkte. Der jetzige Schloßherr hatte nämlich einen älteren Bruder gehabt, den Grafen Hugo, mit welchem er in der größten Liebe und Eintracht gelebt, die so weit ging, daß Jener, obgleich Herr und Besitzer des Schlosses und der Güter, mit seinem Bruder Arnold alle Rechte getheilt, welche ihm als dem älteren zustanden. Sie hatten die verwaiste Tochter des dritten Bruders zu sich genommen und sich gegenseitig gelobt, sich nie zu vermählen und jede Bekanntschaft mit Frauen zu vermeiden, um einzig für die kleine Aleidis zu leben, die damals fünf Jahre alt war. Nach zwei Jahren jedoch wurden die beiden Brüder gleich stark von einer reizenden Witwe, einer Edeldame, die in der Nachbarschaft wohnte, angezogen. Diese Neigung schien indessen ihre brüderliche Liebe nicht zu stören, obgleich man sich in der Gegend erzählte, daß diese Frau durch übernatürliche Mittel Liebe und Haß ausäe. Nicht weniger als zwölf edle Ritter waren aus wahnsinniger Liebe zu der bezaubernden Dame im Zweikampf gefallen, und es wurde behauptet, daß zwei Personen, die ihr gleichzeitig nahten, unvermeidlich in tödtlichen Haß gegen einander entbrennen müßten. Eines Abends, als wie gewöhnlich Graf Arnold zum Landsitz der schönen Gräfin geritten war, folgte ihm bald darauf Hugo, von Abulfaragus begleitet. Um Mitternacht, nachdem Alles wegen des ungewohnten Ausbleibens der beiden Grafen in Sorge gewesen, erschien Abulfaragus mit der traurigen Kunde, daß die Herren von Straßenräubern angefallen und beide todt auf dem Platze geblieben seyen. Eine laute Wehklage erfüllte das Schloß, man stürzte nach dem Walde, um wenigstens die Leichen der geliebten Herren zu retten; da fand man den Grafen Arnold todt im Walde liegen, sein braunes Reitpferd stand wie ein Wächter neben dem Leichnam des Gebieters, die Leiche aber und das Pferd des Grafen Hugo waren spurlos verschwunden. Nachdem man den entseelten Grafen aufs Schloß getragen, zog Abulfaragus sich mit dem Todten in die bewußten Gemächer zurück, um Belebungsversuche anzuwenden. Diese blieben nicht fruchtlos, Graf Arnold kehrte ins Leben zurück, aber gleichwie seine reine Stirn von einer blutigen Narbe durchfurcht war, so schien ein noch schneidenderes Weh seiner Seele eine unheilbare Wunde geschlagen zu haben. Er wurde düster und schweigsam, und nur Abulfaragus war der Vertraute

*) Bei Markus in Bonn wird im Laufe des Jahres eine Uebersetzung der Arendsstunden von Conscience, durch Dr. J. W. Wolf und dessen Frau, geb. v. Ploennies, erscheinen.

seines verborgenen Kummers. Dieser unheimliche Mensch verfolgte uns unablässig mit seinem lauernden Blick; oft, wenn ich mit Aleidis fröhlich im Garten spielte, sah ich plötzlich seine tigerartigen Augen aus dem dunklen Gebüsche leuchten. Eines Morgens, als Aleidis vierzehn Jahr alt geworden war, trat Abulfaragus in das Gemach, in welchem wir wie immer in heiterer Unschuld vereinigt waren. Er hatte ein Buch mitgebracht und begann meiner Schwester daraus vorzulesen, die mit gehaltenem Athem und gespannter Aufmerksamkeit seinem Vortrage lauschte. Diese Vorlesung wiederholte er täglich um dieselbe Stunde und wußte die Seele meiner Aleidis so sehr dadurch zu fesseln, daß ihr der Umgang mit mir gleichgültiger zu werden begann. Erst jetzt empfand ich, wie sehr ich sie liebte, und warf einen tödtlichen Haß auf den bösen Dämon, der sich in mein Eden geschlichen und Aleidis ein Glück kennen gelehrt hatte, das ich ihr nicht gewähren konnte. Abulfaragus reizte mit Spott und Hohn meinen inneren Grimm noch mehr, und so kam es, daß ich zum erstenmal seit sieben Jahren mich heftig mit meiner Schwester zankte und ihr die bittersten Vorwürfe machte. Die Folge davon war, daß Aleidis erklärte, sie wolle weder lesen hören, noch lesen lernen, noch irgend ein Vergnügen genießen, welches ich nicht mit ihr theilen könne. Es war nun mein heißester Wunsch, lesen zu lernen, um meiner Schwester einen Genuß verschaffen zu können, der sie so sehr beglückt hatte. Bald aber mußte ich nicht nur diesen Wunsch, sondern alles Glück aufgeben, das ich bisher so unbesorgt, so ahnungslos genossen hatte. Abulfaragus kündigte nämlich meinem Wohlthäter an, daß er in den Sternen gelesen, ich müsse das Schloß unverzüglich verlassen, und zwar so arm als ich gekommen sey. — Nach manchem Zögern war der Graf genöthigt, dem Manne nachzugeben, dessen Einfluß er nicht widerstehen konnte. Abulfaragus kam, mir mein Urtheil anzukündigen. Ich schäumte und tobte in ohnmächtiger Wuth, denn der Verhaßte erschien mir wie ein Teufel, der über einen höllischen Sieg frohlockt. Seine Mienen nahmen jedoch plötzlich einen andern Ausdruck an, und mit einem Ton, dessen Milde mir fremd und unbegreiflich schien, bat er mich, ihn nicht zu hassen, da er selbst nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals sey. Er forderte mich auf, mich diesem Schluß zu fügen, versicherte mir, daß ich ausersehen sey, Friede und Freude in das traurige Schloß zurückzuführen, und ließ mich einen Lohn meiner Ergebung hoffen, der mir den Kopf schwindeln und das Herz pochen machte. Darauf brachte er mir einen Bauernanzug und gebot mir, nicht anders zum Schloß zurückzukehren, als bis ein ganz besonderes Ereigniß mich dazu auffordern werde. — Ohne nur meiner geliebten Aleidis Lebewohl gesagt zu haben, mußte ich von dem seligen Aufenthalt meiner schönsten Jahre scheiden. In Bauernkleidern schritt ich planlos in die Welt hinein und kam gegen Abend an einen Pachthof, wo ich von dem Herrn des Hofes erfuhr, daß sein Knecht ihn plötzlich verlassen. — Seit zwei Jahren diene ich diesem Bauern als Schäfer und warte vergebens auf das Ereigniß, welches mich zurückführen soll zu meiner geliebten Aleidis. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Mündlichkeit, Anklageprinzip, Oeffentlichkeit und Geschwornengericht.

(Schluß.)

„Ich habe manchen Berathungen über Straffachen beigewohnt, theils als Richter bei einem Zuchtpolizei-Gerichtshof, theils als Mitglied eines Appellationsgerichtes (tribunal de revision criminel), theils endlich als Mitglied einer Jury, und ich habe jedesmal gesehen, daß Richter wie Geschworne den empfangenen Eindrücken mißtrauten und die sich bildende Ueberzeugung zergliedernd untersuchten, um sie auf Gründe zu stützen, von denen sie Rechenschaft geben könnten und von denen ihre Einsicht und ihre Vernunft befriedigt wären. Ich habe über diesen Punkt Männer befragt, die bei weitem mehr Erfahrung hatten als ich, und es fand sich, daß ihre Beobachtungen ganz und gar mit den meinigen übereinstimmten.

„Könnte es denn auch anders seyn? Könnten unterrichtete, gewissenhafte Männer von reifem Alter, wenn sie berufen werden, um über das Leben, die Freiheit, die Ehre ihres Nächsten zu entscheiden, mit minderem Ernste, minderer Ueberlegung und Ruhe bei dieser Verrichtung zu Werke gehen, als sie bei der geringsten Veranlassung thun würden, bei der ihre künftige Ruhe in Betracht käme? Und ist es nicht bei einem mündlichen und zumal bei einem öffentlichen Verfahren und bei einer kontradiktorischen Verhandlung ein Bedürfniß für die Richter oder die Geschwornen, ihr Urtheil auf Gründe zu stützen, die sie bekennen können, und sich eine durchdachte Ueberzeugung zu bilden, welche die Probe des morgenden Tages nicht fürchtet und den Frieden ihres Gewissens nicht stört?

„Wenn also auch die Geschwornen von jeder gesetzlichen Regel in Beziehung auf die Bildung ihrer Ueberzeugung frei sind, so legen sie sich doch selbst eine gewisse Strenge in der Abschätzung der Beweise und Indizien auf; sie erkennen Regeln an und bringen sie zur Anwendung, die ihnen der gesunde Menschenverstand giebt, und die zu jener Erfahrungslogik gehören, in welcher das tägliche Leben ihnen allen ein Lehrmeister gewesen ist.

„‚Als Mensch würde ich ihn verurtheilt haben; als Richter war mir's unmöglich.' Das hört man oft genug von Richtern wie von Geschwornen. Was bedeutet diese Sprache anders, als daß man zwischen der gefühlten und zwischen der überlegten Ueberzeugung einen Unterschied zu machen hat, und daß die erste nicht genügt, um eine Verurtheilung zu rechtfertigen.

„Auf den englischen Gerichtsgebrauch kann man sich, was diesen Punkt anbelangt, meines Erachtens nicht füglich berufen. Es ist oft gefährlich, ein allgemeines Prinzip durch ein englisches Herkommen stützen zu wollen, da die englische Gesetzgebung ein System ist, dessen Theile sämmtlich unter sich in einer Weise verknüpft sind und von einander abhängen, daß der Sinn und die Bedeutung jedes einzelnen Theiles wesentlich durch die Stelle bedingt ist, die er im Ganzen einnimmt. So kennen die Engländer jenen scharfen Unterschied nicht, den wir zwischen dem bürgerlichen und dem Strafrechte machen. Viele Formen gehören beiden Verfahren gemeinschaftlich, als namentlich die Geschwornen, die Oeffentlichkeit, die Mündlichkeit und die kontradiktorische Verhandlung. Die bürgerlichen Sachen und die Straffachen sind nur zwei Arten derselben Gattung: private wrongs, public wrongs; und das ist nicht die einzige Aehnlichkeit, welche der formelle Theil des englischen Rechtes mit dem alten ordo judiciarius der Römer darbietet. Die schwersten Verbrechen, welche das englische Gesetz bestraft, werden unter zwei allgemeinen Benennungen zusammengefaßt (treason, felony), die ihrem Ursprunge nach auf wirkliche Privatdelikte (private wrongs) hinweisen, auf Bruch und Verletzung des Lehnvertrages.

„Diese zwischen den beiden Zweigen der englischen Gesetzgebung bestehende Analogie, die meine Leser gefälligst für weit vollständiger halten mögen, als ich hier sie ausführen kann, erklärt vollkommen, weshalb die Prinzipien des Civil-Rechtes über die Beweisregeln (the law of evidence) auch im Strafverfahren beibehalten worden sind. Für die Verwaltung des Civil-Rechtes sind diese Prinzipien erfunden worden, ihr gehören sie zu und sind ihr vielleicht nothwendig. Ueberall, und in England vielleicht mehr als anderwärts, knüpft sich die Entscheidung bürgerlicher Rechtsfälle an gewisse gesetzliche Regeln über die Gültigkeit der Beweise. Aber in England verwalten dieselben und aus denselben Richtern und denselben Geschwornen bestehenden Gerichtshöfe beide Gerichtsbarkeiten, und zwar, mit wenigen Ausnahmen, auch unter denselben Formen. Wenn also bei einem solchen Stande der Dinge das Prinzip der Beweisregeln vom Strafverfahren nicht ausgeschlossen worden ist, kann man daraus vernunftgemäß einen Einwurf gegen die unbedingte Zweckmäßigkeit dieser Ausschließung entnehmen?

„Ja, noch mehr, das System der Beweisregeln verliert in England seine Gefährlichkeit dadurch, daß die Verdikte der Geschwornen keiner Begründung bedürfen, und daß die Geschwornen folglich, wenn sie auch durch gewisse Regeln gebunden zu seyn glauben, es dennoch niemals so weit sind, daß sie einen Ausspruch gegen ihre innerste Ueberzeugung thun müßten, indem sie einen Menschen für schuldig erklärten, den sie für unschuldig hielten, oder umgekehrt, wenn sie ihn als schuldig erkannt hätten.

„Obgleich Herr Mittermaier das System der Beweisregeln empfiehlt, giebt er doch zu, daß es nicht in allen seinen Konsequenzen angewendet werden soll. Er will weder die Tortur, das versteht sich von selbst, noch Strafen gegen widerspenstige Angeschuldigte, noch selbst Regeln, durch welche die Richter zu verurtheilen gezwungen würden, ohne eine innigste Ueberzeugung von der Schuld zu haben.

„Ist das aber nicht die schärfste Kritik des Prinzipes, daß man die wichtigsten und unmittelbarsten Folgen desselben verwirft? Wenn es eben so unvernünftig als unmenschlich ist, einen Angeklagten auf die Folter zu legen, um ein Geständniß von ihm zu erhalten, oder ihn zu bestrafen, weil er auf die Fragen des Inquisitionsrichters nicht antworten wollte, oder ihn blos deshalb zu verurtheilen, weil eine so und so große Anzahl durch das Gesetz vorher bestimmter Beweise oder Indizien gegen ihn spricht, kann dann das Prinzip, welches zu all diesem führt, wahr seyn? — Aber wir wollen einmal näher zusehen, ob denn selbst die zugegebenen Konsequenzen stets von Ungerechtigkeit oder Uebelständen freibleiben.

„Nach dem englischen Gesetze kann ein Mensch nur auf die einstimmige Aussage zweier Zeugen wegen treason verurtheilt werden. Wer nun ein Verbrechen gegen den Staat oder gegen die Person des Regenten begehen will, kann also ohne Gefahr einen Zeugen haben, d. h. sich einer Person anvertrauen, die ihm als aktives oder passives Werkzeug zu seinem Verbrechen nöthig ist. Das ist eine vortreffliche und denen, die ihrer bedürfen, wohl bekannte Begünstigung.

„Nach demselben Gesetze ist die vollständige Gleichheit zweier Handschriften nicht hinreichend, um zu beweisen, daß sie von derselben Person herrühren. Wenn also ein Fälscher oder ein Betrüger nur die Vorsicht braucht, das Aktenstück, mit Hülfe dessen er sein Verbrechen ausführt, im Geheimen zu schreiben, was beinahe stets ohne Schwierigkeit möglich ist, so mögen alle Sachverständigen des Königreichs seine Handschrift einstimmig anerkennen, er wird nichtsdestoweniger losgesprochen, wenn nicht irgend ein indiskreter Freund sein Zeugniß zu dem ihrigen hinzufügt.

„Die Rechtsgelehrten, unter anderen auch der berühmte Mathew Hale, haben ferner die Regel aufgestellt, daß Niemand des Mordes schuldig erkannt werden darf, wenn der Leichnam des Ermordeten nicht aufgefunden ist. Mithin muß der schrecklichste, am hellen Tage und vor einer Menge von Zeugen verübte Mord ungestraft bleiben, wenn die Mörder zahlreich oder stark genug sind, um den Leichnam ihres Schlachtopfers fortzuschaffen und unsichtbar zu machen, indem sie ihn verbrennen oder ins Meer stürzen.

„Das sind einige Beispiele von der traurigen Wirkung, die das System der Beweisregeln auf das Verfahren der Verbrecher ausüben kann. Betrachten wir es jetzt in seiner Wirkung auf die Richter oder die Geschwornen.

„Wenn das Gesetz sagt, daß zur Begründung einer Verurtheilung gewisse Arten von Beweisen oder Indizien nothwendig sind, so ist dies fast eben so, als wenn es sagte, daß die angegebene Anzahl dieser Beweise und Indizien

hinreichen, um eine Verurtheilung zu rechtfertigen. Mag es immerhin nur die negative Seite der Regel ausdrücken, die positive Seite liegt darin eingeschlossen, und die Geschwornen wissen, daß ihr Verdikt mit der vom Gesetz verlangten Wahrheit übereinstimmt, sobald sie anerkennen, daß die Verhandlung ihrer Ueberzeugung die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl und Beschaffenheit von Elementen geliefert hat. Sie sind dadurch von aller Verantwortlichkeit für ihre Sentenz befreit, welches auch die irrthümlichen oder parteiischen Beweggründe gewesen seyn mögen, deren Einflusse sie gehorcht haben.

„Aber das ist noch nicht Alles. Das logische Gewicht jedes Beweises bleibt, was man auch thue, stets in dem Gebiete der innigsten Ueberzeugung. Sollen die Geschwornen die Glaubwürdigkeit eines Zeugen, die Bedeutung eines Nebenumstandes, eines dem Angeklagten entschlüpften Wortes, mit einem Worte eines Indiziums abschätzen, so bleiben sie sich dennoch selbst überlassen, und ihr habt die Gefahr nicht entfernt, sondern nur ihren Ort verändert. Denn die Gefahr unüberlegter Eindrücke bleibt bei dem Systeme der Beweisregeln für diejenigen Elemente der Verhandlung bestehen, die gerade am meisten geeignet sind, lebendige Eindrücke hervorzubringen; zugleich aber wird die Verantwortlichkeit und folglich auch die Aufmerksamkeit der Geschwornen und ihr Wille, die Eindrücke zu sondern, zu überlegen und zu untersuchen, beträchtlich geschwächt.

„Wollt ihr auch Regeln für die Abschätzung jedes einzelnen Beweises und jedes einzelnen Indiziums vorschreiben? Dann sprecht nicht mehr von akkusatorischem, mündlichem, öffentlichem Verfahren. Euer System ist das des inquisitorischen, schriftlichen und geheimen Verfahrens, wie es sich in der Praxis der deutschen Kriminalgerichtshöfe und in den Schriften der alten Strafrechtslehrer, als Farinacius, Menochius, Carpzovius u. s. w., sehr logisch und sehr vollständig entwickelt hat. Dieses System hat wenigstens das Verdienst der Folgerichtigkeit und der Einheit, wie sich durch nachstehende Entwickelung sehr leicht darthun läßt:

„Das Grundprinzip ist, daß die urtheilenden Richter der unmittelbaren Entwickelung derjenigen Elemente der Ueberzeugung entgegen sind, welche sich aus der Voruntersuchung ergeben. Dadurch wird die subjektive Gewißheit unmöglich, das Urtheil muß sich also auf objektive Gewißheit gründen. Diese aber kann nur aus äußeren, sichtbaren und durch das Gesetz im voraus bestimmbaren Anzeichen entspringen. Da der Richter sich aus einem geschriebenen Berichte oder Protokoll von einer Thatsache keine entsprechende Ideen bilden und mithin keine subjektive Gewißheit erreichen kann, so muß ihm das Gesetz nothwendig sagen, an welchen Kennzeichen er die Thatsache als richtig erkennen, unter welchen Bedingungen er sie zulassen oder verwerfen soll. Von der anderen Seite muß der Instructionsrichter, der diese Elemente der Ueberzeugung liefert, sich bemühen, ihnen diejenige Beschaffenheit zu geben, an welche das Gesetz die objektive Gewißheit knüpft, und das Gesetz muß ihm erlauben und selbst vorschreiben, für diesen Zweck die wirksamsten Mittel anzuwenden. Daraus ergiebt sich ein System von Beweisregeln, dessen Anwendung sich bis auf die geringsten Elemente der Ueberzeugung erstreckt. Daraus ergiebt sich eine Untersuchung, welche nicht darauf gerichtet wird, die Ueberzeugung dessen zu bilden, der sie anstellt, und ihm die Wahrheit zu entdecken, sondern darauf, gewisse formelle Resultate zu erreichen und aus der Ungewißheit, die über einer Strafsache schwebt, auf irgend eine Weise gewisse Elemente herauszubringen, welche allein die objektive Gewißheit, die gesetzliche Wahrheit zu begründen vermögen. Nimmt man das Grundprinzip fort, so wird der ganze Rest unnütz und muß mit ihm fallen.

„Unter der Herrschaft dieses Verfahrens sind die Regeln über die Zulässigkeit der Beweise nebst den Kenntnissen und der Moralität der Richter die einzigen Garantieen, welche das Gesetz dem Unschuldigen, ungerechter Weise Angeklagten bietet. Man darf nicht darüber erstaunen, wenn in einem Lande, wo die Kriminalisten diese Garantieen Jahrhunderte lang mit Liebe und Ehrfurcht gehegt haben, ihnen die Verwerfung derselben einigermaßen schwer wird, wenn sie nicht ohne Weiteres zugeben wollen, daß eine Veränderung des Systems dasjenige, was sie bis dahin mit Recht als wesentlich und außerordentlich heilsam betrachtet haben, unnütz und selbst gefährlich machen würde. Man kann nicht von der karthagischen Partei zur römischen übergehen, ohne auf eingewurzelte Gewohnheiten zu stoßen, die man bekämpfen, auf tiefen Widerwillen, den man überwinden muß. Lassen wir den neuen Einrichtungen im Gerichtsverfahren Zeit, sich zu entwickeln, und wir werden sehen, daß die deutschen Kriminalisten, Herr M. an ihrer Spitze, diese letzten Trümmer des inquisitorischen Systems, die sie jetzt noch vertheidigen, verlassen werden. Unterdeß wollen wir ihre Autorität in diesem Punkte nicht höher anschlagen, als die der Rechtsgelehrten aus der englischen Schule.

„Herr M. beendigt sein Werk mit der Erörterung der Frage: Sollen bei einem Strafverfahren ohne Geschworne, aber mit Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und kontradiktorischer Verhandlung, zwei Instanzen eingerichtet werden? Er entscheidet sich dafür und stützt sich namentlich auf die Erfahrungen der Zuchtpolizei-Gerichte Frankreichs und der Rheinprovinzen. Diese Argumentation scheint mir wenigstens nicht streng logisch, doch will ich die Frage hier nicht näher untersuchen, da Herr M. sie selbst nicht mit Entschiedenheit beantwortet und anerkennt, daß statt jener Garantie auch andere eintreten können. Ueberdies müssen wir endlich einmal von diesem vortrefflichen, an Thatsachen und Ideen so reichhaltigen Werke Abschied nehmen, dessen Werth denjenigen, die nicht so glücklich sind, es im Originale lesen zu können, erst durch eine vollständige Uebersetzung vollkommen einleuchten würde." J. J.

Zur Vergleichung des deutschen und französischen National-Charakters.

Die Reformation und die Revolution.

(Nach der Revue Indépendante.)

Die geistige und politische Umwälzung Frankreichs im 18. Jahrhunderi, hört man häufig sagen, sey eine Tochter der Reformation. Diese Meinung, so verbreitet sie ist, kann doch nur in gewisser Hinsicht begründet werden.

Wer mit dem Unterschiede der Nationalitäten vertraut ist, der wird zugeben, daß der Protestantismus dem französischen Wesen nicht eben entspricht. Er hat auch in Frankreich nie solches Uebergewicht erlangt, daß man die heutige Gestaltung des Landes von seinem Einflusse ableiten könnte. Das Band zwischen den beiden Ereignissen, der Revolution und der Reformation, liegt anderswo. Man muß unterscheiden zwischen Luther's Werk und seinem Prinzip, einem Prinzip, das über der Reformation steht und früher vorhanden war, das nicht nur Luther angehört, sondern der ganzen Menschheit und vorzugsweise dem neuern Europa. Man muß unterscheiden zwischen der Reformation und jener allgemeinen Revolution, jenem Streben nach Zersetzung und Erneuerung, das unter verschiedenen Formen, je nach dem Geiste eines jeden Volkes, sich seit vierhundert Jahren überall in Europa kundgiebt. Der Protestantismus ist nur die germanische Form dieser Bewegung der Geister, während dieselbe Bewegung in Frankreich der französischen Nationalität gemäß aufgetreten ist.

Frankreich also war im achtzehnten Jahrhundert in einer Gährung begriffen, die der Reformation Luther's koordinirt war. Ohne Zweifel haben beide Revolutionen auf einander eingewirkt, aber sie sind nicht eine der Grund der anderen. Der Protestantismus ist seinem Charakter wie seinem Ursprunge nach ganz deutsch, und eben so die Revolution des 18. Jahrhunderts ganz französisch.

Welches sind nun aber jene Eigenthümlichkeiten, die hier, wie sonst, das französische und das deutsche Wesen unterscheiden?

Seht auf die Landkarte: hier habt ihr Deutschland in Staaten und Staatchen zerstückelt, dort habt ihr Frankreich kompakt und ganz. So ist es auch mit der Geschichte beider Länder, so mit jedem Gebiete, auf dem das deutsche und französische Volk seine Thätigkeit entfaltet. Immer zeigt sich Deutschland als ein Bundesstaat, Frankreich als eins und untheilbar, une et indivisible.

Deutschland und Frankreich zeigen demnach fast denselben Gegensatz, den ehemals die römische und griechische Gesellschaft darboten, wiewohl im Uebrigen Frankreich sich eben so wesentlich vom römischen Staat unterscheidet, als der deutsche Bund von Griechenland.

Was das germanische Leben charakterisirt, ist die größere Unabhängigkeit der einzelnen Theile in Bezug aufs Ganze, ist, daß dort Alles mehr in sich und für sich selbst lebt, daß die verschiedenen Aeste des Lebens, obwohl sie an ihrem ersten Ende aus gemeinsamer Wurzel entsprießen, äußerlich eben so viel gesonderte Bäume bilden, deren jeder sein eigenes Leben und seine besondere Entwickelung hat.

Dieser Zug in dem Wesen der germanischen Nationen ist zu auffallend, als daß er nicht sollte von der großen Menge, wenigstens in seinen einzelnen Aeußerungen, bemerkt worden seyn. Wie oft hat man z. B. von der Trennung zwischen Leben und Wissenschaft gesprochen, die in Deutschland gefunden wird und die zuwege gebracht hat, daß die Wissenschaft einen sehr hohen Schwung nahm, das praktische Leben aber, sich selbst überlassen, nur langsam und unvollkommen die Bürde verrosteter Gewohnheiten und Vorurtheile abschüttelte! Wie oft hat man das Kastenwesen gerügt, das in Deutschland so konsequent ausgebildet ist! Was aber die Klassen in der sozialen und politischen Welt sind, das sind die Sekten in der Kirche, die Schulen unter den Philosophen.

In Frankreich ist das Gegentheil nicht weniger handgreiflich. Nirgends hat das Leben Aller mehr Zusammenhang. Im französischen Leben sieht man, wie in dem der Natur, mehr Eines ans Andere sich anschmiegen, Eines dem Anderen entsprechen. Ohne Zweifel sind hier dieselben Eigenschaften und Beschäftigungen vertreten und machen sich einzeln bemerkbar; aber was im deutschen Leben schroffe Trennung ist, wird hier ein biegsamer Uebergang. Dieselben Unterschiede treten hervor, aber sie erscheinen nur als die verschiedenen Seiten eines Ganzen.

So sind im deutschen Leben Gefühl und Gedanke getrennt und entwickeln sich gesondert von einander; in Frankreich stehen sie miteinander in inniger Verschmelzung. Im Allgemeinen herrscht in Deutschland das Denken vor dem Fühlen vor, das Denken mit seiner Kraft des Zerlegens. Frankreich dagegen ist das denkende Herz Europa's. Das Gefühl hat die Oberhand und umfaßt Alles mit seiner Kraft des Einigens. So ist auch die französische Prosa ein treues Bild des französischen Geistes, Vernunft mit Gefühl, Poesie mit praktischer Kraft in sich vereinigend. Diese Grundunterschiede lassen sich sogar bis in den Bau der Sprachen beider Völker verfolgen.

Die deutsche Geschichte ist nun in eben so viel getrennte Geschichten zerstückelt, als es getrennte Staaten giebt, und nicht allein dies, auch in eben so viele Geschichten, als es höhere Berufe giebt, wie Poesie, Philosophie, Politik u. s. w. Alle diese Geschichten haben natürlich, so gut wie die Racen, ihre Einheit, aber eine fast ideale. Diese Einheit zeigt sich immer nur als ein Nebeneinander, und eine allgemeine deutsche Geschichte kann nichts seyn, als eine logische Zusammensetzung verschiedener Geschichten.

In der französischen Geschichte ist die Einheit in die Augen springend. Was im Leben der Deutschen nur wechselseitiger Einfluß ist, wird hier ein

inniges Ineinandergreifen; was dort Zusammentreten, wird hier Gemeinsamkeit. Die einzelnen Ströme des Nationallebens fließen, einer den anderen aufnehmend, in einen einzigen zusammen. Die Geschichten der einzelnen Theile Frankreichs ballen sich zu einer geschichtlichen Masse, die zwar bunt, aber gleichartig ist.

Wenn wir endlich, um diese Gegensätze scharf zu bezeichnen, einen Wahlspruch für jedes der beiden Völker finden wollten, so würden wir sagen, von den beiden Worten: Freiheit und Gleichheit, die auf dem Banner der französischen Revolution standen, entspreche das erste dem germanischen, das zweite dem französischen Leben, und von den Worten: „Socialität und Individualität" gehöre dies den Deutschen, jenes den Franzosen.

Natürlich ist dies so zu verstehen, daß die angegebenen Eigenschaften vorherrschen, ohne die entgegengesetzten auszuschließen. Es sind auf beiden Seiten dieselben Bestandtheile des Charakters, nur in verschiedenen Verhältnissen mit einander verbunden.

Aus diesen Grundzügen, die das Leben dies- und jenseits des Rheins zeigt, wird sich auch erkennen lassen, unter welchen Formen die Reformation in beiden Ländern auftreten mußte.

Die deutsche Reformation ist eine Revolution des Gedankens, ein Schisma, nicht allein in Bezug auf die römische Kirche, sondern auch in den inneren Beziehungen der deutschen Gesellschaft. Während sich der Protestantismus nach außen hin absondert, isolirt er sich auch in seinem Vaterlande selbst, indem mit ihm die Religion sich einen engeren Kreis zu ziehen anfängt und neben den anderen Richtungen, nach denen hin das Leben gerichtet ist, ebenfalls nur eine darstellen will. Er ist es, der der Trennung der Kirche von dem Staat, des Geistigen vom Zeitlichen die Weihe giebt. Die Kunst, welche die Kirche wenigstens als Dienerin unter ihr gastliches Dach aufgenommen, wird von ihm aus dem Tempel gejagt. Jenes religiöse Band, mit dem der Katholizismus Alles zu einem Ganzen vereinigte, zerriß er. Darum ist auch selbst in Deutschland der Protestantismus noch nicht die ganze Reformation, sondern nur die theologische. Sein Einfluß auf alles Uebrige war zwar unzweifelhaft groß, aber dennoch darf man ihn nicht als die fortwirkende und wesentliche Ursache der philosophischen Bewegung oder irgend einer anderen Veränderung betrachten, die in den übrigen Sphären des deutschen Lebens vor sich ging und geht. Ihm entsprechend, aber von ihm unterschieden, haben diese Veränderungen in sich selbst ihr bestimmtes Prinzip, das, wie das seine, in der deutschen Nationalität wurzelt.

So ist der Protestantismus die deutsche Kirche, und dem Grundcharakter ihres Vaterlandes gemäß ist diese Kirche eine Sekte nicht allein in der Christenheit, sondern sogar eine Sekte oder, um deutlicher zu reden, eines von den Fächern des deutschen Lebens selbst. Nun aber wird sie in ihrer Organisation nothwendiger Weise die Organisation der deutschen Gesellschaft wiedererzeugen, d. h. ihrem innersten Prinzipe treu bleiben. Da sie Sekte ist, so wird sie ihrerseits ins Unendliche theilbar seyn. Sie ist auch in der That in unzählige Sekten gespalten, die wieder in so viel einzelne Glauben zerfallen, als es Individuen giebt, so daß die Einheit jeder Sekte und des Protestantismus selbst rein ideal ist.

Für Frankreich aber ist kein Schisma, keine Sekte aus seiner Reformation hervorgegangen. Sie war, wie es selbst, katholisch und zwar nach allen Richtungen hin. Sie umfaßt die ganze Nation und ist eine Frucht der innigen Vereinigung aller Kräfte des Lebens. Ganz und vollkommen in der Idee, ist sie es auch in der Ausführung, denn wenn sie aus der Vereinigung des Gedankens und der Thatkraft erzeugt ward, so war sie nicht nur gedacht, sondern sogleich ganz ausgeführt.

Daraus und daß in Deutschland das spekulative Element, das Brüten, vorherrscht, in Frankreich aber das lebendige Gefühl, das rasch zum Handeln treibt, wird sich ersehen lassen, welchen Gang die Reformation beider Länder in der Geschichte nehmen mußte. Da beide Völker von entgegengesetzten Punkten ausgehen, das eine von der Idee, das andere von der Sache, so müssen sie auch entgegengesetzte Wege nehmen. Das eine fängt an, wo das andere aufhört, und umgekehrt. Die Deutschen suchen Fleisch und Blut für ihre Idee, die Franzosen für ihre Thaten die philosophische Begründung.

Hieran läßt sich eine Bemerkung knüpfen, die nicht allein großes Licht auf die Ursachen der Reformation wirft, sondern auch auf eine Anzahl von Thatsachen in der deutschen Geschichte, daß nämlich der Grundzug des deutschen Lebens und der des Katholizismus einander eben so gegenüberstehen, als Deutschland und Frankreich. Der Katholizismus war für die Deutschen die römische Invasion, die ihnen Fremdartiges aufdrang und mit Unwillen ertragen wurde. Deshalb mußte Deutschland erst das Prinzip des Katholizismus in seiner Mitte tilgen, ehe es sein eigenes Leben leben konnte.

Dies war nun in Deutschland aus demselben Grunde möglich, aus dem es nothwendig war. In Frankreich geschah nichts dergleichen. Ein so plötzlicher und klaffender Bruch war sowohl überflüssig, als unmöglich, denn der Grundzug der französischen Nationalität und das Prinzip der katholischen Kirche haben nichts Widersprechendes. Für Frankreich handelte es sich weniger darum, jenes Prinzip zu vernichten, als es zu modifiziren und seinem eigenen Wesen anzupassen. Es konnte auch lange Zeit dieses Ziel verfolgen, ohne den Schoß der Kirche zu verlassen, und es genügten zur Erreichung desselben leise und allmälige Umstimmungen des inneren Glaubens, welche die Kirchengewalt nicht hindern konnte.

Jetzt erklärt sich jene merkwürdige Thatsache, daß der französische Protestantismus keine Sekten erzeugt und in dieser Hinsicht völlig ohnmächtig ist. Er ist etwas Fremdartiges für Frankreich, von außen hereingebracht, mit dem Schwerte zurückgewiesen, endlich geduldet, aber beherrscht von einem stärkeren Geiste als dem seinen, dem der Nationalität. Er hat nach den Gesetzen des französischen Lebens gelebt, indem er sich in geschlossener Form und festem Inhalt durch alle seine Anhänger gleichmäßig vertheilte.

Mannigfaltiges.

— Beethoven in England. Von dem wachsenden Geschmack an Beethovenscher Musik in England liefert das einen Beweis, daß das Londoner Coventgarden-Theater in diesem Winter, um seine Räume zu füllen, den Ausweg ergriffen, Beethovensche Symphonieen und Konzerte allwöchentlich mehreremal durch ein großes Orchester spielen zu lassen. Das Athenaeum sagt: „Der Meister, der in einer Hauptstadt seines Vaterlandes, mitten unter einem Publikum von „Kennern", vernachlässigt von der Welt lebte und starb, ist jetzt auf dem Punkte, ein eben so familiärer Name unter uns zu werden, wie es Händel ist." — Ein großer Theil dieser Anerkennung der Beethovenschen Musik in England ist den Bemühungen unseres Landsmannes Moscheles zu verdanken, der nicht blos selbst sehr viele Sachen von Beethoven öffentlich vorzutragen pflegt, sondern auch die „philharmonische Gesellschaft" veranlaßt hat, die größeren Compositionen desselben einzustudiren und zur Aufführung zu bringen. „Beethoven für ein Shilling in Covent-Garden" ist jetzt die Ueberschrift der Artikel, die in Londoner Journalen auf diese Erscheinung aufmerksam machen wollen.

— Strugovschtschikov's Uebertragungen Goethescher und Schillerscher Gedichte. „Wir wissen nicht", schreibt die St. Petersburger deutsche Zeitung, „ob der Name Strugovschtschikov je schon innerhalb der Gränzen Deutschlands genannt wurde: wenn er es nicht ist, so liegt das vielleicht mehr daran, daß man dort den Blick mit Vorliebe dem Westen zugekehrt hat, als daß dieser Name es nicht verdient, neben denen eines Carlyle, Longfellow, Bozzelli, Richelot und Anderer gestellt zu werden, die dem deutschen Genius in fremden Landen Ehre bereiteten. Strugovschtschikov's Uebertragungen Goethescher Gedichte haben nicht allein vor dem Forum der russischen — wir können nicht umhin zu sagen, etwas hälligen — Journalkritik beinahe widerspruchslosen Beifall gefunden, sondern viele derselben, wie z. B. „Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer", und Klärchens Lied aus Egmont, sind in der von ihm gegebenen Version zu Volksweisen geworden. — — Neue Offenbarungen seiner Sympathieen und seines glücklichen Talents legte Strugovschtschikov nieder in den neuerdings erschienenen: Stichotworenia raimstwowannya iz Göthe i Schillera (Gedichte, aus Goethe und Schiller entlehnt), die neben schon Bekanntem viele sehr gelungene Zugaben enthalten. Der Eindruck dieser Uebertragungen auf den Kenner der deutschen Originale würde noch befriedigender seyn, wenn der Verfasser in Ausübung der Maximen, die er bei seiner Arbeit zur Richtschnur zu nehmen für gut befunden hat, nicht hier und da zu weit ginge. Schon früher nämlich hat er irgendwo erklärt: „er verschmähte es, sklavisch zu übersetzen, und gebe die fremden Dichter so wieder, wie sie sich ausgedrückt haben würden, wenn sie russisch geschrieben hätten." In dem Vorwort zu den Stichotworenia spricht er sich über sein Verhalten den Originalen gegenüber noch bestimmter aus. „Ueberall", sagt er, „wo ich erzählende oder dramatische Werke übersetze, halte ich mich treu an das Original; das kann und will ich aber nicht auf dem phantasiereichen Gebiete der Lyra. Indem ich die Ueberzeugung theile, daß für die lyrische Poesie keine strenge Uebersetzung möglich sey, glaube ich vor dem Genius der Männer, deren Werke ich bearbeite, keine Verantwortlichkeit übernommen zu haben, wenn ich sie frei behandle. Hier vergesse ich häufig die minutiösen Details, um mich lediglich an den Hauptgedanken zu halten." Wir wollen darüber mit dem Poeten nicht rechten, müssen aber gestehen, daß es uns oft schwer wurde, die wohlbekannten Züge unseres Goethe und unseres Schiller in ihrem russischen Kostüm wiederzuerkennen, und wenn die Stichotworenia gar so weit gehen, als sie es bei der Uebersetzung der „Antiken in Paris" gethan, der sie in einer Antwort eine Rechtfertigung Napoleon's nachfolgen lassen, so kann uns das eben so wenig gefallen, als wenn z. B. Jemand auf einem Portrait Schiller's den sanften, leidenden, geistestiefen Zügen des uns theuren Dichters einen schönen Bart anfügen wollte. Wir können nicht beurtheilen, inwiefern die russische Literatur solche Paraphrasen und Bijouterie-Arbeiten als eine Bereicherung für sich anzusehen hat, wissen aber wohl, daß die Vermischung der Manieren in allen Künsten die das Schöne integrirende Idee der Einheit aufhebt. Und warum, kann man fragen, wenn der Dichter von drängender Schöpferkraft so voll ist, will er nicht lieber aus den Tiefen des eigenen Gemüths sich seine Stoffe holen und selbständig schaffen?"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 19. Berlin, Donnerstag den 12. Februar 1846.

England.

Briefe und Tagebücher des Grafen von Malmesbury, Gesandten in Deutschland und Rußland.*)

1771 — 1793.

James Harris, Viscount Fitz-Harris, erster Graf von Malmesbury, war in Salisbury den 11. April 1746 geboren. Er machte seine Studien auf den Universitäten Oxford und Leyden, reiste nach ihrer Beendigung nach Berlin und Warschau, wurde 1767 zum Gesandtschafts-Secretair in Madrid ernannt, 1771, also in seinem vierundzwanzigsten Jahre, zum Gesandten in Berlin, lebte als solcher vier Jahre am Hofe Friedrich's II. und ging darauf als bevollmächtigter Minister nach Petersburg an den Hof der Kaiserin Katharina. Er verließ diesen wichtigen Posten im Jahre 1782, um England im Haag zu vertreten, und kehrte 1793 nach Deutschland zurück, wo er die Ehe des Prinzen von Wales mit der nachmals so bekannt gewordenen Prinzessin Karoline von Braunschweig zu Stande brachte. 1796 und 97 ward er beauftragt, mit der französischen Republik in Paris und Lille zu unterhandeln; indeß befiel ihn im Jahre 1800 eine so bedeutende Taubheit, daß er genöthigt war, seiner diplomatischen Carrière zu entsagen. Doch blieb er stets mit den berühmtesten Staatsmännern und Gelehrten seiner Zeit in Verbindung. Seinen politischen Grundsätzen nach war er Whig und als solcher eng mit Fox verbunden, schloß sich aber bei der berühmten Spaltung der Whigpartei im Jahre 1793 an Burke an. Er starb im Alter von fünfundsiebzig Jahren am 20. November 1820. Wie man aus dieser kurzen Uebersicht seiner Lebensgeschichte ersehen kann, nahm Lord Malmesbury thätigen Antheil an den größten Ereignissen zu Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts; er lebte in der Umgebung Friedrich's des Großen und Katharina's der Zweiten und war ein naher Zeuge von der Erhebung und dem Sturze Napoleon's.

Seine Memoiren, die von dem jetzigen Grafen von Malmesbury, seinem Enkel, herausgegeben werden, enthalten seine diplomatische Korrespondenz und sein Tagebuch. Es giebt wenige neuere Schriften, die für die geheime Geschichte der Höfe und politischen Parteien so reichen Stoff darböten. Neben der Unterhaltung aber gewinnen wir daraus die tröstende Ueberzeugung, daß unsere Zeit in moralischer Hinsicht bei weitem höher steht, als die ihr vorangegangene, daß die Großen heutzutage mehr Achtung vor sich und Anderen haben, als ihre Ahnen, daß sie die öffentliche Meinung ehren und die Menschenwürde anerkennen, von der Jene keine Ahnung hatten.

Das erste Schauspiel, das sich Harris bei seinem Eintritt ins öffentliche Leben darbot, war der Todeskampf Polens. Die Kaiserin Katharina hatte die polnische Krone einem ihrer früheren Favoriten, Stanislaus Poniatowski, geschenkt, ihm indeß einen Gesandten beigegeben, der an seiner Statt regieren sollte. Der Reichstag hielt seine Sitzungen unter der Aufsicht eines russischen Heeres, und wer nicht nach Katharinens Wunsche sprach, wurde festgenommen und nach Sibirien gebracht. Während der Versammlungen befand sich der russische Gesandte in einem Zimmer, von welchem aus durch ein Fenster der Sitzungssaal übersehen werden konnte, und von Zeit zu Zeit steckten er und seine Generale die Köpfe hervor, um die Widerspenstigen zur Ordnung zu rufen. Wenige wagten dem Zorn der Kaiserin zu trotzen; die beiden Bischöfe von Kujavien und Krakau, die es sich eines Tages herausnahmen, verschwanden plötzlich, ohne daß man wußte, wohin sie gekommen waren. Der römische Hof allein ermuthigte den Widerstand und schleuderte Breve auf Breve; aber die Polen sagten: Der Papst ist ein Thor, was sollen wir mit einem Stück Papier gegen 30,000 gutbewaffnete Ketzer ausrichten?

Der russische Gesandte, Fürst Repnin, behandelte den König nicht besser als seine Unterthanen. Es ist ein Erbarmen, diese Erniedrigung des Königthums mit anzusehen. Stanislaus war ein halber Philosoph, der sich auf einen Thron verirrt hatte. Er hatte Verstand, Bildung und guten Willen, aber er war kleinmüthig und ohne Thatkraft; er fühlte das Erniedrigende seiner Rolle, konnte sich aber weder emporraffen, noch sich überwinden, seine Stellung gänzlich aufzugeben. „Ich fühle", sagte er zu Herrn Harris, „die Dornen nur zu gut, mit denen eine Krone bedeckt ist. Ich würde sie schon allen Teufeln überlassen haben, wenn ich mich nicht schämte, von meinem Posten zu desertiren. Folgen Sie mir, streben Sie nie nach großen Würden, man hat nur Aerger davon ... Ich wagte es, nach einer Krone zu greifen; nun habe ich sie und bin unglücklich." Zu Zeiten indeß zeigte dieser unglückliche Fürst, daß er auch sehr edler Gefühle fähig war. So schrieb er an Sir Joseph Yorke, den englischen Gesandten im Haag: „Das Schicksal wird endlich aufhören, mit mir zu spielen, und Gott, der nichts umsonst thut, hat mich nicht auf so ungewöhnliche Weise zum König erhoben, noch gab er mir dieses rege Streben, meinem Volke zu nützen, mit dem Willen, daß dies Alles vergeblich sey. Vielleicht soll diese Nation durch das Unglück, das sie sich zuzieht, ihre Vorurtheile besiegen lernen, vielleicht geschieht dies auf solche Weise rascher, als es durch meine Rathschläge in friedlichen Zeiten geschehen wäre. Vielleicht soll ich das Opfer ihrer Thorheit werden, damit mein Beispiel diejenigen belehre, die mir einst folgen. Ich fühle, daß ich zu diesem Opfer erkoren bin, und bin bereit, mein Geschick zu erfüllen."

Als Harris, nachdem er 1772 Gesandter in Berlin geworden, seinen Hof benachrichtigte, daß Preußen, Oesterreich und Rußland mit einander übereingekommen seyen, Polen unter sich zu theilen, wollte es die englische Regierung anfänglich nicht glauben. Man erstaunt, wenn man die Depeschen an Harris liest, über die Gleichgültigkeit, mit welcher England damals dieses Ereigniß betrachtete. Lord Suffolk, damals Minister des Auswärtigen, nannte es ganz einfach eine sonderbare Geschichte (curious transaction). Freilich war England dazumal ganz und gar mit dem Aufruhr seiner amerikanischen Kolonien beschäftigt, während Frankreich nach dem Sturze Choiseul's der Unfähigkeit Ludwig's XV. anheimgefallen war, und die drei Mächte konnten also thun, was sie wollten.

Ueber Friedrich's des Großen Privatleben und Charakter giebt Harris manche interessante Notiz; indessen wählt der Engländer zu seiner Schilderung mehr die Schwächen des berühmten Königs, als die glänzenden Eigenschaften seines Geistes und Herzens. Friedrich zeigte, wie der Lord meint, eigenthümliche Widersprüche. Bald war er ungemein freigebig, bald wieder erstaunlich genau. Wenn er Feten gab, so ordnete er Alles selbst an und bestimmte sogar die Zahl der Wachskerzen. Bei einem Feste, dem der englische Gesandte beiwohnte, war jedes Zimmer bis auf den Speisesaal durch ein einziges Licht erleuchtet. Das Essen war schlecht, der Wein sauer. Nach dem Tanze verlangte Harris Wein und Wasser, aber man sagte ihm, Wein sey nicht mehr da, jedoch Thee, wenn er welchen wolle. Der König war selbst dabei, als man die Lichte im Ballsaal anzündete, und die Königin und alle Gäste mußten halb im Finstern warten, bis diese Operation begann. Als er in Potsdam war, hatte er in Berlin die Landgräfin von Hessen-Kassel und die Prinzessin von Württemberg zu bewirthen und schrieb an seinen Haushofmeister einen Brief, in welchem er ihm nach einer Bemerkung über die Spitzbüberei der Bedienten im Allgemeinen genaue Vorschriften über die nöthigen Diners gab und Qualität und Zahl der Gerichte und eben so die der Wachskerzen bestimmte. Zu seinem Gesandten in Dänemark sagte er, als derselbe Repräsentationskosten verlangte: „Er ist ein Verschwender; merk' Er sich, daß es gesünder ist, zu Fuß zu gehen, als zu fahren, und daß, wenn man gut essen will, man immer besser thut, sich zu Gaste laden zu lassen." — Man muß dergleichen Züge mit der unsinnigen Verschwendung Ludwig's XV. vergleichen, um auch in ihnen die Absichten und die Größe des Königs zu erkennen.

Der König besaß eine schöne Sammlung von Flöten und hatte einen eigenen Aufseher ernannt, der sie in Ordnung halten sollte. Er ließ sie immer bei demselben Instrumentenmacher verfertigen und zahlte für das Stück hundert Dukaten. „Im siebenjährigen Kriege", erzählt Harris, „als er aller Welt leichtes Geld gab, ließ er seinem Flötenfabrikanten vollwichtiges auszahlen, aus Besorgniß, daß dieser ihm sonst schlechte Instrumente liefern würde."

Außer für die Flöten hatte Friedrich eine besondere Liebhaberei für Dosen. Er trug stets eine ungeheure Dose bei sich, aus der er Hände voll Tabak schnupfte, was mit der bekannten Angabe, daß Friedrich den Schnupftabak stets in der bloßen Westentasche trug, nicht ganz übereinstimmt. Man konnte ihm nicht nahe kommen, ohne niesen zu müssen. Lord Malmesbury erzählt, daß seine Kammerdiener des Königs Taschentücher sorgfältig trockneten und daraus eine bedeutende Menge Tabak sammelten, den sie verkauften.

Das unfreundliche Verhältniß Friedrich's zu seinem Nachfolger und der Einfluß desselben auf die Lebensweise des Letzteren sind bekannt. Harris' Schilderung des Königs Friedrich Wilhelm II. paßt, wenn man Orts- und Personennamen verändert, fast auf alle Fürsten seiner Zeit. — Auf das damalige Berlin ist unser Gesandter eben so wenig gut zu sprechen. „Berlin", schreibt er, „ist eine Stadt, wo, wenn das Wort fortis so viel wie anständig bedeutet, nec vir fortis, nec femina casta zu finden ist. Es herrscht unter beiden Geschlechtern in allen Ständen eine völlige Sittenverderbniß, die bei

*) Diary and Correspondence of James Harris, first earl of Malmesbury.

dem Geldmangel, den entweder die hohen Auflagen oder der Aufwand, der durch Friedrich I. Mode wurde, veranlassen, nur noch greller hervorsticht. Die Männer bedienen sich jedes Mittels, um trotz ihrer beschränkten Verhältnisse ein verschwenderisches Leben zu führen, während die Frauen ihre Person dem Meistbietenden preisgeben und weder in ihrem Innern noch in ihrem Benehmen eine Spur von wahrem Anstand haben." — Solche Schilderungen sind wohl geeignet, uns unsere Zeit schätzen zu lehren, deren Hauptzug, trotz allen Zwiespalts der Meinungen, Ernst und Sittlichkeit ist.

Harris' Korrespondenz aus Berlin bietet übrigens wenig politisches Interesse; sehr viel desselben aber findet sich in seinen Briefen aus Petersburg. Er kam im Jahre 1778 dorthin und hatte den Auftrag, die Kaiserin zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit Großbritanien zu bewegen. Er blieb fünf Jahre dort und kehrte nach England zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Während dieser Zeit verschwendete er viel Schlauheit und Beharrlichkeit; aber er scheiterte vornehmlich an der Abneigung, die England durch seine anmaßlichen Ansprüche auf absolute Beherrschung der Meere gegen sich erregt hatte. Fast alle Höfe wurden durch die übermüthige Weise der britischen Regierung und ihrer Gesandten derselben gram, und Katharina, obwohl sie Philosophin war, war doch eine Frau, sie liebte die Schmeichelei und liebte sie besonders in französischer Sprache. Wie oft fluchte der englische Minister, wenn er alle seine Anstrengungen durch einige Komplimente aus Paris oder Versailles zu nichte gemacht sah, auf die Eitelkeit, die Koketterie und alle Schwachheiten der großen Katharina! „Diese große Dame", schrieb er eines Tages mit eben so viel Geist als Aerger, „artet zuweilen in eine ganz gewöhnliche Frau aus und spielt mit ihrem Fächer, wenn sie ihr Scepter zu handhaben glaubt. Frankreich versteht es, vor ihr zu kriechen, und sie hat Furcht, der Kritik eines Volkes zu verfallen, das Memoiren schreibt und Epigramme macht."

Als nun Harris nach Petersburg kam, fand er den russischen Hof ganz französisch. Die Kaiserin war von Menschen umgeben, die im Solde der Bourbons standen und die sie garçons perruquiers de Paris nannte. Von der anderen Seite hatten die Bourbons am Petersburger Hofe die Fürsprache des Königs von Preußen, der gerade damals mit Katharina auf gutem Fuße stand und die Engländer verabscheute. Auch stieß Harris gleich im Anfange auf fast unüberwindliche Hindernisse. Ein ganzes Jahr lang unterhandelte er mit dem Minister Katharinens, dem Grafen Panin, und merkte endlich, daß man ihn zum Besten gehabt. Graf Panin, der schon im voraus fest entschlossen war, mit England keinen Vertrag zu schließen, stellte die Anforderungen, die Harris machte, der Kaiserin auf eine Weise vor, daß sie zurückgewiesen werden mußten. Einmal aber sagte er dem englischen Gesandten geradezu, Großbritanien habe sich durch sein anmaßendes Betragen selbst all sein Unglück zugezogen und dürfe weder bei seinen Freunden auf Hülfe, noch bei seinen Feinden auf Milde rechnen.

Als Harris sah, daß von dieser Seite nichts zu hoffen sey, wandte er sich auf eine andere. Er unterhandelte mit dem Fürsten Potemkin und erlangte durch seine Vermittelung mehrere persönliche Zusammenkünfte mit der Kaiserin. Er zeigte sich dabei geistreich, einschmeichelnd, kühn — aber Katharinens Vorliebe für Frankreich war stärker als seine Liebenswürdigkeit.

Harris, um einen neuen Weg zu versuchen, bestimmte seine Regierung, der russischen die Insel Minorka abzutreten. Das war schlau, denn Katharina war sehr dafür, wegen ihrer Absichten auf Konstantinopel eine Station im mittelländischen Meere zu haben. Sie dachte in ihrem Ehrgeiz das oströmische Reich wiederherzustellen, ließ den Großfürsten „Konstantin" taufen und gab ihm eine griechische Amme, Namens Helena. Auch eine Stadt erbaute sie, die sie Konstantinopel nannte. Sie schwankte nur, wo sie ihre neue Residenz aufschlagen sollte, ob in Konstantinopel oder in Athen. Sie war von den Vorzügen der griechischen Race sehr eingenommen, von der großen Rolle, die sie im Alterthum gespielt, und sprach oft von der Möglichkeit, sie wieder an der Spitze der Völker erscheinen zu sehen.

Aus den Instructionen Lord Suffolk's an Harris kann man ersehen, daß die englische Regierung Katharina dadurch beunruhigen wollte, daß sie ihr vorredete, Frankreich habe der Türkei versprochen, die russischen Flotten vom Mittelmeere auszuschließen. Minorka wäre dann für Rußland geworden, was heute Malta für England ist. Die Kaiserin hatte darum jenen Plan mit Begeisterung aufgenommen, aber nach und nach erkaltete ihr Eifer, und Harris sah das letzte Mittel schwinden, durch das er das Bündniß zu Stande zu bringen gedachte. Er gab den Plan auf, verlangte seine Rückberufung und verließ Petersburg mit der Ueberzeugung, daß England auf dem Kontinent kein Bündniß suchen dürfe, sondern warten müsse, bis es selbst aufgesucht werde.

Dies ist ein rascher Ueberblick dessen, was Harris in Petersburg that oder vielmehr versuchte. Wenn er kein Glück hatte, so lag dies nicht daran, daß er ein passendes Mittel unversucht gelassen hätte. Er schrieb an Lord Stormont, der damals Minister des Auswärtigen in London war, daß er in Madrid und Berlin keine Hülfsgelder nöthig gehabt habe, in Petersburg aber, an einem befreundeten Hofe, sein System habe ändern müssen, denn dort könne man Geheimnisse nur für Geld erfahren. Er gab darum in Petersburg sogar mehr aus, als der ihm eröffnete Kredit betrug, und es scheint, daß er mit 20,000 Pfd. Schulden von dort fortging, die er hernach aus seiner Privatkasse bezahlte.

Man lebte nämlich am russischen Hofe mit einer mehr als orientalischen Pracht. Der Fürst Potemkin, Harris' Hauptagent, gab Feten, die ihm 50,000 Rubel kosteten. Die Kaiserin hatte Dessert-Service von Millionen an Werth. Wenn man bei ihr Macao spielte, ein Spiel, das damals sehr in Mode war, so gab sie dem Gewinner einen Edelstein von 50 Rubel Werth und vertheilte deren an einem Abend hundertfunfzig. Sie beschenkte, wie Harris erzählt, ihre Freunde mit unerhörten Summen, mit Ländereien, Edelsteinen und Tausenden von Bauern. Man hat ausgerechnet, daß die Familie des Fürsten Orloff in zehn Jahren vier- bis fünftausend Bauern und 17 Millionen Rubel in Geld, Edelsteinen, Geschirr und Palästen erhalten habe.

Harris erzählt viel von den Intriguen jener Freunde der Kaiserin und unter Anderem auch den nachstehenden wahrhaft tragischen Auftritt: Fürst Orloff, der Günstling Katharina's zur Zeit, als Peter III. entthront wurde und starb, verfiel oft in eine Art von düsterem Wahnsinn, indem er vor den rächenden Furien des Gewissens zu fliehen suchte. Man hätte glauben sollen, Macbeth vor sich zu sehen, wie er bleich und verstört aus dem Zimmer des Königs Duncan kommt. Orloff war der erste Günstling Katharina's gewesen und blieb ihr am theuersten. Wenn er seinen Trübsinn bekam, behandelte sie ihn wie ein Kind mit einer Sanftmuth und Traurigkeit ohne Gränzen. Sie ließ ihn zu jeder Stunde bei sich ein, sie mochte allein seyn oder die ernstesten Geschäfte haben. Oft schrie der Unglückliche, daß die Gewissensbisse ihm den Verstand verrückt hätten, und daß es Gottes Gericht wäre, das über ihn gekommen sey. Wenn er so fürchterliche Anfälle hatte, weinte Katharina bitterlich und konnte sich den ganzen übrigen Tag weder mit Vergnügungen noch mit Geschäften befassen.

Orloff war wenigstens ein ausgezeichneter Mann und von gebildeterem Herzen, als seine Nachfolger. So lange er offizieller Günstling war, bewahrte der Hof noch eine gewisse äußere Würde, die aber verschwand, als Potemkin zur Macht gelangte. Dieser hatte über Katharina eine außerordentliche Herrschaft gewonnen und behielt sie, selbst als er seiner Functionen entledigt war. Er war ein kühner, schlauer, aber zugleich sehr sonderbarer Mann, der mitten in seinem ausschweifenden Leben ohne Unterlaß in die Kirchen lief und auf der Höhe des Glückes nach dem Kloster seufzte.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Vlaemische Literatur, von L. v. Ploennies.

I. Hendrick Conscience's neueste Erzählungen.

(Schluß.)

Nachdem der junge Hirte also seinem Herzen Luft gemacht, fragt er den älteren Gefährten, ob es keine Möglichkeit sey, daß er ihm Unterricht im Lesen ertheile, denn er sey entschlossen, nicht zu seiner Aleidis zurückzukehren, ohne diese Kunst erlernt zu haben. — Der alte Hirte hält dies bei der wenigen Zeit, welche der Dienst ihnen vergönnt, zusammen zu seyn, für unmöglich. Indessen wird es dunkel und Zeit, die Heerden heim zu treiben. Als sie über die Haide ziehen, fragt der Alte plötzlich den Jungen, ob er schon den Wehrwolf gesehen? — Dieser verneint es, und der alte Hirte macht ihn auf eine riesige Gestalt aufmerksam, welche am Rande des Waldes, in Felle gehüllt und auf einen Stab gestützt, mit großen Schritten über die Haide geht. Er sagt ihm, dies sey einer von denen, welche eines Verbrechens halber verdammt seyen, als Wehrwolf umzugehen, sobald die Nacht gekommen sey. Mit unverwandtem Auge folgt Bernhard der wunderbaren Erscheinung; es ist nicht die Höhe, noch die ungewöhnliche Kleidung der Gestalt, welche ihn so mächtig berührt, sondern sein erstaunter Blick hat wahrgenommen, daß der Wehrwolf ein großes Buch unter dem Arme trug. Wie eingewurzelt bleibt er auf der Haide stehen, bis der unheimliche Spuk im Walde verschwunden ist, und erwiedert nichts auf die ferneren Reden seines alten Gefährten, als: der Wehrwolf kann lesen! — —

Alles schläft auf der Haide — die erregbaren Pflanzen haben ihre Blätter gefaltet; die Blumen haben ihre Kelche noch geschlossen und scheinen beseelte Wesen, die mit geschlossenen Augen in Vergessenheit gewiegt sind.

Es ist nicht mehr Nacht, es ist noch nicht Tag.

Schwarz und undurchdringbar ist der westliche Himmelsrand; der östliche, wie ein durchsichtiger See, färbt sich mit unbestimmtem Licht;

Von allen Sternen blinkt nur noch ein einziger; er heißt Lucifer und zieht als Herold der Sonne voran.

Am Saum des Waldes hängt ein Nebelvorhang.

Aber der Vorhang hebt sich und hat bereits die Gipfel der Bäume erreicht; bald wird er aufgerollt werden und verschwinden im blauen Gewölbe des Himmels.

Wie eine demüthige Magd, die schweigend auf das Erwachen ihrer Gebieterin harrt, so umhüllt die Erde sich mit Stille, bis daß die Herrin kommt.

Eine rothe Tinte färbt die Pforte des Lichts, der Morgenstern verbleicht:

Da schüttelt ein Goldfink die Wassertropfen von seinem Federkleid;

Er verläßt den Zweig seiner Ruhe, schwingt sich in die Luft und läßt sich auf einem der höchsten Bäume des Waldes nieder.

Mit freudigem Blick sieht er nach Osten; schon leuchtet ein Theil der Sonnenscheibe ihm entgegen: seine Kehle erschließt sich, und mit Silbertönen begrüßt er das Tageslicht.

Glücklicher Vogel, der die Fackel des Himmels früher erblickt als wir!

Das Zeichen ist gegeben!

Tausend beflügelte Sänger erwachen, und tausend Lobgesänge verherrlichen den Schöpfer.

Sieh, die Lerchen steigen höher, höher, immer höher empor; sie wollen ihre dankende Stimme dichter am Thron ihres Gottes erklingen lassen.

Ha! dort erhebt die lachende Sonne sich über dem Tannenwald.

Ihre Strahlenbüschel streifen wie eine unermeßliche Zauberruthe die Haide: Alles, was sie berühren, empfängt Leben und Glanz.

Die Grillen und Grashüpfer wollen auch ihr Morgengebet dem Herrn darbringen.

Sieh, wie die Blumen ihre Augen erschließen, ihre Kelche und Blätter öffnen, als ob sie einen Strahl des Geliebten, des Weltalls, in ihrem Busen auffangen wollten.

Gegrüßt, gegrüßt sey du glänzendes Meisterwerk des großen Werkmeisters!

Schon seit einer halben Stunde kniete Bernhard wie gebannt vor dem Saum des Waldes, in welchem der Wehrwolf einen so kostbaren Schatz, ein Buch, verborgen hatte. Plötzlich sah er ihn unter den Brombeerbüschen hervorkriechen, sich aufrichten und sich längs des Waldsaumes entfernen; diesmal trug er kein Buch unterm Arm, er mußte es also im Walde zurückgelassen haben. Sein inneres Grauen überwindend, folgte der Jüngling der unter den Büschen sichtbaren Spur des Wehrwolfes und drang in den verrufenen Wald. Nachdem er sich durch fast undurchdringliches Dickicht gearbeitet, gelangte er an eine offene schöne Stelle, welche eine liebliche Laune der Natur zu einem Garten inmitten der Wildniß geschaffen hatte. Ein klarer Bach schlängelte sich durch die grüne mit Blumen besäete Wiese, Vögel sangen im Gebüsch, das Tageslicht schien erwärmend und belebend auf die anmuthige Stelle — aber ein Buch — wo sollte das hier zu finden seyn? Endlich erblickte er einen von Busch und Rankenwerk halb verdeckten Hügel, ahnte und fand darin die Höhle des Gefürchteten und den Aufbewahrungsort des ersehnten Schatzes. Die Höhle war groß genug, um einer Gestalt von ansehnlicher Höhe zum bequemen Aufenthalte dienen zu können, sie war, wie eine Mönchszelle, alles Schmuckes beraubt, dagegen enthielt sie traurige Wahrzeichen abergläubischen Wahnes, denn neben dem Kruzifixe lagen eine Geißel und Marterwerkzeuge. Staunend, mit klopfendem Herzen, schaute der junge Hirte spähend umher und entdeckte plötzlich den Magneten, der ihn hierhergelockt, das große Buch. Entzückt darüber herfallend und Blatt für Blatt mit seinen Hieroglyphen bewundernd, merkt er nicht, daß ein Schatten die Thür verdunkelt, daß blitzende Augen auf ihn gerichtet sind. Plötzlich aber dringt ein tiefer Seufzer in sein Ohr, und aufblickend gewahrt er den grimmigen gefürchteten Wehrwolf. Der zornige Blick, der ihn anfangs zu durchbohren schien, wird jedoch immer milder; Bernhard, der wie vernichtet auf die Kniee gesunken war, findet nach und nach den Muth, den Grund seines kühnen Eindringens zu erklären, und der Wehrwolf verzeiht ihm nicht nur, sondern verspricht obendrein, ihn lesen zu lehren, unter der Bedingung, daß er ihn nur am Morgen in seiner Höhle aufsuchen und ihn nie nach seinen Schicksalen befragen wolle. — So geschieht es nun, daß Bernhard mit dem Wehrwolf ein warmes Freundschaftsbündniß schließt, dem das Geheimniß noch größeren Reiz verleiht. So oft es gehen kann, treibt er seine Schafe auf die Haide in die Nähe des Waldsaumes und eilt in die verborgene Höhle zu seinem geheimnißvollen Lehrer. Nach einem Jahre nimmt auf diese Weise der junge Hirte an Gelehrsamkeit so bedeutend zu, daß er ein kleines Buch, welches der Wehrwolf ihm geschenkt, allein zu lesen vermag; die Schafe dagegen nehmen in demselben Maße, als die Gelehrsamkeit und das Glück ihres jungen Hüters steigt, an Fülle und gutem Aussehen, ja sogar an Zahl ab, denn es ist jetzt nicht mehr wie sonst die Sorge ihres jugendlichen Lenkers, sie überall auf fette Weiden zu führen, und die Haide, zu der sie wieder und immer wieder getrieben werden, ist nachgerade ihrer nährenden und heilsamen Kräuter beraubt. Bernhard aber, im Bewußtseyn der errungenen Kunst, bemerkt weder das schlechte Aussehen der Schafe, noch den finsteren Blick des Pächters, bis an einem Abend sein Herr, nachdem er in seiner Gegenwart die Heerde gezählt und einen Hammel und vier Schafe vermißt hat, den jungen nachlässigen Knecht seines Hirtenamtes entsetzt und ihn hinaussagt in die dunkle Gewitternacht. Nachdem der arme Knabe lange der Wuth des Wetters getrotzt, bricht er das Versprechen, das er dem Wehrwolf gegeben, nie bei Nacht zu ihm zu kommen; im Schein der Blitze wagt er sich vor die Höhle und stößt den bekannten Ruf aus, der ihm den Einlaß am Morgen verschafft. Er erhält keine Antwort und fürchtet jeden Augenblick, seinen räthselhaften Freund als Wolf erscheinen zu sehen; — am Morgen wiederholt er seinen Ruf und dringt in die Höhle, woselbst er den Alten nackt, blutig und erschöpft von den Bußübungen vor dem Kruzifixe findet. Nachdem es ihm gelungen ist, ihn ins Leben zurückzurufen, erfährt er, daß ein großes Verbrechen seinen unglücklichen Freund belaste, und daß ihm die schwerste Buße als Sühnung seiner Unthat auferlegt ist. Der Wehrwolf entdeckt ihm, daß er in Folge eines eifersüchtigen Streites seinen jüngeren Bruder, den er heiß geliebt, im Walde erschlagen und sich darauf mit Hülfe eines alten Dieners der Familie, mit Namen Abulfaragus, durch die Flucht gerettet habe. Nachdem er als Kain zwei Jahre die Welt durchirrt, sey er von innerer Angst zu einem Priester getrieben worden, der ihm zur Buße des Brudermordes auferlegt habe, sein Leben in der strengsten Einsamkeit, Entbehrung und Selbstpeinigung hinzubringen. „Du siehst also, Kind", sprach er mit bitterer Wehmuth, „daß Dein Wohlthäter kein Wehrwolf, aber ein Brudermörder ist." — „Nein, nein, Ihr seyd kein Mörder", ruft Bernhard, der in der höchsten Spannung der Erzählung des Unglücklichen gefolgt war, in Entzückung aus, „Ihr seyd Graf Hugo von Craenhove, und Euer Bruder lebt; ich aber bringe Euch zurück zu ihm und zu meiner süßen Schwester Aleidis." Auf diese Weise rückt die Katastrophe heran: Von dem Jüngling geleitet, geht der neubelebte Graf Hugo dem erschütternden Wiedersehen entgegen, welches durch den lang verkannten treuen Diener Abulfaragus vorbereitet wird. Dieser führt zuerst dem durch das Uebermaß seiner Empfindung tödtlich aufgeregten Grafen Hugo Aleidis als Engel des Trostes und der Versöhnung entgegen und sagt ihm, es sey nöthig, den Grafen Arnold allmälig auf das unverhoffte Glück vorzubereiten, da er von dem Unglückstage an, der den Kampf der Brüder gesehen, sich unablässig mit dem Vorwurf quäle, seinen Bruder durch Spott und Hohn zur Wuth gereizt zu haben. „Die Idee, daß Ihr durch Selbstmord Euer Leben endet, verläßt ihn nicht", fügte Abulfaragus hinzu; beide Brüder haben also unter dem Druck eines vermeintlichen Brudermordes schrecklich gebüßt. — Bernhard blickt auf die reizende Frauengestalt an der Seite des einst so gefürchteten Abulfaragus, und dem unwiderstehlichen Drang seines Herzens folgend, stürzt er mit ausgebreiteten Armen auf sie zu. Doch plötzlich läßt er die Arme sinken, ein Strom von Thränen entstürzt seinen Augen, und beschämt und verlegen senkt er sie zu Boden. Armer Bernhard, er hatte geglaubt seine kindliche Schwester wiederzufinden, und vor ihm stand bezaubernd schön eine hohe Edeldame. — Da fühlt er erst, daß grobe schmutzige Kleider ihn decken, daß sein Haar verwirrt und sein Angesicht gebräunt ist, und schlägt verzweifelnd das Auge zu Boden. Aleidis jedoch weiß bald seine Furcht in lebhaftes Entzücken zu verwandeln; Hand in Hand treten sie vor den abgereinigten, bangen, erwarteten Hugo und führen ihn unter Begleitung des alten Abulfaragus seinem Bruder Arnold entgegen. Sobald sie Arnold's Gemach erreicht haben, hört man zwei herzdurchschneidende Menschenstimmen einander zurufen: „Arnold! Hugo! Vergebung! Vergebung!" Die zwei Brüder fliegen einander in die Arme, pressen sich fest an einander, murmeln einige unverständliche Worte und stürzen entsetzt, zwei umschlungene Marmorbilder, zur Erde. Den schwachen Lebensfaden, den dreizehn Jahre voll Pein und Leiden nicht gebrochen, hat ein einziger Moment der Freude zerschnitten. Dies die Lösung der Katastrophe, die natürlich durch die Vereinigung der Liebenden eine mildere Färbung erhält.

Die zweite Geschichte, welche unter Anderem eine meisterhafte Darstellung der Leprosen-Seuche enthält, ist nicht minder interessant. Das Buch ist prachtvoll ausgestattet und mit sehr gelungenen Skizzen von Ed. Du Jardin geziert, welche mit den besten Skizzen unseres Retsch zu vergleichen sind.

Frankreich.

Nisard's Geschichte der französischen Literatur. *)

Es fehlt den Franzosen nicht an mehr oder weniger erschöpfenden Arbeiten über die Geschichte ihrer National-Literatur. Von der unendlich weitschichtigen „Histoire littéraire de la France", deren Anlage von den Benediktinern herrührt, bis auf die skizzenhaften, dürftigen Andeutungen, die in der Bibliothèque portative geboten werden, giebt es derartige Werke in jedem Formate. Dessenungeachtet macht sich doch das Bedürfniß einer den gegenwärtigen Anforderungen entsprechenden Beleuchtung der verschiedenen Phasen, welche die französische Literatur in ihrem Entwickelungsgange durchlaufen hat, immer mehr und mehr geltend. Zunächst genügen die vorhandenen Schriften deshalb gegenwärtig nicht mehr, weil das Material, welches in einer Literaturgeschichte verarbeitet werden muß, in der jüngsten Zeit auf eine staunenswerthe Weise angewachsen und vermehrt ist. Besonders sind in Bezug auf die altfranzösische Literatur so mannigfache wichtige Notizen, so zahlreiche kostbare Dokumente im Laufe der letzten Jahre ans Licht gefördert, daß diese Partie wenigstens in einer neuen Bearbeitung eine ganz andere Gestalt gewinnen muß. So manche Namen, über denen bisher ein gewisses Dunkel schwebte, erscheinen jetzt erst in ihrem wahren Glanze, während wieder andere, welche man auf unbegründete Autoritäten hin für Hauptvertreter und Koryphäen ihrer Zeit hielt, in ihr Nichts zurücktreten. Um sich einigermaßen eine Vorstellung von den zahllosen Bereicherungen zu machen, welche der Kunde der mittelalterlichen französischen Literatur geworden sind, braucht man nur die Werke eines Jubinal, eines Francisque Michel und besonders die „Manuscrits de la bibliothèque royale" von Paulin Päris, die man eine wahre Fundgrube nennen muß, zur Hand zu nehmen. Hier fließen die Quellen, aus denen jeder spätere Bearbeiter der Literaturgeschichte immer und immer wieder zu schöpfen hat. Aber die früheste Periode der französischen National-Literatur ist es nicht allein, deren Stoff und Inhalt unter den Händen treuer Forscher mächtig angeschwollen ist. Man vergleiche nur die zweite Ausgabe von Sainte-Beuve's „Histoire de la littérature française au seizième siècle" mit der ersten, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß in dem Gebäude der französischen Literaturgeschichte fast kein Stein auf dem anderen bleiben kann.

Wichtiger aber und ungleich bedeutungsvoller ist der Umschwung, der sich in der Behandlung der Literaturgeschichte während der letzten Zeit bemerklich gemacht hat. Früher genügte es, mehr das Aeußerliche zu erfassen und eine bunte Reihe einzelner unzusammenhängender Notizen zu liefern, während es jetzt offenbar darauf ankommt, den Faden aufzusuchen und zu verfolgen, welcher diese äußeren Erscheinungen verbindet. Man fühlt allmälig auch in Frankreich, daß die Literaturgeschichte vorzugsweise eine Geschichte der Ideen seyn muß, und daß eine abgerissene Zusammenstellung einzelner Angaben biographischer Natur oder die fragmentarische Beurtheilung verschiedener poetischer Leistungen dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft unmöglich genügen kann.

Der Verfasser vorliegenden Werkes, dessen Name von verschiedenen literarischen Leistungen her bekannt ist, hat zwar das Bedürfniß gefühlt, den Ideen, welche dem Entwickelungsgange der französischen Literatur zu Grunde liegen, nachzugehen; aber so löblich auch sein Streben genannt werden muß,

*) Histoire de la Littérature française par D. Nisard. 2 vol. Paris, 1841.

so kann man doch nicht umhin, zu erklären, daß er hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben ist. Einmal nämlich fehlt ihm die Gründlichkeit des Wissens, auf das sich eine solche Arbeit nothwendiger Weise stützen muß, und dann sieht man es seinem Werke nur gar zu sehr an, daß er von falschen Voraussetzungen ausgeht. Offenbar hat er den reichen Stoff, der allerdings in einer Menge von Spezialwerken zersplittert liegt, nicht bewältigt; daher ist besonders der erste Theil seiner Arbeit lückenhaft und ungenügend geworden. Mißlicher aber noch ist der Umstand, daß sich Nisard von seiner Vorliebe für den Klassizismus nicht losmachen kann. Wie es scheint, kann er es noch nicht verwinden, daß er früher die vermeintlichen Anmaßungen der übermüthigen romantischen Schule mit Feuer und Schwert bekämpft hat.

Wir gehören wahrlich nicht zu den schwärmerischen Anhängern jenes Nebelbildes der Romantik, ja wir gehen weiter als die Klassiker und erklären unumwunden, die romantische Schule als solche hat ihren Sinn und ihre Bedeutung für die Gegenwart verloren. Aber wenn man das Eine negirt, muß man auch das Andere verwerfen können. In der That besteht der Gegensatz zwischen Klassizismus und Romantizismus in der französischen Schule nicht mehr, und derjenige Literarhistoriker, welcher ihn, wie Nisard, noch festhält, ist offenbar hinter dem Umschwunge und den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben.

Wie ganz anders ist Sainte-Beuve, der während der Hitze des Kampfes im Lager der Neuerer stand, mit seiner oben erwähnten Monographie über die Literaturgeschichte des sechzehnten Jahrhunderts umgesprungen. Dieses Werk war voll von herben Ausfällen auf die Vertheidiger der klassischen Tradition, und das Ganze war eigentlich eine Rechtfertigungsschrift, in welcher die Forderungen der romantischen Schule historisch begründet werden sollten; aber statt sich festzuklammern an den Nachklängen einer literarischen Bewegung, welche jetzt ihrem Ziele so wie ihrer Stellung nach eine andere ist, hat er mit geschickter Hand und mit einer Art von Selbstverleugnung die eigentlichen Kraftstellen, welche im Interesse der Zeit geschrieben waren, entweder gemildert oder geradezu aufgegeben.

So hätte auch Nisard seine alten Ideen und den Plunder seiner Phrasen über Bord werfen und einen Standpunkt anstreben müssen, welcher einer tieferen Kritik angemessener wäre als derjenige, welchen er als Klassiker vom alten Schlage einnimmt. Dadurch allein hätte sein Werk wirklich gehaltvoll werden können.

Seine verkehrte Richtung zeigt sich gleich in der Anordnung und Anlage der Arbeit. Natürlich kann der Historiker, welcher über dem ganzen Gebiete einer Literatur schweben soll, nur die höchsten Spitzen, die hervorragendsten Geister und die charakteristischen Momente ins Auge fassen. Aber es gehört eine scharfe Sichtung und ein kritischer Blick dazu, um hier mit einiger Sicherheit zu entscheiden, was wirklich von nachhaltiger Wichtigkeit ist. Nisard hat es sich in diesen Beziehungen leicht gemacht, indem er überall den Fußstapfen seiner klassischen Autoritäten blindlings folgt. Er unterwirft deshalb nur solche Dichter seiner Besprechung, welche schon von Laharpe und den anderen Meistern der klassischen Kritik nach ihrer Art beleuchtet und gewürdigt sind. Da der Verfasser nun aber auch den Ideen nach wenig von diesen seinen Vorbildern abweicht, so kann man sich vorstellen, daß hier viel leeres Stroh gedroschen wird.

Was nun aber seine eigentlichen Urtheile anbetrifft, so zeigen sich auch hier die Gebrechen und Mängel, welche nothwendig aus seiner einseitigen Stellung hervorgehen. Seine Kritik geht — wie dies bei allen Literaturhistorikern, welche sich innerhalb der Schranken des Klassizismus halten, der Fall ist — überall nur auf das Formale. An ein tieferes, innerlicheres Erfassen, an ein wirkliches Eingehen auf die Ideen einer literarischen Composition ist nicht zu denken. Und wenn nur die endlosen Auseinandersetzungen über die Versification, über das rhetorische Element und die äußere Form irgendwie einen neuen Gedanken enthielten oder etwas Anderes böten als oberflächliches Raisonnement!

G. J. Günther.

Mannigfaltiges.

— Dr. Prutz über das deutsche Theater. Am Dienstag den 10. Februar eröffnete Herr Dr. Prutz im Saale des Hôtel du Nord vor einem zahlreichen Publikum, unter dem wir literarische und künstlerische Notabilitäten aller Art (unter Anderen den greisen Veteranen Schadow und Herrn Varnhagen v. Ense) bemerkten, die angekündigten Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Die Einleitung war zugleich eine Rechtfertigung des Thema's selbst, das, nach der von dem Vorlesenden gestellten Voraussetzung, einer solchen bedürfe in einer Zeit, die sich mit ganz anderen Dingen beschäftige, als gerade mit dem Theater. In prägnanter Weise wurde jedoch dargestellt, wie nicht blos das Theater, sondern die gesammte Literatur das Spiegelbild des Volksbewußtseyns sey und wie nur eine große Nation auch ihr eigenes Drama und ein klassisches Theater besitzen könne. Von der Geschichte der Spanier und Franzosen wird diese Ansicht allerdings bestätigt: nicht so jedoch von der der Engländer, denn das englische Theater war am größten zu einer Zeit, wo die Nation eben erst anfing, eine Rolle in der Welt zu spielen, während gerade jetzt, wo der britische Nationalruhm vielleicht seinen Gipfelpunkt erreicht hat, die Bühne der Engländer — wenn überhaupt noch eine da ist — einen sehr untergeordneten Rang einnimmt. Gleichwohl waren die allgemeinen Bemerkungen des Vorlesenden, von denen er demnächst zu einer kurzen Geschichte des deutschen Theaters von der Zeit der Mysterien und der Fastnachtsspiele bis zu der der Reformation überging, eben so treffend als anregend, so daß an einer fortgesetzten Theilnahme des Publikums nicht zu zweifeln ist.

— Lammenais' biblische Exegese. Abbé Lammenais, der berühmte Verfasser des Essai sur l'indifference und der Paroles d'un croyant, hat einen Kommentar zu den Evangelien herausgegeben.*) Wenn wir hier zu Lande von einem theologischen Kommentar, von einer biblischen Exegese hören, so denken wir unwillkürlich an jene Berge von antiquarischen Anmerkungen, endlosen Citaten, Frage- und Ausrufungszeichen und Wurzelwörtern mit samaritanischen, äthiopischen und arabischen Buchstaben, die zu dem Höhepunkt menschlichen Wissens, zum Verständniß der Bibel, führen sollen. Lammenais' Kommentar ist nicht gelehrt, er forscht nicht in der Bibel, aber er erfaßt sie mit politischem Geiste; er ist gläubig, aber von jener ergreifenden Frömmigkeit, die auch das Gemüth des Zweiflers erheben und zur Andacht stimmen kann. Wenn die Fanatiker aller Länder von der unbezahlten Ekstase und hinreißenden Beredtsamkeit eines Lammenais unterstützt werden möchten, der weiß, wie Viele der politischen Begeisterung entzogen und für die religiöse gewonnen würden.

*) Les Évangiles, traduction nouvelle avec des notes et des réflexions. Par F. Lammenais.

Bibliographischer Anzeiger.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint seit dem 1. Juli 1844 regelmäßig jeden Mittwoch:

Novellen-Zeitung.

Ausgewählte

Romane, Novellen, Erzählungen, Dichtungen, Reisen, Literatur- und Kunstberichte.

Preis vierteljährlich 1 Thaler.

Dieselbe bringt ihren Lesern im laufenden Semester, theils an Fortsetzungen, theils an neuen Erscheinungen:

H. v. Balzac. — Die kleinen Leiden des Ehestandes. mit 200 Illustrationen von Bertall.

H. Conscience. — Graf Hugo von Crayenhoven und sein Freund Abulfaragus. Sitten, Bilder aus dem 14. Jahrhundert, aus dem Vlaemischen von Fr. Boigts.

Ch. Dickens (Boz). — Das Heimchen am Heerde. Ein Feenmährchen vom Dodeinstein.

F. Dingelstedt. — Jenseits la mer. Erinnerungen an Holland. Juli bis September 1843.

A. Schopenhauer. — Stanneser Briefe.

E. Spindler. — Meister Kleiderleib. Geschichte eines Abenteurers während einer Sommerzeit in Baden-Baden. Fünf Abtheilungen.

Und gleichzeitig mit dem Original in einer besonderen Beilage:

E. Sue. — Martin, das Findelkind, oder Denkwürdigkeiten eines Kammerdieners. 4 Bände.

Schon der Umstand, daß neben anderen werthvollen Beiträgen von Bülow, Weinhold, L. Mühlbach, Therese, Gutzkow, Hartmann, Laube, Hirschbach und vielen Anderen der jetzt vollendete erste Band die 10 Bände des Ewigen Juden von E. Sue mit mehr als 350 Illustrationen getragen hat, über die Reichhaltigkeit der „Novellenzeitung", welcher keine andere belletristische Zeitschrift an Billigkeit gleichkommt, mehr als genügend dar.

Bestellungen auf die „Novellenzeitung", welche jetzt in einer Auflage von 6400 Exemplaren erscheint, werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Leipzig: J. J. Weber.

Klassische Romane des Auslandes.

So eben sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns, Rußlands ꝛc. zu haben:

Dumas, Alex., die Dame von Monsoreau. Historisch-romantisches Sittengemälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich. Deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 3 Thle. 8. geh. Rthlr. 3. — oder fl. 5. 24.

— — die drei Musketiere. Roman, deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 3 Thle. 8. geh. Rthlr. 3. — oder fl. 5. 24.

— — von Artagnan, oder zwanzig Jahre später. Roman, deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 6 Bände. 8. geh. Rthlr. 6. — oder fl. 10. 12.

Eilar, C., die Kinder des Dammgrafen. Novelle. A. d. Dänischen von Fr. Mayer. 8. geh. 9 gr. oder 35 kr.

— — des Lebens Konflikte. Roman. A. d. Dänischen von Fr. Mayer. 8. geh. Rthlr. 1. 6 gr. oder fl. 2. —

Latiner, R., die Geschwister. Novelle aus dem Leben. A. d. Dänischen von A. M. Bernhard. 8. geh. 18 gr. oder fl. 1. 12.

Reybaud, Ch., Ohne Heirathsgut. Roman, deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 8. geh. Rthlr. 1. 8. gr. oder fl. 2. 12.

Sand, George, Johanna. Roman. Deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 8. geh. Rthlr. 1. — oder fl. 1. 45.

Sue, Eug., der ewige Jude. Deutsch von Fr. W. Bruckbräu. 10 Bände. 8. geh. Rthlr. 5. — oder fl. 9.

Wir empfehlen diese durch interessanten, schön aufgefaßten und äußerst wohlfeilen klassischen Romane Leihbadern von Bellettristik, Lesevereinen und Bibliotheken bestens. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet und sämmtliche Werke bereits vollständig erschienen.

v. Jenisch & Stageʃche Buchhandlung in Augsburg.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 20. Berlin, Sonnabend den 14. Februar 1846.

Spanien.

Die religiöse Poesie der Juden in Spanien.

Von Dr. Michael Sachs.*)

Es ist schon öfter ausgesprochen worden, daß der jüdischen Literatur ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden, wie dem Juden selbst. Ausschließende Vorurtheile, Verkennung des Ganzen in Folge entweder mangelhafter Kenntniß oder der Unwürdigkeit einzelner Erscheinungen trafen Leben wie geistige Thätigkeit, und wenn bei letzterer keine finstere Gesetzgebung das ergraute Vorurtheil in ein „historisches Recht" umsetzte, so war es dagegen auch, weil der Druck nicht einem Jeden fühlbar und in die Augen fallend war, hier noch schwieriger, auf den Boden der Anerkennung gleicher Berechtigung und gleichen Gerichts zu kommen. Noch ist die jüdische Literatur nicht so weit in den Kreis der Wissenschaft eingeführt, wie der Jude in das bürgerliche und politische Leben; leichter freilich wird eine geistige Thätigkeit zu ignoriren seyn, als das Daseyn einer nicht geringen Anzahl von Menschen, die sich nicht mit dem Daseyn begnügen, sondern auch ein Leben beanspruchen.

Durch Umstände, die auseinanderzusetzen nicht dieses Ortes ist, befindet sich die heutige gelehrte — christliche — Welt in ziemlich großer Unkenntniß über das, was von jüdischen Geistern erstrebt und geleistet worden; selbst diejenigen, deren Studien nahe vorbei an jenen ernsten Gefilden führen, eigentlich durch dieselben führen sollten, begnügen sich statt einer selbständigen, originalen, der Zeit angemessenen, fruchtbaren Forschung mit dem Nachbeten des von Gelehrten früherer Jahrhunderte Gegebenen, und schon das beliebte Prädikat „rabbinisch" und all das unaussprechlich Peinliche, was sich damit verbindet, scheint von der Verpflichtung einer sorgfältigeren Prüfung, eines tieferen Eingehens frei zu sprechen. Wie dies sich gestaltet und was daraus geworden, ist in dem ersten Abschnitte des kürzlich erschienenen und auch in diesen Blättern schon besprochenen Zunz'schen Werkes „Zur Geschichte und Literatur" vortrefflich dargestellt, wo eine lehrreiche Geschichte der Schicksale der jüdischen Literatur bei den christlichen Gelehrten der letzten drei Jahrhunderte zeigt, wie Vorurtheile und eingesogene Ansichten selbst den Boden der Wissenschaft schlüpfrig machen.

Das uns jetzt vorliegende Buch des Herrn Dr. Sachs ist, unserem Dafürhalten nach, ganz vorzüglich geeignet, Kenntniß und Achtung jüdischer Literatur in Kreise hineinzutragen, die ihr bisher verschlossen gewesen. So begründet nämlich an sich die Klagen über Zurücksetzung und Abneigung gegen jüdisches Schriftthum sind, mit so großer Billigkeit man auch verlangen kann, daß den Denkmälern der geistigen Thätigkeit der Juden mindestens eben so viel Theilnahme geschenkt werde als denjenigen fremder, weit entlegener, vom Schauplatz ganz verschwundener oder mit unserem jetzigen wissenschaftlichen Leben nur geringe Berührungspunkte darbietender Völker, — so begründet an sich solche Klagen sind, so ist doch noch nicht Alles gethan, was vom Standpunkte der Billigkeit geschehen konnte, um eine Anerkennung jüdisch-literarischer Leistungen vorzubereiten. Es ist nun einmal unsere Zeit gewohnt, auf ebenem gebahnten Wege rasch sich an das Ziel gelangt zu sehen: Vorurtheile zu besiegen und zugleich sich die schwere Arbeit nach einem — doch immer nicht gewissen — Resultate aufzulegen, ist da eine schwere Anforderung, wo in einer täglich breiter und mannigfacher werdenden Entfaltung aller Kreise des Wissens so vieles minder Schwere, minder Widerstrebende lockend sich zeigt. Wenn wir nun diejenige Form der Behandlung eines Zweiges der jüdischen Wissenschaft, welche denselben auch dem Fernerstehenden nicht nur zugänglich, sondern auch kennenswerth machen soll, für besonders angemessen halten, so ist hiermit keinesweges der Seichtigkeit oder Oberflächlichkeit das Wort geredet. Eine Darstellung, die ein Gebiet des Wissens dem Fremden, dem mit Vorurtheil und Abneigung Herantretenden ansprechend, wohnlich, für die Kenntniß der allgemein menschlichen Geistesthätigkeit fruchtbar zeigen soll, setzt gerade Tiefe und gründliche Studien voraus, erfordert eine sowohl die Einzelnheiten scharf auffassende und würdigende, als das Ganze mächtig umspannende Bekanntschaft mit dem Gegenstande. Freilich ist es wieder das Spezifische des letzteren, welches den Grad der Schwierigkeit in einer derartigen Darstellung bestimmt, und von allen Gebieten des geistigen Lebens ist es eben die Poesie, die zunächst aus der Beschränktheit religiösen oder nationalen Bewußtseyns an die weite Brust der einen großen Mutter, des rein menschlichen Fühlens und Denkens, führt. Wie sie die Form war, in der die Urzeit alle geistige Thätigkeit zur Erscheinung brachte, so ist sie auch noch die Saite, die in einem jeden Herzen, das nicht mit Absicht verschlossen, wiederklingt, die zunächst den Menschen zum Menschen führt.

Im Judenthume nun hat die Poesie zwar einerseits einen eigenthümlichen jüdischen Charakter angenommen, andererseits aber auch mehr als manche andere geistige Bestrebung den Einflüssen räumlicher, nationaler, sprachlicher Verhältnisse sich geöffnet. Als das Eigenthümliche der jüdischen Poesie ist das religiöse Element, das durch fast alle Schöpfungen derselben hindurchzieht, anerkannt. Das jüdische Leben selbst, das alle Adern menschlicher Thätigkeit mit religiösem Elemente tränkt, und, wo jenes in den Hintergrund trat, der Druck der Zeit, der wider Willen den Juden in und auf sich zurückdrängte, sind die leichterkenntlichen Unterlagen dieser Erscheinung. Vereinzelt, dem jüdischen Bewußtseyn fern gerückt stehen wenige Produkte der poetischen Thätigkeit der Juden, in denen das religiöse Element weniger sichtbar oder gar nicht hervortritt, und auch da ist es in vielen Fällen (Charisi, Immanuel) wieder die Sprache — die „heilige" — die in Worten, Wendungen, Bildern biblische Vorstellungen hervorruft. Und doch geht diese Einförmigkeit wieder in eine durch nationale und lokale Einflüsse bestimmte Mannigfaltigkeit auf, und der spanisch-arabische Sänger ist ein anderer als der asiatische, der italiänische, der deutsche, der provençalische, eine Mannigfaltigkeit, die freilich nur den Hauptumrissen nach — wie nun solche vom nationalen Leben dem Juden gegönnt waren — an das jedwede Land erinnert, die aber bis jetzt minder berücksichtigt worden, als ihr gebühren dürfte.

Nachdem man lange und viel über die Abgeschlossenheit und Isolirung der Juden gesprochen, sollte man auch einmal von dem sprechen, was die Juden von den Ländern und Völkern, in deren Mitte sie lebten, angenommen. Es hat immer Gebiete gegeben, in denen der Jude sich nicht abschloß oder vielmehr nicht abgeschlossen wurde, nicht werden konnte. Die rohe Gewalt konnte Riegel und Thore nur der äußeren Gemeinschaft entgegensetzen; Luft, Sonne, Himmel konnte man dem Ghetto nicht vorenthalten; wider Wissen und Willen der Gewalthaber floß der Strom geistiger Bestrebungen hin und zurück, hier losreißend, dort ansetzend; mehr, als den Betheiligten selbst zum klaren Bewußtseyn kam, fand ein Wechselverkehr von Ansichten und Richtungen statt, und nur wo ein unausgesetzter, systematisch betriebener Druck mit eiserner Kraft nach einem Ziele drängte — wie in den letzten Jahrhunderten —, erstarrte vor dem rauhen Sturme mehr und mehr die Lebenskraft, in kleinem und kleinerem Kreislaufe um das Herz des jüdischen Lebens — das göttliche Gesetz — pulsirend und sich in dieser Beschränktheit heimisch und natürlich fühlend. — Und so ist weniger daran gedacht worden, auf den Einfluß arabischer Dichter auf die jüdischen Dichter Spaniens hinzuweisen, als auf die Wiege der jüdisch-religiösen Dichtungen, als die sich doch wohl Palästina herausstellen dürfte, und einen Parallelismus syrischer Kirchenlieder mit den ältesten Piutim, eine Nebeneinanderstellung christlicher und jüdischer kirchlicher Gesänge zu beobachten, wie sich eine solche Verwandtschaft gewiß bei Vergleichung jüdischer und christlicher Kirchen-Melodieen herausstellen würde.

Bekannt ist, daß die blühendste Epoche der jüdischen Literatur, der glücklichste Boden für geistigen Anbau Spanien während der Höhe der Maurenherrschaft, vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, war. Fünfhundert Jahre, ehe ein deutscher Kaiser die ganze talmudische Literatur mit dem Scheiterhaufen bedrohte — und nicht überall blieb es bei der Drohung — hatte der Talmud für einen maurischen Chalifen Interesse genug, daß er einem Juden den Auftrag gab, ihm denselben zu übersetzen; von einer Thätigkeit, deren sich Eisenmenger und Konsorten, manchen heutigen Professoren zum Dank, befissen, finden sich bei den Arabern kaum die leisesten Spuren; ein glücklicher, freier, froher Wettlauf führte Juden und Mauren neben einander auf die Rennbahn der Wissenschaft. Und während in allen Zweigen derselben der Wettlauf nicht gerade zu Ungunsten der Juden ausfiel, Letztere daneben noch eifrig ihre Gesetzes-Literatur pflegten, war es nicht minder die Dichtkunst, in welcher sie, arabischen Mustern zum Theil in der Form folgend, sich zu einer selbständigen kräftigen Entwickelung erhoben. Die religiöse Poesie der Juden aus dieser Epoche ist das Thema des vorliegenden Buches. Eine Besprechung dessen, was hier geboten wird, dürfte einem Kreise, dem jüdische Leistungen seltener nahe gebracht werden, nicht unwillkommen seyn, während freilich ein Eingehen auf Einzelnheiten und eine eigentliche Beurtheilung des Geleisteten einerseits der Tendenz dieser Blätter fern liegt, andererseits das freundschaftliche Verhältniß, mit dem der Verfasser den Schreiber dieses beehrt, den kritischen Beruf des Letzteren für diesen Fall in Frage stellt.

*) Berlin, Verlag von Veit u. Comp., 1845.

Das Buch besteht zur kleineren Hälfte aus Uebersetzungen religiöser Dichtungen von spanischen Juden aus der gedachten Zeit *), zum größeren aus der „geschichtlichen Entwickelung der religiösen Poesie der spanischen Juden im Mittelalter". Wir wenden uns zuerst zu der letzteren.

Eine geschichtliche Entwickelung, wie die hier gegebene, kann sich nicht mit der Zurückführung der vorliegenden Erscheinungen auf ihre nächststehenden lokalen, klimatischen, sprachlichen Einflüsse begnügen; es zeichnen solche, wie wir schon oben angedeutet, nur die eine Seite jüdisch-poetischer Thätigkeit. Die religiöse Poesie steht natürlich in besonders engem Zusammenhange mit dem Gesammtleben des Judenthums; die Hauptgedanken desselben werden hier, wie da, von einer nur wenig modifizirten Form getragen. Die Kulturgeschichte der spanischen Juden weist ferner, wenn nach anregenden Momenten gefragt wird, über den Anfang jener Blütheperiode nicht blos auf Spanien, sondern auch und sehr bedeutsam auf den Orient hin. Wenn auch das Daseyn von Juden in Spanien schon seit dem 4. Jahrhundert gesichert ist — sagenhafte Berichte rücken dasselbe um ein Jahrtausend höher hinauf —, so hat sich doch von einer geistigen Thätigkeit der Juden vor dem Einbruch der Araber, ja vor dem 10. Jahrhundert kaum eine Spur erhalten. Bis zu Ende des gedachten Jahrhunderts standen die spanischen Juden in ihren national-religiösen Studien in Abhängigkeit von den babylonischen Akademieen, und selbst als diese untergegangen, durch Einwanderungen von Italien und Afrika her ein selbständigeres Studium des Talmud sich begründete, die mit der Maurenherrschaft erblühende Kultur die Juden mit in ihren Kreis zog, wurde nie, am wenigsten innerhalb der gesetzlichen Thätigkeit, die von vorher angeschlagene Richtung verlassen, gewann vielmehr über die dem talmudischen Elemente feindseligen Karäer die Obermacht und bildete für immer das Band, welches alle Juden gemeinschaftlich umschlang. — Eine richtige Würdigung der jüdisch-religiösen Poesie Spaniens, eine lückenlose Entwickelung der dieselbe bildenden und fördernden Momente macht aber ein Zurückgehen auf die geistige Thätigkeit der Juden im Morgenlande um so mehr zur Pflicht, als letztere selbst noch nicht zu solcher Klarheit erkannt ist, daß eine bloße Hinweisung, eine kurze Recapitulation des anderwärts Gesagten, befriedigen könnte. Selbst nachdem durch die klassischen und bis jetzt unübertroffenen, wenn auch in Einzelnem berichtigten Forschungen Zunz's jenes Chaos von jüdisch-orientalischen Schriftwerken, das unter dem Namen Midrasch da lag, zu erkennbaren, nach Zeitalter, Vaterland u. s. w. bestimmteren und in ihren gegenseitigen Verhältnissen charakterisirten Gestalten sich zu ordnen begonnen und die immense Thätigkeit, die der Midrasch entwickelte und verbrauchte, einer gebührenderen Anerkennung, als ihr früher geworden, entgegengeführt ist: so war doch bei der Kürze und Präcision, die Zunz's bekanntes Werk charakterisirt, bei der Nothwendigkeit, in der Lichtung der verworrenen Masse sich zuerst der äußeren Merkmale zu versichern, noch sehr viel für die Ausführung, Darstellung und Würdigung einer Richtung, die fast alle geistige Thätigkeit der Juden in den ersten acht Jahrhunderten nach der Zerstreuung umspannte, übrig geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Briefe und Tagebücher des Grafen von Malmesbury, Gesandten in Deutschland und Rußland.

(Schluß.)

Katharina trug das Joch Potemkin's, ohne es abschütteln zu können. Eines Tages ließ sie Orloff kommen und bat ihn, sich mit Potemkin wieder zu versöhnen, um den Frieden im Palaste wieder herzustellen. „Ew. Maj. wissen", sagte er zu ihr, „daß mein Leben Ihnen zu Diensten steht. Wenn Potemkin Ihnen im Wege ist, so geben Sie mir Ihre Befehle, und er soll augenblicklich verschwinden; aber mich in eine Hof-Intrigue einzulassen, einem Menschen zu schmeicheln, den ich verachte, daß wird mir Ew. Maj. erlassen." Die Kaiserin zerschmolz in Thränen; Orloff zog sich zurück, aber er kam wieder und sagte zu Katharina, Potemkin sey ihr und des Staates Feind und suche sie in Vergnügungen zu stürzen, um sie die Regierungsgeschäfte vergessen zu machen und an ihrer Stelle zu herrschen. „Nur ein Wort haben Sie zu sprechen", sagte er, „mein Leben gehört Ihnen!" Katharina war sehr aufgeregt; sie gab zu, daß ihr Charakter seit ihrem Umgang mit Potemkin sich geändert, daß ihre Gesundheit gelitten habe, aber sie konnte sich nicht entschließen, Gewaltmittel anzuwenden.

An einem solchen Hofe, unter solchen Intriguen und Sitten sollte Harris Unterhandlungen leiten, die das größte Geheimniß erforderten. Man stelle sich seine Lage vor, wenn, nachdem ihm am Morgen die besten Versicherungen von Seiten der Kaiserin ertheilt worden waren, Potemkin Abends kam, um ihm zu sagen: „Sie haben den Augenblick schlecht gewählt: der neue Günstling ist gefährlich erkrankt, die Ursache seiner Krankheit und die Ungewißheit seiner Herstellung haben die Kaiserin so bestürzt gemacht, daß sie unfähig ist, an etwas Anderes zu denken, und alle ihre ehrgeizigen Pläne, dieser Sorge gegenüber, schweigen ...."

Wir erwähnten oben, daß Harris durch Vermittelung Potemkin's ohne Wissen des Ministers Panin eine Privat-Audienz bei Katharina erlangte. Die Zusammenkunft fand auf einem Maskenball bei Hofe statt. Korsakoff lud Harris ein, ihm zu folgen, und führte ihn durch einen verborgenen Gang in das Ankleidezimmer der Kaiserin. In dieser ersten Konferenz suchte der englische Gesandte nur erst durch übertriebene Schmeicheleien das Wohlwollen Katharina's zu gewinnen; es scheint aber nicht, daß er weit damit kam. Die Kaiserin zeigte sich ganz gnädig gegen ihn, wies aber trotzdem alle Anerbietungen eines Bündnisses zurück. Sie war vielmehr ganz von dem Gedanken voll, einen Bund der nordischen Mächte zu Stande zu bringen, um den Staaten, die an dem Seekriege (Englands mit Frankreich und Spanien) keinen Antheil nahmen, den freien Handelsverkehr mit den kriegführenden Völkern zu sichern, was England sich erlaubt hatte, durch Waffengewalt zu verhindern. Um diesen indirekten Angriff abzuwehren, leistete die englische Regierung der Kaiserin das exceptionelle Versprechen, daß die Schifffahrt der russischen Unterthanen nie durch die britischen Schiffe solle aufgehalten werden. Dessenungeachtet gab die Kaiserin ihren Plan nicht auf, die sogenannte bewaffnete See-Neutralität zu gründen, durch welche bewirkt wurde, daß die neutralen Schiffe ungehindert die Küsten der kriegführenden Nationen besuchen konnten und die Güter dieser Nationen auf jenen Schiffen von den Engländern unangetastet blieben. Was aber die Kraft des Vertrages ausmachte, war die Bestimmung, daß, wenn eine der neutralen Mächte in ihrem Handel gestört würde, alle anderen verbunden wären, ihr zur Wahrung ihrer Rechte beizustehen. Der Vertrag wurde geschlossen und unterzeichnet trotz aller Gegenanstrengungen Englands. Potemkin widersetzte sich vergebens. „Die Kaiserin," sagt Harris, „wurde ungeduldig und rief, sie allein wisse, was sie sich vorgenommen, und dulde keinen Widerspruch dagegen."

Um diese Zeit, es war im November 1780, hatte Harris seine Zusammenkunft mit der Kaiserin. Als er von ihr gegangen war, schrieb er die Unterhaltung in Form von Fragen und Antworten auf. Sie hat ganz die Art eines Dialogs auf der Bühne. Wir theilen folgendes Stück daraus mit:

„Harris. Ich komme, Ew. Majestät die kritische Lage darzustellen, in der sich unsere Angelegenheiten befinden. Sie kennen unser Vertrauen zu Ihnen, und wir wagen, uns zu schmeicheln, daß Sie das Ungewitter abwehren werden ....

Kaiserin. Meine Zuneigung zu Ihrer Nation, Herr Gesandter, ist Ihnen bekannt, sie ist so aufrichtig als unveränderlich: aber ich sehe wenig Entgegenkommen von Ihrer Seite und fühle, daß ich Sie nicht mehr zu meinen Freunden zählen darf ....

Harris. Wenn Ew. Majestät einen Blick auf die Note geworfen hätten, die ich dem Fürsten Potemkin übergeben, so würden Sie gesehen haben, daß meine Besorgnisse gegründet sind.

Kaiserin. Ich habe sie gelesen und wiederhole Ihnen, daß ich Ihre Nation liebe; es ist eine Schwachheit von Ihnen, allem Geschwätz der kleinen Politiker zu glauben.

Harris. Unseren Feinden ist es gelungen, alle Maßnahmen Ew. kaiserlichen Majestät so zu ihrem Vortheil zu wenden, daß man im Augenblicke in London glauben könnte, Sie seyen in geheimem Einverständniß mit Frankreich und hätten sich mit dem Hause Bourbon vereinigt, um über das Schicksal des Krieges zu entscheiden.

Kaiserin (mit großer Lebhaftigkeit). Ich gebe Ihnen mein kaiserliches Wort, nein! Ich habe niemals Neigung für die Franzosen gehabt und werde sie niemals haben. Dennoch muß ich eingestehen, daß sie sich bei weitem zuvorkommender gegen mich gezeigt haben, als Ihr Engländer.

Harris. Nur ihr Interesse hatten sie im Auge; ihre Höflichkeit ist stets verdächtig ....

Kaiserin. Was wollen Sie, das ich für Sie thue? Ihr wollt keinen Frieden machen.

Harris. Wir wünschen nichts so sehnlich: aber wir sind nicht der angreifende Theil und ohne Freunde.

Kaiserin. Weil Ihr keine haben wollt; Ihr seyd so starr, so zurückhaltend, Ihr habt kein Vertrauen zu mir.

Harris. Ich bin in Verzweiflung darüber, zu sehen, daß die Intriguen, die nur ein zu freies Feld in Europa haben, einen so erleuchteten Geist, als den Ew. kaiserlichen Majestät, bestechen konnten. Ich hatte leider sehr guten Grund, als ich glaubte, man habe Sie gegen uns eingenommen.

Kaiserin. Ich spreche nach Thatsachen; falsche Gerüchte machen keinen Eindruck auf mich. Ich stehe über den Vorurtheilen; aber Euer ganzes Benehmen war mir gegenüber hart: ich gestehe Ihnen, das war mir empfindlich, denn ich liebe Ihre Nation, wie die meinige.

Harris. Retten Sie also, Madame, die Nation, die Sie lieben; sie spricht Ihre Hülfe an.

Kaiserin. Wenn ich Ihre Absichten kenne, so werde ich Ihnen antworten.

Harris. Gefalle es Ew. Majestät, uns Ihren Rath zu geben.

Kaiserin. Sprechen Sie sich deutlicher aus.

Harris. Der Graf Panin beschützt die französische Partei überall; er ist dem König von Preußen ganz ergeben und dient ihm mehr, als Eurer Majestät. Er hat ihn aufgefordert, der bewaffneten Neutralität beizutreten.

Kaiserin (mit Würde). Ich würde sehr erfreut seyn, wenn er beitritt, ich; auf meinen Plänen werde ich bestehen, weil ich sie für heilsam halte.

Harris. Man sagt (aber ich fürchte zu beleidigen), daß der Plan von den Franzosen herrührt, und daß der Ihre ein ganz anderer war.

Kaiserin (heftig). Abscheuliche Lüge! — Sie müssen wissen, daß ich Höflichkeit mit Höflichkeit vergelten kann. — Ich werde nie Vertrauen zu den Franzosen haben. Aber was schadet Ihnen diese bewaffnete Neutralität oder vielmehr Nullität?

Harris. Sie schadet außerordentlich; sie macht neue Gesetze .... sie vermengt unsere Freunde mit unseren Feinden ....

*) In einer Beilage sind die zum Theil hier zum ersten Mal gedruckten, zum Theil sehr seltenen Originalien abgedruckt. Nur das häufiger gedruckte Kether Malchut ist nicht im Original gegeben.

Kaiserin. Ihr belästigt meinen Handel, ihr haltet meine Schiffe auf. Ich habe hierbei mein besonderes Interesse. Mein Handel ist mein Kind, und Ihr wollt, daß ich mich nicht betrübe .... Sprechen wir nicht mehr darüber, wir würden uns entzweien. Aber hören Sie, was ich Ihnen sage: machet Frieden, der Augenblick ist gekommen. Seyd offen gegen mich; ich wünsche sehnlichst, euch aus der Verlegenheit zu ziehen, aber thut selbst etwas dazu. Seyd geschmeidiger und weniger zurückhaltend. Seyd ihr mistrauisch und unzugänglich, so sehe ich für nichts, seyd ihr offen und frei, für Alles .... Ich spreche aufrichtig mit Ihnen, mein lieber Harris, wenn ich nach dem, was ich gesagt habe, bei dem englischen Hofe dieselbe Gleichgültigkeit finde, denselben hochmüthigen Ton mir gegenüber, so mische ich mich in nichts mehr und lasse die Sachen ihren Weg gehen ....“ u. s. w.

Man sieht, die Kaiserin strebte danach, als Vermittlerin gewählt zu werden; aber der britische Stolz gab nicht nach; der Friede wurde ohne sie, vielleicht trotz ihr geschlossen, und mit dem Kriege hörte Harris' Mission auf. Seine Gesundheit hatte gelitten, und er erhielt von Fox die Erlaubniß, nach England zurückzukehren.

Nachdem er im Haag und zum zweiten Mal in Berlin als Gesandter gewesen und zum Grafen von Malmesbury ernannt worden war, wurde er beauftragt, die Heirat des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig zu Stande zu bringen.

Lord Malmesbury stand bei dem Prinzen von Wales, dem nachmaligen Könige Georg IV., in großer Gunst. Der Prinz wandte sich an ihn in seinen Verlegenheiten, die gewöhnlich Geldverlegenheiten waren, und unterhandelte durch ihn mit den Ministern seines Vaters. Einmal schlug Harris dem Prinzen vor, er wolle sich bei Pitt dafür verwenden, daß ihm seine Pension auf 100,000 Pfd. erhöht werde, wenn er jährlich die Hälfte zur Bezahlung seiner Schulden verwenden und sich mit seinem Vater versöhnen wolle. Aber der Prinz sagte: „Der König haßt mich, wir sind einander zu sehr entfremdet, ich kann mich ihm nicht anvertrauen, er wird mir niemals Glauben schenken!“ Als ihn darauf Harris aufforderte, sich zu verheiraten, rief er mit Heftigkeit: „Ich werde mich niemals verheiraten, mein Entschluß ist gefaßt; ich habe das schon mit meinem Bruder Friedrich (Herzog von York) arrangirt.“ — „Erlauben Sie mir, Prinz“, erwiderte Harris, „daß ich Ihnen mit der größten Ehrerbietung bemerklich mache, daß Sie auf diesem Entschluß nicht im Ernst beharren können. Sie müssen sich verheiraten: Sie sind es dem Lande, dem Könige, sich selbst schuldig.“ — „Ich bin dem Könige nichts schuldig“, antwortete der Prinz; „Friedrich wird sich verheiraten und die Krone auf seine Kinder übergehen.“

Um diese Zeit war der Prinz von Wales mit Mrs. Fitz-Herbert liirt und stand völlig unter ihrem Einfluß. Als er die Maitresse änderte, änderte er auch seine Ansicht über die Ehe, denn einige Jahre später machte Lord Malmesbury der Prinzessin Karoline in seinem Namen den Heiratsantrag.

Lord Malmesbury hatte den direkten Auftrag, um die Hand der Prinzessin anzuhalten. Wäre seine Vollmacht weiter gegangen, so würde er gewiß die unselige Verbindung hintertrieben haben.

Lord Malmesbury kommt in Braunschweig an. Bei seiner ersten Zusammenkunft mit der Prinzessin findet er in ihr ein ganz gewöhnliches Mädchen von niedlicher Gestalt, mit blauen Augen, schlechten Zähnen, blonden Haaren und, wie er sagt, impertinenten Schultern. Am 2. Dezember 1794 unterzeichnet er den Vertrag. Der kleine Braunschweiger Hof ist in Entzücken, und die Herzogstochter nimmt den Titel einer Prinzessin von Wales an.

Wie es oft geschieht, erschienen auch hier nach der Verlobung die Fehler der Braut einer nach dem anderen. Der Vater nimmt Lord Malmesbury bei Seite und hält ihm eine lange Rede über seine Tochter. „Sie ist nicht dumm“, sagt er, „aber sie hat kein Urtheil; sie ist streng erzogen worden, weil es so seyn mußte. Empfehlen Sie ihr nur“, fügt er hinzu, „keine Fragen zu stellen und sich nicht zu eifersüchtig gegen den Prinzen zu zeigen; hat er etwa „Neigungen“, so soll sie nicht besonders darauf achten.“

Dann kommt Fräulein Herzfeld, die Maitresse des Herzogs, und macht ihrerseits wieder weise Anmerkungen: „Man muß die Prinzessin streng halten: sie ist nicht böse, aber es fehlt ihr an Takt.“ Die arme Prinzessin erscheint nun selbst und scheint nicht viel von sich zu machen, denn sie bittet Lord Malmesbury, sie zu leiten. Der Gesandte giebt ihr den summarischen Rath, ein völliges Stillschweigen über alle Gegenstände in den ersten sechs Monaten ihres Aufenthaltes in England zu bewahren. Und in der That, wenn sie nichts sagte, so konnte sie nicht leicht zu viel sagen.

Im Uebrigen zeigt die Prinzessin eine recht gute Gemüthsart. Sie nimmt Rath an und verlangt sogar welchen. Besonders ist der von Lord Malmesbury sehr weise, ein wahrer Katechismus. Er fordert die Prinzessin auf, nicht auf Klätschereien zu hören und nicht familiär zu seyn, wo sie nur wohlwollend seyn soll. Fräulein Herzfeld nimmt ihn bei Seite und sagt zu ihm: „Ich bitte Sie, machen Sie, daß der Prinz im Anfange die Prinzessin ein zurückgezogenes Leben führen lasse. Sie ist immer sehr eingeschränkt und beobachtet gewesen, weil das so seyn mußte. Wenn sie nun plötzlich in ein völlig freies Leben tritt, so wird sie nicht mehr Schritt halten. Sie hat kein schlechtes Herz, hat auch nie Böses gethan, aber ihre Worte gehen immer ihren Gedanken voraus.“

Lord Malmesbury behandelt die Prinzessin wie ein Kind. Er beschwört sie fortwährend, erst zu überlegen und dann zu sprechen. Als sie ihm sagt, daß sie vom Volke geliebt seyn möchte, antwortet er ihr: „Sie können dazu nur gelangen, wenn Sie sich selten machen; die Idee, vom Volke geliebt zu seyn, ist eine schöne Illusion, denn nur in einem kleinen Kreise kann dieses Gefühl erregt werden. Eine ganze Nation ehrt und achtet nur eine Fürstin, und dies Gefühl ist es, was man fälschlich die Liebe des Volkes genannt hat.“

Der ganze Aufenthalt Lord Malmesbury's in Braunschweig wird mit der Erziehung der Prinzessin hingebracht. Auf der Reise nach England setzt er seinen Gouvernantendienst fort. Die arme Prinzessin, die aus ihrem kleinen Herzogthum kommt, um die Frau des englischen Thronerben zu werden, macht ganz den Eindruck einer plötzlich zur vornehmen Weltdame gewordenen Kleinstädterin. Sie hat niemals über Geld zu verfügen gehabt und weiß daher nicht, wie sie sich benehmen soll, um welches auszugeben. Sie ist wie jene Reichgewordenen, die Furcht haben, sich ihres Wagens zu bedienen. Sie giebt einen Louisd'or, wo Lord Malmesbury zehn giebt. Dann nennt sie ihre Kammerfrauen: mein Herz, meine Liebe, meine Kleine! zum großen Mißfallen ihres Mentors.

„Ich hatte“, erzählt Lord Malmesbury, „zwei Unterhaltungen mit der Prinzessin Karoline, eine über die Toilette und Reinlichkeit und eine über die Zurückhaltung im Reden. Ich versuchte sie zu überzeugen, so weit ich es als Mann thun konnte, daß es nothwendig sey, auf alle Theile der Kleidung, sie mögen gesehen werden oder nicht, große Aufmerksamkeit zu verwenden (denn ich wußte, daß sie grobe Unterröcke und Hemden trug und Zwirnstrümpfe, die nicht einmal immer rein waren). Es ist erstaunlich, wie weit ihre Erziehung hierin vernachlässigt ist und wie ihre Mutter, eine geborene Engländerin, so wenig darauf halten konnte!“ .....

.... „Der Etikette gemäß“, schreibt Malmesbury nach seiner Rückkehr nach London, „stellte ich dem Prinzen die Prinzessin Karoline vor, während wir Drei allein im Zimmer waren. Sie ließ sich, wie ich ihr angerathen hatte, auf ein Knie vor ihm nieder. Er hob sie mit ziemlicher Anmuth auf und umarmte sie. Aber kaum hatte sie ein Wort gesprochen, so drehte er sich um und ging in eine Ecke des Zimmers, indem er mich rief und zu mir sagte: „Harris, mir ist nicht wohl; seyn Sie so gut, mir ein Glas Branntwein zu besorgen.“ Ich meinte: „Prinz, wäre ein Glas Wasser nicht besser?“ worauf er mir ärgerlich zurief: „Nein, ich gehe zur Königin!“ und ging. Die Prinzessin blieb, wie versteinert, stehen und sagte zu mir: „Mein Gott, ist der Prinz immer so? ich finde ihn sehr grob und keineswegs so einnehmend, als sein Portrait.“ Ich sagte, daß Sr. königl. Hoheit natürlich von dieser ersten Zusammenkunft sehr ergriffen sey, aber beim Diner gewiß anders erscheinen würde.“ ....

Diese erste Zusammenkunft entschied über das künftige Verhältniß der beiden Neuvermählten. Jedermann weiß, was sich nachmals zutrug. Was aber Lord Malmesbury betrifft, so trug er die Strafe seiner Unterhandlungen; der Prinz von Wales verzieh ihm niemals.

Englisches Zeugniß über französische Tapferkeit.

Die neueste Waffenthat der vereinigten Geschwader Englands und Frankreichs in den Gewässern Süd-Amerika's macht allen, selbst dem besiegten Feinde, Ehre, und sie beweist auch, daß das „herzliche Einverständniß“ kameradschaftlich zur That übergegangen und durch Blut besiegelt wurde. Aber die kolossale Ueberlegenheit des britischen Seewesens über das französische hat sich nicht nur glänzend bewährt, sondern sie wird auch von den Franzosen demüthsvoll und deutlich, wenn auch indirekt, als eine vorauszusetzende und ausgemachte Sache anerkannt. Bei gleichen Kräften und gleich großer Hingebung haben die Franzosen doppelt so viele Todte, dreimal so viele Verwundete und dreimal so vielen Verlust und Schaden an Schiffs-Material gehabt, als die Engländer, welche ihre Schiffe besser zu handhaben verstehen, welche zweckmäßigere Einrichtungen auf denselben haben, und welche den feindlichen Kugeln durch Manövrirkunst und Präcision weniger Blöße geben, während die Franzosen, die so viel von neuen Erfindungen sprechen, auf ihren Schiffen noch nach der Aera Ludwig's XIV. zählen *) und durch Leichtsinn und Unvorsichtigkeit verhältnißmäßig jährlich mehr Fahrzeuge verlieren als alle andere Nationen. Aber das ist es nicht, worauf wir hinweisen wollen; die Franzosen können immer noch tüchtige Seeleute seyn, wenn sie auch den Engländern nachstehen; worauf wir aufmerksam machen wollen, das ist die prahlerische Beschränktheit und die mißverstandene Ruhmredigkeit, womit sie, sich selber herabwürdigend, den Engländer als ihren Herrn und Meister anerkennen. Von der Mündung des Parana durchläuft eine lobende Censur mehrere tausend Meilen das Meer, und dann durchläuft sie alle Spalten der französischen Blätter, die da eitel und selbstgefällig rufen: „Seht, der englische Capitain Hotham hat uns ein Zeugniß gegeben, daß wir artig waren!“ Wie gesunken muß das Bewußtseyn der französischen See-Offiziere den englischen gegenüber seyn, wenn sie selbst mit solcher Genugthuung nach Hause berichten, daß ein englischer einfacher Capitain versichert habe, sie seyen tapfer, und wie unüberlegt müssen französische Büreau-Beamten und Zeitungs-Redacteure seyn, daß sie mit dem Hothamschen Orakel vor der Welt so stolz und sichtbar so geschmeichelt thun, ohne einzusehen, wie im Ausspruche dieser Freude zugleich der Ausspruch des großen Abstands und Nachstands liegt, da ein Zeugniß nur vom anerkannt Höheren auf den anerkannt Niedrigen anwendbar ist. Wir finden es ganz in der Ordnung, wenn Capitain Hotham seinem tapferen Waffengefährten Trénouarth bei der frischen Heldenthat verdientes Lob in schönen Worten spendet; es würde auch umgekehrt haben geschehen können, der Franzose hätte dem Engländer Lobeserhebungen machen können, und man würde sie mit Zufriedenheit aufgenommen haben.

*) Hat sich doch neulich gezeigt, daß sie im Mittelländischen Meere, das doch ein Lac Français seyn sollte, noch die Seekarten von 1762 benutzen! Hier große Dampfschiffe sind in einer Jahreszeit, verloren gegangen.

Aber mit solchen Lobsprüchen eine öffentliche, ja nationale Speculation treiben, sich wie der Quartaner geberden, der vom Schulmeister ein gutes Zeugniß erhalten, das beweist von unbedingter Anerkennung der Ueberlegenheit des Gegners, das zeigt, wie man sich für den Quartaner und den Engländer für den Schulmeister hält. Wäre Hotham ein Admiral und Oberbefehlshaber der Flotte und er gäbe dem französischen, ihm diesmal untergebenen Capitain ein lobendes Zeugniß, wir ließen es uns gefallen, wenn die Franzosen sich dessen rühmen: das würden auch englische Capitaine allenfalls thun, wenn sie vom französischen Admiral, ihrem temporairen Oberbefehlshaber, bei einer kombinirten Action gelobt würden; aber mit dem Lobe des Capitains Hotham gegen Capitain Trénouarth sich öffentlich so freuen, das scheint uns doch eines edeln Nationalstolzes nicht würdig! Hätte Trénouarth den Hotham so gelobt, es wäre gewiß Letzterer nicht so unvorsichtig gewesen, es schnell nach Hause zur Veröffentlichung zu berichten, und hätte er's gethan, so wären die englischen Zeitungen über ihn hergefallen, statt sich zu seiner lächerlichen Posaune zu machen; sie würden es als eine Herabwürdigung des Nationalruhms, wenigstens als offene Anerkennung eigener Inferiorität betrachtet haben, und die Times hätte all ihr grobes Geschütz herangerückt und den Franzosen volle Ladungen dafür gegeben, daß sie sich herausnehmen, die unbestreitbare Ueberlegenheit der Engländer durch Zeugnisse bekräftigen zu wollen. Wir sind überzeugt, daß unter Napoleon, selbst am Abend der Schlacht von Trafalgar, die Franzosen nicht so kleinmüthig gehandelt hätten.

So legt die an sich unbedeutende Waffenthat in Süd-Amerika doch zwei große Dinge klar vor die Augen des ruhigen Beobachters: daß nämlich England in der Taktik zur See unerreicht ist, und daß sein stolzer Nebenbuhler schüchtern und unwillkürlich das einsieht und alles Vertrauen zur eigenen Kraft verliert. Gleichzeitig mit diesem Doppelsieg im Atlantischen Ocean geht eine Handvoll seiner tapferen Truppen am Fuße des Himalaya über die Gränzen, um das Reich Rundschid Singh's in Empfang zu nehmen, ein Reich, welches von französischen Generalen mit begründet und vertheidigt wurde, und dessen Besitz nicht nur die Alleinherrschaft Englands in Indien vollendet, sondern auch den Weg ans Kaspische Meer durch Persien freier macht. Eine noch größere Eroberung, wie dieses Alles, machte gleichzeitig in Old England selbst die Zollpolitik Peel's, durch welche die Herrschaft Englands über die Welt befestigt wird und diese schöne Insel jetzt zur übrigen Welt steht, wie eine große Stadt voll Fabriken und Kaufläden zu den sie umgebenden Dörfern, und auch die stärksten Feinde Englands müssen zugeben, daß die Wünsche und Aussprüche des Volksliedes Rule Britannia jetzt in Erfüllung gehen. Fragt man, woher diese, weder im Alterthume, noch in einer anderen Zeit erhörte Größe bei einem Volke, das ein verhältnißmäßig so kleines Kriegsheer besoldet? so wird man die Antwort hören: England hat mehr Geld, bessere Maschinen, Fabriken u. dgl. Aber nun drängt sich die Frage von selbst auf: Woher hat es mehr Geld? hat es etwa einen reichen Onkel beerbt oder Jupiters Goldregen in seinem Lande? Woher hat es bessere Maschinen und Instrumente? Sind seine Einwohner denn scharfsinniger und genialer als die Einwohner anderer Länder? Nichts weniger! Der Grund für die Größe Englands ist einzig und allein in der uralten Freiheit seiner Verfassung und besonders in der Freiheit seiner Presse zu suchen. Wo jede Thätigkeit sich frei entwickeln durfte, jede Erfindung zu Ehren kommen und jeder Mißbrauch bekämpft werden konnte, da mußte bald in Kunst und Gewerbe ein Vorrang vor Völkern entstehen, bei denen Kastengeist, Zunft-Tyrannei und andere Einschränkungen die Entfaltung des Fleißes hinderten. Der Erfindungsgeist, welcher den Reichthum geschaffen, wurde nun seinerseits von diesem unterstützt, bis sie beide wechselwirkend den hohen Grad bedingten, auf dem sie jetzt stehen und wodurch England die Mittel erlangte, die Welt zu unterwerfen, während die Freiheit der Verfassung und das stolze Ehrgefühl und die Vaterlandsliebe, welche sie einflößt, ganz geeignet waren, jene Mittel richtig zu verwenden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es erhebend, zu sehen, wie einige Tausend Engländer das chinesische Reich mit 300 Millionen Einwohner zwingen, um Gnade zu bitten; wie einige Tausend freie Männer in wenigen Monaten Gebirge übersteigen, die doppelt so hoch sind als der Kaukasus, Länder siegreich und erobernd durchziehen, die viermal so groß sind wie die Länder der Tscherkessen, während seit zwanzig Jahren sich die ganze Kraft Rußlands an dem Widerstande einiger in sich zerrissenen Stämme zerschellt und es überall, in Herat, Kandahar und Lahore, zurückweichen muß, sobald sich die Engländer zeigen. Nicht durch Waffen und nicht durch Schutzzölle werden die Engländer hinführo besiegt werden, wohl aber durch Nachahmung dessen, was sie zu ihrer jetzigen Höhe gehoben hat. Dies haben die Amerikaner gethan, und deshalb sind sie auch die Einzigen, die noch einigermaßen mit England wetteifern können. F. Lt.

Mannigfaltiges.

— Das Ausland und die deutschen Zustände. Jedes neue Heft der englischen oder der französischen Revuen und Reviews bringt uns jetzt einen neuen Artikel über Deutschland und dessen politische und religiöse Zustände: so die Foreign Quarterly Review Betrachtungen über das Leben des verewigten Königs Friedrich Wilhelm III.; die Revue des deux Mondes Briefe eines französischen Reisenden aus Baden und Württemberg, die in ironischer Form dem Fürsten Metternich dedicirt sind: die Edinburgh Review sogar zwei Artikel auf einmal, von denen der eine „Politischer Zustand Preußens" und der andere „Religiöse Bewegung Deutschlands" überschrieben ist. Wenn Schiller's schon zu seiner Zeit unwahrer Ausspruch, daß der beste Staat derjenige sey, von dem wie von einer guten Frau am wenigsten gesprochen werde, heutzutage noch seine Anwendung fände, so müßte man Deutschland für sehr in Verruf gekommen halten. Aber unsere englischen sowohl als unsere französischen Nachbarn begrüßen das Erwachen eines politischen Selbstbewußtseyns in Deutschland als ein der europäischen Gesammtkultur heilverkündendes Ereigniß, weil sie darin die sicherste Bürgschaft des Fortschreitens der allgemeinen Bewegung der Geister und des Widerstandes gegen die bedrohlichen Eingriffe der noch an den Gränzen Europa's und Asiens lauernden Barbarei erblicken. Der französische Reisende in der Revue des deux Mondes findet sogar die deutschen Zustände jetzt viel anregender und belebender als die eigenen vaterländischen. „Beide Länder", sagt er, „gewähren in diesem Augenblicke einen für uns recht trübseligen Kontrast: man sollte glauben, daß alles frische Geistesleben uns verlassen habe, um auf der anderen Seite des Rheines neue Blüthen zu treiben. Ja, als ich, nach Frankreich zurückkehrend, zum letztenmale den von geistiger Arbeit gedüngten deutschen Boden betrachtete, da vermischte sich mit meiner Sympathie das Gefühl einer gewissen eifersüchtigen Trauer darüber, daß ich hinter mir ein so warmes Leben zurückließ, um hierzulande eine völlig eingeschlummerte Welt wiederzufinden. Ich konnte nicht umhin, stets von neuem zurückzublicken; Langweile bemächtigte sich meiner, die Langweile eines sonst thätigen Arbeiters, der mit gekreuzten Armen zusehen muß, wie seine Gefährten alle Hände voll zu thun haben." — Die Edinburgh Review sagt in ihrem Artikel über den politischen Zustand Preußens: „Frei zu denken, tief zu fühlen und tapfer zu kämpfen — das haben die Deutschen längst gelernt. Was fehlt ihnen also noch, um eine große Nation zu seyn? Nichts, als politische Entwickelung unter freisinnigen Institutionen." — Man wird hieraus abnehmen können, daß das Ausland nicht blos mit Aufmerksamkeit, sondern auch mit Achtung den Ereignissen in Deutschland folgt, und daß es diese nach einem anderen und großartigeren Maßstabe beurtheilt, als ein großer Theil der politischen Korrespondenten unserer eigenen konservativen und oppositionellen Blätter, von denen besonders der „Rheinische Beobachter" durch ein unpolitisches Geschwätz sich auszeichnet, wie man es am allerwenigsten an den Ufern des Rheines für möglich halten sollte. Wahrlich, kein Feind könnte diesseitigem Einflusse auf dem linken wie auf dem rechten Rheinufer so nachtheilig seyn, wie dieser sogenannte „Freund", den der Verf. einer kürzlich hier erschienenen Broschüre („Preußen und die Tagespresse") als mustergebend für eine hier neu zu begründende „Staatszeitung" bezeichnet. Um jedoch einen Begriff von der Urtheilsfähigkeit des letztgedachten politischen Pamphletisten zu geben, wollen wir nur anführen, daß er im vollen Ernste den Vorschlag macht, die preußische Regierung möge allen schlechten Berliner Korrespondenzlern der deutschen Tagespresse Beschäftigung und natürlich auch Gehalte geben, damit es der Presse an den ferneren Lieferanten ihres Neuigkeitsfutters fehle!

— Dr. Rosenberg's Vorlesungen über die deutsche Literatur. Die Vorlesungen, die Herr Prof. Dr. Rosenberg in diesem Winter über die Geschichte der deutschen Literatur hält, verdienen in diesen Blättern auch wohl erwähnt zu werden, besonders da der anspruchslose Mann die Mittel, um an die Oeffentlichkeit, d. h. in Zeitungen und andere Journale zu gelangen, entweder vernachlässigt oder verschmäht. Es finden diese Vorträge wöchentlich einmal (am Mittwoch von 6½ bis 7½ Uhr Abends) im Hörsaale der städtischen Gewerbeschule vor einem Publikum statt, das meistens aus gebildeten Frauen besteht, unter denen sich, wie es scheint, Viele befinden, die sich dem Erziehungsfache gewidmet. Diesem Publikum gemäß, ist auch der Vortrag populär gehalten, die Gelehrten-Literatur nur beiläufig berührend, aber um so vollständiger eingehend in die Schönheiten der poetischen Literatur, die ja ihr tiefstes Verständniß unter den Frauen zu finden pflegen. Die Vorlesung am letzten Mittwoch (die dreizehnte) handelte von Klopstock und interessirte uns um so mehr, als wir kurz vorher einige, wenn auch geistvolle, uns doch in der Seele tief verletzende Bemerkungen Kühne's in der Augsb. Allg. Zeitung über den Dichter der Messiade gelesen hatten. Daß Klopstock nicht mehr an der Zeit sey, daß er nur noch wenig gelesen und wahrscheinlich noch viel weniger verstanden werde — wer mag das verkennen? Aber darum verstößt es gleichwohl gegen alle nationale Pietät, wenn in einer Zeitung, die das verbreitetste und angesehenste Organ der deutschen Presse ist, ein Dichter, dem ganz Deutschland einmal als seinem ersten poetischen Genius gehuldigt und den es seiner wirklichen Verdienste halber — sowohl um die Sprache und ihre dichterischen Formen, als um die zuerst von ihm ausgegangene poetische Weihe des gemeinsamen deutschen Vaterlandes — zu allen Zeiten wird mit Ehrfurcht nennen müssen, als ein alter eitler Pedant und Philister behandelt und dem spöttischen Lächeln eines blasirten Publikums preisgegeben wird. Herr Dr. Rosenberg machte keineswegs den Apologeten Klopstock's, aber er setzte sehr einleuchtend die Gründe aus einander, weshalb eine Poesie, die vor hundert und vor achtzig Jahren alle gebildete Deutschen in Bewegung setzte und enthusiasmirte, trotz ihrer auch jetzt noch nicht zu verkennenden Schönheiten, die meisten gebildeten Deutschen unserer Zeit kalt lasse und sogar zurückstoße. Klopstock in seiner Totalität ist allerdings kein Dichter der Nation mehr, aber einzelne seiner Oden und viele schöne Stellen seines großen Gedichtes werden zu allen Zeiten beredte Zeugnisse von seinem poetischen Geiste und von der Bildsamkeit unserer Sprache seyn.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 21. Berlin, Dienstag den 17. Februar 1846.

England.

Die Motive und das Verfahren der Anti-Korngesetz-Liga.

Die Anti-Korngesetz-Liga ist als eine Reaction gegen das Armengesetz von 1834 zu betrachten; denn obgleich ihre ersten Anfänge bis zum Jahre 1828 hinaufreichen, so gewann sie doch erst in der genannten Zeit Bedeutung. Vor 1834 nämlich galt in Bezug auf die offizielle Unterstützung der Armen ein Gesetz der Königin Elisabeth, durch welches festgestellt war, daß alle Bedürftigen — der Grund ihrer Noth mochte Krankheit und Alter oder Mangel an Arbeit und Unzulänglichkeit des Lohnes seyn — Anspruch auf die Beihülfe (allowance) ihres Sprengels hätten.

Die Grundbesitzer und Industriellen waren dadurch gewöhnt worden, einen Theil ihrer Productionskosten von dem Sprengel, d. h. durch die Armentaxe, tragen zu lassen, während von der anderen Seite die Arbeiter ruhig die Verminderungen ihres Lohnes ertrugen, weil sie wußten, daß ihnen durch die allowance gegeben wurde, was ihnen zu ihrer Erhaltung fehlte.

So wurde es den englischen Fabrikbesitzern möglich, ihre Waaren billig herzustellen und ihre Konkurrenten auf allen Märkten der Welt zu besiegen, und auch die Grundbesitzer hatten den Aufschwung des Ackerbaues zum großen Theil der Armentaxe zu danken, die ihnen half, ihre Feldarbeiter zu bezahlen. Die ganze Bevölkerung Englands steuerte also dazu bei, die Grund- und Fabrikbesitzer zu bereichern und endlich den Ausländern billige englische Waaren zu verschaffen. Daher widersetzte sich auch die englische Aristokratie so lange einer Umgestaltung des Gesetzes der Königin Elisabeth, obgleich sie sehr wohl fühlte, welche Ungerechtigkeit gegen die Mittelklassen in demselben lag. Und wenn noch die Feld- und Fabrik-Arbeiter von dem Gesetze einen wirklichen Vortheil gehabt hätten! Aber ihre Brodherren richteten die Löhnung immer so ein, daß das, was sie und was die öffentlichen Unterstützungs-Kassen zahlten, zusammen gerade das Minimum der Subsistenzmittel eines Arbeiters ausmachte. Daher kam es, daß die Zahl der Armen, trotz der Taxe, jährlich zunahm und das reiche England bald nicht mehr im Stande war, seine Armen zu erhalten. Dabei war im Jahre 1817 in England und Wales die betreffende Steuer auf 13 Mill. Pfd. gestiegen, nachdem sie 40 Jahre vorher nur anderthalb Mill. betragen hatte.

Um diesem Uebel abzuhelfen, versuchte man zuvörderst, die Armen zur Auswanderung zu bewegen; indeß waren die Subsidien, die der Staatsschatz den Auswanderern zu geben genöthigt war, zu bedeutend, als daß man lange damit hätte fortfahren können. Man griff daher endlich zu einem heroischen Mittel und dekretirte das Gesetz von 1834.

Durch dasselbe wurden die Ansprüche der Bedürftigen auf die Unterstützung ihres Sprengels aufgehoben. Dafür errichtete man Arbeitshäuser, philanthropische Zucht- und Arbeitshäuser, in welche die Armen, getrennt von ihrer Familie, aufgenommen wurden.

Seitdem können die Fabrikbesitzer nicht mehr auf einen amtlichen Zuschuß zum Lohn für ihre Arbeiter rechnen; die englische Industrie hat ihre Apanage verloren und wird sich lange von diesem Verluste nicht erholen. Die Grundbesitzer dagegen haben alle ihre Privilegien behalten. Die veränderte Anwendung der Armentaxe hat einstweilen nur die Pächter benachtheiligt, die seit 1834 den ganzen Arbeitslohn aus eigenen Mitteln bezahlen müssen, jedoch die Einkünfte der Gutsherren nicht geschmälert. Die Pacht-Kontrakte werden nämlich in England auf sehr lange Zeit geschlossen und gehen vom Vater auf den Sohn über, so daß erst in später Zeit einmal die Pachtgelder hier und da sich verringern werden. Den Lords war der Schutzzoll auf ihr Getraide geblieben; er ist ihre Civilliste, und darum sind sie so wenig geneigt, in seine Aufhebung zu willigen.

Jedoch das Volk will essen und ist nicht reich genug, um das Brod so theuer zu bezahlen, als es die Lords verkaufen wollen. Die Fabrikbesitzer ihrerseits verlangen ebenfalls billigere Brodpreise, um weniger Arbeitslohn zahlen zu dürfen. Kaum war das neue Armengesetz in Kraft getreten, als sie sich gegen das Monopol der Gutsbesitzer erhoben, als es ihnen zum ersten Mal einfiel, zu sagen, das Getraidegesetz sey eine Verletzung der Sittlichkeit, eine Auflage, die von den Hungernden erhoben werde. Auch die Pächter brachten sie auf ihre Seite, indem sie zu ihnen sagten: „Verlanget mit uns eine Revision der Getraidegesetze, und wir verlangen mit euch eine Herabsetzung des Pachtzinses, denn es ist ungerecht, daß ihr der Habgier eurer Gutsherren geopfert werdet. Als ihr eure Kontrakte abschlosset, bestand das alte Gesetz noch; jetzt ist es aufgehoben, und ihr habt Anspruch auf eine Entschädigung.“ So wurden die Pächter für die Sache der Armen, der Fabrikanten und Kaufleute gewonnen, und bald war die Liga organisirt.

Sie war in Manchester, dem Mittelpunkte der englischen Industrie, entstanden und beschränkte ihre Wirksamkeit anfangs nur auf die Grafschaft Lancaster. Bald nahm sie den tönenden Wahlspruch: „Unbedingte Handelsfreiheit“ an, setzte sich 1843 in London fest und brachte von dort aus alle Theile der vereinigten Königreiche in Aufruhr.

Um ihre Lehren zu verbreiten, verausgabt die Liga bedeutende Summen, die durch freiwillige Beiträge zusammengebracht werden. Die reichen Fabrikbesitzer steuern an 3—7000 Thaler jährlich bei. Wir wollen die philanthropische Gesinnung der Ligisten nicht in Abrede stellen; aber dessenungeachtet sey uns gestattet, zu glauben, daß sie sich weniger freigebig zeigen würden, wenn nicht ihr Vortheil so eng an das geknüpft wäre, was sie die Sache des Menschengeschlechts nennen. Die Liga hat im Jahre 1841 50,000 Thaler für ihre Zwecke ausgegeben; in diesem Jahre steigen ihre Ausgaben sicher auf zwei Millionen. Es ist kein Wunder, wenn sie in England, wo Alles gedruckt und gesagt werden darf, wo es so furchtbare Armuth neben dem hochmüthigsten Reichthum giebt, unzählige Proselyten gemacht hat; nur das ist auffallend, daß die Ligisten mit ihren ungeheuren Mitteln nicht schon das ganze Land von unten nach oben gekehrt haben, was allerdings ein neuer Beweis ist, wie vorherrschend in England die Ideen der Gesetzlichkeit und Ordnung sind.

Immer schon predigten die Engländer, so oft sie eine neue Absatzquelle für ihre Fabrikate gefunden hatten, die unbeschränkteste Handelsfreiheit; wenn es sich aber darum handelte, englische Häfen auswärtigen Produkten zu öffnen und mit gutem Beispiel voranzugehen, so verleugneten sie ihre schönen Theorieen. Diese List war zu plump und konnte das Ausland nicht leicht bethören. Die Ligisten begriffen, daß sie ihre Taktik ändern und, um die fremden Nationen zu locken, unverzüglich die vollkommene Aufhebung aller Einfuhrzölle aussprechen müßten, selbst wenn im Auslande der Grundsatz der Handelsfreiheit noch nicht angenommen sey. Denn sie sagen:

„Erzeugnisse tauscht man gegen Erzeugnisse aus. Wer bei uns verkaufen wird, der wird auch kaufen müssen; da aber England für Getraide u. s. w. nur Manufakturwaaren zurückgeben kann, so wird die englische Industrie dabei ihre Rechnung finden. Haben aber die Fremden englische Waaren in Zahlung angenommen, so wird es ihr Interesse seyn, von ihren Regierungen Zollfreiheit für dieselben zu erlangen. Dann wären wir auf einem Umwege an unser langersehntes Ziel, den freien Austausch aller Erzeugnisse auf allen Märkten, gelangt. Die englische Industrie aber, die vermöge ihrer Kapitalien, Maschinen, der Billigkeit des Eisens und der Kohlen keine Konkurrenz zu fürchten hat, wird die Fabriken der Ausländer auf deren eigenen Märkten zu Grunde richten, das Monopol des Welthandels an sich reißen und unermeßliche Reichthümer sammeln. Um so schlimmer für unsere Gutsbesitzer, wenn sie den auswärtigen Produzenten gegenüber eben so stehen, wie die auswärtigen Manufakturisten uns gegenüber. Das kümmert uns nicht; unsere Absatzquellen werden eröffnet, unsere Herrschaft wird gesichert seyn, wir werden reicher und mächtiger werden als die Gutsherren und ganz England Beschäftigung geben können. England ist vorzugsweise ein industrielles und handeltreibendes Land; wenn unser Landbau ruinirt ist, so werden uns die Amerikaner ernähren, wir aber werden sie kleiden.

„Lange genug geben die Land-Edelleute uns Gesetze und beschränken unsere Freiheit, lange genug bereichern sie sich auf unsere Kosten und treiben das Volk in Hungersnoth. Amerika strotzt von Getraide und bietet uns Brod zu billigen Preisen an, und unsere Gesetzgeber weisen das Korn der Vereinigten Staaten zurück, weil sie Grundbesitzer sind und ihre Pächter weniger Zins bezahlen würden, wenn die Getraide-Einfuhr freigegeben wäre. Aber das Volk stirbt vor Hunger und verlangt nach dem amerikanischen Korn, das es mit seiner Arbeit, der einzigen Münze, über die es verfügt, bezahlen möchte. Unsere, der Industriellen, Sache ist also die Sache des Volks, wir haben für uns die Gerechtigkeit, die Theorie und die Praxis, wir haben sogar das Evangelium und das Vaterunser für uns: Geben wir einem Jeden sein tägliches Brod; Gott will es so.

„Die Handelsfreiheit wird die Völker einander nähern, aus der Menschheit eine große Familie machen und auf immer den Krieg vernichten, diese Schmach unseres Geschlechts, diese letzte Spur der Barbarei. Als Gott die Welt schuf und sie mit verschiedenen Stämmen bevölkerte, gab er jedem Lande seine eigenthümlichen Erzeugnisse, jedem Stamme seine besonderen Fertigkeiten, damit die Völker eines des anderen bedürften und in Frieden die Geschenke ihres Bodens und die Arbeit ihrer Hände unter einander austauschten. Die

Erde iſt ſchön und fruchtbar und reich genug, all ihre Kinder zu nähren; warum alſo giebt es Menſchen, die hungern und dulden, während ihre Nachbarn nicht wiſſen, was ſie mit dem Ueberfluß ihrer Aerndten anfangen ſollen? Warum giebt es Weſen, die in Lumpen gehüllt ſind, während neben ihnen Stoffe und Gewebe in Maſſe aufgeſpeichert liegen? Warum giebt es aller Orten Armuth, Laſter, Haß und Krieg, anſtatt daß Ueberfluß, Friede und Ordnung ſey? Iſt die Erde zur Unfruchtbarkeit verdammt und die Menſchheit dem Fluche geweiht? Nein, aber die Führer der Völker haben die göttlichen Geſetze verachtet; ſie haben die Kinder des gemeinſamen Vaters durch Zoll-Barrièren von einander getrennt, ſie haben den freien Austauſch der Erzeugniſſe verhindert und die Willkür an die Stelle der Gerechtigkeit geſetzt. Sie haben Nutzen gezogen aus allem Uebel, das ſie uns angethan, und wollen von uns, daß wir dieſes ihr Privilegium, uns zu ſchaden, vertheidigen! Aber Alles hat ſein Ende, auch die Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Um unſere Unabhängigkeit und Freiheit wiederzuerlangen, brauchen wir nur zu wollen; vereinigen wir uns — und es iſt um das Monopol geſchehen!" ...

So ſprechen die Ligiſten, und ſie entwickeln dieſe Ideen in ihren Journalen, in Millionen von Broſchüren, die gratis von Thür zu Thür vertheilt werden. Sie ſchicken Miſſionäre im Lande umher, deren Begeiſterung für die Handelsfreiheit ſie verſchwenderiſch bezahlen; ſie berufen Meetings, geben Abendgeſellſchaften und Bälle in Sälen, die ſie eigens dazu gebaut haben, und laden Diener des Evangeliums ein, welche Reden halten und die Beſtrebungen der Verſammlung ſegnen. Parlaments-Mitglieder, Staatsmänner geben ihre Namen zum Dienſte der Ligiſten her, und wenn die Menge den beredten Rednern, welche Ariſtokratie und Privilegien angreifen und die Menſchenrechte verkündigen, mit wahrem Beifallstoben antwortet — ſo ſchließt die Sitzung mit einer Kollekte zum Beſten der Anti-Korngeſetz-Liga ....

Es genügt ihr indeß nicht, die Fabrikanten, Kaufleute, Proletarier, kurz Alle, die kein Land beſitzen, an ſich zu ziehen; ſie will auch die Pächter, die Landlords ſelbſt für ſich gewinnen. Ihr Arſenal beſteht aus einem Journale, aus den Millionen Abdrücken von den Reden ihrer Führer, hauptſächlich aber aus Broſchüren, die in dialogiſcher Form abgefaßt ſind und durch Geſpräche zwiſchen einem Ligiſten und einem Pächter, oder einem Ligiſten und einem Grundbeſitzer u. ſ. w. die Theorie der freien Einfuhr glänzend ſiegen laſſen. Dieſe Bücher wimmeln von Spitzfindigkeiten und widerſprechen nicht ſelten einander, obgleich ſie von derſelben Feder herrühren.

Wenn ſie ſich an das Volk wenden, ſagen die Ligiſten, ſich auf Adam Smith ſtützend: „Die freie Korn-Einfuhr wird den Preis des Brodes herabſetzen und zugleich den Arbeitslohn erhöhen, indem die Nachfrage nach Manufakturenwaaren größer ſeyn wird." — Zu den Kapitaliſten dagegen ſagen ſie: „Die Herabſetzung der Brodpreiſe wird es uns möglich machen, auch den Arbeitslohn herabzuſetzen, und wenn ſelbſt die Nachfrage nach engliſchen Waaren ins Unendliche wüchſe, ſo würde uns die Mechanik immer Mittel an die Hand geben, die Fabrication zu vervielfältigen, ohne daß wir nöthig hätten, den Arbeitern mehr zu bezahlen."

Sprechen ſie mit einem Grundbeſitzer, ſo laſſen ſie Smith bei Seite und bedienen ſich der Theorieen Ricardo's. Sie ſuchen zu zeigen, daß die Handelsfreiheit, anſtatt den Preis des engliſchen Getraides bis zu dem des billigſten auswärtigen herunterzubringen, dieſes vielmehr ſo hoch ſteigern werde, als das engliſche. Sie fügen hinzu, daß der unbeſchränkte Waaren-Austauſch Ströme von Reichthümern durch Großbritanien führen werde und dieſe Reichthümer ſich durch alle Klaſſen verbreiten müßten. So würde ſich die Bevölkerung vermehren, jetzt aber, nachdem ſie reich geworden, eine größere Menge von Landesprodukten, vornehmlich von Fleiſch, konſumiren. Dieſer Bedarf an Fleiſch jedoch ſichere, bei den geringen Koſten der Viehzucht, den Grundbeſitzern bedeutende Einkünfte, zumal die entfernten und die Viehzucht nur im Kleinen treibenden Landeigenthümer des Kontinents mit ihnen nicht konkurriren könnten. Endlich ſchließen ſie mit den Worten: „Die abgeſchloſſene Lage Englands wird den Herren des Bodens immer ein ungeheures Vorrecht, ein Monopol ſichern."

Die Pächter locken ſie mit der Ausſicht, daß bei Verringerung der Getraide-Preiſe auch der Pachtzins durch Parlamentsbeſchluß verringert werden wird; zu den Feldarbeitern reden ſie mit großem Pathos, und zwar folgendermaßen: „Ihr arbeitet wie das Zugvieh Jahr aus, Jahr ein, in Hitze, Kälte, Regen und Sturm; durch euren Fleiß gedeihen die Aerndten, durch eure Mühe werden die Heerden fett — ihr aber wohnet in elenden Hütten, ihr ſeyd nackt und habt nicht einmal, wie die Rinder und Schafe, einen warmen Stall, in dem ihr Futter fändet; euer Geſchlecht entartet, und das der Thiere veredelt ſich; ihr lebt nur von Kartoffeln, ſtatt Brod und Fleiſch zu eſſen, wie eure Vorfahren. Das Monopol iſt es, das euch geknechtet hat, das euch, Ebenbilder der Gottheit, dem Thiere nachſetzte. Die Handelsfreiheit wird euch eure Rechte wiedergeben und die Land-Ariſtokratie zum Vergleiche mit euch zwingen. Und wenn ihr auf den Feldern euren Lebensunterhalt nicht mehr gewinnen könnt, ſo werdet ihr in unſere Städte kommen und Arbeit ſuchen. Die Handelsfreiheit wird der Induſtrie einen ungeheuren Aufſchwung geben, die Fabrikbeſitzer werden eure Kräfte benutzen und euch einen Lohn bewilligen, der euch befriedigen muß. Während alle Erzeugniſſe der Welt unſerer Inſel zuſtrömen werden, wird der Preis aller Lebensmittel fallen, und der Arme ſelbſt wird reich werden. Hurrah alſo für die Liga, hurrah für das Volk! Wir ſind für den Arbeiter gegen den Grundbeſitzer, der engliſche Arbeiter muß mit uns ſeyn!"

Spanien.

Die religiöſe Poeſie der Juden in Spanien.

Von Dr. Michael Sachs.

(Fortſetzung.)

Eine ſolche Darſtellung bietet das erſte Kapitel dieſer hiſtoriſchen Einleitung. Es wird hier nun zuvörderſt gezeigt, wieſo der Entwickelungsgang des Judenthums nach der Auflöſung des Reiches auf eine Reihe von Jahrhunderten hinaus ſich faſt nur auf die eine Thätigkeit, Ausbildung ſeiner religiöſen Inſtitutionen, beſchränkte, und wie der ſchaffende Geiſt ſich innerhalb derſelben bewegte. Neben dieſem Bedürfniß, „den aus der Vergangenheit geretteten Wiſſensſchatz zu ordnen und zu verarbeiten, um die Normen des religiöſen Lebens auch fernerhin für die Geſammtheit feſtzuſtellen", war andererſeits der vorliegende Stoff ſo mannigfach, daß er auch ohne das praktiſche Ziel, inwiefern er eine lebhafte Geiſtesthätigkeit herausforderte, ein ſelbſtändiges Intereſſe gewann (S. 146). Die heilige Schrift, das göttliche Geſetz, war der Mittelpunkt der geſammten geiſtigen Beſtrebungen, und wie aus dem Pentateuch vorzüglich die Halacha, das geſetzliche Moment, hervorgewachſen, ſo waren Propheten und Pſalmen die Hauptquellen für die Hagada, den Midraſch im engeren Sinne. — Der Verf. geht hier weniger auf die Literatur der Midraſchim ſelber ein, als auf eine Darſtellung des Verhältniſſes der in dieſen Schriften ſich kundgebenden religiöſen Anſchauungsweiſe zu der bibliſchen, zeigt, wie der Grundzug dieſer Thätigkeit, „Zurückführung des Gegenwärtigen auf das Alte, Hineinbildung des Alten in das Gegenwärtige", (S. 149) auch für eine Beurtheilung des hier Geleiſteten den einzig richtigen Maßſtab liefert. Während „die Geſchichte der Vorzeit als das Prototyp der Gegenwart, die Gegenwart als bloße Umſchreibung, als Paraphraſe des Dageweſenen aufgefaßt wurde", iſt auch wieder dieſe Auffaſſung der Vergangenheit ein getreues Bild der jedesmaligen geiſtigen Höhe der Gegenwart; in dem, was eine jegliche Zeit in der Geſchichte der Vorzeit fand, wie ſie dieſelbe für die Bedürfniſſe der Gegenwart verarbeitete, in der Sagenbildung ſelbſt ſtellt ſich ſcharf und kenntlich dar, was einer jeden Zeit Noth that und wonach ſie vorzugsweiſe ſuchte. Und das nicht blos mit einzelnen geſchichtlichen Figuren, auch nicht blos mit dem ganzen Verlauf der Schickſale des Volkes, ſondern auch mit dem als freies ſittliches Element in der Schrift Niedergelegten. „Die Urtypen des religiöſen Gedankens waren vorhanden, die unumgänglichen Anſchauungen fixirt, und ſie wurden zu allen möglichen Verbindungen und Combinationen zuſammengeſetzt. — Gott in ſeiner Allmacht und Herrlichkeit, in ſeinem Walten in der Natur, in dem Leben des Menſchen, in den Geſchicken der Völker, ſeine Liebe und Milde, ſo wie ſeine ahndende Gerechtigkeit, Gott, der die Lehre offenbart und in ihr an Iſrael das höchſte Kleinod übergeben, die Trefflichkeit der Gotteslehre als der lauterſten, reinſten und beſeligendſten Anleitung zur Erkenntniß und zu ſittlicher Erhebung, — der Menſch in dem, was er kann und ſoll, in ſeiner Würde und Hoheit, als göttlicher Begabung theilhaft, der Werth der Weisheit, das Glück des Frommen und des in dem Geſetze Gottes Wandelnden, das Unglück des Sündigen und des von Gott Abtrünnigen, die Pflichten des Menſchen gegen Gott und den Nebenmenſchen, — alle dieſe Punkte werden in den mannigfaltigſten Wendungen aus den bibliſchen Büchern abgeleitet, in dem Lichte dieſer leitenden Gedanken wurden jene angeſehen, und ſie erwieſen ſich unerſchöpflich, wie das an ſie immer aufs neue ſich wendende fromme Verlangen unausfüllbar und der ihnen zugewandte Fleiß unermüdlich." Wer daher in dem Midraſch nur eine auf objektive Forſchung, auf hiſtoriſche Kritik gegründete Auslegung ſuchen wollte — wenn auch für eine ſolche noch nicht genug gewürzigte Goldkörner ſich vorfinden — würde eben ſo irren, als wer hier Syſteme der Ethik oder Dogmatik erwarten wollte. Es war der Midraſch „der freigeſtaltete Ausdruck des religiöſen Bewußtſeyns, angelehnt an das Bibelwort — — — Eingebungen des Moments, zuſammengeballte Gedankenmaſſen, die der ordnenden, ſichtenden und lichtenden Hand entgegenharren, bald roh und ungeformt, bald nur der Einfaſſung und Einrahmung bedürftig: — mehr die abgekürzte andeutende Chiffre ganzer Reihen von Betrachtungen, als einen Gedanken gründlich verfolgend und durchdenkend, — feſt gewordene Tropfen aus einem großen Meer religiöſen Sinnens, Ahnens, Hoffens, — das nur ſich ſelbſt befriedigen, ſeinem eigenen Drange genügen wollte, ohne ſonſtigen Anſpruch und frei von weiterer Abſicht, reich belohnend für den unbefangenen Betrachter, ertraglos für den, der mit einer beſtimmten Erwartung, einer feſt formirten Anſicht herankommt." Die vor einigen Jahren von Herrn Dr. Geiger aufgeſtellte Behauptung, die im Midraſch gegebenen Auslegungen ſeyen von den Urhebern nicht als Accomodation, ſondern als der urſprüngliche Sinn des bibliſchen Textes betrachtet worden, findet hier die angemeſſenſte Widerlegung. Noch weiſen wir, durch den Mangel an Raum an weiterer Ausführung gehindert, auf die treffenden Worte des Verf. (S. 157 ff.) über den Unſterblichkeitsglauben in der Schrift hin.

Die Brücke, die uns von dieſem Bilde der Midraſch-Thätigkeit zu der eigentlichen Vorlage des Buches, zur Geſchichte der religiöſen Poeſie der Juden in Spanien, hinüberführt, wird gebildet durch Betrachtung derjenigen Inſtitution, für die zunächſt eine religiöſe Poeſie thätig iſt, das Gebet. Ausgehend von der bekannten und anerkannten Wahrheit, daß weder die heil. Schrift, noch überhaupt die Zeit vor Esra ſtehende Gebete kenne, zeigt der Verf. auf eine gelungene Weiſe, daß neben dem Opferdienſte auch dem Gebete, „dem unmittelbaren Ausdruck der religiöſen Empfindung", nicht blos eine Stätte gegönnt, ſondern auch ſchon durch die Sitte vorgezeichnet war; und was läge näher, als in dem Pſalmbuche die Ergebniſſe und die Belege für

„Was in Verwunderung setzen kann, ist, daß Napoleon es oft an Galanterie in den Gesprächen mit den Damen fehlen ließ. Aber diese hatten auch manchmal den Muth, ihn sein Unrecht fühlen, ja büßen zu lassen. Manche Personen glauben, diese Barschheiten seyen Ueberbleibsel seiner militairischen Gewohnheiten gewesen und einer Erziehung, welche fern von der feinen Gesellschaft genossen wurde; aber dem ist nicht ganz so, ich glaube vielmehr, die Unhöflichkeiten sind durch den Verdruß über spitze Reden hervorgerufen, welche den Damen entschlüpft sind und für welche die Polizei mit perfider Dienstfertigkeit gesorgt hat, daß sie zu seinen Ohren kommen. Eine Dame von altem Adel und berühmt wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes pflegte sich mit vieler Schärfe über Bonaparte auszusprechen. Ein Fehler schadete ihrer Schönheit, sie hatte nämlich röthliches Haar. Sie hatte von Bonaparte eine Vergünstigung zu fordern und erhielt Audienz. Der erste Konsul hörte ihr schweigend zu, richtete, sie unterbrechend, seinen Blick fest auf ihre Haare und sagte: „Quel dommage!" Die Dame gerieth in Wuth und sagte: „Mein Spiegel hat mir zwar schon früher die Farbe meines Haares angezeigt, aber Sie sind der erste Mann, welcher mir es sagt." Ihre Epigramme wurden von nun an beißender, und Bonaparte verbannte sie auf ihre Güter. Eine Dame, die bekannt wegen ihres von der Sittlichkeit entfernten Wandels war, kam oft zu Josephine, wo sie von Bonaparte ungern gesehen wurde. Eines Tages sagte er ihr barsch: „Guten Tag, Madame ***, wie geht's Ihrem Manne? wird er noch immer betrogen?" Die Frau antwortete: „Und Sie, Sire, wie geht es Ihnen?"

„Talleyrand hatte endlich Madame Grant geheiratet, mit welcher er früher in Vertraulichkeit lebte. Als er sie dem ersten Konsul vorstellte, sagte dieser mit eisiger Kälte zu ihr: „Ich hoffe, daß Madame Talleyrand das lockere Leben der Madame Grant vergessen machen wird." — „Bürger erster Konsul", antwortete die Neuvermählte, „ich werde mir's immer zum Gesetz machen, dem Beispiele von Madame Bonaparte zu folgen." *)

„Eine ausgemachte Thatsache ist es, und es war von großem Einflusse auf die unglückliche Entwickelung seiner Herrschaft, daß er, trotz der Wachsamkeit und Geschicklichkeit seiner Politik, nicht Sorge genug trug, sich die Anhänglichkeit der Frauen zu verschaffen. Und dennoch hatte er außer seinem ungeheuren Ruhm persönliche Vorzüge, die gemacht waren, den Frauen zu gefallen. Ich spreche nicht von seiner Macht, diese kann verführen, die Eroberungen vervielfältigen, ohne ihnen einen Werth zu verleihen. Sein Gesicht trug ein römisches Gepräge, seine Augen glänzten von lebhaftem Feuer, sein Mund konnte reizend lächeln, er hatte, wenn er wollte, berauschende Worte, er konnte den Luxus der Bilder und Uebertreibungen in orientalischem Gewande entfalten, was bei den Frauen von Wirkung seyn mußte, da sie darin nur die Sprache zärtlicher Leidenschaft sahen; allein er fürchtete die Gewalt, welche sie über ihn haben könnten, und wollte sich auch von ihnen keine Augenblicke rauben lassen, die seinem politischen und militairischen Nachdenken geweiht waren. Seine eheliche Treue war sehr leicht, aber seine Galanterieen entschlüpfen der Weltgeschichte, denn sie waren aus dem Stegreife, schnell vorübergehend, ohne alle Zärtlichkeit, Beständigkeit und Hingebung."

Mannigfaltiges.

— Berichtigung. Herr Otto von Wenckstern spricht in der Kölnischen Zeitung ein etwas gereiztes, aber vielfach motivirtes Urtheil über englische Poesie aus, dem man im Wesentlichen wohl allgemein beipflichten kann; besonders hat er sehr Recht darin, daß wir die englischen Dichter meist überschätzen, weil wir durch die Uebersetzer fast nur den Weizen aus der Spreu ihrer Sammlungen gewählt zu lesen bekommen und außer Byron und Moore kein Dichter in einer Gesammt-Ausgabe in Deutschland bekannt ist. Dagegen wird Herr von Wenckstern mir die Berichtigung erlauben, von Miß Landon und Alfred Tennyson den Vorwurf zu großer Jugend abzuwenden, den er Beiden macht und auf welchen er den zweiten der Viel- und Schnellschreiberei gründet. Tennyson ist bereits ein Vierziger und kam erst neuerdings zu größerer Anerkennung in England; wir kennen ihn allerdings nur durch die köstlichen Uebersetzungen Freiligrath's. Das Stuttgarter Morgenblatt brachte kürzlich eine matte Probe aus einer anderen Feder, wodurch die Vorliebe für Tennyson nicht steigen wird. Lätitia Landon war bereits eine hoffnungslose hohe Dreißigerin, als sie aus einer vielfach bedrängten, schutz- und mittellosen Lage sich in die Ehe mit dem Gouverneur Maclean rettete, in der sie doch so schnell ihren Untergang fand. Ihr tragischer Tod trug viel dazu bei, ihren Gedichten einen Nimbus zu verleihen, den ein langes und glückliches Leben ihnen nicht hinterlassen haben würde. F. v. H.

— Versammlungen der Bibliothekare. In der Halleschen Allgemeinen Literaturzeitung hat Jemand den Vorschlag gemacht (ich glaube, es war der Schreiber dieses), daß die Bibliotheksbeamten von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte halten mögen, so wie die Naturforscher, Philologen, Prediger, Rabbiner, Mäßigkeitbrüder ꝛc. Jetzt macht ein englisches Blatt denselben Vorschlag für die Beamten britischer Bibliotheken, wobei es unter Anderem etwa Folgendes sagt:

„In keinem Verwaltungsfach giebt es so viele entgegengesetzte, verkehrte, lächerliche, ja abscheuliche Ansichten und Praktiken, wie in der Verwaltung der öffentlichen Bibliotheken, und in keinem Lande der Welt herrscht wieder solcher verschiedene Unsinn und Mißbrauch wie auf den englischen Bibliotheken, die wenigstens das Gute (?) haben, daß sie keine Bücher aus dem Hause geben, und somit faule oder unwissende Custoden nicht vergeben können, die Bücher seyen verliehen, wenn sie nicht suchen wollen oder nicht finden können. Der ältere D'Israeli soll ein Werk unter der Feder haben, das den Titel führt „Library curiosities", und wir könnten ihm viele interessante Whim's von Beamten verschiedener Bibliotheken, sowohl vom Kontinent wie von unseren gesegneten Inseln, mittheilen, wodurch mancher Leser mit Perceval in seiner grausamen Definition der Bibliotheken übereinstimmen dürfte, nämlich sie seyen ein:

> Begräbnißort für viele tiefe Folianten,
> Versorgungs-Anstalt für unzählige Pedanten.....

Es wäre daher höchst heilsam, wenn die Librarians, Keepers etc. einmal zusammen kämen und einen öffentlichen Narrheits-Austausch hielten und das Publikum erführe, wie mannigfach die Sonderbarkeiten sind, welche in den Reglements der Bibliotheken herrschen, wie verschieden die Grundsätze beim Anschaffen der Bücher, wie verschieden die Führung der Kataloge u. s. w."

Die deutschen Bibliotheken kommen auch nicht ganz gut in der Schilderung unseres Gentleman davon. Wir geben auch hiervon Einiges:

„Deutschland ist das allbekannte Vaterland der Bocksbeuteleien, so wie Rußland das Vaterland der Knute, und es ist nicht zu verwundern, daß auf den Bibliotheken daselbst herkömmliche Albernheiten jeder vernünftigen Einrichtung Hohn sprechen. Nur Berlin macht seit vier Jahren eine rühmliche Ausnahme, ja es hat jetzt die liberalste Bibliothek in der Welt, während die anderen Bibliotheken mehr oder weniger beim alten Schlendrian beharren. In Wien kommt kein Buch heraus, in München kein Gelehrter hinein *), und fast alle betrachten ihre Bücher, wie die kleinen Fürsten einiger Sedezstaaten ihre Gardesoldaten, d. h. sie prunken mit den schönen Uniformen und fürchten die Berührung derselben. Schön gebundene Bücher werden nicht verliehen! Allein die Bücher der Bibliotheken sind zum Gebrauche da und nicht zum Staat, so wie die Soldaten zum Kampfe da sind und nicht zur Spielerei der Fürsten. Ein Beamter der ..... er Bibliothek verweigerte einem Gelehrten das französische Werk von Belmas, Journeux des siéges etc., weil, wie er sagte, das Buch über 20 Thlr. kostet. Derselbe ist ein solcher Narr, daß er den Leuten das Buch von Belmas auch nicht geben würde, wenn es unter 20 Thlr. kostete, falls auf dem Forderzettel siéges statt siéges geschrieben stände." **)

Man kann nicht leugnen, daß viel Wahres im Obigen liegt, und daß allerdings eine Zusammenkunft von Bibliothekaren nützlich für die Verwaltung mancher Anstalt seyn dürfte. Lt.

— Für Schachfreunde. Ein Schachspiel und Brett, das den Kaiser Napoleon auf seinen Feldzügen begleitet und dessen er sich beim Spiele mit Duroc, seinem gewöhnlichen Zeitvertreib in den kurzen Pausen der Kriegesmuße, bedient hat, ist unlängst aus dem Besitz eines Veteranen der Befreiungskriege, der es von St. Cloud 1815 mitbrachte, nebst glaubhafter Bescheinigung (certificat d'origine) an den Berliner Schachklub übergegangen. Nach Verloosung unter seine Mitglieder ist es von dem großmüthigen Gewinner dem Klub selbst zugestellt worden. Figuren und Brett sind übrigens einfach, jene von Buchsbaum und Ebenholz, dieses von gepreßtem Maroquin. — Der Klub, erst kürzlich neu organisirt, ist dem Vernehmen nach bereits im Begriff, seine Thatkraft zu beurkunden: einerseits durch ritterliche Herausforderung eines der ersten und berühmtesten Schachklubs Europa's, andererseits durch Begründung einer eigenen Zeitschrift, zu welcher interessante Materialien bereits vorliegen sollen. Mehreren Matadoren dieses Klubs verdankt bekanntlich das ausgezeichnetste Lehrbuch der neuesten Zeit sein Entstehen, und der durch den Kampf und Sieg gegen St. Amant zu europäischer Berühmtheit gelangte Staunton kündigte kürzlich die Uebertragung dieses Werkes ins Englische an. ***)

---

*) Unsere Leser werden wissen, daß Josephine vor ihrer Verbindung mit Bonaparte und selbst während seines Aufenthaltes in Aegypten, wenn auch vielleicht ohne Grund, nicht gerade im Ruf einer Heiligen stand, und darauf beziehen sich die Anekdoten der beiden Damen.

*) In München dürfen die Professoren der Universität nicht einmal in die Büchersäle, um sich Bücher zu suchen oder anzusehen, und sie müssen den mangelhaften Katalogen glauben. Diese Maßregel ist an sich illiberal und belästigend für die Beamten, welche tausend Forderungen befriedigen müssen, die gar nicht gemacht würden, wenn die Gelehrten ihren Bedarf selbst wählen könnten.

**) Die Unhöflichkeit deutscher Bibliotheksbeamten rügt der Engländer stark und begründet bei dieser Gelegenheit die Beamten der Mindener Bibliothek als die höflichsten der Welt. Von einer Bibliothek in Sachsen (Königreich oder Provinz?) erzählt er Folgendes: „Diese, einer Kirche gehörende Bibliothek ist alle Woche eine Stunde offen. Der Bibliothekar, Professor B., vereinigte in sich das ganze Personal, hatte keinen Vorgesetzten zu fürchten und keinen Untergebenen zu mißhandeln und kam daher entweder gar nicht oder höchstens eine halbe Stunde ins größere Lokal. Unglücklicherweise richtete es so ein, daß er bald nach halb erst kam, bald nach halb sieben auf und davon ging, so daß die Bauern, die gegen halb kamen und verschlossene Thüren fanden, nicht wußten, ob noch nicht auf- oder schon zugeschlossen ist." Ergötzlich sind die Anekdoten auch von einem Bibliothekar in Mitteldeutschland, der, bei gelehrten Gelichter, durch Weiber zum Professor einer hohen Schule gemacht wurde, den aber böse Schüler wiederholt eines so starken erbosten lateinischen grammaticalen angeklagt, daß sie ihn von Klasse zu Klasse abwärts und endlich gar in die Küche getrieben haben.

***) The proposed translation of Mr. v. Heydebrand's invaluable work by Mr. Staunton will be prodected with the full concurrence and cooperation of the author himself. (Illustr. London News. Oct. 25, 1845. Chess.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 22. Berlin, Donnerstag den 19. Februar 1846.

Nord-Amerika.

Zur Orientirung in der Oregon-Frage.

IV. Geographische Skizze der Länder jenseits der Felsengebirge.

Das Oregon-Gebiet leitet seinen Namen von dem großen Flusse her, der es in der ganzen Breite durchzieht und von Clarke und Lewis die Columbia genannt wurde. Im Süden gränzt es an Ober-Kalifornien, im Westen an das Stille Meer, im Osten an die Felsen- oder Oregon-Gebirge und im Norden zum Theil an die russischen, zum Theil an die englischen Besitzungen. Seine Länge (von 42° bis 54° 30′ n. Br.) beträgt 190 geogr. Meilen, seine Breite zwischen 60 und 120 Meilen, und seine Oberfläche wird zu 20,000 Quadratmeilen angeschlagen; es ist mithin um zwei Drittheile größer als ganz Deutschland und beinahe viermal so groß als die ganze preußische Monarchie. In einem so ausgedehnten Landstrich muß der Boden und das Klima die größte Mannigfaltigkeit darbieten. Von dem 42sten Breitengrade bis zur Mündung der Columbia, die zwischen 46° und 47° liegt, ist das Erdreich in den Thälern fruchtbar und die Luft gesund, wie in der benachbarten Provinz Kalifornien, obwohl die Abhänge der Berge rauh und felsig sind und die Fluß-Distrikte von klimatischen Krankheiten heimgesucht werden. Diese südliche Hälfte des Landes ist überhaupt von weit größerem Werth als diejenige, die sich im Norden der Columbia, d. h. vom 47sten bis zum 54sten Grade, ausbreitet und hauptsächlich von den Agenten der Hudson's-Bai-Compagnie besucht wird, welche die Produkte derselben — Pelzwerk, Häute und Lachs — von den Indianern eintauschen. Der Boden ist hier, mit Ausnahme von Puget's-Sund und einigen anderen Bezirken, äußerst unfruchtbar, und die Winter sollen noch härter seyn, als unter denselben Breitegraden an der östlichen Küste des amerikanischen Kontinents. Diese Angabe scheint indessen der Bestätigung zu bedürfen, da die Resultate der meteorologischen Beobachtungen in der benachbarten russischen Kolonie Sitka von einer ungewöhnlichen Gleichmäßigkeit der Temperatur zeugen, während das Klima im Osten der Felsengebirge bis zum atlantischen Meere hin die schroffsten Uebergänge von Hitze zur Kälte darbietet. An der Westküste sind zwar die Sommer weit kühler, wogegen aber auch die Winter bedeutend milder erscheinen und sich nur durch Regen und starken Nebel charakterisiren. Im Innern des Landes bleiben die hohen Bergrücken natürlich nicht ohne ihren Einfluß.

Diese Berge theilen sich in drei Ketten: die Felsen- (Rocky), die blauen (Blue Mountains) und die westlichen (Far West) oder Präsidenten-Gebirge, welche den ganzen Landstrich in drei unregelmäßige, aber parallel laufende Thäler zerschneiden. Das erste Thal, das zwischen den Felsen- und blauen Gebirgen liegt und 90—100 Stunden in der Breite mißt, hat einen rauhen, steinigen Boden, und außer in der Nachbarschaft der Flüsse besitzt es nur wenige Stellen, die zu Weideländern oder zum Feldbau passen. Im Westen desselben befindet sich das mittlere Thal (Central Valley), zwischen den blauen und Far West-Gebirgen, welches bedeutend kleiner (nur 50 Stunden breit und kaum 25 Stunden lang) und weit fruchtbarer ist als das erste. Es giebt hier einige Distrikte, besonders an den Ufern des Walla-Walla, die an Ergiebigkeit des Bodens von keiner Region der neuen Welt übertroffen werden. Aber das schönste, mit allen Gaben der Natur freigebig ausgestattete Land — dasjenige, auf dessen Besitz es den beiden rivalisirenden Mächten am meisten ankommt — ist das Thal, das zwischen dem westlichen Bergrücken und dem Stillen Meere liegt. Diese Gegend, die von 25—40 Stunden in der Breite mißt und sich 150 Stunden weit von Norden bis Süden ausdehnt, hat eine Oberfläche von etwa 2500 Quadratmeilen und ist mit wenigen Ausnahmen im höchsten Grade zum Ackerbau geeignet. Hier könnten Hunderttausende, ja Millionen Ansiedler ein sorgenfreies Daseyn finden. Indessen ist das Klima ungesünder als in den östlicheren Thälern, und Duflos de Mofras klagt besonders über den heißen Sommer; wie aber amerikanische Schriftsteller behaupten, soll das Thermometer nicht oft über 22—23° Réaumur steigen, die Hitze wird überall durch die Seewinde gemäßigt, und die kühlen Nächte machen sie noch erträglicher. Der Winter, oder vielmehr die Regenzeit, dauert von Oktober bis zum April; mitunter fällt auch Schnee, der aber bald schmilzt, und der Frost ist nie so stark, um die Flußschifffahrt zu unterbrechen. Aus einer in der American Quarterly Review enthaltenen Beschreibung dieses Landstrichs heben wir folgende interessante Data hervor, die einen Begriff von seinem natürlichen Reichthum geben:

„Im südlichen Theile des Oregon-Gebiets gedeihen bereits tropische Pflanzen. In den dichten Wäldern, die sich um Astoria an der Mündung des Columbia-Flusses ausbreiten, erreichen die Bäume einen ungeheuren Wuchs. So hatte z. B. eine Fichte zehn Fuß von der Erde eine Peripherie von 46 Fuß; die Länge ihres Stammes, ehe er sich in Aesten verzweigte, betrug 153 Fuß, und die Höhe des Baums überhaupt nicht weniger als 300 Fuß. Ein anderer Baum von derselben Gattung an den Ufern des Umqua-Flusses mißt 57 Fuß im Umfang und 216 Fuß in der Länge bis zu seinen untersten Zweigen. Schöne, gesunde Tannen von 200—280 Fuß in der Höhe und zwischen 20 und 40 Fuß im Umfang sind durchaus keine Seltenheit. Die Wälder bestehen hauptsächlich aus schwarzen Eschen, Haseln, Kornelbäumen, Kirschbäumen, Ahorn, Sykomoren, Fichten, weißen und rothen Cedern, Eichen, Weiden, Wallnußbäumen und dem pappelähnlichen Cottontree, mit Gesträpp und Schlingpflanzen der mannigfaltigsten Art und allen möglichen Sorten von Beeren, als Stachel-, Erd-, Heidel-, Johannis- und Himbeeren, nebst Brombeeren und wilden Maulbeeren. Das Wild, an welchem diese ganze Region einen Ueberfluß besitzt, haust vorzugsweise in den Wäldern; man findet hier schwarze und weiße Bären, Waschbären (raccoons), Wölfe, Füchse, Aschata's, Hirsche, Kaninchen, Biber, See- und Flußottern, Bisamratten u. s. w. Auch einige Panther schweifen noch im Dickicht umher, und in den Bergen haust die zierliche Antilope. In dem mittleren Theile des Oregon werden Auerochsen angetroffen. Noch mannigfaltiger sind die gefiederten Bewohner dieser Gegend; man sieht hier Schwäne, wilde Gänse, Enten, Pelikane, Reiher, Möwen, Schnepfen, Brachvögel, Adler, Geier, Krähen, Raben, Elster, Holzhäher, Tauben, Fasanen, Rebhühner, Birkhühner und unzählige Singvögel. Dagegen giebt es nur wenig Ungeziefer und kriechendes Gewürm. Die Ströme sind mit den schönsten Fischarten angefüllt, besonders mit trefflichem Lachs, von welchem in der Columbia und ihren Nebenflüssen eine ungeheure Menge gefangen wird, die man auf 10,000 Fässer jährlich anschlägt. Ein Indianer fängt oft an einem einzigen Tage über 20 Stück, die er zum Preise von zehn Cents (vier Silbergroschen) und noch darunter an die Weißen verkauft. Außerdem trifft man hier den Stör, so wie eine eigene Gattung Kabeljau — ferner Krabben, Muscheln, die in den Vereinigten Staaten so beliebten Clams und eine kleine Austernsorte. Was die Feldprodukte anlangt, so trägt, wie man versichert, in den Ackerbau-Distrikten der acre Landes von 20—40 Bushel Weizen, und zwar von ausgezeichneter Qualität. Mais und Pataten kommen nicht fort, aber Hafer, Erbsen, Tomaten, Kartoffeln und Rüben sind mit Erfolg angepflanzt worden, und mit leichter Mühe würde man auch Aepfel, Pfirsiche, Kirschen, Pflaumen, Birnen, Melonen u. s. w. ziehen können. Der üppige Graswuchs begünstigt die Viehzucht (die in dem benachbarten Kalifornien so stark betrieben wird), und Einwanderer aus Ohio, die sich wie in ihrer Heimat mit dem Schweinmästen beschäftigen wollen, finden hier die Wurzel Wappatuh, die zu diesem Zwecke mit Nutzen gebraucht werden kann."

Die Ureinwohner des Oregon, die man gleich den anderen Autochthonen Amerika's nach hergebrachter Weise mit dem Kollektiv-Namen Indianer belegt, sind in viele kleine Stämme zerspalten, deren Zahl nicht über 30,000 Köpfe beträgt. Hierunter ist jedoch die große Insel Quadra-Vancouver nicht einbegriffen, deren Bevölkerung sich allein auf 20,000 Seelen belaufen soll. Den Stämmen an der Küste des Stillen Meers und an den Ufern der Columbia und des Willamet rühmt man ihren friedlichen, harmlosen Charakter nach, aber gegen Norden, unweit der Felsengebirge, wohnen die räuberischen Schwarzfüße (Blackfeet), die in fünf Tribus getheilt sind, von denen jeder seine eigene Sprache redet, und deren Nähe den Kolonisten nicht wenig beschwerlich fallen dürfte. Indessen verstehen es die Weißen, ihre Wildheit zu zähmen, indem sie ihren Aberglauben zu Hülfe rufen. Unter anderen hat ein Agent der Hudson's-Bai-Compagnie, Namens Rowan, der seit dreißig Jahren der Faktorei Edmonton vorsteht, einen solchen Einfluß auf die ihn umgebenden Indianer erworben, daß ihn diese als ein überirdisches Wesen betrachten, ihm Opfer darbringen und aus den entferntesten Gegenden herbeieilen, um ihn über ihre Bündnisse, Handels-Unternehmungen und Familien-Angelegenheiten zu Rathe zu ziehen. Doch bringt derselbe Aberglaube oft eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Im Jahre 1840 reiste ein Schwarzfuß-Indianer mehr als 100 Stunden weit durch dichte Urwälder und spurlose Einöden, um den gleichfalls bei jener Compagnie angestellten Herrn Black aufzusuchen, den er sogleich niederschoß, als er ihn gewahr wurde. Man setzte ihm augenblicklich nach, ergriff ihn und brachte ihn nach dem Fort zurück; auf die Frage aber, was ihn zu dem Morde veranlaßt habe, wußte er keinen Grund anzugeben, als daß der Verstorbene ihn behext habe! — Noch ungesitteter als die Schwarzfüße sind die zahlreichen Bewohner der Quadra- und Vancouver-

Insel. In ihrer Mythologie findet man, wie bei faſt allen Völkern, zwei Prinzipe — ein gutes und ein böſes; nur letzteres wird aber von ihnen angebetet und mit Opfern bedacht, da ſie es für überflüſſig halten, ſich an den guten Geiſt zu wenden, von dem ſie doch nichts zu fürchten haben. Die Häuptlingswürde iſt bei ihnen erblich, und die Vielweiberei iſt nur den Vornehmen geſtattet.

Die übrigen Stämme, die an den Flüſſen Columbia und Willamet und in der Gegend der Puget-Bai wohnen, ſtehen in regelmäßigem Verkehr mit den engliſchen und kanadiſchen Pelzjägern und den amerikaniſchen Koloniſten, von denen ſie mehr oder weniger die Gebräuche civiliſirter Nationen angenommen haben. Sie verheiraten ihre Töchter an die Kanadier, und es iſt den katholiſchen Prieſtern gelungen, ſie theilweiſe zum Chriſtenthum zu bekehren; indeſſen geſchieht dieſes meiſtens nur dem Namen nach, da ſie noch immer an ihren heidniſchen Ceremonien hängen. Sie kennen zwar den „großen Geiſt", haben aber noch außerdem kleine, in Holz geſchnitzte Figuren von Menſchen oder Thieren, die ſie als Götter verehren und denen ſie übernatürliche Gewalt zuſchreiben. Ihr Hauptgötze iſt der Prairie-Wolf, der gewöhnlich auf ihren Kanots abgebildet wird.

Wenn wir uns von den Eingebornen zu den fremden Anſiedlern wenden, ſo finden wir, daß ſie entweder aus britiſchen Unterthanen (meiſtens Kanadiern von gemiſchter Race, half-breeds) oder aus Anglo-Amerikanern beſtehen. Die Engländer waren die erſten, welche den Oregon koloniſirten; ſchon im Jahre 1804 errichtete die Nordweſt-Compagnie einige Handels-Niederlaſſungen, und ſeitdem ſich dieſe Geſellſchaft (1821) mit ihrer Nebenbuhlerin, der Hudſons-Bai-Compagnie, vereinigte, haben ſich ihre Beſitzungen und ihr Einfluß mit jedem Jahre vermehrt. Ende 1842 zählte ſie weſtlich von den Felſengebirgen nicht weniger als 28 Forts und 8 Stationen, und gegen 3000 Europäer und Kanadier befanden ſich in ihren Dienſten. Die ſüdlichſte und vielleicht die wichtigſte unter ihren Niederlaſſungen iſt Fort Vancouver (45° 35′ n. Br.), welches im Jahre 1824 gegründet wurde und wo auch der Gouverneur ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat. Es enthält etwa dreißig Gebäude, mit einer Bevölkerung von 700 Köpfen — größtentheils franzöſiſche Kanadier, welche Indianerinnen zu Frauen haben und ſich zur katholiſchen Religion bekennen. „Fort Vancouver iſt ein bedeutender Handelsplatz", ſchreibt Duflos de Mofras; „hier werden die Produkte aus allen Faktoreien des Oregon niedergelegt, und von hier aus gehen die Fuhren und Frachtwagen ab, welche die europäiſchen Güter nach den Stationen des Innern transportiren. Aus dieſem Grunde bietet Fort Vancouver, deſſen Aeußeres einem großen Pachthof mit ſeinen Nebengebäuden gleicht, im Innern den Anblick eines zur Londoner City gehörigen Comtoirs und Waarenlagers dar. Der Tauſchhandel mit den Indianern geht im Verkaufslokal von Statten und wird von etwa funfzehn Handlungsdienern betrieben, die ſich um 7 Uhr Morgens beim Schall einer Glocke verſammeln und bis Abends um 9 auf ihrem Poſten bleiben. In den Wohnungen dieſer Leute iſt keine Spur des engliſchen Comfort zu bemerken; ſie erinnern an nichts ſo ſehr als an Militair-Kaſernen. Das Ameublement beſteht in der Regel aus einem kleinen Tiſche, einem Stuhl oder einer Bank, einem wurmſtichigen Feldbett und zwei wollenen Bettdecken; aber wenn man ſich Monate nach einander in der freien Luft aufgehalten und wochenlang unter Regen und Schneegeſtöber in offenen Kanots auf den Flüſſen zugebracht hat, ſo erſcheinen ſelbſt dieſe einfachen Bequemlichkeiten als der Gipfel des Luxus und des Wohllebens."

Die erſte amerikaniſche Anſiedlung im Oregon-Lande ward im Jahre 1805 von Lewis und Clarke gegründet, welche hier ein Blockhaus erbauten, es aber ſchon im folgenden Jahre aufgaben. Eine Niederlaſſung am Schlangen-Fluſſe (Serpent River) hatte kein beſſeres Schickſal, und auch das vielgenannte Aſtoria ging nach manchen Glückswechſeln an die Nordweſt-Compagnie über. Erſt ſeit dem Jahre 1842 haben die Auswanderungen in Maſſe nach den Ufern des Willamet und Walla-Walla begonnen; doch bleibt es noch immer zweifelhaft, ob die britiſchen Koloniſten an Zahl von den amerikaniſchen übertroffen werden, um ſo mehr, als ſich Letztere zum Theil ſeitwärts nach Kalifornien zu wenden pflegen. Auf der Karte von Oregon figuriren zwar bereits neben den engliſchen Faktoreien einige amerikaniſche Städte, als Linnton, Oregon-City u. ſ. w., aber da in den weſtlichen Theilen der Ver. Staaten dergleichen „Städte" nicht ſelten aus einem halben Dutzend Log-cabins (Baumſtammhütten) beſtehen, ſo muß man auf ſo hochtönende Namen keine allzu große Erwartungen bauen. Bei allem dem iſt es nicht weniger gewiß, daß ſich dieſes Land mit der Zeit zu einer hohen politiſchen und kommerziellen Wichtigkeit erheben wird. Die günſtige Lage, der fruchtbare Boden, das milde Klima deſſelben und namentlich des Theils, der ſüdlich von der Columbia und in der Gegend des Willamet liegt, eröffnen den unternehmenden Pionieren der Wildniß eine verführeriſche Ausſicht und tragen in ſich den Keim einer glänzenden Zukunft. Die Zukunft eher als die Gegenwart iſt es auch, um die ſich Briten und Amerikaner ſtreiten, und nur der Zukunft iſt es daher vorbehalten, ihren Streit zu ſchlichten.

Spanien.

Die religiöſe Poeſie der Juden in Spanien.

Von Dr. Michael Sachs.

(Schluß.)

Von den übrigen ſieben Gedichten, die gegeben werden, ſey uns noch geſtattet, folgendes aufzuzählen:

O, Herr der Welt, erhöre du mein Flehn,
Sey mein Gebet, ein Weihrauchduft, die Lieder.
Mir bangt das Herz, es kann nicht widerſtehen,
Bis es im Wort entbüllt des Sehnens Trieb.
Ich ſann' und denk', es treibt zu dir mich hin,
Du biſt ja meines Daſeyns Grund, Beginn.
Dir Dank, nicht mir, den ich zu deinem Dienſt.
Zu deiner Ehre, nicht um mein Verdienſt.
Zur Höh' erhoben, tief gebeugt zum Staube,
Hält feſt an dir der Seele kund'ger Glaube!

Aelter als Gabirol iſt Joſeph b. Iſaak ibn Romas ibn Abitur, derſelbe, der im Auftrage des Chalifen Alhakim (961) den Talmud ins Arabiſche überſetzt haben ſoll; über deſſen vielfach bewegtes Leben wird hier auf Grund der bei dem jüdiſchen Hiſtoriker Abraham b. David gegebenen Nachrichten mit Beziehung auf neuere Forſchungen gehandelt. Wenig iſt von Abitur's poetiſcher Thätigkeit übriggeblieben, und noch weniger unter ſeinem Namen. — Es werden von ihm zwei Stücke (Keduſchot, d. h. Bearbeitungen des dreimalheilig, Jeſaias 6, 4) mitgetheilt. — Der dritte in der Reihe dieſer älteren Synagogendichter iſt Iſaak b. Jehudah ibn Giat, aus Lucena gebürtig: er beſaß eine reiche wiſſenſchaftliche Bildung und eine ausgebreitete talmudiſche Gelehrſamkeit, ſtarb 1089 in Cordova. Synagogalgeſänge von ihm ſind in den Ritualien der ſpaniſchen und afrikaniſchen Gemeinden ſehr zahlreich, Vieles noch handſchriftlich. Giat iſt oft dunkel und ſchwerfällig, hart und rauh in ſeinen Ausdrücken, räthſelvoll in ſeinen Bezeichnungen, aber ſowohl Gedanke wie der ſprachliche Ausdruck ſind nicht ſelten überraſchend, kühn und originell. Für die Geſchichte der Gelehrſamkeit im Mittelalter ſind, wie der Verf. S. 262 bemerkt, ſeine hymniſch-didaktiſchen Poeſieen von nicht geringem Intereſſe. Anatomie, Phyſiologie und Aſtronomie, freilich nur in den gröbſten Umriſſen, Philoſophiſches und Kosmologiſches wird von ihm zu alphabetiſchen Hymnen und Betrachtungen verarbeitet. Anſprechender als dieſe didaktiſchen Stücke ſind die Bußlieder Giat's, ausgezeichnet durch zierliche Form, reine Sprache, gedrungene Kürze und Prägnanz. — Wir machen hier die Leſer unſeres Buches auf Nr. 4, 6 u. 8 beſonders aufmerkſam; die Wendung, die hier dem Beweiſe für die Auferſtehung der Todten gegeben wird, iſt in der That höchſt überraſchend. — An dieſe drei ſchließt ſich an Bechai b. Joſef b. Bakodah, von dem ein größeres Bußgedicht überſetzt iſt. Bechai iſt bekannt durch ſein Werk: Chobat ha-Lebabot oder Herzenspflichten.

Eine zweite, die glänzendſte Epoche der ſpaniſchen Dichtkunſt eröffnet ſich mit Moſes b. Jakob ibn Eſra, über deſſen Lebensſchickſale wir Manches aus einigen noch nicht gedruckten, längeren Ghaſelen, die zum Theil an R. Jehuda ha-Levi in Briefform gerichtet und von dieſem beantwortet werden, lernen. Aus ihnen geht hervor, ſo lauten des Verfaſſers Worte S. 278, daß R. Moſe die Tochter eines ſeiner Brüder innig geliebt, daß dieſe Neigung ihm vielfach verkümmert und verbittert worden, ſo daß der hoffnungsloſe Liebende endlich ſeine Heimat verließ, um auf Reiſen — — — Ruhe und Beſchwichtigung ſeines tiefen Schmerzes zu finden. Die Geliebte ſtarb, nachdem ſie einen ſeiner Brüder geheiratet, und R. Moſe betrauerte ſie in einem noch erhaltenen Klagegeſange. Wenn es auch anderweitig feſt ſteht, daß jene ernſten Sänger und Denker ſich auch ein warmes Herz bewahrt, ſo dürfte dennoch Moſe b. Eſra, der ſtrenge Bußdichter (Sallach von Selicha, das Bußgebet), das einzige bis jetzt bekannte Beiſpiel ſeyn, daß der Liebe Weh und Gram in ihr Leben ſeine Schatten geworfen. Dabei iſt nicht zu überſehen, wie R. Moſe von Jehuda ha-Levi als frommer ſtreng ſittlicher Weiſer gefeiert wird, der mit muſterhafter Selbſtüberwindung ſeine Neigungen zwingt, der voll Wiſſen und Kenntniß gleiche Herrſchaft über die Sprache wie über ſein Herz übt. Wir glauben in dem hier mitgetheilten Gedichte einen beſonders angemeſſenen Beleg für dieſe Charakteriſtik zu finden:

Dich zu erfahren, wehrt mich mein Geiſt.
Der Seelen Zug' weiſ deine Wunder preiſt.
Es mahnt mich, zu verkünden deine Stärke.
Seh' ich den Himmel, deiner Hände Werke.

Der Himmel kreiſt im Gleichmaß unverwandt,
Vollbringt den Lauf an ſeiner Pole Hand,
Und ohne Laut macht er dein Lob bekannt. —
Inmitten hält die Erde feſten Stand,
Sie ſchwebt und hängt an deiner Liebe Band.

Es glänzt in Pracht die Sonne, leuchtend hell,
Dem Monde ſpendend ihres Lichtes Quell;
Ein ausgeſpanntes Zelt — die Firmamentesbahn.
Ein blüh'nder Garten dran — der Sternen Heere.
Daß deiner Wunder Tiefe ich bewahre.

Hat Gottes ew'ge Huld ſich wohl gewendet?
Sein Troſtſpruch ſeiner Liebe Wort gerendet?
Kein Arzt, kein Balſam mehr für meinen Schmerz,
Ein Kind zu ſtärken, dem entſinkt das Herz?
Das an der Pforte ſtehet,
Um deine Gnade flehet.

Des jüngeren Zeitgenoſſen Moſes b. Eſra's, des Jehuda ha-Levi, iſt bereits gelegentlich gedacht worden; er bildet den Höhepunkt der jüdiſchen Poeſie in Spanien. Geboren um 1105 in Caſtilien, verließ er im funfzigſten Lebensjahre ſein Vaterland, getrieben von Sehnſucht nach dem heiligen Lande, das er aber wahrſcheinlich nicht erreichte, da er auf dem Wege von Aegypten nach Paläſtina geſtorben zu ſeyn ſcheint. Aus einer Sammlung ſeiner Gedichte, die ſich im Beſitze des Prof. S. D. Luzatto in Padua befindet, iſt vor einigen Jahren eine Auswahl gedruckt worden, und wäre wohl eine Veröffentlichung des ganzen Divan ein wahrer Gewinn zu nennen. Einige kleinere Gedichte, die wir hier geben, rechtfertigen ihre Mittheilung durch ſich ſelbſt.

Sehnsucht nach Jerusalem.

O, Stadt der Welt, du, stets in hehrem Prangen,
Aus fernem Westen sind nach dir mich bangen.
Es wogt der Liebe Strom, denk' ich der Vorzeit
Des Tempels — wüst die Pracht, die nun vergangen.
O, hätt' ich Adlerflug, zu dir entflög' ich,
Bis deinem Staub ich neht' mit feuchten Wangen.
Wird jedes zu dir, ob auch dein König fern,
Ob auch, wo Balsam trieft, jetzt nisten Schlangen.
O, könnt' ich küssen deinen Staub, die Scholle,
Wie Honig süß dem liebenden Verlangen.

Auf dem Meere.

Zur Wasserwüste ward die Welt voll Sünden! —
Drum kann das Auge Trockniß nirgend finden.
Kein Mensch, kein Thier, kein Vogel ist zu schauen.
Ist Alles fort und ruht in Schweigens Gründen?
Zu jeden Berg und Thal, wie wär' ich froh,
Wie weilt' ich Lust an grauser Steppe finden.
Ich spähe umher, es Nichts verunreinigt;
Nichts, außer Schiff, Gewölk und Meeresgründen.
Dem Krokodil, das aus der Tiefe rauscht,
Das grau aufschäumt die Fluth, zerwühlt in Schlünden.
Gleich einer Beute, die es sich errungen,
Läßt Meeresgrund den Kiel dem Aug' entschwinden.
Es stürmt das Meer — es jauchzt die Seele! — Bald
Wird sie in Gottes heiligem Raum sich finden!

Jehuda ha-Levi ist Verf. des auch in außerjüdischen Kreisen nicht unbekannten religionsphilosophischen Werkes Kusari, und ist die Ausführung der Stellung, die Jehuda ha-Levi mit diesem Werke in seiner an Bewegungen so reichen Zeit einnimmt, eine besondere Zierde des hiermit besprochenen Buches.

Bekannter noch als Jehuda ha-Levi ist dessen Freund (Verwandter) Abraham b. Meir ibn Esra (Aben Esra), einer der begabtesten Geister, deren das Judenthum sich rühmen mag, groß als Dichter, wie als Exeget, Grammatiker, Mathematiker, Astronom. Wie sich seine exegetischen Arbeiten durch Präcision, epigrammatische Kürze, schlagenden Witz charakterisiren, so seine Gedichte, die der Verf. im Verhältnisse mit den Erzeugnissen der früher vorgezeigten Meister der Dichtkunst „geistreiche feine Federzeichnungen, mit geschickter Hand zart und leicht hingeworfen gegen farbige und vollständig ausgeführte Bilder" nennt.

Von den noch mitgetheilten Gedichten machen wir besonders auf die beiden Stücke von Nachum (S. 131 ff.) aufmerksam; es spricht sich in ihnen eine Frische der Naturanschauung in einer lebendigen Schilderung des Wiedererwachens des Frühlings aus, wie man ihr selten bei jüdischen Dichtern begegnet.

Mannigfach belehrend und anregend ist der Schlußabschnitt: die Form der Poesie, Sprache, Rhythmen, dem wir im Interesse der Sache eine weitere Ausführung gewünscht hätten.

Unbefangenen, vorurtheilslosen Freunden der Dichtkunst ist durch dieses Buch der Weg zur Kenntniß eines fast noch gar nicht gekannten oder doch verkannten Literaturgebietes gebahnt; der Fleiß, mit dem das Material zusammengetragen, die geistreiche Auffassung und Verarbeitung des Zusammengetragenen gewährt auch dem in diesen Feldern Heimischen nicht geringe Belehrung.

David Cassel.

England.

Lord Brougham über Frau von Staël.

Die in der so eben erschienenen neuen Ausgabe der „historischen Skizzen" des Lord Brougham hinzugekommene Charakterschilderung der Frau von Staël bekundet durchweg ein so gerechtes Urtheil über diese berühmte Frau und ist mit so vieler Liebe und Sorgfalt geschrieben, daß wir diesen Aufsatz unseren Lesern fast vollständig mitzutheilen kein Bedenken tragen. Hier ist derselbe:

„Necker ist als Minister Ludwig's XVI. kaum besser gekannt, denn als der Vater und Freund einer Frau, welche die berühmteste in neuerer Zeit und in einigen Beziehungen vielleicht die merkwürdigste ist, die jemals gelebt hat. Wenn ihr Recht auf einen Platz unter Staatsmännern in Frage gestellt werden sollte, so müßte entgegnet werden, daß Niemand den wichtigen Einfluß leugnen kann, den ihre Schriften und ihr Benehmen während vieler Jahre auf die Politik Europa's ausgeübt haben; und da die Machthaber, in deren Händen die Geschicke der Völker sich befanden, theils als von der Unterstützung dieser Frau Vortheil ziehend, theils als durch ihre Opposition benachtheiligt, wiederholentlich gegen sie verfuhren, — ja, da sie in Folge ihres für ihre Grundsätze und für ihre Partei redlich ausgeübten politischen Einflusses sogar Verfolgung erlitt, so scheint es zugleich billig und natürlich, jenes ihr Recht als zugestanden zu betrachten und sie unter die politischen Charaktere ihrer Zeit zu rechnen.

Den höchsten Platz nimmt sie jedoch als ein ausgezeichnetes Mitglied der Republik der Wissenschaften in Anspruch, und als solches hat sie das klarste Recht auf die Achtung der Nachwelt. Sie war unleugbar eine Frau von Genie. Während viele Autoren ihres Geschlechts auf den leichter zu durchlaufenden Bahnen der Literatur, einige auf dem rauheren Felde der Wissenschaft sich hervorgethan haben, — während Werke der Phantasie von weiblichen Federn und mathematische Speculationen von anderen herrührten, — während eine Chastelet den Newton, eine Dacier den Homer, eine sie alle übertreffende Somerville den Laplace erläutert hat, — hat Frau von Staël einen Unterhaltung mit Belehrung verbindenden Roman geschrieben, der zu den schönsten gehört, die je erschienen sind; hat mit aller Strenge der Beweisführung und mit der ganzen Macht der Beredtsamkeit einige der schwierigsten Fragen der Politik und der Moral erörtert; endlich sowohl die mannigfachen philosophischen Systeme und verschiedenen Zweige der Literatur, wie die in den einzelnen Ländern Europa's blühenden oder verschwindenden unterscheidenden Formen bürgerlicher Verfassung, charakterisirt und gewürdigt. Obgleich man nicht sagen kann, daß ihre Schriften ohne große Fehler seyen, und obgleich man noch weniger behaupten darf, daß sie für andere Arbeiten über die nämlichen Gegenstände keinen Raum gelassen habe, so ist es doch gewiß und allgemein zugestanden, daß ihre Werke noch immer an der Spitze der Geisteserzeugnisse stehen, welche wir über jene Gegenstände besitzen. Ihr Versuch über Rousseau's Schriften, ihre „Gedanken über den Selbstmord", ihre „Corinna" — alle bezeugen ihre außerordentlichen Fähigkeiten, weil jedes dieser Werke bis zu dieser Stunde in seiner Art das beste Buch ist, das wir haben. Damit soll keinesweges gesagt seyn, daß die erste der ebengenannten Abhandlungen die Verdienste Rousseau's nicht überschätzt habe; daß in der Schrift über Deutschland nicht viel Oberflächliches zu finden sey, oder daß Italien künftig von einer anderen Hand nicht philosophischer dargestellt werden könne, als in der Corinna geschehen ist. Aber es muß immer ein Gegenstand gerechter Bewunderung bleiben, daß in so schwierigen und mannigfachen Arten geistiger Thätigkeit eine Frau so große Vortrefflichkeit erreicht hat; und man muß um so mehr erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Versuche über Rousseau und über den Selbstmord die Hervorbringungen eines Mädchens sind, das kaum zum Alter der Mannbarkeit gelangt war.

Derjenige, welcher das Bild dieser außerordentlichen Frau wahr darstellen will, darf ihren moralischen Charakter nicht von ihrem intellektuellen trennen; so nahe berührten beide sich gegenseitig und so mächtig wirkten sie auf einander ein. Die Wärme ihres Gefühls regte nicht nur ihren Fleiß an, sondern schärfte ihre Aufmerksamkeit und ihren Scharfsinn, stärkte ihren Verstand und begeisterte ihre Phantasie; denn sie fühlte mit Enthusiasmus, ihr Herz schlug hoch und rasch, ihre Einbildungskraft glühte heiß; die echten Gefühle einer höchst liebreichen und mitleidsvollen Natur brachten ihre pathetische Beredtsamkeit in Feuer; ihr unauslöschlicher Haß gegen alles Grausame, Unterdrückende oder Falsche und Gemeine floß über in einen Strom von Unwillen gegen den Tyrannen und den Lügner. Wie sehr sie, wenn sie erregt war, unter der Herrschaft ihrer Gefühle stand, wußten ihre Freunde, welche ihr Verarmung fürchteten, weil sie sahen, daß ihr die Härte fehlte, welche Anderen von der Natur als Mittel der Selbsterhaltung verliehen ist. Daß sie alle andere Dinge vergessen konnte, wenn ihr Herz gerührt war, zeigte sich auf eine merkwürdige Weise bei einer Gelegenheit, wo sie in einem Drama eine Rolle spielte und, ihren natürlichen Charakter mit ihrem angenommenen vermischend, zur wirklichen Unterstützung einer Familie hinzusprang, deren Trübsale nur das Thema einer erdichteten Darstellung waren.

Die Leidenschaften sind immer beredt; ihr natürlicher Ausdruck wird ansteckend und reißt den Zuschauer fort, wenn der Handelnde sichtbar und heftig bewegt ist. Alles, was in diesem Falle fehlen kann, ist der richtige Geschmack, welcher ausschweifende Bewegungen oder eine ungeziemende Sprache zurückhält; es bedarf nur einer mäßigen Bekanntschaft mit Worten und Sprachweisen, um die Gefühle zu äußern, welche die Seele bewegen; und der Unterschied ist wunderbar gering zwischen der durch die größte Meisterschaft über die Sprache von einem vollendeten Künstler hervorgebrachten Wirkung und derjenigen, welche auf die bloße Aufwallung natürlicher Leidenschaft in den Worten eines nichtunterrichteten Opfers derselben folgt. Frau von Staël aber war in den besten Schriftstellern wohl belesen; sie hatte oft und tief aus den Quellen der reinsten französischen Schreibart geschöpft; ihr Geschmack war durch den Umgang mit hochbegabten Männern gebildet; viel Uebung im Schreiben hatte ihr den Gebrauch ihrer eigenen Sprache leicht gemacht; der gesellschaftliche Verkehr hatte ihr die Fähigkeit des Sprechens aus dem Stegreif gegeben, und außer der Meisterschaft über ihre Muttersprache erfreute sie sich einer weit vertrauteren Bekanntschaft mit fremden Sprachen, als sich fast bei irgend einem Franzosen gewöhnlich findet. Kein Wunder daher, daß sie, bei ihren heftigen Gefühlen, fast unmittelbar die höchste Beredtsamkeit im Schreiben und Sprechen erreichte. Ihre Werke geben zum Theil Zeugniß für diese Behauptung; wer aber die Verfasserin nur gelesen hätte, ohne dieselbe zu hören, würde sich von ihren außerordentlichen Geistesgaben nur eine unvollkommene Vorstellung gemacht haben.

Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß, obgleich der klare Ausdruck ihrer Gedanken, der Fluß ihrer harmonischen Perioden, der Mangel an Einförmigkeit, die gewöhnlich richtige Entwickelung einer Ansicht, die treffende, lebhafte und malerische Darstellung überall in ihren Werken sichtbar sind, wir dennoch in ihnen selten ein Bild von besonderer Originalität und Schönheit, kaum jemals eine Stelle von unwiderstehlicher Gewalt antreffen; und bei der Ausdrucksweise werden wir immer an die unüberschreitbare Kluft erinnert, die alle französisch schreibende Ausländer — selbst diejenigen, die, gleich den Genfern, keine andere Muttersprache haben — von den Starron's, Voltaire's und Mirabeau's trennt, denen der reinste, echteste und geistreichste Ausdruck geläufig war und in deren Schriften dieser einen unwiderstehlichen Zauber hatte. Es ist aber ein merkwürdiger Umstand, daß, wie der bei aller seiner natürlichen Beredtsamkeit ein schlechterer Französisch schreibender Rousseau ein in dieser Beziehung allen seinen sonstigen Schriften unähnliches Werk hinterlassen hat, so wir von Frau von Staël ein ähnliches Werk besitzen, das in der Schönheit der Sprache ihre übrigen und wichtigeren Schriften bei weitem übertr

trifft. Rousseau's „Bekenntnisse" überragen in der Vortrefflichkeit ihres Französisch „die neue Heloise" eben so sehr, wie sie in der Würde des Gegenstandes unter dieser Production stehen. Sie offenbaren aber eine wunderbare Fähigkeit, die niedrigsten, gemeinsten, oft rohesten Gegenstände der Betrachtung durch den ausgesuchtesten Ausdruck zu heben, und sind in einer eben so geistreichen und natürlichen Sprache geschrieben, wie die besten Sachen Voltaire's. In gleicher Weise, obgleich in keiner anderen Beziehung den „Bekenntnissen" ähnelnd, sind die „zehn Jahre der Verbannung" der Frau von Staël in der Reinheit und echten Gallicität des Styls ihren anderen Werken überlegen.

Die so häufig aufgestellte Behauptung, daß Frau von Staël keinen Witz gehabt, ist wahr und zugleich falsch. Wenn diese Behauptung absolut aufgestellt wird, so daß dieselbe allen Witz, die Wahl witziger und spitzer Ausdrücke, die treffende Combination der Vorstellungen, die unerwartete Beleuchtung eines Gegenstandes durch die Beziehung auf einen anderen umfassen soll, — dann kann nichts unbegründeter seyn. Fast jede Seite ihrer Schriften widerlegt solche Versicherung. Aber es ist ganz eben so gewiß, daß Frau von Staël viel mehr an witzigen Ausdrücken, als an witzigen Gedanken reich war: und es kann nicht geleugnet werden, daß sie wenig oder keinen Sinn für das Komische, entweder an Personen oder an Sachen, hatte und daher sowohl ohne allen Humor oder Geschmack an Humor, als abgeneigt oder unfähig war, einen gegnerischen Beweis durch die Gewalt des Lächerlichen zu vernichten.

An einer von lebhaften Neigungen so erfüllten, für das Natürliche des Charakters so eingenommenen, in ihrem Geschmack zum Theil so romantischen Frau war es seltsam, einen gänzlichen Mangel an Liebe für Naturscenen zu bemerken. Sie war eine große Freundin der Poesie; das Schauspielen liebte sie leidenschaftlich; an der Musik fand sie das größte Entzücken, und im Singen hatte sie es sogar sehr weit gebracht, obgleich sie sich wenig darin übte; für Naturscenen aber hatte sie keinen Geschmack; sie konnte durch eine romantische Gegend reisen, ohne ihr Auge von dem Buche abzuwenden, in welchem sie las, und lebte an dem Genfer See im Angesicht der Alpen, ohne jemals einen Blick entweder auf den rauhen Felsen oder auf das blaue Wasser zu werfen. Durchaus ehrlich jedoch und alle Weisen der Affectation hassend, konnte sie niemals Gefühle heucheln, die sie nicht hatte, selbst auf die Gefahr, einen Mangel in ihrem Geschmack zu verrathen. Als daher Jemand sich mit Feuer über das Vergnügen äußerte, das ein zartes Herz, wie das ihrige, an grünen Schatten und romantischen Bächen finden müsse, rief sie aus: „Ach, es giebt für mich keinen Bach, der dem in der Rue de Bac (bekanntlich einer Straße im Faubourg St. Germain) gleichkäme."

In der That existirte sie für Erörterung, für Beobachtung der Menschen, für das aufregende Interesse aller Angelegenheiten der Nation. Gesellschaft war das Element, in welchem sie lebte, sich bewegte und ihr Wesen fand; und die Gesellschaft in Paris wurde zu ihrer Zeit fast allein für Gesellschaft gehalten. Hier war es, wo sie glänzte; hier wurde ihr Einfluß gefühlt; in dieser Sphäre besaß sie die Macht, für jene Grundsätze freisinniger, aber ordnungsliebender und humaner Politik zu wirken, denen sie mit Ergebenheit zugethan war. Ihre politischen Schriften hatten ihren Einfluß über jenen wichtigen Theil der französischen Nation sehr verbreitet, und ihre Unterhaltung war besonders darauf berechnet, ihre Macht zu vervollständigen. Endlich in ihrer Familie, sowohl von der mütterlichen wie von der väterlichen Seite, war der furchtlose Geist, der sie trieb, ihre Meinungen zu bekennen, gleichviel, welchen Haß beim Volke, welche Verachtung bei der Aristokratie, welche Verfolgungen von Seiten der bestehenden Staatsgewalten sie sich dadurch zuziehen mochte. Als das Schaffot vom Blute der Royalisten stündlich naß war und die Königin vor Gericht gestellt wurde, hatte Frau von Staël den Muth, ihre Vertheidigung der unglücklichen Marie Antoinette zu veröffentlichen. Als das Konsulat errichtet wurde, welches die nahende Oberherrschaft Napoleon's deutlich ankündigte, erhob sie offen die Fahne der Opposition gegen den hochstrebenden Befehlshaber und machte ihr Haus zum Mittelpunkt der Partei, welche ihn im Tribunat unter der Leitung ihres vertrauten Freundes, Benjamin Constant, angriff. Da es Napoleon nicht gelang, sie für sich zu gewinnen oder sie zum Schweigen zu bringen, so nahm er bald seine Zuflucht zu Repressalien; seine Besitznahme willkürlicher Gewalt wurde durch ihre Verbannung aus Paris bezeichnet — die größte Strafe, welche er ihr auflegen konnte. In dieser Feindseligkeit gegen den Feind der Freiheit und des Friedens beharrte sie während der übrigen zehn Jahre seiner Herrschaft, obgleich eben deshalb die ihr von Seiten der Regierung schuldigen zwei Millionen nicht eher ausgezahlt wurden, als zur Zeit der unerwarteten Restauration. Es würde nicht leicht seyn, Jemand zu nennen, der mehr, als Frau von Staël, zur Erhaltung jenes Hasses gegen Napoleon's Dynastie und jenes Eifers für deren Stürzung beitrug, welcher zur Restauration führte, in einer Zeit, wo so Viele sogar von der Bourbonischen Partei sich aus Verzweiflung mit der Partei ihrer Gegner vereinigt hatten und dem scheinbar unwiderstehlichen Glück Napoleon's gefolgt waren. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Die Ehe katholischer Priester in Frankreich.** Die Frage, ob die Ehe eines ehemaligen katholischen Priesters in Frankreich gültig sey, ist wiederum *) vor einem französischen Gerichtshofe verhandelt und verneinend entschieden worden. Dieses Erkenntniß veranlaßte den Pariser Advokaten de Brouard, der sich bereits öfter als eifriger Vertheidiger der Religionsfreiheit gezeigt hat, eine Broschüre über diesen Gegenstand herauszugeben. **) In derselben weist er die Gültigkeit der Ehe gewesener Priester sowohl in theologischer und philosophischer als juristischer Hinsicht nach. Mit Recht ist er besonders in dem dritten Theile seiner Schrift ausführlich. Er zeigt, daß das bürgerliche Recht einem jeden Bürger die Ehe gestatte, der dem Priesterthum entsagt hat, ohne aus der katholischen Kirche auszuscheiden; um wie viel mehr müßte dies also bei dem der Fall seyn, der zu einer anderen Konfession übergetreten ist. — Was besonders an der Broschüre gerühmt wird, ist, daß darin Bedeutung und Sinn des Konkordats klar dargelegt, daß die verschiedenen Dokumente über die Nicht-Annahme des Tridentiner Konzils in Frankreich übersichtlich zusammengestellt und eine interessante Erörterung über die Angelegenheiten der Kirche wiedergegeben ist, welche im November 1813 unter dem Vorsitze Napoleon's im Staatsrathe stattgefunden hat.

— **Englische Fromme im 17. Jahrhundert.** In den Memoiren der Herzogin von Marlborough ist unter der Korrespondenz der Königin Anna von England ein Brief abgedruckt, worin diese — damals noch Prinzessin — gegen ihre Schwester, die Königin Marie, Gemahlin Wilhelm's III., ihre nachmalige Favoritin gegen die Zweifel an deren religiösen Tendenzen vertheidigt: ..... „Ich glaube", schreibt sie, „Niemand in der Welt hat richtigere Ansichten über Religion, als Lady Churchill (später Herzogin von Marlborough); es ist wahr, sie ist nicht so streng, als Manche sind, und macht auch nicht solch Aufhebens von ihrer Religion, was ich aber durchaus nicht tadeln kann, denn man sieht so viele Heilige, die wahre Teufel sind, daß man, wenn man ein guter Christ ist, so wenig Aufsehen wie möglich machen sollte. Augen und Hände gen Himmel heben und häufig in die Kirche gehen, ist noch keine Frömmigkeit; moralisch gute Grundsätze, wie die Lady sie besitzt, sind mehr werth." — Ist es nicht, als ob man ein „Eingesandt" in der Vossischen Zeitung läse? Die Briefstellerin hat sicherlich recht, aber auf der anderen Seite ist doch auch gewiß wahr, daß Beten und Kirchengehen der Frömmigkeit nicht schaden, wie man nach den Versicherungen und Verwahrungen mancher unserer Protest-Unterzeichner in der That leicht glauben könnte.

F. v. H.

— **Ausländische Virtuosen.** (Aus einem Schreiben an den Herausgeber dieser Blätter). Das Interesse für Musik ist jetzt so allgemein verbreitet, daß bedeutendere musikalische Leistungen, besonders wenn sie von Virtuosen des Auslandes, dessen literarische und künstlerische Erscheinungen ja sämmtlich in Ihren Bereich gehören, uns dargeboten werden, auch in Ihrem Magazin nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Unter der großen Zahl von Konzerten, welche uns die diesjährige Saison gebracht hat, sind wenige so besucht gewesen und haben sich solchen allgemeinen Beifalls erfreut, als die beiden von den Herren Léonard aus Lüttich und Vivier aus Paris im Konzertsaale des Schauspielhauses gegebenen. Der Erstere gehört der belgischen Violinschule an, als deren Gründer de Bériot zu betrachten ist und die uns schon so viele tüchtige Künstler (Hauman, Prume, Vieuxtemps) geliefert hat, daß — wie früher, zur Zeit der Viotti, Tartini, Paganini, Italien — jetzt Belgien das Vaterland des klassischen Violinspiels geworden zu seyn scheint. Herr Léonard verbindet mit einem seelenvollen Vortrage eine eminente Leichtigkeit in der Ueberwindung der größten Schwierigkeiten. Besonders bewährte er seine Bravour in den berühmten Variationen Paganini's über das neapolitanische Lied: „O Mamma mia cara", die unter dem Namen: „Karneval von Venedig" zu europäischer Berühmtheit gelangt sind. — Herr Vivier, früher Advokat, hat die Feder mit dem Waldhorn, das Barreau mit dem Konzertsaale vertauscht. Er hat wohl daran gethan, wenn wir nach der allgemeinen Anerkennung urtheilen, die seinen Productionen zu Theil wird. Auch Sie werden ihm das Prädikat eines ausgezeichneten Virtuosen nicht versagen. Zwar gehören die wunderbaren Doppeltöne und Dreiklänge, die er hervorbringt, nur in den Bereich musikalischer Kuriositäten, dagegen ist sein Gesang von zauberhafter, unvergleichlicher Schönheit. Die Art und Weise, wie er z. B. Schubert's „Lob der Thränen" vorträgt, kann allen Sängern als Vorbild dienen.

Berlin. E. B.

— **Bibliographisches.** Neuere Erscheinungen der französischen Literatur:

Conseils sur la royauté. A. Monseigneur le comte de Paris. — Par Jules de Prenles.

L'intérieur des prisons, reforme pénitentiaire, système cellulaire, emprisonnement continuu etc. Par un detenu.

Les devoirs du soldat. Par M. A. Dothell, sous-intendant militaire.

Histoire de la peinture flamande et hollandaise. Par Arsène Houssaye. 100 gravures sur cuivre.

*) Vgl. Nr. 121 des Magazins vom J. 1845.

**) Mariage des prêtres. Paris, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 23. Berlin, Sonnabend den 21. Februar 1846.

Polen.

Polnische Zustände aus der Zeit Augusts III.

(Nach einer im Przyjaciel ludu publizirten, bisher ungedruckten Handschrift.)

Die hier folgende Schilderung einer Zeit, welche dem Untergange Polens unmittelbar vorherging, läßt auf den ersten Blick erkennen, daß sie aus der Feder eines Mannes floß, der den Begebenheiten seines Vaterlandes nahe stand, aber gleichwohl unbefangen beobachtete und mit getrenntem Sinne, was er bemerkte und erfuhr, wiedergab. Zugleich gewährt sie manche interessante Einsicht in das bereits so heillos verwirrte Getriebe der ihrem Sturze unaufhaltsam entgegeneilenden politischen Maschine und deckt oft absichtslos und darum um so wirksamer die gesellschaftlichen Gebrechen, namentlich der höheren Stände, in Polen auf, welche den kranken Staatskörper völlig zu Grabe läuteten.

„Unter der Regierung August's III. war ganz Polen aus seinem trunkenen Zustande (im unsinnlichen Wortsinne) noch nicht zur Nüchternheit erwacht, so sehr hatte es sich unter August II. dem Rausche ergeben. Die Trunksucht hatte zwei Axiome erfunden: „In vino veritas" und „Qui fallit in vino, fallit in omni". Auf Grundlage des ersten wurden die wichtigsten öffentlichen und Privat-Angelegenheiten, zwischen Weltlichen wie zwischen Geistlichen, beim Glase abgehandelt. Durch das zweite wurden Alle gezwungen, die Trinkgesellschaft nicht zu täuschen, weder dadurch, daß man gefärbtes Wasser statt Weines zu sich nahm, oder daß man die Gläser unbemerkt zur Seite ausgoß. Es gab keinen Ball, kein Mahl irgend welcher Art, sey es nun bei den Magnaten und den Bürgern weltlichen Standes, sey es bei den Geistlichen, aus dem man nicht Betrunkene hinausbrachte, die sich nicht auf den Füßen halten konnten und alles Bewußtseyns baar waren. Wenn Jemand einen Ball oder ein Mittagsmahl gab, der selbst nicht viel trinken konnte, so ward es ihm schwer, seine Gäste zu bewegen, dem Glase wacker zuzusprechen, wenn er auch so viel Wein hergab, daß er ein Regiment Soldaten damit berauschen konnte. Der Wirth mußte selbst als guter Kumpan das Beispiel geben und die Anderen zum Trinken zwingen, was oft mit Gewalt geschah. War dies nicht der Fall, und man fragte die Gäste, wenn sie heimkehrten, ob das Fest prächtig und reich war, so antworteten sie mit halbem Achselzucken: „Es war Alles vollauf da, aber was hilft's, es fehlte der Becherzwang" (ein damals üblicher und die Sitte oder vielmehr Unsitte bezeichnender Ausdruck). Daher ließ sich gemeiniglich ein Festgeber, der selbst nicht trinken konnte, von Jemanden vertreten, der an seiner Stelle die größten Becher leeren konnte und es verstand, die Anderen dazu zu zwingen. So entging der Wirth der Kritik, und die Gäste gingen froh aus einander. Man schränkte sich keineswegs auf das Trinken bei Tische ein, sondern man zechte ganze Tage und die Nächte durch aus ungeheuren, verschieden gestalteten Gläsern und Bechern mit Devisen, die zum Trinken aufmunterten und deren die erfinderische Trinklust jener Zeit stets neue erfand.

Sowohl in den Städten als auf dem Lande empfing man jeden Besucher, der nach Tische angereist kam, mit dem Glase in der Hand. Wer das größte Glas auf einen Zug zu leeren im Stande war, dessen Name wurde populär, und das Verdienst manches Gepriesenen bestand in nichts weiter, als daß er einen vier Quart enthaltenden Becher alten Ungarweins mit einem Male hinuntertrank. Viele Familien hatten privilegirte Becher. So befindet sich im Hause der Sapieha ein Becher, aus welchem sich Peter der Große, der russische Zar, und August II., der polnische König, in Wilna einen Rausch tranken, welchen der Fürst Franz Sapieha aufbewahrt, und zwar mit einer von diesen beiden Monarchen ausgestellten Urkunde, daß der Becher aus dem Schrein, in welchem er stand, nur mit einem Ehrengeleite und unter Pauken und Trompeten herausgeholt werden darf. Auch ich besitze einen ähnlichen, der zum Andenken der Wiederherstellung des Ordens vom weißen Adler durch August II. gefertigt wurde. Dieser hat mit der dazu gehörigen Kette die Inschrift: „Pro lege, fide et grege". Aus diesem Becher trank der König mit den Ordensrittern am Tage der Ordens-Erneuerung und schickte ihn acht Tage später dem Kron-Großmarschall Mniszech zum Geschenke, zu dem er sich an demselben Tage zu Tische hatte laden lassen. Die Tochter eines Mniszech brachte ihn in das Haus ihres Gatten, des russischen Woiwoden Stan. Potocki. Dieser machte ihn mir an meinem Namenstage, an dem er sich bei mir einlud, zum Geschenke, doch nicht, um die alte Sitte nachzuahmen, denn es fand sich Niemand, der ein so ungeheures Trinkgefäß leeren konnte. Ich selbst kannte indessen noch Personen, wie z. B. den königlichen Flügel-Adjutanten, General Komarzewski, der einen großen Korb voll Champagnerweins zum Zeitvertreib in einer Stunde austrank, ohne sich zu berauschen. Dieser und Swiętosławski, der Truchseß von Wolhynien, gingen mit dem Fürsten Lubomirski, dem Untertruchseß der Krone, der auch etwas im Trinken zu leisten vermochte, eine Wette ein, zu Zweien eine Tonne alten Ungarweins hinter einander auszutrinken. Der Erste stellte sein Riesenglas unter das Spundloch der Tonne, bis es bis an den Rand gefüllt war; darauf that der Andere das Gleiche, während Jener trank, und so ging's der Reihe nach, bis sie die Tonne geleert hatten und die Wette gewannen. — Ich und mein Freund waren einst der Gegenstand des Bedauerns von Seiten des Starosten Wiśniewski, eines im Alter schon vorgerückten Mannes, aber eines Koryphäen im Trinken. Ich saß, damals noch jung, mit einem Altersgenossen fern von der Zechgesellschaft und unterhielt mich über die Angelegenheiten des Vaterlandes. Da trat er zu uns hinzu und rief: „Weh, was seyd Ihr für erbärmliche junge Leute; man muß Mitleiden mit Euch haben, denn mit allem Eurem Verstande und Wissen werdet Ihr es nicht dahin bringen, wohin wir es vormals unter der Herrschaft der Auguste mit unserer bloßen Kehle gebracht haben. Wer tüchtig trinken konnte, der war sicher, sein Glück zu machen und sich Freunde und Ehrenstellen zu erwerben."

So gern August II. sich mittheilte und auf den Zechgelagen seiner Magnaten verkehrte, so zurückhaltend und mäßig war sein Sohn, August III. Er war nie bei einem Privatmanne zum Schmause, sprach selten mit Jemanden und fürchtete seiner königlichen Würde etwas zu vergeben. Er war wohlbeleibt, von hoher Gestalt, träge, ein Feind der Arbeit und der Kriegsmühen, ein treuer Gatte, ein Freund des Schauspiels und der Jagd, so daß er, wenn die Jahreszeit zum Jagen vorüber war, auf Hunde schoß, die unter seine Fenster gelockt wurden. Er rauchte ausnehmend viel: seine Pfeife mußten ihm seine Hofnarren stopfen, deren er drei besaß, einen Italiäner, einen Deutschen und einen Polen, die mit ihren Witzen und gegenseitigen Spöttereien den König ergötzten. Mit den Angelegenheiten seines Reiches beschäftigte er sich fast nie, denn er scheute jede Anstrengung und Alles, was das Nachdenken in Anspruch nahm. Nach seinem Wunsche sollten die Staats-Interessen in demselben Zustande bleiben, in welchem er sie bei seiner Thronbesteigung gefunden hatte. Der polnischen Sprache war er unkundig: er verstand kein Wort von dem, was auf dem Reichstage oder in den Sitzungen des Senats gesprochen wurde; nur das war ihm bekannt, was der Minister ihm zu sagen für gut hielt. August's III. Gemahlin war die Tochter des Kaisers Leopold, eine gottesfürchtige Frau, von musterhaftem Lebenswandel, welcher alle Personen verhaßt waren, die gegen die Ehrbarkeit des ehrlichen Lebens verstießen oder deren Sitten überhaupt Anstoß gaben. Sie duldete weder öffentliche Häuser, noch Personen, die im Verdachte einer zügellosen Aufführung standen. Aber von der andern Seite gewannen Vorurtheile, der Fanatismus und die Scheinheiligkeit die Herrschaft, wiewohl der Anfang hierzu schon von der Gründung der Klöster und der Erziehung der Jugend durch die Jesuiten datirte. Diejenigen, welche nach Würden und Aemtern strebten und dieselben durch Verwendung der Königin zu erlangen hofften, gingen häufig zum Gottesdienste nach denjenigen Kirchen, welche die Königin zu besuchen pflegte. Dort waren sie sicher, durch Aechzen und eifriges Gebet, durch Hinknieen, lautes Schlagen mit der Stirn gegen die Erde und durch Geißelung die Aufmerksamkeit der Königin auf sich zu lenken und ihre Protection zu gewinnen. Denn sie zog gewöhnlich über diejenigen, welche eine solche Rolle spielten, Erkundigungen ein, die nicht ohne Nutzen für diese Leute waren. In manchen Stücken waren indessen die Sitten besser: von Ehescheidung hörte man fast gar nicht *); geschiedene Frauen und deren Kinder wurden nicht geachtet, wovon der Zweikampf Tarlo's, des Woiwoden von Lublin, mit Kasimir Pontatowski einen Beweis giebt. In Warschau wurde nämlich während der Abwesenheit des Hofes, als dieser in Dresden residirte, Lubomirska, die Woiwodin von Krakau, mit ihrer Tochter auf einen Ball geladen. Sie war die Frau eines Bürgers von Krakau und hatte sich nach ihrer Scheidung von demselben mit dem Fürsten Lubomirski, Woiwoden von Krakau, vermählt und ihm einen Sohn und eine Tochter geboren. Mit dieser Letzten, Namens Anna, eröffnete Tarlo die Polonaise. Die Damen von der Czartoryskischen Partei waren beleidigt, daß Tarlo sich erkühnte, mit der Tochter einer Geschiedenen den Tanz zu beginnen. Die Mütter verboten daher ihren Töchtern, mit dem

*) Dies hat sich seitdem sehr geändert, denn bekanntlich giebt es heutzutage kaum ein Land in Europa, selbst Frankreich nicht ausgenommen, in welchem so viele Frauen von ihren Männern getrennt leben, als in Polen. Anm. d. U.

Digitized by Google

Woiwoden von Lublin zu tanzen. Tarlo, der von diesem Komplotte gegen ihn oder vielmehr gegen die Woiwodin von Krakau und ihre Tochter nichts wußte, ging die Reihe umher und forderte die jungen Mädchen zum Tanze auf. Jede verweigerte es unter dem Vorwande, schon mit einem anderen Kavalier versagt zu seyn. Endlich stand er vor dem Fräulein Poniatowska, und als auch diese, eine Tochter der Fürstin Czartorysska, ihm den Tanz weigerte, gewahrte er, daß diese Verweigerung der Mädchen von den Müttern der Czartoryskischen, ihm feindseligen Partei eingeflößt sey. Er rief daher auf dem Balle allen Anwesenden mit lauter Stimme zu, indem er auf das Fräulein Poniatowska wies: „Wer es wagt, mit diesem Fräulein zu tanzen, der hat es mit mir zu thun." Da nach dieser Erklärung kein Kavalier das Fräulein Poniatowska zum Tanze bat, so befahl ihre Mutter ihrem Sohne Kasimir, mit seiner Schwester zu tanzen. Als er sich sträubte, gab ihm die Mutter auf dem Balle vor Aller Augen eine Ohrfeige, worauf er ohne Widerrede seine Schwester zum Tanze führte. Dies war der Beweggrund zu jenem berühmten Zweikampf, der für den allgemein beliebten Tarlo so unglücklich ausfiel. Ehe der Zweikampf erfolgte, wurden von der Partei der Czartorysli allerlei Pasquille gegen den Woiwoden Tarlo ausgestreut, um seine Popularität bei dem Publikum zu schwächen, was jedoch nicht gelang. Denn Tarlo war jung, schön, sehr zuvorkommend, hatte sich durch seine Dienste in der französischen Armee den Rang eines Generals erworben, besaß viele Talente und wußte durch sein Betragen Alle für sich einzunehmen, kurz, er war einer von denjenigen, welche von den Fürsten Czartorysli und ihrer Partei am meisten gefürchtet wurden.

Die Sekundanten wählten den Kampfplatz zwischen Wilanow *) und Warschau und redeten mit einander ab, die Gegner sollten sich zuerst zu Pferde einmal auf Pistolen schießen und im Falle, daß sie fehlten, von den Pferden absitzen und zu den Degen greifen. Nach dieser Verabredung schossen sie, fehlten, saßen von den Pferden ab und griffen zu den Degen. Tarlo nahm die gegen ihn gerichteten Pasquille aus der Tasche, legte sie zusammen, stach sie mit dem Degen durch, und indem er sie so darauf ließ, sagte er zu Poniatowski: „Diese nichtswürdigen Schriften voller Falsch und Verleumdung werde ich Dir in die Kehle stoßen." Darauf legte er aus und stach beim ersten Stoße Poniatowski mit den Worten: „Da hast Du Deinen Theil!" durch und durch. Alle, welche dem Zweikampfe beiwohnten, sagten dasselbe aus, vor Allen der Banquier Tepper, ein alter, unparteiischer, glaubwürdiger Mann, der, als er mir die Thatsache berichtete, erzählte, er habe sich zu Pferde 12—14 Schritte von den Kämpfenden befunden, habe die Worte Tarlo's gehört, gesehen, wie dieser dem Poniatowski den Degen durch den Leib rannte, und sey zu Pferde nach Warschau gejagt, um der erste Ueberbringer des Ausgangs dieses Kampfes zu seyn. Eben erzählte er dies mir und seinen Freunden, da kamen Andere vom Kampfplatze an, welche zur Verwunderung Tepper's berichteten, daß Tarlo, den dieser unversehrt verlassen hatte, gefallen sey. Im Publikum behaupteten damals Alle, Tarlo sey von dem nahe bei ihm stehenden Sekundanten Poniatowski's, dem Offizier Korf, als er kaum Poniatowski mit dem Degen durchstoßen, in die Seite gestochen und getödtet worden. Sogar die Partei der Czartorysli, welche den Meuchelmord Korf's verbergen wollte, wagte es nicht, den Tod Tarlo's der Geschicklichkeit des jungen Poniatowski zuzuschreiben, sondern behauptete, Tarlo sey im Zurückprallen nach dem heftigen Stoße auf Poniatowski's Schwert gestürzt und habe einen tödtlichen Stich erhalten.

(Schluß folgt.)

England.

Lord Brougham über Frau von Staël.

(Schluß.)

Daß der Charakter dieser außerordentlichen Frau einige Schwächen und daß ihr Verstand einige Mängel hatte, würde thöricht seyn zu leugnen. Die ersteren sicherlich, vielleicht auch die letzteren, entsprangen aus der großen Wärme ihrer Neigungen. Ihre Natur war gut, mild, liebevoll; und wie ihre Anhänglichkeiten nicht langsam entstanden, so überließ sie sich ihnen nicht bald. Aber wenn sie sich dem Einflusse derselben mit vollem Herzen hingab, so waren sie auch fest und dauernd. Niemand war weniger veränderlich in der Freundschaft, und Niemand weniger geneigt, eine Person oder eine Bestrebung aufzugeben, welche ihr Interesse erregt hatten, wie plötzlich diese Erregung auch bewirkt seyn mochte. Voll von Enthusiasmus, war sie doch beharrlich; starken Gefühlen zugänglich, war sie ohne Heftigkeit des Temperaments und des Sinnes; und so feurig ihre Zuneigungen, so entschieden ihre Feindschaften waren, zeigte sich doch in ihrem ganzen Wesen keine Spur von Groll, Galle und Rache. Alles war an ihr edel und großartig, selbst ihre Fehler: nichts Gemeines oder Armseliges klebte ihrem Verstande oder ihrem Herzen an.

Wir müssen jedoch bemerken, daß dieses feurige Temperament, durch welches oft die Klugheit des Benehmens vernichtet wurde, sich als äußerst nachtheilig für den Erfolg ihrer intellektuellen Anstrengungen erwies. Aus jener Quelle entsprang eine Geneigtheit, irrige Eindrücke aufzunehmen, nach dem Gefühl zu urtheilen, sich mit einer Empfindung oder sogar mit einer Redensart zu begnügen, als ob dieselbe ein Beweisgrund wäre, und über den Grund zur Folgerung hinweg zu eilen, weil sie es angenehmer fand, irgend eine Lieblingsstellung inne zu haben, als den Weg zu derselben durch rechtmäßige Schritte zu gewinnen. Der Charakter der Genfer zeichnet sich aus durch eine Neigung zu theoretisiren oder vielmehr — genauer — kleine Theorieen zu Markte zu bringen, schmale Bissen von Gelehrsamkeit, Duodezsysteme, welche die leichteren Seiten eines Gegenstandes umfassen. Daß Frau von Staël ganz frei von dieser Sünde ihres Landes gewesen sey, würde unrichtig seyn zu behaupten; aber sie machte dieselbe durch ihre umfassenderen Ansichten und durch die Kühnheit ihrer Untersuchungen über die interessantesten Fragen wieder gut; und ihre Schriften hatten, sowohl im Inhalt wie im Styl, in der That wenig von jener Einschränkung, Selbstzufriedenheit und mikrokosmischen Empfindung, die in einem so großen Theile der von den Ufern des Genfer See's herkommenden Werke nachgewiesen werden können. Der Ton des Gefühls in den Schriften der Frau von Staël war auch viel freisinniger und weniger düsterisch, als erforderlich ist, um dem Gesetzbuch der Stadt Calvin's zu genügen. Ihr Familienzusammenhang mit jener großen kleinen Republik hinderte nicht, daß fast alle ihre patriotischen Gefühle in Frankreich ihre Heimat hatten. Wer immer Zeuge ihres manchmal bis zur Verzweiflung fortschreitenden Kummers gewesen ist, als im Frühjahr 1814 der von ihr so lange und so heiß ersehnte Sturz Napoleon's erfolgt war, — der muß sich erinnern, wie unbezwinglich beim Einzuge der Verbündeten in Paris die Französin in ihr hervorbrach und über die politisirende Kosmopolitin triumphirte. Als Lord Dudley, halb im Scherz, halb im Ernst, die Hoffnung aussprach, daß die Kosaken Paris erreichen und ein Hufeisen an die Pforten der Tuilerieen nageln würden, kannten ihre Unruhe und ihr Unwille keine Gränzen, und sie konnte, beinahe erstickt durch ihre Gefühle, nur ausrufen: „Wie, das schöne Frankreich!" Die Mäßigung des Feindes milderte zwar die Schärfe ihres Schmerzes; dennoch war die Einnahme von Paris ein Gegenstand, über den sie immer mit einer Bitterkeit sprach, die geeignet ist, eine feierliche Lehre zu geben. Denn wenn sie sich auch bemühte, in jenem großen Ereigniß nur einen neuen Grund zum Haß gegen Napoleon zu sehen, dessen Tyrannei und Ehrgeiz sie für die Ursache des Unglücks Frankreichs hielt, so ist es doch weit mehr als wahrscheinlich, daß, hätte sie je wieder zwischen der schlimmsten inneren Faction, selbst zwischen der schlimmsten inneren Knechtschaft und deren in der Unterjochung ihres Landes bewirkten Ueberwindung zu wählen gehabt, sie gesagt haben würde: „keine fremden Heere mehr": wie sie denn auch, wenn dieselbe Wahl ihr vor der Ueberrennung Frankreichs gestellt worden wäre und sie Alles, was sie bei der Einnahme von Paris fühlte, vorausgesehen hätte, diesen als den schlimmsten aller Abschlüsse verworfen haben würde. Das unrühmliche Ende Moreau's, dessen Fall Viele beklagen mochten, dessen Gedächtniß aber Niemand achtet, liefert eine auffallende Bekräftigung der gedachten patriotischen Lehre.

Der öffentliche und der persönliche Charakter der Menschen, immer im nahen Zusammenhange stehend, sind bei Frauen unzertrennlich verbunden, so daß in der Schilderung des einen beide hier haben dargestellt werden müssen. Eine Eigenthümlichkeit ist aber noch bemerklich zu machen und zu ausgezeichnetem Lobe berechtigt. Personen, die viel größere Kenntniß haben, als ihre Klasse oder ihr Stand, namentlich die Selbstgelehrten und besonders gut unterrichtete Frauen, glauben häufig, selber Alles zu wissen, und setzen voraus, daß Andere nichts wissen. Ueber diese Schwäche war die berühmte Frau, von welcher wir sprechen, weit erhaben. Keine prunkte weniger, als sie, mit ihren Kenntnissen; keine gab mehr Anderen nach oder benutzte eifriger alle Gelegenheiten zur Vermehrung ihres Wissens. Obgleich natürlicherweise begierig, in der Gesellschaft zu glänzen, warf sie sich doch viel zu herzhaft in den Streit, um an ein Auskramen ihrer Kenntnisse denken zu können: und wenn sie an der Ausübung ihrer Beredtsamkeit sich ergötzte, so belästigte sie niemals ihre Zuhörer mit leerem Geschwätz, noch zeigte sie jemals die geringste Gleichgültigkeit für die Verdienste verwandter oder überlegener Geister.

Die religiösen Gefühle der Frau von Staël waren immer stark, und in dem letzten Theil ihres Lebens gewannen dieselben eine außerordentliche Herrschaft über sie. Die Originalität ihres Geistes brachte sie bei diesem, wie bei allen anderen Gegenständen, auf eigenthümliche Ansichten. Aber, wie ihr Glaube an die Offenbarung aufrichtig war, so hatte derselbe durchaus nicht die Farbe der Frömmelei oder der Unduldsamkeit.

Die Wärme ihrer Neigungen ist erwähnt worden; in ihrer Familie fanden dieselben den größten Spielraum. Das vorherrschende Gefühl ihrer Seele war aber die kindliche Liebe. Ihr Vater war immer ihr vertrautester und anhänglichster Freund gewesen, vor welchem sie keinen Gedanken und kein Gefühl ihres Herzens verbarg. Ergebenheit gegen ihn während seines Lebens und die religiöseste, zarteste Verehrung seines Gedächtnisses, als sie ihn verloren hatte, schienen ihre ganze Seele zu erfüllen. Mit der nämlichen erblich gewordenen Zuneigung wurde sie ihrerseits von ihren Kindern verehrt; diese, und besonders die Herzogin von Broglie, waren der Liebe höchst werth, die sie immer für dieselben hegte: und wem zum Beweise, wie anmuthig die seltensten Verstandesgaben mit den holdesten Eigenschaften des Herzens verbunden seyn können, der Moralist natürlich auf die berühmte Mutter hinweisen wird, so wird er auch die bewunderungswürdige Tochter nennen, wenn er das reinste Muster jeder weiblichen Tugend und aller der Vorzüge wie aller der Reize, welche das sanftere Geschlecht zieren können, der Liebe und Verehrung der Menschen darstellen wollte.

*) Ein Lustschloß, eine Meile von der Hauptstadt, vom Könige Johann III. Tedietti erbaut und jetzt dem Grafen Potocki gehörend. A. d. U.

Frankreich.

Frankreich und die Jesuiten.

Als in der französischen Hauptstadt der Kampfesruf gegen die Jesuiten ertönte, als man zu gleicher Zeit die Kraft des geschriebenen und des gesprochenen Wortes gegen sie ins Feld rücken ließ, da blieb auch Deutschland nicht gleichgültig, sondern auch bei uns erhielt die alte eingewurzelte Antipathie gegen die Jesuiten neue Gelegenheit, sich vielfach zu äußern. Es erschienen zahlreiche Schriften über die wichtige Frage, noch zahlreichere aber wurden aus Frankreich selbst herübergesandt. Viele dieser Abhandlungen und Flugschriften hatten einen nur temporairen Werth und sind daher einige Wochen nach ihrem Erscheinen verschollen, andere sind für einzelne Theile der Jesuitenfrage ohne Zweifel von großer Bedeutung; alle aber haben das mit einander gemein, daß sie Parteischriften sind und daher nur eine Seite des Kampfes ins Auge fassen. Für das Erscheinen solcher Parteischriften ist die Zeit jetzt vorbei, da die Frage selbst, über deren Lösung man kämpft, wenigstens vorläufig schon gelöst ist. Um so mehr aber ist es wünschenswerth, jetzt eine treue historische Darstellung dieses Kampfes zu erhalten, eine Darstellung, die, von allen Partei-Interessen fern, nicht die glänzenden Waffen der Beredsamkeit für oder gegen die Jesuiten geltend machen will, sondern in einfach referirender Weise alle Seiten und alle Phasen jenes merkwürdigen Ereignisses ins Auge faßt, um vollständig, wenn auch in Kürze, eine Schilderung des neueren Wiedererscheinens, der Fortschritte, der Anfeindungen und der endlichen Zerstreuung der Jesuiten in Frankreich zu geben.

Eine jetzt veröffentlichte Schrift *) hat sich eine solche Darstellung der fraglichen Angelegenheit zum Ziele gesetzt und ihren Plan, wie wir glauben, mit vielem Glück ausgeführt. Jenen höheren Standpunkt des Unparteiischen und Unbetheiligten, den wir so eben als eine Hauptanforderung an den Berichterstatter über die Jesuitenfrage bezeichneten, nimmt der Verfasser der vorliegenden Schrift gewiß ein, da er weder den Jesuiten noch der Universität geneigt zu seyn Ursache hat. Was sein Urtheil über die Universität betrifft, so hat er in früher veröffentlichten Abhandlungen über die französische Unterrichtsfrage die tiefen Mängel des französischen öffentlichen Unterrichts nachgewiesen, von dem Katholizismus aber und insbesondere natürlich von den Jesuiten hält ihn seine religiöse Ueberzeugung fern. Wenn mithin der Verfasser eine vorurtheilsfreie Prüfung des beiderseitigen Rechts und Unrechts zu geben im Stande war, so wurden ihm noch äußerlich mannigfache Hülfsmittel für seine Arbeit, deren namentlich die deutschen Darsteller desselben Gegenstandes meist entbehren mußten. In dem Mittelpunkt des Kampfes selbst, in Paris, anwesend, hatte er Gelegenheit, den Sitzungen der Kammern beizuwohnen und so die sämmtlichen Debatten anzuhören, während es ihm zugleich möglich wurde, die nur für die Mitglieder der Kammern bestimmten, als Manuskript gedruckten Dokumente zu erlangen und zu benutzen. Dies bürgt uns für die möglichste Vollständigkeit des Materials; durch die Verarbeitung desselben zu einem Gesammtbilde ist dem deutschen Publikum ein wesentlicher Dienst geleistet.

Der Erzählung der jüngsten Ereignisse ist eine Geschichte des früheren Bestehens des Jesuiten-Ordens in Frankreich seit der Revolution vorausgeschickt, der Sturz der Jesuiten und ihr Wiedererscheinen unter der Juli-Regierung, das offene Auftreten derselben (Ravignan's Manifest), so wie die erste Polemik gegen sie, geschildert: die Verhandlungen über das Unterrichtsgesetz, die Kammer-Debatten von 1844 und 45 führen uns hin zu den unmittelbaren Veranlassungen der Verfolgung, den Begebenheiten in der Schweiz und dem berüchtigten Affinaerschen Prozesse. — Aus der nun folgenden Darstellung der Auflösung der Congregationen wollen wir unseren Lesern, um den Verfasser selbst für sich sprechen zu lassen, die Charakteristik Thiers' mittheilen. Nach Auseinandersetzung der Beweggründe, die Thiers haben konnte, um der Existenz der Jesuiten in Frankreich ein Ende zu machen, wird dessen religiöser und politischer Charakter in folgenden Worten geschildert:

„Es ist gewiß, daß gerade Thiers, trotz aller Huldigung für den Geist und die Form der Institutionen von 1789, trotz alles Rühmens von Liberalismus, der hohen Gewalt der Vernunft und Ueberzeugung, der Gewalt der Diskussion weniger vertraut, als andere scheinbar illiberalere Staatsmänner, daß er im Grunde viel mehr zur Anwendung materieller Zwangsmittel, äußerer Zügel geneigt ist.

„Wie steht aber Thiers persönlich zur Sache der Kirche? Der Chef des linken Centrums ist von allen politischen Notabilitäten Frankreichs vielleicht derjenige, welcher den geringsten religiösen Fonds hat, auch abgesehen vom positiven Glauben; er ist völlig indifferent und zwar flach indifferent, ohne daß eine philosophische Ueberzeugung etwa der religiösen entgegen stände, denn er hat eben so wenig eine philosophische Bildung, philosophische Prinzipien. Wir müssen uns durch seine öffentlichen Versicherungen des Respekts für die „schöne christliche Religion", für die „erhabene katholische Kirche", durch die gleichsam offizielle Anerkennung der Nothwendigkeit der Religion in seinen Werken nicht irre führen lassen. Er hat eine gewisse Achtung des Wohlanstands, eine politisch interessirte Achtung für Alles, was in großen Kreisen hoch gehalten wird; der Tribut der Werthschätzung, welchen er der schönen Religion der Majorität zollt, ist viel mehr der Majorität gewidmet, als der Religion. Wenn er nun die äußeren Rücksichten für den Katholizismus im Augenblicke für eine Nothwendigkeit hält, so ist er doch jederzeit geneigt, dem Einflusse der Religion Hindernisse in den Weg zu legen, wie viel mehr dem Einflusse, zumal dem unrechtmäßigen Einflusse der Priester. Wenn er demnach über die Gesetzesverachtung von Seiten des Klerus, über die Gesetzesverletzung von Seiten der Jesuiten erbittert war und an den Letzteren direkt und dadurch indirekt an dem ersteren seinen Unwillen auslassen wollte, so kann ich darin nichts Befremdliches finden, Nichts, was zu seiner Erklärung noch anderer Motive einer augenblicklichen parlamentarischen Taktik bedürfte.

„Daneben dürfen wir ferner einen Hauptzug des politischen Charakters Thiers' nicht übersehen, seine Sucht nach Popularität und seine daraus hervorgehende Gewohnheit, sich der in der Atmosphäre der augenblicklichen Volksgunst schwebenden Fragen zu bemächtigen. Das Geheimniß der dauernden Beliebtheit des Exministers liegt ganz und gar in seiner Biegsamkeit und Geschicklichkeit, in gewissen Augenblicken einen allgemeinen Wunsch, eine Volksstimmung zu durchschauen und ihr Befriedigung zu verschaffen, in der Kunst der Selbstverleugnung, sich der begründeten oder ephemeren leidenschaftlichen Neigung der Majorität anzuschmiegen. Eine vortreffliche Gelegenheit, an der Spitze einer tüchtigen Majorität in der Kammer und im Lande einherzuschreiten, bot sich denn schon im vorigen Jahre (1844) in dem Unterrichtsgesetze dar, bei welchem die politische Farbe aller Deputirten für einen Augenblick völlig verschwand, um dem Unterschiede zwischen Freunden und Feinden der Universität allein Platz zu machen. Der Exminister vom 1. März verließ denn auch eilig die politische Isolenz, zu der er sich bis dahin seit dem unglücklichen Rückzuge von 1840 im Ganzen verurtheilt hatte, und während er bis dahin an den Arbeiten der Kammer gar keinen oder einen sehr lässigen Antheil genommen hatte, erschien er plötzlich mit der offen angekündigten Absicht wieder, zum Mitgliede und, wo möglich, zum Berichterstatter der Kommission für das Unterrichtsgesetz ernannt zu werden. Dies glückte ihm, und sein Bericht war in jedem Punkte ein treuer Wiederhall der Ansichten, welche in der großen Polemik über Universität und Geistlichkeit den meisten Beifall gefunden hatten und deren lebendige, schön geschmückte Darstellung im Augenblicke noch des meisten Beifalls gewiß war. Thiers mochte vielleicht auf die diesjährige Verhandlung über seinen Bericht zur weiteren Hebung seines Einflusses und zur besseren Niederhaltung der Geistlichkeit gerechnet haben; da nun aber das Ministerium aus trefflichen Gründen nicht für gut fand, das vorjährige Gesetz weiter zu verfolgen, so war er um seine Aussicht betrogen. In diesem Jahre fand er nun als Mittel, dieselben Zwecke zu verfolgen, die mit der vorjährigen Frage nahe verbundene Jesuitensache vor sich: die öffentliche Meinung mag ihm entschieden genug geschienen haben, um eine schleunige Lösung zu erheischen; jedenfalls konnte der, welcher sie in Anregung brachte, der Beistimmung einer großen parlamentarischen und außerparlamentarischen Majorität gewiß seyn." — —

Möge dieses Bruchstück genügen, um für die Art und Weise der Auffassung Zeugniß abzulegen. Wie die Vorrede erklärt, sind ausdrückliche Hinweisungen auf analoge deutsche Verhältnisse überall vermieden worden, um den Standpunkt der Parteilosigkeit und Unbefangenheit ungetrübt zu bewahren; doch ist es jetzt kaum möglich, bei der Betrachtung religiöser Zwistigkeiten, sie seyen welcher Natur sie wollen, die Auffindung von Analogieen zu vermeiden, und so finden sie sich denn auch in vorliegendem Werke, namentlich in allgemeineren Betrachtungen. Es sey uns erlaubt, eine dieser Stellen hier mitzutheilen, die wir den letzten Seiten des Buches entlehnen. Bei dem Rückblicke auf das allmälige Anwachsen des geschilderten Kampfes heißt es (S. 213):

„Dies ist die Gefahr des religiösen Unfriedens, daß er, einmal angeregt, in Allem Nahrung, in Nichts Beruhigung findet. Der Staat begegnet in Angelegenheiten der Religion, selbst wenn er über den Bereich seines strengen Rechts nicht hinausgeht, einem Widerstand ganz eigenthümlicher Art, weil der Widerstand verletzter Gewissen achtungswerth erscheint, selbst wo er Unrecht hat, weil religiöses Mißvergnügen oft die Demüthigsten und Friedfertigsten blind, unbesonnen und unbeugsam macht. Sobald ein Grund der Gewissensüberzeugung vorgeschoben wird, scheint die Verblendung durch die höhere Eingebung gerechtfertigt, die Unbesonnenheit gilt für Lossagung von den Interessen dieser Welt, und der Eigensinn heißt Märtyrermuth. Mit solchen Worten entzündet, exaltirt man die Gemüther, beunruhigt man die ängstlichen Gewissen, reißt man die schwachen Geister mit sich fort, und das Gesetz findet plötzlich bei der geringfügigsten Veranlassung und von Seiten sonst durchaus friedlicher Männer einen Widerstand, welchen keine Betrachtung der Vernunft und der Vorsicht besänftigen kann. Der Staat ist gegen solches Mißvergnügen um so mehr im Nachtheil, als er gewöhnlich lange ansteht, von den ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Macht und des Rechts Gebrauch zu machen. Dies liegt in der Natur der Sache. Eben weil die Gewissensfreiheit die zarteste, am leichtesten verletzbare aller Freiheiten ist, braucht der Staat die meiste Vorsicht, die meisten Umwege, an sie heranzukommen.

„Hierin ist nun einerseits die Nothwendigkeit begründet, daß der Staat mit den in ihm anerkannten Kirchen gewisse Uebereinkünfte über die wichtigsten der Punkte und gegenseitigen Beziehungen schließt, in welchen ein Konflikt zu befürchten ist; andererseits aber ist in jener argwöhnischen, leicht verletzten Natur des religiösen Gewissens der Grund zu suchen, warum in schwierigen Augenblicken alle Uebereinkünfte, alle Konkordate nichts helfen wollen, weil nämlich das Gewissen in dem Augenblicke, wo es eines seiner geringsten natürlichen Rechte für verletzt hält, dasselbe im Zusammenhange mit seinem größten heiligsten Rechte anschaut und bei solcher ins Ueberschwängliche vergrößernden Betrachtung nie Wort haben will, daß es dasselbe für die fried-

*) Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahre 1845. Nach den besten Materialien und unter Benutzung handschriftlicher Quellen bearbeitet von Ludwig Hahn. Leipzig, Brockhaus und Avenarius, 1846.

liche Ausübung seiner Religion im Allgemeinen, für die allgemeine Beschützung, die ihm der Staat angedeihen läßt, daran gegeben habe."

Indem wir hiermit unseren Bericht schließen, empfehlen wir das Buch Allen, die sich für die Jesuiten-Angelegenheit interessiren, namentlich auch denjenigen, welche den in der diesjährigen Kammer-Session gewiß mit erneuerter Heftigkeit wieder ausbrechenden Kampf zu verfolgen gedenken.

Schweiz.

Die freie Kirche im Waadtlande.

Unsere Leser erinnern sich, daß gegen hundertvierzig reformirte Geistliche im Kanton Waadt ihr Amt niedergelegt hatten, weil man sie zwingen wollte, eine politische Proclamation ihrer demokratischen Regierung von der Kanzel zu verlesen. Die Zeitungen erzählten ferner, daß jene Prediger zusammengetreten seyen, um nach dem Beispiele der schottischen Free Church eine freie, vom Staate ganz unabhängige Kirche zu gründen, schwiegen aber seitdem über die weiteren Schritte und Schicksale derselben. Es war uns daher erwünscht, im Semeur folgendes Nähere darüber zu finden:

„Der Präsident des Staatsraths im Kanton Waadt, Herr Druey, hat sich kürzlich über die Hemmnisse ausgesprochen, die dort der Bildung einer freien Kirche in den Weg gelegt werden. Dabei sagte er unter Anderem: „„Die Aufregung, die sich gegen die Dissidenten kundgiebt, wie sehr sie auch in einer Beziehung zu bedauern ist, hat doch von der anderen Seite das Gute, daß sie zeigt, man wolle keine sogenannte freie Kirche. Das waadtländische Volk und seine Regierung verstehen in solchen Dingen keinen Spaß."" — Diese letzten Worte sprach er mit lauter Stimme und begleitete sie, wie man sagt, mit einer drohenden Geberde. Anstatt die Kirche für unabhängig zu erklären, möchte ihr Herr Druey eine demokratische Organisation geben und sie einer vom Volke eingesetzten Gewalt unterwerfen, denn „„so werden Alle Antheil an der Leitung der Kirche haben und nicht blos diejenigen, welche, was man so den Adel der Seele nennt, besitzen."" Noch ist in dieser Beziehung kein Entschluß gefaßt; das Volk aber hat bereits gezeigt, daß es „„in solchen Dingen keinen Spaß versteht"". In Montreux wurde eine Versammlung von Freikirchenmännern dadurch auseinandergetrieben, daß man sie durch eine Feuerspritze mit Wasser begoß. Der Staatsrath verbot in Folge dieser Demonstration des Volkswillens jede nicht offizielle kirchliche Versammlung. In Morges hat die patriotische Gesellschaft den Beschluß gefaßt, keinen Bürger aufzunehmen, der die Nationalkirche verlassen. In Montricher ist es zu Gewaltthätigkeiten gekommen, und in Lausanne löst man jeden Sonntag mehrere solche Versammlungen auf.

„Die freie Kirche, die das souveraine Volk nicht will, existirt nichtsdestoweniger; nur möchten Viele, die dazu gehören und nur durch den Drang der Umstände Dissidenten geworden sind, daß sie mit Anstand wieder einschlafe, denn die Meisten haben sich nicht vom Staate, sondern nur von der eben bestehenden Regierung trennen wollen.

„Die zurückgetretenen Geistlichen haben so eben einen Hirtenbrief an ihre Pfarrkinder erlassen, in welchem sich neben sehr edlen Gedanken auch eine große Verwirrung der Prinzipien findet. Sie beklagen sich darüber, daß die Regierung behauptet habe, sie könne ihnen Titel und Würden von Dienern der Staatskirche nehmen, und dennoch ist sie es, von der sie dieselben erhalten haben! Sie sprechen davon, daß sie, als sie sich zurückzogen, ihre Lostreißung vom Staat nur als „zeitweilig" bezeichnet hätten, daß sie weder von dem Wunsche beseelt, Staat und Kirche von einander zu trennen, noch endlich die Ersten gewesen wären, die eine freie waadtländische Kirche proklamirten. Selbst jetzt scheine ihnen eine Wiedervereinigung so wenig unmöglich, daß sie nicht schon daran gehen wollten, eine Kirche ohne Mitwirkung des Staates zu gründen. Und sollten sie sich endlich überzeugen, daß sie diejenigen Garantien nicht erhalten, die ihnen zu ihrer Rückkehr in den Staatsdienst erforderlich scheinen, so würden sie gezwungen seyn, in die Trennung zu willigen, aber „die neue Kirche, wenn man sie gründen müßte, wäre dann immer die evangelisch-reformirte Nationalkirche, nur würde sie nicht vom Staat besoldet seyn." Dies ist noch undeutlich und kann vierlerlei bedeuten; dagegen ist das Folgende deutlicher: „„Wir sind der Vereinigung von Staat und Kirche durchaus nicht entgegen und glauben, daß sie ihre Vortheile hat.""

„Man sieht, das Dokument ist sehr demuthsvoll, und die waadtländischen Prediger sehen nicht aus, als wollten sie jene Stellung der Kirche zur Gesellschaft herbeiführen, die von so Vielen als das einzige Heil der ersteren angesehen wird und zu deren Gunsten Chateaubriand Folgendes schrieb: *)

„„So lange eine Religion besoldet ist und von der politischen Autorität und der wandelbaren Form der Regierungen abhängt, so lange sie in ihren Bewegungen gehemmt, in ihren Versammlungen überwacht wird, so lange Kanzel und Schule dem Fiskus ihre Existenz verdanken: so lange wird die Kirche ihrer wahren Entwickelung und Bestimmung fern bleiben."" **)

*) Études historiques III.

**) Wir fügen hinzu, daß ganz vor kurzem in Lausanne eine Zeitschrift gegründet worden ist, welche die Rechte der Kirche vertreten soll. Sie führt den Titel: l'Avenir.

Mannigfaltiges.

— Appert's Reise in Preußen. Der französische Philanthrop, Herr B. Appert, der sich um die Verbesserung der Gefängnisse seines Vaterlandes, so wie um die menschlichere Behandlung der Strafgefangenen, in ähnlicher Weise verdient gemacht, wie die verstorbene Mrs. Fry in England, befindet sich seit dem Monat August v. J. in Preußen, wo er von Saarbrück bis Spandau die Untersuchungs- und Strafgefängnisse, Zucht- und Arbeitshäuser, so wie demnächst auch Krankenhäuser, und Hospitäler, Erziehungs-Anstalten und Schulen, Kasernen und Invalidenhäuser, besucht hat. Das Resultat seiner Beobachtungen hat er in einem Buche zusammengestellt, das Sr. Maj. dem Könige von Preußen gewidmet und jetzt unter dem Titel: „Voyage en Prusse, dédié au Roi Frédéric Guillaume IV", erschienen ist. Der Verfasser ist, wie sich nicht blos aus seinen Ansichten und Aeußerungen, sondern auch aus seinem Styl abnehmen läßt, ein schon bejahrter Mann; die Redseligkeit des Alters fließt auf jeder Seite über; aber er läßt sich doch durch seine strenge Religiosität, durch seine Bewunderung monarchischer Einrichtungen, so wie durch sein Festhalten an der gesetzlichen Ordnung, nicht zu jenem verdammungssüchtigen Rigorismus hinreißen, durch den sich meistens diejenigen auszeichnen, die sich zu solchen Grundsätzen eben nur darum bekennen, weil sie damit das meiste Glück zu machen hoffen. Er ist aufrichtiger Katholik und warnt seine Glaubensgenossen vor den Neuerungen in Deutschland, doch nimmt er gleichwohl keinen Anstand, die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier als eine Verkennung des Christenthums, als eine Entweihung der Kirche zu bezeichnen; er strebt — und dies ist die Aufgabe seines Lebens — nach der Verbesserung der Gefängnisse, er hat sich von der ungemeinen Mangelhaftigkeit der Einrichtungen in den meisten Straf-Anstalten Preußens überzeugt, aber er kann sich doch nicht entschließen, den Lobpreiser der neuen Gefangenhäuser zu machen, die jetzt in Preußen nach dem amerikanischen Zellensystem gebaut werden; er protestirt gegen alle politische Phrasenmacherei auf der Rednerbühne oder in der Presse, aber nichtsdestoweniger bekämpft er die Censur, die er als nachtheilig jedem wahren Fortschritt und besonders als unzweckmäßig für Deutschland bezeichnet, wo der gesunde Verstand des Volkes eine Bürgschaft dafür sey, daß das Recht und das Gesetz über alle Entstellungen der Presse den Sieg davontragen würden. In Bezug auf Berlin kann das Buch des Herrn Appert als ein wahrer „Fremdenführer" betrachtet werden; er hat hier Alles gesehen und beschrieben: von den Kleinkinderbewahr-Anstalten bis zu den Schlössern und Palästen des Königs und der Minister, von den großen Paraden und Manövern bis zu dem Feste der Städteordnung, die er la constitution de cette ville nennt, und der Pestalozzi-Feier. Er schreibt zwar kein so elegantes Französisch, wie die modernen Feuilletonisten und Touristen in Paris, doch seine Schreibart ist auch nicht ganz ohne jenen Reiz der Darstellung, der die meisten französischen Bücher dieser Art zu einer unterhaltenden Lektüre macht. Am bemerkenswerthesten ist aber in seinem Buche die entschiedene Bekämpfung des Isolirungssystems in den Gefängnissen, womit er eine Entwickelung seines eigenen Systems verbindet, durch welches den moralischen und physischen Nachtheilen in der Behandlung der Gefangenen vorgebeugt werden soll.

— Königin Elisabeth von England als Kind. Miß Strickland erzählt in ihren Lebensbeschreibungen der Königinnen von England, wie die mächtige Elisabeth als dreijähriges Kind von der höchsten Stufe als Erbin Englands in Verlassenheit und Mangel gestürzt wurde: nach dem Tode ihrer unglücklichen Mutter Anna Boleyn erklärte bekanntlich Bischof Cranmer sie für illegitim, und die gefeierte kleine Prinzessin ward wegen des königlichen Bruders, den Jane Seymour unterdessen dem Könige geboren, verstoßen und vergessen. Ihre Erzieherin, Lady Bryan, erzählt sehr naiv in einem Klagebrief, woran es dem königlichen Kinde fehle, es habe weder Kleider, noch Unterröckchen, noch Schuhe, noch Vordemdchen, noch Taschentücher, überhaupt kein Leinen, kein Nachtzeug, keine Nachtmützen. Die Lady versichert, so lange wie irgend möglich die Sachen gebraucht zu haben, aber Alles erreiche sein Ende, und bittet flehentlich, man möge diese Bedürfnisse der kleinen Prinzessin berücksichtigen und beim Könige ihr das Wort reden, sie sey ein sehr ausgezeichnetes Kind, wenn auch augenblicklich eigensinnig und heftig, weil sie am Zahnen leide und dabei keineswegs die gehörige Verpflegung habe, sondern gezwungen sey, an der Tafel des Hausmeisters schädliche Speisen für ein so zartes Alter zu genießen.

— Bibliographisches. Neuere Erscheinungen der französischen Literatur:

Lettres de Jean Hus, écrites durant son exile et dans sa prison, avec une préface de Martin Luther, traduites du latin en français, et suivie d'une Notice sur les oeuvres de J. Hus, par Emile de Bonnechose.

Le glaive runique de la lutte du paganisme scandinave contre le christianisme. Drame tragique, par C.-A. Nicander, traduit du suédois, sur des notes historiques, mythologiques et littéraires, et précédé d'un Essai sur l'etablissement et la destinée du christianisme dans les pays du nord, par Leouzon-Leduc.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 24. Berlin, Dienstag den 24. Februar 1846.

Frankreich.

Der französische Bauer.

Aus Michelet's neuestem Werke: Le Peuple.*)

Wenn wir den geheimsten Gedanken, die Leidenschaft des französischen Bauern kennen lernen wollen, so ist das etwas sehr Leichtes. Machen wir am Sonntag einen Spaziergang ins Freie und folgen wir ihm. Er geht ja dort vor uns. Es ist zwei Uhr; seine Frau ist in der Nachmittagspredigt; er ist in seinem Sonntagsstaate; ich wette, daß er seine Geliebte besucht.

Wer ist seine Geliebte? sein Land.

Ich will nicht sagen, daß er sich geraden Weges nach demselben begäbe. Nein, heute ist er ja frei, er kann ja hingehen oder nicht hingehen. Und muß er nicht jeden Tag der Woche hingehen? Er schlägt daher auch eine andere Richtung ein, er geht anderwärts hin; er hat anderwärts zu thun — — Und dennoch geht er hin.

Freilich ging er auch ganz dicht vorbei. Das war eine Verführung. Er sieht sein Land an, aber er wird es vermuthlich nicht betreten; zu welchem Zwecke auch wohl? — Und dennoch thut er es.

Aber arbeiten wird er doch heute gewiß nicht: er ist in seinem Sonntagsstaate; er trägt eine Blouse und ein reines Hemde. Warum sollte er aber nicht das Unkraut ausreißen oder einen Stein auflesen? Diese Wurzel ist freilich im Wege, aber er hat seine Hacke nicht bei sich und muß das schon bis morgen lassen.

Nun schlägt er die Arme über einander und steht still, blickt ernst und sorgenvoll. Er schaut lange hin, sehr lange, und scheint sich zu vergessen. Wenn er sich beobachtet glaubt, wenn er einen Vorbeigehenden bemerkt, entfernt er sich langsamen Schrittes. In einer Entfernung von dreißig Schritten bleibt er stehen, dreht sich um und wirft auf sein Land einen letzten Blick, einen schweren und düsteren Blick; wer aber gut zu beobachten versteht, sieht, daß dieser Blick leidenschaftlich ist, ganz aus dem Herzen kömmt und voller Andacht ist.

Wenn das nicht Liebe ist, woran sollen wir dann wohl die Liebe in dieser Welt erkennen? Es ist Liebe, lachet nicht. Der Boden fordert Liebe, um hervorzubringen, sonst würde er nichts spenden, der arme Boden Frankreichs, fast ohne Vieh und Dünger. Er ist ergiebig, weil er geliebt wird.

Der Boden Frankreichs gehört 15 oder 20 Millionen Bauern, die ihn bestellen; der Boden Englands hat eine Aristokratie von 32,000 Personen, die ihn bestellen lassen.

Da die Engländer nicht auf gleiche Weise im Boden wurzeln, so wandern sie dahin aus, wo sich ihnen Gewinn zeigt. Bei uns sind der Mensch und der Boden mit einander verbunden und verlassen sich nicht; zwischen beiden besteht eine rechtsgültige Ehe auf Tod und Leben. Der Franzose hat Frankreich geheirathet.

Frankreich ist ein Land der Billigkeit. Es hat im Allgemeinen in zweifelhaften Fällen den Boden demjenigen zugesprochen, der ihn bestellt. England hat sich im Gegentheil für den Gutsherrn entschieden und den Bauern vertrieben; hier wird der Boden nur noch von Tagelöhnern bestellt.

Das ist ein wichtiger moralischer Unterschied. Mag das Eigenthum groß oder klein seyn, es erhebt immer das Herz. Mancher, der sich seinetwegen nicht geachtet haben würde, achtet und schätzt sich seines Eigenthums wegen. Dieses Gefühl erhöht den gerechten Stolz, welchen die beispiellose militairische Tradition dem französischen Volke verleiht. Man nehme nach Gutdünken aus dieser Masse einen kleinen Tagelöhner heraus, welcher den zwanzigsten Theil eines Morgens besitzt, und man wird in ihm nicht die Empfindungen eines Tagelöhners, eines Söldners finden; er ist ein Eigenthümer, ein Soldat (er war es und würde es morgen seyn); sein Vater gehörte zur großen Armee.

Das kleine Eigenthum ist nicht neu in Frankreich. Man bildet sich mit Unrecht ein, daß es kürzlich, in einer einzigen Krise, geschaffen worden, daß es eine Folge der Revolution ist. Das ist ein Irrthum. Die Revolution fand diese Bewegung schon sehr weit vorgeschritten und sie selbst ging aus ihr hervor. Schon 1785 erstaunt und erschrickt ein vortrefflicher Beobachter, Arthur Young, über die große Theilung des Bodens. Im Jahre 1738 bemerkt der Abbé von St. Pierre, daß in Frankreich fast alle Tagelöhner einen Garten, ein Stück Weinland oder anderes Land haben. Im Jahre 1697 beklagt Boisguillebert, daß fast alle kleinen Eigenthümer unter Ludwig XIV. in die Nothwendigkeit gekommen sind, einen großen Theil ihres im 16ten und 17ten Jahrhundert erworbenen Grundbesitzes zu verkaufen.

Diese große, wenig bekannte Geschichte zeigt folgenden merkwürdigen Charakter: in den schlechtesten Zeiten, in den Augenblicken allgemeiner Armuth, wo selbst der Reiche arm ist und sich zum Verkaufen gezwungen sieht, ist der Arme im Stande, zu kaufen; wenn sich kein Käufer meldet, findet sich der Bauer in seinen Lumpen und mit seinem Geldstücke ein und erwirbt ein Stück Land.

Seltsames Geheimniß; dieser Mensch muß einen vergrabenen Schatz haben. In der That hat er einen: die ausdauernde Arbeit, die Mäßigkeit und das Fasten. Gott scheint diesem unzerstörbaren Geschlechte als Erbtheil die Gabe verliehen zu haben, zu arbeiten und zu kämpfen, ohne zu essen, von Hoffnung und fröhlichem Muthe zu leben.

Auf diese Zeiten des Unheils, wo der Bauer das Land wohlfeil erwerben konnte, folgte immer ein plötzlicher Aufschwung, den man sich nicht zu erklären wußte. Um 1480 z. B., als das von Ludwig XI. erschöpfte Frankreich in Italien seinem gänzlichen Untergange entgegenzugehen scheint, muß der Adel, welcher zum Kriege aufbricht, verkaufen; das Land, welches in andere Hände übergeht, blüht plötzlich auf; man arbeitet, man baut. Dieser schöne Augenblick hieß (im Styl der monarchischen Geschichte) der gute Ludwig XII.

Leider ist er nicht von langer Dauer. Kaum befindet sich der Boden wieder in gutem Stande, als auch schon der Fiskus darüber herstürzt; es treten die Religionskriege ein, welche Alles zu vernichten scheinen, schreckliches Elend, Zeiten der Hungersnoth, in welchen die Mütter ihre Kinder verzehren! Wer sollte glauben, daß sich der Boden wieder erholen könnte! Dennoch ist der Krieg kaum beendet, als auch schon der Sparpfennig des Bauern aus dem verwüsteten Felde, aus der noch vom Brande geräucherten Hütte des Bauern herauskömmt. Er kauft; in zehn Jahren hat Frankreich einen ganz anderen Anblick gewonnen, alle Güter sind um das Doppelte und Dreifache im Preise gestiegen. Auch dieser Augenblick wird wieder mit einem königlichen Namen getauft: er heißt der gute Heinrich IV. und der große Richelieu.

Eine schöne Bewegung, welche jedem menschlichen Herzen Theilnahme einflößen muß! Warum muß sie aber immer wieder ins Stocken gerathen, warum müssen so viele Anstrengungen, wenn sie kaum belohnt worden, wieder scheitern! Die einfachen Worte: der Arme spart, der Bauer kauft, diese einfachen Worte, die man so schnell ausspricht, wie viele Arbeiten, wie viele Opfer, wie viele furchtbare Entbehrungen enthalten sie nicht! Die Stirn bedeckt sich mit Schweiß, wenn man im Einzelnen die verschiedenen Zwischenfälle, das Auf- und Niederstreben in diesem hartnäckigen Kampfe beobachtet, wenn man die ungeheure Anstrengung sieht, mit welcher dieser elende Mensch den Boden Frankreichs erfaßt, ihn losläßt und wieder erfaßt — gleich dem armen Schiffbrüchigen, der das Ufer berührt, es umklammert, aber von der Fluth wieder in die offene See geschleudert wird; er beginnt noch einmal und zerarbeitet sich, er umklammert noch einmal den Felsen mit seinen blutenden Händen.

Die Bewegung erlahmte oder stand still gegen 1650. Die Adeligen, welche verkauft hatten, fanden Mittel, zu niedrigem Preise wiederzukaufen. Als unsere italiänischen Minister, Mazarin, Emeri, die Taxen verdoppelten, erhielten die Adeligen, welche den Hof umlagerten, leicht Steuerbefreiungen, so daß die verdoppelte Last mit ganzer Schwere auf die Schultern der Schwachen und Armen fiel, welche bald den kaum erworbenen Boden verkaufen oder hingeben mußten und wieder Söldner, Pächter, Meier, Tagelöhner wurden

*) „Das Volk", heißt das neueste Werk des französischen Hodoeckers Michelet, das derselbe seinem Freunde und Schicksalsgefährten, Edgar Quinet, gewidmet hat. Er untersucht darin die Zustände des Volkes, das er nicht, wie Eugen Sue und andere Feuilletonisten der Pariser Zeitungen, in den Gassen und Kneipen der Hauptstadt oder gar in den Spelunken der Spitzbuben und in Gefängnissen und Bagno's, sondern unter den unverdorbenen oder doch wenigstens unter den thatkräftigen Menschen des Landes aufsucht. Wie Michelet in der Einleitung seines Buches erzählt, ist er selbst aus dem Volke hervorgegangen. Im Ardenner Walde geboren und erzogen, ward er zu einem Buchdrucker in die Lehre gegeben; „bevor ich", sagt er, „Ihnen zusammenhängend berichte, habe ich Bruchstücke zusammengestellt; nur sind also die Gefühle und Entdeckungen des Arbeiters nicht unbekannt.... Das Beste, was an mir ist, das verdanke ich ohne Zweifel diesen Prüfungen; das Wenige, was der Mensch und der Geschichtschreiber in mir werth ist — auf sie ist es zurückzuführen." — Das Buch selbst zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste überschrieben ist: „Von der Dienstbarkeit und dem Hasse", und die andere: „Von der Befreiung durch die Liebe". Dieser zweite Theil hat wieder zwei Unterabtheilungen, die „vom der Mutter" und „vom Vaterlande" handeln. In der Vaterlandsliebe, in dem magischen Worte la France findet Herr Michelet das Mittel zur Befreiung des Volkes, d. h. zu dessen Erziehung und Heranbildung für die höheren Zwecke des Lebens. Der nachfolgende Abschnitt über den französischen Bauern, oder vielmehr über die Gedrücktheit des Landmannes, ist dem ersten Theile des Buches entlehnt, aus dem wir nächstens auch das Kapitel über die „Gedrücktheit des Reichen und des Bürgers" mittheilen werden. D. R.

Durch welche unglückliche Anstrengungen gelang es ihnen, in den Zeiten des Krieges und des Bankerotts unter Ludwig XIV. und unter der Regentschaft die Besitzungen, welche sich im achtzehnten Jahrhundert in ihren Händen befunden hatten, zu bewahren oder wiederzugewinnen?

Ich bitte alle diejenigen, welche für uns Gesetze machen oder sie ausführen, die Einzelheiten der unheilvollen Reaction Mazarin's und Ludwig's XIV. in den zornschnaubenden und schmerzbewegten Seiten des großen Bürgers Pesant de Boisguillebert nachzulesen. Möchte diese Geschichte ihnen zur Warnung dienen in einem Augenblicke, wo verschiedene Einflüsse geschäftig sind, um das Hauptwerk Frankreichs aufzuhalten: die Erwerbung des Bodens durch den Tagelöhner.

Besonders unsere Gerichtsbeamten bedürfen der Aufklärung hierüber; sie sollten ihr Gewissen waffnen, denn die List umlagert sie. Die großen Eigenthümer sind in neuester Zeit durch die Gesetzkundigen ihrer natürlichen Apathie entrissen worden und haben sich auf tausend ungerechte Prozesse eingelassen. Gegen die Gemeinden, gegen die kleinen Eigenthümer hat sich eine besondere Art antiquarischer Advokaten gebildet, welche die Geschichte verfälschen, um die Gerechtigkeit zu täuschen. Sie wissen, daß die Richter selten Zeit haben, um diese Werke der Lüge zu prüfen. Sie wissen, daß diejenigen, welche sie angreifen, nie erkenntliche Rechtstitel haben; namentlich haben die Gemeinden sie schlecht aufbewahrt oder nie welche gehabt; warum? eben weil ihr Recht oft sehr alt ist und aus einer Epoche stammt, wo man sich auf die Tradition verließ.

Besonders in allen Gränzländern sind die Rechte der armen Leute um so heiliger, als ohne sie Niemand diese gefährlichen Marken bewohnt haben würde; der Boden würde wüst geblieben seyn, es würde weder Volk noch Anbau gegeben haben. Und jetzt wollt Ihr in einer Epoche des Friedens und der Sicherheit den Boden denjenigen streitig machen, ohne welche es keinen Boden geben würde. Ihr verlangt ihre Rechtstitel; diese sind in der Erde vergraben; es sind die Gebeine ihrer Verätterin, welche die Gränze gehütet, und welche diesen geheiligten Strich jetzt noch inne haben.

Es giebt mehr als eine Gegend Frankreichs, wo der Ackerbauer ein Recht an den Boden hat, welches doch sicherlich das erste von allen ist, nämlich das, ihn erzeugt zu haben. Ich spreche nicht figürlich. Seht die verbrannten Felsen, die dürren Anhöhen des Südens; wo sollte wohl hier der Boden ohne den Menschen herkommen? das Eigenthum beruht hier ganz und gar in dem Eigenthümer. Es beruht in dem unermüdlichen Arme, welcher den ganzen Tag lang die Kiesel zerklopft und diesen Staub mit etwas wenigen Humus vermischt. Es beruht in dem starken Rückgrate des Weinbauers, welcher sein immer zerstiebendes Feld immer wieder auf den Hügel hinaufträgt. Es beruht in der Geschicklichkeit und in dem geduldigen Muthe der Frau und des Kindes, welche, — ein peinlicher Anblick! — den Pflug mit einem Esel ziehen. Und die Natur selbst hat Mitleiden. Zwischen dem Felsen und dem Felsen nistelt sich der kleine Weinberg ein. Der Kastanienbaum erhält sich ohne Erde, indem das mäßige und muthige Gewächs den reinen Kiesel mit seinen Wurzeln umschlingt; er scheint von der Luft zu leben und gleich seinem Herrn trotz des Fastens zu produziren.

Ja, der Mensch macht die Erde; das gilt selbst von den weniger armen Ländern. Vergessen wir dies nie, wenn wir begreifen wollen, wie sehr und mit welcher Leidenschaft er sie liebt. Bedenken wir, daß Jahrhunderte hindurch die Generationen den Schweiß der Lebenden, die Gebeine der Todten, ihre Ersparnisse, ihre Nahrung hierher geschafft haben. Dieser Boden, in welchem der Mensch so lange den besten Theil des Menschen, seinen Lebenssaft und seine Substanz, seine Anstrengungen, seine Kraft niedergelegt hat, ist, das fühlt er wohl, ein menschlicher Boden, und er liebt ihn wie eine Person.

Er liebt ihn; um ihn zu erwerben, willigt er in Alles, selbst darein, ihn nicht mehr zu sehen; er wandert aus, er entfernt sich nöthigenfalls, getragen von diesem Gedanken und von dieser Erinnerung. Woran meint Ihr wohl, daß der in Eurer Thür sitzende savoyardische Lastträger denkt? Er denkt an das kleine Roggenfeld, an die magere Weide, die er nach seiner Rückkehr in seinem Gebirgslande kaufen wird. Dazu sind zehn Jahre erforderlich! Aber was liegt daran? Um nach sieben Jahren Land zu erwerben, verkauft der Elsasser sein Leben und sucht den Tod in Afrika. Um einige Fuß Weinland zu erwerben, entzieht die Burgunderin ihrem Kinde die Brust, legt ein fremdes an, spart das ihrige, das noch so jung ist: „Du magst leben oder sterben, mein Sohn", sagt der Vater; „aber wenn Du lebst, sollst Du Land haben!"

Ist das nicht hart und fast gottlos? Aber bedenken wir uns wohl, ehe wir entscheiden. „Du wirst Land haben", das heißt: „Du wirst nicht ein Söldling seyn, den man miethet und morgen entläßt; Du wirst nicht Deiner täglichen Nahrung wegen ein Leibeigener seyn, Du wirst frei seyn!" Frei! ein großes Wort, welches in der That alle menschliche Würde in sich enthält: keine Tugend ohne Freiheit. (Fortsetzung folgt.)

Polen.

Polnische Zustände aus der Zeit Auguſt's III.

II. Das Heer. — Die Jugend und ihre Beschäftigung. — Die Geistlichkeit und die Aufklärung zur Zeit August's III.

Während in den meisten Ländern Europa's das Faustrecht mit dem Mittelalter zu Ende ging, lebte es in Polen noch unter August III. und selbst später zum Theil fort. Nach der Auflösung des Landesheeres bildeten sich alle Großen eine Hofmiliz, mit der sie sich in ihren Parteizwisten und sonstigen Streitigkeiten gegenseitig angriffen, die Dörfer und Schlösser ihrer Gegner überfielen, wobei natürlich der gemeine Mann und der Bauer am meisten litten, und die sie oft auf den Landtagen und selbst in den Gerichtssitzungen gebrauchten. — Für die Jugend aus dem Adel gab es keinen anderen Platz, um sich zu bilden und die Laufbahn des Lebens zu beginnen, als an den Höfen der mächtigen Herren und Magnaten des Landes, im geistlichen Stande, der überaus reich war an Grundbesitz und Einfluß, in den Bisthümern, Abteien, Domkapiteln, Klöstern ꝛc. Die Wahl des letzteren Standes bot die besten Aussichten; ja, wer nur auf den Schutz der Geistlichen rechnen konnte, der war, wie auch seine Fähigkeiten sonst waren, ein gemachter Mann fürs Leben. Daher ging das Sprüchwort:

„Kannst einen Priester zur Familie zählen,
Wirst's an Fortunens Gunst der nimmer fehlen."

Viele junge Leute traten in den Staatsdienst, der außer den diplomatischen Aemtern vorzüglich in den Civil-Kriminal-Gränzgerichten ein weites Feld bot, die Kräfte zu üben und leider auch oft den rabulistischen Scharfsinn zu wecken und auszubilden, der sich damals in Polen so oft auf Kosten der Ehre und des Wohles der Redlichgesinnten geltend machte. Diejenigen, welche sich Geschäftskenntniß erworben hatten, wurden dann gern von den großen Herren und dem älteren Adel zu ihren Räthen und später zu Deputirten, Unterkämmerern, Richtern und zu Reichstagsboten gewählt, welche Verschläge zu Gesetzen machten, die vielfachen Deutungen unterlagen. — Die Frömmigkeit ward bis zum Fanatismus getrieben; es gab kein Haus, in welchem nicht einige Mönche aus- und eingingen und darin schalteten und die Aeltern zum Nachtheile ihrer Kinder bewogen, sich ihres Vermögens zum Besten der Klöster zu entäußern, besonders da es frei stand, selbst ererbte Güter den Geistlichen durch Testamente zu vermachen. Unter der Herrschaft Johanns III. Sobieski und der sächsischen Auguste schrieb fast Niemand aus dem weltlichen oder geistlichen Stande ein Werk, in welchem man eine wahrhafte Moral oder Dinge fände, die für das gesellschaftliche Leben von Nutzen wären.*) Die Bischöfe vernachlässigten die Erziehung der weltlichen Priester, welche aus den Schulen zu den Jesuiten übergingen; die Seminarien waren in geringer Zahl und ohne Aufsicht. Diejenigen Geistlichen waren am besten unterrichtet, welche bei den Missionargeistlichen und den Teatinern in Warschau Vorträge über Theologie hörten; doch deren gab es Wenige, denn nur Söhne vermögender Aeltern konnten eine solche Erziehung genießen. Desto finsterer sah es bei den unirten griechischen Geistlichen aus, nämlich bei den Popen. Diese konnten kaum ihr Gesang- und Messbuch lesen, verstanden nichts von Moraltheologie, noch von den Grundsätzen des Glaubens, waren voller Aberglauben und Vorurtheile; die Jesuitenschulen besuchten sie nicht, denn es gab deren wenig, und russinisch (kleinrussisch) wurde daselbst nicht gelehrt. Dies sollte die für den Priesterstand bestimmte Jugend bei den Basilianern lernen; allein diese lehrten es nicht, denn sie wollten den Jesuiten im Jugendunterrichte nachahmen. Unter den Popen gab es fast keinen Adeligen; sie waren größtentheils Leibeigene aus den Dörfern, in welchen sie eine Pfarre hatten. Zu geistlichen Hirten ihrer Gemeinde bildeten sie sich auf folgende Weise: Die wohlhabenderen Bauern schickten ihre Söhne zum Unterricht in die Klöster von Kiew und Perioslaw. Dort lernten sie lesen und singen, den Kirchendienst und das Psalterium und wurden dann in den genannten Städten zu Priestern ordinirt. Darauf kehrten sie nach ihren Dörfern heim, wo sie von der Gemeinde den Commissairen der Gutsbesitzer vorgestellt wurden, die sie dann für ein Kaufgeld, welches der Vater oder die ganze Gemeinde bezahlen mußte, als künftige Pfarrer einschrieben. Demnächst wurden sie von den Dekanen oder Offizialen, welche die Metropolitankirche abschickte, meistens ohne Rücksicht, ob sie sich für das Amt eigneten oder nicht, installirt, so daß zwischen einem Popen und seinen Bauern, was Religionskenntniß und Sitten betraf, kein merklicher Unterschied war.**) Würden die großen Herren, denen im Anfange des 17. Jahrhunderts die großen unbebauten Besitzungen in Wolhynien und der Ukraine zufielen, statt der unirten griechischen Kirchen, in den kleinen Städten und Dörfern lateinische Kirchen gebaut und angemessen ausgestattet haben, so würden der ärmere Adel und die Bauern, die sich aus ganz Polen in diese Gegenden übersiedelten, nicht aus dem römisch-katholischen Ritus zur unirten griechischen Kirche übergetreten seyn, was sie so aus Mangel an lateinischen Kirchen und Geistlichen thun mußten.***) Sie würden nicht so unmoralisch und so unwissend in religiösen Dingen geworden seyn, wie das Beispiel der Stadt Proskirow beweist, die vor einigen Jahrhunderten Ansiedler aus Masovien erhielt, welche noch die Masurensprache und den lateinischen Ritus festhalten und aufgeklärter sind, als die übrigen Gemeinden der Ukraine. — Von den Magnaten wohnte Niemand in der Ukraine, sondern sie ließen ihre Güter meistens von Commissairen verwalten und kümmerten sich wenig um das zeitliche Wohl und das ewige Heil ihrer Leibeigenen. Daher man auch alle Tumulte und Gräuel, welche verübt wurden, der Sorglosigkeit der Bischöfe um die Aufklärung des Volkes und der Geistlichkeit des Landes zuschreiben muß. Die Geistlichen schrieben Lobreden voll Schmeicheleien auf ihre Gönner unter dem hohen Adel, seltsame und lächerliche Gebet-

*) Hierin hat der Verfasser dieser Mittheilung Unrecht, wie dies die Schriften eines Stanislaus Konarski, eines Bohemolec, des Verfassers der Lebensbeschreibungen berühmter Polen, eines Worwicz u. A. hinlänglich beweisen. Sonst ist seine Schilderung des Bildungsstandes dieser Zeit im Allgemeinen ganz getreu. A. d. U.

**) Dies ist auch noch heute daselbst der Fall.

***) Und, kann man jetzt hinzufügen, sie würden es der russischen Regierung in unserer jüngsten Zeit nicht so leicht gemacht haben, sie zum Uebertritte in die herrschende Kirche zu bewegen. A. d. U.

Digitized by Google

bücher, das Leben heiliger Polen, die, weil sie die Klöster fundirten, heilig gesprochen wurden; sie verkündeten Wunder in Visionen, z. B. von einer Statue des Heilands in der Stadt Lyon in Großpolen, welcher die Haare wuchsen, die sie ihr alljährlich abschneiden mußten; von einer Statue bei den Dominikanern in Posen, der die Zähne wuchsen; von weinenden Muttergottesbildern in anderen Städten u. s. w. — Es gab kein Haus eines reichen Edelmannes oder angesehenen Bürgers, in welchem sich nicht nach dem Tode des Herrn oder der Hausfrau deren Geist zeigte, sey es den Geistlichen, oder der Dienerschaft beiderlei Geschlechts, oder den Mönchen, die im Hause aus- und eingingen. Gewöhnlich verlangte derselbe, die Erben sollten geistliche Stifter gründen oder zur Rettung seines Heils für reiche Spenden Messen lesen lassen. Oft ließ eine solche irrende noch nicht erlöste Seele die Zeichen einer ausgebrannten Hand auf den Tischen zurück und schreckte durch ihre Erscheinung die Diener und die leichtgläubigen und furchtsamen Frauen. — Während die Männer, besonders die wohlhabenderen, nach dem Beispiel August's III., den größten Theil ihrer Zeit auf der Jagd zubrachten, pilgerten die Frauen von einem Ablaßort zum anderen und besuchten die wunderheiligen Plätze, mit einem Priester, der sie anführte, und begleitet von dem Volke, das Fahnen trug, und von Bettlern und Krüppeln, die aus allen Gegenden zusammenströmten. Bei jedem Ablasse konnte man in der Kirche Besessene sehen, welche mit durchdringender Stimme schrieen und Worte in verschiedenen Sprachen ohne Zusammenhang stammelten, die Frauen umfielen, welche vor Schrecken in Ohnmacht fielen oder Krämpfe bekamen. Dort erblickte man exorzisirende Priester, welche durch ihre Beschwörungen die Teufel der Besessenen zum Schweigen brachten oder Reliquien auf die armen Sünder legten und sie mit geweihtem Wasser besprengten, worauf diese ein unerhörtes Gebrüll und ein unerträgliches Aechzen vernehmen ließen und Gesicht und Körper in fürchterliche Verzerrungen und Krümmungen brachten.

Süd-Afrika.

Cap. Marryat's Scenen in Afrika. *)

Marryat, nachdem er das Lesepublikum mit seinen Seeromanen übersättigte, hat wohlweislich den Stoff seiner späteren Produkte auf das feste Land verlegt. Bekanntlich war Japhet sein erster derartiger Versuch; mit vielem Glücke schildert er darin die geselligen Zustände Großbritaniens, und obgleich die Fabel des Ganzen überreich an Unwahrscheinlichkeiten ist, so sieht man es doch der lebendigen Schilderung an, daß der Verfasser aus dem Leben gegriffen hat und mit seltener Gewandtheit zu erzählen versteht. Spätere Arbeiten, wie Monsieur Violet und The Settlers, sind mehr zur Belehrung als Unterhaltung geschrieben und gehören, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, zu den Jugendschriften — written for young people — indessen muß man es mit dieser Absicht nicht zu genau nehmen, wir glauben vielmehr, daß selbst vollkommen Mündige nicht ohne Vergnügen und Nutzen diese Werke durchlesen werden. Man hat Marryat, mit welchem Rechte, wollen wir dahingestellt seyn lassen, den Vorwurf gemacht, daß er die Schilderungen vieler Gegenden und Abenteuer in diesen letzgenannten Werken aus Reisebeschreibungen entnommen habe; unserer Meinung nach ist das, angenommen, daß es sich wirklich bestätige, kein Vorwurf, da es dem Leser wohl nur darum zu thun ist, durch lebendige Schilderungen und spannende Situationen unterhalten zu werden, gleichviel, ob der Verf. seinen Stoff aus länderreichen Reisebeschreibungen oder alten Chroniken entnimmt. Mit gleichem Rechte könnte ein Pedant dem Walter Scott den Vorwurf machen, uns Sitten geschildert zu haben, die er unmöglich selbst beobachtet haben konnte, da sie die des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sind. Etwas Anderes wäre es allerdings, wenn man aus Marryat's neuesten Werken Geographie oder aus Scott's Romanen Geschichte studiren wollte! Dies wird wohl keinem Vernünftigen einfallen, und somit wollen wir das zu der Klasse der belehrenden Erzählungen gehörende Werk: „The Mission" als ein solches begrüßen, aus dem man Unterhaltung und nützliche Belehrung über die politischen und physikalischen Zustände Süd-Afrika's schöpfen kann. Die eigentliche Fabel des Buches spielt eine sehr untergeordnete Rolle, knüpft sich jedoch an ein Ereigniß, das des Lesers Theilnahme sehr in Anspruch nimmt.

Ein hochbetagter englischer Edelmann, Sir Charles Wilmot, ging in seiner Jugend nach Indien, und nachdem er in wenigen Jahren ein namhaftes Vermögen erworben, seine Gesundheit jedoch eingebüßt hatte, kehrte er zur Wiederherstellung derselben nach England zurück. Während seiner Anwesenheit daselbst starbi sein älterer Bruder ohne Leibeserben und hinterläßt ihm Titel und Baronie. Dieses Ereigniß bestimmt ihn, nicht nach Indien zurückzukehren, sondern seine Gattin mit seinen dreien Töchtern nach der Heimat zurückkehren zu lassen. Auf sein Schreiben erhält er die betrübende Nachricht, daß seine Frau und zwei der Töchter an der Cholera gestorben seyen. Sein einziges übrig gebliebenes Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, war damals im Begriff, sich auf dem „Grosvenor", einem Ostindien-Fahrer, zur Heimfahrt anzuschicken. Auf dieses einzige Kind konzentrirte sich all seine Liebe, man denke sich daher seinen Schmerz, als Monat auf Monat verrinnt und der „Grosvenor" immer noch nicht ankommt. Endlich erreicht ihn die Nachricht, daß dieses Schiff an der Südwestküste Afrika's scheiterte und fast die gesammte Mannschaft, so wie die Passagiere, umgekommen seyen. Zwei Matrosen, zum Schiff gehörend, langten in London an und gaben folgenden ausführlichen Bericht:

Es war an der Küste von Kaffraria, südlich von Port Natal, wo der „Grosvenor" in Stücken ging, doch gelang es der Mannschaft und den Passagieren (mit Ausnahme von 17 Mann) das Ufer zu erreichen; unter den Geretteten befanden sich sämmtliche Frauen und Kinder, mithin auch die kleine Elisabeth, Sir Charles' Tochter. Sie übernachteten auf den Uferklippen, bis der Tag anbrach, wo ihnen der Capitain den Vorschlag machte, ihren Weg zu Lande nach der Kapstadt anzutreten, was auch einstimmig angenommen wurde. Nach der Rechnung des Capitains mußten sie diese Stadt in sechzehn bis siebzehn Tagen erreichen; wie falsch dieselbe war, geht daraus hervor, daß die Ueberlebenden erst nach hundertundsiebzehn Tagen dorthin gelangten. Man denke sich eine Gesellschaft Schiffbrüchiger, belästigt auf ihrem gefährlichen Marsche durch die Wildniß von einer Zahl hülfloser Weiber und Kinder, ohne Waffen zu ihrer Vertheidigung, umgeben von wilden Thieren und blutdürstigen, räuberischen Eingebornen, und Niemanden wird es Wunder nehmen, daß im Ganzen nur vier Männer, halb todt vor Hunger und Erschöpfung, die Gränze der Kolonie erreichten. Nach kaum vierzehn Tagen war ihre mitgenommene Provision aufgezehrt, die Seeleute begannen zu murren und beschlossen, sich nicht mit den Weibern und Kindern zu belästigen. Die Folge davon war, daß dreiundvierzig sich von den übrigen trennten und den Capitain, so wie sämmtliche männliche und weibliche Passagiere, darunter die Kinder, ihrem Schicksale überließen. Die vier Geretteten gehörten zu den dreiundvierzig Mann; die übrigen von ihnen waren theils, vor Hunger und Durst ermattet, am Wege liegen geblieben und ein Raub wilder Thiere geworden, theils waren sie von ihren Kameraden, die unter einander loosten, verzehrt worden. Wenn abgehärtete Seeleute solchen Strapazen unterliegen, was anders als gänzliche Vernichtung konnte das Loos der hülflosen Weiber und Kinder seyn? Das wurde auch allgemein angenommen, bis zuerst durch Le Vaillant das Gerücht verbreitet wurde, daß schiffbrüchige Europäer in dieser Gegend am Leben erhalten seyen und sich mit den Eingebornen vermischt haben sollten. Dieser Bericht wurde als nicht glaubhaft verworfen. Aber spätere Reisende bestätigten von Zeit zu Zeit die Nachricht Le Vaillant's, bis im Herbst 1828 ein Bericht in englischen Blättern erschien, der mehr Wahrscheinlichkeit für sich hatte und den damals im hohen Greisenalter stehenden Sir Charles Wilmot in die peinlichste Gemüthsaufregung versetzte Wie, wenn sein Kind sich mit den Wilden vermischt und Kinder in die Welt gesetzt hätte, die, von Gott nichts wissend, im Elend und Heidenthum versunken, ein unglückliches Daseyn führten, während ihr Verwandter in Europa im Ueberflusse schwelgt! Das ist allerdings ein sehr beunruhigender, trostloser Gedanke! — Sir Charles wankte dem Grabe zu und war zur Unternehmung einer so weiten Reise nicht geeignet; da erbietet sich sein Groß-Neffe freiwillig dazu, und nach einigem Zögern giebt der Alte seine Einwilligung. Das nun ist die Mission. — Alexander Wilmot, der Neffe, erfüllt auch gewissenhaft seine Mission, langt an dem Ort an, wo die Nachkommen der Europäer leben, und überzeugt sich, daß diese nicht von der Mannschaft des „Grosvenor", sondern von einem viele Jahre zuvor gescheiterten Schiffe abgestammt seyen; dies beiläufig zur Vervollständigung der Fabel.

Die Abenteuer, welche Alexander in Gesellschaft eines Naturforschers, Namens Swinton, und eines Majors Henderson besteht, bilden das Interessante und Belehrende des Buches; einige derselben mögen hier eine Stelle finden:

I. Die Elephanten-Jagd.

Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, war ein großer Auflauf von Kaffern im Lager, die sämmtlich warteten, bis unsere Reisenden zur Jagd bereit seyn würden. Nachdem Letztere ein hastiges Frühstück eingenommen hatten, bestiegen sie ihre Pferde nicht, sondern machten sich, auf den Rath der Eingebornen, zu Fuße auf den Weg, da die Kaffern berichtet hatten, daß sich Elephanten jenseits des Hügels befänden. Einer Elephanten-Fährte nachgehend, erreichten sie in einer halben Stunde die Spitze des Hügels, wo sich ein großartiges Panorama vor ihnen ausbreitete. Sie blickten in ein Thal hinab, das mit Baumgruppen überstäet war; die ganze Oberfläche desselben war mit Elephanten bedeckt; es konnten sich nicht weniger als neunhundert innerhalb des Gesichtskreises befinden.

Jede Höhe, jedes grüne Hügelchen war wie besprengt mit Gruppen von sechs bis sieben Stück; einige hielten theilweise ihre Riesenkörper hinter Bäumen, die sie benagten, versteckt, andere durchschritten die offene Ebene, in ihren Rüsseln lange Baumzweige tragend, mit denen sie sich die Fliegen abwehrten. Die ungeschlachten Körper der Thiere, mit der gigantischen Höhe der Bäume übereinstimmend, gewährte einen Begriff von der Natur in ihrem grandiosesten Maßstabe.

Nach einer wenige Minuten dauernden Besichtigung wendeten sich die Reisenden zu der Abtheilung, die hinter ihnen aufgestellt war, und gaben das Zeichen zum augenblicklichen Beginnen. Die Führer der Kaffern ertheilten ihre Befehle, und die Rotten der Eingebornen schlichen schweigend nach allen Richtungen fort, das Gebell der Hunde, die sie in zahlreichen Koppeln mitgebracht hatten, so viel wie möglich unterdrückend. Auf dem Hügel, wo unsere Reisenden Posto gefaßt hatten, befanden sie sich, von der Heerde ab, unter dem Winde, und da es die Absicht der Eingebornen war, die Thiere ihnen entgegen zu treiben, hatten sowohl die Kaffern-Krieger wie die Hottentotten ihre Position sämmtlich auf dem Hügel genommen, bereit, die Thiere anzugreifen, sobald sie ihnen entgegen getrieben seyn würden.

Ungefähr nach einer Stunde erscholl das Signal von einigen der Eingebornen, die die Seite des Thales, westwärts von den Elephanten, erreicht hatten; dort auf verschiedenen hohen Punkten aufgestellt, schrieen sie mit Stentor-

*) The Mission, or Scenes in Africa, by Captain Marryat.

langen, und ihr Geschrei wurde von den übrigen Kaffern auf jeder Seite des Thales beantwortet, so daß sich die Elephanten von allen Seiten umzingelt fanden, mit Ausnahme derjenigen Gegend, wo der Hügel das Thal begränzte. Immer enger schlossen sich die Kaffern zusammen; ihr Geschrei, von den Felsen wiederhallend und sich mit dem wüthenden Geheul der Hunde vermischend, wurde Entsetzen erregend. Die aufgeschreckten Elephanten stürzten zuerst nach einer Seite des Thales, dann nach der anderen, sich immer schnell wieder zurückziehend vor dem bei ihrem Nahen erhobenen Geschrei, indem sie ihre langen Ohren schüttelten und laut trompeteten, während sie mit hocherhobenem Rüssel hin- und herrannten.

Als sie zuletzt keinen anderen Weg zur Flucht fanden, begann die ganze Horde den Hügel hinanzusteigen, auf ihrem Wege Gebüsche und Baumzweige zerbrechend und die losen Steine in das Thal hinabrollend; sie mischten jetzt ihr schreckliches Gekreisch in den angestimmten Jagdruf. So kamen sie an, jedes Ding vor sich niedertretend, Alles in ihrer Wuth in solchem Grade verwüstend, daß der Wald sich vor ihnen zu beugen schien, während große Massen lockerer Felsen, hüpfend und stürzend und das Thal hinabdonnernd, mit Staubwolken ihren Pfad bezeichneten.

„Das ist schauerlich groß", flüsterte Alexander dem Major zu.

„Es ist das Erhabenste; ich wollte um nichts in der Welt diesen Anblick versäumt haben; doch da kommen sie an; seht diesen hohen Baum, der durch das Gewicht der Masse niedergetreten wurde.

„Seht den großen Leiter der Heerde", sagte Swinton; „lasset uns Alle auf ihn feuern. — Welches Monstrum!"

„Acht gegeben!" rief der Major, der, während er sprach, seine Büchse abdrückte, was von Alexander und Swinton schnell nachgeahmt wurde.

„Er stürzte; seyd schnell und ladet wieder. Omrah, reiche mir die andere Büchse!"

„Vorgesehen! Vorgesehen!" ertönte es jetzt von allen Seiten, denn der Fall des leitenden Elephanten und die Gewehrsalve von den Hottentotten hatte die Heerde dermaßen erschreckt, daß sie sich zu theilen anfingen und in Truppen zu zweien oder dreien, auch einzeln in jeder Richtung losbrachen. Das trompetenartige Gekreisch und das Krachen der Zweige in ihrer Nähe wurde nun wahrhaft betäubend und die Gefahr groß. Gerade hatte der Major seine andere Büchse gerichtet, als das Gebüsch dicht neben ihm sich wie durch Zauber theilte und der Kopf eines großen Weibchens ungefähr sechs Schritte vor ihm sichtbar wurde.

Glücklicherweise besaß der Major feste Nerven, und seine Büchse legte sie zu seinen Füßen, als sie ihm gerade so nahe war, daß er, um von ihrem Rüssel nicht erreicht zu werden, fortspringen mußte. Ein anderer, kleinerer Elephant folgte ihr so dicht, daß er er über den Körper der ersteren stolperte und, bevor er sich wieder aufrichten konnte, von Alexander getödtet wurde.

„Zurück, Ihr Herren, oder Ihr seyd des Todes!" schrie der Neger Bremen, auf sie zustürzend. „Nehmt diesen Weg — die ganze Heerde kommt gerade auf Euch los." — Fort rannten sie, als wenn es ihr Leben gelte, gefolgt von den Hottentotten, die sie nach einem hohen Felsen führten, den die Elephanten nicht erklimmen konnten und wo sie sich in Sicherheit befanden.

Kaum hatten sie ihn erklommen, als auch die Masse, in eine Staubwolke gehüllt, ankam und unter einem nicht zu schildernden Geräusch, kletternd und hin- und herrollend, in festgeschlossenen Haufen vorwärts drängte. Viele wankten verwundet und blieben zurück. Die nackten Kaffern, mit ihren Assagayas — kleine Wurfspieße — bewaffnet, sprangen bald vorwärts, bald verbargen sie sich wieder, indem sie sich mit der größten Gewandtheit ganz dicht hinter dem Rücken der Thiere hielten und sie entweder mit ihren Assagayas durchbohrten oder ihnen mit ihren scharfen Messern die Sehnen der Hinterbeine durchschnitten. Dabei riefen sie unaufhörlich in der Landessprache den Elephanten zu: „Großer Hauptmann, tödte uns nicht!" — „Tritt nicht auf uns, mächtiger Häuptling!" — so, sonderbar genug, die Barmherzigkeit derjenigen beanspruchend, denen sie keine zu erweisen beabsichtigten. Da das Feuern fast unmöglich war, ohne Gefahr zu laufen, einen der Kaffern zu verwunden, so begnügten sich unsere Reisenden mit dem Anblick, bis die ganze Heerde vorübergezogen und in dem unterliegenden Gehölz verschwunden war.

Mannigfaltiges.

— Französischer Plan zur Emanzipirung der Sklaven. Herr Jules Lechevalier, der bekannte französische Staatsökonom, der sich jetzt in Berlin befindet und hier dem Vernehmen nach eine Reihe von Vorlesungen über Staatsökonomie halten will, ist der Urheber eines sehr sinnreichen Vorschlages zur Emanzipirung der Sklaven in den französischen Kolonieen, die bekanntlich dem von England im J. 1838 gegebenen Beispiele bisher noch nicht gefolgt sind, weil die Resultate, die das von den Engländern beobachtete Verfahren für den physischen und moralischen Zustand der Schwarzen bis jetzt gehabt, keinesweges sehr ermuthigend seyn sollen. Die französische Gesetzgebung hat es daher vorgezogen, ihren eigenen Weg einzuschlagen, indem sie die Emancipation der Neger mit der Befreiung des Grundeigenthumes, so wie mit einer systematischen Organisation der freien Arbeit und dem Anbau der bisher noch wüst liegenden Ländereien in den Sklaven-Kolonieen, will Hand in Hand gehen lassen. Der erste Versuch dieser Art soll in dem französischen Guyana gemacht werden, über dessen gegenwärtigen Zustand wir nächstens einen besonderen Artikel mitzutheilen gedenken, der vorzüglich für diejenigen belehrend seyn kann, die so gern auch deutsche Kolonieen in tropischen Ländern, wie namentlich an der Mosquitoküste und in Guatimala, anlegen möchten. Der Plan des Herrn Lechevalier geht von dem Grundsatze aus, daß, so lange die Sklavenbesitzer nicht freiwillig der Sache der Emancipation sich anschließen, ein politischer, religiöser und moralischer Konflikt zwischen den Pflanzern und dem Staate, zwischen den bisherigen Eigenthümern und den nachmaligen obrigkeitlichen oder religiösen Beschützern der Sklaven ganz unvermeidlich sey; daß es deshalb vor Allem darauf ankomme, die Ersteren mit in das Interesse der Sache zu ziehen und ihnen den Nutzen, den ihnen die veränderten Umstände gewähren würden, nicht blos einleuchtend zu machen, sondern auch zu verbürgen. Zu diesem Behufe soll ihnen keineswegs, wie die englische Regierung gethan, eine momentane Geldentschädigung für jeden freizulassenden Sklaven geboten werden; denn diese — mag sie nun ein hinreichendes Aequivalent seyn oder nicht — hat auf die künftigen Zustände der Sklaven wie der Plantagen jedenfalls einen deteriorirenden Einfluß. Der Sklavenbesitzer soll vielmehr mit dem Werthe seiner bisherigen Sklaven wie seiner Pflanzungen und ihrer baulichen Anlagen als Actionnair in eine große Gesellschaft eintreten, welche die freie Arbeit zu organisiren und zu leiten hat, den Grund und Boden von seinen Lasten befreien und dieses als freies Besitzthum mit freien Arbeitern ihren Actionnairen zurückstellen soll, sobald sich die Gesellschaft einmal, nach vollständiger Befriedigung aller ihrer Zwecke, wieder auflösen wird. Es wird vorausgesetzt, daß die freie Arbeit der Neger, gehörig geleitet, beaufsichtigt und remunerirt, einträglicher seyn werde, als die bisherige Sklavenarbeit, so daß die Gesellschaft ihre gegen die Actionnaire eingegangenen Verpflichtungen vollständig wird erfüllen können. Um jedoch mögliche Ausfälle zu decken, soll der Staat einen Zinsengenuß des eingetragenen Kapitals (des Werthes der Sklaven und des Grundes und Bodens) mit 4 pCt. garantiren, was jedenfalls, da ja nur die Differenz und nicht der volle Zins zu decken seyn wird, nicht so hoch in Anschlag zu bringen ist, als die Geld-Entschädigung der Sklavenbesitzer, wie sie in den englischen Kolonieen stattgefunden. Der erste Versuch soll, wie gesagt, in Guyana gemacht werden, für welches sich bereits eine Compagnie d'émancipation gebildet hat, und hofft man, demnächst auch in Bourbon, Guadeloupe und Martinique ähnliche Gesellschaften begründen zu können.

— Handel mit deutschen Doktor-Diplomen in London. Der „Mediziner", eine seit dem Anfange dieses Jahres im Verlage der Vossischen Buchhandlung erscheinende und von Herrn Dr. M. Kalisch herausgegebene „Berliner Wochenschrift für ärztliche Neuigkeiten", enthält in Bezug auf den auch in ausländischen Blättern neuerdings viel besprochenen Handel einiger deutschen Universitäten mit medizinischen Doktor-Diplomen folgende Mittheilung aus Paris: „In der ersten Nummer des Mediziners ist von einem Briefe der DDr. Stromeyer und Vogt die Rede gewesen, welche gegen die beabsichtigte Ausschließung der in Deutschland promovirten Doktoren von der Praxis in Frankreich protestiren und dabei die Vorzüge der deutschen Universitäten hervorhoben. Allerdings hatten diese Herren Recht, ihre deutschen Kollegen gegen unverdiente Angriffe zu vertheidigen; ihre gereizte Stimmung ließ sie aber übersehen, daß man hier nicht den Werth der deutschen Universitäten im Allgemeinen, sondern nur die Mißbräuche einzelner bei Ertheilung von Doktor-Diplomen bekämpfen und nicht deutsche Aerzte zurücksetzen, sondern nur Unwissende, welche durch erkaufte Diplome in Frankreich die Behörden und das Publikum täuschen, von der Praxis abhalten wollte. Da nun jene beiden Herren mehrere Nachahmer gefunden, so daß die Pariser Zeitungen von vielen deutschen Aerzten und selbst vom Dekan der Marburger Fakultät briefliche Reclamationen erhalten haben, so hat auch die Gegenpartei nicht unterlassen, die Data zu ihrer Rechtfertigung zu sammeln, aus denen unbestreitbar hervorgeht, auf welch unwürdige Weise der Handel mit Doktor-Diplomen von einzelnen deutschen Fakultäten getrieben wird. So hat in London ein gewisser John Bond ein förmliches Büreau für Anmeldungen zu Doktortiteln, die er für 40 bis 50 Pfd. Sterling zu verschaffen verspricht und in öffentlichen Blättern ausbietet, ohne daß die Kandidaten ihre Heimat zu verlassen, sich einem Examen zu unterwerfen oder eine Dissertation zu schreiben nöthig hätten. Als nun jüngst sich das Gerücht verbreitete, dieser Bond sey ein Betrüger, welcher die Diplome der Gießener Fakultät nachmache, da schrieb ein durch seine Vermittelung in Gießen promovirter Engländer an die dortige Fakultät, um sich über sein Doktorat Gewißheit zu verschaffen, und erhielt folgende Antwort:

Geehrter Herr!

Ich beeile mich, Sie zu benachrichtigen, daß das in Ihren Händen befindliche medizinische Doktor-Diplom de dato ... von der hiesigen Fakultät Ihnen wirklich ertheilt ist. Der Doktorgrad ist nun Ihr Eigenthum und wurde Ihnen in Folge der eingezogenen Erkundigungen, der durch Ihren Agenten übergebenen Zeugnisse und Ihrer vortrefflichen Dissertation zuerkannt.

Einen Agenten für den Verkauf des Doktorgrades hat die medizinische Fakultät nicht; und wenn Sie statt 25 Pfd. Sterl. 50 bezahlt haben, so sind Sie durch Ihre Mittelsperson gerupft worden.

Gießen, den 16. Dezember 1845. Dr. Justus Liebig."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 25. Berlin, Donnerstag den 26. Februar 1846.

Zur Literaturgeschichte des Auslandes.

Prutz, literarhistorisches Taschenbuch für 1846.

Beaumarchais und seine Werke. — Literarisch-wissenschaftliches Leben in Polen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. — Die Elegie der Alten. — Spanische Romanzen und Farçes. — Goldoni.

Frankreich, Spanien, Italien, Polen, Griechenland und Deutschland, das klassische Alterthum, das romantische Mittelalter und die ringende Neuzeit haben Stoff zu diesem Taschenbuche geliefert, das mit jedem neuen Jahrgang an gesinnungsvoller Haltung und an gediegenen Beiträgen gewonnen hat. Die verschiedenen Verfasser haben, wie man sieht, ihre Aufgaben vollkommen unabhängig gewählt und bearbeitet, ohne sich unter einander über einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt verständigt zu haben; jeder ist streng bei der Sache geblieben und hat sie mit Liebe in würdiger, ernster Weise behandelt. Dennoch aber, bei aller scheinbaren Zusammenhangslosigkeit, geht ein rother Faden durch das Ganze, der gerade in den besten Aufsätzen am deutlichsten zu Tage liegt. Es ist ein gemeinsamer Zug: das Streben nach wissenschaftlicher Ergründung der Thatsachen und nach Bewährung eines geraden, unabhängigen Sinnes, was alle diese Schriftsteller belebt, die darum auch sämmtlich solche Stoffe gewählt, in denen sich die Gedanken und die Bewegungen einer ernster gewordenen Zeit wie in einem Spiegel zeigen lassen.

Einen raschen Blick auf die einzelnen Abhandlungen dieses Taschenbuchs werfend, so weit sie in den Bereich unserer Zeitschrift gehören, finden wir zunächst eine mit Geschick und Gesinnung geschriebene Charakteristik Beaumarchais' von K. A. Mayer. Beaumarchais, dem deutschen Publikum durch Goethe's Clavigo bekannt, war der Sohn eines Pariser Uhrmachers und trieb als junger Mann die Kunst seines Vaters. Aus Liebhaberei beschäftigte er sich nebenbei mit Musik und brachte es namentlich im Harfenspiel zu einer mehr als gewöhnlichen Fertigkeit. Dies wurde die Veranlassung, daß er als Lehrer zweier Prinzessinnen Zutritt bei Hofe erlangte und durch diesen wiederum mit dem Hof-Banquier Paris Duverney bekannt ward. Dem Letzteren entging der Speculationsgeist des jungen Mannes nicht; er erlaubte ihm, an seinen Unternehmungen Theil zu nehmen, und unterstützte ihn in eigenen, wodurch der Grund zu dem beträchtlichen Vermögen Beaumarchais' gelegt ward. Zweiunddreißig Jahr alt, ging Beaumarchais im Jahre 1764 nach Madrid, um einer Schwester hülfreiche Hand zu leisten, der Don Joseph Clavijo y Flajardo ein Eheversprechen gebrochen hatte, und als er nach Erreichung seines Zweckes zurückgekehrt war, trat er mit einem rührenden Drama, Eugenie, welches sich bis heute auf dem Repertoire erhalten hat, als dramatischer Schriftsteller auf. Kurz darauf starb Duverney kinderlos, und der Universalerbe, Graf Falcoz de la Blache, dem eine und eine halbe Million Franken zufielen, weigerte sich, einen unberichtigt gebliebenen Rechnungsrest von 15,000 Franken an Beaumarchais zu bezahlen. Daraus entspann sich ein Prozeß, der in erster Instanz gegen, in zweiter aber, durch die Käuflichkeit des Referenten, Parlamentsrathes Gözman, und die Nachlässigkeit oder Verderbtheit des Pariser Parlamentes, für den Grafen entschieden ward. Beaumarchais war nun freilich von Seiten des Gerichtes zur Zahlung verurtheilt und für bürgerlich ehrlos erklärt worden, selbst nahe daran gewesen, von Henkers Hand gebrandmarkt zu werden, und seine Prozeßschriften wurden öffentlich den Flammen übergeben; aber eben durch diese Prozeßschriften hatte er die öffentliche Meinung für sich gewonnen, und einige Jahre später, unter Ludwig XVI., ward ihm die Genugthuung, daß sein Prozeß revidirt, von dem Parlamente zu Aix in der Provence für ihn entschieden und seine Wiedereinsetzung in alle seine Aemter und Würden ausgesprochen wurde.

Während dieser Prozeß schwebte, hatte Beaumarchais auch seine dramatische Schriftstellerei fortgesetzt, jetzt aber, mit richtiger Erkenntniß seines dichterischen Berufes, sich zum Intriguenstück gewendet. Seine erste Leistung auf diesem Gebiete war der Barbier von Sevilla (1775), der, aus dem hergebrachten Bühnengeleise weichend, bei der ersten Aufführung durchfiel und erst allmälig zu der Anerkennung gelangte, deren er sich noch heute erfreut. Desto größer war der Triumph des Dichters, als sein zweites Intriguenstück, Figaro's Hochzeit, dessen Aufführung von seinen Feinden vier Jahre lang hingehalten worden war, endlich im Jahre 1784 auf die Bühne kam und hundertmal hinter einander gegeben ward. Die den Grundgedanken des Lustspiels bildende Opposition des Geistes gegen Rang und Macht war es vornehmlich, was ihm so ungeheuren Beifall verschaffte. Ein geistreicher Schriftsteller charakterisirt Beaumarchais vortrefflich durch ein Gleichniß: „Was Voltaire und Diderot nicht gethan hatten, das that Beaumarchais: vor ihm hatten die Philosophen und dramatischen Dichter so zu sagen Briefe geschrieben, denen die Adresse fehlte; Beaumarchais setzte sie darauf. Er glich jenem alten Bogenschützen, der auf seinen Pfeil den Namen derjenigen schrieb, den er treffen wollte."

Während der Revolution ward Beaumarchais vielfach angefochten und mußte selbst eine Zeit lang sein Vaterland meiden, doch erlangte er später die Erlaubniß zur Rückkehr und ward von allen Beschuldigungen vollkommen freigesprochen. Er starb als rüstiger Siebenundsechziger im Jahre 1799. Ein kerniger, ganzer Mensch von ungeheurer Energie, nahm er einen ehrenvollen Platz ein in dem Vordertreffen des großen Geisteskampfes, der nicht nur sein Vaterland, sondern das ganze civilisirte Europa umgestaltete und noch umgestaltet.

Es folgt von Cybulski „die letzte Revolution Polens und die ihr vorangehende politisch-literarische Bewegung", leider für den bei weitem größeren Theil des deutschen Publikums zu skizzenhaft gehalten. — Mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit der Nation trat auch einiger Stillstand in der literarischen Thätigkeit ein, welche in dem sogenannten Stanislausschen Zeitalter, gleichzeitig mit der politischen Reform, einen so glänzenden, wenngleich nur formellen Aufschwung genommen hatte. Doch sorgten die im Lande gebliebenen Gelehrten wenigstens für Erhaltung des Vorhandenen. Die preußische Regierung begünstigte die Entwickelung des Volkes durch die Vermehrung der Schulen, die Erlaubniß zur Eröffnung des National-Theaters in Warschau und besonders durch die im Jahre 1801 erfolgte Gründung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Warschau, welche bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1831 stets die ausgezeichnetsten Männer in ihrer Mitte zählte und den eigentlichen Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen in Polen bildete. Für Galizien dagegen geschah fast gar nichts. Der russische Antheil erfuhr eine menschliche Behandlung, merkwürdigerweise gerade unter der Regierung des Kaisers Paul. Es wurden dem Lande sein lithauisches Statut, seine Landtage, die Wahl der richterlichen und bürgerlichen Beamten, der Geistlichkeit die Bisthümer wiedergegeben und die Freiheit der Kirche nicht angetastet. Neben der Herstellung der Schulen gestattete der Kaiser endlich auch die Wiedereröffnung der Wilnaer Universität, welche bald die blühendste wissenschaftliche Anstalt in Polen ward. Alexander gab der Universität seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Fürsten Czartoryski, zum Kurator, welcher den in österreichischer Haft gehaltenen ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmann Kollontay aus Olmütz erlöste und als Reformator der Universität und des ihr untergebenen gesammten Schulwesens berief. Auch in dem aus dem preußischen und österreichischen Antheile (1807) gebildeten Großherzogthum Warschau, so wie später in dem constitutionellen Königreiche, nahm das Schulwesen unter Leitung des Grafen Stanislaus Potocki einen erfreulichen Aufschwung. Die Universität Krakau war ebenfalls durch Kollontay neu organisirt worden und ward in ihren Rechten und ihrer Entwickelung von den drei Mächten beschützt.

Parallel mit dieser äußeren Vermehrung und Erhebung der Bildungs-Anstalten ging die innere Entwickelung der Wissenschaften und der schönen Literatur. Die gesammte Literatur des Stanislausschen Zeitalters war dem Geiste und der Richtung des französischen Klassizismus gefolgt. Seitdem aber das geistige Leben der Nation durch die Theilung des Reiches aus der äußeren objektiven in die innere mehr subjektive Richtung gedrängt ward, bedeutende Theile des Landes unter den unmittelbaren Einfluß deutscher Regierungen gelangten, Tausende der besten Köpfe auswanderten, die Kantische Philosophie und die großen Dichter der neuesten Zeit, Schiller, Goethe, Byron, Eingang fanden, begann eine rasch wachsende Opposition gegen jene längst abgestorbenen hohlen Formen. Auch die Wissenschaft schied sich in zwei Lager; die einen, der französischen Fahne folgend, wandten sich mehr der praktischen, die anderen, dem deutschen Rufe Gehör gebend, mehr der theoretischen Entwickelung zu; jene pflegten die Erfahrungswissenschaften, diese die spekulativen. Kollontay versuchte beide Richtungen an der Universität Wilna zu vereinen, fand aber harten Widerstand an Johann Snjadezki, der als Professor und Rektor der Universität die empirische Richtung mit dem ganzen Gewicht seines amtlichen und persönlichen Einflusses vertheidigte, jedoch übrigens um den Unterricht und Vortrag aller strengen Wissenschaften in polnischer Sprache sich bedeutende Verdienste erworben hat. Als aber im Jahre 1816 das constitutionelle Polen und mit ihm die Universität Warschau errichtet ward, als ferner die Vereinigung der russisch-polnischen Provinzen mit dem Königreiche

von Alexander versprochen und theilweise in administrativer Hinsicht wirklich vollzogen wurde, da ergriff der gewaltsam aufgeregte, in Spannung und Hoffnung versetzte Nationalgeist auch die Universität Wilna, und dieser Macht konnte Snjadezki nicht mehr die Waage halten. Im ganzen Lande bildeten sich, theils öffentlich, theils im Geheimen, politische und literarische Gesellschaften, und auch in Wilna entstand eine solche, die sich „Schubrawzy", Lumpengesellschaft, nannte. Auf durchaus liberaler Grundlage fußend, griff sie Alles, was tadelhaft erschien, sowohl die Mängel der russischen Administration, als die schlechten Ueberbleibsel der alten polnischen Zeit, vor Allem aber den Druck des Bauernstandes mit beißender Satire an.

Die Universität Wilna bestand zu dieser Zeit zwar aus vier Fakultäten, der physisch-mathematischen, der moralischen, der medizinischen und der literarischen. Die letzten beiden, als Bildungs-Anstalten für Aerzte und Lehrer, waren auch sorgfältig eingerichtet und zahlreich besucht; am meisten blühte die erste, von Snjadezki vorzugsweise begünstigt; aber die zweite, die der moralischen Wissenschaften, zu denen Jurisprudenz, Geschichte, Psychologie, Theologie u. s. w. gezählt wurden, blieb unvollständig besetzt, theils weil die Mehrzahl dieser Disziplinen der einseitigen materiellen Richtung Snjadezki's zuwider war, theils weil die Pflege derselben überhaupt nicht im Interesse der Regierung lag; denn Jurisprudenz und Kameralwissenschaften schienen überflüssig, da die Rechtspflege und die Verwaltung meistens von der russischen Regierung abhingen, und Geschichte, Politik und Philosophie sind gefährliche Wissenschaften für die Macht eines Autokraten.

Die tieferen Geister empfanden die Lücke um so schmerzlicher. Eine dieser strebenden Naturen, Thomas San, der Sohn eines armen Edelmannes aus dem Nowogroder Kreise, blieb nach Vollendung seines physikalisch-mathematischen Kursus auf der Universität zurück, um unter dieser unscheinbaren Maske seine Kommilitonen für ein humaneres Streben zu gewinnen. Er stiftete im Jahre 1819 eine patriotische, moralisch-wissenschaftliche Gesellschaft, deren Mitglieder, nach den prismatischen Farben in sieben Klassen getheilt, Promjeniszi, Strahlende, benannt wurden. Die Bundesglieder, in ihrem Ziele der deutschen Burschenschaft ähnlich, verpflichteten sich zu Bruderliebe, Gleichheit, gegenseitiger Unterstützung, Wissenschaftlichkeit, Fleiß, Sittenreinheit, Mäßigkeit, Besonnenheit, musterhafter Führung und Vaterlandsliebe. Nun zog ein neues Leben in die Mauern der Universität, und der einzige noch übrige Professor der moralischen Abtheilung begann sich höchlich zu verwundern, als seine Vorlesungen über römisches Recht sich mit Zuhörern füllten. Hatte die Gesellschaft der Lumpen die physikalisch-mathematische Verstandes-Tendenz vertreten, so wirkte die Gesellschaft der Strahlenden im Sinne der politisch-philosophischen Vernunft-Tendenz.

Um diese Zeit war es, wo der Fürst Czartorysli, der willkürlichen Verwaltung des Großfürsten Konstantin freien Lauf lassend, von der Regierung des Königreichs zurücktrat und nur den Sitz eines Senators in der höheren Repräsentanten-Kammer behielt. Desto mehr wendete er wieder der Universität Wilna seine Aufmerksamkeit zu und eröffnete eine Bewerbung um die seit Jahren unbesetzt gebliebenen Lehrstühle der moralischen Wissenschaften, besonders der Geschichte und der Philosophie. Die öffentliche Meinung entschied sich in Beziehung auf die historische Professur im voraus für Lelewel. Snjadezki arbeitete aus allen Kräften dagegen, denn er konnte als Sprachpurist Lelewel nicht leiden, weil dieser über den Inhalt die Form der prosaischen Darstellung vernachlässigte und überdies in Hinsicht auf die Schreibweise des j, i und y von ihm abwich. Als aber Lelewel, im Jahre 1818 als Custos der Nationalbibliothek berufen, dort Vorlesungen über die Geschichte des Mittelalters eröffnete und durch die Großartigkeit und Schönheit seines freien mündlichen Vortrages die Zuhörer eben so hinriß, als jener die Leser durch Schwerfälligkeit der schriftlichen Darstellung ermüdet hatte, da war die Niederlage Snjadezki's unvermeidlich, und Lelewel kehrte unter dem Jubel der studirenden Jugend 1821 nach Wilna zurück und begann dort seine historischen Vorlesungen. Durch klaren, glänzenden Vortrag wirkte eben so anregend neben ihm als Philosoph Goluchowski, ein Schüler Schelling's.*) Einige andere Professoren kamen in den übrigen Fächern hinzu, um das Uebergewicht der moralischen Fakultät zu vollenden.

Zu diesem wissenschaftlichen Siege gesellte sich gleichzeitig der dichterische. Die klassische Dichtung, in den hergebrachten Formen sich bewegend, behandelte zwar auch nationale Stoffe, aber sie vermochte nicht, ihnen Leben einzuhauchen; nur in den Werken dreier Männer, Njemcewicz, Woronicz und Brodzinski, erzitterten bereits die Schwingungen der neuen Zeit. Da erschienen im Jahre 1821 die zwei ersten Bändchen der Dichtungen von Mizkiewicz, in deren Vorworte der Dichter sich offen zur romantischen Schule bekannte. Das Ziel dieser romantischen Schule aber war, im vollsten Sinne des Wortes national zu werden, wie in einem Brennpunkte die verschiedenen Lichtstrahlen des Volkslebens aufzufassen, den zerrissenen Faden der geistigen Entwickelung, von ihrer ursprünglichen Stufe der unmittelbaren Volksanschauung bis zu der des geläuterten Bewußtseyns aufzunehmen. Die Wiedergeburt des Volkes, nach außen hin gehindert und in der Wissenschaft selbst niedergehalten, konnte nur auf dem Gebiete der schönen Literatur unter der Hülle der Dichtkunst vermittelt werden.

Die Warschauer Universität war mehr eine Erziehungsanstalt für Beamte, als ein wissenschaftliches Institut. Für ihre Niederhaltung sorgten drei Männer, Schanjawski, Grabowski, Nowoßilzow. Schanjawski, ein Schüler Kant's und der Erste, der die deutsche Philosophie nach Polen brachte, ein gelehrter Jurist, Kameralist und Philosoph und ein geachteter Schriftsteller, ward allmälig Direktor der öffentlichen Erziehung und daneben Censor. — Grabowski, Minister der Aufklärung, bestrebte sich, den Katholizismus, die Aristokratie und den Autokratismus zu Grundpfeilern des Staatslebens zu erheben; abweichende Richtungen und Ansichten wurden als Atheismus, Materialismus, Jakobinismus bezeichnet. Polizeiliche Aufsicht und strenge Censur waren die öffentlichen Mittel, deren er sich zur Erreichung seines Zweckes bediente, und Bigotterie, Frömmelei und Heuchelei wuchsen bald lustig empor. Der Senator Nowoßilzow war zwar gottlos und sittenlos, doch beförderte er gleichfalls die religiöse Richtung, war zwar ein Trunkenbold und geldgieriger Verschwender, doch wachte er gleichfalls über Jugend und Volksmoral.

Dies Kleeblatt wandte nun im Interesse der Volksaufklärung, an deren Spitze es stand, seine Blicke auf die Universität Wilna, und um dem oben geschilderten Treiben derselben auf den Grund zu kommen, ließ es eine Untersuchung anstellen, welche ein ganzes Jahr (1823) dauerte und mehr als zehn in Gefängnisse umgewandelte Klöster mit Verhafteten anfüllte. Das Ende war, daß Hunderte nach Sibirien verbannt, in Regimenter gesteckt, in Kerker geworfen wurden, Greise und Kinder, Beamte und Professoren, Geistliche und Laien. Fürst Czartorysli ward des Kurateramtes enthoben, Nowoßilzow kam an seine Stelle, und die Universität war zu Grunde gerichtet. —

Diesem Bilde des literarischen und wissenschaftlichen Lebens in Polen folgt ein Aufsatz von W. Hertzberg: „Der Begriff der antiken Elegie in seiner historischen Entwickelung", und zwar, als Fortsetzung eines Artikels in einem früheren Jahrgange dieses Taschenbuches, „die Elegie der Alexandriner". Diese von großem Studium zeugende Darstellung der Epigonen der altklassischen Poesie hat das Verdienst, nicht blos den Philologen, sondern auch den Laien anzusprechen. Der Philologe wird es nicht unbeachtet lassen, daß die Forschung des Verfassers nicht selten zu anderen Ergebnissen gelangt ist, als Bernhardy im zweiten Bande seiner griechischen Literaturgeschichte, welchen der Verfasser, wie es scheint, zu seiner Arbeit noch nicht benutzen konnte.

Mit einem raschen Sprunge gelangen wir plötzlich wieder ins bunte, wirbelnde, glühende Leben: Karl Stahr führt uns „die spanischen Romanzen" vor mit ihren stolzen Rittern, schönen Frauen und kühnen Mauren. Die Darstellung ist rasch, anschaulich, interessant, aber der Erklärer verfährt freilich etwas cavalièrement und hat es mit dem Studium mittelalterlicher Literaturen nicht gerade sehr genau genommen. Doch sind wir mehr als versöhnt, da er uns am Ende versichert, daß die gegebenen Mittheilungen nur Andeutungen für den Zweck umfassender Inhaltszeichnung seyn und nur zum unmittelbaren Genuß dieser Poesie einladen sollen.

Auf eine vortreffliche Kritik Goldoni's von E. Ruth (dessen Geschichte der italiänischen Poesie wir früher in diesen Blättern besprochen haben) können wir leider nicht eingehen, da sie uns hier zu weit führen würde.

Ein lustiger Gesell, Gil Vicente, schließt im äußersten Westen Europa's, in Lissabon, die Reihe der unseren Blicken vorgeführten Ausländer. Moritz Rapp giebt uns einen Auszug aus seinen zwölf Farças. Wäre es nicht vielleicht gerathener gewesen, wenigstens die beste derselben in vollständiger Uebersetzung vorzuführen? denn Gerippe bleiben doch immer nur Gerippe.

Die übrigen Aufsätze: Johannes von Soest, von Hoffmann von Fallersleben; — Moser's Herr und Diener, von A. Bock; — die Notizen zur Kritik der Goethe-Schillerschen Epigramme, von J. W. Schäfer; über Reineke, von J. Tittmann, und auch die nach unserem Dafürhalten beste Abhandlung des ganzen Buches: über Thomas Abbt, vom Herausgeber, Herrn Prutz, selbst, übergehen wir, der Tendenz dieses Blattes gemäß.

Mögen unsere Leser das reichlich ausgestattete und des Gediegenen viel bietende Taschenbuch sich bestens empfohlen seyn lassen.

*) Herr Goluchowski, Verfasser eines vor 24 Jahren erschienenen Werkes „über das Verhältniß der Philosophie zu dem Leben der Völker", befindet sich jetzt in Berlin, wo er, selbst seitdem ein Veteran geworden, der Theilnahme seines früheren deutschen Lehrers wie seiner ehemaligen polnischen Schüler sich erfreut.

Frankreich.

Der französische Bauer.

Aus Michelet's neuestem Werke: Le Peuple.

(Fortsetzung.)

Die Dichter haben oft von der anziehenden Wirkung des Wassers gesprochen, von jenen gefährlichen Phänomenen, welche den unvorsichtigen Fischer anlockten. Wo möglich noch gefährlicher ist die anziehende Wirkung des Landes. Mag es groß oder klein seyn, so hat es doch die merkwürdige und verlockende Eigenthümlichkeit, daß es immer unvollständig ist; es strebt immer danach, sich zu arrondiren. Es fehlt nur sehr wenig, nur dieses Stück, oder noch weniger, diese Ecke. So entsteht die Versuchung, sich zu arrondiren, zu kaufen, zu entlehnen. „Spare wenn du kannst, entlehne nicht", sagt die Vernunft. Aber das dauert zu lange, die Leidenschaft sagt: „Entlehne!" — Der Eigenthümer, welcher furchtsam ist, entschließt sich nicht gern, zu leihen; obwohl ihm der Bauer ein hübsches Stück Land, welches keine Schulden hat, zeigt, so fürchtet er doch, daß eine Frau, oder Mündel (denn unsere Gesetze sind so) aus dem Boden hervorsteigen und mit ihrem vorangehenden Rechte den Werth des Unterpfandes verschlingen. Er wagt also nicht, zu leihen. — Wer wird leihen? der Wucherer des Orts oder der Rechtskundige, welcher alle Papiere des Bauern hat, welcher den Stand seiner Angelegenheiten besser kennt als er selbst, der weiß, daß er nichts wagt und der ihm aus Freundschaft, nicht leiht, sondern Geld zu 7, 8, 10 pCt. verschafft.

Wird derselbe das verderbliche Geld nehmen? Seine Frau ist selten dieser

Meinung. Wenn er seinen Großvater um Rath fragen wollte, so würde ihm dieser eben so wenig dazu rathen. Seine Vorältern, die alten französischen Bauern, hätten es sicherlich nicht gethan. Dieses demüthige und geduldige Geschlecht rechnete nur auf seine persönliche Ersparniß, auf den Pfennig, den es sich von seiner Nahrung abzwackte, auf das kleine Geldstück, welches sie zuweilen vom Markte heimbrachten und welches sich noch in derselben Nacht seinen Geschwistern in dem im Keller vergrabenen Topfe beigesellte.

Der heutige Bauer ist ein anderer; er hat einen höheren Schwung, er ist Soldat gewesen. Die Großthaten, die er in diesem Jahrhundert verrichtet hat, haben ihn daran gewöhnt, das Unmögliche für nicht schwierig zu halten. Die Landerwerbung ist für ihn ein Kampf; er unternimmt sie gleichsam im Sturmschritt und weicht nicht zurück. Sie ist seine Schlacht bei Austerlitz, die er, er weiß es, gewinnen wird, wenn auch nicht ohne Mühe; hat er doch unter dem Kaiser ganz andere Sachen gesehen!

Hat er, als nur Wunden zu gewinnen waren, herzhaft gekämpft, wie sollte er wohl den Kampf um das Land lässig führen? Folge ihm am Morgen, und du wirst ihn und die Seinigen, seine Frau, welche eben niedergekommen ist, und welche sich auf dem feuchten Boden hinschleppt, bei der Arbeit finden. Mittags, wenn die Felsen vor Hitze bersten, wenn der Pflanzer seinen Neger ruhen läßt, ruht der freie Neger nicht. Betrachte seine Nahrung und vergleiche sie mit der des Handwerkers; dieser ißt in der Woche besser als der Bauer Sonntags.

Dieser heldenhafte Mann hat durch seine Willensstärke Alles zu vermögen, selbst die Zeit aufheben zu können geglaubt. Aber es ist hier nicht wie im Kriege; die Zeit läßt sich nicht aufheben; sie lastet, der Kampf zwischen dem Wucherzins, welchen die Zeit vergrößert, und zwischen der menschlichen Kraft, welche abnimmt, dauert fort und zieht sich in die Länge. Das Land bringt 2 pCt., und der Wucherzins beträgt 8 pCt.; d. h. er kämpft gegen ihn wie ein Mann gegen vier. Jedes Zinsenjahr verschlingt vier Arbeitsjahre.

Nun wundere man sich noch, wenn dieser Franzose, der sonst lachte und sang, nicht mehr lacht. Nun wundere man sich noch, wenn er auf dem Lande, das ihn verschlingt, so düster einhergeht. Man geht bei ihm vorüber und grüßt ihn herzlich; aber er will nicht sehen und drückt den Hut tiefer in die Augen. Frage ihn nicht nach dem Wege; er könnte, wenn er antwortete, die entgegengesetzte Richtung angeben.

So isolirt sich der Bauer, und seine Stimmung wird immer bitterer. Sein Herz ist zu bedrängt, als daß er es einer wohlwollenden Gefühlen eröffnen könnte. Er haßt den Reichen, er haßt seinen Nachbarn und die Welt. Auf seinem elenden Eigenthum allein wie auf einer einsamen Insel lebend, wird er ein Wilder. Seine Ungeselligkeit, welche aus dem Gefühl seines Elends hervorgeht, macht dieses zu einer unheilbaren; sie verhindert ihn, sich mit denjenigen zu verständigen, welche seine Bundesgenossen und seine natürlichen Freunde seyn sollten, mit den anderen Bauern; er würde lieber sterben als diesen einen Schritt entgegenthun. Andererseits hütet sich der Städtebewohner, sich diesem trotzigen Menschen zu nähern; er fürchtet ihn fast: „der Bauer ist boshaft, habsüchtig, fähig, Alles zu thun; in seiner Nachbarschaft ist man nicht sicher.“ So entfernen sich die wohlhabenden Leute immer mehr von ihm, sie leben einige Zeit auf dem Lande; aber sie lassen sich hier nicht fest nieder; ihr Wohnort ist die Stadt. Sie lassen dem Dorfbanquier, dem Rechtskundigen, diesem geheimen Beichtvater Aller, welcher an Allen verdient, freies Feld. „Ich will mit diesen Leuten nichts mehr zu thun haben“, sagt der Eigenthümer; „der Notar soll Alles abmachen, ich verlasse mich auf ihn; er wird mit mir abrechnen und die Pachtungen ausgeben und vertheilen, wie er will.“ So wird an vielen Orten der Notar der einzige Pächter, der einzige Vermittler zwischen dem Eigenthümer und dem Landmann: das ist ein großes Unglück für den Bauer. Um der Leibeigenschaft des Grundbesitzers zu entgehen, welcher gewöhnlich wartete und sich lange mit Worten abspeisen ließ, hat er den Rechtskundigen, den Goldmann, welcher nur den fälligen Termin kennt, zum Herrn genommen.

Die ungünstige Meinung des Eigenthümers wird gewöhnlich durch die frommen Leute bestärkt, welche bei seiner Frau zum Besuche kommen. Der Materialismus der Bauern ist der gewöhnliche Text ihrer Klagelieder. „Gottloses Zeitalter!“ rufen sie, „materielles Geschlecht! Diese Leute lieben nur ihr Land! Dieses ist ihre ganze Religion! sie beten nur den Dünger auf ihren Feldern an!“ Ihr unglücklichen Pharisäer, wenn dieses Land nur Land wäre, so würden sie es nicht zu so unsinnigen Preisen kaufen, es würde sie nicht zu solchen Verirrungen, zu solchen Verblendungen verführen. Ihr geistigen, nichtmateriellen Menschen, Ihr würdet Euch nicht so fangen lassen; Ihr berechnet bis auf einen Frank, wie viel dieses Feld an Getraide oder an Wein einträgt. Und er, der Bauer, verleiht demselben einen unendlichen imaginairen Preis; er ist zu geistig, er ist der Dichter. Aus diesem schmutzigen, schlechten Boden sieht er deutlich das Gold der Freiheit hervorleuchten. Für denjenigen, welcher die unvermeidlichen Laster der Sklaverei kennt, ist die Freiheit die Möglichkeit der Tugend. Eine Familie, welche sich von der Lohndienerschaft zum eigenen Besitze aufgeschwungen hat, hält etwas auf sich, steigt in ihrer eigenen Achtung; sie gewinnt auf ihrem Felde eine Aerndte von Tugenden. Die Mäßigkeit des Vaters, die Sparsamkeit der Mutter, die muthige Arbeit des Sohnes, die Keuschheit der Tochter, sind doch wohl nicht materielle Güter, sind doch wohl Schätze, die man nicht zu theuer bezahlen kann.

Ihr Männer der Vergangenheit, die Ihr Euch die Männer des Glaubens nennt, wenn Ihr dies wahrhaft seyd, so erkennt auch an, daß es ein Glaube war, welcher in unseren Tagen die Freiheit der Welt gegen die Welt selbst durch die Arme dieses Volkes vertheidigte. Sprecht doch nicht immer von dem Ritterthume. Das unserer Bauernsoldaten war ein Rittertum und zwar eins der edelsten. Man sagt, die Revolution habe den Adel aufgehoben; aber sie hat im Gegentheil 34 Millionen Adlige geschaffen. Ein Emigrant wandte den Ruhm seiner Ahnen ein; ein Bauer, welcher Schlachten gewonnen hatte, antwortete: „Ich bin ein Ahne!“

Nach solchen Großthaten ist das Volk ein adliches; Europa ist spießbürgerlich geblieben. Aber diesen Adel müssen wir ernsthaft vertheidigen; er ist in Gefahr. Wenn der Bauer Leibeigner des Wucherers würde, so würde er nicht nur elend werden, sondern es würde auch sein Herz verschrumpfen. Ein trauriger, unruhiger, zitternder Schuldner, welcher die Begegnung seines Gläubigers fürchtet, kann nicht viel Muth behalten. Was sollte aus einem Geschlechte werden, welches in der Furcht vor den Juden aufwüchse, und welches keine anderen Bewegungen kennte, als die Angst vor Personal-Arrest, Execution und Expropriation?

Die Gesetze müssen geändert werden: das Recht muß sich dieser großen politischen und moralischen Nothwendigkeit unterwerfen.

Wenn Ihr Deutsche oder Italiäner wärt, so würde ich zu Euch sagen: „Befraget die Gesetzkundigen; Ihr braucht blos die Regeln der bürgerlichen Billigkeit zu beobachten.“ Aber Ihr seyd Frankreich; Ihr seyd nicht blos eine Nation, Ihr seyd ein Prinzip, ein großes politisches Prinzip. Dies muß um jeden Preis vertheidigt werden. Als Prinzip müssen wir leben. Lebet für das Heil der Welt.

Keine Regierung seit der Revolution hat sich um das landwirthschaftliche Interesse bekümmert. Die Industrie, die jüngere Schwester der Landwirthschaft, hat die ältere in Vergessenheit gebracht. Die Restauration begünstigte den Grundbesitz, aber den großen Grundbesitz. Selbst Napoleon, der dem Bauer so theuer war und ihn so gut verstand, schaffte die Einkommensteuer ab, welche den Kapitalisten traf und den Boden erleichterte; er vernichtete die Hypothekengesetze, welche die Revolution gemacht hatte, um dem Bauer das Geld näher zu bringen.

Jetzt herrschen der Kapitalist und der Industrielle allein. Die Landwirthschaft, welche die Hälfte und noch mehr der Abgaben beisteuert, erhält nur den hundertachten Theil der Ausgaben. Die Theorie behandelt dieselbe nicht besser als die Verwaltung; sie bekümmert sich vorzüglich um die Industrie und die Industriellen.

Und dennoch bildet der Bauer nicht nur den zahlreichsten Theil der Nation, sondern auch den stärksten, den gesundesten und im Ganzen auch den besten.*) Bei der Schwächung der Gläubensmeinungen, die ihn sonst aufrecht erhielten, jetzt sich selbst überlassen, schwankend zwischen dem alten Glauben, den er nicht mehr hat, und der modernen Aufklärung, die man ihm nicht giebt, behält er als Stütze das Nationalgefühl, die große militairische Tradition, die Soldatenehre. Er ist eigennützig, hart in Geschäften; was kann man dagegen sagen, wenn man weiß, was er leidet? Wie er auch seyn mag und was man ihm auch zuweilen vorwerfen kann, so vergleiche man ihn doch nur im gewöhnlichen Leben mit den Kaufleuten, die den ganzen Tag lügen, mit dem Schwarm der Manufakturisten.

Der Mensch der Erde, der ganz in ihr lebt, scheint nach ihrem Bilde geformt zu seyn. Wie sie, ist er gierig; die Erde sagt nie: genug. Er ist so hartnäckig, wie sie fest und beharrlich ist; er ist geduldig nach ihrem Vorbilde und nicht weniger unzerstörbar als sie; Alles vergeht, während er bleibt. Wollt Ihr das Fehler nennen? Wenn er dieselben nicht hätte, würde Frankreich längst nicht mehr existiren. (Schluß folgt.)

Süd-Afrika.

Cap. Marryat's Scenen in Afrika.

II. Der Löwe der Wüste.

„Der Löwe tödtet nicht aus Uebermuth“, nahm Swinton das Wort, „davon hatte ich wiederholt Beispiele; ich erinnere mich eines solchen, das sehr merkwürdig ist, da es Zeugniß von der Klugheit des edlen Thieres giebt.

„Ein Mann, der zu einer der Missionen gehörte, kehrte von einem freundschaftlichen Besuche nach Hause zurück und nahm einen Umweg, um an einer Wasser-Lache vorüber zu kommen, an der er eine Antilope zu schießen hoffte. Die Sonne stand ziemlich hoch, als er daselbst anlangte, und da er kein Wild gewahrte, lehnte er sein Gewehr an einen niedrigen, dachartig hervorspringenden Felsen, dessen hintere Seite mit Buschwerk bedeckt war, ging hinab zur Lache, um sich durch einen Trunk zu erfrischen, und kehrte alsdann zum Felsen zurück; hier, nachdem er sein Pfeifchen geschmaucht hatte, legte er sich ermattet nieder und schlief bald ein.

„Die von dem Felsen abprallende, ungewöhnliche Hitze erweckte ihn jedoch schnell wieder; indem er die Augen aufschlug, gewahrte er einen mächtigen Löwen, der, kaum zwei Schritte entfernt, zu seinen Füßen lagerte und ihm ins Gesicht starrte. Die Furcht machte ihn auf mehrere Minuten regungslos, da er mit jedem Augenblick zwischen den Zähnen des Ungeheuers zu seyn erwartete; endlich gewann er seine Geistesgegenwart wieder und richtete den Blick auf sein Gewehr, indem er die Hand behutsam danach ausstreckte; aber so wie der Löwe das gewahrte, erhob er den Kopf und stieß ein entsetzliches Gebrüll aus, das den Mann zum schleunigen Zurückziehen der Hand nöthigte. Damit schien der Löwe zufriedengestellt und legte, wie früher, den Kopf auf die Vorderfüße. Nach einiger Zeit versuchte es der Mann abermals, sich in

*) Die städtische Bevölkerung, welche ein Fünftheil der Nation bildet, liefert zwei Fünftheile der Angeklagten.

Besitz seiner Waffe zu setzen; wieder erhob der Löwe das Haupt, und der Mann unterließ es. In gewissen Zwischenräumen wiederholten sich die Versuche, die jedesmal gleichen Zorn von Seiten des Löwen hervorriefen."

„„Dann wußte der Löwe wohl, weshalb er nach dem Gewehr langte?""

„Ganz gewiß, und deshalb gestattete er dem Manne die Berührung desselben nicht. Es ist anzunehmen, daß früher einmal auf das kluge Thier gefeuert wurde; Ihr bemerkt wohl, daß er dem Manne keinen Schaden zufügen wollte. Er schien sagen zu wollen: Du bist in meiner Gewalt; ich lasse dich nicht fort; versuche nicht, deine Büchse zu ergreifen, oder ich reiße dich in Stücke!"

„„In der That, wunderbar! Doch, wie endete das Abenteuer?""

„Die sich auf dem Felsen konzentrirende Sonnenhitze war so gewaltig, daß sich der Mann in der größten Agonie befand; seine nackten Füße brannten dermaßen, daß er sich genöthigt sah, sie in Bewegung zu erhalten, indem er einen auf den anderen legte und in jeder Minute die Lage wechselte. So verging der Tag und auch die Nacht, ohne daß der Löwe sich von der Stelle rührte. Noch einmal versuchte der Mann, sein Gewehr zu erreichen; da wurde der es gewahrende Löwe wüthend und war eben im Begriff, auf ihn loszuspringen, da zog der Mann die Hand zurück, und das Thier war besänftigt."

„„Höchst seltsam!""

„Das Thier ging zum Wasser und trank, kehrte darauf zurück und legte sich, wie früher, an derselben Stelle nieder, dicht zu den Füßen des Mannes. Noch eine Nacht verstrich; der Löwe hielt seinen Posten besetzt. — Am Vormittage des darauf folgenden Tages ging das Thier abermals zum Wasser; während es sich dort befand, schien es ein von der entgegengesetzten Seite herrührendes Geräusch zu vernehmen und verschwand in den Gebüschen.

„Dieses gewahrend, ergriff der Mann mit Mühe sein Gewehr; doch als er den Versuch zum Aufstehen machte, fand er, daß dies nicht in seiner Macht stand, denn die Kraft seiner Ferse war von ihm gewichen. Mit seinem Gewehr in der Hand, kroch er zum Wasser hin und trank. Als er auf seine Füße blickte, fand er, daß seine Zehen vollkommen geröstet waren; die Haut derselben war ihm beim Kriechen durch das Gras abgegangen. Er saß eine Weile an der Lache, jeden Augenblick des Löwen Zurückkunft erwartend, und entschlossen, sich den Inhalt seines Gewehrs durch den Kopf zu jagen; doch kehrte der Löwe nicht zurück. Der arme Teufel band sich sein Gewehr auf den Rücken und kroch, so gut er konnte, auf Händen und Füßen davon. Gerade als er, völlig erschöpft, nicht mehr weiter fortkommen konnte, begegnete er Jemand, der ihn nach Hause führte; er verlor die Zehen und blieb sein Leben hindurch ein Krüppel."

„„Was diese Erzählung höchst bemerkenswerth macht"", rief der Major, „„ist, daß der Löwe, da er den Mann sechzig Stunden hindurch bewachte, hungrig geworden seyn mußte, angenommen, er hätte kurz zuvor wirklich eine Mahlzeit gehalten.""

„Ich kenne noch andere, sehr interessante und vollkommen beglaubigte Anekdoten über dieses edle Thier", bemerkte Swinton, „die ich Ihnen mit Freuden mittheilen will. Ein Umstand ist sehr bemerkenswerth, nämlich der, daß von den Löwen das vierte Gebot beobachtet wird: sie ehren ihren Vater und ihre Mutter.

„Wenn ein alter Löwe mit seinen Kindern — wie die Eingebornen sie nennen — beisammen ist, mögen ihm dieselben auch an Größe völlig gleich seyn, oder wenn eine Anzahl Löwen sich auf der Jagd nach Wildpret begegnen, so wird jedesmal von den anderen einer, als der älteste und befähigtste, zum Führer gewählt; — kömmt das Wild in ihr Bereich, so ist er es, der sich heranschleicht und es ergreift, während die anderen auf dem Grase niedergedrückt liegen bleiben. Wenn dem alten Löwen, wie das in der Regel der Fall ist, sein Zang gelingt, so zieht er sich von seinem Opfer zurück, legt sich nieder, um zu verschnaufen und sich eine Viertelstunde lang auszuruhen. Inzwischen kommen die anderen näher und legen sich in einer achtungsvollen Entfernung nieder, machen aber niemals den Versuch, sich dem Thiere zu nahen, das der alte Löwe getödtet. Sobald sich der Alte vollkommen ausgeruht fühlt, verfügt er sich zu seiner Beute, beginnt sein Mahl bei der Brust und dem Magen, von denen er eine tüchtige Portion zu sich nimmt und dann sich abermals ausruht, während keiner der übrigen den Versuch zu einer Bewegung macht.

„Nachdem er eine zweite Mahlzeit gehalten, zieht er sich zurück, und nun erst stürzen die übrigen Löwen auf die Ueberbleibsel, die sie schnell verzehren."

* * *

Ich selbst habe etwas mit diesem Bericht Uebereinstimmendes erlebt. Nachdem ich einige Pflanzen gesammelt, saß ich auf einem Felsen, als ich unter mir einen jungen Löwen eine Antilope erhaschen sah; seine Tatze lag auf dem todten Thiere, als der alte Löwe dazu kam; sogleich zog sich der junge zurück, bis sein Vorgesetzter gespeist hatte, und begnügte sich später mit dem Ueberreste.

* * *

Leicht wäre es, noch mehrere höchst anziehende Stellen aus diesem letzten Werke Marryat's anzuführen; da jedoch anzunehmen ist, daß Deutschlands schnellfingerige Uebersetzer sich bald damit beschäftigen werden, so möge das oben Mitgetheilte genügen.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Kolonisten in Brasilien. Wir haben bereits öfter in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, von den literarischen Arbeiten der am Berliner Hofe beglaubigten ausländischen Diplomaten, namentlich von den Werken der Herren Wheaton und Rothomb, zu sprechen, denen sich mit seinen ebenfalls vor die Schranken der Oeffentlichkeit tretenden Leistungen auf einem verwandten Gebiete — dem musikalischen — Herr Graf von Westmorland anschließt. Gegenwärtig haben wir einer in Berlin kürzlich gedruckten, zunächst zwar für das Land, dem der Verfasser angehört, bestimmten, aber auch für Deutschland ein besonderes Interesse habenden kleinen Schrift in portugiesischer Sprache zu gedenken, die der kaiserlich brasilianische Gesandte am hiesigen Hofe, Herr Visconde de Abrantes, verfaßt hat. Diese nur in wenigen Exemplaren hier verbreitete Denkschrift, die den Brasilianern die Wichtigkeit der Einwanderung deutscher Kolonisten darthun soll, führt den Titel: „Memoria sobre meios de promover a colonisação, pelo Visconde de Abrantes etc."*) und zerfällt ihrem Inhalte nach in folgende zwölf Abschnitte: 1) Vorzüge der deutschen Kolonisten; 2) Deutsche Länder, welche Brasilien mit nützlichen Kolonisten versehen können; 3) Einschiffungshäfen der nach Brasilien gehenden Kolonisten; 4) Ueber die Mittel, sich von dem sittlichen Charakter und der Arbeitsfähigkeit der Kolonisten zu überzeugen; 5) Transportmittel und Ueberfahrtskosten; 6) Ansichten, die jetzt in Deutschland über Auswanderung im Allgemeinen vorherrschend sind; 7) Ansichten und Vorurtheile in Bezug auf Auswanderung nach Brasilien insbesondere; 8) Mittel, die im Allgemeinen angewandt werden, um Auswanderer anzuziehen und die Colonisation zu befördern; 9) Das in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika beim Verkaufe von Ländereien befolgte System; 10) Das von den britischen Kolonieen in dieser Hinsicht befolgte System; 11) Gründe, denen der große Fortschritt der Colonisation in den Vereinigten Staaten zuzuschreiben; 12) Was Brasilien zu thun hat, um die Einwanderung, die es wünscht, anzuziehen. Angehängt sind als erläuternde Aktenstücke mehrere Berichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft: ein Auszug aus einer französischen Denkschrift des Herrn Gobinau, wobei auch unseres „Magazins", als eines in Deutschland vielverbreiteten „Armazem de Litteratura", gedacht ist; Stellen aus Bätzner's Briefen über Nord-Amerika und aus einem Berichte des Herrn Dr. Strikker, Secretairs der geographischen Gesellschaft in Frankfurt a. M., so wie endlich mehrere Artikel der Augsburger Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung. Am wichtigsten für Brasilien ist wohl der oben erwähnte zwölfte Abschnitt der Denkschrift (O que nos cumpre fazer para conseguirmos a colonisação que dezejamos). Der Verfasser macht darin, so wie in dem vorhergehenden Abschnitt, auf die Bedingungen aufmerksam, unter denen allein auf eine tüchtige deutsche Einwanderung zu zählen sey, wobei natürlich Religions- und Gewissensfreiheit, so wie Garantieen für den Jugendunterricht ꝛc., wie sie in den Vereinigten Staaten gewährt sind, obenan stehen. Demnächst schlägt er seiner Regierung vor, ein Gesetz zu geben, durch welches die Vermessung, die Parzellirung und die Demarcation der Staatsländereien angeordnet wird, deren öffentlicher Verkauf zu einem mäßigen Preise, der wohl erhöht, aber nie wieder herabgesetzt werden darf, stattfinden soll. Jede Schenkung von Ländereien soll verhindert und eine Grundsteuer auf schon vertheiltes, aber nicht benutztes Land gelegt werden, die zwar nur mäßig zu seyn braucht, aber doch hinreichend ist, um diejenigen zum Verkaufe zu zwingen, die keinen Nutzen aus ihren Ländereien ziehen. Ferner sollen Prämien bewilligt werden für Einführung von Kolonisten, denen nicht blos freie Ueberfahrt gewährt, sondern auch nicht einmal die Verpflichtung auferlegt werden soll, diese Ueberfahrtskosten späterhin zurück zu erstatten, indem dies eine gehässige Bedingung sey, welcher sich nur leichtsinnige und schlechte Subjekte unterwerfen, während tüchtige Leute dadurch zurückgeschreckt würden. — Der Verf. zeigt sich in seiner Schrift durchweg als ein gebildeter Staatsmann, dem es um aufrichtige Belehrung seiner Landsleute zu thun ist, welchen er darum auch gar nicht schmeichelt, sondern mit klaren und einfachen Worten die Wahrheit sagt. Uns aber kann jedenfalls erfreulich seyn, wie sehr der Verf. bemüht ist, den Tugenden und guten Eigenschaften des deutschen Volkes auch jenseits des Meeres und in einem Lande, wo die Deutschen noch wenig gekannt sind, nicht blos Anerkennung zu verschaffen, sondern ihnen auch den Vorzug vor allen anderen Nationen Europa's zu vindiziren.

— Aufführung der Antigone am Hofe von St. James. Am 10. Februar hatte die Königin Victoria in der Bildergalerie des Buckingham-Palastes einen Abendzirkel versammelt, welchem Herr Charles Kemble eine englische Uebersetzung der Sophokleischen „Antigone" vortrug. Herr Kemble saß auf einer zu diesem Behuf errichteten Bühne, auf deren beiden Seiten der Chor in einem Halbkreise aufgestellt war. Das am Fuß dieser Bühne befindliche Orchester wurde von Herrn Anderson geleitet. Die vom Chore ohne musikalische Begleitung zu recitirenden Worte las Herr Bartholomew, der Uebersetzer des Textes zu den Chören, der der Composition von Dr. Mendelssohn-Bartholdy angepaßt war. Den Chor bildeten vierzehn der besten Männerstimmen aus der Sacred Harmonie Society, und die Soli wurden von den Herren Galli und Smythson gesungen. Das Ganze soll einen sehr schönen Eindruck gemacht haben, was die Königin auch in sehr verbindlicher Weise gegen Herrn Kemble ausgesprochen.

*) Berlim: Typographia de Unger Irmãos, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 26. Berlin, Sonnabend den 28. Februar 1846.

England.

Die Edinburgh-Review über die deutsch-katholische Bewegung.

Man pflegte sich sonst in Deutschland zu beklagen, daß das Ausland dem Wirken und Streben, den praktischen Leistungen und geistigen Manifestationen des deutschen Volks eine nur flüchtige Aufmerksamkeit schenke und die bedeutungsvollsten Phasen seines inneren Lebens mit vornehmthuender Geringschätzung behandle oder auch ganz ignorire. Dieser Vorwurf findet auf die neuesten religiösen Spaltungen, die nach langjährigen Plänkeleien zum entschiedenen Durchbruch gekommen sind, gewiß keine Anwendung; sie werden vielmehr in allen Ländern, die einer freien Presse genießen, mit lebhafter Theilnahme und gespanntem Interesse verfolgt. Das altprotestantische England, dessen Staatskirche sich durch römische Einflüsse gefährdet sieht, kann nicht ohne Antheil bei der Reaction bleiben, die sich auf dem Kontinent gegen eben diese Einflüsse erhebt, und man sucht den Grund zu erforschen, warum das absolutistische Prinzip in der Religion zu derselben Zeit in Deutschland eine Niederlage erleidet, wo es im constitutionellen Britannien so unerwartete Fortschritte macht. Selbst nach der neuen Hemisphäre verbreitet sich die Kunde von der sogenannten zweiten Reformation, die im Vaterlande der ersten unternommen wird, und mehrere amerikanische Blätter enthalten schon das Portrait des „Abbé Ronge", mit der Aufschrift: The Martin Luther of the Nineteenth Century.

Unter den vielen, zum Theil höchst seichten Lucubrationen über diesen Gegenstand, welche die literarischen und politischen Organe des Auslandes ihren Lesern auftischen, möchte der in einer der letzten Nummern unseres Magazins erwähnte Artikel der Edinburgh-Review — eines Journals, das sich stets durch Gründlichkeit des Urtheils und Mäßigung im Tone auszeichnet — zu den beachtenswerthesten gehören. Es liegen demselben eine ansehnliche Reihe sowohl deutscher als englischer Werke zu Grunde, von denen wir nur das von Gildemeister und v. Sybel über den heiligen Rock und eine Schrift des bekannten Reisenden Laing (Notes on the Rise, Progress and Prospects of the Schism from the Church of Rome, called the German-Catholic Church) namhaft machen. Dieser Letztere stellt der neuen Sekte keine sehr günstige Auspizien; sie habe zwar einen Streich gegen die römische Hierarchie geführt, aber mit der Hand eines Kindes — schwach, unsicher und planlos, ohne klares Bewußtseyn ihres Zweckes. Vor Allem bespöttelt er den Aufruf an den deutschen Nationalgeist: „Wenn", schreibt er, „wie Ronge behauptet, seine Kirche wirklich das Erzeugniß der deutschen Nationalität ist, so giebt sich dieselbe gerade dadurch als eine unreife Frucht zu erkennen, da sie das Licht der Welt noch vor ihrer Mutter erblickt hat." Der Kritiker in der Edinburgh-Review ist anderer Meinung. Er glaubt an die Fortdauer der Bewegung, weil sie die allmälige Entwickelung längst vorhandener Ursachen darstelle und nicht, wie Manche wähnen, ihren Impuls einer momentanen Aufregung verdanke. „Diejenigen", bemerkt er, „die den ersten Grund dieses religiösen Zerwürfnisses in der Ausstellung des heiligen Rocks zu Trier suchen, berufen sich auf die ähnlichen Umstände, unter welchen Luther seine Reformation begann, und wir geben zu, daß beide Erscheinungen eben so merkwürdige als in die Augen fallende Analogieen darbieten. Es ist unmöglich, an den heiligen Rock und seine Verehrer, an Ronge und seinen energischen Protest zu denken, ohne sich unwillkürlich an Tetzel's Ablaßkram und Luther's Thesen zu erinnern; die Analogie liegt jedoch in der That viel tiefer und kann viel weiter verfolgt werden. In beiden Fällen hatte sich das große Ereigniß schon seit Jahren schweigend, aber stufenweise vorbereitet, und namentlich im Geiste seiner Urheber. Die Korrespondenz Luther's beweist, daß der Keim zur Reformationslehre noch vor der Erscheinung Tetzel's in seiner Brust entstanden war; hätte diese nicht stattgefunden, so würde ein anderer Umstand ihn zur Reife gebracht haben. Der gegenwärtige Umschwung bietet uns dieselben Thatsachen dar: seine Hauptwerkzeuge, Ronge und Czerski, versichern uns, daß sie schon Jahre lang sich dem Geiste des Systems entfremdet hatten, an dessen Buchstaben sie gefesselt waren — daß sie mit Widerstreben das Aeußere eines Instituts trugen, dessen Gebräuche und Lehrsätze ihnen Widerwillen einflößten, und daß die Mummerei der Trierer Prozession nur der letzte Tropfen war, der den vollen Becher zum Ueberfließen brachte. Es waren aber nicht allein die Häupter der Bewegung, welche von diesen Gefühlen ergriffen waren; ein gleicher Mißmuth hatte sich über einen großen Theil des katholischen Deutschlands verbreitet, wie in den Tagen Luther's die unersättliche Habsucht und die offenkundigen Mißbräuche des römischen Hofes eine ähnliche Unzufriedenheit erregt hatten. Dieselben Ursachen haben also zu denselben Resultaten geführt, und obgleich die Katastrophe schnell und unerwartet hereinbrach, so hatte doch der Zustand der Gemüther sie schon längst angekündigt."

Nach diesen und einigen weiteren Betrachtungen schreitet der Reviewer zu einer Skizze der Bewegung in ihren geschichtlichen Hauptmomenten, indem er die Wallfahrt zum heiligen Rock beschreibt, den Protest Ronge's bespricht und eine kurze Biographie desselben mittheilt — Details, die wir um so mehr übergehen können, als sie aus deutschen Quellen*) geschöpft und unseren Lesern schon genugsam bekannt sind. Der Zwiespalt, der unter den Anhängern Ronge's und Czerski's entstanden, und die Abweichungen, die zwischen der Konfession von Schneidemühl und der des Leipziger Konzils hervortreten, scheinen ihm von geringerer Bedeutung und weniger gefahrdrohend für die junge Kirche, als die Unbestimmtheit, die Abwesenheit des Positiven, die sich in den Glaubens-Artikeln des letzteren fühlbar macht und Anlaß gegeben hat, das Ganze mit Unrecht als eine Ausgeburt des Rationalismus zu verschreien. „Daß es unter den Dissidenten auch Rationalisten giebt", schreibt er, „ist natürlich, da sie in der katholischen wie in der protestantischen Kirche Deutschlands so zahlreich sind, daß ein nur einigermaßen bedeutender Abfall von einer oder der anderen nothwendigerweise dieses Element umfassen mußte. Es handelt sich hier nur darum, ob sie in der deutsch-katholischen Sekte ein stärkeres Verhältniß bilden, als in den übrigen Religionsparteien des Landes, und ob es gerathen ist, wichtige Meinungs-Verschiedenheiten durch ein in allgemeinen Ausdrücken gehaltenes Glaubensbekenntniß zu umgehen. Wenn wir die von den einzelnen Gemeinden veröffentlichten Konfessions-Formeln betrachten, so möchten wir die erste Frage verneinen; es scheint uns zweifelhaft, daß die Rationalisten unter den Deutsch-Katholiken in größerer Anzahl vorhanden seyen, als unter den römischen und den Protestanten. Aber auch der zweiten Frage müßten wir eine entschiedene Negation entgegensetzen, da man es der Wahrheit schuldig ist, wesentliche Differenzen nicht durch absichtliche Zweideutigkeit des Ausdrucks zu vertuschen, und ein solches Verfahren noch außerdem nur zu leicht zu falschen Schlüssen führen und das öffentliche Vertrauen schwächen kann. Die Sprache Edwin Bauer's, der zur Geistlichkeit der deutsch-katholischen Kirche gehört, ist wenig geeignet, die von orthodoxen Protestanten geäußerten Besorgnisse zu stillen. Er vertheidigt und preist die Einfachheit der Leipziger Konfession mit Gründen, die dem gewöhnlichsten Rationalismus entlehnt sind, und Professor Baxthoffer in Marburg nimmt sogar die ganze Bewegung als einen Triumph rationalistischer Grundsätze in Anspruch. Wie übertrieben solche Darstellungen nun auch seyn mögen, so dienen sie doch dazu, die neue Sekte in Verdacht zu bringen: es sind die unvermeidlichen Folgen eines Kompromisses. Nicht durch Verhehlung der gegenseitigen Ansichten, sondern denselben zum Trotz muß die Einigkeit erzielt werden, und wie sehr auch diese zu wünschen ist, so darf sie doch nie durch Aufopferung der Wahrheit und der gewissenhaften Ueberzeugung erzielt werden. Was anders als ein unwürdiger Kniff (shuffle) kann Männer unter derselben Fahne vereinigen, die zum Theil Christum wirklich als „Gott" anerkennen, zum Theil hingegen, wie Herr Bauer, sogar den Ausdruck „Sohn Gottes" als orientalisch und für uns Abendländer unpassend bezeichnen?" — Indessen giebt der Reviewer zu, daß selbst die bestimmteste Formel nicht immer vor falschen Deutungen sichere, und führt als Beispiel die neununddreißig Artikel der englischen Hochkirche an, die man, wie die Erfahrung zeigt, auf neununddreißighundert verschiedene Weisen auslegen könne — eine Stichelei, die natürlich auf die Puseyiten gemünzt ist.

„Wir kommen jetzt", fährt er fort, „zu der wichtigen Frage, welche Ausdehnung der Reformationsversuch erhalten wird, und welche progressive Entwickelung ihm bevorsteht? Es ist dieses ein äußerst schwieriges Problem, zu dessen Lösung uns nur sehr unvollständige Data gegeben sind. Die Zukunft der neuen Bewegung hängt hauptsächlich von dem Umstand ab, inwiefern die katholische Bevölkerung Deutschlands auf eine Veränderung vorbereitet ist. Gegen seinen Willen kann man Niemanden frei machen, und für ein krankes Auge ist das Licht des Himmels unerträglicher als die Finsterniß. Was diesen Punkt betrifft, so stehen sich die Behauptungen der verschiedenen Autoritäten schroff gegenüber. So viel ist gewiß, daß die Ränke und Anmaßungen der ultramontanen Partei die tiefste Indignation hervorgerufen haben, durch welche auch die ganze Bewegung erzeugt und erleichtert wurde. Eben so un-

*) Joseph v. Hammer's „Geschichte des heil. Rockes", Ronge's und Czerski's „Rechtfertigungen" u. s. w.

lenzbar ist es, das sich letztere bisher eines glänzenden Erfolges zu rühmen hat, da sie bereits zweihundert Gemeinden zählt, deren Mitglieder auf 100,000 Köpfe angeschlagen werden. Dagegen zeugt schon die bloße Thatsache, daß die römische Kirche nicht weniger als anderthalb Millionen Pilger zu einer Wallfahrt wie die nach Trier veranlassen konnte, von der ungeheuren Macht, die sie noch jetzt, den gerühmten Fortschritten der Erziehung zum Trotze, über die Massen besitzt. *) Auch in politischer Hinsicht hat die Bewegung mit keinen geringen Schwierigkeiten zu kämpfen. In einigen deutschen Staaten wird das ganze Ansehen der Regierungen wider sie aufgeboten — in anderen behandelt man sie mit Kälte und Argwohn — in allen wird sie eher geduldet als begünstigt ..... Wir können uns daher nicht wundern, wenn sie unter den höheren Klassen bisher nur wenige Fortschritte gemacht hat. Man wagt nicht, sich ihr anzuschließen, bevor die Zustimmung der Behörden erfolgt ist, wie die kleinen Staaten sie nicht zu billigen wagen, bevor die größeren ihnen mit gutem Beispiel vorangehen. Die stärkste Anwendung dieser moralischen Quarantaine findet natürlich unter den katholischen Fürsten statt, die sich der Censur als einer Waffe bedienen, um das Eindringen neuer Ideen zu verhindern.

„Wenn aber die deutsch-katholische Kirche unter den gebildeteren Klassen verhältnißmäßig nur wenige Proselyten zählt, so wäre es eben so irrig, ihre Anhänger vorzugsweise unter den unwissenderen zu suchen; diese letzteren sind im Gegentheil mit der Pilgerfahrt nach Trier vollkommen zufrieden. Ihre Hauptstützen findet man in den Reihen des Mittelstandes, unter Kaufleuten und Fabrikanten, Bürgern und Krämern. Aus diesem Grunde hat die Bewegung in den ländlichen Distrikten bisher nur geringe Fortschritte gemacht, den meisten Anklang aber in volkreichen Orten und namentlich in den freien Städten gefunden. **) Wir sind weit entfernt, diesen Umstand für eine ungünstige Vorbedeutung zu halten, da noch keine Revolution mit Erfolg gekrönt wurde, die nicht von solchen Elementen durchdrungen war; wir erwähnen seiner nur als eines Kriteriums, um ein Urtheil über den Umfang und die künftigen Aussichten der neuen Reform zu erleichtern. Es erhellt daraus zur Genüge, daß sie noch viel zu leisten hat, ehe man sie in irgend einem Sinne des Worts als national betrachten kann. Hierzu kömmt noch, daß sie bis jetzt keine Männer von so kräftigem Geiste, so ausgebreiteten Kenntnissen und erprobter Weisheit erzeugt hat, als nöthig wären, um an die Spitze der Bewegung zu treten, und deren bloßer Name ihr schon als Hort diente. Ronge und Czerski sind allerdings höchst bemerkenswerthe Erscheinungen, aber sie haben noch nicht die Eigenschaften entwickelt, die uns berechtigen würden, sie neben die großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts — neben Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin zu stellen. ***)

„Es giebt indessen zwei Punkte, die bereits feststehen und worüber wir die Zukunft nicht zu befragen haben. Erstens wird die Bewegung, welche größere oder geringere Fortschritte ihr auch bevorstehen mögen, doch jedenfalls von Dauer seyn. Ein anderes Glied — ob ein Finger oder ein Arm, wissen wir nicht — ist dem römischen Koloß abgehauen. Die Art und Weise, wie der Bruch zu Stande kam, die Schnelligkeit und Entschiedenheit, mit der er bewerkstelligt wurde, sind hinreichende Beweise, daß an keine Aussöhnung zu denken ist. Die Trennung ist zu vollständig, um einen Vergleich zuzulassen, und die Anhänger der neuen Sekte sind schon zahlreich genug, um ihre Lehren fortzupflanzen. Der zweite und fast eben so wichtige Punkt ist, daß Rom hierdurch eine Lection erhält, seine veralteten Ansprüche auf unfehlbare Autorität und unbedingten Gehorsam nicht zu grell hervortreten zu lassen. Nicht wenige unter seinen Verehrern blicken mit Besorgniß auf den gewagten Versuch des Bischofs Arnoldi und äußern jetzt zu spät ihr Bedauern, daß er je unternommen wurde. Er hat so geendet, wie alle Bemühungen enden werden, die die Wiederherstellung abgelebter Zustände zum Zwecke haben. Auch bei uns (in England) waren ähnliche Umtriebe aufgetaucht, die auf gleiche Weise gescheitert sind (?), und die Reaction gegen Orford ist zu derselben Zeit eingetreten, wie in Deutschland die Reaction gegen den Jesuitismus." †)

Die Aufnahme, welche die neue Bewegung bei den deutschen Protestanten gefunden hat, giebt dem Reviewer zu einigen nicht uninteressanten Bemerkungen Anlaß. Er vermißt in dem Benehmen der Letzteren mitunter den Geist der Sympathie und des Wohlwollens, der sie gegen die Mitglieder einer Gemeinde beseelen müsse, die, welche Benennung sie auch tragen mag und wie mangelhaft und unbestimmt ihre Lehrsätze noch seyn mögen, doch im buchstäblichen Sinne protestantisch ist und die Sache des Protestantismus vertritt. „Alle Irrthümer der römischen Kirche, gegen welche sich die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts auflehnten, werden auch von den Anhängern Ronge's und Czerski's verworfen, und sie verdienen schon deshalb im vollen Maße die Theilnahme ihrer protestantischen Brüder, die ihnen mit Geduld und Liebe begegnen sollten, bis ihr Ringen nach Licht sie zur klaren Erkenntniß führt. Diese Theilnahme und diese Geduld haben sich jedoch nicht immer kundgegeben. Ein gewisses unfreundliches Vorurtheil äußert sich in vielen Schriften der deutschen Protestanten über die deutschen Katholiken, und vor Allem beklagt sich Bauer über die feindselige Stimmung der orthodoxeren Partei. Es ist freilich wahr, daß einiger Grund zum Argwohn in den schwankenden Doktrinen der neuen Kirche liegt, die, wie man fürchtet, zu einem unverdauten Gemengsel aller möglichen Glaubensbekenntnisse führen wird, in welchem der Indifferentismus die Hauptrolle spielt und eine falsche Duldung allen herzlichen und gewissenhaften Eifer für die Wahrheit ausschließt: aber diese Furcht, die an sich löblich ist, jedoch durch die Bestandtheile, welche die junge Gemeinde bilden, nicht hinlänglich gerechtfertigt erscheint, entschuldigt weder den feindseligen Geist, noch den unbilligen, tadelsüchtigen und bitteren Ton, den wir an einigen protestantischen Schriftstellern bemerken. Wir hätten von ihnen erwartet, daß sie, wie es auch Viele gethan, jedes eifersüchtige oder argwöhnische Gefühl unterdrücken und eine edle Sympathie und großmüthige Nachsicht gegen Männer an den Tag legen würden, die jedenfalls so manchen Irrthümern entsagt haben und nur nach der Wahrheit streben. Da die Neukatholiken den Protestanten in so vielen wesentlichen Punkten nahe kommen, so werden die beiden Parteien doch hoffentlich den witzigen Ausspruch nicht bestätigen, daß der Sektenhaß den Gesetzen der Schwerkraft folge, und in demselben Verhältniß zunehmen, wie sich der gegenseitige Abstand verringert."

„Wir müssen", heißt es am Schlusse des Artikels, „noch einige Worte über das System hinzufügen, welches die deutsch-katholische Kirche nach unserer Meinung zu befolgen hat. Wenn es irgend einen Umstand giebt, der zu ihrem Erfolge unentbehrlich scheint, so ist es die Aufrechthaltung eines friedlichen und ruhigen Geistes und die Vermeidung jeder Tendenz, sich den Theorieen des „jungen Deutschlands" anzuschließen. Sie muß nicht nur ihre Rechte behaupten, sondern auch nöthigenfalls Unrecht ertragen lernen und selbst Verfolgungen (wenn sich diese einstellen sollten) mit Gleichmuth und Hochherzigkeit dulden. Nichts kann ihrer Sache so vielen Schaden zufügen, als sie mit voreiligen Neuerern zu vermengen, die sich der religiösen Aufregung nur zum Vortheil ihrer politischen Hirngespinnste bedienen wollen. Man gebe den Behörden die Ueberzeugung, daß die deutsch-katholische Kirche die Vereinigung so heterogener Elemente nicht zuläßt, da es besonders die Furcht vor politischen Umtrieben ist, die das Mißfallen der Regierungen erregt hat. Leider können wir uns aber nicht verbergen, daß die Ungebundenheit, die der neuen Kirche von gewissen Seiten nachgerühmt wird, ihr einige nicht sehr wünschenswerthe Rekruten zuführt — die jungen, erhitzten, halbentwickelten Geister, an denen Deutschland stets einen solchen Ueberfluß besaß und welche Alles aufs Spiel setzen, um irgend eine luftige Theorie übermenschlicher Humanität (sic) zu verwirklichen. Diese Gefahr ist besonders in der gegenwärtigen Lage des Kontinents zu fürchten, die den Gründern und Leitern der deutsch-katholischen Kirche ungewöhnliche Vorsicht zur Pflicht macht. Man kann ihnen daher nur rathen, dem Beispiel Luther's zu folgen und sich stets zu erinnern, daß die Triumphe des Christenthums nicht durch Gewalt, sondern allein durch die Mittel errungen werden, die mit seinem friedlichen und versöhnenden Geiste in Einklang stehen."

Frankreich.

Der französische Bauer.

Aus Michelet's neuestem Werke: Le Peuple.

(Schluß.)

Wollt Ihr unsere Soldaten beurtheilen, so betrachtet sie, wenn sie vom militairischen Dienste zurückkommen! so sehet diese schrecklichen Soldaten, welche, kaum aus Afrika und vom Löwenkriege zurückgekehrt, mit ihrer Schwester und Mutter an die friedliche Arbeit gehen, das väterliche Leben der Sparsamkeit und des Fastens wieder aufnehmen und nur noch sich selbst bekriegen. Ihr sehet sie ohne Klage, ohne Gewaltthätigkeit mit den ehrenhaftesten Mitteln an der Erfüllung des heutigen Werkes arbeiten, welches Frankreichs Stärke ausmacht: ich meine an der Vermählung des Menschen mit der Erde.

Ganz Frankreich würde, wenn es das wahrhafte Gefühl seiner Mission hätte, denjenigen zu Hülfe kommen, welche an diesem Werke fortarbeiten. Durch welches Verhältniß muß dasselbe jetzt in seinen Händen stecken? Wenn die gegenwärtige Lage fortdauern sollte, so würde der Bauer, anstatt zu kaufen, verkaufen, wie er dies in der Mitte des 14ten Jahrhunderts that, und er würde wieder Söldling werden. Zwei Jahrhunderte wären verloren! Das wäre nicht der Untergang einer Menschenklasse, sondern des Vaterlandes.

Sie bezahlen an den Staat mehr als 500 Millionen jährlich! 1000 Millionen an Wucherzinsen! Und das ist noch nicht Alles. Die indirekte Last, welche die Industrie dem Bauern durch ihre Zölle auferlegt, die durch Ausschließung der fremden Produkte auch die Ausfuhr unserer Waaren verhindern, ist vielleicht eben so stark.

Diese arbeitsamsten Menschen haben die schlechteste Nahrung. Sie essen kein Fleisch; unsere Viehzüchter (welche im Grunde Industrielle sind) hindern den Ackerbauer, Fleisch zu essen *), und zwar im Interesse des Ackerbaues. Der niedrigste Handwerker ißt Weißbrod; aber derjenige, welcher

*) Nach anderen Nachrichten belief sich die Zahl der Pilger auf höchstens eine Million, und auch von diesen ist mit Grund vorauszusetzen, daß Viele eher aus Neugier als aus Andacht an dem Zuge theilnahmen.

**) Diese Bemerkung läßt sich nur auf Frankfurt anwenden — die einzige unter den vier freien Städten, die eine zahlreiche katholische Bevölkerung enthält.

***) Bildlicherweise ist wohl auch nicht zu übersehen, daß in unserer Zeit überhaupt der Zeitraum der Thätigkeit ein geringerer Spielraum gelassen ist, als es im 16. Jahrhundert der Fall war.

†) Wenn man die Nachrichten von dem täglichen Uebertritt anglikanischer Geistlichen zur römischen Kirche liest, so möchte man dem Erfolg der dortigen Reaction noch sehr mißtrauen.

*) Und sie verkaufen ihm seine einzige Kuh und seinen Arbeitsochsen zu einem übermäßigen Preise. Die Viehzüchter sagen: Es giebt keine Ackerbauer ohne Dünger und keinen Dünger ohne Vieh. — Sie haben Recht, aber sie schlagen sich selbst. Da sie keine Veränderungen und keine Verbesserungen vornehmen (außer für die Luxusproduction), und da sie die hohen Preise für die niederen Qualitäten aufrecht erhalten, so verhindern sie die armen Gegenden, das für sie passende kleine Vieh zu kaufen und den nöthigen Dünger zu erhalten; da der Mensch und die Erde den Verlust der Kräfte nicht ersetzen können, so erschöpfen sie sich.

das Getraide baut, ißt nur Schwarzbrod. Sie bauen Wein, und die Stadt trinkt ihn. Was sage ich! die ganze Welt trinkt sich Frohsinn aus dem Becher Frankreichs, ausgenommen der französische Weinbauer. *)

Die Industrie unserer Städte hat kürzlich eine bedeutende Erleichterung erhalten, deren Gewicht auf den Boden des Landmanns zurückfällt, und zwar in einem Augenblicke, wo die kleine ländlicht Industrie, die bescheidene Arbeit der Spinnerin, von der Flachsspinnmaschine getödtet wird.

Der Bauer, dem so einer seiner Industriezweige nach dem anderen verloren geht, heute der Flachs, morgen vielleicht die Seide, hat große Mühe, dies Land zu behaupten; es entschlüpft ihm, und mit demselben die Jahre der Arbeit, der Sparsamkeit, der Aufopferung. Er wird aus seinem eigenen Leben expropriirt. Wenn ihm etwas bleibt, so nehmen es ihm die Spekulanten ab. Er hört mit der Leichtgläubigkeit des Unglücklichen alle Fabeln an, die sie ihm auftischen: Algier produzirt Zucker und Kaffee; in Amerika verdient jeder Mensch täglich 10 Francs; man muß übers Meer auswandern; was weiter? Der Elsasser glaubt ihnen aufs Wort, daß der Ocean nicht breiter ist als der Rhein. **) Ehe der Bauer so weit kömmt, ehe er Frankreich verläßt, muß jede Hülfsquelle erschöpft seyn. Vorher verkauft sich der Sohn als Stellvertreter. Vorher geht die Tochter in Dienst. Vorher geht das junge Kind in die benachbarte Fabrik. Vorher sucht die Frau im Hause des Bürgers ein Unterkommen als Amme ***) oder nimmt das Kind des kleinen Kaufmannes, des Handwerkers zu sich.

Wenn der Handwerker nur irgend seinen Lebensunterhalt verdienen kann, so ist er ein Gegenstand des Neides für den Bauer. Jener, der den Fabrikanten Bürger nennt, ist für den Landmann selbst ein Bürger. Derselbe sieht ihn Sonntags im Anzuge eines Herrn spazierengehen. Der Bauer, der an die Scholle gebunden ist, glaubt, daß ein Mensch, welcher sein Handwerk mit sich trägt, welcher, unbekümmert um Witterung, Frost und Hagel arbeitet, frei wie der Vogel ist. Er kennt die Knechtschaft des industriellen Menschen nicht und will sie nicht sehen. Er beurtheilt das ganze Verhältniß nach dem wandernden Handwerker, dem er auf den Landstraßen begegnet, der sich überall seinen Unterhalt und sein Reisegeld verdient und der unter fröhlichen Liedern mit seinem Wanderstab und seinem leichten Ränzel von einer Stadt zur anderen zieht.

Süd-Amerika.

Das französische Guyana.

Sein früherer und sein gegenwärtiger Zustand.

Guyana ist ein Tropenland, dessen Colonisation von Franzosen, Holländern und Engländern seit Jahrhunderten versucht wird, dessen Zustände daher für diejenigen, die in neuerer Zeit auf eine deutsche Colonisation der Mosquitoküste hinweisen, von besonderem Interesse seyn müssen. Nur den Holländern ist es bisher geglückt, aus Surinam eine blühende Niederlassung zu machen, doch stammt die Begründung derselben noch aus einer Zeit her, wo die Einführung der Negersklaven nicht blos erlaubt war, sondern auch als ein gottgefälliges Werk angesehen wurde, weil man dadurch eben so viele schwarze Heiden zu bekehren hoffte. Hören wir dagegen, wie es den Franzosen in Guyana, trotz ihrer Negersklaven, ergeht; wobei nicht zu übersehen, daß Nachstehendes einem Berichte entlehnt sey, der sich auf das lebhafteste für eine neue Colonisation des französischen Guyana interessirt:

Das französische Guyana hat einen Flächenraum von 18,000 Quadratmeilen, also zwei Drittheile von der Ausdehnung Frankreichs. Das Innere des Landes ist zu wenig bekannt, als daß sich etwas Bestimmtes über seine natürliche Beschaffenheit und den möglichen Nutzen, den sein Anbau bringen würde, sagen ließe. Die Niederungen der Küste, mit einer Ausbreitung von 120 und einer Tiefe von 20 Meilen, sind überaus fruchtbar. Wenn man die hundert Reisenden befragt, die seit dem 16. Jahrhundert diese Gegend besucht haben, so findet man bei allen das höchste Staunen über die Schätze, die die Natur daselbst aufgehäuft hat. Der neueste, Sir Robert Schomburgk, erklärt, daß wenige Gegenden der Erde an Ueppigkeit der Vegetation mit Guyana wetteifern könnten. Der Sommer ist dort ewig und der Boden, sowohl durch seine Bestandtheile als durch gewisse Eigenthümlichkeiten des Klima's, so kräftig, daß ununterbrochen Aerndte auf Aerndte folgt. Die Bäume treiben schon neue Blüthen, ehe noch alle Früchte von ihnen gepflückt sind. Vom Düngen, Pflügen, Brachliegenlassen weiß man dort nichts, denn man hat dergleichen nicht nöthig. Der Boden braucht nur so weit umgeackert zu werden, daß die Aussaat eine Decke bekommt. Höchstens, daß der Landmann ein neues Feld urbar machen muß, wenn er merkt, daß das alte ermüdet.

Die kostbaren Früchte Indiens, China's, Arabiens, der Molukken und Afrika's gedeihen in Guyana eben so gut als die, welche die Grundlage des Seehandels sind. Dabei hat Guyana den seltenen Vorzug, daß es noch nicht seiner prächtigen Wälder beraubt ist, wie die meisten Kolonieen in Amerika. Man hat dort achthundert verschiedene Arten von Bäumen gezählt, von denen einige nach dem Urtheile englischer Ingenieure ausgezeichnetes Schiffbauholz liefern würden, andere sich zu den feinsten Tischlerarbeiten eignen, und endlich sind die heilkräftigen und aromatischen Pflanzen so zahlreich, wie in den begünstigtsten Gegenden. Merkwürdig aber und fast unglaublich, wenn es nicht alle Reisende bestätigten, ist, daß in dieser ungezähmten Natur die wilden Thiere selten und dem Menschen wenig gefährlich sind. *) Diejenigen dagegen, die man zum Nutzen oder Vergnügen hält, vermehren sich erstaunlich. Der Fischfang endlich liefert eben so große als mannigfaltige Beute.

Aber von den zweitausend Quadratmeilen Küstenland sind nur zehn bewohnt und auch diese noch nicht völlig angebaut. Was das Hochland betrifft, das so groß ist als ein Königreich, so kümmert man sich darum so wenig, daß man schon länger als hundert Jahre die Frage über die Südgränze schweben läßt, die im Utrechter Frieden ungenau festgestellt und deshalb später von Portugal angefochten wurde. Woher kommt diese Vernachlässigung? Aus einer unbestimmten, traditionellen Furcht, einer Anklage, die schon unzählige Male widerlegt worden ist. Bei zwei gleich unheilvollen, obgleich sonst sehr verschiedenen Ereignissen fand eine große Anzahl Franzosen ihr Grab in Guyana. Von dieser Zeit her schreibt sich ein gewisser Widerwille gegen dieses Land; man nimmt in Frankreich allgemein an, daß Guyana ein höchst ungesundes Klima habe. Cayenne war bekanntlich in der Revolutionszeit das Grab vieler Verbannten, und die Redensart, Jemanden dahin zu wünschen, wo der Pfeffer wächst, ist mit dem Abscheu des Volkes vor dem Klima, das den Pfeffer erzeugt, in Verbindung zu bringen.

Es scheint gewiß, daß bereits Franzosen in Guyana zu jener Zeit gewesen sind, als der abenteuerliche Walter Raleigh dies Land bereiste, um das Goldland Eldorado zu suchen. Indessen schreiben sich die ersten Niederlassungen, wie alle französischen Colonisations-Versuche, von Richelieu's Regierung her. Einige Hundert französische Kolonisten hatten sich bereits hier und da zwischen dem Amazonenstrom und dem Orinoko angebaut, als das Land im Jahre 1633 einer Gesellschaft von Kaufleuten aus Rouen zur Nutznießung übergeben wurde. Nachdem dieselben einige fruchtlose Versuche gewagt hatten, glaubte man ihrem Unternehmen mehr Schwung zu geben, indem man ihnen einen militairischen Chef zutheilte. Es war dies ein gewisser Poncet de Brétigny, einer von den damals sehr gewöhnlichen Abenteurern, die sich durch ihre Anmaßung und Habsucht zu den unsinnigsten Handlungen verleiten ließen. Er ließ denjenigen, die seinen Befehlen nicht gehorchten, mit einem Eisen auf die Stirn brennen, in welches sein Name gegraben war. Ohne Erbarmen strafte er Alle, die sich das geringste Vergehen gegen die kirchlichen Vorschriften erlaubten, ja er ließ sogar Leute auf die Folter spannen, weil sie Träume von schlechter Vorbedeutung gehabt hatten. Diese gehässige Tyrannei erbitterte die Eingebornen und rief einen Aufruhr hervor, in welchem der Gouverneur und fast alle Franzosen umgebracht wurden. Eine andere Gesellschaft, genannt les douze seigneurs, weil sie unter zwölf Haupt-Unternehmern stand, hob sieben- bis achthundert Menschen aus und schiffte sich mit ihnen unter dem Oberbefehl eines normännischen Edelmanns, Namens Royville, im Jahre 1652 nach Guyana ein. Aber kaum waren sie auf dem Meere, so brach unter den Chefs Zwiespalt aus; es floß Blut, und der Kommandant wurde getödtet. Nach ihrer Ankunft befanden sich die Kolonisten unter der Leitung von zehn edlen Banditen, die mit einander Krieg führten. Einer wurde enthauptet, drei Andere in die Wüste gejagt, und die Uebrigen ärndteten nicht minder den Lohn ihrer Thaten. Man kann sich denken, wie die Kolonie bei solcher Leitung gedieh.

Während Frankreich den Auswurf seiner großen Städte und dumme Bauern nach Guyana und den Antillen schickte, bevölkerten die Holländer ihre überseeischen Besitzungen mit Männern, die das Familienleben liebten, arbeitsam, beharrlich und eben so geschickt waren, die Elemente und die Schwierigkeiten des Bodens zu besiegen, als andere Völker von ihren Niederlassungen fern zu halten. Die Insel Cayenne, die man für aufgegeben von den Fran-

---

*) Man erinnere sich der Berechnung Paul Louis Courrier's, nach welcher der Morgen Weinland dem Winzer 150 Frs. und dem Fiskus 1800 Frs. einbrachte. Das ist übertrieben; aber der Morgen ist jetzt auch weit mehr verschuldet als 1820.

**) So erzählte ein Elsasser einem meiner Freunde. Die Elsasser verkaufen vor ihrer Abreise das Wenige, was sie haben, an einen Juden, der schon darauf wartet. Die Deutschen suchen sogar ihre Möbel mitzunehmen; sie reisen in Wagen wie die Bauern bei den Einwanderungen ins cimbrische Reich. Im Schwarzen begegnete ich an einem sehr heißen, sehr staubigen Tage einem solchen Wagen voller Koffer, Möbel und auseinandergeschichteter Sachen. An den großen Wagen war ein kleiner gebunden, und hinter Kemseiden ging ein zweijähriges Kind von angenehmer und sanfter Gestalt. Es weinte, und die kleine Schwester, welche es geleitete, konnte es nicht besänftigen. Als einige Frauen den Aeltern vorwarfen, daß sie das kleine Kind hinterhergehen ließen, stieg die Frau ab und nahm es auf. Beide Leute schienen niedergeschlagen und fast gefühllos. Es war nicht wahrscheinlich, daß sie das Ziel der Reise erreichen würden. Nur ein Mitglied der Familie schien weiter Leben und versprach auszudauern: ein vierzehnjähriger Knabe, welcher beim Herabladen von einem Berge den Hemmschuh einlegte. Dieser schwarzhaarige Knabe schien moralische Kraft zu haben. Er fühlte sich gewissermaßen schon als das Haupt der Familie und als ihre Vorsehung. Die wahre Mutter war die Schwester; sie übernahm deren Rolle. Der Kleine, welcher in der Wiege weinte, hatte ebenfalls seine Aufgabe und nicht die unwichtigste; er war die Einheit der Familie, das Band zwischen Bruder und Schwester, ihr gemeinschaftlicher Pfleglng; in seinem kleinen Korbwagen führte er die Penaten und das Vaterland mit sich.

***) Noch kein Sittenmaler, Dichter oder Socialist hat, so viel ich weiß, es der Mühe werth gehalten, von der Amme zu sprechen. Dennoch ist ihr Schicksal eine traurige Geschichte, welche man noch nicht hinlänglich kennt. Man weiß nicht, wie sehr diese armen Weiber ausgebeutet und gemißhandelt werden, zunächst durch die Wagen, welche sie transportiren (oft unmittelbar nach ihrer Niederkunft), und sodann durch die Büreaus, welche ihnen einen Dienst verschaffen. Wenn sie Hausammen werden, so müssen sie ihr Kind entwöhnen, welches oft stirbt. Sie haben keinen Kontrakt mit der Familie, welche sie miethet, und können so bei der ersten besten Laune der Mutter, des Arztes verabschiedet werden; wenn in Folge der veränderten Luft und Lebensweise ihnen die Milch ausgehe, so werden sie ohne Entschädigung entlassen. Wenn sie im Dienste bleiben, so nehmen sie die Gewohnheiten eines wohlhabenden Lebens an und leiden unendlich, wenn sie zu ihren ärmlichen Leuten zurückkehren müssen; manche werden Dienstboten, um nicht die Stadt verlassen zu müssen, und sehen ihren Mann nicht wieder; das Band der Familie ist zerrissen.

Anmerkungen des Verf.

*) Der See-Capitain Dumonteil sagt in seinen Reisen: „Die giftigen Amphibien, mit denen man unsinniger Weise die Europäer schreckt, existiren in den Hochlanden von Guyana fast gar nicht. Die wilden Thiere sind selten und, wenn sie sich zeigen, schüchtern. Die Tiger selbst wagen nicht, Menschen anzugreifen."

gosen hielt, so sehr war sie vernachlässigt worden, diente den Holländern, als sie aus Brasilien vertrieben wurden, zum Zufluchtsort. Es waren meist Juden, die noch Viele ihrer Glaubensgenossen aus Europa herbeiriefen und in weniger als zehn Jahren die Kolonie völlig organisirt hatten. Ihr Wohlstand erregte die Eifersucht der früheren Besitzer. Der König von Frankreich erklärte sich plötzlich zum Herrn alles Landes zwischen dem Amazonenstrom und Orinoko, obgleich mehrere Punkte der Küste von den Engländern besetzt waren, und gab seinem Admiral Befehl, Cayenne wieder zu nehmen. Die Holländer hätten nichtsdestoweniger die Unterstützung ihrer Regierung erhalten; da sie aber fürchteten, ihrer Religion wegen beunruhigt zu werden, zogen sie sich hinter den Maroni, in die Gegend von Surinam zurück. Fast während der ganzen Regierungszeit Ludwig's XIV. lebten Surinam und Cayenne, wie ihre Mutterstaaten, mit einander im Kriege, bis der Friede von Utrecht die Theilung Guyana's zwischen Frankreich und Holland rechtlich feststellte. Das Gedeihen des holländischen Antheils, der sich bis zur Mündung des Orinoko erweiterte, erregte die Begierde der Engländer, welche Mittel fanden, eine Hälfte desselben an sich zu reißen. Der französische Antheil nahm nach dem Abschluß des Friedens keinen so großen Aufschwung. Der Anbau blieb auf die Insel Cayenne beschränkt, deren Bevölkerung ums Jahr 1750, die Sklaven mit eingerechnet, kaum fünftausend Menschen betrug. Frankreich besaß um jene Zeit so viele blühende Kolonieen, daß ihm die Vergrößerung seiner Besitzungen in Cayenne gleichgültig war. Erst im Jahre 1763, nach dem Verluste Kanada's und mehrerer Antillen, stürzte man sich mit einer fieberhaften Hast auf Guyana und wollte sich dort für alle erlittenen Niederlagen entschädigen. Dies ist die Wurzel des Unglücks am Kuru, dessen trauriges Andenken noch jetzt der Kolonie verderblich ist.

Ungeachtet die Begebenheit sehr ernst war und sehr traurig endete, kann man sich doch kaum des Lächelns enthalten, wenn man an die thörichte Expedition von 1763 denkt. Es war eines von den Ereignissen, die so recht das romantische 18. Jahrhundert bezeichnen. Der Premier-Minister Choiseul sieht sich ängstlich nach einem Mittel um, nach dem schimpflichen Traktate mit England seine Verwaltung wieder zu Ehren zu bringen. Durch nüchterne, fleißige, unerschrockene Männer eine Niederlassung zu gründen, daselbst eine Gesundheits-Polizei einzuführen, das sind prosaische, bürgerliche Ideen, deren Ausführung man den hausbackenen Holländern überläßt. Das Versailler Ministerium hat einen erhabeneren Flug. Dort faßt man den sublimen Gedanken, in Guyana nicht den herrlichen Boden, noch die günstige Lage für den Handel zu benutzen, sondern eine Muster-Gesellschaft nach den ursprünglichen Grundsätzen des Lehnswesens einzurichten, das in Europa leider so viel von seiner Frische verloren hat. Man hofft, wenn diese ritterliche Race sich nur in natürlichem Grade fortpflanzt, in kurzer Zeit an ihr ein Heer zu besitzen, das sämmtliche Besitzungen Frankreichs in Amerika würde schützen können. Ein blendender Prospektus wird im Publikum verbreitet, und ruinirte Edelleute, jüngere Söhne ritterlicher Häuser, Krämer und Bauern melden sich in Masse. Man hatte also alle Elemente eines feudalen Regiments, Herren, Bürger und Leibeigene, und wollte in der heißen Zone das Mittelalter so rein wiederherstellen, daß man vermied, die neuen Kolonisten mit der vorhandenen Bevölkerung Guyana's zu vermischen. Man wählte sich die unbewohnte Gegend zwischen dem Fluß Kuru und den holländischen Besitzungen aus. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Vorträge des Herrn Lechevalier in Berlin. Herr Jules Lechevalier (-St. André), von dem wir in Nr. 24 des Magazins gesprochen, eröffnete am 25. Februar im kleineren Saale der Sing-Akademie vor einem dazu durch Karten, die nicht käuflich sind, eingeladenen Publikum eine Reihe von Vorträgen in französischer Sprache über „Social-Oekonomie". Einem Theile der Zuhörer war Herr Lechevalier schon persönlich bekannt, denn er hatte sich vor einer Reihe von Jahren — es war kurz vor Hegel's Tod — in Berlin befunden, um an dieses berühmten Lehrers, dessen Ruf damals in Frankreich durch Cousin verbreitet worden war, mündlichem Unterricht Theil zu nehmen. Er macht jetzt nicht, wie er in der Einleitung seines Vortrages sagte, Anspruch darauf, da, wo er gelernt, auch wieder zu belehren, sondern um die Ansichten, die in seinem Vaterlande und in Deutschland über die noch so junge Socialwissenschaft verbreitet sind, auszutauschen und, wo es nöthig ist, zu berichtigen tritt er vor ein deutsches Publikum, dessen Beruf zur Kritik er kennt und darum auch zu achten weiß. Schon seine allgemeine Definition des Gegenstandes bezeichnete uns den Standpunkt des Redners, der das Wort „Socialismus" nicht wie so manche Systemmacher in Frankreich und in Deutschland gebraucht, denen es als ein Schiboleth gegen die Gesellschaft dient, welcher man alle möglichen Verbrechen und Laster aufbürdet, um sich selbst von jeder persönlichen Verantwortlichkeit, von jeder Autorität im Himmel wie auf Erden loszusprechen. Er vindizirte das Wort vielmehr als Bezeichnung einer Wissenschaft, die eben sowohl einen positiven als einen spekulativen Charakter habe, und die als solche, als Socialwissenschaft, nicht, wie vielfach angenommen werde, von Charles Fourier, sondern von dem geistvollen Kommentator des Montesquieu'schen Esprit des Lois, dem Baron Destutt de Tracy, zuerst bezeichnet worden sey. Diese Socialwissenschaft zerfalle in drei Theile, von denen der erste, das moralische Gebiet umfassend, der Philosophie vorbehalten bleibe, der zweite, das intellektuelle Gebiet in sich begreifend, dem encyklopädischen Studium angehöre, der dritte Theil endlich, der materielle, die „Social-Oekonomie", also denjenigen Theil bilde, mit dem wir uns eben beschäftigen. Dieser Theil verhalte sich zu den anderen, d. h. zu der philosophischen und encyklopädischen Wissenschaft vom Staate, wie sich in der medizinischen Wissenschaft die Anatomie zur Physiologie verhalte; sie liefere das Material und lehre am todten Körper den lebendigen Organismus begreifen. Die Social-Oekonomie selbst gliederte der Redner ebenfalls in drei verschiedene Theile: 1) in die „industrielle Oekonomie", welche das System der Erzeugung der Reichthümer, ihrer Circulation, Vertheilung und Consumtion in sich begreife; 2) in die „Verwaltungs-Oekonomie" oder das System der Regierung, die Mittel der Administration, der Sicherheit und der Vertheidigung umfassend, und 3) endlich in die „politisch-sociale Oekonomie", welche das Verhältniß der industriellen zur administrativen Oekonomie feststelle. Um einen vorläufigen Begriff von diesem Verhältnisse der Industrie zur Administration zu geben, brauchte der Redner abermals ein Gleichniß, indem er es mit dem Verhältnisse des persönlichen Einkommens (revenue) zu den Auflagen (impots) verglich, welche Letzteren nicht blos in einem geometrischen Verhältnisse zu dem ersteren ständen *), sondern auch um so leichter erhoben werden könnten, je mehr jenes in Folge einer richtigen Verwaltung zunehme. Dem Programm zufolge, das der Redner vertheilt hat, wird er in den nächsten Stunden eine kurze Geschichte seiner Wissenschaft mittheilen und dabei die verschiedenen Systeme der Social-Oekonomie berühren, die in England und in Frankreich zum Vorschein gekommen, womit er natürlich eine Kritik derselben verbinden wird. Er ist weder mit dem System vollständiger Freiheit des Handels und der Gewerbe, wie es von Adam Smith, J. B. Say u. A. gelehrt wird und das er als anarchisch bezeichnet, noch mit dem Associations-Systeme Owen's, St. Simons und der Kommunisten, das er subversiv und revolutionair nennt, noch endlich mit dem societairen Systeme Fourier's einverstanden, dem es, wie er sagt, an jedem die individuellen Interessen berücksichtigenden Prinzip der Billigkeit mangle; vielmehr denkt er auf der Grundlage der bestehenden, wirklichen Staats- und Gesellschafts-Einrichtungen die Mittel nachzuweisen, die, weil sie eben nur Mögliches erstreben, in der That zur Abhülfe der erkannten Uebelstände führen können. — Ob wir in dieser flüchtigen Darstellung die Gedanken des Redners auch nur annähernd wiedergegeben, bezweifeln wir zwar, doch haben wir denselben möglichst aufmerksam zu folgen gesucht. Auch glauben wir, daß selbst aus dieser unvollständigen Skizze auf die interessante Darstellung des Vortragenden geschlossen werden darf, der übrigens auch durch eine angenehme Persönlichkeit unterstützt wird.

— Henry Litolff's letztes Konzert. Bei dem allgemeinen Interesse, welches H. Litolff's Leistungen hier erregt haben, glauben wir sein letztes Konzert um so weniger mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, als darin sein Talent als Virtuos und Komponist sich am glänzendsten bewährt hat. Der Production seiner Virtuosität hatte er eine der höchsten Aufgaben gestellt, indem er Beethoven's Es-dur-Konzert ausführte, eines jener unvergänglichen, kolossalen Werke, die ihrem Schöpfer die Palme der Unsterblichkeit vindiziren. Die Art und Weise, wie L. es spielte, zeigte von neuem, daß er des großen, unerreichten Meisters Compositionen in ihrer ganzen Tiefe aufzufassen und in ihrer ganzen Gewalt darzustellen vermag. Wir können jedoch hierbei nicht umhin, des Orchesters rühmend zu gedenken, welches die Tutti sowohl als die Begleitung mit Energie und Präcision exekutirte. — Außer der bekannten und bereits allgemein anerkannten Phantasie über Motive aus „Robert der Teufel" trug L. noch ein eben so geistreich komponirtes als melodiöses Scherzo vom Grafen von Westmorland vor, dessen graziöse und humoristische Ausführung allgemeinen Beifall fand. Von eigenen Compositionen L.'s gab uns das Konzert: zwei Stücke aus einer Oper: „Salvator Rosa", Trauermarsch und Rondo aus einem Violin-Konzerte, und die Ouvertüre zu einer tragischen Oper: Katharina Howard. Die sehr mangelhafte Ausführung der erstgenannten Vokal-Compositionen, besonders seitens des ganz unmusikalischen Tenors, war nicht geeignet, ihnen die gehörige Geltung zu verschaffen; doch zeigten sie Reichthum an Melodie und Streben nach dramatischer Wahrheit. Das Violin-Konzert, welches Herr Léonard vollendet spielte, ist ein höchst effektvolles Musikstück, in welchem sowohl das Solo-Instrument als das Orchester mit Kenntniß der Technik und Instrumentation behandelt sind. Die Ouvertüre zu Katharina Howard liefert ein völlig ausgeprägtes Bild der Individualität des Komponisten, indem sie die größten Kontraste in sich vereint. Die reizvollsten Melodieen wechseln darin mit dämonischen, erschütternden Tonmassen, den Ausbrüchen der höchsten Leidenschaft, ab. Das Ganze bildet ein düsteres, schauerliches Tongemälde, welches zu einem so hoch tragischen Sujet, wie der Geschichte der unglücklichen Frau Heinrich's VIII., sehr wohl paßt. — Indem wir von dem Künstler scheiden, wünschen wir, daß seine Zukunft die großen Erwartungen rechtfertigen möge, die seine seltene Begabung in uns erweckt hat. Dann wird auch das bisher musikarme Old England sich rühmen können, wie bereits früher in allen anderen Zweigen der Dichtkunst, so auch im Gebiete der Tondichtung einen Meister erzeugt zu haben! E. B.

*) In Frankreich wurde beiläufig der Betrag des persönlichen Einkommens auf ungefähr 1200 Milliarden und der der Auflagen auf 1200 Millionen angegeben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Weit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 27. Berlin, Dienstag den 3. März 1846.

Frankreich.

Trebour, der Freund in der Noth zur Zeit der Schreckensherrschaft.

Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution.

Im waadtländischen Dorfe Saint-Cergues, an den Abhängen des Jura, lebte gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts ein schlichter Landmann, Namens Trebour, dessen Andenken noch heute bei den Bewohnern des Ortes und der Umgegend in hohen Ehren steht. Mit unerschrockenem Muthe machte er zur Zeit der Schreckensherrschaft mehr als einmal die Reise von den Ufern des Genfersees nach Paris, um hervorragende Persönlichkeiten vom Schaffote zu retten und nach der Schweiz zu führen. Die Mittel, durch welche es ihm gelang, in die Gefängnisse einzudringen, die dem Tode bereits Verfallenen zu entführen und allen Gefahren des Weges zu entschlüpfen, sind ein Geheimniß geblieben. Bei diesen kühnen Unternehmungen wurde er von Herrn Necker und Frau von Staël unterstützt, welche auch in Anerkennung dessen, was er zu einer Zeit gethan hatte, wo es nicht leicht war, Leute von solchem Muthe und solcher Aufopferung zu finden, fortwährende freundschaftliche Beziehungen zu ihm unterhielten. Wir geben, nach Mallet-d'Hauteville's Darstellung, ein Bruchstück aus seinen abenteuerlichen Reisen, als Beitrag zur Charakteristrung der Lebensverhältnisse jener Schreckenszeit, zu deren Schilderung im Einzelnen die Geschichtschreiber, dem welthistorischen Gange der Ereignisse folgend, natürlich nicht herabsteigen können.

I. Das Nationalgut.

An einem Herbstmorgen des Jahres 1793 schritten zwei Wanderer in Bauernkleidung durch die wilden und holzarmen Thäler des französischen Jura. Der erste, ein breitschulteriger und kräftiger Mann, trat leichtfüßig einher, während sein jüngerer Begleiter unter der Last eines großen Quersackes ermattet schien.

„Ist das nicht das Schloß des Herrn ***?" sagte der Letztere, indem er seine Blicke nach der Fronte eines Hauses richtete, welches unfern der Landstraße stand; „es ruft mir viele alte Erinnerungen zurück. Glauben Sie wohl, daß wir ohne Gefährde hinüber gehen können?" Der andere Reisende zog seine Uhr heraus und antwortete: „Wir können nicht daran denken, heute über den Berg zu kommen; wir müssen unserer Papiere wegen in Saint-Laurent anhalten. Wenn's Ihnen Vergnügen macht, so können wir wohl hingehen, wir wollen uns für Käufer von Nationalgütern ausgeben; dieser Titel ist eben so gut als ein anderer."

Es war zehn Jahre her, seit der Mann mit dem Quersacke dieses Haus bewohnt hatte; welche Veränderungen waren seitdem vorgegangen! Ueber dem Eingange stand mit großen Buchstaben: „Verkäufliches Nationalgut". Aber vergebens sahen sie sich nach Jemanden um, der sie hineinführen sollte; Alles war still und öde. Das große eiserne Thor war verschwunden und bei seiner Abreißung ein Theil der Mauer eingestürzt. Die Zimmer standen leer und zeigten Spuren der Verwüstung.

„Wahrhaftig, die Republik sorgt prächtig für das, was sie gestohlen hat", sagte der erste Reisende mit ironischem Tone. — „Welche Zerstörung!" rief sein bestürzter Begleiter. „Freilich, man bekommt das Alles auch für Papierschnitzen, für Assignaten; eines ist des anderen werth."

Der ehemalige Bewohner des Schlosses erinnerte sich an das bunte Leben, welches dieser Hof zu jener Zeit darbot, als der Eigenthümer keinen anderen Lohn für seine wohlwollende Gastfreundschaft verlangte, als daß man seinen Viehstand und seine Vorräthe bewunderte. Wo waren jetzt die Taubenflüge, die um den Erntewagen schwärmten, die Pfauen, die stolzirend ihr buntes Rad wiesen? — Die Wohnung des Herrn selbst bot einen noch traurigeren Anblick. Sie hatte im Laufe der Zeit als Hospital und als Kaserne gedient; kein Tisch, kein Stuhl war übrig geblieben; nichts erinnerte mehr an die reichen Vergoldungen, die Spiegel und die Tapeten mit eingewebten Hirten und Hirtinnen. Nicht eine einzige Scheibe, selbst kein Fensterladen war mehr vorhanden. Schmutzige Witze und Bilder der Guillotine waren mit Kohle an die Wand gezeichnet.

Der Reisende gedachte an den alten Herrn, der die Freunde seiner Söhne mit solchem Wohlwollen und solcher Güte in seinem Hause willkommen hieß, an die Dame, die mit peinlicher Sorgfalt über ihrem Wohlergehen wachte, und an die Abendgesellschaften, bei denen sich die Bewohner der Umgegend nach beendigter Jagdpartie einfanden. Er war damals noch sehr jung gewesen, hatte kaum die Schule verlassen, und Alles hatte ihn ergötzt und seine Aufmerksamkeit gefesselt: die alten Offiziere aus dem siebenjährigen Kriege, welche mit so ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit vom Könige und mit solchem Respekt von Frau v. Pompadour gesprochen hatten; die lustigen Lieutenants, und besonders die jungen Damen .... was war aus ihnen Allen geworden?

Je weiter man vorwärts ging, desto ärger wurden die Spuren der Verheerung. Am Ende der Zimmerflucht des Parterregeschosses hatte das Feuer aus einem Kamin um sich gegriffen; die Decke war herabgestürzt, und man erblickte über sich die geschwärzten Balken; selbst die Mauer hatte nachgegeben, und durch eine Spalte, welche dem Winde, dem Regen und dem Schnee ungehinderten Eingang verstattete, konnte man hinaus ins Freie sehen.

Die nach einem alten Plane zugeschnittenen Gärten genossen in jener abgelegenen Gegend einen hohen Ruf; man kam aus der Ferne herbei, sie zu bewundern. Die Landleute hatten die Erlaubniß, des Sonntags nach der Messe darin spazieren zu gehen. Da sah man sie denn gruppenweise die Statuen, die zugestutzten Taxus- und Buchsbäume, die Springbrunnen und die Goldfische bewundern. Es mußte großen Kraftaufwand gekostet haben, die Figuren der Ceres und der Pomona umzuwerfen, deren Trümmer zerstreut auf dem Boden lagen. Die Springbrunnen waren versiegt; grünliches Wasser stockte in den Becken. Ein Kampf hatte sich entsponnen zwischen den Blumen, die ehemals die Beete beherrschten, und dem Unkraut, das sie zu verdrängen strebte. Was würde der alte Gärtner, ein so guter Royalist, dazu gesagt haben?

Während der junge Reisende sich diesen schwermüthigen Erinnerungen hingab, hatte der andere, den Gedanken solcher Art weniger beschwerten, sich im Schatten eines Baumes gelagert. Er zog aus dem Quersacke eine Flasche Wein, ein Stück Brod und einige Ueberbleibsel von kaltem Fleische, und lud darauf seinen Gefährten ein, mit ihm zu frühstücken. Dieser setzte sich schweigend und sinnend neben ihn; als aber einige Gläser Wein seine Lebensgeister erfrischt hatten, ward er mittheilender und gab den Gefühlen seines Herzens Worte.

Von den Schicksalen des Hauses und seiner Umgebung kam er auf den Zustand Frankreichs zu sprechen, und als er in dies Kapitel hineingerathen war, fand er bald kein Aufhören. Dem alten Regimente machte er zwar die Vorwürfe, die es verdiente, doch bewies er eben so klar, wie weit man sich jetzt auf der anderen Seite von richtigen Grundsätzen entfernt habe. Niemand war davon mehr überzeugt als sein Führer; der aber war, von Mattigkeit überwältigt, leider eingeschlummert.

„Ja, ja! Sie haben ganz Recht, Herr Graf", rief er, plötzlich erwachend, „es ist Alles vollkommen wahr, was Sie sagen." — „Diese Constitution, die Frucht so vieles Nachdenkens und so vieler Arbeit, mit Füßen getreten!" fuhr der junge Reisende fort. „Ach! als meine edlen Freunde sich bemühten, den Zustand der Gesellschaft zu verbessern und das Volk wieder in seine Rechte einzusetzen, waren sie weit entfernt zu denken, daß ...." — „Ach, hören Sie! reden Sie nicht so viel von Ihrer Constitution; Ihre Freunde hätten das eben so gut können bleiben lassen. Gingen die Dinge vor der Revolution auch nicht gerade so wie sie sollten, so gingen sie wenigstens besser als jetzt, wo dem Karren das Unterste zu oberst gekehrt ist und kein Mensch weiß, woran er ist. Aber ich glaube, daß wir wieder aufbrechen müssen; wir haben in St. Laurent viel zu thun und dürfen nicht wie die Nachtvögel ankommen. Ich wollte, ich hätte das Rest erst im Rücken, denn ich traue dem Frieden nicht. Ich hatte zwar einst einen Freund dort, aber unglücklicherweise ist er nicht mehr da."

„Sie haben also Freunde in diesem Lande hier?"

„Mehr als Sie glauben, und oft hielten's gerade die mit uns, die am lautesten schrieen. Ich bin nur ein Bauer, wie hätte ich ganz Paris durchwandern und selbst in die Gefängnisse dringen können, wenn nicht eine unbekannte Protection dahinter steckte? Sie würden schön erstaunen .... Aber lassen Sie uns aufbrechen, die Sonne neigt sich. Nur Muth, es wird Alles gut gehen. Sehen Sie, wie sehr ich Ihre Schultern erleichtert habe", fügte er hinzu, indem er auf den fast leeren Quersack wies. „Sind wir erst drüben, dann fehlt's uns an nichts mehr. Ich hoffe, morgen um diese Zeit sind wir so weit. Im entgegengesetzten Fall ist's an der Republik, uns zu unterhalten."

II. Das Festessen des Klubs von Saint-Laurent.

Nach einigen Minuten befanden sie sich wieder auf der Heerstraße. Die Landschaft war öde, man sah keine Reisende, doch am Ende des Weges zeigten

sich zwei Gendarmen, die einen alten Mann führten, dessen Hände mit Handschellen geschlossen waren. Eine bejahrte Frau und ein Mädchen folgten einige Schritte hinter den Pferden. Die Wanderer hielten an, um die Gesellschaft vorbeizulassen, welche stillschweigend vorüberzog; sie folgten ihr mit den Augen und setzten dann ihren Weg fort. Scenen dieser Art wiederholten sich in jener Zeit zu häufig, um einen dauernden Eindruck hervorzubringen. Ueberdies machte der ältere unserer beiden Reisenden, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, über das, was unterweges vorfiel, selten eine Bemerkung, und der junge Franzose hatte schon oft bedauert, keinen gesprächigeren Begleiter zu haben.

Nachdem sie eine Stunde gegangen waren, zeigte der Führer seinem Kameraden in der Entfernung einen von der untergehenden Sonne beleuchteten Thurm und sagte: „Da ist's", worauf er wiederum schweigend seinen Weg fortsetzte. — Das erste Haus des Dorfes, zu dem sie endlich gelangten, war zu einer Wache eingerichtet; auf der Vorderwand stand die gewöhnliche Formel: Freiheit, Gleichheit oder der Tod. Einer benachbarten Pappel hatte man eine gewaltige blechne Mütze aufgesetzt, um welche eine dreifarbige Fahne flatterte; Anschlagzettel bekleideten den Stamm. So belastet, schmachtete die polizeiliche Pappel und schien das unoffizielle Daseyn der anderen Bäume zu beneiden, deren Aeste frei im Winde schwankten.

Eine vierzehn- oder funfzehnjährige Schildwache spazierte vor dem Wachhause auf und ab, durchdrungen von der Wichtigkeit der ihr anvertrauten Verrichtungen. „Hier geht's nicht durch", sagte der jugendliche Soldat, „zeigt Eure Papiere." — „Mach' Dir keine Sorge, Kamerad", entgegnete der Wanderer, „'s ist Alles in Ordnung. Wo ist der Maire der Kommune? ich habe mit ihm zu reden." — „Der Maire, das ist der dicke Mann da drüben, der eben seinen Kühen zu saufen giebt. Uebrigens entschuldigt nur; man muß aufpassen, seht Ihr. Man hat bemerkt, daß die Feinde der Republik diese Straße einschlagen. Man hat ein Auge auf sie, ich stehe Euch dafür. Eben haben sie einen abgeführt." — „Sey unbesorgt, mein Freund, ich liebe sie eben so wenig als Du."

„Ei, was tausend! Bürger Trebour! immer unterweges wie der ewige Jude!" rief der Mann, auf dessen Schultern die Regierung des Fleckens St. Laurent lastete. — „Ach! Eure Republik, die macht mir viel zu schaffen; da habe ich mich in eine Rindviehlieferung für die Alpen-Armee eingelassen. Ich vertraue das nur Ihnen an, Bürger Maire, da mir Ihr Patriotismus bekannt ist; denn Sie begreifen, wenn die Sache ruchbar würde, so würde das Vieh augenblicklich im Preise steigen." — „Sie wissen auf wen Sie sich verlassen können", antwortete der Maire mit einem Zeichen des Beifalls; „indeß, nehmen Sie mir meine Neugier nicht übel, diese Kühe hier sind zwar französisch, aber könnten sie bei der Lieferung nicht als schweizerische mit unter laufen? Wird man nicht etwas zu Gunsten eines Patrioten thun?" — „Darüber habe ich eben gerade mit Ihnen reden wollen." — „Ich bin bereit, wenn es Ihnen beliebt; heute gehen Sie doch wohl nicht weiter? Sie schlafen doch hier?" — „Das ist meine Absicht; ich muß meine Papiere besorgen lassen, daß ich morgen mit dem Frühesten die ersten Posten passiren kann. Die Sache ist dringend." — „Sie kommen gerade zu dem Festmahle zurecht, welches der Klub von Saint-Laurent zu Ehren der Siege der Republik giebt. Solche Leute wie Sie sind willkommen dabei. Ich werde Sie unserem Präsidenten, dem Bürger Chauffard, vorstellen. Man hat selten einen Patrioten von solcher Kraft gesehen, besonders was die Reden angeht. Und dieser Kamerad, wer ist denn der?" fügte er, auf den jüngeren Reisenden zeigend, hinzu. — „Das ist ein Gelbschnabel aus der Saint-Denis-Straße, der Sohn eines Großhändlers. Sein Vater hat mir ihn anvertraut, er soll sich etwas die Hörner ablaufen. Der Bursche ist kein übler Rechner, Robespierre selbst hat mir ihn empfohlen." — „Ah! wenn so ein Mann für ihn spricht, da muß man still seyn; Du wirst ihn heute Abend um sieben Uhr mitbringen, das ist abgemacht." — „Für jede andere Veranlassung würde ich's abschlagen: wenn man sechs Meilen gemacht hat, so geht ein gutes Bett über Alles; aber es würde mir leid thun, wenn ich die Gelegenheit vorüber lassen sollte, mit den Republikanern von Saint-Laurent ein Glas zu trinken."

Um sieben Uhr kam der Zug, bestehend aus paarweise geordneten Mitgliedern des Klubs und des Magistrates, durch eine von Weibern und Kindern gebildete Gasse vor dem Wirthshause an. Die Gäste stiegen die hölzerne Treppe zum ersten Stockwerke hinan und traten in einen großen Saal, in welchem die Tafel gedeckt war. Der Schmuck des Zimmers bestand nur aus den mit Lorbeer gekränzten Büsten von Lepelletier und Marat, zwischen denen die Erklärung der Menschenrechte hing. Der Held des Tages, der Präsident Chauffard, mit seinem schwarzen Schnurrbarte, einem langen, auf der Diele nachschleifenden Säbel und zwei Pistolen im Gürtel, war in beständiger Bewegung. Er empfing die beiden Fremden sehr freundlich, warf jedoch auf den jüngeren einen forschenden Blick, der seinem Begleiter bedenklich schien; doch beruhigte sich dieser bald, als er sah, daß, während man ihn selbst zu den Honoratioren setzte, sein Freund an das untere Ende des Tisches zu den Patrioten zweiter Ordnung verwiesen ward, woselbst ihn der Hirt und der Maulwurfsfänger der Gemeinde mit brüderlicher Vertraulichkeit empfingen.

Ehe man den Schüsseln zusprach, welche auf dem langen Tische in gemessenen Zwischenräumen geordnet standen, erwartete man die Eröffnungsrede. Der Präsident gehorchte dem allgemeinen Wunsche. „Lieben Freunde", rief er, „wir sind hier bei diesem brüderlichen Mahle versammelt, um die Siege zu feiern, welche die Republik über die Tyrannen Europa's gewonnen hat. Wir wollen uns an diesem Tage der reinsten Fröhlichkeit hingeben. Möge das Gerücht von unserem Patriotismus zu den Ohren unserer Brüder in Paris kommen! mögen die Manen der beiden Märtyrer der Freiheit, welche auf uns herabblicken, sich daran erfreuen! und möge dieses Messer (er hatte sein Tischmesser ergriffen) in die Brust des letzten Königs und des letzten Priesters gestoßen werden!"

Dieser Rede, welche ich hier abgekürzt wiedergebe, folgte lauter Beifall; darauf, während die Teller sich mit Bratenstücken und duftendem Kohle füllten, bat man den geehrten Gast, der von Paris kam, zu erzählen, was er in der großen Stadt gesehen habe; endlich, mochte es nun so verabredet seyn oder der Zufall sein Spiel haben, kam die Kellnerin und legte dem Präsidenten feierlichst einen Brief mit einem Amtssiegel hin. Er brach ihn auf und las mit lauter Stimme: „Der Kommissarius des Konventes für das Jura-Departement zeigt seinen Mitbürgern an, daß das Revolutions-Tribunal am 16. Oktober, auf den Antrag Fouquier-Tinville's, die ehemalige Königin Marie Antoinette zum Tode verurtheilt, und daß dieselbe gegenwärtig ohne Zweifel bereits die gerechte Strafe ihrer Verbrechen empfangen hat."

Dieser Brief, dem ein lautes: Es lebe die Republik! folgte, veranlaßte eine Gesundheit auf den Tod der ehemaligen Königin, der Oesterreicherin u. s. w. Doch ward die Begeisterung, welche diese Gesundheit begleitete, durch den klirrenden Ton eines Glases unterbrochen, das an der Mauer zersplitterte. Alle Blicke wandten sich nach dem unteren Ende des Tisches, wo der junge Reisende sich erhoben und eine Stellung angenommen hatte, als wolle er es mit der ganzen Gesellschaft aufnehmen.

„Wer ist denn der Tölpel?" rief Trebour; „ach, mein Kollege; ich dachte mir's wohl! er hat den ganzen Weg lang solche Narrenstreiche gemacht." Aber der Schuldige schien weder über seinen Fehler beschämt, noch geneigt, sich zu entschuldigen; im Gegentheil rief er mit bewegter Stimme, indem sein Kopf sich rückwärts überbeugte und die Augen von Unwillen funkelten: „Bürger, es ist mir unmöglich, auf den Tod einer unschuldigen Frau zu trinken . . ." Er wäre fortgefahren, hätte sein Begleiter sich nicht beeilt, ihn mit dem strengen Tadel zu unterbrechen: „Lieber Wilhelm, laß diese Manieren des ehemaligen Großhändlers, die sich für unsere Republik nicht passen; ich habe Dir's schon hundertmal gesagt. Ein Bürger aus der St. Denis-Straße ist jetzt nicht mehr als ein anderer. Geh' zu Bett und lerne den würdigen Republikanern von St. Laurent mehr Achtung beweisen."

Alle Gespräche waren unterbrochen worden. „Der Kaufmann kommt mir etwas verdächtig vor", sagte einer der Gäste, den seine Brille und seine Haltung als einen Mann des Gesetzes bezeichneten, als er den jungen Mann hinausgehen sah. — „Es ist eine reine Dummheit; und es sollte mich gewundert haben, wenn er nicht eine von der Sorte gemacht hätte", antwortete Trebour. — „Müßten wir ihn nicht eigentlich nach unseren Instructionen festnehmen?" fuhr Jener mit einem fragenden Blick auf den Präsidenten fort. Ein Murmeln des Beifalls folgte auf seine Rede. — „Ueber den Patriotismus", entgegnete Trebour, „ließe sich freilich wohl etwas sagen, das gebe ich zu; aber von Schuld und Verantwortlichkeit kann gar nicht die Rede seyn." — „Nun, laßt's nur gut seyn, wir wollen ihn zum Robespierre schicken, um sich für seine Rede zu verantworten. Ja, ja, zum Robespierre, denn wenn der sich dahintersetzt, der macht nicht viel Federlesens", fügte der Gerichtshalter mit lautem Gelächter hinzu und hob seine Brille in die Höhe, um zu sehen, ob der Spaß Beifall fände. — „Bürger, laß mir ihn", sagte Trebour, „ich brauche ihn; in zwei Monaten komme ich wieder durch St. Laurent, dann könnt Ihr mit ihm machen, was Ihr wollt."

„Warum ist denn Alles so still?" rief Chauffard mit einer Löwenstimme. Wir sind hier, um lustig zu seyn. Nichts soll unsere republikanische Fröhlichkeit stören. Wie steht's denn mit den Liedern? ich bin überzeugt, daß unser Kollege uns etwas von seiner Manier mitgebracht hat." Der Gerichtshalter, der ohne Zweifel der erste Literat des Ortes war, nahm eine bescheidene Miene an und zog ein Papier aus seiner Tasche. Bravos erschollen von allen Seiten, und die Unterbrechung schien vergessen. Es kann sich Jemand verkleiden und verborgen bleiben, so lange er die Herrschaft über sich selbst behält; er verräth sich aber, sobald er sich einer heftigen Gefühlsaufregung hingiebt. Bei dem Tone, mit welchem der Reisende die wenigen Worte ausgesprochen hatte, die wir gehört haben, bei seiner Stellung, seinem Blicke konnte es keinem nur einigermaßen geübten Auge verborgen bleiben, daß das Kleid, welches er trug, nicht das seinige war. (Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Das französische Guyana.

(Schluß.)

Der Minister Choiseul und der Herzog von Praslin übernehmen die Oberlehnsherrlichkeit über das weite Gebiet. Sie theilen die einzelnen Lehne für die Herren, die ihrerseits wieder die neuen Domainen einer gewissen Anzahl von Bauern zur Bewirthschaftung übergeben. Die Leitung der Expedition wird zweien auf einander eifersüchtigen Männern übertragen, einem ungeschickten Offizier, dem Chevalier Turgot, Bruder des gleichnamigen Ministers, und einem unredlichen Civil-Beamten, dem Herrn von Chanvallon. Vermöge der eifrigen Unterstützung von Seiten der Regierung und der schlauen Manöver der Actionaire fand das Unternehmen einen merkwürdigen Anklang; die Kapitale flossen herbei, und es galt für eine Gunst, sich betheiligen zu dürfen.

Vom November 1763 bis in die Mitte des folgenden Jahres folgten die Ueberfahrten rasch auf einander. Als Landungsplätze waren eine sandige Erdzunge und einige kleine, kaum wegsame Inseln in der Mündung des Kuru

ausgesucht worden. Die einzige Wohnung, die vorhanden war, ein früher von den Jesuiten gebautes Haus, behielt sich die Regierung vor. Die Herren schlugen ihren Sitz in Hütten auf, die aus in die Erde gerammten Planken bestanden und mit Laub gedeckt waren. Dessenungeachtet wurden die ersten Ankömmlinge eine Zeit lang in ihren Illusionen erhalten. Der Adel jener Zeit begriff nicht, wie man leben könne ohne Kunstgenüsse, Luxus, Trinkgelage und Lüderlichkeit; daher hatte die Regierung mit zarter Aufmerksamkeit dafür gesorgt, daß ihre in die Fremde geschickten Kinder jene Lebensbedürfnisse nicht entbehrten, und ihnen Schauspieler, Musikanten und selbst Freudenmädchen mit auf den Weg gegeben. Die ersten Monate verlebten die Ansiedler in einer Art von Taumel. Während der Gouverneur Turgot mit den hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte, die er sich hatte zutheilen lassen, in Paris ein lustiges Leben führte, war der Intendant Chanvallon damit beschäftigt, seine Kolonisten angenehm zu unterhalten. Er ließ eine glänzende Ausstellung der mitgebrachten Waaren veranstalten; in den Straßen dieses Marktes stolzirte die Menge umher, die Damen in Schleppenkleidern, die Kavaliere in eleganten Uniformen, kurz der Anblick war großartig, wie ein Augenzeuge versichert, man glaubte sich ins Palais-Royal versetzt. Der Tag wurde, wie in Paris, mit den hergebrachten Abendvergnügungen beschlossen, mit Oper, Ball, Spiel oder Liebesintriguen. Man lebte übrigens, ohne sich um die Zukunft zu kümmern, von den Lebensmitteln, die man aus Frankreich mitgebracht hatte. Es lag sicher etwas Blendendes in dem Gegensatz einer überfeinerten Civilisation mit der wilden Majestät des Ortes, aber der Zauber zerrann bald. Da die Zahl der Ankömmlinge sich unaufhörlich vermehrte, fing man an, einander im Wege zu seyn und Mangel an Nahrungsmitteln zu spüren. Der Proviant, der mit großen Kosten aus Europa herbeigeschafft wurde, verdarb durch die Ueberfahrt und den Einfluß des Klima's. Der Kleinhandel im Innern der Kolonie warf wenig ab; die von den Pariser Kaufleuten mitgeschickten Waaren waren meist Luxusgegenstände und standen in keinem Bezuge zu den Bedürfnissen des Landes. So hatte man z. B. eine Schlittschuh-Niederlage in einer Gegend, wo es niemals friert. Kurz, im Juli 1764 waren an den Ufern des Kuru an funfzehntausend Menschen beisammen ohne zureichende und gesunde Nahrungsmittel. Nun wollte man, wie man eine Stadt improvisirt hatte, auch eine Aerndte improvisiren. Die Seigneurs, die es unter ihrer Würde hielten, zu arbeiten, verlangten desto mehr von ihren sogenannten Vasallen, und so kam es, daß die übermäßige Arbeit der Einen, der nicht minder gefährliche Müßiggang der Anderen, die schlechte Nahrung, Langweile, Unreinlichkeit und Verzweiflung ein ansteckendes Fieber erzeugten, dem dreizehntausend Menschen unterlagen. In weniger als einem Jahre war ein Kapital von 33 Millionen Liv. verschlungen! Dieser traurige Ausgang des glänzend begonnenen Unternehmens, der so viele Familien in Trauer versetzte, brachte in Frankreich eine allgemeine Bestürzung hervor. Das Parlament zog die Sache zur Untersuchung; es entspann sich ein verwickelter Prozeß, der früher niedergeschlagen als entschieden wurde. Um ihre Nachlässigkeit zu beschönigen, schoben die Angeklagten die Schuld des Unglücks auf das Klima, und da sie dies Vertheidigungsmittel immer und immer wieder vorbrachten, so faßte das Vorurtheil von der ungesunden Luft Guyana's endlich im Volke Wurzel und ist seitdem nicht aufgegeben worden.

Der vernünftige Theil des Publikums wußte so gut, was von dem Ereigniß am Kuru zu halten sey, daß die Pläne zur Wiederherstellung der Kolonie niemals zahlreicher waren, als in dem Zeitraum von jener Katastrophe bis zur Revolution. Das einzige fruchtbringende Unternehmen aber war die theilweise Austrocknung des Bodens unter der leider zu kurzen Verwaltung Malouet's. Im Jahre 1789 begann der Revolutionsstrudel die Kolonieen zu ergreifen. Die Sklaven, die plötzlich in unbedingte Freiheit versetzt wurden, verstanden unter der Freiheit nur das Aufhören der Arbeit und verließen sämmtlich die Pflanzungen. Trotz den schönen Grundsätzen, die von der Pariser Tribüne verkündigt wurden, mußte man zu harten Maßregeln greifen, um die Sklaven wieder in die Plantagen zurückzubringen, und es floß mehr als einmal Blut in Emeuten und auf dem Schaffot. Für den Neger stellte sich der Unterschied zwischen seinem früheren und jetzigen Dienstverhältniß so heraus, daß er als Sklave unter Androhung von Peitschenhieben, als freier Bürger bei Todesstrafe arbeiten mußte. Die Sklaverei wurde durch das Gesetz von 1802 wiederhergestellt, aber der frühere Geist der Kolonie ließ sich nicht wieder zurückführen, und außerdem war ihre Verbindung mit dem Mutterlande durch den Seekrieg unterbrochen. Da der Handel stockte, kamen die Spekulanten auf die Idee, Korsarenschiffe auszurüsten. Schon ihre ersten Expeditionen zogen natürlich Repressalien nach sich. Im Jahre 1809 überrumpelten die Portugiesen, von den Engländern unterstützt, Cayenne und hielten es bis zum Frieden von 1815 besetzt. Man muß sagen, daß ihre Herrschaft mild und billig war und ein gutes Andenken in der Kolonie zurückgelassen hat. Seit dieser Zeit wurde das Bedürfniß, dies schöne Land zu kolonisiren, um so fühlbarer, als die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Verminderung der Bevölkerung seinen völligen Ruin herbeizuführen drohte. Doch sind bis jetzt dazu nur halbe Versuche gemacht worden, die, zumal sich die Regierung ihrer nie ernstlich annahm, mehr Schaden angerichtet haben, als es eine gänzliche Vernachlässigung gethan hätte.

In das Ende der Revolutionsperiode fällt ein Ereigniß, das nicht minder verderblich für Guyana und beklagenswerth war, als die Expedition von 1763. Wir meinen die Deportation der angeblichen Mitschuldigen an dem Attentate auf den ersten Konsul. Eine thätige und einflußreiche Partei hatte ein Interesse dabei, der Regierung, die es nicht wagte, ihre Feinde dem Beile zu überliefern, den Vorschlag zu machen, daß sie dieselben in die verpestete Luft Guyana's schicke. Leider hat der Tod einer großen Anzahl dieser Verbannten das Vorurtheil gegen das Klima der Kolonie gerechtfe man denke sich nur jene drei- bis vierhundert Männer, die meist i tem Alter und nicht an körperliche Strapazen gewöhnt waren, l plötzlichen Befehl ihren Familien und Beschäftigungen entrissen Zwischendeck eines Schiffes eingezwängt, mit wenigen und schlechten S mitteln einer langen Ueberfahrt ausgesetzt, dann nackt und hülflos in einer unbebauten Gegend, die sie nicht verlassen durften, sich selbst überlassen — so wird man erstaunen, daß von den 380 Deportirten nur 161 den Strapazen erlegen sind.

Dreiundsechzig Reisebeschreibungen von denen, die wir kennen, stimmen darin überein, daß die Luft Guyana's gesund sey, einige schreiben ihr sogar eine schützende Kraft gegen viele chronische Krankheiten, z. B. gegen die Schwindsucht, zu. Im Vergleich mit den anderen französischen Kolonieen in Amerika kann man sicher Guyana ein im Allgemeinen gesundes Land nennen. Natürlich zeigt es bei seiner gegenwärtigen Verlassenheit die unvermeidlichen Mißstände aller menschenarmen Gegenden. So bleiben in der Niederung, die allein bewohnt ist, von den Regengüssen an denjenigen Orten, die nicht ausgetrocknet werden, Sümpfe zurück, die in der heißen Jahreszeit Miasmen erzeugen. Es ist aber augenscheinlich, daß diese Krankheitsursache mit Leichtigkeit hinweggeräumt werden wird, wenn eine geordnete Verwaltung und vernünftige Benutzung des Landes eintritt. Im Innern, wo die Regenzeit jene Spuren nicht zurückläßt, ist die Zuträglichkeit des Klima's nie bestritten worden. Die Höhe der Temperatur, die im Mittel 22° beträgt und selten über 31° steigt, kann für die Fremden unbequem seyn, aber keineswegs schädlich. Die Hitze wird durch die Nähe des Meeres und die starken Regengüsse bedeutend gemildert. Die Sterblichkeit ist nach den zuverlässigsten Angaben geringer als in Europa. Es stirbt von 34 Menschen jährlich Einer. Für die Weißen besonders berechnet, ist das Verhältniß wie 1:29. Doch ist gewiß nicht zu leugnen, daß viele Nebenumstände, die ihren Grund in der schlechten Verfassung der Kolonie haben, diese Zahl ungünstiger machen.

So viele unbenutzte Schätze, als wir in Guyana nachgewiesen haben, können wohl zu einem großartigen Unternehmen reizen. Die Ausführung des Lechevalier'schen Planes ist sicherlich ein solches und findet übrigens in den ökonomischen Verhältnissen der Kolonie nicht die mindeste Schwierigkeit. Die Einwohner sind so wenig zahlreich, der Grundbesitz so gering, daß sich leicht alle Interessen der Kolonisten werden vereinigen lassen. Nach der Zählung von 1841 beträgt die seßhafte Bevölkerung 20,753, die flottirende, unter welcher die königlichen Beamten und das Militair begriffen sind, 1300. Jene besteht aus 5746 Freien und 14,997 Sklaven. Ein Drittel der Einwohner lebt in Städten und Flecken, die beiden anderen auf Pflanzungen. Von den Freien gehören 1203 Individuen zur weißen und 4543 zur schwarzen Race. Nichtsdestoweniger besitzen die Weißen drei Viertel der bebauten Ländereien, der Sklaven und Hausthiere. Die meisten freien Neger nämlich sind durch Faulheit und Ausschweifungen so heruntergekommen, daß sie in einer Art von Proletariat leben, das nicht viel besser ist als die Knechtschaft.

Von 5,400,000 Hektaren, welche die Kolonie enthält, sind nur 12,000 angebaut, die ungefähr ein Zehntel der von Privatleuten erworbenen Ländereien betragen. Das Uebrige gehört dem Staate. Die Pflanzungen, in der Anzahl von ungefähr 400, sind eben so ungleich an Ausdehnung, als an Werth. Der letztere richtet sich übrigens weniger nach dem Flächeninhalte, als nach der Bearbeitung, die der Boden bereits erfahren hat. So gilt die Hektare einer Zuckerplantage 1000 Fr., d. h. fünfmal mehr, als derselbe Flächenraum eines Kaffee-, Kakao- oder Rucufeldes. Den amtlichen Berichten zufolge vermindert sich der Totalwerth der Kolonie mit jedem Jahre. Er beträgt jetzt gewiß nur 30 Millionen, während das englische Guyana, nach demselben Maßstabe verwerthet, ein Kapital von 340 Mill. Fr. vorstellt. Diese fortschreitende Verringerung im Preise der Ländereien, die endlich zum völligen Ruin führen muß, hat die meisten Grundbesitzer in Guyana für den Colonisationsplan Lechevalier's günstig gestimmt, obgleich derselbe ihren angeerbten Ansichten und der bisherigen Verfassung Guyana's schnurstracks widerspricht, indem ihm die Organisation der freien Arbeit und die Einführung der weißen Arbeiter statt der Neger zum Grunde gelegt ist. *)

England.

Englischer Anstand.

Es liegt ein Büchlein vor uns mit Goldschnitt und Randverzierung, splendid auf Velin gedruckt, angeblich in seiner neunzehnten Auflage, und es mag wohl mehr Käufer finden als ein Bändchen Gedichte, denn es will einen Freipaß für die große Welt ausstellen; es ist ein Gesetzbüchlein über den englischen Anstand und führt den Titel: Hints on etiquette and the usages of society with a glance at bad habits. By a lady of rank. **) Werke zu ähnlichem Zweck, welche in Deutschland verlegt werden, zeigen schon durch ihre löschpapierene Aeußerlichkeit, daß sie nur als Lektüre auf Ladentischen und in Nähkörben angesehen werden, daß sie weder auf dem Putztisch einer Dame noch auf dem Schreibtisch eines Herrn aus der „guten Gesellschaft" liegen können. Habt Ihr wohl einmal Scherzes halber in eines dieser sogenannten Komplimentirbücher hineingeblickt? Schon ihr Titel beweist die völlige Unbekanntschaft ihrer Verfasser mit dem guten Ton, und die Gespräche, die als

*) Vgl. Nr. 24 des Magazins, „Mannigfaltiges".

**) Winke über Etikette und die Gebräuche der Gesellschaft, nebst einem Blick auf schlechte Angewöhnungen. Von einer Dame von Rang.

Muſter mitgetheilt werden, die Schemata zu Liebesbriefen, die Aufforderungen zum Tanzen u. ſ. w. ſind ſo ſteif, ſo langathmig und pedantiſch, daß man ſich des Lachens nicht enthalten kann und des Bedauerns, wenn vielleicht doch irgend ein armer Neuling ſo unglücklich wäre, dieſen ungeſchickten Rathgebern Glauben zu ſchenken. Es ſcheint uns überhaupt faſt eine Unmöglichkeit, ein brauchbares Buch über den guten Ton zu ſchreiben; er iſt nicht greifbar, er verhallt und verändert ſich, während man ihn feſthalten will; ihn richtig zu treffen, lernen wir nur durch Gewohnheit, und durch die tägliche Uebung merkt man gar nicht, daß man allen ſeinen Variationen ohne Schwierigkeit folgt. In Deutſchland iſt die Geſellſchaft im Durchſchnitt nur aus den Klaſſen zuſammengeſetzt, denen der gute Ton auf dieſe Art geläufig wurde, wir können deshalb den Mangel einer Ueberſicht unſerer geſelligen Gebräuche leicht verſchmerzen, aber in England, wo der Umſchwung und die Macht des Geldes ſo häufig einer Anzahl von Neulingen den Eintritt in die große Welt verſchaffen, mag ein Handbuch des üblichen Anſtandes weniger entbehrlich ſeyn. Das vor uns liegende wird auch manchem Reiſenden, der London, die Weltſtadt, beſucht, von Nutzen ſeyn; denn es enthält Winke über manchen Gebrauch, der bei uns gerade in entgegengeſetzter Bedeutung herrſchend iſt, z. B. daß die Damen zuerſt grüßen müſſen bei Begegnungen auf der Straße und beſonders nach irgend einer flüchtigen Ballbekanntſchaft; es gilt für unbeſcheiden, alsdann eher den Hut abzunehmen, als bis man durch den Gruß der Dame gleichſam dazu autoriſirt werden iſt und ſie dadurch anzeigt, daß ſie ſich herabläßt, der Bekanntſchaft ſich zu erinnern. Es wird übrigens bei dieſer Gelegenheit der bei uns herrſchenden Sitte, jede Dame, mit der man in Geſellſchaft geweſen, durch Hutabnehmen zu grüßen, die gerechte Anerkennung gezollt, vernünftiger und eben ſo höflich zu ſeyn. Beſonders nachahmungswerth ſcheint uns aber eine Ballregel, die leider in entgegengeſetzter Weiſe bei uns beſteht. Wenn eine Dame höflich ablehnt, zu tanzen, und nachher dennoch tanzt, ſo ſolle man es zartfühlend ignoriren und nicht im mindeſten den Beleidigten ſpielen, denn man müſſe immer bedenken, daß in ihrem Benehmen keineswegs eine Mißachtung liege, wenn auch das Vorziehen eines Anderen; man ſolle ſo human ſeyn, den armen klopfenden Herzen in weißen Atlasgewändern dieſe Freiheit uneingeſchränkt zu laſſen. Bei Erwähnung der liebenswürdigen, uns noch ziemlich fremden Sitte, auch den Damen die Hand zu reichen als Zeichen befreundeter Begrüßung, wird umſtändlich beſchrieben, wann und wo die Handſchuh nicht ausgezogen werden dürfen, kurz Alles iſt mit großer Genauigkeit beobachtet; Mode, Converſation, Beſuche, Empfehlungsbriefe, Geſellſchaften, worin muſizirt wird u. ſ. w., werden mit Sachkenntniß beſprochen und manch guter Rath ertheilt, den wir auch auf unſere deutſche Geſelligkeit übertragen könnten. Der Etikette, als der Göttin, der das Büchlein huldigt, wird eine recht vernünftige Lobrede gehalten; ſie ſey die Gränzlinie, welche die Geſellſchaft um ſich zieht gegen die Angriffe und Verſtöße, die das Geſetz nicht beſtrafen könne, ſie ſey ein Schild gegen Eindringlinge, gegen die Unart und gegen das Gemeine, ſie erſetze das Zartgefühl, wo es fehle, und bewirke durch ihre Vorſchriften ein Sicherheitsgefühl, ohne welches die Geſellſchaft nicht beſtehen könne.

Es würde nicht unintereſſant ſeyn, eine Vergleichung anzuſtellen zwiſchen engliſchem und deutſchem Anſtand; ein charakteriſtiſches Moment iſt die Höflichkeit in der Familie, welche der Engländer ſkrupulös ausübt, während der Deutſche gewöhnlich nur außer dem Hauſe höflich zu ſeyn ſich beſtrebt. In England gilt es für gemein, wenn eine Dame von „ihrem husband" ſpricht, ſie muß ihn Herr N. N. nennen; in Deutſchland ſagen die vornehmſten Frauen ganz einfach „mein Mann". Ein Engländer iſt gegen ſeine Frau gerade ſo höflich als gegen eine Fremde, die er auch nur Miſtreß N. N. anredet; eine Dame, zu deren Titel es gehört, Lady zu heißen, nennt er nicht my lady, welches man den Bedienten überläßt, ſondern Lady Mary oder zuweilen your ladyship. Es iſt ſchon durch Bulwer's „Pelham" bekannt, daß das Wörtchen „genteel" verpönt iſt, es kommt ungefähr unſerem Ausdruck „vornehm" gleich, der, in derſelben Weiſe angewendet, gewiß dieſelbe Bedeutung haben würde; z. B. wer ſagt: „Dies oder jenes iſt vornehm!" der iſt ganz gewiß ſelbſt nicht vornehm, ſondern möchte es ſcheinen. Das Vornehmthun gehört aber überall zum ſchlechten Ton. In dem praktiſchen England iſt die läſtige Frohn der Beſuche bedeutend geringer als bei uns, man genügt der Form durch Karten und ſpart dadurch ſeine Zeit und die Gemeinplätze einer Unterhaltung von 5—10 Minuten, wodurch in Deutſchland die unerträgliche Langweile in der Geſellſchaft entſteht. Schließlich müſſen wir es noch bedauern, daß die lady of rank uns nicht ein Muſterbildchen aus der jungen Damenwelt aufgezeichnet hat, denn es würde uns ganz beſonders Vergnügen gemacht haben, den engliſchen Anſtand auch in dieſer Beziehung im Detail kennen zu lernen und mit den lieblichen Repräſentantinnen des deutſchen zu vergleichen; wir haben Beiſpiele aufzuweiſen, die ihresgleichen ſchwer finden würden. Es ſcheint uns, als ob die Eigenthümlichkeit der deutſchen Frauen ganz beſonders geeignet ſey, jenes Element auszubilden, was in feinem Anſtand zur Anſchauung gebracht wird; ſie ſind wohlwollender als die kalten Engländerinnen oder die ſpöttiſchen Franzöſinnen, ihre Natürlichkeit iſt weit entfernt von engliſcher Prüderie und Steifheit, ihre Reinheit und Tiefe von franzöſiſcher Flatterhaftigkeit, ihr Taktgefühl iſt leicht auszubilden, obwohl zugeſtanden werden muß, daß ſie hierin doch vielleicht von den genannten Damen überflügelt werden könnten, und überhaupt bitten wir jede ſchöne Miß, in dieſem unſeren Landsmänninnen geſpendeten Lobe keinen Tadel des engliſchen Anſtandes ſehen zu wollen.

F. v. H.

Mannigfaltiges.

— **Meyerbeer's neue Opern in Paris.** Dem muſikaliſchen Berichterſtatter der Revue des deux Mondes zufolge, kömmt das „Feldlager in Schleſien" auf die Pariſer Bühne, und zwar auf die der Opéra Comique, für die Herr Scribe den Text bearbeitet und wahrſcheinlich in dieſem Augenblicke bereits vollendet hat, da noch während der Anweſenheit Meyerbeer's in Paris die nöthigen Verabredungen und Feſtſtellungen in dieſer Beziehung getroffen worden. Es wäre zu wünſchen, daß Herrn Scribe's Text wieder ins Deutſche überſetzt würde, da nicht zu zweifeln iſt, daß alsdann der Stoff, deſſen undramatiſche Behandlung durch Herrn Rellſtab die anderen deutſchen Bühnen bisher zurückgehalten, die Oper in ihr Repertoir aufzunehmen, ein ganz anderer und eben ſo anziehend als die Muſik geworden ſeyn wird. Dieſelbe Mangelhaftigkeit des deutſchen Libretto hat Herrn Meyerbeer unſtreitig auch bewogen, den Text einer zweiten komiſchen Oper, mit deren Vollendung er eben beſchäftigt und bei welcher er einige Bruchſtücke benutzt, die Karl Maria von Weber hinterlaſſen hat, ebenfalls franzöſiſch bearbeiten und aufführen zu laſſen, bevor ſie in Deutſchland auf die Bühne kömmt. Wenigſtens meldet derſelbe Berichterſtatter der Revue des deux Mondes, daß ſich Herr de Saint-Georges mit dieſer Uebertragung und Umarbeitung der „beiden Pinto's" (deutſcher Text von Theodor Hell) bereits beſchäftige. Was übrigens den „Propheten" und die „Afrikanerin" betrifft, ſo heißt es in dem gedachten Journal: „Herr Leon Pillet, der Direktor der großen Oper, hat abermals eine Reiſe angetreten, welche mit den Verabredungen in Verbindung ſtehen ſoll, die er kürzlich mit Herrn Meyerbeer getroffen. Wie man ſich denken kann, iſt dieſer während ſeiner letzten kurzen Anweſenheit in Paris von allen Seiten nicht wenig angegangen worden, uns doch ſeine längſt fertigen beiden Werke nicht länger vorzuenthalten. Man nennt ſogar einen ehemaligen Miniſter, einen Beſchützer der Académie royale de Musique, der in dieſer Angelegenheit förmlich zu interveniren verſuchte. Herr Meyerbeer ſoll ſowohl dieſem Herrn als jedem Anderen erwiedert haben, daß er durchaus nicht abgeneigt ſey, mit Rückſicht auf das gegenwärtige Perſonal des gedachten Theaters ein neues Werk zu komponiren, daß er jedoch die für ganz andere Mittel berechneten Opern, der „Prophet" und die „Afrikanerin", nur dann hergeben könne, wenn man ſich zweier Künſtler, eines Tenors und einer erſten Sängerin, wie etwa Herr de Candia und Dlle. Lind, verſichert habe. Nun iſt zwar in dem Augenblicke, als Herr Meyerbeer dieſe Erklärung abgab, Herr de Candia mit ſeinem Theater-Direktor ſo zerfallen geweſen, daß eine Auflöſung ſeines jetzigen Engagements ſehr leicht hätte bewirkt werden können; nachdem man jedoch den günſtigen Augenblick hat vorübergehen laſſen, hat eine Ausſöhnung zwiſchen Beiden ſtattgefunden, und nun iſt an ſeine Gewinnung für die große Oper nicht mehr zu denken. Was Jenny Lind betrifft, ſo wiſſen wir freilich, daß dies ein Talent erſten Ranges iſt, und daß es kaum eines halben Jahres bedürfte, um die junge Schwedin in Berlin in Stand zu ſetzen, die ſchmuckreiche und poetiſche Sprache der Herren Scribe und Germain Delavigne mit derſelben Leichtigkeit zu ſingen, mit der ſie die Sprache des Herrn Rellſtab ſingt; wir zweifeln jedoch ſehr, daß der König von Preußen, der die literariſchen und muſikaliſchen Schätze ſeines Hofes ſehr wohl zu würdigen weiß, ſich von einem ſolchen Edelſteine werde trennen wollen, ſelbſt wenn ſein berühmter Kapellmeiſter es von ihm erbitten ſollte. — Wie wir übrigens vernehmen, wird in der Opéra Comique Dlle. Darcier die Rolle der Vielka geben, die Jenny Lind im „Feldlager" ſo außerordentlich reizend darſtellen ſoll, und Dlle. Darcier hat in der That etwas ſehr Pikantes und Anziehendes, ſo daß man ſie die Brambilla der komiſchen Oper nennen könnte. Herr Roger, der in Ruf gekommene Virtuos des Théâtre-Favart, wird die Tenor-Partie (des Herrn Mantius) geben, und Herr Hermann Leon hat die Baß-Rolle (des Herrn Böttiger) übernommen, ſo daß an einer guten Ausführung nicht zu zweifeln, beſonders da der Komponiſt ſelbſt dieſe Beſetzung ſeines „Feldlagers" ſich ausgewählt."

— **Mediziniſche Doktor-Diplome.** Mit Bezug auf den in Nr. 24 des Magazins erwähnten Fall eines Handels mit deutſchen Doktor-Diplomen in London iſt zu bemerken, daß die mediziniſche Fakultät der Univerſität Gießen ſeitdem den Beſchluß gefaßt, von nun an den Doktorgrad in der Arzneikunde an Ausländer nur bei perſönlicher Gegenwart und nach geſetzlicher Prüfung zu ertheilen. — Es iſt zu bedauern, daß eine Fakultät, die auch im Auslande, weil ihr der allgemein gekannte Name Liebig angehört, als eine Vertreterin der deutſchen Wiſſenſchaft angeſehen wird, erſt durch Proteſtationen des Auslandes zur Abſchaffung eines Mißbrauches ſich bewegen ließ, wie das Ertheilen von Doktor-Diplomen an Ausländer, welche ſich durch nichts weiter legitimirt hatten, als durch Einſendung von 25 Pfd. Sterl. und einer Diſſertation, die der Himmel weiß wer abgefaßt haben mochte. — Hoffentlich werden dem Beiſpiele Gießens auch noch einige andere kleine Univerſitäten folgen, die man mit mehr oder weniger Recht ſtets zu nennen pflegt, ſo oft von jenem Verfahren die Rede iſt. Marburg hat ſich bereits durch eine ehrenwerthe Erklärung von jedem Verdachte gereinigt.

Bibliographiſcher Anzeiger.

Bei A. Wienbrack in Leipzig iſt erſchienen:

Aus der neuen Zeit. Novellen und Erzählungen von Luiſe Otto. 16 Bog. brch. 1 Thlr. 6 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 28. Berlin, Donnerstag den 5. März 1846.

Polen.

Polens Zustände vor der ersten Theilung.

Dargestellt von einem Zeitgenossen.*)

I. Die Verwaltung. — Uebermacht der Magnaten.

Der Boden des ganzen polnischen Reiches war dreifach vertheilt: 1) in Ländereien des königlichen Hauses, Kron-Domainen; 2) in Ländereien der Republik, womit der König, wen er wollte, belehnte, und geistliche, den Bisthümern, Abteien, Kirchen und Klöstern gehörige Ländereien, und 3) in Privatbesitzungen, d. h. adelige Erbgüter, welche kaum den sechsten Theil des Landes bildeten und mit geistlichen Schulden, Kirchenzehnten und Kopfgeld belastet waren. Die zu Polen gehörigen preußischen Woiwodschaften zahlten keine Kopfsteuer, und so oft die polnischen Woiwodschaften auf eine Gleichheit der Besteuerung auf den Reichstagen drangen, lösten jene dieselben auf.

Die Schatzmeister hatten die Einkünfte des gesammten Schatzes in Händen und waren verpflichtet, am Reichstage den versammelten Ständen der Republik Rechenschaft abzulegen. Der Adel war vom Gränzzolle frei, und er benutzte dies Vorrecht, um die von christlichen und jüdischen Kaufleuten auf den Messen in Leipzig, Frankfurt ꝛc. gekauften Waaren unter seinem Namen und auf seinen Wagen ins Land zu bringen und sie dann in seinem eigenen Hause unter die Kaufleute für ein geringeres Geld, als der Zoll betrug, zu vertheilen. Die Magnaten erhielten von den Königen die Ländereien der Republik mit ihren Millionen Einkünften unter dem Titel Verdienstleben zum Geschenk; diese gingen auf die Frauen durch das sogenannte privilegium juris communicationis und auf ihre minderjährige Nachkommenschaft durch das privilegium cessionis über, so daß die Staatsländereien mehrere Generationen hindurch in einem und demselben Hause verblieben.

Die mächtigsten Familien des Landes waren um die Mitte des 18ten Jahrhunderts die Fürsten Sanguschko, Radziwill und Lubomirski und die Grafen Potozki, welche den größten und schönsten Theil der sogenannten preußischen Woiwodschaften, nämlich Wolhyniens, Podoliens und Lithauens, inne hatten.**)

Das stehende Heer der Republik betrug kaum 12,000 Mann, über welche die Hetmane eine unumschränkte Gewalt übten, denn sie waren Herren des Lebens jedes einzelnen Soldaten.

Die Kron-Marschälle wahrten die Wohlfahrt und Sicherheit des Königs und waren die höchsten Richter in ihren Marschall-Gerichtshöfen. Die Kanzler waren zugleich Siegelbewahrer und entschieden alle Streitigkeiten über Privilegien, so wie die Gränzzwiste zwischen den Privatbesitzungen und den Kron- und Staats-Domainen, und nahmen an den Unterhandlungen des Monarchen mit den auswärtigen Höfen Theil. — Es gab weder Handel, noch regelmäßige Postverbindungen im Lande, außer nach Dresden, Riga und Lemberg. Polen befand sich in der größten Anarchie und von seinen eigenen Großen innerlich zerfleischt, die außer ihren erblichen Besitzungen, welche einen großen Theil des Landes ausmachten, noch drei Viertel der Nationalgüter aus königlicher Machtschaltung besaßen. Eine Oppositions-Partei, wie in England, gab es in Polen nicht; denn von den Großen besaß Niemand Patriotismus. Alle bemühten sich, den König durch den Minister, der ihn regierte, sich geneigt zu machen, um durch königliche Gunst Starosteien, Würden und Aemter zu erlangen. Doch wollte ihnen dies nicht mit jedem Minister gelingen.

II. Die Minister August's III.: Sulkowski; Brühl.

Unter der Regierung August's III. war nach dem Tode Flemming's Sulkowski erster Minister. Verständig, sparsam, dem Vaterlande als wahrer Pole zugethan, uneigennützig, dabei seiner eigenen Einsicht viel vertrauend und fremden Eingebungen schwer zugänglich, hatte er vor Allem das Wohl des Staats und des Königs im Auge. Solche Eigenschaften bei dem ersten Minister waren den Czartorysli's nicht bequem, welche durch Vermittelung desselben immer den König auf ihrer Seite zu haben wünschten, zumal da sie immer in der Hauptstadt wohnten und durch ihre Ränke die Macht des Monarchen, mit Gut und Aemtern zu belehnen, für sich ausbeuten wollten. Sulkowski brachte durch Unterhandlungen eine Verbindung der Tochter August's III. mit dem französischen Dauphin, dem Sohne Ludwig's XV., zu Stande. Diese Heirat machte Sulkowski zum Herrn der in der Posener Woiwodschaft des Königreichs Polen gelegenen Besitzungen Stanislaus Leszczynski's, des Schwiegervaters Ludwig's XV., nämlich der Städte Lissa, Schmiegel und vieler anderer mit Zubehör, wofür August an Leszczynski 14 Millionen polnischer Gulden (2½ Mill. Thaler) zahlte. Als Sulkowski sah, daß die Königin ihrem Gemahl, August III., bereits zwölf Kinder geboren hatte und noch Hoffnung zu mehreren gab, rieth er dem Könige, aus Furcht, Sachsen würde bei einem so großen Anwuchse der königlichen Familie zu einer standesmäßigen Appanagirung derselben nicht die Mittel haben, eine Maitresse zu nehmen. Dieser Rath wurde zwar heimlich gegeben, allein der König wußte kein Geheimniß zu bewahren und verrieth seinen Minister vor seiner Frau. Die Königin, welche ihrem Gatten zugethan und von überaus züchtiger Frömmigkeit war, faßte gegen den Minister einen unversöhnlichen Widerwillen, den sie tief im Herzen bewahrte.

Zur Zeit, als der Friede von Belgrad zwischen Oesterreich und der Pforte im Werke war (1739), hielt es der Senatsrath für nothwendig, einen Bevollmächtigten des Königs und der Republik auf den Kongreß zu schicken, um von der Pforte die Bestätigung der früheren Traktate und besonders des Karlowitzer Traktats*) zu erlangen. Die Czartorysli, welche Sulkowski's Ehrgeiz und seinen Eifer, sich in Staats-Angelegenheiten auszuzeichnen, kannten, flüsterten dem Minister zu, daß es Niemanden mehr als ihm zustände, diesen Dienst für den König und die Republik zu übernehmen, da sie gewiß waren, Sulkowski würde diesen Vorschlag, der seinem Ehrgeize schmeichelte, nicht von sich weisen und der König für seinen Minister Alles thun. Brühl war damals erster Secretair des Ministers, ein vollendeter Hofmann, dessen Gesicht im Glücke wie im Unglücke immer die gleichen Züge zeigte, von stets gleichmäßiger Laune, unermüdlich achtsam auf die Umstände und Personen, denen er sich stets zu schmiegen wußte. Mit diesem schlossen die Czartorysli eine um so festere Freundschaft, je schwerer ihnen der Zugang zu Sulkowski war. Sie waren versichert, daß Brühl nach der Abreise Sulkowski's das königliche Portefeuille erhalten und dies der günstige Zeitpunkt seyn werde, um sich Sulkowski's mit Hülfe der gegen ihn erzürnten Königin zu entledigen. Und so geschah es: Sulkowski reiste zum Kongreß, Brühl erhielt das Portefeuille und wußte durch seine Gewandtheit und rastlose Thätigkeit sich bald die höchste königliche Gunst zu erwerben. Die Freunde Sulkowski's säumten nicht, diesem davon Nachricht zu geben, und die Czartorysli's nicht, das Gerücht auszustreuen, Sulkowski werde nach seiner Wiederkehr nicht mehr Minister seyn, sondern Brühl seine Stelle einnehmen. Dies kam dem abwesenden Minister zu Ohren, der, statt dem Begegnisse vorzubeugen, sein Herz mit Galle gegen seinen Herrn füllte, als wenn dieser undankbar seiner Verdienste vergessen hätte, während der König nicht daran gedacht hatte, ihn abzudanken und Brühl seine Stelle zu geben.

Als Sulkowski von dem Friedens-Kongresse von Belgrad zurückkehrte, ging er, gegen den König eingenommen und erzürnt, zu demselben, und als ihn August III. fragte, was er auf dem Kongresse erwirkt hätte, gab er die trotzige und ungeziemende Antwort: „Das sollen Ew. Majestät erfahren, wenn Sie auf dem Throne sitzen werden und ich im Angesichte des versammelten Senates Bericht erstatten werde.“ Diese Antwort brachte den König so in Zorn, daß er sie während seines ganzen Lebens nicht vergeben konnte, wozu die Königin nicht wenig beitrug. Sulkowski bemühte sich, durch den französischen und österreichischen Hof beim Könige Verzeihung zu erhalten. Er vertrat ihm, als er vorbeifuhr, den Weg auf den Knieen; und als der Wagen still hielt und der König die Ursache erfuhr, befahl er, umzukehren und ihm auszuweichen. Früher war er stets durch des Ministers Güter nach Sachsen gereist; jetzt befahl er, eine andere Straße zu wählen, und verbot, dessen Söhne zu einem Amte an den Landtagen zuzulassen.

Als Sulkowski sah, daß er die Gnade seines Herrn unwiederbringlich verloren und selbst für seine Dienste auf dem Belgrader Kongreß keine Aussicht auf Lohn hatte, kaufte er in Oberschlesien das Fürstenthum Biel und erhielt

*) Vgl. №. 22 u. 24 des Magazins.

**) Wer die Geschichte Polens kennt, weiß, daß die Könige von Polen in diesen Provinzen nur eine Schattenmacht besaßen, und daß das Volk, namentlich auf dem platten Lande, ganz der Willkür seiner Herren preisgegeben ward, daher es auch den Machinationen Rußlands vor der ersten Theilung Polens nicht schwer wurde, hier und da Bauernkriege anzuregen, die es dann zu seinem Vortheile benutzte, unter denen der von Humann 1768 einer der gräßlichsten war. A. d. H.

*) Januar 1699, in welchem die Pforte Kamieniz und alle Ansprüche auf Podolien und die Ukraine an Polen abgetreten hatte. A. d. H.

Digitized by Google

für sich und seine Nachfolger von Maria Theresia ein Diplom mit dem Majorate für den Aeltesten der Söhne. Als ein verständiger und haushälterischer Mann beschäftigte er sich ganz mit der Landwirthschaft und der Erziehung seiner vier Söhne, von welchen er den Aeltesten für den diplomatischen Dienst und die Anderen für den Krieg bestimmte.

In Reisen gründete er eine Kadettenschule für junge Polen, aus welcher viele wohl ausgebildete Jünglinge hervorgingen. Seine Güter verwaltete er mit höchster Oekonomie. Nie in seinem Leben hatte er einen Prozeß; in den ihm gehörigen Städten herrschte Wohlstand und Ordnung; er schmückte sie mit schönen Gebäuden, so daß wer sie durchreiste, sich nicht in Polen, sondern in einem fremden, gut bewirthschafteten Lande zu befinden glaubte. Erst nach dem Tode August's III. traten seine Söhne in den Staatsdienst. Sein Sohn Anton, Krongroßkanzler, hinterließ einen Sohn, der Majoratsherr von Reisen und polnischer General war und von Napoleon nach dem Tode des Fürsten Joseph Poniatowski den Oberbefehl über die polnische Armee erhielt.

Brühl, nach dem Sturze Sulkowski's erster Minister, that aus Dankbarkeit für die Czartoryski Alles, was sie von ihm verlangten. Diese, um sich den neuen Minister fester und für immer zu verbinden, wollten ihn zum Nationalpolen umschaffen, damit er das Loos seiner Söhne auf die Dauer sichern könne. Da sie ihm aber das Indigenat in Polen durch die Reichstage nicht zuerkennen konnten, weil diese nicht zu Stande kamen *), so fanden sie in der Posener Woiwodschaft ein Dorf Orieszyn auf, welches alten Dokumenten zufolge vor langer Zeit einer Familie Bryl gehört hatte und jetzt im Besitze eines großpolnischen Bürgers Gronowski war. Sie redeten nun dem Minister schmeichelnd ein, er gehöre zu jener Familie, und die Brühl wären ursprünglich polnische Edelleute. Sie riethen ihm, das Dorf von Gronowski zu kaufen und dadurch alle dem polnischen Adel zustehende Vorrechte zu erwerben, was Brühl wirklich that. Den Unterschied zwischen Brühl und Bryl erklärten die Czartoryski aus dem Umstande, daß die Ahnherren des Ministers bei ihrer Auswanderung nach Deutschland ihren Namen germanisirt hätten. Brühl ließ sich diese ihm so schmeichelhafte Wendung der Sache gern gefallen und verband sich fest mit der Czartoryskischen Familie. Um seine Söhne aller Vorrechte, welche der katholische Adel in Polen genoß, theilhaft zu machen, ließ er, der Lutheraner, seine Kinder in der römisch-katholischen Kirche erziehen, wodurch er in der Gunst der eifrig katholischen Königin noch höher stieg.

Die ganze Czartoryskische Partei gewöhnte das Land, indem sie Brühl für einen Nationalpolen und Edelmann anerkannte, daran, ihn ebenfalls als solchen anzuerkennen, denn Niemand hatte gegen Brühl, der überaus höflich und fügsam gegen Alle war, eine persönliche Abneigung. So lange die Söhne und die Töchter des Ministers jung waren, leistete er der Czartoryskischen Partei allen möglichen Vorschub und verhalf ihr zu Macht und Ansehen; als aber seine Söhne in das Alter kamen, in dem sie Würden in Polen bekleiden konnten, und seine Tochter heirathsfähig wurde, da wollte er sich auch von Seiten der den Czartoryski entgegenstehenden Partei sicher stellen. Damals lebte Georg Mniszech, der Sohn des Krongroßmarschalls, ruhig in Danzig, woselbst er einen Palast und Garten besaß. August III., der Verdienste seines Vater eingedenk, den er sehr liebte, ließ dem Sohne die vakante Würde eines Kronhofmarschalls durch seinen Minister antragen und ihn zugleich seiner Gunst versichern.

Mniszech kam an den Hof, um dem Könige für das ihm übertragene Amt seinen Dank zu sagen, sah daselbst die einzige Tochter des Ministers, Antonie Brühl, ein schönes und talentvolles Mädchen, das ihm gefiel, und fand Gegenliebe, denn er war ein Mann von trefflichen Eigenschaften und Charakter, nur von vielem Stolze. Dem Ehrgeize Brühl's sagte die Verbindung seiner Tochter mit Mniszech sehr zu, denn dieser war mit den ersten Magnatenhäusern in Polen verwandt, und in seiner Familie hatten sich die Marschallstäbe seit lange fortgeerbt. Da ihm sein Vater kein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, so erwirkte ihm sein Schwiegervater Brühl vom Könige sehr große und einträgliche Starostieen und ließ ihn unter Anderem zum General von Großpolen ernennen, eine Würde, welche durch die oberrichterliche und zugleich militairische Gewalt, welche damit verbunden war, fast eine unumschränkte Macht in seine Hände legte. Mniszech, durch Starostieen bereichert, von seinem Schwiegervater, der die Tochter unter allen seinen Kindern am meisten liebte, beschützt, regierte durch seine Frau ihren Vater, wurde dadurch Herr aller Belehnungen im Lande und war der unzertrennliche Begleiter der königlichen Familie und des Hofes, dieser mochte in Sachsen oder Polen residiren. Er hielt ein großes Haus voll Glanzes und höchster Pracht, in welchem täglich die ersten Großen des Landes und die auswärtigen Gesandten verkehrten. Mniszech verstand es, sich in der Gunst August's III. durch Diensteifer, Redlichkeit und Offenheit festzusetzen, die fern war von niedriger Gesinnung wie von jeder Leichtfertigkeit. Sein Schwiegervater, der Minister, schickte nach dem Tode der Königin, so oft er krank war und nicht zum Könige mit dem Portefeuille gehen konnte, die Tochter, wodurch Mniszech's Frau sich mit allen auswärtigen und Landes-Angelegenheiten vertraut machte. Brühl that dies, weil er keinen seiner Untergeordneten dem Zutrauen des Königs näher bringen wollte, da er Sulkowski's Fall und das Beispiel, das er selbst gegeben, vor Augen hatte. Er hatte daher mit dem willfährigen Könige diese Vertretung seiner Tochter an seiner Stelle verabredet.

*) Während der ganzen dreißigjährigen Regierung August's III. (1733—1763) kam nur ein einziger, der sogenannte Pacification-Reichstag (1736), zu Stande, so anarchisch waren die Zustände unter diesem schwachen Könige geworden. A. d. U.

Frankreich.

Trebour, der Freund in der Noth zur Zeit der Schreckensherrschaft.

III. Der Präsident Chaussard.

„Jetzt, Herr Graf", sagte Trebour zu seinem Gefährten, als sie zusammen in dem kleinen Zimmer waren, das man für sie eingerichtet hatte, „jetzt können Sie Ihre schöne Rede fortsetzen, die Sie vor einer Stunde angefangen hatten. Nehmen Sie nicht übel, daß ich Sie unterbrochen habe. Es war, als hätten Sie es eben darauf angelegt gehabt, gerades Weges auf die Guillotine loszumarschiren." — „Es giebt Augenblicke, wo es unmöglich ist, seine Gefühle zu beherrschen." — „Ich hatte es Ihnen ja vorher gesagt, daß es gar nicht nöthig wäre, während des Mahles zu sprechen." — „Sollte ich mir wegen einer Handvoll schwachköpfiger Schwätzer einen Zwang anthun?" — „Die sind oft die schlimmsten. Aber was machen Sie denn in Ihrem Bette. Ich glaube gar, Sie richten sich darauf ein, die Nacht hier zuzubringen!" — „Ich bin ganz zerschlagen; meine Füße sind wund. Es wäre mir unmöglich, einen Schritt zu gehen." — „Sie werden sehen, daß es gar wohl möglich ist, wenn wir uns nach einer Stunde wieder auf dem Marsche befinden werden."

„Sie bringen mich nicht fort von hier; ich bleibe, mag daraus werden, was da wolle." — „Ist das Ihre ernsthafte Absicht?" — „Meine ernsthafte Absicht." — „Nun, dann ist es die meinige auch, und ich gehe sogleich, um Sie meinem Freunde Chaussard anzugeben." — „Sie!" — „Ja, ich! Denken Sie denn, daß sie uns nach dem, was vorgefallen ist, fortlassen? Chaussard hat Sie mit einem Blicke angesehen, der mir nicht gefiel. Wenn ich ihn bitte, Ihnen wegen Mangels an Ehrfurcht vor dem ehrenwerthen Klub von Saint-Laurent eine Strafe zu diktiren, so wird es mit einer väterlichen Züchtigung, mit einem Arrest von einigen Tagen im Bezirksgefängnisse, abgethan seyn. Das wird Ihnen vielleicht nicht sonderlich behagen, indeß kommen Sie doch wieder heraus, während Sie, wenn wir bis morgen warten ...."

„Machen Sie, was Sie wollen. Ich rühre mich nicht von der Stelle. Dieses Elend, diese Schmach, diese Erniedrigung ist zu viel für ein Leben, das mir zur Last ist. Mein Vater ist auf dem Schaffote gestorben, meine besten Freunde sind ihm gefolgt; Frankreich ist verloren, mein Vermögen dahin. Die Verbannung, das ist Alles, was mir übrig ist. Soll ich noch mit verworfenem Lumpengesindel trinken? ihnen die Hand reichen? Nein, das ist zu viel!"

„Diese Gesinnung macht Ihnen Ehre; aber warum haben Sie sie nicht eher an den Tag gelegt? dann hätten wir uns viel Mühe und Zeit erspart. Nein, ich habe versprochen, Sie zu retten, und ich werde Sie retten. Heute gehören Sie mir noch. Kommen Sie an dies Fenster: da unten, wo Sie die Wolke sehen, ist die Schweiz; da ist Leben und Freiheit. Geben Sie mir noch sechs Stunden, und Sie sind in Freiheit; morgen um diese Zeit sind Sie mitten unter Ihren Freunden in einer bequemen Wohnung. Welche Kinderei! Allem getrotzt, Alles überstanden zu haben und im Angesichte des Hafens den Muth zu verlieren! Ich habe Ihnen schon gesagt: das Saint-Laurent hat mir immer bange gemacht; deshalb müssen Sie jetzt nicht unartig seyn."

In diesem Augenblicke störte der plötzlich eintretende Präsident Chaussard die Unterhaltung. — „Nicht wahr, Sie haben mich wohl kaum erwartet? Was machen Sie denn da beim Fenster?" — „Wie Sie sehen, Bürger Präsident, wir schöpfen frische Luft bei diesem schönen Abende." — „Sie sehen mir gerade so aus, als wenn Sie die Höhe abschätzten; Sie rüsten sich zur Flucht, gestehen Sie's nur." — „Zur Flucht, Bürger, nach der ehrenvollen Aufnahme, die wir bei Ihnen gefunden haben?"

„Fragen Sie nur Ihren Kameraden, was er von der Aufnahme denkt. Aber ich will Sie nicht hindern, zu entwischen, wenn Sie das beabsichtigen; im Gegentheil komme ich Ihnen sagen, daß Sie's so bald als möglich thun müssen. Ja wohl, ich, ich Chaussard, sage Ihnen das. Sie sehen mich mit großen Augen an. Sie trauen mir nicht, und ich kann mich freilich nicht darüber wundern. Ich kenne Sie, mein Herr", sagte er, indem er sich zum Grafen wandte, „aber ich werde mich hüten, Ihren Namen auszusprechen, der schon an und für sich ein Todesurtheil wäre. Nur den meinigen will ich Ihnen sagen. Sie erinnern sich an einen gewissen Joseph, der in Ihrem Hause gedient hat, an den Bereiter Joseph, der wahrhaftig nicht erwartete, eines Tages Präsident des Klubs von Saint-Laurent zu werden. Sie haben mich ziemlich barsch fortgeschickt, indeß frage ich Ihnen das nicht nach; ich habe Sie immer geliebt und liebe Sie noch. Mir ist es bei der Revolution geglückt, wie so vielen Anderen; ich habe die Marquisin von Maubepin geheiratet, bei der ich als Kutscher in Dienste getreten war. Da sie große Besitzungen in dieser Gegend von Frankreich hat, haben wir uns hier niedergelassen. Wenn man unter den Wölfen ist, muß man mit heulen, um nicht gefressen zu werden; ich habe aber freilich mehr gelärmt als Schaden gethan.

„Wie dem auch sey, ich möchte gern den Rest einer Familie erretten, die so viel gelitten hat; Sie sind nicht der Erste, dem ich versucht habe, nützlich zu werden. Hören Sie an! Die wenigen Worte heute Abend haben hingereicht, um Verdacht über Ihren Stand zu erwecken. Sie waren mehr als genügend, um Ihre Verhaftung zu veranlassen; um so stärker wurde in mir der Wunsch, einen Mann von Gesinnung zu retten. Man hat vorgeschlagen, sich Ihrer alsbald zu versichern; ich habe aber dagegen eingewendet, Sie wären ein zu wichtiger Fang, um die Sache nur halb zu thun. Glücklicherweise waren die Gendarmen der Bezirksstadt eine Stunde vor Ihrer Ankunft fortgeritten, der alte Gerichtshalter, ein schlauer Fuchs, der mich er-

rathen haben würde, hatte zu viel getrunken, um die Sache gehörig überſehen zu können, und den übrigen Allen habe ich die Gläſer ſo lange voll gehalten, bis ſie eben nur Kraft und Beſinnung genug übrig behielten, um ihre Betten zu erreichen. Eben habe ich den benachbarten Poſten ſchriftlich um eine Verſtärkung erſucht, die vor Tages Anbruch hier eintreffen wird, um Sie nach der Hauptſtadt abzuführen. Sie ſehen alſo, was Sie jetzt zu thun haben.

„Sie, Herr Treboux, Sie verſuchen heute hoffentlich nicht Ihr erſtes Abenteuer. Sie kennen unſere Wege und Stege. Nehmen Sie ſich vor dem Kommandanten des letzten Poſtens in Acht, das iſt ein fürchterlicher Menſch und von ganz anderem Schlage als die Leute zu St. Laurent. Sie werden wahrſcheinlich dem Detaſchement begegnen, welches zu Ihrer Gefangennehmung abgeſendet worden iſt; treffen Sie Ihre Maßregeln danach. Wenn man Sie hier nicht mehr finden wird, ſo werde ich Lärm machen und die Sturmglocke läuten laſſen; man wird Ihnen nachſetzen; aber ich hoffe, Sie werden dann bereits in Sicherheit ſeyn."

IV. Die Flucht.

Eine Stunde ſpäter verließen die beiden Wanderer den im Rauſche des Mahles begrabenen Flecken. Der Führer ging mit der Vorſicht eines Spions voran, hielt oft ſtill, horchte und machte lange Umwege, um ein Haus oder eine Meierei zu vermeiden, deren Hund die Bewohner hätte aufmerkſam machen können; dann kehrte er auf die Heerſtraße zurück. Den Begleiter hieß er ihm auf den Ferſen nachfolgen und ſchenkte ſeinen Klagen nicht die geringſte Beachtung. Der arme Ermattete ſtieß ſich in der Finſterniß an die Steine des Weges und warf ſich bei jedem kurzen Halt auf den Boden, um einen Augenblick auszuruhen; dann ſetzte er ſich wieder in Gang bei dem „Vorwärts" des Führers, deſſen entſchiedener Ton keinen Augenblick Bedenkzeit erlaubte.

Es giebt Augenblicke, wo der Geiſt ſchwächer als gewöhnlich iſt. Der Graf hatte während des Sturmes der Revolution Beweiſe von Muth gegeben. Er hatte während der vier Monate, die er im Gefängniß zubrachte, den Tod vor Augen geſehen, indem er täglich erwartete, vor das Tribunal gerufen zu werden, um von dem etwas ſpäten Beiſtande, den er dem Könige am Ende ſeiner Regierung geleiſtet, Rechenſchaft zu geben; denn ungleich vielen Anderen hatte er ſeinen Platz erſt geſucht, als er gefährlich worden war.

Bei ſeinem Eintritt in die Welt war er in Verſailles vorgeſtellt worden; er hatte die junge, glänzende, vom Volke angebetete Königin auf dem Gipfel des Glückes geſehen. Er hatte ſie ſpäter geſehen bei der Eröffnung des Reichstages, als bereits die Sorgen des höchſten Ranges einige Schatten auf dieſes ſo ſchöne Leben geworfen hatten. Er ließ dieſe Bilder an ſeiner Erinnerung vorübergehen; dann malte er ſich weiter aus, wie ſie, von ihren Kindern geriſſen, gleich einer gemeinen Verbrecherin in eine Zelle der Conciergerie geworfen, allein und ohne Stütze vor dem ſchrecklichen Fouquier-Tinville erſcheinen mußte. Seine Kraft verließ ihn; er kümmerte ſich nicht mehr um das Leben. Da plötzlich ergriff ihn eine kräftige Hand und ſtörte ihn in ſeinen halbwachen Träumen. Sein Begleiter drängte ihn, ohne ein Wort zu reden, in das Geſträuch, welches den Weg einfaßte, folgte ihm ſelbſt dahin und legte ihm die Hand zum Zeichen des Schweigens auf den Mund.

In einer Entfernung von etwa hundert Schritten bemerkte man eine dunkle und dichte Maſſe, die ſich kaum von dem dämmernden Himmel im Hintergrunde ablöſte. Sie bewegt ſich und kommt näher, die Umriſſe werden deutlicher, man erkennt Köpfe von Menſchen: es ſind vier Reiter unter der Anführung eines Wachtmeiſters; ſie reiten langſam und ſchweigend. Die Reiſenden kauern unbeweglich in dem Gebüſche, ſie halten ihren Athem an; die Pferde ſtreichen mit der Bruſt an die Aeſte, welche, nachgebend, ihren kalten Thau den ängſtlich Harrenden ins Geſicht ſprützen. Glücklicherweiſe erlaubt die Finſterniß den Reitern nicht, ſie zu ſehen. Sie ziehen vorüber, das Klirren der Säbel verhallt, ſie ſetzen die Pferde in Trab und verſchwinden.

„Ja, ſputet euch nur: ihr könntet zu ſpät kommen!" ruft ihnen Treboux aus dem Verſteck hervortretend, nach. „Jetzt, Herr Graf, thun Sie wie ich." Mit dieſen Worten zieht er eine Piſtole aus ſeinem Buſen und ſpannt den Hahn. „Wehe dem, der uns aufhalten wollte! wir ſind zu weit gegangen, um zurückzuweichen. Mit den Komplimenten iſt's jetzt zu Ende. Nur vorwärts, ich verlange nur noch eine Stunde von Ihnen."

Dieſes Ereigniß hat dem Grafen ſeine Geiſtesgegenwart wiedergegeben; das Blut, welches raſch in ſeinen Adern kreiſt, hat ihn die Ermattung vergeſſen laſſen.

„Rechts auf die Höhe! da ſind wir auf einem Boden, wohin die Pferde nicht wohl nachkönnen."

„Sehen Sie, da drüben links", ſagte Treboux, als er ſeinen Begleiter eben einen Augenblick verſchnaufen ließ, „dies Licht da iſt das Hauptquartier des Kommandanten, von dem Sie gehört haben; wir ſind noch nicht drüber hinaus; wenn der Mann ahnen könnte, daß hier Wildpret für ihn iſt, er würde gar bald ſeine Spürhunde losgelaſſen haben."

„Hören Sie? das iſt die Sturmglocke. Ihr Freund, der Bereiter, hat Wort gehalten. Sie haben den Vogel nicht mehr im Neſte gefunden. Das Zeichen wird in allen Dörfern wiederholt werden. Immer vorwärts! Werfen wir uns in dieſen Hohlweg!"

Nach einer halben Stunde angeſtrengten Laufens mäßigt der Führer ſeine Schritte und hört auf, ſeinen Kameraden, der nach dem erſten Anlauf hinter dem kräftigen Bergbewohner zurückgeblieben war, zur Eil anzutreiben. Er wendet ſich nach ihm um und ſchaut ſeinen letzten Anſtrengungen lächelnd zu. Plötzlich erſcheint eine ſchwarze Figur auf dem Weideplatze, den ſie ohne Fußſteig durchſchritten, und hält vor ihnen ſtill, als wolle ſie ihnen den Weg vertreten. Sollte das ein letztes Hinderniß ſeyn, was noch zu überwinden wäre? Der Graf blickt ſeinen Führer an, gleichſam fragend, was er thun ſolle. Dieſer geht ohne Mißtrauen vorwärts und hebt ſeine Piſtole nicht auf. Bald ſteht er ſtill und ruft im Dialekte jener Berge: „Armer Johann! da iſt wieder einer von der Guillotine geretttet!" Dann wendet er ſich zu dem Verbannten um und ſagt: „Sie ſind in der Schweiz, Herr Graf, Sie können nun ausruhen. Jetzt haben Sie Ihren Kopf in Sicherheit. Vor ein paar Stunden hätte man nicht viel dafür gegeben."

Von dieſen Worten überraſcht, hält der Verbannte ſtill; er wundert ſich, daß er athmen darf, er ſchaut um ſich. Er ſteht ſich auf einer der letzten Höhen des Jura. Die Morgendämmerung entdeckt ihm zu ſeinen Füßen ein gewaltiges, halb mit Nebeln überbreitetes Thal. Er ſieht ſeinen Führer forſchend an, um ihn zu fragen, ob es denn auch wirklich wahr ſey; .... ſchon allein die Stellung Treboux's ſagt ihm, daß die Gendarmen des Wohlfahrts-Ausſchuſſes ihm nichts mehr anhaben können.

Der Graf fällt auf dem bethauten Raſen auf die Kniee; er dankt Gott für die Befreiung aus den Händen ſeiner Verfolger, dann ſetzt er ſich auf einen Stein und betrachtet mit erſtauntem Auge den weiten Horizont, der ſich vor ihm ausbreitet.

V. Die Sennhütte.

Allmälig ſteigt das Thal des Genferſees aus der Dunkelheit hervor, die Gipfel der Alpen löſen ſich von dem rothen glühenden Himmel, die lange Gletſcherreihe funkelt im erſten Morgenſtrahle, von unten ſchimmern der See und die Ströme Savoyens herauf. Die Glocken erklingen, die Sonne erhebt ſich über die Berge und beleuchtet die tauſend in friſches Grün gehüllten Dörfer des Thales. Dieſe reine Atmoſphäre, dieſer goldene Morgenglanz verſcheuchen den Alp, der ſo lange auf der Bruſt des Vertriebenen gelaſtet. Die Revolution mit ihrem Getöſe und ihren Todesgefahren liegt hinter ihm, und der Genuß des neuen Lebens, auf den er ſo eben verzichtet hatte, lacht ihm in doppelter Friſche. Er denkt an die Freunde, die er wiederfinden wird, an den Jubel des Wiederſehens, an die tauſend Fragen und Antworten der ſo lange Getrennten, an den unerſchöpflichen Reiz einer geiſtreichen Geſellſchaft.

Der Führer weckte ihn aus ſeinen Träumen. „Es iſt nicht gut, Herr Graf", ſagte er, „ſich der Morgenluft ſo auszuſetzen; kommen Sie mit mir, geben Sie mir jetzt den Querſack, den Sie lange genug getragen haben. Nehmen Sie Ihren Namen zurück, ich nehme mein Gepäck; hier findet Jeder ſeinen Platz wieder."

Ein gewundener Fußſteig führte ſie durch die Weiden das Thal hinauf, zu einer durch ein Tannengebüſch halb verſteckten Sennhütte, wohin die Kühe, welche die Nacht auf dem Berge zugebracht hatten, ſo eben allmälig zurückkehrten, um ſich melken zu laſſen. Der nur durch eine Oeffnung des Daches eindringende Tag verbreitete ein geheimnißvolles Halbdunkel durch das Haus. Auf dem großen Flure ſah man einen gewaltigen, zur Käſefabrication dienenden Keſſel; um ihn ſtanden kräftige Männer mit bloßen Armen und ruhig blickendem Auge. Sie begrüßen den Fremden und machen ihm Platz am Heerde, deſſen Feuer ſie mit Rhododendron-Aeſten auffriſchen.

„Ihr kommt zeitig in unſere Berge", redet einer die Ankömmlinge an; „wärmt Euch, jetzt ſind die Morgen friſch. Kommt Ihr ſchon von Genf?" — „Etwas weiter her, von Paris." — „Was? von Paris? kann man denn da heraus?"

Es iſt eine Erleichterung, eine Art Vergütigung für diejenigen, welche großen Gefahren entgangen ſind, daß ſie dieſelben erzählen, daß ſie die Zuhörer von ſich unterhalten, ſie zu Furcht, Mitleiden, Hoffnung, Bewunderung bewegen können. In Ermangelung eines gewähliteren Hörerkreiſes verachtete der Graf die ländliche Verſammlung nicht, die ſeinen Worten horchte. „Lieben Freunde", ſagte er zu den Hirten, „während Ihr hier in Euren reizenden Bergen Euren friedlichen Beſchäftigungen nachginget, lag ich noch vor vierzehn Tagen in einem ſcheußlichen Kerker und erwartete jeden Augenblick den Tod." Dieſer Eingang machte Alle neugierig; ſie verließen die Arbeit und ſtellten ſich ſchweigend und lauſchend um ihn herum. Er rückte ſich auf ſeiner Bank zurecht und begann eine ausführliche und lebendige Schilderung ſeines Aufenthalts im Gefängniſſe. Er erzählte ihnen, wie täglich der Wagen des Revolutions-Tribunals ankam, um die für dieſen Morgen beſtimmten Schlachtopfer abzuholen, wie der Gerichtsdiener die Namen der dem Tode Verfallenen über die ſchweigenden Höfe und Korridore rief, und die Gefangenen darin bang aufhorchten, bis er ſein Papier wieder faltete und die für heute Verſchonten wieder auf vierundzwanzig Stunden aufathmeten. Treboux ſaß in einem Winkel, lächelte über die Beredtſamkeit ſeines Begleiters und erlaubte ſich nur zuweilen, ihn durch eine kurze Bemerkung zu unterbrechen.

„Ihr müßt nämlich begreifen", ſagte er zu den Hirten, „daß die Franzoſen ſich eine vollkommene Freiheit verſchafft haben. Die haben's verſtanden, ſie zu kriegen, wir freilich, wir würden nicht wiſſen, wie wir das anfangen ſollten."

„Die Unglücklichen!" rief der Graf, „in welche Lage haben ſie das ſchönſte Land der Welt geſtürzt!"

„Man findet es niemals ſchöner, als wenn man heraus iſt; nicht wahr, Herr Graf? Aber Sie müſſen müde ſeyn, obgleich Sie nicht gerade den Anſchein haben; ich habe Sie dieſe Nacht genug traben laſſen. Kommen Sie in die Scheuer; da können Sie ſich aufs Heu legen und werden das in St. Laurent verlaſſene Bette nicht vermiſſen."

Sie gingen Beide hinaus. Bald darauf kehrte Treboux allein zurück. Er zog eine Pfeife aus der Taſche, zündete ſie am Heerde an und ſetzte ſich nieder

Nie war eine Ruhe besser verdient, nie schmeckte eine Pfeife, die, wie man sagt, die Ruhe des Geistes und des Körpers versinnlicht, prächtiger. Er freute sich der stillen Ruhe und dachte an das glücklich vollendete große Abenteuer und seine jetzt gelöste Verbindlichkeit. Zuweilen lächelte er, wenn er sich die Gefahren der Reise und die Art, wie er ihnen entgangen war, zurückrief. Die Hirten waren wieder still an ihre Arbeit gegangen, denn die an ein kontemplatives Leben gewöhnten Bergbewohner pflegen wenig gesprächig und mittheilsam zu seyn. Trebour hatte von den Gefahren des Weges nicht gesprochen, aber er war keineswegs unempfindlich für dieselben; er fühlte sie um so stärker, je mehr er sie in seiner Brust verschloß.

Es verging fast eine Stunde, ohne daß ein Wort in der Sennhütte gesprochen ward. Plötzlich blickte Trebour auf und sagte: „Wo könnte ich wohl ein Pferd finden?" Die Hirten sahen sich an und erwiederten nach einer kleinen Weile: „Der Wächter hat eines, eine halbe Stunde von hier. Du gehst doch nicht nach Saint-Cergues?" — „Heute nicht. Indeß wäre mir's lieb, wenn meine Frau wüßte, daß ich zurück bin." — „Ich könnte heute Abend einmal hinunterlaufen." — Schön! dann sage ihr nur, daß mir's wohl geht, und daß ich bald nach Hause kommen werde." (Fortsetzung folgt.)

England.

Der Wärmegrad des Menschen.

Nach einer Abhandlung von J. Davy.*)

Bereits in einer früheren Abhandlung, und zwar über die thierische Wärme, hatte der Verfasser gezeigt, daß die innere Wärme des menschlichen Körpers, die er durch ein sehr empfindliches Thermometer, das unter die Zunge gelegt wird, zu ermitteln sucht, keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt, eine meistens unveränderliche, sondern eine im Laufe jedes Tages sich verändernde sey. Er fand bei seinen ersten Versuchen, daß die Wärme, weit entfernt, in dem Maße abzunehmen, als das Alter zunahm, fast erhöhter bei einem bejahrten, als bei einem Menschen im mittleren Lebensalter war. Der Verfasser wiederholte seine Versuche mit einem äußerst genauen, zu diesem Zwecke eigens angefertigten Instrumente, welches die Temperatur-Verschiedenheit bis auf 1/10 Grad der Fahrenheitschen Skala anzugeben gestattete, dessen sorgfältige, mit der größten Vorsicht unternommene Einrichtung, um den Resultaten den höchsten Grad der Genauigkeit zu geben, er beschreibt.

Seine Abhandlung zerfällt in sieben Abschnitte.

Im ersten Abschnitte behandelt er die Temperatur-Verschiedenheit während des Zeitraumes von 24 Stunden. Nach seinen Beobachtungen ergab sich das Maximum der Wärme des Morgens, beim Erwachen, welche dann fortdauernd, wiewohl mit einigen Schwankungen, bis zum Abend anhält und ungefähr um Mitternacht ihr Minimum erreicht; die mittleren Veränderungen zeigten von 98°,7 F. bis 97°,9 F. (29°,28—29°,28 R.); die Differenz beträgt 0°,8 F. (0°,32 R.).

Im zweiten Abschnitte sind die Beobachtungen über die Verschiedenheit der Wärme in Folge der Jahreszeiten zusammengestellt; sie ergeben zwar einen Zusammenhang der Wärme mit der atmosphärischen Luft, jedoch einen minder bedeutenden, als man erwarten möchte. Dies erklärt sich aber wohl wahrscheinlich aus der Art und Weise, wie der Verfasser seine Versuche anstellte, die, meistens im Zimmer gemacht, bei einem fast gleichmäßigen Wärmegrade stattfanden.

Der dritte Abschnitt behandelt die Einwirkung der activen Leibesbewegung auf die körperliche Wärme, welche Bewegung fast immer eine erhöhte thierische Wärme bewirkt, sobald sie nicht bis zu einer übermäßigen Ermüdung gesteigert wird; und in einem gewissen Verhältnisse ist die Vermehrung der Wärme dem Grade der Muskelanstrengung proportionirt.

Die passive Bewegung hingegen, welche im vierten Abschnitte betrachtet wird, ergiebt ein durchaus entgegengesetztes Resultat, besonders das Fahren; er fand, daß, während ein schnelles Gehen oder Reiten im Trab oder Gallop die Körperwärme erhöhte, das Fahren in frischer Luft eine Verminderung zu bewirken schien, welche noch bedeutender in einer kalten Atmosphäre wurde, wenn man jede Bewegung vermied. Das Verweilen während einiger Zeit, und zwar sitzend, in einer Kirche, deren Temperatur von 32°—42° F. (0°—4°,4 R.) variirte, ergab ein Sinken der thierischen Wärme von 1°—2° F. (0°,42—0°,9 R.).

Gespannte Aufmerksamkeit oder eine sehr thätige Anwendung der geistigen Fähigkeiten scheint ebenfalls eine erhöhte Körperwärme hervorzurufen, indeß in einem minder hohen Grade als die körperliche Anstrengung.

Der siebente Abschnitt behandelt den Einfluß der Nahrungsmittel, in Bezug auf welche der Verfasser nur allgemeine Beobachtungen angestellt zu haben scheint; sie ergaben, daß eine leichte Mahlzeit, wie das Frühstück, fast keine Veränderung bewirke, während ein reichliches, mit dem Genusse von Wein verbundenes Mahl eine empfindliche Verminderung der Körperwärme hervorbringe — ein Punkt, der zu den merkwürdigsten Resultaten führen könnte. Interessant wäre die Untersuchung, ob die thierische Wärme nach der Art der genossenen Speisen variirte. Wahrscheinlich dürfte dies der Fall seyn, wenn die nicht stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, wie einige Physiologen annehmen, nur als Stoff für den Athmungsprozeß dienen, der die vorzüglichste Ursache der thierischen Wärme ist.

Das Resultat der während acht Monaten fortgesetzten Beobachtungen des Verfassers, deren Details ein Verzeichniß giebt, in welchem auch die Frequenz des Pulses, des Athemholens und die Lufttemperatur angegeben sind, dürfte vielleicht im Allgemeinen folgendes seyn: Die Wärme des menschlichen Körpers befindet sich in einem fortwährenden Schwanken, und zwar in einem regelmäßigen während des Zeitraumes von 24 Stunden, in einem unregelmäßigen in Rücksicht auf vielfache Umstände, welche eine Modification desselben bewirken. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich nützliche Anwendungen in Folge ähnlicher Beobachtungen in Betreff der Gesundheitslehre für den Menschen im gesunden und kranken Zustande, sey es in Hinsicht der Art und der Zeit der Leibesbewegung, oder der Kleidung und Heizung der Zimmer, oder endlich in diätetischer Hinsicht, werden machen lassen, nur müßten diese Beobachtungen hinlänglich bewährt und vollständig seyn.

*) Vorgetragen in der Royal Society in London. Vergl. Philosophical Magazine, November 1843.

Mannigfaltiges.

— Französische Parteischrift aus dem 16. Jahrhundert. In Nr. 146 des Magazins (Beilage) vom 6. Dezember v. J. hatten wir eine Notiz über ein Buch gegeben, das im Jahre 1578, als eine Uebersetzung aus dem Lateinischen, unter folgendem Titel erschienen: Du droit des magistrats sur leur subjects. Traité très-necessaire en ce temps, pour avertir de leur devoir tant les magistrats que les subjects: publié par ceux de Magdebourg, l'an MDI.. Diese Notiz, zu der wir den Titel der Schrift aus den Curiosités bibliographiques von Lalanne geschöpft hatten, hat zu einer Nachforschung Anlaß gegeben, deren Resultat wir, durch die Freundlichkeit des Magdeburger Magistrates hierzu in Stand gesetzt, unseren Lesern mittheilen können. Gedachte Behörde, an deren Spitze sich bekanntlich einer der intelligentesten Geschäftsmänner Deutschlands befindet, hatte nämlich, da ein Buch unter jenem Titel weder auf der dortigen Stadtbibliothek, für die es jedenfalls ein großes Interesse hätte, noch auf der zahlreiche Magdeburgensia besitzenden Königlichen Bibliothek in Berlin sich befindet, durch Vermittelung des preußischen Gesandten in Frankreich, Herrn Grafen von Arnim, eine Anfrage gestellt in Bezug auf das Vorhandenseyn der von unserem „Magazin" erwähnten Schrift auf der Königl. Bibliothek in Paris und demnächst um nähere Angabe des Inhalts gebeten. Der Direktor dieser Bibliothek, Herr Naudet, stellte sogleich die gewünschten Nachforschungen an und berichtete darüber in einem Schreiben vom 19. Januar d. J., von welchem uns eine Abschrift vorliegt und woraus hervorgeht: daß sich allerdings ein Exemplar der französischen Ausgabe jenes Buches, und zwar vom Jahre 1575, auf der Königl. Bibliothek in Paris befinde*); daß dieselbe Schrift in den „Memoires de l'état de France sous Charles neufiesme" abgedruckt sey und zwar in beiden Ausgaben dieser Denkwürdigkeiten von 1577 und 1578 im zweiten Theile. Darin wird als Verfasser der Schrift ein gewisser Hotoman genannt, mit dem Hinzufügen, daß sie zuerst im Jahre 1573 erschienen sey. Die Schrift wird übrigens auch im Katalog der La Vallière'schen Bibliothek, so wie von Camus (Bibl. choisies des livres de droit) und Brunet (Vierte Aufl. Th. 2. S. 133) erwähnt, und zwar scheint daraus hervorzugehen, daß auch besondere Ausgaben derselben aus den Jahren 1574, 1578 und 1579 existiren. Herr Naudet fügt hinzu, daß die lateinische Ausgabe dieser Schrift vom Jahre 1550 in keiner Bibliographie erwähnt sey und ohne die auf dem Titel der französischen Ausgaben stattfindende Hinweisung auf eine solche gänzlich unbekannt seyn würde. Auf der Königl. Bibliothek befinde sich zwar in lateinischer Sprache eine Widerlegung jener Schrift unter dem Titel: De jure magistratuum in subditos et officio subditorum erga magistratus; auf dem Titelblatte sey jedoch hinzugefügt: Contra libellum cujusdam Calviniani sub eadem inscriptione, sed reticito nomine auctoris et loci typographiae superiori anno aeditum (sic). Nunc veritatis studio reformatum etc. Ingolstadii ex officina Davidis Sartorii, 1578. Erst 1608 sey zu Frankfurt a. M. eine aus dem Französischen veranstaltete Uebersetzung ins Lateinische von jener Schrift herausgekommen, was ein Beweis seyn könne, daß auch zur Zeit ein lateinisches Original nicht bekannt gewesen sey. Alles dieses, so wie eine Durchsicht und Vergleichung der Schrift selbst mit ihrer Widerlegung, giebt Herrn Naudet Anlaß, sich darüber folgendermaßen zu äußern: „Ich bin überzeugt, daß die französische Schrift von 1575 auf ihrem Titel eine fingirte Angabe hat; daß das Original, von welchem es heißt, es sey „von Denen in Magdeburg Anno 1550 herausgegeben", niemals existirte; daß diese angebliche Uebersetzung das wahre Original, in welchem — das Titelblatt ausgenommen — weder von der Stadt Magdeburg, noch von ihren Angelegenheiten oder ihrer Verfassung irgendwie die Rede ist, und daß es ganz einfach eine der unzähligen polemischen Schriften sey, die während der Bürger- und Religionskriege Frankreichs im 16. Jahrhundert erschienen, die von den katholischen Royalisten als Pamphlets, von den protestantischen Politikern dagegen als Rechtsabhandlungen bezeichnet wurden und die für Frankreich wohl ein besonderes, für andere Länder aber nur ein allgemeines historisches Interesse haben."

*) Es hat zu obigem Titel auch noch den Zusatz: et maintenant revu et augmenté de plusieurs raisons et exemples, und das Motto: „Erudimini qui judicatis terram."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 29. Berlin, Sonnabend den 7. März 1846.

Nord-Amerika.

Franklin, nach Lord Brougham.

Obgleich wenig ausgeführt, ist die nachfolgende Skizze, die wir, gleich der kürzlich über Frau v. Staël mitgetheilten, der neuen vermehrten Ausgabe von Brougham's Lebens- und Charakter-Skizzen der Zeit Georg's III. entlehnen, doch geeignet, ein vorzügliches Interesse in Anspruch zu nehmen, weil sie die Hauptzüge in dem Charakter des Geschilderten in geistreicher Auffassung und mit höchster Treue wiedergiebt:

„Gewiß einer der merkwürdigsten Männer unserer Zeit, als Politiker und zugleich als Philosoph, war Franklin; auch steht er einzig da in der Vereinigung dieser beiden Charaktere, — der größten, die ein Mann behaupten kann, — und darin, daß, nachdem er die eine jener beiden Rollen durch Erweiterung der Wissenschaft vermittelst einer der bedeutendsten, jemals geschehenen Entdeckungen gespielt hatte, er die andere Rolle durch Gründung eines der größten Reiche der Welt spielte.

„In diesem wahrhaft großen Manne scheint Alles zusammenzutreffen, was zum Wesen hehren Verdienstes gehört. Erstlich war er der Urheber seines eigenen Glücks. In den niedrigsten Verhältnissen geboren, erhob er sich durch seine Talente und durch seine Betriebsamkeit zuerst zu derjenigen gesellschaftlichen Stellung, welche schon mit Hülfe gewöhnlicher Geschicklichkeiten, großer Anstrengung und guten Glücks erreicht werden kann, dann aber zu den erhabenen Höhen, welche ein kühner und starker Geist allein ersteigen kann; und der arme Druckerjunge, der in einer Periode seines Lebens kein ihn vor dem Nachtthau schützendes Obdach hatte, zerbrach die stolze Herrschaft Englands und wurde der Gesandte eines Freistaates, welchen er gebildet hatte, bei dem stolzen französischen Hofe, der sein Bundesgenosse geworden war.

„Ferner war er durch Glück sowohl wie durch Unglück geprüft worden und durch die Gefahren beider unbeschädigt hindurchgekommen. Kein gewöhnlicher Lehrling, kein gemeiner Tagelöhner legte jemals durch die Eigenschaften der Betriebsamkeit und Mäßigkeit die Grundlage zu seiner Unabhängigkeit tiefer, als derjenige that, dessen Genie ihn später mit den Galilei's und den Newton's der alten Welt in Eine Reihe stellen sollte. Kein Patrizier, geboren, um entweder an Höfen zu glänzen oder im Rath eines Monarchen zu sitzen, trug je die Ehre einer hohen Stellung leichter oder wurde durch den Genuß derselben weniger verderbt, als dieser gewöhnliche Handwerker, der mit königlichen Gesandten unterhandelte und von allen Schönen und Vornehmen des glänzendsten Hofes in Europa Schmeicheleien hörte.

„Ferner aber hatte er sich in Allem, was er wußte, selber unterrichtet. Die Stunden seines Studirens waren denen des Schlafes und des Essens abgestohlen oder durch eine geistreiche Erfindung gewonnen, welche ihm gestattete, zu lesen, während die Arbeit seines täglichen Berufs fortging. Durch keine der Hülfen unterstützt, welche der Ueberfluß den Studien des Reichen verschafft, hatte er die Stelle von Lehrern durch verdoppelten Fleiß und die der Kommentare durch wiederholtes Durchlesen zu ersetzen. Ja sogar der Besitz von Büchern mußte durch Abschreibung desjenigen erlangt werden, was die Kunst, die er selber ausübte, Anderen leicht darbot.

„Außerdem machte er die Umstände, denen Andere unterliegen, seinen eigenen Zwecken unterwürfig, — ein glücklicher Leiter einer Empörung, die mit vollständigem Triumph endigte, nachdem sie Jahre lang ein verzweifeltes Ansehen gehabt hatte; — in der Wissenschaft ein großer Entdecker ohne die gewöhnlichen Hülfsmittel des Wissens; — ein wegen seines züchtigen Styls ohne klassische Bildung berühmter Schriftsteller; — ein geschickter Unterhändler, obgleich nie zur Politik erzogen; — als ein Günstling, ja als ein Muster vornehmer Welt, während er der Gast leichtfertiger Höfe war, ein Leben beschließend, das er auf Dachstuben und in Werkstätten begonnen hatte.

„Endlich schienen Combinationen von Fähigkeiten, die in Anderen für unmöglich gehalten wurden, in ihm leicht und natürlich. Der an der Speculation sich erfreuende Philosoph war auch in ausgezeichnetem Grade ein Mann der That. Geistreiches Raisonnement, feine und schlaue Ueberlegung waren in ihm mit schnellem Entschluß und unbeugsamem Festhalten des Vorsatzes verbunden. Mit einer lebhaften Phantasie vereinigte er ein gebildetes und tiefes Nachdenken; sein origineller und erfinderischer Geist ließ sich zum angemessenen Bündniß mit der gewöhnlichsten Klugheit in alltäglichen Angelegenheiten herab; der Geist, der sich über die Wolken aufschwang und mit den erhabensten menschlichen Betrachtungen vertraut war, verschmähte es nicht, zum Nutzen der Lehrlinge und Dienstmädchen Sprüchwörter zu machen und Parabeln zu dichten; und die Hände, welche für einen ganzen Kontinent eine freie Verfassung entwarfen oder den Blitz vom Himmel herabzogen, gaben sich leicht und gern dazu her, den Apparat zu vereinfachen, durch welchen Wahrheiten aufgehellt oder Entdeckungen verfolgt werden sollten.

„Sein ganzes Verfahren, sowohl im Handeln wie im Denken, war einfach und schlicht, da er immer den leichtesten und kürzesten Weg vorzog und, um seine Zwecke zu erreichen, niemals zu anderen als den einfachsten Mitteln seine Zuflucht nahm. Seine Politik verwarf alle Kunstgriffe und strebte nach der Ausführung ihrer Zwecke durch die vernünftigsten und natürlichsten Auskunftsmittel. Seine Sprache war ungeschmückt und wurde als Werkzeug zur Mittheilung seiner Gedanken, nicht zum Erregen der Bewunderung gebraucht; sie war aber rein, ausdrucksvoll, geistreich. Seine Weise des Raisonnements war männlich und eindringlich, — die Anrede eines vernünftigen Wesens an andere von derselben Gattung, — und so gedrungen, daß er, der Erörterung das Entscheidende vorziehend, niemals bei einer öffentlichen Anrede eine Viertelstunde überschritt. Sein geschäftlicher Briefwechsel, entweder über Privat-Angelegenheiten oder über Staatssachen, ist ein Muster von Klarheit und gedrungener Kürze; auch können keine Staatsschriften an Würde und Eindringlichkeit diejenigen übertreffen, von welchen man glaubt, daß er deren Verfasser im ersten Theil des amerikanischen Revolutionskrieges gewesen sey. Seine philosophische Methode bestand in der reinsten Anwendung des Grundsatzes der Induction, der in so hohem Grade seiner Natur angemessen war und so klar durch den gesunden Menschenverstand vorgeschrieben ist, daß derselbe, wie wir kaum zweifeln können, durch Franklin würde zum Bewußtseyn gebracht worden seyn, wäre er nicht schon von Bacon entwickelt gewesen, obgleich es eben so klar ist, daß er in diesem Falle mit viel einfacheren Ausdrücken würde auseinandergesetzt worden seyn. Unter allen wissenschaftlichen Vorzügen dieses außerordentlichen Mannes bezieht sich aber der merkwürdigste auf die Einfachheit und scheinbare Unangemessenheit der Mittel, welche er bei seinen Versuchen und Forschungen anwendete. Seine Entdeckungen wurden fast ohne allen Apparat gemacht, und wenn er einmal bewogen worden war, Instrumente von einer etwas weniger gewöhnlichen Art zu gebrauchen, so war er nie zufrieden, bis er das Verfahren nachher, so zu sagen, übersetzt hatte, indem er das Problem mit so einfacher Maschinerie löste, daß man sagen konnte, er habe das ganz ohne Hülfe irgend eines Apparats gethan. Die Versuche, durch welche die Identität des Blitzes und der Elektrizität bewiesen wurde, waren mit einem Bogen Löschpapier, einem Bischen Zwirn, einem seidenen Faden und einem eisernen Schlüssel gemacht.

„Auf der Unbescholtenheit dieses großen Mannes im öffentlichen und im Privatleben haftet kein Fleck. Von strenger Rechtlichkeit und sogar auf eine ängstliche Weise pünktlich in allen seinen Handlungen, bewahrte er im höchsten Glück jene Regelmäßigkeit, die er im niedrigsten Glücksstande eben sowohl ausgeübt wie eingeschärft hatte. Die Phrase, die er einst gebrauchte, als er in seinen Verhandlungen über die schwierigsten und wichtigsten Angelegenheiten durch die Forderung einer kleinen Summe in einer langen Rechnung unterbrochen wurde, — „Du sollst dem Ochsen, welcher drischt, nicht das Maul verbinden", — diese Worte sind gegen ihn als Beweis eines Mangels an Gewissenhaftigkeit in der Verwendung der ihm anvertrauten öffentlichen Gelder angeführt worden; sie beweisen aber offenbar das Gegentheil: denn er wußte wohl, daß in einem an Diskussionen Ueberfluß habenden, von bitteren persönlichen Feindschaften angefüllten Lande Ungestraftheit dadurch nicht gewonnen werden könnte, daß man sich weigerte, seine Belege zur gehörigen Zeit herbei zu bringen; und sein Muth, solche Worte zu gebrauchen, beweist, daß er sein Benehmen in der That über allen Verdacht erhaben wußte.

„Im häuslichen Leben war er, wie schon bemerkt, fehlerlos, und im gesellschaftlichen Verkehr angenehm. Eine beständige gute Laune und ein leichter, sehr geschmackvoller, spielender Witz, ohne irgend ein ehrgeiziges Bestreben, zu glänzen — die natürliche Frucht seiner lebhaften Phantasie, seines gesunden natürlichen Verstandes und seines heiteren Temperaments — war dasjenige, was seiner Unterhaltung einen unaussprechlichen Zauber verlieh und für jeden Kreis, vom niedrigsten bis zum höchsten, auf gleiche Weise paßte. Bei allen seinen starken, so oft feierlich ausgesprochenen, so unzerstörbar in seinen Thaten sich ausprägenden Ueberzeugungen, behielt er gegen diejenigen, welche von ihm abwichen, eine Duldsamkeit, die in Männern nicht größer seyn könnte, deren Grundsätze ihnen so lose um den Leib hangen, daß dieselben wie ein wärmender Mantel übergeworfen und, wenn sie sich für das Fortschreiten jener Personen als hinderlich erweisen, wieder abgelegt werden können. In seiner Familie

war Franklin Alles, was moralischer Werth, warme Neigungen, echte Klugheit dazu beizutragen im Stande sind, einen Mann nützlich, liebenswürdig und geachtet zu machen. In Bezug auf Religion mochte er von Manchen für einen Freigeist gehalten werden; doch ist gewiß, daß sein Gemüth von einem tiefen Gefühl für die Vollkommenheit Gottes, von einem beständigen Bewußtseyn unserer verantwortlichen Natur und von einer lebendigen Hoffnung auf künftige Glückseligkeit erfüllt war. Daher war sein Sterben — diese Prüfung des Glaubens und der Werke — leicht und sanft, voll von Ergebung und Frömmigkeit, und zeigte zugleich einen nicht zurückweichenden Blick auf die Vergangenheit und ein tröstliches Vertrauen auf die Zukunft."

Frankreich.

Trebour, der Freund in der Noth zur Zeit der Schreckensherrschaft.

VI. Das Schloß zu Coppet.

Einige Stunden später schüttelte Trebour einen Menschen, der auf einem Heulager schlief. — „Was giebt's, Bürger?" antwortete der Schläfer, ohne die Augen zu öffnen. — „Ach was, Bürger! hat sich was zu bürgern! Sie sind in der Schweiz, mein Herr, und ich kann Ihnen sagen, daß es Zeit ist, aufzubrechen." — „Ah! Trebour, immer ein Freudenbote! Ich glaubte noch drüben zu seyn; das Revolutions-Tribunal, das Gefängniß, alles das quirlte nicht auf die angenehmste Weise in meinem Kopfe herum." — „So machen Sie doch die Augen auf." — „Ah! eine prächtige Aussicht", sagte der Graf, sich erhebend.

In der That bildete die offene Thür der Scheuer den Rahmen eines entzückenden Bildes. „Ja, das Leben kann wieder schön werden", rief der Graf. „Alles kann sich wie durch Zauberei verändern. Ach, liebster Freund, könnten wir doch diejenigen, die wir zurückgelassen haben, auf diesen Berg versetzen!"

„Nicht wahr, hier schöpft man wieder frischen Athem. Ich habe eben eine Pfeife geraucht, wie seit drei Monaten nicht. Der Revolutions-Tabak hat einen Geruch, der mir nicht behagen will. Hier giebt's so etwas, was die Brust erweitert. Freilich sind's nicht die Menschenrechte und der Wohlfahrts-Ausschuß und all die schönen Dinge, die Sie in Ihrem Vaterlande haben. Da, hier ist Ihr Pferd", fügte er hinzu, indem er auf einen kleinen Grauschimmel wies, der mit gesenktem Haupte wartete und statt des Sattels eine mit einem Stricke geschnürte Decke trug. „Sehen Sie, wie Sie mit ihm zurecht kommen. Er ist nicht ganz so feurig als die, auf denen Sie in Versailles stolzirten. Sie brauchen ihn nicht zu lenken; er kennt seinen Weg und wird Sie besser fortbringen, als der schönste Engländer." —

Das Städtchen Coppet mit seinen Gärten und Baumpflanzungen liegt am flachen Ufer des Genfersees, gegenüber dem auf der savoyischen Seite sich erhebenden gothischen Thurme von Hermance, den weißen Mauern des Schlosses Beauregard und den fast bis zum Wasserspiegel hinabsteigenden Häusern des Dorfes Narnier; weiter im Hintergrunde erhebt sich hinter grünen Hügeln und Bergen die gewaltige Kette der Alpen mit ihren kühnen Formen, ihren glatten Felsen und blinkenden Gletschern. Während der sorgen- und schmerzreichen Aufregung jener Zeit hat mehr als ein bekümmertes Auge im Anblicke dieser gewaltigen Denkmale der ewigen Allmacht Trost und Glauben gesucht.

Zwei Frauen saßen am Ufer; die jüngere hielt eine Mappe auf den Knieen; ihre ernste Miene verrieth, daß sie französische Auswanderer waren. — „Sehen Sie, liebe Mutter," sagte die Jüngere, „diese duftigen Gestade, diese in Bäumen versteckten Dörfer, diese bunten Ruinen, welche Größe, welche Ruhe, welch prächtiger Morgen. Ach! sehen Sie nur diesen kleinen Fischerkahn, der auf uns zukommt; und dies mit Holz beladene Boot, dessen Segel im Wasser wiederspiegelt, es scheint sich kaum zu bewegen .... Aber wie soll ich alles dies wiedergeben! nein, es ist unmöglich", und dabei stieß sie die Mappe fort .... „Doch nein", fügte sie bald darauf seufzend hinzu, „ich muß wenigstens versuchen, ich darf den Muth nicht verlieren, wenn ich Unterricht geben will."

Ihre Begleiterin antwortete nicht; aber sie sah sie mit Thränen im Auge an, welche zu sagen schienen: Du, die sonst im Ueberfluß gelebt hat, jetzt gezwungen, Stunden zu geben! — „Ach, liebe Mutter", fuhr das Mädchen fort, „können wir uns wohl beklagen, wenn wir an so viele unserer Landsleute denken, die zurückbleiben mußten? Wie glücklich würden sie seyn, wenn sie hierher kommen könnten. Wenn wenigstens unser Vater bei uns wäre, wie glücklich wären wir!"

Auf der Abendseite wird die Stadt Coppet von dem Schlosse beherrscht, das durch seine massenhaften Gebäude, seine geräumigen Höfe, seinen baumreichen Park ein feierliches und ernstes Ansehen gewinnt. Lange Zeit waren die Läden geschlossen gewesen. Der Eigenthümer, der sich damals zu Versailles aufhielt, hatte unter der Last einer schwer wiegenden Verantwortlichkeit nicht Zeit, sich mit dem Zufluchtsorte zu beschäftigen, den die Vorsehung ihm verliehen. Einen Augenblick von der Volksgunst vergöttert, dann bei Seite geschoben und aufgegeben, hatte er Frankreich endlich verlassen und sich nach Coppet zurückgezogen. Hier, auf einem neutralen Gebiete hart an der Gränze, verfolgte er die Fortschritte des schrecklichen Brandes, dessen erstes Auflackern er mit angesehen hatte. Seine Tochter, Frau von Staël, war noch zu Paris zurückgeblieben, weil sie heftige Aufregungen liebte. Sie folgte dem Vater erst nach den beklagenswerthen Septembertagen, von denen sie uns eine lebendige Schilderung gegeben hat.

Mit Frau von Staël kam neues Leben nach dem Schlosse von Coppet; es ward, wie man gesagt hat, das Hospital für die Verwundeten aller Parteien; Jeder, der irgend in einer Weise sich hervorthat, war willkommen. Politische Berühmtheit, literarischer Ruf, Talente aller Art gaben ein Recht, sich daselbst einzufinden: Frau von Staël verzieh Meinungsverschiedenheiten, Irrthümer, selbst Fehler, wenn sie durch Geist und Geschick vergütet wurden.

Der unglückliche französische Adel überschwemmte damals die Schweiz und die Ufer des Rheines, ging hochmüthig einher, protestirte gegen Alles, was geschah, und sah die Möglichkeit nicht ein, wie Frankreich ohne ihn bestehen könne. Die Ausgewanderten zerstreuten sich und gingen, je nach ihrer verschiedenen Ansicht, nach Verona, an den kleinen diplomatischen Hof von Monsieur, zum Grafen von Artois, dem Repräsentanten der französischen Eleganz, oder zu dem Armee-Corps, welches der Prinz Condé in Deutschland sammelte. Diese drei Klassen, die zwar nicht in vollkommenem Einverständniß mit einander lebten, kamen doch in ihrem Widerwillen gegen die Menschen überein, die zur Einrichtung der constitutionellen Regierung beigetragen, bald aber den harten Angriffen der Jakobiner hatten weichen müssen. Diesen konnte man nicht vorwerfen, den König und den Thron zu früh verlassen zu haben, doch galten sie bei denen, die gegen jeden Angriff auf die Regierung Ludwig's XVI. protestirten, als wahre Revolutionaire.

Frau von Staël wohnte am Fuße des Jura ganz gelegen, um die Flüchtlinge zu sammeln, denen es gelang, die hohe Mauer zwischen Frankreich und der Schweiz zu übersteigen. Ihre erfinderische und unaufhörliche Thätigkeit sparte weder Bitten noch Anstrengungen, um einen Proskribirten zu retten, ohne Rücksicht auf sein früheres Leben und seine Ansichten. Sie wurde von den Bewohnern des Waadtlandes unterstützt, welche sich beeilten, den unglücklichen Nachbarn hülfreiche Hand zu leisten. Schlösser und Häuser waren mit Emigranten angefüllt, die, ohne Hülfsmittel, ohne Pläne, ohne Zukunft, die Augen fest auf Frankreich gerichtet hielten, in der Hoffnung, bald durch eine in ihrem Sinne geleitete Politik zurückberufen zu werden.

VII. Der Salon der Frau von Staël.

Um drei Uhr ließ sich die Glocke des Schlosses hören. Es war dies ein vorläufiger Ruf, auf welchen eine zweite, bestimmtere Einladung folgen sollte. Das erste Geläut hatte nur den Zweck, die Damen an die Beendigung ihrer Toilette zu erinnern und die in der Umgegend zerstreuten Gäste an die Rückkehr zu mahnen. Zwei noch junge Männer befanden sich allein im Salon und dehnten sich behaglich auf dem Sofa des Ex-Ministers. „Warum bleiben sie nur wieder so lange?" sagte der eine gähnend. „Was mögen sie oben treiben? Politik, Literatur? als ob sie uns damit noch nicht satt gefüttert hätten! Es verlohnte sich wahrhaftig der Mühe, in Frankreich der Guillotine zu entlaufen, um in der Schweiz vor Langweile zu sterben. Ich habe mich zum Zeitvertreib an die Landstraße gesetzt, um die vorüberfahrenden Wagen anzusehen; dann habe ich versucht, zu angeln, aber die Fische haben meiner gespottet. Ich denke zuweilen daran, unter das Heer des Prinzen Condé zu gehen, um doch etwas vorzuhaben."

„Haben Sie Geld?" — „Daran hängt's eben. Zwei geliehene Louisd'ore; das ist Alles." — „Ziehen Sie doch einen Wechsel auf einen Ihrer Pächter." — „Ja wohl; vom Wohlfahrts-Ausschusse endossirt. Wollen Sie übrigens etwas Neues wissen, ich habe einen Brief von du Roscy erhalten. Er schreibt, daß er sich dem Grafen von Artois zu Verona hat vorstellen lassen, und daß er jeden Abend hingeht."

„Wer ist der du Roscy?" — „Der Sohn eines durch den Mississippi reich gewordenen Gerichtshalters im Chatelet." — „Der arme Mensch! warum bittet er nicht um ein Bisthum? Ach! wie viel Mühe wird es kosten, wenn die Sachen wieder ins Geleis kommen, diese bunte Masse zu entwirren. Königliche Hoheit denken nicht genug daran, indem Sie sich mit Leuten aller Art umgeben." — „Was wollen Sie? man muß diejenigen brauchen, die man hat, und sie dann nachher wieder nach Hause schicken."

Einige Minuten später war die Gesellschaft versammelt. Herr Necker war erschienen mit jener ernsten, etwas feierlichen Haltung, welche die Franzosen als republikanischen Trotz an ihm getadelt haben. Die Hofleute konnten es ihm, einem Fremden, einem Manne ohne Titel, kaum verzeihen, daß er ihre durch unkluge Minister ins Verderben gestürzten Angelegenheiten wiederum geordnet hatte. Vorzüglich aber warfen sie ihm vor, daß er den Lauf der Revolution nicht aufgehalten hatte. Welchem Genie wäre solche Macht verliehen! Indeß, da er der Herr des Hauses war, ließ man jene Vorwürfe hier schweigen. Frau von Staël, um welche sich eine Gruppe gebildet hatte, begann eine Unterhaltung. In ihrer Umgebung war die Unterhaltung stets lebendig. Jeder strengte sich an, geistreich, originell oder, wenn er dies nicht vermochte, doch wenigstens paradox zu sprechen. Die Herrin des Hauses hielt einen grünen Zweig in der Hand, den sie, je nach dem Laufe ihrer Gedanken, bald langsamer, bald schneller bewegte. Ihr etwas starker Wuchs, ihre laute Stimme, ihre Züge, ihre Stellung trugen mehr das Gepräge von Genialität als von weiblicher Grazie.

Im Salon befanden sich auch die beiden Personen, denen wir am Ufer des Sees begegnet sind. Es waren die Frau und die Tochter eines Beamten aus dem Finanz-Ministerium, die sich dem Herrn Necker, ihrem alten Gönner, genähert hatten. Frau von Staël hatte sie in ihrer Wohnung aufgesucht und nach dem Schlosse geführt. Ihre schüchterne Haltung schien anzudeuten, daß sie der Gesellschaft fremd waren, in der sie sich vereinsamt fanden: denn die Rangunterschiede hatten sich, dem Dekrete trotzend, durch welches sie aufgehoben worden waren, in der Verbannung hochmüthig wieder aufgerichtet. Das ernste Benehmen der beiden bürgerlichen Damen, welche allein ihre Lage begriffen zu haben schienen, stand mit der leichtsinnigen Beweglichkeit der Gesellschaft in schneidendem Widerspruche.

„Wer sind denn die beiden Damen da drüben, die sich wie Tauben zusammen ducken?“ sagte eine ehemalige Marquisin zu der neben ihr stehenden Dame.

„Es ist die Frau und die Tochter eines ehemaligen Beamten Herrn Necker's.“

„Was? Französinnen? ich hätte nicht einen Augenblick gezweifelt, sie für Damen aus Coppet zu halten. Die Kleine ist nicht übel; sie hat ein interessantes Gesicht; ich wette, daß sie an irgend einen jungen Commis denkt, den sie in Paris gelassen hat.“

Frau von Staël vergaß ihre Schützlinge nicht, sie näherte sich ihnen, sprach einige Worte zu ihnen und kehrte dann zu der begonnenen Unterhaltung zurück.

Man verlangte von einem der Umstehenden die Erklärung eines Wortes, das ihm entschlüpft war. Er hatte gesagt, daß ein hervorragendes Talent erforderlich sey, um sich zum ersten Range unter den Jakobinern zu erheben.

„Ich habe behauptet“, antwortete ein Mann mit röthlich blonden Haaren, der sich etwas schwerfällig auszudrücken schien, aber während des Redens lebendiger wurde und Vergnügen daran fand, in der geselligen Unterhaltung Opposition zu machen, als Vorspiel einer späteren ernsthafteren; — „ich habe behauptet, daß es in diesem Augenblicke, wo die Laufbahn allen Bewerbern offen steht, großer Talente bedarf, um sich aus der Menge zu erheben. Ich habe gesagt, Talente; ich habe nicht gesagt, Talente der besten Art, um ein großer Herr unter den Jakobinern, ein Danton, ein Robespierre zu werden.“

„Ein großer Herr unter den Jakobinern! das ist vortrefflich gesagt; ja, ein Montmorency der Guillotine.“

„Die Bezeichnung ist richtig“, rief eine der Damen. „Wenige Tage bevor ich Paris verließ, es ist kaum einen Monat her, ging ich, ganz beschäftigt mit den Papieren, deren ich zur Reise bedurfte, als die Person, welche mich begleitete, mich plötzlich anstieß und mir zuflüsterte: ‚Sehen Sie, das ist Robespierre, thun Sie, als ob Sie ihn nicht bemerkten.‘ Im selben Augenblicke ging er so nahe bei mir vorüber, daß ich ihn hätte mit der Hand erreichen können. Es war durchaus nichts in der äußeren Erscheinung dieses Mannes, was Aufmerksamkeit verdiente; man schien ihn sogar nicht zu bemerken, obgleich man sich sehr in Acht nahm, ihn anzustoßen. Sie glauben nicht, welchen Eindruck das Wort: ‚das ist Robespierre‘ auf mich machte; ich fühlte, daß ich zitterte. Es war, als ob eine Blutspur, ein Todesgeruch seinen Schritten folgte; der pomphafteste Einzug eines Königs an der Spitze seiner Regimenter würde die Phantasie minder aufregen, als dieser Mann, wie er über die Straße ging.“

Die Unterhaltung, welche sich herüber und hinüber redend an diese Erzählung knüpfte, ward so lebendig, daß die Sprechenden den zweiten Ruf der Glocke nicht vernahmen. Die Uebrigen hörten ihren Ton wohl und harrten auf den Augenblick, wo sich die Flügelthür öffnen und der Ceremonienmeister mit den stehenden Worten: „Es ist angerichtet“ zu Tische laden würde. Die Thür öffnete sich, schon glaubten sie die Erfüllung ihres Wunsches gekommen, aber man hörte nur die Worte: „Man sieht Herrn Trebour mit einem Reisenden die Allee heraufkommen.“

VIII. Das Wiedersehen.

Von dieser Meldung überrascht, sehen Alle einander an. „Es wird der Graf seyn, oder Mathieu.“ — „Ach, wenn es doch . . . .“ rief eine junge Dame und brach plötzlich ab, aber die aufsteigende Röthe verrieth ihr Geheimniß. Darauf eilte die Gesellschaft in den Hof hinaus, als eben der Graf auf seinem bescheidenen Gaule, gefolgt von seinem treuen Führer, durch das Gitter ritt. Er ward umringt, fast in den Salon getragen, umarmt, erstickt. Mehr als ein Auge füllte sich mit Thränen. Es war ihm unmöglich, auf die tausend Fragen, die ihn zugleich bestürmten, zu antworten.

Er kam aus jenem feurigen Ofen, nach welchem sich alle Blicke richteten, von jenen Unglücklichen, für die sich so viel heiße Gebete erhoben. Er war selbst vor einigen Tagen noch in der Gewalt jener schrecklichen Menschen, deren bloßer Name wie ein Alp in tiefer Nacht aufschreckte. „Welche Pläne hegen jene besser als Ludwig XVI. bedienten Herrscher? Wie steht es mit jenem Frankreich, welches alle Erinnerungen zurückstößt und ohne so viele Leute, die sich unentbehrlich glaubten, seinen Weg fortsetzt? Wohin nimmt es seine Richtung?“ Dann kommt man auf die Personen: „Haben Sie meinen Vater, meinen Bruder gesehen? Was darf er hoffen? Ach, warum ist er nicht mit Ihnen gekommen?“

Diejenigen, denen es nicht gelungen war, sich bis in die unmittelbare Nähe des Grafen zu drängen, wandten sich zu Trebour, der sich mit seiner schweizerischen Kaltblütigkeit im Salon von Coppet eben so bequem zu bewegen schien, als an dem Versammlungsorte des Wohlfahrts-Ausschusses und in den Klubs aller der Departements, durch die er gekommen war. Er wird von einem Kreise von Baronen umgeben, die mit ängstlicher Spannung auf jedes seiner Worte achten.

Nachdem er der brennenden Neugier eine Zeitlang nachgegeben hatte, trat er endlich, von so viel Fragen und Geschwätz ermüdet, aus dem Kreise heraus und wandte sich, zum großen Bedauern seiner Zuhörer, nach der Thür. Um freier aufzuathmen, geht er nach den Zimmern der Dienerschaft, fragt, was während seiner Abwesenheit vorgefallen, ruft die Kinder, spielt mit ihnen und heißt die Bedienten, denen die Besorgung seiner Wünsche aufgetragen ist, ihm sein Essen anrichten. Auch sie möchten gern etwas erfahren. Sie drängen sich um ihn und fragen ihn: „Sagen Sie uns doch, Herr Trebour, wie geht's denn in Frankreich?“

„Nicht sonderlich, lieben Freunde. Leider immer die Guillotine. Die Dinge können sich nicht so auf einmal umkehren.“

„Aber Sie haben so viel zu erzählen; sagen Sie uns doch etwas von Paris.“

„Ich habe ihnen schon Alles im Salon gesagt. Frau von Staël ist jetzt zu beschäftigt, sagt ihr nur, daß ich sie und den Herrn Papa morgen sprechen werde.“

„Die Tiger, die Ungeheuer, die Menschenfresser!“ rief, den Arm gen Himmel aufhebend, eine zierliche Kammerfrau, die, von der Luft des Hauses angesteckt, auch über Politik mitreden wollte; „wenn es die alten privilegirten Körperschaften wären, die man hinschlachtet, so würde ich mich nicht wundern; aber, Herr Trebour, ich beschwöre Sie, welche Vorwürfe kann man den Leuten machen, die für ihre Anhänglichkeit an die Sache der Revolution alle Garantieen gegeben haben. Haben nicht die Girondisten selbst für den Tod Ludwig's gestimmt?“

„Sie werden hoffentlich nicht die Mörder unseres guten Königs entschuldigen wollen“, sagte die dicke Ausgeberin.

„Pfui doch, Madame. Drehen Sie meine Worte nicht um. Jeder Mensch weiß, wer zum Dritten gehörte, und ich muß es mit dem konstituirenden Stande halten.“

„Zum dritten von was denn?“ sagte ein junger Waadtländer, der zwar sehr emsig um das Pariser Fräulein beschäftigt war, aber von ihren politischen Kenntnissen noch wenig profitirt hatte.

„Was sind Sie unausstehlich, Jean, mit Ihren unzeitigen Unterbrechungen! Zum dritten von was denn? Kann man so fragen? Zum dritten von gar nichts. Ich hab's Ihnen schon hundertmal gesagt: der Dritte ist das, was weder Adel noch Geistlichkeit ist. Aber lassen Sie doch die reden, die mehr verstehen als Sie. Immer weiter, Herr Trebour.“

„Ich kann Ihnen weiter nichts antworten, meine beste Demoiselle, als daß Sie vollkommen Recht haben.“ Darauf wandte er sich zu dem so hart gescholtenen Bedienten und sagte: „Guter Jean, Du wirst mir wohl bald mein Bett zurecht machen. Ich habe mich recht nach der Schweiz gesehnt, um wieder einmal ruhig zu schlafen.“ (Schluß folgt.)

Polen.

Polens Zustände vor der ersten Theilung.

III. Die Jesuiten-Schulen. — Die Reichstage.

Da die großen polnischen Familien, wie die Potozki, Wielopolski, Radziwill, Tarlo, Malachowski und ihre Verwandten, sahen, daß sie durch Mniszech beim Minister und durch diesen beim Könige Alles durchsetzen konnten, so betrachteten sie Jenen als den Stützpunkt der den Czartorysti entgegengesetzten Partei, welche sich die königliche nannte und nun der früher, so lange Brühl für sie wirkte, so mächtigen Czartorysti'schen Partei auf alle Weise entgegenarbeitete. Der König war damals mächtiger als je im Lande (wenn überhaupt damals von königlicher Macht die Rede seyn konnte), denn er war von der Königin von Ungarn, Maria Theresia, der Muhme seiner Frau, von der Kaiserin von Rußland, Elisabeth, und vom Könige von Frankreich, dessen Sohn mit August's III. Tochter vermählt war, unterstützt. Denn das Kabinet August's III. war der Mittelpunkt der Unterhandlungen und der gegen Friedrich II. im siebenjährigen Kriege gebildeten Coalition, und der Minister Brühl stand deshalb bei diesen Höfen in Ansehen, bis zur Zeit, wo Friedrich, durch die Korrespondenz, welche ihm der gewonnene Secretair Brühl's auslieferte, von dem gegen ihn gesponnenen Bündnisse benachrichtigt, mit seinem Heere in Sachsen ohne vorherige Kriegserklärung einrückte und den König und seinen Minister zur Flucht nach Warschau zwang, während die Königin in Dresden blieb, wo sie bald darauf starb.

Da Friedrich II. fürchtete, der König und die anderen Verbündeten könnten Polen leicht in das Bündniß gegen ihn ziehen, so empfahl er seinem Gesandten, unter den Polen eine Partei für ihn zu gewinnen. Dieser, der Ränke am polnischen Hofe kundig, gewann die Fürsten Czartorysti, welche, voll Stolz und von Neid gegen ihre damals mächtigeren Gegner erfüllt, es übernahmen, die Republik in Unthätigkeit, d. h. während des ganzen Krieges gegen den König von Preußen neutral zu erhalten. Diesen Dienst konnten die Czartorysti Friedrich dem Großen nur durch Aufwendung unsäglicher Mühe leisten, indem sie durch Ränke und offene Gewalt jeden Reichstag, der regelmäßig alle zwei Jahre zusammenberufen ward, auseinandersprengten.

Damals trat ich eben aus der Schule der Jesuiten in Posen, welche nichts lehrten, außer den Regeln der lateinischen Sprache, die in der Grammatik des Jesuiten Alvar in lateinische Verse gebracht war, welche Niemand von uns verstand. Die Grundlage der ganzen Moral und Wissenschaft der Jesuiten in Polen bestand in dem zu den Sodales Marianos gehörigen Gottesdienste und in Beispielen aus dem Leben der Heiligen und ihren Wundern, deren Nichtachtung das Seelenheil der Jugend, wie man ihr einredete, auf ewig vernichtete. Auf diese Weise wurden die Polen in Unwissenheit und Aberglauben erzogen, mit Ausnahme derer, welche sehr reiche Aeltern hatten, die sie im Auslande oder durch gute Lehrer aus der Fremde ausbilden ließen. Ich kannte Viele, die in dem vom Könige Stanislaus Leszczynski gestifteten Kadetten-Corps in Luneville erzogen wurden. Indessen ist es wahr, daß gegen das Ende der Regierung August's III. die Piaristen, welche in Warschau ein Stift zur Ausbildung der Jugend hatten, eine Umgestaltung in der Jugenderziehung begannen. Zuerst lehrten sie die Jugend ordentlich schreiben, was die Jesuiten so sehr ver-

nachläſſigt hatten, daß, wer ausnahmsweiſe eine ſchöne Hand ſchrieb, ſicher war, ſein Glück zu machen, denn er erhielt die Stelle eines Secretairs bei einem Großen, da dieſe ſo ſchrieben, daß es ſchwerlich Jemand leſen konnte, und ſie auch die Rechtſchreibung nicht kannten.

Georg Mniſchech, der Hofmarſchall, diktirte immer laut ſich ſelbſt, indem er ſchrieb; im Vorzimmer ſaß ſein Secretair, welcher horchte und nachſchrieb. Zu jedem ſelbſtgeſchriebenen Briefe fügte er daher eine Kopie deſſelben von der Hand des Secretairs, denn er wußte, daß Niemand ſeine Schrift zu entziffern im Stande war, da er dies ſelbſt nicht einmal vermochte. Er ſchrieb aber ſelbſt, aus Wunſch nach Popularität, denn die Bürger und Edelleute betrachteten die eigenhändig an ſie geſchriebenen Briefe der großen Herren als eine ihnen erwieſene Ehrenbezeigung, trauten ihren Worten und Berichten und citirten ſie als Orakel ihren Kindern, indem ſie ihnen befahlen, kein Mißtrauen darein zu ſetzen, da dies der Miniſter, der Woiwod oder der und der Magnat geſagt hätte.

Die Piariſten hatten einen würdigen Prälaten in ihrem Orden, Staniſlaus Konarski, den ich näher kannte. Dieſer führte in ſeinem Orden und in der Erziehung der Jugend heilſame Reformen ein. Man ſchickte junge Piariſten auf franzöſiſche, italiäniſche und deutſche Univerſitäten, um ſie zu Profeſſoren zu bilden; man verbannte den Gebrauch lateiniſcher Wörter und Phraſen in der polniſchen Sprache, ließ den Alvar fahren und lernte das Latein aus einer faßlichen, gut geordneten Grammatik. Der Piariſt Koczynski ſchrieb eine gute polniſche Sprachlehre. Stan. Konarski führte den Unterricht der Geſchichte und Mathematik ein; man fing an, lächerliche Vorurtheile in den Schulen abzuſchaffen, und der Schreibe- und Redeſtyl gewannen eine andere Form.

Es war um das Jahr 1763, als ich aus der Schule ins Leben trat. Um dieſe Zeit herrſchte unter den Magnaten beider Parteien in Polen eine furchtbare Aufregung, die faſt in einen Bürgerkrieg auszubrechen drohte. Die Veranlaſſung dazu war ziemlich geringfügig. *). Georg Mniſchech, Brühl's Schwiegerſohn, hatte ſich die Staroſtie von Bialozerkiew zugeeignet und ſeinem Schützling, Soltyk, dem Biſchof von Kiew, den Auftrag gegeben, die Staroſtie in ſeinem Namen zu übernehmen. Soltyk fügte widerrechtlich zu dem Lehne noch die Stadt Rokitna mit den dazu gehörigen Gütern, welche Jakubowski, der Unterkämmerer von Kiew, erblich beſaß. Da dieſer nicht mächtig genug war, um für das ihm geſchehene Unrecht Genugthuung zu fordern, ſo ſah er ſich nach Jemanden um, der mit Mniſchech's Gegenpartei in Verbindung ſtand, und fand einen ſolchen in Karwizki, dem Präſidenten des Lubliner Tribunals, einem Manne von ungewöhnlicher Kühnheit und Entſchloſſenheit, der einſt ſeinem Kollegen, dem Deputirten Sulerſyzki, den Kopf abhauen ließ, weil er ſich vermeſſen hatte, in der Sitzung zum Degen zu greifen. Dieſem Karwizki, einem Schützlinge des Kanzlers Malachowski, in deſſen Hauſe er nach damaliger Sitte als Page erzogen war, trat Jakubowski ſeine Rechte auf Rokitna ab. Mniſchech, aufgefordert, die Stadt Rokitna herauszugeben, weigerte ſich deſſen und wollte die Kompetenz des hohen Gerichtshofes, welcher ihn dazu verurtheilte und woſelbſt Malachowski als Kanzler die höchſte Entſcheidung übte, nicht anerkennen: indem er eine ſogenannte exceptio fori **) für ſich in Anſpruch nahm. Die Czartoryski benutzten dieſen Umſtand, um den Kanzler gegen Mniſchech noch mehr aufzureizen und ihn ganz auf ihre Seite zu ziehen, zumal da der König krank war und ſich in Dresden aufhielt. Mniſchech's exceptio fori wurde nicht angenommen, und die ſogenannten condemnata wurden gegen ihn verhängt, eine Art Achtserklärung, welche ihm nicht erlaubte, in den Marſchallgerichten in höchſter Inſtanz zu entſcheiden, noch bei Hofe ſein Marſchallamt zu verwalten. Die ganze Sache wurde alſo aus einer Privat-Angelegenheit zu einer Angelegenheit der beiden feindlichen Hauptparteien des Landes. In Petrikau, dem oberſten Gerichtshofe des Königreichs, ſollte ein neuer Marſchall gewählt werden. Die Parteien bemühten ſich vorerſt beiderſeits um die Wahl von ihnen geneigten Deputirten auf den Provinzial-Landtagen, woſelbſt es zu blutigen Händeln kam. Darauf verſammelten ſie ſich zu Petrikau mit ihren Anhängern, ſo daß in dieſer Stadt eine bewaffnete Macht von 40,000 Mann ſich zuſammenfand, da es jeder der Parteien darum zu thun war, aus der Mitte ihrer Deputirten einen Marſchall zu wählen. Die Erbitterung der beiden Factionen war aufs Aeußerſte geſtiegen, als ein Courier mit der Nachricht von dem Tode des Königs ankam. Dieſe Trauerpoſt hielt den Zornausbruch der Gemüther plötzlich im Zaume und verhinderte vieles Blutvergießen.

Dies war der Zuſtand Polens, als Auguſt III. zu Ende des Jahres 1763 ſtarb und das Land in Anarchie, ohne Haupt, ohne Heer, ohne einen Schatz und die Magnaten im Kampfe unter einander und größtentheils ohne Bildung zurückließ. (P. L.)

*) Aber für die Kenntniß des damaligen rechtloſen Zuſtandes in Polen und das Treiben der Großen charakteriſtiſch.

**) d. h. das Vorrecht, nicht gerichtet zu werden, das ihm, als Marſchall, der ſelbſt das Oberrichteramt über Andere übte, in manchen Fällen zuſtand. A. d. U.

Mannigfaltiges.

— Ein handelspolitiſches Teſtament. Unter dieſem Titel iſt jetzt auch im Buchhandel (Berlin, W. Beſſer) eine bis dahin nur als Manuſkript gedruckte und in wenigen Exemplaren vertheilt geweſene Schrift erſchienen, als deren Verfaſſer ein geachteter preußiſcher Diplomat genannt wird. Sie nimmt auf zwei frühere Schriften folgenden Titels Bezug: 1) „Denkſchrift, betreffend die Begünſtigung des direkten Verkehrs zwiſchen den Staaten des Zollvereins und den außereuropäiſchen Ländern"; 2) „Ueber Differentialzölle"; — von denen der Kürze wegen die erſte ſtets mit dem Buchſtaben R. und die zweite mit dem Buchſtaben K. bezeichnet wird. Wir wollen derſelben Kürze halber das uns vorliegende „handelspolitiſche Teſtament" mit dem Buchſtaben A. bezeichnen. Die Denkſchrift R., deren Zweck in ihrem Titel ausgeſprochen, will die Aufmerkſamkeit der Zollvereins-Regierungen auf einen Gegenſtand lenken, der gerade jetzt, wo die Schifffahrts-Verträge mit Großbritanien ihrem Ende entgegengehen, von der höchſten Wichtigkeit iſt, nämlich auf die Begünſtigung des direkten Verkehrs des Zollvereins mit außereuropäiſchen Ländern durch Differentialzölle. Es werden deshalb die von beiden Seiten unſerer Staatsökonomen für oder wider eine ſolche Maßregel geltend gemachten Gründe beleuchtet und die erſteren für überwiegend erklärt, wonächſt dann auch die Frage, ob dem Differentialzoll-Syſtem am zweckmäßigſten im Wege von Verträgen mit den außereuropäiſchen Ländern oder durch einen Akt der Geſetzgebung Eingang zu verſchaffen ſey, im letztgedachten Sinne entſchieden wird. Die Denkſchrift K. ſteht der Denkſchrift R. diametral entgegen und verwirft die Differentialzölle als eine Beſchränkung des Verkehrs und eine Belaſtung der Unterthanen mit einer den Staatskaſſen nicht zu Gute kommenden Steuer. Die Denkſchrift A. nimmt nun zwiſchen dieſen beiden Anſichten ihre Stellung, indem ſie zwar die Einführung von Differentialzöllen auf dem Wege der Geſetzgebung ebenfalls verwirft, jedoch eine praktiſche Löſung der Frage dadurch verſucht, daß ſie ein näheres Anſchließen an Belgien, „als fruchtbaren Boden für die Einpflanzung des deutſchen Unterſcheidungszoll-Syſtems, damit dieſes von hier aus ſeine Ranken über die See und wieder zurück erſtrecken könne", in Vorſchlag bringt. Wir würden hier auf des Verfaſſers nähere Erörterung dieſer Frage, ſo wie auf das, was ſich dafür und dawider ſagen läßt, eingehen, wenn nicht die Schrift ſelbſt, die übrigens voll geiſtreicher Bemerkungen iſt, eines ſolchen Eingehens uns überhöbe, indem in einer Nachſchrift (die an die Poſtſcripta mancher intereſſanter Frauenbriefe erinnert) hinzugefügt wird, daß in Folge der von Sir Robert Peel dem Parlamente vorgelegten großen Maßregel zur Reform der engliſchen Handelspolitik und Zollgeſetzgebung der Plan zur Einführung des Differentialzoll-Syſtems auf dem Wege der Verträge mit anderen Staaten *) nicht mehr ausführbar ſey. Belgien, das durch das im Dezember 1845 abgefaßte handelspolitiſche Teſtament beinahe zum Univerſalerben des Zollvereins eingeſetzt worden war, wird durch das im Februar 1846 hinzugefügte Codicill auf ein ſehr beſcheidenes Legat reduzirt, wenn überhaupt noch ſeiner gar als Erbe gedacht wird. Dagegen fordert der Verfaſſer zur Abwehr der Folgen auf, die die Peel'ſche „Handels- und Induſtrie-Revolution" für den deutſchen Gewerbfleiß haben kann, und zwar räth er dringend, noch an andere Schutzmaßregeln zu denken, als diejenigen, die durch Einfuhrzölle gewährt würden. Um die Konkurrenz Englands, das jetzt bei wohlfeilem Getraide noch wohlfeilere Waare liefern werde, beſtehen zu können, kömmt es, ſeiner Darſtellung nach, vor Allem darauf an, wohlfeile Kapitalien zu ſchaffen, die bei deutſchem Fleiße, deutſcher Ausdauer und deutſcher Genügſamkeit uns wohl in den Stand ſetzen würden, auch unter den jetzt ganz veränderten Umſtänden dem mächtigen England gegenüber eine achtbare Stellung in der Welt des Handels und der Induſtrie zu behaupten. Um dieſe Wohlfeilheit der Kapitalien zu erreichen, wird die Errichtung einer Zollvereins-Bank, bei der ſich ſowohl die Regierungen als die Privaten betheiligen ſollen, und in Verbindung damit die Kreirung eines Zollvereins-Papiergeldes, ſo wie endlich die Anlegung von Lagerhäuſern vorgeſchlagen, die im Innern des Zollvereines mit großartigen Mitteln den Handel mit den Erzeugniſſen deſſelben betreiben ſollen. Man ſieht, daß der Verfaſſer lange in einem Lande gelebt hat, in welchem die Induſtrie eine mächtige Rolle ſpielt, und wo man es erkannt, daß in der Beförderung derſelben eine Haupttriebfeder des Gedeihens der Geſellſchaft wie des Staates zu ſuchen ſey. Die Vorſchläge, die er macht, wiewohl ſie nur in ſehr flüchtigen Umriſſen angedeutet ſind, verdienen in der That auch eine nähere Erwägung, da ſie uns einen viel allgemeineren und praktiſcheren Erfolg zu verſprechen ſcheinen, als z. B. die von der Handelskammer in Köln vorgeſchlagene Prämien-Ertheilung zur Beförderung des direkten Verkehrs mit überſeeiſchen Staaten. Durch bloße Prämien kann wohl ein ſchwieriges und ungewiſſen Gewinn verſprechendes Unternehmen erleichtert, niemals aber ein ſolches, an das ſich bedeutende Verluſte knüpfen können, für die Dauer ins Leben gerufen werden. So wird man z. B. wohl die Schifffahrt von Stettin nach Köln durch Prämien unterſtützen können, nicht aber die von Stettin oder Köln nach Nord-Amerika und Weſtindien — es müßten denn dieſe Prämien ſo groß ſeyn, daß ſie nicht blos dem Rheder eine Garantie gewähren, ſondern auch die möglichen Verluſte des Geſchäftes decken, welches der Stettiner oder Kölner Kaufmann in Nord-Amerika oder Weſtindien unternehmen will! Wahrlich, wir hätten von der Kölniſchen Handelskammer einen praktiſcheren Vorſchlag erwartet, als den der Ertheilung von Prämien zur Hebung unſeres direkten Verkehrs mit überſeeiſchen Ländern!

*) z. B. mit England, das uns durch einen Vertrag kaum noch mehr gewähren kann, als es jetzt durch ſeine Geſetzgebung einräumt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Weit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 30. Berlin, Dienstag den 10. März 1846.

England.

Zur Geschichte der Anti-Korngesetz-Liga.

I. Ursprung und Wachsthum des Bundes.*)

Bereits in den Jahren 1831 und 37 hatten sich einige Gesellschaften zur Abschaffung der Getraidegesetze gebildet. An ihrer Spitze standen die erleuchtetsten Männer Englands, dieselben, welche die Reformbill durchgebracht hatten und den Glauben hegten, zugleich dem Prinzip der Handelsfreiheit den Sieg verschafft zu haben. Sie wurden enttäuscht, und obgleich sie ihre Wirksamkeit hauptsächlich in London, Liverpool und Manchester, also in denjenigen Städten Englands entfalteten, in denen sich der liberale Geist am deutlichsten kundgiebt, so fanden sie dennoch geringen Anklang und mußten die von ihnen gegründeten Gesellschaften nach und nach sich auflösen sehen. So viel indeß war gewonnen, daß ein Keim gelegt war und an dem Tage, als Hunger und Elend das Volk von neuem zum Angriff trieben, sich Führer fanden, die gerüstet waren, die Bewegung zu leiten.

Diese Zeit begann mit der Mißärndte von 1838, die mit der Lähmung der Industrie in Folge der amerikanischen Krise zusammenfiel. Die Theurung der Lebensmittel und der Mangel an Arbeit führten das Volk zu Verbrechen und Aufruhr und erinnerten an jene Zeit der Barbarei oder, wie man sonst sagt, an die gute alte Zeit des Mittelalters, wo — trotz der Ströme von Wein und Korn, die nach den Chronisten auf das Gebet der Gläubigen vom Himmel herabregneten — die ausgehungerte Bevölkerung die Leichen aus den Kirchhöfen ausgrub, um sie zu verzehren.

Man entschloß sich endlich, die Quelle des Uebels aufzusuchen, nachzusehen, aus welchem Fehler im Staatshaushalte das allgemeine Unglück vorzugsweise herzuleiten sey. Natürlich stellte man die Untersuchungen dort an, wo die Krise am drohendsten erschien, also in den Manufaktur-Distrikten und vorzüglich in Manchester. Dort prüfte man die Ursachen und Folgen des Uebels, von dort ging auch die Heilung aus.

Es war Männern, wie Cobden, Smith, Ashworth, Rawson, die mit den Grundsätzen der Staats-Oekonomie vertraut sind, nicht schwer, zu erkennen, daß unter den verschiedenen Ursachen des herreingebrochenen Elends die ursprüngliche und fortwirkende das Bestehen der Korngesetze sey. Sie sahen, daß diese Gesetze den Aufschwung der Industrie und des Handels lähmten, und beschlossen, sie zu stürzen. — Wir lassen hier die Schilderung einiger Ereignisse folgen, die der allgemeinen Bewegung vorangingen und den Ausbruch des Kampfes beschleunigten.

Am 4. August 1838 drängten sich die Bewohner von Bolton in die Eingänge des Theaters, um einen Vortrag über die Korngesetzgebung anzuhören, den ein Doktor Birney angekündigt hatte. Der Redner war seinem Gegenstande nicht gewachsen und die Versammlung auf dem Sprunge, sich unter Zischen und Pfeifen zu zerstreuen, als ein junger Mann, dem man an seiner Hast und begeisterten Miene ansah, daß ihm die Worte auf den Lippen brannten, an den Sitz des zurückgetretenen Doktors eilte und sich erbot, über die Getraidefrage eine Reihe von Vorlesungen zu halten. Paulton — dies war der Name des jungen Mannes — entwickelte in diesen Vorlesungen eine Lehre, die Tausende von Proselyten machte, und knüpfte so seinen Namen an eine der merkwürdigsten staatsökonomischen Umwälzungen. Um dieselbe Zeit reiste der Doktor Bowring durch die westlichen Fabrik-Distrikte, nachdem er kurz vorher auf dem Kontinent im Interesse der Freihandelsfrage gewesen war. Aus Achtung vor seinem Talent und seinen jüngsten Bestrebungen luden ihn die vornehmsten Bewohner von Manchester zu einer Abendgesellschaft ein, die Epoche machen sollte. Man besprach hier ebenfalls die große Frage des Augenblicks, man erinnerte sich der Versuche, die in Bolton gemacht worden waren, und beschloß, sie durch Gründung einer Anti-Corn-Law-Association fruchtbringend zu machen. Diese Entscheidung erhielt einen offiziellen Charakter dadurch, daß man ein Dokument darüber ausfertigte und dasselbe mit Unterschriften versah.

Am 13. Dezember 1838 beschloß die Handels-Kammer von Manchester, die zusammengetreten war, um über die Abhülfe der allgemeinen Noth zu berathen, daß eine Petition an das Parlament gerichtet werde in der Absicht, die augenblickliche und vollkommene Abschaffung der Steuern auf Nahrungsmittel zu erlangen. Diese Petition, die man als maiden-speech der League betrachten kann, war das Resultat eines achttägigen Kampfes im Schoße der Handelskammer und gab den Herren Cobden, Smith und Prentice Gelegenheit, zum ersten Mal als Männer der Oeffentlichkeit aufzutreten. Die Protokolle der Sitzung machten einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Alle Welt fühlte, daß ein großes Ereigniß im Werden war, und um diese Wiege der Handelsfreiheit ertönte unendlicher Jubelruf. Man machte zwar viel Lärmen, um den Jubel zu übertäuben, dennoch aber ward er in ganz England vernommen.

Um der von der Handels-Kammer in Manchester ausgesprochenen Idee die That folgen zu lassen, gründete man daselbst einen Fonds zur Bestreitung der Kosten für die bevorstehende Agitation. Durch die erste Sammlung brachte man eine Summe von 1000 Pfd. zusammen. Bald hatte ein zweites Meeting statt, zu dem sich Abgeordnete von allen Punkten des Königreichs einfanden. Man beschloß, Bittschriften an das Parlament vorzubereiten und in allen Gegenden Englands Gesellschaften zu gründen, die in Manchester ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt haben sollten. Als sich einen Monat später das Parlament versammelte, verlangten die Abgeordneten jener Gesellschaften, vor demselben ihre Forderungen begründen zu dürfen, wurden aber mit großer Majorität zurückgewiesen. Es liegt darin auch nichts sehr Auffallendes, wenn man bedenkt, wie viele nützliche Gesuche das Parlament noch jetzt jährlich verwirft, und wie lange es sich sträubte, bevor es sich zur Emancipation der Sklaven, zur Reform- und Katholikenbill verstand. Villiers machte damals die erste seiner berühmten Motionen zu Gunsten der Handelsfreiheit; sie wurde mit 348 Stimmen gegen 197 verworfen. Die Partei der Monopolisten aber klatschte in die Hände und hielt sich seitdem für unüberwindlich.

Indessen ließen sich die Verbündeten durch diese beiden Niederlagen nicht entmuthigen; vielmehr verdoppelten sie ihre Anstrengungen und schärften ihren Haß gegen die Privilegirten. In der merkwürdigen Versammlung, die sie nach Villiers' verunglücktem Versuche hielten, sagte Cobden unter Anderem, an die Hansa des Mittelalters erinnernd: „Machen wir aus unseren großen Städten einen Bund, dessen Aufgabe seyn soll, die Ungerechtigkeiten unseres Erbadels zu vernichten. Beharrt er in dem Kampfe gegen die arbeitende Bevölkerung des Landes, so mag er dann in den zertrümmerten Ritterburgen der Rhein- und Elbufer sein einstiges Schicksal lesen ...."

Der Bund, zu dessen Bildung er aufforderte, sollte ein Muster werden für alle diejenigen, die lernen wollen, wie man Mißbräuche angreift und ausrottet. Cobden's Worte durchzuckten die Versammlungen wie ein elektrischer Schlag, und die vollständige Organisation der „Anti-Korngesetz-Liga" ward einstimmig beschlossen. Die exekutive Gewalt und die oberste Kontrole aller Operationen wurden den Repräsentanten der Stadt Manchester überwiesen. Dieselben hatten also das Recht, Broschüren herauszugeben, ein Journal, als Organ der Partei, erscheinen zu lassen, die Deputirten zusammenzuberufen, Meetings auszuschreiben u. s. w. Zur Bestreitung der Kosten für diese neuen Versuche wurde auf Subscription eine Summe von 6000 Pfd. zusammengebracht. Der vollziehende Rath wählte Georg Wilson zum Präsidenten, einen Mann von großer Gewandtheit und ausgezeichneten staatsökonomischen Kenntnissen.

Man ging alsbald ans Werk. Beredte und für die Sache der League begeisterte Männer wurden nach allen Punkten des Landes geschickt, um die neue Lehre zu predigen. Diese Missionaire setzten sich nicht geringeren Gefahren aus, als die religiösen, denn nicht selten wurden ihren Argumenten Gewaltthätigkeiten entgegengestellt.

Am 6. April 1839 erschien in Manchester die erste Nummer des Anti-Corn-Law-Circular, das sich 1841 in eine Wochenschrift unter dem Titel: Anti-Bread-Tax-Circular umwandelte. 1843 erlitt es eine neue Veränderung; es wanderte nach London und nahm den Namen: The League an, den es noch heute beibehalten hat. Dieses Journal hält die Anhänger des Bundes in Athem, berichtet von den Fortschritten der Bewegung, bekämpft die feindliche Presse, theilt die Protokolle der Meetings mit und verbreitet so wöchentlich unter mehr als zwanzigtausend Lesern die Lehren der Handelsfreiheit. Die League erscheint in London, aber von Manchester aus wird sie geleitet, die Form ist in Fleet-Street, die Seele in Manchester. Zugleich verbreitet der vollziehende Rath eine unendliche Menge von Broschüren im Publikum, in denen die verschiedensten und schärfsten Waffen gegen den Mißbrauch des Monopols angewendet werden. Man wird sich einen Begriff von der ungeheuren Thätigkeit der Partei machen können, wenn man erfährt, daß die Gesammtsumme der Broschüren und Adressen, die im Jahre 1843 gedruckt wurden, sich auf neun Millionen sechsundzwanzigtausend beläuft. In demselben Jahre bereisten vierzehn Redner im Namen der League neunundfunfzig

*) Nach der Revue Britannique.

Grafschaften und hielten daselbst mehr als 650 öffentliche Vorträge. Die Kosten dieser Bestrebungen beliefen sich in jenem Jahre auf 20,000 Pfd.

Während der Unglücksjahre von 1839 bis 41 hatte der vollziehende Rath in Manchester vollauf zu thun und regte die Thätigkeit aller übrigen Gesellschaften in Liverpool, Boston, London, Glasgow u. s. w. in gleichem Maße an. Die allgemeine Noth, die durch die Unbilligkeit des Gesetzes noch erhöht wurde, war ein trauriger Beweis für die Gerechtigkeit der Forderungen der Liga. Sie brachte ihr indeß auch Schwierigkeiten, denn gerade damals gedieh der Chartismus. Die politische Herrschaft über die Massen war in die Hände Feargus O'Connor's gerathen, eines Mannes voller Ehrgeiz, aber ohne große Eigenschaften. Das Elend in den Fabrik-Distrikten schien ihm eine vortreffliche Gelegenheit, die Häupter der Industrie als die Bedrücker des Volkes zu bezeichnen, als diejenigen, welche barbarischer Weise die Armen um ihre Löhnung betrögen. In seinem Journal, dem Northern Star, beschuldigte er die Liga, für die Rechnung der reichen Bürger zu arbeiten und die Herabsetzung der Arbeitslöhne herbeizuführen. Eine politische Reform, meinte er, könne dieselben nur wieder heben, und darum müsse auf dem Gebiete der Politik der Streich geführt werden. So entfernte er die Massen von der Liga, und Tausende von Arbeitern schaarten sich um das Banner des Chartismus, mit O'Connor das Paradies, das allgemeine Stimmrecht nämlich, zu erobern. Auf diese Weise geschah es, daß eben diejenigen, die durch die schreiende Ungerechtigkeit der Korngesetze Hunger litten, sich — man sah es an der merkwürdigen Uebereinstimmung der torystischen und chartistischen Blätter — mit den Vertheidigern gegen die Gegner derselben verbanden. Von Schmähschriften gingen die Chartisten zu Gewaltthätigkeiten über, und nicht selten überfielen Chartisten-Haufen die Versammlungen der Freihandelsmänner, um sie zu zerstreuen.

Aber die League, war sie auch vom Volke verlassen, wollte darum das Volk nicht verlassen. Noch einmal — kurz nachdem O'Connell dem Bunde beigetreten war — machte Villiers im Parlamente den Antrag auf Handelsfreiheit, aber er ward zurückgewiesen, wie das erste Mal, nur mit dem Unterschiede, daß die Majorität von 187 auf 123 Stimmen gefallen war. Die Unterschriften der Petitionen gegen die Prohibitivgesetze beliefen sich auf 1,500,000.

Jetzt war das Streben der Liga dahin gerichtet, auf die Wähler zu wirken, um ihre Anhänger ins Parlament zu bringen. Der Versuch mißlang ihnen in Walsale mit Smith, dagegen glückte er ihnen, zum Heile Englands und vielleicht Europa's, in Stockport mit Cobden. Zugleich erhielt die League einen großen Zuwachs an Kräften und gewissermaßen die Weihe durch den Beitritt fast der ganzen niederen Geistlichkeit des Landes — die höhere landbesitzende hielt es natürlich mit den Tories — die eine Bittschrift an das Parlament richtete, welche mit den einfachen Worten schloß: „Die Korngesetze widersprechen dem Gesetz des Herrn und entziehen dem Volke die Gaben der Vorsehung." Die Bittschrift hatte den Beifall der Nation, aber vor dem Parlamente fiel sie durch. So folgten Petitionen auf Petitionen, alle aber scheiterten an dem unbeugsamen Stolze der Grundbesitzer. Gestützt auf eine Majorität von 90 Stimmen, antwortete der Premier-Minister auf die Klagen des Landes durch eine neue Ausgabe der „auf- und absteigenden Kornskala" Wellington's und einen gesäuberten Text des Zolltarifs. Die Manufakturisten konnten und wollten mit diesen illusorischen Verbesserungen Peel's nicht zufrieden seyn; die Einen drückten ihr Mißvergnügen in energischen Protestationen aus, Andere gingen so weit in ihrem Haß gegen den Minister, daß sie öffentlich sein Bildniß verbrannten. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Treboux, der Freund in der Noth zur Zeit der Schreckensherrschaft.

IX. Die Emigranten.

Der Anfang des Mahles war traurig. Der Graf hatte zu viel gesagt, um nicht die alten Wunden wieder aufzureißen und die Zuhörer auf jenen furchtbaren Kampfplatz zurückzuführen, den man sich oft minder schrecklich darzustellen suchte, als er in Wirklichkeit war. Gegen die Mitte des Diners stellte er sich wieder ein und gab der Unterhaltung einen neuen Schwung. Mit unerschöpflicher Gefälligkeit antwortete er den unersättlichen Fragstellern, die nicht im entferntesten daran dachten, daß er seit gestern Abend nichts weiter als eine Schüssel Milch genossen hatte.

Eine größere Gesellschaft von Franzosen kann selten lange schwermüthig gestimmt bleiben. Der Graf fühlte sich nicht allein außer aller Gefahr, sondern wußte sich auch inmitten seiner Freunde, seiner Gesellschaft, seines Elements; er fand sich außerordentlich erleichtert und befriedigt. War es zu verwundern, daß er fast unwillkürlich den Gefühlen die Schleusen öffnete, die von selbst überzuströmen begannen. Als er die Begegnisse seiner Reise erzählte, ward er heiter, selbst muthwillig ausgelassen. Welche Bildnisse, welche Karikaturen unter den Renommisten, die unter einem langen Schnurrbarte, der rothen Mütze und hochtrabenden Redensarten meist die äußerste Furcht und Feigheit verbargen! Im Verlaufe der Schilderung schonte er sich selbst nicht. „Ich mußte", so erzählte er, „den Befehlen des Gouverneurs unbedingt gehorchen, den man mir nach Paris geschickt hatte und der mich unterweges den Quersack tragen ließ; dieser verzweifelte Mann hat eine Weise, aufzutreten, der man gar nicht widerstehen kann. Hatte er sich nicht ausgeklügelt, mich auf eigene Hand zum Gewürzkrämer zu machen? er hat mich vor den Augen halb Frankreichs als einen Tütendreher aus der Saint-Denis-Straße passiren lassen. Meine Eigenliebe hat viel dabei zu leiden gehabt, aber ich habe meinen Kopf gerettet."

Der Erzähler wurde hinreißend, als er zu dem Abendschmause von Saint-Laurent kam, bei dem er anfangs am Ende des Tisches, neben seinem Freunde, dem Maulwurfsfänger, eine so bescheidene Rolle gespielt hatte. Dann kam das Ereigniß, welches seine Maske verrieth. Welcher Donnerschlag! das Erstaunen der Gäste, die durchbohrenden Blicke Treboux's, der ehemalige Bereiter und jetzige Präsident, diese aufgeregte Nacht, der Sonnenaufgang auf dem wirthlichen Gipfel des Jura, die Unterhaltung mit den Hirten; welche Gemälde! welche Kontraste! Er riß alle Zuhörer hin.

Der Graf saß neben einer Dame, gegen welche er sich mehrmals wandte, als wolle er sie anreden, doch schien ihm das Wort auf der Zunge zu stocken. Sie ihrerseits warf von Zeit zu Zeit einen halb spottenden Blick auf ihn und sagte endlich: „Nun, ihr Herren Konstituirenden, ihr seyd jetzt gerade so weit als wir."

„Leider freilich, meine Gnädige; indeß wäre noch nicht Alles verloren, wenn ich hoffen dürfte, Ihr Wohlwollen wiederzuerlangen."

„Ich bin edelmüthig", antwortete sie, ihm die Hand reichend. „Sie sehen, daß ich Ihnen zuvorkomme. Ich glaubte Sie verabscheuen zu müssen; als ich jedoch die Erzählung Ihrer Gefahren hörte, fühlte ich, daß noch etwas für Sie spricht."

„Ich muß also schreckliches Unrecht begangen haben, daß ich mir Ihr Mißfallen in so hohem Grade zuziehen konnte."

„Sehen Sie nun ein, lieber Graf, wohin uns Ihre Phantasien geführt haben? Braucht das Volk Rechte? Es braucht nur eine feste Hand, welche die Zügel hält. Es ist nur gut, daß dies Volk, dem man plötzlich so viel unnöthiges Mitleiden geschenkt hat, uns jetzt vermißt und seine alten Herren zurückwünscht."

„Aber, gnädige Frau, wer hat Sie denn überreden können ...."

„Ich weiß, was ich Ihnen sage. Sie werden sehen, daß diese schreckliche Komödie bald zu Ende gehen wird. Wir wissen hier, daß die Alliirten der Republik überdrüssig sind. Ich mache mich anheischig, Sie vor Ablauf von zwei Monaten nach Frankreich zurückzuführen. Glauben Sie mir, was ich Ihnen sage. Es ist eine Thatsache, welche ich verbürgen kann. Ja, ja, stellen Sie sich immerhin, als könnten Sie's nicht glauben."

Nach Aufhebung der Tafel vergrößerte sich die Gesellschaft durch eine bedeutende Anzahl von denjenigen Personen, die Zutritt im Hause hatten. Das Gerücht von der Ankunft eines Proskribirten hatte sich schnell verbreitet, und Jedermann wollte seine Neugierde befriedigen. Der Held des Tages gab Jedem freundliche Antwort, und auch die Frau des Finanz-Beamten, die sich ihm endlich schüchtern genähert hatte, um etwas über ihren wegen seiner royalistischen Gesinnung eingekerkerten Mann zu erfahren, ward von ihm so gut getröstet, als es zu jener Zeit möglich war.

In einer anderen Ecke des Saales unterhielt sich Frau von Staël sehr eifrig mit dem Amman von Bonmont. Die Republik Bern *) war zwar nämlich weit entfernt, die französische Revolution gut zu heißen, doch mußte sie dem gefährlichen Nachbar gegenüber vorsichtig verfahren und hatte deshalb mehrere Entscheidungen getroffen, mit denen die Ausgewanderten sehr unzufrieden waren. Frau von Staël, ihre unermüdliche Beschützerin, hatte schon vergebens alle Mittel aufgeboten, um die Regierung günstiger zu stimmen; endlich hatte sich der Amman entschlossen, ihren wiederholten Einladungen nachzugeben und nach Coppet zu kommen. Er mochte seine Nachgiebigkeit schwer bereuen; denn nicht nur, daß er gerade zufällig den unruhigsten Tag getroffen hatte: die Baronin wußte ihn in eine Fensternische zu locken, hielt ihn dort wie in einer Festung eingeschlossen und bestürmte ihn mit einer Fluth von Gründen, eine augenblickliche Entscheidung im Sinne der Fürbitte zu fassen, und er mußte seine ganze diplomatische Ruhe aufbieten, um seine Behauptung aufrecht zu erhalten, daß die Sache ad referendum genommen werden müsse.

So zog sich die Soiree hin; die Uhr schlug elf, schlug zwölf, ohne daß Jemand darauf achtete. Schon waren die Straßen der Stadt verödet und verstummt, als noch hundert Stimmen in dem Schlosse summten, die Fenster von dem Glanze der Kerzen strahlten und die Equipagen im Hofe ihrer Herrschaften warteten.

Zur selben Stunde bewegte sich unbeachtet ein Schatten auf den Wellen des Sees gegen das waadtländische Ufer hin. Ruderschläge hallen durch die schweigende Nacht, und ein kleiner Kahn landet unter den Bäumen der kleinen Terrasse. Ein bejahrter Mann steigt aus dem Schiffchen. „Ehrwürdiger Vater", sagen die Ruderer, „wir wollen Sie führen." — „Nein", lieben Kinder", antwortet er, „es ist schon spät, und Ihr würdet Gefahr laufen, daß Euch der Tag überraschte. Kehrt eilends zurück und seyd guten Muthes; ich werde mir schon weiter zu helfen wissen." Sie entfernen sich mit Bedauern und verschwinden.

Der Fremde geht langsam durch die Straße von Coppet und bemerkt zu seinem Leidwesen, daß kein Mensch mehr wacht, keine Thür offen steht, kein Feuer leuchtet. Endlich hört er die eintönige, melancholische Stimme des Nachtwächters, der den in tiefem Schlafe begrabenen Bewohnern die Stunde absingt.

„Wer seyd Ihr? Was macht Ihr hier?" rief der erschreckte Wächter, als er bei der Ausübung seiner friedlichen Amtsverrichtung plötzlich einen Menschen vor sich sah. „Ihr stört die Ordnung."

„Lieber Freund, seht mein Kleid, betrachtet meine grauen Haare, und Ihr werdet begreifen, daß ich weder ein Dieb, noch ein Ruhestörer bin. Ich

*) Das Waadtland hatten die Berner 1536 von Savoyen erobert und regierten es bis 1798; einen unabhängigen Staat bildet es seit 1803.

bin ein Pfarrer aus Savoyen und nach der Schweiz gekommen, um den Schutz zu suchen, den sie den unglücklichen Verbannten angedeihen läßt."

Der Wächter erhob seine Laterne, um dem Fremden ins Gesicht zu sehen. „Ja, es ist wahr", sagte er, „Sie sehen nicht wie ein Herumtreiber und wie ein Wirthshausvogel aus, wie ich deren fast täglich aufgreife. Aber was wollen Sie machen, bester Freund, Sie müssen sich einen Gasthof aufschließen lassen."

„Ach, lieber Herr, das sind die reichen Leute, die sich um diese Zeit die Gasthöfe aufschließen lassen; sie können die Störung, die sie verursachen, bezahlen, während ein armer Geistlicher .... Lassen Sie mich den Morgen auf dieser Bank erwarten."

„Die Befehle Sr. Excellenz sind streng in den Zeiten, in denen wir leben. Wir dürfen Niemanden so herumstreichen lassen. Wissen Sie was, gehen Sie aufs Schloß; Sie sehen, daß man da oben noch lebendig ist. Dort brauchen Sie kein Geld, der Arme findet eben so freundliche Aufnahme als der Reiche. Es ist kein schlechter Rath, den ich Ihnen gebe; ich verspreche Ihnen ein gutes Abendbrod und ein gutes Bett."

Der Greis stand einen Augenblick unentschieden, dann dankte er dem Wächter und stieg langsamen Schrittes die Allee hinauf.

Noch herrschte im Saale des Schlosses Leben und Bewegung. „Meine Damen, meine Herren!" rief einer der Gäste, „seyen Sie menschenfreundlich, geben Sie unserem Gaste die Erlaubniß, sich zurückzuziehen. Sehen Sie nicht, daß er unterliegt? Wir haben ihn fast acht Stunden lang examinirt."

„Nehmen Sie es nicht an, lieber Graf", rief ein Anderer; „das ist ein neidischer Rath, eine listige Falle. Er will Sie von Ihrem Throne stoßen. Wenn morgen ein Anderer von Paris ankommt, so sind Sie nichts mehr. Ich weiß es; ich habe auch meine Ruhmestage gehabt, und jetzt bin ich vergessen."

„Die Forderung ist zu gerecht, um nicht zugestanden zu werden", sagte die Frau des Hauses; „aber denken Sie daran, lieber Graf, daß Sie morgen ganz und gar mir gehören."

„Das ist das einzige Mittel", antwortete er, indem er ihr die Hand küßte, „welches mich mit meinem Gefängniß aussöhnen kann."

Die Gesellschaft stand eben auf dem Punkt, sich zu trennen, als sie durch ein unvermuthetes Ereigniß eine neue Gestalt annahm. Ein Bedienter näherte sich der Frau von Staël, welche ihm mit einem Kopfnicken antwortete. Bald darauf öffnete sich die Thür, und man sah einen alten Priester erscheinen. Bei dem Anblicke so großen Glanzes und einer so zahlreichen Gesellschaft stand er überrascht still und schien sich wieder zurückziehen zu wollen; es bedurfte der Aufforderung durch eine wohlwollende Hand, um ihn zum Eintritte zu bewegen.

Zu jeder anderen Zeit würde die plötzliche Erscheinung einer ähnlichen Gestalt in einer durchaus weltlichen Gesellschaft mehr als ein Lächeln erregt haben; unter den gegenwärtigen Umständen aber brachten das geistliche Kleid, welches damals fast Niemand zu tragen wagte, die ehrwürdige Miene und die schüchterne Haltung eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor; alle Gespräche stockten, und alle Augen richteten sich auf den neuen Ankömmling. Frau von Staël ging ihm freundlich entgegen und nöthigte ihn, sich neben sie zu setzen. Der Greis ließ seine erstaunten Blicke auf der glänzenden Gesellschaft umhergehen, dann wandte er sie auf seine verschossenen und abgenutzten Kleider zurück und bemühte sich, seine bestaubten Schuhe unter dem langen Rocke zu verstecken. „Gnädige Frau", sagte er endlich, „ich gehöre nicht hierher; erlauben Sie mir, mich zurückzuziehen. Man hat mir gesagt, daß ich in Ihrem gastfreundlichen Hause Aufnahme finden würde, und ich habe gewagt, mich hierher zu wenden, weil ich nicht wußte, wohin ich gehen sollte. Erlauben Sie mir nur einen Winkel, wo ich einige Stunden ruhen kann. Morgen mit Tages Anbruch mache ich mich auf den Weg nach dem Kloster Einsiedeln, wo Leute meines Ordens Aufnahme finden."

Der Geistliche schwieg. Da er alle Blicke auf sich gerichtet sah, erröthete er; aber das Schweigen, welches auch jetzt noch fortdauerte, und die wohlwollende Miene derer, die ihn umgaben, nöthigten ihn, fortzufahren: „Ich bin Pfarrer eines Dorfes in Chablais", sagte er, „und glaubte dort meine Tage zu beschließen. Gott hat es anders gefügt. Wie oft habe ich von der Höhe jener Berge das Schloß des französischen Finanz-Ministers leuchten sehen! Ich glaubte damals nicht, daß ich jemals würde hier eine Zuflucht suchen müssen. Ach, gnädige Frau, wie verschieden ist das Leben auf den beiden Ufern dieses schönen See's. Drüben ein gottloser Krieg, hier Ruhe und Frieden. Gott hat, ohne Zweifel zu unserem Heile, unser armes Land fremden Herren und grausamen Verfolgungen unterworfen; er führt die Zeiten der Verfolgung der ersten Kirche zurück, um den verlorenen Glauben zurückzuführen."

Hier versuchte der Priester, den die allgemeine Aufmerksamkeit verwirrte, noch einmal zu schweigen; da er aber sah, daß Alles still blieb und Niemand das Wort nahm, fuhr er fort: „Die bösen Tage sind angebrochen, oder vielmehr die guten, da man die Religion wieder aufleben sieht. Niemals haben mir meine Pfarrkinder so viel Anhänglichkeit bewiesen, als da ich verfolgt war; sie haben mich ernährt, haben mich verborgen. Ich habe die Pflichten meines Amtes in entlegenen Thälern, am Fuße der Felsen, auf dem Gipfel der Alpen ausgeübt. O! welche Andacht, welche Inbrunst bei diesen Zusammenkünften, wo man überrascht zu werden fürchtete, wo Jeder für sein Leben zittern mußte. — Erst als ich sah, daß meine Pfarrkinder um meinetwillen bestraft wurden, als ich sah, daß Familienväter, an den Schweif der Pferde gebunden, durch Gendarmen fortgeschleppt wurden, entfernte ich mich, um sie nicht weiter der Gefahr auszusetzen."

„Und Sie sind hier willkommen, ehrwürdiger Herr", sagte die Frau des Hauses. „Sie werden müde seyn; ich hoffe, daß es Ihnen unter meinem Dache gefallen wird."

X. Hoffnungen.

Am folgenden Morgen spürte man auf dem Schlosse die Folgen des späten Aufbleibens. Um neun Uhr war es noch ziemlich still. Doch trat die Kammerfrau in das Gemach ihrer Herrin und sagte: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich ungerufen komme, aber Herr Trebour ist da und wünscht sich auf den Heimweg zu machen; er fragt, ob er warten soll."

„Lassen Sie ihn nur zu meinem Vater hinaufgehen."

„Er hat bereits eine Stunde im Kabinet des gnädigen Herrn zugebracht."

„Hat er es denn so eilig?"

„Er ist ungeduldig, zu seiner Frau und seinen Kindern zurückzukehren, die er seit drei Monaten nicht mehr gesehen hat."

„Er hat recht; Justine, öffnen Sie rasch die Läden und sagen Sie ihm, daß ich ihn ersuchen lasse, ein Viertelstündchen zu verziehen. Lassen Sie ihn eintreten, sobald ich fertig bin. Und der alte Pfarrer von gestern Abend?"

„Der ist heute frühzeitig fortgegangen und hat uns aufgetragen, der gnädigen Frau zu danken, welche, sagte er, den Segen eines Greises, den sie mit solcher Güte beherbergt hat, nicht zurückweisen werde."

„Nein, gewiß nicht; der arme Mann, ohne Zuflucht, und wahrscheinlich auch ohne Geld!"

„Jean hat ihn genöthigt, zu frühstücken; er meinte, daß er nichts bedürfe."

Bald darauf ward Trebour hereingeführt. — „Lieber Herr Trebour", sagte die Baronin zu ihm, „ich habe mich danach gesehnt, Ihnen Alles zu sagen, was ich empfinde. Sie haben einen unserer Freunde gerettet. Ihnen ohne allen Zweifel verdankt er sein Leben. Ach! warum können Sie nicht so viele Andere retten! Warum giebt es nicht zwanzig, hundert so muthige und aufopferungsfähige Leute, als Sie sind?"

„Es kommt nur darauf an, gnädige Frau, daß man sich nicht fürchtet."

„Sie haben Recht; die Furcht verlängert die Dauer des Uebels; aber wie soll man es machen, um sich bei diesem Gemetzel nicht zu fürchten! — Gestern war ich zu sehr in Anspruch genommen und konnte mit Ihnen nicht so reden, wie ich es beabsichtigte. Ich wünschte, Sie allein zu sprechen." Und nun folgte eine Fluth von Fragen über Personen und Zustände, welche ihre Theilnahme erregten. Trebour antwortete kurz und gemessen, ohne sich auf Erläuterungen einzulassen; endlich schien er einige Ungeduld zu verrathen und des Abschiedes zu harren.

„Noch ein Wort", sagte Frau von Staël, „ich will Sie nicht länger aufhalten. Sie meinen also nicht, daß sie ihrem Untergange zueilen?" — „Ich habe wenigstens noch kein Anzeichen davon gesehen." — „Mir ist es unmöglich, es nicht täglich, ja stündlich zu erwarten. Das Uebermaß des Unheils muß doch endlich einmal ein Ende herbeiführen. Glauben Sie denn, daß diese unerhörte Regierung, von der man niemals in der Geschichte irgend eines Volkes ein Beispiel gesehen hat, noch lange fortdauern kann?" — „Leider ja, gnädige Frau." — „Aber was haben Sie denn für Gründe?" — „Es kommt mir so vor; ich wünsche, daß ich mich irre." — „Der Widerstand kann sich plötzlich erheben, muß sich erheben. Es giebt auch in der Politik eine Moral. Es giebt Pflichten für den Bürger." — „Man hat Widerstand geleistet, und das hat zu nichts geführt, nun will sich Niemand mehr der Gefahr aussetzen." — „Sie können einen zur Verzweiflung bringen mit Ihrer Kaltblütigkeit und Ihrem ewigen Nein." — „Gnädige Frau, Sie müssen die einfache Sprache des Landmannes schon gütigst entschuldigen; ich weiß mich nicht anders auszudrücken. Wenn ein Heuschober steht, so muß man sich hüten, an seiner Grundlage zu rühren, sonst fällt Alles zusammen, und man muß von vorn anfangen zu bauen. Man hätte in Frankreich nicht Alles umwerfen sollen, ohne zu wissen, was man an die Stelle setzen sollte. Ich weiß wohl, daß das, was ich hier sage, nicht zu Ihren Ansichten paßt ...."

Frau von Staël ging aufgeregt im Zimmer auf und ab, dann trat sie wieder vor Trebour und sagte: „Aber was soll denn das Alles für ein Ende nehmen?"

„Das wird ohne Zweifel einmal ein Ende nehmen, aber wann und wie, das weiß Gott, nicht wir."

„Will denn der Wohlfahrts-Ausschuß ganz Frankreich erwürgen, um allein zu herrschen? Denn er herrscht; ja, es ist eine Tyrannei, ein Despotismus, wie man ihn niemals erlebt hat! Werden denn ihm zu gefallen alle Franzosen den Kopf auf den Block legen? .... Welche Selbstverleugnung! Aber Ludwig XI. und Karl IX. waren Engel an Güte im Vergleich mit ihm."

Trebour antwortete nicht.

„Gestern Abend versicherte man, daß die Enträthung in Frankreich allgemein sey." — „Ach! hier kann man sagen, was man will. Drüben schwatzt man nicht so viel." — „Nun, mein lieber Trebour, eröffnen Sie mir noch eine erfreuliche Aussicht, ehe Sie scheiden." — „Die gnädige Frau wissen, wie lieb es mir wäre, Ihnen einen Gefallen erweisen zu können", antwortete er lächelnd.

„Der Prinz von Koburg steht noch mit den fremden Heeren an der Gränze; die weiße Fahne weht zu Toulon."

Trebour antwortete kopfschüttelnd: „Das wird leider Alles nicht viel helfen."

„Nichts? Soll denn nichts gelingen? .... Was für ein Mensch! Gehen Sie in Gottes Namen, da Sie mir nichts weiter zu sagen haben. Sie verlassen mich zwanzigmal unglücklicher, als ich vor der Unterredung mit Ihnen

war." — Nach einigen Augenblicken fügte sie gelassener hinzu: „Nehmen Sie mir meine Heftigkeit nicht übel. Sie kennen mich, Sie kennen meine Anhänglichkeit an das unglückliche Frankreich. Meine Landsleute sollten Ihre Kaltblütigkeit und Ihre Umsicht besitzen. Leben Sie wohl; Sie wissen, wie lieb wir Alle Sie haben, wie willkommen Sie uns jederzeit sind."

Einige Stunden später hatte Trebour die letzte Anhöhe vor St. Cergues erreicht. Der Schatten des Jura bedeckte bereits einen großen Theil des Berges, in den durch die Schluchten fallenden Sonnenstrahlen glänzten die schon braunleuchtenden Buchen und die rothen Blätter der Kirschbäume neben den dunkeln Tannen. Die Abendglocke tönte aus dem Thale herauf.

„Oho! Trebour!" rief ein auf einem Felsenvorsprunge stehender Ziegenhirt, „bist Du da? Wir haben schon lange auf Dich gewartet .... Trebour! Trebour!" Das Echo von Saint-Cergues schien freudig diesen dem Dorfe theuren Namen zu wiederholen. Ein Bauer, der nach seinem Acker hinausfuhr, hielt die Pferde auf der Straße an, ein Holzschläger, der eben einen Stamm zerkleb, warf seine Axt hin, um ihn bei seiner Heimkehr zu begrüßen.

„Wir haben gestern Abend Nachricht von Dir erhalten." — „Wie geht's zu Hause?" — „Man erwartet Dich; bei Dir ist Alles wohl." — „Gott sey Dank!" — „Armer Trebour, sie haben Dich also wieder zurückkommen lassen?" — „Wie Du siehst." — „Ohne Dir Böses zu thun?" — „Was hätten sie mir denn Böses thun sollen?" — „I doch! .... aber Du wirst uns das erzählen."

„Ja wohl, nächstens ...." Und ohne sich weiter aufzuhalten, ging er auf ein kleines Haus am Ende des Dorfes zu. Aber seine Ankunft war bereits gemeldet. Die Thür öffnet sich, und mit dem Rufe: „Der Vater! der Vater! der Vater!" stürzt sich ein Häuflein Kinder verschiedener Größe heraus. Das eine zieht ihn am Arm, das andere klettert ihm auf die Schultern, während er sich bückt, um das kleine Mädchen zu erreichen, das zuletzt gekommen und ihm zwischen die Füße gerathen war.

„Du armer Stephan, was habe ich mich nach Dir gesehnt!" sagte die Mutter.

„Und auch ich nach Dir", antwortete er, sich die Augen trocknend.

Frau v. Montbar über Helgoland. *)

Eine in Deutschland lebende Dame von französischer Abstammung, Frau von Montbar, die der lesenden Welt schon durch ihre „Briefe über Deutschland und Italien" rühmlichst bekannt, bietet in einem so eben erschienenen Bändchen dem Publikum und besonders den Frauen ihre Erinnerungen an Helgoland dar. Wir erhalten hier keine Bilder von grünen und lachenden Gefilden, nicht verkünden uns zahlreiche und schöne Heerden den Wohlstand der Einwohner; aber die Betrachtung des nackten, meerumspülten Felsens ist dennoch keine unfruchtbare, sie ist eben sowohl im Stande, dem Dichter, dem Künstler die mannigfaltigsten Anregungen zu geben, wie ein in Ueppigkeit prangendes Feld; ja, wie Frau von Montbar bemerkt, kann man hier besonders jene eigenthümlich ernste Poesie der Völker des Nordens begreifen: man horcht auf das klagende Murmeln der Wogen und das dazwischen tönende Brausen des Windes, ein Geräusch, das durchaus nicht unharmonisch ist und an die von Harfenklang begleiteten Gesänge der alten Barden erinnert. Ein poetischer Sinn, der ja überall Nahrung findet, findet sie daher besonders auch hier: daß es so ist, beweist am besten das vorliegende Werkchen, das in gewandter, ansprechender Form historische Erinnerungen, Naturschilderungen und Charakteristik von Menschen zu einem anziehenden Bilde vereint. Was insbesondere die Naturschilderungen betrifft, so weiß die Verfasserin überall das Bedeutende und Ergreifende mit wenigen Zügen treffend vor uns hinzustellen und dadurch eine mächtige Wirkung hervorzurufen. Mit größerer Vorliebe aber und darum mit größerer Ausführlichkeit sind die historischen Beziehungen behandelt, die sich an die einzelnen Orte anknüpfen. Die Verfasserin beschränkt sich nicht auf die Beschreibung der Insel Helgoland allein, wie man aus dem Titel ihres Buches schließen müßte, sondern es sind in die Darstellung auch viele andere Reise-Erinnerungen verwebt, und namentlich nimmt der Harz mit seinen Umgebungen einen bedeutenden Theil des Werkes ein; ja, in einem Epiloge werden wir sogar nach der Schweiz, an die Ufer des Vierwaldstädter-Sees, geführt.

Es sey uns erlaubt, daraus eine Sage über den Ursprung des Namens Helgoland mitzutheilen, die mit der gewöhnlichen Ableitung desselben von Helgen (Heiligen) nicht übereinstimmt: „Ein König, Namens Helgo, landete einst an der östlichen Küste der Insel, auf der eine schändliche Fürstin Oluſa herrschte. Trotz ihres schlechten Rufes, hatte Helgo große Lust, sie zu heirathen, aber die stolze Frau wies alle seine Anträge mit Härte zurück. Da stieß er so heftige Drohungen gegen sie aus, daß sie endlich darein willigte, ihm ihre Hand zu geben, und der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Aber dies war nur Verstellung der Fürstin, denn als sie sich beim Mahle an Helgo's Seite gesetzt hatte, machte sie ihn trunken. Darauf befahl sie, eine Scheere herbeizubringen, und die Neuvermählte schnitt die Haare des armen Mannes ab, der, in tiefen Schlaf versenkt, nichts davon merkte. Nicht genug: die boshafte Fürstin ließ den unglücklichen Kahlgeschorenen in einen Sack stecken und schickte ihn auf seinem Schiffe fort. Wie groß war der Unwille und die Wuth, die sich Helgo's bemächtigte, als er erwacht war! Er schwor, sich zu rächen, und er zögerte nicht lange. — Bekannt mit Oluſa's schmutzigem Geize, gewann er einen ihrer Pagen, der seiner Herrin anzeigte, er habe in dem am Meere gelegenen Walde einen großen Schatz entdeckt, aber noch Niemanden davon gesagt. — „Du bist ein braver Diener", rief Oluſa aus, „und du sollst königlich belohnt werden, wenn du das Geheimniß bewahrst und Niemanden als mir diese Quelle der Reichthümer zeigst." — Darauf begab sie sich, von dem Pagen geleitet, ohne Gefolge in den Wald, wo sie statt des Goldes und der Juwelen einen Verräther fand, der sie entführte und sie zu Helgo brachte. Dort blieb sie in Gefangenschaft, bis ihre Unterthanen das ungeheure Lösegeld bezahlt hatten, das der Barbar für die Freiheit seiner Gefangenen forderte; aber noch war nicht Frieden unter diesen beiden Feinden. — Einige Jahre später landete derselbe Helgo wiederum an der Ostküste, und diesmal war es eine junge und schöne Frau, die er anbetete. Trotz seiner zahlreichen Mannschaft, die unaufhörlich die ihm theure Frau bewachte, fand Oluſa doch Mittel, sie entführen zu lassen und sie durch vergiftete Speisen zu tödten. Helgo konnte sein Unglück nicht ertragen: er tödtete sich auf der Insel, die seitdem den Namen Helgoland führt."

*) Un séjour à Helgoland. Par Mme. de Montbar. Paris, Franck. Berlin, Asher & Comp., 1846.

Mannigfaltiges.

— Statistische Notizen aus Neapel. Die Hauptstadt Neapel zählte zu Anfang des vorigen Jahres 400,813 Einwohner, hat also eine ungefähr eben so große Bevölkerung, als jetzt Berlin, doch bietet dieselbe, den kürzlich erschienenen statistischen Tabellen der italiänischen Hauptstadt zufolge, in anderen Stücken nur wenige Aehnlichkeit mit der Bevölkerung der deutschen Hauptstadt dar. Die Stände und Beschäftigungen der Neapolitaner werden nämlich in jenen Tabellen folgendermaßen angegeben:

Geistliche Personen:		
Weltpriester	3401	
Ordens-Mitglieder, Mönche	1764	
Nonnen	1445	6610
Hausbesitzer		16878
Regierungsbeamte		8337
Pensionaire		11902
Professoren der Wissenschaft und was dazu gehört		5091
Professoren der freien Künste u. dgl.		1936
Kaufleute und Krämer		3465
Notarien		115
Studirende		1383
Ackerbauer und Schäfer		2596
Handwerker ꝛc.		83176
Von der königl. Wohlthätigkeits-Kommission ressortirend		2830
Militair		18184

Zu den Professoren der Wissenschaft sind unter Anderen auch 133 Personen gezählt, die sich mit Aderlassen beschäftigen! Für die 1764 Mönche giebt es in Neapel 52, für die 1445 Nonnen aber nur 24 Klöster. Geboren wurden im vorletzten Jahre 14181 Kinder (7027 Mädchen), worunter 11831 eheliche; als uneheliche Kinder sind nur 128 bezeichnet, während 2222 als Ausgesetzte (Esposti, Findlinge) angegeben sind. Letztere heißen auch Figlinoli della Madonna, weil sie unter ein Madonnenbild der Casa santa dell' Annunziata ausgesetzt werden, wo sich gewöhnlich Leute finden, die solche Madonnenkinder aus Frömmigkeit zu sich nehmen und erziehen. Die Zahl der Verstorbenen hat im vorletzten Jahre 13342 betragen, und zwar waren darunter 6909 männliche und 6433 weibliche Personen, so daß der Ueberschuß der Gebornen über die Verstorbenen nur 839 betrug. In demselben Jahre betrug die Zahl der getrauten Paare 2933. Das Alter der lebenden Bevölkerung wird folgendermaßen angegeben:

Unter einem Jahre	Männliche	7154	
	Weibliche	7027	14181
Zwischen 2—7 Jahren	Männliche	28350	
	Weibliche	25707	54057
„ 8—18 „	Männliche	46117	
	Weibliche	47105	93222
„ 19—25 „	Männliche	25114	
	Weibliche	28424	53538
„ 26—40 „	Männliche	36664	
	Weibliche	46682	83346
„ 41—60 „	Männliche	24190	
	Weibliche	35887	60077
„ 61—99 „	Männliche	17032	
	Weibliche	23345	40377
„ 100— „	Männliche	3	
	Weibliche	12	15

Was den Unterricht betrifft, der sich meistens in den Händen der Jesuiten befindet, so giebt es Primärschulen: für Knaben 12 und für Mädchen 12; Privatschulen für Knaben 223 und für Mädchen 137; Kleinkinderschulen 3. Der Buchhändler giebt es in Neapel 60, der Buchdrucker 98 und der Lithographen 12.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 31. Berlin, Donnerstag den 12. März 1846.

Polen.

Der Freistaat Krakau.*)

Dieser führt seinen Namen von der ehemaligen Woiwodschaft Krakau, von welcher er ein abgezweigter Theil ist, und von der Hauptstadt derselben mit gleichem Namen.

Er liegt zwischen dem 50sten Breitengrade und 15 Minuten nördlich von diesem und zwischen dem 37sten und 38sten Längengrade von Ferro. Er besteht aus einem langen schmalen Viereck von Westen nach Osten, das 9 Meilen lang und 2—3 Meilen breit ist. Sein genau berechneter Flächeninhalt beträgt 23,05 geogr. Quadratmeilen; nördlich und östlich gränzt er 13 Meilen mit dem Gouvernement Kielce des russischen Königreichs Polen, welches früher die Woiwodschaft Krakau war; südlich durch die Weichsel 11 Meilen mit dem zu Oesterreich gehörigen Königreiche Gallizien, und westlich durch den Czarna-Przemza-Fluß, der bei Neu-Berun in die Weichsel mündet, 2½ Meilen mit preußisch Schlesien.

In der letzten Theilung Polens, im Jahre 1795, kam West-Gallizien, wovon die Woiwodschaft Krakau ein Theil war, an Oesterreich. Durch Napoleon's Bestimmung ward nach dem Kriege 1809 West-Gallizien dem damaligen Herzogthume Warschau einverleibt und erhielt noch einen auf dem rechten Weichsel-Ufer liegenden Rayon von Ost-Gallizien mit Wieliczka dazu, und 1815 ward auf dem Wiener Kongresse, da man sich über den Besitz desselben nicht einigen konnte, Krakau zum Freistaate erhoben und den drei Staaten Oesterreich, Rußland und Preußen zur Beschützung übergeben.

Im Jahre 1830 zeigte der neue Freistaat sich der im Königreiche Polen gegen Rußland ausgebrochenen Insurrection sehr geneigt, und um diese Aufregung zu dämpfen, ward er von österreichischen Truppen besetzt, die ihn erst 1837 wieder verließen.

Der Boden des Staats ist mehr hügelig als eben und, da er sich nach Süden, gegen die Weichsel hin, senkt, sehr fruchtbar, besonders der östliche Theil; dagegen hat der nordwestliche leichteren und nicht mit so viel Thon gemischten Boden, als jener.

An Mineralien findet man Eisenstein, Wiesenerz, Zink, Steinkohlen, Marmor und Sandbruchsteine.

Außer der Hauptstadt wird das Gebiet eingetheilt in 17 Gemeinden, jede im Durchschnitt von 6000 Seelen, welche zusammen die Stadt Chrzanow, die Marktflecken Krzessowice, Nowagora und 171 von vielen Freibauern bewohnte Güter und Dörfer enthalten.

Von diesen gehören

dem Staate	42
dem Bischofe und dem Domkapitel	15
den Klöstern	16 und
Privatpersonen	98.

Von letzteren besaß im Jahre 1820 die fürstliche Familie Czartoryski-Lubomirski allein 30, darunter den Marktflecken Krzessowice mit einer Eisenhütte, Marmormühle, warmen Schwefelquellen, wobei in schöner Gegend Badehäuser und die herrlichsten Promenaden angelegt sind.**)

Der ganze Staat hat ungefähr 150,739 größtentheils polnisch-katholische und nur wenig deutsch-evangelische Einwohner, aber über 15,000 Juden, wovon die meisten abgesondert in der Vorstadt Kasimierz wohnen.

Die Haupt-Residenz und (ehemalige) Krönungsstadt Krakau mit ihren 43,716 Bewohnern ist alt und winkelig gebaut; sie liegt an der Ostseite des Gebiets, hart an der Weichsel, die hier eine Insel bildet, auf welcher der Stadttheil Kasimierz liegt. Mit diesem ist durch eine Schiffbrücke die südliche, zu Oesterreich gehörige und am rechten Weichsel-Ufer liegende Vorstadt Podgorze verbunden.

Die Stadt Krakau ist entfernt

von Warschau	35	Meilen
„ Breslau	34	„
„ Wien	46	„ und
„ Lemberg	42	„

Sie war vor längerer Zeit nach alter Art befestigt, hat noch Mauern und einige verfallene Wälle, die hin und wieder mit Bäumen und Gesträuch bepflanzt sind.

In der Stadt befindet sich das alte baufällige Schloß, welches von den früheren Beherrschern Polens bewohnt war; eine Kathedrale mit 30 Altären (ohne die Kapellen) und mit den Begräbnissen mehrerer Könige von Polen; der bischöfliche Palast; eine Universität, die selten von mehr als 250 Studenten besucht wird; eine Sternwarte, einige Bibliotheken, eine gelehrte Gesellschaft, zwei Gymnasien, gegen siebzig Kirchen, darunter mehrere in Ruinen liegen, viele Kapellen und außer den von Oesterreich aufgehobenen noch mehrere gut gebaute und reich dotirte Klöster.

Der Staat wird regiert von einem Präsidenten, acht Senatoren und einem General-Secretair. Nur zwei Senatoren behalten ihr Amt lebenslänglich, und die anderen Senatoren mit dem Präsidenten werden alle sechs Jahre von neuem gewählt. Die Einwohner werden von 32 Repräsentanten vertreten, von denen jede Gemeinde einen und die übrigen die Stadt, das Domkapitel und die Universität wählen. Diese Repräsentanten bewilligen auch die Staatsbedürfnisse.

Im Jahre 1816 betrug die Grundsteuer der 17 Gemeinden 230,537 poln. Gulden = 38,423 Thaler. Jetzt beträgt das Ausgabe-Budget jährlich 1,812,224 poln. Gulden = 302,037 Thaler.

Die bewaffnete Macht soll bestehen aus einer Compagnie Polizei-Soldaten, zwei Compagnieen Linien-Infanterie und einem Corps Gendarmen, war aber nie vollzählig. E.

*) Nachstehende Notizen sind uns von einem hochgeschätzten Statistiker unseres Vaterlandes mitgetheilt worden und dürften im gegenwärtigen Augenblicke ein allgemeineres Interesse haben.

**) Auch Graf Potocki ist einer der ansehnlichsten Güterbesitzer im Freistaat.

England.

Zur Geschichte der Anti-Korngesetz-Liga.

(Fortsetzung.)

Plötzlich, noch während die Aufregung über die neuen Maßregeln der Regierung die Gemüther beherrschte, trat ein allgemeiner Stillstand in den englischen Fabriken ein. Die Arbeiter, wie von einer unsichtbaren Hand getrieben, verließen in Masse die Werkstätten in den Grafschaften York, Lancaster und Stafford und schienen entschlossen, mit den Waffen zu erobern, was sie durch ihre Arbeit nicht erwerben konnten. Unter diesen Umständen richteten die Häupter der Liga eine Bittschrift an die Königin. Als sie auch hier zurückgewiesen waren, begab sich eine ligistische Deputation zu Robert Peel; aber er blieb unerbittlich, und damals war es, daß Ridgway und Brooks in ihrem Unwillen über die Hartnäckigkeit des Ministers jene energischen Worte sprachen: „Wenn die Regierung nicht ihre Pflicht thut und das Volk befreit, so wird sich das Volk selbst befreien; es fühlt, daß es nicht vertreten wird, denn es stirbt Hungers, und die Regierung versagt ihm jede Hülfe."

Die Meetings vermehrten sich, die beredten Worte Bright's, Moore's, Ashworth's, Villiers', Thompson's fanden mächtigen Anklang im ganzen Lande, die Unterzeichnungen brachten Ströme von Gold und Silber in die Kassen der League, und als sie zu einem Fonds von 50,000 Pfund gekommen war, hatte sie im Laufe von sechs Wochen ein Haus für die Zwecke der Handelsfreiheit, das sieben- bis achttausend Menschen faßt und die lebendigsten Meetings gesehen hat, die es je in London gab. Um dieselbe Zeit eröffnete die League in Manchester einen prächtigen Basar, den die Damen, die zur Fahne des freien Handels geschworen hatten, mit Geschenken bereicherten und der der Bundeskasse 9000 Pfund eintrug. Dieselben Damen gaben Geld und Handarbeiten zu einer Ausstellung in Covent-Garden, die den Schatz der Liga um 20,000 Pfund reicher machte. — Um einen Begriff von den ungeheuren Geldmitteln zu geben, über welche der Verein zu verfügen hat, erwähnen wir, daß in einer Sitzung zu Ende des vorigen Jahres 60,000 Pfund an Beiträgen unterzeichnet wurden. Als in dieser Sitzung die Liste an Cobden kam, unterschrieb er eine Beisteuer von 500 Pfund. Cobden ist nicht reich, seine Existenz beruht auf einer kleinen Fabrik, die er in Stockport besitzt, und der Präsident Hyde Greg, die größte Autorität unter den Manufakturisten der Grafschaft Lancaster, meinte, er thue sich fast Gewalt an, wenn er die Zeichnung Cobden's annehme. Es scheine ihm, daß der Mann, der der Sache des Bundes seine Gesundheit und sein Leben opfere, nicht auch sein Vermögen hingeben dürfe. Aber er mußte erfahren, daß, wer für einen heiligen Zweck begeistert ist, keine seiner Kräfte zur Erreichung desselben schont.

Die innere Einrichtung der League ist nur der Verwaltung eines gut re-

gierten Staates zu vergleichen. Der vollziehende Rath wetteifert an Thätigkeit mit dem Sekretariat des französischen Kaiserreiches. Den Beweis liefere, daß an einem Tage zuweilen an sechshundert Briefe ausgefertigt werden. Dabei sind die Mitglieder des Rathes den Tag über in ihren Fabriken und mit ihren Privat-Angelegenheiten beschäftigt.

Die Seele der Bewegung ist Cobden. Er hat das moralische Uebergewicht über die Anhänger der League indeß nicht gleich beim Entstehen des Bundes gehabt. Der Bund hat ihn sich selbst erzogen, in seine Kindheit fallen die Lehrjahre Cobden's; da übte er seine Rednergabe, prüfte seine Macht über die Gemüther, lernte aus dem Umgange mit den einsichtsvollen Urhebern der Bewegung und machte die Noth des Volkes zu seiner Sorge, die Linderung derselben zu seiner Aufgabe. So geschah es, daß er, als die League sich seiner Leitung unterwarf, dem schweren Amte gewachsen war. Seitdem er Parteihaupt ist, ward kein Sieg von der League erfochten, zu dem nicht er und seine treuen Genossen Wilson und Bright den Schlachtplan entworfen hätten, war kein Kampf, der ihn nicht bereit gefunden, Gesundheit, Vermögen und persönliches Interesse zu opfern. Neben seiner Uneigennützigkeit ist am meisten sein Geschick zu bewundern, mit dem er die rechten Worte wählt, wenn er überzeugen, die rechten Mittel, wenn er handeln will. Es giebt gewiß philosophischere und poetischere Redner, als Cobden; aber keinen, der gerader auf das Ziel losginge, der sicherer seinen Gegenstand ins Auge faßte. Dieses Ziel aber, auf das sein Wort gerichtet ist, wie die Magnetnadel nach dem Nordpol, ist die Liga. Als Redner ist er vor Allem der Redner der League, als Politiker Advokat der League vor dem Parlament, kurz er ist die vollkommenste Personification der Bewegung. Und welche Mannigfaltigkeit liegt trotzdem in seinen Reden! Will er uns das Wirken des Monopols schildern, dann hören wir ihn sagen: „Das Monopol, o! das ist ein Geist, der sich mit eurer Familie um den Theetisch setzt, und wenn ihr ein Stück Zucker in eure Tasse werft, so nimmt er geschwind ein anderes aus dem Zuckerkorb. Wenn aber dann eure Frau und eure Kinder das Stück Zucker wiederverlangen, das ihnen mit gutem Rechte gehört, so sagt der schlaue Geist, das Monopol nämlich, meine Lieben, ich nehm' es zu eurem Schutze!" Will uns Cobden das Verhältniß des Pächters zu dem Grundbesitzer darthun, dann blättert er in seinen Reise-Erinnerungen und sagt: „Der Pächter ist in unserem Lande seinem Herrn gegenüber, was der ägyptische Fellah gegenüber Mehmed Ali. Als ich mit einer Flinte bewaffnet durch die Felder Aegyptens zog, fragte ich einen dieser Unglücklichen, auf welche Weise er mit dem Pascha in Rechnung stehe. Habt ihr einen Kontrakt mit dem Pascha geschlossen? sagte ich zu ihm. — „O", antwortete er, „unsere Kontrakte sind so viel werth, als ein Schuß Pulver aus eurem Gewehr, und was unsere Rechnungen betrifft, so werden sie auf die Weise geordnet, daß sich der Pascha Alles nimmt und uns nur so viel läßt, daß wir nicht Hungers sterben." — Wie hoch die Liga über Parteihaß und Persönlichkeiten stehe, drückt Cobden mit folgenden Worten aus: „Wir stehen hier als Mitglieder der League, wir haben unsere Kräfte einem Prinzipe geweiht und müssen zur Durchführung desselben selbst unser persönliches Interesse opfern können; wir sind nicht gegen die Whigs, nicht gegen die Tories Verbindlichkeiten eingegangen, sondern gegen das Volk."

So ist Cobden; mächtig im Rathe der League durch seinen Scharfblick, mächtig im Parlament durch die Kraft seiner Rede, ist er es auch inmitten der Menge — sie mag vornehm und gebildet seyn, wie in Covent-Garden, ernst, wie in Manchester, einfach, wie in den ackerbauenden Distrikten. Er schlägt auch aller Orten seine Rednerbühne auf, und aller Orten wird er mit einer Begeisterung aufgenommen, die manchem anderen Redner den Kopf verwirren würde. Wo er sich im Lande zeigt, umdrängt ihn die Bevölkerung und bittet ihn, begierig ihn zu hören, um einen speech. So kam es, daß er oft auf den Eisenbahnhöfen von einem Waggon herab, oder auf einem improvisirten Husting, oder an der Schwelle einer Kirche, manche seiner schönsten Anreden hielt.

Cobden scheint es sehr zu lieben, seine Vorträge in Fragen und Antworten einzukleiden. So assimilirt er sich gewissermaßen sein Auditorium oder macht es, so zu sagen, zum Mitschuldigen seiner Worte und Gedanken; die Menge glaubt sich selbst sprechen zu hören durch den Mund des Redners, giebt ihre Antworten mit tausendstimmigem Ja oder Nein und wird von Schluß zu Schluß fortgerissen, bis sie endlich einem Vorschlag Beifall klatscht, der auf die vorangegangenen Schlußfolgerungen gebaut ist. Eine ungeheuchelte Begeisterung giebt sich nach solchen Vorträgen unter den Zuhörern kund, die Menge erschöpft sich in lauten Zeichen des Beifalls und Jubels, und neulich noch, als Cobden bei Gelegenheit der Ministerkrisis in einer Versammlung in Covent-Garden sagte: „Ich weiß nicht, welchen Staatsmann Lord Russell den Lords Grey und Morpeth zur Seite stellen wird", rief Einer aus der Menge: Euch selbst! und alsbald erhob sich die ganze zahllose Zuhörerschaft und begrüßte diese Ernennung mit einem unendlichen Jubelruf.

Cobden's ganzes Leben war ein Leben voll geistiger und körperlicher Mühen. Durch die Geburt ward ihm weder Vermögen noch ein berühmter Name geschenkt; beides hat er sich durch seine Arbeit erwerben müssen. Cobden steht in der Blüthe der Jahre, wenn man das Wort Blüthe auf jene zarten Constitutionen anwenden kann, die von geistiger Anstrengung verzehrt werden. Sein Blick ist mild, aber die Furchen seines Gesichts geben Kunde von seinen Anstrengungen und Kämpfen. Vorzugsweise seinem sanften Benehmen und seiner Einfachheit hat er die innige Zuneigung seiner Umgebung, seinem Feuereifer und seiner unerschütterlichen Energie den Einfluß zu danken, den er auf die Menge übt. Die ihn von fern kennen, bewundern, die ihn nahe kennen, lieben ihn. Die Anhänger der League haben übrigens oft auf glänzende Weise ihre Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen ihren Führer kundgegeben. Die Städte Edinburg und Glasgow haben ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen, und wenn er sich nach der Freihandelshalle in Manchester begiebt, so kann er durch eine Straße gehen, die seinen Namen führt.

Bright verräth in der offenen Freimüthigkeit seiner Gesichtszüge den Grundzug seines Geistes. Er ist der unzertrennliche Gefährte Cobden's; er hat mit ihm den Beifall des Landes und die Mühen des Kampfes getheilt. Beide ergänzen sich, ohne einander zu verdunkeln, der Eine liefert die Umrisse, der Andere die Farben. Verlangt von Bright nicht, Statistiker und Mathematiker zu überzeugen, oder ein Auditorium von nervenschwachen Frauen und Dandys zu rühren — er achtet zwar die Zahlen, doch bedient er sich ihrer nicht, und, was die nervenschwachen Frauen betrifft, so klingt seine Stimme so männlich, daß er sie erschrecken könnte. Nein, was der junge Quäker haben muß, ist eine Menschenmasse, die aufzuregen, ein Feind, der mit Sarkasmen zu zertrümmern ist. Aber durch den Redner blickt immer der Christ, durch den Leaguisten der Demokrat, der Apostel der Bruderliebe und der Menschenrechte, und wenn er heute Blitze schleudert auf die Ungerechtigkeit der Adelsherrschaft, so bringt er morgen seine Zuhörer zu Thränen, indem er mit bewegter Stimme das Elend der Arbeiter schildert. Bright macht sich eine Art Vergnügen daraus, einem Feinde zu trotzen, oder ihn anzugreifen. Er ist gewissermaßen ein parlamentarischer Haudegen und versucht da seine Kräfte, wo er den meisten Widerspruch zu finden hofft. Daher wird er auch unter seinen Gefährten am meisten gehaßt; Cobden und Wilson können mehr gefürchtet seyn, aber kein Leaguist wird von den Monopolisten mehr verabscheut, als eben Bright.

Bright ist stets so durchdrungen von seiner Ueberzeugung, daß er fast immer in pathetischem Style spricht und die Menge jedesmal bewegt von ihm geht. Von den drei Hauptrednern der League wendet sich Cobden an den Verstand, Fox an die Phantasie, Bright an das Herz der Zuhörer. Manche haben gesagt, daß Bright's demokratischer Eifer der Sache der League geschadet habe; diese mögen daran denken, daß man zuweilen eine Sache kompromittiren muß, um sie zu gewinnen, denn dabei zeigt sich, wer tapfer und wer feig ist. Die Kunst, die Schiffe zu verbrennen, ist zuweilen die Kunst, zu siegen. Uebrigens bewieß die Aufnahme, die Bright's Rede über die Jagdgesetze im Unterhause gefunden, daß er wohl parlamentarischen Takt mit seiner demokraten Hustings-Beredtsamkeit zu verbinden weiß. Um seine Art und Weise deutlich zu machen, citiren wir folgende Stelle aus einer von ihm gehaltenen Rede:

„Der Kampf, den wir eingegangen sind, ist der Kampf des Fleißes im Volke gegen die Raubsucht im Adel (Beifall). — Man hat gesagt, daß einige von den Urhebern der Bewegung Spinner oder Zeugdrucker seyen. Wir geben das zu, wir gestehen, daß wir schuldig sind und unsere Väter nicht minder sich der Sünde schuldig machten, von ihrer Arbeit zu leben. Wir haben den Ehrgeiz nicht, für hochgeboren und für Männer von feinen Manieren zu gelten. Wenn aber auch unsere Väter auf dem Werkstuhl schliefen — und ich leugne nicht, daß der meinige solches Nachtlager hatte — so sind wir darum nicht weniger geborne Engländer und, welches auch unsere Regierung sey, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es unsere, wie unserer reichsten und edelsten Mitbürger Pflicht sey, gerecht und unparteiisch zu handeln." Die Sache, welche durch solche Worte kompromittirt wird, ist, wie man sieht, nicht die der League. Daß Bright bei seinen unzähligen Improvisationen zuweilen die Gränzen der Höflichkeit überschreitet, daß die Ströme seiner Beredtsamkeit manches Stäubchen mit sich führen — wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen! Alles Erz hat seine Schlacken; das aber wird gepriesen, in dem das Gold die Schlacken vergessen macht.

Um Cobden und Bright, sie unterstützend und, wenn es nöthig, ersetzend, schaart sich eine Gruppe von Männern, die durch Stellung, Talent und Begeisterung für die Sache der League gleich ausgezeichnet sind. Wir nennen nur Ashworth, Tompson, Fox, Gibson, Villiers, Moore, Bowring. Um zu zeigen, daß die Vorträge dieser Männer in den Meetings nicht, wie man zu glauben geneigt ist, bloße Schmähreden auf den Adel, plumpe Aufreizungen des Volkes sind, sondern oftmals wahre Blüthen der Beredtsamkeit genannt werden können, citiren wir schließlich folgende Stelle aus einer Rede von Fox, in welcher derselbe gegen die heuchlerische Behauptung der Aristokratie zu Felde zieht, sie vertheidige die Korngesetze, um unabhängig vom Auslande zu bleiben:

„Unabhängig seyn vom Auslande, das ist das Lieblingsthema unseres Adels. Er vergißt, daß er den Guano benutzt, um seine Felder zu befruchten, daß er so den englischen Boden mit einem fremden bedeckt, der jedes Weizenkörnchen durchdringen und ihm das Brandmal jener Abhängigkeit aufdrücken wird, die der Adel so tief verabscheut. Und wie lebt der große Herr, der Vertheidiger der nationalen Unabhängigkeit? Ein französischer Koch bereitet ihm das Diner, ein schweizer Kammerdiener kleidet ihn dazu an. Mylady, die ihn empfängt, strahlt von Perlen, die man in britischen Muscheln niemals findet, auf ihrem Haupte wiegt sich eine Feder, die niemals einen englischen Hahn geziert hat. Seine Weine kommen vom Rhein, von der Rhone, von der Garonne. Sein Blick ruht auf Blumen aus Süd-Amerika, seine Nase schlürft den Dampf des nordamerikanischen Krautes. Sein Lieblingspferd ist arabischen Ursprungs, sein Hund von der Race des Sankt-Bernhard. Die Zierden seiner Bildergalerie sind flamändische Gemälde und griechische Statuen. Will er sich zerstreuen, dann hört er italiänische Sänger und deutsche Musik, und hinterher entzückt ihn ein französisches Ballet. Sein Geist selbst ist ein Gemenge aus erotischen Elementen. Seine Philosophie und Dichtkunst hat er aus Rom und Griechenland, seine Geometrie aus Alexandrien, seine Arithmetik aus Arabien, seine Religion aus Palästina. Als Kind drückt er seine keimenden Zähne gegen Korallen aus

dem indischen Ocean, und nach seinem Tode erhebt sich karatischer Marmor über seinem Grabe. Und das ist der Mann, der sagt: „Wir wollen unabhängig seyn vom Auslande; legen wir dem Volke eine Brodtaxe auf, überlassen wir es dem Mangel zum Raube — aber seyen wir unabhängig vom Auslande!“ (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Gedrücktheit des Reichen und des Bürgers.

Aus Michelet's neuestem Werke: Le Peuple.*)

Das ruhmvolle Bürgerthum, welches das Mittelalter zerstörte und unsere erste Revolution im vierzehnten Jahrhundert machte, hatte den eigenthümlichen Charakter, daß es ein vorbereitender Grad für die Aufnahme des Volks in den Adel war.**) Es war weniger eine Klasse als eine Uebergangsstufe. Als es sodann sein Werk vollendet hatte, nämlich einen neuen Adel und ein neues Königthum, verlor es seine Beweglichkeit, es wurde stereotyp und bildete eine Klasse, die sich nur zu oft lächerlich zeigte. Der Bürger des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist ein Bastardwesen, welches die Natur in seiner Entwickelung aufgehalten zu haben scheint, ein Mischwesen, nicht angenehm anzuschauen, welches nicht ganz und nicht halb ist, welches weder gehen noch fliegen kann, ein selbstgefälliges Wesen, welches sich in seiner Anmaßung spreizt.

Unser gegenwärtiges Bürgerthum, welches in so kurzer Zeit aus der Revolution hervorgegangen ist, hat bei seinem Emporsteigen keinen Adel über sich gefunden. Es hat um so mehr und von vorn herein eine Klasse bilden wollen. Es hat sich bei seiner Geburt fixirt, und zwar in einem solchen Grade, daß es allen Ernstes geglaubt hat, es könne aus seinem Schoße einen Adel hervorgehen lassen; eben so gut könnte man ein Alterthum improvisiren. Die Schöpfung ist, wie sich voraussehen ließ, nicht eine alterthümliche, sondern eine altersschwache und hinfällige geworden.***)

Obgleich die Bürger gar zu gern eine besondere Klasse bilden möchten, so ist es doch nicht leicht, die Gränzen anzugeben, wo diese Klasse anfängt, und wo sie aufhört. Sie enthält nicht blos die wohlhabenden Leute; es giebt viele arme Bürger. †) Auf dem Lande ist derselbe Mann hier Tagelöhner und dort Bürger, weil er dort Besitz hat.

Mag man diese Bezeichnung nun weiter ausdehnen oder enger zusammenziehen, so ist doch immer zu bemerken, daß das Bürgerthum, welches seit fünfzig Jahren fast allein gehandelt hat, jetzt gelähmt und thatunfähig scheint. Eine ganz frische Klasse schien dasselbe ersetzen zu müssen; ich spreche von der 1815 entstandenen industriellen Klasse, welche in den Kämpfen der Restauration groß geworden ist, und welche mehr als irgend eine andere die Juli-Revolution gemacht hat. Wenn sie auch französischer ist als das eigentliche Bürgerthum, so ist sie doch ihrem Interesse nach bürgerlich: sie wagt nicht, sich zu rühren. Das Bürgerthum will es nicht, kann es nicht: es hat die Fähigkeit der Bewegung verloren. Ein halbes Jahrhundert hat also hingereicht, um es aus dem Volke hervorgehen zu lassen, um es durch seine Thätigkeit und seine Energie zu erhöhen, und um es plötzlich inmitten seines Triumphes zusammenbrechen zu lassen. Es giebt kein Beispiel eines so schnellen Falles.

Nicht wir sagen dies, sondern es selbst. Die traurigsten Geständnisse entschlüpfen ihm über sein eigenes und Frankreichs Sinken, welches mit jenem verbunden ist.

Ein Minister sagte vor zehn Jahren: „Frankreich wird die erste der Mächte zweiten Ranges seyn.“ Dieser Ausspruch, welcher damals bescheiden war, ist jetzt fast ehrgeizig. So schnell war der Fall!

So schnell im Innern wie nach Außen. Der Fortschritt des Uebels zeigt sich sogar in der Muthlosigkeit derjenigen, welche von demselben Vortheil ziehen. Sie können keine Theilnahme mehr für ein Spiel haben, bei welchem Niemand den Anderen zu betrügen hofft. Die Schauspieler langweilen sich fast eben so sehr wie die Zuschauer: sie gähnen so gut wie das Publikum aus Selbstüberdruß und im Gefühl, daß es mit ihnen zu Ende geht.

Einer dieser Leute, ein geistreicher Mann, schrieb vor einigen Jahren, man brauche keine großen Männer mehr, man werde dieselben künftig entbehren können. Dieses Wort kam zur rechten Zeit. Wenn er es aber jetzt wieder drucken lassen wollte, so müßte er es weiter ausdehnen und beweisen, daß auch die mittelmäßigen Menschen, die Talente zweiten Ranges, nicht unentbehrlich sind.

Vor zehn Jahren suchte die Presse Einfluß zu üben. Sie ist von dieser Idee zurückgekommen. Sie hat, um nur von der Literatur zu sprechen, eingesehen, daß die Bürgerklasse, welche allein liest (das Volk liest wenig), nicht mehr der Kunst bedürfe. Sie hat also, ohne Unzufriedenheit zu erregen, zwei kostspielige Sachen abstellen können, die Kunst und die Kritik; sie hat sich an die Improvisatoren, an die auf Bestellung arbeitenden Dichter gewendet, und endlich hat sie auch nur deren Namen beibehalten und ist zu den Schriftstellern dritten Ranges übergegangen.

Die allgemeine Ermattung wird weniger gefühlt, weil sie eine allgemeine gewesen ist; da Alle gesunken sind, so ist der relative Maßstab derselbe geblieben.

Wer sollte bei der jetzigen Geräuschlosigkeit glauben, daß wir ein so lärmendes Volk gewesen sind? Das Ohr gewöhnt sich allmälig daran und die Stimme ebenfalls. Das Instrument ist tiefer gestimmt. So Mancher glaubt zu schreien und schreit ganz leise. Nur die Börse macht noch einigen Lärm. Wer in der Nähe steht und diesem aufgeregten Treiben zuschaut, möchte wohl glauben, diese Störung wühle den großen stehenden Sumpf des Bürgerthums in seiner Tiefe auf. Ein Irrthum. Man thut der bürgerlichen Masse zu sehr Unrecht und erweist ihr zu viel Ehre, wenn man ihr so viel Eifer für die materiellen Interessen zutraut.*) Sie ist zwar sehr egoistisch, aber auch dem Schlendrian ergeben und träge. Mit Ausnahme einiger kurzen Anfälle, beruhigt sie sich gewöhnlich mit den ersten Erwerbungen, die sie aufs Spiel zu setzen fürchtet. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit sich diese Klasse, namentlich in der Provinz, in die Mittelmäßigkeit jeder Art ergiebt. Sie hat wenig, und dies Wenige erst seit gestern; wenn sie es behalten kann, so lebt sie, ohne zu handeln, ohne zu denken.**)

Das Gefühl der Sicherheit, welches der älteren Bürgerklasse charakteristisch war, fehlt der neueren.

Die der beiden letzten Jahrhunderte, welche auf der starken Grundlage schon erworbenen Vermögens ruhte, auf Gerichts- und Finanzstellen, welche als Eigenthum galten, auf dem Mangel kaufmännischer Corporationen, hielt sich für eben so fest in Frankreich wie der König. Ihre Lächerlichkeit war der Stelz, die linkische Nachahmung der Großen. Ihre Bemühungen, höher zu steigen, als sie konnte, zeigen sich in der Schwülstigkeit der meisten Denkmäler des 17ten Jahrhunderts.

Die Lächerlichkeit der neueren Bürgerklasse liegt in dem Kontraste zwischen ihren militairischen Präcedentien und ihrer gegenwärtigen Furcht, die sie durchaus nicht verbirgt und bei jeder Gelegenheit auf die naivste Weise ausspricht. Wenn sich drei Menschen auf der Straße über die Arbeitslöhne unterhalten und von dem durch ihre Arbeit bereicherten Unternehmer eine kleine Erhöhung fordern, so geräth der Bürger in Schrecken und ruft die bewaffnete Macht herbei.

Der alte Bürger war konsequenter. Er bewunderte sich in seinen Privilegien, er wollte sie weiter ausdehnen, er blickte nach oben. Der heutige blickt nach unten: er sieht die Menge hinter ihm her aufsteigen, wie er aufgestiegen ist, und er wünscht nicht, daß noch Andere aufsteigen: er tritt auf die Seite der Staatsgewalt. Gesteht er sich seine retrograden Tendenzen klar ein? Selten; dem widerstrebt seine Vergangenheit; er bleibt fast immer in der widerspruchsvollen Stellung, im Prinzipe liberal, in der Anwendung egoistisch zu seyn, zu wollen und nicht zu wollen. Wenn eine französische Regung in ihm Einspruch dagegen thut, so besänftigt er sie durch das Lesen eines gutmüthig polternden, friedfertig kriegerischen Journals.

Die meisten Regierungen haben auf diesen traurigen Fortschritt der Furcht, welcher auf die Länge zum moralischen Tode führt, spekulirt. Sie haben geglaubt, man könne mit den Todten leichter fertig werden als mit den Lebenden. Um diesen schreckbaren Leuten Furcht vor dem Volke einzuflößen, haben sie ihnen beständig zwei Medusenhäupter vorgehalten: die Schreckenszeit und den Kommunismus.

Keine Leidenschaft ist eine feste, am allerwenigsten die Furcht. Ihre Fortschritte sind nicht aufzuhalten. Die Furcht hat aber die eigenthümliche Wirkung, daß sie ihren Gegenstand beständig vergrößert und die krankhafte Phantasie beständig schwächt. Jeder Tag erzeugt neues Mißtrauen: heute erscheint diese Idee gefährlich, morgen jener Mensch, jene Klasse: man schließt sich immer mehr ab, man verbarrikadirt sich, man sperrt seine Thür und seinen Geist; es bleibt keine Spalte mehr übrig, durch welche ein Lichtstrahl eindringen könnte.

Jede Berührung mit dem Volke hört auf. Der Bürger kennt dasselbe nur aus der Gazette des Tribunaux. Er sieht es in seinem Bedienten, welcher ihn bestiehlt und sich über ihn lustig macht. Er sieht es aus seinem Fenster in jenem Trunkenen, welcher schreit und sich im Kothe wälzt. Er weiß nicht, daß der arme Teufel noch immer besser ist als die Giftmischer, welche ihn in diesen traurigen Zustand versetzt haben.

---

*) Vgl. Nr. 25 des Magazins, Anmerkung zum ersten Artikel.

**) Der Uebergang geschah bekanntlich durch die noblesse de robe; weniger bekannt ist es, wie leicht dieselbe im 14ten und 15ten Jahrhundert zum militairischen Adel wurde.

***) Das alte Frankreich hatte drei Klassen. Das neue nur zwei, Volk und Bürgerthum.

†) Wenn man aufmerksam zusieht, wie das Volk dies Wort braucht, so wird man sehen, daß es mit demselben weniger den Reichthum als ein gewisses Maß von Unabhängigkeit und Muße, die Befreiung von den täglichen Nahrungssorgen bezeichnet.

(Anmerkungen des Verf.)

*) Wenn wir Frankreichs englische Manufakturen (wie die Zeiten Law's) ausnehmen, hat dasselbe keinen kaufmännischen Genius. Man sieht dies namentlich daraus, daß Menschen, welche noch so gewinnsüchtig scheinen, frühzeitig auf der Bahn des Geldverdienens inne halten. Ein Franzose, welcher im Handel oder auf andere Weise einige tausend Livres Renten verdient hat, hält sich für reich und thut nichts mehr. Dagegen sieht der Engländer in dem erworbenen Reichthum nur ein Mittel, neuen Reichthum zu erwerben; er darrt bis zum Tode bei der Arbeit aus. Er bleibt an seine Kette geschmiedet und giebt seine Spezialität nie auf; nur betreibt er sie in einem größeren Maßstabe. Er hat nicht das Bedürfniß der Muße. — „In Frankreich giebt es wenige reiche Leute, wenn man die ausländischen Kapitalisten ausnimmt. Diese reichen Leute würden in England fast alle für arm gelten.

**) Ich kenne in der Nähe von Paris eine ziemlich bedeutende Stadt, welche einige Hundert Eigenthümer oder Rentiers von 4000, 6000 Fr. Renten zählt, die nicht daran denken, ihr Einkommen zu vergrößern, die nichts thun, nichts lesen, weder Bücher, noch Zeitungen, die für nichts Theilnahme haben, nie zusammenkommen und sich kaum kennen. Der Schwindel der Börse dringt nicht hierher, obwohl leider in eine niedrigere Schichte unter die armen Oekonomen der Städte, und er verbreitet sich selbst bis aufs flache Land wo der arme Bauer nicht einmal eine Zeitung hat. (Anmerkungen des Übers.)

Die harten Arbeiten machen die Menschen und ihre Sprache hart. Die Stimme des Mannes aus dem Volke ist rauh; er ist Soldat gewesen und gefällt sich noch immer im Wesen des Soldaten. Der Bürger schließt daraus, daß er zänkisch und streitsüchtig sey, und gewöhnlich täuscht er sich. Der Fortschritt der Zeit zeigt sich nirgends so deutlich als gerade hierin. Als kürzlich die bewaffnete Macht bei der Herbergsmutter der Zimmerleute eindrang, als sie ihre Kasse erbrach und ihre Papiere und ihre armseligen Ersparnisse in Beschlag nahm, beobachteten diese muthigen Männer die ruhigste Haltung und appellirten an die Gesetze.

Der Reiche ist gewöhnlich der Reichgewordene, der Arme von gestern. Gestern war er selber der Handwerker, der Soldat, der Bauer, denen er heute aus dem Wege geht. Ich begreife nicht, daß der reichgeborene Enkel dies vergessen kann; wie man dies aber in einem Menschenleben, in dreißig, vierzig Jahren vergessen könne, ist mir unerklärlich. Ich frage Euch, Ihr Männer einer kriegerischen Zeit, die Ihr so oft dem Feinde ins Angesicht geschaut habt, warum scheut Ihr Euch, Eure armen Landsleute anzuschauen, vor denen man Euch solche Furcht eingeflößt hat? Was thun sie denn? Sie fangen heute an, wie Ihr angefangen habt. Der Mann, der dort hingeht, seyd Ihr selbst, nur jünger. Dieser junge Rekrut, der die Marseillaise singt, der seyd Ihr selbst, als Ihr 1792 zur Armee aufbrachet. Erinnert Euch der Offizier der afrikanischen Armee mit seinem Ehrgeize und seiner Kriegslust nicht an 1804 und das Lager von Boulogne? Der Kaufmann, der Handwerker, der kleine Fabrikant gleichen denjenigen, welche, wie Ihr, 1820 dem Glücke nachjagten.

Diese sind wie Ihr selbst; wenn sie können, werden sie sich in die Höhe bringen, und wahrscheinlich durch bessere Mittel, da sie in einer besseren Zeit geboren sind. Sie werden gewinnen, und Ihr werdet nicht verlieren. Gebt die falsche Idee auf, daß man nur gewinnt, wenn Andere verlieren. Jede aufsteigende Volkswoge ist auch eine Reichthumswoge.

Wißt Ihr auch, daß es gefährlich ist, sich zu isoliren und so sehr abzusperren? Wenn man die Menschen und Ideen ausschließt, so verkleinert man sich selbst und macht sich ärmer. Man zwängt sich in seiner Klasse ein, in seinem kleinen Kreise von Gewohnheiten, in welchem Geist und persönliche Thätigkeit nicht mehr nothwendig sind. Die Thür ist gut verwahrt, aber es ist Niemand drinnen. Armer Reicher, wenn Du nichts mehr bist, was willst Du denn so ängstlich bewachen!

Oeffnen wir diese Seele, sehen wir, ob sie Erinnerungen hat, sehen wir, was sie in sich trug und was zurückgeblieben ist. Von der jugendlichen Begeisterung der Revolution ist leider keine Spur mehr zu finden. Von der kriegerischen Kraft des Kaiserreichs, von dem liberalen Streben der Restauration eben so wenig.

Wir haben den heutigen Menschen bei jeder Stufe, die ihn höher zu stellen schien, kleiner werden sehen. Als Bauer war er streng von Sitten, mäßig und sparsam, als Handwerker war er ein guter Kamerad und den Seinigen hülfreich; als Fabrikant war er thätig, energisch; er hatte seinen industriellen Patriotismus, welcher gegen die ausländische Industrie ankämpfte. Alles dies hat er auf dem Wege zurückgelassen und nichts Neues dafür erworben; sein Haus ist reich ausgestattet, sein Koffer ist gefüllt, aber sein Herz ist leer.

Das Leben entzündet sich und stärkt sich am Leben, es erlischt in der Isolirung. Je mehr es mit anderen verschiedenen Leben in Verbindung tritt, je mehr es die Verantwortlichkeit und die Sorge für andere Existenzen übernimmt, desto stärker, glücklicher, fruchtbarer wird es. Man steige auf der Stufenleiter der Thierwelt bis zu den armseligen Wesen hernieder, bei welchen es zweifelhaft ist, ob sie Pflanzen oder Thiere, so gelangt man in die Einsamkeit; diese armseligen Geschöpfe haben fast keine Beziehung zu anderen.

Einsichtiger Egoismus! wohin blickt die furchtsame Klasse der Reichen und der Bürger? Wo sucht sie ihre Verbindungen? Gerade im allerbeweglichsten Elemente, bei den politischen Mächten, welche in unserem Lande auftauchen und verschwinden, bei den Kapitalisten, welche am Tage einer Revolution mit ihren Portefeuilles über den Kanal fliehen. Eigenthümer, wißt Ihr, wer nicht von der Stelle weichen wird? Das Volk. Stützt Euch auf dieses.

Das Heil Frankreichs und das Eure, Ihr reichen Leute, liegt darin, daß Ihr das Volk nicht fürchtet, daß Ihr Euch mit ihm verbindet, daß Ihr es kennt, und daß Ihr die Fabeln verachtet, die man Euch aufbindet und welche nichts mit der Wirklichkeit zu schaffen haben. Man muß sich verständigen, den Mund öffnen, und auch das Herz, mit einander sprechen, wie es Menschen zu thun pflegen.

Es wird mit Euch bergab gehen, Ihr werdet immer schwächer werden, wenn Ihr nicht jede Stärke, jede Fähigkeit an Euch zieht. Es handelt sich hier nicht von den Fähigkeiten im gewöhnlichen Sinne. Ob eine Versammlung statt 150 Advokaten 300 zählt, ist sehr gleichgültig. Die Leute, welche in unseren scholastischen Schulen erzogen sind, werden die Welt nicht auffrischen, sondern vielmehr die Leute von Instinkt, von Begeisterung, die Leute ohne Bildung oder von anderer Bildung; die Verbindung mit diesen Leuten wird den Gelehrten beleben, dem Geschäftsmann wieder den praktischen Sinn geben, der ihm in der letzten Zeit gefehlt hat.

Ich weiß nicht, was ich von den Reichen und Bürgern für eine umfassende und großartige Verbindung hoffen darf. Sie sind sehr krank, und die Heilung ist nicht so leicht. Aber ich hoffe noch auf ihre Söhne. Möge die reiche Jugend nicht vergessen, daß sie eine schwere Last trägt, das Leben ihrer Väter, welche in so kurzer Zeit gestiegen sind, genossen haben und gesunken sind; sie ist schon müde bei ihrer Geburt und bedarf, trotz ihrer Jugend, der Verjüngung durch die Vermählung mit dem volksthümlichen Gedanken.

Wir Alle, Alte und Junge, sind matt. Warum sollten wir es am Ende eines arbeitsamen Tages, welcher die Hälfte eines Jahrhunderts bildet, nicht eingestehen? Selbst diejenigen, welche, wie ich, durch mehrere Klassen hindurch gegangen sind, und welche in allen Prüfungen den fruchtbaren Instinkt des Volkes bewahrt haben, haben nichtsdestoweniger auf dem Wege einen großen Theil ihrer Kräfte in inneren Kämpfen verloren. Es ist spät, ich fühle es, der Abend kann nicht mehr lange ausbleiben. Schon werfen die Berggipfel einen größeren Schatten.

Mannigfaltiges.

— Garnier's Lehrbuch der Staats-Oekonomie. Seitdem die Wissenschaft aus ihren nebligen Höhen auf die Erde herabgestiegen ist und die prosaischen Interessen der Menschheit unter ihre Schwingen genommen hat, seitdem die Regierungen, diesem Beispiele der Wissenschaft folgend, dem Handel und Landbau ihre Sorge zuwenden und man z. B. nicht mehr sagt, die Einfuhrzölle seyen blos da, um die Staats-Einnahmen zu vermehren, sondern vielmehr, man erhebe sie zum Schutze der einheimischen Industrie, — seitdem hat die Staats-Oekonomie — oder die Lehre von der Erwerbung und Vertheilung des Reichthums und seinem Verbrauche zum größtmöglichen Nutzen der ganzen menschlichen Gesellschaft — einen großen Aufschwung genommen. Systeme folgten auf Systeme, guter Rath wurde von allen Ecken ertheilt, und die Bücher über diese Materie häuften sich zu Hunderten. Leider aber waren diese Bücher entweder so philosophisch oder so phantastisch geschrieben, daß sie gerade für diejenigen Klassen unzugänglich blieben, in deren Interesse sie abgefaßt seyn sollten. Man verschmähte es, die Grundbegriffe jener Wissenschaft, die keinen Streit unter den Parteien erregen konnten, zu erläutern, und blieb darum für diejenigen unverständlich, denen es an der nöthigen Vorbildung fehlte, sich dieselben selbst zu deduziren. Diesem Uebelstande ist jetzt, für Frankreich wenigstens, durch ein Werk des Herrn J. Garnier*), Professors der Staats-Oekonomie am königlichen Athenäum in Paris, abgeholfen. Er hat darin die Elemente seiner Wissenschaft in faßlicher Sprache dargestellt und weniger ein neues System, als eine klare Uebersicht der vorhandenen Systeme gegeben, so daß sein Buch eben so gut in den Gewerbschulen als Leitfaden beim Unterricht benutzt werden kann, wie zur Belehrung der gewerbtreibenden Klassen selbst passend ist. — Wir dürfen hierbei nicht verschweigen, daß bei uns in Berlin ebenfalls das Bedürfniß, aus dem jenes Werk des Herrn Garnier hervorgegangen, gefühlt worden und die humane und gebildete Lehrerschaft unseres kraftig emporblühenden Handwerker-Vereins bemüht ist, ihre Zuhörer mit demjenigen Theile der Staatswissenschaft bekannt zu machen, der sich mit den Interessen der gewerbtreibenden Klassen beschäftigt.

— Häuser und Wohnungen in Wien und in Berlin. Wie sehr auch die Königsstadt im letzten Vierteljahrhundert an Bevölkerung und Ausdehnung zugenommen, hat sie doch ihre ältere deutsche Schwester, die Kaiserstadt, in beiden Beziehungen noch nicht erreicht. Nach einer Uebersicht in Schmidl's „Blätter für Literatur und Kunst" zählte Wien im Jahre 1843 in der eigentlichen Stadt 1245 und in den Vorstädten 7455, zusammen also gerade 8700 Häuser. Berlin besaß im Jahre 1844, laut der vom Magistrate veröffentlichen „Uebersicht des Stadthaushaltes", 8298 Häuser (ohne die öffentlichen und dem Staate gehörenden Gebäude, die auch wohl in der Wiener Angabe nicht mitgezählt sind) mit 70,573 Wohnungen. Die Civil-Bevölkerung dieser Hauptstadt betrug in dem gedachten Jahre 354,000 Seelen, es kommen also auf jede Wohnung sehr nahe an fünf Personen. Die Anzahl der Wohnungen in Wien belief sich dagegen auf 88,989, und nehmen wir auch hier die Durchschnittszahl von 5 Bewohnern an, so erhalten wir eine Bevölkerung von 445,000 Seelen (wobei jedoch ein Theil der in Berlin zum Militairstande gezählten Einwohner mit eingerechnet seyn mag). Diese 88,989 Wohnungen brachten in Wien einen Miethsertrag von 13,062,743 Gulden (ungefähr 9 Millionen Thaler), während die 70,573 Wohnungen in Berlin einen Miethsertrag von 7,107,031 Thaler abwarfen, so daß dort auf eine Wohnung durchschnittlich etwa 105 Thaler, hier aber etwa 101 Thaler kommen. Der Unterschied erscheint demnach nicht so groß, als man wohl anzunehmen versucht ist, wenn man an den gewöhnlich angenommenen Unterschied der Wohlhabenheit in beiden Hauptstädten denkt. Von den 88,989 Wohnungen Wiens befinden sich in der eigentlichen Stadt 14,429, deren jährlicher Durchschnittsertrag 375 G. 7 Kr. ist, während die Wohnungen in den Vorstädten nur einen Durchschnittsertrag von 102 G. 3 Kr. liefern. In Berlin giebt es 53,264 Wohnungen zum Miethswerthe vom geringsten Zinse bis zu 100 Thlr. jährlich, während es 10,127 Wohnungen giebt, die von 101—200 Thlr. tragen, 3530 von 201—300, 1550 von 301—400, 816 von 401—500, 1031 von 501—1000 und 265 Wohnungen von 1001 Thaler und darüber.

*) Éléments de l'économie politique ou exposé des notions fondamentales de la science par J. Garnier. — Paris, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 32. Berlin, Sonnabend den 14. März 1846.

Ostindien.

Eisenbahnen in Ostindien.

Daß die Engländer bisher noch sehr wenig für ihr indisches Reich, für die Durchdringung desselben mit europäischer Kultur gethan, ist auf den ersten Blick klar und wird auch von ihnen selbst eingestanden. Indien strotzt in allen seinen Theilen von unbenutzten Quellen des Reichthums. Die Malaria, die durch seine Wälder und Dschongeln erzeugt wird und die jetzt Krankheit und Tod im Gefolge hat, ist nur ein Beweis, daß der Boden vernachlässigt worden. Die Insel Bombay war einst von einer so verpesteten Atmosphäre umgeben, daß sie das Grab der Europäer genannt wurde. Jetzt giebt es keinen gesunderen Punkt in Indien. Was der Anbau auf diesem kleinen Flächenraume erreicht hat, kann er durch das ganze Land zu Stande bringen, welches, wenn es gehörig entwässert und der Herrschaft des Pfluges unterworfen wird, in einen so gesunden Aufenthalt für den Menschen verwandelt werden kann, als es irgend einen auf dem Erdboden giebt.

Ein Hauptelement der Fortentwickelung jedes Landes sind gute Straßen; daran fehlt es in Indien fast ganz, obgleich in Bengalen und in den nördlichen Provinzen, und selbst im Dekkan, dem südlichen Theile der Halbinsel, ein Anfang dazu gemacht worden. Man sagt zuweilen, daß die besten Straßen eines Landes seine großen Flüsse sind, und gewiß hat der Ganges dem Lande, das er durchfließt, unschätzbare Wohlthaten gespendet, sowohl durch Erleichterung des Verkehrs, als durch Bewässerung und Befruchtung der Distrikte an seinen Ufern. Aber für gewisse Stadien der Gesellschaft kann die Fluß-Communication nicht mehr genügen. So brauchen die gewöhnlichen Böte des Landes, um die Fahrt von Kalkutta nach Allahabad, eine Strecke von 344 engl. Meilen, zurückzulegen, drei Monate, und selbst Dampfschiffe bringen nicht weniger als zwanzig Tage auf dieser Fahrt zu. Nichtsdestoweniger haben sich Bevölkerung, Industrie und Handel um das Ganges-Thal konzentrirt, wegen der Leichtigkeit, die derselbe darbietet, die Waaren einer Provinz für die einer anderen umzutauschen, während das Dekkan verhältnißmäßig nur dünn bevölkert und unvollkommen civilisirt ist, weil es weder einen großen schiffbaren Strom, noch einen künstlichen Communications-Kanal besitzt.

Und doch giebt dieser Theil Indiens an Fruchtbarkeit oder an der Mannigfaltigkeit seiner natürlichen Produkte Bengalen kaum etwas nach. Hier liegt der ausgedehnteste Baumwollenboden, hier gedeiht der Maulbeerbaum, der den Seidenwurm ernährt, in der größten Ueppigkeit; eben so könnte Weizen hier in unerschöpflicher Fülle gebaut werden. Mehrere von den Bergen enthalten eine Menge Eisenerz, aus welchem ein an Güte dem damaszenischen gleichkommender Stahl fabrizirt wird; die Wälder liefern Teakholz und das feinkörnigste, schöngeädertste Holz zu Möbeln, während man hier und da ausgedehnte Kohlenlager findet, welche vielleicht noch werthvoller als alles Andere und der Civilisation am unentbehrlichsten sind.

Wo eine bedeutende Bevölkerung existirt, da muß es nothwendig gewisse Mittel geben, Verkehr und Handel in Gang zu erhalten: auch in Indien giebt es solche, aber ihre Einfachheit erinnert an die Urzeiten des Menschengeschlechts. Den inneren Provinzen dieses großen Plateaus, das sich von der Nerbudda bis zum Kap Camorin ausdehnt, fehlt eines der Hauptbedürfnisse des Lebens, nämlich das Salz, welches ihnen daher beständig von der Küste zugeführt werden muß. In Folge dessen ist der Preis desselben so hoch, daß die ärmeren Klassen nicht im Stande sind, es zu kaufen, und daher genöthigt sind, durch einen rohen Prozeß aus den salzhaltigen Erden, die in vielen Distrikten gefunden werden, eine schmutzige und ungesunde Substanz zu extrahiren, die ihnen die Stelle des Salzes vertritt.

Zur Erleichterung des Transports dieses Artikels sollte man glauben, daß durch die vereinigten Anstrengungen aller Regierungen der Halbinsel schon seit undenklichen Zeiten eine Landstraße angelegt worden sey. Statt dessen aber kann man Tausende mit Salz beladener Bullaks in Tagemärschen von nur sechs bis sieben Meilen das Konkan, den nördlichen Theil der Malabarküste, beständig durchziehen sehen.

Etwas haben auch die Engländer zur Erleichterung dieses und anderer Zweige des innern Handels gethan, und jede Verbesserung der öffentlichen Straßen ist sofort von einer Zunahme des Verkehrs begleitet gewesen, so daß die daselbst erhobenen Zölle und Abgaben, obgleich an sich sehr mäßig, der Regierung sehr bald die auf die Straßen verwendeten Summen wieder einbringen, worauf sie eine beständige Quelle des Gewinnes werden. Zwischen Bellary und Kampti in Kanara, dem mittleren Theil der Malabarküste, besteht seit längerer Zeit ein bedeutender Baumwollenhandel. Im Jahre 1839 legte die Regierung eine Fahrstraße von 140 Meilen von dem ersteren Punkt bis nach Sirsi auf der Spitze der Ghauts an. Von da aus abwärts und durch die Ebene bis ans Meer ist die Straße bisher nur für Lastvieh gangbar, so daß auf der Spitze der Ghauts Halt gemacht und die Baumwolle daselbst von den Karren auf den Rücken von Lastthieren gebracht werden muß. Aber schon jene kleine Verbesserung hat auf den Baumwollenhandel von Bellary merkwürdig eingewirkt. In den ersten vier Jahren nach Anlegung der Straße fuhren 101 Karren auf derselben, während im folgenden Jahre ihre Zahl auf 443 stieg und wahrscheinlich bis auf diesen Tag weiter zugenommen hat. Natürlich ist seitdem auch eine viel größere Masse von Baumwolle an die Küste geschickt worden. Der Werth der Ausfuhr in Kampti stieg in drei Jahren von 160,000 auf 400,000 Pfund, und der Ertrag der Zölle von 4622 auf 18,015 Pfd. Sterl.

Auch die Wirkung dieser Verbesserung auf den Preis der Baumwolle ist sehr bedeutend. Früher, als nur Bullaks zur Fortschaffung derselben gebraucht wurden, betrugen die Transportkosten 4 Pfd. 10 Shill. pro Tonne oder 7¼ Pence pro Tonne und Meile. Jetzt sind dieselben auf 2 Pfd. Sterl. pro Tonne oder 3½ Pence pro Tonne und engl. Meile gesunken, was noch immer das Doppelte des Transportpreises in England ist. Von Kampti wird die Baumwolle nach Bombay verschifft, um hier für den englischen Markt in Ballen verpackt zu werden. Man hat berechnet, daß die Kosten der Versendung dieser Baumwolle von Bellary nach Kampti, d. h. auf 184 Meilen, die des Transports nach England, der eine Entfernung von 17,000 Meilen zurückzulegen hat, bedeutend übersteigen.

Montesquieu und mit ihm andere Schriftsteller haben geglaubt, daß die edlen Metalle beständig nach Indien flössen, um sich daselbst zum Nachtheil der übrigen Welt anzuhäufen. Aber dies war ein Mißverständniß; denn obgleich in Indien, an sich betrachtet, d. h. abgesehen von der Bevölkerung, unter die es vertheilt ist, viel Kapital sich findet, so ist doch die Masse desselben sehr klein, wenn wir die Massen der Bevölkerung, die es theilen, in Betracht ziehen. Folgende Vergleichung kann einen Begriff von dem wirklichen Stande der Dinge in dieser Beziehung geben. In England trägt jedes Individuum an 2 Pfd. Sterl. jährlich zu den Einkünften des Staats bei, ohne daß dadurch die Industrie gelähmt, der Handel gehemmt wird oder die arbeitenden Klassen, deren Noth auf andere Ursachen zurückzuführen ist, in Armuth gerathen, während in Indien jedes Individuum der Regierung wenig mehr als 3 Shill. bezahlt, welche Abgabe gleichwohl sich als eine bei weitem zu schwere Last erweist. Ferner beträgt der Lohn der arbeitenden Klassen, in Geld berechnet, in vielen Theilen Indiens nicht ein Zwölftel des Arbeiterlohns in England, obwohl man bei der verhältnißmäßig größeren Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse sagen kann, daß die Arbeit besser bezahlt wird. Mit anderen Worten, ein Penny in diesen Provinzen Indiens ist mehr, als ein Shilling in England.

Wie wichtig die Anlegung von Straßen für die Wohlfahrt des Landes in jeder Beziehung ist, zeigt folgende merkwürdige Thatsache aus den Jahren 1818 und 19. General Briggs, damals Hauptsteuernehmer in Khandeisch, ward von der Regierung in Bombay angewiesen, einer Menge von Grundbesitzern, die kein eigenes Kapital besaßen, Vorschüsse ohne Zinsen zu machen. Man hatte dabei den Zweck vor Augen, eine viel größere Menge Landes, als bisher, dem Pfluge zu überweisen und so die Staats-Revenüen zu vermehren, welche in Indien hauptsächlich von angebautem Lande gezogen werden, indem das brach liegende Land nichts bezahlt. Es wurden auf diese Weise 20,000 Pfd. vertheilt. Anfangs schien das Experiment zu gelingen: denn die Einkünfte der Provinz, welche im Jahre 1818 nicht neun Lakh Rupien oder 90,000 Pfd. Sterl. überstiegen, stiegen in vier Jahren auf 20 Lakh Rupien oder 200,000 Pfd. Aber dies war auch die Gränze des künstlich erzeugten Wohlstands. Jowari, die Stapelwaare des Landes, welche vor diesem Eingreifen der Regierung zu 32 Shillings pro Quarter verkauft wurde, sank in Folge des neu geschaffenen Ueberflusses auf 5 Shill. pro Quarter und konnte selbst für diesen Preis keinen entsprechenden Markt finden, aber nicht etwa weil im übrigen Indien ein gleicher Ueberfluß vorhanden war. In Aurungabad wurde Jowari zu 10 Shill. pro Quarter verkauft, und in Punah, das nur 160 engl. Meilen entfernt ist, kostete der Quarter 64 Shill. 6 Pence in Folge des Mißrathens der Aerndte in den umliegenden Distrikten. Dies waren Hungerpreise, und in der That entstand eine Hungersnoth in Punah, wo die Menschen wegen Mangel an Nahrung in den Straßen umkamen. Eine gute

Landstraße, und noch mehr eine Eisenbahn, würde diese Schrecken unmöglich gemacht haben.

Wie die Sachen standen, kam, trotz des enormen Unterschiedes der Preise in Punah und Khandeisch, nicht eine Metze von dem großen überfüllten Korndistrikt in die hungernde Stadt. Auf der einen Seite also wurden die Grundbesitzer bankerott und geriethen in hoffnungslose Armuth, weil sie ihren Ueberfluß nicht verwerthen konnten, und auf der anderen starben, in einer Entfernung von weniger als zwölf Stunden per Eisenbahn, die Menschen aus Mangel an Brod!

Diese Thatsache wirft ein helles Licht auf den Zustand von ganz Indien, mit Ausnahme des Gangesthals und seiner großen Zuflüsse. Hunger und der üppigste Ueberfluß gränzen fast dicht an einander und stürzen jeder verschiedene Klassen der Gesellschaft ins Verderben. Der Hunger rafft zuerst den Armen hin, der nicht kaufen kann, und der Ueberfluß ruinirt die ackerbauenden Klassen. Im Jahre 1832 sah man eine Wiederholung derselben schrecklichen Scenen in Coimbatore, Tanjore und Malabar, nur daß hier die Entfernung zwischen dem Zuviel und Zuwenig noch geringer war als im nördlichen Dekkan.

Es ist also klar, daß es vor Allem an Communicationsmitteln fehlt. Ein zweckmäßiges Eisenbahn-System mit Verzweigungen durch das ganze Dekkan würde das Vorkommen einer Hungersnoth fast unmöglich machen. Wenigstens ist der Mangel auf beiden Seiten der Halbinsel zugleich nie beobachtet worden, und es scheint daher an weiter nichts als an den Anstalten zu fehlen, welche die verschiedenen Distrikte des Landes in Stand setzen, sich gegenseitig zu helfen und zu bereichern. Diese Bemerkungen sind jedoch nicht blos auf das Dekkan anwendbar. In Central- und Nord-Indien findet man gleiche Ursachen und gleiche Wirkungen. Man sieht die Leute auf den Straßen hungern und sterben oder ihre eigenen Kinder, trotz aller Verbote, in die Sklaverei verkaufen, um sich ein Stück Brod zu verschaffen. Die Begräbnißplätze, die Straßen, die Marktplätze sind mit Todten und Sterbenden überfüllt, bis die Luft davon verdorben und verpestet wird. Und inzwischen liegen in den benachbarten Provinzen Jowari und Bajera und Reis und Weizen und die anderen indischen Getraidearten in den Kornbuden aufgehäuft und können keinen Käufer finden.

Aber derselbe Mangel an Communicationsmitteln hat noch andere nachtheilige Wirkungen: eine Menge einzelner Kasten und Stämme Indiens sind dadurch seit den ältesten Zeiten in Unwissenheit und Barbarei gehalten worden. In einigen Provinzen giebt es Stämme so zahlreich, daß sie fast Nationen bilden, welche noch nicht den ersten Schritt zu einem civilisirten Leben gethan haben. Wenn dieselben eine Religion haben, so steht dieselbe auf der niedrigsten Stufe und bietet jenen schauderhaften Charakter dar, welcher den frühesten Verirrungen menschlichen Geistes angehört. Hier werden noch Menschenopfer dargebracht, und Jünglinge und Kinder, die systematisch für das Opfermesser gemästet werden, entfliehen zuweilen ihren Henkern und suchen Schutz in der britischen Provinz Orissa.

Aber abgesehen von der unmenschlichen Form ihres Kultus, ist auch der übrige Zustand dieser wandernden Stämme der des äußersten Elends. Von einer regelmäßigen Regierung haben sie keinen Begriff. Die einfachsten Handwerke liegen außerhalb des Bereichs ihrer Ideen; sie säen nicht, sie ärndten nicht, und Weben und Spinnen und die Verfertigung von Gewändern sind Geheimnisse, die über ihren Horizont hinausgehen. Sie erhalten sich, indem sie in den Urwäldern, die sie bewohnen, den Raub der wilden Bienen sammeln und mit diesem furchtsam an der äußersten Gränze der kultivirten Distrikte erscheinen, wo sie dafür solche Artikel eintauschen, die der menschlichen Natur selbst auf ihrer niedrigsten Stufe unentbehrlich scheinen. Selbst der Luxus einer Hütte ist ihnen unbekannt. Ein länglicher Korb, in den sie bei Nacht kriechen, ist das, was bei ihnen der Form eines Hauses am nächsten kommt.

Aber wo die Noth am höchsten, ist die Hülf am nächsten, und diese Hülfe sollen die Eisenbahnen darbieten; sie, die wunderbaren Kinder der modernsten Civilisation, sollen in dem ältesten Kultur- und Wunderlande der Erde das größte aller Wunder zu Stande bringen, sie sollen Gegenden, denen es bisher an den nothwendigsten Elementen des Verkehrs und der Bewegung fehlte, wie durch Zauber den civilisirtesten Ländern der Erde ähnlich machen. So allein kann England den Anfang zur Abtragung der großen Schuld gegen Indien machen, die es durch Eroberung desselben auf sich genommen, so allein kann es aber auch erst wahren Nutzen von seinen Besitzungen ziehen.

Zweierlei Kategorieen von Eisenbahnen sind es, die man für Indien projektirt hat: die einen sollen die Präsidentschaft Bengalen, also das eigentliche centrale Hindostan, die anderen die Halbinsel Dekkan durchschneiden. Die ersteren sollen einen doppelten Zweck erfüllen, sie sollen nicht blos dem Handel und Verkehr, sondern auch den Zwecken der Regierung dienen, indem sie die entferntesten Punkte des Reichs mit einander in Verbindung setzen und es der Regierung möglich machen, an den bedrohtesten Punkten der Gränze ihre militairische Macht mit Blitzes- oder vielmehr Dampfesschnelle zu entfalten. Die beiden äußersten Punkte, die durch dieses System verbunden werden sollen, sind Kalkutta am bengalischen Meerbusen und Ludianah an der Nordwestgränze des Reichs am Sutledsch. Zwischen diesen beiden Punkten liegen die bedeutendsten und volkreichsten Städte, unter denen wir nur Mirzapore, Allahabad, Agra und Delhi anführen wollen. Das System würde aus drei Hauptzweigen bestehen: der erste würde von Kalkutta nach Mirzapore, der zweite von hier nach Delhi, der dritte von Delhi nach Ludianah führen.

(Schluß folgt.)

England.

Zur Geschichte der Anti-Korngesetz-Liga.

II. Die gegenwärtige Stellung des Bundes.*)

Als Sir Robert Peel die diesjährige Parlamentssession eröffnete, hatte die League Triumphe über Triumphe errungen; die Aristokratie war uneinig und in ihren Hoffnungen getäuscht, und es gab keinen Menschen in England, der nicht geglaubt hätte, daß die letzte Stunde des Schutzsystems geschlagen. Hierzu kommt, daß die Regierung, wenn sie einmal entschlossen war, die Schwierigkeit zu lösen, dies schwerlich jemals unter günstigeren Umständen thun konnte. Denn im Lande selbst drohte eine Hungersnoth, also war die Nothwendigkeit vorhanden, um jeden Preis Getraide zu schaffen, im Auslande waren die Aernten mittelmäßig ausgefallen und die Preise wenig niedriger als in England. Die vollständige Unterdrückung der Einfuhrzölle konnte daher keinen Grundbesitzer ruiniren.

Die beschwichtigenden Maßregeln, welche Peel trotzdem vorgeschlagen, verlangten weder der Zustand des Landes, noch die League, noch die Grundeigenthümer selbst. Aber selten ist es einer Regierung vergönnt, die Fragen einfach und vollkommen, wie sie es für recht hält, zu lösen. Immer spielen Persönlichkeiten, Partei-Interessen oder der Einfluß dieser oder jener politischen Combination mit. Als Peel Ansicht und Handlungsweise änderte und von dem Systeme des gemäßigten Schutzes zu dem der unbeschränkten Freiheit überging, konnte er sich nicht völlig von dem Plane losmachen, die Gegenwart in irgend einer Weise der Vergangenheit anzupassen. Er will noch mit sich selbst konsequent erscheinen und jede Partei durch seine Maßregeln in gewissem Maße zufriedenstellen. Der einen giebt er ihr Prinzip zu, und zu Gunsten der anderen richtet er die Anwendung desselben ein.

Die Vorschläge, welche Peel dem Unterhause vorgelegt hat, bestehen aus zwei verschiedenen Theilen. Der Minister hat sich nicht darauf beschränkt, die Hauptschwierigkeit des Augenblicks zu beseitigen. Er reduzirte vielmehr **alle** Einfuhrzölle auf ein Maximum von 10—15 pCt., eben so gut für die vom Volke konsumirten Waaren als auch für die Gegenstände des Luxus, eben so gut für diejenigen Artikel, in denen die englische Fabrication offenbar das Ausland nicht erreicht, als für die, in denen sie die Konkurrenz der ganzen Welt herausfordert. So öffnet Sir Robert Peel den englischen Markt der auswärtigen Industrie, ohne dieselbe Vergünstigung für die englische vom Auslande zu verlangen, ja zu erwarten.

Aber wer weiß, ob die Beweggründe zu solchen Maßregeln eben so rein waren, als diese groß und segensreich sind. Vielleicht hat Sir Robert Peel den Industriellen ihren Sieg über die Grundbesitzer vertheuern wollen und die League darum beim Wort genommen, als sie die unbeschränkteste Handelsfreiheit verlangte. Die Fabrikbesitzer pochten auf das Argument, daß sie nicht mit dem Auslande konkurriren könnten, so lange ihre Arbeiter das Brod theurer bezahlen müßten, als die Arbeiter in den Vereinigten Staaten, in Frankreich oder in Deutschland. Sir Robert Peel wandte dasselbe Argument gegen sie und erklärte, daß die Grundbesitzer ihr Korn nicht zu den deutschen oder französischen Preisen produziren könnten, so lange Kleidung und Hauseinrichtung theurer seyen als anderswo.

Das Wesentliche jedoch an dem Gesetzes-Vorschlage Peel's ist die mittelbare Aufhebung der Getraidezölle. Der Minister bewilligt zu Gunsten der benachtheiligten Landeigenthümer, als letzten Trost, eine Frist von drei Jahren. Dessenungeachtet tritt schon jetzt eine Verringerung des Zolles um 9—10 Shill. für den Quarter ein, und man könnte dies eine wahre Erleichterung für das Land nennen, wenn nicht eben eine Hungersnoth im Anzuge wäre. Hierin aber liegt der Hauptfehler des Gesetzes, daß es in einer Zeit des Mangels abgefaßt und wie für eine Zeit des Ueberflusses bestimmt ist.

Was werden nun die Parteien diesem Vorschlage gegenüber thun, der eigentlich Niemanden zufriedenstellt? Peel besteht mit einem Muthe, den ihm seine Stellung auferlegt, darauf, daß die Getraidefrage vor jeder anderen erledigt werde, und schon beginnt der Kampf unter dem Geräusch der Petitionen, die auf beiden Seiten herabregnen und sich mit zahllosen Unterschriften füllen. Die Partei der Grundbesitzer hat Zeit gehabt, ihren Gleichmuth wiederzuerlangen und einen bestimmten Operationsplan zu entwerfen. Sie bricht nicht mehr in Schmähreden aus und verfährt schonender mit dem Minister, aber mit dem Vorschlage ist sie keineswegs zufrieden. Denn die Vertheidiger des Schutzsystems sehen in der Frist von drei Jahren, die bis zur völligen Aufhebung der Korngesetze noch verlaufen soll, nur einen langsamen Todeskampf. Die politische Reform scheint ihnen ein Rosenbett neben der Handelsreform, und Peel dünkt ihnen ein Aufrührer neben Lord Grey. Ihre Taktik läßt sich übrigens hinlänglich aus dem Amendement erkennen, das Miles zu dem Gesetze vorgeschlagen. Je mehr der Minister eilt, die Maßregel zur Entscheidung zu bringen, desto mehr glauben die Grundbesitzer die Diskussion in die Länge ziehen zu müssen. Obgleich die Mitglieder des Unterhauses mit dem direkten oder indirekten Auftrage ins Parlament geschickt wurden, für Aufhebung der Getraidegesetze zu stimmen, so verlangen die Gegner der Bill dennoch, man solle erst die Wähler um ihre Meinung fragen, um zu sehen, ob die Veränderung in

*) Wir entlehnen diesen Theil unseres Artikels einer neueren Darstellung von Leon Faucher, dem Verfasser des Werkes „England in seinen socialen und kommerziellen Institutionen", von welchem wir früher einige naturtreue Schilderungen der englischen Fabriken- und Landbevölkerung mitgetheilt. Eine vollständige Uebersetzung dieses Werkes (2 Bde.) ist kürzlich in Leipzig bei Carl B. Lorck erschienen.

den Ansichten des Premier-Ministers auch in denen des Landes zu finden sey. Miles schlug darum vor, die Diskussion auf sechs Monate zu vertagen, was nach dem Parlamentsgebrauch einer Verwerfung gleichkommt.

Die Lage der Whigs und Leaguisten ist noch schwieriger. Sie können nicht allen Bestimmungen des Gesetzvorschlages beistimmen, dürfen aber auch nicht gegen ihn stimmen, um die Zukunft ihrer Sache nicht zu gefährden, die im Augenblicke sich am Vorabende des Sieges befindet. Daher gab Lord Russell folgende Erklärung im Unterhause: „Ich wünsche, daß die Maßregel des sehr ehrenwerthen Baronets in diesem wie in jenem Hause durchgehe, und kein Vorschlag soll von mir gemacht werden, der sie in Gefahr bringen könnte. Wenn also, sobald wir zum Comité zusammengetreten seyn werden, der ehrenwerthe Baronet uns zeigen wird, daß die Frist von drei Jahren eine wesentliche Bestimmung seines Planes ist, so werde ich für mein Theil für seine Maßregel stimmen."

Was die Whigs nicht wagen, das möchten sie gern von den Gegnern versucht sehen. Denn obgleich Lord Russell der Regierung sein Votum zugesichert hat, so fordert er dennoch Peel auf, im Interesse aller Parteien lieber gleich zur vollständigen Aufhebung der Korngesetze zu schreiten. Der Premier-Minister soll auch diesem Ansinnen gar nicht abgeneigt seyn, aber der Herzog von Wellington ist dagegen, und man darf nicht vergessen, daß der Herzog allein über das Oberhaus disponirt.

Eben dieser Zwiespalt der Meinungen, der im Kabinet herrscht, scheint sich im vollziehenden Rathe der League wiederzufinden. Die Einen, wie Cobden, wollen die Regierung unterstützen, selbst wenn sie bei der allmäligen Unterdrückung der Einfuhrzölle beharrt, die Anderen, die hitzigen Demokraten, wollen sie bekämpfen. Noch haben die Vertreter der League im Parlamente nicht das Wort genommen, aber ihr Journal hat sich jüngst im Sinne Cobden's ausgesprochen, und es steht daher zu erwarten, daß die Regierung im Unterhause eine Majorität von mehr als hundert Stimmen haben wird.

Setzen wir voraus, das Votum sey gesprochen, der Streit beendigt, und dem Premier-Minister gelänge es mit der Zeit, die Aristokratie zu versöhnen, was wird dann aus jenem mächtigen Bunde werden, der allein durch seinen moralischen Einfluß die öffentliche Meinung gewonnen und die vereinigten Kräfte der Grundbesitzer und der Regierung besiegt hat? Mit einem Worte, wird sich die Liga auflösen? Augenscheinlich hat Peel das Schutzsystem geopfert, um die Bewegung zum Stehen zu bringen und die Macht in die Hände der regelmäßigen Regierung zurückzuführen. Er hofft, daß sich die League majestätisch zurückziehen werde, nachdem sie ihr Werk betrachtet. Sie selbst scheint diese Absicht gehabt zu haben, denn Cobden sagte vor mehreren Wochen in ihrem Namen: „Jeder neue politische Grundsatz muß seine besonderen Vertreter haben, so wie jeder Glaube seine Märtyrer hat. Es wäre ein Irrthum, wollte man voraussetzen, daß unser Bund auch zu anderen Zwecken benutzt werden könnte, daß Männer, die eben ganz in die Vertheidigung der Handelsfreiheit aufgingen, mit derselben Energie und demselben Erfolge sich einem anderen Prinzipe zuwenden könnten. Es wird für die Liga Triumph genug seyn, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich vorgesteckt."

Die Maßregel Peel's aber, welche die vollständige Aufhebung der Korngesetze auf drei Jahre hinausschiebt, verleiht der Liga gewissermaßen das Recht, beisammen zu bleiben, um darüber zu wachen, daß ihr von der Regierung anerkanntes Prinzip auch wirklich in Kraft trete. Und selbst wenn man zugäbe, daß die Liga ihre Aufgabe für gelöst und beendigt ansähe, so bliebe immer noch zu bedenken, ob die Mittelklasse, nun sie ihre Kraft geprüft, dieselbe nicht wieder geltend machen und sich an andere Institutionen wagen werde, die das Uebergewicht des Adels in England für den Augenblick noch immer sichern.

Wir können wohl mit Cobden und Bright sagen, daß die Liga der Kampf der Industriellen gegen die Grundbesitzer ist. In diesem Bürgerkriege aber ist die Aufhebung der Getraidegesetze vielleicht nur ein Ruhepunkt, und wohl ist zu glauben, daß weder die eine noch die andere Partei die Waffen niederlegen wird. Die Liga hat eine Position genommen, es sind aber noch andere zu nehmen, denn, wenn die Industriellen den Grundeigenthümern jetzt auch keinen Tribut mehr zahlen, so hat der Adel doch noch in der Staats-Verwaltung das Uebergewicht, und der Verfassung gegenüber gilt der bewegliche Besitz weniger als der unbewegliche. Darum ist es gleichgültig, ob sich die Liga auflöst oder nicht. Die gewerbtreibenden Bürger Großbritaniens haben gelernt, vereint zu wirken, sie kennen ihre gemeinsamen Interessen und den Weg, sie geltend zu machen: bei der geringsten Veranlassung werden sie sich wieder zusammenfinden, und dann wird man sagen, die Liga war der Anfang einer Revolution, und nicht, sie war eine Bewegung, die mit dem Jahre 1846 ihr Ende erreichte.

Ein Cisterzienser-Kloster in England.

Der Wald von Charnwood in der Grafschaft Leicester — einst der Schlupfwinkel Robin Hood's und seiner freien Bande, jetzt der Sitz eines Hauptzweiges der englischen Industrie — prangte in alten Zeiten mit normännischen Ritterburgen und stattlichen Abteien, unter welchen sich das Cisterzienser-Kloster von Garendon auszeichnete, dessen Aebte oft mit den benachbarten Baronen von Grooby wegen des Jagdrechts in Streit lagen. Seit Jahrhunderten waren Mönche und Barone zur Ruhe eingegangen und ihre stolzen Schlösser in modernde Trümmer verwandelt, als eine seltsame Wendung der Dinge den alten Gottesdienst nach seinem früheren Sitz zurückbrachte. Etwa drei engl. Meilen von dem Park zu Garendon, ihrer ehemaligen Wohnstätte, sind die Cisterzienser des erneuerten oder sogenannten Trappisten-Ordens vor kurzem wieder aufgetreten und haben sich dort, wie es scheint, für die Dauer angesiedelt. Unweit der Straße, die von Leicester nach Ashby führt, bemerkt man ein kleines, kesselförmiges Thal, welches von zackigen Granitmassen umringt ist, die sich wie die Rolandsbresche in den Pyrenäen zu einem schmalen Eingang öffnen. Der Felsen ist von beiden Seiten durchhauen, und der Reisende, dessen Blicke hier zum erstenmal auf die Thürme des Klosters fallen, glaubt sich durch einen Zauberschlag aus der Gegenwart in die Vergangenheit, von dem geschäftigen Treiben unseres utilitarischen Jahrhunderts in das beschauliche Eremitenleben des frommgläubigen Mittelalters, oder wenigstens aus dem Schoße des strengprotestantischen Englands in die Berge Kalabriens oder der Sierra Morena versetzt.

Als unsere Gesellschaft sich den Thoren St. Bernhard's näherte, schämte ich mich beinahe des Kontrastes, der zwischen unserer modischen Equipage und der Einfachheit des Klosterportals stattfand. Es schien mir ein Anachronismus, den eleganten Landau, mit seinen schönen Pferden und betreßten Livreebedienten, an einem Thorweg von grauem Stein vorfahren zu lassen, der in das 14te oder 15te Jahrhundert zu gehören schien und an dessen Eingang ein eben so alterthümlicher Kuttenträger uns willkommen hieß. Im heftigsten Wind und Regen stand der arme Pater mit bloßem Haupt und lächelnder Miene; wir glaubten beinahe einen Boten aus jener Welt zu erblicken, der uns, wie der gespenstische Freund Lenorens, zum Grabe winkte. Das Gelübde der Cisterzienser schließt auch die Gastfreiheit ein, und an dem Klosterthore hatten wir keine gemalte, sondern eine ins Leben getretene Kopie des alten Bildes: La Carità degli Frati. Es waren ein Paar Dutzend irländischer Schnitter, alter Weiber und Kinder, die kalt und triefend unter dem Schutze des Thorweges standen, während Pater Johannes, ein Mönch mit freundlichem Auge und rosiger Wange, einen großen Kochlöffel in der Hand, durch ihre Reihen schritt und sie mit heißer Suppe und schwarzem Brod traktirte. Aus dem Innern der Pförtnerwohnung kam uns der Dampf eines mit Lauch gefüllten Kessels entgegen, und eine Tafel voll Gemüse und anderer Lebensmittel zeigte zur Genüge, daß dieses keine Festtags-Scene, sondern eine regelmäßige Almosen-Vertheilung sey. Man sagte uns auch wirklich, daß zur Aerndtezeit täglich sechzig bis siebzig Personen herkämen, und daß solche, die es wünschen, in einem eigens dazu bestimmten Nebengebäude die Nacht zubringen können.

Die Gastfreundschaft der Mönche ist jedoch nicht allein auf die Armen beschränkt. Unsere Gesellschaft ward in ein kleines, aber reinliches Zimmer auf der anderen Seite des gewölbten Thorweges geführt, von wo aus wir durch eine Wendeltreppe nach einem langen Gemache kamen, welches die ganze Länge des Vorgebäudes einnimmt. Der würdige Prior, der uns mit wohlwollender Miene empfing, gab uns zu verstehen, daß diese Zimmer, wobei sich auch ein Paar Schlafkammern befanden, für Gäste höheren Standes bestimmt seyen. Sie waren einfach möblirt, aber ein helles Feuer im Kamin verlieh ihnen ein freundliches Ansehen, und der aufwartende Laienbruder setzte uns treffliches Brod, Butter und Käse vor. Pater Bernhard, der Prior, der uns ein Mann von achtungswerthem Charakter und gesundem Verstande schien, war viele Jahre Mitglied des Ordens gewesen und erzählte Manches über die Wanderungen der Mönche von ihrem ehemaligen Sitze in Lulworth nach Frankreich, dann nach Irland und endlich nach Leicestershire. Die ganze klösterliche Familie besteht, wie er uns sagte, aus etwa vierzig Personen: hierunter sind Novizen, Laienbrüder und Kirchendiener mit eingegriffen — nur ein Dutzend ungefähr sind wirkliche Mönche. Ihre Ordensregel ist streng: frühes Aufstehen, Schweigen, Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, die Verrichtung von Feld- oder häuslichen Arbeiten sind ihre besonderen Pflichten, wozu sich noch die gewöhnliche Routine der Messen und Chorgesänge und die gastfreie Aufnahme und Bewirthung der Fremden gesellt.

Der männliche Theil unserer Gesellschaft ward jetzt eingeladen, das Kloster selbst in Augenschein zu nehmen, und der Prior übernahm in eigener Person das Amt des Cicerone. Nur eine kleine Abtheilung des Gebäudes ist mit Glasfenstern versehen, um eine Art von Wohn- und Lesezimmer für die Mönche zu bilden, und als Refektorium dient ein schmuckloses, ungeheiztes Gemach, in welchem sich keine andere Möbel als ein langer Tisch und ein Lesepult befinden. Die Brüder versammeln sich nur einmal in den vierundzwanzig Stunden zu ihrem einfachen Mahl, wobei stets ein geistliches Buch gelesen wird, um auch diese Zeit nicht unbenutzt verstreichen zu lassen oder vielleicht um den natürlichen Appetit nach einer etwas nahrhafteren Kost zu bekämpfen. Indessen versicherte uns der Prior, daß die strenge Diät ihrer Gesundheit durchaus nicht schade, und berief sich auf seine eigene stattliche Figur, um die Wahrheit dieser Behauptung zu bestätigen. Ueber dem Speisesaal zeigte man uns einen kleinen Raum, der seltsamer Weise zugleich als Werkstätte und Bibliothek dient und an das gemeinschaftliche Dormitorium stößt. Letzteres ist eine lange Gallerie, worin die Mönche, jeder in seinem engen Bette, schlafen und nur durch hölzerne Verschläge mit Gardinen von einander getrennt sind, so daß sie, ihrer abgeschiedenen Existenz ungeachtet, doch nie der völligen Einsamkeit genießen; sie befinden sich gleichsam in einem Mittelzustande, der ihnen weder die Freuden der Geselligkeit, noch die des Alleinseyns darbietet.

Von hier aus wurden wir nach der Kapelle geführt, die so gebaut ist, daß man sie künftig leicht vergrößern kann, wo sie dann das Schiff der Kirche bilden wird, an welches sich die Seitenflügel und der Chor anschließen. Ein hölzernes Gitter von geschmackvoller gothischer Arbeit trennt den öffentlichen von dem klösterlichen Theil der Kapelle, wo man zwei einfache, der Jungfrau und dem heil. Joseph geweihte Altäre sieht. Der Altarschmuck und die Ge-

mälde stehen mit der Armuth des Klosters im Verhältniß, aber in allen Einrichtungen giebt sich die schweigende Hoffnung kund, daß dem bescheidenen Gotteshause eine stolzere und glänzendere Zukunft bevorstehe.

Die Untersuchung des inneren Gebäudes war hiermit beendigt. Außerhalb waren die grauen Steinmauern des Klosters von kleinen runden Thürmen flankirt und mit einem hohen, spitzigen Dache nach Art der alten französischen châteaux bedeckt, und einige anstoßende Nebengebäude, die für häusliche Zwecke benutzt wurden, vollendeten das Ganze. Die kleine Ebene ist meistentheils sorgfältig bebaut, die Felsen, die sie umgeben, haben eine höchst romantische Lage, und die Aussicht, die sich zwischen ihnen auf das weite Thal des Soar und die malerischen Hügel von Charnwood eröffnet, bildet im Gegensatz zu dem Kloster und der Kapelle eine eben so neue als eigenthümliche Scene. Auch die Ebene ist von Mönchen bewohnt. Eine längst vergangene Zeit schien von neuem ins Leben getreten und eine Periode der englischen Geschichte wiederholt, die man vor kurzem noch auf ewig verschwunden glaubte. Wie bedenklich dieses auch dem ernsten Protestanten erscheinen mag, so liegt doch in der Wiedererscheinung der Cisterzienser in ihrer alten Heimat eine Poesie, die nicht ohne ihren Reiz ist. Man kann hier das klösterliche Leben beobachten, ohne erst den Kanal zu überschreiten, und dem protestantischen Eifer zum Trotz ist die Anschauung eines zwischen der Andacht und der Arbeit getheilten Lebens voll patriarchalischer Einfalt für diejenigen von Nutzen, die nur weltliche Genüsse und weltliche Gedanken kennen. Es dürfte auch keineswegs zu befürchten seyn, daß die Mönchskutte in diesem englischen Engadi triumphiren und das betriebsame Leicestershire in eine zweite Thebais verwandeln werde; der Umkreis von Charnwood ist jetzt mit protestantischen Kapellen besäet, die ohne diese Anregung vielleicht nie entstanden wären, und die Nähe der römischen Sendlinge hat die Geistlichen der nationalen Kirche zu vermehrter Thätigkeit erweckt. Die leichten Truppen des Protestantismus, die Dissenters von verschiedenen Sekten und verschiedenen Benennungen, sind mit gleicher Energie in den Städten und Dörfern der Umgegend aufgetreten, und es ist wenig Aussicht, daß die Massen zum Papstthum zurückkehren werden, so lange man für einen Penny eine Meile weit reisen und für einen Shilling das neue Testament kaufen kann. (Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Die Parteien unter den polnischen Emigranten im Auslande. Der Aufstand, der in den getrennten, wiewohl immer noch durch ein inneres geistiges Leben zusammenhängenden Gliedern des alten Polen versucht worden, der jedoch nur im Freistaate Krakau so wie in Galizien zu einem wirklichen Ausbruche gekommen, ist augenscheinlich von den in Frankreich, England und Belgien unter den dortigen polnischen Emigranten bestehenden Parteien vorbereitet und geleitet worden. Vorherzusehen war das Scheitern dieses Versuches, unternommen mitten im Frieden der Welt und zu einer Zeit, in der selbst die leicht angeregten Franzosen zu der Einsicht gekommen, daß sich die Reformen der Staaten und Völker auf dem Wege fortschreitender Geisteskultur und steigenden Wohlstandes eben so gut und dauernder erringen lassen, als auf dem der blutigen Revolutionen — aber es ist nicht Sache des polnischen Charakters, auch nur die nächsten Folgen eines Unternehmens zu berechnen. Als man eine polnische Dame fragte: Was haben Sie nun erreicht durch diesen unzeitigen, wahrhaft tollen und nur noch zu größerem Mißtrauen gegen Ihre Bestrebungen zur Aufrechthaltung der polnischen Nationalität führenden Versuch? — da antwortete sie: „Was wir erreicht haben? Sehr viel! Man hat wieder vierzehn Tage lang von Polen, von Polen in seiner alten Größe gesprochen, man hat Europa daran erinnert, daß Polen noch nicht untergegangen unter den Nationen, unter die es vertheilt werden, und das ist uns genug!" — Sind dadurch aber auch die vielen Familien getröstet, die durch das letzte planlose Ereigniß unglücklich gemacht sind, indem sie eines ihrer theuersten Mitglieder oder ihr Vermögen verloren? Wir glauben nicht, daß die besonneneren Männer der polnischen Emigration eine solche Verantwortlichkeit werden übernehmen wollen, wie es denn überhaupt auch noch unklar ist, von welcher der verschiedenen im Auslande bestehenden Emigrationsparteien der Aufstandsversuch vorbereitet und geleitet worden. Ueber die gegenwärtige Stellung dieser Parteien, von denen wir in unserem Blatte schon öfter gesprochen, entlehnen wir einem Zeitungs-Artikel folgende uns als richtig erscheinende Notizen: „Die im Jahre 1832 in Paris gestiftete Réunion générale des Polonais ist bereits seit längerer Zeit aufgelöst, denn die Zwietracht, das fluchwürdige Verhängniß des Polenvolkes, war mächtiger, als die bitterste Erfahrung, wirkte bis in die Verbannung und trennte den Bund durch erbärmliche Eitelkeit und Selbstsucht. Es bildeten sich drei größere Parteien, die wenigstens noch bis vor kurzem existirten und sich schroff gegenüberstanden. Das reiche und vornehme Polen, mit dem romantischen Zauber seiner Frauen und Ritter, hat seinen Wohnsitz in Paris und sein Hauptquartier in dem Hotel des Fürsten Adam Czartoryski. Um diesen, dermalen 76jährigen, zu verschiedenen Perioden um sein Vaterland hochverdienten, von reinem Patriotismus beseelten Mann schaart sich jene Partei des polnischen Adels, die als aristokratisch-konservative bezeichnet und von der behauptet wird, daß sie, ohne bessere Einsicht in die veränderte Zeit, nur die Herstellung des mittelalterlichen Feudalismus und ihrer Standesrechte erstrebe und zu diesem Zweck revolutionire. Von ihr soll bereits vor geraumer Zeit der Fürst Czartoryski zum Könige von Polen erwählt worden seyn. Als der Kriegsmann dieser Partei wird der General Dembinski bezeichnet. Die zweite große Partei, im Auslande gering, aber allen Anzeichen nach zahlreich in Polen und daselbst täglich wachsend, ist die Partei der Liberalen und Demokraten. Ihr Führer ist Herr Joachim Lelewel, ihre Losung die Republik. Sie hat ihren Sitz in Brüssel, und zum Organ dient ihr das Journal l'aigle blanc. Als militairische Autorität gehört dieser Partei an der Gen. Dwernicki. Eine dritte Partei ist die religiös-politische unter Führung des Dichters Mickiewicz, der seither in Paris als Professor am französischen Institut lebte, seiner aufreizenden Vorlesungen wegen aber dieses Amtes entsetzt worden ist. Herr Mickiewicz ist ein Apostel des Panslawismus, dessen Hegemonie Polen übernehmen soll, um die politische Freiheit dieses Völkerstammes herzustellen und die absoluten Throne umzustürzen. Polen und Russen sollen sich nicht länger befehden, sondern mit einander vereint die Errichtung eines großen slawischen Bundesstaates erstreben und sich gegenseitige Hülfe gegen die absolute, kirchliche wie weltliche, Macht gewähren. Selbst eine eigene Kirche ist für diesen neuen Staat in Vorschlag gebracht: die Wirksamkeit dieser Partei, deren Anhänger übrigens mehr unter den Russen, als unter den Polen zu suchen sind, hat bei der jetzigen Sachlage keine absonderlichen Aussichten und dürfte, zumal von den beiden übrigen Parteien, zurückgewiesen werden."

— Deutschlands Einfuhr überseeischer Erzeugnisse. In den drei Haupthäfen des nördlichen Deutschlands wurden im Laufe des vorigen Jahres an überseeischen Erzeugnissen eingeführt:

	in Hamburg,	Bremen,	Stettin.
Zucker	82½ Mill. Pfd.	18½ Mill. Pfd.	34½ Mill. Pfd.
Reis	9½ " "	8½ " "	9½ " "
Farbehölzer	12½ " "	8 " "	16½ " "
Kaffee	63½ " "	12 " "	6 " "
Thran	10½ " "	12½ " "	20 " "
Baumöl	3½ " "	120,000 Pfd.	4½ " "
Palmöl	2 " "	939,000 Pfd.	6½ " "
Rosinen und Korinthen	10½ " "	unbekannt	5½ " "

Man sieht hieraus, daß der Ostseehafen mit den beiden Nordseehäfen in einigen Artikeln schon auf eine sehr beachtenswerthe Weise zu konkurriren vermag. In einigen anderen hier nicht aufgeführten Einfuhr-Artikeln, wie namentlich Baumwolle und Tabak, vermag er freilich weder in dem einen mit Hamburg, noch in dem anderen mit Bremen zu wetteifern, doch liegt dies weder an der Speculationslust, noch an den Geldmitteln Stettins, sondern lediglich an — dem Sundzoll, der z. B. von jedem Centner roher Baumwolle 20 Sgr. beträgt, während bekanntlich England in neuerer Zeit dieses seiner Industrie so nöthige Material von aller Eingangssteuer befreit hat. Stettin ist aber nicht blos durch seine Lage an der Ostsee, sondern auch durch die Verbindung seiner Interessen mit den davon zum Theil sehr abweichenden des binnenländischen Zollvereins in einem bedeutenden Nachtheile gegen die Freihäfen der beiden Hansestädte, der nur dadurch sich dürfte ausgleichen lassen, wenn der Zollverein einmal, wie es bereits ernstlich in Vorschlag gekommen, durch die Einführung von Differentialzöllen die direkte Verbindung seiner Häfen mit außereuropäischen Ländern entschieden begünstigte.

— Henri Vieuxtemps. Belgien ist kürzlich in diesen Blättern das „Land der Violinisten" genannt worden, und mit Recht; denn wenn es auch nur den einzigen Vieuxtemps geboren hätte, verdiente es diesen Namen schon mehr als jedes andere Land. Es besitzt freilich auch außerdem noch de Beriot, Prume, Pauman, Leonard u. s. w., aber diese an sich so verschiedenen Talente und ungleichen Größen, wie ordnen sie sich alle jenem ausgezeichneten Künstler unter, dem selbst sein Lehrer de Beriot, der allerdings ein würdiger Meister dieses Jüngers ist, den Vortritt zugestanden hat. Nur einige seiner Töne braucht man gehört zu haben, um sich zu sagen, daß man dergleichen noch nie gehört. Denn wenn Paganini's Geigenspiel phantastisch, geisterhaft, ja dämonisch war, so bietet uns dagegen der Ton wie die Tondichtung Vieuxtemps' die vollendete schöne Kunstform dar. Hier ist Alles harmonisch — gleich weit entfernt von bizarrer oder auf die Lust an Luftsprüngen berechneter Künstelei, wie von gelehrter und ins Unverständliche sich verirrender Ueberschwänglichkeit. Das Konzert, das Herr Vieuxtemps am Donnerstag den 12. März in Berlin gab, wird wahrscheinlich eine Reihe viel aufgesuchter Kunstgenüsse für unser Publikum eröffnen. Hatte doch schon an diesem Abend der Ruf des Virtuosen eine wahrhafte Elite von Kunstfreunden um ihn versammelt. Das große Konzert seiner Composition, mit welchem er hier seine Leistungen begann, gab dem Publikum sogleich Gelegenheit, zu beurtheilen, daß der Ruf des Künstlers, den es vor nunmehr beinahe zehn Jahren zuletzt gehört hatte, mit vollem Recht um so viel größer geworden, obgleich der jetzt etwa 26jährige Virtuos schon als Jüngling und als Knabe Außerordentliches geleistet. Aus dem Knaben und dem Jüngling ist nun ein Mann geworden — ein Mann in der Kunst wie Wenige. Und wie von der ernsten, so gab er uns auch von der heiteren Seite seiner Kunst eine Probe in den humoristischen Variationen des amerikanischen Volksliedes Yankee doodle, die diese Melodie, welche zugleich Matrosentanz und Schlachtgesang der Yankees ist, bald auch bei uns populair machen dürften.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 33. Berlin, Dienstag den 17. März 1846.

Belgien.

Vlaemische Literatur, von L. v. Ploennies.*)

II. Hendrik Conscience's Geschichte von Belgien.**)

Von warmer Vaterlandsliebe und strenger Gerechtigkeit beseelt, mit dem Talent einfacher und klarer Darstellungsweise begabt, von praktischem Gefühl geleitet, das Erhabene und Schöne lebendig aufzufassen und schlagend hervorzuheben, erscheint Conscience in verschiedenen Beziehungen der schwierigen Aufgabe eines Historikers gewachsen. Ob sein Werk den Gelehrten genügen kann, ob er im Studium historischer Quellen tief und genau zu Werke gegangen, das ist eine Frage, die eben nur Gelehrte entscheiden können und werden. — In diesem Werke, das auf 522 Seiten (gr. Oktav) die Geschichte Belgiens, von ihrem ersten Ursprung an bis auf unsere Tage, umfaßt, hat Conscience den gewöhnlichen Fehler niederländischer Schriftsteller, die Breite, vermieden. Daß eine historische Schilderung der Niederlande durch einen Belgier und Katholiken die Färbung seiner Nation und seines Glaubens trägt, ist nicht nur natürlich, sondern macht die Darstellung für uns noch interessanter, da wir dadurch zu einer Vergleichung mit denjenigen Schriftstellern unseres Vaterlandes aufgefordert werden, die denselben Stoff bearbeitet haben. Der Satz, daß der Schriftsteller und Dichter über der Partei stehen müsse, ist längst mit Recht bestritten worden. Jeder Mensch von Geist und Charakter muß eine Gesinnung haben und deshalb nothwendig Partei nehmen, noch mehr als alle Andere aber der Schriftsteller, der Dichter, der vermöge seiner lebhafteren Empfindung und reicheren Phantasie die Ereignisse, die er heraufbeschwört, geistig durchlebt, durchfühlt und sie in dem eigenthümlichen Lichte der Welt zeigt, darin sie ihm erscheinen. Jedes Kunstwerk wird und muß das Gepräge der Individualität tragen, und ein Historiker, welcher sich begnügt, kalt, dürr und trocken die geschichtlichen Ereignisse chronologisch an einander zu reihen, liefert eine Chronik statt einer lebendigen Geschichte. Die drei Historiker aber, deren Geschichte von Belgien uns zu Vergleichungen vorzugsweise auffordert, sind Schiller, Duller und Conscience. Alle Drei Männer von Geist und Charakter, von Gesinnung — und dabei alle Drei Dichter. Jeder hat seine Helden, seine Epochen, die er mit besonderer Vorliebe und Begeisterung ergriffen und geschildert hat; so haben Schiller und Duller, der in dessen Geist fortarbeitete, Wilhelm von Oranien aufgefaßt, — daß dies bei Conscience nicht der Fall war, wird uns nicht befremden. Da die Epoche, mit welcher Schiller schließt und Duller beginnt, eine der interessantesten für uns ist, so folgt hier in Uebersetzung ein Auszug aus der vlaemischen Darstellung von Conscience.

Alba's Herrschaft in den Niederlanden.

„Gewiß hatte Margaretha Recht, als sie dem Könige die Absendung spanischer Truppen widerrieth; aber Philipp II. war nicht der Mann, der einen Entwurf aufgab, den er einmal auszuführen beschlossen hatte. Was die Niederlande betrifft, so wußte dieser Fürst nie zur rechten Zeit seine Maßregeln zu ergreifen; so zog er auch jetzt keinen Nutzen aus der Reaction der Gemüther und blieb halsstarrig bei der Idee, daß es nothwendig sey, durch einen zerschmetternden Schlag den niederländischen Unruhen ein Ende zu machen. Um diesen Entwurf auszuführen, bedurfte er eines Werkzeuges, das, ohne Ansehen der Person, ohne Abscheu vor Blutvergießen, ohne Furcht vor dem Haß der Völker, die eiserne Ruthe der Rache in seinem Namen führen könne. Dieses Werkzeug fand er in Ferdinandus Alvares von Toledo, Herzog von Alba, den er mit der Organisirung einer Armee beauftragte, welche die nun sehr ruhigen Niederlande bezwingen sollte. Dieser Alvares von Toledo war ein alter Feldherr, der sich schon unter Kaiser Karl durch Tapferkeit und Kriegskunde berühmt gemacht hatte; bekannter noch war er unter seinen Landsgenossen durch seinen ungemeinen Hochmuth, seine Rauhheit und durch die kalte Beharrlichkeit, mit welcher er einmal gefaßte Vorsätze ausführte. Keinen passenderen Mann konnte Philipp erwählen, um seine Befehle ohne Rückhalt, ja durch Strenge geschärft, ausgeführt zu sehen. Der Herzog von Alba war mit Leib und Seele ein Krieger; er kannte keine Verzögerung, keine Verschonung, und so wie er selbst jedem Wink seines Königs einen blinden Gehorsam leistete, so verlangte er auch, daß man seinem ersten Befehle genüge. Pflichterfüllung und Hochmuth waren die einzigen Triebfedern, die ihn leiteten; die Welt erschien ihm wie eine Armee, in welcher Jeder sich, ohne sich eine Untersuchung zu gestatten, vor seinem Oberen beugen muß; deshalb auch kannte er keine andere Herrschermittel, als Schwert und Schaffot. Diese Schlimmes verkündigenden Eigenschaften, mit dem Ruhme eines ausgezeichneten, aber unerbittlichen Kriegsmannes verbunden, erfüllten die Einwohner der Niederlande mit tödtlichem Schreck, sobald sich die Nachricht verbreitete, daß der Herzog von Alba sich anschicke, mit einer spanischen Armee herüber zu kommen. Etliche Tausend Einwohner verließen Belgien, um in den benachbarten Ländern eine Zuflucht zu finden. In einer letzten Zusammenkunft in Willebroek, im April 1567, strebte Wilhelm von Oranien den Grafen von Egmont zu überreden, mit ihm nach Deutschland zu ziehen; doch Egmont, im Gefühl seiner Unschuld, weigerte sich, sein Vaterland zu verlassen; worauf ihm Wilhelm mit Nachdruck sagte: „Fürwahr, Du wirst die Brücke werden, über welche die Spanier in die Niederlande ziehen, und welche sie niederreißen, sobald sie darüber sind!" Diese Worte jedoch verfehlten ihre Wirkung auf Egmont's Gemüth, und obgleich mit tiefer Rührung, trennte er sich von seinem Freunde. Wilhelm begab sich nach Breda und von dort nach Deutschland, Egmont aber stellte sich am Hofe dem Dienste der Statthalterin; mit sechs Fähnlein Fußknechten zog er aus und verfolgte, wo er konnte, die Aufrührer und Protestanten.

„Unterdessen zog der Herzog von Alba mit 8700 Fußknechten und 1200 Reitern aus Spanien über das mailändische Gebiet und gelangte über Lothringen und Burgund ins Luxemburgische, woselbst sich mit ihm verbanden die Grafen von Lodron, Eberstein und Schauenburg, jeder mit einer Anzahl deutscher Soldaten. Der Herzog zog am 22. August 1567 in Brüssel ein und stieg im Hofe von Culenborg ab. Er zeigte der Statthalterin die königliche Vollmacht, in welcher ihm so ausgedehnte Gewalt gegeben war, daß Margaretha von Parma ihm allen Aerger unterdrücken konnte. Der Herzog schickte spanische Besatzung nach allen festen Städten und bereitete die Mittel vor, sich aller verdächtigen Personen zu versichern. Von seinen Absichten ließ er jedoch nichts blicken; er schien nicht gekommen zu seyn, um zu strafen, sondern um mögliche neue Unruhen zu verhüten. Mit zuvorkommender Artigkeit empfing er die Edelleute und lockte dadurch die bedeutendsten Männer des Landes an den Hof. Egmont, der von Charakter schwach, aber rechtlich und vertrauend war, begab sich am 9. September 1567 in den Rath, welchen der Herzog in Brüssel versammelt hatte. Als die Sitzung geendet war, wollte Egmont den Hof verlassen; Alba gab jedoch vor, ihn allein sprechen zu müssen, und sie begaben sich zu diesem Zweck in ein abgesondertes Gemach, in welchem Alba, plötzlich die Maske fallen lassend, ihm den Degen im Namen des Königs abforderte. Augenblicklich wurde der bestürzte Graf von spanischen Soldaten umringt und gefangen genommen; zur selben Zeit verfuhr Ferdinand, des Herzogs Sohn, auf gleiche Weise mit dem Grafen von Hoorn. Andere spanische Obersten nahmen an demselben Tage den Bürgermeister von Antwerpen, Antonius von Stralen, den Geheimschreiber des Grafen Egmont, Kasenbroodt von Backerzeel, und verschiedene andere verdächtige Edelleute gefangen. Alle wurden ins Gefängniß geworfen. Das Volk war über diesen verrätherischen Anschlag so bestürzt, daß Niemand ein Wort zu sprechen wagte; auf den Angesichtern der Bürger war jedoch die tiefste Niedergeschlagenheit zu lesen, und manches Herz blutete aus Mitleid für das Vaterland, dessen Zukunft sich so schrecklich zu gestalten schien. Am bestürztesten war die Statthalterin, da sie ihren Friedensbau in Trümmer stürzen sah und die Hoffnung aufgeben mußte, die Niederlande ohne großes Blutvergießen dem Könige bewahren zu können. Sie schrieb sogleich nach Spanien und bat in so dringenden Worten, der Regentschaft entlassen zu werden, daß Philipp in ihre Entfernung willigte. Die gütige Fürstin, deren friedliebende Sanftmuth man nun erst nach Würden zu schätzen begann, verließ Belgien im Februar 1568 und begab sich zu ihrem Gemahl nach Parma.

„Alba, der nun allein Oberfeldherr und Statthalter der Niederlande geblieben war, setzte sein begonnenes Werk mit Eifer fort. Um die Städte im Zwang halten zu können, ließ er sogleich starke, fast unbesiegbare Kastelle in Antwerpen, Valenciennes, Vliessingen und Gröningen errichten. Vor der Entfernung der Regentin hatte er einen Rath gebildet, um die Angeklagten zu richten; dieser Gerichtshof war aus niederländischen Rechtsgelehrten und einigen Spaniern zusammengesetzt. Er nannte ihn den Rath der Unruhen: aber das Volk, welches sah, wie unerbittlich die Todesurtheile darin ausge-

*) Vgl. Nr. 18 des Magazins.

**) Geschiedenis van België door Hendrik Conscience, vervolgd met 200 Houtsneden, getecknnd door Wappers, Hamman, Lauters, Jacob-Jacobs, Lies etc. etc.

sprochen wurden, nannte ihn den Blutrath, welcher Name ihm geblieben ist. Kraft der Urtheile dieses Rathes enthaupteten man an einem und demselben Tage in Brüssel neunzehn Edelleute; kurz darauf schlug man dem Bürgermeister von Straelen zu Bilvoorden das Haupt ab, und zu derselben Zeit erlitt Kasenbroodt in Brüssel die Todesstrafe. Inzwischen war der Graf von Aremberg mit einer kleinen Truppen-Abtheilung gegen Ludwig von Nassau gezogen, den er in der Gegend des Klosters von Heiligerlen in Friesland wohlverstärkt liegen fand. Der Graf von Aremberg, welcher sah, wie der Feind von allen Seiten durch Moräste geschützt sey, hielt es nicht für rathsam, auf solch ungünstigem Boden eine Schlacht zu liefern; als aber die spanischen Soldaten ihm Feigheit vorwarfen, gab er, voll Wuth über diese ungerechte Beschuldigung, Befehl zum Angriff. Voran stürzend, drang er kämpfend bis zu Adolph von Nassau vor: die zwei Ritter rannten gegen einander an und fielen nach einigen Minuten heftigen Kampfes beide todt aus dem Sattel. Alsbald geriethen die spanischen Truppen in Verwirrung, die Geusen trieben sie zur Flucht, ermordeten fast alle Spanier und behielten einen blutigen Sieg in der Schlacht von Heiligerlen. Dieses Unglück stimmte den Herzog mehr zur Wuth als zur Betrübniß; er erklärte, daß er selbst die Truppen anführen wolle, vorher jedoch beschloß er, den Niederlanden einen schrecklichen Beweis seiner Rache zu geben. Unter Beschuldigung des Hochverrathes lud er die Grafen von Egmont und Hoorn vor den Blutrath. Lange berathschlagten die Richter über das Urtheil, das sie rechtskräftig aussprechen sollten. Einige sagten: Egmont habe sich zu jeder Zeit als ein Freund der Feinde des Königs gezeigt; er und der Graf von Hoorn hätten in Dendermonde sogar darüber berathen, ob man den König nicht mit bewaffneter Hand verhindern solle, in die Niederlande einzudringen; Egmont sey außerdem der Anstifter des Bundes gegen den Kardinal Granvella gewesen, woraus alle anderen Unruhen entstanden wären. Ferner behauptete man, das Benehmen der beiden Edelleute sey immer doppelzüngig und verrätherisch gewesen, und sie hätten ihren Eid der Treue gebrochen, um mit den Feinden des Königs und der Kirche zusammenzuhalten. Andere erinnerten zwar an die unschätzbaren Dienste, welche Egmont dem Könige und dem Vaterlande geleistet habe; an seine Tapferkeit bei St. Quentin und Grevelingen, wodurch er damals die Niederlande dem Fürsten erhalten habe; an seine letzten Bestrebungen, die Bilderstürmer zu strafen und den katholischen Glauben aufrecht zu halten, und an seinen rechtlichen Willen, sich fortan von den Feinden zu trennen, die ihn irre geleitet hätten. Aehnliche Gründe brachte man auch zum Vortheil des Grafen von Hoorn vor, doch Alles umsonst; die beiden Edelleute wurden verurtheilt, von der Hand des Henkers zu fallen. Man brachte die unglücklichen Grafen, unter einer Bedeckung von 3000 spanischen Soldaten, aus ihrem Gefängniß in Gent nach Brüssel und hielt sie im Brodhaus gefangen. Nach zwei Tagen kam der Bischof von Ypern, Martin von Rithofen, in der Nacht, um ihnen das Todesurtheil vorzulesen und sie als Priester zum letzten Gang vorzubereiten. Der Graf von Egmont beklagte sich zuerst mit bitterem Schmerz über sein Geschick und die Undankbarkeit, welche man für die von ihm geleisteten Dienste zeige; später jedoch ergab er sich in Ruhe, empfing mit Gottesfurcht den Beistand des Priesters und sah seinem Tode mit christlicher Ergebung entgegen. Er schrieb einen Brief an den König, um seine Gemahlin und seine elf Kinder seiner Gnade zu empfehlen, und brachte die Nacht im Gebete zu. Der Graf von Hoorn empfing sein Urtheil mit außerordentlicher Unerschrockenheit und zeigte sich anfangs wenig geneigt, den Beistand des Bischofs anzunehmen; zuletzt aber folgte er Egmont's Beispiel. Den 5. Juni 1568 stand vor dem Rathhause zu Brüssel das Schaffot aufgerichtet, zweiundzwanzig Fähnlein spanischer Soldaten umringten es, um die Bürger davon entfernt zu halten. Um 10 Uhr Morgens erstieg der Graf von Egmont mit dem Bischof von Ypern das Schaffot; er küßt das ihm vom Bischof dargereichte Kreuz, empfängt die heilige Oelung und legt das Haupt auf den Block. Der Henker haut zu — Thränen entströmen den Augen der Niederländer — das edle Haupt fällt — der niederländische Ritter ist nicht mehr! — Sein Freund, der Graf von Hoorn, folgt ihm — das Schwert blitzt zum zweitenmal, das Blut überströmt aufs neue den Mörderblock. — Das Volk entflieht seufzend und weinend, aber sprachlos und voll Grauen durch die angränzenden Straßen nach Hause — Alles wird still auf dem Markt — es ist vollbracht!

„Dieses eben so staatsunkluge als unmenschliche und nutzlose Urtheil war von höchst nachtheiligen Folgen für das Vaterland, den Gottesdienst und den König, und man kann es als eine der Hauptursachen des Unheils und der Spaltungen betrachten, welche den Norden und Süden der Niederlande zerrissen. Egmont war seines Kriegsruhms eben sowohl als seiner Leutseligkeit wegen vom Volke außerordentlich geliebt. Die Katholiken sahen in ihm einen mächtigen Vertheidiger des Glaubens, und er wäre es in der That gewesen und geblieben, hätte nicht ein grausamer Spruch seinen Lebensfaden vor der Zeit zerschnitten. Von da an entbrannte ein unversöhnlicher Haß gegen Alba in der Brust der Niederländer, und sie legten ihm unter sich den Namen Bluthund bei. Die Geusen, die sich in Holland aufhielten und dort unter dem Befehl Ludwig's von Nassau die spanischen Truppen mit größerem oder geringerem Erfolg bestritten hatten, vermehrten sich an Zahl durch die zunehmende Auswanderung der Belgier, und Alles zeigte genugsam, daß der Herzog von Alba durch seine unberechnete Strenge das Loos der Niederlande aufs Spiel setzte.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Eisenbahnen in Ostindien.

(Schluß.)

Unter diesen Städten zeichnet sich besonders Mirzapore durch sein schnelles Wachsthum aus. Nach den drei Hauptstädten ist Mirzapore der größte Handelsplatz in Indien, und da dies nicht in zufälligen Ursachen, sondern in der Trefflichkeit seiner Lage und in den Produkten und der Industrie der benachbarten Provinzen seinen Grund hat, so läßt sich erwarten, daß dieser Wohlstand und diese Größe beständig zunehmen werden. Schon jetzt kann seine Bevölkerung wenig unter 100,000 Seelen betragen, und diese Bevölkerung besteht nicht, wie die von Benares, größtentheils aus einem trägen Pöbel, der durch Aberglauben angezogen wird und von den Künsten des Betrugs sich erhält, sondern aus thätigen, unternehmenden und glücklichen Negozianten, Banquiers und Handelsleuten aller Art. Nirgends in Indien zeigt der Basar einen belebteren Anblick. Der prunkhafte und eingebildete Muhammedaner mit breiter und regelmäßiger Physiognomie, der ruhige, schlaue, unermüdliche Hindu, mit scharfen Zügen, wachsigem Gang und berechnendem Auge, der übermüthige und räuberische Sikh, der kühne und etwas einfältige Mahratte, der noch am Stamm- und Feudalleben festhaltende Bundelah, der grausame Afghane, der schlottrige und listige Kaschmirier, der halb tatarische Nepalese, und endlich der Allen unähnliche und Allen überlegene Engländer bewegen sich oft bunt durch einander auf dem Basar von Mirzapore, über den Preis der Waaren und der Fracht oder über die Chancen der Indigo- und Baumwollen-Aerndte, über die Opiumzölle oder die Handelspolitik der Regierung sich unterhaltend.

Aber wer, der von dem Wesen des Handels einen Begriff hat, wird nicht einsehen, daß bei der durch Eisenbahnen gesteigerten Leichtigkeit der Ortsbewegung der Zusammenfluß der Kaufleute in Mirzapore noch viel stärker als früher seyn wird? Ehe jetzt Jemand eine Reise antritt, welche viele Wochen und viel Geld wegnimmt, wartet er auf eine Anhäufung von Geschäften, die allein ein so wichtiges Unternehmen und eine so bedeutende Ausgabe belohnen kann, sonst würde er in der That sein ganzes Leben auf der Reise zubringen müssen. Aber wo Tage zu Stunden und Monate zu Tagen werden, da gestaltet sich die Sache anders. Die Beweglichkeit der Mirzaporer wird dann noch größer werden: sie werden in Allahabad frühstücken, in der Breite von Agra Mittag essen und in Delhi soupiren, und der Reichthum und die Bevölkerung ihrer Stadt wird täglich zunehmen, bis sie die von Kalkutta oder Bombay erreichen wird.

Einer der wichtigsten Handelszweige in Indien, der durch die Eisenbahnen außerordentlich gehoben werden muß und der für die Zukunft des Welthandels oder wenigstens der allgemeinen Handelsverhältnisse Englands von großer Bedeutung ist, ist der Baumwollenhandel. Die [illegible]igkeit desselben besteht nämlich darin, daß durch den Anbau der Baumwolle in Indien England die Möglichkeit gegeben ist, sich von den Sklavenstaaten Amerika's vollkommen unabhängig zu machen. Auch hat sich vor kurzem in London eine Gesellschaft ausdrücklich in der Absicht gebildet, den Anbau der Baumwolle in Indien zu befördern. Aber diese Bestrebungen können nur dann von Erfolg begleitet seyn, wenn zugleich die nöthigen Anstalten für den raschen und leichten Transport der Baumwolle an die Küste getroffen werden. Diesem Bedürfniß sollen hauptsächlich die kleineren Eisenbahnen dienen, welche die Halbinsel Dekkan durchschneiden werden. Durch sie würden vorzüglich die zwei Hauptstärke der beiden südlichen Präsidentschaften, Bombay an der Malabar- und Madras an der Koromandelküste, theils mit dem Innern, theils mit der gegenüberliegenden Küste in Verbindung gesetzt werden.

Was die Kosten des Eisenbahnbaues in Indien betrifft, so sind dieselben im Vergleich mit denen der europäischen, namentlich aber der englischen Eisenbahnen, außerordentlich gering, und zwar aus mehrfachen Gründen. Einmal ist der Preis des Bodens dort sehr niedrig; auch ist ein großer Theil desselben im Besitz der Regierung, so daß hier jene übermäßigen Entschädigungsansprüche der Grundeigenthümer wegfallen, welche in England so viel zur Vertheuerung der Eisenbahnen beitragen. Ferner sind die Terrainschwierigkeiten dort meist nicht sehr bedeutend, namentlich auf dem Wege von Kalkutta nach Delhi; am meisten kommen hier noch die Eindämmungen in Betracht, durch welche die Bahnen gegen die Ueberschwemmungen der von tropischem Regen angeschwellten Flüsse geschützt werden müßten. Endlich sind auch der Arbeitslohn und die Preise der Lebensmittel in Indien viel niedriger, als in England. Dazu kommt noch, daß im Allgemeinen das rohe Material, wie Granit und andere Steinarten, und in vielen Distrikten sogar das Bauholz, weiter nichts kosten würden, als die Mühe, sie zu nehmen.

Eine wichtige Frage, auf deren Beantwortung bei den Eisenbahnen in Indien viel ankommt, betrifft das Verhältniß der Eingebornen zu denselben. Nach dem Urtheil der Offiziere, die hierüber zu Rathe gezogen wurden, hat man alle Ursache, eine bedeutende Einnahme von Passagieren zu erwarten, da die Eingebornen durchaus kein Vorurtheil gegen diese Art der Ortsbewegung hegen, vielmehr sich für die Einführung derselben lebhaft zu interessiren scheinen. Dies ist vielleicht zum Theil dem Eifer zu verdanken, womit man sich seit einiger Zeit bemüht hat, ihre Gedanken mit Eisenbahnen und Eisenbahnfahrten vertraut zu machen. Die bestgeschriebenen und interessantesten Artikel aus englischen Zeitschriften sind in die einheimischen Sprachen übersetzt und in die Ulbars aufgenommen worden. Diese Artikel werden von den Eingebornen mit großer Begier gelesen, welche daher in den Theilen Indiens,

wo der Journalismus einige Fortschritte gemacht hat, zur Benutzung der Eisenbahnen vollkommen vorbereitet sind. *)

Die Vortheile, welche die Anlegung von Eisenbahnen dem ganzen Lande, den Kapitalisten und vor Allem der Regierung selbst gewähren muß, sind zu auffallend, als daß sie von der letzteren oder der Ostindischen Compagnie länger übersehen werden können. In seinem Brief an den neuen General-Gouverneur, Sir Henry Hardinge, spricht sich der Hof der Direktoren hierüber aus und erkennt an, wie wünschenswerth die Einführung des Eisenbahnwesens für Indien sey. Doch als vorsichtige Staatsmänner halten sie es für ihre Pflicht, auch die Hindernisse und Bedenklichkeiten zur Sprache zu bringen, welche sich der Ausführung dieser Absicht entgegenstellen könnten. Diese Bedenklichkeiten, nebst der Widerlegung derselben durch die englische Presse, enthalten viel Belehrendes über die Zustände Indiens und scheinen uns daher der Mittheilung nicht unwerth

Folgendes sind, wie sie in jenem Schreiben aufgezählt werden, die Umstände, welche möglicher Weise die Ausbreitung der Eisenbahnen in Indien hemmen können: 1) Periodische Regengüsse und Ueberschwemmungen; 2) die fortdauernde Wirkung heftiger Winde und der zerstörende Einfluß der senkrechten Sonnenstrahlen; 3) die Beschädigungen am Holz und an den Erdarbeiten durch die Insekten und Würmer der heißen Zone; 4) die zerstörenden Wirkungen einer überwuchernden Vegetation auf Erd- und Mauerwerk; 5) die Unsicherheit und Schutzlosigkeit der Landstriche, durch welche die Eisenbahnen geführt werden würden; 6) der Mangel an zuverlässigen und tüchtigen Ingenieuren.

„Viele von diesen Bedenklichkeiten", sagt eine englische Zeitschrift, „lassen sich mit Einer befriedigenden Antwort zurückschlagen. Die sogenannten tanks oder Wasserbehälter, die in vielen Theilen Indiens angelegt sind und die dazu dienen, die Gewässer kleiner, aber oft reißender Ströme in engen Thälern zur Bewässerung des umliegenden Landes anzusammeln, bestehen immer aus Erddämmen, obwohl sie oft mit Steinen bekleidet sind. Diese Tanks sind dem Einfluß aller der Elemente ausgesetzt, welche den Dämmen der Eisenbahnen Gefahr drohen, und erleiden überdies noch auf einer Seite beständig den Druck einer ungeheuren Wassermasse, welche zuweilen plötzlich durch Ueberschwemmungen angeschwellt und durch heftige Winde aufgeregt wird. Wenn wir nun sehen, daß, trotz dieser ungünstigen Umstände, viele solcher Tanks in Dekkan, welche so groß sind, daß sie den Namen von Seen verdienen, sich eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch erhalten, indem einige sicherlich vor mehr als 800 Jahren angelegt wurden, so sind wir wohl zu dem Schlusse berechtigt, daß weder Regen, noch Ueberschwemmungen, noch die Zerstörungen von Insekten oder die Wirkungen einer überwuchernden Vegetation den Fortschritten des Eisenbahn-Systems in Indien hemmend in den Weg treten werden.

„Was die periodischen Regengüsse betrifft, so ist die heftigste Wirkung derselben auf die Länder am Fuße der Ghauts beschränkt. Die ungeheuren und schwerbeladenen Wolkenmassen, welche sich aus dem indischen Ocean erzeugen und von den Winden mit unglaublicher Kraft und Heftigkeit fortgeführt werden, fallen, durch ihr eigenes Gewicht unter die Spitze der Ghauts herabgedrückt, indem sie sich an dieser hohen Mauer brechen, in heftigen Strömen auf die Küste von Concan, Canara und Malabar nieder. Die Monsun-Regengüsse, welche über die Ghauts hinweggehen, sind verhältnißmäßig mild und würden auf verständig angelegte Dämme nicht sehr nachtheilig wirken. Ein sehr merkwürdiges Phänomen bei den Regengüssen in Dekkan mag hier im Vorbeigehen erwähnt werden, obgleich es keinen besonderen Einfluß auf den Fortschritt der Eisenbahnen ausüben mag. In der Stadt Hyderabad nämlich hat sich durch fortgesetzte meteorologische Beobachtungen herausgestellt, daß der Regen fast nur des Nachts fällt, während die Tage, obwohl nicht ganz wolkenlos, trocken bleiben. Dieselbe Bemerkung läßt sich mit einiger Beschränkung auf Alexandrien in Aegypten anwenden, wo wahrscheinlich, eben so wie im Dekkan, das Fallen der Regengüsse von denselben Gesetzen abhängt, welchen die Erzeugung und das Fallen des Thaus unterworfen ist.

„Das Wachsthum einer wilden Vegetation kann durch eine wachsame Eisenbahn-Polizei gehemmt werden, welcher man den Schutz der Anlagen, sowohl gegen die Feindseligkeiten der Natur als die des Menschen, anvertrauen muß. Allerdings wird, wenn die Bahn über lange Strecken unbeschützten Landes hinweg geht, die Wachsamkeit der Polizei sehr vermißt werden. Aber wenn man die Natur der Gesellschaft in Indien in Erwägung zieht, ist es vielleicht nicht zu viel gewagt, anzunehmen, daß die Fälle absichtlicher Beschädigung hier nicht zahlreicher vorkommen werden, als in Europa.

„Was endlich den Mangel an einer hinreichenden Anzahl von tüchtigen Ingenieurs betrifft, so wird sich dieser für die erste Zeit allerdings fühlbar machen. Aber es hieße, die Beschaffenheit der menschlichen Natur und die Motive, durch welche der Mensch sich überall leiten läßt, absichtlich aus dem Gesicht verlieren, wollte man annehmen, daß da, wo eine stete Nachfrage nach irgend einem Talent oder einer Geschicklichkeit stattfindet, die verlangte Sache sich nicht einfinden wird. Die Eingebornen Indiens besitzen keineswegs zu viel Spielraum für die Anwendung ihrer geistigen oder physischen Kräfte; vielmehr läßt man ihre Fähigkeiten, wie ihren Boden, nur allzu oft brach liegen. Wenn sie zur Einsicht kommen könnten, daß sie durch Beschäftigung mit Wege- und Maschinenbau zu Reichthum und zu einer höheren Stellung in der Gesellschaft gelangen würden, so würden sie ohne Frage sich derselben widmen und bald im Stande seyn, den Bedürfnissen des ausgedehntesten Eisenbahn-Systems Genüge zu thun. Sie besitzen ein bedeutendes Maß geistiger Energie, ahmen rasch und mit Geschick nach und werden durch eine merkwürdige Liebe zum Eigenthum zu Anstrengungen angespornt.

„Allerdings würde es nothwendig seyn, sie eine gewisse Vorschule durchmachen zu lassen und ihnen etwas von jenen Wissenschaften mitzutheilen, welche uns zu dem gemacht haben, was wir sind. Aber dies wäre nur ein neues Argument zu Gunsten des Unternehmens. Wir brauchten nicht ein unbestimmtes, allgemeines Unterrichts-System einzuführen, das vielleicht im Ganzen wohlthätig wirkt, während es schwer seyn würde, die einzelnen Wohlthaten desselben genau anzugeben. Hier würde ein ganz bestimmtes Wissen mitgetheilt, und dasselbe könnte sofort eine nützliche Anwendung finden. Aber wenn man den Hindu oder Muhammedaner mit den Grundsätzen der Mathematik und Mechanik bekannt machte, so würde er hierbei nicht stehen bleiben. Sein Geist würde eine Anregung erhalten haben, die keine Anstrengung seines Willens mehr hemmen könnte. Wider Willen würde er vorwärts getrieben werden: der Wunsch, zu wissen, würde Wissen erzeugen: von einem Zweige des Wissens würde er zu einem anderen fortschreiten, er würde forschend hinabsteigen in die Schichten der Erdrinde und seinen Blick zur Anschauung des Himmels erheben, und dann würde er allmälig von den Naturwissenschaften zur Betrachtung jener verborgeneren und verwickelteren Gesetze übergehen, welche den Fortschritt des Gedankens und die Empfindungen des Herzens regieren und zuletzt der bürgerlichen Gesellschaft selbst Form und Bestand geben. So würde aus Eisenbahnen und Erdarbeiten ein geistiges Leben entspringen, welches auf die künftigen Geschicke Indiens einen mächtigen Einfluß ausüben muß."

*) Nach den neuesten Nachrichten aus Indien wurde kürzlich eine Versammlung der Dharani Sabha oder Synode der orthodoxen Hindus gehalten, um die Frage zu besprechen, ob die Pilger auf ihren Wallfahrten nach den verschiedenen berühmten Tempeln und heiligen Orten sich der Eisenbahnen bedienen könnten? Die Frage wurde bejahend entschieden, unter der Voraussetzung, daß für die Absonderung der Kasten und die Anschaffung angemessener Erfrischungen gehörige Sorge getragen würde.

Nord-Amerika.

Yankee Doodle.

Durch die Geige Henri Vieurtemps' ist dieses zwar sehr einfache, aber originelle Lied, das er mit Variationen ausgestattet, die durch ihr neckisches Umflattern der Grundmelodie jedes nordamerikanische Herz in Feuer und Flammen setzen müssen, auch in Europa populär geworden. Es scheint jedoch dieses Volkslied, trotzdem daß unser Mitbürger, Herr Dr. Julius, schon vor mehreren Jahren den englischen Text desselben und die musikalischen Noten dazu in seinem Reisewerk über Amerika mitgetheilt, noch sehr wenig unter uns gekannt zu seyn. Es geht dies selbst aus der Ankündigung in dem Konzert-Programme des Herrn Vieurtemps hervor, in welchem es als „ein amerikanisches Nationallied" bezeichnet wird, während es doch nicht eines unter manchen anderen Nationalliedern, sondern das amerikanische Volkslied par excellence, das Lied ist, das, wie wir bereits erwähnt, sowohl Matrosentanz als Schlachtgesang der Yankees, und ohne welches man sich kein Volksfest, keinen Patriotenschmaus, ja keine Hochzeit und keinen Kinderscherz in den Vereinigten Staaten denken kann.

Die Musik dieses Liedes soll von einem Engländer komponirt seyn, der sich im vorigen Jahrhundert den Spaß gemacht, sie den nordamerikanischen Offizieren als einen berühmten Militairmarsch zu empfehlen, der von allen europäischen Heeren gespielt werde und der bei jeder wohldisziplinirten Armee eingeführt seyn müsse. Seine Absicht war, sie dadurch in den Augen der englischen Soldaten lächerlich zu machen, aber was diesen ein Gegenstand des Gelächters seyn sollte, ward ihnen bald ein Gegenstand des Schreckens. Denn schon in der Schlacht von Bunkers-Hill (1775) begeisterte der Gesang eines Liedes nach dieser Melodie die amerikanischen Freiheitshelden, die, nachdem sie ihren ersten großen Sieg unter den Tönen desselben errungen hatten, den „Yankee Doodle" nun bei jeder Waffenthat anstimmten. *) Er hatte die Wirkung der mehr als zwanzig Jahre später komponirten „Marseillaise", obgleich er eher einem Bärentanze als dem siegestrunkenen Rauschen dieses Gesanges gleicht.

Als Lord Cornwallis und sein britisches Heer, von den Amerikanern eingeschlossen, sich ergeben mußten, marschirten sie unter den Tönen des „Yankee Doodle" in die Reihen ihrer Feinde ein. Cap. Tingey, ein amerikanischer Seeheld, kommandirte im J. 1799 das Schiff „Ganges", als dasselbe von der englischen Fregatte „Surprise" angehalten wurde, deren Commandeur untersuchen wollte, ob der Schutzbrief des Amerikaners in Ordnung sey und ob er keine englische Matrosen am Bord habe. Cap. Tingey antwortete darauf: „Ein amerikanisches Kriegsschiff braucht keinen anderen Schutzbrief als seine Flagge. Ich bilde mir nicht ein, daß mein kleines Fahrzeug in einem Kampfe mit Eurem großen siegen werde, aber ich will eher sterben, als dulden, daß auch nur ein einziger Mann meinem Schiffe genommen werde, mag es nun ein Engländer seyn oder nicht." Die Mannschaft stimmte ihm mit einem dreimaligen Hurrah! bei, und Jeder eilte auf seinen Posten. Und während der amerikanische Capitain auf die Antwort der Engländer wartete, ließ sein Schiffsvolk mit begeisterten Kehlen den „Yankee Doodle" ertönen, so daß es durch Mark und Bein drang. Als der englische Commandeur wahrnahm, wie entschlossen und freudig das Schiffsvolk des „Ganges" dem Tode sich weihte, dachte er, daß es doch wohl besser sey, seiner eigenen

*) „Yankee Doodle" sind Namen, die im Englischen die Bedeutung des deutschen „Hans Tapps" haben und mit denen die Engländer spottweise die Amerikaner belegten. Aber eben so wie die ehemaligen „Gruseu" haben die „Neu-Engländer", denen vorzugsweise die Namen „Yankee" und „Yankee Doodle" beigelegt wurden, was ursprünglich eine spöttische Bezeichnung war, in eine nationale verwandelt. Yankee ist wohl eine amerikanische Corruption des Namens Jakob oder James.

Leute zu schonen, als einer bloßen Förmlichkeit zu genügen, und so verfolgte er seinen Lauf und ließ den Amerikaner ruhig weiter segeln.

Dr. Bättner theilt in seinen „Briefen aus und über Amerika" *) nach einer amerikanischen deutschen Zeitung, dem „Herold", eine deutsche Uebersetzung des Originaltextes zu diesem Volksliede mit, der natürlich, seitdem er in der Schlacht von Bunkers-Hill gesungen wurde, manchen Zusatz erhalten hat, aber im Wesentlichen noch so lautet wie damals. Die Worte sind eben so amerikanisch (yankeelike) wie die Melodie und in der nachstehenden deutschen Uebertragung sehr treu wiedergegeben: **)

Yankee Doodle, Zauberklang,
Amerikaner-Freude.
Er paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee Doodle, Buben ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee Doodle, drauf und dran,
Trommelt, bläst und fiedelt!

Frankreich, Spanien, England
Mag unser Land bekriegen,
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Um Alle zu besiegen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir seyn so leicht zu schlagen,
Wir dämpfen seinen kühnen Muth,
Da wir auch Waffen tragen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Ja wetz' euch Flipp ***) ein ganzes Maß
Und soll es gleich auftragen,
Das Yankee-Buben auch mit Spaß,
Zu Schiff sie können schlagen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Und gilt es Gründe, schwarz auf weiß,
So sind wir auch nicht hinten;
Denn Zungen, scharf und spitz und heiß,
Sind auch bei uns zu finden.
Yankee Doodle, ꝛc.

Amerika ist ein herrlich Land,
Ein Volk von lauter Brüdern,
Hat Einer Kuchen in der Hand,
Er theilt ihn mit den Brüdern.
Yankee Doodle, ꝛc.

Wir schaffen, schlafen, beten auch,
Sind arbeitsame Leute;
Doch geben wir unsern Honig nicht
Den Drohnen hin als Beute.
Yankee Doodle, ꝛc.

Und dann am großen Freiheitstag †),
(Wer sollte da sich plagen?)
Da geh'n wir Saus und Brause nach,
Und feiern für den Magen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Seht unsre Mädchen, wie sie blühn,
Seht unsre starken Knaben,
Seht unsre Alten, frisch und grün,
Was wollen wir mehr noch haben?
Yankee Doodle, ꝛc.

Ja glücklich sind wir, freie Leut',
Zum Wissen auch gewogen,
Durch gute Schulen weit und breit
Wird unser Volk erzogen.
Yankee Doodle, ꝛc.

Wir pflügen unser eigues Land,
Wir haben's uns errungen,
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee Doodle, Buben ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee Doodle, drauf und dran,
Trommelt, bläst und fiedelt!

Mannigfaltiges.

— **Blaze über deutsche Literatur.** Unter denjenigen Schriftstellern, welche sich in Frankreich um die Verbreitung deutscher Literatur verdient gemacht haben, muß auch Henri Blaze mit Anerkennung genannt werden. Seine Uebersetzung des Faust, so wie die Nachbildung verschiedener lyrischer Stücke aus dem Schatze unserer Poesie, sind vielleicht nicht frei von Ungenauigkeiten und anderen sprachlichen Sünden, und im Allgemeinen faßt er in seinen Charakteristiken die Sache nicht sehr tief an; aber was ihm an Kenntniß und philosophischer Bildung abgeht, das ersetzt er durch seine warme Liebe für Alles, was deutsch ist. Man hat es ihm von Seiten unserer Kritik sehr zum Vorwurf gemacht, daß er bei der Zeichnung von Kerner's poetischer Persönlichkeit einige Andeutungen und zum Theil selbst längere Stellen aus einer trefflichen Abhandlung von David Strauß entlehnt hat; aber diese Benutzung einer meisterhaften Arbeit scheint uns denn doch kein Verbrechen, welches allzu sehr gerügt werden muß. Man wird zu einer gewissen Milde gestimmt, wenn man an die Plagiate unserer Literaturhistoriker denkt, und wenn man die Schwierigkeiten erwägt, welche sich dem französischen Gelehrten in den Weg stellen, der sich in das Dickicht unseres Dichterwaldes wagt. Blaze hat nun vor kurzem die einzelnen kleineren Aufsätze, in denen er die hervorragendsten unserer Dichtergrößen behandelt, zu einem besonderen Ganzen zusammengestellt. Dieses Werk führt den Titel „Ecrivains et Poëtes de l'Allemagne" und erstreckt sich auf Novalis, Arnim, Brentano, Tieck, Immermann, Heine, Freiligrath, Dingelstedt, Herwegh, J. Mosen und Wienbarg. Wenn dieses Werk auch, wie man schon aus der Zusammenstellung und der Auswahl ersieht, keinesweges den Franzosen ein vollständiges Bild vom ganzen Umfange unserer geistigen Entwickelung geben kann, so verdient es doch als Studie und als Vermittelungsversuch zwischen zwei Nationalitäten, welche sich gegenseitig ergänzen müssen, alle Beachtung.

— **Aus dem Londoner Westend.** Ein im vorigen Monate vor dem Gerichtshofe der Queens-Bench in London geführter Prozeß hat in den aristokratischen Zirkeln der englischen Hauptstadt großes Aufsehen gemacht. Der Verklagte war der junge Graf Ferrers und die Klägerin Mary Smith, eine schöne blonde Miß, die vor Gericht deponirt hatte, daß ihr der Lord ein Eheversprechen gegeben, sie durch mündliche und schriftliche Schmeicheleien verführt und am Ende eine junge reiche Erbin im Westend geheirathet habe. Es mag dergleichen zwar eine „alte Geschichte" seyn, die in gewissen Zirkeln täglich sich erneuert, aber wem sie just passiret, dem bricht, wie H. Heine sagt, das Herz entzwei. Worüber man sich im Westend nicht genug wundern konnte, war, daß Lord Ferrers, ein so reicher Mann und durch seine Heirath noch viel reicher geworden, die Sache nicht, wie so mancher seiner Vorgänger, durch ein gutes Stück Geld zu vertuschen gesucht und auf diese Weise den Skandal des Prozesses vermieden habe. Der junge Graf stellte sich ungescheut vor den Gerichtshof, und zum großen Erstaunen der ungläubigen Menge machte sich sein Vertheidiger anheischig, zu beweisen, daß sämmtliche eben so geistvolle als zärtliche Liebesbriefe, die als Hauptzeugnisse gegen den Lord vorlagen, gar nicht von diesem geschrieben seyen. Als erster Entlastungszeuge trat der Hofmeister des Lords, ein anglikanischer Geistlicher, der Reverend Mr. Arden auf. Dieser erklärte, daß zwar einer der vorliegenden Briefe, und zwar einer von ziemlich gleichgültigem Inhalt, von seinem ehemaligen Zögling geschrieben, daß jedoch die übrigen nichts als Nachahmungen der Handschrift, wiewohl nicht des Geistes, dieses ersten Briefes seyen. Sein Hauptmotiv für diese Ansicht ist, daß sein Zögling sich weder so elegant noch so orthographisch auszudrücken verstehe, was der Falsarius augenscheinlich übersehen hätte. Damit es aber Niemand für unmöglich hielte, daß der „ehrwürdige" Mentor dem reichen Lord einen so mangelhaften Unterricht ertheilt habe, hielt es Jener für nöthig, der Wahrheit gemäß hinzuzufügen, daß sein Zögling ein großer Wildfang gewesen, der die Zeit lieber in den Schenken oder zu Pferde auf den Landstraßen, als in den Lehrstunden zugebracht, und daß es selbst in diesen eine seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen, dem Lehrer mit einem eingerußten Pfropfen Schnurrbärte zu malen und ihn so lange mit Bier oder Wein zu regaliren, bis er betrunken unter den Tisch sank. Freilich war das Zeugniß, das dadurch der „ehrwürdige" Lehrer sich selbst ausstellte, eben nicht geeignet, ihn in den Augen der Richter als einen vollkommen glaubwürdigen Zeugen erscheinen zu lassen, aber es traten auch noch andere Bekannte des Lords auf, welche aussagten und beschworen, daß dieser nicht blos mit den Regeln der Orthographie, sondern auch mit denen der Punctuation durchaus nicht vertraut sey — ergo könnten die vorliegenden Briefe nicht von ihm geschrieben seyn. Ja noch mehr, der Advokat des Lords las einige Briefe vor, welche Miß Mary Smith an ihn gerichtet hatte, und darin ist ganz derselbe pikante Stil zu erkennen, der in den angeblichen Briefen des Lords einen so verführerischen Eindruck machte; kurz, der Gerichtshof sowohl als die Zuhörer überzeugen sich, daß die schöne blonde Mary, wenn sie auch vorläufig keine Gräfin werden kann, doch jedenfalls das Talent besitzt, eine zweite Lady Montague, Lady Blessington oder Lady Bulwer zu werden. Ja, ein Buchhändler in Paternoster-Row soll ihr bereits bedeutende Honorar-Anerbietungen gemacht haben, wenn sie in dem Stil ihrer Briefe einen Roman für ihn schreiben wolle. Einstweilen hat der Gerichtshof sie jedoch verurtheilt, einen Bürgen zu stellen für den Fall, daß sie wegen Handschriften-Fälschung belangt werden sollte. Und was den Grafen Ferrers betrifft, so ist er dafür, daß er der schönen Miß wirklich einmal ein kurzes Billet geschrieben, mit der Strafe davongekommen, daß nunmehr alle Welt weiß, er verstehe weder elegant noch orthographisch zu schreiben, aber dafür um so besser, seinem Lehrer Zöpfe zu drehen und ihm mit eingerußtem Pfropfen einen Schnurrbart zu malen.

*) Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1843. Wir haben dieses Buches bereits öfter in unserem Magazin gedacht.

**) In der interessanten „Sammlung der Nationallieder aller Völker", die hier in der Schlesingerschen Musikhandlung erscheinen, befindet sich auch (unter Nr. 84) der „Yankee Doodle", doch ist hier ein neuerer englischer Text, eine Parodie auf jenes Patriotenlied, untergelegt, deren erste Strophe folgendermaßen lautet:

A Yankee boy, is trim and tall
And never over fat, Sir!
At dance or frolic, hop and ball
As nimble as a rat, Sir!
Yankee Doodle, guard your coast,
Yankee Doodle, dandy,
Fear not them nor threat nor boast,
Yankee Doodle, dandy!

***) Ein im Westen beliebtes, dem Eierpunsch ähnliches Getränk.

†) Am 4. Juli 1776 wurde die Unabhängigkeits-Erklärung unterschrieben. Der 4. Juli ist daher der größte Festtag in den Vereinigten Staaten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 34. Berlin, Donnerstag den 19. März 1846.

Frankreich.

Das Eigenthum und die Selbsterhaltung.

Ein Beitrag zur Bekämpfung kommunistischer Ideen.*)

Die mannigfachen Erfolge, welche der Kommunismus hier und dort errungen hat, stehen als solche nicht vereinzelt da. Um sie in ihren Ursachen und ihrem Wesen vollkommen begreifen zu können, muß man ihnen andere Thatsachen zur Seite stellen, die sich mit ihnen auf dieselbe Quelle zurückführen lassen. Unter diese gehören einerseits die Lyoner Unruhen von 1831 und 34, die Bewegungen der Chartisten in England, der Rebellionen in Wales, der Anti-renters in den Vereinigten Staaten, endlich die Widersetzlichkeiten der Arbeiter in Frankreich. Von der anderen Seite sahen wir im Reiche der Theorie eine bedeutende Anzahl von Plänen zur Umgestaltung der Gesellschaft entstehen, die, so überspannt sie auch zuweilen seyn mochten, dennoch manchen ausgezeichneten Geist für sich gewannen. Saint-Simon hat, wie Owen, begeisterte Anhänger gefunden, und noch jetzt besteht eine ganze Fourieristische Schule, die, trotzdem sie die Lehren ihres Gründers merklich modifizirt hat, große Ehrfurcht vor seinen seltsamen Phantasieen zeigt. Desgleichen haben Männer, deren Geist eine ganz andere Richtung nahm, als der jener unpraktischen Weltverbesserer, vielleicht ohne sich davon Rechenschaft zu geben, einen Theil der Grundsätze angenommen, welche die Stärke des Kommunismus ausmachen. Sie haben das Ansehen ihres Namens jenen Theoriern geliehen, die man nur durch den vollständigen Umsturz der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung verwirklichen könnte.

Unter den Letzteren wäre zuerst Sismondi zu erwähnen, der, ergriffen von den Schilderungen der Noth der englischen Arbeiter in Folge der industriellen Krise von 1816, alle die vernünftigen politischen Grundsätze verließ, die er selbst mit so vielem Glück entwickelt und vertheidigt hatte, und die hinreißende Gewalt seiner Rede der Sache jener Utopisten lieh, die, um die Armen vor Elend zu schützen, eine vollkommene Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse verlangten.

Wenn ein so ausgezeichneter Mann, als Sismondi, sich zu dergleichen Täuschungen hinreißen ließ, so war es kein Wunder, daß eine Menge von Schriftstellern niederer Ordnung demselben Irrthum anheimfielen. In Frankreich wurden sie noch durch einen besonderen Umstand begünstigt. Indem sie gegen die sogenannte englische Staats-Oekonomie zu Felde zogen, stützten sie sich auf eine der gefährlichsten Leidenschaften, die aus den Zeiten der Revolution und des Kaiserreichs in den Gemüthern zurückgeblieben ist — auf den Haß der Franzosen gegen die Engländer. Hierdurch erlangten sie auf billige Weise eine Art Popularität, und so kam es, daß Ansichten, die mit dem Kommunismus in inniger Verbindung stehen und den Keim ungeheurer Umwälzungen in sich tragen, unter dem französischen Publikum große Gunst erlangten.

Unabhängig von dem reinen und, so zu sagen, offiziellen Kommunismus, beschäftigen sich die hervorragendsten Geister lebhaft mit Untersuchungen über die Organisation der Arbeit und über die Verhältnisse zwischen den Arbeitern und ihren Brodherren. Die Streitschriften, welche vergangenen Sommer die große Vereinigung der Zimmerleute in Paris veranlaßte, liefern einen Beleg dazu. So haben auch Lamartine's Reden über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen in den Verhältnissen der Arbeiter die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Aber Lamartine konnte auf dem praktischen Gebiete den Dichter, den Mann der Ideale, nicht verleugnen und wird wohl schwerlich jemals seine Vorschläge verwirklicht sehen. Das jedoch ist bedenklich, daß eine Menge von Menschen die Dinge ganz in derselben Weise ansieht, wie der berühmte Redner, und meint, es herrschten in der Organisation der Arbeit, wie sie jetzt besteht, große Fehler, und es müsse für dieselben ein Heilmittel gefunden werden. — Nun wird freilich Niemand leugnen, daß in den Verhältnissen der arbeitenden Klassen vielerlei zu verbessern ist; aber Jeder wird auch zugeben, daß den Arbeitern wesentlich geschadet wird, wenn man sie gegen ihre Brodherren erbittert und Hoffnungen in ihnen erregt, die gewiß nicht erfüllt werden.

Diese Betrachtungen mögen genügen, um zu zeigen, daß Vieles in unseren Tagen geschieht, was sich an den Kommunismus anreiht, daß diese Ereignisse mit einer gewissen Heftigkeit auftreten und in naher Beziehung zur ferneren Entwickelung der europäischen Gesellschaft zu stehen scheinen.

Denkt man über die Grundsätze nach, auf denen die verschiedenen kommunistischen und sozialistischen Systeme beruhen, so stößt man bald auf ein Problem, dessen Lösung unendliche Schwierigkeiten macht. Dasselbe lautet: Welchem vernünftigen Prinzipe soll man folgen, wenn das Recht des Besitzes, auf das sich die ganze bürgerliche Ordnung stützt, mit dem Recht auf die Existenz, das man keinem lebenden Wesen absprechen kann, in Konflikt geräth?

Die früheren Gesetzgeber und Rechtsgelehrten umgingen diese Frage, indem sie meinten, daß sie sich nur auf mögliche Fälle beziehe, die niemals in der Wirklichkeit einträten. Eine Kollision zwischen dem Recht der Selbsterhaltung und der Achtung vor dem Eigenthum sey so außergewöhnlich, daß man sie füglich auch in der Theorie bei Seite lassen könnte. Die eigentlichen Moralisten waren etwas kühner und gingen schon näher an das schwierige Problem heran. Sie stimmten im Allgemeinen darin überein, daß das Recht der Selbsterhaltung unbedingt den Vorrang habe und ein Individuum, dessen Leben durch die Achtung vor dem Prinzip des Besitzes bedroht sey, dasselbe verletzen dürfe. Vom subjektiven Standpunkte aus, wie ihn auch vorzugsweise die Moralisten einnehmen, ist dieser Satz unbestreitbar. Naturrecht und Sittenlehre würden von einem Menschen, der Hungers stirbt, nicht unbedingt verlangen, daß er das Eigenthum seines in Ueberfluß schwimmenden Nachbars respektire. Wollte man aber diesen Grundsatz auch auf dem Standpunkte des Gesetzgebers gelten lassen, so würde seine Anwendung zu unüberwindlichen Schwierigkeiten führen.

Gehen wir von den Abstractionen zu einem traurigen, aber leider wirklich vorhandenen Beispiele über. Die Bevölkerung Bengalens ist so zahlreich und darum zu einer so schmalen Kost verurtheilt, daß eine unbedeutende Verschlechterung der Aerndte für viele Einwohner unvermeidlichen Tod herbeiführt. Was in Europa nur eine geringe Vertheuerung des Getraides bewirken würde, hat in Hindostan eine Hungersnoth zur Folge. Während nun aber jene Elenden zu Hunderten ihrer Noth erliegen, leben die dort stationirten englischen Truppen, die reichlich versorgt sind, in voller Behaglichkeit, und es geschieht, daß solche unglückliche Hindu's vor den Thüren derjenigen Häuser vor Hunger verschmachten, in denen englische Offiziere an einer leckeren, überfüllten Tafel schwelgen. Fände nun eines jener Opfer ein Mittel, sich diese oder jene überflüssige Schüssel von der Mahlzeit zuzueignen, so würde ihm kein Moralist ein Verbrechen daraus machen, wenn er sich dieses Mittels bediente. Dennoch aber wäre es gewiß unsinnig, diese Nachsicht gegen den armen Hungernden zum Gesetz zu erheben. Denn wo sollte die Gränze für die Opfer seyn, die man den europäischen Offizieren jener nothleidenden Volksmenge gegenüber auferlegt? Soll man ihnen nur das Allernöthigste lassen und sie auf halbe Kost setzen, wie das zuweilen mit den Matrosen eines verschlagenen Schiffes geschieht? Augenscheinlich würde sich unter solchen Bedingungen Niemand mehr finden, der in Bengalen Offiziersdienste nehmen wollte. Und geht man nicht so weit, wo soll man dann stehen bleiben? Wenn die Opfer zu Tausenden fallen, wird man sich mit der Rettung von Zwanzigen begnügen dürfen und nicht vielmehr so viel weggeben müssen, als ein europäischer Magen nur immer entbehren kann? Die Offiziere sollen also wie Schiffbrüchige leben, um ein Volk vor Unglück zu bewahren, das sich durch seinen Mangel an Vorsorglichkeit und seine fatalistischen Grundsätze selbst ins Unglück stürzt.

Während in unserem Falle vom subjektiven Standpunkte aus jeder gebildete Mann den Hindu für unschuldig erklären würde, der von einem europäischen Diner eine Schüssel entwendete, würde derselbe Mann, als Richter — in welchem Falle er die Rechte der Gesellschaft gegen die Eingriffe des Einzelnen zu wahren hat — den englischen Offizier freisprechen, wenn derselbe seine Speisen geschützt und bei der Vertheidigung aus Nothwehr dem ausgehungerten Räuber den Schädel gespalten hätte.

Von solchen äußersten Fällen, die der Prüfstein der Theorieen sind, gelangen wir ohne großen Sprung zu ähnlichen Ereignissen, die in unserer eigenen Umgebung geschehen.

Fast in ganz Europa hat der grundbesitzende Adel, der ehemals alle politische Gewalt in sich vereinigte, dafür Sorge getragen, daß durch strenge Ge-

*) Nach Gustav de Cavour, einem Franzosen, der sich auch mit deutscher Philosophie viel beschäftigt und darüber geschrieben hat. Wie sehr auch einige deutsche Zeitungs-Artikel voll Empfindlichkeit gegen französische Bearbeiter der Socialwissenschaft sind, die es wagen, auch uns gelehrten Deutschen ihre Ideen über dieselbe vorzutragen, können wir doch, wie so manche in Deutschland erschienene Abhandlung über den Socialismus selbstredend beweist, noch Vieles von Franzosen und Engländern in Bezug auf diesen Gegenstand profitiren. Auch der nachstehende Aufsatz ist durch das, was in Deutschland über die Materie geschrieben ist, noch nicht ganz überflüssig gemacht.

Der Vorsitzende Abgeordneter Graf Schwerin-Löwitz: Ich eröffne die Sitzung. Ich bitte, die Tagesordnung zu verlesen.

Schriftführer Abgeordneter Dr. Graf Westarp: Die Tagesordnung ist bereits gedruckt und verteilt. Ich bitte, sie zu genehmigen.

Der Vorsitzende Abgeordneter Graf Schwerin-Löwitz:

im Jahre 1572, wurde ihre Bitte gewährt. Der Herzog aber schritt in der Ausführung seines Vorsatzes voran. In Brüssel, wo sich die meisten Beamten und eine starke Kriegsmacht befanden, schritt man mit Strenge zur Erhebung des zwanzigsten und zehnten Pfennigs. Aber die Brüsseler leisteten kräftigen Widerstand; die Gewerke stellten die Arbeit ein, alle Läden wurden geschlossen, Niemand kaufte oder verkaufte Güter, und so wurde die Hoffnung des Herzogs vereitelt.

„Dieser, in Zorn entflammt, verübte ein neues schreckliches Beispiel seiner Rache vor, als plötzlich die Nachricht nach Brüssel kam, daß die Wassergeusen die kleine, aber starke Seestadt Briel, auf der holländischen Insel Voorn, genommen hätten. Also genöthigt, von augenblicklicher Rache abzustehen, sandte der Herzog eilig eine Truppen-Abtheilung unter dem Befehl Maximilian's von Bossu ab, um die Wassergeusen aus dem Briel zu vertreiben. Wilhelm von der Mark hatte sich jedoch daselbst so stark zu verschanzen gewußt, daß er die spanischen Kriegsknechte, nachdem sie bedeutenden Verlust erlitten und mehrere ihrer Schiffe verbrannt waren, die Belagerung aufzugeben zwang. Dies war für viele bedeutende holländische Städte die Losung zum Abfall; so erklärten sich Vliessingen, Enkhuizen, Alkmaar, Edam, Gouda, Hoorn, Leiden und Gorkum für die Geusen.

„Während die Geusen in Holland Alba's Macht solchen bedeutenden Abbruch thaten, überschritt Ludwig von Nassau mit einigen protestantischen französischen Truppen unsere südliche Gränze und wurde durch Ueberraschung Herr der Stadt Bergen (Mons) im Hennegau. Herzog Alba beeilte sich, in Person gegen Ludwig von Nassau ins Feld zu ziehen, und zerstreute einige französische Hülfstruppen, die seinem Feind Verstärkung bringen wollten. Wilhelm von Oranien zog indessen aus Deutschland nach Limburg und Brabant, mit einer Macht von mehr als 20,000 Mann, und nahm binnen kurzer Zeit viele Städte ein, worunter Mecheln, Nyvel, Dendermonde, Audenaerde, Diest und Thienen. Außerdem verbreitete sich das Gerücht, Coligny bereite sich, mit einer ansehnlichen französischen Armee in die Niederlande einzufallen. Von allen Seiten sah sich nun der Herzog von Feinden umringt, und schwerlich würde es ihm geglückt seyn, die spanische Herrschaft vor dem wahrscheinlichen Untergange zu bewahren, wenn nicht ein unerwartetes Ereigniß ihn aus der mißlichen Lage errettet hätte.

„Am 24. August 1572, am Bartholomäus-Tag, wurden in Paris und vielen anderen Städten Frankreichs die Hugenotten überfallen und in großer Zahl ermordet. Dieses Ereigniß beraubte die Geusen der Hülfe, die sie von Frankreich erwarteten. Wilhelm von Oranien, der bis Bergen vorgedrungen war, konnte seine Truppen nicht mehr bezahlen und hatte Mühe, seine Befehle ausgeführt zu sehen; auf der anderen Seite entmuthigte ihn die Ueberzeugung, daß Belgien seiner Sache wenig geneigt sey, und daß er sich verrechnet habe, als er auf den Beistand der südlichen Provinzen gezählt. Endlich, nach einer langen und hartnäckigen Belagerung, übergab Ludwig von Nassau die Stadt Bergen dem Herzog unter sehr vortheilhaften Bedingungen: allen Geusen, der Besatzung und den Edlen, die darin lagen, wurde freier Abzug gestattet, und mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten zogen sie mit allen ihren Waffen und dem ganzen Troß hinaus.

„Wilhelm von Oranien zog von Brabant nach dem Rhein und dankte dort seine deutschen Truppen ab. Dann begab er sich nach Haarlem, wo er sich an die Spitze des holländischen Aufstandes stellte und unter dem Titel eines Statthalters das Ruder der öffentlichen Angelegenheiten ergriff. Der Herzog von Alba wähnte nun, es sey an der Zeit, den Aufstand durch entscheidende Schläge völlig zu vernichten; auch ließ er die Zeit nicht unthätig verstreichen. Unmittelbar nach der Uebergabe von Bergen zog seine Armee nach den holländischen Provinzen und plünderte unterwegs die Stadt Mecheln, weil ihre Einwohner Wilhelm von Oranien aufgenommen hatten. Von dort aus begab er sich nach Zütphen, welches sich nach einigen Tagen der Belagerung ergab. Zur Strafe überließ Alba die Stadt der wüsten Raubsucht seiner Soldaten, welche schrecklich darin hausten und plünderten. Friedrich von Toledo, des Herzogs Sohn, verfuhr indessen noch unbarmherziger mit der Stadt Naarden, deren Einwohner man sämmtlich ermordete. Es war ein Krieg der Vernichtung und des Blutvergießens von beiden Seiten. Während die Spanier mit unerhörter Grausamkeit ihre Rache an den Bewohnern der Städte ausließen, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, verübten die Geusen nicht geringere Unmenschlichkeiten an den Katholiken und vor Allem an den Priestern und Mönchen, deren sie in Leiden, Enkhuizen, Alkmaar und Gorkum eine große Anzahl ermordeten. In dieser letzten Stadt ergriffen die Geusen neunzehn Priester und Mönche und knüpften sie, nachdem sie dieselben unaussprechlichen Martern unterworfen, bei Nacht in einer Scheuer auf. So ganz vergaßen die Geusen alle menschlichen Empfindungen, daß sie den Leichen der aufgehangenen Geistlichen Ohren und Nasen abschnitten und diese blutigen Siegeszeichen auf ihren Hüten trugen. Nach der Einnahme von Zütphen fühlte der Herzog von Alba sich schwach und kränklich; er sandte deshalb seinen Sohn Friedrich aus, um Haarlem zu belagern, und kehrte nach Brüssel zurück, um von dort aus die Bewegungen seiner Truppen zu leiten. Der unbeugsame Mann begann jetzt erst zu erkennen, daß er nicht die rechten Mittel zur Unterwerfung der Niederlande angewendet habe; denn ungeachtet der bedeutenden Verluste, welche unaufhörlich die Geusen durch ihn erlitten, nahm ihre Zahl dennoch furchtbar zu. Schon hatten sie eine bedeutende Macht zur See und waren in den stärksten Städten Hollands so gut mit Allem versehen, daß, selbst bei anhaltenden Siegen Alba's, dennoch eine unberechenbare Zeit darüber hingehen mußte, ehe es gelingen konnte, sie aus den nördlichen Provinzen zu vertreiben. Dabei sah Alba, daß er der Gegenstand des allgemeinen Hasses in den Niederlanden geworden war; von keiner Seite wurde sein Verhalten gut geheißen, und er wußte sogar, daß der König, der kein Vertrauen mehr in ihn setzte, bereits auf den Gedanken gekommen war, den Herzog von Medina-Celi seine Stelle einnehmen zu lassen. Nachdem Friedrich von Toledo sieben Monate lang Haarlem belagert hatte, bekam er endlich die Stadt in seine Gewalt. Alsdann belagerte er Alkmaar; aber die Geusen zwangen ihn, dort wieder abzuziehen, und vernichteten außerdem die Schiffe des Königs in der Zuidersee. Friedrich veränderte seine Stellung und schloß die Stadt Knider ein, welche er sich vorsetzte, durch Hunger zu bezwingen. Während er damit beschäftigt war, langte Don Luis de Requesens in Brüssel an, um nach dem Befehl des Königs den Herzog Alba abzulösen und an seiner Stelle die Statthalterschaft der Niederlande zu übernehmen. Der alte Herzog von Alba kehrte am 18. Dezember 1573 nach Spanien zurück und ward sehr kühl von dem Könige empfangen. Später jedoch kam er wieder in Gunst und führte mit vielem Glück und Ruhm den Krieg in Portugal. Im Alter von siebenundsiebzig Jahren starb er zu Lissabon im Dezember 1582." — — —

Dieser Auszug wird genügen, um einen Begriff von der Auffassung und Darstellung zu geben. Was nun die äußere Ausstattung dieses Werkes und namentlich die Holzschnitte betrifft, so sind diese prachtvoll zu nennen; die folgenden Worte, welche das Urtheil eines gediegenen Künstlers, Jakob Felsing, aussprechen, mögen den Wunsch erwecken, diese schönen Proben niederländischer Kunst in Deutschland verbreitet zu sehen:

„Die Ausstattung dieses Prachtwerkes ist in jeder Beziehung ausgezeichnet schön zu nennen. Wir dürften wenige oder auch gar keine Werke der deutschen Typographie aufweisen können, in welchen die Schönheit von Papier und Druck mit einer so geschmackvollen und, in Bezug auf die Technik der Holzschnitte, vollendeteren Illustration verbunden wäre. Eine Reihe namhafter Künstler, mit einem Wappers an der Spitze, haben die meistens in den Text gedruckten Vignetten komponirt, welche größtentheils von großer Leichtigkeit der Erfindung und Darstellung zeugen. Die Scenen sind gut gewählt und ergänzen den Text in künstlerischer Weise, ohne das Gesagte zu wiederholen. Diese kleinen Bildchen sind oft mit wenigen Mitteln gegeben und doch bis in die kleinsten Figürchen und Köpfe charakteristisch. Selbst die Wirkung der Farbe und der Beleuchtung ist oft meisterhaft gehalten, so daß man in diesem letzten Streben der Kunst im Dienste der Industrie, oder wenigstens des neben ihr schaffenden historischen Geistes, die Spuren der großen vlaemischen Meister der Malerei zu erblicken glaubt. Die Bildnisse der ausgezeichnetsten Charaktere der Geschichte sind meistens nach vorhandenen bekannten Werken gemacht, von denen Philipp II., Alba, Granvella, Rubens, van Dyk u. A. durch Charakterzeichnung und Schönheit der Darstellung als wahre Meisterwerke genannt werden dürfen. Reichthum und Mannigfaltigkeit der Kostüme bei hinlänglicher Treue, Abwechselung von historischen Lokalitäten, Landschaften und Seebildern, entweder als selbständige Bilder oder durch geschmackvollen Uebergang zur Arabeske mit dem Texte verbunden, bilden die reichhaltige Illustration des prachtvollen Werkes. Die Technik hat in diesen Holzschnitten eine Höhe und Vollendung erreicht, welche man ihren Mitteln kaum zutrauen sollte. Die Durchsichtigkeit und Reinheit der Töne, die Abstufungen der Luftperspektive und die Abwechselung der Farbentöne erreicht fast die Wirkung des Kupfer- oder Stahlstiches. Wollte ein streng deutsches Urtheil diesen Werken den Vorwurf der Manierirtheit machen, so möge man bedenken, daß jede Kunstform eine gewisse Convention bedingt und, je beschränkter ihre Mittel sind, desto selbständiger ihre Darstellung seyn muß. Wo sich aber die Kunst freiwillig oder gezwungen von der Natur entfernt, da wird sie durch anmuthige und geschmackvolle Darstellung den Mangel an Naturtreue durch selbständigen Kunstwerth zu ersetzen wissen. Virtuosität der Ausführung, vorzüglich des technischen Theils, ist dann das letzte, oft sehr fehlerhafte Streben der Kunst, aber, verbunden mit Geist und Genie, erhalten die auf solche Weise vollendeten Werke einen Zauber, der selbst den Ungebildeten auffordert, das Gegebene zu beachten. Erregend durch äußeren sinnlichen Reiz, vermag dadurch die Kunst auch ihre höheren Kräfte und Verdienste auf denjenigen wirken zu lassen, der kalt und unberührt an den strengen und erhabenen Meisterwerken, welche diesen Zauber entbehren, vorübergegangen seyn würde. Dieses Lob der Anmuth möge hier aber um so mehr verziehen werden, als sich in dem Werke von Conscience selbst die Gediegenheit kundgiebt."

England.

Englands Finanzen seit dem europäischen Frieden.

Bei der in der französischen Pairs-Kammer in diesem Jahre stattgefundenen Debatte über die Adresse als Antwort auf die Thronrede gab der Baron Charles Dupin folgende Uebersicht der Finanzzustände Großbritaniens seit dem Jahre 1815:

„Da mich", sagte er, „die Ideen-Association auf England gebracht hat, so möge es mir verstattet seyn, zu zeigen, welchen weisen und segenvollen Weg dieses Land eingeschlagen, um seine Finanzen zu verbessern und die Breschen auszufüllen, die ein furchtbarer Krieg in seinem Vermögen gemacht hatte.

„Im Jahre 1816 gab die britische Regierung, ungeachtet das Land sich in vollem Frieden befand, siegreich und ruhig war, noch die Summe von 86 Millionen Pfd. Sterl. aus, ohne davon etwas zurückzulegen, um die Staatsschuld zu amortisiren. Schon 1824 war diese Jahres-Ausgabe auf 67,461,308 Pfd. reduzirt, und 1844, welches das letzte Jahr ist, worüber die Rechnungen mir bekannt sind, betrug die Ausgabe nur noch 55,103,645 Pfd.

„Im Jahre 1816 betrugen die Zinsen von Englands Staatsschuld 33,589,069 Pfd. Gegenwärtig sind sie auf 26 Millionen reduzirt, mit Ausnahme von vier Millionen temporairer Jahresrenten, die, wie sich von selbst versteht, mit jedem Jahre mehr vom Budget schwinden.

„In derselben Zeit, in der England diese außerordentlichen Resultate erreichte, unternahm es eine ungeheure Umwandlung in der Vertheilung und der Art der öffentlichen Lasten.

„Von 1815 bis 1841 hat diese Macht, wenn man die neu hinzugekommenen Auflagen mit den abgeschafften kompensirt, eine Last von mehr als 24 Millionen Pfd. Sterling oder 160 Millionen Thaler von den Schultern der Nation genommen. Im letzten Jahre allein hat sie Steuern zum Belaufe von 40 Millionen Thaler erlassen.

„Besonders hat sie die Auflagen abgeschafft, welche der Production hinderlich waren und der Ueberlegenheit des britischen Handels über den der anderen Völker Eintrag thun konnten.

„Und denken Sie etwa, daß England, während es dergestalt zu Werke ging, darum aufgehört habe, riesenhafte Werke zu unternehmen, ungeheure Kämpfe durchzuführen und überall seine Herrschaft mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen? In Ostindien besaß es 1816 achtzig Millionen Unterthanen; gegenwärtig zählt es deren hundert Millionen daselbst. Kanada hatte sich empört; es wurde mit Gewalt zur Ordnung zurückgebracht. Man hatte ihm irgend Etwas in der orientalischen Frage streitig machen wollen; seine Kriegsschiffe haben diese Frage entschieden. China widerstand dem abscheulichen Opiumhandel, und eine Expedition à la Cortez hat das himmlische Reich zum Gehorsam gebracht. Zwei Meere gab es noch: das Chinesische und das Rothe, deren Zugang von England nicht beherrscht war; jetzt machen Aden und Singapore den britischen Besitz aller dem Welthandel nöthigen Durchlässe vollständig. Das ist es, was ich bewundere, selbst mit der Gefahr, für einen Anglomanen gehalten zu werden; ich bewundere es um so mehr, als, wie gesagt, diese ungeheuren Erfolge von einer weisen Reduction der Auflagen sowohl als der Staats-Ausgaben seit dem europäischen Frieden bis auf den heutigen Tag begleitet sind. *)

„Ich resumire: Im Jahre 1816 war England ohne Vergleich unter allen Mächten am meisten von der Last der Auflagen gedrückt; gegenwärtig ist es, wenn man seinen größeren Reichthum in Anschlag bringt, bedeutend weniger in Anspruch genommen als Frankreich. Vor dreißig Jahren gab England jährlich mehr als zwei Milliarden aus, während die Ausgaben Frankreichs kaum eine Milliarde betrugen. Im Jahre 1844, dem letzten uns bekannten Rechnungsjahre beider Völker, hat England nur 1377 Millionen, Frankreich aber mehr als 1440 Mill. Fr. ausgegeben.

„Schließen Sie dagegen aus einer von den vielen Thatsachen, die ich Ihnen in dieser Beziehung vorlegen könnte, auf die ungeheure Verschiedenheit der Hülfsquellen, um diese großen öffentlichen Lasten zu tragen, wobei ich wieder das Jahr 1844 zum Grunde lege: Der Handel Englands, begünstigt durch ein geschicktes Steuersystem, ist so groß, daß die einzige Abtheilung der im Auslande während elf Monate verkauften britischen Boden- und Fabrik-Erzeugnisse eben so viel beträgt als sämmtliche Ausgaben des Staats während des ganzen Jahres.

„In Frankreich denken wir blos an das maßlose Anwachsen der Auflagen, und nun sind wir damit so weit gelangt, daß wir, um unsere Staats-Ausgaben zu decken, dreiundzwanzig Monate des Verkaufs unserer Erzeugnisse im Auslande bedürfen, während die Engländer dies schon in elf Monaten erreichen."

Mannigfaltiges.

— Die Vorträge des Herrn Lechevalier in Berlin. Man hat dem Herrn Jules Lechevalier, der hier in französischer Sprache Vorträge (oder Besprechungen, wie er es genannt) über die Grundsätze der Social-Oekonomie hält, in einigen Zeitungs-Artikeln, die, wie uns scheint, auf gleiche Weise das Gastrecht wie die Achtung vor der Wissenschaft verletzten, den Vorwurf gemacht, daß er sich anmaße, in Deutschland über einen Gegenstand zu sprechen, der hier schon viel gründlicher als von ihm behandelt worden sey. Aber abgesehen davon, daß wir in Deutschland nur Zusammenstellungen und Kritiken dessen, was in Frankreich und in England für die Begründung der an sich noch so neuen Socialwissenschaft geschehen, im Uebrigen aber blos einige ausgezeichnete Werke auf dem Gebiete der mit ihr allerdings verwandten, jedoch nicht identischen National- oder politischen Oekonomie besitzen, könnte Herr Lechevalier, auch wenn wir den Franzosen eigene und eigenthümliche Schriften auf jenem Felde entgegenzustellen hätten, doch als ein Dolmetscher von Ideen, die er nicht etwa blos studirt, sondern in ihrer Wiege kennen gelernt und in ihrem weiteren Wachsthume stets begleitet hat, Manches uns erzählen, was eben durch die mündliche Mittheilung, weil der Erzähler es selbst mit erlebt hat, ein um so größeres Interesse gewinnt. Bescheiden aber hatte Herr Lechevalier in seinem Einleitungs-Vortrage gesagt: „Ich würde mich glücklich schätzen, wenn die Bemerkungen, zu welchen meine Auseinandersetzung der in Frankreich über diesen Gegenstand verbreiteten Ideen Anlaß geben möchte, mir diejenigen Aufklärungen verschafften, die mir über den Stand der Socialwissenschaft in Deutschland noch abgehen und die meinem Vaterlande einst zu Statten kommen könnten." — Wo ist also hier die Anmaßung, die man unserem Gaste unterlegt? Wer hat die einem gebildeten Nachbarvolke schuldige Achtung verletzt — der Mann, der ohne eigennützige Absicht — da seine Vorträge lediglich ihm selbst Kosten verursachen — auf die Bitte einiger Freunde in Deutschland das Wort nimmt und den Wunsch hegt, durch einen Austausch der Ideen sich eben sowohl als uns zu belehren, oder der Kritiker, der, nachdem er eben nur die einleitenden Vorbemerkungen mit angehört, den Vortragenden und sein Publikum angreift, und zwar nicht durch Argumente, sondern durch Persönlichkeiten?

Um die von aller Selbstüberschätzung entfernten Intentionen des Herrn Lechevalier zu würdigen, wollen wir noch Folgendes aus seinem Eröffnungs-Vortrag anführen: „Ich will nur gestehen", sagte er, „daß ich gern etwas dazu beitragen möchte, die Vorurtheile zu zerstreuen, die sich nicht ohne Grund unter den Gebildetsten in Bezug auf das Wesen und den Bereich der in meinem Vaterlande seit einigen Jahren stattgefundenen Bewegung verbreitet haben. Ja, eine neue Auffassung des Gegenstandes hat der staatsökonomischen Wissenschaft ein viel erhabeneres Ziel gesteckt, als dasjenige war, das sie bis dahin gehabt. Die Aufgabe dieser Wissenschaft, die sich sonst auf eine passive Beobachtung der gesellschaftlichen Zustände und Data beschränkte, welche ihr als mechanische Phänomene erschienen, scheint uns heutzutage vielmehr zu seyn: einzugreifen, zu verbessern und zu instituiren, wobei gleichzeitig alle verschiedenartige Interessen auszugleichen und zu befriedigen und von der vereinigten Macht der Arbeit, der Intelligenz und der Kapitalien die Hebel der Ausführung geliefert werden. Das systematische Prinzip dieser Auffassung der Staats-Oekonomie ist die Association der Werkstätten, der Gewerbe, die Vorsorge der Gesellschaft in Bezug auf das Wohl jeder Familie. In Frankreich hat die Mangelhaftigkeit des Volks-Unterrichts der natürlichen Entwickelung dieser Wissenschaft geschadet; die Idee war dort kaum geboren, als sie durch jene Mangelhaftigkeit, die ihr als Hinderniß in den Weg trat, genöthigt wurde, noch bevor sie zu ihrer Verbreitung oder Ausführung die erforderliche Reife erlangt hatte, an das Licht hervorzutreten. Daher die Irrthümer, Mißgriffe und falschen Richtungen, die leicht Alles kompromittirt hätten und Vieles in einem ganz unrichtigen Lichte erscheinen ließen. Diese Entstellung nun ist zu beseitigen: es ist die Idee zunächst in ihrer natürlichen Gestalt wiederherzustellen." *)

— Die Basilierinnen in Rußland. Das in Paris erscheinende protestantische Journal Le Semeur hat in Sachen der viel besprochenen, aus Rußland entflohenen Nonne Mieczyslawska gegen die Behauptungen des von Jesuitenfreunden geleiteten Univers und einiger anderer Blätter Partei genommen, indem es auch seinerseits, eben so wie die Note des russischen Gesandten in Rom, die Wahrheit der von jener Nonne zu Protokoll gegebenen und durch den Druck verbreiteten Aussagen in Abrede stellt. Der Semeur hatte auch den Bericht vor sich, den kürzlich der Pater Rollo über die Verfolgung der Basilierinnen von Minsk dem Druck übergeben und den die bereits vom Januar datirte Note des russischen Gesandten, Herrn v. Buteniew, noch nicht kannte. Aber auch dieser Bericht vermehrt in seinen Augen nur die bereits über die Angelegenheit vorliegenden Widersprüche. Er behauptet, daß nicht blos in Kowno, wie die russische Note anführt, sondern auch in Minsk kein Basilierinnenkloster vorhanden sey, wobei er sich auf ein Buch stützt, das unter den Auspizien des Grafen von Montalembert im J. 1843 unter dem Titel „Vicissitudes de l'Eglise catholique des deux rites en Pologne et en Russie" erschienen. In diesem Buche ist die Zahl der in Polen und Rußland vorhandenen Basilierinnenklöster, so wie die der Nonnen, dreimal, und zwar aus den Jahren 1804, 1825 und 1834, angegeben. Im zuerst gedachten Jahre belief sich die Zahl der Klöster auf 11 und die der Nonnen auf 114; im Jahre 1825 auf resp. 10 und 84, und endlich im Jahre 1834 — also nur vier Jahre vor dem Beginne der vielbesprochenen Verfolgung — auf 10 Klöster und 74 Nonnen, von welchen Letzteren sich 30 in Weiß-Rußland und 44 in Litthauen befanden. Die Diözese Minsk wird in diesen Tabellen allerdings auch aufgeführt, aber nur um zu bemerken, daß sich in derselben (In Minscensi) keine Basilierinnen (Moniales S. Basilii) befinden. Dagegen heißt es in der Erzählung der Aebtissin Mieczyslawska, daß sich im J. 1838 die Zahl der Basilierinnen in Minsk allein auf 35 und in ganz Rußland auf 245 belaufen habe. Hiernach also müßte in den vier Jahren von 1834 bis 1838 nicht blos in Minsk ein ganz neues Kloster gegründet worden seyn, das beinahe fünfmal so viel Nonnen enthielt, als sich durchschnittlich im J. 1834 in jedem anderen Basilierinnen-Kloster befunden, sondern es hätte auch dieser Orden selbst, dessen Mitglieder in den dreißig Jahren von 1804—1834 von 114 auf 74 sich vermindert hatten, in jenen vier Jahren 171 neue Mitglieder erhalten müssen, so daß nun die Zahl der Nonnen mehr als dreimal so viel als im J. 1804 betrug. Der Semeur giebt zu bedenken, welche Widersprüche hierin liegen würden, und ob nicht selbst die eifrigsten Freunde Roms ein Dementi achten müßten, das der Graf von Montalembert, der beredteste Vertheidiger der Jesuiten in Frankreich, bereits im J. 1843 den Angaben der Aebtissin Mieczyslawska entgegengestellt habe.

*) Als Herr Dupin sprach, hatte Sir Robert Peel seinen letzten großen Finanzplan im Parlamente noch nicht entwickelt.

*) Wir bemerken noch, daß die Vorträge des Herrn Lechevalier, besonders seitdem er angefangen sein eigenes System zu entwickeln, fortdauernd von der Theilnahme eines zahlreichen Publikums begleitet sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 35. Berlin, Sonnabend den 21. März 1846.

Mexiko.

Die wilden Stämme in Neu-Mexiko.

Nach Josias Gregg.*)

Die Azteken. — Die Trümmer von Bonito. — Die verschiedenen Stämme. — Fehden zwischen den Mexikanern und den Indianern. — Die Navajos. — Die Apaches. — Die Cuhuahuerfes. — Das unüberwindliche Castilien besiegt. — Juan José. — Verzweiflung. — Die wandernden Jutas. — Kriegsabenteuer.

Alle Indianer in Neu-Mexiko, die nicht Pueblos genannt werden oder sich nicht zum Christenthume bekennen, werden zu den wilden Stämmen gezählt, obgleich einige unter ihnen große Fortschritte in nützlichen Künsten, Manufakturen und Ackerbau gemacht haben. Wer die ältere Geschichte von Mexiko kennt, erinnert sich, daß nach den Ueberlieferungen der Ureinwohner alle Hauptstämme in Anahuac aus dem Norden kamen, und daß die Stämme Mexiko's, besonders die Azteken, aus dem nördlichen Kalifornien oder Nordwesten von Neu-Mexiko auswanderten. Der Geschichtschreiber Clavigero bemerkt in Beziehung auf diese Auswanderung, daß die Azteken oder mexikanischen Indianer, welche die letzten Ansiedler im Lande Anahuac waren, bis ungefähr zum Jahre 1160 der christlichen Zeitrechnung in Aztlan, einem Lande im Norden des Meerbusens von Kalifornien, wohnten; er schließt dies aus der Richtung ihrer Wanderungen und aus den Nachrichten, welche die Spanier später auf ihren Kriegszügen durch jene Länder erhielten. Clavigero zeigt dann, durch welche Umstände sie wahrscheinlich bewogen wurden, ihre Heimat zu verlassen, und setzt hinzu, was auch ihr Beweggrund gewesen seyn möge, es lasse sich nicht wohl bezweifeln, daß sie die Wanderung wirklich gemacht haben. Wie er sagt, zogen sie in südöstlicher Richtung nach dem Rio Gila, wo sie einige Zeit sich aufhielten und wo man noch die Trümmer ihrer Häuser am Ufer des Flusses sieht. Sie zogen dann in eine Gegend über 200 Meilen nordwestlich von Chihuahua, ungefähr unter 29° nördlicher Breite, wo sie wieder Halt machten. Man kennt diese Gegend unter dem Namen „Casas grandes" (große Häuser), wegen eines großen Gebäudes, das dort noch zu sehen ist und nach der allgemeinen Ueberlieferung von den mexikanischen Indianern während ihrer Wanderungen erbaut wurde. Das Gebäude ist nach dem Plane der Häuser in Neu-Mexiko gebaut, aus drei Stockwerken bestehend, mit einer „Azotea" oder Terrasse bedeckt und ohne einen Eingang in das Erdgeschoß. Eine Leiter dient auch hier zur Verbindung mit dem zweiten Stockwerke.

Wenn man auch annimmt, daß die Ueberlieferungen, auf welche Clavigero seine Schlüsse baut, unbestimmt und ungewiß sind, so beweisen doch die noch vorhandenen Trümmer, daß jene Gegenden einst von einem weit gebildeteren Volke bewohnt wurden, als man jetzt unter den Eingebornen findet. Von dieser Art sind die Trümmer des Pueblo Bonito, in der Richtung von Navajó, an den Gränzen der Cordilleras. Die Häuser sind meist von feinkörnigem Sandsteine gebaut, der bei Bauwerken im Norden jetzt gar nicht vorkommt. Einige dieser Gebäude sind zwar sehr stark und geräumig, aber meist in kleine unregelmäßige Gemächer getheilt, deren viele noch ganz unversehrt stehen, da sie noch mit den Querbalken bedeckt sind, die sich unter den Azoteas von Erde gesund erhalten, und doch sind sie von so hohem Alter, daß keine Ueberlieferung etwas von ihrem Ursprunge erzählt. Man findet keine Bilder, kein Bildwerk irgend einer Art darin. Außer diesen Trümmern sieht man noch viele andere, doch nicht so gut erhaltene, die in den Ebenen und in den Gebirgen zerstreut sind. Merkwürdig ist, daß einige derselben in großer Entfernung vom Wasser liegen und die Bewohner daher nur auf Regen rechnen mußten, wie es noch bis auf diesen Tag im Pueblo Acoma der Fall ist. Die Trümmer im Pueblo Bonito sowohl, als die noch vorhandenen Gebäude in Moqui in derselben gebirgigen Gegend und anderen Pueblos in Neu-Mexiko, sind den Casas grandes so ähnlich, daß wir zu dem Schlusse kommen müssen, die Urheber dieser Bauwerke für Abkömmlinge eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Die jetzige Verschiedenheit zwischen den Sprachen jener Völker und der Indianer in Mexiko kann schwerlich einen Einwurf gegen diese Voraussetzung bilden, wenn man bedenkt, wie viele Jahrhunderte seit ihrer Trennung verflossen sind.

Die angesehensten wilden Stämme, die in dem Gebiete von Neu-Mexiko wohnen oder ihre Einfälle oder Wanderungen dahin ausdehnen, sind die Navajos, die Apaches, die Jutas, die Caiguas oder Kiawas und die Comanches. Die ersten zwei Stämme sind von gleicher Abstammung, und man findet in ihren Sprachen selbst jetzt nur eine unbedeutende Verschiedenheit. Die Apaches theilen sich in zahlreiche kleine Stämme, und ein abgetrennter elender Ueberrest von einem derselben, die Jicarillas, wohnt im Gebirge nördlich von Taos.

Die Navajos werden auf 10,000 Seelen geschätzt, und wiewohl nicht der zahlreichste, sind sie doch, wenigstens in geschichtlicher Beziehung, der bedeutendste von allen nördlichen Stämmen in Mexiko. Sie wohnen in dem Hauptzweige der Cordilleras, 150 bis 200 Meilen westlich von Santa Fe, am Rio Colorado von Kalifornien, nicht weit von der Gegend, aus welcher die Azteken nach Mexiko gewandert seyn sollen. Man kann sie aus vielen Gründen für unmittelbare Abkömmlinge eines Ueberrestes jenes berühmten Stammes der Vorzeit halten. Sie wohnen zwar in rohen Hütten, die den Wigwams der Pawnie-Indianer gleichen, aber seit undenklichen Zeiten haben sie alle übrigen Stämme in ihren Manufakturen übertroffen. Sie sind, wie die Moquis, noch immer in einigen Baumwollengeweben ausgezeichnet und zeigen große Geschicklichkeit in der alterthümlichen Kunst, Thierhäute mit Stickereien und Federn zu zieren. Auch verfertigen sie jetzt eine eigene Art von Deckenzeug, von so dichtem Gewebe, daß es oft so wasserdicht als die mit Federharz bereiteten Stoffe ist und daher zu Regenmänteln viel gebraucht wird. Einige der feineren Arten werden an die Mexikaner oft zu funfzig bis sechzig Dollars das Stück verkauft.

Die Navajos führen zwar jetzt ein räuberisches und etwas unstätes Leben, bauen aber alle Körnerfrüchte und Gemüse, die man in Neu-Mexiko findet. Auch besitzen sie ansehnliche Heerden von Pferden, Maulthieren, Rindvieh, Schafen und Ziegen von eigener Zucht, die für weit besser gehalten werden als die mexikanischen, was ohne Zweifel daher rührt, daß sie mehr Aufmerksamkeit auf die Veredlung ihres Viehstandes wenden.

Alexander von Humboldt sagt uns zwar, daß vor den Metzeleien im Jahre 1680 einige Missionare unter diesem Stamme gelebt haben, aber es sind seitdem nur wenige Versuche gemacht worden, diese Indianer zum Christenthume zu erziehen. Sie leben jetzt als Heiden, nicht nur unabhängig von den Mexikanern, sondern auch ihre furchtbarsten Feinde.

Nach der Gründung der Unabhängigkeit erbitterte die Regierung von Neu-Mexiko ihre wilden Nachbarn, besonders die Navajos, durch wiederholte Grausamkeiten und Treulosigkeiten, die wohl zu Feindseligkeiten reizen mußten. Einst versammelten sich, auf die Einladung der Regierung, mehrere Häuptlinge und Krieger der Navajos in dem Pueblo Cochiti, um einen Friedens-Vertrag zu befestigen. Die Neu-Mexikaner, ohne Zweifel erbittert durch die Erinnerung an früher empfangene Beleidigungen, überfielen unversehens die Indianer und metzelten alle nieder. Als um dieselbe Zeit, erzählt man, drei Indianer von den nördlichen Gebirgen als Gefangene nach Taos gebracht wurden, forderten die Jicarillas die Auslieferung dieser ihrer bittersten Feinde. Die mexikanischen Behörden, die diesen Stamm zu erzürnen fürchteten, gewährten ruhig das grausame Verlangen, und die Gefangenen wurden kaltblütig vor ihren Augen niedergemetzelt. Kein Wunder, daß die Neu-Mexikaner so allgemein von ihren wilden Nachbarn bekriegt werden.

Vor ungefähr funfzehn Jahren wurden die Navajos durch die kräftigen Maßregeln des Obersten Vizcarra besiegt, dem es gelang, sie einige Zeit in der Unterwerfung zu halten; aber seit seiner Abreise aus Neu-Mexiko gab es keinen Mann, der fähig gewesen wäre, diesen verwegenen Indianern Ehrerbietung oder Furcht einzuflößen, und sie haben seit zehn Jahren ungestraft das Land überzogen und gemordet und zerstört, wie es ihre Laune ihnen eingab. Bei der Annäherung des Frühlings werden den Machthabern zu Santa Fe gewöhnlich Friedens-Anträge gemacht, die man bereitwillig annimmt. Diese freundschaftliche Ausgleichung setzt die schlauen Indianer in Stand, ihre Saaten ungestört zu bestellen und die Güter, die sie den Mexikanern auf ihren Raubzügen gestohlen haben, mit Vortheil zu verkaufen; sobald aber ihre Ackerbau-Arbeiten zu Ende sind, erneuern sie die Feindseligkeiten, und das Spiel des Raubes und der Zerstörung beginnt wieder.

Gegen Ende des Jahres 1835 ward eine Schaar von Freiwilligen aufgeboten, welcher die meisten angesehenen Männer in Neu-Mexiko sich anschlossen, um den Krieg in das Gebiet der Navajos zu spielen. Als die Indianer von der Annäherung ihrer Feinde hörten, mochten sie wünschen, [illegible]

*) Aus dessen Commerce of the Prairies, von denen so eben unter dem Titel: „Karavanenzüge durch die westlichen Prairien und Wanderungen in Nord-Mexiko", in der Arnoldischen Buchhandlung (Dresden und Leipzig) eine deutsche Uebersetzung von M. B. Lindau erschienen, die in mehrfacher Beziehung unsere Aufmerksamkeit verdient, da Neu-Mexiko und Texas gerade jetzt in den Vordergrund der politischen Ereignisse treten. Herr Josias Gregg ist übrigens derselbe nordamerikanische Schriftsteller, der sich über die plagiate beklagt hat, die Cap. Marryat an seinen zuerst in amerikanischen Zeitungen erschienenen Reiseschilderungen beging.

eine so lange Reise zu ersparen, und sammelten einen Haufen erlesener Krieger, die hinauszogen, um dem Feinde in einem Gebirgspasse einen Hinterhalt zu legen. Der tapfere Heerhaufen, der den ihm bereiteten Empfang nicht ahnte, schlenderte in zerstreuten Gruppen und überließ sich einer lärmenden Lustigkeit, als das laute gellende Kriegsgeschrei, von mehreren Schüssen begleitet, Alle in stumme Bestürzung versetzte. Einige stürzten erschrocken von ihren Pferden, Andere feuerten blindlings ihre Gewehre ab, und es vergingen einige Minuten, ehe sie sich von ihrem Schrecken so weit erholt hatten, daß sie die Flucht ergreifen konnten. Einige Leute wurden in diesem lächerlichen Kampfe getödtet, unter welchen der Hauptmann Hinóſes, der die Linientruppen befehligte, der angesehenste war. Eine merkwürdige, aber durchaus beglaubigte Anekdote, die diesen Mann betrifft, mag hier eine passende Stelle finden. Als er einst zu einem Kriegszuge aufbrechen wollte, befahl er seinem Sergeanten, eine Pulverflasche aus einer unangebohrten kleinen Tonne zu füllen, die fünfundzwanzig Pfund hielt. Der Sergant bohrte mit einem Zwidbohrer ein Loch, als aber das Pulver zu langsam herauskam, suchte er ein passendes Werkzeug, um die Oeffnung zu vergrößern. Seine Blicke fielen auf ein Schüreisen, das neben dem Heerde lag. Das Eisen glühend machen und in das Loch der Tonne stecken, war das Werk einer Minute, als augenblicklich die Tonne sich entzündete und der obere Theil des Gebäudes in die Luft gesprengt wurde. So wunderbar die Rettung erscheinen mag, der Sergeant sowohl als der Hauptmann, der Zeuge des ganzen Vorgangs war, kamen mit dem Schrecken davon, wiewohl Beide schwer verletzt wurden. Der sinnreiche Sergeant wurde Staats-Secretair unter dem Gouverneur Gonzalez und ist seitdem immer im Staatsdienste angestellt gewesen, später aber Hauptmann geworden.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Eigenthum und die Selbsterhaltung.

(Schluß.)

Diejenigen, die am strengsten das Recht der Selbsterhaltung aufrecht halten wollten, gaben demselben folgenden Sinn. Nach ihrer Ansicht ist der Mensch zur Arbeit geboren und muß sich dieser unvermeidlichen Nothwendigkeit ohne Murren unterwerfen; dafür aber hat er das heilige Recht, für seine Arbeit so viel zu empfangen, als er unumgänglich zu seinem Unterhalte braucht. Mit anderen Worten, er hat den Anspruch darauf, daß ihm Gelegenheit gegeben wird, seine Fähigkeit zum Arbeiten zu benutzen, und ein hinlänglicher Lohn, um nicht in Noth zu gerathen. Dieses Recht auf Arbeit, fügt man hinzu, sey das erste und wichtigste von allen, die unter dem Schutze der Gesellschaft stehen. In allen Fällen, wo dieses unverletzliche Recht mit dem Prinzip des Besitzes in Widerspruch geräth, soll das letztere geopfert werden, denn der Schutz des Eigenthums ist ja selbst nur eingeführt zur Erhaltung der Menschheit und muß natürlich aufhören, sobald er die Existenz eines Menschen in Gefahr bringt.

Kann man den Anspruch eines jeden Menschen auf Beschäftigung vollkommen leugnen? Gewiß nicht; man würde sonst den natürlichsten Gefühlen der Menschheit Stillschweigen auferlegen müssen. Aber auf der anderen Seite lassen sich diese Ansprüche der Einzelnen weder so genau abgränzen, noch so in ihrer Gesammtheit ordnen, daß sie je zum Gesetze erhoben werden könnten. Aus dieser Unmöglichkeit, das Recht auf Arbeit in seinem ganzen Umfange in die Praxis einzuführen, haben einige Schriftsteller geschlossen, daß es gar nicht vorhanden sey, und sind dadurch zu Folgerungen gekommen, die das sittliche Gefühl ihrer Leser empörten.

Wir erwähnen unter denselben zuvörderst Malthus, einen Statistiker ersten Ranges, der in seinem Werke über die Vermehrung der Volkszahl folgende Ansichten ausspricht. Das Menschengeschlecht theilt mit allen Thierklassen die Kraft, sich beständig und bis ins Unendliche zu vermehren. Ein mächtiger Instinkt treibt die Thiere, von dieser Kraft Gebrauch zu machen. Um aber die hieraus entstehende Ueberfüllung wieder gut zu machen, hat es die Natur so angeordnet, daß ein großer Theil der neuen Brut theils den Fleischfressern, theils dem Menschen zur Nahrung dient und überdies die wilden Thiere in stetem Kriege mit einander leben oder der Waffe des Jägers erliegen. Der Mensch selbst ist im Naturzustande — wie Hobbes unrichtig sagt und wofür es eher Zustand der Entartung und Rohheit heißen sollte — beständig im Kampfe mit den Wesen seiner Gattung. Prüft man die Ursachen dieser Kämpfe, so findet sich, daß sie ursprünglich von einer im Verhältniß zu den vorhandenen Unterhaltsmitteln zu großen Vermehrung der Race herrühren.*) Indessen kann der Mensch durch seine geistigen Kräfte den Weg finden, den üblen Folgen des übermäßigen Anwachsens seiner Gattung bis auf einen gewissen Punkt vorzubeugen. Die Geschichte zeigt, daß dergleichen Vorsichtsmaßregeln unter allen civilisirten Völkern angewandt wurden, daß sie aber auch nirgends ausgereicht haben, um von gewissen Klassen alles Elend fern zu halten, das dem Mißverhältniß zwischen der Menge der Geburten und der Menge der Lebensmittel zuzuschreiben ist. Wenn man hiervon irgend eine Ausnahme findet, so ist sie nur durch seltene und jedenfalls vorübergehende Umstände herbeigeführt; es werden vielmehr unter jedem Volke gewisse Klassen der Gesellschaft in Dürftigkeit schmachten, weil sich die meisten Familien ohne Rücksicht auf ihre Subsistenzmittel vermehren. Wenn aber die fortschreitende Civilisation hierin eine Beschränkung herbeiführen könnte, so würde die Noth, die aus diesen Verhältnissen entspringt, um Vieles verringert werden.

*) Herr Lechevalier hat in seinen Vorträgen diese viel nachgesprochene Behauptung von Malthus auf sinnreiche Weise widerlegt.

So weit Malthus. — Wir brauchen hier nicht erst weitläufig auszuführen, daß das Recht, eine Ehe einzugehen, eben so unbestreitbar ist, als das Recht eines Jeden, für seine Erhaltung zu sorgen. Nichtsdestoweniger könnten zuweilen indirekte Maßregeln nützlich seyn, um unvorsichtige Heiraten zu hintertreiben; doch müßte man hier mit der äußersten Zurückhaltung zu Werke gehen und sich wohl hüten, die ewigen Grundsätze des Naturrechts und der Sittenlehre zu verletzen. Im Gegentheil, wenn die Gesellschaft den Ehen der Bedürftigen nur eine einzige Beschränkung auferlegte, die der Moral zuwider ist, so läge darin eine Ungerechtigkeit, die durch nichts zu entschuldigen wäre, und man könnte dagegen den berühmten Grundsatz anwenden: Gegen das Recht giebt es kein Recht! Die Gesellschaft wird sich daher darauf beschränken müssen, auf der Nachkommenschaft der Armen die traurigen Folgen einer unklugen Vermehrung der Familie lasten zu lassen, denn eine gesetzliche Unterstützung der Bedürftigen, selbst wenn sie eingeführt wäre, würde nicht ausreichen, alle Hungernden zu speisen. Indem nun die Gesellschaft vermittelst gesetzlicher Maßregeln nicht alle ihre Armen vor Mangel zu schützen sucht, giebt sie damit nur ihre Ohnmacht kund, keinesweges aber verleugnet sie dadurch den Grundsatz, daß das Individuum das Recht habe, von ihr seine Existenzmittel zu verlangen.

Wir sind also wieder bei unserem Probleme angelangt und müssen nun versuchen, ob es sich vielleicht auf dem Wege philosophischer Untersuchung in befriedigender Weise lösen lasse.

Wir sehen in der Welt das Recht und die Ereignisse von einander zwar abhängig, aber doch gesondert. Kein wirkliches Recht existirt, das nicht an einer Thatsache hafte, und kein Ereigniß geschieht, ohne Folgen, die vom Rechte geboten sind, nach sich zu ziehen. Zuweilen freilich widersprechen die Thatsachen dem Rechte, dann aber sieht die Vernunft darin eine Abweichung von der Regel; sie ist überzeugt, daß diese Abweichung weder nothwendig, noch bleibend ist, sondern sich wieder ausgleichen muß, denn das Recht bleibt, trotz aller Verletzungen, heilig und behält seiner Natur nach am Ende immer den Sieg. Wenn nun der Mensch, unter der Herrschaft einer unabweisbaren Nothwendigkeit, für seine Existenz zu sorgen sucht, so wird man ihm ein positives Recht dazu einräumen, und ist man nicht gebildet genug, um den Unterschied eines subjektiven und eines allgemeinen Standpunktes aufzufassen, so wird man meinen, dieses Recht sey in allen Fällen wahr und unumstößlich.

Dessenungeachtet ist hier ein wichtiger Unterschied zu machen. Der Mensch ist eine Doppelnatur: einerseits durch seinen Körperbau und seine Triebe den Thieren ähnlich, andererseits mit Vernunft und Sittlichkeit, oder dem Keime dazu, begabt. Ein Recht aber kommt ihm nur kraft dieser zweiten seiner Naturen zu. Das Thier hat, genau genommen, kein Recht und kann nie eines haben. So sind auch die Triebe, die der Thiernatur des Menschen angehören, keine Quelle des Rechtes. Folglich ist es ein schwerer Irrthum, zu behaupten, der Mensch habe ein wirkliches Recht auf die Befriedigung aller seiner Begierden, selbst angenommen, es sey keine derselben durch die Unsittlichkeit des Individuums verderbt. Von einem Rechte kann nur bei der Befriedigung derjenigen Triebe die Rede seyn, die von der Vernunft schlechterdings gutgeheißen werden. Der Instinkt, der das Menschengeschlecht treibt, seine Gattung zu vermehren, ist zweifelsohne bis zu einer gewissen Gränze gesetzmäßig: geht er aber über das Maß, das die Vernunft gesetzt hat, hinaus, so hört er auf, ein Recht auf Befriedigung zu besitzen. Nun aber ist es gerade der blinde Instinkt, der die Ueberfüllung an Menschen und mit ihr all jenes Unglück herbeiführt, das Malthus so ergreifend schildert, und dieser Instinkt, da er sich der Ueberwachung der Vernunft und Klugheit entzieht, ist für Menschen, die er beherrscht, kein Rechtsgrund. Vielmehr ist seine Tendenz, eine unendliche Vervielfältigung des Menschengeschlechts in einer beschränkten und begränzten Welt herbeizuführen, Ursache genug zu den traurigsten Folgen. Es ist dies ein trauriges und beunruhigendes Schauspiel; aber es liegt darin keine Verletzung des absoluten Rechtes, denn, um es noch einmal zu wiederholen, die Folgen derjenigen Handlungen, die rein aus dem Instinkte hervorgehen, können glückliche oder traurige seyn — nie haben sie etwas mit dem Rechte zu schaffen, dessen der Mensch nicht vermöge seiner thierischen, sondern seiner geistigen und sittlichen Natur fähig ist.

Diese Schlußfolgerungen sind vom allgemeinen Standpunkte aus bindend, aber auf den subjektiven nicht anwendbar, und zwar aus folgender Ursache. Wenn man von dem Rechte spricht, welches auf das Leben eines Individuums Einfluß haben soll, so hat man damit schon gesagt, daß es sich um ein vernünftiges und moralisches Individuum handle; denn auf einen Menschen, der einzig und allein seinen Begierden folgte, würde der Begriff des Rechtes keine Anwendung finden. Für ein Wesen nun, das diesen Begriff des Rechtes und das Gefühl der Pflicht besitzt, nimmt das Interesse der Selbsterhaltung den Charakter eines Sittengebotes an und muß als solches allen Nebenrücksichten vorangestellt werden, welche die Handlungsweise des Individuums bestimmen. Insofern also der Mensch nach einem sittlichen Grundsatze handelt, hat er das Recht, in allen seinen Beziehungen zu Seinesgleichen vor Allem auf Selbsterhaltung bedacht zu seyn, und selbst dann, wenn er durch eigene oder die Schuld seiner Aeltern in jene kritische Stellung geräth, wo sein persönliches Interesse mit der Sicherheit seiner Nebenmenschen in Kollision kommt.

Ein solches Recht ist Unseresgleichen gegenüber ohne Gränzen, und darum hat man es häufig für absolut gehalten. Eigentlich genommen aber ist es das nicht, denn es verschwindet vor der göttlichen Vorsehung gänzlich, und der Mensch, der auf dem Punkte steht, dem Druck der Noth zu erliegen, hat das Recht nicht, seinen Schöpfer der Ungerechtigkeit anzuklagen, weil er ihn den Forderungen einer unerbittlichen Nothwendigkeit bloßgestellt habe, ohne ihm die Mittel zur Befriedigung derselben zu gewähren.

Ohne Zweifel liegt eine Gewaltthätigkeit darin, daß der Mensch, ein ver-

nünftiges und, wenigſtens potentia, moraliſches Weſen, von einem blinden Inſtinkte beherrſcht werden kann. Aber es iſt dies nur eine von den Seiten der ewig ungelöſten Frage über die Exiſtenz des Böſen in der Welt, und dieſe theilweiſe Ungerechtigkeit muß jenem herrſchenden Grundſatze untergeordnet werden, nach welchem in der Welt die Ereigniſſe nur darum ſo häufig dem Rechte widerſprechen, damit das Recht am Ende um ſo glänzender triumphire.

Freilich ſcheint es, daß die Individuen in erſchrecklicher Menge dieſem Plane des Schickſals zum Opfer gebracht werden. Es iſt ſchwer, hierfür eine Erklärung zu finden, denn dem Weſen, welches unterliegt, mag der endliche Sieg eines Prinzips keine genügende Entſchädigung für das perſönliche Unglück ſeyn, von dem es betroffen wurde. Hier bleibt für den denkenden Menſchen nichts übrig, als der Vorſehung zu vertrauen, daß ſie in ihrer Weisheit und Güte keines von den Kindern der Erde ohne Erſatz mit Unglück belaſten werde.

Aus dem Geſagten geht hervor, daß weder das Recht der Selbſterhaltung, noch das des Beſitzes, um deren Konflikt es ſich handelte, ein abſolut gültiges ſey. Zu Gunſten des Menſchen iſt das Recht des Eigenthums eingeführt und anerkannt; ſein Beſtehen iſt eine nothwendige Bedingung für den Frieden unter den Menſchen und die Fortentwickelung des Menſchengeſchlechts; aber es iſt kein unter allen Umſtänden unbeugſames Prinzip. Eben ſo iſt das Recht der Selbſterhaltung in einem gewiſſen Sinne das oberſte Geſetz des Individuums, in einem anderen hat es ſeine Gränzen. Wenn das Menſchengeſchlecht hinſichtlich ſeiner Vermehrung die Vorſchriften der Klugheit mißachtet, ſo folgt daraus ein ſchweres Unheil, das irgend welche Häupter treffen muß und an ſich unſchuldigen Weſen den Untergang bereitet, deren Schickſal wir wohl beweinen, aber nicht abwenden können.

Es ſind alſo nicht zwei abſolut wahre Grundſätze, deren Widerſpruch wir löſen wollten, ſondern, daß ſie dafür gehalten werden, iſt eine natürliche Folge des gegenwärtigen Zuſtandes der Menſchheit, der in vielen Beziehungen mangelhaft iſt und ſo lange unvollkommen bleiben muß, bis Vernunft und Rechtsgefühl größeren Einfluß auf die Handlungsweiſe der Menſchen gewinnen werden.

Wenn über die oben berührten philoſophiſchen Begriffe klarere Anſichten im Publikum verbreitet wären, ſo würden ſie das beſte Gegengift gegen die kommuniſtiſchen Ideen ſeyn, die ihre hauptſächlichſte Stütze in halben, unvollſtändigen Wahrheiten haben. Man könnte freilich daran zweifeln, daß der große Haufe jemals ſich ſo weit erheben werde, philoſophiſche Abſtractionen zu begreifen, und in ihnen einen Schutz finden könnte gegen die trügeriſchen Syſteme, die, weil ſie paradieſiſche Hoffnungen erregen, einen gewiſſen Zauber auf die Gemüther ausüben. Aber die Erfahrung lehrt, daß Ideen, die anfänglich nur für eine geringe Zahl von Philoſophen Gegenſtand des Nachdenkens waren, ſich allmälig immer weiter und weiter verbreiteten und endlich, einen unwiderſtehlichen Einfluß auf die Maſſen übend, auch von den Ungebildeten vertrauensvoll angenommen wurden.

Wir legten oben Gewicht darauf, daß in der Welt das Geſchehende zwar innig mit dem Rechte zuſammenhänge, aber doch nicht unbedingt Eins mit ihm ſey. Die Vermiſchung beider iſt einer von denjenigen Irrthümern, die der Verbreitung des Kommunismus beſonderen Vorſchub geleiſtet haben. Dieſen Irrthum nun findet man, mehr oder weniger geſchickt verhüllt, in vielen, theils philoſophiſchen, theils hiſtoriſchen Syſtemen, die noch heutzutage ſehr in Schwung ſind. Wählen wir z. B. aus den deutſchen die Naturphiloſophie. Es iſt leicht, aus ihr auf dialektiſchem Wege den vollſtändigſten Fatalismus abzuleiten. Der Fatalismus aber iſt die unumwundenſte Rechtfertigung und Schilderhebung des Geſchehenden. Das Recht iſt nicht mehr von demſelben unterſchieden, denn Alles, was geſchieht, muß nothwendig geſchehen, und wenn wirklich eine höchſte Weisheit über Allem herrſcht, ſo iſt ſie nur da, um Jedwedes gut zu heißen und freizuſprechen. — Dieſe Verwechſelung von Thatſache und Recht, die auch in anderen Syſtemen auftrat, mußte den Kommunismus begünſtigen, denn es folgte aus ihr, daß alle Neigungen des Menſchen, weil ſie natürlich ſind, für berechtigt gehalten werden müſſen.

Gehen wir von den Philoſophen zu den Hiſtorikern über, ſo finden wir hier den Fatalismus wieder. Wählen wir z. B. ein Werk, das ungeheuren Ruhm erlangt hat, die Geſchichte Napoleon's von Thiers. Was iſt dieſe Geſchichte, als eine geſchickte und glänzende Lobrede des Erfolges? Das bewundernswürdige Talent des Schriftſtellers macht dieſe Anſicht vom Gange der Ereigniſſe, nach welcher der Ausgang einer Handlung über ihre Moralität entſcheidet, noch gefährlicher. Aber alle Hülfsquellen der Kunſt, die der berühmte Geſchichtſchreiber ſo geſchickt zu benutzen weiß, wären fruchtlos zur Ausſchmückung jener Meinung aufgewendet worden, wenn dieſelbe nicht ſchon in den Gemüthern vorgebildet geweſen wäre. Aus eben dieſer Meinung entſpringt auch die allgemein verbreitete Achtung vor der materiellen Macht. In ihr findet der Kommunismus gleichfalls eine Hauptſtütze, denn indem er ſcheinbar das Intereſſe der Maſſen vertritt, gewinnt er ſie natürlich für ſich und ſieht in ihrer Anzahl bereits das Unterpfand des Sieges und die Rechtfertigung ſeines Beginnens.

Das beſte Mittel, den Kommunismus zu bekämpfen, wird nach alledem ſeyn, geſunde moraliſche, philoſophiſche und ſtaatsökonomiſche Lehren recht allgemein zu machen. Denn daß mit Waffengewalt gegen Ideen nichts ausgerichtet wird, weiß Jeder, der nur einigermaßen mit den Begebenheiten der Geſchichte vertraut iſt. Denjenigen, welche glauben, es ſey nicht möglich, den Maſſen philoſophiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Ideen beizubringen, halten wir das Beiſpiel der Millionen Engländer vor, die zur League gehören und kaum zum tauſendſten Theil die Werke von Adam Smith, Malthus oder Riccardo mögen geleſen haben. Man ſollte alſo die Grundbegriffe der Staatswiſſenſchaft in den Schulen lehren und ſie wie den Katechismus in Blut und Fleiſch des Volkes übergehen laſſen, dann hätte man viel gethan, um die Menge vor dem Einfluß utopiſcher Verſprechungen zu ſchützen.

Desgleichen müßte auf die Reichen gewirkt werden. Sie ſind daran zu erinnern, daß ihre Stellung, indem ſie ihnen gewiſſe koſtbare Rechte verleiht, auch zugleich ſtrenge Anforderungen an ſie macht und ſie mahnt, ſo viel als möglich, durch Privatwohlthätigkeit jene ſchrecklichen Kolliſionen des Rechtes der Geſellſchaft mit dem des Einzelnen zu verhüten, in denen der Beſitz ſeinen Charakter der Unantaſtbarkeit verliert und nur noch als eine Uſurpation der Gewalt angeſehen wird.

Was ferner den Socialiſten zu Statten kommt, iſt die traurige Tendenz unſerer Zeit, die Wohlhabenden immer mehr und mehr von den Proletariern zu entfernen. — Im Mittelalter war der Grundbeſitzer Eins mit ſeinem Gute. Hatte die Herrſchaft eine zahlreiche und kräftige Bevölkerung, ſo war der Lehnsherr gefürchtet und geehrt, und, ſo tyranniſch er im Ganzen auch zu Werke gehen mochte, die Intereſſen der Bevölkerung, auf welcher ſeine Macht ruhte, verlor er niemals aus den Augen. Später erhielt ſich unter den großen Landeigenthümern die Sitte, wenigſtens einen Theil des Jahres auf den Gütern zuzubringen. Es galt für ehrenvoll, perſönlich die Schutzherrſchaft über die Bauern zu üben, und es fiel dadurch auf die Herren ſelbſt ein Schein von Majeſtät. — Die Innungen des Mittelalters, obgleich ſie die Entwickelung der Induſtrie aufhielten, hatten dennoch ihre guten Seiten. Meiſter, Geſelle und Lehrling ſtanden einander näher als heute; der Meiſter mußte ſelber alle unteren Graden durchgemacht haben und kannte daher ihren Geiſt und ihre Bedürfniſſe, und wenn er auch hin und wieder ſeine Untergebenen tyranniſirte, ſo betrachtete er ſie doch nicht als Fremde, die zu einer anderen Kaſte, als er, gehörten.

Jetzt haben ſich alle dieſe Verhältniſſe bedeutend geändert. Der Grundbeſitzer und der Pächter kommen vielleicht alle neun, zwölf oder funfzehn Jahre mit einander in Berührung, und von einer Annäherung, einem Ideenaustauſch, einer Anhänglichkeit iſt keine Rede mehr. Mit den wirklichen Bearbeitern des Bodens ſteht der Gutsbeſitzer noch weniger in irgend einer Beziehung; von einer Schutzherrſchaft über ſie iſt jede Spur verſchwunden. In dem Fabrikweſen finden wir ähnliche Erſcheinungen. Der Kapitaliſt, der an der Spitze eines induſtriellen Unternehmens ſteht, ſpricht nur mit ſeinen Arbeitern, wenn er den Arbeitslohn feſtſetzt; indem dieſe aber in dem Fabrikherrn denjenigen ſehen, der an ihren Entbehrungen reich werden will, und Letzterer wieder in ihnen Leute, die jeden Augenblick bereit ſind, ſeinen Reichthum zu zerſtören, ſo ſtellt ſich zwiſchen Beiden eine Art ſtillen Grolles her, und an ein freundliches oder gar ſegensreiches Verhältniß iſt nicht zu denken.

Daher kam es auch, daß man in Frankreich bei Gelegenheit der Lyoner Arbeiter-Unruhen an vielen Ecken die Sturmglocke zog und ſchrie, es drohe ein neuer Einfall der Barbaren. Sollte es alſo wahr ſeyn, daß die höheren und gebildeten Klaſſen der Geſellſchaft geneigt ſind, die unglücklichen Proletarier als eine fremde Race zu betrachten, die Schrecken und Verachtung einflöße? Und wenn die Glücklicheren eine ſolche Meinung durchblicken laſſen, wäre es dann ein Wunder, wenn die verdächtigten und verachteten Armen zu Haß und Eiferſucht geſtachelt würden?

Dieſe traurigen und unſittlichen Verhältniſſe haben den Aufſchwung ſocialiſtiſcher Ideen unterſtützt und im Volke Gedanken von Rache und Umwälzung zur Reife gebracht. Wer alſo den Kommunismus bekämpfen will, der wird die Fortentwickelung des Haſſes und Mißtrauens zwiſchen Reich und Arm zu hemmen ſuchen. Eine verſtändig angewandte Wohlthätigkeit würde am beſten die einander entfremdeten Gemüther wieder verſöhnen. Wenn der Reiche ſich daran gewöhnt, ſich als den natürlichen Beſchützer des Armen zu betrachten, dann wird auf beiden Seiten das Mißtrauen ſchwinden und der Arme nicht mehr glauben, Begüterte und Dürftige ſeyen zwei verſchiedene Völker in einem Lande, von denen dem einen alle Noth und Arbeit, dem anderen aller Genuß und Segen gehöre.

Die Bekämpfung der kommuniſtiſchen Ideen wird alſo auf zweierlei Weiſe geſchehen müſſen, einmal durch Verbreitung vernünftiger ſtaatswiſſenſchaftlicher Grundſätze, dann durch Befeſtigung einer wohlwollenden Stimmung zwiſchen den hohen und den niederen Klaſſen der Geſellſchaft.

England.

Surrogate des Getraides und der Kartoffel.

Seit die Kartoffeln nach Europa gebracht ſind, hielten Viele eine Hungersnoth für Etwas, das ganz außerhalb des Gebietes der Wahrſcheinlichkeit liege; ein allgemeines Mißrathen dieſer Pflanze, die ſo geringer Pflege bedürfe, die überall fortkomme, ſey — ſo meinte man — nicht wohl möglich. Die Erfahrung eines einzigen Jahres, eines einzigen Sommers, hat uns über die Trüglichkeit ſolcher Schlüſſe die traurigſten Lehren gegeben! Mehr als je drängt ſich jetzt wieder die Sorge um Nahrung in den Vordergrund, und jeder fühlende Menſch iſt, ſo viel an ihm liegt, auf Mittel zur Linderung der herrſchenden Noth bedacht. Das praktiſche England geht uns auch hier mit ſeinen Rathſchlägen und Verſuchen voran. Da hält man nicht Monate lang Reden und Disputationen über die Kraft des moraliſchen Einfluſſes, da will man nicht durch Vorleſungen und Zweckeſſen die Noth der Brüder heben, ſondern unmittelbar aus dem Leben heraus nimmt der Engländer ſeine Vorſchläge.

Eine engliſche Zeitſchrift, das Organ der Anti-Kerngeſetz-Liga (The League), giebt über die Surrogate, deren man ſich ſtatt des Weizenmehls bedient, einige Nachricht, indem ſie uns erzählt, wie auch zu Zeiten guter Aerndten betrügeriſche Bäcker ihr Brod mit anderen Beſtandtheilen vermiſchen

und inwieweit ihnen dies gelingt, zugleich aber eine Anleitung an die Hand giebt, sich vor dergleichen der Gesundheit nachtheiligen Bestandtheilen zu sichern.

„Zur Bereitung des Brodes von geringerer Qualität", sagt unser Berichterstatter, „bedient man sich häufig der Kartoffeln, und wenn solche in geringer Menge beigemischt werden, so soll das Brod dadurch sogar gewinnen, ist aber die Masse groß, was nicht selten vorzukommen pflegt, so wird das Brod sehr verschlechtert. Das Vorhandenseyn einer zu bedeutenden Quantität von Kartoffeln ist oft an dem Brechen und Zerbröckeln des Brodes zu erkennen, ferner daran, daß es leicht sauer wird, daß sich viele Krumen an das Messer anhängen, daß es, wenn man mit dem Finger darauf drückt, eine Vertiefung behält. Die irrige Meinung, daß weißes Brod nothwendig besser sey, als solches von dunkler Farbe, und daß es daher auch besser bezahlt werden müsse, verleitet oft die Bäcker, ihrem Brodte bleichende Ingredienzien beizumischen, um jene hellere Farbe hervorzubringen, da kein Mehl, außer dem allerfeinsten, weißes Brod giebt. Die Wahl dieser bleichenden Substanzen ist aber oft im höchsten Grade tadelnswerth. Alaun, Knochen, Tünche werden zu solchem Zwecke benutzt, und die Art, wodurch solche Bestandtheile herausgefunden werden können, wird von den Chemikern folgendermaßen angegeben: Wenn Brod Tünche oder Kalk enthält und verdünnte Schwefelsäure darüber gegossen wird, so ist ein leichtes Aufwallen zu bemerken; ist Knochenmehl in dem Brodte und man gießt verdünnte Salzsäure darüber, so erfolgt ebenfalls ein Aufwallen, und wenn man darauf die Flüssigkeit filtrirt, so bleibt ein weißer Niederschlag zurück. Ist zu viel Alaun beigemischt, das in geringer Quantität das Brod verbessert, so gieße man heißes Wasser darüber, lasse es abkühlen und presse darauf den Saft aus, koche es bis auf ein Drittel ein, ist es abgekühlt, so filtrire man es durch Löschpapier, gieße ein wenig Citronensaft darunter, und wenn sich dann ein schlammiger Niederschlag zeigt, so ist eine übergroße Beimischung von Alaun zu vermuthen. — Häufig wird auch eine große Menge von Salz in das Brod gethan, weil dieses sehr viel Wasser in sich saugt und das Gewicht dadurch bedeutend vermehrt wird; ist dies der Fall, so ist das Brod sehr rauh."

Es folgt nun die Aufzählung einiger der bedeutendsten Surrogate für das Roggenmehl, die auch an die Stelle der Kartoffeln als Nahrungsmittel anzuwenden sind. Unter Anderem wird mit Rücksicht auf englische Gewohnheiten gesagt:

„Die Untersuchungen praktischer Chemiker in der Vergleichung der Nahrungssäfte von den verschiedenen Getraide-Arten haben gezeigt, daß Weizen die meiste nährende Kraft hat, daß aber andere Arten Korn ebenfalls ein sehr gutes Brod liefern können. Hausbackenes Brod und Schwarzbrod kann aus einer Mischung von Weizen- und Roggenmehl gemacht werden. Bis auf die neueste Zeit aßen die schottischen Bauern noch wenig Weizenbrod. Sie vermischten gewöhnlich Hafermehl mit Salz und kneteten daraus mit Wasser einen Teig, den sie in Kuchen formten und dann buken. Diese Haferkuchen und ähnliche von Gerste waren die Surrogate für gesäuertes Brod.

„Die Bergleute essen Brod, das statt des Weizens fast ganz aus Gerste gemacht ist. In einigen Gegenden des Nordens bedient man sich auch wohl einer Mischung von Hafermehl und Erbsenmehl als Materials für die Brodbereitung. Der berühmte französische Chemiker Parmentier bewies, daß Kartoffeln, Runkelrüben, Roßkastanien und andere Pflanzen ein Mehl geben, das, dem Brodte beigemischt, auf die Gesundheit mehr oder weniger Einfluß hat. Er schnitt die Kartoffeln oder Rüben in Stücken, trocknete sie sehr wohl, zermalmte sie und vermischte sie dann mit Getraide-Mehl; bei anderen Versuchen kochte er die Kartoffeln, zerquetschte sie dann und vermischte sie in diesem Zustande mit dem Mehle. Ein großer Theil des in Amerika gebrauchten Brodes wird zur Hälfte von Mais oder indianischem Korn, zur Hälfte von Gerste mit einem Sauerteig von Weizen gemacht. Ein Theil Reis mit zwei Theilen Gerste geben ein gesundes Brod, eben so gleiche Theile von Gerste und Kartoffeln oder gleiche Theile von Weizen und Roggen. Reiskörner, der Gipfel der Sagopalme, die Wurzel des Manihot (Maniok) werden sämmtlich in verschiedener Art zur Brodbereitung benutzt.

„Nach diesen Mittheilungen scheint es, daß viele vegetabilische Substanzen sich als ein mehr oder weniger gesundes Brodmaterial umwandeln lassen, und es ist ein Gegenstand von der äußersten Wichtigkeit, das Verzeichniß dieser Substanzen möglichst zu vervollständigen.

„Amerikaner versichern, daß das Brod, welches ganz oder theilweise von indianischem Korn (Mais) gemacht ist, kräftiger sey als dasjenige, das nur aus Weizenmehl gebacken ist. William Cobbett war ebenfalls ein großer Lobredner des indianischen Korns und sehr bemüht, es an die Stelle der Kartoffeln zu setzen. — In neuester Zeit haben einzelne Gelehrte, vorzüglich Professor Autenrieth in Bonn, Versuche gemacht, selbst aus Holz Nahrungsstoffe zu ziehen und Brod daraus zu bereiten."

Mannigfaltiges.

— Noch ein Wort über Yankee Doodle. Das Wort Yankee bedeutet ursprünglich nichts weiter als Engländer, English, welches die Indianer beim ersten Erscheinen derselben an ihren Küsten Yangkees oder Yankees aussprachen. Was die Melodie von Yankee Doodle betrifft, so ist mir in Amerika gesagt worden, daß sie von einem Militairmarsch herrühre, den die in englischem Solde stehenden hessischen Truppen während des amerikanischen Revolutionskrieges zu spielen pflegten; in einem Gefecht (wenn ich nicht irre, bei Bennington) wurden die Hessen von Washington's Armee zusammengehauen und ein großer Theil von ihnen gefangen, worunter sich viele Musikanten befunden haben mögen, die zu den Amerikanern übergingen und jenen Marsch in Aufnahme brachten. Die Melodie von Yankee Doodle stammt also eigentlich aus Deutschland — eine Ehre, die übrigens dem deutschen Nationalstolz nur mäßig schmeicheln kann. Aus Obigem würde auch hervorgehen, daß Yankee Doodle nicht in der Schlacht von Bunker's Hill gesungen werden konnte; sehr wahrscheinlich ist es hingegen, daß ein englisches Kriegsschiff dadurch zur Flucht gezwungen wurde, da die Amerikaner so abscheuliche Sänger sind, daß ein Chor (nicht Corps) von einigen hundert Mann auch den Entschlossensten in die Flucht treiben würde. — Die von Dr. Büttner mitgetheilten Strophen gehören zu den unzähligen Versionen dieses Liedes, welches anfänglich eine weit rohere Gestalt hatte. Es bestand und besteht noch aus lauter unzusammenhängenden Fragmenten, die meistens nur sehr wenig Sinn haben, wie z. B. folgende Verse, die vielleicht noch aus dem Revolutionskriege datiren:

Yankee Doodle went to town,
Upon a little pony;
He stuck a feather on his cap,
And called it Macaroni.
Yankee Doodle doodle dum,
Yankee Doodle dandy,
First he took a pinch of snuff,
And then a glass of brandy.

Brother Ephraim sold his cow,
And bought him a commission;
Then he went to Canada
To fight for the nation.
Yankee Doodle etc.

Boston is a pretty town,
And so is Philadelphy.
I'll give you a sugarplum,
And one I'll take myself, I!
Yankee Doodle etc.

u. s. w. u. s. w.

In neuerer Zeit ist Yankee Doodle einigermaßen durch eine andere National-Hymne: Hail Columbia! in den Hintergrund gedrängt worden. Letztere tritt viel anspruchsvoller auf, spricht von dem land of the brave and free etc. und findet daher bei der für Schmeichelei sehr empfänglichen Menge großen Beifall. Außerdem haben die Amerikaner noch einige Volks- oder vielmehr Negerlieder, als Zip Coon, Jim Crow, Clare (i. e. clear) the kitchen u. dergl. m., wie denn überhaupt die Neger weit musikalischer sind als die weißen Bewohner Nord-Amerika's, unter denen die Tonkunst nur sehr wenige Verehrer zählt. Hierzu trägt auch der Umstand bei, daß bei einer nicht unbedeutenden Klasse der Bevölkerung alle nichtgeistliche Musik für sündhaft gilt.

.....k ...e

— H. Vieuxtemps' zweites Konzert. Das Urtheil, welches in diesen Blättern über H. Vieuxtemps gefällt worden ist, hat durch sein zweites, am 18ten d. M. gegebenes Konzert neue Bestätigung erhalten. Von neuem hat er darin die hohe, gleichmäßige Vollendung seines Spiels wie seines schaffenden Talents auf das glänzendste dargethan. Er trug sein 4tes Konzert und eine Phantasie über Themata aus „Norma" vor. Das erste dieser Musikstücke gehört zu der Reihe großartiger Tonwerke, welche durch ihren Reichthum an originellen, edlen Melodieen, durch ihre grandiose, prachtvolle Instrumentation und durch ihren harmonischen, schönen Bau ihrem Verfasser einen bleibenden, ehrenvollen Namen bereits fest begründet haben. Ein solches Werk vom Meister selbst vortragen zu hören, muß nothwendig einer der größten Genüsse seyn, die die Musik überhaupt bieten kann, wenn der Schöpfer als ausführender Künstler solche Vollendung erreicht hat, wie V. Ein schwer zu lösendes Dilemma möchte aber in der Lösung der Frage liegen, ob V. als Komponist oder als Virtuos — von dem inneren Werthe beider ganz abgesehen — höher zu stellen sey? Gewiß ist, daß in den letzten Dezennien kein Geiger aufgetreten ist, welcher in der gleichmäßigen Vollkommenheit des Spiels nach allen Seiten hin, im Adel des Vortrags wie in der durch alle Lagen gleichen Tonfülle und in der unglaublichen Leichtigkeit bei Ueberwindung der größten Schwierigkeiten mit ihm verglichen werden könnte. Dies bewies er insbesondere auch durch die Phantasie über den Introductions-Chor und die Kavatine: Casta diva aus „Norma", welche er auf der G-Saite vortrug. Während viele andere Violinisten vergebens versucht haben, Paganini durch Spiel auf der G-Saite allein nachzuahmen, stellt V. diesem fabelhaften Wundermanne sich gleich und bezaubert eben so durch den donnernden, hereischen Vortrag des kriegerischen Chors, wie durch elegische Weihe im Gesange der wehmüthigen Kavatine. — Der Konzertgeber wurde durch den geschätzten Komponisten der „Zerstörung Jerusalems", Herrn Hiller, der ein Konzertstück seiner eigenen Compositien auf dem Piano mit Begleitung des Orchesters ausführte, und durch Herrn Distin aus London und dessen vier Söhne unterstützt, welche das Quintett aus „Lucia di Lammermoor" und eine Phantasie über Themata aus „Robert der Teufel" auf Sax-Hörnern (einem neuen, nach seinem Erfinder benannten Instrumente, welches die Mitte zwischen Trompete, Tenorhorn und Waldhorn hält) bliesen. Die englischen Künstler, die in ihrem Vaterlande überall mit großem Beifall Konzerte gegeben, zeigten sich als Virtuosen, indem sie die schwierigen Aufgaben, welche sie sich gestellt hatten, auf ihren sehr wohlklingenden Instrumenten mit vielem Geschmacke und mit großer Präcision lösten. E. B.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 36. Berlin, Dienstag den 24. März 1846.

Polen.

Polens Zustände vor der ersten Theilung.*)
Stanislaus August, letzter König von Polen.

1. Umtriebe bei der Königswahl. — Politik der Nachbarstaaten.

August III. hinterließ einen Sohn, der nach dem Tode seines Vaters den sächsischen Kurfürstenthron bestieg. Die ganze Partei August's III. richtete daher ihre Augen auf ihn; aber da auch er bald nach seinem Vater starb und der Minister Brühl ihm im Tode vorausgegangen war, so verlor die sogenannte Königspartei jede Hoffnung einer Unterstützung durch das Haus Sachsen, denn es blieben nur ein minderjähriger Sohn des Kurfürsten und die verwittwete Kurfürstin, seine Mutter, zurück. Elisabeth, Kaiserin von Rußland, lebte nicht mehr; auch Peter III. war verschwunden; es blieb also Katharina II. auf dem russischen Throne. Diese hatte einen Widerwillen gegen das sächsische Haus, weil ihr, als sie noch Großfürstin war (bei Lebzeiten Elisabeth's), Karl, Herzog von Kurland, Sohn August's III., nicht die schuldige Aufmerksamkeit erwiesen, sondern sich blos um die Gunst der regierenden Kaiserin und des Großfürsten Peter, des Thronfolgers und Gemahls Katharinens, beworben hatte. Die sächsische Partei konnte sich daher von ihr keinen Schutz versprechen. Die Fürsten Czartorysky, welche sich um Friedrich II. von Preußen Verdienste erworben hatten, da sie in Grodno den Reichstag aus einander sprengten, von welchem die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia die Hoffnung zu einer Verbindung Polens gegen Preußen im siebenjährigen Kriege gehegt hatten, schrieben an den König und erbaten sich seinen Rath über die Wahl eines Nachfolgers August's III.

Nach der Thronbesteigung Peter's III. hatten die Czartorysky den Truchseß des Großherzogthums Lithauen, Stanislaus Poniatowski, und dessen Freund, Xaver Branizki, nach Petersburg gesandt. Dort wußte der Truchseß der Kaiserin Katharina und Branizki Peter III. zu gefallen. Branizki verstand es so geschickt, den Kaiser zu beschäftigen, daß dieser seiner Gemahlin und dem jungen Polen freie Muße ließ, sich ungestört mit einander zu unterhalten; ja, wie man sagt, verdankte Poniatowski in dieser Hinsicht seinem Freunde mehr als einmal sein Leben. Inzwischen traf der König von Preußen mit Maria Theresia und Katharina (welche kurz nach Poniatowski's Abreise den Thron bestiegen hatte) die Verabredung, daß die Wahl eines polnischen Königs künftig auf einen Polen zu richten sey. Denn der Tod August's III. entband Maria Theresia von der Pflicht, die sächsischen Kurfürsten auf dem polnischen Throne zu erhalten, da dessen Sohn unmündig und das Kurfürstenthum unter die Vormundschaft des Oheims Albert gestellt war. In dem ganzen übrigen Europa fand man, wenn man die Augen auf die fürstlichen Häuser warf, ebenfalls keinen Kandidaten, durch dessen Besitznahme des Thrones in Polen dem Interesse dieser Monarchen gedient gewesen wäre. Frankreich, über welches damals Ludwig XV. herrschte, mehr mit seinen Hof-Intriguen als mit der europäischen Politik beschäftigt, kümmerte sich nicht um den valanten Königssitz in Polen, daher suchten auch die Nachbarn Polens nicht, sich in dieser Angelegenheit den Rath jenes Staates zu erholen, da ihr einziger Vortheil darin bestand, daß Polen kraft- und thatlos blieb. Der König von Preußen meldete daher den Czartorysky, daß er mit Maria Theresia und Katharinen sich darüber verständigt hätte, daß in Polen ein König aus der Familie der Piasten gewählt und die Aufsicht über diese Wahl der Kaiserin Katharina II. anvertraut würde, damit sie ruhig vor sich ginge.

Der Primas des Reichs schrieb demnach Cirkulare (sogenannte Universale) für die Landtage und den Convocations-Reichstag**) aus; auf diesen Landtagen erschienen die Bürger, welche zur Partei des verstorbenen Königs gehörten, fast lauter Großpolen, mit orangefarbenen, und die von der Czartoryskischen Partei mit grünen Mützen. Die Kaiserin von Rußland, welche den ihr schmeichelhaften und überaus genehmen Vorschlag, sich mit der Königswahl zu beschäftigen, angenommen hatte, warf alsbald die Augen auf ihren Liebling, den Truchseß von Lithauen, Stanislaus Poniatowski, im Falle seine Wahl ruhig zu bewerkstelligen wäre; sollten aber die Polen dieselbe verweigern, so gedachte sie den Fürsten Adam Czartorysky, den Sohn des preußischen Woiwoden, auf den Thron zu erheben. Der Hetman Oginski, welcher mit der Tochter des Fürsten Czartorysky, des Kanzlers von Lithauen, vermählt war, begehrte ein gleiches Loos für sich selbst, da er Besitzer bedeutender Güter, der Abkömmling eines der ersten Magnatenhäuser und ein Kavalier von schöner Gestalt war. Das Beispiel Poniatowski's, der dadurch, daß er Katharinen zu gefallen wußte, ihre Stimme für die Krone gewonnen hatte, verleitete ihn, nach Petersburg zu reisen und dasselbe Glück zu versuchen. In Petersburg befreundete er sich mit Bestuschew, dem damaligen russischen Großkanzler, der ihm seinen Beistand versprach. Aber Oginski ging in dieser wichtigen Angelegenheit unbedachtsam und mit großem Ungeschick zu Werke, denn Katharina war damals ihrem neuen Günstling Orloff ganz hingegeben, und die Eifersucht dieses Letzteren, so wie die Beständigkeit seiner Herrin, machten, daß Oginski's Absichten gänzlich fehlschlugen.

Katharina empfahl ihrem Gesandten in Polen, dem Grafen Kaiserling, den Truchseß Poniatowski, der nur wenigen Polen bekannt war, auf den Thron zu fördern. Sein Vater konnte seine Ahnen nicht weit herleiten, besaß kein großes Vermögen, hatte aber Glück und viel Verstand. Er verdankte sich selbst Ehrenstellen, Würden und Vermögen und hinterließ sie seinen Kindern als Erbschaft. Es war der alte Poniatowski derselbe, der, ein Jahnengenosse Stanislaus Leszczynski's, von diesem, ehe er noch König ward, als Resident bei Karl XII. gelassen wurde, um mit ihm zu korrespondiren. Poniatowski wußte sich Karl's XII. Gunst zu erwerben und blieb während des ganzen Krieges mit Rußland und sogar in Bender bei ihm. Als er ihn in dieser Stadt endlich zu seinem Bedauern verlassen mußte, fragte ihn der König, ob er, ungeachtet seiner unglücklichen Lage, etwas für ihn thun könnte? Poniatowski erbat sich die Original-Akte der Thronentsagung in Polen, welche Karl XII. während der Belagerung Dresdens dem Könige August II. abgedrungen hatte, und Karl übergab sie ihm. Mit dieser Akte kehrte Poniatowski nach Polen zurück, verband sich mit der Partei des Königs Leszczynski und beschloß, August II. den Eid der Treue nicht zu wiederholen, da er durch jene Entsagung von demselben entbunden war. Er gab dieselbe erst heraus, nachdem August II. und seine Partei in Unterhandlung mit ihm getreten waren, in Folge deren an die Partei des gewesenen Königs Leszczynski Ministerstellen, Senatorwürden, Starosteien vergeben wurden und Poniatowski selbst unter Anderem ein Regiment Krongarden als Anführer erhalten hatte. Letzteres trat er später seinem Schwager August Czartorysky ab, mit dessen Schwester er vermählt war.*) Die Familie der Fürsten Czartorysky zählte damals drei Häupter: den Kanzler von Lithauen, seinen Bruder August, Woiwoden der preußischen Lande, und dessen Sohn Adam, General von Podolien. Diese, voll Ehrgeiz, wie sie waren, wußten vor Allem den Primas des Reichs, Lubienski, für sich zu gewinnen, einen sehr gottesfürchtigen, aber in der Politik und ihren Ränken wenig bewanderten Prälaten. Lubienski hatte den Priester Mlodziejewski, der in Rom das kanonische Recht auf Kosten des polnischen Staatsfonds studirt hatte, als Auditeur bei sich. Es war dies ein Mann von großem Verstande, vielem Witze, aber nicht eben ängstlicher Gewissenhaftigkeit. Er beherrschte den Primas, der sich in Allem auf ihn verließ, vollkommen. Von den Czartorysky's gewonnen, zog er den Primas von der sächsischen Partei ab und auf die Seite der Fürsten, obgleich Lubienski dem Minister Brühl seine hohe Würde verdankte. Der Primas schrieb daher, wie erwähnt, den Convocations-Reichstag auf den 7. Mai 1764 in Warschau aus. Die Reichstagsboten und die Senatoren kamen demzufolge in Warschau zusammen, und es bildete sich auf dem Reichstage eine General-Conföderation aus der Czartoryskischen Partei, zu deren Marschall der Fürst Adam erwählt wurde, während man seinen Vater August zum sogenannten General-Regimentar oder Feldherrn ernannte, indem man das ganze Kronheer unter seinen Befehl stellte. Der Kron-Großfeldherr Branizki, der, unter dem Vorwande, er halte das Wohl des Staates für gefährdet, sich der Conföderation nicht anschließen und auf dem Reichstage nicht erscheinen wollte, verließ die Hauptstadt. Da man ihn beschuldigte, er ziehe jenseits der Pilitza ein Heer zusammen, so trug der Reichstag dem Fürsten August auf, gegen den Kron-Großfeldherrn auf Sicherheitsmittel zu sinnen, und sollte er selbst zu fremder Hülfe seine Zuflucht nehmen müssen.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 28 u. Nr. 29 des Magazins.

**) So hieß der erste Reichstag nach dem Tode des Königs, den der Primas zur Wahl eines Thronfolgers hielt. L. F. U.

*) Nur ein (galanter) Zufall hatte die stolzen Fürsten Czartorysky bewegen können, ihre Schwester einem gewöhnlichen Edelmanne, dessen Familie nicht zu den hohen Adelsgeschlechtern in Polen gehörte, zur Frau zu geben.

Mejiko.

Die wilden Stämme in Neu-Mejiko.

(Schluß.)

Die Apaches sind der zahlreichste und mächtigste der wilden Stämme, die im Innern des nördlichen Mejiko wohnen, aber der unsteteste von allen. Man schätzt sie zu 15,000 Seelen, welche aber in mehrere kleine Rotten zerfallen, auf einem unermeßlichen Gebiete zerstreut. Diejenigen, die ostwärts vom Rio del Norte wohnen, werden gewöhnlich Mezcaleros genannt, nach einem bei ihnen sehr beliebten Nahrungsmittel, das Mezcal*) heißt; aber der weit zahlreichere Theil des Stammes wohnt in den westlichen Gegenden und ist unter dem Spottnamen Coyoteros bekannt, angeblich weil diese Indianer den Coyote oder Prairienwolf essen. Die Apaches lieben das Wanderleben mehr als irgend ein anderer Stamm in Mejiko. Sie bauen nie Häuser, sondern wohnen in Wigwams oder Zelten von Häuten und Decken. Sie machen keine Manufakturarbeiten, bauen nichts an, gehen selten auf die Jagd, da ihr Gebiet ohne Wild ist, und ihre große Volksmenge, unter welcher wenigstens zweitausend Krieger sind, scheint blos von dem Ertrage ihrer Plünderungen zu leben.

Die Nahrung der Apaches besteht hauptsächlich in dem Fleische der Rinder und Schafe, die sie aus den Ranchos und Meiereien der Mejikaner stehlen, doch soll, wie man sagt, Maulthierfleisch ihre Lieblingsspeise seyn. Ich habe oft um ihre eben verlassenen Lagerplätze die Ueberreste geschlachteter Maulthiere gesehen. Einmal aber sah ich ihre Fährte auf viele Meilen weit buchstäblich mit Ueberresten von Maulthieren bestreut, die sie offenbar nicht in der Absicht getödtet hatten, sie zu verzehren. Es ist, wie man mir erzählt hat, die Gewohnheit der Häuptlinge dieses Stammes, so oft unter ihren Kriegern ein Streit über das Eigenthum an einem Maulthiere entsteht, das Thier sogleich zu tödten, um allen Zank abzuschneiden. Man konnte aus der großen Anzahl todter Maulthiere, die sie hinter sich zurückgelassen hatten, den Schluß ziehen, daß nicht eben große Eintracht unter den Gliedern des Stammes geherrscht haben mochte, wenigstens nicht auf jener Wanderung. Wie die meisten wilden Stämme in Nord-Amerika, sind die Apaches geistigen Getränken leidenschaftlich ergeben, und oft sieht man sie in Friedenszeiten völlig berauscht um die mejikanischen Dörfer taumeln.

Dieser Stamm erstreckt seine Züge über einige Theile von Kalifornien, über den größten Theil von Sonora, die Gränzen von Durango, und in gewissen Jahreszeiten streift er sogar bis Coahuila. Jede Gegend dieser einst blühenden Landschaft hat durch ihre Einbrüche gelitten. Die örtlichen Behörden sind so einfältig, daß die Indianer, um über ihren Raub ohne die mindeste Belästigung zu verfügen, oft mit einem Departement Frieden schließen, während sie fortfahren, gegen die benachbarten einen vertilgenden Krieg zu führen. Dies verschafft ihnen einen stets offenen Markt für den Absatz ihrer Beute und für den Ankauf von Kriegsbedarf, um ihre Verheerungen fortzusetzen. Im Jahre 1840 sah ich von Santa Fe eine ansehnliche Handelsgesellschaft abgehen, die den Apaches Waffen und eine große Menge Branntwein zuführen wollte, um Maulthiere und andere Beute einzutauschen, welche die Indianer aus den südlichen Gegenden weggeführt hatten. Dieser Handel wurde von den Behörden nicht nur geduldet, sondern offen begünstigt, da die höchsten Beamten, den Gouverneur nicht ausgenommen, bei dem Erfolge betheiligt waren.

Die Apaches bieten den Behörden in Chihuahua dann und wann einen Waffenstillstand an, der gewöhnlich unter den von ihnen gemachten Bedingungen angenommen wird. Bei einer solchen Gelegenheit ward einmal festgesetzt, daß den Räubern ein redlich erworbenes Recht auf all ihr gestohlenes Gut beigelegt werden sollte. Es wurde von der Regierung verordnet, einer großen Anzahl von Maulthieren und Pferden, welche die Indianer den Bürgern abgenommen hatten, das Venta- oder Verkaufszeichen aufzubrennen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Waffenstillstände von den schlauen Wilden gewöhnlich nur so lange gehalten wurden, als sie Zeit brauchten, ihren Raub abzusetzen. Brauchten sie mehr Maulthiere zum Dienste oder zum Handel, mehr Rinder für ihre Küche, mehr Schädelhäute zum Kriegstanze, so gingen sie unfehlbar wieder zu Raub und Mord über.

Die Räubereien der Apaches haben so lange gedauert, daß, außerhalb der nächsten Umgegend der Städte, das ganze Land von Neu-Mejiko bis an die Gränzen von Durango fast entvölkert worden ist. Die Meiereien und Ranchos sind meist verlassen, und die Einwohner haben sich in die Städte zurückgezogen. Die Verwegenheit der Wilden ging so weit, daß drei oder vier Krieger sich am hellen Tage bis auf eine halbe Stunde der Stadt Chihuahua näherten, die Arbeiter auf dem Felde tödteten und ohne den mindesten Widerstand ganze Heerden von Maulthieren und Pferden wegtrieben. Zuweilen läßt man die Räuber von Soldaten verfolgen, aber, wie es scheint, nur in der Absicht, die Schwäche dieser Kriegsleute darzuthun, da sie sich fast immer eilig zurückziehen, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben. Und doch kann man immer in den Spalten der zu Chihuahua erscheinenden Wochenschrift glühende Schilderungen von den tapferen Waffenthaten der „Operations-Armee" gegen die „bárbaros" lesen, die da erzählen, wie man den Feind mit dem größten Muthe verfolgt, wie das Kriegsvolk die größte Tapferkeit und ein unbezwingliches Verlangen gezeigt habe, die Feigen einzuholen, und wie man durch eine außerordentliche Vereinigung ungünstiger Umstände genöthigt worden sey, die Verfolgung aufzugeben. Es würde in der That schwer seyn, ein muthigeres Volk zu finden, als die Chihuahueños oder Chihuahuenses sich auf dem Papier darzustellen wissen. Als die Nachricht von dem berühmten Gefechte gegen die Franzosen bei Vera Cruz *), in welchem Santa Ana den Ruhm erwarb, ein Bein zu verlieren, nach Chihuahua kam, wurde das Ereigniß mit gebührenden Freudenbezeigungen gefeiert. Das nächste Stück des „Noticioso" enthielt eine tapfere Prahlerei, welche der Welt die erstaunliche Thatsache verkündete, daß ein Mejikaner es mit vier französischen Soldaten in der Schlacht aufnehmen könnte, und schloß mit einer „cancion patriotica", in welcher folgende köstliche Verse den Kehrreim bildeten:

Chihuahuenses, la patria gloriosa
Otro timbre á su lustre ha añadido;
Pues la [illegible] [illegible]
Al valor Mejicano ha cedido.

Das ist wörtlich:

Chihuahuaner, unser glorreich Land
Fügt einen andern Strahl zu seinem Glanz,
Das unbesiegte unzähmbare Gallien
Gibt dem Muth der Mejikaner.

Durch die umgekehrten Buchstaben in den Worten invicta, la Galia indomable der dritten Zeile giebt der Dichter der Welt zu verstehen, daß im Reiche der Gallier endlich durch die glorreichen Thaten des „valor Mejicano" das Oberste zu unterst gekehrt worden sey.

Nach den Erzählungen von den durch die Apaches angerichteten Verheerungen möchte man sie für ein ungemein tapferes Volk halten, aber die Mejikaner selber nennen sie Memmen den Comanches gegenüber, und in den Vereinigten Staaten ist man gewohnt, diese als vollkommene Muster von Feigheit zu betrachten, wenn sie mit den Shawnee- und Delaware-Indianern und anderen Gränzstämmen in Kampf gerathen.

Es war einst ein berühmter Häuptling, Namens Juan José, an der Spitze der Apaches, der durch seine außerordentliche Schlauheit und Verwegenheit seinen Stamm im ganzen Lande furchtbar machte. Was besonders dazu beitrug, ihn zu einem gefährlichen Feinde zu machen, war der Umstand, daß er in Chihuahua eine gute Erziehung erhalten hatte, die ihn in Stand setzte, nach der Rückkehr zu seinem Stamme seine Verfolger zu überlisten. Er erhielt durch Beraubung der Briefposten frühzeitig Nachricht von allen Unternehmungen, die gegen ihn ausgerüstet wurden. Eine Erzählung von der Metzelei, in welcher er umkam, möchte dem Leser nicht unwillkommen seyn.

Die Regierung von Sonora, die den Räubereien der Apaches nachdrücklich zu begegnen wünschte, erließ eine Bekanntmachung, die jede den Wilden abgenommene Beute für das rechtmäßige Eigenthum der Erbeuter erklärte. Im Frühling 1837 bildete sich eine meist aus Fremden bestehende Schaar von etwas mehr als zwanzig Mann, die von Gewinnsucht getrieben ward und nicht zweifelte, daß die Indianer nach so vieljährigen glücklichen Räubereien im Besitze großer Reichthümer seyn müßten. Unter der Anführung eines Amerikaners, der lange im Lande gewohnt hatte, zogen sie aus. Nach einigen Tagen erreichten sie einen Haufen von ungefähr funfzig Kriegern nebst ihren Familien, unter welchen auch der berühmte Juan José und drei andere angesehene Häuptlinge sich befanden. Als Juan José die Amerikaner anrücken sah, deutete er ihnen an, daß, wenn sie kämpfen wollten, es zum Kampfe kommen sollte; der Anführer aber gab ihm die Versicherung, daß er mit seinen Gefährten blos eine Handelsreise unternehmen wollte, und es begann alsbald ein freundlicher Verkehr zwischen beiden Parteien. Der amerikanische Hauptmann aber war entschlossen, diese gefährlichen Häuptlinge unter allen Umständen dem Tode zu weihen, und ließ ein kleines Feldstück, das er vor den Indianern verborgen hatte, mit Kettenkugeln und Kartätschen laden und bereit halten. Die Krieger wurden dann in das Lager eingeladen, um ein Geschenk von Mehl zu empfangen, welches in die Schußweite der Kanone gelegt ward. Als nun die Indianer beschäftigt waren, den Inhalt des Mehlsacks zu theilen, ward auf sie gefeuert und eine beträchtliche Anzahl von ihnen auf der Stelle getödtet. Die Uebrigen wurden mit Kleingewehr angegriffen, und gegen zwanzig fielen, mit ihnen Juan José und die anderen Häuptlinge. Die Krieger, welche entkamen, rächten sich später an anderen Amerikanern, die nicht weit von dem Kampfplatze am Ufer des Rio Gila Jagdthiere fingen. Die wüthenden Wilden überfielen sie, metzelten Alle nieder, funfzehn an der Zahl, mit Einschluß einiger Mejikaner. Die Apaches hatten bis zu jenem Ereignisse nur selten Fremde beraubt, sey es aus Furcht oder aus Achtung. Man ließ kleine Haufen von Fremden ungekränkt durch die Wildniß ziehen, während zahlreiche Karawanen von Mejikanern häufige Angriffe erlitten. Diese anscheinende Parteilichkeit gab Anlaß zu ungegründeter Eifersucht, und die Nord-Amerikaner wurden offen beschuldigt, daß sie heimlich mit dem Feinde verbündet wären und ihm sogar Waffen und Kriegsbedarf zuführten. Es mag zwar zuweilen ein Fremder sich in solchen heimlichen und unerlaubten Verkehr eingelassen haben, aber die Mejikaner selber gingen darin viel weiter, wie ich bereits angedeutet habe.

Der Urheber des erzählten treulosen Anschlags gegen die Apaches mochte glauben, daß Verrätherei gegen einen verrätherischen Feind gerechtfertigt werden könnte. Ohne Zweifel war er auch in der Meinung, daß seine Handlung den höchsten Beifall bei den Mejikanern finden würde, die durch die Räubereien jener Häuptlinge so viel gelitten hatten. In dieser Erwartung aber fand er sich höchlich betrogen; er ward allgemein getadelt, obgleich die Mejikaner ähnlicher Handlungen schuldig waren. Ich will ein Beispiel davon erzählen:

*) Die gebackene Wurzel der Magney und einer anderen ähnlichen Pflanze.

*) Im Dezember 1838.

Im Sommer 1839 saßen einige gefangene Apaches, unter ihnen die Frau eines angesehenen Häuptlings, im Calabozo in der Stadt Paso del Norte. Als der Häuptling von diesem Mißgeschicke Nachricht erhielt, sammelte er gegen sechzig Krieger, drang kühn in die Stadt und forderte die Freilassung seiner Frau und seiner Freunde. Der Befehlshaber der Stadt, der Zeit gewinnen wollte, beschied sie auf den folgenden Tag und versprach, ihr Verlangen zu erfüllen. Während der Nacht wurde die bewaffnete Mannschaft des Bezirks gesammelt, die man aber, als die Apaches zurückkehrten, verborgen hielt. Der Befehlshaber lockte die Indianer ins Gefängniß, unter dem Vorwande, ihnen ihre Freunde zu überliefern. Der arglose Häuptling und ungefähr zwanzig seiner Begleiter gingen in die Falle und wurden mit kaltem Blute niedergemetzelt, doch nicht ohne Verlust der Mexikaner, welche vier bis fünf Krieger in dem Kampfe verloren. Unter diesen war der Befehlshaber selber, der kaum die Worte ausgesprochen hatte: „Maten á los carajos!" (tödtet die Schurken!) als der Häuptling erwiederte: „Entonces moriras tu primero, carajo!" (dann sollst Du zu zuerst sterben, Schurke!) und ihm den Dolch ins Herz stieß.

Neu-Mexiko ist zu entfernt von den gewöhnlichen Raubwegen der Apaches, und seine spärlichen Ranchos bieten kein so fruchtbares Feld für ihre Unternehmungen dar als die zahlreichen Meiereien im Südlande, und die Räubereien dieses Stammes haben daher jene Landschaft nur wenig betroffen. Ich weiß nur von einem einzigen ernstlichen Angriffe, der vor ungefähr zehn Jahren geschah. Eine Schaar von Kriegern rückte kühn gegen die Stadt Socorro an der südlichen Gränze. Es kam zum Kampfe zwischen ihnen und der mexikanischen Streitmacht, die aus einer Compagnie Linientruppen und der gesammten Miliz des Ortes bestand. Die Mexikaner wurden bald gänzlich zerstreut und in die Straßen ihrer Stadt gejagt, wobei sie einen bedeutenden Verlust erlitten. Die Wilden nahmen ihre Todten mit, doch sollen sie nur sechs bis sieben Mann verloren haben. Ich war am Tage nach diesem Unglücke in der Nachbarschaft. Es herrschte allgemeine Bestürzung unter den Einwohnern, die stündlich einen neuen Einfall der Wilden erwarteten.

Man hat von Zeit zu Zeit, besonders in Chihuahua, verschiedene Pläne entworfen, den Verheerungen der Indianer zu steuern, aber meist ohne Erfolg. Der bedeutendste war das sogenannte „proyecto de guerra" im Jahre 1837. Es wurden verschiedene Belohnungen ausgesetzt, die von einer zu diesem Zwecke aufgebrachten Summe bezahlt werden sollten. Für die Schädelhäute eines erwachsenen Mannes, einer Frau und jedes Kindes wurden 100, 50 und 25 Dollars versprochen. Zur Ehre der Republik war jedoch dieser barbarische Plan nur einige Wochen in Wirksamkeit und erhielt nie die Zustimmung der Gesammtregierung, wiewohl einige der einsichtigsten Bürger von Chihuahua ihn eifrig vertheidigten. So lange die Sache bestand, hielt man sich streng daran. Ich sah einst eine Reiterabtheilung in Chihuahua einrücken, deren Anführer eine frische Schädelhaut auf der Spitze seiner Lanze trug, die er im Jubel über seinen Sieg hoch in der Luft schwang. Das nächste Stück der Zeitung enthielt einen amtlichen Bericht über den Vorfall. Die Soldaten verfolgten einen Schwarm Apaches, als sie auf eine Indianerin stießen, die zurückgeblieben war, um ihr kleines Kind in Sicherheit zu bringen. Die Mutter ward ohne Erbarmen niedergemetzelt und ihr die Schädelhaut abgelöst, eben die auf die Lanze gesteckte. Der Offizier schloß seinen Bericht mit der Nachricht, daß das Kind bald nach seiner Gefangennehmung gestorben wäre.

Die Jutas sind einer der verbreitetsten Stämme des westlichen Landes und vom Norden Neu-Mexiko's bis zum Schlangenflusse und Rio Colorado zerstreut. Sie zählen wenigstens 10,000 Seelen und führen durchaus ein Wanderleben. Eine Abtheilung von ungefähr tausend Seelen bringt den Winter meist in Gebirgsthälern nördlich von Taos zu, den Sommer aber gewöhnlich in den östlichen ebenen Prairieen auf der Büffeljagd. Ihre Sprache soll in entfernter Verwandtschaft mit der Sprache der Navajos stehen, doch schien sie mir weit mehr Kehllaute zu haben und hat einen tiefen Ton wie bei Bauchrednern. Diese Indianer leben zwar dem Namen nach in Frieden mit der Regierung von Neu-Mexiko, doch bedenken sie sich nicht, den Jägern und Handelsleuten, die unter ihre streifenden Schaaren fallen, schwere Brandschatzungen aufzulegen, und zuweilen haben sie sich sogar persönliche Gewaltthätigkeiten erlaubt Ein angesehener mexikanischer Offizier wurde vor nicht langer Zeit von einem Haufen dieser Indianer gegeißelt, und doch wagte es die Regierung nie, die Beleidigung zu rächen.

Im Sommer 1837 stießen fünf bis sechs Shawnee-Indianer, nicht weit von der östlichen Gränze des Felsengebirges, südlich vom Arkansas, auf einen zahlreichen Haufen von Jutas. Sie wurden anfänglich mit großen Freundschaftsbezeigungen empfangen, die geringe Zahl ihrer Gäste aber mochte die Jutas zu dem Entschlusse ermuthigen, sie ihrer überflüssigen Güter zu berauben. Die Shawnees hatten zu nicht geringem Erstaunen der Jutas nicht Lust, ihr Eigenthum ruhig zu übergeben, und rüsteten sich zur Gegenwehr. Es kam zu einem Gefechte, das den Jutas mehrere Leute und einen geachteten Häuptling kostete, während ihre Gegner ohne Verlust ihre östliche Heimat erreichten.

Einige Tage nach diesem Ereignisse, während die Jutas noch den Verlust ihrer Leute betrauerten, kam ich mit einer kleinen Karawane von ungefähr fünfunddreißig Mann in die Nähe ihrer zeitweiligen Niederlassung. Kaum hatten wir unser Lager aufgeschlagen, als sie uns in großer Anzahl, Männer, Weiber und Kinder, umschwärmten; die Krieger aber waren mürrisch und zurückhaltend und murmelten nur zuweilen eine Verwünschung der Amerikaner, unmuthig über die von den Shawnees erfahrene Behandlung, die sie für Mischlinge und unsere Verbündeten hielten. Plötzlich faßte ein junger Krieger ein köstliches Pferd, das einem meiner Gefährten gehörte, schwang sich hinauf und sprengte davon. Wir waren überzeugt, daß wir durch ruhige Ertragung dieser Beleidigung sie nur zu neuen ermuthigen würden, und faßten sogleich den Entschluß, das gestohlene Pferd von ihrem Häuptlinge entschieden zurückzufordern. Als unser Verlangen mit Verachtung behandelt wurde, schickten wir ihnen eine Kriegserklärung zu und rüsteten uns zum Angriffe. Das Kriegsgeschrei erscholl augenblicklich in allen Richtungen, und da die Jutas wegen ihrer Tapferkeit und Waffengeschicklichkeit berühmt sind, so setzte die Bereitwilligkeit, womit sie unsere Herausforderung anzunehmen schienen, unsere Gesellschaft in nicht geringe Unruhe. Wir hatten sie blos aus Prahlerei zu einem Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, ohne im mindesten zu erwarten, daß sie sich unsertwegen so viel Beschwerde machen würden. Aber es war zu spät, aus der Klemme zu kommen.

Kaum war das Lärmzeichen gegeben, als sich die Niederlassung der Indianer in ein Kriegslager verwandelte. Während die berittenen Krieger ihre Pferde tummelten, flohen die Weiber und Kinder, wie verscheuchte Rebhühner, zu den Klippen und Schluchten einer nahen Felsenhöhe. Ein Drittheil unserer Gesellschaft bestand aus Mexikanern, und der erste Schritt der Indianer war, ihnen Sicherheit zu versprechen, in der Hoffnung, unseren schon so schwachen Haufen zu vermindern. Ein junger Krieger ritt kühn auf uns zu und sprach in gutem Spanisch: „Meine mexikanischen Freunde, wir wollen Euch nicht kränken. Ueberlaßt uns diese Amerikaner, es soll nicht einer von ihnen mit dem Leben davonkommen." Die Mexikaner waren ziemlich muthige Rancheros und antworteten blos: „Al diablo, wir haben nicht vergessen, wie Ihr uns behandelt, wenn Ihr uns allein findet. Jetzt sind wir bei Amerikanern, die ihre Rechte vertheidigen wollen, und Ihr könnt reichliche Vergeltung für alle empfangenen Beleidigungen erwarten." In der That, die Mexikaner schienen am meisten den Beginn des Kampfes zu wünschen; ein merkwürdiger Beweis, wie wirksam das Vertrauen auf Gefährten ist.

Eine Entscheidung war nun nahe. Zwei Drehbassen, die wir bei uns führten, wurden gerichtet, mit Zündkraut versehen und die Lunten angezündet. Jedermann war mit seinem Gewehre auf seinem Posten, Jedermann von dem Wunsche beseelt, sich gut zu halten, was auch der Erfolg seyn möchte, als die Indianer, die uns entschlossen sahen, den Kampf zu bestehen, Unterhandlungen anknüpften. Eine alte Indianerin, die Mutter eines angesehenen Häuptlings, wie man sagte, ritt heran und rief: „Meine Söhne, die Amerikaner und die Jutas sind seither Freunde gewesen, und unsere alten Männer wünschen es zu bleiben; nur einige ungestüme und halsstarrige junge Leute wollen fechten." Das gestohlene Pferd wurde bald nach dieser Anrede zurückgegeben; der Friede ward in beiden Lagern freudig verkündet, und die Anführer bestätigten ihn bei einer geselligen Tabackpfeife.

Nord-Amerika.

Deutsch-Amerikanische Zeitungs-Stilprobe.

Die zahlreiche deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten (sie wird auf 4—5 Millionen berechnet) hat natürlich längst schon einer deutschen transatlantischen Presse Leben und Nahrung gegeben, aber noch ist dort wenig Deutsches geschrieben worden, was auch in Deutschland gelesen zu werden verdiente. Erst in neuerer Zeit haben sich unter der Leitung eingewanderter Deutschen einige Zeitungen in unserer Muttersprache, wie die „Newyorker Staatszeitung", die „Deutsche Schnellpost" ꝛc. zu einer gewissen Selbständigkeit und Bedeutung erhoben. Die meisten übrigen deutschen Blätter aber sind nicht blos armselige Nachbeter der anglo-amerikanischen Journale, sondern auch traurige Belege von dem niederen Stande der Bildung und der deutschen Sprachkenntniß ihrer Herausgeber. Wir haben deutsche Blätter aus Kentucky gesehen, die in einem verdorbenen schwäbischen Dialekt geschrieben waren, wie er von den Nachkommen der dort im vorigen Jahrhundert eingewanderten Ackerleute und Jäger aus Schwaben gesprochen wird. Andere sind in einem Gemisch von Deutsch und Englisch abgefaßt, das nur dem verständlich, der entweder in solchem Kauderwälsch erzogen oder beider Sprachen vollkommen mächtig ist.

Nachstehende Probe ist zwar nicht ganz in dem zuletzt erwähnten Jargon geschrieben, doch kann sie einen ungefähren Begriff davon geben. Sie ist wörtlich einer in Pennsylvanien erscheinenden deutschen Zeitung entlehnt, deren Titel schon, eben so wie ihren politischen, auch ihren sprachlichen und Bildungs-Standpunkt bezeichnet; sie heißt nämlich „der Contre-Berichter". Folgendes ist eine Aufforderung an die radikalen deutschen Wähler, keinem Whig, sondern einem Locofoco zur obersten Regierungsgewalt zu verhelfen:

☞ „Freileute auf eurer Wache!! ☜

Demokraten

von Pennsylvanien!

Auf Euch liegt die hohe Verpflichtung!

Bald ist der 30ste Oktober vor der Thüre — An jenem Tage werdet Ihr aufgerufen, das theuerste Recht eines Freimanns zu praktiziren, das **Stimmrecht!** Bereitet Euch für jene Pflicht. Die kommende Wahl ist eine, die mit vielem Interesse nachdrücklich ist. Gürtet an euch das Armor der Demokratie! macht euch bereit, nach der Rettung eures Vaterlandes den Kreuzzug zu machen. Erinnert euch, der gerechte Himmel hat Euch immer nach dem Sieg geleitet — kommt an den Stimmkasten in eurer Macht, entschlossen, als Freileute immer sein sollten, wenn ihre Freiheiten in Gefahr sind, um einen mächtigen Schlag zu machen, in der verbundenen Erhaltung ihres Vate-

landes. Der „alte Feind" der Demokratie ist wieder im Felde, aufgetrieben durch eine berauschte Hoffnung des Triumphes — geschmückt mit jeder Larve des Listes — aufgetrieben durch eine unsterbliche Begierde, das „hartnäckige Volk" durch eine fürchterliche Gewalt vor ihre Schranken zu bringen, wenn List und Betrug nicht dahin gereicht, „so muß der glänzende Bajonette." *) Der Kampf ist Einer, dessen Wichtigkeit vor euch ist. Die Helden der Revolution, die noch das Tageslicht freut, werden selbst mit der Stimme des Donners antworten: aber Ihr, deren Gebeine die kalte Gruft umschließt, laßt uns für Euch antworten. Eure Herzen beseelte ein edleres, himmlisches Streben! Nicht für Unabhängigkeit allein habt Ihr dem Tode in tausend Gestalten getrotzt. Für persönliche, politische und religiöse Freiheit, für Gleichheit und Gerechtigkeit, für die heiligen Rechte der Menschheit habt Ihr das Schwert ergriffen. Auf daß keiner über Euch stehe, als der Herrscher des Weltalls, habt Ihr auf Bunkers Hügel dem Kugelregen der rothen Britten getrotzt, hiefür habt Ihr auf Trentons eisigen Fluren Eure blutigen Fußtapfen zurückgelassen, hiefür strömte Euer Blut bei Saratoga: nicht aber, daß Eure Nachkömmlings für das Verbrechen der Föderalisten verkauft würden. Hattet Ihr keinen höhern Zweck, der euch anspornte, als bloße Colonial-Emancipation, als Ihr Knie gegen Knie, Brust gegen Brust bei Bunker Hill, Monmouth und Trenton, halb erstickt von Staub und Pulverdampf, dem Feinde entgegentratet, und als Eure braven Waffengefährten an Eurer Seite dem Tode in die Arme sanken? Ihr seid nicht hier, wir antworten für Euch. Ihr hattet höhere Zwecke. Entfesselung Eures Vaterlandes, politische Freiheit, religiöse Duldung und persönliche Unabhängigkeit, Gründung der Demokratie waren Eure Triebfedern, eure Zwecke und Euer Lohn.

„Die ganze Macht der Föderal-Whiggerei eifert in dem Lande umher. Sie machen die letzten und verzweiflungsvollen Anstrengungen nach „Gewalt", und wann durch die „Unempfindlichkeit des Volkes" sie die Demokratie besiegen möchten — zu Euch Arbeitern, zu Euch Bauern und Handwerker, zu Euch, dessen Häupter ergraut und die Pulse zögert, die Ihr auf dem Schlachtfelde unsere Rechte bekämpftern — zu Euch würde es eine Stunde des Trauers seyn. Eure frohe Heimaten würden dann keine Anreizung in euern Busen anfeuern. Es wird einen Tag seyn, in welcher der Mandat eines Tyrannen hervorgeht und unsere theure Rechten, welche Eure Vorväter mit ihrem edlen Blute besiegelten, unter die Füße treten würde.

„Sehet die schändliche Anmaßung der „Harrison-Whigs" — man sieht die Beleidigung, die sie dem guten Gefühle des Publikums vorenthalten, durch ihre Paradiren, ihre „Blockhütten" „Sider-Fasser" „Büffel-Häute" „Lieder-Singen" „Geschichte-Erzählen" u. s. w. O das Vaterland! Wohin taugt dieses Gaukelspiel? Wer sollte dies betrachten, ohne für sein Vaterland und seine Rechte eine stille Thräne zu tröpfeln? Es ist ein kühnes aber getreues Abbild der Aristokratie (Whigs) unserer Zeit, deren Betragen die Prophezeiung von Adams rechtfertigt: „daß sie durch Sittenverderbniß Gewalt erstreben, und wenn das mißglückte, zu Rebellion und Aufruhr ihre Zuflucht nehmen würden, und eher Himmel und Erde vernichteten, als die Ausführung ihrer Pflichten zu verfehlen."

„Auf, Demokratisch-Republikanische Mitbürger!

„Ihr seid die Gegner der „harte-Sider-Föderal-Humbug-Britisch-Whig-Partei! — Schrecken! Schrecken! ist der Föderal-Gebrul. Man wende sich zurück auf unsere früheren Präsidentenwahlen und zeige uns in der politischen Statistik dieses Landes einen, wenn man kann, der nicht mit dem föderalistischen Schreckensgeschrei dieses Landes angestrichen ist. Man prüfe die öffentlichen Tagebücher vom Anfang der Präsidentenwahlen bis auf unsere Zeit, und man wird in ihnen finden, daß jedes Jahr, in welchem ein Präsident zu wählen stand, ein Jahr des Schreckens und der Vernichtung war. — Was ist nicht der Föderalisten-Anmaßung!

„Demokraten, verhindert einen Wechsel! Erinnert Euch der Ergebnisse des „Wechsels." Erinnert Euch der Pennsylvanischen Gesetzgebung von 1835—36. Erinnert Euch des Einflusses der Geldmacht in jener Sitzung wie „gewechselte" Mitglieder das Vertrauen der Demokratie sich ermächtigten und Euch verrätherisch das Joch jener Institution auflegten, von der Andreas Jackson euch befreit hatte. (Vereinigte-Staaten-Bank) Welcher Wechsel! Erinnert und prägt es tief in eure Gedanken, daß jeder Wechsel nur der Erlangung der Föderalistischen Absichten beitragen soll. — Erinnert Euch den ekelhaften Verunstaltungen der ☞ Föderalisten ☜ — erinnert euch ihrer schon öfters verwiesenen Humbug-Grundsätze.

„Demokraten, hervor in Eurer Stärke!

„Blicket mit Abscheu auf die eitle Bemühungen der Föderalisten. Zeige der Welt, daß solcher Betrug euch nicht verführen kann, und eure Rechte zum Verderben leiten darf. Danke Gott, wir haben noch ein großes Zutrauen in dem Patriotismus und Tugend des Demokratischen Volkes aufgefunden. Hervor, dann bleibt Eure Tugend unentehrt — die Ehre unseres Vaterlandes unbefleckt — und unsere Föderal-Opponenten sind gebrandmarkt, mit ihrem gerechten Siegel der Verrätherei. —

„Söhne der Freiheit, Wachet Auf! eure Rechten
sind in Gefahr,
hervor an den Stimmkasten, erhaltet die Demokratie,
sichert eure **Rechten**, und dann ruht der
Segen auf Euch, euren Kindern und
Kindeskindern!"

*) Hier vermuthen wir in unserem Original einen Druckfehler; wahrscheinlich soll es heißen: „so thun es glänzende Bayonette."

Mannigfaltiges.

— Mad. Fanny Cerrito. Diese bei der italiänischen Oper in London engagirte, mit einem französischen Kunstgenossen (Herrn Saint-Leon) verheiratete Tänzerin von spanischer Abkunft entzückt jetzt die Deutschen durch ihre Gastdarstellungen in Berlin. Wir haben diese Künstlerin, die, wenn sie auch nicht die erste jetzt lebende Priesterin Terpsichorens, doch jedenfalls eine der ersten ist, im vorigen Sommer im italiänischen Opernhause (in Her Majesty's Theatre) in London tanzen sehen, wo es dem Direktor durch ein geschicktes Manöver — denn es gehört wohl zu den schwierigsten Aufgaben, weibliche Rivalitäten mit einander in Harmonie zu setzen — gelang, das berühmte Pas de quatre zu Stande zu bringen, in welchem gleichzeitig Fanny Cerrito, Marie Taglioni, Carlotta Grisi und Lucilie Grahn auftraten. Es fehlte also nur noch Fanny Elsler, um die choreographischen Berühmtheiten Europa's vollzählig zu machen. Man kann sich denken, zu welchen Preisen die ohnedies schon übertrieben theuren Plätze der italiänischen Oper an diesem Abende verkauft wurden. Logen zu vier Personen im ersten oder zweiten Range wurden mit 25—30 Guineen (175—210 Thaler) bezahlt, und selbst im großen Amphitheater des dritten Ranges — das Haus hat fünf Logenreihen über einander — war ein numerirter Sitz nicht unter einem Sovereign (6¾ Thaler) zu haben. Welche größere Seltenheit kann es aber auch für einen Raritäten-Liebhaber geben, als das Zusammenwirken von vier Göttinnen, von denen Jede auf das Scepter im Reiche Terpsichorens Anspruch macht und die doch bei dieser Gelegenheit das Publikum zu einem Urtheil des Paris herausforderten, das leicht einen neuen trojanischen Krieg zur Folge haben konnte? Das Urtheil lautete jedoch glücklicherweise eher beschwichtigend, als aufregend. Man sagte, die Grazien seyen nicht blos der Zahl nach, sondern auch durch Anmuth übertroffen worden. Man wagte es zwar, die vier Künstlerinnen mit den vier Temperamenten — die vier Jahreszeiten mußte man freilich aus dem Spiele lassen — zu vergleichen, doch selbst das Phlegma wußte man mit einem der nordischen Natur so entsprechenden geistigen wie physischen Reiz auszustatten, daß sich die junge Dänin Lucille Grahn dadurch nur geschmeichelt fühlen konnte. Unserer deutschen (in München geborenen) Landsmännin, Marie Taglioni, war die Repräsentation der Melancholie zugefallen, wobei natürlich Jeder an ihre reizende Darstellung tragischer Rollen (wie z. B. der „Gisela" in den „Willys") dachte. Carlotta Grisi — eine Schwester der ebenfalls in Her Majesty's Theatre angestellten Prima Donna — hatte das warmblütige südliche Temperament der Italiänerinnen, also das Cholerische, zu vertreten, während endlich der jetzt unter uns weilenden Künstlerin diejenige Nüance des menschlichen Charakters zugetheilt ward, welcher man gewöhnlich die meiste Anlage zur Kunst wie zum Genusse des Lebens beimißt, nämlich die sanguinische. In der That hält aber auch, wie das sanguinische Temperament zwischen dem cholerischen und dem melancholischen mitteninne liegt, Mad. Fanny Cerrito die Mitte zwischen unseren beiden Landsmänninnen Fanny Elsler und Marie Taglioni. Sie hat von Beiden sehr Vieles, und doch nicht das ganze dramatische Darstellungstalent der Einen und die volle Sylphidennatur der Anderen. Mindestens war dies der Eindruck, den sie in London auf uns machte. In Berlin, wo wir sie ebenfalls zu sehen versuchten, konnten wir nur theilweise dazu kommen, da der einzige Platz, den wir zu erlangen vermochten, in einer Loge des zweiten Ranges, obwohl ganz bezahlt, doch nur einen halben Blick auf die Bühne gewährte. In London verdoppelt oder vervierfacht man zwar zuweilen die Preise, aber niemals riskirt man dort, sich in seinem Zuschauerrechte geschmälert zu finden. So viel konnten wir jedoch in Berlin wahrnehmen, daß das Zusammenwirken der Künstlerin mit ihrem auch in anderen Kunstgebieten heimischen Gatten noch an harmonischer Uebereinstimmung und Schönheit gewonnen hat. Durch dieses Zusammenwirken erringt Mad. Fanny Cerrito in der That manche Erfolge, die ihren Rivalinnen in gleicher Art fast unerreichbar sind — wenn sie sich nicht auch mit einem Kunstgenossen verbinden, wie es Herr St. Leon ist.

— Benedict's Kreuzfahrer. Von dem in London lebenden deutschen Komponisten, Kapellmeister Benedict, von dem bereits mehrere Opern zu den Zierden des dortigen Repertoirs gehören, ist am 26. Februar im Drurylane-Theater ein neues in englischer Sprache komponirtes Werk unter dem Titel „die Kreuzfahrer" (The Crusaders) gegeben worden, das mit entschiedenem Beifall aufgenommen wurde. Ob bei demselben, wie bereits bei dem gleichnamigen Opernterte Spohr's, Kotzebue's „Kreuzfahrer" zum Grunde gelegt sind, wird natürlich in den uns vorliegenden englischen Kritiken nicht gesagt.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 37. Berlin, Donnerstag den 26. März 1846.

Frankreich.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

I. Carnot.

In der hier folgenden Charakterschilderung Carnot's hat Lord Brougham ganz besonders sein ausgezeichnetes Talent als Sachwalter bewährt. Es kam in dieser Skizze darauf an, einen Mann zu vertheidigen, dessen moralischer Charakter wegen seiner Theilnahme an der Schreckensherrschaft, wenigstens früherhin, vielfach angegriffen worden ist. Wir glauben, diese Vertheidigung für eine gelungene, des berühmten Verfassers durchaus würdige erklären zu können. Zugleich theilen wir vollkommen den Wunsch desselben, daß die Lebensgeschichte eines so großartigen, so unbefleckten Charakters, wie Carnot, nicht blos zur Befriedigung der Neugier gelesen, sondern in ihrer vollen Bedeutsamkeit für Völker und Fürsten von beiden erkannt werden möge:

„Es ist unmöglich, einen größeren Kontrast zu finden, als denjenigen, welchen das solide Genie und die strenge Tugend Carnot's, im Vergleich mit allen Eigenschaften des glänzenderen Mirabeau, darstellen. Begabt mit den größten Verstandeskräften, — diese ausbildend mit der Emsigkeit, die bei gewöhnlichen Fähigkeiten durchaus nothwendig ist und die von einer ausgezeichneten Fähigkeit nicht verschmäht werden kann, wenn mächtige Thaten vollbracht werden sollen, — jene Kräfte während eines langen Lebens an den würdigsten Gegenständen übend, — alle die äußeren Vorzüge verachtend, welche den gemeinen Haufen blenden, — niemals sogar sich der Ausübung jener Künste ergebend, welche den natürlichen Führern der Menschheit die Macht verleihen, die Menge zu leiten, — und über andere Geister nur nach demjenigen Einfluß strebend, welcher durch die Handlungen zu gewinnen war, zu deren Vollbringung sein eigener Geist ihn befähigte, — bietet Carnot der Bewunderung der Nachwelt, wie er zu seiner Zeit that, ein seltenes Beispiel von dem Triumph rein geistiger Ausgezeichnetheit dar, ohne daß eine einzige Unterstützung von außen, entweder durch Stand, oder durch Reichthum, oder den Anreiz oberflächlicher und blos ausschmückender Eigenschaften, oder durch glückliche Schicksalszufälle hinzugekommen wäre. Bei jedem Schritt sehen wir seinen echten Werth die entsprechende Wirkung ohne äußere Hülfe irgend einer Art hervorbringen; zu jeder auf einander folgenden Auszeichnung, welche er erreichte, finden wir ihn nur durch sein Verdienst erhoben; in allen seinen Kämpfen mit Widerwärtigkeiten, mit Unterdrückung, mit Schwierigkeiten von jeder Art und Größe, in einigen Fällen fast mit der Natur selber, bemerken wir das Ringen geistiger Ueberlegenheit; die gebietende Stellung, welche er auf diese Weise einnahm, behauptete er durch die nämlichen Mittel, und um dieselbe zu behaupten, wich er niemals ein Haar breit von der erhabenen Stellung, welche er immer erklommen, nie erkrochen hatte.

Dies ist bei jedem Stande der Dinge ein wunderbares Verdienst — in einem Zustande der Ungewißheit, des Wechsels, der Umwälzung aber ist dies unvergleichlich seltener und bewunderungswürdiger. Doch bildet dasselbe nicht den höchsten Anspruch dieses großen Mannes auf unsere Achtung. Sein Genie war hervorragend, aber es wurde von seiner Tugend übertroffen. Eine vollkommene Selbstverleugnung unter allen den Umständen, wo menschliche Leidenschaften über gewöhnliche Geister die größte Herrschaft haben; eine unerschütterliche Festigkeit in allen den Lagen, in welchen menschliche Schwäche am meisten nachzugeben geneigt ist; ein Muth jeder Art, vom höchsten bis zum vulgärsten, von dem des Staatsmannes bis zu dem des Grenadiers; die thätige Tapferkeit des Trotzens gegen Gefahren, und die Ruhe, welche mitten in der äußersten Gefahr die Herrschaft über jede Kraft des Geistes zu bewahren vermag; ein gänzliches Sichhingeben an die Vertheidigung seiner Grundsätze auf die Gefahr jedes persönlichen Opfers; ein enthusiastischer Eifer für den Dienst seines Landes und seiner Mitmenschen; alles dies verschönert durch eine Bescheidenheit, welche ihm allein den Ruhm seiner Anstrengungen lästig machte — diese seltenen Eigenschaften schienen den alten Römer für die Bewunderung, wenn nicht für die Nachahmung und Besserung, eines entarteten Zeitalters in Carnot wieder aufleben zu lassen; dazu kam aber bei ihm eine Zartheit des Gemüths, welche der alte Römer entweder in sich zu ersticken strebte, oder welche seiner Natur fremd und gleichgültig war.

Die Bescheidenheit, welche so eben als ein unterscheidender Zug in Carnot's Charakter bemerklich gemacht worden ist, und seine Sorglosigkeit in Betreff der Meinung Anderer über sein Benehmen, wofern er nur so handelte, daß er seinem eigenen Gewissen Genüge that, — haben die Wirkung gehabt, ihm in der Schätzung der großen Welt eine ganz andere Stelle zu geben, als ihm mit Recht zukommt, weil sie machten, daß sein Genie zu gering angeschlagen und sein moralischer Werth mißverstanden wurde. Daher sind über diese beiden Punkte einige nähere Angaben nothwendig.

Seine Fähigkeit und sein Geschmack für militairische Angelegenheiten — berufen, späterhin eine so wichtige Rolle in der Geschichte zu spielen — offenbarten sich, schon während er noch Kind war, auf eine eigene Weise. Als er zum ersten Male in ein Theater geführt worden war, wo eine Belagerung oder andere Kriegs-Operation dargestellt wurde, setzte er die Zuschauer in Erstaunen, indem er, um sich über die Art zu beklagen, wie der General seine Leute und seine Kanonen vertheilt hatte, die Vorstellung durch den Zuruf unterbrach, die Leute seyen dem Feuer ausgesetzt, und Jener solle seine Stellung verändern. In der That waren die Leute so aufgestellt, daß sie einer Batterie ausgesetzt standen. — Die mathematischen Wissenschaften nahmen für einige Jahre seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und sein in früher Jugend veröffentlichtes Theorem über das Maß verlorener Kräfte zeigt, mit welchem glücklichen Erfolge er seine Studien betrieb. Seine Belesenheit war aber nicht auf Ein Fach beschränkt; seine Gefühle waren immer durchdrungen von den Pflichten des Menschen und des Bürgers; sein Enthusiasmus wurde durch Nichts so sehr entzündet, wie durch Erzählungen von wohlwollenden und patriotischen Handlungen. Daß Beredtsamkeit — dies Zeugniß starker Gefühle und richtigen Geschmacks — in nicht gewöhnlichem Grade ihm zu Theil geworden seyn würde, hätte er Worte eben so sehr wie Sachen studirt, — davon haben wir den stärksten Beweis in dem Erfolge seines ersten Geisteserzeugnisses, „der Lobrede auf Vauban", die von der Akademie zu Dijon gekrönt wurde und aus welcher eine besonders schöne, den Verfasser wunderbar charakterisirende Stelle hier angeführt werden mag: „Dies war einer von den Männern, welche die Natur ganz gebildet zur Wohlthätigkeit hervorgebracht hat; begabt, wie die Biene, mit einer angeborenen Thätigkeit für das allgemeine Wohl; unfähig, ihr Schicksal von dem des Gemeinwesens zu trennen, und, als untrennbare Glieder der Gesellschaft, mit ihr lebend, gedeihend, leidend und vergehend." — Bei dieser Gelegenheit entfaltete sich übrigens sein gewohnter Muth; das von ihm dem berühmten Montalembert ertheilte Lob erregte unaussprechlichen Anstoß und veranlaßte, daß er durch eine lettre de cachet in Vincennes eingesperrt wurde; wahrscheinlich eine der Ursachen des Hasses, welchen er so beharrlich gegen willkürliche Gewalt zeigte.

Nun aber nahten sich Scenen, die dazu bestimmt waren, seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu hemmen und seine politische Thätigkeit anzuregen. Unbewegt sah er den Anfang der französischen Revolution; aber er war der erste Kriegsmann, welcher sich derselben zuwendete; er hatte damals den Rang eines Lieutenants beim Ingenieur-Corps; in die gesetzgebende Versammlung wurde er zum Deputirten für St. Omer gewählt. Er saß zu Gericht über den König und stimmte für dessen Tod; seine Abwesenheit in Folge eines militairischen Auftrags verhinderte ihn jedoch, an den höchst tadelnswerthen Prozedurn, die zu jener gerichtlichen Untersuchung führten, Theil zu nehmen. Jene mißbilligte er laut; als aber die ganze Sache festgestellt war, betrachtete er sich so, als ob er in der Lage eines Richters wäre, der aufgefordert wird, einen schon vorbereiteten, zur Entscheidung reif vor ihn gebrachten Rechtsstreit abzumachen, wobei ihm nichts übrig bleibt, als sein Urtheil abzugeben, wie dasselbe auch ausfallen möge.

Im April 1793 wurde der berühmte Wohlfahrts-Ausschuß gebildet, welcher die Welt mit dem Ruf seiner Großthaten, mit dem Schrecken seines Namens und mit der Schande seiner Verbrechen erfüllt hat. *) Das Land war da-

*) Es ist nur Gerechtigkeit, wenn wir bemerken, daß, wie überhaupt Schuldige für mehr verantwortlich gemacht werden, als sie begangen haben, so jener Ausschuß (öffentlicherweise beschuldigt worden ist. Vieles gethan zu haben, was in Wahrheit das Werk Anderer war. Derselbe hatte in Bezug auf die Gerechtigkeitspflege nie eine andere Function, als die, Personen vor Gericht zu stellen; und das Revolutions-Tribunal war im Allgemeinen die Kreatur des Konvents. Aber selbst dies verhaßte Tribunal, das viel schlimmer war, als der Ausschuß, sprach weit öfter frei, als es verurtheilte; und wie jeder Angeklagte vertheidigt wurde, so ist es wohl bekannt, daß kein Sachwalter jemals für die Freimüthigkeit seiner Vertheidigung zu leiden hatte. Durch diese Bemerkung beabsichtigen wir nicht, den gerechten Abscheu vor jenen Verbrechen zu mindern, welche den französischen Namen mit Schmach bedeckten, den Weg zur Unterdrückung der Republik bahnten, die Vernichtung der öffentlichen Freiheit erleichterten und in der That am Ende die Besetzung Frankreichs herbeiführten. Wir wollten nur die gewöhnliche Meinung bekämpfen, welche den Wohlfahrts-Ausschuß und das Revolutions-Tribunal mit einander vermischt und dem ersteren Alles Schuld giebt, was vom Konvent und von den Klubs gethan wurde. Anmerk. d. Verf.

mals von feindlichen Einfällen auf allen Seiten bedroht; ein Zug nach Paris war die eingestandene Absicht der Verbündeten; in allen Theilen Frankreichs wurden, mit Hülfe Fremder, Aufstände ausgebreitet; eine große Provinz war in offener Empörung; in Paris befanden sich Parteien, die zur Vernichtung der revolutionairen und zur Wiederherstellung der alten Regierung entschlossen waren; — da gab ein allgemeines Gefühl von der absoluten Nothwendigkeit einer starken, konzentrirten, einigen ausübenden Macht, welche die Volkskraft für die Vertheidigung des Staates gegen fremde und einheimische Feinde zu verwenden hätte, Veranlassung zum Entstehen jenes berüchtigten Ausschusses, der sogleich dazu fortschritt, mit eisernem Scepter zu herrschen und mit dem Schwerte von Millionen Krieg zu führen. Zu einem Mitgliede dieses Ausschusses, nachdem derselbe zwei Monate bestanden hatte, wurde Carnot, damals noch Subaltern-Offizier, erwählt; und da es sofort als ganz unmöglich befunden wurde, den für die Thätigkeit des Ausschusses anfangs zu Grunde gelegten Plan zu verfolgen, nach welchem jede zu ergreifende Maßregel vollständig erörtert und dann nach der Mehrheit der Stimmen darüber entschieden werden sollte; so wurde eine Theilung der Arbeiten und eine Vertheilung der Mitglieder in Abzweigungen bewirkt, wobei jedes Mitglied allein der Leiter seines Geschäftszweiges und allein für seine Maßregeln verantwortlich war, obgleich zur Gültigkeit der Handlungen eines Jeden eine gewisse Zahl von Unterschriften erfordert wurde. Das ganze Kriegswesen, sowohl die Organisation der militairischen Macht wie deren Thätigkeit im Felde, wurde Carnot übertragen. Diejenigen Ausschuß-Mitglieder aber, von welchen die Welt am meisten gehört, welche sie am meisten gefürchtet und mit größtem Rechte verwünscht hat, waren Robespierre, Couthon, Billaud-Varennes, St. Just und Collôt d'Herbois, — welche alle — mit Ausnahme St. Just's, eines jungen Mannes von enthusiastischem Temperament und, bis er durch die absolute Gewalt verderbt wurde, von tugendhaftem Sinne — in ihrer eigenen Zeit unter die größten Ungeheuer, die je den menschlichen Namen schändeten, gerechnet wurden und als solche den nachfolgenden Jahrhunderten Verabscheuung erfahren werden. Nur die Geschichten von Tyrannen alter Zeit bieten Scenen von schwärzerer Abscheulichkeit dar, als die Schreckensherrschaft; denn die Abschlachtungen, die von den Bourbonen (!) in der Bartholomäusnacht und von den irischen Papisten im Jahre 1641 ausgingen, obgleich blutverschwendender, waren eine augenblickliche Aufwallung religiöser Wuth und wurden nicht, wie die Hinrichtungen durch die Guillotine, überlegterweise im entweihten Namen der Gerechtigkeit begangen.

In diese schaudervollen Scenen haben die Feinde Carnot's natürlich sich bemüht, ihn zu verflechten; und es ist nicht zu leugnen, daß viele unparteiische Beobachter sich eine sein Benehmen verdammende Meinung gebildet haben. Daß er mit so abscheulichen Menschen, wie seine Kollegen, im Amte blieb; daß er ihr ganzes Verfahren kannte; daß er sogar, in die bereits erwähnte Geschäftsordnung sich fügend, wenn die Reihe an ihn kam, die Hinrichtungsbefehle unterzeichnete; daß er somit für alle jene entsetzlichen Handlungen einer grausam ausgeübten unumschränkten Macht sich, dem Gesetze nach, verantwortlich machte — das leidet keine Frage; und Niemand kann, ohne nähere Untersuchung, so dreist seyn, mit völliger Zuversicht zu behaupten, daß diese Verantwortlichkeit sich nicht noch weiter erstreckte und ihn in die wirkliche und ungeheure Schuld an Thaten verwickelte, die er auf jeden Fall — aus welchem Beweggrunde es auch sey — durch seine Theilnahme an der Herrschaft sanctionirte, indem er der Menschheit überließ, aus seinem Schweigen zu folgern, daß dieselben seine Billigung hatten. Doch muß seine Lage und die seines Vaterlandes wohl beachtet werden, ehe wir über sein Benehmen einen so strengen Tadel aussprechen. Er fing an, das Kriegswesen zu leiten, hatte in seinen Amtsgeschäften Fortschritte gemacht und glänzende Erfolge erreicht, bevor seine Kollegen ihre Schreckensherrschaft begannen. Seine Vertheidigung lautet nun dahin, daß, hätte er den natürlichen Gefühlen des Abscheus nachgegeben und wäre er seinen eigenen Neigungen gefolgt, Frankreich erobert, möglicherweise sogar getheilt, — seinen Mitbürgern viel schlimmeres Unrecht zugefügt, — weit mehr Blut vergossen, — der Nation viel dauerndere Schmach angethan, — viel bleibenderes Unglück über alle Klassen des Volks gebracht worden seyn würde, als Alles, was die terroristischen Hinrichtungen und Vermögenseinziehungen hervorbringen konnten. Hatte er sonach ein Recht, seinen zur Abwendung solches Unheils erforderlichen Beistand zu verweigern? War es nicht genug für ihn, zu wissen, daß sein Sichzurückziehen das Proskribiren gewiß nicht aufgehalten haben würde, während dasselbe höchst wahrscheinlich die Thore von Paris den Verbündeten geöffnet hätte? War es für sein Gewissen nicht hinreichend, daß er sich an den von seinen Kollegen begangenen Verbrechen ganz unschuldig fühlte? Und, da er seinen Charakter über Vorwürfe erhaben wußte, hatte er ein Recht, einer Rücksicht auf seinen Ruf sein Vaterland zu opfern? Diese Frage konnte er mit jenen denkwürdigen Worten Danton's beantworten: — „Lieber mag mein Ruf zu Grunde gehen, als mein Vaterland!"

Es kann aber eingewandt werden, daß solche Wahlsprüche ein gefährliches Beispiel aufstellen, und auch, daß jene Vertheidigung als Thatsache annimmt, er habe das Verfahren der Schreckensregierung beständig gemißbilligt und aus keinen schlechten Beweggründen derselben angehangen. Auf den ersteren Einwand würde es nicht leicht seyn, eine genügende Antwort zu geben, wenn man nicht das Verzweifelte der Lage geltend machen will, in welcher er seine Wahl zu treffen aufgefordert wurde, und die ungeheure Größe der Uebel, zwischen denen er zu wählen hatte. Durch solche Betrachtungen wird aber Niemand überzeugt werden, der geneigt ist, dafür zu halten, daß in Sachen der Blutschuld es uns verboten ist, irgend welche Folgen zu beachten, und daß Jeder die Pflicht hat, auf alle Fälle seine eigenen Hände rein zu erhalten. Es kann jedoch gut seyn, zu bedenken, daß viele Menschen an Verbrechen solcher Art, wie das Führen ungerechter und mörderischer Kriege, ja sogar an der Unterdrückung und Zugrunderichtung Einzelner durch Staatsmaßregeln Theil haben und dennoch dem Tadel aus keinem anderen Grunde entgehen, als weil sie ihre Anstrengungen auf ihren eigenen Wirkungskreis beschränken und die ganze Schande auf den schuldigen Thätern sitzen lassen; und wenn gesagt werden sollte, daß Carnot's Weigerung, die Proscriptionen zu sanctioniren, den Lauf seiner blutdurstigen Amtsgenossen gehemmt haben könnte, so ist wenigstens eben so gewiß, daß, wenn alle diejenigen, welche einen ungerechten Krieg mißbilligen, ihre Rolle darin zu spielen sich weigerten, — wenn Generale, Offiziere und Soldaten ihre Mitwirkung versagten, — kein Staatsmann, sey er noch so schlecht, oder noch so mächtig, das Angesicht der Erde mit Mord, Feuer und Plünderung, diesen Unvermeidlichkeiten des Krieges, bedecken könnte.

Die Frage nach der in Rede stehenden Thatsache aber ist leicht und genügend zu beantworten, denn wir besitzen Zeugnisse, durch welche Carnot von aller absichtlichen Theilnahme an den Verbrechen des Tages losgesprochen wird, und kennen in seiner Geschichte auch Umstände, die zu einem Beweise der Beweggründe dienen, aus welchen er fortfuhr, die Kriegs-Operationen zu leiten, während Robespierre der inneren Staatsverwaltung vorstand. Daß Carnot's Name, ohne irgend eine Kenntniß der Proscriptionslisten und als eine bloße Förmlichkeit, unterzeichnet ist, scheint durch den zufälligen Umstand erwiesen, daß er den Befehl zur Verhaftung seines Geheimsecretairs unterschrieben hat, da dieser Befehl in der Woche erlassen wurde, wo an Carnot die Reihe des Unterzeichnens kam. Bei einigen Gelegenheiten wohnte er den polizeilichen Verhandlungen des Ausschusses bei, und dann rettete er, nach dem Zeugniß sogar royalistischer Schriftsteller, mehr Leben, als seine Amtsgenossen opferten. Der letzteren Haß gegen ihn und ihre beständigen Rache-Drohungen sind wohl bekannt. Sein Sichfernhalten von aller Theilnahme an den blutigen Orgien ihrer Berathungen, sein offenes Verwerfen ihres Verfahrens, besonders sein furchtloses Tadeln der Vernichtung der Anhänger Brissot's war das, was bewirkte, daß der fanatische St. Just ihn des Moderantismus anklagte und auf seine Vorgerichtstellung wegen dieses Vergehens bestand, und was bewirkte, daß Robespierre, indem er die Nothwendigkeit, Carnot im Ausschusse zu haben, als eine Folge seiner eigenen Unwissenheit im Kriegswesen beklagte, ihn mit unaussprechlicher Bitterkeit des Gefühls „den verhaßten Carnot" nannte. Ja, ich habe es von Carnot selber, daß Robespierre's Antwort auf die beständig an ihn gerichteten Aufforderungen zu Carnot's Vernichtung wörtlich so lautete: „In diesem Augenblicke würde man seiner nicht entbehren können; warten Sie aber, bis er uns nicht mehr unentbehrlich ist, oder bis unsere Heere irgend einen Unfall erleiden; — dann soll sein Kopf fallen; ich bürge Ihnen dafür."

Es ist außerdem billig, daß wir Carnot's übriges Benehmen betrachten, damit wir einen Prüfstein der Reinheit seiner Beweggründe in jener so höchst schwierigen Lage erhalten. Nun widerstrebte er nicht nur immer Allem, was einer Partei oder der Erwerbung persönlichen Einflusses glich, und weigerte sich nicht nur beständig, — und zwar mit täglicher Gefährdung seines Lebens, — das Haus des Jakobiner- oder irgend eines anderen Klubs zu betreten, sondern wir wissen auch, daß er seinen Muth in edler Erfüllung seiner Pflicht zeigte, gänzlich unbekümmert um die Folgen, da, wo diese nur ihn selber treffen konnten. Im Juni 1792 setzte er sich dem wüthenden Groll des Heeres dadurch aus, daß er in seinem Bericht erklärte, die Niedermetzelung Dillon's und Beaugeand's sey die „That von Kannibalen". So oft, wie irgend ein Gegenstand ihm zur Untersuchung anvertraut war, machte er seine Berichte ohne die geringste Rücksicht darauf, ob dieselben dem Volke mißfielen, dem Fortschritt seiner Grundsätze schadeten, oder die Regierung gegen ihn erbitterten; und wenn er, obgleich in einer untergeordneten Stellung, Befehl erhielt, irgend Etwas zu thun, was er stark mißbilligte, so ging er dem Aufspielsetzen seines Kopfes durch eine entschiedene Weigerung furchtlos entgegen, wie er sich denn, zum Beispiel, als Abgeordneter bei der Nord-Armee weigerte, einen unpopulären General zu verhaften. Der, welcher solche Thaten moralischen Muthes, in solchen Zeiten vollbracht, von sich anführen konnte, durfte wohl Glauben dafür fordern, daß kein Gefühl persönlicher Gefahr oder irgend ein anderer unwürdiger Beweggrund bei seinem Zusammenhalten mit den Schreckensmännern auf ihn Einfluß hatte, als die Macht derselben auf ihrem Höhepunkt war.

(Fortsetzung folgt.)

Polen.

Polens Zustände vor der ersten Theilung.

Stanislaus August, letzter König von Polen.

I. Umtriebe bei der Königswahl. — Politik der Nachbarstaaten.

(Schluß.)

Mit diesem verhängnißvollen Schritte wurde dem Vaterlande der Todesstoß gegeben; denn von nun an datirt der Einfluß der russischen Waffen in Polen, welche die Czartoryski, Vater und Sohn, indem sie Katharina II. um Beistand ersuchten, selbst ins Land brachten. Denn nun konnten weder die Polen selbst, noch eine fremde Macht das Einschreiten einer russischen Armee in Polen für einen Gewaltstreich erklären, da die Kaiserin hierin nur

der gesetzlichen Requisition des Fürsten August, der vom Convocations-Reichstage dazu ermächtigt ward, Gehör gab.*)

Graf Kaiserling, dem Katharina II., im Einverständniß mit Preußen und Oesterreich, den Auftrag gegeben hatte, darauf zu sehen, daß die Polen keinen Anderen als Einen aus ihrer Mitte zum Könige wählten, und daß dies, wo möglich, Stanislaus Poniatowski wäre, that, was er vermochte, den Wunsch seiner Gebieterin zu erfüllen. In seinem Berichte an die Kaiserin schrieb er ihr, daß der erste Punkt, die Wahl eines Polen, durch einen Paragraphen der Verhandlungen des Convocations-Reichstags gesichert, der zweite Punkt hingegen, die Thronbesteigung Poniatowski's, kaum, ohne die Ruhe des Landes zu erschüttern, ausführbar sey. Denn der Kandidat habe gar keine Partei für sich und besitze kein großes Vermögen, könne daher auf keine Stimmen rechnen. Poniatowski war nämlich nur durch einen einzigen Vorfall den Polen bekannt worden, der, weil er für den Charakter eines polnischen Reichstags bezeichnend ist, Erwähnung verdient. Im Jahre 1762 befand er sich, von einer Reise aus Frankreich heimgekehrt, zum ersten Male als Landbote auf dem Reichstage, auf welchem ein neuer Marschall erwählt werden sollte. Ehe noch irgend etwas berathen, ehe noch ein Kandidat vorgeschlagen war, nahm der Truchseß Poniatowski, als er den Sohn des Ministers Brühl unter den Landboten für Warschau sitzen sah, das Wort, fuhr diesen in beleidigenden Ausdrücken an, indem er zu verstehen gab, er dürfe als Ausländer, der kein Indigenat in Polen habe, nicht im Kreise der Landboten Platz nehmen, und griff darauf zum Degen. Diese Unbesonnenheit des den Meisten fast gänzlich unbekannten jungen Mannes erregte eine ungeheure Verwirrung; alle Landboten zogen ihre Schwerter, und es fehlte wenig, so wäre Poniatowski in Stücke zerhauen worden, denn die Brühlsche Königspartei war in der Sitzung viel zahlreicher, und der ganze Hof mit allen seinen Beamten war zugegen. Es war ein Glück, daß sich der General Mokronowski, ein Mann voll Geistesgegenwart, Muth und Einsicht, in der Versammlung befand. Als dieser Poniatowski in so großer Gefahr sah, ergriff er ihn bei der Hand und führte ihn mitten unter den gezogenen Schwertern aus dem Zimmer, indem er, um ihn zu schützen, seinen Säbel über Poniatowski's Haupte hielt. Als die Versammlung sah, daß ein Mann von so gewichtigem Einflusse, wie Mokronowski, und dazu ein Mitglied der Brühlschen Partei, sich Poniatowski's annahm und dieser sich ohne Widerstand fügte, so beruhigte sie sich allmälig, wozu noch die mächtige Rede des Exmarschalls Malachowski beitrug, welche mit den Worten begann: „Qualis furor, cives, quis tanta licentia ferri, der König ist auf dem Throne, der Senat versammelt" u. s. w. Nach dieser Rede steckten die Landboten ihre Schwerter ein und verließen nach und nach die Sitzung; zuerst diejenigen, welche der Czartoryskischen Partei angehörten. Der König stieg vom Throne und ging in seine Zimmer, und der Senat schied aus einander. So endete dieser Reichstag, wie alle früheren, ohne daß ein Marschall gewählt, ohne daß auch nur etwas entschieden wurde.

Wohl weniger die Rücksicht auf die Erhaltung der Ruhe in Polen, als die langgepflegte Freundschaft des russischen Gesandten Kaiserling für das Haus Czartoryski, welchem der Graf verpflichtet war, bestimmten diesen, der Kaiserin die Schwierigkeiten der Erhebung Poniatowski's auf den Thron vorzustellen, dagegen die Wahl des Fürsten August Czartoryski oder dessen Sohnes Adam als leicht ausführbar darzuthun. Katharina II. fügte sich den Gründen ihres Gesandten, empfahl ihm jedoch, lieber den Fürsten Adam, als seinen Vater zur Wahl vorzuschlagen, da das vorgerückte Alter dieses Letzteren wieder ein baldiges Interregnum in Polen in Aussicht stellte, welches dem russischen Reiche neue Sorgen verursachen könnte. Sie fügte hinzu, er möchte keinen Schritt thun, ohne sich vorher mit dem preußischen Gesandten reiflich berathen zu haben. Letzterer war den Fürsten Czartoryski eben so abgeneigt, als Kaiserling ihnen zugethan war, und zwar deshalb, weil der Fürst August, auf die Zuneigung des Königs von Preußen gegen ihn vertrauend, den Gesandten überging und sich in jeder Angelegenheit direkt an Friedrich II. wandte, ihn um das bittend, was er dem Gesandten, der von den Absichten Czartoryski's nichts wußte, zur Ausführung auftragen sollte.

Nachdem der preußische Gesandte Katharinens Brief an Kaiserling gelesen, stellte er diesem das große Verdienst vor, das er sich um seine Monarchin erwerben würde, wenn er es dahin brächte, ihrem Liebling Poniatowski, an dessen Wahl zum Könige sie bereits verzweifelte, auf den Thron zu helfen. Zu diesem Behufe sollte er vor allen Dingen an den Fürsten Adam schreiben, ob er durchaus die Krone für sich begehre, und ob er sich der Thronbesteigung Poniatowski's widersetzen würde. Diese Frage sollte er, als im Namen der Kaiserin gethan, an ihn richten. Der preußische Minister kannte den Fürsten Adam zu wohl, um nicht sicher zu hoffen, dieser würde sich seiner Ansprüche auf den Thron begeben. Er wußte, daß der Fürst blos mit seinen jungen Freunden und mit den Frauen beschäftigt war, daß er die Vergnügungen liebte und sich ungern wichtigen Pflichten, die eine lange und angestrengte Arbeit erheischten, unterzog. Wie der Gesandte vorausgesehen, entsagte Adam Czartoryski wirklich seinen Ansprüchen, und zwar zu Gunsten seines Verwandten Poniatowski, den er liebte und dem er alle seine Unterstützung anbot. Man muß indessen dem Fürsten Adam nachsagen, daß er, trotz seiner Liebe zu romantischen Abenteuern, seines leichtfertigen Sinnes und seines Hanges zum Müssiggange, die ihn bestimmten, eine Krone auszuschlagen, doch auch viele anziehende Eigenschaften besaß. Er hatte vielen Verstand, besonders den sogenannten Esprit, eine vielseitige Bildung und redete fünf Sprachen mit großer Vollkommenheit. Dabei besaß er viel muntere Laune und Witz und suchte sich dadurch beliebt zu machen, daß er jeden Edelmann umarmte und auf die Stirn küßte und Alle beim Namen zu rufen wußte, was ihm anfangs eine große Popularität verschaffte, aber später als werthlose Münze galt, da man sein Drücken und Küssen für halben Spott hielt. Auch ist es wahr, daß er die Wissenschaften und die Gelehrten liebte und sich mit der Jugenderziehung beschäftigte. Im Kadetten-Corps, dessen Befehlshaber er war, beaufsichtigte er mit Eifer die ihm anvertrauten Knaben, und die Jugend, welche aus dieser Schule hervorging, wurde mit tiefem Gefühl für Ehre erfüllt und an Gehorsam, Arbeit, Reinlichkeit und Mäßigkeit gewöhnt. Man darf kühn behaupten, daß Polen nie eine so treffliche Erziehungsanstalt besaß. Ihm, als dem Gründer derselben, verdankt daher Polen viele fähige Offiziere und verständige Redner auf den Land- und Reichstagen. Außerdem unterstützte der Fürst Adam die Dürftigen, gab die Kosten des Unterrichts und der Reisen für diejenigen her, welche, mit Talent begabt, sich in den Wissenschaften und Künsten ausbilden wollten. Er war gütig, ohne Falsch und ohne Rachsucht und liebte weder das Spiel noch den Trunk.

Um nun auch dem alten Fürsten August Czartoryski, dem Vater Adam's, die Hoffnung zu benehmen, daß ihn der König von Preußen in seiner Bewerbung um die Krone unterstützen würde, stellte der preußische Gesandte seinem Herrn die Lage der Dinge vor und bat ihn, ihm für den Liebling der Kaiserin, Poniatowski, den schwarzen Adler-Orden zu senden, wodurch Friedrich II. seine Neigung, ihn auf dem polnischen Thron zu sehen, an den Tag legen würde. Der König, froh, sich Katharinen verpflichten zu können, indem er ihrer Herzensneigung schmeichelte, schickte seinem Gesandten für den Truchseß Poniatowski den Orden, welchen Niemand in Polen hatte und der in Preußen und Deutschland selbst nur an die regierenden und mit dem brandenburgischen Hause verwandten Familien und zuweilen an Militairs ersten Ranges für ausgezeichnete Dienste verliehen wurde.

Eben waren die Senatoren, Landboten und der Primas, welche zum Wahltage zusammengekommen waren, bei dem Fürsten August Czartoryski, dem Woiwoden der russischen Lande, auf einem Gastmahle versammelt, als der preußische Gesandte, der sich mit Vorbedacht etwas verspätet hatte, eintrat und, ehe er seinen Platz einnahm, auf Poniatowski zuging, den erwähnten Orden herauszog und ihm anlegte. Darauf begrüßte er den Fürsten August, indem er ihm sagte, sein Herr hätte den Truchseß als Kron-Kandidaten mit seinem Orden geschmückt, worauf er ihn dem Primas im Namen seines Herrn als solchen empfahl. Dieser Umstand bestimmte den Fürsten, wiewohl wider seinen Willen, seinen Ansprüchen zu entsagen und sich für die Erwählung Poniatowski's zu bemühen. Als nun auch die sächsische Partei an den Wiener und Pariser Höfen die Unterstützung, welche sie wünschte, nicht erhalten konnte und die Czartoryskische Partei so mächtig und noch durch die russische Waffenmacht verstärkt sah, mußte sie sich auf dem Wahlreichstage mit der Gegenpartei zur Wahl Poniatowski's vereinigen.

*) Man weiß, welches Gewicht die russische Diplomatie in den Augen der Welt auf diesen Umstand zu legen suchte und wie sie hierdurch Polen mit dessen eigenen Waffen in jedem, im figürlichen wie im eigentlichen, Sinne zu schlagen wußte. A. d. U.

Die panslawische Verschwörung.

Wir haben kürzlich in einem Artikel über die Parteien der polnischen Emigranten im Auslande Zweifel darüber ausgesprochen, von welcher dieser Parteien der letzte polnische Aufstands-Versuch ausgegangen und geleitet worden. Herr Cyprien Robert, der Verfasser der auch ins Deutsche übersetzten französischen Schrift über „die Slawen in der Türkei", dessen Personenkenntniß wohl nicht in Abrede gestellt werden kann, wenn auch seine Sachkenntniß sich nicht überall bewährt, stellt in einem Artikel der Revue des deux Mondes (vom 15. März) den Insurrections-Versuch als die Frucht einer panslawischen Verschwörung dar. Da es für uns Deutsche von höchster Wichtigkeit ist, zu wissen, wie man in Frankreich die Regungen des Panslawismus beurtheilt und welche Hoffnungen man dort daran knüpft, so theilen wir hier das Wesentlichste aus den Enthüllungen des französischen Philoslawen mit. Er sagt zunächst:

„Das niedere Volk (in Galizien) täuschte sich allerdings über die wahren Absichten des Adels, der, ohne die Kriegslisten seiner Gegner zu berechnen, seinen Plan eines Volksaufstandes gegen Oesterreich und die anderen Mächte geradesweges verfolgte. Da er der Landleute sicher zu seyn glaubte, so suchte er sich besonders die Städtebewohner und die gebildete Jugend der Schulen zu gewinnen. Seit funfzehn Jahren hatte diese Jugend eine bedeutende Modification erfahren. Gezwungen, auf den ausländischen Universitäten Preußens, Rußlands, Ungarns und Böhmens zu studiren, hatten sich diese jungen Leute genöthigt gesehen, sehr viele Vorurtheile der alten polnischen Gesellschaft abzulegen. Das Bedürfniß, sich mit ihren Kommilitonen anderer slawischer Stämme zu verbinden, brachte sie darauf, eine gemeinsame Idee zu suchen, die eben keine andere als die des Slawismus seyn konnte. Also im allgemeinen Interesse der slawischen Race, in dem ihres höchsten Ruhmes wie ihrer größten Freiheit, organisirte sich der Panslawismus von Berlin bis Wien und von Wien bis nach Petersburg. Seine Devise war die einfachste, die es giebt: „Alles erhalten, was slawisch ist, jeder Anregung folgen, welche die Befreiung der slawischen Völker zum Zweck hat, jeder anderen Aufforderung aber widerstehen." Um sich der scharfblickenden Beobachtung der Polizei leichter zu entziehen, war es den Verschworenen streng untersagt, ihre Brüder kennen lernen zu wollen; jeder neue Eingeweihte hatte die Pflicht, vier andere Verschworene zu gewinnen, aber nicht einen Einzigen darüber. Keine Gruppe durfte sich bilden von mehr als fünf Personen. Die Verbin-

dung, die, gleich dem slawischen Geiste, jeder Centralisation feind war, bewahrte sich dadurch ihre ganze Elastizität. Außerdem gewährt dieses System den Vortheil, daß die Polizei, selbst mit Hülfe der Folter, höchstens erlangen kann, daß ein Verschworener seine vier Genossen angebe; von den Anderen weiß er nicht einmal die Namen. Was die leitenden Oberen betrifft, so giebt es deren keine: die Race ist es, der slawische Geist, der die Bewegung beschleunigt oder zurückhält. Auf solcher Basis sich gründend, war die Verschwörung leicht zu Stande gebracht; das ganze Volk nahm Theil daran. Aber der vom Adel und von der Jugend so sinnreich erdachte Plan scheiterte an der Verleumdung, mit der man ihn bekämpfte. Der Adel war bereit, sich aller seiner Vorrechte, aller seiner Titel, seiner ganzen Vergangenheit zu begeben und an das Volk zu appelliren, um mit ihm gemeinschaftlich eine ganz neue Ordnung der Dinge herzustellen, welche zur Grundlage die entschiedenste Demokratie haben sollte, die mit der öffentlichen Ordnung und der nationalen Unabhängigkeit nur irgend vereinbar ist. Stolz auf sein Programm und stark durch dasselbe, stürzte sich der Adel mit slawischem Ungestüm in seine neue Laufbahn, ohne erst zu untersuchen, ob nicht auch von der anderen Seite des Terrains eine Mine gelegt sey."

Nachdem Herr Robert darauf zu erklären versucht, daß es ein Mißverständniß sey, wenn man in den Proclamationen der Insurgenten in Krakau kommunistische Ideen erblickt habe, da nicht diese, sondern nur die Idee der allgemeinen Emancipation und der bürgerlichen Freiheit darin ihren Ausdruck hätte finden sollen, fährt er folgendermaßen fort:

„Alle Theile des alten Polens mit Einschluß seiner im Osten gelegenen ruthenischen und kosackischen Zubehörigkeiten waren in den Emancipationsplan eingeweiht, der sich stillschweigend seit Jahren von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere ausbreitete. Es war, wie es selbst von deutschen Blättern zugestanden wird, eine große Verschwörung des Panslawismus. Alle slawische Nationen waren eingeladen, an der Bewegung Theil zu nehmen und endlich ihr Joch abzuschütteln, um sich demnächst jede nach ihrem Gutdünken zu konstituiren. Die Repräsentativ-Regierung, die aus der polnischen Revolution hervorgehen sollte, hatte die Aufgabe, sich einen bundesstaatlichen (föderativen) Charakter zu geben. Provisorisch sollte sie nur aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt seyn, die von den sieben Verbindungen oder Landestheilen, auf welche man am meisten rechnete, deputirt seyn sollten. Es waren dies die Republik Krakau, das Großherzogthum Posen, Galizien, Lithauen, Klein-Rußland, das Königreich Polen und die Emigration in Paris. Böhmen, Ungarn, die slawischen Donauländer und das nördliche Rußland sollten erst später in die Bewegung hineingezogen werden. Zu Anfang sollte sich diese hauptsächlich auf Galizien und auf Oesterreich beschränken, weil dieses von allen die slawische Race unterdrückenden Staaten derjenige ist, dessen Existenz die precairste, indem Oesterreich, obwohl eine deutsche Macht, doch unter 37 Millionen Unterthanen kaum sechs Millionen Deutsche zählt."

Man sieht auch aus diesen Enthüllungen, wie die panslawische Bewegung zunächst gegen die deutsche Nationalität gerichtet seyn sollte. Inzwischen ist Herr Cyprien Robert über das, was wirklich vorgefallen, um die Bewegung selbst ins Leben zu rufen, nicht minder ungenau unterrichtet, als die französischen Zeitungen. Was er darüber mittheilt, ist eben nichts Anderes als eine Zusammenstellung der Uebertreibungen und Erfindungen, die einem gespannten Publikum von den spekulativen französischen Journalisten dargeboten wurden. Wir übergehen daher diesen Theil des Artikels und fügen nur noch hinzu, was der französische Panslawist von den Aussichten sagt, welche die in die Karpathen geflüchteten Insurgenten zu ihrer Erhaltung und zur Gewinnung neuen Anhangs haben.

„Diese Bergkette", bemerkt er, „die alte Wiege der slawischen Völker, erstreckt sich auf einer Länge von nahe an 300 Lieues von der Moldau bis nach Preußen durch Rußland, Ungarn und Oesterreich. Die beiden insurgirten Nationen der Polen und der Klein-Russen besitzen in diesen Bergen ihre ältesten Urstämme, die Goralen und die Hotzulen, die zu allen Zeiten den ausländischen Ideen und Sitten am meisten widerstanden. Die Goralen bewohnen die Schluchten des Spsa-Gora, die unzugänglichen Ketten des Morskl-Oko und des Babia-Gora, von den Quellen des Sann bis nach Bielitz an der schlesischen Gränze. Die Hotzulen, Verbündete der Goralen, bedecken mit ihren Heerden die Gipfel des Biechtschadi-Gebirges, das den ganzen Norden Ungarns beherrscht und sich östlich bis an die Quellen der Moldau erstreckt. Die Goralen und die Hotzulen nehmen also eine Gebirgslinie von mehr als 200 Lieues ein, deren Anlehnungspunkte kleinere Bergketten zweiter Ordnung sind, welche westlich die Thäler Schlesiens, Mährens, Böhmens und Slowakiens und östlich die furchtbaren Schluchten Siebenbürgens und der Wallachei bilden. Dies sind die verschiedenen Gegenden, die als Heerd des Aufstandes zu betrachten und sämmtlich von den Bergen der Goralen und der Hotzulen beherrscht sind. Nur zwei Militairstraßen gehen durch diese bis jetzt von Oesterreich ganz vergessenen Hochplateaus. Die eine durchschneidet die Biechtschads und das Land der Hotzulen und geht über Skolego von Galizien nach Ungarn. Die andere, von Jordanow herkommend, durchschneidet die Gebirge der Goralen und erstreckt sich über Jablonka durch die slowakischen Komitate Ungarns bis nach Trentschin und Preßburg. Diese beiden Straßen ausgenommen, sind alle anderen nur Fußpfade, welche für die Kavallerie und noch mehr für die Artillerie unwegsam sind. Die Bevölkerung dieser Hochplateaus, gewohnt, in ihren Dörfern nur während der Zeit des Schnees zu bleiben, nomadisirt während der übrigen drei Vierteljahre in den Wäldern und auf den Bergen mit ihren Heerden. Sie haben dort noch keine Idee von dem Luxus und den Genüssen des civilisirten Lebens. Sie kennen kein anderes Brod als das von Hafer oder Kartoffeln, die in ihren Wäldern gesäet sind. Ihr Leckermahl ist das in freier Luft auf den Felsen gedörrte Lamm, und ihr Hauptvergnügen besteht in der Ausführung von Tänzen mit dem Säbel in der Faust. Dies ist das wahre Herz der Insurrection, und so lange dieses Herz nicht seines Lebens beraubt, ist auch jene nicht beendigt. Bis jetzt hat man sie nur in der Ebene überwunden, aber was man den Insurgenten genommen, sind nur ihre Vorposten. So lange sie an die Stellungen sich lehnen, die wir eben beschrieben, haben die Polen und Klein-Russen, wenn sie zusammenhalten, von keiner der großen Mächte etwas zu fürchten. Es ist in der That merkwürdig, wie außerordentlich strategisch die Lage der für die Insurrection gewählten Gegenden ist, welche ein vereinigtes Wirken der russischen, preußischen und österreichischen Heere ganz unmöglich macht. Die Karpathen-Kette trennt die drei verbündeten Mächte dergestalt, daß, wenn die Bewegung sich konsolidirt, die eine zu der anderen Streitmacht nur vermittelst der insurgirten Gebirge gelangen kann. Wenn aber diese Heere, um mit einander zu kommuniziren, in die engen Defileen eindrängen, so würde ihnen ihre numerische Ueberlegenheit nur von geringem Nutzen seyn, und die Insurgenten, falls sie geschickte Anführer haben, würden ihre ihnen kaum an Zahl gleichen Gegner zu bekämpfen im Stande seyn."

Mannigfaltiges.

— **Fremde Berichte über China.** Das wunderbare Mittelreich ist kaum dem Verkehre des Auslandes erschlossen, und schon hat sich die europäische Wissenschaft dieses Thema's so sehr bemächtigt, daß chinesische Gelehrte, wenn sie das Wesen ihrer Sprache und die eigentliche Stellung ihres Landes tiefer erkennen wollen, sich nicht mehr der Mühe überheben können, die Werke abendländischer Forscher zu Rathe zu ziehen. Damit wollen wir aber nicht behaupten, als gäbe es nicht noch manchen Punkt zu erörtern, oder als bliebe nicht noch unseren gelehrten Reisenden für die Zukunft eine reiche Lese. Wenn es schon ein ungemeines Interesse gewährt, sich durch ein gewissenhaftes Studium in eine fremde Nationalität zu versetzen, so bietet diese Betrachtung noch einen eigenthümlichen Reiz, wenn wir gewissermaßen durch fremde Augen beobachten, oder wenn wir uns die Schilderungen fremdartiger Gegenstände aus den Bemerkungen eines Reisenden herauslesen müssen, welcher durch seine Sitten, so wie durch sein ganzes Wesen, von unserer Anschauungsweise verschieden ist. Es ist dann, wie wenn man eine Gegend durch ein gefärbtes Glas betrachtet. Die Umrisse sind dieselben, die Total-Ansicht gleichfalls, und doch erscheint uns Alles ganz anders. Diese Bemerkungen drängen sich uns auf im Hinblick auf ein Werk, welches unter dem Titel „Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le dix-neuvième siècle de l'ère chrétienne" vor kurzem von Ch. Giraud herausgegeben ist. Wir erhalten hier Reise-Eindrücke, in denen Alles entweder ganz anders erscheint, als es uns bekannt ist, oder doch wenigstens eine andere Färbung erhält. Vielleicht ist der eigentliche Gewinn, welchen man sich aus diesen Schilderungen — abgesehen vom sprachlichen Interesse — versprechen kann, nicht sehr bedeutend; aber nichtsdestoweniger bleibt das Ganze doch eine interessante, dankenswerthe Gabe.

— **Scenen aus Nord-Amerika** Wem die „Transatlantischen Skizzen", vom Verfasser des „Vierey" ꝛc., eine angenehme Lektüre waren, dem können wir ein kürzlich erschienenes Buch empfehlen, das einen ganz ähnlichen Charakter hat, nur mit dem Unterschiede, daß es ursprünglich in englischer Sprache geschrieben ist, während jene — obwohl überall ihren amerikanischen Ursprung verrathend — als deutsches Original in die Welt kamen und aus diesem erst wieder ins Englische übersetzt wurden. Das Buch, das wir meinen, heißt: „Wilde Scenen in Wald und Prairie, mit Skizzen amerikanischen Lebens, aus dem Englischen des Amerikaners Charles Fenow Hoffmann von Fr. Gerstäcker" *). Der Name Hoffmann gehört auch bereits einem rühmlichst bekannten französischen Schriftsteller an, und nun finden wir ihn als Nord-Amerikaner, und zwar als einen echten Yankee, der uns das Leben, die Fahrten und die Abenteuer der weißen Männer, wie die Freuden und Leiden der Indianer mit einer Naturwahrheit und Farbenfrische darstellt, wie sie nur noch in den „Transatlantischen Skizzen" sich findet. Wir haben im Laufe des Jahres 1844 mehrere Indianer-Sagen nach den von Schoolcraft herausgegebenen Algic Researches mitgetheilt. Solcher Sagen finden sich nun auch in diesem Buche eine große Anzahl, so wie neben ihnen eine Auswahl von Kriegs- und Jagdgeschichten, wie sie sich eben nur im „fernen Westen" ereignen können. Wir glauben, daß Lesezirkel und Leihbibliotheken sehr wohl thun werden, das unterhaltende Buch in ihren Kreis aufzunehmen.

*) Zwei Bände. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1845.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 38. Berlin, Sonnabend den 28. März 1846.

Ostindien.

Geschichte, Verfassung und Religion der Sikhs.

Die Sikhs oder Bewohner des Pendschab, mit welchen die Engländer jetzt einen so blutigen Krieg führen, über dessen vorläufigen Ausgang noch keine Vermuthung ausgesprochen werden kann, wenn auch über den endlichen kein Zweifel obwaltet, sind einer der merkwürdigsten Volksstämme des heutigen Indiens. In zweierlei Beziehungen zeichnen sie sich vor den übrigen Bewohnern dieses Landes aus: durch ihre militairische Organisation und durch ihre religiösen Dogmen.

Wir sprechen zuerst von ihrer Armee. Diese besteht aus 70,000 Mann regulärer Truppen, welche ganz auf europäische Art organisirt, gekleidet und disziplinirt sind. Bekanntlich ist dies das Werk zweier französischen Offiziere, der Generale Allard und Ventura, und sie würden mit dieser Organisation die Unabhängigkeit ihres Landes definitiv zu behaupten wohl im Stande seyn, wenn nicht in neuester Zeit die ärgste Anarchie bei ihnen eingerissen wäre und sie sich nicht ihres Uebergewichts dazu bedienten, um, wie die alten Prätorianer, das Reich an den Meistbietenden zu versteigern. Auch beruht diese Armee auf gesellschaftlichen Institutionen, welche nicht leicht mit den Forderungen der militairischen Disziplin in Einklang zu bringen sind. Da das ganze Gebiet des Landes einer Adels-Kaste gehört, welche mit dem mittelalterlichen Lehnsadel viel Aehnlichkeit hat, so konnte die Organisation der Armee nicht außerhalb dieser Ordnung der Dinge stattfinden, weil es sonst zwei Armeen im Staate gegeben hätte, die der Herren und die des Königs. Rundschit-Singh mußte sich also darauf beschränken, diese Feudal-Aristokratie des Pendschab zu disziplinieren. Er machte die Organisation des Grundeigenthums zur Grundlage der öffentlichen Macht und formte also die militairische Hierarchie nach der feudalen, so daß die Territorialherren die natürlichen Chefs der Armee waren und also erbliche Offiziere wurden, wie zur Zeit des europäischen Lehnswesens.

Aber diese Ordnung der Dinge konnte nur mit einer starken königlichen Macht bestehen, welche im Stande war, alle Vasallen im Zaum zu halten; sobald das Königthum sich in schwachen Händen befand, sobald der König nicht mehr selbst im Stande war, sie zu befehligen, mußte eine so organisirte Armee dem Staat gefährlich werden. Die ehrgeizigen Radschas begriffen sehr bald, daß die eigentliche Herrschaft in der Gunst der Armee liege, und suchten daher vor Allem Anhänger in der Armee zu gewinnen und die Truppen zu bestechen, wodurch das Land bald ein Schauplatz furchtbarer Erschütterungen und Gräuel wurde. Denn sobald es Radschas gab, welche Lust hatten, die oberste Gewalt zu kaufen, mußten sich auch Soldaten finden, die geneigt waren, sie zu verkaufen, und da man nur den am vorigen Tage Gewählten umzubringen brauchte, um den Verkauf wieder beginnen zu können, so war für diesen schrecklichen Zustand kein Ende abzusehen.

Um übrigens von der Lage dieses Volks, von seinem Geist und seiner Stimmung einen vollständigen Begriff zu bekommen, ist es nothwendig, einen Blick auf seine Geschichte seit einem Jahrhundert zu werfen. Diese Geschichte ist nicht ohne Interesse.

Vor 1742 gehörte das Pendschab zu dem Reich des Großmoguls und ward von einem Vicekönig regiert, dessen Residenz Lahore war. Wahrscheinlich gingen die Bedrückungen dieses Statthalters über die Instructionen hinaus, die er von Delhi empfing; denn das Joch des Kaisers war bei den Bewohnern verhaßt und besonders bei dem fanatischen Theil der Sikhs, der die Muselmänner verabscheut. Aber bald ward das Pendschab unabhängig. Der Einfall Nadir Schach's war die erste Gelegenheit, welche die Sikhs benutzten, um das kaiserliche Joch abzuschütteln. Unter der kurzen Herrschaft dieses persischen Fürsten theilte sich das Land in eine Menge kleiner Fürstenthümer, welche noch die Oberhoheit des Gouverneurs von Lahore anerkannten, die aber bald bei der Invasion des afghanischen Sultans Achmed Schach im Jahre 1748 sich ganz unabhängig machten.

Einmal vom Reich getrennt, waren diese kleinen kriegerischen Fürsten fortwährend in blutige Kämpfe mit einander verwickelt. Die Ehrgeizigsten unter ihnen waren von der Hoffnung beseelt, einen mächtigen Staat zu gründen. Zwanzig Jahre lang dauerte dieser Kampf, in welchem eine Menge dieser Fürsten getödtet oder zu Grunde gerichtet wurden zum Vortheil zweier Radschas, die geschickter, tapferer oder glücklicher waren als ihre Nebenbuhler. Einer von ihnen war Maha-Singh, der Vater des berühmten Rundschit-Singh, der bei seinem Tode im Jahre 1792 seinem Sohn ein bedeutendes Gebiet und ein gutes Heer hinterließ. Man weiß, wie Rundschit-Singh diese Mittel zu benutzen wußte. Die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes, die Gewandtheit, mit der er sich der Regierung ganz Pendschab's zu bemächtigen wußte, seine Verbindungen mit den anderen Staaten Hindostans, seine Siege über die Engländer, die er dazu zu zwingen verstand, die Unabhängigkeit seines Landes zu achten, endlich seine innere Verwaltung und die Art, wie er seine Truppen disziplinirte, dieses lebendige Bild der Wirksamkeit eines großen Mannes auf ein ganzes Volk verdient eine ausführlichere Darstellung, als wir ihm hier widmen können. Auch würde sie weniger interessiren als die neuesten Ereignisse, die zu dem gegenwärtigen Zustand der Dinge geführt haben.

Beim Tode Rundschit-Singh's im Jahre 1839 wurde sein Sohn Kurruch-Singh ohne Widerspruch zum Maharadscha erklärt. Aber diese Unterwerfung der Sirdars oder Militair-Chefs vor dem Sohne Rundschit's war nur scheinbar. Nachdem sie so lange gezwungen gewesen, ihr Haupt unter die Eisenhand des furchtbaren Sohnes Maha-Singh's zu beugen, hoben sie es desto kühner unter dem schwachen Scepter eines unfähigen Nachfolgers empor. Eine mächtige Partei bediente sich zu ihren Plänen des eigenen Sohnes Kurruch-Singh's, Nunehal-Singh's, und dieser entartete Fürst sah ohne Erröthen seinen unglücklichen Vater vom Throne ins Gefängniß wandern; aber sein Verbrechen nützte ihm nicht lange. Als er nämlich von dem Begräbniß seines Vaters, der bald im Gefängniß, wahrscheinlich vergiftet, starb, zurückkehrte, stieß der Elephant, auf welchem er ritt, beim Eintritt in das Thor des Palastes, einen Bau von Ziegelsteinen um, und der neue Maharadscha ward von den Ruinen zerschmettert. Die Minister machten das Volk leicht glauben, daß die Katastrophe zufällig sey; aber man vermuthete, daß Dhyan-Singh, der erste Minister, welcher den festen und unternehmenden Geist Nunehal-Singh's zu fürchten anfing, an diesem Unglück nicht ohne Schuld sey. Wie dem auch seyn mag, dieser schlaue Minister setzte nun die Krone auf das Haupt Schere-Singh's, eines vermeintlichen oder adoptirten Sohnes Rundschit-Singh's, welcher ein leichtes Werkzeug in den Händen der herrschenden Partei zu seyn schien.

Der neue Maharadscha hatte sich zu seiner Erhebung nicht viel Glück zu wünschen. Die Soldaten, da sie merkten, daß er nichts ohne sie sey, stellten fortwährend neue Forderungen an ihn. Vergebens erschöpfte der unglückliche Fürst den königlichen Schatz, um ihre Habsucht zu befriedigen; die Soldateska ward nur immer ungebührlicher. Endlich einsehend, daß eine solche Lage nicht von Dauer seyn könne, und nicht fähig, ihr durch eigene Energie ein Ende zu machen, sah Schere-Singh keine andere Hülfe, als den englischen Schutz in Anspruch zu nehmen, und in dieser Absicht gestattete er dem General Pollock, das Gebiet Peschawer zu durchziehen, um die Unfälle der früheren Jahre in Kabul wieder gut zu machen. Aber diese Freundschaft der Engländer war das Signal seines Untergangs. Eine von seinem eigenen Schwager, Adschet-Singh, geleitete Verschwörung stürzte ihn vom Thron. Er ward im September des vorigen Jahres getödtet.

Adschet-Singh war ein rechtes Kind des Orients. Er ließ zuerst den Minister Dhyan-Singh und dann alle Mitglieder der Familie des letzten Maharadscha umbringen. Aber all dieses Blut war vergebens für ihn geflossen: Hira-Singh, der Sohn Dhyan's, Besitzer eines großen Vermögens, erhob sich gegen ihn. Er zog durch seine Geschenke die Armee auf seine Seite, belagerte den Usurpator, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten. Darauf ließ er einen anderen Adoptivsohn Rundschit-Singh's, den jungen Dhelip-Singh, auf den Thron erheben, ein Kind von zwölf Jahren, welches jetzt nominell regiert, und welches ohne Zweifel dazu bestimmt ist, wie alle seine Vorgänger seit Rundschit, in einem Aufruhr als Opfer zu fallen.

Hira-Singh hatte sich nur durch Bestechung der Armee zur Gewalt erhoben; aber nach einigen Monaten war sein Schatz leer, und damit war sein Reich zu Ende. Denn trotz dem Talent und dem Muth dieses jungen Radschah, beruhte seine Macht über die Soldaten nur in seinem Reichthum; sobald seine Prätorianer ihn für arm hielten, war es um ihn geschehen. Ein neuer Nebenbuhler trat jetzt auf den Kampfplatz, nämlich Dschowahir-Singh, der Bruder der Mutter des jungen Königs, ein Elender ohne Moral, ohne Erziehung, ohne Talent, den schwelgerischsten Ausschweifungen ergeben. Unterstützt durch die Intrigen der Königin-Mutter, gewann Dschowahir die Armee durch die übertriebensten Versprechungen, und der unglückliche Hira-Singh, der Einzige, der seit Rundschit's Tode sich fähig gezeigt, den Uebermuth und die Zuchtlosigkeit der Armee zu bändigen, wurde nun ebenfalls umgebracht.

Jetzt aber war der Tod des ersten Ministers nicht hinreichend, um seinen unwürdigen Nebenbuhler an seine Stelle zu setzen. Dschowahir war nach dem Palast des Ministers geeilt, um sich seines beweglichen Vermögens und dann der Herrschaft zu bemächtigen; aber die Soldaten erklärten ihm, daß sie keine Revolution gemacht, um ihm alle Vortheile derselben zu überlassen, und daß sie den, der ihnen behagen würde, zum Minister wählen würden. Ihre Wahl traf zuerst einen Häuptling, Namens Itur-Singh; aber dieser war so klug, diese Ehre auszuschlagen, und beeilte sich sogar, aus Furcht, man könnte ihn dazu zwingen, Lahore zu verlassen. Nun schrieben sie an Lena-Singh, den vornehmsten Herrn an dem früheren Hofe Rundschit's, aber auch dieser hatte sich seit mehreren Monaten unter dem Vorwand einer Pilgerschaft dem Getümmel entzogen. Endlich wandten sich die Königsmacher an Peschora-Singh, einen der Adoptivsöhne Rundschit's und früheren Kronprätendenten, welcher schon die Fahne der Empörung gegen Hira-Singh erhoben, aber, von diesem Letzteren geschlagen und gefangen genommen, sich augenblicklich aus dem Streit zurückgezogen hatte. Peschora eilte herbei, und nun begann zwischen ihm und Dschowahir eine Art Höherbieten. Beide erboten sich, den Truppen ihren Sold zu verdoppeln, und Dschowahir trug den Sieg davon, indem er ihnen eine goldene Kette für jeden Soldaten versprach. In ihrer Freude über dieses bizarre Versprechen wollten die Truppen auf der Stelle bezahlt seyn: aber nun zankten sie sich unter einander. Die Khas oder königlichen Garden, welche vorhersahen, daß nicht genug Ketten für alle Corps da seyn würden, bestanden darauf, zuerst befriedigt zu werden; die Anderen wollten ihnen dieses Recht bestreiten, und Dschowahir, indem er eine Ausgleichung zwischen ihnen zu Stande bringen wollte, wäre beinahe umgebracht worden. Endlich kam man überein, daß die Vertheilung erst dann stattfinden sollte, wenn Ketten für alle Corps vorhanden wären, und daß alle Goldschmiede der Hauptstadt sofort in Thätigkeit gesetzt werden sollten, um die Zahl der erforderlichen Ketten voll zu machen.

Das ist das sonderbare Schauspiel, welches diese elende Soldateska vor einigen Monaten gab, dies der Zustand, in den das schöne Reich Rundschit-Singh's, welches die Engländer selbst zu fürchten anfingen, gesunken ist. Uebrigens hat jener Dschowahir den Preis seiner Zugeständnisse nicht lange genossen. Nachdem er seinen Nebenbuhler, den Fürsten Peschora-Singh, hatte ermorden lassen, ward er selbst von seinen Truppen umgebracht. Ein Mann ist noch da, der allein im Stande ist, das Reich aus seiner Auflösung herauszureißen und Ordnung und Gesetz wiederherzustellen: dies ist der Radscha Gulab-Singh, der Onkel des unglücklichen Hira-Singh, ein Mann von finsterem Wesen, aber ein tapferer und geschickter Offizier, der in den nordöstlichen Gebirgen des Pendschab, in Dschumbur, in einer unzugänglichen Lage, ein bedeutendes Fürstenthum besitzt, wohin er sich mit dem größten Theil der Schätze Rundschit-Singh's zurückgezogen und von wo er seine Herrschaft über das Kaschmir und mehrere benachbarte Provinzen ausdehnt. Schon mehr als einmal hat er auf eine furchtbare Art die Armee der Sikhs die Kraft seines Armes fühlen lassen. Er besitzt zwar nur eine Armee von zehn- bis zwölftausend Mann, die aber aufs trefflichste disziplinirt ist und aus tapferen und treuen Bergbewohnern besteht, welche von der Entartung der Sikh-Armee frei sind. Auch wird er schon seit längerer Zeit, sowohl von den verständigen Männern, welche wegen der Zuchtlosigkeit der Armee in Besorgniß sind, als von der Armee selbst, welche durch sein ungeheures Vermögen angelockt wird, zur Regentschaft berufen; doch wenn er dieselbe annimmt, wird es nur unter der Bedingung geschehen, daß ihm eine absolute Diktatur, d. h. das Recht des Lebens und Todes über die Armee wie über das Volk, übertragen und daß der Sold der Truppen reduzirt wird.

Es giebt in den menschlichen Dingen, im Guten wie im Bösen, einen Punkt, der selten überschritten wird. Die Angelegenheiten des Pendschab sind auf einem solchen Punkt angekommen, von wo sie in entgegengesetzte Richtung umschlagen müssen. So ist, was die Armee betrifft, die Zerrüttung, die unter den vornehmsten Radschas, unter den höheren Offizieren begonnen hat, allmälig zu den untersten Sprossen der Hierarchie herabgestiegen. Die Unteroffiziere sind es jetzt, die Alles sind und über Alles entscheiden. Nun ist ein solcher Zustand der Dinge natürlich allen Chefs, allen Besitzern des Bodens ein Gräuel, und sie erwarten daher die Ankunft Gulab's mit der größten Ungeduld. Es ist also wahrscheinlich, daß der energische Radscha in seinem Streben, Ordnung und Ruhe wiederherzustellen, von den bedeutendsten Chefs des Landes kräftig unterstützt werde. Da er ein Dogra ist, d. h. vom Stamm der Bergbewohner, welcher der Religion und dem Ursprung nach von dem der Sikh's verschieden ist, so scheint er darauf auszugehen, die Zusammensetzung der Armee gänzlich umzuändern, d. h. die Sikhs durch die Dograhs zu ersetzen. Nun bilden die Sikhs, aus denen die gegenwärtige Armee besteht, den schwächsten Theil der Bevölkerung. Daher wollen sie, von Feinden umgeben und in steigender Furcht vor den Bergbewohnern, sich die Freundschaft Gulab's erhalten: das ist der wahre Grund der Anerbietungen, die sie ihm fortwährend machen, so viel sie auch schon von dem furchtbaren Zorn dieses Mannes erfahren haben. Mit jenem naiven Vertrauen, das sich oft bei diesem Volk mit der schwärzesten Treulosigkeit verbindet, bilden sie sich ein, daß, wenn sie Gulab an ihre Spitze riefen, sein ungeheures Vermögen ihnen in die Hände fallen wird. Aber nach Allem, was man von dem schrecklichen Charakter dieses Radscha weiß, kann man sicher seyn, daß, sobald sie ihm unterworfen sind, er an nichts Anderes denken wird, als an ihre allmälige Ausrottung, und daß er vor keinem Mittel zurückschrecken wird, um der Armee eine neue Organisation zu geben.

Es bleibt uns nun noch übrig, von jener eigenthümlichen Religion der Sikhs zu sprechen, welche in der politischen Organisation dieses Volks eine so vorzügliche Stelle einnimmt und ihm einen von den anderen Völkern Hindostans verschiedenen Charakter giebt. Ein kürzlich erschienenes Werk über das Pendschab von Oberst-Lieutenant Steinbach, welcher lange Rundschit-Singh und seinen unmittelbaren Nachfolgern gedient hat (the Punjab, being a brief account of the country of the Sikh) theilt über diese Religion nachstehende wenig bekannte Thatsachen mit.

Die Religion der Sikhs steigt nicht in ein hohes Alterthum hinauf. Am Schluß des 15ten Jahrhunderts gehörten die Einwohner Pendschabs theils dem Buddhismus, theils dem Islam an, also entweder der Urreligion Indiens oder der durch persische und afghanische Eroberer eingeführten muselmännischen. Diese beiden Religionen, welche das Land in zwei feindliche Sekten theilten, stürzten es oft in blutige Erschütterungen, bis zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ein Versuch zu ihrer Vereinigung gemacht ward. Dies geschah durch den berühmten Nanek, den Gründer des Nanekismus, welcher der Sohn eines Salzhändlers war. Mit großer Beredtsamkeit begabt, faßte er den Plan, mitten in den religiösen Wirren seines Landes Eintracht zu predigen, und es gelang ihm, sich eine große Zahl von Anhängern zu verschaffen. Darauf fing er an, in Indien umherzureisen, um seine Lehre zu predigen, und er wußte dieselbe so geschickt darzustellen, daß er sich nirgends Feindschaft erweckte. Er sprach in der That beiden feindlichen Religionen denselben göttlichen Ursprung zu und erkannte sowohl den Koran als die Veda's für heilige Bücher an. So gelang es ihm, eine Menge seiner Mitbürger von dem Brahmaismus und Muhammedanismus loszumachen und der Stifter eines reinen Deismus zu werden. Seine Schüler nahmen den Namen der Sikhs an, welches Wort im Sanskrit die Anhänger einer Sekte bezeichnet, also so viel ist wie Sektirer, und dieser Name ist allmälig auf alle Bewohner des Pendschab ausgedehnt worden, obwohl die reinen Anhänger des Nanekismus die Minderzahl bilden.

Nachdem Nanek mehrere Pilgerfahrten nach Mekka und Medina gemacht, schrieb er seine Lehren in ein Buch nieder, welches Adi-Granth oder Gesetzbuch hieß und das sich durch die pundits oder Abschreiber der heiligen Bücher vor der Einführung der Presse in Indien rasch vermehrte. Nanek starb 1539, nachdem er nach der Meinung seiner Anhänger die Göttlichkeit seiner Sendung durch eine große Menge von Wundern dargethan. Einer seiner Lieblingsschüler, Namens Lehara, dem er seinen Mantel vermacht hatte, setzte sein Apostolat fort und trug viel zur Verbreitung der neuen Lehre bei. Von ihm ging das Prophetenthum auf andere Nachfolger über, welche alle die geistlichen Häupter der Sikhs waren und deren Reihe bis auf unsere Tage fortdauert. Meist aus niedriger Abkunft entsprossen, setzten diese Hohenpriester der Sikh-Religion, welche das Gelübde der Demuth und der Mildthätigkeit gegen die Armen ablegten, anfangs ihren Ruhm darin, ihre geistliche Herrschaft nur durch friedliche Mittel auszubreiten. Aber als der fünfte Würdenträger durch Muselmänner ermordet ward, da wurde durch den Wunsch nach Rache, welcher seinen Nachfolger, Hara-Goving, entflammte, ein langer und blutiger Krieg erregt, und die ursprüngliche Sanftmuth der Sikhs machte jener fanatischen Wildheit Platz, welche seitdem unter diesen Sektirern herrschend geworden.

Um einen Begriff von dem Geist ihrer Lehren zu geben, führen wir folgende Stelle aus dem Adi-Granth an:

„Es giebt keinen Gott außer Gott. Eine Million Muhammedaner, eine Million Brahmanen und hunderttausend Christen harren an der Thür des Allerhöchsten: sie gehen alle zu Grunde. Gott allein bleibt unsterblich.

„Gott hat alle lebenden Wesen gemacht. Er hat keinen Unterschied der Kasten geschaffen, und daher sind alle Abtheilungen dieser Art dem Allerhöchsten ein Gräuel.

„Die Anbetung der Götzenbilder ist dem Allerhöchsten ein Gräuel, und daher müssen alle Ceremonien abgeschafft werden, die zur Beförderung solcher Anbetung dienen.

„Die Mildthätigkeit gegen die Armen und besonders gegen die, welche sich dem heiligen Leben widmen, ist in den Augen Gottes verdienstlich.

„Es ist erlaubt, die Waffen für die Genossenschaft der Sikhs zu tragen. Man muß mit Freuden sowohl Vermögen als Leben für die Vertheidigung der Religion opfern.

„Es ist erlaubt, den Proselytismus zu befördern und alle diejenigen, welche die Irrthümer ihres alten Glaubens aufrichtig abschwören, als Schüler der Sikh-Religion aufzunehmen."

Leider hat diese Religion, welche anfangs nichts Geringeres erstrebte, als sämmtliche Mißbräuche des Islam oder des Brahmaismus zu reformiren, nicht vermocht, einige der gehässigsten Gebräuche des indischen Aberglaubens zu zerstören. Das Setha oder die Sitte, die Frauen auf dem Grabe ihres Gatten zu verbrennen, besteht noch im Pendschab, und so groß ist die Leidenschaft dieses Volkes für diese schreckliche Ceremonie, daß mitten unter den blutigen Katastrophen, deren Schauplatz Lahore so oft ist, die politische Parteiwuth nie so weit geht, einem Feinde die Ehre des Begräbnisses zu versagen. Ein Mann, der den Tag vorher als ein Gegenstand des öffentlichen Abscheus erdrosselt worden, erscheint auf einmal der höchsten Ehren würdig. So sah man, das blutige Drama Dschowahir-Singh's mit den prächtigsten Leichenfeierlichkeiten enden, und drei Frauen des unwürdigen Ministers wurden auf seinem Scheiterhaufen verbrannt. Aber nicht das Mitleid ist es, was sich hier der Ehre der Todten annimmt, sondern die Begier nach einer schrecklichen Ceremonie.

Uebrigens beweist folgender Umstand, daß, wenn die Sekte Nanek's nicht im Stande war, die alte Sitte des Setha gänzlich abzuschaffen, sie wenigstens die Zahl der Opfer zu beschränken versucht hat. Ihr religiöses Gesetz verlangt

nämlich nicht blos, daß das Opfer der Frauen ein freiwilliges sey, sondern auch, daß ihre Verwandten und Freunde sich bemühen, sie von diesem traurigen Entschlusse abzubringen, und dies ist auch das öffentliche Verfahren, das man gegen die unglückliche Frau beobachtet. Aber heimlich entschädigt sich der Aberglaube für den Zwang des Gesetzes; denn es werden alle mögliche Mittel angewandt, um die Einwilligung der Opfer zu erzwingen, und sobald diese gegeben ist, ist kein Widerruf mehr gestattet.

Frankreich.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

I. Carnot.

(Fortsetzung.)

Es verdient hierbei bemerkt zu werden, wie sehr diejenigen, welche Carnot wegen der fraglichen Willfährigkeiten verdammen, das Benehmen Anderer vergessen haben, von denen eben so große Verbrechen, ohne einen Theil seiner Entschuldigungsgründe, sanctionirt worden sind. Niemand tadelte ihn, zum Beispiel, lauter als Talleyrand; und doch blieb Talleyrand erster Minister, nicht nur unter Napoleon, während der Kriege desselben in Spanien, der Schweiz und Rußland *), sondern auch unter dem Direktorium, während der Proscription im Fructidor, wo 63 Deputirte und 13 Zeitungsschreiber in ihren Betten verhaftet, wie wilde Thiere in Käfichten durch die Provinzen mitten unter den Schmähungen des wüthenden Pöbels geführt und in den Kielraum eines Verbrecher-Schiffes zusammengedrängt wurden, um in den Sümpfen Guyana's elend umzukommen.

Bei allen diesen Betrachtungen ist kein Bezug genommen worden auf Carnot's Privatcharakter, auf seine unbefleckte Reinheit in allen Verhältnissen des Privatlebens und auf die unbestechliche Rechtlichkeit seiner öffentlichen Verwaltung, insofern Geld in Betracht kam. Der Grund dieser Auslassung liegt nahe. Wiewohl der Privatruf einiger Schreckensmänner fast eben so schlecht war, wie ihr öffentliches Benehmen, so ist doch gewiß, daß Andere, vielleicht der größere Theil, und unter ihnen sicherlich Robespierre, ein vorwurfsfreies Leben führten. Was Bestechung anbelangt, so konnte dieselbe nur wenigen oder keinem von ihnen zur Last gelegt werden; in der That war die allgemein angenommene Meinung die, daß sie alle Laster hätten, außer diesem. Die Männer, die, unbewacht, die Vertheilung sämmtlicher Einkünfte Frankreichs in Händen hatten, vertheilten, für alle ihre Ausgaben, monatlich die Summe von 360 Fr. unter einander; und als Robespierre hingerichtet wurde, bestand das ganze in seinem Besitz befindliche Eigenthum in 36 Franken, die von der letzten ihm auf diese Weise gemachten Gehaltszahlung übrig waren. Dasselbe gilt von Carnot; in einer anderen Beziehung aber war seine seltene Uneigennützigkeit wahrhaft ergreifend und bewies auf das augenscheinlichste, wie jedes selbstsüchtige Gefühl bei ihm von seinem Eifer für den öffentlichen Dienst völlig verzehrt war. Obgleich an der Spitze des ganzen Kriegswesens, erhielt er doch seine eigene Beförderung im Heere niemals schneller, als der freundloseste Subaltern-Offizier. Er war nur Lieutenant, als er ins Amt kam, und nur Hauptmann, während er die Operationen von 14 Heeren leitete und alle Beförderungen, alle Befehlshaberstellen seinen Waffenbrüdern verlieh. Erst kurz vor dem letzten Theil seiner Thätigkeit als Mitglied des Direktoriums ward er Oberst, und er blieb Oberst während er das Land beherrschte. Diese Umstände können wohl, als ein starkes Licht auf die Reinheit seiner Motive werfend, angeführt werden, wenn sein Benehmen zweideutig ist, und wenn die Thatsache sich sowohl auf schlechte wie auf gute Motive beziehen läßt. Sie scheinen ganz hinreichend, um zu beweisen, daß, falls er Unrecht that, der Irrthum ein Irrthum des Urtheils und nicht des Herzens war.

Aber wenn über den moralischen Charakter Carnot's eine bedeutende Verschiedenheit der Meinung stattfindet und immer die Gemüther der Menschen trennen wird, so kann doch über sein Talent für Geschäfte durchaus kein Streit seyn. Die Krisis war in der That erschrecklich, als er die Kriegsverwaltung der Republik übernahm. Die Ueberbleibsel von Dumouriez's Heere wurden von Ort zu Ort gejagt; Valenciennes, Mainz, Condé waren gefallen; zwei spanische Heere griffen die Linie der Pyrenäen an; eine andere Invasion näherte sich, von Piemont aus, der Linie der Alpen; die Vendée war in den Händen der Empörer, die in der Zahl von 40,000 bewaffneten Bauern — der furchtbarsten von allen Truppenarten in solch' einem Lande — sogar die Hauptstadt der Provinz bedrohten; Marseille und Lyon hatten sich gewaltsam von der Republik getrennt, und eine englische Flotte lag in dem Hafen von Toulon. Jedermann weiß, wie schnell diese Scene sich umkehrte, die Feinde auf allen Punkten zurückgetrieben, offensive Operationen wieder vorgenommen, die Nachbarländer unterjocht wurden und die furchtbare Republik, anstatt ihr Schicksal von den Händen ihrer zahlreichen Feinde zu erwarten, als die Besiegerin Europa's sich festsetzte. In weniger als anderthalb Jahren dieser unvergleichlichen Verwaltung waren die glänzenden Ergebnisse des Feldzugs: 27 Siege, unter welchen 8 in geordneten Feldschlachten; — 120 glückliche Gefechte von geringerer Bedeutung; — 116 eingenommene regelmäßige Festungen oder große Städte, von welchen 30 nach regelmäßigen Belagerungen, — 230 eroberte geringere Forts; — 80,000 erschlagne Feinde; 91,000 Gefangene; 3500 erbeutete Kanonen; 70,000 Gewehre und 90 Fahnen. Diese Wunderthaten sind der Welt bekannt, und auf ihnen beruht der glänzende Ruhm des großen Mannes, mit welchem wir uns hier beschäftigen. Nicht eben so sehr ist aber bekannt, daß er allein den ganzen Briefwechsel mit 14 Heeren unterhielt; daß er überall, wo er in den Heerführer kein unbedingtes Vertrauen setzen konnte, ausführliche Instructionen, von Paris aus, ertheilte; daß er von Zeit zu Zeit sich an Ort und Stelle begab und sich von der Befolgung seiner Befehle überzeugte oder sich darüber unterrichtete, wie dieselben modifizirt werden sollten, wobei er oft während Einer Inspectionsreise fünf oder sechs Heere besuchte; und daß da, wo von dem Ausgange der Schlacht das Glück der Nation abhing, wie bei Wattignies, und wo seine persönliche Theilnahme am Kampfe das Schicksal des Tages wenden konnte, er sich selber, in seiner bürgerlichen Kleidung, an die Spitze der Truppen stellte und, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, einen entscheidenden Sieg erfocht und die Hauptstadt Frankreichs rettete. In der ganzen Kriegs- und Verwaltungsgeschichte giebt es vielleicht Nichts, was seinen Instructionen für Pichegru in Bezug auf den Feldzug von 1794 gleichkäme. Schwerlich wurde eine Schlacht geliefert, oder ein Platz maskirt, oder eine Belagerung unternommen, oder ein Corps aufgestellt, ohne daß dies Alles durch jene Befehle im voraus bezeichnet und angeordnet gewesen wäre; und die Erzählung von jenem siegreichen Feldzug ist von den für seine Leitung vorher ertheilten Befehlen nicht verschieden, ausgenommen in dem Tempus der gebrauchten Zeitwörter und in der Anführung einiger wenigen Namen von unbekannten Orten oder unwichtigeren Gefechte.

Es bleibt uns noch übrig, auf Carnot's glänzende Laufbahn die strengste und sicherste aller Proben anzuwenden, — ich meine den Werth der Männer, welche er beförderte und die ihm dienten. Hoche's Tüchtigkeit erkannte er sogleich, während dieser noch Sergeant bei der Infanterie war, aus einem Operationsplan, welchen derselbe eingereicht hatte. Bonaparte selbst wurde durch ihn an die Spitze des großen Heeres in Italien gestellt, als dieser noch durch keine große That bekannt war, außer durch das Genie, welches er in Paris bei seinen Anordnungen zur Besiegung der Sectionen gezeigt hatte. Er war damals ein junger Mann von 25 Jahren und hatte im regelmäßigen Kriege noch kein Talent offenbart, außer in einem geringen Maßstabe bei der Belagerung von Toulon. Nachdem Carnot Bonaparte's Benehmen zu Paris beobachtet hatte, übertrug er ihm, ohne irgend ein Bedenken, die Hauptleitung des wichtigsten und schwierigsten Feldzugs der Republik gegen die vereinigte Macht Oesterreichs und Italiens und übergab ihm nur einen allgemeinen Operationsplan; denn der große Kriegsminister wußte sehr gut, wann er seine Werkzeuge durch spezielle Instructionen zu binden und wann er denjenigen, die sein ganzes Vertrauen verdienten und erhielten, große Freiheit zu lassen hatte. (Schluß folgt.)

*) Die Vergleichung dieser Kriege mit den Judenmorden zu Paris kann gegen die ersteren ungerecht scheinen. Obgleich aber der Ruhm des Krieges die Abscheulichkeiten desselben mit einem falschen Glanz umgiebt, der uns über seine Blutschuld täuscht, — so entsteht doch die Frage, worin Napoleon's Schuld, wenn er Tausende von Menschen seiner Eroberungslust opferte, von dem Verbrechen Robespierre's verschieden war, wenn dieser nach der Herrschaft im Innern durch Abschlachtung vieler Hunderte seiner Mitbürger strebte. In einer Beziehung ist mehr Abscheulichkeit in den Verbrechen des Letzteren, denn diese wurden im Namen und in der Form der Gerechtigkeit begangen, deren Heiligkeit sie grausam entweihten; von der anderen Seite wurde aber durch die Invasionen in Spanien, in die Schweiz und in Rußland weit mehr Blut vergossen, viel aufgehäuftres und entsetzlicheres Elend über unschuldige Provinzen gebracht, als durch alle Handlungen des Wohlfahrts-Ausschusses, des Konvents und des Revolutions-Tribunals.

Anmerk. des Verf.

Rußland.

Krasnojarsk, das sibirische Eldorado.

(Aus dem Reise-Journal des Generals Seddeler.)

Hier bin ich endlich im Eldorado, im Lande, von dem es noch unlängst hieß, daß man nur hinzureisen und die Erde irgendwo aufzuwühlen brauche, um auf Goldsand und Goldberge zu stoßen. Auch ich hatte denselben Glauben — auch ich war Mitglied zweier Gesellschaften geworden, die es versuchen wollten, den Gott Plutus hervorzurufen, der seit Jahrhunderten in den dichten Urwäldern Sibiriens verborgen lag. Man wird also begreifen, wie gern ich die Gelegenheit benutzte, um mit eigenen Augen die Schätze zu sehen, die ich und meine Petersburger Freunde bisher nur mit den Blicken der Phantasie und der Hoffnung geschaut hatten.

So schwer ist es allerdings nicht, in unser nordisches Goldland zu dringen, als es einst dem Gefährten Pizarro's, Francisco Orellana, wurde, das amerikanische zu erreichen, aber ganz ohne Mühe geht es auch hier nicht ab. Man muß fünftausend Werst zurücklegen, sich durch Wolken von Bremsen (slepni), Mücken und Fliegen aller Art und Größe schlagen, die die waldigen und morastigen Ebenen Mittel-Sibiriens bedecken; man läuft Gefahr, bei dem völligen Mangel an Gasthöfen, sich mit dem ewigen Kwas und Eierkuchen den Magen zu verderben, und endlich gar — den Hals zu brechen. In einem Theile Sibiriens werden nämlich die Posten wegen der unglaublich hohen Preise, die die Posthalter bei fortwährend steigender Theurung der Fourage, der Lebensmittel und des Gesindelohns fordern, von den Bauern versehen, deren wilde, ungebändigte Pferde, zerrissenes Geschirr und ungeschickte Kutscher den Reisenden jeden Augenblick mit dem Schicksal Hippolyt's bedrohen — namentlich wenn sie im vollen Galopp die Berge hinabfliegen oder längs Flüssen und Abhängen einher jagen. So war ich denn herzlich froh, als ich am 9. Juli 1845 in Krasnojarsk ankam und das für mich bestellte Quartier in Besitz nahm.

Krasnojarsk, die Hauptstadt des Gouvernements Jenisseisk, liegt am linken Ufer des majestätischen Jenissei in einem von Sandhügeln durchzogenen Thale, welches von der anderen Seite das Flüßchen Katscha zur Gränze hat, wo einst der Mitstreiter des Jermak Timofejew, Kolzo, wegen Unterschleifs von den Kosaken ersäuft wurde. Die Lage der Stadt ist schön, besonders gegen Süden und Westen, indem sich die Abdachungen der sibirischen und sajanischen Alpen mit ihren waldigen Gipfeln und felsigen Piks am rechten Ufer des Stroms entlang ziehen. Im Norden und Osten erhebt sich ein nackter Felsen von rothem Schiefer und Sandstein, von welchem die Stadt vermuthlich ihren Namen — Krasny Jar, rothes Felsenufer — erhalten hat. Bei schönem Wetter und klarer Luft soll man von diesem Felsen und von dem Glockenthurm der hiesigen Kirche die fernen Schneegipfel des Altai erblicken können. Krasnojarsk selbst, noch vor kurzem ein armes unbedeutendes Städtchen, schreitet seit Entdeckung der benachbarten Goldlager mit Riesenschritten in seiner Vergrößerung und Verschönerung vorwärts. Alljährlich strömen neue Haufen von Spekulanten und Abenteurern, von Kaufleuten und Arbeitern herbei, und mit den sich stets vermehrenden Bedürfnissen steigt Handel und Industrie. Geld ist in Fülle und Fülle da, und es ist daher kein Wunder, daß sich die Zahl der Einwohner und mit ihr die Zahl der Häuser, Waarenlager und Läden fast mit jedem Jahre verdoppelt, während die bescheidenen hölzernen Hütten durch großartige Paläste ersetzt werden, deren selbst das Babylon an der Newa sich nicht zu schämen brauchte. Es versteht sich, daß ihnen zur Seite und in weit größerer Anzahl noch Häuserchen und Kabachen von überaus einfacher Bauart stehen, und die treffende Bemerkung der Frau von Staël, welche Moskau mit einer Menge herrschaftlicher, von ihren Dörfern umringten Schlösser verglich, würde sehr gut, obwohl im verjüngten Maßstabe, auf Krasnojarsk passen. Auch hier, wie bei allen ungebildeten Menschen, herrscht von der einen Seite unglaublicher Luxus und sinnlose Verschwendung, von der anderen aber Theurung, die unzertrennliche Begleiterin plötzlichen Reichthums. Den hiesigen schnell emporgekommenen Kaufleuten und den auf Speculation hergeschickten Goldsuchern, die von ihren leichtgläubigen Handelsgenossen im Ueberfluß mit Geld versehen werden, gilt es gleich, ob sie die Bedürfnisse und die Freuden des Lebens doppelt oder vierfach bezahlen, wenn sie dieselben nur haben, nur damit vor Anderen großthun, das flüchtige Leben und den noch flüchtigeren Mammon rasch und in vollen Zügen genießen können. Es giebt hier Leute, die noch vor wenigen Jahren als arme Prikastschiks (Commis) in den sibirischen Wäldern nach Gold forschten oder in elenden Buden hinter dem Ladentisch saßen, und die jetzt, wo ihnen Hunderte von Puden dieses Metalls zur Verfügung stehen, in einer Völlerei und Ueppigkeit schwelgen, die an Vitellius und Sardanapal erinnert. Ihre Gastmähler kosten den Krasnojarzen höheren und mittleren Standes unerhörte Summen, da man immer und überall Champagner trinkt, und zwar nicht aus Pokalen, sondern aus Biergläsern; auch werden nur die feinsten Sorten, zu 18—20 Rubel die Flasche, aufgetragen. Ob man früh Morgens oder spät Abends einen Besuch abstattet, ob man anlangt oder abreist, ob man zum Frühstück, Diner oder Abendessen, zum Thee oder zum Ball eingeladen wird, Champagner muß dabei in Strömen fließen, und nur in wenigen der gebildeteren Familien wird dieses Getränk, als bereits zu gemein geworden, durch andere, meist französische Weine ersetzt. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß man nebenbei auch dem Moloch des Spieles reichliche Opfer bringt. Das von den Reichen gegebene Beispiel wirkt natürlich auch auf die unteren Klassen zurück, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese statt des Champagners Branntwein trinken und statt der Karten Würfel gebrauchen. Die Gerechtigkeit erfordert jedoch die Bemerkung, daß bei weitem nicht alle Krasnojarzen sich einer solchen Lebensart hingeben, sondern daß es zahlreiche, höchst achtungswürdige Ausnahmen giebt. — — —

Wer einen Begriff von sibirischer Gastfreiheit haben will, der muß den Schmäusen beiwohnen, die hier von den reichen russischen Kaufleuten gegeben werden. Sidor Grigorjewitsch Schischegolew, der mit zwei anderen Minenbesitzern, Mjasnikow und Kusnezow, ein Triumvirat von Krösussen bildet, dessen jährlicher Gewinn auf 200 Pud Gold geschätzt wird, gab uns bei Anlaß eines großen Kirchenfestes einen solchen zum Besten. Man erblickte hier die seltensten Gerichte: ellenlangen Sterlet, Forellen, Nelma (ein trefflicher, nur in Sibirien heimischer Fisch), die verschiedensten Arten Wildpret, Fasane aus den Kirgisensteppen, Cotelletten aus burjatischem Schweinefleisch, Kurdjuker Hammelbraten und Beefsteaks von Minussinsker Ochsen, Gelée, Eis, Konfekt — kurz Alles, was man sich nur denken kann. Das Einzige, woran es fehlte, waren Früchte und Gemüse, da der Garten- und Obstbau nur auf dem Landgute des Herrn Konowalow und in den Treibhäusern Schischegolew's florirt. Aber die Weine! In langen Reihen standen die Bouteillen mit spanischen und französischen, rheinischen und ungarischen Gewächsen, und kaum war die Suppe abgetragen, als unser freundlicher Wirth mit vier Flaschen Champagner in jeder Hand erschien, von einigen Dienern mit gleicher Ladung begleitet. In seinem gastfreien Eifer schickte er immer die halbleeren Bouteillen fort, um sie durch volle zu ersetzen!

Nach einer dreistündigen Sitzung nahm auch dieses Gastmahl, wie alles Irdische, sein Ende. Die Gäste erhoben sich, dankten dem Wirth, drückten sich die Hände und gingen; ich aber bestieg den mich erwartenden Tarantas und eilte weiter nach Irkutsk.

(C. II.)

Mannigfaltiges.

— Französisches Urtheil über Prutz, als politischen Lustspieldichter. Es ist in diesen Blättern bereits mehrfach des Herrn St. René Taillandier gedacht worden, der in der Revue des deux Mondes seine Landsleute über die neuesten deutschen Poeten unterrichtet, und wir müssen gestehen, er hat dieselben so inne und kennt das Maß ihrer Talente und die Nüancen ihres Liberalismus so genau, als wir es nicht nur von keinem Franzosen erwartet, sondern nicht einmal von den Meisten unter uns verlangt hätten. In seinem letzten Aufsatze beurtheilt er unter dem Titel: De la comédie politique en Allemagne eine politische Komödie von Prutz. Daß er, trotz des allgemeinen Titels, nur von einer einzigen politischen Komödie spricht, liegt an dem Umstande, wie er sagt, daß Deutschland bis jetzt nur diese eine habe, da die Aristophanischen Versuche Platen's sich auf ganz anderen Gebieten bewegten. Einige Fastnachtsspiele von Hans Sachs, in denen die Ereignisse der Reformation karikirt werden, sind für nichts zu rechnen. In unserer Zeit hat der Verfasser einer politischen Komödie, nach Herrn Taillandier, eine äußerst schwere Aufgabe. Es fehle nämlich an jedem gültigen Vorbilde, sowohl unter den Alten, als unter den Neueren, und weder Aristophanes, noch Shakespeare zeige dem Dichter, wie er es anzufangen habe. Herr Prutz, sagt unser französischer Kritiker, war anderer Meinung. Er hat sich völlig der Form und Redeweise der Aristophanischen Lustspiele bedient und ein Spiel voll verletzender und unverhüllter Persönlichkeiten geliefert. Und warum durfte er es nicht? Sind die Komödien des Aristophanes nicht durchweg politischer Natur, waren die Athener nicht die feinsten Kritiker der Welt und dennoch von den groben und derben Späßen ihres Lustspieldichters entzückt? — Aber Aristophanes schrieb gegen eine zügellose Demokratie, er wollte auf ein leichtsinniges, leidenschaftliches, den Demagogen preisgegebenes Volk wirken, und wenn er den Kleon schonungslos angriff, so trotzte er vielmehr der Popularität, als daß er in den Leidenschaften der Menge eine Stütze seines Ruhmes gefunden hätte. Wenn ferner Aristophanes bei den Festen des Bachus die Faunen und Satyrn entfesselte, so war er seines Genius sicher; er wußte, daß er die edelsten Geister Griechenlands bezaubern würde. Er war derb, aber er war es mit Grazie. Plato selbst hat es eingestanden. Das politische Lustspiel von Prutz dagegen, das, wo es bei Allgemeinheiten verweilt, sich zu poetischer Höhe erhebt, hat, wie Herr Taillandier bemerkt, wo es zu Persönlichkeiten herabsteigt, wohl die Aristophanische Grobheit, aber von Aristophanischer Anmuth — Nichts; vielmehr sind manche Scenen, wie z. B. diejenige, in welcher dem Philosophen der Kopf aufgehauen wird, wahrhaft häßlich. So kam es, daß das Lustspiel nicht nur der Censur mißfallen hat, und so geschah das Unerhörte, daß ein Franzose, und noch dazu ein Politiker, einem Deutschen, und noch dazu einem Dichter, den Rath geben mußte, er solle mehr idealisiren!

Bibliographischer Anzeiger.

In allen Buchhandlungen, in Leipzig bei H. Hartung, ist zu haben:

The modern english Comic Theatre.

Die ausgewähltesten neuesten englischen Lustspiele mit deutschen Anmerkungen von Dr. A. Diezmann.

I. II. III. Serie. Rthlr. 1. 4½.

Als das beste Mittel zum Studium der heutigen Umgangssprache der Engländer ist diese Auswahl der vorzüglichsten Lustspiele, voll des unvergleichlichen engl. Humors, von Dr. A. Diezmann besorgt worden.

Complet in 36 Bändchen. Jedes Lustspiel von einem Bändchen 4 sgr.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothèque Économique.

Chefs d'oeuvre des Prosateurs modernes publiés par Dr. C. Sebäta.

Volume VII.

Nouvelles Génevoises

par

R. Töpffer.

8. br., 15 sgr.

Die früher erschienenen Bände der Bibl. écon. enthalten:

Vol. I. Indiana — André par George Sand. 15 sgr.
- II—V. L'histoire de dix ans par Louis Blanc. 4 Voll. 2 Rthlr.
- VI. Notre Dame de Paris par Victor Hugo. 15 sgr.

Bielefeld, im März 1846. Velhagen & Klasing.

So eben ist bei M. Weber in Naumburg erschienen:

Die Sachsen in Rußland.

Ein Beitrag zur Geschichte des russischen Feldzugs im Jahre 1812.

Aus dem Nachlasse des Königlich Preußischen Majors von Burkersroda, ehemaligen Offiziers des Königl. Sächs. Regiments Garde du Corps und Adjutanten des Generals Freiherrn von Thielmann.

Mit kolorirter Abbildung. geh. 12 sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 39. Berlin, Dienstag den 31. März 1846.

England.

Charles Dickens (Boz) in Frankreich.

Aus dessen „Briefen eines Reisenden".*)

1. Von Paris nach Sens. — Das Hôtel de l'Écu d'Or.

Es war an einem schönen Sommermorgen, an einem Sonntag, im Jahre eintausend achthundert und fünfundvierzig, mein theurer Freund, als .... Aengstigen Sie sich nicht; ich werde nicht sagen: als man zwei Wanderer auf jenem malerischen Wege langsam einherschreiten sah, durch den man gewöhnlich in das erste Kapitel eines historischen Romans gelangt .... Nein, es war vielmehr ein englischer Reisewagen, nach ziemlich großen Proportionen gebaut und eben nagelneu aus den schattigen Räumen des Pantechnikon am Belgrave-Square in London hervorgegangen, den man, das heißt, den ein sehr kleiner französischer Soldat — denn ich merkte es, wie er seine Blicke auf ihn richtete — aus dem Thorweg des Hotel Meurice auf der Rivoli-Straße in Paris herausfahren sah.

Ich bin eben so wenig gezwungen, Ihnen auseinanderzusetzen, warum die englische Familie, die zum Theil im Innern, zum Theil auf dem Bocke des Wagens saß, an jenem Sonntag nach Italien reiste, als warum in Frankreich alle kleinen Menschen Soldaten und alle großen — Postillone sind; denn so ist es dort zu Lande strenge Regel. Aber irgend einen Grund mußte diese Familie ohne Zweifel haben, und Sie sollen ihn erfahren: sie wollte ein Jahr in Genua zubringen — in dem prächtigen Genua, von wo aus das Haupt besagter Familie sich vorgenommen hatte, hierhin und dorthin Ausflüge zu machen, wie es ihm die Laune seines unstäten Geistes eingeben würde.

Was hätte es mir auch genützt, der Pariser Bevölkerung zu erklären, daß ich das Haupt dieser Familie sey? ich, und nicht das strahlende Bild der guten Laune, das neben mir saß in der Person eines französischen Couriers — des besten der Diener und des blühendsten der Menschen. In der That, er erschien weit patriarchalischer als ich, der ich, im Schatten meiner edlen Korpulenz ruhend, nach Wenig oder Nichts mag ausgesehen haben.

Wir reisten an einem Sonntag, aber in dem Aeußeren der Stadt Paris lag nichts, das uns vorwurfsvoll daran erinnert hätte. Die Weinhändler (auf zwei Häuser kommt immer einer) überließen sich ihrem lärmenden Geschäft; die Limonadiers spannten vor den Kaffeehäusern die Markisen auf oder setzten ihre Tische und Stühle in Ordnung, um in der Hitze des Tages den Müden menschenfreundlich Schatten und Eis oder Limonade darreichen zu können. Die Stiefelputzer auf den Brücken waren in reger Thätigkeit, die Läden waren geöffnet, Wagen und Karren erschütterten das Pflaster. In den engen Straßen, die an der Seine auslaufen, sah man in der Perspektive dieselbe bewegte Menge, und von oben herab aus den Fenstern schaute hier eine farbige Schlafmütze, dort eine Blouse, eine Pfeife oder ein ungekämmtes buschiges Haupt dem bunten Treiben zu. Nichts deutete auf den Ruhetag, wenn nicht etwa hier und da eine ehrbare Familie im Sonntagsstaat sich in eine schwerfällige Kutsche pfropfte oder ein Anderer, der den Kultus des Festtages ruhiger beging, im Morgen-Negligée aus dem Fenster seines Dachstübchens lehnte und in stillem Vorgefühl der Sonntagsfreuden — die frischgewichsten und noch feuchten Schuhe betrachtete, die heraus aufs Sims gestellt waren, wenn es ein Herr war, — war es aber eine Dame, die Strümpfe ansah, die in der Sonne trocknen sollten.

Hat man einmal das Pflaster der Route royale überstanden, ein Pflaster, das man nie vergessen und nie verzeihen kann, so sind die ersten drei Tage der Reise von Paris nach Marseille ziemlich einförmig. Von Paris nach Sens — von Sens nach Avallon — von Avallon nach Chalons: mit der Schilderung eines Tages sind sie alle beschrieben, und zwar wie folgt:

Wir haben vier Pferde und einen Postillon, der mit einer sehr langen Peitsche bewaffnet ist und sein Gespann lenkt, fast wie der Petersburger Courier in Astley's oder Franconi's Cirkus, nur mit dem Unterschiede, daß dieser auf dem Pferde steht und jener sitzt. Die ungeheuren Stiefeln, die diese Postillone tragen, sind oft ein- oder zweihundert Jahr alt und passen so putzig zu den Füßen, die sie bekleiden, daß die Sporen gewöhnlich an der Wade des Reiters sitzen. Oft kommt der Postillon aus dem Stalle und hat die Peitsche in der Hand und Schuhe an den Füßen; darauf schleppt er einen Stiefel nach dem anderen herbei und stellt sie mit unerschütterlichem Ernste neben dem Pferde auf die Erde. Wenn Alles bereit ist, steigt der Postillon in die Stiefeln, so wie er ist, mit den Beinen und Schuhen, oder er wird von zwei Kameraden hineingehoben, rückt das Geschirr zurecht, schwingt sich auf den Sattel, klatscht, wie wüthend, mit der Peitsche, schreit: en route, hü! — und wir fahren davon. Der Postillon kann sich darauf verlassen, daß er schon nach einer kurzen Strecke Weges mit einem seiner Pferde Zank haben wird; dann nennt er es: Spitzbub', Esel, Schwein u. s. w. und schlägt ihm auf den Kopf, als wär' es von Holz.

An den ersten beiden Tagen bietet die Gegend wenig Abwechselung. Man kommt aus einer weiten Ebene auf eine nie endende Anhöhe und von der nie endenden Anhöhe in eine weite Ebene und so fort. Wein sieht man viel auf den Feldern, aber die Reben sind nicht in Gewinden gezogen, sondern an niedrige Pfähle befestigt, was nicht eben schön aussieht. Man trifft eine unzählige Menge von Bettlern, aber nirgends so wenig Kinder; ich glaube, daß ich zwischen Boulogne und Chalons kaum hundert gesehen habe. Ihr fahrt durch alterthümliche Städte, zu denen man über Zugbrücken gelangt. Sie sind umgeben von verfallenen Mauern mit kleinen eckigen Thürmchen; von fern könnte man glauben, dies seyen große maskirte Köpfe, die über den Wall in den Graben hinabsehen. Andere kleine sonderbare Thürmchen in den Gärten, Federn und Pachthöfen, die einsam stehen, rund sind, ein zugespitztes Dach haben und zu nichts nützen; ferner verfallene Gebäude aller Art, zuweilen ein Rathhaus, oder eine Hauptwache, oder ein Schloß mit einem geschmacklosen, an Löwenzahn fruchtbaren Garten, mit Thürmchen, die ihm wie Löschhütchen aufsitzen, und mit Fenstern, die blinzelnden Augen ähnlich sehen — dies sind die hauptsächlichsten Gegenstände, die sich ohne Unterlaß wiederholen. Manchmal kommt man auch an einer Dorfschenke vorbei, auf deren verfallener Mauer mit großen Buchstaben zu lesen steht: „Stallung für sechzig Pferde". Gewiß wäre es eine für zwölfhundert, wenn überhaupt dort Pferde untergebracht würden, ja, wenn nur ein einziger Reisender dort anhielte oder sich irgend ein lebendes Wesen zeigte, das ein Pferd oder einen Menschen empfinge. Das einzige Lebendige war noch der Tannenzweig, der zum Weine einlud und, ein Bild sorgloseu Müßigganges, von jedem Lüftchen sich hierhin und dorthin schaukeln ließ. Aber einen neuen hätten sie aufstecken können, denn der, den ich sah, fiel in Stücke und hatte nichts mehr von der konservativen Jugend der Tanne, der er genommen war.

Fortwährend jedoch trefft ihr auf dem Wege eigenthümliche schmale Wagen in Zügen von sechsen oder achten, die Schweizer-Käse führen und gewöhnlich unter Leitung eines Mannes und eines kleinen Knaben stehen, welcher Letzterer meistens auf dem vordersten Wagen schläft. Die Pferde schütteln träg die Glöckchen ihres Geschirrs und sehen euch an, als dächten sie — und sie denken es sicher — daß ihre schwere baumwollene Decke und die großen Hörner, die an ihrem Halfter herabhingen, viel zu heiß seyen für den Sommer.

Auch die Diligence kommt an euch vorüber zwei- oder dreimal des Tages; staubige Reisende in blauen Blousen, wie die Fleischer, sitzen auf der Decke, die im Innern haben baumwollene Mützen auf, und aus dem Kabriolet grüßt euch, wie automatisch, die Kappe des Conducteurs; das junge Frankreich zeigt sich am Schlag des Wagens mit seinem bärtigen Kinn, mit den imposanten bläulichen Brillen auf seinen kriegerischen Augen und den dicken Stöcken in seinen nationalen Händen. Auch die Mallepost fliegt vorbei und fährt in teuflischem Galopp die einzigen zwei Reisenden an euch vorüber, für die sie Platz hat. Von Zeit zu Zeit laßt ihr einen guten alten Pfarrer hinter euch in einer abgenutzten, verrosteten und klappernden Kutsche, wie sie kein Engländer sich ausmalen könnte. Dann seht ihr dürre alte Weiber, die ihre Kühe, sie an Stricken haltend, das Gras des Weges fressen lassen, oder graben, oder Heu mähen, oder als wirkliche Schäferinnen im Kreise ihrer Schafe sitzen .... kurz, dies und alles Uebrige kann man sich recht gut denken, wenn man irgend eine Idylle oder ein ländliches Gemälde zur Hand nimmt und sich gerade das Gegentheil von alledem vorstellt, was der Dichter oder Maler schildert.

Ihr reist nun seit dem Morgen; ihr seyd abgestumpft, und die Glöckchen der Pferde (auf jedes kommen einundzwanzig) haben euch in Schlummer geläutet, oder ihr träumt von dem Essen, das man euch in eurem Nachtquartier vorsetzen wird. Da erscheinen am Ende einer langen Allee die ersten Spuren einer Stadt unter der Form einzelner zerstreuter Hütten. Dem schrecklichen Pflaster habt ihr's zu danken, wenn ihr die Knochen zerbrecht, denn plötzlich, als wäre euer Wagen ein Brander, fängt es an mit einem Teufelslärm in ihm zu krachen: krack, krick, krack, krack! und holla, he, hü! akkompagnirt der Postillon, und die Peitsche knallt, die Räder knarren, das Pflaster dröhnt,

*) Veröffentlicht in der von Dickens jetzt redigirten politischen Zeitung „Daily News".

Bettler und Kinder schreien — trick, trick, trick — Barmherzigkeit um Gottes Willen! Trick, trick, trick, bomp, trick, bomp — wir wenden um die Ecke einer engen bergigen Straße, wir fahren eine andere hinunter, trick, bomp, trick, bald wären wir in das Schaufenster eines Ladens zur Linken gerathen, denn der Postillon wendet, um rechts in einen Thorweg zu fahren. Noch einmal knallt die Peitsche, noch einmal trick, trick, bomp, holla, hü! — und der Wagen steht im Hofe des Hôtel de l'Écu d'Or wie eine erschöpfte, keuchende, von einer letzten Konvulsion getriebene Lokomotive.

Die Wirthin des Hotels steht da mit dem Wirth, mit der Tochter und einem Herrn mit wachsleinener Mütze und rothem Bart, der im Hotel als Hausfreund lebt. In einer entlegenen Ecke des Hofes geht der Pfarrer auf und ab mit breitkrämpigem Hut und einer schwarzen Robe, das Brevier in der einen, den Regenschirm in der anderen Hand. Alle Welt, nur nicht der Pfarrer, sperrt Mund und Augen auf und wartet gespannt der Dinge, die sich aus dem Wagenschlag entwickeln werden. Der Wirth zum Hôtel de l'Écu d'Or ist aber so entzückt von dem Courier, daß er nicht abwartet, bis besagter Courier den Fuß auf die Erde gesetzt hat, sondern während des Herabsteigens seine Beine umarmt. „Mein Courier, mein braver Courier, mein Freund, mein Bruder!" Die Wirthin liebt ihn, die Tochter ehrt ihn, der Kellner betet ihn an. Der Courier fragt, ob man seinen Brief bekommen habe? „Ja, ja." Ob die Zimmer in Ordnung sind? „Ja, ja, die besten Zimmer für den Herrn Courier, die Ehrenzimmer für meinen lieben Courier, mein ganzes Haus steht meinem besten Freunde zu Diensten." Der Courier legt seine Hand auf die Wagenthür und thut noch einige Fragen, um die Erwartung noch mehr zu spannen. In seinem Gurte trägt er eine Börse von grünem Leder; die Neugierigen betrachten sie, ja Einer rührt sie sogar an. Sie ist voll von Zünffrankenstücken und erregt ein Murmeln des Staunens unter den Kindern. Der Wirth wirft sich dem Courier um den Hals und drückt ihn an seine Brust. „O, wie stark er geworden ist!" — sagte er — „er sieht so wohl und munter aus!"

Der Schlag öffnet sich, Alles steht auf der Lauer. Die Dame steigt aus. „Die graziöse Dame! o, die schöne Dame!" Die Schwester der Dame steigt aus. „Gott, wie liebenswürdig ist das Fräulein!" Der Knabe Nr. 1 steigt aus. „O, welch niedlicher Knabe!" Das kleine Mädchen Nr. 1 steigt aus. „Dieses reizende Kind!" Das Mädchen Nr. 2 steigt aus. Hier überläßt sich die Wirthin der Regung ihres Herzens und nimmt das Kind auf ihre Arme. Der Knabe Nr. 2 steigt aus. „Ach, der prächtige Knabe!" Das kleine Kind erscheint. „O, dieser Engel von einem Kinde!" Das kleine Kind trägt den Sieg davon; alle Ausbrüche des Entzückens gelten ihm. Endlich springen die beiden Bonnen auf die Erde, die Begeisterung steigert sich zum Wahnsinn, und man zieht im Triumph die ganze Familie ins Haus, während die Müßigen sich um den Wagen drängen, ihn von allen Seiten betrachten und befühlen. Denn es will etwas sagen, einen Wagen angerührt zu haben, der so viel Menschen beherbergt. Späte Geschlechter werden noch davon erzählen.

Unsere Zimmer sind im ersten Stock, mit Ausnahme der Schlafstube für die Kinder und Bonnen, einem Saale mit vier oder fünf Betten, zu dem man durch einen dunklen Korridor gelangt. Man steigt zwei Stufen auf- und vier Stufen abwärts; dann liegt die Stube jenseits der Plumpe, hinter dem Balken, gerade über dem Stall. Der Speisesaal ist prächtig, der Tisch schon für Drei gedeckt, die Servietten liegen künstlich auf den Tellern. Der Fußboden ist aus rothen Vierecken zusammengesetzt; Tapeten sind nicht vorhanden, auch kein Möbel, von dem man sprechen könnte, aber überall Spiegel, Vasen mit künstlichen Blumen unter Glasglocken und Pendeluhren. Alle Welt ist in Bewegung, noch mehr aber, als alle Welt, der Courier, der ohne Unterlaß kommt und geht, die Betten mustert, sich von seinem Freunde, dem Gastwirth, große Gläser Wein einschenken läßt und Pfeffergurken nimmt — immer und ewig Pfeffergurken — Gott weiß, wo er sie hinthut, aber er hat in jeder Hand eine, so groß wie die Säbel. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

I. Carnot.

(Schluß.)

Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß die anderen Generale, die zu der nämlichen Zeit das französische Banner im Triumph über Europa trugen, auch Männer von militairischen Talenten ersten Ranges waren, — wie Massena, Joubert, Lannes, Moreau. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß durch den Kriegsminister die Hülfsquellen aller anderen Wissenschaften zur Unterstützung der Kriegskunst verwendet wurden; daß durch ihn die Chemie, die Geodäsie, die Mechanik und selbst die Aerostatik genöthigt wurden, zum Vortheil des Taktikers beizutragen; und vor Allem, daß durch ihn die Grundlage gelegt wurde zu dem herrlichen, für alle Geschäftsfächer des Staates so unschätzbaren System öffentlicher Erziehung — zur Polytechnischen Schule, einem der ruhmvollsten Denkmale des Geistes der Verbesserung, welche die Wechsel sowohl der Revolution wie der Restauration überdauert haben.

Als Carnot zu Ende des Jahres 1794 den Wohlfahrts-Ausschuß verließ, offenbarte sich das Vertrauen seiner Landsleute zu ihm auf eine ausgezeichnete Weise. Nicht weniger als 14 Orte wählten ihn zu gleicher Zeit zu ihrem Repräsentanten im Rath der Fünfhundert. Im Jahre 1795 übernahm er die Stelle eines Mitgliedes des Direktoriums und die Verwaltung des Kriegswesens, in einer Zeit fast eben so großen öffentlichen Unglücks, wie damals, wo er, zwei Jahre vorher, zuerst in die Verwaltung eintrat. Hätte jemals irgend ein selbstsüchtiges Gefühl in seinem Busen Raum gefunden, — wäre vor allen Dingen persönliche Eitelkeit in ihm herrschend gewesen; — so würde er sich bei der Krisis der öffentlichen Angelegenheiten fern gehalten, — so würde er die neue Verfassung ihren Weg sich bahnen gelassen und die Welt glauben gemacht haben, daß, da nach seinem Austritt aus der Regierung Unglück auf Sieg gefolgt war, aller Kriegsruhm Frankreichs an sein Ministerium gebunden sey. Aber er verachtete alle selbstsüchtigen Gefühle: er kannte nur die Beweggründe eines Staatsmannes, hegte nur die Gefühle eines Patrioten, anerkannte nur die Ansprüche seines Vaterlandes. Sogleich gehorchte er den Aufforderungen des letzteren, und in wenigen Wochen kehrte der Sieg zu den französischen Fahnen zurück.

Eine so glänzende Laufbahn war zu einem vorzeitigen Schlusse bestimmt. Sehr viele Beobachter glauben, daß in jeder Periode der französischen Revolution die große Mehrheit des französischen Volkes, ausgenommen in der Hauptstadt, republikanischen Grundsätzen abhold war; wenigstens brachten die im Jahre 1797 vorgenommenen Wahlen eine Mehrheit von Royalisten und mäßigen Reformern in die beiden Räthe. Die ersten Handlungen der neuen Repräsentanten zeigten, wozu sie bereit waren. In der Person Pichegru's wurde ein berühmter Royalist zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert erwählt, und contrerevolutionaire Vorschläge wurden in jener Versammlung öffentlich erörtert. Die Mehrheit des Direktoriums faßte unter diesen Umständen mit Schnelligkeit ihren Entschluß; sie entschied sich für einen Staatsstreich, zu welchem sie ein Vorbild in der Geschichte Cromwell's fand, der das Parlament von allen zweifelhaften Mitgliedern durch eine an der Thür aufgestellte militairische Macht gereinigt hatte. Diesem Vorhaben verweigerte Carnot, wie sehr er auch das ungünstige Aussehen der Mehrheit in den neuen Räthen beklagen mochte — standhaft seine Zustimmung. Sobald er die Absichten seiner Kollegen merkte, hätte er sich selber sicherstellen und sie vernichten können, wenn er ihren Anschlag jenen gesetzgebenden Körpern sogleich angezeigt hätte. Er war aber weit erhaben über alle Handlungen, die auch nur den Schein der Verrätherei an sich hatten, und wurde so das Opfer seiner unveränderlichen Rechtlichkeit. Proskribirt mit derjenigen Partei, welche er am wenigsten leiden konnte, und zwar deshalb proskribirt, weil er, um dieselbe zu vernichten, an der Verletzung des Gesetzes nicht theilnehmen wollte, kam er nur mit Mühe lebendig davon und führte das Leben eines aus dem Lande, welches er zweimal gerettet hatte, Verbannten, bis er, nach einigen Jahren des öffentlichen Unglücks, der Verwirrung und der Niederlagen, — den nie ausbleibenden Folgen seines Austritts aus dem Amte, — durch die Revolution zurückgerufen wurde, welche das Direktorium stürzte und Napoleon auf den konsularischen Thron setzte.

In jener Zurückgezogenheit war seine Lieblingswissenschaft seine beständige Zuflucht. Seine mathematischen Studien, niemals gänzlich aufgegeben, wurden dann von ihm mit allem Eifer seiner jüngeren Jahre wieder aufgenommen, und die Frucht dieser würdigen Beschäftigungen war die Abfassung jener Werke, die ihm eine so hohe Stelle unter den Mathematikern geben. Selbst in einer Zeit, wo analytische Methoden die schöneren, obgleich viel weniger mächtigen Untersuchungen der Geometrie verdunkelt haben, wird seine „Géométrie de la Position", sowohl wegen der besonderen Nettigkeit und unerwarteten Allgemeinheit der Theoreme, als wegen der Scharfsinnigkeit vieler ihrer allgemeinen Lehren, mit Recht bewundert. In diesen erhabenen Forschungen suchte dieser große Patriot, mitten unter den Mißgeschicken, welche durch die Unfähigkeit und Verderbtheit seiner früheren Kollegen, Barras, Rewbel, Lepaux, täglich über Frankreich gebracht wurden, insoweit Trost, wie irgend eine Beschäftigung ihn gewähren konnte, die ihm die Kraft ließ, über geschehende Ereignisse zu denken, während er die Früchte seiner Arbeiten, — die durch seine Siege für sein Vaterland gewonnenen Trophäen diesem entrissen, — die Unabhängigkeit desselben noch einmal von auswärtigen Feinden bedroht, — den Busen Frankreichs von inneren Zwiespaltigkeiten zerfleischt, — das Gebiet desselben durch Unternehmungen der Contre-Revolution verödet sah.

Von der Rückkehr Bonaparte's aus Aegypten erwartete er die Beendigung dieser Trübsale, und mit allen Freunden der Freiheit begrüßte er die Erhebung des Konsuls zur Macht mit patriotischem Entzücken. Unter ihm übernahm er wieder seine Functionen als Kriegsminister, gab dieselben aber in dem Augenblicke wieder auf, wo er merkte, daß der Konsul gegen die öffentliche Freiheit feindselige Absichten hegte. Seine republikanischen Neigungen wurden durch sein Stimmen gegen das Konsulat auf Lebenszeit und gegen den Kaisertitel ins Gedächtniß zurückgerufen. Er blieb im Privatstande, wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmet, bis die Unfälle Napoleon's und Frankreichs alle Hülfe zu fordern schienen, welche dasselbe von jedem guten Bürger erhalten konnte; da schrieb er jenen denkwürdigen Brief, der in wenigen einfachen Worten seine Hingebung für sein Vaterland und zugleich seine Anhänglichkeit an die Grundsätze der Freiheit ausdrückte. Der Schlußgedanke darin ist besonders merkwürdig. Nachdem er in bescheidenen Ausdrücken seine Kriegsdienste angeboten hat, fügt er hinzu: „Sire, es ist noch Zeit für Sie, einen ruhmvollen Frieden zu erkämpfen und zu bewirken, daß die Liebe des großen Volkes Ihnen wieder zu Theil wird." Das Anerbieten wurde sogleich angenommen und er zur Vertheidigung Antwerpens abgesendet, wo sein militairisches Talent hell leuchtete, aber durch seine zarte Sorge für die Einwohner verdunkelt wurde, die ihm dafür bei seinem Scheiden ihre höchste Achtung und innigste Liebe zu erkennen gaben.

Die letzten Worte, die Napoleon bei seiner Abreise aus Paris nach der Schlacht bei Waterloo an ihn richtete, sind denkwürdig und enthalten für

kurzsichtige, ehrgeizige, grundsatzlose Menschen eine wichtige Lehre. Sie lauteten: „Carnot, ich habe Sie zu spät erkannt!“ In Wahrheit, Tyrannen und diejenigen, welche die Rolle eines Tyrannen spielen möchten, sind die Letzten, die mit dem Werth solcher Männer, wie Carnot, bekannt werden. Die Sprache der Schmeichelei, der sanfte Ton der Zustimmung und des Gehorsams ist ihrem Ohr weit angenehmer, als der ernste, knarrende, heisere Klang der unabhängigen Stimme, — als die redlichen und natürlichen Worte, welche heilsame Wahrheit enthalten und männlichen Widerstand gegen schlechte Pläne drohen. Hätte die Tugend Washington's in Napoleon's Busen Raum gefunden, dann würde der erste Mann des Jahrhunderts, an derselben festhaltend, der unbeugsame Republikaner, der ungebändigte Patriot, der unzähmbare Freund der Freiheit gewesen seyn, der alle seine eigenen glorreichen Thaten, alle seine Triumphe über den Feind für nichts achtete, ausser insofern sie die Widersacher der Freiheit und Frankreichs zu Boden schlugen. Derjenige aber, welcher seine Siege nur als eine Leiter zum Throne schätzte, — der auf seine Lorbeern blos insofern Werth legte, als sie die Frucht, die verbotene Frucht, willkürlicher Gewalt bedeckten, — der folgte nur dem Hange seiner bösen Natur, indem er von sich ein Auge verscheuchte, welchem er nicht entgegenzutreten wagte, einen Blick, der ihm Vorwürfe machte, und einen Arm, von dessen Rache sein Gewissen ihm sagte, daß er sie zu erfahren verdiente. Der Stoff, aus welchem er seine Höflinge machen wollte, war sehr verschieden von dem Carnot's. Die Pforten seines Palastes öffneten sich weit für die verwandten Geister der höfischen Parasiten, die sich unter den Mitgliedern des National-Instituts fanden, das durch ein einstimmiges so schimpfliches Votum, wie jemals eines aus sogar literarischer Servilität hervorging, Carnot's Namen, als dieser wegen seiner Weigerung, die Constitution zu verletzen, verfolgt wurde, aus seiner Liste strich und eben so einstimmig Bonaparte an seiner Stelle erwählte.

Die Restauration, die erst im Jahre 1815 nach der zweiten Einnahme von Paris vollendet wurde, trieb jenen ausgezeichneten Staatsmann und Krieger zum zweiten Male, und für sein ganzes noch übriges Leben, in die Verbannung, — eine Verbannung, die viel ehrenvoller war, als irgend eine Hofgunst, weil dieselbe durch die den Fürsten so werthe Geschmeidigkeit und Gefügigkeit in die Zeitumstände, durch das Aufgeben lange gehegter und tief eingewurzelter Meinungen und Grundsätze hätte abgewendet werden können; — welche Willfährigkeit und Abtrünnigkeit dem königlichen Geschmacke um so mehr schmeicheln, je mehr sie den Charakter verdunkeln, und niemals so schmackhaft gefunden werden, wie dann, wenn der Name, den sie entehren, einer der berühmtesten ist. Vergessen wir dabei jedoch nicht, daß Fürsten durch den Dunstkreis von Lügen, welcher ihren Palast umhüllt, mit Unwahrheit genährt werden; gegen natürliche Sympathieen durch die selbstsüchtigen Naturen aller derjenigen gestählt, welche sie umgeben; zur Grausamkeit verhärtet, theils durch die ihrer Stellung eigenen Befürchtungen, theils aber auch durch die gefühllosen Geschöpfe, die erkünstelten unnatürlichen Erzeugnisse eines Hofes, mit welchen allein sie verkehren; zu Tyrannen erzogen durch die Kriecherei, welche sie in allen mit ihnen in Berührung kommenden Seelen finden; zum Despotismus durch das widerstandslose Medium ermuthigt, durch welches hindurch alle ihre Schritte zur Macht und zu deren Missbrauch gethan werden.

Möge das Blatt der Geschichte, das solche Thaten, solche Tugenden und solche Opfer, wie Carnot's, schildert und denselben die Treulosigkeit und Undankbarkeit, welche ihnen vergalt, gegenüberstellt, nicht blos wie der Zeitvertreib einer müssigen Stunde oder nur zur Befriedigung der durch einen berühmten Namen erregten gemeinen Neugier gelesen werden. Jenes Blatt ist geeignet, eine grosse moralische Lehre sowohl den Potentaten, welche die Menschheit quälen, wie der Welt zu ertheilen, deren Schwäche und Niedrigkeit die Natur Jener zur Bosheit verführt und dieselben mit der Macht, Unrecht zu thun, ausrüstet. Während der Tyrann mit Recht verabscheut wird, — während für seine Verbrechen keine Entschuldigung oder gar Beschönigung aus Berücksichtigung der Fehler oder Laster anderer Menschen zugelassen werden kann, — so ist es doch zugleich gerecht und nützlich, beständig im Gedächtniß zu behalten, wie unausführbar alle Pläne des Despoten seyn würden, wenn das Volk nicht der willige Mitschuldige an seiner eigenen Unterdrückung wäre. Fürwahr, wohl konnte Napoleon hoffen, nach seiner Rückkehr aus Aegypten Frankreich leichter zu unterjochen, als er jemals das erstgenannte Land zu erobern hoffte; denn bevor er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung nach dem Orient abfuhr, sah er, wie schon bemerkt, daß die größten Männer, welche die Wissenschaft unter ihre Geweihten zählte, der Niedrigkeit fähig waren, durch welche aus ihrer Akademie eines der glänzendsten Mitglieder derselben blos deshalb verbannt wurde, weil dieser Mann mit einer wissenschaftlichen Berühmtheit, die der ihrigen gleichkam, den unvergänglichen Ruhm vereinigte, ein Märtyrer für die Sache der Gesetzes und der Gerechtigkeit zu seyn! Wohl konnte der siegreiche Soldat Frankreich für ein Land halten, das vom Schicksal dazu bestimmt sey, mit einer eisernen Ruthe beherrscht zu werden, als er sah, wie das ganze französische Volk vor drei verderbten Tyrannen niederfiel und von seinem Boden den berühmten Patrioten hinwegtrieb, dessen Genie und Muth dasselbe zweimal vor fremdem Joch bewahrt hatte! Wohl konnten die Bourbonen, die Napoleon's thörichter Ehrgeiz wieder auf den Thron gebracht hatte, den Spruch bewahrheiten, daß die schlechteste aller Revolutionen eine Restauration ist, als das französische Volk ohne Murren diesen Herrschern gestattete, den Urheber aller jener Siege, welche dasselbe in der ganzen Welt berühmt gemacht hatten, zu proskribiren, und in Armuth und Verbannung den Mann sterben ließ, dessen Genie die französischen Fahnen triumphirend über ganz Europa geführt und dessen unbefleckte Rechtlichkeit bewirkt hatte, daß er sich von der unkontrolirten Vertheilung vieler Millionen arm zurückzog! Eben so geschah es, daß Marlborough durch die auf ein gedankenloses und undankbares Volk einwirkende factiöse Gewaltthätigkeit der Zeiten in die Verbannung getrieben wurde. Eben so geschieht es auch, daß das rohe Schmähen auf Wellington in unseren Tagen die Lieblingsbeschäftigung von Tausenden seiner Landsleute ist, die unter der unumschränkten Herrschaft jener Priester und jener Demagogen stehen, welchen sie überlassen, für sie zu denken, und denen sie blindlings folgen, ohne jemals ihren eigenen Willen mehr zu bethätigen, als sie thun würden, wenn die Vorsehung sie nicht mit Vernunft begabt hätte. Aber die Völker aller Länder mögen versichert seyn, daß, so lange sie sich zu willigen Werkzeugen, zu thätigen Mitschuldigen königlicher Verbrechen oder schmutziger Aufrührer durch ihr leidendes Zuschauen bei solcher Schuld erniedrigen, sie niemals von dem Fluch der Despotie frei seyn werden, — zu einer Zeit unter der Züchtigung mit einer erblichen Geißel sich krümmend, — zu einer anderen von irgend einem glänzenden militairischen Usurpator verrathen, — oder von einer Reihe gemeiner Tyrannen verrathen, verkauft und geknechtet.“

Zur französischen Memoiren-Literatur.

Mémoires secrets de 1770 à 1830, par M. le Comte d'Allonville.

Die Leichtfertigkeit, mit der einige Tagesschriftsteller aus bekannten historischen Werken und einigen flüchtig zusammengerafften Anekdoten ihre Memoiren angefertigt haben, hat diesen Theil der Literatur einigermaßen in Verruf gebracht. Selbst vollklingende Namen und Autoritäten von Gewicht sind kaum noch im Stande, die Aufmerksamkeit auf solche Erscheinungen rege zu erhalten. Es ist ja allmälig eine bekannte Thatsache geworden, wie man diese Namen von Notabilitäten nur als Aushängeschild benutzt, um auf diese zusammengebrauten Gerichte den Gaumen des Publikums lüstern zu machen. Durch die gewissenlosen Täuschungen, welche bei dieser Art von Fabrik-Arbeiten mituntergelaufen sind, hat man aber die Leselwelt allmälig veranlaßt, auf ihrer Hut zu seyn. Freilich sind nun Viele geneigt, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es ist zur Zeit fast dahin gekommen, daß man jede Schrift, welche uns unter dem Titel von Denkwürdigkeiten irgend eines namhaften Mannes geboten wird, mit einer Regung von Mißtrauen zur Hand nimmt. Dazu kommt, daß die Fluth der Werke, welche in diesem Genre fast jede Woche mit sich führt, in der That so hoch gestiegen ist, daß eine einzelne Schrift, selbst wenn sie einige Beachtung verdient, nur allzu leicht im allgemeinen Strudel untertaucht und in den Wellen begraben wird.

Daraus erwächst denn nun für diejenigen, welche von ihrer Warte aus auf das endlose Meer der literarischen Neuigkeiten hinauslugen, die Verpflichtung, diejenigen Erscheinungen, welche für die Beurtheilung moderner Zustände wirklich von Interesse sind, hervorzuheben und der Berücksichtigung anzuempfehlen. Ein solches Werk liegt uns in den Memoiren vor, deren Titel wir oben angeführt haben. Es handelt sich hier freilich nicht um eine Publication, welche wirklich im Stande wäre, Epoche zu machen; aber die Aufzeichnungen, welche wir hier erhalten, bieten einzelne Züge, beziehungsreiche Anekdoten, durch deren Benutzung der Geschichtschreiber der neuesten Zeit sein Bild beleben und auffrischen kann. Freilich laufen auch hier wohl Berichte mit unter, deren Glaubwürdigkeit einer näheren Prüfung bedarf, und manche von den eingeflochtenen Erzählungen haben, wenn man sie von ihrer pointenartigen Fassung entkleidet, eine höchst untergeordnete Bedeutung. Aber man muß nicht unbillig seyn. An Memoiren darf man nicht dieselben Anforderungen machen, welche man bei einem wahrhaft historischen Werke zu erheben berechtigt ist. Das Genre der Denkwürdigkeiten, bei dem die persönliche Färbung mehr als bei irgend einer anderen Gattung der historischen Composition vorherrschend seyn darf, fordert einmal keine strenge kritische Sichtung, keinen organisch gestalteten Zusammenhang und die objektive Haltung, welche allein einem eigentlichen historischen Kunstwerke das wahre Gepräge aufzudrücken im Stande ist.

Wie man schon aus der Zeitbestimmung des Titels ersehen kann, hat der Verfasser dieser Memoiren noch einen Theil der guten alten Zeit vor der Revolution erlebt, mit welcher ein ansehnlicher Anhang der französischen Aristokratie selbst jetzt noch so schön thut. Obgleich Allonville seiner Geburt und Bildung nach auf die Seite der Legitimität neigt, so ist er doch kein blinder Vertheidiger des hirnlosen Unwesens, wie es ein Theil des Adels, der den zu seinen Füßen gähnenden Abgrund nicht ahnte, zu treiben pflegte, bis die auflodernde Gluth der Revolution die vornehme Welt mit Entsetzen erfüllte. Dabei kommt es ihm nicht in den Sinn, die Verirrungen seiner Standesgenossen und die Fehltritte des Hofes zu rechtfertigen, noch will er den gutmüthigen, aber schwachen König, dessen Hand zu unentschlossen war, um irgend eine entscheidende Maßregel zu ergreifen, wie Capefigue es neuerdings gethan hat, mit einer Strahlenkrone politischer Größe umgeben. Wie es scheint, liegt ihm die Vertheidigung der so vielfach verleumdeten Königin, deren unbefangener Sinn nur allzu leicht der übeln Nachrede den erwünschten Stoff lieferte, besonders am Herzen. Es zeigt sich hier in ihm die chevalereske Regung, welche den Gliedern der alten Aristokratie mit ihrer Muttermilch eingepflanzt ist und die ihren persönlichen Beziehungen so viel Anmuth gewährt. Diese aristokratische Neigung zeigt sich auch in der sichtbaren Vorliebe der Detailmalerei, welche seiner Erzählung fortwährend das Gepräge der memoirenartigen Fassung aufdrückt und welche besonders bei der Schilderung von Festlichkeiten und anderen Erscheinungen des eigentlich vornehmen Lebens in den Vordergrund tritt.

In einem Punkte weicht Allonville wesentlich von den Schriftstellern seiner Partei ab. Es ist dies in der Beurtheilung und Charakteristik des Herzogs von Orleans. Dieser so verschieden beurtheilte Prinz erscheint gewöhnlich in dem Bilde, welches die Legitimisten von ihm entwerfen, mit den garstigsten Zügen. Sie hassen ihn, weil er sich — nach ihrer Art zu reden — durch sein Hinneigen zur Volkssache seiner Stellung unwürdig machte, und außerdem gewährt es ihnen Vergnügen, das Andenken dieses Mannes in den Koth zu ziehen, ihm die Ausschweifungen der ganzen Revolution aufzubürden, weil sie wissen, daß sie dadurch das Haupt der jüngeren, glücklicheren Dynastie verletzen. Der Verf. ist weit entfernt, auf eine so gehässige Weise den Namen des Vaters vom jetzigen Könige zu besudeln. Ohne die beklagenswerthen Verirrungen dieses Mannes zu beschönigen und zu verbergen, sucht er doch die maßlosen Anschuldigungen, welche gegen ihn erhoben sind, in ihr rechtes Licht zu setzen und nach ihrer wirklichen Bedeutung zu würdigen. Hier erscheint der Memoirenschreiber, dem wir es doch leichter verzeihen könnten, wenn er übertriebenen Parteiansichten fröhnte, unparteiischer und ruhiger als mancher Geschichtschreiber.

Weniger können wir den Partieen beipflichten, wo Allonville sich über die Möglichkeit ausspricht, ob dem Strome der Revolution vorzubeugen gewesen wäre, und ob seine Fluthen hätten abgeleitet werden können. Er gehört zu denen, welche die Meinung hegen, man habe die Gährung bei ihrem Ausbruch mit durchgreifenden Maßregeln ersticken und dämpfen können. Freilich ist wohl nicht zu leugnen, daß die Angelegenheiten eine ganz andere Wendung hätten nehmen können, wenn an der Spitze des Staates ein fester, energievoller, thatkräftiger Mann gestanden hätte; aber welche Hand wäre im Stande gewesen, den einmal entfesselten Sturm zu beschwören, und welcher Geist hätte die Wolken, die gewitterschwanger heraufzogen, zerstreuen können? Solche Ansichten zeugen immer von einer gewissen Beschränktheit und von einer Mißkenntniß der historischen Entwickelung. Ohne dem Grundgedanken der fatalistischen Schule, wie sie sich in Frankreich innerhalb der Geschichtschreibung gestaltet hat, in übertriebenem Maße zu huldigen, muß man doch in so wichtigen historischen Momenten die nothwendige Verkettung zwischen Ursache und Wirkung herausfühlen. Der Grund und Stoff zur furchtbaren Krankheit, wie sie endlich hervorbrach, lag einmal im französischen Staatskörper, und was hätten alle noch so klugen Maßregeln, alles Kombiniren und alle Geschicklichkeit genutzt, da sich mit unerbittlicher Nothwendigkeit die Ereignisse herausstellen mußten, welche in den früheren Regierungen schon wie im Keime lagen.

Daß Allonville einige Erscheinungen der Revolutionszeit mit allzu großer Strenge beurtheilt, wollen wir ihm nicht hoch anrechnen. Er steht hier unbewußt unter dem Einflusse der Ansichten, wie man sie in den Kreisen, welchen er angehört, einzuathmen pflegt. Man wird in seinem Werke keine gerechte Würdigung der einzelnen Momente oder der Repräsentanten der revolutionairen Ideen zu suchen haben. Dessenungeachtet enthält es nicht unwichtige Beiträge zur Charakteristik mancher Ereignisse und eine reiche Fülle einzelner Züge, welche für die Beurtheilung von Personen und Zuständen von Belang sind. Er stützt sich hier auf wirkliche Erlebnisse: denn weit entfernt, mit der leichtfertigen Schaar der Emigranten dem Auslande zuzupilgern, glaubte er gerade in der Stunde der Gefahr im Vaterlande ausharren zu müssen. Die Schreckenszeit selber scheint er mehr in der Verborgenheit, aber ohne sich aus Paris zu entfernen, zugebracht zu haben. Allerdings sind die Mittheilungen, welche er aus dieser Zeit macht, zum Theil düster und trüb, aber nichtsdestoweniger ist doch das Urtheil, welches er über den National-Konvent fällt — wenigstens in der allgemeinen Fassung, wie er es ausgedrückt hat — ungerecht und nicht ohne Parteileidenschaft. Es lautet: „Der Konvent besaß den Instinkt des Despotismus und verband damit die ganze Unvorsichtigkeit der Wuth, das ganze Maß feiger Gemeinheit und den ganzen Cynismus der Plumpheit, ja noch mehr, die Dummheit der Lüge."

In Bezug auf die Festlichkeiten des Direktoriums, denen Barras zum Theil das Gepräge der Zügellosigkeiten aufdrückte, theilt Allonville viele pikante Anekdoten mit, welche zum Theil an die glänzenden Tage von Trianon erinnern. Wichtiger aber ist das, was er über die royalistischen Bewegungen sagt, welche um diese Zeit hervortraten. Er bietet hier Einzelheiten, welche wir noch nirgends gefunden haben. Allonville zeigt das Thörichte der Bemühungen und Verschwörungen, welche auf die Wiederaufrichtung der Bourbonischen Herrschaft abzielten. Er selber behauptet, ungeachtet seiner aufrichtigen Sympathieen mit der vertriebenen Königsfamilie, nie seine Hände bei diesem hirnlosen Beginnen im Spiel gehabt zu haben.

Bei seiner Anhänglichkeit für die Bourbonen finden wir es erklärlich, daß der Glanz Napoleon's seine Seele ziemlich kalt läßt. Weniger zu billigen ist es, daß er durch Kritteln und Mäkeln an den genialen Entwürfen dieses „Mannes der Zukunft", wie ihn Talleyrand im Dezember 1797 begrüßte, seine militairische Größe herabzusetzen sucht. Am auffallendsten ist uns dies bei der Beurtheilung, welcher er die so vielfach bewunderten italiänischen Feldzüge unterwirft. Bekanntlich gab gerade in diesen Unternehmungen Napoleon die unzweifelhaftesten Beweise seines Genies und seiner überraschenden Produktivität an unvergleichlichen Plänen. Das hält aber unseren Verf. nicht ab, ihm eine Menge von Fehlern nachzurechnen und ihm so viele Irrthümer beizumessen, daß man sich nur wundern muß, wie so falsche Entwürfe so bedeutende Erfolge haben konnten.

Zur Zeit des Kaiserreichs wanderte Allonville endlich aus, um sich nach Rußland überzusiedeln, wo ihm seine glänzenden Verbindungen eine günstige Aufnahme sicherten. Durch die Verheirathung mit einer vornehmen Russin wurde er noch enger an dieses Land gefesselt. Er sah in Petersburg viele Personen, welche auf die großartigen Ereignisse des Jahres 1812 wesentlich eingewirkt haben, und außerdem kam er namentlich mit den Emigranten in Berührung, deren sich Ludwig XVIII. bediente, um Alexander für sich günstig zu stimmen. Die Schilderungen, welche er von dem Petersburger Leben dieser Zeit entwirft, gehören zu den interessantesten Partieen des ganzen Werkes.

Zu Anfang der Restauration wurde er vom lebhaften Verlangen ergriffen, sein Vaterland wiederzusehen; aber die Gestalt, welche die Dinge angenommen hatten, wollte ihm nicht behagen. Die Zustände schienen ihm zu schwankend, zu unbestimmt, während die Persönlichkeiten ihm längst entfremdet waren. Besonders flößte ihm die von Ludwig XVIII. ertheilte Charte Widerwillen ein. Offenbar versteht er ihre eigentliche Bedeutung nicht, wenn er sie mit einem Knochen vergleicht, welchen man den Hunden vorwirft. So verließ Allonville denn Frankreich aufs neue, um nach Rußland wieder zurückzukehren, wo er noch die Jahre 1816 bis 1828 zubrachte. Als er dann endlich Frankreich wieder besuchte, schien es, als wäre er nur gekommen, um mit eigenen Augen das Zusammenbrechen der Restauration zu betrachten. Dieses Schauspiel mußte für ihn, der er immer noch der Hoffnung lebte, die Jahrhunderte alte Dynastie werde doch endlich wieder feste Wurzel in Frankreich fassen, schmerzlich und niederschlagend seyn. Unter dem Einfluß dieser Stimmung scheint denn auch die letzte Partie des vorliegenden Werkes geschrieben zu seyn. G. F. Günther.

Mannigfaltiges.

— Goethe's ausländische Redeweisen. Ein Anhang zu den eben erschienenen „Briefen von und an Goethe" *) trägt die etwas gesuchte Ueberschrift „Brocardica" **) und enthält unter Anderem folgende Notizen:

„Goethe brauchte im gewöhnlichen Gespräch und unter Freunden viele aus fremden Sprachen entlehnte und angewöhnte Worte und Wendungen, theils in den Grundsprachen, theils in Nachbildungen, z. B. aus dem Italiänischen, wie „dice bene" für: wohl gesprochen! oder Sie haben Recht! „Es tornirt etwas nicht a conto", non torna a conto für: es kommt nichts dabei heraus. „Das wär' oder gäb' ein precipizio", wofür man im Deutschen auch sagt: „das wär' ein Untergang, für Lärm, Skandal u. dgl." Spregiudicato, ohne Vorurtheil, und besonders auch das Trostwort bei Sachen, die zu Grunde gehen oder nicht zu halten sind, worüber man sich also zufrieden geben müsse: „perisano noi, periano anche i biechieri", welches er in Rom von einem kleinen italiänischen Mädchen gehört hatte und es den Weisheitsspruch desselben nennt.

„Aus dem Französischen war ihm sehr geläufig zu sagen: „das ist ein Meer auszutrinken", c'est une mer à boire, für: das ist zu weitläufig, zu umständlich, zu schwierig ***), und besonders die ganze französische Phrase: „es sont les suites inévitables de la guerre", die man, besonders in der Epoche von 1806 so oft von den Franzosen hören mußte, wenn sie Klagen und Gegenvorstellungen abzufertigen suchten.

„Für das englische never mind, „sich's aus dem Sinne schlagen, nicht daran denken", braucht er einmal, als man ihm einen Klatsch gemacht hatte:

„Ich mach' mir nichts daraus!
Schon bin ich heraus;"

da nach Kaiser Friedrich's III. Devise: Rerum irreparabilium summa felicitas est oblivio, oder nach dem altdeutschen Spruche,

„Das Beste ist,
Daß man vergißt
Was nicht zu ändern ist."

Und freilich, wenn er sich aus alle dem, was man über ihn geklatscht, etwas hätte machen wollen oder gar sollen, so wär' er nicht 83 Jahr alt geworden."

— Französische Volkslieder. Einen interessanten Beitrag zur Kenntniß der französischen Volkspoesie, welche einen reichen Schatz bietet, enthalten wir in folgender kleinen Schrift: „Chansons nationales et populaires de France, précédées d'une histoire de la chanson française, par Dumersan." Dieses Werkchen tritt ohne den Anspruch irgend einer Vollständigkeit auf, indem es nur die allgemeinen Richtungen charakterisiren und einige entsprechende Belege bieten will. Freilich ist hier die Auswahl schwer, und zwar um so schwerer, als noch lange nicht alles Material zusammengebracht ist, dessen man bedarf, um ein vollständiges Bild vom ganzen Reichthum der französischen Volkspoesie zu gewinnen. Die historischen Beziehungen, welche in der Einleitung entwickelt werden, sind im Allgemeinen genügend, um den Zusammenhang dieser ungekünstelten Productionen mit dem eigentlichen Gange der französischen National-Literatur nachzuweisen.

*) Herausgegeben von dem noch vor Beendigung des Druckes verstorbenen Weimarischen Oberstallmeister, Dr. J. W. Riemer. — Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1846.

**) Von Brocard oder Burchard, einem Bischof von Worms im 11. Jahrhundert, dessen Sammlung von Kirchengesetzen unter dem Titel Brocardica bekannt sind. Im Allgemeinen werden jedoch darunter kurze sprüchwörtliche Rechtsregeln verstanden.

***) ἔστιν πέλαγος πιεῖν, Schlagwasser war das Problem, was ein äthiopischer König dem ägyptischen Amasis aufgab. S. Plutarch Gastmahl der sieben Weisen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 40. Berlin, Donnerstag den 2. April 1846.

Ostindien.

Die Briten im Pendschab und die Russen in Iran.

I. Die Sikhs, ihre Entstehung und ihr jetziger Zustand.*)

Einige Monate vor Rundschit Singh's Tod sagte der bekannte Osborne, daß für England kein anderes Mittel gegen die Intriguen Rußlands übrig bleibe, als die Länder der Sikhs zu besetzen, sobald Rundschit gestorben sey. Der gewandte Diplomat und Schriftsteller bedient sich hierbei eines Bildes, welches unter der angemessenen orientalischen Farbe den in der politischen Philosophie nur allzu oft angewandten Grundsatz enthält: „Die ostindische Compagnie", sagt er, „hat schon zu viele Kameele verschluckt, um noch mit einer Fliege Umstände zu machen!" Die britische Regierung war jedoch entweder von höherer Gerechtigkeit oder von höherer Weisheit als ihr vorgreifender Rathgeber beseelt, und sie wartete sieben Jahre, bis sie sich anschickte, die Fliege zu verspeisen; aber als diese eingefangen und zubereitet werden sollte, zeigte es sich, daß sie, trotz lüderlicher Diät und Ausschweifung, so groß und stark gewachsen ist, daß ihr Verzehrer sich schon manchen guten Zahn wund kauen mußte, obgleich er nur erst an einem zu weit vorgestreckten Gliede zu naschen angefangen. Die Welt, welche als Zuschauerin nach der Tafel am Indus sieht, zweifelt ängstlich, ob der Genuß der Fliege den Schlemmern gut bekommen wird, und es giebt furchtsame Gemüther, die da meinen, es könnte ein tödtliches Magenverderben die Folge seyn. Doch verlassen wir das gegebene Bild, um uns in die Sprache des gewöhnlichen Lebens zu versetzen, so müssen wir behaupten, daß es sich jetzt am Sudlesch und Indus nicht um den Besitz einer Provinz mehr oder weniger handelt, sondern um die Sicherheit und Befestigung der britischen Macht in Ostindien, ja wahrscheinlich um einen Weltkampf zwischen zwei Mächten, deren eine durch die Civilisation, deren zweite durch den Mangel derselben gewaltig ist. Bei der Wichtigkeit dieses Kampfes und seiner Folgen, und bei der großen Theilnahme, die demselben von Deutschland aus geworden ist, mag es nicht überflüssig seyn, denselben besonders von seinem Verhältnisse zur europäischen Weltstellung aus zu beleuchten. Wir müssen hierbei, einige Schritte zurückgehend, mit der kurzen Beschreibung des Schauplatzes und der gegenseitigen Kampfkräfte anfangen.

Die Silhs oder Seikhs sind nicht ein Volk, das sich durch Alterthum, Sprache und Sitten von den Nachbarn unterscheidet, und nicht ein Stamm, durch Abkunft und Begränzung von anderen Stämmen getrennt, sondern sie sind eine Religionssekte, die sich in der neuesten Zeit zur herrschenden gemacht. Um 1500 trat ein Prophet in der Gegend von Lahore auf, Nenek (Nanak) genannt, und lehrte eine geläuterte Tugendreligion, in welcher sich die Diener des Brahma und die Muhammedaner die Hände reichen sollen. Seine Anhänger nannten sich Sikh, d. h. „Jünger". Sie waren meist Hindu's oder Muhammedaner, und ihre Zahl wuchs so heran, daß sie in ihrer Glaubensstärke und ihrem Fanatismus nicht nur alle blutige Verfolgungen von Seiten der Regierungen überlebten, sondern selbst die Regierung an sich rissen und, obgleich kaum eine Million Seelen stark, doch das Pendschab mit Kaschmir, Pescheraw und mittelbar Ladak, 8000 Quadratmeilen mit ungefähr 6 Millionen Einwohner, beherrschen. Man sieht, ihr Verhältniß zu den Landeseinwohnern ist etwa wie das der ehemaligen Wechabiten in Arabien, der Türken in Griechenland und gewissermaßen wie das der Engländer in Irland. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Reich der Silhs in 12 Theile (Misals) zerfallen, deren jeder von einem unabhängigen Fürsten (Sirdar) beherrscht war, aber schon war der Psammetichus für diese Dodekarchie geboren. Rundschit Singh vereinigte nach und nach durch List und Gewalt die Misals unter seinem Scepter und machte im Norden, Osten und Westen Eroberungen. Wie Psammetichus mit den gebildeteren Fremdlingen aus Griechenland Freundschaft hielt, um sich dadurch gegen das eigene Volk zu halten, so that es auch R. mit den Engländern, denen er aber wenig traute und wenig Gutes gönnte. Er öffnete vielmehr früh sein Ohr den Einflüsterungen Rußlands und seine Regimenter französischen Offizieren, die sein Heer bildeten, ausbildeten und es zu der Höhe von Organisation und Geschicklichkeit brachten, mit der es jedenfalls zum Erstaunen seiner Sieger am Sudlesch gefochten hat. **)

Seit dem Tode Rundschit Singh's im Jahre 1839 folgten sich mehrere Maharadschas, Könige, auf dem blutbespritzten Throne von Lahore, und seit mehr als einem Jahre ist ein Kind, Dschulip Singh, unter der Regentschaft seiner Mutter, Reni (d. h. Regentin, Herrscherin), an der Spitze der Regierung, und nach den gewiß übertriebenen, jedenfalls blutig Lügen gestraften Berichten englischer Agenten ist der Hof von Lahore ein Tummelplatz der verworfensten Leidenschaften und die Reni eine Fredegunde. Wir haben durch eine freundliche Hand die Gelegenheit erhalten Einsicht von den geheimen, als Manuskript für das Parlament gedruckten India-Papers zu nehmen, worin die seit Anfang 1845 vom Major Broadfoot aus Lahore geschriebenen Berichte zur Beurtheilung der dortigen Zustände besonders wichtig sind. Broadfoot war englischer Resident in der Hauptstadt der Silhs und hatte zur Aufgabe, sich über deren Verhältnisse Auskunft zu verschaffen. Seine einheimischen Unter-Agenten haben ihn gut bedient, aber sie sind entweder selbst zu leichtgläubig gewesen oder haben seine Leichtgläubigkeit benutzt, ihm unbegründete Mittheilungen über die Verwirrung am Hofe und im Heere und über die Ungebundenheit der Königin und ihrer Großen zu machen. Diese falschen Ansichten und die dem sonst scharfsinnigen Residenten beigebrachte Meinung, daß die Silhs nicht in der Verfassung sind und nicht die Absicht haben, in die Länder der Compagnie einzufallen, trug viel dazu bei, daß Sir H. Hardinge sich wirklich überraschen ließ, und daß so große Opfer, worunter der treffliche Broadfoot selbst, gefallen sind. Diese Täuschung, und nicht bloßes Verharren in Friedensliebe, wie der General-Gouverneur vorgiebt, veranlaßte das Zaudern und die Unsicherheit seiner Maßregeln, so wie die mangelhafte Organisation der Widerstandsmittel. Aus den geheimen Depeschen selbst geht hervor, daß die Reni nicht eine Fredegunde, sondern eine Katharina ist, daß sie neben ihrem Hange zu ausschweifender Lebensweise auch Energie, Muth und Herrscher-Tüchtigkeit besitzt, und daß die Häuptlinge des Heeres und die Minister auch die Zähigkeiten besitzen, von ihren Gelagen und Orgien zu ihren Berufsgeschäften und in den Todeskampf zu eilen. *) Weder der Plan des Silhheeres noch seine Thaten zeigten Spuren von Zerrüttung und Entnervung, vielmehr waren die Führer eben so geschickt, wie die Soldaten tapfer, und mit welcher Todesverachtung die Truppen gefochten haben müssen, zeigt der Umstand, daß sich die Engländer keiner Gefangenen rühmen. **) Wenn aber die englischen Berichte die Silhs stets nur eine raub- und beutelustige Soldateska, ein aufrührerisches Gesindel, wilde Horde u. dgl. nennen, so ist das nur die Sprache, die im Munde der Feinde von Feinden üblich ist, und die auch ein Kosaken-Hetmann 1831 von den Polen gebraucht hat. Wenn wir erst die Schlachtberichte der Silhpresse haben werden, dann mögen noch manche Geheimnisse über die Thaten der beiden Heere offenbar werden. Bis jetzt haben die Silhs das Schicksal der Karthager, die siegenden Feinde schrieben auch ihre Geschichte.

II. Englands Mittel, Hoffnungen und Rechtsgründe beim Kriege.

Wir haben im Vorigen gezeigt, daß die Silhs keine so verächtliche Feinde sind, oder vielmehr sie selber haben es in den Schlachten von Mudki und Firoschah gezeigt. Die britische Regierung sieht dies auch ein, sie schickt bedeutende Verstärkung nach dem Morgenlande und spricht sanftmüthig im Abendlande mit den anmaßenden Söhnen jenseits des Oceans. Weiche Gemüther gingen in ihrer Ueberschätzung der feindlichen Macht aber so weit, daß sie fürchteten, die Silhs seyen schon im Anmarsche nach Delhi, ganz Hindostan werde sich erheben, das verhaßte Joch der Fremdlinge abzuschütteln, und der Verlust des ganzen Reiches sey gar nicht jenseits der Gränzen der Möglichkeit. Thörichte Furcht und Unkunde! Die Silhs könnten noch dreimal so zahlreich, noch besser geführt und noch tapferer seyn, die Briten andererseits könnten im Kriege mit Amerika und anderen Völkern seyn, und dennoch wür-

*) Der Artikel in Nr. 28 des Magazins trifft zwar mit diesen einleitenden Betrachtungen in manchen Stücken zusammen, doch wird die Wiederholung einiger Data um so gerechtfertigter erscheinen, als sie hier im Zusammenhange mit einer Uebersicht der Politik der beiden in Asien konkurrirenden europäischen Mächte gegeben werden.

**) Im Jahre 1843 waren folgende höhere Offiziere aus der Napoleonischen Schule in Lahore: Generale Ventura (geborner Modenaser jüdischer Religion) und Court, die Obersten Mouton, Lafaitur und Steinbeck (Steinbach, welcher in Nr. 28 als Schriftsteller über Pendschab angeführt ist?) und mehrere Andere, deren Namen mir nicht bekannt sind. Mouton soll jetzt der faktische Oberbefehlshaber seyn, indessen sagen die geheimen Depeschen Hardinge's, daß ein Engländer, Namens Gardener, der sich aber für einen Amerikaner ausgiebt, die Silhs anführe.

*) Vielleicht passen die Ausdrücke, welche die Engländer auf die Reni der Silhs anwenden, mit Ausnahme der Energie ꝛc., besser auf eine südeuropäische Reni und ihren Hof.

**) Wir haben in keinem Blatte diesen Umstand hervorgehoben gefunden, und doch ist er sehr wichtig zur Beurtheilung des Charakters dieser so sehr verschiedenen Silhs.

den die Sikhs bald Unterthanen der Compagnie werden. Und wenn sie vor Kalkutta stehen, nachdem sie ganz Vorder-Indien erobert, so mag die britische Regierung doch die öffentlichen Gebäude und Güter von Lahore als ihr Eigenthum versteigern lassen, so wie die Römer das Feld in der Nähe der Hauptstadt öffentlich ausboten, auf welchem in demselben Augenblicke Hannibal mit seinem Heere stand. Man müßte blind gegen die unermeßlichen Hülfsquellen Englands und gegen den Charakter seiner Politik seyn, wenn man einen Augenblick glauben könnte, es werde um den Besitz Indiens ernstlich durch den jetzigen Krieg besorgt seyn oder gar den Verlust desselben ertragen. Außer Englands Reichthum an Geld, Kriegsmaterial und Genie im Allgemeinen, hat es in Indien neben seinen europäischen Soldaten nicht weniger als 330,000 eingeborene Truppen, Sipois, welche von europäischen Offizieren befehligt, wohl disziplinirt und wohl in Garnisonen vertheilt sind. Was aber die Treue dieser Sipois betrifft, so ist sie über alle Besorgnisse erhaben, denn die meisten dieser Truppen sind erst durch ihren jetzigen Stand über die Gränzscheide der niedrigen Kasten gehoben worden, und Alle, sowohl Offiziere als Gemeine, haben eine ewige Pietät gegen den englischen General und die Regierung, unter welcher sie dienen und dienten.*) Die Sipois würden ohne Bedenken tapfer gegen ihre Landsleute, Hindu's und Muhammedaner, fechten, um wie viel mehr gegen die verhaßten Sikhs, welche als Abtrünnige und Ketzer tödlich verabscheut werden. Dieser Haß gegen die Sikhs, welcher besonders glühend bei den Afghanen ist, giebt auch den Engländern einen mächtigen Bundesgenossen in allen Einwohnern Indiens und selbst im Pendschab, wo † nicht zur Sikhpartei gehören und welche dem britischen Sieger als Befreier entgegenkommen werden. Die Sikhs selber haben durch ihre bisherige Politik den Briten den Krieg erleichtert. Das alte „divide et impera" findet bei den Stämmen des Morgenlandes und in Afrika keine Anwendung, vielmehr muß umgekehrt gesucht werden, dieselben vereinigt zu finden, damit sie durch einen Schlag unschädlich gemacht werden. Wie kläglich, ja verächtlich ist die Kriegsmethode der Franzosen in Afrika, wo sie mit ihren Razzias den Krieg gegen einzelne elende Zelte verewigen, sich von Abdelkader durchs ganze Land jagen lassen, sich zu Grunde richten und nach 15 Jahren noch nicht einmal 3 Stunden vor den Thoren Algiers sicher sind. Die Engländer haben in Ostindien bei so großen Eroberungen niemals so lange und mit solchem Kostenaufwande einen Feind vor sich gehabt, und wohlweislich haben sie den Rundschit Singh alle Sirdars unterwerfen und Eroberungen machen lassen, um so ohne große Mühe auf einmal ein Land von 8000 Quadratmeilen zu erobern, statt sich mit elenden Häuptlingen jahrelang herumzuschlagen.**) Während diese Worte unter der Presse sind, mögen die Engländer in Lahore einziehen oder schon die Nachricht ihres Einzuges in Europa angekommen seyn, und ist beides nicht der Fall, so wird man doch gewiß bald von der Unterwerfung des Feindes hören.***)

Die Rechtsgründe der Engländer wird schwerlich der geschickteste Advokat in gleiche Linie mit ihren Mitteln und Hoffnungen stellen können. Es sind die Rechte des Stärkeren gegen den Schwächeren, die Rechte des Eroberers, wie sie in der Weltgeschichte geltend gemacht worden vom Jahre 753 vor Christo an bis Anno 1846, wo stets der spätere Starke dem früheren Starken das unrechtmäßig Eroberte wieder unrechtmäßig abnahm, aus keinem anderen Rechte, als mit den Worten des Dichters:

„Du hast uns lange satt gekauft,
Man wird dich wieder kaufen, Schuft."

Die Sikhs hätten das Recht, Schottland und Wales zu erobern, wenn sie nur stark genug dazu wären; die Kabylen hätten das Recht, die Provence in Besitz zu nehmen, wenn sie nur stark genug wären; da aber Sikhs und Kabylen nicht so stark sind wie Engländer und Franzosen, so müssen sie sich auch gefallen lassen, beraubt zu werden. So wollte es die politische Philosophie aller Zeiten, und besonders wenn man schon „so viele Kameele verschluckt hat", da wird das Verschlucken zur zweiten Natur, und eine gebratene „Fliege", die fliegt dann von selbst in den Mund. Die Engländer haben also von Seiten unserer sittlichen Anschauungsweise dasselbe Recht auf ganz Ostindien, Afghanistan, Kabul und später auf Persien und Vorder-Asien, welches der Löwe auf die Haut und das Fleisch des Lammes hat. Glücklicherweise läßt sich zur Vertheidigung Englands noch sagen, daß die Sikhs gerade keine Lämmer sind, und daß sie selber aus Raub und ungerechten Eroberungen ihre Länder zusammengerafft haben, und daß sie die Angreifer sind. Auch ist ja im Namen der Civilisation, wenn auch nicht im Namen des strengen Besitzrechtes, zu wünschen, daß Britaniens Banner auf den Zinnen Lahore's wehen mögen. Bildung, Gerechtigkeit, ja Kunst und Wissenschaft werden dann in einem Lande thronen, wo bis jetzt nur Gewaltthat, Rohheit und Aberglaube herrschen. Wie tief aber die Sikhs noch im Aberglauben versunken sind, das zeigen die Depeschen Broadfoot's aus Lahore. †)

*) Seit Anfang der Herrschaft Englands in Ostindien haben vielleicht vier oder fünf Empörungen unter den Sipois stattgefunden, und zwar nur in einzelnen Regimentern. In England selbst waren viel mehr solcher Aufstände. Es dienen im Heere Parias sowohl als Braminen, die früher Verstoßenen sind geachtete Männer, und die früher herrschende Kaste findet jetzt ihren Ruhm darin, mit dem Paria unter demselben Zelte zu schlafen und sich neben ihm aufzureiben.

**) Nach dem, was seit einiger Zeit in Algier vorgeht, wo der schwache Häuptling ein französisches Heer von 100,000 Mann von einem Ende des Küstenlandes zum anderen sprengt und es durch ermüdende Märsche aufreibt, wird man zu der Meinung veranlaßt, daß es besser gewesen wäre, Abdelkader zum König von Nord-Afrika zu machen. Man hätte ihn dann mit 100,000 Franzosen gewiß eher besiegt als jetzt.

***) Ein neuer Sieg ist wenigstens erfochten worden.

†) Kurz vor dem Ausbruche des Krieges verbrannten sich die Frauen des Maharadscha auf dem Scheiterhaufen; die Astrologen bestimmen den Marsch des Heeres ꝛc.

Ehe wir uns zu einer allgemeinen Betrachtung über die Stellung Englands zu Mittel-Asien durch den Besitz des Pendschab wenden, müssen wir noch einige Worte über die großen Vortheile äußern, welche dieses Land der Compagnie und dem Reiche gewährt. Sie sind vielfacher Art. Als den größten politischen Vortheil müssen wir es bezeichnen, daß mit dem Pendschab das ostindische Reich seine stärksten Naturgränzen gewinnt, und zwar gerade da, wo noch der erheblichste Feind steht: im Nordosten und Norden die Riesenberge des Himalaya und Hindukusch und im Westen den Indus. Ostindien hat dann im Süden und Westen Wassergränzen, die in den Händen des meerherrschenden England unüberwindliche sind; im Osten und Norden schwache Barbaren und das gedemüthigte China*); nur im Nordwesten waren noch schwache Punkte, indem die Sikhs nicht nur mit eigener Macht leicht ins Reich fallen, sondern sich auch dem Einflusse Rußlands hingeben konnten und über Persien und Afghanistan die Freunde herbeizuführen im Stande waren. Dieses Thor wird nun geschlossen werden, und wenn Rußland noch einen angreifenden Versuch zu machen denkt, so wird es ihn landwärts von Sibirien aus über China machen müssen. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände hat von jeher die Geschichte des großen Inselvolkes begleitet, und so ist es auch wieder hier. Gerade die Naturreichthümer an Eisen und Kohlen, welche den Schoß des heimischen Bodens segnen und Britanien zur jetzigen Höhe zu heben verhalfen, gerade diese Naturstoffe finden sich bis zur Unerschöpflichkeit im Pendschab. Welche Aussichten also für Engländer, die Alles in Gold zu verwandeln wissen! Bald wird der Indus mit Dampfböten bedeckt seyn, die bis zu den Pässen der Hochgebirge europäische Waaren bringen, bald wird das Fünfstromland ein neues England seyn, wo überall Bergwerke, Fabriken und tausend nützliche Anlagen entstehen; ohnedies sind die Einwohner von Kaschmir und Multan von Alters her als gewerbfleißige und kunstvolle Weber berühmt; England wird hier neue Reichthümer schöpfen und neue Reichthümer verbreiten, die Stätten, wo sich wilde Krieger herumtummelten, werden Wohnsitze der Kultur und des Wohlstandes werden, und die Rivale werden ohne Waffen, durch das Uebergewicht der Industrie, besiegt werden.

England.

Charles Dickens (Boz) in Frankreich.

(Schluß.)

Das Essen ist angerichtet: Klare Brühe und ein großes Brod für einen Jeden, ein Fisch, gebratenes Geflügel und dann das Dessert. Wein im Ueberfluß. Die Gerichte sind nicht eben zahlreich, aber sehr schmackhaft, und man erwartet nichts mehr danach. Als es fast Nacht ist, tritt der wackere Courier — nachdem er mit seinen letzten Pfeffergurken zu Ende gekommen ist — ins Zimmer und schlägt uns vor, die Kathedrale zu besuchen, deren massive Thürme ihren Schatten in den Hof unseres Hotels werfen. Wir gehen und finden ein weitläuftiges und, weil es dunkel ist, feierliches Gebäude. Es wird ganz finster, und höflich zündet der alte Sakristan ein kleines Wachslicht an, um uns unter den Gräbern und Pfeilern zu leuchten, wobei er nicht schlecht einem verirrten Gespenste gleicht, das seine eigene Person sucht.

Wir kehren zurück. Auf dem Balkon verzehren die niederen Diener des Hotels an einem großen Tische unter freiem Himmel ihr Abendbrod. Das Mahl besteht in Fleisch und Gemüse und ist in derselben eisernen Pfanne aufgetragen, in der es gekocht wurde. Sie haben einen großen Krug Wein vor sich und scheinen sehr froh — froher, als der Herr mit dem rothen Bart, der im Saale links Billard spielt, in dem wir durchs Fenster Schatten mit Queues bewaffnet und mit Cigarren im Munde sich hin und her bewegen sehen. Der Pfarrer ist noch da, der magere Pfarrer, der mit seinem Brevier und seinem Regenschirm auf- und abgeht. Er geht noch, und der Lärm der Queues und Bälle verhallt, lange nachdem wir bereits eingeschlafen sind.

Wir erwachen um sechs Uhr Morgens. Ein köstlicher Tag! die Sonne beschämt unseren Wagen wegen des Kothes, mit dem er sich gestern beschmutzt hat .... wenn sich überhaupt ein Wagen in einem Lande schämen kann, wo niemals Wagen gereinigt werden .... Wir beenden unser Frühstück, als die Pferde von der Post kommen und ihre Glöckchen klingen lassen. Man bringt auf den Wagen zurück, was man herausgenommen hatte. Der wackere Courier zeigt an, daß Alles bereit sey — nachdem er sämmtliche Zimmer durchsucht, um sich zu überzeugen, ob auch nichts liegen geblieben. Jeder nimmt seinen Platz ein. Alle Personen, die zum Hotel gehören, sind wiederum entzückt. Der wackere Courier bringt ein Paket mit kaltem Braten, Schinken, Brod und Zwieback zum zweiten Frühstück (lunch), und nachdem er es uns in den Wagen gegeben, läuft er weg, um noch etwas zu holen.

Was hat er diesmal in der Hand? Etwa wieder Gurken? Nein, ein langes Blatt Papier — die Rechnung.

Heut Morgen hat der wackere Courier zwei Gürtel, einen, an den die Börse befestigt ist, einen anderen, an dem eine Art von Lederflasche hängt, die bis zum Halse mit dem besten Bordeaux-Wein des Hotels gefüllt ist. Er dingt nie bei der Rechnung, bevor diese Flasche voll ist; dann macht er seine Ausstellungen.

Und er macht sie diesen Morgen mit besonderer Heftigkeit. Er ist immer

*) Die Sikhs haben mit China gemeinschaftlich das kleine Königreich Ladak als Schutzherren beherrscht, künftig wird England durch Erbschaft also hier mit China zusammenkommen.

noch der Bruder unſeres Wirthes, aber ſein Stiefbruder von mütterlicher oder väterlicher Seite. So nahe wie geſtern ſind ſie nicht mehr verwandt. Unſer Wirth kratzt ſich hinter den Ohren. Der wackere Courier zeigt ihm gewiſſe Zahlen auf der Rechnung und betheuert, wenn ſie da ſtehen blieben, ſo würde der „goldene Thaler" bald ein kupferner werden. Der Wirth geht in ſein Comtoir. Der wackere Courier folgt ihm, giebt ihm mit Gewalt die Rechnung und eine Feder in die Hand und ſpricht raſcher als jemals. Der Wirth macht eine Veränderung, der Courier einen Scherz. Der Wirth iſt verbindlich, aber ohne Schwäche; er bewahrt ſeine Menſchenwürde. Er reicht ſeinem wackern Bruder, dem Courier, die Hand, aber er umarmt ihn nicht mehr. Er liebt ſeinen Bruder zwar noch immer, denn er weiß, daß dieſer eines Tages dieſelbe Reiſe mit einer anderen Familie machen und möglicherweiſe ſich dann ſein Herz für ihn von neuem entzünden wird. Der wackere Courier macht die Tour rings um den Wagen, prüft die Felleiſen, unterſucht die Räder, ſchwingt ſich auf ſeinen Platz, giebt den Befehl zum Abfahren, und der Wagen ſetzt ſich in Bewegung.

Es iſt Markttag. Der Markt wird auf einem kleinen Platze vor der Kathedrale abgehalten; es bewegt ſich da eine ungeheure Menge von Männern und Weibern in Blau, Roth, Grün und Weiß. Die Landleute ſind um ihre niedlichen Körbe gruppirt; hier in den Buden, die wie kleine Zelte ausſehen, ſtehen die Krämer, dort die Eier-, die Butter-, die Fruchthändler, da die Schuhputzerjungen — kurz der Platz läßt ſich ganz gut mit der Scenerie eines großen Theaters vergleichen, wenn der Vorhang aufgeht und das Ballet anfangen ſoll. Auch die Kathedrale iſt eine ſchöne Decoration; verwitternd, ernſt, theilnahmlos ſteht ſie neben dem kleinen Treiben, kaum daß ſie einige rothe und gelbe Lichtſtrahlen auf das Pflaſter wirft, als die Morgenſonne freundlich durch die gemalten Scheiben blickt.

Nach fünf Minuten kommen wir an einem eiſernen Kreuze vorbei, vor dem man einen Betſtuhl aus Raſen gebaut hat. Jetzt haben wir die Stadt im Rücken, und um uns wirbelt der Staub der Landſtraße.

II. Lyon. — Die Rhone. — Die Herr von Avignon.

Chalons iſt eine Stadt, in der ihr gern Halt machen möchtet wegen ihres guten Wirthhauſes am Ufer der Saone und der kleinen roth und grün bemalten Dampfſchiffe, die den Strom herunterfahren — ein Schauſpiel, das euren Blick erfreut, nachdem ihr einen langen ſtaubigen Weg zurückgelegt habt. — Wenn ihr aber nicht gern mitten in einer weiten Ebene wohnt, auf welcher ihr höchſtens unvollſtändige Pappel-Alleen findet, die wie Kämme ausſehen, denen mehrere Zähne fehlen — wenn ihr euch nicht darein fügen könnt, keinen Berg zu ſehen und nichts Anderes zu beſteigen, als eine Treppe, ſo werdet ihr nicht in Chalons bleiben wollen.

Stets aber werdet ihr, glaube ich, Chalons Lyon vorziehen, wohin ihr auf einem jener Dampfſchiffe, von denen ich eben geſprochen habe, in acht Stunden gelangen könnt.

Welche Stadt iſt Lyon! Es giebt gewiſſe unglückliche Zuſtände, in denen die Leute ſagen, es ſey ihnen, als wären ſie aus den Wolken gefallen. Hier ſcheint eine ganze Stadt aus der Höhe herabgekommen, das heißt, wie ein Haufen Steine, der in irgend einer ſandigen Steppe aufgerafft und hierher geworfen werden iſt. Die beiden großen Straßen, die von den beiden großen Flüſſen Lyon's durchſchnitten werden, und alle kleinen, die in ſie münden, ſind häßlich, ſchmutzig, dumpfig; die hohen großen Häuſer erſchrecklich unrein, verfault wie alter Käſe und eben ſo bevölkert. Dieſe Häuſer enthalten ganze Schwärme von Bewohnern, und was für welche! Wahre Menſchenlarven ſehen wir an den Fenſtern, die ihre Lumpen auf Stangen zum Trocknen aufhängen, oder ſie drängen ſich durch die Hausthüren, die Einen heraus, die Anderen hinein, oder ſie kriechen unter Waarenballen umher. Sie leben, ſcheint es, — oder vielmehr ſie ſterben nicht — unter der Glocke einer Luftpumpe. Schmelzt alle Fabrikſtädte in eine einzige zuſammen, und ihr habt kaum eine Idee von Lyon, wie es ſich mir darbot; ich ſah dort — oder glaubte, daß ich es ſah — das Elend aller unſerer Fabrikſtädte in einer einzigen fremden Stadt zuſammengehäuft. Der Eindruck, den der Aufenthalt in Lyon auf mein Auge, Ohr und meine Naſe machte, war ſo unangenehm, daß ich mir lieber einen Umweg von mehreren Meilen gefallen laſſen, als noch einmal Lyon wiederſehen möchte.

Als die Kühle des Abends nahte, beſuchten wir die Kathedrale und fanden dort ein Paar alte Frauen und einige Hunde in Beſchaulichkeit daſitzen. Wir ſahen in Betracht der Reinlichkeit kaum einen Unterſchied zwiſchen dem Pflaſter der Straße und dem der Kirche. Man zeigte uns einen Heiligen aus Wachs, der auf einer Art Pritſche unter einer Glasglocke lag. Madame Tuſſaud, der Curtius von Leiceſter-Square, würde ihn nicht unter ihren Figuren mögen und Weſtminſter-Abbey ſich ſchämen, ihn unter den ſeinigen zu haben. Wollt ihr den Bau der Kathedrale oder irgend einer anderen franzöſiſchen Kirche kennen lernen, ihre Geſchichte, ihre Größenverhältniſſe, ihre Beſitzungen, ſo macht es wie ich, leſet es im „Führer des Reiſenden", der von Murray herausgegeben iſt — und ihr werdet, wie ich, befriedigt ſeyn.

Dies Buch könnte mich auch der Mühe überheben, von der merkwürdigen Uhr der Lyoner Kathedrale zu ſprechen, wenn ich nicht einen Bock eingeſtehen müßte, den ich bei Betrachtung dieſes Kunſtwerks geſchoſſen habe. Der Sakriſtan wollte es uns ſchlechterdings zeigen, theils zur Ehre der Kirche und der Stadt, theils vielleicht auch, weil es das Kapital war, das ihm ſeine Nadelgelder abwarf. Wie dem auch ſey, die Uhr wurde in Bewegung geſetzt: eine Menge von Thüren öffneten ſich, unzählige kleine Figuren kamen wackelnd hervor und gingen zitternd zurück mit jener Unſicherheit des Schrittes, die Figuren an Uhrwerken gewöhnlich haben. Währenddeß erklärte uns der Sakriſtan alle dieſe Wunder und zeigte uns eines nach dem anderen mit einem Stäbchen. In der Mitte ſtand eine Puppe, welche die heilige Jungfrau vorſtellte, und ganz dicht neben ihr war ein Thürmchen, aus dem plötzlich eine andere Figur hervorſchnellte und, nachdem ſie die komiſchſten aller Verbeugungen gemacht hatte, ſich alsbald, wie beläubt von dem Anblick der Mutter Chriſti, zurückzog und mit Gewalt ſein Thürchen wieder zuſchlug. Ich hielt dies für eine Allegorie von dem Siege der Tugend über die Sünde, und da ich unſerem Führer zeigen wollte, daß ich die Sache begriff, rief ich unbeſonnener Weiſe: „Ah, das iſt der Teufel, der hat raſch zum Rückzug geblaſen!" — „Verzeihung, mein Herr", antwortete der Sakriſtan mit einer höflichen Geberde nach dem Thürmchen hin, als wenn er ſich Jemandem empfehlen möchte, „das iſt der Engel Gabriel!"

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch fuhren wir die reißende Rhone hinunter mit der Geſchwindigkeit von zwanzig unſerer Meilen in der Stunde auf einem ſehr ſchmutzigen Dampfſchiff, das mit Waaren beladen war, und in Begleitung von drei bis vier Paſſagieren. Unter ihnen war der merkwürdigſte ein alter, ſchwacher Ritter der Ehrenlegion, ein bedeutender Knoblaucheſſer und überaus höflich. In ſeinem Knopfloch trug er ein rothes Band, das er geknüpft hatte, als wollte er ſich ein Zeichen machen, um etwas nicht zu vergeſſen, gerade wie Tom Noody in einer engliſchen Farce Knoten in ſein Schnupftuch macht.

Seit zwei Tagen hatten wir große dunkelbewaldete Hügel geſehen, die erſten Anfänge der Alpen, die ſich fern in die Ausſicht verloren. Als wir die Rhone hinabfuhren, ſtreiften wir dieſe Höhen, manchmal berührten wir ſie faſt, manchmal waren wir nur durch einen Weinberg von ihnen getrennt. Die Landſchaft wechſelte unaufhörlich. Da hingen Städtchen und Dörfer unter Olivenbäumen an den Bergwänden, oder Wolken ſenkten ſich langſam auf die Abhänge, Schlöſſer niſteten auf allen Höhen, und einzelne Häuschen bargen ſich in dieſer oder jener Schlucht. Hütten, Häuſer, Schlöſſer, Alles ſah aus, wie en miniature gearbeitet, und ſtach durch ſeine Weiße gegen die braunen Felſen und das nackte Grün der Oliven zierlich ab; auch das Volk, das ſich zwiſchen den Wohnungen bewegte, erinnerte an die Bewohner des Reiches Lilliput. Wir fuhren durch eiſerne und ſteinerne Brücken, unter anderen auch durch die berühmte Heiligegeiſt-Brücke mit ſo und ſo viel Bogen. Rechts und links ließen wir berühmte Weinſtädte liegen, darunter Valence, wo Napoleon die Artillerie-Schule beſuchte, und eine Folge von ſchönen Gegenden, die mit jeder Krümmung des edlen Fluſſes wechſelten.

Endlich, am Nachmittage, ſahen wir die verfallene Brücke von Avignon und die Stadt ſelbſt, die in der Sonne briet, mit ihren vergoldeten Wällen und Thürmen. — Ueberall ſahen wir Rebengewinde und blühenden Lorbeer. Die Straßen ſind alt und eng, aber ziemlich reinlich und durch Leinwand beſchattet, die von einem Hauſe zum anderen geſpannt iſt. Unter dieſem Schutze breiten die Kaufleute ihre Koſtbarkeiten aus, ihre Bilderrahmen, ihre antiken Tiſche und Stühle, ihre verräucherten Heiligenbilder, Engel und Madonnen ... ein langer Baſar, deſſen Anblick euch unterhält. Von Zeit zu Zeit auch könnt ihr durch halboffene Thüren in ſchweigende Höfe einen Blick werfen, wo düſtere Häuſer, wie die Gräber, ſchlafen. Ich dachte an eine der Schilderungen aus „Tauſend und einer Nacht" und hätte mich nicht gewundert, wenn die drei einäugigen Kalender an dieſe Thüren geklopft hätten und bei den drei Damen von Bagdad eingelaſſen worden wären.

Am anderen Tage nach dem Frühſtück gingen wir aus, um die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen. Es wehte eine ſo köſtliche Luft, daß der Spaziergang wahrhaft erquickend war, obwohl ſich Pflaſter und Mauern ſo heiß anfühlten, daß man nicht lange die Hand darauf halten konnte.

Wir gingen zuerſt durch eine aufſteigende Straße nach der Kathedrale, wo man vor einem Auditorium, das dem in Lyon ſehr ähnlich war, die Meſſe las, nämlich vor wenigen alten Frauen, einem kleinen Kinde und einem Hunde, der mit der größten Sicherheit und einer methodiſchen Regelmäßigkeit, ſo lange die Meſſe dauerte, vom Altargitter nach der Thür und von der Thür zum Altargitter lief. Die Kathedrale iſt eine alte Kirche; die Gemälde an den Wölbungen ſind durch die Zeit und Feuchtigkeit ſchrecklich verwittert, aber die Sonne glänzte blendend durch die rothen Vorhänge der Fenſter, erleuchtete die Verzierungen des Altars und verbreitete jenes milde Licht, wie es zum Innern einer Kirche ſtimmt.

Ganz nahe der Kathedrale iſt der alte Palaſt der Päpſte, von dem ein Theil heute in ein Gefängniß, der andere in eine Kaſerne umgewandelt iſt. Eine düſtere Reihe von verſchloſſenen, öden Prunkſälen iſt das einzige Ueberbleibſel der alten Größe, wie ein königliches Skelett einen großen Monarchen überlebt; aber wir wollten weder die Säle, noch das Gefängniß, noch die Kaſerne ſehen — obgleich wir einige Geldſtücke in den Almoſenkaſten der Gefangenen warfen, während dieſe uns gierig durch ihre hohen vergitterten Fenſter betrachteten. Wir zogen es vor, die ſchreckenvollen Räume aufzuſuchen, in denen einſtmals die Inquiſition gehauſt hatte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Literariſche Notizen aus Frankreich.

Der Feuilletoniſt Gautier.

Théophile Gautier hatte vor einiger Zeit in ſeinen „Grotesques" eine Reihe von verkannten literariſchen Größen, von Männern, die zwar nicht

ohne Talent waren, aber die wegen ihres Strebens nach dem Abenteuerlichen mehr ein ephemeres Aufsehen, als einen anhaltenden literarischen Ruf in Anspruch nehmen können, ans Licht gezogen. Eine Art von Sympathie mit diesen Hofnarren der Literaturgeschichte hatte ihn zu dieser Arbeit getrieben, welche für das Verständniß der Entwickelung des französischen Geistes nicht ohne Interesse ist. Wir meinen, Gautier habe eine gewisse Gemeinschaft mit den grotesken Charakteren, welche er an uns vorüberführt. Er gefällt sich in leichtfertigen Kapriolen und Sonderbarkeiten. Dies zeigt sich bei ihm in der Wahl des Stoffes, in der Abfassung und zum Theil selbst in den Titeln seiner Werke, welche das Haschen nach dem Ungewöhnlichen an der Stirn tragen. Sein Stil ist schimmernd und in einzelnen Partieen, besonders wo es sich um Schilderungen handelt, sehr anziehend; nur hier und da wird man zurückgeschreckt durch allzu schnörkelhaftes Phrasenspiel und durch eine ermüdende Anwendung alterthümlicher, ungebräuchlicher Ausdrücke.

Dieses Behagen am Roccoco zeigt sich auch wieder in seinem neuesten Produkte, welches übrigens wieder manche hübsche Scene enthält, die unmittelbar aus dem Leben gegriffen ist. Der Titel desselben lautet „Zigzags" und verspricht ein buntes Gemälde zweckloser Irrfahrten. Der Verf. schildert uns mit vielem Humor und zum Theil mit blendenden Farben seine Züge im Zickzack (zigzagués) nach Belgien, nach London, und selbst das oft geschilderte Leben Venedigs muß seine Beisteuer an Abenteuern liefern, die mit launenhaften Bemerkungen und Paradoxen aller Art gewürzt sind.

Balzac und Leon Gozlan.

Von allen Gattungen der Literatur, welche von französischen Schriftstellern gepflegt werden, erfreut sich keine eines größeren Beifalls, als die ungekünstelten Schilderungen des alltäglichen Lebens, wie es sich in seinen wandelbaren Gestaltungen in Paris darbietet. In dieser unmittelbaren Auffassung der gesellschaftlichen Willkürlichkeiten, deren sonderbare Gesetze stets von der Laune des Augenblicks umgestaltet werden, sind die Franzosen Meister. Dies ist die Glanzseite ihrer modernen Literatur, welche durch Leichtigkeit und zum Theil selbst Leichtfertigkeit der Darstellung mit der Steifheit des früheren Wesens in einen grellen Gegensatz tritt. Unter den zahlreichen Erscheinungen auf dem Gebiete der literarischen Genremalerei wollen wir hier zwei kleine Werke hervorheben, welche schon um ihrer Verfasser willen einige Beachtung verdienen. Es sind dies die „Petites misères de la Vie conjugale" von Balzac und die „Petits Machiavels" aus der Feder des beliebten Novellisten Léon Gozlan. Schon die Titel pflegen bei Productionen dieser Art einer gewissen Mode unterworfen zu seyn; so regnete es vor einigen Jahren eine ganze Fluth von kleinen Werken, welche alle den Titel „Physiologies" führten, und jetzt droht nun der günstige Erfolg der „Petites misères de la Vie humaine", eine gleiche Masse von Nachahmungen hervorzurufen. Balzac gehört zu den gewandten Tagesschriftstellern, welche sich schnell dem Verlangen der Buchhändler zu fügen wissen, und so hat er in seiner Schilderung der ehelichen Leiden ein Werkchen geliefert, welches man schon einmal der Durchlesung würdigen kann. Wenn man es aber mit der geistreichen „Physiologie du mariage" desselben Verfassers vergleicht, so muß man seinen Werth, was Reichthum des Gedankens und Feinheit der Anlage betrifft, viel geringer anschlagen.

Léon Gozlan hat sich besonders durch seine „Tourelles de la France", in denen er das galante Posleben der französischen Könige schildert, bekannt gemacht; dann hat er sich auch auf der Bühne mit Erfolg versucht, so daß man von ihm sagen kann, daß er zu den geachtetsten Federhelden des Tages gehört. Sein neuestes Erzeugniß, dessen Titel wir oben angeführt haben, führt uns in das Gewirr der Intriguen, deren sich ehrgeizige Diplomaten, Anfänger in der Beamten-Carrière und junge Leute, welche — wie man es nennt — sich eine Stellung machen wollen — bedienen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Dieses ganze Treiben mag an und für sich unbedeutend, nichtssagend und selbst herabwürdigend seyn; aber diejenigen, welche alle Seiten des großstädtischen Lebens auffassen wollen, dürfen es doch nicht übersehen.

G. F. G.

Mannigfaltiges.

— **Griechische Dramen in französischem Gewande.** Der Erfolg, den die Aufführung der „Antigone" auch in Paris gehabt, hat Herrn Leon Halevy (Bruder des bekannten Komponisten) veranlaßt, einige Meisterwerke der griechischen Tragiker zu übertragen und in einem französischen Gewande (d. h. in Alexandrinern, abwechselnd mit einigen anderen modernen Rhythmen) herauszugeben. *) Er hat zu diesem Zwecke den „Prometheus" des Aeschylus, die „Elektra" des Sophokles und die „Phönicierinnen", so wie den „Hippolyt" des Euripides, gewählt. Wenn man erwägt, wie viele deutsche Uebertragungen längst von allen uns überlieferten Werken der drei griechischen Tragiker vorhanden sind, so muß man sich wundern, daß die Franzosen, die sich doch rühmen, daß ihr Theater direkt an das der Alten sich reihe, jetzt erst dergleichen anthologische Versuche machen, die man dort noch für ausreichend hält, um das moderne Publikum über das „tragische Griechenland" vollständig au fait zu setzen. Vielleicht aber hat man gerade deshalb, damit keine Vergleiche zwischen den alten und den modernen Klassikern angestellt werden, bisher vermieden, die Ersteren in ein würdiges französisches Gewand zu kleiden. Ja, der Versuch des Herrn Halevy wird vielleicht mehr als alle kritische Deductionen dazu beitragen, die Täuschung, in der sich das französische Publikum hinsichtlich der Zusammenstellung Corneille's, Racine's und Voltaire's mit Aeschylus, Sophokles und Euripides befunden, augenscheinlich zu machen. Der Uebersetzer selbst hat seinem Texte einige Noten hinzugefügt, die nicht wenig zur Aufklärung des Gegenstandes in Frankreich beitragen können.

— **Kunstjünger des Auslandes in Berlin.** Nachdem Herr Vieuxtemps mit seinem dritten, am Todestage Beethoven's veranstalteten Konzerte, in welchem er das große, durch den Adel seiner Melodieen ausgezeichnete Violinkonzert des unsterblichen Meisters vortrug, vom Berliner Publikum Abschied genommen hatte, ist er am 29. März von hier nach St. Petersburg abgereist, wo er wohl noch zur rechten Zeit ankömmt, um vor dem Eintritte der griechisch-russischen Fasten einige Musik-Aufführungen veranstalten zu können. Es ging gerade ein englischer Courier, der von London gekommen war, nach der russischen Hauptstadt ab, und der edle Kunstfreund, welcher die großbritanische Regierung in Berlin vertritt, verstattete dem Künstler gern, sich dieser fördernden Gelegenheit, mit der er in sechs Tagen nach St. Petersburg gelangt, anzuschließen. Unmittelbar vor, ja fast in der Stunde seiner Abreise hatten wir noch das Vergnügen, den unübertrefflichen Geiger in einer musikalischen Matinee zu hören, die einer unserer kunstliebenden Mitbürger in seinem Hause veranstaltet hatte, wo eine Elite von musikalischen Notabilitäten (unter ihnen die Herren Graf v. Westmorland, Meyerbeer, Hiller und Andere) versammelt war. Herr Vieuxtemps wirkte zunächst in dem großen Octett von Felix Mendelssohn (für vier Geigen, zwei Celli und zwei Bratschen) mit, in welchem er die erste Violine spielte, und obwohl es lauter Virtuosen von Ruf waren, mit denen er zusammen wirkte und daher auch das Ganze mit der höchsten Vollendung vorgetragen ward, hörte man doch seine Geige, seinen Ton vor Allem, und der Ausdruck seines Spiels war es, der nicht blos vorherrschte, sondern die Seele des Kunstwerkes bildete. Außerdem trug Herr Vieuxtemps, von seiner Gattin, einer geborenen Wienerin, auf dem Pianoforte begleitet, Variationen zu einigen elegischen Stellen aus Bellini's „Nachtwandlerin" vor, die sein unendlich weiches und doch auch eben so starkes Instrument zu den ergreifendsten Abschiedstönen gestaltete. — Wir hatten übrigens bei dieser Gelegenheit auch das Vergnügen, die große Symphonie (Nr. 1) zu hören, die Herr Graf v. Westmorland für das Orchester komponirt hat und die, unter der Leitung des Herrn Kapellmeister Henning von den ausgezeichnetsten Mitgliedern der königl. Kapelle vorgetragen, einen eben so großartigen als angenehmen Eindruck macht. Man muß es in der That bewundern, wie der bekanntlich auch als tapferer General gefeierte Diplomat *) fast auf jedem Gebiete der musikalischen Kunst zuhause ist und auch fast auf jedem den Beifall der Kenner wie des Publikums zu erlangen weiß. Kürzlich sind von ihm hier drei geistliche Hymnen nach Worten der heiligen Schrift im Buchhandel erschienen **), die, für Solo und Chor mit Begleitung der Orgel gesetzt, den Charakter des englischen Kirchenstyls mit dem der deutschen Musik verbinden. Sein Oratorium, „der Raub der Proserpina", das neulich in Berlin zur Aufführung kam, reiht sich in edler Einfachheit seinem Vorbilde, dem Händelschen „Alexanderfest", auf würdige Weise an. Gleichzeitig haben wir bereits aus mehreren Opern des Lords einzelne Akte und Scenen singen hören, die einen dramatischen Eindruck zu machen nicht verfehlten, und nun lernten wir ihn auch als Symphoniendichter kennen, in welcher Eigenschaft der Komponist angenehme und melodiöse Effekte, wie er sie durch einen längeren Aufenthalt in Italien studirt hat, mit dem strengen und gelehrten Satze zu vereinigen weiß. — Wenn wir nun noch hinzufügen, daß auch die britischen Dornisten, Herren Distin (Vater und vier Söhne), das Ihrige dazu beitrugen, diese Matinee zu verschönern, so haben wir den vor unser Forum gehörenden Kunstjüngern des Auslandes den schuldigen Tribut dargebracht.

*) La Grèce tragique. Chefs-d'oeuvre d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, traduits en vers par Léon Halevy. Paris, Jules Labitte.

*) Zuletzt focht er in der Schlacht von Belle-Alliance mit, wo Engländer und Preußen zusammen kämpften.

**) Sie sind dem Herrn General-Musikdirektor Meyerbeer gewidmet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 41. Berlin, Sonnabend den 4. April 1846.

Dänemark.

H. C. Andersen.

Da dieser Dichter in Deutschland zahlreiche Freunde und Verehrer gefunden, so dürfte eine Skizze seines Lebens und Schaffens den Lesern dieses Blattes, das sich vor Jahren das Verdienst erworben, ihn zuerst bei dem deutschen Publikum einzuführen, um so willkommener seyn, als er kürzlich durch seinen Aufenthalt in Berlin und in anderen deutschen Städten auch ein großes persönliches Interesse zu erregen gewußt hat. Besonders diejenigen, denen es vergönnt war, Andersen in verschiedenen Kreisen der Gesellschaft seine Mährchen vorlesen zu hören, stimmen gewiß darin überein, daß er eine eben so geniale wie liebenswürdige Erscheinung ist. Aber nur wenn man durch Betrachtung seiner früheren Lebensverhältnisse in den Stand gesetzt wird, die Stamina und Bildungsmomente jenes eigenthümlichen Charakters aufzufinden, nur dann wird man Andersen's jetzige Erscheinung richtig würdigen können. Werfen wir darum einen Blick auf die Entwickelungsgeschichte dieses Dichters, indem wir die prägnanten Züge aus seinem früheren Leben uns vor Augen führen.

Hans Christian Andersen *) wurde am 2. April 1805 zu Odense geboren. Seine Aeltern lebten in sehr dürftigen Verhältnissen, doch war seine Mutter eine jener Naturen, die auch dem widrigsten Geschick die unbesiegbare Macht kindlichen Glaubens und den größten Entbehrungen die Fülle eines reichen Gemüths entgegenzustellen und so auch im Unglück glücklich sind. Schon bei der Taufe, wo das Kind außerordentlich schrie, tröstete ein Pathe die Mutter mit den Worten: „Je ärger es jetzt schreit, desto schöner wird's einst singen!" Dies Wort ist seitdem prophetisch geworden, aber ehe es in Erfüllung ging, mußte das arme Kind noch unendlich viel leiden. Die ersten Tage der Jugend verflossen zwar unter meist angenehmen Eindrücken — so erinnert sich der Dichter mit wahrer Freude seiner lieben Großmutter, bei der er oft halbe Tage lang im Garten unter Blumen spielte, und eben so lebhaft jener Winterabende, wo er in den Spinnstuben auf die Mährchen und Gespenstergeschichten so eifrig lauschte, daß er ganz abergläubisch wurde und bis in spätere Zeiten jene Eindrücke nicht aus der Seele verlor.

Aber auf diese Rosentage der Kindheit folgten bald ernste und bittere Erfahrungen. Zunächst starb der unglückliche Vater, und der verwaiste Knabe kam zu der Wittwe eines Pfarrers in Pflege. Hier hörte er die Gedichte des verstorbenen Predigers von dessen Hinterbliebenen mit größter Liebe und Ehrfurcht vorlesen, und dadurch kam er zuerst auf die Idee, auch ein Dichter zu werden. Er schrieb sofort, unter großer Anstrengung, eine mit Bibelversen reichlich versehene Tragödie, worin sämmtliche Personen ihr Leben lassen mußten. Dieser erste Versuch fand aber zum Theil so schlechte Aufnahme, daß der arme Junge die ganze Nacht durch weinte und seine Mutter ihm noch dazu mit Schlägen drohte, wenn er solchen Unsinn nicht lassen wolle. Eben so war der Lohn, welchen er für seine nächsten poetischen Produkte ärndtete, fast nichts als Hohn und Kummer und Thränen.

Dennoch haben wir, diesen traurigen Jugenderinnerungen gegenüber, auch einiger anderen Erlebnisse zu gedenken, die wir aus des Dichters eigenem Munde vernahmen und die eben so erfreulich wie für Psychologie interessant sind.

Der etwa sechsjährige Knabe zog während der Aerndtezeit häufig mit anderen Kindern hinaus auf die Fluren von Odense, um Aehren zu lesen. Schon waren sie mehrere Male reich beladen nach Hause gekommen, wie einst Ruth; aber eines Tages ging es ihnen sehr übel. Statt des freundlichen Boas, der einst jener frommen Jungfrau so friedlich begegnete, kam plötzlich hinter einem Garbenhaufen hervor ein roher Knecht mit aufgehobener Peitsche und jagte die erschreckenen Kinder vor sich her. Sie entkamen glücklich, nur unser armer Hans Christian, der seiner schweren Holzschuhe wegen nicht so schnell entlaufen konnte, fiel dem bösen Manne in die Hände. Aber statt sich zu fürchten oder zu bitten, sah der Knabe, wie von einer Inspiration getroffen, dem Verfolger ruhig ins Auge, und als dieser dennoch die Peitsche schwang, rief er: „Wie darfst Du schlagen, der Herrgott sieht es ja!" Diese Worte, aus dem Munde des Kindes, machten einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß er die Hand sinken ließ und statt des Schlages dem armen Knaben den einzigen Schilling gab, den er bei sich haben mochte. Erfreut eilte der Kleine hinweg, ihn der Mutter zu bringen, und diese sprach: „Du bist ein sonderbares Kind, daß selbst der böse Mann dir gut ward!" — Ein anderes, noch eigenthümlicheres Erlebniß begegnete dem Knaben in seinem neunten Jahre. Er hatte gehört, daß Gott allwissend sey, und konnte sich das wohl mit seinem kindlichen Geist nicht ganz vorstellig machen, so daß er oft darüber grübelte. Einst stand er in der Abenddämmerung ganz allein an einem großen, mit Bäumen dicht umschlossenen Teiche. Da spricht plötzlich eine Stimme in ihm: „Jetzt könntest du Ihn narren (NB. ipsissima verba des Dichters), denn wenn du hier, in der Einsamkeit, hineinspringst, wer will's Ihm sagen und woher kann Er's wissen?" — Aber in demselben Augenblick regt sich auch die bessere Stimme im Geiste des Knaben; er glaubte, jene Worte seyen ihm vom Teufel eingegeben, und schnell macht er sich auf und eilt von dannen. — Man sieht an solchen charakteristischen Zügen deutlicher als irgendwo, wie gerade in edleren Naturen neben dem göttlichen Prinzip auch das diabolische Element auf allerlei Weise sich Zugang und Einfluß zu verschaffen sucht, und wie nur durch Versuchungen und Kämpfe hindurch der Geist den Weg zum Lichte findet.

Neben solchen Lichtpunkten des Seelenlebens hatte Andersen aber im Aeußeren sehr viel Trübes und Niederschlagendes zu erfahren. So ging er z. B. in eine Fabrik und sang den Leuten während der Arbeit mit seiner hellen und lieblichen Stimme vor, fand aber so unzarte Aufnahme bei den rohen Gesellen, daß er bald schweigen und die Fabrik verlassen mußte. Seine Mutter bestimmte ihn nun zum Schneiderhandwerk. Als sie sich aber wieder verheirathete, bekam der Knabe bis zur Confirmation noch ein paar freie Jahre, die er denn großentheils mit poetischen Träumereien und seiner Lieblingsbeschäftigung zubrachte, nämlich Shakespeare zu lesen und dessen Stücke mit selbstgemachten Pappfiguren aufzuführen. Hierdurch und überhaupt durch das Sichselbstüberlassenseyn wuchs in dem Knaben die Sehnsucht, Schauspieler zu werden. Als er daher endlich bei einem Schneider in die Lehre treten sollte, erklärte er ganz kindlich, daß ja so Viele, die eben so arm und geringer Herkunft gewesen, wie er, berühmte Männer geworden seyen, und daß er auch schon einer werden wolle. Da man dennoch zweifelte, zeigte er seine dreizehn ersparten Reichsbankthaler vor, „mit denen sich schon Etwas anfangen ließe", und dies Argument war siegreich. Man fragte nur noch eine alte Sibylle um Rath, und diese gab das Orakel: „Euer Sohn wird einst so berühmt seyn, daß die Stadt Odense ihm zu Ehren illuminiren wird!" — Solchem Ausspruch war nicht zu widerstehen — die Mutter läßt den vierzehnjährigen Knaben ziehen, obwohl sie im Stillen glaubt, daß er am Meere schon wieder umkehren werde.

Dies geschah aber nicht; der junge Andersen reiste vielmehr über Yborg und den Belt nach Seeland, und als er, kurz nach der Landung, hier am Strande sich so einsam und verlassen fühlte, daß er auf die Kniee fiel, Gott um Trost und Hülfe anzuflehen: so wurde er durch dies Gebet wunderbar gestärkt und gehoben und ging so muthig weiter bis Kopenhagen.

Hier war sein erster Gang zum Schauspielhaus, das er staunend und mit dem inbrünstigen Wunsch betrachtete, daß es doch auch für ihn einen Wirkungskreis eröffnen möchte. Aber als er nun dem Direktor des Theaters seine Neigung zu erkennen gab, fand dieser ihn zu „mager" und wollte ihm nicht einmal 100 Thlr. Gage geben, womit der fürs Schauspiel enthusiasmirte Jüngling doch „fett zu werden" versprach. Eben so ungünstig nahm ihn eine Dame auf, an die sein einziges Empfehlungsschreiben gerichtet war. Kurz, es ging ihm sehr schlecht, und als er am Abend „Paul und Virginie" aufführen sah, weinte er laut, weil er seine Liebe zur Kunst nicht eben so bethätigen könne, wie Paul die seinige zu Virginie.

In der größten Rathlosigkeit ging unser Musensohn in die Werkstätte eines Tischlers und bot sich als Lehrling an. Aber noch an demselben Tage trieb ihn die Rohheit der Gesellen, die ihm unerträglich war, von dannen, und nun leuchtete ihm endlich auch, durch die Nacht der größten Noth, ein Glücksstern. Der arme Knabe gedachte nämlich seiner schönen Stimme und ließ sich beim Direktor des Konservatoriums, Professor Siboni, anmelden. Da war gerade eine große Gesellschaft zum Diner versammelt, und durch Vermittelung der scherzhaft gelaunten Anmelderin ward er vorgelassen. Er mußte singen und recitiren und that das in seiner lebendigen Weise so rührend, daß Baggesen, der anwesend war, sich freundlich für ihn verwandte. Man sammelte eine Kollekte ein, und Siboni nahm ihn bei sich auf, um seinen Gesang auszubilden. Aber schon nach sechs Monaten trat die Uebergange-

*) Als Quelle für die nachfolgende Darstellung dienten uns theils eigene Mittheilungen aus dem Munde des Dichters, theils die nach seinen Angaben verfaßte treffliche Biographie, welche sich in H. F. v. Jessen's Uebersetzung des Romans „Nur ein Geiger", Braunschweig 1838, im ersten Bande befindet.

Periode in des armen Knaben Stimme ein, und die frühere Reinheit verlor sich so, daß Siboni ihm rathen mußte, doch lieber ein Handwerk zu lernen.

So stand Andersen wiederum einsam, verlassen, verstoßen in der fremden Welt; aber er verzagte nicht, und — Gott half. Der edle Dichter Guldberg nahm sich des Verlassenen an, und dieser war, obgleich er fast immer schlecht gekleidet und selbst im Winter auf zerrissenen Sohlen ging, doch jeden Abend auf seinem Kämmerchen, mit seiner Poesie und bei den Puppen seiner kleinen Bühne, seelenvergnügt wie ein Kind. Auch gelang es ihm, daß er im Theater bei den Chören mitsingen durfte, und einst dachte er am Neujahrstag: wenn du heute auf die Bühne kommen kannst, wirst du gewiß dies Jahr noch Schauspieler werden! — Aber gerade heute war das Theater geschlossen, und es gelang dem Aermsten nur durch ein zufällig offenes Nebenpförtchen, bis aufs Proscenium zu kommen; dort warf er sich zitternd nieder und betete ein Vaterunser. Voll Trostes eilte er nach Hause — aber sein Wunsch ging nicht in Erfüllung, weil — ihm Besseres beschieden war. Man hielt ihn von der Bühne fern und wies sogar einige dramatische Versuche kalt zurück, bis endlich der edle Collin Intendant wurde und das in dem Jüngling verborgene Talent erkannte.

Durch die Vermittelung dieses ausgezeichneten Mannes kam Andersen auf eine gelehrte Schule zur Bildung, auf Staatskosten. Aber auch hier behandelte ihn der Rektor nicht aufs beste (freilich saß der 17 Jahr alte, große Andersen mit ganz kleinen Jungen zusammen, um die ersten Elemente zu traktiren!), und erst nach einem sorgfältigeren Privatunterricht konnte er, im 23sten Jahre, die Universität Kopenhagen beziehen.

Bald nachher (1829) erschien sein erstes Werk im Druck. Es war eine humoristische Posse, „Fußreise nach Amack“*) betitelt, welche solches Glück machte, daß nach kurzer Zeit eine zweite Auflage nöthig und der Verfasser von nun an in den ersten Familien freundlich aufgenommen wurde.

In demselben Jahre wurde noch sein heroisches Vaudeville „die Liebe auf dem Nikolaithurm“ auf die Bühne gebracht, und er machte auch sein zweites akademisches Examen mit großem Lob.**) Nach Herausgabe einer Sammlung ernster und komischer Gedichte erschienen dann im J. 1830 „die Phantasieen und Skizzen“, Poesieen von meist schwermüthigem Charakter, die aber selbst in größter Ferne viel Anklang fanden und zum Theil Volkslieder wurden, wie denn die Grönländer „das sterbende Kind“ noch jetzt beim Fischfang in rührender Weise singen. Auch übersetzte Chamisso mehrere jener Poesieen und führte unseren Dichter so in Deutschland ein.

1831 machte Andersen eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, auf der er mit Tieck und Chamisso bekannt wurde und deren Früchte er in seinen „Schattenrissen ꝛc.“ niederlegte. Nachdem er nun während der nächsten Jahre die beiden Opern „Braut von Lammermoor“ und „der Rabe“ (beide im Jahre 1832 zu Kopenhagen aufgeführt) so wie die „Vignetten zu dänischen Dichtern“ und „die zwölf Monate des Jahres“ gedichtet hatte, ging er 1833 nach Paris. Hier begann er das dramatische Gedicht „Agnete und der Wassermann“, worin sich die innersten Tiefen seiner damaligen Stimmung offenbaren und das in einem einsamen Thale des Juragebirges, wohin ihn eine freundliche Familie geladen, vollendet wurde.

Wie kein Prophet in seiner Heimat gilt, so hatte auch Andersen in seinem Vaterlande, neben der ehrenvollsten Anerkennung von Seiten edler Geister, den Hohn und Spott kleinlicher Neider erfahren müssen. Dieser verfolgte ihn sogar in die weiteste Ferne — man schickte ihm z. B. nach Paris anonym die Nummer eines dänischen Journals, worin sich ein hämisches Spottgedicht auf ihn befand, lediglich aus Neid über die vom Könige ihm verliehenen Reisestipendien. Aber Andersen hatte ja schon in der Jugend das Dulden und den inneren Frieden kennen gelernt, den kein äußeres Geschick zu trüben vermag. So setzte er denn auch harmlos und unverzagt seinen Wanderstab über die Alpen und begrüßte noch im Herbst 1834 das Land seiner Träume. Die schönste Frucht seines Aufenthalts in Italien (das ihn u. A. auch mit Thorwaldsen eng befreundete) war „der Improvisator“, den ein englischer Kritiker „Childe Harold in Prosa“ genannt hat. Und in der That ist diese Zusammenstellung sehr treffend; denn wie in Byrons unsterblichem Werke, so findet sich auch im Improvisator der meisterhafte Ausdruck eines Geistes, in dem alle Strahlen des Kunst- und Naturlebens jenes wundervollen Landes sich konzentriren, obwohl er selbst, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer weiter, immer höher strebt.

Nachdem Andersen vorzugsweise in Rom und Neapel gelebt hatte, ging er über Venedig, Wien und München nach Kopenhagen zurück, um den Improvisator herauszugeben. Dies Werk verschaffte ihm endlich auch bei seinen Neidern und Feinden die wohlverdiente Anerkennung seines Talentes. Weniger günstig wurden zum Theil die nächsten Dichtungen, die Oper „Fest auf Kenilworth“ und das Vaudeville „Trennung und Wiedersehen“ aufgenommen. Eben so sein zweiter Roman „O. T.“, welcher das echt dänische Leben eines Landsmannes darstellt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Amack ist die durch eine Brücke mit Kopenhagen verbundene Insel, worauf eine Vorstadt liegt. Dort hatte Andersen täglich Unterricht, und auf dem Wege dahin sammelte er immer seine Einfälle und Gedanken zu obigen Werken.

**) Durch das Examen artium wird man in Dänemark Student; als solcher hat man wieder ein philologicum, darauf ein philosophicum zu machen, und dann erst pflegt man zu den sogenannten Brodstudien überzugehen.

England.

Charles Dickens (Boz) in Frankreich.

(Schluß.)

Eine kleine Alte mit lohfarbener Haut kam aus der Wachtstube der Kaserne. Sie trug ein Bund Schlüssel und bot sich uns als Führerin an. An diesem alten Weibe funkelten zwei schwarze Augen, die bezeugten, daß die Welt den Teufel noch nicht beschworen hatte, der seit sechzig oder siebzig Jahren in ihr lebte. Sie erzählte uns auf dem Wege, daß sie ein öffentliches Amt bekleide, sie sey Schließerin des apostolischen Palastes und habe im Laufe ihrer Dienstzeit, die von lange her datirte, schon Fürsten jene Kerker gezeigt, sie sey der beste Führer, habe als Kind bereits im Palaste gewohnt, sey dort geboren u. s. w. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, so sah ich nie eine so wilde, lebendige und energische Hexe. Sie war ganz Feuer und Flamme, ihre Bewegungen waren erschreckend hastig; wenn sie sprach, blieb sie stehen, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie stampfte mit den Füßen, faßte uns bei den Armen, gestikulirte wie ein pathetischer Redner, schlug mit den Schlüsseln auf die Wände, wie auf einen Ambos; plötzlich sprach sie leise, als wäre die Inquisition noch da, oder schrie, als säße sie selbst auf der Folterbank, oder legte, so recht wie eine Hexe, geheimnißvoll den Finger auf den Mund. Wenn sie zu einer neuen Schreckensscene kam, wandte sie den Kopf mit Abscheu weg, ging mit leisem Schritte vorwärts, kurz sie machte so fürchterliche Grimacen, daß sie für sich allein alle Schreckbilder ersetzen konnte, die einem Kranken in der Fieberhitze vor den Sinnen schweben.

Als wir den Hof durchschritten hatten, den Gruppen müßiger Soldaten füllten, öffnete die Hexe ein großes Thor, das sie hinter uns wieder verschloß, und wir befanden uns auf einem Gange, der mit Steinen und Trümmern beschüttet war. Diese Trümmer verdeckten den Zugang zu einem unterirdischen Gewölbe, das, wie man sagt, mit einem Schlosse jenseits des Flusses in Verbindung gestanden haben soll. Nach einigen Minuten standen wir in dem düsteren Thurm, wo Rienzi eingekerkert und mit einer eisernen Kette an die Wand gefesselt worden war, die heute noch steht, deren einziges Dach aber jetzt nur der Himmel ist. Wir sahen die Räume, in welche die Gefangenen der Inquisition die ersten achtundvierzig Stunden nach ihrer Verhaftung eingesperrt wurden und weder Speise noch Trank erhielten, damit sie den Muth verlören, bevor sie vor ihren finsteren Richtern erschienen. Licht ist noch nie da hineingedrungen, in diese kleinen Zellen, diese engen unerbittlichen Mauern, in diese tiefe Dunkelheit, durch diese festen Thüren, die sich mit Unwillen einem freien Besucher zu öffnen scheinen.

Die Hexe wandte ihre Augen rückwärts und trat verstohlenen Schrittes in einen gewölbten Saal, der jetzt ein Magazin ist und ehemals die Kapelle des heiligen Offiziums war. Die Stelle, wo das Tribunal zu Gericht saß, war einfach; man konnte glauben, daß erst gestern die Estrade weggenommen wurde. Aber könnt ihr's begreifen, auf die Wand hatten sie die Parabel vom barmherzigen Samariter gemalt! Und doch war das Bild da, denn noch sah man die Spuren.

In dieser Wand sind Nischen, wo man die zögernden Antworten der Angeklagten hören und aufschreiben konnte. Viele mußten aus der letzten Zelle, aus der wir eben kamen, auf demselben Wege, auf dem wir unsere Spuren auf den übrigen zurückließen, hereingeführt worden seyn. Ich sah mich um mit dem Schrecken, den ein solcher Ort einflößt, als plötzlich die Hexe mich bei der Faust ergriff und — nicht ihren knochigen Finger, aber den Ring eines Schlüssels an ihre Lippen legte und durch einen Stoß mich einlud, ihr zu folgen. Ich folge ihr; sie führt mich in ein anstoßendes Gemach, einen verfallenen Saal, dessen trichterförmiges Dach sich dem Tageslicht öffnet. Ich frage sie, was das ist! sie kreuzt die Arme und zwinkt häßlich mit den Augen. „Aber was ist denn das?“ frage ich wieder. Sie blickt um sich, um zu sehen, ob wir Alle da sind, setzt sich auf einen Haufen Steine, schleudert die Arme in die Luft und schreit mit höllischer Stimme: der Verhörsaal!

Der Torturſaal also; das Dach war trichterförmig, um das Geschrei der Opfer zu ersticken: o Hexe, Hexe, laß uns ein wenig im Stillen nachdenken. Halt, Hexe, kreuze die Arme über die Knie und bleibe fünf einzige Minuten auf dem Steinhaufen sitzen — dann kannst du deine Flammen wieder lodern lassen.

Fünf Minuten! Kaum fünf Sekunden war der Zeiger der Palast-Uhr gegangen, als die Hexe wieder mitten in den Saal sprang und, mit ihren sonnverbrannten Armen gestikulirend, uns beschrieb, wie das Folterrad sich bewegte. „So drehte es sich“, rief die Hexe: „so machte es, daß ein Hagel von Hammerschlägen auf die Glieder des Opfers fiel.“ Hier ahmte ihre Stimme das Geräusch des Rades nach. „Da ist der Steintrog zur Wassertortur: Gugu, Gugu!“ ..... Blähe dich auf und mühe dich, zu bersten zu Ehren unseres Erlösers, stopfe dir das blutige Hemde in deinen ketzerischen Rachen, Ungläubiger, der du bist; der Henker wird es dir wieder herausziehen und dich nicht ersticken lassen, bis du in uns die auserwählten Diener Gottes erkannt hast, die wahren Gläubigen aus der Bergpredigt, die vielgeliebten Jünger dessen, der nie ein Wunder that, als um zu heilen, dessen, der keinen Menschen mit Lähmung schlug, mit Blindheit, Taubheit, Stummheit oder Wahnsinn, dessen, der die Hand nicht ausstreckte, als um zu lindern und zu helfen ...

„Sehen Sie diese Esse“, rief von neuem die Hexe: „hier machte man die Eisen heiß. In diesen Löchern war die Folterbank befestigt, auf der die Ver-

hörten der Länge nach ausgespannt wurden ... Aber", fügte die Hexe, sich an mein Ohr neigend, hinzu, „der Herr hat gewiß von dem Thurme reden hören." — „Ja." — „Nun, so sehe der Herr ..."

Auf dem Gesichte des besagten Herrn jedoch zeigte sich bleicher Schrecken, denn sie hatte im Sprechen eine verborgene Thür geöffnet, und der Herr sah von oben nach unten, von unten nach oben in das Innere eines finsteren, tiefen Thurmes. Die Hexe steckte den Kopf hinein und sagte: „Der Henker der Inquisition stürzte hier alle diejenigen herunter, die nicht länger gefoltert werden konnten ... Aber geben Sie Acht, sieht der Herr die schwarzen Flecken an der Wand?" Und die Hexe streckte den Arm aus und zeigte sie dem Herrn mit ihrem Schlüssel; aber sie hatte über seine Schulter hinweg schon einen Blick auf sie geworfen, der genügt hätte, sie zu bezeichnen. „Was sind das für Flecke?" — „Blut!"

Im Oktober 1791, als hier die Revolution in ihrer Blüthe war, wurden daselbst sechzig Personen, Männer, Weiber (und Priester, sagte die Hexe, und Priester!) massakrirt und mit einander, lebend oder todt, in die schreckliche Grube hinabgestoßen. Auf ihre Körper warf man einen Haufen ungelöschten Kalk. — So lange ein Stein des Gebäudes da seyn wird, in dem dies Blutbad angerichtet wurde, wird es ins Gedächtniß der Menschen eingegraben seyn — unauslöschlich, wie diese Blutflecken.

War es eine jener Vergeltungen, welche die Vorsehung übt, daß diese That der Barbarei gerade an diesem Orte ausgeführt wurde? War es die letzte Frucht jener monströsen Einrichtungen, die seit Jahrhunderten die Menschennatur zu entmenschen strebten? und dieser Thurm, der so vielen richterlichen Schandthaten gedient, öffnete er sich auf einen Wink des Schicksals der wüthenden Menge, die, ihre thierische Mordlust zu sättigen, die Lehren benutzte, die ein heiliges, vom Gesetze gutgeheißenes Tribunal ihr gegeben hatte? Was war barbarischer, die Inquisition oder die Revolution? Das Volk machte von dem Thurm der „Vergessenen" Gebrauch im Namen der Freiheit, das heißt, seiner Freiheit, einer irdischen, im schmutzigen Kothe der Bastille-Gräben erzeugten und erzogenen, aber die Inquisition — im Namen des Himmels!

Die Hexe erhebt den Finger und schreitet uns voran in die Kapelle des heiligen Offiziums. Hier bleibt sie auf einer Platte stehen; jetzt soll die Hauptscene kommen. Sie wartet, bis wir Alle um sie sind. Der brave Courier erklärt irgend etwas; sie aber stürzt sich auf ihn, und mit dem dicksten Schlüssel, den sie hat, führt sie einen tönenden Hieb auf seinen Hut und befiehlt ihm, zu schweigen. Sie versammelt Alle um eine Fallthür, wie um ein Grab; dann ergreift sie mit ihrer hexenmäßigen Hast und Kraft einen eisernen Ring und hebt die schwere Thür in die Höhe: „Das ist das ewige Gefängniß, das finstere, schreckenvolle, tödtende, das ewige Gefängniß der Inquisition!"

Ich fühlte mein Blut erstarren, als ich in die Höhle hinabsah, wo die „vergessenen" Wesen mit ihren Erinnerungen aus dieser Welt hinuntergestoßen, — mit ihren Erinnerungen an eine Frau, einen Freund, an ein Kind, an einen Bruder oder eine Schwester — verdammt waren, Hungers zu sterben, und ihr Elend fühllosen Steinen vorjammerten. Als ich aber sah, wie diese verfluchten Gewölbe verfallen waren, als ich sah, wie die Sonne zwischen die entfugten Platten drang — da hatte ich das Gefühl des Sieges und der gerechten Rache. Ich war stolz darauf, in unserem — wie sie sagen — entarteten Jahrhundert zu leben und Zeuge dieses Verfalls zu seyn, als wäre ich der Held irgend einer großen That. Diese Sonnenstrahlen, die in die klagereichen Kerker drangen, schienen mir ein Bild jenes himmlischen Lichtes, das früh oder spät jegliche Verfolgung in ihrer Fluchwürdigkeit zeigen wird, die der Mensch über den Menschen im Namen des beleidigten Gottes verhängt, — eines Lichtes, das für jetzt nur noch die Höhen der Menschheit vergoldet, einst aber vom Zenith der Menschheit auf sie leuchten muß. Der Tag kann dem Auge des Blinden nicht süßer seyn, das dem Sehen wiedergeboren wird, als mir die Sonne war, wie sie ihre siegreichen Strahlen in die Nacht des höllischen Kerkers warf ....

Frankreich.

Geschichte von Toulouse.

Man hat viel über die Centralisation in Frankreich geschrieben und deklamirt; allein Jeder, wer nur irgend Gelegenheit gehabt hat, das provinzielle Leben Frankreichs aus eigener Anschauung zu beobachten, wird sich gestehen müssen, daß man sich in Deutschland von dem Dinge eine übertriebene Vorstellung gemacht hat. Man stellt sich immer noch die Verhältnisse so vor, wie sie die Männer der Revolution, welche mit Vernichtung aller gegebenen Zustände ihre verschwimmende und haltlose Einheits-Idee mit eiserner Konsequenz durchzuführen gedachten, gestalten wollten. Hätten ihre Bestimmungen längere Dauer gehabt, und wäre dem gesunden Sinne Frankreichs nicht durch die Nothwendigkeit einer Reaction die Oberhand wieder gesichert, so würde allerdings die „einige und untheilbare" Republik eine starre Form geworden seyn, in welcher nothwendig jede selbständige Regung erstickt wäre. So haben aber in der Wirklichkeit die Dinge eine ganz andere Wendung genommen. Statt mit gesteigerter Kraft von dem Centrum angezogen zu werden, haben die Provinzen sich vom nivellirenden Einflusse der Hauptstadt mehr und mehr losgerungen, so daß sie jetzt nicht blos in politischer Beziehung, sondern in Rücksicht auf den ganzen Umfang ihrer geistigen Regsamkeit viel freier und mündiger dastehen, als dies unter dem alten Régime der Fall war.

Die Literatur giebt zur Beurtheilung solcher Verhältnisse den besten Maßstab. Früherhin waren bekanntlich die literarischen und künstlerischen Satzungen, welche von den Machthabern in Paris ausflossen, durchaus normgebend. Es waren seltene Ausnahmen, wenn hier und da in der Stille des Provinziallebens sich ein Gelehrter oder Dichter der Tyrannei der von dorther dekretirten Mode entziehen wollte, und er mußte diese ausnahmsweise isolirte Stellung aufgeben, wenn anders es ihm um eine Anerkennung in einem weiten Kreise zu thun war. Jedes aufkeimende Talent flog, sobald es seine Schmetterlingsflügel entfalten konnte, dem einen Lichte zu, sonnte sich an demselben, spiegelte seine Strahlen wieder ab oder wurde von seinen Flammen verzehrt. Jetzt ist dem nicht mehr so, wenigstens nicht mehr in demselben Maße wie früher, und die „Könige des Tages", die Tonangeber in der „Weltstadt" werden es immer deutlicher inne, daß ihr Thron allmälig wankend geworden ist. Während sonst die Departements-Journale sich nur von den Brosamen nährten, welche vom Tische der Pariser Journalistik fielen, haben sie jetzt aufgehört, ein bloßes Echo der sogenannten großen Tagesblätter zu werden, und — mögen es nun die Federhelden der Hauptstadt einräumen oder nicht — die Emancipation ist, wenn noch nicht vollzogen, doch schon in bester Form vorbereitet.

Auf keinem Gebiete der geistigen Thätigkeit zeigt sich dieses Ringen der Provinz nach einer freien selbständigen Bedeutung auffallender und offener, als auf dem Felde der Geschichtschreibung. Hier haben die Gelehrten der Provinz den Herren der Hauptstadt fast schon den Rang abgelaufen, obgleich die Letzteren durch manche günstige Verhältnisse bei ihren Forschungen einen wesentlichen Vorschub erhalten. Anerkennenswerth ist es, daß die Vertreter der Wissenschaft in der Provinz ihre eigentliche Bedeutung richtig würdigen und sich, statt in leeren Allgemeinheiten unter zu tummeln, die Erforschung der historischen Momente, zu deren Beurtheilung sie durch ihre Verhältnisse am nächsten berechtigt sind, zur Aufgabe stellen. Die Pflege der Spezial- und Provinzialgeschichte, welche in der jüngsten Zeit von Seiten der französischen Gelehrten eine auffallende Berücksichtigung erfahren hat, hängt offenbar mit dieser ganzen Bewegung, wie wir sie eben bezeichnet haben, zusammen. Wir wollen es nicht geradezu Opposition gegen den früher so allmächtigen Einfluß der Hauptstadt nennen, was den Eifer der Provinzial-Historiker anfacht; aber das Gefühl einer mehr und mehr sich entwickelnden Selbständigkeit ist bei diesem Umschwunge gewiß nicht das untergeordnetste Moment. Wenn auch nicht Alles, was in diesem Sinne ans Licht gefördert wird, allgemeinere Bedeutung hat, so ist es doch nicht zu verkennen, daß der Wissenschaft im Großen und Ganzen auch aus dieser Richtung auf das Besondere ein ansehnlicher Gewinn erwachsen muß.

Zu den vielen Erscheinungen dieser Art, welche nicht blos um des Objektes willen, das sie behandeln, sondern auch wegen ihres eigenen wissenschaftlichen Werthes eine größere Berücksichtigung von Seiten der Kritik verdienen, rechnen wir die „Histoire des Institutions religieuses, politiques, judiciaires et littéraires de la Ville de Toulouse par M. le Chevalier Al. du Mège." Der Verfasser hat seine wissenschaftliche Befähigung bereits durch namhafte Werke, welche sich zum größten Theile auf die Geschichte des südlichen Frankreichs beziehen, genügend dargethan. Dieses neue Werk, welches er uns gegenwärtig bietet, kann nur zur Erweiterung seines literarischen Rufes dienen.

Von allen Städten des südlichen Frankreichs verdient wohl keine einzige im gleichen Maße selbst vom Auslande berücksichtigt zu werden, als Toulouse, besonders wenn man mehr auf das geistige Gewicht, als auf die materielle und kommerzielle Stellung sieht. Lange Zeit hat diese alte Stadt recht eigentlich den Heerd und das Centrum der ganzen Gegend ausgemacht, und selbst jetzt hat sie, was literarische und künstlerische Thätigkeit betrifft, immer noch einen überwiegenden Einfluß. Das Werk du Mège's wird also gerade dadurch um so bedeutender, daß er, statt sich auf eine bloße Darstellung der äußeren historischen Erscheinungen, welche sich an den Namen dieser Stadt anknüpfen, zu beschränken, mehr die Entwickelung der städtischen Institutionen und des Gemeinwesens ins Auge faßt.

In den etwas weitschichtigen Prolegomenen, welche dem eigentlichen Werke vorangeschickt sind, kommen einige Punkte zur Sprache, die, wenn sie auch des allgemeineren Interesses nicht entbehren, doch kürzer und gedrängter hätten behandelt werden können. Dahin rechnen wir die Frage über die muthmaßlichen Gründer von Toulouse. Es sind in dieser Beziehung bekanntlich höchst abweichende und widersprechende Ansichten aufgestellt. Einige Gelehrten, wie Freret und Menard, legen der Stadt einen iberischen Ursprung bei und glauben, daß sie dann in der Folge von den Tektosagen erobert und in Besitz genommen sey. Nach der Meinung Anderer, waren es die eigentlichen ursprünglichen Gallier (les Galls), von denen die Gründung von Toulouse ausging. Endlich haben sich auch noch einige Stimmen erhoben, welche die Griechen und zwar zunächst die in Massilia ansässigen Phocäer als die eigentlichen Gründer dieses Ortes bezeichnen. Alle diese Annahmen werden der Reihe nach gewürdigt, und es steht vielleicht nur zu bedauern, daß der Verfasser in seinen Entwickelungen zum Theil etwas unklar und verworren ist. Hier wäre eine klare, lichtvolle Darstellung gerade recht sehr von Nöthen gewesen, um dem Leser aus dem Labyrinth etymologischer Spitzfindigkeiten und historischer Hypothesen herauszuhelfen. Dagegen kann man es ihm durchaus nicht verargen, daß er auf die mystischen Erzählungen, welche von einem fabelhaften Tholus oder Tholosius als dem Gründer der Stadt handeln, durchaus kein Gewicht legt. Dies sind müßige Erfindungen, welche von harmlosen Chronikenschreibern für eine leichtgläubige Lesewelt berechnet sind. Die verschiedenen Ortsbezeichnungen, welche sich auf die geographischer Ver-

hältnisse von Toulouse und der Umgegend beziehen, werden gleichfalls in den Prolegomenen einer umfassenden Beleuchtung unterworfen. Dabei wird viel unnützer Wust gesichtet, und es ergiebt sich eine mehrfache Berichtigung herrschender Irrthümer. So ist der Name der in der Nähe des gegenwärtigen Toulouse gelegenen Ortschaft Vielle Toulouse, die von vielen Historikern als die ursprüngliche Stelle der Stadt bezeichnet wird, in neuerer Zeit, wo man mit übertriebenem Scharfsinne oft vom Natürlichsten zu den fernliegendsten Annahmen abschweift, von Villa Tolosa abgeleitet, statt bei dem gewöhnlichen Sinne des Vieille stehen zu bleiben. Der Verfasser zeigt das Haltlose dieser Hypothese, welche, so viel wir wissen, zuerst von Lafaille in Umlauf gesetzt ist. Du Mège stützt sich auf positive Beweise, welche er glaubhaften Dokumenten entnimmt. In Bezug auf die Frage, ob wirklich das alte Toulouse an der bezeichneten Stelle gegründet wurde, neigt er sich auf Seite derer, welche sie bejahen, während andere Gelehrte, wie Catel und Raynal (Histoire de Toulouse), dieser Annahme entgegentreten.

Wir können hier nicht ausführlicher auf die Ansichten des Verfassers eingehen, und es genüge deshalb, wenn wir bemerken, daß er die Gründung von Toulouse einem Volke celtischen Ursprungs beimißt, welches hier vor den Celten, Belgen und Aquitanern ansässig war, von denen Cäsar und Strabo reden. Daß hier celtische Spuren zu erkennen sind, dafür scheint ihm eben so sehr die an Ueberresten aller Art so reiche Gegend als die Etymologie des Städtenamens, den er aus dem Celto-Bretonischen herleitet, zu sprechen.

Nicht geringes Interesse gewähren die Kapitel, welche den Sitten und Gebräuchen der alten Bewohner der Stadt gewidmet sind. Der Verfasser spricht von der Anhänglichkeit der Tektosagen an die Druiden und geht dann auf die Veränderungen über, welche durch die vielfachen Berührungen mit den Griechen sich allmälig in die Lebensweise der Einwohner einschlichen. Dann sehen wir, wie unter dem Einflusse der Römer ihr Sinn für Kunst und Wissenschaft aufblühte, so daß derselbe nicht einmal durch die Invasionen der Westgothen und Franken erstickt werden konnte. Der Verfasser hätte hieran auf eine noch umfassendere Weise, als er es gethan hat, eine Beschreibung der poetischen Regsamkeit, welche Toulouse im Mittelalter entfaltete, anknüpfen können. Er spricht zwar von dem „parlar gent de Tolosa", aber auf eine nähere Beleuchtung der literarischen Verhältnisse geht er hier nicht ein. Wahrscheinlich hat er sich dies für einen vierten Band verspart, welcher uns noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Nur gelegentlich wird der Jeux Floraux und der „Sept Mantenadors del Gay-Saber" Erwähnung gethan; aber immer nur insofern diese literarischen Institutionen mit den Munizipal-Verhältnissen der Stadt in einigem Zusammenhange stehen. Es stellten sich nämlich in den gegenseitigen Beziehungen zwischen den Leitern dieser gelehrten Corporationen und den örtlichen Behörden mehrfache Konflikte heraus, indem sich die Ersteren nicht immer den Bestimmungen der Munizipalität fügen wollten. Ein besonderer Punkt fortwährender Streitigkeiten waren die Stiftungen, aus deren Fonds die Kosten der poetischen Feierlichkeiten bestritten wurden und deren Verwaltung die Magistratspersonen gern an sich gerissen hätten. So wurden die rechtlichen Ansprüche, welche die genannten Gesellschaften auf gewisse Einkünfte hatten, nicht selten von Seiten der Machthaber in Zweifel gezogen, und besonders befleißigte man sich, einige ansehnliche Dotationen, welche von der bekannten Clémence Isaure herrühren sollten, als null und nichtig darstellen zu können. Man behauptete, das Testament, auf welches sich die Ansprüche der Gesellschaft der Jeux floraux stützten, sey gar nicht vorhanden, und in der That hat man es in der Folge vergeblich unter den Akten der Stadt-Archive gesucht, obgleich glaubwürdige Personen behaupteten, es in Händen gehabt zu haben. Diese auffallende Thatsache giebt zu der Vermuthung Raum, daß diejenigen Personen, welche durch Unterschlagung dieser Papiere Vortheil haben konnten, sich dieses Betruges schuldig gemacht haben mögen. Ja, man ist noch weiter gegangen, indem man, um die Haltlosigkeit der testamentarischen Verfügungen darzustellen, die genannte Dame zu einer historischen Fiction gemacht hat. Man sieht, daß die Verfechter der Sache des Magistrats der Skepsis der neueren historischen Kritik vorausgeeilt sind. Der Verfasser läßt es sich angelegen seyn, durch vollgültige Zeugnisse den Beweis zu liefern, daß Clémence Isaure wirklich gelebt hat. Er stützt sich dabei auf eine ganze Reihe von Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts, welche ihr, wenn auch nicht die Stiftung, doch wenigstens die Erweiterung und Beförderung der poetischen Spiele zuschreiben.

Die Geschichte der Toulousischen Munizipalität nimmt den größten Theil des ganzen Werkes ein; sie füllt die Hälfte des ersten und den ganzen zweiten Theil. Vom 1147 an werden in mehr oder weniger großer Vollständigkeit die Namen der hauptsächlichsten Munizipalbeamten oder Capitouls oder Capitols mitgetheilt. Diesen Ausdruck hat man irrthümlicher Weise mit dem römischen Capitol in Verbindung bringen wollen, während er so viel heißt, wie die gleichfalls gebräuchliche Bezeichnung Capitoliers, d. i. Mitglied des Kapitels. Diesen Listen hat der Verfasser biographische Mittheilungen und allgemeinere historische Entwickelungen beigefügt, denen man nur eine größere Uebersichtlichkeit wünschen möchte.

Der dritte Band ist zum größten Theil der historischen Darstellung der kirchlichen Angelegenheiten und der auf das Parlament von Toulouse bezüglichen Verhältnisse gewidmet. Viele wichtige historische Erinnerungen sind mit dem Kirchenwesen von Toulouse verbunden, und so bietet sich Stoff genug zu interessanten Erörterungen. Auch die Mittheilungen über das Parlament dieser Stadt bieten ein vielfaches Interesse. Fast vier Jahrhunderte hindurch war dieser Gerichtshof der zweite in der ganzen Ausdehnung des Königreichs, und doch hat er bis jetzt noch keinen Geschichtschreiber gefunden, dessen Leistungen einigermaßen befriedigend zu nennen wären. Wir hoffen, daß du Mège dabei nicht stehen bleiben wird, und es steht zu erwarten, daß er sich über die literarischen Verhältnisse, besonders auch über das Unterrichtswesen, mit gleicher Vollständigkeit und Ausführlichkeit erstrecken wird.

G. F. Günther.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Sprachstudien in Belgien. Die vergleichende Sprachwissenschaft, zuerst in Deutschland gepflegt und von hier aus allmälig über Frankreich und England sich ausbreitend, hat auch bereits in Belgien ein recht schätzbares Werk aufzuweisen. Es sind dies die „Analogies linguistiques" von P. Lebrocquy, der darin — wie ebenfalls der Titel besagt — „vom Vlaamischen in seinen Beziehungen zu den anderen Idiomen deutschen Ursprungs" handelt. *) Verwundern darf man sich zunächst darüber, daß ein vlaamisch sprechender Belgier, der über einen Gegenstand, wie der eben erwähnte, schreibt, dies nicht in vlaamischer, sondern in französischer Sprache thut. In Belgien wird das freilich weniger auffallen; denn dort ist man gewöhnt, das Französische als Unterrichtssprache angewandt zu sehen, auch wenn den vlaamischen Kindern Deutsch oder Englisch gelehrt wird, was ihnen doch gewiß viel leichter zu erlernen wäre, wenn man ihnen den Umweg durch das Französische erspatte. Man muß indessen dem Herrn Lebrocquy zur Ehre nachsagen, daß er dies selbst gefühlt, und nur der Wunsch, daß seine Darstellung von dem Einflusse, den die Kenntniß des Hoch- und des Altdeutschen auf die ganze wissenschaftliche Bildung der Belgier haben könne, auch in den Kreisen dort bekannt werde, die jetzt eben nur Französisch lesen, hat ihn bewogen, auch sein Buch in dieser Sprache zu veröffentlichen. Der Verfasser handelt in demselben von dem Gothischen, dem Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen, dem Angelsächsischen, dem Plattdeutschen, dem Englischen, dem Schottischen, dem Friesischen, dem Dänischen, dem Schwedischen und dem Isländischen. Am meisten verweilt er natürlich bei dem Hochdeutschen, welchem gegenüber er das Holländische und Vlaamische auch als das Dietsche bezeichnet. In dem ersten Kapitel seines Buches theilt Herr L. die germanische Sprache in drei Hauptzweige: den hochdeutschen, den niederdeutschen und den nordischen oder skandinavischen Zweig, von denen jeder wieder seine besonderen Dialekte hat. Das Hochdeutsche, die allgemeine Schriftsprache der Deutschen, zerfällt den Mundarten nach in das Mitteldeutsche und das Oberdeutsche. Das Niederdeutsche zählt drei Mundarten: das Niederländische (holländisch oder vlaamisch), das Niedersächsische (plattdeutsch) und das Friesische. Zu der letztgedachten Mundart kann auch das Niederrheinische gezählt werden, obwohl dieses mehr mit hochdeutschen Elementen vermischt ist. Inzwischen meint Herr Lebrocquy weiterhin, daß das Friesische auch dem niederländischen Sprachzweige vindizirt werden könne. Neben diesen rein germanischen Idiomen besteht nun noch, wie Herr L. sich ausdrückt, ein „Seitenast", auch gewissermaßen ein auf einen anderen Stamm gepflanztes Pfropfreis, das Englische, ein Gemisch des altn Angelsächsischen (welches ein Zweig des Niedersächsischen war), des Dänischen und des Französischen aus dem 11. Jahrhundert. — Im zweiten Kapitel giebt der Verf. eine Uebersicht der Geschichte der Sprachkunde, wobei er gleichzeitig auf die nahe Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen hinweist. Das dritte Kapitel trägt die Ueberschrift: „Des rapports du Flamand et du Hollandais. De l'orthographe flamande." Der frühere Sprachenstreit in Belgien, als es sich um die Herrschaft des Holländischen oder des Französischen handelte, ist bekanntlich seit der Trennung Belgiens von Holland zu einem bloßen Rechtschreibungsstreit herabgesunken, indem man sich, da die Identität des Holländischen und des Vlaamischen kaum noch zu bezweifeln ist, wenigstens durch die Schreibung von einander unterscheiden will. Das ist aber nicht blos eine Thorheit, sondern auch ein mit der Natur der Dinge in Widerspruch stehender Eigensinn, denn die Volksdialekte beider Königreiche sind nicht wie die Länder nach ihrer politischen Abgränzung in einen Nord- und einen Süd-, sondern vielmehr in einen Ost- und einen West-Dialekt einzutheilen. Die Mundart an den Küsten ist nämlich von der im Binnenlande wesentlich abweichend, so daß man die eine gleichmäßig in beiden Flandern, in Seeland und in Holland, die andere aber in beiden Brabanten, in Antwerpen, Limburg, Gelderland und Overyssel spricht und versteht. Diese Bemerkung wird auch von der Zeitschrift „de Broederhand" bestätigt, die bekanntlich von unserem deutschen Landsmanne Dr. J. W. Wolf redigirt wird und die, von dem lächerlichen Rechtschreibungsstreit absehend, die in Holland übliche Orthographie auch größtentheils für das Vlaamische adoptirt hat. Auf diese Zeitschrift (Nr. 7 u. 8) verweisen wir zugleich diejenigen unserer Leser, die von dem Werke des Herrn Lebrocquy eine ausführlichere Anzeige zu lesen wünschen.

*) Du Flamand dans ses rapports avec les autres idiomes d'origine teutonique. — 300 S. Brüssel, Van Dale, 1845.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 42. Berlin, Dienstag den 7. April 1846.

Java.

Konflikt des Staates und der Kirche in Niederländisch-Indien. Suspendirung und Verweisung des katholischen Bischofs zu Batavia.

Wir beeilen uns, unseren Lesern eine wichtige Thatsache mitzutheilen, die noch durch keine europäische Zeitung zur Kenntnis des Publikums gekommen und die den Beweis liefert, daß die kirchliche Bewegung unserer Zeit sich auch schon bis nach Ostindien erstreckt. Das Seitenstück des Kölner Ereignisses hat sich zu Anfang dieses Jahres in Java zugetragen. Wir entlehnen darüber der uns von unserem dortigen Korrespondenten zugesandten Javaschen Courant vom 21. Januar d. J., die uns auf dem sogenannten indischen Landwege in sehr kurzer Zeit zugekommen, die folgende wörtlich übersetzte und über den ganzen Zusammenhang des Ereignisses Aufschluß gebende Verfügung des General-Gouverneurs der niederländisch-indischen Besitzungen:

„Batavia, den 19. Januar 1846.

Der Staats-Minister,
General-Gouverneur von Niederländisch-Indien.

In Erwägung:

a) daß der Bischof von Canea in partibus infidelium, apostolischer Vikar und Pfarrer zu Batavia, unter dem 12. September 1845 berichtet hat, wie er, um das Interesse des römisch-katholischen Gottesdienstes hier zu Lande durch weitgehendes Verkennen und Kränken seiner gesetzlich anerkannten Autorität nicht in Frage zu stellen, unvermeidlich erachtet, in Betracht der auf ihm als Vikar und Bischof ruhenden Pflicht zur Aufrechthaltung der Kirchenzucht, mittelst seines Beschlusses vom 10ten desselben Monats, nicht allein Sr. Ehrwürden den Herrn H. J. Cartenstat, Pfarrer zu Soerabaya, und Se. Ehrwürden den Herrn A. Grube, Pfarrer zu Samarang, sondern auch Se. Wohl-Ehrwürden Herrn J. A. van Dyk, ernannten Unter-Pfarrer zu Batavia, ihrer geistlichen Amtswürden zu entsetzen, und zwar aus dem Grunde, weil die beiden Erstgenannten, aller wiederholentlichen Ermahnungen ungeachtet, fortwährend sich weigern, seinen ihnen zur pünktlichsten Ausführung ertheilten Befehlen Folge zu leisten, und weil Letztgenannter, obschon ihm untergeben, mit Verachtung seiner gesetzlich anerkannten apostolischen Würde, sich erlaubt, unabhängig zu handeln; — und daß er ferner den zu Soerabaya befindlichen katholischen Priester B. Kerstens und den auf Samarang anwesenden Priester A. Heuvels, statt der ehrwürdigen Herren Cartenstat und Grube, mit der pastoralen Macht und kirchlichen Jurisdiction bekleidet habe, während zu Batavia der wohlehrwürdige Herr J. D. Escherich an der Stelle des wohlehrwürdigen Herrn J. A. van Dyk die Geschäfte als Unter-Pfarrer ad interim gratis besorge;

b) daß in Folge dieser Einrichtungen A. Heuvels sich gerirt hat als interimistischer Pfarrer zu Samarang, B. Kerstens wirklich zu Soerabaya den Dienst als Pfarrer verrichtet hat und J. D. Escherich, so wie J. van den Brand, stets den Gottesdienst in der katholischen Kirche zu Batavia gehalten haben;

c) daß also in dieser Angelegenheit vorsätzlich Befehle ertheilt sind und denselben Gehorsam geleistet ist, in Widerspruch mit der von Seiten der Regierung dem apostolischen Vikar unter dem 22. Juni 1845 Nr. 379/9 gemachten Eröffnung, daß seine Bitte, zwei dieser genannten Herren als Kaplane anzuerkennen und anzustellen, nicht gewährt werden könne, da Niemand, der nicht durch den König zum römisch-katholischen Geistlichen für den Dienst in Ostindien ernannt ist, durch die indische Regierung als Geistlicher anerkannt und angestellt werden könne;

d) daß indessen die römisch-katholische Kirchen- und Armen-Verwaltung zu Samarang sich geweigert, A. Heuvels als interimistischen Pfarrer anzuerkennen, weil er weder durch den König ernannt, noch durch die indische Regierung angestellt sey, und demzufolge die Kirche geschlossen habe; daß hierauf den Residenten zu Samarang und Soerabaya Befehl ertheilt ist, A. Heuvels und B. Kerstens nach Batavia zurück zu schicken, daß dieselben in Folge dessen hier angekommen, wodurch also de facto bei beiden Gemeinden kein römisch-katholischer Gottesdienst mehr gehalten werden kann, da andere anerkannte römisch-katholische Geistliche, außer den durch den apostolischen Vikar suspendirten, nicht auf Java anwesend und disponibel sind;

e) daß ferner der apostolische Vikar in seinem Bericht vom 5. November 1845 Nr. 10 behauptet, als geistliches Oberhaupt durch die Absendung dieser nicht aus Staats-Kassen besoldeten Geistlichen keinen Eingriff in die Rechte des königlichen Statthalters gethan, noch im Widerspruch mit dem Staats-Interesse der Kolonie gehandelt zu haben, welches Interesse er stets, so weit es ihm möglich gewesen, bei Erfüllung seiner priesterlichen Pflichten im Auge gehalten habe;

f) daß Se. Hochwürden, durch den General-Gouverneur ersucht, Abschrift der Beschlüsse einzuschicken, nach welchen die durch den König ernannten Pfarrer Cartenstat und Grube, so wie der Unter-Pfarrer van Dyk, von der Ausübung ihrer geistlichen Aemter suspendirt sind, eben so Abschriften der diesen Geistlichen ertheilten Befehle, so weit diese nicht Sachen des Gottesdienstes betreffen, deren Nichtbefolgung Veranlassung und Grund zu ihrer Suspendirung gegeben, — gleichfalls in seinem Bericht vom 5. November 1845 Nr. 10 geantwortet: daß er die von ihm ausgegangenen Befehle und Beschlüsse einzig und allein dem römischen Stuhle zur Einsicht und Beurtheilung vorlegen, also nach Pflicht und Gewissen und nach kirchlichem Rechte dem ihm durch den Statthalter des Königs zu erkennen gegebenen Ansinnen nicht nachleben könne, — wobei derselbe seine Meinung dahin ausgesprochen, daß eine kirchliche Censur nicht abhängig könne gemacht werden von einer vorhergehenden Berathung mit der Regierung im Staats-Interesse der Kolonie, und daß es hinreichend wäre, der Regierung eine Anzeige zu machen, die aber erst der Suspension nachfolge;

g) daß endlich Se. Hochwürden, durch den General-Gouverneur ersucht, unverweilt dafür zu sorgen, daß sowohl zu Soerabaya als zu Samarang wiederum römisch-katholischer Gottesdienst gehalten werde, und zu dem Ende, so weit solches das Interesse beider Gemeinden erfordere, die über die römisch-katholischen Geistlichen dieser Städte verhängte Suspension theilweise oder gänzlich außer Wirkung zu setzen, in seinem Bericht vom 15. Dezember 1845 Nr. 12 zu erkennen gegeben, stets bereit zu seyn, den königlichen Befehlen und Verordnungen, den katholischen Gottesdienst betreffend, nachzuleben und demgemäß, mit Vorbehalt der Erfüllung seiner geistlichen Pflichten, zu handeln, doch daß er die den erwähnten Geistlichen aufgelegte Censur weder deklariren noch gänzlich aufheben könne, ohne sich einer Uebertretung seiner theuersten apostolischen Pflichten schuldig zu machen. —

Und also erwägend:

1) daß der hochwürdige Herr J. Grooff, Bischof von Canea in partibus infidelium, apostolischer Vikar und Pfarrer zu Batavia, dadurch, daß er ohne Wissen und ohne vorhergegangene Berathung mit der indischen Regierung, Befehle ertheilt hat, im Widerspruch mit den bestehenden königlichen Verordnungen, ja sogar Beschlüsse gefaßt und Befehle ertheilt hat, deren Einsicht und Beurtheilung er verweigert, unter dem Vorgeben, daß solche allein dem römischen Stuhle zustehe, — die höchste Autorität in Niederländisch-Indien, welche im Namen des Königs durch den General-Gouverneur ausgeübt wird, nicht anerkennt, achtet und befolgt, wie sich solches geziemt;

2) daß Se. Hochwürden das Interesse des Staats und der Kolonie, mit welchem jene Beschlüsse und Befehle im engsten Verbande stehen können, der Beurtheilung Sr. Heiligkeit des Papstes in einer Weise unterworfen erachtet, welche für die Ruhe der Kolonie gefährlich seyn kann und im vollkommenen Widerspruch steht mit dem Staats-Prinzip, nach welchem allein und ausschließlich die höchste Staatsgewalt Sr. Majestät dem Könige zusteht;

3) daß Se. Hochwürden dadurch, daß er die katholischen Priester B. Kerstens und A. Heuvels zu Samarang und zu Soerabaya statt der durch den König ernannten Pfarrer H. J. Cartenstat und A. Grube mit kirchlichen Aemtern bekleidet, dadurch, daß er dem Herrn J. D. Escherich die Functionen eines Unter-Pfarrers zu Batavia hat lassen ausüben, und endlich dadurch, daß er die Verrichtung des öffentlichen Gottesdienstes in der römisch-katholischen Kirche zu Batavia dem J. van den Brand fortwährend gestattet hat, Alles ohne Wissen der indischen Regierung, aus eigenmächtig angemaßter Autorität; — ausdrücklich und mit Vorbedacht im Widerspruch gehandelt hat mit dem königlichen Beschlusse vom 11. Dezember 1835 Nr. 88, nach dessen 12tem und 13tem Artikel lediglich der indischen Regierung das Recht zusteht, den von dem Könige für den Dienst in Indien ernannten und nach Indien geschickten römisch-katholischen Geistlichen ihren Wohnsitz anzuweisen;

4) daß Se. Hochwürden außerdem ohne Rückhalt erklärt hat, das Staats-Interesse der Kolonie nicht ohne Vorbehalt, sondern bei der Ausübung seiner geistlichen Macht lediglich so viel solches möglich ist, vor Augen zu behalten und demzufolge auch einzig bereit zu seyn, mit Vorbehalt der Erfüllung seiner geistlichen Verpflichtungen, die königlichen Beschlüsse und sonstigen den römisch-katholischen Gottesdienst betreffenden Verordnungen auszuführen;

5) daß Se. Hochwürden sich also ausschließlich die vorläufige Beurtheilung der gesetzlichen Verbindlichkeit dieser Verordnungen vorbehält und mit Verkennung der dem Könige allein zustehenden höchsten Staatsgewalt die endliche Beurtheilung dem päpstlichen Stuhle unterwirft;

6) daß endlich die Personen von J. D. Escherich, A. Heuvels, B. Kerstens und J. van den Brand, welche Se. Hochwürden den Herrn J. Groff, Bischof von Canea in partibus infidelium, apostolischen Vikar und Pfarrer zu Batavia, als Assistenten hierher begleitet haben, sich bereitwillig haben finden lassen, die ihnen von Sr. Hochwürden im Widerspruch mit den bestehenden Verordnungen und ohne Vorwissen der indischen Regierung ertheilten Befehle öffentlich auszuführen;

7) daß alle diese Handlungen und Lehrsätze die Absicht verrathen, eine von der höchsten Staatsgewalt in Indien getrennte und unabhängige Macht zu begründen, welche sich befugt achtet, nach eigenen Grundsätzen und selbst im Widerspruch mit dem Interesse der Kolonie zu handeln, und daß das Einwurzeln, Umsichgreifen und Ausbreiten solcher Lehrsätze bei einem längeren Aufenthalte des Herrn J. Grooff und seiner vier Assistenten J. D. Escherich, A. Heuvels, B. Kerstens und J. van den Brand in Indien um so viel gefährlicher werden kann, als deren Anwendung in diesem Lande, dessen zahlreiche Einwohner einer anderen als der christlichen Religion zugethan sind, sehr leicht solche Folgen nach sich ziehen könnte, welche durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel zu verhüten die angelegentlichste Sorge der Regierung seyn muß;

8) daß durch die willkürliche Handlung des Bischofs von Canea in partibus infidelium, apostolischen Vikars und Pfarrers zu Batavia, J. Groeff, seit geraumer Zeit, und ohne dafür gegründete Ursachen anzugeben, die Ausübung des römisch-katholischen Gottesdienstes zu Samarang und Soerabaya nicht mehr stattfindet, und daß Se. Hochwürden sich nicht geneigt gezeigt hat, den dringenden Empfehlungen der Regierung, ihm als Folge wiederholentlicher Bitten von Mitgliedern dieser Gemeinden zugegangen, ein geneigtes Ohr zu schenken und dafür zu sorgen, daß wiederum römisch-katholischer Gottesdienst stattfinde.

Ferner erwägend:

den ersten Artikel des Reglements über die Ausübung der Regierungsgewalt in Niederländisch-Indien, welcher lautet:

Die höchste Macht in Niederländisch-Indien wird im Namen des Königs ausgeübt durch den General-Gouverneur oder durch denjenigen, welcher ihn nach den Bestimmungen dieses Reglements zur Zeit ersetzt.

Jeder sich dort Befindende, wes Ranges und Standes er auch seyn möge, soll den General-Gouverneur oder seinen Stellvertreter als den Repräsentanten des Königs erkennen und ihm als solchem Ehrerbietung und Gehorsam schuldig seyn.

den vierundzwanzigsten Artikel desselben Reglements, welcher lautet:

Der General-Gouverneur hat ferner die Macht, alle Einsassen, deren Verbleib in Niederländisch-Indien gefährlich erachtet wird, von dort zu verweisen; dabei soll indessen wahrgenommen werden, daß ihnen so viel als möglich die erforderliche Zeit gelassen werde, ihre Angelegenheiten zu ordnen.

den 82sten Artikel eben desselben Reglements, welcher lautet:

Die Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religionsbekenntnisse genießt in Niederländisch-Indien den Schutz der Regierung, so weit diese Ausübung nicht für die öffentliche Ruhe gefährlich wird.

Nach Anhörung des Rathes von Niederländisch-Indien in der Sitzung vom 15. Januar 1846.

Ist für gut befunden und beschlossen worden:

Erstens: den hochwürdigen Herrn J. Grooff, Bischof von Canea in partibus infidelium, apostolischen Vikar und Pfarrer zu Batavia, von Stunde an zu suspendiren in der Ausübung seiner Amtspflichten und ihn und seine Assistenten J. D. Escherich, A. Heuvels, B. Kerstens und J. van den Brand aus den niederländisch-indischen Besitzungen zu verweisen und ihm vierzehn Tage Zeit zu lassen, seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Zweitens: die römisch-katholische Kirchen- und Armen-Verwaltung zu Batavia, mit dem dortigen Residenten an der Spitze, zu ermächtigen, alle Kirchen-Güter, Gelder und Papiere von dem apostolischen Vikar und Pfarrer dieser Gemeinde in Empfang zu nehmen und zu bewahren.

Drittens: den Direktor der Produkten- und Civil-Verwaltung zu beauftragen, die völlig kostenfreie Ueberfahrt nach Niederland für die Herren J. Grooff, A. Heuvels, B. Kerstens und J. van den Brand mit einer der ersten guten Schiffsgelegenheiten zu besorgen, da der Herr Escherich bereits über den sogenannten Landweg abgegangen ist.

Viertens: den römisch-katholischen Pfarrern P. J. Cartenstat, Kammerherrn Sr. Heiligkeit Gregor's XVI., und A. Grube, so wie dem Unter-Pfarrer J. A. van Dyk, aufzutragen, respektive zu Batavia, Samarang und Soerabaya die Interessen der römisch-katholischen Gemeinden zur Zeit als Hirten zu besorgen.

Fünftens: den General-Direktor der Finanzen zu ermächtigen, an den apostolischen Vikar und Pfarrer zu Batavia, J. Groff, als eine Unterstützung zur Regulirung seiner Angelegenheiten eine Summe zu zahlen, welche höchstens einem sechsmonatlichen Einkommen desselben gleichkommt.

Für die Uebereinstimmung mit dem Register der Beschlüsse des Staats-Ministers, General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien.

Der General-Secretair

C. Visscher."

Dänemark.

H. C. Andersen.

(Schluß.)

Erst mit den 1837 erschienenen „Mährchen für Kinder" beginnt wieder ein neuer, glänzender Wendepunkt in der literarischen Entwickelung unseres Dichters. Denn hiermit kam er, wie wir unten näher sehen werden, in die Sphäre des geistigen Schaffens, wo seine Originalität sich am schönsten und nachhaltigsten bewährt hat.

Dennoch wandte er sich nochmals der Bühne zu, nachdem er 1837 in dem Romane „Nur ein Geiger" mehrere höchst interessante und keck gezeichnete Charaktere in gemüthlichem Vortrag entwickelt und dann im Jahre 1838 die „drei Gedichte" herausgegeben hatte. Es erschien also 1839 das Vaudeville „der Unsichtbare auf Sprogo", welches sich durch seine frische, oft ausgelassene Munterkeit auszeichnet und bis jetzt in der Gunst des Publikums erhalten hat. Ungleich mehr gilt dies aber noch von seiner ersten größeren Arbeit für das Theater, dem romantischen Drama „der Mulatte", welches 1840 mit ungemeinem Applaus aufgeführt wurde. Obgleich nämlich das Sujet einer französischen Novelle entlehnt ist, so machte das Stück doch selbst in Schweden großes Aufsehen und verschaffte dem Dichter bei seiner Anwesenheit in Lund öffentliche Ehrenbezeugungen durch ein feierliches Ständchen von Seiten der dortigen Akademiker. Noch allgemeineren Beifall, nicht nur in der Heimat, sondern auch im fernsten Ausland, fand indeß das noch in demselben Jahre erscheinende „Bilderbuch des Mondes". Der Dichter läßt sich von seinem Freunde, dem Mond, erzählen, was dieser in den verschiedenen Ländern von seinem für originelle Beobachtungen so günstigen Standpunkte aus sieht, und erhält so eine Reihe trefflicher, mit eben so naivem als geistreichem Kolorit entworfener Gemälde der Phantasie und Wirklichkeit. Welchen Anklang dieselben auch in Deutschland gefunden, beweist der Umstand, daß von der Reuscherschen Uebersetzung, welche 1844 mit noch 11 neuen Bildern vermehrt erschien, schon die dritte Auflage vorliegt.

Nachdem Andersen im Jahre 1840 auch noch eine Tragödie „das Maurenmädchen" der Bühne übergeben hatte, trat er eine große Reise nach Italien, Griechenland und Klein-Asien an, die er mit Enthusiasmus und dichterischem Geist 1842 in „Eines Dichters Bazar" geschildert hat. Seit seiner Heimkehr widmete er sich vorzugsweise wieder der Mährchen-Poesie, und es sind bis jetzt 3 Sammlungen „Neuer Mährchen" erschienen, die, wie die meisten seiner übrigen Werke, mehrfach ins Deutsche und außerdem zum Theil auch ins Englische, Französische, Schwedische, Holländische, Russische ꝛc. übersetzt wurden. Selbst auf der Bühne fand das dramatische Mährchen „des Glückes Blume" in Kopenhagen die günstigste Aufnahme.

Im Jahre 1843 besuchte Andersen wieder Paris, fand bei V. Hugo, A. Dumas, Lamartine, A. de Vigny u. A. freundliche Aufnahme und ging dann im folgenden Jahre nach Deutschland, wo er besonders am Weimarschen Hofe ausgezeichnet wurde. Er arbeitete unter Anderem schon seit längerer Zeit an einem großen epischen Gedichte „Ahasverus", von dem einige Fragmente bereits publizirt sind, und ging dann in sein Vaterland zurück. Hier erlebte er viel Freude und als er den 25sten Jahrestag seiner ersten Ankunft in Kopenhagen auf Föhr beging, erwies ihm die königliche Familie, die sich d. Z. dort aufhielt, ganz besondere Freundlichkeit und Huld. Dennoch fühlte sich sein reiches und tiefes Gemüth auch anderswo, besonders in Deutschland, leicht heimisch, und so ging er denn Ausgang 1845 über Hamburg, Oldenburg und Hannover nach Berlin, wo er zwar nur kurze Zeit verweilte, aber doch so viel ehrenvolle Anerkennung fand, daß er nur mit Freuden an die dort verlebten Tage zurückdenken kann.*) Zwar mußte er sich auch aufopfern, indem man überall ihn selbst seine Mährchen rezitiren hören wollte, so daß er fast keinen Augenblick frei hatte; aber sein Glück, wie das jedes edlen Dichters, besteht ja im Geben, im Aufopfern, und so machte er nicht nur seine Hörer, sondern auch sich selbst glücklich durch seine schönen Vorträge. — Denn um nun auf diese und die Mährchenpoesie überhaupt zurückzukommen, so läßt sich wohl mit Recht sagen, daß Andersen sich gerade hier in der von der Natur ihm gleichsam prädestinirten Sphäre geistigen Schaffens befindet, weil er gerade hier die ganze Tiefe seines Gemüths und den ganzen Reichthum seiner Phantasie am schönsten entfaltet hat. Darum steht er auch in dieser Gattung der Poesie von keinem Zeitgenossen erreicht da; ja es möchte schwer halten, aus irgend einer Periode unserer oder fremder Literatur eine treffende Parallele für ihn zu finden. Denn er ist eben so weit entfernt von dem blos Volksthümlichen, wenn auch gemischt mit humoristischen oder satyrischen Zeitbeziehungen, wie es in Musäus uns entgegentritt, als

*) So wurde er durch die Huld des Königs, der sich zu Potsdam im engsten Zirkel einige Mährchen vorlesen ließ, mit den Insignien des Rothen Adlerordens (3ter Klasse) geschmückt.

von den blos idealen oder phantastischen Gebilden in 1001 Nacht; und doch sind beide Momente, das Nationaldrastische und das Idealpoetische, in den Mährchen von Andersen aufs innigste vereint oder vielmehr durch ein höheres, unsichtbares Band zusammengehalten, nämlich das einer wahrhaft germanischen, religiösen Weltanschauung.

Es ist nicht der Glanz der Farben, die Glut der Phantasie oder die Pracht der Rede, was uns hier fesselt, sondern die psychologische Naivetät, so zu sagen, welche diesen Mährchen einen eigenthümlichen Zauber verleiht. Wie der Verfasser Erfahrungen im Gebiet des innersten Seelenlebens gemacht hat, wie sie selten Jemand macht, so spiegelt sich auch in seinen Dichtungen diese Fülle originaler Typen des geistigen Seyns.

Doch bleiben wir nicht bei diesen Allgemeinheiten stehen, welche leicht willkürlich erscheinen dürften; fassen wir lieber das frische, klare Leben auf, wie es uns in der persönlichen Erscheinung des Dichters, besonders auch beim Vorlesen seiner Mährchen, entgegentrat. Denn dann erst, wenn man die harmlose, selbst in den Bewegungen noch kindliche Gestalt des Dichters durch den lebendigen Vortrag seiner Poesieen sich mit ihnen gleichsam verschmelzen sah — Jeder, der ihn hörte, wird diesen Ausdruck billigen — wenn man sein Aeußeres in sein Inneres gleichsam hineingehen, sich darin versenken und doch wiederum auch sein Inneres in seinem Aeußeren sich spiegeln sah — und wenn man sich dann der Leiden und Kämpfe erinnert, die der Dichter zu überwinden hatte, dann erst wird Einem das Wesen und der eigenthümliche Werth dieser Dichtungen klar. Man merkt, es sind nicht hohle Lustgebilde, die uns vorgeführt werden, sondern alle Gestalten, selbst der „handfeste Zinnsoldat" und die „arme Ente", der „Tannenbaum", wie „Ball und Kreisel", sind wirkliche, leibhaftige Wesen mit Fleisch und Blut, mit Seele und Geist. Denn in jeder dieser Gestalten, vom „Polger Danske" bis zur „Kartenfigur" herab, läßt Andersen das innere Leben in seinen signifikantesten Zügen vor unserem Blick sich entwickeln.

Daher die fesselnde Kraft dieser Poesieen — man fühlt bei jedem Wort den Pulsschlag des Lebens, weil der Dichter in jedes einen Pulsschlag seines eigenen Lebens eingeschlossen hat; ja man kann sagen, daß diese Mährchen (natürlich immer nur in einzelnen Zügen) vielleicht die beste Biographie Andersen's enthalten. Ueberall knüpft er an Wirkliches an; er macht die Wirklichkeit zum Mährchen und das Mährchen zur Wirklichkeit. Und das ist sein tiefstes, originellstes Wesen, das nur geliebt zu werden braucht, um verstanden zu werden. Folgt man nämlich den feinen Fäden seines geistigen Gewebes sorgsam nach, so findet man zuletzt immer einen Ausgangspunkt aus dem rein menschlichen Leben, sey's nun komischer oder tragischer Natur. Eben so verknüpft sich das Ganze gegen Ende immer zu einem bedeutungsvollen Knoten, der denn oft scheinbar kurz und rhapsodisch, aber doch stets genügend und für lebendige Ethik höchst lehrreich gelöst wird. Wir erinnern hier beispielsweise nur an die eben so frappante, als schöne und beruhigende Entwicklung in der „armen Ente", die plötzlich vor den Augen des Hörers oder Lesers zum Schwan wird und so das treffendste Bild von der Genesis eines Dichters giebt, der auch so lange Zeit nur Hohn und Geringschätzung und Leid erdulden mußte, bis ihn endlich der kühne Adlerflug vor kleinlichen Verfolgern sicherte.

Aber deshalb darf man nicht etwa nur biographische Fragmente, in allerlei Gestalt verkleidet, in diesen Mährchen suchen; vielmehr findet man in ihnen auch die universellsten und tiefsten, eben so philosophischen als poetischen Wahrheiten niedergelegt. So in der „Schneekönigin", die wirklich ein Kunstwerk ist durch die schöne und tiefsinnige Ideenanlage sowohl, wie durch die meisterhafte Färbung der Gestalten. Wie anmuthig ist z. B. das Rosenleben der beiden Kinderchen auf dem Dache, wo sie mit einander singen:

„Die Rosen erblühn im Thale so hold,
Dort reden wir mit dem Jesuskind —"

und wie erhaben dann die Schilderung des Nordpol-Palastes, wo der arme Kay mit dem erfrornen Herzen vergeblich das Wort „Ewigkeit" aus Eisstücken zusammenzusetzen sucht, bis endlich die süße Gerda mit ihrem Kindesglauben ihn wieder errettet. Ueber jene diabolischen Spiegelsplitter aber, von denen der Prolog zur Schneekönigin handelt, ließen sich Folianten schreiben, und die ganze Menschengeschichte ist nur ein großer Kommentar dazu.

Doch weit mächtiger, als das dem mehr subjektiven Erfahrungskreis oder der allgemeinen Sphäre des Denkens entnommene Moment, tritt in jenen lieblichen Dichtungen ein religiöses Element hervor. Es ist dies das kindliche Gottvertrauen, die zarte und tiefe Frömmigkeit, welche des Dichters Gemüth und Leben erfüllen. Wie er einst in der Jugend bei allen traurigen Lagen nur im Gebet, meist einem einfachen Vaterunser, Trost suchte und fand: so offenbart sich uns auch in den Dichtungen des Mannes, wenn auch nur durch zarte Andeutungen, jene kindliche Einfalt und Frömmigkeit des Herzens. Es ist, als ob über all jenen lieblichen Gestalten ein milder Duft, ein zarter Schleier schwebt, der uns erinnert, daß der Himmel über der Erde ruht, wie eine Mutter über'm Kind. Denn wenn die Gestalten dieser Mährchen auch oft kämpfend und leidend dargestellt werden, so sind sie doch endlich siegreich über die diabolischen Mächte, und der poetische Gesichtspunkt bleibt stets auf einer religiösen Weltanschauung basirt. Oder sind nicht die lieblichen Mährchen, die ganz dem Innern einer edlen Seele entstammen, eben so viel Hymnen auf die göttliche Macht des Glaubens, der sich im Leben und in der Liebe bewährt? Und kann nicht das Kind, wie der Greis, in dieser Beziehung aus jenen Dichtungen nur die edelste Nahrung für ein wahrhaft christliches und menschliches Leben finden?

Denn das ist noch besonders hervorzuheben, daß nicht nur Erwachsene, sondern auch Kinder diese Mährchen mit eben so viel Interesse als Segen lesen. Wir sahen z. B. mehrere ganz junge Mädchen, welche dasselbe Mährchen drei und mehr Mal hören wollten und sich nicht etwa blos an die bunte Staffage hielten, sondern wirklich den Nerv des Ganzen mit eben so großer Leichtigkeit als Klarheit erfaßten. Und das ist, glauben wir behaupten zu dürfen, der beste Prüfstein der Tüchtigkeit einer solchen geistigen Schöpfung.

Endlich haben wir noch der nationalen Färbung einiger, ja der meisten jener Mährchen zu erwähnen (wir erinnern nur an „Polger Danske", „Fliedermütterchen" und „den Elfenhügel"). Der Däne ist von Natur zum Komischen, Witzigen, Humoristischen geneigt, und auch von diesem Element, wie von seinen eigenen Erlebnissen, hat sich der Dichter nicht losgesagt. Er lebt und webt vielmehr darin, als in seiner Sphäre — denn unnatürlich wäre es, wenn er sich vom Nationalcharakter ganz losreißen wollte — und wenn wir auch den herrlichen, oft sprudelnden Humor Andersen's durchaus nicht als bloße National-Mitgift oder Erbschaft betrachten wollen, so dürfte doch obige Hindeutung auf den historisch ausgeprägten Charakter der Dänen in dieser Rücksicht nicht unpassend seyn.

Fassen wir nun das Bisherige in den Brennpunkt eines psychologischen Spiegels zusammen, so haben wir in Andersen's ganzem Leben und Streben Nichts als einen fortwährenden Kampf des Geistes gegen die widerstrebende Materie, aber einen Kampf, der stets des Sieges der geistigen Gewalten über das bloße Irdische gewiß ist und endlich in edler Poesie den schönsten Triumph wahrer Frömmigkeit feiert, denn diese ist die Basis, auf der des Dichters ganzes Leben ruht.

Andersen ist demnach zwar kein weltgestaltender Heros der Poesie, wie ihn ein Jahrtausend etwa ein Mal hervorbringt; — aber an Tiefe der Empfindung, Originalität des Gedankens und Schönheit des Ausdrucks kann er jedem Zeitgenossen würdig zur Seite gestellt werden. Was ihn jedoch gerade uns Deutschen so lieb und werth und geistesverwandt macht, das ist sein herrliches Gemüth, das allem oben Gerühmten zu Grunde liegt. Wie sich dasselbe schon in den Zügen seines Gesichts und in seinem Auge ausspricht, so offenbart es sich deutlich auch in seiner Stimme. Wir haben selten einen so gemüthlichen Vortrag gehört, der unmittelbar zum Herzen dringt und unwiderstehlich sich Beifall erwirbt durch einfache, aber doch freie Modulationen des Tones und eine geistige Mimik, um so zu sagen, obgleich das Organ nicht zu umfassend und die Aussprache des Deutschen ungünstig war. Es zeigte sich aber überall die innigste Durchdringung des Gedankens mit der Form, der Rede mit der Idee. Kurz, Andersen ist ganz Gemüth im vollen Sinne des Wortes; er ist ein Gemüth so tief und klar, wie der reine blaue Himmel des Südens — aber es ziehen daran hin die weißen Wolken des Nordens, und aus ihnen entsendet die sonst milde Sonne der Phantasie oft in glühenden Farben die Blitze des Humors durch die heitere Bläue. Und dieser sprudelnde Humor, der sich bald in einfachderben Worten, bald in den überraschendsten Bildern und Gedanken ausstrahlt, er bildet neben jener kindlichen Frömmigkeit und Treuherzigkeit den Hauptcharakter Andersens. Darum kann sich denn auch Alt und Jung an seinen Dichtungen erquicken, die überall das Schöne und Edle wollen, überall das Irdische ins Geistige, Himmlische verklären.

* * *

Ehe wir nun von unserem Dichter scheiden, erlauben wir uns noch einige Worte über seine jetzige Reise. Er war bis Anfang Januar d. J. in Berlin und erfreute sich hier u. A. auch des Zusammentreffens mit Jenny Lind, die er schon früher gekannt und die ihm (wir fügen dies als einen bezeichnenden Zug zur Charakteristik Beider hinzu) am Weihnachtsfest einen schönen Christbaum bescherte, obwohl der Dichter am heil. Abend selbst in einem anderen Kreise war, wo er sich am meisten mit den Kindlein über die strahlenden Tannenbäumchen freute. Auch in Weimar, wohin Andersen von hier aus ging und wo er bis Februar verweilte, kam er noch mit der schwedischen Sängerin zusammen, und sie besuchten u. A. das Grabmal Schiller's und Goethe's mit einander. Von Weimar reiste Andersen über Leipzig (wo eine deutsche Original-Ausgabe seiner Werke veranstaltet wird), Dresden und Prag nach Wien und wird von da nach Italien gehen, im Herbst jedoch wahrscheinlich nach Spanien und Frankreich reisen und endlich über England in seine Heimat zurückkehren. Vielleicht, daß er uns dann auch mit einer eigenen Selbstbiographie beschenkt, welche die Fäden seines Seelenlebens gründlicher und eindringlicher entwickelt, als es in unserer leicht hingeworfenen Skizze geschehen konnte. Wir wollten ja auch nur ein freundliches Erinnerungsblatt dem Dichter nachsenden, der uns und allen Verehrern der Poesie so schöne und edle Freuden bereitet hat. Mögen ihn denn die Musen freundlich geleiten und mit neuen hesperischen Schätzen zu uns heimführen!

England.

Lord Campbell's Lebensbeschreibungen der englischen Kanzler und Großsiegelbewahrer. *)

Es wird vielleicht unnöthig seyn, unseren Lesern in Erinnerung zu bringen, daß Lord Campbell zu den ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten und Staatsmännern Englands gehört und eine lange Reihe von Jahren hindurch unter dem Whig-Ministerium den Posten eines Attorney-General (General-Anwalt)

*) The Lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England, from the earliest times to the reign of George IV. By John, Lord Campbell. Erster bis dritter Band.

bekleidete, den er später mit dem eines Lord-Kanzlers von Irland vertauschte. Die Muße, die ihm durch den Sturz seiner Partei zu Theil geworden, hat er unter Anderem zu einer Arbeit benutzt, die zwar nur ein spezielles Thema behandelt, aber gegenwärtig, wo die juristischen Einrichtungen Britaniens so allgemeine Aufmerksamkeit erregen, auch für das Ausland nicht ganz ohne Interesse ist. Es sind die Lebensbeschreibungen der höchsten Gerichtspersonen eines Reichs, unter welchen man, neben manchen obskuren oder zu einer wenig beneidenswerthen Unsterblichkeit verdammten Namen, auch Männer von welthistorischem Ruf — einen More, Bacon, Clarendon und Somers findet. Nach dem Urtheil englischer Kritiker macht das Werk seinem Gegenstande und seinem Verfasser Ehre, der sich in demselben als den würdigen Nebenbuhler seines Kollegen und ostmaligen politischen Gegners Lord Brougham gezeigt hat.

Die Würde eines Kanzlers, die heutzutage in so hohem Ansehen steht, wird von einem sehr bescheidenen Ursprung hergeleitet. „Ich muß es Anderen überlassen", schreibt Lord Campbell, „die große Frage zu entscheiden, ob das Wort Cancellarius von cancellare oder cancelli abstammt — von der Ungültigkeits-Erklärung königlicher Privilegien, die widergesetzlich ertheilt wurden, oder von den kleinen Gittern, die den Sitz des Thürhüters oder Huissier im Gerichtshofe absperrten. Unsere Hauptquelle für erstere Etymologie ist Johann von Salisbury, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts lebte und in seinem Polycraticon den Kanzler auf folgende Weise verherrlicht:

Ille est qui leges regni cancellat iniquas
Et mandata pii principis aequa facit.

Von mehr Gewicht dürfte aber die Autorität Gibbon's seyn, der, indem er die Ausschweifungen des Kaisers Carinus schildert, welcher seine Günstlinge und selbst seine Minister aus der Hefe des Volks wählte und einen Gerichtsdiener oder Kanzler zum Gouverneur von Rom ernannte, eine Bemerkung über das seltene Glück hinzufügt, wodurch dieses Wort, das anfangs eine so verächtliche Bedeutung hatte, zum Titel des ersten Würdenträgers der europäischen Monarchieen emporstieg."

In England war der Kanzler ursprünglich nichts weiter als ein königlicher Secretair, der zu einer Zeit, wo die Kunst des Schreibens und Lesens dem Laienstande unbekannt war, nothwendigerweise ein Geistlicher seyn mußte. Gewöhnlich wurde diese Stelle von dem Beichtvater des Königs bekleidet, den man als solchen den Hüter des königlichen Gewissens (keeper of the King's conscience) nannte — eine Benennung, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat. In seinem Gewahrsam befand sich das königliche oder große Siegel, und es läßt sich vermuthen, daß sein geistlicher Charakter seinen weltlichen Einfluß vermehren half. Indessen waren die Einkünfte des Amtes gering, und es ward hauptsächlich nur deswegen gesucht, weil es in der Regel als Vorläufer zu einem Bisthum oder einer reichen Abtei diente. In der Staatshierarchie des normännischen Königthums war der Kanzler dem Range nach erst der sechste Würdenträger der Krone; über ihm standen der Groß-Justiziar, der Marschall, der Connetable, der Oberhofmeister und der Oberkammerherr.

Von den Kanzlern der angelsächsischen Periode läßt sich nur wenig Bemerkenswerthes melden. So viel man weiß, hieß der erste unter ihnen Augmendus — wahrscheinlich ein Ausländer und Begleiter Augustin's, des Apostels von England und ersten Erzbischofs von Canterbury. Bekannter ist der heilige Swithin, Bischof von Wincheſter, der unter Egbert dem Großen und Ethelwolf, Vater des weisen Alfred, fungirte. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich Turketel aus — ein kriegerischer Priester, der in der Schlacht von Brunenburgh bis zum Zelte Konstantin's, Königs der Schotten, vordrang und ihn in die Flucht jagte. Aber weder der Ruhm, den er bei dieser Gelegenheit erwarb, noch die Gunst von vier Königen, die ihm nach einander zu Theil wurde, vermochten es, ihn an die Welt zu fesseln; in einem Anfall von Religionsschwärmerei entsagte er allen Lockungen des Ehrgeizes, um sich in ein Kloster zurückzuziehen. „Wie man erzählt, reiste er einst in Regierungsgeschäften an der Abtei Croyland vorbei, die seit dem letzten Kriege in Trümmern lag und nur ein elendes Obdach für drei alte Mönche gewährte. Von ihrer Frömmigkeit und Resignation gerührt, glaubte er sich plötzlich durch die unmittelbare Eingebung des Himmels zu dem Plane begeistert, in ihre Gesellschaft zu treten und den ehemaligen Glanz ihres Klosters wieder herzustellen. Ehe er die Welt verließ, schickte er, wie ein sterbender Chalif, den öffentlichen Ausrufer durch die Straßen von London, wo er während vier Regierungen ein so hohes Amt bekleidet hatte, um den Bürgern zu verkünden, daß der Kanzler vor seinem Eintritt in den Mönchsorden seine Schulden abzutragen wünsche und Jedem, dem er Unrecht gethan haben möchte, das Dreifache erstatten wolle. Nach vollständiger Befriedigung aller Bittsteller legte er sein Amt in die Hände des Königs nieder, machte sein Testament, worin er über seine weitläuftigen Besitzungen verfügte, und nahm mit dem Segen des Bischofs von Dorchester das Mönchsgewand. Er ward dann zum Abte von Croyland gewählt, erlangte Alles wieder, was das Kloster in den Dänenkriegen verloren hatte, und wirkte bei dem König und dem Witan oder Parlament die Bestätigung aller Privilegien aus, die es je genossen, mit Ausnahme des Asylrechts, dem er freiwillig entsagte, da seine Erfahrung als Kanzler ihm gezeigt hatte, daß es nur zur Verletzung der Gerechtigkeit und zum Schutz des Verbrechens diene. Er lebte noch siebenundzwanzig Jahre (bis 975), erfüllte die Pflichten seines neuen Standes auf die musterhafteste Weise und erklärte oft, daß er als Abt von Croyland glücklicher sey, denn als Kanzler von England."

Die ersten normännischen Kanzler waren an Macht und Würde ihren sächsischen Vorgängern überlegen, aber ihr moralischer Charakter war äußerst verderbt. Robert Bloet, Bischof von Lincoln, bot die Kirchenpfründen öffentlich feil und erregte endlich durch seine Schätze die Habsucht des Königs, Wilhelm Rufus, der ihm fünftausend Pfund Sterling abzwang — eine Summe, die nach heutigem Geldwerth nicht viel unter einer halben Million Thaler beträgt. Einer von seinen Nachfolgern, Roger, war ursprünglich Pfarrer eines kleinen Dorfes bei Caen in der Normandie und empfahl sich Heinrich I. durch die seltene Schnelligkeit, mit der er die Messe las, was dem Könige, der lange Gebete nicht dulden konnte, besonders wohlgefiel. Er ward nach und nach zum Lord-Kanzler, Bischof von Salisbury und Groß-Justiziar von England befördert und spielte in den bürgerlichen Kriegen zwischen Stephan und Mathilde (1135) eine bedeutende Rolle, die aber verdientermaßen mit dem Verlust seiner Aemter und seiner Freiheit endigte. Es verdient Bemerkung — nicht daß er einen natürlichen Sohn hinterließ, da solches unter den reichen Prälaten keine Seltenheit war — sondern daß dieser Sohn, der gleichfalls Roger hieß, und ein Neffe ihm unmittelbar in seinem Amte folgten. Die Bestechlichkeit hatte damals den höchsten Punkt erreicht, und man sollte fast glauben, daß die Kanzlerwürde selbst in öffentlicher Auction versteigert wurde, da ein gewisser Geoffroy (Gottfried) sie von Stephan für die Summe von dreitausendundsechs Pfund dreizehn Shilling und vier Pence erkaufte! (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Frankreich. Nicht mehr können wir den Franzosen den Vorwurf machen, daß sie um fremde Zustände sich nicht kümmern. Von den verschiedensten Seiten suchen sie jetzt das Ausland kennen zu lernen: das europäische wie das entfernter liegende; und mit dem ihnen eigenen Talente der Darstellung wissen sie die Früchte ihrer Studien dem großen und ungelehrten Publikum eben so nutzbar zu machen, wie dem literarisch gebildeten. Eine auch für uns beachtenswerthe Erscheinung, obwohl sie eben nur die poetische Literatur unseres Vaterlandes zum Gegenstande hat, sind die kürzlich erschienenen „Zeitgenössischen Dichter Deutschlands", von Nicolas Martin.*) Der Verfasser ist derselbe, der so eben auch gemeinschaftlich mit Herrn Pitre Chevalier eine Uebersetzung der Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm herausgegeben, früher bereits eine gelungene Uebertragung von Chamisso's „Peter Schlemihl" lieferte und jetzt damit beschäftigt ist, eine Auswahl von Ludwig Tieck's Novellen zu bearbeiten. Seinen Beruf zur Sache hat also Herr Martin schon hinreichend dargethan, und auch in dem neu erschienenen Buche liegt er unzweifelhaft vor. Es ist dasselbe dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts, Herrn von Salvandy, gewidmet und beginnt mit einer Ode an Deutschland selbst, welche letztere den am Ende jeder Strophe sich wiederholenden Refrain hat:

„Terre de l'espérance et de l'antique foi,
Allemagne, Allemagne, oh! mon coeur est à toi."

In der Vorrede sagt der Verfasser: „Ungeachtet zahlreicher Arbeiten, die seit einigen Jahren von guten Köpfen und tüchtigen Kritikern ausgegangen, ist doch die Mehrzahl der Gebildeten in Frankreich immer noch geneigt, Goethe als die einzige Personification der deutschen Poesie unserer Zeit zu betrachten. Der Irrthum schreibt sich von dem Umstande her, daß der Genius Goethe's die wunderbare Elastizität hatte, alle Formen sich anzueignen, alle Gefühle und alle Gedanken der Zeit zu reproduziren; man hat ihn daher auch mit Recht den Pan der deutschen Kunst genannt. Aber Ein Gefühl und Einen Gedanken gab es gleichwohl, die nur selten in ihm vibrirten, nämlich das Gefühl und der Gedanke der deutschen Nationalität, die in der neueren deutschen Poesie so vorherrschend, und darum kann uns Goethe auch nicht mehr als Personification derselben genügen." — Die nationale, die politische Poesie ist es auch hauptsächlich, der Herr Martin seine Untersuchungen widmet, welche mit Ludwig Uhland beginnen und mit Heinrich Heine schließen. Zwischen Beiden liegen Wilhelm Müller, Justinus Kerner, Chamisso, Karl Simrock, Platen, Rückert, Anastasius Grün, Nikolaus Lenau, Zedlitz, Karl Beck (welche vier Letztern er als „österreichische Schule" zusammenfaßt), Theodor Körner, Schenkendorf, Arndt (welche Drei er als „patriotische Trinität" bezeichnet), Freiligrath, Hoffmann v. Fallersleben, Herwegh, Prutz, Geibel, v. Wessenberg, Kopisch, Gaudy, Pyrker, Egon Ebert, Elisabeth Kuhlmann (die verstorbene deutsche Dichterin in Rußland), Waiblinger, Gruppe, Wackernagel, W. Alexis, Wolfg. Menzel, Gust. Pfizer, Gust. Schwab, Karl Mayer, König Ludwig von Bayern und Franz Dingelstedt. Dem König Ludwig legt Herr Martin in einer Apostrophe an Platen die Verse in den Mund, die Karl IX. an den französischen Dichter Ronsard gerichtet hat:

„Tout deux également nous portons des couronnes;
Mais, roi, je les reçus; poète, tu les donnes."

Wir werden gelegentlich auf das reichhaltige (336 Seiten starke) Buch noch zurückkommen und begnügen uns einstweilen damit, bald nach seinem Erscheinen darauf hingewiesen zu haben.

*) Les poètes contemporains de l'Allemagne. Par N. Martin. Paris, J. Renouard & Co., 1840. (Berlin in der B. Bethe'schen Buchhandlung. Pr. 2 Thlr.)

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 43. Berlin, Donnerstag den 9. April 1846.

Frankreich.

Der auswärtige Handel Frankreichs.

Uebersichten und Tabellen über den Handel dieses oder jenes Landes, die vor noch nicht langer Zeit nur von einer sehr beschränkten Zahl von Kaufleuten angesehen wurden, haben jetzt einen großen Kreis von Lesern. Es hängt dies mit der wachsenden Theilnahme für den Verkehr und die Einigung der Völker zusammen, mit dem erwachenden Bewußtseyn der Einzelnen, einem Ganzen anzugehören, dessen Gedeihen oder Verfall die Grundlage seiner eigenen Verhältnisse bildet; es ist eines von den Zeichen, die das Streben der Menschen unserer Tage verrathen, ihren Wirkungskreis, so viel als möglich, zu erweitern. Diese Tendenz, sich auszudehnen, die das neunzehnte Jahrhundert von seinem starken Verbündeten, dem Dampfe, gelernt haben mag, ist in unserem Vaterlande nicht minder deutlich. Die Pläne zur Belebung des Handels mit dem Auslande mehren sich, unsere Gelder sind begierig, an der großen Bewegung der Kapitalien Theil zu nehmen, welche die Welt von einem Ende zum anderen durchziehen. Darum mag es am rechten Orte seyn, zu sehen, wie weit es andere Länder in ihren auswärtigen Handels-Unternehmungen gebracht haben, und heute soll uns in dieser Beziehung, um nicht gleich mit dem glänzendsten Vorbilde anzufangen, Frankreich beschäftigen. — Der mitgetheilte Aufsatz ist aus der Revue des deux Mondes genommen und von Charles Coquelin verfaßt.

I. Unsicherheit der Data über den auswärtigen Handel.

Es fragt sich zuvörderst, wie weit kann man sich auf die Angaben der Zollämter verlassen; welches Vertrauen verdienen jene Zahlen-Tabellen, die den Anschein so großer Genauigkeit haben?

Man muß, will man gerecht seyn, eingestehen, daß die Verwaltung bei der Abfassung der Listen über die Ein- und Ausfuhr mit großer Sorgfalt zu Werke geht und dieselben mit jedem Jahre an Ausführlichkeit und Uebersichtlichkeit gewinnen. Auch in die Treue der Angaben hat man keinen Grund Zweifel zu setzen, und dennoch darf man aus ihnen nicht alle Schlüsse ziehen, zu denen sie, wie es scheint, berechtigen; denn sie enthalten immer noch Lücken und Ungenauigkeiten von großer Bedeutung, die aus folgenden Umständen hervorgehen.

Ein Theil der Waaren, die nach Frankreich kommen, nämlich der eingeschmuggelte, kann von vorn herein nicht in die Listen der Zollämter aufgenommen werden. Die Verwaltung versucht es zwar manchmal, den Werth der ihrer Kontrole entgangenen Einfuhr annäherungsweise anzugeben; doch sind diese Schätzungen rein hypothetisch und können unmöglich auf Bedeutsamkeit Anspruch machen. Die Ausfuhr giebt zwar ebenfalls zu manchem Unterschleife Veranlassung, indeß lange nicht in dem Maße, als die Einfuhr, und es ist daher in den amtlichen Tabellen das Gleichgewicht des Ex- und Imports, auf das so viel Werth gelegt wird, gestört.

Was nun die Waaren betrifft, die an den Zollämtern deklarirt werden, so ist die Werthsbestimmung derselben nicht minder fehlerhaft. Die Verwaltung ist gezwungen, gewisse feststehende Abschätzungen gelten zu lassen, die erstens vielleicht nie genau gewesen sind, zweitens aber bei den unausbleiblichen Veränderungen der Waarenpreise nothwendig einmal falsch werden müssen. So gilt in Frankreich noch heute der Tarif vom Jahre 1826 und wird von der Regierung alljährlich ihren Berechnungen zu Grunde gelegt. Wie oft aber und in welchem Maße hat sich seitdem der Werth der meisten Waaren geändert!

Ein anderer Mißgriff, der vielleicht noch bedeutender ist, als der vorhergehende, und dennoch gewöhnlich übersehen wird, liegt darin, daß man die ausgeführten Waaren abschätzt, wenn sie das Land verlassen, die eingeführten, wenn sie hereinkommen, das heißt, jene fast zum Fabrikpreise, diese mit Einschluß der Transportkosten und des Verdienstes der Absender. Wenn die Theorie, nach welcher die Ausfuhr größer seyn muß, als die Einfuhr, diese alte Chimäre, der einige störrische Geister noch heute anhängen, eben so wahr wäre, als sie falsch ist, so würde diese einzige Betrachtung alle Berechnungen umstürzen, auf welche sie sich zu stützen meint. Denn es geht in der That daraus hervor, daß bei jedem Handelsunternehmen nach dem Auslande, besonders bei den überseeischen, die zurückgebrachten Waaren der Schätzung nach bei weitem theurer sind, als die ausgeführten, daß also von jedem Lande, das auswärtigen Handel treibt, viel mehr bezahlt, als eingenommen wird, daß sich folglich jedes solche Land ruiniren muß. *) Zum Glück kommt die Contrebande und rettet die Ehre jener Theorie und die Ruhe derer, die sich zu ihr bekennen, indem sie den Listen der Douane einen großen Theil der Einfuhr entzieht und so gewissermaßen das Gleichgewicht wiederherstellt.

Trotz der Contrebande aber und der Lücke, die durch sie in den amtlichen Tabellen entsteht, schlägt in ihnen fast durchgängig die Differenz zu Gunsten der Einfuhr aus — so groß ist die Ungenauigkeit, die aus den eben angegebenen Mißgriffen bei der Berechnung hervorgeht.

Man sieht also, daß die Zahlen, die von den Zollämtern geliefert werden, trotz ihrer scheinbaren Genauigkeit, nichts weniger als sichere Führer sind und höchstens einen relativen Werth haben, insofern sich aus ihnen — wenn man kleine Unrichtigkeiten übersieht — der Stand des Handels in diesem oder jenem Jahre vergleichungsweise ermitteln läßt.

II. Allgemeine Uebersicht des auswärtigen Handels von Frankreich seit 1830.

Betrachten wir zuvörderst Frankreichs auswärtigen Handel während der funfzehn Jahre seit inklusive 1830. Es kann natürlich bei einem so langen Zeitraum nur von allgemeinen Beobachtungen die Rede seyn; aber gerade diese sind hier die interessantesten und sichersten. Sie beweisen übrigens zur Genüge, und weit besser, als es die Einzelheiten thun würden, die Fortschritte des Landes in der Entwickelung seiner Beziehungen zum Auslande und die dauernde Zunahme dieser Fortschritte, trotz einzelner zufälliger Unterbrechungen. Fügen wir hinzu, daß, wenn die Listen der Zollämter in der That einige große Wahrheiten ans Licht bringen, diese besonders in den allgemeinen Schlußfolgerungen liegen.

Wir entnehmen den Berichten der Zoll-Verwaltung folgende summarische Uebersicht der Ein- und Ausfuhr von 1830 bis 1844. Die funfzehn Jahre sind in drei Perioden getheilt:

Erste Periode.

Jahr	Einfuhr in Mill. Fr.	Ausfuhr in Mill. Fr.	Zusammen in Mill. Fr.
1830	638	573	1,211
1831	513	618	1,131
1832	653	696	1,349
1833	693	766	1,459
1834	720	715	1,435
Summe	3,217	3,368	6,585
Durchschnittszahl	643	673	1,317

Zweite Periode.

Jahr	Einfuhr in Mill. Fr.	Ausfuhr in Mill. Fr.	Zusammen in Mill. Fr.
1835	761	834	1,595
1836	906	961	1,867
1837	808	758	1,566
1838	937	956	1,893
1839	947	1,003	1,950
Summe	4,359	4,512	8,871
Durchschnittszahl	871	902	1,774

Dritte Periode.

Jahr	Einfuhr in Mill. Fr.	Ausfuhr in Mill. Fr.	Zusammen in Mill. Fr.
1840	1,052	1,011	2,063
1841	1,121	1,066	2,178
1842	1,142	940	2,082

*) Es gehe z. B. ein Schiff mit französischen Waaren im Werthe von 150,000 Fr. von Havre nach Martinique. Die Hin- und Rückfahrt koste 20,000 Fr., der Absender habe einen Gewinn von 20,000 Fr., und es werde daher die Ladung in Martinique für 190,000 Fr. verkauft. Mit dieser ganzen Summe kaufe man nun in der Kolonie Zucker, und es würden dabei 10,000 Fr. gewonnen, d. h. der Zucker gelte bei seiner Ankunft in Frankreich 200,000 Fr. Wenn nun die Abschätzungen des Zollamtes genau sind, so setzt es bei dieser Gelegenheit in die Ausfuhrkolonne 150,000, in die Einfuhrkolonne 200,000 Fr. Die Anhänger der Bilanz-Theorie würden nun behaupten, Frankreich sey hierbei in einem Verluste von 50,000 Fr., und doch ist, wie wir sehen, kein Sou an baarem Gelde an das Ausland verloren gegangen.

1843	1,187	992	2,179
1844	1,193	1,147	2,340
Summe	5,695	5,156	10,851
Durchschnittszahl..	1,139	1,031	2,170

Was geht aus dieser Uebersicht hervor?

Trotz der Beschränkungen, die auf dem auswärtigen Handel Frankreichs lasten, hat sich derselbe, wie man sieht, von Jahr zu Jahr vermehrt. Wir erklären dies aus dem tiefen Frieden, dessen das Land genießt, und dem wachsenden Bedürfniß der Völker, einander sich zu nähern. Der Fortschritt war übrigens rasch genug. Hatte sich der Umsatz im Jahre 1830 auf 1211 Mill. Fr. belaufen, so war er im Jahre 44 auf 2340, also in funfzehn Jahren fast auf das Doppelte angewachsen. Man würde nun in der That versucht seyn, zu glauben, in funfzehn Jahren könnte eine Verdoppelung der Handelsunternehmungen in Frankreich eintreten, wenn man nicht bedächte, daß das Jahr 1830, mit dem die Reihe beginnt, wegen seiner politischen Stürme ein minder ergiebiges Handelsjahr war, als 1829.

Indeß war der Unterschied von 1830 und 29 nicht so bedeutend, daß die Vermehrung des Umsatzes nicht immer überraschend bliebe. Auf der Tabelle zeigt sich in manchen Jahren ein Stillstand, sogar ein Rückschritt. Indeß lassen sich diese Ausnahmen leicht erklären, und zwar aus Ereignissen, die den eigentlichen Handelsinteressen fern lagen. In den Jahren 1831 und 34 hallte noch die Bewegung von 1830 nach; 1837 wurde die Handelswelt von Washington bis Wien durch den Kampf des Präsidenten Jackson gegen die Bank der Vereinigten Staaten und die allgemeine Zerrüttung der amerikanischen Banken erschüttert. 1842 endlich wurden durch eine Veränderung des Tarifs der Vereinigten Staaten eine Menge französischer Waaren bedeutend belastet. Trotz aller dieser Störungen also erhielt sich der französische Handel im Steigen.

Andere Schlüsse, die sich aus der angeführten Tabelle ziehen lassen, sind folgende: Von den drei Perioden, in welche die funfzehn Jahre getheilt sind, war die letzte ohne Zweifel die glücklichste und ruhigste. Außer dem Kriegsgeschrei, das sich im Jahre 1840 erhob und im Ganzen die Handelswelt wenig berührte, zeigte sich in diesen fünf Jahren keines von den Ereignissen, welche eine kommerzielle Krise herbeiführen können. Unter diese Jahre gehört übrigens auch das Jahr 1844, das vielleicht das glücklichste gewesen ist, das die französische Industrie jemals erlebt hat. Vielmehr war die erste Periode von 1830—34 vielfach bewegt. Eine Revolution stürzte einen Thron und erschütterte den Staat; ihr folgte der Kampf der Parteien, das Eigenthum war bedroht, die Werkstätten verlassen, an den Gränzen herrschte Krieg, im Lande Theurung, der Privatkredit war vernichtet, der öffentliche in Gefahr, die Finanzen erschöpft und zur Krönung des Ganzen die 5prozentige Rente auf 63 gefallen. So war es aber in allen Jahren der angegebenen Periode, denn erst 1834 wurde die letzte große Emeute unterdrückt. Der Gegensatz zwischen den beiden Zeiträumen von 1830—34 und von 1840—44 ist also wohl ausgesprochen genug und zeigt sich nicht minder in den Tabellen der Douane. Aber wie? Die Anhänger des Handelsgleichgewichtes würden es nie glauben, so lange sie nicht selbst die offiziellen Aktenstücke darüber gesehen haben. Denn was den Gegensatz ausmacht, ist, daß in der ersten Periode, in der Unruhe und Theurung im Lande herrschte, die Bilanz zu Gunsten Frankreichs, in der letzten, als der Friede keinen Augenblick gestört wurde, gegen dasselbe ausschlug. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an La Bruyère.

Unter den neuen Ausgaben der Klassiker, die jetzt mit so vielem Fleiß in Frankreich veranstaltet werden, hat La Bruyère's berühmtes, aber vergessenes Buch, **Les Caractères**, einen ganz besonderen Lesereiz durch das Treffende seiner Aussprüche, die noch nach mehr als hundert Jahren (1687 erschienen sie zuerst) auf die modernsten Zustände passen. Milder, aber psychologisch vielleicht noch schärfer als Larochefoucauld, erinnern manche Sätze so sehr an die Maximen des Letzteren, daß man sie damit verwechseln könnte. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Proben mitzutheilen:

Ueber die Gesellschaft und die Unterhaltung.

Der Eigendünkel und die Einbildung, viel Verstand zu besitzen, ist gewöhnlich die Eigenschaft derer, die keinen oder nur sehr geringen haben. Wehe dem, der die Unterhaltung eines solchen Subjektes aushalten muß.

Nur ein Dummkopf wird lästig; ein kluger Mann fühlt, ob er anspricht oder langweilt; er weiß den Augenblick vorher, zu verschwinden, wo er überflüssig wird.

Die Kunst der Unterhaltung besteht weniger darin, selbst geistreich zu seyn, als vielmehr Andere geistreich erscheinen zu lassen. Wer nach einem Gespräch mit dir zufrieden mit seinem Geist ist, wird es auch vollkommen mit dir seyn. Die Menschen wollen dich nicht bewundern, sie wollen gefallen; sie suchen mehr nach Beifall und Zuneigung, als nach einer nützlichen oder selbst angenehmen Unterhaltung.

Es ist schlimm, wenn man nicht Geist genug hat, um gut zu sprechen, und nicht so viel Beurtheilungskraft, um zu schweigen.

Ich rathe dir, nur mit höflichen und geistreichen Leuten auf einen Scherz einzugehen; alle andere nehmen ihn übel oder mißbrauchen ihn.

Es giebt kleine Schwächen und Fehler, die wir gern der Kritik preisgeben und über die wir uns nicht ungern aufziehen lassen; dieselben kleinen Schwächen sollte man auch nur zum Gegenstand der Neckerei bei Anderen machen.

Der Spott ist oft nur Geistesarmuth.

Wenn du mit Aufmerksamkeit die Leute betrachtest, die nichts loben, die immer tadeln und mit Niemanden zufrieden sind, so wirst du finden, daß es stets solche sind, mit denen kein Mensch zufrieden ist.

Die Höflichkeit wird nicht immer von der Güte, der Billigkeit, der Gefälligkeit und der Dankbarkeit eingeflößt, aber sie trägt wenigstens den Anschein davon und läßt die Menschen nach außen so erscheinen, wie sie innen seyn sollten.

Die Selbstüberhebung und die Aufgeblasenheit bewirken gerade das Gegentheil in der Gesellschaft von dem, was sie bezwecken, nämlich sich Achtung zu erzwingen.

Jedes Vertrauen ist gefährlich, wenn es nicht vollständig seyn darf; es giebt wenig Verhältnisse, worin man nicht entweder Alles sagen oder Alles verschweigen müßte. Man hat von seinem Geheimniß demjenigen schon zu viel verrathen, dem man irgend einen Umstand verschweigen zu müssen glaubt.

Der Weise vermeidet oft die Welt, aus Furcht, gelangweilt zu werden.

Ueber das Herz und die Frauen.

Die Zeit stärkt die Freundschaft und schwächt die Liebe.

So lange wie die Liebe dauert, nährt sie sich von sich selbst und von Dingen, die sie scheinbar vertilgen müßten, z. B. von Launen, Sprödigkeit, Entfernung, Eifersucht u. s. w. Die Freundschaft dagegen bedarf der Unterstützung; sie verschwindet aus Mangel an Sorgfalt, an Vertrauen und Nachgiebigkeit. Man findet häufiger eine heftige Liebe als eine vollkommene Freundschaft.

Man liebt nur **einmal** wirklich: bei der **ersten** Liebe; jede spätere ist weniger unwillkürlich.

Zusammenseyn mit den Leuten, die man liebt, befriedigt hinreichend: mit ihnen sprechen, an sie denken, träumen, oder auch nicht mit ihnen sprechen und selbst an die gleichgültigsten Dinge denken — Alles ist einerlei, wenn man nur mit ihnen zusammen ist. —

Anfang und Ende der Liebe machen sich gleicherweise bemerkbar durch die Verlegenheit, die man fühlt, wenn man mit einander allein ist.

Das Aufhören der Liebe beweist deutlich, daß der Mensch beschränkt ist, und daß das Herz seine Gränzen hat.

Für manche Verluste müßten sich unversiegbare Schmerzensquellen im Herzen finden, und es ist fast nie Tugend oder Geistesstärke, womit man einen großen Kummer überwindet; man weint bitterlich und ist aufs tiefste bewegt, aber in der Folge ist man schwach oder leichtsinnig genug, sich zu trösten!

Alle Leidenschaften heucheln, sie verstellen sich so viel als möglich vor fremden Blicken; es giebt fast kein Laster, das nicht irgend eine trügerische Aehnlichkeit mit einer Tugend nachahmte und benutzte.

Man muß sehr einfältig seyn, wenn die Liebe, die Bosheit, die Nothwendigkeit nicht klug machen.

Manche Leute wehren sich gegen die Liebe und das Dichten, als seyen es Schwächen, die sie nicht einzugestehen wagten: die Liebe eine Schwäche des Herzens und das Dichten eine Schwäche des Verstandes.

Man ist angenehmer im geselligen Umgang durch das Herz als durch den Geist.

Es giebt im Leben oft so theure Freuden, so süße Verhältnisse, die zu den verbotenen Genüssen gehören, daß es sehr natürlich ist, zu wünschen, sie möchten uns erlaubt werden; nur darin kann ein höherer Reiz liegen, durch die Tugend ihnen entsagen zu lernen.

Die Dinge, die man am heißesten ersehnt, erlangt man nicht, oder wenigstens nicht zu der Zeit und unter den Umständen, wo sie uns das größte Vergnügen gemacht haben würden.

Eine Frau, die gefühllos gegen die Liebe ist, hat denjenigen noch nicht gesehen, den sie lieben würde.

Wenn eine Häßliche geliebt wird, so ist es immer über alle Maßen; denn die Liebe zu ihr ist entweder eine Thorheit, oder die Folge von geheimen Reizen und Vorzügen, die unwiderstehlicher und hinreißender sind als die Schönheit.

Wenige Frauen sind so vollkommen, um verhindern zu können, daß ihr Mann es nicht wenigstens einmal täglich bereut, eine Frau zu haben, oder denjenigen glücklich preist, der keine hat!!

Den Verlust einer Liebe zu betrauern, ist ein Glück im Vergleich mit einem Leben an der Seite eines ungeliebten Gegenstandes. F. v. P.

England.

Lord Campbell's Lebensbeschreibungen der englischen Kanzler und Großsiegelbewahrer.

(Schluß.)

Unter Heinrich II. wurde dieses Amt eine Zeit lang von dem berühmten **Thomas à Becket** bekleidet, der es in der Folge mit dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury vertauschte, und zwar auf ausdrückliches Verlangen des Königs, der in dem geschmeidigen Minister seinen künftigen erbittertsten Gegner nicht ahnen konnte. Dieser gebieterische Priester, der im Kampf mit

der Staatsgewalt fiel und von der römischen Curie dafür unter die Heiligen versetzt wurde, scheint seine Pflichten als Kanzler mit einer in jener Zeit seltenen Gewissenhaftigkeit erfüllt zu haben, und Lord Campbell, der seinen hierarchischen Zelotismus verdammt, läßt ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren. Nach seinem Abgang rissen die alten Mißbräuche wieder ein; unter Richard I. und Johann herrschte gesetzlose Willkür, und die Regierung Heinrich's III. bot die merkwürdige Erscheinung dar, daß eine Frau, die Königin Eleonore, das große Siegel führte. Einmal (im November 1253) wurden die Sitzungen des Kanzleigerichts durch die Geburt einer Prinzessin unterbrochen, aber sobald Eleonore ihren Kirchgang gehalten hatte, eilte sie, ihren Platz in der Aula Regia wieder einzunehmen. Sie gefiel sich nicht wenig in ihren neuen Functionen, und zwar mit Grund, da es ihr in kurzer Zeit gelang, den Bittstellern ansehnliche Summen abzupressen, wodurch sie sich aber so verhaßt machte, daß die Einwohner von London sich an ihr zu rächen beschlossen. „Im folgenden Jahre, während sie ihre Residenz im Tower hatte, wurde sie von Seiten der Bürger mit einem Angriff bedroht, und sie schiffte sich daher auf der Themse ein, um nach dem Schlosse Windsor zu flüchten. Als sie jedoch an die Londoner Brücke kam, trat ihr das Volk mit Verwünschungen entgegen. Man rief: Nieder mit der Hexe! überhäufte sie mit Schimpfreden und bewarf sie mit Koth und faulen Eiern; ja, man hielt große Steine bereit, um ihr Boot in den Grund zu bohren, wenn sie versuchen würde, den Hauptbogen der Brücke zu passiren. Sie erschrak darüber so heftig, daß sie nach dem Tower zurückkehrte, und da sie auch in dieser Festung sich nicht sicher glaubte, so nahm sie in der Nacht im Palast des Bischofs von London Zuflucht, der das Asylrecht besaß. Von hier wurde sie heimlich nach Windsor geschafft, wo ihr Sohn, Prinz Eduard, an der Spitze einer Kriegsmacht stand. Nie vergab er den Londonern die Beschimpfung, die sie seiner Mutter angethan hatten."

Unter eben dieser Regierung ward das Amt des Justizlars abgeschafft — ohne Zweifel, weil die Macht desselben zu oft mit den Rechten und Ansprüchen der Krone in Konflikt gerieth. Von dieser Zeit an wuchs aber die Autorität der Kanzler, bis sie eine fast gleiche Höhe erreichte, wozu auch der Umstand beitrug, daß dieser Posten stets an hohe geistliche Würdenträger vergeben wurde. Man fing daher allmälig an, ihn mit Laien zu besetzen. Der erste von diesen, dem er zu Theil ward, Robert Bourchier, erregte durch seine Unfähigkeit und Bestechlichkeit allgemeines Mißvergnügen, aber die Nothwendigkeit, den Einfluß des Klerus zu beschränken, war so augenscheinlich, daß solche Ernennungen immer häufiger wurden. Demzufolge bildete sich mit der Zeit ein gelehrter Juristenstand, zu welchem Sir Richard Parnynge gehörte, der im Jahre 1341 das große Siegel erhielt und dessen gerichtliche Entscheidungen allgemeinen Beifall fanden. Kurz vor ihm wurde jedoch das Kanzleramt von einem Manne bekleidet, den wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können. Es war der berühmte Richard de Bury, Bischof von Durham, der eifrigste Bücherſammler seiner Zeit und Verfasser des Philobiblon, in welchem er mit Enthusiasmus die Freuden der Gelehrsamkeit schildert. Wie er uns in seinem naiven mittelalterlichen Latein versichert, liebte er Bücher mehr als Geldbeutel, Folianten mehr als Gulden und schmächtige Pamphlete mehr als stattliche Rosse. „Als wir", schreibt er, „die Pflichten eines Kanzlers bei dem höchst siegreichen und großmächtigst triumphirenden König von England, Eduard dem Dritten (dessen Tage der Herr in Glück und Frieden verlängern möge!), ausübten, ward uns, nachdem wir erst die Angelegenheiten seines Hofes und die Staatsgeschäfte seines Reichs besorgt hatten, unter dem Schatten der königlichen Gunst die Aufsuchung seltener und werthvoller Bücher gar sehr erleichtert. Der Ruf von unserer Liebe zu denselben verbreitete sich nach allen Richtungen, und man erfuhr nicht nur, daß wir ein sehnsüchtiges Verlangen nach Büchern (vorzüglich nach alten) trügen, sondern auch, daß man unsere Gunst eher durch Schriften als durch Gold erwerben könne. Da uns also die Gnade des erwähnten Fürsten in den Stand setzte, nach Gutdünken zu erhöhen oder zu erniedrigen, zu befördern oder zurückzusetzen, so schickte man uns statt der Neujahrsgaben und Festgeschenke, statt der Edelsteine und anderen Prätiosen ein Heer von gebrechlichen Quartanten und wackeligen Folianten, die aber unserem Auge eben so kostbar als unserem Geiste nährend waren. Es eröffneten sich die Geheimzimmer der berühmtesten Klöster, Schränke wurden aufgeschlossen und Kisten erbrochen — Bücher, die seit Jahrhunderten in ihren Gräbern schlummerten, sahen sich voll Erstaunen zum Leben erweckt, und diejenigen, die in der Dunkelheit geschmachtet hatten, wurden von den Strahlen des ungewohnten Lichtes geblendet. Diese einst so zarten Bücher lagen jetzt leblos da, mit Fäulniß und Moder bedeckt, von Mäusen befudelt und von Würmern benagt — sie, die einst in Purpur und feines Linnen gekleidet waren, ruhten jetzt in Staub und Asche, der Vergessenheit und den Motten zur Beute. Trotzdem empfanden wir unter ihnen nicht geringere Wollust, als der heilkundige Arzt unter seinen aromatischen Kräutern; wir betrachteten sie mit inniger Liebe und fühlten in ihrem Umgang den reinsten Genuß. So kamen die heiligen Gefäße der Wissenschaften in unseren Besitz — einige wurden uns geschenkt, andere verkauft und nicht wenige auf eine Zeit lang geliehen." Wie man sieht, war Herr Richard de Bury ein vollendeter Bibliomane, und es ist daher nicht zu verwundern, daß er seiner richterlichen Functionen bald müde wurde; er legte sein Amt nieder und zog sich nach Bishop-Auckland zurück, um sich ganz dem Studium seiner geliebten Bücher hinzugeben, die er mit so vieler Mühe und so vielen Kosten gesammelt hatte.

Der stolze Kardinal Beaufort, Bischof von Winchester, der unter drei Königen das große Siegel führte, ist aus Shakspeare's „Heinrich VI." hinlänglich bekannt. Räuberisch gegen die Armen, hochfahrend gegen seines Gleichen und unversöhnlicher Feind eines Jeden, in dem er einen Nebenbuhler erblickte, verdiente er den allgemeinen Haß, der ihm zu Theil ward; indessen hat es ihm in neuerer Zeit nicht an Vertheidigern gemangelt. Während der stürmischen Regierungen Heinrich's VI. und seiner Nachfolger standen überhaupt manche Individuen von nicht sehr löblichem Charakter an der Spitze des Kanzleigerichts; einen besseren Ruf haben der Kardinal Morton und der Erzbischof Warham, die unter Heinrich VII. diesen Posten einnahmen. Wolsey, der allmächtige Günstling Heinrich's VIII., bekleidete neben seinen vielen anderen Würden auch das Amt eines Kanzlers, aber seine Laufbahn gehört eher der englischen Geschichte im Allgemeinen als einem biographischen Spezialwerke an. Als Richter wird er gelobt, und auch die Wissenschaften beförderte er aufs freigebigste; wie es scheint, waren aber dies seine einzigen guten Eigenschaften. Sein maßloser Uebermuth und die Feindschaft Anna Boleyn's führten seinen Sturz herbei, und nur ein gebrochenes Herz rettete ihn vor dem Schaffot, welches ein größerer und besserer Mann, Sir Thomas More, besteigen mußte. Dieser Letztere, der für den kundigsten Juristen seiner Zeit galt, war von Heinrich zum Kanzler ernannt worden, um ihn bei seinen gewaltsamen Reformationsplänen zu unterstützen; aber More, der an dem alten Glauben hing, zog es vor, sein Amt niederzulegen. Ein echter Philosoph, gab er seinen hohen Posten mit größerer Zufriedenheit auf, als er ihn angenommen hatte, und von diesem Tage an gewann er seine frühere Heiterkeit wieder, die ihn auch auf dem Blutgerüste nicht verließ. Seinem eifrigen Katholizismus zum Trotz, lassen selbst protestantische Schriftsteller den Tugenden dieses großen Mannes die verdiente Gerechtigkeit widerfahren. „Sein Charakter", bemerkt Lord Campbell, „sowohl im öffentlichen als im Privatleben, reicht so nahe an die Vollkommenheit, als es unsere menschliche Natur gestattet." — Als die Kunde von seiner Hinrichtung zu Heinrich gelangte, der eben mit der Königin am Spieltisch saß, warf er ihr einen vorwurfsvollen Blick zu: „Du bist Schuld an dieses Mannes Tod!" sagte er, stand dann sogleich vom Tische auf und verschloß sich in sein Zimmer.

In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts waren der Bischof Gardiner, Sir Nicholas Bacon und Sir Thomas Egerton die einzigen Kanzler, die ihrem hohen Posten Ehre machten, obgleich auch sie nicht tadelfrei blieben — der Erste wegen seiner Verfolgung der Protestanten, der Letzte wegen des Antheils, den er an dem Tode der Maria Stuart nahm. Sir Christopher Hatton verdankte seine Beförderung dem Umstande, daß er ein geschickter Tänzer war! „Das zärtliche Herz der Elisabeth ward von seiner athletischen Gestalt, seiner männlichen Schönheit und seinem eleganten Anstande gerührt, und sie drückte offen ihre Bewunderung seines Tanzes aus. Es wurde ihm sogleich eine Stelle in der königlichen Nobelgarde (band of gentlemen-pensioners) angeboten. Hatton zeigte sich bereit, seinen Aussichten auf der juristischen Laufbahn zu entsagen, gab aber der Königin zu verstehen, daß er Schulden gemacht habe, die ihm lästig zu werden anfingen. Elisabeth schoß ihm Geld vor, nahm ihm jedoch nach ihrer Gewohnheit eine Schuldverschreibung ab, die sie späterhin, sehr gegen seine Erwartung, mit solcher Strenge eintrieb, daß es seinen Tod veranlaßt haben soll. Unterdessen bezog er eine schöne Wohnung im Palaste der Königin und war von nun an der regierende Günstling. Seine Beförderung ging mit reißender Schnelligkeit von Statten: er ward nach einander Kammerjunker der Königin, Hauptmann der Nobelgarde, Vicekämmerer und Mitglied des geheimen Raths. Die Ehrenbezeugungen, die ihm die Monarchin erwies, mußten natürlich vielen Neid und einiges Aergerniß erregen. Als sich das Gerücht verbreitete, daß er zur Kanzlerwürde erhoben sey, hielt man es anfangs für einen Scherz, und die Sache fand nicht eher Glauben, bis man ihn wirklich im Gerichtshof präsidiren sah."

Das Leben Bacon's, jenes großen Denkers, dessen Charakter ein so unerklärliches Räthsel bildet — der als Mensch eben so verächtlich dasteht, wie er als Philosoph bewunderungswürdig ist — giebt unserem Verfasser zu einem höchst gediegenen und lehrreichen Artikel Veranlassung. Einige Schriftsteller haben den berühmten und unglücklichen Mann,

The greatest, wisest — meanest of mankind,

mit der allgemeinen Corruption seines Zeitalters entschuldigen wollen, aber Lord Campbell kann dieser Meinung nicht beipflichten. „Es ist allerdings wahr", sagt er, „daß man historische Personen nach dem Maßstabe ihres Jahrhunderts beurtheilen muß. Wenn man vor 300 Jahren Ketzer und Hexen verbrannte, so dürfen diejenigen, die hieran theilnahmen, nicht so streng getadelt werden, als wären diese autos da fé in unseren Tagen vorgefallen, und wäre der Beweis möglich, daß die Bestechung zu Bacon's Zeit für einen unschuldigen Gebrauch galt, so müßte man ihn eher bedauern als verdammen. Aber das Unterhaus, das ihn anklagte, das Oberhaus, das ihn richtete, und die öffentliche Meinung seiner Zeitgenossen, die das Urtheil bestätigte, erkannten das Vergehen einstimmig als ein höchst schmachvolles und strafwürdiges an. Er hatte keine persönliche Feinde, er besaß die Gunst des Hofes und war bei der Nation beliebt, die von der gefälligen Urbanität seiner Sitten eingenommen und auf seinen literarischen Ruhm stolz war; aber dessenungeachtet tönte ein Schrei des Unwillens durch das Land, und es zeigte sich Niemand, der seine Unschuld zu behaupten oder das Verbrecherische seiner Handlungen zu beschönigen wagte. Man vergleiche dieses mit der grundlosen Anklage, die gegen den tugendhaften Sir Thomas More erhoben wurde! Er räumte die Straffälligkeit der ihm schuldgegebenen Zehltritte ein, widerlegte sie aber zugleich durch unumstößliche Thatsachen." — Nach einer zweijährigen Haft wurde Bacon begnadigt, und man gestattete ihm, wieder bei Hofe zu erscheinen. Durch das Unglück gebeugt und seine wahre Bestimmung erkennend, zog er sich jetzt von der Welt zurück,

um, trotz seines vorgerückten Alters, sich mit neuem Eifer den Studien zu widmen. Er, den man den Apostel der Experimental-Philosophie genannt hat, sollte auch ihr Märtyrer werden. Um die Frage zu entscheiden, ob das Fleisch sich nicht eben so gut in Schnee als in Salz halte, stopfte er eigenhändig den Körper eines Huhns mit Schnee aus, den er unter einer Hecke beim Dorfe Highgate fand, wurde aber dabei von einem so heftigen Fieberschauer ergriffen, daß er nach dem naheliegenden Schlosse des Lord Arundel gebracht werden mußte; hier ward er unglücklicherweise in ein Staatsbett gelegt, das man seit Jahr und Tag nicht benutzt hatte und aus welchem er bald ins Grab sank.

Edward Hyde, Graf von Clarendon, der als Staatsmann und Geschichtsschreiber eine so rühmliche Stelle einnimmt und der Kanzlerwürde neuen Glanz verlieh, ward von Karl II. noch während seines Exils zu diesem Posten designirt. Seines hohen Titels ungeachtet, mußte er zu jener Zeit mit dem bittersten Mangel kämpfen, und es fehlte ihm und seinen Unglücksgefährten in Frankreich oft am Nöthigsten. „Ich weiß noch nicht", schreibt er im Jahr 1653, „daß einer von uns Hungers gestorben ist, was mich wirklich Wunder nimmt. Der König selbst ist für Alles schuldig, was er seit dem April genossen, und es giebt keinen einzigen unter seinen Dienern, der eine Pistole in der Tasche hat." Man könnte dieses für Scherz halten, aber auch in anderen Briefen schildert er seine elende Lage mit den lebhaftesten Farben. „Ich habe", heißt es an einer Stelle, „weder Kleider, noch Feuerung, um mich gegen die strenge Jahreszeit zu schützen. Es friert mich dermaßen, daß ich kaum die Feder halten kann, und ich besitze nicht einmal drei Sous, um mir etwas Holz zu kaufen .... Ich bin hier so viel Geld an allerhand Leute schuldig, daß ich jeden Augenblick erwarten muß, ins Gefängniß zu wandern, und (was mir das Herz bricht) meine arme Familie in Antwerpen befindet sich in einer eben so traurigen Lage." Seine Ernennung zum Staats-Secretair des Auswärtigen machte ihm unter diesen Umständen keine Freude; sie setzte vielmehr seiner Verlegenheit die Krone auf. „Jede Woche", schreibt er, „muß ich wenigstens sieben bis acht Livres für Briefporto ausgeben, die ich entweder auf eine schändliche Art von meinen Freunden erbetteln oder ich muß die Briefe zu meiner noch größeren Schande im Post-Büreau liegen lassen. Diejenigen, die sich auf meine Privatgeschäfte beziehen, würden mir kaum zehn Sous die Woche kosten, so daß alles Uebrige für den König ist, von dem ich seit meiner Anwesenheit hierselbst noch keinen Pfennig erhalten habe." Aber auch der königlichen Familie selbst ging es nicht viel besser. Die Königin-Mutter, Henriette Marie von Frankreich, vermochte, obgleich sie an ihrem väterlichen Hof lebte, ihrem Sohn und seinen Anhängern nicht beizustehen; sie mußte vielmehr, wie Hume erzählt, ihre Tochter Henriette, nachherige Herzogin von Orleans, bei strenger Witterung den ganzen Tag das Bett hüten lassen, weil sie nicht so viel Geld hatte, um sich Brennholz anzuschaffen!

Das Leben Shaftesbury's gehört zu den interessantesten der ganzen Reihe. Mehr Intrigant als Staatsmann oder Rechtsgelehrter, wußte er sich durch seinen geschmeidigen und ränkevollen Geist zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen, aber sein Versuch, die allerdings veralteten und schwerfälligen Formen des Kanzleigerichts umzumodeln, schlug gänzlich fehl und diente nur dazu, seine Unwissenheit und Anmaßung an den Tag zu legen. Die Richter, die Masters in Chancery, die Advokaten — kurz, das ganze Corps der Juristen, bildeten eine undurchdringliche Phalanx, die alle seine Angriffe zurückwies, und bei seiner mangelhaften Kenntniß der Gesetze hatten sie bald gewonnenes Spiel. Von dem Widerstande ermüdet, den er bei Ausführung seiner Maßregeln antraf, gab er sie völlig auf und nahm an den Verhandlungen des Gerichts keinen weiteren Theil, obgleich er dem Namen nach darin präsidirte. Inzwischen verwickelte er sich immer tiefer in gefährliche politische Machinationen, die hauptsächlich in der Absicht unternommen wurden, um den Herzog von Monmouth, natürlichen Sohn Karl's II., an die Stelle des zum Katholizismus übergetretenen Herzogs von York auf den Thron zu setzen; aber das Mißlingen dieser Entwürfe führte seinen Sturz herbei, und er mußte, wie sein Vorgänger Clarendon, nach Holland flüchten, wo er in der Verbannung sein Leben beschloß.

In dem vierten und fünften Bande seines Werks verspricht Lord Campbell die Lebensbeschreibungen der Kanzler nachzuliefern, die seit der Revolution von 1688 auf diesem Posten standen und unter denen sich manche berühmte Namen — ein Somers, Cowper, Hardwicke, Camden, Thurlow, Erskine — befinden. Obwohl dieser Theil seiner Aufgabe schon einigermaßen durch unseren im vorigen Jahrgang des Magazins eingerückten Artikel über britische Juristen erledigt ist, so werden wir doch vielleicht nach Beendigung des Werks darauf zurückkommen, da wir von der Feder Lord Campbell's mit Recht ganz neue Aufschlüsse erwarten können.

Java.

Briefliche Mittheilungen aus Batavia.

Unser Mitarbeiter in Java, der uns das in der vorigen Nummer des Magazins enthaltene Aktenstück in Bezug auf die Suspendirung und Verweisung des katholischen Bischofs und vier seiner geistlichen Amtsgenossen zugesandt, theilt uns auch noch folgende Notizen in einem Schreiben vom 25. Januar d. J. mit:

In der Provinz Bantam, in unmittelbarer Nähe von Batavia, brach in den letzten Tagen des Dezember ein Aufstand aus, wobei etwa 15—20 Europäer auf eine schauderhafte Weise umgekommen sind. Eine wüthende Bande Eingeborner überfiel in einer Nacht das Herrenhaus einer ausgedehnten Besitzung eines gewissen Herrn ...., ermordete Mann und Frau nebst 5 Kindern und wiederholte derartige Metzeleien noch auf zwei oder drei anderen Punkten. Die in Bantam stationirten Truppen waren nicht genügend, den Aufstand zu dämpfen, es wurde also von hier Verstärkung an Infanterie, Kavallerie und Geschütz gesandt, bei deren Anblick sich die ganze Bande wie gewöhnlich zerstreut und in unzugängliche Berggegenden zurückgezogen hat; dessenungeachtet hat man sich ungefähr 300 Aufrührer zu bemächtigen gewußt. Politische Ursachen sind bei diesen Ereignissen vermuthlich gar nicht im Spiel gewesen, sondern Privathaß hat wohl hauptsächlich dazu veranlaßt. Jetzt ist Alles wieder ruhig, und besonders hier auf Batavia besteht durchaus gar keine Besorgniß für dergleichen Vorfälle. Dies zur Beruhigung für besorgte Verwandte.

Auch Herr ....., ein Deutscher, der seit einiger Zeit auf der Insel Banca als Administrator der Zinn-Bergwerke angestellt ist, ist vor einiger Zeit nur durch ein halbes Wunder und durch die Hingebung einiger europäischen Soldaten, von denen Einer dabei umgekommen, von einem gewaltsamen Tode gerettet worden. Er wurde von einem fanatischen Inländer mit einem javanischen kurzen Säbel wüthend angefallen und erhielt mehrere Wunden, ehe man ihm zu Hülfe eilen konnte.

Auch dürfte es für Ihre Leser wohl von Interesse seyn, etwas über den Aufenthalt des Schiffes der „Preußische Adler" zu Batavia zu hören. Dieses ausgezeichnet schöne Schiff der Seehandlung hat Java mit einer reichen Ladung deutscher Manufakturwaaren besucht, einen Theil davon hier entladen und ist mit dem Rest nach Hong Kong weiter gegangen, um von dort mit einer Ladung Thee nach Hamburg zurückzukehren.

Mannigfaltiges.

— Des Grafen d'Allonville Memoiren. Unter den Nachrichten, welche Herr G. F. Günther in Nr. 39 des Magazins über den Verfasser des genannten Werkes, welches persönliche Erinnerungen aus der Zeit von 1770 bis 1830 enthält, gegeben hat, vermissen wir eine wesentliche Notiz. Der Graf d'Allonville wird nämlich in den Pariser Bücherverzeichnissen seit dem Jahre 1839 ganz öffentlich als der Verfasser oder Redacteur der Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur le causes secrètes qui ont determiné la politique des cabinets dans les guerres de la révolution bezeichnet, als welche ihn auch die Korrespondenzen mehrerer deutschen Zeitschriften, z. B. der Blätter für literarische Unterhaltung vom J. 1841 Nr. 136 und 1845 Nr. 99, angegeben hatten. Nun wird man sich erinnern, wie vielfältig seit dem Erscheinen der beiden ersten Bände dieser Memoiren im Jahre 1828 ihrem Verfasser nachgefragt worden ist, und wie sich jenes Buch selbst das Ansehen zu geben wünschte, als enthielte es, wenn auch nicht die ursprünglichen, doch die überarbeiteten Denkschriften des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, eine Ansicht, die wir mit großer Verwunderung neuerdings erst wieder in der Schrift des Freiherrn von Gagern über den zweiten Pariser Frieden (I. 159) gefunden haben. Und doch hatte Varnhagen von Ense bereits kurz nach dem Erscheinen jener Memoiren in einer meisterhaften Kritik, die nachher in seinem Buche „zur Geschichtschreibung und Literatur" (S. 387—400) aus den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik abgedruckt ist, den Pariser Ursprung derselben auf das überzeugendste dargethan. In demselben Sinne äußerte sich der Graf Münster in einem Briefe an den Freiherrn von Hormayr unter dem 7. September 1836 (Lebensbilder aus den Befreiungskriegen III. 643) über einen merkwürdigen Zug französischer Insolenz und Gedankenlosigkeit in jenem Buche und setzte hinzu: „sollte man nach einer solchen Ineptie nicht eine Zeile in dem Geschmiere dieses Redacteurs weiter lesen, wenn er nicht schätzbare Dokumente enthielte." Wir wissen nun nicht, welche Aktenstücke der edle Graf damals unter diesen „schätzbaren Dokumenten" verstanden hat, glauben jedoch, daß jetzt, zehn Jahre später, das zugleich Erhebliche und Neue, das von solcher Gattung in diesen Bänden vorkömmt, sich bequem würde auf wenige Bogen zusammenrücken lassen. So hat schon Ranke in einem lesenswerthen Aufsatze über jene Memoiren in der Historisch-Politischen Zeitschrift II. 52—63 geurtheilt, es möchten immerhin in diese Sammlung originalere, bedeutendere Notizen mit eingedrungen seyn, aber der größte Theil der Denkwürdigkeiten sey aus der Histoire de la révolution von Bertrand de Moleville entlehnt.

Ich habe nun die neuen d'Allonvilleschen Memoiren, von denen in dem angezogenen Artikel des Herrn Günther die Rede ist, selbst noch nicht gesehen, will also auch über die Verdienstlichkeit derselben nicht aburtheilen, aber ich gestehe, daß der Name ihres Verfassers bei mir kein gutes Vorurtheil erweckt hat. Ueberdies weiß man ja, mit welcher Geschicklichkeit neue Memoiren in Paris fabrizirt und alte aufgefrischt werden, und hat ja erst neuerdings vernommen, daß den so eben erschienenen Memoiren des General Montholon über Napoleon's Gefangenschaft auf St. Helena ein ähnlicher Vorwurf gemacht worden ist: sie wären die Arbeit Mehrerer, und Girardet sey der Redacteur. Eine große Ehre hat er damit freilich nicht eingelegt, denn das Buch ist unbedeutend und enthält gar wenig Neues oder Wichtiges. L. G. J.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 44. Berlin, Sonnabend den 11. April 1846.

Ostindien.

Die Briten im Pendschab und die Russen in Iran.

III. Kampf des russischen und britischen Einflusses in Mittelasien.

„Der Schatten, den die kommenden Ereignisse voraussenden", wird bald die Flächen Mittel- und Vorderasiens bedecken, nachdem das Pendschab eine beruhigte Provinz der Ostindischen Compagnie geworden ist. Die Folgen des Krieges im Pendschab und der wahrscheinlichen Eroberung desselben haben einen viel größeren Inhalt, als den Besitz oder Verlust einer Provinz; nein, ihr Inhalt ist eine Weltfrage, zu deren Lösung sich in Persien und wahrscheinlich auch in Europa Völker germanischen Stammes gegen Völker slawischen Stammes bewaffnen werden, und es wird sich zeigen, ob freie Verfassung, hohes Bewußtseyn von Nationalwillen und entwickelte Civilisation, oder ob die von solchen Vorzügen entblößten Massen durch Ueberlegenheit roher Gewalt triumphiren sollen. Schon hat dieser Krieg die Oregonfrage versöhnlich berührt, indem er der englischen Diplomatie und Presse friedlichere Worte in den Mund gelegt, als sie sonst, im Hinblick auf die eigenen Mittel und auf die hochfahrenden Prahlereien des Gegners, gesprochen haben würden, und schon klopfte Rußland höflich an Frankreichs Thüren, um bei dem im Osten herannahenden Zusammenstoße im Westen einen hülfreichen Freund zu haben. *) Aber dies sind nur die Vorboten der größeren Begebenheiten, welche als unausbleibliche Entwickelungen der vorgeschobenen britischen Macht aus der Eroberung der Sikhländer hervorgehen und welche durch den eben zwischen Rußland und Persien geschlossenen Vertrag, wodurch letzteres eine Provinz des ersteren wird, nur noch drohender und schleuniger herannahen müssen. Und deshalb ist dieser Kampf im Pendschab so wichtig für uns wie ein Kampf am Bosporus oder in der Ostsee, so wichtig wie ein Kampf in unserer Nähe um die heiligsten Interessen der Menschheit, um Nationalität, Gleichheit und Recht gegen hochmüthiges, Alles verschlingendes Barbarenthum! Wir haben durch die Behauptung der Wichtigkeit dieses Krieges gewiß Keinen überrascht, der die Stellung Persiens, Afghanistans, Pendschabs, Bochara's, Chiva's ꝛc. inmitten der sich drängenden Einflüsse Englands und Rußlands seit Anfang unseres Jahrhunderts einigermaßen kennt; den minder mit diesen Verhältnissen bekannten Leser wollen wir ersuchen, einen kurzen Ueberblick mit uns zu machen:

Rußland, das in Verfassung und Kultur seinen stärksten Gegensatz in England findet, hat seit der Annahme der Reformbill auch eingesehen, daß es dort seinen natürlichen und gefährlichsten Feind hat. Seit dieser Zeit hat sich seine Politik Wege nach dem Indus aufgesucht, um dort den Samen auszustreuen, der einst zur Giftpflanze für den Gegner werden kann, die Drachenzähne, aus denen bewaffnete Streiter zum Umsturz des hindostanischen Großreiches hervorgehen könnten. Vom kaspischen Meere aus östlich und südlich zogen sich die Schlangenwindungen seiner geheimen Gesandtschaften, bald Geschenke, bald Versprechungen spendend, um die Länder der Compagnie von allen Seiten mit Feinden zu umringen. Bei allen diesen Schritten war die russische Diplomatie, sonst so kühn und rücksichtslos, sehr schüchtern, und bei jeder ernsten Anfrage der britischen Regierung antwortete man verlegen, desavouirend und entschuldigend. Zu Frankreich würde man gesagt haben: „Es gefällt uns, in Bochara, Kabul, Kandahar und Lahore Verbindungen anzuknüpfen oder zu erneuern, Ihr möget Euch darüber ärgern oder freuen (wobei wir nicht verhehlen wollen, daß uns Ersteres lieber ist), und wir halten es nicht einmal der Mühe werth, Euch zu sagen, daß wir ein Recht haben, mit diesen Ländern so gut wie jeder Andere zu unserem Vortheile zu verhandeln. Uebrigens werden wir künftig Eure Anfragen in dergleichen Dingen „„comme non avenues"" betrachten u. s. w." *). Wie ganz anders war die Sprache Nesselrode's gegen England! Man betheuerte, es sey keine böse Absicht gegen England, die Agenten sollten nur Entdeckungsreisen machen, zu künftigen Handelsgeschäften, der eine habe seine Instruction überschritten, der andere sie mißverstanden, deshalb wurden sie auch theils zurückgerufen (Graf Simonitsch), theils verschwanden sie (vom politischen Schauplatz wenigstens). **) Was that aber England in den letzten funfzehn Jahren, um dem Einflusse Rußlands in Mittelasien die Wage zu halten oder ihn zu verdrängen? Es machte theils schwache, theils scheinbar ungeschickte Versuche, seinen eigenen Einfluß an die Stelle des russischen zu setzen, aber erfolglos. Warum erfolglos, werden wir weiter unten sehen, aber die Erfolglosigkeit war wenigstens in den wichtigsten Ländern gewiß; dennoch siegte England stets über den durch Rußland ihm abgewonnenen Vorsprung auf die glänzendste Weise. Sobald nämlich das von der nordischen Diplomatie gesponnene Netz groß genug war, um damit im Trüben fischen zu können, kam plötzlich eine Kanonenkugel von jenseits des Indus herüber und riß ein Loch hinein, an welchem ein reich besetztes auswärtiges Ministerium Jahre lang zu flicken hatte. Um alles Obige durch eine Thatsache zu begründen und anschaulich zu machen, brauchen wir nur das Wörtchen Herat zu nennen.

Herat, die befestigte Hauptstadt eines Fürstenthums und Königreichs gleichen Namens, liegt nicht weit von der Nordostgränze Persiens in Afghanistan, und ihr Besitz ist in den Händen eines geschickten und kräftigen Herrschers der Schlüssel zu fast ganz Afghanistan im Osten und zu der persischen Nordprovinz Chorassan. Die Wichtigkeit des Ortes erkennend, bewog Rußland den Schah von Persien, einen Heereszug dagegen zu unternehmen, während die Engländer Alles aufboten, den Zug zu hintertreiben, da die Perser, d. h. die Russen, von Herat aus leicht aufgemuntert werden, in das Industhal hinabzusteigen, wenigstens durch ihren Einfluß bei den Afghanen, Belutschen und Sikhs viel Schaden zufügen könnten. In Teheran ließen die beiderseitigen Gesandten ihre Minen spielen, M'Neill und Simonitsch behandelten den Schach, wie jene Reiter den „wilden Jäger". Der Eine sagte:

Kehr' um! Erjagst dir heut nichts Gutes.
Laß dich den guten Engel warnen
Und nicht vom Bösen dich umgarnen.

Der Andere aber sagte:

Jagt zu, mein edler Herr, jagt zu!
Die Jagdlust mag euch das erfreuen.
Laßt mich, was sträflich ist, euch lehren
Und euch von Jenem nicht bethören.

Und sieh, der Letztere hat gewonnenes Spiel; der unglückliche Perserfürst zieht nach Herat 1837, um dort für seinen Herrn die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Vor Herat, das 18 Monate vergebens belagert wird, treiben die beiden Gesandten ihr sich bekämpfendes Spiel weiter fort; Graf Simonitsch legt die Feder aus der Hand und nimmt den Degen für den Schach, und ein ganzes Bataillon Russen wird unter dem Namen „russische Ueberläufer" diesem zur Verfügung gestellt. Der englische Gesandte droht, verhandelt und verspricht, und seine scheinbare Ohnmacht wird von den Asiaten verspottet; aber drin in der Stadt leiten tapfere und verschlagene Engländer (Pottinger) die Vertheidigung, und alle Stürme, an denen Simonitsch leitenden Antheil nimmt und bei welchen das Bataillon „russischer Ueberläufer" voran steht, werden mit Verlust abgeschlagen. Zu gleicher Zeit läuft die Schreckensbotschaft ein, die Engländer seyen im Innern des Busens von Persien gelandet, hätten die Insel Karrek und die Hafenstadt Buschir besetzt und machten

*) Die Oregonfrage hat den englischen Charakter von einer neuen schönen Seite gezeigt: man fürchtete den Krieg mit Amerika im Allgemeinen, weil Krieg nicht mehr zur hohen Civilisation paßt, und im Besonderen, weil man die Ueberzeugung hat, daß der Ausgang verlust- und schmachvoll für Amerika seyn wird, dem Tochterstaat aber Demüthigungen erspart werden sollen (?). Daß der Krieg bald zum Nachtheil Amerika's ausgeschlagen wäre, das zeigt ein Blick auf die Kriegsmittel und den Geist beider Länder, und das lehrt ein Blick auf die Geschichte der Jahre 1813—14. England hatte damals einen Napoleon zu bekämpfen, und doch wurden die Amerikaner, mit wenigen Ausnahmen, überall zu Paaren getrieben. Die Amerikaner können und wollen vermöge ihrer Verfassung und ihrer kürzerlichen Sitten den kriegerischen Geist nicht ausbilden, und nur ihre Marine kann in allen Vorzügen neuerer Fortschritte mit der englischen wetteifern, ist aber im Verhältniß zu dieser quantitativ sehr schwach. Uebrigens ist das Oregon-Gebiet nur so lange zwischen beiden Mächten streitig, bis es hinreichend durch Kolonisten bevölkert seyn wird, dann aber wird sich die Kolonie ohne Zweifel von selbst derjenigen Macht anschließen, welche ihre Bürger durch Verfassung und Verwaltung am glücklichsten macht. Dies sieht man bei Texas und wird man deutlicher auch bei Kanada und bei vielen anderen Ländern bald sehen. Die Zeiten sind gottlob vorüber, wo man Land und Leute gleich Vieh und Feld vertauschte, verkaufte und verschenkte. Bei der versuchten Herstellung des alten Polens vor einigen Wochen hat sich unwiderleglich gezeigt, daß sogar Ansprüche alter Nationalität und verletzter Besitzerrechte von einer Bevölkerung unterdrückt werden, die ihre neue Lage für eine verbesserte erkannt hat.

*) Bekanntlich hatte der französische Gesandte in Petersburg gegen den Vertrag von Unkiar Skelessi protestirt und dabei erklärt, seine Regierung betrachte diesen als nicht geschehen, „non avenu"; worauf Nesselrode geantwortet, seine Regierung betrachte die französische Protestation comme non avenue.

**) So der Lieutenant Witkewitsch und Andere. Vom Grafen Simonitsch wußte man auch lange nicht, wo er hingekommen.

Miene, auf weitere Entdeckungen in Süd-Persien auszugehen. Unter solchen Umständen mußte die Belagerung aufgehoben werden, der Schach mußte die Verwünschungen seiner Unterthanen hinnehmen und sich die bittersten Vorwürfe machen, und das Resultat war, daß er viele Millionen Geld und zwei Drittel seines Heeres verloren, und daß er den Stern Englands glänzender als je über ganz Asien stehen mußte. Durch diesen Zug hat sich Persien so erschöpft, daß es lange unfähig zum Widerstande gegen einen äußeren Feind seyn und nothwendig in die Arme eines Gläubigers fallen mußte, und eine solche vorauszusehende Erschöpfung war wahrscheinlich der verborgene Gedanke (arrière-pensée) Rußlands bei dem Rathe zum Zuge. Seit dem Unglücke von Herat haben Russen und Engländer zwar nicht aufgehört, sich einander in Asien mißtrauisch anzublicken, aber England ging, wie immer, siegreich aus dem ihm bereiteten Kampfe hervor. China liegt gedemüthigt, in Kabul ist ein vorübergehendes Unglück gerächt, Sind ist erobert, und das Pendschab wird es bald seyn. England hat nach und nach seine öffentlichen wie seine geheimen Gegner besiegt.

Ehe wir weiter gehen, haben wir noch zwei Fragen zu untersuchen: 1) Ist es wahr, daß der russische Einfluß in Mittelasien mächtiger ist als der englische? 2) Ist es wahr, daß Rußland einen Angriff auf die britischen Besitzungen in Indien beabsichtigt und durch seine Politik in Bochara, Kabul, Kandahar, Persien ꝛc. vorbereitet?

Das Uebergewicht des russischen Einflusses ist (oder war wenigstens) Thatsache. Dies könnte in Verwunderung setzen, da doch der Anblick britischer Größe die Asiaten mit Ehrfurcht erfüllen muß, und da die Diplomaten Englands in dem Rufe großer Geschicklichkeit und Entschiedenheit stehen. Aber die Erklärung ist nicht fern. Wer sind denn die Leute, mit denen man in Asien zu verhandeln hat? Despoten und ihre Schergen, die sich Wesire und Minister schelten lassen. Solche Leute aber werden nicht nur leichter von einer Macht gewonnen, deren Institutionen den ihrigen ähnlich sind, sondern sie fürchten auch andererseits die bürgerfreien Sitten der Engländer, fürchten deren Berührung mit ihren Völkern, die an sklavische Unterwürfigkeit gewöhnt sind. Ein solcher Schach, Sultan, Wesir und Effendi reicht gewiß viel lieber dem Sendboten eines Selbstherrschers die Hand, als dem freien und stolzen Sohne Albions, der sich weder in die Ausdrücke orientalischer Anbetung fügt, noch sie bei Anderen zu bewundern versteht, und es wird selbst den rohen Völkern, den Unterthanen solcher Fürsten, schwer, sich von einer Hinneigung zu gleichbeherrschten, unter ähnlichen Verfassungen lebenden Völkern zu trennen. Erst wenn die Engländer in einem Lande Fuß gefaßt haben, scheiden sich die Neigungen der Völker scharf von denen der Fürsten, indem Erstere ihr jetziges Loos mit dem vorigen vergleichen und sich segnen, Letztere ebenfalls ihr Loos mit dem vorigen vergleichen und sich unglücklich fühlen, die Engländer aber als ihre Verderber verwünschen. Dies Verhältniß zeigt sich in Hindostan und Scind überall, wo Millionen Menschen Dank und Lob für England haben und Hunderte von Radschahs Verwünschungen. Verbindet man hiermit den Umstand, daß die Russen zur rechten Zeit Geschenke anbringen können, worüber sie in keinem Parlamente Rechenschaft abzulegen haben, so ist das Geheimniß jener Erscheinung gelöst. Doch wirkt der russische Einfluß nicht nachhaltig genug und verschwindet stets da, wo die Engländer plötzlich kräftig hervortreten. Es geht hier, wie bei zwei Liebhabern verschiedener Eigenschaft, die um die Freundschaft derselben Schönen buhlen. Der eine belagert die Dame mit Aufmerksamkeiten, die mit reichen Geschenken gewürzt sind, und, an persönlichen Vorzügen Mangel leidend, ist er einschmeichelnd, spricht von seinen großen Schätzen, von seiner treuen Hingebung ꝛc., und es gelingt ihm, die Frau für sich zu gewinnen, so lange der Nebenbuhler entfernt ist. Dieser, im Bewußtseyn persönlicher Ueberlegenheit, verschmäht alle petits soins, zeigt sich auch nicht überaus freigebig, aber wenn es Zeit ist, tritt er auf und verjagt mit einem einzigen Blick den Mitbewerber, der sich durch so viele und lange Bemühungen sicher im Herzen der Freundin gebettet zu haben glaubte.

Die zweite Frage: Ist es wahr, daß Rußland eine Invasion in Indien beabsichtigt? ist amtlich und nicht amtlich bald bejahend, bald verneinend beantwortet worden. Die englische Regierung hat es offiziell der russischen wiederholt vorgeworfen und diese es offiziell geleugnet, daß sie eine feindliche Absicht auf Indien habe. Die englischen Minister und diplomatischen Schriftsteller haben dennoch nicht aufgehört, ihre besorgliche Meinung zu behaupten, und die verschiedenen aufeinanderfolgenden General-Gouverneure Ostindiens haben mehr oder weniger, am stärksten Lord Auckland, nach dieser Voraussetzung gehandelt. In den neuesten Blättern der Augsburger Allgemeinen Zeitung (März) bemächtigt sich ein russenfreundlicher, aber geschickter Korrespondent vom Schwarzen Meere dieser Frage im Vorbeigehen und sagt, es wäre eine Monomanie der Engländer, den Russen dieses zuzutrauen. Auch andere deutsche Schriftsteller streiten für und wider die Annahme, wobei die meisten Rußland böse Absichten zutrauen. Was uns betrifft, so sagen wir, beide Ansichten sind wahr! Um dieses scheinbare Paradoxon zu rechtfertigen, bedarf es folgender Erklärung:

Die Russen, welche den Kriegszug nach dem verhältnißmäßig nahe liegenden China aufgeben mußten, wissen sehr wohl, daß es ihnen unmöglich ist, einen Invasionszug nach Hindostan zu unternehmen; dasselbe weiß auch die englische Regierung und könnte beruhigt seyn, allein von beiden Seiten ist man nicht aufrichtig, Vorwurf und Entschuldigung sind gleich unwahr, und beide werden nur gemacht, um wahrere Absichten und Besorgnisse diplomatisch zu decken. Denn so weit auch Rußland von dem Gedanken entfernt ist, die Engländer in Delhi aufzusuchen, so sehr es auch überzeugt ist, von ihnen geschlagen zu werden, wenn es wirklich dahin kommen sollte, so hört es doch nicht auf, den Asiaten zwischen seinem Reiche und Ostindien täglich zu sagen, daß es die Absicht auf Ostindien hat, und daß es seiner Allgewalt leicht seyn muß, die Absicht auszuführen. Die kurzsichtigen Asiaten glauben dies und befinden die englische Compagnie. Aber das ist es eben, was Rußland erreichen will. Dem englischen Indien von allen Seiten Feinde erwecken, dessen Handel stören und auf die Feinde das Netz des eigenen Einflusses werfen, ist der Zweck der Russen, der, wenn er endlich erreicht, vielleicht doch einen Weg für Kosaken, Baschkiren und Kirgisen nach dem geschwächten Indien eröffnet. England dagegen, das die Schwäche Rußlands kennt und weiß, daß diese Macht für jetzt nicht nach Indien rücken will, schreit doch laut bei jedem unbedeutenden Vertrag, den Rußland mit einem turkomanischen Häuptling schließt, es wolle nach Indien, und Rußland, das dem Turkomanen wirklich im Geheim so etwas in der Zukunft gezeigt hat, muß den Vertrag aufheben und den Gesandten desavouiren. So ist demnach Beides wahr: Rußland will nicht geradesweges nach Indien gehen, und es kann mit gutem Gewissen so in seinen amtlichen Depeschen versichern. England dagegen kann nicht mit so gutem Gewissen die direkte Anklage führen, aber es thut so, um Rußlands indirekte Politik zu stören und zugleich dessen rechtmäßigen Einfluß in Mittelasien zu lähmen. Daß Rußland sich Freunde in Mittelasien erwerben will, das ist nur legitim; es kann das so gut als jede Macht thun. Ueberdies muß es ja fürchten, daß sich England, wenn man ihm nicht zuvorkommt, stets weiter nach Westen ausdehnt und sich dann an den Küsten des Kaspischen Meeres lagert, was für Rußland von größter Gefahr wäre, da solche Nachbarn nicht nur durch ihren Handelsgeist, sondern auch durch ihren Liberalismus schaden können. Für Rußland in seiner jetzigen Verfassung sind Perser, Türken, Chinesen und der Nordpol die liebsten Nachbarn.

* * *

Während wir Obiges unter der Presse hatten, ist die Nachricht von dem entscheidenden Siege am 10. Februar und dem Uebergange über den Sutledsch hier eingetroffen, und eine der wahrscheinlichsten Folgen in der Nähe wird vielleicht die seyn, daß Großfürst Konstantin seine Reise nach Toulon auf unbestimmte Zeit aufschiebt. Vielleicht besucht er noch eher Malta, Gibraltar und die Jonischen Inseln.

Frankreich.

Der auswärtige Handel Frankreichs.

(Fortsetzung.)

In der Zeit von 1830—34 betrug die gesammte Einfuhr 3217 Mill., während die Ausfuhr auf 3368 stieg, was zu Gunsten der Ausfuhr im Ganzen 151, also durchschnittlich für das Jahr 30 Mill. ausmacht. In der dritten Periode dagegen übertrifft der Werth der eingeführten Waaren den der ausgeführten um 539 Mill., also um 108 jährlich. Wenn also Handel und Gewerbe daniederliegen, so muß nach der Bilanztheorie das Land reicher, wenn aber Handel und Gewerbe sichtlich blühen, ärmer werden. Das Merkwürdigste bei der Sache ist, daß unter den fünf Jahren gerade in dem unglücklichsten, nämlich im Jahre 1831, sich die Bilanz für Frankreich am günstigsten herausstellt, denn der Export ist in diesem einen Jahre um 103 Mill. höher als der Import, als wenn die Ereignisse sich den Spaß machten, der Anhänger jener Lehre zu spotten.

Wenn die Lehre von der Handelsbilanz nicht schon seit langer Zeit durch Vernunftgründe widerlegt wäre, so würden diese einfachen Thatsachen hinreichen, ihre Unsinnigkeit zu beweisen. In dieser Beziehung dürfen wir sagen, daß, wenn die statistischen Tabellen auch sonst keinen Aufschluß geben, sie wenigstens das bestätigen, was die Wissenschaft lehrt.

Nichts ist übrigens einfacher, als dieses scheinbar seltsame Phänomen. Wenn Handel und Gewerbe leiden, wenn der Kredit vernichtet ist, so sind nur Wenige da, die kaufen, Viele aber, die verkaufen wollen. Bei dem mangelnden Kredit wird natürlich bei allen Geschäften baares Geld erforderlich, ein Jeder bemüht sich, seine Waaren, so gut er kann, loszuwerden, und sucht sie um jeden Preis an das Ausland abzusetzen, wenn er im Inlande keinen Käufer findet. So wird der Export lebhaft. Zugleich macht die Geldverlegenheit, daß wenig im Auslande gekauft und für dahin gesandte Waaren nicht wieder Waaren, sondern baares Geld zurückverlangt wird. Hieraus folgt, daß die wachsende Ausfuhr eher ein Zeichen des Mangels, als des Reichthums ist, und daß man an der Einfuhr das Gedeihen eines Landes abmessen muß.

Bei alledem aber zeigen Ein- und Ausfuhr eines Landes das stete Bestreben, sich ins Gleichgewicht zu setzen. Es ist in der That unmöglich, daß die Beziehungen eines Volkes mit anderen Völkern, wenn man sie in dem Zeitraum einer langen Reihe von Jahren zusammenfaßt, sich anders zeigen sollten, als unter der Form eines einfachen Austausches von Erzeugnissen gegen Erzeugnisse, und wenn alle eingeführten Waaren deklarirt und richtig abgeschätzt würden, so müßten nach einer gewissen Zeit Aus- und Einfuhr an Werth sich ausgleichen. Im Grunde scheinen die angeführten Tabellen nicht weit von diesem Endresultat entfernt. In den funfzehn Jahren, die sie umfassen, beträgt der Gesammtwerth der Einfuhr 13 Milliarden 271 Millionen, derjenige der Ausfuhr 13 Milliarden 36 Millionen; Differenz zu Gunsten der Einfuhr 235 Millionen. Zu dieser Summe müßte man nun noch den Werth der eingeschmuggelten Waaren rechnen, wodurch die Differenz noch bedeutender würde. Zugleich aber setzen wir, daß die Zollämter die eingeführten Waaren um so viel höher berechnen, als die Transportkosten und der Gewinn des Absenders betrugen, und auf diese Weise können wir annehmen, daß das

Gleichgewicht zwischen den beiden Seiten des auswärtigen Handels vorhanden ist. Nur ein Umstand hätte dieses Gleichgewicht zum Vortheil Frankreichs stören können, wenn nämlich Frankreich größere Werthe an Waaren vom Auslande verlangt hätte, als es dahin schickte, das heißt, wenn der inländische Kredit so ausgebreitet gewesen wäre, daß ein Theil des baaren Geldes überflüssig und zum Ankauf nützlicher Waaren verwendet werden konnte. Eben so hätte nur ein einziger Umstand das Gleichgewicht zwischen Ex- und Import zum Nachtheil Frankreichs stören können, wenn nämlich sein innerer Kredit so gesunken wäre, daß es hätte, um nur zu baarem Gelde zu gelangen, mehr verkaufen müssen als kaufen. Nichts von dem Allen aber hat sich in Frankreich gezeigt.

III. Auswärtiger Handel Frankreichs im Jahre 1844.

Die letzten von der Zollverwaltung ausgegebenen Listen beziehen sich auf das Jahr 1844, denn erst zehn Monate nach dem Schluß einer Zollperiode erscheint der Bericht über dieselbe. Es ist bereits vielfach davon gesprochen worden, daß man mit dieser Veröffentlichung zu lange zögere, und es steht zu erwarten, daß die Regierung, trotz der vielen Arbeit, die bei der Abfassung der Tabellen erforderlich ist, den Termin ihrer Publication abkürzen werde.

Es zeigte sich, daß der auswärtige Handel Frankreichs während des Jahres 1844 einen Umsatz von 2340 Mill. Fr. darbot, von denen 1193 auf die Ein-, 1147 auf die Ausfuhr kommen. In diese Zahl sind aber alle diejenigen Waaren mit einbegriffen, die nur Frankreich passirten, eben so wie diejenigen, die nur auf einige Zeit in den Seehäfen lagen. Was nun den Spezial-Handel betrifft, das heißt denjenigen, der die fremden in Frankreich selbst konsumirten und die wirklich französischen ins Ausland geschickten Erzeugnisse umfaßt, so beläuft sich sein Umsatz auf die Totalsumme von 1657 Mill., von denen 867 der Ein-, 709 der Ausfuhr angehören.

Bemerken wir beiläufig, daß, wenn in Bezug auf den allgemeinen Handel die Einfuhr von 1844, wie die der vorangegangenen vier Jahre, die Ausfuhr übertrifft, dieser Unterschied bei dem Spezial-Handel noch auffallender ist, denn auf der einen Seite stehen 46, auf der anderen 76 Mill. Wir haben aber bereits gesagt, daß in diesem Umstande nichts Beunruhigendes liege, und wissen, daß, trotz der angegebenen Differenz, das Jahr 1844 eines der segensreichsten für Frankreich gewesen ist.

Der auswärtige Handel Frankreichs kann unter mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden, einmal in Bezug auf die Natur der Waaren, die durch ihn in Umlauf gebracht werden, dann in Bezug auf die Länder, mit denen ein Austausch an Erzeugnissen stattfindet, endlich auch in Rücksicht darauf, ob die Waaren den Weg zu Lande oder zu Wasser nehmen. In diesen drei Beziehungen wollen wir jetzt von dem französischen Handel sprechen.

IV. Art der ausgetauschten Waaren.

Es ist höchst bemerkenswerth, daß in der Gesammtsumme der nach Frankreich importirten Waaren die zur Industrie nöthigen Stoffe und die natürlichen Erzeugnisse die wichtigste Stelle einnehmen. In dem Spezialhandel, der uns allein in diesem Abschnitt beschäftigt, bilden ihre Werthe 94 Prozent des Total-Quantums. Dagegen verschwinden die fabrizirten Consumtions-Gegenstände fast in der Masse. Die Zoll-Tabelle giebt folgende Zahlen an:

Einfuhr von 1844 (Spezial-Handel).

	Millionen Fr.	Prozent.
Zur Industrie erforderliche Stoffe . .	598,6	69,4
Natürliche Consumtions-Erzeugnisse . .	214,6	24,2
Fabrizirte Gegenstände	54,2	6,4
Summe . .	867,4	100,0

Bei der Ausfuhr dagegen überwiegt die Menge der fabrizirten Gegenstände bedeutend:

Ausfuhr von 1844 (Spezial-Handel).

	Millionen Fr.	Prozent.
Natürliche Erzeugnisse	189,6	24,0
Fabrizirte Gegenstände	600,8	76,0
Summe . .	790,4	100,0

Scheint es nicht hiernach, als wäre Frankreich, das man immer als ein wesentlich ackerbauendes Land darstellt, vielmehr, wenigstens in seinen Beziehungen zum Auslande, hauptsächlich industriell und tausche durch seinen Handel die Früchte seiner Arbeit gegen die natürlichen Erzeugnisse aus, die ihm mangeln? Zwar ist die Zoll-Verwaltung bei der Classification der Waaren etwas willkürlich zu Werke gegangen und hat z. B. unter den zur Industrie erforderlichen Stoffen Leinengarn aufgezählt, als wenn das Leinengarn nicht ebenfalls schon das Erzeugniß einer fortgeschrittenen Industrie wäre, und in der That figurirt bei dem Export das Leinengarn unter den Fabrik-Artikeln. Eben so sind Spiritus und Liqueure, die doch ebenfalls nur durch komplizirte Verfahrungsweisen gewonnen werden, bei den Ausfuhr-Artikeln als natürliche Erzeugnisse aufgeführt. Zugleich muß man daran denken, daß bei den importirten Manufakturen vorzüglich die Contrebande in Betracht kommt. Trotz aller dieser Abzüge aber besteht die Einfuhr in Frankreich hauptsächlich nur aus rohen Produkten, die Ausfuhr aus Fabrik-Gegenständen. In Bezug auf seinen Handel mit dem Auslande ist Frankreich also vorzugsweise ein industrielles Land und gilt als solches auf den Märkten der Welt.

Wie viele Auslegungen hat diese Thatsache erfahren! Leider beschränkt sich der amtliche Bericht darauf, das Faktum hinzustellen, ohne es zu erklären, und läßt auf diese Weise den verschiedensten Ansichten freies Feld. Bei der ungeheuren Einfuhr von rohen Stoffen und natürlichen Erzeugnissen, die von der Zoll-Verwaltung angegeben wird, behaupten die Einen, es müsse eilig dagegen gewirkt werden, denn der heimische Ackerbau gerathe in Gefahr, unterdrückt zu werden, deshalb sey es nöthig, ihn durch Einfuhr-Zölle, selbst durch Einfuhr-Verbote zu schützen. Andere, die — wie es scheint — den industriellen Interessen genelgter sind, freuen sich über diese reichliche Einfuhr von Rohstoffen und natürlichen Erzeugnissen, indem sie dieselben sowohl für den Fortbestand der Fabriken, als für die Erhaltung der Fabrik-Arbeiter, nothwendig glauben. Noch Andere endlich, die uns am besten berathen scheinen, glauben zwar, daß es nicht gut sey, wenn Frankreich gezwungen ist, so große Quantitäten von Feld-Erzeugnissen aus der Fremde herbeizuziehen, ohne jemals Erzeugnisse derselben Art dorthin zurückzuverkaufen, denn der heimische Ackerbau verliere unter solchen Verhältnissen an Bedeutung und Lebhaftigkeit; es sey darum besser, französische Fabriken mit französischen Produkten zu erhalten, oder wenigstens diesen Produkten, zur Entschädigung für den mangelnden Absatz im Innern, einen im Auslande zu verschaffen; an allem Uebel aber, meinen sie endlich, seyen eben jene Schutz-Zölle Schuld, die man herbeiwünscht, um dem Uebel abzuhelfen, und die die Erzeugnisse nur noch theurer machen, als sie sind.

Die hauptsächlichsten Stoffe, die im Jahre 1844 in Frankreich eingeführt wurden, sind nach den Listen folgende:

	Werth in Mio. Fr.		Werth in Mio. Fr.
Baumwolle	104,7	Olivenöl	22,7
Rohe Seide	61,2	Leinenes Gewebe	18,7
Zucker aus den franz. Kolonieen	54,9	Kaffee	14,4
Getraide	50,7	Kupfer	14,3
Wolle	48,8	Vieh	9,7
Gewöhnliches Holz	39,7	Blei	9,5
Oelige Samen	39,2	Pferde	9,1
Garn	32,1	Flachs	8,7
Rohe Häute	28,3	Rohes Talg u. Schweineschmalz	8,0
Taback in Blättern	26,3	Gußeisen	8,0
Steinkohlen	24,0	Seefische	7,8
Indigo	23,2		

(Schluß folgt.)

Belgien.

Notizen über Belgien und die Belgier seit 1830.

Den neuesten Beitrag zur Kenntniß Belgiens liefert uns ein Werk des französischen Majors Poussin *), dessen Ansichten zwar oft mit Vorsicht aufzunehmen sind, da sich darin ein französischer Standpunkt ausspricht, welcher bekanntlich in Bezug auf Belgien ein befangener ist; doch bleibt das Werk darum immer lehrreich. Nachdem der Verfasser der Schilderung der nächsten Ereignisse nach der belgischen Revolution einige Blätter gewidmet, geht er zu einer Darstellung dessen über, was Natur und Menschenhand für das Land gethan haben. „Die Natur", sagt er, „hat schon dadurch Belgien sehr gut bedacht, daß sie ihm Gränzen gegeben; aber diese Wohlthat hat ihm die Diplomatie zum Theil wieder genommen. Seit 1815 besitzt Belgien nur künstliche Gränzen, welche von der Hand eines bösen Geistes gezeichnet scheinen. Dieses Land ist so abgegränzt, daß die Mündungen seiner Flüsse Holland gehören. Will dieser Feind den Handel Belgiens lähmen, so ist ihm nichts leichter: er darf nur den Abfluß der zur inneren Schifffahrt erforderlichen Gewässer seiner früheren südlichen Provinzen hemmen. Wo keine innere Schifffahrt ist, da ist kein Handel. Die schönen Kanäle, die das Land jetzt besitzt, würden dann ganz unnütz seyn. Zwar ist Belgien schon mit einem großen Eisenbahnnetz bedeckt; doch bekanntlich sind die Eisenbahnen wenig geeignet, Kanäle und Flüsse zu ersetzen, wenn es sich um den Transport schwerer Dinge handelt.

„Belgien kann sich weit besser als gegen den Feind, der die Mündungen seiner Flüsse inne hat, gegen jede andere Macht vertheidigen, die seine Unabhängigkeit mit Waffengewalt bedroht. Das Land ist mit einer Menge von festen Plätzen bedeckt, deren bedeutendster Diest ist, zwischen Lüttich und Antwerpen. Acht Millionen Fr. wurden darauf angewandt, um diese Festung in Stand zu setzen, eine ganze Armee aufzuhalten. Nicht weit von dieser Festung, in Lüttich selbst, findet man eine pyrotechnische Schule, welche dazu bestimmt ist, die Truppen und die Befestigungen mit den verschiedenen Gegenständen ihres Bedarfs zu versehen. Auch eine Gießerei von europäischem Ruf findet sich in Lüttich. Die Zahl der Wurfgeschosse und Feuerschlünde, welche diese Gießerei Aegypten, Bayern und den Vereinigten Staaten geliefert hat, ist sehr bedeutend. Selbst die Künste verdanken ihr reiche Denkmäler; Rubens, das Haupt der flamändischen Schule, und Grétry, der Komponist von Richard Löwenherz, sind durch sie in Bronze unsterblich geworden.

„Aber Belgien ist nicht bloß durch seine Kanäle, seine Flüsse, seine festen Plätze, seine Eisenbahnen ausgezeichnet, sondern auch durch seine Straßen, welche weder den französischen noch den englischen an Schönheit etwas nachgeben. Trotz dieser Straßen würde es Belgien an den seinem Handel erforderlichen Communicationsmitteln fehlen, wenn nicht die verschiedenen Flüsse, welche dieses reiche Land durchschneiden, leicht schiffbar wären: der Lauf der

*) La Belgique et les Belges depuis 1830.

Schelde, Maaß und Yser ist sanft und regelmäßig. Man berechnet die Ausdehnung dieser schiffbaren Straßen auf 606,870 Mètres. Was die Kanäle betrifft, deren Gesammtlänge 707 Kilometer beträgt, so verbinden sie alle großen Städte unter sich."

Demnächst wirft der Verfasser einen Blick auf die Eisenbahnen und beklagt es, daß man nicht in Frankreich ein gleiches System, wie in Belgien, befolgt hat. Hier hat der Staat die Anlegung und Verwaltung der Eisenbahnen übernommen: daher werden die Arbeiten mit Eifer betrieben. Herr Poussin meint, wenn man dieselben der Privat-Industrie anvertraut hätte, so würde noch nicht die Hälfte der jetzt vollendeten Bahnen dem Verkehr offen stehen. Damit ist nicht gesagt, daß das gegenwärtig in Belgien bestehende Eisenbahn-System nichts zu wünschen übrig läßt. Ein Hauptmangel desselben ist der, daß es nicht in der Hauptstadt, sondern in Mecheln seinen Mittelpunkt hat. Gleichwohl haben die Eisenbahnen in Belgien dem Handel, so wie überhaupt dem materiellen, geistigen und moralischen Gedeihen der Bevölkerung, einen wunderbaren Aufschwung gegeben; das Geld, das die Regierung darauf verwendet, wird hierdurch mehr als ersetzt.

Im weiteren Verlauf seiner Mittheilungen spricht der Verfasser von der belgischen Armee, deren Bestand auf dem Kriegsfuß 80,000, auf dem Friedensfuß 30,000 Mann beträgt. Die belgische Infanterie ist mit Perkussionsgewehren bewaffnet, die Kavallerie gut beritten. Man behauptet, daß der belgische Soldat zu sehr den Schmuck liebt. Uebrigens ist er tapfer und unternehmungslustig, wenn er aus den wallonischen Provinzen stammt. Ist es dagegen ein vlaamischer Bauer, so hat er zwar weniger Feuer, aber mehr Kaltblütigkeit. Nach Herrn Poussin wird der König Leopold von der belgischen Armee sehr geliebt, und zwar hat er diese Zuneigung besonders seinem Gedächtniß zu verdanken. Se. Majestät kennt in der That viele Soldaten bei ihrem Namen; ist dies nicht genug, um das Idol „intelligenter Bajonnette" zu werden?

Wir übergehen, was über die Bevölkerungs-Verhältnisse Belgiens mitgetheilt wird. Man hat überdies seit mehr als sechzehn Jahren keine Zählung vorgenommen. Doch aus den Veröffentlichungen des Ministeriums des Innern geht dem Verfasser die Thatsache hervor, daß die Bevölkerung in Belgien im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Dichtigkeit wächst, was offenbar eine vollständige Bestätigung der Sadlerschen Theorie ist.

Eine der wichtigsten politischen und sozialen Fragen, an deren Lösung Belgien arbeitet, betrifft die Freiheit des Unterrichts. Bekanntlich hat in derselben die katholische Partei den Sieg davongetragen: unter dem falschen Namen der Freiheit ist den Belgiern eine vollständige Anarchie des Unterrichts zu Theil geworden, und dieses Land giebt uns daher Gelegenheit, das System in seiner ungehemmten Wirksamkeit zu beobachten. Sämmtliche Behörden ohne Ausnahme, die Kommunen, die Provinzial-Behörde, die Regierung und die Geistlichen, können öffentliche Erziehungs-Anstalten gründen; aber dies ist nicht genug, sie können auch Alles lehren, was sie wollen. Der Staat hat das Aufsichtsrecht nur über diejenigen Anstalten, welche unmittelbar von ihm abhängen. So entzieht sich der größte Theil der Schulen und der Colléges seinem Einfluß und ist keiner Kontrole unterworfen. Daher fehlt es an aller Einheit des Unterrichts, und die junge belgische Generation, die so mit ganz entgegengesetzten Begriffen und Vorstellungen erfüllt wird, scheint dazu bestimmt, die Kämpfe der Gegenwart in der Zukunft zu erneuern und sogar alle Eroberungen, die der Geist des Fortschritts und der Aufklärung schon gemacht hat, wieder in Frage zu stellen. Der Klerus hat den öffentlichen Unterricht fast ganz in seinen Händen. Dies ist das Resultat einer unbeschränkten Konkurrenz; sie schlägt immer zum Vortheil des Stärkeren aus und führt zu ihrem geraden Gegentheil, dem Privilegium. In diesem Augenblick übrigens ist jene Frage in ein neues Stadium getreten, und die gegenwärtige ministerielle Krisis steht damit in Zusammenhang, eine Krisis, welche für die innere Entwickelung Belgiens wichtiger ist als alle früheren, da sie durch das Scheitern aller bisherigen Vermittelungsversuche zwischen der katholischen und liberalen Partei hervorgerufen ist. Die nächste Zukunft wird entscheiden, welche von beiden Parteien vorläufig allein das Feld behaupten wird. Inzwischen soll die katholische Partei in den letzten Jahren an Zahl etwas abgenommen haben, und aus den Mittheilungen des Majors Poussin scheint hervorzugehen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo das Land endlich das Joch der Theokratie ganz abschütteln wird.

Im letzten Theil seines Buches handelt der Verfasser von den Produkten und dem Handel Belgiens. Ueber den Ackerbau giebt er uns nachstehende Notizen. Man schlägt die Oberfläche des belgischen Gebiets auf 2,942,339 Hektaren an. Das urbare Land bildet fast die Hälfte dieses Gebiets; der siebente Theil ungefähr ist mit Wald bedeckt, und der dritte Theil ist Heideland. Belgien bringt eine große Menge von Getraidearten hervor: die ölhaltigen Pflanzen, die Runkelrübe, Flachs, Tabak, Hopfen, Cichorie, Kartoffeln u. s. w. werden mit großer Sorgfalt angebaut. Viel bedeutender und wichtiger aber sind diejenigen Produkte, auf welchen die Industrie des Landes beruht. Das Steinkohlengebiet allein nimmt 134,602 Hektaren ein. Die Steinkohlen werden besonders in der Stadt Lüttich, in Mons (im Hennegau) und in der Provinz Namur ausgebeutet. Die Kunst, dieses Mineral zu gewinnen, hat große Fortschritte gemacht; man bedient sich jetzt der Dampfmaschinen dabei.

Die Metall- und Manufaktur-Industrie sind in Belgien in einem ziemlich blühenden Zustand. Doch die allzu große Eisenproduction hat in den letzten Jahren bedeutende Verluste herbeigeführt. Man gewinnt viel Zink aus den Minen des Vieille-Montagne. Die Linnen-Industrie rivalisirt in Belgien mit der Baumwollen-Industrie; man wendet bei dieser letzteren hauptsächlich das englische Verfahren an. Die Stadt Gent ist der Hauptsitz der Baumwollenspinnerei.

Auch in Belgien, so gut wie anderswo, bietet die materielle und moralische Lage der Arbeiter viel Bedenkliches dar. Dieselben müssen, um ihre precaire Existenz zu fristen, in den Baumwollenspinnereien im Sommer 13, im Winter 12 Stunden, in den Kohlenminen 8—12 Stunden täglich, in den Tuchfabriken 12½ Stunden des Tages und ausnahmsweise 9 Stunden des Nachts, und endlich in den Seil-Manufakturen 14 Stunden täglich arbeiten. Für eine so schwere Arbeit erhalten diese Menschen im Durchschnitt 1 Frank 30 Centimen (10½ Sgr.) täglich. Nun kommt in Belgien die einfachste Nahrung auf 60 Centimen täglich und die nothwendigste Kleidung ebenfalls auf 60 Centimen zu stehen. Es bleiben ihnen also für außerordentliche Bedürfnisse nur 10 Centimen übrig.

Noch trauriger ist ihr moralischer Zustand. Die Kinder des Armen können in Belgien keinen Unterricht erhalten. Ihre Arbeit dauert so lange als die der Männer, und in den Baumwollen- und Linnenspinnereien sind die beiden Geschlechter mit einander vermischt. So sind diese Kinder nicht blos von den Wohlthaten des öffentlichen Unterrichts ausgeschlossen, sondern auch genöthigt, vom zartesten Alter ab in eine wahre Schule der Unsittlichkeit zu treten.

Bemerkenswerth ist auch die Thatsache, die der Major Poussin anführt, daß, trotz der Menge von Opfern, welche die Industrie hinrafft, die Bettelei in Belgien fortwährend zunimmt. Die Armenhäuser wimmeln von Dürftigen. In Ostflandern zählt man auf 100 Seelen achtzehn Arme. Die Zahl der Findlinge ist ebenfalls sehr bedeutend. Besonders für Belgien bewahrheitet sich die Bemerkung des Herrn Benoist de Châteauneuf, welcher aus genauen statistischen Angaben nachgewiesen hat, daß, wahrscheinlich aus Mangel an guten Anordnungen und an Sorgfalt von Seiten der Behörden, die Findelhäuser tödtlicher sind als gänzliche Hülflosigkeit.

Mannigfaltiges.

— Stonehenge. Einer der merkwürdigsten Ueberreste heidnischer Baukunst in England ist Stonehenge, die steinernen Riesen, welche Immermann's Merlin uns wieder vor die Augen gerückt hat. Der Name Stonehenge ist angelsächsischen Ursprungs und bezeichnend genug: die hängenden Steine; sie liegen in einer weiten Ebene, sechs englische Meilen von der Stadt Salisbury und ungefähr zwei bis drei Meilen westlich von Amesbury, ziemlich nahe an der Straße von Warminster, sie bestehen aus zwei weiten Kreisen, geformt von großen horizontal aufgerichteten Steinen, oben verbunden durch breite Querſteine vermittelst Zapfen und Fugen, welche in den Stein gehauen sind. Der innere Kreis enthält die größten Steine, und der Gang zwischen den beiden Kreisen bringt den eigenthümlichsten Effekt hervor. Nordwestlich liegt der wahrscheinliche Haupteingang zu dem merkwürdigen Bauwerk, von dieser Seite ist der Anblick desselben wahrhaft imposant. Die einzelnen Steine sind 18—20 Fuß hoch, 6—7 Fuß breit und ungefähr 3 Fuß dick. Stonehenge ist jedenfalls vor Anwesenheit der Römer entstanden; die Sage behauptet, wie sich das gehört, es sey nicht von Menschenhänden gebaut; noch jetzt geht das Gerücht in der Umgegend, es sey unmöglich, die Steingruppen zweimal zu überzählen, es käme jedesmal eine andere Zahl heraus.

— Literarisches. Die unlängst erschienenen Briefe einer Hofdame in Athen an eine Freundin in Deutschland sind aus der Feder des Fräuleins Julie von Nordenflycht geflossen; sie war Erzieherin der Prinzessin von Oldenburg gewesen und begleitete dieselbe nach der Vermählung mit König Otto nach Griechenland, wo diese Briefe entstanden. Die Schreiberin ruht seit einigen Jahren bereits in der klassischen Erde, sie war eine der frühsten Uebersetzerinnen Byron's, namentlich wurde die „Braut von Abydos" schon vor den zwanziger Jahren, jedoch ohne den Namen der Uebersetzerin, gedruckt. Der damals jugendlichen Phantasie derselben schwebte Griechenland, von Byron's Poesie verklärt, in dem reizendsten Lichte vor; daß später das Land ihrer Sehnsucht in der enttäuschendsten Wirklichkeit sich ihr zeigte und ihr Grab wurde, ist unstreitig eine der wunderbaren Verkettungen menschlichen Lebens.

F. v. H.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Nicolo Machiavelli's

Florentinische Geschichten.

Aus dem Italiänischen übersetzt

von

Alfred Reumont.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Leipzig, im März 1846. F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 45. Berlin, Dienstag den 14. April 1846.

Italien.

Der Süden, nach nordischer Darstellung.

Rom, von Uwaroff.*)

Was hat man nicht über Rom geschrieben, und welches Buch wäre im Stande, ein vollständiges Bild davon zu entwerfen? Die Eindrücke, welche man von da mit zurückbringt, sind zu allen Zeiten mehr oder minder persönlicher Natur gewesen; sie werden zum großen Theil durch die vorgefaßte Meinung des Beobachters bedingt und den Standpunkt, auf welchen er sich gestellt hat. Rom ist das unbewegliche Gestade, welches die Wogen dahineilen sieht; es bleibt allein unveränderlich, sie aber folgen eine der anderen.

Es giebt zwei Arten, Rom und Italien zu sehen: entweder muß man beiden einen großen Theil seines Lebens widmen und sie mit Liebe in allen ihren Einzelheiten erhaschen, oder sich begnügen, eine allgemeine Ansicht beider im Fluge zu erfassen. Wer sich auf die letztere Art der Auffassung beschränken mußte, der vermag auch nur einen mehr oder weniger genauen Abriß des Ganzen zu geben; vielleicht, daß diese flüchtige Betrachtung, dieser innerste und leidenschaftliche Blick, womit Italien und namentlich Rom angeschaut wird, bei näherer Erörterung mehr Leben und Wahrheit bietet, als ein langes und mühseliges Studium, das sich in Kleinigkeiten verliert. Ich kenne nichts Unfruchtbareres, als die übergenauen Studien gelehrter Antiquare über den einen oder anderen dunkeln Punkt der römischen Topographie. Was thut der Name eines Gebäudes, die Nachweisung einer verschütteten Straße, der zerbröckelte Stein eines Kenotaphs, wenn der Totaleindruck darüber verloren geht, wenn man nicht die großartige Verbindung des Ganzen zu überschauen vermag, wenn, wie das Sprüchwort sagt, man den Wald vor Bäumen nicht sieht? Die klassischen Worte Chateaubriand's in seinem Briefe an Fontanes geben aufs trefflichste den Eindruck der römischen Campagna wieder, nur möchte ich die Zerstörung von Tyrus und Babylon als Vergleich beseitigt sehen. Nach meiner Ansicht giebt die Campagna kein Bild der Zerstörung; sie ist verödet und schweigsam, ein Mutterschooß, müde zu gebären und der Ruhe bedürftig, der natürliche Rahmen des Bildes, der düstere, aber friedliche Sarkophag für den Riesenleib der ewigen Stadt, die nimmermehr stirbt.

Chateaubriand preist voll Entzücken die Schönheit der Linien des römischen Horizonts, den Wunderglanz der Lufttinten; mit richtigem Blick bemerkt er, daß die Schattirungen hier niemals schwerfällig und trübe sind. In der That, der Zauber des Lufttons, der die Stadt und Umgegend zu jeder Tagesstunde bestrahlt, ist ein Naturwunder, das jede mühsame Kopie des Pinsels wie der Feder vereitelt. Mir ist kein Bild, kein Ausdruck bekannt, wo diese Wirkung wiedergegeben wäre, nur fassen römische Künstler vorzugsweise die Lichter und Schatten des Heimatlandes treuer auf, als die anderen; so findet man zuweilen im nachlässig hingeworfenen Worte des niederen Römers eine lebendigere Würdigung der Größe der uns umgebenden Denkmäler, als in den mit sorgsamem Fleiße ausgearbeiteten Schilderungen der Besucher. Doch sind Alle einer Meinung in Betreff der Traurigkeit, welche über Rom ausgebreitet liege. Mag nun die Freude über meinen Einzug in die Stadt mein Urtheil getrübt haben, mir aber hat Rom nicht traurig geschienen. Als ich später die Appische Straße entlang eilte bis zum Monument der Cäcilia-Metella, oder als ich, auf der via Numantiana bis zur Narsesbrücke über den Anio gelangt, bei Sonnenuntergang von der Höhe des heiligen Berges meine Blicke über die Campagna gleiten ließ, da fühlte ich mich von heiligem Schauer ergriffen; jedoch diese Regung würde ich vergeblich zu deuten suchen; das triviale Wort Traurigkeit vermöchte nur schwach jenes berauschende Gefühl von Ruhe und geheimstem Hochgenuß zu bezeichnen, mit dem dieses Prachtgemälde mein ganzes Wesen erfüllte.

Nichts ist widerlicher, nichts störender, als die stehenden Phrasen über Italien. Nach dem Ausdruck der Mehrzahl der Reisenden zu schließen, ist Italien eine Art Wunderinsel, ein Schlaraffenland, wo ein sorgloses und leichtsinniges Völkchen sich in materiellen Genüssen berauscht. Man ist schon gewöhnt, die Italiäner als ein entnervtes Geschlecht zu betrachten, ein Volk von Gauklern, welches die Tarantella tanzt und Rossinische Melodieen trällert; aber nichts ist unwahrer — Alles hat sich in Italien geändert, die heutigen Italiäner gleichen selbst nicht mehr denen, die Goethe, der treueste Maler des schönen Landes, schildert. Das Italien Casanova's voll Lebensübermuth, tollen Leichtsinns und heiteren Gelächters ist verschollen, gleich den rothen und schwarzen Roben Canaletto's. Italien ist jetzt ernst, nachdenklich, beinahe tiefsinnig geworden, ein Land voll Ordnung, Ueberlegung, inneren Lebens, ein Land, welches das dunkle Räthsel seiner historischen Schicksale zu lösen versucht. Dieses Gefühl spiegelt sich im Geiste der höheren Stände ab, wie in der Physiognomie der Mittelklassen und des Volkes. Der Stamm der Römer ist noch der am meisten italiänische im ganzen Italien, und wenn der römische Facchino mit dem reichen pechschwarzen Haar, welches im Sonnenstrahl erglänzt, mit dem dunklen, aber weder gebräunten noch röthlichen Teint, dem geistvollen Auge und der kräftigen, aber leichten Gestalt, voll jenes seltenen künstlerischen Instinkts den Sammetspencer über die Schulter wirft, so nimmt der Ausdruck seiner Züge eine Mischung von Stolz und Weichheit an, die den leisesten Gedanken des Niedrigen verbannt. In den höheren Ständen, ohne der Geistlichkeit Erwähnung zu thun, giebt es Männer, welche das Feld der Wissenschaft und Literatur mit Ausdauer und Erfolg bearbeiten, und bringen sie zu ihren literarischen Arbeiten dasselbe redliche Streben mit, welches sie bei jedem Lebensakt einsetzen. Wenn sie sich ihren Lieblingsstudien hingeben, so thun sie es ohne alle Eitelkeit, nur mit dem eigenen Fortschritt beschäftigt. Unbekümmert um das „Geräusch der Menge", lassen sie sich nicht vom Journalismus beherrschen, der ganz Europa tyrannisirt; sie rechten nie mit der öffentlichen Meinung. Nicht ohne Mühe gelingt es dem Beobachter, in die reichen Schätze hoher Bildung und vorgeschrittener Geistesentwickelung einzudringen, welche die edelste Einfachheit der Sitten und Gedanken verhüllt.

Wenn man von solchen hier nur angedeuteten allgemeinen Bemerkungen auf das übergeht, was Rom insbesondere betrifft, so wird man seines Irthums noch stärker gewahr; hier zeigt sich bei jedem Schritt der Mangel richtiger Auffassung. So ist Sankt Peter, welchen der große Haufe der Reisenden nach gedruckten Schilderungen erhebt oder herabsetzt, bei weitem noch nicht vom wahren Standpunkte aus betrachtet worden. Man hat sich erschöpft in Klagen über das Unzusammenhängende des Plans, über die Geschmacklosigkeit Maderna's und Bernini's, über den Mangel an Einheit u. s. w. Alle diese Urtheile sind schülerhaft. Wehe dem, der sich über dies Wunderwerk ein Urtheil anmaßt, ohne ein tieferes Verständniß der Kunst und Italiens! Und um nur das künstlerische Gepräge anzudeuten, wer sollte verkennen, daß die Mängel in den Details vollständig aufgehen in der Erhabenheit des Ganzen? Die gewundenen Säulen des Baldachins, die Composition der Kanzel sind bizarr und zu keiner Ordnung gehörig, die Statuen von Bernini's und seiner Schüler Händen sind voll Manier und von falschem, kapriziösem Geschmack, mehr als ein Denkmal ist mittelmäßig; aber stelle man sich in den Mittelpunkt der großen Schöpfung, wo sich die ganze Schönheit der erhabenen Dichtung dem Auge entfaltet, so wird man bald finden, daß diese Fehler und Freiheiten in der That die vollendete Schönheit des Ganzen nur erhöhen. Kein Künstlerauge wird voll Vermessenheit das Gesehene durch Anderes ersetzt wünschen: Sankt Peter nach den Regeln des Vitruv bemessen, hieße Ariost nach einem Kompendium der Rhetorik verdammen. Wer nur die Dinge von einem höheren Standpunkte und freieren Blickes schaut, für den entfaltet die wundervolle Basilika aufs deutlichste die Umgestaltung der Idee des Katholizismus im 16. Jahrhundert. Der Kirchenbaustyl in Italien ist überaus mannigfaltig, er begreift alle Gattungen in sich, er hat seine eigene Epoche durchgelebt, ehe noch die Regeln festgestellt waren, er hat an sich selbst erfahren und giebt Nachweis über alle Veränderungen des großen Gedankens, dessen aufeinanderfolgende Entwickelungsperioden er darstellt. Die Karthause von Pavia, die Dome zu Mailand und Pisa, St. Zeno zu Verona, St. Petron zu Bologna und St. Markus zu Venedig — sie gehören alle unbezweifelt Epochen an, wo der Künstler seinen

*) Diese im Septembernummer 1844 zu Petersb. des Verf. Tuskulum, entworfene geistreiche Farbenskizze der alten Weltmetropole erschien unter dem Titel: Rome. 1843. St. Petersbourg 1843, besonders abgedruckt, von dem Motto aus Petrark begleitet ... Che sola a se stessa somiglia. Früher schon war der Aufsatz in die Pariser Sammlung der „Etudes de philologie et de critique par Ouvaroff, président de l'Académie impériale des sciences de St. Petersbourg ed. 2. Paris, Didot, 1843" aufgenommen worden. Aus letzterer, unter Hinzufügung einiges noch Ungedruckten, deutschtümlich der Unterzeichnete eine Auswahl in deutscher Sprache herauszugeben unter dem Titel „Vermischte Schriften ästhetischen und wissenschaftlichen Inhalts von Uwaroff." Dieselbe wird unter Anderem auch die vielfach erwähnte Skizze über Goethe (Notice sur Goethe) und die brillante Charakteristik des witzigen Fürsten de Ligne enthalten und dürfte gewiß den Freunden gründlicher und zugleich elegantester Kritik eine willkommene Gabe seyn, abgesehen davon, daß der gelehrte Freund Gottfried Hermann's und Kreuzer's auch in Deutschland zahlreiche Verehrer hat. — Man vgl. übrigens Nr. 129 des Magazins von 1843, wo eine Skizze Venedigs von derselben Feder mitgetheilt ist.

Dr. Robert Lippert.

Bau wölbte, wie der Dichter seine Dichtung schuf, einer Zeit, wo die Kunst keine Schranke kannte und die Phantasie des Meisters der Regel spottete oder ihr gänzlich fremd blieb. Man mag immerhin das Gegentheil behaupten, jedoch die erwähnten Bauwerke gehören keiner Stylgattung an, jedes derselben bildet vielmehr seinen eigenen Styl; die Periode der Baukunst, welche man die Dantesche nennen könnte, gab ohne Zweifel die religiöse und politische Idee des Jahrhunderts wieder. Was giebt es Schöneres, was ist erhabener und heiliger als die Karthause von Pavia, was wunderreicher als der Mailänder Dom, was würdiger als die Dome zu Florenz und Pisa, was überraschender und phantastischer als St. Markus? Nie hat sich das religiöse Bewußtseyn zu solcher Höhe erhoben, nie hat sich weltliche Macht mit größerer Energie ausgesprochen, auch stand nie der Glaube der Kirche des Abendlandes so weltgebietend und fest gegründet, nie hat ihn mehr Leben und Würde beseelt, als da man diese Bauwerke aufrichtete. Als der Geist des Zweifels, nach einer Zwischenzeit, deren Spuren man Schritt für Schritt bezeichnen könnte, sich in die Gemüther einschlich, da verlor die religiöse Idee, von der Reformation bedrängt, ihr Ansehen, und die Kunst, durch einen entgegengesetzten Umschwung, ihre Freiheit. Niemals tritt man in Sankt Peter ein, ohne an Luther zu denken, dessen Schatten unter den Säulengängen Leo's X. zu wandeln scheint. Sankt Peter ist ein Glaubenstraktat, aber auch eine Kunst-Abhandlung. Der lebendige und heiße Glaube war geschwunden, die Strenge des Dogma's milderte sich, von allen Seiten stürzten sich die Geister mit stürmischem Geschrei in die Bahn des Ungekannten; da war kein Ausweg, als mit dieser Bewegung zu unterhandeln, den erschütterten Glauben zu stützen, ihn mit allem Blendwerk zu umgeben, mit aller weltlichen Pracht der Kunst. Auch entzückt St. Peter die Phantasie und reißt sie mit sich fort, gleich dem Dichter von Ferrara, während die Karthause von Pavia das Herz mit geheimen Schrecken erfüllt und zu Thränen erweicht, wie ein Gesang der „Hölle". Jedem entspricht seine Zeit; in allen diesen Bauwerken tritt der vorherrschende Gedanke ihres Zeitalters heraus. Das 16. Jahrhundert, verwegen und geistsprühend, glaubensvoll und skeptisch, umstürzend und stabil, es scheint durchaus verkörpert mit der seltensten Geisteskraft in den Werken Michel Angelo's, Bramante's und Bernini's.

Die wichtigen Dienste, welche das Papstthum den Künsten geleistet hat, machen die Aufmerksamkeit in hohem Grade rege. Von den beiden einst der Welt Gesetze vorschreibenden Metropolen, die hier neben einander den Todesschlaf schlummern, ist das Rom, das der Sitz des Papstthums, nicht das minder staunenswerthe. Es ist unleugbar, daß nur die Päpste gerettet haben, was uns von der heidnischen Welt übrig geblieben; das Asyl, welches sie derselben eröffneten, ist der Vatikan, auch läßt sich nichts dem Eindruck vergleichen, den dieser ungeheure, aber zur Hälfte verödete Palast hervorbringt. Von dem herrlichen inneren Portikus (Cortile), nach Raphael's Zeichnung gebaut, von den Palastwächtern, die noch das von Michel Angelo entworfene Kostüm tragen, bis zu den prächtigen Galerieen, mit einer unendlichen Menge von Meisterwerken angefüllt, trägt Alles den Stempel vergangener Größe und eines großartigen Enthusiasmus für die Heimat und die Künste, und als zuletzt Pius VI. und VII. nichts mehr im Vatikan zu thun übrig lassen, so verwandelt Gregor XVI. den Palast vom Lateran in ein neues Museum und ruft die Basilika St. Paul's (fuori le mure) aus der Asche hervor. Ich selbst hätte das Glück, aus dem Munde des ehrwürdigen Priesters in wenigen einfachen und würdevollen Worten zu vernehmen, wie es dem heiligen Stuhle gewissermaßen als erbliche Verpflichtung übertragen worden, der letzte Hüter zu seyn des letzten römischen Ruhmes.

Von allen Genüssen, die Rom dem Kunstfreunde bietet, ist, nach meinem Erachten, der köstlichste, der überraschendste ein Besuch des Vatikan bei Fackelschein. Eine solche Nacht, inmitten der antiken Welt verlebt, nox vaticana, sie ist nicht zu theuer erkauft durch lange Jahre von Mühen und Entbehrungen. Schon wenn man sich dem Palast nähert, bemächtigt sich des Herzens ein feierliches Gefühl: Ueber unseren Häuptern der tiefe Azur des italiänischen Himmels, der lebhafte Widerschein der Sterne auf St. Peter's Dom und in dem Krystallbecher der seit Jahrhunderten mit mächtigem Getös auf- und niederrauschenden wunderherrlichen Fontainen; am Eingang des Portikus harren die Schweizer des Papstes, oder vielmehr Michel Angelo's, der Ankunft des Gastes mit Fackeln in der Hand, ihn durch die Galerieen zu geleiten. Da aber weilen die edelsten Gestalten der antiken Welt, heraufbeschworen inmitten mächtigen Dunkels und um vor dem wissensdurstigen Blicke des Profanen zu erscheinen, gleichsam hierher gebannt. Alles trägt dazu bei, diesem Anblick eine erschütternde Wirkung, die an Rührung gränzt, aufzuprägen. Der Marmor ist unvergleichlich schöner, die Täuschung lebhafter, der Effekt hinreißender als beim Tageslicht; der Geist versenkt sich ganz und gar in das feenhafte Schauspiel, nichts wirkt störend auf ihn ein; nur das schwache Gemurmel der lieblichen Fontaine des Belvedere oder ein Mondstrahl, der sich verstohlen durch die Hallen schleicht und sein Theil vom mächtigen Wunderfeste zu fordern scheint, weckt von Zeit zu Zeit den Träumenden. Fast kein Wort ward zwischen mir und meinen drei Begleitern auf der langsamen Wanderung durch die Räume des Vatikans gewechselt; man fühlt fürwahr einen Anflug von Besorgniß, den unaussprechlichen Zauber der Umgebung zu stören. Die seltene Kunst, mit der man die Fackeln hält, die geschickt berechnete Beleuchtung und das Verständniß, dem Anblick Abwechselung zu geben, verleiht den Statuen einen Grad von Belebung, der sich nicht in Worten schildern läßt: sie scheinen gleichsam ihrem Todesschlummer entstiegen, und eine erhabene Schamhaftigkeit scheint über die göttlichen Formen ausgegossen, die hier ihre geheimsten Reize entschleiern. Nicht blos das künstlerische Gefühl offenbart sich mit unglaublicher Stärke, alle Eindrücke des Lebens, alle ernsten Gedanken des reiferen Alters, alle flüchtigen Träume der Jugend leben mit einem Zauberschlag wieder auf. Inmitten dieser Geisterschaar glaubt die sanftbewegte Phantasie die verklärten Züge, das nebelhafte Bild des geliebtesten Gegenstandes, den geheimnißvollen Wiederhall der tiefsten Sympathieen des Herzens wahrzunehmen, unwillkürlich füllt sich das Auge mit Thränen, und Niemand wird diese Räume verlassen, ohne das Geschick zu beneiden, welches edleren Geistern so unvergleichliche Wonnen vorbehielt, den reichsten Ersatz aller Mühen einer langen Wanderung, vielleicht selbst eines Theils der Täuschung des verflossenen Lebens.

Im Verlauf des nächtlichen Besuchs im Vatikan waren der Faun, welcher den kleinen Bacchus in den Armen hält, die Pudicizia, Demosthenes, der Nil, der Diskuswerfer, die kauernde Venus, Meleager, der kolossale Jupiter, die Büste des Gottes wie die des jungen August, endlich vor Allem der Apollo und Laokoon, die beiden Statuen ohne ihres gleichen, wechselsweise der Gegenstand meiner besonderen Aufmerksamkeit.

Am anderen Morgen war mein erster Gedanke, wieder nach dem Vatikan zu eilen. Wohl war es schön, glänzend, prächtig, doch nicht mehr das Feenschauspiel der Nacht, die heilige Geisterbeschwörung von gestern. Ueberhaupt, und Keiner verstand dies besser als die Alten, gewinnen die Denkmale der Baukunst, der Skulptur und selbst der Malerei auf wunderbare Weise durch den Anblick bei Nacht, sey es nun von einem natürlichen oder von künstlichem Lichte beleuchtet. Die Gebäude vorzüglich nehmen ein eigenthümliches Gepräge von Größe an; man kann sich davon überzeugen, wenn man bei Nacht St. Peter oder das Colisäum betrachtet. Das letztere, welches man bei Tageslicht nur mit Mühe im Geiste zu ergänzen vermag, verschmilzt mit dem dunklen Grunde der Nacht und wird von den Strahlen des italischen Mondes zauberisch beleuchtet, jenes Mondes, den Abbate Galiani mit Recht der nordischen Sonne vorzog; die unendlichste Lichtfülle ergießt sich alsdann über die Mitte der Arena, allmälig nimmt sie ab nach den Bogenwölbungen und den zerstörten Galerieen zu und verliert sich auf den äußersten Flächen in durchsichtigem Gewölk — Alles vom herrlichsten Effekt! Denselben Eindruck macht die Façade von St. Peter, die im Mondglanz zu wachsen scheint und jenen ruhigerhabenen Charakter annimmt, den die Tageshelle seinen hin und wieder gezwungenen Formen zu weigern scheint. Der herrliche Säulengang ist um eins so prächtig, wenn der Mond den leichtgeformten Wunderbau heraushebt und seine Linien abmarkt. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der auswärtige Handel Frankreichs.

(Schluß.)

Die Ausfuhr-Artikel, ebenfalls nach ihrer Wichtigkeit geordnet, sind folgende:

	Werth in Mill. Fr.		Werth in Mill. Fr.
Seidene Gewebe	143,7	Verarbeitete Felle	25,7
Baumwollene	108,5	Papier und Papierarbeiten	20,6
Wollene	104,0	Porzellan und Glaswaaren	19,8
Wein	51,2	Wäsche und Kleider	15,3
Leinene Gewebe	28,6	Weingeist	11,0
Holzarbeiten, Möbel, Spielzeug, Regenschirme	28,3	Pferde, Maulesel	10,6
		Metallarbeiten	10,2

Die Seidenweberei nimmt noch immer den ersten Rang unter den Beschäftigungen ein, auf denen der auswärtige Handel Frankreichs beruht; es scheint aber, als wolle sie ihn verlieren, wenn man den Ertrag der Baumwollen- und Wollen-Industrie, wie er in den letzten sechs Jahren stattfand, mit dem ihrigen vergleicht. Folgende Tabelle mag dies zeigen:

Ausfuhr.	Werth in Millionen Fr.		
Jahr.	Seidene,	Baumwollene,	Wollene Gewebe.
1839	140,8	85,6	60,6
1840	141,9	108,5	61,1
1841	162,1	103,7	64,6
1842	112,1	73,3	63,6
1843	129,6	82,1	79,6
1844	143,7	108,5	104,0

Man kann nicht sagen, daß die Seiden-Industrie während dieser Periode gesunken sey, denn die plötzliche Abnahme im Jahre 1842, von der sie sich kaum wieder erholt hat, kam von der Zoll-Erhöhung in den Vereinigten Staaten, aber sie hat sich nicht in dem Verhältniß der allgemeinen Vermehrung des Reichthums erweitert und gemäß dem wachsenden Bedarf seidener Stoffe bei den handeltreibenden Völkern. Sie hat bei weitem nicht mit den Seidenwebereien des Auslandes, vorzüglich Englands, gleichen Schritt gehalten, obgleich sie vor ihren Rivalinnen den großen Vortheil hat, den Rohstoff im Inlande zu finden. Wieder eine Folge des Schutzsystems, das den Preis der natürlichen Erzeugnisse künstlich erhöht. Was nützt es der französischen Seiden-Industrie, den Rohstoff bei der Hand zu haben, wenn sie ihn eben deshalb theurer bezahlen muß? Es wäre besser für sie, sie bezöge ihn von Außen und gäbe nicht mehr dafür, als er auf dem Weltmark kostet. Wenn es ein Geschenk der Natur ist, daß sich auf dem Boden Frankreichs rohe Seide findet, so macht das Schutzsystem für die Industrie, die eben diesen Stoff benutzt, einen wirklichen Nachtheil daraus, denn es verbietet ihr, sich

unter gleichen Bedingungen fremder Seide zu bedienen. Daher muß diese Industrie jetzt auch im Absatz einfarbiger Zeuge ihren Rivalinnen nachstehen, denn bei solchen Geweben liegt der Hauptwerth im Stoffe; sie hält sich nur noch vermöge ihres unerreichten Geschmackes durch die Fabrication bunter Zeuge. Ueber die Leinen-Industrie ließe sich dasselbe sagen, die ebenfalls unter dem Druck des Schutzsystems zu Grunde geht.

V. Länder, von denen die Ein- und nach denen die Ausfuhr stattfindet.

Die Länder, mit denen Frankreich in Handels-Verbindungen steht, sind in der Reihefolge ihrer kommerziellen Wichtigkeit:

Einfuhr.

	Werth in Mill. Fr.		Werth in Mill. Fr.
Vereinigte Staaten	133,0	Bourbon	19,4
Belgien	104,0	Martinique	17,6
England	91,8	Neapel	16,6
Sardinien	86,5	Niederlande	15,6
Deutscher Zollverein	50,4	Norwegen	13,7
Rußland	44,7	St. Pierre und Miquelon	18
Spanien	31,0	Aegypten	12,8
Türkei	30,1	Toskana	12,2
Englisch Indien	26,8	Rio de la Plata	10,7
Schweiz	24,0	Brasilien	9,0
Guadeloupe	21,2		

Ausfuhr.

	Werth in Mill. Fr.		Werth in Mill. Fr.
Vereinigte Staaten	102,0	Rußland	13,8
England	99,2	Türkei	13,1
Spanien	74,4	Mexiko, Texas	12,0
Algier	63,4	Chili	11,2
Deutscher Zollverein, Hannover	57,4	Spanisches Amerika	8,2
Schweiz	47,7	Rio de la Plata, Uruguay	6,8
Belgien	46,2	Neapel	5,9
Sardinien	41,9	Senegambien	5,6
Guadeloupe	23,1	Peru, Bolivia	5,4
Martinique	20,2	St. Pierre und Miquelon	4,9
Brasilien	17,2	Haiti	4,9
Toskana	17,2	Englisch Indien	4,3
Hansestädte	17,0	Insel Maurice, Kap d. g. Hoff.	4,2
Niederlande	15,7	Aegypten	3,6
Bourbon	14,9	Dänische Besitzungen in Amerika	3,2

Die Vereinigten Staaten haben seit langer Zeit die erste Stelle unter den Ländern, die mit Frankreich Handel treiben; sie hatten sie in Bezug auf den Export durch die Tarif-Erhöhung von 1842 verloren, aber 1844 wiedergewonnen, und es ist zu glauben, daß sie dieselbe noch lange behalten werden, wenn nicht die kommerzielle Reform in England die Handels-Verbindungen Frankreichs mit diesem Lande um ein Bedeutendes vermehrt.

Es ist nicht ohne Interesse, daß Belgien, welches kaum über 4 Millionen Einwohner hat, rücksichtlich der Einfuhr auf obiger Tabelle den zweiten Rang einnimmt, sogar also vor England steht, das doch bei weitem bedeutendere Fabriken besitzt und Frankreich fast eben so nahe liegt. In Betreff der Ausfuhr nimmt Belgien freilich erst die siebente Stelle ein. Woher kommt dieses Mißverhältniß? Wir sind nicht der Meinung, daß Frankreich dabei im Nachtheil sey, nur, glauben wir, müßte es interessant seyn, der Sache auf den Grund zu kommen. Ein noch wichtigerer Umstand, der uns von der Regierung und der Kammer nicht hinlänglich gewürdigt scheint, ist die Dürftigkeit des französischen Handels mit den Ostsee-Staaten, mit Schweden, Nord-Rußland und Dänemark. Norwegen hat auf der Einfuhr-Tabelle die 16te Stelle mit 13,700,000 Fr., Schweden die 27ste nach Haiti, nach den Hansestädten, nach Mexiko und Texas und nur mit einem Werthe von 5,700,000 Fr. Was Dänemark betrifft, so zählt es kaum; es ist auf die 38ste Stelle verwiesen hinter Lucca und den Kirchenstaat mit einer Gesammtsumme von 1,700,000 Fr. Selbst Rußland nimmt einen niedrigeren Platz auf der Skala ein, als man erwarten sollte.

Noch schlimmer sieht es mit diesen Ländern auf den Export-Listen aus. Norwegen nimmt den 40sten, Dänemark den 39sten Rang ein mit der winzigen Summe von 1,400,000 Fr. Und Schweden, dieses große Land, wer sollte es glauben? braucht nicht mehr als für 700,000 Fr. jährlich französische Waaren! Haben diese Länder Frankreich nichts zu geben und nichts von ihm zu empfangen? Im Gegentheil will uns scheinen, daß ihre Erzeugnisse von den französischen verschieden genug seyen, damit sich ein Austausch derselben herstellen könne. Leider vergißt die Regierung diese Gegenden oder vernachlässigt sie, oder das Schutzsystem weist ihre Erzeugnisse zurück zu ihrem und zu Frankreichs Schaden. *)

Algerien bildet jetzt (1844) die vierte Reihe unter den Ländern, die Frankreichs Kunden sind, und es bietet Interesse, zu sehen, wie der Bedarf daselbst seit sechs Jahren gewachsen ist:

Jahr	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.
Werth in Mill. Fr.	16,4	22,1	29,6	33,0	41,4	63,4

*) An den Sund-Zoll scheint der Verfasser dieser Darstellung nicht gedacht zu haben.

Schreitet der Verbrauch französischer Waaren in diesem Maße in Algerien fort, so könnte Frankreich in naher Zukunft für alle Opfer entschädigt werden, die Algier verlangt hat. Man darf sich indeß keinen Täuschungen darüber hingeben, denn es könnte seyn, daß die täglich verstärkte Armee einen bedeutenden Antheil an der großen Menge der nach Algier ausgeführten Waaren habe, was dann nichts Anderes bedeuten würde, als daß Frankreich mit seinem Gelde bei sich selbst Einkäufe mache.

VI. Land- und Seehandel.

Frankreich treibt mehr See- als Landhandel. Den Transithandel einbegriffen, stellt der Seehandel 71 pCt., der Binnenhandel 29 pCt. des ganzen Handels dar. Welchen Umständen ist dieser bedeutende Unterschied zuzuschreiben? Frankreich hat freilich eine sehr ausgedehnte Seeküste, und da das Meer bis zu den entferntesten Ländern führt, so wird es natürlich der begünstigte Handelsweg seyn. Dennoch würden diese beiden Umstände nicht hinlänglich den großen Vorzug begründen, den man dem Meere giebt. Die Ursache liegt vielmehr in den Differenzial-Zöllen, die bei den meisten Waaren den Transport zur See begünstigen.

Wozu nützen indeß den Franzosen diese Begünstigungen, wenn ihre eigene Schifffahrt davon keinen Vortheil hat? Denn bei dem Waarentransport zur See (im Werthe von 1658 Mill.) waren 1844 die französischen Schiffe mit 764 Mill. (46 pCt.), die fremden mit 894 (54 pCt.) betheiligt. Leider muß man noch hinzufügen, daß hier unter der französischen Schifffahrt auch die nach den Kolonieen verstanden wird, von welcher die fremden Fahrzeuge ausgeschlossen sind. Dieselbe führte einen Umsatz von 250 Mill. (15 pCt. der Summe für den gesammten Seehandel) herbei, so daß für die Konkurrenz-Schifffahrt nur 31 pCt. übrig bleiben. Es ist also in den eigenen Häfen Frankreichs die französische Schifffahrt unbedeutender, als die fremde. Woher kommt dieser schlechte Zustand der französischen Handelsflotte? Man sagt, sie schreibe sich von gewissen Verträgen her; gewiß aber liegt das Uebel wo anders, es liegt in der größeren Kostspieligkeit der französischen Schiffe gegenüber den fremden, und diese muß man bekämpfen. Das Traurigste aber ist, daß die Marine, anstatt der Vermehrung des auswärtigen Handels gemäß zu wachsen, vielmehr tagtäglich mehr zusammenschrumpft. Die folgende Tabelle möge es beweisen:

Es sind hier Ein- und Ausfuhr zusammengerechnet und 1000 Tonnen als Einheit angenommen:

	1839.	1840.	1841.	1842.	1843.	1844.
Französische Kolonial-Schifffahrt	404	383	421	457	466	485
Französische Konkurrenz-Schifffahrt	939	828	784	680	739	771
Fremde Schifffahrt	1,587	1,685	1,887	2,002	2,042	2,032
Summe	2,930	2,896	3,092	3,139	3,247	3,288

1839 also betrugen die Aus- und die Einfuhr in den französischen Häfen 2,930,000 Tonnen, 1844: 3,288,000. Diese Vermehrung entspricht der des übrigen Handels; aber die französische Marine hat keinen Vortheil davon gehabt, wenigstens diejenigen Schiffe nicht, die mit den fremden konkurrirten. Vielmehr nahmen dieselben immer geringeren Antheil an dem Handel, und ihre Ladungen fielen zwischen 1839 und 44 von 939,000 auf 771,000 Tonnen. Die fremden Schiffe haben in derselben Zeit ihre Ladungen von 1,587,000 auf 2,032,000 gebracht. Ihnen allein ist also die Zunahme des französischen Handels zu Gute gekommen.

Vergeblich wird die französische Regierung die Handelsflotte zu heben suchen, wenn sie ihr das ausschließliche Recht ertheilt, Kohlen für ihre Dampfschiffe und Tabak für ihre Fabriken zu transportiren, vergeblich würde sie auch die Summe der ohnehin schon bedeutenden Prämien für den Fischfang vermehren; es wären dies nur schwache Beruhigungs-Mittel für ein tiefsitzendes Uebel. Alle Opfer, die sich der Staat zu Gunsten der Marine auferlegt, können bei den bestehenden Zoll-Systeme nur der Kolonial-Schifffahrt zu Gute kommen, und dies will wenig sagen, wenn die Schiffe, die mit denen des Auslandes frei konkurriren, in dieser Konkurrenz so schmachvoll besiegt werden.

* * *

Wir sahen, daß der auswärtige Handel Frankreichs mit jedem Jahre an Ausdehnung zunimmt; es ist dies die natürliche und nothwendige Folge von der Thätigkeit der Bevölkerung und dem Frieden, dessen Europa genießt. Dessenungeachtet steht der französische Handel immer noch nicht auf derjenigen Höhe, zu der ihn die reichen Hülfsquellen des Landes erheben könnten. England und die Vereinigten Staaten verstehen es besser, die Erzeugnisse ihres Bodens und ihren Kunstfleiß auszubeuten. Die Einseitigkeit des französischen Handels zeigt sich vorzugsweise darin, daß die Einfuhr fast nur in Rohstoffen, die Ausfuhr fast nur in Manufakturen besteht, und daß er mehrere große und ergiebige Länder so viel wie nicht berührt. Die auffallendste und zugleich ernsteste Thatsache — denn sie betrifft nicht nur das Gedeihen des Handels, sondern auch die Macht des Staates — ist das Sinken der französischen Schifffahrt. Vieles ist bereits darüber gesprochen und geschrieben worden, aber noch ist nichts Durchgreifendes geschehen, das eine Besserung des Uebels erwarten ließe. Wir aber sind der Meinung, daß auch hier das Universal-Heilmittel für den kränkelnden Wohlstand der Völker, eine freisinnige Zoll-Gesetzgebung, anzuwenden sey.

Französische Stimmen über das deutsche Eisenbahnwesen.

Ein Artikel in der Revue Nouvelle liefert einmal wieder den Beweis, wie geringe Aufmerksamkeit die Franzosen bisher den industriellen Fortschritten ihrer östlichen Nachbarn geschenkt haben. Vor drei oder vier Jahren war man noch völlig über den Aufschwung und die Entwickelung des deutschen Eisenbahnsystems im Dunkeln, und man erfuhr mit eben so viel Erstaunen als Verdruß, daß die oft verspottete deutsche Bedächtigkeit in diesem Falle wenigstens die französische Beweglichkeit zu überflügeln drohe. Das bekannte Werk des Freiherrn von Reden, welches 1844 in einer Uebersetzung erschien, vermehrte das durch frühere Schriften erregte Interesse, und die Regierung fand sich bewogen, einen der ausgezeichnetsten Ingenieure des Minen-Corps, Herrn Lechatelier, nach Deutschland zu schicken, um nähere Erkundigungen über die Bauart, die Organisirung und den Betrieb der deutschen Schienenwege einzuziehen. Bei seiner Rückkehr nach Paris überreichte derselbe dem Ministerium einen äußerst lehrreichen und detaillirten Bericht, der von mehreren französischen Blättern kommentirt wird.

Das Journal des Débats, welches als Regierungs-Organ natürlich etwas optimistische Tendenzen entfaltet, ist der Meinung, daß man die Fortschritte des deutschen Eisenbahnwesens im Gegensatz zu dem einheimischen aus Parteigeist oder aus anderen Gründen zu sehr übertrieben habe, und als Beleg werden folgende Angaben mitgetheilt: „Mit einer Bevölkerung von 60 Mill. Seelen und einem Gebiete von 113 Mill. Hektaren (ohne das lombardisch-venezianische Königreich) besitzen die Mächte Deutschlands 2960 Kilometer schon fertiger Eisenbahnen und 4700 Kilometer begonnener oder solcher, deren Ausführung bevorsteht — im Ganzen also 7260 Kilometer. Es kommen mithin 121 Kilometer auf jede Million Einwohner und 62 auf jede Million Hektaren. In Frankreich, dessen Bevölkerung zu 35 Millionen und dessen Oberfläche zu 53 Mill. Hektaren berechnet wird, giebt es 775 Kilometer schon in Betrieb stehender Eisenbahnen, 3650 Kilometer, die im Bau begriffen oder konzessionirt sind, und 1050, die den Kammern zur Bestätigung vorliegen — im Ganzen also 5475 Kilometer, oder 156 auf jede Million Einwohner und 101 auf jede Million Hektaren. Man kann annehmen, daß Großbritanien jetzt oder mit nächstem 200 Kilometer fertiger Eisenbahnen auf jede Million seiner Bevölkerung und 160 auf jede Million Hektaren haben wird, und daß die Vereinigten Staaten zwar nur 59 Kilometer auf jede Million Hektaren ihres ungeheuren Flächenraums, aber dagegen 730 auf die Million Einwohner besitzen. Die Engländer und Anglo-Amerikaner sind uns daher überlegen, aber wir folgen unmittelbar nach diesen beiden Nationen.“ — Bei allem dem müssen die Débats einräumen, daß es verdoppelter Anstrengungen bedürfe, um diesen Vorrang zu behaupten, der bereits durch die Erfolge des nord- und westdeutschen Wegesystems erschüttert sey. „Wenn wir nur die Staaten des Zollvereins ins Auge fassen“, bemerken sie, „und Hannover, die Hansestädte u. s. w. hinzuzufügen — d. h. wenn wir das österreichische Kaiserthum ausschließen, das selbst ohne seine italiänischen Provinzen bei weitem nicht ganz zu Deutschland gehört und überdies ein eigenes politisches und administratives System befolgt — so finden wir eine reindeutsche Ländermasse, die bereits von 1825 Kilometern fertiger Eisenbahnen durchschnitten wird und wo noch 3670 der Vollendung entgegensehen: zusammen 5495 Kilometer, oder eine Kleinigkeit mehr als die Totalsumme der französischen Schienenwege, obgleich dieser Theil von Deutschland unserem Gebiet an Flächenraum nachsteht und seine Bevölkerung wenigstens um ein Fünftel geringer ist. Bei Gleichheit der Volkszahl und des Areals würde er uns demnach weit übertroffen haben!“

Es ist hier nicht einmal berücksichtigt, daß in Frankreich von den vorgeschlagenen Bahnen kaum 800 Kilometer im Gange sind, wodurch sich die Bilanz noch mehr zu Gunsten Deutschlands herausstellt. Die Revue Nouvelle meint zwar, daß Frankreich seine 156 Kilometer auf die Million Einwohner eben so früh vollenden werde, als Deutschland die seinigen, aber wir können die Richtigkeit dieser Behauptung nicht zugeben. Glaubt die Revue vielleicht, daß die Staaten des Zollvereins und Nord-Deutschlands nach Erbauung ihrer 3670 Kilometer noch unvollendeter Bahnen mit gekreuzten Armen zusehen werden, bis Frankreich mit seinen 4700 fertig ist? Dies ist gewiß nicht vorauszusetzen; es läßt sich vielmehr mit Bestimmtheit annehmen, daß immer neue Schienenwege ins Leben treten werden, um die noch übrigen Lücken des großen Verbindungsnetzes auszufüllen. Wir halten es sogar für wahrscheinlich, daß die in Angriff genommenen deutschen Eisenbahnen in kürzerer Frist beendigt werden dürften, als die französischen — unter Anderem aus dem Grunde, weil, wie die Revue selbst bemerkt, die Baukosten sich hier weit mäßiger herausstellen. Sie belaufen sich im Durchschnitt auf höchstens 200,000 Francs pro Kilometer, während sie in Frankreich die Summe von 350,000 Francs erreichen, so daß die projektirten deutschen Eisenbahnen, obgleich sie (mit Einschluß Oesterreichs) die französischen an Länge um ein Drittel übertreffen, einen um 25 Prozent geringeren Kostenaufwand verursachen werden. Dieser Umstand ist freilich nicht entscheidend, da in England z. B. die Kosten noch viel höher steigen, aber es scheint uns zweifelhaft, ob Frankreich verhältnißmäßig ein solches Uebergewicht an disponiblen Kapitalien besitzt, um den Unterschied wieder auszugleichen.

Mannigfaltiges.

— Fichte in England. In Nr. 2 des Magazins von d. J. haben wir der ersten, kürzlich erschienenen englischen Uebersetzung eines Fichte'schen Werkes, der Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten, so wie eines trefflichen Artikels über den deutschen Philosophen in der Foreign Quarterly Review, gedacht. Sehr rasch ist seitdem die Uebersetzung eines zweiten Fichte'schen Werkes, der „Bestimmung des Menschen“, gefolgt, die aus der Feder einer Frau geflossen ist, und zwar derselben, welche auch den oben erwähnten Artikel in der Foreign Quarterly Review geschrieben hatte.*) Mrs. Percy Sinnett hat sich durch das Eine wie durch das Andere als ein Talent von nicht gewöhnlicher Art ausgewiesen, das wohl verdient, neben ihre begabte Landsmännin, die gelehrte Mathematikerin, Mrs. Somerville, gestellt zu werden. Schon die Wahl gerade dieses Werkes von Fichte, das, obwohl es gewissermaßen eine Quintessenz seiner Lehren enthält, doch am meisten zur Uebertragung in eine fremde Sprache und zum Verständnisse eines größeren Publikums sich eignet, zeugt von dem richtigen Urtheile der Uebersetzerin. Fichte selbst sagt von seiner Bestimmung des Menschen: „Was außer der Schule brauchbar ist von der neueren Philosophie, sollte den Inhalt dieser Schrift ausmachen, vorgetragen in derjenigen Ordnung, in der es sich dem kunstlosen Nachdenken entwickeln müßte .... Das Buch ist sonach nicht für Philosophen von Profession bestimmt, und diese werden nichts in demselben finden, was nicht schon in anderen Schriften desselben Verfassers vorgetragen wäre ..... Es sollte anziehen und erwärmen und den Leser kräftig von der Sinnlichkeit zum Uebersinnlichen fortreißen; wenigstens ist der Verfasser sich bewußt, nicht ohne Begeisterung an die Arbeit gegangen zu seyn.“

— Ein Engländer in Hannover. Ein Mitarbeiter der Foreign Quarterly Review schreibt derselben aus Hannover einen langen Brief über die dort kürzlich erschienene Verordnung, das Heirathen der Offiziere betreffend, wonach dieselben in Zukunft nur dann sollen zur Ehe schreiten können, wenn sie nicht blos ein standesmäßiges Einkommen von resp. 800 oder 1200 Thaler, sondern auch die Ebenbürtigkeit ihrer Zukünftigen nachzuweisen vermögen. Die Tochter eines reichen, aber bürgerlichen Banquiers in Hannover wird also fortan nicht mehr durch die Hand eines armen, aber adeligen hannoverschen Lieutenants beglückt werden können. Der Engländer kann sich über diese Anomalie des 19. Jahrhunderts nicht genug wundern, aber er tröstet sich mit der Wahrnehmung, daß die Bürgerlichen im Königreich Hannover mit jener Anordnung sehr wohl zufrieden seyen. Nebenbei macht er die Bemerkung, daß es in diesem Lande sehr wenige reiche und dagegen sehr viele arme Leute giebt, was er der Ausschließung der einheimischen Industrie von den Märkten des deutschen Zollvereins beimißt. Um das unterscheidende Merkmal Englands und Hannovers in einem Worte zusammenzufassen, sagt er: „Wenn in England der Kontrast mit ungeheurem Reichthum die Armuth augenfälliger und widerwärtiger macht, so macht in Hannover der Mangel an Reichthum die Armuth verzweifelter und hoffnungsloser.“

— Eine Censurpolizei-Anekdote. Derselbe Engländer, der der Foreign Quarterly Review die oben erwähnten Mittheilungen aus Hannover macht, erzählt ihr folgende Anekdote, die Prager Censur-Polizei betreffend: Kürzlich erschien über die österreichischen Zustände ein Buch von Jemand, der sehr gut unterrichtet sich zeigte und dessen Namen man in Prag gern wissen wollte, besonders da man muthmaßte, daß er in dieser Stadt selbst seinen Wohnsitz habe. Da alle Nachforschungen vergeblich waren, so begab sich der Prager Polizei-Hauptmann, Herr M., unter einem anderen Namen nach Hamburg, wo das Buch erschienen war, um wo möglich den Verleger, Herrn Julius Campe, selbst auszuforschen. Dieser aber hatte bereits von dem ihm bevorstehenden Besuche Wind bekommen und richtete sich darauf ein. Als der österreichische Reisende bei ihm erschien, nahm er ihn sehr freundlich auf, und da der Fremde sogleich mehrere starke Bücher-Ankäufe machte und den Verlag des Herrn Campe sehr anziehend fand, so lud ihn dieser auch zu sich zum Thee und Abendbrod, mit dem durchblickenden Versprechen, daß er ihm alsdann unter der Bedingung der tiefsten Verschwiegenheit auch den Verfasser des fraglichen Buches, von dem der Fremde eine Anzahl Exemplare — die letzten, die sich auf dem Lager befanden — gekauft hatte, nennen würde. Abends ward Herr Campe natürlich an sein allerdings sehr unbestimmt ertheiltes Versprechen erinnert, und auf wiederholtes Drängen nahm der Buchhändler endlich den Fremden bei Seite und raunte ihm ins Ohr: „Ich will es Ihnen nur sagen, der Verfasser ist Herr M., Polizei-Hauptmann in Prag.“ — Man kann sich die Verlegenheit des so unerwartet Genannten leicht denken; sie war doppelter Art, denn es konnte ja in der That seyn, daß sich der Verfasser bei Campe für den Polizei-Hauptmann M. ausgegeben hatte, wodurch dieser nicht wenig kompromittirt werden könnte. Er erklärte jenem also rasch die Unmöglichkeit dieser Autorschaft, da er selbst der genannte Polizei-Hauptmann sey, worüber denn Herr Campe seinerseits eben so überrascht zu seyn schien. Jedenfalls war jedoch nun die Bemühung des Fremden eine vergebliche gewesen. Am folgenden Morgen aber erschien der Buchhändler in dessen Hotel, um ihm zu sagen, daß er ihm gestern zwar den letzten Rest des vielbesprochenen Buches verkauft habe; sollte ihm indessen eine noch größere Anzahl gefällig seyn, so stehe er mit Vergnügen zu Diensten, indem er nach dem gestrigen Verkaufe den Druck einer zweiten sehr starken Auflage sofort angeordnet habe.

*) The Destination of Man. By J. G. Fichte. Translated from the German. By Mrs. Percy Sinnett. London, Chapman, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Dese u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 46. Berlin, Donnerstag den 16. April 1846.

England.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

II. Lafayette.

Nach unserem Dafürhalten ist über Lafayette noch nirgends ein in jeder Beziehung so gerechtes Urtheil gefällt worden, wie in der von Lord Brougham in der neuen Ausgabe seiner historischen Skizzen mit Meisterhand entworfenen Schilderung jenes ausgezeichneten Mannes. Wir theilen dieselbe daher unseren Lesern hier vollständig mit:

„Von viel geringerer Fähigkeit, als Carnot *), doch von eben so unerschütterlicher, durch mildere Neigungen gemäßigter Rechtschaffenheit, und eben so sehr den Grundsätzen der Freiheit ergeben, war der ausgezeichnete und liebenswürdige Mann, dessen Name über diesen Zeilen steht; und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die vorherrschende Milde seiner Natur, den Mangel größerer Stärke ersetzend, ihm die Macht verlieh, denjenigen, mit welchen er gemeinschaftlich handelte, Widerstand zu leisten, wenn sie den rechten Pfad verließen und das republikanische Banner durch ihre Exzesse befleckten, — eine Macht, die in dem strengeren Charakter Carnot's als mangelhaft sich erwies. Denn es war das große und seltene Verdienst Lafayette's, — ein Ruhm, den er schwerlich mit irgend einem anderen revolutionairen Führer theilt, — daß er einerseits in den Scenen zweier Revolutionen seines Vaterlandes eine hervortretende Rolle spielte, andererseits sich standhaft weigerte, einen Schritt weiter zu gehen, als seine Grundsätze es rechtfertigten oder seine gewissenhafte Meinung von dem öffentlichen Wohl gestattete.

In Bezug auf ein anderes Ereigniß stellt er ein eigenes und romantisches Beispiel von Hingebung an die Sache der Freiheit dar, obwohl sein Vaterland dabei nicht betheiligt war und seine Stellung, seine Interessen, ja sogar seine persönliche Sicherheit auf das Höchste dadurch gefährdet wurden. Ein junger Edelmann, nahe verwandt mit den höchsten Familien in Europa, durch seinen Rang und durch seine persönlichen Eigenschaften dazu geeignet, die Zierde des größten Hofes in der Welt zu seyn, verließ er den glänzenden und üppigen Kreis, in welchem er zu glänzen eben begonnen hatte, und eilte, von unbezwingbarem Enthusiasmus für amerikanische Freiheit ergriffen, ohne Furcht vor der französischen Polizei und vor den englischen Kreuzern, nach den transatlantischen Küsten, um an den Siegen der Anführer des Volkes Theil zu nehmen oder sein Blut mit dem ihrigen zu vermischen. Sein Entkommen nach dem Schauplatz des Ruhms war eben so schwierig, als wenn er von der Scene eines Verbrechens entflohen wäre. Er entfernte sich heimlich, reiste unter einem falschen Namen, verbarg sich unter allerlei Verkleidungen, miethete ein fremdes Schiff, entging den Untersuchungen des Zollhauses mit genauer Noth, kam auf seiner Ueberfahrt mehr als einmal in Gefahr, gefangen genommen zu werden, und war in seinem Vaterlande ein geächteter Mann, bis die Wechsel der Politik und des Krieges die französische Regierung in die nämliche Bahn trieben, welche er für seine Person auf diese Weise im voraus betreten hatte.

Der edle Eifer, der ihn in die neue Welt führte, war nicht das Einzige, was ihn der Zuneigung und Dankbarkeit der Bewohner derselben empfahl. Seine Ritterlichkeit auf dem Schlachtfelde konnte nur durch die gleichmäßige Milde und Bescheidenheit seines ganzen Benehmens übertroffen werden. Immer bereit, überall zu dienen, wo er vom größten Nutzen seyn konnte, völlig gleichgültig gegen die Stellung, in welcher er seinen Beistand leistete, mochte er nun berufen werden, als Adjutant einen Befehl zu überbringen, oder durch sein ritterliches Beispiel die erschlaffende Tapferkeit der Truppen zu ermuntern, oder eine Heeres-Abtheilung durch vervielfältigte Schwierigkeiten hindurchzuführen, oder sogar durch die schwerste That in der Kriegskunst — die Leitung eines Rückzugs — sich auszuzeichnen; niemals seine Rathschläge aufdrängend, aber freimüthig seine Meinung äußernd, und mehr die Forderungen Anderer, als seine eigenen, mit dem Gewicht seiner Verdienste und seines Namens unterstützend, machte er sich beliebt bei einem gegen Fremde eifersüchtigen Heere, das von denselben sehr getäuscht worden war, — bei einem Volke, das wegen anderer Eigenschaften, als wegen Zartheit des Gefühls oder Bereitwilligkeit zur Anerkennung erwiesener Dienste, merkwürdig ist, endlich bei einem Heerführer, dessen große Natur — wenn dieselbe einen Mangel hatte — etwas grämlich und zum Vertrauen wenig geneigt war, besonders da, wo Ungleichheit der Jahre sowohl wie des militairischen Ranges ein zurückhaltenderes Benehmen fast vorzuschreiben schienen. Die vollkommene Gunst dieses berühmten Mannes, die er natürlich mehr als alle anderen Besitzthümer schätzte und deren er sich mehr als aller anderen Ehrenbezeigungen rühmte, vergalt er durch eine Ergebenheit, welche seine Rechte auf dieselbe vermehrte. Als aus Partei-Eifersucht Versuche gemacht wurden, die Macht des Generals zu untergraben, und als diejenigen, welche, um ihren persönlichen Groll oder Neid zu befriedigen, ihr Vaterland geopfert haben würden, den jungen Franzosen durch das Anerbieten einer abgesonderten und von Washington unabhängigen Befehlshaberstelle von diesem seinem Anführer zu trennen suchten, — da lehnte er dies Anerbieten sogleich ab und erklärte, daß er lieber der Adjutant des Generals seyn, als irgend eine Stelle annehmen würde, welche bei diesem auch nur für einen Augenblick Argwohn erregen könnte.

Um die Größe der Zuneigung zu erkennen, die Lafayette dem amerikanischen Volke eingeflößt hatte, müssen wir uns von den frühesten in die spätesten Scenen seines Lebens versetzen und gewiß das rührendste und für beide Theile ehrenvollste Schauspiel nationaler Sympathie betrachten, das irgendwo in der Geschichte zu finden ist. Ein halbes Jahrhundert nachdem die Sache der Unabhängigkeit Amerika's ihn zuerst mitten durch den atlantischen Ocean geführt hatte, durchzog der Soldat der Freiheit in verschiedenen Himmelsstrichen, der Blutzeuge jener Grundsätze, welche ihn mit dem Gefängnisse vertrauter gemacht hatten, als mit dem Palast, dessen Hausgenosse er von seiner Geburt an gewesen war, im Dienste der Menschheit jetzt grau geworden, noch einmal das Meer, um die Scenen seiner früheren Kämpfe, die Gegenstände seiner jugendlichen Begeisterung und seine noch übrigen alten Freunde wieder zu besuchen. In einem von tausend Factionen zerrissenen Lande wurde die Parteistimme auf der Stelle zum Schweigen gebracht. Aus der Brust von zwölf Millionen Menschen brachen die Töne der Freude und des Glückwunsches auf Ein Mal hervor, sich wiederholend in den zahllosen Städten, die ihr weitausgedehntes Gebiet schmücken, und widerhallend über ihre gränzenlosen Prairieen und durch ihre ewigen Wälder. Es war die mit unauslöschlichen Zügen in die Herzen einer ganzen Nation eingegrabene, von den Aeltern auf die Kinder mit ihrem Blute übertragene Dankbarkeit, die ungestüm und unaufhaltsam überall einen Erguß suchte, wo ihr Gegenstand, der allgemeine Wohlthäter und Freund, erschien. Außer dem Wunder, durch welches Washington aus dem Grabe erweckt worden wäre, hätte Nichts einen so entzückenden und so allgemeinen Ausdruck der Ehrerbietung, der Hochachtung und Zuneigung bei seinen Landsleuten hervorrufen können, wie das unter ihnen erfolgende Wiedererscheinen seines ihm besonders theuren Waffengefährten, dessen Jugendjahre ihrem Dienst edelmüthig geweiht gewesen waren. Die Zartheit ihres ganzen Benehmens war eben so merkwürdig, wie die Einstimmigkeit und der Eifer, welchen das Volk offenbarte. Da beleidigte weder die zweifelhafte Gemeinheit natürlicher Rohheit, noch die unstreitige Gemeinheit selbstsüchtiger Liebesäußerungen den mäkelndsten Geschmack. Alles war verständig und verfeinert. Die eingesetzten Behörden entsprachen der Stimme des Volkes, — die gesetzgebende Gewalt selber empfing den Gast der Nation in der Versammlung der Volksvertreter, zu welcher dieser gesetzlich keinen Zugang haben konnte, — begrüßte ihn und dankte ihm als dem Wohlthäter und Verbündeten der neuen Welt, — und bezeugte ihre Dankbarkeit durch freigebige Bewilligung eines Theiles des Gebietes, welches er zu vertheidigen geholfen hatte. Wenn es Leute giebt, welche diese großartige Offenbarung eines auf vernünftigen Gründen beruhenden und verständiger Menschen würdigen Nationalgefühls mit den Darlegungen von Loyalität, die in England gelegentlich stattgefunden haben, vergleichen können und sich durch den Kontrast nicht etwas gedemüthigt finden, so müssen sie in der That sonderbare Vorstellungen von dem haben, was einem männlichen und nachdenkenden Volke geziemt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Nr. 87 des Magazins.

Italien.

Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. *)

Unter der Fluth von Schriften, welche das Leben des uns noch so nahe liegenden und uns dennoch so ganz fremd gewordenen achtzehnten Jahr-

*) Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanova's Memoiren. Beiträge zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von F. W. Barthold. Berlin, L. Duncker, 1846. 2 Bde. fl. 8. XII und 319 SS. und XV Seiten Register.

hunderts aus eigener Anschauung schildern, nehmen die Memoiren des berüchtigten venetianischen Abenteurers Casanova eine der hervorragendsten Stellen ein und verdienten es wohl, daß ein durch Gelehrsamkeit und Gesinnung befähigter Geschichtsforscher ihnen eine strenge kritische Untersuchung angedeihen ließ, welche dadurch, daß sie sich als Rechtfertigung derselben herausstellte, ihren hohen Werth über allen Zweifel erhob. Die Bedeutung von Casanova's Werke charakterisiren wir am besten mit den eigenen Worten des kritischen Forschers. „Casanova's Memoiren", sagt Herr Professor Barthold, „sind das vollendete, ausführlichste Gemälde nicht allein der sittlichen und der Gesellschaftszustände des Jahrhunderts, welches der französischen Staatsumwälzung vorangiug, sondern auch der Spiegel des Staatslebens in seinen individuellsten Zweigen, der Kirche, der Denkweise der Nation, der Vorurtheile der Stände; der Abdruck der Philosophie, also des innersten Lebens des Zeitalters. Wir möchten behaupten, daß, wenn alle anderen Schriftwerke zur Kenntniß des 18. Jahrhunderts verloren gingen, wir im Casanova hinlänglichen Stoff besäßen, um die unausbleibliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Umwälzung zu ermessen. Wer hat, wie er, die Versunkenheit und Fäulniß der höheren, der sogenannten gebildeten Gesellschaft, den gedankenlosen Leichtsinn, den Uebermuth und die herausfordernde trotzige Verneinung der privilegirten Stände gegen die unveräußerlichen Güter der Menschheit, die gespreizte Geistesarmuth, Erbärmlichkeit und Unnatur des Rococozeitalters, dargestellt? Wer mehr die Entwürdigung des Volkslebens, die nervöse Zahmheit der durch geistlichen und weltlichen Despotismus geschreckten Bürger? Die Inhaltlosigkeit der Politik, die schmachvollen Windungen der Diplomatie, den Mißbrauch der Richtergewalt, den Dünkel der Staatslenker, den Betrug einer gewissenlosen Finanzkunst, einer gierigen Geldkocherei und Diamantenschmelzerei? Die Käuflichkeit der Amtsgewalt und die Brutalität der Machthaber? Welcher Geschichtsschreiber, der nicht ausschließlich solche Gesichtspunkte gewählt hat, lehrt uns so schlagend, in welchem Grade Unglauben der Kirchenfürsten höhnend den Himmel entgötterte; wie der Klerus in den Ländern des alten Bekenntnisses und die vornehme Welt der erneuten Kirche, wetteifernd in schnödem Witze und in Verachtung des Heiligsten, die Befriedigung der Selbstsucht und des verfeinerten Sinnengenusses als Götzen auf den Thron erhoben und dennoch die Menge in dumpfer Unfreiheit erhalten wollten? Wie diese emanzipirten Freidenker, welche Gott aus ihrer Seele verbannten, vor dem Teufel und dämonischen Gewalten erbebten und dem unsinnigsten Aberglauben in Knechtesfurcht sich hingaben als spottwerthe Beute gaukelnder Geisterbanner und verschmitzter Magiker? Endlich, wer läßt so deutlich durchblicken, daß nicht der vermessene Zweifel einiger philosophischer Köpfe sich verschworen hatte, die Gemüther mit Gleichgültigkeit, mit Verachtung und Haß gegen die bestehende Autorität der Kirche und des Staates zu erfüllen, sondern daß längst diese Autoritäten sich selbst vernichtet hatten, und daß die Schule der Encyklopädisten nur in ein blendendes System brachte, was grundsätzlich längst im Leben sich festgestellt?"

Der kritischen Untersuchung selbst, welche alle in den Memoiren auftretenden namhaften Personen und die zerstreuten Angaben allgemeiner Verhältnisse prüft, geht ein einleitender Theil voran, der die Stellung eines Italiäners zur gebildeten außeritalischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts erläutert. Schon im Mittelalter war Italien, zum großen Theil durch die Nachwirkung des klassischen Alterthums, zu früher Bildung gelangt und hatte durch dieselbe bald ein geistiges Uebergewicht über die anderen Staaten Europa's erreicht. Durch die Kreuzzüge wuchs die Kenntniß der Genüsse, die Lebensbedürfnisse mehrten sich auch im Norden, und der Handel nahm in den italiänischen Hafenstädten einen raschen Aufschwung. Die schlauen Welschen betrieben die Geldgeschäfte mit großer Kunst, beuteten durch erkleckliche Anleihen und Vorschüsse nicht allein die unbehülfliche nordische Finanzkunst aus und zogen als Steuerpächter und Lieferanten der Fürsten unberechenbaren Vortheil, sondern sie schämten sich auch nicht, in allen zugänglichen Städten durch ihre Faktoren, aus schmutziger Pfandleiherei und betrüglichem Wuchergeschäfte in sogenannten Lombards, einen schmählichen Gewinn in ihre prunkenden Paläste zu locken. Doch hatten ihnen die Nordländer diese Künste binnen einem Jahrhunderte abgelernt, und die Italiäner mußten auf Neues sinnen. Da boten ihnen die kirchlichen Verhältnisse des 14ten und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ein weites Feld, unsere frommen Vorfahren reichlich zu brandschatzen. Wie Heuschrecken zogen päpstliche Legaten, Nuntien, Commissionarii, Poenitentiarii, Judices delegati, Ablaßkrämer, Episcopi und Abbates provisi durch ganz Europa und führten lachend schweren Raub heim. Doch die Kirchenspaltung begann zu drohen, die Quellen abergläubiger Hingebung fingen an zu versiegen, und die welsche Gewinnsucht war genöthigt, wiederum neue Mittel ausfindig zu machen. Eine Zeit lang bot den Italiänern die Liebe des Nordens zu den wiedergeborenen schönen bildenden Künsten, zumal zur Baukunst, eine lockende Gelegenheit, ihr Uebergewicht über heimische Künstler geltend zu machen; doch auch hierin brachten es die Barbaren bald so weit, daß sie mit Karl's V. Zeitalter allmälig der Fremden entbehren konnten. Eine andere Laufbahn eröffnete ihnen Katharina von Medici zunächst in Frankreich, und Hof- und Kriegsämter wurden ihnen zu Theil; doch währte diese Geltung nicht lange. Inzwischen hatte sich dem schöpferischen italiänischen Geiste in der Stille ein neues Stadium, das letzte, glänzendste aufgethan, welches anderthalb Jahrhunderte hindurch einer großen Schaar von italiänischen Schlauköpfen der niedrigsten Herkunft ein Leben voll Ueppigkeit, Reichthum und Einfluß im Norden verschaffte und unsäglich viel beigetragen hat, die Höfe und die höheren Stände zu entsittlichen, den ernsten Geist der Nationen leichtfertig zu verflachen und die große Revolution herbeizuführen. Musik und Theaterwesen nämlich hatten in Italien einen Höhenpunkt erstiegen, der allen übrigen Völkern zu damaliger Zeit unerreichbar war. Gerade als Deutschland sein letztes Lebensblut verströmte und seine Ehre und Wohlfahrt auf dem Kongreß zu Münster zu Grabe getragen ward, im Winter von 1646 zu 1647, ließ Giulio Mazarini aus den Abruzzen die ersten italiänischen Sänger und Machinisten kommen. Von da ab begann wieder ein goldenes Zeitalter für die Italiäner, zumal in dem unter Frankreichs schmählichem Einfluß gebeugten Deutschland. Opernsänger und Sängerinnen, Kastraten, Kapellmeister, Musiker aller Art, Komödianten, Decorationsmaler, Machinisten, Dichterlinge, und endlich, die verderblichste Gattung, eine Schaar von Tänzerinnen, ausgelernt in allen Buhlkünsten, überfluthete die Höfe der großen und kleinen Fürsten und Grafen Deutschlands. Mit dem Geschmack an den italiänischen Prostitutionskünsten nahm die Unsittlichkeit an den Höfen und in der höheren Gesellschaft, so wie der Despotismus der Fürsten, unglaublich zu. Die Völker, kaum irgend noch durch Stände vertreten, mußten ungemessen der Prachtliebe und Genußsucht großer und kleiner Despoten steuern und sanken in immer tieferes Elend.

Bei den zahlreichen Landsleuten fand der italiänische Glücksritter im Auslande jederzeit und überall freundliche Aufnahme. Oft kannten sie einander schon von Hause her, aus ihren gemeinschaftlichen Schulen oder von den unzähligen Bühnen. Ein Italiäner dieses Schlages durfte in jeder fremden, einigermaßen bedeutenden Stadt nur am ersten Abende das Theater besuchen, um hinter den Coulissen, in den Schauspieler-Logen, im Orchester die wärmsten Bekanntschaften wieder zu erneuern. So war er überall wie zu Hause, hatte stets offene Empfehlungsbriefe an die Herren und Damen der Modewelt und durfte bei einigem Talente niemals um Erfolge verlegen seyn. — Doch auch diese Quellen des Triumphes und Gewinnes begannen zu stocken, noch ehe die große französische Staatsumwälzung die Tempel und Hochschulen italiänischer Künste in Paris verödete und neue sittliche Gewalten in der europäischen Gesellschaft sich Geltung erzwangen. Die hyperboreischen Barbaren lernten endlich auch im Reich der Töne herrschen und erstiegen mit saurer Mühe zuletzt sogar ebenfalls den Gipfel der Prostitutionskünste, so daß der Ruhm ihrer Tänzerinnen auf beiden Hemisphären wiederhallte. Das Erwachen der National-Literatur, die Armuth der Zeit, der Ernst der politischen Gegenwart, Bangigkeit in fürstlichen Gemüthern vor großer Rechenschaft, und endlich das Erwachen eines würdigeren öffentlichen Geistes in Italien selbst: alles dies wirkte zusammen, um mit dem abrollenden Jahrhunderte die frivolste Periode der letzten objektiven Geltung der Italiäner rasch zu beendigen.

In der Zeit, die diesem jähen Abstarze unmittelbar voranging, durchzog Casanova (geb. 2. April 1725) ganz Europa, mit Ausnahme Portugals und der beiden skandinavischen Reiche, und verkehrte mit den namhaftesten Zeitgenossen. In vorgerücktem Alter schrieb er seine bänderreiche Lebensgeschichte, die bis zum Jahr 1774 reicht. Er starb zu Wien 1803.

Herr Barthold folgt dem Abenteurer durch alle Windungen seines Lebens und prüft seine Erzählungen mit Hülfe einer Belesenheit, die sich auf mehrere Hunderte von Bänden verschiedenartigsten Inhaltes ausdehnt. Das Ergebniß dieser strengen Kritik faßt er selbst in den Worten zusammen: „So viel Probirsteine uns zu Gebote standen, um den Goldgehalt der Angaben Casanova's zu prüfen, so ist es doch unter den Hunderten von geschichtlichen Zügen kaum ein halbes Dutzend, in denen er irrt, kaum einer, in dem er einer gefliffentlichen Fälschung überführt werden kann." Wir können ihm hier nicht in das Einzelne nachgehen und müssen uns damit begnügen, das durch Sorgfalt der Forschung und Reichthum des Stoffes ausgezeichnete Buch unseren Lesern im Allgemeinen zu empfehlen. Es bietet nicht nur dem Historiker von Fach eine reiche Quellennachweisung, sondern auch dem Geschichtsfreunde eine Fülle von Thatsachen zur Erkenntniß der politischen und besonders der sozialen Verhältnisse des abgelaufenen Jahrhunderts. Ein sorgfältiges Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches außerordentlich. Einen Fehler freilich, der bei der Natur des Werkes allerdings sehr schwer zu vermeiden war, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen, die Composition des Ganzen. Es ist eine Reihe gelehrter Exkurse, zum Theil mit wörtlicher Aufnahme der Beweisstellen, wobei die Schönheit der Darstellung nur allzu sehr gelitten hat.

Der Süden, nach nordischer Darstellung.

Rom, von Uwaroff.

(Schluß.)

Die Gemäldegalerie des Vatikans ist nicht minder außerordentlich, als das Museum der Skulptur. Nur etwa sechzig Gemälde enthält sie, wovon 30 Meisterstücke, 4—5 jedoch Wunderwerke sind. Ueber alle aber ragt hervor die Verklärung Christi, das Meisterwerk Raphael's, der nur Meisterwerke schuf; dessen Jungfrau von Foligno und Domenichino's berühmte Kommunion des heil. Hieronymus schmücken denselben Saal. Den Schöpfungen Raphael's gebührt ein besonderes Studium, und dieses Studium ist nur in Rom oder Florenz möglich. Vergeblich hat man versucht, um diese reiche Künstlerleben die enge Schranke dreier fortschreitender Stylhaltungen zu ziehen; Raphael hatte nicht drei Manieren, er hatte deren dreißig, er hatte sie alle. Zeichner, wie es kein Anderer in so hohem Grade war, selbst nicht einmal Leonardo da Vinci, der Einzige, der sich mit seinem Ruhme hätte messen können, einer Farbe mächtig, gleich der Titian's, aber einer Farbe voll Wahrheit, ohne Manier und Künstelei, von der erhabensten Composition in

den Fresken des Vatikans und plötzlich wieder Meister im sauberen, ausgeführten und zarten Genre (wovon der wunderbare suonatore di violino im Palast Sciarra Colonna Zeugniß giebt, dessen Pelzwerk und Sammet einen Flamänder eifersüchtig machen dürften und dessen Kopf das Größte, was Velasquez hervorgebracht, hinter sich läßt), hat Raphael alle Partieen der Kunst erschöpft.

Die Fresken des Vatikans wären allein schon der Reise nach Rom werth; man möge eilen, sie noch zu betrachten, bevor die Zeit deren letzte Spuren verwischt hat, die Verwüstung ist nur zu sichtbar. Schon droht der erhabensten derselben, der Schule von Athen, der nahe Untergang; man ahnt viel mehr noch die Wirkung des Ganzen, als daß man sie erkennt, die Umrisse sind unbestimmt und verschwimmend, während die Farben von Tag zu Tage bleichen. Trotz alledem, in dem Zustande, wie sie ist, vermag sie immer noch für die trefflichste Freske der Welt zu gelten, das letzte Wort in dieser Gattung der Malerei, gleichwie die Verklärung das letzte Wort in der Oelmalerei ist. Um sich von der Höhe, die Raphael im Kolorit erreicht, zu überzeugen, genügt es, in denselben Sälen die Befreiung Sankt Peters, den Streit der Kirchenväter über das heilige Sakrament (la disputa), Leo den Großen vor Attila zu betrachten, die drei am besten erhaltenen Fresken. Wenn man bedenkt, daß diese Schöpfungen Raphael's dahinschwinden, daß Leonardo da Vinci's Abendmahl bei den Dominikanern zu S. Maria delle Grazie in Mailand nur noch als ein Schattenbild existirt, wovon in zwanzig Jahren nichts mehr sichtbar seyn wird, daß Michel Angelo's jüngstes Gericht in der Sixtinischen Kapelle jeden Tag mehr leidet, daß in der Mehrzahl der Kirchen Italiens die Gemälde der großen Meister aus Mangel an Sorgfalt dem Untergange entgegengehen, so sieht man mit Betrübniß den nahen Zeitpunkt voraus, wo von der großen neueren Maler-Epoche nur die geschriebene Ueberlieferung zurückbleibt, und wo Raphael, Michel Angelo und Leonardo ihren Platz neben Zeuxis, Parrhasius und Apelles einnehmen, die vergeblich von den Gelehrten aus ihrer Vergessenheit heraufbeschworen werden und deren Andenken nur einige griechische Epigramme und ein paar Stellen des Plinius der Nachwelt bewahren. Die Malereien Raphael's in der äußeren Galerie, eine liebliche Episode seiner reizenden Dichtung im Felde der Architektur, vollenden die erhabene Idee künstlerischen Genies in seinem höchsten Ausdruck. Dann aber möge man aus der Sixtinischen Kapelle nach San Pietro in vinculis eilen, um hier den Moses Michel Angelo's zu schauen, das großartigste Bildwerk der modernen Skulptur. Aller Orten in Rom fühlt man das Bedürfniß, den Moment im Fluge zu ergreifen, das Horazische carpe diem, in Alles aber mischt sich eine unwillkürliche Besorgniß, ein dunkles Bangen vor der Zukunft.

Von allen Privatgalerieen Roms ist die glänzendste ohne Zweifel die Galerie Borghese, so wie der Palast Borghese die herrlichste aller Behausungen, die einzige ihrer Art, die nicht verödet zu seyn scheint, die einzige, wo des Hausherrn Gegenwart auf jedem Schritt sichtbar wird. Die Aufzählung der Kunstschätze dieser Galerie, in der sich ein Raphael ersten Ranges und ein herrlicher Tizian befinden, unterlassend, soll hier nur ein Wort über die berühmte Villa Borghese, die Lieblingspromenade, die Champs elysées Roms gesagt seyn, eines jener kolossalen Besitzthümer, wie der römische Adel zu den Zeiten seiner Macht deren erwarb. Ein Volksfest, das in den ersten Oktobertagen in der Villa Borghese stattfindet, prägte sich tief meinem Gedächtnisse ein. An diesem Tage ladet der Fürst Borghese das römische Volk zu seinem Namensfeste ein, und diese Volksmasse erfüllt kaum den dritten Theil der Gärten, welche die Villa umgeben; hier wird man auf gleiche Weise überrascht sowohl von der Courtoisie des Hausherrn gegen seine Gäste, als von der der Gäste gegen den Herrn des Hauses. Man denke sich in einer Umzegung, mit Sand bestreut, von Rasen bedeckt und von Bäumen umfriedet, 20—30,000 Personen, welche Wettrennen, Seiltänzerkünsten und anderen Darstellungen zuschauen, und der Fürst Borghese wird es bestätigen, daß nicht ein Baumzweig, nicht eine Blume beschädigt worden; man denke sich dies Volk der unteren Klassen, das man aber schwerlich sich entschließen dürfte Pöbel zu nennen, fast durchgängig schöne Gestalten, in schmucker Kleidung, feurigen und klugen Auges, die kräftigen Trasteveriner nebst ihren Frauen mit dunklem Teint und pechschwarzem Auge, aus erblichem Instinkt ganz den Schauspielen hingegeben, die ihre Ahnen über Alles liebten. Nicht die mindeste Störung findet an diesem Tage statt, denn Jedermann aus dem Volke glaubt sich besonders von dem römischen Principe geladen; dieser allgemeine Eindruck leuchtet hervor aus der stolzen Haltung, welche der Römer annimmt, der höflichen Sitte, die er entfaltet, und dem zierlichen Anstande, womit der Sammetspencer gleich einem Mäntelchen über die Schulter geworfen ist und das Band vom Hute herniederwallt. Man vergesse nicht, daß die ganze zu diesem Feste aufgebotene bewaffnete Macht aus 5—6 Gendarmen besteht; und wenn nach dem Schluß der Spiele man das Volk durch ehrfurchtsvollen Zuruf den gütigen und freigebigen Wirth zum Abschied grüßen und dann sich in geräuschloser Ordnung entfernen sieht, so fühlt man im Grunde des Herzens eine lebhafte Sympathie für dies edle Geschlecht, das keine politische Demüthigung, keine moralische Verhöhnung herabzuwürdigen vermochten, und das sein unzerstörbar edles Gepräge sich erhalten hat gleich den Goldmünzen seiner Urväter, welche, trotz harter Reibung, sich nicht abgenutzt haben und unter schimmliger Kruste noch die Initialien Cäsar's und das Profil Mark Aurel's zeigen.

Noch andere reiche Villen umgeben Rom; hier sey nur die Villa Doria Pamphili genannt, ein düsterer, aber prächtiger Wohnsitz, der jedoch in seiner jetzigen Gestalt dem römischen Leben nicht mehr angehört. Wie aber könnte ich die Villa Albani mit Stillschweigen übergehen, dies Asyl eines Gelehrten und großen Herrn in der alten Bedeutung des Wortes? Hier war es, wo die moderne Archäologie geboren wurde, hier machte Winkelmann seine trefflichsten Forschungen, und Raphael Mengs schmückte diese Stätte mit seinen Malereien. Der Einfluß des gelehrten Archäologen auf den gelehrten Kardinal und die Beziehung des Museums Albani zur Gründung der Musen des Vatikan bilden eine merkwürdige Epoche für die monumentale Geschichte des Alterthums. Niemals wurde ein Sammler so von den Umständen begünstigt, als der Kardinal Alessandro; auch enthält seine Sammlung, die zum Theil in die Hände der Regierung übergegangen ist, eine Menge kostbarer Schätze, eine herrliche Büste des Jupiter von Basalt, einige ausgezeichnete Statuen und Vasen, bewundernswürdige Dreifüße, von Winkelmann erläutert. Die Vertheilung der Gemächer, die köstliche Luft, die Anordnung des Gartens im Styl seiner Zeit, Alles wirkt im Verein, um die Villa Albani zu einem beneidenswerthen Aufenthaltsorte zu machen; keine entwirft uns übrigens ein pikanteres Bild von der sozialen Stellung des römischen Kardinalats um die Mitte des letzten Jahrhunderts. Mir war es, während ich diese Gärten und den Palast durchwandelte, als sähe ich den Kardinal, umgeben von seinem Gefolge von Reisenden, Archäologen und Künstlern, vertraulich auf den Arm seines Freundes Winkelmann gestützt und mit denselben im lebhaften Gespräch, das noch heutigen Tages voll Weisheit und Belehrung seyn dürfte, welches damals aber eine neue Wissenschaft gebar. Alle Persönlichkeiten, welche die zwei bedeutenden Männer umgaben, sind uns bekannt, und die Einbildungskraft vervollständigt ohne große Mühe das Gemälde, wo neben der reichen, obgleich etwas steifen Pracht eines Kirchenfürsten sich Geistesbildung, Feinheit der Beobachtung und leidenschaftliche Liebe der Kunst bei allen Gästen der Villa Albani gemeinschaftlich entfalten, eine Liebe, welche bei dem illustren Hausherrn sich bis zum originellsten Enthusiasmus steigerte. In hohem Alter erblindet, war sein Kennersinn noch so geübt, daß er durch Befühlen einer Statue deren Charakter und Schönheiten andeutete; oftmals, ward mir erzählt, sah man ihn im Staatswagen vorüberfahren, einen griechischen Torso neben sich; so mußte er eines Tages einem seiner Kollegen, mit dem er den Vatikan verließ, einen Platz in seinem Wagen weigern, weil sich neben ihm das Fragment einer Statue der Jagdgöttin Diana befand. Noch in unsern Tagen, wo der Geschmack für die Künste erschlafft und der römische Purpur nicht selten die Schultern des römischen Bürgers deckt, bedünkt es den Beschauer, als habe Kardinal Alessandro so eben die prachtvolle Behausung verlassen, um einem neuen Marmorfragment nachzuspüren oder einer Inschrift, mit deren Enträthselung er sich die Zeit vertreibt. Die Villa Albani wird übrigens aufs sorgfältigste im Stand gehalten; sie ist durch Erbschaft an das gräfliche Haus Castelbarco gekommen, welches die Verpflichtung, die ein solches Erbe auferlegt, würdig aufzufassen scheint.

Indem ich diese Zeilen schreibe, steht vor mir eine herrliche Trophäe, die ich von meinem Zuge nach Italien heimbrachte, die schöne Urne in ovaler Form aus dem Palast Altemps. Wenn ich diese köstliche Reliquie griechischer Kunst betrachte, so bedünkt es mich, als ob Winkelmann, der in seinen Werken ihrer gedenkt, mit dem Kardinal Albani davorstände, während die merkwürdigen Reliefs an derselben den Stoff zu mancher neuen Idee jenen beiden großen Kennern liefern, deren Namen den Freunden der Kunst und des Alterthums stets theuer bleiben werden. Der Künstler, der dies treffliche Kunstwerk meißelte, ließ sich wohl kaum träumen, daß es zuvörderst in die Hände eines für ziemlich barbarisch geltenden Römers fallen und viele Jahrhunderte später dasselbe das stille Studiengemach eines anderen Barbaren schmücken würde in einer hyperboräischen Gegend, deren Name selbst den Griechen unbekannt war. Seltsames Geschick der Werke der Kunst, von Land zu Land zu wandern, von Geschlecht zu Geschlecht, gleich den Wettläufern (cursores) des Lukrez, die, sobald ihr Lauf brendet, sich die brennende Fackel von Hand zu Händen reichen; in diesem Sinne namentlich könnte man mit dem Dichter sagen: et vitae lampada tradunt! Bildet das Gesammtleben eines Volkes nicht zur Hälfte die Kunst, zur anderen seine politische Macht? Wenn eines dieser Elemente ihm mangelt, so ist sein soziales Daseyn lückenhaft; die Völker, denen beide Lebensbedingungen zugleich gefehlt, gehören nicht in den Bereich der Geschichte!

Außer seinen großen der Kunst geweihten Museen besitzt Rom wissenschaftliche Anstalten ersten Ranges: die Bibliothek des Vatikans ist eine der reichsten durch die beträchtliche Anzahl der Handschriften und die Auswahl der Bücher, durch die Pracht der Lokalitäten aber die schönste der Welt. Trotz Allem, was man über dieselbe verbreitet hat, wird dennoch ihre Benutzung den Fremden leicht gestattet, und die Zuvorkommenheit der Konservatoren ist nicht geringer als deren Gelehrsamkeit. Hier sah ich ein prächtiges Exemplar auf Velin von der Polyglotte des Kardinal Ximenes, Leo X. dedizirt, eine princeps des florentinischen Homer, gleichfalls auf Velin, wunderbar schön; die herrlichsten Handschriften mit Miniaturen von Don Giulio Clovio, den die Italiäner den Raphael der Miniaturen nennen; ich wüßte diesen Handschriften nichts Aehnliches an die Seite zu stellen, als ein Gebetbuch, von der Hand desselben Künstlers geschmückt, das mir zu Neapel gezeigt wurde und sonder Zweifel ein köstliches Kleinod. Nächst diesen Schätzen, die ich aus Furcht vor einem Anfall meiner bibliographischen Passion nur flüchtig überblickte, kann man nichts Merkwürdigeres sehen, als die alten griechisch-italiänischen Kirchenmalereien, deren Sammlung einen unschätzbaren Reichthum bildet. Um die Bibliothek und die Sammlungen des Vatikan gründlich kennen zu lernen, würde eine lange Reihe von Jahren kaum hinreichend seyn.

Das Kolleg der Propaganda, von Urban VIII. gegründet, ist eine Anstalt, der jeder gottesfürchtige und denkende Mensch, gleichviel welcher Konfession er angehört, die höchste Achtung zollen wird. Der erhabenen Bestimmung

der Verbreitung des Evangeliums über die weite Erde zu geschweigen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß sie, wenn sie nicht schon vorher bestanden hätte, sich seine Existenz für seinen in Europa mit der genannten zu messen vermag. Die Zahl der Gläubigen schwankt zwischen 100 und 120, sie werden mit größter Gewissheit gerühmt, hier steht man den Gläubigen schon von Zeichen, von fast schwarzen Gluth-Augen, wie sie nur den Indianern eigen sind

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 47. Berlin, Sonnabend den 18. April 1846.

Frankreich.

Das Gesellenbuch des französischen Tischlers. *)

Der Schreinergeselle Agricol Perdiguier, dessen Bekanntschaft wir kürzlich in dem in der Anmerkung genannten Buche gemacht haben, verdient eine hohe Stelle, wenn nicht unter den Schriftstellern, doch unter den edlen Geistern unserer Zeit einzunehmen, welche alle ihre Kräfte dem schönen Zwecke des geistigen Fortschritts der Menschen zugewendet haben. Die Bestrebungen Perdiguier's sind der moralischen, sittlichen und geistigen Veredlung der Handwerke seines Vaterlandes geweiht; er hat keine Aufopferung gescheut, um durch Energie und Beharrlichkeit diesem edlen Ziele näher zu kommen, und hat auf dieser beschwerlichen Bahn schon vieles Gute und Schöne erreicht. In der Einleitung erzählt er uns, wie ihn schon als zwanzigjährigen Jüngling die Rohheit und Feindseligkeit seiner Handwerksgenossen schmerzlich berührt habe. Die Feindschaft der verschiedenen Gewerke unter einander wird nämlich seit Jahrhunderten wie eine Art von Blutrache genährt und fortgeführt; Jeden, der als Mitglied in eine Zunft aufgenommen wird, prägt man den Haß gegen die feindlichen Zünfte als Pflicht, als eine Ehrensache ein; die Gesänge, die Gebräuche, ja die Sagen und Legenden, von welchen die verschiedenen Gewerke ihre Abstammung herleiten, schüren alle diesen tödtlichen Haß, woraus sich ein fortgesetzter Krieg unter Landsleuten, Glaubensgenossen, ja selbst Verwandten entwickelt. Eugen Sue **), welcher in seinem „ewigen Juden" einige krasse Scenen solcher gegen einander wüthenden Zünfte schildert, hat nur in etwas größeren Massen gemalt, was sich täglich im kleineren Maßstabe in Frankreich zuträgt. Einige Auszüge aus dem Buche selbst werden den Leser am natürlichsten mit dem Verfasser und seinen verdienstlichen Bestrebungen bekannt machen.

„Es war im Jahre 1828, als ich Avignon verließ, um mich auf die Wanderschaft zu begeben. Nachdem ich durch Marseille, Montpellier, Bordeaux, Nantes ꝛc. gekommen war, hielt ich mich im Jahre 1826 in Chartres auf. Ich war damals zwanzig Jahr alt, und obgleich noch jung, so widerstrebten doch die Feindseligkeiten und Kriege der Gewerke unter einander meiner Vernunft. Eines Sonntags war ich mit einigen Kameraden zusammen, und wir suchten uns bei Tische für die Einförmigkeit der Woche zu entschädigen; wir hatten schon viele Lieder gesungen, und man hatte eben eines derselben mit einem zur Feindseligkeit herausfordernden Vers beschlossen. Dieser gehässige Vers und der kühne Ton, mit welchem er gesungen wurde, machten einen peinlichen Eindruck auf mich, den ich mich nicht zu verbergen bemühte.

„Was, findest du unser Lied nicht hübsch?" fragte mich einer der Gesellen. — „Ich finde es abscheulich." — „Es würde dir doch schwer fallen, ein solches zu machen." — „Ich will das nicht behaupten." Dieser kleine Vorfall hatte keine weiteren Folgen, als daß er mich zu einem ernstlichen Nachdenken anregte; ich unterwarf alle unsere Lieder, sowohl die alten als die neuen, einer strengen Prüfung und überzeugte mich, daß sie alle zum Haß und Streit aufstachelten. Dies veranlaßte mich zu dem Versuche, ein Lied zu dichten, dessen Tendenz, im Widerspruch mit dem bei uns eingeführten brutalen und kriegerischen Geist, der Friede war. Ich debütirte mit der Hymne an Salomo ***). Vergleicht man diesen in Beziehung auf die Regeln der Dichtkunst, die mir ganz fremd waren, höchst mangelhaften Gesang mit den bei uns eingeführten Liedern, so wird man dennoch finden, daß er, in Rücksicht auf den darin herrschenden Sinn, ein Fortschritt war. Nachdem ich Chartres verlassen hatte, kam ich nach Paris, woselbst ich, trotz vieler Sorgen und Leiden, meine Verbesserungspläne nicht aufgab und sechs oder sieben Chansons dichtete. Ich hatte jetzt durch das Lesen der Tragödie einige Fortschritte im Versbau gemacht und dachte, es sey an der Zeit, meine Gesellenlieder drucken zu lassen. Nach mancher Schwierigkeit von Seiten meiner Mitbrüder, welche ich mit Geduld und Ausdauer überwand, gelang es mir, von 30 meiner Mitgesellen unterstützt, ein kleines Heft zum Druck zu bringen. Ich hatte Sorge getragen, die Lieder mit Anmerkungen zu begleiten, damit man wenigstens läse, was man noch nicht singen wolle; auch hatte ich ein Verzeichniß der Unterschriften vorandrucken lassen, denn ich wußte, daß dies von Wirkung seyn werde. Dieses Heft wurde in ganz Frankreich verbreitet, und der Anfang zur Publizität war in der Gesellenschaft gemacht (dies war im Jahre 1834). Von dieser Zeit an bis zum Jahre 1836 wurde ich von vielfachem Unglück heimgesucht, doch mitten unter gräßlichem Elend und Leiden schrieb ich zuweilen einige Blätter und fürchtete nur, daß mein schwindendes Daseyn mir nicht vergönnen werde, meine Pläne wirksam ins Leben treten zu lassen. Nachdem ich drei Jahre geschwiegen hatte, richtete ich an die französischen Handwerksgesellen einen Brief, von welchem hier ein Auszug folgt: „Meine lieben Mitbrüder und Gesellen, mein erstes und zweites Liederheft sind vergriffen, doch werden täglich von den Gesellen Exemplare von mir verlangt, darum möchte ich, indem ich die beiden Hefte vereinigte, einen Band von 150 Seiten herausgeben; zu diesem Zweck schlage ich vor, daß jeder mit 2 Fr. unterschreibe, wofür ihm dann zwei Exemplare des projektirten Werkes zu Theil werden."

Dieser Plan wurde im Laufe des Jahres 1839 ausgeführt; doch hatte der Verfasser mehr als Einen harten Kampf zu bestehen; denn er hatte in seinem Buche Mißbräuche aufgedeckt, Leidenschaften und Vorurtheile gereizt und eine gewaltige Erregung hervorgebracht. Inzwischen wurde ihm die ehrenvolle Genugthuung, daß die bedeutendsten Geister Frankreichs sich für sein Werk warm interessirten und ihm ihre Theilnahme und Anerkennung in Briefen aussprachen, welche dem Buche beigefügt sind. Chateaubriand, Béranger, Lamartine, Lamenais versichern ihn darin ihrer Achtung und Zuneigung; eine wirkliche durch thätigen Beistand bewährte Theilnahme zeigte dem Verfasser eine geniale Frau, George Sand, welche hier aufs neue bewies, daß sie für alle edlen Ideen der Menschheit ein fühlendes Herz und eine großmüthige Hand hat. Da es wohl für Viele interessant seyn dürfte, den Brief zu lesen, welchen die geistreiche großherzige Frau dem Schreiner schrieb, so lasse ich denselben hier in Uebersetzung folgen.

„Paris, den 22. Mai 1840.

„Mit lebhaftem Interesse habe ich, mein Herr, die Schriften gelesen, welche Sie mir mitgetheilt haben, und ich bin völlig überzeugt, daß das gute Recht und die Wahrheit auf Ihrer Seite sind. Beharren Sie auf der großartigen und edlen Bahn, welche Sie eingeschlagen haben, und seyen Sie überzeugt, daß Ihre tugendhafte Unternehmung Früchte tragen wird. Sie werden über Vorurtheile und Leidenschaften siegen, wenn auch nicht vollständig, denn das Uebel ist groß und unser Leben ist kurz; Jeder von uns kann daher nur einen sehr geringen Theil des Guten, das er in sich trägt, realisiren. Aber Sie haben die Bahn gebrochen, andere Kämpfer für diese Bruder-Angelegenheit werden ihre Bestrebungen unterstützen, und Sie werden einen schönen Namen unter Ihren Brüdern zurücklassen. Ich war beim Lesen Ihrer Schriften tief bewegt, und Ihre Unterhaltung hat mich in der hohen Achtung, welche ich für Sie hegte, bestätigt. Doch hat sich mit der Freude, welche ich empfand, Sie so richtig über die Dinge sprechen zu hören, welche Sie empfinden, eine tiefe Traurigkeit verbunden, als ich bedachte, welchen Prüfungen Sie bereits unterworfen waren und was Sie auch in Zukunft noch zu erdulden haben werden. Jeder Mensch, welcher sich dem Dienst der Gerechtigkeit weiht, wird verfolgt, und sein Leben ist ein Kampf, eine Qual, eine Gefahr, welchen nur der Tod ein Ziel setzt. Schöpfen Sie also Ihre Kraft in der Idee, durch welche Ihre Tugend Sie dem Leiden geweiht hat. Entschuldigen Sie diese Betrachtungen, welche die lebhafteste Sympathie und die reinste Theilnahme in mir erweckten ꝛc. George Sand."

Die Person, welche dem Schreinermeister diesen Brief überbrachte, machte demselben zu gleicher Zeit in G. Sand's Namen die großmüthigsten Anerbietungen, welche der ehrliche Mann jedoch damals mit Dank ablehnte. Später aber überwog die Betrachtung, wie viel Gutes er mit dieser Hülfe stiften könne, jede andere Rücksicht, und er schrieb an seine edelherzige Gönnerin, setzte ihr seine Pläne aus einander und nahm ihre großmüthigen Anerbietungen in Anspruch. Nach Verlauf von 8 Tagen war er durch sie in Stand gesetzt, eine Reise durch Frankreich zu unternehmen, um seine Zwecke kräftig zu fördern. Auf dieser Reise knüpfte er Verbindungen mit den verschiedensten Gewerken an, die meistens mit dem gewünschten Erfolge gekrönt waren; Briefe und daraus hervorgegangene Beziehungen enthält das zweite Bändchen. Als Probe der Darstellungsweise des Verfassers geben wir die in dem ersten Band mitgetheilte „Begegnung von zwei Brüdern", welche zugleich ein lebendiges Bild jenes feindseligen Geistes giebt, auf dessen Vertilgung das Streben Perdiguier's gerichtet ist.

Die Begegnung von zwei Brüdern.

Eines Tages, nach einem langen und ermüdenden Wege, ruhte ich unter einem Baume, nicht fern der Landstraße, aus. Da, als ich den zurückgelegten

*) Le Livre du Compagnonage par Agricol Perdiguier, dit Avignonais la Vertu, compagnon menuisier.

**) Die Leser des „ewigen Juden" werden sich vielleicht erinnern, daß Sue der Bestrebungen Perdiguier's darin rühmend erwähnt.

***) Es ist bekannt und wird in dem Buche Perdiguier's erklärt, daß die Gewerke ihren Ursprung auf den König Salomo zurückführen.

Weg überblickte, sah ich einen Handwerksburschen daherkommen; er schlug die entgegengesetzte Richtung ein und begegnete auf dem Wege, auf welchem ich selbst meine Reise fortsetzen wollte, einem zweiten Handwerksgesellen. Sie schritten sich mit hoch erhobenen Häuptern entgegen und betrachteten sich mit Blicken, in welchen ich ihre bizarre Absicht erkannte. Endlich, als sie nur noch durch einen kurzen Zwischenraum getrennt waren, bleibt der eine plötzlich stehen, läßt den Bündel, den er am Ende seines Stockes trägt, zur Erde gleiten, nimmt eine kriegerische Haltung an und stößt die furchtbaren Worte aus: „Tope pays!*) quelle vocation?" — Der andere, welcher ebenfalls eine stolze Haltung angenommen, erwiedert: „Schustergeselle, und du?" — der Erste erwiedert; daß er Schmied von Leib und Seele und bereit, es zu beweisen sey. Alsbald treten sie vor und stehen einander gegenüber von Angesicht zu Angesicht; ein beleidigendes Gespräch entspinnt sich, der Schmied sagt zu seinem Gegner: „Hinweg mit dir, schmutziger Kerl!" — Der Schuster erwiedert: „Pack dich selbst, schwarzer Schlingel!" Nun werfen sie sich flammende Blicke zu, und ihr Mund stößt die abscheulichsten Flüche, die ekelhaftesten Beleidigungen aus. Nachdem ihre Zungen alle Pfeile erschöpft haben, werden sie handgemein; jeder schwingt seinen großen starken Stock in raschen Kreisen über seinem Kopf und stürzt dann mit heftigen Schlägen auf den Gegner los. Von beiden Seiten fließt Blut, aber der Kampf läßt nicht nach. Nachdem sie sich lange mit schwer zu beschreibender Wuth geprügelt haben, sinkt der Schmied, von Ermüdung erschöpft, verwundet und blutend in den Staub der Heerstraße. Die Wuth des unerbittlichen Schusters läßt jedoch nicht nach; noch immer schlägt er zu, zerreißt seinen zu Boden geschlagenen Gegner. Er zerreißt ihn — aber wie groß ist seine Ueberraschung! wie tief seine Niedergeschlagenheit! Welcher Wechsel geht plötzlich mit seinem ganzen Wesen vor, als er auf den nackten Armen, der entblößten Brust des besiegten Feindes deutliche Zeichen**), unverkennbare Beweise entdeckt, welche ihn in dem im Staub dahingestreckten Laurent seinen Bruder Laurent erkennen lassen. „O Bruder", ruft er, „ich bin ja François, dein Freund und Bruder. Verzeih! Verzeih!" Und er wirft sich zu ihm nieder, erhebt ihn, schließt ihn in seine Arme; sie umfassen sich und weinen Beide, aber Thränen des Glückes und der Freude u. s. w.

Der erste Band enthält viel Interessantes über die Entstehung der ersten Zünfte, über ihre Gebräuche und Mißbräuche, außerdem eine Sammlung von Liedern des Herausgebers und anderer Handwerker. Der zweite Theil enthält größtentheils Briefe der verschiedensten Arbeiter, in welchen dieselben dem Verfasser sowohl ihre Billigung aussprechen, als auch auf der anderen Seite ihre Zweifel und Einwendungen vorbringen. Unter diesen Briefen befindet sich einer eines Webers, Namens Brault (mit dem Beinamen Bien décidé le Briard), welcher mit einem Gedichte auf die Weberei schließt, von dem hier einige Strophen folgen:

Si l'on a pu marcher sur l'onde,
Vers tant des pays inconnus;
Christophe alla au nouveau monde
Par des moyens fort ingénus.
Vous auriez vu ce beau courage
Succomber dans les vastes mers,
Mais le secours de notre ouvrage
Lui fit parcourir l'univers.

La colonne est faite à la gloire
De nos soldats victorieux:
A qui doivent ils la victoire
Dans des momens si périlleux?
Ah drapeau! le noble tissage
Qui est toujours les réunir.
Vous comprenez qu'à notre ouvrage
S'attachent de beaux souvenirs.***)

Die Leser, welche sich durch diese Auszüge angezogen fühlen sollten, werden in dem Buche selbst gewiß noch vieles Interessante und Bemerkenswerthe finden.

Darmstadt. Luise von Ploennies.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

II. Lafayette.

(Fortsetzung.)

Die Rolle, welche Lafayette in den Revolutionen seines Vaterlandes spielte, war von weit größerer Wichtigkeit; und da er sie unter unvergleichlich schwierigeren Umständen übernahm, so wird sie unter denjenigen, die über die Verdienstlichkeit derselben urtheilen, unvermeidlich zu einer viel größeren Verschiedenheit der Ansicht Veranlassung geben. In Amerika waren ihm, um die Liebe und das Vertrauen des Volkes, dem er dienen wollte, für sich zu gewinnen, keine anderen Eigenschaften nöthig, als die Tapferkeit eines ritterlichen jungen Mannes, die aufrichtige Offenheit seiner Natur und seines Alters, und seine bescheidene Hochachtung vor dem großen Anführer des amerikanischen Heeres. Damit verband er ein mehr als gewöhnliches Maß von militairischen Talenten und beging, weder aus Mangel an Urtheil, noch aus Temperament, jemals irgend einen Fehler, welcher den Strom der aus Bewunderung seines edlen Enthusiasmus für die Sache der Unabhängigkeit so kräftig sich ihm zuwendenden öffentlichen Meinung in unruhige Bewegung bringen konnte. Ueberhaupt entstand in den amerikanischen Angelegenheiten nie eine Krisis, welche die Wahl seiner Laufbahn zum Gegenstand des geringsten Zweifels zu machen im Stande gewesen wäre. Washington war sein Polarstern, und nach diesem festen Lichte steuern, hieß den Pfad der reinsten Tugend, der vollkommensten Weisheit verfolgen. In Frankreich war eine äußerst verschiedene Scene. Weit entfernt, gleich den Kämpfern für die Trennung der neuen Welt, nur einen einzigen Streitpunkt zu haben, hatten die Revolutionaire der alten Welt alle auf das öffentliche Leben sich beziehende Fragen in Anregung gebracht. In Amerika war ein großes Band — dasjenige, welches die Kolonie an den Mutterstaat knüpfte — zerrissen worden, während alle andere Theile des politischen Systems unberührt und unangezweifelt blieben; in Frankreich dagegen wurde die ganze Grundlage der Regierung, ja sogar der bürgerlichen Gesellschaft, bloßgelegt, der gesammte Ueberbau auseinandergerissen, um nach einem anderen Plane, wenn nicht auf einer anderen Grundlage, wiederaufgerichtet zu werden. Zur Vollbringung dieses mächtigen Werkes hätte die Nation Einen Führer von hervorragendem Ansehen haben müssen; statt dessen zersplitterte sie sich in zahllose Factionen, deren jede das Uebergewicht in Anspruch nahm, und sogar in jeder Faction schienen fast eben so viele Führer wie Anhänger zu seyn. Ein ganzes Volk hatte sich von allem Zwange losgerissen; und während die verwirrende Gewalt dieser mächtigen inneren Erschütterungen — hätten sie allein gewüthet — sich dem Bereich jeder Weisheit und der Macht jeder Festigkeit entzogen haben würde, wurde jene auf eine unberechenbare Weise durch die drohende Haltung vermehrt, welche ganz Europa gegen die neue Ordnung der Dinge annahm, — eine Haltung, die von Anfang an Krieg verkündigte und sehr bald in wirkliche und furchtbare Feindseligkeiten ausschlug. So war die Bühne, auf die Lafayette mit dem schwachen Beistande seiner amerikanischen Erfahrung sich geworfen sah, von welcher es eben so wahrscheinlich seyn konnte, daß sie ihn für ein erfolgreiches Spielen seiner Rolle auf jener Bühne befähigte, wie die Erfahrung eines Dorfschulmeisters oder eines kleinen Landverwalters geeignet seyn kann, den Beherrscher eines Königreichs zu schmücken. Diesen Unterschied war jedoch Lafayette weit entfernt zu erkennen, und es ist sogar zweifelhaft, ob er zuletzt denselben entdeckt hatte. Daher waren seine Ansichten oft in einem erstaunlichen Grade beschränkt; er konnte nicht begreifen, wie Dinge, die in den amerikanischen Staatsversammlungen geglückt waren, bei dem Pöbel von Paris fehlschlagen sollten. Er scheint niemals die Gefahren der Gewaltthätigkeit bedacht zu haben, die mit jeder Revolution eben so unzertrennlich verbunden sind, wie Hitze mit Feuer oder Bewegung mit Explosion. Seine Berechnungen waren nach einem Systeme gemacht, das keine Rücksicht auf die Thätigkeiten nahm, welche dasselbe ausführen sollten. Sein Mechanismus war nach einer Theorie gebildet, welche alle Beachtung der Materialien, aus denen derselbe bestand, und noch mehr die Berücksichtigung ihrer Reibung oder des Widerstandes der Luft ausließ; und wenn seine Maschine bei der ersten Bewegung feststeckte oder bei dem geringsten Stoß in Stücke brach, stand er schaudernd da, als ob die Gesetze der Natur aufgehoben wären, da das Uebel doch nur darin lag, daß der Künstler sich niemals die Mühe genommen hatte, dieselben zu Rathe zu ziehen. Diese Bemerkungen sind besonders auf sein Benehmen in den beiden ersten Krisen anwendbar, von welchen die eine seine Verbindung mit der Revolution auflockerte und die andere dieselbe abbrach, — ich meine die gewaltsamen Maßregeln vom 20. Juni 1792, wo er zum ersten Male für möglich gehalten zu haben scheint, daß eine sechs Monate alte Verfassung von den Massen verletzt werden könnte, welche dieselbe in wenigen Wochen gemacht hatten, — und zweitens die Ereignisse des denkwürdigen 10. August, der ihn, aber sonst Niemanden, durch das Schauspiel in Erstaunen setzte, daß eine aller selbständigen Macht beraubte Monarchie auf einem Boden, wo sie keine Wurzeln hatte, durch einen Sturm umgestürzt wurde und einer Republik, dem natürlichen Erzeugnisse der Zeit und des Bodens, Platz machte.

Verliebt in jene Freiheit, für welche er in Amerika gefochten und geblutet hatte, stürzte sich Lafayette, so wie die Unruhen in Frankreich ausbrachen, in die revolutionaire Partei und erklärte sich für die Veränderung. Die Gewaltthätigkeiten, welche den 14. Juli begleiteten, schien er dem vom Hofe geleisteten Widerstande zur Last zu legen; er wurde sogar durch die nachfolgenden Vorgänge nicht eingeschüchtert, die, obgleich sie nichts Gewaltsames an sich hatten, doch unvermeidlich zu den späteren Scenen des Aufruhrs führten. Sein Irrthum, — sein trauriger Irrthum war, über keine Maßregel, die vorgeschlagen werden konnte, sich zu beunruhigen, wenn dieselbe nur in gegenwärtigem Frieden angenommen wurde, und alle Maßregeln, die in die Formen des Gesetzes gekleidet waren, als harmlos zu betrachten. Die Wolke am Horizont sah er nicht, weil sie von der Größe einer menschlichen Hand war; aber freilich sah er sich nicht nach ihr um, weil sie weit entfernt war; so fand er sich denn, wenn der Sturm brauste, unvorbereitet und sagte: Darum handelte ich nicht. Niemanden konnte daher passender, als ihm, der Verweis ertheilt werden: „Revolutionen werden nicht mit Rosenwasser gemacht"; denn ihre nothwendige Verbindung mit Blut scheint ihm niemals

---

*) Handwerksgruß. Tope ist mit dem deutschen Topp! verwandt.

**) Die Handwerksburschen tragen oft tätowirte Zeichen auf Brust und Armen.

***) Derselbe poetische Gedanke findet sich in einem uns vorliegenden älteren Gedichte der ersten Verfasserin dieser Anzeige ausgesprochen, so daß wir uns nicht versagen können, einige Strophen zur Vergleichung hier mitzutheilen:

Der Flachs, von Luise von Ploennies.

Die erste sprach: Auf fernem Ocean,
Umzuckt von Blitzen und von Sturmes Grau'n,
Werd' ich als Segel flattern im Orkan,
Den Tod werd' ich und seine Schrecken schau'n.

. . . . . .

Die dritte sprach: Ein rauher Loos gefallen
Ist mir, ich spann' mich aus als Kriegeszelt;
Die Lorbeerkrone kür' ich, die Trompeten schallen,
Und unter mir von Schlachten träumt ein Held.

aufgefallen zu seyn. Gegen Burke's weitere Ansichten hegte er die größte Verachtung; und es ist in der That wunderbar, daß der Oberbefehlshaber einer 40,000 Mann starken, durch kein Kriegsgesetz zusammengehaltenen und durch keinen Sold gezähmten Nationalgarde, die gewöhnlich mit den Waffen in der Hand herathschlagte und zwei Rollen, die eine in den Klubs oder auf den Straßen des Abends nach der Parade, die andere im Fall ihrer Zusammenberufung, spielte, — es ist wunderbar, sage ich, daß der Anführer einer solchen bewaffneten Macht niemals von der anscheinenden Natur aufrührerischer Gesinnungen und anarchischer Grundsätze sich Etwas sollte haben träumen lassen; und daß derselbe sogar, nachdem er wegen der von jener begangenen Unordnungen das Kommando aufzugeben genöthigt und nur durch ihren Schwur, künftig solcher Exzesse sich enthalten zu wollen, es wieder zu übernehmen vermocht worden war, erwartet haben sollte, eine so unregelmäßige Macht werde als friedenerhaltende Gewalt lenksam bleiben und die strenge Mannszucht eingeübter Truppen bewahren, unbefleckt von der umgebenden Zügellosigkeit aller Klassen. Gewiß muß zugestanden werden, daß ein größeres Maß von Bonhommie, als bei Männern, die auf beiden Seiten des Atlantischen Oceans durch eine Revolution hindurchgegangen waren, vorausgesetzt werden kann, in einem Manne gewesen ist, der sowohl zu reifem Alter wie zu reicher Erfahrung gekommen war, dennoch aber am 29. Juni und am 10. August ganz verwirrt wurde und alle Verbindung mit einem Zustand abschwor, der sich als fähig erwiesen, Unordnung hervorzubringen.

(Schluß folgt.)

Polen.

Polens Zustände vor der ersten Theilung.

Stanislaus August, letzter König von Polen.*)

II. Der Hof Stanislaus Poniatowski's. — Die Rechtspflege des Königs.

Auf dem Convocations-Reichstage wurde den Abgeordneten, welche die sogenannten pacta conventa **) mit dem neu erwählten Könige feststellten, unter Anderem aufgetragen, einen Punkt zu bestimmen, nach welchem der König gehalten wäre, sich der polnischen Kleidertracht zu bedienen. Stanislaus August, der die polnische Tracht nicht liebte, wollte sich dieser Bedingung nicht unterwerfen. Er versäumte es von Anfang an, die polnische Nation durch ein Zugeständniß günstig für sich zu stimmen, das ihr selbst sein Vorgänger August III. gemacht hatte, der, obwohl ein Ausländer, sich doch in der Landestracht krönen ließ. Stanislaus August zog für seine Krönung eine Art spanischen Anzugs vor, welcher mehr für eine theatralische Darstellung, als für einen so feierlichen und würdigen Akt geeignet war. Seine Kleidung bestand aus weißen und bunten Farben, damit er sich in den Augen der Frauen schöner ausnehme, obwohl er ohnedies ein Mann von schöner Gestalt und regelmäßigem Körperbau war. Die Züge seines Gesichts hatten einen schönen asiatischen Ausdruck; sein Wuchs war von mittlerer Höhe. In der französischen, italiänischen, deutschen, englischen und in seiner Muttersprache wußte er sich vollkommen gut auszudrücken. Er besaß ein schönes Organ, viel Beredsamkeit und besonders die Gabe, einen Salon angenehm zu unterhalten. Der Stil seiner Briefe und Schriften war anziehend; er war von einnehmender Höflichkeit sowohl gegen seine Landsleute als besonders gegen Ausländer, tanzte Menuet und Polonaise mit ausgezeichneter Grazie, präsentirte sich edel und angemessen, und wußte sehr viel von fremden Ländern und ihren Sitten, so wie von den Intriguen der Höfe, Minister und Hofdamen, zu erzählen, eine Kunde, die er sich durch fleißige Lektüre von Reisebeschreibungen und Memoiren erworben hatte. Kurz, es würde schwer gewesen seyn, Jemanden zu finden, der sich zur Rolle eines Kavaliers an einem großen Hofe, eines guten Gesellschafters in den Salons der großen Welt, eines Ceremonienmeisters und Maitre de plaisir oder auch eines tüchtigen Secretairs besser geeignet hätte, als Stanislaus August.

Dagegen besaß er keine von den Eigenschaften, welche einem Könige, besonders bei einer freien Nation, nothwendig sind. Denn er war schwach, hatte wenig Kenntniß und Einsicht der zum Regieren nothwendigen Dinge, keinen Muth, war kein Freund des Heeres und der Soldaten; er wußte nicht, was er mit einem Offizier sprechen, worüber er ihn befragen sollte, denn er verstand keine Mathematik und daher weder etwas von dem Genie- oder Artilleriewesen, noch von der Taktik, und kannte weder die Pflichten der Soldaten, noch die Heeres-Einrichtungen. Von der Baukunst wußte er sehr wenig, aber er besaß große Baulust und führte große Gemächer auf, die er auf den Tadel des Ersten Besten wieder niederreißen und umbauen ließ. Vom Anbau des Landes, von den Naturwissenschaften, der Botanik, Chemie, von der Mechanik, dem Handel hatte er nicht die geringste Kenntniß. Er war nicht offen, ohne Festigkeit und Konsequenz, ohne haushälterischen Sinn, bis zur Verschwendung seiner Einkünfte. In der Wahl der Menschen zu Würden und Aemtern bestimmten ihn nicht die Fähigkeiten der Person, sondern die Intriguen der Frauen oder andere Rücksichten. Er liebte die Gelehrten, aber am meisten heitere und witzige Gesellschafter, die ihm Weihrauch streuten. Alle gleichzeitigen Schriftsteller suchte er durch Pensionen zu gewinnen, damit sie ihn in ihren Werken lobten. Die Ausländer, welche nach Warschau kamen, mochten sie nun der Achtung würdig oder bloße Abenteurer seyn, nahm er durch Höflichkeit und Geschenke für sich ein. Er schien den ganzen Tag beschäftigt, ohne daß er etwas Rechtes that: vom Morgen bis zum Abend gab er den ihm durch seinen Kammerherrn gemeldeten Frauen und Männern Audienz, hörte auf alle Klätschereien, gab sich mit Intriguen ab, antwortete auf die Billette ohne Zahl, die er von Damen erhielt, und Abends diktirte er seinem Secretair sein Tagebuch, worin er aufzeichnete, wer bei ihm gewesen, was er gesprochen, von wem er einen Brief erhalten, was er darauf geantwortet hatte u. s. w. Er mischte sich gern in fremde Familien-Interessen und beschützte immer die Partei, deren Rechtssache schlecht stand; denn da diese keine Hoffnung hatte, auf gerichtlichem Wege zu gewinnen, so suchte sie Schutz bei ihm. Alle liebende Paare, die mit einander gespannt waren, suchte er auszusöhnen, und sparte oft, um dies zu bewerkstelligen, kein Geld. Unter seiner Regierung nahmen die Ehescheidungen überhand, denn er beförderte dieselben, sobald eine Frau ihn um seine Verwendung bat und der künftige oder gegenwärtige Liebhaber seine Hülfe in Anspruch nahm. Das Theater, besonders das französische und italiänische, liebte er sehr; weniger die Musik, denn er hatte kein musikalisches Ohr. Bei Truppen-Musterungen und Revüen war er selten zu sehen, denn er verstand nichts vom Manöver und von militairischen Evolutionen. Für das Vergnügen der Jagd und des Scheibenschießens, Dinge, die zur alltäglichen Beschäftigung seines Vorgängers gehörten, hatte er keinen Sinn. Hazard- und andere Spiele mochte er durchaus nicht leiden, und die unter den vorhergehenden Regierungen so eingerissene Trunksucht verabscheute er. Dagegen war er ein großer Freund von Bällen und Festen, die ihm zu Ehren gegeben und auf welchen Lieder mit schmeichelhaften Beziehungen auf ihn und seine Herrschaft gesungen wurden. Nichts machte ihm aber mehr Freude, als Maskeraden, in welchen schöne Frauen die Hauptrollen spielten, und Darstellungen von ländlichen Hochzeiten, welche auf den Dörfern, im Hause oder in Gärten aufgeführt wurden. Er besuchte oft und gern das Kadetten-Corps, wohnte den Prüfungen der jungen Leute bei, stellte ihnen selbst Fragen aus der Literatur und Geschichte, und trug, so oft er sich ihnen zeigte, die Kadetten-Uniform. Dies gewann ihm die adelige Jugend, die ihn sehr liebte. Auch fand er sich sehr geschmeichelt durch den Gedanken, daß diese Schule, mit welcher sich wenige messen konnten und aus welcher eine gebildete und von lasterhaften Neigungen freie Jugend hervorging, größtentheils das Werk seiner Regierung war.

Als Kammerherr des Königs während einer langen Reihe von Jahren, während welcher ich fast stets um Stanislaus August war, hatte ich vielfache Gelegenheit, ihn und seinen Hof näher zu beobachten und viele Dinge zu sehen, die nicht zur Kunde eines Jeden kamen. Es gehörte zum Amte des Kammerherrn, um sieben Uhr des Morgens bei Hofe im Garderobezimmer des Königs zu seyn, in welchem dieser frisirt wurde. So lange das Frisiren und Ankleiden dauerte, ließ sich der König von seinem Lektor, dem Pfarrer Gawronski, einem Exjesuiten, astronomische Werke und alte polnische Chroniken vorlesen. Nach dem Ankleiden begab sich der König in ein anderes Kabinet, und der diensthuende Kammerherr erhielt den Befehl zur Meldung derjenigen Personen, welche der Reihe nach mit dem Könige sprechen wollten. Da war denn oft bis spät Abends des Abgehens und Zukommens kein Ende, bis der Kammerherr für den Tag verabschiedet wurde. Diese Audienzen wurden durch Spazierfahrten des Königs, seine Mittagsmahlzeiten und durch die Abend-Gesellschaften unterbrochen, welche theils in der königlichen Familie, theils bei den Magnaten oder in anderen reichen Häusern stattfanden, zu denen der König eingeladen war. Um ein Uhr wurde zu Mittag gespeist: es waren immer 12 Personen bei Tafel, und diese war vortrefflich. Der mit bei Tafel stehende Kammerherr mußte, zufolge seines Amtes, die Suppe austheilen und, wenn der König zu einer fremden Tafel oder sonst spazieren fuhr, ihm gegenüber in der Karosse sitzen; waren aber Damen oder einer der Magnaten darin, so fuhr der Kammerherr in einer Postkarosse hinter dem Wagen des Königs.

Um von Stanislaus August's Einsicht als König und seiner Art, Recht zu sprechen, einen Begriff zu geben, will ich hier aus vielen Beispielen nur eines anführen. Borkowski, ein wohlhabender und sehr geachteter Mann, hatte die Schwester des Truchsesses der Krone, Kasetan Olisar, zur Frau, die er noch bei Lebzeiten ihres Vaters geheirathet hatte. Nach dem Tode dieses letzteren hatte Borkowski Jahre lang den Truchseß an die Herausgabe der ihm rechtmäßig zukommenden Mitgift der Schwester gemahnt, aber nichts ausgerichtet und ihm daher den Prozeß gemacht. Der Truchseß Olisar war ein Schützling des Königs; dafür unterstützte er in favorem regis, wie man es nannte, die Landboten auf den Landtagen und die Deputirten in den Tribunalen und war dem Könige für ihre Stimmgebung verantwortlich. Dagegen wurde Olisar's Schwager, Borkowski, vom Primas Poniatowski, dem Bruder des Königs, beschützt, und zwar nicht sowohl aus Gefühl für das ihm zugefügte Unrecht, als aus Dankbarkeit für das Geld, welches Borkowski einst dem Primas, als er in großer Verlegenheit war, geliehen hatte. Die Sache wurde in Lublin (dem obersten Gerichtshofe des Landes) verhandelt und der Marschall und Gerichtspräsident, so wie die Abgeordneten des Tribunals, fortwährend mit Briefen vom Könige und Primas zu Gunsten ihrer beiderseitigen Schützlinge bestürmt. Ich reiste damals aus der Ukraine nach Warschau über Lublin. In dieser Stadt vernahm ich das Murren der Bürger, des Richterstandes und der richterlichen Abgeordneten selbst über diese Unziemlichkeiten, welche den freien Lauf der Gerechtigkeit hemmten und ganz den Landesgesetzen zuwiderliefen. In Warschau angekommen und vom Könige über den Verlauf des Prozesses befragt, stellte ich ihm mit schonendem Rückhalte vor, was ich gehört hatte; und als er meine Meinung hören wollte, wie diese Angelegenheit zu schlichten wäre, rieth ich ihm, er und der Pri-

*) Vgl. Nr. 26 u. 27 des Magazins.

**) So hießen die Verträge, welche besonders seit dem Könige Heinrich von Valois jeder neugewählte König in Polen zur Sicherung der Freiheiten und Vorrechte der Nation, oder vielmehr des Adelstandes, unterzeichnen mußte. Die pacta conventa beschränkten die Macht des Thrones, ohne die wahre Freiheit des Volkes zu fördern, da sie nur einem einzelnen Stande zu Gute kamen.

sollten die Parteien zu einigen suchen. „Das habe ich schon versucht", antwortete der König, „aber sie sind halsstarrig und wollen keinen Vergleich." Darauf versetzte ich: „Wenigstens werden sich doch die Parteien dahin vereinigen wollen, einen Superarbiter (Oberschiedsrichter) zu wählen, der in einem Kompromißgerichte ihre Sache entscheiden wird. Hierdurch entgehen Ew. Maj. und Se. K. Hoheit, der Primas, aller Verlegenheit". Der Vorschlag gefiel dem Könige, und nach einer Unterredung mit seinem Bruder, dem Primas, beriefen sie die Parteien nach Warschau. Da sich diese über die Wahl eines Oberschiedsrichters aber nicht vereinigen konnten, so wurde nach vielem Hin- und Herreden dieselbe endlich dem Könige und Primas überlassen, während von den Parteien jede einen Schiedsrichter von ihrer Seite dazu wählte. Die Generalin Grabowska erfuhr Alles, was im Kabinette des Königs vorging, besonders alle Angelegenheiten des Landes, vom Könige selbst. Die Generalin hatte stets eine Frau Byschewska, die von ihrem Manne geschieden war, um sich. Ein Bruder dieser Frau, Namens Gintoft, dessen ganzes Verdienst in seiner schönen Figur und in der Uniform eines Rittmeisters bestand, lebte in dem Hause der Kastellanin von Cheim, einer Witwe und seiner Gönnerin, die ihm den Rittmeistergrad gekauft hatte. Da Frau Byschewska Alles über die Generalin und diese Alles über den König vermochte, so wurde Gintoft dem Könige als Oberschiedsrichter vorgeschlagen und für seine Fähigkeit, Rechtskunde und seinen rechtlichen Charakter gebürgt. Durch einen zweiten Bruder der Frau Byschewska, welcher Secretair in der Erziehungs-Kommission und ein Günstling des Primas, des Präsidenten der Kommission, war, wurde der Primas bewogen, ebenfalls in die Wahl zu willigen. Der König und sein Bruder schlugen also einen Oberschiedsrichter vor, den sie nicht kannten und den die Parteien, ebenfalls ohne ihn zu kennen, annahmen, indem sie zwei Schiedsrichter hinzugaben, nämlich Grabowski und Puchala, die ersten Advokaten aus der Lubliner Rechtsschule, sehr rechtliche und in verdientem Ansehen stehende Männer.

Als ich ein Jahr später wieder in Lublin war, zur Zeit, da der Kompromiß stattfinden sollte, begab ich mich zu Puchala. Von diesem erfuhr ich, wie alle Welt über das skandalöse Betragen des Oberschiedsrichters Gintoft entrüstet wäre. Um ihn zu gewinnen, hatte ihm nämlich der Truchseß Olisar 4000 Dukaten geschickt, die er annahm. Dies erfuhr der Gegner, Borkowski, und schickte Gintoft 6000 Dukaten, der nun dem Truchseß die 4000 Dukaten zurückschickte. Als nun Gintoft das Kompromißurtheil abgeben sollte und die Parteien bereits erschienen waren, da nahmen ihn die beiden Schiedsrichter bei Seite, zeigten ihm ein Dekret, in welchem sie ihn als einen bestechlichen Richter, der nicht würdig sey, mit ihnen zu Gerichte zu sitzen, seines Amtes entsetzten, und riethen ihm, freiwillig sich seiner Oberschiedsrichterrolle zu begeben, wenn er nicht wollte, daß sie das Dekret öffentlich bekannt machten. Die Sache wurde ruchbar und bedeckte Gintoft in den Augen des ganzen Publikums mit Schimpf und Schmach.

Ich reiste von Lublin nach Warschau und hielt es für meine Pflicht, dem Könige den unglücklichen Vorfall mit Gintoft zu erzählen, um so mehr, da der König und der Primas auf meinen Rath diesen Kompromiß vorgeschlagen hatten. Ich stellte dem Könige die Größe des Verbrechens vor, dessen sich Gintoft schuldig gemacht. Der König, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, schickte auf der Stelle eine Estafette nach Lublin, um Gintoft zu sich zu rufen, damit er sich vertheidige. Einige Tage später war ich eben beim Könige, um mich zu verabschieden, als Gintoft gemeldet wurde. Der König befahl mir, zu verweilen und den Kronjägermeister Czapliz zu rufen, damit wir Beide bei dem königlichen Verhöre zugegen wären. Ich that, wie mir befohlen, und Czapliz, der ein rechtlicher und einsichtiger Mann und mein Freund war, sagte zu mir: „Du wirst sehen, was unser Herr für Einsicht und Urtheil in Rechtssachen hat." Gintoft, gezwungen, im Kabinet des Königs einen wahrhaften Bericht über den Vorfall abzustatten, begann damit, daß er behauptete, nichts Böses gethan zu haben. Er bekannte, von Olisar 4000 Dukaten erhalten, sie aber, als ihm Borkowski 6000 schickte, zurückgesandt zu haben; er wisse daher nicht, warum ihn die erzürnten Schiedsrichter seines Amtes entsetzt hätten, da sie kein Recht hätten, ihn zu verurtheilen. Der König, nachdem er diesen Bericht gehört, wandte sich zu uns mit den Worten: „Sehen Sie, meine Herren, daß er unschuldig ist; er hat ja die 4000 Dukaten Herrn Olisar zurückgeschickt." Czapliz wurde ungeduldig, faßte mich bei der Hand und sagte fast laut: „Nun, habe ich Dir's nicht gesagt!" und sprach weiter kein Wort. Ich aber machte Herrn Gintoft sein Verbrechen deutlich und sah mich gezwungen, dem Könige zu sagen, daß Jener die Rechtssache nicht mehr entscheiden dürfe. „Wollen aber Ew. Maj. mit Ihrer unsäglichen Güte diesen Schandflecken von seiner Ehre verwischen, so müssen die Parteien durchaus auf eine andere Weise zufriedengestellt werden." Der König wollte, daß ich mich damit befassen sollte, einen Vergleich unter den Parteien zu Stande zu bringen, aber da ich meiner persönlichen Angelegenheiten wegen damals keine Zeit dazu hatte, so schlug ich Herrn Kizki vor, den Krongrossstallmeister, einen bejahrten Mann, der früher Marschall des Gerichtshofes gewesen, der bei Hofe wohnte und schon vom Vater des Königs her ein Hausfreund der königlichen Familie war.

Mannigfaltiges.

— **Französische Kritik deutscher Zustände.** Der französische Reisende, der seine an den Fürsten von Metternich gerichteten Briefe über „Deutschland in der Gegenwart" in der Revue des deux Mondes veröffentlicht, theilt deren im letzten Hefte dieser Zeitschrift (vom 1. April) abermals zwei mit, welche Heidelberg und Frankfurt a. M. zum Gegenstand haben. Die Neckarstadt findet er gegen 1840, in welchem Jahre er dort studirt hat, sehr verändert. Einerseits hat die Eisenbahn neues materielles Leben dort geschaffen, und in den sonst so stillen engen Gassen erheben sich stattliche Häuser mit Kaufläden, in denen sich die Reisenden drängen; andererseits hat das wachsende politische Bewußtseyn auch dem geistigen Leben der Stadt wie des ganzen badischen Landes einen neuen Schwung verliehen, dem sich selbst Greise wie Paulus und Schlosser nicht entziehen konnten. Er hat sich in Heidelberg die Akten des Prozesses gegen Professor Jordan in Marburg vorlegen lassen und theilt ihn nun mit allen seinen Details dem Publikum Frankreichs mit, damit die Wenigen dort, die etwa noch in dem geheimen Prozeßverfahren eine rechtliche Garantie erblicken, durch den in Kurhessen vorgekommenen Fall sich überzeugen mögen, wie sehr sie die Vorsehung dafür zu segnen hätten, daß ihnen durch ihre Rechtsinstitutionen noch ganz andere Bürgschaften der Freiheit und des Lebens gewährt seyen. In Frankfurt a. M. kam er gerade zur Zeit an, als der Enthusiasmus für Ronge, der damals seine Rundreisen hielt, im Schwunge war. Der französische Reisende ist nun gerade kein Schwärmer für neue Religionsformen, an deren Dauer er nicht zu glauben scheint; noch viel weniger aber kann er sich entschließen, das Verfahren zu loben, das in einigen süddeutschen Staaten, so wie in Kurhessen, gegen die neue Sekte beobachtet worden. Die „Aschaffenburger Zeitung", die zur Zeit der Ausweisung des Pfarrers Roos und während der Anwesenheit Ronge's in Frankfurt a. M. mehrere polemische Artikel gegen diese freie Stadt enthielt, welcher sie mit dem Schicksale des Freistaats Krakau drohte, wird von dem französischen Reisenden als ein halboffizielles Organ citirt, dessen Artikel zuweilen aus der Feder eines sehr hochgestellten Autors hervorgingen.

— **Die Gewinnung des Palladiums.** Bis jetzt hatte man das Palladium nur aus dem Platina-Erz gezogen, in welchem es sich nur in sehr kleinen Verhältnissen findet. Die Golderze der Mine Gonzo-Soreo in Brasilien bestehen gewöhnlich aus Palladium, Gold, Silber, Kupfer und Eisen und enthalten eine ziemlich bedeutende Menge von dem erstgenannten dieser Metalle. Die Herren Schmidt, Stempelwardein der Londoner Bank, und Johnston, die sich mit der Ausbeutung dieses Minerals im Großen beschäftigten, erklären nun, schon 6000 Unzen Palladium extrahirt zu haben, und kürzlich zeigte Herr Dumas der Pariser Akademie im Namen dieser beiden Chemiker eine ziemlich starke Stange, eine Platte und eine voluminöse Masse von diesem Metall im schlackigen Zustand. Das Verfahren, das sie anwenden, ist ein eigenthümliches, und von dem zuerst von Wollaston angegebenen wesentlich abweichend, obwohl es ebenfalls in gesättigter Auflösung der Platina in Salpetersalzsäure besteht, woraus denn das Palladium durch Niederschlag gewonnen und weiter bearbeitet wird. Hoffentlich wird es nun bald auch den Chemikern anderer Länder gelingen, dieses seit dem Jahre 1803 bekannte Metall in größeren Quantitäten herzustellen, als man es bis jetzt besitzt. Es übertrifft bekanntlich durch seine blendend weiße Oberfläche und durch die Dauer derselben die gleiche Eigenschaft des Silbers.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben erschien in meinem Verlage:

Geschichte
des Grafen Hugo von Craenhove
und seines Freundes Abulfaragus.
Von H. Conscience.

Aus dem Flämischen
von O. L. B. Wolff.
Illustrirt von Eduard Dujardin.
8. eleg. brosch. Preis 1½ Thlr.

Leipzig, im April 1846. Carl B. Lorck.

Verlag der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag:

Gedichte
aus Böhmens Vorzeit,
verdeutscht von Joseph Mathias Grafen von Thun.

Mit einer Einleitung von P. J. Šafařik und Anmerkungen von F. Palacky.
12 Bogen gr. 8. Geheftet. Preis 12 gGr.

Diese Gedichte enthalten außer der eigentlichen Königinhofer Handschrift noch Libussa's Gericht und König Wenzel's Minnelied. Der böhmische Text ist nach den neuesten gründlichen Forschungen abgedruckt.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist der Sinn jeder Zeile in derselben Silbenzahl wiedergegeben, und eine Vergleichung mit den früheren Uebersetzungen wird die Vorzüge dieser neuen Verdeutschung am besten zeigen.

Die Einleitung von Herrn Šafařik und die Anmerkungen von Herrn Palacky machen diese Ausgabe für die Besitzer der früheren Ausgaben unentbehrlich.

Auch die äußere Ausstattung, welche bei den früheren Ausgaben etwas vernachlässigt war, ist nun der Würde des Gegenstandes angemessen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 48. Berlin, Dienstag den 21. April 1846.

Süd-Amerika.

Ein Schreiben vom Kriegsschauplatz am La Plata.

Durch Vermittelung eines Freundes ist uns ein Schreiben aus Montevideo vom 28. Januar d. J. zugekommen, das wir unseren Lesern vollständig mittheilen, weil es einigen näheren Aufschluß giebt über den Krieg, den dort seit einiger Zeit zwei europäische Mächte, England und Frankreich, gegen eine Handvoll südamerikanischer Föderalisten führen, und zwar ohne daß, der überlegenen europäischen Dampfer und Bomben ungeachtet, von diesen irgend ein wesentliches Resultat bisher erreicht worden wäre.

Vor allen Dingen haben wir jedoch die Pflicht, unsere Leser über den Schauplatz dieses Krieges ein wenig zu orientiren. Es würde bei dem Wirrwarr, der seit länger als einem Menschenalter in den politischen Angelegenheiten des ehemals spanischen Amerika herrscht, bei dem öfteren Wechsel der Regierungen, der Gewalthaber und sogar der Benennungen der verschiedenen Staaten, kein Wunder seyn, wenn manche unserer Leser und Leserinnen in diesem Theile der christlichen Welt nicht so zuhause wären, als sie vielleicht in dem brahmanischen Indien und dem heidnischen China sind. Werden doch in den deutschen Zeitungen die gewöhnlich auf die letzte politische Spalte verwiesenen Nachrichten aus Süd-Amerika von den meisten Lesern ganz überschlagen. Was kann uns auch viel daran liegen, ob jenseits der Cordilleren oder in den Pampas heute Don Cesar und morgen Don Manuel den Befehl führt, da sie übermorgen doch Beide wieder einem dritten Don den Platz geräumt haben werden?

Inzwischen macht Don Manuel Rosas eine allerdings bemerkenswerthe Ausnahme. Dieser General steht, seitdem er am 20. April 1829 als Anführer der Föderalisten oder Liberalen die Unitarier oder Apostolischen unter Lavalle schlug, als Diktator an der Spitze von Buenos Ayres, oder der Vereinigten Provinzen vom La Plata, oder der Argentinischen Republik, von welchen drei Namen unsere Leser nach Belieben einen auswählen können, da alle drei denselben Staatenbund bezeichnen, der sich zuerst im südlichsten Amerika von der spanischen Herrschaft (1810) losriß, wiewohl Buenos Ayres auch der Name der Hauptstadt und des besonderen Staates ist, der, als der mächtigste der 13 vereinigten Republiken, an ihrer Spitze steht. Dafür hat der Gegner dieser Staaten, um dessenwillen eigentlich England und Frankreich mit den letzteren im Kriege sind, ebenfalls drei Namen, nämlich Montevideo, Banda oriental und östliche (orientalische) Republik des Uruguay, wozu auch noch ein vierter kömmt, Cisplatinische Republik, der indessen seit einiger Zeit ganz abgekommen.

Montevideo hat unter der spanischen Herrschaft und auch noch in den ersten Jahren der Unabhängigkeit ebenfalls zu den Vereinigten Provinzen vom La Plata gehört. Im J. 1817 bemächtigten sich jedoch die Brasilianer dieses Staates, der im J. 1825 zu einem Kriege zwischen dem Kaiser Dom Pedro I. und der Republik Buenos Ayres Anlaß gab, welcher durch Vermittelung Englands und namentlich des Lord Ponsonby im J. 1828 mit dem Frieden von Rio-Janeiro endigte, durch welchen Montevideo (zuerst Cisplatinische und seit 1830 Oestliche Republik des Uruguay genannt) als unabhängiger Staat anerkannt wurde. Inzwischen bildete sich in Montevideo selbst eine Partei, die die Wiedervereinigung mit den La Plata-Staaten verlangte, und an der Spitze dieser Partei befand sich der Präsident der Republik selbst, General Oribe, ein Freund des General Rosas. Oribe wurde im J. 1839 gestürzt, und Rivera, der an seine Stelle trat, erklärte der La Plata-Union den Krieg. Diese war damals bereits in eine ernste Differenz mit Frankreich verwickelt. Franzosen, die sich in Buenos Ayres niedergelassen hatten, waren dort gezwungen worden, in die Miliz einzutreten, und da alle Remonstrationen gegen willkürliche Schaltung über französische Unterthanen und Güter nichts fruchteten, so wurde Buenos Ayres von einer aus Frankreich gesandten Flotte blokirt. Aber obwohl die Blokade diese Stadt in große Noth brachte, kämpfte doch Rosas mit Glück gegen den von den Franzosen unterstützten Gen. Rivera am Uruguay; ja, es gelang ihm sogar, die wichtigsten Plätze der Oestlichen Republik (Maldonado, Colonia u. a.) zu erobern. Erst im J. 1841 kam ein Vertrag zwischen Frankreich und Buenos Ayres zu Stande, nach welchem die Franzosen dort mit den Engländern auf ganz gleichem Fuße behandelt werden sollten.

Inzwischen hat Großbritanien am 14. Februar 1842 mit Montevideo einen Handels- und Freundschafts-Vertrag geschlossen, durch welchen es, auf den von Lord Ponsonby im J. 1828 vermittelten Frieden von Rio-Janeiro gestützt, die Verbindlichkeit übernahm, die Unabhängigkeit der „Oestlichen Republik" von der La Plata-Union zu erwirken. Dahin ging auch seitdem das Bestreben des englischen Gesandten in Buenos Ayres. Allein statt den Vorstellungen desselben auf Zurückerstattung des besetzten cisplatinischen Gebietes nachzugeben, setzte Rosas in Gemeinschaft mit Oribe den Krieg am Uruguay fort und verbot sowohl englischen als französischen Kaufleuten jede Handelsverbindung auf dem Paraná mit zu Montevideo gehörendem Gebiete. Neue Verletzungen des mit Frankreich 1841 abgeschlossenen Vertrages kamen hinzu, und so sahen sich denn beide europäische Mächte veranlaßt, zur Beschützung ihrer Unterthanen und ihres Handels am La Plata gemeinschaftliche Sache zu machen und die diplomatischen Unterhandlungen, die sie im vorigen Jahre zu Buenos Ayres pflogen, durch eine kombinirte Flotte zu unterstützen.

Diese Bemerkungen vorangeschickt, wird das nachstehende Schreiben aus Montevideo, das übrigens auch der Tapferkeit der französischen Flotille Gerechtigkeit widerfahren läßt, unseren Lesern um so verständlicher seyn:

„..... Bevor ich zu Privat-Angelegenheiten übergehe, muß ich Ihnen doch eine kurze Skizze von dem entwerfen, was in der letzten Zeit hier, in diesem bei Ihnen so wenig bekannten Lande, und rings um uns her vorgegangen ist.

„Sie wissen bereits, daß am 2. Aug. 1845 die bevollmächtigten Minister Großbritaniens und Frankreichs hier aus Buenos Ayres ankamen, und daß an demselben Tage der Argentinische Admiral Brown, der eben den Versuch machen wollte, den Hafen zu verlassen, ohne die am Bord seiner Fahrzeuge dienenden britischen und französischen Unterthanen auszuliefern, zurückgehalten wurde. Ihn selbst und diejenigen seiner Leute, die ihm freiwillig folgen zu wollen erklärten, sandte man mit den Dampfböten „Firebrand" und „Fulton" nach Buenos Ayres. Am 1. September wurde die Stadt Colonia von den Verbündeten genommen und eine Besatzung von Eingebornen zurückgelassen, um sie der Regierung der „Oestlichen Republik" zur Verfügung zu halten. Hierauf begann die Expedition, den Uruguay-Strom zu säubern und demnächst den Paraná zu öffnen, welchen Rosas in letzter Zeit unter der anmaßlichen Behauptung, daß es sein Fluß sey, gesperrt hatte, wiewohl ihm selbst an der Mündung nur Eine Seite und vom östlichen Ufer auch nicht ein Zoll gehört, indem dieses zwischen Corrientes und Entre Rios*) getheilt ist, welches letztere, wenn es sprechen dürfte, eben so bestimmt als das erstere den Wunsch äußern würde, den Fluß geöffnet zu sehen.

„Am 18. Sept. v. J. endlich erklärten die Bevollmächtigten Englands und Frankreichs den Hafen und die Küsten von Buenos Ayres als blokirt, welche Blokade für einlaufende Schiffe schon am 24sten desselben Monats und für auslaufende am 1. Nov. bei Sonnenaufgang in Kraft trat.

„Demnach hatte der Bruch entschieden stattgefunden, aber — konnte er nicht wieder beseitigt werden? Der französische Gesandte, Baron v. Mareuil, scheint dies geglaubt und gewünscht zu haben, und zwar weil, wie das Gerücht behauptet, Señora Mansilla, eine Schwester des General Rosas, einen großen persönlichen Einfluß auf ihn gewonnen hatte. In den ersten Tagen des Monats Oktober bat er darum auch die Argentinische Regierung, ihn zum Vermittler solcher Vorschläge zu machen, durch welche der Unterhandlung ein neuer Zugang eröffnet würde und ein befriedigendes Uebereinkommen erreicht werden könne, ohne daß von beiden Seiten zum Schwert gegriffen werde. Aber schon die erste Durchsicht der Vorschläge, die Rosas ihm zu diesem Behufe vorlegen ließ, muß ihn wohl von dieser Idee völlig wieder zurückgebracht haben. Die Forderungen des Diktators waren so ausschweifend und anmaßlich, daß sie zu keiner Zeit der ganzen Differenz in Erwägung hätten gezogen werden können. Noch weniger aber war dies statthaft, nachdem einmal der Bruch eingetreten war und feindselige Demonstrationen von beiden Seiten gemacht worden waren. Jene Forderungen wurden demnach gänzlich beseitigt, während man den Ereignissen ihren ungestörten Lauf ließ.

„Um die Mitte des Oktober begannen die Kriegsschiffe den Paraná hinaufzusegeln. Sie waren 11 an Zahl: die „Gorgone" und der „Feuerbrand", englische Dampfböte, der „Fulton", ein französisches; die Korvette „Comus", die Brig „Philomele", die Brigantine „Dolphin" und der Tender „Fanny", sämmtlich Engländer; endlich die Korvette „Expeditive", die Brigs „St. Martin" und „Pandur" und der Schooner „Procida", sämmtlich Franzosen.

*) Zwei Staaten, die der La Plata-Union angehören, während Rosas speziell nur eigentlich im Staate Buenos Ayres selbst Präsident ist.

Sie segelten den Strom hinauf, ohne auf ein anderes Hinderniß zu stoßen, als das einer schwierigen Schifffahrt, widriger Winde u. s. w., bis sie am 18. Nov. an einer Wendung des Stromes anlangten, welcher unter dem Namen Vuelta de Obligado oder „Zwing-Umkehr" bekannt ist. Hier windet sich der Strom bald um ein kleines, von einer oder zwei Anhöhen gebildetes Vorgebirge, das ein sehr günstiges Terrain für Batterieen ist, die den Fluß beherrschen. Sowohl stromauf- als stromabwärts und quer über den Strom läßt sich dieser von verschiedenen Punkten aus bestreichen, und hier hatte Rosas seit mehreren Monaten unter der Leitung einiger ausgezeichneten russischen Ingenieur-Offiziere mit vielen Geldmitteln Fortificationen herstellen lassen. In der ganzen Welt hätte er sich wohl keine bessere Verbündete aufsuchen können, um den Fortschritt der Befreier aufzuhalten. Am 19. November sandte das vereinigte Geschwader eine Rekognoszirung aus. Die Stellung war vortrefflich gewählt, die Disposition der Batterieen musterhaft, aber die Artilleristen und die Feldstücke waren wahrscheinlich den europäischen in keiner Beziehung gleich. Vier Batterieen hatte man errichtet. Nr. 1 und Nr. 4 hatten eine ziemlich hohe Richtung, die erstere nach unten und die letztere auf den Fluß oder mindestens querüber. Nr. 2 und 3 (die beiden mittlern) waren fast in gleicher Höhe mit dem Wasser und querüber so wie nach unten gerichtet. Zwischen Nr. 3 und 4 war eine Linie von Fahrzeugen quer über den Fluß aufgestellt, eine sehr starke dreifache Kette unterstützend, und hinter ihnen bildete ein Schooner von 6 Kanonen vor dem den Batterieen gegenüberliegenden Ufer eine Art von schwimmender Batterie.

„Am 20. Nov. um 9 Uhr Morgens schritten die Engländer und Franzosen unter einer günstigen, aber sehr leichten Brise zum Angriffe, und zwar führte die „Philomele" das Treffen, während nächst ihr der „Dolphin" und demnächst der „St. Martin" sich befand. Als diese Fahrzeuge ihre 800 bis 900 Yards entfernte Station beinahe erreicht hatten, hörte die Brise allmälig beinahe ganz auf, und die anderen Fahrzeuge mußten nun so gute Stellungen als möglich zu gewinnen suchen. Die Batterieen waren gut gerichtet und bedient, und es zeigte sich bald, daß die Rossias mit Wurfgeschossen besser versehen waren, als man erwartet hatte, denn sie warfen sowohl Bomben als Raketen. Der „St. Martin" hat durch ihr Feuer furchtbar gelitten. Da sich auf dieser Brig der Befehlshaber des Geschwaders befand, so signalisirten sie dieselbe ganz besonders, aber als der „Fulton" dies wahrnahm, warf er sich tapfererweise dazwischen und schützte sie nicht unbedeutend. Zu gleicher Zeit sandte dieses Dampfboot seinen ersten Ingenieur aus, um die Kette zu sprengen, durch welche die Fahrzeuge mit einander verbunden waren, aber er ward von einer Kugel getödtet, noch bevor er seinen Zweck erreicht hatte. Um 12½ Uhr jedoch ward dies von Cap. Hope vom „Feuerbrand" ausgeführt *), der zugleich eines der Fahrzeuge, welches die Ketten gehalten, stromab treiben ließ und so eine Durchfahrt eröffnete, durch welche die Dampfböte vorrücken konnten, um eine Stellung einzunehmen, von der aus sie ihre stärksten Ladungen abfeuern konnten, während sie doch außer der Schießlinie der feindlichen Kanonen lagen. Dem konnten die Batterieen natürlich nicht lange widerstehen. In der That wurden auch die Nr. 2 und 3 bald zum Schweigen gebracht. Um 4½ Uhr Nachmittags warf daher auch Cap. Hotham, obgleich er noch einen verzweifelten Widerstand erwartete, seine Leute ans Ufer. Aber obwohl die feindlichen Truppen mindestens achtmal so stark waren, als die angreifenden, schossen sie, zum nicht geringen Erstaunen der Engländer, nur eine einzige Gewehrladung ab und ergriffen dann die Flucht. Das Erstaunen der Briten verminderte sich jedoch, als sie die Batterieen selbst betraten und die Verheerung wahrnahmen, welche die Feuerschlünde der Dampfschiffe dort angerichtet hatten. Am nächsten Tage nahmen sie zehn sehr schöne alte spanische Geschütze von Kanonenmetall mit an Bord; von den übrigen warfen sie 18 eiserne, deren einige mit dem Schusse zugleich in Stücke gegangen waren, ins Wasser. Die getödteten Leute wurden auf etwa 500 geschätzt. Auf Seite der Verbündeten waren 25 getödtet und 66 verwundet worden, von welchen Letzteren seitdem noch 5 oder 6 gestorben sind.

„Die Erfolge dieses Sieges sind sowohl in moralischer als in materieller Hinsicht sehr wichtig gewesen. Was zunächst die letztere betrifft, so ist die Truppenmacht, die Rosas aufgestellt hatte und die aus 3000 Mann bestand, förmlich aufgelöst, indem, was nicht getödtet wurde, aus einander lief und sich nach seiner Heimat begab, so daß er höchstens noch 500 Mann wird zusammenbringen können, wozu noch der Verlust seiner Artillerie kömmt. Noch viel größer aber ist der moralische Eindruck, denn Jedermann ist nun überzeugt, daß, nachdem einmal Blut geflossen, die Sache auch mit dem Schwert in der Hand zu Ende geführt werden müsse. Nun haben aber die Eingebornen einen ganz ungeheuren Respekt bekommen vor europäischen Dampfböten und vor europäischer Artillerie, was sich kürzlich in Maldonado gezeigt, wo die Besatzung sofort Anstalten traf, den Platz zu räumen, als das französische Dampfschiff, der „Gassendi", sich nur blicken ließ. Diejenigen, die vom Schlachtfeld entkamen, verbreiteten hauptsächlich diesen Eindruck in ihren Heimatsorten, und das mag es auch wohl hauptsächlich gewesen seyn, was Rosas bewog, allen Jueces de Paz (Friedensrichtern) den strengen Befehl zu ertheilen, sämmtliche Deserteure von der Vuelta de Obligado nicht blos festzunehmen, sondern auch augenblicklich erschießen zu lassen. Weil sie diesen blutigen Befehl nicht vollständig ausgeführt hatten, wurden die Friedensrichter von Arrecife und St. Nicolas gefänglich nach Buenos Ayres abgeführt, wo man nichts wieder von ihnen gehört hat. Vermuthlich ist mit ihnen kurzer Prozeß gemacht worden.

*) Nach der Londoner Gazette vom 2. April ist Cap. Hope dafür zum Ritter des Bath-Ordens ernannt worden.

„Am 27. November erließ Rosas ein Dekret, durch welches er alle Kauffahrteischiffe, die den Paraná hinaufgesegelt waren oder noch hinaufsegeln würden, für Seeräuber erklärte, deren Führer und Mannschaften vor ein Kriegsgericht gestellt, während Fahrzeuge und Ladung konfiszirt werden sollten. Einige der in Buenos Ayres befindlichen diplomatischen Agenten des Auslandes machten gegen diesen unerhörten Akt der Willkür Einwendungen, doch ohne irgend einen Erfolg. Die einzige Antwort, die sie erhielten, war, daß, da sie selbst anerkannt, die Kauffahrteischiffe hätten ihre Reise ohne Autorisation Seitens ihrer Regierungen und auf ihre eigene Verantwortlichkeit hin unternommen, diese nichts Anderes als Seeräuber seyen und als solche behandelt werden müßten. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß Rosas nicht ein einziges Dekret erläßt, ohne daß Oribe, um seine vollständige Unabhängigkeit von dem großen Diktator und seine volle Souveränetät in dem von ihm selbst beanspruchten Gebiete des Uruguay an den Tag zu legen, ein ganz gleiches Dekret, und zwar meistens in denselben Worten abgefaßt, auch von seiner Seite bekannt macht. Oribe hat es also ebenfalls für einen Akt der Piraterie erklärt, wenn ein Kauffahrteischiff den Paraná hinauf nach Uruguay segelt! Es erscheint dies um so anmaßender, wenn man erwägt, daß nur ein Ufer des Stromes und von diesem auch nur der untere Theil zur La Plata-Union gehört, falls man nicht die Banda Oriental als einen Appendix zu den Argentinischen Provinzen betrachtet, was de facto die Ansicht von Rosas und Oribe ist. — Man kann übrigens aus diesem Beispiele abnehmen, wie schwer es überhaupt ist, mit diesen beiden Männern, die keinen Begriff von völkerrechtlichen Prinzipien haben, auf dem Boden dieser Prinzipien zu unterhandeln.

„Das Geschwader setzte indessen seinen Weg, den Paraná hinauffahrend, fort und langte bald bei dem Rosario an, einer anderen festen Stellung, wo sie indessen keinen Widerstand fanden; vielmehr kam ein großer Theil der unbewaffneten Einwohner an das Ufer, um die Schiffe vorüberfahren zu sehen. Der kaufmännische Theil der Expedition, der den Befehl erhalten hatte, bei Martin-Garcia so lange zu verweilen, bis der Fluß offen sey, erhielt bald darauf die Erlaubniß, vorzuschreiten, und seitdem haben wir nichts wieder von ihm gehört, da es uns hier an aller Communication mit jenem Gebietstheile gebricht.

„Inzwischen hat sich Oribe zwar zum Herrn des Landes jenseits des Uruguay gemacht, doch keinesweges der Art, daß nicht überall, wo seine Truppen nicht sind, sofort auch gegen seine Autorität protestirt werden sollte. *)

„Die vereinigte englisch-französische Flotte hatte (wie bereits oben erwähnt), bevor sie die Expedition nach dem Paraná unternahm, den Uruguay, welchen sie bis nach Paysandée (ungefähr 150 Leguas von der Mündung) hinauf gesegelt war, ebenfalls von allen feindseligen Elementen gesäubert, worauf sie dort eine englische Brig und einen französischen Schooner zur Blokirung des Flusses und zur Unterstützung der orientalischen Truppen zurückließ. Von den Letzteren befindet sich eine Besatzung zu Martin-Garcia und eine andere auf der Isla del Vizcayno an der Mündung des Rio-Negro, doch die Hauptmacht derselben, die unter den Befehlen Garibaldi's steht und von jenen englisch-französischen Schiffen unterstützt wird, ist bis nach Salto vorgedrungen, welches derjenige Punkt, bis wohin der Uruguay schiffbar ist. Unter denen, die sich Garibaldi angeschlossen, befindet sich auch ein schottischer Gutsbesitzer (Estanciero) der Gegend, Namens Mundell, der alle seine Bauern bewaffnet hat, um der Militair-Despotie von Rosas und Oribe Widerstand zu leisten.

„Die wichtigste Nachricht, die ich Ihnen indessen mittheilen kann, ist folgende, die uns am 6. Januar zuging: Paraguay nämlich, welches lange bemüht war, von Rosas die Anerkennung seiner Unabhängigkeit und der Freiheit des Handels auf dem Paraná zu erlangen, jedoch bisher nur beleidigende Antworten erhielt und auf vielfache Weise insultirt wurde, hat endlich dem Diktator den Krieg erklärt, mit dem Staate Corrientes ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen **) und 10,000 Mann zum Beistande der Orientalischen Republik abgesandt. Die Republik Paraguay ist, meines Erachtens nach, ein Gegner, der der Gewalt des Diktators sehr gefährlich werden kann. Ihre materielle Macht ist beträchtlich, besonders in Hinsicht der zur Kriegführung geeigneten Männer, an welchen Rosas bedeutenden Mangel leidet, und auch ihre finanziellen Hülfsquellen sind fast noch unberührt. Sie schreitet zum erstenmale nach 35 jährigem Frieden zu einem Kampfe — zu einem Kampfe für ein freies Prinzip, das man achten muß und dem man nur den Sieg wünschen kann.

„Wie man sieht, steht die Sache des General Rosas nicht sehr gut, besonders da er den beiden europäischen Mächten gegenüber, die sich jetzt unmöglich kompromittiren können, zu weit gegangen ist. Hätte er einzulenken

*) Den neuesten über England aus Buenos Ayres hier eingegangenen Nachrichten zufolge, hat General Oribe den cisplatinischen General Freire bei Maldonado aufs Haupt geschlagen und ist die letztgenannte Stadt, die nicht allzu entfernt von Montevideo liegt, von den Truppen der „orientalischen Republik" wieder geräumt worden.

**) Es liegt uns der in spanischer Sprache abgefaßte, vom 11. November 1845 datirte Offensiv- und Defensiv-Allianz-Traktat zwischen den Republiken Paraguay, deren Präsident seit dem Tode des Dr. Francia Don Carlos Antonio Lopez ist, und Corrientes vor, welche letztere dabei von dem General en Chef der „aus Argentinischen Truppen der verschiedenen Provinzen vom Rio de la Plata zusammengesetzten Armee", Don Jose Maria Paz, und dem Gouverneur und General-Capitain von Corrientes, Don Juan Madariaga, vertreten ist. Es heißt darin Art. 2: „Die Allianz hat zum Gegenstand und Zweck, dem zu widerstehen, daß der General Rosas die despotische, illegitime und tyrannische Gewalt, die er sich anmaßt, auch fernerhin übe, so wie vollständige Garantieen für die beiden kontrahirenden Theile zu erlangen, namentlich auch für die freie Schifffahrt auf den Flüssen Paraná und Plata."

gewußt, bevor die beiden Gesandten Buenos Ayres verließen, hätte er damals die Banda Oriental geräumt, so würde er ungestört seine Gewalt in den Argentinischen Provinzen befestigen können, und auch Oribe hätte vielleicht seine Präsidentschaft im Uruguay-Gebiet anerkannt gesehen. Rosas wollte jedoch nicht, und zwar auch nicht, als Baron Mareuil ihm zuletzt noch einen Ausweg eröffnete, und so sieht er denn jetzt seine Autorität gebrochen; von allen Seiten erheben sich, durch seinen Kampf mit England und Frankreich dazu ermuthigt, neue Gegner wider ihn, und kömmt nun noch, wie man hier ankündigt und erwartet, eine Invasion von Bolivien hinzu, dann ist es um seine Macht geschehen. Wenn England und Frankreich jetzt wollten und die verfügbaren Mittel dazu nach Süd-Amerika beorderten, so könnten sie dem Reiche des Diktators für immer ein Ende machen und eben sowohl bürgerliche Ordnung als Freiheit des Handels in einem Lande begründen, das deren in so hohem Maße bedarf. Sollten jedoch England und Frankreich jetzt mißbilligen, was ihre Bevollmächtigten in den La Plata-Staaten gethan haben, so würde dies nicht blos den Ruin dieses Landes, sondern auch den vieler hier etablirten Ausländer unvermeidlich zur Folge haben."

Frankreich.

Historische Charaktere, nach Lord Brougham.

II. Lafayette.

(Schluß.)

Es ist etwas Anderes, an den Abscheulichkeiten, die ihn so empörten, Theil zu nehmen oder dieselben gar vertheidigen, und wieder etwas Anderes, von Ereignissen, die durchaus nicht unvorhergesehen, nicht außerhalb des Laufes der Dinge in Zeiten der Gährung sind, so eingeschüchtert werden, daß man die Sache abschwört, welche jene Abscheulichkeiten schändlich entstellten, sehr hemmten, aber in ihrem Wesen nicht verändern konnten. Sicherlich geziemt es sich für alle Menschen, reiflich nachzudenken bevor sie sich in eine Sache einlassen, die fast unvermeidlich zu Volksausschweifungen führt, welche letzteren wieder, nach nicht entfernter Wahrscheinlichkeit, von den offenbarsten Verbrechen begleitet seyn können; denn es kann ihre Pflicht werden, die Sache, für welche sie Partei ergriffen haben, nicht zu verlassen, obwohl dieselbe durch Vieles verdunkelt worden ist, was sie redlicherweise mißbilligen. Obgleich nun Lafayette nie, auch nur für einen Augenblick, mit dem Feinde sich verband; obgleich er sogar im letzten Augenblicke seines Kommando's an der Gränze, und als er in offene Feindseligkeiten gegen die Regierung zu Paris überging, alle mögliche Vorsichtsmaßregeln gegen einen Ueberfall von Seiten des österreichischen Heeres zu treffen fortfuhr; und obgleich er nach seiner Flucht aus Frankreich eine lange und grausame Gefangenschaft mit beständiger Gefahr seines Lebens lieber erdulden wollte, als der Sache der gegen die Freiheit seines Vaterlandes verbundenen Mächte auch nur den Beistand einer einzigen Phrase leisten; — so muß doch eingestanden werden, daß sein Verlassen der unter seinem Befehl stehenden französischen Truppen das französische Gebiet den dringendsten Gefahren — und zwar nothwendig — aussetzte, und daß sein Verlassen Frankreichs sowohl für die Sache der Republik wie für die Sicherheit der Nation ein harter Schlag war. Es ist allerdings wahr, seine Ergebenheit blieb jener Sache treu, und sein Ausreißen geschah aus Abscheu vor den in ihrem Namen von schlechten Menschen begangenen Gewaltthätigkeiten. Aber eben so wahr ist es auch, daß er mit seiner eigenen freien Zustimmung auf jenen Posten gestellt, nicht mit verschlossenen Augen zu demselben gekommen war, und daß diese Stellung es ganz unmöglich machte, sich dem von vorgeblichen Republikanern gethanen Unrecht zu widersetzen, ohne zugleich der Sache der republikanischen Regierung zu schaden und sogar das Daseyn Frankreichs als eines unabhängigen Staates zu gefährden.

Wenn aber Lafayette's Irrthum während der ganzen kritischen Zeit, in welcher er eine so bedeutende Rolle spielte, groß war, so war doch seine Redlichkeit tadellos, sein Ruf unbefleckt, seine Festigkeit ungebrochen. Da er es sich einmal zum Grundsatz gemacht hatte, — ein zwar die Tugend sichernder Grundsatz, der aber gute Menschen von allen revolutionairen Bewegungen fern halten sollte, — niemals mit dem Verbrechen irgend eine Gemeinschaft zu haben, selbst nicht für die Rettung des Vaterlandes, — niemals Uebles zu thun oder zuzugeben oder auch nur dabei zugegen zu seyn, damit Gutes daraus entstehe, wäre es auch das öffentliche Wohl, — so hielt er an diesem Grundsatze fest, von der Erstürmung der Bastille an bis zu den Ausschweifungen des Juni 1792, und von da bis er im August den durch den Umsturz der Gesetze und der Verfassung befleckten Boden verließ. Dem Hofe, wenn dieser die Rechte der Nation zu beeinträchtigen suchte, — dem Volke, wenn dasselbe die Vorrechte der Krone verletzen wollte, stellte er auf gleiche Weise einen männlichen und unnachgiebigen Widerstand entgegen. Die Verblendung der königlichen Familie verhinderte sie, seine unbeugsame Rechtlichkeit zu erkennen, und sie allein bezweifelte sein Recht auf ihr volles Vertrauen. Verblendet durch die grundlose Erwartung, daß er gegen die Revolution Partei ergreifen werde; seine Rechtlichkeit nach ihrer eigenen beurtheilend und sich einbildend, sein Eifer für die Freiheit sey affektirt; in gänzlichem Vergessen seiner ganzen vorhergehenden Geschichte sich damit schmeichelnd, daß er ein Aristokrat, ein Royalist, ja sogar im Herzen ein Absolutist sey, und daß der patrizische freiwillige Kämpfer für die amerikanische Freiheit, wenn die Gefahr käme, seinen Standesgenossen beistehen würde, gab sie sich, so wie sie ihn rechtlicher fand, als sie geglaubt hatte, einem wahrhaft kindischen Verdrusse hin. Die Undankbarkeit des Hofes stand in entsprechendem Verhältniß zu diesem Verdrusse. Alle Verdienste des großen Staatsbürgers um die königliche Familie, deren Leben er mit Gefahr seiner eigenen Popularität, wenn nicht seiner persönlichen Sicherheit, wiederholentlich gerettet hatte, wurden vergessen. Seine Niederlegung des Befehles über 60 Bataillone Nationalgarde, weil eine Handvoll unter derselben an der Beleidigung des Königs Theil genommen hatte, galt für Nichts. Während Danton, den die königliche Familie so darstellte, als ob er sich verkauft und für den Preis einen Empfangschein ausgestellt hätte, ihr Vertrauen erhielt; — während dieselbe beim Tode des käuflichen Mirabeau den äußersten Schmerz zeigte; schilderten der König und die Königin, in ihren Briefen an den damals in Koblenz befindlichen Grafen Artois, Lafayette als einen „Böswicht und Fanatiker", dem Niemand trauen könne, blos weil Niemand ihn von seiner Pflicht abbringen konnte; und der weise Graf drückte seine lebhafte Zufriedenheit damit aus, daß er die Gerüchte grundlos fand, wonach seine Verwandten irgendwie einem Menschen trauten, über den „die Geldgier keine Gewalt gebe und der ein bloßer Schwärmer und Narr sey." Sogar als Lafayette aus seinem Hauptquartier an der Gränze nach Paris eilte, um den Gewaltthätigkeiten des 20. Juni 1792, die alle gegen die königliche Familie gerichtet waren, Einhalt zu thun, sagte die Königin: „es sey besser, zu Grunde zu gehen, als ihre Rettung Lafayette und der constitutionellen Partei zu verdanken"; und Herr Windham citirte, mit einem nur durch den Wahnsinn seiner anti-französischen Gefühle und durch seine Hingebung an Burke zu erklärenden Grade von Gedankenlosigkeit, dasselbe königliche Zeugniß als entscheidend gegen Lafayette, indem man nämlich die Königin habe sagen hören: „Ich will mich zwischen Barnave und den Scharfrichter stellen, aber Lafayette kann ich nie vergeben." Wie rührend ist dagegen das Geständniß der Tochter dieser unglücklichen Fürstin, der Herzogin von Angoulême, in Betreff dieses Punktes, und wie gut drückt dasselbe den Irrthum aus, in den ihre Aeltern gefallen waren: „Wenn meine Mutter ihre Vorurtheile gegen Herrn von Lafayette hätte besiegen können, wenn man ihm mehr Vertrauen geschenkt hätte, würden meine unglücklichen Aeltern noch leben." Ihr Mißtrauen gegen den General wird also der Königin von der höchsten Zeugin zur Last gelegt. Niemand kann aber darüber in Zweifel seyn, daß ein vorzüglicher Grund jenes Mißtrauens in ihrer Seele die Ueberzeugung war, er werde sich niemals zu ihren Intriguen hergeben, — zu solchen treulosen Handlungen, wie diejenige, welche die Hauptursache von Ludwig's und ihrem eigenen Schicksal war, die Flucht nach Varennes und die zurückgelassene Erklärung, welche alle früher gemachten Versprechungen widerrief und behauptete, dieselben seyen ihnen mit Gewalt abgedrungen worden.

Es ist weit mehr als ein Ersatz für dieses Mißtrauen, daß dasselbe auf den Hof von Versailles beschränkt war. Männer von allen Parteien vereinigen sich darin, ihren unbedingten Glauben an Lafayette's unbeugsame Rechtlichkeit zu bezeugen; und Männer von mehr als gewöhnlichem Scharfsinn und Nachdenken haben hinzugefügt, daß er allein durch den revolutionairen Ofen unverdorben hindurch gekommen ist, allein den schlüpfrigen Pfad jener wechselvollen Scenen, ohne zu fallen, betreten hat. Napoleon, obgleich sehr verletzt durch Lafayette's beharrliche Weigerung, seine Willkür-Herrschaft zu unterstützen, sagte zu ihm: „Sehen Sie, mein Lieber, Ihr Benehmen ist schön! Die Angelegenheiten seines Vaterlandes leiten und mit den Feinden desselben, im Fall des Scheiterns, keine Gemeinschaft haben, — das ist das Rechte!"

Der unauslöschliche Haß gegen Willkür ist jedoch sein bestes Lob. Kaum hatte er sein Kommando verlassen und das preußische Gebiet betreten, so wurde er von dem verbündeten Heere ergriffen; und als er sich weigerte, gegen sein Vaterland zu fechten oder auch nur die geringste Nachweisung zu geben, die den feindlichen Invasionsplänen förderlich seyn konnte, wurden er und seine Gefährten Latour-Maubourg und Bureau de Puzy, wie bekannt, erst in Wesel, dann in Magdeburg und zuletzt in Olmütz gefangen gehalten. Nach fünfjähriger einsamer Gefangenschaft wurden diese Patrioten — die keine Kriegsgefangene waren, deren einziges Vergehen war, sich der Sache der Freiheit bei der Umgestaltung der Institutionen ihres Vaterlandes geweiht und ihre Mitarbeiter, als diese Gewaltthätigkeit mit Umgestaltung verbanden, verlassen zu haben — endlich durch den Einfluß der siegreichen Republik bei den Höfen der Fürsten befreit, die durch die Waffen derselben überwunden worden waren.

Da die vielleicht etwas zu bedenkliche Art Lafayette's ihn bewog, unmittelbar nach seiner Befreiung seine starke Mißbilligung des Staatsstreiches auszusprechen, durch welchen Carnot und Barthélemy aus dem Direktorium vertrieben wurden, so blieb er bis zu Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten und bis zur Errichtung des Konsulats in der Fremde. Treu seinen Grundsätzen, wies er wieder alle Gemeinschaft mit demjenigen zurück, in welchem er schon die Neigungen und Bestrebungen eines Despoten erkannte. Er lebte, zurückgezogen, im Schoße seiner Familie, bis zum Sturze der kaiserlichen Dynastie, und eben so während der ersten Restauration, mit deren Regierungsweise er noch weniger zufrieden war, als mit der Kaiserherrschaft. Als endlich das zweite Eindringen der Verbündeten, nach der Schlacht bei Waterloo, ihm eine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten gab, brauchte er dieselbe dazu, Napoleon's Thronentsagung zu veranlassen, mit der sinnlosen und abenteuerlichen Absicht, den König von Rom, unter einer Regentschaft, zum Kaiser zu erklären; — ein Projekt, das, nach dem Urtheil jedes mit gesundem Menschenverstande begabten Mannes, auf die zweite Restauration der Bourbons hinauslaufen mußte. Diese, welche er am wenigsten wünschte, erfolgte natürlich

sogleich; und auf die Pedanterie Lafayette's fällt ein großer Theil der Schuld an jenem Ereigniß und an der schließlichen Verbannung Napoleon's, — einer Maßregel, rücksichtlich welcher derjenige sehr kühn seyn würde, der dieselbe jetzt als die beste vertheidigte, welche unter den damaligen Umständen getroffen werden konnte.

Im Jahre 1830 sehen wir Lafayette noch einmal über die Nationalgarde und zugleich über die Ehrerbietung und Hochachtung aller seiner Mitbürger gebieten. Seine wohlbekannte Parteilichkeit für die Republik zeigte sich von neuem: überzeugt aber, daß so Etwas jetzt in Frankreich nicht möglich wäre, erklärte er sich für eine „mit republikanischen Institutionen umgebene Monarchie." Vielleicht ist es eine so gewisse Wahrheit, wie überhaupt eine in der Staatswissenschaft festgestellt werden kann, daß, um eine Monarchie aufrecht zu erhalten, eine Umschanzung mit monarchischen Institutionen nothwendig sey. Auch ist es nicht leicht, zu begreifen, wie das Königthum, außer dem bloßen Namen nach, bestehen kann mit einer über das ganze Land verbreiteten, ihre Offiziere selber wählenden militairischen Macht; — mit einer durchaus kein selbständiges Recht besitzenden, vom Hofe ernannten und nicht einmal mäßigen Reichthums sich erfreuenden Pairskammer; — und mit einer so allgemeinen Mitwirkung des Volkes bei der Wahl seiner Vertreter, wie stattfinden muß, wenn diese das Land mehr, als nur ihrem Titel nach, vertreten sollen

Daß die Fähigkeiten Lafayette's weit weniger hervorstechend waren, als seine Tugenden, haben wir schon häufig Gelegenheit gehabt zu bemerken. Auf Beredtsamkeit machte er keine Ansprüche: aber seine geschriebenen Aufsätze sind von großem Werth; klar, einfach, verständig, oft kraftvoll in dem Ausdruck richtiger Ansichten und natürlicher Gefühle, immer durch die ihn so charakterisirende Aufrichtigkeit bezeichnet. Seine Unterhaltung war, nach Allem, was er gesehen und was er erlitten hatte, nothwendigerweise interessant: seine Anekdoten aus dem amerikanischen Kriege und der französischen Revolution gab er mit einer besonderen Lebhaftigkeit und Anmuth zum Besten und schmückte dieselben zugleich mit einer Bescheidenheit und Offenheit, die für den Zuhörer in gleichem Grade anziehend waren. Ueber die meisten allgemeinen Gegenstände war er sehr gut unterrichtet; er hatte die Geschichte mit Fleiß und Verstand gelesen, die Lehren seiner eigenen Erfahrung gesammelt, war überbedenklich in seinen Anwendungen derselben auf die Praxis, etwas geneigt, alle Dinge durch das Medium amerikanischer Ansichten zu betrachten, gemeiniglich den Fortschritt vergessend, welchen die Menschen seit 1777 gemacht hatten, und fast immer bereit, dasjenige, worin er sich eingelassen hatte, aufzugeben, wenn dasselbe nicht genau nach seinen eigenen gewissenhaften Ansichten von dem, was klug und recht sey, ausgeführt werden konnte. Im Privatleben aber war er fehlerlos, gütig, von warmem Herzen, mild, gegen alle bürgerlichen oder religiösen Differenzen duldsam, in seiner Familie verehrt, von seinen Freunden geliebt und sogar in seinen offenbaren Irrthümern von allen denjenigen geachtet, mit welchen er jemals irgend einen Verkehr unterhielt. Zu jeder Zeit ist die Erscheinung eines solchen Mannes eine seltene Vorkommenheit; daß aber von einem Manne, dessen Leben an Höfen, in Feldlagern, in der Bewegung der Factionen, in den Verwirrungen des Bürgerkriegs, unter den Ausschweifungen revolutionairer Gewaltthätigkeit verfloß, ein solcher Charakter auch nur eine Zeit lang entwickelt werden konnte, — das darf wohl für ein Wunder gehalten werden, und kaum für etwas Geringeres als ein Wunder, daß solche Tugend durch solche Scenen unberührt hindurch zu schreiten vermochte.

Der Bielasche Komet als Doppelstern.

Das gegenwärtige Wiedererscheinen des **Bielaschen Kometen** in seiner Sonnennähe ist von einem sonderbaren und bisher noch nicht gesehenen Phänomen begleitet. Dieses Gestirn nämlich, das bei jedem früheren Umlauf und selbst noch im vorigen Dezember, d. h. im Anfange seines jetzigen Verweilens am Himmel, einfach erschienen war, hat sich verdoppelt: es hat sich in zwei von einander geschiedene Sterne getheilt, die beide fast dieselbe Bewegung um die Sonne haben. Diese Trennung wurde den vorhandenen Berichten nach am 12. Januar in Washington, am 13ten in Königsberg gesehen. Dagegen fand Herr Walz in Marseille am 20sten das Gestirn noch einfach und am 27sten doppelt. In Berlin wurde die Spaltung von Encke und in Cambridge, an demselben Tage, von Challis beobachtet. Diese Spaltung nun kann in der Wirklichkeit schon vor sehr langer Zeit vor sich gegangen seyn, nur daß die Astronomen sie nicht haben bemerken können. Es ist nämlich denkbar, daß der zweite Stern durch eine plötzliche Vermehrung seines inneren Lichtes, nachdem er vorher der Beobachtung entgangen war, sichtbar geworden ist.

Professor Plantamour in Genf hat diese Ansicht durch seine Beobachtungen wahrscheinlich gemacht. „Am 3. Februar — schreibt er in der Revue de Genève — sah ich, nachdem das trübe Wetter den ganzen Januar hindurch jede Beobachtung verhindert hatte, zu meinem Erstaunen nordwestlich neben dem Kometen einen sehr schwachen Nebelfleck, der an der Bewegung des Sternes Theil nahm. An den folgenden Tagen, am 5., 10. und 11. Februar, zeigte sich keine merkliche Veränderung in der relativen Helligkeit beider Körper, nur war in den letzten beiden Tagen, zumal wir Mondschein hatten, die des neu hinzugekommenen sehr schwach. Am 12ten aber nahm dieselbe so zu, daß mir und Herrn Brüderer der zweite Stern eben so glänzend schien, als der erste, und wenn eine Differenz im Glanze vorhanden war, so lag sie auf Seite des zweiten. Am 17. Februar war der neue Stern beträchtlich größer und heller, als der alte, am folgenden Tage der letztere, obgleich kleiner, wiederum glänzender. Am 19ten erschien der alte von neuem größer und hatte noch an Helligkeit zugenommen. Umfang und Glanz verminderten sich wieder am 20sten. Am 30. März dagegen war der neue Stern vollkommen blaß und unscheinbar geworden."

Es hatte sich also vom 11. zum 12. Februar der Nebenstern so sehr entwickelt, daß er, nachdem er am 11ten noch bei weitem schwächer war, am 12ten dem alten an Glanz völlig gleichkam. Läßt sich diese Veränderung daraus erklären, daß sich der neue eines Theiles von der Lichtatmosphäre des alten bemächtigt hätte? Dann würde der alte um eben so viel an Glanz haben verlieren müssen; dies war aber nicht der Fall, vielmehr erschien derselbe ebenfalls leuchtender als früher. Man muß darum, nach Professor Plantamour, die Ursache dieser Veränderungen in der Entwickelung des eigenen Lichtes oder in einem Wechsel des Molekularzustandes des Kometen suchen, durch den das Leuchtvermögen ein anderes geworden ist. Es wäre auch nicht das erstemal, daß ein Komet in der Sonnennähe Schwankungen in seinem Glanze gezeigt hätte. Nur das bleibt merkwürdig, daß die beiden Kometen, die, wie aus der Parallelität ihrer Bewegung und ihrer Nachbarschaft hervorzugehen scheint, gemeinschaftlichen Ursprung haben, so bedeutende Differenzen in den Veränderungen ihres Glanzes zeigen können.

Mannigfaltiges.

— **Historische Romantik.** Die Herzogin von Marlborough, an deren Manen sich Scribe in seinem „Glas Wasser" so versündigt, indem er ihr eine frivole Liebe für Masham andichtet, war die treueste, aber auch die geliebteste Gattin. Ihre Schönheit entging dem alltäglichen Schicksal nicht, eben so oft gefeiert als verleumdet zu werden. Swift und Pope, die berühmten Zeitgenossen der Herzogin, gossen ihre bittersten Satiren über sie aus, zu denen ihr ehrgeiziger, leidenschaftlicher Charakter hinreichende Motive lieferte. Ob der Held Marlborough ihr mehr Stolz als Liebe einflößte, ist bei ihrer Eigenthümlichkeit schwer zu entscheiden. Als der berühmte Gemahl gestorben war, stand sie bereits in den funfziger Jahren, aber es bewarben sich dennoch mehrere Männer um ihre Hand, u. A. der Herzog von Somerset, dem die schöne und vernünftige Antwort ertheilt wurde, die Herzogin fände es ihres vorgerückten Alters wegen unpassend, eine zweite Heirat einzugehen, wenn aber auch der Herr aller Reiche um sie anhielte, sie würde ihm niemals einen Platz in dem Herzen anweisen, das dem Herzoge von Marlborough geweiht gewesen sey. — Neuerdings hat Harrison Ainsworth in seinem Roman: „Königin Anna und ihr Hof" das historische Bild der Herzogin richtiger als Scribe gezeichnet, überhaupt scheint sein Buch eine Paraphrase des Werkes von Mistriß A. T. Thomsen zu seyn, welches, bis auf einige überflüssige weibliche Zwischenreden, eine recht fleißige historische Arbeit genannt zu werden verdient. Wir kommen immer mehr dahin, von den Romanschreibern die unverfälschte Geschichte zu fordern; Liebesgeschichten und ihre Helden in den historischen Grund zu weben, ist kein befriedigendes Verfahren mehr; Begebenheiten und hervorragende Persönlichkeiten zu durchdichten, herauszuarbeiten aus dem großen Ganzen, zu einem lebensvollen Pautrelief zu gestalten, das ist die Aufgabe, welche heutzutage dem Roman gestellt wird. Die Engländer haben von ihrem guten Lehrmeister, Sir Walter, viel gelernt, und auch Harrison Ainsworth giebt viel Geschichte in seinem neuen ebengenannten Roman, aber von dem Schlendrian: die Liebesintrigue als Knotenpunkt zu schürzen, hat er sich noch nicht emanzipirt. Er stellt die beiden, auch schon aus dem „Glas Wasser" als Liebesleute bekannten Personen, Abigail Hill und Masham, viel zu sehr in den Vordergrund, während er nur flüchtige Umrisse von Charakteren giebt, deren genauere Ausmalung schon allein ein psychologischer Roman seyn würde. Wer jemals das Bild der stolzen und schönen Sara von Marlborough unter den Familienportraits der englischen Aristokraten gesehen, wer diese Züge bewundert hat, die, kühn und edel geschnitten, durch den männlichen Herrscherblick an den Jupiter tonans erinnern, während die rothen vollen Lippen, die Marmorschultern alle weiblichen Reize verkündigen, wer, sage ich, würde alsdann nicht begierig seyn, ein innerliches Bild dieser bezaubernden Aeußerlichkeit zu erhalten, und wer würde es nicht bedauern, daß ein Novellist es so flüchtig zeichnet und so charakteristische Züge darin vergißt, wie die romantische Anekdote von der heroischen Strafe, welche die Herzogin einst dem Gemahl für irgend eine häusliche Scene auferlegte: Er liebte abgöttisch ihr schönes, langes, schwarzseidenes Haar, sie schnitt es zornig ab und legte es schadenfroh in sein Vorzimmer, indem sie ihn beobachtete, als er hindurch ging; aber er zeigte keine Art von Bewegung, sondern that, als sähe er nichts. Geärgert darüber, eilte die Herzogin eine Stunde später, ihr fruchtlos geopfertes Haar sich wieder zu holen, aber es war verschwunden, und erst lange Zeit nachher, nach dem Tode des Herzogs, fand sie es sorgfältig aufbewahrt unter seinen liebsten Besitzthümern; er hatte sich nie davon getrennt und es wie eine Reliquie heilig gehalten. Die Witwe erzählte diese Geschichte oft ihrer berühmten Freundin Lady Mary Montague und zerfloß jedesmal dabei in Thränen über den eigenen Trotz und die rührende Liebe ihres Gemahls.

F. v. P.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 49. Berlin, Donnerstag den 23. April 1846.

England.

Englische Nationalität und Staatsverfassung, verglichen mit der französischen.

(Aus Anlaß der „Etudes sur l'Angleterre", von Leon Faucher.*)

England und Frankreich, die beiden Länder constitutioneller Freiheit, bieten in ihrem Verhältnisse zu einander ein merkwürdiges Schauspiel dar, welches des Studiums der Freunde der Menschheit und des Fortschritts in hohem Grade würdig ist. Englands Bevölkerung vereinigt deutsches und französisches Blut, welches in seiner Mischung ein drittes neutrales Produkt hervorgebracht hat, das zwar die Spuren des einen und des anderen Ursprungs trägt, aber doch keinem eigentlich gleicht. Das deutsche Blut hat es rein von den Sachsen erhalten, das französische, mehr in der Mischung mit dem Nordlandsblute, hauptsächlich von den Normannen. Hingegen haben diese durch langen fast ausschließlichen Besitz des Bodens und der Gewalt, durch die außerordentliche Ausdehnung, welche sie dem Lehenssysteme gaben, und viele andere Ursachen sich noch tiefer in das Land eingedrängt, die eigenthümliche Färbung ihrer Sitten lange dort eingebürgert, und das alte römische Blut, von der Zeit der Römerherrschaft her, hat auch größere Affinität mit dem davon durchdrungenen französischen als mit dem altgermanischen. Daher findet sich im englischen Volke, in seinen Sitten und Institutionen vereinigt, was widersprechend zu seyn scheint und doch nur diesen doppelten Ursprung verräth. So erklärt sich ein Theil der Gegensätze, welche unser Verfasser in der Einleitung zu vorliegendem Werke mit seiner Beobachtungsgabe erkennt und mit vielem Scharfsinne neben einander stellt, deren Lösung zu geben er aber unterlassen hat.

So z. B. ist im französischen Volke immer eine große Centripetalkraft vorherrschend gewesen. Einheit in den Staat zu bringen, strebten die edlen, sündigten, wütheten und mordeten die unedlen Naturen im Besitze der Gewalt, und in dieser Beziehung haben Ludwig XI., der Kardinal Richelieu und selbst Ludwig XIV. eine auffallende Aehnlichkeit mit den Terroristen. Das deutsche Volk hingegen hat in seiner Geschichte wie in seinen Institutionen, ja nach Tacitus Zeugniß schon in seinen Wäldern eine große Centrifugalkraft bewährt und das Unglück gehabt, von Marbod bis auf Otto von Nordheim, bis auf Friedrich den Großen und weiter seine besten Köpfe mit und ohne Absicht, durch Gesinnung oder Nothwendigkeit bewogen, gegen die Einheit der vaterländischen Macht wirken zu sehen. Der Deutsche hat von jeher mehr das Individuelle, der Franzose das Staatliche in sich ausgebildet. Der Deutsche fühlt sich mehr als ein Glied seiner Familie, der Franzose als ein Glied seines Volks. Darum ist der Geist der Centralisation in Frankreich durch alle Phasen seiner Geschichte, nur in verschiedener Weise, immer vorherrschend, während er in Deutschland nie heimisch gewesen ist. Unter Deutschlands erluchteten Fürsten ist keiner, der, wie der letzte Beherrscher des Dauphiné, zur Todtenfeier des verunglückten Erben seinen kleinen Staat dem großen Ganzen einverleibt; unter Frankreichs edelsten Königen keiner, der, wie Ludwig der Bayer, dem gefangenen Mitbewerber um die Krone eine Zeit lang einen Theil seiner eigenen Rechte überläßt. Deutschlands beste Kaiser und Staatsmänner haben der Einheit des Reichs viel vergeben und sich oft mit ihren Tugenden selbst an dem Lande versündigt. Frankreichs unedelste Könige und Minister haben für die Einheit des Reichs gewirkt, und des Menschen Sünde ist nicht selten des Fürsten oder Staatsmanns Verdienst geworden. In England herrscht das deutsche Vereinzelungs- zugleich mit dem französischen Vereinigungs-Systeme; dieses findet seine Spitze im König und Parlament, jenes wird durch die wie durch Wunder neben einander bestehende Herrschaft der Krone, großer als Lordlieutenants den Grafschaften vorgesetzten Landeigenthümer (S. XXIX des Originales), der Aristokratie überhaupt, der ostindischen Compagnie, englischer und schottischer Partikulargesetze u. s. w. in Anwendung gebracht.

Des Deutschen Sinn ist mehr der Vergangenheit, des Franzosen der Zukunft zu gerichtet. Der Deutsche spricht immer von historischem, der Franzose von natürlichem Rechte. Der Deutsche fragt mehr: wie war es? der Franzose: wie soll es seyn? Der Deutsche hängt am Bestehenden bis zum Vorurtheil, der Franzose liebt das Neue bis zur Unbeständigkeit. In England besteht nach deutscher Weise die Freiheit auch aus vielen Partikularfreiheiten, die oft in Privilegien ausarten und sich nicht selten gegen die eigentliche Freiheit wenden; aber dort sind es nur die Zweige und Aeste, nicht der Stamm des Baumes. Kein Bücherwurm wird es in England wagen, die Preßfreiheit, die Freiheit der Meinungen, oder die erst in der neuesten Zeit ihrer Anerkennung entgegen gehende Glaubensfreiheit aus alten Pergamenten zu widerlegen. Die englische Constitution bildet jenes merkwürdige Ganze, das, im Einzelnen voll Unvollkommenheiten, doch die Basis der Nationalfreiheit wie der Nationalmacht ist. Freilich ist Vieles davon wurmstichig geworden, und ein System, das auf Bevorrechtung des Grundbesitzes beruht, kann in einer Zeit, wo der Reichthum flüssig und folglich demokratisch geworden ist, unmöglich so erhalten werden wie es ist. Aber in England ist die Aristokratie am Ende doch erfahren genug, ihren Widerstand nicht über die Gränze des Erreichbaren auszudehnen, und glücklich genug, immer Staatsmänner zu finden, die sie vor ihrem eigenen Uebermaße schützen. Eben jetzt giebt Sir Robert Peel an der Spitze des englischen Staates ein Muster, das bei uns mehr Bewunderung als Nachahmung findet und ein leuchtendes Beispiel ist, wie ein Staatsmann von wahrhaft konservativen Grundsätzen das große Gebäude am besten erhält, wenn er selbst abtragen hilft, was morsch und baufällig geworden ist. So groß auch die Macht des englischen hohen Adels ist, sie ruht doch in ihrem tiefsten Grunde auf der Bedingung: das Wesen der durch alle Institutionen gedrungenen Vereinigung der Demokratie mit der Monarchie und Aristokratie nicht zu verkennen. In der Gesellschaft drückt daher seine Wucht stärker als im Staate, weil er in jener unbedingter herrscht und Englands Volk den Geist seiner Verfassung angenommen hat, welche die Freiheit eifersüchtig bewacht, die Gleichheit aber, selbst in dem edelsten, reinsten Sinne des Wortes, nicht pflegt.

So erklärt sich die Beobachtung, welche unser Verfasser in folgenden Worten ausdrückt: „Alle andere Völker, bei welchen die aristokratischen Re„gierungsformen vorherrschen, suchten die Menge von den öffentlichen Ange„legenheiten fern zu halten. In England möchte man (und fügen wir hinzu, in Beziehung auf die Staatsverfassung mit vollem Rechte) „glauben: die „Demokratie und die Aristokratie bildeten in Vereinigung die Basis der „Macht. Wenn die Herrschaft einer kleinen Zahl Familien angehört, so ist „hingegen die Masse der Bürger berufen, Antheil an den Verhandlungen und „Abstimmungen zu nehmen. In Großbritanien giebt es mehr als eine Million „politischer Wähler, und die Verwaltung der Lokal-Interessen ist auf republi„kanische Weise eingerichtet. Diejenigen, welche sie führen, werden von den „Steuerpflichtigen gewählt, welche alle, ohne Unterschied, Theil an dieser „Wahl nehmen."

Da sind wir nun an dem fundamentalen Unterschied zwischen den französischen und englischen Sitten und den darauf gegründeten Institutionen angelangt. Die französische Staatsverfassung stellt Ideen, die englische Entwickelungen dar. Jene ruht auf allgemeinen Wahrheiten, diese auf allmälig erworbenen Rechten. Jene folgte einer Revolution, die den Boden völlig geebnet hatte, diese beruht auf gemischten Verhältnissen, deren Charakter sehr verschieden, aber doch zu keiner Zeit von feudalistischem Wesen zu trennen ist; Frankreichs Verfassung ist dem Bewußtseyn einer zu politischer Mündigkeit heranreifenden Nation, einer sich selbst klar gewordenen Zeit entsprossen. Englands Constitution hat sich nach und nach aus dem Instinkte einer durch mancherlei Ereignisse belehrten Nation, aus der Vereinigung eines mächtigen Adels mit einem freiheitsliebenden Volke gebildet, welche, gleich in ihren Rechten bedroht, sich gegenseitig gegen Uebergriffe der Krone schützten. Englands Freiheit, theils von weisen, theils von geldbedürftigen, theils von niedergeworfenen, von rechtmäßigen und unrechtmäßigen Beherrschern herstammend, besteht aus einer Menge einzelner Rechte und Freiheiten, die sich gegenseitig hemmen, fördern, bedingen, erklären. Bis zum neunten Jahrhundert steigen einige ihrer Grundlagen hinauf, und alle große Ereignisse im Innern des Landes, das ihrer so viele und so entgegengesetzte durchgelebt, sowie viele Weltbegebenheiten bis auf die Juli-Revolution herab, welche die Reform des Parlaments bewirkt, alle haben ihr mächtige Spuren eingeprägt, die mit und neben einander bestehen. Frankreichs Freiheit ist aus einem Gusse und schließt daher solche Freiheiten, die im Grunde Privilegien sind, aus. Faktisch ist das Volk in England ein Theil der Nation, in Frankreich die ganze Nation; eben darum läßt das Gesetz es in England fast ohne Unterschied zu Vielem zu, wovon man in Frankreich den Theil, der kein Interesse hat, daß „der Boden nicht zittere", für jetzt noch ausschließen muß, weil das

*) Eine recht wackere Uebersetzung dieses interessanten Werkes, aus welchem wir im vorigen Jahre vielfache Auszüge mitgetheilt, ist kürzlich in Leipzig (Carl B. Lord) unter dem Titel „England in seinen socialen und kommerziellen Institutionen" (3 Bde.) erschienen.

Volk im Gefühle ſeiner durch keine mächtige Ariſtokratie gehemmten Macht vor Uebergriffen gewahrt werden muß.

Weil England das Glück oder auch, je nachdem man es anſieht, das Unglück hatte, zur Freiheit zu gelangen, ehe der moderne Staat den feudalen verdrängt hatte, darum beſteht die geſetzliche Gleichheit, ſelbſt ſo weit ſie beſteht, dort auf keiner ſocialen Grundlage. Wie in jeder Kommune, ſo iſt in jeder Familie die Ariſtokratie repräſentirt. Der älteſte Sohn, dem die übrigen Kinder, welche den Demos vorſtellen, wenn auch nicht untergeordnet, doch ungleich in Anſprüchen und Rechten ſind, repräſentirt ſie überall, und ſo erklärt ſich leicht, was unſerem Verfaſſer als eine unbegreifliche Anomalie erſcheint: daß nämlich in England die größte Summe geſetzlicher Freiheiten mit der größten Intoleranz in den Sitten vereinigt iſt. Beides liegt, wir möchten ſagen, in dem Datum der Freiheiten des Landes und erhält ſich noch immer (obgleich, wie viele Zeichen beweiſen, auch ſeine Stunde kommen wird), weil es ſo viel unleugbar Gutes und Volksfreundliches in ſeinem Gefolge hat und der Gegenwart, wenn es nöthig iſt, auch nachzugeben oder ſich mit ihr abzufinden weiß. Dabei iſt noch in Anſchlag zu bringen, daß, wenn auch der Reichthum in England in ſehr bedeutendem Verhältniß bei der Induſtrie zu finden iſt, doch das dort am weiteſten ausgedehnte Recht der Erſtgeburt den Adel reicher und ſeltener, alſo natürlicherweiſe geachteter erhält, als auf dem Feſtlande und durch die eben ſo naturwidrige, als unter den in England herrſchenden Verhältniſſen politiſche Ausdehnung dieſes Erſtgeburtrechts auf allen Grundbeſitz ihm eine mitten in der Demokratie ſich erhebende Ariſtokratie zum natürlichen Bundesgenoſſen giebt.

Daß in dieſem Volke, wie unſer Verfaſſer bemerkt, ſo viel Egoismus mit ſolcher Hingebung an philanthropiſche Ideen (wie die England ewig zu hoher Ehre gereichende Abſchaffung des Sklavenhandels beweiſt), ſo viel Liebe zum Gelde mit ſo uneigennützigem, die größten Geldopfer nicht ſcheuendem Eifer für Religion, überhaupt ſo viele Gegenſätze vereinigt ſind, liegt zum Theil auch oder vielmehr ſpricht ſich zum Theil auch in jenem Dualismus ſeiner Verfaſſung aus, der Alles vereinzelt und Alles vereinigt, Jeden lehrt, ſein perſönliches und Standesintereſſe vertreten und doch wieder im Wohl des Ganzen das ſeine finden. Der Engländer zieht ſein Intereſſe freilich in der Regel dem der Menſchheit, aber ſein Vaterland zieht er doch eben ſo oft ſeinem Intereſſe vor, weil er inſtinktartig fühlt, daß ſein Intereſſe durch dieſes am beſten vertreten, am meiſten gefördert wird. Damit vereinigt er indeß auch die Empfindung, daß die Ehre dieſes Vaterlandes erfordert, Alt-England an die Spitze großer, für die Menſchheit erſprießlicher Ideen zu ſtellen. Ueberhaupt liegt in allem, ſelbſt auf das Gewöhnliche gerichteten, großartigen Streben doch immer einige Affinität mit dem Höheren. Koloſſale Unternehmungen erfordern, ſelbſt wenn ſie nichts als Geldgewinn bezwecken, doch einen ganz anderen Sinn als Krämerſpeculation; und wer gewohnt iſt, wenn auch nur um pecuniairer Vortheile willen, Großes an Großes zu ſetzen, ſteht dem Menſchenfreunde, der für philanthropiſche Ideen freudig große Opfer bringt, zwar freilich nicht durch Seelenverwandtſchaft, aber doch faktiſch, immer näher, als die Krämerſeele, die überall Quentchen und nach Quentchen wiegt.

Auch des Engländers tiefes religiöſes Gefühl hängt, wie des Franzoſen bewundernswürdiger politiſcher Takt, mit der Entwickelung der Verfaſſung beider Völker zuſammen. Zweimal wurden die Stuarts in England geſtürzt, weil ſie dem religiöſen, zweimal die ältere Linie der Bourbonen in Frankreich, weil ſie dem politiſchen Bewußtſeyn des Volkes ſich nicht anſchließen mochten oder konnten. Die Biſchöfe der engliſchen Kirche waren unter Jakob II. Märtyrer der engliſchen Freiheit und ſtehen im Volksbewußtſeyn dem Algernon Sidney gleich; der franzöſiſche hohe Klerus hingegen ſtand, im Anfange der franzöſiſchen Revolution, wie zur Zeit der Juli-Ordonnanzen, bei den Gegnern der Volksfreiheit. Englands Revolution gegen Karl I. wie gegen Jakob II. war, wie geſagt, aus kirchlichem Antagonismus entſtanden, und die höchſten politiſchen Freiheiten, welche das Land errungen, knüpften ſich dieſen Bewegungen nur an. Es iſt daher kein Grund zur Verwunderung vorhanden, daß Englands hohe Geiſtlichkeit wie ſein hoher Adel lange und gutentheils noch jetzt einen ganz anderen Einfluß auf die öffentliche Meinung behaupteten, als dies in Frankreich der Fall ſeyn konnte, ſobald ſich da eine öffentliche Meinung bildete. Englands religiöſe Geſinnung iſt, als die Mutter ſeiner politiſchen Freiheit, mehr oder weniger mit dem Gefühle für Old England verbunden. Dies hatte nun freilich auch lange Zeit zur Folge, daß eine drückende, kleinliche, religiöſe Intoleranz, noch drückender als die, welche in Deutſchland großentheils noch vorherrſcht, lange in England Wurzel faßte. Die biſchöfliche Hochkirche iſt vielleicht die ſtarrſte und unduldſamſte aller proteſtantiſchen Kirchen. Aber der Segen freier Länder iſt eben, daß ſie nie zu Mumien der Vergangenheit werden, daß ihre Inſtitutionen ſich gerade darum erhalten, weil dafür geſorgt iſt, daß ſie ſich nimmermehr verſteinern können. Das alte No Popery! iſt zum Spotte geworden und taucht nur dann wieder auf, wenn der puſeyitiſche Krypto-Katholizismus mit den alten Gewändern der Geiſtlichen auch den römiſchen oberſten Biſchof wieder einzuſchwärzen ſucht und ſich nicht ſcheut, offen an das Beſtreben des alten Biſchof Laud zu erinnern. Für die alten Heloten Englands, die unglücklichen Irländer, iſt jetzt eine eben ſo große Sympathie, als früher eine große Abneigung herrſchend war, und keinem vernünftigen Engländer fällt es mehr ein, ihnen die Anhänglichkeit an die alte Kirche zum Vorwurf zu machen. Ein Miniſterium von Tories hat nicht nur die Emancipation der Katholiken längſt durchgeſetzt, es iſt auch bemüht, katholiſche Seminarien zu dotiren und das iriſche Schulweſen in unparteiiſcher Weiſe zu regeln. Der Teſt iſt abgeſchafft, und alle Diſſenters (nicht blos drei Konfeſſionen) ſind den Bekennern der Hochkirche in bürgerlichen und politiſchen Rechten gleichgeſtellt. Die Juden, deren gerechte Anſprüche auf Gleichſtellung ſchon im Jahre 1733 von dem Oberhauſe und dem damaligen Miniſterium anerkannt wurden, aber beim Volke damals heftigen Widerſtand fanden *), ſind jetzt in der öffentlichen Meinung längſt emanzipirt und werden es ohne Zweifel bald auch geſetzlich vollſtändig ſeyn. Die City hat ihnen das Staatsbürgerrecht ertheilt, Ernennungen zu höheren Munizipalitätsämtern, welche auf Bekenner des moſaiſchen Glaubens fielen, ſind geſetzlich autoriſirt worden, und die anerkennenden Worte, welche Sir Robert Peel bei dieſer Gelegenheit ſprach, zeigen hinlänglich, daß auch das Recht, ins Parlament einzutreten, ihnen ertheilt werden würde, wenn eine ſolche Wahl vorkäme. Das religiöſe Gefühl iſt, wie das auch in Frankreich der Fall war, durch das Erlöſchen der Intoleranz geſtärkt, nicht, wie die Ultras glauben machen wollen, vernichtet worden. Aber wie in Allem, ſo iſt der Engländer auch in der Religion ſtreng poſitiv. Wie er in der Jurisprudenz ſtreng auf den Buchſtaben des Geſetzes hält und dem Richter das Recht nicht zuerkennt, dieſen nach dem Geiſte deſſelben zu deuten, ſo auch in der Religion. Bekenne ſich, wer da will, zu jeder diſſentirenden Kirche — das ſteht völlig in ſeinem Belieben und wird ſeinem Rechte als freier Engländer keinen Eintrag thun. Aber innerhalb der biſchöflichen Kirche wird eine gewiſſe Starrheit, wie im bürgerlichen Rechte auch, gleichſam als Loyalität betrachtet, und die ratio legis darf hier wie dort nur wenig urgirt werden. So erklärt ſich die Beobachtung, welche unſer Verfaſſer in folgenden Worten ausdrückt (S. XXV—XXVI): „Selbſt in den religiöſen Tendenzen dieſes Landes finden ſich ungemein viel Widerſprüche und Anomalieen. England iſt ein proteſtantiſches Land, wo alſo das Recht der Unterſuchung für jeden Einzelnen gelten und die Vernunft die einzige Autorität ſeyn ſollte. Dennoch hat ſich eine republikaniſche Einrichtung des Kultus dort nicht erhalten können. England hat eine feſt geregelte Kirche, welche, wie die römiſche, ihre Traditionen und ihre biſchöfliche Hierarchie beibehalten hat, in Beziehung auf Kirchenſatzungen (dogmes) und Kirchenverwaltung unumſchränkt iſt, der die Gläubigen ſich unterwerfen müſſen, und welche nur die Jurisdiction des Parlaments wie der Papſt die der Konzilien (!) über ſich erkennt. Der engliſche Proteſtantismus iſt in der That ein inſulärer Katholizismus. Anſtatt von einer fremden Macht auszugehen, iſt die Kirche im Staate. Die Geiſtlichkeit hat Antheil an der öffentlichen Macht und nimmt in Glaubensſachen ihren Beiſtand an. Sie iſt einer der Arme der Ariſtokratie." (Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Die Unglücksfälle auf den Eiſenbahnen vor der franzöſiſchen Akademie.

Die neuerſten Unfälle auf der Bahn von Saint-Etienne nach Lyon ſind in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften von einem ihrer Mitglieder zum Gegenſtand der Erörterung und eines Antrages gemacht worden. Herr Piobert, der lange Studien über die Radbewegung der Eiſenbahnzüge gemacht und dem die franzöſiſche Artillerie die Syſtem-Veränderung verdankt, welche ſie zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit erhoben, hat die Akademie aufgefordert, die Aufmerkſamkeit der Regierung auf die Gefahren hinzulenken, mit denen die Anwendung der jetzt üblichen Transportmittel auf den Eiſenbahnen verbunden iſt. Beſonders hat er auf die Mangelhaftigkeit der Mittel hingewieſen, die man vorgeſchlagen hat, um Unfällen von ſo ernſter Art zu begegnen, wie der, der auf der Bahn von Saint-Etienne ſtattgefunden und in welchem zwei Maſſen von 12—13,000 Kilogrammen Gewicht, die mit ſehr großer Geſchwindigkeit auf eine und dieſelbe Bahn geſchleudert wurden, auf einander ſtießen, ehe man deſſen, wegen eines hinter einer Biegung der Bahn angebrachten Tunnels, gewahr werden konnte, und einen großen Wagenzug, der zwei- bis dreihundert Reiſende trug, zermalmten.

Die Unglücksfälle, die aus dieſem Zuſammenſtoß entſprungen ſind, obwohl ſchon groß genug, wären noch größer geweſen, wenn der Laſtzug um einige Sekunden früher oder der Perſonenzug ſpäter gekommen wäre. In beiden Fällen würde das Zuſammentreffen in dem Tunnel von Pierre-Benite ſtattgefunden haben, und die Reiſenden, die in freier Luft nur Quetſchungen erhalten haben, wären dann an die Wände oder Pfoſten des unterirdiſchen Gewölbes geſchleudert worden; auch wäre ein großer Theil der Reiſenden, ſelbſt die, welche der Stoß unverletzt gelaſſen, durch den Waſſerdampf, den Rauch und die Hitze des rings umher zerſtreuten Coke verbrannt oder erſtickt worden; endlich da die beiden Maſchinen an den beiden Enden des von dem Perſonenzuge eingenommenen Raumes ſtanden, ſo wären noch die einzigen Ausgänge verſchloſſen geweſen, durch welche ſich mehrere Hunderte von Reiſenden hätten retten können, wenn anders die bei einem ſolchen Unfall im Finſtern unvermeidliche Verwirrung ihnen geſtattet hätte, ſich mitten aus den ringsum angehäuften Trümmern von Maſchinen und Waggons herauszuarbeiten. Es iſt alſo ſehr unwahrſcheinlich, daß der zehnte Theil der Reiſenden aus dieſer Todesgrotte lebendig hervorgekommen wäre.

Herr Piobert ſchloß ſeine Mittheilung, indem er die Akademie aufforderte, der Regierung die Gefahren, welche der gegenwärtige Zuſtand der Dinge darbiete, zu bezeichnen und bei ihr eine Unterſuchung darüber zu beantragen, unter welchen Bedingungen es möglich ſey, mit hinreichender Sicherheit

*) Smollet Forſ. der Hume'ſchen Geſchichte von England. Vol. V. S. 220—22. Der Geſchichtſchreiber ſagt von den gegen die Emancipation der Juden vorgebrachten Gründen: these arguments and apprehensions were in reality frivolous and chimerical. Bekannt iſt, daß der berühmte Lord Cheſterfield das damalige Miniſterium tadelt, wegen dieſes Geſetzes endlich nachgegeben zu haben.

„1) Passagiere mit großer Geschwindigkeit in leichten Wagen zu transportiren, welche mit schweren Güterwagen in Berührung kommen; 2) Bahnen mit etwas scharfer Krümmung in waldigen Gegenden, zwischen tiefen Gräben und in der Nähe der Tunnels zu befahren, da dies die Fälle seyen, in welchen der Mechaniker oder Lokomotivführer die auf der Bahn befindlichen Hindernisse und selbst die Wagenzüge, welche dieselbe einnehmen können, erst zu spät bemerken kann *); 3) Wagen mit Passagieren durch Tunnels zu transportiren, welche nur die zur Durchfahrt der Lokomotiven und Waggons erforderlichen Breiten haben und bei Unglücksfällen keinen Ausgang zur Flucht darbieten."

Der Präsident ernannte eine Kommission zur Abstattung eines Berichtes über die Anträge des Herrn Piobert, welcher Bericht in der Sitzung der Akademie vom 29. März verlesen wurde.

In Folge des neuen Unfalls auf der Eisenbahn von Rouen hat dieser Bericht natürlich um so größeres Interesse erregt, obwohl derselbe durchaus nichts Neues zur Aufklärung der Sache und zur Belehrung des Ministeriums enthielt, dem man ihn einzureichen beschloß. Abermals ist bei dieser Gelegenheit unter anderen Uebelständen des Eisenbahnbetriebs in Frankreich auf die allzu große Autonomie der Eisenbahn-Verwaltungen hingewiesen worden. Die Regierung hat dort nur wenig oder gar keinen Einfluß auf dieselben; die Gesellschaften besorgen ihre Polizei selbst und sind auf ihrem Boden fast unumschränkte Herren. Dieser Umstand bietet vielleicht den vorzüglichsten Erklärungsgrund für die Menge und Größe der Unfälle dar, die in den letzten Jahren auf den französischen Eisenbahnen vorgekommen sind. Dazu kömmt aber noch der außerordentliche Leichtsinn, mit dem man in Frankreich überall verfährt, wo es auf große Schnelligkeit ankömmt. Wenn den Eilwagen der neuen Courierposten nicht eben so viele Unfälle zustoßen, als den Lokomotiven, so hat man dies mehr der Vor- und Umsicht der Pferde, als der der Menschen zu verdanken.

In der Akademie wurde übereinstimmend anerkannt, daß die deutschen Eisenbahnen eine viel größere Sicherheit der Reisenden gewähren, als die französischen. Baron Charles Dupin glaubte zwar der National-Eitelkeit seiner Landsleute die Bemerkung schuldig zu seyn, daß dies eigentlich der deutschen Schwerfälligkeit zuzuschreiben sey, er hat jedoch dadurch nur von neuem bewiesen, daß, wie Herr Arago selbst neulich andeutete, viele Dinge zwischen Himmel und Erde passiren, von denen sich die französische Akademie nichts träumen läßt.

Nord-Amerika.

Die Hudson's-Bai-Compagnie. **)

Die Hudson's-Bai-Compagnie, deren Niederlassungen im Oregon die jetzigen Gränzstreitigkeiten zwischen England und Amerika herbeiführten und die an Macht und Umfang des Gebiets nur von ihrer riesigen Mitschwester in Leadenhall-Street übertroffen wird, verdankt ihre Entstehung einer Gesellschaft von Pelzhändlern, die am 2. Mai 1670 vom König Karl II. ein Privilegium zur ausschließlichen Betreibung des Exporthandels in allen nördlich und westlich von Kanada gelegenen Ländern erhielt. Als Gränzlinie dieses Gebiets nahm man die Bergkette an, welche die der Hudson's-Bai zuströmenden Flüsse von denjenigen trennt, die sich in den Lake Superior und die anderen großen Landseen Nord-Amerika's ergießen. Einer Klausel ihres Privilegiums zufolge, war die Compagnie auch zur Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt ermächtigt, und die Expeditionen von Hearne, Mackenzie u. A., die unter ihren Auspizien stattfanden, waren nicht nur für den Handel, sondern auch für die Wissenschaft von bedeutendem Erfolge, obgleich man der Gesellschaft vorwirft, ihre Entdeckungen aus Eifersucht gegen die französischen Pelzhändler in Montreal so viel als möglich verheimlicht zu haben. Durch die Eroberung Kanada's ihrer Nebenbuhler entledigt, blühte die Hudson's-Bai-Compagnie immer mehr empor, bis im Jahre 1783 ein Verein in Montreal unter dem Namen der North-West Company gebildet wurde, um die noch unbekannten Regionen auszubeuten, die sich im Westen bis zum Stillen Meere erstrecken und in jenem älteren Gnadenbrief nicht einbegriffen waren. Die neue Handelsgesellschaft errichtete Forts an dem Flusse Atabasca und drang gegen Westen des sogenannten Neu-Caledoniens vor, wo sie im Jahre 1804 Niederlassungen anlegte; sie war es auch, die am 16. Oktober 1813 den Amerikanern ihre Kolonie Astoria an der Mündung der Columbia für die Summe von 40,000 Dollars abkaufte.

Eine solche Konkurrenz war der Hudson's-Bai-Compagnie nichts weniger als angenehm, und die gegenseitige Eifersucht führte zu ernsten Zerwürfnissen, die endlich in offenen Krieg ausarteten. Der Graf von Selkirk, ein schottischer Edelmann, hatte von der Hudson's-Bai-Compagnie ein Stück Land im Gebiete des rothen Flusses (Red River) an den Gränzen der Vereinigten Staaten erhalten, auf welchem er eine aus Hochländern bestehende Niederlassung gründete; die Nordwest-Compagnie machte ihrer Rivalin den Besitz dieses Landtheils streitig, und es kam zwischen ihren Dienstleuten und den Bewohnern der neuen Kolonie zu Thätlichkeiten. Nach einigen unentschiedenen Gefechten, bei welchen die Ansiedlung in Feuer aufging, wurden die Schotten am 19. Juni 1816 geschlagen und ihr Gouverneur Semple mit siebzehn seiner Genossen getödtet. Das Parlament selbst mußte einschreiten, um diesen Unordnungen ein Ende zu machen, und der Vermittelung des Kolonial-Ministeriums gelang es, die beiden Compagnieen in eine zu verschmelzen, welche den früheren Namen der Hudson's-Bai-Compagnie (the Honourable Hudson's Bay Company) beibehielt. Durch die im Jahre 1821 bestätigte und 1838 erneuerte Associations-Urkunde ward ihr auf einundzwanzig Jahre das ausschließliche Privilegium bewilligt, den Handel mit den Indianern in allen zum britischen Reiche gehörigen oder von ihm in Anspruch genommenen Ländern Nord-Amerika's zu treiben und dort Niederlassungen anzulegen. Den übrigen Unterthanen Englands ward jede Einmischung in die Rechte der Compagnie untersagt, deren Agenten noch dazu mit voller richterlicher Gewalt über alle ihnen eingeräumten Territorien bekleidet wurden. Auf solche Weise bildet diese mächtige Corporation, die vom Atlantischen bis zum Stillen Meer ihr Scepter über 12,000 Weiße und 200,000 Indianer erstreckt, eine Art von imperium in imperio mitten im britischen Amerika. Ihr Kapital beträgt eine Million Pfund Sterling (6⅔ Mill. Thaler), welche jährlich gegen 10 Prozent Zinsen abwerfen, und ihre Actien werden so gesucht, daß sie auf der Londoner Stock-Börse um keinen Preis feil sind.

Das Beamtenpersonal der Gesellschaft besteht aus einem zu London residirenden Comité, mit einem Gouverneur an der Spitze, dessen Functionen sich jedoch auf die jährliche Kontrole der Rechnungen beschränken; die eigentliche Gewalt ruht in den Händen eines anderen Gouverneurs, der sich zu Montreal in Kanada aufhält und die Angelegenheiten der Compagnie an Ort und Stelle dirigirt. Die Organisirung ihres Geschäftswesens ist äußerst merkwürdig; die Rang-Hierarchie wird aufs strengste beobachtet, und das Avancement geht in regelmäßiger Ordnung von Statten. Nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit erhalten die Agenten, die sich zur Ruhe setzen, statt der lebenslänglichen Pensionen auf zwei Jahr ihr volles Gehalt und dann noch auf fünf Jahre halben Sold; außerdem werden sie von der Compagnie mit Rationen von Thee, Wein, Zucker, Rum und Lebensmitteln aller Art versehen. Unter diesen Beamten zählt man kaum hundert Europäer, meistens Schotten; die übrigen sind fast ohne Ausnahme französische Kanadier, die von indianischen Müttern stammen, zu welcher Race auch die Arbeiter gehören, unter denen sich Schmiede, Zimmerleute, Böttcher, Jäger, Bootsleute und selbst Ackerbauer befinden; nur die Matrosen sind Engländer. Jene sogenannten halfbreeds sprechen ein verdorbenes Französisch, bekennen sich zur katholischen Religion und werden gewöhnlich auf drei Jahre angeworben, mit der Verpflichtung, sich während dieser Zeit nicht zu verheiraten; nach Ablauf derselben bleiben sie oft im Oregon-Lande zurück und schließen sich den Niederlassungen an, die man im Puget-Sund und an den Ufern des Wallamet errichtet hat.

Die Hudson's-Bai-Compagnie besitzt ferner Comtoirs in Honolulu, dem Hauptort der Sandwich-Inseln, und in den kalifornischen Häfen Monterey und San-Francisco. Der Handel an der Nordwest-Küste wird durch fünf Korvetten betrieben, eine jede von etwa 360 Tonnen Gehalt, mit 18—20 Seeleuten bemannt und von erfahrenen Offizieren kommandirt; zwei Schooner und das Dampfboot „Beaver" sind dazu bestimmt, die Straße Juan de Fuca und die zahlreichen Inselgruppen der Küste zu befahren. Einmal im Jahre versammeln sich die Vorsteher der verschiedenen Distrikte, um über die Angelegenheiten der Compagnie Rath zu pflegen, die nöthigen Verbesserungen ins Werk zu setzen und die Errichtung neuer Faktoreien vorzuschlagen. Sobald man bemerkt, daß die Zahl der Biber in gewissen Bezirken abnimmt, wird die Jagd bis auf Weiteres eingestellt, um ihnen Zeit zu gönnen, sich wieder zu vermehren; bei einigen Indianer-Stämmen bestraft man sogar den Fang dieser Thiere im Frühjahr und Sommer mit dem Tode. Alle drei Jahre durchreist der Gouverneur dieser Länder, Sir George Simpson, den ganzen Kontinent von Nord-Amerika, nimmt die einzelnen Forts und Niederlassungen in Augenschein und begiebt sich dann nach London, um dem Comité über den Zustand des ihm anvertrauten Gebietes Rechenschaft abzulegen. Im Jahre 1842 besuchte er nach Vollendung seiner Inspectionsreise auch das russische Amerika, dessen Behörden, eben so höflich als unbesonnen, diesen Chef einer rivalisirenden Handelsgesellschaft ihre sämmtlichen Etablissements von Sitka bis Ochotsk besichtigen ließen, von wo er über Sibirien und Petersburg nach England zurückkehrte.

Man zählt überhaupt in dem ungeheuren, der Hudson's-Bai-Compagnie unterworfenen Landstrich nicht weniger als 200 Forts und Stationen, von welchen zwar die meisten nur aus einer einfachen Pallisade bestehen, die aber völlig hinreicht, um die Angriffe eines regellosen Indianerhaufens zurückzuweisen. In solchen Gegenden, wo die Eingebornen einen unternehmenderen und kriegerischen Charakter besitzen und häufige Feindseligkeiten verüben, wird die Pallisade durch Bastionen verstärkt, die mit vier bis acht Feldstücken armirt sind; unter den friedlicheren Stämmen dienen die Forts hingegen nur als Lagerstätten, Magazine und Tauschplätze. Der Mittelpunkt aller Niederlassungen im Oregon ist das im Jahr 1824 von dem Doktor Mac-Loughlin angelegte Fort, welches er zu Ehren des berühmten Weltumseglers Vancouver nannte. Die Lage desselben am rechten Ufer des Columbia ist äußerst malerisch; die klaren Gewässer des Flusses rollen unter dem Schatten mächtiger Bäume einher, und die unermeßlichen, mit reicher Vegetation bedeckten Ebenen werden im Süden von dem Mount Hood begränzt, dessen ewiger Schnee über die dunkelgefärbten Waldungen hervorleuchtet. Es leben hier etwa 700 Personen, worunter 25 Engländer und 100 französische Kanadier mit ihren Familien; auch ist Französisch die Hauptsprache, obgleich die

*) In Deutschland hat man dem längst dadurch vorgebeugt, daß man überall bei solchen Wendungen, Krümmungen, Wald- und Tunnel-Einfahrten Wächterhäuser und zwar auf Anhöhen angebracht, welche die Eisenbahn nach beiden Richtungen hin beherrschen und von wo durch telegraphische Zeichen leicht signalisirt werden kann, ob sich auf der Bahn irgend ein Hinderniß befinde. Das Mittel liegt so nahe, daß die akademische Frage etwas einfältig erscheint.

**) Nach Duflot de Mofras.

Weißen größtentheils Indianerinnen zu Frauen haben. Was die Tschinuk-Indianer betrifft, die in der Nähe des Forts wohnen, so reden sie einen mit französischen und englischen Wörtern gespickten Jargon, dem ihre eigene Mundart zur Grundlage dient. Wie alle Eingebornen dieser Länder, wissen sie beim ersten Blick die Nationalität der sie besuchenden Weißen zu unterschreiben; die Spanier in Kalifornien heißen bei ihnen Spagnol, die Engländer Kinjor, als Unterthanen des Königs Georg (King George), — den Amerikanern geben sie den Namen der Boston, weil sie fast alle aus dieser Stadt, oder wenigstens aus Neu-England, kommen, und den Kanadiern den der Fransé und Panayuk, d. h. weiße Gesichter, da sie das erste Volk europäischen Stammes waren, das die Felsengebirge überstieg. Mit diesen Letzteren unterhalten auch die Indianer die freundschaftlichsten Verbindungen, was schon aus dem Umstande erklärlich ist, daß sie ihnen in Charakter und Sitten am meisten gleichen.

Die immer fühlbarer werdende Verminderung der Pelzthiere hat die Hudson's-Bai-Compagnie veranlaßt, ihre Aufmerksamkeit auf den Ackerbau und die Viehzucht zu richten. Zu diesem Zwecke haben ihre Agenten vor etwa sechs Jahren einen Verein (Puget's Sound Agricultural Company) gebildet und ein höchst günstiges Terrain an den Ufern der Puget-Bai zu einer Niederlassung ausgewählt, die sich im blühendsten Zustande befindet. Das Kapital dieser Gesellschaft besteht aus 200,000 Pfd. St. (1,350,000 Thlr.), und ihre Actien, die an der Londoner Börse sehr begehrt sind, haben neulich ihren Inhabern eine Dividende von 5 Prozent gebracht. Die Stifter der Kolonie legten sich besonders auf die Schafzucht, wozu das Land bedeutende Vortheile darbietet, da die milde Temperatur der Puget-Bai den Schäfern gestattet, ihre Heerden sogar während der Winterzeit in den grasreichen Ebenen weiden zu lassen; man verschreibt Hammel aus Kalifornien und Schottland, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Gegend binnen kurzem einen ansehnlichen Beitrag zum englischen Wollmarkte liefern wird.

Die Bevölkerung der Puget-Bai mag etwa sieben- bis achthundert Seelen betragen, wovon drei Viertel freie Kolonisten sind; in Kaulis zählt man sechshundert Einwohner und in den Thälern des Wallamet über hundert Familien französischer Kanadier, die sich seit 1831 hier ansiedelten und im Jahre 1843 einen Viehstand von 3000 Ochsen, 3000 Schweinen und 500 Schafen nebst 1800 Pferden besaßen. Den Ertrag ihrer Aernten verkaufen sie an die Hudson's-Bai-Compagnie, die sie ihrerseits mit europäischen Waaren, Eisen und Ackerbau-Werkzeugen versorgt. Einige Kolonisten haben Wasser- und Sägemühlen an den zahlreichen Bächen errichtet, die das Wallamet-Thal durchströmen; andere begeben sich alle Jahre nach San-Francisco, um dort Pferde und Hornvieh einzutauschen, während sie in der Jagdzeit die kleine Anzahl Biber einfangen, welche den unter sie angerichteten periodischen Metzeleien entgangen sind. Die Haupt-Beschäftigung der Kolonisten bildet jedoch der Ackerbau.

Als das Privilegium der Hudson's-Bai-Compagnie im Jahre 1841 ablief, wurde es von dem Parlament erneuert, ungeachtet man schon damals Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten über die Bestimmung der beiderseitigen Gränzen angeknüpft hatte. Bis zur definitiven Entscheidung derselben genießt also die Compagnie das Monopol des Handels im nordwestlichen Amerika, indem sie durch ihre ausgebreiteten Verbindungen, ihr bedeutendes Kapital und ihre systematische Einrichtung ein fühlbares Uebergewicht über die mehr vereinzelten Unternehmungen und Versuche ihrer Nebenbuhler, der Anglo-Amerikaner, behauptet. Der Oregon bildet übrigens nur den geringsten Theil ihres Wirkungskreises, da man die ganze Ausfuhr an Pelzwerk — dem Stapelartikel jenes Landes — zu nicht mehr als 100,000 Pfd. St. (675,000 Thlr.) anschlägt, und es giebt vielleicht manche Fabrik in Manchester, welche mehr Hände beschäftigt und ihren Eigenthümern größeren Gewinn bringt, als eine Region, die an Umfang die größten europäischen Staaten übertrifft und um deren Besitz ein Weltkrieg zwischen den beiden mächtigsten und freiesten Nationen unseres Zeitalters auszubrechen droht.

Mannigfaltiges.

— Ternite's Pompejanische Wandgemälde. Mit Vergnügen zeigen wir an, daß die Publication der „Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji", herausgegeben von dem Königl. Hofmaler und Galerie-Inspektor, Herrn W. Ternite, und mit einem erläuternden, wahrhaft klassischen Texte von Prof. F. G. Welcker in Bonn ausgestattet, rüstig fortgesetzt wird, und daß, nachdem kürzlich das zweite Heft der zweiten Serie, eine Reihefolge von Medusenköpfen und Masken enthaltend, ausgegeben worden, in rascher Folge auch das dritte Heft, Apoll- und andere Jünglingsbilder, so wie überhaupt Darstellungen der griechischen Schönheit und Anmuth bringend, zur Veröffentlichung bereit liegt. *) Es ist schon früher vielfach gerühmt worden, wie sehr sich die Ternite'schen Zeichnungen sowohl als seine farbigen Blätter durch Treue und strenge Wahrheitsliebe auszeichnen, was man bekanntlich von den auf gleichem Gebiete sich bewegenden Zahn'schen „Ornamenten" nicht überall sagen kann. Nun haben wir kürzlich Gelegenheit gehabt, uns einen Beweis von dieser treuen Auffassung der Antike zu verschaffen, wie ihn kaum der Richter vollständiger erlangen kann, wenn er sich von der Identität einer Sache überzeugen will. Das dem dritten Hefte der II. Serie angehörende farbige Blatt stellt nämlich einen Jünglingskopf dar, dessen Original, in Quadratform aus der Wand in Pompeji geschnitten, von Herrn Ternite aus Neapel hierher gebracht worden und auf dem hiesigen Königl. Museum sich befindet. Dieses Original hat uns nun neben dem Abdrucke vorgelegen, und im ersten Augenblicke waren wir in der That zweifelhaft, ob uns nicht zwei einander ganz gleiche Originale gezeigt würden, so sehr stimmte nicht blos die Zeichnung, sondern auch der ganze Farbenton überein, bis uns eine nähere Betrachtung überzeugte, daß wir hier Papier und dort Kalk vor uns hätten. Es ist wirklich kaum zu glauben, wie weit es die Lithographie in diesen Dingen gebracht hat, und die Werkstatt der Herren Winkelmann und Söhne, aus der solche Kunstwerke hervorgehen, so wie die Technik des Lithographen Herrn Storch, der eine sehr große Anzahl von Platten auf die kunstreichste Weise mit einander kombiniren muß, um ein aus so mannigfaltigen Farben zusammengesetztes Bild zu liefern, ist in jeder Beziehung anzuerkennen. Kaum aber kann es für einen Freund des Alterthums und der Kunst eine schönere und würdigere Zimmerverzierung geben, als diese Gemälde, die selber einst Verzierungen in den Zimmern der kunstliebenden Griechen und Römer waren, und die, wenn sie uns auch nicht als die Werke eines Zeuris oder Apelles genannt werden, doch sicher von Malern herrührten, die sich nach den besten Mustern ihrer Zeit richteten.

Goethe, der in seinem „Kunst und Alterthum" auch schon der Ternite'schen Zeichnungen mit lebhafter Anerkennung gedenkt, spricht die Ansicht aus, das Pompeji, wie es jetzt aufgegraben werde, sey nicht eben eine auf gewöhnliche Art, d. h. nach und nach entstandene Stadt, sondern eine im Alterthume mit allem Aufwande der Kunst, nach einem einheitlichen Plane wiederhergestellte, nachdem sie im Jahre Rom's 816 durch das Erdbeben, von dem uns die Geschichte meldet, verwüstet worden. In ähnlicher Weise also, wie jetzt Hamburg nach seiner Feuersbrunst, ist Pompeji nach seinem ersten Untergange um so schöner wieder aufgebaut worden. „Hierzu", sagt Goethe, „hatte man frchzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude, bei all ihrer Verschiedenheit, in Einem Sinn errichtet und in Einem Geschmacke, man darf wohl sagen modisch, verziert seyen."

Da diese Wiederherstellung Pompeji's in das Zeitalter von Rom's glänzendsten Kaiserregierungen fällt, so darf man mit Recht wohl annehmen, daß wir hier Specimina des Besten vor uns haben, was die Alten in Farben geleistet. In der That geben auch Bilder, wie die „sinnende Muse", das „schreibende Mädchen" und selbst das „Medusenhaupt", die sich sämmtlich in der Ternite'schen Sammlung befinden, einen der Achtung, die wir vor der Kunst des Alterthums hegen, ganz entsprechenden Begriff von dem Standpunkte der Malerei bei Griechen und Römern. Ja, schneller und überraschender als es durch irgend ein graphisches Werk geschehen kann, wird uns das innere Leben der Alten durch solche Abbildungen vor die Seele geführt. Der Herausgeber und der Verleger haben die sehr dankenswerthe Anerkennung getroffen, daß die beiden Bilder des schreibenden Mädchens und des Medusenhauptes, eben so wie die noch künftig zu erwartenden farbigen Blätter der zweiten Serie, besonders angeschafft werden können, und denjenigen, die sich eine mit nur geringen Kosten verknüpfte und dabei überaus würdige und geschmackvolle Zimmerverzierung anzuschaffen wünschen, würden wir rathen, sich in dieser Beziehung an den ungemein gefälligen Künstler selbst wenden zu wollen.

*) Die erste Serie (drei Hefte) erschien im Verlage von G. Reimer und die zweite erscheint in der Gropius'schen Buch- und Kunsthandlung (C. Reimarus) in Berlin.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben erschien in meinem Verlage:

王嬌鸞百年長恨

Wang Kiaou Lwan Pih Nien Chang Hän

oder

die blutige Rache

einer jungen Frau.

Chinesische Erzählung.

Nach der in Canton 1839 erschienenen Ausgabe von Sloth übersetzt

von

Adolf Böttger.

Mit einer chinesischen Lithographie.

1846. 112 S. Prachtvoll gebunden.

Preis Zwei Thaler = 3 Fl. 30 kr. Rh. = 3 Fl. Conv.-Mze

Leipzig, im April 1846.

Wilhelm Jurany.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Silbergr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Wolf u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 50. Berlin, Sonnabend den 25. April 1846.

Frankreich.

E. M. Arndt über Zünfte und Innungen.

Bei Gelegenheit seines Buches über Diderot.*)

Wenn irgend ein Greisenalter ein grünes, ein fruchttragendes genannt werden kann, so ist es das des unverwüstlichen Arndt in Bonn. Seitdem die Gerechtigkeit des Monarchen ihn wieder auf seinen Lehrstuhl an der Universität eingesetzt, hat uns noch jedes Jahr neben seinen Vorträgen ein oder zwei Werke aus seiner Feder gebracht, die sämmtlich das charakteristische Gepräge tragen, das die geradsinnige Denkart und die kernige Schreibart dieses Gelehrten auszeichnet. Wir brauchen nur seine in den letzten Jahren erschienenen „Erinnerungen aus dem äußern Leben" (drei Auflagen), seinen „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (zwei Auflagen), seine „Schwedischen Geschichten", seine „Schriften für und an seine lieben Deutschen" und endlich seine „Rheinischen ritterbürtigen Autonomen" zu nennen, um die andauernde Rüstigkeit und Tüchtigkeit seines Geistes Jedem vor die Seele zu führen. Gegenwärtig hat er, ungeachtet seiner lebenslangen Abneigung gegen die „Wälschen" und insbesondere gegen die von ihnen zunächst ausgegangene Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts, gerade einen Schriftsteller dieser Zeit und dieses Volkes zum Gegenstande seiner Studien gemacht und ihm gewissermaßen eine Ehrenrettung geschrieben, indem er ihn viel höher stellt, als gemeinhin die philosophische und die historische Ansicht in Deutschland das Haupt der französischen Encyklopädisten zu stellen pflegt. Doch kann man sich wohl denken, daß nicht der Franzose und seine Zeit an sich, sondern vielmehr seine Beziehungen zu unserem eigenen Lande und zu unserer Zeit es sind, was den deutschen Volkslehrer auf diesen Gegenstand geführt hat.

Arndt übersetzt und kommentirt uns in dem vorliegenden Buche Diderot's „Grundgesetz der Natur", eine der tiefsinnigeren philosophischen Abhandlungen dieses Schriftstellers, worin die Mangelhaftigkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen dargethan wird und neue Vertheilungs- oder Haushaltungs-Gesetze, Ackergesetze, ädilische Gesetze, Polizeigesetze, Aufwandsgesetze, Gesetze der Regierungsform, die jeder tyrannischen Herrschaft vorbeugen würden, Gesetze der Regierungs-Verwaltung, Ehegesetze, die der Lüderlichkeit ein Ziel setzen würden, Erziehungsgesetze, um den Folgen der blinden Nachsicht der Väter für ihre Kinder zuvorzukommen, Studiengesetze, die die Verirrungen des menschlichen Geistes und jede transscendentale Träumerei hindern sollen, und endlich Strafgesetze vorgeschlagen werden, die so wenig zahlreich als die Uebertretungen, so mild als wirksam zu seyn die Bestimmung haben. Die Abhandlung selbst ist von Zugaben Arndt's begleitet, worin er sich zuerst über die vornehmsten französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts (Voltaire, Diderot, Rousseau), alsdann über Diderot's Buch insbesondere ausspricht und daran einige „Nachgedanken und Nachbetrachtungen aus der Zeit" knüpft. Nicht uninteressant ist, daß ganz gleichzeitig mit unserem deutschen auch ein französischer Autor den alten Diderot zum Gegenstande seiner Studien und Betrachtungen gemacht, und daß Beide in vielen Stücken übereinstimmen. Herr F. Genin liefert in der Revue Indépendante vom 25. März und 10. April d. J. einen ausführlichen Artikel über den Stifter der Encyklopädie, und ganz so wie Diderot von Arndt ein „Deutschfranzose" genannt wird im Gegensatze zu Voltaire, den er den „echten wälsch-französischen Ausbruch" nennt, so sagt Genin von seinem Landsmanne: „Diderot war ein in Frankreich geborener deutscher Dichter." Und wie Genin die Keime des Diderotschen Pantheismus in den Jung-Hegelianern zur Saat aufgegangen findet, so weiß Arndt alle „Utopien, Platosrepubliken, kommunistische und socialistische Reiche", mit denen man sich heutzutage bei uns zu Lande wie in Frankreich beschäftigt, schon vollständig in Diderot's Gedanken nach, obwohl das, was man jetzt von dergleichen Wunderbau aufzuführen versucht, „aus jüngeren Leiden und Thorheiten der Menschheit entsprossen ist."

Indessen wird aus geistreichen Gedanken, wenn sie sich auch mit Utopien und Platosrepubliken beschäftigen, der verständige Praktiker immer Etwas zu lernen wissen, und das ist es, was der allen „verrückten Lehren von Staat und Regierung" von Grund der Seele abholde Arndt durch die Mittheilung von Diderot's Buch und durch seinen Kommentar dazu ebenfalls erstrebt. Wir wollen, um in den stets eigenthümlichen Gedankengang des letzteren einen Blick thun zu lassen, dasjenige daraus mittheilen, was Arndt über Zunft- und Innungswesen sagt, weil damit unsere eigenen Ueberzeugungen auf das innigste übereinstimmen.

„Wir haben", sagt Arndt, „seit länger als einem Menschenalter die Lehnsbande gelöst, Hörigkeit und Leibeigenschaft gebrochen, Zünfte und Innungen aufgehoben, Patentlösungen der Handwerker und unzeitige Hochzeiten eingeführt und begünstigt; neue Erfindungen, welche die Menschen in Haufen beschäftigen, viele neue Gewerbe, Fabriken, Manufakturen sind dazu gekommen — allenthalben, zumal in den großen Städten, hat sich eine ungeordnete, ungestalte, ungebundene Menschenmenge gesammelt, eine so zerflossene, unterscheidungslose und gleichsam ganz allgemeine Menge, wie man sie früher in Deutschland gar nicht gekannt hat. Daß in dieser dicken Menge nicht nur viel Unglück, sondern auch viel Verderben ist, kann nicht geleugnet werden; viele Ankläger der Zeit sagen, Leichtsinn und Ruchlosigkeit seyen viel größer, böse und schwere Verbrechen viel häufiger als sonst. Dies mag zum guten Theil wahr seyn, schon wegen des viel häufigeren und dichteren Treibens und Reibens der Menschen und ihrer Leidenschaften unter und an einander; es könnte aber auch ein verzeihlicher Rechnungsfehler seyn, wenn wir die so gänzlich verschiedenen Verhältnißzahlen von anno 1780 und 1840 der verschiedenen Volksmenge nicht genau im Auge behalten. Wie dem sey, so viel ist gewiß, daß die verkehrten Gleichheitslehren der jüngsten Propheten der neuen Glückseligkeit zum Theil wirklich bis in die untersten Klassen der Gesellschaft hinuntergesickert sind und die reinen Quellen verständiger Ansichten und strenger sittlicher Strebung und Führung des Lebens vergiftet haben. Es ist wirklich dahin gekommen, daß Viele das Wenigste leisten und das Meiste verlangen wollen, daß sie mehr genießen als arbeiten wollen, daß sie die meisten Güter, die nur durch Arbeit, Fleiß und Verstand gewonnen und erhalten werden können, vor der Zeit verlangen. Kurz dieser Haufe ist eine wüste, ordnungslose und unmögliche Gesellschaft; er ist etwas, woraus sehr schwer etwas einer Gesellschaft Aehnliches gemacht werden kann. Und doch befiehlt die Noth: wir sollen was machen.

„Ja, hier schreit die Noth und ruft mit tausend Stimmen Hülfe und Ordnung; hier ist ein Geschwärm und ein Gewimmel in einander verworrener und verschlungener Kräfte, welche kein Zufall in Ruhe bringen kann.

„Diese Noth ist nun vorzüglich in den Städten, am meisten in den großen Städten, in diesen wieder am meisten bei den Handwerkern und Fabrikarbeitern. Wir müssen hier bei dem besten und edelsten Theil dieser ungebundenen und verlassenen Menge, bei den Handwerkern, einmal wieder auf die alten aufgehobenen und zerbrochenen Ordnungen zurückschauen, ob wir aus ihren Erinnerungen und Bildern uns nicht die Gestalt einer neuen Ordnung einbilden und vorbilden könnten, die einem Theil der geklagten Noth abhülfe: denn die Hauptmasse der Noth ist auch hier wie allenthalben eine sittliche Noth.

„Wir kennen ja die alten Zünfte und Innungen mit ihren nun todten Bräuchen, mit ihren Albernheiten und auch mit ihren Mißbräuchen, mit dem ganzen wunderlichen, überwachsenen und bemoosten Bau von Lächerlichkeit und Ehrwürdigkeit von Meister, Altgesellen, Gesellen und Lehrlingen, mit ihren heiligen Laden, Satzungen und Ceremonien, mit ihren Zwängen und Sklavereien, wie mit ihren Freiheiten und Hülfen. Es war doch eine Macht und Ehre und im Rath und in der Gemeinde der Stadt eine hohe Achtbarkeit darin, wann diese vielen Genossenschaften als Bürger einer großen Gemeinsamkeit zusammentraten und sich als eine Gesammtehre fühlten; es war für die Wilden eine Zucht, für die Leichtfertigen eine Warnung, für Alle in der Noth ein Schirm und ein Anhalt und auf dem Lebenswege eine vielfältige Zurechtweisung und Sittigung. Davon ist das Meiste nun lange dahin, und Jeder darf frühe seinen eigenen Weg gehen und soll fast allein und durch eigene Kraft und mit frühgereiftem Willen sich seinen eigenen Weg machen oder suchen. Es ist wahr, es war in der alten Weise manche unnütze und auch von Neid und Eigennutz erfundene und gebrauchte Sklaverei, aber es war doch immer auch eine Weisung und Leitung durch die gefährlichen unverständigen Jugendjahre, wo so leicht geirrt und ausgeglitten wird. Die Jünglinge hatten vielfältige Schirmung und Haltung, und die bürgerliche Ordnung stand so, daß Wenige vor dem achtundzwanzigsten, dreißigsten Lebensjahre daran denken durften, Meister zu werden und ein eigenes Haus zu bauen. Jetzt, wie ist das Alles gar anders geworden! wie hat das gegenwärtige Geschlecht unter dem Titel Freiheit und allgemeines Menschenrecht uns auch hier das Kind mit dem Bade ausgegossen!

„Da kommen nun zuerst die neuen und verfänglichen Lehren aus der Zeit heran, welche diesen gerade etwas über den untersten Volksklassen stehenden Jünglingen die verführerischsten und gefährlichsten werden. Die Jün-

*) Grundgesetz der Natur, von Diderot, nebst einer Zugabe von E. M. Arndt. Leipzig, 1846.

linge der oberen Ordnungen, welche eine sorgfältigere oder gar eine gelehrte Erziehung erhalten haben, sind dagegen schon mehr geharnischt; zu dem Bauerjungen hinter dem Pfluge oder den Heerden steigen sie selten herab oder klingen wie unvernommen über ihre Köpfe hin; hier aber greifen sie ein und fassen sie an. — Das Hauptunglück aber der guten Handwerksbursche, die oft mit neunzehn, zwanzig Jahren ihr Patent lösen und als Meister beginnen, sind die zu frühen Ehen. Ich habe mich über dieses Kapitel schon bei Diderot's Lehrsätzen ausgesprochen. Der Mensch soll und darf nicht Hausvater werden, sobald er zeugen kann, was die Natur nicht einmal den wilden Thieren gestattet; er soll von der Vernunft beherrscht und regiert werden, seine Vernunft muß durch Nachdenken und Erfahrung zum Verstande gereift seyn, ehe er Hausherr heißen darf. Dies ist sie aber bei wenigen Sterblichen vor dem fünfundzwanzigsten, dreißigsten Jahre. Es ist auch ein Irrthum, zu meinen, daß die frühen Ehen sittlichere Menschen machen. Es gilt das weder für die Männer noch für die Weiber. Erstlich können so junge Menschen von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren sich selbst noch nicht regieren; zweitens versinken die noch Leichtfertigen und Unverständigen leicht in Elend und Armuth; drittens folgt der Armuth die Unlust und Verzagtheit und auch wohl für Mann und Weib und auch für die Kinder gewöhnlich die Liederlichkeit. Dies ist das Ding, was man als einen dicken traurigen Klumpen gedacht Proletariat nennt: ein Name nicht blos hinweisend auf die armen zu früh gekommenen verwahrlosten Kinder, sondern auf den ganzen unerfreulichen Klumpen von Alten und Jungen, Aeltern und Kindern, die rathlos und hülflos zuletzt den Staat um Rettung anschreien, auch wohl gar anklagen, als habe er ihre Zustände verschuldet.

„Also das zu frühe selbständig seyn wollen, die zu frühen Heiraten, das ist eine der Grundwurzeln dieses Uebels. Aber wie kann man dies Uebel bessern? wie kann man an dieser schlimmen Wurzel schneiden, daß sie nicht zu sehr wuchere? Welche Mittel darf man gebrauchen, hier zu hemmen und zu zügeln? Wie darf man geradezu in ein Naturrecht eingreifen? Denn haben nicht Gott und Natur die Zweiheit oder vielmehr die Selbandrigkeit selbst gesetzt?

„Ich antworte: Wohl darf man ergreifen, wohl darf man hemmen, wo die thierischen, die blos natürlichen Triebe vor den menschlichen und geistigen Trieben herrschen wollen. Der Mensch muß Vieles mit den Thieren theilen, aber Eines hat er nur allein, durch dieses Eine ist er nur Mensch, durch seine Vernunft. Daß diese Vernunft in ihm herrsche, daß sie immer herrschender werde, daß sie die wilde Freiheit des Thiers in ihm bezwinge, dazu ward ein Staat, das muß als erster Zweck des Staats gedacht werden: Förderung des Geistigen in dem Menschen, Förderung der Vernunft, Förderung der Sittlichkeit als einziger höchster Bedingung jeder Freiheit.

„Da wird die Freiheit der Saboeufe und St. Simone und das Suchen des freien Weibes natürlich zurückgewiesen. Denn es ist der Mensch so beschaffen, daß der leibliche sinnliche Mensch lange dienen und lernen und immer lernen muß, damit der geistige und sittliche Mensch sich befreie und die Vernunft in ihm Licht werde und draußen auf seinem Lebenspfade das leuchtende und leitende Licht werde. Auf diesen geistigen Menschen muß Alles gestellt seyn. So muß der Sohn dem Vater dienen, so muß der Lehrling, der Soldat, der Kandidat, der Referendar nach den nothwendigen Einrichtungen auch der besten Staaten sich zu fünf bis zehn Lehrjahren bequemen, um sich fähig und tüchtig zu machen, künftig als ein sittlicher und tapferer Mann leben und wirken zu können.

„Die Ehe und wieder die Ehe? Grausam ist es, da ein Ziel zu setzen, so ruft man mir entgegen. Und doch setzt die Natur ein solches Ziel, oder vielmehr setzt die Ordnung und der Zwang der Natur es nicht selbst bei den unvernünftigen Geschöpfen? Soll eine höhere Kraft und eine höhere Ansicht es bei den Menschen nicht setzen dürfen? Und die alten Staaten haben es häufig ganz bestimmt gesetzt, und auf bestimmte Jahre gesetzt, und die neuen setzen es noch in hundert Fällen, und unsere alten Innungen und Zünfte setzten es durch manche Satzungen. Aristoteles und andere Schriftsteller des Alterthums erzählen uns beiläufig, wie in manchen Städten das Alter genau berechnet war, in welchem mit wenig Ausnahmen ein Bürger heiraten durfte. Das war gut und weise, wenn es auch nur in politischer und haushälterischer Hinsicht berechnet war. Unsere Staaten verbieten den Jünglingen in den Stellen der höheren Ordnungen die frühen Ehen, wenn sie nicht ein sicheres Vermögen nachweisen können; sie wollen keine armseligen, in Zerrissenheit des Gemüthes und Kummer und Sorge verkommenen Beamten. So geschieht — und dies ist doch auch ein Zwang, obgleich ein freiwillig und still anerkannter — daß die meisten Beamten dieser Ordnungen, welche durch den Degen oder die Schreibfeder Herren heißen, dreißig, fünfunddreißig Jahr alt werden, ehe sie mit einem Weibe Wiegenlieder singen können. Also —

„Und Also? Was ist mein Also?

„Mein Also ist: Wir dürfen diese ehrenwerthe und für all unsere Gesellschaft so wichtige Klasse, wir dürfen die jungen Handwerker nicht so, wie der liebe Zufall fällt und treibt, nicht länger in der schutzlosen und unbewachten Wildheit so fortlaufen lassen. Aber wie?

„Aber wie? Wir müssen die Wildlinge einfangen, wir müssen sie wieder einfangen und einfassen: das heißt, wir müssen die Zünfte und Innungen wiederherstellen. Wenn diese in dem Sinn und der Freiheit, wie unser Jahrhundert es gebeut, wiederhergestellt und die alten zum Theil lächerlichen, zum Theil sklavischen Bräuche und Mißbräuche abgeschafft werden, wird in dem betrübten Zustande der Gegenwart auch hier Vieles allmälig gebessert und zu sittlicher und ehrbarer Haltung und Ordnung zurückgeführt werden können. Diese Mißbräuche der alten Zeit stickten wohl vorzüglich bei manchen Gewerken in einer gewissen oft viel zu langen Knechtschaft der Lehrjahre und auch wohl in zu vielen Kosten bei der Ausschenkung der Gesellen und in der geforderten Fertigung und Lieferung eines sogenannten Meisterstücks. Hierin müßte es künftig etwa zu halten seyn wie auf den Hochschulen, daß, wann die Lehrjungen sich die Geschicklichkeit zutrauten, die Gesellenprüfung zu bestehen, sie als Gesellen ausgeschenkt werden müßten, gleichviel, ob sie drei oder sieben Jahre in der Lehre gedient hätten. Für den Zweck wäre ein Ausschuß sowohl von der Innung als der Stadtobrigkeit zu ernennen, welche die Lehrlinge wie die Gesellen schützte und dem zeitweiligen Eigensinn oder Eigennutz der Meister wehrte. Für den Schirm und die Zucht der Genossenschaft, für Hülfen auf Reisen und Wanderungen und bei Unfällen und Krankheiten, kurz für die ganze große Genossenschaft, müßte neue tüchtige Ordnung gestiftet und so beide die verlorne Achtbarkeit und Sittlichkeit gefördert und dem Einzelnen das Gefühl der Ehre, ohne welches er in dem großen Gewimmel der Gesellschaft, zumal auf der Wanderung und in der Fremde, verloren gehen muß, voll und ganz wiedergegeben werden. Hierdurch und durch Erfahrung, Lehre und Warnung, wie sie dann wieder von den Altmeistern und Altgesellen ausgehen würden, würde manches junge Blut gerettet und rein erhalten werden; es würde die wohlthätige Macht und Gewalt der Meinung entstehen: denn jeder Stand muß doch einen bestimmten Ehrenpunkt haben; auch würde durch die wiederbelebte Achtbarkeit des ganzen Standes die Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit wachsen, und es würde ein Vorwurf und Schimpf werden, als ein Geelschnabel oder Lump eine frühe Ehe und mit ihr ein langes Unglück anzutreten. Was Gesetze unmittelbar nicht mehr schaffen können, würden, wie es seyn soll, die Einsichten und Urtheile der Alten und Ehrbaren berichtigen und befestigen; kurz die Gewohnheiten und Sitten würden allmälig wieder fast wie Gesetze und Gebote gültig und wirksam werden; es würden nicht alle, aber doch die meisten von denen, die jetzt verloren gehen, gerettet werden.

„Also wieder zwanzig und dreißig verschiedene Innungen in den großen Städten, auch wohl neue geschlossene Innungen solcher Genossenschaften, deren Arbeiten und Leistungen sich mehr dem Range der schönen freien Künste nähern und deren Ueber und Treiber nicht mehr Handwerker, sondern Künstler heißen wollen. Doch die einzelnen Abgränzungen und Trennungen oder Vereinigungen und Zusammenschließungen der verschiedenen Arten und Zweige würden sich schon ergeben und finden. Eine andere Frage ist, ob man die strenge Geschlossenheit aller Bürger, die in Städten wohnen und auch kein Handwerk und keine Handkunst treiben — ich meine, ob man die Einfassung und Einschließung aller Bürger ohne Unterschied von Rang oder Geschäft in irgend eine Zunft beschließen und befehlen solle, zum Beispiel reicher Sonderleute, Beamten, Aerzte, Sachwalte u. s. w. Wir wissen, daß in manchen süddeutschen und schweizerischen Städten auch alle diese weiland sich in irgend eine Zunft einschreiben und mit ihr stehen und für sie mitarbeiten und mitwirken mußten. Aber weder ist dies jemals allgemein gewesen, sondern die höheren Klassen (Adelige, Gedoktorte u. s. w.) haben in den Städten auch wohl ihre besonderen Zechen oder Gesellschaften gehabt, zum Beispiel in Frankfurt, Aachen, Straßburg, noch däucht es mir in unserer Zeit wegen der ganz anderen eigenthümlichen Stellung dieser Klassen und der höheren Beamtenwelt leicht ausführbar, wiewohl diese unsere Zeit immer mehr eine allgemeine bürgerliche und gesellschaftliche Zusammenschmelzung der verschiedenen Range und Klassen verlangt.

„Wir hören und lesen jetzt viel von den Anschlägen und Entwürfen, wie sie in den großen Städten, zum Beispiel Berlin, Königsberg, Breslau, gemacht werden, von Gesellschaften und Vereinen für die Bildung und Belehrung und für die geistigen und leiblichen Hülfen der unteren arbeitenden Handwerkenden, kurz der proletarischen Klassen, und daß bis jetzt dabei und dafür mehr Gerede und Getümmel als Erfolg und That gewesen ist. So wird es wohl immer seyn und bleiben, wenn man zu weit ausgreift. Der Mantel, womit man Zehntausende und Hunderttausende umfassen will, ist zu weit und wärmt nicht: Man muß zehn oder zwanzig Stücke daraus schneiden und kleinere daraus verfertigen — und sie werden wärmen. Man muß die große durch einander wimmelnde und in einander zerfließende Gesellschaft, die einem überall über die Wege läuft, aber die man nirgends fassen kann, in viele einzelne Gesellschaften und Genossenschaften zerschneiden, so wird Warnung, Belehrung, Rath und Hülfe möglich seyn. Mein Endergebniß: Jede Innung rathe, sorge, helfe zuerst für sich, und dann erst sorge Staat und Stadt für das Allgemeine! und dann erst können beide auch recht und ordentlich sorgen.

„Wenn nun solche ehrbare und achtbare einzelne Genossenschaften in Innungen und Zünften wieder eingerichtet und geordnet würden, würde es in der Länge auch an manchen wohlthätigen Vermächtnissen und Stiftungen für dieselben nicht fehlen, wie manche der alten ganz bedeutende Güter, Wohlthätigkeitsanstalten, eigene Spitäler u. s. w. hatten und hin und wieder noch haben. Kurz, in einzelner und enger gezogenen Kreisen aus unserer zu schlotterlich gewordenen Gesellschaft würde Manches, was jetzt so jämmerlich in die kalte öde Welt fährt, sich fröhlich und glücklich wieder schließen und binden."

England.

Englische Nationalität und Staatsverfassung, verglichen mit der französischen.

(Aus Anlaß der „Etudes sur l'Angleterre", von Leon Faucher.)

(Fortsetzung.)

Ach, wenn unser Verfasser sich wundern kann, daß „in einem protestantischen Lande" das Recht der Untersuchung nicht für jeden Einzelnen gelten

und die Vernunft nicht als einzige, oder auch nur als eine Autorität erscheinen mag, so wüßten wir noch andere protestantische Länder als England, wo er sich noch ganz anders wundern könnte! Es ist wahr: die Kirche in England ist fortwährend intolerant, aber der Staat hört immer mehr auf, es zu seyn. Dort wird Niemanden verwehrt, sich zum undogmatischen Glauben, der Unitarier etwa, zu bekennen, oder eine noch unkirchlichere Glaubensvereinigung zu stiften, oder sich derselben anzuschließen; nur die bischöfliche Hochkirche als solche duldet keine freisinnige Neologie in ihrer Mitte. Englands staatlicher Protestantismus mag so engherzig und stationair seyn, als man nur immer will, Englands protestantisches Staatsthum schreitet mit der Zeit fort, legt dem individuellen Glauben fast keine Fessel an und will nur richtig registrirt wissen, wo er steht. Die bischöfliche Kirche hat große Macht im Staate, aber faktisch ist England nicht mehr ein bischöflicher Kirchenstaat. Besseres ist zu wünschen, Schlimmeres zu finden.

England — sagt unser geistreicher Verfasser ferner — hat vielleicht mehr Kriege als alle andere Völker geführt. Seit dem sechzehnten (vierzehnten!) Jahrhundert schlägt es sich bald im eigenen, bald im französischen Lande, dann später in beiden Halbkugeln „auf allen Meeren. An allen Ecken der Welt hat „es Posten ausstehen. Seine Eroberungen haben eine solche Ausdehnung er„halten, daß eine viel größere kaum möglich ist. Und doch ist das Werkzeug „dieser Eroberungen, die Armee, unbeliebt und das Waffenhandwerk nichts „weniger als geehrt. In einem Lande, wo man bei jedem Schritte auf „spolia opima oder Siegeszeichen irgend einer Art stößt, hört man nur den „Aufruf zum Frieden, Declamationen gegen den Krieg; ja, was noch sonder„barer ist: es bedürfte einer europäischen Konvulsion, um die öffentliche Auf„merksamkeit, die sich mit Vorbedacht davon abwendet, wieder auf die aus„wärtigen Angelegenheiten zu leiten."

Dieser Gegensatz, so auffallend er scheint, ist doch in der That leicht zu erklären. Es giebt ein doppeltes England: den Weltstaat und die Insel. Jener ist oft despotisch, diese verträgt keinen Despotismus. Jener strebt nach immer größerer Herrschaft, diese will von keiner anderen als der des Gesetzes wissen. Was jenen hebt, könnte diese zu Grunde richten, und es ist weise, das Heer, den Arm des Reichs, nicht zu viel an dessen Haupt reichen zu lassen. Gegen den Krieg aber haben die gebildeten Völker heutzutage nicht leere Declamationen, sondern volle, gewichtige Gründe. Die Menschen sind sich räumlich und geistig näher gekommen und haben einsehen lernen, daß Freiheit, Wohlstand und Civilisation durch ruhige, vom Frieden begünstigte Entwickelung weit tiefere Wurzel schlagen, als unter dem Waffengetöse, wo die rohe Kraft den Ausschlag giebt.

Wenn wir so, die Thatsachen anerkennend, welche unser Verfasser mit vielem Scharfsinne einander gegenüberstellt, ihre Ursachen anders erklären als er, so können wir auch mit den daraus gezogenen Resultaten uns nur zum Theil einverstanden erklären. Die Konklusion des Herrn Leon Faucher ist nämlich: da Frankreich und England einander so unähnlich wären und in der That verschiedene Prinzipien, Frankreich das demokratische, England das aristokratische, repräsentirten, da sie, von verschiedenen Standpunkten ausgehend, auch nach verschiedenen Endpunkten hinstrebten, da sie Jahrhunderte hindurch diesen Antagonismus bewährt und in fürchterlichen Kämpfen blutig in die Bücher der Weltgeschichte verzeichnet hätten — und da endlich dieser fürchterliche Kampf, der beiden Völkern abwechselnd so viele Triumphe und so viel Wehe bereitet, damit geendet, daß beide gewaltiger und an Macht einander mehr noch als früher gleich daraus hervorgegangen wären, so wäre nichts unsinniger, als wenn solche Gegensätze, solche Kriege endlich in eine Wahlverwandtschaft oder gar in eine gegenseitige Geistesdurchdringung (absorption) sich auflösen sollten.

Darum warnt er auch sehr, sich in den politischen Institutionen nicht, wie in allen Constitutionen Frankreichs seit dem Anfange der Revolution geschehen sey, nach Englands Vorgang und Beispiel zu richten. Auch habe die „Knechtschaft" von der Einsetzung der erblichen Pairswürde begonnen und nicht eher aufgehört, bis das französische Volk, nachdem es eben die große Juli-Revolution vollendet, in seinem gesunden Menschenverstande sich wohl gehütet hätte, diese mit der Revolution von 1688 auf gleiche Linie zu stellen. So weit unser Verfasser.

Aber wie ungleichnamige Pole sich gegenseitig anziehen, gleichnamige sich abstoßen, so ist auch in der moralischen Welt Verschiedenheit und bis zu einem gewissen Grade selbst Antagonismus ein Motiv zu gegenseitiger Anziehkraft. Lange Kämpfe, von beiden Seiten durch große Resultate bezeichnet, lassen, nachdem die Erbitterung verbraust ist, gegenseitige Achtung und das Gefühl zurück, welches der griechische Heldendichter schon so schön mit den Worten bezeichnete:

> Siehe, sie kämpften den Kampf der geisterverzehrenden Zwietracht,
> Und dann schieden sie Beid' in Freundschaft wieder versöhnet.
>
> (Ilias VII, 301.)

Ein solches Gefühl hatte, unmittelbar nach der Juli-Revolution, unstreitig das englische Volk und, in mancher Beziehung, auch seine Regierung ergriffen, und bald zeigte sich die Wirkung nicht nur in den Verhältnissen der beiden Kabinette zu einander, sondern selbst in der englischen Gesetzgebung. Wie das freie englische Volk dem befreiten französischen Volke zujauchzte, wie seine Regierung sich beeiferte, den Freundschaftsbund mit der Juli-Dynastie zu schließen, der später, durch den Palmerstonschen Mißgriff einen Augenblick gelockert, bald wieder um so fester und inniger geknüpft wurde, so verwirklichten sich nach und nach, und zwar ohne allen Zweifel in Folge des Umschwunges der Dinge in Frankreich, die große Wahlreform, die zwei Jahre später eingetretene, ganz in demokratischem Sinne gefaßte Munizipalreform, und die vielen Verbesserungen der Gesetze und Einrichtungen All-Englands, von welchen unser Verfasser selbst sagt (S. 21), in jedem anderen Lande wären sie eine wahre Revolution gewesen. So zeigt sich, seit Frankreich die Prinzipien der constitutionellen Freiheit in seine Verfassung übertragen, eine Wechselwirkung, nicht eine ausschließliche Einwirkung Englands auf Frankreich. Der letzte Riesenkampf zwischen beiden, unter der Republik und der Kaiserregierung, fällt in die Zeit, wo die Verfassungsprinzipien (die sich 1789 einander so sehr genähert hatten) abermals so sehr bedeutend divergirten, daß nicht nur unter den, allerdings mehr von Interessen beherrschten, Kabinetten, sondern auch unter den beiden Völkern an kein Einverständniß zu denken war. Grundzüge in den Verfassungen der Völker haben wie Grundzüge in den Charakteren der Menschen einen großen, wenn auch zu gewissen Zeiten zurückgedrängten, doch im Ganzen fast unwiderstehlichen Einfluß auf ihre Zu- und Abneigungen und bilden die moralische Kraft, welche, nach den weisen Einrichtungen der Vorsehung, überall der materiellen entgegensteht und eben darum von den Besseren und Höherstehenden in jedem Volke gehegt, nicht bekämpft werden soll. So wahr es ist, daß jedes Volk nur sich selber gleichen soll, so wenig ist doch hieraus der Schluß zu ziehen, daß Aehnlichkeit der Prinzipien nicht auch Aehnlichkeit der Institutionen zur Folge haben müsse. Mag aber immerhin, aus den bereits entwickelten Gründen, in Frankreich mehr das demokratische, in England das aristokratische Prinzip hervortreten — beide große Staaten sind constitutionelle Monarchieen, und sie sind die einzigen Großstaaten Europa's, welche es bis jetzt, in der vollen Bedeutung des Wortes, sind. Die Eintracht Frankreichs und Englands ist also ein Sieg der Prinzipien, ein Anker, an welchem die Civilisation Europa's befestigt ist, ein Schild gegen Barbarenüberzüge, und wenn das dritte Land der Civilisation, wenn Deutschland mit diesen Völkern, Staaten und Prinzipien in Einklang seyn wird, ebenfalls, wie sich von selbst versteht, nicht in servilер Nachahmung, sondern in freier selbständiger Weise, dann wird die Zukunft Europa's gesichert, der Einfluß der Barbaren auf ihre Steppen beschränkt und die Morgenröthe einer schönern Zeit angebrochen seyn. Bei den vielen und überraschenden Aehnlichkeiten, welche, trotz aller nicht minder bedeutenden Verschiedenheit, die Revolution des Juli mit der von 1688 hat, können wir übrigens unserem Verfasser eben so wenig zugeben, daß die (erst später ausgesprochene) Nichterblichkeit der Pairie in Frankreich einen so radikalen Abstand zwischen beiden begründe, als überhaupt der Ansicht beitreten, daß erbliche Pairie Knechtschaft bezeichne. Wir erinnern nur an die wesentlichen Dienste, welche die erbliche französische Pairskammer, der wüthenden Partei der Reaction gegenüber, Frankreich unter der Restauration geleistet, an das Verwerfen des Sakrilegiengesetzes, der Peyronnetschen loi d'amour und anderer, und wir mögen die Stellung, welche eben jetzt die Kammer der Reichsräthe in Bayern einnehmen zu wollen scheint, nicht weniger als Beispiel anführen. Sind zwei Kammern in der Repräsentativ-Verfassung größerer Staaten durchaus nothwendig (und Amerika's wie selbst des republikanischen Frankreichs Verfassung unter der Direktorial-Regierung zeugen dafür), so müssen sie auch verschiedene Prinzipien repräsentiren, wenn sie nicht, wir möchten sagen, ein Pleonasmus seyn sollen. Das verschiedene Alter oder auch eine verschiedene Wahlart dürfte schwerlich genügen, zumal Erwählung durch das Volk dem demokratischen, Erwählung durch den König dem monarchischen Faktor der Constitution in der Regel ein zu großes Uebergewicht giebt. Wir wollen damit nicht sagen, daß in Ländern, wo, wie in Frankreich und leider jetzt vielleicht den meisten in Europa, die alte Aristokratie noch zum Theil mit der Gegenwart und ihren gerechten Ansprüchen nicht oder nicht von Herzen ausgesöhnt ist, die Erblichkeit der Pairie nicht sehr großes, für den Augenblick vielleicht unüberwindliches Bedenken habe. Wir geben ferner zu, daß gerade jetzt die alte englische Pairie ein starker Hemmschuh gegen die für England nothwendig gewordene Bewegung geworden ist. Wir behaupten aber, daß die Aufgabe einer constitutionellen Verfassung: von der Monarchie die Majestät und die feste Ordnung, ohne den Despotismus und die Regierung der Günstlinge, von der Demokratie die Einwirkung der öffentlichen Meinung, der Ideen, welche die Zeit bewegen, ohne die Herrschaft der Massen und der Demagogen, von der Aristokratie endlich die Stabilität und die Tradition erprobter Regierungsgrundsätze ohne Druck und Uebermuth privilegirter Geschlechter zu entlehnen, das ist: den Monarchen als die höchste Personification des Gesetzes, die Volkskammer als die des Volksbedürfnisses, die Pairie als die der nationalen Ueberlieferung aufzustellen und so Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit in schönem Bunde zum Besten des Volkes zu vereinen — daß diese Aufgabe, der Idee nach, allerdings eine erbliche Pairie erfordert und diese letztere also, wenn sie auch nicht immer und in allen Verhältnissen einzuführen seyn mag, doch keineswegs Knechtschaft bezeichnet.

Freilich ist es wahr, daß durch das Schießpulver, welches den Krieg, durch die Buchdruckerei, welche die Bildung, durch die französische Revolution, welche die Gesellschaft, durch Napoleon's Regierung und Eroberungen, welche den Adel selbst demokratisirten, dieser seine Bedeutung, und daß endlich durch die große Macht der Industrie, welche den Reichthum selbst plebejisch machte, die Aristokratie die Grundlage ihrer Macht, besonders auf dem Festlande, verloren hat. Gewiß ist es, um mit Schiller's Worten zu reden,

> . . . . ein eitel und vergeblich Wagen,
> Zu fassen ins bewegte Rad der Zeit.

Aber die reifer gewordene Zeit ist, überall wo die Dunkelmänner nicht durch Reactionen die öffentliche Meinung zu den entgegengesetzten Extremen drängen, mit Recht mehr der Vermittelung als der Vernichtung geneigt, und eine, allen Illustrationen, auch denen der Geburt, bestimmte erbliche Pairskammer erscheint uns mindestens als eine erbliche und darum nach allen Seiten hin unabhängige Volksmagistratur, nicht als ein privilegium odiosum, welches letztere sich freilich heutzutage vergeblich wieder in die Geschichte einzudrängen oder darin zu erhalten sucht.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Abendstunden, von H. Conscience.*)

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel ist die Sammlung, deren wir bereits früher in diesen Blättern gedachten, erschienen. In einem kurzen Vorwort sagt der Herausgeber: „Mit immer regerer Theilnahme sah Deutschland in den letzten Tagen auf die Bestrebnisse der Fläminge. Wo aber von denselben die Rede ist, da wird der Name Conscience's vor Allen genannt, als einer der Ersten, der sich für die Sache seines Volkes in die Bresche warf, der mit der größten Kraft an dem schlummernden Nationalgeist rüttelte und zumeist zu seinem Erwachen beitrug. Darum mag er auch diese Sammlung eröffnen."

Daß die Werke von Heinrich Conscience vor allen anderen schriftstellerischen Erzeugnissen der Niederlande geeignet sind, denselben sowohl im Vaterlande als im Auslande Bahn zu brechen, dafür bürgen ihr echt nationaler Kern, die einfache, aber kräftige und wahre Empfindung, welche sie durchströmt, und ihre reine Moral. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Derbheit, manche Härte unsere übermäßige Verfeinerung erschrecken mag, daß die große Einfachheit der Empfindungen und Situationen nicht spannend genug auf unsere durch die Knalleffekte der modernen französischen Romane etwas abgestumpfte Phantasie wirken mag; dennoch hat es den Anschein, als ob das lesende Publikum gesonnen sey, von allen diesen künstlichen Aufregungen einmal in der Natur auszuruhen. Wir erfahren in dem Vorwort, daß die vor einem halben Jahre erschienenen Uebersetzungen der drei Novellen von Conscience (durch den Fürst-Bischof Diepenbrock) in 14,000 Exemplaren verbreitet sind. Dies erinnert uns an die Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, welche ja bekanntlich auch so viel Glück selbst in den höchsten Kreisen gemacht haben. Es war damals, als ob die verwöhnte Menge, die sich den Magen an Kaviar und Gänseleber-Pasteten verdorben hatte, sich nun auf dem Lande bei süßer Milch und frisch gestoßener Butter erholen wolle. Um aber auf das Buch selbst zu kommen, so umfaßt das Bändchen, welches vor uns liegt, eilf größere und kleinere Erzählungen. In der ersten, Quintin Metsis, welche die bekannte Geschichte des zum Maler umgewandelten Schmiedes von Antwerpen behandelt, hat Conscience das Motiv insofern verändert, als er die Liebe Quintin's zu seiner Mutter diese Umwandlung bewirken läßt. Diese Erzählung ist ergreifend durch ihre einfache Innigkeit und Wahrheit. Die zweite Erzählung, Ricketacketick, hat uns am meisten von allen bis jetzt erschienenen angezogen. Die Schilderungen des Lebens auf dem Pachthofe sind echt flamändisch, die der Haide und naiven Liebe Jan's und Lena's poetisch, und der Schluß befriedigend, rein menschlich schön. Die dritte Erzählung, Gerhard, trägt zwar auch eine flamändische Färbung, ist aber ein Stoff, den wir auch in französischer Behandlung kennen lernten. Ergreifend führt uns Conscience in der vierten Erzählung, die neue Niobe, die Nemesis in der furchtbaren Gestalt der Cholera vor, und wir erinnern uns keiner Schilderung Eugen Sue's, welche von so erschütternder tragischer Wirkung wäre. Dagegen hat uns das Motiv der fünften Erzählung, der Engel des Guten und der Geist des Bösen, nicht sympathetisch berührt, und wir hätten es passender gefunden, wenn der Böse, im Gegensatz zu der himmlischen Reinheit und Seligkeit, mit welcher der Schutzgeist die ihm anvertraute Seele ins Jenseits locken will, die Eitelkeit oder irgend eine unedle Leidenschaft, nicht aber die menschlich schöne der Liebe gewählt hätte. Der lange Nagel, ein Bild aus der kühnen, kräftigen Geusenzeit, hat uns um seiner Wahrheit willen viel mehr angezogen. Die böse Hand und der Geist sind Volkssagen; die letztere erinnert sehr an die deutsche „Von Einem, der das Fürchten lernen wollte", wie überhaupt fast alle deutsche Sagen sich in Belgien wiederfinden. Der Schulmeister aus der Zeit der Maria Theresia mag wohl aus dem Leben genommen seyn, wenigstens giebt es noch heutzutage eben so unvernünftige Lehrer, eben so ungezogene Buben und eben so alberne Mütter. Der Schluß, die Großmutter, eine Erzählung für Kinder, hinterläßt einen gemüthlichen, freundlichen Eindruck. Diese Erzählung, nebst drei anderen, ist von der jungen Frau des Herausgebers, Maria Wolf, recht anmuthig und im Sinne des Originals wiedergegeben.

Luise von Ploennies.

*) Sammlung der neuesten flämischen Romane und Novellen, herausgegeben von Joh. Wilh. Wolf. Aufgewählte Werke von Heinrich Conscience. Unter Mitwirkung des Verfassers, deutsch von J. W. Wolf. Erstes Bändchen: Abendstunden. Bonn, A. Marcus, 1846.

Mannigfaltiges.

— Ehrenbezeigung. Nachdem Herr Jules Lechevalier vor kurzem seine Vorträge über Social-Oekonomie beendigt hatte, beschloß ein großer Theil seiner Zuhörer, ihm einen Beweis ihrer Anerkennung und Dankbarkeit zu geben. Es war vorgeschlagen worden, ihm in deutscher Weise einen Pokal mit einer entsprechenden Inschrift zu überreichen, jedoch von den mit französischer Sitte vertrauten Theilnehmern ward bemerklich gemacht, daß man in Frankreich mit einem solchen Beweis deutscher Ehrenbezeigung häufig einen ironischen Sinn verbinde, und so beschloß man denn, den Pokal in eine große goldene Denkmünze zu verwandeln, jedenfalls aber die deutsche Inschrift beizubehalten. Am 22. April ist nun Herrn Lechevalier von einer Deputation diese aus der Loosschen Werkstatt hervorgegangene Denkmünze überreicht worden, die auf der einen Seite die Inschrift trägt: „Herrn J. Lechevalier seine Zuhörer. Berlin 1846" und auf der anderen Seite einen Genius der Wissenschaft zeigt, einen Kranz darbietend mit den Worten: „Dem Verdienste". Auf dem Rande der Medaille befindet sich außerdem die Inschrift: „Vorlesungen über Gewerbe-Organisation", welches Letztere, beiläufig bemerkt, ein etwas diplomatisch gewählter Ausdruck ist, da in diesen Vorlesungen zwar auch von Gewerbe-Organisation, jedoch nur als von einem Theile des gesammten, alle Stände wie alle Gewerbe umfassenden Systems die Rede war. Wir selbst halten freilich nur dasjenige eben für praktisch, was sich auf eine neue Organisation der Gewerbe bezieht, die durch das uneingeschränkt in Deutschland wie in Frankreich angewandte Prinzip der Gewerbefreiheit gewissermaßen rechtlos geworden, aber wir glauben nicht, daß auch Herr Lechevalier das Ganze seines Systemes für einen Theil desselben bereitwillig hingeben werde. Wir werden übrigens bald Gelegenheit haben, dasselbe vollständiger kennen zu lernen, als es durch seine Gastvorträge möglich war, indem Herr L. bald nach seiner Rückkehr nach Paris, wohin er über Hamburg bereits abgereist ist, dieselben dem Druck übergeben wird, und werden wir alsdann nicht ermangeln, darauf zurückzukommen.

— Benj. d'Israeli. Die Kölnische Zeitung vom 20. d. M. bringt in ihrem Feuilleton über den Verfasser des „Coningsby" einen von Herrn Otto von Wenckstern unterzeichneten Artikel, der sich als ein ganz gewaltiger „Blunder" herausstellt. Es wird darin nämlich erzählt, Herr B. d'Israeli habe Ausdauer und ein „zähes Leben" wie kein anderer Schriftsteller, denn er, der bereits die französische Revolution erlebt, „der mit Georg III. weiße Rüben gegessen", stimme nun auch im Parlamente für die Appanagen der jüngsten Prinzen und Prinzessinnen, und während er in den „in seinem ersten Mannesalter geschriebenen" Curiosities of Literature ein Muster von Korrektheit gewesen, könne man das von seinen heutigen Werken nicht mehr sagen. Hier hat jedoch der Kritiker des Herrn B. d'Israeli nicht mehr und nicht weniger als eine Generation mit der anderen zusammengeworfen und Vater und Sohn zu Einer Person gemacht. Der Verf. der Curiosities of Literature und der ebenfalls von Herrn v. Wenckstern genannten Quarrels of Authors, der Zeitgenosse Georg's III. und Georg's IV., war Herr Isaac d'Israeli. Vater des Herrn Benj. d'Israeli, gegenwärtigen Parlaments-Mitglieds und Verfassers des „Coningsby", des „Contarini Fleming" und des „Alroy", welche Romane sämmtlich ins Deutsche übersetzt sind, obwohl dies seinem deutschen Kritiker unbekannt und dieser selbst sagt: „Es ist eine Schande, daß man in Deutschland so wenig von ihm weiß." — Wir machen uns so oft über die in französischen oder englischen Zeitschriften in Bezug auf unsere literarischen Berühmtheiten enthaltenen Mißverständnisse lustig, aber giebt ihnen dieser „Blunder" der Kölnischen Zeitung wohl irgend etwas nach? Die erste Ausgabe der seitdem unzähligemal aufgelegten Curiosities of Literature (6 Bde.) erschien 1785; nach Herrn v. Wenckstern hätte also der Verfasser eines vor einundsechzig Jahren erschienenen Buches noch heutzutage so viel Jugendfrische, daß er an der Spitze einer Partei steht, die sich das junge England nennt. Hier würden wir demnach den leibhaften ewigen Juden vor uns haben, wenn nicht Herr Benj. d'Israeli schon bei seiner Geburt zum Christen gemacht worden wäre.

— Ein französischer Engländer. Der Verfasser der Mystères de Londres, der sich Sir Francis Trollop nannte, als welcher er auch die Ehre hatte, sein Werk — angeblich aus dem Englischen — ins Deutsche übersetzt zu sehen, ist Herr Paul Feval, ein junger Franzose, der bei einer Reise, die er kürzlich nach Deutschland machte, nicht wenig überrascht war, das Urtheil zu hören, daß die englischen „Geheimnisse von London" doch noch eine ganz andere Charakteristik darböten, als die französischen „Geheimnisse von Paris"! Eine unter dem Namen Feval's selbst erschienene Erzählung heißt „die Liebe in Paris", die auch bereits in die von der Hallbergerschen Verlagshandlung in Stuttgart herausgegebene „Aula der schönen Literatur" übergegangen ist.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld erscheint:

Théâtre Français publié par C. Schütz.

Vom Théâtre français erscheint jährlich eine Serie von 12 Livraisons à 2½ Sgr., so daß die ganze Serie 1 Thlr. kostet. Jede Livr. enthält mindestens ein completes Theaterstück, manche auch zwei.

Von der VII. Serie 1846 sind bis jetzt folgende Livraisons erschienen:

1) L'AMBITIEUX. Comédie en cinq actes et en prose par M. Eugène Scribe.
2) MARIE MIGNOT. Par MM. Bayard et Paul Duport.
3) LE MALADE IMAGINAIRE. Par Molière.

BIBLIOTHÈQUE ÉCONOMIQUE. Chefs d'oeuvre de prosateurs modernes.

Hiervon sind bis jetzt 7 Bände erschienen und enthalten:

I. INDIANA & ANDRÉ. Par G. Sand.
II—V. L'HISTOIRE DE DIX ANS. Par L. Blanc.
VI. NOTRE DAME DE PARIS. Par V. Hugo.
VII. NOUVELLES GENEVOISES. Par R. Töpffer.

Der Preis eines Bandes von ca. 30 Bogen ist 15 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 51. Berlin, Dienstag den 28. April 1846.

Italien.

Charles Dickens in Genua.

Fortsetzung seiner Reisebriefe in den Daily-News. *)

III. Von Avignon nach Genua.

Als uns die Hexe die Verliese des päpstlichen Palastes gezeigt, begriff sie, daß sie den Hauptstreich geführt hatte. Lärmend ließ sie die Fallthür zurückfinken und blieb davor stehen, mit gekreuzten Armen, theatralisch, wie sie sich immer geberdete.

Und als ich außen um das Schloß herumging, war mir wie einem Menschen, der träumend umherwandelt; aber die süße Empfindung, im Lichte des Tages zu leben, behielt ich, eingedenk der Sonnenstrahlen, die ich durch die geborstenen Wölbungen der ewigen Kerker siegreich hatte dringen sehen. — Die ungeheure Dicke und Höhe dieser Mauern, die Stärke der steinernen Thürme, die Ausdehnung des Gebäudes, seine riesenhaften Verhältnisse, seine drohende Stellung, seine rohe Unregelmäßigkeit erfüllen mit Staunen und Furcht; und denkt ihr erst an die widersprechenden Zwecke, denen es gedient, so werdet ihr verwirrt bei seinem Anblick, denn ihr habt eine uneinnehmbare Festung vor euch und zugleich ein Schloß, in dem man neben den glänzendsten Festen die wildesten Orgien der Unmenschlichkeit feierte, kurz einen Palast verschwenderischer Päpste und eine Stätte der Inquisition und ihrer Tortur — der Krieg, das Vergnügen, die Religion und das Verbrechen haben diesem Haufen von Steinen allesammt seine Denkwürdigkeit verliehen. Aber zu meinem Troste haftete in meiner Erinnerung der Sonnenblick, dem ich in den thränenreichen Kerkern begegnet war. Zwar mochte es schon Demüthigung genug seyn für das stolze, menschenverachtende Schloß, daß es in eine Kaserne müßiger, lärmender Soldaten umgewandelt war, deren plumpe Späße und Flüche sein Echo wiederholen, deren grobe Wäsche die Kühle seiner Bogengänge trocknen mußte — doch völlig vernichtet ist es, seit das Tageslicht zu seinen Torturſälen und seinen Gefängnissen sich einen Weg gebahnt. Ich hätte es können in Flammen gehüllt sehen von dem tiefsten seiner Gräben bis zur höchsten seiner Zinnen — so wäre meine Rache nicht gestillt worden, als da ich friedlich die Sonne ihre Strahlen in seine geheimsten Kerker senken sah!

Bevor ich weiter erzähle, will ich eine Anekdote aus der Geschichte des Schlosses citiren, die ich von der Hexe gekauft habe. Sie ist vollkommen bezeichnend:

Im Jahre 1441 insultirte ein Neffe des päpstlichen Legaten Pierre de Lude einige Damen in Avignon, deren Verwandte sich aus Rache des jungen Mannes bemächtigten und ihn auf schimpfliche Weise verstümmelten. Mehrere Jahre hindurch verhehlte der Legat seinen Aerger darüber; er stellte sich sogar, als sey er völlig ausgesöhnt, und that die ersten Schritte, das freundschaftliche Verhältniß mit den Verwandten jener Damen wiederherzustellen. Als man an seiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifelte, lud er diese Familien zu einem glänzenden Bankett ein. Die ausgelassenste Heiterkeit herrschte bei dem Mahle. Während des Desserts aber kommt ein Bote und benachrichtigt den Legaten, ein fremder Gesandte sey angelangt, der um eine augenblickliche Audienz bitte. Der Legat entschuldigt sich bei seinen Gästen und entfernt sich mit seinem Gefolge. Einige Augenblicke später waren fünfhundert Menschen zu Asche geworden — man hatte den ganzen Flügel des Schlosses, in welchem das Bankett stattfand, in die Luft gesprengt ....

Als wir die Kirchen gesehen hatten (ich mag Sie heute mit keiner Beschreibung einer Kirche langweilen), verließen wir Avignon. Es war Nachmittag, und die Hitze belästigte ungemein. Außerhalb der Mauern sahen wir eine Menge Menschen im Schatten schlafen, das heißt, in der Spur von Schatten, die vorhanden war; andere Gruppen warteten, halb wach, halb schlafend, bis die Sonne so niedrig stände, daß sie auf der staubigen Landstraße unter einigen dürren Bäumen eine Art Ballspiel vornehmen konnten. Auf den Feldern war die Aerndte bereits vorüber, und Maulesel und Pferde stampften das Korn auf der Tenne. Gegen Abend kamen wir in einen hügeligen, wilden Landstrich, der ehemals durch seine Räuberbanden berühmt war. Um elf Uhr in der Nacht waren wir in Aix, wo wir anhielten.

Am folgenden Morgen erwachten wir in einem ziemlich komfortablen und luftigen Hotel, dessen Jalousieen sorgfältig Licht und Hitze von uns abwehrten. Die Stadt schien uns reinlich; als wir aber Mittags das Gasthaus verließen, um einen Spaziergang zu machen, war uns, als träten wir in einen ungeheuren Ofen; die Luft war so klar, daß uns die fernen Felsspitzen kaum eine Meile entfernt schienen, wir selbst aber glaubten uns von einer feurigen Gluth umgeben.

Wir verließen Aix, als der Abend nahte, und nahmen unseren Weg nach Marseille, wie dürr er auch seyn mochte. Alle Häuser waren verschlossen und die Weinberge weiß bestaubt. Fast vor allen Hausthüren saßen Weiber und schälten und schnitten Zwiebeln zum Abendbrod. Schon hinter Avignon bilden die Zwiebeln ein sehr beliebtes Gericht. Wir sahen zwei düstere Schlösser, die von Bäumen umgeben waren und mit Wasser gefüllte Bassins vor sich hatten, ein Schauspiel, das unseren Augen um so erfrischender war, als wir auf unserer ganzen Reise nur wenig solche Landsitze gesehen hatten. In der Nähe von Marseille füllt sich die Straße mit aufgeputzten Leuten, und vor den Gasthäusern sitzen Gruppen, die rauchen, trinken, Dame oder Karten spielen. Einmal sahen wir auch im Freien tanzen, das heißt, man sagte uns, daß getanzt werde, denn was wir sahen, war nur Staub. Wir kamen durch eine schmutzige, sehr volkreiche Vorstadt nach Marseille und ließen zu unserer Linken eine Reihe von Hügeln liegen, auf denen die Sommersitze der Marseiller Kaufleute erbaut waren. Von diesen Landhäusern zeigten uns einige die Fronte, andere den Rücken, noch andere eine Ecke; kurz, sie waren ohne das geringste Verhältniß zu einander, wie es die Laune wollte, errichtet worden.

Ich habe seitdem Marseille zwei- bis dreimal gesehen, bei schönem wie bei schlechtem Wetter, und ich darf mit Sicherheit sagen, es sey eine Stadt, die reinlicher und angenehmer seyn könnte. Aber die Aussicht auf das schöne mittelländische Meer mit seinen Felsriffen und Inseln ist wahrhaft ergötzend. Die befestigten Anhöhen, von denen aus man dieses Panorama genießt, erinnern euch aus weniger romantischen Gründen an sie. Sie sind nämlich ein Asyl, um sich vor dem unerträglichen Gestank zu flüchten, der von dem Hafen ausgeht, in dessen stehendem Wasser sich alle Unreinigkeiten der Schiffe und der Nachbarhäuser ansammeln.

Wir sahen in den Straßen von Marseille Matrosen von allen Farben, in rothen, blauen, gelben und orangefarbenen Hemden, mit rothen, blauen, grünen Mützen, mit Turbanen, mit englischen und neapolitanischen Hüten. Die Einwohner saßen in Gruppen auf den Trottoirs, oder stiegen auf die Dächer, um etwas Luft zu schöpfen, oder gingen auf dem engsten und staubigsten Boulevard umher, den ich je gesehen habe. Endlich begegneten wir Leuten vom Volke mit wilden Gesichtern, die uns ohne Unterlaß den Weg versperrten. Mitten in diesen Trouble hat man ein Irrenhaus gebaut, ein niedriges, enges, elendes Haus, dessen Fenster direkt auf die Straße gehen. Die Verrückten klammerten sich an die rostigen Gitter und suchten hinauszusehen, während die glühende Sonne in ihre Zellen schien und sie dermaßen aufregte, als wären sie einer Meute von Hunden ausgesetzt gewesen.

Wir wohnten ziemlich angenehm in dem Hôtel du Paradis, das auf einer engen Straße mit hohen Häusern liegt, und hatten uns gegenüber einen Friseurladen. In dem Schaufenster desselben befanden sich zwei Frauenzimmer aus Wachs, die sich um sich selbst drehten, was den Künstler und seine Familie so sehr entzückte, daß sie sich sämmtlich in luftigem Negligée vor die Thür setzten und mit einer Art von trägem Stolze die Bewunderung der Vorübergehenden einärndteten. Als wir um Mitternacht in das Hotel zurückkehrten, war die Familie ohne Zweifel bereits schlafen gegangen; aber der Friseur, ein beleibter Mann, saß noch immer da in Pantoffeln, mit ausgestreckten Beinen, und konnte sich — glaube ich — nicht entschließen, vor seine niedlichen Puppen die Vorhänge herabzulassen.

Am folgenden Morgen gingen wir zum Hafen hinab, wo Matrosen aller Nationen ihre Schiffe be- und entluden. Alle Arten von Waaren lagen in buntem Gemisch neben einander, Zeuge, Früchte, Getraide, Gewürze u. s. w. Wir bestiegen eines von den vielen kleinen Fahrzeugen, mit denen die Quais besetzt sind, und streiften die großen Schiffe, unter ihrem Takelwerk hingleitend, oder kreuzten uns mit anderen Böten, die, wie das unsrige, zum Schutze vor der Sonne mit einem Zelte überspannt waren. So gelangten wir zur „Marie-Antoinette", einem hübschen Dampfboot, das nach Genua ging und am Eingang des Hafens vor Anker lag. Währenddeß folgte uns unser Wagen, diese schwere Kleinigkeit aus dem Londoner Pantechnikon, in seiner dummen Plumpheit auf einem platten Kahne, stieß an Alles an, was ihm begegnete, und rief eine unendliche Menge von Flüchen und Schimpfreden hervor. Gegen fünf Uhr waren wir auf hoher See. Das Dampfboot war überaus reinlich; man trug uns das Diner auf dem Verdecke auf, unter dem Schutze

*) Siehe Nr. 39 des Magazins.

eines Zeltes. Die Abendluft war ſtill und durchſichtig, und es lag in dem Himmel und dem Meere ein Zauber, den ich nicht durch Worte zu beſchreiben wage.

Am folgenden Morgen in aller Frühe fuhren wir an Nizza vorüber, und um drei Uhr Nachmittags ſahen wir Genua. Sein prachtvolles Amphitheater enthüllte ſich ſtufenweiſe vor unſeren Blicken, Terraſſe nach Terraſſe, Garten nach Garten, Palaſt nach Palaſt. Es war dies ein Schauſpiel, das uns beſchäftigte, bis wir in den Hafen einliefen. Von dort aus fuhren wir, ſo recht als Engländer, die eben landen, nach dem zwei Meilen entfernten Albaro, wo wir ein Haus gemiethet hatten.

Wir paſſirten die Hauptſtraßen Genua's, außer der Strada Nuova und der Strada Balbi, die von den Vornehmen bewohnt werden. Nie in meinem Leben war ich untröſtlicher! Ich war wie betäubt von der Sonderbarkeit und Neuheit aller Gegenſtände, von dem ungewohnten Geruche, von der unbegreiflichen Schmutzigkeit dieſer Stadt, die für die reinlichſte von den italiäniſchen Städten gilt, von dem verworrenen Durcheinander der häßlichen Häuſer, die auf einander aufſitzen, von den Gaſſen, die enger und widriger ſind, als eine in St. Giles, zu London oder im alten Paris, und aus denen nicht Vagabunden, nein — ſchöngekleidete Damen mit weißen Schleiern und breiten Fächern hervorkommen. Nichts, was dem glich, was ich in anderen Gegenden geſehen hatte, weder in den Häuſern noch in der Anordnung der Straßen! — kurz in dieſer Stadt des Kothes, der Unordnung und des Mißbehagens, wenn nicht des Elends, vereinigte ſich Alles, mich niederzuſchlagen und zu verwirren. Ich verſank in düſteres Träumen. Ich ſah, wie in einer Fieberphantaſie, die Madonnen und Heiligen an den Straßenecken, die Mönche, Kapuziner und Soldaten, die rothen Vorhänge, die an den Kirchthüren flatterten, die aufſteigenden Straßen, denen andere noch höher ſteigende folgten, die Fruchthändlerinnen, die ihre Citronen und Orangen an Rebengewinde aufhingen, eine Hauptwache, eine Zugbrücke, Eis- und Limonade-Verkäufer u. ſ. w. u. ſ. w., bis ich in einen dunklen Hof abgeſetzt wurde, der mit Unkraut bedeckt war und eine Art Gefängniß umgab, von dem man mir ſagte: „Dies iſt Ihre zukünftige Wohnung.“

Ich dachte damals nicht, daß ich je ſelbſt zu dem Pflaſter Genua's eine Zuneigung würde faſſen können, und daß ich mich dieſer Stadt mit jener Dankbarkeit erinnern würde, welche uns das Andenken zahlreicher Stunden ſtillen Glückes einflößt; aber ich mußte zuerſt offen die erſten Eindrücke ſchildern und werde nun eben ſo ſagen, wie ſie anderen Platz gemacht haben. — Doch jetzt gönnen wir uns, der Leſer mir und ich dem Leſer, nach dieſer langen Reiſe ein wenig Ruhe.

IV. Mein Landſitz in Albaro.

Die erſten Eindrücke eines ſolchen Ortes können, meine ich, nicht anders als trüb und troſtlos ſeyn. Es gehört Zeit und Gewöhnung dazu, um das Gefühl der Entmuthigung zu überwinden, das Einen beim Anblicke ſolchen Verfalls und ſolcher Oede, wie hier herrſcht, befällt. Die Neuheit, die faſt einem Jeden gefällt, iſt beſonders für mich anziehend. Ich laſſe mich nicht alsbald niederſchlagen, wenn ich nur Mittel behalte, meinen Gedanken und Beſchäftigungen nachzuhängen. Ich glaube ſogar, daß ich ein gewiſſes natürliches Geſchick beſitze, mich in die Umſtände zu fügen. Nun, bis jetzt habe ich nichts gethan, als daß ich in der Umgegend umherſtrich, und noch konnte ich mich des fortwährenden Erſtaunens nicht erwehren. Immer komme ich eben ſo mißgeſtimmt nach meiner Villa zurück — der Villa Bagnerello nämlich; der Name iſt gewiß poetiſch und romantiſch, aber der Signor Bagnerello iſt ein Fleiſcher, der ganz in meiner Nähe wohnt. Meine Beſchäftigung und meine Zerſtreuung beſteht darin, daß ich über meine Entdeckungen nachdenke und ſie mit meinen Erwartungen vergleiche; dann beginne ich meine Ausflüge von neuem. Die Villa Bagnerello hat eine der ſchönſten Lagen, die man ſich denken kann. Ihr habt die Ausſicht auf die erhabene Bai von Genua mit den blauen Wogen des Mittelmeeres. Hier und da ſeht ihr alte Paläſte und verfallene Häuſer, zur Linken hohe Berge, die oft ihre Gipfel hinter Wolken verbergen; vor euch, von den Mauern der Villa bis zu einer verfallenen Kirche, die ſich auf den maleriſchen Felſen des Ufers erhebt, ſchmücken grüne Rebengewinde zwei plumpe Zäune und bilden kleine Alleen, ſo weit euer Blick reicht, in deren Schatten ihr luſtwandeln könnt, ohne die Sonne zu fürchten, welche die Trauben reift.

Man gelangt in dieſe Einſamkeit durch ſo enge Gäßchen, daß, als wir an das Zollamt kamen, uns Leute erwarteten, die von dem breiteſten das Maß genommen hatten und es unſerem Wagen anpaßten. Dieſe ernſte Ceremonie hatte auf der Straße ſtatt, während wir in der Aufregung der Ungewißheit waren. Glücklicherweiſe war die Durchfahrt möglich, aber eben nur mit genauer Noth, wie ich das täglich an den Löchern ſehen kann, welche die Achſen der Räder an beiden Häuſerreihen zurückgelaſſen haben. Man wünſchte mir Glück, daß ich nicht das Schickſal ſeiner alten Dame theilte, die ebenfalls in dieſer Gegend eine Wohnung gemiethet hatte und deren Wagen plötzlich mitten in einem jener Gäßchen ſich einklemmte. Da es unmöglich war, eine Thür zu öffnen, ſo mußte ſie die Schmach erleben, durch das ſchmale Vorderfenſter herausgezogen zu werden, etwa wie Harlekin, wenn er aus dem Souffleurkaſten ſteigt.

Habt ihr die Gäßchen endlich überwunden, ſo kommt ihr vor ein Thor, das durch ein verroſtetes Gitter halbverſchloſſen iſt. Das alte Gitter hat einen Klingelzug, den ihr ſo lange ziehen könnt, als ihr wollt — es erſcheint Niemand, denn er ſteht mit dem Hauſe in keiner Verbindung. Zum Glück iſt auch noch ein alter Hammer an dem Gitter befeſtigt, der eben ſo verroſtet iſt, als dieſes, und ſo loſe anhängt, daß er euch aus den Händen gleitet, wenn ihr ihn anführt. Habt ihr aber den Mechanismus begriffen und klopft ihr lange, ſo kommt Jemand. Gewöhnlich iſt es mein wackerer Courier, der euch öffnet. Ihr geht durch einen kleinen Garten, der mit üppigem Unkraut bedeckt iſt. Dann kommt ihr in einen viereckigen Hausflur, der einem Keller ähnlich iſt. Ihr ſteigt eine Treppe von heruntergekommenem Marmor hinauf und tretet in ein wüſtes gewölbtes Zimmer, deſſen weiße gekalkte Wände euch an eine große Methodiſtenkapelle denken laſſen; das iſt, was man die Sala nennt. Sie wird von fünf Fenſtern und eben ſo viel Thüren durchbrochen. Die Gemälde, mit denen ſie geſchmückt iſt, würden das Herz der Wiederherſteller von Gemälden erfreuen, die in London als Zeichen ihres Gewerbes ein Bild heraushängen, das in zwei Hälften getheilt iſt und euch in Zweifel läßt, ob der ſinnreiche Künſtler die eine Hälfte gereinigt oder die andere beſchmutzt hat. Das Möbel meiner Sala iſt mit rothem Brokat überzogen. Alle Stühle ſind unbeweglich und trotzen jeder Mühe, ſie von der Stelle zu bringen, denn ſie ſind ſehr ſchwer: das Sofa allein wiegt mehrere Zentner.

In demſelben Stockwerk und mit der Sala in Verbindung ſtehend befinden ſich der Eßſaal, das Geſellſchafts- und mehrere andere Zimmer, die ſich beſonders durch ihre vielen Fenſter und Thüren auszeichnen. Eine Treppe höher liegen noch mehrere verfallene Stuben und eine Küche; im Parterre iſt ebenfalls eine, die, mit mehreren Eſſen und ſonderbaren Vorrichtungen verſehen, ganz das Anſehen von dem Laboratorium eines Alchymiſten hat. Wir haben noch ſechs bis ſieben kleine Säle, die in dieſem heißen Juli den Dienſtboten einen Zufluchtsort vor der Sonnengluth bieten. Dort bringt auch der wackere Courier ſeine Abende zu und ſpielt auf allen Arten von Inſtrumenten, die er ſich ſelbſt fabrizirt hat. — Kurz, meine Villa iſt ein wüſtes und trauriges Gebäude, wo ihr euch nicht ſehr wundern würdet, einmal einem Geſpenſte zu begegnen. (Schluß folgt.)

England.

Engliſche Nationalität und Staatsverfaſſung, verglichen mit der franzöſiſchen.

(Aus Anlaß der „Etudes sur l'Angleterre“, von Leon Faucher.)

(Schluß.)

Unſer Verfaſſer ſchließt ſeine allgemeinen Betrachtungen damit, daß er England, „wo die Ariſtokratie, die auf dem Feſtlande höchſtens noch als Tradition beſteht (nicht überall, nicht in Ungarn, nicht in Polen, nicht in Schweden, nicht einmal in Oeſterreich), fortwährend als Inſtitution lebt“, als eine „unbegreifliche Anomalie“ anſieht. Er zieht daraus den Schluß, daß wir eben, „da die Philoſophie der Geſchichte noch eine neue Wiſſenſchaft ſey, das Geheimniß dieſer Beſtimmung bis jetzt zu erkennen nicht vermögen.“ Wir unſererſeits ſehen in England zwar einen anderen Entwickelungsgang, aber nicht eine andere Entwickelung als in den anderen Staaten. Da die Freiheit dort, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, großentheils durch die privilegirten Stände ins Leben getreten, ſo hinkt ihr die Gleichheit langſam nach, während in den meiſten Staaten des Feſtlandes die bürgerliche oder politiſche Freiheit, meiſtens den privilegirten Ständen zum Theil durch das Königthum oder mit deſſen Hülfe entrungen, erſt durch das Gefühl der Gleichheit durchgeſetzt werden konnte und noch durchgeſetzt werden kann. Während in Frankreich Ludwig VI. und Ludwig VII. die bürgerliche, Philipp der Schöne die politiſche Emancipation des dritten Standes vorbereitete, war der hohe Adel jener wie dieſer feindlich, ſo daß Ludwig XI. und der Kardinal Richelieu, die grimmigen Feinde der Freiheit, doch mächtige Förderer der Gleichheit wurden, und der adelſtolze Ludwig XIV. ſelbſt, indem er den Landadel in einen Hofadel verwandelte, dem Adel überhaupt die Wurzel ſeiner Macht: den Einfluß auf das Volk raubte. Während derſelbe auf dieſe Weiſe aufhörte eine politiſche Inſtitution zu ſeyn, drückte er durch ſeine nunmehr nur der Hofgunſt und den Vorurtheilen des Hofes entſtrömenden Privilegien deſto härter auf das Volk, deſſen Revolution in ihrem innerſten Weſen hauptſächlich gegen dieſe Ariſtokratie gerichtet war, welche wie ein Geſpenſt, im Grunde weſenlos, entſchwunden, ſich im leeren Raum bewegend, ein Schatten der Vergangenheit, um ſo unheilbringender, erſchreckender, aufregender umher rumorte und den Frieden des Hauſes überall ſtörte. Begreiflich, daß das Volk ſich nach Gleichheit weit mehr noch als nach Freiheit ſehnte und die Regierung Napoleon's, ſo abhold ſie ſich der Freiheit zeigte, doch als eine Fortſetzung der Revolution erſchien, weil ſie die Gleichheit anerkannte und pflegte. Deutſchlands Kaiſer, in Italien dem Bürgerthum gram, waren ihm in Deutſchland oft und lange zugethan, wie denn der Bürgerſtand Heinrich I. ſein Aufkommen verdankte, Rudolph von Habsburg die Macht des trotzigen Adels zu Gunſten des Bürgerſtandes brach, der Landfriede durch die Kaiſer erzwungen ward und die Hanſe ſich dieſer Begünſtigungen von ihnen rühmen konnte. Darum war auch der Bürgerſtand in Deutſchland, von Heinrich IV. an bis weit in die Geſchichte hinein, den Kaiſern weit mehr als dem Adel zugethan, obgleich auch Jene wiederum öfter, als es ihr Intereſſe erforderte, aus Standesvorurtheilen ſich parteiiſch für dieſen zeigten. In England aber hat ſich der Adel als Inſtitution ſelbſtändig erhalten, als politiſche Körperſchaft lange kräftig mit für die Volksfreiheiten gewirkt, als ausſchließlich auf die Erſtgebornen beſchränkt, äußerlich weniger zahlreich, innerlich mächtiger dargeſtellt; er hängt durch die jüngeren Söhne mehr mit dem Volke zuſammen, in welchem die älteren Söhne ſelber wieder, naturwidrig, aber politiſch klug, eine Art unterſten Adels bilden. Daher kommt es denn, daß Englands Geſchichte Kämpfe wie die der Jacquerie

in Frankreich, wie den großen Bauernaufstand zur Zeit der Reformation in Deutschland in seiner Entwickelung und Verbreitung noch kennt und nur eines in der vor eigentlich historischen gewordenen Periode der Unterjochung der armen Bevölkerung durch die Aristokratie und Priesterherrschaft, wie sie Pest- und Hexenepidemien erinnern. Erst jetzt ist die Zeit gekommen, wo die Armen in Einmüthigkeit und mit dem Muth verzweifelnden Unterjochs früher wagen den Parlamentsherrschern, wo wagen der Verzweiflung, dem Elend Widerstand entgegen zu setzen muß. Aber die englische Aristokratie ist doch im Grunde zu klug und schlau zu rasch, um die Sache so auf die Spitze treiben, wie es der alten Welt in Frankreich gelungen. Sie kennt wohl genau die Grenzen, wo sie Zugeständnisse machen muß, um Ruhe zu erhalten, wo sie Gewalt anwenden muß, um sich ihre Herrschaft zu sichern. Sehen wir nun, wie sich die englischen Verhältnisse in dieser Beziehung gestalten, so werden wir finden, daß sie sich in einer Entwickelung befinden, welche nothwendig zu einer Katastrophe führen muß, wenn nicht die englischen Aristokratie einen Ausweg findet, wie sie früher Amerika fand, um ihre Gewaltthaten und Unterdrückungen auf einen fernen Schauplatz zu verlegen. Wir haben in dieser Beziehung schon oft auf die Gefahr hingewiesen, welche in der Ausdehnung der Fabrikindustrie liegt, welche sich in England in einer Weise entwickelt hat, wie in keinem andern Lande der Welt, wie sie auch in Belgien, Frankreich und Deutschland fortschreitet, wie sie aber nirgends so rasch und so gewaltig sich ausdehnt, als in England. Wir haben auf die Gefahr hingewiesen, welche in der Ausdehnung der Fabrikindustrie liegt, wenn sie nicht durch eine Ausdehnung des Handels, durch Eröffnung neuer Absatzwege, durch Colonisation, durch Auswanderung, durch Ausgleichung der Industrie mit dem Ackerbau gehoben wird

Schweiz.

Die erratischen Blöcke, die Gletscher- und Stromtheorie.

Mehrere Abhandlungen über das Phänomen der sogenannten erratischen oder Findlingsblöcke in den schweizerischen und skandinavischen Alpen, welche Herr Durocher neuerdings der französischen Akademie eingereicht hat, haben den schon lange geführten Streit der Diluvianisten und Glacialisten aufs neue belebt und interessante Debatten zwischen dem Obengenannten und seinen Gegnern, den Herren Agassiz, Martins, Schimper u. A., hervorgerufen. Es dürfte den Lesern dieses Blattes wohl willkommen seyn, wenn wir den Gegenstand des Streites ihnen hier kurz vorführen.

Die Erscheinung dieser im ganzen Norden Europa's verstreuten Blöcke, welche, meist aus sogenannten abnormen oder plutonischen Felsarten, wie Granit, Porphyr u. s. w., bestehend, auf ihnen ganz heterogenen neptunischen Schichten abgelagert sind und sich besonders häufig in den sandigen Gegenden Norddeutschlands vorfinden, ist schon lange eines der interessantesten Probleme der Geologie gewesen und hat vielfache, mitunter höchst abenteuerliche Theorieen zu seiner Erklärung hervorgerufen; so hielt man sie in früherer Zeit für Erzeugnisse des dortigen Bodens, oder für Auswürflinge, die durch gewaltsame Kräfte aus den Erdtiefen an Ort und Stelle heraufgetrieben worden, selbst für Abkömmlinge anderer Weltkörper u. s. w. Nachdem sich aus der Vergleichung der Felsarten als unzweifelhaft ergeben hatte, daß diese Findlingsblöcke Norddeutschlands und Englands den skandinavischen Gebirgen, so wie die in den schweizerischen Alpenthälern und auf den Höhen des Jura befindlichen erratischen Blöcke den gegenüberliegenden Hochalpen angehören, haben sich zur Erklärung ihrer Versetzung hauptsächlich zwei Hypothesen herausgestellt, die sich auf noch heute in den Alpen fortdauernde Phänomene stützen. Nach der einen sind sie durch plötzlichen gewaltsamen Durchbruch aufgestauter Fluthen (die entweder nur lokalen Ursprungs oder von dem letzten großen Diluvium abhängig waren) mit fortgerissen und in große Entfernungen geschleudert worden — allein dieser (namentlich durch v. Buch vertretenen) Ansicht steht die ungeheure hierbei vorauszusetzende Kraft einerseits, andererseits der Mangel entsprechender Spuren dieser gewaltigen Stoßwirkung in der Umgebung wie in der Form der Blöcke entgegen; diese bekunden vielmehr durch ihre oft kühnen Stellungen auf ihren schmalen Seiten und Spitzen, durch die Erhaltung ihrer Kanten u. s. w. eine ruhig wirkende, langsam die Felsmassen fortbewegende und absetzende Kraft.

Eine solche nun findet sich nach der zweiten Ansicht in der Bewegung der **Gletscher**, welche noch heute bei ihrem wechselnden Vor- und Rückschreiten in den Alpen dieses Phänomen in kleinerem Umfange bewirken, früher aber über den ganzen Norden verbreitet gewesen seyn und bei ihrem allmäligen Rückzuge, nach dem Nordpole einerseits und nach den Gipfeln der Alpen andererseits, die auf ihnen ruhenden, von den Gebirgskämmen losgerissenen (oder durch vulkanische Eruptionen auf sie geschleuderten) Blöcke zurückgelassen haben sollen.

Zwischen diesen beiden Ansichten steht endlich eine dritte, welche, auf die Erfahrung sich stützend, daß noch heute die schwimmenden Eisberge der Polarmeere oft bedeutende Felsmassen in weite Ferne tragen, auch den Transport der Findlingsblöcke und die damit verbundenen Erscheinungen durch die gemeinschaftliche Wirkung der Eisflöße und der sie bewegenden Wasserströmungen erklärt. Diese Theorie wird jetzt gewöhnlich mit der ersteren zusammengefaßt als sogenannte **Stromtheorie** der zweiten (von Vernez, Charpentier und Agassiz begründeten) **Gletschertheorie** entgegengesetzt. Die Vertheidiger der letzteren, die Glacialisten, suchen dieselbe dadurch zu stützen, daß sie die charakteristischen Erscheinungen, welche durch das Vor- und Rückschreiten der jetzigen Alpengletscher hervorgebracht werden, nämlich die eigenthümlichen Felsenschliffe, Streifungen, Furchungen und Höhlungen, vorgeschobenen Gerölmassen (Moränen) ꝛc., auch in anderen jetzt gletscherlosen Gebirgen, an den erratischen Blöcken selbst und in deren Umgebung nachweisen. — Dies ist ihnen bereits an vielen Höhen und Thälern des Jura, der Vogesen und skandinavischen Gebirge gelungen; an vielen Stellen jedoch werden diese Erscheinungen von ihren Gegnern, den Diluvianisten, als Wirkungen der Wasserströmungen in Verbindung mit Eis- und Gerölmassen in Anspruch genommen.

Dieses nun bildet auch den Inhalt der oben erwähnten neuesten Debatten in der Akademie, indem Durocher die zahlreichen polirten und gestreiften Furchen oder engen Kanäle, welche man zwischen Arendal, Christiania und Gothenburg an hohen, überhängenden Uferfelswänden bemerkt, der Macht des Wassers, die sich der Kiesel gleichsam als Schleifinstrumente bediente, zuschreibt, weil Gletscher, die nur mit ihrer unteren Fläche wirken könnten, nicht diese Ausschleifung nach oben hätten bewirken können. Dagegen behaupten Agassiz, Martins u. A., daß diese Höhlungen den sogenannten Karren der Schweiz entsprechen, die zwar allerdings durch die Wasserströme, welche unter den Gletschern entstehen, ausgehöhlt, aber dann durch die Oberfläche des Gletschers polirt worden seyen; sie berufen sich dabei auf viele Beispiele, wo vertikale oder selbst überhängende Wände die Wirkung der Gletscher erfahren haben, die, nach Martins, **plastisch** sind, d. h. sich genau den Formen der sie umgebenden Felswandungen anschmiegen und nachbilden. Durocher hat auf diese und andere Einwürfe bereits wieder geantwortet und die Glacialisten vieler Irrthümer und Verwechselungen geziehen. — Jedenfalls sind aus diesem Streite schon wichtige Resultate hervorgegangen: nämlich erstens ein sorgfältiges Studium der Gletscher-Erscheinungen; dann der Nachweis, daß dieselben früher, wenn auch nicht in der großen Ausdehnung, die ihnen von den Glacialisten zugeschrieben wird, doch jedenfalls über einen viel größeren Raum als jetzt verbreitet gewesen sind und wesentlich zur Versetzung der erratischen Blöcke beigetragen haben.

Mannigfaltiges.

— **Das Vlaamische in Flandern.** Die Sache der vlaamischen Sprache gewinnt in Belgien immer mehr Anhänger, und bald wird es den Fransquillons unmöglich seyn, die neue Bewegung wie bisher gänzlich zu ignoriren. Das Jahresfest der literarischen Gesellschaft (rederykkamer) in Antwerpen, die unter dem Namen der „Olivenzweig" (de Olyftak) bekannt ist, wurde am 28. Februar d. J. mit außerordentlicher Theilnahme gefeiert. Die vlaamischen Dichter und Schriftsteller Verspreeuwen, Conscience, Vleeschouwer, van Ryswyk und van Kerkhoven hielten Reden, während die „Scheldesöhne" herrliche Chorgesänge ertönen ließen. „Sechshundert Damen", schreibt man aus Antwerpen, „sind jetzt zur vlaamischen Sache bekehrt, und die Begeisterung ist noch immer im Wachsen; am letzten Sonnabend ließen sich wieder vierzehn Mitglieder in die literarische Gesellschaft aufnehmen." Zu den bemerkenswerthen vlaamischen Zeitschriften gehört außer dem „Belgischen Museum" des trefflichen Willems die „Broederhand" von J. W. Wolf und der seit kurzem von J. F. Verspreeuwen unter Mitwirkung der besten vlaamischen Schriftsteller herausgegebene „Sprachbund" (het Taelverbond), so wie das zu Antwerpen erscheinende „Vaderland". In dem letzteren befindet sich eine von J. F. Brouwenaar verfaßte poetische Uebersetzung von Schiller's Glocke (het Klokkenlied), die die Schönheiten des Originales nur hier und da unerreicht läßt. In dem „School- en Letterbode" (Schul- und Literaturzeitung) hat sich eine Stimme gegen den Herausgeber der „Broederhand" mit dem Vorwurf erhoben, daß er Flandern deutsch machen (verduitschen) wolle. „Geene verfransching, maar ook geene verduitsching (Keine Französirung, aber auch keine Verdeutschung)!" ruft der Gegner des Herrn J. W. Wolf, der seinerseits in einem Artikel seiner Zeitschrift antwortet, worin er darthut, daß deren Tendenz zwar eine germanische, aber keine hochdeutsche sey, und daß sie eben sowohl durch englische und skandinavische als durch deutsche Muster den gallischen Einfluß in Belgien zu bekämpfen suche. — Derselbe Vorwurf, Belgien hochdeutsch machen zu wollen, ist kürzlich auch dem Verfasser des Buches „Belgien seit seiner Revolution", Herrn J. Kuranda, und zwar von einer ganz unberufenen Seite, nämlich von einem deutschen Mitarbeiter des „Rheinischen Beobachter", gemacht worden, und doch hatte Herr Kuranda den Belgiern eben nur ein eifrigeres Studium der deutschen Sprache und Literatur empfohlen. Es sind aber, wie der Augenschein lehrt, die Vlaamingen eben so mißtrauisch gegen deutschen wie gegen französischen Einfluß, so daß ihnen im Grunde nichts Anderes übrig bleibt, als sich den politisch ihnen so entschieden gegenüber stehenden Holländern anzuschließen. — Herr Lebrocquy, dessen Werk zur vergleichenden Sprachkunde wir kürzlich (Nr. 42 des Magazins) erwähnt haben, hat von der belgischen Regierung den Auftrag erhalten, Sprachlehren, Lesebücher und andere Werke zum Erlernen germanischer Sprachen, namentlich des Hochdeutschen und des Englischen, für Vlaamingen in vlaamischer Sprache zu schreiben. Auch wird er binnen kurzem an der Universität Gent einen Kursus „zur Vergleichung der Sprachen und Literaturen des Nordens" eröffnen.

Bibliographischer Anzeiger.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aula der schönen Literatur,
oder
Sammlung der besten Romane, Novellen und Erzählungen
von den
beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart.

Das Bändchen von 6 Bogen 6 Ngr. oder 18 kr.

Die bis jetzt erschienenen 40 Bändchen enthalten:

Zambala, oder London im Vorschlage ziehen, von J. Arago. — **Mysterien der Inquisition** von Ferval. — **Jerome Paturot** von L. Reybaud. — **Antonio Perez und Philipp II.** von Mignet. — **Der Müller von Angibault** von G. Sand. — **Familienbilder** von Conscience. — **Die Verworfenen und die Auserwählten** von Souvestre. — **Ludovico**, oder der Sohn einer Mumie von Genie. — **Memoiren der Lady Stanhope** von ihr selbst. — **Die Liebe in Paris** von P. Feval. — **Das Heimchen** von Ch. Dickens.

Demnächst erscheinen:

Das Wunderjahr von Conscience (so wie sämmtliche Romane dieses Schriftstellers). — **Der Premier-Minister** von Kinnston. — **Contarini Fleming** von d'Israeli. — **Alroy** von Denselben. — **Der schwarze Koffer** von Souvestre. — **Burg Ehrenstein** von James.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 52. Berlin, Donnerstag den 30. April 1846.

Polen.

Die jüdische Sekte der Frankisten. *)

I.

Ein gewisser Jakob Frank, der 1712 in Polen geboren war und der in seiner Jugend das Geschäft eines Branntweinbrenners betrieb, bereiste später die Krim und die an die Türkei angränzenden Gegenden und kehrte mit dem Rufe eines Kabbalisten in sein Vaterland zurück. Er ließ sich in Podolien nieder, wo er unter den Juden und sogar unter den Rabbinern eine große Anzahl von Anhängern gewann. Seine wärmsten Jünger waren die Juden der Gemeinden Landskrone, Buff, Ofkan, Opoiczno, Kribitschen u. s. w. Er verbreitete unter ihnen die Lehre des Schabbathai Zewi, aber, wie es scheint, mit verschiedenen Modificationen. Er schrieb zu diesem Zwecke ein Buch unter dem Titel: „Ich komme heute an die Quelle", und ließ Abschriften desselben unter seinen Anhängern zirkuliren. Indeß wurde von ihm nicht behauptet, daß er sich durch Wunder bekundet habe, wie dies von mehreren seiner Vorgänger und von seinem Zeitgenossen und Nebenbuhler Besht behauptet wurde; jedoch schrieb man seinen Erfolg dem direkten Einflusse des himmlischen Geistes zu. Die Rabbiner, die auf seinen Ruhm eifersüchtig waren, verfolgten ihn und seine Anhänger mit der äußersten Erbitterung. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, mit mehreren seiner Anhänger eine Pilgerreise nach Salonichi zu machen, wo sich damals ihr Haupt Berachia aufhielt; die Rabbiner denunzirten sie bei der polnischen Regierung als Auswanderer, und in Folge ihrer Denunciation wurden die Pilger an der Gränze angehalten und ins Gefängniß geworfen. Ihre Freunde wendeten sich darauf an den Bischof von Podolien, der als ein wohlwollender Mann bekannt war, und erhielten durch seinen Kredit einen offenen Brief des Königs, welcher ihnen gestattete, sich in Podolien niederzulassen, nach ihren Prinzipien zu leben und eine besondere Sekte unter dem Namen der Sohariten (sie hatten das Buch der Kabbala, welches „Sohar" heißt, als Grundlage ihres Glaubens angenommen und verwarfen den Talmud) oder Antitalmudisten zu bilden.

Die beiden Parteien veranstalteten öffentliche religiöse Kontroversen in den Tempeln von Kamenier-Podolski und von Lemberg in Gegenwart verschiedener Prälaten und königlichen Beamten. Bei dieser Gelegenheit machte die neue Sekte der Frankisten folgende Glaubens-Artikel bekannt:

1) Wir glauben an Alles, was uns Gott seit undenklichen Zeiten durch die Tradition und durch die Offenbarung mitgetheilt hat, und wir halten uns nicht nur für verbunden, die Gebote seines Gesetzes zu beobachten, sondern auch den Sinn unserer Lehre tiefer zu ergründen, um die in denselben enthaltenen Geheimnisse zu entdecken.

2) Wir glauben, daß Moses, die Propheten und alle unsere Vorbilder, die ihnen gefolgt sind, sich in ihren Schriften oft auf eine figürliche Weise ausdrücken, und daß hinter ihren Worten oft ein geheimer Sinn verborgen ist. Diese Schriften gleichen einer verschleierten Frau, welche ihre Schönheit nicht allen Augen enthüllt, sondern welche von ihren Anbetern fordert, daß sie sich einige Mühe geben, um den Schleier aufzudecken. So verhüllt der Schleier des Symbols diese Worte, und alle menschliche Weisheit würde nicht vermögend seyn, ihn ohne den Beistand der himmlischen Gnade aufzudecken. Mit anderen Worten, es wird in der Thora von Sachen gesprochen, welche keinesweges wörtlich verstanden werden dürfen; wir müssen vielmehr den göttlichen Geist anrufen, damit er uns die unter der Schale verborgene Frucht enthülle. Wir glauben daher, daß es nicht genügt, die Propheten zu lesen und den wörtlichen Sinn derselben zu verstehen, sondern daß der göttliche Beistand erforderlich ist, um den wahrhaften Sinn einer Menge Worte zu verstehen.

3) Wir glauben, daß von allen Erklärungen des Gesetzes diejenige, welche der Sohar giebt, die beste und die einzig wahre ist, und daß die Rabbiner ihm im Talmud eine Menge falscher Deutungen geben, welche mit den göttlichen Attributen und mit der Liebe, die das Gesetz lehrt, in offenbarem Widerspruch stehen.

4) Wir glauben, daß es nur einen einzigen Gott giebt, welcher keinen Anfang gehabt hat und kein Ende haben wird; welcher allein die Welten und alles in ihnen Enthaltene geschaffen hat, sowohl das, was wir kennen, als was wir nicht kennen.

5) Wir glauben, daß es zwar nur einen einzigen Gott giebt, daß er aber nichtsdestoweniger aus drei Personen (Parzurim) besteht, welche sich durchaus gleich, gänzlich untheilbar sind und deshalb nur eine Person ausmachen. Das mosaische Gesetz sowohl wie die anderen Propheten lehren uns diese Wahrheit. Der Sohar sagt: „Das Gesetz beginnt mit dem Buchstaben ב; dieser Buchstabe besteht aus vertikalen Linien, welche durch eine horizontale verbunden sind; dies ist eine Anspielung auf die drei göttlichen zu einer verbundenen Naturen. Der Glaube an diese göttliche Dreieinigkeit gründet sich auf die heilige Schrift und wird durch zahllose Stellen bestätigt.

6) Wir glauben, daß Gott in fleischlicher Gestalt auf der Erde erscheint, und dann trinkt er, ißt er und verrichtet andere menschliche Handlungen; aber er ist frei von aller Sünde. Der Beweis findet sich bei Moses, Gen. VI, 3: „Da er (der Mensch) doch auch Fleisch ist." Der Sohar giebt von diesen Worten folgende Erklärung: „Gott wird Fleisch, um sich dem Körper zuzuwenden; und das will sagen, daß Gott sich im Augenblicke der Schöpfung in Adam verleiblichte, und als dieser gesündigt hatte, zog sich Gott von ihm zurück und blieb fern, bis er sich von neuem in demselben Körper verleiblichte." Bei Gelegenheit der vier Elemente, des Feuers, Wassers, der Luft und der Erde, sagt der Sohar: „Gott bekleidete sich mit diesen Elementen und hatte einen Körper. Lesen wir nicht bei Moses (Ex. XX, 15): „Und das ganze Volk sah die Stimme" u. s. w. Warum wird nicht gesagt, daß die Stimme gehört wurde? Aber Gott zeigte sich den Israeliten unter menschlicher Gestalt, um sie zu unterrichten, daß er einst, zur Zeit des Messias, wieder in menschlicher Gestalt erscheinen würde. Gott sagt durch das Organ des Moses: „Ich werde mitten unter euch wandeln." Levit. XXVI, 12. Das Buch Jalkut erklärt diese Worte auf folgende Weise: „Dies erinnert uns an einen Monarchen, der in seinem Garten spazieren geht und vor dem sich der verlegene Gärtner zu verbergen sucht. Um ihn zu beruhigen, sagt der König zu ihm mit sanfter Stimme: „Was fürchtest du, mein Sohn? Siehe, ich bin ein Mensch wie du und gehe an deiner Seite." So bekleidet sich Gott mit einer menschlichen Gestalt, um den Menschen auf menschliche Weise zu belehren. Deshalb ruft auch Jesaias (XXX, 20) aus: „Deine Augen werden deinen Herrn sehen." Wenn Gott sagt (Deut. XXXII, 40): „Ich erhebe meine Hand zum Himmel, so konnte er, da er Alles mit seiner Gegenwart erfüllt, diese Worte nur als ein auf der Erde wandelnder Mensch sprechen. Was bedeuten die Worte des Propheten Amos: „Gott hat seinen Bund auf der Erde errichtet", wohl anders als die Vereinigung der drei göttlichen Personen, während er auf der Erde wohnte? Wir finden bei Salomo die Worte (Hohes Lied V, 1): „Ich trat in meinen Garten und aß von meinem Honig." Wie kann man, fragt der Sohar, von Gott, von dem doch die Rede ist, sagen, daß er gegessen und getrunken? Aber dieses gleicht einem Freunde, der einen anderen besucht und der demselben zu gefallen Manches thut, was er sonst nicht zu thun pflegt; er ißt z. B., ohne Hunger, und trinkt, ohne Durst zu haben. So handelt Gott, wenn er den Menschen erscheint, da er sich dann zu allen Beschäftigungen und menschlichen Handlungen herniederläßt.

7) Wir glauben, daß Jerusalem nie wieder aufgebaut werden wird. Denn es heißt in der Schrift (David [?] 1, 27): „Das Volk eines mächtigen Monarchen wird die Stadt und das Heiligthum zerstören. Die Zerstörung wird vollständig seyn, wie durch eine Sündfluth." Der Prophet Jeremias sagt ebenfalls (IV, 6): „Die Sünden der Stadt meines Volks sind größer als die Sünden Sodoms, welches von Grund aus zerstört worden ist." Wenn Sodom nicht wieder erbaut werden soll, so wird Jerusalem noch weit weniger wieder erbaut werden, da der Prophet ausdrücklich sagt, daß die Sünden Jerusalems die Sodoms übertreffen.

8) Wir glauben, daß die Juden vergeblich den sterblichen Messias erwarten, der sie nach ihrem Glauben befreien, über andere Nationen erheben und ihnen Reichthum und Größe zubringen soll. Aber Gott selbst wird unter einer menschlichen Hülle erscheinen und die Menschen vom Verderben, das sie durch die Schuld ihrer Vorfahren verdient haben, loskaufen; aber er wird nicht blos die Juden loskaufen, sondern Alle, die an ihn glauben werden, während die Ungläubigen in den Pfuhl der Hölle versinken werden. *)

Da in diesem Symbol der Messias nicht näher bestimmt wird, da ferner

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werke: „Les Israélites de Pologne", par Léon Hollaenderski.

*) Vgl. Jost, Geschichte der Israeliten, Bd. VIII. Kap. 5, wo darauf hingewiesen wird, daß dieses Bekenntniß schwerlich geeignet sey, den Geist der Sekte vollständig zu enthüllen, indem die Beweisstellen der Bibel augenscheinlich christlichen Theologen entlehnt oder nachgesprochen seyen und dies keinen anderen Zweck gehabt habe, als die Gunst des polnischen Kardinals zu gewinnen.

in demſelben mehrere dem Chriſtenthum gemeinſame Prinzipien aufgeſtellt werden, ſo glaubte der Kardinal, dieſe Sekte mit der Zeit leicht zur Annahme des Chriſtenthums bewegen zu können; er bewilligte ihr alſo ſeinen Schutz und verwandte ſich für ſie ſehr kräftig bei der Regierung. Um ſich wegen der Verfolgungen der talmudiſtiſchen Juden zu rächen, bewirkte dieſe Sekte beim Kardinal, daß er alle talmudiſtiſchen Bücher in ſeiner Diözeſe verbrennen ließ. Sie gingen ſogar ſo weit, daß ein Mitglied der Sekte, der an einem Sabbath durch eine der Judenſtraßen ritt, vor dem Hauſe des Rabbiners anhielt und vor demſelben ein Exemplar des Talmud verbrannte.

Beim Anblicke einer ſolchen Gottloſigkeit wurden die Rabbiner wüthend und wendeten ſich durch Vermittelung eines Lieferanten, Namens Baruch, aus Sklow an den Grafen Brühl, polniſchen Miniſter, welcher ſie an den damals in Warſchau anweſenden Nuntius des Papſtes empfahl; ſie bewieſen, daß zwar viele Prinzipien dieſer Sekte mit dem Chriſtenthum übereinzuſtimmen ſchienen, daß ſie aber in ihrem Symbol nicht ausdrücklich ſagten, daß Jeſus der Meſſias ſey, ſondern daß ſie unter dem Meſſias den Schabbathai Zewi verſtänden, und daß wegen dieſer Zweideutigkeit zu fürchten ſey, daß die Chriſten ſich täuſchen ließen und ihre Prinzipien annähmen. Man klagte ſie auch des Ehebruchs und der Weibergemeinſchaft an. Der Nuntius ſchickte über dieſe Angelegenheiten einen Bericht nach Rom, der einer Prüfung unterworfen wurde. Da der Kardinal von Kamieniecz unterdeß geſtorben war und die Sekte mit ihm ihren Hauptbeſchützer bei der polniſchen Regierung verloren hatte, ſo gewannen die Rabbiner wieder die Oberhand und trieben ihre Verfolgungen ſo weit, daß ein großer Theil der Frankiſten den Beſchluß faßte, nach der Moldau auszuwandern und ſich in Choczim und in der Umgegend dieſer Stadt niederzulaſſen. Aber die erſten Ankömmlinge in dieſem Lande wurden beim Paſcha und beim Kadi von den Rabbinern denunzirt, welche behaupteten, dieſe Ausländer ſeyen keine wahren Juden, ſie ſtänden nicht unter dem Chacham-Baſchi (dem Oberrabbiner von Konſtantinopel), und die Verſicherung gaben, daß ſich keiner von ihnen für dieſelben bei der hohen Pforte verwenden würde. In Folge dieſer Erklärung beraubten die Türken die neuen Ankömmlinge. Als die anderen Frankiſten dies hörten, gaben ſie den Plan der Niederlaſſung in der Moldau auf. Da ſie als Juden, namentlich als Feinde des Talmud, auf keinen Schutz, weder im Inlande noch im Auslande, rechnen konnten, ſo faßte ein großer Theil von ihnen den Entſchluß, zum Chriſtenthum überzugehen und ſich äußerlich zum Katholizismus zu bekennen; ſie ließen ſich demnach taufen, da ſie glaubten, ſie würden nichtsdeſtoweniger im Gehrimen nach den Vorſchriften ihrer Lehre leben können, wie ihre Glaubensgenoſſen in Salonichi, die ſich äußerlich zum Islam bekannten. Aber die Chriſten zeigten ſich nicht ſo tolerant wie die Muhammedaner. Als man erfuhr, daß die Neubekehrten heimliche Zuſammenkünfte zu religiöſen Zwecken hielten, ließ man ihnen die Hälfte des Bartes abſcheeren, um dadurch anzudeuten, daß ſie weder Chriſten noch Juden ſeyen, und verwendete ſie ſodann zu Bauarbeiten bei einer Feſtung.

Unter den zum Katholizismus bekehrten Sabbatiern befand ſich auch Jakob Frank. Da er aber mit ſeinen jüdiſchen Anhängern in Verbindung blieb und überall Proſelyten machte, ſo beſchuldigten ihn die Rabbiner, daß er ſeine Lehre auch den Chriſten mittheile. In Folge dieſer Denunciation wurde er nach der Feſtung Czenſtochau gebracht, wo er mehrere Jahre ſitzen mußte. Unterdeß vervielfältigten ſich ſeine Anhänger ſowohl in Polen wie in Deutſchland. Als aber die Ruſſen Polen überzogen, nahmen ſie auch die Feſtung Czenſtochau ein, und Frank wurde befreit. Er durchreiſte nun Polen, Böhmen und mehrere andere Länder und nahm große Geldſummen ein.

(Fortſetzung folgt.)

Italien.

Charles Dickens in Genua.

(Schluß.)

Der Salon öffnet ſich auf eine kleine Terraſſe, die mit Weinlaub umgeben iſt. Das Stück Garten unter derſelben iſt zu einem Stalle umgewandelt worden, in welchem gegenwärtig drei Kühe leben, die uns eimerweiſe mit Milch verſorgen. Es iſt kein Weideplatz in der Nähe; die Kühe kommen deshalb nie heraus, ſondern bleiben immer verſteckt, nagen an den Weinblättern und genießen, als echte italiäniſche Kühe, den ganzen Tag das dolce far niente. Ihre Wächter ſind ein Greis, Namens Antonio, und ſein Sohn, Beide aus Siena, von der Sonne verbrannt, mit nackten Beinen und bekleidet mit einem Hemd, einem Beinkleid, einem rothen Gurt und einem Amulett. Der alte Antonio iſt ſehr erpicht darauf, mich zum katholiſchen Glauben zu bekehren. Er ermahnt mich häufig. Wenn es Abend wird, ſitzen wir zuweilen auf einer Bank bei der Thür, wie Robinſon Cruſoë und Freitag, nur mit dem Unterſchiede, daß hier der Diener dem Herrn predigt. Er erzählt mir gern, Behufs meiner Bekehrung, einen Abriß aus der Geſchichte des heil. Petrus. Aber ich glaube, er thut dies hauptſächlich wegen der unbeſchreiblichen Freude, die es ihm macht, den Hahnenſchrei nachzuahmen.

Die Ausſicht — ſagte ich — iſt reizend, aber am Tage dürft ihr die Fenſterläden nicht öffnen, oder die Sonne könnte euch wahnſinnig machen; dann, wenn die Sonne tiefer ſteht, dürft ihr ſie auch nicht öffnen, ſonſt könnten euch die Mücken zum Selbſtmord treiben. Von der Ausſicht genießt ihr alſo zu dieſer Zeit des Jahres wenig. Was die Fliegen betrifft, ſo muß man ſich an ſie gewöhnen, wie an die Flöhe, die hier einen merkwürdigen Wuchs haben und deren Name Legion iſt. Die Remiſe haben ſie ſo inne, daß ich jeden Tag erwarte, einige Tauſend induſtrieller Flöhe würden unſeren Wagen in aller Stille fortziehen. Glücklicherweiſe werden die Ratten ferngehalten, Dank einigen zwanzig mageren Katzen, die ohne Unterlaß im Garten umherſchnüffeln, um auf ſie Jagd zu machen. Um die Eidechſen kümmert man ſich wenig, die in der Sonne ſpielen und nicht beißen. Die kleinen Skorpione ſind nur eine entomologiſche Kurioſität. Die Käfer bleiben ſehr lange aus und wollen immer noch nicht kommen. Die Fröſche dagegen ſind überaus zahlreich; in einer benachbarten Villa iſt ein ganzes Baſſin mit ihnen angefüllt, und bei hereinbrechender Nacht ſolltet ihr glauben, eine Menge von Frauen gehe und komme unaufhörlich in Holzpantoffeln auf einem feuchten Trottoir. Gerade ſo hört ſich das Quaken dieſer Fröſche an.

Am Ausgange der Gäßchen, von denen ich vorhin erzählt habe, ſtehen große Villen, deren Wände (nämlich die äußeren) mit frommen Bildern al fresco bemalt ſind. Zeit und Seeluft haben dieſe Gemälde arg mitgenommen, die Höfe ſind mit Quecken und anderem Unkraut angefüllt; die Statuen haben die häßlichſten Verſtümmelungen erfahren, die Gitter ſind verroſtet, die Fenſterkreuze wanken. Man verwahrt Brennholz in Zimmern, in die man die reichſten Möbel ſetzen könnte. Die Fontainen, deren träger Strahl ohne Geräuſch in eine dicke Baſe fällt, zeigen von ihren Grundeigenſchaften nur die eine, daß ſie in der Nacht eine feuchte Atmoſphäre um ſich verbreiten. Dies iſt das Bild der Gegend, über welche ſeit zwei Tagen der Sirokko weht. Man glaubt ſich neben dem Backofen irgend eines Rieſen, der für ſeines Gleichen ein Feſt anrichtet.

Am letzten Freitag hatten wir eine religiöſe Feierlichkeit, una festa zu Ehren der Mutter der Jungfrau. Die jungen Leute aus der Nachbarſchaft machten eine Prozeſſion und trugen dabei Weinreben in den Händen. Der Anblick hatte wohl etwas Maleriſches, obgleich mir immer einfiel, daß die Reben den jungen Leuten dieſelben Dienſte leiſteten, wie den Pferden, nämlich die Mücken abwehrten.

Geſtern war wieder ein Feſt, ich glaube das des heil. Lazarus. Einer von den jungen Leuten aus Alvaro brachte nach dem Frühſtück zwei große Blumenſträuße zu uns herauf. Es war dies eine höfliche Manier, uns zur Theilnahme an der Beſtreitung der Muſikkoſten aufzufordern. Wir zahlten unſeren Tribut, und der Abgeſandte verließ uns ſehr zufrieden. Um ſechs Uhr Nachmittags gingen wir in die nahe Kirche, die mit Blumengewinden reich verziert und mit ſitzenden Frauen angefüllt war. Die Frauen trugen keine Hüte, ſondern nur einen langen weißen Schleier, den mezzero, der einen ſehr graziöſen Anblick bietet. Im Ganzen waren wenig Männer in der Kirche, die wenigen, die wir ſahen, knieten in den Seitenflügeln, ſo daß man im Vorbeigehen leicht auf ſie treten oder über ſie fallen konnte. Unzählige Wachskerzen bildeten eine reiche Beleuchtung, die von dem ſilbernen und zinnernen Schmuck der Heiligen und der diamantenen Halskette der Jungfrau wiederſtrahlte. Die Prieſter ſaßen um den Hochaltar. Die Orgel begleitete mit ihren feierlichen Tönen die Muſik eines Orcheſters, deſſen Leiter mit einer Rolle auf ein Pult ſchlug. Ein ſtimmloſer Tenor begann zu ſingen, und man konnte nicht erkennen, ob der Dirigent begeiſtert von der Muſik war oder wüthend darüber, denn er bemahm ſich und ſchlug um ſich, wie ein Beſeſſener. Was mich betrifft, ſo habe ich nie etwas Mißtönenderes gehört.

Draußen vor der Kirche feierte das Volk das Feſt auf eine andere Weiſe; man ſpielte das Kugelſpiel und aß Leckereien. Die Spieler trugen rothe Mützen und hatten ihre Jacke über der Schulter hängen, denn ſie ziehen nie eine an. Wenn ſechs von ihnen eine Partie beendigt hatten, ſo gingen ſie in die Kirche, bekreuzten ſich, nachdem ſie die Finger in das Weihbecken getaucht, beugten ein Knie und kehrten zum Spiel zurück.

In unſerer Nachbarſchaft befindet ſich ein großer palazzo, der ehemals einem Gliede der Familie Brignole gehörte, jetzt aber einem Jeſuiten-Kollegium als Sommer-Reſidenz vermiethet iſt.

Geſtern Abend nach Sonnenuntergang machte ich einen Spaziergang um das Schloß und überließ mich den Träumereien, die der Anblick einer Ruine in uns erweckt! Ein Säulengang bildet die beiden Seiten eines großen Hofes, der hinten von dem Schloſſe, vorn von einer Terraſſe begränzt wird. Ich glaube nicht, daß in dem Hofe ein einziger Stein geweſen iſt, der nicht zerbrochen war. In der Mitte ſtand eine Statue von ſo troſtloſer Geſtalt, ſo heruntergekommen, daß man nicht errathen konnte, wie ſie urſprünglich ausgeſehen haben mochte. Die Ställe und Remiſen waren öde; die Thüren, aus den Angeln gewichen, wurden nur noch durch die Klinken aufrecht erhalten; die Fenſterkreuze brachen zuſammen, und hier und da ſtieß man auf Haufen von Kalkſtücken, die von der Mauer herabgefallen waren. Haushühner und Katzen hatten ſich der Außengebäude bemächtigt und waren ſo heimiſch darin, daß ich mich nicht enthalten konnte, an Feenmährchen zu denken und in den Thieren irgendwelche Opfer der Zauberei zu ſehen, die mit Sehnſucht auf das Ende ihrer traurigen Verwandlung warteten. Ein alter räudiger Kater beſonders, der grüne Augen und eine ſehr gierige Viſage hatte (wie mir ſcheint, ein Verwandter des früheren Kaſtellans), kroch um mich herum, als hielte er mich für den Helden, der beſtimmt ſey, die lange verwünſchte Prinzeſſin zu heiraten und ſo den Zauber zu löſen. Als er aber ſeinen Irrthum einſah, miaute er mißmuthig und ging davon, aber mit ſo hohem Schwanze, daß er nicht früher in das Loch, in dem er wohnte, zurückkehren konnte, als bis ſein Unwillen ſich gelegt hatte und ſein Schweif wieder zur Erde ſank.

Es befinden ſich indeß an dem Säulengange einige bewohnbare Zimmer, in denen mehrere Engländer verſucht haben, den Sommer zuzubringen, wie Würmer in einer Nuß. Als ihnen aber die Jeſuiten anzeigten, daß ſie den Palaſt verlaſſen würden, reiſten ſie ebenfalls ab und überließen das Gebäude

dem ferneren Verfall. Die Thür war offen geblieben, und ich glaube, daß ich hätte ins Innere dringen, mich dort einrichten, dort leben und sterben können, ohne daß es ein Mensch gemerkt hätte. Plötzlich aber hörte ich eine junge frische Frauenstimme in einem Zimmer des ersten Stockwerkes eine Bravour-Arie singen. Der Palaß hatte also doch noch einen Bewohner dieser Welt .... oder war es eine geheimnißvolle Fee, die ich beinahe überrascht hätte?

V. Kurze Schilderung von Genua. — Die Straßen. — Die Läden. — Die Häuser.

Im Laufe von zwei Monaten haben die flüchtigen Schatten dieser Traumgebilde allmälig eine faßbare, meinem Auge geläufige Form angenommen. Schon fällt mir ein, daß ich mit der Zeit, nach einem Jahre zum Beispiel, wenn ich meine Ferien werde beendigen und nach England zurückkehren müssen, Genua sehr ungern verlassen werde.

Es ist dies eine Stadt, die mit jedem Tage eine neue Schönheit vor euch entfaltet. Es ist, als ob hier täglich etwas Neues zu entdecken wäre. Wieviel sonderbare Straßen, wieviel eigenthümliche Gäßchen! Ihr könnt, wenn ihr wollt — und habt ihr nichts zu thun, so wollt es nur — zwanzigmal des Tags durch diese Straßen schlendern und auf den sonderbarsten Umwegen immer wieder auf euren Ausgangspunkt zurückkommen. Genua ist voll von Kontrasten und zeigt euch bei jedem Blicke, den ihr hier- und dorthin werft, das Malerische neben dem Häßlichen, das Gemeine neben dem Erhabenen, das Ergötzende neben dem Widrigen.

Die meißen Straßen sind so eng, als überhaupt eine Straße seyn kann (selbst in Italien) in einer Stadt, die von Menschen bewohnt wird, welche darin leben und umhergehen wollen; denn es sind wirklich nur Engpäße, die hier und da einen schmalen Ausgang haben. Die Häuser sind ungeheuer hoch, mit allerhand Farben bemalt, schmutzig und verfallen. Nur wenige haben Thüren nach der Straße zu, denn fast ein jeder Hausflur wird als Eigenthum des Publikums betrachtet. O, welches Glück könnte da ein Auskehrer, er sey noch so wenig unternehmend, machen, wenn er diesen oder jenen Hausflur von Zeit zu Zeit reinigte. Insofern es den Wagen unmöglich ist, durch die Straßen zu dringen, sind an verschiedenen Punkten Sänften aufgestellt, vergoldete oder andere, die man miethet, um Besuche zu machen. Der Adel und die Bürgerschaft haben ebenfalls ihre Privatsänften, die besonders am Abend die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen und denen Diener mit großen Laternen vorangehen. Die Sänften und die Laternen sind die legitimen Nachfolger der Maulesel, der geduldigen und verleumdeten Thiere, die den ganzen Tag ihre Glöckchen schütteln und des Abends eben so regelmäßig von den Sänften und Laternen ersetzt werden, als die Sonne von den Sternen.

Niemals aber werde ich die Straßen der Paläste vergessen, die Strada Nuova und die Strada Balbi. Wie schön waren sie, als ich sie das erste Mal überwölbt von dem tiefblauen Himmel Italiens sah! Eine Menge von Einzelheiten fällt euch auf in der Bauart dieser reichen Paläste. Da habt ihr zuerst steinerne Balkons, die, schwer und breit, einer über dem anderen hängen und oft von einem letzten, größten überragt werden, der ein wahres Marmordach bildet. Tretet ihr in den Hausflur, so seht ihr einen großen Raum, ohne Thüren, mit niedrigen vergitterten Fenstern, mit einer ungeheuren Treppe, die ihr hinaufgehen könnt, ohne daß euch ein Aufseher anhält. Ihr kommt an dicken Marmorsäulen vorüber und tretet in Zimmer mit gewölbten Decken, wie ihr sie in jedem genuesischen Palaste findet. Oft seht ihr zwischen zwei Häusern einen Garten, der sich terrassenförmig auf zwanzig, dreißig bis vierzig Fuß über die Straße erhebt und seine grünen Gewinde, seine Orangenlauben und blühenden Lorbeerbäume hoch in den Lüften trägt. — Wo die Zeit nicht zu arg gehaust hat, sieht man in den Sälen noch Freskogemälde, die an den einstigen Ruhm Genua's erinnern. Hier und da blieb von den üppigen oder edlen Gestalten selbst an der Front der Paläste noch eine deutliche Spur. Entweder ein Arm hat den übrigen Körper überlebt und hält einen Blumenkranz in der Hand, oder eine Krone — oder eine ganze Figur schwebt herauf oder herab, ihre Flügel suchend oder in eine Nische flüchtend, wo eine Statue verstümmelt und traurig, wie sie, ihre letzten Tage hinbringt.

Genua ist, wie wir sagten, eine Stadt, in der alle Widersprüche einander begegnen, eine Stadt, in der man aus einer Straße von lauter Palästen plötzlich in ein Labyrinth von schmutzigen Gäßchen kommt, die den widrigsten Geruch aushauchen und von Murmelthieren und unreinem Volke wimmeln; ein Schauspiel, zugleich so glänzend und traurig, so lebensfrisch und todt, so lärmend und friedlich, so herausfordernd und demüthig, so jugendkräftig und so altersschwach, daß der Schwindel einen Fremden faßt, wenn er zufällig jetzt geradeaus, dann rechts, dann links geht — er glaubt eine Phantasmagorie vor sich zu sehen mit allen Ungereimtheiten eines Traumes, mit aller Pein und Freude einer unnatürlichen Wirklichkeit.

Die verschiedenen Zwecke, zu denen jetzt einige von den genuesischen Palästen benutzt werden, sind höchst bezeichnend. Zum Beispiel der englische Banquier, mein vortrefflicher Freund, hat seine Büreaus in einem Palazzo der Strada Nuova. Im Hausflur, der zwar mit Fresko-Gemälden geschmückt, aber darum nicht weniger schmutzig ist als ein Polizeibüreau in London, verkauft ein Sarazenenkopf mit hakenförmiger Nase und schwarzem üppigem Haarwuchs Spazierstöcke. Auf der anderen Seite des Eingangs sitzt eine Frau, die ein schönes Taschentuch um das Haupt gebunden hat (wie mir scheint, ist es die Frau von dem Sarazenen-Kopfe), und bietet Blumen und gestrickte Waaren feil. Einige Schritte weiter betteln zwei oder drei Blinde um ein Almosen, und zuweilen gesellt sich zu ihnen noch ein Krüppel, der in einer Mulde sitzt, aber sich so heiter darin herumdreht und, bis auf die Beine, so wohl genährt ist, daß man glauben könnte, er sey bis zum Gürtel in die Erde vergraben, oder er zeige sich halb in einer Fallthür, um mit Jemand zu sprechen. — Geht ihr etwas vorwärts und ist es gerade mitten am Tage, so seht ihr mehrere Menschen schlafen, oder vielmehr ihr seht Sänftenträger, die ihre abwesenden Herren erwarten. Links im Hausflur befindet sich noch das Waarenlager eines Hutmachers. Im ersten Stockwerk habt ihr außer dem englischen Comtoir Zimmer für eine ganze Familie, und Gott weiß, was es Alles in den höheren Etagen giebt. Wenn ihr aber herunterkommt und im Nachdenken, anstatt auf die Straße zu gehen, in der Tiefe des Flurs an eine alte, wurmstichige, knarrende Thür stößt, so seht ihr euch plötzlich in einem schweigsamen Hof, wo das Unkraut zwischen den geborstenen Quadersteinen emporsprießt. Kein menschlicher Laut folgt dem mißtönenden Echo, das die Thür hervorrief. Vor euch steht ein steinerner Riese, der über eine Urne gebeugt ist, aus der das Ende eines bleiernen Rohres herausragt. Aus diesem Rohr mag einst ein Wasserstrahl gekommen seyn, jetzt aber ist er seit langer Zeit versiegt. Der Riese heftet seine trocknen und hohlen Augen auf die versiegte Quelle. Man kann sich einbilden, wenn man die fast umgestürzte Urne sieht, daß er einen letzten Versuch gemacht hat, einige Tropfen aus dem Gefäß herauszuschütteln, und — nachdem er kläglich wie ein Kind gerufen: „Es ist kein Wasser mehr da!" — vor Verzweiflung versteinert sey.

In den Geschäftsstraßen sind die Häuser weit weniger geräumig, aber sehr hoch. Diese Straßen müssen keine Abflüsse haben, denn mir roch es dort jedesmal durchdringend schlecht, etwa wie nach verdorbenem Käse, den man im Warmen aufbewahrt. Trotz der Höhe der Häuser scheint es, daß die Stadt früher nicht Raum genug für die Bevölkerung gehabt habe, denn wo nur ein Plätzchen leer war, wurde gebaut. Wenn ein Baumeister an der Außenwand einer Kirche einen Winkel angebracht hatte, wenn eine Nische in irgend einer Mauer leer geblieben war, so könnt ihr sicher seyn, daß dort eine Wohnung emporwuchs, wie ein Pilz. Uebrigens sind die unregelmäßigen Gebäude in Genua zu Hause, die einen reichen vor bis in die Straße, die anderen stehen zu weit zurück oder lehnen sich an das Nachbarhaus; eines stört das andere und nimmt ihm Licht und Terrain, bis endlich eines, das unregelmäßigste von allen, euch vollends den Weg versperrt.

Das schmutzigste und unförmlichste Stadtviertel ist unstreitig dasjenige, durch welches man zum Quai gelangt. Dort sind die Häuser ebenfalls sehr hoch und ohne Plan zusammengestellt. Wie die meisten Häuser in Genua, haben sie etwas, das aus ihren zahlreichen Fenstern heraushängt; bald ist dies ein Vorhang, der in allen Winden flattert, bald eine Tapete, bald ein ganzes Gebette oder eine vollständige Garderobe, kurz — etwas ist es immer. Neben der Schwelle dieser Häuser befindet sich eine niedrige Wölbung, die zu einer Art Keller führt. Die Quadern, aus denen diese Wölbung besteht, sind schwarz geworden, und Gerölle und Reste von Nahrungsmitteln sammeln sich in ihrer Umgebung an. Gewöhnlich aber breiten die Macaroni- und Polenta-Händler auf jenen Quadern ihre Leckerbissen aus. Der Leser mag sich denken, ob hier der Appetit gereizt wird. — Zur ferneren Decoration dieses Viertels gehören noch ein Fisch- und Gemüsemarkt. Der erste ist eigentlich nur eine Durchgangsstraße, auf der sich die Fischerinnen entweder auf die Erde oder auf einen Eckstein setzen und Fische verkaufen, wenn sie welche haben. Der Gemüsemarkt ist nach demselben Prinzipe eingerichtet. Da die Bevölkerung von Morgens bis Abends hierherströmt, so kann man sich denken, daß die Luft eben nicht mit balsamischen Düften erfüllt ist. — Endlich ist der Freihafen in der Nähe, wo, wie in den englischen Entrepots, nur diejenigen Waaren Zoll bezahlen, die daselbst verkauft werden. Am Thore stehen zwei Zollbeamte im Kostüm, mit den offiziellen drei Hörnern an ihren Hüten, die euch aufspießen können, wenn sie wollen, und Mönchen wie Damen den Eintritt verwehren; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Heiligkeit und Schönheit sehr leicht der Versuchung zur Contrebande nachgeben, und daß beide sie auf dieselbe Weise üben: indem sie nämlich die verbotenen Waaren unter ihre Röcke verbergen ... Also wegen ihrer Röcke dürfen Schönheit und Heiligkeit den porto-franco von Genua nicht betreten.

Einige Gewerbe konzentriren sich auf gewisse Straßen; so giebt es eine Straße, in der vorzugsweise Juwelenhändler, eine andere, in der die Buchhändler wohnen. Aber nur wenig Kaufleute kommen auf die Idee, die Gegenstände ihres Handels auszubreiten oder nur nach einer gewissen Ordnung zusammenzulegen. Wenn ein Fremder in einen Laden kommt, um etwas zu kaufen, so muß er sich selbst hervorsuchen, was er zu haben wünscht. Mehrere Artikel werden da feilgeboten, wo ihr sie nimmer suchen würdet; Kaffee z. B. bei den Pastetenbäckern — oder wollt ihr Fleisch haben, so findet ihr es vielleicht hinter einem alten Vorhang in irgend einem dunklen, entlegenen Häuschen, als wenn das Fleisch Gift wäre und das Gesetz die Fleischer verfolgte.

Einige Apothekerläden sind Versammlungsorte für die Müßigen. Ihr trefft da ernste Leute, die, auf die Rabenschnäbel ihrer Stöcke gestützt, nach einander die dürre Genueser Zeitung lesen und sich von Neuigkeiten unterhalten. Einige von diesen ernsten Leuten sind arme Aerzte, die auf dringende Fälle warten, um sich und ihre Hülfe anzubieten. Ihr erkennt sie an der Art, wie sie den Hals strecken, wenn ihr hereinkommt, und an der Resignation, mit der sie in ihre Ruhe zurücksinken, wenn sie sehen, daß ihr ein Mittel verlangt ohne den Arzt. Einige wenige Müßiggänger halten sich in den Barbierstuben auf, die — beiläufig gesagt — überaus zahlreich sind, da sich fast Niemand selbst rasirt. Aber der Apotheker hat seinen Kreis von Stammgästen, die ruhig in der Tiefe des Ladens sitzen und bei trübem Wetter fast nicht zu erkennen sind. Bei dieser Unbestimmtheit der Umrisse seyd ihr demselben Irrthum ausgesetzt, der mir vergangenen Abend begegnet ist, als ich ein Glied der gelehrten Fakultät für eine ungeheure Glasflasche ansah, die irgend ein Pferdemittel enthielte.

Rußland.

Literarisches aus Rußland.

Die russischen Kritiker beklagen sich noch immer über die Stagnation in der schönen Literatur, die schon seit dem Tode Puschkin's und Lermontov's fortdauert. Es werden zwar mehr Bücher geschrieben als ehemals, aber den wenigsten unter ihnen gelingt es, sich einen, wenn auch nur ephemeren Ruf zu erwerben. Gogol hat seit den „todten Seelen" nichts weiter geschrieben, und Sagoskin und Lajetschnikov, Massalskji und Sotov, deren Werke einst von dem Publikum verschlungen wurden, gelten jetzt mit Recht oder Unrecht für veraltet und hinter dem Geiste der Zeit zurückgeblieben. Der „Tarantas" des Grafen Sollohub, von dem im vorigen Jahrgang des Magazins einige Proben mitgetheilt wurden, erregte noch das meiste Aufsehen; derselbe talentvolle Schriftsteller hat auch neulich eine Sammlung unter dem Titel: Gestern und heute (Wtscherà i sewodnja) herausgegeben, und sein Lustspiel: Die Bouquets, oder der Blumen-Wahnsinn (zwétobésie) machte auf der Petersburger Bühne Furore, obwohl es gerade den übertriebenen theatralischen Enthusiasmus des dortigen Publikums verspottet. (Zu einem solchen Stücke dürfte es, nebenbei gesagt, auch hier in Berlin nicht an Stoff fehlen.) — Von einem gewissen Butkov ist eine Reihe humoristisch-satirischer Skizzen erschienen, welche den Namen: Peterburgskia werasching (Petersburger Dachkammern) führen und als Erstlingsprodukt nicht ohne Werth sind; der fruchtbare Novellist Weltmann hat einen vierbändigen Roman: Nowy Jemelja (der neue Emil) vom Stapel gelassen, und der eben so unermüdliche Nestor Kukolnik eine neue Erzählung: Tri perioda, drei Zeitläufte, in eben so vielen Theilen, die in Deutschland spielt und den Dichter Bürger zum Helden hat. Außerdem bemerken wir noch die historischen Romane: Prokop Ljapunov, von Mad. Schischkin, Mazeppa und Kotschubei, von Sementovskji, Petersburg bei Tag und Nacht, von Kowalevskji, u. s. w. Im Gebiete der Poesie haben sich in der letzten Zeit meistens nur Talente zweiten und dritten Ranges versucht, unter denen sich Maikov, Turgenev, Feth, Huber und Polonskji auszeichnen; die namhaftesten russischen Dichter, Jukovskji, Benediktov, Jäsykov, zollen jetzt den Musen einen nur spärlichen Tribut. Indessen ist der geistreiche Bernet, der vor einigen Jahren durch seine poetischen Erzählungen glänzte, nach langem Stillschweigen wieder aufgetreten; nach einem seiner letzten Gedichte zu schließen, hätte er diese Zeit in Folge eines unglücklichen Duells im Kaukasus zugebracht. — Der bekannte Bulgarin hat gegen Ende v. J. angefangen, seine Memoiren (Wospominania Taddéja Bulgarina) herauszugeben, die bei dem merkwürdigen Lebenslaufe dieses Mannes von ungewöhnlichem Interesse seyn müssen. Ein Litthauer von Geburt, ward er im Kadettenhause zu St. Petersburg erzogen und diente in den preußischen Feldzügen von 1806 und 1807 gegen Frankreich, verließ aber nach der theilweisen Herstellung Polens den russischen Militairdienst, um in den seines alten Vaterlandes zu treten, unter dessen Fahnen er in Spanien und, wie man sagt, auch 1812 in Rußland kämpfte. Nach dem Fall Napoleon's kehrte er erst nach Warschau und dann nach Petersburg zurück, wo er im Verein mit Gretsch die nordische Biene (Séwernaja Pschelà) und den Sohn des Vaterlandes (Syn Otetschestwa) gründete und eine Unzahl von Schriften aller Art herausgab, die meistens den Stempel der goldenen Mittelmäßigkeit tragen, aber von seinen Lesern mit Beifall aufgenommen wurden, in deren Gunst er sich, allen Anfeindungen und Epigrammen zum Trotz, noch immer behauptet. Der bis jetzt erschienene Theil seiner Memoiren (1. und 2. Band) geht jedoch nur bis zum Jahr 1808, und die interessanteste Epoche seines Lebens steht also noch bevor; daß er sich ganz ohne Rückhalt darüber äußern werde, ist freilich aus nahe liegenden Gründen kaum zu erwarten. — Im Felde der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften bietet die neueste russische Literatur eine reichlichere Ausbeute dar, als in dem der Belletristik. Ein nachgelassenes Werk des verstorbenen Metropoliten Eugenius von Kiev: Lexikon der russischen Schriftsteller weltlichen Standes, ist als literarhistorisches Material wichtig und dient als Ergänzung des von demselben Verfasser herrührenden Lexikons geistlicher Autoren. Der Professor Nikitenko, ein äußerst fähiger Kopf, hat Vorstudien zu einer Geschichte der Literatur seines Vaterlandes, und Starschewskji eine Uebersicht der russischen Historiographie bis auf Karamsin geschrieben. Der Akademiker Jäsykov gab eine Reihe von historischen Denkwürdigkeiten heraus, der General Danilevskji die Biographieen der russischen Feldherren aus dem Kriege von 1812—15 und Polevoi die Geschichte der letzten hundert Jahre und Lebensbeschreibungen der berühmtesten russischen Generale. Pawlischtschev hat die Geschichte Polens im russischen Sinne bearbeitet, und der Fürst Wolkonskji ein Werk über die Zustände Roms und Italiens im Mittelalter und in neuerer Zeit veröffentlicht. Von Uebersetzungen nennen wir Thiers' Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs und Ranke's Geschichte der Reformation. — Das Studium Shakspeare's wird jetzt mit vielem Eifer getrieben. Schewyrev hat die Stellen aus seinen Dramen kommentirt, wo von Rußland oder Moskowitern die Rede ist (in Love's Labour's Lost, Winter's Tale u. s. w.), und vom Hamlet ist unlängst die fünfte russische Bearbeitung durch Herrn Kroneberg, Sohn eines Charkower Professors, erschienen, der auch Macbeth übertragen hat. Daneben bleiben die neuesten dramatischen Produkte des Auslandes nicht unberücksichtigt; unter anderen ist Carlschmidt's „ewiger Jude", dieses Kassenstück des Königsstädter Theaters, in Petersburg sowohl im deutschen Original als in einer russischen Uebersetzung (Stranstwujuschtschi Jid) aufgeführt worden, während eine ultrapatriotische Staatsaction: Der Tod Ljapunov's (Smert Ljapunowa) die Menge anzieht. Bedeutende Talente machen sich indeß auch in diesem Genre nicht bemerkbar, und durch das Ableben des Fürsten Schachowskoi, der am 3. Februar d. J. zu Moskau starb, hat die russische Bühne einen ihrer Veteranen verloren, von dessen hundert Stücken sich nicht wenige auf dem Repertoire erhalten haben.

Mannigfaltiges.

— Griechisches Theater in England. Seitdem auch in London die „Antigone" des Sophokles mit glücklichem Erfolg aufgeführt worden, hat man mehrere Versuche dort gemacht, antike Tragödienstoffe auf die moderne Bühne zu bringen. Herr Planché, der auch uns Deutschen als Verfasser des Textbuches zu Weber's „Oberon" bekannt ist, schrieb ein „Goldenes Vließ", in welchem Euripideische Momente benutzt wurden und worin Madame Bestris die Medea so ausgezeichnet spielte, daß das Stück im vorigen Jahre dem Haymarket-Theater die besten Einnahmen verschaffte. Durch seinen Erfolg aufgemuntert, ist Herr Planché in diesem Jahre noch einen Schritt weiter gegangen und hat es gewagt, die Vögel des Aristophanes auf die Bühne zu bringen, natürlich nicht die Vögel des Athenischen Spötters selbst, sondern ein Stück, das „The Birds of Aristophanes" heißt und worin, wie in den Ὄρνιθες Athen, London als nicht mehr zu bessern dargestellt wird. Der König der Vögel, der mit Federn und einem redenden Schnabel auftritt, ist niemand Anderes als der König der Götter, Jupiter selbst, der gegen die Thorheiten der Menschen zu Felde zieht, aber, wie es scheint, ohne sonderlichen Eindruck zu machen, denn die uns vorliegenden Berichte über den diesjährigen „Ostermontags-Scherz" des Herrn Planché sprechen alle von einem Wagstück, das in keiner Beziehung geglückt sey.

— Eine talmudische Encyklopädie. Der Moniteur Universel machte vor kurzem die Anzeige, daß das französische Ministerium des öffentlichen Unterrichts das Manuskript eines talmudischen Real-Lexikons von Isacco (Jizchak) Lampronti (nicht Lamproni, wie auch die hiesige Hande- und Spenersche Zeitung gedruckt hatte) angekauft habe, um den Druck desselben fortzusetzen. Ein Unternehmen dieser Art gereicht jeder Regierung zur Ehre, und man muß zugeben, daß von jeher Frankreich das Vaterland großartiger Unternehmungen im Fache der biblischen Wissenschaften und der orientalischen Sprachen besonders war. Nur im Talmudischen wird es von Italien, Holland und in neuerer Zeit auch von Deutschland übertroffen. Es ist in Frankreich keine Ausgabe des Talmud veranstaltet worden, noch die eines sonstigen ausgezeichneten bänderreichen Werkes der Rabbinen; um so erfreulicher ist die Anzeige, daß jetzt auch dieser Zweig der Literatur, und zwar unter den Auspizien der Regierung, Berücksichtigung findet. Das Werk ist bis zu Ende des Buchstaben Mem in Italien gedruckt, und so weit besitzt es auch die hiesige königl. Bibliothek seit zwei Jahren. Sein Titel ist Pachad Jizchak, nach einer besonderen Sitte der Rabbinen, ihre Bücher so zu benennen, daß im Titel der Name des Verfassers vorkommt und der Titel zugleich eine Verbindung von Worten ausmacht, die sich in der Bibel findet. Pachad Jizchak ist eine Zusammenstellung aus Genesis XXXI, 42, und da der Verfasser Jizchak hieß, so genügt ihm der Titel für sein Werk, so wenig Beziehung er auch zum Inhalte des letzteren hat, da der Titel Pachad Jizchak gerade so gut zu einem Werk über die Zettelbanken, die Kurven, das römische Recht oder die Kartenlegung der Mademoiselle Lenormand (welches letztere auffallenderweise eine deutsche Regierung in ihrem Lande zu drucken und auszubieten erlaubt, obgleich der Käufer damit getäuscht und der Aberglaube befördert wird) paßt, wie zu einer talmudischen Real-Encyklopädie. Diese lächerliche Eigenthümlichkeit theilen die Rabbinen mit den orientalischen Schriftstellern insoweit, daß auch diese häufig verblümte und blumenreiche Namen für ihre Bücher wählen. Bei uns hat sich solcher Gebrauch auf gewisse ascetische Bücher zurückgezogen, und auch da steht doch, wie in der Belletristik, der Name in irgend einem Verhältnisse zum Inhalte. Bei den Juden wurde dieser unsinnige Gebrauch erst später allgemein (die Juden des Mittelalters thaten dies viel seltener; Maimonides und Abenesra z. B. benannten ihre Werke dem Inhalte gemäß), und es trägt dazu bei, die Kenntniß der Bibliographie der rabbinischen Literatur zu erschweren. Das Werk von Lampronti war vom Verfasser auf sechs Foliobände berechnet, und es werden wahrscheinlich zu den drei schon gedruckten Bänden jetzt noch drei aus französischen Offizinen hervorgehen. Die Manuskripte dieses Werkes sind gewiß sehr selten; wir wissen nur von dem Exemplar des berühmten De Rossi, welches jetzt der großherzoglichen Bibliothek zu Parma einverleibt ist. *)

*) Das Manuskript, das die französische Regierung gekauft, ist wahrscheinlich dasselbe, das ein Herr Reggio in Ferrara auf dem Wege der Subscription, als Ergänzung der bereits publizirten Theile der Lampronti'schen Encyklopädie, wollte drucken lassen, wozu sich jedoch nicht genug Unterzeichner fanden. Vor etwa zwei Jahren war eine Subscriptions-Einladung dieser Art auch dem in Berlin bestehenden (seitdem aber, wie es scheint, eingeschlafenen) jüdischen „Kultur-Verein" zugekommen, der zwar selbst auf eine Anzahl Exemplare subscribirte, doch eine größere Theilnahme dafür nicht erwecken konnte. Dr. Isacco Lampronti war übrigens nicht blos Rabbiner, sondern auch ein berühmter Arzt in Ferrara, der eben so vertraut mit neueren Sprachen und mit der neueren Wissenschaft, als mit der des Judenthums war.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Mittler u. Comp., Jägerstraße No. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 53. Berlin, Sonnabend den 2. Mai 1846.

Westindien.

St. Domingo und die Kaffee-Consumtion.

Nach Lepelletier de St. Remy.

Herr Lepelletier de St. Remy, Auditeur des Staatsraths in Frankreich, hat die Behandlung der Haitischen Frage vom französischen Standpunkte zum Gegenstande einer Arbeit gemacht, die so eben zu Paris in zwei Bänden ausgegeben wurde.*) Bisher war man gewohnt, die neuere Geschichte so wie die gegenwärtigen Zustände der Insel Haiti nur nach dem westlichen, französisch redenden und ausschließlich von Schwarzen regierten und bewohnten Theile dieser Insel zu beurtheilen. Herr Lepelletier nimmt jedoch zum Ausgangs- und Schlußpunkte seiner Arbeit den östlichen, spanisch-redenden Theil der Columbus-Insel Hispaniola, dessen Hauptstadt Santo Domingo ist**), dessen Bewohner zum größten Theil noch von castilianischer Abkunft sind und der sich am 18. November 1844 als selbständige Dominikanische Republik konstituirt hat. Präsident der Republik ist jetzt Pedro Santana, ursprünglich ein Hirt (Schäfereibesitzer) aus den Triften des Kantons Seybo, dessen Bewohner, die Seybanos, mit den unverdorbenen Sitten ihrer Berge sich auch die alte Unabhängigkeitsliebe und Tapferkeit bewahrt haben. In dem Wahlakt, durch welchen der Hirt Santana zum Präsidenten der Republik erhoben wird, ist ihm auch der Titel eines Generals beigelegt.

Die Dominikanische Republik bildet die bei weitem größere Hälfte der Insel Haiti, obwohl sie nicht so bevölkert und fruchtbar ist als der ehemals Frankreich gehörende Theil, der in den letzten Jahrhunderten vorzugsweise angebaut und mit Plantagen bedeckt wurde. Sie gehörte den Spaniern seit der Zeit der Entdeckung von Amerika, und obwohl durch den Baseler Frieden von Spanien an die französische Republik abgetreten, an deren Stelle der Neger-General Toussaint Louverture Santo Domingo's sich zu bemächtigen suchte, wußte doch das letztere seine Unabhängigkeit sowohl den Franzosen als den Schwarzen gegenüber zu behaupten, so daß es im Pariser Frieden (1814) von Frankreich den Spaniern wieder förmlich abgetreten wurde. Im J. 1821 ließen sich indessen die Bewohner Santo Domingo's von dem Beispiele des spanischen Amerika's verleiten, die Fahne der Insurrection gegen das Mutterland aufzupflanzen, und da sie hierdurch Uneinigkeit in ihr eigenes Lager brachten, so ward es im darauf folgenden Jahre (1822) dem Haitischen Präsidenten Boyer leicht, mit seiner Armee von 20,000 Negern und Mulatten in Santo Domingo einzuziehen und die spanische Hälfte der Insel für einen integrirenden Theil der Republik Haiti zu erklären.

Zweiundzwanzig Jahre lang trugen die Abkömmlinge der Castilianer, von denen sich ein Theil allerdings auch mit dem Blute der Schwarzen vermischt hatte, das schimpfliche Joch der rohen Mulatten und Neger, bis endlich die im J. 1844 erfolgte Vertreibung Boyer's, welcher bald auch die seiner Nachfolger in der Diktatur, der beiden Herard's, folgte, den „Dominikanern", wie sie sich jetzt nennen, ebenfalls Gelegenheit gab, sich zu emanzipiren. Das Feldgeschrei der Letzteren ist: „Viva la Virgen Maria y la Republica Dominica (Es lebe die Jungfrau Maria und die Dominikanische Republik)!" Ein weißes Kreuz auf rothem Felde bildet das Wappen der Republik. Die römisch-katholisch-apostolische Religion ist die Religion des Staates, doch darf auch Niemand wegen anderer Religionsmeinungen verfolgt werden. Alle Bürger, gleichviel welcher Geburt und Farbe, sind gleich vor dem Gesetze, und Ausländer, die die Vorschrift der Landesgesetze erfüllen, können in der Republik Grund und Boden erwerben und naturalisirt werden. Die letzteren Bestimmungen sind es namentlich, durch die sich die Verfassung der Dominikaner vor der der Haitier auszeichnet, welche keinem fremden Weißen das Bürgerrecht gewähren. Hierdurch hoffen sich die Ersteren aber auch Einwanderer und Bundesgenossen aus Nord- und Süd-Amerika, so wie aus Spanien und Frankreich, zu verschaffen.

Dieser letztere Umstand ist es nun, an welchen Herr Lepelletier einen Plan knüpft, an dessen Verwirklichung die französische Regierung selbst zu denken scheint, denn unmittelbar nach Herausgabe seines Werkes ist dem Verfasser ein wichtiger Posten in der Verwaltung anvertraut worden. Er schlägt nämlich vor, daß Frankreich, welches bekanntlich noch eine alte sehr große Schuldforderung an Haiti hat, als Vermittler zwischen dem einen Theile dieser Insel und dem anderen auftrete, den Dominikanern ihre Unabhängigkeit befestigen helfe und anerkennen lasse, dafür, so wie als Compensation für seine Forderung an Haiti, die Dominikanische Halbinsel Samana abgetreten bekomme und den Hafen gleichen Namens zu einem Kolonial-Freihafen, d. h. zu einem solchen erkläre, dessen Einfuhren von Kolonialwaaren in Frankreich durch einen Differentialzoll (durch Taxes intermédiaires) begünstigt würden.

Wir finden uns nicht veranlaßt, zu untersuchen, inwiefern dies dem Handel und der Rhederei Frankreichs günstig seyn würde oder nicht; Herr Lepelletier verspricht sich für beide einen außerordentlichen Aufschwung davon. Nur einen von den Gegenständen, die er bei dieser Gelegenheit bespricht, wollen wir hier ins Auge fassen, weil er auch für unser Land ein besonderes Interesse hat, nämlich die Consumtion des Kaffees, von deren Begünstigung durch Herabsetzung der in Frankreich (wie in den Ländern des Zollvereins) im Verhältnisse zu den Erzeugungskosten sehr hohen Verbrauchssteuer er sich eine außerordentliche Zunahme des überseeischen Handels der Franzosen und folglich auch ihrer Rhederei verspricht.

Der Eingangszoll in Frankreich beträgt jetzt nach den Zollgesetzen vom 28. April 1816, vom 21. April 1818 und vom 17. Mai 1826:

		für 100 Kilogramm
von Kaffee aus französ. Kolonieen	jenseits des Kaps	50 Fr.
	in Amerika	60 „
„ ausländischem Kaffee	aus Ländern jenseits des Kaps	78 „
	anderwärtiger, durch franz. Schiffe	95 „
	„ „ fremde „	105 „
„ Kaffee aus den Entrepots		100 „

Im Durchschnitte zahlt der in Frankreich eingeführte Kaffee, gleichviel welchen Ursprungs, nach einer für das J. 1844 gemachten Berechnung, 80 Fr. 86 C. Verbrauchsteuer pro 100 Kilogramm, während der Durchschnittspreis des Kaffees in Frankreich ohne die Steuer 84 Fr. für 100 Kilogramm beträgt.*) Herr Lepelletier macht darauf aufmerksam, daß, als die jetzt noch zur Erhebung kommende Steuer eingeführt wurde, der Kaffee mit etwa 300 Fr. pro 100 Kilogr. bezahlt wurde, so daß derselbe, obwohl er jetzt nur noch etwas über ein Viertel seines damaligen Werthes habe, doch noch immer den alten Tribut an die Staatskassen entrichten müsse.

Der aus Haiti kommende Kaffee verschiedener Qualität hat in Frankreich einen Entrepot-Werth von 76—84 Fr.; der Eingangszoll beträgt jedoch, ohne Rücksicht auf die Qualität, mit Hinzurechnung der 10 pCt. Zusatz (décime) 104 Fr. 50 C. für 100 Kil.

Im J. 1843 wurden in Frankreich 14,530,000 Kil. Kaffee versteuert, wovon 3,512,000 aus Haiti, 3,113,000 aus Cuba und Porto Rico, 1,724,000 aus Venezuela, 1,153,000 aus Brasilien, 1,087,000 aus Niederländisch-Indien, 983,000 aus den Niederlanden und nur 727,000 Kil. aus französischen Kolonieen kamen. Herr Lepelletier fragt, ob wohl der geringfügige Betrag, den die letzteren lieferten, es rechtfertige, daß um ihretwillen die Steuer von Kaffee aus dem Auslande so hoch erhalten, der maritime Handel dadurch benachtheiligt und das Volk gezwungen werde, zu einem so schlechten und ungesunden Getränk wie die Cichorie seine Zuflucht zu nehmen?

Bei dieser Gelegenheit theilt der Verfasser eine neue von dem Professor Payen in Paris vorgenommene chemische Analyse des Kaffees sowohl als des sogenannten Cichorienkaffees mit, woraus sich ergiebt, daß, während der Kaffee eine überwiegende Anzahl nicht blos anregender, sondern auch effektiv nährender Substanzen enthält, die Cichorienwurzel eben nichts weiter als das Mittel ist, ein gekochtes Getränk kaffeeartig zu färben, und bei aller Ermangelung jener anregenden und aromatischen Bestandtheile des Kaffees auch nicht die Hälfte der stickstoffhaltigen Bestandtheile des letztern enthält.

Es giebt übrigens in Frankreich 21 Cichorien-Fabriken, die sich sämmtlich in den Belgien benachbarten Departements der Ardennen und des Nordens befinden und im Jahre 1844 zusammen 3,947,200 Kilogramm Cichorienwurzel verarbeitet haben, aus welchen 2,331,700 Kil. gebrannte Cichorien hergestellt wurden. Zum Durchschnittspreise von 46 Fr. 44 C. das Hundert Kilogramm, hatte dieses Produkt den Gesammtwerth von 1,082,890 Fr. Im Verhältnisse

*) Saint-Domingue. Etude et solution nouvelle de la question Haitienne. Par M. R. Lepelletier de St. Remy. 2 vol. Paris, Arthus Bertrand, 1846.

**) Santo Domingo, im J. 1494 erbaut, wurde anfangs Neu-Isabella genannt, aber zur Erinnerung an den Vater des Christoph Columbus, Domenico (spanisch: Domingo), erhielt sie ihren jetzigen Namen, von dem nun auch die Benennung „Dominikanische Republik" abgeleitet ist.

*) Der Durchschnittszoll für den Zucker beträgt in Frankreich ungefähr 43 Fr. für 100 Kilogr., und zwar ging im J. 1844 ein an Steuer von französischem Kolonialzucker 41,223,639 Fr., von fremdem Zucker 7,600,933 Fr. und von Runkelrübenzucker 9,066,331 Fr.

zu dem Kaffee aus französischen Kolonieen verhalten sich jene 2,331,700 Kil. Cichorien wie 27 zu 20, zur gesammten Kaffee-Consumtion in Frankreich aber wie ein Sechstel des Ganzen. Inzwischen ist das Verhältniß in der That als höher anzunehmen, indem beim Detailverkauf die gebrannte Cichorie nicht so ist, wie sie aus den Fabriken hervorgeht, sondern, um sie den armen Leuten noch wohlfeiler liefern zu können, mit anderen und zwar unbedingt schädlichen Stoffen gemischt wird. *)

Das Beispiel Englands zeigt, wie sehr durch Herabsetzung des Zolles die Consumtion des Kaffees vermehrt werden kann. Nachdem Huskisson zuerst im J. 1825 eine bedeutende Herabsetzung dieses Zolles bewirkt, war in vier Jahren nicht blos der Verbrauch von 3,747,245 auf 7,767,384 Kil., sondern auch die daraus erwachsene Staats-Einnahme von 10,524,700 auf 11,006,125 Fr. gestiegen. Seitdem hat der Eingangszoll, und zwar in der neuesten Zeit wieder durch Sir Robert Peel, bedeutende Verminderungen erfahren, und der jährliche Verbrauch beträgt jetzt 14,237,281 Kil., die eine Staatseinnahme von 17,040,175 Fr. gewähren. Wenn auch unmittelbar nach solchen Zoll-Herabsetzungen immer ein kleiner Ausfall in den Revenuen sich zeigt, so stellt sich doch die Bilanz bald her, und nicht lange dauert es, so ist auch die Einnahme wieder um so viel größer als früher. Während also im Jahre 1807 bei einem Zolle von 4 Fr. 14 C. das Kil. die Einnahme kaum etwas über zwei Mill. betrug, ist sie seit 1842 bei einem Zolle von 80 C. für engl. Kolonialkaffee und von 1 Fr. 60 C. für Kaffee vom Auslande auf mehr als 17 Mill. Fr. gestiegen. **)

Im Vereinigten Königreiche Großbritanien und Irland, das ungefähr eben so viel Einwohner hat wie der deutsche Zollverein (etwas über 28 Mill.), ist, wie man sieht, die Kaffee-Consumtion des letzteren noch nicht erreicht, indem dort nur etwa ein Pfund, hier jedoch (1843) durchschnittlich über 2½ Pfd. auf den Kopf kömmt. Dagegen steht aber auch die Consumtion des Thees, durch welche die des Kaffees sehr beschränkt wird, bei uns zu Lande in gar keinem Verhältnisse zu dem bedeutenden Verbrauche dieses Artikels in England. Dort betrug dieselbe nach Lepelletier im J. 1843 18,253,000 Kil., so daß ungefähr 1¾ Pfd. auf den Kopf kommen, während sich im Zollverein die Jahres-Consumtion auf 300,000 Pfd. oder für den Kopf auf ⅛ Loth beläuft. ***) In Frankreich betrug die Consumtion des Thees im J. 1843 nicht mehr als 133,182 Kilogramm (nur ungefähr soviel als in Preußen) zum Werthe von 799,092 Fr. — Hieraus allein schon wird man abnehmen können, wie klein Frankreichs Antheil an dem geöffneten Handel China's nur seyn kann, während Großbritanien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, als die ansehnlichsten Thee-Konsumenten, auf einen sehr bedeutenden Export ihrer Erzeugnisse nach dem großen chinesischen Mittelreiche rechnen können. Von seiner Thee-Einfuhr allein hat Großbritanien eine jährliche Staats-Einnahme von ungefähr 3 Mill. Pfd. Sterl.

Aber nicht blos von England und Deutschland, sondern auch von Belgien wird Frankreich im Verbrauche von Kaffee hinter sich gelassen. Belgien verzehrte nämlich 1843 12,950,000 Kil. Kaffee, so daß auf den Kopf 3½ Pfd. (noch einmal so viel als im Zollverein und siebenmal so viel als in Frankreich) kommen, was zunächst seine Erklärung darin findet, daß in Belgien der Eingangszoll vom Kaffee nur 10 Fr. pro 100 Kil. beträgt (in Frankreich durchschnittlich über 80 Fr.). Herr Lepelletier giebt zu bedenken, wie viel in Frankreich Handel und Industrie gewinnen könnten, wenn nach dem Vorgange des benachbarten Belgien auch hier der Verbrauch des Kaffees durch Herabsetzung des Zolles so bedeutend gesteigert würde. Er stellt übrigens gänzlich in Abrede, daß der Verbrauch des Weines dem des Kaffees Eintrag thue; Wein, sagt er, sey ein Luxusartikel, Kaffee dagegen ein Nahrungsmittel; Wein sey eine Zugabe zum Imbiß, Kaffee jedoch stärke den Armen nach gethaner Arbeit und rege den Reichen wieder an, wenn er durch andere Genüsse abgespannt sey. Dem Einen wie dem Anderen sey also durch Begünstigung der Kaffee-Einfuhr gedient. (Schluß folgt.)

Polen.

Die jüdische Sekte der Frankisten.

II.

Im Jahre 1778 begab sich Frank mit einem glänzenden, aus seinen Anhängern beiderlei Geschlechts bestehenden Gefolge und im Gefolge von Secretairen und Stallknechten nach Wien; unter dem ersteren befanden sich auch viele sogenannte Rabbiner. Er führte in dieser Stadt das Leben eines vornehmen Herrn. Aber seine übermäßigen Ausgaben, deren Quelle man nicht kannte, erregten den Verdacht der Polizei, und er wurde aus Wien verwiesen. Er begab sich nach Brünn, weil er in Mähren viele Anhänger hatte. Der Unterhalt für ihn und sein Gefolge, welches aus mehreren hundert Juden beiderlei Geschlechts bestand, wurde von seinen Anhängern reichlich geliefert, und mehrmals des Jahres trafen in Brünn, oder wo er sich sonst aufhielt, Tonnen Goldes unter der Schutzmacht seiner eigenen Miliz aus verschiedenen Gegenden, besonders aus Polen, ein. Wenn er sein Haus verließ, was er fast täglich am Nachmittage that, um außerhalb der Stadt sein Gebet auf freiem Felde zu verrichten, so umgaben zehn oder zwölf Reiter in goldgestickten rothen oder grünen Anzügen, mit Lanzen, deren Spitzen mit Adlern, Hirschen, Sonnen und Monden verziert waren, seinen von prachtvollen Pferden gezogenen Wagen. Ein Ritter, der auf einem herrlichen, mit goldenen Glöckchen bedeckten Rosse ritt, folgte dem Wagen; er trug einen Schlauch mit einer Gießkanne und goß nach dem Gebete das Wasser an dem Orte aus, wo man gebetet hatte. Der Zweck dieser Ceromonie ist unbekannt, denn sie gründet sich weder auf die jüdische, noch auf die christliche, noch auf die muhammedanische Religion. Selbst im Sohar findet man keine Spur von derselben.

Einige Jahre später begab er sich wiederum nach Wien. Aber seine übertriebenen Ansprüche, die über die eines bloßen Privatmannes weit hinausgingen, der Aufwand seiner Haushaltung, welche der eines orientalischen Monarchen glich, erregten von neuem den Argwohn der Polizei, und er wurde zum zweiten Male aus Wien verbannt, obwohl er sich des Schutzes einer großen nordischen Fürstin zu erfreuen schien. Er wendete sich nun an den Fürsten von Homburg (Isenburg-Birstein?), der ihm verstattete, sich mit funfzig Personen seines Gefolges in Offenbach niederzulassen, und der ihm zugleich seinen eigenen Palast vermiethete, welchen Frank 1778 mit dem Titel eines Barons bezog. Da er nichts that, um den Aufwand seiner Haushaltung zu vermindern, so stieg sein Gefolge bald auf 1000 Personen, sowohl Männer als Frauen und Kinder, die alle, ohne ein Geschäft zu treiben, in Hülle und Fülle aus seiner Kasse lebten. Er selbst machte sich unzugänglich und war nur an seinen Fenstern oder in seinem Wagen zu sehen, in letzterem, wenn er um vier Uhr Nachmittags nach der katholischen Kirche von Birgelhain, einem Dorfe in der Nähe von Offenbach, fuhr, wo er täglich sein Gebet verrichtete und Sonntags die Messe hörte. Am Eingange seines Hauses, wie vor seinem Zimmer, standen beständig zwei Wächter mit gezogenem Säbel. In der Kirche betete er weder knieend noch stehend, sondern er streckte sich nach orientalischer Weise auf einem herrlichen Teppich aus, das Gesicht gegen die Erde gekehrt, und in dieser Stellung verrichtete er schweigend sein Gebet. Er nahm nie seine rothe Mütze ab, selbst nicht in der Kirche. Fast alle seine Schüler hatten eine fast göttliche Verehrung für ihn, und wer gegen dieselbe verstieß, wurde streng bestraft. Sie lebten alle auf eine friedfertige Weise und gaben zu keinen Streitigkeiten oder Zänkereien Veranlassung; nie hatten die Gerichte mit ihnen zu schaffen. Drei- oder vierhundert Juden seines Gefolges, die in seinem Hause wohnten, übten sich im Garten oder auf dem Hofe oft in den Waffen.

Man weiß nicht, zu welchem Zwecke sie Chemie studirten und chemische Experimente machten, deren Resultat unbekannt blieb.

Viele Mitglieder dieser Sekte, welche Tugenden und Kenntnisse vereinigten, unternahmen Pilgerreisen nach Mähren und Offenbach, namentlich aus Polen. Manche reiche Familien geriethen durch ihre häufigen Pilgerreisen und den langen Aufenthalt in den Städten in mißliche Umstände, denn sie vernachlässigten ihre Geschäfte und opferten ungeheure Summen zum Unterhalte Frank's. Manche, die ihm ihre erwachsenen Töchter zugesendet hatten, sahen dieselben nie wieder und empfingen keine Nachrichten von ihnen; nur zweien Mädchen gelang es, mit Lebensgefahr aus Frank's Hause zu fliehen.

Bemerkenswerth ist es, daß die beiden zeitgenössischen Abenteurer, Frank und Cagliostro, sich in manchen Punkten glichen. Von Beiden kannte man die Quelle ihrer Reichthümer nicht, von Beiden wußte man nicht, wie sie ihren herrschaftlichen Aufwand während der Zeit ihrer Berühmtheit bestritten. Ihre prachtvolle Haushaltung gab Beiden Wichtigkeit in den Augen ihrer Anhänger; sie reisten wie Fürsten, da ihnen Couriere vorauf gingen und ein reich geschmücktes Gefolge sie begleitete; Beide affektirten eine würdevolle Haltung, ein ernstes Benehmen, was sie in den Augen des Volkes weit über ihre wahre Bedeutung erhob. Die größte Berühmtheit Beider fällt in die Jahre 1788 und 1789.

Obgleich Frank von seinen Anhängern als unsterblich und als Sohn Adam's betrachtet wurde, so entrichtete er doch nichtsdestoweniger der Natur seinen Tribut und starb am 10. Dez. 1791 am Schlagflusse. Trotz dieses plötzlichen Todes, welcher der Meinung aller seiner Anhänger entgegenlief, wurde ihm doch ein sehr glänzendes Leichenbegängniß veranstaltet. Am 12ten um 3 Uhr Nachmittags geleiteten ihn alle seine in Offenbach anwesenden Anhänger, deren Zahl mehr als 800 betrug, zu seiner letzten Ruhestätte. Die Frauen und jungen Mädchen, 200 der Zahl nach, gingen in weißen Kleidern, mit weißen Bändern in den Haaren und brennende Kerzen tragend, vor dem Sarge her. Darauf kam der offene Sarg des Verstorbenen, der von seinen Dienern getragen wurde und mit einem rothseidenen Talar mit Hermelinfutter, den er während seines Lebens zu tragen pflegte, umhüllt war. Dem Sarge folgten seine drei Kinder, seine Dienerschaft und seine Leibwache, 70 Mann stark. Den Zug schloß das Volk, welches Fackeln trug und die Arme mit Flordbändern umwickelt hatte, so wie die Frauen, mit weißen Bändern in den Haaren. So schritt der Zug dem Kirchhofe zu; hier hielt man einen Augenblick an und schloß den Sarg. Der Deckel war mit weißem Atlas ausgeschlagen und reich verziert. In die Grube wurde er, statt mit Stricken, mit weißen Tüchern gesenkt.

---

*) Nach einer im vorigen Jahre von deutschen Zeitungen erwähnten Berechnung des Herrn Generalconsuls Cranz sollen im deutschen Zollverein, dessen Hauptcichorienfabriken sich im Magdeburgischen und Halberstädtischen befinden, jährlich an 300 — 350,000 Centner Cichorien hergestellt werden, was — wenn davon keine Ausfuhr nach anderen Ländern stattfindet — beinahe bald so viel als die Consumtion des Kaffees betragen würde, die sich im gesammten Zollverein im J. 1843 auf 70,678,400 Pfd. belief. Bemerkenswerth ist dabei, daß im südlichen Deutschland bei weitem mehr Cichorien getrunken zu werden scheint als im nördlichen, da z. B. in Preußen mehr als drei Pfund Kaffee jährlich auf den Kopf kommen, während in Bayern und Württemberg nur etwas über ein Pfd. durchschnittlich auf das Individuum kömmt.

**) Herr Lepelletier bemerkt, daß er das Pfund avoir du poids auf 0,4895 Kil. und das Pfd. Sterl. mit 25 Fr. berechnet habe.

***) In Bayern berechnet sich das jährliche Konsumo auf durchschnittlich 7140 Pfd. oder $\frac{1}{1000}$ auf den Kopf; in Sachsen auf 20,000 Pfd. oder $\frac{1}{700}$; in Baden auf 3000 Pfd. oder $\frac{1}{333}$; in Württemberg auf 3000 Pfd. oder $\frac{1}{1000}$; in Preußen auf 230,000 Pfd. oder $\frac{1}{100}$ Pfd. (also gerade zehnmal so viel als in Württemberg); in Oesterreich ist die Thee-Consumtion noch viel unbedeutender als in Bayern.

Hierauf erfüllten die achthundert anwesenden Personen, Männer, Frauen und Kinder, die Luft mit Jammergeschrei, und Thränen entströmten allen Augen. Vielleicht fühlten sie in dem Augenblicke, wo sie ihren Meister ins Grab senkten, was sie nie vermuthet hatten, ihren Verlust am lebhaftesten, indem sie sich in allen ihren Hoffnungen getäuscht sahen. Jeder der Anwesenden nahm eine Handvoll Erde und warf sie in das Grab. Sein Gefolge trauerte ein ganzes Jahr lang um ihn mit einem weißen Bande in den Haaren und einem gleichfarbigen, um den Arm gewickelten Flore.

III.

Nach dem Tode Frank's versiegten die Geldquellen allmälig. Entweder weil mit dem Schauspieler auch die Illusion verschwunden war, oder weil seine Anhänger ihre Rollen nicht gut studirt hatten und ihre Vorstellungen weniger Eindruck machten. Die hinterlassenen Kinder Frank's, Rochus, Joseph und Eva, sahen sich bald nach dem Tode ihres Vaters von Mitteln entblößt und mußten sich zu Anleihen bequemen und die mit denselben verbundenen Nachtheile tragen. Sie machten indeß noch eine letzte Anstrengung und suchten ihren Plänen einen neuen Schwung zu geben durch folgendes Cirkular, welches von den wahren Schülern Frank's mit rother Dinte geschrieben und an alle Juden Deutschlands und Polens gerichtet wurde:

„Möge der Gott des Friedens Euch und dem ganzen Hause Israel den Segen des Friedens ertheilen.

„Unsere Vielgeliebten vom Hause Israel's, wisset, daß, als unser heiliger Meister (Frank) am südlichen Thore von Czenstochau saß, er an die Stadt Brody ein heiliges Schreiben folgenden Inhalts sendete:

„„Höret, Ihr verstockten Herzen, welche fern von der Tugend seyd und auf krummen Pfaden wandelt. Wer von Euch fürchtet Gott genug, um die Stimme des Predigers der Völker zu vernehmen? In der That, Gott thut nichts, wenn er nicht vorher seine Geheimnisse offenbart hat. Wehe Euch, wenn der große Löwe erwacht und sich des Lammes erinnert. Die Schrift sagt (Amos III, 7): Gott vollführet nichts, ohne vorher seinen Rathschluß seinen Dienern, den Propheten, mitgetheilt zu haben. Wenn Ihr die Kinder Gottes seyd, warum hat er Euch nicht offenbart, was sich am Ende der Tage zutragen wird? In den gegenwärtigen Zeiten ist eingetroffen, was prophezeit worden; ich verkünde Euch jetzt eine Nachricht und sage Euch das Ende am Anfange, nämlich: daß Ihr die Bewohner von Krakau und der Umgegend beweinen und Trauer für sie anlegen werdet. Weinet, umgürtet Eure Lenden mit Säcken und ordnet eine öffentliche Trauer an, denn eine Flamme wird aus ihren zahllosen Ungerechtigkeiten aufschlagen und diese Stadt durch Hungersnoth, Pest und Gefangenschaft verzehren. Die Leichen werden überall umherliegen, wie Düngerhaufen auf dem Felde, und die Hunde werden ihr Blut auflecken. Der Sturm Gottes wird mit Ungestüm ausbrechen, auf das Haupt der Gottlosen herniederfallen und Alles vertilgen bis in die Tiefe des Abgrundes. Wer dem Schwerte entfliehen wird, wird sich in die Grube stürzen. Deshalb sollt Ihr über sie weinen und wehklagen. Aber sie werden auch über Euch weinen und wehklagen.

„„Denn die Nation der Abkömmlinge Edoms ist schon erschienen, der kriegerische Lärm treibt schon ein Reich gegen das andere; das Volk wird dann gereinigt werden, und die Lasterhaften werden in ewige Verdammniß versinken. Die Gottlosen wollen es dennoch nicht einsehen, und nur die Verständigen werden einsehen, daß der Abkömmling Abraham's, Isaak's und Jakob's gezwungen ist, sich zur heiligen Edomitischen Religion zu bekennen.*) Wer diese Religion aus Liebe annehmen wird, der wird von allen Leiden gerettet werden und wird, wie alle wahrhaften Gläubigen, an den Gütern Theil nehmen, welche Jesaias und die anderen Propheten verheißen haben. Ich könnte noch weit mehr sagen, aber für die Verständigen wird dies hinreichen, und den Weisen genügt ein einziger Wink.

Unterz. Jakob Joseph Frank.““

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Die Briten im Pendschab und die Russen in Iran.

IV. Diplomatischer Sieg der Russen. — Die nächste Zukunft.**)

Die Engländer haben unerwartet schnell die Hoffnungen ihrer Feinde zerstört; sie haben mit jener Energie und jenem Glücke, an welche sich Europa seit hundert Jahren gewöhnt hat, eine Armee tapferer und wohlgeführter Männer aufgelöst und stehen jetzt vor der Hauptstadt des Feindes, um ihm Strafen aufzulegen und Gesetze vorzuschreiben. Daß die Länder der Sikhs mit denen der Compagnie vereinigt werden, obgleich jetzt Jenen die Herrschaft noch verbleibt, das ist wahrscheinlich, denn es ist nothwendig. Nothwendig ist es, weil eine selbständige ruhige Regierung der geschlagenen Fanatiker kaum mehr denkbar, und weil gerade diese Länder geschaffen sind, natürliche Gränzen für Ostindien zu bilden, Gränzen, die in fremden Händen stets ein wachsames Auge und ein kostspieliges Vertheidigungs-System nöthig machen würden. Gewiß werden auch die Hindu's und Muhammedaner des Landes gern sehen, daß ihre bisherigen Unterdrücker, die Sikhs, der Herrschaft entsagen und die Engländer ihre Herren werden. Und welches asiatische Volk würde nicht lieber unter der Verwaltung der Engländer, als unter der einheimischer Blutsauger und Wüstlinge stehen? Die Engländer haben durch ihre weise Herrschaft stets ihre Kolonieen gehoben und den Einwohnern Grund gegeben, ihre früheren Beherrscher zu vergessen, diese mögen Asiaten, Franzosen, Griechen oder Spanier gewesen seyn; und mögen auch sie in Ostindien große Sünden begangen haben, so kann es doch den Menschenfreund nur freuen, daß das schöne Land ihnen angehört. Was mich betrifft, so wünschte ich, daß auch Rom und Modena nebst noch einigen Ländern Europa's in ihrem Besitze wären!

Die Engländer haben glänzend gesiegt, gesiegt unmittelbar gegen die Sikhs und mittelbar gegen die Russen, und ein tapferer preußischer Prinz focht in den Reihen der Engländer, was wir, obschon es ein zufälliges, doch auch als ein bedeutungsvolles Ereigniß betrachten wollen. Gewiß wird Rußland nach dieser schnellen Wendung der Dinge seine auf Indien gerichteten Hoffnungen einstweilen in Ruhestand versetzen; ja, es wird offen nach Englands Freundschaft streben. Aber während am Sutledsch der Waffenkampf zu Gunsten Britaniens entschied, haben die Russen anderswo einen diplomatischen Sieg erfochten, der reich an Folgen, ja ein Weg zum Beginne und zur Entscheidung des Wettkampfes seyn wird. Wir meinen den Vertrag, welchen Rußland mit Persien vor einigen Wochen geschlossen hat. Durch diese Uebereinkunft wird Persien, das zweimal so groß wie Deutschland ist, zu einer russischen Provinz, ohne daß Rußland Kosten und Verantwortlichkeit der Verwaltung hat, und die große nordische Macht dehnt sich jetzt in einer Breite von jenseits des Polarkreises bis zum Wendekreise, mehr als 700 Meilen, aus, macht das Kaspische Meer zu einem Binnensee und lagert sich mit den reichsten Küstenländern an den Indischen Ocean. Doch wir wollen über diesen Vertrag das Nähere berichten:

Die erste Nachricht darüber brachte die immer bei wichtigen Staatsakten so vortrefflich und schnell unterrichtete Augsburger Allgemeine Zeitung (Nr. 44, Beilage). Die wesentlichen Bestimmungen des Vertrages sind folgende: Die Häfen Engeli und Astrabad sollen den Russen übergeben werden. Die Russen können von ihrer Gränze bis nach Teheran befestigte Karawanserais anlegen und sie mit Kosaken besetzen. Die großen Wälder und Steinkohlenminen der Provinz Masenderan sollen den Russen überlassen werden, damit sie Holz, um Schiffe zu bauen, und Kohlen haben, um dieselben zu führen. Endlich soll Rußland nach dem Tode des jetzigen Schach bei ausbrechenden Unruhen (wozu sich schon Gelegenheit finden wird) sogleich mit Heeresmacht einrücken. Der Bericht setzt hinzu: Dieser ganz zu Gunsten Rußlands lautende Vertrags-Entwurf ist lediglich das Werk des alten, von russischem Golde gewonnenen Wesirs (Hadschi Mirza Agassi) und des Fürsten Dolgorucki, eines äußerst pfiffigen und verschmitzten Diplomaten .... Hadschi Mirza Agassi, der sich jetzt ganz in die Arme Rußlands wirft, fürchtet ohne Zweifel, daß er nach dem Ende seines kranken Gebieters Opfer der Volkswuth werde und einem von ihm auf die schändlichste Weise ausgesogenen Lande werde Rede stehen müssen für seine Verbrechen .... Mohammed Schach, der jetzige Perserkönig, ist in gesunden Tagen nie ein Cyrus oder ein Nuschirwan gewesen; jetzt, wo er die Gicht in den Gliedern und vorzüglich im Kopfe hat, wäre eine gesunde Staatshandlung von seiner Seite kaum denkbar, vollends da er einen solchen Sully oder Robert Peel zur Seite hat; daß aber die große nordische Macht mit solchen Herren ein diplomatisches Spiel leicht gewinnen kann, haben wir im vorigen Artikel auseinandergesetzt, und Dolgorucki hätte seine Pfiffigkeit und Verschmitztheit, ja vielleicht einen Theil seiner Goldstücke auch, für bessere Zeiten aufsparen können, er wäre doch zum Ziele gekommen. Nach diesem Vertrage, dessen Existenz später von englischen und französischen Blättern bestätigt wurde, ist es unmöglich, Persien noch für ein selbständiges Reich zu halten; es ist eine russische Provinz. Es hat demnach Rußland mit Worten das erreicht, was andere Mächte mit dem Schwerte nicht erreichen konnten: es hat England überflügelt, es hat mit Persien einen Vertrag geschlossen, der viel wichtiger ist als der einstige Vertrag von Hunkiar Skelessi mit der Türkei.

Wir wollen nicht fragen, ob es für Rußland überhaupt ein Gewinn ist, seinen Länderzuwachs zu fördern, statt die Kräfte der schon so umfangreichen Masse und ihre geistige Entwickelung zu begünstigen. Es giebt Leute, die da behaupten, es gehe Rußland mit der Vermehrung seiner Bodenfläche, wie gewissen Zeitungen, die desto mehr verlieren, je mehr sie Abonnenten erhalten.*) Wir wollen auch nicht fragen, ob Persien selbst viel gewinnt, wenn es, statt wie bisher unter russischem Einflusse stehend, gänzlich unter den russisches Scepter kommt: unser Herz, so kosmopolitisch es auch sonst die Welt umfaßt, hat doch nicht hinreichenden Raum zur Theilnahme für das Wohl und Wehe Persiens, da alle Kämmerlein darin schon von der Theilnahme für das Wohl und Wehe näher liegender Länder besetzt sind. Aber

*) Wahrscheinlich die christliche; denn nach der Meinung einiger Rabbiner, hauptsächlich Mosis ben Nachman's und Abardanel's, waren die ersten Juden, welche zum Christenthum übertraten, Abkömmlinge der Edomiter, die dem jüdischen Volke schon zur Zeit der Makkabäer inkorporirt wurden. (Anmerk. d. Verf.)

**) Vgl. Nr. 44 des Magazins.

*) So z. B. wird das von den Gönnern der Vossischen Zeitung behauptet, die sich dies darum in ihrer von aller Welt als dürftig und mangelhaft bezeichneten inneren Einrichtung nicht verbessern mag, weil sie befürchtet — dadurch noch ein paar Tausend Abonnenten mehr zu bekommen und dann die Auflage nicht mehr mit Einem Satze bestreiten zu können. Da der Hauptnutzen des Unternehmens durch die Inserate erwächst und diese Inserate bei größeren Auflagen, wegen der steigenden Kosten des Papieres, weniger abwerfen als bei kleineren, so bringt allerdings jedes neu hinzukommende Tausend Abonnenten eher Schaden als Nutzen. Inzwischen hat sich doch die Haude- und Spenersche Zeitung durch die vor einigen Jahren eingetretene bedeutende Verminderung ihrer Abonnenten veranlaßt gesehen, ihre Redactionsmittel zu vermehren und dadurch ihre innere Einrichtung sehr zu verbessern.

wir fragen, ob Rußland für sein eigenes Wohl gesorgt hat, indem es bis zum Indischen Ocean, das heißt bis zum Binnensee der Engländer, vorgeschritten ist? Daß ein Konflikt zwischen Rußland und England einmal entstehen muß, daß die respektiven Zustände beider Länder sie unmöglich lange friedlich neben einander bei der Theilung der Welt gehen lassen, das muß auch das unbewaffnete, das befangenste politische Auge einsehen. Allein es hätten noch Jahre, vielleicht noch Jahrzehnte hingehen können, bevor die Veranlassungen zum Entscheidungskampf aus dessen Gründen reisten; durch die Besitznahme Persiens muß dieser Kampf mit großen Schritten nahen.

Durch die Besiegung und wahrscheinlich baldige Besitznahme des Pendschab durch die Engländer und durch das Vordringen der Russen in Persien sind sich beide Völker gefährlich nahe gekommen. Nur die fanatischen Afghanen und Belubschen sind noch dazwischen; diese sind den Einflüssen Rußlands zugänglich, sie werden die Engländer reizen, bis diese müde werden, sich an den sichtbaren Feind zu halten, und lieber den unsichtbaren in seinem Verstecke aufsuchen. Den Weg nach Südpersien kennen die englischen Dampfschiffe schon recht gut, und es kann leicht kommen, daß die Kosaken einmal beim Glase Schiraswein einen Tusch vom persischen Meerbusen her empfangen. Rußlands Vortheil fordert gewiß alle Vorsicht nach dieser Seite, es mag sich mit Frankreich, oder Amerika, oder mit beiden gegen den unvermeidlichen Feind verbinden; es muß Maßregeln dieser Art ergreifen, wenn es neben seiner jetzigen Verfassung sich selbst auf der errungenen Höhe der Macht und des Ansehens erhalten will. Aber es hat ein ganz anderes und gewiß edleres Mittel zu seiner Vertheidigung, und das ist, wie wir später näher bezeichnen wollen, — — — eine durchgreifende Reform seiner socialen Verhältnisse.

Sir Robert Peel hat bei dem Vorschlage zu einem Dankvotum für die indische Armee gesagt, er hoffe und wünsche, daß der Sieg am Sutledsch der letzte sey, den er dem Hause anzukündigen habe. Welches Bewußtseyn von Nationalgröße liegt in diesen Worten, selbst wenn sie nicht ganz aufrichtig wären! In Frankreich würde kein Premierminister in der Kammer zu sagen für gut finden, er hoffe, keinen Sieg mehr ankündigen zu müssen, und würde er es zu sagen wagen, so würde ihm Murren oder noch mehr von allen Seiten begegnen. Die Franzosen, die durch Charakterschwäche, Leichtsinn und Unglück im Kriege Alles verloren haben, wollen wie verzweifelte Spieler stets von neuem Kriegsspiel; die Engländer, die durch Charakterstärke, kalten Verstand und Ausdauer, wie durch Glück Alles gewonnen, wollen Frieden. Aber auch ohnedies kann beim Engländer der Wunsch nach ewigem Frieden aufrichtig seyn, denn er ist sittlich vollkommen genug, um Eroberung, falsches Ehrgefühl und blutige Lorbeern zu verabscheuen. Aber der Engländer duldet, in wahrhaftem Ehr- und Gerechtigkeits-Gefühl, viel weniger die fremde Anmaßung und Insulte, als der Franzose, und deshalb müssen die Worte Peel's in eingeschränktem Sinne genommen werden. Durch die festen Gränzen, welche England jetzt in Ostindien gewonnen hat, ist ein Umsturz seiner Herrschaft von außen her weniger wahrscheinlich, und es hat nicht nöthig, über den Indus zu gehen, um noch ferner Völker zu unterwerfen. Aber gleichwohl wird es nicht dulden, daß Rußland seinen Einfluß bis an das rechte Ufer des Indus trägt, und eben so wenig wird es zugeben, daß Rußland das große persische Reich zur Provinz macht und die Asiatische Türkei von allen Seiten einschließt. *)

Wir haben uns vorgesetzt, über die nächste Zukunft zu sprechen, aber das ist in unserer Zeit schwer. In vorigen Jahrhunderten, wo es noch keine Macht der öffentlichen Meinung — die größte aller jetzt herrschenden Mächte — gab, wo auch keine so reiche täglich neue Ausbeute des erfinderischen Geistes wie heutzutage die alten Erfahrungen unnütz machte, da konnte man, mit einigem Urtheile begabt, die politische Zukunft auf Jahrzehnte voraussagen. Aber das läßt sich gerade in unserer Zeit mit Sicherheit vorherbestimmen, daß in einem Kriege der blos materiellen mit den intelligenteren Kräften der bewohnten Erde die ersteren nothwendig unterliegen müssen. Kömmt also einmal — wie es unvermeidlich scheint — Rußland mit seinen europäischen Rivalen zu einem Kriege, so ist ihm jedenfalls eine Niederlage gewiß, wir meinen die seiner socialen Verfassung. Entweder seine Feinde dringen siegreich in russische Provinzen und bringen Umwälzungen hervor, oder Rußlands Truppen dringen siegreich in Feindesland und lernen dort eine feinere Gesittung und den Geschmack an Freiheit und Gleichheit kennen. Dieses Alles mögen die Staatsmänner Rußlands erwägen und sich schon jetzt auf eine andere Stellung vorbereiten. Rußland ist noch riesenstarker Veränderungen zum Heile seiner Unterthanen fähig. Es gebe die alte Eroberungssucht in fernen Zonen auf; im Schoße seines eigenen großen Reiches mache es Eroberungen, es öffne der Kultur, der bürgerlichen Freiheit, der Toleranz und der Wissenschaft seine Provinzen, dann wird sein Einfluß auf Asien nicht blos legitim, sondern auch stark gegen England seyn. Dann wird es auch den Segen und die guten Wünsche der europäischen Welt für seine Unternehmungen gewinnen, dann wird es von selbst unterlassen, friedliche Völker unterwerfen zu wollen, und hat es einen Kampf mit solchen, so verzeiht man ihm, in der Voraussicht, daß jene Völker unter russischem Scepter glücklicher seyn werden.

L E Br.

*) Dieser Ansicht unseres geehrten Mitarbeiters können wir nur mit Einschränkung beipflichten. Allerdings sind dem englischen Kabinette solche Verträge wie der von Unkiar Skelessi und der zuletzt mit Persien abgeschlossene nicht gleichgültig. Allein so lange die Türkei und Persien noch als selbständige Mächte anerkannt sind und schalten und als solche handeln, wird England sie dem commercialen Einflusse ihres mächtigen Nachbarn nicht entziehen können. Kann Rußland es nicht verhindern, daß Englands Macht und Einfluß im südlichen und östlichen Asien immer mehr Ausdehnung gewinne, so muß es sich auch Großbritannien gefallen lassen, daß es weniger als der nördliche Koloß auf das nördliche und westliche Asien einzuwirken vermag. Die Vortheile seiner geographischen Westlichkeit werden dem russischen Reiche wohl zu allen Zeiten verbleiben. D. R.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Nationalität, von Franzosen beurtheilt. Ein kürzlich in Paris über die Deutschen erschienenes Buch — Des Allemands par un Français — hat besonders unter den in Paris wohnenden Deutschen selbst großes Aufsehen gemacht. Man kennt dort jeden Franzosen, der über Deutschland zu schreiben pflegt, man erkennt schon an der Feder den Vogel, d. h. ob er aus Cousin's, St. Marc Girardin's, Lerminier's oder Edgar Quinet's Schule ist, man weiß, von welchem Deutschen Herr St. René Taillandier, von welchem Frau Dan. Stern (Gräfin Agoult) und von welchem der neueste und nicht am schlechtesten unterrichtete Beurtheiler der deutschen Literatur, Herr Nicolas Martin, seine Notizen über Personen und Zustände in Deutschland bekömmt, — aber man hat bisher vergeblich zu erforschen gesucht, wer der Franzose sey, der das Buch Des Allemands geschrieben. Jedenfalls ist es ein geistvoller unterrichteter Mann, der lange Zeit in Deutschland sich aufgehalten und mit deutscher Sitte und deutscher Wissenschaft wie mit deutscher Sprache auf das innigste vertraut ist. Er kennt eben sowohl die starken wie die schwachen Seiten der Deutschen, und nicht blos seine, sondern auch unsere Landsleute könnten Manches aus dem Buche lernen. Schon die Ueberschriften seiner Kapitel zeigen uns, daß er nicht zu den Touristen gewöhnlichen Schlages gehört. Diese Kapitel handeln nämlich: 1) vom Patriotismus in Deutschland; 2) von der Sprache; — worin sich die feinsten und kenntnißreichsten Bemerkungen finden, die mitunter an das ebenfalls anonym erschienene deutsche Buch „Ueber die Sprache" *) erinnern; 3) vom Prinzip der Race und von dem Einflusse, den es in Deutschland auf die Betrachtung der Nationalgeschichte übt; 4) von der Reformation; 5) von der Philosophie; 6) von den Momenten, die dem Nationalcharakter der Deutschen sein besonderes Gepräge verliehen, und von einigen daraus hervorgegangenen Zuständen — a) Sitten und Gewohnheiten; b) die intellektuelle Bewegung und deren Richtung; c) deutsche Auswanderungen; — 7) Etwas über die Vorurtheile des deutschen Patriotismus. Jedes dieser Kapitel ist es werth, gelesen zu werden, denn sie geben alle, Deutschen wie Franzosen, Stoff zum Nachdenken, zur Selbsterkenntniß und zur Beurtheilung fremdländischer Zustände. Wir denken daher auch durch einige größere Auszüge auf dieses Buch zurückzukommen. Darin scheint jedoch der Verfasser den Deutschen Unrecht zu thun, daß er ihnen im Allgemeinen eine große Mißachtung des französischen Nationalcharakters und des französischen Wesens überhaupt beimißt. Es ist wahr, daß man in Deutschland hier und da in vornehmer Verurtheilung des französischen „Esprit", so wie der Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit in den Manifestationen dieses Geistes, etwas zu weit geht; doch andererseits ist hierzulande immer noch bei weitem mehr Vorliebe für jenseitige Erscheinungen, als man drüben für diesseitige zu finden pflegt.

*) Heidelberg, 1838. Mit dem Motto: „Rede, daß ich dich sehe." Der Verfasser des Buches Des Allemands kennt diese deutsche Schrift und nennt ihren Verfasser Jochmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei Adolph Krabbe in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Handbuch für Reisende in den Orient.

Inhalt:

Die Jonischen Inseln, Griechenland, Türkei, Kleinasien, Inseln des Archipels, Syrien, Palästina und Aegypten.

Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen.

Nebst

Lehren und Winken für Reisende.

Mit Register, fünf Karten und den Plänen von Konstantinopel und Jerusalem.

Elegant gebunden 3 Rthlr. oder 5 fl. Rhein.

Bei F. H. Morin in Berlin erschien so eben:

Krönung und Huldigung Oscar's I.

Königs von Schweden und Norwegen,

und der Königin

Josephine M. M. in Stockholm

am 28. September 1844.

Nach amtlichen Nachrichten und eigener Anschauung von L. v. Silverstolpe, Königl. schwed. Kammerherrn. Nebst einem Anhange:

Ursprung, Geschichte und Beschreibung der schwedischen Ritterorden.

Mit 13 kolorirten Abbildungen.

Hrsg. von A. U. von Schützercranz, Königl. schwed. Hauptmann.

Ausgabe auf Velin Druckpapier 7½ Rthlr.

Pracht-Ausgabe mit kolor. Wappen 10 Rthlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 6 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 54. Berlin, Dienstag den 5. Mai 1846.

Dänemark.

Ein Wort an die Künstler des europäischen Norden.

Nachstehende Worte an die Künstler des europäischen Norden ertönten zuerst jenseits des Sundes, in den Werken von Männern, welche in der Vaterlandsliebe, Wissenschaft und Kunstkenntniß gleich hohe Stellen einnehmen; der Däne K. F. Biborg wird die Fremstilling af Nordens Mythologie wiedererkennen, und auch der schwedische Bischof Reuterdahl wird seine Svenska Kyrkohistorio benutzt sehen. Das, was diese beiden Männer in jenen Werken zunächst ihrem Vaterlande zuriefen, fand ich mich berechtigt, in meinem Vaterlande im Namen Vieler, die mit mir wie Jene fühlen, zu wiederholen, da es auch hier zeitgemäß und am rechten Orte ist.

A. O'E.

* * *

Unsere Zeit bezeichnet das Erwachen der Nationalität. Wir streben dahin, uns von den fremden Fesseln, die uns lange beengt, zu erlösen. Die Zeit des Griechen- und des Römerthums ist vorüber; wir finden Geschmack an uns selbst, lehren uns lieber selbstständig, als ferner sklavisch nachahmend. In mannigfacher Hinsicht offenbart sich dieses Streben; doch die Kunst, die bildende insbesondere, die zarteste und stolzeste Blüthe am Baume unseres Lebens, — sie ruht noch im Schlummer, indem sie noch nach fremden Idolen greift. Der Künstler des deutschen Norden, Dänemarks, Norwegs und Schwedens, verleugnet das Erwachen zum Selbstbewußtseyn; er sieht den Nachbar noch um eine Gabe an, während er im eigenen Ueberflusse schwelgen könnte. Er vergißt des reichen Schatzes, den ihm die gemeinschaftlichen Stammväter als rechtmäßiges Erbe hinterließen, und holt sich den Nahrungsstoff aus dem fremden Lande. Erheben auch Einzelne kühn den Blick in die nordische Luft, Einzelne, deren Namen sich durch ihre Werke Geltung verschafft haben (wie z. B. der Däne Freund), so bleiben es doch eben nur Einzelne, und fast Niemand schaart sich um ihr entrolltes Banner.

Warum erblicken wir auch an unseren jüngsten Kunsttempeln immer von neuem Darstellungen des Griechen- und Römerthums, warum tragen unsere Mausoleen, unsere zu staatsdienstlichen Zwecken oder zum Schmuck und Nutzen errichteten Bauwerke allegorische Beziehungen des griechischen und römischen Götterthums? Warum sehen wir Aller Augen auf jenen Kultus geheftet, während selbst wenige Gelehrte sich dem Studium der Religion hingeben, der unsere Väter anhingen? — Weil man sich gewöhnlich keine richtige Idee derselben macht; man entzieht sich dem Nachdenken über die Tiefe dieser, indem man sehr bequem durch das Wort Barbarismus, jenem Griechenthum entlehnt, alles das auszudrücken glaubte, was dieselbe enthielt. Hat man aber ein Recht, die Augen von der Kindheit eines Volkes abzuwenden, dessen Thaten und Einrichtungen einen so großen Platz in der Geschichte einnehmen? Warum wendet sich der Künstler vom Norden ab und eilt dem Süden zu? Glaubt er etwa, es habe der Norden die Kunst nicht zur Blüthe gebracht, er täuscht sich; auch in Skandinavien gedieh sie zur vollen Blume. Zugestanden, daß keine Zeugnisse hiervon auf unsere Tage übergingen, so wird das Kopiren unmöglich gemacht; ist es aber die Kopie der Antike, die den Künstler groß macht? oder ist es nicht vielmehr das Schaffen im Geiste der Alten? Wohlan denn, gehet nach Rom, gehet nach Athen, ihr Künstler, lernet die Ausführung der Kunst, diese beut Euch der Norden nicht, aber kehret zurück in die Heimat und schaffet durch eigenes Genie, im Geiste Eurer Väter, in eigener Nationalität.

Daß jede Kunst im nordischen Alterthume gepflegt war, erhellt klar aus den verschiedenen Sagen. Der Architekt wird durch das Studium der Eyrbiggia-, der Olaf Tryggwason's- und anderer Sagen vor seinem inneren Auge einen Tempel sich aufbauen sehen, der in seiner äußeren Größe und Einfachheit und mit seiner inneren Pracht wohl der Basilika und der Moschee dreist zur Seite treten darf. Bezeugt doch Oddur Munk in der Olaf Tryggwason's-Sage das Vorhandenseyn eines Thortempels, der mit Gold, Silber, Decken und Tapeten geschmückt war, den eine äußere Halle (skidgaard) schützend umgab und der in seinem Innern, außer dem jedem gottesdienstlichen Gebäude zugehörenden und unserem Chore gleichenden Baue (saundus) und dem überall vorhandenen Altare (stalli in der Heidenzeit, altari während des Christenthums), hundert Götterbilder enthielt. Diese Götterbilder werden uns, als in menschlicher Gestalt und Größe versinnlicht, durch die Worte der Sagen dargestellt. Theils saßen, theils standen dieselben, wie die Thorgerdur Horgabrud in ihrem durch Hakon Jarl errichteten Tempel, um den Altar herum, oder in Nischen (aknus), wie Eyrbiggia-Sage es angiebt. Stets hatten sie die ihnen zugehörigen Attribute bei sich und waren mit Gold, Silber, Kleinodien und Kleidern geschmückt. Ueber das Vorhandenseyn der Architektur und Skulptur in der Alterthums-Geschichte des Norden giebt uns also das Zeugniß der mannigfachen Sagen Gewißheit, wie auch von der Verfertigung von Kleinodien und Gewändern; von der Malerei schweigen sie; doch auch sie war wohl im Volke vorhanden, wenigstens ist es eine altväterliche Sitte der im höchsten Norwegen und Schweden wohnenden Bauern, die Wände, Betten, Schränke und dergleichen mehr mit Bildern zu versehen, welche Gegenstände der Geschichte und der Religion darstellen und die oft von diesen Naturmalern durchaus nicht ohne Kunstwerth gefertigt sind.

Was thäte es aber zur Sache, wenn unsere Vorväter nie einen Meißel, Pinsel oder eine Kelle geführt, in ihren Sagen hinterließen sie uns einen unversiegbaren Quell; und diesen Quell laßt Ihr, Künstler, ungenutzt dahin strömen.

Wohl niemals hatten die Götter des Norden, selbst da nicht, als der Wolf und die Schlange sie in den Weltuntergang mit hineinzogen, schlimmere Feinde zu bekämpfen, als in den Kunstrichtern unseres Jahrhunderts, die mit halber Kenntniß des erhabenen Mythenkreises des Nordens Alles verurtheilen, was nicht griechische Vorbilder hat; aber die Kunst selbst und die Mythen-Kenntniß fordern gleich laut, daß die alten Götter wieder zum Leben gerufen werden im Gimle der Kunst, und ohne Zweifel wird diese Epoche in der nordischen Kunstgeschichte nicht fern seyn. Fenrer verschlang doch nur Odin; unsere unmythologischen Kunstkenner wollen aber — wie Thökt bei Balder — seine Wiederauferstehung verhindern. Wahrlich! wahrlich! hätte Freya, Od's goldgeleckte Jungfrau, es geahnt, daß die Zeit kommen würde, wo man sie nicht für schön genug hielte, um abgebildet zu werden, ihr Brustschmuck würde zum zweitenmal durch ihren Gram zersprengt seyn, und sie würde Folkwang verlassen haben, damit kein nordisches Weib Liebe zu einem Manne fühlen und die unglückliche Mutter eines Künstlers werden solle, der für die Schönheit so blind ist, daß er die Göttin derselben mißachtet.

Noch ein zweiter Grund zu der barbarischen Verachtung der Schönheit unserer nordischen Götter (eine Verachtung, die selbst Kratzenstein, Edersberg, Freund, Bissen u. m. A. bei unserem unmythologischen Zeitgeiste noch nicht besiegen konnten) ist der Mangel an klarem Ueberblick der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der Kunst. Wohl ist man darin einig, daß die Kunst bisher stets als eine Tochter der Religion hervortrat; an ihrer Brust saugte die Phantasie das Leben ein; es waren die Gestalten des Glaubens, die sich vor dem Künstler individualisirten und denen er objektiv sinnliches Daseyn gab. Da die Religion nun die Sphäre des unmittelbaren Glaubens verlassen hat, so fehlt auch der Kunst ihr Stützpunkt. Aber dieses Raisonnement, — wie richtig es auch an und für sich seyn kann, — leidet an einer wesentlichen Einseitigkeit. Verändern wir nur das Bild, so wird auch Alles klar werden. Die Religion ist nicht die Mutter der Kunst, sondern ihre Amme. Wenn nun das Kind von der Brust entwöhnt ist, so fordert man nicht mehr, daß es die Amme stets im Arme habe! Mit anderen Worten: Der unmittelbare Glaube ist in seinem Uebergang zum spekulativen Glauben und kann daher auch nicht mehr die Amme der Kunst seyn, sondern der neue Moment, der jetzt hinzutritt, nämlich die Speculation, wird den Platz desselben einnehmen; die Philosophie wird die Führerin der Kunst werden. Die Phantasie ist emanzipirt von der Herrschaft des Glaubens; in dem Augenblick, wo sich der Glaube von dem katholischen Formalismus zurückzog, begann die Emancipation derselben, und Luther's Reformation gab eben sowohl der Kunst wie dem Religionswesen des Mittelalters den Gnadenstoß. Unsere Kunst ist protestantisch und muß es auch seyn; jedes antike Streben, jedes katholische Wesen ist unfrei, ist nur eine Nachahmung. Darum schüttelten die Genien die Fesseln ab; Thorwaldsen führte die Antike ein in das Gebiet der Romantik, Bissen und Freund begannen den Bau von Gimle, aber nicht auf Griechenlands, nein, auf Danas Marken. So lange nun dem Kunstrichter und Künstler in gleich hohem Grade der philosophische Blick in die Tiefe der Kunst fehlt, so lange der Kunstrichter dem jungen Talente die Muster der Alten vorhält, während dies Talent einerseits die Gültigkeit der absoluten Maximen nicht anerkennt und andererseits eine frischere Quelle ahnt, die es jedoch noch nicht zu Angesicht bekam, so lange muß Gährung, so lange muß Schwanken in den Erzeugnissen der Künstler herrschen; zündet es an, das Licht der Kunstphilosophie in den Hallen der

Kunst, nur dieses ist klar genug, sie vollkommnen zu erleuchten. — Es ist jetzt klar, daß alle diejenigen, welche bei der veralteten Anschauung stehen bleiben, daß jede echte Kunst in der Religion entspringen muß, die Brauchbarkeit der nordischen Mythologie für die Kunst verleugnen müssen. Das Raisonnement ist eben so naiv wie kurz. Wir glauben nicht mehr an Götter, daher wissen wir nicht, wie sie aussahen oder wie wir sie abbilden sollen. Als ob man nur durch den Glauben eine plastische Vorstellung gewinnen könne. Laßt uns die Mythologie studiren! laßt uns die Sagen studiren! laßt uns die alte Literatur, der Alten Sitten und Bräuche studiren, dann werden wir auch sicher Bildwerke im nordischen Geiste malen und bauen können.

Was sollen wir aber mit den Vorbildern, die uns noch dazu fehlen? so rufen die Götterfeinde aus. Wenn auch alle Götter Asgaards um jeden Opferstein säßen, hier im Norden in jedem Walde thronten, was sollten wir mit ihnen in der Kunst machen? Sollen wir sie kopiren? oder führten nicht etwa die alten griechischen Meister die Kunst weit hinaus über die alten Incunablen? und doch bewundern wir gerade diese Schöpfungen der Kunst nach dem Schönheitssinn der goldenen Periode und nicht nach den ursprünglich rohen Volksvorstellungen, welche die Priester gegen die Koryphäen der Kunst schirmten. Gerade eben so verhält es sich bei uns, wenn wir noch Götterbilder hätten, so würden die Künstler kein einziges gebrauchen können, denn es sind nicht die Vorstellungen des Volks in ihrer Rohheit, welche die Kunst geben soll, sondern den Schönheitssinn des gebildeten Geistes soll sie befriedigen. Man würde auch aus diesen Vorbildern kaum ersehen können, wie sich das Volk die Götter dachte; denn das ist das Kennzeichen aller Incunablen, daß sie mit schwacher Hand ausgeführt, mit starkem Geiste gedacht sind; ihre Ausführung konnte nur andeuten, was die Phantasie wollte. Wenn wir also selbst incunabulaire Vorbilder hätten, wie die katholischen und griechischen Meister, so würden wir dennoch genöthigt seyn, den besten Wegweiser in den Mythenbüchern, den Sagen u. s. w. gerade wie jetzt zu suchen.

(Schluß folgt.)

Westindien.

St. Domingo und die Kaffee-Consumtion.

(Schluß.)

Am Schlusse seiner Betrachtungen sagt Herr Levelletier, daß in unserer Zeit jede constitutionelle Regierung in Zolltarifs-Sachen nur das, was eine intelligente öffentliche Meinung für angemessen halte, auf intelligente Weise ins Werk setzen könne. Wie in der Politik, so sey auch in der politischen Oekonomie die Zeit des Alleinregierens vorüber; vielmehr komme zu allen großen Reformen der Impuls aus dem Volke, und die Staatsmänner hätten dann nichts weiter zu thun, als den Strom zu leiten und ihm das Bett zu graben, auf daß er nicht hier und da seine Ufer überschreite. Nicht Sir Rob. Peel oder Lord John Russell hätten die Bewegung veranlaßt, durch welche jetzt in England eine so große Reform ins Leben gerufen werde, sondern der Eine wie der Andere habe sich durch Cobden und die AntikornGesetzliga in die Bewegung hineinziehen lassen. Auch in Frankreich ginge man mit einer schönen, fruchtbaren Idee um: mit der nämlich, dieses Land zum Mittelpunkte eines großen europäischen Zollvereins zu machen, doch schon der erste Schritt, den man in dieser Richtung gethan, der zur Zollvereinigung mit Belgien, sey an den beschränkten Ansichten der Handelsmonopolisten gescheitert; — inzwischen sey zu erwarten, daß die neue Auffassung des Begriffes Welthandel, die jetzt von Großbritanien ausgehe, überall und so auch in Frankreich Früchte tragen werde. Die Steuer vom Zucker werde man hier freilich so bald nicht herabsetzen wollen, aus purer Zärtlichkeit für die inländische Runkelrübe, aber mit dem Kaffeezoll werde eher etwas anzufangen seyn, und mit der Vermehrung der Kaffee-Consumtion würde man dann auch indirekt auf die Vermehrung des Zuckerbedarfs und des daraus erwachsenden transatlantischen Handels einwirken.

* * *

Wir lassen unserem Berichte über das Buch des Herrn Levelletier einige Worte aus einem inhaltreichen Aufsatze folgen, der vor kurzem in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" über den Verbrauch der menschlichen Lebensbedürfnisse enthalten war, und zwar wollen wir damit, was vorstehend über die Eigenschaften des Kaffees gesagt ist, ergänzen. Nachdem der Verfasser über den Verbrauch des Thees gesprochen, sagt er:

„Noch neuer, gewaltiger und steigender ist die Consumtion des Kaffees, welcher erst zu Ende des 16. Jahrhunderts den Europäern bekannt wurde. Die Geschichte seiner Entdeckung und Benutzung in seiner Heimat, dem nordöstlichen Afrika, in Habesch, verliert sich in das mythische Alterthum. Desto bekannter ist die Geschichte seiner Verbreitung im 15. Jahrhundert nach Arabien, im 17. Jahrhundert nach Java, im 18. Jahrhundert nach Westindien und Brasilien, welches letztere Land schon ein ganzes Drittheil alles in den Handel kommenden Kaffees produzirt.

„Noch überraschender ist die Geschichte der beispiellos raschen Zunahme des europäischen Verbrauches: 1750 66 Mill. Pfd., 1811 113 Mill. Pfd., 1815 192 Mill., 1822 222 Mill., 1835 235 Mill., 1839 295 Mill. Pfd., und jetzt gewiß über 300 Mill. Pfund. In Nordamerika hat sich der Kaffeeverbrauch von 1821 bis 1838 verdreifacht, in Großbritanien von 1790 bis 1832 um das 24fache vermehrt, in Preußen seit 60 Jahren sich verzehnfacht, in der österreichischen Monarchie von 1820 bis 1840 beinahe verdreifacht. Die gegenwärtige Gesammtproduction von Kaffee auf der Erde wird nach Handelsberichten auf 480 Mill. Pfd. geschätzt, wovon 70 pCt. auf Amerika fallen; ½ dieser Production wird in Europa verzehrt. Bei der übermäßigen Production von Kaffee und bei der seitherigen raschen Verbrauchszunahme läßt sich eine immer steigende Consumtion voraussagen. Aus den holländischen Kolonieen, namentlich aus Java, ist die Ausfuhr des Kaffees gestiegen von 1829 bis 1840 von 29¼ Mill. Pfd. auf 130½ Mill. Pfd.

„Diese beispiellose rasche Verbrauchszunahme muß neben den begünstigenden Productions- und Handelsbedingungen vorzugsweise durch diätetische Vorzüge veranlaßt seyn. Man weiß nicht, daß Aerzte ihn empfohlen haben, vielmehr liest man allerwärts ärztliche Warnungen und Verbote gegen den Kaffee. Ja während Zimmermann *) und Peter Frank **) selbst zugestehen, daß sie sich bei täglich vier Tassen Kaffee wohlbefinden, widerrathen sie auf derselben Seite den täglichen Gebrauch dieses Getränkes. Genug, ungeachtet aller Warnungen, ist der Kaffee uns Deutschen wenigstens Volksgetränk geworden, wie so allgemein kein anderes mehr.

„Nicht die Mode und die Empfehlung der höheren Stände leiteten seinen Gebrauch ein, wie den Thee, sondern gerade die niederen und verachtetsten Stände bemächtigten sich dieses Getränkes vorzugsweise. Bei allen anderen Entbehrungen halten sie sich durch diesen braunen Trank neben den Kartoffeln für entschädigt. Diese so allgemeine und energische Vorliebe kann nicht geleugnet, sie muß erklärt werden.

„Nach der chemischen Analyse besteht der gebrannte Kaffee aus Gummi, Extraktivstoff, Fetten und Oelen, aus Gerbestoff, aromatischer Kaffeesäure, Holzfaser, verschiedenen Kalk-, Magnesia- und Alaunsalzen, und als wirksamstem Bestandtheil aus einem eigenthümlichen Stoff, dem Coffein, welcher der stickstoffreichste vegetabilische Stoff ist und 29 pCt. Stickstoff neben 48 pCt. Kohlenstoff enthält.

„Auch im Thee ist als Thein derselbe stickstoffreiche Körper, aber in so unbedeutender Menge enthalten, daß er neben anderen wirksameren Bestandtheilen in seinem physiologischen Werthe verschwindet. Es liegt nun sehr nahe, zu glauben, daß dieses Getränk besonders da willkommen ist, wo dem Körper in den übrigen Nahrungsmitteln wenig Stickstoff zugeführt wird, d. i. bei vorzugsweise vegetabilischer Nahrung, noch mehr, wo die Hauptnahrung aus Kartoffeln besteht, welche unter allen Vegetabilien die wenigsten Stickstoffverbindungen enthalten. Das Coffein supplirt den Kleber und Eiweiß der Getraidefrüchte und den Faserstoff und Eiweißstoff der thierischen Nahrung. Wenn dieses Coffein auch keine Proteïnverbindung ist, so gesteht doch selbst Liebig zu, daß auch Nicht-Proteïnkörper zur Gallenbereitung und zu proteïnhaltigen thierischen Bestandtheilen verwendet werden können. Jedenfalls kann dieses zur physiologischen Erklärung dieses Volksinstinktes dienen.

„Der Aufguß ist am wirksamsten, wenn die schwach gerösteten Kaffeebohnen zu feinem Mehle vermahlen und mit kochendem Wasser übergossen werden, in welchem eine kleine Menge von kohlensaurem Natron (1 Gr. auf Eine Tasse) gelöst ist. Die Türken mahlen ihren Kaffee zu feinem Staube, und die Holländer wissen schon lange, daß mit ihrem Cisternenwasser kein guter Kaffee bereitet werden kann, daß dagegen derselbe mit Selterser Wasser bereitet am stärksten wird. Das kohlensaure Gas dieses Mineralwassers verschwindet bei der Siedhitze, dagegen bewirkt das lösliche, nicht verflüchtigende kohlensaure Natron einen kräftigeren Auszug und vielleicht eine Lösung und Bindung der aromatischen Kaffeesäure. Jedenfalls ist der so präparirte Kaffee viel dunkler, im Geruche viel stärker und angenehmer. Was hier das Selterser Wasser thut durch sein kohlensaures Natron, vermag auch die Beimischung der kleinen Menge von käuflicher krystallisirter Soda (kohlensaurem Natron); nur überschreite man jenes Verhältniß nicht, sonst schmeckt der Kaffee laugenartig und wird ungenießbar. Ein Stückchen Soda so groß als eine Erbse (6 Gran) genügt für 6 Tassen oder 1½ Loth Kaffee. Ein Pfund krystallisirter Soda kann man in den Kaufläden für 9 bis 10 kr. haben, das bayerische Pfund hat 8960 Grane, und 1 Pfd. genügt somit für 8960 Tassen; von dem verwitterten unkrystallisirten kohlensauren Natron bedarf es nur halb so viel. Die Natronsalze sind auch durchaus unschädlich für den Organismus, vielmehr sehr zuträglich. Es bedarf nur des einmaligen Versuches, um diese Bereitungsart für immer beizubehalten. Durch die aromatischen Oele, die tonisirenden Bestandtheile und Salze wirkt der Kaffee auch als Magenmittel. Es ist die glückliche Verbindung von nährenden, anregenden und erwärmenden Eigenschaften im Milchkaffee, welche dieses Frühstück so allgemein und unentbehrlich gemacht hat. In der ganzen Schöpfung giebt es kein Surrogat, welches nur einigermaßen diese Tugenden in sich vereinigt und welches, je nach der Gebrauchsweise so verschiedene und ausgezeichnete Wirkungen äußerte. Mehr konzentrirt, ohne Zusatz von Milch und Zucker, wirkt der Kaffee belebend und erregend auf die Geistesthätigkeiten, erhöht das Wahrnehmungsvermögen, belebt das Gedächtniß und weckt besonders zum Nachdenken, dagegen aber lähmt er die Muskelthätigkeit, macht zu körperlichen Bewegungen abgeneigt und schwächt eben so das psychische Correlat der Muskelthätigkeit, die Willensthätigkeit und die Energie des Charakters. Der Kaffee wirkt hier ganz entgegengesetzt dem Weine, welcher das Reflexionsvermögen lähmt, aber die Phantasie erhitzt und die Muskelthätigkeit anregt, zu lebhaften Bewegungen, zum Reden und Singen geneigt macht. Im Uebermaße betäubt der Wein und macht Schlaf, der Kaffee dagegen weckt die Geistesthätigkeit und verscheucht den Schlaf. Daher ist der Kaffee stets Lieblingsgetränk der Gelehrten, Denker, der Mathematiker, Diplomaten und Kaufleute, der ruhigen

*) Von der Erfahrung, Zürich 1794, S. 443.
**) Medic. Polizei, Bd. VIII., S. 279.

und der Meditation ergebenen Leute, des weiblichen Geschlechts, des Alters; der Wein dagegen wird mehr geliebt von der thatenlustigen Jugend, von den Kriegern, von Künstlern, Dichtern und Musikern. Man vergleiche nur die ganz entgegengesetzten herrschenden Stimmungen in den Kaffee- und Weinschenken. Dort Stille, Anstand, Ernst und Beschäftigung mit Lesen oder das Nachdenken in Anspruch nehmenden Spielen; hier dagegen Geräusch, lebhaftes Reden und Ausbrüche heftiger Affekte. Menschen und Völker, die dem Kaffeetrinken ergeben sind, haben einen ganz anderen Charakter als die, welche den Wein lieben. Jene sind ruhig, besonnen, abgemessen, bedenklich bis zur Apathie gegen alle anderen Sinneseindrücke, selbst gegen Geschlechtsgenüsse; diese dagegen sind unruhig, beweglich, unbedacht, offen, vorlaut, empfindsam, leicht erregbar zum Enthusiasmus bis zum Fanatismus. Der Nationalcharakter der Türken und der Franzosen mag unter den verschiedenen Einflüssen diesen Extremen am nächsten kommen.

„Gegen das Uebermaß des Weingenusses, so wie gegen die überhandnehmende Vorliebe für geistige Getränke, giebt es kein besseres Gegengift als die Popularität des Kaffees. Als vor zwei Jahren eine Kommission des englischen Parlaments niedergesetzt wurde zur Herabsetzung der Zölle, schickten die Londoner Kaffeehausbesitzer eine Deputation an sie, welche gehört wurde und zum Erstaunen der Kommission und Nation die unglaubliche Zunahme der Kaffeehäuser für die niedrigste Klasse und den wohlthätigen Einfluß derselben auseinandersetzte, indem sie sich den Branntweinschenken substituirten. Dieses Verhör war der Hauptgrund der Herabsetzung der Zölle auf Kaffee, wie später der Minister erklärte. Der Berichterstatter setzt weiter hinzu: die überaus wichtigen Fakta, welche diese Wirthe vorbrachten, wären der sorgfältigsten Kanzleigelehrsamkeit entgangen, und es wäre weder den Zöllnern noch dem Parlamente eingefallen, daß sie bei Gelegenheit des Kafferzolles ein Gesetz gegen die Trunkenheit geben.

„Der zu häufige und allgemeine Gebrauch des Kaffees hat auch seine Nachtheile, nationelle und individuelle; er lähmt die Muskelkraft, die Thatenlustigkeit und Rührigkeit des Volkes, mindert die Sorgen und Mühen für das Nahrungsbedürfniß auf den wohlfeilsten Ersatz für andere stickstoffige Nahrung und vermehrt unsere Abhängigkeit vom Auslande. Gewiß ist, daß Thee und Kaffee einen großen Einfluß auf die europäische Staatengeschichte üben und vielleicht später noch mehr derselben alle Poesie und Romantik rauben werden.

„Ein großartiges Beispiel vom Einfluß des Kaffees auf den Charakter und die Geschichte eines Volkes geben die Türken. Vor drei Jahrhunderten noch die Helden und Vorkämpfer der Zeitgeschichte, der Schrecken der Christenheit, voll Muth und Thatkraft, sind sie jetzt ohnmächtig, gelähmt an Körper und Geisteskraft, ohne alle Hoffnung auf einen späteren Aufschwung, durch den Mißbrauch des Kaffees (!). Dieses Siechthum endet bald mit unrettbarer Auflösung, indem die türkische Bevölkerung neben der griechischen im Orient immer mehr abnimmt und sich selbst nicht genügend fortpflanzen kann.

„Der individuelle Nachtheil des zu häufigen Kafferverbrauches ist Schwächung der Gesundheit. Er giebt Dispositionen zu Krankheiten und macht wirklich krank. Alle Aerzte sind einig darüber, daß er der Kindheit und Jugend schadet, daß er Unterleibsleiden begünstigt und Nervenschwäche veranlaßt. Es sind dieses die pathologischen Corollarien der oben genannten physiologischen Wirkungen auf Körper- und Geistesstimmung. An den jetzt so häufigen Hämorrhoidalleiden in mannigfachster Form, an Hypochondrie, Hysterie, Krämpfen, Fluor albus, Bleichsucht, hat der Mißbrauch des Kaffees große Schuld.“ *)

Polen.

Die jüdische Sekte der Frankisten.

(Schluß.)

Frank schrieb dies 1767; ein Jahr darauf, wo er sich noch in Czenstochau befand, richtete er von hier aus an alle Juden folgende Schrift:

„„Eine starke Stimme wurde von oben herunter vernommen. Wir sahen mit offenen Augen, wie das Rad sich von oben nach allen Punkten hin drehte, und wir vernahmen die Stimme, welche von oben nach unten rief: Wachet auf, Ihr Schläfer, die Ihr in Euren Löchern schnarchet und nichts gewahr werdet, die Ihr Augen habt und nichts sehet, und deren Herzen verschlossen sind, denen die Lehre vor Augen stehet und die sie nicht bemerken. Diese Lehre ruft mit lauter Stimme. Oeffnet Eure Augen, Ihr Unsinnigen, aber Niemand antwortet auf den Ruf, Niemand schenkt ihm ein aufmerksames Ohr. Wie lange wollt Ihr noch in der Finsterniß Eures Willens umhertappen? Suchet zu erkennen, und ein Licht, welches zu seiner Zeit leuchtet, wird sich Euch offenbaren. Ihr seyd so weise in Euren Augen und müßet wissen, wie man den Bogen im Kriege behandelt. Wenn man ihn schwach anspannt, fliegt der Pfeil nicht in eine große Entfernung. Wisset jetzt, daß der Bogen Gottes bis jetzt nur schwach angespannt war, aber es wird eine Zeit kommen, wo Ihr Eure Frauen und Eure Kinder wegen der Geißel Gottes vergessen werdet, denn alle Fürsten, Herren und Regierungen (auch die preußische Regierung nicht ausgenommen) werden Euch hassen, und wer einen Juden erblicken wird, der wird ihm ins Gesicht speien. Eure Freude wird sich in Trübsal verwandeln, und bisher unbekannte Plagen werden Euch treffen. Glaubet nicht, daß die gegenwärtige Schrift derjenigen gleicht, welche ich Euch vor einiger Zeit geschickt und deren Inhalt noch nicht verwirklicht war. Der erste Brief enthielt nur eine Ermahnung, der jetzige verkündet Euch dagegen, was sich bald in der ganzen Welt zutragen wird, namentlich aber in Groß- und Klein-Polen, Lithauen, Rußland, Ungarn, Walachei, Moldau, Tatarei, im ganzen türkischen Reiche, in Frankreich, Deutschland, Böhmen, Mähren, Preußen und namentlich in allen Gegenden, wo Juden wohnen. Wehe! Wehe! der Zeit, die Euch und Eure Kinder treffen wird. Diejenigen, die im Hause seyn werden, werden im Hause umkommen; die Todtengräber werden nicht hinreichen, um die große Menge der Todten zu begraben. Diejenigen, die auf dem Felde seyn werden, werden auf dem Felde umkommen, und die Hunde werden ihre Gebeine hierhin und dorthin schleppen; um Alles aufzuschreiben, was sich zutragen wird, würde das Papier nicht hinreichen, und dem Weisen genügt ein Wink, aber ich zeige Euch an, daß es nicht anders werden wird, als bis das Gesetz Mosis erfüllt seyn wird und Ihr Euch zur heiligen Religion der Edomiter bekennen werdet. Wir finden auch, daß Jakob zu Esau, dem Stammvater der Edomiter, sagt (1 B. M. XXXIII, 14): „Mein Herr ziehe vor seinem Knechte hin, ich will hiernach treiben, bis daß ich komme zu meinem Herrn in Seir“, und Moses schickte einen Boten an den König von Edom (4 B. M. XX, 14). Wenn der Fluß übertritt, und gewiß wird er übertreten, so wird ein Streit entstehen. Und da die Zehen an seinen Füßen eines Theils Eisen und eines Theils Thon sind, wird es zum Theil ein starkes, zum Theil ein schwaches Reich seyn (Dan. II, 42). Ich aber sage Euch, der Starke wird den Schwachen schlagen. O, wenn sie weise wären, würden sie dies beachtet und das Ende dieses Ereignisses sich zu Herzen genommen haben.““

„Hier“, fahren die Verfasser des Sendschreibens fort, „war sein heiliger Name unterzeichnet. Als er sich 1773 von Czenstochau entfernte, schickte er uns nach Lublin, Lemberg und Brody und nach vielen anderen Städten, um allen Männern Gottes zu verkünden, daß eine Zeit herannaht, wo alle Juden die Taufe werden annehmen müssen, weil Gott es so befohlen hat. Wer in den Schatten des Hauses Jakob's (Frank) tritt, dem wird der Gott Jakob's beistehen; möge er nicht die beiden Welten verlieren (die Gegenwart und die Zukunft), denn wir leben in seinem Schatten unter den Völkern. Spottet nicht hierüber, damit Ihr das Uebel nicht vergrößert.

„Wir verkünden Euch also, daß Gott uns mitgetheilt hat, daß in diesem Jahre (1800) eine für die Juden verderbliche Zeit eintreffen wird, und dann werden alle Leiden, die er (Frank) in dem heiligen Briefe vorhergesagt hat, auf ihr Haupt herniederstürzen. Unser Herz trauert, denn wie könnten wir ruhig dem Untergange unseres Volks und dem schrecklichen Loose unserer Familie zuschauen? Es ist unsere Pflicht, Euch die letzte Warnung zukommen zu lassen, damit Ihr wisset, was er Euch in seinem heiligen Schreiben befohlen hat, denn nur dann könnt Ihr voll Vertrauens auf die Zukunft seyn.

„Erinnert Euch, daß dies die Zeit ist, wo das Gesetz um der Liebe Gottes willen abgeschafft werden soll; denket an das, was unsere Weisen im Talmud gesagt haben. Der Messias wird nicht eher kommen, als bis das ganze Reich in Ketzerei versenkt ist; denn es heißt (Lev. XIII, 13): Wenn Alles an ihm (dem Aussätzigen) weiß geworden, so ist er rein; es ist die Zeit, von welcher Jakob der Patriarch spricht (S. oben), bis ich zu meinem Herrn nach Seir kommen werde. Wir finden nicht, daß er dieses Versprechen erfüllt habe, aber unser heiliger Meister (Frank) erfüllt es jetzt, er, der wahre Jakob, der wahre Auserwählte der Patriarchen, welcher fest an beiden Seiten hängt (dem Judenthume und dem Christenthume) und so das frühere Erbe (das Judenthum) mit dem letzten, welches auf Erden entstehen sollte (dem Christenthum) vereinigt hat. In der That ist dieser Jakob nicht todt *); er hat uns in die Religion der Edomiter eingeführt und hat uns gelehrt, daß alle Abkömmlinge Abraham's, Isaak's, Jakob's genöthigt sind, auf dem Pfade zu wandeln, auf welchem unsere Patriarchen ihre Kinder der letzten Zeit haben gehen lassen. Abraham ging nach Aegypten, Isaak zu Abimelech, und Jakob verließ Ber-Saba, was nach der Erklärung des Sohar heißt, daß er sich von dem Glauben des Landes Israel trennte und nach einer anderen Gegend ging, nämlich nach Charan, denn wie der Sohar es erklärt, kann die Befreiung nur vom schlechtesten Orte ausgehen. Er gelangte also von da an den Brunnen, wo er Rahel fand und den Stein wegrollte; er diente Laban, erhielt seinen Antheil und begab sich zu Esau. Aber in dieser Zeit erfüllte er nicht gänzlich sein Versprechen, denn obgleich er den Stein weggerollt hatte, kehrte derselbe doch wieder an denselben Ort zurück. Aber dies Alles war nur ein Symbol, um zu zeigen, auf welchem Wege der vollkommenste Jakob (Frank) in Zukunft wandeln wird. Denn nach dem, was der Sohar sagt, giebt es zwei Jakob, nämlich Jakob den ersten (den Patriarchen), der allerdings vollkommen war, und den letzten Jakob (Frank), welcher der vollkommenste ist und Alles erfüllen wird. Der Sohar sagt auch: Es wird ein Mann kommen von der Gestalt Adam's und eine

*) Einer bei Ausgabe der gegenwärtigen Nummer erscheinenden kleinen Schrift: „Der deutsche Zollverein während der Jahre 1834 bis 1843“ (unterzeichnet L. K. — was bekanntlich eine sehr kompetente Edikte ist) entlehnen wir folgende nähere Angaben über die Zunahme der Kaffee-Consumtion — oder vielmehr des zur Versteuerung gekommenen Kaffees — im Zollverein:

1834 . . .	420,305	Zoll-Ctr.	1840 . . .	638,991	Zoll-Ctr.
1835 . . .	464,204	„	1841 . . .	693,800	„
1836 . . .	533,257	„	1842 . . .	712,682	„
1837 . . .	546,647	„	1843 . . .	764,158	„
1838 . . .	583,018	„	1844 . . .	773,495	„
1839 . . .	596,344	„	1845 . . .	823,859	„

Im letzten Jahre (dessen Angabe indessen nur als eine vorläufige bezeichnet wird) war also die Consumtion auf beinahe drei Pfund pro Kopf gestiegen, so daß auf jeden Menschen täglich ½ Loth Kaffee kömmt.

*) Anspielung auf eine Stelle des Talmud, welche heißt: der Patriarch Jakob ist nicht todt.

Frau wie Eva. Deshalb sind wir genöthigt, auf seinen Pfaden zu wandeln, denn die Pfade Gottes sind gerade, und die Gerechten werden auf denselben wandeln.

„Obwohl es nöthig ist, zu schweigen und Alles zu ertragen, und obgleich das Herz dem Munde nichts anvertrauen soll, so sagt doch der Prophet: „Ich werde die Blinden auf unbekanntem Pfade führen und sie auf Wege leiten, die sie nicht kennen; statt des Lichts werde ich ihnen Finsterniß geben und einen krummen Pfad statt eines graden. Deshalb sind wir genöthigt, Euch zu sagen, daß Jakob, wie der Sohar sagt, seinen Herrn zu ehren wußte (durch seine Bekehrung). Die Worte der Prophetin Deborah spielen auch hierauf an (Richter V, 4): Jehovah! als du von Seir kamst, schrittest du in den Gefilden von Edom. (Jes. LXIII, 1): Wer ist der, so von Edom kömmt? Hierzu giebt die Schule des Jesaias folgende Erklärung: Es wird ein Tag kommen, wo die Engel Gott suchen werden; das Meer wird sagen, er ist nicht bei mir, und der Abgrund, er ist eben so wenig bei mir. Wo werden sie ihn finden? Antwort: in Edom, denn es ist gesagt, daß er derjenige ist, der von Edom kommt. Wer also in dieser Religion nachfolgt und sich zu gleicher Zeit dem Hause Jakob's ergiebt, wird eine Zuflucht in seinem Schatten finden. Der Prophet sagt: Wir leben in seinem Schatten unter den Völkern; und anderwärts (Micha IV, 2): Kommt und laßt uns hinauf zum Berge des Herrn gehen und zum Hause des Gottes Jakob's, daß er uns lehre seine Wege und wir auf seiner Straße wandeln. Denn sie ist ein Pfad des Lebens für alle diejenigen, welche sie finden. Thut dies, und Ihr werdet das Glück haben, dem wahren Gotte verbunden zu seyn; und das sagt auch Moses (Deuter. IV, 24): Wenn du aber daselbst den Herrn deinen Gott suchen wirst, so wirst Du ihn finden. Also nur daselbst (in der Religion der Edomiter) werdet Ihr Gott finden, wie man das Licht nur in der Dunkelheit gewahr wird. Deshalb sagt der Prophet (Micha VII, 8): Wenn ich im Finstern sitze, so ist doch der Herr mein Licht. Nehmet also unsere Worte zu Herzen, und Ihr werdet bald an allen Gütern Theil erhalten, welche Gott uns durch seine Diener, die Propheten, versprochen hat; denn diejenigen, welche in das Haus Jakob's eintreten, finden sicherlich die Quelle erfrischenden Wassers. Unsere theuren Freunde, wenn wir Euch Alles pünktlich beschreiben wollten, so würde das Papier nicht hinreichen, weshalb wir Euch nur den kleinsten Theil des Geheimnisses aufgedeckt haben; denn es heißt Sprüchw. IX, 9: Gieb dem Weisen ein Zeichen, und er wird noch weiser werden. Stellet Nachforschungen in der Bibel und in allen anderen alten Büchern an, und Ihr werdet finden, daß die Wahrheit auf unserer Seite ist. Suchet, so werdet Ihr finden. Schenket unseren Worten Aufmerksamkeit und befolgt Alles, was er (Frank) Euch vorgeschrieben hat; dann wird der Gott Jakob's mit Euch seyn, Ihr werdet vor allem Unglück und allen Leiden bewahrt bleiben; das Erbtheil Jakob's, ein Besitz ohne Gränzen, wird Euch zufallen, und Ihr werdet alle Tage glücklich seyn."

Unterz. Franciszek Wolowski, sonst genannt Salomo, Sohn des Elischa Schor aus Rohatin.
Michel Wolowski, sonst genannt Nathan, Sohn des Elischa Schor aus Rohatin.
Jemerdski Dembrowski, sonst genannt Jeruchin, Sohn des Lippmann aus Czartkow."

Dieses Mittel blieb erfolglos. Die Partei Frank's löste sich allmälig auf, und die kleine Anzahl der noch zu Offenbach Verbleibenden mußte in den Fabriken arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, was für dieselben um so beschwerlicher war, als sie sich an den Müßiggang gewöhnt hatten. Man weiß nicht, was aus den Kindern Frank's geworden ist. Einer seiner Söhne, der Offizier in der russischen Armee geworden, kam 1814 durch Prag, wo er von den Freunden seines Vaters wohl aufgenommen wurde und viel Geld von ihnen erhielt. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gehört.

So verschwanden mit dem Schauspieler auch die Decorationen, obwohl die Komödie noch eine Zeit lang im Kleinen fortgespielt wurde: die Anhänger Frank's und seiner Vorgänger sind nicht alle todt, und die Werbungen werden noch fortgesetzt, wenn auch nicht mehr im Großen wie sonst. Ihr Hauptsitz ist jetzt in Warschau.

Mannigfaltiges.

— Wissenschaft und Literatur in Italien. Die „Allg. Preuß. Zeitung" enthält einen durch mehrere Blätter gehenden Artikel über wissenschaftliche und literarische Zustände Italiens, und zwar bei Gelegenheit der Anzeige einer im vorigen Jahre in Mailand erschienenen Sammlung von Adrian Balbi's (ziemlich unbedeutenden) kleineren Schriften geographischen und statistischen Inhalts. Der Verfasser dieser Anzeige bemüht sich, uns zu zeigen, daß in Italien noch nicht alles geistige, wissenschaftliche sowohl als literarische Leben erstorben sey — was auch wohl eigentlich noch nirgends behauptet worden — und daß es, trotz der Hindernisse, mit denen der freie Geist dort zu kämpfen hat, doch an Manifestationen desselben nicht fehle. Zum Beweise dafür werden unter Anderem folgende Uebersichten der in den vier Jahren 1835—38 im Druck erschienenen Bücher und der in italiänischer Sprache erscheinenden Zeitschriften mitgetheilt:

Es erschienen von 1835—1838:	Zusammen in vier Jahren		Durchschnittlich in einem Jahre	
	Werke.	Bände.	Werke.	Bände.
Im lombardisch-venetianischen Königreich	6100	9579	1525	2395
Im Königreich Sardinien	1486	2076	371	519
Im Herzogthum Parma	463	532	116	133
Im Herzogthum Modena	106	124	26	31
Im Herzogthum Lucca	127	136	32	34
Im Großherzogthum Toskana	703	1474	176	368
Im Kirchenstaat	1329	1919	332	480
Im Königreich beider Sicilien	1449	1795	362	449
Bücher in italiänischer Sprache in fremden Ländern	268	366	67	91
Summa	12031	18001	3007	4500

Uebersicht der italiänischen Journalistik:

Neapel	hat 35	Journale,	Genua	hat 6	Journale,
Mailand	„ 29	„	Verona	„ 5	„
Turin	„ 14	„	Modena	„ 5	„
Palermo	„ 13	„	Messina	„ 4	„
Venedig	„ 12	„	Bologna	„ 4	„
Rom	„ 10	„	Lugano	„ 3	„
Triest	„ 8	„	Siena	„ 3	„
Florenz	„ 7	„	Pisa	„ 3	„

Nach einem Blick auf diese Tabellen möchten wir den Herrn Berichterstatter in der „Allg. Preuß. Zeitung", der beide Uebersichten einem Aufsatze von Balbi entlehnt hat, fragen, ob er wohl jemals Gelegenheit gehabt, sich von dem, was der italiänische Büchermarkt und was die italiänische Journalistik im Großen und Ganzen eigentlich bringt, näher zu überzeugen? Zahlen sind allerdings entscheidend — aber nur wenn sie solche Werthe darstellen, über deren Begriff man einig ist. Ein Verzeichniß neu erschienener italiänischer Bücher und ein italiänisches Journal sind jedoch von einem deutschen Bücher-Meßkatalog und von einem englischen oder französischen, ja selbst von einem deutschen Journal — es müßte denn in Oesterreich erscheinen — himmelweit verschieden. Wir könnten dem Verfasser des Artikels in der „Allg. Preuß. Zeitung" dergleichen Kataloge neu erschienener italiänischer Bücher produziren, um ihm davon einen Beweis zu geben, was Alles dort ein „Werk" und ein „Band" genannt wird. Da wird er finden, daß ein sehr großer Theil aller jener „Werke" und „Bände" aus Gebetbüchern, Heiligenlegenden und ähnlichen Publicationen der katholischen Kirche, ein anderer Theil aus Gelegenheitsschriften und Gelegenheitsgedichten zu Ehren dieser oder jener Hochzeit, dieses oder jenes Geburts-, Tauf- oder Todestages, wieder ein anderer Theil aus „lyrischen Dramen", d. h. aus Operntexten (Arienbüchern) der verschiedenen Theater Italiens, und endlich ein sehr großer Theil aus Nachdrücken längst erschienener oder in anderen italiänischen Staaten im Originale gedruckter Werke besteht. Wenn alles das abgezogen wird von den im Durchschnitte jährlich katalogisirten dreitausend Werken in italiänischer Sprache, so dürfte nur wenig übrig bleiben, was als eine wahre Manifestation des Geistes dieses schönen, aber unglücklichen Landes zu betrachten ist. Ja, man kann darauf schwören, daß die letzte der oben aufgeführten Rubriken, „Bücher in italiänischer Sprache in fremden Ländern", weit mehr Gelegenheit darbiete, den Geist Italiens in der Gegenwart kennen zu lernen, als sämmtliche übrige Erscheinungen. Denn die Männer von Kenntnissen und Charakter lassen dort entweder gar nichts drucken — da gerade das Geist- und Kenntnißvollste den meisten Verdächtigungen ausgesetzt ist — oder sie gehen damit, falls es nicht etwas Archäologisches, Monographisch-Historisches oder Naturwissenschaftliches — letzteres jedoch auch mit gewissen Ausnahmen — ist, in das Ausland, wo es in Lugano (Kanton Tessin) oder in Paris gedruckt wird. Mußte doch selbst Niccolini seinen „Arnaldo da Brescia" nach Marseille schicken, um ihn von dort aus seinen Weg durch die ganze civilisirte Welt machen zu lassen!

Und was die Journalistik, die 158 oben angeführten Zeitungen und Zeitschriften (mit Ausnahme der 3 in Lugano erscheinenden) betrifft, so wird man sich einen Begriff von ihnen machen können, wenn man erfährt, daß die in Mailand, Venedig und Triest herauskommenden bei weitem die besten, indem sie inhaltreicher und mannigfaltiger als alle übrigen sind, daß jedoch natürlich die in Mailand, Venedig und Triest gedruckten italiänischen Zeitungen und Zeitschriften nach denselben Grundsätzen konzessionirt und censirt werden, wie die in Wien, Prag und Triest gedruckten deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Von den besten mag man nun nach den uns vorliegenden deutschen Mustern einen Schluß ziehen auf die schlechten und schlechtesten! Inzwischen darf doch nicht übersehen werden, daß unter den italiänischen Gelehrten allerdings ein großer Fonds von Kenntnissen des Alterthums und der Naturwissenschaften zu finden ist, welche letzteren besonders auf den Universitäten Pavia und Padua gepflegt werden, und daß sich dies auch auf eine rühmliche Weise in einem großen Theile der besseren Journale Italiens abspiegelt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 55. Berlin, Donnerstag den 7. Mai 1846.

Spanien.

Spanien im ersten Viertel des Jahres 1846.

Der folgende Artikel über die politischen Zustände Spaniens ist nach einem Aufsatze in der Foreign Quarterly Review, überschrieben: „The Progresistas and Moderados in Spain", gearbeitet, wobei wir, in inniger Liebe zum Frieden mit den für die Presse in Deutschland bestehenden Gesetzen, hier die Sprache des Originals mäßigten, dort zu herbe Worte gar nicht gegen deutsche vertauschten und im Allgemeinen den Grundsatz festhielten, daß der deutsche Publizist noch immer, und vielleicht noch lange, seine freisinnigen Wünsche in bescheidenere Ausdrücke zu legen habe, als der Engländer, dem für sein Land nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als die Fortdauer der jetzigen Verfassung. Der Original-Aufsatz ist zu einer Zeit geschrieben, wo General Narvaez noch als allmächtiger Minister die Geschicke des seltsamen Volkes leitete; Narvaez aber ist in dem Augenblicke, wo wir schreiben, ein Gefallener und Verbannter; aber was macht das für Spanien aus? Derjenige, welcher, während wir unsere Worte niederschreiben, im Exil lebt, kann, während sie gedruckt werden, Premier-Minister, Generalissimus und Diktator seyn! Ein 70jähriges Exil wird wohl der Aufenthalt des Unglücklichen in Bayonne nicht seyn. Dort sieht er mit einem Fuße, wahrscheinlich mit dem rechten, in Spanien, und seine alte Freundin, die Rani, wird nicht ihren Zorn verewigen wollen. In diesem Lande, wo man die Minister aus der Minorität der Volksvertreter wählt und sie wegjagt, sobald sie das Unglück haben, die Majorität zu gewinnen, wo die Königinnen ihren Tag nicht beendigen können, ohne eine mehr oder weniger starke Dosis von Ministerial-Krisis zu sich genommen zu haben, wo der beschränkteste und rücksichtsloseste Bramarbas die beschworenen Institutionen über den Haufen werfen kann, kurz, wo niemals zwei mal zwei das Resultat vier, sondern eher fünf oder sieben giebt, in diesem Lande, sagen wir, ist Alles möglich, nur nicht Konsequenz der Logik. Drei Rani's haben in neuerer Zeit sich dadurch bekannt gemacht, daß sie den Thron ihrer Schutzbefohlenen erschüttert und das Land derselben in Demüthigung gestürzt haben. Die Rani (Königin Mutter) von Lahore hat ihren Sohn Dhulip Singh zu Grunde gerichtet; die Rani von Konstantinopel gereicht ihrem Sohn Abdul Medschid zum Verderben; die Rani von Madrid wird ihre Tochter noch zu Grunde richten. Das Fundament hat sie durch Erziehung und Beispiel schon dazu gelegt; sie braucht nur den alten Freund zurückzurufen, der vielleicht in Gemeinschaft mit ihr Isabella II. mit Dhulip Singh vermählt. Die Rani's bieten sich die Hände! Gehen wir an unser Original!

„Während der Verwaltung von Narvaez wurde kein gewaltsamer Versuch gemacht, die Anarchie zu erneuern, und zwar ohne das Verdienst der Regierung. Die feurigen und zerstörenden Leidenschaften sind ausgebrannt; man fühlt, daß die erschöpften Quellen der öffentlichen und privaten Wohlfahrt sich wieder beleben müssen, und deshalb richtet sich der Geist aller Klassen auf die Thätigkeit des Handels und der Gewerbe. Sie sahen ein, daß, während sie sich einander die Kehle abschnitten, das übrige Europa seinen Wohlstand erweiterte, indem es neuen Boden dem Pfluge unterwarf, Kolonieen gründete, Institute errichtete, Straßen, Eisenbahnen, Häfen und Schiffe baute *), und dies hatte die Folge, daß nach so vielen Revolutionen noch eine Revolution der Meinungen vor sich ging, die endlich die Moderados über die Rebenbuhler triumphiren machte.

Als die Spanier eine absolute Monarchie hatten, war diese ihr Götzendienst; ihre Güter, Personen und Ehre legten sie dem Throne zu Füßen, und die stolzeste Nation Europa's war auf nichts stolzer als auf die sklavische Unterthänigkeit. Dieser Zustand untergrub allmälig die Energie des Volkes, korrumpirte seine Sittlichkeit, erdrückte alle Liebe zur Industrie und beförderte den barbarischen Geschmack an Prunk. Als endlich der Staat hierdurch, wie nothwendig, zur niedrigsten Stufe der Schwäche und des Ansehens gesunken war, nahm eine Reaction Platz. Die Monarchie wurde ein Gegenstand des Abscheus, und man suchte das Geheimniß öffentlicher Glückseligkeit im anderen Extrem, im Gegensatze dessen, was man sonst als summum bonum ausrief. Die republikanische Partei trat als Erlöserin auf und meinte, die Gesellschaft könne umgekehrt werden, wie man einen abgetragenen Rock wendet. Die Häupter dieser Partei waren, wie überall die Republikaner (!), ehrliche Leute und auch geschickt und weise in der Aufstellung von Theorieen, aber sie waren es nicht immer bei der Anwendung der Theorie auf das wirkliche Leben. Dennoch verdankt Spanien dieser Partei den Grad von Freiheit, welcher ihm bis jetzt geblieben ist. Haben sie auch ein zu weites Ziel gesteckt, so haben sie doch etwas erreicht. Sie flößten dem Volksgeist den Glauben ein, daß das spanische Königthum ein altes Haus sey, welches niedergerissen werden müsse, um es dann von Grund aus wieder aufzubauen, und hätte man ihnen den Bau anvertraut und ihnen freie Hand nach ihrem Plane gelassen, so würde das neue Gebäude nicht so rauchen! In dem Prozesse der Wiedergeburt eines Volkes ist für jede Gattung von Staatsmännern Arbeit genug. Je nach der Entwickelung der Meinungen im Lande, kann abwechselnd ein Espartero und ein Narvaez Gutes thun. Die Progressisten jedoch, obgleich sehr populair nach ihren Grundsätzen, hatten gleichwohl unpopulaire Arbeit zu verrichten; sie hatten mit der Geistlichkeit und der von ihr beherrschten Majorität des Volkes zu kämpfen. Im Besitze höherer Intelligenz, größerer Charakterstärke und besseren Willens, stehen sie doch an Zahl denen nach, die mit den Gefühlen und Vorurtheilen des großen Haufens sympathisiren. Sie traten auf kurze Zeit an die Spitze der Angelegenheiten, weil sie mehr Kraft und Einsicht aufwiesen, aber sie wurden davongejagt, als sie die Kirche bekämpften. Sie haben seitdem ihren Fehler eingesehen und sich mit Rom und der heimischen Geistlichkeit ausgesöhnt, um gemeinschaftlich mit letzterer zu arbeiten. Hierbei muß man jedoch bemerken, daß gerade die Progressisten ihre Aussöhnung mit der Kirche ehrlich meinten, während die Moderados, welche die Vollzieher jener Aussöhnung sind, nur kalte Berechnung dabei übten; sie hassen innerlich die Kirche, weil sie mit dem Staate in Ansprüchen auf die Zuneigung und die Hülfe des Volkes rivalisirt. Narvaez und seine Kollegen haben sich nur deshalb zu einer Verbindung mit dem Papste verstanden, weil die Camarilla nicht ohne solche Verbindung seyn will; im Herzen hegen sie keine Freundschaft für den heiligen Vater, und dieser kennt solche Gesinnung sehr wohl, und deshalb war die Mission des Señor Castillo y Ayensa bisher so wenig fruchtbar. Maria Christina freilich sucht Buße zu thun durch Uebung abergläubischer Gebräuche, nachdem sie ein langes Leben hindurch ihren Leidenschaften freien Lauf gelassen. Ihr Hof ist deshalb ein Gemisch von Frivolität und Fanatismus, von Werkheiligkeit und Schaugepränge und wird von jedem Mitgliede des Kabinets verachtet. Narvaez ist ein leichtsinniger und verschwenderischer Mensch, der keines ernsten Gedankens fähig ist. Mon ist nur Oekonom und macht mit größerer Aengstlichkeit über den Operationen der San Fernando-Bank, als über Beförderung der Frömmigkeit und der Rechtschaffenheit seiner Landsleute, und Martinez de la Rosa ist ein französischer Philosoph, der die Kirche für einen nothwendigen Theil der Staatsmaschine hält und die Priester als die Werkzeuge betrachtet. Von ihm rührt wohl das neulich erlassene lächerliche Dekret über die strenge Aufrechthaltung der Orthographie in der spanischen Sprache her. Wo man so viele Landeswunden zu heilen hat, wären wohl andere Gegenstände so ernstlicher Aufmerksamkeit der Minister werth, aber Herr Martinez de la Rosa fürchtet wahrscheinlich für seine kostbaren Werke, fürchtet, daß der revolutionaire Geist in der Orthographie es dahin bringen könnte, daß diese Werke veralten, und deshalb mußte das Kabinet die wichtige Frage aufnehmen und ein so spaßhaftes Dekret darauf gründen. *)

Narvaez hat einen dunkeln Begriff von der Wahrheit, daß die Wurzel aller Unruhen in der tiefen Ignoranz des Volkes liegt, aber er fing vom schlechtesten Punkt an, als er dem Uebel abhelfen wollte. Das Erste, was die Spanier lernen müssen, ist, daß Völker nicht durch bloße physische Kräfte regenerirt werden können, und daß es gänzlich unnütz ist, selbst eine schlechte Regierung zu stürzen, so lange man nicht weiß, was man Besseres an ihre Stelle setzt. Wir wollen damit nicht behaupten, daß Nationen niemals die Waffen gegen ihre Unterdrücker ergreifen dürften und einen Bürgerkrieg beginnen, aber wir wollen auch, daß die Häupter der Parteien niemals ihre Mitbürger in das Unglück eines Brüderkrieges stürzen, so lange noch eine Möglich-

*) So viel wir wissen, ist Spanien nächst Rom und der Türkei (zwei Staaten, die, so entgegengesetzt und feindlich sie auch sind, doch in der Kultur fast gleichen Schritt beim Zurückbleiben oder gar Zurückgehen halten) das einzige Land in Europa, wo noch keine Eisenbahn existirt. Wahrscheinlich will man dort wie in Rom die Banditen nicht um ihr Brod bringen; denn die Straßen, welche von der Lokomotive befahren werden, werfen nichts für ehrliche, offene Banditen ab, nur für die in einigen Comités, Direktorien, an den Börsen und noch anderwärts.

*) In diesem Gesetze über die strenge Beobachtung der alten Orthographie befindet sich auch die Bestimmung, daß die Kandidaten sich darin vom gobo politico der Hauptstadt prüfen lassen müssen.

keit vorhanden iſt, die Freiheit auf andere Weiſe zu begründen. Spanien aber iſt der Sklave des Inſtinkts. Es findet ſeine Lage ſchlecht und iſt gleich überzeugt, daß die Regierung ſchuld iſt, ſammelt ſich daher zu Haufen, bewaffnet ſich, bekämpft ſich, ſtürzt die Männer der Gewalt und löſcht deren Fehler in Strömen Blutes aus. Aber es bringt es nur dahin, daß das alte Uebel einem neuen Platz macht, bis es wieder von einem neueren verdrängt wird, und, wie wir ſchon dargethan haben, es liegt dann in der Natur der menſchlichen Neigungen, daß man des Kampfes müde wird und ſich ruheliebend unter die Despotie eines bewaffneten Emporkömmlings beugt.

Während die Angelegenheiten ſich in ſolchem falſchen Kreiſe drehen, indem man die Kräfte des Landes vergeudet und ſeine Energie lähmt, kann es nicht überraſchen, daß die Mittelklaſſen ſich meiſt zur Partei der Progreſſiſten halten, jede Stunde bereit und eifrig, das Werk der Revolution wieder aufzunehmen (*). Man irrt ſich aber, wenn man glaubt, dieſe Klaſſen wollen nur des Eigennutzes wegen eine Veränderung. Obgleich müde des blutigen Haders, widerſetzen ſie ſich doch jeder Stagnation. Sie fühlen mit einem natürlichen Inſtinkt und wiſſen aus einer Erfahrung, die in glücklicheren Ländern ſeit Jahren beſtätigt, daß die Befeſtigung und Verallgemeinerung der Freiheit für den Erfolg der Induſtrie unerläßlich iſt, und deshalb ſind ſie jeder Verwaltung feindlich geſinnt, die ſich einer Reaction hingiebt. **) Seit der Vertreibung Eſpartero's gab es wenig Ereigniſſe, die nicht lehrten, wie ſtark der Haß der Mittelklaſſen gegen die Moderados iſt. In Spanien wie in England und überall ſind die Landleute in der Aufklärung noch um Jahrhunderte gegen die Städter zurück und deshalb der Oligarchie, d. h. der Adelsherrſchaft, ergeben ***), dagegen hat man in den Städten die Sehnſucht nach Ruhe unter dem Schutze der Freiheit, und nur Catalonien macht eine Ausnahme. Hier geht induſtrielle Geſchicklichkeit mit politiſcher Unwiſſenheit Hand in Hand, und deshalb wird hier noch die Herrſchaft der Moderados begünſtigt, während man im übrigen Spanien ſie bekämpft und nur in der Wahl der Waffen verſchieden denkt ****). In der allgemeinen Verbreitung ſolcher Geſinnung war die ſpaniſche Revolution glücklich, und deshalb muß man geſtehen, daß ſie nicht vergebens ausgebrochen iſt. Selbſt in den Schoß des Narvaezſchen Kabinets drang dieſer heilſame Einfluß, und jene Mitglieder der Verwaltung, deren Studien ſie angeregt haben, dem Wohle der Staatswirthſchaft Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſind gewiſſermaßen liberaliſirt worden, und ſie bilden Oppoſition gegen die anderen Mitglieder, welche dem ſäbelmächtigen Diktator durch Dick und Dünn folgen. Mon und Pidal ſind einigermaßen geſchickt und aufgeklärt und werden wahrſcheinlich bald zur Thür des Kabinets hinausgeworfen werden (wir werden's bald ſehen, wenn die Herzogin von Rianzares den Narvaez zurückruft).

Hier müſſen wir folgende Finanzmaßregel Mon's erzählen, da ſie die Zuſtände der Hauptſtadt beleuchtet. Die Waſſerträger in Madrid ſind faſt alle Gallicier (Gallegos), die auf einige Jahre ihre unwirthbaren Gebirge verlaſſen, um in der Reſidenz ein kleines Vermögen durch niedrige und anſtrengende Arbeit zu gewinnen. Es ſind kräftig gebaute Kerle, und die Stumpfheit ihres Denkvermögens gleicht den herkuliſchen Verhältniſſen ihrer Figur; ſie ſind die Böotier Spaniens. Ihre Aufgabe iſt, die Ciſternen der Häuſer mit Waſſer zu füllen, und ſie dürfen, ihrer bekannten Ehrlichkeit wegen, in jedes Haus und in jede Abtheilung der Häuſer mit ihrem Eimer gehen. Sie müſſen für ihr Gewerbe eine Abgabe entrichten, können aber den einmal bezahlten Gewerbeſchein nicht nur perſönlich für immer benutzen, ſondern ihn auch auf ihren Nachfolger übertragen. Señor Mon beſchloß zu Anfang dieſes Jahres, die Abgabe zu erhöhen und ſie auch nur für die Perſon, auf die der Schein lautet, gelten zu laſſen, und zwar aus dem Grunde, weil, wie er ſagte, ſchlechte Menſchen den Gallegos ihre Scheine abkauften und damit in die Häuſer drängen, um Verbrechen auszuüben. Señor Mon hat hierdurch den Romandichtern ein unabſehbares Feld von Schöpfungen eröffnet. Man denke ſich einen jungen Liebhaber, von der Mutter, der Tante, der Dueña, dem Vater, Oheim, Vormund ſeiner Herzensdame vom Hauſe mit tauſend Wachſamkeiten fern gehalten, der ſich den Gewerbſchein eines Gallego zu verſchaffen nur einige Thaler anzuwenden braucht! Doch wir fallen aus der Conſtruction unſerer Geſchichte! Die beſchränkten Köpfe von Waſſerträgern ließen ſich die Bedrückung nicht gefallen und nahmen ihre Zuflucht zu einem außerordentlichen Pronunciamiento: Sie legten ihre Eimer und ihre Arme über einander, entſchloſſen, Madrid durch Durſt zum Nachgeben zu zwingen. Ganze Tage ſtanden die Brunnen ohne Beſucher und die Ciſternen ohne Waſſer, weder Kaffee konnte gekocht, noch Limonade bereitet werden; die Lippen der ſchönen Madrilenas fingen an trocken und lechzend zu werden und waren nur noch im Stande, die Ehemänner, Väter und Brüder inſtändig zu bitten, daß ſie die Humanität der braven Gallegos in Anſpruch nehmen und ihnen ans Herz legen möchten, nicht durch zuweitgehenden Eigenſinn alle Schönheiten Spaniens zu vertilgen. Doch die Hidalgos ſchlugen einen anderen Weg ein; anſtatt die beleidigte Partei zu bitten, vermochten ſie den Corregidor zum Erlaß eines Befehls, daß die Waſſerträger ſofort zu ihrer Arbeit zu gehen hätten, wenn ſie nicht Geld- oder Körperſtrafe leiden wollen. Dies wirkte. Die unglücklichen Gebirgsbewohner ſahen vier ihrer Landsleute ergriffen und zum Exempel ins Gefängniß geführt, und ſie unterwarfen ſich."

Nachdem der Reviewer die projektirte Heirat der Königin mit dem Grafen Trapani beſprochen, fährt er fort:

„Die Progreſſiſtas mögen nur die Zeit ausharren, es wird die Reihe bald an ſie kommen, obgleich jetzt die Moderados Alles zu gelten ſcheinen. Spanien iſt unter den Letzteren von der Welt als ein elender Anhang Frankreichs verachtet, und dies werden ſich die gebildeten Mittelklaſſen nicht lange mehr gefallen laſſen. Ja ſelbſt manche Mitglieder der Moderados fühlen dieſes demüthige Joch und ſprechen laut davon, es abzuwerfen. Man beſchuldigt uns Engländer der Rivalität mit Spanien; nichts lächerlicher! Wir ſtehen zu hoch, um Eiferſucht gegen ein fremdes Land zu haben; wir ſind im Wettlaufe zu weit voran, um zu fürchten, daß man mit oder gar vor uns das Ziel erreiche. Wir können die Rivale keines Volkes ſeyn, wir ſtehen allein, einzig da! Spanien wünſchen wir glücklich und frei; es möge unſer Freund ſeyn, oder vielmehr ſein eigener, aber nicht die Dienſtmagd eines fremden, ſelbſt gedemüthigten Landes!"

Dänemark.

Ein Wort an die Künſtler des europäiſchen Norden.

(Schluß.)

Man hat auch die Mythologie des Norden an und für ſich der Rohheit, eines Mangels an Plaſtik beſchuldigt, der es der Kunſt nicht erlaubte, ſich ihren Gränzen zu nähern; man argumentirt hier von dem jetzigen totalen Mangel an Kunſterzeugniſſen. Der Schluß iſt indeß falſch. Weil die Nordbewohner keine Kunſterzeugniſſe hervorbrachten (was oben durch die Sagen widerlegt iſt), darf man ſie doch nicht des Mangels an Schönheitsſinn beſchuldigen. Ihr ganzer Mythenkreis und ihre ganze poetiſche Literatur zeugen davon; aber die Weltaufgabe des Nordbewohners war es nicht, Dovres Marmor zu hauen und Figuren auf die Eichenplanken des Waldes zu malen; ſie hatten einem größeren und ſchwereren Rufe zu folgen, und nur in den begeiſterten Tönen des Geſanges vermochten ſie ihrer wahren Schönheit würdige Geſtalt zu geben; ſie hatten weder Zeit noch Ruhe, den Pinſel oder Meißel zu gebrauchen. Hieraus entſteht jetzt der Mangel an Bildwerken, was man einſieht, wenn man des Nordbewohners Rolle in der Weltentwickelung begreift.

Wirft man einen Blick auf die Entwickelung und die gegenwärtige Stellung der Kunſt, in der weder die alte des Süden, noch die katholiſche Kunſt des Mittelalters freies Streben nach dem Geſetze des eigenthümlichen innerſten Weſen der Kunſt geſtattet und in der Alles im Uebergang von dem alten Bekannten zu einem neuen Unbekannten ſchwankt, wird man es leicht finden, daß die Kunſt unſerer Zeit nicht ſo unbedeutend, als es ſcheint, ſondern vielmehr, daß ſie inſoweit höchſt bedeutungsvoll iſt, als ſie aus ihrem Schoße eine neue zeitentſprechende Epoche der Kunſtgeſchichte entwickeln wird. Jetzt, da die politiſche Geſchichte des Norden beendet zu ſeyn ſcheint, ſieht es ſo aus, als ſollte derſelbe in der Kultur und namentlich in der Kunſtgeſchichte eine Rolle ſpielen. In allen Fällen iſt es ausgemacht, daß, je mehr Skandinavien und der deutſche Norden ihre Nationalität behaupten, deſto mehr die alten nordiſchen Symbole hervortreten und durch ihre Tiefe und Schönheit einen weſentlichen Platz in unſerem Vorſtellungskreis einnehmen werden. Die Kunſt kann ſich nicht davon abwenden, und es iſt alſo höchſt wahrſcheinlich, daß ſich eine nordiſche Kunſt entwickeln wird, wenn die nordiſche Mythologie ſo bekannt geworden iſt, daß ſie den gebildeten Converſationen beigeſellt werden kann, ſo daß man ſich darüber ausſprechen darf, ohne befürchten zu müſſen, diejenigen, zu welchen man ſpricht, ſo in Verlegenheit zu ſetzen, als ob man Meſopotamiſch rede. Lebt erſt der nordiſche Geiſt in uns auf, dann wird eine nordiſche Kunſt geboren werden, die ſich dann natürlicherweiſe nicht ausſchließlich an den in dem nordiſchen Mythenkreis ſchon gegebenen Bildern hält, ſondern dieſe theils als künſtleriſche Symbole benutzt, theils neue in ihrem Geiſte komponirt, wie es z. B. Thorwaldſen mehrmals in der antiken Sphäre gemacht hat. Hierzu wird aber auch außer der Kenntniß der Mythologie des Norden noch hinreichendes archäologiſches Wiſſen erforderl.

Betrachten wir nun, wie der Künſtler, der die Mythologie mit ihren Göttergeſchlechtern und Götterfiguren kennt, dieſe plaſtiſch darzuſtellen hat. Jedem wird es klar ſeyn, daß alle einzelnen Götter eines gemeinſamen Göttergeſchlechts, trotz ihres Individualitäts-Unterſchiedes, einen gemeinſchaftlichen

---

*) Deutſche Leſer wollen nicht vergeſſen, daß der engliſche Verfaſſer hier indirekt dem geſtürzten Diktator Eſpartero das Wort redet, der die engliſche Politik wie engliſche Baumwollen-Waaren auf Koſten der franzöſiſchen ſo ſtark begünſtigte. Der Gang der Ereigniſſe nach dem Sturze des Diktators hat gelehrt, daß die Engländer in ihrer Freundſchaft für denſelben nicht blos klug, ſondern auch gerecht waren, und daß ſich das übrige Europa in ſeinem Urtheile über dieſen jedenfalls begabten Mann an ihm vergangen hat. Wir ſelbſt wollen reumüthig bekennen, daß wir ihm in dieſen Blättern und anderswo Unrecht gethan haben, weil wir ihn irrthümlich für einen Despoten und Feind der Freiheit hielten. Er war weder das Eine noch das Andere, und ſein Sturz war nur das Werk einer in jedem Betracht verwerflichen Partei. Wer aber iſt im Stande, ohne Irrthum die Gegenwart Spaniens zu beurtheilen, eines Landes, wo keine Berechnung, Erfahrung, Anwendung der Logik und des geſunden Menſchenverſtands Bürgſchaft für den Ausgang giebt? Noch allen Angaben und Handlungen iſt Narvaez nicht blos ein verabſcheuungswerther, ſondern auch verächtlicher Menſch, und doch ſind wir ſo ſchüchtern geworden, dieſes Urtheil auszuſprechen, da man ſich nicht auf die Nachrichten aus Spanien, beſonders über Paris, verlaſſen kann und erſt eine längere Prüfung dem Beurtheilungsrecht vorausgehen muß. Wer weiß, ob in einem Jahre nicht diejenigen Narvaez ſegnen, die ihn heute fluchen!

**) Nicht ſo in Ländern, wo frühere Leibeigenſchaft oder ſonſt harter Frohndienſt war. Das ſieht man in Frankreich, wo die Bauern republikaniſch oder bonapartiſtiſch ſind, während die Städter mit ihren Octroiſtühlen, Gitterreien, Actien und Schiffen als gute Monopoliſten gut moderantiſtiſch ſind. Und wie iſt es in Polen?

***) Die induſtrieloſen Ausländer können es Catalonien nicht verzeihen, daß es ſich ſeine Strümpfe ſelbſt webt und ſie nicht in Birmingham kauft. Deshalb iſt Catalonien unwiſſend! Allein es iſt weiter nichts als ſchutzzollſüchtig, will, wie die Franzoſen und Süddeutſchen, die engliſchen Waaren hochbeſteuert oder ganz ausgeſchloſſen wiſſen, und es haßt deshalb Eſpartero, der den freien Handel mit England fördern wollte.

Typus als Jelic haben müssen, der es zeigt, zu welchem Göttergeschlechte jeder Einzelne von ihnen gehört. Es muß ein Geschlechtstypus für jedes Geschlecht gegeben werden, und derselbe muß in dem mythischen Grundcharakter eines jeden Göttergeschlechts entspringen. Freund gab in seinem großen Friese für Christiansborg einen sehr glücklichen Typus für die Riesen, doch finden wir kein Motiv zu den Hörnern auf ihrer Stirn, Satyre waren es nicht, und eben so wenig als es die Mythologie rechtfertigt, ist das Symbol der Stärke für die Ueberwundenen passend. Ihre List und doch Geistlosigkeit tritt aber in den rohen thierischen Angesichtern vortrefflich hervor. Die Rhimtursen nahm er für Surturs Volk an, doch rechtfertigt es die Mythologie nicht, daß er die Schwarzen Afrika's als solche in den Norden einführte. Die Rhimtursen waren Frostriesen, und schon der Name weist sie nach dem Norden, statt nach dem Süden.

Der Typus der Asen muß natürlich Hoheit der Menschenseele im Gegensatz zu der Rohheit der Tätten ausdrücken. Odin's Attribute waren Spieß und Ring. Sein Typus muß den Tiefsinn und Ernst, den Adel und die Hoheit zeigen, den der Mensch haben kann; sey er nun als Gott der Erkenntniß dargestellt als ein alter einäugiger Mann mit seidenem Barte, den Hut in die Stirn gedrückt und in ein weites blaues Gewand gehüllt, oder zeige er sich mit geschmeidigem verschlagenen Ansehen als der Gott des Krieges und der Zerstörung, oder auch angethan mit güldener Rüstung und güldenem Helm, seinen weißen Schild und den Spieß Gungnir in der Hand, reitend auf dem schnaubenden Hengst, als der Gott des Kampfes und Sieges, der Ares und die Victoria zu gleicher Zeit. Ihn als Zeus darzustellen, hüte sich aber der Künstler, das war Odin nie.

Für Frigge, die zärtliche Mutter und Gattin, die mit ihren Zähren Balder zurückkaufen will, wird jeder Künstler von Geist und Herz leicht den Typus finden.

Thor mag bald fahrend mit den sprühenden Böcken vor dem funkelnden Wagen, bald beflügelt (Vingthor), bald als ein zarter bartloser Jüngling, wie in den ersten Erzählungen von Hymer, bald als kräftiger bärtiger Mann, wie damals, als er seinen Hammer vermissend erwachte, — dargestellt werden, stets muß in ihm aber der Ernst, die Tiefe, Kraft und Muth, das Feuer und die Dreistigkeit, die Massivheit und die Gutmüthigkeit, die ihm die Mythologie zuschreibt, als Typus ausgeprägt seyn. Wie aber Odin nicht als Zeus dargestellt werden darf, so auch Thor nicht als Herakles.

Algyllin, die Riesengattin, die von den Asen adoptirt und zur Asinie Sif gemacht wurde, als welche sie eine bedeutende Rolle in Asgaard spielt, entbehrt durchaus nicht der plastisch-malerischen Bestimmtheit. Sie muß wohl blond und anmuthig und als Göttin der Aernte, der reifen Früchte und des Korns üppig dargestellt werden. Sif's langes Goldhaar ist allgemein bekannt. Schon die Wenden stellten sie als Siva mit goldenen Locken, mit Blumen umwunden, goldenen und grünen Früchten und Laub in den Händen dar. Sie, die Gattin Thor's, die dem Vaterlande den Kornreichthum giebt, ist unleugbar eine schöne Allegorie, ein Produkt des Patriotismus und der Vaterlandsliebe.

Aller, der Sohn Sif's und des Riesen Hymer, Stiefsohn Thor's, wird gleichfalls schöne Bilder abgeben können; er ist kriegerisch und keck, mit freiem Blick, geistigem Muth und Stolz, mit kräftigem krausen Haar, in eine Bärenhaut gehüllt, einhändig oder mit dem Köcher auf dem Rücken, auf Schneeschuhen die Fjelden herab- oder auf Schlittschuhen im vollen Lauf über den platten Eisspiegel des See's hingleitend — darzustellen.

Die Vanen stellte Freund als Luftgötter dar, was auch gut zu heißen wäre, wenn er ihnen nicht griechischen Styl zugelegt hätte. Uebrigens kann nur im Gegensatz zu dem anderen Göttergeschlecht das Vanengeschlecht in der Luft schwebend, aus Urnen Regen ausgießend oder Thau sprengend dargestellt werden; einzeln darf man den Hauptfiguren dieses Geschlechts nicht diese Form zuertheilen; jedem Vanengotte muß zu jeder Zeit der Charakter des Liebreizes und der Sanftmuth beigelegt werden.

Unter den Hauptfiguren dieses Geschlechts wird Njörde, wie überhaupt alle Vanen, am besten blond, helläugig, mild, geistreich (als Ausdruck des religiösen Geistes des Volkes selbst) plastisch dargestellt werden. Ist er in dieser Art aufgefaßt und fährt in seinem Wagen, wird man sein Bild nicht mißverstehen können. Als Gott des Opfers wird er mit dem Opfermesser in der einen Hand, die andere auf dem Haupte eines schwarzen Stiers (schwarzes Vieh opferte man), gezeigt werden müssen.

Freyr, ein allgemeines Symbol, ist mild, lächelnd, von Gesundheit strotzend, in seinem mit goldenen Ebern bespannten Wagen darzustellen. Den Wagen müßte man als Attribut des Sonnengottes, etwa durch Strahlen, die, von der Nabe ausgehend, dem Rade die Gestalt der Sonne gäben, charakterisiren. Auch zu Fuß, auf sein Schwert gestützt, gäbe er ein schönes Bild, in seiner tiefen Trauer und seiner Sehnsucht nach der ihm verweigerten und selbst spröden Geliebten, Gerda.

Für Freya giebt es mannigfache Abbildungsarten. Als Schildjungfrau mit Brustpanzer und Eberhelm, den Falken auf der Schulter oder Hand, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, da sie auch Liebesgöttin ist. Ihre dem Geliebten auf die Wahlstatt folgenden Blicke können mit dem Funkeln ihres Brustschmuckes Brising wetteifern. Unbewaffnet gebe man ihr die Flügel oder den Falken auf die Schulter, Brising auf die volle nordische Brust, das goldene Haar aufgeschlagen, über der Stirn durch ein Band oder Stern (der Abendstern ist ihr Attribut) zusammengehalten; in die Hand aber lege man ihr den nordischen Rocken (Orion's Gürtel ist Freya's Rocken im Norden). Ihrem Gemahle Odr sehnsüchtige Thränen nachweinend, mit zärtlichem träumerischen Blick in den tiefen blauen Augen, mit runden vollen Formen, schlankem Wuchs, weiß und rother blühender Farbe, gäbe sie auch ein liebliches Bild. Auch reitend auf Eyllenborste oder fahrend in ihrem mit Katzen bespannten Wagen würden Künstler sie abbilden können, doch müssen sie Eyllenborste die grandiosen Formen eines schnaubenden Ebers und den Katzen die lieblichen Formen des Luchses, die des Tigers und Panthers Reize erkennen lassen, beilegen.

Das Alfengeschlecht wird durch die Skulptur kaum darzustellen seyn, doch in der Malerei können sie als helle klare Genien Effekt machen, die jedoch in der Ausführung viele Schwierigkeiten darbieten. Im Kreise in einem Strahlentanz um die Sonne ziehend stellte man sie schon dar.

Was die Esche Yggdrasill, den Baum des Weltgeistes, der Erfahrung, betrifft, so kann sie natürlich nie in ihrer Totalität dargestellt werden, weil dieses Bild die Gränzen des Raumes überschreitet; das Unendliche ist nicht zu malen, und die Schönheit der Esche liegt nicht in ihrem Aeußern, sondern in ihrer Bedeutung, welche nur durch die redenden Künste versinnlicht werden kann. Dagegen werden sowohl die Nornen als Mimer zum Gegenstande plastischer und malerischer Behandlung gemacht werden können. Allerdings hat man bei diesen Figuren keinen gegebenen Typus, aber der Künstler, der die Bedeutung dieser Göttergestalten in ihrer ganzen Tiefe versteht, wird auch den Typus derselben in seiner Seele finden. Der Geschmack besitzende Künstler wird gewiß die Nornen, als ewig unberührte Jungfrauen, in jugendlicher Schöne darstellen, jedoch so, daß jede ihr individuelles Gepräge behält, und mit der ganzen Verklärung, die die Begeisterung geben kann, in Auge, Mienen und Haltung; Verdande vielleicht mit dem Lächeln der Ironie auf dem Antlitz, und Skuld mit dem kalten und strengen, bleichen Ernste der Wirklichkeit. — Doch genug! — noch unzählige Bilder bieten sich in den Sagen dar, Bilder wahrhaft tragischen und Bilder wahrhaft komischen Inhalts, und auch der landschaftliche Hintergrund liegt großartig, schaurig und wiederum auch lieblich vor den Augen des denkenden Lesers; nur der ausführenden Hand bedarf es, um uns unsere eigene Vorzeit plastisch aufzuweisen. Also zögert auch Ihr nicht länger, die Ihr im Besitz der Kraft seyd, werft auch Ihr die Fesseln weg, die Euch an das Fremde ketten, und fügt Euern Antheil dem Werke der Auferstehung unserer Selbständigkeit hinzu.

England.

Das Mutterherz.

Ein Gedicht von Mistreß Norton.

Bis du, mein Erstgeborner, mir gegeben,
Du, erster Hoffnung holdes Glückespfand,
Umfing mein Herz dich mit der Freude Beben,
Mit Wonne, wie ich sie nie gekannt;
Unendlich schien mir's, daß noch übrig bliebe
Im Mutterherzen Raum für andre Liebe.

Mein Liebling, du, so treu, so hold und klug,
Es fromm dein Kindersinn, vom Himmel stammend,
Der sanft geduldig jeden Tadel trug,
Und schnell versöhnt in Heiterkeit entflammend.
Wenn eben noch ein hartes Wort dich kränkte
Und thränenvoll dein süßes Aug' sich senkte.

Allein sonst wußtest du nicht, dir mußt' ich reichen
Die Hand beim Wandern, wenn das Tageslicht schwand
Doch sah ich dich ins dunkle Zimmer schleichen,
Wenn Krankheit traurig mich ans Lager band.
Besorgt wolltest du dann bei mir wachen,
Die Wangen kühlen, still die Augen machen.

O Knabe, lieblich so wie du gestaltet
Sind irdische Ideale, zart und schwach
Trotz aller Frische; blumengleich entfaltet,
Verwelkt, gebeugt vom ersten Wetterschlag:
Geliebtes kann dein Herz doch stets umranken,
Mag's wie das Grashalm auch im Sturme schwanken!

Und dann, mein Liebchen, kamest du getragen
Gleich einem Vöglein munter, bunt beschwingt,
Gleich einem Sonnenstrahl vom Himmelsbogen,
Wenn glänzend er zur heitren Erde sinkt.
Du sangest lustig unter grünen Zweigen
Und tanztest lächelnd um den Heerd den Reigen.

Dein war das Jauchzen, Jubelruf der Freude,
So süß von trotzigen Kinderlippen schallend,
Dein leichter Sinn unnahbar jedem Leide,
Dein heiteres Herz in Jugendwonne wallend.
In deines blauen Auges Schelmentücken
Sah stets man Scherzeswort und Schalkheit nicken

Dein war die Gabe, Herzen zu gewinnen,
Ermahnt, ermuntert ward der kalte Ernst,
Wußt's du mit Schmeichellächeln ihn umspinnen,
Den Zorn mit sanfter Bitte du entfernst.
Mit neuer Lieb' mußt' ich zu dir mich wenden,
Doch glaubte ich mit dir sie zu verdienen.

Da kamst du noch, du letzter lieber Kleiner,
Den die Geschwister „Herrscher" zubenannt.
Weit stolzer Sinn die Brust dir hob und deiner
Allmächt'gen Herrschaft Niemand widerstand.

Wir lachten deiner königlichen Mienen
Und wollten gern dem holden Kinde dienen.

Du glichst wahrlich einem Thronerben:
Im Auge lag entschlossner Siegesmuth;
Der stolze Mund, die kühnen Brauen, erwerben
Wohl sie die Welt, nicht träumen Dichterglück.
So sicher stolz weißt du das Haupt zu neigen,
Als glaubtest du schon jetzt die Welt dein eigen.

Verschieden von den andern lieben Beiden,
Strebst du in meiner Lieb' doch ihnen gleich; —
Kleinmüthig wollte ich von Liebe scheiden —
Jetzt weiß unheilbar ich ihr weites Reich;
Daß jedem Kind ein gleicher Antheil falle,
Ist ja im Mutterherzen Raum für Alle.

Die poetische Schönheit des vorstehenden Gedichtes ist augenscheinlich viel geringer als seine gemüthliche, und ich glaube, daß keine unserer Leserinnen es ganz ungerührt aus der Hand legen wird, wenn der Kommentar, den ich dazu zu geben vermag, gelesen worden ist. Das innige Mutterherz, welches Mistreß Norton hier besungen hat, ist nämlich ihr eigenes, dem die härtesten Prüfungen auferlegt waren. Man wird sich aus den englischen Zeitungen vielleicht noch des Prozesses erinnern, der gegen die schöne und talentvolle Dichterin Mrs. Norton und Lord Melbourne von dem Gatten der Erstgenannten anhängig gemacht war. Die politischen Gegner Lord Melbourne's scheuten es nicht, den Ruf und das Glück einer schuldlosen Frau aufzuopfern, um den Lord zu stürzen. Der eigene Mann der Unglücklichen war moralisch verderbt genug, bereitwillig die Hand dazu zu bieten. Aber die Unschuld ging siegreich aus allen Verleumdungen hervor, Mistreß Norton ward völlig freigesprochen, jedoch geschieden, auf ihr eigenes Verlangen, da sie mit dem unwürdigen Gatten nicht länger zu leben vermochte. In Folge dieser Scheidung wurden ihr die geliebten Kinder entrissen, denn das Gesetz in England bestimmt, daß auch bei völlig erklärter Unschuld eine geschiedene Frau niemals ihre Kinder sehen kann, wenn es der Mann nicht gestatten will. Der Kummer, den die zärtliche und schöne Mutter darüber empfand, rührte das Herz des sonst nicht sehr zarten Lord Lyndhurst, der siegreich eine Bill durchbrachte, welche diese so ungerechte als grausame Bestimmung aufhob und allen Müttern das Recht zusprach, ihre Kinder wiedersehen zu dürfen, so oft sie es verlangten. Mrs. Norton ist die Tochter des bekannten Dichters Sheridan, ihre großartige Schönheit wurde durch die Erbschaft des väterlichen Geistes noch gehoben; die Zahl ihrer Verehrer soll allerdings stets bedeutend gewesen seyn, doch war der 65jährige Lord Melbourne gewiß der ungefährlichste, auch ist ihr Ruf völlig wieder hergestellt und ihr der Zutritt bei Hofe durch die Königin Victoria wieder verstattet. F. v. H.

Mannigfaltiges.

— Die verschiedenen Maßverhältnisse der Menschenracen. Gewöhnlich unterscheidet man die Menschenracen nach Hautfarbe, Schädel- und Gesichtsbildung, theilweise auch nach dem Haupthaare, nur selten jedoch nach den Verhältnissen der einzelnen Gliedmaßen zu einander. Was die Schädelbildung betrifft, so hat der Direktor der hiesigen Blinden-Anstalt, Herr Prof. Jeune, in der letzten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin einige von Abbildungen begleitete neue und anziehende Beobachtungen mitgetheilt über die Schädel der drei Hauptracen, die er „iranische", „turanische" und „sudanische" benennt, so wie über ihre Misch- und Unter-Abtheilungen. Der Inhalt dieses Vortrages wird nächstens als eine besondere Schrift im Druck erscheinen. Nicht uninteressant möchte seyn, damit zu vergleichen, was kürzlich in den Verhandlungen der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg über die Messungen mitgetheilt worden, die der Konservator des dortigen anatomischen Museums, Herr Dr. Schulz, an der menschlichen Gestalt vorgenommen, und zwar an Individuen der verschiedensten Zonen und Volksstämme, wie sie das weite russische Reich zum Theil in seinem eigenen Schoße darbietet, oder wie sie zum Theil sich in der Hauptstadt desselben zusammenfinden. Es sollte dabei vorzugsweise ermittelt werden, ob bei Völkern, die Einer Race angehören, die aber durch Physiognomie und Lebensweise, so wie in geistiger Hinsicht, sich unterscheiden, nicht auch eine merkbare körperliche Verschiedenheit sich herausstelle, und in der That waren die Ergebnisse mitunter sehr überraschend. So ist z. B. bei den eigentlichen Russen das Knie auffallend niedrig. Die breiteste Brust besitzen die Esthen, sowie bei ihnen überhaupt sämmtliche Breitendurchmesser am stärksten sind. Die kleinsten Hände zeigten sich unter den Russen, dagegen aber auch der größte Fuß; die größten Hände boten die Letten dar und den kleinsten Fuß die Tschuwaschen. Als auffallendste Extreme in den Maßverhältnissen ihrer Gestalt zeigten sich die Juden (semitischer Stamm) einerseits und die Neger (äthiopischer Stamm) andererseits, während die Russen sowie andere Europäer und Asiaten in der Mitte zwischen diesen Extremen lagen. Die Neger z. B. zeigten die längsten Arme und Beine, die Juden aber die kürzesten; bei den Negern fand man dagegen den kürzesten Hals und Kopf — beide stets zusammengenommen ohne ihr relatives Verhältniß zu einander — den längsten Hals und Kopf aber bei den Juden, welchen zunächst dann die Russen kamen. Zu diesen Verschiedenheiten tritt noch die größere und auffallendste, daß, während bei den Russen und anderen Europäern die Klafter — das Breitenmaß des Menschen von der Spitze des einen Mittelfingers bis zu der des anderen bei ausgebreiteten Armen — das Längenmaß (die Körperhöhe) gewöhnlich um zwei bis drei Zoll übersteigt, jene bei den Negern stets viel größer als das Längenmaß ist, so daß letzteres oft um zehn Zoll gegen die Klafter zurückbleibt, während sich nur unter den Juden Individuen fanden, deren Klafter um einen Zoll kürzer war als ihre Körperlänge. Von Juden und Negern beinahe ganz gleicher Größe — Letztere waren nur um ½ Zoll höher — zeigten die Ersteren ein Maß von 68½ Zoll im Klafter, die Letzteren aber 77 Zoll, bei einem Längenmaße von resp. 67½ und 67¾ Zoll.

— Die wahrhaftige wunderbare Seeschlange. Welcher Zeitungsleser kennt nicht die große Seeschlange, die sich, öfter und in bestimmteren Perioden wie die Gräfin mit dem Todtenkopfe, immer zeigt, wenn große Dürre in der Politik und in den Parteikämpfen ist? Bei so großer Dürre wird das Nachrichtenmeer an vielen Stellen so zu sagen trocken gelegt, die arme Seeschlange verliert täglich mehr Element, mehr Spielraum, bleibt auf Untiefen, Sandbänken sitzen und ist der Entdeckung scharfäugiger Zeitungsschreiber preisgegeben. Die Seeschlange findet aber nur noch Gläubige ihres Daseyns unter dem rohen Volke und unter solchen, die die Kinderschuhe des Zeitungslesens noch nicht ausgezogen haben. Dagegen haben erfahrene Leser seit Jahren ihren Glauben an die Seeschlange weit weg bei Seite gelegt. Diese Leute können die Nachricht zu Ende erzählen, sobald sie den Anfang hören, denn das Ungeheuer zerfällt in gar keine Species, hat immer dieselbe Gestalt, erscheint gewöhnlich in denselben Gewässern, ist immer 200 oder 250 Fuß lang und wird, wie sich das von selbst versteht, von den Schiffern plötzlich, in respektabler Ferne und auf einen Augenblick gesetzen, weil das Schiff ja flugs das Weite suchen muß, will es nicht mit Haut und Haar, mit Mann und Maus verschlungen werden. Aber wie sind doch endlich diese Ungläubigen beschämt worden! Gerade im Monat April wird ihr Unglaube zu Schanden, nachdem sie so trotzig behauptet haben, sie lassen sich durch die Seeschlange nicht mehr in April schicken. Welche Warnung für den frivolen Verstand, der sich so oft überhebt und nicht nur die profanen, sondern sogar die heiligen Wunder freigeistig belächelt! Nun, er höre und werde schamroth! Die Seeschlange von mehr als 250 Fuß hat sich mitten im Hafen von Spithead, zwischen Hunderten von Her Majesty's ships, unter den Augen von 10,000 Zeugen sehen lassen, und ihr Daseyn ist amtlich und unumstößlich dokumentirt. Von den tausend Merkwürdigkeiten, die man an ihr beobachtet hat, heben wir nur hervor, daß sie an der chinesischen Küste gierig eine Menge Speciesilber verschluckte; dieses blieb in ihrem ungeheuren Bauche viele Monate. Einige Hundert Seeleute haben in China sie zu beobachten angefangen und sie auf ihrem Seezug begleitet, der über das Kap der guten Hoffnung ging und in Spithead beendigt zu seyn scheint. Und, Wunder über Wunder, an der englischen Küste ist ihr erstes Geschäft, das in China genossene Metall auszubrechen! Glückliches Albion! Nicht genug, daß du alle Schätze der wirklichen und einfachen Welt sammelst, aus dem Reiche der Fabel, aus dem Bauche der Seeschlange gewinnst du noch gediegenes Metall! Man versichert, daß dieses Silber den Werth von drittehalb Millionen Thalern erreicht, die in den Staatsschatz fließen werden, und daß es die Regierung hinnimmt ohne das geringste Gefühl von Mitleid für das von der Seeschlange geplünderte China, da „Vae victis!" bei den Ministern der Victoria ein sehr geläufiger Ausruf ist. Geschieht China ganz recht! Warum ist es so dumm stehen geblieben, wo alle Leute sich aufklären ließen und sich bessere Waffen und bessere Kunst schafften? Geschieht ihm recht, daß es Opiumgift von Englands Hand verschlucken und noch 10,000,000 Dollars Honorar für die Arznei zahlen muß; Geschieht ihm recht! und es mögen sich Andere, die gleichfalls dumm stehen bleiben, ein Exempel daran nehmen! Unsere Seeschlange betreffend, sollte man doch nun glauben, daß es kein Rationalist mehr wagen würde, deren Existenz zu leugnen, nachdem sie vor Jedermanns Augen auf der Rhede von Spithead liegt, und dennoch giebt es Leute, die sie wegraisonniren. Als man dem nüchternen Rationalisten *** in ** davon sagte, war er sogleich mit einer natürlichen Auslegung da, sprechend: „Die Seeschlange ist nichts Anderes als das Schiff „Serpent", welches von China die letzte Rate der Kriegskosten in Speciesilber bringt." Abscheulicher Esprit fort!

Bibliographischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist erschienen:

Die neue Kirche
und
die alte Politik.
Von
Dr. Franz Schuselka.
Zweite Auflage.
8. Geh. Pr. Thlr. 1½.

Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 56. Berlin, Sonnabend den 9. Mai 1846.

Frankreich.

Ueber öffentliche Bibliotheken.

Mit besonderer Beziehung auf die königliche Bibliothek in Paris.*)

I. Geschichtliches.

Unter den Bücherfreunden des Alterthums gebührt, nach dem Zeugniß Diodor's von Sicilien, die erste Stelle dem König Osymandias, der in seinem Palaste zu Theben eine große Bibliothek errichtet hatte, über deren Eingang sich die philosophische Inschrift befand: „Pharmacie der Seele." Diodor hat diese Bibliothek beschrieben; aber ein Franzose, der das alte Aegypten besser kannte als der griechische Autor, Champollion, hat sie ihrem wahren Gründer, Rhamses Sesostris, vindizirt und durch einen jener Glücksfälle, die allein hinreichen, einen Alterthumsforscher berühmt zu machen, unter den Ruinen der Stadt der Könige Spuren jener Bibliothek gefunden. Sie waren erkennbar an den symbolischen Basreliefs, die auf einer Seite den Gott der Wissenschaften und Künste, Thoth, mit dem Ibiskopfe, auf der anderen seine von ihm unzertrennliche Gefährtin zeigten, die Göttin Saf, von der eine hieroglyphische Legende sagt, sie sey „die Vorsteherin vom Saale der Bücher". — Außer den genannten Bücherliebhabern wird aus dem Lande der Pharaonen noch Ptolemäus Soter mit Ehren erwähnt, und unter den Königen des Orients Eumenes von Pergamus. Auch Griechenland hatte deren viele: Euripides, Aristoteles und besonders Pisistratus, der seine Bibliothek dem athenischen Publikum öffnete. Was die Römer betrifft, so bekamen diese erst sehr spät Geschmack an Büchern. Mit der Eroberung der Welt beschäftigt, machten sie sich nicht viel aus den Pergamentrollen ihrer Feinde, sie brauchten vor Allem, wie ein jedes starkes und junges Volk, Eisen und Korn; als aber die Welt unterjocht war, nahm die Zahl der Leser mit Schnelligkeit zu. Cicero, der durch die Philosophie zu Vermögen und Ehren gekommen war, hatte in jedem seiner zwölf Landhäuser reiche Büchersammlungen gegründet. Lucullus, wie er in Allem ein Feinschmecker war, sammelte auch seltene Schriften. Cäsar hatte den Plan, Rom mit einer Bibliothek zu beschenken. Augustus führte diesen Plan aus und ließ mit der Beute aus dem dalmatischen Kriege ein prächtiges Gebäude zur Aufbewahrung literarischer Schätze errichten. Mit dem Verfall des Kaiserreichs vermehrten sich die Bücher, und zur selben Zeit wurde das Schriftstellern ein Gewerbe. Die meisten kleinen Städte Italiens hatten damals ihre Bibliotheken, die von ihren vornehmen Bewohnern reich dotirt wurden. Plinius der Jüngere gab der Stadt Cumä hunderttausend Sesterzen zur Gründung einer öffentlichen Büchersammlung, und obgleich die Geschichte nichts davon erwähnt, so kann man doch annehmen, daß er dieses reiche Geschenk durch einige Exemplare seiner eigenen Werke vermehrte.

Als sich das Christenthum im Kaiserreiche verbreitete, begann für die Bücher eine neue Aera. Im Alterthum war ein Buch ein Mittel der Unterhaltung für den Geist, in der christlichen Welt wurde es ein Werkzeug zur Erlangung des ewigen Heils oder zum Sturz in die Hölle. Die Einen suchten in den Büchern die Sprache Satans, die Anderen den stummen Wiederhall des göttlichen Wortes. Man sammelte die heiligen Schriften, um durch sie den Weg zum Himmel zu finden; man verbreitete sie wie geistige Almosen, und im fünften Jahrhundert erklärte der heil. Isidorus von Pelusium alle diejenigen, welche die Werke christlicher Autoren nicht verleihen wollten, für verflucht und verglich sie mit Kornwucherern. Die Bischöfe veranstalteten Büchersammlungen, mit denen sie die Kirchen beschenkten; die Stifter der Mönchsorden, gewandte Psychologen, welche den Menschen und den Teufel kannten, legten den Mönchen die Pflicht auf, Bücher abzuschreiben, um die unheiligen Neigungen in ihnen niederzuhalten. Die Mönche aber schrieben ab, ohne zu wählen, sehr oft, ohne zu verstehen. Doch durch dieses Kopiren, ganze Jahrhunderte hindurch in der Klosterstille fortgesetzt, mußten endlich ungeheure literarische Schätze aufgehäuft werden, und die Klöster waren, was die Bücher betrifft, lange Zeit reicher als die Paläste.

Karl der Große hatte für seinen Gebrauch zwei Bibliotheken errichtet, eine auf der Insel Barbe, die andere in Aachen. Beide gingen mit ihm unter, wie das Reich, das er gestiftet hatte. In Frankreich findet man unter Ludwig IX. erst wieder Spuren einer königlichen Büchersammlung. Unter Karl V. zählte die librairie des Louvre, deren Inventarium von Gilles Mallet aufgezeichnet worden ist, neunhundertundzehn Bände. Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. brachten die Zahl derselben allmälig auf 1890. Bis zur Regierung Heinrich's IV. war jedoch die königliche Bibliothek, so zu sagen, nur ein Lesekabinet für den Monarchen; Heinrich aber, liberaler als seine Vorgänger, erlaubte allen Gelehrten, seine Bücher zu benutzen, und ließ sie, um sie zugänglicher zu machen, im Jahre 1595 nach dem Kloster der Franziskaner bringen. 1622 wurde die Bibliothek durch Richelieu, zu dessen Zeit sie bereits 6088 Manuskripte und 10,618 Druckschriften enthielt, nach der Straße Laharpe verlegt. Im Jahre 1682 erhielt Mabillon den Auftrag, in Italien Bücher zu sammeln, und nie brachte eine wissenschaftliche Sendung dem Minister, der sie veranstaltete, und dem Gelehrten, der sie ausführte, mehr Ehre. Die italiänischen Signori schickten dem frommen Benediktiner durch ihre Pagen Gastgeschenke und die gelehrten Mönche und die Aufseher der Bibliotheken so viele Manuskripte, daß Mabillon von seiner friedlichen Reise mehr Schätze seinem Vaterlande zurückbrachte, als je ein siegreiches Heer.

Um dieselbe Zeit wurde der Orientalist Petit de la Croix beauftragt, in Afrika zwölfhundert Maroquins zu kaufen, mit denen man die Bücher der königlichen Bibliothek einbinden wollte, und Ludwig XIV. legte in seinen Kriegen mit den Barbaresken den Besiegten unter Anderem die Bedingung auf, ihm so und so viel Felle zu liefern, von denen noch heute viele an den Büchern der Pariser Bibliothek zu sehen sind. — In den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts vermehrte sich durch die Geschenke der Missionaire und der indischen Compagnie die Zahl der aufbewahrten Bände so, daß eine neue Behausung für sie gesucht werden mußte. Auf diese Weise kamen sie nach der Straße Richelieu, in der sie sich noch jetzt befinden. Im Jahre 1737 wurde die Bibliothek dem Publikum geöffnet. Unter der Regierung Ludwig's XVI. besaß sie 132,868 gedruckte Bücher.

Von der Gewissenhaftigkeit der Beamten der Pariser Bibliothek in der guten alten Zeit kann nicht genug Rühmendes erzählt werden. So hatte sich Herr Clément im Jahre 1706, weil er einem Leser zu viel traute, ein Dutzend kostbare Manuskripte stehlen lassen, und seine Gewissensbisse darüber nagten, wie sein Biograph erzählt, so sehr an seinem Herzen, daß er krank wurde und starb. Das Beispiel Clément's machte den Abbé Barthélemy vorsichtig. „Ich zeige — pflegte er zu sagen — die Büchersäle einem jeden Fremden mit einer Art von Schrecken." Und dieser Schrecken war so groß, daß der Verfasser des „jungen Anacharsis", als er auf zwei Jahre nach Italien reiste, die Schlüssel der Bibliothek mit sich nahm. Ohne Zweifel hatte dieses Mißtrauen ernste Uebelstände zur Folge; dafür aber herrschte in dem Institute eine bewundernswürdige Ordnung, und die Besucher der königlichen Bibliothek sagten mit einem Bibliophilen des 18. Jahrhunderts: „Eine so vortreffliche Einrichtung, als man sie hier findet, läßt nichts zu wünschen übrig!" — Findet man diese Ordnung, die ehemals so bewundert wurde, auch heute noch daselbst?

II. Die Münz-, Handschriften- und Kupferstich-Sammlung.

Die königliche Bibliothek in Paris zerfällt in vier große Abtheilungen: gedruckte Bücher — Manuskripte — Kupferstiche, Karten und Pläne — Münzen. Wir wollen in unserer Beschreibung, so zu sagen, eine chronologische Ordnung befolgen. Wir werden zuerst die Münzen betrachten, die uns auf den Ursprung der Geschichte zurückführen; darauf suchen wir das Mittelalter in den Manuskripten, um von da zu den gedruckten Büchern überzugehen, wo Alterthum, Mittelalter und Neuzeit sich begegnen.

Franz I. verdankt man in Frankreich die erste Münzsammlung. Sie bestand ursprünglich aus zwanzig Gold- und etwa hundert Silberstücken. Wir müssen aber hinzufügen, daß sie für den König eher ein Gegenstand des Luxus als der Wissenschaft war, denn er ließ die Münzen in Teller und Schüsseln einsetzen, so daß die französische Numismatik in ihren Anfängen nur einen Anhang zu dem königlichen Tischgeräthe bildete. Nach mehreren Zuthaten seiner Vorgänger bekam die Sammlung unter Ludwig XIV. erst wirkliche Wichtigkeit. Die Revolution fügte durch die Beraubung der Kirchen und Klöster, das Kaiserreich durch die Plünderung fremder Museen sehr werthvolle Schätze zu denen, welche die alte Monarchie mit großen Kosten herbeigeschafft hatte. Im Jahre 1815 aber ging durch die Niederlage wieder verloren, was durch den Sieg gewonnen worden war. Hierzu kam, daß zweimal in das Münzkabinet von Dieben eingebrochen wurde und viele kostbare Stücke auf diese Weise für immer verloren gingen. Dennoch ist die Pariser Münzsammlung die reichste in Europa. Sie enthält 140,000 Stücke, von denen 80,000 dem Alterthum, 60,000 den neueren Zeiten angehören. — Was die wissenschaftliche Anordnung und die Ueberwachung betrifft, so dürften wohl

*) Nach der Revue des deux Mondes.

die Anspruchsvollsten nichts zu tadeln finden; nur haben die mit der Sache Vertrauten den Wunsch, daß eine andere Medaillen-Sammlung, die sich im Münzgebäude befindet, mit der in der königlichen Bibliothek verbunden würde.

Für die Besucher, die keinen anderen Beweggrund haben, als die Neugier, und die sich mit der Bewunderung der schönen Dinge begnügen, tragen die Antiken den Sieg über die Münzen davon. Wie das Alterthum, so sind hier Mittelalter und Renaissance-Zeit durch Meisterwerke vertreten; denn es genügt zur Annahme der Gegenstände nicht, daß sie wirklich alt sind, sie müssen auch Kunstwerth haben. Jährlich werden für neue Erwerbungen 30,000 Fr. ausgegeben.

Wir werden uns nicht dabei aufhalten, das ganze Departement der Manuskripte zu beschreiben; ein ganzes Buch würde kaum die Details über die Bildung dieser unschätzbaren Sammlung fassen, zu welcher jedes Volk und jedes Jahrhundert ihr Kontingent geliefert haben. Sie besteht gegenwärtig aus achtzigtausend vollständigen Bänden und fast anderthalb Millionen Fragmenten. Neben wissenschaftlichen und belletristischen Dokumenten, neben Handschriften aus Indien und Japan findet man ungeheure geschichtliche Encyklopädieen, die durch ihre Menge schon erschrecken und entmuthigen und die uns zeigen, wie lächerlich und grundlos die Verachtung ist, die man in unserer Zeit so häufig vor der Gelehrsamkeit der Vergangenheit hat, wie ausdauernd neben unserer flüchtigen Wissenschaftlichkeit der Fleiß jener Männer war, die ihr ganzes Leben damit hinbrachten, Encyklopädieen zu veranstalten, deren Inhaltsverzeichniß wir kaum abfassen könnten. Es sind unter diesen Büchern wahre Reliquien, Autographen von unsterblichen Männern, Bände, die durch ihr Alter oder die Hände berühmt sind, die einst in ihnen geblättert haben, die Gebetbücher Karl's des Kahlen, des heiligen Ludwig's, Maria Stuart's, endlich eine Menge von illustrirten Handschriften, die manchmal ein ganzes Museum kostbarer Gemälde enthalten.

Die Manuskripte zerfallen in die griechischen und lateinischen, in die orientalischen und in die aus neueren Sprachen. Die Bände bilden so viel besondere Reihen, als verschiedene Sprachen da sind. Diese Hauptabtheilungen zerfallen aber wieder in sehr viele Unterabtheilungen, die nicht nach logischen Grundsätzen von einander geschieden sind, sondern theils nach der Zeit, in der sie angeschafft wurden, theils nach den Sammlungen, aus denen sie in die königliche Bibliothek übergegangen sind. Hierdurch wird, wie man sich denken kann, die Uebersichtlichkeit bedeutend beeinträchtigt.

Was die materielle Bewahrung der Bücher betrifft, so wurde in den letzten Jahren nichts versäumt. Eine große Anzahl fliegender Blätter ist zusammengeheftet, alle Rollen und Fragmente sind gestempelt worden. Das Letztere war sehr nöthig, denn es giebt in jeder Bibliothek Leute, die aus Mangel anderer Berühmtheit sich dadurch einen Namen machen, daß sie Pergamente oder Bücher verunstalten oder entwenden. Wir erinnern nur an den Verlust eines kostbaren Manuskripts, das einige unedirte Gedichte Dante's enthielt, und an das Wiedererscheinen eines Molière'schen Autographs bei einem Trödler. Das Manuskript hat sich nie wieder gezeigt, das Autograph ist nach der Bibliothek zurückgekehrt. Aber noch heute weiß man nicht, auf welche Weise und durch wen die beiden Stücke dem Institute entwendet wurden; und dennoch wäre es nöthig, einmal an einem strengen Exempel jenen Grundsatz gewisser Bücherfreunde Lügen zu strafen: „Ein Buch stehlen, heißt nicht gestohlen."

Wenn die Diebe zu fürchten sind, so sind es die Entlehner nicht minder. Die Einrichtung des Verleihens, die für gedruckte Bücher ganz vortrefflich ist, scheint uns bei Manuskripten verderblich. Ohne Zweifel ist die Liberalität, bei welcher Gelegenheit sie sich auch äußere, dankenswerth, und die Konservatoren der Bibliothek sind sicher dafür zu loben, daß sie selbst dem obskursten Leser keinen der ihnen anvertrauten Schätze vorenthalten und sich nicht mehr an jene Verordnung binden, die nur denjenigen erlaubte, ein Manuskript zu benutzen, welche vom Minister des öffentlichen Unterrichts speziell dazu ermächtigt waren. Eine solche Einrichtung hatte zu sehr das Ansehen einer Monopolisirung. Aber liegt nicht, fragen wir, auch darin ein Monopol, daß einem Gelehrten erlaubt wird, ein Manuskript, das nirgends weiter zu finden ist, auf ein halbes Jahr nach Hause zu nehmen und den Vielen, die es außer ihm noch brauchen könnten, zu entziehen? Man kennt überdies die Eifersucht der Gelehrten, wenn es sich um Entdeckungen oder unedirte Schriften handelt. Alles wird verziehen, nur nicht eine Rivalität in wissenschaftlichem Ruhme. Wir kennen Gelehrte, die, als sie erfuhren, ein Anderer wollte sich mit einem Manuskripte beschäftigen, das sie bereits zu einer Arbeit benutzt hatten, rasch das Manuskript entlehnten und so ihrem Nebenbuhler die Arbeit unmöglich machten.

Sind die Manuskripte einmal draußen, wer weiß, wenn sie dann zurückkommen, trotz aller Mahnbriefe, die ihnen nachgesendet werden. Mancher Troubadour blieb zehn Jahre bei einem Liebhaber von Liebesgedichten; mancher Rechtsgelehrte, der seit dem dreizehnten Jahrhundert im Jahre 1793 das erste Mal ans Licht kam, als er von St. Germain nach der Straße Richelieu in die Bibliothek transportirt wurde, macht jetzt Reisen bis nach Bearn oder in die Picardie; manche Autographen, deren Herausgeber die Kopirungskosten sparen wollten, haben sich Jahre lang in den russigen (?) Händen der Schriftsetzer befunden und zum Abdruck mehrerer Bände dienen müssen. Immer wird ein Manuskript bei solchen Wanderungen beschädigt; es kann verloren gehen, ja, es geht sogar verloren, und trotz der Redlichkeit und Zahlungsfähigkeit des Entlehners kann es nicht ersetzt werden, weil es eben einzig ist.

Was die neuen Ankäufe betrifft, so sind sie im Ganzen wenig ergiebig. Es liegt dies weniger an der Geringfügigkeit der ausgesetzten Geldmittel und der Art, wie dieselben verwendet werden, als vielmehr daran, daß die literarischen Raritäten gewöhnlich einen sehr hohen eingebildeten Werth haben. Die Konkurrenz ist gefährlich, denn sie muß mit reichen Rivalen ausgehalten werden, welche die Büchermanie, wie einen Jeden seine Leidenschaft, verschwenderisch macht. So kommt es, daß man oft für wenige Werke verhältnißmäßig ungeheure Summen zahlt. Es wäre darum gut, ein Mittel aufzufinden, durch welches man auf billigerem Wege die Sammlung der Handschriften vervollständigen könnte. Vielleicht ließe sich zwischen der Pariser Bibliothek und den Provinzial- und auswärtigen Bibliotheken ein Austausch genauer Kopieen der werthvollen und seltenen Manuskripte veranstalten, wie derselbe bereits für die musikalische Sammlung des Pariser Konservatoriums mit so vielem Erfolg eingeführt ist. So viel indeß muß bemerkt werden, daß zur Zeit Ludwig's XIV. der Eifer der Diplomaten, Missionaire und Handels-Gesellschaften für die Vermehrung der Manuskripten-Sammlung bei weitem größer war, als er heute ist.

Zu den Anhängen der königlichen Bibliothek gehört noch das Depot der Kupferstiche und das der Karten und Pläne. Gegen die Verwaltung dieser Abtheilungen hat man nichts einzuwenden; dagegen wird die Enge des Lokals, in welchem sie sich befinden, übel empfunden. Die Kupferstiche wünscht man lieber mit der Gemälde-Sammlung des Louvre verbunden oder in der Kunst-Akademie aufgestellt, wo ihnen eine spezielle Bibliothek beigefügt werden könnte. Die Karten und Pläne werden nicht sämmtlich in dem Bibliothek-Gebäude aufbewahrt, sondern befinden sich zum großen Theil in den verschiedenen Ministerien, wo sie natürlich dem Publikum nicht zugänglich sind.

(Schluß folgt.)

England.

Lessing und die deutsche Literatur in England.

Es ist noch nicht lange her, daß man in England mit deutscher Literatur bekannt ist, aber seitdem man mit ihr bekannt ist, beschäftigt man sich auch mit ihr über alle Erwartung. Es wurden zwar zuerst gerade die kreditlosesten Werke hinübergebracht; allein sie riefen doch eine gewisse Aufmerksamkeit darauf hervor, die sich bald auch auf Würdigeres lenkte. Das Deutsche wurde seitdem zu einer der fashionablen fremden Sprachen erhoben, und die Kenntniß seiner Literatur wurde fast allgemein als eine werthvolle Auszeichnung gebildeter Geister angesehen. Uebersetzungen entstanden jetzt in Menge; nicht minder warf man sich auf die Kritik derselben. Dieser Enthusiasmus hat nun zwar bei Vielen nachgelassen, bei Einigen sogar ganz aufgehört, gleichwohl scheint die Menge diesen Tonangebern noch nicht folgen zu wollen.

Die Edinburgh Review (No. CLXVI), die uns dies erzählt, äußert ihre Freude darüber, daß in England gegen die deutsche Literatur eine Reaction eingetreten sey; sie geht aber doch auf keine Weise darauf aus, den Blick ihrer Landsleute ganz davon abzuwenden; dies zeigt die Wärme, mit welcher sie das Studium der deutschen Klassiker, insbesondere Lessing's, den Briten anempfiehlt; auch verkennt sie keinesweges das Gute, welches ihrem Landsleuten aus dem Studium der deutschen Literatur entspringen könnte, sie will aber keine Anbetung derselben auf Kosten der einheimischen, wie dies bei uns in Bezug auf manche ausländische Literaturen nicht selten der Fall ist. Aus ihren Befürchtungen geht indessen hervor, daß wirklich mancher Brite die deutsche Literatur der englischen vorzieht. „Eine kritiklose Bewunderung jener Literatur — sagt der Reviewer — führt viele Uebel mit sich. Es ist etwas Anderes, ein Land besuchen, und etwas Anderes, dasselbe zur Heimat machen; etwas Anderes, mit einer fremden Literatur bekannt seyn, und etwas Anderes, dieselbe sich zum Vorbilde machen. Im ersten Falle erweitern wir unseren Gesichtskreis, indem wir gefaßte Vorurtheile von uns entfernen; im zweiten verengern wir unseren Geist zu den Vorurtheilen Anderer und geben zugleich unsere eigene Nationalität auf, ohne die Stärke derjenigen zu erreichen, welche wir nachzuahmen suchen. Wir mögen wohl als Gelehrte von der Gelehrsamkeit Deutschlands etwas lernen, aber als Selbstdenker und Schriftsteller ahmen wir nicht ohne Gefahr nach. Die junge Literatur Deutschlands hat sich zwar über alle Maßen fruchtbar gezeigt, hat aber noch lange nicht an Reichthum und an Kraft die unsrige erreicht." — Diese besorgte Polemik des Reviewers gegen unsere literärischen Geistesprodukte macht denselben nichtsdestoweniger ein großes Kompliment.

Wichtiger ist die Kritik, welche er der deutschen Literatur vorhält; sie besteht aus einem Worte und dürfte, wie wir gleich sehen werden, eben so viel für sich wie gegen sich haben. Der Hauptfehler der deutschen Literatur ist — sagt er — der Mangel an einem bestimmten vorgesetzten Zwecke (want of distinct definite purpose). Dieser Mangel an einem bestimmten Zwecke ist es, — fährt er fort, — welcher ihre müßige Speculationssucht, ihre kleinlichen Untersuchungen, ihren falschen Enthusiasmus und unendliche Buchmacherei zur Folge hat. Wo ist der Deutsche, der ein Buch von gewöhnlichem Umfange schreiben kann? Dies ist ihm ein Ding der Unmöglichkeit. Er schreibt, um gelesen zu werden, und ist im voraus sicher, daß der deutsche Leser für ein jegliches Buch Zeit findet; ja, er befürchtet, daß auf ein dünnes Buch mit Verachtung gesehen werden möchte. Woraus wir einen Aufsatz machen, daraus macht er ein System. Belege gelten ihm Prinzipien gleich und werden mit derselben Liebe und Ausdehnung behandelt.*) Welchen gelehrten Fleiß zeigt Deutschland jährlich! Zehn Millionen Bände werden da

*) Der Reviewer führt als Beweis Trendelenburg's Ausgabe von Aristoteles' Abhandlung über die Seele an. Die Abhandlung selber umfaßt 100 Seiten, wovon noch der dritte Theil den verschiedenen Lesarten gewidmet ist; die Vorrede 70 Seiten und der Kommentar 430.

alljährlich gedruckt, und 1828 zählte dieses Land 30,000 Schriftsteller. Und doch wie arm ist diese Literatur im Verhältniß zu ihrem Fleiße! Wirft man einen Blick auf einen deutschen Katalog, so findet man eine große Anzahl solcher Bücher, welche dem nächsten Interesse der Menschen, ja selbst der menschlichen Auffassungskraft gerade am entferntesten liegen. Als Kant, der praktischste Philosoph der Deutschen, die menschliche Erkenntniß auf Erscheinungen (phaenomena) beschränkte, erhoben alsobald seine Zeitgenossen und später seine Nachkommen ein Geschrei, als führe er vom wahren Ziele der Philosophie, welches das Absolute ist, ab; und Hegel sagt mit Stolz, daß ganz Europa Deutschland die metaphysische Erkenntniß allein überlassen: „Wir haben den erhabenen Beruf, — sagt er, — das heilige Feuer zu bewahren, wie die Eupolniden die einzigen Wächter der eleusinischen Geheimnisse in Athen waren."

„Daß dem Mangel an einem bestimmten Vorsatze — fährt der Reviewer fort — die Leere der deutschen Literatur zuzuschreiben sey, geht auch daraus hervor, daß die Deutschen auf denjenigen Gebieten der intellektuellen Thätigkeit, wo ein vorgesteckter Zweck nicht umgangen werden kann, wirklich Treffliches geleistet haben. Als Chemiker, Anatomen, Physiologen und Astronomen stehen sie mit Frankreich und England so gewiß auf gleicher Linie, wie sie in der schönen Literatur, politischen Oekonomie und in der praktischen Philosophie nachstehen. Dies Mißverhältniß kann nur dem Mangel an einem vorgesteckten Ziele zugeschrieben werden, und hier ist Plato's Wort anwendbar, daß Unwissenheit nicht ein so großes Uebel sey, als eine ziellose Gelehrsamkeit."

Dies ist die immer und immer sich wiederholende englische Kritik über deutsche Literatur und Philosophie. Sie hat eben so viel für sich wie gegen sich, sie ist eben so richtig wie unrichtig, d. h. sie ist gar keine Kritik. Eine Kritik verdient erst alsdann diesen Namen, wenn sie eine Sache aus sich immanent beurtheilt, ihr Prinzip aufweist und darthut, daß die Konsequenzen, die sich daraus ergeben sollten, nicht oder falsch zur Erscheinung kommen; auch mag sie vorher das Prinzip selber als ein unwahres nachweisen. Letzteres aber thut der Engländer nicht, denn die Frage, ob es eine Metaphysik giebt oder nicht, ist selber eine metaphysische Frage, davon aber will er nichts wissen oder er verneint sie von vorn herein; dies ist aber eine petitio principii oder eine dogmatische Behauptung, welche die metaphysische Erkenntniß nicht im mindesten berührt. Wenn er also die Metaphysik oder die Erforschung des letzten Grundes der Dinge nicht als ein bestimmtes Ziel anerkennt, so hat er von seinem empirischen Standpunkte aus allerdings recht, aber nicht vom wissenschaftlichen aus, den die Deutschen einnehmen, indem dieser gerade die Abwesenheit des bestimmten, d. h. praktischen Zweckes als einen Vortheil, ja als ein nothwendiges Vorrecht ansieht, welches die strenge Wissenschaft vor den empirischen Wissenschaften voraus hat. Auf letzterem Gebiete räumt er auch wirklich den Deutschen die Ebenbürtigkeit mit den Franzosen und Engländern ein und muß sie einräumen, da hier eben so sehr das Empirische und Praktische der Zweck ist, wie dort das Theoretische und Wissen an sich den Zweck ausmacht. Wenn also die deutsche Philosophie keinen praktischen Zweck hat, so ist dieses gerade ihr großer Vortheil, wodurch wir auch eine Philosophie haben, und die Engländer so gut wie keine. Was nun aber den Vorwurf betrifft, als hätten die Deutschen in der Literatur und Oekonomie nicht so Großes geleistet, wie die anderen Hauptnationen, so ist der Grund hiervon, so weit uns wirklich dieser Vorwurf trifft, nicht sowohl in der deutschen Philosophie, — denn der Reviewer hat nur sie mit seinem „Mangel an einem bestimmten Ziele" vor Augen, — als vielmehr anderswo zu suchen. Hinsichtlich der National-Oekonomie liegt der Grund hiervon auf der Hand; wo die Regierung nicht in die Hände des Volkes gelegt ist, da kann weder eine solche theoretische, noch praktische Einsicht in diesen Literaturzweig eintreten, als wo das Self-Government schon lange Platz gegriffen hat. Ob ferner die Deutschen in der Belletristik den Engländern die Waage halten oder nicht, dürfte fraglich erscheinen und eine verschiedene Antwort finden; höchstens dürften unsere Nachbarn jenseits des deutschen Meeres auf einen Vorrang im Roman entschieden Anspruch machen, was sie aber mehr dem bis auf das Individuellste ausgebildeten englischen Leben zu verdanken haben, als dem vorgesteckten Ziele, welches uns in diesem Literaturzweige eben so wenig abzusprechen ist, als irgend einer anderen Nation. Der englische Novellist nimmt sich irgend einen Lord mit seinen individuellen Gewohnheiten und Bräuchen auf der einen Seite und auf der anderen mit seinen ererbten politischen und socialen nach dem Stammbaume familienmäßig ausgeprägten Ansichten zum Vorbilde, und er hat den Stoff oder doch die Charaktere zu einem Romane: das nach Individualität ausgeprägte Leben erstreckt sich selbst bis auf den Proletarier, welchen er wieder auf der anderen Seite in den Meetings eben eine solche günstige Gelegenheit hat, kennen zu lernen, wie den Lord in seinem Oberhause. Dies Alles aber fällt in Deutschland, wo die Charaktere entweder in einander verschwimmen oder dieselben doch, wo sie noch eine Individualität bewahren, nicht so leicht kennen zu lernen sind, zum Nachtheile des Romandichters weg.

Während der Reviewer demnach sämmtliche deutsche Dichter, belletristische Schriftsteller und Philosophen am bezeichneten Mangel mehr oder minder leiden läßt, spricht er nur den einzigen Lessing in seiner Eigenschaft als Dichter, Kritiker und Philosophen von demselben ganz frei. Er erkennt in seinen Werken immer die praktische und bestimmte Tendenz heraus, nennt daher seinen Geist einen britischen und bezeichnet ihn ferner „als den unter allen Deutschen am wenigsten deutschen". Nach dem oben bereits Gesagten braucht gegen die Lobeserhebung Lessing's auf Kosten der übrigen deutschen anerkannten Schriftsteller weiter nichts erinnert zu werden. Indem wir die Analyse und Charakteristik, welche der Engländer von Lessing's dichterischen, kritischen und philosophischen Werken giebt, als für uns eigentlich nichts Neues enthaltend, füglich übergehen können, fügen wir nur noch einige seiner Worte über Lessing's schriftstellerische Eigenschaften hinzu, um zu zeigen, wie richtig doch im Ganzen unser großer Landsmann in England aufgefaßt wird, was wir leider in Bezug auf unsere übrigen Dichter nicht in gleichem Maße behaupten können.

„Lessing hat die Eigenschaften, — sagt der Edinburger Reviewer, — welche wir Engländer am meisten bewundern, weil die Geschichte unserer Nation zeigt, daß wir durch solche Eigenschaften eigentlich zu unserer Größe gelangt sind. Sein Geist ist klar und stark, frei von Schwärmerei — ein Wort unübersetzbar ins Englische, weil die Sache selbst unenglisch ist — frei von aller Eigenthümlichkeit und Gezierthheit der Sprache. Er liebte Bücher, aber noch mehr die That. Wenige waren so gelehrt, aber keiner gab weniger auf Gelehrsamkeit als er. Nichts in seinen Werken zeigt davon eine Spur, daß er je nach kränklicher Empfindsamkeit oder unvernünftigem Eifer gehascht. Kann das von irgend einem anderen deutschen Schriftsteller gesagt werden? Wenn es einen deutschen Schriftsteller giebt, von dem der englische etwas lernen kann, so ist es Lessing. Sein Werth besteht nicht sowohl in dem, was er lehrt, als vielmehr in dem, wozu er führt und begeistert. Er war zwar herausfordernd, heftig, aber nicht niederreißend; er zerstörte niemals, ohne etwas Besseres an die Stelle des Zerstörten zu setzen. Sein Witz war unerschöpflich, seine Gelehrsamkeit und sein Verstand unfehlbar, sein Styl fast unübertrefflich. Außer unserem Bentley kam ihm noch kein Schriftsteller in der Polemik gleich; auf den Gebieten der Philosophie, der Religion, des Drama's, der Kunst und Alterthumswissenschaft führte er mit gleichem Glücke seine Waffen, so daß sein Schlachtfeld noch viel größer war, als das Bentley's. Es fehlten ihm niemals die Waffen, noch das Geschick, sie zu führen. Er gab zuerst der deutschen Literatur ihre nationale Tendenz und Physiognomie. Klopstock machte sie englisch; Wieland machte sie französisch; Lessing machte sie deutsch. Er zerschlug die fremdländischen Götter und zeigte den Weg, wie deutsche an deren Stelle zu setzen seyen.

, Klarheit und Durchsichtigkeit ist die hervorstechendste Eigenschaft Lessing's. Inhalt und Styl zeigen sie auf gleiche Weise Er hatte keine Nachsicht mit dunkeln mysteriösen Dichtergrößen. Er that zuerst dar, daß Homer größer sey als Ossian, Sophokles als Aeschylus und Euripides, Racine als Corneille; er zeigte zuerst die Größe Shakespeare's. Durch seine Klarheit verwechselte er nie die Mittel mit dem Zwecke. Sein Geist war eine Vorrathskammer von Kenntnissen, wo aber jeder Gegenstand sein besonderes Gefach hatte. Er war nicht Einer von denen, welche jedes Buch citiren, das sie lesen, obgleich sie nicht jedes Buch, das sie anführen, gelesen haben. Er las nicht nach deutscher Weise, um zu lesen; daher fand er in jedem Buche etwas Neues, was Andere übersehen hatten. Wie Glauber in Allem, was man weggeworfen hatte, ein gutes Salz fand, so zog Lessing aus dem schlechtesten Buche etwas Gutes. — Lessing's Styl hat man in Deutschland immer für vortrefflich gehalten, ohne daß noch Einer ihn nachgeahmt hätte; daher die Schwerfälligkeit der deutschen Literatur, daher ihre langen, dunkeln und schleppenden Sätze; Lessing's Sätze sind kurz, überzeugend und klar. Sein Styl übertrifft selbst den Goethe's. An Goethe's Styl bemerkt man die Sorgfalt, die er daran verwendet, und es geht ihm daher, bei aller Vortrefflichkeit, die Frische und Lebendigkeit von dem Lessing's ab."

Nord-Amerika.

Longfellow's Hyperion.

Unter dem Titel Hyperion hat ein Roman des Amerikaners Longfellow vor einiger Zeit viel von sich reden gemacht; die elegante Londoner Ausgabe liegt vor mir, und ich habe vergebens darin gesucht, um jenes literarische Aufsehen zu rechtfertigen, es ist mir nicht einmal gelungen, das Räthsel des Titels zu lösen: Hyperion ist fast synonym für uns Deutsche mit Hölderlin, dessen berühmter Roman diesen Namen führte; man erwartet wenigstens eine Anspielung auf denselben von dem literaturkundigen Amerikaner, man hoffte sogar auf den Lebensroman des unglücklichen Dichters, aber keiner wird gar nicht erwähnt, obwohl Zeitgenossen an die Reihe kommen. Dennoch muß der Autor Hölderlin's Hyperion kennen, wenigstens wäre es die einzige scheinbare Rechtfertigung des gewählten Titels, daß Longfellow's Hyperion mit Vorliebe sich den Deutschen zuwendet, denen Hölderlin seinen griechischen Sonnengott mit Haß und Verachtung entgegenstellte. Ausgesprochen hat Longfellow diese Tendenz zwar nirgends, aber sie ist doch augenscheinlich vorhanden und wirkt so versöhnlich auf die deutsche Feder, daß die Schärfe der Kritik unausgesprochen bleibt und nur indirekt sich geltend macht, indem ich vollkommen der Abfertigung beipflichte, welche die Kölner Zeitung unlängst dem Hyperion Longfellow's angedeihen ließ. Der Roman ist eigentlich keiner; der Mangel an Umgränzung, an künstlerischer Technik hat vielleicht auch durch die ähnlichen Fehler des Namensbruders von Hölderlin entschuldigt werden sollen, aber die Inhaltslosigkeit des Longfellowschen Hyperions übersteigt wirklich alle Nachsicht, besonders wenn man sieht, wie wenig Beruf der Autor in sich fühlte, denn er gesteht ganz naiv gegen das Ende hin, daß ihm das Schreiben gewaltig sauer würde, „aber was hilft's", ruft er aus, „der Roman muß fertig werden, und zwar bald!"

Mit Erfinden hat sich der Verfasser eben nicht angestrengt; sein Held, Paul Flemming, ein Amerikaner (wieder ein Name, der ganz ohne Grund unserer Literatur entlehnt ist), macht eine Rheinreise, geht nach Heidelberg

und später nach der Schweiz, dort lernt er eine schöne Engländerin kennen, liebt sie und wird von ihr verschmäht, worüber er unglücklicher ist, als dies sonst in der männlichen Welt Mode zu seyn pflegt, doch erträgt er sein Geschick mit stiller Trauer und endet den Roman nicht mit einer Gewaltthat, sondern nur mit einem Stoßseufzer. Jede Zeile trägt den Stempel Longfellowscher Subjektivität; es sind unstreitig eigene Erlebnisse und Anschauungen, die er in seinem Romane niedergelegt hat, ihm selbst mag es sehr interessant und wichtig gewesen seyn, daß seine Liebe unerwiedert blieb, dem Leser ist es jedoch vollkommen gleichgültig. Wäre diese Episode nicht, so hätte der Autor wahrscheinlich nie den Einfall gehabt, sein Buch als Roman zu geben, wodurch es bedeutend gewonnen haben würde.

Das Ganze ist eigentlich eine lyrische Reise in Deutschland und als solche für die Landsleute des Verf. werthvoll durch die zahlreichen Gedichte, die in guter Uebersetzung eingeflochten sind, und durch die kritischen Ausprüche über Deutschlands berühmte Schriftsteller. Die deutschen Sympathieen werden, wie schon gesagt, reichlich geweckt durch die entschiedene Vorliebe des Autors und durch die poetischen Landschaftsbildchen von unseren Lieblingsgegenden. Longfellow hat am Rhein gelebt, das sieht man aus der vertrauten Bekanntschaft mit den geheimnißvollen Reizen der Ruinen und Mondscheinnächte, der malerischen Kirchhöfe und der Glockenmusik, die an stillen Sommerabenden über der reichangebauten Gegend schwebt. Er vertieft sich anmuthig in diese Schilderungen und beweist durch sie eine leicht zu erregende poetische Stimmung. Sehr richtig sagt er, man müsse die Eigenthümlichkeit der deutschen Landschaften kennen, um die meisten deutschen Gedichte zu verstehen, z. B. Goethe's Jüngling und Mühldach würde erst recht lebendig, wenn man den plätschernden Schaum einer Wassermühle im Thal sähe und hinter den kleinen Fensterscheiben sich die reizende Müllerin denke. Longfellow gehört zu den Naturen, welche die Poesie empfänglich aufnehmen und abspiegeln, aber nicht erzeugen können, von denen Herwegh sagt: man kann sein Lebelang in einer poetischen Stimmung seyn und doch kein Gedicht zu Stande bringen; zum Uebersetzen sind diese Naturen wie geschaffen, die Proben davon, welche Longfellow im Hyperion giebt, sind hinreichende Belege. Er wird jedoch auch als selbständiger Dichter genannt, und dieselbe Londoner Verlagshandlung, die einen neuen Abdruck seines Hyperion als „decente und lehrreiche Lektüre" veranstaltete, führt auch eine Sammlung Gedichte von ihm auf unter dem Titel: „Stimmen der Nacht". Proben der Uebersetzungen hier zu geben, würde der Raum des Blattes nicht gestatten, nur die wohlbekannte Strophe von Goethe's Harfner mag der Kürze halber zum Vergleichen mit früher in diesen Blättern mitgetheilten englischen Versionen dieser eindrucksvollen Zeilen hier stehen:

Who ne'er his bread in sorrow ate,
Who ne'er the mournful midnight hours
Weeping upon his bed has sate,
He knows you not, ye heavenly powers!

Es folgen Balladen von Uhland, Gedichte von W. Müller, Matthisen, Salis u. A. m. Zu verwundern ist es, daß keiner der neueren Dichternamen erwähnt wird, besonders da Longfellow's Aufenthalt am Rhein ihn mit Freiligrath, Simrock, der Dichterin L. von Gall u. A. zusammengebracht hat. *) Auch nur die älteren Prosaisten werden besprochen, unter ihnen Hoffmann am ausführlichsten; die musikalischen Leiden von Johannes Kreisler sind vollständig übersetzt und werden, gleich den vielen Volkssagen und Erzählungen, dem Ganzen eingestreut, ungefähr wie in Bulwer's Pilgern am Rhein.

Wie belesen Longfellow in der deutschen Literatur ist und wie viel Mühe er sich im Verstehen derselben gegeben hat, beweist sein Urtheil über Jean Paul, für einen Ausländer gewiß der schwierigste Autor: „Der Charakter Richter's", sagt er, „ist zu bestimmt ausgesprochen, um mißverstanden zu werden; seine hervorstechendste Eigenthümlichkeit ist Zartheit und Männlichkeit. Ueber Alles, was er schreibt, gießt er den Sonnenschein eines heiteren Geistes, einer unerschöpflichen Menschenliebe. Jeder Ton von Freude oder Schmerz findet ein tiefhallendes Echo in seinem Herzen. Der Zweck seiner literarischen Arbeiten war, den gesunkenen Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit wieder aufzurichten und in einem revolutionairen egoistischen Zeitalter Sympathieen für die Menschheit zu erwecken. Nicht weniger warm ist seine Liebe zur Natur, zu der schönen Aeußerlichkeit der Welt; er umschlingt sie mit seinen Armen, unter seinen Blicken wird Alles zum Ideal. Er beschreibt uns sein eigenes Kindergemüth in den Träumen seines Titan-Albano; unter tausend Sonderbarkeiten sind eben so viele Schönheiten gemischt, die entflammend auf die Begeisterung des Lesers wirken, die uns bald in die Gluth eines Sonnenaufgangs, bald in die kühle Stille eines Sternenhimmels versetzen. Er ist schwer zu verstehen, seine Gedanken sind oft wie Mumien eingewickelt, aber es sind Könige, wenn man durch die wunderlichen Hüllen dringt; zuweilen sind es wilde Phantasieen, nur durch Gedankenstriche und Ausrufungszeichen verbunden, zuweilen heitere schöne Gemälde, süße Melodieen. Er mischt das Erhabene mit dem Lächerlichen, das Ernste mit dem Scherz, Wirklichkeit und Ideal. Die Deutschen schätzen seine üppige Einbildungskraft und seinen Witz am höchsten, lesen ihn aber jetzt wenig und vergessen, daß er ein glühender Komet unter den glänzenden Sternen am literarischen Himmel von Deutschland war." Z. v. P.

*) Eine größere Anthologie der europäischen Literatur hat Longfellow in neuerer Zeit, zwei Jahre nach dem ersten Erscheinen seines „Hyperion", herausgegeben. In dieser Anthologie ist besonders auch auf die neueren deutschen Dichter Rücksicht genommen, und zwar sind sie sämmtlich in wohlgelungenen poetischen Uebersetzungen wiedergegeben.
D. R.

Mannigfaltiges.

— **Herr von Gurowski in der Schweiz.** Graf Adam von Gurowski, derselbe, der bei der polnischen Revolution von 1830—31 betheiligt war und dann nach Frankreich emigrirte; derselbe, der unter den ausgewanderten Polen dort panslawische Ideen verbreiten half und daraus die Nothwendigkeit ableitete, sich Rußland auf das engste anzuschließen; derselbe, der dann die Erlaubniß erhielt, auf sein Gut im Königreiche Polen zurückzukehren, wo er das Buch La Russie et la Civilisation schrieb, das ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten seiner polnischen Landsleute zuzog; derselbe, der darauf plötzlich von seinem Gute nach Schlesien herüberkam und in die Breslauer Zeitungen Artikel einrücken ließ, die nichts weniger als schmeichelhaft für die russischen Behörden waren; derselbe endlich, der sodann, als man ihn ersuchte, sich etwas weiter nach dem westlichen Deutschland zu begeben, diesem Lande ganz den Rücken zuwandte und das Gastrecht der Schweiz in Anspruch nahm — also Graf Adam von Gurowski hat jetzt die Eindrücke seiner Wanderungen in der Schweiz in einem französisch geschriebenen Buche zusammengestellt und dieses unter dem Titel „Impressions et Souvenirs, promenade en Suisse en 1845" bei Weber in Lausanne herausgegeben. Die Schweiz kömmt in diesem Buche nicht sonderlich gut fort; noch viel schlimmer jedoch ergeht es dem armen Deutschland, das dem Herrn Grafen nur zu spitzen und sarkastischen Bemerkungen gegen Alles, was hier geschieht, was hier gedacht, gesprochen und geschrieben wird, Anlaß giebt. Er verfolgt die Alldeutschen wie die jungen Deutschen mit seinem Spotte, schreibt gegen die deutsche Philosophie wie gegen den deutschen Protestantismus, gegen die absoluten wie gegen die constitutionellen Regierungen Deutschlands, und was ihm hauptsächlich in der Schweiz mißfällt, ist auch wieder das deutsche Element — der Pangermanismus, den er wie einen finsteren Geist, wie einen Ahriman, betrachtet, welchem sein Lichtengel, sein Ormuzd, der von ihm zuerst so klug zugestutzte Panslawismus, gegenüberstehe. Herr von Gurowski hat wieder große Sehnsucht nach seinem Gute im Königreiche Polen — man sieht das seiner Schweizerreise auf jeder Seite an; überall herrscht darin wieder der uns bereits aus seiner Schrift La Russie et la Civilisation bekannte Enthusiasmus für das mächtige große Slawenreich vor, welchem natürlich sein engeres slawisches Vaterland sich unterordnen muß. Daß ihm unter diesen Umständen das Kantönli-Regiment der Schweizer sehr mißfällt, läßt sich leicht denken. Ein Journal der französischen Schweiz äußert sich über die Angriffe des Herrn von Gurowski folgendermaßen: „Wir wollen gern zugeben, daß das, was der Verfasser gegen gewisse Erscheinungen unseres demokratischen Lebens sagt, nicht ganz unbegründet sey, und daß die Art, wie der Radikalismus in der Schweiz auftritt, nicht eben geeignet ist, bei einem Reisenden angenehme Eindrücke zu hinterlassen. Was hat ihm jedoch Basel, und was hat ihm insbesondere das von ihm so hart angegriffene Genf gethan, Genf, das vielleicht derjenige Kanton der Schweiz ist, in welchem der konservative Geist die meiste Intelligenz und Klugheit an den Tag gelegt hat? Die Fragen, um die es sich in der Schweiz handelt, können nicht so im Durchfluge studirt werden. Wenn sich der gräfliche Touriste nicht die Mühe geben wollte, sie genauer zu prüfen, so hätte er besser daran gethan, uns blos seine Erfahrungen von der Wirthstafel mitzutheilen. Sein Buch hätte dann den Vortheil gehabt, daß es nicht so anspruchsvoll erschienen wäre, und die üble Laune, die zum größten Theil in seinen Darstellungen vorherrscht, würde nicht die Folge gehabt haben, daß seine Leser einen ganz falschen Begriff von den Ereignissen bekommen, deren Schauplatz die Schweiz ist."

Bibliographischer Anzeiger.

Conscience's Schriften.

Von unserer anerkannt hübschen und billigen Ausgabe ist bereits erschienen:

1tes	Bändchen:	Geschichte des Grafen Hugo von Crombrugge, in Umschlag geh.	10 Sgr.
2tes	"	Das Wunderjahr, in Umschlag geh.	10 "
3tes—5tes	"	Der Löwe von Flandern, in Umschlag geh.	22½ "

in 14 Tagen folgt:

6tes u. 7tes	"	Abendstunden, in Umschlag geh.	15 "

Münster, den 15. April 1846. Aschendorffsche Buchhandlung.

Bei Meyer u. Zeller in Zürich ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Ulrich von Hutten
in
siebzehn Gesängen
von
A. E. Fröhlich.

12. geh. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Wir glauben dieses aufgezeichnet schöne Epos des bekannten Schweizer-Dichters um so eher nicht blos allen Freunden der Poesie, sondern auch den Freunden der Geschichte angelegentlichst empfehlen zu sollen, als dasselbe eine Menge neuer und interessanter Beziehungen auf die verschiedensten Persönlichkeiten und Lokalverhältnisse der Vergangenheit enthält.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 57. Berlin, Dienstag den 12. Mai 1846.

Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen.

Den vielen Gerüchten, die in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit in den deutschen Blättern stets von neuem über das Erscheinen oder Nichterscheinen der Gesammtausgabe der Werke Friedrich's des Großen auftauchten, ist nun mit einemmale ein Ende gemacht, indem die von der königl. Akademie der Wissenschaften mit der Herausgabe beauftragte Kommission am 7ten d. M. Sr. Maj. dem Könige die ersten drei Bände ihrer Arbeit überreicht hat.

Das Verdienst, zuerst auf die Nothwendigkeit einer neuen Redaction der Werke Friedrich's hingewiesen zu haben, um dadurch eine bisher noch gar nicht vorhandene, echte und vollständige Ausgabe derselben zu gewinnen, hat — eben so wie das der mühsamen und mit mannigfacher Verantwortlichkeit verbundenen Redactionsarbeit selbst — der Historiograph von Brandenburg, Herr Prof. Dr. J. D. E. Preuß, der bereits im Jahre 1837 seine Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller" als eine Vorarbeit zu einer solchen der Akademie der Wissenschaften von ihm empfohlenen Ausgabe geschrieben und dem damaligen Kronprinzen (Sr. Maj. dem jetzt regierenden Könige) gewidmet hatte. Von vielen Seiten wurden unmittelbar nach dem Erscheinen dieser Schrift die achtbarsten Stimmen laut, die die hohe Bedeutung einer solchen Arbeit erkannten, und bei Gelegenheit der damals herannahenden hundertjährigen Jubelfeier der Thronbesteigung Friedrich's des Großen ertheilte König Friedrich Wilhelm III. den Befehl, daß mit der Errichtung eines Denkmals aus Marmor und Erz die Veranstaltung einer monumentalen Ausgabe der schriftlich hinterlassenen Geisteswerke des königlichen Autors Hand in Hand gehen solle. Dem regierenden Monarchen war es beschieden, in würdiger Weise ausführen zu lassen, was sein verewigter Vater angeordnet hatte, und früher noch, als das Werk von Rauch, zu welchem wenige Tage vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III. der Grundstein gelegt wurde, sehen wir jetzt die eigenen Werke des großen Königs in einem edeln Gewande vor uns, so daß in Erfüllung geht, was Preuß S. 44 seiner Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller" ausgesprochen: „Eher möge uns nicht die langersehnte stolze Freude werden, in Erz und Marmor ihn, den Einzigen, den Enkeln darzustellen, bis seine Geisteswerke ehrenhaft der Menschheit übergeben sind."

Zwei verschiedene Ausgaben der Werke des Königs sind es, die jetzt gleichzeitig erscheinen: eine Prachtausgabe in 4., von welcher nur zweihundert Exemplare abgezogen werden, die mit ungefähr sechzig historischen Portraits, mindestens 150 Vignetten, mehreren Abbildungen von Bauwerken, die auf Befehl oder nach den Zeichnungen Friedrich's aufgeführt worden, und mit einigen Facsimiles geschmückt sind, und deren Vertheilung Se. Maj. der König sich vorbehalten hat; die zweite Ausgabe, die in 8. erscheint und in ihrer Redaction, so wie was den Inhalt des Textes betrifft, mit der ersten völlig übereinstimmt, stellt sich, obschon im Aeußern nicht so prachtvoll als jene, doch ebenfalls als ein würdig ausgestattetes Buch dar.

Den Schriften des Königs geht eine von Herrn Preuß abgefaßte „Préface de l'Editeur" voran, worin über die Redactionsgrundsätze, die bei der neuen Ausgabe befolgt worden, Rechenschaft abgelegt wird. Wir erfahren daraus zunächst, wie zahlreich die positiven wie die negativen Sünden sind, die man sich bei der unmittelbar nach dem Tode des großen Königs von Friedrich Wilhelm II. angeordneten Herausgabe der Werke Friedrich's zu Schulden kommen ließ. Letztere erschienen damals in drei Abtheilungen: 1) als Oeuvres Posthumes de Frédéric II. etc. (15 Bände, 1788); 2) als Oeuvres de Frédéric II., publiées du vivant de l'auteur (4 Bände, 1789), und 3) als Supplément aux Oeuvres Posthumes etc. (6 Bände, 1789, mit dem angeblichen Druckorte Cologne, jedoch ebenfalls wie die anderen 19 Bände bei Voß und Decker in Berlin). Das Supplement war man nothgedrungen hinzuzufügen, weil gleichzeitig in Basel eine nach anderen Handschriften veranstaltete Ausgabe der nachgelassenen Werke Friedrich's erschien, in welcher Vieles aufgenommen wurde, was die Redactionskommission in Berlin entweder aufzufinden sich nicht die Mühe gegeben oder fortzulassen kein Bedenken getragen hatte. Gleichwohl war, dieses Supplements ungeachtet, die Berliner offizielle Ausgabe nicht minder unvollständig als ungenau, abgesehen davon, daß ihre und zwar auch nicht einmal streng eingehaltene Abtheilung in solche Schriften, die früher schon gedruckt waren, und in solche, die zum erstenmale gedruckt erschienen, keinerlei umfassenden Einblick in die Geistesthätigkeit des großen Königs gewährte. Nicht blos fanden sich in diesen unkritisch zusammengetragenen Oeuvres de Frédéric II. ganze Schriften Anderer, wie z. B. die Pensées sur la religion, die von einem gewissen de la Serre herrühren, das Lustspiel Tantale en procès von Pottier, einem Hofpoeten des Markgrafen Karl, die Lettre d'un aumonier de l'armée autrichienne vom Marquis d'Argens und der Dialogue entre Marc-Aurèle et un recollet von Voltaire, sondern es wurden auch sogar zu einzelnen Abhandlungen, wie z. B. zu der ursprünglich aus dem Deutschen übersetzten „Militair-Instruction des Königs von Preußen für seine Generale", Zusätze von fremder Hand (hier von einem sächsischen Offizier, der die französische Uebersetzung veranstaltet hatte) aufgenommen, durch welche den Ansichten des Königs von einem antipreußischen Standpunkte entgegengetreten ward. Eine der ältesten Schriften des Königs, den Anti-Machiavel, hätte man nach dem noch vorhandenen Manuskripte des Königs vollkommen so geben können, wie er sie abgefaßt hatte, allein man zog es vor, die von Voltaire zugestutzte erste Ausgabe ganz so wieder abdrucken zu lassen, wie sie vorlag, während man die kostbare Handschrift selbst an Freunde verschenkte, durch die sie zum Theil bis auf unsere Zeit erhalten worden. Als eine schlechte Ausgleichung für jene keinerlei Dank verdienenden Zugaben, hatte man sich dagegen, entweder aus Nachlässigkeit oder auch mit Absicht, die unverantwortlichsten Weglassungen gestattet, von denen Preuß sowohl in der oben erwähnten Schrift „Friedrich der Große als Schriftsteller", als in der Préface de l'Editeur ein langes Register giebt. Wir erwähnen davon nur eine Reihe von Aufsätzen und Briefen, die bereits beim Leben Friedrich's als ein abgesondertes, für seine Freunde bestimmtes Werk im Druck erschienen waren; ferner zwei kleine im J. 1784 abgefaßte Schriften über einen deutschen Fürstenbund; die Vorrede zur ersten Ausgabe der Mémoires de Brandebourg; die Vorrede zur ersten Bearbeitung der Histoire de mon temps, und die dem Mémoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe (1756) hinzugefügten Aktenstücke, durch welche der König zu beweisen suchte, daß nicht er, sondern seine Feinde den Krieg begonnen.

Mit der Besorgung der gedachten offiziellen Ausgabe der Werke Friedrich's waren, so viel bekannt, drei Männer beauftragt, die sämmtlich Mitglieder der Berliner Akademie gewesen, nämlich die beiden Staatsminister Graf von Hertzberg und Herr von Wöllner, und Herr de Moulines, Prediger der französischen Kolonie, der eine Uebersetzung des Ammianus Marcellinus in französischer Sprache herausgegeben hatte und deshalb vom Könige mit einem beträchtlichen Gehalte zum Mitglied der Akademie ernannt worden war. Der Antheil Aller an der Arbeit ist jedoch augenscheinlich ein blos negativer gewesen, wiewohl Hertzberg insbesondere die vier großen historischen Werke des Königs zu redigiren übernommen hatte. Die Ordnung des Ganzen scheint man, wie unter Anderem aus dem Abdrucke der Gedichte des Königs hervorgeht, deren drei chronologische Abtheilungen in verkehrter Aufeinanderfolge zusammengestellt wurden ohne daß es Jemand bemerkte, dem Gutdünken der Faktoren in der Druckerei überlassen zu haben.

In der That sprachen sich auch bald nach dem Erscheinen dieser verwahrlosten Ausgabe die gewichtigsten Stimmen gegen dieselbe aus. Johannes von Müller sagte in einer Rezension in der Allg. Literaturzeitung, „man müsse wirklich zweifeln, ob irgend ein verständiges Wesen oder der Zufall die Berliner Ausgabe in die Ordnung gebracht habe, worin wir sie finden." Noch viel schneidender äußerte sich der britische Historiker Gibbon darüber. „Diese Ausgabe", sagt er, „macht dem preußischen Volke Schande und giebt von der Achtung, welche es für Wissenschaften und geistige Größe hat, einen sehr nachtheiligen Begriff. Als mir dieselbe zuerst gebracht wurde, glaubte ich, es sey ein in irgend einem Winkel zur Befriedigung der ersten Neugierde gemachter voreiliger Abdruck der in unrechte Hände gerathenen Handschriften. Aber mit Erstaunen habe ich vernommen, daß dies die einzige unter öffentlicher Autorität veranstaltete Ausgabe ist. Hätte jemals ein britischer König solche und so viele Schriften hinterlassen, gewiß würde das Parlament eine angemessene Summe ausgesetzt haben, um eine mit allem literarischen Apparat versehene, durch die größte Korrektheit und durch typographische Pracht glänzende Ausgabe derselben zu veranstalten. Gelehrte und Künstler hätten gewetteifert, hierzu mitzuwirken. An alle Souveraine von Europa wäre eine solche Ausgabe zur Ehre Großbritaniens als Nationalgeschenk versendet worden. Neben dieser Prachtausgabe würden noch andere zu wohlfeileren Preisen erschienen seyn, damit diese Schriften von Menschen aller Klassen könnten gelesen werden."

Mit Rücksicht auf diese und andere Ausstellungen sagte schon Dohm, dieser ausgezeichnete und von Friedrich's Geist durchdrungene Staatsmann, in den Denkwürdigkeiten seiner Zeit: „Sollte je noch einmal daran gedacht werden — und Alle, denen Friedrich's Andenken theuer ist, werden es wün-

schen — eine würdige Ausgabe der Schriften des großen Königs zu geben, so dürfte nöthig seyn, diese Handschriften noch einmal genau durchzusehen, um Auslassungen und Veränderungen in der Schreibart, welche der nachlässige Herausgeber sich erlaubt, oder vielleicht gar Zusätze, welche der böse Wille Wöllner's gemacht haben könnte, zu entdecken und zu berichtigen."

Eine solche Durchsicht und Vergleichung der Handschriften hat, so weit diese irgend herbeizuschaffen waren, stattgefunden, und zur Ehrenrettung der früheren Herausgeber hat sich gezeigt, daß jener Verdacht, als hätten sie sich auch Veränderungen und Zusätze gestattet, wiewohl sehr leicht erklärlich, doch unbegründet war. Mit der Revision selbst war Herr Prof. Preuß beauftragt, der über das Resultat derselben im Laufe von drei Jahren an die Akademie der Wissenschaften fortlaufende Berichte abstattete, in denen er sowohl über seine Nachforschungen im Kabinets- und im Staats-Archiv, als über seine Vergleichung der Handschriften, die man einigen Privatpersonen zu verdanken und von denen man Abschrift genommen hatte, als endlich über die nunmehr vollständig beendigte Revision Rechenschaft ertheilte. Die französische Uebersetzung der von Herrn Preuß gegebenen Anmerkungen und anderen Erläuterungen des Textes ist, eben so wie die grammatische Revision, von Herrn Paul Ackermann besorgt worden *), und auch über diese Arbeiten ward dem akademischen Comité, an dessen Spitze sich Herr Geheimerath Prof. Böckh befindet, stets der genaueste Bericht erstattet.

Da über diesen grammatischen Theil der Revision vielerlei Unrichtiges oder Mißverstandenes durch die Zeitungen verbreitet worden, so theilen wir hier Einiges von dem mit, was Preuß darüber in seiner Préface sagt: „Nach dem von dem Verfasser selbst gegebenen Beispiele", bemerkt er, „haben wir für nothwendig erachtet, jede Unregelmäßigkeit in der Rechtschreibung zu beseitigen und die Personen- und Ortsnamen, wo sie sich ungenau fanden, zu berichtigen. Da der König niemals ein besonderes System der Rechtschreibung angenommen, so war es schwierig zu entscheiden, welches bei der neuen Ausgabe seiner Werke befolgt werden solle. Der Herausgeber war der Meinung, daß man die Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci, die letzte Original-Ausgabe der Mémoires de Brandebourg und die Originalausgaben aller anderen besonderen, von Friedrich selbst publizirten Werke zur absoluten Regel nehme, obwohl die Korrektur derselben von einer großen Anzahl verschiedener Personen, wie Darget, d'Arnaud, Voltaire, der Abbé de Prades, der Marquis d'Argens, v. Beausobre, v. Cait, v. Francheville, Thiébault, der Abbé Bastiani, besorgt worden. Man ging eben an die Ausführung dieser Idee, und die Setzer hatten bereits ihre Instructionen in dieser Beziehung erhalten, als sich Schwierigkeiten aller Art zeigten, so daß das akademische Comité die Entscheidung traf, bei der Korrektur vorzugsweise die Orthographie der sechsten und letzten Ausgabe des Dictionnaire de l'Académie française von 1835 zu befolgen. Dieses Auskunftsmittel selbst war nicht ohne seine Schwierigkeiten, denn das gedachte Wörterbuch, wiewohl vortrefflich in den Einzelheiten, ist doch arm an Wörtern und besonders in dem grammatischen Theile der Rechtschreibung voller Inkonsequenzen, was eine natürliche Folge der verschiedenen Gewöhnungen und Ansichten jener großen Anzahl von Männern ist, die nach und nach daran gearbeitet hatten. Nichtsdestoweniger hat man es sich zur Aufgabe gemacht, die Rechtschreibung desselben so genau als möglich zu befolgen, um in keiner Weise von dem einmal eingeführten Gebrauch abzuweichen." (Schluß folgt.)

*) Leider ist dieser gedachte französische Linguist in der letzten Zeit so erkrankt, daß er seine literarische Wirksamkeit in Berlin wird aufgeben müssen.

Frankreich.

Ueber öffentliche Bibliotheken.

Mit besonderer Beziehung auf die königliche Bibliothek in Paris.

III. Die gedruckten Bücher.

Wir kommen jetzt zur gebrauchtesten Abtheilung der Bibliothek, zu derjenigen, die alle Klassen von Lesern interessirt, nämlich zur Abtheilung der gedruckten Bücher. Diese, die am meisten in Anspruch genommen wird, ist zugleich diejenige, die am meisten zu wünschen übrig läßt. „In der königlichen Bibliothek findet man nichts!" Dieser Ausspruch ist sprüchwörtlich geworden, und man darf ohne Uebertreibung hinzufügen, daß sich Einer glücklich schätzen muß, wenn er von zehn Werken, die er verlangt, vier bekommt. In einigen Sectionen muß man es völlig aufgeben, ein Buch zu fordern, denn man ist im voraus sicher, daß der Verlangzettel mit dem trostlosen Zusatz zurückkommt: N'est pas en place. Die Unordnung ist ungeheuer und bei der wachsenden Zahl der Bücher stets im Zunehmen. Uebrigens liegt die Schuld derselben nicht eben allein an der jetzigen Verwaltung, sondern ursprünglich daran, daß man, als in Folge der Revolution so ungeheure Massen von Büchern in der Bibliothek aufgehäuft wurden, alle Methodik in ihrer Anordnung versäumte. So kam es, daß diese Bücher noch heute an die Anarchie der Schreckensherrschaft erinnern, der sie ihre jetzige Bestimmung verdanken.

In jeder regelmäßig organisirten Bibliothek werden die Bücher nach einer logischen Reihenfolge aufgestellt. Die heilige Schrift eröffnet die Reihe; Gott, das ewige Alpha, ist es, den man als Punkt des Anfangs findet. Nach den göttlichen Büchern kommen die der Menschen, die von Gott handeln, also die theologischen; auf die Wissenschaft der göttlichen Gesetze folgt die der menschlichen, also die Bücher politischen, juristischen Inhalts u. s. f. Alles hängt auf diese Weise an einander, man kann sich nicht verirren, denn man wird von einer logischen Idee geleitet. In der Pariser Bibliothek aber ist der Zufall an die Stelle der Methode getreten. Nur derjenige Theil derselben, der bereits vor der Revolution vorhanden war (mit Einschluß mehrerer Nachträge, etwa 200,000 Bände), ist gut geordnet. Was aber die später hinzugekommenen 6—700,000 Bände betrifft, so befinden sich dieselben fast im Chaos. Die Abtheilungen haben ungefähr folgende Bezeichnungen: 1) Bücher auf Velin. 2) Werke über französische Geschichte. 3) Die Journale aus der Revolutionszeit u. s. w. Eine Unterabtheilung z. B. heißt: „Neue Bücher" (was sind aber neue Bücher?); eine andere „Bücher aus der Falconnetschen, aus der Langlèsschen Bibliothek." Zu einer der genannten Hauptsectionen gehören unter anderen: die Akten der Pariser Polizei aus den Jahren 1750—1780, große historische Encyklopädieen, Werke über den Magnetismus und über die Jesuiten, endlich eine Menge von Broschüren. Was versteht man aber unter Broschüren? wie viel Seiten muß ein Buch haben, wenn man es ein Buch oder eine Broschüre nennen soll? Diese Broschüren nun sind nach dem Alphabet geordnet; man braucht also auf den Verlangzetteln nur ein Wort im Titel umzustellen, damit es unmöglich wird, die geforderte Broschüre aufzufinden. In mancher geschichtlichen Section hat man die chronologische, in mancher anderen die alphabetische Ordnung angenommen. Wie soll man sich nun aus dieser Verwirrung herausfinden? Anstatt den Beamten einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie so selten ein Buch finden, sollte man ihnen lieber Glück wünschen, daß sie manchmal eines finden. Wir können noch hinzufügen, daß die Unsicherheit der Beamten so groß ist, daß die Einen die Menge der vorhandenen Bücher auf 1,200,000, die Anderen sie auf 700,000 angeben.

Aber nicht nur dem Publikum ist diese Unordnung nachtheilig, sie ist es auch bei den neuen Ankäufen. Wenn ein Buch angeschafft werden soll, so muß man doch vorher sicher seyn, daß es nicht schon da ist. Da sich dies aber in den meisten Fällen gar nicht ausmitteln läßt, so kann es kommen, daß man sehr theuer bezahlt, was man schon lange besaß. Endlich, wenn ein Unterschleif geschehen ist, wie soll sich derselbe anders, als zufällig einmal entdecken lassen?

Also die Zerstreuung der Bücher, die zu einer und derselben bibliographischen Familie gehören, ist der erste Grund des angegebenen Uebels, der zweite ist der Mangel eines Katalogs. Seit funfzig Jahren schon geht man mit der Anfertigung eines allgemeinen Verzeichnisses um, ist aber noch wenig in der Ausführung dieses Planes vorgerückt. Die Bücher, die vor der Revolution vorhanden waren, sind völlig eingregistrirt. Jede Abtheilung derselben ist durch einen Buchstaben aus dem Alphabet bezeichnet z. B. A. Heilige Schrift. B. Liturgie u. s. w. bis Z. Die einzelnen Bücher dieser Abtheilungen haben Nummern. Diese Einrichtung aber war nicht darauf berechnet, daß die Bibliothek so ungeheuer anwachsen würde, als es geschehen ist. Denn wenn z. B. der Buchstabe A fünfhundert Werke enthielt, so bezeichnete man sie durch die Ziffern von 1—500. Nun aber geschah es, daß, wir wollen sagen, zwischen Nr. 10 und 11 hundert Bücher eingeschaltet wurden; dann mußten Unterziffern gemacht werden, zwischen welchen aber bei neuen Ankäufen wieder Einschaltungen nöthig wurden. So schob man an 200,000 Bücher ein, wodurch die Bezeichnungen vieler Werke wahre algebraische Formeln wurden, wie folgende Ziffer zeigt:

$$\frac{Z\ ,\ 2284}{2\ Z-D}$$
$$500$$

Wollte man dieses Unwesen so fortbestehen lassen, so würde man sich täglich weiter in ein Labyrinth ohne Ausgang verlieren. Die Regierung hat die Nothwendigkeit einer Reform anerkannt und bereits 1838 auf zwölf Jahre einen jährlichen Zuschuß von 13,000 Fr. zur Abfassung eines Katalogs ausgesetzt. 1843 wurde in der Kammer diese Summe auf 40,000 Fr. erhöht, indem man hoffte, den Katalog desto früher beendigt zu sehen. Manche indeß wollen es bezweifeln, daß selbst nach Ablauf der zwölf Jahre die Arbeit wesentlich fortgeschritten seyn wird. Einestheils nämlich ist die Sache unpraktisch angefangen worden, und man hat bereits die Arbeit einmal wieder von vorn beginnen müssen, anderentheils fehlt es an einer gehörigen Leitung und einer regen Thätigkeit. — Es sind von vielen Seiten Vorschläge gemacht worden, wie man am besten den Katalog anfertigen könnte. Unter diesen ist der eines Herrn Danjou der geistreichste. Derselbe will nämlich, daß sich ein Comité aus Männern bilde, von denen jeder einen Zweig des Wissens vertreten soll, und die, wenn nöthig, auch aus dem Auslande herbeigerufen werden müßten. Dieses Comité soll einen Index von allen Büchern entwerfen, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst herausgekommen sind. Jedes Buch nun werde darin mit einer Ziffer versehen und bekomme eben dieselbe in der Pariser und den Provinzial-Bibliotheken. Hierdurch wäre eine Reihenfolge für die Bücher der Bibliotheken gegeben und zu gleicher Zeit ein Register alles dessen, was noch nicht vorhanden ist. Herr Danjou beweist, daß die Abfassung eines solchen Index, den er eine Bibliographie universelle nennt, gar nicht so anthunlich ist, als es auf den ersten Blick scheint, und daß man rascher und vielleicht auch billiger damit zu Ende kommen werde, als mit dem projektirten Kataloge.

Die größte Schwierigkeit bei der Herstellung der Ordnung liegt darin, daß sehr viele Fächer gar nicht in dem Personale der Bibliothek vertreten sind; denn es genügt nicht, daß dieses Personal aus wissenschaftlich gebildeten Leuten besteht, die mit mehreren Zweigen des Wissens vertraut sind, wenn sie die ihnen übergebenen Sectionen nicht ganz speziell kennen. Hierzu kommt, daß die Gehalte der Beamten sehr gering sind, zumal im Verhältniß zu der

anstrengenden Arbeit, die ihnen obliegt, wodurch viele tüchtige Leute abgeschreckt werden, der Bibliothek ihre Dienste zu widmen.

IV. Die Verwaltung der Bibliothek. — Fromme Wünsche.

Unter der alten Monarchie war die Regierung der Bibliothek eben so unumschränkt, als die des Landes. Die subalternen Aemter wurden begünstigten Gelehrten übertragen, die oberste Stelle aber, die des Bibliothekars, erbte sich in gewissen privilegirten Familien fort. Einmal kam es sogar vor, daß diese Würde auf ein Kind von acht Jahren, den nachmaligen Abbé Louvois, überging. Die Revolution machte diesem Mißbrauch ein Ende. Der Konvent setzte acht Konservatoren ein, zwei für die gedruckten Werke, drei für die Handschriften, zwei für die Münzen und Antiken und einen für die Kupferstiche. Starb einer von ihnen, oder nahm er seine Entlassung, so wählten die anderen ihren neuen Amtsgenossen selbst, eben so wie sie ihre Unterbeamten nach eigenem Gutdünken ernannten. Die Konservatoren machten ferner einen aus ihrer Mitte zum Präsidenten, der ein Jahr lang die oberste Leitung der Geschäft innehatte. So standen sie außerhalb jeder politischen Beziehung und waren der Regierung gegenüber nur verbunden, über die Verwendung der Gelder Rechnung zu legen. Dafür bewilligte ihnen die Republik ein Gehalt von 6000 Fr. nebst freier Wohnung im Bibliothekgebäude.

Napoleon, der überdies mit dem Dienste in der Bibliothek nicht zufrieden war, mißbehagte die große Unabhängigkeit des Konservatoriums. Er hatte eine kurze Zeit den Gedanken, Herrn von Chateaubriand zum General-Direktor aller Bibliotheken zu machen. Dieser Plan wurde nicht ausgeführt; Chateaubriand sagte sich los vom ersten Konsul, und Napoleon machte einen der Konservatoren zum Diktator der übrigen. Dieser Held aber dankte, nachdem er einen Monat seine Würde getragen, aus freien Stücken ab und nahm die Ueberzeugung mit nach Hause, daß es selbst dem Gewandtesten schwer sey, Gelehrte zu regieren. Napoleon wählte jetzt einen Mittelweg; er behielt sich die Bestätigung der vom Konservatorium vorgeschlagenen Kandidaten vor. Unter der Restauration blieben die Sachen eben so, nur daß man bei neuen Wahlen mehr auf die Gesinnung als auf Kenntnisse sah. 1828 wurde von Martignac die Zahl der Konservatoren aus Sparsamkeits-Rücksichten um die Hälfte verringert. Die Juli-Revolution besetzte die unterdrückten Stellen wieder, machte die Wahl der Konservatoren von der Bestätigung der Minister abhängig und fügte dem vorhandenen Personale noch Nebenkonservatoren zu. 1839 kam es jedoch zum erstenmale vor, daß die neue Regierung wirkliche Mißbräuche in der Verwaltung der Bibliothek abschaffte. Sie ernannte einen verantwortlichen Direktor, unter dessen Leitung also die Unordnung nicht weiter fortbestehen konnte, ohne daß die Schuld derselben auf eine bestimmte Person zurückfiel, und schuf für mehrere Spezialitäten neue Plätze. Dessenungeachtet kamen die Verbesserungen dem Publikum nicht zu Statten.

Ferner geht man seit langer Zeit damit um, das Gebäude der Bibliothek zu erweitern. Die Frage wurde bereits im Jahre 1787 angeregt, elf Jahre später wieder aufgenommen, dann wieder vertagt und wieder besprochen, bis sich endlich die Regierung der Restauration in ihren letzten Jahren dafür interessirte. Ein Plan, den der Architekt Visconti zu einer allgemeinen Umgestaltung der Bibliothek vorlegte, wurde 1831 von einer Kommission gebilligt, in Folge dessen man im Jahre 32 in der Straße Vivienne zu bauen anfing. Als man aber 500,000 Fr. für die ersten Grundlagen ausgegeben hatte, gab man plötzlich den Bau auf. Man bekam Mitleid mit den Häusern, die niedergerissen werden sollten, und ernannte eine neue Kommission. Es scheint indeß, als wolle diese den Visconti'schen Plan beibehalten. Das neue Lokal und die Nothwendigkeit, die Bücher zu transportiren, wird nicht wenig dazu beitragen, eine gewisse Ordnung in denselben zu erzwingen.

Die materielle Stellung des ganzen Personals der Bibliothek verdient nicht weniger, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Es giebt nämlich kein bestimmtes Gesetz über die Bedingungen zur Annahme oder zum Avancement. Die hohen Stellen, eigentlich Sinekuren, werden zwar gewöhnlich Männern übertragen, die recht schätzenswerth sind, aber selten ein spezielles Fach verstehen und daher häufig sich von ihren Unterbeamten belehren lassen müssen. Den Unterbeamten wiederum, die eine ungeheure Mühe und wenig Gehalt haben, fehlt es an dem nöthigen Interesse. Dazu kommt, daß hier die Bibliothekare selbst ihre Amtsgenossen ernennen, dort die Minister die Stellen in der Bibliothek besetzen, und in der Provinz endlich der Munizipalrath unter Bestätigung der Minister. Warum vereinigt man diese zerstückelten Verwaltungen nicht und richtet eine Art regelmäßigen Avancements ein, wie dies bei den Archiven der Fall ist? Man würde dadurch Männer, die sich um diese oder jene Bibliothek verdient gemacht haben, belohnen und ihren Wirkungskreis erweitern können. Nun aber müßten auch die jungen Leute, die sich dem Dienste der Bibliotheken widmeten, gründlich bibliographisch herangebildet werden. Die Bibliographie — die ars magna der Deutschen — wird in Frankreich wenig kultivirt, und selbst die nützlichsten Bücher laufen Gefahr, nur zufällig einmal gelesen zu werden, weil es den Bibliothekaren an der nöthigen Vorbildung fehlt, den Lesern diese oder jene gute Quelle vorschlagen zu können. Der Unterricht, den der Staat den Kindern in den Schulen, den jungen Leuten auf den Akademieen ertheilen läßt, wird für die Männer in den Bibliotheken fortgesetzt, und es ist die geringste Forderung, die diese stellen können, daß sie daselbst wohlwollende und erleuchtete Führer finden.

Hundertundfünfundneunzig französische Städte besitzen öffentliche Bibliotheken — von denen, beiläufig gesagt, die zu Carpentras die älteste ist — insgesammt mit 2,600,000 Bänden, so daß auf funfzehn Menschen ein Band kommt. Die Zahl ist gering, zumal neben diesen begünstigten Städten achthundertzweiundzwanzig andere mit 3 — 30,000 Seelen existiren, die keine Büchersammlungen haben. Es wäre daher zu wünschen, daß auf der einen Seite für die Fortentwicklung der bereits vorhandenen Bibliotheken, auf der anderen für die Bildung neuer gesorgt werde. Man müßte aber hierbei nicht sowohl die eigentlich literarische, als vielmehr die Volksbildung im Auge haben. Die meisten Provinzial-Bibliotheken sind, da sie fast alle aus Klöstern stammen, rein wissenschaftlich und bilden in ihrer gegenwärtigen Gestalt zum großen Theile nur Lesekabinette für manches Mitglied dieser oder jener gelehrten Gesellschaft. Es will uns indeß scheinen, daß zu einer Zeit, wo die Hebung der arbeitenden Klasse die Gemüther so rege interessirt, wo die Städte für den Elementar-Unterricht so schwere Opfer bringen, ein wirklicher Vortheil darin läge, wenn man die Masse des Volkes durch nützliche, ihrem Bildungsgrad und ihren Bedürfnissen angemessene Bücher für die Benutzung der öffentlichen Bibliotheken gewänne, zumal die Arbeiter, nachdem sie die Schule verlassen, das Wenige, was sie gelernt haben, im Drange ihrer materiellen Beschäftigungen rasch wieder vergessen. Einige, aber leider erst sehr wenige, Städte haben Schulen für erwachsene Arbeiter gegründet und mit ihnen Bibliotheken verbunden, die an den Abenden und am Sonntage dem Publikum geöffnet sind. Das Volk hat im Allgemeinen einen Trieb zum Lesen, aber es liest, was ihm in die Hände kömmt, Bruchstücke und schlechte Bücher, durch die es verdummt oder verdorben wird. Man könnte nun aber jenen Trieb im Interesse der Moral und Politik benutzen und sich hierin die französische Geistlichkeit zum Muster nehmen, die — freilich zu Gunsten ihrer eigennützigen Pläne — in vielen Parochieen Bibliotheken für das Volk errichtet hat und sich durch den Ablaß und ähnliche billige Geschenke, die ihr zu Gebote stehen, Leser zu verschaffen weiß. *)

England.

Naturhistorische und physikalische Miscellen.

I. Staubregen auf Schiffen im atlantischen Ocean.

Seitdem Prof. Ehrenberg in Berlin die merkwürdige Entdeckung gemacht hat, daß die feinen Staubregen, welche in großen Entfernungen vom Lande auf Schiffe im atlantischen Ocean gefallen sind, größtentheils aus Infusorien bestehen, hat der bekannte britische Naturforscher Herr Darwin dieses Phänomen bereits in 15 Fällen bestätigt gefunden, unter denen mehrere länger als einen Tag dauerten. Am häufigsten ist dasselbe in der Gegend des Archipels des grünen Vorgebirges beobachtet worden; u. A. wurde im Mai 1840 ein Schiff beinahe 1030 franz. Meilen von diesem Kap, also beinahe auf halbem Wege nach Cayenne, von einem solchen Staubregen überfallen. Zuweilen nimmt diese Erscheinung eine Strecke von 1600 Meilen Breite ein und soll mitunter in solcher Masse auftreten, daß die Atmosphäre dadurch verdunkelt wird. Prof. Ehrenberg hat in dem Staube außer den höchst fein zertheilten Steintheilchen bereits 67 verschiedene Infusorienformen vorgefunden, die jedoch fast alle zu bekannten Süßwasser-Arten gehören; merkwürdigerweise aber fand sich keine von den der Sahara-Wüste oder den zunächst gelegenen Gegenden von Senegambien angehörigen Formen darunter vor — was Darwin zuerst über ihren Ursprung zweifelhaft machte; indessen ließen verschiedene Gründe, hauptsächlich die zur Zeit des Staubfalles herrschende Windrichtung, die Annahme eines anderen Ausgangspunktes als Afrika in keiner Weise zu. Es läßt sich ermessen, daß diese jährlich in so ungeheurem Maße in den atlantischen Ocean geführten Staubmassen mit der Zeit große Ablagerungen dieser sicherlich größtentheils fossilen Süßwasser-Infusorien daselbst bilden können, und daß aus dieser Vermischung derselben mit den marinen Gebilden sehr große Schwierigkeiten für das Studium der fossilen Infusorien erwachsen müssen.

II. Auffindung eines Embryo in der Beckenhöhle eines erwachsenen fossilen Thieres.

In dem braunen Lias-Thonschiefer von Somersetshire hatte Herr Pearce das Skelett eines Ichthyosaurus communis aufgefunden, das vollkommen wohl erhalten, 8½ Fuß lang und in der Rückenlage befindlich war. Nach sorgfältiger Bloßlegung desselben zeigte sich in dem unteren Theile der Beckenhöhle das zarte, kaum 5½" lange Skelett eines jungen Thieres derselben Gattung, zwar etwas verschoben, aber doch ganz erhalten, auf einer schwarzen und fein gerunzelten Hülle ruhend, welche sich bis unter die hinteren Rippen des großen Ichthyosaurus erstreckte. Die hinteren ⅓ des kleinen Thieres befanden sich innerhalb des Beckens, der Kopf desselben aber reichte schon über dasselbe nach unten hinaus und scheint im Augenblicke des Todes eben im Austritt begriffen gewesen zu seyn. Diese Lage, so wie die des größeren Thieres, spricht gegen die Annahme, daß es erst nach dem Tode hineingerathen seyn könne; eben so wenig kann man bei der vollkommenen Erhaltung des Skeletts auf die Vermuthung kommen, daß das kleine von dem großen Thiere verschlungen worden sey. Dieser merkwürdige Fund liefert daher den Beweis (den auch die darüber befragten Paläontologen Buckland und Owen anerkannten), daß die Ichthyosauren lebendiggebärende Thiere waren, obwohl die Analogie der ihnen am meisten verwandten noch lebenden Amphibien sie zu den eierlegenden rechnen ließe.

*) Einen Artikel über die großbritanische Staatsbibliothek im British Museum werden wir nächstens mittheilen.

Digitized by Google

III. Neues System der Erleuchtung für große Entfernungen.

Die wunderbaren Resultate, zu denen Drummond kam, indem er den entzündeten Strom einer Mischung von Wasser- und Sauerstoffgas auf Kalk oder Magnesia leitete, sind jetzt allgemein bekannt, und man muß sich nur wundern, daß es so lange gedauert hat, ehe man diese schöne Entdeckung nutzbar zu machen suchte, welche, auf die Leuchtthürme angewendet, die Beleuchtungskraft, die man in denselben während der letzten Jahre vermehrte, noch bedeutend steigern würde. Herr Gaudin hat jetzt in Drummond's Verfahren eine Modification gebracht, welche die Anwendung desselben erleichtern muß; sie besteht darin, daß der Wasserstoff durch Aetherdämpfe oder Alkohol ersetzt wird. Nach dieser Idee hat er einen Apparat konstruiren lassen, welchen er fanal sidéral (sideralles Schiffslicht) nennt und vermittelst dessen man ein Fahrzeug in der Entfernung von einem Kilometer erkennen kann. Man kann sich leicht denken, wie wichtig es für die Schifffahrt wäre, wenn man die gewöhnlichen Schiffslaternen, die durch Oel oder Wachskerzen erleuchtet werden und deren Mangelhaftigkeit ein immer wiederkehrender Grund von Unglücksfällen, besonders für die Dampfschifffahrt, ist, durch ein intensives und bei schlechtem Wetter unverlöschbares Licht ersetzen könnte. Wenn man die Geschwindigkeit der Dampfschiffe dadurch gesteigert hat, daß man ihre Längendimension außerordentlich vermehrt hat, so sind sie auch dadurch für das Steuerruder weniger lenksam und in ihren Wendungen und Schwenkungen schwerfälliger geworden, indem sie zur Ausführung derselben einen viel größeren Raum brauchen. Man begreift daher leicht, wie nothwendig es ist, daß zwei Schiffe, die in entgegengesetzter Richtung gehen und auf einander stoßen können, sich frühzeitig bemerken, damit sie bei Zeiten die zur Ausweichung erforderlichen Manöver vornehmen vermögen.

Das „sideralle Schiffslicht" des Herrn Gaudin, das diesen Uebelständen abzuhelfen bestimmt ist, besteht aus einem Sauerstoffbehälter, aus welchem das Gas unter einem Druck von drei oder vier Millimeter Quecksilber hervorströmt und durch eine vertikale Röhre, welche durch die Axe des Dochts geht, in die Mitte einer Alkoholflamme strahlt; diese Röhre hat an ihrer Spitze ein sehr kleines Loch, aus welchem eine vertikale Flamme ausstrahlt, welche ein kleines Kügelchen von Magnesia, das an einen Platinafaden gelöthet ist, glühend macht; endlich ist die Lampe mit einem parabolischen Reflektor ausgerüstet, dessen Brennpunkt das Kügelchen einnimmt, und in einer wohlverschlossenen Laterne angebracht, die an ihrem vorderen Theil mit einem ebenen Glase versehen ist. Für eine Erleuchtung von zehn Flammen beträgt die Consumtion des Sauerstoffs 17 Litres stündlich. Herr Gaudin schlägt auch die Anwendung seines sideralen Schiffslichtes auf die Beleuchtung der Eisenbahn-Lokomotiven vor; man würde dadurch die Bahn für eine Strecke von mehreren hundert Metern erleuchten können.

Mannigfaltiges.

— Malayische Poesie. Unter dem Titel: „Reise nach Java und Ausflüge nach den Inseln Madura und St. Helena, von Dr. Eduard Selberg", ist ein interessantes Reisewerk — (Amsterdam und Oldenburg 1846) erschienen. Der Verf. ist ein junger israelitischer Arzt aus Rinteln, in Kurhessen, der aus Wißbegierde als Schiffsarzt die mühevolle Reise unternahm, sich einer behaglichen Existenz in Europa entziehend und weder die mörderischen Einflüsse des Klima's, noch die Entbehrungen und Beschwerlichkeiten seiner neuen Lage scheuend, um nur die Schönheit und Fremdartigkeit des tropischen Himmels kennen zu lernen. Interessant und neu sind schon auf der Hinreise die Beobachtungen über das Leuchten des Meeres; unter den glänzenden Strömen des phosphoreszirenden Wassers fand Dr. Selberg ein gallertartiges Thierchen, das noch lange im Trocknen und Dunklen leuchtete, alle andere Versuche, eine der vielen tausend glühender Kugeln und Sternchen aufzufangen, welche in dem Wasser zu schwimmen scheinen, mißlangen gänzlich. Die Beschreibung dieses prächtigen Phänomens ist wahrhaft poetisch aus der Feder des jungen Arztes geflossen, eben so hat der wunderbare Glanz und die Größe der tropischen Sternbilder ihn inspirirt; wie er selbst sagt, bleibt die rohste Matrosennatur nicht ungerührt dabei. Besonders interessant und dankenswerth ist auch der Theil seines Buches, worin er die malayische Sprache behandelt; er setzt ihren Wohlklang noch über den der italiänischen. Zahlreiche Proben malayischer Poesie sind diesem Kapitel beigefügt; ihr Inhalt ist meistens erotisch, sie zerfallen in zwei Formen: die Pantons, vierzeilige Strophen, und die Sapars, längere Gedichte, die auch oft Fabeln, Romanzen und Legenden enthalten, jedoch sind diese dann eigentlich arabischen oder indischen Ursprungs, nur die erotischen Sapars sind rein malayisch. Eine Probe aus der Uebersetzung mag hier noch Platz finden, die zugleich die sonderbarsten Begriffe von weiblicher Schönheit darthut:

„Als meine Geliebte aus ihrem Fenster blickte, funkelten ihre Augen wie Sterne; ihr Geliebter kann ihren glänzenden Strahlen und ihrer Wärme nicht widerstehen. Die Farbe ihres Antlitzes ist gleich dem rothen Mango. Ihre Stirn ist gleich dem Neumond bei seinem ersten Erscheinen. Schon lange war sie die Auserkorene meines Herzens. Ihre langen Nägel blenden wie Blitzstrahlen und sind durchsichtig wie die Perle des Meeres. Ihr Hals gleicht dem eines geglätteten Steinbildes, ihre Gestalt ist schlank und lieblich. Ihre Zähne sind schwarz gefärbt mit Bajapulver. Ihre schönen Locken sind geschmückt mit Sarajablumen. Meine Seele ist entzückt und sehnt sich, mit ihr zu entfliehen; glühend strahlt sie aus meinen Blicken, und mir fehlt die Kraft, sie zu besänftigen."

— George Sand von deutscher Abkunft. Herr von Sternberg theilte im Stuttgarter Morgenblatt die Lebensläufe der Familie Königsmark mit; es wird ihn und die Lesewelt vielleicht interessiren, daß vor einiger Zeit ein anonymer Autor in Frankreich beweisen wollte, Aurora Dudevant stamme von dem Marschall von Sachsen, Sohn der schönen Aurora Königsmark, ab. Im Jahre 1730 sey dem galanten Helden eine Tochter, Maria Aurora, geboren, die nach seinem Tode durch einen Parlamentsbeschluß förmlich als Tochter des Marschalls von Sachsen anerkannt wurde und in erster Ehe den Grafen Horn heiratete; sie ward bald Witwe und zog sich nach Abbaye-aux-Bois zurück, dem Frauen-Asyl, dessen Ruhm es später war, die schöne und gute Récamier zu beherbergen. Die Gräfin Horn hielt dort eines der berühmtesten Bureaux d'esprit des letzten Jahrhunderts; der alte Marschall Richelieu scheint einer der habitués gewesen zu seyn. Auffallend hübsch und geistreich, flößte die junge Witwe Herrn Dupin de Francueil eine heftige Leidenschaft ein; er verband sich mit ihr und führte sie nach der Provinz Berry, wo er als Generalpächter mit ihr in Chateauroux und auf dem Schlosse Nohant lebte. Madame Dupin wurde bald abermals Witwe und verlor auch ihren einzigen Sohn, der in der Kaiserzeit eine nicht unbedeutende militairische Stellung einnahm. Die Tochter des Letzteren, ihre wilde kleine Enkelin Aurora, wuchs unter ihrer Aufsicht heran; sie wurde à la Jean Jacques erzogen, es war ein Emil im Unterröckchen, tagelang durfte sie sich auf freiem Felde herumtreiben, und Abends lauschte sie im Salon der Großmutter den wunderbaren Geschichten über die Pracht zu Versailles, die Vergnügungen zu Trianon, die Geheimnisse des Hofes, die Roués und die Philosophen der jüngsten Vergangenheit. Diese Erzählungen sind nicht verloren gegangen, George Sand hat aus der Erinnerung geschöpft beim Niederschreiben der köstlichen Kopieen und Miniaturen der geschnörkelten Sprache und geschminkten Leidenschaften ihrer Vorfahren. F. v. H.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei Paulin in Paris ist erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben, in Berlin bei E. H. Schroeder:

BIBLIOTHÈQUE DE POCHE
VARIÉTÉS CURIEUSES
DES SCIENCES, DES LETTRES ET DES ARTS.
10 volumes in-18.

EN VENTE:

Tome I. Curiosités Littéraires. — II. Curiosités Bibliographiques. — III. Curiosités Biographiques.

En préparation:

IV. Curiosités Historiques. — V. Curiosités Militaires. — VI. Curiosités des Beaux-Arts et de l'Archéologie. — VII. Curiosités Philologiques et Géographiques. — VIII. Curiosités des Traditions, Légendes, Usages etc. — IX. Curiosités des Origines et des Inventions. — X. Curiosités Anecdotiques.

Prix de chaque volume, 3 fr.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Denkwürdigkeiten
der
Lady Esther Stanhope.
Erzählt von ihr selbst in Unterredungen mit ihrem Arzte;
Anekdoten und Meinungen über die bemerkenswerthesten Personen ihrer Zeit.
Nach der zweiten Ausgabe für deutsche Leser bearbeitet und übersetzt
von
Dr. Birch.
3 Theile in einem Bande.
Preis 1 Thlr. — oder 1 fl. 45 kr.

Bei Chr. Bünsow in Kiel erschien so eben und ist in allen Buchh. vorräthig.

Reisen in Irland
oder
Irland in historischer, statistischer, politischer und socialer Beziehung
von
A. J. Clement.
gr. 8. 29½ Bogen geh. 3 Rthlr.

Grundriß
des Systems der Moralphilosophie.
Zum Gebrauch für akademische Vorlesungen
von
Dr. H. Martensen,
Professor der Theologie in Kopenhagen.
Aus dem Dänischen übersetzt.
gr. 8. 7½ Bogen. 15 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern; Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeranten werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 58. Berlin, Donnerstag den 14. Mai 1846.

Belgien.

Ungedruckte Memoiren des Fürsten von Ligne.

Eine der hervorragendsten Figuren in der vornehmen, geistreichen und frivolen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war der Marschall Fürst von Ligne. Seine Schriften sind eine Hauptquelle, wenn es gilt, sich eine Anschauung von dem Treiben und dem Geist dieser Gesellschaft zu verschaffen. Es gab fast keinen bedeutenden Kreis seiner Zeit, in dem er nicht heimisch war, keine bedeutende Persönlichkeit, mit der er nicht in Verbindung stand. Besonders machten ihn sein Witz und seine geselligen Talente zum Liebling der Souveraine; Maria Theresia, Marie Antoinette, Joseph II. und Katharina schenkten ihm ihre Gunst und zogen ihn in ihren vertrautesten Umgang, und auch Friedrich der Große würdigte ihn seiner Freundschaft. Daher enthalten auch seine Schriften ein reiches Material für die Geschichte jener Zeit; er war einer von den Männern, die in das innere Getriebe der Politik der europäischen Kabinette am tiefsten eingeweiht waren. Seine Schriften sind sehr umfangreich, haben aber nicht alle gleichen Werth. Noch bei seinen Lebzeiten, im Jahre 1807, hat er sie in 34 Bänden gesammelt herausgegeben; sie enthalten verschiedene Abhandlungen über das Kriegswesen, über Gärten und andere Gegenstände, ferner leichte Aufsätze, kleine Gedichte, Opern, selbst Ballets. Sein Beruf war nicht der eines Schriftstellers; hätte er gegen Ende seines Lebens weniger Muße gehabt, hätte ihn nicht die Ungerechtigkeit des damaligen österreichischen Kabinets zu einer Unthätigkeit verurtheilt, die für eine so lebhafte Natur wie die seinige unerträglich war, er würde sich damit begnügt haben, der geistreichste Edelmann seiner Zeit zu seyn. Zum Glück machte seine Feder nicht immer den Anspruch auf literarische Geltung; er hat in Darlegungen des Geistes, die seiner Individualität viel angemessener waren als seine für den Druck geschriebenen Sachen, in Briefen und in Memoiren — einer Gattung von Schriften, in welcher überhaupt das vorige Jahrhundert dem unsrigen weit überlegen war, so weit von französischer Bildung die Rede ist — die Leichtigkeit und die natürliche Grazie wiedergefunden, die einen so liebenswürdigen Plauderer aus ihm machten. Seine Korrespondenz, so viel davon zusammengebracht werden konnte, ist fünf Jahre vor seinem Tode von Frau v. Staël herausgegeben worden.*) Seine Memoiren sind noch nicht ganz veröffentlicht. Er hat zweierlei Arten davon hinterlassen: die einen, die methodisch abgefaßt sind und die er den Hartschieren der kaiserlichen Leibgarde, statt eines baaren Legates, welches die Befehlshaber dieses Corps ihren ehemaligen Untergebenen zu hinterlassen pflegten, vermacht hat, sind von der österreichischen Regierung an die Cottasche Buchhandlung verkauft worden, aber unter der Bedingung, daß sie nicht erscheinen, so lange noch eine darin vorkommende Person am Leben ist; die anderen, die mit mehr Nachlässigkeit und in abgerissenen Stücken geschrieben sind, sind von seinem Enkel, dem Fürsten Eugen Lamoral von Ligne, gegenwärtigem belgischen Gesandten in Frankreich, in einer öffentlichen Versteigerung mit vielen anderen Manuskripten aufgefunden und angekauft worden und werden in mehreren Heften der Revue Nouvelle von d. J. mitgetheilt. Diese können freilich keinen Ersatz für die noch dem Druck entgegenharrenden Memoiren bieten, doch enthalten sie immer noch genug, was Beachtung verdient, und wir wollen Einiges hiervon im Nachstehenden mittheilen. Zuvor jedoch schicken wir eine kurze Lebensskizze des Verfassers voraus, um unsere Leser mit der Persönlichkeit desselben und mit dem Terrain, auf welchem er sich bewegt, näher bekannt zu machen.

Der Fürst Karl Joseph von Aremberg-Ligne stammte aus einer der ältesten belgischen Familien, die seit 1602 den Fürstentitel führt. Seit dreihundert Jahren dienten seine Vorfahren in den verschiedenen Armeen ihrer Souveraine, und der Vater und Großvater dessen, der uns hier beschäftigt, starben als Feldmarschälle im Dienste Oesterreichs. Auch dieser letzte Sprößling, der im Jahre 1735 zu Brüssel geboren ward, wurde früh zum Waffendienst erzogen und verdiente sich seine ersten militairischen Würden im siebenjährigen Kriege, wo er sich besonders bei Leuthen und Hochkirch durch seine Tapferkeit auszeichnete. Nachdem er schon während des Krieges von Maria Theresia nach Versailles geschickt worden, um dem französischen Hofe die Nachricht von dem Siege bei Maxen zu bringen, kehrte er nach dem Friedensschluß auf längere Zeit dahin zurück. Hier spielte er namentlich in den Kreisen, deren Mittelpunkt die Königin Marie Antoinette war, eine Hauptrolle. Während dieser Zeit begleitete er Joseph II. bei seiner berühmten Zusammenkunft mit Friedrich II. in Neustadt; auch kommandirte er die Avantgarde unter Laudon in dem kurzen bayerischen Erbfolgekriege. Später, im Beginn der achtziger Jahre, riefen ihn Familien-Interessen nach Petersburg, und so kam er in die Nähe Katharinens, welche ebenfalls bald den angenehmen Gesellschafter in ihm schätzen lernte. Als sie ihre berühmte Reise in die Krimm unternahm, wo Potemkin seine bekannten Künste aufbot, um durch eine aus dem Nichts geschaffene Welt die Augen seiner Gebieterin zu blenden, mußte der Fürst sie begleiten. Er hat uns eine Beschreibung dieser Reise in den Briefen an die Marquisin von Coigny in Paris hinterlassen, wobei zu bemerken ist, daß nach seiner Ansicht die Zustände der durchreisten Provinzen keineswegs so trügerischer, leerer Schein waren, als die übertreibende Fama sie darstellte. Nach der Reise nahm er an dem Kriege Theil, den Joseph II. in Verbindung mit Rußland gegen die Türken führte. Mit dem Tode Joseph's schließt die öffentliche Laufbahn des Fürsten. Wie alle Freunde dieses geistvollen Regenten, wurde auch er durch dessen Bruder und Nachfolger Leopold II. vom Hofe entfernt. Vergebens erwartete er seine Erhebung zum Marschall, wie sie seinen militairischen Verdiensten gebührte. Man machte ihm Versprechungen, die aber nicht gehalten wurden. Das Unglück stürmte jetzt von allen Seiten auf ihn ein: nachdem er schon in Folge eines unglücklichen Prozesses eine Million verloren hatte, wurden ihm in der Revolutionszeit seine Güter in Belgien eingezogen. Er mußte nun sein Vaterland verlassen und sich nach Wien zurückziehen. Vergebens bemühte er sich auch, in den Kriegen Oesterreichs gegen die französische Republik und gegen Bonaparte ein Kommando zu erhalten: Freiherr von Thugut, der damals die leitende Seele der österreichischen Politik war und den er sich durch seine scherzhaften Ausfälle zum Feind gemacht, wies seine desfallsigen Anträge beharrlich zurück. Im Jahre 1808 erinnerte man sich endlich seiner und erhob ihn zur Würde eines Feldmarschalls. Indeß war er schon zu alt, um noch praktisch wirken zu können. Er lebte nun ganz in Einsamkeit sich und seinen literarischen Beschäftigungen, doch hatte ihn sein Jahrhundert nicht ganz vergessen; kein Fremder von Auszeichnung kam nach Wien, ohne ihn zu sehen oder ihn aufzusuchen. Als der Kongreß die europäischen Souveraine in Wien versammelte, empfing er den Besuch der höchsten Personen, welche Alle ihn noch jugendlich heiter und regsam fanden. Viele Bälle und Feste jeder Art boten dem Kongreß eine Erholung von seinen politischen Arbeiten. „Der Kongreß", sagte der Fürst von Ligne, „schreitet nicht vorwärts, sondern er tanzt. Sie lieben öffentliche Schauspiele; gut, ich bereite Ihnen eines, das Ihnen ganz neu seyn wird — nämlich die Beerdigung eines Feldmarschalls." Er starb am 13. Dez. 1814, 79 Jahr alt.

Was nun die vorliegenden Fragmente von Memoiren betrifft, so enthalten dieselben eine Art Autobiographie. Der Verfasser giebt uns besonders ausführlich seine Jugend- und Erziehungsgeschichte; dann schildert er uns sein Leben an den Höfen Maria Theresia's, Marie Antoinettens und Katharina's II. Bedeutendes darf man freilich nicht erwarten; es sind nur kleine, oft frivole Begegnisse und Abenteuer, die aber immer ein helles Licht auf den Geist und das Leben der Höfe jener Zeit werfen, namentlich des französischen und des russischen.

Wir entlehnen zuerst etwas aus seiner Erziehungsgeschichte, was ebenfalls einen tiefen Blick in die Zustände jener Zeit thun läßt. Die Erziehung der Söhne großer Familien im 18ten Jahrhundert war noch streng isolirt. Ausschließlich einem Hofmeister anvertraut, der die Aufgabe hatte, zugleich Herz und Geist dieser jungen Edelleute zu bilden, brachten dieselben in das praktische Leben fast kein Gefühl, keine Idee mit, die sie aus der Berührung mit dem Volk geschöpft hätten. Hiernach sollte man meinen, daß sie von dem Geist des Jahrhunderts unberührt bleiben mußten, und doch drang er auch in diese Privaterziehung, und zwar gerade durch die Männer, welche sie zu leiten hatten.

*) Lettres et pensées du maréchal prince de Ligne publiées par Madame la baronne de Staël-Holstein, Genève 1809; dritte vermehrte Ausgabe, Paris 1810. — Uebrigens enthalten auch seine anderen Schriften viel Lesenswerthes. Eine Auswahl derselben ist im Jahre 1827 in Paris in vier Bänden erschienen. Der erste enthält die Korrespondenz und ein Mémoire sur Frédéric le Grand, worin er Mehreres aus seinen Unterhaltungen mit dem Könige in Neustadt in Mähren und später in Potsdam dem Könige Stanislaus Poniatowski mittheilt, welches Memoire auch schon für sich im Jahre 1789 in Berlin erschienen war. Der zweite Band enthält eine Menge größerer und kleinerer Aufsätze, so wie Charakteristiken und Notizen über Zeitgenossen; wir machen nur aufmerksam auf den Dialogue entre un esprit fort et un Capucin, die Conversations avec J. J. Rousseau, einen Besuch bei Voltaire und ein Portrait de Catherine-le-Grand. Der dritte Band enthält drei Abhandlungen über militairische Gegenstände und der vierte wieder vermischte Aufsätze, Charakteristiken u. s. w.

Von sechs Hofmeistern, denen er nach und nach übergeben wurde, zeigte sich erst der letzte seiner Aufgabe nicht unwürdig. Der erste war ein Abbé Verdier, der von den Jesuiten herkam. „Mein Vater liebte die Prinzessin von C. Die Verse, die der Abbé für sie machte, und welche Allegorieen enthielten, die mein Vater nicht verstand, machten ihn eifersüchtig . . . Er entließ ihn. Bis man einen anderen Lehrer fand, mußten die Pagen meines Vaters seine Stelle vertreten. Endlich ward der Abbé Verdier durch einen anderen Abbé ersetzt, den Einzigen meiner Lehrer, der an Gott glaubte. Es war ein wahrer Landpfarrer. Er sagte sein Brevier her, ging Wachteln schießen und ließ mich sein Pulver und Blei tragen und seinen Fang aufheben. Ich lief mit seinem kleinen Jagdhund um die Wette; dies machte mich behend; ich wurde groß. Man fand, daß ich von meinem Abbé nichts als appertiren gelernt hatte; man schickte ihn daher nach Hause.

„Man wandte sich wieder an das Collége Louis-le-Grand, um sich einen neuen Hofmeister empfehlen zu lassen. Herr Duport-Dutertre ersetzte den Jäger-Abbé. Dieser neue Mentor, der Vater des Siegelbewahrers seines Namens unter der konstituirenden Versammlung, war ein Schriftsteller, der mit der wohl zu billigenden Leidenschaft für historische Studien den schlechten Geschmack verband, schlüpfrige Romane zu schreiben, wie sie die philosophische Schule entehrt haben. Er hatte die strafbare Nachlässigkeit, seine Manuskripte herum liegen zu lassen; sein Zögling entdeckte und las sie mit Begier. Doch war dies nicht der Grund seiner Entlassung. Man beschuldigte Herrn Dutertre bei meinem Vater, daß er das arkadische Hirtenleben praktisch machen wolle im Dorfe, wo er einige Schäferinnen fand, die ihm zusagten. Auf einmal war ich in anderen Händen. Ein Ritter des Essarts, ein sehr beschränkter Edelmann, der den österreichischen Erbfolgekrieg mitgemacht, von welchem er immerfort erzählte, übernahm es, mir eine Erziehung zu geben, deren er selbst bedurfte. Dieser sachte meine militairische Begeisterung wieder an. Die Belagerung Prags, der Ausfall, der Sturm machten mir den Kopf wirr. Kaum wußte er, daß es einen Alexander und einen Cäsar gegeben; aber ich verschlang den Quintus Curtius und die Kommentare, die ich in einer alten Bibliothek des Schlosses Baudoux fand, und ich glaubte zu werden, was sie waren. Er hatte nur Ein Buch: Phädrus' Fabeln; er ließ sie mich auswendig lernen und ritt spazieren. Als er mich einmal prügeln wollte, weil ich nicht gut auswendig gelernt, sprang ich ihm ins Gesicht; ich suchte meinen kleinen Degen, um mich mit ihm zu schlagen. Man trennte mich von diesem armen, unwissenden und jähzornigen Mentor.

„Nachdem die Jesuiten und die Kavallerie den Wünschen meines Vaters, ein kleines Wunder aus mir zu machen, so schlecht entsprochen hatten, schlug er einen ganz entgegengesetzten Weg ein. Ein Nachfolger der Arnaulds und Pascals, der eben so aufgeklärt, eben so enthusiastisch, eben so beredt war als die beste Gesellschaft von Port-Royal, wurde ausersehen, um die letzte Hand an meine Erziehung zu legen: die letzte, sagte man, aber wie viele Hände beschäftigten sich noch damit. Er hieß Renault de la Roche-Balain, war ein großer Disputator, ein tiefer Theologe und nannte den Prediger des Dorfes einen „Raben, der in Gottes Kirche krächze." Dieser Letztere hatte vielen Einfluß auf den Geist meines Oheims, eines kleinen, sehr bornirten Marschalls; Jener wurde beschuldigt, ein Jansenist zu seyn. Ich erinnere mich noch, wie zwei Esel, mit dem heiligen Augustin, einigen anderen Kirchenvätern und der Bibel beladen, mit dem Guardian des Klosters ankamen, um meinen Hofmeister zu beschämen. Er hatte im Grunde Recht; aber mehr bedurfte es nicht, um sein Unrecht zu beweisen. Die Mönchskabale beraubte mich eines einsichtsvollen Mannes. Ich war, ohne es zu wissen, Molinist gewesen mit meinen beiden Jesuiten, die mich von Madame Guyon, von Fenelon und von dem Quietismus unterhalten hatten. Eben so war ich Jansenist geworden mit meinem Ex-Oratorianer, der mir nur von Bossuet erzählte und mir den Katechismus von Montpellier, das alte Testament von Mézanguy, die Histoire des Variations u. s. w. gab. Bei all meiner kirchlichen Gelehrsamkeit wußte ich kein Wort von Religion. Man bemerkte es, weil ich vierzehn Jahr alt war und ich meine erste Kommunion ablegen sollte. Ich mußte Alles, von der Schöpfung bis zu den Mysterien, bei dem Dorfgeistlichen lernen. Er sagte mir, daß er eben so wenig davon verstände als ich. Ich glaubte an das Christenthum, von dem ich nie etwas erfahren, und war fromm vierzehn Tage lang.

„Mein Vater, welcher fürchtete, daß alle diese Kontroversen mir den Geist verdorben hätten, nahm aufs neue zur französischen Armee die Zuflucht, um mir Sitten und Religion beizubringen. Er erinnerte sich, daß der Chevalier des Essarts Deist gewesen und ich natürlich desgleichen. Er fragte einen Chevalier de Saint-Maurice, einen Husaren-Rittmeister, ob er auch Deist sey? Dieser antwortete: Nein. Mein Vater engagirte ihn. Der Ritter log nicht, er war nicht Deist, sondern Atheist."

Der Ritter de Saint-Maurice mußte auch bald verabschiedet werden; er war der unsittlichste und gefährlichste von Allen. „So war ich aufs neue ohne Erzieher. Die verschiedenen Beschäftigungen derer, die ich bisher gehabt, hatten mich an keine gefesselt. Geschichte war noch mein Lieblingsstudium. Die Heldensucht machte mir den Kopf warm; Karl XII. und Condé ließen mich nicht schlafen; ich glaubte, ich müßte sie übertreffen; ich brütete über dem Polybius, ich kommentirte die Kommentarien von Folard. Man sprach von Krieg; ich hatte mir früher von einem Herrn Chaponais, einem Hauptmann in dem Regimente „Royal-Vaisseaux", versprechen lassen, mich in seine Compagnie aufzunehmen. Ich wäre von meinem Vater desertirt, und schon malte ich mir das Glück aus, wie ich, unter einem unbekannten Namen dienend, mich erst nach den glänzendsten Thaten zu erkennen gegeben. Diesen schönen Plan vereitelte ein neuer Hofmeister, der leider vernünftiger als die anderen war. Er begünstigte meine Neigung zum Studium; er theilte dasselbe so, daß er es fruchtbringend machte, und gab mir zur Erholung meine militairischen Schriftsteller, unter welchen ich den, obwohl sehr unbedeutenden Platz einzunehmen begann, den ich noch jetzt einnehme. Herr de la Porte (dies ist der Name dieses Hofmeisters) war der dritte Ex-Jesuit, den ich bei mir hatte; er brachte mir aus dem Collége Louis-le-Grand jene ganze Blüthe von Humaniora, Literatur und Urbanität, die den Reiz meines Lebens ausmacht; und indem er mir zugleich Seele und Geist bildete, erwarb er sich um so mehr Ansprüche auf meine Dankbarkeit, als ich glaube, daß, wenn ich etwas werth war, ich es ihm zu verdanken habe."

(Schluß folgt.)

Die neue Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen.

(Schluß.)

„Das Ziel", heißt es ferner in der Préface de l'Editeur, „das man sich bei der gegenwärtigen Ausgabe gesteckt, ist: die Werke Friedrich's des Großen in ihrer Vollständigkeit und Echtheit herzustellen, sie nach einer bestimmten Ordnung zu rangiren und sie mit Anmerkungen und den nöthigen Erläuterungen zu begleiten.

„Um nichts außer Acht zu lassen, was diese Arbeit genau und vollständig zu machen geeignet war, hatte sich die Akademie der Wissenschaften an das Publikum und an die Direction der königl. Kabinets-Archive gewandt; auch an verschiedene fremde Höfe hatte sie geschrieben, um wieder in den Besitz wichtiger Schriften zu gelangen. Zwei Prinzen von Geblüt, Se. K. H. der Prinz Wilhelm und der verewigte Prinz August, die Höfe von Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Nassau, Rußland und Schweden, mehrere Privaten, unter denen man besonders die Frau Gräfin von Itzenplitz-Friedland auf Tuneredorf und Herrn Benoni Friedländer in Berlin nennen muß, haben die Anzahl der bereits gesammelt gewesenen Handschriften auf die verbindlichste Weise vermehrt.

„Diesen zahlreichen Unterstützungen haben wir es zu verdanken, daß wir uns jetzt, wie wir behaupten dürfen, im vollständigen Besitze der historischen, philosophischen und militairischen Werke des Königs befinden. In Betreff einiger poetischen Jugendarbeiten Friedrich's, deren Ueberschriften uns nur durch seinen Briefwechsel mit Voltaire bekannt sind, hat man allen Grund zu glauben, daß sie gänzlich verloren gegangen. Einige Texte zu komischen Opern, deren der König in seinen Briefen an Algarotti gedenkt, haben wahrscheinlich ein gleiches Schicksal erlitten. Das „Todtengespräch", in welchem Frau von Pompadour die Hauptrolle spielt, so wie alle solche nachgelassene Gedichte, die einiges Bedenken erregten, wie z. B. das „Gedicht über den Ursprung der Polen" und die „Epistel zum Dank an den Fürsten von Soubise, gedichtet zu Roßbach am Abende vor der Schlacht", sind unbezweifelt von den Männern, die die frühere Ausgabe besorgten, vernichtet worden.

„Wir hoffen, die Briefsammlung werde eines Tages auch noch um Vieles zu bereichern seyn durch Mittheilung der elf Bände, welche die Briefe des Königs an seine Lieblingsschwester, die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth, enthalten, Briefe, die eine reinere und belehrendere Geschichtsquelle bilden, als die Memoiren dieser Prinzessin, die voll anstößiger Uebertreibung sind. Alle unsere Schritte sind jedoch fruchtlos gewesen, um die Briefe wieder herbeizuschaffen, die der König mit dem Freiherrn Dietrich von Keyserlingk, bekannt unter dem Beinamen Cäsarion, mit Louise Eleonore von Wreech, geb. von Schöning, mit Frau Louise von Brandt, geb. v. Kameke, mit der Signora Barberina (Barbe-Campanini), nachmaligen Baronin v. Cocceji und spätern Gräfin von Campanini, mit der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, mit der verwitweten Kurfürstin Antonie von Sachsen, mit der Gräfin Sforzewska, Witwe eines polnischen Generals, und endlich mit Frau von Kannenberg, Schwester des Staatsministers Grafen v. Finckenstein, gewechselt. Wir haben Grund zu glauben, daß der interessante Briefwechsel mit der Königin Juliane, Gemahlin Friedrich's V. von Dänemark, noch vollständig vorhanden sey; was die Briefe und Billets betrifft, die Voltaire während seines dreijährigen Aufenthaltes in Potsdam an den König gerichtet, so sind alle unsere Nachfragen bei der Familie des letzten Besitzers unbeantwortet geblieben.

„Der Herausgeber hat bisher nicht zu entdecken vermocht, was aus einigen Briefen geworden, die der König in seiner Jugend an den Herzog Leopold von Aremberg, an Lord Baltimore und an den Grafen Ernst Christophel von Manteuffel geschrieben. Er vermag auch nicht auf sichere Weise festzustellen, ob der König jemals mit dem Grafen von Rothenburg, mit dem Obersten Quintus Zeilius und einigen anderen Freunden in Briefwechsel stand. Wenn sich diese Briefe, deren Existenz wir voraussetzen, wiedergefunden hätten, so würden sie gewiß ein großes Interesse dargeboten haben, gleich Allem, was zu dem Charakter dieses Königs, der voll Weisheit, Heiterkeit und Herz war, in irgend einer Beziehung sich befand."

Die drei Bände der neuen Ausgabe, die jetzt fertig sind, umfassen die Mémoires de Brandebourg und die beiden ersten Theile der Histoire de mon temps. Im Ganzen wird diese Ausgabe aus dreißig Bänden bestehen, welche in folgende fünf Abtheilungen zerfallen: 1) historische Werke; 2) philosophische Abhandlungen; 3) Dichtungen und literarische Miscellen; 4) Briefe, und 5) kriegswissenschaftliche Schriften, unter welchen letzteren sich viele befinden,

die ursprünglich in deutscher Sprache abgefaßt sind und auch in diesem, wenn auch etwas unvollkommenen Gewande veröffentlicht werden sollen.

Was zunächst die historischen Werke betrifft, die bisher nur unvollständig und ohne innern Zusammenhang gedruckt waren, so werden dieselben im Ganzen aus sieben Bänden bestehen. Den ersten bilden außer den Mémoires de Brandebourg auch die dazu gehörenden vier historischen Abhandlungen; im zweiten bis zum sechsten Bande befindet sich die Geschichte der Zeit Friedrich's, und der siebente Band endlich enthält zwölf Aufsätze unter dem gemeinsamen Titel Mélanges historiques. In dieser Abtheilung ist nicht blos Alles restituirt, was die früheren Herausgeber im Texte geändert hatten *), sondern auch dasjenige beseitigt, was einer derselben hinzugefügt, der die Eitelkeit hatte, eigene Aufsätze, wie z. B. die „authentischen Aktenstücke in Bezug auf die Unterhandlung von Braunau im Jahre 1778", unter den Arbeiten Friedrich's abdrucken zu lassen. Die Lücken sind überall nach den eigenhändigen Manuskripten des Königs ausgefüllt und unter Anderem auch die bereits erwähnten Vorreden zu den Mémoires de Brandebourg und zu der Histoire de mon temps so wie die beiden Aufsätze über einen deutschen Fürstenbund hinzugefügt. Eben so ist der geschichtlichen Abtheilung aus Gründen, die in den Anmerkungen näher entwickelt sind, des Königs Bericht über die erste von ihm gewonnene Schlacht (bei Chotusitz oder Czaslau) einverleibt; nicht minder seine Korrespondenz mit dem englischen Gesandten am sächsischen Hofe, Thomas Villers, bei Gelegenheit des Dresdener Friedens, und sein Briefwechsel mit dem Könige von Polen in Bezug auf das Einrücken des preußischen Heeres in Sachsen beim Beginne des siebenjährigen Krieges; ferner seine aus dem Hauptquartier zu Grüssau unterm 10. August 1758 an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, adressirte „Testamentarische Bestimmung" und endlich das Testament des Königs vom 8. Jan. 1769. „Was", fügt der Herausgeber hinzu, „die politischen Testamente von 1752 und 1768, beide von ihm selbst aufgesetzt, betrifft, so hat eine höhere Autorität die Veröffentlichung derselben nicht für angemessen erachtet."

Von den zwei Bänden, welche die philosophischen Abhandlungen bringen, wird der erste vier enthalten, die Friedrich bereits als Kronprinz abgefaßt; unter den siebzehn Abhandlungen des zweiten Bandes befindet sich auch der „Antimachiavel", und zwar zuerst in der Gestalt, wie ihn Voltaire im Jahre 1741 (im Haag bei Jan van Düren) herausgegeben, und alsdann so, wie er in einem älteren, jedoch leider unvollständigen Original-Manuskripte des Königs dem akademischen Comité vorgelegen. Zwei in den Kabinets-Archiven aufgefundene Abhandlungen Friedrich's, die Réflexions sur les Réflexions des géomètres sur la poésie (aus dem J. 1762) und ein Exposé du gouvernement prussien (aus dem J. 1776), erscheinen zum erstenmale gedruckt und waren bisher ganz unbekannt.

Es folgt nunmehr die dritte Abtheilung (Poesieen und literarische Miscellen), aus sechs Bänden bestehend. Von diesen werden zwei die Gedichte enthalten, die Friedrich im J. 1750 unter dem Titel Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci erscheinen ließ und die nachmals (1760) mit dem veränderten Titel Poésies diverses wieder gedruckt wurden, in welcher zweiten Ausgabe aber aus politischen Rücksichten Manches weggeblieben war, weshalb sie auch Friedrich selbst als bâtarde bezeichnete. In ihrer gegenwärtigen Gestalt werden sie sowohl die Vollständigkeit der ersten, als die Veränderungen und Zusätze der zweiten Ausgabe darbieten. Die beiden darauf folgenden Bände enthalten Dichtungen aus einer späteren Periode, denen der Titel Poésies posthumes gegeben worden. Die beiden letzten Bände dieser Abtheilung endlich, Poésies éparses und Mélanges littéraires überschrieben, bieten zunächst viele einzelne kleine Gedichte und fliegende Blätter dar, die der König nie gesammelt und von denen er vielleicht auch nicht einmal eine Abschrift genommen, so wie einige werthvollere und überaus interessante Beiträge aus den bisher ungedruckten Manuskripten des Königs: namentlich eine große Zahl von Oden und Episteln, drei Opernterte, ein Lustspiel, zehn Liebesgedichte, die er während der letzten Drangsale des siebenjährigen Krieges im Namen seines Secretairs Heinrich v. Catt an dessen Braut gerichtet, die „poetische Beschreibung einer Reise nach Straßburg", ein „Lob der Faulheit", zwei „Traumbilder" in einem sehr erhabenen Styl, und einen „Sermon über den jüngsten Tag", worin einige Eigenthümlichkeiten Bossuet's parodirt sind. Die beiden „Traumbilder" wurden dem akademischen Comité von der kaiserl. Bibliothek der Eremitage in St. Petersburg zugesandt, wo sich die in Ferney von dem Grafen von Suchtelen angekauften Handschriften Voltaire's befinden.

Die stärkste der fünf Abtheilungen wird die vierte seyn, welche die Briefe umfaßt, indem diese nicht weniger als zwölf starke Bände füllen. Die Briefform war an sich eine solche, die im vorigen Jahrhundert vorzugsweise ausgebildet war. Was unserer Zeit, der Zeit der Oeffentlichkeit und der Schnelligkeit der Communicationen, die Journale sind: die Träger der Gedanken, welche die gebildete Welt bewegen, das waren früher, wo die Bildung wie das gesellschaftliche Ansehen das Vorrecht weniger bevorzugter Geister war, die Unterhaltungen, Anfragen und Belehrungen, welche man unter einander in schriftlicher Form, in Briefen oder Billetten austauschte. Schon im 17. Jahrhundert stand Leibnitz mit allen Berühmtheiten Europa's und insbesondere auch mit den geistvolleren Fürsten in Briefwechsel. Als Leibnitz gestorben war, traten die Franzosen in seine brieflichen Souverainetätsrechte. Katharina II. korrespondirte mit Diderot, Voltaire und d'Alembert. Friedrich aber war nicht blos ein korrespondirender Souverain, sondern auch ein korrespondirender Philosoph. Die anderen Monarchen empfingen zwar, Friedrich schrieb aber auch Briefe, welche die Geistesträger ihres Jahrhunderts waren. Und darum ist seine Korrespondenz ein so werthvoller Beitrag nicht blos zur vollen Verständniß seines Geisteslebens, sondern auch zur Geschichte seiner Zeit. Mit Recht hat man deshalb bei der neuen Ausgabe seiner Werke ganz besonders darauf gesehen, die Briefe des Königs in Verbindung mit den darauf sich beziehenden Erwiederungen so vollständig als möglich zu liefern. „Die Direction der geheimen Kabinets-Archive", sagt Preuß in seiner Préface, „hat sich zwar nicht ermächtigt gefunden, uns die ganze Familien-Korrespondenz zu überlassen; alle anderen Briefwechsel des Königs, wie namentlich der mit dem Marquis d'Argens, mit Herrn und Frau von Camas, sind jedoch durch das, was uns dieselbe mitgetheilt, ansehnlich bereichert; sie hat uns ferner die Briefe an den Grafen von Podiz, von denen bisher noch nichts bekannt gewesen, und die in deutscher Sprache geführte Korrespondenz Friedrich's mit seinem Vater vollständig überwiesen. Mehrere wichtige Briefe sind von uns angekauft worden; andere haben wir dem Wohlwollen der Privaten oder der Regierungen, in deren Besitz sie waren, zu verdanken."

Wir kommen nun an die fünfte und letzte Abtheilung der neuen Ausgabe, welche aus drei Bänden bestehen und die kriegswissenschaftlichen Schriften des Königs so wie die von ihm ertheilten militairischen Instructionen enthalten wird. Von den mehr als vierzig dahin einschlagenden Abhandlungen ist nur etwa die Hälfte französisch abgefaßt; die andere Hälfte wird daher in deutscher Sprache gegeben werden. „Dieser große Kriegsmann", sagt Preuß, „hat zugleich für die Infanterie und die Kavallerie, über die beste Verwendung der Feldstücke in den Schlachten, wie über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze, geschrieben; ja in allen Zweigen der Kriegskunst hat er Arbeiten hinterlassen, in denen sich der wunderbare Scharfblick seines Verstandes zeigt. Gelehrter Theoretiker und erfahrener Feldherr zu gleicher Zeit, befähigte er sein Heer und belehrte er seine Generale, und in beiderlei Anwendungen seines Genies war er auf gleiche Weise glücklich."

Auch diese Abtheilung wird mancherlei bringen, was bisher noch nirgends gedruckt worden: so unter Anderem in französischer Sprache die im J. 1755 abgefaßten „Gedanken und allgemeinen Regeln in Bezug auf den Krieg" und die im J. 1773 niedergeschriebenen „Regeln in Bezug auf das, was in Kriegszeiten von einem guten Bataillons-Commandeur verlangt wird"; ferner viele Instructionen an die Generale Fouqué, Winterfeldt, Seydlitz, Keith, Lehwaldt, den Prinzen Heinrich und den Herzog Ferdinand von Braunschweig, die, in chronologischer Ordnung mitgetheilt, von den stets fortgeschrittenen militairischen Kenntnissen Friedrich's ein Zeugniß sind und ihn eben so als den Stifter einer neuen Schule wie als den vorzüglichsten Repräsentanten der Kriegswissenschaft seiner Zeit darstellen.

Der Herausgeber bedauert, daß er die erste Instruction, die Friedrich an seine Husaren ertheilte, nicht habe auffinden können, und zwar um so mehr als, wie Frau von Blumenthal in ihrer Lebensbeschreibung Ziethen's sagt, dieser berühmte Husaren-General seine ersten kriegerischen Erfolge jener Instruction zu verdanken gehabt. Friedrich selbst gedenkt derselben ausdrücklich in einer anderen Instruction vom 25. März 1742. Der Herausgeber spricht daher den Wunsch aus, daß diejenigen, die etwa von dem Vorhandenseyn jener Instruction Kenntniß haben sollten, davon Mittheilung machen möchten, um sie wo möglich noch gehörigen Ortes einschalten zu können.

Die Versicherung, daß der Herausgeber den bereits völlig geordneten Inhalt sämmtlicher dreißig Bände mit den Handschriften, so weit sie herbeizuschaffen waren, auf das genaueste verglichen und in Uebereinstimmung gebracht habe, hätte er wohl kaum nöthig gehabt hinzuzufügen, da man in seinen zahlreichen historischen Arbeiten, die fast insgesammt den königlichen Helden, Gesetzgeber und Schriftsteller zum Gegenstande haben, längst schon Bürgschaften dafür besitzt, mit welcher Strenge und Gewissenhaftigkeit er zu Werke geht, wo es gilt, die Ehre Friedrich's zu wahren. Inzwischen lehnt er es doch selbst ab, ihm unbedingtes Vertrauen zu schenken, sondern fordert vielmehr Jeden, der Gelegenheit dazu hat, auf, ihn zu kontroliren und etwanige Ausstellungen auf dem Wege der Presse vor das Publikum zu bringen.

Wir glauben unseren Bericht über das Erscheinen dieser wahrhaft monumentalen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen nicht würdiger schließen zu können, als indem wir die Schlußworte der Préface de l'Editeur hier übersetzen:

„Das herrliche literarische Denkmal, das durch die Prachtausgabe seiner Werke dem Gedächtnisse des großen Königs von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. errichtet worden, und das gleichzeitig den Anforderungen des Geschmackes wie denen der Wissenschaft entspricht, wird ein Zeugniß von der Weisheit und der Aufklärung des regierenden Monarchen seyn, zugleich aber auch die hohe Vollkommenheit bezeugen, zu welcher es die typographische Kunst unserer Zeit gebracht hat.

„Wenn es nicht Kühnheit wäre, schließlich noch einige Worte über unsere persönliche Stellung zu sagen, so würden wir hinzufügen, daß die Akademie der Wissenschaften, die ihr Daseyn Friedrich dem Großen verdankt, einen Beweis ihrer Unparteilichkeit und Gerechtigkeit dadurch gegeben, daß sie außerhalb ihrer Mitte den Mann erwählte, welchem sie eine Arbeit von dieser Wichtigkeit anvertraute. Genährt von den Werken des großen Königs und durch ein sechzehnjähriges Studium zu den Arbeiten, die eine solche Ausgabe

*) Zu bedauern ist, daß die früheren Herausgeber nirgends eine Andeutung über die Motive ihrer Abänderungen gegeben, da es doch wohl möglich, daß darunter manche sich befanden, die sie, die Zeitgenossen Friedrich's, nicht blos nach seinen Intentionen, sondern auch nach seinen Aeußerungen und Wünschen vorgenommen.

erheischt, vorbereitet, glaubt der Herausgeber, welcher selbst Lehrer der preußischen Geschichte und Historiograph des königlichen Hauses Brandenburg ist, annehmen zu dürfen, daß Niemand ein größeres Recht habe, als er, dieser großen Aufgabe seine Hingebung zu widmen. Der Leser wird demnach begreifen, daß die gegenwärtige Ausgabe für uns ein ganz und gar auf patriotischer Gesinnung und auf reiner Liebe zur Wissenschaft beruhendes Werk sey. Wir haben überdies, und wir freuen uns es auszusprechen, überall die theilnehmendste Bereitwilligkeit gefunden, wenn wir in Fragen, die außerhalb unseres Gebietes liegen, zu den Einsichten kompetenter Personen unsere Zuflucht nehmen mußten, und durchdrungen von Dankbarkeit, geben wir hier den Ausdruck derselben denjenigen zu erkennen, die so freundlich waren, uns mit ihren Forschungen und ihren Rathschlägen zu unterstützen."

J. L.

Italien.

Marchese d'Azeglio als politischer Schriftsteller.

Politische Schriften in italiänischer Sprache sind etwas Seltenes, das heißt in Italien gedruckte, denn die ausgewanderte italiänische Politik ist in fremden Ländern fast eben so thätig, wie die ausgewanderte polnische, in welcher Beziehung wir nur den Namen Mazzini zu nennen brauchen, um sogleich an eine unermüdliche Thätigkeit zu erinnern, die sich eben so in der Londoner wie in der Pariser Presse bemerklich macht.

Vor etwa zwei Jahren hatten wir der Schrift eines piemontesischen Granden, des Grafen von Balbo, zu gedenken, der Speranze d'Italia, worin die Hoffnungen Italiens auf nationale Einheit zunächst an das Papstthum geknüpft waren und dem Kirchenstaate die ihm gewiß selbst sehr unerwartete Mission vindizirt wurde, „das schöne Land, welches der Appenin theilt und das Meer umgiebt", trotz aller Trennungen und Theilungen unter Einen Hut zu bringen, damit es wenigstens von jeder Herrschaft jenseits der Alpen befreit werde. Neben das Papstthum, als kirchlich-nationales Element, war von dem Grafen v. Balbo, als ein politisch-nationales, das sardinische Königthum gestellt, und durch die Vereinigung beider sollte jedes fremde Element aus Italien verdrängt werden. Es hatte schon damals einiges Aufsehen erregt, daß eine solche direkt gegen Oesterreich gerichtete Schrift von Piemont ausgehen konnte, aber es hat sich seitdem noch bei vielen anderen Gelegenheiten gezeigt, daß in Turin eine entschiedene Eifersucht auf den bei den übrigen italiänischen Höfen vorherrschenden Einfluß Oesterreichs besteht, und selbst in der Gazzetta Piemontese wird dieser Einfluß zuweilen, wenn auch auf sehr indirektem Wege, bekämpft.

Gegenwärtig ist eine andere Schrift eines italiänischen Granden, des Marchese Massimo d'Azeglio, erschienen, der durch seine historischen Romane — wir erinnern nur an seinen „Ettore Fieramosca" und den Assedio di Firenze — einen in seinem Vaterlande populair gewordenen Namen erlangt hat, und der nun in seiner neuesten, zu Livorno unter dem Titel Ultimi casi della Romagna erschienenen Schrift zum erstenmale, statt der Politik des Mittelalters, die der neuesten Zeit zum Gegenstande seiner Darstellungen und Betrachtungen macht. Es versteht sich von selbst, daß ein unter italiänischer Censur gedrucktes patriotisches Wort in Bezug auf die neueste Zeit viel leiser und vorsichtiger auftreten muß, als bei der Schilderung längst vergangener Zustände, obgleich auch hinsichtlich dieser — besonders wenn es sich um das Mittelalter und das Papstthum handelt — keine volle Freiheit gestattet ist. Inzwischen muß dem Herrn d'Azeglio zugestanden werden, daß er die Mängel und die Unordnungen der päpstlichen Verwaltung mit großer Offenheit darlegt und eine Reform derselben für unbedingt nothwendig erklärt. Den letzten Insurrections-Versuch in Rimini, welchen diese Schrift hauptsächlich zum Gegenstand hat, beklagt er als einen unbesonnenen und an sich nicht zu rechtfertigenden Streich, doch meint er, daß eine höhere unwiderstehliche Macht die jungen Leute angetrieben habe und diese darum weniger strafbar erscheinen möchten — eine Ansicht, die sich vielleicht auch auf ein anderes, noch viel unbesonneneres und noch weit weniger zu rechtfertigendes Ereigniß unserer Zeit anwenden läßt. Im Hintergrunde seiner Schrift schwebt indessen ein Gedanke, der mit dem des Grafen von Balbo ziemlich übereinstimmt und der bei den Italiänern, insofern sie keine Revolutionaire oder Republikaner sind, immer mehr Eingang zu finden scheint: der nämlich der Vereinigung Italiens unter einem einzigen nationalen Herrscher, der auch bei dem Marchese d'Azeglio kein anderer als der König von Sardinien ist.

Soll doch, wie französische Journale behaupten, seit zwei Jahren im Piemontesischen eine Denkmünze zirkuliren, auf welcher der König Karl Albert, umgeben von allen großen Männern Italiens, abgebildet ist, während die Rückseite einen mit der eisernen Krone geschmückten Löwen zeigt, der einen zweiköpfigen Adler zerreißt!

Man glaubt darum auch, daß die Schrift des Marchese d'Azeglio, obwohl in Livorno gedruckt, ihre eigentliche Unterlage in Turin habe, wie sie denn auch unbezweifelt zu mancherlei diplomatischen und anderen Erörterungen Anlaß geben dürfte.

Mannigfaltiges.

— Der Linguist Pfitzmayer in Wien. Das englische Athenaeum macht das Publikum auf einen deutschen Gelehrten aufmerksam, der, ungeachtet ziemlich bedeutender Leistungen in seinem Fache, in seinem eigenen Vaterlande außerhalb der gelehrten Kreise seines Aufenthaltsorts, nämlich Wiens, fast ganz unbekannt ist. Wir theilen hier nach den Notizen der englischen Zeitschrift Einiges über diesen Mann mit, dessen Lebenslauf, abgesehen von seinen wissenschaftlichen Leistungen, auch an sich nicht uninteressant ist; denn er gehört zu den achtbaren Persönlichkeiten, die bei ihrem Durste nach Wissen mit den drückendsten äußeren Verhältnissen zu kämpfen haben und, trotz der Schwierigkeiten, die sich ihnen dadurch entgegenstellen, sich den Weg zur Wissenschaft zu bahnen wissen.

August Pfitzmayer ward im Jahre 1808 in Karlsbad geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Als Knabe mußte er seinem Vater in den Geschäften seines Hotels zur Hand gehen, ohne anderen Unterricht zu genießen, als welchen die Stadtschule darbot, und in seinem elften Jahre ward er nach Dresden geschickt, um seine Studien als — Koch zu vollenden. Indeß muß er in diesem Fache keine große Fortschritte gemacht haben, denn wir finden ihn drei Jahre später in Pilsen, wo er das Gymnasium besuchte und zugleich zum erstenmale jenes erstaunliche Talent für Sprachstudien entwickelte, das seitdem zu seiner herrschenden Leidenschaft geworden. Zuerst verschaffte er sich eine gründliche Kenntniß des Englischen, Französischen und Italiänischen, welche Sprachen er sämmtlich gut und fließend spricht; bald fügte er zu diesen die dänische und russische Sprache hinzu, und endlich brachte er es so weit, daß er sämmtliche europäische Sprachen verstand, mit Ausnahme des Ungarischen und einiger slawischen Dialekte.*) Im Jahre 1827 fing er Türkisch an, ohne andere Lehrer als Vignier's ziemlich mangelhafte Grammatik und mit Hülfe der Bücher, die er in der öffentlichen Bibliothek von Prag fand. Allein — gelehrte Muße war dem Sohne des Karlsbader Gastwirths nicht beschieden: er mußte auf Mittel sinnen, sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Nachdem ihm daher seine Bemühungen, in die Dolmetscherschule in Wien aufgenommen zu werden, mißlungen waren, versuchte er es mit Jurisprudenz; da aber weder das Recht noch die Sprachen ihm was einbrachten, so faßte er endlich den Entschluß, sich der Medizin zu widmen, worauf er 1835 sich auf der Universität Prag die erforderlichen Grade erwarb. Ohne seiner ersten Neigung untreu zu werden, kehrte er nun nach Karlsbad zurück, um nominell als Arzt zu praktiziren, in der That aber Sprachen zu studiren, wovon die Folge war, daß er, obwohl täglich immer geschickter, mit den Vielen, die zu den Heilwassern des Sprudels zusammenströmen, in ihrer eigenen Sprache zu reden, doch so ungeehrt und unbelohnt blieb wie früher. Während dieser Zeit erwarb er sich gründliche Kenntnisse des Arabischen, und durch einen späteren Verkehr mit einigen Eingebornen Aegyptens machte er sich mit dem Koptischen bekannt. Im Jahre 1838 jedoch, nach dreijährigem Kampf mit seiner Neigung, warf er die Medizin bei Seite, ging nach Wien und vergrub sich in die orientalischen Schätze der kaiserlichen Bibliothek. Im Jahre 1839 erschien eine erste Frucht dieses Entschlusses in einer Uebersetzung einer türkischen Handschrift unter dem Titel: „Die Verherrlichung der Stadt Bursa, eine Reihe türkischer Gedichte von Lamy-y." Im Jahre 1840 erhielt er von der österreichischen Regierung die Erlaubniß, eine Zeitschrift unter dem Titel: „Das literarische Morgen- und Abendland" herauszugeben; aber die Gleichgültigkeit der Wiener und der Mangel an geschickten Mitarbeitern erstickten dieses Unternehmen im Keim. Seitdem hat sich Dr. Pfitzmayer auf die ostasiatischen Sprachen, nämlich Chinesisch, Mandschuisch und Japanesisch, gelegt, und nachdem er die Hauptschwierigkeiten, die sich einem glücklichen Studium der Sprache des Reichs der Mitte entgegenstellen, überwunden, ist er jetzt im Begriff, eine deutsche Uebersetzung nebst Kommentar von einem der ältesten und merkwürdigsten Denkmäler der chinesischen Literatur, den „Oden und Reden des Landes Tsu", von Sching Tsui Ling Kiün, herauszugeben. Er selbst schreibt darüber an einen auswärtigen Freund: „Diese Oden oder Reden sind wunderbare Poesien von ganz eigenthümlicher Art, von einem sehr erhabenen Styl, der aber frei von dem widernatürlichen Schwulst ist, welcher die meisten Poesien des Orients entstellt. Auch bemerke ich, daß, mit Ausnahme der lateinischen, mehr religiösen als poetischen Uebersetzung des Schi-King von einem früheren Missionair, und der französischen Uebersetzung des Lobes Mukdan's von dem Pater Amiot (Paris 1770), der Westen Europa's den chinesischen Musen bis jetzt fremd geblieben ist." Gegenwärtig beschäftigt sich Dr. Pfitzmayer vornehmlich mit dem Japanesischen; er gedenkt nächstens, theils Stücke der japanischen Literatur, theils, wenn er hierin von einer Regierung unterstützt wird, ein von ihm selbst mühsam zusammengestelltes japanisches Wörterbuch herauszugeben, welches vollständiger als alle vorhandenen seyn soll; denn es enthält 40,000 Wörter, während das 1830 erschienene japanesisch-englische Wörterbuch von Medhurst nur 7000 und das von Siebold (1840) wenig mehr als 20,000 enthält.

*) Es verdient hierbei wohl erwähnt zu werden, daß der bekannte Sinolog und Professor der orientalischen Sprachen in Berlin, Herr Dr. Schott, auch des Ungarischen und der slawischen Dialekte mächtig ist.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 39. Berlin, Sonnabend den 16. Mai 1846.

Ostindien.

Skizzen einer Seereise nach Ostindien.

(Aus dem Tagebuche eines Deutschen.)

..... Als ich aufs Verdeck kam, schimmerte noch ganz undeutlich ein ferner grauer Streifen am Horizont. — Es war der letzte Blick auf die vaterländischen Küsten; allmälig versanken auch diese schwachen Nebelstreifen in die schaumgekrönte Fluth. Wieder umgab und umwogte mich weites, weites Wasser — so weit das Auge reicht, nichts als ein endloses grünes Wellengetümmel. Und darüber wölbte sich blau und sonnig der Augusthimmel, bis er am fernen Horizont das Meer küßte.

Ringsum war es lebendig. Nicht wir allein hatten den günstigen Wind benutzt, um von Cuxhaven aus in See zu stechen. Mit uns segelten vier oder fünf andere Schiffe und glänzten mit ihrem weißschimmernden Segelgewölk, umleuchtet von Sonnenstrahlen, wie flüchtige Möven auf der dunklen Fluth. — Allmälig näherten wir uns dem Lootsenschiff, welches, von Wind und rastlosen Wellen umtobt, hier Jahr aus Jahr ein vor Anker liegt und dem aus fernen Gegenden heimkehrenden Seefahrer zuerst den Lootsen an Bord sendet, der das Schiff durch die vielen gefährlichen Sandbänke dieser Küste in den sicheren Hafen leitet. — Hier verließ uns der Lootse, derselbe, der mich vor langen Jahren schon einmal hinausgelootset auf eine ferne ungewisse Meerfahrt. — Ich übergab meine Briefe. Auch der Capitain hatte seiner Frau geschrieben und der kleine Schiffsjunge seiner Mutter, die ihm noch so lange nachgewinkt, als wir bei Glückstadt unter Segel gingen. Der Lootse packte alle Briefe in ein großes ledernes Portefeuille. Er drückte uns die harte Seemannshand zum Abschied: „Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!" Er sprang ins Boot; vier tüchtige Ruderer hatten ihn in wenig Augenblicken seiner Schiffsheimat zugeführt. — So war der letzte Abschied von der Heimat; denn mit dem Lootsen, der von Bord geht, zerreißt die letzte Verbindungskette zwischen dem Seefahrer und dem festen Lande. Erst dann fühlt man, daß jede rollende Woge den Raum vergrößert, der uns von der Heimat trennt.

Leichte Winde trieben uns bald in den englischen Kanal. Grell beschien die Sonne die Kreidefelsen bei Dover, als wir hineinsegelten. In schwachen lichtblauen Streifen sahen wir an der gegenüberliegenden Seite Frankreichs Küsten schimmern. Wir näherten uns später mehr und mehr der englischen, so daß wir Häuser und Leuchtthürme deutlich unterscheiden konnten. Nahe bei Dover auf einem Felsen-Plateau erhebt sich ein mittelalterliches Kastell und schaut mit drohenden Kanonen auf die Stadt und das Meer, welches seine Felsenstützen bespült. — Als es dunkel geworden war, blitzten an beiden Seiten glühende Leuchtfeuer auf — einige bald verschwindend, bald wie hüpfende Irrlichter hell wieder auftauchend in der dunklen Nacht, andere mit ruhig, beständig leuchtendem Schein dem Seefahrer seine Straße zeigend. Erstere sind die sogenannten Drehfeuer (revolving lights), um die sich ein theilweis durch Metallplatten verdeckter Schirm dreht, der die Flamme einige Minuten verbirgt und sie dann wieder zum Vorschein treten läßt — letztere die feststehenden Leuchtfeuer oder fixed lights, die jedoch wieder, damit der Seefahrer sie leichter unterscheiden kann, in verschiedenen Farben brennen, die auf den Karten des Kanals angegeben sind. Doch auch einzelne flüchtig bewegliche Lichter blickten hier und dort durch die Nacht, die brennenden Laternen verschiedener Dampfböte, die ihres Weges ziehen und dadurch die Segelschiffe vor ihrer schnellen Annäherung warnen.

Am folgenden Morgen befanden wir uns in der Nähe der Insel Wight und spähten vergeblich nach einem mitleidigen Fischerboot, welches für eine Flasche Branntwein und etwas gesalzenes Fleisch die Besorgung unserer letzten Briefe nach der Heimat übernommen hätte.

Einige Tage später versank auch das letzte Land von Europa, welches wir zu sehen bekommen, die englische Küste. — Wir befanden uns in offener See und steuerten mit leichtgeschwellten Segeln den Capverdischen Inseln zu. Die vielen Schiffe, welche uns im Kanal von allen Seiten umgaben, verschwanden eines nach dem anderen; jedes zieht schweigend seinen eigenen Weg und bekümmert sich nicht um das Loos des anderen. — Es umgiebt uns nichts als das tiefblaue Wasser des Atlantischen Oceans und blauer Himmel.

..... Man muß die Seekrankheit völlig überstanden haben, um sich einer Seereise erfreuen zu können, denn auch eine Seereise hat ihre Schönheiten und wechselnden Genüsse. In vierzehn Tagen gewöhnt man sich an das Schiffsleben und macht genugsame Fortschritte in der Berechnung der Gesetze des Gleichgewichts, daß man des Nachts ohne Gefahr, durch eine plötzliche Bewegung des Schiffes herausgeworfen zu werden, in seiner Coje festliegen kann und bei Tisch seinen Teller Suppe so künstlich zu balanciren weiß, daß er weder rechts noch links überläuft — man rutscht nicht mehr so leicht vom Stuhl herab und macht sich sogar mit der Schmutzigkeit des Kajütenwärters und den mannigfachen Farbenschattirungen der Tischtücher vertraut — man vermißt kaum mehr die Zeitung und die Milch beim Kaffee — aber auch erst dann kann man sich mit einer Seereise befreunden.

Wir hatten wunderschönes Wetter während der ersten Wochen unserer Meerfahrt. — Tiefblaues Meer, worauf schaumgekrönte Wellchen sich jagten, Sonnenschein, blauen, heiteren Himmel, durchzogen von durchsichtig hingehauchten Wolkenflöckchen. — Der Wind schwellt nur leise, leise die Segel, mit denen die Masten von oben bis unten bedeckt sind. Der Seemann nennt das ein Wetter, „wo man jeden Lappen beisetzen muß, der nur ziehen will." — Das Schiff liegt beinahe bewegungslos auf den Wellen und gleitet dennoch, getrieben von leichten Winden, ungefähr 1½ deutsche Meilen in der Stunde durch das Wasser hin. Nur leise höre ich in der Kajüte die Brandung der Wellen, welche das Schiff mit seinem scharfen Buge zertheilt, und das am Steuerruder schäumende Kielwasser. So sonderbar es klingen mag, nirgends am Lande bringt der Sonntag von selbst so viele stille Feier mit sich, als in solchem Wetter auf See. — Ist es doch, als ob Wind und Wellen auch Sonntag hielten. Während in der Woche die rastlose Thätigkeit der Schiffsmannschaft und der Wiederhall von den Werkzeugen des Zimmermanns in der Kajüte nachtönen, fühlt man sich des Sonntags wirklich überrascht durch die stille Feierlichkeit, die das Schiff durchzieht. — Da stehen keine Theertonnen, keine Farbentöpfe, kein Segel wird geflickt, kein Tauwerk ausgebessert. Das Verdeck ist schneeweiß mit Sandstein abgescheuert. Alles ist sonntäglich rein und sauber, selbst der Kajütsjunge und das Tischtuch, zwei Gegenstände, welche an Bord beinahe immer gleich schmutzig und farbenunbestimmt sind. Aber bei den Matrosen sieht es des Sonntags beinahe aus wie in einer Schneiderherberge. Man beschäftigt sich damit, Hosen und Jacken zu nähen oder die in der Woche schadhaft gewordenen wieder auszuflicken. Schuhe und Stiefel werden reparirt — Andere liegen nonchalant auf dem Verdeck hingestreckt, ein Buch in der Hand, die Zigarre im Munde, und lassen sich von den Wellen etwas vormurmeln — Kisten und Koffer werden ausgepackt und wieder eingepackt, wäre es auch nur zum Zeitvertreib. Aber welche Beschäftigung auch ein Jeder vorhabe, aus allen blickt der Sonntag hervor — aus der phlegmatischen Seelenruhe eines jeden Einzelnen spricht sich deutlich der Gedanke aus, ich könnte ja den ganzen Tag mit Nichtsthun hinbringen, wenn ich wollte.

Den 14. September ragten am fernen unbestimmten Horizont die zackigen Spitzen einer hohen Bergkette aus nebelgrauen Wolkenschichten hervor, die der Insel St. Anthony, der westlichsten der Capverdischen Inselgruppe. Nach und nach zogen die tiefliegenden Wolken wie ein Vorhang in die Höhe, und das ganze Land zeigte sich uns ziemlich deutlich.

Allmälig näherten wir uns dem Aequator, und die Temperatur wurde merklich wärmer. Jedoch nur wenn, wie es in diesen Gegenden häufig der Fall ist, gänzliche Windstille eintritt, ist die Hitze drückend. Mit banger Sorge sieht der Seemann sie kommen. Allmälig stirbt der Wind hin, der noch leise die Segel schwellte und die Meeresfläche zu ganz kleinen Wellchen kräuselte. Matt hängen die Segel von den Raaen, Welle schließt sich an Welle und stirbt zuletzt hin in langer spiegelglatter Wasserfläche. Kein Lüftchen kühlt die Atmosphäre — die Sonne glüht brennend herab auf Schiff und Meer. Mattblau, von keinem einzigen Wölkchen durchzogen, schließt sich der Horizont an das tiefblaue Wasser, als wolle er sich versenken in der kühleren Fluth. — Lautlos, bewegungslos, wie gestorben ruht auf den Wellen das Schiff, wie eine gewaltige todte Riesenschnecke. Die Sonne versinkt, Mond und Sterne steigen herauf am wolkenlosen Himmelsgewölbe, aber sie bringen kein Lüftchen. Todt und ruhig, tageshell und wonnig lau sind die tropischen Nächte. Lange Silberstreifen wirft der Mond auf das Wasser — feuchter Thau fällt vom Himmel und kühlt die Luft. — Es liegt in der Luftbeschaffenheit mondklarer Nächte in der Nähe des Aequators etwas so unbeschreiblich Ruhiges, das Gemüth Ansprechendes, daß sich der Gedanke davon nicht in Worte hüllen kann, aber wie blühende Frühlingsblumen duftet es stille unbeschreibliche Wonne in das Menschenherz. — Allmälig verbleichen wieder die Nachtgestirne, die Sonne taucht wieder glühend empor aus dem Wellenschoß, aber kein Lüftchen, kein einziger spielender Windstoß kräuselt das Meer. — Auf solche Weise vergehen oft Wochen. — An solchen mondhellen Abenden, wenn heiter der Himmel, still die Winde und Wellen und lau die Luft, dann tönt wohl von vorn am Schiff, wo die Matrosen wohnen, kräftiger Männergesang oder Tanzmelodieen nach Strauß und Gungl, auf einer Violine

und Flöte. Beide Instrumente werden von zwei Matrosen ziemlich gut gespielt. Dann ist vorn Ball auf dem Verdeck. Walzer verschiedener Art, schottische, tyrolische, dänische und andere nordische Nationaltänze, worunter der eigenthümliche sogenannte Siebensprung, werden auf dem beschränkten Raum, der dort zum Tanz übrig bleibt, aufgeführt. Denn der Matrose freut sich der stillen Winde, weil dann, wie der alte Segelmacher der „Sophie" sich auszudrücken pflegte, die blanken Thaler ihnen in die Hände rollen, denn je länger die Reise, desto größer der Lohn, der ihnen bei glücklicher Wiederankunft im Hamburger Hafen ausgezahlt wird und dort schnellmöglichst in die Taschen der tausend Wirthe des Hamburger Berges rollt.

(Schluß folgt.)

Belgien.

Ungedruckte Memoiren des Fürsten von Ligne.

(Schluß.)

Wir können den Verfasser nicht bei der Erzählung der Kleinigkeiten begleiten, welche zum großen Theil sein Leben ausfüllen: wir müssen uns darauf beschränken, das Bedeutendste aus diesen Fragmenten auszuwählen. Zuerst eine Charakteristik Katharina's II. Der Fürst von Ligne war immer einer der glühendsten Bewunderer Katharina's; er hat die Welt mehr als jeder Andere mit ihr bekannt gemacht. Die Details, die hier folgen, waren bisher noch nicht veröffentlicht: „Folgendes sind einige Züge von dem Bilde der Kaiserin von Rußland: sie ist ein Gemisch von Seele und Verständigkeit, von Schwung und Energie. Das sind die vier Säulen, die den großen Koloß, den sie regiert, tragen. Sie hat keine leichte Fassungskraft: man muß ihr nie einen sehr feinen Scherz sagen, sie versteht ihn oft unrecht; er muß so einfach seyn, wie sie ist und wie sie selbst welche macht. Ihre Majestät ist ein wenig empfindlich: hat man einmal ihre kaiserliche Eigenliebe, sey es, was den Krieg oder die Finanzen, oder selbst ihr Klima betrifft, gereizt, so ist ihre gute Laune dahin, und weit entfernt, sich zu rächen, selbst für eine wirkliche Beleidigung, schränkt sie nur ihre Vertraulichkeit ein, und man hat Mühe, ihre Gunst wieder zu erlangen. Sie ist außerordentlich gutherzig: nach einer langen Arbeit, die man für einen Allianz- oder Theilungstraktat Europa's oder Asiens gehalten hätte, findet es sich, daß es nur die Angelegenheiten eines Freundes sind, den sie z. B. bewegen will, keine Schulden mehr zu machen.

„Um das oben Behauptete, daß sie zuweilen unrecht verstehe, zu beweisen, will ich folgendes Geschichtchen erzählen, das mir vielen Spaß machte, obgleich ich Herrn von Ségur (den damaligen französischen Gesandten am russischen Hofe) sehr liebte. Nach einem Siege singt man überall das Te Deum: es ist Sitte in Rußland, daß ein Kabinets-Minister dann mit lauter Stimme den Bericht von der Schlacht abliest, mit den Namen der Getödteten, Verwundeten und derer, die sich ausgezeichnet. Die glückliche und sonderbare Affaire von Kinburn veranlaßte sofort ein solches Te Deum. Als die Kaiserin, davon zurückkehrend, durch den Saal kam, wo man ihr die Hand küßt, sagte sie zu Herrn von Ségur: „Ich bitte Sie sehr um Verzeihung, daß ich Sie so lange warten lassen." Als liebenswürdiger Schmeichler von gutem Geschmack, erwiederte er: „Madame, ich habe meinen Entschluß gefaßt, obwohl mit Schmerz — denn das wird unerträglich seyn, wir werden dergleichen Ceremonien alle Tage haben." Auf diese Schmeichelei, welche sagen wollte, daß er sich fortwährend auf Siege gefaßt mache, sagte die Kaiserin zu mir: — „Haben Sie die üble Laune des Grafen von Ségur bemerkt? Diese Franzosen können sich an mein Glück nicht gewöhnen." Vergebens wollte ich ihr dies ausreden. Mit dem Schein der größten Geistesgegenwart hörte sie nicht oder glaubte vielleicht, daß ich ihr Recht gäbe. Ségur war in Komplimenten nicht glücklich. Eines Tages, da man vor ihr von Peter I. sprach, und da ich ohne Geist, aber mit Wahrheit sagte, daß sie höher als er stehe, bestätigte es ihr Ségur, indem er hinzufügte, daß Peter nicht mit ihr zu vergleichen sey. „Sie haben Recht, Herr Graf", sagte sie zu ihm, „daß man uns nicht vergleichen kann." Er wünschte sich zum Teufel, und ich konnte mich vor Lachen nicht halten.

„Unter den vielen Gelegenheiten, wo ich ihren tiefen Verstand kennen lernte, erinnere ich mich noch der folgenden. Als ich beauftragt war, ihr einen Plan zu machen, wie die Operationen unserer Armeen mit den ihrigen verbunden werden sollten, sagte sie zu mir: „Schreiben Sie dem Kaiser, daß dies die Art ist, wie man Alliirte mit einander entzweit. Man kann nie genau das Maß der gegenseitigen Verpflichtungen, besonders aus solcher Ferne, bestimmen. Man beklagt sich immer über einander. Wir haben dasselbe Ziel. Jeder suche es auf seine Weise zu erreichen. Was Jeder für sein Interesse thun wird, wird das des Anderen befördern. Ich bin seiner Freundschaft sicher, und er der meinigen: das ist mein ganzer Plan." — Es ist ihr Grundsatz, nicht zu erlauben, daß man ihr von Geschäften rede, entweder damit sie nicht im Gespräch sich fortreißen lasse, oder weil sie die Langeweile fürchtet. Alles muß durch ihre Minister gehen, die nur Kanäle sind, welche zu ihrem Ocean von Weisheit führen: denn ihr Kopf ist ihr Kabinet. Die Kaiserin ist nie größer als im Unglück. Sie würde ihren letzten Diamanten, den letzten Zoll ihres großen Reichs, ja ihr Leben lieber hingeben, ehe sie, ich will nicht sagen, eine Niederträchtigkeit, sondern einen Schritt thäte, der nicht ehrenvoll wäre.

„Daß die Kaiserin von den Unthaten, deren man sie beschuldigte, keine Ahnung hatte, geht unter Anderem daraus hervor, daß sie eines Tages im Scherz zu uns sagte: „Wir wollen Herrn Narischkin erwürgen." Sie muthmaßte nur, daß man ihr den Tod Peter's III. Schuld geben würde; denn als man ihr denselben bei dem Grafen Panin, wo sie sich gerade befand, meldete, ward sie erschreckt und krank, was wohl nicht aus Verzweiflung über den Tod eines Mannes seyn konnte, den sie vom Thron gestürzt und der sie am anderen Tage hätte einsperren lassen, den sie aber nicht umzubringen befohlen. Die Leute Peter's, mit denen ich in Oranienbaum gesprochen, erzählen die Geschichte Jedem, der sie hören will. Aber ein schlechtes Subjekt, wie ein Herr von Ruthières, des Massons, des Chantreau und Andere, haben die Neugier stacheln und Europa unterhalten wollen, eben so durch den Tod des Prinzen Iwan und den der Großfürstin. Aus Liebe zur Wahrheit und damit mir das Vergnügen, den ganzen Tag bei ihr zu seyn, durch nichts getrübt würde, habe ich mir über alle diese Thatsachen Licht zu verschaffen gesucht. Man braucht nur die Kaiserin zu sehen, zu hören und die Geschichte ihres Lebens zu kennen, um von ihrer Güte, ihrer Gerechtigkeit und ihrer unerschütterlichen Sanftmuth überzeugt zu werden."

Dieses Zeugniß des Fürsten, als eines scharfblickenden klugen Mannes, verdient jedenfalls Beachtung. Interessant sind noch folgende Bemerkungen über den Nachfolger Katharinens:

„Der Großfürst (nachher Paul I.), mit dem ich, was sonderbar genug ist, eben so gut stand wie mit seiner Mutter, und dem ich immer Vorwürfe darüber machte, daß er sich dieser nicht genug nähere, da er immer ihr gegenüber den Schein eines in Ungnade gefallenen Höflings annimmt, sprach mit mir von dem Grundübel seiner Nation, indem er behauptete, daß man die Kaiserin nur zum Besten habe, und daß Alles, was wir in Taurien gethan und gesehen, nur eine Fabel sey. Ich entgegnete hierauf: „Es ist Taschenspielerei dabei vorgekommen, aber auch viel Reelles. Wie können Ew. Kais. Hoheit übrigens verlangen, daß eine Frau Alles selbst ergründe, daß sie die Berge erkletiere und dann wieder herunterspringe, um zu sehen, was hinter der Leinwand vorgeht?" — „Gewiß", antwortete er, „das ist unmöglich: darum wollen diese russischen Bettler auch nur von Frauen regiert seyn." — Der Fürst von Ligne hegte übrigens für den Charakter Paul's eine ganz besondere Achtung. „Zwei Drittel von Katharina und ein Drittel von Paul I.", sagt er, „würden aus ihm den größten, den besten und glücklichsten Souverain der Welt gemacht haben, ehe er seinen Verstand verlor."

Auch über Joseph II. äußert sich der Fürst in diesen Fragmenten, und zwar mit weniger Zurückhaltung als in den bisher schon gedruckten Briefen. Er spricht von ihm bei Gelegenheit des Aufstandes in den damals österreichischen Niederlanden. Die Belgier hatten unter Maria Theresia sehr glücklich gelebt; sie sprechen noch, wie von gestern, von der väterlichen Regierung des guten Fürsten Karl von Lothringen. Diejenigen, welche den Charakter und die Idee Joseph's II. kannten, sahen bei seiner Thronbesteigung vorher, daß er Alles verderben würde. Er war von der Sucht, zu reformiren, Reglements zu machen und sich in Kleinigkeiten zu mischen, besessen. Sein Geist hatte die Beweglichkeit, welche Alles umgestalten will, ohne die Kraft, die zu vollenden vermag. „Dabei hatte er (bemerkt Ligne), obgleich von Natur nicht hart, sich zum Grundsatz gemacht, es zu seyn. Mylord Malmesbury fragte mich ein Jahr vor dem Beginn seiner Regierung, was ich von Joseph erwartete? Ich antwortete ihm: Es wird ein Mensch seyn, der immer wollen wird, ohne zur That zu kommen. Seine Regierung wird eine beständige Lust zu niesen seyn, oder, wenn Sie wollen, eine Art Rothlauf, wie der, dem sein Körper unterworfen ist.

„Dieser Fürst, der ohne jene Unruhe und Beweglichkeit, die ihn zum Grabe geführt, der beste Monarch gewesen wäre, hat bis zu seinem letzten Augenblicke methodisch gedacht. Er verbot, daß man die Leiche einer eben verstorbenen Erzherzogin in der Kapelle ausstelle, „da", wie er sagte, „morgen oder übermorgen der meinige dahin kommen muß. Man muß ihn anderswohin bringen, wo er Niemanden in den Weg kommt." Und er bezeichnete den Ort.

„Systematisch in Allem, unterdrückte er seine guten Anwandlungen, wenn er glauben konnte, daß er ihnen nachgeben würde. Sobald er in einer Unterhaltung merkte, daß er nahe daran sey, etwas Vertrauen zu zeigen, besann er sich schnell, legte seine liebenswürdige Manier ab und nahm ein zurückhaltendes und gezwungenes Wesen an.

„Die sprüchwörtliche Apathie der österreichischen Verwaltung brachte ihn zur Verzweiflung. Eines Tages sagte er mir, das viele Arbeiten habe ihn ganz geschwächt, und besonders klagte er über seine Augen. Als ich ihm wegen dieser Ueberanstrengung Vorwürfe machte, fügte er hinzu: „Wie soll ich in meinem Lande ohne Geist und Seele, ohne Eifer und Feuer bei der Arbeit fertig werden? Ich tödte mich, weil ich die, welche ich arbeiten lasse, nicht erwärmen kann, aber ich möchte doch nicht sterben, ehe ich die Maschine so aufgezogen, daß man sie nicht mehr in Unordnung bringen könnte, auch wenn man Lust dazu hätte."

„Bei seinen unpolitischen Reformen trieb er die Kleinigkeitskrämerei ins Lächerliche. Als ich eines Tages, als einer der 36 General-Adjutanten oder Kammerherren, den Dienst bei dem Kaiser hatte, kam ein italiänischer Priester mit einem sehr sonderbaren, ja abgefeimten Gesicht und bat mich, ihn zu melden. Ich that es nicht. Es war zu der Zeit, wo der Kaiser wie ein Kind Alles ergriff und wo ein Kapuziner mir erzählte, er komme, um Se. Majestät zu bitten, daß es dem Kloster erlaubt werde, wieder wie früher durch die Nase zu singen. Er hatte nämlich diesen ehrwürdigen Patres verboten, nach ihrer Façon die Psalmen abzuleiern."

Wir schließen unsere Auszüge mit dem Portrait eines Mannes, der zwar den Lesern weniger bekannt ist als die eben geschilderten Persönlichkeiten, aber doch als Leiter einer großen Monarchie einer von den Männern war, deren Händen das Schicksal Europa's eine Zeit lang anvertraut war, nämlich des Freiherrn von Thugut, der in den letzten neunziger Jahren an der Spitze

der Geschäfte oder wenigstens des auswärtigen Ministeriums in Oesterreich stand und in dieser Stellung auf die Revolutionskriege und die ersten Kriege mit Bonaparte einen bedeutenden Einfluß übte. Wir haben schon oben von der Feindschaft zwischen ihm und dem Fürsten von Ligne gesprochen; man merkt es der Zeichnung, die dieser von ihm giebt, an, daß er ihm seine Vernachlässigung nicht verzeihen konnte. Auch muß die Charakteristik aus diesem Grunde wohl mit einiger Vorsicht aufgenommen werden; doch bleibt sie immer merkwürdig: sie macht uns die eigenthümliche Beharrlichkeit und Geduld erklärlich, die Oesterreich in seinem Kampfe mit der Revolution gezeigt hat. Nie ist das Wiener Kabinet des Besiegtwerdens müde geworden; drei stattliche Armeen, die von den Alpen herabstiegen, waren hinter einander unter den siegreichen Schritten des jungen Bonaparte vernichtet, als zwei Jahre darauf Oesterreich sich von seinen Schlägen wieder erhob, Rußland zu Hülfe rief, Italien wieder eroberte, Genua blokirte und schon in die Provence vordrang. Herr von Thugut hat einige Züge von Pitt und ergänzt ihn durch gleiche Beharrlichkeit. Diese beiden Männer, welche mit dem Gewicht ihres geduldigen Zornes sich gegen die Revolution stemmten, waren, ohne es zu wollen, die indirekten, aber kräftigen Hebel der Napoleonischen Größe und der maßlosen Entwickelung des Kaiserreichs. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Urtheil, das über Herrn von Thugut von einem Manne gefällt wird, der ihn mit dem hellen Blick der Antipathie beobachtet, ein Urtheil, das hier zum ersten Mal vor dem Publikum erscheint, wohl geeignet, die Geschichtschreiber dieser großen Zeit zu interessiren.

„Ein Wort", sagt der Fürst von Ligne, „kann viel Schaden stiften. Will man wissen, wodurch ich das Kommando in diesem Kriege verscherzt habe? Ich hatte, als man dem Günstling Godoi in Spanien den Titel eines Friedensfürsten gab, gesagt, Thugut sey der Friedens-Baron. Dieses Wort machte so sehr die Runde und zugleich schien es so richtig, daß er es mir nie verziehen hat.

„Wenn Heinrich IV. König der Juden statt König von Frankreich und Navarra gewesen wäre, und wenn statt seines offenen, liebenswürdigen und heiteren ein bitteres, spöttisches oder geringschätziges Lächeln auf seinen Lippen gelagert hätte, so wäre der Freiherr von Thugut ihm ähnlich gewesen. Es ist derselbe Schnitt des Gesichts, aber nicht des Herzens und des Geistes. Seine Augen sind sehr geistreich, seine Unterhaltung ist nicht ausgezeichnet, aber hat auch gerade nichts Gemeines. Seine Höflichkeit ist vielleicht die eines Subalternbeamten, aber seine Manieren sind fein, und besonders besitzt er die Tugend, Andere anzuhören. Er hat, aus Furcht, er könnte durchschaut werden, nie so viel gesprochen, daß man wissen könnte, ob er im Allgemeinen Kenntnisse hat. Nur was ihm sieben Jahre hindurch ge- und mißlungen ist, beweist, daß es ihm daran in seinem Ministerium (dem der auswärtigen Angelegenheiten) fehlte, dem er noch die Autorität von drei oder vier Departements, die ihn mehr als das seinige beschäftigten, hinzugefügt hatte.

„Er hat das Glück gehabt, verleumdet zu werden. Er ist vielleicht der Einzige, dem dies von Nutzen gewesen. Man hat bald gesagt, daß er von Frankreich, bald, daß er von England bestochen sey; er hat über diese unwissende Bosheit gelacht und sie dazu benützt, verkünden zu lassen, daß er, statt eigennützig zu seyn, zweimalhunderttausend Gulden, die ihm sein Kaiser angeboten, ausgeschlagen habe. Man hat ihm bald russische, bald englische Gesinnung vorgeworfen. Indem er sich abwechselnd mit beiden Höfen entzweite, hat er gezeigt, daß ihm an dem einen so wenig liege als an dem anderen. Weil Preußen ihn durchschaute, hat er demselben einen Haß geweiht, der unserer Monarchie (der österreichischen) vielen Schaden gethan. Es war ihm sehr lieb, daß man ihn für einen Menschen ausgab, der sich von einigen fremden Ministern leiten läßt. Dies diente ihm vielmehr dazu, sie, wenn er ihrer bedurfte, zu unterjochen, ohne daß sie es bemerkten.

„Er gab gewöhnlich unbestimmte und mündliche Instructionen, und nie konnte etwas Schriftliches von ihm den retten, den er vorher kompromittirt oder verleugnet hatte. Besonders wurde sein Sündenbock mit dem Kapitel der Niederträchtigkeiten belastet, und so sind alle die, welche er in Betreff Malta's begehen ließ, in diesem Augenblick zum Theil Schuld an Europa's Unglück .... Denen, die er protegirte, gewährte er eine schwache Stütze, aber wenn er fähig gewesen wäre, irgend Jemanden Gutes zu thun, so hätte er auf Undankbarkeit gegen ihn eben so wenig Werth gelegt, als auf die seinige gegen seine Wohlthäter. Nach Verlauf von acht Tagen bewies er dieselbe den Fürsten von Kaunitz, von Stahrenberg, von Rosenberg und Colloredo, denen er auf der Stelle alle Autorität und das ganze Vertrauen des Monarchen entzog.

„Seine Vorliebe für den orientalischen Despotismus stammt wahrscheinlich von seiner Gesandtschaft in Konstantinopel her; aber er zeigte sie erst in der höchsten Stelle .... Man hat gesagt, er wolle die Monarchie zu Grunde richten: das ist nicht der Fall. Er hätte sie gern vergrößert; aber er hat lieber sie als seine Autorität gefährden wollen. Eben so ist es nicht wahr, daß er darauf ausging, das Königreich Neapel zu ruiniren: er wollte weiter nichts, als Mack zu Grunde richten.

„Man hat geglaubt, er verstehe sich nicht auf Menschen; er hat über seine schlechten Ernennungen gelacht, die er auf die Rechnung Anderer setzte; aber er lachte nicht über die Siege des Erzherzogs Karl und Clerfayt's, die er Beide sofort zurückrufen ließ. Er lachte über die Demüthigung, die er allen Generalen des Reichs zuzog, indem er erklärte, er lasse, da er keinen fand, der sich schlagen wolle, einen aus einer Entfernung von achthundert Meilen kommen *); aber er lachte nicht, als dieser sich seinen Instructionen entziehen wollte, um nur sich das Ende des Krieges zu verdanken.

*) Suwarow.

„Eines seiner Mittel war, Alles in eine dichte Wolke zu hüllen, damit man erst auf die Länge und, wenn die erste Wirkung vorüber sey, die seiner schlechten Berechnungen entdecke. Durch die Nothwendigkeit des Geheimnisses, die er immer geltend machte, hatte er auch alle Geschäfte an sich gezogen. Man hat ihn der Trägheit beschuldigt; er machte Alles selbst, bis auf seine Adressen und auf die Abschriften, wenn er deren bedurfte. Mit seiner Trägheit war es gleichwohl richtig. Er antwortete Niemanden, ließ die Couriere ein Jahr warten; er hat das Geld seiner provisorischen Gouvernements behalten, nicht um es für sich unterzuschlagen, sondern nur aus Nachlässigkeit. Er hat kürzlich Berge von Papieren verbrannt, die er nicht einmal entsiegelt hatte. Wenn er etwas that, so war es, um Andere am Thun zu hindern und damit Alles von ihm abhänge.

„Um sich für das Vertrauen, das sich Lehrbach bei der Armee erworben, zu rächen, hat er in drei Wochen hunderttausend Mann, hundert Millionen, die Ehre und Oesterreich zu Grunde gerichtet .... Mit nicht mehr Geist als er hat, aber mit mehr Gemüth und Gerechtigkeit, einer kleineren Meinung von sich und einer besseren von den Anderen, weniger Neid, Groll und Bosheit hätte er ein großer Minister seyn können. Er hat einige Thränen vergossen, als er es zu seyn aufhörte. Ich hätte ihm die der Wuth verziehen, aber es waren nur Thränen der Schwäche, daß ihm, trotz sechswöchiger sehr niedriger Intriguen, die Zügel so vieler Gouvernements entschlüpften. Bis er sie wieder ergreift, gleicht der Freiherr von Thugut den Kardinälen Richelieu und Mazarin durch die beiden letzten Verse ihrer Portraits in der Henriade:

Richelieu, grand, sublime, implacable ennemi,
Mazarin, souple, adroit et dangereux ami."

Frankreich.

Lacretelle, als Geschichtschreiber des Konsulats und der Kaiserzeit.

Der Veteran der französischen Historiker, Charles de Lacretelle, hat bekanntlich ganz gleichzeitig mit seinem jüngeren Kollegen in der Akademie, Herrn Thiers, eine „Geschichte des Konsulates und des Kaiserreiches" erscheinen lassen. *) Lacretelle hat die Ereignisse, die er beschreibt, nicht blos selbst mit erlebt, sondern er gehört auch zu den Ersten, die überhaupt jemals über diese Ereignisse geschrieben; denn er war Mitarbeiter am Journal des Débats unmittelbar nach der Begründung dieses Blattes, und wenige Tage nach der Erstürmung der Bastille lieferte dasselbe aus seiner Feder Betrachtungen über dieses Ereigniß wie über die Arbeiten der konstituirenden Versammlung. **) Er war damals etwas über zwanzig Jahr alt, ist also in gleichem Alter mit Alexander von Humboldt, und wenn sein jetziges Werk auch weit entfernt davon ist, die Bedeutung des „Kosmos" zu haben, so darf es doch auf den gleichen Vorzug Anspruch machen, als das Resultat des vielbewegten Lebens eines sich immer gleich gebliebenen, regen Geistes angesehen zu werden.

Lacretelle war der erste, der noch vor Mignet und Thiers eine „Geschichte der französischen Revolution" schrieb, die eben so wie seine „Geschichte von Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts" ins Deutsche übersetzt wurde. Weniger bekannt ist in Deutschland seine Histoire des guerres de religion. Seiner politischen Gesinnung nach ist er stets ein Freund des Fortschritts und ein Gegner der Reaction gewesen. Vor der Militair-Revolution vom 18. Fructidor (3. Sept. 1797), durch welche die Direktoren Pichegru und Barthélemy gestürzt wurden, hatte er bereits gegen dieselben und deren Hinneigung zum ancien régime geschrieben, und eine Folge davon war, daß er auf zwei Jahre seiner Freiheit beraubt wurde. Nicht minder trat er während der Restauration, als Mitglied der französischen Akademie, im Schoße derselben gegen das Peyronnetsche „Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe" auf, und eine Folge davon war, daß er seinen Lehrstuhl als Professor der Geschichte an der Pariser Faculté des Lettres verlor.

Die beiden gleichnamigen Werke von Thiers und von Lacretelle unterscheiden sich eben so, wie ihre Verfasser: das eine ist das Werk eines Staatsmannes und das andere das eines liebenswürdigen Gesellschafters. Man hat die Geschichte des Herrn Thiers mit einem neugebildeten französischen Worte, das durch das deutsche „Ministerbuch" nicht ganz zutreffend übersetzt wird, ein „livre ministre" genannt. Damit ist zugleich sehr richtig bezeichnet, daß der Verfasser, er mag schreiben was er will, sey es nun ein Zeitungsartikel, oder ein Bericht über einen Gesetzentwurf für die Deputirtenkammer, oder endlich eine Geschichte von Frankreich, immer den Ministerposten im Sinne hat, von dem er sich nur verdrängt glaubt, um ihn morgen oder übermorgen wieder einzunehmen. Lacretelle's Geschichte müßte dagegen ein „livre causeur", ein „Unterhaltungsbuch" genannt werden, dessen Verfasser keinen anderen Zweck als die Unterhaltung und Belehrung derjenigen vor Augen hat, denen er die Erlebnisse eines 76jährigen Greises erzählt.

Als Historiker, der den Ereignissen, die er darstellt, nahe stand und zwar stets mit prüfendem Blicke nahe stand, gewährt uns Herr v. Lacretelle ein mehr aus dem Leben gegriffenes, wenn auch weniger romantisches Bild der Kaiserzeit, als diejenigen Schriftsteller, die diese Zeit nur in ihrer Kindheit an sich vorübergehen sahen oder vielleicht noch gar nicht mitgelebt. Ja, obwohl uns nur ein Zeitraum von 30—40 Jahren von jener Epoche trennt, erscheint sie uns doch schon, und zwar hauptsächlich durch die Phantasie einiger neueren Schriftsteller, denen in Deutschland z. B. H. Heine vorangegangen,

*) Beide Werke tragen ganz denselben Titel: Histoire du Consulat et de l'Empire. Von dem des Herrn Lacretelle sind bisher zwei Bände (Paris bei Ampot) erschienen.

**) Man sehe in dieser Beziehung seine interessanten Memoiren, die 1842 unter dem Titel Dix années d'épreuves pendant la révolution erschienen.

wie in einem romantischen Schleier gehüllt. Diese Schriftsteller machen aus der Geschichte Napoleon's eine Epopöe, behandeln ihn und seine Marschälle wie den König Arthus und dessen Tafelrunde, und da thut es denn Noth, daß zuweilen ein nüchterner deutscher Prosaiker, wie etwa der alte Ernst Moritz Arndt, dazwischenfahre und uns daran erinnere, daß der „Korse" auch seine sehr unromantischen Seiten gehabt, und daß namentlich wir Deutschen nicht gerade Ursache haben, unseren Kindern die Erzählung seiner Siegeszüge als ein Buch für das Leben zu empfehlen.

Herr Lacretelle zerstört auch den Franzosen manches Traumbild, dessen Held der „Kaiser" ist. Er erzählt ohne alle Phrasen, von denen auch Thiers nicht freizusprechen, was man zur Zeit des ägyptischen Feldzuges und des 18. Brumaire von dem etwas soldatischen Verfahren Bonaparte's dachte, und wie die Freunde der Freiheit anfangs mißtrauisch und dann auf das tiefste niedergeschlagen den Schritten des ersten Konsuls folgten, bis er den Gipfel der Alleinherrschaft und des Despotismus erreicht hatte. Er führt uns in das Innere des kaiserlichen Palastes, wo die Frau, die Brüder und die Schwestern Napoleon's kleine Komödien neben dem großen Weltdrama aufführten und das letztere zuweilen durch die seltsamsten Zwischenspiele und mit komödiantischer Ueberhebung unterbrachen. Mancher Halbgott erscheint uns da freilich als ein gewöhnlicher Mensch, aber Geschichte wollen wir ja auch nicht aus Homerischen Heldengedichten, sondern aus solchen Darstellungen lernen, die uns die Menschen schildern wie sie sind.

Ganz neu erscheint uns unter Anderem in der Darstellung Lacretelle's seine Auffassung der literarischen Zustände während der Napoleonischen Herrschaft. Man pflegt diese gewöhnlich heutzutage als sehr untergeordnet zu betrachten. Lacretelle nimmt jedoch mit Eifer Partei, namentlich für die Unabhängigkeit des Charakters, die damals in der Literatur vorgeherrscht, wenn es auch unter den Schriftstellern an Geistern ersten Ranges gefehlt hat. Frankreichs Autoren galten und gelten meistens für feil, aber zur Zeit des Konsulates und der Kaiserzeit waren sie es gerade am wenigsten. Man weiß, daß selbst Voltaire es nicht verschmähte, den Höfling Ludwig's XV., den er mit Trajan verglich, und der Frau von Pompadour zu machen, und wenn diesem Könige nicht auch von den philosophischen Encyklopädisten Weihrauch gestreut wurde, so war dies blos insofern seine Schuld, als er sich nie um sie bekümmerte. Unter Napoleon dagegen hat die Gelehrtenrepublik niemals ihre Würde verletzt. Chateaubriand sandte dem ersten Konsul nach der Ermordung des Herzogs v. Enghien seine Beglaubigungsschreiben als bevollmächtigter Minister zurück und schrieb nie eine Zeile, um die kaiserliche Majestät zu feiern. Frau v. Staël machte sogar direkte Opposition gegen den Helden des Tages, und dieser wußte die Feder der geist- und muthvollen Frau nur durch ein Verbannungs-Dekret zu besiegen. Ducis schlug die Würde eines Senators aus, und als man von ihm eine Ode auf den Ruhm erwartete, dichtete er eine Epistel an die Freundschaft. Delille bewaffnete sich mit der Poesie wie mit einem Schilde gegen die Lockungen des Kaisers, und statt den Sieg zu feiern, besang er die Frömmigkeit. Lebrun hatte anfangs den jungen Besieger von Italien durch einige Verse verherrlicht, aber später wehrte er dessen Gunstbezeigungen durch einige beißende Epigramme von sich ab. Chénier, Daunou, de Tracy, Volney und viele Andere zogen die kaiserliche Ungnade dem Gewerbe des Höflings und Schmeichlers vor. Nur die mittelmäßigen Federn waren zu jener Zeit käuflich. Freilich rühmt man sich in Frankreich auch heutzutage viel, daß man nicht für, sondern eher gegen die herrschende Macht schreibe, aber man hat gut sich rühmen, wenn man sich und sein Talent wie ein Stück Landes auf fünf oder zehn Jahre an irgend einen Spekulanten verpachtet; wenn man für drei oder vier Feuilletons zugleich nach dem Erfordern des Tages schreibt, um dafür ein Lukullisches Leben führen zu können; wenn man nicht im Solde eines Königs wie Ludwig XIV., oder eines Kaisers wie Napoleon, sondern des Herrn Emile de Girardin oder anderer geschickter Leute steht, denen es gelungen, eine Actiengesellschaft mit einigen hunderttausend Francs für ihr Journal zusammenzubringen. Durch Talent mag man heutzutage wohl die Literaten der Kaiserzeit übertreffen, aber gewiß nicht durch Uneigennützigkeit.

Mannigfaltiges.

— **Herr Appert und die einsame Haft.** In dem zu Berlin in französischer Sprache erscheinenden Wochenblatte L'Abeille dankt Herr B. Appert, „de la Société Royale des prisons de France", der deutschen Presse für die Zustimmung, die seine Bemerkungen gegen die einsame Haft (in dem Buche Voyage en Prusse) überall gefunden. Er sieht diese Zustimmung, so wie den Umstand, daß sich bisher keine Stimme von Bedeutung gegen ihn und das von ihm nach anderen Prinzipien vorgeschlagene Gefängnißsystem erhoben, als einen Beweis an, daß die von Nord-Amerika und England aus empfohlene einsame Haft keinerlei Billigung in Deutschland finde. Allein wenn wir auch die Theilnahme für seine menschenfreundlichen Ansichten zugeben wollen — ja unsere Blätter selbst gehörten zu den ersten, die auf die betreffenden Bemerkungen in seinem Buche hinwiesen — so können wir doch in dem mangelnden Widerspruch noch nicht den Beweis finden, daß man sich in Deutschland von der völligen Unhaltbarkeit des nordamerikanischen Gefängnißsystems überzeugt habe. Man verurtheilt in Deutschland nicht auf Eines Mannes Rede — wie das alte Sprüchwort sagt — sondern man muß sie billig hören alle Beede. Herr Appert ist freilich nicht der Erste, der diese Bedenken gegen das Zellensystem in Deutschland ausgesprochen, allein um seine Ansichten gründlich widerlegen zu können, dazu fehlt es bei uns noch eben so an Beweisen, wie zur Bestätigung der von Herrn Appert und von den Vielen, die es hier bereits vor ihm gethan, gewiß in der besten Absicht ausgesprochenen, mit den öffentlichen Stimmen in Amerika und England geradezu in Widerspruch stehenden Bedenken. Ja, wenn Herr Appert sich für seine Ansicht auf die Presse in Deutschland beruft, so knüpft sich daran die sehr natürliche Frage, warum er nicht lieber an die Presse des nahen England appellirt, wo doch bereits seit einer Reihe von Jahren viele Gefängnisse nach dem amerikanischen System existiren? In dem freien England wird die Presse gewiß nicht dulden, daß man Engländer, und wären sie auch Verbrecher, auf so grausame und die Gefangenen zu Thieren herabwürdigende Weise behandle, wie es, nach Herrn Appert's Ansichten, in jenen Gefängnissen der Fall seyn soll. In dem freien England, wo man selbst die Negersklaven der Kolonieen emanzipirt hat, würde, auch wenn die Presse so pflichtvergessen seyn könnte, sich ihrer mit unverdienter Härte behandelten Landsleute nicht anzunehmen, im Parlamente mehr als Ein Wilberforce sich erheben, der mit der ganzen Gewalt der Beredtsamkeit, welche dem Redner die beleidigte Majestät der Menschenwürde verleiht, die Barbaren anklagen würde, welche es wagen, Engländer wie Thiere zu behandeln. Aber nicht allein erhebt sich weder im Parlamente noch in der Presse eine Stimme von Gewicht gegen das neue Gefängnißsystem, sondern das Gegentheil findet vielmehr statt: mit jedem Jahre breiten sich diese Gefangenhäuser mehr aus, und mitten in London, in dem Stadttheile Pentonville, steht ein solches, das von aller Welt im Gegensatze zu den zahlreichen alten Gefängnissen dieser Stadt — von Newgate bis auf Millbank herab — das Mustergefängniß (model-prison) genannt wird. Wir selbst haben in London Stimmen aus dem Volke gehört, die uns sagten, daß der Verurtheilte sich glücklich preisen könne, der nach diesem Gefängniß komme, denn hier werde in ganz anderer und viel menschenfreundlicherer Weise für ihn gesorgt — sowohl was Nahrung und Schlafstätte, als was Reinlichkeit und Bewegung betrifft — als in allen übrigen dumpfen und finsteren Gefangenhäusern Londons. Und auch an Umgang mit menschlichen Wesen fehlt es den Gefangenen dort nicht, wie denn sogar auch uns — dem Fremden — verstattet war, zu ihnen in ihre Zellen zu treten und mit ihnen zu sprechen, was gleich uns viele andere Besucher des Gefängnisses und sogar auch die nächsten Verwandten der Sträflinge in besonders dazu eingerichteten Räumen thaten — die vielen Beamten nicht zu erwähnen, die täglich mit ihnen in Berührung kommen. Nur von anderen Verbrechern sind sie getrennt und abgeschlossen, und das wird man doch nicht geradezu als eine Härte bezeichnen können! In einigen dieser Gefängnisse — wie z. B. in dem von Edinburg, das wir ebenfalls besucht haben — giebt es übrigens auch neben den isolirten Zellen Arbeitssäle, wo eine Anzahl solcher Sträflinge, die sich gut aufführen, gemeinschaftlich arbeiten und ihnen dabei von einem Mitgefangenen etwas Belehrendes vorgelesen wird. Krankheiten kommen in den von uns besuchten Zellengefängnissen weit weniger vor, als in anderen Orten der Haft, und nach dem Zeugnisse der höchsten Beamten sind auch Fälle des Wahnsinns hier nicht häufiger als anderwärts. So viel vorläufig über einen Gegenstand, auf den wir wohl bald wieder Gelegenheit haben zurückzukommen. J. L.

Bibliographischer Anzeiger.

Als Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe von **Friedrich's des Großen** Werken erschien in unserem Verlage in den Jahren 1837 u. 1838:

Friedrich der Große
als Schriftsteller
von
J. D. E. Preuß.

360 S. Thlr. 1. 22½ Sgr. Ergänzungsheft 120 S. 17½ Sgr.

Da in diesen Tagen die drei ersten Bände von Friedrich's des Großen Werken im Drucke vollendet werden sind, so machen wir auf jene gründliche Arbeit wiederholentlich aufmerksam, welche den Plan zur Herausgabe der Werke des großen Königs durch die Akademie der Wissenschaften angeregt hat und für diejenigen unentbehrlich seyn dürfte, die den Vorzug der neuen vor den durchaus verwahrlosten älteren Ausgaben würdigen wollen.

Berlin, Mai 1846. **Veit u. Comp.**

MUSÉE FRANÇAIS.

Choix de Littérature tiré des meilleurs auteurs modernes
par **O. L. B. Wolff** et **C. Schütz.**

Die Monate Januar bis April d. J. haben folgenden

INDALT:

Einige neuere französische Dichter. Von O. L. B. Wolff.
Le Nouvel Aladdin. Par P. D. Musset.
Une Vision. Nouv. tirée des Tablettes d'un Médecin.
Michel Ange. Par Alex. Dumas.
Teverino. Par George Sand.
Jerôme Paturot à la recherche d'une Position. Par M. Reybaud.
Le Retour. Par Millevoye.
Anecdotes.

Vom Nouveau Musée français erscheint monatlich ein Heft von 4—5 Nummern. Preis für den ganzen Jahrgang 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Xr. rh. oder 3 Fl. C. M.

Bielefeld, im April 1846. **Velhagen & Klasing.**

Durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 60. Berlin, Dienstag den 19. Mai 1846.

Nord-Amerika.

Die Ansiedler von Kentucky.*)

1. Die ersten Streifzüge nach dem Paradiese des Westens.

Vor dem Jahre 1769 war der weite, mit allen Gaben der Natur verschwenderisch ausgestattete Landstrich, der sich im Westen des appalachischen Bergrückens bis zu den trüben, aber reißenden Fluthen des Mississippi ausbreitet, eine ungeheure Wildniß. Noch nie hatte der Fuß eines Weißen jene üppigen Thäler und dichten Waldungen betreten, die jetzt mit blühenden Städten und Dörfern besäet und mit wallenden Kornfeldern bedeckt sind; im tiefen Dunkel der Gebüsche verbarg sich noch der majestätische Auerochs, nur von den Pfeilen der Tscherokesen und Schani's bedroht, die, der unbeschränkten Jagd überdrüssig, ihre Waffen nicht selten gegen einander kehrten. La belle Rivière**) war den Engländern und Franzosen zwar nicht unbekannt, welche Letzteren bereits einige Forts im heutigen Missuri und Illinois gegründet hatten; die Anglo-Amerikaner waren über den Erie-See nach den Ufern des Scioto und Miami vorgedrungen, und selbst die Spanier hatten seit Fernando de Soto mehr als eine Expedition von Florida aus gegen den äußersten Norden abgefertigt; aber das Paradies des Jägers, die rothe Erde — so nannten die Indianer die jetzigen Staaten Kentucky und Tennessee — lag noch in unberührter Jungfräulichkeit da, der kühnen Fremdlinge harrend, die es seinen ursprünglichen Besitzern entreißen und für die Civilisation erobern würden.

Es begab sich um das Jahr 1767, daß ein gewisser John Finley aus Nord-Karolina, der mit den Indianern Pelzhandel trieb, auf einer seiner Reisen von der gewöhnlichen Fährte abwich und nach dem östlichen Thalgebiet des Kentucky-Flusses gerieth, wo er so reichliche Vorräthe von Wild und Rauchwerk antraf, daß ihm der Ausflug bei seiner Rückkehr bedeutenden Gewinn brachte. Die Erzählungen Finley's und seiner Genossen erregten bald die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute, und da die Wälder Karolina's und Virginiens sich zu lichten begannen und ihre schonungslos verfolgten Bewohner immer seltener wurden, so war die Aussicht auf neue, geräumige Jagdreviere für die beutelustigen Waldmänner jener Provinzen nicht wenig erfreulich. Unter ihnen befand sich auch Daniel Boone, ein armer, aber rüstiger und unternehmender Mann, der in seiner Person alle Tugenden und Mängel eines „Hinterwäldlers" vereinigte, als dessen Muster er noch heutzutage im ganzen transalleghanischen Amerika verehrt wird. Er stand damals in der Blüthe seines Alters — denn er war in einem Jahre mit Washington (1732) geboren — und lebte mit Weib und Kind in einer bescheidenen Wohnung an den Ufern des Yadkin-Flusses. Daniel war ein geborener Jäger, ein Mann, dem die freie Bergluft, das ungebundene Leben der Prairies und die Anschauung der wilden Natur bei weitem mehr zusagten, als das einförmige Daseyn eines Ackerbauers und die stillen Freuden der Häuslichkeit. Hunger, Strapazen und Entbehrungen ertrug er mit der Standhaftigkeit eines Indianers. Stark, aber thätig und gewandt, schnell wie eine Gemse, muthig, ausdauernd, schweigsam und bedächtig, war Niemand besser geeignet, die Rolle eines Führers durch spurlose Wüsteneien zu übernehmen. Als das Gerücht von den neuentdeckten Ländern im Westen zu seinen Ohren drang, entbrannte in ihm das Verlangen, an einem Zuge dahin theilzunehmen; er suchte Finley auf und erfuhr von dessen Lippen, daß es wirklich jenseits der Berge eine Region gebe, wo Elenthiere und Auerochsen so zahlreich wie die Fliegen im Sommer umherschwärmen und wo ein solcher Ueberfluß an Rothwild, Truthühnern, Waschbären und Opossums herrsche, daß man kaum nöthig habe, das Pulver an ihnen zu verschwenden. Eine Zeitlang mochte ihn die Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse an die Heimat fesseln; aber die Sehnsucht nach diesem Jäger-Eldorado war zu heftig, um ihr auf die Dauer zu widerstehen, und am 1. Mai 1769 warf Daniel Egge und Pflug bei Seite, steckte sein langes Messer in den Gürtel, schlang seine erprobte Büchse über die Schulter, nahm von Weib und Kindern Abschied und trat mit fünf Kameraden die Reise nach dem Lande Kentucky an, wobei Finley, der im Begriff stand, seinen Handel mit den Indianern zu erneuern, als Wegweiser diente.

Durch eine Oeffnung in der Bergkette des Alleghany, dem sogenannten Cumberland-gap, wandte man sich zuerst nach dem rothen Flusse, einem Arm des Kentucky, der in den östlichen Hochlanden entspringt. Der Regen goß in Strömen auf die kleine Schaar herab, der Pfad wurde immer rauher und schwieriger, und die Stunden verlängerten sich zu Tagen, die Tage zu Wochen, ohne daß man etwas Anderes erblickte als steile Berge und enge Thäler, rauschende Quellen und dichte Wälder. So verstrichen fünf Wochen — beim Eintritt der sechsten begann Finley endlich die Gegend zu erkennen, die Berge wurden abschüssiger, die Waldung lichtete sich, es erschienen hier und da kleine Büffelheerden, und am 7. Juni machten die durchnäßten, ermüdeten Wanderer Halt, bauten sich eine Hütte von Baumstämmen, trockneten die Kleider, putzten ihre Flinten, besprachen am lodernden Feuer ihre weiteren Pläne und schliefen über seiner Asche ein.

Was in den nächsten sechs Monaten mit unseren Abenteurern vorging — darüber schweigt die Geschichte. Wir wissen nur so viel, daß sie vom 7. Juni bis zum 22. Dezember mit großem Erfolg ihre Jagd betrieben hatten, als am letztgenannten Tage Boone nebst einem seiner Gefährten von den Indianern überfallen und fortgeschleppt wurde, während die vier anderen das Weite suchten und so schnell als möglich nach ihrer Heimat zurückkehrten. Die beiden Gefangenen blieben acht Tage in den indianischen Wigwams, bis es ihnen gelang, die Wachsamkeit ihrer Hüter einzuschläfern und sich in Freiheit zu setzen. Bei dieser Gelegenheit entwickelte Boone zuerst die hervorstechenden Eigenschaften seines Geistes, indem er die eigenen Waffen der Indianer — Vorsicht, List und Schlauheit — gegen sie kehrte und sich darin als ihren Meister bewies. Er eilte jetzt sogleich nach seiner früheren Lagerstätte, die er aber zu seinem Erstaunen verlassen fand. Allein Boone hatte sich nicht deshalb so tief in das Innere hineingewagt, um vor dem ersten Anblick der Gefahr zurückzuschrecken; er setzte vielmehr mit Stewart, seinem Leidensgenossen, die Jagd im Dickicht der Wälder fort, indem er seine Vorsichtsmaßregeln verdoppelte, um nicht zum zweitenmal von den Wilden überrascht zu werden.

Während Daniel auf diese Art den Gefahren der Wildniß trotzte, hatte sein Bruder, der Squire Boone*), ein Mann von ähnlichem Charakter, den Entschluß gefaßt, den als verloren Beweinten aufzusuchen. Mit einem einzigen Begleiter erreichte er das Lager am rothen Flusse, wo er die beiden Einsiedler am Leben und voller Muth und Hoffnung antraf. Sie begannen jetzt alle Vier den Winter-Feldzug, aber nach kurzer Zeit ward Stewart von den Indianern getödtet, der Begleiter des jüngeren Boone floh erschrocken nach Karolina zurück und die Brüder blieben in dem Urwalde Kentucky's allein. Dieses geschah zu Anfang des Jahres 1770, und ihr tête-à-tête dauerte bis zum März 1771, mit Ausnahme der Monate Mai und Juni, wo der Squire sich den Gränzen der kultivirten Welt näherte, um einen neuen Vorrath von Pulver und Blei zu besorgen, während Daniel, ohne auch nur einen Hund bei sich zu haben, die Freuden der Einsamkeit im vollsten Maße genoß.

Für uns, die wir im Schoße der Civilisation aufwachsen und von den engen Schranken umgeben sind, welche die Gebräuche des conventionellen Lebens um uns gezogen haben, ist es schwer, die Gefühle zu würdigen, die eine solche Lage hervorruft. Mehrere hundert Meilen von jeder menschlichen Hülfe entfernt, im schauerlichen Dunkel der Urwälder den spähenden Blicken eines grausamen und hinterlistigen Feindes ausgesetzt, von seinem letzten Kameraden verlassen und nur sparsam mit Munition versehen, obgleich sein Unterhalt von dem Ertrage seiner Flinte abing, war Boone doch zufrieden und heiter, ja glücklich. Er wechselte jeden Tag seinen Aufenthalt und schlief nie zum zweitenmal auf derselben Stelle, wo er die vorige Nacht geruht hatte; von Gefahren umringt, mußte er stets auf seiner Hut seyn; aber die Freiheit, die Genüsse der Natur, das fesellose Jägerleben, das Bewußtseyn, durch Kühnheit und Geschick den ihm drohenden Fährlichkeiten trotzen zu können — alles dieses versüßte unserem Helden seine Beschwerden und Entbehrungen. Ein Umstand, der zu seiner Sicherheit beitrug, war der, daß die Wälder Kentucky's zu jener Zeit mit einer Art Nessel bewachsen waren, die den Abdruck menschlicher Fußstapfen lange zurückließ und auf der man sogar die Spuren der wilden Truthühner erkennen konnte. Die zahlreichen und furchtlosen Indianer gaben sich keine Mühe, dieses Kraut zu vermeiden, während der einsame Jäger ihm sorgfältig auswich, und es lieferte ihm daher eine Richtschnur, um die Gegenwart, die Stellung und die Anzahl seiner Feinde zu beurtheilen, ohne seine eigene Bewegung zu verrathen. So näherte er sich all-

*) Nach der North American Review.

**) Diesen Namen gaben die kanadischen Franzosen dem Ohio-Flusse.

*) Das Wort Squire, welches in England bekanntlich einen Landedelmann bedeutet, hat in Amerika seinen ursprünglichen Sinn verloren, und man versteht dort unter diesem Titel einen Friedensrichter.

mälig dem Thale des Licking-Flusses *), wo man später die Stadt Boonesborough anlegte und in welcher Gegend er zwei Monate lang auf die Jagd ausging, bis sich ihm sein Bruder am 27. Juni wieder anschloß und sie von neuem vereinigt ihre Abenteuer fortsetzten.

Unterdessen war eine zweite Jägerschaar in das südliche Kentucky eingedrungen. Sie bestand anfänglich aus vierzig Mann unter dem Kommando des Obersten Knox, von denen jedoch nur neun den appalachischen Bergrücken überstiegen, und während die beiden Boone die sonnigen Abhänge des Elkhorn durchwanderten, erforschten diese Leute die wilden, gebirgigen Regionen des nördlichen Tennessee. Der weite Landstrich, der sich längs der westlichen Kette des Alleghany von Kentucky bis Georgien zieht, ist noch heutzutage fast eben so unbekannt, als die Sandwüsten des inneren Afrika's und die Schluchten des Himalaya. An fahrbare Wege ist hier nicht zu denken; es giebt drei Grafschaften in Kentucky, deren Hauptörter man nur zu Pferde erreichen kann, und in manchen Gegenden ist selbst das Reiten unmöglich. Ein Reisender, der vor kurzem ohne Führer nach den Wasserfällen des Cumberland vordringen wollte, mußte unterwegens sein Pferd im Stich lassen und zu Fuße, bisweilen selbst auf allen Vieren, einen Ausgang suchen. Eines Abends kam er nach einer kleinen Ansiedlung, und als er an die Thür einer Hütte klopfte und um Speise bat, fand er sich zu seiner nicht geringen Verwunderung von den Armen einer stämmigen Bergbewohnerin umfangen, die, wie sie ihm sagte, in zwölf Jahren außer dem halb Dutzend Personen, die ihre Nachbarschaft bildeten, kein menschliches Wesen erblickt hatte und sich daher nicht enthalten konnte, ihre Freude über seine Erscheinung durch ein so enthusiastisches Willkommen auszudrücken!

Dieses rauhe, unwirthbare Bergland ward von Knox und seinen Gefährten auf der Büffeljagd durchstreift, und da es geraume Zeit dauerte, bis sie in ihre Heimat zurückkehrten, so erhielten sie in den Ueberlieferungen des Westens den Namen der „langen Jäger". — Auch Boone und sein Bruder, der Squire, die sich den Winter über zwischen dem Kentucky und dem Cumberland umhergetrieben hatten, trafen im März 1771 wieder bei ihren Familien ein, nachdem sie, wie es scheint, durch die wachsende Feindseligkeit der Indianerstämme genöthigt worden, ihr wildes Paradies zu verlassen. Erst zwei Jahre später gelang es unserem Daniel, eine neue Reisegesellschaft zusammenzubringen. Diesmal verkaufte er seine Farm, nahm Weib und Kind mit und machte sich am 25. September 1773 nach Kentucky auf. Es hatten sich ihm noch fünf Familien aus dem Thale des Yadkin angeschlossen, mit denen sich während des Marsches ein zweiter Trupp von vierzig Mann vereinigte, und der Zug — eine bunte Karavane, wie sie noch heutzutage zur Frühlings- und Herbstzeit die Gefilde des Far West durchziehen — näherte sich bereits den Quellen des Cumberland, als plötzlich am 10. Oktober eine Indianerbande erschien und das kleine Emigranten-Heer mit einem tödtlichen Feuer begrüßte. Die Frauen kreischten, die Kinder schrieen, das Lager geriet in Aufruhr, und Roß- und Viehheerden rannten wild durch das Thal, während Männer, Jünglinge und Knaben zu den Waffen griffen. Der Kampf war nach wenigen Augenblicken entschieden; die Weißen behaupteten das Feld, aber sechs Todte und ein schwer Verwundeter gaben ein anschauliches Bild von den Gefahren des Gränzlebens. Unter den Todten befand sich auch der älteste Sohn Daniel Boone's. Die Ueberlebenden versammelten sich zu einem Kriegsrath, und obgleich nur die Männer ihm beiwohnten, so ist doch kaum zu bezweifeln, daß auch die Weiber und Kinder einen nicht unbedeutenden Einfluß darin geltend machten. In allen Gesichtern malte sich Kummer und Sorge; man erwog das feindliche Betragen der Indianer, ihren unverkennbaren Entschluß, jede fernere Beeinträchtigung ihrer Jagdreviere mit bewaffneter Hand zurückzuweisen, den Verlust des Viehs, die Angst der Gattinnen und Töchter, die Möglichkeit, daß bei weiterem Vordringen ein allgemeines Gemetzel stattfinden könne — genug, man kam überein, den Rückzug sofort anzutreten, und Daniel fand sich gegen seinen Willen gezwungen, seinem Paradiese an eben dem Tage zu entsagen, wo er den Tod seines Erstgeborenen beweinen mußte. Mißmüthig und niedergeschlagen erreichte er die Gränzen Karolina's, um wiederum ein Jahr in träger Ruhe zu verträumen und nach dem Geheul des Prairiewolfs und dem verstohlenen, lauernden Tritt des Indianers zu seufzen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Licking mündet dem heutigen Cincinnati gegenüber in den Ohio.

Ostindien.

Skizzen einer Seereise nach Ostindien.

(Schluß.)

Am 1. Oktober passirten wir den Aequator. Neptun hatte sich eingefunden. Als es dämmerte, hörten wir von ganz vorn am Bugspriet, gleichsam aus den Wellen heraustönend, eine tiefe Baßstimme das Schiff mit dem gewöhnlichen Seemannsgruß anrufen: „Ship ahoy!" Der Oberstenermann übernahm vom Quarterdeck her mit einem Sprachrohr die Beantwortung der verschiedenen Fragen, die jetzt über das woher, wohin und den Zweck der Reise an uns gerichtet wurden. — Zwei Schiffsjungen, die ihre erste Seereise machten, horchten neugierig und spähten vergebens über die Schiffswand, um Neptun zu sehen. — Endlich ließ die Stimme vom Bugspriet her sich folgendermaßen vernehmen: „Ich sehe aus meinen Registern, daß sich am Bord dieses Schiffes Einige befinden, die mein Gebiet noch nicht betreten, und die Ordnung erfordert, daß ich sie, wie sich's gehört, eintrage (Neptun sprach übrigens Hamburger Platt sehr geläufig)." Eine athletische Figur in furchtbar großen Wasserstiefeln, auf dem Kopf eine lang herabhängende Perrücke, verfertigt aus Seegras und den zottigen Fäden der sogenannten „Schiffschwabbers", womit das Verdeck aufgetrocknet wird, wenn es schmutzig ist, mit falscher Nase und bunt bemaltem Gesicht, stieg über die Schanzkleidung; in der Rechten ein drei Fuß langes Sprachrohr, unter dem linken Arm einige dicke Bücher, aus den Stiefeln ragte ein ungeheurer hölzerner Zirkel hervor, woran ich den Zimmermann einige Tage vorher hatte arbeiten sehen. Ein schnödes Weibsbild, in deren schmutzigen Kleidern und angemaltem Gesicht ich nur mit Mühe unseren Bootsmann erkannte, folgte ihm — auf den Armen einen lang ausgewachsenen Lümmel in Windeln von Segeltuch eingewickelt, die von Neptun als „seine Frau und ihr Kleines" vorgestellt wurden. — Auf dem Hintertheil des Schiffes angelangt, wo sich die ganze Mannschaft versammelt hatte, holte Neptun eines seiner kolossalen Bücher hervor, schlug es auf und breitete eine alte holländische Seekarte vom Jahre 1736 auf dem Verdeck aus.

„Steuermann, was ist Ihre Länge und Breite?" wurde nun gefragt.

Sie wurde ihm aufgegeben. Brummend holte Neptun seinen riesigen Zirkel aus den Stiefeln hervor, zirkelte damit auf der alten Karte herum und sprach endlich, indem er plötzlich ein Loch hindurch stieß: „Hier sind Sie. Ihr Besteck ist richtig. Welchen Cours steuern Sie jetzt" — „Ost-Süd-Ost!" — „Müssen ein paar Striche westlicher steuern", brummte Neptun, „werden bessere Brise kriegen." Damit klappte er seine Karte zusammen und steckte den Zirkel in die Stiefeln. „Ich sehe schon meine neuen Weltumsegler", wandte er sich jetzt an die vorerwähnten zwei Schiffsjungen und einen alten Matrosen, der schon zwölf Jahre die See gepflügt hatte, aber noch nie an dieser Stelle gewesen war, „müssen nähere Bekanntschaft machen."

Name, Geburtsort und Alter eines Jeden wurde nun in ein zweites großes Register eingetragen und sie selbst einer nach dem anderen, nachdem man ihnen die Augen verbunden, durch die Matrosen, welche bereits in Neptun's Mysterien eingeweiht waren, nach dem Vorderkastell gebracht und dort auf eine Planke gesetzt, die über einem großen Kübel mit Wasser schwebte. Mit einer abscheulichen Mischung von Stiefelwichse, Thran und Küchenruß wurde ihnen in dieser Stellung das Gesicht mit einem Anstreicherpinsel beschmiert. Neptun holte aus seinem anderen Stiefel einen langen Tonnenreif, der die Stelle eines Rasirmessers vertrat, und schabte damit unbarmherzig auf den Gesichtern unter. Als diese Operation beendigt war, zog man ihnen plötzlich die Planke weg, auf der sie saßen, so daß sie in den untergestellten Kübel fielen und dort die eigentliche Neptun's-Taufe erhielten. Nachdem alle diese Feierlichkeiten beendigt waren, stellte sich Neptun mit seiner Familie aufs neue dem Capitain vor.

„Sie können nun ruhig Ihre Reise fortsetzen, Capitain", redete er ihn an. „Alles ist in Ordnung, und Neptun wünscht Ihnen glückliche Fahrt!"

Er wandte sich um, zu gehen, als sein Kleines auf eine nicht sehr harmonische Weise anfing zu schreien und zu brüllen. „Ach Gott", sagte Neptun, indem er sich wieder umwandte, „so kann ich ja gar nicht weggehen, sonst brüllt mir der Bengel da unten die ganze Nacht was vor! Eine kleine Bowle Punsch oder Grog würde ihn gewiß bald zum Stillschweigen bringen, denn das ist sein liebstes Getränk."

Der Capitain verstand den Wink und nickte. Eine Viertelstunde später sah ich den Kajütenwärter mit einer dampfenden Terrine über das Verdeck gehen, und bald darauf tönte Hurrah und froher Jubel durch das Zwischendeck zu uns in die Kajüte hinüber.

In dem dunkelblauen Wasser, welches oft einige Faden tief durchsichtig klar ist, sieht man an windstillen Tagen oft Haifische das Schiff umschwimmen und gierig nach allen über Bord geworfenen Sachen schnappen. Jeder Seemann fängt aus angeborener Feindschaft gern diesen gefährlichen Fisch, und so wurden auch bei uns verschiedene an Bord geholt, deren längster an 10 Fuß maß. Man bemerkt die Nähe eines Hayes sogleich an der Gegenwart zweier kleinen Fische, welche sich beständig in seiner unmittelbaren Nähe aufhalten und deshalb auch seine „Lootsen" genannt werden. Die weichen Stellen des Haifisches werden gegessen, der lange knorplige Rückgrath herausgeschnitten und zu Spazierstöcken verarbeitet, alles Uebrige aber ist nutzlos und wird wieder über Bord geworfen.

An dem mattblauen, durchsichtig klaren Himmel dieser Breiten gewahrten wir eines Abends ein eigenthümliches Luftphänomen. Gerade über unseren Häuptern, aber herabneigend in einem gewaltigen Bogen, bis es beinahe an den beiden entferntesten Stellen des öst- und westlichen Horizontes das Wasser berührte, hatte sich langsam ein dicker milchweißer Streifen am Himmel gebildet, unter dem wir wie unter einem riesigen Triumphbogen hindurchglitten. Nicht etwa allmäliges Farbenverfließen hatte jenen seltsamen weißen Streifen gebildet, sondern scharf und deutlich stach er ab gegen das matte Himmelblau. Allmählig neigte er sich mehr und mehr nach Norden und verschwamm endlich mit einigen leichten Wölkchen, die sich dort gebildet hatten. Die ganze Erscheinung währte ungefähr 10 Minuten und war am besten zu vergleichen mit einem einfarbigen riesengroßen Nachtregenbogen, der sich vom östlichsten Punkte des Horizontes bis an den entferntesten westlichen gerade über den Zenith des Himmelsgewölbes hinwegspannte. Der Capitain machte noch die scherzhafte Bemerkung, „er müsse sich wohl in seiner Berechnung getäuscht haben, denn das sey ja erst die Linie."

Mit wechselnden Winden steuerten wir beständig südlich und kamen allmälig in ein kälteres Klima. Schaaren fliegender Fische umspielten bisweilen das Schiff, und eines Nachts flog uns sogar ein ganzes Gericht davon aufs Verdeck, die, am folgenden Morgen gebraten, sehr gut schmeckten. Schwarzgraue Meertümmler, ein großer Fisch und der schlimmste Feind seiner fliegenden Gefährten, sprangen dann und wann in tollem Jagen aus dem wellen-

gekräuselten Wasserspiegel. Die Holländer nennen sie „den Bauer mit seinen Schweinen", weil sie immer heerdenweise und in den tollsten Sprüngen das Schiff umkreisend gesehen werden. Sie tummeln sich mit solcher Schnelligkeit herum, daß es nur selten gelingt, einen zu harpuniren.

Am 20. Oktober erreichten wir die Breite des Vorgebirges der guten Hoffnung. Seevögel umflatterten uns schon lange vorher schaarenweis, denn diese kälteren Breitegrade sind die Heimat der zierlichen kapschen Seetauben, der großen grauweißen Albatrosse und einer unzähligen Verschiedenheit silberweiß glänzender, kleiner Vögel, die namentlich bei herannahendem Sturmwetter wie durch einen Zauberschlag aus den Meereswellen emporzuwachsen scheinen. Zu den wenigen Abwechselungen der Monotonie einer Seereise gehört für den Passagier das Angeln nach diesen Vögeln, denn man fängt sie leicht vermittelst mit einem kleinen Stückchen Speck versehener Fischangeln. Besonders bei stürmischer See, wo sie vermuthlich weniger auf der Meeresfläche zu ihrer Nahrung verfinden, beißen sie gierig auf die Angeln, die sich in ihren krummgebogenen Schnabel leicht festhaken. Unter den Albatrossen, die wir auf diese Weise an Bord holten, maßen verschiedene zwischen 10 und 11 Fuß von einer Flügelspitze zur anderen — sie sind mit einer so dicken und elastischen Federumhüllung umgeben, daß eine Flintenkugel sie nur an wenigen Stellen verletzt. Es giebt davon verschiedene Arten mit weiß, grau und schwarz gemischtem Gefieder.

Unter diesen Breitegraden, nämlich in der Nähe der südlichsten Spitze von Afrika, ist die bekannte Seemannssage vom „fliegenden Holländer" zu Haus. Das Wetter ist hier beinahe das ganze Jahr hindurch sehr stürmisch, die See beständig sehr hoch, die Luft bewölkt und neblig. Es konnte wohl nirgends ein geeigneteres Fahrwasser gefunden werden für jenes gespenstische Schiff, das beim wüthendsten Sturmwind, bedeckt mit schwellenden Segeln, gesehen wird, während andere Schiffe mit einem oder zwei kleinen Sturmsegeln unter den Wind drehen müssen, um sich vor der Gewalt des Sturmes und der furchtbar hohen See retten zu können. Ein alter Schiffs-Capitain, mit dem ich früher unter diesen Breitegraden war, versicherte stets mit dem aufrichtigsten Gesicht, „er hätte jenes wunderbare Schiff gesehen." Er erzählte, seine Matrosen hätten von der Marsraa aus, wo sie das Segel reffen, ein großes Schiff bemerkt, welches in einer Entfernung von ungefähr zwei englischen Meilen mit ihnen denselben Cours verfolgte; gleich darauf sey es auch vom Deck deutlich sichtbar gewesen. Er hätte darauf abgehalten, um näher mit ihm zusammen zu kommen. Plötzlich sey Alles verschwunden gewesen, und obgleich er noch lange nach der Richtung hingesteuert hätte, nichts mehr habe sich gezeigt. Den Augenblick vorher hatten noch alle Leute es deutlich vom Deck aus gesehen.

Die Sache ist erklärlich; die Luft ist, wie bereits erwähnt, hier beständig neblig, trübe. Zu Zeiten senken sich graue Nebelbänke so plötzlich und tief auf das Meer herab, daß man kaum eine Meile weit um sich sehen kann. Dabei heult der Wind, die See brandet in furchtbaren Wellen empor, Hagel- und Schneeschauer fallen hernieder. In solchem Wetter ist es leicht möglich, ein Fahrzeug in einem Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren. — Gefährlicher als dieser fliegende Holländer und die Nebelbänke sind jedoch in dieser Gegend die treibenden Eisberge, die besonders während der strengeren Jahreszeit von April bis Juni bisweilen bis auf 35° südlicher Breite gesehen worden, und die um so gefährlicher sind, da man sie im dicken Nebel oft nur wenige tausend Fuß vorher sieht. Ein Beispiel davon lieferte noch vor wenigen Jahren ein englisches Kriegsschiff, welches auf einer Reise nach Neu-Holland bei Umsegelung des Kaps gegen Abend bei nebligem Wetter mit solcher Gewalt gegen einen Eisberg lief, daß es sogleich leck wurde und das Steuerruder in Stücke zersprang. Glücklicherweise befreite ein Windstoß, der, aus einer Kluft in dem Eise hervorströmend, die Segel zurückwarf, das Schiff aus seiner gefährlichen Lage, da es durch längeres Stoßen gegen das Eis unfehlbar zerschmettert seyn würde. Mangel an Aufmerksamkeit sollte hier um so weniger die Schuld getragen haben, da man wenige Stunden vorher einen beinahe 100 Fuß hohen Eisberg gesehen und sogar ein Boot voll Eis für frisches Wasser davon geholt hatte und also hinreichend gewarnt war.

Unter keinen Himmelsstrichen habe ich ein so starkes Meeresleuchten gesehen als hier in der Nähe des Kaps und namentlich auf der Bank von Agulhas. In bewölkten stürmischen Nächten ist der Phosphor-Glanz der aufgeregten Wellen häufig so stark, daß das Schiff förmlich mit einer schneeweißen, mit unzähligen leuchtenden Sternchen durchsäten Schaumdecke umgeben ist — hauptsächlich da, wo die von der Macht des Schiffsrumpfes fortgedrängten Wellen sich in kochendem Ueberstrudeln brechen, ist der Anblick unbeschreiblich schön und ruft die Sagen und Märchen wieder hervor, jene wunderbaren Meerfeen und Nixen, die mit glühenden Augen aus der Meertiefe emporschauen.

Wir verfolgten auf derselben Breite unseren Cours beständig östlich bis auf ungefähr 100 Grade östlicher Länge; von dort ging es allmälig nördlich hinauf der Sundastraße zu. In weiter Ferne sahen wir die kleinen Inseln St. Paul und Amsterdam, zufolge der neuesten Nachrichten durch einige emigrirte Franzosen in Besitz genommen, von denen man noch nicht weiß, ob Wallfischfang oder Aussicht auf Seeräuberei ihr Hauptzweck ist.

Mit dem kälteren Klima, welches wir durch das rasche Vordringen nach dem Aequator jetzt schnell gegen ein wärmeres vertauschten, verloren sich auch die zahlreichen Schaaren schwärmender Seevögel, die uns bis hierher beständig gefolgt waren: denn es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man auf See nur in den kälteren Himmelsstrichen Seevögel antrifft, während man in den wärmeren deren beinahe gar keine sieht, höchstens ein einzelnes Mal einen todtmatten Landvogel, der sich von seiner Heimat zu weit verirrte und sich müde auf das Schiff niederläßt, um auszuruhen. Man hat auf diese Weise mitten im unendlichen Ocean bisweilen Landvögel gesehen, wo Hunderte von Meilen im Umkreis kein Land bekannt war.

In den ersten Tagen vom Dezember tauchte blaues hügeliges Land am äußersten Horizont vor uns auf, wie wir bald darauf entdeckten, die Küste von Sumatra. Stille und contraire Winde hielten uns jedoch noch verschiedene Tage von dem Einsegeln in die Sundastraße zurück, und bald sahen wir uns von einer Anzahl Schiffe von allen Nationen umgeben, die unser Loos theilten und mit derselben Ungeduld auf einen günstigen Wind warteten, um die Sundastraße einkreuzen zu können und ihren verschiedenen Bestimmungen, Batavia, Singapore, China oder Manilla, entgegenzugehen. Am Morgen des 7. Dez. ward uns endlich der gewünschte Wind. Langsam glitten wir mit leicht geschwellten Segeln die Sundastraße hinein. An allen Seiten tauchten blaue Hügelketten und bewaldete Inselgruppen aus dem Wasser empor, die Küsten von Java und Sumatra und die tausend kleinen Inselflecken der Straße, mit schweren Baumgruppen bewachsen. Pisangstämme und vom Winde geknickte Kokuskronen trieben uns entgegen und erregten, in der Ferne gesehen, mehreremale Furcht vor unbekannten Klippen; hier und dort ließ sich sogar schon eine einzelne javanische Handels-Prau sehen mit ihrem einzelnen von Bast geflochtenen Segel längs der Küste dahingleitend.

Wir passirten die gänzlich unbewohnte und mit undurchdringlichem Urwald bewachsene Insel Krakatau und näherten uns dem javanischen Flecken Anjer. Einzelne weiße Häuser blickten durch das grüne Gebüsch und verriethen die Wohnungen von Europäern. Auf einem der höheren Punkte wehten lustig die holländischen Farben. Näher dem Weststrande ward zwischen im Winde neigender Kokusgruppen ein javanisches Dörfchen sichtbar. Einzelne Cano's stießen vom Lande ab und näherten sich den Schiffen. Ein europäisches Boot, mit acht javanischen Ruderern bemannt, an dessen hinterem Ende eine kleine holländische Flagge sichtbar ward, erreichte uns zuerst. Ein wohlbeleibter Malayer in einer Art Polizeitracht stieg an Bord und überreichte dem Capitain eine Liste, wo Namen und Bestimmung des Schiffes, Datum und Ort der Abreise und sonstige Signalements eingefüllt werden müssen, die von Anjer aus über Land nach Batavia befördert werden, um die in der Straße befindlichen Schiffe zu rapportiren. Nach und nach näherten sich auch kleinere javanische Cano's, meistens aus einem ausgehöhlten Baumstamm verfertigt, beladen mit allen möglichen Früchten, Hühnern, Eiern, Affen, Papageyen, Muscheln und sonstigen Handelsartikeln. Mitten zwischen diesem Chaos sitzt auf einem kleinen Bänkchen der Eigenthümer des Bootes, in jeder Hand ein kurzes breites Ruder, vermittelst welcher er das gebrechliche Fahrzeug, welches oft nur ein oder zwei Zoll Bord hat, regiert. Nachdem Capitain und Passagiere sich für blanke spanische Piaster (bei den Eingebornen des indischen Archipels die beliebteste und allgemein gangbare Münze) mit den nöthigen Erfrischungen versorgt, fängt der Tauschhandel mit dem Schiffsvolk an. Was an alten Jacken, wollenen Hemden oder Mützen u. dgl. m. disponibel ist, wird hervorgekramt und geht für Kokusnüsse, Eier, Pisang, Ananasse u. dgl. weg. Daher die sonderbare Zusammenstellung von Trachten, welche diese Cannbesitzer führen, buntgestreifte Hemden, wollene Mützen, Segeltuchhosen und hier und da eine mit großen Messingknöpfen verzierte Matrosenjacke, Alles von verschiedenen Schiffen eingetauscht. Beliebte Artikel sind auch Messer, Scheeren und sonstiges Eisenzeug. Im Allgemeinen kennt jedoch der Javanese den Werth dieser Sachen ziemlich gut und macht mit seinen Früchten u. s. w. verhältnißmäßig bessere Geschäfte als der europäische Matrose.

Gegen Abend leuchtet beinahe beständig der ganze Horizont in blitzähnlichem Feuer und erhellt die gegenüberliegenden Küsten von Java und Sumatra. Endloser Regen stürzt herab. Dazwischen rollt furchtbarer Donner und tönt in langem Echo von den Küsten zurück. — Undurchdringliche Finsterniß umhüllt Alles, und nur beim Schein der Blitze erkennt der Seemann das Land und verfolgt mit gekürzten Segeln seinen Weg. — Laternen werden über Bord und am Mast ausgehängt, um die Schiffe vor dem Anlegen gegen einander zu schützen, denn die Finsterniß ist so undurchdringlich, daß es unmöglich ist, Jemand auf dem Verdeck auf einer Entfernung von drei Schritten zu erkennen. Dazwischen pfeift der Wind durch das Tauwerk und peitscht die Wellen zu weißem Schaum. — Gleich darauf ist es todtenstill, kein Lüftchen rührt sich mehr, die Segel schlagen matt zurück, der Regen gießt förmlich herab, die Wellen ebenen sich. So vergehen in dieser Gegend die Nächte der tropischen Regenzeit.

Am Morgen fanden wir uns von einer Menge Fahrzeugen umgeben; überall trifft das Auge auf weiße Segel oder gelblichschimmerndes Bastgeflecht der einheimischen Küstenfahrzeuge. Prauen und Fischerböte von allen Gattungen kreuzten um uns herum. Ein Netz kleiner Inseln umschloß uns, wo der Unerfahrene nicht begreift, wie es möglich sey, einen Ausweg zu finden. Nur an den höheren blauen Bergspitzen, umkränzt von weißen Wolkenflecken, erkennt man noch das feste Land von Java — während Sumatra's Küsten allmälig am Horizont verschwimmen. Aber das erfahrene Auge unseres Capitains, seit Jahren mit dieser Fahrt vertraut, führte uns sicher durch dies Inselgewirre. Bald sahen wir die Rhede von Batavia vor uns, wo einige 50 größere Schiffe vor Anker lagen, allmälig glitten wir zwischen ihnen hin. Französische, holländische, englische und deutsche Flaggen begrüßten die neu Ankommenden. Eines der Schiffe gab nach dem anderen mit Kanonendonner der Rhede seinen Ehrengruß, erwiedert von dem hier stationirten Wachtschiff. — Rasselnd fiel der Anker in die Tiefe. — Von Batavia aber war nichts zu sehen, als flacher mit Buschwerk bewachsener Strand — weiterhin grüne Baumgruppen und in der Ferne eine blaue Bergkette, aus deren höchster Spitze eine dünne Rauchwolke emporkräuselte.

G. Kinder.

Frankreich.

Der Corsaire Diable über Berliner Korrespondenten und Ibrahim Pascha.

Das in Frankreich (wo?) erscheinende satirische Blatt Le Corsaire Diable fällt täglich über Deutschland, und besonders Berlin, mit der Geißel seines boshaften Spottes her, und es ist ein Glück, daß an der ganzen Sache kein wahres Wort ist. Ich selber habe, zu meiner Schande muß ich's gestehen, das Blatt nie gesehen, vielleicht theilt ganz Berlin mit mir dasselbe Geschick, und das folgende angeblich daraus Entnommene beruht auf den Mittheilungen eines etwas zerstreuten Freundes. Man möge daher vor Allem von einem Vergleiche mit dem Originale abstrahiren:

„Auffallend ist es in der preußischen Monarchie, daß gerade die Residenz kein politisches Blatt von Bedeutung hat, während alle Provinzial-Hauptstädte Organe haben, welche mehr oder weniger die Zustände des Inlandes offen besprechen. Berlin, der Sitz der Regierung und folglich der Schauplatz der wichtigsten Thatsachen und Maßregeln, wie, als Sitz so vieler fremden Gesandtschaften, auch der Schauplatz des Zusammenflusses auswärtiger Nachrichten, ist von der Wohlthat, seine und des Landes Zustände zu Hause zu besprechen, entblößt und muß sich durch Korrespondenten in allen deutschen Blättern entschädigen; es muß ein auswärtiges Berlin haben! Dieses auswärtige (für Viele widerwärtige) Berlin wimmelt aber auch von zweideutigen Leuten, wie einst das auswärtige Frankreich in Koblenz von zweideutigen Emigranten wimmelte, und es wird uns oft schwer, diesem und jenem Mitgliede des auswärtigen Berlin Kredit zu geben. Der zur „guten Presse" *) gehörende „Rheinische Beobachter" hält die Männer des auswärtigen Berlin für lauter Menschen, die werth sind, daß man sie da versenke, wo das Meer am tiefsten ist. Es sind, nach seiner Behauptung, „Nichtsthuer, Pflastertreter, Pfannkuchenfresser, die sich bei Stehely einander die Dinge vorlügen und sie dann brühwarm an die auswärtigen Zeitungen berichten." Der Rheinische Beobachter jedoch, der sich für einen großen Thuer halten muß, ist bei seinen neulichen Angriffen auf die Berliner Korrespondenten recht übel angekommen, und es hat sich gezeigt, daß die achtbarsten, fleißigsten und gebildetsten Männer unter ihnen sind. Gewiß ist es, daß aus keiner Hauptstadt der Welt sich so viele Korrespondenzen in die deutschen Blätter ergießen, wie aus Berlin. London und Paris bedürfen keiner so zahlreichen Korrespondenten, weil alle Dinge, die innere Politik oder sociale Bewegungen betreffen, gründlich, unverhüllt und unverwehrt in den heimischen Blättern unter den buntesten Farben erscheinen; Petersburg, Wien, Neapel und andere Hauptstädte absoluter Monarchieen bieten keine zahlreiche Themata, weil das Leben dort sich auf altvorgezeichneten Bahnen fortbewegt und die Oeffentlichkeit desselben noch keinen Ausdruck, weder in Wort noch in That, gefunden hat; dagegen trägt Berlin alle Eigenschaften zu unerschöpflichen Thematen in sich. Das öffentliche Leben ist im Entwickeln begriffen, Gesetzgebung, Kirche, Kunst, Wissenschaft, Einrichtung, Sitte, Gewerbthätigkeit und Handel, und endlich das höchste Gut der Gesellschaft, Verfassung, Freiheit und Presse, werden täglich mehr oder weniger von Reformen berührt, und da ist es eben so nothwendig als heilsam, der öffentlichen Meinung eine Prüfung und Mitstimme zu gewähren. Da dieses aber zur Zeit in den inländischen Blättern nicht allseitig möglich ist und die Blätter der Hauptstadt die Besprechung der heiligsten Landes-Angelegenheiten ausschließen, theils weil sie vornehm schweigen wollen, theils weil sie den Raum ihrer Spalten lukrativer für andere Zwecke und andere Leute benutzen, so muß es ein auswärtiges Berlin geben.

„Einer dieser auswärtigen Berliner erzählte neulich, das Gerücht gehe hier, Ibrahim Pascha habe seinen Entschluß ausgesprochen, der Nachfolge in Aegypten zu entsagen und sich häuslich in Berlin niederzulassen! Wir haben einen Freund, welcher Seiner ägyptischen Hoheit ziemlich nahe steht, wenigstens so, daß er fähig ist, über viele Angelegenheiten offen mit dem Prinzen zu sprechen, und er benutzte seine Stellung, zu erfahren, ob an jenem Gerüchte etwas Wahres sey, und er hörte aus dem Munde Ibrahim's, daß an eine Niederlassung in Berlin niemals gedacht wurde, wohl aber an eine Geschäftsreise dahin. Bei dieser Gelegenheit zeigte der Pascha, wie bekannt ihm viele Zustände der preußischen Hauptstadt sind. Er äußerte unter Anderem, daß die Naturschönheiten daselbst wohl nicht anlockend genug für ihn seyn könnten, Sand z. B. habe er im eigenen Vaterlande fast so viel wie in Berlin, der Nil wäre hübscher als die Spree und die Krokodile zu Hause ehrlicher. Der Halbbarbar ließ auch Manches über die zu große Oeffentlichkeit der Abzugskanäle fallen, über den Umstand, daß er hier schwerlich viele Leute finden dürfte, die seine Landessprache gründlich verständen; er findet das Briefporto zu theuer und die Einrichtungen der Stadtpost noch großer Ausbildung fähig, besonders weil zwischen der Absendung und der Ankunft eines Briefes der Zeitraum eines Jahrhunderts ruhig verfließen könnte.**) Auch klagte er über viele Bestimmungen des Theaters, über die unerhört schlechte Semmel *) und über sehr vieles Andere. Er klagte ferner über die Ungezogenheit vieler Menschen in öffentlichen Lokalen, über die Grobheit mancher Unterbücherverweser (Bibliothekare?) und über sehr vieles Andere. Er klagte ferner über die Börsen-Aeltesten, die so viele Schwindler dulden, über die vielen Religionsparteien, über mehrere Mißbräuche da und dort und über sehr vieles Andere.

„Eine Geschäftsreise beabsichtigt Ibrahim Pascha nach Berlin, und zwar nach dem auswärtigen. Seit dem 1. März nämlich dieses Jahres erscheint in Kahira ein Regierungs-Journal, das, nach den Proben zu urtheilen, die wir davon gesehen haben, einen neuen Schwung erhalten würde, wenn die Redaction, das heißt die Regierung, so glücklich wäre, mehrere Korrespondenten aus Berlin dafür zu gewinnen.**) Dies ist das Geheimniß der Reise Ibrahim's nach Europa. In Italien wies man ihn nach Frankreich, in Frankreich wies man ihn nach der großen Werkstätte der Korrespondenzen, nach Berlin. Er soll sich schon von Paris aus mit mehreren Lions in Verbindung gesetzt haben, und einer habe schon bestimmt seine Mitwirkung zugesagt; es ist der, welcher mit demselben Tropfen Dinte zwei wörtlich gleichlautende Berichte schreibt und den einen nach Westen in die Oberpostamtszeitung, den anderen aber nach Osten in die schlesischen Zeitungen sendet. Auch viele Proben sind nach Paris abgegangen, darunter eine ungefähr so: „„Die in mehreren Blättern gegebene Nachricht, daß der Minister X. täglich um ½ auf 6 aufsteht, ist grundfalsch und wohl von einem müßigen Kopfe ersonnen. Ich bin in der glücklichen Lage, das Genaue hierüber aus der besten Quelle zu wissen und versichere Ihnen, daß er sich regelmäßig jeden Tag um ¼ nach 5 erhebt. — Die Nachrichten von der Theuerung des Getraides stellen sich als ungegründet und mindestens übertrieben heraus. Unsere Bäcker, die sich auf ihren Vortheil verstehen, haben auch nicht aufgehört, die alten Preise bestehen zu lassen, und es kostet bis diesen Augenblick ein Groschenbrod keinen Pfennig mehr als sonst — nämlich einen Groschen! Zahlen entscheiden, facta loquuntur! — Unsere Linden haben eine neue Verschönerung erhalten. Das Hôtel de Rome ist neu angestrichen, und bei den bisher aus Sandstein bestehenden Seitenpfählen hat man den Versuch mit einem gußeisernen gemacht. Sollte sich dieses System bewähren, so dürfte dies eine große Absatzquelle für unsere herabgekommenen Eisengießereien werden. (Privatim erlaube ich mir Ew. ägyptische Hoheit ganz unterthänigst zu vermelden, daß ich mit einem Mitgliede der bald zusammentretenden Reichssynode den Barbier theile, und ich habe somit die sichere Bürgschaft, für den Spettatore die authentischsten Nachrichten über die Verhandlungen und auf das schnellste zu liefern.)""

F. Lt.

Mannigfaltiges.

— **Eine Druckerei in Nord-Amerika.** Die ausgedehnteste Buchdruckerei nicht blos in den Vereinigten Staaten, sondern die es überhaupt auf der Erde giebt, ist wohl die des Herrn John Dickson in Boston. Die Gebäude derselben nehmen einen Flächenraum von 14,297 Quadratfuß ein, und zwar befinden sich in denselben funfzehn Arbeitssäle, die am Tage von hundert Fenstern und des Abends von zweihundert Gasflammen erleuchtet werden. Die Anzahl der Pressen beläuft sich auf 32, von denen 10 durch Dampf- und 6 durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden. Im vorigen Jahre sind in dieser Druckerei 50,000 Pfund Metall zum Stereotypiren verwandt worden; gedruckt wurden sechs Millionen Bogen Papier, die, neben einander gelegt, einen Flächenraum einnehmen würden, welcher größer als der des Weltmeers wäre. Der letztgedachte Vergleich, den wir einem amerikanischen Blatte entlehnen, scheint besonders passend, weil das, was auf diese Millionen von Bogen gedruckt wurde, meistens sehr wässeriger Natur war.

*) Der Barbar soll hierbei noch angefügt haben, daß er schon Bücher über die Bäckerei gelesen habe, die von Berliner Bäckern herrührten. „Scheusal", sagte er, „können die Berliner über Nichts, der Professor über die Literaturgeschichte, der Schneider über den Rock und der Bäcker über die Semmel; aber der erstere kann kein Original in der Literatur hervorbringen, der zweite keinen Rock und der dritte keine Semmel."

**) Dieses Journal heißt Spettatore egiziano, d. h. „Allgemeine ägyptische Zeitung" oder „Aegyptischer Beobachter", je nachdem man Preußen oder Oesterreich angehört. Das Blatt, welches alle 14 Tage erscheint, wird von Privatleuten herausgegeben, aber von der Regierung begünstigt, und ist eigentlich ganz Feuilleton, indem es sich hauptsächlich über Wissenschaft, Kunst und Gewerbe verbreiten will. Die Politik soll ihm aber eben von Berlin aus eingeflößt werden. Welcher Wechsel der Zeiten und ihrer Kultur! Vor 40 Jahrhunderten war Aegypten die Heimat der Bildung durch Schrift, und Berlin stand noch ohne Häuser, unter dem verlängerten Spreewald; jetzt werden in Berlin die blühendsten Redensarten verfertigt, von Kunst und Wissenschaft wird sortenweis gesprochen, und ein ägyptischer Prinz kommt selber dahin, um den Publizisten zu huldigen!

*) Der Unterschied zwischen der „guten" und der „schlechten" Presse ist, wie Corsaire sonst sagt (nach französischer Aussprache), nur der Unterschied zwischen R und M. Jene hat Subvention, diese Subversion im Herzen.

**) Ein Jahrhundert ist freilich orientalische Hyperbel, denn ein volles Jahrhundert ist diesen doch nicht dazwischen. Auch läßt sich die Hyperbel einigermaßen damit entschuldigen, daß das muhammedanische Jahr um etwas kleiner ist als das unsere, so daß ein Jahrhundert sich um mehr als — — — 3 Jahre kleiner herausstellt.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben ist erschienen:

Die Rückkehr;
des Verfassers
der Briefe eines Verstorbenen
neuestes Werk.

Erster Theil: Aegypten. Mit Abbildungen und 1 Karte.
8. eleg. geh. 2½ Thlr.
Berlin. Verlag von Alexander Duncker, k. Hofbuchhändler.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 20. Mai 1846.

Frankreich.

Die Deutschen, nach der Darstellung eines Franzosen.

(Des Allemands, par un Français. *)

Wir erfüllen hiermit unser Versprechen, auf ein Buch zurückzukommen, dessen Inhalt schon durch sein Objekt, noch mehr aber durch die Art und Weise der Behandlung desselben zu den — wenigstens für Deutsche — interessantesten Erscheinungen der neueren französischen Literatur gehört. Der Standpunkt, welchen der Verfasser Deutschland gegenüber einnimmt, ist in unserem früheren kurzen Artikel seinen Grundzügen nach deutlich genug bezeichnet, um den Leser darauf vorzubereiten, was er von dem Inhalt, welcher gleichfalls seinen Hauptmomenten nach daselbst angegeben ist, zu erwarten hat. Statt daher durch eine genauere Betrachtung der Anschauungsweise des Verf. dem eigenen Urtheil des Lesers vorzugreifen, werden wir jenen für sich selbst sprechen lassen, und behalten uns nur vor, seine Ansichten gelegentlich mit kritischen Bemerkungen zu begleiten. Wir halten es hierbei nicht für nothwendig, uns an die im Buche befolgte Ordnung der behandelten Gegenstände zu binden, theils weil wir nur Proben von der Art und Weise geben wollen, in welcher der Verf. den deutschen National-Charakter auffaßt, theils weil jene Ordnung selbst mehr eine Folge der Dinge nach einander als aus einander ist, so daß durch die Verrückung derselben der innere Zusammenhang des Buchs keineswegs verletzt wird. Wir beginnen zunächst mit einem Exkurs über Sitten und Gewohnheiten in unserem Vaterlande.

I. Sitten und Gewohnheiten.

In derselben Epoche, in welcher das Wachsthum der königlichen Macht in Frankreich bewirkte, daß der Einfluß des Centrums auf die Masse der Nation einen immer größeren Spielraum gewann, begannen im Gegentheil die verschiedenen Glieder des deutschen Reichs sich immer mehr zu isoliren. Die Reformation bereitete in der Folge die verschiedenen Staaten auf ihre künftige Einheit vor, sie assimilirte sie einander durch die Einförmigkeit der Erziehung, welche sie ihnen gab; aber die politischen Barrièren dauerten zwischen den Volksstämmen fort; es bildete sich zwar der National-Charakter, aber es existirte noch kein National-Gefühl. Nach den Anstrengungen und Leiden des dreißigjährigen Krieges zog sich Jeder in seinen engen Kreis zurück, um nur für sich selbst zu leben, die Fürsten jedes Ranges in ihre Provinzen oder Schlösser, die Bürger in ihre Städte; und während in Frankreich unter dem Despotismus, und selbst durch ihn, das Bewußtseyn der großen nationalen Einheit in den Gemüthern immer lebendiger wurde, suchte in Deutschland Jeder am eigenen Heerde glücklich zu seyn, ohne sich viel um die Anderen zu kümmern. Aber da, wo das öffentliche Leben gleich Null ist, hat das Privatleben eine ganz andere Macht, und wenn man nicht die höchsten Interessen kennt, gewinnen die kleinen an Wichtigkeit und Bedeutung. Dies ist der Grund der besonderen Färbung, welche der deutsche National-Charakter angenommen und wodurch er vom französischen auf das greifste absticht.

Einer der auffallendsten Kontraste, welche die Verschiedenheit der nationalen Erziehung zwischen den Deutschen und uns hervorgebracht hat, liegt besonders in der Art und Weise, wie Beide das Leben auffaßen. Für diejenigen, welche mehr aus sich heraus leben, ist das Leben weniger eine ernsthafte Angelegenheit, als eine Spielpartie; man führt es ohne Plan und System, denkt nur an den gegenwärtigen Augenblick, den man auszufüllen hat, erwirbt am Morgen das, was man am Abend ausgiebt, sucht niemals das Glück, aber stets das Vergnügen, indem man sie beide mit einander verwechselt. Für die Deutschen im Allgemeinen ist das Leben ein ganz anderes Ding: das Bedürfniß, ein Haus zu begründen, sich einzurichten, seine Familie zu haben und seine Beschäftigung, macht sich bei ihnen weit fühlbarer, und nicht etwa nur, wie meistens bei uns, als eine Sache, bei welcher man sich zuletzt beruhigt, weil man nicht anders kann. Der Deutsche ist weit entfernt von unserer Thätigkeit in der Jagd nach Vergnügungen; er muß in dem Leben Etwas suchen, was weniger flüchtig und was beständiger ist. Uebrigens bleibt die beste Methode immer diejenige, welche am leichtesten zum Ziel führt; und wenn man mich fragte, welchen von Beiden ich für den Glücklichsten halte, den Franzosen, welcher aus dem Leben ein Amüsement macht, oder den Deutschen, welcher es als eine ernsthafte Angelegenheit betrachtet, so würde ich mich für den Letzteren entscheiden. Das Vergnügen ist also nicht Zweck für die Deutschen; damit aber will ich keineswegs behaupten, daß sie das Vergnügen verachten; ich glaube sogar, daß, weil sie stets mehr mit ihrem ganzen Ich bei dem sind, was sie thun, und weil die kleinlichen Berechnungen der persönlichen Eitelkeit bei ihnen keine so große Rolle spielen, ihre Sinnlichkeit offener oder, wenn man will, gröber ist.

Hieraus, vielleicht auch theilweise aus klimatischen Erfordernissen, erklärt sich der verschiedene Standpunkt, welchen die Familie im Allgemeinen bei den Franzosen und den Deutschen einnimmt. Die Liebe zum häuslichen Heerde („l'amour de son intérieur") oder vielmehr das innige Wohlbefinden, welches er an ihm empfindet, wird von dem Deutschen durch ein besonderes Wort („die Häuslichkeit") bezeichnet, für welches wir in unserer Sprache keinen entsprechenden Begriff haben. Deshalb behaupten denn auch die Deutschen, daß dies ein echt germanisches Gefühl sey und in ihrem Blute liege. Unser Wort domesticité, hätte es nicht durch den Gebrauch eine verschiedene Bedeutung erhalten, würde ziemlich genau den deutschen Begriff ausdrücken. Man müßte es in demselben Sinne nehmen, als bonheur domestique, vie domestique. Wahr aber ist, daß die Frau, die Kinder, die Wirthschaft einen größeren Platz in der Existenz eines Deutschen als in der eines Franzosen einnehmen. Ein anderes sehr gewöhnliches Gefühl in Deutschland ist die Bequemlichkeit (l'amour de l'aise), welche nicht völlig dasselbe ist, wie der Comfort. Der Großvaterstuhl, der Schlafrock, die Pantoffeln sind wesentliche Dinge in Deutschland, deren sich Keiner, so jung und feurig er sonst seyn mag, entschlagen kann. Kurz das innere Leben, bei und mit sich, ist für den Deutschen von solchem Interesse, daß das Leben und die Welt draußen jenem immer untergeordnet bleibt. Der Deutsche kann sich und seine Gewohnheiten nicht leicht vergessen. Niemals giebt er seine Persönlichkeit auf; seine individuelle Natur bleibt ihm in seinen Empfindungen wie in seinen Urtheilen: so kömmt er schwerer zum Enthusiasmus, denn um ihn dahin zu bringen, ist es nöthig, daß der Gegenstand gewissermaßen seine individuelle Natur durchdringt. Findet dieser Fall aber statt, dann ist sein Enthusiasmus auch desto mächtiger und dauernder.

(Wir erlauben uns, dieser Charakteristik eine Bemerkung hinzuzufügen. Wenn der Verf. sagt, daß der Deutsche seine Persönlichkeit niemals aufgebe, so scheint dies mit dem entgegengesetzten Vorwurf, daß der Deutsche sich zu leicht in andere Persönlichkeiten, besonders aber Nationalitäten, hineindenkt und sie in sich aufnimmt, nicht übereinzustimmen. Nichtsdestoweniger glauben wir, daß der Verf. in gewisser Beziehung Recht hat. Der merkwürdigste Unterschied zwischen der deutschen und französischen Nationalität ist unserer Ansicht nach der, daß das Familien- und Staatsleben und ihr gegenseitiges Verhältniß als Mittel und Zweck bei diesen beiden Völkern gerade entgegengesetzte Bedeutung hat. Der Franzose betrachtet das Besondere (das Familienleben) als Mittel, um die Idee des Staatslebens zu verwirklichen, und kömmt so leicht dazu, die Formen des letzteren in jenes hinüberzutragen. Durch diese Uebertragung aber entsteht der Nachtheil, daß das Familienleben gerade das verlieren muß, was es im Gegensatz zum öffentlichen Leben charakterisirt, die Häuslichkeit und die Gemüthlichkeit, kurz die poetische Färbung. Denn das Staatsband ist ein rein verständiges und geistiges, weil der Staat selber seine Basis im Gedanken hat, das Familienband aber ist ein gemüthliches und natürliches, weil die Familie nur aus der Empfindung ihre Lebenskraft zieht. Wenn nun das Familienband nur die verständige Bedeutung des allgemeinen Bandes haben soll, welches einen ganzen Staat umschlingt, so muß es nothwendig jener Güter und Vortheile verlustig gehen, welche sein eigentliches Wesen ausmachen, weshalb denn der Franzose auch die deutschen Begriffe der Häuslichkeit und Gemüthlichkeit, wie unser Verf. selbst treffend bemerkt, nicht kennt. Bei dem Deutschen aber ist es umgekehrt. Dieser betrachtet im Allgemeinen den Staat als Mittel und die Familie als den Zweck desselben; er überträgt daher entweder die Eigenthümlichkeit der Familienverbindung auch auf staatliche Einrichtungen (Patriarchalität), oder, da dies bei zunehmender Civilisation nicht möglich ist, er flüchtet sich aus der Oeffentlichkeit des Staatslebens in die poetische kleine Welt des gemüthlichen Familienlebens zurück. Hierdurch entsteht denn auch, und zwar ein nicht geringerer Nachtheil für den Deutschen, welcher aber dem obigen gerade entgegengesetzt ist. Denn während der Franzose, dessen Lebensrichtung nach Außen zu gerichtet ist, die Fähigkeit verliert, die Süßigkeit des Familienlebens zu empfinden, büßt der Deutsche die Kraft ein, für die allgemeinen Interessen des Staats zu fühlen. Jener Vorwurf, den uns der Verf. macht, daß wir uns stets im Auge haben und überall unsere Individualität hineintragen, bezieht sich also nur auf die eine Seite, nämlich auf die des Gefühls, d. h. der Familie. Betrachten wir dagegen den

*) Vgl. Nr. 23 des Magazins, Mannigfaltiges.

Charakter des Deutschen von der entgegengesetzten Seite, von der des Verstandes, d. h. des Staats, so müssen wir bemerken, daß er sich hier nur zu leicht aufgiebt und sich sogar bis zur sklavischen Nachahmung fremder Nationalitäten hinreißen läßt. Umgekehrt bei dem Franzosen. Diesen trifft der Vorwurf des Egoismus gerade in Rücksicht auf seine Beziehung zum Staat, während er in allen Verhältnissen, die die Empfindung zum Inhalt haben oder doch haben sollten, sich leicht und gern aufgiebt, eben weil die Kraft und die Tiefe seiner Empfindung für besondere Verhältnisse geringer ist.)

Das Gemüthliche (fährt unser französische Autor fort) macht auch den eigentlichen Charakter der deutschen Poesie aus, indem es der Empfindung eine größere Innigkeit und Tiefe giebt: die deutsche Lyrik ist so weit inniger als jede andere, eben weil sie recht eigentlich deutsch und dem deutschen Charakter eben so natürlich ist, als dem unsrigen die leichte Poesie. Die unaufhörliche Rücksichtnahme auf eine Welt, welche uns sieht und hört, die ganz äußerliche Existenz, welche uns so lange Zeit verhindert hat, auch nur das Wesen der Lyrik (poésie intime) zu ahnen, hat auch einen bedeutenden Einfluß auf unser Drama und unseren Roman gehabt. Unsere ausgezeichnetsten Dichter haben selten ihre Personen wie wirkliche Menschen aufgefaßt; fast immer im Angesicht des Publikums sich vorstellend, dichteten sie ihren Helden mit den Leidenschaften, von denen sie sich die größte Wirkung versprachen, mit den Empfindungen, welche das Publikum am meisten rühren mußten, oder liehen ihm sogar Reflexionen mit Hülfe der Theorieen des Tages .... Ich habe der eben geschilderten moralischen Grundlage der Deutschen den Namen Gemüth gegeben, theilweise mit Unrecht; denn das Gemüth im eigentlichen Sinne bezeichnet nur die gute und liebenswürdige Seite des deutschen Charakters. Unglücklicherweise zeigen sich auch noch andere Seiten dieser Grundlage: die Engherzigkeit und Selbstgenügsamkeit des Einzelnen, welche macht, daß er alles Andere übersieht und um so egoistischer ist, als er sich seines Egoismus nicht bewußt wird. *)

Die nämlichen Ursachen, welche bewirken, daß der Deutsche im Allgemeinen mehr als wir zu Hause ist und in seiner Familie lebt, haben auch zur Folge, daß er mit größerer Liebe sich seinen Geschäften hingiebt; seine Beschäftigung hat für ihn eben sowohl die Bedeutung des Zweckes als des Mittels. Die Ehre seines Berufs ist ihm von Wichtigkeit, und deshalb wird es ihm leicht, die Würde, welche ihm sein Bewußtseyn verleiht, auf jenen zu übertragen. Ich kenne wohl die schlimmen Folgen, welche aus dieser Gemüthslage entspringen, die Kälte und Härte des Kastengeistes, die Pedanterie und die kleinlichen Eifersüchteleien; aber das Alles ist wohl aufgewogen durch die Vortheile, welche eine geregelte, mit Sorgfalt und Liebe vollbrachte Arbeit mit sich führt. Uebrigens ist es nöthig zu bemerken, daß das von mir entworfene Gemälde nicht gleicherweise auf jeden Ort paßt: die Bedürfnisse des Luxus und die Thätigkeit der Konkurrenz wachsen täglich, und schon beginnen in den Hauptstädten Deutschlands die Sachen sich so zu gestalten wie bei uns.

Aus dem Vorhergehenden kann man schon einen Schluß auf die Rolle ziehen, welche die Frauen in der deutschen Gesellschaft spielen müssen; sie kömmt nämlich derjenigen ziemlich nahe, welche Molière durch den Mund der Chrysale und Martine ihnen anweist, für welche sie indeß häufig durch eine mannigfaltigere und tiefere Bildung vorbereitet sind. Daher sind denn auch die Deutschen mit Recht auf ihre Hausfrauen stolz, und ich wage es kaum zu sagen, welche traurige Vorstellung sie sich von unseren Frauen machen. In derselben Art, wie sie, in Rücksicht auf Politik, unser juste-milieu nach dem Zeugniß der Oppositionsblätter und unsere radikale Richtung nach den Journalen des juste-milieu beurtheilen, haben sie alle Epigramme unserer Komödien für baren Ernst genommen und selbst die Sitten des Hofes zur Zeit der Regentschaft und Ludwig's XV. auf ganz Frankreich ausgedehnt. Ich für mein Theil gebe zu, daß die Frauen bei uns oft mehr durch Eitelkeit gequält werden als bei ihnen: ich denke, daß unsere socialen Gewohnheiten ihnen mehr Gefahren bereiten; aber ich bin weit entfernt davon, sie für gebrechlicher zu halten. Uebrigens kann man gerade in der Beziehung der Geschlechter in Deutschland am meisten den Einfluß bürgerlicher Ideen erkennen. Die Frauen sind dort im Allgemeinen zurückhaltender und bewegen sich mehr im Kreise des Familienlebens, und sind deswegen gerade weniger bloßgestellt: die verheirateten Frauen sind außerdem gegen jeden Angriff durch die öffentliche Meinung geschützt, die noch nicht jene leichtfertige Manier des Weltmanns zur Geltung hat kommen lassen, durch welche der Ehebruch wie ein Scherz betrachtet wird. Uebrigens verhindern die Liebe zur Bequemlichkeit (?) und auch eine ernstere Richtung der natürlichen Thatkraft die jungen Leute, aus der Verführung ein Geschäft zu machen .....

II. Die intellektuelle Bewegung und deren Richtung.

Deutschland verdankt es seiner politischen Zerstückelung, daß seine größeren Städte bis jetzt jede eine besondere Physiognomie bewahrt haben; jeder Fürst macht so aus seiner Hauptstadt ein Centrum der Bildung, wodurch alle Schätze, welche bei uns fast gänzlich sich nur in dem einen Paris konzentriren, in Deutschland an hundert verschiedenen Orten vertheilt sind; aber damit jeder dieser besonderen Mittelpunkte sich genüge, war es nöthig, daß wenigstens für alle wichtigen Punkte nicht nur ein Theil des Nothwendigen, sondern alles Nothwendige vorhanden war. Damit dieser Zweck erreicht werde, mußten wieder die Anstrengungen vervielfacht werden. Was aber für einen protestantischen Staat nothwendig war, das war vor Allem eine vollständige Universität. Es gab in Deutschland nur eine Schule, in dem Sinne, daß sein allgemeiner Geist, das Prinzip seines Lebens überall dasselbe war; aber die verschiedenen Staaten waren unabhängig, und so mußte fast jeder seine unabhängige Universität haben. Jede Universität hatte so ihre besondere Existenz und, bis auf einen gewissen Punkt, ihren eigenthümlichen Charakter, während durch die Verbindungen der Gelehrten unter sich und durch die so häufige Uebersiedelung eines Professors von der einen Universität zur anderen der eine Geist der Schule sich erhielt und seine Herrschaft über die protestantische Wissenschaft von Heidelberg bis nach Dorpat ausbreitete. Noch jetzt kann ein Professor von Tübingen nach Dorpat, von Heidelberg nach Göttingen berufen werden, überall, wo die deutsche Sprache gesprochen wird, hat er dieselbe Autorität; während bei uns nach dem Gesetzesvorschlag für die Einrichtung der Sekundärschulen ein Gelehrter aus Genf, Chambéry oder Brüssel nicht als Professor anerkannt werden würde. So ziehen wir durch die Engherzigkeit unseres Nationalgeistes eine Gränzlinie gegen die Wissenschaft und fragen den fremden Gelehrten nicht danach, was er bringt, sondern, von wo er es bringt.

Diese Menge der Universitäten, welche alle vollständig seyn mußten, um ihrem Namen zu entsprechen, erforderte eine bedeutende Anzahl von Professoren, woraus sich eine zahlreiche Klasse bildete, welche nur von der Wissenschaft und für dieselbe lebte und die Sitten, Gewohnheiten und Ueberlieferungen des Gelehrten bewahrte. Die Schule konnte sich so aus ihren eigenen Mitteln ergänzen; daraus aber folgte zwar einerseits ein gewisser Kastengeist und eine Engherzigkeit des Berufs, welche aber andererseits, durch das weite und offene Feld der Thätigkeit aufgehoben, den großen Vortheil einer stärkeren und lebenskräftigeren Verfassung mit sich führte. Noch jetzt rechnet man im eigentlichen Deutschland gegen zwanzig Universitäten, welche fast ohne Ausnahme alle dem menschlichen Geiste zugänglichen Richtungen umfassen, und in jeder ist die Anzahl der Professoren für jeden Zweig bedeutend größer als bei uns.

(Nachdem der Vers. nach den Unterschied der ordentlichen, außerordentlichen Professoren und Privatdocenten erläutert, fährt er fort:) Aber der unmittelbare Nutzen, welcher aus dieser kräftigen Organisation folgt, besteht darin, daß die studirende Jugend auf jeder Universität die Mittel zu einer vielseitigen Bildung und einer Entwickelung in jedem Sinne vorfindet. Der Student der Rechtswissenschaft kann ein Kolleg über Geschichte, Geographie, Philosophie, alte und neuere Literatur annehmen; eben so der Mediziner. Dies ist die einzige Art und Weise, seine Zeit oder Langeweile auszufüllen und seinen Verstand nicht durch die Beschränkung auf eine einzige Richtung zu sehr einzuengen. In dem Lections-Katalog der Berliner Universität im Winter-Semester $18^{43}/_{44}$, welchen ich vor mir habe, sind 36 Vorlesungen über Theologie, 32 über Rechtswissenschaft, 88 über Heilkunde, 32 über philosophische Wissenschaften, 16 über Mathematik, 34 über Naturwissenschaften, 22 über Staats- und Privat-Oekonomie, 11 über Geschichte oder Geographie, 51 über Philologie. Fast alle berühmte Namen Berlin's finden sich auf der Liste der Professoren, und in dem großen Universitätsgebäude, welches niemals leer wird, ist Alles, Lehrer wie Schüler, voller Thätigkeit und Leben.

Haben wir Etwas aufzuweisen, was dem ähnlich wäre? Zu Paris werden die Vorlesungen verschiedener Fakultäten meistens zu derselben Zeit und an verschiedenen Orten gehalten, so daß selbst derjenige, welchen die Liebe zum Studium fähig machen konnte, den Lockungen des äußerlichen Lebens zu widerstehen, nicht im Stande ist, Belehrung und Bildung an mehreren Quellen zu schöpfen. Wo sieht man bei uns ferner die verschiedenen Lehrweisen so neben einander gestellt, daß man dadurch angereizt würde, eine durch die andere zu erklären und beide mit einander zu vergleichen? Wir haben sieben theologische Fakultäten, von denen fünf völlig überflüssig sind, da ja die katholische Theologie in den großen Seminarien gelehrt wird und fast kein Priester auch nur daran gedacht hat, eine einzige zu besuchen. Wir haben 9 Rechtsfakultäten, 3 medizinische, 9 wissenschaftliche und 7 philologische (des lettres); alle in verschiedene Städte zerstreut, in der Art, daß diese wissenschaftlichen und philologischen Fakultäten in Wirklichkeit zu Nichts dienen als Grade zu ertheilen, welche man auf andere Weise eben so gut erreichen könnte. Besançon, welches weder eine juridische noch medizinische Fakultät hat, besitzt doch eine philologische, deren Existenz allerdings die meisten Einwohner gar nicht ahnen.

Die Gelehrten haben übrigens noch ein anderes Ziel, als durch das Wort zu unterrichten, nämlich das Feld der Wissenschaft zu kultiviren und durch neue Eroberungen auszudehnen. Da nun die Anzahl derselben in Deutschland bei weitem größer ist als in Frankreich, und da sie auch eine vollständigere Organisation und eine besondere Existenz haben, so müssen sie schon dadurch eine weit gestrigertere Thätigkeit und Productionskraft besitzen; andererseits sind sie durch den langen Einfluß, welchen sie auf die Nation ausgeübt haben, so wie durch die allgemeine und philosophische Natur ihres Unterrichts, dahin gelangt, sich selbst außerhalb der Schule ein Publikum zu bilden, welches Antheil an ihren Arbeiten nimmt und durch dessen fortdauernde Aufmerksamkeit sie ermuthigt und gestärkt werden. So findet sich an zwanzig Orten, und besonders da, wo eine Universität ist, gleichsam eine wissenschaftliche Kolonie, in welcher Jeder, wie beschaffen auch sonst die Natur seiner Studien seyn mag, darauf rechnen kann, stets kompetente Leser zu finden, und gewiß seyn kann, daß seine Stimme, aus einem kleinem Städchen ertönend, in ganz Deutschland Zuhörer haben wird.

Dies ist bei uns ganz anders. Die Wissenschaft kränkelt bei uns, wenn sie sich in die Provinz verirrt, theils aus Mangel an Wetteifer, theils aus Mangel selbst an den nöthigen Mitteln für die Untersuchung, und erstickt bald in der allgemeinen Interesselosigkeit und Nichtachtung. So ist es also

*) Um es in einen kurzen Gegensatz zu fassen: der Deutsche besitzt mehr Egoismus des Gefühls, der Franzose mehr Egoismus des Verstandes.

nöthig, nach Paris zu kommen. Dies aber können entweder Viele nicht — und übrigens ist häufig etwas ganz Anderes als die Wissenschaft nöthig, um dahin berufen zu werden — oder, wenn in Paris selbst der Gelehrte Kraft genug hat, dem Strudel der Welt auszuweichen und in der Mitte der Bewegung selbst unbewegt zu leben, hat er doch noch viele Schwierigkeiten zu besiegen. Wenn der Gegenstand seiner Untersuchungen rein wissenschaftlicher Natur ist und er in keinem Punkte die Tagesinteressen und die Fragen des Augenblicks berührt, wo findet er dann ein Publikum? Und selbst wenn er eines findet, wie soll er mitten in dem großen Geräusch sich Gehör verschaffen? wie die Menge der kühneren und geschickteren Schreier durchbrechen, welche Herren des Kampfplatzes sind?

In Deutschland dagegen können die Gelehrten fast mit Gewißheit auf ein aufmerksames Publikum rechnen; deshalb legen sie auch keine so große Wichtigkeit auf die Form ihrer Schriften. Sie wissen, daß der Gegenstand an sich selbst ein lebendiges Interesse für den Leser hat, und daß jeder neue Gesichtspunkt, jede glückliche Entwickelung nicht weniger anerkannt werde, sey die Form übrigens, welche sie wolle. Daher giebt es denn auch Viele, welche einen sehr nachläßigen und selbst inkorrekten Styl schreiben, indem sie ihrer Feder volle Freiheit lassen, die Entwickelung ihres Gedankens zu verfolgen. Diese Nachläßigkeit ist zwar sehr oft bis zur Uebertreibung gegangen, gleichwohl kann man nicht leugnen, daß sie ihre guten Seiten hat: die Zeit, welche der Schriftsteller zur Verbesserung und Feilung seines ersten Werkes hätte verwenden müssen, widmet er nun der Abfassung eines zweiten; oft mit großem Vortheil für die Wissenschaft. Und dann hat auch diese größere Freiheit im Styl, wenn sie nur nicht die äußersten Gränzen überschreitet und es übrigens ein Schriftsteller von Verdienst ist, der sich ihrer bedient, ihre direkten Vortheile: der Leser, welcher sich einmal darin vertieft hat, sieht den Schriftsteller ganz und vollständig vor sich und kann gewissermaßen alle Bewegungen des Gedankens, der sich ohne Zwang entwickelt, verfolgen.

In Frankreich bedarf man großer Vorsicht, wenn man sich einem Publikum nahen will, das schwer zu interessiren ist: der Leser will sich keine große Mühe geben, und daher ist der Schriftsteller, wenn er nicht eines der glücklichen Genies ist, denen Alles leicht wird, gezwungen, viel Zeit zu verlieren, um seinem Gedanken Gewalt anzuthun, manchmal sogar ihn zu verstümmeln, damit er in das Paradekleid hineinpasse, ohne welches er vor uns nicht erscheinen darf.

Man hat aus der bisherigen Schilderung entnehmen können, daß, da die Städte, die Provinzen, so wie die Einzelnen in Deutschland mehr ein häusliches Leben führen, diese Elemente der Gesellschaft eine stärkere und mehr konzentrirte Lebensthätigkeit zeigen, aber wohl verstanden auf Kosten des nationalen Lebens, welches sich unter ähnlichen Bedingungen nicht so leicht entwickeln konnte. Das hat Goethe wohl gefühlt, wenn er den Deutschen sagt, daß, da sie eine Nation zu bilden nicht im Stande seyen, sie ihre Bildung als Menschen um so ungehinderter entwickeln lassen sollen. *)

Nord-Amerika.

Die Ansiedler von Kentucky.

II. Die Colonisation des Landes.

Während Boone in erzwungener Unthätigkeit verharrte, waren seine Landsleute bereits von einer anderen Seite in die stillen Wälder Kentucky's eingedrungen, und Schwärme von gierigen Abenteurern vertrauten sich den Wellen des Ohio an, um das gelobte Land desto schneller zu erreichen und sich in die gehoffte Beute zu theilen. Eine Zeitlang ertrugen die Ureinwohner mit verhaltenem Ingrimm das ihnen zugefügte Unrecht; aber endlich riß ihnen die Geduld, sie griffen zu ihren Tomahawks und Skalpirmessern, und ein Kampf entbrannte, der von beiden Parteien mit schonungsloser Grausamkeit geführt wurde. Boone hörte von weitem den kommenden Sturm, vor Sehnsucht vergehend, sich dem Kriegstanz anzuschließen; denn er haßte die Indianer von Herzen, obgleich er ihre Lebensweise allen anderen vorzog.

Da geschah es eines Morgens, daß ein mit Staub bedeckter Reiter vor der Thür der Hütte anlangte, die er sich am Ufer des Clinch-Flusses erbaut hatte, und nach Daniel Boone fragte — einem Jäger, der im westlichen Lande gewesen sey. Es war ein Bote von Lord Dunmore, dem britischen Gouverneur von Virginien, der ihn auffordern sollte, sich nach den Katarakten des Ohio zu begeben und die von feindlichen Stämmen umringten Auswanderer in die Heimat zurückzuführen. Nichts konnte dem nach Thätigkeit Dürstenden erwünschter seyn, als ein solcher Auftrag; am 6. Juni 1774 trat er, von einem einzigen Kameraden begleitet, seine gefahrvolle Reise an, erreichte glücklich die bedrängten Abenteurer und geleitete sie durch die Schaaren erbitterter Wilden in Sicherheit bis zu den Gränzen ihres eigenen Landes, nachdem er in kaum zwei Monaten eine Strecke von 800 engl. Meilen zurückgelegt hatte. Diese Expedition, welche den Unternehmungsgeist und die Unerschrockenheit Boone's auf das glänzendste bewährte, hatte das noch wichtigere Resultat, daß sie nicht nur den Gouverneur Dunmore, sondern auch eine Gesellschaft, die sich bald darauf zur Kolonisirung des Westens im größeren Maßstab bildete, zu dem Entschlusse bewog, die Dienste des erprobten Führers in Anspruch zu nehmen.

Der Krieg mit den Indianern war im November 1774 einstweilen durch den Vertrag von Camp-Charlotte beendigt worden und die einige Zeit lang gehemmten Auswanderungen begannen von neuem. Schon spürte man die Vorboten der nahenden Revolution; die britische Herrschaft wankte, und Jeder war bedacht, sich dem Ungewitter zu entziehen oder es zu seinem Vortheil zu benutzen. Unter diesen befand sich ein gewisser Henderson, ein virginischer Gutsbesitzer, der sein väterliches Erbe durchgebracht hatte und sich jetzt heimlich zu den Tscherokesen begab, mit denen er einen Kontrakt abschloß, wodurch sie ihm das zwischen den Flüssen Kentucky und Cumberland liegende Gebiet für einen geringen Preis überließen. Hierauf verband er sich mit einer Anzahl vermögender und einflußreicher Pflanzer, die am 17. März 1775 an der Wataga, einem Nebenfluß des Tennessee, eine Zusammenkunft hielten, bei der sich die vornehmsten Häuptlinge der Tscherokesen einfanden und wo die Bedingungen des Kaufes definitiv geregelt wurden.

An dieser Versammlung nahm auch Boone, als Bevollmächtigter Henderson's, Theil und machte sich, wahrscheinlich noch vor Unterzeichnung des Vertrags, mit einer kühnen Jägerschaar auf, um den neuerworbenen Landstrich in Besitz zu nehmen. Es war eine schwierige und höchst gewagte Aufgabe. Die nördlichen Indianer hatten die Unbilde nicht verschmerzt, die den vorjährigen Krieg herbeiführten, und obgleich sie nunmehr die Friedenspfeife mit den „langen Messern" geraucht hatten, so war dieses doch kein Grund, der Letztere zu einem Einfall in ihr Jagdgebiet berechtigte. Der von den Tscherokesen ertheilte Kaufbrief war völlig null, denn das Land hatte nie diesem Stamme gehört, und er konnte es folglich auch nicht veräußern. Alles dieses verstand Boone recht gut, und er beobachtete daher auf seinem Marsche die größte Vorsicht. Ueber Berg und Thal, Busch und Wald zog er in lautloser Stille einher, indem er stellenweise die Bäume anbrannte, um den Weg daran zu erkennen. Endlich erreichte man die Ebene, aber kaum hatte die Gesellschaft das schützende Dunkel der Wälder verlassen, als sie von den Rothhäuten angegriffen wurde. Nach einem kurzen Gefechte, in welchem vier Weiße das Leben einbüßten, trieb man die Wilden in die Flucht, und am 1. April 1775 ward am Ufer des Kentucky-Flusses der Grund zu einer Niederlassung gelegt, die den Namen Boonesborough erhielt. Mehr als zwei Monate baute man — die Art in der einen, die Büchse in der anderen Hand — an diesem Fort, welches 250 Fuß in der Länge und 150 Fuß in der Breite maß und anfangs nur aus wenigen Blockhäusern und Hütten bestand; nach Vollendung desselben traf Boone Anstalt, nach Karolina heimzukehren, um seine Familie abzuholen und sie in die neue, für sie bereitete Wohnung einzuführen. Ehe er jedoch seine Reise antrat, mußte er eine Art Regierung in der jungen Kolonie organisiren helfen, die von nun an als die Provinz Transsylvanien bekannt wurde.

Im Monat Mai war Henderson mit vierzig bewaffneten Männern auf dem von seinem Vorgänger bezeichneten Wege in der Gegend eingetroffen, wo dieser emsig an seinem Fort arbeitete, und um dieselbe Zeit legten zwei andere Abenteurer, Harrod und Logan, die Niederlassungen an, welche man Harrodsburg und St. Asaph taufte. Der Aufforderung Henderson's zufolge versammelten sich am 23. Mai die Deputirten der drei werdenden Städte, siebzehn an der Zahl, als Vertreter des neuen Freistaats unter dem Schatten einer großen Ulme, die ihre mächtigen Aeste etwa 100 Fuß von den Ufern des Kentucky ausbreitet. Man wählte einen Vorsitzenden und einen Secretair; der Geistliche Lythe, der als Mitglied für Harrodsburg fungirte, eröffnete die Versammlung mit Gebet, und Henderson legte dann in einer längeren Rede den Zweck ihres Unternehmens dar, indem er auf die Maßregeln hinwies, die ihre eigenthümliche Stellung nöthig machte, und zugleich die Rechtmäßigkeit ihres Besitztitels, welche der Gouverneur Dunmore in einer heftigen Proclamation angegriffen hatte, zu vindiziren suchte. Schon nach drei Tagen waren die Geschäfte beendigt und eine Reihe von Gesetzen erlassen worden, die sich auf die Einsetzung von Gerichtshöfen, die Bestrafung der Verbrechen, unter anderen des Fluchens und des Sabbath-Schändens, die Bestimmung der Gränzen, die Verbesserung der Pferdezucht, die Schonung des Wildes u. s. w. bezogen. Diese ersten legislativen Arbeiten des Westens wurden zwar später durch den Beschluß umgestoßen, der den Transsylvaniern das Hoheitsrecht auf die von ihnen eingenommenen Ländereien absprach, aber man kann sie dessenungeachtet als die Grundlage der noch heute bestehenden republikanischen Verfassung ansehen. Sie charakterisiren hinlänglich den Geist ihrer Urheber, denen es bei aller Rohheit und allem Mangel an theoretischen Kenntnissen d keineswegs an gesundem Sinn und einer gewissen Liebe zur gesetzmäß

*) Unser Verfasser thut hier Deutschland etwas Unrecht. Wie wenigstens fassen das Wort Goethe's in einem anderen Sinn. Gerade weil die Deutschen ihrer Natur nach dahin streben, die Schranken, welche Nation von Nation absondern, niederzuwerfen, und zu Allem, was sich auf die ganz allgemeinen menschlichen Interessen bezieht, mehr sich hingezogen fühlen, als was den Glanz und die Bedeutung einer einzelnen Nationalität hebt, können sie einerseits schwer dazu kommen, sich in diesem Sinne zu konzentriren, andererseits aber werden sie dadurch fähig, mit den entgegengesetztesten Formen, in welche andere Nationalitäten sich ausprägen, zu sympathisiren, ohne sie gleichwohl selbst anzunehmen. Nationalität und Beschränkung sind in gewissem Sinne Synonyme. Weil die Deutschen diese Art von Beschränkung nicht lieben, kümmern sie sich auch nicht viel um ihre Nationalität. Das Individuum — die Nation — die Menschheit stehen in demselben Verhältniß wie das Einzelne — Besondere — Allgemeine. Die Deutschen nun wollen im Familienleben das Einzelne zur Geltung bringen, weil sie die Empfindung zur Basis hat, im öffentlichen Leben wollen sie das Allgemeine verwirklichen, welches die Menschheit, d. h. der Gedanke ist. So überspringen sie die Stufe der Besonderheit, welche die eigentliche Form der Nationalität ist. Wo aber diese Form besteht, wie bei den Franzosen, da leidet nicht nur die Empfindung des Familienlebens, sondern auch das Interesse für die allgemeine Menschheit. Die Wahrheit dieser Bemerkung werden wir besonders auch in dem bestätigt sehen, was unser Verfasser über die deutschen Auswanderungen sagt. Denn weil der deutsche Charakter immer eine Tendenz nach der Verwirklichung des Allgemeinen hat, so nimmt er mit Leichtigkeit die verschiedensten Elemente anderer Nationalitäten in sich auf, ohne sich gleichwohl jemals in der fremden Nationalität ganz zu verlieren. So macht gerade der deutsche Charakter den großen Ausspruch des deutschen Philosophen wahr, daß das Allgemeine und Einzelne identisch und das Besondere nur die Uebergangsstufe von Einem zum Anderen sey.

Ordnung fehlte, an der auch die Traditionen des Puritanismus ihren Antheil hatten.

Jetzt endlich war es dem Gründer von Boonesborough gestattet, den langgenährten Wunsch seines Herzens auszuführen und Weib und Kinder nach dem Westen überzusiedeln. Er packte zum zweitenmal sein einfaches Hausgeräth zusammen und kehrte dann mit seiner eigenen und drei anderen Familien — im Ganzen vierundzwanzig kampffähige Männer und vier Frauen — nach Kentucky zurück. Es war unter damaligen Umständen ein mehr als kühner Schritt. Der Krieg mit England hatte so eben begonnen; Washington und Gage standen sich feindlich gegenüber, und die Indianer harrten nur auf den Wink der britischen Regierung, um gegen die nördlichen und westlichen Gränzen loszubrechen. Aber allen Gefahren zum Trotz strömten die Auswanderer in Schaaren nach der neuen Kolonie. Einige hofften ihr Glück durch Land-Speculationen zu machen, Andere glaubten hier leichter die sociale Stellung zu finden, die sie in den älteren Provinzen nicht erreichen konnten, noch Andere trieb die Sucht nach Veränderung und die Unzufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage; nur Wenige, wie Boone und Harrod, waren von reiner Liebe zur Natur und zu den Genüssen des freien Waldlebens beseelt. Der bemerkenswertheste unter diesen Abenteurern war George Rogers Clark, ein Mann von seltener Energie und hohem Geiste, der in der Folge eine so bedeutende Rolle in den Annalen der jungen Gemeinde spielte, daß man ihn den „Washington des Westens" genannt hat. Die erste Probe seiner Thätigkeit gab er durch Beilegung der Mißhelligkeiten, die zwischen den Ansiedlern und dem Staate Virginien über das Besitzrecht der von den Tscherokesen erworbenen Ländereien entstanden waren. Zu eben der Zeit (Juni 1776), als man die Unabhängigkeits-Erklärung Amerika's im Kongreß zu Philadelphia verhandelte, trat ein Miniatur-Kongreß in Harrodsburg zusammen, der den Entschluß faßte, zwei Deputirte an die Legislatur von Virginien abzuordnen, um sich unter dem Namen der Grafschaft Kentucky dem Staatsverbande desselben anzuschließen. So verschwand die kaum ins Leben getretene Provinz Transsylvanien vom Schauplatz, und erst dreizehn Jahre später ward Kentucky als unabhängiger Staat in die Union aufgenommen, zu deren einflußreichsten Gliedern es jetzt gezählt wird.

(Schluß folgt.)

England.

Noch Einiges über die Gefängnisse mit einsamer Haft.

Den in unserem vorletzten Blatte gegebenen Notizen über die von uns in England und Schottland besuchten Gefängnisse mit einsamer Haft haben wir noch Folgendes hinzuzufügen: Im Ganzen giebt es jetzt in den britischen drei Königreichen 44 solcher Gefängnisse, die zusammen nicht weniger als sechstausend Einzelzellen besitzen *) und deren Jahresberichte so zufriedenstellend lauten, daß man jetzt dort überall, wo neue Gefangenhäuser erbaut werden, das nordamerikanische System mehr oder weniger in Anwendung bringt. Es ist wahr, daß ein großer Theil der englischen Gefängnisse nur als Uebergangs-Station für die zur Deportation nach Australien verurtheilten Sträflinge benutzt wird und ihnen blos zu einem anderthalb- bis zweijährigen Aufenthalte dient, aber auch die Zeit von anderthalb bis zwei Jahren würde hinreichend seyn, ihre Einflüsse zu äußern, wenn dieselben auf Geist und Körper so nachtheilig und zerstörend einwirkten, als von den Gegnern des amerikanischen Systemes behauptet wird. Uebrigens gilt die Bezeichnung „Uebergangs-Station" auch nur für einen Theil dieser Gefängnisse in Großbritanien, indem andere, wie z. B. das in Perth, ganz so wie unsere Zuchthäuser und Strafanstalten, der definitive Aufenthalt der Verurtheilten sind.

Allerdings wird ihnen hier, wie wir bereits in Bezug auf das Gefängniß von Edinburg angeführt — welches letztere die in jeder Hinsicht verbesserte moderne Gestalt des ehemaligen, durch Walter Scott zu europäischem Rufe gelangten Heart of Midlothian ist — die Erleichterung gewährt, daß sie bei erprobter guter Aufführung in Arbeitsfällen oder auch im Freien beim Steinklopfen zusammen arbeiten können, woran sich dann oft bei weiterer Bewährung eines nicht erheuchelten strengen Pflichtgefühls ihre Begnadigung knüpft — aber wir zweifeln auch nicht, daß man überall, wo man auf dem Kontinent die Gefängnisse mit vereinzelnder Haft einführt, jene Erleichterungen und Belohnungen ebenfalls damit verbinden werde.

In dem „Mustergefängnisse" zu Pentonville in London befanden sich, als wir dasselbe besichtigten, 550 Sträflinge, für welche es 109 vereinzelte Plätze gab, auf welchen sie sich im Freien bewegen konnten, so daß alle Gefangenen täglich in fünf Abtheilungen nach einander spazieren gehen konnten. Von einer Platform auf der Höhe des Mittelgebäudes konnten wir sämmtliche 109 Gefangene, die eben zu gleicher Zeit sich Bewegung machten, übersehen. Die körperliche Rüstigkeit der Sträflinge war in die Augen fallend, und im Gegensatze zu dem stumpfsinnigen Aeußeren vieler Gefangenen in deutschen Zuchthäusern oder gar zu dem verzweifelten banditenmäßigen Aussehen der Galerensklaven in den französischen Bagnos, konnten wir hier eine gewisse Zufriedenheit und eine unverkennbare Freude an dem eben eingetretenen heiteren Himmel wahrnehmen.

Im Oktober des vorletzten Jahres waren aus dieser Anstalt, in welcher durchschnittlich Jeder anderthalb Jahre zugebracht, 345 Männer nach Vandiemensland transportirt worden. Die Reise dauerte vier Monat, und in dieser ganzen Zeit haben sie keine Ursache zu einer ernstlichen Klage gegeben, während es früher häufig vorgekommen, daß unter den Deportirten Meutereien gegen die bewaffnete Eskorte ausbrachen und die ausschweifendsten Exzesse begangen wurden. Bei der Ankunft im Deportationslande werden die Sträflinge immer in zwei Klassen eingetheilt, von denen der ersten alle mögliche Erleichterungen gestattet werden, so daß sie gewissermaßen „freie Leute" in der Strafkolonie sind, die sie nur vor Ablauf der bestimmten Zeit nicht verlassen dürfen, während die zweite Klasse auch fernerhin unter Aufsicht arbeiten muß und mit Strenge bewacht wird. Nun ist bei fast allen frühern Transporten die erste Klasse immer nur die Ausnahme gewesen, während die große Mehrzahl zur zweiten Klasse gehörte. Bei dem Transport aus dem „Mustergefängnisse" trat jedoch der umgekehrte Fall ein, daß von den 345 Sträflingen nur 82 der zweiten Klasse einverleibt, alle Uebrigen aber „freie Leute" wurden. Man kann sich leicht denken, wie sehr die Nachricht von diesem Resultate dazu beigetragen, im Mutterlande die Achtung vor dem „Mustergefängnisse" zu vermehren.

In Bezug auf die innere Einrichtung dieser Gefängnisse ist noch zu erwähnen, daß die Sträflinge darin diejenige Handarbeit fortsetzen, die sie früher betrieben, und, falls sie noch in keiner erfahren sind, eine solche in dem Maße erlernen, daß sie sie nach ihrer Befreiung mit Vortheil weiter betreiben können. Manche dieser Gefängnisse sind wahrhafte Wunderwerkstätten, in denen alles Erdenkliche fabrizirt wird. Eine Dampfmaschine haben wir auch darin angetroffen, doch arbeitet diese nur für das große Badehaus der Gefangenen, in welchem Jeder wöchentlich einmal wenigstens ein Wannenbad nimmt. Früher mußten die Sträflinge selbst das Wasser zu den Bädern herbeitragen; da man jedoch die Erfahrung machte, daß man ihre Arbeitskräfte nützlicher verwenden könne, so schaffte man dafür eine Dampfmaschine an. Ja, so einträglich sind die Arbeiten der Gefangenen, daß sie den größten Theil ihrer Kosten selbst erwerben, obwohl ihre Kost die beste und nahrhafteste ist, die es in irgend einem Gefängnisse der Welt geben kann: sie bekommen täglich Fleisch, und ihr Brod ist viel weißer, als das, welches auf die Tische unserer freien Arbeiter kömmt. Es ist aber darum auch schon in London vorgekommen, daß arme Leute ein leichtes Verbrechen begingen — blos um in das Mustergefängniß gesperrt zu werden. In jeder Zelle fanden wir zwei bis drei und mehr Bücher, die den Leuten sowohl zur Erbauung als zur Unterhaltung und Belehrung gegeben wurden. Diejenigen, die noch nicht lesen können, müssen es im Gefängnisse lernen. Also auch auf diesem Wege wird den möglichen Nachtheilen der einsamen Haft vorgebeugt.

Wer übrigens etwas sehr Belehrendes und die Sache fast Erschöpfendes über das neue Gefängnißsystem lesen will, dem empfehlen wir eine im vorigen Jahre in Wien erschienene kleine Schrift des k. k. Appellationsrathes Pratobevera: „Einige Worte über die Gefängnißfrage." Hier ist in zwölf kurzen Abschnitten Alles abgehandelt, was sich über, für oder gegen die verschiedenen Gefangenschaftsarten sagen läßt. J. L.

*) Vgl. Julius, Jahrbücher der Gefängnißkunde, Band VIII, S. 72.

Mannigfaltiges.

— Autor-Puff. Die englischen Schriftsteller nehmen auch bisweilen ihre Zuflucht zu den Kunstgriffen, die unserem Publikum schon nichts Neues mehr sind; eine fingirte Uebersetzung oder ein aufgefundenes altes Manuskript u. s. w. muß dazu dienen, einem Buche Leser zu verschaffen. So ist dem historischen Romane Whitehall eine Vorrede beigegeben, angeblich von einem „Alterthumsprofessor" in Köln, Namens Johann Christian Raveumann, absichtlich mit Germanismen ausgestattet, um den deutschen Schreiber zu manifestiren. Dieser erzählt, ein reisender Engländer habe ihm einen Haufen alter Papiere gegeben und habe ihn nach London kommen lassen, um dieselben dort zu ordnen, woraus dann der obige Roman entstanden sey. Es verräth sich von selbst, daß dies nur ein Puff ist und zwar ein sehr unpassender vor dem Lebenstrauerspiele Karl's I. von England, welches hier bearbeitet und mit der gewöhnlichen Zubehör eines historischen Romans ausgestattet ist. Ein Magier mit dem Zaubernamen Stonehenge spielt die Hauptrolle, und einige Scenen sind nicht ganz wirkungslos; der geschichtliche Stoff ist unverwüstlich interessant und Cromwell, selbst nur nach der gewöhnlichsten Schablone gezeichnet, verfehlt seine schauerliche Wirkung nicht. F. v. H.

— Musikalisches aus Paris. Als einen jungen Komponisten, dem eine an Siegen reiche Zukunft bevorstehe, bezeichnen die französischen Journale Herrn Reber in Paris, der wohl, nach seinem Namen zu schließen, ein Deutscher ist; auch wird ihm ausdrücklich nachgerühmt, daß er sich die Meister Gluck und Beethoven zu Mustern genommen. Kürzlich wurden in einer bei dem Deputirten Herrn G. D. eingeladenen großen Versammlung von Musikern und Musikfreunden eine Symphonie in vier Abtheilungen, eine Ouverture, ein Ave Maria, und Chöre von Fischern und Seeräubern, sämmtlich von der Composition des Herrn Reber, aufgeführt, die sich enthusiastischen Beifall erworben haben. — Nicht minder wird als ein sehr gelungenes Musikstück ein großer Frauenchor gerühmt, den Demoiselle Bertin unter dem Titel L'enfant des fées komponirt hat und der ganz im Charakter Weber'scher und Mendelssohn'scher Elfenchöre, so wie der Ouverturen zum „Oberon" und zum „Sommernachtstraum", gehalten zu seyn scheint.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 62. Berlin, Sonnabend den 23. Mai 1846.

Algerien.

Die Bewohner Algeriens.

(Nach den Mittheilungen eines ehemaligen Mitgliedes der Fremdenlegion.)

Seit anderthalb Decennien hat Frankreich unermüdlich die Aufgabe verfolgt, Algerien, diesem Lande, das, obgleich seit den ältesten Zeiten von Fremden beherrscht, sich dennoch stets gegen seine Beherrscher auflässig bezeigte, europäische Civilisation zuzuführen, und doch ist es nach so vielen Kämpfen, so vielen Siegen verhältnißmäßig noch sehr wenig darin vorgeschritten. Noch giebt es immer neue Feinde zu besiegen, neue Aufstände zu unterdrücken; Tausende von Frankreichs Söhnen liegen in Algeriens Erde begraben, und doch sehen wir auf diesem von so vielem Blute gedüngten Boden noch kein festes und dauerhaftes Etablissement entstehen. „Dieses Land soll künftig auf ewige Zeiten Frankreich angehören", hat Ludwig Philipp den vereinigten Kammern schon mehr als einmal verkündigt, und doch haben sich in den Kammern selbst nicht minder wie unter den französischen Publizisten die lebhaftesten Diskussionen über diese Eroberung und ihre Konservirung erhoben, doch hat man mehr als einmal gründlich nachzuweisen versucht, daß weder die Vortheile einer solchen Occupation mit den durch dieselbe veranlaßten und immer wieder neu geforderten Opfern im richtigen Einklange ständen, noch daß für eine künftige Hebung dieses Mißverhältnisses gehörige Garantieen vorhanden seyen. Wo liegt der Grund davon? Zuerst und vor Allem mag er wohl darin zu suchen seyn, daß die Franzosen die Lebensfrage der Occupation, die Colonisation des eroberten Landes, nicht richtig zu fassen im Stande sind. Sie verstehen es trefflich, ein Land zu erobern, ein Volk sich mit den Waffen zu unterwerfen, aber dasselbe zu erhalten, an sich zu fesseln, das Land zu kultiviren, das Volk zu civilisiren, ihm die richtigen Mittel an die Hand zu geben, die Fruchtbarkeit seines Bodens zu nutzen, ihm dabei mit eigenem Beispiel voranzugehen, sich selbst in dem eroberten Lande ein zweites Vaterland zu schaffen und das bezwungene Volk zu Brüdern zu machen, das verstehen die Franzosen nicht, trotz ihrer schönklingenden Phrasen von soldats laboureurs, trotz ihrer fermes modèles, trotz ihrer Muster-Kolonieen und Agrikultur-Schulen. Wären die Franzosen in ihren, oft mit dem besten Willen, aber fast immer auf die ungeschickteste Weise unternommenen Colonisations-Versuchen — wir erinnern an die des General Clausel und an die vom Marschall Bugeaud im Verein mit seinen unermüdlich ausgeführten Razzias angelegten Pläne — aber auch weil konsequenter, wären ihre Mittel auch weit zweckmäßiger gewesen, so würde doch vielleicht an der Wildheit der Völkerschaften, mit denen sie es in den ausgedehnten Ebenen Algeriens und in den theilweise unzugänglichen Gebirgsketten des Atlas zu thun haben, an dem Fanatismus, womit diese Alles, was von den Christen, den Ungläubigen, ausgeht, verachten, jeglicher Versuch gescheitert seyn, und mit Recht wird man daher, um ganz unparteiisch zu seyn, in dem Charakter dieser Völker einen Hauptgrund für das Mißlingen der französischen Pläne suchen müssen.

Das Gebirge sowohl wie die Ebenen und wiederum die Städte Algeriens haben verschiedene Bewohner, die, sich theilweise ganz fremd, kaum ihre Herkunft aus einer und derselben Völkerfamilie nachweisen lassen; je mehr wir aber die Franzosen im täglichen Kampfe mit denjenigen Theilen derselben sehen, die mit der härtesten Ausdauer und mit dem wildesten Fanatismus die europäische Civilisation zurückstoßen, um so interessanter möchte es seyn, einen näheren Blick auf diese wilden Bewohner der Berge und der Ebenen zu werfen.

Die Berber, auch Amazig, Chellah genannt, machen in ethnographischer Hinsicht eine von der der Araber ganz verschiedene Race aus. Sie sprechen die Chellahsprache, welche einige Orientalisten von dem Punischen herleiten wollen. Die Berber oder Kabylen, wie wir sie in Zukunft nennen wollen, bewohnen die Hochebenen der Bergketten und Verzweigungen des Atlas, die sich von der Meerenge von Gibraltar, parallel mit dem Meere, bis über Bona hinaus ziehen. Der Ursprung der Kabylen verliert sich, wie der der Mauren, in die Nacht der Zeiten, und die Konjekturen, die man darüber anstellt, sind so vage, daß man kaum zu einer anderen Annahme dadurch geführt werden kann, als daß dieses in seinen Bergen zurückgezogen lebende Volk, mit seinem Unabhängigkeitssinne, mit seinem Hasse gegen die Bewohner der Ebenen, mit seiner eigenen, in eben so viele Dialekte als Gemeinden getheilten Sprache, mit seiner eigenthümlichen Industrie, mit seiner besonderen Körperbildung, Sitte und Kleidung, als eine eigene Race angesehen werden muß.

Die Kabylen sind nicht sehr hochgewachsen. Ihre Gesichtsfarbe ist im Allgemeinen gebräunt, obgleich es auch einige sehr weiße Tribus giebt, mit blauen Augen und rothblonden Haaren. Sie sind mager, muskulös und sehr stark; ihre Gesichtsbildung ist weniger oval, als die der Araber, der Ausdruck ihrer Mienen wild und roh, ihre Bewegung rasch; Alles in ihnen kündigt die Entschlossenheit ihres Charakters an. Die Kleidung der Kabylen ist von der größten Einfachheit. Sie besteht in einem weißen Käppchen von Filz und in einem wollenen Hemde mit kurzen Aermeln, um den Leib mit einem Stricke zusammengezogen. Ihre Beine und Füße sind nackt; nur die Chefs tragen gelbe Pantoffeln in den Zeiten des Friedens und rothe Stiefeln mit langen Sporen im Kriege. Ueber das wollene Hemd werfen sie ein großes Stück Zeug, welches der Haik genannt wird und in dessen Falten sie sich mit mehr oder weniger Eleganz zu drapiren wissen. Dieser Haik ist um den Kopf mit einem Stricke von Kameelhaaren befestigt und wird drei- bis viermal um denselben gewunden. Des Tags dient er als Mantel, des Nachts als Decke; nur im Winter werfen sie den Burnus darüber. Die Frauen kleiden sich fast eben so wie die Männer. Sie lassen ihr Haar im Winde flattern oder binden sich ein rothes Band um den Kopf. Sie gehen baarfuß und verschleiern nicht ihr Gesicht, aber sie tätowiren sich die Stirn, die Wangen und die Brüste mit wunderlichen Zeichen und tragen in den Ohren und um Arme und Beine Ringe von Kupfer oder Zinn. Ihre Stellung im Leben nähert sich der ihres Geschlechtes in Europa; im Hause empfangen sie die Fremden, sie nehmen Theil an allen Festlichkeiten, singen, tanzen, mischen sich unter die Männer und wohnen ihren Uebungen bei, die hauptsächlich in Scheibenschießen bestehen.

Mit einem kriegerischen Charakter begabt und von Natur zur Unabhängigkeit geneigt, sind die Kabylen niemals der Herrschaft des Dey von Algier unterworfen gewesen, haben ihm niemals aus freiem Willen den geringsten Tribut bezahlt. Um dazu vermocht zu werden, bedurfte es der Gewalt der Waffen, und so oft ihre Heerden in die Ebenen hinabkamen, fielen die Janitscharen über die Hirten her, machten sie zu Gefangenen, bemächtigten sich des Viehs und nöthigten die Besitzer, dasselbe zu theuren Preisen wieder zu kaufen. Als Repressalie dafür überfielen die Kabylen die Städte und plünderten sie aus, oder sie lauerten den Beys der verschiedenen Provinzen, wenn diese den Tribut nach Algier brachten, in den Gebirgsschluchten auf und nahmen ihnen denselben ab. So haben sich die wilden Gewohnheiten dieser unabhängigen Gebirgsbewohner bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die Kabylen sind entweder Ackerbauer oder Handwerker. Sie bewohnen Häuser aus Lehmerde oder aus Feldsteinen erbaut, mit einem Dache von Blättern oder Schilf bedeckt und zuweilen, aber selten, mit einer Art von Terrasse versehen. Jede dieser Hütten hat eine enge und niedrige Thür, durch welche der Tag eindringt und die immer offen bleibt, mit Ausnahme der Regenzeit, wo man eine Rohrmatte davorhängt. An dem einen Ende der Hütte befindet sich ein Heerd in den Boden eingegraben, auf dem gekocht wird. Er ist ohne Schornstein; der Rauch zieht durch die Oeffnungen der Thür und des Daches. Die Silos (Kellerlöcher zur Aufbewahrung des Getraides), in denen die Familie ihr Korn, ihre Früchte und etwas getrocknetes Fleisch aufbewahrt, haben gewöhnlich ihren Zugang in der Hütte selbst. Das Mobiliar einer solchen Wohnung ist von der größten Einfachheit: zwei Steine zum Zerreiben des Getraides, einige Körbe aus Schilf geflochten, irdene Töpfe, Rohrmatten und Schaffelle, um darauf zu liegen oder zu sitzen, dies macht den ganzen Reichthum der meisten Kabylen aus.

Der Ursprung der Araber ist weniger ungewiß. Der immer mehr sich ausbreitende Islam führte sie nach Afrika. Der Enthusiasmus hatte sie zu Eroberern gemacht, der Fanatismus machte sie wild und kriegerisch. Obgleich sie zu der schönen kaukasischen Race gehören, haben sie dennoch nicht die Regelmäßigkeit der Proportionen, die man bei so vielen Völkern des Orients antrifft. Ihr Hals und ihre Beine sind im Verhältniß zur Büste zu lang, ihre Brust ist zu schmal für die Taille. Ein brauner Teint, ein schwarzer, durchsichtiger Bart, glänzende, tiefliegende Augen, eine Adlernase mit weiten Nasenlöchern, ein wohlgeformter Mund und weiße Zähne — dies ist das Ensemble ihrer Physiognomie, die von einem vielsagenden Ausdruck ist. Die Race der Araber theilt sich in zwei sehr verschiedene Klassen, in die ansässigen oder ackerbautreibenden Araber (Tellias) und in die nomadisirenden Araber oder Hirten (Zaharis oder Zemalonias). Die ersten bewohnen Hütten aus Lehm oder Steinen und widmen sich verschiedenen Gewerbzweigen, die zweiten

leben nur von dem Ertrag ihrer Heerden und ihrer Räubereien; sie haben zu Wohnungen nur Zelte, die sie immerwährend von einem Ort zum anderen tragen.

Die Türken hatten während ihrer Herrschaft eine andere Eintheilung zwischen den Arabern gemacht, die sehr beachtenswerth und, wenn sie von Anfang an von den Franzosen beobachtet worden wäre, denselben manchen Kampf erspart hätte. Seit ihrer Ankunft in Afrika Zeugen des Hasses, der die zahllosen arabischen Tribus unter einander spaltete, suchten die Türken hieraus für ihre Politik Nutzen zu ziehen; sie interveniren in den häufigen Streitigkeiten, ließen einzelne Tribus ihre Macht fühlen und versicherten andere ihrer Protection. Diese, um sich für solche Gunst dankbar zu erweisen, stellten sich jedesmal zum Dienste ihrer neuen Herren, wenn diese eine Expedition unternehmen oder Abgaben eintreiben wollten. Allmälig wurde dieser Unterschied von Bedeutung, und Algerien zählt zwei ganz verschiedene Klassen von Arabern: die Marazzen und die Rayas. Die ersteren, die Begünstigten, waren die Bundesgenossen der Herrscher; die zweiten diejenigen, die man nach Belieben oder nach Bedürfniß ausbeutete. Als Preis ihrer Ergebenheit und für geleistete Dienste erhielten die Marazzen einen Theil der Beute und waren frei von allen Abgaben; sie bezahlten keine andere Art von Tribut, als die religiösen Abgaben, von denen kein Muselmann befreit werden kann. In Folge dieser geschickt eingeleiteten Ausbeutung des einen Arabers durch den anderen hatten die Türken während der ganzen Zeit ihrer Herrschaft nur eine ganz schwache Truppenmacht nöthig, um die Razzias zu unterstützen, welche die Marazzen gegen die Rayas ausführten. Die Franzosen haben dieses System weder befolgt, noch etwas an dessen Stelle zu setzen gewußt.

Zwischen der politischen Verfassung der arabischen Tribus, der ansässigen sowohl wie der nomadisirenden, und der der Kabylen herrscht eine große Analogie. Alle bekennen sich zur muhammedanischen Religion, nur gelten die Kabylen für eben so gleichgültige als unwissende Muselmänner. Man nennt sogar einige Tribus im Osten, bei denen sich Gewohnheiten erhalten haben, die an das Heidenthum erinnern. Doch ist dieses nur eine seltene Ausnahme.

Der arabische oder kabylische Tribus nimmt gewöhnlich seinen Namen von einem Individuum an, das für den Gründer desselben gilt, oder von irgend einem bemerkenswerthen Orte, in dessen Nähe er wohnt. Daher findet man so oft in ihren Benennungen die Worte: beni und ouled, welche Söhne und Kinder bedeuten. Beni-Messaoud — Söhne des Messaoud; Ouled-Chareb — Kinder, die das Gebirg bewohnen. Ein Tribus ist in verschiedene Karoubas oder Distrikte getheilt, die wiederum in Dackeras, Dörfer, Haufen zusammenstehender Hütten, und in Douars zerfallen, welche letztere von den Mitgliedern einer und derselben Familie bewohnt werden. Die Zahl der Dörfer, welche eine Karouba ausmachen, ist unendlich verschieden, aber jede Karouba bildet eine Einheit und hat einen Scheik zum Repräsentanten. Der Scheik wird alle drei Monate oder alle Jahr gewählt, je nach den einmal angenommenen Regeln. Ein jedes Haupt einer Familie kann Scheik werden und an den Vortheilen Theil nehmen, die mit diesem Titel verbunden sind. Diese Vortheile sind mancherlei, denn der Scheik vereinigt in sich alle politische, richterliche und administrative Gewalt.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Ansiedler von Kentucky.

III. Der Krieg mit Briten und Indianern.

Eine dumpfe Stille herrschte unterdessen in den neuen Ansiedlungen; man beobachtete mit offenen Augen die Bewegungen der Indianer. Allgemein war die Furcht, daß diese wilden Nachbarn, von den Briten unterstützt und angefeuert, die zerstreuten Niederlassungen der Weißen überfallen und sie mit Feuer und Schwert verwüsten würden. Die Jäger, die Pelzhändler und die einzelnen Abenteurer, die sich tief ins Innere des Landes verirrt hatten, begannen im Winter und Frühjahr 1776, sich den Stationen zu nähern und den Schatten der Wälder zu meiden. In den Stationen selbst saßen die Männer mit der Büchse in der Hand am Feuer, nur von Zeit zu Zeit ihre Botschafter aussendend, um den gefürchteten Feind zu erspähen. Gegen Abend kehrten diese stets in den Schutz ihrer Pallisaden zurück; des Nachts wagte Niemand, sich zu entfernen — Niemand, außer Boone. „Nun werden wir etwas Sicheres erfahren", pflegten dann seine Kameraden sich zuzuflüstern; „der Alte ist jetzt auf der Spur." Und noch vor grauendem Morgen schlich er in lautloser Stille, wie ein Phantom aus dem Reiche der Schatten, in den Kreis der Seinigen hinein, die er von allem Nöthigen in Kunde setzte und ruhig schlummern hieß. Nichts ist für den Charakter unseres Helden bezeichnender, als diese seine Gewohnheit, allein und im Dunkel der Nacht die von Indianern schwärmenden Wälder zu durchsuchen.

Der Frühling ging schnell vorüber, der Sommer kam, und der drohende Sturm aus Norden brach noch immer nicht herein. Aber im Juli-Monat änderte sich die Scene, und Banden von Schani's überschritten den Ohio, während die Tscherokesen sich diesseits des Cumberland zeigten. An jedem Tage floß das Blut eines Weißen; die Spekulanten und Pelzhändler sprengten in fliegender Eile gen Osten, und bis zum 20. Juli hatten mehr als dreihundert Auswanderer sich in den Schutz der Bergstationen geflüchtet. In einigen Niederlassungen blieben kaum Leute genug zurück, um die Verschanzungen zu bemannen; durch das ganze Land verbreitete sich Angst und Schrecken, von dem nur die Tapfersten verschont blieben. Mitten unter dieser Aufregung ereignete es sich am Abend des 14. Juli, daß eine dreizehn- bis vierzehnjährige Tochter Daniel Boone's, mit zweien Freundinnen von ungefähr gleichem Alter, sich in einem kleinen Nachen in geringer Entfernung von Boonesborough auf den Wellen des Kentucky schaukelte. Am gegenüber liegenden Ufer wuchs ein dichtes Gebüsch, das sich bis zum Rande des Wassers erstreckte, und ohne es zu merken, näherten sich die lachenden, spielenden Mädchen seinem Schatten. Plötzlich fuhren sie voll Bestürzung in die Höhe; ihr Boot, das bisher langsam auf dem trägen Strome dahinglitt, wandte sich auf einmal dem nördlichen Ufer zu und ward von unsichtbaren Händen ans Land gezogen. Ein einziger Schrei — und sie waren von den stämmigen Armen der Schani's ergriffen, die ihnen den Mund verstopften und sie mit Windeseschnelle von dannen trugen. Einige Weiße, die in der Nähe des Forts umherschlenderten, sahen die Mädchen verschwinden, erblickten die düsteren Gestalten ihrer Räuber und hörten deren triumphirendes Gejauchze — dann war Alles still, und starr vor Schrecken blieben die Verwandten der entführten Kinder am Ufer zurück.

Als man endlich zur Besinnung kam und ein Kanot herbeischaffte, um den verlorenen Nachen zu ersetzen, hatten die Indianer bereits einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen. Aber Boone stellte sich selbst an die Spitze der Rächer, und es gelang ihm bald, die Spur der Fliehenden zu entdecken; sie führte jedoch nur zu einem Rohrdickicht, welches die listigen Barbaren auf eine solche Weise durchkreuzt hatten, daß Stunden nöthig waren, um das Labyrinth zu entwirren, während Leben und Tod, Freiheit oder Sklaverei von der richtigen Anwendung jeder Sekunde abhingen. Boone war nicht lange unschlüssig; überzeugt, daß die Räuber ihre Gefangenen nach einem der indianischen Dörfer am Scioto oder Miami zu führen gedachten, eilte er kühn vorwärts und legte in größter Eile über dreißig engl. Meilen zurück; dann wandte er sich rechts gegen Norden und traf auch wirklich binnen kurzem wieder auf die Spur der Verfolgten, die sich längs eines von den Büffelheerden gebahnten Pfades hinzog. Von neuer Hoffnung und neuer Kraft beseelt, drangen die Weißen schnell, aber in tiefster Stille weiter, um nicht unversehens auf die Rothhäute zu stoßen. Es zeigte sich bald, wie nöthig diese Behutsamkeit sey, denn als man nach einem fernern Marsch von zehn Meilen die Indianer erblickte, die sich eben ihr Mittagbrod bereiteten, wurden die scharfsichtigen Söhne des Waldes im nämlichen Augenblicke ihrer Feinde gewahr. Boone fürchtete, daß sie die Mädchen tödten würden, wenn sie deren Befreier in der Nähe wüßten; er sprang daher mit drei Kameraden im Nu vor, schoß sein Gewehr ab und stürzte mit solcher Wuth auf sie los, daß die bestürzten Wilden zurückprallten, die Flucht ergriffen und ihre ganze Habe im Stich ließen, während die geängstigten Mädchen sich unverletzt in den Armen ihrer Freunde sahen, die im Triumph mit ihnen nach Boonesborough heim zogen.

Im Laufe dieses und des folgenden Jahres führten die Ansiedler ein unruhiges, gefahrvolles Leben. Mitunter wurden ihre Forts von zahlreichen Indianerhaufen angegriffen; noch öfter fielen einzelne Weiße in die ihnen von dem listigen Feinde gelegten Hinterhalte. Ihrer Pferde und Viehheerden beraubt, waren sie außer Stande, ihre Kornfelder zu bebauen, und da sie keine oder nur geringe Verstärkungen aus den älteren Provinzen erhielten, die selbst mit dem Kriege gegen England vollauf beschäftigt waren, so lichteten sich die Reihen der Kolonisten immer mehr, bis ihnen der Oberst Bowman im August 1777 eine Schaar von hundert Virginiern zuführte. Indessen waren ihre Kämpfe und Entbehrungen nicht ganz ohne Einfluß auf den Gang des Krieges; die schwachen, aber tapfer vertheidigten kentuckyschen Forts dienten als Schutzmauer der von den Wilden bedrohten Gränzen Karolina's und Virginiens, und die kühnen Streifzüge Clark's nach Illinois und Vincennes *) lenkten die Aufmerksamkeit der in Kanada stehenden britischen Truppen von dem Hauptschauplatz der Feindseligkeiten ab und verhinderten sie, der amerikanischen Armee in den Rücken zu fallen. Es fehlte hierbei nicht an einzelnen Großthaten, die sich in den Ueberlieferungen des Westens erhalten haben und von denen wir nur eine Anekdote erwähnen wollen, die von dem nachherigen General James Ray erzählt wird. Dieser ausgezeichnete Mann war damals noch ein Bursche von siebzehn Jahren und wohnte in Harrodsburg, wo es, wie in allen übrigen Stationen, so sehr an Lebensmitteln fehlte, daß eine Hungersnoth bevorstand. Die Wälder, die einen Ueberfluß an Wildpret geliefert hätten, waren von den Indianern besetzt, und Niemand wagte, sie zu betreten. Unter diesen Umständen beschloß der junge Ray, sich ein entfernteres Jagdrevier auszusuchen. Eine Heerde von vierzig Pferden, die man nach dem Westen gebracht hatte, war größtentheils die Beute der Indianer geworden; es blieb nur ein einziger alter Hengst im Fort, der zwar treu und stark, aber unfähig war, ein Wettrennen mit den schnellfüßigen Kindern der Wüste zu bestehen. Ray nahm dieses Pferd und ritt Tag für Tag und Woche für Woche jeden Morgen vor Sonnen-Aufgang aus, indem er sich den Thalweg der Flüsse entlang schlich, bis er weit genug entfernt war, um in Sicherheit jagen zu können; dann erlegte er sein Wild und kehrte des Nachts oder bei abendlicher Dämmerung in das Fort zurück. So lebte die ganze Besatzung einige Monate lang von den kecken Streifzügen dieses siebzehnjährigen Knaben. Aeltere Jäger, die ihm nachzuahmen suchten, wurden von den

*) Die Stadt Vincennes, am Wabash, im jetzigen Staate Indiana, ist eine alte französische Niederlassung, die mit Kanada, von wo aus sie angelegt wurde, den Engländern im Frieden von 1763 zufiel.

Indianern aufgegriffen; nur er allein setzte mit heroischer Selbstaufopferung sein schwieriges Unternehmen fort und entging wie durch ein Wunder den Gefahren, die ihn von allen Seiten umgaben.

Am Ende des Jahres 1777 existirten im Innern von Kentucky nur noch drei von Weißen errichtete Niederlassungen: Harrodsburg, Boonesborough und Logan's, deren kampffähige Mannschaft sich auf 102 Köpfe beschränkte! Dessenungeachtet feierten die Gränzer mit freudigem Muthe das Neujahrsfest, denn die Wilden hatten ihre Blokade aufgehoben und sich jenseits des Ohio zurückgezogen, so daß man einen ruhigen Winter hoffen konnte. An einem Lebensbedürfnisse litten die Stationen noch immer großen Mangel — an Salz, weshalb Boone mit dreißig Mann nach den blauen Quellen (Blue Licks) aufbrach, um sich dort einen Vorrath zu holen. Der Januar ging ungestört vorüber, und bis zum 7. Februar hatte man ein hinreichendes Quantum jenes unentbehrlichen Minerals gesammelt, um drei Leute damit nach Boonesborough abfertigen zu können, während die Uebrigen mit der Arbeit fortfuhren und ihr Hauptmann sich in den dichten Wäldern der Jagdlust hingab. Zu seinem Unglück hauste aber in ihrem Schatten noch anderes Wild, dessen Nähe er diesmal nicht vermuthete. Am 7. Februar stieß er unversehens auf eine Rotte von mehr als hundert Schani-Indianern, und obgleich er sich eiligst zur Flucht wandte, holten die raschen jungen Krieger den jetzt sechsundvierzigjährigen Boone mit leichter Mühe ein und machten ihn nach verzweifeltem Widerstande zum Gefangenen. Da er die Unmöglichkeit einsah, seine Kameraden zeitig genug zu warnen, so hielt er es für besser, in ihrem Namen eine Capitulation mit den Wilden abzuschließen, worauf er sie durch Zeichen bewog, die Waffen zu strecken. So fielen achtundzwanzig Weiße mit einem einzigen Schlag in die Gewalt der Rothhäute, die vor Allem über den Fang desjenigen frohlockten, der in ihren Augen für den ersten unter den Häuptlingen der „langen Messer" galt.

Die Schani's hatten nicht die Absicht, ihre Gefangenen zu skalpiren oder zu Tode zu martern, wie es wohl in früheren Kriegen zu geschehen pflegte; der britische Statthalter Hamilton, der im nordwestlichen Territorium kommandirte, hatte einen Preis auf jeden Amerikaner gesetzt, den man ihm (aber nicht todt oder lebendig) einliefern würde, und sie beschlossen daher, ihre menschliche Waare nach dem Markt von Detroit zu bringen. Am 10. März ward Daniel nebst zehn seiner Gefährten von dem Indianerdorfe Alt-Chillicothe aus gen Norden abgeführt und nach einer Reise von zwanzig Tagen dem britischen Gouverneur vorgestellt, der ihn mit vieler Humanität aufnahm. Wie es scheint, fand Hamilton an dem alten Jägersmann besonderes Wohlgefallen, da er ihn für eine bedeutende Summe loskaufen wollte; aber die Schani's, die ihre übrigen Gefangenen gern hingaben, weigerten sich standhaft, unseren Helden aus ihrer Mitte zu lassen — er sollte sie nach ihrer Heimat begleiten, ihr Stammgenosse werden und fortan zu ihren Häuptlingen gehören. Im April zogen also die Rothhäute mit dem einzigen Weißen, den sie ihrer Brüderschaft würdig hielten, aus den Niederungen Michigans nach den üppigen Thälern des Miami, deren reiche Ahorn- und Birkenwälder just ihre ersten Blüthen trieben. Hier verrichtete man die Ceremonie, dem zum Schani Verwandelten sein weißes Blut auszuwaschen, wodurch er als Indianer naturalisirt und von einer Familie an Kindesstatt aufgenommen wurde, die ihn von nun an als ihren Sohn und Bruder behandelte. Allem Anschein nach, war er völlig mit seinem Loose zufrieden; er schloß sich den Spielen und Vergnügungen seiner neuen Kameraden an, ließ sie bei ihren Schießübungen mit Fleiß den Sieg davontragen und gönnte ihnen lächelnd die Freude, sich dem gewandtesten der „bleichen Gesichter" überlegen zu dünken — kurz, er setzte sich bei dem Stamme dermaßen in Gunst, daß man ihm volles Zutrauen schenkte und ihn sogar zu den Rathsversammlungen berief. In der That war Niemand mehr als Boone geeignet, den Verdacht dieser wilden Naturkinder zu entwaffnen und ihre Liebe zu gewinnen; man hat ihn oft einen weißen Indianer genannt, und er näherte sich auch wirklich in seinem Thun und Lassen, seinen Leiden und Freuden mehr den Aborigenen des Westens als den angelsächsischen Eroberern, obgleich er nie die Grausamkeit zeigte, deren sich Erstere bei gereizter Leidenschaft schuldig machen. Kein Anderer besaß in so hohem Grade den wahren indianischen Ernst, der weder aus Reflexion und Gefühl, noch aus Gedankenleere entspringt, sondern zu den Eigenthümlichkeiten ihres Charakters gehört und dem Betragen dieser Wilden eine so würdevolle Grandezza verleiht, daß ihre Pow-wows im Punkte des Anstandes und der Feierlichkeit sich zu ihrem Vortheil mit dem britischen Unterhause und der französischen Deputirtenkammer vergleichen lassen und die Repräsentanten-Versammlung in Washington bei weitem übertreffen.

Den ganzen Monat Mai verbrachte der neugebackene Indianer Boone mit Jagen, Schießen, Schwimmen und ähnlichen Beschäftigungen; am 1. Juni aber begleitete er eine Schaar seiner Brüder nach dem Thale des Scioto, um dort Salz einzusammeln und zu kochen. Als er nach einer zehntägigen Abwesenheit wieder in Chillicothe eintraf, erblickte er zu seinem Leidwesen einen Trupp von 450 auserlesenen Kriegern, mit ihrer buntesten Schlachtfarbe bemalt und zum Ausmarsch fertig. Er hatte kaum nöthig, sich nach ihrer Bestimmung zu erkundigen; sein Herz nannte ihm Boonesborough, und er sah schon die von ihm gegründete Stadt in Flammen aufgehen und seine Freunde, seine Kinder, Alle, die ihm lieb waren, unter den Streitärten der Wilden verbluten. Was sollte er anfangen? Er entschloß sich, die erste Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, unterdessen aber als guter Indianer seine gewöhnliche stoische Ruhe zu zeigen. Zwischen ihm und seiner Heimat lag ein Raum von 150 engl. Meilen — zum Theil rauhes Bergland, mit dichtem Urwalde bedeckt und von reißenden Strömen durchschnitten; aber er hatte ja bereits ähnliche Unternehmungen ausgeführt und zweifelte keinen Augenblick, daß ihm auch diese glücken werde. Ohne also ein Wort gegen seine Genossen fallen zu lassen, verschwand er am Morgen des 16. Juni aus dem Wigwam seiner rothen Brüder und eilte rastlos über Berg und Thal nach den Ufern des Kentucky, wo er schon am vierten Tage anlangte.

Mit Jubel empfingen ihn die Einwohner von Boonesborough, die ihn längst zu den Todten gezählt hatten; ihre Freude ward jedoch durch die Kunde von dem bevorstehenden Angriff getrübt, da sie durchaus nicht darauf gefaßt waren, einer so furchtbaren Macht zu widerstehen. Es galt hier Leben und Tod, und die Ansiedler arbeiteten Tag und Nacht, um ihre Festungswerke zu verstärken und Alles zur Vertheidigung einzurichten. Aber der Feind blieb noch immer aus, und nach einigen Tagen erschien ein zweiter Flüchtling mit der Nachricht, daß man die Expedition gegen Boonesborough aufgeschoben habe. Die Wilden hatten die Station zu überraschen geglaubt, aber die Entweichung ihres angenommenen Sohnes vereitelte diesen Plan, und sie standen jetzt unschlüssig und rathlos da. So schlug die Gefangenschaft des Pioniers von Kentucky zum Heil der von ihm gegründeten Niederlassung und der ganzen Kolonie aus, die ihre Rettung vor dem Einfall der Barbaren diesem scheinbaren Mißgeschick zu verdanken hatte.

Als Boone die Unentschlossenheit seiner rothen Freunde bemerkte, nahm er sich vor, ihnen selbst einen Besuch im Scioto-Thal abzustatten, und machte sich am 1. August mit neunzehn Mann auf den Weg. Er wußte natürlich, daß ein so kecker Streifzug mitten ins feindliche Land nicht ohne Gefahr sey, da man Boonesborough in seiner Abwesenheit überfallen konnte, aber er rechnete auf die Vorsicht und Schnelligkeit seiner Bewegungen und ließ die ganze Umgegend durch seine Kundschafter erforschen. Schon war er ungestört über den Ohio gegangen und befand sich nur wenige Meilen von dem Orte, den er angreifen wollte, als seine Vorhut, die aus einem Mann, Namens Simon Kenton, bestand, zwei Indianer erblickte, die zusammen auf einem Pferde ritten und Kurzweil zu treiben schienen. Ohne zu bedenken, daß diese Beiden, wie er selbst, die Avantgarde eines kleinen Heeres bilden könnten, legte Simon an, schoß sie nieder und stürzte vor, um die Gefallenen zu skalpiren — denn dieser Gebrauch ward sowohl von den Weißen als den Indianern befolgt — fand sich aber plötzlich von einem Dutzend oder mehr Rothhäuten umringt, aus deren Händen er nur durch seine herbeieilenden Kameraden befreit wurde. Da nun Boone durch seine Spione erfuhr, daß die in der Nähe liegende Indianerstadt von den Einwohnern verlassen sey, so überzeugte er sich, daß die Feinde einen neuen Zug nach Kentucky vorhätten, und rieth zur schleunigen Rückkehr.

Er hatte sich nicht getäuscht; ein 500 Mann starkes Corps, von Kanadiern im britischen Dienst angeführt, war auf dem Marsche nach Boonesborough begriffen, und nur durch große Anstrengung gelang es unserem Helden, den Tag vor ihnen dort einzutreffen. Am 8. August erschien das dunkle Heer mit britischen und französischen Fahnen vor den Holzwällen der kleinen Festung, die von einer sehr unzulänglichen Besatzung vertheidigt wurde. Der feindliche Befehlshaber, Captain Duquesne, forderte den Captain Boone im Namen Sr. Majestät Königs Georg des Dritten zur Uebergabe auf. Es war, wie Boone selbst zu erzählen pflegte, ein kritischer Moment für ihn und seine Genossen. Welches Schicksal stand ihnen bevor, wenn sie kapituliren würden — ihm vorzüglich, der die Freundschaft seiner indianischen Brüder so schnöde vergolten hatte? Und dennoch konnten sie nicht hoffen, einer so überlegenen Macht auf die Dauer zu widerstehen. Um eine Belagerung auszuhalten, war vor Allem Proviant unentbehrlich, und ihr ganzer Viehstand schweifte noch in den Wäldern umher. Daniel überlegte die Sache und bat sich dann zwei Tage Bedenkzeit aus, die er dazu benutzte, die Kühe hereinzutreiben, worauf er dem Stellvertreter Seiner britischen Majestät für die Güte dankte, mit der er ihm verstattet habe, sich zur Vertheidigung zu bereiten, und ihm seinen Entschluß anzeigte, das Glück der Waffen zu versuchen. Dem Capitain Duquesne war diese Antwort sehr unwillkommen; der Gouverneur Hamilton hatte ihm eingeschärft, wo möglich Blutvergießen zu vermeiden und die Kentucker lebendig gefangen zu nehmen, und der würdige Kanadier erklärte sich daher bereit, seine Truppen zurückzuziehen, wenn Boone und die anderen Hauptleute einen Vergleich mit ihm schließen würden, in welcher Absicht er sie zu einer freundschaftlichen Unterredung einlud. Daniel schwankte; nichts konnte vortheilhafter seyn, als ein solches Anerbieten, aber war nicht Verrätherei zu befürchten? Indessen begab er sich mit acht seiner Gefährten nach dem für die Zusammenkunft bestimmten Ort, der etwa sechzig Schritt von der Festung entfernt, aber im Bereich seiner besten Tirailleurs war, die schußfertig an den Thoren standen. Der Vertrag wurde aufgesetzt und unterzeichnet, und die Indianer gaben dann ihren Wunsch zu erkennen, den Frieden durch gegenseitigen Händedruck zu bekräftigen. Etwas betreten über diesen Vorschlag, zögerten Boone und seine Kollegen einen Augenblick, ihn einzugehen, aber da ihre Weigerung die Indianer veranlassen konnte, sie auf der Stelle niederzumetzeln, so hielten sie es für besser, ihnen die Hand zu reichen. Wie sie gefürchtet hatten, ergriffen die Wilden sie mit rohem Ungestüm — sich heftig sträubend, fuhren die Weißen zurück — der Verrath war augenscheinlich; die Kugeln der Besatzung streckten die vordersten Indianer zu Boden, und unter einem Kreuzfeuer von beiden Seiten erreichte Boone nebst den anderen Hauptleuten das Fort mit Hinterlassung eines einzigen Verwundeten.

Das Mißlingen seiner Kriegslist zwang den Capitain Duquesne, die Friedensmaske abzuwerfen und Gewalt zu versuchen; er eröffnete daher ein Feuer, welches zehn Tage anhielt, aber zu keinem Resultat führte, da sich die Belagerten auf das hartnäckigste wehrten. Am 20. August mußten sich endlich die Indianer zum Rückzuge bequemen, nachdem sie 37 Todte verloren und eine Menge Pulver und Blei verschwendet hatten. Der unglückliche Aus-

gang eines mit so ansehnlichen Kräften begonnenen Unternehmens war für die Zukunft der jungen Kolonie entscheidend; man kann ihn überhaupt als den Schluß der ersten und anziehendsten Periode in der Geschichte Kentucky's — des romantischen Zeitalters dieser Provinz — betrachten. Die Eroberung von Boonesborough hätte wahrscheinlich den Verlust des ganzen Westens herbeigeführt, wo sich damals nur wenige, von schwachen Besatzungen vertheidigte Forts befanden; aber in den Jahren 1779 und 1780 strömten die Auswanderer in solchen Massen nach Kentucky, daß es von nun an gegen jeden feindlichen Anfall gesichert war. Man gründete die nachherige Hauptstadt Lexington, Clark nahm den Gouverneur Hamilton in Vincennes gefangen, und das vereinzelte, halbwilde Leben der Statienen machte allmälig einer regelmäßig organisirten Gesellschaft Platz.

Frankreich.

Göttingen, Erfurt und die Leipziger Literaten.

Der französische Reisende, von dessen Artikeln über „Deutschland in der Gegenwart" (L'Allemagne du présent) wir bereits mehreremal gesprochen, setzt im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes seine Exkursionen fort, und zwar tragen seine Kapitel, die immer noch an den Fürsten v. Metternich adressirt sind, diesmal die Ueberschriften Göttingen, Erfurt und Leipzig. Wir sehen ihn also immer näher nach Berlin kommen und haben ihn nächstens hier zu erwarten.

Das Kapitel „Göttingen" ist nicht blos dieser Stadt und ihrer Universität, sondern auch dem Lande Hannover gewidmet. Die Geschichte der vertriebenen sieben Professoren, von der die Franzosen zur Zeit, als sie eben passirte, wie von Allem, was in Deutschland vorgeht, nur wenig Notiz nahmen, müssen sie dafür jetzt um so öfter lesen, denn jeder ihrer Touristen, der irgend einmal das Land Hannover berührt und darüber schreibt, und auch jeder ihrer Literaten, der einmal von den beiden Grimm's, von Dahlmann, Ewald oder Gervinus zu sprechen hat — und dazu findet sich sehr oft Gelegenheit — erzählt auch, warum dieselben nicht mehr in Göttingen seyen, und wäre es auch nur, um dadurch für den Gegenstand, über den man eben schreibt, ein Interesse mehr zu erwecken. Ja,

> . . . es ist verhaßt, den Genius
> Bewirthen: giebst du ihm ein Geißgeschenk,
> So läßt er dir ein schweres zurück.

Und so hat es auch seine großen Nachtheile, dem Genius die Thür zu zeigen. Wo er beleidigt ist, da nehmen die gebildeten Nationen Europa's alle gleichmäßig Partei, und die eine empfindet mit, was der anderen widerfahren ist.

Erfurt hat unser philosophischer Tourist nur zu einer Aufenthalts-Station gemacht, um sich hier von einem Schüler Schleiermacher's über die Stellung belehren zu lassen, die dieser in der Theologie wie in der Philosophie Deutschlands eingenommen. Der Abschnitt, den der Reisende diesem Gegenstande widmet, giebt seinem Interesse für die tieferen Momente des Lebens und der Wissenschaft ein ehrendes Zeugniß; er stellt sich durch seine Auffassung dem Verfasser des Buches „Des Allemands" würdig an die Seite.

In Leipzig war der Reisende gerade, als die Ereignisse im vorigen Sommer die Gemüther sehr aufgeregt hatten. Er vergleicht die damalige Stimmung in Sachsen mit derjenigen, die um das Jahr 1830 unter der Bourgeoisie von Paris geherrscht. Folgendermaßen schildert er das Völkchen der Leipziger Literaten: „Nicht der Student aus dem oder jenem deutschen Lande, nicht der Orientale, der aus dem fernen Armenien zur Messe kömmt, nicht der polnische Jude, nicht der Russe aus Astrachan oder Archangel ist es, der der Bevölkerung Leipzigs einen so eigenthümlichen Charakter verleiht, sondern der Literat. Jede Fabrication im Großen versammelt auch eine für ihren Dienst bestimmte Einwohnerklasse um sich; sie macht den Menschen zu ihrem Werkzeug und stutzt ihn nach ihren Bedürfnissen zu. Wo viel produzirt wird, da muß es auch viele Arbeiter geben. Nun ist Leipzig bekanntlich eine große Büchermanufaktur; was Wunder also, daß es dort von Literaten wimmelt. In dieser Stadt von 40,000 Seelen *) giebt es hundertunddreißig Buchhandlungen, und von welcher Thätigkeit diese sind, beweist der jährliche Meßkatalog. Ihr Verlag besteht allerdings weder aus lauter Originalwerken, noch aus lauter Büchern von Geist oder auch nur von Geschmack. Wo sie bloße Handelsspeculation ist, wo sie mit Gewalt betrieben wird, da sinkt die intellektuelle Arbeit nur allzu leicht zur mechanischen herab. Es bedarf indessen immer der Arbeiter von Fach, wenn die Maschine nicht stocken soll. Hier wird ein Kompilator, da ein Uebersetzer und dort ein Korrektor gebraucht; es ist das eine fast nur materielle Arbeit, ein eben so undankbares als unfreies Geschäft, das nothwendigerweise sehr schlecht bezahlt wird, um die Waare so billig als möglich verkaufen zu können; denn eben weil es keiner großen Fähigkeiten dazu bedarf, finden sich gewöhnlich der Konkurrenten Viele, die sich also auf jede Weise den Vorrang abzugewinnen suchen. Einen solchen Lohnarbeiter nun, einen solchen Söldling im Dienste des Gedankens, nennt man hier einen Literaten. Es giebt kaum eine traurigere und herzbrechendere Geschichte, als die des armen Leipziger Literaten, dieses enterbten Kindes der großen Familie der Schriftsteller, denen es sonst mitunter so gut geht. Gewöhnlich ist ein solcher Literat der Sohn eines Dorfschulmeisters, der außerdem noch fünf oder sechs Kinder hat. In seiner Heimat hat er jenen klassischen Unterricht genossen, an welchem Deutschland so reich ist; er taugt nun nicht mehr zum Landmann, er ist ein halber Gelehrter, und man schickt ihn zur Universität, ausgestattet mit einem testimonium paupertatis. Er ist etwa achtzehn Jahr alt und muß zuvörderst arbeiten um zu leben, statt zu arbeiten um sich mit Kenntnissen zu bereichern. Es gelingt ihm indessen doch, einen Doktor- oder Magistergrad zu erwerben, und auch wenn ihm dies nicht gelungen, läßt er sich den Titel doch beilegen; er ist Doktor vermöge seines eingefallenen, hohlen Gesichtes und vermöge der Dinte, die ihm an den Fingern klebt. In den gelehrten Körper der Universität, in das Corps der „Privatdozenten" einzutreten — darauf muß er ja ohnedies verzichten; sein Wissen, ja seine ganze Existenz reicht nur von einem Tage zum anderen, und an das, was weiter in der Ferne liegt, denkt er nicht gern. So fällt er in die Hände des Buchhändlers, der ihn wie einen Frohner behandelt, und unter der Last seiner langweiligen Arbeit, ohne welche ihm das tägliche Brod fehlen würde, sirbt er nach und nach sich selber untergehen."

Mannigfaltiges.

— N. Polewoi. Durch den vor kurzem erfolgten Tod von Nikolai Polewoi hat die russische Literatur einen Verlust erlitten, der noch viel empfindlicher für dieselbe ist, als der im vorigen Jahre erfolgte Tod des greisen Krilov, denn jener stand noch in der Kraft des männlichen Alters, und man durfte von ihm mehr noch erwarten, als er bereits geleistet hatte. Polewoi ward am 22. Juni (3. Juli) 1796 zu Irkutzk in Sibirien geboren. Sein Vater, ein daselbst etablirter Kaufmann, der ihn für sein Geschäft heranbildete, hatte Geschmack an Wissenschaften und Studien und flößte diesen auch dem Sohne ein, der unter einem Himmelsstriche und an einem Orte, wo es besonders zu jener Zeit fast gar keine Hülfsmittel gab, um sich zu unterrichten, doch durch beispiellosen Fleiß, dem er sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, außerordentliche Kenntnisse sich erwarb. Schlechte Handels-Konjunkturen bewogen den Vater, um das Jahr 1812 Irkutzk zu verlassen und sich mit seiner Familie nach Moskau zu begeben, wo sie jedoch bald wieder von den Ereignissen vertrieben wurden, und zwar um in der Nähe der Stadt Zeugen der berühmten Feuersbrunst zu seyn, deren Anblick auf den jungen Polewoi einen mächtigen, nicht wieder erloschenen Eindruck machte. Da es nun sein Vater vergebens versuchte, zuerst in St. Petersburg und dann wieder in Irkutzk ein Geschäft zu errichten, so ging der mit reichen Kenntnissen ausgerüstete Sohn vom Kaufmannsstande gänzlich ab, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen. Es war sein Bestreben, das russische Volk empfänglicher für Bildung und das Wissen in seinem Vaterlande populair zu machen. In diesem Sinne gründete er den „Moskauer Telegraphen", eine Zeitschrift, die sich den Prätensionen der vornehmen oder gesinnungslosen Literaten entgegenstellte, welche in Petersburg die Aristarchen spielten, und die er zehn Jahre lang, nachmals in Gemeinschaft mit seinem Bruder Xenophon, redigirte. Die russische Kritik erhielt durch das Beispiel seiner gründlichen Forschung, so wie des männlichen und ernsten Tones, den er ihr verlieh, einen gänzlichen Umschwung. Später ging er nach St. Petersburg, wo er Mehreres für das Theater und unter Anderem auch eine „Geschichte des russischen Volkes" schrieb, durch welche er Karamsin's mangelhaftes Werk zu verdrängen dachte; doch scheint er auf diesem Felde minder glücklich gewesen zu seyn als auf dem, welches er bis dahin in Moskau angebaut hatte. Seine „Skizzen der russischen Literatur" gehören zu dem Besten und Belehrendsten, was über Rußland in literarhistorischer Beziehung existirt.

— Feldzugsplan gegen die Hovas. Man erinnert sich, daß die französische Regierung eine Expedition gegen den Stamm der Hovas vorbereitet, der die Franzosen aus Madagaskar getrieben hat. Ein ehemaliger Offizier, Namens Carayon, der vor vielen Jahren auf dieser Insel stationirt war, giebt in einer jüngst erschienenen Schrift *) einen, wie es scheint, gut begründeten Plan zur Unterwerfung der Hovas. Der Verwaltungsrath von Ile de Bourbon hatte vorgeschlagen, direkt auf Tananariva, den Hauptort des feindlichen Stammes, loszugehen, es einzunehmen und zum Mittelpunkt fernerer Unternehmungen gegen die Bevölkerung der Insel zu machen. Dagegen wendet Herr Carayon ein, daß Tananariva sehr entfernt von der Küste und auf einer Hochebene liege und selbst der leichteste Kriegsbedarf nur mit großen Schwierigkeiten dorthin transportirt werden könne. Er schlägt daher vor, lieber an der Nordküste, in der Nähe der Inseln Nossi-Bé und Mayotte, einer Gegend, die nicht von den Hovas besetzt ist, eine Kolonie zu gründen, sie durch eine Linie von Forts zu isoliren, von dort aus sich mit den übrigen Stämmen der Insel in Verbindung zu setzen und erst, wenn durch solche Vorbereitungen der Erfolg der Expedition mehr gesichert seyn würde, gegen die kriegerischen Wilden zu Felde zu ziehen. Hierzu kommt, daß der bezeichnete Küstenstrich viel natürliche Reichthümer besitzt, gute Häfen hat und dem afrikanischen Festlande nahe liegt, daß also mit der Colonisation desselben jedenfalls ein wichtiger Schritt gethan wäre.

*) Leipzig soll, nach neueren Angaben, jetzt 33,000 Einwohner zählen.

*) Précis historique sur le peuple Ova.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 63. Berlin, Dienstag den 26. Mai 1846.

Frankreich.

Alex. Soumet's „Jungfrau von Orleans".

Alex. Soumet ist einer von den letzten Vertretern der sogenannten klassischen Schule der Franzosen untergegangen. Von seinen Freunden bis in den Himmel erhoben, hat er im Allgemeinen zwar eine Art literarischer Hochachtung gefunden, ohne daß indessen seinen Productionen irgend eine Verbreitung in weiteren Kreisen zu Theil geworden wäre. Alle seine Sachen, seine dramatischen Stücke so wie seine vielgerühmte, aber wenig gelesene „Divine Epopée", haben ihr hauptsächliches Verdienst in einer gewissen Korrektheit und Sauberkeit der äußeren Behandlung, die zum Theil selbst an einen leeren und unerquicklichen Inhalt verschwendet ist. Freilich sind dies Eigenthümlichkeiten, welche nicht ihm allein, sondern seiner ganzen Schule, an deren Prinzipien er mit einer gewissen Beharrlichkeit festgehalten hat, zur Last zu legen sind.

Schon als die Kunde von seinem Tode sich verbreitete, erfuhren wir, daß Soumet ein letztes Werk vollständig ausgearbeitet hinterlassen habe. Seine Freunde, denen es vergönnt gewesen war, von dieser Production im Manuskripte Einsicht zu nehmen, konnten die Gediegenheit dieser Dichtung, welche sie als den Gipfel seiner Poesie bezeichneten, nicht genug rühmen. Der Stoff derselben war die schon unzählige Male behandelte Geschichte der Jeanne d'Arc. Wir wollen es nicht verhehlen, daß wir uns, da wir mit der dichterischen Persönlichkeit Soumet's so ziemlich bekannt sind, keine übertriebenen Vorstellungen von diesem posthumen Werke machten. Wer aber, ohne mit den früheren Leistungen dieses Dichters vertraut zu seyn, die Vorrede liest, welche dieser vor kurzem im Druck erschienenen Dichtung vorangeschickt ist, und sich dann an die Lektüre des Opus selbst macht, wird eine bittere Enttäuschung empfinden. Nicht als ob dasselbe an und für sich gerade schlecht wäre; aber es verdient nur die übertriebenen Lobeserhebungen nicht, welche ihm von Seiten des allzu wohlwollenden Herausgebers gezollt werden. Hr. Lefevre-Deumier — so ist der Name desselben — thut, als wenn die gesammte französische Literatur ein ähnliches Meisterwerk kaum noch aufzuweisen hätte. Er meint, Soumet, der sich in seiner letzten Dichtung vollkommen spiegele, sey seit Homer der einzige Dichter, „welcher in jeder Hand eine epische Palme trüge". In dieser Weise heißt es ferner, in seinen Versen gewinne die Seele Mozart's und das Herz Raphael's einen vollendeten Ausdruck.

Mit solchen übertriebenen Ausbrüchen einer blinden Bewunderung, die in der Art ihres Ausdrucks zum Theil selbst von forcirtem Wesen nicht frei ist, wird dem Dichter, den man dem Publikum zu empfehlen sucht, ein schlechter Dienst geleistet. Statt sich nun mit offener Hingebung an das dargebotene Werk zu machen, regt sich in uns eher der Geist der Opposition, und leicht beschleicht uns dann das Gefühl des Mißbehagens, wenn wir den Gehalt der Dichtung mit den posaunenden Tönen der Vorrede nicht im Einklang finden. Mit uns ist es, wie gesagt, nicht so ergangen. Wir kannten die Eigenthümlichkeiten Soumet's, und der Weihrauch, der seinem Andenken hier am Eingange mit allzu vollen Händen gestreut wird, hat uns nicht beirren können.

Wenn wir nun von der ungeschickten Vorrede absehen und an das eigentliche Werk selbst herantreten, so finden wir, daß die Dichtung so zu sagen aus einer Trilogie besteht. Der Dichter führt uns zuerst Johanna als Schäferin, dann das heldenmüthige Mädchen als Kriegerin und endlich als Märtyrerin ihrer gerechten Sache vor. Schon in der äußeren poetischen Form, welche der Dichter gewählt hat, tritt diese Abgränzung hervor. Zuerst gestaltet sich der reiche Stoff als Idylle, dann als Epopöe, und endlich nimmt die Darstellung die Form der Tragödie an.

Dieser Wechsel müßte, sollte man meinen, geeignet seyn, die Monotonie einer langathmigen Dichtung zu brechen und dem Ganzen eine gewisse Mannigfaltigkeit zu geben. Aber dem ist nicht so. Der gespreizte Stil, der sich zum größten Theil in den früheren Dichtungen desselben Poeten schon breit machte, findet sich hier in allen Partieen wieder. Vergeblich wechselt die äußere Form, der Ton bleibt derselbe. Der überall nach den alten akademischen Regeln geschulte Alexandriner, die Einförmigkeit der immer wiederkehrenden Gleichnisse, die meist sehr reinlich und sauber ausgeführt sind, der falsche Flitterglanz der auf Stelzen gehenden klassischen Ausdrucksweise und das hohle Pathos wohlfeiler Sentenzen verleiden uns selbst solche Stellen, welche man gelungen nennen könnte. Ueberall, wo der Dichter den eiteln Glanz einer trügerischen Rhetorik verschmäht, zeigt es sich, daß ihm wirklich ein schönes Talent zu Gebote stand, welches nur leider unter der scharfen Scheere des Klassizismus verkümmern mußte. Bei einem anderen Bildungsgange und unter dem Einflusse einer freieren geistigen Regsamkeit würde er Tüchtiges geleistet haben.

Indem wir hier dem Leser ein Bruchstück dieser neuen Dichtung vorzulegen im Begriff stehen, kann unsere Wahl nicht auf die langen Beschreibungen und Ausmalungen, in denen uns die charakterischen Züge der Zeit vorgeführt werden sollen, noch auf die langen Reden fallen, welche der Dichter, durch eine unerträgliche Mode der vergangenen Zeit verleitet, seinen Personen in den Mund legt. Wir heben hier vielmehr ein paar schlichte, anspruchslose Verse aus, welche wir freilich nicht als für das Ganze besonders charakteristisch bezeichnen können, denen aber wirklicher poetischer Werth nicht abgesprochen werden kann. Johanna spricht:

„Les soirs d'hiver, au lieu des récits surprenants
De fantômes des bois, d'esprits, de revenants,
Mon aïeul nous lisait, dans la sainte Ecriture,
De bien-aimé Joseph la touchante aventure;
Moïse au mont Horeb; Agar, loin de Memphis,
Se voilant pour ne pas voir expirer son fils;
Abraham tout armé pour cette épreuve amère
Que Dieu ne tenta point sur le cœur d'une mère;
Débora, que l'esprit du Seigneur fit parler;
Et Rachel se plaignant qu'on la vint consoler.
Il nous lisait aussi Jérusalem en cendre;
Moi, comme Daniel, j'aurais voulu descendre
Dans la fosse aux lions; ou suivre tout en pleurs,
La fille de Jephté sur le mont des douleurs;
Et nous parlions souvent des maux de la patrie,
Et je pleurais la France en pleurant Samarie.
Je me ressouvenais de ce qui fut prédit.
Je récitais souvent l'histoire de Judith
Immolant Holopherne; et d'un voile couverte,
Toujours à ce verset la Bible était ouverte."

Wenn wir uns nun noch eine Bemerkung erlauben wollten, welche eigentlich der ästhetischen Kritik ferner liegt, so würde dieselbe ein gerechter Tadel der im ganzen Gedichte auf eine ungebührliche Weise vorherrschenden Animosität seyn. Wenn ein französischer Dichter die unglücklichen Zeiten jener englischen Kriege behandelt, so läßt man sich wohl einige lebhafte Regungen seines Nationalgefühls gefallen, aber solche Ausbrüche, wie Soumet sich erlaubt, und die nur dazu dienen können, die Flamme des Nationalhasses zu schüren, müßten von der Poesie ausgeschlossen bleiben. G. F. G.

Die Deutschen, nach der Darstellung eines Franzosen.

(Des Allemands, par un Français. *)

III. Auswanderungen der Deutschen.

Nachdem unser Verfasser einige Bemerkungen über die wahrscheinlichen Ursachen der deutschen Auswanderungen vorangeschickt, die jedoch, weil sie nur die materielle Existenz Deutschlands im Auge haben, nicht ganz zureichend sind, fährt er fort: „Kein Staat Deutschlands hat überseeische Besitzungen gehabt, nichtsdestoweniger fließt mehr deutsches als französisches Blut in den Adern Amerika's; Polen, Rußland, Ungarn sind von Deutschen überschwemmt, weil diese Länder die Grundlage und den Eckstein jeder Nationalität entbehren, eine wohleingerichtete Mittelklasse; daher kommt es, daß das Großherzogthum Posen, welches doch erst seit kurzer Zeit zu Preußen gehört, schon eben so viel deutsche als polnische Elemente enthält. Daher kommt es ferner, daß das preußische Schlesien fast gänzlich germanisirt ist, weil die slawischen Einwohner durch die eindringende Gewalt des Deutschthums ihre nationale Eigenthümlichkeit aufzugeben gezwungen worden sind. Der Bauer, der Knecht bleibt allein an seinem Platz; aber, was irgend nur Thätigkeit, Intelligenz, Ordnung und ein geregeltes Leben erfordert, dessen bemächtigt sich sogleich der Deutsche. Wenden wir nunmehr die Augen nach unserer Seite. In England leben und ernähren sich deutsche Arbeiter-Kolonieen, selbst in den Provinzen, aus welchen man so viele Klagen über die wachsende Bevölkerung und die Niedrigkeit des Lohns erschallen hört; bei uns, in Paris, sind die Werkstätten jeder Art mit ihnen angefüllt, und immer mehr deutsche Namen drängen sich auf die Aushängeschilder. Durch welches Mittel wird es nun möglich, daß der Deutsche, welcher in unserer Mitte, im fremden Lande, sich niederläßt, sicherer seinen Zweck erreicht, als wir selbst? Der Grund liegt in der Einfachheit und Strenge der bürgerlichen Sitten, die den Arbeiter und Kaufmann an seine Pflicht, und zwar um ihrer selbst wegen, fesseln:

*) Vgl. Nr. 61 des Magazins.

ferner in dem häuslichen und zurückgezogenen Leben, welches ihn vor Verschwendung und Unordnung schützt, und welches ihm so lieb und gewohnt ist, daß er in jedem Lande leben kann, ohne durch die Sitten und Gewohnheiten seiner Umgebung berührt zu werden, und selbst ohne einmal mit diesen Gewohnheiten in Konflikt zu kommen; ferner auch darin, daß die wissenschaftliche Bildung in Deutschland weit verbreiteter ist, so daß die Verschiedenheiten der Sprachen ihm nicht hinderlich sind, und deshalb jeder Arbeiter im Stande ist, Meister zu werden, sobald die Umstände ihm die Möglichkeit dazu darbieten. Diese weitverbreitete Bildung ist übrigens nicht, wie bei uns, die eines Weltmanns, nur auf die Bedürfnisse derer berechnet, welche niemals mit ihren Händen zu arbeiten bestimmt sind; sie unterhält und nährt die intellektuelle Thätigkeit, welche nunmehr in alle praktische Richtungen sich ergießt und so nicht sowohl die Anmaßung als die wahrhafte Capacität fördert. Man sieht daher überall die Deutschen als Herren an der Seite der Fremden; die Franzosen als Diener. In Petersburg und Moskau leben 40—50,000 Deutsche; in Stockholm und in London giebt es gleichfalls mehrere Tausend; auch die Franzosen zeigen sich an den nämlichen Orten zu Tausenden. Aber der Deutsche ist der große Kaufmann, der bemittelte und unabhängige Arbeiter, der Arzt, der Künstler, der Gelehrte. Seine Stimme ist von Bedeutung, und sein Rath hat Einfluß auf die Macht. Der Franzose bewegt sich fast ausschließlich nur in den kleinen Dienstleistungen, in den untergeordneten Regionen des sozialen Lebens; er ist Sprachlehrer, Tanzmeister, Haarkräusler, Pomaden- und Wursthändler, kurz Colporteur und Detailverkäufer von tausend Kleinigkeiten und Raffinements für den äußeren Glanz der Toilette des Geistes und des Körpers. Diese Bemerkung Arndt's ist eine traurige Wahrheit: wir haben im fremden Lande nur solche Gewerbsarten im Besitz, deren ein in dem Müßiggang erzogener Mensch auch fähig wäre und die sich auf die Bedürfnisse des Luxus beziehen; Alles, was nützlich ist und eine regelmäßige Arbeit erfordert, ist nicht Sache unserer Gewerbtreibenden."

„Ich habe das Faktische, die wahre Sachlage dargelegt; sehen wir nunmehr, in welchem Sinne die Deutschen das Recht haben, darauf stolz zu seyn. Sie sind im Handel bewanderter als wir, ich gebe es zu; aber die Juden in Deutschland verstehen sich noch besser darauf als die Deutschen, die sich deswegen auch auf jede mögliche Weise gegen ihre Konkurrenz zu schützen suchen. Man kann daher nicht aus dem bloßen Faktum des größeren Erfolgs auf eine absolute Superiorität schließen. Die bürgerlichen Sitten haben außer vielen höchst ehrenvollen Seiten auch einige, die ein schlimmeres Aussehen haben. Der Deutsche kann sich leichter von seinem Vaterlande trennen, weil er mehr ein häusliches und individuelles Leben führt und daher durch schwächere Bande an die Gesellschaft geknüpft ist; während für uns, bei denen das soziale Leben größere Bedeutung hat, die Trennung vom Vaterlande nur eine äußerste Nothwendigkeit ist; weshalb wir denn auch meistentheils nur solche Leute ins Ausland schicken, welche bei uns nichts mehr zu hoffen haben. Wir dürfen daher die Nationen nicht nach ihren Kolonieen beurtheilen. Dieselben Gewohnheiten, die dem Deutschen die Trennung vom Vaterlande weniger schwer machen, gestatten ihm auch, sich den Gebräuchen des neuen Vaterlandes leichter zu unterwerfen. In die Mitte von Fremden gestellt, treibt ihn kein Bedürfniß nach Erweiterung, sich ihrem Leben anzuschließen; er lebt neben ihnen, aber nicht mit ihnen. Ohne Zweifel ist das für das Individuum ein Vortheil; es ist darin viel praktische Klugheit, um Geld zu erwerben; aber liegt darin eine nationale Tugend, auf welche man stolz seyn könnte?"

Wir haben uns über diesen Vorwurf, den wir übrigens, vom richtigen Gesichtspunkt aus betrachtet, für verdient halten, schon im vorigen Artikel erklärt. Der Verfasser kennt nur einen Gegensatz: Individuum und Nation, während es noch ein Drittes giebt, die Menschheit überhaupt. Der Deutsche hat einmal eine Tendenz nach der Allgemeinheit, in welcher die nationalen, d. h. besonderen Eigenthümlichkeiten untergehen. Diese Tendenz, welche wir für die höchste halten, die so Volk wie Individuum haben kann, betrachtet der Vers. aus dem einseitigen Gegensatz zur Nationalität und kommt so zu dem in dieser Rücksicht wenigstens ungerechten Vorwurf des Egoismus und der Charakterlosigkeit. Man könnte daraus mit eben demselben Recht die höchste Tugend, nämlich die Humanität, folgern.

Algerien.

Die Bewohner Algeriens.

(Schluß.)

Was in Europa zum Ressort der Kriminalgerichte oder der Sicherheitspolizei gehört, wird durch ein Tribunal von Scheiks entschieden. Der Delinquent wird zu einer Buße verurtheilt und muß außerdem dem Kläger den Werth des Gegenstandes ersetzen, um den er ihn beeinträchtigt hat. Die Buße ist gesetzlich bestimmt für einen Diebstahl an Zeigen, Trauben, Vieh u. s. w., so wie für einen Streit, für Stockschläge, Verletzungen mit dem Yatagban, einer Feuerwaffe u. s. w. Wer sich eines Mordes schuldig gemacht hat, hat kein anderes Hülfsmittel als die schleunigste Flucht, denn die Angehörigen des Ermordeten können ihn ohne weitere Prozeßförmlichkeiten tödten, wo sie ihn antreffen. Wenn es ihm gelingt, sich der Verfolgung zu entziehen, so verhängen die Scheiks eine Buße über ihn, zu deren Bezahlung seine beweglichen und unbeweglichen Güter, wenn er deren besitzt, verkauft werden; außerdem ist er verbannt und muß ein Asyl in einem anderen Tribus nehmen. Aber Blut fordert Blut, und der nächste Angehörige des Ermordeten ist stets verpflichtet. Wenn ihm dies gelingt, wird er nicht aus dem Tribus gestoßen, muß aber die Buße bezahlen.

Ohne nationale Einheit, einander beinahe fremd, stets bereit, sich zu bekämpfen: dies war und dies ist noch jetzt die Stellung der kabylischen und arabischen Tribus einander gegenüber. Der Diebstahl eines Schafs, ein abgehauener Baum, eine einem Weibe zugefügte Beleidigung und tausend andere noch weniger bedeutende Ursachen reichen hin, ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Uebrigens bricht ein Krieg unter ihnen erst nach einem von dem Rathe der Scheiks ausgehenden Beschlusse aus. Der Tag zum Kampfe wird festgesetzt, und man kennt kein Beispiel, daß derselbe nicht gehalten worden wäre. Es geht dabei fast so loyal her, wie bei den alten Turnieren. Aufs sorgfältigste wird dann in den Tribus über diejenigen gewacht, die dem Aufgebot Folge zu leisten haben; doch fehlt bei diesen Völkern, die von Jugend auf gewohnt sind, die Waffen zu führen, und denen der Krieg zur anderen Natur wird, fast nie einer beim Appell. Jeder sorgt für Munition und Lebensmittel, doch führt man, wenn die Expedition von langer Dauer seyn soll, einigen Proviant gemeinschaftlich auf Lastthieren mit sich; der Schauplatz des Krieges muß das Uebrige hergeben. Die außerordentliche Mäßigkeit dieser Menschen läßt es übrigens fast nie zu eigentlichen Entbehrungen kommen. Auf dem Marsche oder auf dem Schlachtfelde feuern die Tapfersten die übrigen an und drängen sie vorwärts. Die Disziplin ist unter ihnen unbekannt, aber der kriegerische Instinkt und die vollkommenste Ortskenntniß füllen diese Lücke.

Bewaffnet mit einem langen Gewehr, einem geraden Säbel und einem Paar Pistolen, rücken die Kabylen, Tribus auf Tribus folgend, ins Gefecht, jeder unter seiner eigenen Fahne marschirend, die von dem Tapfersten getragen wird. Im Augenblicke des Angriffs stürzen sich die Reiter im schnellsten Galopp auf den Feind, das Fußvolk mit sich fortnehmend, das sich entweder am Sattel oder am Schwanz ihrer Pferde festhält. Sind sie bis zu einer gewissen Entfernung gekommen, so hält der Fahnenträger an; alle Krieger des Tribus schaaren sich um ihn und schießen ihr Gewehr ab, dann werfen die Reiter ihr Pferd herum, um, im Sattel gestreckt, ihr Gewehr aufs neue zu laden, und lassen das Fußvolk, so gut es kann, in den Hecken und in den Gebüschen Schutz suchen. Ihre Taktik besteht vorzüglich darin, sich vor dem Angriffe des Feindes zu zerstreuen und sich dann sogleich wieder zu sammeln, um ihm in den Rücken zu fallen. Den Gefangenen, die in ihre Hände fallen, geben sie niemals Pardon. Nicht zufrieden damit, sie den unerhörtesten Qualen zu unterwerfen, verstümmeln sie auch noch den Leichnam auf die widerwärtigste Weise, indem sie glauben, sich dadurch Gott wohlgefällig und um ihr Vaterland besonders verdient zu machen. Treuer Gefährte seiner Gefahren, ist das Gewehr dem Kabylen zugleich Vertheidiger, Freund und Schatz. Die Wichtigkeit, welche er seiner Lieblingswaffe beilegt, findet sich in dem folgenden Spruche ausgedrückt: „Ein Kabyle hat einen Ochsen, ein Pferd, einen Esel und ein Gewehr; ihn überkommt ein Unglück, er verkauft zuerst seinen Ochsen, dann den Esel, dann das Pferd, sein Gewehr verkauft er nie."

Stets zum Kampfe bereit, tragen die Araber ihr Gewehr über die Schulter hängend, den Yatagan und die Pistolen im Gürtel. Bei Gelegenheiten, wo sie sich eine bedeutende Beute versprechen können, bilden die Frauen und Kinder eine zweite Schlachtreihe hinter ihnen. Ihre Art zu kämpfen, ist von der der Kabylen wenig verschieden. In verschiedene Haufen getheilt, stürzen sich die Reiter auf den Feind; sind sie bis zu einer bestimmten Entfernung vorgerückt, so reiten sie, einer nach dem anderen, im schnellsten Galopp vorwärts, einen Halbzirkel beschreibend, und feuern ihr Gewehr ab, wenn sie den äußersten Punkt dieses Halbzirkels erreicht haben; dann zu den Ihrigen zurückkehrend, laden sie ihre Gewehre aufs neue. Läßt sich der Feind durch diese ersten Plänkeleien wankend machen, dann nehmen sie das Gewehr in die linke Hand und stürzen sich in wilder Wuth, den Säbel in der Rechten, ins Handgemenge. Die, welche die Armuth zwingt, zu Fuß zu streiten, sind mit Gewehren, Donnerbüchsen, Pistolen, Säbeln, Yatagans und eisernen Keulen bewaffnet; vortreffliche Fußgänger, ertragen sie leicht Beschwerden und Entbehrungen. Außerhalb des Krieges kennen die Araber keine Aufopferung, aber auf dem Schlachtfelde giebt es keine Gefahren, denen sie nicht Trotz böten, um einen ihrer Gefährten zu retten. Die Fußgänger stürzen sich bis in die Mitte der feindlichen Reihen, um die Verwundeten aufzuheben und ihnen beizustehen, wieder in den Sattel zu kommen; die Reiter, mit Stricken versehen, an deren Ende sich ein Haken befindet, nehmen, selbst im Fliehen, die gefallenen Ihrigen mit sich.

Alle Expeditionen eines Tribus gegen einen anderen sind von kurzer Dauer. Gewöhnlich zerstreuen sich die Sieger und die Besiegten nach dem ersten Zusammenkommen. Zeigen sie aber im Gegentheil mehr Hartnäckigkeit, dann bereden die Marabuts sie dazu, sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen, und gelingt es dann diesen auch nicht, einen dauernden Frieden zu Stande zu bringen, so glückt es ihnen doch immer, lange Waffenstillstände herzustellen. Aber so eifrig die Marabuts sich zeigen, in solchen einheimischen Zehden zur Versöhnung beizutragen, so Rache athmend sind ihre Aufrufe, wenn es gilt, die Ungläubigen zu bekämpfen. Dann predigen sie, den Koran in der Hand, den heiligen Krieg, regen alle Leidenschaften auf und reizen zu unversöhnlichem Hasse.

Der Dzehad oder heilige Krieg ist vom Koran allen Muselmännern zur Pflicht gemacht. Nur wenn eine hinreichende Anzahl von Gläubigen auf den ersten Aufruf des Imam erschienen ist, sind die Uebrigen von ihrer Pflicht entbunden. Im Falle eines allgemeinen Aufrufes hören alle Ausnahmen auf, es sey denn zu Gunsten der Frauen, der Kinder, der Sklaven und der Kranken.

Der Sklave kann nicht kämpfen ohne die Erlaubniß seines Herrn, die Frau nicht ohne die ihres Mannes.

Zwei Beweggründe, der eine durchaus religiös, der andere rein menschlich, erweckten und erhielten den Eifer, mit dem die Araber lange Zeit von selbst dem Aufrufe zum heiligen Kriege folgten. Der erstere, hervorgegangen aus den glänzenden Hoffnungen auf das künftige Leben und aus der Verachtung des Todes, beruht auf einem unbegränzten Fatalismus. Wiederholt Muhammed nicht auf jeder Seite seines Buches, daß das Paradies die Belohnung für diejenigen seyn solle, die für den Glauben kämpfen, daß der Feige und der Ueberläufer zur Hölle fahren werden, daß der Tod auf dem Schlachtfelde kein Tod, sondern Leben sey, daß der Märtyrer nach seinem Tode Alles besser finden werde, als er es hier im Leben verlassen u. s. w.? Der zweite Beweggrund spricht nicht zu dem Herzen des Gläubigen, aber zu dem groben Instinkt des physischen Lebens und des materiellen Wohlseyns. Die Vertheilung der Beute ist durch die Gesetze des Dzehad so bestimmt worden, daß jeder Theilnehmer daran ein persönliches Interesse hat. Alle dem Feinde abgenommenen Gegenstände müssen zusammengelegt und später durch den Imam vertheilt werden; ein Fünftheil wird zuvörderst für die allgemeinen Bedürfnisse des Islam genommen; die übrigen vier Fünftheile werden unter die Sieger und die, die durch die Bande des Bluts mit ihnen verbunden sind, vertheilt. Das Gesetz giebt den Reitern zwei Theile, dem Fußvolke nur einen. Ein Ungläubiger kann keinen Theil an der Beute haben, doch kann der Imam, wenn er es für passend hält, ihm eine Entschädigung für die geleisteten Dienste anweisen.

Wenn der religiöse Eifer auch bald abnahm und bei dem größten Theile der Muselmänner verfiel, so ward doch die Sucht nach Beute, die zu allen Zeiten bei den arabischen Racen vorherrschend war, keineswegs schwächer. Es schien vielmehr, als ob dieser Hebel in eben dem Verhältnisse stärker ward, in welchem der religiöse Fanatismus an Kraft abnahm.

Zu der Zeit, wo die französische Armee den afrikanischen Boden betrat, war der heilige Krieg nicht mehr ein eigentlich nationaler und religiöser, sondern er war reduzirt auf die Verhältnisse einer gewöhnlichen Piraterie, die oft mit Erfolg, oft mit großen Verlusten ausgeführt wurde. Aber die französische Invasion gab eine günstige Gelegenheit, den alten Fanatismus bei der algerischen Bevölkerung wieder zu erwecken. Zwar war es bei dem Aufruf des letzten Deys, der in der Energie der gläubigen Muselmänner das einzige Rettungsmittel sah, nur noch die Hoffnung auf Beute, die den kriegerischen Eifer der Araber anfachte, aber hier war es ein Türke, welcher sie aufrief. Als jedoch ein eingeborner Chef, der sich als von Gott gesandt verkündete, als Abd-el-Kader die Gläubigen um das Banner des Dzehad schaarte, da erwachte wieder von neuem die alte Kraft, der ganze religiöse Fanatismus, und es begann dieser neue heilige Krieg, der den Armeen der Franzosen bisher so viele ihrer Tapferen gekostet hat und der allen Colonisations- und Civilisations-Versuchen so mächtige Hindernisse entgegenstellt.

Eben so verschieden von jenen Bewohnern der Berge und der Ebenen, als unter sich verschiedenartig, ist die Bevölkerung der algerischen Städte. Neben einer Menge von Europäern, die zum Theil der französischen Occupation gefolgt sind, und die, außer Franzosen, namentlich aus Spaniern, Maltesern, Italiänern und Deutschen bestehen, giebt es dort Türken, Mauren, Kuluglis, Juden, Kabylen, Neger, Mozabiten und Biskris.

Die **Türken** sind der Anzahl nach am schwächsten. Sie bestehen zum größten Theile aus den Ueberbleibseln derjenigen Janitscharen, die, als die Franzosen diese undisziplinirten Truppen vertrieben, als alt und schwach zurückgeblieben sind. Es befinden sich unter ihnen auch viele korsische, albanesische, griechische, circassische und maltesische Renegaten. Die Seeräuberei hatte sie nach Algier hingezogen, und sie wünschten nun in diesem, ihrem Adoptivvaterlande, ihre Tage zu enden. Von dem ersten Augenblicke der französischen Occupation an war die Rolle der Türken übrigens völlig ausgespielt, und die wenigen Ueberbleibsel dieser Race suchen ihre Existenz durch die größte Zurückgezogenheit, in der sie leben, vergessen zu machen.

Die **Kuluglis** (quaoul-oughly, Sohn des Soldaten), aus der Vermischung der Türken mit maurischen Frauen herstammend, folgten den Türken nicht bei ihrer Auswanderung. Zum größten Theil Besitzer großer Grundstücke, Söhne von Offizieren oder Großwürdenträgern des Reichs, — einige zählten sogar Deys unter ihren Vorfahren; — fanden sie keinen Vortheil darin, den Janitscharen zu folgen, die sie ihrerseits verachteten. Diese Kuluglis machen sich durch ihre weibischen Gewohnheiten, ihre außerordentliche Eitelkeit und ihre grobe Unwissenheit bemerkbar. Man erkennt leicht in ihrer ganzen Person die Mischung des europäischen und afrikanischen Blutes. Sie haben die Gemüthlichkeit der Türken und das lymphatische Temperament der maurischen Frauen. Sie sind durchgehends schöne Leute mit regelmäßigen Zügen, großen Augen, feiner, weißer Haut, ausgeprägten Muskeln und einem gewissen Embonpoint, das sie ohne Zweifel von ihren Müttern geerbt haben. Fast Alle reich genug, um nichts zu thun, treiben sie keinerlei Geschäft, oder haben sie eines, so ist es gewiß nicht ein angreifendes. Sie lassen ihre Gärten und Felder durch Sklaven bestellen und verbringen am liebsten den ganzen Tag mit Nichtsthun, indem sie stets prächtig gekleidet in den Kaffehäusern oder Barbierstuben sitzen.

Die **Mauren** sind die ältesten Bewohner Afrika's. Sie bewohnten es lange Zeit vor dem Eindringen der Araber. Die heutigen Mauren stammen größtentheils von den früheren Beherrschern Spaniens ab. Immer mehr und mehr nicht blos dem Ruhme, sondern auch den Künsten und namentlich auch dem Ackerbau entfremdet, ohne Verbindung unter einander, ohne Einigkeit, von den kriegerischen Stämmen verachtet, weichlich, grausam, intolerant, egoistisch, durch Fanatismus verwildert, ihre ganze Existenz in religiöse Vorurtheile hüllend, haben die Mauren unserer Tage alle die edlen Eigenschaften eingebüßt, welche der Muhammedanismus ihren Vorfahren verliehen hatte. Der Bekehrungseifer hatte ihnen die Lust zum Kriege und den Muth eingeflößt, der den Triumph erstrebt. Während mehrerer Jahrhunderte in Spanien, sah man sie kräftig ihre Eroberung gegen die Christen vertheidigen. Aber einmal über die Meerenge zurückgeworfen, gewähren sie der Welt nur das Schauspiel eines durch die Ruhe verderbten Volkes, das ganz und gar nur der Sinnlichkeit lebt. Hätten sie auch noch eine besondere Anhänglichkeit an ihren Glauben, es würde ihnen an Muth fehlen, ihn zu vertheidigen. Zwischen den Mauren von Granada und denen Algeriens liegt der ganze Unterschied, der die vorgerückten Völker vor den zurückgekommenen auszeichnet. Der Krieg hatte ihnen den Hang zu edlen Thaten eingeflößt, der Friede hat sie wieder zu Barbaren gemacht.

Die Mehrzahl der **Juden**, die Algeriens Städte bewohnen, stammen von den Flüchtlingen her, welche die Verbannung aus Spanien, bald nach Vertreibung der Mauren, nach Afrika hinüberschickte. Unter der Herrschaft der Türken wurden die Juden aufs grausamste gedrückt. Der schlechten Behandlung fügten ihre Unterdrücker Beschimpfungen aller Art hinzu. Es war ihnen verboten, andere Kleider, als von ganz dunkler Farbe zu tragen; sie mußten in einem besonderen Stadtwinkel wohnen; sie konnten kein Grundstück besitzen, und wenn sie vor einer Moschee oder einem Marabut vorbeigingen, mußten sie sich tief verneigen, zum Zeichen ihrer Ehrfurcht. Als ein Befehl des Dey allen Muselmännern auferlegte, bei Nachtzeit nicht ohne Laterne auszugehen, zwang ein besonderer Artikel die Juden, ein Licht ohne Laterne zu tragen, wobei sie stets Gefahr liefen, sich die Hand zu verbrennen, um das Licht gegen das Erlöschen zu schützen; denn die Polizei machte sich ein Vergnügen daraus, den Jüngern Mosis die Bastonnade zu geben oder sie eine Geldbuße zahlen zu lassen, wenn sie ihr Licht ausgehen ließen. Ein Jude, der, von einem Türken oder Mauren angegriffen, die Hand wieder aufzuheben wagte, verfiel der Todesstrafe. Die algerischen Juden haben, wie die in Europa, eine charakteristische Gesichtsbildung: ihre Adlernase, ihr schwarzer Bart, ihr schönes Auge, ihr eigenthümlicher Teint unterscheiden sie hinlänglich von anderen Nationen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sie, wie überall in der Welt, Mäkler und Kaufleute sind. Die Vornehmsten unter ihnen machen Geschäfte für europäische Handelshäuser; die von geringerer Klasse arbeiten für die Türken, Mauren und namentlich für die Landbewohner. Mit Ausnahme des Ackerbaues, gegen den sie einen besonderen Widerwillen zeigen, treiben die Juden jegliche Art von Gewerbe und Industrie. Sie zeichnen sich ganz besonders in den feinen Handwerken, in der Bijouterie und der Uhrmacherkunst aus. Außerordentlich thätig, unruhig, intrigant, bilden sie einen auffallenden Kontrast gegen die gemächlichen und apathischen Mauren. Die Gewerbe, welche die Juden der niederen Klasse treiben, sind die der Schmiede, Schuster, Krämer und Klempner, auch arbeiten sie mit vielem Geschick als Posamentierer und als Vordirer von Kleidungsstücken. Früher war eine Hauptbranche der von den Juden betriebenen Geschäfte der Ankauf der Prisen, welche die Korsaren von ihren Kreuzzügen einbrachten.

Die **Kabylen** des Atlas besorgen für die Stadtbewohner die anstrengenden Arbeiten als Tagelöhner, Gärtner und Ackerbauer. Die Gewinnsucht unterdrückt eine Zeit lang in ihrer Seele den tiefen Haß gegen die Fremden, der sich fast von Geschlecht zu Geschlecht bei ihnen erhalten hat. So lange die Kabylen in der Stadt arbeiten, ist ihre Aufführung musterhaft; aber diese Art von Verleugnung ihres antisocialen Charakters dauert nur während der Zeit, die sie gebrauchen, um ein kleines Sümmchen zusammenzuraffen. Haben sie dies erreicht, so kehren sie wieder in ihre Berge zurück und haben nichts von ihrer ursprünglichen Wildheit verloren.

Die **Neger**, von den Eingebornen Sudar (Schwarze) und Abyd (Sklaven) genannt, bilden einen ganz besonderen Theil der Bevölkerung. Man erhält sie größtentheils durch den Handel, den die Araber mit den Bewohnern der großen Wüste treiben. Diese rauben die Neger, wenn sie das Salz zum Verkauf bringen, welches die salzigen Binnenseen an ihren Ufern absetzen, oder sie kaufen sie von den kleinen Fürsten an den Ufern des Nigers, die ihnen ihre Unterthanen zu Tausenden abstehen. Die, welche die Neger rauben, bringen sie nicht selbst nach Algerien, sie verkaufen sie an die Tuaths, den südlichsten Stamm der Berber, welcher mit den Mozabiten in Belad-el-Dscherid Handel treibt. Der gewöhnliche Preis der Gefangenen en gros ist, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, eine Ladung von vier Kameelen (ein Kameel trägt gewöhnlich vier Centner) oder ein gleicher Werth an Quincailleriewaaren. Diese 16 Centner Datteln, die in Belad-el-Dscherid 16 Fr. kosten sollen, werden im Augenblick des Austausches durch den Transport ungefähr einen Werth von 40 Fr. erhalten haben. Dies ist also der Preis eines Sklaven, der schon eine weite Strecke von seiner Primat hergekommen. Die Karavane gebraucht siebzehn Marschtage, um zu den Mozabiten zu gelangen, aber nicht dieser Theil der Reise ist es, der sie am meisten beunruhigt, in der Wüste ist sie sicher; je mehr sie sich aber der Küste nähert, je mehr riskirt sie, ausgeplündert zu werden; nur durch Anstrengung und Muth, durch diplomatische Schlauheit und Aufopferung an Waaren gelangt sie an den Ort ihrer Bestimmung. Dies ist gewöhnlich Mediah, wo der Hauptsklavenmarkt in der Regentschaft gehalten wird. Die jungen Neger, die kräftig und von gutem Ansehen sind, werden zu 100—200 Budschus (185—370 Fr.), die Kinder zu 50—80 Budschus, die Frauen zu 100 bis zu 500 Budschus verkauft, wenn sie jung sind und einen Haushalt zu führen wissen. Die Neger werden ihren Herren bald zugethan, trotz der schlechten Behandlung, die sie von ihnen zu erdulden haben. Durch Geld oder durch besondere Dienstbeze

gungen können sie sich frei machen; zuweilen erlangen sie ihre Freiheit bei dem Tode ihres Patrons und werden dann, nachdem sie die muhammedanische Religion angenommen haben, Bürger. Auf diese Weise hat sich die schwarze Bevölkerung im Innern der Regentschaft festgesetzt. Diejenigen, welche erst in die Regentschaft gekommen sind, unterscheiden sich von den dort Geborenen durch einen Einschnitt, den sie auf jeder Wange tragen und der von den Sklavenhändlern herrührt. Die Gewohnheit des Zusammenlebens mit den Mauren hat den Negern dieselben Sitten gegeben. Die Männer tragen den Turban, die freien Weiber kleiden sich wie Maurinnen und bedecken sich wie diese das Gesicht, wenn auch nicht mit derselben Aengstlichkeit. Sind sie arm, so ändern sie ihre ursprüngliche Kleidung nicht, die in einem weißen leinenen Hemde mit kurzen Aermeln, einer Art von braunem Ueberzug, der fest an die Hüften schließt, und aus einem Stück Zeug besteht, womit sie sich den Kopf bedecken. In Algier haben die Neger das Gewerk der Metzger ausschließlich an sich gebracht, so wie sie auch durch ein seltsames Vorrecht allein berechtigt sind, die Mauern und die Terrassen der Häuser weiß anzustreichen.

Die Mozabiten, aus einem Distrikt der Wüste, ungefähr zwanzig Tagemärsche von Algier, sind friedlich, thätig und handeltreibend. Obgleich weiß, haben sie doch die Gesichtszüge und den ganzen Typus der Mauren. Sie befolgen das Gesetz Muhammed's, entfernen sich jedoch davon in mehreren Stücken und weigern sich, die Ceromonien ihres Kultus in den öffentlichen Moscheen zu vollziehen. Ihre Zuverlässigkeit in Geschäften ist in Algier sprüchwörtlich geworden; auch waren sie durch den Divan bevorzugt, und er erkannte in ihren Angelegenheiten keine andere Autorität an, als die ihres Amin, des Vorstehers ihrer Corporation. Die Mozabiten waren früher die privilegirten Agenten in dem Handel Algiers mit dem Innern Afrika's; auch hatten sie das Monopol der öffentlichen Bäder und der Mühlen in der Stadt.

Die Biskris, die aus Biskara, an den äußersten Gränzen der Provinz Konstantine, südlich von dem großen See el Schott, herstammen, dienen als Lastträger und Aufseher in den Kaufläden. Sie haben eine braune Gesichtsfarbe und einen ernsten Charakter. Ihre Sitten und ihr Charakter sind von denen der Araber sehr verschieden, doch scheint es nach ihrer Sprache, die ein verdorbener Dialekt des Arabischen ist, daß sie ursprünglich von diesen herstammen. Früher waren die Biskris in Algier vornehmlich mit dem Dienst der Stadtwachen beauftragt; sie vertheilten unter sich die Straßen und die Häuser, sie schliefen vor den Thüren oder an dem Eingange der Magazine und standen für Alles ein. Wenn ein Diebstahl begangen war, etwas beinahe Unerhörtes, dann zahlte die Corporation der Biskris insgesammt den Schaden, während diejenigen, denen das Quartier, wo das Verbrechen begangen, zur Bewachung übergeben war, die Bastonnade erhielten, ja zuweilen sogar die Todesstrafe erlitten.

Mannigfaltiges.

— Die englischen Zeitungen und ihre Privat-Korrespondenzen. Nach Charles Mitchell's Newspaper-press-Directory erscheinen jetzt in Großbritanien und Irland mit Einschluß der Inseln Guernsey, Jersey, Man ꝛc. 350 Zeitungen und Zeitschriften, von denen ihrer politischen Richtung nach 213 dem Whiggismus oder Radikalismus, 195 dem Torysmus oder Hochkirchenthum und die übrigen 142 entweder besondern wissenschaftlichen Fächern angehören oder doch keine entschiedene politische Farbe haben. Das älteste aller dieser periodischen Blätter ist der in Edinburg erscheinende Caledonian Mercury, der im J. 1660 gegründet wurde, während von den vielverbreiteten und einflußreichen Londoner Morgenzeitungen keine aus einer älteren Zeit als der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammt. Die Times wurde kurz vor dem Ausbruche der französischen Revolution, im J. 1788, gegründet, und da mit diesem Ereignisse ein direkteres Eingreifen Englands in die allgemeinen Welthändel begann, so hat dies wohl nicht wenig dazu beigetragen, dem neuentstandenen Blatte sogleich ein größeres Interesse zu verleihen. Merkwürdig ist es aber, daß alle nach der Times begründeten Londoner Morgenblätter die Konkurrenz mit ihr nicht auszuhalten vermochten und wieder eingegangen sind, denn die noch neben jenem Blatte bestehenden, wie die Morning-Chronicle, der Morning-Herald, die Morning-Post und der Public Ledger, sind sämmtlich älter als die Times. Erst in der neuesten Zeit hat man es unter der Aegide von Dickens und der Anti-Korngesetz-Liga wieder gewagt, eine neue, mit außerordentlichen Kosten verknüpfte Morgenzeitung Londons, die Daily News, zu begründen. Die Abendzeitungen, zu welchen der Standard, der Globe, der Courier, der Sun ꝛc. gehören, haben eine weit geringere Verbreitung, als ihre am Morgen erscheinenden Kollegen, machen aber auch lange nicht so viele Kosten als diese, da sie z. B. ihre Parlamentsberichte größtentheils aus den Morgenblättern zusammenstellen, welche über das, was in der vergangenen Nacht in beiden Parlamentshäusern verhandelt worden, schon am frühen Morgen einen in vielen Tausenden von Exemplaren abgedruckten ausführlichen report liefern.

Mit dem, was in fremden Ländern vorgeht, geben sich die englischen Zeitungen bekanntlich nur insofern ab, als es auf die Politik und den Handel ihres eigenen Landes Bezug hat. Privatkorrespondenzen, wie sie die Augsburger und einige andere deutsche Zeitungen aus allen Gegenden des Auslandes liefern, sind eine seltene Erscheinung in englischen Blättern. Regelmäßige Privatmittheilungen dieser Art geben sie fast nur aus Paris, Konstantinopel und Lissabon. Die Times und die Morning-Chronicle senden wohl auch einen ihrer Agenten nach Madrid oder nach dem Rhein, aber nur dann, wenn eben in Spanien eine neue Revolution ausgebrochen, oder wenn, wie im vorigen Jahre, die Königin Victoria einen Ausflug nach Köln und nach Stolzenfels unternimmt. Auffallend ist es, daß nächst Paris gerade Konstantinopel und Lissabon der Auszeichnung sich erfreuen, fast allen Londoner Morgenblättern Privatmittheilungen zu liefern, obwohl an beiden Orten selten etwas Bedeutendes sich zuträgt und, was dort sich ereignet, auf die europäische Kulturgeschichte nicht den mindesten Einfluß übt. Aber es hat dies einen eigenthümlichen Grund, der gerade in der Geschichte jener Morgenzeitungen seine Erklärung findet. Dieselben haben nämlich alle in den französischen Revolutionskriegen den Grund zu ihrer jetzigen Bedeutung gelegt. Damals und besonders während der Kontinentalsperre stand jedoch England mit dem übrigen Europa fast gar nicht in direkter Verbindung. Nur an den beiden äußersten Endpunkten desselben, in Portugal und in der Türkei, hatten die Engländer noch festen Fuß; von dort aus, wie von den Schmuggel-Inseln der Nordsee und des mittelländischen Meeres, versorgten sie die nach englischen Waaren oder nach Kolonialerzeugnissen verlangenden Handelsstädte des Festlandes, und von dort aus erhielten sie — allerdings auf einem etwas bedeutenden Umwege — Berichte über das, was im kontinentalen Europa sich ereignete und was die unter Napoleonischer Censur stehenden Zeitungen nicht melden durften. Diese also aus der Zeit der Kontinentalsperre herstammende Privatkorrespondenz hat sich in den englischen Blättern historisch fortgepflanzt bis auf den heutigen Tag, und daher die Erscheinung der wöchentlich wiederkehrenden, spaltenlangen und durchaus inhaltleeren Briefe aus Konstantinopel und Lissabon in der Times wie in der Morning-Chronicle, im Morning-Herald wie in der Morning-Post! Kürzlich brachte der englische Botschafter in Konstantinopel bei einem ihm zu Ehren gegebenen Festmahle auch das Wohl der Repräsentanten der britischen Presse in Stambul aus, denen er das Zeugniß seiner besonderen Zufriedenheit ertheilte. Sie haben aber auch alle Ursache, sich mit ihm zu verhalten, denn wenn sie jetzt nicht zuweilen durch ihn etwas erführen, so würden sie ihren Kommittenten gar nichts zu melden haben.

— Signalement aller Pariser Aerzte. Ein Doktor Schaile hat es versucht, sämmtliche Pariser Aerzte nach ihrem Wirken und ihren Werken zu schildern. Das Einzige, was wir ihm nacherzählen, ist, daß es in Paris über 1450 praktizirende Mediziner giebt, und wir würden sein Buch *) gar nicht erwähnt haben, wenn uns nicht die Kühnheit aufgefallen wäre, über den wissenschaftlichen und moralischen Werth so vieler Personen ein gerechtes Urtheil fällen zu wollen. Wir meinen, es sey schwieriger und koste mehr Zeit, 1450 lebende Aerzte so zu studiren, daß man gewissenhaft von ihren Verdiensten und Mängeln reden kann, als die ganze Heilkunde zu lernen. Und gesetzt, man hätte diese Kenntniß, welches Maß von Billigkeit und Unabhängigkeit gehört dazu, hier überall die Wahrheit zu sagen, oder gar drucken zu lassen! Die Billigkeit der Aerzte gegen einander ist, wie wir Alle wissen, um sehr viel seltener, als ihr Gegentheil. Der kleine krämerhafte Neid und der noch kleinere Titelstolz finden sich in keiner wissenschaftlichen Körperschaft so häufig, als unter denen, die zu der edlen Aufgabe berufen sind, dem Menschen das höchste Gut des Lebens — das Leben selber — zu erhalten. Was aber die Unabhängigkeit betrifft, die dazu gehört, mit derselben Wahrheit zu tadeln, als es zu loben erlaubt ist, so trauen wir sie dem Doktor Schaile nicht zu, der, seinem gegenwärtigen Titel nach, am Eingange der Universitäts-Carrière steht. Mit der Wahrheit schwindet jedoch auch der kleine Nutzen, den das Buch möglicherweise hätte haben können, und es bleibt nichts, als der widerwärtige Anblick einer buchhändlerischen Spekulation, die sich auf das Interesse des Publikums für gedruckte Persönlichkeiten und vielleicht auch auf das eigene Interesse der genannten 1450 Personen stützt.

*) Les médecins de Paris jugés par leurs confrères, ou Statistique scientifique et morale des médecins de Paris.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben ist bei Meyer u. Zeller in Zürich erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
der
Vögel
bearbeitet von
Prof. Dr. Hr. R. Schinz.
Mit Abbildungen
nach der Natur und den vorzüglichsten naturwissenschaftlichen Werken
gezeichnet von
T. Kull, Lithograph.
Neueste vermehrte und ganz umgearbeitete Auflage. fl. Folio.
Die Lieferung mit 6 prachtvoll kolorirten Tafeln nebst Text à 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Diese neue und ganz umgearbeitete Auflage obigen beliebten Prachtwerks giebt nun auch bei den meisten Vögeln Abbildungen der Eier und künstlichen Nester und kann daher allen Freunden der Naturgeschichte und besonders allen Vogelliebhabern angelegentlichst empfohlen werden. Für die Gediegenheit und vortreffliche Ausführung des Werkes bürgt schon der Name des durch eine Menge trefflicher naturhistorischer Werke bekannten Herausgebers, dessen bei uns zu gleicher Zeit erscheinende „Monographien der Bänglhiere“ hiermit ebenfalls bestens empfohlen werden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 64. Berlin, Donnerstag den 28. Mai 1846.

Nord-Amerika.

Der deutsche Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Als im vorigen Jahre durch Friedrich von Raumer's Buch über Nord-Amerika, mit dem in dieser Beziehung auch Prof. Büttner in seinen Briefen aus den Vereinigten Staaten übereinstimmt, zuerst bekannt wurde, wie groß eigentlich die Zahl der über die Union verbreiteten Deutschen sey, da wurde von vielen Seiten das Bedauern laut, daß das alte Deutschland mit diesem neuen, mit dieser auf 4—5 Millionen angegebenen deutschen Bevölkerung, keinerlei direkten Verkehr habe, aus dem sowohl diesseits als jenseits ein großer Nutzen gezogen werden könnte. Den Vortheil, welchen jedes europäische Mutterland von seinen Kolonieen hat, wo dieselbe Sprache gesprochen, dieselben Sitten herrschen und dieselben Bedürfnisse verbreitet sind, wie in der alten Heimat, könnte auch wohl — so meinte man — die deutsche Muttererde von ihren in der neuen Welt angesiedelten Kindern haben, indem sie ihnen die gewohnten häuslichen Geräthschaften, die heimatlichen Landestrachten so wie die Stoffe dazu, und endlich den Bedarf an Geistesnahrung nachsendet, was Alles ja in der fremden Welt unmöglich ihnen so geliefert werden kann, wie sie es in der Jugend, deren Eindrücke man ja am treuesten festhält, liebgewonnen. Auch könne es, so glaubte man, dem neuen Deutschland nur von entschiedenem Nutzen seyn, wenn ihm die Erfahrungen des alten auf theoretischem wie auf praktischem Gebiete zu gut kämen, wenn es die neuesten Resultate der deutschen Wissenschaft, der Technologie und der rationellen Bewirthschaftung des Bodens so bald als möglich kennen lernte. Zu diesen Erwägungen kam, daß von Amerika vielfach Klagen darüber eingingen, wie schwer dort deutsche Bücher zu haben seyen und wie theuer sie in einzelnen Fällen bezahlt werden müßten. Nichts lag daher näher, als der Gedanke, in einer der großen Städte der amerikanischen Union ein Etablissement zu errichten, durch welches der Vertrieb deutscher Bücher, so weit dort die deutsche Zunge reicht, und zwar unter ähnlichen Bedingungen besorgt würde, wie sie der Buchhandel in Deutschland gewährt, dessen eben so einfachen als sinnreichen Einrichtungen es gewiß zum großen Theile mit zu verdanken ist, daß es keinen Ort im Vaterlande giebt, der nicht bei dem allgemeinen wissenschaftlichen und literarischen Leben desselben direkt oder indirekt betheiligt ist.

Auf der Buchhändler-Messe in Leipzig kam dieser Gedanke im J. 1845 zur Sprache, und sofort traten auch eine Anzahl geachteter Verlagshandlungen zusammen, die den Beschluß faßten, einen mit der englischen Sprache vertrauten Geschäftskundigen nach Amerika reisen zu lassen, um das Terrain für eine dort zu gründende deutsche Buchhandlung zu erforschen und demnächst einen möglichst klar motivirten Bericht über das Resultat dieser Reise zu erstatten. Mit der interessanten Mission selbst wurde darauf Herr Rudolph P. Garrigue beauftragt, der seitdem von Amerika zurückgekehrt ist und an die „Kommission für die Begründung einer deutschen Buchhandlung in den Vereinigten Staaten" einen Bericht erstattet hat, der als Manuskript gedruckt ist und von dieser Kommission während der eben verflossenen Leipziger Messe denjenigen mitgetheilt wurde, die sich für den Plan, ein solches Geschäft auf Actien zu begründen, interessiren.

Dieser Bericht hat aber nicht blos ein buchhändlerisches, sondern auch ein allgemeines literarisches und kulturgeschichtliches Interesse. Leider finden wir darin bestätigt, was wir freilich auch schon nach anderen Darstellungen anzunehmen nicht umhin konnten, daß die vielen Tausende von Deutschen, welche jährlich nach Nord-Amerika auswandern, nicht blos dem deutschen Staats- und Volksleben und der deutschen Gewerbthätigkeit, sondern auch der deutschen Geistesrichtung, ja sogar dem deutschen Sprachgebiete völlig verloren gehen. Wenn in den Vereinigten Staaten jetzt ein regeres Interesse für deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur sich zeigt, so geht dies weniger von unseren dortigen Landsleuten als von gebildeten Anglo-Amerikanern aus, und nicht sowohl durch die Ersteren als durch die Theilnahme der Letzteren wird die Errichtung einer deutschen Buchhandlung in Nord-Amerika ein lohnendes Unternehmen seyn.

Zunächst ist nach der Meinung des Herrn Berichterstatters die Angabe des Herrn von Raumer zu berichtigen, daß die Anzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten sich auf 4,886,000 belaufe. Eine solche Zahl könne höchstens dann als annähernd richtig betrachtet werden, wenn man die Abkömmlinge deutscher Einwanderer auch noch in der dritten und vierten Generation zu den Deutschen zähle, zu welchen sie aber eben so wenig gehören, wie etwa die in Deutschland lebenden Nachkommen der unter Ludwig XIV. ausgewanderten französischen Protestanten noch als Franzosen zu betrachten sind. Die meisten Abkömmlinge deutscher Eingewanderten in den Vereinigten Staaten verstehen, ihrer deutschen Namen ungeachtet, kein Wort mehr von der Sprache ihrer Väter, oder wenn sie dieselbe auch aus wissenschaftlichem Interesse erlernen, so können sie sich doch selten mit Leichtigkeit darin ausdrücken.

Von den im Osten der Vereinigten Staaten lebenden Deutschen gehören übrigens sieben Achtel den unteren arbeitenden Klassen an. Es sind Handwerker, Tagelöhner und Bauern; Leute, deren Bedarf an Literatur sich in der Heimat auf einen Jahrmarktskalender oder höchstens eine Volkserzählung beschränkte. Von einem Bedürfnisse nach geistiger Nahrung ist bei ihnen nicht die Rede. Allerdings lernen sie in Amerika allmälig einsehen, daß die Kraft des Volkes hauptsächlich auf der unter allen Ständen verbreiteten Intelligenz und auf der Kenntniß der Zeitverhältnisse beruht. Aber wenn sie dies einsehen, dann verstehen sie auch bereits so viel englisch, um die einheimischen Zeitungen lesen zu können, aus welchen sie nach und nach ein Verständniß der politischen Zustände schöpfen. Und haben sie dieses endlich erlangt, dann sind sie mittlerweile völlig amerikanisirt worden. Sie nehmen mit Enthusiasmus die Sache der amerikanischen Verfassung auf und sprechen vorzugsweise gern englisch. Da diese Sprache in ihrem Geschäft immer gesprochen werden muß, so klebt sie ihnen dermaßen an, daß sie sie nicht allein mit ins Leben hinübernehmen, sondern daß sie sogar ihr gutes heimatliches Deutsch großentheils vergessen oder doch so mit englischen Brocken und Floskeln durchspicken, daß es endlich ihrem eigenen Ohre beleidigend klingt und sie es am liebsten gar nicht mehr sprechen.

Dieser unerfreulichen Darstellung fügt Herr Garrigue die Bemerkung hinzu, daß der jener Bildungsstufe angehörende Deutsche in den Vereinigten Staaten, sobald er erst angefangen, Nord-Amerikaner zu werden, natürlich seine neuen Zustände oft mit denen in der Heimat vergleiche. „Er geht dann von einem Extrem zum anderen über, und wie er anfangs das Gute in Amerika nicht fassen konnte, weil er sich selbst noch nicht demselben angepaßt hatte, so ist er nun für das Gute in der Heimat ganz blind, der er entfremdet ist. Er sieht nur die dunkeln, schwarzen Seiten, und diese in doppelt schwarzem Lichte. Dadurch entsteht ein tiefer Haß in ihm gegen alles Deutsche. Es ist eine anerkannte Sache, die sich auch täglich dem beobachtenden Auge aufdrängt, daß der Deutsche dem Deutschen am wenigsten freundlich begegnet. Ja, es ist eine Furcht, ein Mißtrauen unter den Landsleuten, die sehr tief wurzelt. Wenn der Deutsche sich mit einem Landsmanne in ein Geschäft einläßt, so sichert er sich mit viel größerer Vorsicht, als wenn er dasselbe Geschäft mit einem Amerikaner macht. Darin liegt zum Theil auch der Grund zum Streben nach Naturalisirung, was sich in der durchgehends amerikanischen Erziehung der Kinder am deutlichsten ausspricht."

Auf die arbeitende Klasse der Deutschen hat also eine deutsche Buchhandlung wenig oder gar nicht für ihren Absatz zu rechnen; mehr kömmt jedoch der Ueberrest (ungefähr ein Achtel) der deutschen Bevölkerung in Betracht. „Dieses besteht", sagt der Berichterstatter, „1) aus Kaufleuten, die gern deutsch lesen würden, wenn sie die Bücher zu mäßigen Preisen in Amerika haben könnten, die aber die Mühe, selbst zu importiren, scheuen und daher bis jetzt nur englische gelesen haben; selbst bei diesen würde die Macht der Gewohnheit anfangs schwer zu bekämpfen seyn, doch hängt der Sieg dann lediglich von der zweckmäßigen Leitung eines Etablissements ab und dürfte doch wohl binnen kurzem erreicht werden; 2) aus Gelehrten, Aerzten und Predigern, welche so einstimmig über die Unzugänglichkeit und über die Unerschwinglichkeit der deutschen Literatur in Amerika klagen, daß anzunehmen ist, sie würden eine gute Buchhandlung daselbst mit Freuden begrüßen und nach Kräften unterstützen, wenn sich diese es angelegen seyn ließe, namentlich verhältnißmäßig billige Preise zu stellen."

Ein günstigeres Verhältniß glaubt der Verfasser dagegen im Westen, den er freilich nicht selbst besucht hat, voraussetzen zu dürfen, weil dorthin (nach den Staaten Ohio, Illinois und Missouri) in neuerer Zeit viele Deutsche von Erziehung, wissenschaftlicher und politischer Bildung ausgewandert sind. Dort stehen die Deutschen sogar mit einer gewissen Entschiedenheit den „natives" gegenüber, so daß sie auf ihre Nationalität etwas halten und also auch anzunehmen ist, sie werden mit Freuden die Gelegenheiten benützen, die ihnen zur Erwerbung deutscher Bücher dargeboten würden.

Bis jetzt ist die Gelegenheit, dergleichen Bücher dort zu kaufen, sehr erschwert. Es giebt zwar in New-York, in Philadelphia und vielleicht auch

noch anderwärts einige Läden, in denen man deutsche Bücher findet, aber diese werden eben nur als einer von den vielen Handelsartikeln betrachtet, die in den gedachten Läden zu haben sind, in denen (wie bei W. Radde in New-York und bei W. Rademacher in Philadelphia) hauptsächlich der Verkauf von homöopathischen Arzneien betrieben wird. An ein irgend befriedigendes Sortiment ist dabei natürlich nicht zu denken. Und auch die wenigen Bücher, die man dort findet, sind so enorm theuer, daß die meisten Kauflieblaber zurückgeschreckt werden. Herr G. erzählt: „Humboldt's Kosmos, erster Band, der in Deutschland 2 Thlr. 20 Sgr. (für den Buchhändler: 1 Thlr. 24 Sgr.) kostet, wurde hier mehreren Herren zu sieben Dollars (9 Thlr. 24 Sgr.) vorgelegt, blos weil einige englische Journale anerkennend davon gesprochen hatten und die Nachfrage größer als gewöhnlich, auch nur wenige Exemplare am Markte waren."

Am meisten rechnet der Verf., wie gesagt, auf die Nord-Amerikaner selbst und auf deren in neuerer Zeit erwachte Liebhaberei für deutsche Sprache und Literatur. Zwar giebt es dort Wenige, die eine eigene Büchersammlung besitzen, da man ein Buch eben nur kauft, weil man ein momentanes Interesse daran nimmt, nach dessen Befriedigung man es entweder zum Antiquar trägt oder auch sofort zu praktischem Bedarf verwendet; ja, es kömmt zuweilen vor, daß schon die ersten Bogen eines Buches anderweitig benutzt sind, während man mit Lesung der letzten noch beschäftigt ist. Dagegen giebt es fast an jedem Orte öffentliche Bibliotheken, die Alles anschaffen, was das Interesse derjenigen erregt, von denen sie erhalten werden. Unser Berichterstatter sagt darüber:

„Die öffentlichen Bibliotheken Nord-Amerika's genau kennen zu lernen, würde einem eigens zu diesem Zwecke reisenden, mit allen nöthigen Verkenntnissen ausgestatteten Manne jahrelanges Studium und sehr viel Geld kosten. Mein gelehrter Freund, Dr. Hermann Ludewig, der seit zwei Jahren alle Theile der Vereinigten Staaten, hauptsächlich in literarischen Interessen, bereist hat, und dem gewiß in der Bibliotheks-Wissenschaft alle Vorstudien zu Gebote standen, hat dieses erfahren. Er hat in dem in Amerika verlebten Zeitraume alle Bibliotheken besucht und untersucht, die er hat aufspüren können, und wird binnen kurzem einen ausführlichen Bericht über dieselben drucken lassen. Wird nun die Anzahl und Vielfältigkeit der Bibliotheken in Erstaunen setzen, deren er erwähnt, so wird man sich nicht wenig wundern, wenn man hört, daß er die moralische Ueberzeugung hat, daß er höchstens die Hälfte der existirenden Bibliotheken aufzufinden im Stande gewesen ist. Es giebt in keinem Lande der Welt so viele Bibliotheken, als in den Vereinigten Staaten. In Betracht dessen, daß nur 70 Jahre seit dem Bestehen der Vereinigten Staaten vergangen sind, von denen ein großer Theil zur Urbarmachung des Landes verwandt werden mußte, ist in literarischer Beziehung in Amerika Wunderbares geleistet. Natürlich giebt es noch keine Bibliotheken wie die Regierungs-Bibliotheken in Berlin, München, Wien u. s. w., allein der Grund zu Bibliotheken, der in dem kurzen Zeitraume in Amerika gelegt ist (denn was vor der Unabhängigkeitserklärung existirte, ist meist im Revolutionskriege verloren gegangen), verbürgt für die Zukunft ein rüstiges Fortschreiten. Vor der Hand haben dieselben auf deutsche Literatur wenig oder gar keine Rücksicht genommen, und es ist auch wohl im Allgemeinen nicht zu erwarten, daß es sehr bald geschieht. Durch die Befriedigung des Wunsches nach deutscher Literatur im Publikum selbst muß erst das Bedürfniß desselben rege gemacht und befestigt werden. Dann werden die Bibliotheken deutsche Bücher kaufen, denn sie sind nicht, wie bei uns, wissenschaftliche Institute, von der Regierung oder der Universität gegründet und gepflegt, sondern sie sind Eigenthum von Actien-Gesellschaften, und bei Anschaffung der Bücher wird nach dem Bedürfniß der Actionaire verfahren. Hierin liegt auch die Lösung des Räthsels von der Schwierigkeit der Auffindung von Bibliotheken. Nur die Actionaire bekümmern sich um dieselben, und trifft man nicht zufällig einen solchen, so erfährt man nicht die Existenz, viel weniger das Lokal einer Bibliothek, denn die Aufschlüsse über Bibliotheken in Fremdenführern und Gazetteers sind so mangelhaft als fehlerhaft. In Deutschland schätzt man sich's zur Ehre, einem Fremden möglichst gründliche Auskunft zu geben und sie für ihn zu erlangen, wenn man sie selbst nicht geben kann. In Amerika ist es anders. Dort giebt einem Niemand Auskunft, selbst über Dinge, die er am besten weiß. Die Leute verlieren nicht gern ihre Zeit im Interesse Anderer, und „Look out and help yourself" ist daher allgemeine Regel fürs Leben wie für jede Unternehmung. Bei einigen Bibliotheken, deren Benutzung jetzt schon das Bedürfniß nach deutscher Literatur lebhaft fühlen läßt, hat die Anschaffung deutscher Bücher auch schon angefangen, z. B. die theologische Bibliothek in Andover (Massachus.), die Harward Univ. Library in Cambridge (Massachus.), die Lawschool Library daselbst u. s. w. Kleinere Bibliotheken, wie die Mercantile Library Association und die Society Library in Newyork, auch das Columbia College daselbst, haben auch schon einen Anfang gemacht, auf dem man fortbauen kann. Bei der großen Kongreß-Bibliothek in Washington habe ich das Interesse dafür in einer Weise rege gemacht, daß ich gegründete Hoffnung habe, eine deutsche Abtheilung in derselben noch dieses Jahr begründet zu sehen. — Der Astor Library, die nach dem bald zu erwartenden Ableben des alten J. J. Astor in Newyork gegründet werden wird, sind 50,000—75,000 D. zum Ankauf deutscher Bücher durch testamentarische Bestimmung vermacht."

Von dem Nachdrucke deutscher Bücher in Nord-Amerika glaubt der buchhändlerische Bericht keine Eingriffe in die Wirksamkeit des zu begründenden Etablissements besorgen zu dürfen, da der Absatz einzelner Werke niemals groß genug seyn würde, um die dort ziemlich bedeutenden Kosten einer ganzen Auflage zu decken. Um übrigens auch dem möglichen Nachdrucke zuvorzukommen, räth der Verf. den Verlegern solcher deutschen Bücher, von denen sie sich einen größeren Absatz in den Vereinigten Staaten versprechen, besondere wohlfeile Auflagen für dieselben zu veranstalten. Was die deutsche Presse in Amerika bisher geliefert, hat sich auf Publicationen wie „Eulenspiegel", „Schinderhannes" u. dgl. beschränkt. *) Außerdem ist nur noch „der kleine Staatsmann" zu erwähnen, ein Buch, das darauf berechnet ist, die arbeitende Klasse der Deutschen über Politik zu belehren, so wie eine vom Prediger Rally veranstaltete, in sehr mangelhaftem Deutsch abgefaßte Uebersetzung einer populairen, für den Bürger und Landmann bestimmten „Geschichte der Vereinigten Staaten".

Von den deutschen Zeitungen in Nord-Amerika ist — wenige Ausnahmen, wie die „Newyorker Staatszeitung" und die „Schnellpost", abgerechnet — bei dem niedrigen Stande der Bildung ihrer Herausgeber nicht viel Gutes für die Förderung des deutschen Buchhandels und der deutschen Literatur überhaupt zu erwarten. Der Verf. räth vielmehr, ein der Besprechung der letzteren gewidmetes Journal in englischer Sprache zu begründen, weil dadurch viel eher der Zweck erreicht werden würde, die Kenntniß derselben zu verbreiten. „Die deutsche Zeitungspresse", fügt er hinzu, „hat in der Regel ein besonderes Vergnügen daran, aus Deutschland politische Kleinigkeiten und Lächerlichkeiten unter großen Uebertreibungen oder wenigstens in sehr krasser Darstellungsweise mitzutheilen, und wirkt dadurch eher dahin, jedes Interesse an Deutschland zu ertödten, als ein solches anzuregen. Von um so größerem Gewichte würde ein Journal, wie das eben beschriebene, seyn, welches sich ein so schönes Thema, wie die deutsche Literatur, zur Besprechung wählte und ohne Lobhudelei derselben nachdrücklich das Wort redete."

Der Berichterstatter geht demnächst zu einer Darstellung des Buchhandels über, wie er sich in den nordamerikanischen Freistaaten gestaltet hat. Ein über die ganze Union verbreitetes System, wie es in Deutschland sowohl dem Verlags- als dem Sortimentshandel eine solide Grundlage verleiht, existirt dort nicht. Das Geschäft beruht hauptsächlich auf Changen, und je nachdem ein Buch gesucht ist oder nicht, wird der Preis desselben willkürlich in die Höhe geschraubt oder von demjenigen heruntergesetzt, der gerade noch einen bedeutenden Vorrath davon besitzt. Dabei kann es sich ereignen, daß selbst in dem letzteren Falle ein Buch, das man eben zu kaufen wünscht, nicht leicht aufzufinden, weil der Verleger es längst schon im Ganzen zu irgend einem Spottpreise vom Lager geräumt hat und kein Katalog mit Sicherheit anzugeben vermag, in welchem Winkel der Union es sich eigentlich jetzt befindet. Inzwischen hofft unser Berichterstatter, daß die Errichtung eines deutschen Etablissements unter strenger Wahrnehmung der im Vaterlande üblichen Solidität auch in dieser Beziehung von wohlthätigem Einfluß auf den bibliopolischen Verkehr in Nord-Amerika seyn würde.

Der Bericht des Herrn Garrigue ist, wie man sieht, eben so ausführlich als vollständig. Inwiefern die von ihm aufgestellten Berechnungen in Bezug auf die Rentabilität des auf Actien zu begründenden Unternehmens richtig sind, vermögen wir, die wir dem Buchhändlerstande nicht angehören, nicht zu beurtheilen. Jedenfalls scheinen jedoch seine von gründlicher Motivirung begleiteten Angaben die Beherzigung aller deutschen Verleger zu verdienen, denen darum zu thun ist, die Ehre des deutschen Buchhandels auch im entfernten Auslande gefördert zu sehen. Und so wünschen auch wir denn, daß die „Buchhandlung der vereinigten deutschen Verleger in Newyork" recht bald zu Stande kommen, so wie daß dem wackeren Berichterstatter selbst die verdiente Auszeichnung zu Theil werden möge, an die Spitze dieses Etablissements gestellt zu werden. J. E.

Frankreich.

Die Deutschen, nach der Darstellung eines Franzosen.

(Des Allemands, par un Français.)

IV. Sprache und Philosophie.

„Der generische Unterschied (fährt unser Verfasser in seinem Buche fort) zwischen der deutschen Sprache und den Sprachen des westlichen Europa's ist der Unterschied einer Originalsprache von abgeleiteten Sprachen. In der Originalsprache trägt jedes Wort in sich selbst seine ganze Geschichte. Die Elemente ihrer Bildung sind noch in voller Lebenskraft, und die Kraft, welche die einzelnen Formationen hervorgebracht, bringt noch täglich ähnliche Bildungen hervor. In einer solchen Sprache braucht man nicht alle Wörter zu lernen; es reicht hin, alle Wurzeln zu kennen und die Prinzipien ihrer Zusammensetzung. In den abgeleiteten Sprachen dagegen existirt jedes Kompositum, sobald es einmal angenommen ist, nur durch und für sich selbst. Seine Beziehungen auf die übrigen Wörter und die übrigen Zusammenstellungen der Sprache zeigen sich nicht unmittelbar, so daß man gezwungen ist, meistens bei der Muttersprache Raths zu erholen, wenn man sie richtig verstehen will. Nicht minder wahr ist es, daß das Wort der Originalsprache weit weniger mit dem Gedanken verschmolzen ist, da es dessen unmittelbare und so zu sagen körperliche Darstellung ist. Der ungebildete Franzose könnte, wenn man es ihn so gelehrt hätte, sagen: je refuse, wenn er etwas gestatten oder annehmen will, weil für ihn refuser und accorder an sich ganz gleichgültige Ausdrücke sind, die erst durch den Gebrauch ihre Bedeutung erlangen.

*) In neuerer Zeit haben wir jedoch in amerikanischen Blättern die Ankündigung gelesen, daß von Friedrich v. Raumer's „Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" neben der englischen Uebersetzung auch ein deutscher Abdruck dort erscheinen werde.

Dies würde für denjenigen nicht möglich seyn, welcher eine Originalsprache spricht, vielmehr würde ein solcher gleich das erste Mal, wenn er ein Wort hört, dessen Bedeutung verstehen." Der Verf., welcher doch das Deutsche ziemlich gut kennt, scheint hier gleichwohl dem Gebrauch einen zu geringen Einfluß auf die Bildung der Wörter einzuräumen. „Daher können sich das Griechische, Lateinische und Deutsche, sicher des Werthes ihrer Worte, in der Anordnung des Gedankens eine gewisse Freiheit gestatten; wogegen die abgeleitete Sprache, deren Worte an sich selbst ihre Bedeutung nicht erklären, der logischen Construction unterworfen ist." Wir müssen gestehen, daß wir durch letztere Bemerkung auf die Vermuthung gekommen sind, der Verf. möge doch wohl kein Franzose seyn. Denn wir haben noch niemals einen Franzosen so über seine Sprache urtheilen hören, daß er die streng logische Form derselben als eine bloße Nothwendigkeit, also als eine Art Sklaverei des Gedankens, dargestellt hätte. Vielmehr ist gerade dieser Punkt gewöhnlich Anlaß gewesen, um die französische Sprache besonders hervorzuheben und anzupreisen. Doch hören wir weiter: „Es folgt hieraus, daß die Originalsprache einen weit größeren Wortreichthum und eine weit bedeutendere Freiheit im Gedankenausdruck hat; es folgt ferner, daß sie anschaulicher und sinnreicher ist; denn das Wort wird weniger aus dem Gedächtniß geschöpft, als daß es jeden Augenblick vom Sprechenden wiedererzeugt wird. Für den Deutschen, dessen Sprache die Bewegung und die Richtung des Gedankens mit einer wunderbaren Genauigkeit ausdrückt, hat diese Kraft der Anschaulichkeit eine noch bedeutendere Intensität, als wir sie bei anderen Originalsprachen finden; und viele Worte stellen den Gedanken nicht blos dar, sie malen ihn so zu sagen. Man wird begreifen, wie ausdrucksvoll und lebendig die Sprache dadurch werden muß. Aber dieser Ueberfluß ist nicht ohne seine Schattenseiten. Gerade weil das Wort eine Idee auf gleichsam schlagende Weise ausdrückt und in gewisser Beziehung versinnlicht, so fehlt es seiner völlig bestimmten Sphäre an Umfang. Für jede Schattirung des Begriffs ist ein besonderes Wort erforderlich, und ein solcher Reichthum wird denn oft durch den Ueberfluß selbst nicht erschöpft. Unsere Worte dagegen, welche einen Begriff ausdrücken, ohne direkt auf das Bild hinzuweisen, durch welches man ihn ursprünglich bezeichnet hat, sind mehr allgemeine Titel, welche nur durch ihre Gruppirung in dem Satze ihre nähere Bestimmung erhalten. So hat unsere Sprache nicht so vieler Worte nöthig, und dies ist schon ein Ersatz." — „Andererseits aber müssen wir erkennen, daß uns für den Ausdruck der Naivetät und Innigkeit des Gefühls oft das Wort mangelt; daß unsere Sprache, für die Welt geschaffen, oft zu wenig Zartgefühl und zu viel Rauhheit und Kälte für den instinktmäßigen Naturlaut hat. Die Ausdrücke für Gemüthsbewegungen besitzen leider zu viel Anstand, und ihre Seufzer gehen nie aus den Schranken der Konvenienz heraus. Ich weiß nicht, ob ihre Eleganz und Feinheit diesen Mangel hinlänglich vergessen machen kann. In dieser Beziehung hat nun, wie ich glaube, die deutsche Sprache einen in die Augen fallenden Vortheil vor der unsrigen voraus. Völlig jedem Einflusse des Hofes entzogen, ist sie bürgerliche Sprache, Sprache einer bürgerlichen Nation geblieben; sie kennt gar nicht die Prüderie und falsche Delikatesse und verbannt nicht die schlichten, aber kräftigen Ausdrücke des Bürgers; sie hat die Natur nicht vervollkommnen und veredeln wollen und ist deshalb natürlich geblieben. So gelingt ihr auch die zarte Poesie außerordentlich, und ich kenne eine Anzahl von deutschen Liedern, deren Uebersetzung ins Französische ganz unmöglich war. Zu diesen poetischen Vortheilen der deutschen Sprache kommt noch der eines ihr eigenthümlichen Rhythmus, durch welchen sie von der einförmigen Schaukelei des Reims erlöst ist. Indessen haben die Deutschen bisher nur unfruchtbare Versuche (?) gemacht, die umfangsreiche Harmonie des Hexameters zu erreichen, und man sieht wohl, daß die Natur ihrer Sprache ihnen niemals gestatten wird, sich so hoch zu erheben (?).

„Die Deutschen, selbst diejenigen, welche aus Patriotismus sich befreben, ein reines Deutsch zu sprechen, entleihen sehr häufig Worte vom Lateinischen oder Französischen; besonders in der Unterhaltung, die ihnen nicht immer Zeit läßt, ihre Phrasen genau zu kombiniren, können sie sich mit dem besten Willen dessen nicht enthalten. Wenn daher das Wort, welches die bestimmte Schattirung des Begriffs ausdrückt, ihm nicht augenblicklich gegenwärtig ist, so ergreift der Deutsche eine allgemeinere Bezeichnung, die in einer anderen ihm bekannten Sprache diese Nüance enthält. Fichte selbst, welcher behauptet, daß alle in Deutschland eingeführten Fremdwörter einen ungeheuren Einfluß auf die Sprache ausgeübt haben, Fichte, welcher den Satz aufgestellt hat, daß der Deutsche den Fremden immer und in seiner ganzen Ausdehnung verstehen wird, während dieser jenen niemals versteht, richtet doch seine Reden an die deutsche Nation und entsagt, wiewohl mit Bedauern, einem Wort, durch welches er den Ausdruck Philosophie ersetzen könnte, schlägt auch kein neues vor für die Metaphysik. Ich gebe zu, daß ein großer Mißbrauch mit dem Fremdwörterkram in Deutschland getrieben ist, aber ich wünschte, daß die heutigen Deutschen ihren Aeltern nicht die Leidenschaft, mit welcher sie sich auf das Französische geworfen haben, zum Vorwurf machten. Es war zur Zeit der Reaction der Gelehrten gegen den französischen Einfluß, als Campe und die sogenannten Sprachreiniger ihr Talent und hauptsächlich einen unermüdlichen Eifer aufboten, aus dem Deutschen alle Eindringlinge herauszujagen. Wie jede Reaction, so ging auch diese zu weit, und Goethe, dem das Geräusch, welches so viele Puristen machten, ärgerlich war, fragte sie in einer seiner Xenien, ob sie ihm nicht ein gutes deutsches Wort geben könnten, um die Pedanterie zu bezeichnen. Indessen hat sich Campe um sein Vaterland sehr verdient gemacht; aber das Werk, welches er unternommen und mit so großer Hingebung verfolgt hat, wird voraussichtlich niemals vollendet werden; auch wäre das nicht zu wünschen. Nach Fichte, welcher in seinem glühenden Patriotismus nur deutsch zu schreiben und zu sprechen sich bemüht hat, kam Hegel, welcher, nicht zufrieden, die Freiheit, die ihm seine Nationalsprache darbot, in ihrer ganzen Ausdehnung zu benutzen, nach seinem Bedürfniß aus dem Lateinischen, Griechischen und selbst aus dem Französischen geschöpft hat. Die Sprache Hegel's, welche jetzt so in der Mode ist und sicherlich Spuren zurücklassen wird, hat eine neue Sündfluth von fremden Wörtern herbeigeführt, und es bedürfte bald eines neuen Campe, um das Schiff wieder aufs Trockene zu bringen. Gleichwohl sind diese Hegelschen Ausdrücke bis auf einen gewissen Punkt aus der Umgangssprache verbannt und haben sich nun in die philosophische Sprache geflüchtet, in welcher sie auch mehr an ihrem Platz sind." — Wir benutzen die Gelegenheit, um jetzt, da der Verf. Einiges über die Sprache Fichte's und Hegel's gesagt hat, seine Meinung über die deutsche Philosophie im Allgemeinen zu hören:

„Ich komme nunmehr zu einem anderen Erzeugniß, welches die Deutschen gern als ihrer Nationalität besonders eigenthümlich betrachten und auf welches sie vorzugsweise ihre Ansprüche auf eine von Natur höhere Intelligenz und auf eine Tiefe des Gedankens begründen, zu der die übrigen Völker nicht herabsteigen konnten; dies ist ihre Philosophie. Man muß bemerken, daß, wenn man von Metaphysik bei einem deutschen Volke redet, es sich durchaus nicht blos um Personen handelt, obgleich eine ziemlich bedeutende Anzahl sich damit beschäftigt, Systeme zu gründen oder zu modifiziren; es handelt sich ferner auch nicht von einem kurzen Studium, wie bei uns, welches ohne Interesse in einem Alter begonnen wird, in welchem die Metaphysik eigentlich ein Unding ist; sondern in Deutschland, wo die akademische Jugend mit Sorgfalt und Hingebung den Studien obliegt, die allein das Recht ertheilen können, unsere Erziehung für vollendet zu betrachten, in Deutschland, wo fast jeder Weltmann seinen Stolz darein setzt, wenigstens etwas philosophisch gebildet zu seyn, wo jeder Prediger und jeder Professor mehr oder weniger Philosoph von Fach ist (!), wo jeder Schriftsteller sein Buch nicht besser empfehlen kann, als wenn er ihm eine philosophische Farbe giebt (!), in Deutschland, im engeren Sinn in Preußen, wo jede ernsthafte Unterredung, welche man hört, jedes ernste Werk, welches man liest, philosophisch *) ist oder es zu seyn wenigstens vorgiebt —; da liegt die Philosophie gleichsam in der Luft und muß auf die Richtung des Nationalgeistes einen sehr mächtigen Einfluß ausüben. Das erklärt die Schwierigkeit für den Fremden, sich mit den philosophischen Systemen Deutschlands bekannt zu machen; es sind nicht nur die Systeme, die er zu studiren hat, sondern eine Totalität von Ideen, er muß sich die Gewohnheiten dieses Geistes aneignen." — Unser Verf. geht nun zu einer aphoristischen Darstellung der Prinzipien der letzten philosophischen Systeme in Deutschland über, die jedoch von keiner gründlichen Kenntniß derselben Zeugniß giebt. Sein Streben geht nämlich hauptsächlich dahin, zu beweisen, daß keiner der deutschen Philosophen den anderen verstanden habe. Zwar macht er den Deutschen den Vorwurf, daß sie meinten, sie könnten von anderen Nationen nicht ganz verstanden werden; und es wäre somit eigentlich unsere Pflicht, zu prüfen, ob diese Beschuldigung in Etwas ihren Grund findet. Doch auch ohne tiefere Begründung glauben wir unsere von jedem Nationalinteresse ferne Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, daß die Franzosen den Kern der deutschen Philosophie bis jetzt wenigstens nicht verstanden haben, ja, daß es in ihrer ganzen nationalen Anlage begründet zu seyn scheint, wenn sie in dieses Verständniß nicht eindringen können. Nicht als ob wir damit auf eine höhere Natur der Deutschen deuten wollten, aber wir glauben, daß jene Tendenz zur Besonderheit, die wir im vorigen Artikel berührten, jenes Feststehen zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen, welches seinen Grund in einer rein verständigen Natur hat, die zwischen der Vernunft und der Empfindung, zwischen dem allbewußten Geist und dem unbewußten, aber ahnungsvollen Instinkt die Mitte hält, auch diese Erscheinung erklärt, daß, wie die französische Poesie sich von der Kälte und Logik des Verstandes nicht ganz hat befreien können, so auch ihre Philosophie die eben so kalte und verständige Reflexion nicht wird von sich zu streifen vermögen. Wer aber die Schranken des blos verständigen Begreifens nicht überwinden kann, dem ist es auch nicht möglich, das eigentliche Wesen der vernünftigen Wirklichkeit, welche sich nur in Gegensätzen (der gordische Knoten des Verstandes!) organisch entwickeln kann, und also auch nicht die Wissenschaft, welche den Begriff dieses Wesens zu erfassen strebt, zu begreifen. Er hält sich immer nur an die äußere Form und sieht nicht durch diese irdische Hülle die Goldadern des Geistes, welche ihr Inneres durchziehen.

Spanien.

Eine Stimme aus Spanien gegen die Schutzzölle.

Zu den Engländern, Franzosen und Deutschen, die gegenwärtig die Gründe für und wider die Handelsfreiheit in Reden und Schriften lebhaft erörtern, hat sich neuerdings auch ein Spanier oder doch mindestens ein spanisch schreibender Schriftsteller, Don Manuel de Marliani, gesellt, und zwar wird sein Werk **) als eines der gründlichsten und bedeutendsten ge-

*) Wir geben hier den französischen Ausdruck metaphysique durch Philosophie und philosophisch wieder, weil dieses Wort für uns Deutsche dem auch am meisten entspricht, was die Franzosen unter metaphysique verstehen. Die Bezeichnung philosophie hat für sie entweder einen zu allgemeinen Sinn oder drückt mehr das aus, was wir unter „Verstandesreflexion" begreifen. Anm. d. Uebers.

**) De la influencia del systema prohibitivo. — Der Verf. nennt sich auf dem Titelblatt: „ehemaliger spanischer Konsul in Paris und Ex-Senator für die Balearischen Inseln".

rühmt, das in neuerer Zeit die Pressen Madrids verlassen. Er entscheidet sich gegen die Schutzzölle und verlangt die Aufhebung derselben sogar für Spanien, dessen Industrie uns doch gewiß des Schutzes zu bedürfen scheint.

Das Buch des Herrn Marliani selbst liegt uns nicht vor; wohl aber eine ausführliche Kritik desselben in der Revue Indépendante. Letztere, eine große Vertheidigerin der „Organisation der Arbeit", tritt seit einiger Zeit entschieden gegen das bisher von Frankreich befolgte Prohibitivsystem auf. Folgende Betrachtungen über Marliani's Werk nebst den daraus gegebenen Auszügen sind der genannten Revue entlehnt:

Don Manuel de Marliani beweist die Nachtheile des Prohibitivsystems auf zweierlei Weise, einmal durch Vernunftgründe, dann durch Thatsachen. Wir wollen ihm in seinen Untersuchungen folgen und zwar mit seiner Widerlegung derjenigen Behauptungen beginnen, die vor allen anderen zu Gunsten des Prohibitivsystems aufgestellt werden.

Man hat gesagt, manches Land produzire gewisse Lebensmittel zu weit geringerem Preise, als ein anderes, das ihm bei bestehender Handelsfreiheit seine Häfen öffnen würde. Selbst durch die Transportkosten wäre zuweilen der Unterschied des Preises nicht ausgeglichen. So z. B. könnte nach Aufhebung des Eingangszolles Getraide aus Odessa in Frankreich billiger verkauft werden, als französisches. Hieraus folgt, daß das französische Getraide durch Prohibitiv-Maßregeln geschützt werden muß. Marliani gesteht ein, daß eine absolute Aufhebung des Einfuhrzolles in solchen Fällen einem großen Theile der Bevölkerung augenscheinlichen Nachtheil bringen müßte, sieht aber darin noch keinen Grund zu der gegenwärtigen Höhe der Besteuerung.

„Die Zölle — sagt er — sollen einmal, wie andere Auflagen, die Staats-Ausgaben decken helfen und zweitens der einheimischen Industrie ein Gegengewicht bieten gegen die — anderweitig nicht zu bekämpfenden — Ursachen, welche die auswärtige ihr gegenüber begünstigen. In dem Letzteren liegt schon eine Ungerechtigkeit. Denn jede Industrie, die mit einer an sich unbesiegbaren Rivalin kämpfen müßte, ist aufzugeben. Den Zöllen steht nur zu, den Preis der Arbeit und des rohen Materials in zwei konkurrirenden Ländern gleich zu machen. Gering müssen aber diese Zölle immer seyn, insofern Transport- und ähnliche Kosten dem Inlande zu Gute kommen. Rechnet man hierzu noch die Abgabe, die der Staat erhebt (denn „Schutzzoll" wollen wir nicht sagen, weil in solchen Fällen der Schutz eigentlich nur der Ungeschicklichkeit, der Trägheit und dem Monopol verliehen wird), so muß jede dem Lande natürliche Industrie die Konkurrenz aushalten, oder sie ist keine Industrie, sondern ein gehässiges Monopol."

Aehnlich hat sich der Präsident Polk in seiner letzten Botschaft an den Kongreß ausgesprochen. „Man muß — dies war der Sinn seiner Worte — von den Erzeugnissen der fremden Industrie Einfuhrzölle erheben um der Staats-Einnahme willen, darf dieselben aber nicht so hoch stellen, daß dadurch die Einfuhr völlig aufhört." Der Papst sogar hat ebenfalls diese Grundsätze anerkannt und die Steuer für mehrere auswärtige Waaren neuerdings verringert. Es müßte also, um mit dem im Anfange angeführten Beispiele zu schließen, das Getraide aus Odessa in Frankreich nur in dem Maße besteuert seyn, daß das französische mit ihm in freie Konkurrenz treten könnte.

Den zweiten Einwand zu Gunsten des Prohibitivsystems wollen wir in folgendes Beispiel kleiden: Als ein französisch-belgischer Zollverein im Werke war, erhoben sich in Frankreich die Besitzer der Eisenhämmer, der Spinnereien und andere Produzenten und riefen: „Ein solcher Zollverein ist ein Unding; Belgien liefert uns nur einen Markt von vier Millionen Einwohnern und wir den Belgiern einen von dreiunddreißig Millionen. Belgien produzirt mehr als wir. Bald wird es uns mit seinen Eisenwaaren, seinen Gespinnsten überschwemmen u. s. w." An diesem Einwurf sieht man, wie immer, nur den Eigennutz der Produzenten, und wenn Guizot in einer der jüngsten Kammersitzungen sagte, daß das Verlangen nach billigeren Waaren von Seiten der Konsumenten nur ein anderer Eigennutz sey, so ist dies doch der Eigennutz der Mehrheit des Volkes, und dieser ist es, den man sonst den Wunsch der Nation nennt. — Gesetzt aber, Frankreich würde mit belgischen Erzeugnissen überschwemmt, würden die Belgier in Frankreich nichts kaufen, und giebt es daselbst nur Eisen und Garn?

Sehen wir jetzt, welchen Einfluß Marliani dem Prohibitivsysteme auf die Konsumenten und Produzenten zuschreibt.

Die Natur hat bestimmten Himmelsstrichen bestimmte Erzeugnisse zugewiesen. Sie hat gewollt, daß die Menschen durch ihre Bedürfnisse mit einander verbunden und durch fortwährenden Austausch ihres Ueberflusses Friede und Eintracht auf Erden erhalten werden. Ein kurzsichtiger Egoismus hat es versucht, alle Erzeugnisse und alle Industrien auf eine einzige Gegend zu konzentriren. Jeder Staat wollte für sich das Universum, jedes Volk die Menschheit seyn. Durch einen thörichten Nachahmungstrieb sind die ackerbauenden Länder Fabrikländer geworden. Frankreich und Spanien haben die unschätzbaren Reichthümer, die ihnen von der Vorsehung verliehen waren, schlecht gewürdigt und sich, statt den Landbau sorgsam zu pflegen, eine erzwungene Industrie geschaffen, die mit den englischen Manufakturen rivalisiren sollte.

„Die Reichthümer unseres Bodens — sagt Marliani von seinem Vaterlande — sind ein Geschenk des Schöpfers, das menschliche Kunst unvermögend wäre, uns zu geben. Unsere Weine und Essige sind Gegenstände des ausgebreitetsten Bedarfs; unsere Wollen können leicht ihren alten Ruf wiedererlangen, eben so wie wir unter einer besseren Verwaltung für die ganze Welt rohe Seide produziren könnten. Unsere getrockneten Früchte sind von erster Güte, unsere Apfelsinen und Citronen halten jede Vergleichung aus. Unsere Korkrinde ist schon jetzt bedeutend und noch eines großen Aufschwungs fähig. Unsere Leder sind vortrefflich. Die Sierra de Gador bringt sehr geschätztes Blei hervor, und Quecksilber wie Soda sind fast unser ausschließliches Eigenthum. Ich spreche nicht von unserem prächtigen Getraide, dem eine sorgsamere Verwaltung längst zahlreiche Absatzquellen eröffnet hätte."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Berühmte Autographensammlung.** Eine bei weitem größere und werthvollere Autographensammlung, als diejenige, die der kürzlich verstorbene Hofrath Derow hinterlassen und die zum Theil in den Besitz eines Antiquars in Frankfurt a. M. übergegangen, ist die des ehemaligen Bibliothekars der London-Institution, Herrn **William Upcott**, der ebenfalls vor nicht langer Zeit mit Tode abgegangen und von welcher, da sie im nächsten Monat unter den Hammer kommen soll, vor kurzem ein Katalog erschienen. Obwohl die zu versteigernden Papiere in Partieen abgetheilt sind, von denen jede 25—100 Handschriften umfaßt, so dürfte die Versteigerung doch mindestens drei bis vier Tage dauern. Die ganze Sammlung besteht aus 20—30,000 Autographen, die in 385 Kavelingen (Partieen) vertheilt sind. Wie englische Blätter versichern, ist dies ein wahrer Schatz von Briefen, die zum größten Theil von Königen *), Königinnen, Staatsmännern, Feldherren, Admiralen, Dichtern, Geschichtschreibern, Malern, Komponisten ꝛc. aller Länder und der verschiedensten Epochen herrühren. Mehrere dieser Korrespondenzen, wie die von Garrick, Evelyn, Hayley ꝛc., sind bereits durch den Druck veröffentlicht. Andere, die bis zur Zeit der Königin Elisabeth hinaufreichen und besonders aus den Zeiten Karl's I. und Karl's II., Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. sehr reich sind, wobei sich unter Anderem auch viele Briefe der Frau v. Maintenon und ähnliche Papiere befinden, die wahrscheinlich von Emigranten während der französischen Revolution nach England herübergebracht wurden, sind niemals zur Oeffentlichkeit gekommen und dürften daher auch Gegenstand der Speculation für Verleger und Literaten werden. Der interessanteste Artikel ist jedoch eine geordnete Sammlung von Verlagsrecht-Uebertragungen englischer Schriftsteller an ihre Verleger. Solcher „assignments" (Uebertragungen), durch welche das „copyright" (Verlagsrecht) dem Buchhändler in amtlicher Form zuerkannt wird, hatte Herr Upcott nicht weniger als 385 gesammelt, und zwar aus dem Zeitraume von 1706—1818. Bei jedem Werke ist das Honorar angegeben, das der Verfasser dafür erhalten; auch hat Herr Upcott, wo er im Stande war, sie sich zu verschaffen, die Bildnisse der Autoren hinzugefügt, so daß das Ganze gewissermaßen eine buchhändlerische Literaturgeschichte von England bildet. Es ist übrigens daraus zu ersehen, daß oft die mittelmäßigsten und jetzt ganz vergessenen Werke mit den größten Honoraren bezahlt wurden, während das Genie, dessen Erzeugniß den Verleger bereicherte, darben mußte.

— **Der Eid eines muhammedanischen Arztes.** Abusabel ist ein wenige Stunden von Kahira entfernter Ort, an welchem sich eine von Mehmed Ali vor etwa zehn Jahren gegründete, nach europäischem Vorbild eingerichtete Schule für Aerzte, Hebammen und Thierärzte befindet, die unter der Leitung des bekannten französischen Arztes und ägyptischen Beys, Dr. Clot, steht und mit einer trefflichen Klinik so wie mit guten Sammlungen ausgestattet ist. Die jungen Aerzte, die diese Schule verlassen, haben vor ihrem Eintritt in das praktische Leben den nachstehenden Eid zu leisten:

„Ich schwöre beim Namen des allerhöchsten Gottes und seines erhabenen Propheten Muhammed, dessen Ruhm Gott erhöhen möge, ich schwöre auf das heilige Buch des Koran und in Gegenwart der Lehrer dieser Schule, meiner theuren Mitschüler und des Bildnisses von Hippokrates: treu zu bleiben den Gesetzen der Ehre, der Rechtlichkeit und der Wohlthätigkeit, in Ausübung der Arzneikunde. Dem Armen werde ich meine Pflege unentgeltlich widmen und niemals einen höheren Lohn verlangen, als meine Arbeit verdient hat. Eingelassen in das Innere der Häuser, sollen meine Augen nichts sehen, was darin vorgeht; meine Zunge soll alle mir vertraute Geheimnisse verschweigen. Meine Kunst wird niemals zur Verderbniß der Sitten, noch zur Begünstigung eines Verbrechens dienen, und unter keinem Vorwande werde ich irgend einer Bitte oder Einflüsterung Gehör geben, um irgend einer Person ein Gift zu verschreiben; niemals werde ich schwangeren Frauen schädliche Arzneien, oder solche, die eine Fehlgeburt begünstigen oder hervorbringen, weder verschreiben noch anrathen. Voll Ehrfurcht und Dankbarkeit für meine Lehrer, werde ich ihren Kindern den Unterricht angedeihen lassen, welchen ich von ihren Vätern empfangen habe. Mögen die Menschen ihre Achtung mir schenken, wenn ich meinem Schwur getreu bleibe! aber mit Schmach und Verachtung sollen meine Mitbrüder mich belasten, wenn ich dagegen fehle! Gott ist Zeuge dessen, was ich hier geschworen habe."

*) Es befanden sich dabei Briefe von Friedrich dem Großen, die auch von Herrn William Upcott selbst hierher als Geschenk überlandt worden sind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 65. Berlin, Sonnabend den 30. Mai 1846.

Nord-Amerika.

Die Anti-Renters in den Vereinigten Staaten.

I. Der Socialismus in Nord-Amerika.

Die socialen Fragen, welche gegenwärtig in Nord-Amerika im Schwunge sind, verdienen in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Staatsmänner aller Länder. Dort, wie in Europa, gehen die alten Parteien der Zersetzung entgegen, verschwinden die Feindseligkeiten der Whigs und Tories, der Radikalen und Konservativen vor den großen Problemen, die angeregt werden von dem Elend und dem Proletariat, von dem Kriege der Interessen, von dem Kampfe der Arbeit gegen das Kapital, des Kapitals gegen die Arbeit.

Von allen Punkten der Union ertönt der Ruf: the land! the land!... Das sind die Lohnarbeiter, die Unabhängigkeit und Sicherstellung verlangen, die das Recht und das Mittel haben wollen, von ihrer Arbeit zu leben, das Recht auf Arbeit, vorzüglich aber auf das Mittel zur Arbeit, auf das Mittel par excellence, das Recht auf das Land, kurz das Recht auf Besitzthum.

Die Proletarier der Vereinigten Staaten verlangen also eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse, sie verlangen Agrargesetze. Wie die Römer zur Zeit der Gracchen, erheben sie sich gegen die Mißbräuche der Besitzenden; sie wollen, daß man die Allmacht der Kapitalisten und Spekulanten beschränke, sie streben nach einem Licinischen Gesetze. Im Namen des Evangeliums, im Namen des göttlichen und menschlichen Rechtes, der Gerechtigkeit und der Vernunft verlangen sie, wie Kinder Gottes behandelt zu werden, wie lebende Genossen der Menschheit; sie fordern ihren Antheil an dem Erbgut, das der Vater der Menschen unserer Gattung zugewiesen.

Diese Neuerer bilden jetzt eine mächtige Vereinigung, die ihre Redner, ihre Missionaire und ihre Journale in den Hauptstädten der Union hat. Wir wollen die Lehren, die Absichten und das Verfahren dieses jungen Amerika, dieser „Agrarier" oder „Anti-Renters" *) darlegen. Quellen dieser Darlegung sind die Zeitungen der reformistischen Partei, der „Subterranean", die „Volksrechte", der „Anwalt der Arbeiter", der „Williamsburger Demokrat", das „junge Amerika" und die „New-Yorker Tribüne".

Die Agrarier, wie ihr Name zeigt, greifen, wenn nicht das Prinzip des Besitzes, so doch die Mißbräuche desselben an; sie beschwören die Gracchen herauf, the spirit of the Gracchi rekindled in the west — wie vor zwei Jahren der Williamsburg-Democrat sagte — kurz, sie verlangen Agrargesetze. Mit dem Worte „Agrargesetz" verbindet man gewöhnlich den Begriff einer gleichen Vertheilung alles Grundbesitzes unter sämmtliche Bewohner eines Landes. Die römischen Agrargesetze, deren Anwendung die Gracchen vergeblich verlangten, haben stets nur die Staatsländereien zum Gegenstande gehabt, die nach den Zwölf Tafeln nicht veräußert werden durften. Eben so haben die Neuerer in den Vereinigten Staaten anfänglich nur die Domainen der Republik im Sinne gehabt, obgleich es scheint — wie aus dem Späteren hervorgehen wird — als hätten sie in der letzteren Zeit ihre Verbesserungspläne auch auf den Privatbesitz ausdehnen wollen.

Die Bewegung, die jetzt in Amerika vor sich geht, ist in allen Punkten derjenigen ähnlich, die vor zweitausend Jahren in Rom stattfand. In Rom standen einander zwei Klassen in einem Kampfe auf Leben und Tod gegenüber: die Aristokratie oder die Patrizier auf der einen — die Demokratie oder das Volk auf der anderen Seite. In den Vereinigten Staaten bestehen desgleichen zwei Parteien, die auf dem Punkte sind, handgemein zu werden: die Aristokratie und Demokratie der neueren Zeit, nämlich diejenigen, welche von ihren Renten, d. h. von den Einkünften aus der Arbeit Anderer, und diejenigen, welche von ihrer Arbeit leben, die alle Reichthümer herbeischaffen, die den Feldern die Aerndten, den Kapitalien die Interessen abgewinnen. Mit einem Worte, es ist, um in der Sprache der Staatsökonomie zu reden, der erklärte Krieg zwischen der Arbeit und dem Kapital. Man weiß, welche von beiden Parteien in Rom den endlichen Sieg errang; man weiß, daß die Verschwörung der Gracchen das Vorspiel der Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla, zwischen Cäsar und Pompejus war; man weiß, daß in dem Kampfe Ströme von Blut vergossen wurden, Italien sich erschöpfte und am Ende die republikanische Verfassung zu Grunde ging.... Was wird in Amerika geschehen? Es ist schwer, eine bestimmte Antwort zu geben; so viel aber steht fest, daß die Verhältnisse der Gesellschaft dort eine durchgreifende Umwandlung erfahren werden.

Die amerikanischen Neuerer scheinen in allen Punkten die Gracchische Bewegung wieder erwecken zu wollen. In einem Zwischenraum von zweitausend Jahren werden bei zwei mächtigen Nationen die Massen durch dieselben Ideen aufgeregt, geschehen dieselben Ereignisse, stehen dieselben Interessen auf dem Spiele. Das Drama ist das alte, nur Name der Schauspieler und Ort der Handlung haben sich geändert. Diese Uebereinstimmung ist keinesweges zufällig, denn in dem einen wie im anderen Lande haben dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervorgebracht. Um dem Leser diese Aehnlichkeit recht anschaulich zu machen, scheint es uns nothwendig, in wenigen Worten anzudeuten, wie der Landbesitz in Rom vertheilt war, was man unter Agrargesetzen verstand, und wie die Gracchischen Unruhen und die späteren Bürgerkriege, von denen so Wenige einen richtigen Begriff haben, aufzufassen sind. Die Begründung der Einzelheiten findet man in Charles Giraud's Histoire du droit de propriété chez les Romains.

II. Zur Geschichte der römischen Agrargesetzgebung.

In den ersten Zeiten des römischen Staates gehörte der Grundbesitz der Gesellschaft und nicht den Personen. Drei verschiedene Stämme setzten die Bevölkerung der entstehenden Stadt zusammen. Romulus theilte das Volk in eben so viele Tribus und jeden Tribus in zehn Kurien. Ein Theil der Ländereien wurde bestimmt, die Kosten des Kultus zu tragen, ein anderer, die Bedürfnisse der Republik zu bestreiten — dies war die unveräußerliche Domaine. Den Rest theilte man in dreißig Loose, von denen jede Kurie eines erhielt. Die Kurie besaß also, und nicht der Einzelne.

Remus wollte den Landbesitz persönlich machen; der Versuch kostete ihn aber das Leben. Doch das Patrizierthum, das bereits anfing, sich zu bilden, rächte den Tod seines Führers und ermordete Romulus mitten im Senat, gerade wie später die Patrizier Cäsarn erdolchten, den Helden des siegreichen Volkes; das Opfer aber versetzte man unter die Götter, wie alle Welt weiß, welche die sinnreiche Fabel gelesen hat, die uns von den Historikern der Patrizier überliefert worden ist.

Nichtsdestoweniger würde man sich sehr täuschen, wollte man glauben, daß die ursprünglichen Besitzverhältnisse, wie sie von Romulus eingeführt wurden, rein demokratischer Natur waren. Die würdigen Ahnen der Räuber der Welt, die ersten Römer, nämlich die Banditen, welche die ewige Stadt gründeten, behielten sich Rechte vor, deren die besiegten Völker und die Einwanderer, die in Rom ein Asyl suchten, keinesweges theilhaftig wurden. Diese Banditen waren die Stammväter der patrizischen Familien. Wie die Genossen Wilhelm's des Eroberers, maßten sie sich alle politischen Privilegien an; aber es herrschte unter ihnen selbst wenigstens anfänglich eine gewisse Gleichheit.

Die Einrichtung, welche Romulus den Kurien gab, stellte dieselbe unter unmittelbare Abhängigkeit von der Aristokratie. Eine Kurie bildete eine sowohl religiöse, als bürgerliche und politische Einheit. Jede hatte ihren Tempel, ihre Feste, ihren Priester oder curio, der dem hohen Priester oder curio maximus, dem Vorsitzer der gesammten Kurien, untergeordnet war. Religiöse, bürgerliche und militairische Gewalt waren in dieselben Hände gelegt. Der Vertreter der Staatsgewalt, der König oder Konsul, leitete die Verwaltung, befehligte das Heer und war zugleich oberster Priester.

Die Bürger genossen zwar gewisse politische Rechte, aber die Stimmen wurden nach Kurien, nicht nach Köpfen gegeben: jede Kurie hatte eine Stimme. Die Kurien durften nur über öffentliche Angelegenheiten berathen, wenn sie die wahrsagenden Priester befragt hatten; die priesterlichen Functionen aber waren ausschließlich dem Adel vorbehalten. Dem Adel also gehörte das Recht, den Willen der Götter auszulegen, und folglich war die Leitung der Komizien oder Kurien-Versammlungen ihnen anheimgegeben. Der Adel war es, der die heiligen Hühner in Verwahrung hatte und sie hungern ließ oder vollstopfte, wie es ihm beliebte, der den Flug der Vögel auslegte u. s. w. Noch mehr, die Kurien durften über politische Fragen nur kraft eines Senatsbeschlusses berathen, und in allen Dingen hatte der Senat die letzte Bestätigung oder das Veto. Die wirkliche Gewalt war also in den Händen der Patrizier; denn man wurde, ohne Patrizier zu seyn, weder zum Senate, noch zum Priesterthum zugelassen. Diese erste Verfassung war schon in hohem Grade aristokratisch und hierarchisch.

Der neue König, Numa Pompilius, den die Senatoren gewählt hatten,

*) Die Rente ist das Einkommen des Grundbesitzers, der nicht selbst sein Land bewirthschaftet.

war, wie die Geschichtsschreiber sagen, der Gesetzgeber Roms. Er führte die etruskische Bildung, die besonders eine theokratische Richtung hatte, in Rom ein und verstärkte dadurch noch das aristokratische und priesterliche Element der römischen Verfassung. Unter Numa's Regierung wurde der Landbesitz, der bis dahin untheilbares Eigenthum der Kurie gewesen war, unter die Bürger vertheilt. Man weiß nicht, unter welchen Bedingungen die Vertheilung statt-fand; doch spricht Alles dafür, daß die Patrizier besonders reich bedacht wurden.

Servius änderte an der politischen Verfassung, ließ jedoch die vorhandenen Besitzverhältnisse bestehen. Neben dem Geburtsadel schuf oder bestätigte er einen Glücks- und Geldadel. Unter der Regierung der Tarquinier wurden die Einrichtungen des Servius wieder abgeschafft und die früheren Gesetze von neuem aufgenommen; nach ihrem Sturze aber kehrte man zu der von Servius eingeführten Verfassung zurück. Diese Verfassung hat in Rom mehrere Jahrhunderte hindurch bestanden. Folgendes sind ihre Hauptzüge:

Die steuerpflichtigen Bürger waren in sechs Klassen getheilt, je nach der Höhe ihres Vermögens. Jede Klasse zerfiel in Centurien, und die Stimmen wurden nach Centurien gezählt. Die erste Klasse begriff alle Bürger, deren Vermögen sich auf 100,000 As belief. Sie war die geringste an Individuen, hatte aber mehr Centurien, als alle anderen zusammengenommen, so daß sie bei allen Gelegenheiten ihres Uebergewichtes sicher war. Zu der zweiten Klasse gehörten Alle, die 75,000 As besaßen, und so fort bis zur sechsten, die alle Proletarier umfaßte, die capite censi, welche, da sie nichts besaßen, mit ihrem Blute ihre Steuer zahlten. Wie groß aber auch ihre Anzahl seyn mochte, die Proletarier bildeten nur eine Centurie, verfügten also immer nur über eine einzige Stimme.

Man muß gestehen, nie war eine Aristokratie stärker organisirt: aber keine war auch anmaßender, tyrannischer und lastete schwerer auf dem Volke. — Servius hatte das Stimmwesen umgestaltet, jedoch nicht Hand angelegt an die Vorrechte des Senats, der Priesterschaft und des Adels. Der Senat behält alle seine Befugnisse: um in den Senat zu treten, muß man ein vermögender Grundbesitzer und Patrizier seyn. Die Priester haben die oberste Leitung in allen Angelegenheiten: um unter die Priester aufgenommen zu werden, muß man Patrizier seyn. Der Ritterstand übt einen großen Einfluß aus und genießt bedeutende Vorrechte: um Ritter zu werden, muß man reich und Patrizier seyn. Die Gewalt des Volkes ist durch das gesetzliche Uebergewicht der Reichen, deren Interessen sich denen der Patrizier anschließen, thatsächlich vernichtet. Was bleibt also der Mittelklasse, dem populus? Wenig. Was bleibt den Proletariern, der plebs? Nichts als das Privilegium, auf dem Schlachtfelde zu sterben, nichts als die Uebermacht der Zahl, durch die es ihr möglich wird, die aristokratische Republik zu stürzen und einen Kaiser zu ernennen, damit sie wenigstens die Gleichheit in der Knechtschaft habe, die ihr unter der Herrschaft der Freiheit versagt war.

Man begreift, daß das Volk die Tyrannei der Cäsaren unterstützen mußte, um jene furchtbare Oligarchie zu zerstören. Das Kaiserthum vernichtete die republikanische Verfassung, aber es brachte der Adelsherrschaft einen tödtlichen Stoß bei. Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat die Menge die Gleichheit der nominellen Freiheit vorgezogen. Die Kaiserherrschaft sicherte dem Volke wenigstens Brod und Schauspiele, panem et circenses, und befreite es von der Bettelarmuth und den Erniedrigungen der Klientenschaft. Das Volk nahm Partei für Marius gegen Sulla, für Cäsar gegen Pompejus. Das Volk kämpfte nicht an der Seite des Brutus und der goldgepanzerten Jugend, und Patrizier-Hände waren es, die dem Diktator die dreiundzwanzig Todesstiche versetzten. In Wahrheit waren der Sturz der Republik, Cäsar's Diktatur und Oktavian's Krönung Siege der demokratischen Prinzipien. Die Plebs gewann bei der Kaiserherrschaft, denn auf sie mußten sich die Cäsaren stützen, um der Aristokratie die Spitze zu bieten.

Bei den oben angedeuteten politischen Verhältnissen konnte es nicht ausbleiben, daß sich der Landbesitz in den Händen des Adels anhäufte, ja gänzlich von ihm in Beschlag genommen wurde.

Seit die Ländereien aufhörten, Eigenthum der Kurien zu seyn, und in den speziellen Besitz der Individuen kamen, zerfielen sie in Rom in zwei große Abtheilungen, den ager privatus und den ager publicus.

Der ager privatus umfaßt alles Land, das in den Handel kommt, das erworben und von den Bürgern vergeben werden kann. Das Privateigenthum war keinen Beschränkungen unterworfen, denn die Römer verstanden unter dem Rechte des Besitzes das Recht des Miß- und des Mißbrauchs. Dieses Recht wurde auch nie durch ein Gesetz in Frage gestellt.

Der ager publicus ist derjenige Theil der Ländereien, der nicht in den Handel kam, nicht käuflich erworben werden konnte; er ist Eigenthum des Staats, Domaine, und durch die Zwölf Tafeln auf immer für unveräußerlich erklärt. Die öffentlichen Ländereien konnten in Pacht gegeben, aber unter keinem Vorwande in Privatbesitzungen umgewandelt werden. Die Agrargesetze betrafen immer nur den ager publicus, und es gab deren viele.

Romulus hatte einen Theil des Bodens zur Bestreitung der Ausgaben für den Kultus und den Staat reservirt. Der ager publicus wurde im Laufe der Zeiten durch eine bedeutende Tantième von den eroberten Ländern vergrößert. Die römischen Gesetze erkannten keinem Fremden das Recht zu, Grund und Boden zu besitzen; sondern um auf irgend einem Punkte der Erde ein Stück Land inne zu haben, mußte man römischer Bürger seyn. „Feind" oder „Fremder" bedeutete dasselbe, das Wort hostis bezeichnet Beides. Solcher Art war das Völkerrecht, das von den Räubern der Welt anerkannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Eine Stimme aus Spanien gegen die Schutzzölle.

(Schluß.)

Begreift man nach dieser Aufzählung, daß sich Catalonien in vergeblichen Anstrengungen erschöpft, auf seinen fruchtbaren, von der Natur so reich ausgestatteten Boden die englische Baumwollen-Industrie zu verpflanzen? Warum will es nicht auch die Sonne Barcelona's mit den Nebeln Liverpools und Manchesters vertauschen? Frankreich bringt ausgesuchte Weine hervor, die eine Quelle großen Reichthums werden könnten; es reißt aber die Weinstöcke aus und produzirt Eisen!

Der Satz, daß jedes Land, je nach seiner Eigenthümlichkeit, das eine diese, das andere jene Industrie bei sich ausbilde und keine ihm unnatürliche erzwinge, ist ein Axiom, an welchem alle Theorieen des Monopols zerschellen. Er ist ein Gesetz der Vorsehung, ein Band der Brüderlichkeit für alle Völker; er ist die Bürgschaft des Friedens, der Freiheit und des Wohlstandes.

Gewiß, es lohnte nicht der Mühe, durch blutige Revolutionen die Herrschaft der politischen Privilegien zu stürzen, wenn man ein industrielles Feudalwesen auf ihren Trümmern errichten wollte, eine Willkürherrschaft privilegirter Produzenten. Was ist Grund und Ursprung der Production? Ein Bedürfniß. Ohne Bedürfnisse giebt es keine Erzeugnisse. Handel und Gewerbe müssen die Dinge herbeischaffen, die das Leben fordert. Die Einfuhr-Verbote haben diese logische Ordnung umgekehrt. Unter ihrem Schutze wagt es der Produzent, zum Konsumenten zu sagen: „Du wirst zu dem Preise kaufen, den ich feststellen werde; du wirst kaufen, was mir belieben wird, dir zu verkaufen; ich kann dich ungestraft betrügen und bestehlen!"

In Frankreich sind die Prohibitivgesetze besonders im Schwunge; es wird dort sehr viel deklamirt, um sie als weise, als gerecht, als nothwendig darzustellen, und deshalb liefert Frankreich die besten Beispiele für die hier ausgesprochenen Behauptungen. Die französische Kammer nämlich ist als solche in Bezug auf Handel und Industrie dem Lande gefährlich geworden. Anstatt das Land in seiner Gesammtheit aufzufassen und, wenn es Noth thut, von den kleinen Interessen zu Gunsten der großen ein vorübergehendes Opfer zu verlangen, hat jeder Deputirte nur die Industrie seines Departements im Auge und ist mit Frankreichs materiellem Wohle zufrieden, wenn seinen Klienten ihre einträglichen Monopole erhalten werden. Jedermann weiß, daß in Frankreich zwanzig Millionen Menschen keinen Wein trinken und kein Fleisch essen. Jeden Tag sterben drei Personen Hungers (?), und selbst die Nahrungsmittel der Reichen sind auf alle mögliche Weise verfälscht. Verlangt man nun die Einfuhr fremden Viehes, so rufen die Viehzüchter, man wolle sie ruiniren, und fordern gebieterisch, daß man sie „beschütze". Die Weinbauer wollen, daß man ihnen in England eine Absatzquelle eröffne, aber die Besitzer der Eisenhämmer vereinigen sich und nehmen den Schutz der Regierung gegen die englischen Eisenwerke in Anspruch. England sieht sein Eisen in Frankreich zurückgewiesen, folglich verschanzt es sich auch gegen französische Weine, und zwar nicht nur um Repressalien zu gebrauchen, sondern auch darum, weil ein Volk, wie ein Individuum, nicht kaufen kann, ohne zu verkaufen.

Wollten die Anhänger des Schutzsystems konsequent seyn, so müßten auch Provinzen gegen Provinzen durch Zollbarrieren abgeschlossen werden. Die Produzenten müßten sich an den Gränzen Burgen errichten und, wenn ein Konkurrent mit Waaren käme, ihn brandschatzen oder zurückjagen. Martiani räth sehr spaßhaft, wenigstens gegen eine Leibrente die Handelsfreiheit von ihnen zu erstehen und sich wie die Leibeigenen des Mittelalters von ihrer Hohrit frei zu kaufen.

Das Monopol also, indem es ein Land fremder Einfuhr unzugänglich macht, verringert auch den Absatz nach Außen. Im Innern aber vermehrt es die Production im Uebermaß. Hierdurch entsteht eine unrechtliche Konkurrenz und eine Verringerung des Arbeitslohns. Und wenn die Produzenten noch wirklich durch Einfuhrverbote vor den ausländischen Waaren geschützt wären! Bei bestehender Handelsfreiheit hätten sie es wenigstens mit der offenen Rivalität des Auslandes zu thun, bei der Herrschaft des Monopols müssen sie gegen eine versteckte, gegen die Contrebande, kämpfen. Martiani weist nach, wie glänzende Geschäfte die Schmuggler in allen Ländern gemacht haben. Wir entnehmen ihm nur folgendes Beispiel aus England:

Sir Robert Peel sagte vor kurzem im Unterhause: „Wenn Ihnen alle Gründe, die ich für die Nothwendigkeit einer Zollermäßigung angeführt habe, nicht genügen sollten, so kann ich hinzufügen, daß die erhobenen Schutzzölle eine reine Illusion sind und nicht im Geringsten die einheimischen Fabriken schützen, denn die Contrebande macht sie gänzlich unnütz. Es ist wirklich nur Spaß, wenn man zu den Fabrikanten sagt: „Ich beschütze euch mit einem Zoll von 30—40 Prozent" — denn die Contrebande schafft eine Konkurrenz, die noch mehr zu fürchten ist, als die freie Einfuhr selbst .... Erlaube mir das Haus, ihm einen Brief eines Schmugglers im Großen vorzulegen. Dieser Brief ist nicht an mich gerichtet, aber, wie ich versichern kann, an einen Mann in London, der durch die Contrebande sehr reich geworden ist. Es heißt darin unter Anderem: .... „Sie können auf indirektem Wege wöchentlich Blonden, Bänder und andere Waaren aus den Fabriken von Arras, Caen, Chantilly gegen sehr geringe Vergütigung erhalten. Die Waaren sollen Ihnen in London von einer zuverlässigen Person übergeben werden. Wenn die Mittel, deren ich mich zum Transport bediene, nicht vollkommen gefahrlos wären, so würde ich mich nicht auf das Geschäft einlassen. Folgendes sind

die Vergütigungen, die ich verlange: Für Blonden 8, für Bänder 8, für seidene Handschuhe 11—12, für lederne 12—13 Prozent u. s. w."

Desgleichen berichtet Martiani, daß ein Drittel der in Spanien eingeführten Baumwollenwaaren als Contrebande hineinkommt. Was bedeutet also der „Schutz", den man den catalonischen Fabriken angedeihen läßt, und wen beschützt er?

Wir gehen zu demjenigen Abschnitte des Martianischen Werkes über, in welchem an der Geschichte der Industrieen in den europäischen Ländern nachgewiesen wird, daß die Production durch freie Konkurrenz überall gehoben wurde.

„Geschichte der Seidenfabriken in England. Vor der Regierung Elisabeth's waren dieselben höchst unbedeutend. Um diese Zeit aber entwickelten sie sich einigermaßen, nahmen jedoch erst einen bedeutenden Aufschwung, als in Folge der Zurücknahme des Edikts von Nantes eine Menge französischer Seidenarbeiter nach England übersiedelte. Die Einfuhr von Seidenwaaren, die bis dahin frei gegeben war, wurde 1701 verboten, und von diesem Jahre bis 1824 ging es mit der englischen Seidenfabrication wieder abwärts. Während man im Auslande die Fabrication verbesserte und die Preise herunterseßte, verstanden sich die privilegirten Seidenwirker in Spitalfields zu keinem Fortschritt. Die Schmuggelei war thätig, die Einfuhrverbote auszugleichen, und während sich der Verbrauch französischer Seidenwaaren immer weiter verbreitete, geriethen die englischen Fabriken in tiefen Verfall.

„Ein solches Resultat bei einem hundertjährigen vollkommenen „Schutze" mußte die Regierung aufmerksam machen. Ein ausgezeichneter Minister stand an der Spitze der Handelsverwaltung. Sein Scharfblick errieth, daß die englischen Fabriken durch eben das Schutzsystem erdrückt würden, von dem sie so viel Heil erwartet hatten. Alsbald — es war im Februar 1824 — legte der berühmte Huskisson dem Parlamente eine Bill vor, durch welche das Einfuhrverbot auf ausländische Seidenwaaren aufgehoben und dafür ein Eingangszoll von 30 pCt. festgesetzt werden sollte. Zugleich wurde für rohe Seide die Steuer ermäßigt. Die Monopolisten schrieen aus allen Kräften, das Vaterland sey verloren, die Gerechtigkeit und Menschlichkeit werde schimpflich verletzt, denn die englische Seiden-Industrie könne mit der französischen nicht konkurriren, und Tausende von Arbeitern würden brodlos werden. Schon die bloße Ankündigung der nahen Zollermäßigung genüge, die Fabriken zu vernichten! Aber der Minister ließ sich nicht irre machen, und er hatte Recht; denn kaum war das neue Gesetz in Kraft getreten, so nahm die Seidenfabrication einen erstaunlichen Aufschwung. Die Fabriken, deren anfangs nur 173 waren, vermehrten sich auf 266. Die Zahl der Stühle wurde auf eine Million gebracht, und die Fabrikanten konnten die Aufträge nicht befriedigen. 1841 legte der Seidenfabrikant Dillon folgende Erklärung vor dem Parlamente ab: Vor der Herabsetzung der Zölle im Jahre 1826 standen die englischen Seidenwaaren bei weitem niedriger als die französischen, und die Schmuggelei war bedeutend. Die Reduction der Zölle hatte eben so große Vortheile für das Volk, als für die Produzenten. Der Verbrauch hat zugenommen, die Waaren sind billiger und besser geworden und das Uebergewicht der englischen Fabrikate ist anerkannt . . . .

„Die Baumwollen-Industrie in England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Sie stammt aus Indien. Vermöge ihrer großen Handfertigkeit und unermüdlichen Geduld brachten es die Indier im Spinnen und Weben der Baumwolle zu einer großen Vollkommenheit. Die Baumwollen-Manufaktur wurde sehr langsam in Europa heimisch; erst als ihr die wunderbaren Erfindungen der Mechanik zu Hülfe kamen, konnte die europäische mit der indischen konkurriren.

„Man liest mit Betrübniß, daß die ersten Baumwollen-Fabriken in Spanien angelegt wurden. Es geschah dies zur Zeit der Araber zwischen 910 und 930 in Cordova, Sevilla und Granada. Nach dem Engländer Baines findet man sogar bis zum 14. Jahrhundert in keinem anderen europäischen Lande eine Spur dieser Industrie. Um diese Zeit wurden grobe Gewebe in Italien, Schwaben und Sachsen verfertigt. Von da verbreitete sich die Fabrication nach Holland, nach Brügge und Gent und endlich nach der Türkei. So machte sie gewissermaßen die Reise durch Europa, ehe sie sich in England festsetzte, um dort eine wunderbare Höhe zu erreichen. Die Namen Wyatt, Lewis Paul, Richard Arkwright, James Hargreaves, Samuel Crompton und endlich James Watt, der Erfinder der Dampfmaschine, haben sich in der Geschichte der englischen Manufakturen unsterblich gemacht.

„In Frankreich wurde die Baumwollenfabrication im Jahre 1688 eingeführt, mochte aber, trotz vieler Aufmunterungen von Seiten der Regierung, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nicht recht gedeihen. Die große Anzahl der Fabriken datirt erst seit 1803, in welchem Jahre St. Quentin und Tarare einen besonderen Aufschwung nahmen. — Belgien, als es noch mit Holland vereinigt war, hatte das ausschließliche Monopol, baumwollene Waaren an die niederländischen Kolonieen zu verkaufen. Nach der Revolution verbot Holland die belgischen Waaren in seinen Kolonieen. Die Fabrikanten Belgiens, deren Maschinen zudem in schlechtem Zustande waren, glaubten, es könne sie kein anderes Mittel retten, als ein Einfuhrverbot auf baumwollene Fabrikate. Aber Presse, Regierung und Kammern waren gegen dieses Verlangen. Die Fabrikanten schlossen darauf ihre Etablissements, die Arbeiter rotteten sich zusammen. Es geschahen Emeuten und Verhaftungen; aber die Fabriken öffneten sich wieder, und die Industrie gewann an Umfang und Qualität."

Ueber den deutschen Zollverein komponirt Martiani ein politisches Phantasiestück, in dem sehr häufig das Wort „Rußland" vorkömmt, und das abermals den Beweis liefert, wie deutsche Zustände in Spanien immer nur durch die französische Brille angesehen werden. Den deutschen Zollverein für ein Werk Rußlands zu halten, ist doch etwas gar zu feine Politik! Im Uebrigen weist er den Segen des Zollvereins schlagend an Hessen und Sachsen nach. „Im Jahre 1829", sagt er, „beklagten sich die hessischen Stände bitter bei dem Großherzog darüber, daß er dem Zollverbande beigetreten sey. Die Minister aber überführten sie durch eine treue Darlegung des Ex- und Imports eines Besseren. Sämmtliche Fabrik-Artikel und rohen Erzeugnisse waren in Menge ausgeführt und besser bezahlt worden, als früher, unter ihnen manche, die bei den alten Handelsgesetzen niemals aus dem Lande kamen. Zugleich aber waren in den sechzehn Monaten nach dem Vertrage 400,000 Fl. mehr von den Staatskassen eingenommen worden, als vorher. In Sachsen protestirte man ebenfalls gegen die Anwendung des neuen Zollsystems. Leipzig fürchtete für seine Messe, die Anwohner der Elbe, die Bewohner der Lausitz und Dresdens verkündigten den Verfall des Transithandels. Die Konsumenten selbst legten Einspruch ein. Aber der Transithandel wurde bedeutender, die Transportkosten fielen, und schon im ersten Jahre führte Sachsen um eine Million Thaler mehr nach Preußen ein, als Preußen nach Sachsen. Die Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Leder-Fabrication nahmen alle an den Segnungen des freieren Handels Antheil.

„In Spanien hat die Baumwollen-Manufaktur seit 1769, in welcher Zeit die ersten Fabriken in Catalonien angelegt wurden, stets einen unbeschränkten Schutz genossen und das Privilegium gehabt, die Antillen und Philippinen mit Waaren zu versehen. Welche Fortschritte hat sie aber gemacht? Fragen wir die Statistik: Die Durchschnittszahl der Einfuhr roher Baumwolle war von 1834—40 9,909,201 Pfund. Dies ist ein wenig mehr, als die Hälfte der Einfuhr in England im Jahre 1784! Man kann sich daraus einen Begriff von dem Ertrage der spanischen Fabriken machen!"

Frankreich.

Gérard Roussel.

Ein Beitrag zur Kenntniß der reformatorischen Bestrebungen in Frankreich.

Die Frage: welchen Einfluß der Protestantismus auf die Gestaltung der Dinge in Frankreich auszuüben im Stande gewesen wäre, wenn er in diesem Lande wirklich zum Durchbruch gekommen wäre, mag ein eitles Spiel der Phantasie seyn; dessenungeachtet aber drängt sie sich Jedem mit unwiderstehlicher Gewalt auf, der nur irgend dem Entwickelungsgange der französischen Nationalität einige Aufmerksamkeit widmet. In die Beantwortung dieser Frage verflechten sich viele Beziehungen zur Gegenwart, und besonders gewinnt dieselbe für die Würdigung und Erklärung der französischen Revolution eine eingreifende Bedeutung. Man kann sich aber den inneren Zusammenhang nicht klar machen, welcher zwischen dem religiösen Umschwunge des sechzehnten Jahrhunderts und der wichtigsten socialen und politischen Umwälzung der neueren Zeit besteht, ohne sich die Hindernisse zu vergegenwärtigen, welche sich dem Siege und der allgemeinen Verbreitung der reformatorischen Ideen entgegenstellten. Der eigentliche Grund von dieser auffallenden Erscheinung, daß nämlich die reformirte Lehre, welche anfangs nicht ohne Anklang in Frankreich geblieben war, bald vom Katholizismus wieder zurückgedrängt und zum Theil wenigstens in ihrem Triebe erstickt wurde, liegt freilich wohl in der Gestaltung der französischen Verhältnisse und in dem National-Charakter der Franzosen, dem die mehr auf die Sinnlichkeit berechnete Gewalt der katholischen Anschauung mehr zusagt, als die abstraktere Lehre des Protestantismus.

Nicht ohne Einfluß aber auf das Geschick der Reformation in Frankreich ist die Persönlichkeit der Männer geblieben, welche, von der Schweiz aus befruchtet und angeregt, sich zu Vertretern dieser Bestrebungen in ihrem eigenen Vaterlande machten. Wir wollen die aufopfernde Thätigkeit dieser Männer und ihre Hingebung an die neue Sache nicht zu gering anschlagen oder herabsetzen, aber so viel können wir wohl behaupten, daß nicht alle diese Streiter für die neue weltbewegende Idee an Kraft und Energie so wie an rücksichtsloser Verachtung ihrer Beziehungen zur Welt es einem Beza gleichthaten. Viele von ihnen suchten da zu vermitteln, wo der Schall der Trompete zum Kampfe herausforderte, und Mancher zog sich scheu zurück, als die weltliche Macht, welche bis dahin sich die neue Idee ruhig entfalten ließ, plötzlich mit gewaltthätiger Hand in ihre Entwickelung eingriff.

Eine vor kurzem erschienene Schrift: „Gérard Roussel; mémoire servant à l'histoire des premières tentatives faites pour introduire la réformation en France, par Schmidt" gewährt uns einen Blick in die Verhältnisse jener Zeit. Wir finden in ihr den Beleg für die Behauptung, daß manche von den Männern, welche zu Leitern der Reformbewegungen ersehen waren, wenigstens nicht immer in der Stunde der Gefahr von der heiligen Energie ihres Berufs durchdrungen waren. Gérard Roussel, welcher die Stelle eines Predigers bei der Prinzessin Margaretha von Navarra bekleidete, verdient von den Männern, unter deren Begünstigung die Verbreitung der reformatorischen Ideen in Frankreich betrieben wurde, besonders hervorgehoben zu werden. Es ist bekannt, daß seine Gebieterin Margaretha anfangs den Reformbewegungen nicht fremd war, und daß sogar ihr königlicher Bruder sich lange eines gewaltsamen Eingriffs in dieselben enthielt. So konnte Gérard lange Zeit, ohne sich einer offenen Gefahr auszusetzen, für die Entfaltung seiner Ansichten leben. Später, als der Horizont sich mehr verdüsterte, trat er weniger offen

mit denselben hervor, und als er von den Leitern der Bewegung in der Schweiz aufgefordert wurde, in öffentlichen Disputationen, wie sie an anderen Orten mit glücklichem Erfolge angewandt waren, die Vertheidigung der neuen Lehre zu übernehmen, lehnte er es von sich ab, indem er sich hinter die Strenge der in Bezug auf die protestantischen Regungen erlassenen Edikte verbarg.

Ungeachtet seiner Vorsicht aber blieb er doch vor den Verfolgungen, welche bald über alle Anhänger des Protestantismus hereinbrachen, nicht verschont. Er zog sich, um denselben zu entgehen, auf einige Zeit nach Straßburg zurück, bis er vom Könige, der den gewaltthätigen Anschlägen der katholischen Partei noch entgegenarbeitete, veranlaßt wurde, sich dem Hofe wieder zu nähern. Er trat nun in sein früheres Verhältniß zu Margaretha zurück und folgte sodann derselben in ihr Königreich Navarra. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß Roussel, als ihm auf Betrieb seiner Gönnerin das Bisthum Oleron in Bearn verliehen wurde, zur Annahme dieser Stelle die päpstliche Autorisation erlangte, obgleich dem Papste seine Vorliebe für die Konfession der Hugenotten nicht unbekannt seyn konnte. Zur Beurtheilung des Charakters von Roussel ist dieser Umstand nicht ohne Wichtigkeit. Er nahm den Antrag, der ihm in Betreff dieser Stelle gemacht wurde, an, ohne sich ganz und gar von der protestantischen Partei loszusagen. Er vereinigte also die freieren Ansichten Luther's mit der Autorität des Papstes, der er aufs neue durch Annahme des dargebotenen Bisthums huldigte. Dies geschah zu einer Zeit, wo der Riß zwischen der protestantischen und katholischen Christenheit schon offen lag und wo an ein Vermitteln und Hinhalten eigentlich nicht mehr hätte gedacht werden sollen.

Welche Motive Roussel bei diesem Schritte, den man wenigstens befremdend nennen kann, geleitet haben mögen, muß dahingestellt bleiben. Wir wollen ihn nicht geradezu des Ehrgeizes oder der Furcht anschuldigen; vielleicht ließ er sich wie einige seiner Zeitgenossen, welche gegen die Irrthümer und Fehler der römischen Kirche eiferten und doch in vorkommenden Fällen die Wohlthaten derselben nicht zurückwiesen, von dem Gedanken verführen, daß, wenn sie hervorragende Stellen innehätten, ihre Stimme ein desto größeres Gewicht haben würde und sie desto mehr im Interesse ihrer Sache wirken könnten.

So sorgfältig er nun aber auch alle Schritte vermied, durch welche er den Zorn der herrschenden Partei hätte herausfordern können, so verfehlten seine Feinde doch nicht, den Fanatismus der Menge gegen ihn aufzustacheln. Selbst der mächtige Schutz Margarethens, welche ihm, auch als sie die Sache der Reformation wieder hatte fallen lassen, noch gewogen blieb, konnte ihn vor den Angriffen des Hasses und der religiösen Verfolgungswuth nicht decken.

Im Anfange des Jahres 1530 sandte er einen von den ihm ergebenen Geistlichen nach Mauléon in der Gascogne. Derselbe predigte in jener Gegend vom Ablaß und von den Heiligen. Die Ansichten, welche er entwickelte und die im Grunde mit denen Roussel's vollkommen übereinstimmten, mißfielen der Bevölkerung der Gascogne, die man im voraus gegen die Lehren des Bischofs eingenommen hatte. Der Bevollmächtigte Roussel's mußte unter diesen Umständen auf seinen Rückzug bedacht seyn. Er entfernte sich durch die Flucht aus einer Provinz, wo er für die neuen Lehren einen so ungünstigen Boden zu finden glaubte. Roussel meinte nun durch sein persönliches Einschreiten den Sturm, der sich zusammengezogen hatte, beschwichtigen und auf ein verständiges Ausgleichen der Parteiungen hinführen zu können. Er machte sich daher nach Mauléon, wo es seinem Abgesandten so übel ergangen war, auf und versammelte eine Synode, auf der er seine geläuterten Ansichten mit Beredtsamkeit und Nachdruck entwickelte. Besonders eiferte er gegen die übergroße Zahl der Heiligenfeste, welche er keinen Anstand nahm, als ein Hemmniß der öffentlichen Wohlfahrt zu bezeichnen. Zugleich brachte er eine Verringerung dieser der allgemeinen Gewerkthätigkeit entzogenen Tage in Vorschlag.

Dieselben Ansichten entwickelte er sodann noch in einer Predigt, um denselben eine weitere Verbreitung zu verschaffen. Während er gerade noch in der Auseinandersetzung seines Thema's begriffen war, wurden plötzlich die Stützen seiner Kanzel von den Beilhieben eines fanatischen Edelmannes zusammengeschlagen, der schon früher bei der oben erwähnten Verfolgung sich besonders hervorgethan hatte. Roussel wurde von seinem Sturze halbtodt aufgehoben und nach Oleron geschafft. Seine Gesundheit war durch den Fall selber, so wie durch den Schreck, so sehr zerrüttet, daß er auf einer Reise nach dem Bade, wohin ihn die Aerzte schickten, den Geist aufgab. Sein Mörder, Namens Arnauld de Maytié, wurde zwar vor das Gericht von Bordeaux gezogen, aber er erhielt, um ihn für „seine fromme und schöne That zu belohnen (pour le recompenser convenablement de sa pieuse et belle action)", durch richterlichen Spruch seine Freiheit wieder. Ja, um die ganze Angelegenheit in einem noch grelleren Lichte erscheinen zu lassen, wurde sein Sohn mit dem Bisthume bekleidet, welches durch den Tod Roussel's vakant geworden war.

Die vorliegende Schrift, der wir nur einige allgemeine Züge entnommen haben, gewährt außer den umfassenderen Beziehungen eine große Fülle interessanter Einzelheiten. Der Verf. giebt uns in seiner Darstellung von Roussel, der bei allem Talent doch nicht geistige Energie genug besaß, um eine wahrhaft hervorragende Persönlichkeit abzugeben, ein Bild, bei dem zwar die Schattenseiten nicht ganz übergangen sind, aber wo doch auch Alles, was sich zur Rechtfertigung und Entschuldigung anführen läßt, hervorgehoben ist. Sein ganzes Werk ist als eine dankenswerthe Gabe und als ein wichtiger Beitrag zur Kunde von den ersten Anfängen des Protestantismus in Frankreich zu betrachten.

G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Französische Militair-Unterrichtsanstalten. Der französische Kriegsminister hat sich einen genauen Bericht über die Leistungen der Militair-Unterrichtsanstalten im J. 1844, so wie über die mit denselben verbundenen Turnschulen, vorlegen lassen: Der französische Militair-Unterricht, wie er in den sogenannten écoles régimentaires ertheilt wird, zerfällt in zwei Klassen. Die erste Klasse umfaßt den Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in den Anfangsgründen der französischen Sprachlehre. In der zweiten Klasse dagegen wird in der Grammatik, in der Arithmetik, im Rechnungswesen, in der Erdkunde, in der Kriegsgeschichte Frankreichs, in der Geometrie, in der Befestigungskunst und im Planzeichnen Unterricht ertheilt. Von diesen Unterrichtsgegenständen der zweiten Klasse sind die fünf ersten obligatorisch, die drei übrigen aber fakultativ.

Am 1. Januar 1844 belief sich der Effektivstand der Infanterie und Kavallerie im Innern von Frankreich auf 232,383 Mann, von denen 128,134 gänzlich ununterrichtet waren, 128,249 dagegen lesen und schreiben konnten. An dem Unterrichte in der ersten Klasse der Regimentsschulen nahmen 32,945 Mann Theil. Von diesen lernten blos lesen 12,910
" " " lesen und schreiben 12,730
" " " blos rechnen 6,305
" " " lesen, schreiben und rechnen . 15,776
Im Ganzen also hatten im J. 1844 47,741
ihren Elementar-Unterricht entweder beendigt oder gefördert.

An dem Unterrichte in der zweiten Klasse haben 20,030 Unteroffiziere, Brigadiers oder Korporale Theil genommen, und zwar beendigten ihren Kursus:

a) Obligatorische Unterrichtsgegenstände.
2401 in der Grammatik;
2303 in der Arithmetik;
1817 im Rechnungswesen;
1001 in der Erdkunde,
und 485 in der Kriegsgeschichte.

b) Fakultative Unterrichtsgegenstände.
548 in der Geometrie;
504 in der Befestigungskunst,
und 625 im Planzeichnen.

Es geht aus diesen Zusammenstellungen hervor, daß 73,000 Mann im J. 1844 an dem Militair-Unterricht Theil genommen, also ungefähr 5000 Mann mehr als im J. 1843. Dieselbe Vermehrung hat sich auch bei der Anzahl derjenigen bemerklich gemacht, die im J. 1844 ihren Unterricht in beiden Klassen beendigt oder gefördert haben.

Was den Turn-Unterricht betrifft, so hat derselbe ebenfalls im J. 1844 Fortschritte gemacht gegen das J. 1843. Es belief sich nämlich in dem zuletzt genannten Jahre die Anzahl der Soldaten, die in den Corps so wie auf den Divisionsschulen in der Gymnastik unterrichtet wurden, auf 48,013, in dem zuerst genannten Jahre dagegen auf 53,942, von denen 1536 die Functionen der Vorturner (moniteur, Aufrufer) versahen oder doch versehen konnten und 2137 einen vollkommen ausreichenden Unterricht erlangt hatten.

Bibliographischer Anzeiger.

Spanische Literatur.

Rosa de Romances,

ó Romances sacados de las „Rosas" de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, así antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don G. B. Depping, escogidos, ordenados, y anotados por Don Fernando José Wolf. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieses Werk bildet zugleich den dritten Theil des im Jahre 1844 bei mir erschienenen Romancero castellano, ó coleccion de antiguos romances populares de las Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano. Zwei Theile. Gr. 12. 4 Thlr.

Leipzig, im Mai 1846. J. J. Brockhaus.

Seit dem ersten Januar d. J. haben wir für Deutschland den Debit der

Medizinischen Zeitung Russlands,

redigirt und herausgegeben von den

DD. M. Heine, R. Krebel und H. Thielmann,

übernommen, die wir regelmäßig an die Unterzeichner versenden. Diejenigen Herren Aerzte und Lesezirkel, welche bisher noch unterlassen haben, ihre Bestellungen zu machen, bitten wir um baldige Aufgabe ihres Bedarfs. Der Preis ist 3 Thlr.

Veit & Comp.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 66. Berlin, Dienstag den 2. Juni 1846.

Frankreich.

Ludwig Philipp und seine Familie. *)

Die Jugend Ludwig Philipp's verfloß in der Arbeit. Der Eifer, sich zu unterrichten, trieb ihn an, alle Produkte des menschlichen Geistes kennen zu lernen und besonders mit eigenen Augen die Bedürfnisse und Hülfsquellen eines Volkes zu untersuchen, über welches — was er damals nicht ahnen konnte — ihm einst zu herrschen bestimmt war. Während der Restaurations-Epoche besuchte er häufig die Fabriken des Landes und trat in die Werkstätten der armen Arbeiter; und hier war es, wo er zuerst den großen Gedanken faßte, daß die Arbeit keine Früchte trägt, so lange ihr der Friede nicht ihr tägliches Brod sichert. Man begreift leicht, daß ein solcher Prinz bei dem damaligen Hofe nicht sehr beliebt seyn konnte. So hielt sich denn der Herzog von Orleans von ihm entfernt und gab durch sein Benehmen zu erkennen, daß man mit dieser Weise, zu herrschen und zu regieren, einem sicheren Fall entgegengehe. Die Ereignisse haben seine Ahnungen bestätigt, und als die Stunde der Gefahr gekommen war, als der Thron zusammenstürzte, wandten sich alle Blicke auf ihn, denn Jeder fühlte instinktartig, daß in ihm Rettung und Heil zu finden sey.

Wer das Glück gehabt hat, sich der Person des Königs zu nähern, wird vor Allem durch die ernste und ruhige Würde ergriffen, welche einen höheren Geist beurkundet. Er ist jedoch freundlich und natürlich im Gespräch und verbindet mit einem seltenen Talent der Rede so ausgebreitete Kenntnisse jeder Art, daß oftmals Sachverständige über die Klarheit und Bestimmtheit erstaunt gewesen sind, mit welcher er seine Meinung über Dinge ausgesprochen hat, deren Kenntniß man bei ihm gar nicht vermuthet hätte. Die strenge Ordnung, welche in seinen Privatgeschäften herrscht, hat es ihm möglich gemacht, trotz seiner sehr beschränkten Hülfsmittel Dinge zu unternehmen und auszuführen, vor welchen reichere und mächtigere Fürsten zurückgewichen sind. Napoleon, obgleich Herr von ganz Frankreich, Ludwig XVIII. und Karl X., deren Civilliste die seinige um das Doppelte übertraf, hatten den Gedanken aufgegeben, das Schloß zu Versailles wiederherzustellen, der großen Kosten wegen. Ludwig Philipp, in der Ueberzeugung, daß die Unternehmung eines französischen Monarchen würdig sey, und ohne vom Lande ein Opfer für dasselbe zu verlangen, hat dieses prachtvolle Denkmal völlig umgestaltet, indem er aus einem großartigen Schloß ein noch großartigeres National-Museum machte. — Die Thätigkeit des Königs ist erstaunlich. Stets mit dem allgemeinen Wohl beschäftigt, findet er doch Augenblicke, um sich seiner zahlreichen Familie zu widmen, von welcher er über Alles verehrt wird. Selten begiebt er sich vor zwei Uhr nach Mitternacht zur Ruhe, und seine Mäßigkeit ist ohne gleichen. Sein größter Kummer besteht darin, daß die verbrecherischen Versuche mehrerer Elenden ihm die Möglichkeit rauben, als einfacher Privatmann durch die Straßen von Paris zu wandeln. Aber sein Leben gehört nicht ihm, sondern der Nation; deshalb ist er gezwungen, sich so wenig wie möglich öffentlich zu zeigen.

Bei dem Andenken an den jungen Herzog von Orleans erneuert sich unser Schmerz über sein trauriges Ende. Denn niemals haben einen Prinzen glänzendere Eigenschaften geschmückt. Alles vereinigte sich in ihm, um ihn zum liebenswürdigsten Menschen und ritterlichsten Mann zu machen: eine hohe und schlanke Gestalt, regelmäßige Züge, ein sanftes Lächeln, eine angenehme und kraftvolle Stimme, ein feuriges, aber gemäßigtes Temperament. — Wie seine Brüder im Collége erzogen, bewahrte er die auf der Schulbank geknüpften Freundschaftsbande, und obgleich präsumtiver Erbe der Krone, ist er seinen Jugendbekannten stets ein offener und zutraulicher Kamerad oder großmüthiger Beschützer geblieben. Der Herzog von Orleans liebte sein Land mit großer Hingebung und hatte für seinen Vater die tiefe Neigung eines respektvollen Sohns und die aufrichtige Bewunderung eines Bürgers für seinen König. Manchmal wichen vielleicht die Ideen, welche er sich über die Bedürfnisse des Landes bildete, von denen Ludwig Philipp's ab, aber er war so von der höheren Weisheit seines Vaters durchdrungen, daß er sich nie erlaubte, sey es eine verschiedene Meinung oder eine Kritik der Handlungsweise des Königs, auszusprechen.

Das Glück, welches anfangs dem jungen Herzog lächelte, stieg noch höher durch seine Heirat. Würdig eines solchen Gatten, langte die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin in Frankreich an und fühlte sich glücklich in den Armen des liebenswürdigsten Prinzen. Mit den Reizen ihrer Person verbindet die Prinzessin Helene einen geraden und gebildeten Geist, eine seltene Güte und eine aufrichtige Neigung zu dem Lande, welches sie aufgenommen. Als am 13. Juli 1842 der Herzog durch den unglücklichen Sturz vom Wagen das Leben verloren hatte, hallte der große Schmerz der Herzogin im ganzen Lande wie ein Echo wieder. In ihre Seele kam seit jenem Augenblick keine Freude mehr. Wenn die Heiterkeit ihre Fackeln anzündet und der zahlreiche Kreis der königlichen Familie sich in den inneren Gemächern versammelt, oder wenn das oberste Haupt des Landes die Flügelthüren seines Palastes öffnet und die Nation bei ihren glänzenden Festen begrüßt — so bleibt ein Platz leer; die edle Witwe des edlen Prinzen schließt sich in ihre Gemächer ein und weint, allein mit ihrem Andenken, über die vergangenen Freuden und die gegenwärtige Leere in ihrem Herzen. Aber wenn sie bei den Hoffesten fehlt, so fehlt sie nicht dem Armen. Diese reine und erhabene Seele pflanzt das Werk ihres verstorbenen Gemahls fort und hält sein Andenken lebendig durch die Wohlthaten, welche sie rings um sich her verbreitet und an denen sie den Grafen von Paris häufig Theil nehmen läßt, indem sie ihn lehrt, daß das größte Glück eines Monarchen in der Liebe seines Volks bestehe.

Seitdem der Prinz dem Lande verloren gegangen ist, richten sich Aller Blicke auf den Herzog von Nemours, den ältesten Sohn des Königs und präsumtiven Regenten von Frankreich. Der Herzog von Nemours ist bis jetzt wenig bekannt, weil er sich bis zum Tode seines Bruders mehr zur Seite hielt und seitdem auch nur allmälig in den Vordergrund des politischen Lebens getreten ist. Seine Haltung ist ernst, sein Blick durchdringend, und eine gewisse Strenge des Benehmens flößt unwillkürlichen Respekt ein. Selten beleben sich seine Züge; man kann sagen, daß er nur auf dem Schlachtfelde in Feuer geräth; aber auch im heißesten Kampf zeugt sein sicherer Blick von der tiefen Ruhe seiner muthigen Seele. Seine schöne, junge, anmuthige Gemahlin mildert durch ihr verführerisches Lächeln, ihre sanften Manieren und ihr fröhliches Temperament die edle Würde ihres jungen Gatten. Es ist ein reizendes Paar; Beide schön, Beide blond, haben sie zwei ähnliche kleine Engel, welche sie umspielen. Seit dem vergangenen Jahre geben der Herzog und die Herzogin glänzende Soireen. Alles, was irgend einen Glanz auf das Land wirft, wird dort ohne Rücksicht auf die Person empfangen, Pairs von Frankreich, Generale, Deputirte, Literaten, Künstler, Komponisten. Dort finden sich Alle auf neutralem Boden, dort schweigen alle Feindseligkeiten, denn der Prinz spricht in ganz gleicher Weise mit einem Oppositionsmitglied, wie mit dem eifrigsten Anhänger der ministeriellen Partei.

Der Prinz von Joinville ist der Liebling des Volks. Er hat sich mit Vorliebe dem Seewesen gewidmet, worin er bald großen Ruhm erlangt haben wird. Seine erste Waffenthat vollführte er unter den Mauern von St. Jean d'Ulloa. Als Belohnung von Seiten der Nation übertrug ihm der König die patriotische Mission, dem Felsen von St. Helena die Asche Napoleon's abzufordern. Die junge Prinzessin von Joinville, Schwester des Kaisers von Brasilien, Tochter des Kaisers Dom Pedro I., ist fast das lebendige Abbild der anmuthigen und unvergeßlichen Prinzessin Marie, Herzogin von Württemberg; sie ist der Liebling Aller geworden. Der Prinz konnte sich seines Glücks erfreuen, aber das Vaterland rief ihn, und er gehorchte. Zwei Tage waren dem jungen Helden genug, um die afrikanischen Festungen zu zerstören, den Kaiser von Marokko zum Frieden zu zwingen und bei Tanger und Mogador Lorbeern zu ärndten, welche einen neuen Glanz des Ruhms über Frankreich verbreiten. Der Prinz von Joinville ist von mittlerer Statur; das schwarze, lockige Haar, welches sein Haupt umwallt, läßt eine Stirn frei, welcher das Gepräge der Kühnheit und Entschlossenheit aufgedrückt ist. Er trägt einen großen schwarzen Bart; seine Gesichtsfarbe ist von der tropischen Sonne und von den Stürmen des Meers gebräunt. Er ist mit Leib und Seele Seemann und widmet alle seine Zeit einem gründlichen Studium der Quellen und Hülfsmittel zur Hebung der französischen Marine. Er ist der entschlossenste und aufgeklärteste Partrigänger des Dampfes, in der Ueberzeugung, daß in ihm das Mittel liegt, um die französische Seemacht auf eine Stufe zu erheben, auf welcher sie jeder anderen die Waage hält. Er hat ein sehr bemerkenswerthes Werk über die maritimen Kräfte Frankreichs veröffentlicht, und sein fortwährender Gedanke ist, sein Land mit einer Seema-

*) Nachfolgende Schilderung ist einem noch ungedruckten Werke entnommen, das unter dem Titel: Le Roi Louis Philippe et sa famille, par le Major Forster, binnen kurzem in Paris erscheinen wird. Der Verfasser ist ein Pole, und insofern es immer von Interesse bleibt, das Urtheil eines Mannes, welcher einer, wenn auch mit Frankreich sympathisirenden, doch ihm fremden Nationalität angehört, über einen Fürsten zu vernehmen, der als Mensch nicht minder denn als Politiker die Aufmerksamkeit von ganz Europa beschäftigt, dürfte die Mittheilung dieses Fragments gerechtfertigt erscheinen.

zu beschenken, welche der hohen Bestimmung und des Einflusses desselben auf das Schicksal der Nationen würdig ist.

Der Herzog von Aumale hat gleichfalls sein militairisches Lehrjahr in Algerien abgelegt. Als er darauf mit Ruhm bedeckt nach Paris zurückkehrte, hätte die Hand eines Verbrechers seine kaum beginnende Laufbahn beinahe abgeschnitten. Der Haß der Parteien, welcher die Beweise von Anhänglichkeit und Liebe, die das Volk bei seinem Einzuge in die Stadt ihm spendete, nicht ertragen konnte, bewaffnete den Arm eines Mörders. Der Schuß traf das Pferd des Oberst-Lieutenants, welcher an der Seite des Prinzen ritt, in dem Augenblicke als die Herzoge von Orleans und Nemours eine kurze Strecke ihrem jüngeren Bruder vorausgeritten waren. „Daß Niemand sich rühre!", rief der Prinz mit starker Stimme, und sich zu seinen Brüdern wendend, sagte er mit Heiterkeit: „Man muß mich doch für eine wichtige Person halten, da man mich würdig findet, ermordet zu werden!" — Der Herzog von Aumale ist der reichste seiner Familie, denn als Erbe der Güter des Prinzen von Condé hat er ein jährliches Einkommen von ungefähr sechs Millionen Francs. Aber dies ungeheure Vermögen theilt er mit den Armen. Sobald der Prinz seine Großjährigkeit erreicht hatte, errichtete er ein Hülfsbüreau, an welchem jeder Bedürftige Unterstützung findet. Seine Freigebigkeit ist wahrhaft großartig, und nichts kommt dem Adel seines Charakters gleich. Der Prinz hat eine offene Physiognomie, sein Lächeln ist anmuthig und heiter; in seinen Augen glänzt das Feuer der Jugend, und noch haben keine Sorgen seine Stirn in Falten gezogen.

Der Herzog von Montpensier ist der Liebling seiner Tante, Madame Adelaide, und ihr wahrscheinlicher Erbe. In dem Augenblick, da wir dies schreiben, macht der Prinz seine Vorbereitungen, um nach Afrika überzusetzen und dort an der Expedition gegen die Kabylen Theil zu nehmen.

Karl Forster.

Nord-Amerika.

Die Anti-Renters in den Vereinigten Staaten.

II. Zur Geschichte der römischen Agrargesetzgebung.

(Fortsetzung.)

Oft wurden eroberte Länder, anstatt zur Domaine geschlagen zu werden, unter Soldaten oder Veteranen vertheilt, entweder durch Schenkung oder gegen einen Grundzins. In schwierigen Zeiten gab man unter denselben Bedingungen das eroberte Land an Proletarier. Hier, wie dort, wurden die abgetretenen Territorien Kolonieen. Endlich behielten die besiegten Völker zuweilen ihren Grund und Boden, und in diesem Falle wurden sie tributpflichtig. Erst in der letzten Zeit der Republik und unter der Kaiserregierung wurden die Bundesgenossen, und später selbst die Fremden, zum römischen Bürgerrechte, dem jus quiritarium, d. h. zu dem Rechte, Grundeigenthümer zu werden, zugelassen.

Der größte Theil des eroberten Landes kam indeß fast immer an den Staatsschatz. Man überließ den Nießbrauch desselben denen, welche es bebauen wollten, und nahm dafür den zehnten oder fünften Theil der Erzeugnisse. Auch für die Benutzung des Bodens zu Weideplätzen wurde ein Zins entrichtet. „Nach und nach bemächtigten sich die Reichen dieses Theils des nicht vergebenen Territoriums, ließen ihn durch ihre Sklaven bebauen und kauften in Güte oder Gewalt den kleinen Grundbesitzern ihre unbedeutenden Ländereien ab. So entstanden die latifundia. Die freie und eingeborene Bevölkerung, die der Steuer, dem Kriegsdienste unterworfen war, wurde bald von den großen Güter-Ankäufern besitzlos gemacht und dem Elend preisgegeben (Appian)." *)

Das Besitzthum in Betreff des ager publicus (das dominium) war unveräußerlich, aber der Nießbrauch (die possessio) konnte selbst vererbt werden. Der ager publicus war die Hauptursache von der Ungleichheit der Vermögensverhältnisse und eine unversiegbare Fundgrube des Reichthums für die römischen Optimaten. Die Patrizier sprachen sich selbst die öffentlichen Ländereien zu und zahlten dafür einen unbedeutenden Pachtzins an den Staatsschatz. Später verwandelten sie die Pachtbriefe, die anfänglich immer nur auf fünf Jahre lauteten, in fortlaufende mit unbestimmter Verfallzeit und hörten endlich auf, überhaupt einen Zins zu entrichten; kurz sie machten sich, entgegen den Grundgesetzen, zu faktischen Besitzern des Bodens. Mehr als einmal erhob sich das Volk dagegen, und der Adel mußte mit ihm unterhandeln; aber er beschwichtigte nur immer die gerechten Forderungen und gab die erworbenen Vortheile nicht auf.

Eines Tages endlich protestirten die Tribunen im Namen des Volkes, im Namen der politisch berechtigten Bürger gegen die Entwendung der öffentlichen Ländereien, gegen die Anhäufung der Staats-Territorien in den Händen der geringen Anzahl patrizischer Familien. Der Ackerbau war das einzige Gewerbe, das ein römischer Bürger treiben konnte; alle übrigen Professionen schickten sich nur für die Sklaven. Die Bürger wollten also Pächter der Staatsgüter werden, welche die Reichen an sich gerissen hatten und von Heerden von Sklaven bebauen ließen. **) Man gab damals das bekannte Licinische Gesetz (so genannt nach dem derzeitigen Konsul Licinius), das berühmteste aller Agrargesetze. Es begann mit den Worten: Ne quis ex agro publico plus quam quingenta jugera possideret .... Es verbot jedem Bürger, mehr als 500 Morgen aus dem ager publicus in Pacht zu nehmen und darauf mehr als hundert Stück Klein- oder tausend Stück Großvieh zu weiden. Das Gesetz hatte den Zweck, zu verhindern, daß die Reichen die einzigen Pächter der Staatsgüter wurden, und den ärmeren Bürgern Land in die Hände zu geben. Es kam jedoch niemals zur Ausführung. Vergeblich boten Scipio, Lälius und andere Konsuln allen ihren Einfluß auf; der Senat mochte sich nicht dazu verstehen, das Gesetz aufrecht zu erhalten. Zu verschiedenen Zeiten erhob sich das Volk und verlangte die Befolgung der lex Licinia; niemals aber gab man seiner Forderung Gehör. Die berühmten Vorschläge des Tiberius Gracchus, die diesem das Leben kosteten, bezweckten nichts als die Anwendung des Licinischen Gesetzes.

Hieraus geht hervor, daß die Agrargesetze niemals das Privat-Eigenthum betrafen; niemals verlangten die Tribunen eine gleiche Vertheilung alles vorhandenen Grundbesitzes.

Die Anhäufung der Staatsländereien unter den Patriziern bereicherte diese bedeutend, machte den Rest der Nation arm, entvölkerte das platte Land, verwandelte die Felder in Weideplätze, verringerte die Anzahl der freien Bürger und diente zur Verbreitung der Sklaverei. Die Concentration des Grundbesitzes führte den Sturz der Republik herbei, wie sie später den Untergang des Kaiserreichs und die Einfälle der Barbaren begünstigte. Die Kaiser mochten immer Tausende von Sklaven für frei erklären und ihnen Ländereien überweisen; sie konnten damit die Entvölkerung des Reiches nicht wieder ausgleichen und die ungeheuren Einöden, die durch die latifundia entstanden waren, mit Menschen besetzen. Als aber die Barbaren die römischen Gränzen überschritten hatten, fanden sie in den Sklaven der großen Grundbesitzer allerwärts Landsleute, die sie seit lange erwarteten und sich mit ihnen vereinigten, anstatt sie zurückzutreiben ....

Es ist unnöthig, diese Thatsachen weiter zu verfolgen. Sehen wir jetzt, was die Agrarier in den Vereinigten Staaten verlangen.

III. Die Agrargesetze in Nord-Amerika.

Die amerikanische Union besitzt 1400 Millionen Morgen Staatsländereien, die zwar sehr fruchtbar, aber noch wenig angebaut sind — sie sind das Erbgut der künftigen wie der gegenwärtigen Geschlechter, die unveräußerliche Domaine der Republik. Ein Gesetz, das vom Kongreß votirt war, hatte die Regierung ermächtigt, einen Theil des Staatsgutes zu verkaufen, um mit den Erlöse die Kosten des letzten Krieges zu decken. Die Kriegskosten sind längst bezahlt, und nichtsdestoweniger fährt die Central-Regierung fort, Ländereien — im Preise von 1¼ Dollar den Morgen — wegzugeben. Dieser Mißbrauch ist es, den jetzt die Agrarier angreifen. Schon im Jahre 1832 lenkte der Präsident Jadson in seiner Botschaft die Aufmerksamkeit des Kongresses auf diese Verkäufe. Sie schienen ihm dem Gemeinwohl nachtheilig, und er wollte, daß der Grund und Boden, anstatt an Spekulanten verkauft zu werden, armen Familienhäuptern überlassen würde, und zwar denen ohne Bezahlung, die außer Stande wären, dieselbe zu leisten.

Dieser Verkauf der Staatsländereien hat zu unzähligen Mißbräuchen und Nichtswürdigkeiten Anlaß gegeben. Spekulanten sind aus allen Ländern herbeigekommen, haben ungeheure Territorien angekauft und arme Leute, denen sie Vorschüsse machten und die sie später tyrannisirten, daselbst aufgenommen. Die Ländereien liegen im Westen, fern von den Mittelpunkten der amerikanischen Bevölkerung. Die Spekulanten warben in den Städten Tausende von hungernden Elenden an, drangen ihnen Kontrakte auf, brachten sie dann in die Wälder des Westens und übergaben ihnen das Land zur Urbarmachung und Bebauung. Während der fünf ersten Jahre verlangen die Spekulanten kein Pachtgeld, mit dem sechsten aber bezahlen die Ansiedler für jeden Morgen Landes einen Dollar Rente, so daß die Besitzer jährlich 20 Prozent von ihren Kapitalien ziehen. Doch dies ist noch nicht Alles. Die Ländereien gewinnen durch die Kultur und den fortwährenden Anwuchs der Bevölkerung unendlich an Werth. Der Ansiedler, der nur Pächter ist, genießt von dieser Werthserhöhung nichts; sie kommt allein dem Kapitalisten zu Gute, der allmälig den Pachtzins erhöht. Diese Spekulanten sind auf solche Weise Besitzer ganzer Provinzen geworden, und es fehlt ihnen zu englischen Landlords nichts, als daß sie ihre Ländereien Lehne, Baronieen, Grafschaften oder Herzogthümer nennen und sich die hohe und niedere Gerichtsbarkeit anmaßen. Die Arbeit wird nach Willkür ausgebeutet; es ist der Sklavenhandel mit Weißen in großem Maßstabe, es ist die Wiederherstellung der latifundia, nur mit dem Unterschiede, daß die modernen Sklaven Lohnarbeiter oder Pächter heißen.

Man fragt vielleicht, warum sich die Arbeiter auf solche Weise knechten lassen, warum sie nicht lieber direkt die öffentlichen Ländereien beanspruchen? Aber mit eben dem Rechte könnte man fragen, warum der Fabrikarbeiter nicht Fabrikherr wird? Um Land zu kaufen, um die Kosten einer langen Reise zu bestreiten, um sich mit Geräthschaften zu versehen und wenigstens bis zur ersten Aerndte leben zu können, braucht man bedeutende Vorschüsse — kurz, man muß Kapitalist seyn. — Die Kapitalisten sind die Patrizier unserer Zeit; das aber ist merkwürdig, daß es hauptsächlich englische Spekulanten sind, welche die Ländereien in den Vereinigten Staaten aufkaufen.

Die Agrarier wollen diesem gehässigen Ausbeutungswesen ein Ziel setzen; sie wollen, daß ein Jeder die Früchte seines Fleißes selber ärndte, daß kein Mensch fortan auf Kosten seines Mitbruders lebe, sondern von den Erzeugnissen seiner eigenen Arbeit oder von seinen Ersparnissen, daß Keiner eine Rente aus einem Boden ziehe, den er nicht anbaut. Dies ist die Lehre der Anti-Renters oder Agrarier, und um dieser Grundsätze willen verlangen sie, daß ein Jeder Besitzer des Bodens werde, den er bebaut, des Geräthes, das er benutzt, daß er keinen Darleiher oder Kapitalisten brauchen und nie

---

In England ist dasselbe in Folge der Enclosure-bills geschehen.

*) Plinius erzählt, daß zu seiner Zeit sechs Patrizier das ganze römische Afrika besaßen.

in den Fall kommen solle, die Knechtschaft des Lohndienstes eingehen zu müssen.

Die erste Versammlung der Agrarier hatte vor zwei Jahren, am 8. März 1844, statt. Die Gewerbtreibenden New-Yorks wurden eingeladen, sich in Croton-Hall einzufinden, um über die Mittel zu berathen, wie die Lage der Arbeiter gebessert, der Noth und der täglich bedenklicheren Herabsetzung des Arbeitslohnes am besten vorgebeugt werde. Dieses Meeting war durch das Journal „Die Rechte des Volkes" hervorgerufen worden. Der Versammlungssaal füllte sich früh mit einer ungeheuren Menschenmenge. Ein glänzend illuminirtes Transparent zog die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich; es standen darauf mit leuchtenden Buchstaben die Worte: „Freigebung der Staatsländereien! Freiheit für mich, für dich, für Alle! Alle Menschen sind frei und gleich geboren! Hier versammeln sich heute Abend die Freunde der Verbesserung unserer gesellschaftlichen Einrichtungen."

A. Devyr, Redacteur des „Williamsburg-Demokrat", nahm zuerst das Wort. Er begann seine Rede mit einer Schilderung des Elends in den untersten Klassen der Bewohner New-Yorks und der anderen Hauptstädte der Union. Er bezeichnete die Konkurrenz, die Vollkommenheit des Maschinenwesens und vor Allem die Ueberfüllung der Fabrik-Orte mit Arbeitsuchenden als die Hauptursachen der Noth. Jedes Paketboot bringe Hunderte von europäischen Auswanderern nach den Vereinigten Staaten, welche die Zahl der Beschäftigungslosen vermehren und den Preis der Arbeit herunterdrücken. Das einzige Mittel, der umsichgreifenden Verarmung entgegenzuwirken, liege darin, daß man einen Jeden in Stand setze, von seiner Arbeit zu leben und sich vor der Tyrannei der reichen Fabrik- und Landbesitzer sicher zu stellen. „Wir haben Millionen Morgen an Staatsländereien: möge sich Jedermann mit seiner Familie auf ihnen niederlassen können; verbiete man so bald als möglich den Verkauf derselben an Wucherer und Spekulanten — wenn nicht, so werden wir das ganze Territorium der Republik in kurzem monopolisirt sehen!"

Der Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen und gleich in dieser Sitzung ein Comité von 14 Mitgliedern ernannt, das über die Motion Devyr's einen Bericht abfassen sollte. Man lud die Gewerbtreibenden aller Staaten der Union ein, Abgesandte zu den künftigen Versammlungen nach New-York zu schicken; man konstituirte sich zur Agrarian-league (Freisassen-Liga) und beschloß, wöchentlich eine Sitzung zu halten.

Von allen Reden, die in der ersten Versammlung gehalten wurden, war unstreitig die des Herrn Lyons Mackenzie die bemerkenswertheste. Wir wollen folgende Auszüge daraus mittheilen:

.... „Innerhalb der Gränzen der Union giebt es Millionen und Millionen Morgen unbebauten und unbewohnten Landes, wo alle Armen und alle Lohnarbeiter der Vereinigten Staaten sich mit ihren Familien ansiedeln könnten, ohne Wucherern und Spekulanten in die Hände zu fallen, ohne sich ihrer Freiheit für ein ganzes Lebensalter zu entäußern — wenn nicht unbillige Gesetze das Volk seines rechtmäßigen Erbes beraubt hätten, und zwar nur, weil das Volk arm ist ....

„Ich verlange die augenblickliche Zurücknahme der Gesetze, die den Verkauf der Staatsländereien erlauben. Diese Ländereien sind schon von unseren Vorfahren bezahlt worden, bezahlt mit ihrem Blute. Und das thaten sie nicht, damit ihre Nachkommen in die Armenhäuser gesperrt würden. Wenn die muthigen Männer von 1776 auf ihr Banner schrieben: Gleichheit der Rechte! so wollten sie, daß auch die geringsten Kinder der amerikanischen Republik das Band christlicher Liebe und Brüderlichkeit umfasse, das uns Alle umschlingen soll ....

„Seltsam! wir haben uns unabhängig erklärt, wir haben Englands Joch zerbrochen; und dennoch lassen wir uns von englischen Gesetzen regieren, von Gesetzen, die ihren Ursprung Günstlingen der Tudor, der Stuarts verdanken! Die freien Männer Amerika's könnten also ihre Rechte nicht erkennen und nicht schützen, ohne die 150,000 Folioseiten voller Widersprüche und Verrücktheiten als ihren Kodex anzunehmen, die das englische Gesetzbuch bilden? Wir haben eine republikanische Regierungsform angenommen, aber die Republik besteht nur dem Namen nach; die wahre Republik soll noch gegründet werden, denn wir gestatten unter uns Vorurtheile und Einrichtungen, die von der Aristokratie Englands zu ihren Gunsten erfunden wurden ....

„Die Fragen, die ich Ihnen vorlegen will, sind einfach und deutlich:

1) Wollen Sie die völlige Abschaffung des Monopols auf die Domainen der Republik? Wollen Sie, daß das Volk frei das Erbe seiner Ahnen genieße?
2) Unter welchem Vorwande ist das Volk von seinem rechtmäßigen Erbtheil ausgeschlossen worden?
3) Welches wären die passendsten Mittel, um den Mißbräuchen ein Ende zu machen und das Nationalgut wieder in die Hände der Nation zu bringen?

„Diese Ländereien sind ausgedehnt genug, um 10 Millionen Bauergüter zu liefern, jedes zu 160 Morgen. Glauben Sie nicht, daß hiermit der Armuth gründlich gesteuert würde? Jedermann wird dann die Wahl haben, für einen Anderen um Lohn zu arbeiten oder, den Schwankungen der Lohnarbeit entgehend, für sich und seine Kinder. Drei Millionen Bedürftiger, die jetzt das Elend zu Verbrechen treibt, werden aus den Städten wandern, sich auf den Feldern des Westens ansiedeln, gute Bürger werden, ihre Familien würdig erziehen, unabhängig und wohlhabend seyn.

„Nachbarlich befreundete Kolonieen werden gegründet werden und gedeihen. Jetzt muß der Bauer seinen letzten Thaler hingeben, um das Land oder die Pacht zu bezahlen; er ist mit Hypotheken beschwert, er ist eine Beute der Wucherer. In meinem System sollen alle Proletarier, die unsere Straßen füllen, ein Stück Acker umsonst erhalten, und für die Arbeiter, die in den Städten bleiben, muß der Lohn in dem Maße steigen, als die Armen seltener werden. Die Regierung wird von den Reichthümern Einkünfte ziehen, welche diejenigen schaffen werden, die heute noch von der öffentlichen Wohlthätigkeit leben.

„Die allgemeine Sittlichkeit muß dabei gewinnen. Anstatt daß wir neue Gefängnisse zu bauen haben, werden wir die alten unnütz finden, und die Kerkermeister selbst werden Ansiedler werden.

„Setzen wir also dem Verkaufe der Staatsgüter ein Ziel, und der Westen wird sich mit Bürgern bevölkern. Hierin liegt das wahre Heilmittel der vorhandenen Noth, und ich glaube, daß weder die Tories, noch die Whigs, noch die Radikalen oder Native-Americans ein besseres finden werden. Wozu, frage ich, führen die Ränke der politischen Parteien, die Aenderungen des Wahlgesetzes? Können sie den niedrigen Arbeitslohn erhöhen, können sie der Ueberfüllung mit Arbeitern, der Knechtung der Arbeit durch das Kapital abhelfen? ....

„Ich frage endlich, mit welchem Rechte hat man die Staats-Domainen zum Verkauf ausgesetzt? mit welchem Rechte hat man das Volk seines Erbtheils beraubt? Gewiß nicht im Namen des göttlichen Gesetzes, denn „das Land ist Gottes" (Cor. 10, 26), „die Erde ward allen Menschenkindern gegeben" (Ps. 115), „der Arme hat Recht auf das Land" (Ps. 37) u. s. w. Wie also wagt es ein frommer Mann, den Segen des Himmels auf sich herabzuflehen, wenn er tausend Millionen Morgen Landes den Spekulanten überläßt zum Schaden und Verderben seiner armen Mitbürger? .... Die Ungerechtigkeit unserer Gesetze, die Verblendung unserer Gesetzgeber übersteigt meine Begriffe. — Auch im Namen des natürlichen Rechtes geschieht es nicht." (Hier citirt der Redner Blackstone und die großen Rechtsgelehrten aller Länder und Zeiten.)

Mike Walsh, Herausgeber des „New-York Subterranean", entwickelte die Geschichte des Agrariarismus bei den Römern. „Das Wort Agrariarismus ist von den Unwissenden verpönt worden und von allen denen, in deren Nutzen es lag, das Menschengeschlecht auszubeuten. Wir wissen jetzt, daß dies Wort nichts weiter bedeutet, als das gleiche Recht Aller, von ihrer Arbeit zu leben und das Land zu bebauen. Und wer würde wagen, dies Recht zu bestreiten? Woher käme das Elend, die Herrschaft des Kapitals, die Knechtung der Arbeit, wenn nicht von der Monopolisirung und der unrechtmäßigen Besitznahme des Bodens, der die Nahrungsmittel erzeugt? Wenn Jedermann Anrecht an Grund und Boden hätte, so wäre die Armuth unbekannt, und das Verbrechen verschwände mit den Ursachen, die es hervorrufen. Dieses Ziel kann erreicht werden, ohne einen Einzigen seines Eigenthums zu berauben, ohne die Rechte eines Einzigen zu verletzen. Es genügt, den Verkauf der Nationalgüter zu verbieten und die öffentlichen Ländereien unter diejenigen zu vertheilen, die sie anbauen wollen. Arbeiter, euer Schicksal hängt von euch selbst ab. Zu lange seyd ihr die Narren der Demagogen und politischen Charlatane gewesen. Vereinigt euch zu eurem gemeinsamen Nutzen und vertheidigt eure Rechte. Die Macht des Kapitals wächst mit jedem Tage; noch einige Jahre, und wenn sich nichts in den Grundsätzen ändert, die jetzt eure Lage bestimmen, so werdet ihr euch bescheiden müssen, als Sklaven zu leben und im Hospital oder im Armenhause zu sterben."

(Schluß folgt.)

Noch Einiges über die Deutschen in Nord-Amerika.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber.

Die höchst interessanten Mittheilungen, die Sie in Ihrem Blatte vom 28sten d. M. über die Sendung des Herrn Garrigue gegeben haben, stimmen ganz mit den Erfahrungen überein, die ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Nord-Amerika zu machen Gelegenheit hatte und auch zum Theil in einigen Bemerkungen über die Reise des Herrn Professors von Raumer andeutete, die Sie vor einiger Zeit in Ihr Magazin aufnahmen. Der Bericht des Herrn G. wird dazu dienen, das Publikum über einen Irrthum aufzuklären, der zwar für den deutschen Nationalstolz schmeichelhaft ist, aber nichtsdestoweniger einem Jeden sogleich in die Augen springt, der sich aus persönlicher Anschauung von dem intellektuellen und moralischen Zustand der Deutschen in Amerika überzeugen konnte. Für einen Solchen unterliegt es keinem Zweifel, daß es Letzteren nie gelingen kann, ein selbständiges, gewichtiges Element in dem Staatskörper jener großen Republik zu bilden, die, obgleich aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt, sie doch in eine einzige, der englischen verwandte Nationalität verschmelzen wird, welche von jeher eine besondere Zähigkeit zeigte, Fremdartiges in sich aufzunehmen und in harmonische Verbindung zu bringen; das germanische Element wird sich mit der Zeit in das anglo-amerikanische auflösen, wie es schon längst mit dem holländischen in den Staaten New-York — früher Nieuw-Amsterdam — und New-Jersey geschehen ist, und diese Verwandlung dürfte um so schneller vor sich gehen, als die deutschen Einwanderer (namentlich im Westen) ohnehin durch die Religion in zwei Parteien zerspalten sind, die sich feindlich gegenüber stehen und mehr als einmal zu offenen Thätlichkeiten gegen einander kamen. Die katholische Partei neigt sich aus leicht begreiflichem Antriebe zu ihren irländischen Glaubensgenossen, während die protestantische nicht abgeneigt seyn möchte, sich den Natives anzuschließen, wenn diese ihren unbilligen und lächerlichen Haß gegen alle sogenannte Ausländer (eigentliche Eingeborne sind, wie man schon oft bemerkt hat, nur die Indianer) bei Seite legten.

Den Westen hat Herr Garrigue leider nicht selbst besucht; doch glaube ich kaum, daß er dort für seine Bemühungen ein günstigeres Terrain gefunde

hätte, als diesseits der alleghanischen Bergkette. Da die Deutschen in den westlichen Staaten fast aus lauter neuen Ankömmlingen bestehen, so haben sie sich freilich weniger als anderswo entnationalisiren können, aber die Zahl derjenigen, welche geeignet wären, dem deutschen Charakter und dem deutschen Wesen Geltung zu verschaffen, ist nur gering und ihre geistigen Bedürfnisse fast null. Einzelne (nicht gerade viele) Deutsche „von Erziehung, wissenschaftlicher und politischer Bildung" finden sich allerdings in Ohio, Indiana, Kentucky, Illinois, Wisconsin, aber eben diese erkennen zuerst, daß politisches Leben und politische Bedeutung nur durch eine möglichst vollständige Amalgamirung mit dem herrschenden Volksstamm zu erlangen sind, und bemühen sich viel mehr, ihre deutschen Gewohnheiten und Ansichten zu vergessen, als sie durch Berührung mit ihren Landsleuten und fortwährende Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur zu nähren; auch sind wohl die meisten im Besitz einer kleinen Bibliothek klassischer Schriftsteller, die zur Ausfüllung ihrer Mußestunden hinreicht, und da gerade die gebildeteren Männer in der Regel zu denjenigen gehören, die sich aus politischen Gründen von ihrer Heimat entfernt haben, so ist die gemessene Haltung der censirten deutschen Presse weniger nach ihrem Geschmack, als die schrankenlose Freiheit der amerikanischen. Was die geringeren Klassen betrifft, so ist der Kreis ihrer Lektüre weder gewählt noch ausgedehnt; er beschränkt sich meistens auf Andachtsbücher, wovon namentlich katholische in nicht unbedeutender Anzahl nach Amerika kommen und bei mehreren Buchhändlern zu haben sind. Hin und wieder hat man einen Versuch gemacht, deutsche Leihbibliotheken zu errichten, die sich jedoch keines sonderlichen Fortgangs erfreuten und bald wieder eingingen. Ueberhaupt ist die Literatur bei den Amerikanern weit davon entfernt, die Stellung im gesellschaftlichen Leben einzunehmen, die sie in Deutschland behauptet; der Geist ist bei ihnen zwar so thätig und vielleicht noch thätiger als anderwärts, aber die kontemplative Richtung, die ihm in Deutschland durch äußere oder innere Einflüsse gegeben wurde, ist ihm dort fremd, und seine Wirkungen lassen sich vorzugsweise in ihrer Beziehung zu den materiellen Erfolgen des Landes wahrnehmen. Die Theorie verschmähend, wirft sich der Amerikaner mit Leib und Seele auf das Praktische, und merkantilische Speculationen, politische Parteikämpfe und religiöse excitements (welche letztere gleichsam den romantischen Theil seines Lebens bilden) lassen ihm nur wenig Zeit, sich mit Kunst und Wissenschaft abzugeben.

Berlin, den 29. Mai 1846. .....k ...e

Nachschrift der Redaction.

Die vorstehenden Bemerkungen unseres geschätzten Mitarbeiters können als ein um so werthvollerer Nachtrag zu dem Berichte des Herrn Garrigue angesehen werden, als sie von einem Manne herrühren, der die Deutschen in Nord-Amerika mit einem weder durch amerikanische Vorurtheile noch durch landsmannschaftliche Beziehungen eingenommenen Blicke beobachtet hat. Herr .....k ...e ist nämlich weder ein Amerikaner noch ein Deutscher, sondern ein Engländer, der aber — wie man aus Vorstehendem ersieht, was wir unverändert so abdrucken lassen, wie es uns aus seiner Feder zugeht — mit der deutschen Sprache wie mit deutscher Denkweise so vertraut ist, daß ihm eine unbedingte Kompetenz zur Beurtheilung des Gegenstandes zuzuerkennen ist. Was in dem Vorstehenden über die Absorbirung der deutschen Nationalität durch die verwandte englische oder anglo-amerikanische gesagt ist, wird durch die eigene Geschichte Englands bestätigt, das von der Zeit Hengist's und Horsa's bis auf die Gegenwart ganze deutsche Völkerwanderungen aufgenommen, von denen schon die nächsten Generationen nicht mehr wußten, woher ihre Väter eigentlich stammten. Deutsche Nationalität und deutsches Bürgerthum haben sich dagegen zu allen Zeiten erhalten, wenn sie unter ein Volk verpflanzt wurden, das dem germanischen Leben fern steht und ihm durch seine Bildung untergeordnet ist — wie uns heutzutage noch die vor Jahrhunderten gegründeten Kolonieen der Deutschen in Siebenbürgen, Ungarn, Polen, Lithauen und Rußland beweisen.

Wenn daher die Tausende von Deutschen, die jährlich nach Amerika auswandern, für Deutschland nicht ganz verloren gehen sollen, so müssen ihre Schritte nach einer anderen Richtung als nach dem anglo-amerikanischen Norden gelenkt werden. Das gemäßigte Klima der südlichen Provinzen Brasiliens und die portugiesische Nationalität, wie sie sich dort modifizirt hat, sind vielleicht zu diesem Zwecke am geeignetsten, und von dem obigen Standpunkt aus betrachtet, verdient vielleicht ein uns vor einigen Tagen zu Gesicht gekommener Plan zur Begründung eines Vereins, dessen Aufgabe es wäre, die in das südliche Brasilien einwandernden Deutschen zu unterstützen, reiflich erwogen zu werden. Von dem Plane selbst, auf welchen wir wohl gelegentlich wieder zurückkommen, theilen wir einstweilen die nachstehenden Bestimmungen mit:

Zweck des Vereins ist: a) dem deutschen Volke die Reichthümer und Vortheile zugänglich zu machen, welche Brasilien in seinem Boden, Klima und durch geographische Lage besitzt und für Landbau, Gewerbe und Handel darbietet; b) durch Vermehrung und Zusammenhalten einer deutschen Bevölkerung in Brasilien die kommerziellen Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Brasilien zu erweitern.

Seine Wirksamkeit soll darin bestehen: a) einen Theil der deutschen Auswanderung auf Brasilien hinzulenken; b) daselbst Niederlassungen zum Betrieb des Ackerbaues, der städtischen Industrie und des Handels zu gründen, durch Schenkung, später auch durch Kauf oder irgend einen anderen Rechtstitel Ländereien zu erwerben, dieselben urbar zu machen, zu verkaufen und die Landes-Produkte auszubeuten; c) denjenigen Deutschen, welche sich auf seinem Landgebiete niederlassen wollen, die Einwanderung und Niederlassung in Brasilien durch wirksame Unterstützung zu erleichtern und alles Mögliche anzuwenden, ihnen zu einer gedeihlichen Existenz zu verhelfen.

Der Schauplatz der Thätigkeit des Vereins werden zunächst die drei südlichsten Provinzen Brasiliens seyn: Rio Grande do Sul, Santa Catharina und die südliche Hälfte der Provinz San Paulo, welche erfahrungsmäßig durch Klima der Körperbeschaffenheit des Deutschen vollkommen zuträglich sind, ihm Feldarbeit gestatten und überdies alle Vorzüge der Fruchtbarkeit und günstigen Lage vereinigen. Eine weitere Ausdehnung der Operationen bleibt vorbehalten.

Der Verein gewährt den Einwanderern, welche von seiner Unterstützung Gebrauch machen wollen, kostenfreie Ueberfahrt als Mitteldeck-Passagiere oder andere Vortheile, und er begünstigt ihr Fortkommen, indem er ihnen die möglichst billigen Bedingungen bei Ankauf der Grundstücke stellt, ihnen Arbeit giebt oder verschafft und ihre Rechte und Interessen bei der Regierung vertritt; zugleich erleichtert er ihnen die zu Schulunterricht und kirchlichen Bedürfnissen nothwendigen Anstalten.

Zur Ausdehnung seiner Wirksamkeit wird der Verein überall Faktorieen oder Agenten haben, wo es zweckmäßig erachtet wird.

Mannigfaltiges.

— Herder in Rußland. Das russische Ministerial-Journal der Volksaufklärung (J. Ministerstwa Narodnago Prosweschtschenija) für Juni 1845 enthält in seinem wissenschaftlichen Theile einen anziehenden biographisch-kritischen Aufsatz über Herder, der von dem Dr. Lilienthal unterzeichnet ist. Wenn wir nicht irren, ist es derselbe israelitische Gelehrte, der vor einigen Jahren aus Bayern nach Rußland berufen wurde, um an den Arbeiten einer zur Verbesserung des Schicksals seiner dortigen Glaubensbrüder niedergesetzten Kommission theilzunehmen, welche Funktionen er jedoch, da er keine Aussicht hatte, etwas Ersprießliches leisten zu können, bereits wieder aufgegeben, um nach Amerika auszuwandern. In dem gedachten Artikel gerirt er sich inzwischen als einen Russen, und für uns wenigstens ist in dem Style desselben keine Spur seines ausländischen Ursprungs zu erkennen, wenn wir ihn nicht etwa darin finden wollen, daß er Gehaltvolleres liefert, als man in der Regel in russischen Blättern antrifft. „Die Lebensgeschichte des großen deutschen Schriftstellers", heißt es in der Einleitung, „hat für uns Russen ein besonderes Interesse, da er die Mittel, sich auszubilden, durch Hülfe eines russischen Beamten (des Regiments-Arztes Schwarzerlo, der ihn bekanntlich im Hause des Predigers Treschow kennen lernte) erlangte, eine Zeit lang in Rußland (in Riga) lebte und wirkte und diese Periode stets für die glücklichste seines Lebens hielt. Das ist der Grund, der uns veranlaßte, einige Zeilen dem Gedächtnisse Herder's zu weihen."

— Englische Geselligkeit. Ein abschreckendes Bild der Verschwendung, des Luxus und der Langweile, welche in der höheren Gesellschaft Englands herrschen, findet sich in dem neuen Roman der Gräfin Blessington: Strathern or life at home and abroad, a story of the present days. Eine Probe daraus mag beweisen, wie ähnlich die Züge unserer Geselligkeit diesem Bilde sind: „Eine Gesellschaft ist so durchaus übereinstimmend mit den anderen, daß, wer eine besucht hat, alle kennt. Dieselben Zimmerverzierungen, dieselbe Einrichtung des Hauses, dieselben Gerichte und Erfrischungen, dasselbe Gedränge von Gesichtern, in denen sich die Langweil abspiegelt. Es ist unbegreiflich, wie die Menge sich Abend für Abend in demselben Kreislauf geistlosen Vergnügens herumdrehen kann, während jeder Einzelne erklärt, es sey langweilig und „ennuyant" zum Sterben. Zu solchen Festen werden immer dreimal so viel Gäste geladen, als der Raum fassen kann; dadurch entsteht ungeheures Gedränge und unerträgliche Hitze; der Duft der Blumen und der parfümirten Taschentücher, so wie andere weniger angenehme Dünste, steigern noch die Qual. Die Damen, wenn auch noch so hart bei anderen Gelegenheiten, schmelzen vollkommen, wie ihre nassen Stirnen und glühenden Wangen beweisen; die alten sehen aus, als kämen sie aus einem Dampfbade, und die jungen wie verwelkte Blumen. Ehe man zu diesen „glänzenden Festen", wie die Zeitungen sie nennen, gelangt, müssen die Damen erst mehrere Stunden im Wagen mit ihren Atlaskleidern und Juwelen aushalten, bis es dem Kutscher gelingt, das Pferdegestampf, Peitschenknallen und Fluchen seiner Kollegen und die Verhandlungen der Polizei siegreich zu durchbrechen. In dem Saale ist noch weniger Platz als auf der Straße zwischen den Barrikaden der Wagen; das Gedränge und die Hitze verwandeln das Vergnügen des Tanzes in Pein, und in Gesellschaften, wo nicht getanzt wird, beschränkt sich die Unterhaltung auch nur auf die Phrasen: „wie heiß ist es!" „wie ungeheuer voll!" „wie gern möchte ich mich fortmachen!" Wo Musik getrieben wird, sind die Gesichter noch länger; man gähnt oder flüstert sich irgend eine Stadtneuigkeit zu. Es ist merkwürdig, wie in der Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft nicht der mindeste Unterschied zwischen einem Geistreichen und einem Dummen, einem Weisen und einem Thörichten aufzufinden ist: Jeder macht es sich zur Pflicht, denselben zurückhaltenden, inhaltsleeren Ton festzuhalten, welcher bei den Modeleuten für ein Zeichen seiner Erziehung gilt. Geschiedte Männer und Frauen hüten sich, ihre Gedanken zu besprechen, aus Furcht, aufzufallen und gegen die Tagsordnung der stehenden Redensarten zu verstoßen, die sich um das Wetter und andere Gemeinplätze drehen." F. v. H.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 67. Berlin, Donnerstag den 4. Juni 1846.

Der Zollverein, sein Tarif und seine überseeischen Verbindungen.

Zweierlei Veränderungen sind es hauptsächlich, die in der Gesetzgebung des deutschen Zollvereins beansprucht werden: ein erhöhter Schutzzoll auf einige Erzeugnisse des Gewerbfleißes, zu denen namentlich die Halbfabrikate Baumwollen- und Leinengarn gehören, und Maßregeln zur Beförderung des direkten Schiffahrtsverkehrs mit überseeischen Ländern. Die Diskussionen, die dadurch in der Presse angeregt wurden, haben einen gereizten Charakter erhalten, einerseits weil man in diesen Forderungen nur die Anfänge eines wohlberechneten Operationsplanes sah, durch welchen das ganze System, auf dem der deutsche Zollverein ruht, umgestürzt werden soll, und andererseits weil man in der beharrlichen Verweigerung des Beanspruchten nichts als die Selbstüberhebung theoretischer Schulweisheit oder büreaukratischer Alleinherrschaft erkennen wollte. Wir glauben, daß die eine wie die andere Seite zu solcher Meinung nicht berechtigt sey: die allgemeinen Grundsätze, auf denen der Zollverein beruht, sind der geographischen Lage wie den Staats- und Volksbedürfnissen Deutschlands und endlich auch den jetzt in der civilisirten Welt immer mehr sich Bahn brechenden Ideen über den Völkerverkehr zu sehr entsprechend, als daß ernstlich daran gedacht werden könnte, dieses System verlassen zu wollen, um dafür ein anderes, etwa das einzutauschen, das in Frankreich oder in Rußland in blinder Verkennung dessen, was diesen großen Staaten eigentlich Noth thut, befolgt wird. Damit ist indessen die Ansicht nicht in Widerspruch, daß das System des Zollvereins in eine mehr vollständige Harmonie mit sich selbst gesetzt werden könne, und daß, wenn auch die Grundsätze desselben im Großen und Ganzen richtig sind, doch ihre Anwendung in einzelnen Stücken fehlerhaft sey und nothwendig einer Berichtigung bedürfe. Haben doch die Staaten des Zollvereines selbst die Möglichkeit solcher Mängel anerkannt, indem sie, ungeachtet der Vertrag, durch den sie an einander gebunden, auf eine Reihe von Jahren abgeschlossen, doch den Zolltarif immer nur auf drei Jahre gültig erklärten, so daß er, wenn auch in seinen Grundbestimmungen unangetastet bleibend, doch in seinen einzelnen Positionen von drei zu drei Jahren verändert werden kann.

Geben wir darum die Hoffnung nicht auf, daß man auch in Bezug auf die streitigen Objekte, namentlich was den Zoll der Gespinnste von Baumwolle, Hanf und Flachs betrifft, einen Mittelweg werde zu finden wissen, auf welchem einem vom Auslande mehr bedrohten Industriezweige ein ähnlicher Schutz, wie ihn andere Zweige besitzen, die viel leichter mit dem Auslande zu konkurriren vermögen als jener, zu Theil wird, ohne daß deshalb den bewährten Grundlinien des Systemes zu nahe getreten wird. Die Erhaltung des Zollvereins ist für das gesammte Deutschland — auch selbst für denjenigen Theil, der noch nicht zum Vereine gehört — zu wichtig, als daß nicht von der einen wie von der anderen Seite in Dingen, über welche eine Vereinigung so leicht zu seyn scheint, nachgegeben werden sollte.

Hören wir inzwischen über einzelne dieser Materien die Stimme eines Mannes, der wegen der langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen, die ihm zur Seite stehen, und wegen seiner Stellung, die weit über jeden Verdacht erhaben, daß er um äußerer Zwecke und Ehren halber schreibe, wohl gehört zu werden verdient. Der durch die Chiffre H., mit der er das Schriftchen unterzeichnet hat, in der deutschen Publizistik sehr wohlbekannte Veteran der statistischen Wissenschaft, Herr wirkl. Geheime Oberregierungsrath Dr. Hoffmann, hat so eben ein drei Bogen starkes Memoire unter dem Titel: „Betrachtungen über das Andringen auf erhöhten Schutz der Gewerbsamkeit im deutschen Zollverein gegen fremde Mitbewerbung" erscheinen lassen.*) In dieser Schrift legt der seit einigen Jahren in stiller Zurückgezogenheit lebende 81jährige Greis die leitenden Ansichten dar, die vor 28 Jahren bei Feststellung des in seinen Grundzügen bisher unverändert gebliebenen Zolltarifs vom 26. Mai 1818 den Staatsmännern zur Richtschnur dienten, zu welchen er selbst durch Theilnahme an der Verwaltung wie durch seine Vorträge auf dem Lehrstuhle der Universität gehört hat. Die Prinzipien über den Handel mit dem Auslande, die bis dahin, nämlich bis zum J. 1818, in Preußen geherrscht hatten, waren im Grunde keine anderen, als diejenigen, welche die Freunde eines konsequenten Schutz- oder Prohibitivsystems jetzt wieder im Zollvereine befolgt sehen möchten. Den Ansichten der bewährtesten Staatsmänner und dem Beispiele der glänzendsten Regierungen ihrer Zeit gemäß, hatten auch die preußischen Herrscher die Gewerbsamkeit ihrer Staaten zu fördern geglaubt durch ängstliches Verdrängen jeder fremden Mitbewerbung vom inländischen Markte und selbst durch Hemmung der Ausfuhr solcher Rohstoffe, die der Ausländer mit Vortheil hätte verarbeiten können. „War doch", fügt unser Verf. hinzu, „in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts in Großbritanien die Ausfuhr der Wollererde, auf deren Trefflichkeit der Vorzug englischer Wollenwaaren angeblich beruhte, und im damals noch österreichischen Schlesien in Bezug auf Ausland die Mittheilung von Keimen der Pflanze, welche die derzeit berühmte schlesische Färberröthe giebt, bei Todesstrafe verboten. Wenn auch später die gewerbliche Gesetzgebung der angesehensten Staaten minder blutig erschien, so blieb sie ferner doch peinlich genug, um es zu rechtfertigen, daß auch Preußen seinerseits fast allen fremden Fabrikaten den Einlaß versagte, die wenigen, deren Zulassung ein überwiegendes Bedürfniß gebot, mit hohen Verbrauchssteuern belegte, die Wolle, deren Ausfuhr in der Mark Brandenburg und Pommern schon seit älteren Zeiten verboten war, seit dem siebenjährigen Kriege in Schlesien auch nicht mehr ausließ und selbst der Ausfuhr von Getraide und Vieh Beschränkungen entgegensetzte, um zur vermeinten Förderung der Gewerbsamkeit die Lebensmittel im Lande wohlfeil zu halten. Das strenge Durchführen dieser Handelspolitik erzeugte jedoch schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bittere Klagen in Ostpreußen und Schlesien; Provinzen, worin die Vermittelung des Verkehrs zwischen Polen und dem Auslande, dort über See, hier im Landhandel auf den deutschen, besonders Leipziger Messen, ein uraltes Gewerbe von solchem Umfange war, daß es bei weitem nicht allein für die Kaufmannschaft gewinnreich wurde. In den westphälischen Landen blieb wegen der zerstreuten Lage und dem geringen Umfange der preußischen Gebietstheile solche Beschränkung des Verkehrs ganz unausführbar; ihr Erzeugniß wurde daher meist als ausländisch behandelt, und der Eingang der Iserlohner Seiden- und Metallwaaren blieb ostwärts der Weser nur gegen Abgabe von einem Viertheil ihres Werths erlaubt. Wenn endlich auch im letzten Jahrzehnt des vorigen und den ersten Jahren des jetzigen Jahrhunderts sich viele der angesehensten Geschäftsmänner und höheren Beamten der Ueberzeugung nicht mehr entziehen konnten, daß die Gewerbsamkeit durch solche Mittel nur gehemmt, nicht aber gefördert werde, so war doch die Macht anerzogener Begriffe und der Umfang der bereits von Vater zu Sohn ererbten gewerblichen Anstalten allzu bedeutend, um nicht sehr ernste Bedenken gegen erhebliche Veränderungen der bestehenden Gewerbepolitik zu begründen."

Das Gesetz vom 26. Mai 1818 kam in den westlichen Provinzen schon am 1. Sept. desselben Jahres zur Ausführung; für den östlichen Haupttheil jedoch wurde durch ängstliche Vorstellungen vieler Fabrik-Unternehmer des Inlandes die Anwendung desselben bis zum 1. Januar 1819 verzögert. Man glaubte nicht anders, als daß die Schleusen, die durch dieses Gesetz der Einfuhr von englischen Fabrikaten und französischen Modewaaren geöffnet wurden, eine wahre Ueberschwemmung des Landes und den Untergang aller seiner Fabriken herbeiführen würden. Aber gerade das Umgekehrte trat ein: die Konkurrenz wirkte so belebend auf die diesseitige Industrie, daß, ungeachtet der Schutz, der ihr im J. 1819 gewährt wurde, sich im Durchschnitte nur auf 10 Prozent des Werthes der Waaren belief (ein Verhältniß, welches sich seitdem durch die gewichenen Preise aller rohen und verarbeiteten Stoffe bedeutend erhöht hat), doch die Gewerbthätigkeit im Innern von jenem Jahre ab einen so bedeutenden Aufschwung nahm, daß die deutschen Nachbarstaaten nicht minder durch diesen sichtlichen Erfolg, als durch die Vortheile des freien Verkehrs und der Verbesserung ihrer Finanzen, bewogen wurden, sich dem preußischen Zollsystem anzuschließen.

Wir reihen hieran wieder einige Bemerkungen aus der uns vorliegenden Schrift: „Siebenundzwanzig volle Jahre liegen zwischen dem Tage, an dem das Gesetz vom 26. Mai 1818 im preußischen Staate vollständig zur Ausführung kam, und dem Anfange des Jahres 1846, welches mit einer erneuten Berathung über Anwendung von Schutz- und Differentialzöllen im Bereiche des großen deutschen Zollvereins beginnen sollte. Der bei weitem größte Theil derjenigen, die sich jetzt in Zeitungen und Flugschriften hierüber aussprechen, war noch kaum in das Jünglingsalter eingetreten, als die preußische Regierung ihr Gebiet mit der Zollinie umzog, welche seitdem auch die Nachbarstaaten in freier Uebereinkunft in sich aufnahm, so wie der Nutzen einer solchen Verbindung ihnen einleuchtend wurde. Ist auch noch keineswegs allgemein anerkannt, daß es in eben dem Maße räthlicher wird, das Einkommen, dessen Regierungen und Gemeinden für den öffentlichen Aufwand bedürfen, durch Abgaben auf den Verbrauch einzuziehen, in welchem die Bevölkerung dichter, auch in ihren zahlreichsten Klassen mannichfaltiger Genüsse gewohnter und mit den Fortschritten der Bildung sich immer mehr neuer und

*) Berlin, Verlag der Deckerschen Geheimen Oberhofbuchdruckerei.

gewählterer Bedürfnisse bewußt wird: so spricht das Finanzwesen der reichsten Staaten doch so ganz entschieden für diese Meinung, daß es nur für ein wohlbedachtes Erkennen des Bedürfnisses der Zeit gelten kann, wenn auch die preußische Regierung nach einem die Grundlagen des Staats tief erschütternden Kriege das zerrüttete Gleichgewicht zwischen ihren Einnahmen und Ausgaben zunächst durch vorsichtig angelegte Verbrauchssteuern wieder herzustellen versuchte. Das Gesetz vom 26. Mai 1818 genügte zwar diesem Zwecke bereits hinreichend, aber die Regierung hatte einsam noch mit den Schwierigkeiten einer durch geographische, politische und gewerbliche Verhältnisse bedrohten Gränzbewachung zu kämpfen. Indem das Zollgebiet sich erweiterte, ward die Hebung wohlfeiler und sicherer: die Gränzlinie, welche der Verein jetzt auf gemeinschaftliche Kosten bewacht, ist kaum eben so lang, als diejenige, welche Preußen in seiner Vereinzelung weiland allein zu besetzen hatte, obwohl der Verbrauch einer seitdem beinahe verdoppelten Volkszahl dadurch nunmehr besteuerbar wird. An den Vortheilen der hier so sehr erleichterten Erhebung eines beträchtlichen Einkommens nimmt die Finanzverwaltung aller hier vereinigten Staaten gleichmäßig Antheil: die minder mächtigen unter ihnen, welchen der Umfang und die Zerstückelung ihres Machtgebiets jede Steuer-Erhebung, die Gränzbewachung erfordert, ganz unmöglich macht, gewannen eine früher kaum geahnte Vermehrung ihres Einkommens: aber auch den ansehnlicheren und selbst den größten unter ihnen wachsen seit ihrem Eintritte in den Zollverein Ueberschüsse zu, welche für ihren Haushalt bedeutend werden, und Nachrichten über Anträge zu deren wohlthätiger Verwendung erfreuen uns anhaltend in den gelesensten Zeitungen."

Wir übergehen, was der Verfasser zur weiteren Begründung und Ausführung seiner Ideen über die Angemessenheit des Zolltarifs, den der Verein nach dem Vorgange Preußens festzuhalten entschlossen ist, so wie über die Widersprüche sagt, in welche das sogenannte Merkantilsystem mit den Zwecken der Gränzbewachung komme, und gehen zu einem anderen von ihm behandelten Gegenstand über, der den Tendenzen unseres Blattes näher liegt, nämlich zu seinen Bemerkungen über die in neuerer Zeit gemachten Vorschläge zur Begünstigung des direkten Verkehrs der deutschen Häfen mit überseeischen Ländern. Wir bedauern, daß Herr H. in dieser Beziehung die Ansicht derjenigen so wenig theilt, die doch selbst in den Hansestädten und in den übrigen noch nicht zum Zollverein gehörenden deutschen Seestaaten, von einer Einigung der deutschen Flagge, von einer gemeinsamen Führung aller den deutschen Seeverkehr betreffenden Verhandlungen mit dem Auslande eine größere Achtung des deutschen Namens auch in entfernteren Theilen der Welt und für den deutschen Seehandel alle die Vortheile sich versprechen, die eben nur einer Flagge eingeräumt zu werden pflegen, welche auch durch eine respektable Seemacht beschützt wird. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Anti-Renters in den Vereinigten Staaten.

III. Die Agrargesetze in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Die zweite Versammlung fand am 20. März 1844 statt. Herr Devyr las im Namen der in der vorhergehenden Sitzung ernannten Kommissien einen langen Bericht, der einen Sturm des Beifalls hervorrief. Wir heben folgende Stellen daraus hervor:

. . . . „Wenn wir in denselben Verhältnissen lebten, als z. B. unsere Brüder in England, so wäre wenig Hoffnung für uns vorhanden, daß unsere Lage sich ändern könne. Dort ist jeder Winkel des Landes von der Aristokratie monopolisirt; das Volk besitzt nichts und hat kein anderes Mittel, sein Leben erhalten, als zu jedem Preise die Arbeit seiner Hände zu verkaufen; es lebt elend von der Wiege bis zum Grabe . . . . In dieser Republik aber gehören, Gott sey Dank, die Güter, die der Schöpfer dem Menschen gegeben, nicht der Aristokratie, sondern dem Volke; die großen Wälder, die unabsehbaren Prairieen, die unerschöpflichen Minen sind unser! Wollt ihr aber erfahren, was geschehen wird, wenn ihr das Monopol des Landbesitzes auch in unserer Republik aufkommen lasset? Geht nach Europa, betrachtet die Noth und Verwahrlosung der arbeitenden Klassen neben der Pracht einer mäßigen, verschwenderischen Aristokratie, und vergeßt nicht, daß Euer dasselbe Schicksal wartet, wenn ihr die Aristokratie des Grundbesitzes in diesem Lande heimisch macht . . . .

„Das Pachtwesen ist der Freiheit gefährlich; es theilt die Gesellschaft in zwei feindliche Läger, es vernichtet die Liebe zum Vaterlande. Denn der Pächter hat in Wahrheit keinen Herd und kein Vaterland, und der Grundbesitzer ist die natürliche Stütze eines freien Staates. Darum ist es die Politik der Republiken, die Zahl der Grundbesitzer, die der Monarchieen, die Zahl der Pächter zu vermehren.

„Die Zeit naht, wo die Staatsländereien, die noch zu vergeben sind, auf immer Privateigenthum seyn werden. Unsere Nachkommen streben dann vergebens, sich von dem Lohndienste frei zu machen, denn kein Feld ist mehr, auf dem nicht ein Kapitalist das Zeichen des Besitzes aufgepflanzt hätte. Unsere Enkel lesen dann in der Geschichte ihres Vaterlandes, daß einst eine Zeit war, wo ihnen ihre Vorfahren ein Erbtheil hätten erhalten können, und was werden sie sagen, wenn sie nur Elend und Knechtschaft von uns überkommen haben? Gelingt es dagegen unseren heutigen Mühen, dem künftigen Unheil vorzubeugen, dann werden unsere Enkel ein sicheres Glück und eine sichere Freiheit auf dem Boden ihrer Väter genießen . . . .

„Bisher hat sich das Maschinenwesen fast ausschließlich den Manufakturen und der Schifffahrt zugewendet, bald aber wird es sich auch des Ackerbaues bemächtigen und auf diesem neuen Felde gewiß eben so glücklich seyn, als auf den anderen. Dann wird sich die Arbeit des Landmanns darauf beschränken, eine mächtige Maschine zu lenken, die in einem Tage mehr leisten wird, als zwanzig Menschen in einem Monat. Welches Schicksal aber werden dann die Feldarbeiter haben, die kein Land besitzen? Woher werden sie zu leben nehmen? Werden sie gegen diesen furchtbaren Konkurrenten mit Lungen aus Feuer mit Muskeln aus Stahl ankämpfen können? Wehe dann, wehe Jedem, der nicht ein Fleckchen Landes sein eigen nennt!" . . . .

Das Comité schlug vor, eine über alle Staaten der Union sich erstreckende Vereinigung für die National-Reform zu gründen. Die Theilnehmer sollten bei allen allgemeinen und Lokalwahlen nur für einen Kandidaten stimmen, der den Grundsätzen des Agrariarismus anhängt. Jeder aber, der diese Grundsätze von sich weist, soll als ein Parteigänger der Monarchie betrachtet werden.

Die Lehren der Neuerer, die durch die Tagespresse mit Eifer verbreitet wurden, haben rasch zahlreiche und ergebene Anhänger in allen Staaten der Union gefunden. Die wöchentlichen Versammlungen haben eine so große Menge von Theilnehmern herangezogen, daß sie jetzt unter freiem Himmel abgehalten werden. Das Beispiel New-Yorks wurde in den übrigen Hauptstädten nachgeahmt und, um Einheit in die Bewegung zu bringen, in New-York ein Central-Comité niedergesetzt und ein Journal unter dem Namen „das junge Amerika" gegründet, das jetzt die ganze Verbindung leitet.

Im Anfange stellte die Gesellschaft folgende Grundsätze an die Spitze ihrer Bestrebungen: Diejenigen, denen der Staat Ländereien überläßt, haben den freien Nießbrauch derselben und dürfen sie Anderen übergeben, wenn sie fortan von den Früchten ihrer Ersparnisse leben wollen, in keinem Falle aber sie vermiethen oder verkaufen. Der Anbauer soll alle Vortheile des Besitzrechtes genießen, ohne den Acker bezahlen zu dürfen; er verliert diese Vortheile, sobald er nicht mehr das Land bestellt. Denn der Grund und Boden soll nicht in ein Kapital umgewandelt werden, das einem Rentier Zinsen trägt, und nur für den ein Mittel zum Reichthum seyn, der ihn bearbeitet.

Diese Vorschläge bezogen sich, wir wiederholen es, nicht auf den Privatbesitz, sondern nur auf die Staatsländereien. Aber man begreift, daß die Neuerer hierbei nicht stehen bleiben konnten. Bei großen Verbesserungsplänen überhaupt hat man sich nie mit halben Maßregeln begnügt und stets das reformistische Prinzip auch bis zu seinen fernen Konsequenzen verfolgt. Wir werden sehen, daß in Amerika Aehnliches geschehen ist.

Im Oktober 1843 veröffentlichte der oben genannte Herr Devyr in dem New-Yorker „National-Reformer" folgenden Plan für die vorgeschlagenen Ansiedlungen:

„Ich halte es für zweckmäßig, die Staatsländereien in Gemeindegüter von sechs Quadratmeilen zu theilen und im Mittelpunkte dieser Landstrecken die Hauptorte zu errichten. Jedes Haus soll einen Garten von 1—6 Morgen haben, alle Häuser aber um ein gemeinschaftliches Feld von 40—50 Morgen gereiht seyn, das mit Bäumen, Sträuchern und Blumen bepflanzt ist und Bäche, Fischhälter und Springbrunnen enthält. Das Dorf wird von den Handwerkern bewohnt, die Bauern siedeln sich rings herum auf Gütern von 160 Morgen an. Die Handwerker versorgen die Gemeinde mit industriellen Erzeugnissen, die Bauern mit Lebensmitteln. Eine Agentur soll mit dem auswärtigen Handel beauftragt werden.

„Von den Mitteln, diese Vorschläge ins Werk zu setzen, ist das erste, daß der Kongreß ein Gesetz giebt, kraft dessen die Vertheilung der Staats-Domainen auf die angegebene Weise geschehen muß. — Die wohlthätigen Anstalten New-Yorks und der Umgegend geben jährlich 300,000 Dollars aus. Der größte Theil dieser Summe könnte dazu verwendet werden, diejenigen Armen, welche auswandern wollen, nach den neuen Ansiedlungen zu bringen und ihnen die ersten unentbehrlichen Vorschüsse zu machen. — Der Transport der Auswanderer könnte zu billigen Preisen durch die Dampfschiffe des Hudson und der Seen und vermittelst der Eisenbahnen geschehen. Im Nothfalle müßte jeder Staat zu diesem Zwecke besondere Summen votiren. — Dadurch, daß man die Ausdehnung des Landes beschränkt, das ein Jeder besitzen darf, macht man die Land-Aristokratie unmöglich. Das Volk wird nicht mehr die Beute der Wucherer und Kapitalisten werden und im schlimmsten Falle immer von den Erzeugnissen des Bodens leben können. Auch die Fabrikanten-Aristokratie wird man untergraben, wenn die Arbeiter nicht mehr allein darauf angewiesen seyn werden, ihre Arme anzubieten u. s. w. . . . .

Im Jahre 1845 erweiterten die Agrarier, durch die lebhafte Theilnahme des Publikums für ihre Grundsätze ermuthigt, ihr Programm. In dem Journale „das junge Amerika" wird unter anderen neuen Beschlüssen der Agrar-Liga auch folgender erwähnt: „Um das physische, sittliche und politische Wohl der arbeitenden Klassen zu sichern, ist es unbedingt nothwendig, die tägliche Arbeitszeit zu verringern. Wer sich dieser Maßregel widersetzen würde, soll für einen Feind der Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Religion betrachtet werden. Man darf von keinem Menschen mehr als täglich zehn Stunden Arbeit verlangen.

Aus einem Aufsatze desselben Journals über das Monopol des Landbesitzes, der mitunter sehr heftige Worte enthält, heben wir folgende Stellen heraus:

„Als unsere Republik gegründet wurde, herrschte unter den Bürgern eine große Ungleichheit der Verhältnisse, die eine unvermeidliche Folge der Ungleichheit in den Rechten war. Es gab Herren und Sklaven unter den Namen von Rentiers und Lohnarbeitern. Die Reichen mißtrauten den Armen und

verachteten sie; die Armen waren zu roh, um das Bewußtseyn ihrer Rechte zu haben. Vieles hat seitdem die fortschreitende Bildung an diesen Verhältnissen geändert; ein schwerer, gefährlicher Irrthum aber ist geblieben, daß es nämlich erlaubt sey, den Grund und Boden den Reichen allein in die Hände zu spielen. Hätten unsere Väter vor siebzig Jahren jedem Bürger das unveräußerliche Recht auf ein Stück Land zugesichert, so wäre unsere Gesellschaft heute eine andere, vielleicht eine vortreffliche. Sie haben es nicht gethan, und das Armenhaus erwartet die Arbeiter, die in ihrem Leben hundertmal mehr produzirt als konsumirt haben, während diejenigen, welche nie die Hand zur Arbeit erhoben haben, in fürstlichen Palästen wohnen. Kerker und Galgen erwarten diejenigen, welche die Noth ins Verbrechen getrieben, während so viele vollkommene Schurken sich unter den geehrten Reichen befinden. Der Reiche wird täglich reicher, der Arme täglich ärmer: dies sind die nothwendigen Folgen des Monopols. Der einzige Unterschied, der zwischen dem republikanischen Amerika und dem faulen Zustand des aristokratischen Englands besteht, ist, daß bei uns auf 26, dort auf 10 Menschen ein Armer kommt.

„Das strenge Recht würde verlangen, daß ein Jeder unverzüglich seinen Antheil an dem Lande und zudem eine Entschädigung für die bisherige Schmälerung seiner Ansprüche erhielte. Aber es ist von Neuerern weise, daß sie nur so viel verlangen, als sie zu erreichen hoffen. Ueberdies muß man bedenken, daß die Ungerechtigkeit hier das Werk von Jahrhunderten ist und nicht derer, die im Augenblicke aus ihr Nutzen ziehen. Die Verantwortlichkeit der jetzigen Grundbesitzer beginnt erst mit dem Tage, wo sie, über die Verhältnisse aufgeklärt, sich einer nothwendigen Reform widersetzen. Wir wollen ein schädliches Prinzip vertilgen, nicht eine Klasse von Individuen.

„Folgendes sollen nun die Mittel zur allmäligen Einsetzung des Volkes in seine Eigenthumsrechte seyn:

1) Künftig darf im Staate New-York Niemand mehr besitzen, als 160 Morgen Land.
2) Künftig darf Niemand, unter welchem Vorwand es sey, in einem Dorfe oder einer Stadt mehr als ein Grundstück eigen haben. Die Ausdehnung dieses Grundstückes soll von der Behörde bestimmt werden.
3) Was die Staatsländereien betrifft, die bereits den Spekulanten verkauft und von ihnen verpachtet sind, so soll eine Kommission von Eigenthümern und Pächtern niedergesetzt werden, um die Kontrakte rückgängig zu machen und die bisherigen Besitzer zu entschädigen.
4) Die Abtretung eines Territoriums oder eines Hauses darf von nun an nur geschenkweise geschehen, und zwar nur zu Gunsten eines noch nicht versehenen Bürgers.
5) Die Corporationen, welche liegendes Eigenthum haben, sollen binnen fünf Jahren nach der angegebenen Weise zu Gunsten der Nichtbesitzenden über dasselbe verfügen und nur so viel behalten, als für ihre Zwecke unbedingt nöthig ist und worauf sie als Individuen Anspruch haben."

Der erste Artikel läßt die gegenwärtigen Besitzer des Grund und Bodens, so lange sie leben, im vollen Nießbrauch ihres Eigenthums. Nach ihrem Tode aber wird dasselbe in Güter von 160 Morgen getheilt und, wenn die natürlichen Erben jeder ein solches Theil bekommen haben, unvermögenden Bürgern übergeben. „Noch eine Generation", sagt das Journal hinzu, „und alle Bürger werden Freisassen geworden und die Race der Landlords verschwunden seyn, bis vielleicht auf ein oder zwei Exemplare, welche die Museen ausgestopft der Nachwelt aufbewahren werden."

In den letzten Nummern des „jungen Amerika" treten die Agrarier noch kühner auf und verlangen unter Anderem, daß fortan alle Schulden Ehrenschulden seyn und den Gläubigern nicht mehr das Klagerecht zustehen solle; daß ferner das Papiergeld aufhöre, da es einer Klasse von Individuen die Mittel verschaffe, zu leben, ohne irgendwie zu arbeiten; daß den Staaten verboten werde, Anleihen zu machen, denn die Gegenwart habe nicht das Recht, der Zukunft Lasten aufzulegen.

Die Verbindung hat innerhalb zwei Jahren ungeheure Fortschritte gemacht. Bei den allgemeinen wie den Lokalwahlen haben die Agrarier einen großen Einfluß geübt. Sie trugen viel dazu bei, daß Polk Präsident wurde und Henry Clay, der sich gegen ihre Grundsätze erklärt hatte, bei der Bewerbung durchfiel. Jede Nummer des „jungen Amerika" bringt Berichte von Wahlsiegen, welche die neue Partei in den verschiedenen Distrikten davonträgt, und beweist dadurch am schlagendsten die wachsende Macht derselben.

Nun könnte man sagen, da ein so gewaltiger Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse auf den verschiedensten Punkten der Union vorbereitet wird, sey das Schlimmste zu fürchten und Revolution und Bürgerkrieg vor der Thür. Aber man beruhige sich. Das ist das schöne Vorrecht der wahrhaft gebildeten und freien Völker, daß sie nicht zur Gewalt genöthigt sind, um vernünftigen Grundsätzen den Sieg zu verschaffen. Wenn eine Idee reif ist, so geht sie friedlich in die Staatseinrichtungen über in der Form eines Gesetzes durch den bloßen Willen der Bürger. So suchen auch die Neuerer Amerika's ihren Lehren ausschließlich durch Wort und Schrift den Sieg zu verschaffen, ohne zur Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen, und sollte ihren Grundsätzen einmal die Herrschaft zufallen, so wird dies ohne Erschütterung des Staates geschehen, denn dann wird die Reform den Wünschen des Landes entsprechen. (R. L.)

Frankreich.

Die Deutschen, nach der Darstellung eines Franzosen.

V. Der deutsche Patriotismus.*)

In diesem Kapitel geht der Vers. von der Betrachtung aus, ob und wie ein Bündniß zwischen Frankreich und Deutschland möglich, indem er der Ansicht ist, daß ein solches im Interesse der Civilisation zwar sehr wünschenswerth sey, jedoch bezweifelt, ob man eine Annäherung von Seiten der deutschen Regierungen hoffen dürfe, da die bitteren Erfahrungen der französischen Herrschaft noch zu sehr in ihrem Andenken leben und das Mißtrauen, welches dieselben hervorgebracht, noch zu wenig aus ihrem Herzen verschwunden sey, als daß man bei ihnen eine aufrichtige Neigung und das Bedürfniß einer Annäherung zu Frankreich vermuthen dürfte. Mit den Völkern, meint der Vers., sey es anders. Diese hätten sich durch die unmittelbare Berührung hinlänglich an einander gewöhnt, um ein gegenseitig freundliches Verhältniß anzuknüpfen.

„Von einer ernstlichen Verbindung", fährt der Vers. fort, „kann freilich nur dann die Rede seyn, wenn beide Theile einander kennen und schätzen lernen. Es bedarf aber noch einer langen Zeit, bevor wir hinreichende Kenntniß der deutschen Nationalität erlangt haben und bevor die Schreidewand von widersprechenden Vorurtheilen und gehässigen Meinungen, welche die Deutschen zwischen sich und uns errichtet haben, gefallen ist. Der Franzose kennt im Allgemeinen Deutschland nicht, aber er nimmt auch keinen Anstand, seine Unkenntniß einzugestehen; die Deutschen glauben im Gegentheil uns zu kennen, und selbst besser als wir selbst uns kennen. Der Franzose, wie Jene ihn sich vorstellen, hat in der That alle unsere Züge, aber bis zur Karikatur entstellt. Börne, dessen edles Herz Deutschland so sehr geliebt hat, sagt darüber: „Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und, was „schlimmer ist, es hat es gar nicht beurtheilt, denn es hat sich gar nicht mit „ihm beschäftigt. Deutschland hat dagegen die Augen stets auf Frankreich „geheftet, ohne es darum besser zu kennen. Zuerst war es Bewunderung, „dann Haß, endlich in der letzten Zeit eine höchst lächerliche Art stolzer Ver„achtung, was sein Urtheil blind gemacht hat." Alles dies bezieht sich vorzugsweise auf Preußen, welches aus verschiedenen, für es selbst sowohl wie für seine Regierung ehrenvollen Ursachen in Deutschland eine so ausgesprochene, moralische Obergewalt erlangt hat, daß seine Ansichten mehr oder weniger die der anderen Staaten geworden sind. Die geistige Bildung, die allgemeine Tendenz des Unterrichts sind hauptsächlich in den Händen Preußens; die Theorieen, welche man praktisch in Anwendung bringt, kommen größtentheils aus Berlin oder sind unter dem Einfluß dieser mächtigen Hauptstadt entstanden.

„Es hat sich unter den bedeutendsten Nationen Europa's ein für die Deutschen günstiges Vorurtheil gebildet; fast nie hat man ihre großen und schönen Eigenschaften bestritten und sich mit ihren Mängeln gar nicht beschäftigt. Daher hat der deutsche Patriotismus volle Freiheit gehabt, das Bild, welches er sich vom deutschen National-Charakter gemacht, nach Belieben zu verschönern. Ein gebildeter Franzose oder Engländer weiß, was die übrigen Völker seiner Nation vorwerfen; er kann über die Vorwürfe nachdenken und sie, wenn auch nur theilweise, als begründet anerkennen. Bei dem Deutschen ist die Sache ganz anders. Zu ihm gelangt keine Stimme von Außen, seinen Enthusiasmus zu dämpfen, und selbst die Abwesenheit jedes Widerspruchs kann er nach Gefallen als ein allgemeines Anerkenntniß deuten. Uebrigens ist das Nationalgefühl, so tief es gegenwärtig in Deutschland Wurzel gefaßt haben mag, doch noch neu. Die alte Gleichgültigkeit gegen den Ruhm des deutschen Namens, eine Folge des Mangels jedes Interesses und jedes gemeinsamen Lebens zwischen den verschiedenen Völkern, ist völlig verschwunden. Um desto sonderbarer ist es, daß man mitten in dieser

---

*) Wir schicken hiermit die Auszüge aus dem Buche Des Allemands, die wohl hinreichen werden, um dem Leser das zu bestätigen, was wir über den Verfasser und sein Werk gesagt haben. Die Erscheinung desselben hat gerade jetzt einen um so größeren Werth, als sie mit der eines anderen französischen Buches zusammentrifft (Mouvement politique, religieux, littéraire, industriel et social de l'Allemagne. — Paris chez M. Degetas), in welchem ein Deutscher es unternimmt, die Franzosen über die „politische, literarische, gewerbliche und soziale Bewegung Deutschlands" zu belehren, um dadurch das „sehr oberflächliche" Werk der Frau von Staël überflüssig zu machen. Dieser unser Landsmann, Herr Konradin von Brandenstein (unter welchem Namen ein Herr Friedrich schreibt, der auch schon unter dem Autor-Namen Strudthein aufgetreten), läßt sein Buch, das „den souveränen Fürsten des deutschen Bundes und den Abgeordneten der constitutionellen Staaten" gewidmet ist, in Lieferungen von 1½ Bogen erscheinen, in welchen er die neueste Geschichte sämmtlicher 38 deutschen Staaten behandeln will. Wir haben bisher blos die beiden ersten Lieferungen gesehen, die uns jedoch nicht sehr begierig nach den Fortsetzungen machen. Denn die banalen Redensarten zu Gunsten Preußens, mit dessen Geschichte das Buch eröffnet wird, kennen uns eben so wenig mit den antinationalen Verunglimpfungen der Deutschen versöhnen, die in der Vorrede enthalten sind, als sie französische Leser anlocken werden, die das Historische und Statistische dieses Kapitels in jedem Jahrgange des zu Weimar erscheinenden „Genealogisch-historisch-statistischen Almanach" oder auch im „Almanac de Gotha" finden können. Wir wissen aber in der That nicht, ob der Vers. mehr für Frankreich oder für das „große Narrenhaus" Deutschland geschrieben, wenn wir Sätzen wie nachstehende bei ihm lesen: „Wir Deutsche besitzen im höchsten Grade die Manie, den Franzosen nachzuäffen, jedoch nur in ihren Verkehrtheiten, in ihrem Chorlatanismus, in ihren abentheuerlichsten Moden, in ihren seltsamsten und ausschweifendsten Gebräuchen. Da nun die Franzosen selbst sehr gehörige Affen sind, so werden wir dadurch Affen von Affen. Und da wir es den Franzosen an leichtem und lebhaftem Witz nicht nachzuthun vermögen, da wir weder ihre graziösen Formen, noch ihre Manierlichkeit und die sie so sehr auszeichnende gesellschaftliche Eleganz besitzen — Eigenschaften, durch die so manche ihrer Fehler verdeckt werden — so äffen wir ihnen natürlich sehr schlecht nach, und wir werden dadurch zu Bären-Affen." — Dies ist eine Probe, die hoffentlich genügen wird, um wenigstens deutsche Leser von dem Ankaufe eines solchen Buches zurückzuhalten.

einstimmigen Bewunderung des deutschen Vaterlandes jeden Einzelnen sich über die Gleichgültigkeit und Lauigkeit der Masse beklagen hört; sonderbar ist es, jetzt, da die fremden Nationen völlig dem Ruhme Deutschlands zum Opfer gebracht sind, so viel Klagen über die allgemeinen Vorurtheile zu hören, welche für jene noch existiren sollen. Obgleich die neue Tugend des deutschen Patriotismus jetzt allgemein ist, so glaubt doch fast Jeder, sie allein zu besitzen, und hält es für seine Pflicht, sie mit aller Kraft zu erhalten und auszubreiten, indem er sich begeistert durch die Idee eines Widerstandes, der nirgends existirt. Trotzdem glaube ich nicht, daß eine Abschätzung der Meinung, welche die Deutschen von sich und Anderen haben, und wäre sie noch so streng, der Annäherung, welche man von ihrer wie von unserer Seite wünscht, schaden könnte. Was die Deutschen als Nation am meisten verletzt, ist, daß sie unbemerkt bleiben. Die sorglose Unwissenheit, in welcher man sich rücksichtlich ihres nationalen Lebens befindet, scheint ihnen ein Beweis zu seyn, daß man sie nicht zu würdigen weiß. Dies, so wie die hohe Stellung, welche Deutschland über uns einnehmen will, hält es fern von uns, und wenn es auf dem Piedestal bleibt, welches es sich errichtet, so dürfte es ihm schwer werden, uns die Hand zu reichen."

Mit dieser Ansicht des Verf. von der Eitelkeit des deutschen Patriotismus können wir so wenig übereinstimmen, daß wir im Gegentheil behaupten möchten, Deutschland verharre den anderen Nationen, besonders Frankreich und England, gegenüber in einer es selbst erniedrigenden Unmündigkeit. Schon der Umstand, den der Verf. gleichfalls erwähnt, ohne aber die unmittelbare und nothwendige Folge daraus zu ziehen, „daß die Franzosen eine insouciante ignorance gegen uns an den Tag legen, während wir uns mit ihnen fast mehr als mit uns selbst beschäftigen", scheint eher für eine Ueberhebung ihrer- als unsererseits zu sprechen. Wie dem auch seyn mag, so viel ist wohl unzweifelhaft, daß darin gerade der hauptsächlichste Grund der nationalen Beschränktheit und Einseitigkeit Frankreichs liegt, daß es *sein* Land und *seine* Nation als das Land und die Nation par excellence betrachtet.

Der Verf. geht nunmehr auf die historische Entwickelung des deutschen Nationalgefühls über: „Das Gefühl der germanischen Einheit", sagt er, „das bis auf Karl V. keine andere Basis als das Andenken an große, unter *einem* Anführer vollführte Unternehmungen gehabt hatte, verschwand in dieser ersten Zorn beim Erscheinen des Protestantismus und mit ihm das Kaiserreich und die nationale Einheit gegenüber den fremden Völkern. Aber der Protestantismus trug andererseits viel dazu bei, dem National-Charakter eine höhere Einheit zu verleihen, und die verschiedenen deutschen Volksstämme, die sich seit so langer Zeit verkannten, hatten zu ihrer gegenseitigen Wiederannäherung nichts nöthig, als das Unglück der französischen Herrschaft, um sich als Brüder zu umarmen. Ich nehme hierbei nicht die katholischen Völkerschaften aus; sie gehorchten demselben Einfluß, obgleich in einem geringeren Grade, und folgten in der letztvergangenen Zeit dem Anstoß, welcher durch den wesentlich protestantischen Theil Deutschlands, durch Preußen, gegeben wurde. Nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die Reformation die Trennung, welche sich schon lange unter den verschiedenen Gliedern des Reichs kundgab, vollendet und gewissermaßen geheiligt hat, denn der National-Charakter wurde durch sie dem Einfluß eines gemeinsamen Centrums entzogen und der engherzige Lokalgeist verhindert, sich in ein weiteres Gefühl zu verlieren. Die ausschließende Liebe zur Familie, zum Bürgerthum, zur Provinz höchstens, kurz die kleinbürgerlichen Empfindungen behielten in Deutschland eine Herrschaft, welche sie in Frankreich jeden Tag mehr verloren. Andererseits warf die Reformation, indem sie die Bande, welche Deutschland mit der alten römischen Welt verknüpft hatten, zerriß, dasselbe auf sich selbst zurück; und die geistige Arbeit der Civilisation der folgenden Jahrhunderte war hauptsächlich das Werk Deutschlands. Die Reformation beschützte so bis zu einem gewissen Punkt das germanische Element gegen die fremden Einflüsse und wachte über seine allgemeine Entwickelung, so daß alle die kleinen Kreise, selbst dann, als sie sich vereinzelt glaubten, schon in demselben Systeme sich bewegten. Während daher die verschiedenen Glieder des großen germanischen Körpers äußerlich geschieden waren, gewann gerade der National-Charakter ein und dasselbe tiefe Gepräge, welches die Deutschen von den übrigen Nationen streng abgränzte. Das war aber nicht genug; sondern diese innere Einheit mußte ins Volksbewußtseyn eindringen, sie mußte sich manifestiren; und dies ist hauptsächlich durch den französischen Einfluß geschehen.

„Wir sind auf hundertelei Art die unmittelbare Ursache des Erwachens des deutschen Nationalgefühls gewesen, und daher ist die fortwährende und sonderbare Beschäftigung mit uns zu erklären, welche sich stets mit jenem Gefühl vermischt, aber von jeher sich auf negative Weise gegen uns geäußert hat. Der Protestantismus hatte sich seine Schule gebildet, denn er war die Religion des Verstandes, welche aller Studien und aller Gelehrsamkeit zu ihrer Erhaltung bedurfte. Große Geister widmeten sich nun dem Kampfe gegen den französischen Einfluß, Lessing, Herder, Klopstock, kurz die Schule, in welcher das Nationalgefühl erwacht und gereizt war, arbeitete daran, es auch in der Nation selbst zu erwecken und fast zu erzeugen, und diese Arbeit richtete sich gegen uns. Auch nach unserer großen Revolution, welche die Augen Europa's fast geblendet und so auch die Arbeit an der Erweckung des Patriotismus in Deutschland einige Zeit unterbrochen hatte, war es die Schule, welche zuerst ihr kaltes Blut wiedergewann. Sie, in welcher sich das Nationalgefühl schon entwickelt hatte, fühlte zuerst die nationale Erniedrigung, sie allein fühlte einen nationalen Schmerz, während die Individuen nur für sich und ihre Familie zitterten; sie erkannte auch zuerst das rechte Heilmittel, während die Regierungen rathlos einander ansahen; voll von Vertrauen in sich und in die Wissenschaft, und das ist ihr größter Ruhm, grünete sie den zum Leben erwachten Patriotismus auf die Wissenschaft. Sie machte die Deutschen stolz auf die deutsche Wissenschaft, und von diesem festen Punkte aus führte sie dieselben dazu, die Festigkeit des Bandes zu begreifen, welches sie umschlang, und es zu wagen, nur Deutsche seyn zu wollen. Dies ist ein großer Ruhm der Nation. Alle Welt weiß, daß während der Kaiserherrschaft die nationale Opposition sich auf die Universitäten geflüchtet hatte, daß von hier aus eine fortdauernde Protestation gegen eine Erniedrigung sich erhob, welche man vorläufig allerdings ertragen mußte, und daß, als der Augenblick gekommen war, im Jahre 1813 von hier aus die große Bewegung ihren Anfang nahm, welche das Banner der deutschen Nationalität mit fester Hand aufpflanzte. Ueberall gebührte hierin von Rechts wegen die aktive Rolle dem protestantischen Deutschland, und die Leitung des Ganzen fiel dem wichtigsten der protestantischen Staaten, welcher damals in neuem Ruhme erglänzte, Preußen, anheim. Preußen hatte sich schon in dem letzten Jahrhundert zu einer besonderen Nationalität erhoben. Am weitesten von den alten Erinnerungen des deutschen Reichs entfernt, am stärksten überdies mit fremden Völkerschaften gemischt, regiert von einer ehrgeizigen und an ausgezeichneten Männern fruchtbaren Regentenfamilie, hatte sich sein Nationalgeist in ähnlicher Weise entwickelt, wie der französische, und hatte durch den Ruhm und die ungeheuren Erfolge Friedrich's des Großen eine mächtige Weihe empfangen. Diese Erfolge und dieser Ruhm waren, wenigstens großentheils, in den Kämpfen gegen Deutschland erlangt worden: das preußische Nationalgefühl konnte also nicht mit dem deutschen Eins seyn. Man lese nur, wenn man sich davon überzeugen will, die Gesänge zum Ruhme Friedrich's des Großen. Aber Preußen blieb immer ein protestantischer Staat, und die Schule, welche das Nationalgefühl geschaffen, konnte dasselbe auch leicht umgestalten. Sie erlangte diesen Triumph. Die großen Niederlagen der Oesterreicher hatten die preußische Eigenliebe in ihrem Vertrauen nicht erschüttert; die unter Friedrich's Disziplin gebildeten Truppen glaubten sich unüberwindlich: sie erkannten ihren Irrthum bei Jena. Jetzt begann Preußen an sich zu zweifeln: es suchte eine Stütze in neuen Ideen, und die Schule, diese Stimmung benutzend, mahnte an die Kraft, die das Unglück zu geben vermag, indem sie dasselbe mit dem allgemeinen Unglück des großen Vaterlandes auf das engste in Verbindung setzte. Seit dieser Zeit schreibt sich die gemeinsame Entwickelung des deutschen Nationalgefühls und das Streben her, es auch in äußerer Einheit den anderen Nationen gegenüber darzustellen."

Mannigfaltiges.

— **Wie man im 16. Jahrhundert Schauspieler und Theaterdichter engagirte.** Die seit sechs Jahren in London bestehende „Shakespeare-Gesellschaft" hielt am 27. April, als am Jahrestage ihrer Stiftung, eine außerordentliche Versammlung unter dem Vorsitze des Marquis von Conyngham. Bei dieser Gelegenheit wurde derselben ein eigenthümliches Aktenstück aus der älteren Geschichte des englischen Theaters vorgelegt. Im Jahre 1583 befahl nämlich die Königin Elisabeth, eine besondere Truppe königlicher Schauspieler zu engagiren, und zwar wurden zwei Männer, Namens Richard Tarlton und Robert Wilson, an die Spitze des Unternehmens gestellt. Um nun die besten Schauspieler zu bekommen, die es damals in England gab, ließ sie ihrem Haus-Intendanten (master of the revels) eine unter dem großen Siegel ausgefertigte Vollmacht ertheilen, durch welche er autorisirt wurde, „zu der Königin Kurzweil und Unterhaltung" alle guten Schauspieler zu pressen, die hier oder dort bei verschiedenen Gesellschaften oder im Dienste von Edelleuten sich befanden. Falls etwa der Eine oder der Andere der an ihn ergangenen Aufforderung nicht Folge leisten und in seiner bisherigen Stellung verbleiben wollte, so hatte der Haus-Intendant die Befugniß, ihn ins Gefängniß zu werfen, ohne Zulassung von Bürgen oder Sicherheit (without bail or mainprize), und ihn so lange festzuhalten, bis er gehorchte. Ja durch eine andere Klausel in diesem jetzt der Shakespeare-Gesellschaft vorliegenden Aktenstücke erhielt der Haus-Intendant Tilney jene Gewalt nicht blos über Schauspieler, sondern auch über dramatische Dichter. Jeder der Letzteren, den er etwa dazu aufforderte, hatte sofort mit seinen Stücken vor ihm zu erscheinen, sie vorzulesen und zu deklamiren, so daß eine Wahl unter denselben für das Theater der Königin getroffen werden konnte. Auch den Dichtern war, wenn sie nicht unbedingt gehorchten, mit sofortiger Gefängnißstrafe gedroht, und zwar ohne Rücksicht (non obstante) auf irgend eine Parlaments-Akte. Das merkwürdige Aktenstück, aus welchem mehr als aus irgend einem anderen zu ersehen, welche willkürliche Gewalt die Königin Elisabeth übte, wird in dem nächsten Bande der Verhandlungen der Shakespeare-Gesellschaft im Druck erscheinen.

— **Moden in Amerika.** Eine amerikanische Zeitung hat berechnet, daß in den Vereinigten Staaten jährlich 300 Millionen Dollars (!) für solche Bekleidungsgegenstände und Luxussachen ausgegeben werden, die der Mode unterworfen sind. Von dieser Summe sollen allein 16 Millionen Dollars auf Herrenhüte, 20 Millionen auf Damenhüte und Hauben, so wie überhaupt mehr als zwei Drittel des Ganzen auf die Anzüge und den Putz der Damen kommen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 68. Berlin, Sonnabend den 6. Juni 1846.

Italien.

Ueber die Eisenbahnen in Italien. *)

Der Einfluß der Eisenbahnen wird sich über die ganze Erde ausdehnen. In denjenigen Ländern, welche schon eine hohe Stufe der Civilisation erreicht haben, werden sie der Industrie einen unermeßlichen Aufschwung verleihen. Aber die moralischen Folgen, welche sie mit sich bringen werden, und welche in unseren Augen noch größer und wesentlicher sind als ihre materiellen Vortheile, werden vorzugsweise bei denjenigen Nationen hell ins Licht treten, welche an Bildung hinter den übrigen zurückgeblieben sind. Für diese werden die Eisenbahnen nicht nur ein Bereicherungsmittel abgeben, sondern sie werden auch eine mächtige Waffe gegen die retrograden Kräfte seyn, durch welche jene in einem beklagenswerthen Zustande industrieller und politischer Kindheit gefangen gehalten werden. Die Lokomotive hat nach unserer festen Ueberzeugung die Bestimmung, die erniedrigende Stellung, welche noch immer mehrere Zweige der großen europäischen Völkerfamilie einnehmen, wenn nicht ganz aufzuheben, doch zu verbessern. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, hat sie eine große Zukunft vor sich.

Wenn wir uns nicht in einer völligen Selbsttäuschung über den großen moralischen Beruf, den die Eisenbahnen zu erfüllen haben, befinden, so gilt das oben Gesagte vorzugsweise der italischen Halbinsel. Die tiefe Bedeutung und der weite Umfang der Folgen, welche für die politischen und sozialen Verhältnisse dieses schönen Landes aus ihnen sich entwickeln werden, müssen mehr als Alles, was sich anderswo ereignen kann, Zeugniß für die bedeutende Rolle ablegen, welche diese neuen Communicationswege in der Zukunft der Welt zu spielen berufen sind.

Die Entwickelung der Eisenbahnen ist in Italien noch sehr beschränkt, obgleich schon im Jahre 1835 mehrere Compagnieen die Regierungen der Halbinsel um die Konzession für einige der wichtigsten Linien angingen. Allein das Kolossale dieser Unternehmungen flößte anfangs den Kapitalisten ein Mißtrauen ein, welches durch die finanzielle Krisis, eine Folge der Ereignisse von 1840, noch verstärkt wurde. Hierzu kam noch die schlimme Wirkung, welche der geringe Erfolg mehrerer französischen Eisenbahn-Unternehmungen hervorgebracht hatte, so daß diese ersten Versuche nur zu sehr schwachen Resultaten führten. Die Eisenbahn von Neapel nach Castellamare und die von Mailand nach Monza sind die einzigen, welche dieser Periode fruchtloser Versuche ihr Daseyn verdanken. Seitdem aber haben die jeden Tag sich als bedeutender herausstellenden Resultate der Eisenbahnen in England, Deutschland, Belgien und Frankreich eine große Veränderung in der Stimmung der Gemüther in Italien hervorgebracht. Den Wünschen ihrer Unterthanen nachgebend, haben sich die meisten italiänischen Fürsten zu Gunsten der Eisenbahnen erklärt; mehrere Regierungen haben die direkte Ausführung der großen Linien selbst übernommen, indem sie die Hülfe der Privat-Industrie nur für die kleineren Linien in Anspruch nahmen; andere haben sich darauf beschränkt, die Bildung von tüchtigen Compagnieen zu begünstigen, denen sie die Ausführung aller Linien des Staats überlassen haben. Gegenwärtig haben außer dem Kirchenstaat und einigen Fürstenthümern zweiter Klasse alle Länder Italiens Hand ans Werk gelegt, so daß man bereits, wenn auch nicht mit völliger Gewißheit, doch sehr annäherungsweise bestimmen kann, welches der Abriß des großen Eisenbahnnetzes seyn muß, das in einigen Jahren alle Punkte Italiens vom Fuße der Alpen bis zum Meerbusen von Tarent mit einander verknüpfen wird.

Aus geographischem Gesichtspunkt kann Italien in zwei große Abschnitte getheilt werden, deren nördliche Hälfte das Thal des Po umfaßt, an welches sich die Ebenen der Romagna bis Ancona und Loretto anschließen; die südliche begreift alle Gegenden, welche die Apenninen durchschneiden und das Adriatische und Mittelmeer von drei Seiten umgeben. Der erste Abschnitt, das Thal des Po, welches durch die Bande der Politik und der kommerziellen Interessen an das gewerbthätige Ligurien geknüpft ist, bietet den Eisenbahnen einen trefflichen Spielraum dar. Ueberzeugt von der hohen Wichtigkeit, welche dieselben für diese Länder erlangen müssen, hat das Kabinet von Turin beschlossen, daß diejenigen Linien, welche nicht blos in ökonomischer, sondern auch in politischer Rücksicht von großer Bedeutung sind, auf Kosten des Staats ausgeführt werden sollen. Von diesen sind bereits drei in Angriff genommen, welche, von einem gemeinsamen Ausgangspunkt, der Stadt Alessandria, aus, ihre Richtung nach Genua, Turin und nach dem Lago maggiore nehmen. Ein Blick auf die Karte von Piemont reicht hin, um sich davon zu überzeugen, daß sie als die großen Adern dieses Landes betrachtet werden können, denn sie verbinden die Hauptstadt mit dem Meere, mit der Schweiz und mit dem übrigen nördlichen Italien. Um diesen letzten Zweck zu erreichen, bleibt nur noch eine kleine Lücke auszufüllen. In Folge einiger Schwierigkeiten, welche die österreichische Regierung gemacht hat, ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, sich darüber zu einigen, wie man die piemontesischen Linien mit den lombardischen in Verbindung setzen solle. Aber diese Lücke kann nicht lange dauern. Die Lombardei hat ein zu bestimmtes und nothwendiges Interesse daran, eine schnelle und leichte Communication mit dem Mittelmeer und mit Frankreich herbeizuführen, als daß das Wiener Kabinet der Ausführung einer so kurzen und so leicht herzustellenden Linie, wie die von Mailand nach Tessino seyn würde, Hindernisse in den Weg zu legen ernstlich entschlossen seyn könnte. Die Projekte der sardinischen Regierung beschränken sich jedoch nicht auf die eben erwähnten. Sie hat den großartigen Plan gefaßt, Savoyen und Piemont durch eine Eisenbahn zu verbinden, welche, die Alpen an ihrem Fuße durchschneidend, ihre Richtung nicht weit von dem Gipfel des Mont-Cenis ab nehmen würde, der bereits durch die Straße berühmt ist, welche man als eines der Wunderwerke der Napoleonischen Regierung bezeichnet. Die Eisenbahn von Turin nach Chambéry mitten durch die höchsten Berge Europa's würde das Meisterwerk der neueren Industrie, der glänzendste Triumph des Dampfes seyn; denn nachdem er die reißendsten Flüsse und stürmischen Wogen des Oceans überwunden, bleibt ihm nur noch der Sieg über den ewigen Schnee und die unzugänglichen Gletscher zu vollenden, welche sich als unüberwindliche Schranken zwischen den verschiedenen Völkern aufzuthürmen scheinen.

Die lombardo-venetianischen Staaten waren das erste Land in Italien, wo ernstlich von Eisenbahnen die Rede gewesen. Im Jahre 1838 unternahm eine Gesellschaft auf eigene Gefahr die Ausführung der kleinen Linie von Mailand nach Monza, welche seit sechs Jahren dem Publikum geöffnet ist. Eine andere Gesellschaft erlangte von der österreichischen Regierung die Konzession für die Linie von Mailand nach Venedig. Die Ausführung dieses trefflichen Projekts stieß aber gleich anfänglich auf Schwierigkeiten, welche lange Zeit ihren Fortgang verhinderten. Die Ursache derselben waren die gegenseitigen Eifersüchteleien der Provinzen, diese alte Wunde Italiens, welche dem Lande so viel Elend bereitet hat. Man konnte sich über den Plan nicht einigen und stand auf dem Punkte, die Gesellschaft aufzulösen, als die Hindernisse plötzlich aus dem Wege geräumt wurden. Statt nun aber die Arbeit mit Kraft zu beginnen, bewirkte die beklagenswerthe Apathie der mailändischen Kapitalisten und das Mißtrauen der fremden Actionaire, daß das Unternehmen nicht vorwärts kam, und daß man schon an dem glücklichen Erfolg desselben zu verzweifeln begann; da wurde es durch die mächtige und großherzige Theilnahme des österreichischen Gouvernements vor einer unvermeidlichen Katastrophe bewahrt. Bereits ist, Dank dem größeren Unternehmungsgeist der venetianischen Actionaire, der riesenhafte Brückenbau über die Lagunen vollendet und die Schienen sind von Venedig bis Wien gelegt. Aber die lombardo-venetianische Linie wird nicht eher vollständig seyn, als bis sie sich mit den sardinischen Linien in Verbindung gesetzt hat, um mit ihnen die große Arterie des Po-Thals zu bilden. Die Lücke, von der wir schon oben bei den piemontesischen Eisenbahnen gesprochen, wird jedoch bald ausgefüllt werden. Die Macht der Dinge wird leicht über einige kleinliche politische und kommerzielle Eifersüchteleien triumphiren. Mailand hat mehr Interesse an dieser Linie als Genua und Turin; denn durch diese Städte müssen die hauptsächlichsten Produkte der Lombardei, nämlich der Käse und die Seide, ihren Weg nehmen, um zu den großen Märkten am Ufer des Mittelmeeres oder jenseits der Alpen nach Frankreich und England zu gelangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser dieser der Revue Nouvelle entnommenen Abhandlung, Herr v. Cavour, hat sich, obwohl Italiäner, sowohl in Frankreich als in England durch einige philosophische und staatsökonomische Arbeiten einen rühmlichen Namen erworben. Der gegenwärtigen Abhandlung ist ein größeres Werk desselben Inhalts von dem Grafen Petitti, welcher eine bedeutende administrative Stellung am sardinischen Hofe einnimmt, zum Grunde gelegt.

Mr. Ibbetson, in his Report on the Census of the Punjab, 1881, vol. i. p. 238, says that the Jats are "the most numerous and the most important of the agricultural tribes of the Province." Their number is given as 2,849,000, or 14·5 per cent. of the total population. Of these, 1,813,000 are Muhammadans, 1,033,000 Sikhs, and 3,000 Hindus. Mr. Ibbetson says that the Jats are "the most numerous and the most important of the agricultural tribes of the Province." Their number is given as 2,849,000, or 14·5 per cent. of the total population. Of these, 1,813,000 are Muhammadans, 1,033,000 Sikhs, and 3,000 Hindus.

Lord Chancellor Hardwicke, in the case of Ex parte Grace, 1 Atk. 278, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319,

unser Jeremias. Er verwirft Alles, was die Gegenwart geschaffen hat, aber deswegen findet Ludwig XIV. und der Staat, welchen er — wie er mit eitler Selbstbespiegelung zu sagen pflegte — so prunkvoll repräsentirte, vor seinem gestrengen Richterstuhl nicht um ein Haarbreit mehr Gnade.

Man sieht also, daß er, wenn er gegen die Gebrechen der gegenwärtigen Generation streng ist, wenigstens die Fehler der Vorfahren nicht zu beschönigen sucht. Er findet vielmehr gerade in den Ausschweifungen und Verirrungen der Zeit, auf welche — ungeachtet sie immer mehr und mehr von ihrem flitterstaate entkleidet wird — ein großer Theil der Franzosen noch mit so unerschütterlichem Stolze pocht, die Quelle und den Ursprung des Elends, welches auf der Gegenwart lastet. Ihm erscheint jene Zeit, deren Verherrlichung in nutzlosen, unersprießlichen Siegen gefeiert wurde, wie eine geschminkte Leiche, wie eine freche Buhlerin, deren übertünchte Reize bereits vom Gifte der Ansteckung ergriffen sind. Härter noch lautet sein Urtheil über die unwürdige Regentschaft, die allein darin einige Entschuldigung finden könnte, daß sie wenigstens ihre Pestbeulen nicht mit lügnerischer Verschleierung umgab, wenn sie nicht den Grund zu dieser offenen Schaustellung ihres Lasters in ihrer eigenen Schamlosigkeit gefunden hätte. Auch in der strengen Kritik, welcher hier die lasterhafte Regierung Ludwig's XV. unterworfen wird, muß Jeder dem Verf. recht geben. Die unseligen Ausschweifungen der Revolutionszeit, welche in dem schrecklichen vorangegangenen Drucke, in der mit unerbittlicher Konsequenz eintretenden Reaction und der Wuth, welche in Zeiten der Aufregung selbst sanftere Gemüther zu Exzessen hinreißt, einigermaßen ihre Begründung und in mancher Beziehung ihre Rechtfertigung erhalten, geben — wie man denken kann — vielfachen Stoff zu düsteren Schilderungen. Wir machen es aber eben dem Verf., dessen Geißelhieben nichts entgeht, zum Vorwurfe, daß er nirgends auch nur einen Anlauf nimmt, irgendwie zur Rechtfertigung des Bestehenden etwas anzuführen oder den „mildernden Umständen", welche bei einer unparteiischen Würdigung denn doch auch berücksichtigt werden müssen, einige Geltung zu verschaffen. Daher kommt es denn, daß die historische Kritik, welche von ihm gegen bedeutende Persönlichkeiten ausgeübt wird, ungeachtet sie wegen ihrer Rücksichtslosigkeit einigermaßen zu imponiren vermöchte, doch von einer gewissen Beschränktheit nicht freizusprechen ist. Bei der Wuth, Alles herabzusetzen und auf einen kleinlichen Maßstab zurückzuführen, ist es daher z. B. sehr natürlich, daß der Verf. durchaus nicht im Stande ist, einen Napoleon in seiner Nothwendigkeit und historischen Bedeutung zu würdigen. So artet hier seine Kritik geradezu in Mäkelei aus, welche sich nur an seine Blößen und wirklichen Mängel hält, ohne zugleich auch nachzuweisen, daß einem Manne wie Napoleon nun einmal in dem Entwickelungsgange der französischen Nation sein Platz angewiesen war. Niemand beschuldige uns deshalb des Fatalismus in unserer geschichtlichen Auffassung, oder der Lust, die historischen Ereignisse, nachdem sie einmal ins Leben getreten sind, oder, wie man sagen könnte, après coup zu konstruiren. Es wäre dies ein thörichtes Beginnen, von dessen Haltlosigkeit sich selbst die äußerste Linke der Hegelschen Schule allmälig überzeugt hat. Dessenungeachtet nennen wir es doch klein und beschränkt, wenn man an einem Manne wie Napoleon krittelt und tadelt, ihm genau nachrechnet, wo und inwieweit er gesündigt, und dann mit eitler Selbstüberschätzung beweist, welchen Weg er hätte einschlagen müssen, um zu einem vernünftigen Ziele zu gelangen.

Selten ist vom Kaiserreiche eine so ungünstige und herabsetzende Schilderung entworfen, selten ist über Alles, was auf dem Boden jener Zeit erwachsen ist, so unbedingt der Stab gebrochen, als es in vorliegendem Werke geschieht. Nichts, auch nicht einmal der blutige Glanz, welcher durch die Siege Napoleon's auf den Namen der französischen Nation geworfen ist, findet hier auch nur eine vorübergehende Anerkennung. Der Verf. sieht nur Blut, Verderben und Ersticken jeder nationellen Entwickelung. Selbst die Restauration, bei deren Erwähnung man eher auf die Sympathie des Legitimisten, welcher hier zum Publikum spricht, zählen sollte, findet hier durchaus nicht etwa einen unbedingten Wortführer. Wir wollen es ihm gern einräumen, daß ihre ganze Tendenz ein ohnmächtiger, erfolgloser Versuch war, die Ideen der Ordnung, der Sitte und des Glaubens in das Staatsleben wieder einzuführen. Zugleich aber glauben wir etwa im Sinne Dumesnil's zu reden, wenn wir gegen die Hauptleiter der damaligen Zeitverhältnisse die gewichtige Beschuldigung erheben, daß sie weniger der Sache und den Ideen als ihren eigenen Leidenschaften dienten.

Wenn nun so schon über jeden Zeitabschnitt der Vergangenheit ein hartes und unerbittliches Strafgericht gehalten wird, so läßt der Verf., wenn er auf die Zustände des heutigen Tages zu reden kommt, seinem Groll im erhöhten Maße freien Lauf. Nichts entgeht hier seiner zermalmenden Kritik. Die Regierung erscheint ihm schwach und despotisch zugleich; die Männer, denen die Leitung der Angelegenheiten anvertraut ist, schildert er als schamlose Pygmäen-Naturen, welche ihrer Aufgabe keineswegs gewachsen sind und nur gerade die Macht haben, die gegebenen Verhältnisse auf das heilloseste zu verwirren. Dabei aber geht keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft leer aus; auf alle regnet es Vorwürfe der Charakterlosigkeit, des Eigennutzes, der Selbstsüchtigkeit und der moralischen Entartung herab. Dies sind so etwa in der Kürze die Elemente, welche der Verf. in seinem Farbentopfe zusammengerieben hat. Man kann sich denken, wie das Bild ausgefallen seyn muß, welches er aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt hat.

G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Messianismus und Slawenthum. Die mystisch-politischen Vorlesungen, die Adam Mickiewicz als Fortsetzung seines litterar-historischen Kursus am Collége de France in Paris hielt — Vorlesungen, die seitdem auf Veranlassung des Ministers des öffentlichen Unterrichts nicht weiter angekündigt und gehalten wurden — sind nunmehr unter dem Titel: „Die Staatskirche und der Messianismus" im Druck erschienen.*) Die Verzückung, in welcher sich die 80—100 slawischen Männer, Frauen und Jünglinge befanden, die diese Vorlesungen mit anhörten, dürfte von der französischen Lesewelt nicht getheilt werden — wenn das Buch überhaupt in diese eindringt, denn nichts scheut sie so sehr, als die Nebel- und Schwebelbilder des Mystizismus und des Pietismus, und wären sie auch, wie in dem vorliegenden Falle, von poetischer Meisterhand gezeichnet.

Was Herr Mickiewicz „Messianismus" nennt, ist eine Reihefolge von Offenbarungen, welche die christliche Offenbarung vervollständigen sollen. Gott, um sich den Menschen mitzutheilen, bedient sich hierzu nicht des vielstimmigen Geschreies der Schulen, sondern einer auserwählten Seele, welche die anderen Seelen nach sich zieht und diese an ihrem eigenen Fortschritte Theil nehmen läßt. Eine solche Seele ist nun unter Anderen, nach Mickiewicz, auch Napoleon gewesen; aber nicht schon in der Gegenwart wird sich die Reihe der Offenbarungen vollenden, sondern erst der Zukunft, wenn auch einer nicht allzu entfernten, ist dies vorbehalten. Diesem wahren Messianismus steht der falsche und lügnerische gegenüber, zu dessen Adepten und Priestern Herr Mickiewicz alle Dichter und Philosophen unserer Zeit zählt. Vorzugsweise berufen, um die messianischen Ideen fortzupflanzen, erscheint unserem polnischen Poeten der slawische Stamm, dessen Identität mit den alten Asiyriern er nachweist und dessen älteste Mythologie ihm dazu dient, die Einheit der religiösen Ideen des Heidenthums darzuthun, die sämmtlich die Tendenz nach einem und demselben Ziele gehabt. Man sieht, daß Herr Mickiewicz von der Schellingschen Offenbarungs-Philosophie Manches herübergenommen und sich zu seinen Zwecken zurecht gestellt hat. Mit dem deutschen Mythen-Erklärer Nork läßt er sich in eine Polemik ein, indem er die Behauptung desselben, daß der Brahmanischen Gottesidee der Vorrang gebühre, widerlegt und diesen vielmehr der hebräischen vindizirt, da eine Offenbarung nur nach ihren Wirkungen gewürdigt werden könne, weshalb auch die christliche wieder um so viel höher als die jüdische stehe.

Zur Untersuchung des Begriffes vom Eigenthum übergehend, versichert Herr M., daß die edeln Polen von altem Schlage ihre Güter immer als Eigenthum des Vaterlandes betrachtet hätten, dem es zum Opfer zu bringen sie stets bereit gewesen seyen. Als Beispiel eines solchen alten, vielleicht des letzten Polen dieses Schlages, führt er den Fürsten Radziwill an, den reichsten Starosten seiner Zeit, der es seiner und seiner Familie unwürdig gehalten, jemals mehr als einen einzigen Thaler in der Tasche zu tragen, und der beständig in einem abgeschabten zerrissenen Rock einherging.

Neben diesen religiösen und politischen Betrachtungen stellt Herr Mickiewicz eine Untersuchung der verschiedenen philosophischen Systeme an in ihren Beziehungen zum slawischen Geiste. Mit Descartes beginnend, zeigt er die mannigfachen Modificationen des europäischen Gedankens und die Abweichungen der verschiedenen philosophischen Systeme von einander bis auf die von Schelling und Hegel. Zwei polnische Namen machen jedoch den Beschluß in dieser seiner Darstellung der Philosophie, und zwar sind es die des Professors Trentowski (in Freiburg) und des Grafen von Cieszkowski, die, wie der Verfasser sagt, ungeachtet der geistigen Dienstbarkeit, welcher sie sich freiwillig unterworfen zu haben scheinen, bestimmt sind, Verwirrung in das Reich der deutschen Philosophie zu bringen.

Die Zukunft gehört, wie Herr M. versichert, ausschließlich den Slawen, die von der Vergangenheit schlecht bedacht wurden und von der Gegenwart nur wenig erwarten dürfen. Aus slawischem Stamme wird wahrscheinlich der neue Messias der Welt entsprossen seyn. Der aufwachsenden Generation ist als Führer ein Mann beschieden, der sowohl den Hoffnungen, welche sie nährt, als den ungeheuren Bedürfnissen, von denen sie gequält ist, entspricht. Erkennen wird man diesen Messias an dem heiligen Feuer, an dem edlen Enthusiasmus, der noch jetzt in einigen Herzen entbrennt. Doch wird vorher der slawische Geist mit dem französischen sich verbinden müssen, welcher letztere, ungeachtet der Verderbniß vieler seiner Kinder, noch der am meisten vom heiligen Feuer beseelte sey. „Ein solches Ereigniß", fügt der Verfasser hinzu, „ist der allein würdige Schluß der Geschichte des Christenthums, der Geschicke sowohl Frankreichs als der slawischen Völker."

Aus diesen Proben kann man ersehen, welche Richtung jetzt der Geist des unglücklichen Dichters genommen, dessen neuestes Werk wir hier kaum erwähnt haben würden, wenn es nicht sein Name wäre, der diese Besprechung eines, einzelner schöner Gedanken ungeachtet, werth- und zukunftslosen Geistesproduktes rechtfertigte.

*) L'église officielle et le Messianisme. Par Adam Mickiewicz. — Paris, au comptoir des Imprimeurs-unis.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 69. Berlin, Dienstag den 9. Juni 1846.

Frankreich.

Eine Stimme aus Frankreich über den Deutschkatholizismus.

Das Maiheft der Revue Nouvelle beginnt mit einem Aufsatz über den Deutschkatholizismus, welcher, wenn auch seiner Tendenz zufolge nicht geeignet, ein tieferes Interesse in Deutschland zu erregen, doch aus mehr als einem Grunde höchst bemerkenswerth ist. Die Revue Nouvelle ist bekanntlich ein Organ jener gemäßigtliberalen, konservativprogressiven, kaltblütigen und umsichtigen Partei des politischen Frankreichs, deren erster sehr zweckmäßiger Grundsatz ist, überall die Extreme zu vermeiden. Wenn wir sagen, daß sie fast dieselben Mitarbeiter hat als das Journal des Débats, so weiß der Leser, daß wir unter jener Partei die des Ministeriums verstehen, aber auch, daß die Revue nicht minder als das Journal des Débats als der Ausdruck derjenigen Meinung betrachtet werden kann, welche in Frankreich von der größten, im Ausland, wenigstens in Deutschland, von alleiniger Bedeutung ist. Die Revue nouvelle hat eine kleine Schattirung von Aristokratismus, welche zu unbedeutend ist, um ein demokratisches Bewußtseyn zu alarmiren, doch stark genug, um sie selbst vor jeder wissentlichen Parteilichkeit des Urtheils und vor jeder Leidenschaftlichkeit in der Kundgebung ihrer Meinung zu bewahren. Sie ist, so weit sie von ihrem Standpunkt aus es vermag, gerecht, eben so sehr aus Stolz als aus Politik; sie ist wahr, eben so sehr aus Politik als aus Stolz; überdies ist sie tolerant, eben so sehr aus Kälte als aus Neigung. Mögen übrigens die Motive dieser Tugenden seyn, welche sie wollen, für uns bleibt allein das Resultat wichtig, daß nämlich ihre Meinung unter allen Meinungen Frankreichs — und es giebt deren viele — die größte Beachtung verdient, weil sie im Grunde die Meinung des verständigsten und leidenschaftslosesten Frankreichs ist. Wir haben daher auch bei unserer Mittheilung keinen anderen Zweck, als den deutschen Leser damit bekannt zu machen, wie in Frankreich, selbst von jener sonst vorurtheilsfreiesten und einsichtigsten Seite her, über diese neueste Bewegung des deutschen Geistes auf dem religiösen Gebiete geurtheilt werde.

Der Verf. erzählt zuerst die Geschichte des Deutschkatholizismus und eröffnet sodann, indem er das bekannte Buch von Gervinus: „Die Mission der Deutschkatholiken" zu Grunde legt, gegen dieses wie gegen den Deutschkatholizismus überhaupt einen regelmäßigen Angriff. „Es ist zu untersuchen", äußert sich der Verf. in der Exposition, „welches die Ursachen sind, die diesen neuen Reformversuch bewirkt und zu einer so schnellen Entwickelung getrieben haben, und welche Zukunft ihm bestimmt sey. Die Prognostiken, wie verschieden sie auch bei den verschiedenen Parteien über ihn lauten mögen, können doch nur von drei Gesichtspunkten gestellt werden, von dem der Sekte, von dem der Religiosität und spezieller des christlichen Glaubens, abgesehen von konfessionellen Unterschieden, endlich vom politischen Gesichtspunkt aus." Auf diese verschiedenen Standpunkte sich nach einander versetzend, entwickelt der Verf. die aus ihnen fließenden, oft einander entgegengesetzten Ansichten über den Deutschkatholizismus, bis er zuletzt, seinen eigenen Standpunkt wieder einnehmend, wie er sich ausdrückt, „auf eigene Rechnung" untersucht, „welche Richtung der Deutschkatholizismus genommen habe und welche Zwecke er verfolge." Dieser besondere Standpunkt des Verf., der leider nicht näher bezeichnet wird, muß doch von jenen drei angegebenen verschieden seyn, so daß wir also erwarten dürfen, daß der Verf. seine Ansicht über den Deutschkatholizismus weder als Parteigänger einer Sekte, noch als religiöser Christ, noch als Politiker auszusprechen beabsichtigt. Ehe wir aber den Leser durch Mittheilung jener eigenen Ansicht des Verf. in den Stand setzen, sich ein bestimmtes Urtheil über dessen Standpunkt zu bilden, halten wir es für zweckmäßig, die Resultate seiner Entwickelung aus jenen drei ihm, wie er sagt, fremden Standpunkten voranzuschicken. Vor allen Dingen aber ist noch zu erwähnen, daß der Verf. die Behauptung Gervinus', daß der Deutschkatholizismus eine durchaus unwillkürliche, nicht absichtlich vorbereitete Bewegung sey, welche sich „in völlig volksthümlicher Weise entwickelt habe", als richtig anerkennt; zugleich aber auf das Faktum einen großen Nachdruck legt, daß nur eine kleine Zahl römisch-katholischer Priester von derselben sich habe hinreißen lassen, woraus er den Schluß ziehen zu können glaubt, „daß, wenn die Erscheinung des Deutschkatholizismus bis auf einen gewissen Punkt den Beweis von einem anormalen und betrübenden Zustande (wessen? der katholischen Kirche?) liefert, er an sich selbst durchaus keinen realen Werth habe, welcher ihm eine lange Dauer verbürgen könnte."

„Aus dem Gesichtspunkt der Sekte", fährt unser französischer Kritiker fort, „erklärt sich das Gedeihen des Deutschkatholizismus durch die Erbitterung des Glaubens gegen die Mißbräuche des römischen Katholizismus, durch die Empörung des Gewissens gegen die Heuchelei desselben, durch das Erwachen des Gefühls für religiöse Freiheit und deren Kampf gegen die Tyrannei der Autorität. Um diese Ansicht von der Sache zu rechtfertigen", entgegnet der Verf. richtig, „müßte zuerst das Vorhandenseyn jenes reinen und lebendigen Glaubens, den man den Urhebern und der großen Mehrzahl der Begünstiger des Deutschkatholizismus unterzulegen beliebt, eben so wie die Realität der Mißbräuche und Untugenden, durch welche die katholische Kirche diesen Glauben beleidigt haben soll, bewiesen werden; zuletzt bliebe immer noch der Beweis übrig, daß der Deutschkatholizismus das wahrhafte Gegengift und Heilmittel für die Wiederherstellung der krankhaften Organisation der Kirche sey." Der Verf. beweist nun aber seinerseits, daß keiner von jenen verlangten Beweisen geführt werden könne, da 1) bei den Urhebern der deutschkatholischen Bewegung, besonders bei Ronge, den er des Jesuitismus, bei Czersky, den er der Unmoralität beschuldigt, und bei den Uebrigen, mit Ausnahme etwa von Schreiber und Theiner, an einen reinen und wahrhaften Glauben nicht zu denken sey; 2) auch jene Mißbräuche, über welche man sich beklage, gar nicht existirten. Dieser Theil seiner Demonstration ist seiner Dialektik wegen merkwürdig. Mit der Widerlegung der letzten Beschuldigung (des hierarchischen Despotismus) beginnend, sagt er nämlich: „Wenn man von der Tyrannei Roms, vom katholischen Despotismus spricht, so wäre es wünschenswerth, daß man sich näher darüber erkläre. Will man mit diesem Vorwurf das Prinzip der hierarchischen Organisation des Klerus in der katholischen Kirche, die Oberhoheit des römischen Bischofs als Herrn dieser Kirche angreifen? Das ist eine rein theologische Streitfrage, auf die wir uns einzulassen weit entfernt sind. Ein Katholik hat darauf nichts zu antworten, als daß diese Einrichtung von Christus selbst herrührt, um die Einheit der Kirche zu sichern." Durch diese Antwort hat der Verf. leichtes Spiel, denn, darf das Prinzip nicht angetastet werden, so sind die aus demselben sich ergebenden Folgen an und für sich gerechtfertigt oder erscheinen doch in einem ganz anderen Lichte. „Es ist nicht die Tyrannei des römischen Katholizismus, welche den Deutschkatholizismus hervorgerufen", schließt der Verf. diesen ersten Theil seiner Widerlegung, welche Nichts widerlegt, da sie von dem Punkte ausgeht, der eigentlich ihr Ende seyn sollte — ein logischer Zirkel, der weder Anfang noch Ende hat; „denn in ganz Deutschland herrscht Gewissensfreiheit, hauptsächlich in Preußen könnte nur materieller Vortheil der Grund zum Uebertritt aus der katholischen zur evangelischen Kirche seyn" — warum nicht auch umgekehrt? — „Theiner ist wegen seines Buches gegen den kirchlichen Cölibat weder in Ungnade gefallen noch verfolgt worden." Und von wem sollte er denn verfolgt werden? doch nicht etwa von der Regierung eines größtentheils evangelischen Staats? Will uns der Verf. vielleicht überreden, daß Theiner auch beim römischen Hofe nicht in Ungnade gefallen sey, oder daß er, wenn er bei der Publication seines Buches das Unglück gehabt hätte, sich in Rom oder auch in Wien zu befinden, nicht verfolgt worden wäre? — „Ronge selbst ist erst dann exkommunizirt worden, als seine Ketzerei formell bestätigt war; und selbst die eifrigsten Protestanten haben anerkannt, daß der Bischof von Breslau durch den Ausspruch des Fluches nur seine Pflicht gethan habe." Gewiß, weil die Protestanten wissen, daß die Intoleranz hier prinzipiell begründet ist. Hört sie aber deswegen auf, Intoleranz zu seyn? Was soll man davon denken, wenn der Verf. hinzufügt: „Uebrigens ist keine Excommunication mit mehr christlicher Liebe ausgesprochen worden"; was soll man von einer Mutter denken, welche ihren verirrten Sohn mit holdseligem Lächeln auf den Lippen — verflucht? — Der Vorwurf der Heuchelei wird dadurch widerlegt, daß er auf die Protestanten geworfen wird. „Niemals hat man die katholische Kirche in Verdacht haben können, daß sie unter den Gliedern des Klerus oder unter ihren anderen Getreuen jene vorgebliche Toleranz geduldet hat, welche sich auf den Unglauben stützt. Niemals ist es in der katholischen Kirche möglich gewesen, ein Bischof oder einfacher Priester zu seyn, wenn man öffentlich mit dem Bekenntniß hervortrat, daß man nicht an die Gottheit Christi glaube. Eine solche Meinung äußern, hieße sich selbst aus der Kirche verbannen."

„Es bleiben", fährt der Verf. fort, „einige Worte über den Vorwurf der Taschenspielerei zu sagen, welcher sich, sanft ausgedrückt, als der des Aberglaubens darstellt." Es wird dies in Rücksicht auf die Trierer Angelegenheit gesagt, deren Beurtheilung ihrer Feinheit und Zartheit wegen bewunderungswürdig ist. „Wir glauben, daß die Feierlichkeit zu Trier ein Fehler war. Nicht als ob bei dieser Gelegenheit die Reinheit der katholischen

Lehre und des wahren Glaubens im Geringſten verletzt worden wäre; aber, wenn es immer recht und nützlich iſt, den Reliquien die Ehren zu erzeigen, welche die Verdienſte der Heiligen ins Gedächtniß zurückrufen und ihrem Beiſpiel zu folgen auffordern, ſo kann es doch oft gefährlich ſeyn, zu ſolchen religiöſen Ceremonien die Menge zuſammenzurufen. Man hätte die Reclamationen der Proteſtanten, die Spottreden des Unglaubens, die Blasphemieen der Gottloſigkeit, die Verirrungen der Einbildungskraft und der Leichtgläubigkeit des großen Haufens vorherſehen können. Aber wenn man ſich die Freiheit nimmt, das Betragen des Herrn Biſchofs von Trier bei dieſer Gelegenheit zu beurtheilen, ſo darf man nicht vergeſſen oder gar verheimlichen, daß er am erſten Tage der Ausſtellung von der Kanzel herab hatte verkündigen laſſen, daß die Kirche für die Authentizität der Reliquie nicht garantire, daß jedoch raiſonnable Motive vorhanden ſeyen, Vertrauen in die Tradition zu ſetzen, welche den ausgeſtellten Rock als ein von unſerem Herrn auf Golgatha getragenes Kleidungsſtück darſtellt. Ohne Zweifel iſt es dem Ungläubigen leicht, die Ehren, welche einem Kleidungsſtück erwieſen werden, ins Lächerliche zu ziehen; beſonders aber wird es ihm ſchwer, die Regungen der Zerknirſchung und Frömmigkeit zu begreifen, welche ein ſolcher Anblick in der Seele eines Chriſten hervorbringen muß, indem er ihm alle Umſtände des Leidens vor die Augen führt. Wenn man endlich in Betracht zieht, daß alle Welt dem Anſtand und der Sammlung, mit welcher eine zahlloſe, ſich jeden Tag erneuernde Menge der heiligen Ceremonie beigewohnt hat, Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen, ſo würde man einen großen Leichtſinn an den Tag legen, wenn man leugnete, daß der moraliſche und religiöſe Zweck, welchen der Herr Biſchof von Trier im Auge gehabt hat, wenigſtens ſo vollſtändig erreicht ſey, als man hoffen durfte."

Die ganze Kunſt katholiſcher Dialektik bietet aber der Verf. bei der Apologie der wunderthätigen Kraft der Reliquie auf, indem er ſich mit ausnehmender Geſchicklichkeit in der Erklärung über dieſen, wie er naiv bemerkt, allerdings kitzlichen Punkt (le point le plus délicat) zwiſchen einem beſtimmten Ja oder Nein durchwindet, um weder der Orthodoxie, als deren Vorkämpfer er ſich aufwirft, verdächtig, noch mit dem geſunden Menſchenverſtand, auf deſſen Standpunkt er ſich geſtellt wiſſen will, in Widerſpruch zu erſcheinen. „Es iſt wahr, daß der Herr Biſchof von Trier, welcher anfangs nicht die Abſicht hatte, zu erlauben, daß die Reliquie berührt werde, dieſe Gunſt den von Leiden heimgeſuchten Perſonen nicht verſagen zu dürfen glaubte, wenn ſie ihn darum baten gleich jener Frau des Evangeliums, welche ſich unter die den Herrn umgebende Menge miſchte, zu ſich ſprechend: Wenn ich nur den Saum ſeines Kleides berühre, ſo werde ich geneſen. — Aber dieſe Berührung wurde nur denen geſtattet, welche genügende Beweiſe ihres Glaubens gaben; auch ließ man ſie nur an beſonderen Stunden, wenn das Publikum abweſend war, die Reliquie berühren, nachdem man ſie darauf hingewieſen, daß die Weisheit und Güte Gottes unerforſchlich ſey, und daß eine Verweigerung eben ſo gut eine Wirkung ſeiner Gnade ſeyn könne, als die augenblicklichſte und vollſtändigſte Heilung. Konnte ein Chriſt und Prieſter ein anderes Betragen beobachten, konnte er eine andere Sprache führen? Sollte er antworten, daß die Zeiten der Wunder vorüber ſeyen, und daß Gott beſchloſſen habe, den Menſchen keine Zeichen mehr zu geben? Der tiefſte Glaube würde durch ſolch Wort erſchüttert worden ſeyn; u. ſ. w." Der Verf. ſchließt dieſe Apologie mit der Moral: „Es iſt alſo klar, daß die religiöſe Bewegung, aus welcher der Neukatholizismus entſtanden iſt, nicht einen Einſpruch des Glaubens gegen die Mißbräuche des römiſchen Katholizismus enthält, ſondern daß ſie ein Krieg des Unglaubens gegen den Glauben iſt"; und belehrt uns, daß ſelbſt „die Proteſtanten in Deutſchland" — welche? die der evangeliſchen Kirchenzeitung? — „dieſen Charakter der neuen Reform nicht verkannt haben."

Vom Standpunkt der Religioſität, auf den ſich der Verf. nunmehr ſtellt, beginnt er mit dem aus dem erſten Geſichtspunkt gewonnenen Reſultat, „daß der Deutſchkatholizismus keine chriſtliche Religion, ja daß er eigentlich gar keine Religion ſey", welches er weiterhin theils durch eine Kritik des Leipziger Glaubensbekenntniſſes, das, trotz ſeines „zweideutigen Charakters", doch offenbare „Gottloſigkeit" enthalten ſoll, theils durch Hinweiſung auf eine Verbindung der Deutſchkatholiken mit den proteſtantiſchen Lichtfreunden, die auf „kommuniſtiſchen und revolutionairen Ideen" baſirt ſey, ſpeziellet zu begründen ſucht. Ueberhaupt zeigt dieſe Betrachtung die beklagenswerthe Tendenz, aus Thatſachen, welche lediglich aus Organen wie die evangeliſche Kirchenzeitung geſchöpft ſind, den Deutſchkatholizismus politiſch zu verdächtigen, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als der Verf., ſich mit dieſer negativen, überdies rein induktiven Beweisführung begnügend, auf eine eigentlich direkte Widerlegung gar nicht eingeht. „Augenſcheinlich iſt es, daß vom religiöſen Standpunkte aus der Deutſchkatholizismus die Negation der chriſtlichen Offenbarung und die Vergötterung der Vernunft iſt; und daß er nur aus Rückſicht für die hiſtoriſche Ueberlieferung, und um die Gewiſſensſkrupel der beſchränkten Leute zu ſchonen, in ſeiner Sprache die chriſtliche Terminologie beibehält und in ſeiner Form den katholiſchen Kultus parodirt. Aber es wäre ungerecht, ihn nur aus dieſem Geſichtspunkt zu beurtheilen. Vertheidiger wie Widerſacher deſſelben ſind darüber einig, daß er von ſehr bedeutender politiſcher Wichtigkeit iſt. Seine Gegner weiſen dabei auf die enge Verbindung deſſelben mit dem Kommunismus hin, und man kann aus dem Vorhergehenden urtheilen, ob dieſe Anklage alles Grundes entbehrt; ſeine Vertheidiger erwarten ihrerſeits nicht weniger von ſeinem Einfluß auf die Regeneration, oder vielmehr Umgeſtaltung Deutſchlands. Von dieſem politiſchen Geſichtspunkt müſſen wir alſo noch den Deutſchkatholizismus würdigen."

Dieſe „Würdigung" beſteht jedoch faſt lediglich theils in der Anführung von langen Stellen aus Gervinus' bekanntem Buche, welche er nur mit ariſtokratiſchem Achſelzucken begleitet, theils als Erwiederung auf dieſelben in der Anführung anderer Stellen, z. B. aus Thiers' Geſchichte des Konſulats, wobei er nicht vergißt, dem Verfaſſer dieſer Geſchichte einen kleinen Seitenhieb zu verabreichen. Von ſeinen eigenen Bemerkungen, die ſich zumeiſt auf die gewöhnlichſten Reflexionen über die Bedeutung des römiſchen Katholizismus ſtützen, iſt nur ein Satz merkwürdig, weil er die Geſinnung des Verf. und das Reſultat ſeiner Anſichten offen an den Tag legt: „Es iſt nicht ſchwer zu beſtimmen, wohin dieſer Katholizismus führen muß; entweder läuft er auf eine vollſtändige Abſchaffung aller poſitiven Religion hinaus, oder er reduzirt ſich auf den Bruch der geiſtigen Einheit Deutſchlands mit der römiſchen Kirche, mit anderen Worten, auf die Negation der päpſtlichen Oberhoheit und der Einheit der univerſalen Kirche."

Es iſt wohl an der Zeit, nach der Meinung des Verf. von ſeinem eigenen, bis jetzt unbekannten Standpunkt aus zu fragen. „Wir haben", ſagt er, „den Deutſchkatholizismus von allen Seiten betrachtet, und nirgends hat er der Kritik widerſtanden. Wir können ihn nunmehr bei unſerer letzten Analyſe für nichts Anderes anſehen, als für eine Manifeſtation jenes irreligiöſen, dem Chriſtenthum feindlichen Geiſtes, welcher Frankreich vor 50 Jahren zu den abſcheulichſten Ausſchweifungen und religiöſen Verfolgungen verführt hat. Wenn die aufrichtigen Männer (und es giebt gewiß deren eine große Anzahl), welche ſich zu ſeinen Gunſten ausgeſprochen, ſich ernſthaft über dieſe Ideen von Religionsfreiheit, Religionsgemeinſchaft und nationaler Einheit, welche ſie auf ſo pomphafte Weiſe an den Tag legen, Rechenſchaft abgelegt hätten, ſo würden ſie ſicherlich nicht zu ihrer Verwirklichung auf das Mittel der einen, öffentlichen und allen Religionen offenſtehenden Kirche gefallen ſeyn. Wir erkennen an, daß in Deutſchland — doch wohl mit Ausnahme gewiſſer Gegenden, wo den Evangeliſchen nur „Bethäuſer", und auch dieſe nicht überall geſtattet ſind — Gewiſſensfreiheit exiſtirt, die nicht blos eine ſcheinbare iſt und im Allgemeinen von den Regierungen aufrichtig reſpektirt wird. Aber dieſe Freiheit ruht nicht, wie bei uns, auf ihrer wahrhaften Grundlage. Deshalb iſt ſie nothwendigerweiſe unvollkommen. Nirgends iſt in Deutſchland der Staat völlig von der Kirche geſchieden. Daher kommen für die Regierungen und für die verſchiedenen Konfeſſionen viele Gelegenheiten zum Streit, für das Volk viele Urſachen zur Unzufriedenheit." Der Verf. erinnert hier an den Streit über die gemiſchten Ehen, der, ſeiner Anſicht nach, nicht möglich geweſen wäre, wenn eine ſolche Trennung von Kirche und Staat in Deutſchland exiſtirte. „Es giebt in der That", fügt er hinzu, „keine wahrhafte und vollſtändige Gewiſſensfreiheit, als unter einer Regierung, welche eine feſte und ſichere Scheidewand zwiſchen Kirche und Staat zieht; eine Scheidewand, welche nicht nur der kirchlichen Autorität jeden politiſchen Einfluß raubt, ſondern auch jede Einmiſchung des Staats in religiöſe Unterſuchungen verhindert. Wenn man durchaus dem Deutſchkatholizismus einigen politiſchen Werth beilegen will, ſo könnte er nur in dem vagen Bewußtſeyn dieſes Prinzips der Trennung des Staats von der Kirche beſtehen, welches dieſe neue Lehre übrigens in ihrem höchſt widerwärtigen und lächerlichen Utopien auf die ſonderbarſte Weiſe verſtümmelt."

So ſchließt dieſer Artikel, der, wenn er auch über den Deutſchkatholizismus weder eine neue, noch die richtige Anſicht darlegt, doch jedenfalls als eine an bedeutungsvoller Stelle ausgeſprochene Meinungsäußerung in Frankreich, wo jene Bewegung bisher bekanntlich ſo geringen Anklang und noch weniger Nachahmung gefunden, von Werth iſt. Sr.

Italien.

Ueber die Eiſenbahnen in Italien.

(Fortſetzung.)

Jene Vereinigung kann auf doppeltem Wege bewirkt werden: entweder vermittelſt einer Linie, welche, mit direkter Richtung auf Turin, bei Vigevano die Linie von Genua nach dem Lago maggiore durchſchnitte; oder aber durch einen Weg, welcher von Mailand durch Pavia in gerader Linie nach Genua ſich erſtreckte. Der erſte, welcher mehr der geographiſchen Bildung des Landes entſprechen würde, wäre für die allgemeinen Intereſſen des Po-Thals angemeſſener; der zweite dürfte vielleicht in kommerzieller Rückſicht vorzuziehen ſeyn, da er Mailand dem Meere näher bringt. Welches übrigens auch das beſondere Verdienſt einer jeden ſeyn mag, das Weſentliche bleibt, daß die eine oder die andere Linie ſo ſchnell wie möglich ausgeführt werde. Wir zweifeln nicht, daß ſpäter, wenn die Vortheile der Eiſenbahnen vollſtändig gewürdigt werden und die ökonomiſchen und politiſchen Verhältniſſe Italiens ſich verbeſſert haben, dieſe beiden Linien gleicherweiſe ausgeführt werden und ſo mit den piemonteſiſchen Linien einen herrlichen Triangel von Eiſenbahnwegen bilden werden, deſſen Scheitelpunkte Turin, Genua und Mailand ſind. Das lombardiſch-venetianiſche Königreich erfordert, wie Piemont, eine große Anzahl von Nebenlinien. Schon iſt die Konzeſſion für die Bahn von Mailand nach Como erfolgt; bald werden die Bahnen folgen, welche die reichen und wichtigen Städte, wie Bergamo, Mantua und Cremona, mit der Hauptlinie verbinden ſollen. Wenn die Linien im Innern des Landes vollendet ſind, dann iſt das lombardiſch-venetianiſche Syſtem einerſeits mit den Linien, welche ſich in den Provinzen des rechten Po-Ufers bilden werden, andererſeits mit dem deutſchen Eiſenbahnnetz zu verknüpfen, von dem Trieſt der eine Ausgangspunkt iſt. Die Verbindung der beiden Po-Ufer bietet jedoch ſehr große techniſche Schwierigkeiten, ſo wie ökonomiſche und politiſche Hinderniſſe dar; weshalb ſie denn auch erſt dann hergeſtellt werden wird, wenn die anderen Partieen des italiäniſchen Netzes vollendet ſind.

Anders verhält es sich mit der Linie von Triest nach Wien, welche Italien mit Deutschland zu verbinden bestimmt ist. Diese Strecke, die fast gar keine Schwierigkeiten darbietet, ist von zu großer Bedeutung für Oesterreich, als daß wir glauben könnten, die Ausführung derselben würde noch lange aufgeschoben werden. Von allen Bahnen, über welche wir bisher gesprochen, ist diese vielleicht die einzige, deren Nützlichkeit für Italien in Zweifel gezogen werden könnte. In der That, wenn sie augenscheinliche Vortheile in ökonomischer Rücksicht darbietet, indem sie die Ausfuhr der überflüssigen Produkte des italiänischen Bodens nach Deutschland begünstigt, so vergrößert sie zugleich den Einfluß des österreichischen Hauses auf ganz Italien und erleichtert die Thätigkeit seiner Kräfte, um es in Abhängigkeit zu erhalten. Dieser Einwurf scheint viel für sich zu haben, allein er ist nicht gegründet. Wenn die Zukunft für Italien noch glücklichere Zeiten aufspart, wenn dieses schöne Land, wie zu hoffen steht, bestimmt ist, eines Tages seine Nationalität wiederzuerlangen, so kann dies nur in Folge einer Umgestaltung Europa's geschehen, oder durch solche gewissermaßen von der Vorsehung bestimmte Ereignisse, auf welche die größere oder geringere Leichtigkeit, mit welcher man einige Regimenter auf der Eisenbahn nach der italiänischen Gränze schaffen kann, von gar keinem Einfluß ist. Die Zeit der Verschwörungen ist vorüber; die Emancipation der Völker kann weder die Wirkung eines Komplotts noch einer Ueberraschung seyn, sie ist die nothwendige Konsequenz der Fortschritte der christlichen Civilisation und der Aufklärung geworden. Die materiellen Kräfte, über welche die Regierungen verfügen, werden nicht im Stande seyn können, die Nationen unter ihrem Joch zu erhalten, wenn die Stunde der Befreiung geschlagen hat; sie werden weichen müssen vor der Gewalt der moralischen Kräfte, welche von Tag zu Tag anwachsen und welche früh oder spät mit Hülfe der Vorsehung eine politische Bewegung in Europa hervorrufen werden, von welcher Polen und Italien mehr als jedes andere Land Vortheil zu ziehen berufen sind. Der Weg, welcher Wien und Triest um einige Stunden einander nähert, kann solche Ereignisse nicht verhindern. Von dieser Ueberzeugung ausgehend, halten wir dafür, daß diese Bahn am wünschenswerthesten ist; denn wenn sie schon jetzt für die italiänische Agrikultur sehr vortheilhaft wäre, so würde sie in der Zukunft, wenn die durch die Eroberung ins Leben gerufenen Verhältnisse den Beziehungen der Gleichheit und Freundschaft Platz gemacht haben, dem Lande unberechenbare Dienste leisten, indem sie die intellektuelle und moralische Wechselwirkung erleichtern würde, welche wir mehr als irgend Jemand zwischen dem ernsten und tiefen Deutschland und dem intelligenten Italien hergestellt zu sehen wünschen.

Auf dem rechten Ufer des Po ist die Eisenbahn-Angelegenheit weniger vorgerückt als auf dem linken Ufer. Die geringe Ausdehnung der Fürstenthümer, aus denen dies Land besteht, die Schwäche ihrer pekuniären Hülfsquellen, die Unvollkommenheit ihrer administrativen Verfassung, endlich manche noch nicht ausgerottete Vorurtheile machen die Ausführung der Bahnen in dem südlichen Theil des Po-Thals — mit Ausschluß jedoch der sardinischen Staaten — sehr problematisch. Jedoch bezieht sich diese Ungewißheit eigentlich nur auf einen Unterschied in der Zeit; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß in einer wenig entfernten Zukunft die reichen Ebenen von Parma und Mailand mit einem eben so vollständigen Netz wie die übrigen Gegenden Nord-Italiens überzogen seyn werden. Schon seit einem Jahre bewirbt sich eine Gesellschaft, welche die geachtetsten Männer Bologna's und der Städte der Romagna zu ihren Mitgliedern zählt, um die Erlaubniß, auf eigene Kosten den Weg von Ancona nach Bologna auszuführen, indem sie zugleich die Absicht an den Tag gelegt hat, diese Bahn bis nach Modena und Parma zu verlängern. Die Regierung des Kirchenstaats hat aus einem Uebermaß von Klugheit, welches man leichter erklären als rechtfertigen kann, bisher ihre Zustimmung zu diesem Projekte versagt. Indessen scheint es, daß die immer dringender werdenden Bitten der Gesellschaft und die wiederholten Forderungen der Landesbewohner, unterstützt durch die Vorstellungen des einflußreichsten Prälaten der römischen Administration, bald über die Abneigung des römischen Hofs triumphiren werden. Wir wünschen von ganzem Herzen diese glückliche Umwandlung der römischen Politik herbei, und zwar nicht blos wegen der Wichtigkeit der in Frage gestellten Linie, sondern vorzüglich, weil die Ausführung großer Arbeiten von öffentlichem Nutzen in der Romagna eine unmittelbare Erleichterung der unteren Klassen dieses seit einiger Zeit so sehr herabgekommenen Landes mit sich führen und dem Patriotismus und der Thätigkeit der oberen und mittleren Klassen einen Spielraum darbieten wird, welcher ihnen die Politik der Geduld und der Erwartung, die für die jetzige Lage Italiens allein zuträglich ist, erleichtern hilft. Die Linie von Ancona nach Bologna wird als unausbleibliche Konsequenz die von Bologna nach den sardinischen Staaten durch Modena und Parma nach sich ziehen. Die Gesellschaft, die in Besitz der ersten seyn wird, muß ein solches Interesse an der Ausführung der zweiten haben, daß sie sich für diesen Zweck allen Opfern unterziehen wird, welche die betreffenden Regierungen ihnen auflegen.

So ist es also erlaubt zu hoffen, daß die Zeit, in welcher man an den Eisenbahnen mit gleichem Eifer auf beiden Ufern des Po arbeiten wird, nicht entfernt ist. Ohne für einen Utopisten gehalten zu werden, kann man vorhersagen, daß noch vor Ablauf von zehn Jahren das herrliche Bassin, welches dieser Fluß bildet, seiner ganzen Länge nach durch zwei große Linien durchschnitten seyn wird, welche von Turin, als ihrem gemeinsamen Ausgangspunkt, aus sich in gleicher Weise gegen das Adriatische Meer richten, um dort, die eine bei Venedig, nach Durchschneidung der fruchtbaren Ebenen von Piemont und der Lombardei, die andere bei Ancona, nach Verbindung der sardinischen Staaten und der Herzogthümer Parma und Modena mit dem Kirchenstaat, auszulaufen. An diese beiden Hauptlinien werden sich eine Menge von Nebenlinien anschließen, so daß, wenn dieses Netz noch mit den deutschen Eisenbahnen durch Triest und mit den französischen und denen der Schweiz durch die Alpenbahn verknüpft ist, der Norden von Italien im Stande seyn wird, die hohe Stufe von Wohlhabenheit und Macht zu erreichen, auf welche ihm seine geographische Lage, der Reichthum seines Bodens und die natürlichen Hülfsquellen der verschiedensten Art, welche er besitzt, einen gegründeten Anspruch sichern.

Toskana, in gewisser Beziehung das Centrum von Italien, ist hinter keinem Staate rücksichtlich der Eisenbahnfrage zurückgeblieben; die Hauptlinie des Landes, die von Livorno nach Florenz, ist schon seit langer Zeit in Angriff genommen worden, aber die finanzielle Krisis von 1840 und der Unstern, welcher einige Zeit hindurch über den Eisenbahnen gewaltet, haben ihre völlige Ausführung verhindert. Seit zwei Jahren wird jedoch mit Eifer daran gearbeitet, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese Linie, welche für Toskana eine Lebensfrage geworden ist, übrigens auch schon von Livorno bis Pontedera, d. h. ein Drittel ihrer Länge, dem Publikum geöffnet, innerhalb zweier oder dreier Jahre demselben völlig überlassen werden kann. Die allgemeine Theilnahme, welche ganz Europa für die Eisenbahnen zu erkennen gegeben hat, in Verbindung mit den ungeahnten Erfolgen der Bahn von Livorno nach Pisa, hat in Toskana die Bildung einer Menge Gesellschaften für die Ausführung einer großen Anzahl Linien hervorgerufen. Zwei von diesen Gesellschaften haben bereits nach Erlangung formeller Konzessionen Hand ans Werk gelegt; die erste ist mit dem Bau der Bahn von Lucca nach Pisa beschäftigt, welche in kurzer Zeit vollendet seyn wird; die zweite hat eine ausgedehnte Linie unternommen, welche toskanische Centralbahn genannt und bestimmt ist, Siena mit Florenz und Livorno zu verknüpfen, nachdem sie sich bei Empoli mit der Straße vereinigt hat, die diese beiden Städte verbinden soll.

Die hauptsächlichsten Straßen, deren Konzessionen noch nicht erfolgt oder auf welchen wenigstens noch keine ernstlichen Arbeiten unternommen sind, sind:

1) die Bahn von Florenz nach Bologna;
2) die Bahn von Florenz nach Forli;
3) die Bahn von Florenz nach Lucca, welche mit der Bologneser Bahn bei Pistoja zusammenfällt;
4) die Bahn von Florenz nach Rom;
5) eine Linie, welche, von Livorno ausgehend, sich auf den Kirchenstaat richtete, indem sie längs dem Meere hin die Maremmen in ihrer ganzen Ausdehnung durchschnitte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den Bahnen, welche wir eben aufgezählt haben, und vielleicht selbst unter denen, welche wir zu erwähnen unterlassen haben, mehrere sich befinden, die dem Lande zum größten Vortheil gereichen würden und zugleich vom pekuniären Gesichtspunkt aus eine bedeutende Sicherheit des Erfolgs darbieten. Eine vor Allem stellen wir nicht an als von der höchsten kommerziellen und politischen Wichtigkeit zu erklären, nämlich die Bahn von Florenz nach Bologna. Wir kennen die Hindernisse nicht, welche der Weg durch die Apenninen ihrer Ausführung entgegensetzt, aber wir glauben die Behauptung aufstellen zu dürfen, daß, wenn diese Schwierigkeiten durch Geld zu überwinden sind, es im Interesse und die Pflicht der toskanischen Regierung ist, der Gesellschaft unter die Arme zu greifen, welche unternimmt, das Mittelmeer mit dem Adriatischen, Livorno mit der Romagna, die venetianischen Provinzen mit dem Hafen von Triest in direkte Verbindung zu setzen. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Der Dichter Kukolnik und die russische Belletristik im Allgemeinen.

Das Londoner Blatt: The Athenaeum theilt in einem seiner neuesten Hefte einige, wie es scheint von kundiger Hand geschriebene Bemerkungen über die russische Literatur mit, die in England eine noch vollständigere terra incognita ist als bei uns, wo sie doch auch gerade nicht zu den Lieblingsstudien gehört. „Man nimmt gewöhnlich an", heißt es darin, „daß die Entfernung von St. Petersburg nach London dieselbe sey, als die von London nach St. Petersburg, aber außer im geographischen Sinne ist dieses keineswegs der Fall; was den literarischen Verkehr betrifft, so ist der Abstand zehn-, wenn nicht hundertfach größer. Während die Erzeugnisse der englischen Presse mit Dampfboots-Geschwindigkeit nach Rußland fliegen, haben wir unsererseits kaum eine Ahnung, daß der Geist auch dort nicht in gänzlicher Unthätigkeit verharrt; es sind von ihm nur wenige Strahlen oder vielmehr nur ein schwaches Glimmern bis zu uns gedrungen — wahrscheinlich (wird man sagen), weil er zu bleich und kraftlos ist, um einen etwas sichtbareren Schein zu verbreiten." — Dieses Urtheil will der Kritiker jedoch nicht so unbedingt gelten lassen; obgleich man in der russischen Literatur, zumal seit dem Tode Puschkin's und des von seinen Landsleuten vergötterten Fabeldichters Krylov, keinen Stern erster Größe findet, so zählt sie doch manche Namen, die wenigstens zu Hause — in dem, was Katharina II. ihr petit ménage zu nennen pflegte — eines bedeutenden und nicht unverdienten Rufs genießen. Zu diesen gehört der fleißige Novellist und dramatische Dichter **Kukolnik**.

„Nestor Kukolnik begann seine literarische Laufbahn im Jahre 1833 mit der sogenannten dramatischen Phantasie: Torquato Tasso, worin er das Leben des großen Italiäners in seinen Hauptmomenten darstellt und es durch eine poetische Licenz mit der Krönung desselben im Kapitol schließen läßt.

Das Drama Kukolnik's weicht also in seinem Plane völlig von dem der Goetheschen Dichtung ab, mit der es nur den Titel gemein hat; er schlug darin überhaupt eine ganz selbständige Richtung ein, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Produkte der russischen Literatur im Allgemeinen eine sklavische Nachahmung ausländischer Muster verrathen, welche jeden Anflug der Originalität im Keime erstickt. Diesen Umstande und zum Theil auch den wirklich nicht geringen poetischen Schönheiten seines Tasso hatte es Kukolnik zu verdanken, daß er bei dessen Erscheinen als der künftige Dichtergenius seines Vaterlandes begrüßt wurde; denn was konnte man nicht von einem jungen Schriftsteller erwarten, der schon in seiner Erstlings-Arbeit solche Kraft und Meisterschaft bewiesen hatte! Das überraschte Publikum erschöpfte sich in Lobsprüchen; indessen ist eine solche vox populi nicht immer die Stimme Apoll's, und die unparteiische Kritik mußte in dem Tasso ein Werk erblicken, das zwar von Talent und poetischem Geist zeugte, aber mehr für die Zukunft versprach, als es wirklich schon geleistet hatte. Zum Unglück war der Verfasser nicht so sehr darauf bedacht, den von ihm gehegten Erwartungen zu entsprechen, als die augenblickliche Gunst des Publikums zu seinem Vortheil auszubeuten. Er fing sogleich an, in schneller Reihefolge eine Masse dramatischer Compositionen in die Welt zu schicken, die sich meistens dadurch auszeichnen, daß sie eher einen biographischen als einen geschichtlichen Stoff behandeln. So hat das Drama: „Leisewitz", den Dichter des einst berühmten Trauerspiels „Julius von Tarent" zum Helden, neben welchem sich Schiller, Iffland, Schröder und andere literarische Notabilitäten jener Zeit bewegen. In ähnlicher poetisch-biographischer Form hat Kukolnik das Leben Bürger's zu einem Roman verarbeitet, der vor kurzem in der Biblioteka dla Tschtenia erschienen ist. Dieses willkürliche Gemisch von Dichtung und Wahrheit, wobei erstere nicht nur die letztere überwiegt, sondern auch gewissermaßen entstellt, macht sich auch in „Eveline de Balleroll" bemerklich. Außer Richelieu, Pater Joseph, Mazarin, die bongré malgré an der Intrigue theilnehmen müssen, gehört auch Poussin nebst anderen Künstlern des 17. Jahrhunderts zu den Helden der Erzählung, in der sie einen bedeutenden Raum ausfüllen. Man könnte daher „Eveline" auch einen Kunstroman nennen, und zwar mit größerem Recht als manche Werke, die sich diesen Titel anmaßen, indem nicht weniger als fünf auseinanderfolgende Kapitel, oder ein ganzes Buch, mit der Ueberschrift: Roma Barbarina, der Kunstgeschichte und Kritik gewidmet sind, weshalb der Verfasser seinen Lesern auch mit vieler Offenheit anzeigt, daß sie diesen Theil seines Werks, ohne den Faden der Erzählung zu verlieren, überschlagen können. Der Hauptfehler in „Eveline" wie in den meisten Schriften Kukolnik's ist der, daß sie ihrem Wesen nach Uebersetzungen zu nennen sind — nicht gerade aus einer anderen Sprache, aber aus einem anderen Volke. Es scheint ihm im Ganzen an Nationalität zu fehlen; er sucht seine Stoffe vorzugsweise im Ausland, ohne die frischeren zu benutzen, die sich ihm zu Hause darbieten. Ohne daher geradezu Kopieen zu seyn, haben seine Gemälde einen exotischen Anstrich; es sind künstliche Blumen ohne Duft und ohne Leben.

„Es wäre vielleicht zu viel, einen russischen Fielding zu erwarten; ein russischer Walter Scott möchte sich noch eher finden, aber in Ermangelung eines solchen könnte man auch mit einer Bremer vorlieb nehmen — einem Schriftsteller, der den Charakter und die Sitten des Volks mit Lebhaftigkeit und Treue darstellen würde. Daß es in Rußland gefährlich sey, hierüber die Wahrheit zu sagen — das Leben und die Gesellschaft nach der Natur zu zeichnen — wird man gewiß nicht voraussetzen können, wenn man die rücksichtslosen Offenbarungen liest, die sich in dortigen Blättern über einheimische Zustände vorfinden. Es ist eher zu glauben, daß Manches übertrieben wird, um größeren Effekt hervorzubringen. So enthält z. B. die in der Biblioteka abgedruckte Novelle: Glück ist besser als Geburt, von Bulgarin und Polewoi, das Portrait eines niederträchtigen, herzlosen Bösewichts, der ungeheure Reichthümer durch die schimpflichsten Mittel anhäuft, den wir aber zu Ehren der Menschheit eher für ein melodramatisches Ungeheuer als für einen naturgetreuen Charakter halten möchten. Auch in Kowalevskji's „Petersburg bei Tag und Nacht" ist kein Mangel an Freiheit zu verspüren; seine schärfsten Pfeile richtet dieses Werk gegen die aristokratische Klasse, und es scheint ihm überhaupt nicht an graphischem Interesse zu fehlen. Indessen ist es bis jetzt noch unvollendet, und bei russischen Erzählern ist nichts gewöhnlicher, als gegen den Schluß ihrer Arbeit die Geduld zu verlieren und den Faden durch eine unvorbereitete, lavinenartig hereinbrechende Katastrophe abzuschneiden. Es mag allerdings leichter seyn, den Knoten durch abenteuerliche Erfindungen zu verwickeln, als ihn auf eine befriedigende Weise zu lösen.

„Die Masse von ausländischen Produkten, mit denen Rußland überschwemmt wird, scheint den geistigen Boden nicht befruchtet, sondern vielmehr das Wachsthum des Nationalen gehemmt und verkümmert zu haben. Der Einfluß fremder Muster hat dem Geschmack des Publikums eher eine falsche Richtung gegeben, als ihn veredelt. Nach Abwerfung des Jochs der alt-französischen klassischen Schule hat man sich in das andere Extrem verirrt und Vorbilder erwählt, die für eine junge Literatur verderblich sind — die das Phantastische und Unmögliche an die Stelle des Wahren und Naturgetreuen setzen und statt der Gefühle und Kämpfe des menschlichen Herzens uns die Verrenkungen eines galvanisirten Leichnams zeigen. Die Aufgabe der russischen Schriftsteller ist nicht schwer; um original zu seyn, haben sie sich nur an die Natur zu halten, und wenn sie das wirkliche Leben mit sicherem Pinsel und treuen Farben darstellen, so werden ihre Gemälde nicht nur das Verdienst der Wahrheit, sondern auch das der Neuheit und der Frische besitzen."

Mannigfaltiges.

— Schulwesen in den Vereinigten Staaten. In keinem Lande der Welt geschieht für den Volksunterricht so viel als in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Eine der ersten Maßregeln, die Washington in seiner ersten Botschaft an den Kongreß allen Regierungen der einzelnen Staaten ans Herz legte, war die Förderung des Unterrichts. Sein Grundsatz war, je größere Rechte ein Freistaat seinen Bürgern einräume, desto mehr habe er die Pflicht, für deren Erziehung und geistige Bildung zu sorgen. Darum wurde bereits von der ersten Bundesregierung der 36ste Theil aller Staatsländereien den Schulen überwiesen. Außerdem hat jedoch jede Gemeinde die Verpflichtung, Schulhäuser zu bauen und Lehrer anzustellen, so daß sie mindestens das Doppelte, oft aber auch das Vierfache dessen beiträgt, was der Staat zu den Zwecken der niederen wie der höheren Schulen überwiesen hat. „Kenntnisse", sagte der Gouverneur des Staates New-York, de Witt Clinton, „sind eben sowohl die Ursache als die Wirkung einer guten Regierung."

Die Elementarschulen (Primary-Schools), in denen die Schüler bis zu einer Bildungsstufe gebracht werden, welche der der Tertianer in unseren Gymnasien gleich ist, sind Freischulen für Jedermann. Der Sohn und die Tochter des reichsten Mannes erhalten dort ihren Unterricht eben so gratis, wie die Kinder des armen Tagelöhners, mit denen sie auf einer Bank sitzen. Jeder sucht seine Kinder so lange als möglich auf der Schule zu erhalten, weil er weiß, daß Kenntnisse Macht verleihen (knowledge is power), und daß namentlich der Sohn, je mehr er in der Jugend gelernt, um so leichter auch auf den Allen ohne Unterschied geöffneten Stufen der socialen wie der politischen Ehren emporsteigen kann. Freilich ist auch in Amerika nicht ganz zu vermeiden, daß die Vortheile der Erziehung unter Reiche und Arme ungleich vertheilt werden, denn obwohl der Unterricht auf den Primary-Schools Allen gratis gegeben wird, so müssen doch arme Aeltern ihre Kinder früh zum Selbsterwerb ihres Lebensunterhaltes anleiten und können sie darum nicht so lange die Schule besuchen lassen, als ihre vermögenderen Mitbürger. *) In vielen Schulen, besonders der westlichen Staaten, ist jedoch, um diesem Uebelstande möglichst abzuhelfen, mit dem wissenschaftlichen Unterricht auch eine Belehrung in mechanischen Arbeiten verbunden, wozu namentlich Landbau, Tischlerei, Buchbinderei, Buchdruckerkunst ꝛc. gehören, auf welche die Schüler gewöhnlich des Tages drei Stunden verwenden, so daß sie, wenn sie die Schule verlassen, auch gleich ihr Brod auf anständige Weise sich erwerben können. Ein anderes eigenthümliches Moment des amerikanischen Unterrichtswesens ist, daß auch in Knabenschulen sehr viele Lehrerinnen angestellt sind. Sie bilden in Ohio etwa die Hälfte und in Massachusetts gar zwei Drittel der Gesammtzahl aller Lehrer. In den niederen Klassen zieht man sie einstimmig den Männern vor, denn sie sind liebevoller, geduldiger, sittlicher und — ohne andere störende Lebensplane — mehr ihrem erwählten Berufe ergeben. **)

Den Primary-Schools zunächst stehen die Colleges (Gymnasien), in welche jedoch, der Regel nach, kein Schüler unter 14 Jahren aufgenommen wird. Hier bringen die Zöglinge durchschnittlich vier Jahre zu, und zwar führen sie in den vier verschiedenen Klassen, die jedes College hat, seltsamerweise die Benennungen: Freshmen (Füchse oder Fritze, wörtlich: Frische), Sophomores (Halbkluge), Juniors und Seniors. Bei dem Abgange von den Colleges, in welchen sie wie auf den Colleges der englischen Hochschulen mit den Professoren zusammen in einem Schulgebäude wohnen, von besonderen Tutors beaufsichtigt werden und eine eigene Uniform tragen, erhalten die meisten Schüler die Würde eines Baccalaureus der Künste oder schönen Wissenschaften, und sie gehen dann gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre zu einer höheren Bildungsanstalt für Gottesgelahrtheit, Rechte oder Arzneikunde über. Einige Colleges, wie das Harward-College zu Cambridge bei Boston, sind Gymnasium und Universität zugleich. So wie jeder abgehende Gymnasiast zum Baccalaureus, so wird jeder abgehende Student in seinem Abgangszeugniß zum Magister erhoben, ohne daß es dazu einer besonderen Prüfung bedarf. Studirende, denen es um eine höhere Ausbildung zu thun und die die Mittel dazu besitzen, pflegen jedoch seit einiger Zeit, nachdem sie von der Hochschule abgegangen, auch noch eine Universität in Europa zu besuchen, und den deutschen Hochschulen wird dann meistens der Vorzug eingeräumt. Im Jahre 1843 gab es in den Vereinigten Staaten 108 Colleges (Gymnasien), 9 Rechtsschulen, 28 medizinische Schulen und 37 theologische Lehranstalten. In den südlichen Staaten verhält sich der Besuch der niederen zu dem der höheren Schulen wie 3 zu 1, in den nördlichen dagegen wie 12 zu 1. In den letzteren also ist der Elementarunterricht bei weitem verbreiteter, was zum großen Theil darin seinen Grund hat, daß die südlichen Staaten sklavenhaltende und die Schwarzen bekanntlich in einigen derselben vom Unterrichte ganz ausgeschlossen sind. Aber auch in den nördlichen geht die Aristokratie der Haut so weit, daß man die farbigen Kinder entweder auf besondere Schulen beschränkt oder doch auf abgesonderte Klassen anweist.

*) Garrigue, Bericht an die Kommission für die Begründung einer deutschen Buchhandlung in den Vereinigten Staaten.

**) Friedr. v. Raumer, die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Theil II, S. 80.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 70. Berlin, Donnerstag den 11. Juni 1846.

Afrika.

Algerien und Tunis im Jahre 1845.

Von Clark Kennedy. *)

Wir haben hier das Werk eines britischen Offiziers, der im Laufe des verflossenen Jahres die Nordküste von Afrika besuchte. Algerien genoß damals noch einer ungewöhnlichen Ruhe; die Schlacht von Isly war geschlagen und gewonnen worden, der Scherif von Marokko mußte um Frieden bitten, Frankreich triumphirte, und Abd el Kader war dem Anschein nach vom Kriegsschauplatz verschwunden. Der Verfasser hatte daher keine Gelegenheit, militairischen Operationen beizuwohnen; er reiste vielmehr wie im tiefsten Frieden von einem Orte zum anderen. Aber nichtsdestoweniger war er Zeuge eines Kampfes anderer Art — des moralischen Kampfes zwischen Europa und Afrika, zwischen den Ideen der modernen Civilisation und den eingewurzelten Sitten und tausendjährigen Vorurtheilen des Orients.

Es war ein seltsamer Zufall, der die Franzosen mit den Arabern in Konflikt brachte. Man kann sich keinen schrofferen Gegensatz denken; die beiden Nationen ähneln sich eben so wenig in ihrem Geiste und ihrem Charakter, als in ihrem Glauben und ihrer Sprache. Wie bei gewissen heterogenen Körpern, liegt in ihrem Wesen ein feindliches Prinzip, welches jede Annäherung verbietet und zurückstößt. Der Franzose ist von Natur gesellig; er liebt das rauschende Gewühl der Städte und fügt sich willig in die Beschränkungen des kultivirten Lebens. Dem Araber hingegen geht nichts über die wilde Freiheit der Wüste; sein Lager ist seine Heimat, die er um keinen Preis mit dem künstlichen Daseyn der Städte vertauscht; ein geborener Nomade, weilt er unter den Ruinen der von ihm eroberten Länder und verachtet die Bedürfnisse und Genüsse, die wir unter dem Namen der Civilisation verstehen. Der Franzose ist leichtsinnig und heiter, der Araber ernst und beständig. Jahrhunderte bringen keinen Wechsel im arabischen Turban und Burnu hervor, während Frankreich von einer Woche zur anderen die Welt mit neuen Moden versorgt.

Es ließ sich nach dem beiderseitigen Charakter dieser Nationen voraussehen, daß die Eindringlinge sich mit Hülfe einer überwiegenden Kriegsmacht in den Städten festsetzen und die Ureinwohner in das Innere zurücktreiben würden. Die Stärke des einen Theils liegt in den befestigten Städten und militairischen Posten, die des anderen in den Sandebenen der Wüste und den Schlupfwinkeln des Berglandes. Die Städte Algeriens, wie Konstantine, Blidah und Algier selbst, erhalten demnach einen immer mehr französischen Anstrich. Schöne geräumige Straßen vertreten die Stelle der alten winkligen Gassen, deren finstere, kerkerartige maurische Häuser einer Reihe von schmucken Läden Platz machen; die Regierungsgebäude sind groß und von massiver Bauart, und aus den starken Militair-Besatzungen wächst allmälig eine französische Bevölkerung heran. Jenseits der Städte hingegen ist das Land noch ganz in den Händen der Araber. In einigen wohlbewachten Distrikten giebt es zwar Landbauer-Kolonieen, die von Militair-Stationen und Verschanzungen geschützt werden; aber die Künste des Friedens gedeihen nicht unter dem Schutz der Bajonnette. Die weinbedeckten Hütten der Ansiedler nehmen sich recht hübsch aus, aber sie verleihen der Regierung weder Stärke noch Reichthum; sie schwächen diese vielmehr, indem sie einer bedeutenden Truppenmacht zu ihrem Schutze bedürfen. So ist Frankreich, seinem Occupations-Heere von 100,000 Mann zum Trotz, noch immer nicht im vollen Besitze Algeriens, und selbst in den von ihnen besetzten Provinzen sind die Araber zwar gedemüthigt, aber nicht unterworfen.

Die meisten Fortschritte hat man in der Gegend zwischen Algier und Blidah gemacht, wohin unser Verfasser mit der seit kurzem eingerichteten Diligence reiste. Er sah hier schöne Meiereien, mit eingehägten Gärten und Feldern, europäische Pflüge und andere Werkzeuge nach dem volksthümlichen Muster ihres französischen, spanischen oder deutschen Eigenthümers, und zahlreiche Heerden, die auf den Abhängen der Berge weideten. „Ohne die Züge von Arabern, die ihre Produkte zu Markte bringen oder von der Stadt heimkehren, würde fast nichts daran erinnern, daß man sich in einem anderen Welttheile befindet; die Sprachen Europa's werden von jeder Seite gehört, und das Auge trifft überall auf bekannte Physiognomieen — den Bauern aus dem südlichen Frankreich, den verabschiedeten Soldaten, den schwerfälligen Elsasser und den unnachahmlichen Pariser badaud, den Spanier, der hier seine nationale Trägheit abzulegen scheint und zu den betriebsamsten Kolonisten gehört, den Malteser, der mit seinem kleinen Waarenvorrath von Ort zu Ort reist, den Polen und den Italiäner — Beide mit gleich scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten — und dann jene Gruppe, die sich uns an der Thür einer bescheidenen Pächterwohnung zeigt: wer hätte sie nicht auf den ersten Blick erkannt? Die Mutter, derb, einfach und sauber gekleidet, sitzt mit ihrem Strickzeug in der Hand an der Schwelle des Hauses, indem sie von Zeit zu Zeit mit einem scharfen Wort, das aber zugleich durch ihre lächelnde Miene entkräftet wird, die Ordnung unter einem glücklichen, lärmenden Haufen von Kleinen wiederherstellt, deren flachsgelbe Locken, hellblaue Augen und runde Bäckchen vom zartesten Weiß uns an der Macht der afrikanischen Sonne zweifeln lassen, bis ein Blick auf die gebräunten Züge der Mutter, längs deren Stirn sich nur ein weißer Streifen zieht, der gewöhnlich von der Haube bedeckt wird, uns deutlich zeigt, was diese war und was jene werden müssen. Der wohlbebaute Garten, die netten Umzäunungen — Alles stempelt sie zu Gliedern einer uns blutverwandten Nation, und die rüstige Figur des Hausvaters, der im nahen Felde arbeitet, während der kräuselnde Rauch in eben so regelmäßigen Stößen aus seiner geliebten Pfeife emporsteigt, als ob er noch an den Ufern seines heimatlichen Rhein den Pflug regierte, liefert einen redenden Beweis, daß der Deutsche auch in der Fremde weder den Sitten noch dem Fleiße seines Geburtslandes untreu wird."

Von Blidah, welche Stadt schon einen ganz französischen Charakter annimmt, begab sich der Reisende neun Lieues weiter über den kleineren Atlas nach Medeah. Unterweges bemerkte er mehrere Abtheilungen Soldaten, die mit dem Bau einer Heerstraße beschäftigt wären; indessen sind die Arbeiten bis jetzt noch unvollendet, weshalb man diese Tour einstweilen zu Pferde zurücklegen muß. Auch in Medeah werden große Veränderungen vorgenommen, und die Stadt war mit Trümmern arabischer Häuser angefüllt, die man niedergerissen hatte, um französischen Gebäuden Platz zu machen. Da sich unser Verfasser hier an der Gränze der kleinen Sahara befand, so schloß er sich einer Reisegesellschaft an, die so eben im Begriff stand, einen Zug in das Innere der Wüste anzutreten. Nach Erreichung des Gränzpostens Boghar, der, wie so viele Punkte des nördlichen Afrika's, noch die Spuren einer ehemaligen römischen Station zeigt, stattete man einen Besuch bei einem der mächtigsten Araber-Häuptlinge ab, die sich der Herrschaft Frankreichs unterworfen haben. Dieser Aga, der sich Ben-Auda nennt, besitzt großen Einfluß über die Stämme der kleinen Wüste, und die Freundschaft eines solchen Verbündeten ist daher von nicht geringer Wichtigkeit; aber obgleich er die Reisenden mit vieler Aufmerksamkeit behandelte und sie in sein eigenes Zelt einlud, ist doch Kennedy der Meinung, daß nur wenig auf seine Anhänglichkeit zu bauen sey. „Ich betrachte Ben-Auda als das wahre Muster der im französischen Solde stehenden Araber-Häuptlinge", schreibt er. „Von Furcht oder Habgier geleitet und zum Theil von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes unter den gegenwärtigen Umständen überzeugt, verbergen sie auf eine Zeitlang den Haß und die Verachtung, die sie gegen die Verletzer ihrer Unabhängigkeit und die Bekenner einer ihnen feindlichen Religion empfinden, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, den Kampf bei einer günstigeren Gelegenheit zu erneuern." — Nichts setzte den Aga mehr in Erstaunen, als die Franzosen und Engländer, die er gewohnt war, sich als unversöhnliche Gegner zu denken, in freundschaftlichem Verkehr zu sehen. „Er schien es auch dann nicht glauben zu wollen, als man ihm zu wiederholten Malen versicherte, daß die beiden Nationen jetzt im Frieden lebten, und kam stets darauf zurück, indem er mit den Worten: Inglis, Franzis, Kiff-kiff! — seine beiden Zeigefinger neben einander legte — eine ausdrucksvolle, bei den Arabern übliche Geberde, womit sie zu verstehen geben, daß zwei Personen oder Sachen sich eben so gleichen, wie ein Finger dem anderen, und wodurch Ben-Auda die für ihn räthselhafte Existenz eines innigen Bündnisses zwischen England und Frankreich verständlichen wollte. Dieses Gefühl ist unter den Stämmen von Algerien und Tunis allgemein, die oft ihre Verwunderung darüber ausdrückten, daß wir mit den Franzosen reisten und allem Anschein nach mit ihnen auf so freundschaftlichem Fuße ständen."

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in der Stadt Algier reiste unser Verfasser weiter nach Tunis, wo er dem regierenden Bey vorgestellt wurde, über den er sich mit vielem Lobe ausspricht. „Achmed, der Beherrscher von Tunis, besitzt ein sehr einnehmendes Aeußere. Er ist etwas unter mittler Größe, mit schwarzen, funkelnden Augen, wohlgebildeten Gesichtszügen, ausdrucksvoller Physiognomie und lebhaftem Mienenspiel. Obgleich erst in seinem 37sten Jahre, ist doch sein pechschwarzer Bart und Schnurrbart schon zum Theil mit Grau gesprenkelt. Er trug einen dunkelgrünen, eng zugeknöpften Ueberrock, goldgestickte Epaulettes, scharlachrothe Beinkleider mit einer breiten,

*) Algeria and Tunis in 1845. By Captain J. Clark Kennedy. 2 vols. London, 1846.

goldenen Schnur, und auf dem Kopf die unentbehrliche Schafschaah von rother Wolle mit blauseidener Troddel. An seiner Brust hingen zwei glänzende, mit kostbaren Diamanten besetzte Orden, und von seiner Schafschaah blitzte ein ähnlicher, aber noch glänzenderer Juwelenschmuck, während neben ihm ein Säbel in einfacher Scheide lag. Die Unterhaltung zwischen uns wurde Arabisch und Italiänisch geführt, wobei der Secretair des Bey's, Signor Raffo, und der Kanzler des britischen Konsulats als Dolmetscher dienten. Der Bey sprach von unserer beabsichtigten Reise durch seine Staaten, machte mehrere Punkte namhaft, die wir besuchen müßten, und versicherte uns seiner Bereitwilligkeit, unser Unternehmen auf jede mögliche Weise zu befördern. Hierauf wurden die Angelegenheiten Europa's und die jetzige Lage Afrika's besprochen, über welche Gegenstände er ein so richtiges Urtheil entwickelte, daß ich die früheren Berichte, die ihn als einen Mann von Talent darstellen, bestätigt fand. Was mir am meisten auffiel, war seine in muhammedanischen Ländern so seltene Kenntniß der Geographie, die aus mehr als einer seiner Bemerkungen hervorging. Als er z. B. hörte, daß ich mit der Armee in China gewesen sey, that er mir darüber einige Fragen — unter anderen, ob ich auch Pekin besucht habe? Ich verneinte dieses, indem ich hinzufügte, daß die britischen Truppen nicht weiter als Nankin gekommen wären. „Bis Nankin also", versetzte er sogleich, „der alten Hauptstadt des Reichs, die für Pekin verlassen wurde" — und fuhr dann fort, sich über die Größe, die Bevölkerung und den jetzigen Zustand derselben auf eine Weise zu erkundigen, die hinlänglich zeigte, daß er den Gegenstand verstehe und ein Interesse daran nehme. Er ist fast ganz Autodidakt; bis zu seinem 26sten Jahre in der Einsamkeit erzogen, die ihm der Argwohn der damaligen Machthaber auferlegte, wandte er seine natürlichen Fähigkeiten dem Studium zu, indem er sich für den Beruf vorbereitete, den er später einnehmen sollte."

Von dem Bey mit einem Führer und Geleitbriefen versehen, trat Kennedy seine Reise durch die Staaten dieses Fürsten an und besuchte bei dieser Gelegenheit die Ruinen von Karthago, von denen sich nur die Byrsa oder Citadelle einigermaßen erhalten hat. Sie stand auf einem Hügel in der Mitte der Stadt, wo sich heutzutage eine Kapelle befindet, die im Jahre 1841 durch den König der Franzosen zu Ehren seines Ahnherrn, des heiligen Ludwig, errichtet wurde, dessen Bildsäule das Innere der Kapelle ziert. Von dem Theater, dem Cirkus, den Tempeln und anderen Gebäuden sind nur schwache Spuren zu bemerken. Die großartigen Hafendämme, die längs der Küste angelegt waren, stehen jetzt unter Wasser, und bei heiterem Wetter entdeckt man am Grunde des Meeres Ruinen, die sich bis auf einige Entfernung vom Lande erstrecken.

Im Ganzen bildet das Werk des Herrn Kennedy einen schätzenswerthen Beitrag zu der immer voluminöser werdenden Reise-Literatur über das nördliche Afrika. Es zeichnet mit eben so viel Glück die Schönheiten der Natur, das malerische Nomadenleben der Araber und die Veränderungen, die das Land und seine Einwohner unter dem Scepter Frankreichs erlitten haben. Sein Bericht hat außerdem noch das Verdienst einer völligen Unparteilichkeit; von den französischen Offizieren mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen, läßt er ihrem Muth und ihrer Kriegskunst alles Lob widerfahren, enthält sich aber jedes Urtheils über die Gerechtigkeit und den wahrscheinlichen Ausgang des Krieges, in den sie jetzt verwickelt sind.

Frankreich.

Die französischen Hoffeste vor der Revolution. *)

Prachtliebe, Schöngeistigkeit, Galanterie, Schäferthum sind die vier Herrscher, welche im Reiche der Vergnügungen seit 1661 (dem Tode Mazarin's) bis 1789 auf einander gefolgt sind.

Die Prachtliebe herrschte unter Ludwig XIV. und starb an der Frömmigkeit. Die Schöngeistigkeit herrschte unter der Herzogin du Maine und starb am Ehrgeize. Die Galanterie herrschte unter Ludwig XV. und starb an der Liederlichkeit. Das Schäferthum (à la Florian) herrschte unter Marie Antoinette und starb an der Revolution.

Von dem Ballette Kassandra an, in welchem Ludwig XIV. zum erstenmale als Tänzer auftrat, bis zum letzten Sahnenkäse, den Marie Antoinettens weiße und königliche Hände bereiteten, erlebten die Götter der Freude, der Spiele, der Liebe und des Lachens (wir sind im Reiche der Mythologie) sehr verschiedene Schicksale.

Ludwig XIV. war ein prachtliebender Fürst, und die Zeit seiner Jugend war eine glänzende Zeit. Die Gesellschaft war jung mit dem jungen Könige, verschwenderisch, prunksüchtig mit dem verschwenderischen, prunksüchtigen Könige. Sie opferte den größten Theil ihres Geldes den Vergnügungen, welche Schwindel und zuweilen auch Langeweile einbringen. Die Vergnügungen waren ihr Geschäft, dem sich Keiner entzog. Abends verwandelte sich das Wasser der Kaskaden in ein strahlendes Feuermeer, die Sterne des Himmels in Petarden, und Tausende von Raketen und Schwärmern stiegen prasselnd in die Lüfte. Frankreich verzehrte sein Vermögen wie ein junger reicher Erbe, der seine Jugend genießen will; aber wie ein junger reicher Erbe hielt es auch offene Tafel. Denn die Hoffeste in den Gärten von Versailles wurden dem ganzen Hofe gegeben. Im Jahre 1664 bewirthete der König zehn Tage lang mehr als 600 Personen, außer einer Menge von Leuten, die zum Tanze und zur Komödie gebraucht wurden, und außer einer Menge von Handwerkern, die aus Paris berufen waren. Ludwig XIV. befahl, die Thüren zu öffnen, damit Jeder an den Festen Theil nehmen könne.

Molière machte die Zwischenspiele.

Gewiß kostete es nicht mehr Mühe, eine Armee auf den Kriegsfuß zu bringen, als die Vorbereitungen zu diesen Festen zu treffen.

Vier Kammerherren hatten den Auftrag, die Maskenkleider, die Ballette, Komödien und andere Belustigungen für den König zu besorgen. Dem ersten Haushofmeister waren die Collation, das Abendbrod und der Dienst der Tafel übergeben. Und kein Geringerer als Colbert, Ober-Intendant der Schlösser, hatte den Bau der Tempel, Grotten, Ballsäle und grünen Wälle zu leiten, die sich plötzlich öffneten, um die hinter ihnen verborgenen Wunder den staunenden Blicken zu offenbaren.

Vor Ludwig XIV. wurden Carrousels bei Hochzeitsfesten eines Königs oder auch bei anderen Gelegenheiten veranstaltet; unter Ludwig XIV. wurden die Feste ohne Vorwand, aus Liebhaberei gefeiert; es wurden Feste gefeiert beim Abschlusse eines Waffenstillstandes sowohl wie bei der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, und außer seinen auswärtigen Feinden hatte Ludwig XIV. auch schöne Feindinnen an seinem Hofe zu bekämpfen, deren Capitulationen natürlich gefeiert werden mußten. Also Feste während des Friedens und Feste während des Krieges, Feste, wenn das Glück lächelte, und Feste, wenn es den Rücken drehte.

Auch die Dichter hatten ihre Arbeit. Benserade verstand vorzüglich die Kunst, einen sinnreichen und zuweilen etwas zweideutigen Gedanken, an dessen Doppelsinn der Hof keinen Anstoß nahm, in Quatrains zu bringen. Im Jahre 1664 war das Zartgefühl eine sehr leichte Vergoldung, welche die Rohheit der früheren Jahrhunderte noch durchschimmern ließ.

Einige Bälle beim Könige, wo Se. Maj. mit den Prinzessinnen von Geblüt selbst den Tanz eröffnete, waren bis 1664 die einzigen Hoffeste. In diesem Jahre wurde das unter dem Namen der Vergnügungen der bezauberten Insel bekannte Fest gefeiert. Der Gegenstand waren die verführerischen Schönheiten des Palastes der Alcina, der schönen und treulosen Zauberin, welche Fräulein du Parc darstellte. Dieser Palast mochte wohl einer der prächtigsten der Welt gewesen seyn und von Gold und Edelsteinen gestrahlt haben; aber hier existirte er nur in der Phantasie, deren Bauten ja doch von keinem menschlichen Werke übertroffen werden. Man sah nur den See und mußte sich die Insel und den Palast der Zauberin hinzudenken. Ein Rondel des Parks von Versailles, in welchem vier von grünen Hagebuchenhecken gebildete Laubgänge zusammenstießen, wurde mit vier Säulengängen eingefaßt, die mit reichen Blumengewinden verziert wurden. Dieses Rondel war das Lager Ruggiero's. Hier nahm der Hof seinen Platz, und hier zog das Carrousel, mit seinen Wappenherolden voraus und den Pagen, welche die Schilde und die Devisen trugen, hinterdrein, vorüber.

Der König stellte Ruggiero dar; er trug einen silbernen Schuppenpanzer, der mit goldenen und diamantenen Stickereien besetzt war, und einen Helm mit einem feuerrothen Federbusch. Ein Page trug die Lanze und den Schild mit folgender vom Präsidenten Périgny angegebenen Devise: Nec cesso, nec erro. Hierauf kam ein Wagen mit goldenen Verzierungen, auf welchem Phöbus in strahlender Pracht stand. Was Apollo bei dieser Ceremonie zu thun hatte, ist schwer zu sagen, wahrscheinlich wohnte er derselben als naher Verwandter Ludwig's XIV. bei, da dieser eine Sonne auf dem Schilde führte. Da er aber einmal zugegen war, so hätte er wohl ein gutes Wort beim Gotte Boreas einlegen können, der aus allen Kräften blies, wodurch das Fest etwas gestört wurde. Man mußte Zelte aufschlagen lassen, um Schutz gegen den Wind zu finden, und die Wachskerzen durch eine große Anzahl Fackeln verstärken.

Zu Apollo's Füßen ruhten die vier Zeitalter: das goldene, silberne, kupferne und eiserne, welches letztere durch einen Krieger mit schrecklichem Blicke vorgestellt wurde. Da Apollo sich in der fremden Umgebung etwas unbehaglich hätte fühlen können, so hatte man die feine Aufmerksamkeit gehabt, ihm Gesellschaft zu geben, nämlich die Schlange Python, Daphne, Hyacinth und Atlas; die Zeit, welche ein alter Kutscher Ludwig's XIV. vorstellte, fuhr mit Flügeln an den Schultern und mit einer Sichel in der Hand den schimmernden Zug. Die zwölf Stunden des Tages und die zwölf Zeichen des Thierkreises umgaben den Wagen.

Hierauf kamen die Gefährten Ruggiero's, Astolph, Brandimarte, Olivier, Roland; den Zug schlossen zwanzig Schäfer in feuerrothen, mit silbernen Tressen besetzten Westen, welche die einzelnen Stücke der Schranken trugen, die für das Ringelstechen errichtet werden sollten.

Als die Nacht angebrochen war, schienen sich alle Sterne des Himmels herniedergesenkt zu haben; die zwölf Zeichen des Thierkreises und die zwölf Stunden des Tages, die seit der Schöpfung der Welt zum ersten Male zusammentrafen, benutzten die Gelegenheit, um ein Menuet zu tanzen. Sodann zogen die Jahreszeiten vorbei: der Frühling auf einem spanischen Pferde, der Sommer auf einem Elephanten, der Herbst auf einem Bären, der Winter auf einem Kameele. Der erste war von Gärtnern, der zweite von Schnittern, der dritte von Winzern, der vierte von bereiften Greisen begleitet. Ein Jeder von ihnen trug die Früchte und Speisen seines Reiches. Auch Pan und Diana langten auf einem kleinen, von Bäumen beschatteten Berge an.

Unterdeß versuchten die von Alcina gefangen gehaltenen Ritter aus dem bezauberten Palaste auszubrechen; die Zauberin führt gegen sie eine Schaar furchtbarer Ungeheuer und Dämonen ins Treffen. Endlich erscheint Ruggiero, welchem die weise Melisse den Ring gegeben, der den Zauber zerstört. Nun erfolgt ein Donnerschlag, und der Palast löst sich in ein ungeheures Feuerwerk auf. Bei diesen Festen wurden die Princesse d'Elide, die Fâcheux und die drei ersten Akte des Tartuffe zum erstenmale aufgeführt.

*) Aus „Les Français sous Louis XIV. et Louis XV.", von M. Teinet.

Das Fest, welches wir beschrieben, ist die erste Ausgabe aller späteren; zwar wurden dieselben bedeutend vermehrt und verbessert, aber der Grundtext blieb derselbe.

Die Freude herrschte in Versailles zwanzig Jahre lang. Aber an einem Tage des Jahres 1685 hielt Harlay, Erzbischof von Paris, in einer der Kapellen des Kabinets eine Messe ab. An diesem Tage verließen die Prachtliebe und die Feste den Hof und nahmen ihre Blumenguirlanden und ihre Maskenanzüge mit sich. An diesem Tage feierte Ludwig XIV. seine heimliche Vermählung mit Fräulein von Aubigné, der Witwe Scarron's.

Als nun die Frömmigkeit am Hofe das Scepter führte, verließen die Freuden, die Spiele und das Lachen den Hügel von Versailles und suchten auf einem anderen Hügel eine Zuflucht, auf dem Hügel, der sich in sanften Hebungen zwischen dem Dorfe Sceaux und den Weinbergen von Chantenay ausbreitet. Die Liebesgötter ließen sich freilich nicht so leicht vertreiben; sie hielten Stand, aber sie mußten ihr Kostüm verändern. Sie verbargen ihre funkelnden Blicke unter großen Capuchons, unter deren Schutz sie frei umhergehen und ihre kleinen Bosheiten üben konnten.

In der zweiten Epoche, zu der wir jetzt gekommen sind, trat die Geistreichigkeit an die Stelle der Prachtliebe. Die Enkelin des großen Condé übernahm aus Ludwig's XIV. Händen das galante Scepter. Die großartigen Impromptus wie Georges Dandin und les Fâcheux machten nun den kleinen Impromptus Chaulieu's, Malezieu's und Saint-Aulaire's Platz, welcher Letztere in seinem achtzigsten Jahre sein erstes und einziges Impromptu machte und durch vier Verse seinen Ruf begründete. Als der Glanz von Versailles erloschen war, feierte der Hof von Sceaux seine Feste, aus welchen sich beinahe eine Literatur bildete.

Im Jahre 1670 kaufte Colbert die Baronie Sceaux; in demselben Jahre gebar Frau von Montespan einen Sohn, der Baron von Sceaux wurde, den Herzog du Maine.

Sceaux war fast eben so schön wie Versailles, ohne jedoch eine Nachahmung desselben zu seyn. Der Controleur der Finanzen lieferte eine großartige Parodie des Werks des großen Königs; als Colbert den prachtvollen Bau unter seiner Leitung aufsteigen sah, ahnte er wohl nicht, daß er zwei Gebäude neben einander aufführte: Sceaux und das Glück seines Nachfolgers Louvois.

Nun wich das alte Schloß aus Backsteinen, welches René Potier, Herzog von Tresmes, gehört hatte, großartigen Palästen, die Wasserpfützen wurden verdrängt durch Bassins und einen Kanal, die Wildgehege durch Terrassen, Laubsäle, Boskets und Grasteppiche, die auf den Feldern liegenden Steine machten dem Herkules von Puget, der von Christinen von Schweden geschenkten Diana und hundert anderen Statuen großer Meister, das Oratorium der alten Kastellanei einer prachtvollen, mit Gemälden von Lebrun und Bildhauerarbeiten von Girardon verzierten Kapelle Platz.

Hier versammelte die Herzogin du Maine, die sich allein glaubte, wenn sie nur zwanzig Personen um sich hatte, einen Hof vornehmer Herren und schöner Geister. Die Herzogin war weder hübsch, noch selbst gut gewachsen; sie war lebhaft, leicht auffladernd, geistreich und ziemlich phantastisch; das Spiel liebte sie leidenschaftlich. Häufig verbrachte sie die Nächte am Spieltische, oder sie ging während derselben zwischen den duftenden Hagebuchenhecken spazieren, oder sie ließ sich im Mondscheine auf einer von ihren Gondeln fahren, welche Herr von Malezieux die Galeeren des schönen Geistes nannte. Einer der Herren ihres Hofes ließ in einer solchen Nacht die Göttin der Nacht auf ihrem Wolkenthrone herniedersteigen und der Herzogin unter Darbringung schmeichelhafter Komplimente ihre Fackel überreichen. Diese Galanterie fand vielen Beifall und wurde der Ursprung der Feste, welche die großen Nächte genannt wurden, und welche mit dem Gesange der Nachtigall anfingen und mit dem ersten Schimmer der Morgenröthe endeten. Für diese Feste wurden ein König und eine Königin ernannt, welche die überraschenden Scenen auszudenken und zu leiten hatten. Bald empfing die Herzogin eine Gesandtschaft aus Grönland, welche der tagesfeindlichen Herzogin ihre Huldigungen darbrachte und sich um ein Bündniß mit ihr bewarb, bald verbarg sich der Gott des Schlafes in einem Pavillon, um der Herzogin, seiner unversöhnlichen Feindin, zu entfliehen, obwohl vergebens, denn er wurde durch den betäubenden Lärm der Klingeln geweckt. Feuerwerke bildeten den Schluß der Feste, und was für Feuerwerke! Zwei Ritter in funkelnder Rüstung stiegen in die Höhe und brachen in ihrem Aufsteigen Lanzen mit einander, ehe sie sich in Raketen auflösten. Oder ein im Bassin vor Anker liegendes Schiff bombardirte eine Festung, und die beiden letzten Schüsse sprengten das Schiff und die Festung in die Luft. Auch wurden auf einem in der Orangerie erbauten Theater kleine Stücke aufgeführt.

Nicht Jeder wurde zu diesen Festen zugelassen; sie waren vielmehr in ein gewisses Geheimniß gehüllt, wie es nöthig ist, um lästige Menschen aus geistreicher Gesellschaft fern zu halten. Es fand eine Art Einweihung statt, und es war ein Ritterorden errichtet worden, genannt la Mouche à miel, welcher seine eigenen Statuten und seine besondere Etikette hatte.

Der Ehrgeiz schlich sich am Hofe von Sceaux ein und machte den glänzenden Illuminationen ein Ende.

Nun kömmt die Periode, wo die kleinen Gottheiten der Freude, des Lachens und der Liebe sich in Champagner übernehmen und unsicheren Fußes und in unsauberem Aufzuge vom Palais-Royal nach St. Cloud schwankten, die Periode der Galanterie, um keinen härteren Ausdruck zu gebrauchen. Auf die erzwungene Frömmigkeit unter Frau von Maintenon folgte der wüste Taumel der Regentschaft. Wir können zur Charakteristik dieser Epoche weiter nichts sagen, als daß die gesellschaftliche Stufenleiter umgestürzt war. Da nun Anstand, Redlichkeit, Tugend in den Koth getreten waren, so läßt sich leicht denken, welche Mächte auf dem Throne saßen. Bis zur Thronbesteigung Ludwig's XVI. führte die Galanterie das Scepter, die galanten Frauen herrschten mit unumschränkter Gewalt und bewirkten durch diese eine gesellschaftliche Revolution, die Zerstückelung der Vermögen, so daß der Revolution nichts weiter zu thun übrig blieb, als die Etiketten dieser pomphaften Existenzen, nämlich die Adelstitel, wegzunehmen. Es war dies eine Zeit der Verschwendungen, wie wir sie kaum noch begreifen; ein Liebhaber stieß keine Liebesseufzer mehr aus, sondern Sterlingsseufzer, das Wort war gäng und gäbe. Die eine dieser galanten Damen erhielt als Angeld einen Diamantenschmuck für 27,000 Livres, einen Ring für 6000 Liv., ein Kleid von Goldstoff und 60,000 Liv. als Nadelgeld; eine andere ein Landgut nebst Schloß, Ländereien und Wäldern; eine dritte einen Palast und einen Staatswagen; diese kam bei dem Polizei-Lieutenant um die Erlaubniß ein, mit sechs Pferden fahren zu dürfen; indeß wurden ihr nur vier bewilligt. Es gehörte zum guten Tone, diesen kostspieligen Glyceren, wenn man sich von ihnen trennte, die Pension so lange fortzuzahlen, bis eine andere Liebschaft sie entschädigte. Eine verzweifelnde Mutter, deren Mann sich durch unsinnige Ausgaben zu Grunde gerichtet hatte, ließ ihre reich gewordene Nebenbuhlerin um 600 Liv. Renten für ihre Kinder ersuchen. Und für so ungeheure Preise war nicht einmal Treue zu erkaufen; vielmehr mußten die Adligen und Finanzmänner es sich gefallen lassen, daß ihre theuer erkauften Geliebten sich neben ihnen noch Herzensfreunde hielten, welche in der damaligen Sprache un qu'importe hießen.

In der Umgegend von Paris erhoben sich nun reizende kleine Wohnungen versteckt hinter Bäumen, die petites-maisons mit ihren petits appartements und petits soupers, die von oben ausgehende Depravation verbreitete sich nach unten hin wie ein reißender Lavastrom. Als Ludwig XV. in seinem sechzehnten Jahre die Regierung antrat, war es leicht vorauszusehen, daß ihn die Sittenverderbniß auch erreichen würde. Es ist bekannt, wie der junge König nach mehreren anderen Liebschaften unter die Herrschaft der Jeanne Antoinette Poisson kam, dieses Mädchens von geringer Herkunft, aber großer Schönheit, die später Marquise von Pompadour hieß. Herrschaft ist das Wort, denn lange nachdem sie alle Macht über sein Herz verloren, bewahrte sie noch immer ihren Einfluß auf seinen Geist. Damals erhob sich in einem Theile des Parks von Versailles, welcher sich längs des Weges von Saint-Germain erstreckte, ein kleines Haus, welches für die menus plaisirs des Königs und der Frau von Pompadour bestimmt war. Von außen war es durchaus schmucklos und unansehnlich. Aber im Innern war es reich und üppig ausgestattet; es enthielt prachtvolle Boudoirs, die feinsten Möbel, die wollüstigsten Gemälde. Der zu dem Hause gehörige Garten zeigte statt der breiten Alleen und der monotonen Hagebuchenhecken verschlungene, heimliche Pfade, Myrthen- und Jasminengebüsche; die Mitte nahm ein Rosengebüsch ein, welches einen Adonis von weißem Marmor verbarg.

Um die in den letzten Zügen liegende Liebe ihres königlichen Liebhabers zu erhalten, nahm Frau von Pompadour zu buhlerischen Künsten ihre Zuflucht und trat abwechselnd in den verschiedensten Rollen und Verkleidungen auf: als Milchmädchen, barmherzige Schwester, Aebtissin, Gärtnerin, Bäuerin, Schäferin. Da aber jedes Stück nur einmal vorgestellt werden durfte, so erschöpfte das Repertoir sich doch endlich, und die so lange vermiedene Ungunst schien nicht länger zu vermeiden. Ludwig XV. verliebte sich auf Veranlassung eines Portraits in ein junges Mädchen, oder vielmehr in ein Kind. Der König fürchtete das Publikum und die Chansons, und Versailles war wohl für den Pomp des Königthums, nicht aber für die geheimnißvolle Liebe gebaut. Da stellt sich die Marquise, als ob sie ihrer Einsiedelei überdrüssig sey, und überläßt sie dem Könige zu freier Verfügung. Diese Liebschaft endete wie alle anderen, und es mußten neue Portraits herbeigeschafft werden. So dauerte es zwanzig Jahre und bildete sich zur Gewohnheit aus: man sagte, Fräulein so oder so hat 10,000 Fr. Renten vom Hirschpark.

Nach dem Tode Ludwig's XV. schüttelten die kleinen Götter ihre beschmutzten Flügel und flogen nach Trianon, wo Marie Antoinette die Bäuerin spielte und Sahnenkäse bereitete, die man in Gegenwart der Königin für vortrefflich erklärte, obwohl man sie im Geheimen sehr schlecht fand. Die Königin empfing hier nur eine kleine Anzahl von Freunden, die Gräfin Jules de Polignac, Herrn von Vaudreuil, den Baron von Besenval u. s. w., und Schauspiele à la Florian und Geßner kamen hier zur Darstellung.

Hiermit endet die Geschichte unserer vier allegorischen Personen. Die Hoffeste wurden öffentliche Belustigungen, die Kerzen verwandelten sich in Illuminationslampen und die Grasteppiche in aufgewühlten Staub.

Italien.

Ueber die Eisenbahnen in Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn es aber unter den toskanischen Linien einige giebt, deren Ausführung vom allgemeinen Interesse gefordert wird und welche im Stande sind, die Kapitalisten für ihre Einlagen vollkommen zu entschädigen, so giebt es auch wieder andere, deren Construction dem Lande oder den unternehmenden Gesellschaften Opfer auferlegen würde, welche mit den zu erwartenden Vortheilen in keinem Verhältniß stehen. So können wir es nicht begreifen, was man von einer Bahn hofft, welche die trostlosen Sümpfe zwischen Livorno und Grossetto durchschnitte. Selbst wenn diese Linie bis Rom fortgeführt würde, eine Voraussetzung, welche wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit für sich hat, so wären doch viele Jahre, vielleicht Jahrhunderte, vonnöthen, bis die Beziehungen zwischen Livorno und Rom

einen hinreichenden Stoff für die Erhaltung einer so ausgedehnten Linie darbieten würden, da die Bedeutung der Zwischenpunkte, welche an dieser Bahn gelegen sind, sich fast auf Null reduzirt.

Der größte Theil der Eisenbahn-Projekte, welche in Toskana seit achtzehn Jahren in Vorschlag gebracht worden sind, scheint bestimmt zu seyn, in den ministeriellen Akten seinen Untergang zu finden, da sie gerade in jenem Augenblick entstanden, als das industrielle Fieber in seiner schlimmsten Periode sich befand. So werden sie weiter kein Resultat haben, als zu Livorno und einigen Handelsplätzen ein unglückliches Börsenspiel unterhalten und auf Kosten einer Menge eben so habsüchtiger als leichtgläubiger Leute eine kleine Anzahl industrieller Abenteurer bereichert zu haben.

Während Toskana, wie wir gesehen haben, diejenige Gegend Italiens ist, wo die Ausführung der Eisenbahnbauten am weitesten vorgeschritten ist, befindet sich der benachbarte Kirchenstaat in einer gerade entgegengesetzten Verfassung. Hier ist nichts geschehen, und mit Ausnahme der Linie von Bologna nach Ankona, welche auf so energische Weise von der Romagna nachgesucht worden ist, denkt man auch kaum daran, etwas zu thun. Ein solches Faktum ist bedauernswerth; indessen muß man die Bedeutung der unglückseligen Abneigung der römischen Regierung gegen die Eisenbahnen nicht zu hoch anschlagen. Wir sind überzeugt, daß die Resultate einer großen Linie hinreichen werden, um die irrigen Meinungen einer beträchtlichen Anzahl römischer Prälaten zu modifiziren. Sechs Monate nach der Eröffnung der Livorno-Florenz-Bahn wird die Majorität des heiligen Kollegiums ihre Ansicht geändert haben; ja es steht zu hoffen, daß es noch früher geschieht. Wir sind von so plötzlichen Umgestaltungen in dieser Art Zeuge gewesen und haben so viele Vorurtheile und Antipathieen, welche unüberwindlich schienen, mit einer wunderbaren Schnelligkeit verschwinden sehen, daß es uns sehr unwahrscheinlich dünkt, die päpstliche Regierung werde allein in Europa ihren Unterthanen den Genuß einer der größten Wohlthaten der Civilisation versagen. Wenn aber die gegenwärtigen Gesinnungen des römischen Hofes sich geändert haben, so wird Rom ohne Zweifel in kurzer Zeit das Centrum eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes werden, welches diese alte, ehrwürdige Stadt mit den beiden Meeren nicht nur, sondern auch mit Toskana und dem Königreich Neapel in Verbindung setzt. Ein solches System, dessen Ausführung allerdings einige materielle Schwierigkeiten, welche gleichwohl die Kräfte der modernen Industrie nicht übersteigen, zu überwinden hat, würde Rom eine ausgezeichnete Stellung sichern. Als Centrum von Italien und gewissermaßen auch von den das Mittelmeer umgebenden Gegenden, würde es seiner Anziehungskraft, die schon jetzt sehr beträchtlich ist, eine wunderbare Ausdehnung verleihen.

Dem Himmel sey Dank; wenn man die römische Gränze überschritten hat, so ist man nicht mehr auf bloße Hypothesen und Konjekturen beschränkt. In dem Königreich Neapel findet man vollendete Bahnen, andere, die in der Ausführung begriffen, und eine große Anzahl von Projekten, welche ihrer Verwirklichung entgegensehen. Neapel ist einer derjenigen Staaten Italiens, welche zuerst die Einweihung einer Eisenbahn gefeiert haben. Seit zwei Jahren zirkuliren die Lokomotiven zwischen Neapel und Castellamare, und seit kurzem durchlaufen sie die Linie von Neapel nach Capua. Diese Bahnen haben bisher nur eine geringe ökonomische Wichtigkeit gehabt, ihr hauptsächlichstes Verdienst beruht in der Annehmlichkeit, welche sie der Bevölkerung der Hauptstadt und deren zahlreichen Besuchern darbieten; aber es wird nicht lange währen, bis sie eine wichtigere Rolle spielen, denn sie sind bestimmt, den Vorrang unter den Hauptbahnen des Königreichs zu behaupten. Ihre Verlängerung ist beschlossen; der Weg von Capua wird sich bis zur römischen Gränze ausdehnen und so ein wichtiger Theil der Linie werden, welche die beiden größten Städte Italiens, Rom und Neapel, verbinden soll. Die Südbahn soll bei Nocera sich gegen Osten wenden, um das Adriatische Meer an einem noch nicht festgesetzten Punkte zu erreichen. Dieses zweite Projekt ist zwar weniger vorgeschritten als das erste, doch liegt es zur Untersuchung vor, so daß man auf seine Ausführung nicht mehr lange warten wird. Die neapolitanischen Eisenbahnen werden nicht dabei stehen bleiben, eine Verbindung mit dem Adriatischen Meer geschaffen zu haben, da sie wahrscheinlicherweise, sich von da gegen Süden wendend, die reichen Provinzen durchschneiden werden, welche dieses Meer bespült, und so, bis zur Spitze der Halbinsel sich erstreckend, das äußerste Verbindungsglied des europäischen Kontinents mit dem Orient bilden werden. Es ist kaum möglich, den bestimmten Zeitpunkt vorherzusehen, an welchem das neapolitanische Netz beendigt seyn wird. Doch wenn man auch glauben darf, daß ihm jenes, welches sich im Po-Thal bildet, zuvorkommen wird, so lassen die Vortheile, welche die Eisenbahnen den Privat-Unternehmungen in einem so bevölkerten Lande wie Neapel darbieten müssen, und die wohlbekannte Gesinnung des Königs wohl hoffen, daß der Süden Italiens eben sowohl wie sein Norden bald mit diesen neuen Straßen beschenkt seyn wird, deren wunderbare Erfolge so mächtig auf das Schicksal der schönen italischen Halbinsel einzuwirken bestimmt sind.

Nach der obigen Auseinandersetzung der Lage der Dinge in Italien kann man die große Entwickelung, welche die Eisenbahnen in diesem Lande erreichen werden, ungefähr übersehen. In einer kleinen Anzahl Jahre wird das Po-Thal nach jeder Richtung hin von einem ausgedehnten System eiserner Straßen durchkreuzt seyn, welches nicht nur alle Hauptpunkte des Landes mit einander verbindet, sondern auch, durch Savoyen sich nach Frankreich und über Triest nach Deutschland ausdehnend, Italien in eine fortdauernde Communication mit dem europäischen Kontinent setzen wird. Dies System wird sich durch eine oder zwei Straßen mit dem toskanischen Netz vereinigen, welches gleichfalls, wie wir gesehen haben, eine große Ausdehnung zu erlangen bestimmt ist. Endlich wird in dem Königreich Neapel ein vollständiges System, dessen Mittelpunkt die Hauptstadt bildet, den Dampf von einem Meere bis zum anderen zirkuliren lassen und, sich bis nach Tarent oder Otranto erstreckend, die Hand dem Orient reichen. Wenn wir freilich die Zukunft nur nach dem beurtheilen wollen, was bisher gethan ist, so müssen wir zugeben, daß das von uns entworfene Bild durch eine große Lücke zerrissen ist, welche die römischen Staaten bilden. Sollte aber der päpstliche Hof, wie zu erwarten steht, gleich so vielen anderen, den überzeugenden Thatsachen und den Bitten seiner Unterthanen nachgeben, so werden sich die Eisenbahnen ohne Unterbrechung von den Alpen bis nach Sicilien erstrecken und dadurch alle Hindernisse der Zeit und des Raumes verschwinden lassen, welche die Einwohner Italiens trennen und sie davon abhalten, eine einzige und große Nation zu bilden.

Mannigfaltiges.

— Auswanderung und Auswanderer. In keinem Lande wandern so viele Menschen aus, als in Deutschland, in keinem Jahre sind so viele ausgewandert, als in diesem Jahre, und in keinem Jahre ist so Vieles über den Gegenstand geschrieben worden, als in diesem. Aber unter den vielen Abhandlungen und Betrachtungen darüber, sowohl in Büchern als in öffentlichen Blättern, dürfte wohl keine seyn, die mit solcher Geradheit der Beobachtung, solcher umfassenden Sachkenntniß und solchem Streben, zu nützen, auftritt, als die eben erschienene Schrift: Recherches sur la situation des émigrants aux États-Unis de L'Amérique du Nord par le baron A. van der Stralen Ponthoz, 1er secrétaire de la légation belgique à Washington. Der Verfasser ist in diesem Augenblicke belgischer Gesandter in Brasilien, als er aber die Schrift ausarbeitete, im Jahre 1845, war er, wie der Titel sagt, der Repräsentant Belgiens in Nord-Amerika, wo ihn seine amtliche Stellung veranlaßte und in den Stand setzte, die zuverlässigsten Berichte und Erkundigungen zu sammeln, um sein gründliches Werkchen zusammenzustellen, das selbst ursprünglich ein amtlicher Bericht an seine Regierung war. Der Verfasser handelt in sechs Kapiteln von der geographischen Lage des Landes, von den Agrar-Gesetzen, von dem kommerziellen Einfluß der Auswanderung u. s. w. im Allgemeinen, geht dann die einzelnen Stätten der Ansiedlung durch, ertheilt dem Auswanderer bei seiner Ab- und Ueberfahrt, so wie bei seiner Ankunft, treffliche Rathschläge und schließt, so wie er beginnt, mit allgemeinen Betrachtungen über das Thema. Wir werden vielleicht auf diese treffliche Schrift in diesen Blättern zurückkommen und sagen vorläufig, daß sie wohlverdient, ganz übersetzt zu werden.

— Berliner Schachzeitung. Daß die Schachgesellschaft in Berlin, die unter ihren Mitgliedern die ausgezeichnetsten Spieler und auch einige bereits um die Schachliteratur verdiente Männer zählt, mit der Begründung einer allgemeinen Zeitschrift für Schachfreunde beschäftigt sey, haben wir bereits kürzlich gemeldet. Dieselbe wird vom 1. Juli d. J. im Verlage der Herren Veit u. Comp. in Berlin unter dem Titel „Schachzeitung" in monatlichen Heften erscheinen, deren Redaction im Namen der Schachgesellschaft Herr Dr. L. Bledow übernommen hat. Der uns vorliegende Prospekt läßt etwas Gediegenes erwarten, indem er dafür bürgt, daß die Gründer sich ein höheres Ziel gestellt als die bloße Compilation, aus der solche Organe oft zu bestehen pflegen, und daß sie ihr Spiel nicht als eine Spielerei betrachten. „Das Schachspiel", sagen sie, „ist in Betreff der geistigen Thätigkeiten, die dabei in Bewegung gesetzt werden, zur Hälfte Kunst, zur Hälfte Wissenschaft. Letztere ist es, insofern es, auf die strengen Gesetze einer unerbittlichen Logik basirt, durch selbige eine wesentlich mathematische Färbung erhält; Kunst, weil es durch ein fortwährendes Eingreifen der Einbildungskraft, die bald reproduktiv als Erinnerung, bald produktiv als erfindende Phantasie auftritt, einen wahrhaft improvisatorischen Charakter annimmt."

Wir freuen uns, daß auch bereits das Ausland, durch diesen Prospektus auf die Zeitschrift aufmerksam gemacht, dieselbe mit günstiger Erwartung begrüßt. In der Londoner Wochenschrift „Bell's Life in London", die zuerst im Jahre 1834 das Schach zu einem Gegenstande regelmäßig wiederkehrender Besprechung in den Spalten einer Zeitschrift machte, heißt es in dieser Beziehung: „Das Senfkörnlein, das wir vor zwölf Jahren gesäet, ist seitdem ein umfangreicher Baum geworden. Im Jahre 1836 entstand Labourdonnaye's „Palamède" (revue mensuelle des échecs), demnächst der „Philidorian" von Walker, die „Chess slips and leaves" von Huttmann, die „Chess Players Chronicle", das „Saturday-Magazine" u. s. w. . . . . Die in Deutschland angekündigte „Schachzeitung" wird von allen Berliner Schachcelebritäten unterstützt werden, zu denen besonders der Redacteur, Herr Dr. Bledow, so wie die Herren von (Heydebrand und) der Lasa, Hanstein, Mayet, v. Jaenisch ꝛc. gehören. Es werden darin historische und biographische Abhandlungen über die Kunst aus den kompetentesten Federn, so wie Spielprobleme, Aufgaben, Lösungen und andere Neuigkeiten im Schachgebiete, mitgetheilt werden, so daß wir eine vollständige Review des edlen Schach erwarten dürfen, die gewiß auch den Freunden dieses Spiels in unserem Lande willkommen seyn wird." *)

*) Bestellungen darauf nehmen die Herren Williams und Norgate in London an. Der Preis des Jahrganges ist für Deutschland auf 2½ Thaler festgesetzt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 71. Berlin, Sonnabend den 13. Juni 1846.

Frankreich.

Das Bad Vichy.*)

Wir haben dem nachfolgenden Aufsatze die heutzutage nothwendige Empfehlung mitzugeben, daß er zeitgemäß ist. Zwei Wege stehen uns dazu offen. Einmal können wir — ähnlich den Theatern, die vordem „die Verschwörung auf Kamtschatka" gaben, wenn sich das erste Schneegestöber einstellte — sagen, jetzt sey die Zeit der Badereisen, also u. s. w. Oder wir sagen mit philosophischem Hinblick auf die socialpolitischen Verhältnisse der Jetztzeit: „unsere Badereisenden sind auf dem Wege, die deutschen Heilquellen entsetzlich langweilig zu finden und ihre Krankheiten, ihr Geld und ihre raffinirte Vergnügungssucht ins Ausland zu tragen; deshalb dürfte es nicht uninteressant seyn" u. s. w. — Denjenigen von unseren Lesern, für die der zweite Grund nicht paßt, muß der erste genügen.

Die vorige Saison in Vichy schloß ziemlich traurig gegen Ende August, nachdem es im Juni und Juli recht lustig hergegangen war. So mag es übrigens in Vichy, wie an jeder Heilquelle, alljährlich geschehen, denn ein Badeort ist ein Miniaturbild des menschlichen Lebens. Im Anfange beobachten wir mit stiller Neugier die Menschen und Dinge, die sich, angethan mit dem Reize der Neuheit, vor uns entfalten, und wenn wir auch zuweilen die Last einer geschäftslosen Stunde mit Mühe hinschleppen, so tröstet uns die Aussicht auf die kommenden Freuden. Nach und nach nimmt unser Leben eine bestimmte Gestalt an, Gewohnheiten und Neigungen entwickeln sich, und wir stürzen uns in einen Strudel von Vergnügungen, ohne daran zu denken, wie bald es damit aus seyn werde. Aber ach! allmälig sehen wir diejenigen davonreisen, die zuerst angekommen waren; die geselligen Bande lockern sich; die vergnüglichen Tage werden spärlicher, und nicht lange, so kommen wir darauf, daß die Wirklichkeit weit hinter unseren Erwartungen zurückgeblieben. Endlich schlägt auch uns die letzte Stunde, und bei jedem Abschiedsgruß entschlüpfen uns die trüben Worte: Werden wir uns in einer anderen Welt wiedersehen?

In Vichy, das hauptsächlich von Unterleibskranken besucht wird und wo die Zerstreuungen als Heilmittel angeordnet werden, möchte man in dem glänzenden Gewühle, das im Parke auf und ab wogt, kaum glauben, daß man sich unter Kranken befindet. Höchstens könnte einem der Gedanke kommen, man sey in eine Stadt des tiefen Südens gerathen; denn die meisten Gesichter, die man sieht, haben einen Stich ins Gelbe, Braune, Olivenfarbige, und manche Personen würde man an anderem Orte sicher für Mulatten halten. Dieser Teint nämlich ist ein gewöhnliches Zeichen von Leberleiden.

Bevor wir das Treiben dieser zusammengewürfelten Menge beobachten, wollen wir uns erst auf ihren Tummelplätzen ein wenig umsehen.

Wenn man von Paris aus über Moulins herabkommt, so steigt man in der Nähe der Badehäuser aus dem Wagen, nachdem man zuvor mehrere Straßen passirt hat, von denen man nicht recht weiß, ob sie einem Dorfe oder einer Stadt angehören; kurz, man gelangt durch das alte Vichy nach Neu-Vichy, das für die Badenden rings um die Mineralquellen gebaut ist. Jedes große Haus, das mit einem Garten versehen ist, ist ein Hotel und führt gewöhnlich den Namen seines Besitzers. Die kleineren Häuser tragen die Inschrift: „Hier sind Wohnungen für die Wassertrinker."

Anfänglich wollte ich beleidigt seyn über diese unehrerbietige Bezeichnung, bald aber war ich daran gewöhnt, zumal ich die jungen einheimischen Damen auf Bällen eben so von ihren Tänzern reden hörte, die sie sicher nicht kränken wollten.

Das Badehaus ist viereckig und groß. Es ist mehr auf den Nutzen berechnet, als gebaut, um diesem oder jenem antiken Gebäude ähnlich zu sehen. Auf der einen Seite des Hauses befinden sich die Männer-, auf der anderen die Frauenbäder. Beide sind durch eine Halle von einander getrennt, die mit den beiden Säulenreihen an der nördlichen und südlichen Façade zusammenhängt. In jener befinden sich mehrere Quellen, diese führt in den „Park", einen großen Garten mit prächtigen Alleen. Durch diesen Garten gelangt man auf einen unregelmäßigen Platz, in dessen Mittelpunkte innerhalb eines großen Bassins und unter einem leichten Dache die sogenannte Hospitalquelle hervorsprudelt. Diese nebst der Gitter- und Cölestinenquelle sind diejenigen, welche die Hauptzahl der Wassertrinker um sich vereinigen. Besonders lebhaft aber ist es an der ersten. Hier schöpfen zwei dralle Bäuerinnen mit einem blechernen Becher, der an einen langen Stock befestigt ist, das wunderthätige Wasser während des ganzen Morgens aus dem Grunde des Bassins, wo es reicher an Gas ist, und füllen damit sehr geschickt die Henkelgläser, die ihnen von allen Seiten mit Dringlichkeit gereicht werden. Da nun die Kurgäste wohl ein Dutzend solcher Gläser vor dem Essen vertilgen müssen und all das Wasser verdaut seyn will, so folgt daraus, daß in der Haupt-Allee des Parks, zwischen Hospitalquelle und Badehaus, das Menschengewühl hin und her wogt.

Bei dieser Promenade, die hauptsächlich des Morgens stattfindet, trifft man vorzugsweise die braungelben Gesichter, von denen wir oben gesprochen haben. Man begegnet seinen Hausgenossen, seiner Reisegesellschaft oder Bekannten, die man sich durch irgend einen Zufall erworben hat. Auf der ersten Stufe der Bekanntschaft fragt man: „An welcher Quelle trinken Sie?" ist man weiter vorgerückt: „Wie viel Gläser nehmen Sie heute?" oder gar: „Konnten Sie heute ein Bad erlangen?" Denn nicht Jeder bekommt eines, der eines haben will. Endlich läßt man sich in Klagen aus über die schlechte Nacht, die man verbracht hat, über die frühe Stunde, in der man baden muß, über schlechtes Essen und nachlässige Bedienung.

Ist diese liebenswürdige Unterhaltung abgewickelt, so marschirt man rüstig weiter, bis es zehn Uhr schlägt, um welche Zeit ganz Vichy in Gesellschaft frühstückt und auf diese Weise wenigstens einen Theil von den Träumen unserer Kommunisten erfüllt.

Die Stunden vergehen; die Scene bleibt dieselbe, aber es erscheinen andere Schauspieler. Es sind dies die Glücklichen von Vichy, diejenigen „Wassertrinker", die nicht trinken.

Die lions affektiren in ihrem Anzuge eine ländliche Nachlässigkeit; sie tragen hellfarbene Paletots und graue zerbeulte Filzhüte mit breiten Krämpen. Die lionnes dagegen setzen auch hier ihren Stolz in eine untadelhafte Toilette. Ihre Gespräche sind zwar lustiger, aber kaum mannigfaltiger, als die ihrer leidenden Mitbürger; denn sie bewegen sich ausschließlich um die gestrige Masurka oder den Skandal des Tages. Als Sittenschilderung wollen wir einige von den Anekdoten wiedererzählen, die wir gehört haben; doch können wir weniger für ihre Echtheit, als dafür bürgen, daß sie zu unserer Zeit kursirten.

I.

„Wissen Sie schon, daß Frau von ... unseren armen Doktor wie einen verschämten Heiligen behandelt?"

Wie so?

„Hören Sie. Die edle, reiche Dame mag sich nicht ennuyiren und hat ein schlaues Mittel erfunden, ihren Geist beim Baden zu unterhalten. Sie läßt sich von dem Doktor vorlesen. Aber gleich haben die Lästerzungen in Vichy eine Geschichte daraus gemacht und so gesprochen, daß es der Doktor für nöthig fand, mehrmals von seinem Anstand und Schicklichkeitsgefühl zu reden. Sie können sich denken, wie er damit ankam!

II.

„Wir haben uns gestern herrlich amüsirt. Die Spazierfahrt war zum Entzücken, der Himmel prächtig, die Landschaft reizend ...." — So; und wo waren Sie denn? — „Ich weiß nicht, wie man das nennt." — Ist es weit? — „Nein, sehr weit nicht." — Also in Grivats? — „Nein." — In Randau? — „Nein." — In Bourbon-Busset? — „Auch nicht." — Aber auf welcher Seite sind Sie denn aus Vichy gefahren? — „Ich weiß es nicht. Es gab Pferde und Esel da, und wir waren in der Kalesche des Herrn Y..., den der Vicomte begleitete. Diese Herren waren so spaßhaft, so geistreich! Ich habe nie eine angenehmere Promenade gemacht."

So sprachen zwei Damen, die zur Zeit in den Salons von Vichy die unumschränkte Herrschaft ausübten. Mais le léopard seul rirait, wie es in der Fabel heißt. Ein paar Schritte weiter hört man ein ganz anderes Urtheil von der entzückenden Spazierfahrt.

„Ich versprechе Ihnen, daß wir uns nicht mehr dazu brauchen lassen. Als man uns einlud, war man so liebenswürdig, so höflich! Aber erstens ließen sie uns eine ganze Stunde warten, dann hatten wir die größte Mühe, in der brennenden Hitze mit unseren störrigen Eseln ihrem Wagen zu folgen, und während sie ganz behaglich mit ihren Herren schwatzten, hatten wir unsere liebe Noth mit den Thieren. Aber noch faßten wir uns in Geduld und gedachten uns beim Frühstück zu entschädigen; aber — die Damen setzten

*) Vichy liegt am Allier in der ehemaligen Provinz Bourbonnais, am Aufgange der Cevennen.

sich auf den Rasen und kümmerten sich um uns gar nicht. Alle ihre Liebenswürdigkeit, ihre Blicke und Worte gehörten den beiden bevorzugten Polissons. Wenn sie aber wieder Ehrenwächterinnen brauchen werden, so mögen sie wo anders welche suchen!"

III.

„Wissen Sie schon?" — Was denn? — „Mad. C... ist abgereist." — Wie, abgereist nach kaum acht Bädern? Sie muß den Verstand verloren haben. — „Den nicht, aber ihren Cachemir." — Nun, und was thut das? — „Ja, das fragte ich mit derselben Einfalt, als Sie." — Und was hat man Ihnen geantwortet? — „Man antwortete mir mit der Frage: Erinnern Sie sich des Taschentuchs der Desdemona?" — Und in welchem Zusammenhang steht Desdemona's Schnupftuch mit dem verlorenen Cachemir? Will Herr C. seine Frau erdrosseln? — „Nein, diese Sitte ist Gott sey Dank vorüber; ihr braver Mann spielt überhaupt gar nicht in der Geschichte mit." — So erzählen Sie doch endlich!

„Hören Sie, was der armen Frau begegnet ist. Vorgestern in der Abenddämmerung ging sie am Ufer des Sichon spazieren. Gewöhnlich ist es dort sehr feucht; sie trug deshalb einen großen Schleier und einen tiefen Hut, und da sie Romanschreiberin ist, war sie allein. Unglücklicherweise hatten sie unsere drei mauvais sujets — Sie wissen, wen ich meine — aus der Stadt gehen sehen und folgten ihr von weitem. Sie richtete ihre Schritte nach einem kleinen Gehölze, an dessen Rande sich eine Art Schatten hin und her bewegte. Sie ist von Natur muthig und verrieth auch hier keine Furcht; im Gegentheil, sie ging noch rascher dem Gebüsche zu; doch ehe sie hineintritt, wendet sie sich von ungefähr um und — erblickt unsere Freunde .... Was sollte sie gegen Drei thun? Sie rettet sich; die Herren verfolgen sie. In der Hoffnung, nicht erkannt zu seyn, setzt sie, wie eine Hirschkuh, durch die Wiesen, über Gräben, und fürwahr, sie entkommt ihnen. Aber ach! ihr Cachemir war ihr auf der Flucht von den Schultern gefallen und liegen geblieben. Unsere Taugenichtse bemächtigen sich seiner und berathen sehr weitläufig, wie sie ihn am besten verwenden könnten. Sollen sie ihn der Besitzerin zuschicken? sollen sie ihn öffentlich ausrufen lassen? Nachdem sie Alles reiflich überlegt, lassen sie sich Krägatten daraus nähen und machen ihr in dem gestohlenen Putz Visite. Am Tage darauf ist Madame abgereist, um sich in ihr Schloß zu vergraben."

Nun, so kann sie sich Geld zu einem neuen Cachemir sparen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Veränderungen im Klima von Frankreich.

Die Angaben der älteren Schriftsteller über die klimatischen Verhältnisse sind allerdings im Ganzen sehr allgemein gehalten und beschränken sich mehr auf einzelne Andeutungen, aus denen man kein scharf begränztes Bild gewinnen kann. So viel aber scheint denn doch fest zu stehen, daß das Klima der verschiedenen Länder zum Theil sehr auffallenden Veränderungen unterworfen gewesen ist. Wir wissen wohl, daß einige Gelehrten entgegengesetzter Ansicht gewesen sind und gemeint haben, die Umgestaltungen, welche scheinbar in Bezug auf die klimatische Beschaffenheit einzelner Gegenden sich ergeben, wären lediglich das Resultat industrieller und national-ökonomischer Einflüsse. So glauben sie also, daß da, wo das Klima milder und erträglicher geworden zu seyn schiene, der Grund zu dieser Umgestaltung durchaus nur in einer sorgfältigeren Kultur, nicht aber in einer Veränderung des Klima's selbst liege. Wie gesagt, wir können diese Meinung nicht theilen. Ohne die Wirkungen der Kulturverhältnisse zu gering anschlagen zu wollen, glauben wir die meteorologische Beschaffenheit ganzer Länder fortwährenden Schwankungen und Umwandlungen unterworfen. Die Geschichte liefert uns zahlreiche Beweise davon, und wir wüßten nicht, was ihnen in der Theorie widersprechen sollte.

Ein vor kurzem erschienenes Werk sucht das, was wir hier eben behauptet haben, mit besonderer Beziehung auf Frankreich durchzuführen und mit sehr speziellen Beweisen darzuthun. Es führt den Titel: „Des changemens dans le climat de la France, histoire de ses révolutions météorologiques, par le docteur Fuster." Der Verfasser ist der Ansicht, daß die klimatische Beschaffenheit von Frankreich wirklich sehr wesentliche Veränderungen erlitten hat, und er sucht seine wohlbegründete Meinung durch zahlreiche Angaben, welche den älteren Historikern entlehnt sind, zu belegen. Nach dem einstimmigen Berichte aller alten Schriftsteller, welche von Gallien reden, war dieses Land rauh und ungastlich. Cäsar sagt ausdrücklich, daß sich in jenen Gegenden, welche acht Jahre hindurch der Schauplatz seiner Eroberungszüge waren, der Winter sehr früh einzustellen pflege, und Diodor berichtet, daß er in der Regel sehr lang und so streng sey, daß alle schiffbaren Flüsse, sogar die Rhone, mit Leichtigkeit zufrören. Die Worte Cicero's: „Quid illis terris asperius?" welche sich auf das Gebiet von Gallien beziehen, sind bekannt. So stimmen auch Plinius, Livius und Plutarch dahin überein, daß die Behandlung der Weinrebe des rauhen Klima's wegen erst spät in jenen Gegenden Eingang gefunden hätte, wo jetzt dieser Kulturzweig eine ergiebige Quelle des Nationalwohlstandes bildet. Unter der civilisirenden Hand der Römer gestalteten sich die Verhältnisse auch in Bezug auf das Klima günstiger, denn seitdem Gallien eine römische Provinz geworden war, wurde mit dem Verschwinden der großen Waldungen und der ausgedehnten Sümpfe die meteorologische Beschaffenheit milder und erträglicher. Noch günstiger aber wurde die Umwandlung, als zahlreiche Klöster die Brennpunkte einer größeren Civilisation wurden. Besonders auffallend ist der Abstand, welcher sich aus den Berichten, welche während der glorreichen Regierungszeit Karl's des Großen abgefaßt sind, ergiebt, wenn wir dieselben mit den Angaben älterer Geschichtschreiber in Vergleich stellen.

Von diesem Zeitraume an eilte nun Alles wieder einem schnellen Verfalle entgegen. Der Boden wurde durch die wiederholten Einfälle der Normannen verwüstet. Dazu kam, daß der nach dem Osten sich ergießende Völkerstrom der Kreuzzüge Frankreich seiner thätigsten Bewohner beraubte. So entstanden allmälig im Norden die „Landes" der Bretagne, die wüsten Striche der Champagne und die ausgedehnten Haideflächen in der Provinz Poitou, während im mittleren Frankreich die bruchartigen Flecken in Bresse, Forez, Cologne, Berry u. s. w. immer mehr um sich griffen und im Süden die weitere Verbreitung des Sandes einen großen Theil des früher bebauten Landes verheerte. Stephanus, der Abt von Saint-Geneviève, welcher im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts Frankreich durchreiste, schildert die verlassenen Gegenden, welche er auf seiner Wanderung berührte, mit düsteren Farben.

Die Kriege, von denen Frankreich in den späteren Jahrhunderten heimgesucht wurde, waren nicht geeignet, der allgemeinen um sich greifenden Verschlechterung der Kulturverhältnisse entgegen zu arbeiten. Auffallend ist, daß selbst jetzt, wo man doch den der Entwickelung der national-ökonomischen Kenntnisse eine günstige Wirkung verspüren müßte, der Verfall immer fortwährt. Man erkennt dies darin, daß die Pflege des Weines in den nördlichen Departements immer mehr und mehr an Raum verliert, und daß auch der Olivenbaum sich mehr nach dem südlichen Theile von Frankreich zieht. Das Zuckerrohr, welches früherhin die Temperatur der Provence vertragen konnte, gedeiht jetzt nur noch in Treibhäusern.

Ohne Zweifel liegen diesen Veränderungen auch Einwirkungen zu Grunde, welche zu den klimatischen Verhältnissen in keiner Beziehung stehen. Wir wissen z. B. recht gut, daß der Weinbau schon deshalb nicht mehr in demselben Maße wie früher in den nördlichen Provinzen betrieben wird, weil bei dem jetzt so regen Verkehr der verschiedenen Theile von Frankreich mit einander der Norden in Bezug auf die Weinproduction die Konkurrenz mit dem Süden nicht mehr aushalten kann. Aber dadurch wird doch der Erfahrungssatz nicht umgestoßen, daß die Rebe da nicht mehr überall wirkliches Gedeihen findet, wo sie früherhin ohne besondere Pflege gebaut und genutzt wurde. Offenbar müssen also Veränderungen in den äußeren Verhältnissen vorgegangen seyn, welche auf eine nicht unwesentliche Umwälzung oder allmälige Umgestaltung in der Temperatur schließen lassen.

Der Verf. des Werkes, auf welches wir im Obigen Bezug genommen haben, läßt es sich nun angelegen seyn, diese Veränderungen wirklich nachzuweisen. Allgemeine Betrachtungen lassen sich seiner Beweisführung nicht entgegenstellen. Seiner Ansicht zufolge, läßt sich nicht eben behaupten, daß die Erdwärme selber im Abnehmen begriffen wäre, und man muß daher den meteorologischen Phänomenen, abgesehen von den Wirkungen der menschlichen Industrie, den hauptsächlichsten Einfluß bei dieser unleugbaren Erscheinung anweisen.

G. F. G.

Italien.

Ueber die Eisenbahnen in Italien.

Zweiter Artikel. *)

Nachdem wir eine vollständige Uebersicht des Systems der Eisenbahnen, welche Italien erwartet, gegeben haben, bleibt uns noch zu untersuchen übrig, welches die wahrscheinlichen Wirkungen sind, die sie hervorbringen müssen, um die Hoffnungen von mehr als einer Art zu rechtfertigen, die wir auf sie gebaut haben und welche wir mit allen unseren Mitbürgern zu theilen wünschten.

Aus materiellem Gesichtspunkt betrachtet, werden die Eisenbahnen für Italien von großem Nutzen seyn. In der That, wenn sie demjenigen Ländern vortheilhaft sind, welche viele Manufakturen besitzen, so sind sie nicht weniger denen nützlich, in welchen eine reiche Agrikultur blüht. Diese Meinung, die beim ersten Anblick vielleicht paradox erscheint, ist nichtsdestoweniger auf unleugbare Fakta begründet. Die Eßwaaren, welche der Ackerbau produzirt, und die Stoffe, welche er zur Erhaltung seiner produktiven Kräfte nöthig hat, wie das Mastfutter und die unorganischen Dungmittel, nehmen in Rücksicht auf ihre Wirkungen ein weit größeres Volumen ein, als die Rohstoffe und Produkte der Manufaktur-Industrie. Wir geben zu, daß für den Transport jener Agrikulturstoffe Kanäle vorzuziehen sind; aber wo keine Kanäle existiren, besonders da, wo ihre Ausführung unübersteigliche Hindernisse darbietet, sey es aus natürlichen Ursachen, sey es, daß man das Wasser, über welches man verfügen kann, lieber zur Berieselung des Landes als zum Bau der Kanäle verwendet, kann man behaupten, daß die Eisenbahnen dem Ackerbau Dienste leisten würden, deren Wichtigkeit man kaum überschätzen kann. Was aber für den Waarentransport gilt, hat noch eine größere Geltung für den Transport von Personen. In einem Umkreise von gewisser Ausdehnung verändert die reiche ackerbautreibende Bevölkerung ihre Wohnplätze häufiger als die industrielle. Da, wo das Eigenthum sehr vertheilt ist, wo die Ausbeutung des Bodens auf dem Wege der Verpachtung, und zwar an kleine Pächter, geschieht, sind die Veränderungen, welche die Ackerbauer mit ihren Wohnplätzen vorzunehmen gezwungen sind, zahlreicher, als man glauben sollte. Das unbedeutendste Geschäft, der geringfügigste

*) Aus italiänischer Feder.

Kontrakt ist oft die Ursache, welche sie veranlassen, sich auf mehrere Märkte zu begeben. Der Kauf oder Verkauf von einem Paar Ochsen bringt häufig einen bedeutenderen Wohnungswechsel hervor, als der Einkauf der Vorräthe, welche nothwendig sind, um eine große Spinnerei zu Manchester während eines Monats im Gange zu erhalten. Außerdem ziehen in einem Lande, wo der Ackerbau so verschiedenartige Kulturverhältnisse darbietet, wie im Norden von Italien, die Bedürfnisse der verschiedenen Behandlungsarten des Bodens im Lauf des Jahres große Menschenmassen bald auf den einen, bald auf den anderen Punkt zusammen. Im Frühlinge sind es die Bergbewohner der Apenninen, welche in die Ebenen herabsteigen, um die Blätter der Maulbeerbäume zu sammeln; später verbinden sich dieselben Arbeiter mit anderen, welche aus noch weiterer Entfernung kommen, um an anderen Orten das Getraide abzuschneiden und das Gras zu mähen. Im Herbst kommen die Bewohner der Berge denen der Ebene zu Hülfe, und jene werden von diesen unterstützt während der Weinlese. Mit dieser unaufhörlichen Bewegung, die für die Kultur eines so verschiedenartigen Bodens, als ihn Italien hat, unumgänglich nothwendig ist, kann wohl jene nicht verglichen werden, welche unter den um die großen Mittelpunkte der industriellen Thätigkeit sich schaarenden Arbeitern stattfindet. Für unsere Meinung sprechen übrigens die Thatsachen, die sich in den Verhältnissen der englischen Eisenbahnen festgestellt haben. Die Bahn, welche rücksichtlich ihrer Entwickelung die größte Personenfrequenz darbietet, ist die Bahn von London nach Bristol, bekannt unter dem Namen Great-Western, welche fast ausschließlich ackerbautreibende Grafschaften durchläuft. Der Vorrang, den sie in dieser Beziehung vor der London-Birmingham-Bahn behauptet, ist um so bemerkenswerther, als letztere London nicht allein mit einer weit bevölkerteren Gegend Englands, sondern auch noch mit Schottland und Irland in Verbindung setzt.

Die Stellung von Nord-Italien läßt übrigens die Eisenbahnen vorzugsweise für seinen Ackerbau vortheilhaft erscheinen; denn, wie bekannt, produzirt dieses Land eine enorme Masse von Rohstoffen, welche nicht nur rücksichtlich ihres Gewichts einen bedeutenden Werth haben, sondern auch von äußerst vergänglicher Natur sind, nämlich Cocons und aus Milch gewonnene Produkte. Wenn diesen durch die Lokomotiven die Möglichkeit dargeboten wird, die weitesten Entfernungen in kurzer Zeit zu erreichen, so können sie, ohne Schaden zu erleiden, zu den Mittelpunkten der Fabrication und Consumtion gelangen. Wenn die Ackerbauer des Po-Thals ihre frische Butter bis nach den sandigen Küsten des Mittelmeers in Ligurien und in der Provence zu versenden im Stande seyn werden, so werden die reichen Produkte ihrer fruchtbaren Wiesen einen Ausweg finden, der ihnen nicht wieder verschlossen werden könnte.

Aber nicht allein aus dem Gesichtspunkt des Ackerbaues darf Italien auf die Eisenbahnen als auf ein mächtiges Mittel für materielle Fortentwickelung rechnen, sondern wenn das Land zwar vorzugsweise für die Kultur seines fruchtbaren Bodens Sorge getragen, so ist es doch auch nicht der industriellen Bewegung völlig fremd geblieben, welche sich seit dem Frieden auf dem europäischen Kontinent entwickelt hat. Es besitzt bereits zahlreiche Hüttenwerke, weitläufige Manufakturen, große Werkstätten: in Piemont, in der Lombardei und in Toskana wird die Baumwolle, die Wolle und vorzüglich die Seide mit Erfolg bearbeitet. Die Einrichtung eines vollständigen Eisenbahnsystems würde deshalb durch die Erleichterung der Communication, durch die Verringerung der Transportkosten und insbesondere durch die Beförderung der Thätigkeit und Energie des Unternehmungsgeistes auf die schnelle Entwickelung der italiänischen Industrie mächtig einwirken. Denn es würde betrübend seyn, wenn man, um eine solche Entwickelung hervorzurufen, seine Zuflucht zu Ermuthigungsmitteln nähme, welche den allgemeinen Interessen offenbar von großem Nachtheil seyn müßten, als da sind die Privilegien und Monopole. Aber wenn wir die mannigfaltigen Hülfsquellen dieses Landes, die fast unberechenbare Quantität der Bewegungskräfte, welche die Alpengletscher gewähren, den Ueberfluß und die Verschiedenheit des Bodens und die mineralischen Reichthümer, welche gewisse Theile der Halbinsel, vorzüglich Toskana, einschließen; endlich die Zahl seiner mäßigen, intelligenten und arbeitslustigen Bevölkerung in Betrachtung ziehen, so glauben wir, daß die Industrie, durch weise Gesetze beschützt, in ihren Vertretern geehrt und durch ein verständiges System polytechnischer Erziehung unterstützt, im Stande ist, sich durch ihre eigenen Anstrengungen zu einer hohen Stufe des Gedeihens emporzuschwingen, wenn erst Italien mit dem vortrefflichen Communicationssystem beschenkt seyn wird, dessen Plan wir oben entworfen haben. Aus kommerziellem Gesichtspunkt betrachtet, kann Italien große Hoffnungen auf die Eisenbahnen gründen. Denn durch die Schnelligkeit, Billigkeit und Sicherheit der inneren Communication, und dadurch, daß die Scheidewand der Alpen, welche es von dem übrigen Europa trennen und welche einen Theil des Jahres so große Schwierigkeiten darbieten, durch die Eisenbahn gewissermaßen verschwinden wird, wird sich ohne Zweifel die Menge der Fremden, welche jedes Jahr zum Besuch Italiens herbeiströmen, noch bedeutend vergrößern. Wenn die Reise nach Turin, Mailand, Florenz, Rom und Neapel weniger Zeit und Mühe kostet als die Tour um einen Schweizersee, so dürfte es schwierig seyn, die Anzahl der Personen zu bestimmen, welche in diesen mit so vielen Reizen begabten Gegenden eine gesundere und reinere Luft für ihre zerrüttete Gesundheit, oder Erinnerungen für ihre Wißbegierde, oder selbst bloße Zerstreuungen für die Langeweile suchen werden, welche der Nebel des Nordens hervorbringt. Die Vortheile, die Italien von seiner Sonne, von seinem wolkenlosen Himmel, von seinen Kunstschätzen und von den Erinnerungen zieht, die ihm die Vergangenheit vermacht hat, werden sicherlich in beträchtlichem Verhältniß wachsen. Wenn das Eisenbahnnetz vollständig ausgeführt seyn wird, so wird Italien einen bedeutenden Transithandel erlangen. Die Linien, welche die Häfen von Genua, Livorno und Neapel mit denen von Triest, Venedig und Ancona und der Ostseite des Königreichs Neapel verbinden, werden eine mitten durch ganz Italien gehende große Bewegung von Waaren und Reisenden hervorbringen. Wenn überdies noch, wie zu hoffen steht, die Alpen durchschnitten werden zwischen Turin und Chambéry, so werden der Lago maggiore und der Konstanzer See, so wie Triest und Wien und die Häfen von Italien, im Stande seyn, mit denen des Oceans und der Nordsee die Versorgung Central-Europa's mit Südfrüchten zu theilen. Endlich, wenn die neapolitanischen Linien sich bis in das Herz des Königreichs ausdehnen, so wird Italien durch seine Stellung im Centrum des Mittelmeers, wo es wie ein ungeheures Vorgebirge zur Verknüpfung Europa's mit Afrika bestimmt zu seyn scheint, ohne Widerspruch den kürzesten und bequemsten Weg zwischen dem Orient und Occident darbieten. Sobald man sich zu Tarent und Brundusium wird einschiffen können, wird die Länge des Seeweges, den man jetzt einschlagen muß, um sich von England, Frankreich und Deutschland nach Afrika oder Asien zu begeben, um die Hälfte abgekürzt werden. Somit liegt es außer Zweifel, daß die großen italiänischen Bahnen dann dazu dienen werden, den größten Theil der Reisenden und einige der kostbarsten Waaren, welche zwischen diesen weiten Erdstrichen zirkuliren, zu transportiren. Gleicherweise wird Italien das schnellste Mittel haben, die Reisenden aus England nach Indien und China zu schaffen, was allein eine reiche Quelle neuer Vortheile seyn dürfte. Nach allen diesen Erörterungen scheint es uns klar dargethan, daß die Eisenbahnen für Italien eine weite und glänzende Perspektive auf ökonomische Vortheile öffnen und somit ihm die Mittel verschaffen werden, um die ausgezeichnete Stellung, welche es während des ganzen Mittelalters in kommerzieller Hinsicht einnahm, wiederzugewinnen.

Aber wie groß immerhin die materiellen Wohlthaten seyn mögen, welche die Eisenbahnen über Italien verbreiten werden, so sind wir doch der festen Ueberzeugung, daß sie weit hinter den moralischen Wirkungen derselben zurückbleiben werden.

Das Unglück Italiens ist von altem Datum. In der Geschichte die zahlreichen Quellen desselben aufsuchen zu wollen, würde eine Arbeit seyn, welche einerseits hier nicht am Orte wäre, andererseits auch unsere Kräfte übersteigen würde. Aber das glauben wir als eine ausgemachte Sache aufstellen zu können, daß die erste und vorzüglichste Ursache dieses Uebelstandes in dem politischen Einfluß zu suchen ist, welchen die Fremden seit Jahrhunderten auf die inneren und äußeren Verhältnisse des Landes ausüben, und daß die hauptsächlichsten Hindernisse, welche sich der Abwehrung dieses verderblichen Einflusses entgegenstellen, theils in der inneren Zersplitterung, in den Rivalitäten, fast möchten wir sagen, Antipathieen der einzelnen Provinzen gegen einander liegen, theils aus dem Mißtrauen zwischen den nationalen Fürsten und dem kraftvollsten Theile der Bevölkerung entstanden sind. Dieser Theil ist offenbar derjenige, welcher ein oft ungemäßigtes Drängen zum Fortschritt, ein lebendigeres Nationalgefühl und eine glühendere Liebe zum Vaterlande zum steten Heller, wenn nicht zum hauptsächlichsten Instrument jedes Emancipationsversuches macht. Wenn die Thätigkeit der Eisenbahnen diese Hindernisse verringert oder vielleicht ganz aus dem Wege geschafft haben wird, so entwickelt sich daraus die natürliche Folge, daß der italiänische National-Charakter eine günstigere Richtung nehmen wird. Ein Communications-System, welches eine fortdauernde und nach jeder Richtung gehende Bewegung von Personen hervorrufen und die Völkerschaften, welche bisher einander fremd geblieben, zu gegenseitiger Berührung zwingen wird, muß mächtig dazu beitragen, die kleinlichen munizipalen Eifersüchteleien, die Töchter der Unwissenheit und der Vorurtheile, welche bereits durch die Anstrengungen der aufgeklärtesten Männer Italiens untergraben sind, völlig zu zerstören. Diese erste moralische Konsequenz der Einrichtung von Eisenbahnen auf der italischen Halbinsel ist so einleuchtend, daß sie wohl Niemand bestreiten wird, und so groß, daß sie hinreichend den Enthusiasmus rechtfertigt, welcher alle wahren Freunde Italiens für jenes Unternehmen beseelt.

Die zweite moralische Wirkung, die wir uns davon versprechen, ist noch von größerer Bedeutung, obwohl vielleicht beim ersten Anblick nicht so in die Augen fallend.

Die Organisation, welche Italien in der Epoche des Wiener Kongresses erhalten hat, war eben so sehr dem Nationalgefühl entgegen als mangelhaft. Trotz des väterlichen Benehmens mehrerer unserer nationalen Fürsten, wuchs die durch die neue Gestalt der Dinge ins Leben gerufene Mißstimmung des Volkes während der Jahre, welche auf die Restauration folgten, bis zur völligen Unzufriedenheit, und bald brach der Sturm los. Die unruhigen Köpfe, die Neuerungssüchtigen, kamen endlich durch Benutzung der kriegerischen Stimmung, deren Entwickelung die Kaiserherrschaft begünstigt hatte, und unterstützt von den durch die Dekrete des Wiener Kongresses aufgeregten Leidenschaften des nationalen Ehrgeizes, dahin, die traurigen Ereignisse von 1820 und 1821 zu bewirken. Obgleich diese revolutionairen Versuche leicht unterdrückt wurden, weil die höheren Klassen getheilt waren und die große Menge nur einen geringen Antheil daran nahm, so hatten sie doch die traurige Folge, daß die Regierungen ein starkes Mißtrauen in alle Ideen der Nationalität zu setzen anfingen und die Entwickelung der progressiven Tendenzen verhinderten. So konnte Italien, entmuthigt, geschwächt und völlig zerspalten, wie es war, lange Zeit an keinen Versuch denken, sein Schicksal zu verbessern. Doch als die traurigen Spuren der Ereignisse von 1821 sich allmälig verwischt hätten und die Juli-Revolution das sociale Gebäude Europa's bis in seine Tiefen erschüttert hatte, wurde die gleich darauf folgende Reaction auch in Italien fühlbar. Als die Nachricht von dem Siege erscholl, welchen

ein Volk über seine schuldige, aber legitime Regierung davongetragen hatte, so wurden die demokratischen Leidenschaften, wenn nicht in der großen Menge, doch wenigstens in den unternehmenden Gemüthern, welche jene zu beherrschen wünschten, aufs höchste erregt. Die Bewegungen, welche nach 1830 in Italien, mit Ausnahme einer Provinz, die sich in administrativer Rücksicht in besonderen Verhältnissen befindet, sich organisirten, wurden mit Leichtigkeit unterdrückt, noch ehe sie zum Ausbruch gekommen waren. So mußte es auch seyn, denn diese Bewegungen, welche sich einzig auf republikanische Ideen und demagogische Leidenschaften stützten, konnten keine ernsthaften Folgen haben. In Italien kann eine demokratische Revolution nie auf Erfolg hoffen. Um sich davon zu überzeugen, reicht es hin, die Elemente zu untersuchen, aus welchen die den politischen Neuerungen ergebene Partei besteht. Diese Partei wird niemals große Sympathie in dem Volke finden, welches, mit Ausnahme einiger weniger Städte, im Allgemeinen den alten Institutionen des Landes sehr anhängt. Die Kraft ruht aber hauptsächlich und fast ausschließlich in der mittleren und in einem Theil der oberen Klasse, welche beide sehr konservative Interessen zu vertheidigen haben. Das Eigenthum ist, Gott sey Dank, in Italien nicht das ausschließliche Privilegium einer Klasse. Selbst da, wo noch die Trümmer eines Feudal-Adels existiren, theilt dieser mit dem dritten Stande den Landbesitz. Auf solche an der Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung so interessirte Klassen haben die subversiven Lehrsätze des jungen Italiens wenig Einfluß. Deshalb kann man behaupten, daß in Italien, mit Ausnahme der jungen Gemüther, bei welchen die Erfahrung die in der aufregenden Atmosphäre der Schulen eingesogenen Ansichten noch nicht verändert hat, nur eine geringe Anzahl von Personen existirt, welche ernstlich gesinnt wären, die Grundsätze einer durch das Unglück gereizten Partei praktisch durchzuführen. Die Folgen des Jahres 1830 waren eben so traurig, wie die der militairischen Insurrectionen von 1820 und 21. Die Regierungen suchten von jetzt ab sich nur zu vertheidigen und strebten danach, jede Idee des italiänischen Fortschritts und der Emancipation zu vernichten. Ohne alle Mittel zu billigen, welche sie zur Unterdrückung der revolutionairen Ideen anwandten, glauben wir doch, daß man ihnen die Gesinnungen, welche sie an den Tag legten, billigerweise nicht zum Vorwurf machen kann. Denn für die Regierungen existirt eben so gut wie für die Individuen ein höchstes Recht der Selbsterhaltung, dessen Gränzen der strengste Moralist nicht zu bestimmen vermöchte, ohne in die gröbsten Widersprüche zu verfallen oder auf absurde Konsequenzen zu gerathen, welche den einfachsten Begriffen des gesunden Menschenverstandes zuwiderliefen.

Jetzt haben sich die Stürme der Leidenschaften, welche die Juli-Revolution aufgeregt hatte, beruhigt, und ihre Folgen haben sich nach und nach verwischt. Das erschütterte Vertrauen auf die einheimischen Fürsten ist allmälig wiederhergestellt, und schon beginnt das Volk die wohlthätigen Wirkungen dieser glücklichen Veränderung zu empfinden. Alles deutet darauf hin, daß Italien einer besseren Zukunft entgegengeht.

Diese heißersehnte Zukunft ist die vollständige Entwickelung der Nationalität; dieses höchste Gut, welches Italien ohne die Vereinigung aller Kräfte aller seiner Kinder nicht erreichen kann, und ohne welches es gleichwohl keine wahrhafte und dauernde Verbesserung seiner politischen Lage hoffen, noch sicheren Schrittes auf dem Wege einer höheren Entwickelung fortgehen kann. Denn die Geschichte aller Zeiten beweist, daß kein Volk einen hohen Grad von Intelligenz und Moralität erreichen kann, ohne daß sich in ihm das Gefühl seiner Nationalität kräftig ausgebildet hat. Diese bemerkenswerthe Thatsache ist eine nothwendige Konsequenz der Gesetze, welche die menschliche Natur regieren. Das intellektuelle Leben des großen Haufens bewegt sich in einem sehr engen Ideenkreise. Unter denjenigen Ideen, welche in diesen Kreis gehören, sind ohne Zweifel die höchsten und edelsten die Ideen des Vaterlandes und der Nationalität. Wenn nun politische Umstände die Manifestation derselben verhindern oder ihnen eine falsche Richtung geben, so muß das Volk auf einer beklagenswerthen Stufe der Bildung bleiben. Aber das ist noch nicht Alles; bei einem Volk, welches auf seine Nationalität nicht stolz seyn kann, wird auch das Gefühl der persönlichen Würde nur als Ausnahme in einigen bevorzugten Individuen existiren. Die zahlreichen Klassen, welche die niedrigsten Sphären des socialen Lebens inne haben, müssen sich in Rücksicht auf Nationalität groß fühlen, um das Bewußtseyn des eigenen Werths zu erlangen. Dieses Bewußtseyn aber ist es, wir stehen nicht an, es gegen den strengsten Moralisten zu behaupten, was ein wesentliches Moment der Moralität sowohl für die Völker als für die Individuen ausmacht. Wenn wir daher mit solchem Eifer uns für die Emancipation Italiens interessiren, so liegt der Grund nicht blos darin, daß wir unser Vaterland ruhmvoll und mächtig zu sehen wünschen, sondern besonders in der Ueberzeugung, daß es nur durch Wiedererlangung seiner Nationalität auf der Leiter der Intelligenz und der moralischen Bildung bis zu dem Niveau der civilisirtesten Nationen emporsteigen kann. Diese kostbare Eroberung aber kann, außer im Fall einer europäischen Umwälzung, welche jedoch von Tag zu Tage glücklicherweise unwahrscheinlicher wird, nur durch die vereinigte Wirksamkeit aller lebendigen Kräfte des Landes vollbracht werden. Auch ist eine solche Einheit nicht so schwer zu erringen, als man vielleicht voraussetzt, indem man sich in dem Urtheil über die socialen Verhältnisse Italiens von dem äußeren Schein oder von dem Andenken an die traurigen Zersplitterungen des Landes und Volkes zu einer unrichtigen Ansicht verleiten läßt. Das Gefühl der Nationalität ist schon allgemein geworden und wächst noch täglich. Obgleich jedoch alle Klassen der Gesellschaft bis auf einen gewissen Punkt zu diesem wichtigen Werke beitragen können, so würden solche individuellen Versuche doch ohne die Beihülfe der nationalen Regierungen fruchtlos bleiben. Inzwischen haben wir in dieser Beziehung keine Sorge. Das Mißtrauen, welches die Ereignisse von 1830 erregt hatten, und welches lange Zeit durch eine an Zahl geringe, aber durch Intriguen starke Partei unterhalten wurde, ist fast gänzlich verschwunden, so daß unsere Fürsten wiederum ihre natürlichen Tendenzen verfolgen und jeden Tag neue Proben ihrer väterlichen und den Fortschritt begünstigenden Gesinnungen blicken lassen.

Aber mehr als jede andere administrative Reform, eben so viel vielleicht wie die größten politischen Konzessionen, wird die Ausführung der Eisenbahnen zur Befestigung des gegenseitigen Vertrauens zwischen den Regierungen und den Unterthanen beitragen. Denn wenn die Regierungen die Nation, deren Wohlfahrt ihren Händen anvertraut ist, mit diesen mächtigen Beförderungsmitteln des Fortschritts beschenken, so legen sie ein lautes Zeugniß für die wohlwollenden Gesinnungen, von denen sie beseelt sind, und für die Sicherheit ab, welche sie empfinden. Ihrerseits aber wird die Nation, erkenntlich für eine so große Wohlthat, zu ihren Fürsten volles Vertrauen fassen, mit welchem sie sich ihrer Leitung zur Wiedererlangung der nationalen Unabhängigkeit überlassen wird.

Wenn die obigen Bemerkungen nicht unbegründet sind, so kann man nicht leugnen, daß wir die moralische Einwirkung der Eisenbahnen in Italien mit Recht über ihre materiellen Vortheile setzen und ihre Einführung in Italien als ein glückliches Vorzeichen einer besseren Zukunft dieses Landes betrachten.

Mannigfaltiges.

— Die französische Uebersetzung von Humboldt's Kosmos. Herr A. de Quatrefages giebt in der neuesten Nummer der Revue des deux Mondes (deren Redacteur, Herr Victor de Mars, sich — wie wir beiläufig bemerken — gegenwärtig in Berlin befindet) einen ausführlichen und, wie man sich bei der großen Verehrung, in welcher Humboldt's Name auch in Frankreich gehalten wird, leicht denken kann, würdigen Bericht über die kürzlich erschienene französische Uebersetzung des ersten Bandes vom „Kosmos". *) Was die letztere und den Uebersetzer insbesondere betrifft, so heißt es in dem betreffenden Artikel: „Den Kosmos zu übersetzen, war nichts weniger als leicht. Fast alle Wissenschaften haben zu diesem Werke beigesteuert, und jede Wissenschaft hat bekanntlich ihre besondere Terminologie in Deutschland sowohl als in Frankreich. Um keine Irrthümer zu begehen, müßte man also alle solche Terminologieen genau kennen, aber nur wenige Gelehrte sind unterrichtet genug, daß sie mit einer so großen Anzahl verschiedenartiger technischer Ausdrücke vertraut seyn sollten. **) Herr Faye, ein bei der Sternwarte in Paris angestellter junger Astronom, hat sich nichtsdestoweniger der ihm durch das Vertrauen des Herrn v. Humboldt übertragenen Aufgabe muthvoll unterzogen. Unterstützt von Herrn Arago, der die Korrekturbogen durchsah und verbesserte, hat er das ganze Werk übertragen, mit Ausnahme einiger der Frage über die Menschenracen gewidmeten Seiten, die von Herrn Guigniaut, Mitglied des Instituts und Professor am Collége de France, bearbeitet wurden. Der französische „Kosmos" bietet demnach alle die wünschenswerthen Bürgschaften jener Genauigkeit dar, die bei wissenschaftlichen Werken eine unbedingte Nothwendigkeit ist. Wir fügen dem noch hinzu, daß er auch von Seiten des Stils kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Allerdings liest sich der „Kosmos" nicht wie ein Roman, aber wer etwa des Verständnisses halber eine Stelle zweimal lesen muß, der darf dabei nicht vergessen, daß er ein Buch vor sich habe, welches die Landsleute des Verfassers für so durchaus deutsch erklären, daß sie der Meinung sind, es sey gar nicht französisch wiederzugeben."

*) Cosmos. Essai d'une Description physique du monde. Par M. Alexandre de Humboldt. — Paris, Gide, 1846.

**) Herr Quatrefages, der an einer anderen Stelle sagt, daß er mit der deutschen Sprache nicht sehr vertraut sey, scheint diese Schwierigkeiten etwas zu überschätzen. D. R.

Bibliographischer Anzeiger.

In der Hallberger'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

A x e l.

Romanze

von

Esaias Tegnér.

Bischof zu Wexiö in Schweden, Verf. der Frithiofs-Saga ꝛc. ꝛc.

Nach dem schwedischen Original und in dessen Versmaße übersetzt

von

G. Schilling.

Prachtausgabe mit Stahlstich. Pr. 1 fl. 12 kr. — oder 27 Ngr.

Im Vaterlande des Dichters wird diese Romanze allgemein noch weit über die viel verbreitete „Frithiofs-Saga" geschätzt; daß ihr auch in Deutschland eine gleiche Anerkennung zu Theil wird, dazu bedurfte es wohl nur einer Uebersetzung, welche, wie die gegenwärtige, treu und überhaupt gelungen genug ist, die vielen, außerordentlichen Schönheiten des Originals vollkommen wieder empfinden zu lassen. Wir statteten das Buch deshalb auch aufs geschmackvollste aus und empfehlen es der eleganten, für wahrhaft edle, tief gemüthreiche Poesieen empfänglichen Lesewelt zugleich als eine der sinnigsten, würdigsten Gaben der Freundschaft.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 72. Berlin, Dienstag den 16. Juni 1846.

England.

Landor's philosophische Gespräche.

(Imaginary Conversations.)

Walter Savage Landor ist ein englischer Schriftsteller, den man im Auslande weniger kennt, als er verdient. Er gehört jener schöpferischen Zeit im Anfang unseres Jahrhunderts an, welche man die zweite große Periode der englischen Literatur genannt hat. Auch in England nicht eben populair, räumt ihm doch die Kritik einen nicht unbedeutenden Platz ein. Die Edinburgh-Review sagt von ihm: „Es giebt vielleicht keinen Schriftsteller der Gegenwart, im Ganzen genommen, der mehr Aussicht hat, fortzuleben und auf die Nachwelt zu kommen, als Landor. Dies ist oft der Lohn der Schriften, die bei ihrem ersten Erscheinen weder allzu sehr herabgesetzt, noch allzu sehr gepriesen wurden." In der „Geschichte der englischen Literatur der letzten funfzig Jahre" von Allan Cunningham wird sein Name ebenfalls mit großer Achtung genannt.

Außer größeren und kleineren Gedichten hat Landor Tragödien und dramatische Fragmente geschrieben; das Gebiet aber, auf dem er sich mit besonderer Vorliebe bewegt und auf dem er auch das Meiste und Bedeutendste geleistet hat, ist das des Dialogs. Er hat nämlich Gespräche zwischen bedeutenden Personen der Vorzeit geschrieben nach Art Lucian's und vieler Neueren. Diese Literaturgattung, in der uns schon das Alterthum so große Muster wie Plato und Lucian bietet, ist im vorigen Jahrhundert mehr als jetzt bearbeitet worden; namentlich sind früher in Deutschland Streitschriften und Broschüren über Tagesfragen in dieser Form abgefaßt worden. Bei den Franzosen war diese Gattung unter der Form der Dialogues des Morts besonders üblich, und auch in der englischen Literatur findet man sie häufig angewendet. Es giebt übrigens eine doppelte Art derselben: man läßt entweder erdichtete Personen sprechen, deren jede nur der Repräsentant einer bestimmten Idee oder Meinung ist, die sie im Dialog geltend zu machen hat. Von dieser Art sind z. B. die Dialoge Berkeley's zwischen Hylas und Philonous, worin derselbe sein metaphysisches System auseinandersetzt. Oder die sprechenden Personen können wirkliche Menschen aus der Geschichte seyn. Das Beste, was die englische Literatur in dieser Beziehung aufzuweisen hat, sind Lyttelton's Dialogues of the Dead, Hurd's Moral and political dialogues und ein Buch von Langhorne, in welchem Karl II. und seine Witlinge redend eingeführt werden. Was nun die neuesten Gespräche dieser Art von Landor betrifft, so ist ein Theil derselben, nämlich 36, schon vor zweiundzwanzig Jahren unter dem Titel Imaginary Conversations erschienen; die übrigen, 90 an der Zahl, werden erst jetzt dem Publikum in einer Ausgabe seiner Gesammtwerke vorgelegt. *)

In einigen derselben ist die Charakteristik vortrefflich, so besonders in den Gesprächen Elisabeth und Burleigh, Asham und Jane Grey, Heinrich und Anna Boleyn und in allen denen zwischen Männern und Frauen des Alterthums. Unter denen, die erst jetzt erscheinen, zeichnen sich aus „der Kaiser von China und sein Minister", „Rochefoucault und La Fontaine", „Melanchthon und Calvin", „Steele und Addison", „Lucian und Timotheus". Einige Auszüge aus diesen Gesprächen mögen dem Leser einen Begriff von der Manier und Tendenz des Verfassers geben. Diese wird vielleicht etwas freidenkerisch erscheinen, wie man es von einem englischen Schriftsteller am wenigsten erwartet, aber man wird auch leicht erkennen, daß hinter dem Scherze eine ungeheuchelte Ehrfurcht vor dem tieferen Gehalt des Glaubens verborgen ist, an dessen blos äußerlichem Bekenntnisse nur allzu Viele leicht ein Genüge finden.

1.

Der Kaiser von China hat von den Jesuiten, die in sein Reich eingedrungen waren, so viel Böses gesehen und gehört, daß er auf die Vorstellung kömmt, die Christen seyen die streitsüchtigsten und unverträglichsten aller Menschen. Er beschließt daher, einige von ihrem ärgsten Eiferern in sein Reich aufzunehmen, um Zwietracht und Feindschaft unter den Tataren auszustreuen, und sendet zu diesem Zweck seinen Minister nach Europa. Da aber die Reise langweilig ist, so kann sich Tsing-Ti, der frei ist von den Vorurtheilen seines Herrn, während derselben mit dem alten und neuen Testament gründlich bekannt machen, und als er in London landet, beschließt er, um in die Mode zu kommen, sein Betragen genau den Vorschriften der Bibel anzupassen.

Er versucht es, einige Gebote derselben genau nach ihrem Wortsinne zu befolgen, allein er findet bald, daß ihm dies in England die gehoffte gute Aufnahme keineswegs bereite. Nicht allein erkennt man ihn nicht als einen Gleichgesinnten an, sondern man lacht ihn obendrein auch aus, und wo er nicht für einen Sonderling gehalten wird, da erklärt man ihn gar für einen Narren oder einen Heuchler. Kurz, der arme Tsing-Ti findet, daß das Christenthum in England für eine so vortreffliche, unbestreitbare und göttliche Sache gelte, daß Niemand es eigentlich in Ausübung zu bringen braucht, sondern Jeder sich begnügen kann, seine Vortrefflichkeit anzuerkennen. „Man kann in diesem Lande", sagt er, „einen von zwei Wegen einschlagen: man kann die Gebote Christi ausüben ohne seinen Namen anzunehmen, oder man kann den Namen annehmen ohne die Verpflichtung, eines seiner Gebote zu halten." Eine Reihe merkwürdiger Erfahrungen, die sehr unterhaltend erzählt werden, bringt diese Schlußfolge in dem Geist des Ministers zur Reife, und er kehrt zu seinem kaiserlichen Herrn zurück, um ihm das Resultat seiner Mission zu Füßen zu legen. Aber sein Herr mag dem, was er hört, keinen Glauben schenken. Besonders ungläubig ist er hinsichtlich dessen, was Tsing-Ti ihm von den Dienern des christlichen Glaubens erzählt. Er fürchtet, er habe gegen die Priester eine Abneigung gefaßt, aus keinem besseren Grunde, als weil er sein Lieblings-Christenthum unter ihnen nicht finden könne. Der Minister jedoch hält an seinem Satz fest und fährt fort, Se. Majestät durch neue Enthüllungen über die Kirchendiener in England in Erstaunen zu setzen.

Tsing-Ti. Ein Priester ersten Ranges, der weder zu predigen noch zu singen, weder zu beten noch zu fluchen verpflichtet ist, empfängt einen Gehalt, der größer ist als der Sold von tausend Soldaten, die die Leibwache des Königs bilden. — Der Kaiser. Hast du das von ihnen selbst gehört? — Tsing-Ti. Von ihnen. — Der Kaiser. Und glaubst du es? — Tsing-Ti. Ich glaube es. — Der Kaiser. Dann, Tsing-Ti, hast du Glauben genug für uns Beide.

Der Streit endet damit, daß der Kaiser und sein Minister sich in der Bewunderung ihres eigenen einheimischen Lehrers, Konfuzius, vereinigen.

2.

Als Gegenbild zu dem Dialog zwischen Kaiser und Minister folgt der zwischen Melanchthon und Calvin, worin das Christenthum als Religion der Liebe von Melanchthon vertreten wird. Es giebt keine streitige Lehre der heiligen Schrift, die nicht von Melanchthon zu Gunsten des Sünders ausgelegt wird. „Streng allein ist der Mensch", sagt er; „der milde Richter ist Gott." Die furchtbarsten Stellen, die Calvin anruft, werden in Liebe und Frieden umgedeutet. So kann jene Waffe, die in den Händen des Franzosen so furchtbar wird, wenn sie der Mensch gegen den Menschen schwingt, die Waffe des Evangeliums, in denen des milderen Deutschen, gleich dem fabelhaften Speer der alten Mythologie, mit der Kraft begabt werden, die schmerzlichste Wunde zu heilen, die der Andere damit schlägt. „Wir bilden uns ein", sagt Melanchthon, „daß alle unsere Heimsuchungen uns direkt und unmittelbar von oben kommen: zuweilen glauben wir es in Frömmigkeit und Zerknirschung, aber öfter mit Murren und Unwillen. Es würde aber gut seyn, wenn wir es versuchten, den Ursachen derselben nachzuspüren. Wir würden ihre Quelle wahrscheinlich in einem Winkel des Herzens finden, den wir nie ordentlich durchforscht oder in den wir heimlich unsere schlimmsten Schwächen niedergelegt. Die Wolken, die uns den Himmel verhüllen, kommen nicht vom Himmel, sondern von der Erde."

Das Gespräch schließt folgendermaßen: „Melanchthon: Calvin! ich bitte dich, schone doch du, der du so Viele leitest und regierst, schone doch, was auch Andere thun mögen, deine Brüder. So viel Zweifel ich auch bei leichteren Texten hege, die sich nach entgegengesetzten Richtungen wenden und deuten lassen, so bin ich doch von einer großen unerschütterlichen Wahrheit überzeugt. Sie lautet seltsam, sie lautet widersprechend.

Calvin. Ich bin begierig, sie zu hören.

Melanchthon. Du sollst sie hören. Der Satz heißt: „Es giebt auf Erden nichts Göttliches außer der Menschheit."

3.

In einem Abschnitt des Gesprächs Lucian und Timotheus wird derselbe Gegenstand besprochen. Timotheus, einer von den Führern der ersten Christen-

*) The collected writings of Walter Savage Landor. With many additions. 2 vol. large 8vo.

macht seinem Vetter Lucian den Vorschlag, sie sollten sich mit einander verbinden und einen lustigen Dialog über die Priester der Isis abfassen. Aber eben waren die Priester der Isis bei Lucian gewesen und hatten ihm einen scherzhaften Dialog über die neue Sekte der Christen vorgeschlagen. Und zwischen den beiden Parteien, die seine Geißel in Anspruch nehmen, steht der große griechische Satiriſt und Philoſoph in der Mitte als unparteiischer Beobachter. Obgleich kaum ein Jahrhundert seit dem Tode des Stifters des Christenthums verflossen war, hatte doch schon die Zwietracht üppige Früchte unter den Anhängern der neuen Lehre getrieben, und Lucian hat keine Schonung für die, welche sie genährt und gepflegt. Dabei fehlt es auch auf seiner Seite, damit das Bild der Wirklichkeit treu bleibe, nicht an großen Irrthümern; aber in seiner ehrfurchtsvollen Bewunderung für den Charakter Christi und in seinen Warnungen vor dem Uebel, das aus jeder praktischen Verleugnung seiner Lehre entspringen müsse, liegt viel Stoff zu denken für jeden Christen. Umsonst wirft ihm sein Vetter vor, er mache das Wahre und Heilige lächerlich. „Das wäre mit anderen Worten", antwortet er, „mich selbst zum Narren machen. Der, welcher die Waffen des Spottes gegen die Wahrheit richtet, findet in seiner Hand eine Klinge ohne Heft. Die schärfsten Flammen des Witzes prallen ab und verlöschen an den unzerstörbaren Mauern ihres Heiligthums." Umsonst beruft sich Timotheus auf Plato; Lucian erkennt auch diese Autorität nicht an.

Timotheus. Vetter Lucian, Vetter Lucian! Plato's Name wird währen, wie der des Sesostris.

Lucian. Und wie die Kiesel und Ziegelsteine, welche Rotten von Sklaven zu einer Pyramide errichteten. Ich schätze Sesostris nicht viel höher als diese todten Stoffmassen. Nicht immer sind die, welche den Schiffbruch der Zeiten überleben, unserer Bewunderung am würdigsten. Es ist bei diesen Schiffbrüchen wie bei denen zur See: nicht immer werden die besten Dinge gerettet. Hühnerkörbe und leere Fässer schwimmen auf der Oberfläche unter einem heiteren, lachenden Himmel, während die gehauenen oder gemalten Bilder der Götter auf unsichtbare Felsen geschleudert und diejenigen, welche ihnen in Wissen und Handeln am meisten glichen, von kalten Ungeheuern unten verschlungen werden."

.... „Ein rechtschaffener Mann kann über alle Philosophieen und Religionen, welche stolz, ehrgeizig, leidenschaftlich und widerspruchsvoll sind, spotten. Es ist das Geschäft des Philosophen, Wahrheit zu suchen: es ist das Amt des Religiösen, sie zu verehren. Die Falschheit, welche die Zunge begeht, ist gering im Vergleich mit dem, was das Herz beschließt und der ganze Mensch ausführt während des ganzen Lebens. Wenn ich, Liebe und Erbarmen gegen das menschliche Geschlecht im Großen bekennend, Tag für Tag mit meinem nächsten Nachbar zanke, wenn ich, dem Glauben huldigend, daß die Reichen nimmermehr ins Himmelreich kommen, auf den Glanz meines Haushalts monatlich ein Talent verwende, wenn ich, trotz meiner Versicherung, daß ich so viel Vertrauen zu Gottes Wort hege, daß ich in Bezug auf weltliches Wohl für das Morgen nicht zu sorgen brauche, dennoch über das Nöthige hinaus sammle und aufspeichere, wenn ich, bekennend, daß „der, welcher den Armen giebt, dem Herrn leiht", doch des Herrn Wort in Zweifel ziehe und über die Höhe des Darlehns mit ihm feilsche, wenn ich, bekennend, daß ich nur der Verwalter der Armen bin, neunundneunzig Theile von hundert als den Lohn meines Verwaltungsamts zurückbehalte, — wie muß es mir, wenn Gott Lügner haßt und Betrüger straft, mir und anderen solchen Dieben und Heuchlern künftig ergehen!"

.... „Kaum hat es je einen Politiker in einem freien Staat gegeben ohne viel Falschheit und Doppelzüngigkeit. Ich habe die berühmtesten Ausnahmen genannt. Schwache und unregelmäßige Linien von dunklerer Farbe ziehen sich auf der glänzenden Klinge hin, welche über das Geschick der Nationen entscheidet, und mögen in der That für die Vollkommenheit ihrer Stählung nothwendig seyn. Der große Krieger hat gewöhnlich seine dunkleren Charakterzüge, die vielleicht zur Begründung seiner Größe nothwendig sind. Nicht zwei Menschen besitzen dieselbe Menge derselben Tugenden, wenn sie viele oder viel haben. Wir brauchen Einige, die uns nicht weit überragen und denen wir mit der Hoffnung, sie zu erreichen, folgen können; wir brauchen Andere, uns zu erheben, und Andere, uns zu vertheidigen. Die Ordnung der Dinge würde ohne diese Mannigfaltigkeit weniger schön seyn. Ohne die Ebbe und Fluth unserer Leidenschaften, wenn sie nur durch ein wohlthätiges Licht von oben geleitet und gezügelt werden, würde der Ocean des Lebens still stehen, und Eifer, Hingebung, Beredtsamkeit würden todte Leichname werden, die auf unfruchtbarem Sande verwesen. Die Laster einiger Menschen erzeugen die Tugenden Anderer, so wie Fäulniß die Quelle der Fruchtbarkeit ist."

.... „Auf Worten, auf Wortspielen, wenn ihr Unterscheidungen so nennen wollt, ruht die Achse der geistigen Welt. Ein geflügeltes Wort hat sich unausrottbar in eine Million Herzen eingenistet und ihnen jede Stunde während ihres Pulsirens vergiftet. Von einem geflügelten Wort hat das Schicksal von Nationen abgehangen. An ein geflügeltes Wort ist menschliche Weisheit bereit gewesen die unsterbliche Seele zu binden und ihr künftiges Glück davon abhängen zu lassen. Weil ein Wort der Erklärung nicht fähig ist, oder weil die, welche es anwendeten, keine ertrugen, haben sich ungeheure Uebel nicht blos im Widerspruch mit unserem gemeinen Verstand, sondern auch mit unserer Menschlichkeit behauptet."

Frankreich.

Das Bad Vichy.

(Fortsetzung.)

IV.

In unserem Hotel wohnte ein ehemaliger Präfekt von Korsika, ein Mann, der durch Liebenswürdigkeit, Geist und Talente gleich ausgezeichnet war. Eines Abend sprachen wir von Romanen, und ich fragte ihn, ob der neue Roman von Mérimée, Colomba, der in Korsika spielt, eben so wahr sey, als er interessant ist? Er bejahte dies und entwarf uns bei dieser Gelegenheit mehrere anziehende Schilderungen des korsischen Lebens. „Was besonders merkwürdig ist", fügte er hinzu, „ist der Reichthum an Begriffen und das, ich möchte sagen, würdevolle Benehmen, das selbst die niedrigsten Klassen in Korsika haben. Ich besinne mich z. B., daß eines Tages, als ich durch eine gebirgige Gegend ritt, ein alter Schäfer, der mit einem Ziegenfelle bekleidet war, ohne sich durch meine Uniform und mein Gefolge einschüchtern zu lassen, an mich herantrat, mir auf das Bein klopfte und sagte: Come sta signor prefetto? Che si dice di nuovo nel mondo? Che fa il Turco, il Rosso? Die französischen Bauern, scheint mir, kümmern sich nicht so viel um die europäische Politik."

V.

Eines Mittags wurde an der Table d'hôte eines der ersten Hotels ein Kind von Blutandrang nach dem Gehirn befallen. Einer von den Gästen nahm es auf den Arm und lief zum Arzte. Der Vater folgte ihm mit einem Jammergeschrei, das die ganze Stadt in Aufruhr brachte. Die Bewohner des Hotels konnten sich kaum von ihrem Schrecken erholen, und Keiner dachte mehr daran, auf den großen Ball zu gehen, der zu jenem Tage angesagt war und die elegante Welt schon so lange beschäftigt hatte. Nur ein alter Gichtbrüchiger schien die allgemeine Bestürzung nicht zu theilen, und als man sich darüber verwunderte, sagte er: „Wahrhaftig, es thut mir leid um der Aeltern willen, aber lieber ist es mir doch, daß es so ist."

Man glaubt, der alte Herr sey närrisch geworden, man bestürmt ihn mit Fragen. „Sie kennen doch", antwortete er, „die schwarze Frau, die jeden Abend verschleiert und ohne alle Begleitung im Parke spazieren geht. Niemand wagte es, sie anzureden; ich aber hatte gewettet, daß ich es thun würde. Und wirklich habe ich heut vor acht Tagen mit ihr gesprochen. Sie machte aber einen so seltsamen und schreckenvollen Eindruck auf mich, daß ich nicht das Herz hatte, Ihnen davon zu erzählen. Anfangs behandelte sie mich sehr unfreundlich; als ich aber von ihr ging, rief sie mich mit Heftigkeit zurück und sagte: „General, Sie befinden sich heute gut; reisen Sie aber morgen ab, wenn Sie mir folgen wollen." — Und warum? fragte ich. — „Weil Sie in fünf Tagen Ihren Anfall haben werden." — Bah, meinte ich, das wäre nicht das erste Mal. — „Seyen Sie auf der Hut, daß es nicht das letzte Mal ist. Der Tod schwebt über Ihrem Hotel. Bevor acht Tage vergehen, kommt der Aelteste oder der Jüngste, die Füße voran, aus dem Hause."

„Als sie das gesagt hatte, ging sie mit majestätischer Miene von mir und ließ mich ein wenig bestürzt stehen. Ich gab mir alle Mühe, die Sache zu verspotten, und doch hatte ich Furcht vor dem fünften Tage. Am liebsten wäre ich abgereist, wenn ich mich nicht vor mir selber ob meiner Feigheit geschämt hätte. Sie wissen, was ich seit drei Tagen gelitten habe, und ich gestehe Ihnen, die zweite Weissagung klang mir fortwährend in den Ohren. Es thut mir wirklich leid um die Aeltern, aber ich wenigstens habe es diesmal überstanden."

* * *

Solcher Art sind die interessanten Tagesereignisse in Vichy, die den Gegenstand der Unterhaltung bilden und in dem Munde eines jeden Erzählers eine neue Verzierung erhalten. Thäten uns unsere Leser nicht leid, so wollten wir einen ganzen Band mit Liebesabenteuern, Ehezänkereien, Duellen, Intriguen u. s. w. anfüllen, die sich alle zu Vichy ereignet haben, oder wir wollten .... Aber, großer Gott, was geht in Vichy vor? Was bedeuten dies Geschrei, diese Verwirrung, diese Esel und Eseltreiber, die, einander überstürzend alle nach derselben Seite zu sich drängen, diese Wagen von allen Formen und allen Größen, die mit mythologischem Donnergepolter vorüberrollen? Eines von den großen Hotels will eine Spazierfahrt machen. Die Bewohner stehen vor der Thür; sie haben ein Zeichen gegeben, und alle Automedon's von Bourbonnais sind herbeigeeilt. Indeß noch weiß man nicht, ob man das Gebirge St. Amand besteigen soll, um die Aussicht auf das Thal der Limagne und die fernen Gipfel des Puy de Dôme und Mont d'Or zu genießen, oder ob man lieber am Ufer des Sichon hinabfährt nach Grivats oder dem Schlosse Randau.

Die Eseltreiber bieten um die Wette ihre geduldigen Thiere an, nennen sie bei ihren Namen und halten ihren Tugenden homerische Lobreden. Die Wagen kreuzen sich lärmend vor dem Hotel, und Tilbury's, gezogen von einem aufgeputzten Esel und gelenkt von einem acht- oder zehnjährigen Knaben, Familienwagen zu zehn und mehr Personen, Kaleschen, Kabriolets und wie alle Spezies von Fuhrwerk heißen mögen, entfalten ihren Schmuck vor den unentschlossenen Augen der Fahrlustigen. Endlich ist eine Partei unter ihnen mit ihren Vorschlägen durchgedrungen. Ein schöner junger Mann mit sanften Zügen und weißem Teint steht an ihrer Spitze. Er miethet einen Familienwagen, placirt daselbst mehrere Damen und schwingt sich endlich selbst hinauf. Schon sind die Zügel gefaßt, die Peitsche knallt — da bemerkt er, daß einige Damen noch nicht versorgt sind; er springt herab, miethet eine Kalesche, läßt die Damen einsteigen und schafft ihnen Herren herbei.

Halt! Halt! rufen die Kranken und Bequemen, die vor der Thür sitzen. Sehen Sie nicht, daß dies Rad in der Mitte entzwei ist?

Bestürzt steigen die Damen herunter; der schöne junge Mann wählt einen anderen Wagen. Er ist von neuem seinen Schützlingen hülfreich, sagt ihren Cicisbeen mit scheinischem Lächeln Lebewohl, und als er sie wohlbehalten fortfahren sieht, wendet er sich, um auf seinen Platz zu klettern. Aber, o Schrecken! o unerhörter, grausamer Streich! ein unverschämter Freund hat sich seines Sitzes bemächtigt und der Wagen ist bereits fünfhundert Schritt davongerollt. Der große Ordner der Landpartie bleibt verlassen in dem einsamen Hotel zurück. Dem Unglück aber die Krone aufzusetzen, faßt ihn der zurückgewiesene Kutscher und droht ihm, ihn zum Maire zu führen, denn seine Räder seyen vorzüglich, und er müsse die bedungene Summe bezahlt bekommen ....

Um vier ein halb Uhr ertönt der erste Schlag der Mittagsglocken in den verschiedenen Hotels, um fünf Uhr verklingt der letzte. Die Damen haben eine elegante Toilette gemacht, die Männer erscheinen in schwarzem Anzuge. Jeder nimmt seinen Platz ein, der ihm nach dem früheren oder späteren Datum seiner Ankunft in Vichy zugewiesen ist, und dann beginnt eine Scene der Gefräßigkeit, die der wilden Dschibbeways nicht unwürdig ist. Die Mineralquelle reizt den Appetit, und obgleich der Tisch sehr reichlich besetzt ist, so giebt es doch nur wenig wirklich gute Gerichte. Mit Schmerz muß man nicht selten sehen, wie gerade die Schüssel, zu der man sich hingezogen fühlt und die man sehnsüchtig mit den Augen verfolgt, verschwindet, bevor man ihrer habhaft werden kann. Die Kavaliere, bei denen die Eßlust zu dieser Zeit über alle anderen Neigungen den Sieg davonträgt, entsagen jedem Gedanken an Conversation, während die Damen, die natürlich geschwätziger sind, dafür so manchen guten Bissen verlieren.

Das Diner dauert kaum eine Stunde. Nachdem man im Salon des Hotels ein wenig geplaudert und Musik gehört hat, beginnt die letzte Toilette, diesmal ist es die zum Balle. Sonntag und Donnerstag tanzt man im Saale des Badehauses, an den übrigen Abenden giebt es Konzert. Die prächtigen Räume können kaum die glänzende Menge fassen, die sich dort versammelt. Wenige Pariser Bälle haben reichere Toiletten aufzuweisen; die Wassertrinkerinnen und die einheimischen Damen dürfen mit den Löwinnen der Hauptstadt in die Schranken treten; doch die Palme gebührt den Damen von Cusset.

Wenn wir, gleich vielen Reisenden, unseren Lesern eine Beschreibung von Cusset geben wollten, die aus irgend einem geographischen Lexikon genommen ist, so würden wir ihnen eine kleine unbedeutende Stadt vor Augen führen, die sich durch nichts vor tausend anderen Provinzialstädten auszeichnet; aber unsere Feder wird in diesem Augenblick nur von unseren Ball-Erinnerungen geleitet. Und somit dürfen wir sagen, Cusset ist die erste Stadt des Weltalls. Es erhebt sich eine halbe Meile von der Badeanstalt am romantischen Ufer des Sichon, wo Frau von Sévigné einst die Hirtinnen der Asträa wiederfinden wollte. In Wahrheit aber giebt es keine Hirtinnen auf den umliegenden Triften; doch alle Einwohnerinnen Cussets sind jung und liebenswürdig wie Romanheldinnen. Ihr Leben hat nur ein Ziel: das Vergnügen. Während der Badesaison kommen sie jeden Abend nach Vichy zum Tanze. Kommt der Herbst, so tanzen sie in Cusset selbst. An diesem köstlichen Orte kennt man weder eifersüchtige Gatten, noch strenge Väter. Aber ach! kein Glück ist vollkommen auf dieser Erde, und auch dieses Paradies hat seine Schlange; es giebt nämlich in Cusset sehr wenig junge Leute, und ist die Kurzeit vorüber, so müssen nur zu oft die schönen Tänzerinnen sich wechselweis als Kavaliere dienen!

Die großen Hotels in Vichy veranstalten hin und wieder Soiréen, zu denen entweder einzelne Einladungen vertheilt oder die anderen Hotels in Masse eingeladen werden. Diese Gesellschaften sind glänzender und gewählter, als die im Kursaale. Der berühmte Tanzlehrer Cellarius war die Seele derselben während der ganzen vorigen Saison. Nachdem er am Tage Polka und Mazurka gelehrt hatte, tanzte er am Abend mit seinen Schülern und feuerte sie an durch Geberde und Stimme, denn die Mazurka und der ewige Cotillon bedürfen wohl eines erfahrenen Leiters. Dem Fleiße des Lehrers war es zu danken, daß Vichy in einen großen Tanzsaal verwandelt schien, und die Jünger, die schon durch ihre Kenntnisse bewundernswürdig waren, wurden es noch mehr durch ihren unermüdlichen Eifer.

Während die Fremden in den Sälen ihre Polkawuth befriedigen, so lange ihre Kräfte ausreichen, führen draußen im Park die Bauern ihrerseits ihren Lieblingstanz auf, der Bourrée heißt. Er verdient indeß nicht, wie dies anderen Bauerntänzen begegnet ist, europäischen Ruf zu erlangen. Das Orchester bildet ein Dudelsack, der immer dieselbe Melodie wiederholt. Tänzer und Tänzerinnen stellen sich in zwei Reihen auf, die kaum von einander getrennt sind, und mit gesenktem Kopf und herabhängenden Armen setzen sie sich in Bewegung, indem Herr und Dame sich an- und zurückstoßen und höchstens einmal gegenseitig die Reihen durchbrechen. Die Kühneren unter den Herren halten ihre Damen beständig an der Hand und küssen sie, wenn der Tanz zu Ende ist; aber Alle, Männer wie Frauen, bleiben unerschütterlich ernst und schweigsam, als wenn sie zum Heil ihrer Seele eine religiöse Ceremonie vorhätten.

Von den Konzerten, die durch Pariser Sänger und Sängerinnen verherrlicht werden, sey nur eines einzigen gedacht, das zum Besten der Armen von Vichy gegeben wurde und das glänzendste der ganzen Saison war.

Der große Saal war lange Zeit vor dem Beginn des Konzertes angefüllt. Die zuletzt Angekommenen blieben in den Gängen und den anstoßenden Zimmern stehen; es schien unmöglich, daß der Saal noch eine Person mehr fassen könnte, als der Minister des Ackerbaues und Handels, Herr Cunin Gridaine, mit seiner Gemahlin ankam. Ehemals wäre alle Welt aufgestanden, um einem Minister des Königs seine Ehrfurcht an den Tag zu legen. In unserem Jahrhundert der Gleichheit und noch dazu an einem Orte, wo die Gleichheit mehr, als überall sonst, herrscht, hatte man nicht daran gedacht, für den Minister und seine Gemahlin einen Platz zu reserviren, und es machte große Mühe, ehe sie eintreten und placirt werden konnten. Bald darauf kam Herr Thiers mit seiner Schwiegermutter und Schwägerin und veranlaßte neue Verwirrung und Beengung.

Unter den vielen bewußten und unbewußten Beweggründen, aus denen die menschlichen Handlungen hervorgehen, halten wir das Mitgefühl für den häufigsten. Wir setzen darum voraus, daß die Versammlung sich hauptsächlich eingefunden hatte, weil sie damit eine Wohlthat gegen die Armen ausübte. Dennoch müssen wir gestehen, daß ein Theilchen Neugier dabei im Spiele war. Man sollte nämlich eine junge schöne italiänische Gräfin singen hören, die nur zu einem wohlthätigen Zwecke öffentlich auftreten mochte. Es steht geschrieben, eine gute Handlung ziehe immer ihre Belohnung nach sich, und wir wollen, wo uns irgend Gelegenheit geboten wird, zur Bekräftigung solcher Sätze beitragen, durch welche tugendhafte Gemüther aufgemuntert werden. Die Gräfin Vergnani hatte an jenem Abend die Rolle der Vorsehung übernommen und ihre Zuhörer für ihre Wohlthätigkeit vollkommen belohnt.

(Schluß folgt.)

Polen.

Die Osterfeier in Warschau.

I.

Man fragt sich, wie es kommt, daß die katholische Kirche, welche um das Seelenheil der Gläubigen so bekümmert und die Blicke derselben stets nach dem Jenseits mit seinem Lohne und seinen Strafen hinzuwenden bemüht ist, dennoch so viel irdischen Aufwand macht, durch allen möglichen Prunk und reiche Feste den Sinnen und weltlichen Begierden der Andächtigen huldigt und das Diesseits mit den schönsten Farben schmückt und den süßesten Genüssen würzt? Allein die katholische Kirche gleicht einer zärtlichen Mutter, die ihr Kind durch Zuckerbrod und Spielsachen für das Gute zu gewinnen wünscht, bevor sie es versucht, an seine noch unreife Vernunft zu appelliren. Gegen die Gefahr, welche dem Glauben droht, daß sein geistiger Gehalt durch Sinnenreiz und Verweltlichung den Gläubigen entschwinde, schützt die Kirche ihre Kinder durch das Gebot der Fasten, der Buße und Kasteiung, welche der Ueberfülle sinnlichen Genusses als heilsame Ableiter dienen und den von irdischer Lust befangenen Geist der Frommen auf das Ueberirdische hinweisen. Der geistliche Pomp und die Sinnlichkeit einerseits, die fromme Askese andererseits sind also die beiden Angeln der Pforte, durch welche die alleinseligmachende Kirche die Rechtgläubigen in das Himmelreich führt.

Von allen Festen, welche zur Weihe und Verherrlichung der christlichen Religion dienen, wird namentlich von den Katholiken keines so glänzend gefeiert, als das der Erinnerung an den Tag gewidmete Fest, an welchem nach dem frommen Glauben Christus erstanden ist und das daher schon von den Kirchenvätern als die Krone der Feste, caput festorum und festivitas festivitatum gepriesen ward. In der Feier dieses Festes zeichnen sich wieder unter den katholischen Ländern die slawischen, namentlich Polen und Rußland, durch Pracht und eigenthümliche Ceremonien vor allen anderen aus. In Warschau theilt sich die Osterfeier in drei Hauptakte: in das Almosensammeln, den Gräberbesuch und das eigentliche Osterfest. Nicht nur die Reichen, auch die Armen sollen das freudige Bewußtseyn haben, im Schoße einer Kirche geboren zu seyn, die ihren Kindern ein ewiges Heil jenseits zusichert, ohne sie von den Freuden dieser Welt auszuschließen. Daher fordert sie vorzugsweise beim Herannahen der heiligen Ostern die Gläubigen zu reichen Spenden für die Dürftigen auf. Das Almosengeben ist ja ohnedies eine der schönsten Früchte des so sehr angegriffenen Prinzips der Werkheiligkeit, die wenigstens in diesem Falle keine todte ist.

In großartigster, edelster, in wahrhaft humaner Weise tritt das Almosensammeln in Warschau an den Tag, und hier sind es vor Allem edle Frauen, welche mit aufopfernder Thätigkeit ihren schönen Beruf kundgeben, als die Trösterinnen der leidenden Menschheit zu erscheinen. Mehrere Wochen vor Ostern wird von den kirchlichen und weltlichen Behörden der Stadt eine Namensliste der Damen entworfen, welche sich dem Einsammeln der Gaben für die Armen in den verschiedenen Vierteln der Stadt unterziehen wollen. Die vornehmsten und reichsten Frauen und Mädchen wetteifern mit einander, auf der Liste zu stehen, und kaum sind Kränklichkeit oder die dringendsten Verhältnisse, welche ihre Zeit anderweitig in Anspruch nehmen, im Stande, sie dem äußerst mühevollen und mit vielen Unannehmlichkeiten verbundenen Geschäfte zu entziehen. Mag man in mancher anderen Beziehung die etwas unweibliche Thatkräftigkeit und die amazonenhafte Ueberspanntheit der Polinnen tadeln wollen oder nicht, hier erscheinen ihre Energie und Ausdauer und die große Hingebung, deren sie für edle oder als edel erkannte Zwecke fähig sind, im makellosesten, ungetrübtesten Lichte. Wer die schmalen und holperigen Straßen in vielen Gegenden der weitläufigen polnischen Hauptstadt, wer die hohen, finsteren Häuser, namentlich in der Altstadt, kennt, den häufigen Regen und das stürmische Wetter dieser Jahreszeit erwägt, der wird es als kein geringes Opfer für eine an allen Comfort, an alle verweichlichenden Genüsse des Lebens gewöhnte Dame erachten, zehn bis vierzehn Tage lang allen süßen Gewohnheiten, allen sybaritischen Bedürfnissen der vornehmen Existenz zu entsagen, um vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein von einem Hause in das andere zu wandern, Trepp auf Trepp ab von der niedrigsten Kellerwohnung bis in die höchste Dachregion zu steigen und das bald härtere, bald weichere

Herz von Tausenden von Unbekannten durch denselben ins Unendliche variirten Text zu rühren. Welch harten Proben werden die feinen Sinne der wohlthätigen Besucherinnen ausgesetzt; wie sehr leidet ihre zarte Gesundheit unter den sinnlichen und ihr oft noch zarteres Herz unter den moralischen Empfindungen der unangenehmsten Art, die hier auf sie einstürmen. Hier müssen sie eine feuchte, dumpfe Kellerluft einathmen; dort schlägt ihnen ein heißer unerträglicher Stubendunst entgegen. Sie müssen auf manche rohe Begegnung gefaßt, mancher empörenden Antwort auf ihre bescheidene Bitte für Andere gewärtig seyn. Indessen muß man der Wahrheit zu Ehren gestehen, daß bei mancher Dame — sich zu dem edlen Zwecke des Wohlthuns auch ein klein wenig Eitelkeit, vor der Welt genannt zu werden, und die namentlich der Frauenwelt so natürliche Neugierde gesellt, fremden Leuten etwas in die Coulissen zu schauen.

Gleichwohl wäre es höchst wünschenswerth, daß diese Sitte des Almosensammelns von Haus zu Haus überall eingeführt wäre. Denn sie kommt nicht nur den Armen zu Gute, sie ist auch oft für die Reichen von höchst wohlthätigem Einflusse. Da auch der scheinbar Aermste nämlich noch einen Bedürftigeren findet, dessen Elend zu lindern er sein Scherflein beitragen kann, so ist Niemand von dem Besuche der edlen Synodensammlerinnen verschont. Gewöhnlich von einem oder mehreren jungen Herren ihrer Bekanntschaft begleitet, die es sich zur Ehrensache machen, ihre Damen in dem milden Werke zu stützen und zu schützen, suchen sie jeden Schlupfwinkel auf, in welchem sie einige Ausbeute für ihren Zweck zu finden hoffen. Sie rollen also mit eigener, obwohl halb widerstrebender Hand ein wenig den Vorhang auf, welchen die Gesellschaft vor das Elend und den moralischen und physischen Schmutz der Menschheit zieht, den sie sonst den Blicken ihrer Schoßkinder, welche sie allzu sehr verzärteln, zu verhüllen sucht. Sie, die das Leben meistens nur aus Büchern oder durch das falsche Prisma der Gesellschaft kennen, welche es nur in buntfarbigen, gebrochenen Strahlen wiederspiegelt, thun hier einmal tiefere Blicke in die Mystères und Misères desselben, als ihnen Eugen Sue's oder Balzac's Romane je gewähren können. Das Leben tritt hier mit seinem ganzen bitteren Ernst und mit schwerer Mahnung vor sie heran, und der Eindruck, den sie daraus in ihre vornehme Welt zurückbringen, bleibt nicht selten für das ganze Leben wohlthätig. Doch nicht nur das Elend der Menschen, auch die innere Natur derselben zeigt sich hier oft wider Willen unverhüllter, als im gewöhnlichen Verkehr, und während man es manchem Reichen abmerkt, daß nicht Mildthätigkeit, sondern nur Eigenliebe und Scham ihm eine Gabe abdringen, erzwingt sich oft die Armuth, für die man gewöhnlich nichts als Mitleid mitbringt, hohe Achtung. Wie beschämend muß es für den Reichen seyn, wenn man seine seelenlose Wohlthätigkeit mit der frohen Herzlichkeit vergleicht, mit welcher der Arme oft seinen letzten Heller für seine Schicksalsgenossen hingiebt! Dem aufmerksamen Beobachter muß es interessant seyn, den Unterschied in der Gemüthsstimmung eines jugendlichen, unbefangenen Wesens vor und nach seinen mildthätigen Besuchen wahrzunehmen und daraus Schlüsse zu ziehen auf die größere oder geringere Fähigkeit desselben, die tiefen und ernsten Eindrücke des Lebens zu empfangen und zu bewahren. Saht ihr eben eine schöne junge Dame, das Bild der Gesundheit und des lebensfrohsten Muthes, von zwei elegant gekleideten Jünglingen begleitet in jenes dunkle, alterthümliche Haus eintreten? Gewahret ihr das laute und etwas leichtfertige Benehmen und Geberdenspiel dieser Herren und das Kichern der Dame auf der Straße? Die Vorübergehenden schienen den jungen Leuten willkommene Gelegenheit zu lustigen Bemerkungen und satirischen Scherzen zu bieten; denn bei jedem Worte, das sie an die Dame richteten, brachte diese das Tuch vor den Mund, um nicht durch allzu lautes Lachen die Aufmerksamkeit zu erregen, und ihr schalkhaftes Auge warf von Zeit zu Zeit einen sprechenden Blick beifälligen Wohlbehagens auf die munteren Begleiter, als wollte sie ihnen dafür danken, daß sie den unangenehmen Weg durch die schmutzigen Straßen und in dem kalten Märzwetter so angenehm zu kürzen wußten. Jetzt kommen sie aus dem Hause zurück. Wie ganz anders ist jetzt ihr Wesen. Keine Spur von der früheren muthwilligen Laune auf dem reizenden Gesichte der Polin. Eine dunkle Kummerwolke scheint die schöne Stirn zu umschatten, und das eben noch so heiter glänzende Auge ist von kaum getrockneten Thränen wie von einem feuchten Nebelnetze umhüllt. Die jungen Herren gehen still nebenher und lassen nur hier und da ein Wort fallen, indem sie auf das eben verlassene Haus zurückweisen. Man braucht nicht Rigorist zu seyn, um zuweilen eine solche Rückwirkung des Lebens auf die Stimmung der Glücklichen dieser Erde zu wünschen, und man kann einem Lande nicht alle Achtung versagen, dessen religiöse Sitte seinen Kindern eine solche Bekanntschaft mit dem Leben gleichsam zum Gesetze macht.

Mannigfaltiges.

— **Das Ableben des Papstes und die Wahl seines Nachfolgers.** Der Tod des Papstes Gregor XVI. ist gerade zu einer Zeit eingetreten, wo in Italien eine große Bewegung der Gemüther herrscht, die — was von den früheren Bewegungen sehr wohl zu unterscheiden — nicht sowohl von Carbonari und Republikanern ausgeht, welche, wie auch Herr v. Cavour in seinem von uns benutzten Aufsatz über die Eisenbahnen darthut, keine moralische Macht mehr über das Volk besitzen, sondern von den Nationalen und den Freunden der italischen Einheit, die hauptsächlich in Piemont ihren Sitz haben und die vor Allem auf Oesterreich mit großer Eifersucht blicken. Jedenfalls dürfen wir in den nächsten Monaten wichtigeren Nachrichten von der italiänischen Halbinsel entgegensehen, als wir gewöhnlich von dort zu erhalten pflegen. Wir bringen bei dieser Gelegenheit (nach bekannten Quellen) in Erinnerung, welches die Förmlichkeiten und Vorgänge beim Tode eines Papstes sind — einem Ereignisse, das seit beinahe 16 Jahren nicht vorgekommen, da der Vorgänger Gregor's XVI., Papst Pius VIII., schon zu Ende Novembers 1830 starb, obwohl der Kardinal Mauro Cappellari erst am 2. Februar 1831 den päpstlichen Stuhl bestieg.

Sobald ein Papst todt ist, wird dies durch eine auf dem Kapitol befindliche Glocke bekannt gemacht, welche nur bei dieser Gelegenheit und bei keiner anderen geläutet wird. An die befreundeten katholischen Höfe werden sofort Couriere abgesandt, und der Kardinal-Oberkämmerer begiebt sich in den päpstlichen Palast, um in Gegenwart dreier Kardinäle den päpstlichen Siegel- und Fischerring in Empfang zu nehmen und zu zerbrechen, so wie die Beisetzung des Entseelten anzuordnen. Des Abends wird der einbalsamirte und in den päpstlichen Ornat gehüllte Leichnam in einer Sänfte, unter Vorgang von zwei Feldstücken, Fackeln, der päpstlichen Garde, den Beichtvätern ꝛc., doch ohne Geläute und Gesang, zur Peterskirche gebracht und in einer Kapelle auf ein Paradebette gelegt, welches hinter einem eisernen Gitter steht, so daß das Volk durch das Gitter hindurch die Füße des Papstes küssen kann. Unter das Volk werden Wachskerzen ausgetheilt. Nach drei Tagen wird der Leichnam an dem Orte begraben, den sich der Verstorbene selbst dazu erwählte, und es beginnt eine Leichenfeier von neun Tagen, zu der sich die Kardinäle alle Morgen in die Kapelle des heil. Gregorius in der Peterskirche begeben, wo ein Castrum doloris errichtet ist.

Am zehnten Tage versammelt sich das heilige Kollegium in derselben Kapelle zur Wahl eines neuen Papstes. Dasselbe wird durch eine Rede eröffnet und eine feierliche Messe des heiligen Geistes gehalten, dann begeben sich die Kardinäle paarweise in das Konklave, welches, da die meisten Päpste in Rom sterben, meist in Rom gehalten wird, wo im Vatikan hierzu eine besondere Einrichtung getroffen ist. Da die Wahl des Papstes Gregor X. drei Jahre lang verzögert wurde, so verordnete er, um einem ähnlichen Falle in Zukunft vorzubeugen, 1274 auf dem Konzil zu Lyon, daß die Kardinäle in Rom nicht länger als zehn Tage auf die Ankunft der abwesenden warten sollen. Am elften Tage sollten sich die gegenwärtigen Kardinäle in Gemächer ohne Zwischenwände einschließen, welche bis auf einen Eingang ins Innere auf allen Seiten verschlossen seyn sollten, damit Niemand mit den Kardinälen in Verbindung treten könne. Nur durch ein Fenster sollte ihnen die nöthige Speise zugehen. Jeder Kardinal kann nur einen Freund oder Diener (Konklavist), die aber das tiefste Stillschweigen über die Vorgänge im Konklave geloben müssen, mit in das Konklave nehmen. Hätten die Kardinäle in den ersten drei Tagen die Wahl noch nicht vollendet, so sollten sie an den fünf folgenden Tagen für jede Mahlzeit nur ein Gericht bekommen, und käme auch in diesen Tagen die Wahl nicht zu Stande, so sollten sie bis zur Bewirkung derselben nichts als Wein, Wasser und Brod erhalten. Jeder im Konklave anwesende Kardinal giebt täglich seine Stimme auf einem besonderen Zettel ab; ist die zur Wahl nöthige Zahl Stimmen nicht vorhanden, so werden diese Zettel in einem besonderen Kamin zu einer gewissen Stunde verbrannt, und das römische Volk harrt dem aus diesem Kamin aufsteigenden Rauchwölkchen mit Begierde. Spanien, Frankreich und Oesterreich haben bei der Papstwahl eine ausschließende Stimme (Sententia exclusiva), d. h. das Recht, einen zu wählenden Papst zu verwerfen, und jeder Staat beauftragt einen Kardinal mit dieser Verwerfung. Sie geschieht, wenn die Zettel bis auf einen oder zwei zur Wahl gleich lauten; ist dies aber nicht der Fall und sind die nöthigen Zettel zur Wahl vorhanden, so gilt die Protestation nichts. Der Zutritt eines Kardinals zu einer anderen Wahlpartei heißt Access. Während der Papstes-Vakanz regieren die Häupter der drei Kardinalordnungen, der Dekan, der Presbyter und der Diakonus. Indeß können während dieser Vakanz keine Bullen expedirt werden. Zugleich werden die Wachen verdoppelt ꝛc. Der Kardinalkämmerer läßt eine Münze mit zwei in die Höhe gerichteten Schlüsseln und der Kirchenfahne als Zeichen der Vakanz prägen und vertheilen. Um zum Papst fähig zu seyn, muß jetzt der Kardinal ein geborner Italiäner seyn, keiner großen Familie angehören, keiner fremden Macht den Kardinalshut verdanken, mit keiner regierenden Familie verwandt seyn und wenigstens das 35ste Jahr zurückgelegt haben. Jeder Papst nimmt regelmäßig bei seiner Wahl einen anderen Namen an, mit Ausschluß des Namens Petrus, welchen kein Gewählter führen darf. Sobald ein Papst erwählt ist, so verfügen sich die übrigen Kardinäle in seine Zelle, um ihm die Nachricht seiner Erhöhung zu bringen. Der Erwählte wird, mit dem päpstlichen Ornat angethan, in die Kapelle zum heil. Gregorius geführt, um die Zeichen der Ehrerbietung (Adoration) zu empfangen. Nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen, wird er in die Peterskirche getragen und auf den Altar der heiligen Apostel gesetzt, wo ihm die Kardinäle zum zweiten Mal ihre Devotion bezeugen. Hierauf wird er in seine Zimmer zurückbegleitet und einige Tage darauf als Kirchenfürst und souverainer Herr gekrönt. Diese Krönung erfolgt vor der Peterskirche, wo man ihm auf einem prächtigen Throne die Kardinalsmütze abnimmt und die dreifache Krone (Tiara) aufsetzt. Nachdem man den neuen Papst von hier bis zur Kirche St. Johann's vom Lateran in feierlichem Zuge begleitet, werden ihm ein goldener und ein silberner Schlüssel präsentirt, und der Papst ertheilt den Segen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Mitt. u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 73. Berlin, Donnerstag den 18. Juni 1846.

Frankreich.

Erfahrungen eines Galeerensklaven.

Von ihm selbst beschrieben.

Als Seitenstück zu den Mittheilungen und Betrachtungen eines Strafgefangenen über Strafsysteme und Gefängnißwesen, welche in mehreren der letzten Nummern des Berliner „Publizisten" enthalten, bringt uns die neueste französische Literatur ein Werk: „Confession d'un malheureux. Vie de Jean-Claude Romand, forçat libéré, écrite par lui-même", welches, wie der Titel zeigt, ebenfalls Selbstbekenntnisse eines Strafgefangenen enthält und dadurch ein eigenthümliches Interesse und Anspruch auf Beachtung gewinnt. Der Verfasser, ein Schneidergeselle, hatte sich von der politischen Aufregung, welche nach der Juli-Revolution so viele jugendliche Köpfe ergriffen, anstecken lassen und an dem ersten Lyoner Aufstande thätigen Antheil genommen, nicht nur als Soldat der Republik, sondern auch als Verfasser von Proclamationen und aufregenden Schriften; wenn wir ihm glauben dürfen, so wäre die berühmte Parole der Lyoner Seidenarbeiter: „Vivre en travaillant ou mourir en combattant" seine Erfindung gewesen. Er wurde wegen seiner politischen Mitschuld verhaftet und in Anklagestand versetzt, in dem Prozesse aber freigesprochen. Indeß stellte sich im Laufe desselben heraus, daß noch eine andere Schuld auf ihm lastete — ein Diebstahl. Getrieben von der Noth, hatte er Nachts aus einem Galanterie-Laden den Werth einiger Francs entwendet. Er konnte zwar dieses Diebstahls nicht geradezu überführt werden, aber die moralische Ueberzeugung von seiner Schuld stand bei den Geschwornen fest, und so wurde er bei der bekannten furchtbaren Strenge der französischen Kriminalgesetzgebung zu einer fünfjährigen Galeerenstrafe verurtheilt. Lassen wir ihn nun selbst erzählen:

Der Zug traf am 9. Mai 1833 zu Toulon ein und hielt auf dem Castignan-Platz an; es ist dies ein offener Raum in der Gegend des Hafens. Die Menge, deren gräßliche Neugierde die Ankunft einer neuen Abtheilung Sträflinge und die sie begleitenden Scheußlichkeiten als ein willkommenes Schauspiel betrachtet, stürzte denselben mit wilder Wuth entgegen. Unter dem zahlreichen Schwarme der Neugierigen befanden sich auch viele Frauen und junge Mädchen.

Man ordnete die Verurtheilten in zwei Reihen und ließ sie dann zur Erde niedersetzen. Hierauf schritt man zur Entfesselung und neuen Fesselung der Gefangenen, welche von alten Galeerensklaven vorgenommen wurde. Ein höherer Marine-Offizier, der Ober-Kommissarius der Chiourmes (Aufseher) und mehrere ihrer Unterbeamten waren dabei zugegen. Vorher waren die Gefangenen rekognoszirt worden. Als Alles zu Ende war, wurde denjenigen, welche Geld hatten, befohlen, es bis auf 3 Fr., die sie für ihre persönlichen Bedürfnisse behalten durften, an die Verwaltung des Bagno abzugeben.

Nun wurden die neuen Ankömmlinge bis auf die Haut entkleidet und ihre Kleider verbrannt; sodann mußten sie sich in große Kufen voll Wasser begeben, und die älteren Galeerensklaven, welche ihnen die Fesseln angelegt hatten, wuschen ihnen die Schultern und den Hals mit einem Schwamme ab; dasselbe Wasser diente für alle gleichzeitig angekommenen Züge. Die Reinlichkeit konnte also bei diesem Bade nicht sehr gewinnen. Wenn es aber je einen bitteren Hohn gab, so war es der Schein von Scham, welchen die Verwaltung affektirte. Die Wasserkufen standen unter einem Schuppen, der nur durch einen ziemlich durchsichtigen Vorhang geschlossen war; in diesen Schuppen begaben sich die Gefangenen, nachdem sie öffentlich ihre Kleider abgelegt hatten. War die Abwaschung beendet, so wurden ihnen ihre neuen Kleider ausgetheilt, die sie in dem Schuppen selbst anlegen mußten, und es war ihnen nun bei strengster Strafe verboten, sich noch nackt zu zeigen. Die Nacktheit war also nur nach dem Bade unmoralisch, nicht vorher. Weshalb?

Die neuen Ankömmlinge wurden nun auf eine Schaluppe gebracht; ein Theil wurde nach dem Landbagno geschafft, der größere Theil aber auf eine abgetakelte Fregatte, „la Néréide", welche auf der Rhede in der Nähe des Hafens stationirte und als schwimmendes Bagno Nr. 1 bezeichnet wurde. Ich gehörte zu diesem.

Die Ermüdung des Weges und die Vorfälle seit meiner Ankunft hatten meine Kräfte so sehr gebrochen, daß ich mich ganz vernichtet fühlte und dem Schlafe, der mich gewaltsam überfiel, nicht widerstehen konnte. Endlich war die Zeit des Schlafengehens gekommen, und ich sank wie betäubt auf das mir und meinen Gefährten zugewiesene Lager. Mein Schlaf dauerte bis zwei Uhr Nachts, und als ich um diese Zeit erwachte und beim trüben Scheine der über meinem Kopfe hängenden Laterne meine Blicke umherschweifen ließ, wie schrecklich waren da meine Empfindungen! Mehrere hundert Menschen lagen in grobe Decken gehüllt auf dem Fußboden der Fregatte. An ihrem Fuße war eine Kette befestigt, durch welche ein Ring gezogen war. Es war ein befremdender, schauerlicher Anblick. Ich wollte mich auf meinem Lager aufrichten, aber die Bewegung, welche ich machte, erschütterte die Kette und schien meine nächsten Nachbarn zu erschrecken, welche indeß nach einigen, gewissermaßen automatischen Bewegungen sich wieder zurechtlegten und fortschliefen. Meine Umgebung überraschte mich im ersten Augenblicke so sehr, daß ich nicht wußte, ob ich wache oder träume. Was bedeutete, so fragte ich mich, dieser furchtbare Apparat, diese Ketten, diese Vorlegeschlösser, diese eisernen Gitter? Wozu diese bis zu den Zähnen bewaffneten Soldaten, die unter den Schlafenden schweigend auf und ab gingen? Nicht etwa, als ob mir der Anblick der Gefängnisse unbekannt gewesen wäre, aber in so schrecklicher Erscheinung hatte ich sie doch noch nicht gesehen. Endlich wichen die phantastischen Erscheinungen, welche mir mein traumähnlicher Zustand vorspiegelte, der schrecklichen Wirklichkeit. „Du bist also im Bagno", sagte ich zu mir. „Ich bin kein Bürger mehr, nicht einmal ein Mensch; ich bin eine Sache, und zwar eine der verachtetsten, eine von denjenigen, welche man in die gesellschaftlichen Kloaken verweist, in denen sich aller Schmutz, alle Schändlichkeit sammelt. Ich bin Nr. 25,964! ich bin ein Sträfling!"

Unter diesen Betrachtungen, die, wie schrecklich sie auch seyn mochten, doch wieder etwas Wohlthätiges für mich hatten, verfloß mir der Rest der Nacht. Die Glocke des Bagno schlug vier Uhr, und ein Kanonenschuß ertönte: er war das Signal zum Aufstehen. Nun wurde Alles um mich her lebendig, und ein unbeschreibliches Getöse folgte auf die Stille, die noch vor wenigen Augenblicken geherrscht hatte. Man hörte jetzt nur noch das Rasseln der gegeneinanderschlagenden Ketten, das Stampfen der Flintenkolben und die rauhen Stimmen der Aufseher, welche zum Aufstehen mahnten. Kaum waren einige Minuten verflossen, so war auch schon die höllische Schaar auf den Beinen.

Die neuen Sträflinge wurden bis zum Ablaufe der Quarantaine, die sie zu bestehen hatten, als ob sie aus einem fremden, von der Pest infizirten Lande kämen, auf der „Néréide" zurückbehalten. Uebrigens dauerte diese Quarantaine nur zwölf Tage, worauf wir zu den Hafenarbeiten abgeführt wurden. Man organisirte Abtheilungen von zehn Mann, und ich wurde einer beigegeben, welche bei der Aufstellung des Holzes im Arsenal beschäftigt war.

Eines Tages hielt der Kommissarius der Chiourmen eine Musterung über uns auf dem Verdecke der Fregatte. Er zeigte uns an, daß er bereit sey, die Reclamationen anzunehmen, welche wir etwa zu machen hätten. Einige Verurtheilte baten um Beschäftigung in den Schmieden des Arsenals, andere um Arbeiten in den Zimmer- und Tischlerwerkstätten, noch andere um Anstellung in den Büreaus der Verwaltung als Schreiber; ich bat, daß man mich als Schneider beschäftigen möge. Der Kommissarius schrieb meinen Namen auf und sagte, daß er meine Bitte bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit berücksichtigen werde.

Bei unserer Ankunft waren wir an die Halbkette gelegt worden, d. h. Jeder von uns war frei geblieben und hatte blos eine am Knöchel und am Gürtel befestigte Kette von neun Gliedern zu tragen gehabt; ehe man uns aber zu den Arbeiten abschickte, legte man uns die ganze Kette an, d. h. man koppelte uns zusammen. Diese Veränderung war für mich eine höchst unangenehme, nicht sowohl wegen des physischen Zwanges, als weil man mir einen mit Verbrechen befleckten, ungebildeten und rohen Menschen zum Gefährten gegeben hatte. Derselbe stand nicht nur moralisch auf der Stufe eines Thieres, sondern war auch von unüberwindlicher Faulheit, wodurch er mir oft Vorwürfe zuzog, die ich nicht verdient hatte. Ich bat, unter Darlegung der Gründe, welche mich dazu bestimmten, daß man mich mit einem anderen Gefangenen zusammenkoppeln möge. Man antwortete mir, man wolle Erkundigungen bei den Aufsehern des Werftes, wo ich beschäftigt sey, einziehen und danach verfügen. Schon am folgenden Tage wurde ich von meinem Kettengefährten befreit und in den nächsten drei bis vier Tagen mit keinem anderen zusammengekoppelt. Welches Glück empfand ich! Leider war es nicht von langer Dauer, denn ich erhielt bald wieder einen anderen Kettengefährten, der zwar nicht so widerlich war wie der erste, doch aber auch nicht viel taugte. Ich will hieran einige Betrachtungen über die moralischen Phasen knüpfen, durch welche die meisten Verbrecher hindurchgehen. So lange sie noch im Anklagezustande sind, nehmen sie sich zusammen, bewachen sich selbst auf

affektiren eine gewisse heuchlerische Zurückhaltsamkeit, durch welche sie eine Milderung der ihnen drohenden Strafe zu erreichen hoffen. Sind sie verurtheilt, so lassen sie sich schon viel mehr gehen, und ihr natürlicher Charakter fängt an, durchzubrechen; da ihnen aber noch das Cassationsgesuch und das Gnadengesuch übrig bleiben, so suchen sie sich noch immer durch erheuchelte Reue interessant zu machen. Sind ihnen auch diese letzten Rettungsbretter entschwunden, so werfen sie die Maske gänzlich ab und geben sich als vollendete Verbrecher. Aber die charakteristischste Periode, diejenige, wo diese höllischen Geister den letzten Rest der Scham abwerfen, ist der Eintritt ins Bagno, wo sie sich heimisch und behaglich fühlen. Das Bagno muß etwas sehr Schlechtes seyn, da es das natürliche Element dieser verderbten Menschen ist.

Ich halte es für angemessen, einige Nachrichten über die Lage und das Verwaltungssystem der Strafanstalt von Toulon zu geben.

Das Bagno bildet eine Insel und ist also von dem Theile des Arsenals getrennt, welcher sich auf dem festen Lande befindet. Es enthält das Hospital für die Sträflinge, welches das ganze obere Stockwerk des Gebäudes einnimmt, das ehemals die Waaren-Niederlage der indischen Gesellschaft bildete. Das untere Stockwerk ist eine der für die Sträflinge bestimmten Räumlichkeiten; es ist gewölbt und ruht auf zwei Reihen Säulen. Außerdem enthält das Bagno alle Büreaus der Verwaltung, eine besondere Niederlage von Lebensmitteln für die Sträflinge, die kleinen Schmieden-, Schlosser- und Tischlerwerkstätten, die Bretschneideplätze und Werfte für den Bau der kleinen Schiffe, das alte Bassin und das neue, welches zu meiner Zeit noch nicht vollendet war, ein Hauptmagazin für die Marine, welches eine Zweiganstalt des älteren, zu entfernten bildet, und endlich die Kaserne der Aufseher. Die Verbindung des Arsenals, von welchem alle diese Anstalten abhängig sind und welches auf dem Festlande liegt, mit dem Bagno wird durch eine auf Kähnen ruhende Drehbrücke bewirkt.

Das Landbagno besteht aus sechs Sälen, von denen der erste, Nr. 1, 500 Menschen enthält. Hier befinden sich diejenigen Verurtheilten, deren Strafzeit 5—6 Jahren beträgt, und er enthält fast alle Sträflinge mit der Halbkette, obgleich er, um seine Zahl zu vervollständigen, auch zusammengekoppelte Paare aufnehmen muß. Der Saal Nr. 2, der Prüfungssaal genannt, ist für diejenigen Verbrecher bestimmt, welche die Hälfte ihrer Zeit ohne Bestrafung zurückgelegt haben. Alle hier befindliche Sträflinge tragen keine Kette, sondern nur einen ziemlich leichten eisernen Ring am Knöchel. Dieser Saal faßt 440—450 Menschen. Der Saal Nr. 3 ist für die Rückfälligen und Widerspenstigen bestimmt. Dieselben sind sämmtlich zusammengekoppelt, und wenn sie sich neue Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, so wird ihnen eine doppelte Kette angelegt (36 Glieder statt 18). Die Sträflinge dieser Kategorie werden zu den schweren Arbeiten verwendet. Der Saal Nr. 4 enthält die Gefangenen mit einer Strafzeit von 6—8 Jahren, die alle zusammengekoppelt sind; der Saal Nr. 5 die mit einer Strafzeit von 8—10, und der Saal Nr. 6 die mit einer Strafzeit von 10—15 Jahren. Außerdem giebt es noch drei schwimmende Bagno's und eine Hülfsanstalt, Saint-Mandrier. (Schluß folgt.)

Das Bad Vichy.

(Schluß.)

Bisher haben wir noch nicht von Politik gesprochen. Man darf darum nicht meinen, diese hundertköpfige Hydra werde von den Badegesetzen in Vichy nicht geduldet. Als die Herzogin von Angoulême in Vichy Brunnen trank, bewohnte sie das Hotel Chalouin. Seit jener Zeit haben die Anhänger des ancien régime dies Hotel besonders unter ihren Schutz genommen und bewohnen es jetzt ausschließlich. Nun wollte sich eines Tages das Hotel Chalouin für diverse Feten, zu denen man es eingeladen hatte, revanchiren, und beschloß, einen Morgenball zu geben. Unsere Leser merken vielleicht auf den ersten Blick die ungeheuren Schwierigkeiten nicht, die ein solcher Plan mit sich brachte. Erstens, welchen Tag sollte man wählen? nicht etwa den Jahrestag irgend eines Ruhmes der Bourbonen? Dann, wem soll man Einladungen schicken? Als Edelmann hätte der Präfekt des Departements Allier sicher eine bekommen müssen; aber als Präfekt? Dann eine andere noch wichtigere Frage: die vorsitzenden Damen sollen eine Bandschleife tragen; wird man hierzu nicht die loyalen Farben Weiß und Grün anwenden? Ich für mein Theil helfe mir durch einen Romanschreiberkniff, lasse die schweren Fragen ungelöst in meiner Leser Phantasie sich tummeln und erzähle nur als offizieller Berichterstatter, daß an jenem Morgen hinreißende Polka's und Mazurka's getanzt wurden.

Wir haben gezeigt, welche Freuden Vichy den Weltkindern bereitet, wir kennen noch andere, die der schwärmerischen und betrübten Gemüther warten. Frau von Sévigné sagte: „Wenn man mir nur die Ufer des Allier läßt und die tausend kleinen Gehölze, Bäche, Wiesen, Schafe und Ziegen und die Bäuerinnen, die auf freiem Felde die Bourrée tanzen, so will ich gern allem Uebrigen entsagen; die Landschaft allein würde mich heilen." Einmal übrigens, wo sie vom Allier spricht, setzt sie hinzu: „Ich bin der Meinung, wenn man ordentlich nachsähe, müßte man die Hirten der Asträa an seinen Ufern wiederfinden." Was diesen letzten Punkt betrifft, so sind wir zwar nicht vollkommen ihrer Meinung, doch aber hat uns der lachende Friede dieser Fluren stets erhoben und gekräftigt, wenn wir des Geschwirrs und Getümmels der eleganten Badewelt recht herzlich müde waren.

Hinter dem Kurhause, zwischen dem Hotel Chalouin und dem ehemaligen Kapuzinerkloster, öffnet sich vor euch eine wenig einladende Straße. Passirt sie, laßt den Kirchhof rechts liegen, und alsbald sieht ihr am Ufer unseres trauten Allier. Dort setzt euch nieder und ruht aus vom Lärmen der Städte.

Seht ihr dort die Henne über den Weg setzen, die, umringt von ihren Küchlein, in ihre Behausung flieht? Eines von den Kleinen ist zurückgeblieben, und die arme Mutter, die seinen Klageruf vernimmt, entschließt sich, vor euch vorbei ihm zuzueilen. Kaum aber ist sie auf der anderen Seite, als die kleinen Verlassenen ihrerseits in Angst gerathen und sie jammernd zurückrufen. Sie wendet sich um, allein kehrt sie zurück, aber mit zornigem Gackern, und droht euch mit ihrem Schnabel. Dennoch bleibt ihr stehen, um die Entwickelung dieser Scene mütterlicher Liebe abzuwarten, die so lange spielt, bis der kleine Nachzügler hinter den Sporen der neuen Andromache seine Geschwister einholt.

Einige Schritte weiter seht ihr einen großen Bauernwagen, den zwei Kühe gesenkten Hauptes langsam vorwärts ziehen. Der Mann, der sie mittelst einer langen Stange leitet, liegt wie hingegossen auf den Brettern, mit denen sein Wagen beladen ist. Er trägt die Nationaltracht von Bourbonnais, die sich bei vielen Wasserträgern in Paris erhalten hat. Sie besteht in einem weiten Beinkleid, einer blauen Jacke und einem Filzhut mit breiter Krämpe und niedriger Kappe.

Andere Kühe ziehen einen Pflug, der an Einfachheit den alten römischen gleichkommt, denn in Bourbonnais ist man im Landbau sehr wenig vorgeschritten. Auffallend für den Fremden ist es, mit welcher Gelehrigkeit die armen Kühe der Stimme ihres Lenkers folgen, der ohne Zügel und Peitsche sie nur zuweilen mit einem langen Stabe berührt. Dafür aber war, ich glaube das, das erste Scepter ein eben solcher Stab.

Bewundert nur diese junge Bäuerin, die mit so vielem Anstand ihr Spitzenhäubchen trägt. Ein bunter Madras bedeckt ihre Schultern; ihr Rock ist aus kleingeblümtem Jacconet verfertigt, der in dem nahen Grivats fabrizirt wird. Sie kommt euch reizend vor mit ihren frischen Wangen, um welche Ohrgehänge aus echtem Golde baumeln, und nun denkt ihr gewiß, ihr habt die Hirtinnen der Frau von Sévigné gefunden. Denkt ihr das, so seht ihr ja nicht auf die Füße, denn ihre Füße sind ohne Strümpfe und Schuhe und nicht ohne Schmutz; seht nicht auf ihre Lämmer, denn ihre Lämmer sind zwei ganz abscheuliche Ferkel.

Aber Himmel! wie lassen wir uns hinreißen von unserer Sucht nach interessanten Gegensätzen! wie konnten wir diese achtungswerthen Vierfüßler vor den Augen Europa's so gegen unsere innerste Ueberzeugung blamiren! Durften wir vergessen, daß der große Geschichtsschreiber der Thiere, der weise Lafontaine, in die Schnauze eines Schweines sehr vernünftige Worte gelegt hat? Durften wir jener alten Ungerechtigkeit die Hand bieten, die von diesen und jenen Individuen auf den Charakter der ganzen Gattung schließt, von Individuen, die in den Schweinestall gesperrt, zur niedrigsten Sklaverei verdammt, von einander, von der Welt getrennt, mit schweren ungesunden Nahrungsmitteln vollgestopft und ohne die Spur einer Erziehung gelassen werden? Ich frage, was wäre aus Newton's Geist geworden bei solch verdummender Behandlung? Aber geht nach Bourbonnais, durchwandert seine alte Hauptstadt; dort könnt ihr die gebildetsten Schweine der Erde sehen, dort findet ihr sie in der Stadt umhergehen, wie in einem eroberten Lande, zahlreicher, reinlicher, gepflegter als die Kinder, die sich mit ihnen vor den Thüren herumwälzen; dort, wenn ihr mit Ekel den Geruch alles Schmutzes einathmet, der die krummen Gassen anfüllt, könnt ihr, wie wir es nicht selten mußten, ausrufen:

Les plus pourceaux, ici, ne sont pas ceux qu'on pense!

Eigentlich hatten wir diese Stelle bereits in Bourbon-l'Archambault reklamirt, aber in Vichy mußte sie unstreitig besser verstanden werden. Wir haben die Freundschaft zwischen Mensch und Schwein nie so innig gefeiert, als hier, und wie wir die Sitten und Gebräuche der habillés de soie — wie Lafontaine einmal die Schweine nennt — näher kennen lernten, faßten wir ein wahres Interesse für die verachtete Race. Wir sahen Ferkelchen auf die Stimme ihrer Gebieterin herbeispringen, wir sahen sie einschmeichelnde und freudige Geberden machen, und wir überzeugten uns wieder einmal von der ewigen Wahrheit, man solle Niemanden nach seinem Aeußeren beurtheilen.

Setzen wir unseren einsamen Spaziergang fort. Wir stehen an einem seichten Nebenarm des Sichon. Ein Bauer watet mit aufgeschürztem Beinkleid durch den Fluß und hält eine Angel in der Hand. Ein anderes Individuum, das auf dem steilen Uferabhang sitzt, ruft ihm mit unterdrückter Stimme zu: tiefer ... höher ... rechts ... links ... Diese Leute haben eine Hechtjagd vor.

Der ungeheure Fisch, den sie verfolgen und der im Zickzack vor ihnen flieht, scheint immer auf dem Punkte, gefangen zu werden, und wunderbarer Weise entkommt er immer. Für wen parirt ihr, für den Menschen oder das Thier? — Nachdem der Hecht sich einige Zeit amüsirt hat, schnellt er sich plötzlich in die Mitte des Flusses und schießt davon .... Der Mensch also hat die Partie verloren.

Begleiten Sie mich gefälligst jetzt nach Cusset. Sehen Sie die beiden Frauen, die dort auf der steinernen Bank sitzen? Die eine hält ein Kindchen in den Armen, sieht aber wohl zu alt aus für eine Amme, nicht wahr? Aber die andere, die strickt und die Augen senkt, ist frisch und schön? Welche Unschuld liegt in diesen Zügen! Bei meinem Barte, das ist eine von den Hirtinnen der Asträa! Aber, aber .... wären Sie allein, so würde die ehrbare Amme Ihnen den Vorschlag machen, dort hinunter in das Wäldchen zu gehen, und das schüchterne Mädchen würde Ihnen strickend und die Augen senkend dahin folgen ....

Wir sind über Cusset hinaus, wir gehen durch eine felsige zerklüftete Land-

schaft voller Romantik, passiren den Sichen und stehen vor der Fabrik von Grivats. Dieses Etablissement ist unsinniger Weise eine Meile entfernt von allen Wohnungen errichtet worden. Um dort zu arbeiten, müssen die Bewohner der umliegenden Dörfer auf schwierigen Wegen, bei schlechtem wie gutem Wetter, täglich mehrere Meilen machen. Werden sie dafür wenigstens gut bezahlt? Die guten Arbeiter gewinnen täglich 40 Sous (16 Sgr.), die schlechten 30, die Frauen 12—14, die Kinder 6. Und dennoch betrachten die armen Leute diese Fabrik als eine Quelle des Reichthums für das Land. Wir sahen sie einmal sämmtlich nach Vichy kommen, um einem ihrer Patrone zum Geburtstage zu gratuliren. Es waren ihrer sechzig, Männer, Frauen und Kinder, die zu Zweien unter Musik und mit stolzer und freudiger Miene aufmarschirten, alle in denselben Baumwollenstoff gekleidet, den sie mit eigenen Händen fabrizirt hatten.

Vichy hat natürlich in seiner Umgebung viele schöne Punkte, und wir haben dies erst nicht durch Schilderungen der mannigfaltigen und prächtigen Aussichten zu bekräftigen, die, wie alle Naturscenen, besser an der Quelle genossen, als beschrieben verschickt werden.

Das alte Vichy enthält keine Merkwürdigkeit, als ein wunderthätiges Standbild der „schwarzen Jungfrau". Während der großen Revolution wurden alle Statuen der Heiligen zerstört, und die der „lieben Frauen" theilte dies Schicksal. Ein Schreckensmann hieb ihr mit seinem Säbel den Kopf ab, starb aber auch bald darauf im Wahnsinn. Man wußte nicht, was aus der Madonna geworden sey, als zur Zeit der Restauration des Kultus eine Bäuerin den Kopf wiederbrachte, den sie in ihrer Frömmigkeit auf dem Boden eines Topfes Butter verwahrt hatte. Jetzt ruht der Kopf aus schwarzem Stein auf einem Körper aus Gyps und heilt viele Krankheiten, gegen welche die Quelle nichts vermag.

Wir schließen unsere Schilderung mit einigen statistischen Bemerkungen über das Bad Vichy. — Die Zahl der Gäste beläuft sich in einer Saison auf etwa 5000, die in einem Monate durchschnittlich an 1,500,000 Fr. ausgeben, also für eine arme Gegend, wie das Departement Allier, wirklich ein Segen sind. — Obgleich die Zahl der Bäder, die von drei Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends vergeben werden, auf zwölfhundert gebracht werden kann, so müssen doch nicht selten Viele auf das Baden verzichten. Um keine Zeit zu verlieren, hat man phalansterische Maßregeln getroffen. Eine helle Glocke benachrichtigt die Badenden, daß sie sich ankleiden sollen, und ein zweites Geläute giebt ihren Nachfolgern die Erlaubniß, in die Badezimmer einzutreten. Jedes Bad ist auf eine Stunde berechnet, und zehn Minuten sind für die Toilette bewilligt. Ist diese Zeit vorüber, so muß man ohne Erbarmen fort, und die Fluth der Badenden stürzt sich durch die Gänge in zwei entgegengesetzten Strömungen. Diese klösterliche Regelmäßigkeit hat vieles Tadelnswerthe sowohl in medizinischer Rücksicht als in Bezug auf die Behaglichkeit.

Der Vichy-Brunnen gehört unter die sogenannten Säuerlinge, die sich durch einen überwiegenden Gehalt an Kohlensäuregas auszeichnen. Es ist dies sowohl in freiem Zustande als auch an Natron gebunden darin vorhanden. In Folge des kohlensauren Natrons wirkt die Quelle vorzüglich auf den Harn und Schweiß, und vermöge ihrer hohen Temperatur ist sie zugleich ein kräftig excitirendes und auflösendes Mittel. Chronische Krankheiten der Verdauungsorgane, Nachkrankheiten der Wechselfieber und Harnsteine (zumal solche, die aus Harnsäure bestehen) kommen daselbst am häufigsten zur Behandlung.

(R. L.)

England.

Englische Gefängnisse.

Sir Peter Laurie gegen das Zellensystem.

Das bekannte Buch des französischen Philanthropen, Herrn B. Appert, gab der Redaction dieser Blätter vor einiger Zeit zu der Bemerkung Anlaß, daß die von demselben ausgesprochenen Bedenken gegen das sogenannte amerikanische System in England, wo man es schon im Großen angewendet habe, keine Bestätigung fänden, indem sich dort keine Stimme gegen die angeblich so grausame und für die Menschheit herabwürdigende Behandlung der Gefangenen erhebe. Wie zur Rechtfertigung des Herrn Appert ist aber dort in diesen Tagen wirklich eine kleine Schrift erschienen, welche wegen der Quelle, von der sie herrührt, unsere ganze Aufmerksamkeit verdient und worin das System der einsamen Haft mit Entschiedenheit angegriffen wird. *) Der Verfasser ist Sir Peter Laurie, Alderman von London, der als eine der thätigsten Magistratspersonen während einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit hatte, sich mit der Statistik der Verbrechen und Strafen bis in ihre geringsten Details vertraut zu machen. Da wir von jeder Parteilichkeit fern sind, besonders in einer Sache, bei der es sich um Menschenwohl handelt, so beeilen wir uns, den Lesern des Magazins das Urtheil jenes stimmfähigen Mannes vorzulegen, welches wir, da uns sein Buch selbst nicht zugekommen, nach einem längeren Artikel in der Literary Gazette mittheilen.

Wie Sir Peter behauptet, ist das in den Gefängnissen zu Millbank und Pentonville befolgte und als Muster für alle andere Institute dieser Art aufgestellte System, von seiner Kostspieligkeit abgesehen, nicht nur in körperlicher und geistiger Hinsicht für die Sträflinge verderblich, sondern übt auf dieselben auch einen demoralisirenden Einfluß aus. Tod oder Wahnsinn wäre das gewöhnlichste Resultat, und man habe es daher nöthig gefunden, die Strenge des Systems zu mildern, um seinen schädlichen Folgen vorzubeugen, oder einen Theil der Gefangenen nach den Hulks (Strafschiffen) überzuführen, um die furchtbare Anzahl der Todesfälle zu vertheilen, die sonst in den Gefängnißlisten erschienen wären. Die Auszüge, die der Verfasser aus den Berichten der Inspectoren jener Anstalten giebt, beweisen allerdings, daß ihr Zustand nicht ganz so blühend ist, als man nach den ihnen ertheilten Lobsprüchen erwarten würde. Von dem Pentonviller Mustergefängniß sagt er: „Der erste, vom 4. März 1843 datirte Bericht nennt den Gesundheitszustand der Sträflinge „in jeder Hinsicht befriedigend"; da er aber keine Details mittheilt, wodurch sich die Wahrheit dieser Angabe prüfen ließe, so mag er auf sich beruhen und dem zweiten Berichte Platz machen, der am 10. März 1844 abgestattet wurde. Die gewöhnliche Behauptung: „daß der Gesundheitszustand völlig befriedigend sey", wird natürlich auch hier vorgebracht, aber durch die niederschmetternden Thatsachen widerlegt, daß drei Fälle von Wahnsinn, fünf von Geistesverwirrung oder Monomanie und zwei Todesfälle stattfanden, während sechs Sträflinge aus ärztlichen Rücksichten begnadigt wurden; von den letzten acht Krankheits-Fällen gehören fünf in die Kategorie der Schwindsucht! Weiterhin bemerken wir eine List von vier Sträflingen, die aus dem Muster-Gefängnisse nach dem Zuchthause in Millbank geschafft wurden; unter diesen wird die Versetzung von dreien dadurch motivirt, daß sie „von schwachem Geiste und der Disziplin des Gefängnisses nicht gewachsen" seyen. Es ist dieses eine höchst wichtige Notiz, da es die schädliche Wirkung der Gefängniß-Disziplin an den Tag legt und deutlich zu verstehen giebt, daß sie den Geist der ihr Unterworfenen bis zur Erkrankung afficiren kann. Dieselben Individuen, die auf solche Weise durch den Arzt des Mustergefängnisses von einem frühzeitigen Tode erlöst wurden, befanden sich später, nach dem Berichte des Zuchthauses zu Millbank, frisch und gesund und zum Transport nach Van-Diemen's Land tauglich! — Der dritte Report wiederholt die Phrase: „daß der allgemeine Gesundheitszustand vortrefflich gewesen", worauf aber der hinkende Bote in der Gestalt von drei Todesfällen, sieben Begnadigungen aus ärztlichen Rücksichten (worunter fünf wegen Schwindsucht) und 1932 Krankheitsfällen nachschlicht! **) Die obigen fünf Schwindsüchtigen waren sämmtlich Gefangene, die 12—18 Monate in der Anstalt zugebracht hatten, und wenn man bedenkt, daß Jeder vor der Aufnahme die strengste ärztliche Untersuchung bestehen muß, daß der Arzt des Mustergefängnisses unbegränzte Vollmacht hat, alle diejenigen zurückzuweisen, die er zur Ertragung der hier eingeführten Disziplin unfähig hält (d. h. die ihr unterliegen würden), und daß die Sträflinge sämmtlich auserlesene Subjekte sind, die sich in der Blüthe des Lebens befinden ***), so wird man den Muth Sir Benjamin Brodie's und Dr. Fergusson's ***) bewundern, die ihre achtungswürdigen Namen einem Bericht anhängen konnten, der solche Resultate offenbart, während er zugleich die Gesundheit der Sträflinge als „völlig zufriedenstellend" bezeichnet."

Die traurigen Wirkungen der einsamen Haft werden dann auch noch durch folgenden Auszug aus dem Berichte des Herrn Hampton dargestellt, der als Wundarzt auf dem Deportirten-Schiffe „Sir George Seymour" diente und früher selbst für das amerikanische System eingenommen war: „Am 28. und 29. Oktober 1844", heißt es, „wurden 345 Sträflinge an Bord des „Sir George Seymour" geschickt; sie kamen aus dem Gefängniß zu Pentonville, wo man sie von 15—22 Monate lang in besonderen Zellen gehalten hatte. Ich konnte zuerst diese Leute nur mit Schwierigkeit unterbringen, da es lange dauerte, ehe sie meine Anordnungen zu begreifen schienen, denen sie auch dann nur langsam gehorchten, obgleich sie höchst fügsam und gelehrig waren; sie hatten, mit einem Wort, ihre socialen Gewohnheiten verloren und erlangten sie erst nach einiger Zeit wieder. Der plötzliche Uebergang von völliger Einsamkeit in das Gewühl und den Tumult eines Deportirten-Schiffes brachte bei Vielen Konvulsionen hervor, die mitunter von Erbrechen und hysterischen Zufällen begleitet waren und überhaupt einen höchst anomalen Charakter darboten." — Diese Unglücklichen werden nach ihrer Ankunft in Van-Diemen's Land von dem Gouverneur, Sir Eardley Wilmot, mit ähnlichen Zügen geschildert; es waren meistens ruhige, harmlose Leute, die aber alle Energie und Lebenslust verloren hatten und stets an den Folgen der ihnen zuhause widerfahrenen Behandlung zu leiden schienen.

„Das ganze System der Strafen in dem Gefängnisse zu Pentonville", schreibt Sir Peter, „ist von der ungewöhnlichsten Art. Die Unbestimmtheit des Reglements und der weite Spielraum, welchen es dem Begriffe eines Vergehens (offence) läßt, setzt jeden einzelnen Gefangenen der schrecklichsten und drückendsten Willkür aus. Es gilt z. B. für ein „Vergehen", wenn ein Gefangener „sich gegen irgend einen der Beamten oder Diener der Anstalt mit Nichtachtung (disrespect) benimmt"; wenn er „irgend ein Geräusch macht oder Unruhe verursacht", und wenn er den Versuch anstellt, „sich mit einem der anderen Gefangenen zu unterhalten oder mit ihm zu verkehren." Die Entscheidung über diese Kriminalverbrechen ist ohne Einschränkung dem Gouverneur überlassen, der seine Untergebenen nach Gutdünken drei Tage lang in einer finsteren Zelle auf Wasser und Brod setzen kann. Welchen Schutz hat hier der Gefangene gegen solche Anklagen? Wie kann er die Be-

*) Killing no Murder, or the effects of separate confinement on the bodily and mental condition of prisoners etc. By Sir Peter Laurie. London, 1846. — Wahrscheinlich schwebte dem Verfasser der Titel eines zu seiner Zeit berühmten, gegen den Protektor Cromwell gerichteten Pamphlets vor, welches den Ausdruck: Killing no murder, in der englischen Geschichte verewigt hat.

*) Wenn in einer Anstalt, wo sich nach dem Artikel in Nr. 61 dieser Blätter 350 Sträflinge befanden, im Verlauf eines Jahres nicht mehr als drei Todesfälle vorkommen, so möchte dieses eher für als gegen das besagte System sprechen. Die Anzahl der Krankheitsfälle ist allerdings enorm, so daß man beinahe versucht wird, einen Schreib- oder Druckfehler für „Krankheits-Tage" zu vermuthen.

**) Hieraus läßt sich auch die auffallende körperliche Rüstigkeit der Gefangenen erklären, wovon in dem obenerwähnten Artikel die Rede war.

***) Der beiden, zur Untersuchung des Pentonviller Gefängnisses ernannten Kommissarien.

schuldigung entkräften, daß er z. B. einem Schließer nicht die gehörige Achtung erwiesen habe? Wie kann er wissen, was man unter „Geräusch" oder „Unruhe" versteht? Was ist ein Versuch, „sich mit den anderen Gefangenen zu unterhalten?" Ist schon der Wunsch, sich mitzutheilen — ist schon die Bewegung der Lippen ein Vergehen? Es möchte beinahe so scheinen, da unter 188 Bestrafungen nicht weniger als 117 wegen „Versuche, sich mitzutheilen" (attempts at communication), zuerkannt wurden. Unter anderen Vergehen bemerke ich vierundzwanzig Stunden Einsperrung und Strafdiät für die abscheuliche Missethat, in der Kapelle — ausgespuckt zu haben! Welches Majestätsverbrechen wäre erst das Niesen gewesen! Aber der Gegenstand ist zu ernst, um ins Lächerliche gezogen zu werden. Ohne einmal der verhärtenden Wirkung zu gedenken, die eine so rachsüchtige und grausame Disziplin auf die Gefangenen hervorbringen muß, die ihre Einkerkerung überleben, ist es nicht genug zu bedauern, daß diesen armen Menschen unter gesetzlichem Vorwande so harte Strafen auferlegt werden können, und noch mehr zu verwundern, daß man den Vollstreckern und Beschützern eines solchen Systems erlaubt hat, der gesunden Vernunft durch ihre Berichte Hohn zu sprechen, in welchen sie die Menschlichkeit desselben vindiziren und die guten Wirkungen dieses grausamen Spiels mit der geistigen und leiblichen Gesundheit ihrer Mitmenschen herausstreichen. Welches Vertrauen kann man den von den Inspektoren und Geistlichen der Anstalt so prunkvoll hervorgehobenen Aussagen der Gefangenen schenken, wenn man weiß, daß ihnen dergleichen Regeln in terrorem vorschweben? daß sie in steter Furcht leben, wegen der geringfügigsten Vergehen — des bloßen Umdrehens, des Versuchs, zu sprechen, des Abweichens von der graden Linie beim Gehen — bestraft zu werden? Es ist natürlich, daß sie unter diesen Umständen ihr Möglichstes thun, um ihre Wächter zu begütigen. Sich über die Behandlung beklagen, hieße die Gefängniß-Disziplin verletzen; sie loben, hilft vielleicht, sich in Gunst zu setzen. So erzählt denn der Eine dem Kaplan: „wenn er frei käme, werde er auf den Knieen Gott danken, daß er ihm dieses Trübsal zugeschickt habe; ein Anderer meint: „welcher Segen es für seine armen Kinder seyn werde, daß er hierher gekommen; er wünsche nur, daß es vor zwanzig Jahren geschehen sey", und ein dritter, metaphysischer Verbrecher, der zum viertenmal seine Strafzeit absitzt, glaubt, „es wäre für die Seele besser, allein zu seyn", worauf der Kaplan hinzufügt, daß dieser Mann „während seiner Haft viele, höchst erbauliche Zeichen der Reue gegeben habe." Ein Vierter, der als verständig, aber abgehärtet und von ausschweifenden Sitten geschildert wird und bereits zum fünften Male sitzt, unterstützt das Zellensystem mit dem Gewichte seiner Erfahrung, „weil", bemerkt dieser philosophische Sträfling, „man seinen Geist in der Einsamkeit mehr ausbilden könne — man überlege mehr und erlange das Gute durch sich selbst." Zwei lange Seiten sind mit diesen und ähnlichen Ergießungen der Heuchelei angefüllt, und man kann sich nicht genug darüber wundern, daß ein so offenkundiger Betrug seinen Zweck erreicht. *) Auch im Millbanker Zuchthause sind die Strafen äußerst zahlreich und meistens von sehr strenger, wenn nicht grausamer Beschaffenheit; bei einer täglichen Durchschnittszahl von 900 Züchtlingen haben in einem einzigen Jahre nicht weniger als viertausend Bestrafungen stattgefunden. **) — Im Mustergefängnisse ist jede Zelle mit einer gedruckten Anzeige versehen, welche den Delinquenten benachrichtigt, daß sein künftiges Schicksal ganz von dem Berichte des Gouverneurs und des Kaplans abhängt; seine Begnadigung oder eine Milderung seines Urtels ist nur von ihrem Wohlwollen zu erwarten, und dieses zu erlangen, ist daher seine erste Aufgabe. So entstehen die schnellen Bekehrungen, das Besiegen freigeisterischer Meinungen durch die überzeugende Beredtsamkeit des Kaplans, die Lobpreisungen der Wohlthaten des Gefängnisses und die thränenvolle Dankbarkeit gegen den Gouverneur. Und doch sind es gerade diese Aussagen, welche die Behörden und das Publikum zu Gunsten des Zellensystems stimmen sollen!"

So hart sind die Beschuldigungen, welche Sir Peter Laurie wider dieses System vorbringt. Wir müssen nun abwarten, welche Gegengründe die Anhänger desselben geltend machen werden, da wir nicht umhin können, einige Uebertreibung bei diesen gar zu sehr ins Schwarze gemalten Schilderungen zu argwöhnen. Eines ist gewiß, daß die Sache jetzt in England eine gründliche Untersuchung erfahren wird, indem man dort mit der Lösung praktischer Fragen nicht lange zögert und vollends keine Nebenrücksichten kennt, wo die betheiligten Interessen der Menschlichkeit auf dem Spiel stehen.

*) Wir finden diesen Ausspruch etwas zu streng. Es ist allerdings nicht unwahrscheinlich, daß die Gefangenen, in der Hoffnung, ihre Lage zu verbessern, den sie besuchenden Geistlichen und amtlichen Personen oft glatte Worte statt baarer Münze geben; aber andererseits ist es psychologisch erwiesen, daß einsames Nachdenken zuweilen selbst auf die verstocktesten Charaktere einen außerordentlichen Einfluß übt und die überraschendsten Erscheinungen hervorbringt, die sich besonders in religiöser Ueberspannung äußern.

**) Ob in unseren Zuchthäusern bei einer gleichen Anzahl von Gefangenen die Zahl der Disziplinarstrafen geringer sey, möchten wir bezweifeln. Bemerkenswerth ist übrigens, daß sich in keinem englischen Gefängnisse eine Militairbewachung befindet. Alle Gefangene werden durch die Disziplin unbewaffneter Aufseher regiert, die gerade deshalb vielleicht um so strenger seyn muß. Nur in Irland ist es anders, indem dort die Gefängnisse meistens von bewaffneten Soldaten bewacht werden.

Mannigfaltiges.

— Hamburg und die Hamburger. Unter dieser Ueberschrift giebt das Londoner Athenaeum den Bericht eines Engländers über die neuen Bauten in Hamburg, der dem genannten Blatte von seinem sehr vielseitigen Pariser Korrespondenten zugegangen. Nachdem den Hamburgern darin nachgerühmt worden, was ihnen von manchen Seiten und mit Recht zum Vorwurfe gemacht wird, daß sie halb Deutsche und halb Engländer seyen, wird ganz besonders der bewundernswerthen Energie gedacht, die jene Stadt nach dem Ereignisse entwickelt hat, das anfänglich als eine ungeheure Kalamität angesehen wurde, bald aber als ein für die Geschichte und die Bedeutung Hamburgs segenreiches Moment sich auswies, nämlich nach dem großen Brande von 1842. „Das Feuer", fährt der Korrespondent fort, „hat auch einen indirekten, wiewohl nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Kunst geübt, und zwar besonders auf den dekorativen Zweig der Malerei. Man wird sich erinnern, daß der Senat den verschiedenen gekrönten Häuptern, welche der Stadt im J. 1842 Beistand gesandt hatten, Danksagungsschreiben votirte, welche von den ersten Künstlern Hamburgs ausgeführt wurden, und zwar in dem Style, den die Deutschen Miniaturmalerei, wir jedoch Illumination nennen, mit Arabesken und einer großen Mannigfaltigkeit von Gold- und Fleischfarben. Nachdem der Rath und die Bürger-Deputation kürzlich ihre Arbeiten beendigt, beschlossen die Mitglieder, ihrem Vorsitzenden, dem Syndikus Amsinck, dessen Verdienste allgemein als außerordentlich anerkannt wurden, einen Beweis ihrer Achtung zu geben, und da man die alte Mode, einen Pokal oder ein anderes Silbergeräth zu schenken, nicht mitmachen wollte, so nahm man zu dem wackeren Künstler Otto Speckter seine Zuflucht, den man, um etwas Ausgezeichnetes zu liefern, keine Kosten zu scheuen ermächtigte. Er hat demnach mit seiner gewohnten Originalität eine bewundernswürdige Reihefolge von Vignetten gemalt, in welchen alle in dem neuen Stadttheile zur Ausführung gekommene oder noch kommende Ideen und Verschönerungen der Bürger-Deputation dargestellt sind, und die die gothischen Buchstaben der Adresse umgeben werden. Letztere selbst wird in karmoisinen Sammet gebunden und reich mit Silber und Edelsteinen geschmückt seyn . . . .

„Die Wiederaufiebung der alten Miniaturmalerei ist indessen nicht die einzige künstlerische Folge des Brandes. Auch die Architekten haben eine große Leidenschaft für den mittelalterlichen Styl, besonders Bülau, der Pugin von Hamburg. Er zeichnet sich vor Allen durch eine Eigenthümlichkeit aus, die auch in anderen Ländern Nachahmung verdient: er braucht nämlich keinen Stuck, sondern verziert die Häuser mit verschiedenfarbigen Ziegeln; und das rohe Material macht in der That einen größeren Effekt als der Gips und der bunte Anstrich, die die Fehler der meisten neuen Häuser verdecken müssen. Chateauneuf's Gebäude sind keusch im Punkte der Zeichnung wie des Materials; er liebt es jedoch, einem Uebermaße von Einfachheit zu huldigen. Der Bau der neuen Nikolaikirche ist bekanntlich einem Engländer, Namens Scott, übertragen worden, der eine Zeichnung im Style des Kölner Doms geliefert und damit bei der Preisbewerbung den Sieg errang — zum großen Mißvergnügen der Hamburger Künstler, welche die Palme dem Architekten Semper in Dresden zuerkannten. Dieser Baumeister hat in Hamburg eine Probe seines Kunstgeschmackes geliefert und eine Erinnerung zurückgelassen in der Façade des Hauses seines Bruders, eines Apothekers. Es ist dasselbe mit emblematischen Bildern der Heilkunst bedeckt und nur zu bedauern, daß sie etwas undeutlich sind, da die Erfindung überaus sinnreich ist. Sie sind nicht auf die Wand des Hauses gemalt, sondern — gestochen. Dieselbe ist nämlich zunächst mit einer schwarzen Composition bedeckt, auf welche sodann eine weiße Masse aufgetragen wurde; durch Aetzung oder Radirung der letzteren ist nun die erstere, nämlich die untere dunkle Masse, nach allen Contouren und Schattirungen der Zeichnung, sichtbar geworden, so daß für die Freskomalerei, die dem nordischen Klima nicht angemessen scheint, ein zweckmäßiger Ersatz gewonnen ist."

Bibliographischer Anzeiger.

So eben sind erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

Répertoire du théâtre français à Berlin No. 319—321:

Diogène, comédie par Pyat. 10 Sgr. (Hat als Satire der heutigen französischen Zustände den glänzendsten Erfolg auf dem Odéon-Theater in Paris gefunden!)

Marie-Jeanne, comédie par Dennery. 10 Sgr. (Auch in Deutschland auf allen Theatern unter dem Titel „Eine Mutter aus dem Volk" ein Zugstück!)

La Polka en province, folie-vaudeville. 5 Sgr.

Jede Serie von 6 Stücken nur 1 Rthlr. Das vollst. Inhaltsverzeichniss gratis.

Neuere Geschichte der Israeliten vom J. 1815—1845
von Dr. J. M. Jost. Bd. I. (Deutschland). 1½ Thlr.

Vor kurzem erschien die vom Papst mit dem Interdikt belegte Tragedie:

Arnaldo da Brescia, tragedia di Niccolini. 15 Sgr.

Dieselbe in deutscher Uebersetzung von Lepel. 25 Sgr.

Germanien's Völkerstimmen vom Dr. Firmenich. Heft VII. 15 Sgr.

Berlin. Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 74. Berlin, Sonnabend den 20. Juni 1846.

Mexiko.

Mexiko und die Vereinigten Staaten.*)

I.

Die neuesten Nachrichten aus Amerika sind von der höchsten Wichtigkeit, denn sie lassen nicht länger zweifeln, daß der in Rücksicht auf Texas zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko begonnene Streit ernste Verwickelungen herbeiführen werde, welche vielleicht selbst auf die europäischen Verhältnisse zurückwirken dürften, da diese Ereignisse mit der unserer Meinung nach noch lange nicht erledigten Oregon-Frage in sehr naher Beziehung stehen. Bevor wir aber zur Entwickelung der Begebenheiten selbst, so wie ihrer möglichen Folgen, schreiten, halten wir es für zweckmäßig, einen Rückblick auf die Geschichte dieser beiden Länder zu werfen, um die Ursachen zu ergründen, die eine offene Kriegserklärung von Seiten der Vereinigten Staaten gegen Mexiko hervorgerufen haben.

Keines der alten Vice-Königreiche des spanischen Amerika's hat die traurigen Folgen der neuen politischen Aera, die sich anmaßender Weise mit dem falschen Titel des Zeitalters der „Unabhängigkeit" brüstet, tiefer empfunden als Mexiko. Denn auf den Wohlstand und die Ruhe, in der sich Neu-Spanien befand, sind fortwährende Bewegungen, allgemeines Elend und die deutlichsten Symptome einer allmäligen Auflösung gefolgt. Seit 1824 wurden die Unglücksfälle, die der Kampf gegen den Mutterstaat bewirkt, noch durch das vielfache Mißgeschick des unter den Insurgenten selbst entbrannten Krieges vergrößert; und als nun gar, gleichsam um dem glücklichen Gedeihen Mexiko's den letzten Stoß zu versetzen, die Bundesversammlung von 1827 die Austreibung aller europäischen Spanier beschloß, so verschwanden mit ihnen zugleich die Kapitalien der Industrie und, mit dem dadurch bewirkten Versiegen der Handelsquellen, das Glück des Landes. Durch das vatermörderische Gesetz verjagt, flüchteten die bedeutendsten Kaufleute in die Fremde und ließen sich daselbst nieder. Wohlhabende Eigenthümer, hochgestellte Beamte, Glieder des Klerus, sämmtlich im Besitz großer Reichthümer, schafften dieselben nach England, Frankreich, Spanien und den Vereinigten Staaten. Der so fruchtbare Boden Mexiko's, seine unterirdischen Schätze, seine bewundernswürdige geographische Lage, seine Häfen auf beiden Seiten des Oceans wurden nun gewissermaßen unfruchtbare Vortheile, und der verarmenden Nation blieb als Entschädigung für sein Unglück und seine Fehler nichts als ein tönendes, aber leeres Wort, ein Schattenbild von Freiheit.

Die spanische Herrschaft im Gegentheil hatte das Land in einen blühenden Zustand versetzt, denn sie hatte sich alle Hülfsmittel zu verschaffen gewußt, deren Besitz die Größe und das Ansehen der Völker bedingen; eine beträchtliche Seemacht, eine wohldisziplinirte Armee, zahlreiche feste Plätze, eine nach den Gesetzen der Billigkeit geordnete und wachsame Verwaltung, heilsame Munizipalgesetze, eine in finanzieller Rücksicht äußerst glänzende Stellung: das waren die Elemente ihrer Macht und ihrer Thätigkeit.

Gleich anfangs hatten Fernand Cortez und Karl V. (als König von Spanien: Karl I.) treffliche Bestimmungen über die Colonisation erlassen. Philipp II., dessen politischer Blick eben so scharf wie umfangreich war, legte den Grund zur Gesetzgebung für die Indianer. Fortgeführt und vervollkommnet von Philipp V., entwickelte sich dieses Werk unter der ruhmvollen Regierung Karl's III. bis zu einer hohen Stufe. Da verkündigten die gegen die Souverainetät Englands sich auflehnenden Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit; ein Ereigniß, welches den Grafen von Aranda, den weisen Minister Karl's III., mit Recht in große Besorgniß versetzte, da er einsah, daß die spanischen Kolonieen, ein solches Beispiel vor Augen, sich ebenfalls eines Tages von dem Mutterstaate trennen würden. Auf die Möglichkeit hin, seinem Monarchen zu mißfallen, stand er nicht an, ihn auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, und Karl III., geleitet durch die verständige Einsicht seines Ministers und unterstützt durch seine lichtvollen Vorschläge, faßte den Plan, die amerikanischen Vice-Königreiche in Königreiche zu verwandeln und auf die Throne derselben spanische Infanten zu setzen, für sich selbst jedoch den Titel eines Kaisers von Indien vorzubehalten. Während er so die Könige aus seiner Familie in das Verhältniß von Vasallen setzte, sollte Spanien selbst doch stets über die Interessen der Kolonie wachsam seyn, und machte er Madrid zu dem großen Mittelpunkte der gesammten Organisation aller spanischen Reiche. Dieser Plan trug den Keim von ungeheuren Folgen in sich, da er die spanische Herrschaft über die amerikanischen Kolonieen für immer unerschütterlich machen konnte; aber er ward aufgegeben. Die Zeit und die Umstände gebrachen Karl III., um ihn auszuführen.

Nichtsdestoweniger verfolgte die Politik dieses Fürsten mit ernster Beharrlichkeit den einmal für zweckmäßig erkannten Weg, um eine engere Verbindung des spanischen Amerika's mit dem Mutterstaate herbeizuführen. Aus diesem Grunde errichtete er eine ausschließlich aus jungen und den höchsten Familien angehörenden Amerikanern bestehende Leibwache, und erreichte damit einen doppelten Zweck. Denn abgesehen von der ihm hierdurch gewährten Garantie für den Fall einer mexikanischen Revolution, brachte diese Einrichtung auch den wichtigen Vortheil mit sich, daß auf solche Weise die Elite der spanisch-amerikanischen Jugend unvermerkt an die europäischen Sitten gewöhnt und so die beiden Völker selbst mehr als je in Uebereinstimmung gebracht wurden. Leider erbten die Nachfolger Karl's III. mit seiner Macht nicht zugleich auch seine Geschicklichkeit, und diese Leibwache hörte unter Ferdinand VII. auf zu existiren.

Das durch die französische Revolution auf der Halbinsel angefachte Feuer, die schwache und nachlässige Verwaltung derselben unter der Regierung Karl's IV., und vor allen Dingen die von Seiten Englands und der Vereinigten Staaten in Amerika angesponnenen Intriguen führten einen Bruch zwischen Neu-Spanien und dem Mutterstaate herbei. Ein erster Schrei nach Unabhängigkeit wurde schon 1810 gehört, doch noch mit Leichtigkeit unterdrückt. Indessen gewann die Bewegung im Jahre 1814 schon einen bestimmteren Charakter und hatte 1820 eine wahrhaft furchtbare Gestalt erlangt. Spanische Generale, wie Xaver Mina, Echevarri, Arana und Negreta, ließen die königlichen Fahnen im Stich und brachten den Insurgenten in ihrer militairischen Bildung und in der jenen noch mangelnden Disziplin eine große Stütze. Uebrigens trug hier Ferdinand VII. nur die Folgen seiner eigenen Schuld, da er bei seiner Rückkehr nach Spanien sich in die Arme der absolutistischen Partei geworfen, die Liberalen proskribirt und die ihm ergebenen Generale abgesetzt hatte. So hatte er gerade diejenigen Männer von sich gestoßen, durch deren Hülfe ihm die Krone erhalten worden war.

Die sich während dieser Verfolgungen in Amerika befindenden spanischen Offiziere erhoben sich gegen ein System, das die ruhmvollsten Thaten des Landes nach dem Gesetz eines despotischen Ostracismus beurtheilte und verdammte. Dieses Gefühl trieb sie in die Reihen der Insurgenten, und entschuldigt es nicht ihren Verrath, so vermindert es wenigstens dessen Abscheulichkeit. Vergebens kämpften die dem Mutterstaate treugebliebenen Generale, Don José de la Cruz, Calleja, Novella, Venegas und Trarillo, für die Sache des alten Vaterlandes. Der Erfolg war für die revolutionaire Partei günstig, und im Anfang des Jahres 1822 fand eine bestimmte Trennung statt. Das war ein Tag der ausgelassensten Fröhlichkeit, welchem Jahre des Unglücks wie zur Sühnung gefolgt sind.

Zu seiner Rechtfertigung muß jede neue Gestaltung der Dinge zu dem Mittel der Verleumdung des unterliegenden Gegners greifen. So wurde denn auch hier eine bestimmte Anklage gegen Spanien erhoben. Man warf ihm unter anderen Punkten auch die Absicht vor, die amerikanischen Spanier zurückgesetzt zu haben, um auf ihre Kosten die europäischen Spanier zu begünstigen. Aber dies Faktum ist durchaus unrichtig. Selbst den Mangel an Gerechtigkeit angenommen, legte schon das eigene Interesse der Regierung zu Madrid die Pflicht auf, jede einseitige Bevorzugung zu vermeiden, um eine schnellere Annäherung und Vermischung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen. Diese Wahrheit wurde in Madrid wohl erkannt und praktisch beachtet. Der Beweis dafür liegt darin, daß noch heutigen Tages in der spanischen Verwaltung geborene Amerikaner hohe Stellungen einnehmen, durch die sie unmittelbar thätig in die Geschäfte eingreifen können. Die vorgeblichen Grausamkeiten gegen die Indianer sind nicht weniger erlogen. Denn wenn wir einige Gewaltthaten aus den früheren Zeiten der Eroberung Mexiko's ausnehmen, die wohl nicht vermieden werden konnten, so hat es sich die spanische Herrschaft sehr angelegen seyn lassen, die Wohlthaten des Katholizismus und des Unterrichts unter den unterworfenen Völkerschaften zu verbreiten, so wie ihre äußere Sicherheit zu befestigen. Von diesem Grundsatz ausgehend, gründete sie in den vorzüglichsten Städten Mexiko's königliche Schulen für edle Indianer (real colegio de Indios nobles), wo die Söhne der angesehensten Kazikenfamilien auf königliche Kosten erzogen wurden. Wenn heute

*) Dieser Aufsatz ist nach einem Artikel in der Revue Nouvelle (Juni 1846) bearbeitet, der Herrn Dubois de Mofras zum Verfasser hat, welcher sich drei Jahre lang in Mexiko aufgehalten und dieses mächtige Reich nach allen Richtungen hin durchzog, um seine materiellen Hülfsmittel, seine staatlichen Einrichtungen und seine Einwohner kennen zu lernen. Vor einiger Zeit haben wir bereits Gelegenheit gehabt, denselben französischen Gelehrten Ansichten in der Frage über das Oregon-Gebiet, das er ebenfalls besucht und beschrieben hat, unseren Lesern mitzutheilen.

Reisende auf irgend einem Punkte die Küste von Neu-Spanien betritt, so trifft er noch indianische Dörfer von freundlichem, lachendem Anblick, unter der väterlichen Fürsorge ihrer Seelsorger zufrieden und glücklich. Einige Schritte davon stößt er auf Dörfer von weißen Kreolen, deren verfallener, elender Zustand einen traurigen Gegensatz zu jenen bildet. Denn durch den Verlust des zweckmäßigen Zügels weiser Gesetze sind hier die Sitten zu einer großen Tiefe herabgesunken; das Elend in Verbindung mit einem falschen Patriotismus erzeugt und nährt alle Laster. — Nein, Spanien hat sich keineswegs grausam gegen seine Kolonien bewiesen; es war tolerant und überlegt in seiner Behandlung derselben. Und während die angelsächsische Race die unglücklichen Eingeborenen von Pennsylvanien, Neu-England und Karolina, des Mississippi bis nach Patagonien hin ausrottete, vertauschten die spanischen Missionaire das Schwert des Eroberers mit dem Stabe des Apostels und unterwarfen die Indianer ihrem neuen Vaterlande durch das Ansehen der Intelligenz, der Religion und der Gerechtigkeit.

Man hat übrigens in Europa keine Ahnung von dem Glanz, den die spanisch-amerikanischen Städte, trotz der Verwüstungen des Krieges und der durch die Unregelmäßigkeit und den steten Wechsel in der politischen Verfassung bewirkten Ermattung der Nation, bewahrt haben. Sie besitzen sogar noch ein gewisses Ansehen von Ordnung in der lokalen Verwaltung, was sich leicht erklärt, wenn man sich erinnert, daß in Spanien wie in seinen Kolonieen die centrale Gewalt nur eine beschränkte Ausdehnung in den Provinzen hat, da letztere ihre Einkünfte selber verwalten, und da ihre Interessen durch bewundernswürdige Munizipalgesetze beschützt werden. Besonders aber kann man die Spuren und die Beweise für den ehemaligen Glanz Spaniens in seinen amerikanischen Kolonieen finden. Aber wenn man die letzten immer mehr verschwindenden Anzeichen dieser herrlichen Blüthe betrachtet, erkennt man zugleich, daß diese unter dem Gewicht ihrer eigenen Größe erliegende Nation das Bedürfniß zu haben scheint, den Ueberfluß ihrer Stärke und Lebenskraft abzugeben und sich nach Außen hin auszudehnen.

Dies war in wenigen Worten der Zustand von Neu-Spanien unter der Herrschaft des Mutterstaats. Betrachten wir nunmehr, was Mexiko unter der Macht der „Unabhängigkeit" geworden ist.

Frankreich.

Erfahrungen eines Galeerensklaven.

Von ihm selbst beschrieben.

(Schluß.)

Die verschiedenen Kategorieen der Strafgefangenen unterscheiden sich durch folgende verschiedene Anzüge: 1) die des Prüfungssaales tragen braune Jacke, Mütze und Beinkleider, 2) die der Uebergangsstationen und schwimmenden Bagno's rothe Jacke, Weste und Beinkleider, und 3) die Rückfälligen und Widerspenstigen rothe Jacke mit braunen Aermeln (die Ungelehrigen haben nur einen braunen Aermel), gelbe Beinkleider und grüne Mütze.

Dem Sträflinge ist nur ein Hemde, die Jacke, die Beinkleider, die Mütze und die Schuhe zu tragen gestattet; jedes andere Kleidungsstück ist ihm verboten, selbst ein Halstuch, das seinen Hals gegen die Kälte schützen könnte. Für sein Lager bekömmt er nur eine Decke. Nur die Bewohner des Prüfungssaals haben die Begünstigung, auf einer Matratze ruhen zu dürfen, wenn sie sich dieselbe auf eigene Kosten anschaffen; aber ein Kopfkissen ist nirgends gestattet. Was die Nahrung betrifft, so erhält täglich Jeder eine Ration Brod, ein halbes Maß Wein, ein Stück Speck und Bohnen zur Suppe. Der Prüfungssaal erhält wöchentlich einmal Fleisch, nämlich Sonntags.

Die Schlafzeit ist 8 Uhr im Winter und 9 Uhr im Sommer, die des Aufstehens 6 Uhr im Winter und 4 Uhr im Sommer. Wenn der Kanonenschuß vom Admiralschiff ertönt, so müssen alle Sträflinge aus ihrem Bette springen, d. h. von dem schief liegenden Brette herab, welches ihnen statt dessen dient und auf welchem sie ganz angekleidet liegen.

Das Bagno von Toulon enthält zusammen ungefähr 3000 Verurtheilte, welche in verschiedenen Lokalitäten vertheilt sind. An der Spitze jeder Lokalität stehen ein Adjutant, ein Unteradjutant, ein Sergeant, ein Korporal und einige gardes-chiourmes. Einem Sträflinge wird das Suppenkochen für jede Lokalität übertragen, und ein freier Händler verkauft den Sträflingen nahrhaftere Speisen.

Die im Bagno gebräuchlichen Disziplinärstrafen sind: die doppelte Kette, das Gefängniß und die Bastonnade. Von der ersteren habe ich schon gesprochen; die zweite bedarf keiner Erklärung; die dritte wird auf folgende Weise vollstreckt: dem Sträflinge wird seine Jacke und sein Hemde abgezogen, und er wird nackt mit dem Bauche auf eine hölzerne Bank gelegt. Der Vorsteher der Lokalität liest ihm sodann das vom Kommissarius gefällte Urtheil vor, und der Büttel, welcher ein Sträfling ist, vollzieht die Sentenz mit einem getheerten Strick, der ungefähr drei Fuß lang ist und wenigstens die Dicke eines Flintenlaufs hat. Der Anblick dieser Strafe ist schrecklich. Bei jedem Schlage sieht man das wogende Fleisch anschwellen, und nach einer gewissen Anzahl von Streichen fließt Blut. Man kann sich leicht denken, welche Schmerzen ein so zubereiteter Strick verursachen muß; wenn er weder zu weich noch zu starr ist, so schmiegt er sich jeder Bewegung des Büttels, und wenn derselbe dem Verurtheilten nicht hold ist, so kann er ihn leicht tödten. Wenn es ihm darum zu thun ist, so braucht er sich blos rechts vom Delinquenten zu stellen und den Strick so weit loszulassen, daß er das Herz trifft. Oft sterben die so Bestraften im Hospitale, und diejenigen, welche davonkommen, werden aus ihrer Abtheilung in die der Widerspenstigen

Die Sträflinge sollen diesen Executionen beiwohnen; indeß habe ich mich denselben immer zu entziehen gesucht, da der Anblick für einen Menschen von Gefühl zu schmerzlich ist.

Da ich einmal beim Kapitel der Strafen bin, so will ich auch über die Todesstrafen, welche im Gefängnisse vollzogen werden, ein Wort sagen. Wenn ein Sträfling vom Kriegsgerichte verurtheilt ist, so wird im Haupthofe ein Schaffot errichtet, und alle Galeerensklaven umgeben dasselbe kniend und mit entblößtem Haupte; Kanonen, welche mit Kartätschen geladen sind und bei welchen Kanoniere mit brennender Lunte stehen, werden gegen sie aufgefahren. Nun wird der Delinquent hereingeführt, begleitet vom Geistlichen des Bagno's, welcher ihm religiösen Trost spendet, und geleitet von zwei Henkern, die ihn oft ohnmächtig auf das Schaffot tragen müssen, da die Nichtswürdigkeit der Sträflinge gewöhnlich mit Feigheit gepaart ist. Wenn die Strafe vollstreckt ist, so treten die Büßer (Mönche) aus Toulon in zwei Reihen heran, um die Reste des Hingerichteten zu sammeln, welche sie in einen Sarg legen und mit sich nehmen, nachdem sie zuvor die Stätte der Hinrichtung rein gewaschen.

Ich weiß wohl, daß die Rolle eines Censors sich wenig für meine Lage paßt; wenn ich sie dennoch gegen die Verwaltung der Bagno's übernehme, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur die Macht der Wahrheit und den Wunsch, nützlich zu seyn, anführen. Jedes andere Gefühl ist meinem Herzen fremd.

Die Verwaltung der Bagno's scheint mir eine wesentlich mangelhafte zu seyn, und drei oder vier ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, haben die Vorsteher der Anstalt keinen Sinn für den ihnen übertragenen Beruf. Ihre ganze Aufgabe scheint sich aufs Strafen zu beschränken, und wenn sie die strafbaren Menschen, welche ihrer Aufsicht übergeben sind, gehörig gezüchtigt haben, so fragen sie wenig danach, ob dieselben in moralischer Beziehung dieselben geblieben sind; sie experimentiren nur am Körper, die Seele ist nicht Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. Was würde man aber wohl von einem Stallmeister sagen, dem ein Pferd zur Dressur übergeben würde, und der, anstatt dasselbe von seinen bösen Gewohnheiten zu heilen, ihm blos täglich eine Tracht Schläge aufzählte? Und sollte die Gesellschaft an diejenigen Beamten, welche die Regierung zur Beaufsichtigung der für eine gewisse Zeit aus der Gesellschaft ausgestoßenen Menschen eingesetzt hat, keine Anforderungen zu machen haben? Sollte dieselbe kein Recht zu fragen haben, warum diese nach bestandener Strafe nicht nur eben so schlecht, sondern noch schlechter als vorher zu ihr zurückkehren?

Und wenn ich gar erst von den Direktoren solcher Anstalten zu den untergeordneten Beamten hinuntersteige, so finde ich reichen Stoff für meine Kritik, ohne daß ich zu fürchten hätte, mit zu schwarzen Farben zu malen, denn es läßt sich nichts Scheußlicheres denken, als das Personal der gardes-chiourmes und anderen Aufsichtsbeamten. Ich will einige Thatsachen zum Beweise meiner Behauptung anführen.

Einer von den Eßwaarenhändlern im Bagno bemerkte, daß ihm oft etwas von dem Gelde fehle, welches er im Schubfache seines Verkaufstisches verschloß, und er muthmaßte, daß eine Spalte zwischen dem Schubfache und der Tafel des Tisches Gelegenheit zur Entwendung gegeben habe. Um den Dieb zu ertappen, versteckte er eine Falle in dem Tische, und in der That fing sich eine Hand in derselben. Sie gehörte einem Aufseher an, der keine Strafe dafür zu erleiden hatte. Ein anderes Beispiel: Ein schreckliches Verbrechen war in Toulon begangen worden. Eine Frau von übelberüchtigtem Lebenswandel war in ihrem Bette ermordet gefunden worden. Lange blieben alle Nachforschungen fruchtlos, bis endlich einige Indicien auf einen Aufseher hinleiteten, der mit der Frau in Verbindung gestanden hatte. Die darauf eingeleitete Untersuchung erwies, daß er wirklich der Mörder gewesen war.

Ich weiß wohl, daß es ungerecht seyn würde, aus einigen einzelnen Fällen allgemeine Schlüsse zu ziehen; aber nichtsdestoweniger ist es wahr, daß die meisten dieser Menschen im höchsten Grade verderbt und der schlechtesten Handlungen fähig sind. Uebrigens ist es auch kaum anders möglich, da das gemeinsame Leben, welches sie mit den Sträflingen führen, sie diesen früher oder später gleichstellen muß. Die Aufseher halten sich keineswegs fern von den Strafgefangenen, sondern wenn sie ihren Vortheil dabei finden, so treten sie mit ihnen in Verbindung und machen Brüderschaft mit ihnen. Wenn ein Gefangener mit gewöhnlich gestohlenem Gelde Wein gekauft hat, so ladet er den Aufseher seiner Lokalität zum Trinken ein, und Beide stoßen mit einander an und trinken sich zusammen einen Rausch. Die Sträflinge, mit welchen die Aufseher sich am innigsten verbinden, sind diejenigen, welche ihnen vermöge ihrer Beschäftigungen am nützlichsten werden können, namentlich also die in der Küche Angestellten. Gewöhnlich werden im Prüfungssaale, in welchem, wie schon erwähnt, einmal wöchentlich Fleisch verabreicht wird, die innigsten Freundschaften dieser Art geschlossen. Wächter, Korporal, Sergeant und Koch sind hier ein Leib und eine Seele, und die Folge dieser Freundschaft ist, daß die Gefangenen der besten Fleischstücke verlustig gehen.

Wir wollen von der Habgier der Unterbeamten, die kein Mittel scheut, ein Beispiel anführen. Der Aufseher einer Lokalität befiehlt einem Sträflinge, der als Schuhmacher beschäftigt war, ihm ein Paar Stiefeln zu verfertigen. „Aber ich habe kein Leder", entgegnet ihm dieser. — „Sieh zu, wie du fertig wirst", antwortet ihm dieser; „im Arsenal ist Leder genug." Die Stiefeln wurden natürlich gemacht, aber auf Kosten des Staates. Dies ein Beispiel, wie ich ihrer unzählige anführen könnte.

Wir wollen nun noch einen Blick auf den moralischen Zustand der Sträflinge werfen.

Die Moral oder besser wohl die Religion der Sträflinge besteht darin,

daß sie glauben, es sey dem Menschen zur Befriedigung seiner Leidenschaften und seiner Genußsucht Alles gestattet. Die Strafen, die sie zu erleiden haben, sind in ihren Augen nur Ungerechtigkeiten, nur Gewaltthätigkeiten der Gesellschaft, durch welche diese sie verhindert, ihr natürliches Recht zu brauchen; wenn sie gestohlen, gemordet, genothzüchtigt haben, so betrachten sie diese Thaten nicht als Verbrechen, sondern als rechtmäßige Handlungen. Eine Folge dieser Ansichten ist, daß sie bei ihrem Benehmen beharren und ihre Seele der Reue verschließen. Dadurch ist die ungeheure Anzahl der Rückfälle zu erklären. Von diesen Ansichten sind sie so sehr durchdrungen, daß sie die kleine Anzahl derjenigen, welche sich nicht zu solchen Grundsätzen bekennen, als Schufte und Heuchler betrachten; sie setzen bei diesen einen geheimen Grund voraus, wie z. B. den Wunsch, begnadigt zu werden; sie mißtrauen ihnen und bezeigen ihnen die höchste Verachtung.

Um zu beweisen, daß diese Ansichten nicht blos theoretisch bei ihnen bleiben, will ich einige Beispiele anführen.

Eine Schaar Sträflinge war zur Ausführung gewisser Arbeiten aufs Land geführt worden. Da sie schlecht beaufsichtigt waren, so hatten sie sich nach verschiedenen Richtungen verbreitet, um Räubereien zu verüben; da sehen sie plötzlich einen Fuhrmann mit zwei Tonnen Wein vorüberfahren. Die Gelegenheit war zu schön, um sie ungenutzt entfliehen zu lassen. Während die Einen den Fuhrmann umringen, schlagen die Anderen die Fässer ein und trinken den Wein aus. Der Fuhrmann will seine Ladung vertheidigen und schreit um Hülfe; aber er wird geknebelt, mißhandelt und endlich mit Messerstichen ermordet. Ein anderes Beispiel: Ein Schiff, welches Oelfässer geladen, hatte im Kanal des Hauptmagazins angelegt. Eine Anzahl von Sträflingen faßte den Plan, sich der Ladung zu bemächtigen, und führte ihn aus, trotz des Widerstandes der an Bord gebliebenen Mannschaft, die übel zugerichtet wurde.

Was die einfachen Diebstähle betrifft, so vergeht kein Tag, wo nicht deren zwanzig, dreißig und mehr auf der Rhede begangen werden.

Wer ist der Galeerensklave, der sich mit solcher Freiheit im Hafen zu bewegen scheint, der zu jeder Stunde des Tages und der Nacht hingeht, wo es ihm beliebt, welchem die Verwaltung keine bestimmte Beschäftigung gegeben hat, dem kein Aufseher hindernd in den Weg tritt, der mit einem Worte ein philanthropischer Besucher des Bagno zu seyn scheint? Es ist der Dieb der Diamanten von Düc. Mars, der berüchtigte Mulon, dessen Physiognomie das Gepräge der List, der Habgier und der Kühnheit trägt. Durch den Handel mit Gegenständen, die er aus Kokosnüssen schnitzt, und mit bunten Strohfabrikaten hat er einiges Geld verdient. Er ist abstoßend und grob gegen seine Gefährten und zeigt sich nur gegen diejenigen, welche ihm den Ertrag ihrer Diebstähle zubringen, etwas menschlicher. Ich brauche wohl kaum noch hinzuzufügen, daß zwischen ihm und den meisten Beamten des Bagno eine große Vertraulichkeit herrscht.

Wer ist jener Mann, der auf seine Tracht der Schande stolz zu seyn scheint, und der in seiner rothen Jacke mit braunen Aermeln wie ein Stutzer des Boulevard des Italiens einherstolzirt? Es ist Variemont, einer der gefährlichsten Menschen, die das Bagno von Toulon je beherbergt hat.

Nichts gleicht der Obscönität, welche in den Reden der Gefangenen herrscht. Gewöhnliche Ausschweifungen scheinen ihnen nicht der Erzählung werth; es bedarf auf diesem Gebiete ungewöhnlicher, ungeheurer Sachen, um sie in Zug zu bringen und ihre infernalische Laune zu erwecken. Ihr sittliches Benehmen entspricht, wie man sich denken kann, ihren Worten, und die Natur empört sich gegen die Verbindungen, welche hier täglich geknüpft, abgebrochen und wieder angeknüpft werden. Sollte man es glauben? ich habe einen Vater die weibliche Anmuth seines Sohnes, eines achtzehnjährigen Jünglings, der wegen eines Mordes mit ihm verurtheilt worden war, zum Verkaufe ausbieten sehen.

Wozu könnten aber weitere Anführungen dienen, als die Seele des Lesers mit Ekel zu erfüllen? Aus dem Gesagten ergiebt sich hinlänglich, daß die Vereinigung vieler Sträflinge in einem Lokale der Moralität im höchsten Grade nachtheilig ist. Ich betrachte das Zellensystem als die geeignetste Abhülfe der von mir nachgewiesenen Uebelstände. Zwar erklären sich manche Philanthropen, die nicht wie ich die Bagno's gründlich studirt haben, gegen dieses neue Strafsystem; aber ihre Menschlichkeit scheint mir übertrieben und ihre Befürchtungen grundlos. Angenommen selbst, dies System könnte einigen Verbrechern schädlich werden, so würde doch immer noch die Frage entstehen, ob die Gesellschaft gegen einen so furchtbaren Krebsschaden nicht energische Mittel anwenden darf.

Polen.

Die Osterfeier in Warschau.*)

II.

Wir kommen nun zu dem zweiten wichtigen Akte der Feier, zu dem sogenannten Gräberbesuche. Während der ganzen Charwoche, welche in protestantischen Ländern mit so feierlicher Stille begangen wird, überrascht den Fremden in Warschau die außerordentliche Regsamkeit auf den Straßen. Diese sind überfüllt von Menschen jeden Standes und Alters, die in großen Massen aus einer Kirche in die andere ziehen. Die Kirchen sind alsdann wie zu einer Leichenfeier geschmückt und stellen auf die verschiedenartigste Weise durch Decorationen, Figuren, Särge, Kränze u. s. w. die Grablegung Christi dar. Jede Kirche bietet eine andere Physiognomie der Trauer, und die Geistlichen und Kirchendiener wenden allen Scharfsinn und alle Kunstfertigkeit auf, um auf die frommen Gemüther der Besucher zu wirken. Die Landleute, welche um diese Zeit aus allen Umgegenden Warschaus nach der Hauptstadt strömen, die russischen Soldaten, selbst die ungläubigen Tscherkessen und Kurden oder Bisurmanen, wie man sie hier nennt, sind die dankbarsten Bewunderer dieser heiligen Scenen, die freilich manches Barocke, selbst Komische darbieten; denn historische Treue und Beobachtung der lokalen Sitten darf hier Niemand fordern. Hier erblickt man eine Figur, welche einer kräftigen masurischen Bäuerin ähnlich sieht, die einer anderen Figur, nach Tracht und Haltung ein jüdischer Arendar (Schankpächter), mit ihren derben Fäusten droht. Es soll dies die Jungfrau Maria darstellen, die ihrem Unwillen gegen den Verräther ihres göttlichen Sohnes Luft zu machen sucht. Dort haben die Knechte, welche bei der Kreuzigung Christi um den Rock des Gekreuzigten würfeln, nicht nur Kosaken-Physiognomieen, sondern auch Kosaken-Uniform, was übrigens Niemanden, selbst der Polizei nicht, aufzufallen scheint. Uebrigens bildet all dieser Kirchenschmuck mit dem beständig hin und her wogenden Menschengedränge, den verschiedenartigen mit einander kontrastirenden Physiognomieen des Nordens und Südens, den buntfarbigen Trachten der Landleute und Soldaten, der eleganten Herren und Damen einen höchst malerischen Anblick und macht die Kirche zu einer Art sich selbst bewegenden Kaleidoskops, in welchem fortwährend die Farben und Gruppen wechseln.

So wie man in die Kirchen tritt, vernimmt man ein Geräusch von metallenen Becken; man geht näher und bemerkt nicht weit vom Eingange eine oder mehrere Damen, welche vor einer großen silbernen mit Geld gefüllten Schüssel sitzen und durch Anschlagen an dieselbe die Eintretenden zu Spenden einladen. Um den Tisch, vor welchem die Damen sitzen, stehen gewöhnlich mehrere Herren, Freunde und Bekannte der Damen, welche ihnen das fromme, aber ermüdende Geschäft durch Gespräch zu kürzen suchen und das Gotteshaus zu einer Art öffentlichen Rendezvous im unverfänglichsten Sinne machen. Der Almosentisch der barmherzigen Schönen ist gleichsam die Votivtafel der Grazien, welche die reichen Gaben, die ihr zufließen, nicht blos dem Mitgefühle für die Armuth dankt. Doch der Arme, der die Hand zum Empfange ausstreckt, darf selten danach fragen, welches Gefühl den Reichen zum Spenden drängt. *)

Während ein Theil der Einwohner und Fremden halb aus frommer Andacht, halb aus Neugierde in die Kirchen wallt, beflissigt sich ein anderer Theil derselben, namentlich das niedere Volk, auf dem großen Krasinskischen Platze mit öffentlichen Spielen, die als Nachahmung russischer Sitten seit etwa zehn Jahren auf allerhöchsten Befehl von der Regierung angeordnet sind. Panis et Circenses sind die beiden großen Hebel der Staatskunst von jeher gewesen. Das Volk soll nicht nur gespeist werden, wofür nächst dem Staate auch die Kirchen und die einzelnen mildthätigen Seelen sorgen, es soll sich auch amüsiren, was in diesem Lande um so nothwendiger ist, da der Pole, wenn er müßig ist, durch sein leicht entzündliches Blut rasch zu Dingen getrieben wird, die ihm in seiner jetzigen Lage nur Unheil bereiten können. Der ganze Krasinskische Platz ist mit Spielbuden, Schaukeln und Carousels gefüllt, und in der Mitte desselben ragt ein mächtiger Mast hervor, von dessen mit einer Bank umgebener Spitze dem geschickten Kletterer Uhren, Geld, Kleidungsstücke und andere Dinge entgegenwinken. Obgleich die Russen durch ihre Landessitte an dergleichen Kletterübungen gewöhnt sind, so erringt doch gewöhnlich ein Pole den Preis, da die Polen von Natur eine große Gewandtheit in allen körperlichen Uebungen zeigen. Ein Kosak oder gar ein Tscherkesse wagen kaum den Versuch; denn so geschickt diese Leute auf dem Pferde sind, mit dem sie Eins zu seyn scheinen, so unsicher und unbehülflich sind sie auf jedem anderen Terrain.

Wir kommen nun zu dem Hauptakt und zum Schluß des Drama's, zum eigentlichen Osterfeste. Ich übergehe die Feierlichkeiten in der Kirche, die Predigt und andere Dinge, welche dem Katholizismus in allen Ländern gemein sind, um eines den Slawen eigenthümlichen Gebrauches zu erwähnen, der sich aus den ersten Zeiten der Einführung des Christenthums in Polen und Rußland herschreibt, da die Chroniken und ältesten Geschichtschreiber dieser Länder desselben gedenken. Vom ersten Osterfeiertage an sieht nämlich acht, oft vierzehn Tage lang in jedem nur einigermaßen wohlhabenden Hause eine große festlich geschmückte Tafel mit Allem, was die Kochkunst Wohlschmeckendes für den Gaumen erfunnen hat, von früh bis spät für Gäste bereit. Wer die so gerühmte Gastfreiheit der Polen in ihrem Glanze kennen lernen will, der muß sie in diesen Tagen in ihrem Hause besuchen. Auch die entferntesten Bekannten, die sonst das ganze Jahr hindurch sich nicht blicken lassen, müssen, wenn sie nicht gegen die Sitte verstoßen wollen, in dieser Zeit einen Besuch machen, um das sogenannte Święcone oder das Geweihte zu genießen. So heißt nämlich der reich gedeckte Tisch, weil nach der frommen Sitte erst dann etwas von dem, was er bietet, genossen werden darf, nachdem der Geistliche die Speisen und das ganze Haus mit Weihwasser besprengt hat. Dies geschieht gewöhnlich Sonnabend vor Ostern, an welchem Tage der Beichtvater des Hauses mit dem Weihwasser und Weihsprengel erscheint, Gebete hersagt, die zu diesem Behufe versammelten Hausgenossen, die Speisen, die Wände, die Möbel durch Besprengen gleichsam entsühnt und heiligt. Erinnert dieser feierliche Brauch schon an die alte patriarchalische Zeit, so noch mehr die Art, wie der Gast empfangen, und das herzliche Willkommen, mit welchem er zum Genusse des Vorhandenen eingeladen wird.

Zuerst kömmt ihm die Wirthin des Hauses mit einem Teller entgegen,

*) Man vgl. Nr. 72 des Magazins.

*) Die Sammlungen in den Häusern und Kirchen betragen jährlich im Durchschnitt gegen 50,000 polnische Gulden (über 9000 Thaler), welche an die 10 Wohlthätigkeits-Anstalten in Warschau vertheilt werden. Die kleineren Städte in Polen ahmen hierin das Beispiel der Hauptstadt nach.

auf welchem ein zerschnittenes Ei liegt. Sie reicht ihm die eine Hälfte, während sie selbst die andere nimmt, aber erst nach gegenseitig empfangenem Glückwunsche verzehrt. Hierauf kömmt der Wirth mit einem Glase Wein heran, das er auf die Gesundheit des Angekommenen leert, worauf dieser dann Bescheid thut. Da Viele es sich gleichsam zur religiösen Pflicht machen, wenigstens an diesen Tagen in einem Hause zu erscheinen, von dem sie das ganze Jahr aus Gründen fern blieben, so wird mancher lang verhaltene Groll mit dem freundlichen Gruß der Wirthin und dem Weine des Wirthes weggeschwemmt, manches Mißverständniß aufgeklärt, und das schöne Weihmahl wird oft zugleich zum Versöhnungsmahle. Betrachten wir nun die glänzende Tafel, die unter der Last der köstlichen Gaben fast zu brechen scheint. Alles, was Luxus, Geschmack, Mode, der Scharfsinn berühmter Gastronomen und Kochkünstler, vereint mit den stereotypen Vorschriften des alten Herkommens und dem erfinderischen Witze der Volkssitte, herbeizuschaffen vermag, ist hier vereinigt. Auch die Kirche und ihre Traditionen, so wie die Legende, hat ihren Antheil; selbst das Nationale, welches der Pole überall einmischt, damit sich wenigstens die Phantasie an dem Verlorenen weide, geht nicht leer aus.

Vor Allem ziehen die in den seltsamsten Formen gebildeten Backwerke den Blick des Fremden auf sich, und unter ihnen ragt in der Mitte der Tafel ein Gebäck hervor, welches man den Goliat oder, wegen seiner grotesken Form, den Gargantua der Kuchen nennen könnte, so hoch erhebt es sich, einer mächtigen Säule gleich, von seiner breiten Basis, die auf einem gewaltigen Piedestal von lecker zubereitetem Teige ruht, in die Luft. Das Kapitäl oder die Spitze desselben ist oft mit wunderlichen Figuren und drolligen Arabesken aus Zucker geformt. Nah und fern von ihm stehen einzeln und in Gruppen ähnliche, aber kleinere Kuchen neben anders geformtem Backwerke. Diese Kuchen heißen, wenn sie größer sind, „Baby", wenn kleiner, „Babki", von denen jenes im Polnischen „alte Frau", dieses „Großmutter" bedeutet. Den Ursprung des Namens kennt man nicht, und fast jedes Jahr kann man in den Zeitungen in Warschau Anfragen darüber mit einer Preisaussetzung für die beste Lösung dieses wichtigen Streitpunktes lesen. So wie die Osterfeiertage heranrücken, wird das Anfertigen dieser „Baby" eines der wichtigsten Geschäfte der Hausfrau, welche während der letzten Woche vor dem Feste mit dem ganzen weiblichen Hauspersonale fast unablässig damit zu thun hat, da es Ehrensache für die Frau des Hauses ist, hierin zu excelliren. Es hat diese Beschäftigung zugleich das Gute, daß die Polinnen, welche nicht ganz mit Unrecht in keinem guten Rufe der Häuslichkeit stehen, wenigstens einmal im Jahre sich dem Hauswesen mehr zuwenden und der Küche nicht ganz entfremdet werden. Denn selbst die vornehmsten polnischen Damen, welche sich fast das ganze Jahr nicht um dasjenige kümmern, was in der Wirthschaft vorgeht, setzen eine Art von Ruhm darein, sich Ostern namentlich im Gebäcke als Kennerinnen zu zeigen. Zum ersten, oft zum einzigen Male im Jahre sieht man um die erwähnte Zeit die feinen, zarten Hände der Beherrscherinnen des Salons, der Gesetzgeberinnen des guten Tones, die sonst nur gewöhnt sind, die Tasten des Klaviers zu bewegen oder höchstens an einer eleganten Stickerei zu arbeiten, den Teig selbst rühren und in den Backofen schieben. Freilich macht ihnen dies ungewohnte Thun mehr zu schaffen, als den deutschen, mit solchen Arbeiten vertrauteren Hausfrauen. Dafür entschädigen sich die meisten den Rest des Jahres durch ein dolce far niente, welches kaum die außerordentliche Seelenkraft und Energie im Handeln ahnen läßt, deren sie, wie sie oft zeigten, fähig sind, sobald eine große Angelegenheit ihren Geist oder ihr Herz in Bewegung setzt, so daß ich sie hierin lieber den spanischen Frauen, als den Französinnen, mit denen man sie oft zusammenstellt, vergleichen möchte.

Doch zurück zu unserer Ostertafel. Nächst dem Backwerke sind die außerordentliche Menge der Fleisch- und Fischsorten, zu welchen alle Elemente ihren Tribut steuerten, mit ihren verschiedenen Saucen, Gewürzen und Zuthaten zu beachten. Viele dieser Tafeln bieten in dem Arrangement der Speisen und Getränke und in ihren verschiedenen Verzierungen ein ergötzliches Bild von religiösen und geschichtlichen Beziehungen, welche die Absicht haben, dem Genießenden noch höhere Befriedigung als blos die niedere des Magens zu gewähren, und zugleich beweisen, daß die Gastronomie auf den Namen einer Kunst Anspruch hat, da sie sich bis zum Gebiet der Allegorie erheben kann. Gewöhnlich beginnt ein zierlich aus Butter geformtes Lämmchen mit einem Kreuzlein auf dem Rücken, das Agnus Dei vorstellend, den Reigen. Hinter ihm streckt sich auf einer Riesenschüssel in majestätischer Länge ein Weichsellachs, welcher wahrscheinlich den Haifisch des alten Testaments vertreten soll, der den Propheten Jonas verschlang, denn aus seinem offenen Munde ragt künstlich aus Backwerk gefertigt eine Figur hervor, welche dem Propheten sehr ähnlich sieht. Weiterhin erblickt man die Schöpfungsgeschichte im Kleinen, aber in verbesserter Auflage, denn was dort noch roh war, erscheint hier gekocht, gebraten, eingemacht, als Vogel, Fisch, Wild und Früchte. Während hier die Apostel Petrus und Paulus aus Silber geformt zu einer mächtigen Schüssel Salat, die sie mit den Händen stützen, einzuladen scheinen, erblickt man dort eine Gruppe aus Marzipan, welche die Grablegung Christi darstellt, zu der unter Anderen ein an seiner viereckigen rothen Mütze und seiner Sense kenntlicher Krakuse die Hand bietet. So bildet das sogenannte Święcone eine wahre Mosaiktafel von historischen Anachronismen und materiellen Allegorieen der schmackhaftesten Art, und ich würde kein Ende finden, wollte ich alle die köstlichen Speisen und Weine, welche besonders in denjenigen reichen Häusern, die noch der alten Sitte ganz treu geblieben sind, den Wohlschmeckern geboten werden, im Einzelnen anführen. Doch selbst der Unbemittelte sucht um diese Zeit seinem Hause Ehre zu machen und leidet oft Wochen lang Hunger, um am Osterfeste seine Freunde an seiner vom Priester geweihten Tafel zu sehen. Auch die Armen in den Hospitälern, so gebietet die religiöse Sitte, müssen mit dem Święcone erfreut werden, was aber gewöhnlich erst ein paar Tage nach Ostern geschieht. Die Armenbehörde, der Statthalter und die höheren Beamten pflegen dieser feierlichen Armenspeisung beizuwohnen und die Zeitungen nicht zu ermangeln, eine pomphafte Schilderung derselben zu geben und den Wohlthätigkeitssinn der Bewohner und namentlich des Landesvaters und seiner würdigen Vertreter hochzupreisen. So hat dieser heilige Brauch also noch das Gute, daß er dem Lande, in welchem er eingeführt ist, es zur religiösen Pflicht macht, seine Armen wenigstens einmal im Jahre satt zu speisen.

Mannigfaltiges.

— Die Kontagiosität der Pest. Die (deutsche) „Medizinische Zeitung Rußlands" enthält in einem ihrer letzten Blätter (Nr. 17) einen energischen Protest des St. Petersburger Arztes, Dr. Maximilian Heine (eines Bruders von H. Heine), gegen den Ausspruch der Pariser Akademie der Medizin, daß die Pest nicht kontagiös sey, daß sie sich durch die Luft, nicht aber mittelst Kontakts verbreite, daß mithin Kleider, Effekten und Waaren die Pest durch Berührung nicht fortpflanzen, und daß die Verpesteten allein Infectionsherde bilden, durch welche die Luft geschwängert werde. Dr. Heine nennt dieses Gutachten der Herren Prus, Ferrus, Begin, Dubois, Adelon, Dupuis, Londe, Melier, Pariset, Royer-Collard und Poiseuille „schreckenerregend", indem, wenn irgend ein Staat durch das Ansehen der Pariser Akademie sich verleiten lassen sollte, die Quarantaine-Gesetze gegen die Pest aufzuheben, alsdann ganz Europa mit dieser Geißel der Menschheit wieder eben so bedroht seyn würde, wie vor Jahrhunderten, bevor die heutigen Einrichtungen bestanden. Herr Heine, der im J. 1829 als Militair-Arzt die russische Armee über den Balkan begleitete, hat vielfache Gelegenheit gehabt, die orientalische Pest selbst zu beobachten, und ist daher mindestens eben so kompetent in der Sache, als jeder einzelne der Pariser Aerzte, welche die Majorität bei der Abstimmung über dieses Gutachten gebildet. Er weist darauf hin, daß die Pest 1812 in Odessa, 1813 in Bucarest und 1815 in Roja durch Effekten eingeschleppt wurde; noch im J. 1829 ward die Nordküste Afrika's und besonders Tanger auf diese Weise inficirt, und die zuletzt im J. 1837 in Odessa ausgebrochene Pest, bei welcher verpestete Kleidungsstücke ebenfalls eine wichtige Rolle spielten, ist nur durch die großartigen, gegen das Pestkontagium systematisch angeordneten Maßregeln erstickt worden. Wenn, meint Herr Dr. Heine, die Pest in Afrika auch ohne Quarantainen und andere Desinfectionen von Aegypten nach der Berberei nicht verpflanzt zu werden pflege, so sey dies eben nur eine Folge der glühenden afrikanischen Hitze, die das Pestkontagium in Effekten, Kleidern u. s. w. vernichte und auch die Empfänglichkeit dafür um Vieles aufhebe. Dem wohlgemeinten, aber unsinnigen Versuche, sich den Peststoff einimpfen zu lassen, seyen leider schon viele russische Aerzte zum Opfer gefallen, und Nichts beweise dagegen der Umstand, daß ein französischer Arzt dasselbe Wagstück unternommen und dabei am Leben geblieben sey. Herr Heine fügt hinzu: „Es ist die Pflicht aller Aerzte, die vom Taumel der Alles umstürzenden Gegenwart nicht ergriffen sind, gegen den Ausspruch der Akademie der Medizin zu Paris feierlichst zu protestiren und alle Regierungen Europa's zur Vorsicht, zum Schutze aufzurufen." — Unabhängig von der Entscheidung dieser wichtigen ersten Frage erscheint dagegen die der zweiten, ob nicht die Quarantaine-Perioden bedeutend abzukürzen seyen, wofür sich Herr Heine nicht minder erklärt, als die Pariser Akademie der Medizin.

Bibliographischer Anzeiger.

In J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. erschienen so eben und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Washington Irving's
ausgewählte Schriften.
Herausgegeben von
Dr. J. V. Adrian.
Zweite, sorgfältig verbesserte Auflage.
Erster Theil: Gottfried Cragon's Skizzenbuch.

Die Werke dieses geistreichen Amerikaners sind bereits in alle Sprachen des gebildeten Europa's übertragen. Bald ernst, sinnig, gefühlvoll, bald anmuthig und witzig, weiß er das Interesse des Lesers stets anzuziehen und zu fesseln; seine heitere Laune strömt in unversiegbarer frischer Fülle. In Erfindung komischer Situationen und scherzhafter Charaktere ist er unerschöpflich, und die Lehren praktischer Lebensweisheit kleidet er in leichte Ironie und echt deutsche Gemüthlichkeit. Die innige Verflechtung so verschiedenartiger Elemente ist es, die den Leser in jeder Seelenstimmung das, was er bedarf und sucht, auch finden läßt.

☞ Diese elegante und zugleich billige Ausgabe in dem beliebten Schillerformat auf festem Velinpapier erscheint in vier Bänden mit acht Stahlstichen; jeder Band kostet 27 Sgr. fl. 1. 30 kr. rhein. fl. 1. 21 kr. C. M.

Allen Freunden gediegener Belletristik sey sie hiermit angelegentlichst empfohlen!

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 75. Berlin, Dienstag den 23. Juni 1846.

Algerien.

Die Khuanen, eine muhammedanische Ordensbrüderschaft.

Der folgende Aufsatz ist ein Auszug aus einer Schrift des Capitains de Neveu *), der, als Mitglied der wissenschaftlichen Kommission bei der afrikanischen Armee, vom Marschall Soult aufgefordert worden war, über die religiösen Brüderschaften der Araber in Algerien Nachrichten zu sammeln.

Das Wort Khuan (oder Chuan), das wörtlich Bruder bedeutet, ist der Titel, den sich die Mitglieder der verschiedenen muhammedanischen religiösen Gesellschaften gegenseitig beilegen. Diese Gesellschaften unterscheiden sich von einander durch das Rituale und die frommen Uebungen, welche sie vorschreiben, beruhen aber alle auf der reinsten Orthodoxie. Jeder Orden trägt den Namen seines Gründers, der immer eine heilige Person ist, ein Marabut, welchem im Traume oder direkt von Muhammed der Befehl gegeben wurde, eine fromme Gesellschaft zu gründen. Der Prophet hielt ihn würdig, ihm den trik zu offenbaren (das heißt den Weg oder, wie die katholische Kirche sagt: die Regel) und die Gebetformeln, durch deren Beobachtung man Gott ganz besonders angenehm wird. In der symbolischen Sprache der Orientalen sagt man für „Khuan werden", d. h. in einen Orden treten: die Rose dieses oder jenes Marabuts nehmen. Zwei Algerier, die sich auf der Straße begegnen, werden z. B. einander fragen: „Welche Rose trägst du?" — Die Rose dieses oder jenes Ordens (hier folgt der Name des heiligen Stifters). — Oder ist der Gefragte in keiner religiösen Gesellschaft, so wird er antworten: „Ich trage keine Rose, ich bin ein einfacher Diener Gottes und bete ihn in Frömmigkeit an." — Sonderbarer Weise sagt man im Arabischen für Rose: wardon, was die Eingebornen fast ganz wie ordo, Orden, aussprechen.

Das geistliche Oberhaupt eines jeden Ordens führt den Titel Chalifa, d. i. Stellvertreter. Es ist Sitte, daß der Chalifa seinen Nachfolger selbst bestimmt, wahrscheinlich, damit Zerwürfnisse vermieden werden und die Gesellschaft keinen Augenblick ohne Führer bleibt. In den Orten, wo eine Congregation Zweiggesellschaften angelegt hat, wird der Chalifa durch Mokaddems oder Scheiks vertreten. Die Ceremonien bei der Aufnahme erinnern an die Gebräuche der Freimaurer. Wenn sich der Neophyt bereit erklärt hat, die ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen, so wird er als Khuan proklamirt; ob er dadurch auf ewig gebunden sey, wird in dem Buche des Herrn de Neveu verschwiegen. Die Ordensbrüder leben indessen nicht in Gemeinschaft und sind auf keinen bestimmten Wohnort angewiesen; sie haben somit Aehnlichkeit mit jenen confratres der katholischen Orden, die in der Welt lebten, aber aus Frömmigkeit, so weit es ihre Verhältnisse gestatteten, die Mönchsregeln befolgten.

Außer eigenen Moscheen in den Städten besitzt jeder muselmännische Orden Sawia's oder fromme Dörfer. Mittelpunkt derselben ist eine Kapelle, in welcher sich das Erbbegräbniß der Familie des Gründers befindet und wohin die Mitglieder der ganzen Genossenschaft wallfahrten. Zugleich enthält ein solches Dorf eine Moschee für die benachbarten Tribus, eine Schule, die für Kinder das ganze Jahr, für die Thalebs oder Studenten zu gewissen Zeiten geöffnet, und endlich für die Ulema's oder Gelehrten, wenn sie sich über religiöse und wissenschaftliche Dinge besprechen wollen. Die Sawia bietet ferner einen Zufluchtsort für Leute, die von ihren Feinden oder von den Gerichten verfolgt werden, und besitzt ein Hospital, ein Haus zur Aufnahme der Pilger, eine Art von Klub, in dem man Neuigkeiten austauscht und der gewissermaßen die Zeitungen vertritt, endlich eine Bibliothek, die täglich durch neue Handschriften vermehrt wird. Da hier so viele nützliche Anstalten vereinigt sind, nimmt eine Sawia zuweilen einen großen Aufschwung, und es giebt welche, in denen man die Häuser und Zelte nach Hunderten zählt.

Das Oberhaupt dieser religiösen Kolonien heißt Schrif, wenn es von dem Gründer derselben abstammt, sonst aber Mokaddem (Wächter) oder Ukil (Bevollmächtigter). Zahlreiche Haushaltungen befinden sich in jeder Sawia, durch deren Sorge das Land bebaut und die Kapellen, Krankenhäuser und Schulen mit dem Nöthigen versehen werden. Dies geschieht, wie in den guten Zeiten des Mönchthums, unentgeltlich durch die Freigebigkeit der Gläubigen. Jede Sawia erhält bedeutende Schenkungen und besitzt sogenannte Habu's *), aus denen sie große Einkünfte zieht.

Die Khuanen vermehren die Moscheen und Sawia's, so weit es ihre Mittel nur gestatten. Jede einigermaßen wichtige Stadt Algeriens enthält wenigstens ein Etablissement von jedem Orden. Auf den Landstraßen aber sind viele Monumente zum Andenken des in der Gegend am meisten verehrten Marabuts errichtet. Sie heißen Gubba (Kuppeln), werden jedoch von den französischen Soldaten, die den Heiligen mit der Kapelle verwechseln, Marabuts genannt.

Es existiren in Algerien sechs geistliche Orden und eine Genossenschaft, die vorzugsweise ein politisches Element zu haben scheint. Herr de Neveu hat besonders im Osten, in der Provinz Konstantine, genaue Nachforschungen über dieselben angestellt, während er über die Orden des Westens weniger gut unterrichtet ist, was zu bedauern, da die Khuanen, je näher der marokkanischen Gränze, desto zahl- und einflußreicher werden. Trotzdem behält der Bericht des Herrn de Neveu immer ein großes Interesse, wie aus folgendem Auszuge erhellen wird:

Es giebt einen Namen, der unaufhörlich in den Ohren des Europäers wiederklingt, wenn er durch die krummen Straßen der algerischen Städte geht. Ein Armer, der die Vorübergehenden mit seiner näselnden Stimme verfolgt, bittet um ein Almosen im Namen Gottes und Abd-el-Kader's. Ein Unfall geschehe auf der Straße; alsbald sammelt sich ein Haufe und ruft: Ah ia sidi Abd-el-Kader! Kurz jeder Ausruf ist von diesen Worten begleitet, wie man in christlichen Ländern „Jesus" und „Maria" rufen hört, wenn ein Kranker jammert, wenn ein Kind weint, das gezüchtigt wird, u. s. w. Der Franzose, der eben in Algerien gelandet ist und nur Einen Abd-el-Kader kennt, den nämlich, der seit funfzehn Jahren der französischen Kriegskunst spottet, staunt über die wunderbare Gewalt, die dieser Mann auf die Gemüther seiner Landsleute ausübt. Es ist aber nicht der berühmte Emir gemeint, sondern eine ehrwürdige Person, die man in allen muselmännischen Ländern als den größten und vollkommensten der Menschen nächst dem Propheten anbetet.

Die neunzig Eigenschaften, welche die Araber Gott zuschreiben, werden oft zur Bildung von Eigennamen benutzt, die einen mystischen Sinn haben sollen. So gebrauchen sie das Wort kader, welches stark, das Wort rachman, welches barmherzig bedeutet, und setzen abd davor, was dann heißt: Diener des Starken, des Barmherzigen. Der Marabut, den alle Muselmäner, vorzüglich aber die in Algerien, anrufen, hieß Sidi Abd-el-Kader el Dschelali. Er lebte vor mehreren Jahrhunderten in Bagdad, wo sieben Kapellen mit vergoldeten Kuppeln zu seiner Ehre errichtet wurden. Die Einbildungskraft der Gläubigen hat sich auf Rechnung dieses Heiligen so hoch verstiegen, daß sie ihn als den ersten der Ghuth's oder Heilande der Welt bezeichnete, die in den abergläubischen Meinungen der Muhammedaner die größte Rolle spielen. Das Volk nämlich ist überzeugt, es gebe einen Monat im Jahre, in welchem Gott dreimalhundertachtzigtausend Plagen aller Art auf die Erde schicke. Diese Sündfluth von Uebeln würde die arme Menschheit überschwemmen, wenn es nicht heilige Personen gäbe, die den größten Theil derselben auf sich nähmen. Der Ghuth, der ein vollkommen tadelfreier Mensch seyn muß, nimmt drei Viertheile der Leiden auf sein Theil. Man sieht ein, daß ein Mensch, der das große Vorrecht hat, 285,000 Krankheiten und Unfälle zu erdulden, nicht lange auf Erden bestehen kann; das Maximum sind vierzig Tage. Auch wird ein solches Märtyrthum nicht durch einen gewöhnlichen Tod beschlossen. Sidi Abd-el-Kader z. B. wurde von Engeln entführt und in den dritten und vierten Himmel versetzt, wo die Gebete der Gläubigen zu ihm dringen.

Dieser Heilige ist der Schutzherr einer mächtigen Verbrüderung geworden, deren Verzweigungen sich über die meisten dem Koran unterworfenen Länder erstrecken. Indessen kennt man bis jetzt weder ihre Statuten, noch ihren Wirkungskreis, ja nicht einmal den Sitz des jetzigen Oberhauptes. Besonders soll im Westen das Andenken Sidi Abd-el-Kader's verehrt werden, und die Provinz Oran ist voll von Monumenten zur Erinnerung an denjenigen, den man den Sultan der vollkommenen Menschen genannt hat. Außer den Moscheen und Gubba's sind zu seinen Ehren noch an vielen Punkten der Provinz Fähnchen aufgestellt worden, die von einer steinernen Umzäunung umgeben

*) Les Khouans, ordres religieux chez les musulmans de l'Algérie.

*) Dies sind Landgüter, welche den religiösen Körperschaften von Grundbesitzern überlassen werden, die sich nur bis zu ihrem Tode oder dem Erlöschen ihrer Familie die Einkünfte derselben vorbehalten.

sind. Es geschieht nämlich oft, wenn ein frommer Muselmann zur Stunde des Gebetes vom Wege abliegt und anbetend niederkniet, daß der Gluth aus seinem dritten und vierten Himmel herabsteigt und dem Betenden erscheint. Dann bezeichnet das Fähnchen die Stelle, wo der Heilige gesehen wurde, und die steinerne Umzäunung die Gränze, bis wie weit der Lichtglanz ihn umgab.

Der würde wenig die Triebfedern der menschlichen Handlungen kennen, der über diesen Aberglauben mitleidig lächeln wollte. Der Marabut von Bagdad ist kein müßiges Hirngespinnst; er ist thätig für seine Stammgenossen, und seine Einmischung in die Begebenheiten Algeriens hat bewirkt, daß Frankreichs Gold und Blut in Strömen geflossen.

Im Jahre 1828 wanderte ein frommer Greis mit seinem jungen Sohn nach Bagdad. Als die Pilger eben in einer Kapelle Sidi Dschelali's niederknieten, unterbrach sie ein Neger in ihrem Gebete mit der Frage, wer Sultan sey in Algier? „Ach", antwortete der Fremde, „für die Araber von Algier giebt es keinen Sultan!" Darauf verkündigt der Neger dem Greise, daß das Reich der türkischen Eroberer in Algier in kurzem untergehen und sein Sohn als Sultan alle Stämme des Westens vereinigen werde. Dieser Neger war kein Anderer, als der heilige Schutzpatron der Kapelle; der Greis war der weise Mahi-ed-Din und der junge Mann der nachmals so berühmte Abd-el-Kader. Zwei Jahre später, nämlich im Jahre 1830, ging ein Theil der Weissagung in Erfüllung. Die Türken, die Tyrannen Algiers, wurden durch französische Waffen vertrieben. In diesem Ereigniß sahen die Araber nur die Verkündigung ihrer eigenen Befreiung. Da sie sich aber nicht über die Wahl eines Oberhauptes vereinigen konnten, zersplitterten sich ihre Kräfte. Eines Tages, als die Häupter der Stämme und die Marabuts in der Ebene Eghres, im Süden von Maskara auf dem Gebiete der Beni-Haschem, versammelt waren, erschien der Heilige von Bagdad einem hundertjährigen Marabut, Namens Sidi-el-Arach, und bezeichnete ihm als künftigen Sultan Algeriens den jungen Krieger, dem er bereits die Herrschaft verkündigt habe. Mit jenem unbedingten Gehorsam, der dem wahren Gläubigen eigen ist, versammelte Sidi-el-Arach alsbald dreihundert Reiter und eilt an ihrer Spitze zu Mahi-ed-Din, seinen zweiten Sohn von ihm zu erbitten. Am selbigen Tage wurde der Namensgenosse des Heiligen von Bagdad, der berühmte Emir Abd-el-Kader, von allen Arabern als Auserwählter des Himmels anerkannt und zum Führer im heiligen Kriege ausgerufen. Die Araber sind überzeugt, daß seit jener Stunde kein Tag vorübergegangen, an welchem dem Emir sein himmlischer Schutzherr nicht erschienen wäre. Diese anerkannte Einmischung eines Gottgesandten heiligt alle Befehle Abd-el-Kader's, sie mögen den Krieg gegen die Franzosen oder die innere Regierung des Landes betreffen. Aus diesem Volksglauben erklärt es sich auch, warum der Emir in Oran so viele Unterstützung findet, wo die Genossenschaft des Heiligen von Bagdad besonders zahlreich ist, während im Osten, wo andere Heilige vorherrschen, sein Einfluß weniger vermag. (Fortsetzung folgt.)

England.

Memoiren eines Jesuitenzöglings.

Es scheint sich immer mehr herauszustellen, daß der Jesuiten-Orden, den man vor einigen Jahren noch als todt und begraben zu betrachten pflegte — der höchstens nur als eine Erinnerung längst entschwundener Zeiten galt — von neuem bestimmt ist, eine Rolle in der Weltgeschichte zu spielen. Von manchen katholischen Staaten fern gehalten, die aus der Erfahrung gelernt haben, den Einfluß des Ordens zu scheuen, ist er durch den weiten Spielraum entschädigt worden, der sich ihm in einigen protestantischen Ländern eröffnet, deren freie Institutionen ihm allerdings seine Wirksamkeit erleichtern, doch gewähren diese andererseits, und unter ihnen vorzugsweise die freie Presse, auch die meiste Sicherheit gegen ein allzu gefährliches Umsichgreifen seines Einflusses. In Nord-Amerika entstehen fast alljährlich neue Jesuiten-Kollegien, die mit sichtbarem Erfolg an der Ausführung ihres traditionellen Planes arbeiten, die Erziehung der Jugend in ihre Hände zu bekommen; die in Rom, Frankreich und Belgien gebildeten Priester sind an äußerer Firniß, zum Theil auch an wirklichen Kenntnissen den einheimischen Pädagogen überlegen, und ihre Lehranstalten erfreuen sich daher eines hohen Rufs, der nicht wenige protestantische Aeltern bewegt, ihnen ihre Kinder anzuvertrauen. So findet man in dem Kollegium zu Washington junge Leute aus den achtbarsten Familien des Landes, und unter den vor kurzem aus diesem Institut Entlassenen bemerkte man nicht ohne Erstaunen den Neffen des russischen Gesandten bei den Vereinigten Staaten, Herrn Wladimir v. Bodisko. Noch größerer Erfolge können sich die Jesuiten in England rühmen. Dort, wo der Puseyismus ihnen den Weg bahnt und die alten, strengen Pönalgesetze jetzt nur dem Namen nach existiren, steht ihr Haupt-Etablissement zu Stonyhurst im besten Flor und führt der katholischen Kirche unaufhörlich neue Proselyten zu. Die Memoiren eines Zöglings von Stonyhurst sind es, die uns Veranlassung zu diesem Artikel geben; sein Bericht, der unter dem Titel: „Das Noviziat, oder ein Jahr bei den englischen Jesuiten" *), erschienen ist, hat in England bedeutende Sensation erregt und wird von den dortigen Blättern vielfach kommentirt, weshalb hier wohl der Ort seyn möchte, Einiges darüber mitzutheilen.

*) The Novitiate, or a Year among the English Jesuits. By Andrew Steinmetz. London, 1846.

Andreas Steinmetz wurde von einem deutschen Vater und einer französischen Mutter auf der schwedischen Insel St. Barthelemy geboren, wo die Hitze der tropischen Sonne dazu beitrug, sein von Natur enthusiastisches Gemüth zu entflammen, und der mütterliche und priesterliche Einfluß ihn zu tiefer Religiosität stimmte. Nach dem Tode seines Vaters wollte er sich dem geistlichen Stande widmen und ging mit Einwilligung seiner Mutter nach England, wo er fünf Jahre im Kollegium von St. Cuthbert bei Durham zubrachte. Religiöse Zweifel, die ihn hier befielen, verhinderten ihn, seine Studien weiter zu verfolgen, bis er plötzlich — wie er glaubte, auf höhere Eingebung — den Entschluß faßte, in den Jesuiten-Orden zu treten.

Sein erster Schritt war, sich bei dem Agenten der Gesellschaft in London zu melden, von dem er die Mittel erhielt, sich nach Stonyhurst zu begeben, worauf er mit den gespanntesten Erwartungen angefüllt nach diesem Hauptquartier des Jesuitismus abreiste. Doch schon in wenigen Tagen begann seine Enttäuschung; der Neophyt vermißte unter den Brüdern den höheren geistigen Charakter, die Liebe zur Wissenschaft und noch mehr die innige, herzliche Frömmigkeit, die er bei ihnen zu finden glaubte. Das Betragen der Obern war nicht geeignet, ihm Ehrfurcht oder Anhänglichkeit einzuflößen; die Bußen, die Kasteiungen schienen ihm eher ein Possenspiel, als ernst gemeinte religiöse Uebungen, und nach Ablauf des Novizenjahrs verließ er von seinen klösterlichen Visionen geheilt die Anstalt, um in die Welt zurückzukehren.

Man wird aus Obigem schließen, daß unser Verfasser nicht sehr gut auf seine Lehrmeister zu sprechen sey; er äußert sich jedoch über sie mit so vieler Ruhe und Offenheit, daß man ihn von jeder absichtlichen Uebertreibung freisprechen muß. Ohne einen Versuch zu machen, uns in die Geheimnisse des Ordens einzuweihen, die ihm selber unzugänglich waren, begnügt er sich damit, seinen Lesern das zu erzählen, was ihm aus persönlicher Erfahrung während seines kurzen Noviziats bekannt wurde. Von dem Kollegium zu Stonyhurst, in dessen Räumen er seine Probezeit bestand und wo jüngere Söhne aus den ersten katholischen Familien erzogen werden, giebt er folgende graphische Beschreibung: „Das Institut ist ein sehr gewöhnliches Gebäude, das zu dem Zwecke nicht bestimmt scheint, wozu es im Verlauf der wunderwirkenden Zeit gekommen ist. Ein hübsches Thor führt über einen mit gelbem Sand bestreuten Gang zu dem Novizenhause, dessen Schwelle von dem Jünger nur zweimal überschritten wird — das erstemal beim Eintritt, das zweite, um in die Welt zurückzukehren oder sich nach dem Klosterhause zu begeben. Die Fronte des Gebäudes ist mit einigen Sträuchern geziert; ihr gegenüber befindet sich ein freier Platz, der zum Ballspiel benutzt wird. Nach dem Flusse zu liegt der Küchengarten, den die Novizen mit Hülfe eines Laienbruders bebauen, welcher auch die Functionen eines Kochs versieht. Das Innere des Gebäudes enthält eine kleine Kapelle, das gemeinschaftliche Dormitorium, dessen Schlafstellen durch grüne Vorhänge abgesperrt sind, die Wohnung des Superiors, ein besonderes Zimmer für gelegentliche Novizen, die (wie ich selbst) zur Probe aufgenommen werden, und für Fremde, welche diese heilige Stätte besuchen, endlich die Küche, das Lavatorium oder Waschhaus und ein geräumiges Zimmer, welches als Schulstube für junge Kinder unter sieben Jahren gebraucht wird, bei denen ein Novize, der schon im zweiten Jahre seiner Prüfungszeit steht, die Stelle des Lehrers vertritt. Ueber der Schulstube ist das Schlafgemach der Kleinen, die in einer eigenen Kapelle die Messe hören, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der Novizen zerstreuen mögen. Hinter dem Hause, in einer abgesonderten Wohnung, sind die Wäscherinnen der Anstalt einquartiert, die wir nie zu sehen bekamen. Räume für die Dienerschaft sind nicht vorhanden, weil es im Noviziat kein Gesinde giebt; Jedermann ist hier Jesuit oder soll einer werden. Selbst der Koch und seine Gehülfen sind Jesuiten oder sogenannte Laienbrüder, die die ersten Gelübde abgelegt und ihre Kunst dem Dienste des Ordens gewidmet haben; diese Letzteren müssen natürlich mehr arbeiten als beten, oder sie theilen, so zu sagen, ihre Zeit zwischen beidem. In der Blüthezeit der Gesellschaft hatte man Handwerker und Künstler aller Art, die zu den Jesuiten gehörten und sie mithin von der ganzen übrigen Welt unabhängig machten; man kann daher leicht denken, welchem Einfluß diese merkwürdige Verbindung des Geistigen mit dem Materiellen, des Irdischen mit dem Himmlischen auf das Geschick der Menschheit ausüben konnte. Wenn in jenen Tagen ein echter Jesuit auf eine Mission ausging, wurde er von seinem Laienbruder begleitet, der in der doppelten Eigenschaft eines Dieners und eines Spions bei ihm angestellt war; denn die Mitglieder des Ordens sind alle verpflichtet, sich gegenseitig zu bewachen — sie müssen sowohl über ihre eigenen Schritte als über die ihrer Brüder Rechenschaft ablegen. Das Noviziat besitzt gewisse Kapitalien, die ihm aus frommen Schenkungen oder Legaten zufließen, und die Novizen haben daher unentgeltlich Kost und Logis, da sie nach den „Constitutionen" des Ordens als ohne Freunde, Verwandte, Heimat und Eigenthum, außer in der Gesellschaft selbst, betrachtet werden. So wie er die Thore des Kollegiums hinter sich läßt, übergiebt der Novize „zum größeren Ruhme Gottes" sich mit Leib und Seele der Gesellschaft, die wiederum die Verpflichtung übernimmt, ihm Mutter, Vater, Bruder, Schwester, Freund und einzige Bekanntschaft zu seyn."

Hören wir nun, was uns Steinmetz über das Lehrsystem und die täglichen Beschäftigungen der Jesuitenzöglinge in Stonyhurst mittheilt. „Der Leser", sagt er, „wird sich vielleicht einer geistreichen Fabel Lessing's (der Adler) erinnern. Der Mensch fragte einst den Adler: Warum erziehst du deine Jungen so hoch in der Luft? Der Adler entgegnete: Würden sie, wenn sie aufwachsen, sich der Sonne so nahe wagen, wenn ich sie unten auf der Erde erzöge? — Ignatius von Loyola hat sich das Gegentheil zur Maxime erkoren; er beschneidet dem menschlichen Willen die Flügel, ehe die freie Natur ihn auf-

forderi, ſich in Höhe emporzuſchwingen — er beginnt damit, ihn zu erniedrigen, zu demüthigen, zu erdrücken und völlig zu unterwerfen, was zum gewiſſen Reſultat des „unbedingten Gehorſams" führt. Dieſes Zieles verſichert er ſich durch endloſe Uebung; er iſt ſchon zum voraus davon überzeugt, ehe der zitternde Novize ſeine Dornenbahn betritt und dem Ewigen ſein feierliches Gelübde abſtattet. Die weſentlichſte Eigenſchaft eines Jeſuiten — diejenige, die allein der Tugend und dem Eifer in den Augen ſeiner Oberen Werth giebt — iſt unbedingter Gehorſam. Wer dieſe Eigenſchaft nicht in ihrem blindeſten, rückſichtsloſeſten Extrem beſitzt, wird von der Geſellſchaft verbannt und ausgeſtoßen. Sie iſt die Seele des ganzen Vereins — das Herz, die Haupttriebfeder, das Zaikrum, der Grundſtein, die Goldmine der Geſellſchaft, deren Schätze unerſchöpflich ſind; der Jeſuit lebt, denkt, exiſtirt nur in ſeinem Oberen, deſſen Wille für ihn den Willen Gottes vertritt! —

„Ich entſinne mich nicht mehr, ob wir um fünf oder um halb ſechs aufſtanden. Der Bruder-Portier ging von einem Vorhang zum anderen, kratzte daran und ſprach die Worte: Deo gratias! worauf jeder Novize ein Gleiches erwiederte und ohne einen Augenblick zu verlieren aufſtand. Sobald er zum Bette heraus war, zog er die oberen Betttücher zurück, und indem er ſeine Gedanken ſammelte — d. h. einige fromme Betrachtungen anſtellte — warf er ſich ſo ſchnell als möglich, ohne Lärm oder Gewühl, in die Kleider. Nicht eher, als bis er vollſtändig angezogen war, durfte er ſeine Zelle verlaſſen. Jetzt defilirten wir Einer nach dem Anderen in das Hintergebäude, wo ſich die Pumpe befand und wo wir die erſten demüthigen Pflichten des „heiligen Gehorſams" vollbrachten. Dieſes geſchah mit Ruhe, Ernſt und Andacht; denn wir gingen betend an's Werk. Ohne Zweifel wird der Leſer glauben, daß wir oft verſucht wurden, uns bei dieſen und ähnlichen Gelegenheiten der natürlichen Heiterkeit des jugendlichen Alters zu überlaſſen; zuerſt fanden auch wirklich einige leichtſinnige Aeußerungen ſtatt, aber es vergingen kaum eine oder zwei Wochen, ehe wir einer vollſtändigen Verwandlung unterlagen und dasjenige, was uns anfangs im komiſchen Lichte erſchien, als ernſt und ehrwürdig betrachteten. Der Grund iſt augenfällig. Clemens XIV., der Papſt, der den Jeſuiten-Orden auflöſte, kochte ſich ſelbſt ſeine Speiſen während der ganzen ſchmerzvollen Krankheit, welche ſeinem Schritte folgte oder durch ihn hervorgebracht wurde; denn er hatte ſtets Dolch und Gift vor Augen. Auch die niedrigſten Verrichtungen können durch die Nothwendigkeit, die Pflicht oder das Bewußtſeyn eines höheren Zweckes geadelt werden, und der erſte Widerwille macht der Befriedigung Platz, die man über die Erfüllung ſeines Tagewerks empfindet.

> Call it a travel that thou tak'st for pleasure.
> The sullen passage of thy weary steps
> Esteem a foil, wherein thou art to set
> The precious jewel of thy home-return.*)

Von der Pumpe begaben wir uns nach dem Lavatorium, wuſchen und kehrten dann in unſere Zellen zurück, um uns das Haar zu bürſten. Das war nun bald geſchehen. Als ich in das Noviziat aufgenommen wurde, trug ich langes, auf die Schultern herabwallendes Haar, welches ſehr gegen den kräuſlingartigen Kopfſchmuck der übrigen Jünger abſtach; indeſſen konnte ich mich nicht ſogleich entſchließen, mein ſchönes Lockengebäude aufzuopfern, bis ich endlich, über meine weltliche Eitelkeit beſchämt, dem Beiſpiel der Anderen folgte und mich durch den Koch glatt ſcheeren ließ. Von „hyacinthiſchen Locken" konnte alſo weiter keine Rede ſeyn; ein Paar Zoll war Alles, deſſen wir uns zu rühmen hatten; aber dennoch bürſteten wir die Stoppel fleißig aus, da auch die geringfügigſte Handlung verdienſtlich iſt, wenn ſie im Geiſte des „heiligen Gehorſams" vollbracht wird. Der Leſer muß ja nicht vergeſſen, daß wir bisher, außer dem: Deo gratias! kein einziges Wort geſprochen und nichts geſehen haben, als was unmittelbar vor unſeren Augen liegt. Wir gingen mit niedergeſchlagenen Augen einher; Niemand wagte es, ſeine Blicke von der Erde zu erheben, denn die „Bewachung der Augen" wurde nur in den Erholungsſtunden nachgelaſſen, und ſelbſt dann konnte Vieles gethan werden, um der Ordensregel gemäß zu handeln. Dieſe Regel, welche ſich auf das äußere Betragen des Novizen bezieht, lautet in der Kürze wie folgt: „„Er bemühe ſich mit allem Fleiß, die Thore der Sinne — namentlich der Augen, der Ohren und der Zunge — vor jeder Unregelmäßigkeit zu bewachen, im Frieden und wahrer innerlicher Demuth zu beharren und dieſe Demuth, wo es erforderlich, durch Schweigen an den Tag zu legen — wo er aber ſprechen muß, durch die Umſicht und Erbaulichkeit ſeiner Worte, die Unterwürfigkeit ſeiner Blicke, die Züchtigkeit ſeines Ganges und ſeiner Bewegungen, ohne ein Zeichen von Ungeduld oder Stolz zu verrathen; er ſuche es ſtets zu bewirken, daß von allen Dingen das Beſte dem Anderen gegeben werde, indem er alle Anderen gleichſam als ſeine Oberen betrachte und ihnen in ſeinem äußerlichen Benehmen, mit Einfachheit und religiöſer Mäßigung, die Achtung und Ehrfurcht zukommen läßt, die ihre Stellung in Anſpruch nimmt, auf daß Alle ſich gegenſeitig in ihrer Andacht unterſtützen und Gott den Herrn preiſen mögen, in deſſen Bilde ſie einander erkennen ſollen.""

Wie aus ſo Vielem, was man in älterer und neuerer Zeit über den Geiſt und das Weſen dieſer frommen Väter erfahren hat, geht auch aus dem Werke des Herrn Steinmetz hervor, daß der Zweck ihrer Erziehung hauptſächlich darin beſteht, die Novizen zu gehorſamen Sklaven des Ordens zu dreſſiren, in deſſen Hände ſie ihr Eigenthum, ihre Talente, ihre Gedanken, ihr Leben und ihre Seele niederlegen müſſen. Die einzige Pflicht, die ſie kennen dürfen, iſt die gegen ihre Oberen — ihr einziges Vertrauen das ihren Beichtigern geſchenkte — die einzigen verwandtſchaftlichen Bande diejenigen, die ſie mit ihrem Orden geſchloſſen haben. Ihr Herz, ihr Gewiſſen, muß ſich in geſchmeidiges Wachs verwandeln, dem ihr Chef ein beliebiges Gepräge aufdrücken kann. Sie müſſen ihn, um es kurz zu ſagen, als ihren Gott betrachten und die Erfüllung ſeines Willens für den erſten Zweck ihres Daſeyns und die Krone der menſchlichen Tugend halten. Der Alte vom Berge und ſeine Getreuen waren das Vorbild Ignaz von Loyola's und ſeiner Schüler.

Bei dergleichen Inſtitutionen wird der fähigſte Kopf, der ſchlauſte, energiſchſte Charakter ſich unfehlbar zu den höchſten Poſten aufſchwingen; er wird in ſeiner Thätigkeit nicht nachlaſſen, bis er ſich mit voller Gewalt über ſeine Ordensbrüder bekleidet ſieht. Aufs genaueſte mit ihnen bekannt, weiſt er einem Jeden den Platz an, der ſeinen Eigenſchaften, ſeinen Vorzügen oder auch nur ſeinen Mängeln zuſagt; der wildeſte Fanatismus und die verſchlagenſte Gewandtheit ſtehen gleichmäßig zu ſeiner Verfügung. Wie uns Steinmetz das Jeſuiten-Kollegium ſchildert, iſt an der Leitung deſſelben nicht ſo gar viel auszuſetzen; das Uebel liegt in dem Syſtem ſelbſt. Tadellos wie Stonyhurſt (nach den Verſicherungen O'Connell's und der anderen Jeſuitenfreunde im britiſchen Parlament) in ſeiner Moralität und ſeiner Religionslehre ſeyn mag, kann es doch einen Jacques Clément oder einen Ravaillac erzeugen. Keiner von dieſen beiden Männern war von laſterhaftem Wandel oder unmoraliſchem Charakter, und wenn ſie ihre Hände in königliches Blut tauchten, ſo glaubten ſie nicht, einen Mord zu begehen, ſondern nur nach dem jeſuitiſchen Ausſpruch: ad majorem dei gloriam zu handeln. ...r

*) Nenn' es 'ne Fahrt, die Du zur Luſt gethan.
Das traur'ge Wandeln Deiner müden Schritte
Nimm an als Folie, worein Du faſſeſt
Das theure Juwel der Wiederkehr.
Shakſpeare's Richard II. Akt 1.

Frankreich.

Socialismus und Kommunismus vom rechtsphiloſophiſchen Standpunkt betrachtet.

Der Socialismus und deſſen beſtimmtere Geſtaltung, der Kommunismus, gehören nicht, wie Manche wohl meinen, zu den Reſultaten der neueren oder gar neueſten politiſchen Entwickelung Frankreichs, ſondern gehen bis auf ein ganzes Jahrhundert zurück, und ſogar weiter, wenn man nach den Gründen ihrer Entſtehung urtheilt. In Deutſchland allerdings beginnen die erſten Spuren dieſer aus mißverſtandenen Prinzipien abgeleiteten Lehren ſich eigentlich erſt nach 1830 zu zeigen, aber hier haben ſie auch durchaus nicht ihre Quelle in der eigenthümlichen Bildung des National-Charakters, wie in Frankreich, wo ſie, ſo zu ſagen, zwar als eine Mißgeburt, aber doch organiſche Mißgeburt, mit dem ganzen Typus der philoſophiſchen Entwickelung in einer nothwendigen Beziehung ſtanden. Nichts iſt dem eigentlichen deutſchen Leben fremder, als eine politiſche und philoſophiſche Einſeitigkeit der Art; mit Nichts kann der deutſche Geiſt weniger ſympathiſiren, als mit den Konſequenzen und Formationen eines Prinzips, das, aus einer allgemeinen Wahrheit, in welcher es nur ein Moment bildet, herausgeriſſen, für ſich ſelbſt Beſtand und univerſellen Werth haben ſoll. In Frankreich, in England iſt das Verhältniß ein anderes. Hier walten vorzugsweiſe ſpezielle Prinzipien, und deshalb iſt es auch zu erklären, warum hier einerſeits eine beſondere Geſtaltung leichter zu einem wirklichen konkreten Leben gelangt, andererſeits die Macht der Nationalität, welche weſentlich das Gepräge der Beſonderheit trägt, eine intenſive Kraft des Bewußtſeyns und des Willens erreicht.

Der Socialismus und der Kommunismus ſind ihrem eigenthümlichen Weſen nach Konſequenzen eines rein verſtändigen (nicht vernünftigen) Prinzips und deshalb weder durch den Verſtand noch durch das Gefühl, ſondern allein durch die Vernunft, d. h. durch die Philoſophie, widerlegbar, und zwar ſehr leicht. Denn man würde nichts weiter nöthig haben, um ſie in ihrer eigenen Unwahrheit aufzudecken, als daß man das einzelne Moment, dem ſie ihre Entſtehung verdanken, als ſolches auf hiſtoriſch-philoſophiſchem Wege nachweiſt. Eben die Einzelheit iſt ihr Grundmangel; nicht an ſich, ſondern inſofern ſie für die Totalität geſetzt wird; und das iſt denn auch, natürlich unbewußt, von Jean Jacques Rouſſeau und den St. Simoniſten geſchehen.

Nur dadurch alſo, daß man den Socialismus in ſeinem Zuſammenhange mit den ihn bedingenden hiſtoriſchen Präcendenzen betrachtet, kann er widerlegt werden, nicht dadurch, daß man ihn als einzelnes Faktum für ſich, ohne weitere Beziehung mit anderen Thatſachen, beurtheilt; obwohl es auch hier nicht ſchwer ſeyn dürfte, ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſetzen, was er allerdings ſchon von freien Stücken thut. Denn das iſt eben die merkwürdige Natur jeder Einſeitigkeit, daß, wenn ſie als abſolutes Prinzip geſetzt wird, ſie in ihren Konſequenzen ſogleich in das Gegentheil umſchlägt. Hier ein Beiſpiel: Cabet, einer der bedeutendſten neueren Kommuniſten, ſtellt als Prinzip ſeiner Lehre auf, „daß die Natur den Menſchen zur völligen Gleichheit und Freiheit geſchaffen habe". Alſo — die Gleichheit muß eingeführt werden. „Dieſe iſt weſentlich Gleichheit der Production, deshalb bedarf ſie der Einheit. Einheit muß in der Geſellſchaft, wie in der Armee, herrſchen, Einheit in der Erziehung und im Eigenthum. Daraus folgt Gütergemeinſchaft. Der Staat ernährt, kleidet und logirt alle Familien gleich. Jeder arbeitet beſtimmte Stunden und erhält dann gleiche Genüſſe, welche durch die Majorität beſtimmt werden. Keiner darf ſich dem Geſetz entziehen, Freiheit der Preſſe iſt unnöthig." Da haben wir denn die totale Vernichtung aller perſönlichen Freiheit, und damit alles Rechts. Jeder muß arbeiten,

muß sich vergnügen zur bestimmten Zeit, wenn er auch keine Lust hat. Dies Resultat des Socialismus ist der Beweis, daß das Recht Aller auf Alles, oder die Gleichheit Aller, konsequent durchgeführt, zur Sklaverei und zum Despotismus führt.

Allein diese Widerlegung des Socialismus von seinem eigenen Standpunkt aus ist noch keine vollständige. Denn die Konsequenzen, welche aus dem Prinzip gezogen werden, sind selbst noch einzelne, die nur jede individuelle Ausführung derselben als unwahr darstellen. Es bleibt daher noch übrig, daß die Unwahrheit des Prinzips an sich, ohne Rücksicht auf die Konsequenzen, dargelegt werde. Kurz der induktive und indirekte Beweis muß in einen direkten verwandelt werden. Dies aber kann, wie schon erwähnt, nur dadurch geschehen, daß das Prinzip selber in seiner historischen Entwickelung untersucht und als einseitig dargestellt werde. Eine solche Nachweisung ist nur durch eine Geschichte der Rechtsphilosophie möglich; und wir freuen uns, daß wenigstens der Anfang damit gemacht ist. *) Die Arbeiten von v. Raumer und Stahl mögen für praktische Zwecke recht brauchbar seyn, entbehren aber der philosophischen Entwickelung. Der Erste geht von keinem eigentlichen Prinzip aus und kommt deswegen zu keinem System; der Zweite hat zwar ein System, baut dasselbe aber auf einem durchaus unphilosophischen Grunde auf. Denn er betrachtet die Persönlichkeit Gottes als letzte Instanz für die Wahrheit, weshalb er denn auch mit der neuesten Gestaltung der Schellingschen Philosophie sympathisirt.

Die uns vorliegende Schrift des Dr. Linz ist wohl einer näheren Betrachtung werth, weswegen wir es versuchen wollen, den Kern derselben kurz anzugeben.

Nachdem der Vers. nachgewiesen hat, woher es komme, daß weder im Alterthum noch im Mittelalter von einer eigentlichen Rechtsphilosophie die Rede sey, da in beiden Epochen die Individualität des Einzelnen dort in der Idee des Staats, hier in der des kirchlichen Lebens aufging, so daß die Person als solche noch nicht zur Geltung kommen konnte, geht er darauf über, zu zeigen, wie die Idee des Rechts in seiner Sonderung von Moralität **) und Staat sich seit dem Cogito, ergo sum des Cartesius philosophisch entwickelt habe. Der Gedanke der modernen Zeit ist die Freiheit der Individualität, das Dogma verliert seine bindende Kraft, der Mensch wird freigelassen in seiner Ueberzeugung. Es handelt sich also darum, Staatsformen zu finden, die, indem sie Jedem seine individuelle Freiheit lassen, doch Alle zu einem Ganzen vereinen. Diese können nur auf das Recht der Einzelnen gegründet werden, welches seit der Auflösung des feudalen Standes in den Vordergrund des politischen Bewußtseyns tritt. Erst in der neuesten Zeit geht der Staat wieder über die Ideen der bürgerlichen Gesellschaft hinaus; er will mehr als ein bloßer Rahmen für die persönliche Freiheit der Bürger seyn, er will auch ihr Bewußtseyn erfüllen. So erreicht er wieder, was der antike Staat gewesen war, und ist mehr als dieser, indem er der individuellen Freiheit Raum läßt. Die Philosophie macht denselben Entwickelungsgang durch; auch sie abstrahirt von allem früher Gewonnenen und beginnt daher mit der absoluten Skepsis. Die Entwickelung der Philosophie überhaupt, wie der Rechtsphilosophie im Besonderen, hat nun drei Stufen, auf deren erster die Engländer stehen. Die zweite nehmen die Franzosen ein, die letzte und höchste die Deutschen.

Erste Stufe. Die Engländer bleiben bei der Skepsis an der geistigen Welt stehen. Es giebt nichts Geistiges; was wir wissen, haben wir erst durch Erfahrung (Locke). Sie leugnen also nicht das Geistige überhaupt, sondern nur, daß es an sich erkennbar sey. Ihr Grundzug ist also die Empirie, und ihre Rechtsphilosophie empirische Rechtsphilosophie. Diese nimmt zwar an, daß es ein vernünftiges Recht gebe, vermag aber nicht, es aus dem Begriff des Rechts, also auf dem Wege der Vernunft abzuleiten; sondern als die Quelle des Rechts betrachtet sie die Natur des Menschen, wie sie sich aus der Erfahrung ergiebt. Als Prinzipien des Rechts stellt sie daher die Triebe auf, und zwar den der Selbsterhaltung und den des Wohlwollens, welche entweder für sich allein oder gemischt, in ihrem gegenseitigen Verhalten, betrachtet werden.

Zweite Stufe. Wie die Engländer zur Empirie, so werden die Franzosen zum Materialismus fortgetrieben. Sie zweifeln nicht blos an der Erkenntniß des Geistigen, sondern sie leugnen dessen Existenz. Weder im All noch im Menschen ist Geist; was uns so erscheint, ist nichts als eine Affection des rein Körperlichen, das Denken nur eine physische Bewegung der Gehirnnerven. Ihre Rechtsphilosophie ist daher ebenfalls materiell, als Philosophie also abstrakt. Der Geist des Rechts, seine Vernunft wird geleugnet. Was man Recht nennt, ist aus positiver Willkür entstanden. Beide aber, Engländer wie Franzosen, gehen dabei vom Naturzustand des Menschen aus, jene, um zu beweisen, daß schon in ihm die Keime des Rechts liegen, diese, um zu zeigen, daß sie nicht in ihm liegen; jene sehen den Rechtszustand nur als eine Entwickelung des Naturzustandes an, diese als eine Entartung desselben.

Die dritte Stufe nehmen die Deutschen ein. Auch ihre Philosophie ruht auf der Grundlage der Skepsis, kommt aber von da nicht zu dem Schluß, daß nur, was die Erfahrung der äußeren Welt lehrt, wahr sey, sondern zu dem entgegengesetzten, daß nur das wahr sey, was durch den Gedanken erwiesen sey. Die deutsche Philosophie bleibt also nicht bei der Skepsis am Geistigen stehen, sondern sie zweifelt auch an der Wahrheit des Sinnlichen und gelangt dazu, den Geist nicht als Materie zu fassen, sondern umgekehrt, in der Materie überall den Geist zu suchen. Die Natur ist nicht ein vernunftloser Mechanismus, sondern eine Darstellung des Geistes. Die Rechtsphilosophie der Deutschen ist so wesentlich spekulativ. Sie erkennt gleichfalls ein vernünftiges Recht an, leitet es aber nicht aus der Erfahrung, sondern aus dem reinen Gedanken ab. Im Begriff des Menschen liegt der Begriff des Rechts. Dieser Grundsatz wird zuerst von Leibnitz vertreten und entwickelt sich in seinen besonderen Momenten fort bis auf Hegel, der ihn endlich in seiner Totalität zur Geltung und Ausführung bringt. Was später die sogenannte historische Schule (Savigny und Puchta) leistet, ist entweder mit der spekulativen Entwickelung des Rechts identisch, oder, wo sie in einen Gegensatz zu ihr tritt, hat sie die Form eines Kampfes der noch nicht völlig entwickelten Stufen gegen die Nothwendigkeit ihres Untergangs. Gr.

*) Entwurf einer Geschichte der Rechtsphilosophie, mit besonderer Rücksicht auf Socialismus und Kommunismus von Dr. Heinrich Linz (gegenwärtig Privatdocent in Bonn). Danzig, 1846. Ein treffliches Werkchen, voller Einsicht und klarem Verständniß, dessen Studium wir Laien und Philosophen von Fach, besonders gebildeten Juristen nicht genug empfehlen können.

**) Der Vers. setzt statt „Moralität" immer den Ausdruck „Moral", unserer Ansicht nach unrichtig. Denn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch versteht man unter Moral nur die moralische Disziplin, also die Theorie der individuellen Pflichten. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch bemerken, daß wir mit dem Vers. nicht übereinstimmen können, wenn er (S. 119) sagt: „Der Ausdruck Sittlichkeit ist in genauer Beziehung willkürlich, da er sonst mit Moralität gleichbedeutend gebraucht wird." Hegel unterscheidet Sittlichkeit und Moralität so, daß letztere das Bewußtseyn der ersteren ist. In der Sittlichkeit weiß sich das Individuum nur in der Allgemeinheit, nicht als Person. Das ganze Alterthum kannte deshalb nur Sittlichkeit; erst seit Sokrates tritt das Moment der Einzelheit hervor, wodurch die Sittlichkeit zur Moralität wird. Die Ethik der Stoiker und Epikuräer ist daher schon eigentliche Moral. Eine Theorie der Sittlichkeit giebt es überhaupt gar nicht, denn die Moral ist Theorie der Moralität, nicht der Sittlichkeit.

Mannigfaltiges.

— Shakespeare in Deutschland. Dr. Hermann Ulrici's Buch über Shakespeare's dramatische Kunst ist ins Englische übersetzt worden *) und wird von englischen Journalen als eine interessante Erscheinung begrüßt. Auch bei dieser Gelegenheit wird nicht blos von dem Uebersetzer in der Vorrede, sondern auch von mehreren englischen Rezensenten des Buches die Phrase wiederholt, daß Shakespeare in Deutschland besser verstanden werde, als in seinem Vaterlande England! Freilich ist Shakespeare in Deutschland ein bekannter und zugleich populairer Name, aber darum, daß einige deutsche Kunstkritiker mit Recht oder Unrecht ihre philosophischen Ideen in ihm wiederfanden, darum, daß sie seine großartigen Schöpfungen unter dem Beobachtungsglase ihres kritischen Mikroskopes zergliederten, darf doch nicht gesagt werden, daß er in England nicht so gewürdigt und verstanden sey, wie bei uns, — in England, wo alle seine Dramen und Gestalten von Jedem gekannt sind, der mit der Literatur nur irgend vertraut, wo seine Kernsprüche und Schlagwörter alle ins Volk übergegangen, und wo die Zuschauer im Parterre oft den Schauspieler auf der Bühne verbessern, wenn er in den Reden eines bekannten Shakespearschen Charakters das eine oder das andere Wort ausläßt oder verwechselt. **) Es ist überhaupt Thorheit, zu glauben, irgend ein Dichter könne so vollkommen in eine andere Sprache übertragen werden, daß die Uebersetzung gleichen Werth habe wie das Original und also auch den identischen Eindruck des letzteren mache. Schlegel und Tieck haben allerdings bei der Uebertragung Shakespeare's Bewundernswerthes geleistet, aber immer werden sich ihre besten Arbeiten zu den Originalen höchstens wie gelungene Kopieen zu den Werken der großen Meister der Bildhauer- und Malerkunst verhalten; denn wenn auch alle Contouren und alle Farben treu wiedergegeben, so fehlt doch der Geist, der eben nur in diejenige Hand übergeht, die von ihm selbst geleitet wird, und zu dem Geiste des Individuums kömmt bei den Werken eines Dichters auch noch der besondere Geist der Sprache, der schon in dem einfachen Gewande der Prosa nicht völlig zu übertragen ist, geschweige denn in dem kunstreichen der Poesie. Wie viel Verdienst also auch unsere Uebersetzer und Kritiker um das Verständniß Shakespeare's in Deutschland haben mögen, so ist doch alles das, was über die gleiche oder gar die bessere Würdigung desselben hierzulande im Vergleiche mit England gesagt wird, leeres Geschwätz.

Der Uebersetzer des Ulrici'schen Buches, der, wie gesagt, in denselben Irrthum verfällt, äußert darüber in seiner Vorrede: „In England wird Shakespeare von Vielen gelesen und von einer noch größeren Menge besprochen, aber in Deutschland wird er studirt, und zwar studirt nach den umfassenden und belehrenden Grundsätzen einer wahrhaft philosophischen Kritik. Es mag fraglich seyn, ob irgend eine dieser Theorieen durch ihre Resultate die Wahrheit völlig erschöpfe; sicher ist jedoch, daß sie viel Wahres enthalten und wohl geeignet sind, zu einer tieferen und vollständigeren Würdigung des Ganzen Anleitung zu geben. Das vorliegende Werk dürfte darum dem englischen Studirenden Shakespeare's sehr willkommen seyn, besonders aber weil es die leitenden Ideen aufzufinden sucht, die Shakespeare bei der Dichtung seiner Dramen vorgeschwebt haben."

*) Shakespeare's Dramatic Art and his relation to Calderon and Goethe. Translated from the German of Dr. Hermann Ulrici. London, 1846.

**) Zu den neuesten Popularisirungen des Dichters gehören die Shakespearian Motto Wafers, Brief-Oblaten der elegantesten Form, welche sinnig verschiedene Sprüche aus Shakespeare als Devisen tragen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

...ung des Journals ... Preis 2½ Thlr. ... jährlich, 3 Thlr. für ... ohne Erhöhung ... Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Bestellungen werden von allen Buchhandlungen in Berlin (in ... v. Comp., Jägerstraße No. 29), ... mit von allen Königl. Post-Aemtern ... angenommen.

№ 76. Berlin, Donnerstag den 25. Juni 1846.

Italien.

Die italiänischen Dichterinnen der Gegenwart.

Italien ist von jeher reich an Dichterinnen gewesen — daß dies so seyn müsse, würde uns ein Blick auf seine Fluren, seinen Himmel, seine Geschichte, seinen Glauben, endlich ein Blick auf das poetische Gemüth der Frauen überhaupt schon sagen, ehe wir noch die lange Reihe ihrer Namen kennen, die von der unsterblichen Vittoria Colonna an bis auf unsere Zeit herab die italiänische Litteratur schmücken. Auch die Gegenwart hat deren viele aufzuweisen, und wenn auch die meisten von der ephemeren Literatur verschlungen werden, so verdienen doch einige auch in weiteren Kreisen und besser gekannt zu werden, als dies jetzt der Fall ist. Die meisten Erzeugnisse derselben gehören natürlich der lyrischen Poesie an, der Poesie des Herzens, der Liebe, die immer und überall das eigentliche Gebiet des weiblichen Talents ist und bleiben wird — denn wenn auch einzelne Frauen mit kräftigem, fast männlichem Geiste den Kampfplatz der Intelligenz und der allgemeinen Ideen betreten haben, so sind dies doch theils nur Ausnahmen, theils pflegen sie doch immer ihre mehr partikularisirende, man könnte sagen konkretere Auffassungsweise hineinzutragen, die freilich so innig mit jenen Elementen verschmelzen kann, daß es, wie ein großer italiänischer Schriftsteller gesteht, oft schwer ist, den Unterschied zu begreifen, den man gewöhnlich zwischen Geist und Herz macht. Unvergleichlich schön drückt dies der Dichter in dem bekannten Verse aus:

Donne che avete intelletto d'amore —
Frauen, ihr besitzt den Verstand der Liebe!

In diese Sprache übersetzen sie Alles — die Religion ist für sie nur eine von allen irdischen Schatten gereinigte Liebe, das Vaterland eine Mutter, deren Noth sie so tief fühlen, daß sie darüber ihre eigene Mütterlichkeit zum Opfer bringen können. Mit ihrem sicheren Takte berühren sie die verborgensten Saiten des menschlichen Herzens und enthüllen die feinsten Schattirungen der Leidenschaft; dafür laufen sie aber auch im Drama, im Epos, überall, wo es die Darstellung einer allgemeinen Idee im Ganzen gilt, nur zu oft Gefahr, durch eine verliebte Episode die Gesammtauffassung zu zerstören; eine Dichterin würde gewiß, um ein allbekanntes Beispiel zu wählen, bei der Bearbeitung des Schillerschen Don Carlos die Liebe desselben zur Elisabeth so sehr in den Vordergrund gestellt haben, daß sie das Interesse für die erhabene, allgemeine Idee des Stücks, die im Posa vertreten ist, dadurch verdunkelt hätte.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung einiger der vorzüglichsten Erscheinungen unter den heutigen italiänischen Dichterinnen, so wird es, nach den obigen allgemeinen Bemerkungen, einigermaßen befremden, an der Spitze derselben den Namen einer Florentinerin zu finden, die sich gerade in dem für das weibliche Talent ungünstigen Gebiete der epischen Poesie versucht hat, nämlich Sgra. Fantastici Rosellini, Verfasserin eines Heldengedichtes: „Amerigo". In der That bestätigt auch die allgemeine Anlage des Gedichts hinlänglich das ausgesprochene Vorurtheil, während die Durchführung im Einzelnen dafür oft um so glänzender die eigenthümlichen Vorzüge der weiblichen Muse ans Licht treten läßt. Niemand wird in Abrede stellen, daß die Entdeckung eines neuen Welttheils ein ganz würdiger Gegenstand einer herrlichen Epopöe seyn könne; allein Jeder wird wohl einräumen, daß Amerigo Vespucci nicht der Held derselben seyn dürfe. Die edle Dichterin fühlt dies offenbar selbst, indem sie schon in der ersten Ottave ihres (zwanzig Gesänge enthaltenden) Gedichts ausruft:

Ne vuo' co' versi miei far onta al vero
Ne del Ligure Eroe le geste ascondo —
Ma scoglio il cor fra due colmi che nacque
Del nativo Arno mio sulle chiare acque.

Nicht soll mein Lied die Wahrheit frech verletzen,
Herab nicht des Ligurers Thaten setzen —
Doch kann ich für, wenn den mein Herz erkoren,
Den unser lieber Arnostrand geboren?

Schade, daß sie hierin den Eingebungen eines nicht einmal vaterländischen, sondern nur vaterstädtischen Gefühls, anstatt der unparteiischen Stimme der Vernunft, gefolgt ist!

Der Held eines epischen Gedichtes muß nothwendig in sich den Gedanken eines ganzen Zeitalters vereinigen; die Höhe seiner Intelligenz darf kaum hinter der Größe seines Charakters zurückbleiben; jedenfalls muß das Ziel seines Strebens die Bewunderung seiner Zeitgenossen und die Dankbarkeit der Nachwelt verdienen. Europa fühlte gegen Ende des 15ten Jahrhunderts den unaufhaltsamen Drang der Bewegung, das mächtig kreisende Streben, aus sich selbst herauszutreten; die Erfindung des Pulvers und der Presse hatte es dazu vorbereitet, mit den Waffen des Körpers und des Geistes die Civilisation in unbekannte Länder zu tragen. Schon war der Mann hervorgetreten, der seine Zeit verstanden hatte, der mit prophetischem Geiste, mit unerschütterlicher Kühnheit und Ausdauer sein großes Ziel verfolgte und erreichte und dafür mit Schmach und Ketten belohnt wurde. Seinen Namen nur verewigt die Geschichte der Menschheit, mag auch das Land den Namen des Vespucci tragen.

Dieser Hauptfehler in dem Gedichte der Rosellini rächt sich darin auf jeder Seite. Wenn man den Helden desselben mit Sanftmuth und Milde die Lehren des Evangeliums den Barbaren predigen hört, wenn man ihn sich plötzlich von der Insel Margherita zurückziehen sieht, um der Rache des Königs der Wilden zu entgehen, welcher sich seine Tochter nicht von einem der Ritter aus Vespucci's Gefolge entführen lassen will — wenn man ihn auf Haiti beim Anblick der Inquisition außer sich gerathen und dann mit zarten Worten den Versuch machen sieht, das Gemüth des Großinquisitors zu bewegen — wenn endlich das ganze Gedicht mit der Begründung einer Kolonie an den Ufern des Orinoko schließt — so erhebt sich vor uns ungeduldig und unwillig der Geist des wahren Entdeckers der neuen Welt; man vergleicht die moderne Toleranz des Vespucci mit der glühenden, fast fanatischen Religion des Columbus, den schwachen, fast ängstlichen Charakter des Einen mit der stolzen Beharrlichkeit des Anderen, die magere und unfruchtbare Idee einer kleinen Kolonie mit dem Gedanken einer Welten-deckung — mit einem Worte, man fühlt mit Mißbehagen zwischen Beiden die tiefe Kluft, welche den Verstand vom Genie, der Gläubigkeit vom Enthusiasmus und die Tugendhaftigkeit vom Heldenmuthe trennt.

Allein wenn auch Signora Rosellini durch diese Fehler verhindert wurde, die Höhe des wahren Epos zu erreichen, so ist doch ihr Gedicht reich an einzelnen Schönheiten, und man hält gern diesen Mißgriff in der Wahl des Gegenstandes einem Herzen zu Gute, aus welchem die lieblichen Episoden von Rodrigo und Zilia, von Alonzo und Cora geflossen sind.

Um sich von der leichten und zarten Haltung der Darstellung zu überzeugen, darf man nur einige Stellen lesen, wie z. B. den Vergleich der Zilia beim ersten Anblick der Europäer: —

Qual tenera colomba, que rapita
Da fanciullesca man pavida geme,
E prigioniera in fra le chiuse dita
D'esser già presso a cruda morte teme —
Se carezzata trovasi e nutrita
Par che ricovri la perduta speme:
I lai raffrena e alfin senza timore
Bacia l'ali e fa festa al suo signore —

Wie eine zarte Taube, die gefangen
Von eines Knaben Hand, erschrocken bebt
Und in der Finger Haft sich schon mit Bangen
Von eis'gen Todesbanden glaubt umwebt —
Da sieht sie sich mit Liebkosung empfangen,
Und ihre Hoffnung wird aufs neu belebt —
Sie hemmt die Wehklag', endlich ohne Zagen
Küßt sie den Herrn mit frohem Flügelschlagen —
So Zilia u. s. w.

Oder die Schilderung des Eindrucks, den der erste Anblick ihres eigenen Bildes in einem Spiegel auf die Indianerin macht:

.... Ma d'improviso una gentil persona
Uno specchio raddoppia e al ver la pinge; —
E nel veder la creatura bella
Zilia alza un grido e ratto corre a quella —

Tende le palme, che al suo seno stringa
Stringerla, ma nel toccar un liscio piano;
Aller lo gusta intorno e par che sia
Mesta cercando la fanciulla invano —
Torna quindi a vederla e più che pria
Scaltra le porge or l'una or l'altra mano —
Sè alfin conosce nell' imagin vaga
Ride vergognosetta e in cor n'è paga! —

— Da plötzlich zeigt auf eines Spiegels Fläche
Verdoppelt sich ihr eignes liebes Bild —
Und wie sie scheu die reizende Gestalt,
Scheut sie erstaunt laut auf, eilt sie alsbald —

Streckt aus die Arme, will ans Herz sie drücken, —
Leicht überhaucht schon Freude ihre Wange —

Doch welcher Trug? rings forschet sie mit Blicken
Und sucht das Mädchen, sucht und sucht sie lange —
Und dreht sich hierhin, dorthin — nichts will glücken —
Dann wechselt schlau die Hände sie zum Fange —
Erkennt sich endlich selbst im flücht'gen Schein
Und lacht verschämt ins frohe Herz hinein! —

Per l'alma inquieta
La vita passata
Qual labile imago
D'andato accordato
Bel segno si fa.

Und in ihrer A
Dünkt ihr die
Des frühern Lebe
Wie, im Nu des
Die flücht'gen Gebilde
Eines lieblich und mun
Verschwimmenden Traums.

Und so manche andere Stellen, in denen das erste Erwachen der Liebe in dem Herzen der Indianerin, der siegreiche Kampf des Rodrigo gegen die Schlange und andere Entwickelungen dieser sentimentalen Episode dargestellt werden, die sich überall, mit überwiegender Vorliebe behandelt, in die Haupthandlung des Gedichtes mit einflicht. Allein, so wie der Dichter nur zu oft in den entgegengesetzten Fehler verfällt, daß er zu sehr verallgemeinert und sich von der Wirklichkeit ins Reich der Ideen hinübertragen läßt, so können, wie gesagt, auch die Dichterinnen nie ihre Natur verleugnen, die sich immer zur Ausführung der Einzelheiten hinneigt und ihren Conceptionen, so zu sagen, Fleisch und Blut giebt, sie inkarnirt! —

Höchst bemerkenswerth ist nächstdem ein anderes Werk einer der Literatur erst vor kurzem entrissenen Dichterin, nämlich ein historisch-philosophisches Gedicht von der Piemonteserin Diodata Saluzzo, betitelt: Ipazia, oder die Philosophieen — merkwürdig besonders durch die Aufgabe, die es sich gestellt hat, und die Bedeutung der darin geschilderten Zeit, deren Wichtigkeit aber von der Dichterin selbst, bei dem Mangel leitender tieferer Studien, wohl dunkel geahnt, aber keinesweges deutlich erfaßt worden ist. Der Schauplatz ist nämlich Alexandrien, gegen den Anfang des 5ten Jahrhunderts. Vielleicht existirt keine Epoche in der Geschichte des Alterthums, die fruchtbarer als diese, nicht sowohl an zusammentreffenden großen Thatsachen, als vielmehr in Bezug auf das innere Leben der Prinzipien und Gedanken gewesen wäre. In Alexandrien, wo seit einigen Jahrhunderten schon die Elemente der orientalischen und griechischen Kultur vereinigt waren, hatte sich vorzüglich der Kampf der antiken mit der modernen Welt entsponnen — dort rafften die alten Philosophieen noch einmal sich in einer letzten krampfhaften Kraftanstrengung empor, um dann vor der siegenden neuen Glaubenslehre unterzugehen. Welch ein weites, noch wenig betretenes Gebiet für einen Dichter, der, gerüstet mit der Kenntniß der Geschichte und Philosophie, es unternähme, die Stimmung der Geister und Gemüther in jener feierlichen und gespannten Zeit, zwischen den Ueberlieferungen der Vergangenheit, den Beängstigungen der Gegenwart und den Verheißungen der Zukunft, zu schildern! Ein wunderbares Heldengedicht würde es seyn, wo der Mensch in den Hintergrund träte, um der ganzen Menschheit den Platz einzuräumen — aber eine solche Dichtung ist vielleicht noch gar nicht die Aufgabe unserer Zeit — kein Wunder, daß die Saluzzo ihr nicht gewachsen war. Man könnte ihr außerdem viele historische Ungenauigkeiten zum Vorwurf machen — so läßt sie die Ipazia als Christin verfolgt werden, zu einer Zeit, wo schon das Christenthum auf dem Kaiserthron saß und den Heiden von Alexandrien den Serapionstempel entrissen hatte: läßt Plotinus, Porphyrius und Jamblichus sich mit einander unterhalten, von denen der Erste und Letztere beinahe 200 Jahre von einander getrennt sind — allein für solche Fehler wird man reichlich durch viele Schönheiten der Dichtung entschädigt; besonders ist es ihr in den Terzinen (vielleicht der schwersten Versart der italiänischen Poesie) aufs trefflichste gelungen, weibliche Zartheit und Anmuth mit einer fast männlichen Kraft und Energie zu verbinden; und als ob ihr Talent mit den zu besiegenden Schwierigkeiten wüchse, hat sie in den eingestreuten lyrisch-didaktischen Gedichten, in denen sie jeden Philosophen seine Lehre entwickeln läßt, eine wunderbare Meisterschaft gezeigt — Sprache und Versbau schließen sich so innig an die philosophischen Ideen an, daß sie dieselben unglaublich klar und eindringlich darstellen, und daß wir uns nicht versagen können, als Probe die folgenden Verse wiederzugeben, in denen ein Schüler des Epikur der Ipazia sein System vorführt:

E un fuoco leggiero
E un aura il pensiero
Che d'atomi brevi,
Mutabili, lievi,
Il caso formò.
Ma tutta gentile,
Al corpo simile,
È l'alma ristretta
Nel seno soletta,
Imagine bella,
Lievissima ancella,
Anch' essa per morire
Qual' aura, qual fiore,
Se un atomo, un ente
Volvente mutò.

Se in giro non mosai
Quegli atomi stessi;
Ritorni di vita
All' aura gradita,
Rinnovo il tuo vivo
Chè un simil sorriso
A donna simile
Natura darà:
Ma tu che nei giri
Degli atomi erpi
Scordasti i sospiri
Gli affanni, i desiri
Di giorni già tuoi;
Che fosti qual sei,
Membrare non dei —

Wie die Flämmchen, die schwanken,
Wie ein Hauch — sind Gedanken!
Vom Zufall aus feinen,
Beweglichen, kleinen
Atomen geformt!
Und dem Körper vergleichbar,
Aber zart, unerreichbar,
Wohnt die Seele, die reine,
Fürst im Herzen alleine, —
Ein lieblich Wesen,
Zum Dienste erlesen,
Doch dem Tode erliegend,
Wie ein Lüftchen verfliegend,
Verblühte wie ein Veilchen,
Wenn ein einziges Theilchen,
Ein Atom sich verrückt!
Doch wenn, die zerflossen,
Den Kreis wieder schlossen
Mit luftigem Leben
Du wiedergegeben —
Und wieder erwachst du,
Und wiederum lachst du
Mit lieblichem Antlitz,
O holdeste Frau!
Dann, im brausenden Strome
Der flieh'nden Atome
Vergißt du das Sehnen,
Die Seufzer, die Thränen,
Die Lust und die Klage
Vergangener Tage; —
Deine Seele vergißt,
Daß du warst, was du bist —

Diese Stelle möge genügen, um dem Leser zu beweisen, daß, wenn die Saluzzo aus den tieferen Quellen des Wissens hätte schöpfen können, sie bei dem seltenen Einklang, mit welchem sie die Vorzüge der weiblichen Poesie mit denen eines männlichen Geistes verbindet, zu einer Wenigen erreichbaren Höhe gelangt seyn würde. Was indeß die Handlung des Gedichtes betrifft, in welcher sich zu dem Kampfe der Philosophieen auch noch ein politischer Kampf über die Wiedereinsetzung der Ptolemäer gesellt, so ist sie so bunt mit Personen und Ereignissen überladen, daß man den Faden oft nur mit Mühe verfolgen kann und vergebens einen allgemeinen Gesichtspunkt sucht, der dieselbe über den Rang gewöhnlicher Zufälligkeiten erhebt.

Außer den beiden genannten Dichterinnen hat Italien nun in seinen verschiedenen Theilen deren noch eine große Zahl aufzuweisen, von denen wir in Süd-Italien die Guacci, Riccardi, Mancini, Colonna, die Folliero und Ferrucci nennen, während Venedig sich der Mantovani, Bortolini und Bordoni zu rühmen hat und Mailand stolz auf die Poggiolini und die zu früh verlorene Adele Curti ist. Alle diese Dichterinnen haben sich fast nur der lyrischen Poesie gewidmet; indeß bieten ihre Dichtungen mannigfaltige Abwechselungen in ihrem Charakter, je nach den verschiedenen Landestheilen, denen sie angehören, und den verschiedenen Schulen, nach denen sie sich gebildet haben, dar. Die südlichen Dichterinnen schließen sich besonders dem Vorbilde des Petrarka durch Zartheit und Leichtigkeit des Ausdruckes an; bei der Riccardi werden wir oft auch, besonders in einem lieblichen ländlichen Gedicht, la Sorrentina, an die Volkspoesie Beranger's erinnert; dagegen versteht es die Ferrucci in mehr antiken, gemessenen Formen, die Ideen der heutigen Zeit für Phantasie und Verstand gleich anziehend darzustellen. Von den Venetianerinnen haben sich die Bortolini und Mantovani in der anakreontischen Weise versucht, sind jedoch, offenbar durch die Nachahmung der Vitorelli befangen, zu wenig originell und zu manierirt. Die Veroneserin Teresa Albarelli Bordoni ist bemerkenswerth als die einzige Dichterin vielleicht, die gegenwärtig die komische und satirische Gattung, nicht ohne Glück und Geschmack, vertritt. Von den beiden genannten Mailänderinnen gehört die Curti jener Schule an, die, von Deutschland nach Frankreich übergesiedelt, dort zuerst so vielen Beifall in den früheren Gedichten von Hugo und Lamartine erwarb, später aber bei ihnen und noch mehr bei ihren Nachahmern in Künstelei und oft sogar Unverständlichkeit und Ueberspanntheit ausartete. Von diesen Fehlern machen sich auch einige in den Versen der Curti bemerkbar, in denen der Affekt oft mehr gesucht als erreicht ist; ihre Dichtungen haben indessen jenen Hauch von Traurigkeit, der sie solchen Gemüthern empfiehlt, die nicht an wirklichem tiefem Schmerz, sondern an der eigenthümlich krankhaften Verstimmung unserer Zeit, dem sogenannten Weltschmerz, leiden. Die Andere dagegen, die Poggiolini, ist einem Wege gefolgt, der, zwar von demselben Punkte ausgehend, doch die lyrische Poesie in Italien zu einer glücklicheren neuen Richtung geführt hat, deren Hauptvertreter der liebenswürdige Manzoni ist. Sie verbindet mit wahrem Gefühle des Herzens auch eine Fülle tiefer Gedanken; man sieht daher in ganz Italien der Herausgabe ihrer Gedichte mit großem Verlangen entgegen, und wir bedauern zum Schluß, daß der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, von den bereits veröffentlichten eines mitzutheilen, wie z. B. die Oden an den Abend, oder an die Sterne, deren rührende Melancholie einen unbeschreiblich tiefen Eindruck zurückläßt.

Algerien.

Muhammedanische Ordensbrüderschaften.

(Fortsetzung.)

Wenn jener Legende ein durchdachter politischer Plan zu Grunde liegt, so war es ein kluger Schritt Abd-el-Kader's, sich gerade diesem Orden anzuschließen. Der Emir hatte von früher Jugend an den Gedanken, eine algerische Nationalität zu gründen. Das beste Mittel hierzu mußte die Verschmelzung der beiden Hauptstämme seyn, die Algerien bewohnen, der Kabylen, die von den Ureinwohnern Mauritaniens abstammen, und der Araber. Nun aber ist der Orden des Marabuts von Bagdad beiden Völkern gemeinsam und gewissermaßen national in Algerien, und diesem hat sich der schlaue Sohn Mahied-Din's vorzugsweise beigesellt. Der Orden wurde eigentlich gestiftet von einem in Algier geborenen Marabut, den die Gläubigen unter dem Namen Sidi Mohammed ben Abd-er-Rahman verehren.

Dieser heilige Mann ist noch nicht lange genug todt, daß die Einbildungskraft des Volkes Zeit gehabt hätte, sein Leben mit einem Mythus zu umgeben. Man erzählt einfach, daß er in seinem Geburtsorte zahlreiche Proselyten gemacht und sich darauf nach Kabylien in das Jurjura-Gebirge zurückgezogen habe. Als er hier sechs Monate gelebt hatte, erhielt er vom Himmel die Ankündigung seines nahen Todes. Er versammelte alsbald um sein Sterbebett alle Khuanen, die er unter den wilden Bergbewohnern angeworben hatte, und wählte den Frömmsten unter ihnen zu seinem Nachfolger.

Trotzdem Abd-er-Rahman Algier verlassen hatte, blieben die dortigen Khuanen dennoch seinem Andenken treu und konnten es nicht über sich gewinnen, die ehrwürdigen Ueberreste ihres Schutzpatrons in den Händen der Kabylen zu sehen. Sie faßten darum den Plan, sie durch eine fromme Razzia

legte der einfältigen Treuherzigkeit der Bergbewohner eine
urden von ihren Ordensbrüdern in der Stadt zu einer reli-
„eit eingeladen und so von ihren Dörfern entfernt. Während-
sich ein Haufe von Gläubigen in die Kapelle des Marabuts,
„inen Leichnam, ladet ihn auf ein Maulthier und eilt mit ihm nach
„igier. Die Nachricht von dem Diebstahl verbreitet sich, bevor noch die heilige Handlung zu Ende ist, und man kann sich denken, wie die Kabylen, von frommer Wuth ergriffen, toben. Den drohenden Worten folgen drohende Geberden, und schon glänzen die gezückten Yatagan's im Sonnenschein; aber Abd-er-Rahman wird nicht dulden, daß die Gläubigen sich würgen aus Uebermaß der Ergebenheit. In der Hoffnung, Zeit zu gewinnen, erklären die Algierer, das Verbrechen, dessen man sie beschuldige, sey dermaßen hassenswürdig, daß sie selbst nicht daran glauben könnten; sie verlangen daher, man solle sie zum Grabe des Heiligen führen, um sie von der Frevelthat zu überzeugen. Besänftigt durch diesen Vorschlag, zogen alle Ordensbrüder, Bergbewohner wie Städter, in Prozession nach der Kapelle .... und, o Wunder, nichts ist zerstört, noch birgt das Grab den theuren Leichnam! Allah ist erbarmungsvoll! Um muselmännisches Blut zu schonen, hatte er die sterblichen Ueberreste des Marabuts verdoppelt. Von jenem Tage ab liegt der wahre Leib Abd-er-Rahman's an zwei verschiedenen Orten und wird zugleich verehrt unter den Kabylen in seiner Gubba auf dem Jurjura und an den Thoren Algiers in einer Moschee, die der damalige Pascha erbauen ließ. Noch eine zweite, bei weitem prächtigere Moschee ist in dieser Stadt dem Heiligen errichtet worden, dem das Volk den Beinamen Bu-Kobarin, d. i. Vater der beiden Gräber, gegeben hat.

Man weiß nicht genau, welches geistige Band die Brüder vom Orden des Abd-er-Rahman unter einander verknüpft. Nur das ist bekannt, daß sie die Obliegenheit haben, dreitausendmal und öfter, wenn sie können, täglich die heilige Formel des Islam herzusagen: la ilah illa AllahweMohammed rassul ullah! (Es ist kein Gott, als Gott, und Muhammed ist sein Prophet). Wenn Abd-el-Kader gewissenhaft dieser Pflicht genügt, so läßt sich berechnen, daß er jeden Tag wenigstens drei Stunden auf das Beten verwendet. Die Khuanen der „beiden Gräber" sind in Algerien überaus zahlreich und haben Genossen unter allen Stämmen; sie sind die erbittertsten Feinde der Franzosen. Ihr gegenwärtiges Haupt ist ein Marokkaner, Namens Hadsch-Beschir, der, dem Gebrauche gemäß, von seinem Vorgänger dazu ernannt worden ist. Daß er ein Ausländer ist, machte ihn den Kabylen verdächtig, und er verdankt es Abd-el-Kader, der sein intimer Freund, daß er in der Hauptmoschee des Heiligen von Bagdad als Oberhaupt anerkannt wurde.

Die jüngsten Unruhen in Algerien haben gezeigt, wie wichtig es für die Franzosen ist, die muselmännischen Orden zu überwachen. Im vorigen Jahre, als sich die französischen Heerführer einer trügerischen Sicherheit überließen, brannte plötzlich an allen Ecken der Aufstand los, die treugebliebenen Stämme wurden gebrandschatzt, die französischen Soldaten in Hinterhalte gelockt und niedergemetzelt. Der Held dieses Kampfes war aber nicht der gewöhnliche Anführer des heiligen Krieges, sondern ein neuer, Muhammed ben Abd-Allah mit dem Beinamen Bu-Masa, d. i. Vater der Gazelle, denn man sah oft eine Gazelle vor ihm herlaufen, die ihm Gott zur Führerin geschickt haben soll. Dieser neue Sultan — diesen Titel legt er sich bei, ohne daß ihn ihm Jemand streitig macht — denkt nicht daran, wie Abd-el-Kader, Forts zu bauen, wo er Geld und Kriegsbedarf aufbewahre; er besitzt nur ein Zelt und drei gute Pferde. Heute ist er hier, morgen zwanzig Meilen weiter. Sein Zelt ist voller Beute — einen Augenblick später ist es völlig leer. Er verschenkt Alles, vollständig Alles, um stets gerüstet zu seyn, wenn der gefährdete Glaube seine Hülfe erheischt. Fünfunddreißig Stämme versicherten ihn ihrer Treue; der Sultan in Konstantinopel, der Kaiser von Marokko, der Bey von Tunis und Abd-el-Kader selbst, wie ungern er es auch thun mochte, schrieben ihm, daß sie ihn für den „Herrn der Stunde" erkennen, die verkündigt sey zum Untergange der Christen. Und wer ist dieser Bu-Masa? Ein Khuan des Ordens Muley-Tajeb, der seinen Hauptsitz in Marokko hat und sich weit in Algerien hinein verzweigt. Der Großmeister des Ordens hatte auf dem Haupte des jungen Mannes die Fathrah gelesen, das heißt jene Stelle des Koran, welche die Kraft hat, demjenigen den Sieg zu verleihen, der die Ungläubigen bekämpft. Nach dieser Weihe war Bu-Masa mehr als ein General, er war ein Apostel. Er kommt an, allein, der großen Menge unbekannt; aber ohne zu überlegen, ohne zu schwanken, erhebt man sich, ergreift die Waffen, folgt ihm und läßt sich tödten. Indeß nicht alle fünfunddreißig Stämme, die ihn anerkannt haben, folgen ihm in Masse; es genügt, daß seine Ordensbrüder sich um ihn sammeln, um den Kern seines Heeres zu bilden.

Der Ursprung dieser mächtigen Brüderschaft ist bereits alt genug, um in den Dunstwolken der Sage zu verschwinden. Ihr Gründer war nicht jener Muley-Tajeb, dessen Namen sie führt, sondern einer seiner Ahnen, Namens Muley-ed-Dris. Beide Männer gehörten zu den Nachkommen des Propheten, und es scheint Sitte, daß aus diesen die Großmeister des Ordens gewählt werden. Sie sind dann sämmtlich mit der kaiserlichen Familie verwandt, weil diese ihren Ursprung ebenfalls von Muhammed herleitet.

Alles, was man von diesem Muley-Tajeb weiß, ist, daß er vor länger als drei Jahrhunderten gelebt hat und es in Wundern mit den berühmtesten Heiligen der christlichen Legenden aufnehmen kann. Sein Haus, das noch in Fez gezeigt wird, ist für seine Verehrer ein Wallfahrtsort. Der jetzige Chalifa heißt Sidi Hadsch-el-Arbi, wohnt in der Stadt Wad-San im Kaiserreich Marokko, ist Verwandter des Kaisers und selbst sein geistliches Oberhaupt. Abd-er-Rahman und alle hohe Staatsdiener tragen die Rose des Muley-Tajeb.

Eines von den Hauptmitteln, durch welche die Herrschaft der großen Marabuts befestigt wird, ist der Volksglaube, daß sie sich verwandeln, sich an alle Orte versetzen, Alles hören und sehen und sich selbst unsichtbar machen können. Sidi Hadsch-el-Arbi hat einen zu gegründeten Ruf der Heiligkeit, als daß man ihm diese Kraft absprechen sollte. Jüngst erzählte man folgende Geschichte von ihm: Ein Diener des Marabut bekommt, nachdem er zwölf Jahre bei ihm gewesen war, den sonderbaren Einfall, nach Algier zu gehen und sich bei den Zuaven unter französischer Fahne anwerben zu lassen. Lange Zeit darauf — der Entflohene war bereits vergessen — las der Marabut eines Tages mit den Ulema's ein gelehrtes Werk. Plötzlich springt er auf, und die heftige Bewegung in seinen Zügen macht die Versammlung stutzen. „Leset weiter", sagte er zu den Ulema's, die ihn um die Ursache seiner Aufregung fragten, „ich verlasse euch, um bald wiederzukommen." Nach einer Stunde kehrte er zurück mit erhitztem Gesicht und aufgelösten, blutbefleckten Kleidern. Man umringt ihn, man bittet ihn dringend, den sonderbaren Auftritt zu erklären. „Ich komme von Budschia", antwortet er (40 Meilen hinter Algier!). „Ihr erinnert euch des Elenden, der mich verließ, um die Reihen der Ungläubigen zu vermehren; das Blut, das ihr hier sehet, ist das seine. Vor einer Stunde wurde er tödtlich getroffen. Bei diesem Anblick war mein Herz bewegt; ich eilte zu ihm und war Zeuge seiner Reue. Er starb in meinen Armen, indem er den wahren Gott um Verzeihung bat. Seine Sünden sollen ihm vergeben seyn." — Amen! sagten die Ulema's und neigten sich zur Erde. In der That erfuhr man später, daß dieser Diener unter den Mauern Budschia's von einer Kugel getroffen wurde, als die französische Besatzung einen Ausfall machte, um die Kabylen zurückzutreiben. Ein Mann, auf dessen Rechnung dergleichen Geschichten im Volke umlaufen, ist überaus gefährlich. Derselbe ist es, der die vielen Aufwiegler nach Algerien schickt, er ist es auch, der die Fateah auf dem Kopfe Bu-Masa's gelesen hat; er ist ein eben so wichtiger und eben so angreifbarer Feind, als Abd-el-Kader. Im Jahre 1843 versuchte der französische General-Konsul in Tanger, mit ihm Verbindungen anzuknüpfen und ihn durch Geschenke zu gewinnen. Aber die Geschenke wurden zurückgeschickt, und der Marabut ließ sich von keinem Franzosen sprechen. Unter den Marokkanern ist sein Ansehen fast das eines Königs, und man versichert, daß sich der Kaiser selbst verpflichtet glaubt, ihm wenigstens ein Mal im Monat Geschenke zu schicken. In dem französischen Afrika ist sein geheimnißvoller Einfluß unbestreitbar. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die französische Revolution als Stoff eines Epos.

Wenn es schon nicht leicht ist, die Tagesgeschichte vom Standpunkte des Historikers auf eine angemessene Weise zu beschreiben, so ist es gewiß eine noch ungleich schwierigere Aufgabe, wenn man die Ereignisse der neueren Zeit für eine dichterische Behandlung zurecht legen will. Allenfalls halten wir die dramatische Auffassung in dieser Beziehung einigermaßen für angemessen. Unmöglich aber können wir es für einen glücklichen Griff halten, wenn ein Dichter aus der modernen Geschichte seinen Stoff zu einer epischen Darstellung auswählt. Wir wollen die jetzt so ziemlich erledigte Frage, ob nämlich das Epos überhaupt eine Kunstform sey, welche für die Gegenwart Interesse und Bedeutung haben kann, nur insofern berühren, als sie sich auf unser vorliegendes Thema bezieht. Man hat nicht mit Unrecht bemerkt, daß das eigentliche Element der epischen Dichtung jene glückliche Zeit kindlicher Naivetät sey, wo der Glaube an ein sichtbares Einschreiten der waltenden Gottheit noch nicht erloschen ist, und wo die Empfänglichkeit für das Wunderbare noch in allen Erscheinungen des Lebens reiche Nahrung findet. Das Epos bedarf eines eigenthümlichen Beiwerkes, das von den Alten mit besonderem Glück aus einer dichterisch gestalteten Götterlehre entlehnt wurde. Die frostigen Allegorieen moderner Epiker haben dafür, daß diese ergiebige Quelle für uns versiegt ist, nur einen dürftigen Ersatz gegeben.

Aber angenommen auch, es wäre ein Dichter unserer Zeit mit allen nöthigen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihm vorzugsweise das Epos als seinen eigentlichsten Beruf anwiesen, so würde er sich, wenn anders er Zeugniß von wirklichem Takt ablegen wollte, schwerlich auf das Gebiet der modernen Geschichte verirren. Er würde sich sagen, daß die Ereignisse, welche in diesen Kreis fallen, zu dürftig und zu inhaltreich zugleich sind: zu dürftig, weil die Gestaltungen der Gegenwart die plastische Abrundung vermissen lassen, deren die Poesie bedarf, und weil uns die Vorgänge, welche der Dichter uns zu schildern hätte, zu nahe liegen, als daß er hoffen dürfte, sie in das gehörige poetische Licht zu rücken; aber zugleich zu inhaltreich, weil die Gedankenfülle, welche in der modernen Geschichte herrscht, sich unmöglich in einzelnen dichterischen Darstellungen einigermaßen erschöpfen läßt. Dabei müßte der Dichter im voraus auf eine selbständige poetische Gruppirung und Anordnung des Stoffes, auf eine angemessene mythologische Staffage verzichten, und er sähe sich höchstens auf den mißlichen Gebrauch der Allegorie angewiesen, welcher die Gegenwart unmöglich Geschmack abgewinnen kann.

Wir wollen damit nicht etwa sagen, als hätten nicht einige moderne Dichter die Beschreibung verschiedener Episoden aus dem bunten Treiben der Neuzeit mit einigem Glück versucht; aber was sie uns geliefert haben, sind eben nur Beschreibungen, und die deskriptive Gattung der Poesie ist im Werthe bedeutend gesunken. So haben die Franzosen z. B. das aus der gemeinschaftlichen Arbeit von Barthélemy und Méry hervorgegangene „Napoléon en Egypte", was ein ganz lebendiges, zum Theil selbst geschickt angelegtes Gemälde der phantastischen Expedition Napoleon's nach Aegypten ist. Aber wo

iſt da irgend die Einheit des epiſchen Intereſſes, die in ſich nothwendige Abgränzung des Stoffes und die geiſtige Durchdringung aller einzelnen Züge? — Wenn uns nun in der „Epopée de la Révolution française par M. J. S. Boubée" ein modernes Epos geboten wird, ſo können wir es uns nicht verhehlen, daß ſich in uns mancherlei Bedenken regen, und daß wir der Beſorgniß Raum geben, es handle ſich um einen verunglückten poetiſchen Verſuch. Wir wollen auch gleich bemerken, daß wir in dieſer Erſcheinung, die, ungeachtet einzelner poetiſcher Schönheiten, durchaus keinen Anſpruch auf die Bedeutung eines wahren Epos machen kann, nur eine Beſtätigung unſerer oben angedeuteten Anſichten gefunden haben.

Die franzöſiſche Revolution iſt in ihrer Fülle von Ereigniſſen, welche die ganze Skala der Empfindungen durchlaufen, ſicherlich ein an dichteriſchen Momenten reicher Zeitabſchnitt. Es fehlt nicht an ernſten und ſcharf ausgeprägten Charakteren, noch an ergreifenden und erſchütternden Scenen, welche im ungeſtümen Zuge an uns vorübereilen. Aber der Rahmen iſt zu weit, die Fülle der Geſtalten, welche vor unſeren Blicken auftauchen und verſchwinden, zu groß und der Gedankenkern, der ſich im ganzen Laufe entwickelt, zu überwältigend, als daß ſich hier irgend eine dichteriſche Abrundung gewinnen ließe.

Vergeblich ſieht man ſich in der Compoſition Boubée's nach einer wahrhaft poetiſchen Anſchauung um, denn die einzige Einheit, welche ſich durch das ganze Gedicht einigermaßen hindurchzieht, iſt die der politiſchen Idee. Der Dichter läßt ſich hier ſogar durch ſeine Vorſtellungen der Anarchie zu Wiederholungen und Monotonieen verleiten. Ihm zufolge ſcheint die Revolution aus der allgemeinen Anarchie hervorgegangen zu ſeyn, ſie ſelbſt iſt Anarchie, und der Keim der anarchiſchen Verwirrung wuchert aus ihr wieder hervor. Als ein anderes Schreckbild erſcheint England, auf deſſen Anſtiften und Veranſtaltung alles Unheil über Frankreich hereinbricht. Alle Parteien, welche in Frankreich an den Grundlagen der öffentlichen Ruhe rüttelten, ſtanden offenbar im Solde des treuloſen Albion. Was im Uebrigen die politiſche Anſicht des Verf. anbetrifft, die ſich, wie man vermuthet, auf Koſten des poetiſchen Gehaltes ungebührlich breit macht, ſo huldigt der Dichter royaliſtiſchen Grundſätzen. Er leugnet zwar nicht, daß die franzöſiſche Nation unter dem Joche drückender Abgaben ſchmachtete und in allen Beziehungen hin viel gut zu machen war; aber er lebt doch der Ueberzeugung, daß von der weiſen Hand Ludwig's XVI. alle Wunden geheilt, alle Uebelſtände gehoben und der Grund zu einer neuen Wohlfahrt gelegt worden wäre, wenn der wohlmeinende Monarch nicht unter den Streichen der Anarchie erlegen wäre.

Der Tod Ludwig's XVI. und Frankreich, wie es ſich während der Schreckenszeit ſelbſt zerfleiſcht, bilden den Gegenſtand der beiden erſten Geſänge. Die übrigen acht — das ganze Epos umfaßt deren zehn — ergehen ſich in einer emphatiſchen Behandlung der glorreichen Kaiſergeſchichte bis zur Reſtaurationszeit. Wie man ſieht, umfaßt alſo die Revolution eigentlich nur einen kleinen Theil des ganzen Gedichtes; der Verfaſſer begnügt ſich mit einigen willkürlich herausgegriffenen Epiſoden und ergeht ſich dann mit behaglicher Breite in der Ruhmesgeſchichte der großen Nation. Hier begeht er außer den poetiſchen Sünden, welche ſich in ſeinem Werke nachweiſen laſſen, noch die Inkonſequenz, daß er ſich, ungeachtet ſeiner royaliſtiſchen Grundſätze, unwillkürlich zum Verherrlicher der Napoleoniſchen Waffenthaten macht. Offenbar ſind die Partieen, in denen er die prunkvollen Gemälde der franzöſiſchen Kriege vor uns aufrollt, mehr auf die für poetiſchen Weihrauch empfängliche Ruhmbegierde der Franzoſen, als auf wahrhaft poetiſche Wirkung berechnet. Vom äſthetiſchen Standpunkt aus iſt die Monotonie fortwährender Schlachtenbeſchreibungen durchaus zu tadeln. Vergeblich ſucht der Dichter ihnen durch wunderbare Zuthaten einen neuen Reiz zu verſchaffen. Man kann es unmöglich ein ſehr glückliches Auskunftsmittel nennen, wenn er hier dem unmittelbaren Eingreifen überirdiſcher Weſen eine Stelle anweiſt, welche ihnen in der modernen Auffaſſung nicht mehr gebührt. So läßt Boubée unter Anderem bei dem an maleriſchen Effekten ſo reichen Uebergange Napoleon's über den St. Bernhard einen böſen Engel Alpagor auftreten, den er offenbar als eine Perſonification der Gefahren, welche rings von allen Seiten drohen, angeſehen wiſſen will. Dieſer Geiſt iſt ſeiner Vergehen wegen von der Höhe des Himmels herabgeſchleudert und ergießt nun von der Tiefe aus, wo er angeſchmiedet iſt, ſeine ſchäumende Wuth in Drohungen und Ausbrüchen der Verzweiflung.

Die eigentliche Peripetie des Gedichtes iſt die Rückkehr Ludwig's XVIII., dem der Dichter das ganze Verdienſt der Beruhigung Frankreichs beimißt, während doch offenbar ſchon Napoleon die Hyder der Anarchie, dieſe Schreckgeſtalt, welche ſich durch das ganze Gedicht hindurch zieht, mit kräftiger Fauſt bekämpft hatte. Wenn wir dem Dichter Glauben ſchenken, ſo ſtellte der von ſeinem Exil zurückkehrende König die franzöſiſche Monarchie in einer von allen Flecken und Mißbräuchen gereinigten Geſtalt wieder her.

Wir wählen als Probe, welche wir dem Leſer vorlegen, die Landung Ludwig's XVIII. in Frankreich:

Ne pouvant maîtriser sa juste impatience,
Le Roi cherche le sol de cette belle France,
Qu'un cristal combiné par l'art ingénieux,
Au gré de ses désirs rapproche de ses yeux;
Ce sol tant désiré, qui, dans ce jour prospère,
Dans son libérateur va retrouver un père ....

Sur le pont, tout à coup ont retenti ces mots!
Terre! France! Calais! Aux cris des matelots,
Du bronze et de l'airain les sons lointains s'mêlent,
Et les joyeux accents dont les airs retentissent
D'un mouvement rapide animent le vaisseau.
Le Roi se lève alors: quel spectacle nouveau!
Pour le fils d'Henri-Quatre, ô moment plein de charmes!
Il tourne vers le ciel ses yeux mouillés de larmes,
Et la main sur le coeur, il bénit l'Eternel.
Ah! pour un roi chrétien, remercier le Ciel
Du bonheur qu'il éprouve à revoir sa patrie,
C'est le premier besoin de son âme attendrie;
Sa seconde pensée est de tendre les bras
Vers ce peuple empressé, qui vole sur ses pas,
Et qui, lui devant tout, dans un péril immense,
Le bénit par amour et par reconnaissance.
L'Anarchie a repris la route des Enfers,
Mais de ses attentats les ministres pervers
Ne la suivent pas tous dans la nuit éternelle:
Ils voudraient auprès d'eux la retenir; mais elle,
Que chasse un foudre vengeur, jette des cris perçants,
Et ses derniers regards sont encor menaçants.

Man kann ſich nach dieſen Bruchſtücken bereits ein Urtheil über die äußere poetiſche Behandlung bilden. Die Sprache iſt zwar nicht durchaus frei von Flecken und Fehlern, aber im Allgemeinen trägt ſie das Gepräge einer gewiſſen literariſchen Bildung. G. Z. G.

Mannigfaltiges.

— Aimé Bonpland. Dieſer franzöſiſche Gelehrte, der Alexander v. Humboldt's Reiſebegleiter in Süd-Amerika war und die Wiſſenſchaft der Botanik mit einer Unzahl neuer Pflanzenarten bereicherte, die er auf dieſer Reiſe kennen lernte und beſchrieb, iſt kürzlich in Corrientes, der Hauptſtadt des zu den Plata-Provinzen gehörenden Staates gleiches Namens, mit Tode abgegangen. Mit Humboldt hatte er ſeit dem Jahre 1829, zu welcher Zeit ihn der Diktator Francia endlich freigegeben, nachdem er neun Jahre lang in Paraguay gewaltſam zurückgehalten worden war, in fortdauerndem freundſchaftlichen Briefwechſel geſtanden. Vergebens hatte ihn jedoch der deutſche Freund aufgefordert und durch Bitten zu bewegen geſucht, nach Europa zurückzukehren. Bonpland ſcheint in den Pflanzungen am Paraná, wo er keinerlei Umgang mit gebildeten Menſchen hatte, förmlich verbauert zu ſeyn, ſo daß ihm die Rückkehr in die gelehrte Welt oder auch nur in die civiliſirte Geſellſchaft Europa's wie eine Aufgabe erſchien, welcher er nicht mehr gewachſen ſey. Er zog es daher vor, in Corrientes zu bleiben und dort ſein Leben zu beſchließen. Außer dem Antheil, den er an der botaniſchen Abtheilung von Humboldt's großem Reiſewerk hatte, hat ihm auch ſeine Description des plantes, que l'on cultive à Navarre et à la Malmaison (Paris 1813 — 1817) einen ehrenvollen Namen geſichert. Von der Zeit ſeiner Rückkehr aus Süd-Amerika (1804) bis 1818 war er Vorſteher des botaniſchen Gartens zu Malmaiſon. In letztgedachtem Jahre ging er nach Buenos-Ayres, von wo er dann (1820) ohne Erlaubniß des Dr. Francia die wiſſenſchaftliche Exkurſion nach Paraguay unternahm, welche er mit einem neunjährigen Aufenthalt in Aſſompcion und in anderen unwirthbaren Gegenden büßte, wo er als Garniſonsarzt und ſogar als Inſpektor von Heerſtraßen-Arbeiten fungiren mußte.

— St. Georg, der Vermittler zwiſchen Rußland und England. Seitdem der Kaiſer von Rußland im J. 1844 in England war und unter Anderem mit der Königin Victoria die großen Pferderennen von Ascot beſuchte, ſpendet er dieſem Feſte alljährlich ein kunſtreiches Geſchenk, um welches ein Preisrennen ſtattfindet. Diesmal iſt es eine von Baily gearbeitete Gruppe, den heiligen Georg darſtellend, wie er den Drachen (Lindwurm) erſticht, über welche Gruppe ſich ein reicher Kandelaber mit dreizehn Armen erhebt. Sanct Georg iſt bekanntlich eben ſo der Schutzheilige des ruſſiſchen Reiches, das ihn als Herzſchild in ſeinem Wappen führt, wie der Patron von England, und wie dort der höchſte Orden für kriegeriſche Tapferkeit den Namen des heiligen Georg trägt, ſo iſt auch mit dem höchſten Orden Englands, dem Hoſenband-Orden, der Schild und das Bildniß des heiligen Georg verbunden, den in neuerer Zeit der König von Hannover ebenfalls zum Symbol eines von ihm geſtifteten Ordens gemacht. Das jährlich wiederkehrende Ascot-Geſchenk iſt augenſcheinlich dazu beſtimmt, bei der engliſchen Ariſtokratie Sympathieen für Rußland zu erwecken. Es trägt jedesmal folgende lateiniſche Inſchrift:

Ludorum Ascotoniensium memor
Quibus ipse interfuisset
Reginae Victoriae
Hospes
Meus. Jun. 1844,
Solenne certaminis equestris praemium
Instituit
Nicolaus
Totius Russiae Imperator.

Das mit dem 30ſten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieſer Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 77. Berlin, Sonnabend den 27. Juni 1846.

Mexiko.

Mexiko und die Vereinigten Staaten.

II.

Wir knüpfen an die in Nr. 74 des Magazins gegebenen vorläufigen Bemerkungen an, indem wir zunächst eine gedrängte Uebersicht der Ereignisse in Mexiko seit seiner Unabhängigkeits-Erklärung folgen lassen:

Sobald Iturbide an der Spitze der Insurgenten-Armee in Mexiko eingezogen war, begann die konstituirende Versammlung ihre Sitzungen und verkündigte diesen General im Mai 1822 als Kaiser. Aber die Eifersucht seiner Waffengefährten wendet alle Mittel an, um ihm die Popularität zu rauben; und 1823 wird er nach einer Herrschaft von wenigen Monaten entthront, aus dem Lande gejagt und für vogelfrei erklärt. Die höchste vollziehende Gewalt, in den Händen der Generale Bravo, Michelena und Victoria, bleibt so lange an der Spitze der Regierung, bis der Letzte von ihnen zum Präsidenten erwählt ist. Inzwischen verläßt Iturbide, dem die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner verlorenen Macht in die Verbannung gefolgt war, Europa und landet im Juli 1824 bei Tampico, ohne Furcht sich der Loyalität des Gouverneurs dieser Stadt, des Generals Lagarza, anvertrauend. Dieser empfängt ihn mit großer Liebenswürdigkeit, überhäuft ihn mit Zuvorkommenheiten, zieht ihn an seine Tafel und schickt ihm eine Stunde nachher einen Priester, um die letzte Beichte abzulegen. Der unglückliche Iturbide wird noch denselben Tag erschossen und fällt so als Opfer seiner Leichtgläubigkeit und der ehrlosesten Hinterlist.

Was den General Victoria betrifft, so erhält er sich in seiner Präsidentur und beendigt sie 1828. Pedraza, gleichfalls erwählt, ersetzt ihn; aber umringt von tausend kleinen Intriguen seiner eifrigen Nebenbuhler, sieht er sich bald von seiner Höhe herabgeworfen und gezwungen, um sein Leben zu retten, Mexiko in der Kutte eines Mönchs zu verlassen. Guerrero folgt ihm, aber da er durch die föderalistische Partei zum Präsidenten erhoben ist, so wird er im Jahre 1829 durch den Vicepräsidenten Bustamente, den Urheber der sogenannten Revolution von Jalapa, gestürzt und stirbt, Iturbide's gedenkend, da auch er für vogelfrei erklärt wird, in der größten Eile nach den südlichen Provinzen, gewinnt die Küste und schifft sich auf einem sardinischen Schiffe unter dem Befehl des genuesischen Capitains Picaluga ein. Doch auch Guerrero sollte in die Hände eines Verräthers fallen. Picaluga hatte durch Versicherungen seiner Ergebenheit sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt und zauderte nun keinen Augenblick, ihn der Obrigkeit von Acapulco zu überliefern, auf deren Befehl Guerrero sogleich erschossen wird. Für diesen schändlichen Verrath erhielt Picaluga 50,000 Piaster; zugleich aber erklärte ihn die Bürgerschaft von Genua in einer hochherzigen Regung von Unwillen und Entrüstung für infam.

Während dieser blutigen Schauspiele und ephemeren Herrschaften litt das Land unbeschreiblich: die Gesetze wurden mißachtet, die Sitten kamen in Verfall, der Handel gerieth ins Stocken. Nur mit ihrer eigenen Erhaltung beschäftigt, bemächtigten sich die verschiedenen Bewerber um die Herrschaft nach einander des höchsten Ansehens, ohne die Zeit oder den Willen zu haben, das Geringste für die Ordnung des Staates selber zu thun.

Bustamente erhielt sich indeß in der Präsidentur bis zum Jahre 1833. Da ergreift Santana, eine der kühnsten unter den handelnden Personen des Revolutions-Drama's und überdies sich in seiner Popularität stark fühlend, gegen ihn die Waffen, schlägt ihn, bewirkt seine Verbannung und setzt an seine Stelle wieder Pedraza ein. Bald jedoch müde, nur den Interessen Anderer zu dienen, faßt Santana den Plan, für sich selbst zu arbeiten, und zwar auf die wirksamste Weise. Im Jahre 1834 stürzt er die Föderation, bemächtigt sich der Präsidentur und bewahrt sie bis 1836. Die in dem Laufe dieses Jahres zwischen Mexiko und Texas begonnenen Feindseligkeiten bestimmen ihn, die vollziehende Gewalt an den General Barragan, als Vice-Präsidenten, abzugeben; er selbst übernimmt den Oberbefehl über die Armee und fällt während des Krieges in die Hände der Texianer, die ihm jedoch auf sein Versprechen, ihre Unabhängigkeit von Mexiko anerkennen zu lassen, die Freiheit zurückgeben.

Unterdessen ist Bustamente aus seiner Verbannung zurückgekehrt und wird von seiner Partei von neuem zum Präsidenten erhoben.

Santana zieht sich, wohl erkennend, daß er jetzt den Kürzeren ziehen würde, kluger Weise zurück und beobachtet von seinen Landgütern bei Vera-Cruz, wie von einem Schlupfwinkel aus, die Ereignisse, um sie, sobald es möglich ist, zu benutzen. Gleich nach seiner Entfernung treten andere ehrgeizige Bestrebungen ans Licht. Der General Urrea erklärt sich im Jahre 1841 gegen Bustamente, nimmt ihn in seinem eigenen Palast gefangen und setzt Gomez Farias an seinen Platz. Aber der entthronte Präsident entgeht den Händen der Insurgenten durch die Flucht und versammelt einige ihm noch treu gebliebene Truppen um sich. Der Kampf bricht los, und während zweier Wochen ertönt ein mehr geräuschvolles als mörderisches Feuer, das kaum weitere Folgen hat, als die Zerstörung mehrerer Häuser und eines Pavillons des Palastes. Doch Farias muß sich zurückziehen, und Bustamente, zum dritten Mal mit der Präsidentur bekleidet, dekretirt ein völliges Vergessen der Vergangenheit, entkräftet alle während seiner Gefangenschaft erlassene Gesetze, weil, wie er sich ausdrückt, die Republik sich damals in einem „acephalen" (hauptlosen) Zustande befand, ein Wort, welches, im Vorbeigehen gesagt, von Niemanden verstanden wurde.

Ein Jahr war nach diesen Begebenheiten verflossen, als plötzlich am 8. August 1841 der General Paredes, Gouverneur von Neu-Galizien, zweitausend Menschen zusammenrafft, mit denen er auf die Stadt Mexiko losgeht. Hier findet sich zugleich Santana, auf vorher geschehene Verabredung, ein. Nach 35 Tagen gegenseitigen Scharmützelns wird Letzterer durch die Armee zum Präsidenten ausgerufen und hält seinen feierlichen Einzug in Mexiko, während Bustamente sich nach Vera-Cruz begiebt und von da nach Europa übersetzt, die Frucht seiner großartigen Sparsamkeit und das Andenken an seine gestürzte Größe mit sich führend.

Während dreier Jahre bestimmte Santana willkürlich über die Mittel und die inneren Verhältnisse von Mexiko. Er wurde wieder zum Präsidenten und zwar auf fünf Jahre gewählt, und Einige wollen sogar behaupten, daß er dieselben ehrgeizigen Pläne gehabt habe, die den Tod des Iturbide herbeigeführt hatten. Aber Santana war zu gewandt und verschlagen, durchschaute auch die ganze Lage der Dinge zu deutlich, als daß er durch die Reize eines leeren Titels hätte in die Falle gelockt werden können. Noch dazu war dieser Titel der Art, daß er ihn mit Gefahren umringt hätte, ohne seine Autorität zu vergrößern. Wenn er gleichwohl Verehrer der Macht war, so entsprang seine Verehrung weniger aus der Sucht, zu glänzen, als aus dem Streben nach den wirklichen Vortheilen, welche sie darbietet. Soldat durch die Bestimmung des Zufalls und seines inneren Berufs, hatte er nach einander den verschiedenartigsten Interessen gedient, je nachdem sie mit den seinigen übereinstimmten. Anfangs Subaltern-Offizier in dem spanischen Heere, trat er 1820 auf die Seite der Insurgenten, weil er sie für stärker hielt. Im Besitz eines unternehmenden Geistes, einiger militairischen Talente, einer außerordentlichen Geschmeidigkeit und vorzüglich einer Tollkühnheit ohne gleichen, die er zur Zeit der unglücklichen Unternehmung des Generals Barradas anzuwenden Gelegenheit hatte, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und flößte Vertrauen ein. In seinen Adern mischte sich spanisches mit indischem Blute, weshalb er die Energie des einen mit der Verstellungskunst des anderen verband. Sein schwarzes Auge ist voller Verschmitztheit und Feuer, sein Körper ist wie von Eisen, denn er besitzt bei funfzig Jahren die volle Kraft des Jünglingsalters. Grausam zuweilen bis zur Wildheit, ließ er im Jahre 1835, der gesetzlichen Uebereinkunft zum Hohn, die sich ergebenden Insurgenten-Abtheilungen ohne Weiteres erschießen. Er liebte die Popularität bis zur Eifersucht und wich vor keinem Mittel zurück, wenn er sie dadurch vergrößern zu können glaubte. Oft sah man ihn bei den Hahnenkämpfen sich unter die Menge mischen und einen Piaster für den einen der Kämpfer werfen, wie der Letzte der Leperos *). Gleichwohl würde man Unrecht haben, zu glauben, daß seine Diktatur hätte von Dauer seyn können. Die Ursachen des Mißvergnügens lagen in vielen Herzen wie Keime rings um ihn her verstreut und entwickelten sich allmälig. Die verschiedenen Häupter, durch deren Hülfe er Bustamente gestürzt hatte, wurden bald seine Feinde und Nebenbuhler.

Der durch seinen vielseitig gebildeten Verstand so wie durch seinen Muth furchtbarste seiner Gegner war der General Paredes. Er hatte damals das erste Zeichen zur Revolution gegeben, fiel jedoch in Ungnade und sah sich nach einer kleinen Stadt im Innern des Landes verwiesen. Im Süden, gegen Acapulco hin, gelang es dem General Bravo, sich in eine gewisse Unabhängigkeit zu versetzen, und der General Urrea, mit unumschränkter Gewalt über

*) Leperos (Ausspäher) werden die Mestizen genannt, welche die Vorstädte bewohnen.

die reichen Provinzen Jalisco, Sinaloa und Sonora gebietend, hatte jetzt weniger als je Lust, von der Verwirklichung einer Auflösung des Central-Gouvernements abzustehen, sondern bemühte sich, jene Provinzen unter dem Titel des „westlichen Staats" für unabhängig und frei zu erklären. Selbst Bustamente hatte seinerseits noch nicht alle Hoffnung auf Wiedererlangung der Macht aufgegeben; vielmehr schmeichelte er sich, daß der Wunsch der Nation ihn von Italien, wohin er sich geflüchtet hatte, zurückrufen werde, und die Generale Valencia, Gomez Farias, Tornel und Pedraza nährten gleichfalls im Geheimen die Hoffnung auf eine künftige Präsidentur. Uebrigens hatte Santana selbst keineswegs ein blindes Vertrauen zu der Aufrechthaltung seiner Macht; er ließ sich nicht in eine trügerische Sicherheit einwiegen, sondern beschäftigte sich unablässig mit der Vergrößerung seines schon so beträchtlichen Vermögens. Das von Oben her gegebene Beispiel fand zahlreiche Nachahmer bei den niederen Beamten, und bald sah man die größte Unordnung und Verwirrung in die mexikanische Verwaltung einbrechen. Die gewaltsamen Anfälle und Mordthaten nahmen in erschreckendem Verhältniß zu. In allen Provinzen, auf allen öffentlichen Straßen wurden die größten Schandthaten verübt, und keine Woche verging, ohne daß die Posten von Mexiko und Puebla sogar in den Vorstädten jener Städte selbst angehalten und beraubt wurden. Man wird sich vielleicht noch erinnern, daß der Oberst Yañez, dessen Bande im Jahre 1835 den schweizerischen Konsul zu Mexiko, Mairet, tödtete und beraubte, der Freund und Adjutant des Generals Santana war, welcher Letztere damals noch die Präsidentur bekleidete.

Die Beschaffenheit der Bestandtheile, aus denen die Armee zusammengesetzt war, erklärt diese unbegreiflichen Thatsachen hinlänglich. Einen Theil derselben bilden Bauern und Indianer, die man ihren Dörfern mit Gewalt entreißt, einen anderen in den Gefängnissen und auf den Galeerenbänken zusammengerafften Verbrecher. Wir sind selbst Zeuge gewesen, wie ein mexikanischer Oberst zu Guadalajara die 800 im dortigen Staatsgefängniß eingeschlossenen Verbrecher rottenweise sich in Reihe und Glied stellen ließ, um unter ihnen die schönsten und stärksten auszuwählen. Nachdem dies geschehen, unterrichtete er sich von der Dauer ihrer Strafzeit und versprach darauf jedem derselben die völlige Freiheit, wenn er sich entschließen wolle, die Hälfte der Zeit in einem Regiment als Soldat zu dienen, welche er noch im Gefängniß oder auf den Galeeren hätte zubringen müssen. Was war von solchen Soldaten zu erwarten? In Europa gewährt die Uniform dem, der sie trägt, eine ehrenvolle Auszeichnung, und man sucht hier die Armee zu reinigen, indem man die lüderlichen und verbrecherischen Subjekte derselben nach den Straf-Anstalten schickt. In Mexiko ist der Unterschied zwischen einem Soldaten und einem Galeerensträfling so zu sagen gleich Null, da die Lücken der Regimenter durch Banditen ausgefüllt werden. Daß in einer Armee, wo keine Disziplin herrscht und kein Ansehen geachtet wird, die Desertion eine ganz gewöhnliche Sache ist, ist leicht begreiflich; in der That ereignet es sich sehr häufig, daß ganze Haufen von Bauern entfliehen, um nach ihren Höfen und Feldern zurückzukehren, während die Verbrecher ihre Banden aufsuchen oder in den Vorstädten sich versteckt halten.

Die Offiziere gehörten unter der königlichen Herrschaft den höchsten Familien an; jetzt werden sie aus der Hefe des niedrigsten Pöbels genommen. Doch zählen die mexikanischen Truppen vier oder fünf junge, in Europa gebildete Offiziere und einige spanische Generale mit militairischen Kenntnissen versehen; aber die Ersten sind fortwährend ein Gegenstand der Eifersucht ihrer Kameraden, und die Anderen müssen wenigstens von nicht sehr erhabenem Charakter seyn, da sie ihr Vaterland verrathen und die Waffen gegen dasselbe ergriffen haben. Trotz der Bemühungen des neuen Präsidenten behufs der Vergrößerung der militairischen Hülfsmittel Mexiko's, ist es ihm bis jetzt doch nur gelungen, eine Armee von 25,000 Mann herzustellen, von der die Hälfte passend gekleidet und equipirt ist. Diese Truppen sind folgendermaßen vertheilt: zu Guadalajara 2000 Mann; im Norden gegen Texas 3000; im Süden 600; im Cantonnement von Jalapa, ehemals zum Schutz gegen Yucatan bestimmt, 2000; in der Festung Perote 200; zu Vera-Cruz und San Juan d'Ulloa 1000; der Rest ist in den Provinzen zerstreut.

Die Infanterie-Regimenter bestehen gemeiniglich aus zwei Bataillons und werden von einem Obersten befehligt. Jedes Bataillon, an dessen Spitze ein Oberst-Lieutenant steht, beläuft sich höchstens auf 300 Mann, sehr viele zählen aber noch unter 150. Die Compagnieen von 25—30 Mann haben als Chef einen Oberst-Lieutenant oder Bataillons-Chef, dem noch 1 Capitain, 2 Lieutenants und 2 Unteroffiziere zur Seite stehen, so daß auf 4 Soldaten immer ein Offizier kommt. Die nämlichen Mißverhältnisse und die nämliche Unordnung herrschen in der Kavallerie, da es gar nicht selten ist, daß Schwadronen von 30 Pferden 6 oder 7 Offiziere haben. Was die Artillerie betrifft, so hat sie Mühe, 30 Stück von demselben Kaliber und vollständiger Bespannung aufzustellen; besondere Batterieen zur Belagerung oder zum Transport über Gebirge oder zum Schutz der Küsten, Material für die Arbeiter, Artillerietrain und dergleichen sind völlig unbekannte Dinge. Fast die Gesammtmasse des Pulvers wird sogar aus den Vereinigten Staaten oder England eingeführt. Das Ingenieur-Corps, mit der Artillerie, besonders was das Material betrifft, auf ziemlich gleicher Stufe, besteht aus einem zu Matamoros in Garnison liegenden Bataillon von 200 Mann und einer Compagnie, welche die unter dem Namen „Citadelle von Mexiko" bekannte Kaserne innehat. Endlich ist noch eine Art von Landwehr zu erwähnen, die jedoch so schlecht organisirt und unterhalten ist, daß die Bauern nur mit dem größten Widerstreben in ihre Reihen treten. Wollte man die Größe der mexikanischen Truppen nur nach der Zahl und Zusammenstellung des Generalstabs beurtheilen, so würde dieselbe die Masse sämmtlicher europäischen Armeen zusammengenommen überwiegen; denn Mexiko zählt 24,000 Offiziere auf 25,000 Soldaten. *)

Wenn es übrigens weder den Einen noch den Anderen an Muth mangelt, so ist ihre persönliche Tapferkeit doch nicht durch jenen warmen Patriotismus unterstützt, welcher allein die Leiden, Entbehrungen und Mißgeschicke ertragen und die größten Schwierigkeiten überwinden lehrt. Als eine gegenseitige Mißstimmung zwischen Mexiko und England ausgebrochen war, begab sich der General Santana nach Jalapa, um die Truppen in Augenschein zu nehmen; aber die Soldaten, den wahren Zweck ihrer Vereinigung nicht kennend, fingen bei dem Anblick des Generals plötzlich einstimmig zu protestiren an: „sie würden nicht gegen Yukatan marschiren"; so sehr waren sie durch die dort herrschende Sterblichkeit und durch die Niederlagen ihrer Vorgänger in Furcht gesetzt. Santana antwortete ihnen mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit, „daß er nach Jalapa gekommen sey, um sie zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens gegen einen englischer Seits beabsichtigten Einfall anzufeuern." Diese Worte wurden durch eine später erlassene Proclamation bestätigt, und Lord Aberdeen empfing diesen neuen Beweis republikanischer Großsprecherei mit einem liebenswürdigen Lächeln.

Die Seemacht Mexiko's besteht aus zwei neuen Dampfböten und einem alten, das außer Stande ist, die See zu halten, ferner einer Goelette von 150 Tonnen mit einer Bewaffnung von 4 Stücken. Diese befinden sich alle zu Vera-Cruz. Auf dem stillen Ocean kreuzen noch drei Goeletten-Briggs mit vier kleinen Karronaden versehen zur Bewachung der Küste. Die kommandirenden Offiziere sind sämmtlich Mexikaner, die Matrosen gehören aber den verschiedensten Ländern an. Hiervon sind jedoch die zwei Dampfschiffe ausgenommen, deren Bemannung und Befehlshaber Engländer waren. Die Offiziere gehörten sogar der königlichen Marine an, verließen aber den Dienst noch vor Ablauf eines Jahres.

Der General Santana hatte die Zügel der Regierung drei Jahre lang in Händen gehabt, als er sich plötzlich gerade durch denjenigen seiner Nebenbuhler angegriffen sah, welcher zu seiner Erhebung am meisten mitgewirkt hatte. Der General Paredes erklärte sich im November 1844 zu Guadalajara gegen ihn, marschirte gegen die Hauptstadt und stürzte Santana, den der höchste Gerichtshof, da er gerade versammelt war, in die Festung Perote einschließen und einer Untersuchung unterwerfen ließ. Eben so groß wie während seiner Triumphe der Stolz Santana's gewesen war, war jetzt auch seine Muthlosigkeit. Mit der äußersten Selbsterniedrigung beugte er sich vor seinen Mitbürgern, wie er es schon einmal im Jahre 1836 nach seiner ihm durch die Tejaner beigebrachten Niederlage von San Jacinto gethan hatte, und bat nur flehentlich um sein Leben. Er wurde in die Verbannung geschickt. Sein Nachfolger in der Präsidentur, der General Herrera, wurde nicht auf direktem Wege durch den Wunsch des Volks gewählt, sondern gelangte zur Macht durch einen Artikel der Constitution, kraft dessen im Fall des Todes oder Abganges des Präsidenten der Republik der Präsident des Staatsraths zu seinem interimistischen Nachfolger bestimmt ist. Herrera, schon von vorgerücktem Alter und ohne Anhänger, sah sein Ansehen schnell abnehmen, und Paredes zögerte nun nicht länger, durch seinen Sturz den glühendsten Wunsch seines ehrgeizigen Gemüths zu verwirklichen. Und so geschah es denn, daß er sich im Dezember des vergangenen Jahres zu San Luis de Potosi öffentlich erklärte, darauf in Mexiko an der Spitze eines Heeres von 7000 Mann einrückte und sich am 2. Januar 1846 nach Absetzung Herrera's zum provisorischen Präsidenten ernannte. Paredes ist nicht mehr jung, aber er hat eine bedeutende Körper- und Geisteskraft sich zu erhalten gewußt, trotzdem daß er einige Gewohnheiten hat, die der spanischen Mäßigkeit nicht eigen zu seyn pflegen. Mag es Schein oder Wahrheit seyn, er zeigt eine besondere Neigung für Frankreich und eine unbegränzte Begeisterung für Napoleon.

Der Sturz Santana's hat zu der Entdeckung eines der großartigsten Projekte Veranlassung gegeben, das die Politik des englischen Kabinets entworfen hat. Aus der Korrespondenz des Expräsidenten mit dem englischen Gesandten zu Mexiko geht nämlich klar hervor, daß der Erstere gegen die Summe von 25,000,000 Piaster, von der er ein tüchtiges Stück für sich bei Seite legen wollte, im Begriff war, die herrliche Provinz Kalifornien, deren Besitz von England und den Vereinigten Staaten so hoch angeschlagen wird, daß letztere für die Abtretung des Hafens von San Francisco allein 5 Millionen Dollars geboten haben, an Großbritanien, und zwar in der bestimmtesten Weise, zu überlassen.

Man kann mit Zuverlässigkeit voraussetzen, daß der zu Mexiko versammelte Kongreß Paredes in seiner Würde als Präsident bestätigen wird; auch scheint Letzterer selbst keinen Zweifel daran zu hegen, da er die größte Thätigkeit zeigt, trotz des Mangels an Geld, das Land und die Armee auf einen geordneten Stand zurückzuführen. Zu Ministern wählt er nur Männer von der größten Rechtschaffenheit und möglichst großer Einsicht. Gleichwohl ist die Aufgabe des neuen Präsidenten sehr schwierig zu lösen. Nach Außen nicht minder als nach Innen zu hat er mit Schwierigkeiten zu kämpfen; er muß Alles reformiren, Alles neu schaffen, wenn er die völlige Vernichtung dieses schönen Landes, dessen Schicksal ihm anvertraut ist, verhindern will. Die von den Spaniern errichteten schönen Festungswerke fallen überall in Trümmer, die nördlichen Gränzen entbehren jedes Schutzes und die daran stoßenden Provinzen werden durch wilde Indianerhorden verwüstet, die sich selbst bis auf 30 Stunden der Hauptstadt nähern. Unter der Regierung des Mutterstaats wurden die Einfälle der Indianer durch eine weise Verbindung der Missionen und

*) Was die Ersteren betrifft, so sind wahrscheinlich die auf Halbsold gesetzten und zur Disposition gestellten Offiziere mit eingerechnet.

Präsidios beschränkt; durch sie wurden die Wilden zum Katholizismus bekehrt und unter ihnen das Licht der Civilisation verbreitet. Die Kriegsgränze umfaßte mehr als 200 (franz.) Meilen, indem sie vom Hafen San Francisco und von Monte-Rey in Ober-Kalifornien aus ihren Anfang nahm und sich in südlicher Richtung bis nach San Diego erstreckte. Von hier lief sie in zwei Aeste aus, um die beiden Küsten von Nieder-Kalifornien zu umschließen; darauf zog sie sich nach Ueberspringung des Rio-Colorado am Ufer des Rio-Gila hin, stieg über die Sierra-Madre, und, nachdem sie noch einen Bogen zum Schutz von Neu-Mexiko und Texas beschrieben, endete sie an der äußersten Spitze von Florida, auf welche Weise Amerika in seiner ganzen Breite durchschnitten und die Küsten des Atlantischen Oceans mit denen der Süd-See in Verbindung gesetzt wurden. Innerhalb des von dieser Linie umgränzten Bezirks riefen die Gouverneurs und die unermüdlichen Missionaire indianische Kolonisten, gründeten Pueblos, aus Spaniern und bekehrten Indianern gebildete Dörfer, lehrten sie den Ackerbau, die Ausbeutung der unterirdischen Schätze und Handwerke. Diese einzelnen Dorfschaften standen unter dem Schutz von Präsidial-Gesellschaften und waren unter sich zu einem vollständigen Colonisations- und Vertheidigungssystem verbunden.

Was ist (so fährt Herr Dufos de Mesras in seinen Betrachtungen über diesen Gegenstand fort) heutzutage von dieser so kräftigen und festbegründeten Organisation geblieben? Nichts als Ruinen einerseits und eine zügellose Anarchie andererseits. Vom finanziellen Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Lage Mexiko's in gleicher Weise beklagenswerth. Die Ausbeutung der Bergwerke, diese Hauptquelle seines alten Wohlstandes, hat seit der Zurückziehung der spanischen Kapitale in einer ungeheuren Progression abgenommen. Der Preis des Quecksilbers von Almaden, ein unentbehrliches Mittel für das Zutagefördern der Metalle, ist so hoch gestiegen, daß die Arbeit an vielen Orten ganz hat eingestellt werden müssen und nunmehr über 3000 metallhaltige Gruben völlig verlassen sind. Unter der spanischen Oberhoheit galt der Centner Quecksilber im ganzen Umkreise von Neu-Spanien nur 45 Piaster; heute, unter dem Monopol des Hauses Rothschild, muß man ihn mit 120 Dollars in den Häfen und im Innern sogar zuweilen mit 200 Dollars bezahlen. *)

Die Gläubiger der mexikanischen Regierung nähren die trügerische Hoffnung einer baldigen Befriedigung ihrer Forderungen. Diese ist unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich geworden. Die innere Staatsschuld allein beläuft sich auf 14 Millionen Piaster, die an England erhebt sich bis zu der ungeheuren Höhe von 10 Millionen Pfund Sterling (67 Millionen Thaler). Was die Forderungen der Vereinigten Staaten betrifft, so sind dieselben im J. 1843 auf 2,100,000 Piaster, in drei Raten zahlbar, festgesetzt worden. Mexiko hat die ersten beiden Raten, gern oder ungern, bereits gezahlt, denn die drohende Stellung des Kabinets von Washington zwang es dazu. Aber es hat seiner Verpflichtung nur durch eine neue Anleihe und nicht ohne Verletzung der Interessen der übrigen Mächte nachkommen können. Die Staats-Einkünfte belaufen sich nicht auf 15 Millionen Piaster, die Ausgaben aber übersteigen 18 Millionen, und es ist hierbei bemerkenswerth, daß auf die Armee allein 13 Millionen davon verwendet werden.

Welch ein Unterschied waltet zwischen dieser völligen Zerrüttung der finanziellen Lage Mexiko's und der Ordnung derselben unter dem königlichen Scepter ob! Die Einkünfte betrugen damals mehr als 20 Millionen Piaster, 4 Millionen wurden als Subsidien (el situado) jährlich nach der Havanna und den Philippinen geschickt, und Spanien erhielt einen baaren Ueberschuß von 30 Millionen Fr. Dies spricht hinlänglich für oder gegen die beiden politischen Systeme, nach denen dieses schöne Land verwaltet worden ist. Die Zahlen haben hier eine Beredtsamkeit, die mit keinen Worten erreicht werden könnte.

Nachdem wir nunmehr gezeigt, was Neu-Spanien durch die Umwälzung, vermittelst deren es sich vom Mutterstaate unabhängig gemacht hat, verloren, wollen wir noch einen Blick auf das politische Verhältniß Mexiko's in Rücksicht auf die Vereinigten Staaten, Großbritanien und Frankreich werfen.

Algerien.

Muhammedanische Ordensbrüderschaften.

(Fortsetzung.)

Die Gebetsformel, welche Muley-Tajeb den Khuanen seines Ordens zweihundert Mal des Tages herzusagen befohlen hat, ist folgende: „O Gott! Heil über unseren Herrn Muhammed, über ihn und seine Genossen!" Mancher grobe Aberglaube herrscht in dieser Brüderschaft, so z. B. ist man überzeugt, daß, wenn man sich des Rind- und Kuhfleisches enthalte, man von den meisten Krankheiten frei bleibe. Der Hauptzug des Ordens ist ein düsterer Patriotismus, der auf einer dem Muley-Tajeb selbst zugeschriebenen Weissagung beruht. „Ein Tag wird kommen", sagte dieser Marabut zu seinen Brüdern, „wo unser Orden alle Gegenden des Westens beherrschen wird; aber vorher muß Algier von den Beni-el-Asfer (von den „Kindern des Gelben", wie die Europäer von den Afrikanern genannt werden) besessen seyn." Die Eroberung Algeriens durch die Franzosen, indem sie einen Theil der Weissagung erfüllte, war für die Anhänger des Muley-Tajeb nur ein Zeichen, daß das Wort ihres Heiligen ganz werde in Erfüllung gehen. Dieser blinde Glaube, der sie zur Theilnahme an jedem Aufstande treibt, ist Grund genug für die französische Behörde, den Orden speziell zu überwachen. In Konstantine und den umliegenden Gärten giebt es ungefähr 1200 Mitglieder dieses Ordens. Ihre Zahl nimmt aber bedeutend zu, je näher man der marokkanischen Gränze rückt. In der Provinz Oran, wo der letzte Aufstand stattfand, bilden sie die Masse der Bevölkerung, und überhaupt sind gerade diejenigen Punkte, wo die Franzosen den meisten Widerstand finden, hauptsächlich von Gliedern dieser Gesellschaft bewohnt.

Weniger wichtig als die vorangegangenen ist der Orden des Sidi Jussuf Hansali, der sich nicht über das Gebiet von Konstantine erstreckt und in dieser Stadt ungefähr zweitausend Mitglieder zählt. Ihr jetziges Oberhaupt ist Sidi Hammo-ez-Zuaui, ein ehrwürdiger Mann, der übrigens den Franzosen nicht feindlich gesinnt zu seyn scheint. Vor der Eroberung war sein Haus eine Zuflucht für die vom Dey Verfolgten; jetzt, da die Justizverwaltung keine Verstecke mehr duldet, ist es eine Elementarschule für Kinder und eine Erziehungsanstalt für Erwachsene, die sich dem gelehrten Stande widmen wollen. Wer die Rose des Sidi Jussuf Hansali tragen will, muß zwanzig Mal am Nachmittage und einundzwanzig Mal nach Sonnenuntergang einen gewissen Vers des Koran hersagen und nach Beendigung beider Gebete den Anruf: O Gott! Heil für unseren Herrn und Lehrer Muhammed! zweihundertmal wiederholen.

Die neueste der religiösen Genossenschaften Algeriens ist die von Sidi Hamet Tsdschani gegründete. Dieser Mann war in Ain-Madhi, einer Stadt der algerischen Sahara, achtzig Meilen südwestlich von Algier, geboren und starb vor noch nicht funfzig Jahren in Fez. Er besaß ungeheure Reichthümer, zeigte sich aber exemplarisch fromm und überaus freigebig. Hierdurch gewann er einen großen Kreis von Verehrern und hatte bald solchen Einfluß in der Sahara erlangt, daß die Türken in seiner prunkenden Tugend einen Versuch zu politischer Herrschaft sahen und der Dey beschloß, der Huldigung des reichen Mannes ein Ende zu machen, indem er die Stadt Ain-Mahdi zerstörte. Er schickte ein zahlreiches Heer gegen die gut befestigte Stadt; aber der Marabut hatte seinen Anhängern versprochen, das Pulver der Türken würde nicht „reden"; und in der That, die gegen die Mauern gerichteten Kanonen gaben kein Feuer, während die Artillerie der Belagerten sicher traf und tödtete. Wenn nun auch die Erzählung nicht wörtlich zu nehmen ist, so ist doch ausgemacht, daß die Türken mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden. In der ersten Wuth drohte der Dey mit schrecklichen Racheplänen, als plötzlich eine himmlische Warnung seine Gesinnungen veränderte. Es träumte ihm nämlich, er sey in eine Frau verwandelt worden, lebe in Gemeinschaft mit denen, die er bisher als seine Sklavinnen behandelt hatte, und werde darum von aller Welt verachtet. Das Erwachen hätte den traurigen Eindruck verwischen sollen, jedoch abergläubische Menschen lassen keine Vernunftgründe zu. Von diesem Augenblicke an wurde der Dey aus einem erbitterten Verfolger ein großmüthiger Beschützer der Brüderschaft. Er ließ alsbald dem Marabut schreiben, er bitte dringend, sein Betragen zu entschuldigen, und der Orden möge ihn selbst als einen treuen Genossen ansehen. Als Unterpfand seines Wohlwollens schickte er dem Marabut große Geschenke an Vieh, kostbaren Stoffen und Spezereien. Man weiß nicht, warum Sidi Hamet Tsdschani ein Land verließ, wo sein Ansehen so begründet war, um in Marokko neue Prüfungen zu bestehen. Seine Tugend siegte indessen auch hier über das Mißwollen der marokkanischen Ulema's, und keine Händel beunruhigten seine letzten Tage.

Sein Nachfolger Sidi Hadsch-Ali verließ Fez, um wieder nach Ain-Madhi zurückzugehen. Der zweite Chalifa war noch reicher als der erste. Er besaß achthundert schwarze Sklaven, war aber eben so freigebig, als sein Vorgänger. Er starb 1844 und hinterließ einen sehr gepriesenen Namen. Das gegenwärtige Haupt des Ordens ist der Sohn des ersten Gründers, der sich bereits öfter gefällig gegen die Franzosen gezeigt hat. Der Orden zählt Genossen bis nach Arabien hin und besitzt Moscheen in Tunis, Algier, Konstantine, Bona u. s. w. Die Khuanen dieser Genossenschaften beten dreimal des Tages; in dem Morgen- und Abendgebet werden unter Anderem die Worte: Gott, verzeihe! hundertmal hinter einander gesagt.

Abd-el-Kader, der alle diejenigen als seine persönlichen Feinde betrachtet, die nicht das Schwert gegen die Franzosen ziehen, hat Alles aufgeboten, um die Khuanen des Ordens Tsdschani den Muselmännern verdächtig zu machen. Neun Monate des Jahres 1838 belagerte er Ain-Madhi und brachte ohne Erfolg ungeheure Opfer an Menschen und Geld. Als 1844 eine französische Kolonne unter dem Befehl des Herzogs von Aumale im Süden von Konstantine bis zu den Zibân vordrang, versammelten sich die Nomaden der Wüste in Temassin, um bei ihrem Orakel, dem Haupte der Khuanen des Ordens Tsdschani, zu fragen, wie sie sich verhalten sollten. Der Marabut, der Abd-el-Kader's ungerechten Angriff noch nicht verwunden hatte, antwortete: „Gott hat Algerien den Franzosen gegeben und beschützt ihre Herrschaft; bleibt also im Frieden und laßt das Pulver nicht reden gegen sie." Diese Worte des ehrwürdigen Hadsch-Ali verhinderten Blutvergießen.

Die Muselmänner haben auch ihre Jesuiten! Es sind dies die Aissaua, die Anhänger des Sidi Mohammed-ben-Aïssa, die, da Aïssa im Koran: Jesus bedeutet, nicht etwa blos allegorisch, sondern ganz buchstäblich Jesuiten sind. Weiter aber als bis zum Namen geht die Aehnlichkeit nicht, denn ihre Intriguen sind sehr niedriger Art, ihre Gaukeleien auf die dumme Leichtgläubigkeit des Volkes berechnet, während sich ihre politische Rolle auf das Spioniren und Umhertragen von Neuigkeiten beschränkt. Will man im Mönchswesen nun einmal eine ähnliche Genossenschaft auffinden, so wird man sie eher in den Bettelorden, als in dem des Loyola suchen.

*) Ein Dollar, eine vorzugsweise in den Vereinigten Staaten gangbare Münze, gilt um ein Unbedeutendes mehr als der spanische Piaster. Jener ist gleich 3 Fr. 87 Cent. oder nach unserem Gelde 1 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf.; dieser 3 Fr. 41 Cent. oder 1 Thlr. 10 Sgr. 2½ Pf. Hieraus ergiebt sich, daß der Centner Quecksilber früher 60 Thlr. 13 Sgr., jetzt aber 161 Thlr. 20 Sgr., resp. 266 Thlr. 7 Sgr. kostet.

Die Aissaua schreiben ihren Ursprung aus Marokko her. Ihre Genossenschaft wurde vor 300 Jahren in Mekneß, einer damals sehr wichtigen Stadt, gegründet. Sidi Mohammed-ben-Aissa, der Gründer, war ein Mann, dessen Armuth beim Volke sprüchwörtlich geworden war; dagegen besaß er einen großen Reichthum an Gottvertrauen. Als Vater einer zahlreichen Familie, die mit herzzerreißendem Jammer nach Brod verlangte, hätte ein gewöhnlicher Mensch Arbeit gesucht. Der Mann Gottes aber geht ruhig in die Moschee und betet. Eines Tages, als sich die Familie in der äußersten Noth befand, kam ein Engel in Menschengestalt zu ihr, stellte sich als einen Boten Aissa's vor und überreicht der trostlosen Familie den nöthigen Vorrath für ein reiches Mahl. An den folgenden Tagen kommt derselbe Bote wieder und verdoppelt mit jedem Male sein Geschenk von gestern. So folgt in kurzer Zeit auf die drückendste Armuth eine Zeit großen Ueberflusses. Gott legt seinem Diener, nachdem er ihn im Mangel geprüft, die schwierigere Probe des Reichthums auf. Die Frau des Marabut, die mit einem Eimer aus der Cisterne Wasser schöpfen will, zieht denselben voll mit Goldstücken heraus. Der heilige Mann vertheilt das Geld unter die Armen und bittet den Himmel nur um reines Wasser zu den pflichtgemäßen Waschungen. Der Ruf des Marabut verbreitet sich, und von allen Seiten strömen Schüler herbei. Sidi Aissa begnügt sich mit der Wahl von Einem Hundert. Indem er sie an den Verdiensten seiner Wunderkraft theilnehmen ließ, verlangte er ein unbegränztes Vertrauen und blinde Hingebung.

(Schluß folgt.)

England.

Sir Peter Laurie und die einsame Haft.

Mit Bezug auf die in Nr. 73 des Magazins erwähnte Schrift des Sir Peter Laurie, aus der wir dort Auszüge gegeben, sind uns von Herrn Dr. R. H. Julius einige erläuternde Notizen zugegangen, die wir dem Publikum um so weniger vorenthalten mögen, als wir die Vorurtheile, welche gegen die Zellengefängnisse verbreitet sind, vermöge der persönlichen Beobachtungen, die wir in England und Schottland angestellt, nicht theilen. Herr Dr. Julius schreibt uns:

I. Sir Peter Laurie, ursprünglich Sattler in London und als Alderman bei einer feierlichen Gelegenheit zum Ritter geschlagen, steht seit 12—15 Jahren an der Spitze des Theils der Aldermen, die sich hartnäckigst allen Verbesserungen Newgate's (mit Ausnahme des weiblichen Theils durch Elis. Fry), des schlechtesten Gefängnisses in England, widersetzen, wozu selbst Lord John Russell und Sir James Graham (also Whigs und Tories), als Minister des Innern, vergebens der reichen Altstadt London Tragung der halben Kosten durch die Regierung anboten.

II. In dem ganzen Geschwätz sind Milbank (1816 auf einem schon von Howard wegen Ungesundheit verworfenen Platze nach einem ganz unsinnigen Plane erbaut) und Pentonville zusammengeworfen, um Eindruck zu machen und die Sünden von jenem diesem aufzuhalsen. In Milbank findet gar keine ordentliche Einzelhaft statt, wie in Pentonville, und dessen Zellen sind (1816—20 erbaut) elend, unventilirt u. s. w.

III. Sämmtliche drei Berichte über Pentonville sind in meinen „Jahrbüchern" abgedruckt. Wenn unter 741 im Jahre 1844 durch das Haus gegangenen Gefangenen der schlimmsten Art im ganzen Jahre nur 82 Strafen vorkommen, kann man, däucht mir, zufrieden seyn. Bei den Todesfällen waren Zusätze und Verdrehungen unmöglich, und Sie haben schon selbst deren geringe Zahl angemerkt. Im ganzen Jahre kamen bei den 741 Sträflingen an Krankheitsfällen 14 schwere und 779 von leichtem Unwohlseyn vor. Im 7ten Bande meiner „Jahrbücher" ist der betreffende Bericht vollständig abgedruckt.

IV. Der Hausordnung von Pentonville will ich nicht die Schmach anthun, sie mit den leider noch in manchen deutschen Strafanstalten gültigen zu vergleichen. Das aber kann ich sagen, daß sie die weiseste und versittlichendste der Welt ist. Eine treue Uebersetzung derselben findet sich in Julius „Englands Mustergefängniß" (Berlin, Enslin, 1846, 8.).

V. Es bleibt also nichts Neues und Wahres, als der Brief des Schiffs-Wundarztes. Wer die Gräuel, den Lärm und den Müßiggang der englischen Transportschiffe nach der Südsee für Verbrecher kennt wie ich, wird sich wahrlich nicht wundern, daß ein 14 Jahre in der stillen, beschäftigten, belehrenden, bessernden Ruhe der Zelle und des Spazierhofes lebender Sträfling, der nur wenige ehrliche und edle Männer um sich hat, verdutzt und verdummt dasteht, wenn er in ein Gehenna von 3—400 Verbrechern plötzlich bei Tage und bei Nacht hineingeräth, wie sie ein solches Transportschiff darbietet.

VI. Endlich frage ich, ob Männer wie Lord Wharncliffe, Herzog von Richmond, Graf von Devon, Graf von Chichester, Lord John Russell, Ch. S. Lefevre (Sprecher des Unterhauses), B. C. Brodie (Londons erster Wundarzt), Dr. Ferguson (einer der königl. Leibärzte), und Major Jebb, Mr. Crawford und Mr. Russell, die drei General-Inspektoren der Gefängnisse, welche das Comité von Pentonville bilden, sich dort allwöchentlich versammeln und die Berichte ans Parlament abgefaßt und unterzeichnet haben, solche Dinge dulden würden, wie sie Sir P. Laurie herausdestillirt, wenn sie wahr wären?

Mannigfaltiges.

— Deutsche Eisenbahnen. Von dem im vorigen Jahre erschienenen, für Reisende sowohl als für Actienbesitzer und für Geschäftsleute aller Art unentbehrlichen „Deutschen Eisenbahn-Buch" des Freiherrn Dr. F. W. v. Reden ist kürzlich die zweite Auflage ausgegeben worden, zu welcher zwar ein großer Theil des Inhalts der ersten Auflage in unveränderter Form benutzt ist, doch hat das Buch auch manche wesentliche Vermehrung und Bereicherung erhalten, wozu namentlich zu zählen: die tabellarischen Zusammenstellungen der deutschen Bahnen, sowohl der bereits fertigen, als der im Bau begriffenen und der gesicherten, nach den verschiedenen Staaten, mit Angabe ihrer Länge, Kosten, Actiencourse ꝛc.; eine Darstellung der speziellen Verhältnisse aller seit Mai 1845 dem Verkehr eröffneten Bahnen und eine gänzlich neue Bearbeitung der dem Buche beigegebenen Karte. Nach jenen tabellarischen Zusammenstellungen waren zu Anfang des Jahres 1846 in Deutschland Eisenbahnen

vollendet	436,28 Meilen
im Bau begriffen	403,42 „
gesichert	474,98 „
mehr oder weniger ernstlich projektirt	375,85 „

Nach seiner Vollendung würde mithin das deutsche Eisenbahnnetz groß seyn . . . . . 1691,12 Meilen, wovon jetzt bereits über ein Viertel in Betrieb ist und ein anderes Viertel (zusammen 840,30 Meilen) bis zu Ende des Jahres 1847 hergestellt seyn wird.

Von den dem Verkehre eröffneten Eisenbahnen kommen auf Oesterreich (so weit es zum deutschen Bund gehört) 131,75 Meilen, Preußen 150,16, Anhaltische Herzogthümer 8,2, Königreich Sachsen 30,5, Sächsische Herzogthümer 3, Bayern 26,72, Württemberg 1,5, Baden 30,75, Großherzogthum Hessen 0,25, Nassau 5,11, Frankfurt 0,5, Braunschweig 15,20, Hannover 9,45, Hamburg, Lübeck und Bremen 2, Holstein und Lauenburg 20,82 Meilen.

Auf Staatskosten sind in Oesterreich, Bayern, Hannover, Württemberg, Baden und Braunschweig von den mit Dampfkraft befahrenen Eisenbahnen 129,16 Meilen erbaut, die einen Kostenaufwand von 44,151,760 Thlr. erforderten. Die übrigen 307,72 Meilen gehören 24 Actien-Gesellschaften und wurden für die Summe von 88,940,490 Thlr. erbaut.

Von den im Bau befindlichen 403,42 Meilen werden 137,25 Meilen auf Kosten einzelner Staaten, 266,17 Meilen dagegen von Actien-Gesellschaften ausgeführt. Die Kosten für erstere sind auf 55,593,810 Thlr. und die für letztere auf 85,922,940 Thlr. berechnet. Von diesen im Bau befindlichen Eisenbahnen kommen auf Oesterreich 69,4 Meilen, Preußen 148,02, Anhaltische Herzogthümer 2,2, Königreich Sachsen 40, Sächsische Herzogthümer 9,5, Bayern 47,1, Württemberg 2,5, Baden 11,9, Großherzogthum Hessen 7,75, Nassau 0,75, Frankfurt 2, Kurfürstenthum Hessen 21,25, Hannover 20,45, Mecklenburg 13,25, Holstein und Lauenburg 6,75 Meilen.

Was die dritte der oben erwähnten Abtheilungen, nämlich die gesicherten Eisenbahnen, betrifft, deren Bau indessen noch nicht begonnen, so kommen davon auf Oesterreich 35 Meilen, Preußen 184,75, Königreich Sachsen 1,5, Sächsische Herzogthümer 14,5, Bayern 60,5, Württemberg 54,5, Großherz. Hessen 14,75, Nassau 3,5, Frankfurt 1, Kurfürstenth. Hessen 16, Hannover 62,25, Hamburg, Lübeck und Bremen 0,5, Mecklenburg 16,75, Holstein und Lauenburg 9,5 Meilen. Es sind dies zusammen 474,98 Meilen, von welchen 157 auf Staatskosten (mit einem Anschlage von 72,548,180 Thlr.) und 317,98 Meilen von Eisenbahn-Gesellschaften (mit einem Anschlage von 101,901,100 Thaler) erbaut werden sollen.

Bei dem jetzigen Stande des Geldmarktes in Deutschland und zum Theil auch in allen übrigen Ländern Europa's ist indessen anzunehmen, daß der Bau eines großen Theiles dieser gesicherten Eisenbahnen, eben so wie der der ernstlich projektirten 375,85 Meilen, bis dahin, wo die im Bau begriffenen vollendet und dem Verkehr übergeben sind, hinausgeschoben werden dürfte. Da dieser Zeitpunkt jedoch schon mit dem Ende des Jahres 1847 eintritt, so könnte gleichwohl das ganze deutsche Eisenbahnnetz in zehn Jahren vollendet seyn, besonders wenn inzwischen diejenigen Staaten, deren innerer Geldverkehr wegen Mangels an Banken größeren Schwankungen unterliegt, die Anordnungen, die in dieser Beziehung nöthig sind, getroffen haben werden.

Was die von den Eisenbahnen absorbirten Kapitalien betrifft, so stellt Herr Dr. v. Reden folgende Berechnung auf:

Die vollendeten Eisenbahnen kosten	133,092,230 Thlr.
Die im Bau begriffenen sind veranschlagt auf	141,516,780 „
Die gesicherten	174,449,280 „
Die projektirten	109,234,800 „
Das deutsche Eisenbahnnetz erfordert demnach ein Kapital von	558,293,080 Thlr.
Hiervon waren bis zum Schlusse des J. 1845 durch Einzahlungen aufgebracht	198,681,738 „
Blieben also noch zu decken	359,611,342 Thlr.

Von jenem auf 1691,12 Meilen berechneten deutschen Eisenbahnnetze sind oder werden auf Staatskosten erbaut 496,41 Meilen (auf 199,793,730 Thlr. veranschlagt) und aus Privatmitteln 1194,72 Meilen, wozu 358,499,330 Thlr. erforderlich sind oder waren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silberge. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Dell u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 78. Berlin, Dienstag den 30. Juni 1846.

China.

Die Stadt Su-Tschau, das chinesische Lyon.

(Nach dem Chinese Repository.*)

Eine der bedeutendsten und interessantesten Städte China's ist die Stadt Su-Tschau, die unter 31° 28′ nördlicher Breite und 120° 25′ östlicher Länge (von Greenwich) liegt. Sie ist von den französischen Missionairen mit Venedig verglichen worden, mit dem Unterschiede, daß Su-Tschau zwei Tagereisen vom Meer entfernt und nur durch kleine binnenländische Wasserstraßen zugänglich ist. Es ist die zweite Stadt der Provinz Kiangsu und die Residenz eines Gouverneurs, der nur dem in Nanking residirenden Statthalter untergeordnet ist. Sie hat eine schöne Lage in der Mitte großer Kanäle; das Land rings umher ist sehr reizend; ihr Klima ist köstlich, und sie wird von Vielen für die volkreichste Stadt des Reichs erklärt. Von Schangai führt der Weg dahin durch eine zusammenhängende Reihe von Dörfern und Städten. Nicht ein Zoll Boden wird unbebaut gelassen, und eine Aerndte folgt der anderen im Laufe des Jahres. Baumwolle, Seide, Reis, Weizen, Roggen, Gerste und Gemüse sind die gewöhnlichen Erzeugnisse. Der Verkehr wird durch Flüsse, Kanäle und Teiche, die von der blühendsten Vegetation umgeben sind, unterhalten. Hier sieht man den großen Maulbeerbaum mit eingekerbten Blättern, den rothblättrigen Talgbaum, das lange schwarze Bambus und die grüne Weide, vermischt mit den großen Blättern des Papierbaums, der dunkelgrünen schlanken Cypresse, der Fichte und dem sich weithin ausdehnenden Banianenbaum. In kurzen Zwischenräumen sieht man Maschinen zur Bewässerung, die von Menschen oder Büffeln bewegt werden; auch Granitschleusen bemerkt man zuweilen, die zu demselben Zweck erbaut sind. Alle Kanäle sind voll von kleinen Böten, Lichterschiffen, Dschonken, die hin und her fahren, von denen einige mit Früchten, Blumen und verschiedenen anderen Produkten beladen sind.

Su-Tschau ist wie Hang-Tschau nicht blos eine Stadt mit bedeutendem Handel und starker Seidenfabrication, sondern auch ein Ort des Vergnügens und der Zerstreuung. „Oben", sagt der Chinese, „ist das Paradies, unten sind Su und Hang." Sie fügen hinzu: „Um auf Erden glücklich zu seyn, muß man in Su-Tschau geboren seyn, in Canton wohnen und in Liau-Tschau sterben." **) In der That ist Su-Tschau durch ganz China berühmt wegen der Pracht seiner Marmorgebäude, der Eleganz seiner Grabmäler, der Menge seiner Granitbrücken und künstlichen Kanäle, der malerischen Scenerie seiner Gewässer, Straßen, Gärten und Quais, der Artigkeit seiner Bewohner und besonders wegen der Schönheit des weiblichen Geschlechts. Es heißt, daß die Stadt eine „Million Einwohner" enthalte, und daß andere Millionen in ihrer Nachbarschaft leben. Wirklich sind auch mehrere Städte in eine vereinigt und bilden zusammen das, was man Su-Tschau nennt: zuerst die eigentliche Stadt, von hohen Mauern eingeschlossen, die zwei Meilen im Umfange haben; dann die Vorstädte, welche vier besondere Städte bilden, deren eine von der eigentlichen Stadt durch den zwei Meilen langen und fast eben so breiten Kaiserkanal getrennt ist, und drittens die zahlreiche Bevölkerung, die auf den Gewässern wohnt.

Diese merkwürdige Stadt ist nie vollständig beschrieben worden. Mehrere Missionaire haben sie besucht, aber wenig von ihr erzählt. Lord Macartney passirte sie, gab aber nur wenige Notizen von ihren eleganten Brücken, ihrer Seidenkultur und den Sitten ihrer Bewohner. Viele, und unter ihnen der muthige Fortune, versuchten die Stadt zu betreten, aber ohne Erfolg. Herr Isidore Hedde, ein Attaché der neuesten französischen Gesandtschaft, den man mit dem Auftrage, die Kultur der Maulbeerbäume und Seidenwürmer zu studiren, ausgeschickt hat, war glücklicher. Er ging nach Su-Tschau in chinesischer Kleidung und durchwanderte Stadt und Vorstädte, ohne erkannt oder belästigt zu werden. Er besuchte mehrere Monumente, die Münze, die große Halle zur Prüfung der Gelehrten, ein Nonnenkloster, wo junge Mädchen im Lesen, Singen und Putzen zum Vergnügen der höheren Klassen unterrichtet werden, und die beiden großen Anstalten zum Weben der kaiserlichen Kleider. Nachdem er zum östlichen Thor hereingekommen, ging er durch das westliche hinaus und besuchte daselbst den interessanteren Theil von Su-Tschau, den Brennpunkt chinesischer Industrie. Hier sind unzählige Fabriken von Eisen, Elfenbein, Gold, Silber, Holz, Knochen, Horn, Glas, Erde, Papier, Ma *), Baumwolle und Seide. Er sah hier seidene Gewebe aller Art, Zeuge, Bänder, Teppiche und sogar Böte von Seide. Auch sah er ein eigenthümliches Gewebe, welches kehsz heißt und nur in Su-Tschau zu finden ist, und zu dessen Herstellung die verschiedenen Operationen des Webens, Malens, Stickens und Nähens in Anwendung kommen.

Einige Engländer haben Su-Tschau das London des östlichen China genannt, doch würde es mit Rücksicht auf seine Seiden-Industrie mit mehr Recht von den Franzosen das chinesische Lyon genannt werden. Herr Hedde besuchte auch die Pagode auf dem Tigermasen-Hügel, von wo er eine umfassende Aussicht hatte auf die Stadt, die Befestigungen, den großen Kaiser-Kanal, die Flüsse, Ströme und Teiche, welche die Stadt durchschneiden, die zahlreichen Tempel und Regierungs-Büreaus, die unzähligen Straßen, die untermischten Terrassen und Blumenbeete. Am Fuße des Hügels stehen die schönsten Buden jeder Art. Herr Hedde setzte seinen Weg von Su-Tschau fort längs des kaiserlichen Kanals, auf welchem er elegante Böte sah, die von jungen Mädchen geführt wurden, welche reich gekleidet waren und den Kopf mit Gold und Blumen bedeckt hatten. Er traf oft große Dschonken, die mit den kaiserlichen Geldern beladen waren. Er kam durch den Wukiang-Distrikt, einen der seidenreichsten, der an den berühmten Seidenbezirk Kin-Sching und das hochberühmte Hu-Tschau gränzt. Er sah die Felder mit Maulbeerbäumen, bemerkte die Art des Anbaus und stellte Forschungen an über das Säen, Pflanzen und Pfropfen dieser interessanten Bäume. Er hat von seinem mühsamen Ausflug Seidenwürmer, Maulbeerbäume, Maspflanzen, Zeichnungen und Gemälde, Apparate und Webstühle mitgebracht und gedenkt einen ausführlichen Bericht bekannt zu machen über seine Wanderungen in Sunti, einem Seidenbezirk in der Provinz Canton, in Tschang-Tschau, einem Seidenfabrications-Bezirk in Fukien, und von verschiedenen chinesischen Werken über Maulbeerbäume, die Seidenwürmerzucht und die Seidenweberei Uebersetzungen herauszugeben.

*) Die Engländer schreiben den Namen dieser Stadt Soochau, wodurch er ein ganz deutsches Ansehen bekommt.

**) Die Eingebornen von Su-Tschau zeichnen sich durch körperliche Schönheit aus; Canton bietet seinen Bewohnern das genußreichste Leben, und in Liau-Tschau Kiangsi ist darum gut sterben, weil die Bäume, die hier im Ueberfluß wachsen, die schönsten Särge liefern.

Mexiko.

Mexiko und die Vereinigten Staaten. *)

III.

Die Vereinigten Staaten waren kaum gegründet, als ihre Eroberungslust und ihre ehrgeizigen Absichten sich in wiederholten Einfällen bald kleinerer, bald größerer Trupps von Eingebornen in das spanische Gebiet kundgaben. Der Hauptmann Aaron Burr, Jefferson's Nachfolger in der Vicepräsidentur der Vereinigten Staaten, ging im Jahre 1805 so weit, seinen Plan, Neu-Spanien zu überfallen und aufzuwiegeln, öffentlich bekannt zu machen. Auf den energischen Einspruch des Vicekönigs wurde er zwar festgenommen und zur Untersuchung gezogen, aber bald darauf freigesprochen. Dieser schauspielartigen Genugthuung folgte eine kurze Eintracht. Im Jahre 1812 schlug das Kabinet von Washington dem Vicekönige Don Francisco de Venegas vor, die amerikanischen Gränzen bei der Mündung des Rio Bravo del Norte zu fixiren, sie bis auf den 31sten Grad N. Br. zurückzuschieben und schließlich eine gerade Linie bis zum stillen Ocean zu ziehen; in Folge dessen die Vereinigten Staaten Herren der Provinzen Tejas, Neu-Santander, Neu-Biscaya, Neu-Mexiko, Sonora und Ober-Kalifornien geworden wären. Das spanische Kabinet wies solche Anmuthungen mit Unwillen zurück, und es begannen von nun an, zwar vereinzelte, aber sich fortwährend erneuernde Feindseligkeiten. Offiziell gemißbilligt, im Geheimen aber ermuthigt und begünstigt, bemächtigten sich amerikanische Abenteurer der Städte Bahia und San Antonio de Bejar, und den Neckereien derselben wurde erst ein Ende gemacht, als ein blutiger Sieg des spanischen Generals Elizondo sie theils niedergehauen, theils nach Louisiana zurückgejagt hatte. Darüber kam es nun zum Traktat von Florida, und bis zum Ende der königlichen Herrschaft zu Mexiko ereignete sich nichts Feindseliges zwischen den beiden Mächten. Indessen gelang es den Bürgern der Vereinigten Staaten, von Iturbide und seinen Nachfolgern zu wiederholten Malen Land abgetreten zu erhalten. Ja, sie

*) Ma, unrichtig genannt Grastuch, ist ein Gewebe aus den Fasern der urtica nivea, verschieden von dem Canton-Ma, welches gewöhnlich aus cannabis sativa gemacht wird.

**) Nach Dupaix de Mofras.

hatten so wenig ihre Eroberungspläne aufgegeben, daß sie im Jahre 1836 das Banner der Union auf mehreren Punkten Mexiko's aufzupflanzen versuchten, und daß im Jahre 1842, mitten im tiefsten Frieden und ohne vorausgeschickte Kriegserklärung, der Commodore der Union und Befehlshaber der Südsee-Station, sich des Hafens Monte-Rey, der Hauptstadt von Neu-Kalifornien, bemächtigte. Die mexikanische Politik vergaß ihrerseits die durch ihre Schwäche geforderte kluge Zurückhaltung, und das Dekret Santana's vom 8. August 1843 trug nicht wenig dazu bei, die Gereiztheit zwischen den beiden Mächten zu nähren, da er durch die völlige Absperrung der Zollgränzen jede zu Lande bewerkstelligte Handelsverbindung mit den Amerikanern auf formelle Weise untersagte.

Kürzlich hat die Frage über die Einverleibung von Texas an die Union neue Streitigkeiten hervorgerufen, aus denen sich bedeutende Ereignisse entwickeln können. Sobald diese Frage von den Journalen besprochen worden war, kündigte Herr von Bocanegra, damaliger Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Mexiko, dem Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten an, daß das mexikanische Kabinet eine solche Einverleibung als eine Kriegserklärung betrachten werde. Auf diese Drohungen erwiederte die Regierung der Union in aller Ruhe, daß Frankreich, England und die Vereinigten Staaten nach einem gemeinsamen Beschlusse die Unabhängigkeit von Texas anerkannt hätten, daß diese Republik demnach von jetzt ab völlig Herrin ihres Willens sey, und daß übrigens, im Falle einer Verbindung zwischen ihr und der Union, dieselbe durchaus friedlicher Natur seyn werde, so daß Mexiko weder Grund noch Recht zu einer Beschwerde daraus entnehmen könne, widrigenfalls aber die Verantwortlichkeit seines Widerstandes auf dasselbe zurückfallen müsse. Kurze Zeit darauf trug der Kongreß zu Washington auf die nähere Vereinigung mit Texas an; und alsbald schleuderte der Präsident Herrera eine Art von Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten, die statt aller Antwort ihre Geschwader im Busen von Mexiko und im Südmeer verstärkten. Sobald nun die Vereinigung wirklich bewerkstelligt war, schritten die amerikanischen Truppen bis zur äußersten Gränze vor. Der General Paredes, damals provisorischer Präsident, erklärte zwar in seiner Proclamation vom 21. März 1846, daß das Recht einer Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten rücksichtlich der Usurpation von Texas nur der gesetzgebenden Versammlung zustehe, indessen nahm er gleichwohl keinen Anstand, jede Verbindung mit der Union abzubrechen und dem amerikanischen Bevollmächtigten seine Päße auszufertigen. Schon hatte sich der General Taylor auf Befehl der Bundesregierung in den letzten Tagen des März auf dem linken Ufer des von den mexikanischen Truppen verlassenen Rio Bravo del Norte im Angesicht von Matameros gelagert.

Den letzten Nachrichten zufolge, ist der schon seit langer Zeit drohende Krieg endlich ausgebrochen, und nachdem Gen. Taylor anfangs durch einen Ueberfall von Seiten der Mexikaner über den Rio del Norte zurückgedrängt worden, hat er dieselben bereits wieder mit Hülfe von Freiwilligen-Corps völlig geschlagen. Ferner hat das amerikanische Geschwader im Busen von Mexiko Befehl erhalten, Vera-Cruz anzugreifen; in der Südsee werden ohne Zweifel Mazatlan, San Blas, Acapulco und Guaymas blokirt werden, und die Streitkräfte im stillen Ocean werden diesmal nicht zögern, sich Kaliforniens definitiv zu bemächtigen. Der durch diese Nachrichten in England hervorgebrachte Eindruck war, wie man sich denken kann, nicht gerade der angenehmste, denn mit schlechtverhehlter und durch die Wichtigkeit des Gegenstandes gerechtfertigter Eifersucht sehen es die Engländer mit an, wie die Amerikaner allmälig sich zu Herren eines an das Oregon-Gebiet gränzenden Landes machen, vermittelst dessen sie vom Hafen San Francisco aus die ganze Westküste bis zum Norden des neuen Welttheils beherrschen.

Indessen die ganze Aufmerksamkeit der mexikanischen Regierung durch ihre Zerwürfnisse mit den Vereinigten Staaten in Anspruch genommen wird, macht sich Yucatan von ihr unabhängig, ruft seine Abgeordneten von der Bundes-Versammlung der Hauptstadt ab und richtet an die nordamerikanische Union den Vorschlag einer Vereinigung. Im Süden der Provinz Mexiko veröffentlicht der General Alvarez zu Gunsten Santana's eine Erklärung und verkündigt eine Bundesverfassung. Kalifornien spricht gleichfalls seine Unabhängigkeit aus und stellt den Gouverneur Pico an die Spitze der Republik. Dieser vertreibt alsbald den mexikanischen General Micheltorena mit Hülfe derselben amerikanische Jäger, welche schon in den Jahren 1836 und 1841, wiewohl mit geringerem Erfolg als jetzt, das besternte Banner auf den Küsten des stillen Oceans aufgepflanzt hatten. In dem Augenblick, wo wir schreiben, hat sich in der an goldhaltigen Lagerungsschichten reichsten Provinz (man findet hier zuweilen Goldkörner bis zur Schwere von 10 Kilogramm), in der Sonora, und zwar in der Stadt Alamos, eine Junta gebildet, um zu entscheiden, ob die Provinz fernerhin an Mexiko festhalten solle, oder ob nicht eine Verbindung mit den Vereinigten Staaten vortheilhafter wäre.

Wir sehen auch in Amerika, eben so wie in Europa, in der neuen Welt wie in der alten, jenes Gesetz zur Geltung kommen, nach dem die im Süden wohnenden Völker von den aus dem Norden herkommenden überwältigt oder verdrängt zu werden bestimmt scheinen. Das Bestreben der Politik der Vereinigten Staaten, die Provinzen Neu-Spaniens in den Bereich der Union zu ziehen, hat sich schon seit langer Zeit kundgegeben, und Niemand kann vorhersehen, wo dieses Streben seine Gränze finden und welches das Ziel des Ehrgeizes der angelsächsischen Völkerschaften seyn wird. In der That würde sich die Bevölkerung der Vereinigem Staaten, deren Seelenzahl schon jetzt 18 Millionen beträgt, nach einer solchen Einverleibung auf nahe an 25 Millionen erheben. Welch ein furchtbarer Nachbar für das heruntergekommene Mexiko, welch ein mächtiger Bundesgenosse für die befreundeten Nationen Europa's, welch ein schrecklicher Gegner für die erste Seemacht müssen die Vereinigten Staaten seyn, wenn sie die Päfen des Atlantischen Oceans und des Meerbusens von Mexiko innehaben, die Südsee durch das Gebiet des Oregon, Kalifornien und seinen bewundernswürdigen Hafen San Francisco beherrschen, die Westküsten, die fruchtbarsten Gegenden Neu-Spaniens, Guatimala's, Central-Amerika's und Neu-Granada's in ihrer Gewalt und die Sandwichsinseln, gleichsam wie ein Ruhepunkt zwischen Amerika und China gesetzt, in Aussicht haben! Wenden wir den Blick nach Europa, so würde die Union auf der Seite des Atlantischen Oceans über die Landstraße von Kanada bis zum Karaibischen Meere gebieten, die Inselgruppen der Bermuden, Bahama und der Antillen bedrohen und vielleicht, durch die fortschreitende Auflösung der spanischen Republiken unterstützt, den schönen Traum ihrer Präsidenten verwirklichen, wonach ihre Gränzen bis zum Isthmus von Panama sich ausdehnen.

Ohne Zweifel würde sich eine so bedeutende Erweiterung nicht bewerkstelligen lassen, ohne das Mißbehagen mehrerer Mächte zu erregen und ohne das gute Einverständniß einiger politischen Verhältnisse zu stören. Frankreich allein dürfte sie wohl, wenn nicht mit Gleichgültigkeit, doch wenigstens ohne Unruhe mit ansehen; dasselbe dürfte aber keineswegs mit einer andern großen Nation der Fall seyn. Indeß würde sich nach unserer Ueberzeugung die größte Gefahr dieser Vergrößerung am ersten im Herzen der Union selber fühlbar machen, und die Ablösung der südlichen Bundesstaaten von den nördlichen würde vielleicht die nächste Folge einer zu großen Entwickelung nach Süden zu seyn.

Keine andere Macht hat wohl die Möglichkeit und die Gefahr dieser sehr wahrscheinlichen Vergrößerung der Vereinigten Staaten richtiger begriffen, als England; weshalb es sich denn auch, obwohl vergeblich, bemüht hat, die französische Regierung vor den Folgen derselben in Furcht zu setzen und sie zu überzeugen, daß es eben so für das monarchische Frankreich, wie für die übrigen europäischen Königreiche von der größten Wichtigkeit sey, die zu große Ausbreitung des demokratischen Elements zu verhindern, weil dieses früher oder später, durch eine Reaction der neuen Welt auf die alte, die Existenz aller Throne in Frage stellen könnte. Wer merkt übrigens nicht, daß Großbritanien sich hier eines bloßen Schreckbildes bedient, um Frankreich an seine Interessen zu knüpfen, und wer weiß heutzutage nicht, daß sein wahrer Zweck darauf hinausläuft, in Amerika die Entwickelung des Ackerbaus und des Gewerbfleißes zu schwächen, um seine eigene Macht in Indien zu vergrößern.

Indessen würde es für Mexiko mehrere Mittel geben, der traurigen Zukunft, der es entgegengeht, auszuweichen. Das erste würde vor allen die Abtragung seiner Schulden seyn, durch die es in der strengsten Abhängigkeit von den fremden Nationen, insbesondere von England, gehalten wird; das zweite würde in der regelmäßigen Besoldung seiner Beamten bestehen, wodurch die vielfachen Veruntreuungen vermieden würden; endlich müßte es eine hinreichende Truppenzahl unterhalten, um die Einfälle der Indianer abzuwehren, seine Nordgränzen zu beschützen und seinen Nachbarstaaten Achtung einzuflößen. Aber zur Erreichung dieser Resultate würde es sich nicht allein darum handeln, in seiner Verwaltung ein verständiges System der Sparsamkeit und Ordnung einzuführen und aufrecht zu erhalten, sondern es müßte auch die Ergiebigkeit der edeln Metallbergwerke in sehr bedeutendem Verhältniß erhöht werden, was nicht anders durch die mexikanische Regierung erreicht werden kann, als durch die Erlangung des Eigenthumsrechts und durch die allgemeine Anwendung des von dem gelehrten Becquerel erfundenen Verfahrens, nach welchem der Gebrauch eines so kostbaren Metalls, wie das Quecksilber ist, ganz überflüssig gemacht wird. In allen Fällen würden aber diese Verbesserungen unausführbar oder doch unnütz seyn, wenn die Regierungsform dieselbe verbliebe. Nicht erst seit kurzem hat man die Einführung einer europäischen Monarchie als das einzige Mittel bezeichnet, um die inneren Zerwürfnisse zu tilgen und die Parteien aufzulösen. Zavala, Minister des mexikanischen Kabinets zu Paris, hatte im Jahre 1834 über diesen Gegenstand einige vorläufige Unterhandlungen eingeleitet. Zu Ende des Jahres 1840 wagte Gutierrez Estrada, einer der ehrenhaftesten und aufgeklärtesten Mexikaner, dem Gerede und vielleicht dem Dolche einiger Zanatiker zum Trotz, zu Mexiko selbst ein Buch drucken zu lassen, worin er den Vorschlag einer Wiederherstellung des Thrones mit der Berufung eines fremden Prinzen verband. Die republikanische Partei ist übrigens ohne wirkliche Kraft, da sie in zwei Fractionen getheilt ist: die Centralisten oder schottischen Freimaurer, und die Föderalisten oder Freimaurer nach Yorkschem Ritus. Die Logen der Letzteren verdanken ihre Entstehung dem amerikanischen Agenten Poinsett, der, treu den Instructionen seines Kabinets, die föderalistischen Ideen in Mexiko zu Ansehen und Gunst brachte, wohl wissend, daß durch die Theilung des Landes in kleine, freie Staaten die Union weniger Mühe haben würde, die längst gewünschte Zerstückelung desselben herbeizuführen. Die Ereignisse haben seine Ahnungen bestätigt und seine Berechnungen gerechtfertigt.

Es giebt in Mexiko wenig ehrenwerthe Leute, die nicht zu der sogenannten klerikal-spanischen Partei gehören. Die nämlichen Männer, aus deren Munde man öffentlich feurige Lobreden auf den Republikanismus hört, bekennen im Vertrauen ihre Vorliebe für die Königsherrschaft. Diese merkwürdige Rückkehr der amerikanischen Republiken zu monarchischen Ideen ist der beste Beweis, daß die republikanischen Tendenzen nach Eroberung einer scheinbaren Unabhängigkeit sich erschöpft haben und nun, da sie an Stelle des von ihnen zerstörten Gebäudes nichts Anderes zu setzen wissen, selber in Verlegenheit sind, was sie mit dieser so theuer erkauften Freiheit beginnen sollen. Ohne von den Vereinigten Staaten zu sprechen, wo die Tendenzen der loyalistischen Partei wohlbekannt sind, hat man nicht seit 1828 den Befreier Bolivar mit einem unserer Agenten eine Unterhandlung anknüpfen sehen über die Krönung eines französischen Prinzen zum Könige von Columbien? Zu Monte-

vides sind dieselben Wünsche laut geworden; seit zehn Jahren theilt sie auch Mexiko, und kaum vor einigen Monaten ist eine ähnliche Bitte von Seiten der Republik Neu-Granada ausgesprochen worden. Der General Paredes hat seit Erlangung der Macht die Klugheit gehabt, sich auf die monarchische und religiöse Partei zu stützen, deren Leiter, einer der fähigsten Männer von ganz Mexiko, Alaman, vor der Revolution Abgeordneter zu den spanischen Cortes war und seitdem mehrere Male Minister gewesen ist. Diese Partei vereinigt alle Männer von Gesinnung, und der einzige und allerdings nicht unbedeutende Fehler, den man ihr vorwerfen könnte, wäre der, daß sie sich zu lange von den öffentlichen Geschäften fern gehalten und dadurch einer Handvoll Abenteurer und Säbelklapperer es möglich gemacht hat, eine ganze Nation fast an den Rand des Abgrunds zu führen. Es versteht sich von selbst, daß, was Mexiko betrifft, das Bekenntniß der katholischen Religion und das Bestehen der Familienverhältnisse mit den vormaligen Beherrschern dieser Gegend die ersten Bedingungen seyn müßten, welche man von den zur Wiederherstellung der monarchischen Regierungsform berufenen Fürsten verlangen würde.

Die Infanten von Spanien, die französischen Prinzen und die österreichischen Erzherzöge erfüllen diese Bedingungen; und man kann versichern, daß, von welcher Seite auch der Bewerber um die Herrschaft sich stellen würde, dieser von Seiten der mexikanischen Bevölkerung mit allgemeiner Beistimmung würde empfangen werden.

Algerien.

Muhammedanische Ordensbrüderschaften.

(Schluß.)

Diesen Auserwählten, welche die Apostel des neuen Ordens werden sollten, legte Sidi-Aissa eine harte Prüfung auf. Am Bairamfeste ist es in jeder muhammedanischen Familie Sitte, einen Hammel zu opfern. Als nun einmal um diese Zeit die hundert Schüler Aissa's um ihn versammelt waren, erklärte er ihnen, daß er beschlossen habe, sie sämmtlich, gleich Hammeln, zu schlachten; sie sollten einzeln in sein Haus treten, um den frommen Plan an sich ausführen zu lassen. Einer der Khuanen wagt es, überschreitet die Schwelle, und alsbald sieht man das Wasser, das aus dem Hause auf die Straße zu fließen pflegt, blutroth werden. Andere folgen, und mit jedem neuen Ankömmling wird der Blutstrom größer und dampft den Umstehenden entgegen. Auf diese Weise geben sich neununddreißig Khuanen und ein Jude, der plötzlich zum Islam übergetreten war, dem Marabut preis. Die anderen Schüler entfliehen voller Schrecken und fluchen ihrem Lehrer. Die Polizei erfährt von der Metzgerei, dringt in das Haus des Heiligen und findet .... vierzig Hammel zu den Füßen von vierzig Gläubigen, die Allah lobsingen. Seitdem behielt Sidi-Aissa nur 40 Apostel bei.

Der Einfluß des armen Marabut wuchs bald in dem Maße, daß es der ruhmreiche Muley-Ismael, Sultan von Marokko, mit Verdruß bemerkte. Der Fürst faßte in Gemeinschaft mit seinen Großen den Plan, den Auserwählten Gottes ins Verderben zu stürzen. Aissa hatte sich mit seinen 40 Aposteln einige Meilen hinter Mekнes niedergelassen, in dem Orte Hameria, der, bis dahin nicht bewohnbar, plötzlich ein köstlicher Aufenthalt geworden war. Mehr aufgebracht, als in Staunen durch dieses neue Wunder versetzt, verkünden die Boten des Kaisers dem Marabut den Befehl, seine Residenz zu verlassen. „Euer Herr", antwortete Aissa, „handelt nach seinem Recht; aber saget ihm, daß ich bereit bin, nicht allein Hameria, sondern auch ganz Mekнes mit allem dazu gehörigen Land ihm abzukaufen." Dieses Anerbieten von Seiten eines sehr armen Menschen schien eine Beleidigung an der Majestät des Sultans, und man freute sich, nun einen Vorwand zu haben, den anmaßenden Marabut nach Herzenslust zu züchtigen. Man nannte ihm daher als Verkaufspreis eine ungeheure Summe, die größer war, als alle Schatzkammern des Staats aufweisen konnten; zugleich aber wurde ihm bedeutet, er werde streng bestraft werden, wenn er den Kauf jetzt verweigere. Der Marabut geht nichtsdestoweniger auf das Geschäft ein. Am Tage, der für den Abschluß festgestellt war, erscheint der Sultan mit seinen Offizieren und Ulema's in Hameria. „Hier ist der Kaufkontrakt", sagte der Despot zu dem armen Manne, „an dir ist die Reihe, deine Verpflichtung zu erfüllen." — „Du sollst befriedigt werden", antwortet Aissa demüthig. Er reibt mit dem Handteller an einem Olivenbaum, in dessen Schatten der Sultan und die Höflinge sitzen, und alsbald fällt aus dem Laube des Baumes ein Regen von Goldstücken auf die Sitzenden. Man sammelt die Stücke, zählt sie und findet eine weit größere Summe, als gefordert worden war. „An mir, Bewohner von Mekнes", ruft der Heilige, indem er sich stolz aufrichtet, „ist jetzt die Reihe, euch aus der Stadt zu jagen, denn eure Häuser, Paläste und Ländereien sind jetzt mein Eigenthum." Dies war nur allzu wahr. Die Umstehenden und der Kaiser selbst beugen sich vor dem Manne Gottes und bitten ihn, nicht mit aller Strenge sein Recht zu gebrauchen. „Ich bin es zufrieden", antwortete Aissa, „aber unter der Bedingung, daß jedes Jahr in den sieben Tagen nach dem zwölften des Mondes des Mauled (Geburtstag des Propheten) alle Bewohner von Mekнes, mit Ausnahme meiner Khuanen, zu Hause bleiben und mit den härtesten Strafen belegt werden sollen, wenn sie sich auf der Straße sehen lassen. Diese Bedingung soll für immer gehalten werden, und jeder Sultan und jede Behörde der Stadt hat in Zukunft ihre Ausübung zu überwachen." Der Vorschlag wurde als eine Wohlthat angenommen. Ein Kontrakt, der in diesem Sinne aufgesetzt wurde, erhielt sogleich das Siegel des Sultans und die Unterschrift der Großwürdenträger. Sollte man es glauben? Dieses Uebereinkommen, das, der Sage nach, vor 300 Jahren getroffen wurde, ist noch heute in Kraft. Jedes Jahr an dem zwölften des Mondes des Mauled macht der Gouverneur von Mekнes bekannt, daß alle Einwohner der Stadt, mit Ausnahme der Khuanen vom Orden des Aissa, sich während sieben Tagen zu Hause halten müssen und die Uebertretung streng gerügt werden würde. Nur ein Mittel gab es, sich der siebentägigen Haft zu entziehen: wenn man nämlich in den bewußten Orden trat. Daher kömmt es, daß die Stadt Mekнes schon seit langer Zeit so viele Aissaua wie Einwohner zählt. Man muß gestehen, dieses Mittel zur Erhaltung einer Sekte ist eigenthümlich, und wenn der muselmännische Jesuit dies Resultat voraussah, so ist er seines Namens würdig.

Mekнes, die Wiege des Ordens, ist auch der Sitz seines Oberhauptes. Die Aissaua bilden in vielen Orten Marokko's die Mehrheit der Bevölkerung. Sie sind ziemlich zahlreich in der Provinz Oran, wo sie im Lande der Flitas eine sehr wichtige Sawia besitzen. In der Provinz Algier sind ihrer wenige und in Konstantine kaum funfzig. In Tunis dagegen ist ihr Einfluß wieder bedeutender. Es scheint nicht, daß sie gemeinsame Gebete haben und gewisse fromme Werke besonders ausüben. Vielmehr bestehen ihre Ceremonien hauptsächlich in Taschenspielerkünsten, durch die sie bei dem rohen, leichtgläubigen Volke vielleicht in den Ruf größerer Heiligkeit kommen, als durch Gebete und fromme Werke. Sie machen ihre Kunststücke übrigens mit großer Gewandtheit, zumal jeder Neuaufgenommene sich einer bestimmten Spezialität widmet und darin von einem älteren Ordensbruder unterrichtet wird. Ein heiliges Fest feiern die Aissaua etwa auf folgende Weise: In dem inneren Hofe eines Hauses kauern sie sich im Kreise nieder und beginnen die Feier mit einem leisen, ernsten Murmeln. Dies ist ein Gesang zum Lobe Allah's und zum Andenken an ihren Schutzpatron. Das Summen, das immer mehr und mehr artikulirt wird, dauert sehr lange. Nach einander nehmen erst der Mokaddem, dann die übrigen Ordensbrüder das Tambourin zur Hand, der Rhythmus wird lebendiger, der Gesang deutlicher; ein Crescendo, das durch die zunehmende Exaltation mehr und mehr gesteigert wird, artet endlich in einen betäubenden Lärm aus. Nach zweistündigem Gesange hört man nichts mehr als ein wildes Gebrüll. Dann erhebt man sich, ordnet sich in eine Reihe, tanzt und brüllt dabei mit näselnder Stimme so oft als möglich den Namen Allah's. Die Tanzenden überlassen sich den phantastischsten Sprüngen, lassen die Turbane fallen und zeigen ihre kahlgeschorenen Köpfe. Ihre Kleider lösen sich auf, und mit den Händen und Knieen gehend, ahmen sie die Bewegungen der Thiere nach. Der Hirt dieser sonderbaren Heerde, der Mokaddem, bringt ihnen Futter. Die Einen bekommen Glasstücke, mit denen sie zwischen den Zähnen knirschen, die Anderen Dornen, Disteln, Nägel, die sie zu essen scheinen. Ja, Manche legen sich Skorpionen und Schlangen in den Mund, die sie in kleinen Säcken aus Thierfell bei sich führen. Sie geben sich von Hand zu Hand glühende Eisen, ohne sich zu verbrennen, gehen ohne Schaden über Säbelscheiden; kurz, sie erregen auf alle Weise den frommen Schrecken der Umstehenden.

Jedem Verständigen erscheinen diese gefährlichen Experimente nur als geschickt ausgeführte Taschenspielerkünste. Dessenungeachtet sind die vorgeblichen Wunder dieser Gaukler Glaubensartikel für die algerische Bevölkerung. Man ist überzeugt, daß der Orden des Aissa von den ungesundesten Speisen essen kann, ohne sein Leben zu gefährden. Diesem Glauben liegt eine Geschichte aus dem Leben Sidi Aissa's zu Grunde. Es hatte sich nämlich einmal getroffen, daß er seine Schüler mit giftigen Thieren bewirthete, natürlich ohne daß die Schüler eine Unbehaglichkeit danach verspürten. Als nun der Heilige todt war, benutzte der Kaiser Muley-Ismael, der die Aventure von Mekнes noch auf dem Herzen haben mochte, dieses Wunder, um die Sekte zu Grunde zu richten. Er ließ eine große Grube graben und alles scheusliche Gewürm, was nur aufzutreiben war, hineinwerfen, Alles aber, wie um es zu würzen, mit dem feinsten Giftpulver bestreuen. Jetzt berief er die Vornehmsten aus der Sekte und befahl ihnen, aus der Grube zu essen, falls sie nicht als Betrüger behandelt seyn wollten. Angstvoll werfen sich die Ordensbrüder vor ihm nieder und erheben ein schreckliches Jammergeschrei. Schon glaubt der stolze Kaiser zu triumphiren, als eine Frau herbeikommt, Namens Lella Khamsia, die früher Magd bei dem Stifter des Ordens gewesen war. Vom Geiste ihres Herrn erfaßt, wirft sie den Brüdern ihre Feigheit vor, ihren Mangel an Glauben; sie beschwört sie, sich an ihr ein Beispiel zu nehmen, und stürzt sich in die Grube, um die Mahlzeit zu beginnen. Ihre fromme Freßgier steckt die Ordensbrüder an; sie stürzen sich mit Wuth auf die ekeln Gerichte; nicht lange — so ist das höllische Mahl verzehrt, und der Kaiser steht beschämt da und hat die Kosten der Mahlzeit getragen, ohne seine Rache befriedigt zu haben.

Lella Khamsia, die Retterin des Ordens, wird seitdem als Heilige verehrt. Ihr Andenken verherrlicht man durch mimische Darstellungen, die unter Begleitung eines Tambourin und einer Flöte aus Schilfrohr stattfinden. Eine Verzückte mit unverschleiertem Gesicht und Kopf stellt Lella Khamsia dar. In ihren Händen hat sie Nattern, die sie hin und her bewegt, sich an den Mund setzt, um den Hals schlingt, Alles unter tausend wilden Geberden. An dem Hauptsitze des Ordens, in Mekнes, feiert man das Andenken der Heiligen auf noch ekelhaftere Weise. Im Mauled-Mond versammeln sich die eifrigsten Anhänger des Sidi Aissa in der großen Moschee ihres Marabut. Dort wird eine Grube gegraben zur Erinnerung an diejenige, welche der Kaiser Muley-Ismael hatte graben lassen. Kameele, Rinder, Schafe, Ziegen, Geflügel und andere Thiere, welche die Gläubigen zum Geschenke bringen, werden geschlachtet, in Stücke geschnitten und roh, mit Blut, Haut, Knochen und Federn, in die Grube geworfen. Die Aissaua, die diesmal einander selbst zum Narren haben, umtanzen tobend die Grube, und wenn sie die Bewegung, das Geschrei

der Anblick des Blutbades auf den höchsten Gipfel der Wuth gebracht haben, dann stürzen sie über das rohe, blutende Fleisch her und verschlingen es, wie ausgehungerte Hunde.

Von allen Khuanen Algeriens sind die des Sidi Aissa der französischen Herrschaft am wenigsten gefährlich. Ihre kindischen Spielereien und ihre rohe Tobsucht flößen keine ernstlichen Besorgnisse ein. Auch ist zu erwarten, daß der Geist der Aufklärung, der sich auf die Araber in dem Verkehre mit den Franzosen überträgt, das Volk über die wahre Bedeutung der von den Aissaua verrichteten Wunder belehren werde.

Noch bleiben als Anhang zu den religiösen Genossenschaften in Algerien die Derkaua zu erwähnen, die eine politische Tendenz haben, aber in ihrem Fanatismus den erwähnten Orden gleichen. Woher die Sekte stamme, ist ungewiß. Die Einen nennen einen gewissen Sidi Ali-el-Dschemal, der vor ungefähr hundert Jahren gelebt hat, als Stifter; Andere führen die Entstehung der Gesellschaft bis zu den Brüdern Muley-Tajeb's hinauf. Ihr Name schon, der nicht von ihrem Stifter hergenommen ist, ist für die Gelehrten ein Räthsel. Kommt er von der marokkanischen Stadt Derka, wohin sind dann die ersten Anfänge der Genossenschaft zu versetzen? Oder ist es ein Spottname, der „die Gestickten" bedeutet, weil diese Fanatiker gewöhnlich in Lumpen gehüllt sind, wie die ersten Apostel des Islam, die dadurch ihre Uneigennützigkeit bezeichnen wollten? Oder soll man den Namen von dem Zeitwort derka (er hat vertheimlicht) herleiten, weil den Derkaua besonders Verstellung und Treulosigkeit zum Vorwurf gemacht wird?

Die Derkaua bilden eine Sekte ohne Zucht und Ordnung, die unter dem Vorwande, keine andere Macht als die Macht Gottes anzuerkennen, in ewigem Streite mit den menschlichen Obrigkeiten lebt. Ihre ersten Grundsätze sind: nur Gott als Herrn zu erkennen, jeden Menschen zu verabscheuen, der eine politische Gewalt über seines Gleichen ausübt, und Alle zu verachten, die den Islam nicht bekennen. Sie dürfen sich nur in Städten aufhalten, wenn sie eine nützliche oder fromme Handlung daselbst vorhaben. Es ist ihnen befohlen, nur sehr wenig zu schlafen, zu essen und zu sprechen, ohne Unterlaß zu beten, auf Schmähungen nicht zu hören, zu Fuß zu reisen und vorzugsweise öde Wege und Wohnplätze zu wählen. Der Geist der Insubordination zeigt sich bei ihnen selbst im Gebete. Wenn sie bei ihren religiösen Ceromonien die große Glaubensformel zu singen haben, so betonen sie die Worte la ilah illa Allah sehr stark und brummen den zweiten Theil: we Mohammed rassul ullah in den Bart, als wollten sie selbst dem Propheten die Huldigung versagen, die sie nur Gott angedeihen lassen.

Wenn man an einem abgelegenen Orte einen finsteren, in sich gekehrten Menschen sieht, der seinen schmutzigen, gestickten Burnus mit einem gewissen Stolze trägt, in der Hand einen lanzenförmigen Stock mit eiserner Spitze schwingt und um den Hals einen Rosenkranz mit dicken Kügelchen geschlungen hat — so hat man sicher einen Derkaui vor sich. Stock und Rosenkranz sind die Waffen, welche sie niemals ablegen; mit dem einen vertheidigen sie sich gegen die Menschen, mit dem anderen gegen die Hölle. Der Gläubige, welcher Derkaui werden will, stellt sich mit seinem Anliegen dem Ordens-General vor. Dieser legt seine rechte Hand auf den Kopf des Neophyten, bedeckt sich die Augen mit der linken, murmelt ein Gebet und befragt sein inneres Gefühl, ob der Postulant wirklich der Gunst würdig sey, die er begehrt. Indessen wird die Zulassung oder Zurückweisung definitiv erst in einer General-Versammlung der Ordensbrüder ausgesprochen. Ist der Bescheid bejahend, so wird das Datum der Aufnahme festgesetzt. Am bezeichneten Tage erscheint der Kandidat in der Moschee. Nachdem einige hergebrachte Gebete gesprochen worden, schreibt der oberste Marabut einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, faltet dieses und überreicht es dem Aufzunehmenden, der es liest und verschlingt. Jetzt schwört der Letztere auf den Koran, treu die Gesetze des Ordens zu befolgen, mit seinen Brüdern in Tod und Leben verbunden zu bleiben, vor keiner Gefahr, vor keinem Leiden zurückzuschrecken, wenn es den Sieg des Glaubens gilt; rufe ihn aber einmal der heilige Krieg zu den Waffen, so wolle er blindlings alle Befehle befolgen, die ihm von seinem Oberhaupt gegeben werden.

Die Verfassung der Brüderschaft zeigt, daß sie besonders politische Zwecke verfolge. Es ist eine despotische Hierarchie, durch gewisse republikanische Formen gemildert. Dem Sultan-Marabut, dem obersten Leiter des Ordens, stehen Minister mit dem Titel Chalifa zur Seite. Diesen zunächst stehen die Scheiks, welche die Aufsicht über die Waffen und Munitionen führen. Andere Beamte, wie die Aga's, dienen als Vermittler zwischen den einfachen Ordensbrüdern und den Oberbefehlshabern. Die Aemter werden durch Stimmenmehrheit vergeben, die Erwählten müssen vom Sultan-Marabut bestätigt werden und bleiben lebenslang im Amte. Indessen, wenn sie sich des Vertrauens ihrer Brüder unwürdig machen, können sie auch abgesetzt werden; doch ist mit der Absetzung fast immer die Todesstrafe verbunden. Wenn bei den Wahlen die Stimmen zwischen zwei Kandidaten gleich getheilt sind, so wird der Koran vor ihnen aufgeschlagen, und wer dann die vorliegenden Verse am glücklichsten auf die Lehren der Sekte anwendet, wird vorgezogen.

Die Körperschaft der Derkaua theilt sich in eine marokkanische und eine algerische. Die erstere hat mehr religiöse Bestrebungen, wird von dem Marabut Mohammed-el-Parag in Tetuan befehligt und steht mit dem Kaiser in gutem Vernehmen. Die Derkaua in Algerien verfolgen mehr politische Zwecke und haben ihren Hauptsitz in Oran und auf dem Wer-Senis-Gebirge, dem gewöhnlichen Zufluchtsort der aufrührerischen Tribus. Ihr Oberhaupt ist ein Vetter Abd-el-Kader's, Namens Sidi Abd-el-Kader-Bu-Taleb, von dessen Chalifa's einer, nämlich Sidi Mustapha-Ulid-Mahi-ed-Din, sogar der Bruder des Emirs ist. Die Unbändigkeit der Derkaua ist ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß im Volke ein Derkaui und ein Aufrührer gleich viel bedeutet. Man erinnert sich, daß sie mehr als einmal die Herrschaft der Türken in Gefahr gesetzt haben. Die kühnen Handstreiche, die verzweifelten Ueberfälle, die oft so plötzlich das französische Heer überraschen, sind gewöhnlich von einem Derkaui angezettelt.

Einer der schlimmsten Feinde der Franzosen ist der Derkaui Muley-Schekka. Mit einem Worte, mit einem Winke regt er ganz Kabylien gegen die Franzosen auf. Zu ihm fliehen auch gemeiniglich die Ueberläufer aus dem französischen Heere; sie werden dort gut gepflegt und zur Instandhaltung des Kriegsbedarfs verwendet.

Obgleich durch den Fanatismus der Derkaua schon viel französisches Blut geflossen ist, so ist doch nicht unmöglich, daß dieser Orden den Franzosen einmal sehr nützlich werde. Abd-el-Kader, der sich den Titel Emir-el-Mumenin, Fürst der Gläubigen, giebt, ist ihnen fast eben so verhaßt, als die fremden Eroberer. Sie vergessen, daß der Emir der Sohn Mahi-ed-Din's ist, das heißt, eines ihrer größten Marabuts, der gewiß vor den Anderen zum Anführer im heiligen Kriege wäre ernannt worden, wenn er nicht als Derkaui die Pflicht gehabt hätte, eine Oberhoheit abzulehnen. Zu verschiedenen Zeiten haben sich die Derkaua gegen den Emir bewaffnet, obgleich nahe Verwandte von ihm an ihrer Spitze stehen. Sie betrachten Abd-el-Kader mit Mißtrauen, und wenn sie gegen ihn keine Schilderhebung veranlassen, so geschieht dies nur in Rücksicht auf das Böse, das er den Franzosen noch zufügen kann.

Von den erwähnten Orden sind zwei den Franzosen sicher unschädlich, nämlich der des Aissa, weil er zu kindisch ist, und der des Hansali, weil sich sein Oberhaupt in französischen Händen befindet. Von den fünf anderen stehen drei mit Abd-el-Kader in schlechtem Vernehmen, nämlich die Khuanen des Muley-Tajeb, die selbst nach der obersten Gewalt streben, die des Tidschani, die einen persönlichen Groll gegen den Emir haben, und die wilden Derkaua, die mit der ganzen Welt in Feindschaft leben. Eine genaue Kenntniß der Einrichtungen und Interessen dieser verschiedenen Orden würde vielleicht dazu führen, daß man sie einander gegenüberstellen und so ihre Gefährlichkeit für die Franzosen beseitigen könnte. Ein Secretair des Kaisers von Marokko sagte jüngst zu dem französischen Bevollmächtigten: „Ihr würdet mehr über die Araber vermögen mit Aerzten und Marabuts, als mit Kanonen und Gewehren." Wenn man mit den Häuptern der religiösen Genossenschaften in Verbindung träte, wenn man die frommen Anstalten im Lande unterstützte, so würde man gewiß viel zur Beruhigung Algeriens beitragen können. Das Ausrottungs-System, das vielleicht bisher nothwendig war, kann ohne Schande für Frankreich nicht länger fortgesetzt werden. Es ist Zeit, an Siege zu denken, die allein die Besetzung eines Landes sichern, an die Eroberung der Herzen, die freilich schwerer ist, als die des Bodens.

Mannigfaltiges.

— Odessa. In dem neuesten Hefte von A. Erman's „Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" befinden sich einige statistische Notizen über Odessa, welches, obgleich es 1843 erst den funfzigsten Jahrestag seiner Existenz feierte, doch schon mit Einschluß der Vorstädte 77,778 Einwohner zählt und den dritten Platz unter den russischen Städten einnimmt. Seine Bevölkerung zeichnet sich durch ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Nationalitäten aus, wie man es in diesem Grade wohl in wenigen Städten antreffen mag. Außer Russen findet man dort Griechen, Bulgaren, Illyrier, Serben, Italiäner, Deutsche, Engländer und Juden, so wie auch einige Spanier, Armenier und Walachen. Die Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse geht aus dem Umstande hervor, daß bei den städtischen Wahlen ein griechisch-katholischer, ein armenischer und ein römisch-katholischer Priester, ein lutherischer Pfarrer, ein kalvinistischer Prediger, ein talmudischer Rabbi und der karaitische Chacham oder Lehrer gegenwärtig seyn müssen, um den Kandidaten den Eid abzunehmen. Der Handelsstand theilt sich in zwei Klassen — in die russische und die ausländische Kaufmannschaft, wovon aber erstere großentheils aus Deutschen, Griechen, talmudischen und karaitischen Juden besteht. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß in den letzten zehn Jahren die Zahl der christlichen Kaufleute allmälig abgenommen, die der jüdischen aber sich in eben dem Maße vermehrt hat. Seit einiger Zeit nehmen auch viele Kleinrussen und Polen an dem Handel Odessa's Theil, und die Küstenfahrzeuge werden fast sämmtlich von Abkömmlingen der Saporoger Kosaken geführt, deren Vorfahren sich bereits im 16ten und 17ten Jahrhundert durch ihre kühnen Seezüge auf dem Schwarzen Meere bis an den Bosporus und die Küsten von Anatolien hin auszeichneten.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Dreißigster Band.

Juli bis Dezember.

1846.

Berlin,
im Verlage von Veit & Comp.

Preis des Jahrganges drei Thaler Pr. Cour.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter auch viertel- und halbjährlich zu beziehen.

Inhalts-Verzeichniß.

Juli: Don Juan d'Auſtria, Heldenlied von Ludw. Aug. Frankl. 81.

Auguſt: Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 102.

Oktober: Der preußiſch-engliſche Vertrag über den gegenſeitigen Schutz des Autor- und Verlagsrechtes. 123.

Portugal.

Dezember: Portugieſiſche Land- und Sittenbilder. I. Die höheren Stände. 154. — II. Die niederen Volksklaſſen. 155.

Spanien.

Juli: Geſchichte des ſpaniſchen Drama's. Von A. F. v. Schack. 87.

Auguſt: Zur Geſchichte der Aſtronomie. 94. — Pflege der romaniſchen Literaturen in Deutſchland. 95.

Frankreich.

Juli: Holbein's Todtentanz und ein ländliches Gemälde. Von George Sand. 79. — Einfluß der Pflanzen-Ernährung auf den Boden. 79. — Die Sklaverei in den franzöſiſchen Kolonieen. 81. — Wieder ein Wort gegen die animaliſche Nahrung. 84. — Ein franzöſiſcher Abriß der Geſchichte Preußens. 85. — Die Aufſicht über die Eiſenbahnen in Frankreich. 86. — Eine franzöſiſche Ueberſetzung der Briefe von Johann Huß, mit einer Vorrede von Martin Luther. 89. — Die Herzogin von Berry in der Vendee. 91.

Auguſt: Vergleichende Ueberſicht der Kriminalfälle in Frankreich. 93. — Henri Blaze über die Romantik in der Muſik. Karl Maria von Weber, Hoffmann und Devrient. 94. — A. Lefebvre's archivaliſche Geſchichte Napoleon's und ſeiner Zeit. 96. — An Germania. Von Nicolas Martin. 98. — Zur Geographie der Verbrechen. (Nach J. L. Casper.) 99. — Die Legitimiſten und der Herzog von Bordeaux. 103. — Die Militairſtrafrechtspflege in Frankreich. 103.

September: Die poetiſche und die muſikaliſche Romantik in Deutſchland. Von H. Blaze. 105. — Vitalität der Blutkörperchen. 108. — Der Sohn Fauſt's. 109. — Ueber die religiöſen Zuſtände in Frankreich. 110. — Diderot. Ein Literatur- und Lebensbild. 111. — Die äußere Lage der arbeitenden Klaſſen. 115. — Zur Vergleichung der Lehranſtalten in Frankreich und Deutſchland. 115. — Jules Janin über Plinius den Jüngern und Quinctilian. 117.

Oktober: Apporismen über die Geſchichte der Medizin. 118. — Ingres und die franzöſiſche Malerſchule. 119. — Die Philoſophie und die Philoſophen des heutigen Frankreichs. 121. — Dampfmaſchinen in Frankreich. 122. — Statiſtik von Frankreich. 123. — Ein Fanatiker der Pflanzenkaſt. 125. — Die Grimmſchen Märchen in franzöſiſcher Ueberſetzung. 126. — Hiſtoriſche Ruinen und Schlöſſer in Frankreich. 127. — Die Vertheilung der franzöſiſchen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunſtausſtellung. 128. — Lacretelle's Geſchichte des Konſulats und des Kaiſerreichs. 129.

November: Der Diplomat und der Konſul. 133. — Pariſer Phyſiognomieen. I. Lacenaire und der Bonaparte vom Bagno. 134. — II. Vidocq und der Henker Sanſon. 135. — Colbert und die franzöſiſchen Finanzen. 135. — Ueber die Zerſtückelung des Grundbeſitzes in Frankreich. 136. — Einige neuere Schriften über Pauperismus. 137. — Georg Sand's Teverino. 138. — Pariſer Phyſiognomieen. III. Ein Beſuch bei Sanſon. Der Koch Gillard. 138. — Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civiliſation. 141. — Alexander Dumas. 142. — Corsaire-Diable über die Rettungsleitern in Berlin. 143.

Dezember: Noch Einiges über das Schreiben des Franzöſiſch-Buchholzer Franzoſen an Jules Janin in Paris. 145. — Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civiliſation. Zweiter Artikel. 146. — Hüningen als franzöſiſche Gränzfeſtung. 147. — Die Emancipation der Sklaven. 149. — Ueber das Ideal. 150. — Guy Patin. 152. — Beiträge zur franzöſiſchen Geſchichte, von Dr. K. G. Jacob. 154. — Jüdiſche Notabilitäten in Paris. 154. — Paris und die Alpenwelt, von Thereſe. 156.

Schweiz.

Oktober: Die Revolution in Genf. Stimme eines Schweizers. 127.

November: Die helvetiſche Republik. 132. — Zwei ſchweizer Dichter. 132. — Der ſteigende Werth des Menſchen. 140. — Die Ereigniſſe in Genf und in Lauſanne. 141.

Italien.

Juli: Der öffentliche Unterricht in den ſardiniſchen Staaten. 91.

Auguſt: Machiavelli's florentiniſche Geſchichten. 92. — Ueber die Methode in den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften. 99.

September: Die literariſche Bildung der Jugend, von Paride Zajotti. Ueberſetzt von Heinr. Stieglitz. 106.

Oktober: Tizian's Wohnhaus. 123.

Dezember: Das junge Italien und der neue Papſt. 147. — Pius der Neunte. 153.

Belgien.

November: J. F. Willems. Eine Lebensſkizze. 139. — Die belgiſchen Eiſenbahnen. 142.

Dezember: Die belgiſchen Eiſenbahnen. Tarifbeſtimmungen. 144. — Ergebniſſe des Eiſenbahnbetriebs. 146. — Privat-Eiſenbahnen. 147.

England.

Juli: Die Militairmuſik und ihre Verbeſſerungen. 79. — Ueber das Leben und den Charakter Cromwell's. Nach Thomas Carlyle. 82. — Die deutſch-ungariſche Eiſenbahn als Verbindungsglied mit Oſtindien 82. — Der neue Timon, ein Londoner Roman. 83. — Die Bewegung in der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands, vom anglikaniſch-orthodoxen Standpunkte betrachtet. 85. — Sir Rowland Hill und die Poſtreform. 88. — Byron's Frauen. 90.

Auguſt: Die Stummen bei engliſchen Begräbniſſen. 95. — Projektirte Stadt-Eiſenbahnen durch London. 97. — Sir Robert Peel's letzte Rede als Premierminiſter. 100. — Robert Walpole und ſeine Zeit. 102.

September: Die Bibliothek des britiſchen Muſeums. 108. — Gebrauch der franzöſiſchen Sprache in der engliſchen Geſetzgebung. 111. — Leibnitz und Newton. 112. — Engliſche Eiſenbahnen mit einem Blick auf deutſche. 113. — Britiſche Parlaments-Mitglieder. Lord George Bentinck. 116.

Oktober: Eine engliſche Jagdpartie. 120. — Mendelsſohn-Bartholdy's neues Oratorium „Elias" in England. 121. — Engliſche Chronik der Stadt Calais. 124. — Eine Geſchichte der Philoſophie für Leſer aller Klaſſen. 125. — Geſtändniſſe eines Homöopathen. 126. — Die jetzigen Leiter der Tories. Die Protectioniſten. 131.

November: Touriſten-Literatur. 134. — Die Lage der Eiſenbahn-Arbeiter in England. 136. — Scenen aus dem Kampfe der Engländer und Franzoſen im ſüdlichen Frankreich 1814. 137. — Wallfahrt einer Engländerin nach den Tempeln und Grabmälern Aegyptens, Nubiens und Paläſtina's. 139. — Freihandels-Proſelytismus in England und Cobden's Reiſe nach Frankreich. 140. — Gasbeleuchtung in London. 141.

Dezember: Die iriſchen Mäßigkeits-Vereine. 144. — Pferde, Wagen und Reiter in England. 148. — Einiges über die geographiſche Geſellſchaft in London. 149. — Das Mikroſkop und ſeine Enthüllungen. 151.

Dänemark.

Juli: Dänische Zustände. Literatur, Politik und Sprache, von Baron Constant Dirkinck-Holmfeld. 88.

August: Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer. 104.

September: Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer. II. 105. — III. 107. — IV. 109. — V. 110. — Dänemarks, Schwedens und Rußlands Politik während des letzten Krieges. 114. — Struensee. 117.

Dezember: Nationalcharakter und politisches Leben in Schweden und in Dänemark. 145.

Norwegen.

August: Klima und Vegetation in Finnmarken und am Nordkap. 100.

Schweden.

Juli: Ein Frühlingsfest in Rom und Stockholm. 80.

September: Reisebruchstücke aus dem Norden. I. Otto Sellmann. II. Die nordische Gymnastik. 116.

November: Ein Weihnachtsabend auf dem Lande. 135.

Polen.

Juli: Ein Pole über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Civilisation seines Vaterlandes. 83.

August: Ein Pole über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Civilisation seines Vaterlandes. Zweiter Artikel. 98.

September: Ein Wort über den letzten polnischen Aufstand. 113.

Oktober: Ueber die Russomanie im Großherzogthum Posen, in Galizien und in dem Aufsatz über den letzten polnischen Aufstand. 118. — Duplik in Sachen der polnischen Russomanie. 125. — Zur Geschichte der Reformation unter den Slawen. 130.

Dezember: Einige Aktenstücke des Wiener Kongresses in Bezug auf Polen. 135.

Rußland.

Juli: Die Finnen in Piter. 86.

August: Römische Briefe. Von Murawieff. I. Erster Eindruck von Rom. — Erscheinen des Papstes in der Basilika zu St. Peter. 92. — II. Das Palmenfest. 101.

Oktober: Ueber den Einfluß der Eisenbahnfahrten auf die Gesundheit. 119. — Stein und Pozzo di Borgo. Von Umaroff. 122.

November: Die Weltumsegler Kotzebue und Krusenstern. 142.

Dezember: Der Kornet. Nach Th. Bulgarin, von Eduard Pelz. 153.

Ungarn.

November: Ungarische Zustände. 143.

Griechenland.

August: Ein Græco-Amerikaner. 104.

Albanien.

November: Geschichte, Sprache und Poesie der Albanesen. 133.

Türkei.

Dezember: Polnische Skizzen aus der Türkei. I. Die Stadt Seres in Rumelien. 150. — II. Eine griechische Hochzeitsfeier. 150. — III. Türkische Rechtspflege. 151. — IV. Bischöfe und Popen. 152.

Persien.

August: Der persische Premierminister Hadschi Mirsa Agassi. 97.

Turan.

September: Ein Ausflug nach Turkestan. 112.

Palästina.

September: Die neuere Geschichtsdarstellung der hebräischen Poesie. Von M. Steinschneider. 107.

Ostindien.

Oktober: Die Eroberung des Sind. 128.

Aegypten.

Juli: Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Aegyptologie. 84.

Oktober: Ueber den Nutzen des Studiums ägyptischer Alterthümer für Geschichtsforschung. 120.

Nord-Amerika.

Juli: Die europäische Einwanderung in Amerika. Nach van der Straten-Ponthoz. 80. — Zur Beurtheilung des pennsylvanischen Gefängnißsystems. 87.

August: Das Haus in der Wüste. 93. — Elihu Burrit, der gelehrte Grobschmied. 96. — Ein politischer Tendenzroman von Cooper. 101.

Süd-Amerika.

Juli: Deutsche Auswanderung und Colonisation. 89.

Australien.

September: Die Kolonisirung in Neuseeland. 106.

Mannigfaltiges.

Juli: Auerbach's Dorfgeschichten. 79. — Die französischen Eisenbahnen und der Geldmarkt. 80. — Die Fabel vom Bruder Hermann von Lehnin. 81. — Clarisse Harlowe, von Jules Janin. 81. — Sir Robert Peel. 82. — Die Werke Friedrich's des Großen. 83. — Noch Einiges über die Lehniner Weissagung. 84. — Der neue Papst. 85. — Ibrahim Pascha in England. 85. — Eine Strafrede Lord Brougham's an die Bürger von London. 86. — Das Oregon-Gebiet. 87. — Zur Abwehr. 87. — Ein Märtyrer des Königthums. 88. — Die Censur und die Akademie von Modena. 88. — Walachische Literatur. 89. — Zur Naturgeschichte der Hunde. 89. — Berichtigung. 89. — Charles Sealsfield. 90. — Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts in Frankreich. 91. — Die Revue des deux Mondes in Deutschland. 91.

August: Benjamin Robert Haydon. 92. — Der Kölner Dom. 93. — Mary Ann Wellington. 93. — Lord Palmerston. 94. — Der Berg Sinai. 95. — Deutsche Schriftsteller in Siebenbürgen. 95. — Der öffentliche Unterricht in England. 96. — Herr Macaulay in Edinburg. 96. — Gehalte der englischen Minister. 96. — Goethe über Berlin im J. 1809. 97. — Der unterseeische Telegraph. 97. — Herr Charles Green. 97. — Die neuesten Erörterungen über das Vaticinium Lehninense. 98. — Religiöse Freiheit in Frankreich. 99. — Friedrich's Ehre. 100. — Hohe Komponisten. 100. — Das angebliche Wiedererscheinen der asiatischen Cholera. 100. — Italiänische Musik in Berlin. 101. — H. und B. Heine. 101. — Die Königliche Societät in London. 102. — Zur Biographie Polewoi's. 102. — Ein samojedischer Philosoph. 102. — Nionw und sein Radschah. 103. — Pius IX. und der römische Pasquino. 103. — Nachträgliches über die Royal Society. 104. — Der Katholizismus der protestantischen Engländer in Spanien. 104.

September: Aus London. 105. — Sterblichkeit in der britischen Armee. 105. — Aus Shakespeare's Zeit. 106. — Notizen für den Gustav-Adolph-Verein. 107. — Das Reislaufen in der Schweiz. 108. — Die neuen Parks in Manchester. 108. — Das Herzogthum Lauenburg. 109. — Das Haus Holstein-Oldenburg. 110. — Die Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes über die Erbfolge. 111. — Geschichte einer Bildsäule. 112. — Die preußischen Universitäten Köln, Jena und Trier. 113. — Französische Gedanken über Deutschland. 114. — Walter Scott's Denkmal in Edinburg. 115. — Eisenbahn-Rauchwagen in England. 115. — Das Ausland über die Schleswig-Holsteinische Frage. 116. — Englische Sitten auf der französischen Bühne. 117.

Oktober: Der Prinz und der Steckbrief. 118. — Die Nibelungen in englischem Gewande. 119. — Keine Alpen mehr! 120. — Bekenntniß eines Franzosen über den Standpunkt der heutigen französischen Literatur. 120. — Rhein-Literatur. 120. — Medizinal-Verfassung in Frankreich. 121. — Madame Viardot-Garcia. 121. — Moderner Sklavenhandel. 122. — Lyrische Erzeugnisse in Frankreich. 122. — Plagiat. 122. — Schießbaumwolle. 123. — Der Vertrag von Utrecht und die spanische Thronfolge. 124.

— Die Hosen des Herrn v. Bredow. 125. — Politische Witze aus der Gegenwart. 126. — Eugen Sue's „Martin der Findling". 126. — Heidelberg, der neueste Roman von James. 127. — Eugen v. Breza über seine polnischen Landsleute. 128. — Vergleichende Fortificationslehre. 128. — Die Rechte ausländischer Autoren in Deutschland. 129. — Dieselbe Frage an einer anderen Erscheinung erörtert. 129. — Der neue Planet. 130. — Jedem das Seine. 130. — Komponisten des Auslandes. 130. — Ein neues Lese-Institut in Berlin. 130. — Die Kunstgeschichte Genfs. 131. — Ein Amerikaner über das französische Seewesen. 131.

November: Ein englisches Urtheil über Karl Gutzkow. 132. — Biblische Lektüre; ein Roman. 132. — Das Freihandels-System. 132. — Eine rara avis. 133. — Eisenbahn-Frequenz in Belgien und in Preußen. 133. — Der französische Horn-Virtuose, Herr Vivier. 134. — Ein taubstummer russischer Maler. 135. — Memoiren-Sammlungen. 135. — Janin's Epistel an einen Berliner. 136. — Karl der Große und Wilhelm der Eroberer, Ahnherren der meisten europäischen Regentenhäuser. 137. — Der russische Maler Aiwazowsky. 137. — Die sogenannten Sax-Hörner. 137. — Baron von Reitzenberg über Willems. 138. — Baron v. Rahden's Wanderungen. 138. — Einige neue politische Witze. 139. — Musterwohnungen für die Armen. 139. — Krakau als Universitätsstadt. 140. — Alles wiederholt sich nur auf Erden. 140. — Esaias Tegnér. 140. — Ein origineller Verlags-Kontrakt. 140. — Die Jesuiten und der Stadtrath in Piacenza. 141. — Wallfahrt in Palästina. 141. — Reisen englischer Diplomaten. 142. — Die sich berührenden Extreme auf der Prager Universität. 142. — Herr Appert und die eiserne Maske. 143. — Das neue preuß. Gerichtsverfahren. 143. — Die Zerlumpten-Schulen in London. 143.

Dezember: Belgische Eroberungen in England. 144. — Antigone in Irland. 144. — Der Bey von Tunis. 145. — Jüdische Geschichtschreibung in Frankreich. 145. — Fremde Virtuosen in Berlin. 146. — Moralisirender Roman. 146. — Poetische Wanderung in Algerien. 147. — Deutsche Regungen in Belgien. 147. — Der preußisch-englische Vertrag vom 13. Mai. 148. — H. Conscience's Geschichte von Belgien. 148. — Deutschland und Frankreich. 149. — Polen und Deutsche. 149. — Der English Club in Berlin. 150. — Das Ausland über unsere kirchlichen Fragen. 151. — Englische Vorlesungen in Berlin. 151. — Volkssagen und Ueberlieferungen der Normandie. 152. — Das Leben einer Wohlthäterin der Gefangenen. 152. — Leipziger Trödel. 153. — Zur Geschichte der Treue. 153. — Wie sich die Zeiten ändern. 154. — Ingemann's Kunnuk und Naja. 154. — Staat und Kirche. 155. — Rußland und Polen. 156. — Eine geistige Centralsonne. 156.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 79. Berlin, Donnerstag den 2. Juli 1846.

Frankreich.

Holbein's Todtentanz und ein ländliches Gemälde.

Von George Sand.*)

Ein Kupferstich Holbein's stellt einen Bauer dar, der einen Pflug leitet. Ein weites Gefilde eröffnet sich dem Blicke; dasselbe ist mit armseligen Hütten bedeckt; die Sonne geht hinter einem Hügel unter. Ein schwerer Arbeitstag ist beendet. Der Bauer ist alt, von untersetzter Gestalt und mit Lumpen bedeckt. Das Viergespann, welches er lenkt, ist mager, abgezehrt; die Pflugschaar schleift mühselig in einem unebenen und widerspänstigen Boden. Nur ein munteres und fröhlich hüpfendes Wesen belebt diese Scene, eine phantastische Person, ein Skelett, welches eine Peitsche in der Hand hält; es läuft neben den erschreckten Pferden her und schlägt sie; es dient dem alten Bauer gewissermaßen als Ackerknecht. Dieses Skelett ist der Tod, das allegorische Gespenst, welches in der ganzen Reihe philosophischer und religiöser Darstellungen von düsterem und zugleich komischem Charakter erscheint, welche Holbein den „Todtentanz" benannt hat.

In dieser Sammlung oder vielmehr in dieser umfassenden Composition, wo der Tod, der auf jedem Blatte auftritt, das Band und der durchgehende Gedanke ist, hat uns Holbein Könige, Priester, Liebespaare, Spieler, Trunkenbolde, Nonnen, Freudenmädchen, Räuber, Arme, Krieger, Mönche, Juden, Reisende, kurz alle Personen seiner Zeit und der unsrigen vorgeführt; und überall höhnt, droht und triumphirt das Gespenst des Todes. Nur auf Einem Bilde tritt dasselbe nicht auf: auf dem, wo der arme auf einem Misthaufen vor der Thür des Reichen liegende Lazarus erklärt, daß er den Tod nicht fürchte; vermuthlich, weil er nichts zu verlieren hat und weil sein Leben schon ein antiquirter Tod ist.

Ist dieser stoische Gedanke des halbheidnischen Christenthums aus der Zeit der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften wohl ein tröstlicher? und finden religiöse Gemüther wohl ihre Rechnung bei demselben? Der Ehrgeizige, der Betrüger, der Tyrann, der Wüstling, alle diese hochfahrenden Sünder, welche das Leben mißbrauchen und welche der Tod am Schopfe hält, werden ohne Zweifel ihre Strafe erleiden; aber werden der Blinde, der Bettler, der Narr, der arme Bauer schon durch den Gedanken entschädigt, daß der Tod kein Uebel für sie sey? Nein! Eine unversöhnliche Traurigkeit, ein furchtbares Verhängniß lastet auf dem Werke des Künstlers. Es macht den Eindruck eines bitteren über das Loos der Menschheit verhängten Fluches.

Wir finden in allen Darstellungen Holbein's die schmerzliche Satire, die wahre Schilderung der Gesellschaft; er erblickte überall Verbrechen und Unglück. Aber was sollen wir schildern, wir Künstler eines anderen Jahrhunderts? Sollen wir in dem Gedanken des Todes die Ausgleichung für die Gegenwart suchen? Sollen wir ihn als die Strafe der Ungerechtigkeit und als die Entschädigung für Leiden darstellen?

Nein, wir haben nicht mehr mit dem Tode, sondern mit dem Leben zu schaffen. Wir glauben nicht mehr an die Nichtigkeit des Grabes, nicht mehr an das durch erzwungene Entsagung erkaufte Heil; wir wollen, daß das Leben gut sey, weil wir wollen, daß es fruchtbar sey. Lazarus soll seinen Misthaufen verlassen, damit der Arme sich nicht mehr über den Tod des Reichen freue. Alle sollen glücklich seyn, damit das Glück einiger Wenigen nicht verbrecherisch sey und den Fluch Gottes trage. Der Arbeiter, der sein Getraide aussäet, muß wissen, daß er an einem Werke des Lebens arbeite, anstatt sich darüber zu freuen, daß der Tod neben ihm hergeht. Der Tod darf hinfort weder die Strafe des Glücks noch der Trost des Unglücks seyn. Gott hat ihn weder zur Bestrafung noch zur Entschädigung für das Leben bestimmt, denn er hat das Leben gesegnet, und das Grab soll keine Zuflucht seyn, in welche diejenigen, welche im Leben nicht glücklich werden konnten, verwiesen werden.

Manche Künstler unserer Zeit, welche ihre Umgebung mit ernstem Blicke betrachtet haben, machen es sich zur Aufgabe, den Schmerz, die Verworfenheit der Armuth, den Misthaufen des Lazarus zu malen. Diese Aufgaben mögen zum Bereiche der Kunst und der Philosophie gehören; aber wenn man das Elend so häßlich, so würdelos oder gar so verbrecherisch schildert, so fragt es sich, ob der Zweck der Künstler erreicht wird, und ob die Wirkung eine so wohlthätige ist, wie sie es wünschen. Wir wagen kein Urtheil darüber zu fällen. Man kann uns einwenden, daß sie durch Aufdeckung des Abgrunds, der unter dem losen Boden des Reichthums gähnt, den schlechten Reichen erschrecken, wie man ihm zur Zeit des „Todtentanzes" das offene Grab und den ihn verfolgenden Tod zeigte. Jetzt zeigt man ihm den Banditen, der an seiner Thür lauert, und den Mörder, der die Zeit seines Schlafes ausspäht. Wir begreifen freilich nicht, wie man ihn auf diese Weise mit der Menschheit versöhnen will, die er verachtet, wie man ihm Mitgefühl für den Armen, den er fürchtet, geben will, wenn man ihm diesen Armen in der Gestalt eines entlassenen Sträflings, eines nächtlichen Herumtreibers vorführt. Der schreckliche Tod, welcher auf Holbein's Bildern mit den Zähnen knirscht und die Violine spielt, hat unter dieser Gestalt nicht vermocht, die schlechten Menschen zu bekehren und die Schlachtopfer zu trösten. Und vielleicht verfolgt unsere jetzige Literatur denselben Weg wie die Künstler des Mittelalters und der Zeit der Wiedergeburt.

Die Zecher Holbein's füllen ihre Becher mit einer Art Wuth, um die Idee des Todes fernzuhalten, der, ihnen unsichtbar, als Mundschenk dient. Die schlechten Reichen der Gegenwart fordern Befestigungen und Kanonen, um die Idee eines Aufstandes des Volks von sich fernzuhalten, denn die Kunst zeigt ihnen, wie dasselbe im Stillen den Boden der Gesellschaft unterwühlt, in Erwartung des Augenblicks, der ihm gestattet, dieselbe mit Gewalt zu zertrümmern.

Albrecht Dürer, Michel Angelo, Callot, Goya haben furchtbare Satiren der Leiden ihres Jahrhunderts und ihres Vaterlandes geliefert, unsterbliche Werke, historische Schilderungen von unbestreitbarem Werthe, und wir wollen den Künstlern nicht das Recht streitig machen, die Wunden der Gesellschaft zu ergründen und sie in ihrer Nacktheit darzulegen. Giebt es aber jetzt keine andere Aufgabe, als Schrecken und Drohung zu verbreiten? In der jetzigen Literatur der Mysterien der Ungerechtigkeit, welche das Talent und die Phantasie zur Herrschaft erhoben haben, sind uns die sanften und milden Gestalten lieber als die Bösewichter von dramatischem Effekt. Jene können bekehren, diese flößen Furcht ein, und die Furcht heilt nicht den Egoismus, sie vergrößert ihn.

Wir glauben, daß die Mission der Kunst eine Mission der Versöhnung und der Liebe ist, daß der jetzige Roman an die Stelle der Fabeln und der Parabeln der alten Zeiten treten müßte, und daß die Aufgabe des Künstlers eine umfassendere und poetischere ist als die, einige Maßregeln der Klugheit und der Vermittelung zur Verringerung des Schreckens, welchen seine Schilderungen einflößen, in Vorschlag zu bringen. Sein Zweck sollte seyn, Liebe für die Gegenstände seiner Theilnahme zu erwecken, und ich würde ihm nicht einmal einen Vorwurf daraus machen, wenn er sie etwas verschönerte. Die Kunst ist nicht ein Studium der positiven Wirklichkeit; sie ist das Erstreben der idealen Wahrheit, und der „Landprediger von Wakefield" ist ein nützlicheres und wohlthätigeres Buch als der Paysan perverti oder die Liaisons dangereuses.

Veranlassung zu dieser Digression ist ein Bauer gewesen, denn ich beabsichtige, die Geschichte eines Bauern zu erzählen.

Ich hatte den Bauer Holbein's lange und mit schmerzlicher Bewegung betrachtet, und ich ging auf dem Felde spazieren, indem ich an das ländliche Leben und an das Geschick des Landmanns dachte. Allerdings ist es traurig, seine Kräfte und sein Leben an einem Boden aufzureiben, der sich seine Schätze nur mit großer Mühe abgewinnen läßt, wenn ein Stück des schwärzesten und gröbsten Brodtes am Ende des Tages der einzige Lohn, und der einzige Gewinn einer so harten Arbeit ist. Die Reichthümer des Bodens, die Aernten, die Früchte, die prächtigen Heerden, welche im hohen Grase weiden, sind das Eigenthum einiger Wenigen und das Werkzeug der Ermüdung und der Skla-

*) Einleitung zu „La Mare au Diable", der neuesten Arbeit der unerschöpflichen Schriftstellerin, mit deren letzten Romanen, dem „Meunier d'Angibault" und dem „Péché de M. Antoine", wieder eine neue Phase ihrer Welt- und Lebensansichten begonnen hat. Beide sind socialistischer Tendenz; ihr eigenes System wird jedoch besonders in dem letzteren entwickelt, worin sie die St. Simonistische Formel „Jedermann nach seiner Befähigung" als noch zu aristokratisch verwirft und dafür eine andere substituirt, welche lautet: „La repartition suivant les besoins" (Jedermann nach seinen Bedürfnissen). Die Gesellschaft, meint sie, habe nicht blos alle künstlichen Ungleichheiten zu beseitigen, sondern auch die der Natur möglichst auszugleichen. Die Schwachen, die Unfähigen, die Armen an Geist hätten eben so ihre berechtigten Ansprüche wie die Starken, die Geschickten und die Genialen, und nach den Worten des Evangeliums seyen es namentlich die Müdseligen und Beladenen, denen die „Association der Menschheit" ihre Theilnahme schuldig sey. Von diesem Standpunkte aus wird auch die nachstehende Betrachtung aufzufassen seyn.

verei der größeren Anzahl. Der müßige Mensch liebt im Allgemeinen die Felder, die Wiesen, das Schauspiel der Natur und die prächtigen Thiere, die sich für ihn in Goldstücke verwandeln, nicht ihrer selbst wegen. Der müßige Mensch sucht auf dem Lande frische Luft und Gesundheit und kehrt dann wieder in die Stadt zurück, um daselbst die Frucht der Arbeit seiner Vasallen zu verausgaben.

Der arbeitende Mensch ist dagegen zu gedrückt, zu unglücklich und zu besorgt für die Zukunft, um die Schönheit der Felder und den Zauber des ländlichen Lebens genießen zu können. Für ihn bedeuten die goldenen Saaten, die schönen Wiesen, die prächtigen Thiere nur Säcke voll Thaler, von denen er nur einen geringen und für seine Bedürfnisse unzureichenden Antheil erhält, und die er dennoch jedes Jahr füllen muß, die verfluchten Säcke, um den Herrn zu befriedigen und das Recht eines spärlichen und elenden Lebens auf dessen Besitzungen zu erkaufen.

Und dennoch ist die Natur ewig jung, schön und freigebig. Sie schüttet Poesie und Schönheit über alle Wesen, über alle Pflanzen aus, denen man freie Entwickelung läßt. Sie besitzt das Geheimniß des Glückes, und Niemand hat es ihr zu entreißen vermocht. Der Glücklichste würde derjenige seyn, welcher die Wissenschaft des Arbeitens besäße und mit seinen Händen arbeitete, welcher aus der Uebung seiner Kräfte das Gefühl des Behagens und der Freiheit schöpfte und Zeit behielte, mit dem Herzen und dem Gehirn zu leben, sein Werk zu begreifen und das Gottes zu lieben. Der Künstler findet derartige Genüsse in der Betrachtung und Reproduction der Schönheiten der Natur; wenn er aber den Schmerz der Menschen sieht, welche dies Paradies veröden, so wird ein redliches und menschliches Herz in seinem Genusse gestört. Das Glück würde sich da einfinden, wo der Geist, das Herz und die Arme in Uebereinstimmung unter dem Auge der Vorsehung arbeiteten, und wo sich eine heilige Harmonie zwischen der Freigebigkeit Gottes und den Entzückungen der menschlichen Seele entwickeln würde. Dann würde der allegorische Maler anstatt des jammervollen und schrecklichen Todes, der mit der Peitsche in der Hand einherschreitet, dem Landmanne einen strahlenden Engel an die Seite stellen können, welcher das gesegnete Getraide mit vollen Händen in der dampfenden Furche ausstreut.

Und der Traum einer angenehmen, freien, poetischen, arbeitsamen und einfachen Existenz für den Landmann ist nicht so schwer zu verwirklichen, daß man ihn ins Reich der Chimären verweisen müßte. Das traurige und milde Wort Virgil's: „O, der glückliche Bewohner des Landes, wenn er sein Glück doch kennte!“ ist ein Wunsch, aber er ist, wie jeder Wunsch, auch eine Prophezeiung. Es wird ein Tag kommen, wo der Landmann auch Künstler wird seyn können, wenn auch nicht so, daß er das Schöne auszudrücken im Stande seyn wird (worauf dann wenig ankommt), doch so, daß er es wird fühlen können. Glaubt man nicht, daß die geheimnißvolle Intuition der Poesie in ihm nicht schon im Stadium des Instinkts und der unbestimmten Träumerei vorhanden sey? Bei denjenigen, welche sich einiger Wohlhabenheit erfreuen und in welchen das Uebermaß des Unglücks nicht alle moralische und geistige Entwickelung erstickt, findet sich das reine, empfundene und verstandene Glück im elementarischen Zustande; und wenn überdies aus der Mitte der Schmerzen und der Ermüdung sich schon poetische Stimmen erhoben haben, wie wollte man dann wohl behaupten, daß die Arbeit der Arme die Thätigkeit des Geistes ausschließt? Ohne Zweifel ist diese Ausschließung das allgemeine Resultat einer übermäßigen Arbeit und eines tiefen Elends; aber man sage nicht, es werde nur noch schlechte Dichter und schlechte Handwerker geben, wenn es dahin gekommen seyn wird, daß die Menschen auf eine mäßige und nützliche Weise arbeiten. Wer im Gefühl der Poesie edle Genüsse findet, ist ein wahrhafter Dichter, hätte er auch nie einen Vers gemacht.

Meine Gedanken hatten diese Richtung genommen, und ich bemerkte nicht, daß mein Vertrauen in die Bildsamkeit des Bauern auch durch äußere Einflüsse in mir bestärkt wurde. Ich ging am Saume eines Feldes, welches Bauern zur Aufnahme der nächsten Aussaat vorbereiteten. Es war ein ausgedehnter Raum wie auf dem Gemälde von Holbein; ein weiter Rahmen grüner Vegetation, welche die Annäherung des Herbstes schon etwas geröthet hatte, umsäumte ein großes Feld von kräftigem braunen Tone, auf welchem kürzliche Regengüsse in einigen Furchen Wasserstreifen zurückgelassen hatten, die im Sonnenglanze wie Silberadern schimmerten. Der Tag war klar und mild, und die von der Flugschaar aufgerissene Erde verbreitete einen milden Duft. Ein Greis, dessen breiter Rücken und strenge Gestalt an den Holbein's erinnerten, dessen Anzug aber nicht auf Elend hindeutete, lenkte ernst seinen Pflug von alterthümlicher Gestalt, den zwei ruhige Ochsen zogen, zwei Ochsen von blaßgelber Farbe, wahre Patriarchen der Wiese, von hohem Wuchse, etwas mager, mit langen herabhängenden Hörnern, zwei alte Arbeitsochsen, die eine lange Gemeinschaft verbrüdert hatte, die, wenn sie von einander getrennt werden, nicht mehr arbeiten und vor Kummer über die Trennung sterben. Leute, welche das Land nicht kennen, halten die Freundschaft eines solchen Ochsenpaars für Fabel. Mögen sie aber nur in den Stall gehen und sehen, wie ein solches abgemagertes Thier mit dem Schwanze seine dürren Rippen peitscht, die ihm dargebotene Nahrung verschmäht und unwillig zurückweist, die Augen immer auf die Thür gerichtet hält oder den leeren Platz an seiner Seite mit den Füßen kratzt, die Joche und die Ketten zerbricht, welche sein Gefährte getragen hat, und ihn unaufhörlich mit kläglichem Gewinsel herbeiruft; — mögen sie, wenn sie so etwas sehen, den Ochsenhirten um die Ursache fragen, so wird ihnen dieser sagen: „Dies ist ein verlorenes Ochsenpaar; sein Bruder ist gestorben, und dieser wird nicht mehr arbeiten. Man müßte ihn mästen, um ihn schlachten zu können, aber er will nicht essen und wird bald Hungers gestorben seyn.“

Der alte Arbeiter arbeitete langsam, schweigend, ohne unnütze Anstrengungen; sein gelehriges Gespann übereilte sich so wenig wie er; aber vermöge einer gleichmäßigen Arbeit ohne Zerstreuung und von ausdauerndem Kraftaufwand wurde seine Furche so schnell gezogen wie die seines Sohnes, welcher etwas weiterhin in einem schweren und steinigeren Erdstriche vier nicht so starke Ochsen lenkte.

Was aber sodann meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein wahrhaft schönes Schauspiel, ein würdiger Gegenstand für einen Maler. Am äußersten Ende des kultivirbaren Landes lenkte ein junger Mensch von gutem Aussehen ein herrliches Gespann: vier Paar junger Thiere von dunkler Farbe mit schwarzen und feuergelben Flecken, mit kurzen krausen Köpfen, welche an den wilden Stier erinnerten, mit raschen, abgebrochenen Bewegungen, welche sich gegen das Joch aufzulehnen und der noch neuen Herrschaft nur gering zu gehorchen schienen. Der Mann, der sie lenkte, hatte einen Flecken zu bearbeiten, der vorher als Weide gedient hatte und der mit hundertjährigen Wurzelstöcken bedeckt war, eine Riesenarbeit, für welche seine Energie, seine Jugend und seine acht ungebändigten Thiere kaum ausreichten.

Ein Kind von sechs bis sieben Jahren, schön wie ein Engel, und dessen Schultern mit einem Schaffelle bedeckt waren, welches ihm eine Aehnlichkeit mit dem kleinen Johannes der Täufer der Maler aus der Zeit der Wiedergeburt verlieh, ging neben dem Pfluge her und schlug die Ochsen mit einem langen und leichten Stabe, an dessen Spitze ein eiserner Stachel befestigt war. Die stolzen Thiere schnaubten bei jeder Berührung; sie schüttelten das Joch und die an ihrer Stirn befestigten Riemen und erschütterten die Deichsel. Wenn ein Stumpf die Pflugschaar aufhielt, so erhob der Bauer seine mächtige Stimme, rief jedes Thier bei seinem Namen, aber nicht sowohl um es anzutreiben als um es zu beruhigen, denn die durch diesen unerwarteten Widerstand erzürnten Ochsen bäumten sich, stampften den Boden mit ihren breiten Hufen und würden mit der Pflugschaar durchgegangen seyn, wenn der junge Mann nicht die vier ersten mit der Stimme und dem Stachel in Ordnung gehalten hätte, während das Kind die vier anderen lenkte. Der Kleine schrie auch mit einer Stimme, die er schrecklich zu machen suchte, die aber sanft blieb, wie seine Engelsgestalt. Der ganze Anblick war schön, die Landschaft, der Mann, das Kind, die Stiere unter dem Joche, und trotz dieses mächtigen Kampfes gegen die Erde war doch über die ganze Scene ein Gefühl tiefer Milde und Ruhe ausgegossen. Wenn das Hinderniß überwunden war, und wenn das Gespann wieder zu seinem gewöhnlichen feierlichen Schritte zurückkehrte, so nahm auch der Landmann, dessen erheuchelte Heftigkeit nur eine Kraftübung war, wieder den Ausdruck ruhiger Heiterkeit an und warf einen Blick väterlicher Zufriedenheit auf das Kind, welches sich umwendete, um ihm zuzulächeln. Sodann stimmte der junge Familienvater den feierlichen und melancholischen Gesang an, welchen die alte Tradition des Landes nicht allen Bauern ohne Unterschied, sondern nur den ausgezeichnetsten in der Kunst des Pflügens überliefert. Dieser Gesang, dessen Ursprung gewiß als ein heiliger betrachtet wurde und dem man früher einen geheimnißvollen Einfluß zuschrieb, steht noch in dem Rufe, daß er die Kraft habe, den Muth dieser Thiere zu wecken, ihre Unzufriedenheit zu besänftigen und ihnen die Langweile ihrer Arbeit zu vertreiben. Es reicht noch nicht hin, um sie gut leiten zu können, daß man eine geradlinige Furche zieht, um ihnen ihre Last zu erleichtern, daß man das Eisen hebt oder in die Erde stößt: man ist kein vollkommener Pflüger, wenn man nicht versteht, den Ochsen zuzusingen; es ist dies eine besondere Wissenschaft, welche einen besonderen Sinn und besondere Mittel erfordert.

Dieser Gesang ist eigentlich ein beliebig unterbrochenes und wiederaufgenommenes Recitativ. Seine unregelmäßige Form und seine nach den Regeln der Musik falschen Intonationen machen ihn unübersetzbar. Es ist aber nichtsdestoweniger ein schöner Gesang und der Natur der Arbeit, die er begleitet, dem Gange des Ochsen, der Stille des Feldes, der Einfachheit der Menschen, welche ihn singen, so angemessen, daß ihn kein der ländlichen Arbeit Fremder erfunden haben, und daß ihn nur ein ordentlicher Pflüger dieser Gegend singen kann. In den Jahreszeiten, wo es keine andere Arbeit und keine andere Bewegung auf den Feldern giebt, als die des Pflügens, erhebt sich dieser zugleich sanfte und mächtige Gesang wie das Wehen des Windes, mit dem er eine gewisse Aehnlichkeit hat. Die Endnote jedes Satzes, die auf eine unglaublich lange Weise gehalten wird, wird systematisch um einen Viertel-Ton zu hoch gesungen. Das macht einen wilden Eindruck, hat aber zugleich einen unwiderstehlichen Zauber, und wenn man sich an diesen Gesang gewöhnt hat, so begreift man nicht, wie ein anderer zu dieser Zeit und an diesem Orte aufsteigen könnte, ohne die Harmonie zu stören.

Ich hatte also ein Gemälde vor mir, welches mit dem Holbein's einen Gegensatz bildete, obwohl der Schauplatz derselbe war. Anstatt eines traurigen Greises sah ich einen jungen rüstigen Menschen, anstatt eines abgemagerten Gespanns sah ich ein doppeltes Viergespann starker und feuriger Ochsen; anstatt eines Bildes der Verzweiflung und einer Idee der Zerstörung ein Bild der Kraft und ein Bild des Glücks.

Mir fiel Virgil's: „O fortunatos — — — agricolas“ ein, und als ich dieses so schöne Paar, den Mann und das Kind, unter so poetischen Verhältnissen und mit so vieler Anmuth und zugleich doch wieder mit so vieler Kraft eine großartige und geheiligte Arbeit verrichten sah, da fühlte ich dieses Mitleiden verbunden mit unwillkürlicher Achtung. Glücklich der Landmann! ja, auch ich würde es an seiner Stelle seyn, wenn mein Arm sich plötzlich stärkte, wenn meine Brust sich wölbte, wenn ich so die Natur befruchten und besingen könnte, ohne daß meine Augen aufhörten zu sehen und mein Gehirn die Harmonie der Farben und der Töne, die Feinheiten der Musik und die Anmuth der Umrisse, mit einem Worte die geheimnißvolle Schönheit der

Sachen, zu verstehen! und namentlich wenn mein Herz nicht aufzuhören brauchte, mit dem göttlichen Gefühle, welches die unsterbliche und erhabene Schöpfung geleitet hat, in Verbindung zu stehen!

Aber leider! hat dieser Mann nie das Mysterium des Schönen begriffen, und dieses Kind wird es nie begreifen. Gott bewahre mich, daß ich glauben sollte, sie ständen nicht höher als die Thiere, die sie beherrschen, und sie hätten nicht momentan eine Art ekstatischer Offenbarung, welche die Monotonie ihres Lebens unterbricht. Ich sehe auf ihren edlen Stirnen den Stempel des Herrn, denn sie sind geborene Herren der Erde und sind dies in weit höherem Grade als diejenigen, welche dieselbe besitzen, weil sie sie gekauft haben. Der Beweis liegt darin, daß sie dies empfinden, daß sie ihre Heimat unter keiner Bedingung aufgeben würden, daß sie den Boden lieben, den sie mit ihrem Schweiße getränkt haben, daß der wahre Bauer unter dem Harnisch des Soldaten und fern von seiner Heimat am Heimweh stirbt. Aber es fehlt diesem Manne ein Theil der Genüsse, die ich besitze, der unmateriellen Genüsse, auf die er Anspruch hat, er, der Arbeiter im weiten Tempel, den das Himmelsgewölbe umspannt. Ihm fehlt die Kenntniß seiner Empfindungen. Diejenigen, welche ihn vom Mutterleibe an zur Knechtschaft verdammt haben und die ihm das Träumen nicht nehmen können, haben ihm das Denken genommen.

Obwohl er aber unvollständig und zu ewiger Kindheit verdammt ist, so ist er doch schöner als derjenige, in dem die Wissenschaft das Gefühl erstickt hat. Erhebt Euch nicht über ihn, Ihr, die Ihr das unverjährbare und rechtmäßige Recht, ihm zu befehlen, zu haben glaubt, denn der schreckliche Irrthum, in welchem Ihr Euch befindet, beweist, daß Euer Geist Euer Herz getödtet hat, und daß Ihr die unvollständigsten und verblendetsten Menschen seyd. Die Einfachheit seines Geistes ist mir lieber als Eure falsche Bildung, und wenn ich sein Leben zu erzählen hätte, würde mein Vergnügen, die sanften und rührenden Seiten hervorzukehren, größer seyn als Euer Verdienst, die Entwürdigung zu schildern, zu welcher ihn die Strenge und die Verachtung Eurer gesellschaftlichen Vorschriften herabgebracht hat.

Einfluß der Pflanzenernährung auf den Boden.

Eines der thätigsten Mitglieder der französischen Akademie, Herr Boussingault, hat derselben vor kurzem eine interessante Abhandlung über den verschiedenen Grad der Erschöpfung des Bodens durch die Pflanzen in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien vorgelegt, deren Hauptinhalt wir kurz mittheilen. Es ist eine unter den Ackerbautreibenden vielverbreitete Meinung, daß der erschöpfende Einfluß der Vegetation auf den Boden nur während der Zeit der Samenentwickelung, also von der Zeit der Blüthe und Befruchtung an bis zur Reife, stattfindet, weil erfahrungsgemäß eine Aerndte, welche zur Zeit der Blüthe abgemäht worden ist, den Boden viel weniger ausgesogen hat, als wenn man sie reifen läßt, ja manche Pflanzen, wie Klee und Wicke, ihn sogar zu verbessern im Stande seyn sollen. Gegen diese Behauptung aber hat Mathieu de Dombasle, einer der tüchtigsten französischen Oekonomen, Thatsachen aufgestellt, welche beweisen sollen, daß die Pflanzen in den ersten Perioden ihres Wachsthums dem Boden mindestens eben so viel Nahrung entziehen, wie in einer späteren Epoche, indem man z. B. mehrere der anerkannt erschöpfendsten Pflanzen, wie Kohl, Tabak u. s. w., sich gar niemals bis zur Blüthe entwickeln läßt. Wenn aber manche Saaten, welche grün gemäht werden, wirklich dem Boden viel weniger Kräfte entziehen als andere, so beruhe dies darauf, daß der größte Theil ihrer organischen Bestandtheile dann im Boden in den stark entwickelten Wurzeln zurückbleibe; in diesen sey nämlich schon in jener Epoche ein großer Theil der Stoffe im voraus angehäuft, die später zur Bildung des Samens verbraucht werden, so daß ja bekanntermaßen manche Pflanzen, wenn man sie nach der Befruchtung vollständig ausreißt, bei blos gehöriger Feuchtigkeit ihre Körner vollkommen entwickeln. Denn nach dieser Epoche finde hauptsächlich nur eine Concentration der Säftemasse aus allen übrigen Organen, die der Erhaltung des Pflanzen-Individuums dienen, auf die Bildung der Frucht hin statt, die zur Erhaltung der Gattung bestimmt sey. Eine eigentliche Zunahme der organischen Masse aus dem Boden oder der Atmosphäre sey daher von da ab nur sehr unwesentlich oder gar nicht vorhanden, sondern die befruchtete Pflanze enthalte bereits alle zur Reife nöthigen Elemente. Um diese Behauptung zu stützen, stellte Mathieu de Dombasle Experimente an, indem er unter gleichen Verhältnissen gewonnene Getraidepflanzen zu verschiedenen Zeiten der Entwickelung vergleichungsweise wog, und es ergab sich allerdings für die Zeit von der Blüthe bis zur Reife im Ganzen nur eine Zunahme von $\frac{1}{6}$ ihres Gewichtes, während die Wurzeln allein eine Abnahme von fast $\frac{2}{3}$ ihres Gewichts im Verhältniß zur ganzen Pflanze zeigten. Dies Resultat wäre sehr wichtig für die noch unentschiedene Streitfrage, ob gewisse Futterarten sich nicht reichlicher gewinnen lassen, wenn man sie in derselben Zeit zu öfteren Malen grün schlage, als wenn man die Reife ihrer Körner erwarte. Boussingault hat es daher einer sorgfältigen Prüfung, mit Berücksichtigung der chemischen Analyse, unterworfen. Allein seine Resultate weichen durchaus von denen Dombasle's ab; sie ergaben, daß, wie es voraussichtlich war, die Zunahme der organischen Materie in der Pflanze bei deren Annäherung zur Reife zwar immer langsamer wird, daß sie aber bei Getraidearten immer noch stark genug ist, um das Gewicht der Aerndte von der Blüthezeit bis zur Reife fast zu verdoppeln, und daß dieses Verhältniß der Stoffzunahme aus dem Boden sowohl wie aus der Atmosphäre nach der Befruchtung noch viel entschiedener bei den Leguminosen zu erkennen ist.

England.

Die Militair-Musik und ihre Verbesserungen.

(Nach dem United Service Magazine.)

Nur in Utopien herrscht ein ewiger Frieden. Trotz dem guten Einverständnisse, welches unter den civilisirten Nationen Europa's besteht, beschäftigen sich doch alle mit der Einrichtung ihrer stehenden Heere. Die Verbesserung der Militair-Musik ist demnach kein unwichtiger Gegenstand.

Wie kömmt es denn aber unter solchen Umständen eigentlich, daß in unseren Tagen des reißenden Fortschrittes diese Institution, die Zierde und der Luxus eines Heeres, so geringe Verbesserungen erfahren hat?

Die beweglichen Orchester, die an der Spitze unserer Regimenter einhermarschiren, diese beim Volke so beliebten Musik-Corps, sind, wenn man etwa den Mechanismus der Instrumente, aus denen sie zusammengesetzt sind, ausnimmt, dasselbe, was sie vor funfzig Jahren waren, geblieben, und sie sind es deshalb geblieben, weil die Militair-Musik Schwierigkeiten zu überwinden hat, wovon jede andere Vereinigung von Instrumentalisten nichts weiß. Statt in einem Theater oder Konzertsaale eingeschlossen zu seyn, ist sie auf die freie Luft, auf die Exerzierplätze angewiesen und so der Unterstützung beraubt, welche die Gunst der Lokalität dem Spiel gewähren kann. Die ersten Begriffe der Akustik lehren, daß ein geschlossener, den Schall reflektirender Raum unerläßlich ist, wenn allen künstlichen Tönen jene Kraft ertheilt werden soll, ohne die das zahlreichste Orchester nur eine mittelmäßige Wirkung hervorbringt. Ein ganzes Tausend von Musikern mit Saiten-Instrumenten, in einer ausgedehnten Ebene aufgestellt, wird nur auf eine kurze Entfernung vernommen werden, seine Wirkung, selbst auf die nächsten Zuhörer, wird nur schwach seyn, während ein Quartett in einem verhältnißmäßigen, von Möbeln und Tapeten freien Raum, betäuben kann. Alle neuere Architekten gehen bei Construction der Schauspielhäuser von diesem Grundsatz aus; sie bemühen sich, die Verhältnisse derselben dergestalt zu berechnen, daß ein schöner sonorer Schall erfolge und kein die Töne verwirrendes Echo sich vernehmen lasse. Dennoch hüten sie sich bei weitem mehr davor, einen die Töne dämpfenden Saal herzustellen, als einen solchen, der ein Echo hat, weil sich einer zu großen Sonorität durch Matten, Teppiche, Tapeten abhelfen läßt.

Der Saal der italiänischen Oper in London gilt für denjenigen, der vor allen anderen in Europa die Töne am besten wiedergiebt, was, wenn man die Vertäfelung in seinem Innern betrachtet, kaum glaublich seyn sollte. Doch ist anzunehmen, daß er in seiner ursprünglichen Nacktheit jene zu große Sonorität besaß, welche das Echo vervielfacht, und daß das Holzwerk und die Draperieen der Logen diese Sonorität auf den gehörigen Grad herabgestimmt haben.

Demnach war es gänzliche Unkunde oder ein Uebersehen dieses Grundsatzes, was bei Zusammensetzung der militairischen Musik-Corps vorwaltete; man ahmte dabei, so weit es ging, ein aus Saiten-Instrumenten gebildetes Orchester nach, und wie lange auch schon die Inkonvenienz einer solchen Einrichtung erkannt worden, so hat doch noch Niemand ein Mittel zur Abhülfe angegeben. Ist ein Regiment — seine Musik an der Spitze — auf dem Marsche begriffen, so hören die letzten Abtheilungen schlechterdings die Töne nicht, nach denen sie ihren Tritt einrichten sollen. Es fällt mir bei dieser Gelegenheit ein, daß ich vor einigen Jahren ein Regiment sah, dessen Commandeur der Musik ihre Stelle bei der Fahne in der Mitte der Kolonne angewiesen hatte, damit die ganze Truppe die Harmonie derselben genießen konnte.

Auch erinnere ich mich, daß der Herzog von Kent in Gibraltar seine Privat-Kapelle mit dem Musik-Corps seines Regiments vereinigt hatte. Durch diesen Zuwachs erreichte das Musik-Corps die Stärke einer Compagnie der aufziehenden Wache, und doch wären, trotz der großen Anzahl von Instrumenten, die Töne für die letzten Züge (Divisionen) einer Kolonne von 800 Mann verloren gewesen. Wenn also die in London und Umgegend garnisonirenden Garden, um diesen Mangel an Wirkung zu heben, zuweilen ihre verschiedenen Musik-Corps vereinigen, so geschieht es, weil man von dem unrichtigen Grundsatz ausgeht, daß die Sonorität eines Orchesters im Verhältniß der Zahl der Instrumente wachsen müsse.

Da sie stets darauf bedacht seyn müssen, die Schallweite ihrer Instrumente zu vergrößern, so gewöhnen sich die Militair-Musiker nur zu leicht, den Ausdruck ihres Spieles zu übertreiben. Diese Uebertreibung bringt in einem beschränkten Raume eine harte, unangenehme Wirkung hervor, und da jeder der exekutirenden Musiker für seine Person sich anstrengt, sein Instrument, so viel möglich, vortönen zu lassen, so ist nichts seltener, als daß man ein wohlausgeführtes piano hört. Um diesem den Instrumenten von großer Schallweite anklebenden Mangel zu steuern, hat man die kleinen Klarinetten, die Oktavflöten eingeführt und den Baß durch Posaunen oder Schlangenhörner unterstützt, dergestalt, daß auf eine gewisse Entfernung der Effekt der Zwischen-Instrumente gänzlich verloren geht und das Ohr nur noch das Pfeifen der Instrumente von hohem Ton vernimmt, wie es in gewissen Intervallen das Brummen der Baß-Instrumente unterbricht. Die Tenor-, Alt- und Baryton-Partieen werden durchaus erdrückt, und an die Stelle eines harmonischen Ganzen tritt eine wilde Verwirrung. So genügen die

schwachen Töne des französischen Hornes und die Accompagnements der zweiten und dritten Klarinette nicht, die Zwischen-Nüancen auszufüllen. Diese letzteren Instrumente, schrill und pfeifend in den unteren Noten, bringen nur ein dem Summen eines Bienenkorbes ähnliches Geräusch hervor, während die Fagotts, wie man sie in der Regel hört, ziemlich an das abnehmende Röcheln einer Lokomotive erinnern.

Eine schlecht berechnete Mischung starker und schwacher Instrumente giebt überall schlechte Resultate. In freier Luft gehen die schwachen Töne verloren, in geschlossenen Räumen wird man durch die starken betäubt. So wird z. B. ein sehr bekanntes Instrument, der Dudelsack, dessen martialische Wildheit in einem Lager gefallen mag, unerträglich in einem Zimmer oder Saal seyn. Es war daher ein wahres Attentat auf die Nerven eines königlichen Auditoriums, als man bei dem Besuch, den Ludwig Philipp der Königin Victoria machte, während des Diners einem Dudelsack-Virtuosen den Eintritt in das Schloß von Windsor gestattete und ihn, während er aus vollen Lungen blies, die Runde um die Tafel machen ließ.

Im Freien macht sich in ganz Europa keine Musik besser, als die der preußischen Truppen. *) Als Salon-Musik aber glaube ich nie etwas Angenehmeres gehört zu haben, als die Musik der Compagnie von Noailles von den französischen Garde-du-Corps; sie bestand nur aus zehn Instrumenten ohne Tambours.

Ich habe im Vorbeigehen zwei oder drei Versuche angeführt, den militairischen Orchestern mehr Nachdruck zu geben, Versuche, deren Resultate mittelmäßig waren. Der Zufall hat durch eine Entdeckung, welche noch nicht gehörig benutzt worden, die Mittel angegeben, wodurch die Schwierigkeit sich lösen läßt. Vor funfzig Jahren ungefähr wurde in den Ruinen von Herkulanum ein aus Erz gearbeitetes musikalisches Instrument, welches sich als ein zu militairischen Zwecken bestimmtes auswies, aufgefunden; nach dem Modell dieses Instrumentes — welches allein schon beweisen würde, daß den Alten das Baß-Accompagnement nicht fremd gewesen — sind die Trombonen oder Baßposaunen gefertigt, welche wir gegen den Anfang des laufenden Jahrhunderts in unseren Orchestern eingeführt haben. Ihre vortreffliche Wirkung hätte zu einer entsprechenden Verbesserung bei allen anderen zum Geschlechte der Tuba gehörigen Instrumenten führen sollen. Allein es ist eine Reihe von Jahren verstrichen, ehe man den ganzen Werth eines aus Blech-Instrumenten bestehenden Orchesters zu begreifen anfing, welches in der That erst neuerdings geschehen ist. Ja, diese Idee ist noch immer nicht zu der Entwickelung, deren sie fähig ist, gediehen.

Um ein gutes Orchester aus Blech-Instrumenten, deren Wirkungssphäre hauptsächlich die freie Luft ist, zu bilden, müßte man:

1) alle im Freien unnütze Instrumente, wie das Fagott, das Hautboe, das französische Horn, auch die zweite, dritte und vierte Klarinette in B, ausmerzen;
2) ausschließend Instrumente von großer Schallweite anwenden, die zugleich sonor wären und deren Ton sich durch die Geschicklichkeit des Musikers mildern ließe;
3) alle Hörner mit hohen, niederen und Zwischen-Cylindern aufnehmen;
4) die Zahl der Cylinder-Trompeten von verschiedenem Ton, der Hörner mit Pistons und der Cylinder-Posaunen vermehren.

Diese letzteren Instrumente nebst ihren Abarten sind wahrscheinlich bestimmt, die Schlagenhörner, denen sie in der Richtigkeit der Intonation überlegen sind, zu ersetzen. Denn in dem Tubus dieser Hörner ist eine Anzahl von Oeffnungen (Löchern) angebracht, die mit einem Futter von Büffelleder versehen sind; das Büffelleder aber ist ein Stoff, der zu demjenigen, woraus das Instrument gefertigt ist, nicht recht paßt und der — wie bei der Violine der Dämpfer (die Sourdine) — den Ton erstickt. Dazu kommt, daß die Wärme des Athems sowohl, als die Veränderungen in der Temperatur, Trockenheit so gut wie Nässe, die Gleichförmigkeit des Tones bei den Schlagenhörnern beeinträchtigen, und daß man höchst selten einen Musiker findet, der sie richtig bläst. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Auerbach's Dorfgeschichten. Die neueste kritische Exkursion, die der uns bereits aus vielen trefflich geschriebenen Artikeln dieser Art bekannte Herr St. René Taillandier auf das Feld der deutschen Literatur unternommen, hat sich Berthold Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zum Ziel erwählt. **) Es war zu erwarten, daß dieses in Deutschland mit einer in unserer Zeit für ein einheimisches belletristisches Erzeugnis gar nicht mehr gewohnten Theilnahme begrüßte Buch der Aufmerksamkeit des wohlunterrichteten französischen Kritikers nicht entgehen werde. Er faßt dasselbe auch aus einem, nach unserem Bedünken viel richtigeren Gesichtspunkte auf, als einige deutsche Kritiker, die die „Dorfgeschichten" als ein vom „Volke", d. h. von den naivsten und schlichtesten Sphären des Publikums mit Begierde gelesenes Buch, ja als eine Erscheinung darstellten, mit welcher eine ganz neue Aera der sogenannten „Volksliteratur" beginne. Was zunächst das Letztere betrifft, so darf wohl die Neuheit der Auffassung in diesen allerdings gesunden und naturkräftigen Schilderungen des Volks- und Landlebens einigermaßen in Abrede gestellt werden, indem — ohne an minder gelungene, aber jedenfalls ältere Versuche von Aler. Weill und Ernst Willkomm zu erinnern — in Deutschland „Hermann und Dorothea", „Lienhard und Gertrud", zahlreiche anmuthige Erzählungen von Zschocke, ferner in England der Vicar of Wakefield, in Frankreich die Genrebilder des kürzlich verstorbenen Genfers R. Töpfer Vorgänger und Muster zu solchen Schilderungen und zu allen uns noch bevorstehenden Nachahmungen der Schwarzwalder Dorfgeschichten darbieten. Und was die „Volksliteratur" angeht, so ist wohl überhaupt in Frage zu stellen, ob es nicht vielmehr gerade das blasirte, das sogenannte gebildete Publikum sey, das Auerbach's „Dorfgeschichten" liest und preist. Wir wollen mit dieser Bemerkung das Verdienst des wackeren Schriftstellers keineswegs herabsetzen. Denn wenn es auch zum Theil eine natürliche Folge der durch französische und deutsche Tendenzromane und Socialnovellen hervorgerufenen Ueberreizung ist, daß der einfache, aber wahre Ton, den ein Dorfgeschichten-Erzähler anschlägt, uns das Herz berührt und wie ein Zuruf aus einer neuen und fremden Welt erklingt, so bleibt es darum doch nicht minder anerkennenswerth, in dieser Zeit der tendentiösen und socialen Berserkerwuth zuerst wieder zum wirklichen Leben zurückgekehrt zu seyn und daraus mit so künstlerischer Hand geschöpft zu haben. Das ist es denn auch, was Herr St. René Taillandier nicht blos gegen die „Nachfolger Theodor Mundt's und Ernst Willkomm's" geltend macht, nicht blos gegen „die vornehmen Schriftsteller mit zweifelhafter Einbildungskraft und verdunfletem Styl", sondern auch gegen Auerbach selbst, dem er ähnliche Tendenzen in seinen früheren Romanen „Spinoza" und „Dichter und Kaufmann" vorwirft, sowie gegen seine eigenen Landsleute, gegen die Eug. Sue's und die Aler. Dumas u. s. w. Gleichzeitig fordert er jedoch die deutsche Kritik auf — als deren achtbarste Stimmführer er die Herren Levin Schücking und Gustav Kühne bezeichnet — auf den von ihr, wie er meint, aus politischen Gründen verlassenen Posten der poetischen und schönwissenschaftlichen Literatur zurückzukehren, um zu verhindern, daß die in den gegenwärtigen Wirren bedrohte „Tradition" nicht völlig verloren gehe, und daß der rationalismus communis, oder die Lichtfreundschaft, auch das Bißchen Poesie, das sich noch in unseren Gotteshäusern, in unseren Familien und auf unseren Dörfern erhalten hat, zu Grabe trage. „An dem Tage", fügt er hinzu, „an welchem die Kritik in Deutschland wieder ihre rechtmäßige Autorität üben, an welchem sie aufhören wird, sich in einem phrasenhaften Dilettantenthum zu gefallen, da wird sie, um ihren Zeitgenossen wirksame Rathschläge zu ertheilen, diesen das Neue und das Bessere, das noth thut, zugleich aber auch die Wahrung der vaterländischen Tradition dringend an das Herz legen. Das Beispiel Berthold Auerbach's wird für die deutsche Kritik nicht verloren gehen. Die Tradition ganz allein, ein blindes Sichhingeben an die Erinnerungen der Vergangenheit, würde die Einbildungskraft der Dichter in jene mittelalterliche, mystische und nebelhafte Welt einschließen, von welcher sich die neuere Zeit siegreich losgemacht hat. Andererseits würden aber auch Neuerungen allein, abenteuerliche unüberlegte Neuerungen, die den vaterländischen Boden unter den Füßen entweichen lassen und jedes Band mit der Denkart der Vorältern zerreißen, den deutschen Gedanken dem Einflusse eines Geistes überliefern, der nicht der seinige ist. Ein Voltairisch gewordenes Deutschland würde uns Franzosen nicht sonderlich zur Ehre gereichen. Möge es immerhin von unserem Wesen, von unserer einfachen und geraden Art, die Dinge zu betrachten, etwas annehmen; möge es von uns jene aufrichtige Anhänglichkeit an die großen Grundsätze der neueren Zeit, an die heiligen Eroberungen von 89 lernen! Aber in dem Ausdrucke seines Gefühls, seiner Poesie und seiner Kunst bewahre es sich für immer die Form, die ihm angehört! Es ist nicht gut, wenn die Völker ihre Trachten vertauschen; in dem Kleide ihres Nachbars werden sie immer etwas linkisch erscheinen. Wir würden denjenigen unserer Dichter tadeln, der sich zum Deutschen machte; ist es daher möglich, daß wir an Dichtern und Romanschreibern Gefallen finden, die jenseits des Rheins den französischen Geist ungeschickt kopiren? Wir suchen nach Originalität, dieser köstlichen Blume der Kunst, deren Samen in dem durch die immer näher an einander gedrängten Völker so sehr angebauten europäischen Boden täglich seltener wird. Sollte er wirklich ganz abhanden gekommen seyn? Sollte er nicht vielmehr sich wieder erzeugen lassen? Ja, er läßt sich wieder erzeugen, wenn der Schriftsteller, ohne auf die Ideen seines Jahrhunderts zu verzichten, die Tradition bewahrt und den lebendigen Geist des Vaterlandes. Er wird sich auf dem anspruchlosesten Felde wieder erzeugen, auf einem verborgenen Stück Landes, in dem Schatten einer Hagedorn-Hecke, und darum besonders habe ich gemeint, auf den glücklichen Versuch des Herrn Berthold Auerbach hinweisen zu müssen."

*) Die Redaction der Revue Britannique will die von dem englischen Schriftsteller den preußischen Musik-Corps eingeräumte Ueberlegenheit nicht anerkennen und nimmt dieselbe, was wenigstens den gegenwärtigen Zustand angeht, für die französische Militair-Musik in Anspruch. Ja sogar die Musik der belgischen und österreichischen Truppen soll, ihr zufolge, der Musik der preußischen Regimenter vorzuziehen seyn.

**) Revue des deux Mondes, 15 Juin.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben ist bei Herm. Fritzsche in Leipzig erschienen:

Leibniz als Denker. Auswahl aus seinen kleineren Aufsätzen zur übersichtlichen Darstellung seiner Philosophie. Ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung versehen von Prof. Dr. G. Schilling in Giessen. gr. 8. In Umschlag kroch. Preis 26 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 80. Berlin, Sonnabend den 4. Juli 1846.

Nord-Amerika.

Die europäische Einwanderung in Amerika.

Nach van der Straten-Ponthoz.

Es giebt keinen Gegenstand unter den Erscheinungen des Tages, der würdiger wäre, die Aufmerksamkeit des Menschenfreundes auf sich zu ziehen, als die Auswanderung der Europäer nach fremden Erdtheilen. Vor Allem aber sind es die Deutschen, die, weil sie in verhältnißmäßig größter Zahl, ja, im Vergleich zu den südeuropäischen und manchen nordischen Ländern, fast ausschließlich den Wanderstab ergreifen, denen eine bessere Leitung bei der Wahl ihres Zieles und ihres Transportes und ein größerer Schutz bei ihrer Niederlassung zu Theil werden sollte. Während die Italiäner und Spanier, die Skandinavier und Russen fast gar nicht ihr Vaterland verlassen oder verlassen dürfen, während es in Frankreich fast allein der Elsaß und Lothringen sind, welche Auswanderer bieten, und während England für seine Irländer Kolonieen und Schutz hat — wird Deutschland jährlich vieler Tausende seiner bravsten, fleißigsten, mitunter auch wohlhabendsten Bürger beraubt, die in die weite Fremde ohne Anleitung und Rath gehen, die schutzlos habgierigen Maklern und Agenten in Hamburg, Bremen, Havre, Antwerpen anheimfallen, die hülflos an die unbekannte Küste geworfen werden, und von denen nur Wenige zum Zweck kommen, wenn ihr Glück und ihre Ausdauer nachhaltiger sind als die von ihnen ergriffenen Maßregeln. Im Alterthume waren die Auswanderungen noch stärker als jetzt, und doch waren sie meist zum Heile des neuen wie des verlassenen Vaterlandes; warum ist in unserer Zeit das Eine wie das Andere so selten? Im Alterthume waren es ganze Stämme, welche auszogen, oder ganze Massen von Staatsbürgern, die ausgesendet wurden, um ein neues Vaterland zu suchen, dessen Gedeihen auf das alte Vaterland einen Reflex werfen sollte. Es waren zwei Hauptgründe für den Auszug, wie noch heute: Zwang und freier Wille. Zum ersteren gehörten Uebervölkerung und bürgerliche Wirren, in denen die siegende Partei die besiegte zum Auswandern veranlaßte; zum zweiten gehörte der Wunsch, Handelsverbindungen anzuknüpfen, den Staat zu erweitern und zu bereichern. Aber in beiden Fällen gingen Fürsten und Edle an der Spitze des auszuziehenden Stammes, oder der Staat selbst nahm die Colonisation unter seinen Schutz und seine Verantwortlichkeit. Daher sehen wir, daß Phöniziens Kolonieen, wie die der Griechen, überall den Segen der Civilisation verbreiteten und das Mutterland bereicherten, und was noch weit mehr als Beides ist, sie behielten eine unverlöschliche Pietät gegen dasselbe.*) Wie traurig anders ist es in unseren Tagen! Die Fürsten und Edlen bleiben zu Hause, und wenn sie auswandern, so geschieht es nur auf kurze Zeit, um zu Hause ihre Reisebeschreibungen herauszugeben, und unsere Ida's sind gewiß häufiger als unsere Dido's; dagegen wandert der Landmann, der Handwerker und Proletarier aus, um in der wilden Fremde ein besseres Vaterland zu suchen als in der Heimat, und diese letztere fängt er schon an gering zu schätzen, sobald er den Strom aufsichtig wird, der ihn zum Meere führt.**)

Man hat in der neuesten Zeit viele Vorschläge zur besseren Leitung der Emigrationen gemacht, man hat Vereine gestiftet, es haben erlauchte Personen Ländereien angekauft, und es sind dem Volke Belehrungen von vielen Seiten in die Hände gegeben worden. Aber leider sind die bestgemeinten Wünsche und Opfer fruchtlos geblieben, weil sich in den Schoß der Vereine Habsucht und Unkunde gedrängt, weil oft hohe Personen von ihren Agenten getäuscht worden, und weil die Belehrungen oft von falscher Hand, von trügerischen Mittlern ausgingen.***) Die Regierungen oder der deutsche Bund müssen Hand anlegen! Wir wissen es, die deutschen Regierungen von Groß bis Klein schmollen mit der Auswanderungslust, und manche entziehen sich dem thätigen Eingreifen, weil sie es als eine Art von Eingeständniß betrachten, daß es dem Unterthan zu Hause nicht ganz wohl gehe. Aber nach unserer unmaßgeblichen Ansicht thäte man besser, die Auswanderung lieber durch Gesetze zu verhindern, als sie so frei zu geben, daß der Auswanderer vogelfrei wird.*) Und doch muß von Seiten der deutschen Regierungen ein Entschluß in dieser Hinsicht gefaßt werden, soll der gute Ruf ihrer Vorsorge für die Unterthanen nicht ins Gedränge kommen! Die Auswanderungen in Deutschland sind nicht nur nicht zu hemmen, sondern müssen nach gewisser Seite befördert werden, und sie werden jährlich zunehmen, so wie die Bildung und mit ihr physische und geistige Bedürfnisse zunehmen. Je mehr man vom Baume der Erkenntniß genießt, desto mehr erfährt man, wie nackt man ist, und die Folge ist, daß man aus dem heimischen Paradiese wandert.**)

Die Auswanderung wird nicht nur nicht sobald aufhören, sondern sich vermehren, da jährlich neue Ziele sich eröffnen. Früher war es nur Amerika, und zwar hauptsächlich Nord-Amerika, jetzt sind es fast alle außereuropäische Länder und in Amerika von Kanada bis zur Magellansstraße. Vielleicht werden auch bald nach der europäischen Türkei Kolonisten aus Deutschland wandern, und vielleicht bald Arbeiter mit fleißigen Händen nach Alt-England, das durch die neuen Korngesetze eine Umwälzung in seinem Fabrikwesen hervorbringt. Unter solchen Umständen wird es um so dringender, daß Deutschlands Regierungen entweder durch den Bundestag, oder auch durch den Zollverein — da ja der Gegenstand direkt mit dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau Deutschlands zusammenhängt — oder endlich einzeln die Sache der Auswanderung unter ihren Schutz nehmen. Bis aber etwas von einer dieser Seiten geschehen wird, empfehlen wir den Lesern, ja vorzüglich den hohen Beamten selbst die vorzügliche Schrift des Belgischen Gesandten in Rio Janeiro, Baron van der Straten-Ponthoz, Recherches sur la situation des émigrants aux Etats-Unis, deren wir in Nr. 70 dieser Blätter Erwähnung gethan und aus der wir einige Auszüge mittheilen wollen.

Nachdem der Verfasser uns mit den Gesetzen der Vereinigten Staaten hinsichtlich der Einwanderer bekannt gemacht hat, begleitet er den Emigranten auf seinem Zuge nach der neuen Heimat. Der Abschnitt seiner Wanderung beginnt zu Hause bei der Abfahrt, der zweite beginnt bei der Ankunft in einem amerikanischen Hafen. Wir heben als neuer und lehrreicher das heraus, was Herr Ponthoz über die zweite Periode sagt:

„Der zweite Abschnitt für das Unternehmen der europäischen Auswanderer beginnt, sobald sie sich am Quai des fremden Hafens ausgesetzt sehen. So wie die Leute ans Land steigen, theilen sie sich in Klassen, und dieser Augenblick ist der entscheidendste, um über die Verpflanzung der Europäer nach Amerika ein Urtheil zu fassen. Der Hafen von New-York ist hierzu am günstigsten. Die Auswanderer, welche in anderen Häfen ans Land steigen, haben in der Regel schon einen bestimmten Plan mitgebracht, sie kennen die Richtung schon, welche sie zu verfolgen haben, um ihr Ziel zu erreichen; ganz anders ist es in New-York. Diese Stadt ist ein Sammelplatz von 400,000 Menschen, wovon der vierte Theil fremder Abkunft ist. Jeder Europäer ohne

*) Die Karthager waren stolz darauf, sich Phönizier zu nennen, und die griechischen Kolonieen bekleiten immer eine aufopfernde Zuneigung für die Stammstadt.

**) Aus Bayern wandern die meisten Handwerker, Gewerbtreibende und sogar Gelehrte aus. Die gedrückten Juden verlassen zu Hunderten das Land; es giebt ein Dorf in Franken, in der Nähe Aissingens, M.., aus welchem allein seit 25 Jahren über hundert Erwachsene beiderlei Geschlechts nach Nord-Amerika zogen. Als man im vorigen Jahre einen bayerischen Auswanderer zu Mainz fragte, wann er zurückzukehren gedenke? antwortete er: „Sobald Amerika bayerisch seyn wird!" Doch wir glauben im Sinne dieses Mannes die Antwort auch umkehren zu dürfen: Er wird zurückkehren, wenn Bayern amerikanisch geworden seyn, d. h. wenn es die Freiheit und Toleranz Amerika's erreicht haben wird, was gewiß noch eher zu den Möglichkeiten zu zählen seyn dürfte, als daß Amerika die in Bayern geltenden Grundsätze annehmen werde.

***) Wir schweigen von der Moskito-Kolonie, um nicht schon vernarbte Wunden aufzureißen, obgleich die besiegte Partei im Finstern noch Pfeile gegen ihren Besieger, den kaiserlich brasilianischen General-Konsul Sturz, schießt. Dieser, von dem mehrere gute Artikel über Auswanderung in einer vielgelesenen Zeitung herrühren, soll auch an einer im Manuskript gedruckten Schrift betheiligt seyn, die Vorschläge zur Bildung eines Vereins für Auswanderer nach Brasilien enthält. Wir haben diese Schrift gelesen; sie hat nichts Verdammendes, nichts, was Agenten-Eigennutz verräth, sondern Wahrheiten, die aller Aufmerksamkeit werth sind und die zeigen, daß Herr Sturz, wenn er der Verfasser ist, ein patriotisches deutsches Herz mit einer brasilianischen Amtstellung zu verbinden weiß. Dennoch sagt ein um die Wahrheit nicht sehr besorgter Korrespondent aus Berlin in einer Nürnberger Zeitung, „daß die Polizei auf jene Schrift fahnden lasse."

*) Daß die armen Auswanderer in Hamburg und Bremen sehr oft durch Betrüger um ihr Bischen Habe gebracht werden, ist bekannt, und die Hanseaten, die sich immer für die Patrioten der Patrioten halten, könnten wohl besser für ihre auswandernden Brüder sorgen. Was man sich in Amerika gegen die vogelfreien Deutschen erlauben darf, zeigt das Benehmen eines Capitains, welches die Allg. Zeitung in Nr. 161 erzählt. Der Schurke heißt O'Hara.

**) Auch aus der österreichischen Monarchie wandern verhältnißmäßig wenig Menschen aus, theils weil der fruchtbare Boden die Bevölkerung leicht ernährt, theils weil der Grad der im Lande vorherrschenden Bildung noch eher ein Beharren beim Alten und eine große Genügsamkeit gestattet. Vielleicht ist aber diese Erscheinung mit Ursache, daß der Bundestag bisher keine Rücksicht auf die Auswanderung genommen. Vielleicht könnte schon dadurch den Fremden Achtung eingeflößt werden, wenn Deutschland einen Konsul in Washington hielte, der ausschließlich mit den Interessen seiner in Amerika einwandernden Landsleute beschäftigt wäre; vielleicht wäre es heilsam, wenn die Konsuln deutscher Großmächte in den Seestädten, wo die Auswanderer zur Abfahrt zusammenströmen, ein wachsames Auge auf die Behandlung der Letzteren hätten, und vielleicht wäre es in vieler Hinsicht gut und recht, daß aus Bundesfonds Schiffe gebaut werden, welche Kolonisten an ihren Bestimmungsort führen.

Geld, ohne festen Plan, nur aufs Gerathewohl auswandernd, kommt hierher, das Glücksspiel Amerika's zu versuchen.

„So wie die Masse der Auswanderer das Schiff verläßt, theilt sie sich in zwei Kategorieen; die erste, ohne hinreichende Hülfsmittel, ist gezwungen, am Ausschiffungsorte zu bleiben, während die zweite im Stande ist, ins Innere des Landes zu wandern. Damit man nicht Gefahr läuft, sich in einer großen Konfusion von sich widersprechenden Thatsachen und Folgen zu verirren, ist es sehr wichtig, die erste Klasse von der zweiten zu trennen. Diese letztere kann die wahren Hülfsquellen erreichen, welche Nord-Amerika zu einem Asyle für den Europäer stempeln, und in Betracht dieser Klasse allein kann man Amerika moralisch verantwortlich machen; was aber jene europäischen Haufen von Dürftigen betrifft, die sich auf die volkreichen Städte eines angebauten und für alle Zweige der Gewerbsamkeit wohl eingerichteten Landes werfen, so sind diese, eigentlich zu sagen, gar nicht ausgewandert. Sie haben mit dem Kontinente ihre Lage nicht geändert. Der einzige Unterschied ist, daß hier eine bessere Aussicht für die Betriebsameren ist, und daß die Kinder wahrscheinlich nicht zu dem dürftigen Leben ihrer Väter gezwungen seyn werden, während in Europa die einzige Aussicht für dieselben ein tieferes Herabkommen ist. Diese Klasse von Einwanderern wird der Kern einer Bevölkerung von Proletariern, die elendiglich in New-York, New-Orleans, Philadelphia und Baltimore hausen. Es ist wahr, in Amerika braucht man ein geringeres Kapital, um sich aufzuhelfen, allein so lange dieses Kapital, so klein es auch ist, fehlt, ist die Lage auf beiden Seiten des Oceans gleich unglücklich. In die Bundesstaaten, die an der Küste liegen, bringt die Emigration den Pauperismus. Die Armensteuer im Staate New-York steigt auf 600,000 Dollars für eine Bevölkerung von 2,714,486 Seelen. Nach den neuesten amtlichen Angaben der Verwaltung stellt sich heraus, daß im Jahre 1844 9796 fremde Arme dem Staatsschatze zur Last fielen. Die beiden Gefängnisse des Staates enthielten 729 Verhaftete, worunter 496 Fremde. Massachusetts unterhielt 1844 14,308 Arme, worunter 3663 Fremde. Im Strafgefängnisse sind unter 276 Verurtheilten 62 Europäer, und in den Gefängnissen der Grafschaften waren 1844 2825 Verurtheilte, dabei 277 Fremde. Das Gefängniß zu Maryland hatte 20 Verurtheilte, wovon 10 Fremde. Das Armenhaus nahm 1464 Personen auf, darunter 533 Emigranten.

„In Europa meint man, Amerika müsse den hülflosen Arbeitern Zuflucht und Arbeit bieten. Allerdings, als die großen Unternehmungen der öffentlichen Bauten in den Bundes-Staaten ausgeführt wurden, da fand die Hand des niedrigsten Tagelöhners gut belohnte Arbeit; Amerika konnte der Arbeiter nicht zu viel bekommen, Irländer, Deutsche, Norweger und Schweizer bauten seine Kanäle und Eisenbahnen. Nach der Krisis von 1837 fiel der Lohn der Arbeit, während die europäischen Einwanderer sich unter dem Einflusse einer schon hingeschwundenen Sachlage mehrten. Der Antrieb war nun einmal gegeben, Europa strebt weiter, seine Arme nach Amerika zu werfen, und wenn die amerikanische Regierung keine Maßregeln dagegen ergreift, so wird sich diese Invasion noch unter dem Einflusse verschiedener Umstände weiter ausdehnen. Je mehr die Märkte der Union sich den Erzeugnissen Europa's verschließen, desto schwerer wird es für ihre Schiffe, Rückfracht zu finden; der Auswanderer muß nun eine Waare werden. Die Rheder von Boston schicken Schiffe nach Antwerpen, seitdem von dessen Hafen aus Emigranten ziehen. Die Konkurrenz setzt die Ueberfahrtskosten herab, und die Eisenbahnen, die nach und nach das Innere von Europa mit den Hafenstädten verbinden, werden die von der Küste entfernten Einwohner zur Auswanderung noch mehr aufmuntern.*)

„Während der europäische Arme sich anschickt, die günstige Gelegenheit für seine Uebersiedlung zu benutzen, bietet das Littoral der Vereinigten Staaten täglich weniger Aussicht für den Fremden. Die Bevölkerung und die Industrie nimmt zu, der Werth des Bodens steigt, und er kann nicht mehr von einfachen Tagelöhnern bezahlt werden; in den niedrigen Handwerken fällt der Preis der Handarbeit durch Konkurrenz, und in den übrigen Gewerben kann der Emigrant nicht mit dem Amerikaner wetteifern.

„Nimmt man das Vorhergehende zusammen, so ergiebt sich, daß die Lage des Dürftigen durch seine Verpflanzung nach Amerika noch nicht verbessert ist. Das Mitgefühl der Regierung muß für ihn sorgen, und bald müssen die östlichen Staaten Maßregeln ergreifen, die arme Bevölkerung, die sich in den großen Städten angehäuft hat, nach den noch unangebauten Gegenden des Westen zu schicken.

„Die Leiden der armen Emigranten und die Betrügereien, denen sie bei ihrer Ankunft ausgesetzt sind, haben die achtbarsten irländischen, deutschen und englischen Häuser in New-York bewogen, Vereine zu bilden, um die respektiven Landsleute zu schützen. 1781 schon erhielt eine Gesellschaft zum Schutze der Deutschen durch eine Akte der Gesetzgebung von Pennsylvanien ihre Bestätigung, welche Akte im Jahre 1810 erneuert wurde. In Baltimore haben irische und deutsche Einwohner zwei philanthrophische Vereine dieser Art gestiftet. Der Verein der Deutschen in New-York besteht seit 1804; er wurde auf 20 Jahre vom Staate anerkannt. 1825 erhielt er durch eine neue Akte seinen Freibrief (sa charte) auf unbestimmte Zeit. Alle Mitglieder sind entweder geborene Deutsche, oder doch von deutscher Abkunft. Der Geschäftsführer der Gesellschaft nimmt die Gesuche der Hülfsbedürftigen an, die er einem Comité der Wohlthätigkeit übergiebt; er geht auch auf die Schiffe, welche Auswanderer enthalten, unterrichtet sich über die Verfassung und Vorsätze der Einzelnen und giebt ihnen die nöthigen Rathschläge und Nachweisungen.*) Die Irländer haben ihren Schutzverein 1841 wiederhergestellt, und sie befolgen dabei dieselben Grundsätze wie die Deutschen.

„Erst im Jahre 1844 bildete sich im Schoße der zu New-York wohnenden Briten eine Gesellschaft, die die Sorge übernahm, für die Interessen ihrer einwandernden Landsleute zu wachen. In ihrem Programm erbietet sich diese britische Schutz-Gesellschaft, ihre ankommenden Landsleute vor Betrug zu wahren, indem sie ihnen gute Unterkunft in der Stadt, gute Transportmittel für die Reise ins Innere des Landes und die zweckmäßigsten Wege zur Erreichung ihres Zieles nachweist. Alle diese Gesellschaften veröffentlichen wenigstens Einmal jährlich ihre in Form von Adressen an die Emigranten abgefaßten Berichte. Auf diese Weise kommen Belehrungen in die Mitte der europäischen Bevölkerungen, die sich zum Auswandern geneigt oder gedrungen fühlen. Die Gesellschaften lassen nicht nach, zu erklären, daß alte, ungeschickte, mit Familie beladene Handwerker in Amerika kein Asyl finden können, und sie suchen auch alle junge Leute vom Auswandern abzuhalten, die da glauben, in den großen Städten der Union als Schreiber und Handlungsdiener ihr Glück zu machen. Die Wohlthätigkeit der Gesellschaften wird für die beiden Klassen der Emigranten verschieden ausgeübt. Eine Geldunterstützung müßte eine Prämie für die Auswanderer werden; deshalb wird den Fremden solche Gabe nur in sehr beschränkten Gränzen gereicht, und sobald der Arme durch die Stadt-Obrigkeit zugelassen wird, fällt er auch der öffentlichen Wohlthätigkeit anheim.

„Die Einwanderer, welche keine Mittel haben, um einen Niederlassungsort im Innern zu erreichen, suchen sich durch Arbeit in der Hafenstadt, in der sie angekommen sind, zu nähren. Die Vereine schaffen dann guten Arbeitern Beschäftigung. Unternehmer von öffentlichen Arbeiten, Industrielle, die fern von den Küsten wohnen, setzen sich mit den Agenten der Gesellschaften in Verbindung, um durch sie Arbeiter und Handwerksleute zu erhalten. Mancher Emigrant wird auf Empfehlung eines Mitgliedes der Gesellschaften als Domestik untergebracht, die jungen Menschen werden in die Lehre gegeben, und die geschickten Handwerker endlich, wie Schuhmacher, Schneider, Tischler, Schlosser, erhalten durch Vermittelung jener Vereine einigen Kredit, um sich zu etabliren.

„Ist den armen, in den Landungstädten bleibenden Emigranten mit Geld oder Gelegenheit zu arbeiten geholfen, so bedarf die andere Klasse der landenden Europäer einen ganz anderen Schutz. Diese Klasse nämlich ist ganz besonders von ihr gelegten Fallen umgeben, da sie ein bedeutendes Kapital mitbringt. Aus amtlichen Urkunden, die bei dem Projekt eines Handelsvertrags zwischen der Union und den deutschen Zollvereins-Staaten erschienen sind, ersieht man, daß von 1835—39 eine Zahl von 18,937 Bayern sich innerhalb der Bundesländer niedergelassen habe, die ein Kapital von 15 Millionen Francs mitgebracht. Diese Schätzung beruht aber auf den Angaben, welche das bayerische Gouvernement von den Auswanderern fordert, um ihnen eine Steuer aufzulegen; rechnet man dagegen die verheimlichten Summen hinzu, so übersteigt das Ganze die Summe von 25 Millionen. Statistische Tabellen, die zu New-York herausgekommen sind, stellen fest, daß von 1831—42 einschließlich die in diesem Hafen landenden Emigranten mehr als 115 Millionen Francs mitgebracht haben. Im Frühling 1845 haben sich 54 Familien aus dem Hessenlande in Bremen eingeschifft, von denen man versichert, sie haben ein Kapital von 1,600,000 Francs mit nach Amerika gebracht. Die Auswanderer dieser Klasse machen gewöhnlich Halt in der Landungstadt, sey es, um sich von der Reise zu erholen oder um die Anordnung für die Weiterreise ins Innere zu treffen; man will sich ja etabliren. Aber jetzt bemächtigen sich ihrer Gastwirthe und Vermiether mit größter Raubsucht. Man muß den Amerikanern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß nicht sie, sondern die Fremden sich solcher schmachvollen Industrie schuldig machen. Die Sprache der Emigranten sprechend, dienen sie den in der unbekannten Stadt alleinstehenden Ankömmlingen als Dolmetscher und — — betrügen sie als gute Landsleute!**) Hier ist die Wirksamkeit der Schutzgesellschaften von großem Nutzen. Die Agenten machen sich's zur ersten Aufgabe, die Reisenden mit der Gefahr bekannt zu machen, die ihnen droht in jenen Häusern, und ihnen sichere Wohnungen nachzuweisen. Leider hören nicht alle Emigranten auf die guten Rathschläge der Gesellschafts-Agenten und lassen sich von den Gastwirthen plündern. Diese Menschen sind im Einverständnisse mit Spitzbuben, die den Transport ins Innere übernehmen. Während sich der Emigrant von den Mühseligkeiten der Seereise erholt, läßt man ihn Verträge unterzeichnen über den weiteren Transport. Der Unternehmer verschiebt aber, begünstigt von seinem Helfershelfer, dem Wirthe, die Abreise unter irgend einem Vorwande, damit der Gastwirth länger Gelegenheit hat, den Emigranten zu prellen. Sehr oft bringt dieser kaum das nöthige Geld zur Abreise davon, sein übriger Schatz ist geraubt oder im Vergnügen mit den Landsleuten verprasst.

„Die Gesellschaften, die den Einwanderer vor den Raubhöhlen zu bewahren suchen, begleiten ihn mit gutem Rathe bis an den Ort seiner Be-

*) Es versteht sich von selbst, daß ein gleiches Verfahren von europäischen Häfen ausgeht. Die diesseitigen Kaufherren, die von Amerika Waaren holen und nicht eben so viele Waaren hindringen dürfen, laden Emigranten. Einige unserer Landsleute zu Bremen und Hamburg sind die eifrigsten Kaufleute, die diesen Menschenhandel treiben.

*) Wie schön wäre es, wenn sich im deutschen Vaterlande Vereine bildeten, die sich mit jenem in New-York in Verbindung setzten! Dann brauchten die Armen nicht erst Hülfe aus dem Elende, in das sie schon auf fremdem Boden gerathen sind, sondern erführen früh, wie sie dem Elend entgehen können.

**) In Hamburg und Bremen singt schon dieses Spiel an, wo deutsche Patrioten, die englisch sprechen, sich ihren Landsleuten als Dolmetscher für den amerikanischen Schiffer aufdringen. Einer unserer Freunde wurde in Hamburg auf solche Weise um die Hälfte seines Kapitals geprellt, aber der ihn betrügende Landsmann war ein Fremmer.

stimmung. Sie selber versagen sich jede Operation mit Ländereien, aber sie geleiten den Einwanderer zu dem von ihm selbst bestimmten Orte, und hat er noch keine Wahl getroffen, so weisen sie ihn auf die Oertlichkeit hin, die vorzuziehen ist. Indessen können die Gesellschaften nur dem kleinsten Theil der Uebel vorbeugen; auch die heimischen Regierungen können nicht viel thun, ihre Unterthanen zu schützen, und nur durch ihre eigene Uebertreibung können die Mißbräuche gemildert werden.

„Eine amerikanische Gesellschaft hat ein allgemeines System zum Transport der Emigranten vom Orte der Einschiffung bis nach dem Innern organisirt. Der Gründer der Gesellschaft, Harden, genießt eines guten Rufes, und sein Unternehmen hat bis jetzt guten Erfolg gehabt. Die Schiffe der Gesellschaft sind, wenn sie landen, für die schlauen Spekulanten unzugänglich. Der Theil der Auswanderer, welcher sich für das Innere entschieden hat, wird sogleich an Bord eines Dampfschiffes gebracht, um den Strom hinauf zu gehen, oder auf die Eisenbahn, um gleich weit weg geführt zu werden, ehe die Gauner sie berühren können. Auf diese Weise fahren Tausende den Mississippi hinauf, oder auf den Binnenseen im Staate New-York bis in die fernsten Regionen, ohne das Land seit ihrer Einschiffung in Europa zu berühren. Auf solche Weise entgehen sie den Piraten am Hafen und der Gefahr, in der kurzen Zeit zwischen der Ankunft im Hafen und der Abreise nach dem Innern ausgeplündert zu werden."

England.

Die Militair-Musik und ihre Verbesserungen. *)

(Fortsetzung.)

Ueberblicken wir nunmehr rasch die verschiedenen Elemente eines militairischen Orchesters.

Die Trompete verdient wegen ihrer Abstammung aus dem frühesten Alterthum die erste Stelle; sie ist vielleicht das erste aller Blasinstrumente. Aelter, als selbst Pan's Flöte, hat sie zum ursprünglichen Typus die Meermuschel, deren sich einige wilde Stämme noch heute bedienen, und kein Instrument scheint, gleich nach seiner Erfindung, einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht zu haben.

Die Musik für die Trompete, gleich der für das Horn, aus dem C-Schlüssel geschrieben, hat einen Umfang von A bis E, allein es läßt sich, vermöge eines Ansatzstückes, sowohl die Länge des Tubus als die Schallweite vergrößern. Durch die Anwendung der Cylinder hat die Trompete eine beträchtliche Verbesserung erhalten, vorzüglich was die halben Töne angeht. Die Gewalt ihres Tones ist sprüchwörtlich geworden; in der heiligen Schrift wird ihrer häufig erwähnt. Was ihren Nutzen in einem Orchester in Hinsicht auf Modulation und Ensemble betrifft, so berufen wir uns auf alle diejenigen, die Luther's „Eine feste Burg" mit einem Trompeten-Accompagnement durch einen guten Bläser ausführen hörten.

Die verschiedenen Arten der Baßposaune (Trombone) sind bei weitem die wichtigste Erwerbung, welche die aus Blech-Instrumenten bestehenden Orchester gemacht haben, da jene zugleich Alt-, Tenor- und Baß-Partien liefern. Vermittelst ihrer Tuben mit Schiebern sind sie im Stande, jede Note der diatonischen und chromatischen Tonleiter mit vollkommener Präcision wiederzugeben; mehrere ihrer Wirkungen als Tenor verdanken der Einführung der Cylinder eine große Ueberlegenheit. Die Posaunen füllen vollständig die Lücke aus, die wir oben an den alten Orchestern gerügt haben. Man will behaupten, daß dieses Instrument ehemals unter dem Namen sackbut in England bekannt gewesen, allein man hatte schon längst aufgehört, es anzuwenden, als man jenes obenerwähnte Instrument in Herkulanum auffand, welches das eigentliche Modell der heute gebräuchlichen Art ist. Seit einiger Zeit bedient man sich in Preußen als Doppelbasses einer Cylinder-Posaune in F, aber Herr Sax, der berühmte Pariser Instrumentenmacher, hat sie, durch Modifizirung ihres Mechanismus und indem er ihren Umfang in der Tiefe erweitert, vervollkommnet.

Das Waldhorn, obgleich man es jetzt in Form der Trompete konstruirt, unterscheidet sich doch durchaus von dieser durch Ton sowohl als Umfang und hat eben so wenig Aehnlichkeit mit dem französischen oder irgend einem anderen Horn. Wenn die früheste Trompete eine Meermuschel war, so scheint das erste Waldhorn aus einem ausgehöhlten Ochsenhorn entstanden zu seyn. Es ist dies das erste Instrument, das von einem Hirtenvolk erfunden werden mußte; die Jäger in den Wäldern machten es ihnen bald nach, da es eben so einfach als leicht zu konstruiren ist. So habe ich auf dem Kap einen Trompeter gesehen, der sich ein Stück von einem jener riesigen Rohrstämme, wie sie dort am Ufer des Meeres in Menge wachsen, abschnitt und sich daraus ein Horn verfertigte, dessen er sich sehr häufig im Orchester bediente. Das antike, halbmondförmig gebogene Waldhorn, obgleich durch seinen Ton und sein Metall verschieden, gleicht nichtsdestoweniger gewissen Waldhörnern, die ich bei der leichten Infanterie der Armee gesehen. Es bleibt die Frage, welches von beiden seine Gestalt von dem anderen hat. Vormals diente dieses Horn einzig, die Bewegungen einer Militairlinie zu leiten oder, bei regnigem Wetter, zum Zapfenstreich.

Einen solchen Gebrauch machen die Jäger der deutschen Heere noch gegenwärtig von dem kleinen Waldhorn, und ein ähnliches Instrument war es, welches im Mittelalter der Reisende erschallen ließ, wenn er an dem Thor einer Burg Gastfreundschaft begehrte. Es gab kein anderes Mittel, den Thorwärter einer solchen gothischen Veste zu erwecken, da das Genie unserer Ahnen sich noch nicht bis zur Erfindung der Schellenzüge erhoben hatte, und ein armer Reisender, dem es an dem Talent, das Horn zu blasen, fehlte, lief Gefahr, die Nacht an der weniger angenehmen Seite der Zugbrücke hinbringen zu müssen. Nachdem sich die Gestalt des alten Waldhornes insoweit modifizirt hatte, daß es ward, was es heute ist, hat man es in den militairischen Orchestern zugelassen, obgleich der Gebrauch desselben, wegen der geringen Anzahl seiner Töne, stets ein beschränkter blieb.

Nach Verlauf einiger Zeit kam man auf die Idee, das Instrument mit Löchern und diese mit Klappen zu versehen. Herr Sax, der geschickte Pariser Instrumentenmacher, hat an Hörnern von jeder Größe Cylinder mit Klappen oder Pistons angebracht und auf diese Weise ihren Umfang an richtigen Tönen so vermehrt, daß man im Stande ist, die Baß-, Baryton- u. s. w. Partieen mit ihnen zu besetzen. Diese unter dem Namen Sax-Hörner bekannten Instrumente haben eine so homogene Qualität des Tones, daß sich für dieselben musikalische Phrasen schreiben lassen, die eine Tonleiter von ungewöhnlicher Länge durchlaufen. Die verschiedenen Saxhörner exekutiren nach einander das Fragment der Passage oder Melodie, welches sich für den Umfang eines jeden eignet, und so entwickelt sich, übergehend von einem Instrumente zum anderen, die Phrase, ohne daß die mindeste Lücke zwischen den verschiedenen Bruchstücken wahrzunehmen wäre; der Gedanke des Komponisten scheint vielmehr durch ein einziges Instrument von ungeheurer Länge ausgedrückt zu werden.

So haben denn die Waldhörner vermittelst einer Vervollkommnung einen Umfang an Tönen gewonnen, der dem der vollständigsten sonstigen Blech-Instrumente gleichkömmt; noch mehr: ihr Zusammenhang oder — man gestatte uns den technischen Ausdruck — ihre Verkettung ist weit vollkommener im Orchester, als es bei allen ihren Nebenbuhlern an Umfang der Fall ist. Es ist unnöthig zu bemerken, daß keines dieser Hörner von mittelmäßiger Construction seyn darf, denn man begreift, daß ein einziges schlechtes oder unwirksames die ganze Wirkung des Ensembles vernichten würde. Diejenigen, die zu einem und demselben Orchester gehören, müssen aus den Händen desselben Fabrikanten hervorgehen, und der Stoff, aus dem sie gearbeitet werden, darf von keiner anderen als der besten Qualität seyn.

Wir wollen uns nunmehr mit einem anderen Theil unserer Militair-Orchester beschäftigen, der gleichfalls sehr mangelhaft ist und für den man noch kein Heilmittel angegeben hat. Ich rede von den Schlag-Instrumenten, die, wenn man die Pauke ausnimmt, statt eines musikalischen Tones, nichts weiter als ein den Takt während des Marschirens markirendes Geräusch hervorbringen. Die massiven Becken haben eine gewaltsame Härte des Tones, die an die Töne erinnert, welchen ein mit Eisenstangen beladener Wagen macht, wenn er über ein holpriges Pflaster fährt. Bei den biegsamen Becken sind die Schwingungen von allzu langer Dauer, so daß sie der Melodie Eintrag thun. Die Janitscharenmusik und der Triangel erzeugen ein bloßes Geklirre. Das Tambourin, das mit der Faust gestrichen und geschlagen wird, ist ein armseliges Instrument, höchstens geeignet, die Sprünge einer Seiltänzerin zu begleiten, und die große Trommel, wesentlich nöthig, den Takt zu markiren, ist ohne Musik. Die Pauke allein giebt uns etwas zu vernehmen, was einem musikalischen Tone wenigstens ähnelt, allein ihre Wirkung im Freien ist schwach, und sie kömmt bei den Musik-Corps der Infanterie selten in Anwendung, während sie sich durch ihre Form, die es gestattet, sie, gleich einem doppelten Korbe, über den Rücken eines Pferdes zu hängen, für die Kavallerie eignet.

Man dürfte daher annehmen, daß das Instrument, welches geeignet wäre, die so mangelhafte Trommel zu ersetzen, von Metall seyn und etwas von beiden Becken-Arten, jedoch mit mehr Kraft, besitzen müßte; es brauchte vielleicht nichts Anderes zu seyn, als ein Gongong mit den nothwendigen Modificationen. Und sollte es gegenwärtig, wo unsere Verbindungen mit China von Tage zu Tage zunehmen, so schwierig seyn, das Mischungsverhältniß in Erfahrung zu bringen, welchem dieses Instrument seine außerordentliche Sonorität verdankt und sollte es uns nicht möglich werden, selber dergleichen zu konstruiren, deren Ton mit den Bässen unserer Orchester im Einklang wäre? Eine andere Aufgabe wäre, das Instrument, ohne daß der Eigenthümlichkeit seines Tones Abbruch geschähe, transportabel zu machen; in Ermangelung einer anderen Vorrichtung, könnte man es von ein Paar Leuten tragen lassen. Auch dürfte eine Art von Dämpfer anzubringen seyn, um die Schwingungen auf ein gewisses räumliches und zeitliches Maß zu beschränken. Sobald man einmal die Mittel besäße, dieses Instrument gehörig zu stimmen, so würde es, zumal im Freien, von wunderbarer Wirkung in einem Orchester seyn, wobei man noch in Anschlag bringen muß, daß es uns von der so unbequemen und unharmonischen großen Trommel befreien würde, deren Inkonvenienzen beim Transport überdies gewiß nicht geringer sind, als die Mißstände, die mit dem Transport des Gongongs verbunden seyn können.

Indem wir zur Basis unseres Orchesters Cylinder-Instrumente von Kupfer und Messing nehmen, wollen wir jedoch nicht alle Instrumente von Holz ausschließen, sondern wir werden nur diejenigen ausmerzen, deren dumpfer Ton durch die Sonorität derjenigen, mit welchen in Verbindung sie wirken müssen, erstickt werden würde. Die Klarinette z. B., deren Intonation dem Klang der Violine so nahe zu kommen vermag, verträgt sich ganz vortrefflich mit Messing-Instrumenten; sie besitzt, außer ihrer Kraft, die Zähigkeit, eine Menge Noten mit einem ganz besonderen und schwer zu definirenden Ausdruck wiederzugeben, und hat dabei eine Annehmlichkeit, die, frei von

*) Im letzten Abschnitte dieses Artikels in der vorigen Nummer ist mehreremal statt „Schlagenhörner" Schlangenhörner (Ophicleides) zu lesen.

Weichlichkeit, durchaus geeignet ist, Andante's und Adagio's zu nüanciren. Die Flöte anbetreffend, so würden drei genügen, nämlich die kleine Oktavflöte und zwei Quinten, um dem scharfen Ton der ersteren als Korrektiv zu dienen.

Es besteht gegenwärtig in Paris unter dem Vorsitze eines Generals ein aus Mitgliedern des Instituts gebildetes Comité, dessen Zweck es ist, die Reform-Vorschläge des Herrn Sax zu prüfen, da man nämlich die Absicht hegt, alle Musik-Corps der Armee umzuschmelzen und sie durch Bestimmung der Zahl und Natur der Instrumente, aus denen sie bestehen sollen, sämmtlich gleichförmig zu machen. Das Zusammentreten dieses Comité's hat, wie man sich denken kann, einen panischen Schrecken unter den Instrumentenmachern von Paris erregt, von denen jeder in Besorgniß gerieth, daß die Art von Instrumenten, auf deren Anfertigung er seine Zeit und Mühe verwendet, entweder ganz verbannt oder nur für einen Nebengebrauch beibehalten werden möchte; dieser Schrecken hat nun um so mehr um sich gegriffen, als zugleich jeder Instrumentenmacher die Einladung erhalten hat, nebst seinem Kosten-Anschlage, den Plan zu einem Orchester einzureichen, der natürlich, je nach der Vorliebe und nach dem Interesse seines Verfassers, sehr verschiedenartig ausfallen muß.

Folgendes ist das Projekt, welches von allen bisher eingereichten die günstigste Aufnahme gefunden hat:

6 Cylinder-Trompeten,
2 kleine Flügelhörner (Sax-Hörner) mit Cylindern,
4 große Flügelhörner dito
4 große Flügelhörner Tenor dito
4 große Flügelhörner Baryton mit 4 Cylindern,
4 Contrebasses d'harmonie (Baßposaunen mit 3 Cylindern) in E,
2 Hörner mit Pistons,
2 Posaunen mit Cylindern,
2 dito gewöhnlicher Tenor mit Schiebern,
2 Schlangenhörner in B,
1 kleine Flöte in D,
1 kleine Klarinette,
6 große Klarinetten,
2 Paar Becken und zwei Triangel,
1 große Trommel,
1 dito Tenor,
1 dito Baß,

45 Instrumente.

(Schluß folgt.)

Schweden.

Das Frühlingsfest in Rom und Stockholm.

Das alte Rom feierte den Lenz als Naturfest unter dem Namen pervigilium Veneris, der Venus Nachtfeier. Man kennt das bekannte Lied wahrscheinlich von Catull:

Cras amet, qui nunquam amavit,
Quique amavit, cras amet,

was Bürger übersetzte:

Morgen liebe, wer die Liebe nie gekannt,
Morgen liebe, wer die Liebe je genannt.

Auch in Stockholm wird der Frühling im Mai von Jung und Alt, Vornehm und Gering im reizenden Thiergarten am Mälarsee zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen jubelnd begrüßt. Es ist kein Wunder, daß die Schweden gern das Naturfest besingen. Es wird dem Leser vielleicht lieb seyn, zu erfahren, wie zwei schwedische Dichtergeister, der berühmte Bischof von Wexiö und die anerkannte Novellistin in Stockholm, diesen Gegenstand aufgefaßt haben. Ich habe treu in Maß und Reim übersetzt. August Zenne.

Våren, af Esaias Tegnér.

Våren kommer, fågels qvittrar,
Skogen löfvas, solen ler,
Och de lösta floder dansa
Sjungande till hafvet ner.
Glädande som Frejas kinder
Tittar rosen ur sin knopp,
Och i menskans hjerta vaknar
Lefnadslust och tröst och hopp.

Der Frühling, von Esaias Tegnér.

Frühling kommt, der Vogel zwitschert,
Wald belaubt sich, Sonne lacht,
Die gelösten Flüsse tanzen
Singend in des Meergrunds Nacht.
Glühend wie der Freia Wangen
Röslein aus der Knospe bricht,
Und im Menschenherz erwachen
Lebenslust und Trost und Licht.

Våren,
af Frederika Bremer.

1.

Vinterhufvan trädes falla,
Lastens muntra resande
Svalorna på vingar snälla,
Årens förbudsedlar ge.

2.

Spann af vestanvindar arna
Genast öfver sjö och land;
Hvart de flyga, hälsar hvarna,
Fri blir bäcken, grön dess strand.

3.

Svart i knoppfull lund med gamman,
Under vårklar Himmel blå,
Till sångöfningarna samman
Träda alla foglar små.

4.

Tjust af deras ljufva qväden
Oppnar sippar ögon blå,
Applåderande i träden
Unga löfven sammanslå.

5.

Myggsvärm hägt in luften harrar
I den dansfulla är så ljust!
Om sin sjustning blet surrar
Af sin blommas söt må tjust.

6.

Allt som andas våren sjuter,
Menniskan med nyfödt hopp
Sig till Himlens höjden sluter,
Ser mot klara höjden opp.

7.

Ty der korta vår på jorden,
Detta lifvets klara ny,
Är oss profetia vorden
Om en evig ofvan sky.

8.

Efter lifvets vinterdagar,
Upp till denna vårnejd klar,
Kallat evigt milda lagar,
Himmelska fyttfogels far.

Der Frühling,
von Friederike Bremer.

1.

Schleier legen ab die Bäume,
Und der Lüfte muntres Heer
Schwalben schnell durch weite Räume
Bringen Frühlingsbotschaft her.

2.

Die Gespannt Westens sausen
Eilig über See und Land;
Wo sie fliegen — Wellen brausen,
Frei sind Bäche, grün der Strand.

3.

Straks im knospenvollen Haine,
Unterm Himmel, blau und klar,
Eint sich zum Gesangvereine
Froh der kleinen Vögel Schaar.

4.

Und entzückt von dem Geschmetter
Schließt die Blum' ihr Auge auf,
Und der Bäume junge Blätter
Klatschen lauten Beifall drauf.

5.

Mückenschwärme in den Lüften
Tanzen in dem hellen Saal,
Und die Biene von den Düften
Süßer Blumen holt ihr Mahl.

6.

Frühling athmet, was nur lebet,
Und der Mensch mit Zuversicht
Sich zum Himmelszelt erhebet,
Und die Hoffnung täuscht ihn nicht.

7.

Denn der kurze Lenz auf Erden,
Dieses Lebens Neumondschein,
Soll uns Prophezeiung werden
Eines Himmels, ewig rein.

8.

Nach des Lebens Wintertagen,
Zu der nahen Frühlingsbahn,
Ziehn nach ewig milden Sagen
Zugesvögel himmelan.

Mannigfaltiges.

— Die französischen Eisenbahnen und der Geldmarkt. Einer von Herrn A. Legoyt — dem Statistiker der französischen Eisenbahnen, in gleicher Weise wie es der Freiherr Dr. v. Reden der der deutschen ist — gegebenen Uebersicht zufolge, dürfte Frankreich im Jahre 1850, nach den bis jetzt ertheilten Konzessionen, 5940 Kilometer (1 Kilometer = 3800 rheinl. Fuß, nicht ganz ¼ deutsche Meile) Eisenbahnen besitzen, die, das Kilometer zu einem Durchschnittspreise von 350,000 Fr. gerechnet, etwa 2000 Millionen Franken (533 Millionen Thaler) kosten werden, wozu der Staat ungefähr 300—400 Millionen Fr. beiträgt. *) Was den durch dieses Bedürfniß entstehenden Ausfall für den französischen Geldmarkt betrifft, so äußert Herr Legoyt darüber: „Die Besorgniß, daß ein jährlicher Bedarf von 500 Millionen (bis 1850) für Handel und Industrie große Verlegenheiten herbeiführen werde, theilen wir nicht. Bei der außerordentlichen Entwicklung aller Quellen unseres Nationalreichthums nehmen wir keinen Anstand zu behaupten, daß Frankreich jährlich ein verfügbares Ersparniß von 800 Millionen Fr. auflege. Wenn nun der größte Theil dieses Ersparnisses den Eisenbahnen zufließt, so kann man sich hierüber nur freuen, denn diese werden zuversichtlich den Unternehmern, wie der Staatskasse und dem Lande überhaupt, die Zinsen des Kapitals, das sie kosten, mit Wucher zurückerstatten. Ueberdies müssen, wenn man sich von der Art und Weise, wie jene 500 Millionen jährlich zur Verwendung kommen, Rechenschaft giebt, auch die letzten Besorgnisse verschwinden. Zunächst bleibt der größte Theil derselben sehr lange in den Händen der Banquiers, die dadurch in den Stand gesetzt sind, dem Handel die günstigsten Diskonto-Anerbietungen zu machen. Ein anderer Theil des Geldes kehrt sofort in die Circulation zurück in Form von Beamten-Gehalten, die unmittelbar konsumirt werden. Und auch das, was auf den Ankauf von Grund und Boden, Holz, Eisen und verschiedenen Materialien verwandt wird, kömmt der Circulation bald wieder zu gut. Einzelne Verlegenheiten werden allerdings nicht ausbleiben, ja sie äußern sich schon jetzt hier und da; aber die Opfer dieser Verlegenheiten verdienen wenig Theilnahme, sie haben sich nicht etwa einem großen Nationalwerk anschließen, sondern lediglich spekuliren wollen, und sie müssen also die Strafe des Spiels tragen. Was die Dauer des europäischen Friedens betrifft, so glauben wir daran um so entschiedener, als es gerade den Eisenbahnen vorbehalten zu seyn scheint, das Zeitalter der Kriege in Europa für immer zu schließen, um das Zeitalter der Eintracht aller Völker und aller Regierungen an dessen Stelle treten zu lassen."

*) Man vergleiche damit die in Nr. 77 des Magazins veranschlagten Kosten des deutschen Eisenbahnnetzes, das auf nahe an 1700 Meilen berechnet ist, während das französische nur ungefähr 1000 Meilen lang seyn und doch beinahe eben so viel kosten würde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 81. Berlin, Dienstag den 7. Juli 1846.

Frankreich.

Die Sklaverei in den französischen Kolonieen.

Der schwarze Fleck im Gesetzbuche der Franzosen ist der Code noir. Frankreich, das für seine Freiheit und die der Welt so viel gethan und gesprochen hat, duldet und sanctionirt es durch Gesetze, daß in seinen Kolonieen Sklaven gehalten und unmenschlich behandelt werden. Diese Gesetze freilich geben sich das Ansehen, als seyen sie zum Schutze der Schwarzen erfunden; aber sie lassen der Willkür einen breiten Raum und haben nicht verhindern können, daß den Plantagenbesitzern der französischen Antillen die Grausamkeit eine Gewohnheit geworden ist.

Bei den Kammer-Verhandlungen über die Sklaverei in Westindien hat sich wieder gezeigt, daß ein großer Theil der Deputirten mehr die Freiheiten, als die Freiheit, mehr die einzelnen, als die allgemeinen Interessen vertritt; denn viele und angesehene Redner haben sich gewinnen lassen, für das Menschen-Monopol der Kolonisten zu sprechen und das verjährte Unrecht im Namen der Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen, — weil es eben verjährt ist. Die Beschwichtigungs-Politik des juste-milieu beruhigte sich dabei, die unvollkommene und ungerechte Gesetzgebung über die Schwarzen durch eine etwas weniger unvollkommene und ungerechte zu ersetzen, und nannte dies: die zur Freiheit noch nicht reifen Sklaven auf ihre endliche Emancipation vorbereiten.

Zur Rechtfertigung der Kammer und der Regierung muß man jedoch hinzufügen, daß sie vielleicht nicht mit allen Gräueln bekannt waren, die man in ihrem Namen auf den Antillen gegen die Neger verübte; aber auch diese Entschuldigung ist ihnen jetzt genommen worden. Ein Mann, der fast drei Jahre lang der Polizei auf der Insel Martinique vorstand, hat vor einigen Wochen eine Schrift veröffentlicht, in der er, auf beigebrachte Aktenstücke gestützt, die schimpflichen Mißbräuche aufdeckt, deren Opfer die Sklaven in den französischen Kolonieen sind. Er nennt sein Buch: l'Esclavage à nu.*) Das ist aber nicht die Nacktheit einer griechischen Statue, die uns an die Götternatur der Menschen erinnert, das ist wörtlich die Nacktheit eines zerfleischten, mit häßlichen Wunden und Beulen bedeckten Körpers, die uns mit Grauen erfüllt, weil Menschen mit Menschen also verfahren konnten, und weil sie das mit Ruhe und kaltem Blute thaten und nicht einmal wie die wilden Thiere, denn diese wüthen, wenn sie grausam sind. Die Schrift hat das Motto: On ne règle pas plus l'esclavage humainement, qu'on ne règle l'assassinat, und thut zur Genüge dar, daß alle Versuche, die Verhältnisse der Sklaven der Willkür zu entreißen, scheitern werden, so lange die Sklaverei selbst besteht. — Der Verfasser ist kein Schriftsteller von Fach, aber dafür ein thätiger Freund der Schwarzen und voller Begeisterung für ihre Sache. Weil er wegen seiner uneigennützigen Offenheit dem Kolonialrathe unbequem wurde, zwang man ihn, Urlaub zu nehmen und sich nach Paris zu begeben, wo er sich jetzt befindet und durch Wort und Schrift die Sache der Sklaven führt. Wir entlehnen seinem Werke einige Stellen:

„Man war lange Zeit der Meinung, daß die Sklaverei, ein Erbtheil, das uns die Zeiten der Barbarei hinterlassen haben, geregelt und die materiellen Interessen mit denen der Menschheit vereinigt werden könnten. Aber man kann und darf nicht verbessern, was an sich grundschlecht ist, man muß es zerstören ...."

„Unter allen Völkern und zu allen Zeiten war es Grundsatz, daß zwischen Vergehen und Strafe ein billiges Verhältniß bestehen muß. Ja, man geht noch weiter und betrachtet kein Vergehen absolut, sondern immer in Bezug auf die Umstände, unter denen es geschehen ist, in Bezug auf Alter, Erziehung des Angeklagten, und bestrebt sich also, denselben, so weit es angeht, von der Last der Schuld zu befreien. Hierzu kommt, daß die Bestrafung vor den Augen des Publikums geschieht und daher nicht das gesetzlich zugestandene Maß überschreiten darf. — Solcher Art ist die Gerechtigkeitspflege in Frankreich, aber so ist es nicht in denjenigen Ländern, die den heuchlerischen Namen des „Insel-Frankreichs", der „Fortsetzung Frankreichs" führen.

„Es sey uns erlaubt, außer den rein willkürlichen, auf alten Gebrauch gegründeten Züchtigungen, die der Wachsamkeit der Obrigkeit zu entgehen pflegen, diejenigen zu bezeichnen, die im Code noir als einstweilen gesetzmäßig anerkannt sind.

„Die Peitsche, obgleich nur für ganz einfache Disziplinar-Vergehen bestimmt, wird mit einer Grausamkeit gehandhabt, als seyen die größten Verbrechen zu bestrafen. Ohne davon zu sprechen, was Peitschenhiebe für die vernünftigen Wesen, gegen die man sie anwendet und die man trotzdem in Personen umwandeln will, Entehrendes haben, kommt es vor, daß die Opfer dabei durch Verletzung edler Theile verstümmelt oder getödtet werden und wenn nicht augenblicklich — was auch bereits geschehen ist — so doch durch die Folgen sterben, was häufig geschieht. — Kennt man die Größe, die raffinirte Einrichtung dieses Marterwerkzeugs und die grausame Geschicklichkeit, die man von denen verlangt, die es handhaben? Weiß man, daß die Ohren des Negers keine anderen Signale, keine anderen Aufmunterungen zur Arbeit kennen, als das drohende Schwirren der Peitsche durch die Luft, oder die Striemen, die sie auf seinem gemißhandelten Körper zurückgelassen hat? Weiß man, daß es jenseits des Meeres Menschen giebt, die sich rühmen, mit einem Peitschenhiebe — nicht einen Mohnkopf — sondern den Hals einer Bierflasche abzuhauen? Weiß man, daß ein einziger Peitschenhieb auf den bloßen Leib einen ringförmigen Streifen Haut abreißen kann, und daß die folgenden Hiebe leicht in dieselbe blutende Wunde fallen können? Weiß man endlich, daß man einen Mann und noch viel mehr eine Frau oder ein Kind tödten kann, bevor ihnen die erlaubte Zahl von neunundzwanzig Hieben beigebracht worden ist? Und wird selbst diese Zahl ausgehalten — wer hat genau festgestellt, nach welchem Zeitraum die Züchtigung wiederholt werden dürfe? soll dies an demselben Tage geschehen können? soll man warten, bis die alten Wunden geheilt sind, ehe man neue macht? Und welches Mittel hat man, den entmenschten Herrn zurückzuhalten, wenn er im Innern seines Hauses, fern von der Aufsicht der Gendarmerie, die erlaubte Anzahl der Hiebe überschreitet? Denn es ist nicht anzunehmen, daß Verwandte oder Freunde des Opfers wagen sollten, Klage zu führen, nachdem einige Unglückliche, die es versucht hatten, von der kompetenten Behörde so übel empfangen wurden, daß man sie mit Gendarmen ihren Herren zurückschickte, um sie noch mehr mißhandeln zu lassen, wenn sie wieder auf der Pflanzung ankämen."

Diese Thatsache ist zu ernst, die Anklage zu schwer, als daß wir nicht aus den dem Buche beigefügten Aktenstücken ein Beispiel hierzu anführen sollten.

„Vauclin auf Martinique, 14. Juli 1845.

„Heute am 14. Juli 1845, ungefähr 11 Uhr Morgens, haben wir, Jean Georgin, Brigadier in Vauclin, und Timothée Coget, Gendarm im selbigen Orte, als wir unserer Ordre gemäß die Runde machten, gerüchtweise erfahren, daß am Morgen des 13ten d. M. die Himitée, Sklavin auf der Pflanzung Massy-Massy, dem Herrn de Souci gehörig, neunundzwanzig Peitschenhiebe bekommen habe, dabei mit Händen und Füßen an eine Leiter gebunden und ihr unter den Leib ein dicker kurzer Klotz gelegt worden sey, damit die Hiebe sich besser anbringen lassen. Die Frau erhielt mehrere Faustschläge ins Gesicht, wodurch ihr drei Zähne ausgebrochen wurden. Sie hat zugleich das rechte Auge verloren und ist auf einem Ohr taub geworden. Alle diese Verletzungen sind durch die Hiebe veranlaßt, welche sie von Jules Dispagne, dem Disponenten dieser Pflanzung, erhalten hat. Er war es, der dem Aufseher Hippolyt befahl, jener Frau neunundzwanzig Peitschenhiebe zu geben, sie auf die Leiter zu binden und ihr einen Klotz unter den Leib legen zu lassen. Die Folge davon war, daß Himitée, die im vierten Monat schwanger war, abortirte. Man vermuthet, daß die Hebamme Adele, die ebenfalls Sklavin der Pflanzung ist, ihr bei der Geburt beigestanden habe. Die Unglückliche verfiel zwar darauf in eine schwere Krankheit, als aber der Arzt aus Vauclin nach der Pflanzung kam, wurden ihm alle Kranken gezeigt, außer Himitée, die man in den Strafsaal gesperrt hatte."

(Folgen die Unterschriften und die Adresse.)

Hierzu gehört folgender Brief, den unser Verfasser in seiner Eigenschaft als Befehlshaber der Gendarmerie von Martinique an den Gouverneur der Insel in Bezug auf denselben Jules Dispagne schrieb, von dem oben die Rede war:

„Mein Herr Gouverneur! Ich berichte Ihnen ergebenst, daß Handlungen der wildesten Rohheit auf der Pflanzung Massy-Massy von dem Disponenten Jules Dispagne an der Sklavin Himitée begangen worden sind. Ich füge meinem Briefe einen Bericht über die am 13ten d. M. auf genannter Pflanzung stattgehabten Ereignisse bei.

„Schon am 6. September 1843 war eine 29jährige Sklavin desselben Jules Dispagne, Namens Cocalie, in Fort-Royal mit Ketten an den Füßen und den frischen Spuren eines Halseisens festgesetzt worden. Ob

*) La vérité et les faits sur l'esclavage à nu dans ses rapports avec les maîtres et les agents de l'autorité avec Pièces justificatives par M. Franco, Chef d'escadron de gendarmerie coloniale.

gleich diese Frau ein sehr elendes Kind nährte, so hatte ihr Herr ihr nichtsdestoweniger im Gefängnisse neunundzwanzig Peitschenhiebe geben lassen. In Folge der Geißelung am ganzen Körper blutend, mochte sie das Gefängniß durchaus nicht mehr verlassen und lieber daselbst mit ihrem Kinde sterben, als ferner unter den täglichen Mißhandlungen auf der Pflanzung arbeiten ....“

Jules Dispagne wurde bei alledem zu nichts Härterem, als zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt.

Eine andere von dem Gesetz gutgeheißene Strafe heißt les trois et les quatre piquets. Hierbei werden die Sklaven, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, nackt und das Gesicht nach unten gekehrt auf die Erde gelegt. Nur so viel wird der Menschlichkeit Genüge gethan, daß für den Leib schwangerer Frauen eine Aushöhlung in die Erde gegraben wird. Füße und Hände werden mit Stricken umschlungen, angezogen und an festeingerammte Pfähle gebunden, um zu verhüten, daß sich die Unglücklichen sträuben. Dabei muß der Aufseher, der vielleicht der Vater, Bruder, Sohn oder Gatte des Opfers ist, unter Androhung derselben Züchtigung, die Peitschenhiebe führen. Dann werden die Wunden mit Citronensaft und spanischem Pfeffer verbunden — und was der Abscheulichkeiten noch mehr sind .... In den ersten Tagen des Juli v. J. — erzählt der Verfasser — kam die Sklavin Rosette von der Pflanzung der Herren Jaham zu dem Instructionsrichter Hardouin, um gegen ihre Herren wegen der übertriebenen Mißhandlungen Klage zu führen, die sie täglich zu erdulden habe. Der Körper der Sklavin wurde von einem Arzte untersucht und mit Striemen und tiefen Wunden bedeckt gefunden. Die Frau gab außerdem viele Grausamkeiten an, die auf der Jahamschen Pflanzung geschehen wären, und der Richter, der sich dahin begab, fand unter Anderem Folgendes bestätigt: Ein junger Sklave, Namens Jean Baptiste, 13 Jahr alt und Sohn der genannten Rosette, der mit einem anderen Sklaven durch eine Kette, die man Beiden um den Hals geschlungen hatte, verbunden war, mußte so gefesselt arbeiten, bekam fast nichts zu essen und starb an den Folgen dieser Behandlung. Augenzeugen versichern, daß einer von den Gebrüdern Jaham dem armen Knaben, weil er zur Stillung seines Hungers etwas Gemüse gestohlen hatte, das Ohrläppchen abschneiden ließ und ihn zwang, es aufzuessen. Seinen Leidensgenossen Gustav, einen jungen Mulatten von 18 Jahren, fand der Instructionsrichter in einer feuchten Kammer, ohne Kleider, den Körper mit Wunden bedeckt, auf einem blutigen Brette geschlossen liegend. Gustav glich einem Gespenste; sein Auge war hohl, seine Miene stumpf, sein Leib zerfleischt, er konnte nichts sprechen, als hin und wieder unzusammenhängende Sylben. Neben ihm lag ein Haufen Koth. Auf Befehl des Richters wurde er aus diesem Grabgewölbe in das Hospital gebracht, starb aber daselbst nach einigen Wochen.

(Schluß folgt.)

England.

Die Militair-Musik und ihre Verbesserungen.

(Schluß.)

Unserer Ansicht nach dürfte es vortheilhaft seyn, das Geklirre des Triangel durch zwei Quintflöten zu ersetzen, auch möchten zwei Pauken eine gute Vervollständigung des Ganzen seyn; doch genügt ein Blick auf vorstehende Zusammenstellung, um sich zu überzeugen, daß die hauptsächlichsten Lücken unserer gegenwärtigen Orchester vollständig ausgefüllt sind. Anstatt, daß wir bisher nur die äußersten Töne, mit Ausschluß aller mittleren, hörten, wird durch die neue Zusammensetzung dem Musik-Corps gleichsam eine Seele gegeben, und die nothwendigen Bedingungen, unter denen ein bewegliches Orchester geschaffen werden kann, werden endlich einmal vorhanden seyn. Der musikalische Uebergang vom Contrebaß zum Baß, vom Baß zum Baryton, vom Baryton zum Alt, vom Alt zum Sopran wird endlich zu einer lückenlosen Verbindung vervollständigt seyn.

Man könnte den Einwurf machen, daß für die Zahl von 45 Musikern die Hülfsquellen unzulänglich seyen, über welche die Regimenter der britischen Armee, nach dem neuen Reglement, zu verfügen haben; allein es ließe sich bei einigen der im obenstehenden Verzeichniß zu 2 und zu 4 aufgeführten Instrumente die Anzahl halbiren, obgleich ich freilich, aus mehr als einem Grunde, die Zahl von 45 nicht verringert wissen möchte. Einem solchen Orchester ist es möglich, sich einem Corps von 1000 Mann vernehmbar zu machen, selbst wenn diese in Reihen (aus der Flanke) marschiren; man kann es in drei Abtheilungen theilen, welche abwechseln und also auf einem Marsch von nicht allzu großer Länge in fortwährendem Spiel bleiben können; endlich ist es zahlreich genug, um allen Details des Dienstes zu genügen, die Bewegungen zu leiten, Appell, Retraite zu blasen u. s. w. und uns so ein- für allemal von der Trommel und der Pfeife, diesen barbarischen Instrumenten, zu befreien.

Ein aus Messing-Instrumenten zusammengesetztes Orchester bietet noch andere erwähnenswerthe Vortheile dar. Um den größten Theil der Instrumente, aus denen ein solches Orchester besteht, spielen zu lernen, hat der Lehrling keine andere Richtschnur, als sein Ohr, welches er unter Anleitung seines Lehrmeisters ausbildet; er gelangt ganz auf dieselbe Weise dahin, eine Note rein wiederzugeben, wie er auf der Violine richtig greifen lernen würde. Sobald aber Jemand im Besitz einer richtigen Intonation ist, kann man seine musikalische Erziehung als bereits sehr fortgeschritten betrachten, und da für die Messing- und Blech-Instrumente mit Cylindern und Pistons die Applikatur immer dieselbe bleibt, so kann der Musiker zur Noth mit den Instrumenten wechseln, ohne daß er etwas Anderes einzuüben hätte, als den Ansatz, was eine Sache von zwei bis drei Tagen ist.

Bei Kälte oder bei Regen werden im Freien den Musikern die Finger leicht steif, und das Orchester ist dann entstellt. Bei der Infanterie schützt die Bewegung des Marschirens einigermaßen gegen diese Erstarrung, allein es giebt wahrlich keinen traurigern und lächerlichern Anblick, als einen armen Musiker der Reiterei, wenn er, durchnäßt oder erfroren auf seinem Pferde, in seiner Parade-Uniform sich bemüht, seine erstarrten Finger auf die Löcher seiner Hautboe zu bringen, oder wenn ein Sturm ihm seine Kopfbedeckung zu nehmen droht, ohne daß er die Hand zur Abwehr eines solchen Ungemachs gebrauchen kann. Alle diese kleinen Unglücksfälle stellen sich bei einem Orchester von Messing-Instrumenten weniger häufig ein; bei einer Posaune lassen sich bei jedem Wetter die Schieber einsetzen, und was die Cylinder-Instrumente angeht, so lassen sich die Pistons selbst in Handschuhen handhaben.

Nachdem ich mich bemüht, die Vorzüge des neuen Orchesters darzuthun, muß ich meine Stimme gegen ein gewisses Werkzeug kriegerischen Lärmens erheben; ich rede von der Pfeife, deren von dem ganzen übrigen Europa aufgegebenen Gebrauch nur wir beibehalten zu haben scheinen, um den uns von den Franzosen gemachten Vorwurf, es gehe uns aller musikalische Sinn ab, zu rechtfertigen. Die Pfeife hat freilich einen Vorzug, sie läßt sich vermöge ihrer winzigen Gestalt leicht transportiren, ja sie läßt sich in die Tasche stecken — das Einzige, was wir wünschen, ist, daß sie immer da bleiben möge.

Man hört alle Tage gegen die Unbeständigkeit der Mode deklamiren; ich, im Gegentheil, finde, daß es wenige ernsthafte Einrichtungen giebt, denen der Mensch treuer bleibt, als gewissen lächerlichen Ueberlieferungen der Mode. Wenn wir die Tugenden unserer Väter verachten, so haben wir zum Ersatz mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen Gegenstände der Mode und Toilette beibehalten, die unsere derben Vorfahren ohne Zweifel von noch derberen Urältern überkommen hatten; noch immer schleppen wir uns mit Puder, Perrücken, Schminke, Ohrringen, Halsbändern, Decorationen, Wappen, und noch immer haben wir der Trommel nicht den Abschied gegeben.

Es hat Philosophen gegeben, die, um den Menschen von allen übrigen lebendigen Kreaturen zu unterscheiden, ihn als ein lachendes, als ein seine Speisen kochendes Thier definirt haben. Warum fügten sie nicht hinzu, daß er zugleich ein Thier sey, welches die Trommel schlägt? Das Erste, was ein Wilder, nachdem er den Bedürfnissen seines Magens abgeholfen, thut, ist, daß er einen Baumstamm aushöhlt, ihn mit der Haut eines Thieres überzieht und mit einem Knittel auf diese sinnreiche Maschine schlägt. Dies ist der angenehme Zeitvertreib, den frühere Jahrhunderte dem unsrigen in ungetrübter Reinheit überliefert haben; das Einzige, was wir geändert, besteht darin, daß wir eine Eselshaut über ein kleines Faß ziehen.

Die Trommel existirte vor der Entstehung der Musik, und sie wird wahrscheinlich auch nach deren Untergange noch existiren. Ich wüßte keine Nation zu nennen, die nicht mehr oder weniger mit Trommeln sich befaßte; allein die größten Trommler in der Welt sind die Franzosen, die billig in ihrem Nationalwappen der Trommel ein Feld einräumen sollten. Wir wollen deswegen nicht behaupten, daß die Franzosen mehr als ihre Nachbarn barbarischen Ueberlieferungen getreu sind, aber sie sind ohne allen Zweifel vom Fanatismus des Trommelns besessen. Die Trommel ist das Grundelement bei allen ihren militairischen Evolutionen, sie ersetzt bei öffentlichen Bekanntmachungen die Glocke, deren sich bei diesen die Engländer bedienen; bei Ankündigungen von verlorenen Gegenständen und von Verkäufen wird die Trommel gerührt; ohne Trommel kein Markt und keine Messe; ja selbst der umherziehende Zahnarzt zieht die Aufmerksamkeit des naiven Dorfbewohners durch das Rasseln der Trommel auf sich.

Die französische Armee ist auch, glaube ich, die einzige, die sich während des Gefechts der Trommel bedient. *) Bei allen Bewegungen zum Angriff oder zum Sturm ist der Tambour voran und schlägt, als wäre es auf den Feind, auf das Fell seiner Trommel. Und nicht allein auf das Instrument erstreckt sich die Vorliebe der Franzosen, sondern auch auf den, der es handhabt. Man kann daher, wenn die gemeinen Tambours so hoch im Preise stehen, schließen, welche Achtung ihrem Chef gezollt werden muß. Wenn der französische Soldat alle übrigen Sergeanten, die auf den Titel „Major“ ein Recht haben, gewöhnlich nur bei ihren Namen nennt, so giebt er mit Emphase seinem stets den Titel „Major“, denn er ist der Stolz und der Ruhm des Regiments, seine Schönheit ist es, auf die ein Jeder pocht, und verschießt die Stickerei seines Rockes, verlieren die Federn auf seiner Bärenmütze ihre majestätische Biegsamkeit, so vereint man sich, Jeder trägt ohne Murren sein Scherflein bei, um den großen Mann von neuem zu vergolden und zu befiedern. Als im Jahre 1813 die französische Armee in Dresden einrückte, zog ein gigantischer Tambour-Major an der Spitze eines der Regimenter einher, der wunderbare Kunststücke mit seinem Stocke, den er hoch in die Luft schleuderte und wieder fing, ausführte. Plötzlich — o der Schmach und des Mißgeschicks! — verfehlt seine Hand den herunterfallenden Stock, der seiner ganzen Länge nach auf das Pflaster zu liegen kömmt. Hatte das Leben nach solcher Schlappe noch einen Werth? Einige Stunden später hatte sich der Tambour-Major eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ich habe schon bemerkt, daß alle zur Klasse des Tympanum gehörigen Instrumente, mit Ausnahme der Kesselpauke, keinen musikalischen Klang hervor-

*) Der Verf. ist im Irrthum; auch bei der preußischen Armee schlagen die Tambours bei allen Angriffsbewegungen, mögen diese nun in Linie oder in Kolonne geschehen. Noch wollen wir hier bemerken, daß Napoleon die Trommel in seinen Schutz nimmt; sie ahmt, sagt er von ihr, den Donner der Kanonen nach. (Bemerkungen über des General Regnier Considérations de la guerre, in den Notes et Mélanges.) Unser englischer Verf. geht überhaupt zu weit, wenn er die Trommel für ganz überflüssig erklärt.

Der Uebers.

bringen, allein diese letztere hat einen gegossenen Unterboden, während alle jene cylindrischen, an beiden Enden mit Pergament überzogenen Maschinen nur ein elendes Geräusch machen. Da nun Lärm zu machen zu manchem militairischem Behufe nothwendig ist, wäre es nicht wenigstens besser, auf einen Lärm anderer Art zu sinnen, der, auf eine gleiche Entfernung vernehmbar, doch zugleich nicht so gänzlich unharmonisch wäre? Nur die Gewohnheit konnte uns den barbarischen Klang der Trommeln und Pfeifen erträglich machen. Befreie man uns endlich von ihnen! Der Dienst selber wird gewinnen, wenn man sie durch Trompete und Flügelhorn, die einen zugleich weitdringenden und harmonischen Schall haben, ersetzt. Was jene letzten Trommeln, die zur Markirung des Taktes beibehalten werden müssen, betrifft, so wollen wir auf die Erfindung eines besseren Instrumentes hoffen, welches auch ihnen Stillschweigen auferlegt.

Ohne Zweifel kann das Flügelhorn eben so gut, als die Trommel, Reveille, Retraite, Appell u. s. w. signalisiren, und wenn man sämmtliche Tambours zu Hornisten machen wollte, so ließe sich aus ihnen mit Leichtigkeit ein Orchester bilden, welches Abends beim Zapfenstreich den Stadtbewohnern einen besseren Genuß verschaffte, als das Rasseln der Trommeln gewähren kann. Für diesen Fall würden zwei Trompeten, zwei Sopranhörner, ein Tenorhorn, ein kleines Horn mit Pistons und zwei Baßposaunen genügen, um eine herrliche Wirkung zu erzeugen. Bei Regen und Schnee verliert die Trommel den Ton, das Horn konservirt den seinigen bei jeder Temperatur. Wird ein Regiment eingeschifft, welchen Raum nehmen nicht die Trommeln hinweg, wie hindern sie die Cirkulation des Lichts auf dem Zwischendeck, wie hemmen sie die Passage, indeß das Horn am ersten besten Ort aufgehängt werden kann und Niemanden hindert. Da überdies der englische Tambour, während des Gefechts, zur Disposition der Wundärzte für den Dienst der Ambulancen gestellt wird, so möchte ein solcher rauher Krankenwärter seinen Rücken wahrscheinlich nicht ungern von der leeren Tonne befreien, die er sammt der übrigen Last seiner Bagage schleppen muß.

Es muß noch hinzugefügt werden, daß die Trommel als signalisirendes Instrument nicht ausreicht. Die verschiedenen Weisen, die sie wiedergibt, unterscheiden sich zwar hinlänglich, allein sie sind auf dem Schlachtfelde ungenügend, wo es gilt, Veränderungen in den Stellungen, Angriffs- und Rückzugsbewegungen zu leiten. Alles, was in dieser Hinsicht der Trommel abgeht, besitzt das Horn, und ich habe mich oft gewundert, daß man es zu diesem Zwecke nicht verwendet. Gewiß reichen funfzig, ja selbst hundert Hörner nicht hin, die Befehle des Feldherrn durch den Lärm der Schlacht zu tragen, doch könnte man sie in Staffeln von einzelnen Sectionen aufstellen, dergestalt, daß, indem jede Section, gleich einem Echo, dasselbe Signal wiederholte, dieses bis zu dem Theil des Heeres gelangte, für den es bestimmt wäre. Man würde es sich dann ersparen können, jene Menge von Adjutanten umhersprengen zu lassen, welche die erste beste Kugel an Ausrichtung ihres Auftrages hindern kann. Der Schall ist überdies schneller als das schnellste Pferd, und man könnte sich seiner wenigstens bedienen, um die Befehle, die der Generalstabs-Offizier später hinterbringt, im voraus mitzutheilen. *) Wie dem indessen auch seyn mag, so verdient eine solche Idee wenigstens geprüft zu werden, wozu eine jede beträchtlichere Zusammenziehung von Truppen die Gelegenheit bieten würde.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß, da die gegenwärtigen Musik-Corps unserer Regimenter alle ungleichförmig zusammengesetzt sind, stets ein Hinderniß da ist, wenn es darauf ankömmt, zwei oder drei zur Erzielung eines größeren Effektes zu vereinigen. Die neuen Instrumente, welche wir in Vorschlag bringen, sind einfacher konstruirt und zugleich wohlfeiler. In der Voraussetzung, daß sie sämmtlich von demselben Instrumentenmacher und unter Aufsicht der Militair-Behörde gefertigt sind, muß sich eine so vollkommene Einheit der Form wie der Intonation ergeben, daß sich Musiker in unbeschränkter Zahl müssen vereinigen lassen. Man könnte auf diese Weise ein Orchestre-monstre bilden, fähig, Todte zu erwecken, dessen gewaltige Harmonieen die Entfernung zwischen Mile-End und Turnham-Green durchdringen müßten.

Vielleicht dürfte man sagen, daß wir diesem unseren Artikel eine zu große Ausdehnung gegeben. Allein alle diejenigen, die sich mit unserem Gegenstande beschäftigen, sind so gut, wie ich, von der Wichtigkeit desselben überzeugt. Die Musik eines Regiments flößt nicht allein jenen kriegerischen Stolz ein, ohne den es keinen echten Soldaten giebt, sondern sie macht auch, daß er Fatiguen und Entbehrungen vergißt. Man sehe ein Regiment, wenn es sich dem Ziele eines anstrengenden Marsches nähert, wie die Leute kaum noch einen Fuß vor den anderen bringen können; plötzlich läßt die Musik eine muntere Weise ertönen, und alsbald gewinnt der Schritt des Soldaten von neuem Kraft und Elastizität. Als Bonaparte vor der Schlacht von Marengo über den großen St. Bernhard ging, ließen die schweizer Bauern, die man zum Transport der Artillerie gedungen, ihre Arbeit, die sie bald über ihre Kräfte fanden, im Stich; man mußte Soldaten nehmen, um die Geschütze durch den Schnee zu schleppen. Man hatte den guten Gedanken, sie ihr Tagewerk beim Schall der Musik eines Regiments *), welches an der Spitze marschirte, verrichten zu lassen. Es war dies eine sinnreiche Art, ihnen die Last ihrer Arbeit zu erleichtern, auch begehrten die Soldaten keinen Lohn, Bonaparte bot ihnen vergebens das den Schweizern bestimmt gewesene Geld; sie schlugen es aus.

Viele Jahrhunderte vor dem neuesten Eroberer hatte auch Hannibal, der nach dem Bericht der sehr glaubwürdigen Geschichte die Felsen durch Essig erweichte, die Alpen überstiegen; wir wissen nicht, ob er die Anstrengungen seiner Soldaten durch den Schall irgend einer kriegerischen Musik erleichterte, noch, wenn es der Fall war, über welche Art von Musik er verfügen konnte. Allein man kann dreist voraussetzen, daß die Musik des französischen Heeres unter Bonaparte bei weitem besser war, als die des karthagischen unter Hannibal. So rasch aber ist in unseren Tagen der Fortschritt, daß das beste Musik-Corps — nicht der republikanischen Armee des Konsuls Bonaparte, der zu wenig Zeit und Geld besaß, um sie auf Nebendinge zu verwenden — sondern der Armee des Kaisers Napoleon, was Ensemble und Harmonie betrifft, tief unter dem einfachsten Orchester stand, wie wir es heute aus Messing-Instrumenten zusammensetzen. Es ist damit nicht gesagt, daß wir die Vollkommenheit erreicht hätten, und daß nicht noch große Verbesserungen wünschenswerth seyen. Wenn wir unsere Orchester verbessern, so dienen wir vielmehr der Kunst und der Inspiration des Künstlers. In demselben Maße, in dem unsere Militair-Musikcorps sich vervollkommneten, hat man für dieselben auch eine bessere Musik erfunden oder arrangirt; überall bereits hat man jene verjährten traditionellen Weisen aufgegeben, die in ihrer Alltäglichkeit nur alltägliche Eindrücke machen konnten. Das Schöne erzeugt das Schöne, und unsere Heere, wenn sie sich nach dem Klang einer vortrefflichen Musik bewegen, werden deswegen nicht schlechter seyn.

*) Der Vers. scheint nicht erwogen zu haben, daß das Geschäft des Adjutanten und Generalstabs-Offiziers nicht allein darin besteht, Befehle zu überbringen, sondern daß es, wohin er auch geschickt wird, zugleich in seinem Auftrage liegt, sich über den Zustand der Dinge zu unterrichten und über diesen bei seiner Rückkehr Bericht abzustatten. Wäre der Adjutant durch das Mittel des Vers. zu ersetzen, so hätte man bisher sehr Unrecht gethan, ihn unter den intelligentesten Offizieren des Heeres aufzusuchen, man hätte gerade umgekehrt verfahren müssen, und die Forderung des Fürsten von Ligne, der von Adjutanten und Generalstabs-Offizieren begehrt, daß sie capita et oculos besitzen sollen, wäre auf ihre zweite Hälfte — auf die Dreistigkeit und Ausdauer im Reiten — zu beschränken. Ferner sind ja nicht alle Befehle eines Feldherrn unbedingte Befehle; wie viele derselben werden nicht unter gewissen Voraussetzungen ertheilt, und wie werden sich jemals alle Combinationen solcher Voraussetzungen durch Noten ausdrücken lassen? Der Uebers.

Don Juan d'Austria, Heldenlied von Ludwig August Frankl. **)

Der Name des Dichters hat bereits durch mehrere treffliche Produkte seiner Muse, namentlich durch seinen „Colombo", einen guten Klang in Deutschland; der des Helden dieses Gedichtes aber hat auch einen wenigstens halb deutschen Klang und erfüllt so, wenn auch nur annäherungsweise, eine der Lebensbedingungen der epischen Dichtung, die nur auf dem Boden eines individuellen Volks-Charakters und in dem kräftigen Bewußtseyn desselben, in der Wärme des Patriotismus, Wurzel schlagen und zur Entwickelung kommen kann. In der immer zunehmenden Vermischung des ersteren und dem Mangel des letzteren liegt unstreitig der Grund, warum diese Gattung der Poesie, bei dem fortdauernden Assimilationsprozesse der civilisirten Völker, in den neueren Sprachen, besonders aber bei dem kosmopolitischen Deutschen, so wenig und immer schwächer vertreten wird. Ein deutsches Epos verlangt einen deutschen Helden; Don Juan von Oesterreich aber ist seinem Namen, wie seiner Geburt nach, halb nur Deutscher, halb aber Spanier; auch sein Charakter ist gemischt aus der südlichen Gluth seines romanischen und dem sinnenden Ernste des beigemischten deutschen Blutes — so trägt auch unser Gedicht kein entschieden episches Gepräge, sondern der Dichter nennt es selber ein Heldenlied und ertheilt ihm durch viele lyrische Beimischungen und durch die oft nur in dunklen Umrissen skizzirte dramatische Zeichnung mehr den Charakter eines Cyklus von Romanzen, in welchem er uns die poetischen Momente aus dem Leben des Helden, nur lose durch eine Gesammtidee zu einem Ganzen verbunden, vorführt. An solchen poetischen Momenten aber ist die wirkliche Geschichte desselben schon sehr reich, und der Dichter hat sie mit Geschmack auszuwählen und mit den Schöpfungen seiner zwar nicht unkräftigen, aber doch reichen Phantasie auszuschmücken verstanden.

Der gewöhnlichen Annahme gemäß, läßt er Don Juan das Kind der Liebe Karl's V. und der Regensburgerin Barbara Blomberg seyn. Dadurch, daß er es verschmäht, seiner Geburt den Reiz des doppelten Geheimnisses zu verleihen, in welches sie durch die Behauptung mehrerer Geschichtschreiber ***) gehüllt wird, daß Barbara Blomberg nur als Mutter vorgeschoben werden sey, um die Ehre einer, wahrscheinlich italiänischen, Fürstin zu retten, rückt er ihn dem deutschen Interesse um so näher.

In Villagarcia wird Juan unter der Obhut des Quiada erzogen; durch wenige charakteristische Züge bezeichnet der Dichter schon in den Kinderspielen den Widerspruch seines kriegerischen Heldengeistes gegen die ihm aufgedrungene Bestimmung zum geistlichen Stande — ein Gegensatz, den bereits Delavigne glücklich zum Stoffe seines Drama's benutzt hat und der sich ausgleicht, indem Karl V. ihn vor seinem Tode, der in würdigen und ergreifenden Farben geschildert wird, in seine Rechte einsetzt. Er wird von Philipp II. als Bruder anerkannt und bekundet bald durch seine Tapferkeit im trefflich geschilderten Stiergefechte sich als den würdigeren Sohn Karl's; — Philipp's Neid erwacht. Das Liebesglück, das Juan zu Theil wird, erregt die Eifersucht des Don Carlos. Der feige, argwöhnische Charakter Philipp's, der hämisch finstere Geist des Don Carlos bilden gleichsam den nur dunkel ge-

*) Von welcher aber — wenn die Bemerkungen des Vers. im Eingang des Artikels ihre Richtigkeit haben — der größere Theil der arbeitenden Soldaten schwerlich etwas zu hören bekommen konnte. Der Uebers.

**) Leipzig. J. J. Weber. 1846.

***) Strada, de bell. Belgic. Dec. I, L. X, p. 626.

zeichneten Hintergrund für den offenen, lebensfrohen Helden. Wir sehen diesen bald, von dem glühenden Ehrgeiz getrieben, dem es

„nur glorreich dünkt und groß auf Erden
„Ein Held der Schlachten und unsterblich werden."

sich den wollüstigen Armen der Liebe entreißen, um die Siegeslaufbahn des Kriegers zu betreten. Glänzend entwickelt sich des Dichters epische Darstellungskraft in der Schilderung der Maurenschlacht und erreicht ihren Gipfel, wie der Ruhm des Helden, in der siegreichen Seeschlacht von Lepanto. Diese, wenn auch in ihren Folgen durch Philipp's kleinliche Politik verkümmert, ist doch durch die Abwendung der großen Gefahr, mit der die Türkenmacht Europa bedrohte, und durch die enormen Kräfte, die in ihr auf beiden Seiten entwickelt wurden, wichtig genug, um Juan's Namen für immer zu verherrlichen. Aber auch die Liebe folgt dem Helden in das Gewühl der Schlachten; und mit besonderer Vorliebe und Befähigung malt der Dichter in glühenden Farben den Taumel, der den Helden in den Armen der leidenschaftlichen Geliebten berauscht. Allein auf der Höhe des Rausches tritt sowohl bei dem Sieger wie bei dem Liebenden — und hieran erkennen wir den deutschen Helden wie seinen deutschen Sänger — die Reflexion der Sättigung, der Drang nach einem höheren, unerreichbaren Ziele ein. Seine Liebe füllt ihn nicht aus, denn im Hintergrund seines Herzens schlummert, ihm unbewußt, das edlere Bild seiner Jugendgefährtin Maria, der Tochter des Dichters Cervantes, die, mit zarter Scheu, liebend dem Helden folgt, vor seinen ahnenden Blicken unerkannt vorüberflieht und ihre Liebe endlich im Kloster begräbt. Seine Siegesfreude aber wird ihm nicht blos durch Philipp's Neid und Argwohn verkümmert, der ihm die geträumte Krone in Tunis vereitelt, sondern er selber lernt aus den blutigen Blättern der Geschichte den fluchbeladenen Ruhm des Unterjochers verachten, er hört den Freiheitsgesang der erlösten Sklaven, und die höheren Ideen, die den Dichter unserer Zeit dabei beseelen, erwachen auch in dem sinnenden Helden. Freudig ruft der Dichter dabei aus:

Ein tiefer Zauber wohnt in einem Liede,
Das Freiheit singt. Du seitner Erdenklang,
Seit zwischen Gott und uns der Erdentriebe
Gebrochen ward. Wenn plötzlich dein Gesang
Verbannt von unserer armen Erde schiede,
Sie sänke hin in Todesschweigen bang.
Der Freiheit schönster Hymnus doch vor allen:
Geklirr der Ketten, die von Sklaven fallen.

Aber sonderbar! bei dem Helden gehen diese Ideen bald in eine ganz entgegengesetzte entmuthigte Stimmung über — er sieht sein früheres Leben und Streben in trüberem Lichte, er wird die Täuschungen seines Ehrgeizes und seiner Liebe inne —

Und es wogt träumerisch in seinem Haupte,
Und Erdenekel faßt den Helden an.
Wie dünkt ihm welk, was er unsterblich glaubte,
Der Lohn für Höchstes, was ein Mensch gethan,
Ein Leichentuch! Das rosenrisch umlaubte
Gefühl der Liebe nur ein eitler Wahn —
Mit Schmerz belächelt er, ironisch bitter,
Den goldnen Reif um seines Helmes Gitter.

Noch einmal aber sehen wir ihn dann in der Liebe schwelgen, aber nicht mehr mit frischem Jugendmuthe, sondern im Kampfe mit peinigendem Argwohn; noch einmal betritt er die Laufbahn des Ehrgeizes in den Niederlanden; aber:

— hier soll er Freie niederzwingen
Er soll des finstern Königs Schergе seyn:

er soll mit den Waffen freier Diplomatie kämpfen,

„Falschmünzen selbst da Worte, Thaten heucheln,
Vertrau'n erdorn und es plötzlich meucheln" —

Er kann es nicht — er versucht das Schlachtenglück — es hat ihn verlassen; der verlangte Sukkurs wird ihm vom mißtrauischen Philipp verweigert. Mit dieser Kunde erhält er zugleich die von der Untreue seiner letzten Geliebten, und — seine Kraft ist gebrochen; ein tödtliches Fieber packt ihn, — ob blos die Wirkung der Seelenvergiftung durch Kummer, oder einer Körpervergiftung, läßt das Gedicht eben so unentschieden wie die Geschichte. An seinem Sterbebette aber erscheint noch das liebliche Bild seiner Mutter, die, von Ahnung getrieben, ihr stummes Klostergrab verlassen hat, um ihren Sohn vor dem moralischen Untergang in der Ketzerjagd zu retten, und die ihn physisch sterbend wiederfindet — im Tode, wo ihm seine wahre Liebe klar wird, erkennt er auch sie, die langersehnte Mutter — ein einsamer Leichenzug durch die Pyrenäen bildet den schaurigen Schluß.

Aus diesem Umrisse des ganzen Gedichts nun erkennen wir wohl, zwar nicht energisch durchgeführt, aber doch deutlich, die zusammenhaltende Idee desselben — es ist der Untergang des falschen Ehrgeizes und der falschen Liebe im Helden vor der in ihm erwachten Idee des wahren Ruhmes, der echten Liebe. Diese Anlage im Ganzen, müssen wir gestehen, scheint uns für ein Heldenlied eine verfehlte, unglückliche. Der Held der Dichtung muß für seine Idee kämpfend siegen oder sterben; hier aber sehen wir ihn ohne Kampf für dieselbe, und nur geistig durch dieselbe leidend, ermatten und untergehen. Der Gegensatz seiner edleren Natur gegen die finstere Tyrannei Philipp's, der so viele dramatische Elemente in sich enthält, ist von dem Dichter zwar oberflächlich dargestellt, aber er gestaltet sich nirgends zur Handlung. Der Held wird, möchte man sagen, zuletzt gar zu deutsch: er thut nichts, er träumt und philosophirt, — er stirbt nicht, sondern er verkömmt! — „Ex moerore contabuit", wie es der Geschichtschreiber Strada von ihm sagt. Aber im Interesse der Dichtung hätte der Dichter weniger historisch treu zu Werke gehen und einen Helden schaffen, wenn er nicht da war, oder wenigstens nicht den Helden vor dem Menschen sterben lassen sollen. So hinterläßt dies allerdings im Ganzen einen mehr peinlichen als angenehmen Eindruck. Dafür aber gewährt uns die Dichtung im Einzelnen auf allen Punkten durch die Schönheit und Reinheit der Sprache in den stets wohlklingenden Ottaven, durch die Mannichfaltigkeit der bald erhabenen, bald feurig blühenden, bald lieblich zarten Darstellung eine reiche Fülle von Genuß und giebt offenbar ein Talent zu erkennen, von welchem unsere poetische Literatur noch schöne Spenden erwarten und recht viele wünschen darf!

Mannigfaltiges.

— **Die Fabel vom Bruder Hermann von Lehnin.** Das sogenannte Vaticinium Lehninense, wegen dessen Herausgabe in einer deutschen Uebersetzung (wie die Elberfelder und die Berliner [Spenersche] Zeitung berichten) ein Herr Dr. A. Renner in Borkum vom Oberlandesgericht in Münster in erster Instanz zu einer sechsmonatlichen Festungsstrafe verurtheilt worden, ist gleichzeitig in Brüssel in einer französischen Bearbeitung erschienen, begleitet von ausführlichen „Epigraphen", „Avertissements" „Notizen", „Einleitungen", „erklärenden Noten", „Rathschlägen", „Sendschreiben", „Zusätzen", „Anhängen" u. s. w., zusammen 311 enggedruckte Seiten in 12. Dieses belgische Fabrikat kündigt sich zwar nur als der „Auszug einer Handschrift" an, welche den Titel führe: „Merveilleuse Prophétie du Frère Hermann de Lehnin"; unmöglich aber kann das Ganze diesen von einem Jesuiten, Herrn Louis de Bouveret, herausgegebenen Auszug an Albernheit und Geschmacklosigkeit noch übertreffen. Mit Recht bemerkt Herr Professor Stuhr in einer so eben erschienenen Anzeige dieser Schrift *), man müsse nach Lesung derselben sich fragen, ob denn die Jesuiten, die einst so schlau in Beurtheilung und Behandlung der Weltverhältnisse sich erwiesen, jetzt völlig ihren Verstand verloren hätten? Wer das sogenannte Vaticinium jemals mit einiger historischen und philologischen Kritik gelesen, der hat gewiß nie daran gezweifelt, daß die angeblich im Kloster Lehnin aufgefundene Handschrift des Cisterzienser-Mönchs Hermann ein Machwerk der neueren Zeit sey. Höchstens könnte man den Bruder Hermann einen „rückwärts gekehrten Propheten" nennen, denn von den hundert Verszeilen seines Vaticiniums lassen sich nur die ersten 75, welche bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts reichen, wo das Ganze bekannt und zum erstenmale gedruckt wurde, auf die Geschichte des Brandenburgischen Regentenhauses anwenden, während es einer eben so sprach- als geschichtswidrigen Auslegung bedarf, um in dem, was weiter folgt, auch nur einen Sinn, geschweige denn eine Vorherverkündigung wirklicher Ereignisse zu finden. Unter Anderem hätte Friedrich der Große in Klostermauern (in claustris) und sein Nachfolger in den Wellen (in undis) seine Tage endigen müssen, wenn das „Vaticinium" nicht zum Lügner werden wollte. Mit jesuitischen Auslegungen, wie sie in dem Buche des Herrn Louis de Bouverot sich finden, läßt sich freilich jeder Unsinn für Weisheit erklären, und so wundert es uns denn auch nicht, daß der 95ste Vers „Et pastor gregem recipit, Germania regem" als Beweis angesehen wird, daß in unserer Zeit ganz Preußen zum Papstthum zurückkehren und daß alsdann der König von Preußen zum Könige von Deutschland erhoben werden würde.

— **Clarisse Harlowe, von Jules Janin.** Der alte Richardson, der Vater des englischen Romans, dessen langathmige Familiengeschichten einst von dem Publikum mit eben so vieler Gier verschlungen wurden, als später die historischen Gemälde Walter Scott's und die Humoresken des genialen Boz, ist neulich durch den geistreichsten der Pariser Feuilletonisten aus der unverdienten Vergessenheit gezogen worden, worin er seit dem letzten halben Jahrhundert schmachtete. Die Lektüre seines Meisterwerks, „Clarissa Harlowe", oder vielmehr zweier schlechten französischen Uebersetzungen desselben von Letourneur und Prévost, hat Herrn Jules Janin zu einer Dichtung begeistert, welche den Titel des Romans führt, auf den sie gegründet ist. Wie indessen ein englischer Kritiker bemerkt, hat er wenig mehr von Richardson beibehalten als die Namen der Personen und den Umriß der Intrigue. Seine Clarisse ist eine moderne französische Heldin, Lovelace eine Nachahmung der poetischen Korsaren Lord Byron's; Clarissens Freundin, Miß Howe, ihre Aeltern, Verwandte und Freier sind keine lebende Wesen, sondern abstrakte Figuren, in denen sich die eigenthümliche Manier des witzigen und glänzenden Journalisten abspiegelt. Dies soll jedoch für ihn kein Tadel seyn; im Gegentheil ist er viel zu bescheiden, wenn er sein Buch eine Uebersetzung oder einen Auszug nennt — es ist vielmehr ein Originalwerk, das an Korrektheit des Styls und Feinheit der Gedanken die meisten Produkte der neueren französischen Novellistik hinter sich läßt. Man weiß, daß Jules Janin als Stylist fast unerreicht dasteht, aber in keiner seiner vielen literarischen Arbeiten hat seine Schreibart eine so hohe Vollendung erreicht, als in „Clarisse". Es ist das Schoßkind seines Geistes, auf welches er die Hoffnung des Nachruhms gründet und welches er, nach seinen eigenen Worten, dem französischen Publikum als die enthusiastische und gewissenhafte Arbeit eines Mannes darbietet, der es sich zur Aufgabe machte, eine herrliche, aber verwitterte und mit dichtem Unkraut umrankte Bildsäule auf ein erneuertes Piedestal zu stellen.

*) Allgemeine Zeitschrift für Geschichte. Juli 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 82. Berlin, Donnerstag den 9. Juli 1846.

England.

Ueber das Leben und den Charakter Cromwell's.

Nach Thomas Carlyle.*)

Der Protektor Cromwell gehört zu denjenigen historischen Charakteren, über die es schwer fällt, sich ein richtiges, unparteiisches Urtheil zu bilden. Obwohl fast zwei Jahrhunderte seit seinem Tode verflossen sind, so dauert in England der Kampf der beiden Prinzipe noch immer fort, wovon das eine bei Lebzeiten jenes gewaltigen Geistes in ihm seinen Vertreter erblickte und dessen Anhänger es nie vergessen oder verziehen haben, daß er gerade diesem Prinzip, wenigstens gegen das Ende seiner Laufbahn, untreu wurde. Man kann nicht umhin, in dieser wie in mancher anderen Hinsicht eine frappante Aehnlichkeit mit dem Heros unserer eigenen Zeit wahrzunehmen. Gleichwie Letzterer von der einen Seite vergöttert und nicht nur von jedem politischen Fehler (außer von dem der übertriebenen Großmuth), sondern auch selbst von jeder menschlichen Schwäche freigesprochen, von der anderen als ein korsischer Usurpator von niedriger Geburt und unedlen Sitten gebrandmarkt und aller möglichen Laster — sogar der Feigheit! — beschuldigt wird, so hat auch Cromwell eben so schonungslose Gegner als glühende Anhänger gefunden, und das Urtheil der Schriftsteller modifizirt sich noch heutzutage nach den Parteien, denen sie angehören oder zu denen sie sich hinneigen. Bei keinem ist dies mehr der Fall, als bei Carlyle, der statt eines biographischen Werks eine Apotheose des großen Protektors, eine fortlaufende Hymne auf den Puritanismus und die mit ihm verschwisterte Theokratie liefert, und dessen Buch man daher mit Fug und Recht in das Gebiet der Dichtkunst verweisen könnte, wenn es nicht eine Masse bisher unbekannter oder vernachlässigter Dokumente enthielte, die ein bedeutendes Licht auf manche streitige Fragen und Ereignisse jener Zeit werfen und als Frucht eines lobenswerthen Fleißes und warmer Liebe zur Sache seiner Arbeit gleichsam die Wichtigkeit einer historischen Quelle verleihen.

Die Genealogie Cromwell's ist der erste Punkt, dem unser Verfasser seine Aufmerksamkeit zuwendet. Der Parteigeist hat den glücklichen Widersacher der „Kavaliere" als einen gemeinen Emporkömmling, als den Sohn eines Brauers und den Enkel eines Schlächters dargestellt — ein Umstand, der in den Augen eines Philosophen ihm eher zur Ehre als zur Schande gereichen würde, den aber die Forschungen Carlyle's zu widerlegen scheinen. Hiernach wäre er ein Abkömmling des Baronengeschlechts der Cromwell, welches sich in den Kriegen der rothen und weißen Rose auszeichnete und zu dem auch Thomas Cromwell, der Klosterzerstörer, malleus monachorum (er war der Sohn eines Grobschmieds), gehört haben soll, der von Heinrich VIII. wegen seiner Thätigkeit bei Unterdrückung des Papismus zum Grafen von Esser ernannt, aber bald darauf, wie so viele Andere, ein Opfer der Tyrannenwuth dieses Monarchen wurde; die Mutter Oliver's, eine geborene Stuart, wäre sogar eine Verwandte des Königshauses gewesen, das vier Jahre nach dessen Geburt (1603) den englischen Thron bestieg. Anderen Nachrichten zufolge stammte sein Ahnherr aus Wales, hieß ursprünglich Williams und stand mit dem adligen Geschlechte der Cromwell in keinerlei Verbindung; auch ist von dem Familiennamen seiner Mutter nicht gerade auf eine Verwandtschaft mit dem regierenden Hause zu schließen, da der Name Stuart, Stewart oder Steward sowohl in England als in Schottland sehr verbreitet ist. So viel geht jedoch aus den Untersuchungen Carlyle's hervor, daß Jakob I. bei seiner Ankunft in England dem Oheim des künftigen Reichsverwesers, Sir Oliver Cromwell, auf seinem Landsitze zu Hinchinbrook einen Besuch abstattete und zwei Nächte bei ihm zubrachte — eine so kostspielige Ehre, daß sie den Besitzer von Hinchinbrook zwang, sein Erbgut (ein ehemaliges Nonnenkloster) an Sir Sydney Montagu, Stammvater der jetzigen Grafen von Sandwich, zu veräußern, deren ältester Sohn noch immer den Titel: Viscount Hinchinbrook führt.**)

Die Sage von den jugendlichen Ausschweifungen Cromwell's beruht auf noch schwächeren Daten, als die von seiner plebejischen Herkunft. Im Schoße einer streng puritanischen Familie erzogen, von patriarchalischen Sitten umgeben und schon in seinem achtzehnten Jahre durch den Tod seines Vaters mit der Sorge für die Mutter und sechs jugendliche Schwestern belastet, wo blieb ihm Zeit für die Verirrungen, die man ihm schuldgegeben hat und die angeblich einen so schneidenden Kontrast mit seiner späteren Religiosität bildeten? Ein solches Wüstlingsleben, wie man ihm andichtet, ist chronologisch unmöglich, und die in manchen seiner Briefe vorkommenden Aeußerungen, die seine tiefe Reue in Bezug auf die Vergehungen seiner Jugend ausdrücken, lassen sich genugsam durch den ascetischen Geist des Puritanismus erklären, der auch die verzeihlichste menschliche Schwäche zu einer schweren Sünde stempelt. Bereits in seinem einundzwanzigsten Jahre (1620) verheiratete er sich überdies mit der Tochter eines reichen Kaufmanns, Elisabeth Bourchier, mit der er sich nach Huntingdon zurückzog, um als gentleman-farmer jenes unabhängige, aber arbeitsame Leben zu führen, das dem Nachdenken so vielen, der Unmäßigkeit so geringen Spielraum beut.

Einige Jahre des Dunkels und der Einsamkeit waren verflossen, als Cromwell im März 1627 die politische Schaubühne betrat. Er ward zum Mitglied des Parlaments erwählt, wo er sogleich seine Stimme gegen Laud und dessen Partei erhob, die er ohne Umschweife einer Hinneigung zum Katholizismus anklagte. „Ich höre", sagte er, „daß ein gewisser Doktor Alablaster am Kreuze von St. Paul die offene Papisterei predigt, und daß er dieses auf Empfehlung seines Bischofs, des Doktor Neil, thut. Derselbe Bischof hat eine reiche Pfründe dem Geistlichen Mainwaring gegeben, der mit Recht dem Tadel unseres Hauses unterliegen ist. Gelangt man so zu den höchsten Würden der Kirche? Was steht uns noch bevor?" — Diese Worte waren die ersten, die von Cromwell öffentlich gesprochen wurden und die Carlyle nach den im britischen Museum aufbewahrten handschriftlichen Notizen eines Herrn Crew zitirt; es war der Schrei des Puritanismus gegen die rückschreitenden Tendenzen der Hochkirche und die erste Stufe zu der nachmaligen Popularität des Redners. In seiner unmittelbaren Nachbarschaft — er war unterdessen nach St. Ives gezogen, wo er von seinem mütterlichen Oheim, Thomas Stuart oder Steward, ein bedeutendes Vermögen erbte — erwarb er sich großen Einfluß durch die Opposition, die er dem Plane zur Austrocknung der Sümpfe von Lincolnshire und der Insel Ely entgegensetzte — einem Plan, der zwar unleugbare Vortheile darbot, aber die Bewohner dieser Gegenden mit dem Verlust ihres Fischfangs und ihrer Weideplätze bedrohte. Bei dem gemeinen Volke hieß Cromwell von nun an: the Lord of the Fens, der Herr der Moräste; in der Folge aber, als die republikanische Verwaltung diese Maßregel von neuem vorbrachte, gehörte er zu den Leitern derselben, und auch als Protektor beförderte er sie nach Kräften. In diesem scheinbar unbedeutenden Vorfall bemerkt man die ersten Spuren seines Ehrgeizes, der sich weniger um das öffentliche Wohl, als um die öffentliche Stimme kümmerte; denn obgleich Carlyle uns versichert, daß er sich hier nur der ungerechten Einmischung der Staatsgewalt widersetzte, so ist es doch schwer zu begreifen, wie sich diese in Gerechtigkeit verwandeln konnte, sobald die Macht in seinen Händen lag.

Bei der Eröffnung des berühmten Long Parliament war Cromwell wieder an seinem Posten, und wenn man erfahren will, welche Figur er unter den Mitgliedern desselben spielte, so hat man nur einen seiner Kollegen, Sir Philip Warwick, zu befragen, der uns in seinen Memoiren einige höchst werthvolle Sittengemälde aus jener Zeit hinterlassen hat. „Ich sah ihn damals (im November 1640) zum ersten Mal", schreibt Sir Philip. „Ich, der ich Mitglied für Radnor war, hatte die Eitelkeit, mich für ein Muster der Eleganz und der feinen Sitte zu halten; besonders stolz waren wir jungen Höflinge auf unsere schönen Kleider. Eines Morgens — es war an einem Montag — trat ich sorgfältig gekleidet in die Parlamentskammer. Ich erblickte einen Gentleman, der eben sprach, den ich aber nicht kannte. Sein Anzug war äußerst gewöhnlicher Art; er trug einen Hut ohne Schnur, der einfache Tuchrock schien von einem schlechten Landschneider verfertigt, seine Wäsche war grob und eben nicht sehr rein — ich erinnere mich sogar, daß sich ein Paar Blutflecken auf seiner Halskrause befanden, die nicht viel größer war als sein Rockkragen. Er war von ziemlich schönem Wuchs, hatte den Degen an der Seite, ein rothes und geschwollenes Antlitz, eine rauhe, unharmonische, wenig biegsame Stimme und sprach mit einer überspannten Beredtsamkeit, da sein Thema nichts Vernünftiges zuließ; er vertheidigte einen Diener des Herrn Prynne (dessen Secretair, Lilburn), der als Verbreiter von Schmähschriften angeklagt war. Ich muß bekennen, daß sich meine Achtung für diese

*) Oliver Cromwell's Letters and Speeches, with Elucidations. By Thomas Carlyle. London, 1846. 2 Vols. — Man sehe die Notiz in Nr. 12 des Magazins.

**) Vor mehreren Jahren erschienen interessante „Denkwürdigkeiten über Oliver Cromwell und seine beiden Söhne, Richard und Henry", von einem Nachkommen und Namensvetter des Protektors, Oliver Cromwell, Esq. Dieses Werk, in welchem sich glaubwürdige Details über die Familie desselben befanden, liegt uns leider diesen Augenblick nicht vor.

Versammlung sehr verminderte, als ich wahrnahm, daß sie dem Redner mit großer Aufmerksamkeit zuhörte."

So war Cromwell in seinem einundvierzigsten Jahre, als England bereit stand, sich in zwei Armeen — der bürgerlich-religiösen Freiheit und des ritterlichen Königthums — zu sondern. Sobald der Bürgerkrieg im Ernst ausbrach, konnte ein solcher Mann nicht verfehlen, sich Geltung zu verschaffen. Im Anfang fühlten die Parteien bei aller gegenseitigen Erbitterung ein natürliches Widerstreben, zu gewaltsamen Maßregeln zu schreiten; die alten Bande der Freundschaft und der Unterthanentreue konnten nur allmälig gelöst werden, und die hergebrachte Ehrfurcht vor der Aristokratie veranlaßte das Parlament in der ersten Zeit, seine Feldherren unter den Pairs zu wählen, die aus leicht begreiflichem Mißtrauen gegen die Gleichheits-Ideen der Republikaner eine temporisirende Haltung beobachteten und ihren ehemaligen Monarchen zu schonen suchten. Dem energischen Cromwell hingegen war jede Halbheit fremd. Er schreckte vor nichts zurück, und obgleich manche Handlungen seines Lebens beweisen, daß er keineswegs von grausamer Natur war, so konnte er doch, wo er es für nöthig hielt, das Blut wie Wasser fließen lassen; man findet nie, daß er einige Regungen des Mitleids darüber empfand, seine Landsleute vor seinen Augen niedersäbeln oder niederschießen zu sehen. Alle Beredtsamkeit seiner Vertheidiger kann das Gemetzel von Drogheda nicht aus den Blättern der Geschichte tilgen. *) Aber dieser Flecken diente nur dazu, die Vorliebe seiner Partei für ihn zu steigern; man war überzeugt, daß er mit Herz und Seele für die „gute Sache" kämpfe, und schenkte ihm um so mehr Vertrauen, desto verdächtiger die Lauigkeit seiner Mitfeldherren, eines Manchester und Esser, erscheinen mochte. Dabei zeigte er sich in anderen Beziehungen hochherzig und edel; erbarmungslos in der Schlacht, bestrafte er aufs strengste jede nach derselben verübte Gewaltthätigkeit. Ohne die glänzenden Talente eines Cäsar, hatte er viel von dessen offener Männlichkeit, so daß es bei ihm, wie bei dem Römer, schwer fällt, einen in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens so edelmüthigen Charakter des politischen Egoismus zu beschuldigen. Den Vorwurf der Heuchelei weist Carlyle mit Unwillen zurück; gewiß ist es, daß man hierin zwischen den verschiedenen Epochen seines Lebens unterscheiden muß. In der ersten Zeit war seine Aufrichtigkeit unbezweifelt, und nur in der Folge ging sie in einen halb wahren, halb affektirten Enthusiasmus über, bei dem die Selbsttäuschung vielleicht die Hauptrolle spielte; wie andere große Männer, glaubte er in sich das auserlesene Werkzeug der Vorsehung zu erblicken — die Stimme seines Ehrgeizes galt ihm für den Wink des Schicksals, und die Vorstellung, daß der Zweck jedes Mittel heilige, beschränkt sich nicht allein auf die Jesuiten.

Ueber den Antheil Cromwell's an dem Tode Karl's I. weiß unser Verfasser nur wenig Neues zu sagen; sein excentrisches Benehmen bei der Unterzeichnung des Todesurtels ist schon oft erzählt worden, möchte aber wohl eher einer gewissen nervösen Aufreizung als einem gefühllosen Leichtsinn zuzuschreiben seyn. Ob er es vermocht hätte, den König zu retten, ist zweifelhaft; daß er es nicht versuchte, ist erwiesen. Er mußte fühlen, daß ihm diese Katastrophe den Weg zur Herrschaft bahnte, und dem eifrigen Puritaner, der in dem unglücklichen Karl nur einen gestürzten Tyrannen, den Verfolger der „Heiligen Gottes", erblickte, konnte es bei einem solchen Anlaß nicht schwer werden, sein Gewissen mit seinem Ehrgeiz zu versöhnen. Man hat allerdings Unrecht, ihn als das Haupt der Königsmörder zu bezeichnen, da er nur in gleicher Linie mit den übrigen Richtern an dem Prozesse theilnahm; aber da er der Einzige war, der davon Nutzen zog, so ist es nicht zu verwundern, daß man das Gehässige der That vorzugsweise auf ihn geladen hat.

(Schluß folgt.)

*) Von dem Sturm von Drogheda, wo mehrere Tausend Menschen ums Leben kamen und das Morden zwei Tage ohne Unterlaß fortdauerte, spricht Cromwell in einem seiner Briefe mit großer Befriedigung: „da es viel Blutvergießen ersparen werde!"

Die deutsch-ungarische Eisenbahn als Verbindungsglied mit Ostindien.

In einer der jüngsten Versammlungen der syrisch-ägyptischen Gesellschaft in London las Dr. Platé einen interessanten Artikel über die mögliche Verlängerung der deutsch-ungarischen Eisenbahnlinie bis an die türkische Küste, durch welche der Weg nach Indien bedeutend abgekürzt werden würde. Der Verfasser begann damit, einen sonderbaren Irrthum nachzuweisen, der bisher in Bezug auf den südlichen Theil Serbiens und die anliegenden Gegenden geherrscht hat. Man glaubte nämlich, dieser Strich Landes werde durch die Endigungen der Alpenkette unzugänglich gemacht, während gerade das Gegentheil der Fall ist. Schon die Geschichte hätte zeigen können, daß der Boden dort keine Schwierigkeiten darböte, da die großen Heerstraßen der Römer von Konstantinopel und Thessalonich her gerade durch die bezeichneten Landstrecken führten, nämlich durch Dardanien und Mösien. Die Gothen, Hunnen, Bulgaren und viele andere Barbaren pflegten ebenfalls durch Dardanien ihre Einfälle in Thracien und Macedonien zu machen, und da ihre Heere meist aus Reitern bestanden und sie Wagen, Vieh, Weiber u. s. w. mit sich führten, so würden sie zu ihren Zügen kein bergiges, sondern ebenes Land gewählt haben. Im Mittelalter war Dardanien der Schauplatz jener blutigen Kriege zwischen den Türken und Serbiern, von denen wir wissen, daß die meisten auf Ebenen geführt wurden, und zwar mit vieler Reiterei auf beiden Seiten. Dies war besonders der Fall mit der berühmten Schlacht bei Kossova im Jahre 1389, wo der König Lazarus Brankowitsch geschlagen wurde und Sultan Murad I. nach dem Siege durch die Hand des gefangenen Serbiers Milosch Kolilovitsch fiel. Diese Schlacht fand statt auf der großen Ebene von Kossova, gerade im Mittelpunkte jener Landstrecke, von der bisher die Meinung galt, sie sey mit unzugänglichen Bergen bedeckt. Zu diesen Nachweisen fügte Dr. Platé noch die geographische Schilderung der obenerwähnten römischen Heerstraßen und zeigte, daß die Türken sich in ihren Kriegen mit Oesterreich stets derselben bedient haben.

Ein neueres Werk von Dr. Boué: la Turquie d'Europe, hat zuerst die bezeichnete Gegend genau beschrieben. Sie ist ein ebenes Hochland zwischen dem hohen Tschardagh westlich und dem großen Balkan östlich und wird von wenigen niedrigen und vereinzelten Hügeln unterbrochen, die in der Richtung von Westen nach Osten auf einander folgen. Diese Hochebene liegt 1000 bis 1400 Fuß über der Meeresfläche. Sie hat das Merkwürdige, daß sie von vielen tiefen Hohlwegen durchschnitten wird, von denen einige eine bedeutende Breite haben. Dieselben erstrecken sich von Norden nach Süden und bilden natürliche und bequeme Päße von Serbien nach Bulgarien, Rumelien und Macedonien. Der wichtigste dieser Wege ist das lange und breite Thal von Nissa und Sophia, durch das die Hochstraße von Belgrad nach Konstantinopel geht. Es liegt zwischen zwei gleichlaufenden Bergketten, von denen die westliche niedrig ist und ebenfalls von Hohlwegen durchschnitten wird, die eine Verbindung mit den Thälern des Strymon und Arios (Vardar) in Macedonien herstellen. Andere solche Wege liegen zwischen Pristina und Katschanlik im Westen, zwischen Vrana am oberen Ufer der bulgarischen Morava und Uskub am Vardar, zwischen Radomir am oberen Strymon und der Nissova, einem Nebenfluß der Morava, zwischen dem Thale von Sophia und dem Egerb-Su, einem östlichen Nebenfluß des Vardar südlich von Kostendil (Justinianum Secundum), dem Geburtsort des Kaisers Justinian. Unter den Hochebenen haben die von Kossova, Pristina, Radomir, Kostendil, Uskub, Nissa und Sophia eine bedeutende Ausdehnung.

Diese Gegend bietet also keine örtliche Schwierigkeiten für die Erbauung von Eisenbahnen dar. Eine Bahn von Salonichi durch Dardanien nach Belgrad und von da nach Wien, oder durch Ungarn nach Pesth, oder durch Slavonien nach Marburg in Steyermark, wo sie mit der Wien-Triester Bahn zusammenstieße, würde die Reise von Alexandrien nach London um die Hälfte der jetzt zu dem Wege über Triest *) nöthigen Zeit verkürzen. Die geradeste Linie würde seyn von Köln längs des rechten Rheinufers nach Frankfurt, von da durch Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Passau, Linz nach Wien und dann, wie erwähnt, über Belgrad nach Salonichi. In Serbien müßte die Eisenbahn am rechten Ufer der großen (westlichen) Morava hinlaufen bis Jagodin und von hier entweder südöstlich über Nissa nach Sophia oder südlich nach Vrana. Zwischen dieser Stadt und der Verbindung der bulgarischen (östlichen) und großen Morava wäre ein einziges Hinderniß zu überwinden. Man stößt nämlich auf diesem Wege auf eine Reihe von Kalkfelsen, rings um welche die bulgarische Morava fließt, nur einen kleinen Raum zwischen sich und den Felsen lassend. Es befindet sich dort ein Wirthshaus, das den Reisenden unter dem Namen Kurli-Han bekannt ist. Es würde zehn Minuten erfordern, die Hügelreihe zu umfahren, weshalb daselbst lieber ein Tunnel gebaut werden könnte. Von Vrana würde die Eisenbahn nach Uskub und von da durch einen der genannten Hohlwege südlich ins Vorderthal führen. Auf diesem Wege müßte sie aber, wegen der engen Felsschluchten, die man Demir Kapu, das Eisenthor, nennt, den Hohlweg verlassen und über das Plateau geführt werden, das indeß sehr sanft aufsteigt und wenig hoch ist. Ist Demir Kapu einmal überschritten, so führt der Weg durch ein großes schönes Thal bis zur Mündung des Vardar ins ägeische Meer, wenige Meilen westlich von Salonichi. Die Linie über Nissa und Sophia könnte man nach Adrianopel und Konstantinopel fortsetzen; sie würde nur auf ein einziges Hinderniß stoßen, die Porta Trajana, eine Bergschlucht südlich von Ichtiman im großen Balkan. Von Nissa und Sophia wird es leicht seyn, durch einen der westlich von diesen Städten gelegenen Hohlwege eine Bahn zu legen, die südlich vor Kostendil vorbei nach Uskub führen und dann, wie vorhin beschrieben, weiter gehen würde.

Dr. Platé macht folgende Berechnung der für die angegebenen Wege erforderlichen Fahrzeit:

Von London nach Ostende: 9 Stunden.

Von Ostende nach Salonichi: direkte Entfernung 1280 engl. Meilen, wozu ¼ für nöthige Abweichungen von der geraden Linie kömmt: 1440 M. Angenommen, man fahre in einer Stunde 17 engl. M. — wie es jetzt auf der Wien-Olmützer Bahn geschieht — so wird der Weg in 3 Tagen 13 Stunden zurückgelegt. Da aber ohne Zweifel die indische Post einen besonderen Bahnzug erhalten würde, so könnte für diese die Geschwindigkeit auf 20—25 Meilen in der Stunde gebracht werden; dann beträge der Weg durchschnittlich 70 Stunden.

Von Salonichi nach Alexandrien auf dem Dampfschiff: 770 engl. Meilen, macht, auf die Stunde 11 Meilen gerechnet, 3 Tage.

Die ganze Reise von London nach Alexandrien würde also, je nach der verschiedenen Geschwindigkeit, in 5½—6½ Tagen zurückgelegt werden.

Noch könnten mehrere Stunden gespart werden, wenn die Eisenbahn von Salonichi nach Athen geführt würde. Dr. Platé setzt keinen Zweifel in die Möglichkeit, obgleich er mit den Ortsverhältnissen noch nicht speziell bekannt ist. Vor den Thermopylen fürchtet er sich durchaus nicht; er nennt sie einen

*) Es wird hierbei vorausgesetzt, daß die Bahnen zwischen Wien und Köln und zwischen Bremen, Hamburg und Berlin vollendet sind.

Popanz und schildert sie als eine Hügelreihe, die sich fast bis ans Meer erstrecke, das aber hier eher einem Sumpfe als einem Meere ähnlich sehe. Mehr Schwierigkeiten erwartet er vom Berge Oeta.

Frankreich.

Die Sklaverei in den französischen Kolonieen.

(Schluß.)

Aber, wenn man die rührenden Idyllen der Herren Charles Dupin, Jollivet und Anderer über das patriarchalische Leben der Sklavenbesitzer, über ihre Menschlichkeit, die eine sichere Garantie für den Nutzen allmäliger Verbesserungen seyn soll, gelesen hat — wenn man gelesen hat, was sie über das arkadische Leben der Sklaven geschrieben haben, die so glücklich seyen in ihren Gärten, in ihren Hütten, wo die genannten phantasiereichen Redner sogar Betten von Mahagoni entdeckt haben wollen: so wird man vielleicht meinen, die Martern, von denen wir sprechen, seyen selten, und in der Behandlung der Sklaven verfahre man menschlicher als früher, seitdem die Emancipations-Frage an der Tagesordnung ist und auf Befehl der Regierung „studirt" wird. — Antwort: Nein!! Denn außer der großen Menge von namentlich angeführten Mißhandlungen wurden noch viele andere Sklaven fast ohne allen Grund gemartert, geschlagen, gepeitscht ....

Doch, wird man sagen, die Behörden beschützen die Sklaven und bestrafen ungerechte Züchtigungen. Antwort: Nein! Die Opfer erlangen keine Gerechtigkeit, denn bestochene Richter sprechen die unmenschlichen Herren frei, und diese wissen ihre Straflosigkeit zu benutzen. Uebrigens sind derer, die in ihrer Verzweiflung gegen die ihnen angethanen Mißhandlungen klagen, sehr wenige im Vergleich zu denen, die es, aus Furcht, ihr Unglück zu vermehren, nicht wagen.

Was die Gefängnisse der Sklaven betrifft, so ist davon Folgendes wahr. In den Reden und Schriften der Vertheidiger der Sklaverei nimmt Alles, auch das Häßlichste, eine lachende Gestalt an. Ein Hundert Sklaven, die unter dem Schwirren der Peitsche im Umkreise einer Quadratmeile arbeiten, nennt man ein Atelier; die Felder selbst, die in mehr oder weniger tiefen Bergschluchten liegen und wo es nur Zuckerrohr giebt, das vom Schweiße der Schwarzen triefft, und einige andere Pflanzen, die nicht für sie gewachsen sind, bekommen den malerischen Namen von Gärten. Ein Weißer, der den Negern ihre Arbeit zuweist, heißt ein Oekonom, und ein Neger, der sie durchpeitscht, ein Commandeur. So hat man auch von den Hospitälern und Gefängnissen gesagt, es seyen große, luftige Räume.

Wenn in einigen Besitzungen die kranken Sklaven gut gepflegt werden, selbst von ihren Herrinnen in Person, wie der Gouverneur von Martinique kürzlich galanter Weise in einem Aktenstück bemerkte, so giebt es doch viele andere, wo dies nicht der Fall ist, besonders, wenn die Sklaven alt und schwach sind. Uebrigens werden fast überall die Sklaven nicht eher in ein Krankenhaus geschickt, als bis sie völlig unfähig zum Arbeiten sind und ihre Leiden schon bedenkliche Fortschritte gemacht haben.

Diese Hospitäler, die zugleich zu mildern Gefängniß benutzt werden, haben oft das Ansehen eines Arsenals von Marterwerkzeugen. Dort sieht man Eisenstangen, Ketten und ähnliches Geräthe; ein gemeinsames Geschirr, das die Luft verpestet, steht neben einer Reihe von Brettern, die den in Lumpen gehüllten Unglücklichen als Betten dienen. Man kann sich denken, wie erst das harte Gefängniß beschaffen ist, wenn das milde solchen Anblick bietet. Die wirklichen Kerker sind scheußliche Kloaken, in denen die Verurtheilten auf doppelte Weise ersticken, einmal weil sie keine frische Luft schöpfen können, und dann in ihrem eigenen Koth. Hierzu denke man sich eine sengende Hitze, amerikanische Mücken und Flöhe, Krabben, Skorpione und anderes Gewürm .... In einem solchen Raum werden die armen Opfer der Tyrannei Monate, ich wage nicht zu sagen, Jahre lang allein einer dumpfen Verzweiflung überlassen, aus der sie nichts aufweckt, als der Stachel des Hungers. Hals und Füße sind mit eisernen Ringen und Ketten beschwert und der Rücken zur Erde gebückt. Die Habgier hat Mittel gefunden, diese Gefängnisse beweglich zu machen. Sie können an jedem Orte über dem Sklaven aufgebaut und von ihm mit fortgeschleppt werden, so daß der Herr während der Strafzeit die Arbeit nicht verliert.

Man sieht nicht selten Männer und Weiber zu Gespenstern abgemagert, mit eisernen Halsbändern, deren Ketten so kurz sind, daß die Elenden gebückt gehen müssen und mit schweren Fußketten in Gemeinschaft anderer Sklaven auf den Feldern arbeiten. Dies sind vornehmlich diejenigen, die die Flucht versucht haben und nun die Garantie ihrer Reue überall mit sich herumschleppen. Sie können zwar gehen, aber sie fühlen jede Bewegung, die von der Arbeit nöthig gemacht wird oder die der Peitsche zu befehlen beliebt.

Diese Strafe würde selbst die Bagnos entehren, und dennoch ist sie gleichzeitig mit der glänzendsten Epoche der Civilisation, und dennoch ist sie in den Kolonieen an der Tagesordnung und erscheint Leuten natürlich, die sehr feine Sitten und eine gute Erziehung haben und gegen diejenigen die liebenswürdigen Wirthe spielen, die nach den Antillen kommen, um das Sklavenwesen — nicht zu inspiziren — aber zu studiren.

Von diesen gesetzmäßigen Disziplinarstrafen sagte ein königlicher Prokurator, Herr Chevreux, sehr treffend, man wisse wohl, wo das Recht zur Strafe beginne, aber nicht, wo es aufhöre. Wir sind glücklicher als der edle Prokurator, wir wissen, daß das sanctionirte Recht der brutalen Gewalt aufhört in den schäumenden Wellen, die den müde gehetzten Negern zum Leichentuch dienen und sie hier und da, mit ihren Ketten und eisernen Ringen bekleidet, ans Land werfen, oder auf den Kirchhöfen der Pflanzungen, wo ohne Gebete und ohne Kontrole gar viele Märtyrer der gesetzmäßigen Disziplin mit den Aussagen über ihren Tod in aller Eile begraben werden.

Daß aber die Martern, mit denen man die Sklaven peinigt, ihren Muth oder ihren Stumpfsinn übersteigen, beweist die große Zahl von Selbstmorden, die unter ihnen vorkommen. Wie groß muß die Grausamkeit seyn, die dieses unter der Peitsche aufgewachsene Geschlecht in freiwilligen Tod treibt, die es fühlen läßt, daß sterben nicht das größte, aber das letzte aller Uebel sey! ....

Diejenigen Gesetze, die zu Gunsten der Kolonisten lauten, und die willkürlichen Gebräuche, die Gesetzeskraft haben, werden streng ausgeführt; aber die wenigen Verordnungen, in denen sich der Gesetzgeber der Sklaven annahm, werden von den Plantagenbesitzern völlig verachtet — und straflos, denn die Behörden unterstützen die Plantagenbesitzer. Die Verordnungen, durch welche der Zustand der Sklaven etwas verbessert werden sollte, sind gar nicht in den Code officiel de la Martinique aufgenommen worden. Eben so wenig findet sich ein Gesetz von 1828, nach welchem es den Beamten verboten ist, Grundbesitz auf der Insel zu erwerben und sich mit Kreolinnen zu verheiraten, in dem bulletin des lois. Denn die hohen Stellen sind sämmtlich mit Kreolen besetzt, und daher ist es natürlich, daß sie in ihren Berichten an das Ministerium Alles, was auf der Insel geschieht, so ordnungs- und gesetzmäßig finden.

Wollte es nun aber ein Beamter und selbst ein Priester versuchen, seine Pflicht zu thun, so würde er durch Kränkungen und in den Weg gelegte Hindernisse matt gemacht oder unter irgend einem Vorwand weggeschickt werden. Selbst diejenigen Kolonisten, die sich menschlich zeigen möchten und in dem Kolonialrathe freie und uneigennützige Ansichten aussprechen, sind gezwungen, das Land zu verlassen, um unaufhörlichen Verfolgungen und endlosen Duellen zu entgehen.

Nach allem dem darf wohl behauptet werden, daß die Sklaverei, welche die Herren verdirbt und die Sklaven mordet, nicht veredelt werden kann, sondern lieber heute als morgen vernichtet werden muß. Ein schlechter Baum kann nur schlechte Früchte tragen, und aus einem falschen Prinzipe lassen sich nur falsche Folgerungen ziehen.

Es bleibt noch übrig, dem Werke unseres menschenfreundlichen Autors einige Angaben über das sogenannte Kolonial-System, d. h. über das Verhältniß der Beamten unter einander und zu den ihrer Obhut anvertrauten Bewohnern der Kolonie, zu entnehmen. Auch hier wird sich der Zweck der Sklaverei offenbaren.

Das Kolonial-System — sagt er — ist die Sklavenzucht angewendet auf die Europäer, auf die Beamten jeder Art, die ihr gehorchen müssen bei Strafe, als unbrauchbar entlassen zu werden. Wie der Pflanzer einen Sklaven zu Peitschenhieben, zum Gefängniß u. s. w. verurtheilen kann, ohne dafür einem Anderen Rede zu stehen als seinem Gewissen (ein Wort, das trivial geworden ist und — fast wie die Ehre — gerade von denen gemißbraucht wird, die am meisten davon reden), so kann der Gouverneur alle diejenigen absetzen und fortschicken, die ihm durch die geheimnißvolle Stimme der Fremde des alten Schlendrians als Ordnungsstörer bezeichnet werden. Er, der Vertreter einer constitutionellen Regierung, ist mit einer wirklichen Diktatur bekleidet und stellt sich unter den Einfluß der Oligarchie des engherzigen Kolonialrathes. Darum darf es nicht Wunder nehmen, wenn man in der Verwaltung dieselben Mißbräuche findet, die sich die Mitglieder des genannten Rathes zu Hause ihren Sklaven gegenüber erlauben. So sind die Civilbeamten, die Geistlichen und Militairpersonen, welche die Farbigen für Bürger, die Sklaven für Menschen ansehen, im Sinne des gegenwärtigen Kolonial-Systems unbrauchbare Leute. Man verdächtigt ihre Gesinnungen und Absichten und schickt sie als gefährlich nach Frankreich zurück, weil man einmal Vernunft und Menschlichkeit, die ebenfalls gefährlich sind, nicht wegschicken kann. Den Einen giebt man einen Urlaub zur Herstellung ihrer Gesundheit, den sie gar nicht verlangt haben, und obgleich sie erklären, ihn nicht benutzen zu wollen. Andere werden von dem Ministerium entboten, um sich wegen der Anklagen zu rechtfertigen, die man gegen sie in den Kolonieen erfunden hat.

Dagegen mit den kreolischen Beamten verhält sich's anders. Diese muß man schonen. Aber die Leute wissen auch zu leben und bereiten der Verwaltung keine Verlegenheiten. Zu ihnen sind auch die kreolisirten Geistlichen zu rechnen, wie Herr Jacquier, der Sklaven besitzt und über jede Verleumdung erhaben ist. Die Priester aber, welche die Sklaven die Pflichten des Menschen lehren, werden von den Kolonisten aus allen Pflanzungen verwiesen, denn den Schwarzen eine religiöse Erziehung geben, heißt bei ihnen: die Emancipation predigen, worin sie nicht gerade Unrecht haben. Der apostolische Vice-Präfekt, der eben genannte Herr Jacquier, der eine Stütze dieser Priester seyn sollte, ist der Erste, der sie feig verläßt und sie aus der Kolonie zu entfernen sucht, um sich denjenigen angenehm zu machen, auf deren Stimmen er hofft, denn er ist Sklavenbesitzer und hat das Recht, im Kolonialrathe zu sitzen. Die Missionaire, die in der That von ihrer Aufgabe durchdrungen sind und den Muth hatten, das Evangelium zu predigen, wurden daran gehindert, wie der verstorbene Abbé Reveilhac, der in Folge der Kränkungen gestorben ist, die ihm die Behörden zufügten, und dem der gegenwärtige Gouverneur, Herr Mathieu, nicht einmal eine Audienz hatte bewilligen wollen. Aber der Gouverneur darf dergleichen wagen, denn es besteht in Paris unter den Augen des Ministeriums eine Anstalt, in der die Priester für die Kolonieen gebildet werden *) und in der man im Namen der Religion die

*) Das Séminaire du Saint-Esprit.

Gesetzmäßigkeit der Sklaverei lehrt und den Zöglingen ans Herz legt, verfechtig zu seyn, wenn sie die Sklaven zu sittlichen Menschen machen wollen.

Wenn also eine Vorbereitung nöthig ist, um eine Menge von Unglücklichen, die unseres Gleichen sind, in ihre Rechte einzusetzen, so sind es die Pflanzer und die Beamten, die nicht bereit sind, denn die Sklaven werden zu gehen wissen, wenn man die Ketten von ihren Füßen genommen und zu ihnen sagen wird: Stehet auf und gehet!

Mannigfaltiges.

— Sir Robert Peel. Das Ausscheiden Sir Robert's von der britischen Verwaltung und das damit verbundene Abtreten des „konservativ-progressiven" Kabinets, das während der letzten fünf Jahre (seit Sept. 1841) die Geschicke Großbritaniens leitete, veranlaßt uns, hier einige kurze Notizen über das Leben und das Wirken jenes Staatsmannes zu geben, auf das wir bei nächster Gelegenheit ausführlicher zurückzukommen denken.

Robert Peel ward im J. 1788 zu Tamworth in Staffordshire geboren, in welcher Grafschaft sein Vater, ein durch seine Gewerbthätigkeit reich gewordener Fabrikant, bedeutende Güter erworben hatte. Sowohl durch die eigene Neigung als durch den Wunsch der Familie ward der junge Robert für das öffentliche Leben bestimmt, und er bezog demnach auch die Universität Oxford, wo er vermöge eines außerordentlichen Fleißes und seines ihm dabei sehr zu Statten kommenden ungewöhnlichen Gedächtnisses bald zu den ausgezeichnetsten Zöglingen gehörte, so daß er früh schon große Erwartungen auch in weiteren Kreisen erregte. Der Einfluß seines Vaters, der unter Anderem einmal zur Fortführung des Krieges gegen Frankreich 10,000 Pfd. Sterl. freiwillig dargebracht hatte und der im J. 1801 zum Baronet erhoben wurde, bewirkte es, daß der junge Peel bereits 1810, noch nicht 22 Jahr alt, in das Parlament gewählt wurde, und schon zwei Jahre darauf ernannte ihn Lord Liverpool zum Unter-Staatssecretair für Irland. Seine von dem Vater auf ihn übergegangene Vorliebe für die alten Institutionen des Landes, seine Abneigung gegen jede politische Neuerung, hatten ihm hauptsächlich die Gunst des Premier-Ministers erworben, und in der That trat er auch in Irland jedem Versuche, die dortigen Zustände zu verändern und zu verbessern, mit Ernst und Entschiedenheit entgegen.

So war das erste Auftreten des Mannes, der nachmals, als größere Erfahrung und tiefere Einsicht ihn belehrt hatten, daß es nicht ein eigensinniges Festhalten am Bestehenden, sondern das ruhige Fortschreiten auf fester Grundlage sey, wodurch ein Land und ein Volk immer größer und mächtiger werden, die wichtigsten Neuerungen durch seinen Namen sanctionirte. In den ersten Jahren seiner politischen Wirksamkeit galt er inzwischen für eine so kräftige Stütze des unbeugsamsten Torysmus, daß ihn die Universität Oxford im J. 1817 zu ihrem Parlaments-Vertreter erwählte, welches Mandat sie ihm zwölf Jahre später, als der jetzt Minister des Innern gewordene Robert Peel erklärte, er könne den Katholiken Großbritaniens die bürgerliche Gleichstellung unmöglich länger vorenthalten, auf eine eklatante Weise entzog, um es dem stationären Hochkirchenmanne Sir Robert Inglis zu übertragen.

In der inneren Verwaltung, namentlich was die Rechtspflege (die Kriminalgesetzgebung, die Geschwornen, die Einrichtung der Gefängnisse) und den Volksunterricht betraf, war übrigens Peel sehr früh schon mit Verbesserungen vorangegangen; nur an die politischen Institutionen glaubte er in keiner Weise rühren zu dürfen. Als im J. 1827 Lord Liverpool vom Schlage gerührt wurde und der strebsame, Alles mit sich fortreißende Canning an die Spitze der Verwaltung trat, nahm Peel seine Entlassung und stellte sich an die Spitze der Tory-Opposition. Aber was Canning, dem es nur kurze Zeit vergönnt war, am Ruder des Staates zu bleiben, und sein Nachfolger Goderich vergebens erstrebt hatten, das erreichte bald darauf Robert Peel, der mit dem Herzoge von Wellington zusammen ein neues Kabinet zu bilden übernommen hatte — nämlich die Emancipation der Katholiken, welcher die Zurücknahme der sogenannten Test- und Corporations-Akte vorangegangen war. Es war sein ausgesprochener Grundsatz, dem er auch bis jetzt treu geblieben, daß es edler und zugleich weiser sey, sich scheinbar im Widerspruche mit seiner Vergangenheit zu zeigen, als durch einen zu unrechter Zeit und darum unnützerweise stattfindenden Widerstand die Gemüther aufzuregen und in einem Theile des Landes an die Stelle des friedlichen Fortschrittes Anarchie und Bürgerkrieg hervorzurufen.

Durch den Tod seines Vaters war er eben Baronet und Besitzer eines großen Vermögens geworden, als der Eindruck, den die französische Juli-Revolution auch in England machte, das Wellington-Peelsche Kabinet stürzte und das Reform-Ministerium, an dessen Spitze Graf Grey stand, an das Ruder brachte. Der Reformbill widersetzte sich Sir Rob. Peel zwar, weil er von ihr eine zu große Erschütterung des parlamentarischen Organismus befürchtete, aber auch bei dieser Gelegenheit trat er immer nur als Staatsmann, nie jedoch als Parteimann dem entgegen, was eine geordnete Verwaltung als dem Wohle des Landes förderlich ansah und dem Parlamente empfahl; ja, als er gewahrte, daß die Maßregel die Zustimmung des Landes habe, stellte er alle Opposition ein und ließ sich das, was einmal vollendete Thatsache war, ruhig gefallen. Als er 1833 in das reformirte Unterhaus eintrat, fand er allerdings nicht mehr die alte unbeugsame Tory-Phalanx wieder; aber er trug auch nach dieser gar kein Verlangen. Ihm war es vielmehr um jene Nuance der „Konservativen" zu thun, die zwar alles das Gute zu erhalten wünschen, das die Vergangenheit uns überlieferte, die darum jedoch keineswegs des Besseren Feind sind, blos deshalb weil es der Vergangenheit nicht angehört hat. Und diesen „Konservativen" Peel's schlossen sich auch viele der alten Whigs an, die vor den Konsequenzen eines radikalen Reformverfahrens erschraken. So lange indessen Graf Grey an der Spitze des Reform-Ministeriums stand, genoß Englands Regierung nach Außen hin wie im Innern große Achtung, und erst als dieser Staatsmann abgetreten war, da zeigte sich der Mangel an imponirenden Persönlichkeiten unter den leitenden Whigs. Ein Versuch, den Wilhelm IV. 1834 machte, die Tories wieder in das Kabinet zurückzurufen, gelang zwar nicht, indem diese Combination sich im Jahre 1835 wieder auflöste, doch die nunmehr unter den Lords Melbourne, Althorp, Russell und Palmerston folgende Administration hatte nach fünfjähriger Dauer keine andere Folge, als nach Innen ein bedeutendes Defizit und nach Außen ein so gespanntes Verhältniß mit Frankreich, daß daraus leicht ein europäischer Krieg hervorgehen konnte.

Unter solchen Umständen trat Peel wieder im Jahre 1841 an die Spitze der Verwaltung. Eine seiner ersten Maßregeln war die Einführung der Einkommensteuer (Income-tax), durch welche nicht allein das vorhandene Defizit beseitigt wurde, sondern auch den ärmeren Volksklassen ein Theil der auf ihnen lastenden Abgaben erlassen werden konnte. Mit Frankreich wurde durch den Vertrag vom 13. Juli 1841 das unterbrochene Verhältniß wieder hergestellt und mit China der unter dem vorigen Ministerium begonnene Krieg auf eine glorreiche Weise beendigt. In Ostindien wurden bald nach einander drei Reiche bezwungen: Afghanistan, Scind und das Pendschab, so daß die Macht Großbritaniens dort gefürchteter und anerkannter ist als jemals. Im Innern des Landes wurden die Arbeiteraufstände in den Fabrikdistrikten, das Unwesen der Rebeccaiten in Wales und die Repealbewegungen in Irland beseitigt — zum Theil durch die vermehrte Thätigkeit, die überall in der Industrie und im Anbau des Bodens geweckt worden war. Einen neuen Impuls hat diese Thätigkeit allerdings durch die in den letzten Jahren über das ganze Land sich ausbreitenden Eisenbahnen erhalten; nicht minder hat jedoch eine zuerst unter dem Peelschen Ministerium gewagte Maßregel, die von Rowland Hill vorgeschlagene Porto-Herabsetzung, indirekt dazu beigetragen. Am nachhaltigsten, besonders auf die arbeitenden Klassen, dürften aber die letzten großen Reformen Peel's wirken: die Aufhebung der Korngesetze, durch die den Armen das Brod vertheuert wurde, und die Erleichterung des Handels mit ausländischen Gewerbserzeugnissen, durch welchen die Ausfuhr der inländischen Fabrikate um so mehr befördert werden wird. Diese Maßregeln sind es indessen, welche ihm die Gunst seiner bisherigen Freunde, der konservativen Landbesitzer, gekostet; denn nicht sowohl ein Sieg der Antiministeriellen, von denen Viele dem bisherigen Premier die glänzendste Anerkennung zu Theil werden lassen, als die Defection der Ministeriellen hat das Ministerium zur Auflösung gebracht.

Noch niemals aber ist in einem constitutionellen Lande ein gefallener Minister unter so allgemeiner Anerkennung und Bewunderung vom Schauplatze seines Wirkens abgetreten, als in diesem Augenblicke Sir Robert Peel!

Bibliographischer Anzeiger.

So eben ist erschienen:

Geschichte
der
englischen Revolution.
Von
F. C. Dahlmann.
Die verbesserte Auflage.
Mit John Hampden's Portrait.
8. 1846. gebunden in engl. Leinwand.
Preis 2 Rthlr.

Leipzig, den 26. Juni 1846. Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei L. Fr. Fues in Tübingen sind erschienen:

Altdeutsche Gedichte, herausgegeben von Adelbert Keller.
geh. 1846. 1 Thlr. 2 Ngr. fl. 1. 45 kr.

Inhalt: I. Einleitung zum jüdischen leg. II. Graserin. III. Der port. IV. Des vögeleins drei lehren. V. Von den sieben meistern. VI. Fünf worte des herrn. VII. Reimsprüche. VIII. Priamein. IX. Minnelied. X. Sprech. XI. Salve regina.

Bei A. L. Ritter in Arnsberg ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig oder durch sie zu beziehen:

Sammlung englischer Schauspiele der neuesten Zeit. Zum Schul- und Privatgebrauch. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. H. Strathmann, Lehrer der neueren Sprachen.

I. The lady of Lyons, or love and pride by Edward Lytton Bulwer.
II. Pizarro by Sheridan.
III. Court and city by Richard B. Peake.
IV. Money by Bulwer.

Schillerformat, weiß Papier und korrekter Druck. Preis jedes Bändchens — 5 Sgr.

Die gute Auswahl bei vortrefflicher Ausstattung und billigem Preise haben dieser Sammlung schon viele Freunde erworben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sildergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 83. Berlin, Sonnabend den 11. Juli 1846.

Polen.

Ein Pole über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Civilisation seines Vaterlandes.

Ueber diesen Gegenstand brachte das von dem talentvollen Kraszewski redigirte Feuilleton des polnischen „Petersburger Wochenblattes" (Tygodnik Petersburski) vor kurzem einen Aufsatz, der mit Rücksicht auf die jetzigen Kulturzustände in Polen große Beachtung verdient. Der Verfasser vergleicht den Stand der heutigen Literatur und Bildung in Polen mit demjenigen, welchen es in der Blüthenzeit des Reiches zur Zeit seiner Selbständigkeit zeigte, und giebt in ruhiger, parteiloser Betrachtung die Ursachen des jetzigen Verfalles an. Die Freimüthigkeit und Unbefangenheit, mit welcher der Verfasser seine Nation beurtheilt, sind um so anerkennenswerther, als man weiß, wie leicht die Polen, auch hierin den Franzosen sehr ähnlich (man denke nur an Michelet und an sein neuestes Werk „le Peuple"), geneigt sind, sich und Andere über ihre Zustände in Illusionen zu erhalten. Für uns Deutsche insbesondere dürften die Bemerkungen des Verfassers noch aus zwei Gründen interessant seyn. Erstlich rufen sie uns manche Analogieen in unserem eigenen Bildungsgange zurück, und zweitens kann es uns nicht gleichgültig seyn, die Ansicht kennen zu lernen, welche ein Pole über den Einfluß der deutschen Geisteskultur auf sein eigenes Vaterland hegt. In dem letzten Punkte könnten wir wohl über Manches mit ihm rechten. Doch wir sind es gewohnt, daß selbst die Unparteiischsten unter den Polen uns in dieser Hinsicht weniger Gerechtigkeit widerfahren lassen, als den anderen Nationen, namentlich den Franzosen, deren geistige Richtung die polnische Literatur des 18ten Jahrhunderts auf viele falsche Bahnen leitete, wie dies selbst vielbegabte Dichter, als Trembicki, Zelinski, Krasicki u. A., zur Genüge beweisen. Besonders befremdend war es uns, daß der Verfasser gegen das Ende seines Artikels, wo er von dem nach seiner Ansicht nicht immer heilsamen Einfluß der deutschen Philosophie auf die Kultur seiner Landsleute spricht, so wenig den Aufschwung hervorhebt, welchen die polnische Literatur kurz vor und nach der Revolution von 1830 nahm; einen Aufschwung, den sie neben dem angeborenen Genie einiger ausgezeichneten Nationaldichter dem ernsteren Studium der deutschen Meisterwerke in neuerer Zeit verdankt. Doch hören wir den Verfasser selbst, dessen Hauptansichten wir getreu im Zusammenhange, mit Auslassung des Unwesentlichen und den Deutschen weniger Interessirenden, wiedergeben wollen.

Der Verfasser beginnt, im Widerspruche gegen die sonstige Ansicht, welche das Zeitalter der Sigismunde vorzugsweise als das goldene der polnischen Literatur preist, mit einer Apologie des 15ten Jahrhunderts, das er als die Epoche der herrlichsten Geistessaat für die Zukunft seines Vaterlandes betrachtet, die aber nicht Alles, was sie versprach, zu voller Reife gebracht hat.

„Wenn wir", so heißt es im Anfange, „alle Eigenliebe von uns fern halten, so können wir nicht ohne einige Betrübniß auf die Phasen unserer Geistesbildung schauen. Bildet auch das Schriftenthum des 16ten Jahrhunderts in dieser Rücksicht eine tröstliche Ausnahme, so gehört der Ruhm desselben doch eigentlich dem 15ten Jahrhundert an, das durch seine haushaltende Besonnenheit, seine Thatkraft, durch Fleiß, Ausdauer und Aufklärung neben einer unerschütterlichen Religiosität diese gelehrte und musterhafte Literatur an den Tag brachte. Daher auch in den hervorragendsten Schöpfungen dieser Epoche sich nicht jener unruhige, bohrende, schwankende und üppige Geist Bahn macht, der jeden Damm, selbst das göttliche Ansetzen, niederreißt. Nein, im Gegentheil leuchten uns aus ihr eine bezaubernde Einfachheit, eine tiefe Frömmigkeit, ein gründliches Wissen, eine gewisse Kraft und ein Kern in Gedanken und Ausdruck entgegen, welche uns an das männliche, besonnene und unverdorbene Leben der Gesellschaft jener Zeit erinnern. Die Literatur der Sigismunde (im 16ten Jahrhundert) war nur der Wiederstrahl der Vergangenheit, war die leibliche Tochter derselben, aus demselben Fleisch und Blut und das treue Abbild der Mutter. Daher hat diese Literatur in ihren Hauptzügen und in ihren bedeutendsten Gestaltungen keinen ihr fremden Lebensstoff, und man nimmt den Geist des 16ten Jahrhunderts bei ihr nur wahr in der Polemik, im Widerlegen der neuen Grundsätze. Die Reformation übte keinen Haupteinfluß aus und war nicht das erste Feuer, an welchem wir die Fackel der Aufklärung jener Zeit anzündeten. Damals übersprangen wir die Deutschen, unsere Nachbarn, und holten uns unsere Muster und unser Wissen aus Italien. Dies war nicht etwa eine sklavische Nachahmung, noch ein Mangel an Selbstthätigkeit, sondern das weiseste Benutzen der Fortschritte der Menschheit. Denn wie ein geniales Kind stets der Hülfe des Lehrers bedarf, der mit seinem leuchtenden Vorbilde die inwohnenden Anlagen des Zöglings entwickelt, ohne ihm etwas aufzudringen, was seiner innersten Natur widerstrebt: so können und müssen der Civilisation nach jüngere Völker aus der Bildung älterer vernünftigen Nutzen ziehen.

„In unserem Vaterlande war die Religion ein Hauptkeim des inneren Lebens, darum mußte auch die aus Italien verpflanzte religiöse Richtung bei uns einen geeigneten Boden finden und in kurzer Zeit statt italiänisch ganz national werden. Dies ist so sicher, daß, als etwas später viele Männer unseres Volkes mit ungeheurer Gelehrsamkeit und großem Geiste aus den gelehrten Anstalten Deutschlands mit neuen Grundsätzen ausgerüstet hervorgingen, Keiner von ihnen, trotz so glänzender Eigenschaften, sich Popularität und allgemeinen Einfluß erringen konnte. Wie sehr man auch ihr literarisches Talent schätzen mochte, so waren sie doch nie so volksthümliche Schriftsteller geworden, wie die beiden Brüder Kochanowski, wie Gornicki u. A. Diese Letzten sind in Aller Munde; von Männern aber, wie Rybinski, Modrzewski, Basylik u. A., wahrhaft denkwürdigen Gelehrten, weiß selbst heute Niemand etwas, der nicht die polnische Literatur zu seinem besonderen Studium gemacht hat." In einer sehr langen Note weist darauf der Verfasser nach, daß selbst der berühmte Rey von Naplowic, welcher eine Ausnahme zu machen scheine, seine Behauptung nur bestätige. Dieser originelle Geist war Protestant. Aber seine Schriften entlehnten der Reformation keinen einzigen Gedanken; sie hielten sich gänzlich auf dem praktischen Gebiete, berührten nur die Erscheinungen des Nationallebens und die Landessitten, und gleichwohl konnten sie nicht die verdiente Popularität gewinnen, weil sie sich von dem innersten Kern des polnischen Volkslebens, der katholischen Religion, fern hielten. Darauf fährt er fort:

„Um diese Zeit gab es bei uns wirklich eine gründliche Gelehrsamkeit, denn wir standen mit den anderen europäischen Nationen auf gleicher Höhe der Bildung. Wir besaßen nicht nur bedeutende Redner und Dichter, sondern auch in den strengen Wissenschaften fehlte es uns nicht an Männern von europäischem Ruhme, wie Kopernik, Posius, Kromer u. A. Unsere Staatsmänner waren durch ihre gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichnet, wie Zamoiski, Towiski, Maciejowski, und die Krakauer Universität zog durch den Ruf ihrer Gelehrsamkeit viele Jünger aus dem Auslande herbei. Wir brauchen es nicht zu verbergen, daß dieses bereits entwickelte wissenschaftliche Streben durch die Reformation zu größerer Bewegung erwachte, allein in dieser Bewegung lag bereits ein Samen des Verfalls. Die damals so allgemein verbreitete Aufklärung begann zu sinken und hat sich trotz der vielfachsten Bemühungen seitdem nie wieder in Polen zu der früheren Höhe aufschwingen können."

Worin lag nun der eigentliche Grund dieses Verfalles? Der Verfasser weist die Meinung, welche noch jetzt vielfach in Polen verbreitet ist, zurück, als ob die Jesuiten hiervon die größte Schuld trügen, indem sie sich der Aufklärung für ihre Zwecke bemächtigten. Obgleich keineswegs ein Anhänger derselben, weist er ihren wohlthätigen Einfluß auf die damalige Bildung nach und führt als Beispiel Männer an, wie Skarga, Wujek, Naruszewitsch, Albertrandi, Bohomolec, Worowitsch und viele Andere, welche als erste Lichter des Landes aus dieser Gesellschaft hervorgingen. Auch von dem Vorwurfe, den Geschmack in der polnischen Literatur verderbt zu haben, werden die Jesuiten freigesprochen. Denn der erste Schriftsteller, welcher das Mittelglied zwischen der Sigismund-Epoche und der Zeit der Makaronismen, der leeren Grübeleien, des Witzhaschens, des dunklen Schwulstes in Gedanken und Ausdruck bildete, war Birkowski, der kein Zögling dieser Gesellschaft war und nie mit ihr in einiger Verbindung stand. Während dieser Mann durch das Erwicht seiner erstaunenswürdigen Gelehrsamkeit und seiner großen Talente auf die Geschmacksrichtung seiner Zeit verderblich wirkte, zeichnet sich der berühmte Kanzelredner Skarga, ein Jesuit, durch die Reinheit seines Geschmacks aus. Aber Birkowski's Schriften wurden von der Nation verschlungen; die schimmernden Fehler derselben, nicht ihre Vorzüge, fanden Nachahmer, die, wie alle Nachahmer, noch viel weiter gingen als ihr Muster. Skarga dagegen wurde von Niemanden gelesen noch beachtet. Die Jesuiten hätten, wenn der Zeitgeist ein anderer gewesen wäre, sich demselben nicht widersetzen und gleichsam eine künstliche Finsterniß in die Literatur und Kultur einführen können. Diese tragen also nicht die Schuld des Verfalls, sondern, nach des Verfassers strengem Urtheil, die Nation selbst. Die Wege, welche sie zu diesem Verfalle führten, waren: die Polemik gegen die religiösen Neuerungen, die Wahl-

herrschaft, die Schlaffheit der Regierung und die der Nation angeborene Trägheit. Die interessante Ausführung dieser Ansicht wollen wir mit des Verfassers eigenen Worten wiedergeben:

„Es ist eine bekannte Thatsache, welche Verwirrung Glaubenszwiste erzeugen können. Anfangs, so lange die Neuerer die Hoffnung hatten, das Volk und den niederen Adel auf ihre Seite zu ziehen, schrieben sie in der Landessprache, und der Kampf war deshalb der Literatur nicht schädlich. Aber sobald sie sich überzeugt hatten, daß das Volk einen unbezwinglichen Widerwillen gegen die neue Lehre, als einer seiner Natur ganz fremde, hatte, griffen sie zur lateinischen Sprache, um durch diese auf die höheren Stände zu wirken und durch die Vermittelung dieser auch die niederen zu gewinnen. Diese lateinische Polemik, welche alle gebildete Geister der entgegengesetzten Glaubensparteien beschäftigte, zog diese so sehr von der National-Literatur ab, daß selbst andere Gebiete, z. B. die Dichtkunst in den Werken Kochanowski's und Anderer, sich der lateinischen Sprache bemächtigten. Von der anderen Seite konnte unsere Geistlichkeit, der die Aufklärung des Landes immer am meisten am Herzen lag, sich um nichts Anderes bekümmern, als um die Polemik, da es sich um ihren Glauben handelte. Mitten in diesen Zwistigkeiten und Wirren, in diesen Angriffen auf das Heiligthum, wie ließ sich da etwas Gemeinnütziges schreiben? Als der Kampf nachließ, überließen sich Alle am liebsten der Ruhe, denn die Kräfte hatten sich im Ringen erschöpft, und die Bahn wahrhafter Aufklärung ward durch den Schutt des gelehrten Krames und das scholastische Geröll eines verdorbenen Geschmacks versperrt, der stets das Erzeugniß einer verbissenen Polemik ist, die mit Witzeleien, Spitzfindigkeiten und Schimpfnamen ficht, und der es weniger um Aufhellung der Wahrheit, als darum zu thun ist, der Gegenpartei ein Bein unterzustellen. Selbst die tiefer Denkenden und Umsichtigeren begannen, als sie wahrnahmen, daß die Humanisten die Reformation am kräftigsten unterstützten, vor der neuen wissenschaftlichen Richtung zurückzuschrecken und nahmen daher den Fortschritt mit Widerstreben an, sobald er durch die Protestanten vermittelt ward. Sie kehrten deshalb zur Scholastik oder vielmehr zur trägen Beschäftigung mit Grübeleien und Sonderbarkeiten zurück. Man darf sie darum nicht anklagen, daß sie zur Wahrung ihres theuersten Schatzes einer Richtung entsagten, die sie nach dem Vorurtheile ihres Zeitalters für verderblich hielten. Auch von oben herab, vom Throne, kam man der Bildung nicht zu Hülfe. Denn die Wahlmonarchie bekräftigte noch mehr die Herrschaft der lateinischen Sprache. Batory und Sigmund III. (der Eine war aus Siebenbürgen, der Andere ein Schwede), und vor Allem die sächsischen Könige, konnten keine Sorgfalt für die ihnen fremde Landessprache hegen, besonders da sie im Strudel der inneren und auswärtigen Wirren mit für sie wichtigeren Dingen beschäftigt waren. Der Adel, welcher Zugang bei Hofe haben wollte, bildete sich blos im Sprechen und Schreiben des Lateinischen, als der Hofsprache, aus. Die Landessprache wich aus den höheren Kreisen und schickte nur zuweilen, gleichsam zur Erinnerung, demüthig einige Wörtchen an das stolze Latein: so entstand der Makaronismus. Die Magnaten hatten freilich bei uns einen überaus mächtigen Antheil an der Regierung und wären ohne Zweifel im Stande gewesen, die Aufklärung zu fördern. Allein damals suchte Einer dem Anderen zu schaden und dachte an Alles eher, als an die Bildung seines Zeitalters. Schon die Römer sangen: daß die Musen vor dem Geräusche der Waffen entfliehen; und bei uns hörte man fast nichts Anderes. Die Literatur ist ein Kind, wenn auch nicht eben der Macht und des Ruhmes, so doch der Ordnung und des Friedens, und bei uns war damals weder das Eine noch das Andere." Dies wird noch weiter ausgeführt, dann heißt es:

„Die ganze Thatkraft der Nation war den Land- und Reichstagen, dem Kriege, den Hofgeschäften und den Gerichtsverhandlungen zugewendet. Obwohl sich freilich nicht leugnen läßt, daß diese Anspannung der Kräfte für das praktische Leben viele wackere Kämpen, erfahrungsreiche Bürger und gründliche Kenner der einheimischen Rechte erzeugte, so hatte sie im Ganzen doch nur Uneinigkeit, Parteisucht, Zänkereien und eine unerträgliche Rabulistik zur Folge. Im Innern der Familie lebte man meistens ruhig und sittsam, aber außer dem Hause mußte man diesen Ueberfluß an Lebenssäften, diese angeborene Sucht zum Handeln ausschütten, welche außer der Palästra und den Höfen keine andere Abzugskanäle hatten. Es war dies daher ein gesellschaftlicher Zustand, der trotz vieler, besonders häuslicher Vorzüge, keineswegs beneidenswerth und der zur Hervorbringung einer guten Literatur ganz ungeeignet war. Denn diese stützt sich auf die Wissenschaft, welche das Erzeugniß ununterbrochenen Fleißes und einer zähen Ausdauer ist, gegen welche dem slawischen Stamme ein mehr oder weniger allgemeiner Widerwille eingepflanzt ist. Wir können uns nicht über Mangel an Fähigkeiten beklagen, ja wir stehen darin nicht leicht gegen Jemanden zurück. Wir besitzen einen seltenen praktischen Ueberblick über Alles, schnelle Fassungskraft, eine gewisse Ueppigkeit und Energie des Geistes, verbunden mit wahrhafter Empfindung, Eigenschaften, die uns mit den gebildetsten Nationen auf gleiche Linie stellen könnten. Aber der Mangel an Geduld zum Ueberwinden der kleinsten Schwierigkeit, die Abneigung gegen jede anstrengende Arbeit erzeugen bei uns den fortwährenden Mangel an jedem wissenschaftlichen Geiste, welche die Brücke zu jeglichem wahren Fortschritte ist. *) Was hilft es uns z. B., über den schlechten Zustand unserer damaligen Schulen Klage zu führen? Wenn man aus der ganzen Welt Gelehrte zusammengebracht und die möglichst beste Methode eingeführt hätte, so würde uns dies nach den damaligen Ansichten wenig genützt haben. Denn wie pflegte man damals in dieser Beziehung zu Werke zu gehen? Gewöhnlich übergab man die jungen Leute erst dann der Schule, als ihnen bereits der Bart zu wachsen begann; und auch dann blieben sie nur kurze Zeit darin. Denn entweder flohen sie aus derselben nach Hause, oder sie begaben sich an den Hof eines Magnaten, oder suchten endlich eine Stelle in den Gerichtshöfen. Auch konnte es bei der damaligen Geistesrichtung nicht anders seyn: der Widerwille gegen das Wissen war allgemein, man glaubte, dies komme nur den niederen Ständen und den Pfaffen zu; die Vornehmen waren gelehrt genug, wenn sie sich unterschreiben konnten. Es war eine Zeit der That, aber in einer beschränkten Sphäre: eine Kopie, aber auf einer niederen Stufe, der von Leben, Poesie und Abenteuern erfüllten Jahrhunderte des Mittelalters. Geistliche und weltliche Herren machten beständige Reisen nach fremden Ländern, wo sie einen ganz anderen Zustand wahrnahmen. Wenn es also möglich gewesen wäre, so hätten sie aus der europäischen Bildung Vortheil gezogen. Aber von Vorurtheilen erfüllt, verachteten sie dieses Scholastenwesen, wie sie es nannten; und diejenigen, welche eine bessere Einsicht hatten, scheuten sich vor der Riesenarbeit, zur Wiederherstellung eines besseren Erziehungswesens die Hände zu bieten, besonders da die ganze Nation, blos an das praktische Leben gewöhnt, sich ihnen wie eine Mauer zur Aufrechthaltung der hergebrachten Ordnung entgegengestellt hätte."

Hierauf wird weiter nachgewiesen, was schon oben berührt war, daß die versuchte Einführung der Grundsätze der Reformation der Volksbildung in Polen nicht förderlich war, da sie, abgesehen von den bereits angegebenen Gründen, dem inneren Wesen der Nation widerstrebte.

„Es ist dies", heißt es dann, „kein Vorurtheil, sondern die Anerkennung der einfachen Wahrheit, daß ein Apfelbaum keine Birnen und ein Birnbaum keine Aepfel tragen kann; daß jedes künstliche, der Natur zuwiderlaufende Pfropfen keine guten Früchte tragen kann. So kann auch eine schon auf gewissen Elementen beruhende Gesellschaft ohne Nachtheil keinen ihr widerstrebenden Stoff in ihren Organismus aufnehmen. Hieraus fließt noch keine völlige Absonderung oder das Aufrichten einer chinesischen Mauer zur Abwehr aller Civilisation. Man kann ja die ganze Gartenkunst zu Rathe ziehen, um einen Fruchtbaum zu vervollkommenen, ohne deshalb die ursprüngliche Natur desselben zu verändern. Wenn dies anders wäre, so würde jede Civilisation, die doch ihre eigene Grundlage haben muß, isolirt und mit einer chinesischen Mauer umgeben dastehen. Aber wir sehen im Gegentheil, daß eine Literatur aus der anderen Nutzen zieht. Die heidnischen Literaturen dienten zum Wiederaufleben der Wissenschaften, und dennoch wurde weder der Götzendienst, noch die Lehre vom alten Fatum eingeführt, noch auch nahm die Civilisation ganz die äußere Farbe der heidnischen an. Wer daher der Literatur und Bildung seiner Nation wahrhaft nutzen will, muß sich nach Kräften mit jeglichem Fortschritte des menschlichen Geistes nach allen Richtungen hin bekannt machen. Dies erweitert nicht nur nur seinen Gesichtskreis, sondern lehrt ihn auch besser die Keime der Gesellschaft, welcher er selbst angehört, kennen. Hieraus folgt aber noch nicht, daß wir fremde Keime geradezu aufnehmen und in roher Weise mit uns einverleiben sollen. Denn von allenthalben her aufraffen und sich zueignen, ist ein der Gesellschaft nachtheiliges Bemühen. Jeder bemerkt bald, daß dies Kleid nicht unser Eigenthum ist, und ein fremdes Kleid steht uns immer schlecht. Wollen wir also etwas Neues aufnehmen, so müssen wir es verstehen, und haben wir es verstanden, müssen wir ihm die eigene Seele einhauchen; sonst können wir nichts Nationales schaffen."

Hiermit endigt der erste Artikel des Aufsatzes. Ein zweiter Artikel, den wir nächstens geben wollen, geht dann näher auf das eigentliche Thema ein, nämlich auf das Verhältniß der Philosophie zur Bildung in Polen.

*) Wer die Geschichte, die Literatur, die geistige Natur der Polen nur einigermaßen kennt, wird fühlen, wie wahr und unparteiisch der Verfasser seine eigene Nation in ihren Vorzügen und Fehlern beurtheilt.

England.

Ueber das Leben und den Charakter Cromwell's.

Nach Thomas Carlyle.

(Schluß.)

Die entscheidende Schlacht von Worcester (3. Sept. 1651) besiegelte den Untergang der königlichen Partei; der glückliche Feldherr stand ohne Nebenbuhler da, und die Macht, die ihn erhoben hatte, das Parlament, sah in ihrem vermeintlichen Werkzeug mit Bestürzung ihren Gebieter. Das „lange Parlament", durch den Tod, die Flucht oder die Proscription seiner Mitglieder zu einem bloßen „Rumpf"*) zusammengeschmolzen, saß noch immer in Westminster Hall; derselbe Sprecher präsidirte, der sich einst dem übelberathenen Karl widersetzt hatte, als er an der Spitze seiner Garde die Auslieferung der ihm verhaßten Patrioten forderte; zehn Jahre hatte dieser Körper die souveraine Gewalt ausgeübt, die er nicht ohne Sträuben fahren ließ. Aber seine Schwäche war offenkundig — wie konnte er sich dem Auserwählten des Himmels, dem Helden von zwanzig blutigen Schlachten entgegenstellen? Der 20. April 1653 war Zeuge eines Auftritts, der sich hundertsechsundvierzig Jahre später in seinen Hauptzügen wiederholte, als die Machthaber des Luxembourg vor dem französischen Cromwell zerstoben. Von seinen getreuen Veteranen begleitet, tritt Oliver in den Berathungssaal, überhäuft die Mitglieder mit Vorwürfen, läßt den Stab des Sprechers als ein „unnützes Spielwerk" fortragen und

*) Unter diesem Spottnamen — the Rump — figurirt es bekanntlich in der englischen Geschichte.

treibt die Versammlung aus einander. „Ich habe den Herrn Tag und Nacht gebeten, daß Er mich eher tödten, als zu diesem Werke gebrauchen möge!" rief er — eine seltsame Entschuldigung, die viele Skeptiker gefunden hat. Vielleicht glaubte er sich wirklich durch höhere Eingebung zu dieser Handlung begeistert — Carlyle wenigstens ist davon überzeugt — jedenfalls hatte sie aber den Erfolg, daß er von nun an als unumschränkter Herrscher in England regierte, da das sogenannte Parlament-Barebone *), welches sich bald darauf versammelte, eine klägliche Posse war, die nur fünf Monate dauerte und mit der Ausrufung Oliver's zum Lord-Protektor endete.

Alle Geschichtsschreiber ohne Ausnahme, sogar der ultratorpistische Hume, gestehen, daß er die Pflichten seines hohen Amtes auf eine Weise erfüllt habe, die nur den ungesetzlichen Ursprung seiner Gewalt bedauern ließ. Noch nie hatte England eine so hohe Stufe der politischen Macht erreicht, als während seiner Regierung; die monarchischen Staaten des Kontinents buhlten um die Freundschaft des auf den Ruinen des Königthums emporgestiegenen Volkstribunen — seine Flotten durchkreuzten siegreich den Ocean, und die stolze Kriegsflagge Hollands mußte sich vor den Farben der Schwester-Republik beugen. Rom's Bekehrungseifer wich der drohenden Stimme des protestantischen Protektors, und die unterdrückten Waldenser schickten aus ihren „kalten Alpenthälern" die heißesten Gebete für das Wohl ihres mächtigen Vertheidigers empor. Seiner inneren Verwaltung kann man kein so unbedingtes Lob zollen. Nicht, daß er seine Autorität auf eine für das Volk lästige Art mißbrauchte; im Gegentheil waren seine Maßregeln mit wenigen Ausnahmen verständig, gerecht und für das allgemeine Beste berechnet; der Hauptfehler war aber der, daß die Republik nur dem Namen nach existirte — sie war in der That nichts weiter als ein (wenn man will väterlicher) Despotismus. Die Parlaments-Versammlungen, die Cromwell von Zeit zu Zeit einberief, wurden bei der leisesten Widersetzlichkeit kassirt, und mehr als einmal redete er sie in jenen langen, konfusen Ergießungen an, deren Inhalt, insofern er sich durch den Wortschwall ergründen läßt, etwa aus folgender Phrase besteht: „Wenn Ihr herrscht, so ist England verloren, denn Ihr versteht nicht zu regieren. Ich allein bin dieser Aufgabe gewachsen; Ihr habt mich auf meinen Posten erhoben, und ich werde mich nie daraus verdrängen lassen." — Carlyle, seinem panegyristischen Systeme treu, findet, daß er auch hierin nur sein unbezweifeltes Recht — das Recht des geistesstarken, willenskräftigen Mannes gegenüber dem schwachen, charakterlosen Haufen — ausübte, und scheint das allein nicht ganz zu billigen, daß es seinen Helden auch nach den äußeren Zeichen der Macht gelüstete. In der That war die Königskrone bis zum Todestage des Protektors der Gegenstand seiner nur schlecht verhehlten Wünsche. Das Land war beruhigt, die Finanzen geordnet, Frankreich eng verbündet, die Spanier geschlagen, die persönlichen Feinde Cromwell's zum Schweigen gebracht — er regierte mit mehr als königlichem Ansehen: warum sollte ihm der Titel fehlen? Um ihm diesen anzubieten, erschien Widdrington an der Spitze seiner getreuen Commons; „es wäre eine Feder auf seinem Hut — nichts weiter", wie er selbst seinen Generalen Desborough, Lambert u. A. versicherte, als sie ihm das Aergerniß vorstellten, das ein solcher Schritt dem „Volke Gottes" verursachen würde. Er zögert lange zwischen seinem Ehrgeiz und der Gefahr, die Nation und noch mehr die Armee zu verletzen; seine Unschlüssigkeit, seine Furcht, sich bloszustellen, verräth sich in den endlosen Reden, die er more suo an die erstaunten Deputirten hält, bis er ihnen sehr gegen seinen Willen verkündigt, daß er den ihm angebotenen Titel zurückweisen müsse. **) Um sich wenigstens einigermaßen schadlos zu halten und den äußeren Attributen des Königthums näher zu kommen, bekleidete er sich, wenn er die Sitzungen des Parlaments eröffnete, mit dem Purpur und nahm das Scepter in die Hand — eine kleinliche Eitelkeit, die seines ernsten Charakters und des ihm eigenthümlichen gesunden Verstandes unwürdig erscheint.

Die ganze thatenreiche Herrschaft Cromwell's, die in der englischen Geschichte eine so hervorragende Stelle einnimmt, dauerte nur fünf Jahre; noch kräftig, aber von Sorge und Arbeit gebeugt, ward er in seinen letzten Tagen von häuslichem Unglück heimgesucht; an der Leiche seiner Lieblingstochter Elisabeth Claypole erkannte er die Nichtigkeit des Ehrgeizes und die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Er fühlte, daß er mehr gefürchtet als geliebt werde; daß, während Alle seine ungewöhnlichen Fähigkeiten achteten, es nur Wenige gebe, die ihm aufrichtig wohlwollten. Seine alten Freunde hatten sich von ihm gewendet; von dem Tage an, wo er die Gesetze mit Füßen trat, standen sie finster und mißvergnügt bei Seite. Unterdessen waren die besiegten Royalisten noch immer thätig, fanatische Sektirer arbeiteten im Dunkeln, und die Republikaner, die den Namen einer Monarchie haßten, waren dem mit unumschränkter Macht regierenden Protektor nicht minder gram. Mißtrauisch gegen Jeden, genöthigt, sich durch argwöhnische Vorsichtsmaßregeln vor dem Dolche der Mörder zu schirmen, rief er oft aus, daß ein solches Daseyn eine für menschliche Kräfte zu schwere Bürde sey. Seine kolossale Energie brach unter ihm zusammen. Der Quäker-Apostel, George Fox, den er mitunter zu theologischen Diskussionen zuließ und gegen die Intoleranz des Parlaments beschützte, begegnete ihm einige Tage vor seinem Ende im Park. „Er war zu Pferde an der Spitze seiner Leibwache", schreibt der Quäker; „noch ehe ich ihn erblickte, fühlte ich einen Todeshauch, der von ihm ausging, und als er vor mir hielt, war er leichenblaß." — Den folgenden Tag (20. August 1658) erkrankte er an einem bösartigen Fieber, dem er bald erlag; am Jahrestage der Schlacht von Worcester, den 3. September, den er stets für den glücklichsten seines Lebens hielt, starb er. Während seines dreitägigen Todeskampfes wüthete ein heftiger Sturm; es war, als ob die Natur an dem großen Ereignisse theilnehme, und in jenem abergläubischen Zeitalter, wo man es liebte, die Erscheinungen der moralischen Welt mit denen der physischen in Verbindung zu bringen, gab dieser Umstand zu den widersprechendsten Deutungen Anlaß. Die eine Partei sah in dem Toben der Elemente das Frohlocken der Hölle über den Fall des Helden der Freiheit und der Religion, die andere den Jubel der infernalischen Mächte über die bevorstehende Ankunft des Königsmörders. Für ihn selbst waren diese drei Tage eine lange Verzückung, ein mystisches Ringen mit dem Himmel, das sich durch Seufzer, Thränen und Gebete kundgab.

Mit Cromwell's Tod stürzte sein künstliches Staatsgebäude zusammen, aber dessenungeachtet hinterließ er Keime, die für die künftige Größe Englands Früchte trugen. Er war ein Mann, der zu sehr im Tageslicht der Geschichte lebte, um ihn mit Carlyle in poetischer Vision betrachten zu können; er hatte starke Schattenseiten, und es ist nicht zu leugnen, daß seine Leidenschaften ihn von dem geraden Wege der Pflicht und der Ehre abzogen. Indessen kann man auch von ihm sagen, daß er „besser als sein Ruf" war; von kräftigem Geist, von unerschütterlicher Energie und stets die Ereignisse seinem Willen unterwerfend, hörte er doch nie auf, Mensch zu seyn — er hätte nie, wie Napoleon, es über sich gebracht, die heiligsten Bande der herzlosen Staatsraison aufzuopfern. Wie sehr man es auch bezweifelt hat, war doch seine Religiosität gewiß aufrichtig — sie artete zwar mitunter in Schwärmerei aus, aber ein Heuchler ist er nicht gewesen, und wenn er Andere hinterging, so geschah es wohl meistens dadurch, daß er sich selbst täuschte.

*) Einer der Hauptmitglieder desselben war nämlich der Londoner Gärbermeister Praise-God (Gottlob) Barbone, dessen Namen der Volkswitz in Barebone (dürrer Knochen) umwandelte.

**) Wer erinnert sich hierbei nicht an Shakspeare's Cäsar, der die ihm angebotene Krone aufschlägt? S. dessen Julius Caesar, Act. I. Scene II.

Der neue Timon, ein Londoner Roman. *)

Es ist noch nicht lange her, daß die englischen Schriftsteller von den üblen Neigungen und Sitten der Aristokratie ihres Vaterlandes ungestraft reden dürfen. Als Byron aus England an die Ufer der Brenta flüchtete, geschah es nicht, weil die Liebesgeschichten in seinem Korsaren oder Don Juan die spröden Töchter Albion's beleidigt hätten, denn sonst wären noch viele Andere, und Moore an ihrer Spitze, von eben jener Gesellschaft in den Bann gethan worden, die sie gerade mit Huldigungen überschüttete. Nein, das große Unrecht Byron's bestand darin, daß er zu viele Wunden aufdeckte, daß er die Vermummten in ihrer wahren Gestalt zeigte und bewies, wie, was man die gute Gesellschaft nennt, überall eine recht schlechte sey, und wie dieselbe in England nicht mehr tauge, als anderswo. Käme aber Byron heute, so würde er nicht nur geduldet werden, er würde der Liebling der Nation seyn. Bulwer und d'Israeli, der Verfasser des Coningsby, haben sich dadurch um ihr Volk sehr verdient gemacht, daß sie die Aristokratie, die es früher für impertinent, für improper, für eine Entweihung hielt, wenn man von ihren verschämten Lastern sprach, daran gewöhnten, ihre schlimmen Gewohnheiten verrathen zu sehen, und es scheint, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo es in England eben so kühne und indiskrete Romane geben wird, als gegenüber im geschwätzigen Frankreich.

Der in der Anmerkung genannte Roman bewegt sich ebenfalls in der hohen Gesellschaft. Der anonyme Verfasser desselben, ob er gleich eine grausame Bitterkeit verräth, schildert wahr und lebendig. Das Buch ist in Versen geschrieben und enthält nicht geringe poetische Schönheiten. Der Faden der Erzählung ist ungefähr folgender:

In einer Mainacht geht ein Gentleman durch die einsamen Straßen Londons nach seiner Wohnung und sieht ein junges Mädchen, in Lumpen gehüllt und halb verhungert, auf einer Thürschwelle kauern. Er spricht sie an und erfährt, daß sie eben ihre Mutter verloren habe und nun allein sey in der Welt, ohne Brod und ohne Freunde. Deshalb, und vielleicht auch wegen ihrer sechzehn Jahre und ihrer merkwürdigen Schönheit, reicht ihr der Gentleman die Hand und führt sie in sein Haus, das groß, prächtig und öde ist, wie ein Palast des Orients. Lucy, so heißt die arme Waise, ist das Kind einer geheimnißvollen, vielleicht einer verrathenen Liebe. Ihre Mutter, eine niedriggeborene, muthige Frau, hatte, wenn sie schuldig war, ihren Fehltritt nicht allein durch die schweren Opfer gesühnt, die sie sich auferlegte, sondern auch durch die fromme und tugendhafte Erziehung, die sie ihrem Kinde gab. Eben aber, als das Mädchen zur Jungfrau reifte, ward ihm die einzige Stütze geraubt; eine schwere Krankheit befiel die Mutter inmitten der äußersten Armuth. Im Todeskampfe rief sie die Tochter zu sich, und ein verzeihendes Lächeln auf den Lippen, starb sie, indem sie um Lucy's Hals ein Bildniß hing, dessen kalte Züge die Waise nicht kennt, das aber ihren Vater vorstellen soll. Noch saß sie in dumpfer Verzweiflung neben der theuren Leiche, als die „Barmherzigen" kamen und den Leichnam wegtrugen, um ihn in die Armengrube zu werfen. Das unglückliche Kind aber trieben sie aus der ärmlichen Wohnung, gaben ihr einige Shilling und hießen sie arbeiten, tugendhaft seyn und schlechte Gesellschaft meiden. So weit war ihr Schicksal gediehen, als sie Morvale traf und mit sich nahm. Wie sie die Schwelle

*) The new Timon, a romance of London.

ihres neuen Zufluchtsortes betritt, heißt sie eine instinktmäßige Schamhaftigkeit zögernd stillstehen. „Wir sind hier bei meiner Schwester", sagt Timon, und die Thür fällt hinter Beiden in den Riegel. Morvale, oder Timon, der Held der Erzählung, hat auch seine Geschichte, die, ob sie gleich weniger unglücklich ist, ihn dennoch nicht minder mit der Welt verfeinden konnte. Der Vater Morvale's war an den Ufern des Ganges geboren und hatte nur von einer Seite her europäisches Blut; seine Mutter war eine Inderin. Seine vielen Guineen verhalfen ihm indeß zu einer englischen Gattin, der Mutter Timon's, die in ihrem Nationalstolze den Sohn verabscheut, dessen Hautfarbe den niederen Ursprung ihres Mannes verräth. Morvale's Vater fällt in einer Schlacht, und alsbald heiratet die Mutter einen Engländer, der wenige Jahre, nachdem ihm eine Tochter, rein und weiß, wie das Licht, geboren war, stirbt. Kaum ist die Trauerzeit vorüber, so verläßt die Europäerin Indien, nimmt aber den verhaßten Sohn, dessen sie sich schämt, nicht mit sich. Ohne anderes Besitzthum, als seine Flinte, ohne andere Beschäftigung, als die Jagd, wird der Knabe groß. Indessen stirbt ein alter Freund seines Vaters und hinterläßt ihm ein fast königliches Vermögen. Der Indier geht nun auf Reisen; doch überall in Europa muß er es erfahren, daß selbst seine Reichthümer die Schmach des Paria nicht von ihm nehmen. Vergebens sucht er sich seiner Mutter zu nähern; sie weist ihn von sich. Eines Tages aber, als ihr Tod nahe ist, schreibt sie an ihn, bittet ihn um Verzeihung und übergiebt ihre Tochter seiner Obhut. Morvale vergißt Alles, reist nach Florenz, findet aber nur noch seine Schwester, die junge, schöne Calantha. Doch er war nur gekommen, um von neuem eine grausame Prüfung zu bestehen. Das schöne Kind, dessen herzliche Zärtlichkeit einst die einzige Freude des verstoßenen Knaben war, zittert jetzt vor ihrem Bruder und sucht ihm auszuweichen. Ein schreckliches Geheimniß hat sich zwischen ihn und sie gestellt. Eines Abends hört Morvale auf einem Balle die Geschichte seiner Schwester erzählen, deren Verhältniß zu ihm Niemand kennt. Calantha war mit einem Manne verlobt gewesen, dessen Name nicht genannt wird. Der Bräutigam verschwindet wenige Tage vor der anberaumten Hochzeit — und der Ruf seiner Braut war auf immer verloren. Nur das vermag Morvale zu trösten, daß seine Schwester aus ihrem Fehltritt, wenn nicht die Ehre, so doch die Tugend gerettet hat. Am Tage nach dieser Entdeckung verläßt er Florenz und führt die blasse Calantha nach London.

Hier beginnt der Roman. Die arme und unschuldige Lucy, die durch das Schicksal unglücklich geworden war, findet in ihrem Herzen Tröstungen für ihre beiden Unglücksgenossen, von denen der Eine den Vorurtheilen der civilisirten Gesellschaft, die Andere der Liebe zum Opfer gefallen war. Während nun Morvale's und Calantha's Seelenwunden an diesem Quell der Jugend und Hoffnung zu heilen beginnen, ist in West-End nur die Rede von der Rückkehr des Lord Arden nach London. Diese neue Gestalt ist die originellste und vielleicht die interessanteste des ganzen Romans.

Es giebt in England eine Klasse von Personen, die noch selten geschildert worden ist, wiewohl sie täglich an Zahl gewinnt und in der heutigen Aristokratie eine wichtige Rolle spielt. Wir meinen jene Engländer, die ihr Vaterland nicht verlassen, um zu reisen, sondern um nur irgendwo anders zu leben, als in England, die, so zu sagen, als philosophische Flüchtlinge mit denjenigen ihrer herumziehenden Landsleute nichts gemein haben, welche alle Bildersammlungen anfüllen, von berühmten Ruinen Steine nach Hause nehmen u. s. w., denen vielmehr das Joch der englischen Vorurtheile unerträglich geworden ist und die meinen, Alles denken und sagen zu können, ohne für Don Juan's oder Atheisten zu gelten. Lord Arden gehört seinem Charakter nach zu diesen Leuten, obgleich die Umstände, die ihn gezwungen haben, seine schönsten Jahre fern von der Heimat zu verleben, nicht gerade die genannten waren. Er kehrt nach Hause zurück, um ein großes Vermögen und einen glänzenden Titel in Empfang zu nehmen, die ihm zugefallen sind. Es liegt in ihm etwas von Byron und etwas von Lovelace, und doch ist er ein meisterhaftes Bild von der Unsicherheit und Schwäche unseres Jahrhunderts. Der Verfasser umgiebt ihn mit allen Auszeichnungen einer bevorzugten Person. Arden hat die blonde Schönheit Howden's, die fürstliche Anmuth Beaufort's, den Adel Courtney's, den Reichthum Hertfort's und noch viele andere Tugenden vieler anderen Lords. In London findet er nur einen Nebenbuhler, einen Nebenbuhler, den er mehr ahnt, als sieht, der aber durch sein ungeheures Vermögen und den herrlichen Gebrauch, den er davon macht, eine wirkliche Gewalt erlangt hat. Der Menschenhasser Morvale ist für den Weltmann Arden ein Gegenstand steter Neugier. Arden, der sein Geld verschwendet, möchte wissen, ob der Indier durch die gute Anwendung, die er von seinem Vermögen macht, wahrhaft glücklicher geworden ist, als er durch den Mißbrauch des seinigen. Er möchte wissen, wie Wohlthaten belohnt werden, und ob es wahr sey, daß die Tugend zum Glücke führe, eine gewagte Frage in Bezug auf die Moral in England, wo solche Zweifel wenig in der Mode sind. Beide Helden haben zu viel Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, als daß sie nicht aufrichtige Freunde werden sollten. Morvale bewundert an Arden die Gabe, zu gefallen, Arden an Morvale die männliche Pflichttreue. Nicht lange, so sind sie vertraut mit einander und gestehen sich gegenseitig die Geheimnisse ihres Herzens. „Die Jugend", sagt eines Tages Arden zu seinem Freunde, „hat keine liebe Erinnerung in mir zurückgelassen, und der Schatten, der mein übriges Leben verdunkelte, kommt nur von der Myrthe, die ich in meinen jungen Jahren gepflanzt habe. Meine Geschichte ist die aller Welt. Männer und Frauen sind in Folge der verschiedenen Bestimmungen, zu denen sie geboren sind, in einem ewigen Kampfe begriffen, in welchem Jeder den Anderen zu täuschen sucht und des Siegers Antheil das Verbrechen, des Besiegten die Schande ist." Mit dieser Vorrede beginnt eine Erzählung, die der besten englischen Dichter würdig ist. Arden, der jüngere Sohn einer hohen Familie, wurde im Hofleben erzogen. Sein Naturell treibt ihn, Gedichte zu machen. Kaum aber hatte er einige veröffentlicht, als die „ernsten Männer" der Familie Einspruch thun und ihm zurufen: Halt! überlasse das Dichten Leuten, die nicht nach Hohem streben; die Adlerfeder ist nicht zum Schreiben da!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Werke Friedrich's des Großen. Mit Vergnügen zeigen wir an, daß nunmehr auch durch den Buchhandel die drei ersten Bände der neuen Oktav-Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand bezogen werden können.*) Die Pracht-Ausgabe in 4., von welcher nur zweihundert Exemplare gedruckt werden, hat sich bekanntlich der Monarch, der das Andenken seines großen Vorfahren auf so würdige Weise zu ehren weiß, zur Vertheilung vorbehalten; aber auch ohne die glänzende künstlerische Ausstattung, die mit dieser Edition de luxe verbunden, wird das allen Verehrern Friedrich's von der Buchdruckerei und Verlagshandlung des Herrn Rudolph Decker für einen verhältnißmäßig sehr billigen Preis dargebotene Werk eine Zierde jeder Bücherssammlung seyn.**) Die vorliegenden drei Bände, den Anfang der aus sieben Bänden bestehenden „Oeuvres historiques de Frédéric II. Roi de Prusse" bildend, enthalten im ersten Bande: 1) die Vorrede des Herausgebers (Prof. Preuß) zu den sämmtlichen Werken; 2) dessen Vorbemerkung zu den Mémoires de Brandebourg; 3) Friedrich's Dedication dieses Werkes an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen (ein in Bezug auf beide Brüder merkwürdiges Aktenstück); 4) des Verfassers Vorrede (Avant-propos) vom J. 1748; 5) dessen Einleitung (Discours préliminaire) vom J. 1751; 6) die Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg; 7) Geschichte des (brandenburgisch-preußischen) Militairs seit seiner Errichtung bis zum Ende der Regierung Friedrich Wilhelm's I.; 8) Historisches über Religion und Aberglauben; 9) Geschichte der Sitten und Gebräuche, des Gewerbfleißes und der Fortschritte des menschlichen Geistes in den Künsten und Wissenschaften (in Deutschland und insbesondere in Brandenburg); 10) die brandenburgische Verwaltung in älterer und in neuerer Zeit; — im zweiten Bande: 1) Vorbemerkung des Herausgebers zur „Histoire de mon temps"; 2) die Vorrede, die Friedrich 1746 zu diesem Werke geschrieben, das er jedoch damals nicht drucken ließ, sondern 1775 umarbeitete und vervollständigte, wobei denn auch die erstere völlig umgeschmolzen ward; 3) die Vorrede von 1775; 4) die Einleitung und die Kapitel 1—7 der „Geschichte meiner Zeit"; 5) Friedrich's eigener Bericht über die Schlacht von Chotusitz (1742), welcher damals in Berlin sowohl in französischer Sprache als in einer deutschen Uebersetzung gedruckt wurde und den er, als von ihm persönlich abgefaßt, in mehreren Briefen an den französischen Gesandten Marquis v. Valori, an Jordan, Algarotti und Voltaire erwähnte; — im dritten Bande: 1) die Kapitel 8—14 der „Geschichte meiner Zeit" (bis zum Abschlusse des Dresdener Friedens); 2) der Briefwechsel des Königs mit Sir Thomas Villiers über den Dresdener Friedens-Abschluß.

Fast auf jeder Seite dieser drei ersten Bände findet der Leser Beweise von der großen Sorgfalt des Herausgebers, die sich bald durch erläuternde oder berichtigende Anmerkungen und bald durch Vervollständigung der früher mit so großer Nachlässigkeit gedruckten Handschriften des Königs***) kund thut. Selbst durch die flüchtigste Vergleichung dieser Ausgabe mit einer der älteren (von Berlin oder Basel) kann sich der Leser von den Vorzügen der ersteren überzeugen. Auf Einzelnes denken wir in diesen Blättern noch zurückzukommen, denn abgesehen davon, daß Manches eben gänzlich neu ist, ist Anderes, obwohl längst gedruckt, doch in Deutschland nur wenig bekannt, was vielleicht darin seine Erklärung findet, daß erstens bald nach dem Erscheinen der Gesammtwerke Friedrich's die französische Revolution ausbrach, wodurch die Aufmerksamkeit der Welt auf ein ganz anderes Gebiet und auf andere Kriege als die hier dargestellten gelenkt wurde, und daß zweitens damit auch die Blüthezeit der deutschen Literatur zusammentraf, die Friedrich so wenig gekannt und noch weniger anerkannt hatte, was denn auch wieder auf seine eigenen Werke reagirte, die in Deutschland weniger gelesen wurden, als sie und ihr großer Verfasser fordern durften. Ja, wer auch Friedrich noch gar nicht kennt, der muß ihn durch die erhabenen Grundsätze, denen wir auf jeder Seite, besonders seiner historischen Schriften, begegnen, achten und bewundern lernen.

*) Man vgl. Nr. 47 des Magazins, wo wir einen ausführlichen Bericht über das Unternehmen und über den bei der Herausgabe befolgten Plan mitgetheilt.

**) Die drei ersten Bände, resp. LI u. 248; XXXII u. 152, VIII u. 218 S. in gr. 8., mit ganz neuer Schrift auf feinem weißen Papier gedruckt, kosten zusammen 3⅓ Thaler.

***) Die Mémoires de mon temps erschienen erst nach dem Tode Friedrich's in der Berliner Ausgabe von 1788 zum erstenmale gedruckt. Die damaligen Herausgeber haben sich dabei nicht blos stylistische Modificationen, sondern auch Veränderungen in der Darstellung von Thatsachen erlaubt, wobei sie ganze Stellen nach Gutdünken wegließen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 84. Berlin, Dienstag den 14. Juli 1846.

Aegypten.

Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Aegyptologie.

Herodot ist bekanntlich die reichhaltigste Quelle des klassischen Alterthums für Geschichte und Alterthümer Aegyptens; doch wenn Kritik überhaupt nicht die starke Seite des Vaters der Geschichte ist, so ist sie am wenigsten von ihm auf diesem dunklen Gebiet zu erwarten, wo die unverständliche Form der einheimischen Annalen und die Geheimthuerei und Nationaleitelkeit der Priester sich vereinigten, den Forscher irre zu führen. Wir finden bei ihm eine allgemeine Uebersicht der Pharaonischen Königreiche, die im Einzelnen viel schätzbares Material enthält, aber als Ganzes verworren und voller Fabeln ist; die Ereignisse, die auf die Aegypter ein nachtheiliges Licht werfen, sind übergangen oder nur obenhin berührt, die dagegen, welche ihnen zur Ehre gereichten, in einem verschönernden Lichte dargestellt. Die merkwürdigste Krisis ihrer ganzen Geschichte, die Eroberung durch die Hirten, wird von diesem Schriftsteller (sowie von keinem anderen klassischen Organ) kaum erwähnt. Die schlaue ihm unverständliche Anspielung seines Cicerone auf dieselbe unter der Figur eines „Königs Philitis (Philister), der seine Heerden um die Pyramiden weiden ließ", nebst der wunderlichen Verschmelzung griechischer und ägyptischer Mythen in den Fabeln von Paris und Helena, Menelaus und Proteus, Perseus, Danaë, Jo u. s. w. zeigen hinreichend, wie schnell die einheimischen Gelehrten bereit waren, mit der Leichtgläubigkeit der Fremden ihr Spiel zu treiben.

Als unter den Ptolemäern Aegypten selbst ein blühender Sitz griechischer Wissenschaft und Kritik ward, wandte sich die gelehrte Forschung auch auf die ältere Geschichte Aegyptens. Unter Ptolemäus Philadelphus stellte fast gleichzeitig mit der Septuaginta-Uebersetzung der heiligen Schrift Manetho, ein gelehrter Priester von Sebennytus, aus den Tempel-Archiven eine Reihe von ägyptischen Annalen zusammen, welche außer einem Eingang von Göttern und Halbgöttern dreißig Dynastieen sterblicher Könige mit ihren Namen, den Jahren ihres Regierungsantritts und den merkwürdigen Ereignissen jeder Epoche enthalten. Dieses Werk war griechisch geschrieben. Auf Befehl des folgenden Ptolemäers wurde ein Katalog oder eine Tabelle der älteren Pharaonen, von dem ersten Könige Menes an, von Eratosthenes, einem ausgezeichneten Gelehrten der Alexandrinischen Schule, entworfen. Sie enthielt nur 38 Könige, wurde aber von seinem Schüler Appollodorus mit dem Beinamen Chronographus in einer weiteren Reihe von 33 Regierungen fortgesetzt. Doch nur das erstere dieser Dokumente hat sich erhalten.

Nach dieser Zeit wurden von den Alten wenig Fortschritte auf diesem Felde der Forschung gemacht. Diodor, der bessere Quellen hatte, ist weniger authentisch als Herodot. Wie mangelhaft die damalige Kritik war, geht daraus hervor, daß weder in seinem Werk, noch in denen anderer klassischen Autoritäten der Zeit, Manetho oder Eratosthenes in Bezug auf eine Frage der ägyptischen Geschichte auch nur erwähnt werden. Der älteste bekannte Schriftsteller, der Manetho erwähnt, ist Apion, der, selbst ein geborener Aegypter, in einer Schrift gegen die Juden aus Manetho's Geschichte eine volksthümliche ägyptische Darstellung des Exodus zu ihrem Nachtheil anführt. Diese führte zu einer Entgegnung von Josephus, welche besonders darum werthvoll ist, weil sie einen wichtigen Auszug aus demselben Werk mittheilt.

Der älteren christlichen Literatur hat, nächst den Alexandrinischen Kompilatoren, die Geschichte Aegyptens am meisten zu verdanken, und zwar hauptsächlich darum, weil durch sie der Inhalt dieser letzteren unentbehrlicheren Quellen aufbewahrt wurde. Die wissenschaftliche Chronologie zog jetzt, wegen ihrer Verbindung mit der religiösen Geschichte, mehr Aufmerksamkeit auf sich, als in der heidnischen Zeit, und besonders kam Manetho zu Ehren wegen der engen Verbindung zwischen ägyptischer und jüdischer Geschichte. Sein Werk wurde mit anderen Autoritäten über orientalische Geschichte von Julius Africanus, Bischof von Emmaus-Nikopolis, ausgezogen und kommentirt um das Jahr 200. Das Originalwerk dieses gelehrten Prälaten ist nicht auf uns gekommen; aber Auszüge aus demselben, welche die dreißig Dynastieen mehr oder weniger vollständig enthalten, nebst der Tafel des Eratosthenes und einigen anderen mehr apokryphischen Dokumenten ähnlicher Art, sind der Chronographie des Georgius Syncellus, eines Byzantinischen Mönchs aus dem neunten Jahrhundert, einverleibt. Die Dynastieen sind uns auch in der Chronologie des Eusebius erhalten worden, welche in einer armenischen Uebersetzung fast vollständig auf uns gekommen ist, während der ägyptische Theil derselben auch in die Compilation des Syncellus aufgenommen ist. Da Manetho's Zahlen von der angenommenen Chronologie des alten Testaments sehr stark abwichen, so nahm man zu verschiedenen Auskunftsmitteln Zuflucht, um beide in Einklang zu bringen: dazu gehörte die Annahme gleichzeitiger Dynastieen, und daß es in dem ursprünglichen ägyptischen Kalender Jahre von vier, drei oder auch nur einem Monat gegeben habe.

Unter den neueren Gelehrten, welche sich diesem Gebiet der Forschung widmeten, zeichnete sich Marsham aus durch die Kühnheit und Genialität, wo nicht durch den Erfolg seiner Bemühungen, Schwierigkeiten hinwegzuräumen. Er hat wenigstens das Verdienst, zuerst den höheren Werth des Eratosthenes im Vergleich mit anderen weniger kritischen Quellen richtig gewürdigt zu haben. Er nimmt wie Eusebius das Daseyn gleichzeitiger unabhängiger Königreiche in verschiedenen Theilen Aegyptens an, wobei er die thebanische Linie des Eratosthenes für den älteren Zweig und die Zahlen in seiner Tafel für den wahren chronologischen Schlüssel zu der Periode hält, über die sie sich erstrecken. Alle diese Theorieen tappen aber im Dunkeln, so lange man nicht auf die Quelle, aus der allein neues Licht zu gewinnen war, zurückging, auf die einheimischen Denkmäler. Die Lösung des großen Räthsels, welches allein zu ihrem rechten Verständniß führen konnte, der Aufgabe, ihre Sprache zu entziffern, war unserer eigenen Generation aufbehalten.

Der Erste, der diese richtige Entdeckung mit Glück auf die Aufhellung der ägyptischen Geschichte anwandte, war der berühmte J. F. Champollion. Seine Wiederherstellung der 18ten und 19ten Dynastie Manetho's — der Reihe von Fürsten, welche nach Jahrhunderten fremder Unterdrückung die Unabhängigkeit ihres Landes wiederherstellten, unter denen Moses blühte, der Exodus stattfand, die Armeen von Aegypten in ferne fremde Länder siegreich vordrangen und ihre edelsten Kunstdenkmäler errichtet wurden — ist ein Meisterstück von Scharfsinn und bleibt, obgleich in vielen Einzelheiten der Berichtigung fähig, immer die Grundlage aller späteren Forschungen. Seine Bemühungen für die späteren Dynastieen waren eben so erfolgreich. Daß er in der Behandlung älterer Epochen nicht so glücklich war, lag theils an der verwickelteren Natur des Gegenstandes, theils an dem frühzeitigen Tode, der im Jahre 1832 seiner ausgezeichneten Laufbahn ein Ende machte.

Nach Champollion zeichneten sich auf diesem Gebiet der Forschung am meisten aus Champollion's Freund und Schüler, Ippolito Rossellini von Pisa, Sir Gardiner Wilkinson und Professor Lepsius. Die Studien des Letzteren waren hauptsächlich auf die philologische Seite des Gegenstandes gerichtet. Er hat das Verdienst, Champollion's System von verschiedenen Mängeln, welche sonst fruchtbare Quellen des Irrthums gewesen wären, gereinigt und theils die Methode seiner Grammatik und seines Vokabulariums vereinfacht, theils sie erweitert zu haben. Für die Beleuchtung der Sitten und Einrichtungen des ägyptischen Volkes waren die beiden anderen Gelehrten mit Erfolg thätig. Wilkinson's Arbeiten lassen hier wenig zu ergänzen oder zu wünschen übrig. Geringer waren die Fortschritte auf historischem Gebiet, dem letzten Endziel aller anderen. Durch den vereinigten Eifer und Scharfsinn Rossellini's, Wilkinson's und verschiedener unternehmender englischer Reisenden wurde zwar von Zeit zu Zeit unsere Kenntniß der schon von Champollion erforschten Periode bereichert. Die Namen und die genealogische Verbindung verschiedener Könige vor der 18ten Dynastie wurden aus den Monumenten abgeleitet. Alle Versuche jedoch, über diese Dynastie hinaus ein annehmbares chronologisches System zu Stande zu bringen, waren eben so vergeblich wie die des französischen Forschers. Man mußte Bedenken tragen, die Autorität des einheimischen Annalisten von dem Punkte ab, wo sein Verständniß uns zuerst Schwierigkeiten erregt, umzustoßen, nachdem man seine Glaubwürdigkeit bis zu diesem Punkte erprobt, und doch standen andererseits seine siebzehn ersten Dynastieen mit mehreren hundert Königen, die ein- oder zweitausend Jahre über die angenommene biblische Epoche der Sündfluth hinausgehen, theils mit den hergebrachten chronologischen Systemen, theils mit den anderen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Nachrichten, namentlich mit Eratosthenes' Tafel, zu sehr im Widerspruch, als daß man nicht Zweifel gegen die Authentizität derselben hätte erheben sollen. In dieser Beziehung stand daher die Forschung eine Zeit lang still, und nur in England ward dann und wann von einem entschlossenen Prokrustes der dortigen chronologischen Schule ein Versuch gemacht, durch einen rücksichtslosen Amputirungsprozeß die widerspenstigeren Enden der Manethoschen Mumie in das vorgeschriebene Bett seiner Orthodoxie einzupressen.

Herr Bunsen, der neueste Bearbeiter dieses Gebiets, ist der Erste, der es gewagt, über sämmtliche dreißig Dynastieen etwas Entscheidendes festzustellen und etwas Licht und Ordnung in dieses Labyrinth zu bringen; ob mit Erfolg,

werden die Eingeweihten entscheiden. Da sein kürzlich erschienenes Werk „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" eine vollständige Uebersicht der ganzen Wissenschaft der Aegyptologie darbietet, und da dieses Gebiet nur für die Gelehrten, die sich speziell damit beschäftigen, keine terra incognita ist, so benutzen wir diese Gelegenheit, unsere Leser theils mit den Hauptproblemen, um die es sich in dieser Wissenschaft handelt, theils mit einigen Resultaten, zu denen Herr Bunsen gelangt, bekannt zu machen. Jene Probleme sind hauptsächlich von zweierlei Art. Wir haben nämlich zuerst die Urquellen, auf denen diese Geschichte beruht, unserem Verständniß zu öffnen, die Sprache, in der sie geschrieben sind, d. h. die Hieroglyphen, auszulegen. Dies ist das philologische Problem. Zweitens kommt es darauf an, die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in den Nachrichten, die schon unserem Verständniß offen liegen, wegzuräumen und aus ihnen ein möglichst solides historisches Gebäude zu konstruiren. Dies ist der historische Theil dieser Wissenschaft. Wir sprechen zuerst vom dem philologischen.

Lepsius und nach ihm Bunsen bringen das ganze hieroglyphische Material unter zwei Rubriken, die ideographische und die phonetische — Zeichen von Gegenständen und Zeichen für Laute. Sie verwerfen Champollion's künstlichere Eintheilung der ersten Klasse in direkte, figurative, symbolische u. s. w., mit Rücksicht auf die oft kaum erkennbaren Nüancirungen, durch welche sich diese verschiedenen Arten von einander unterscheiden. Die drei Gelehrten stimmen jedoch darin überein, gewissen ideographischen Elementen die erweiterte Bedeutung generischer oder gemeinschaftlicher Zeichen von Gegenständen in ihrem abstrakten Sinn beizulegen, mit welcher Bedeutung sie anderen Charakteren oder Gruppen angehängt werden. Z. B. die Hieroglyphe von Gott, Mensch, Stadt, einem phonetischen Namen hinzugesetzt, bezeichnet nicht ein bestimmtes Individuum der einen oder anderen Klasse, sondern nur, daß ein solcher Name mehr in dem einen als in dem anderen Sinn aufzufassen ist. Diese werden unter der Rubrik der „Deutbilder" von den übrigen abgesondert und belaufen sich auf 120. Mit Einschluß dieser umfaßt das ganze ideographische Gebiet 580 Charaktere.

In der phonetischen Klasse jedoch treten Lepsius' Verbesserungen an Champollion's System besonders hervor. Letzterer faßte sämmtliche phonetische Charaktere, deren Zahl 200 beträgt, unter die eine allgemeine Rubrik der alphabetischen zusammen, so daß jeder Buchstab eine große Menge von Repräsentanten erhielt, welche der gewöhnlichen Combination mit ihren Nachbarn zu Worten und Sylben fähig war. Diese schwerfällige Masse theilt Lepsius und nach ihm Bunsen in: 1) rein alphabetische, 2) syllabische und 3) gemischte Hieroglyphen.

Die erste dieser drei Rubriken umfaßt im Ganzen an 100 Zeichen. Aber von diesen wurden, wie Lepsius fand, in den blühenden Zeiten ägyptischer Kunst nur 30 phonetisch gebraucht, und Bunsen beschränkt diese Zahl für die von ihm erforschten entfernteren Epochen auf 25, wodurch die wichtige Thatsache festgestellt wird, daß das eigentliche ägyptische Alphabet in seinem Ursprung wenig mehr Umfang hatte als das griechisch-phönizische. Die Vermehrungen fanden hauptsächlich während der griechischen und römischen Periode statt.

Die beiden anderen phonetischen Klassen vereinigen in sich die alphabetische und die ideographische Bedeutung, und beide lassen daher dieselbe Bezeichnung „gemischt" zu, die Herr Bunsen auf die letztere beschränkt. In der ersteren kann ein einsylbiger Laut dargestellt werden entweder durch eine Figur des Gegenstandes, den er bezeichnet, oder durch diese Figur versehen mit der phonetischen Bedeutung des Anfangsbuchstabens des Wortes in Verbindung mit einem anderen rein alphabetischen Element. So kann das Wort Ab, Altar, syllabisch entweder durch die Figur eines Altars ausgedrückt werden oder durch diese Figur, versehen mit der phonetischen Bedeutung des A, verbunden mit einem rein alphabetischen Zeichen, b.

Diese einsylbige Gruppe kann jedoch auch dazu dienen, andere Gegenstände, die denselben Namen tragen, zu bezeichnen, oder kann auch einen Bestandtheil längerer Worte bilden. So kann dieselbe Figur eines Altars, einzeln oder zusammengesetzt, für ab „tanzen" stehen oder als erster Theil des Wortes ab-t „der Osten". Diese verschiedenen Bedeutungen desselben Zeichens werden, wo es nothwendig ist, durch Hinzufügung eines „Deutbildes" unterschieden. An 70 Charaktere werden von Herrn Bunsen unter diese Rubrik gestellt. Die letzte Klasse, die der gemischten Hieroglyphen, ist nur eine Anwendung desselben Prozesses auf vielsylbige Worte. So kann das Adjektiv Nofre „gut" entweder einfach durch seinen symbolischen Repräsentanten, eine Laute, oder durch die Figur einer Laute mit der phonetischen Kraft eines N, nebst den anderen rein alphabetischen Zeichen f, r u. s. w. ausgedrückt werden. Herr Bunsen giebt an 50 Charaktere dieser Art. Der Unterschied zwischen dem phonetischen Werth dieser syllabischen oder gemischten Charaktere und dem der rein alphabetischen Klasse besteht also darin, daß die ersteren nur als Anfangsbuchstaben gebraucht werden können.

Die Anzahl der von Herrn Bunsen erklärten Charaktere beläuft sich also im Ganzen auf etwa 700, die etwa acht Neuntel von allen auf den Denkmälern vorhandenen ausmachen. Doch ist die Richtigkeit dieser Erklärungen keineswegs hinreichend verbürgt; nur von einem kleinen Theil des hieroglyphischen Vokabulariums besitzen wir eine sichere Kenntniß: dies sind die Eigennamen und die Titel von Königen und königlichen Personen mit den Ausdrücken, die ihre genealogische Verbindung und das Datum und die Dauer ihrer Regierungen bezeichnen. Sonst herrscht die größte Willkür und Unsicherheit auf diesem Gebiet. Vor Allem fehlt es in dieser Beziehung an einem vollständigen Katalog der interpretirten Elemente, wo jedem das System von Beweisen, auf welchem dasselbe ruht, beigegeben ist. Herr Bunsen selbst sagt, es gebe in diesem Augenblick keinen Gelehrten, der im Stande sey, einen einzelnen ganzen Abschnitt von einem der hieroglyphischen Papyri mit Sicherheit zu lesen. (Schluß folgt.)

England.

Der neue Timon, ein Londoner Roman.

(Schluß.)

Nichts ist leichter, als ein phantastisches Gemüth zu lenken, und mit etwas Geschicklichkeit läßt sich jeder Dichter von seinem natürlichen Berufe abziehen. Werft ihm die goldenen Aepfel der Atalante vor, und er wird ihnen nacheilen, als wären sie die Atalante selbst. „Als die Muse entflohen war — sagt Arden — was blieb mir? eine Phantasie ohne Ziel, ein Geist ohne Ruhe. Meine Blicke, die einmal den Glanz liebten, ließen sich von Diamanten fesseln, als sie sich von den Sternen weggewendet hatten. Der Mann, wie das Kind, läßt sich mit der Zeit zu Allem bereden und begnügt sich mit einer Koralle, wo er den Mond verlangt. So wandelte sich auch in mir Alles um, und was vorher Durst nach Unsterblichkeit gewesen war, ward zum eitlen Verlangen nach einer flüchtigen Berühmtheit. Mein Ehrgeiz setzte sein Ziel in die Macht und sah seinen Gott nur durch den goldenen Regen .... Und warum nicht? Ich blickte unter mich und sah Lazarus elend und verachtet, dann über mich und sah den schlechten Reichen auf dem Thron" .... So lange nur die Muse geopfert war, ging Alles gut. Eines Tages aber machte die Liebe ihren Angriff auf den jungen Ehrgeizigen. Doch wo die Dichtkunst, die, Alles bedacht, ja nur ein verkleideter Ehrgeiz ist, unterliegen mußte, welche Aussicht ist da für die Liebe vorhanden? Arden, der Weltmann, oder vielmehr der Mann unserer jetzigen Welt, die unter dem Vorwande, die Widersprüche zu vermitteln, die Gegensätze zu versöhnen, ihren Egoismus verbirgt, der nichts aufgeben mag, was ihm geboten wird, Arden also, entschlossen, seiner Geliebten nicht zu entsagen, will doch auch seine Zukunft nicht ganz kompromittiren und schließt mit Mary, der Tochter eines Pastors, eine heimliche Ehe. Der Edelmann, mit seinem Schicksale zufrieden, giebt sich mit Eifer der politischen Carrière hin und meint, Ruf und Vermögen erwerbe er nur, um Beides mit seiner geliebten Mary zu theilen. Eines Morgens aber zeigt ihm sein Oheim, der Minister, in der Hofzeitung seine Ernennung zum Gesandtschafts-Secretair an einem fremden Hofe. „Nun thue das Deinige", sagte der Staatsmann: „ich gebe dir Macht, gieb du dir ein Vermögen. Verheirate dich gut; vor Allem, hörst du, keine Schwachheit des Herzens, keine Fehler!" Arden will abreisen, auch hier in der Meinung, eine heilige Pflicht gegen Mary und sich zu erfüllen, als sich ein Greis bei ihm einfindet — der Vater Mary's. Der Mann weiß Alles, nur nicht, daß die Ehe seiner Tochter von einem Priester eingesegnet war, denn Mary hatte versprochen, kein Wort davon zu erzählen. Und der Weltmann benutzt die Aufopferung derjenigen, die er verräth, um sich selbst nicht zu verrathen und vor den weltlichen Richtern unantastbar zu bleiben, für den Fall, daß er später beschließen sollte, seine angetraute Frau zu verlassen. Der Minister, von Mary's Vater über die Vorgänge unterrichtet, läßt den Neffen kommen und dringt in ihn, die Wahrheit zu gestehen. Arden, als wahrer Diplomat, giebt seinem Oheim so viele Erklärungen, als er für nöthig hält. Dieser aber antwortet ihm kalt: „Ich billige dein Benehmen; ein Mann, wie er seyn soll, ist verschwiegen, er sey nun ein Betrüger oder werde betrogen; nur Eines habe ich dir zu eröffnen: Man kann nicht Alles haben; wähle die Frau oder den Oheim. Von der einen Seite erwarten dich Rang, Berühmtheit und Macht, von der anderen Kinder, Gläubiger und vielleicht das Gefängniß!" Die Alternative ist deutlich, und ohne Umschweife und einhüllende Redensarten werden hier die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt. Nach diesem Auftritt mit seinem Oheim reist Arden zu Mary, um sie noch einmal zu sehen, bevor er England verläßt. Er kommt in der Nacht im Pfarrhause an. Im Mondschein dringt er durch den Garten und erblickt durch ein Fenster die Arme, die er verlassen will. „Ich sah ihre Stirn", erzählt er. „Da war der Frühling verblichen, denn Mary war allein. Allein! gemißbrauchtes Wort, alter Laut, der so oft ausgesprochen und so wenig verstanden wird! Doch was Unglückliche wissen und Dichter singen von Kummer und Verzweiflung, das liegt darin. Allein! der Nachdenkende, der Hoffende, der Träumende, sie sind nicht allein, sie schaffen Gedanken und Gestalten um sich her. Aber die wahre, einsame Einsamkeit gähnt dem entgegen, dessen Herz nicht mehr von der Einbildung getäuscht wird, dessen kranke, entmuthigte, müde Seele nichts vor, nichts hinter sich sieht, als die Wände eines Kerkers."

Gerührt von der Trostlosigkeit, deren Schuld er trägt, sucht Arden das unglückliche Kind zu trösten, das sich zu Allem versteht, selbst dazu, die Aufzählung der ehrgeizigen Pläne mit anzuhören, deren Erfüllung seine Liebe im Wege steht. Arden geht an den Hof, nach dem er beordert war, und erhält durch mehrere Monate Briefe von Mary. Endlich empfängt er einen, den letzten, in dem ihm die Folgen seiner Feigheit in ihrem schrecklichsten Lichte erscheinen. Er ist Vater, und diejenige, die seinen Namen tragen sollte, hat keinen, den sie dem Kinde der Schande geben kann. Als der Dichter und Diplomat nach England zurückkehrte, wohin ihn die Ratification irgend eines Vertrages oder ein Orden rief, den er erhalten sollte, eilt er wieder ins Pfarrhaus; diesmal aber findet er es leer. Auf dem Kirchhofe sieht er das Grab des Pastors, und in dem Dorfe weiß Niemand, was aus Mary geworden ist. Sie war am Tage nach dem Tode ihres Vaters mit ihrem Kinde verschwunden, nachdem sie sich lange mit einem alten Freunde ihres Vaters unterredet hatte. Arden findet diesen auf und erfährt von ihm, Clanalbin, sein Trauzeuge, habe eingestanden, daß der Priester, der seine Ehe mit Mary

eingesegnet, verkleidet und die ganze Trauung ein Gaukelspiel gewesen sey. Arden ist wie vom Donner gerührt. Sein Freund hatte aus übergroßer Liebe zu ihm diese Lüge erfunden und sogar Mary beredet, Arden habe Theil an dem Betruge gehabt. Seitdem fand der Diplomat keine Spur mehr von seiner Geliebten und ihrer Tochter.

„Und von da ab haben Sie nie mehr geliebt?" fragt Morvale, dem der Graf seine Geschichte erzählt. Arden seufzt und führt die Schilderung der Schicksale seines Herzens zu Ende. Er hatte sich auf den Kontinent verbannt und viele Jahre dort zugebracht, als die Liebe ihn ein zweites Mal ergreift. So lange Mary lebt, wußte er, würde er ihr seinen Namen bewahren, und als ihn nach sechzehn Jahren eine neue Leidenschaft fesselt, war er überzeugt, daß Mary todt sey. Er macht Ernst mit der neuen Liebe, deren Gegenstand an geistigen Eigenschaften und gesellschaftlicher Stellung weit über Mary steht, und setzt sogar den Tag der Hochzeit fest. Aber am Abend vor der anberaumten Feier erhält er einen Brief von seinem unedlen Freunde Clanaldin, der ihm versichert, Mary sey wiedergefunden, Mary lebe noch, aber in der äußersten Hülflosigkeit. Ohne ein Wort zu sagen, ohne sich irgendwie zu erklären, verläßt Arden seine Braut, eilt nach London, erbt dort den Grafentitel und ein ungeheures Vermögen, „und Mary, deine Frau vor Gott!" ruft Morvale. „Auf ewig verloren!" antwortet Arden schmerzlich. „Sie hielt mich für schuldig, sie hielt mich für schuldig, sie verachtete mich und floh vor mir. All meine Mühen waren fruchtlos, doch so viel gewann ich, daß ich mich frei von Vorwurf fühlen konnte." — „Ich hätte sie gefunden!" murmelt der Indier, für den das Bewußtseyn, geliebt zu werden, ein Gefühl ist, das den Menschen zum Gott machen muß.

Während des ganzen Verlaufs der Erzählung geben sich Morvale's und Arden's so sehr von einander verschiedene Charaktere in deutlichen Umrissen zu erkennen. Es giebt zwei Arten von Menschenhassern, den Utopisten und den Märtyrer. Der Erste hat einen so hohen Begriff von dem, was der Mensch seyn könnte und sollte, daß er ihm niemals verzeiht, was er ist; der Zweite, ein Opfer der Ungerechtigkeit in der civilisirten Gesellschaft, haßt die Menschheit und ist mild gegen den Einzelnen. Arden gehört zu jenen, Morvale zu diesen. Der Indier kehrt, aufgeregt durch des Grafen Erzählung und wider seinen Willen neidisch auf ihn, daß er so die Kraft hatte, Böses zu thun, nach Hause zurück. In dieser Stimmung macht er eine Entdeckung, an die er kaum zu glauben wagt. Lucy liebt ihn, und daß er sie liebe, hat der Leser längst errathen. Ungefesselt von allen Banden der Rücksicht, verloben sie sich frei mit einander und sind selig in Erwartung ihres Hochzeitstages. Morvale streift in seiner Freude gar nahe an den Egoismus und zeigt sich bei dieser Gelegenheit nicht besser, als die besterzogenen Leute. Er vernachlässigt Arden, der nichts von seinem Glücke erfährt, und vergißt Calantha. Eines Abends, als die beiden Liebenden am Fenster sitzen und plaudern, fragt Morvale Lucy, ob sie kein Andenken von ihrem Vater besitze? „Nein", erwiederte das Mädchen, „aber dies hat mir meine Mutter sterbend hinterlassen." Bei diesen Worten zieht sie einen Brief und ein Portrait aus ihrem Busen, giebt Beides dem Geliebten und gleitet, wie ein Schatten, aus dem Zimmer. Morvale öffnet das Medaillon; ein Blick genügt, und er hat Arden erkannt. Der Brief, der mit dem Namen Mary unterzeichnet war, trug auf seiner Adresse den Namen, den Arden führte, ehe er Lord geworden war. Der Indier blickt, versunken in tausend widersprechende Gedanken, auf das Bildniß, als ein fürchterlicher Schrei ihn aufschreckt. Er dreht sich um und sieht Calantha zitternd, bleich und mit verstörtem Blicke. Arden's Bild scheint sie zu bezaubern; noch spricht sie einige unzusammenhängende Worte, dann sinkt sie leblos zu den Füßen ihres Bruders nieder. Morvale hat Alles verstanden: Arden, der Vater seiner Braut, ist derselbe, der seine Schwester entehrt hat. Calantha, eine schon geknickte Blume, kann diesem letzten Sturm nicht widerstehen, sie beugt sich — und stirbt. Bald darauf läßt Morvale Arden in sein Haus entbieten. Der Graf findet seine Tochter wieder und erkennt in dem, der ihr Gatte werden will, den Bruder Calantha's, seinen Todfeind. Lucy steht getheilt zwischen den Liebkosungen ihres Vaters und dem Wunsche, ihren Geliebten zu trösten; Morvale aber ist wie vom Blitze getroffen: der Wilde, dem die Rache untersagt ist, beugt das Haupt, und als auf ein Wort Lucy's Arden, das Vergangene vergessend, dem Indier die Hand seiner Tochter reicht, faßt sie der Indier finster und schaudernd und sagt zur Geliebten, auf Arden zeigend: „Frage dich, ob der Bruder der todten Calantha seinen Segen verlangen und mit seinem Kinde sich vermählen darf!" Mit diesen Worten verschwindet Morvale und ward in London nicht mehr gesehen.

Hier hätte der Roman enden sollen; denn was noch erzählt wird, daß Morvale, zur christlichen Moral bekehrt, die Rache abschwört, seinem Feinde sogar das Leben rettet, und derselbe dennoch stirbt, um ihm die Hochzeit mit Lucy bequem zu machen, ist nur geeignet, unser Interesse für die geschilderten Personen abzukühlen. Wenn wir die Liebe ganz der Pflicht geopfert sehen, dann fühlen wir uns erhoben, unsere Würde ist befriedigt, unserem Stolze ist genügt. Ein unvollkommenes Opfer aber läßt uns ungerührt. Verschwinde Timon in einer Wüste des Orients, verschmachte Lucy in einem grünen Thale Englands — unsere Theilnahme wird sie bis an ihr Ende begleiten; aber die Vereinigung dieser beiden Wesen, die eine zarte, ehrenhafte Rücksicht trennt, überrascht uns unangenehm. Die Wahrscheinlichkeit gewinnt nichts dabei, und die poetische Wahrheit verliert Alles.

Der Roman, dessen Gang wir mit schwachen Worten dem Leser vor Augen führten, geht mit einer Kühnheit an die verbotenen Fragen der englischen Gesellschaft, die dem Verfasser ehemals die Verbannung von Seiten seiner tugendhaften Mitbürger zugezogen hätte. Was die Ausstattung des Buches betrifft, den Ton, die Färbung, die Scenerie, so ist dies Alles ausschließlich englisch und frisch aufgenommen aus dem Stadtviertel zwischen Horse-Guards und Hyde-Park. Ueber die Schultern der blassen Calantha sehen wir hinab auf die fashionable Welt, auf den lärmenden Haufen von Equipagen und Fußgängern, von Amazonen und Reitern, die während der Season täglich von sechs bis sieben Uhr zwischen Apsley-House und Cumberland-Gate sich umhertummelt. Da ist der Herzog von Wellington, der alte Schöne, the old beau, wie ihn die Engländer nennen, da ist Sir Robert Peel, der, wenn er reitet, vollkommen einem country gentleman gleicht. „Er gallopirt nicht", sagt Timon, „er sitzt fest und still auf seinem Pferde und läßt sein bedächtiges Auge rings umher schweifen; der kluge Schritt des Thieres verräth den klugen Geist seines Herrn, und das Thier hat Recht, wenn es so bedächtig einherschreitet, denn, so stark es ist, so ist es doch mehr als einmal unter der Last eines solchen Reiters zusammengeknickt." Wir merken, Timon ist von der Schutzzollpartei. Und ferner sehen wir den lebendigen, freimüthigen, stolzen Stanley, den müden Melbourne, den geistreichen Normanby, den liebenswürdigen Lyndhurst und Lord Manners, den vortrefflichen, schönen Knaben, aus dem das junge England mit aller Gewalt einen Staatsmann machte, und den stillen Lord Russell, dem sein liebstes Schoßkind, der free-trade, geraubt wurde und der es auf Peel's Knieen gehätschelt und bewundert sehen muß.

Man hat sich in London den Kopf darüber zerbrochen, wer der Verfasser des neuen Timon sey. Man hat an Bulwer gedacht, an Smythe, den Verfasser der Historic sancies, an d'Israeli und an noch manchen Anderen. Von den Genannten hat d'Israeli die meisten Chancen. Gewisse Eigenthümlichkeiten der Sprache, die Vorliebe, mit der im neuen Timon der Orient beschrieben wird, machen ihn der Autorschaft dringend verdächtig. Was aber dringend gegen ihn spricht, ist der Umstand, daß Sir Robert Peel in dem ganzen Roman fast gar nicht beleidigt wird.

Frankreich.

Wieder ein Wort gegen die animalische Nahrung.

Wir hatten vor einiger Zeit über eine englische Schrift berichtet, die sich zur Aufgabe stellte, nachzuweisen, daß der Mensch nicht für animalische, sondern für vegetabilische Nahrung bestimmt sey; so eben ist eine französische von gleicher Tendenz erschienen.*) Die Ideen des Verfassers lassen sich in folgende Sätzen zusammenfassen: 1) Der Mensch ist kein Raubthier; vielmehr ist er seinem ursprünglichen Wesen nach das sanfteste aller Geschöpfe, wie es das letzte und edelste Werk eines guten und gerechten Gottes seyn mußte. 2) Die Tödtung der Thiere ist die Hauptquelle seiner Irrthümer und Verbrechen, wie die Gewohnheit, sich von ihrem Fleisch zu nähren, der nächste Grund seiner Häßlichkeit, seiner Krankheiten und seiner kurzen Lebensdauer ist. 3) Diese Verirrung steht in direktem Widerspruch mit seiner weiteren Bestimmung, nämlich seiner Unsterblichkeit im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, während die Pflanzennahrung Schönheit, Intelligenz, Tugend und die unsterbliche Frucht, welche das letzte Resultat derselben ist, in ihm entwickelt. Der Verfasser nimmt Natur und Geschichte zu Hülfe, um seine Sätze zu beweisen, und das Resultat ist, daß wir die Grundelemente unserer gegenwärtigen Lebensweise ändern müssen. Das Buch ist jedenfalls sehr belehrend und wird von einer tiefen enthusiastischen Ueberzeugung getragen. Diese Ueberzeugung verräth sich bald durch eine Dithyrambe zu Ehren der Kräuter und Früchte, bald durch einen heftigen Ausfall gegen die, welche sich vom Fleisch der Thiere ernähren. Auch hat er an sich selbst die Probe seiner Ueberzeugung gemacht: seit dreißig Jahren hat er nur von Früchten und Pflanzen gelebt, und er ging in dieser Beziehung mit solcher Strenge zu Werke, daß er selbst seine Nahrungsmittel bereitete. Daher beruft er sich auch in seinem Werke auf eine Menge von Beispielen aus früherer Zeit, auf eine Menge von Leuten, die im Alterthum und in der neueren Zeit wie er gelebt haben: so führt er St. Benedikt, Abélard und Heloise an. Sein Buch enthält unter Anderem eine sehr ausführliche Widerlegung der Behauptung Buffon's, daß der Mensch zu allen Zeiten von Thierfleisch leben mußte. In den Augen des Herrn Gleizès ist eine solche Behauptung ein Verbrechen gegen die Menschheit, da der Mensch ein geborener Pflanzenfresser sey und erst in Folge gewisser unglücklicher Umstände ein Fleischfresser geworden sey. Nach ihm haben die Menschen, welche Pflanzenfresser geblieben sind, den Ackerbau und die Künste erfunden und so den ersten festen Grund zu den civilisirten Gesellschaften gelegt. Man kann es sich nicht anders denken, weil es ausgemacht ist, daß die Früchte durch ihre Süßigkeit und Milde die Menschen zur Geselligkeit, d. h. zur Civilisation, anleiten, während das Fleisch durch eine entgegengesetzte Wirkung die Ketten dieser Gesellschaft zerreißt und die Menschen isolirt, wenn es sie nicht gar gegen einander bewaffnet. Dieser Satz führt den Verfasser zu Vergleichungen zwischen den Tugenden der Anachoreten, die von Gemüsen, und den Lastern der Städter, die von Fleisch leben. Die Ersteren haben alle mögliche Tugenden, die Letzteren alle mögliche Laster. Und dieser Unterschied hat nicht seinen Grund in einer religiösen Hingebung bei den Einen, in einer persönlichen Immoralität bei den Anderen, sondern darin, daß der Eine Wasser und Kräuter, der Andere Wein und Rindfleisch genießt. Auch für die Politik und die öffentlichen Zustände verspricht er sich von seinem System den vortheilhaftesten Einfluß, wie folgende Stelle beweist: „Die Form seiner Zähne schließt den Menschen ganz entschieden von der Klasse der Fleischfresser aus;

*) Thalysie ou la nouvelle existence par Gleizès.

die vegetabilische Nahrung vermehrt die Aggregationskraft der Theile, während die animalische ihre Trennung bewirkt; die animalische Nahrung erzeugt in den kalten Ländern Stumpfheit und in den warmen Ländern Wildheit: die Vegetabilien machen alle Lagen in allen Theilen der Erde einander gleich. Wenn der Mensch nur von Früchten lebte, würde Alles auf der Erde eine andere Gestalt annehmen; unsere Institutionen könnten nicht mehr dieselben seyn: es gäbe keine Tyrannei mehr. Weil der Mensch gegen die Thiere grausam war, ward er ihr Tyrann und hat selbst die Ungerechtigkeit und Unterdrückung seiner Mitmenschen ertragen, ohne sich davon Rechenschaft zu geben; die Pflanzen sind die wahren Boten des Friedens; durch sie steigen Anmuth und Kraft, Güte, Sanftmuth und Intelligenz vom Himmel auf die Erde herab" u. s. w.

Mannigfaltiges.

— Noch Einiges über die Lehniner Weissagung. Es sind uns in Bezug auf das in Nr. 81 des Magazins erwähnte Vaticinium Lehninense mehrere interessante geschichtliche Materialien zugegangen, weshalb wir hier noch mit einigen Worten darauf zurückkommen. Wie wir dort berichteten, hat die sogenannte Weissagung den belgischen Jesuiten Stoff zu einem umfangreichen Buche geliefert, welches sie, wie sie selbst in der Vorrede sagen, nicht blos dem Herrn Minister Eichhorn in Berlin (in 50 Exemplaren), sondern auch an die Minister der geistlichen Angelegenheiten in England (!), den Niederlanden, Dänemark, Schweden und der Republik Bern (an jeden 10 Ex.), so wie endlich an die lutherische und an die reformirte Geistlichkeit in Paris (an jede ebenfalls 10 Ex.), eingesandt. Es scheint aber den Herren in Belgien, die sich von dieser neuen Auslegung des Vaticiniums eine außerordentliche Wirkung versprechen, gänzlich unbekannt geblieben zu seyn, daß in Deutschland die historische Kritik längst schon den Stab über den angeblichen Bruder Hermann von Lehnin gebrochen, und daß man nur zweifelhaft darüber ist, ob die ihm untergeschobenen Verse — wie G. F. Küster in den Specimina marchiae literatae (1739) und Friedrich Nicolai glauben — von dem kurbrandenburgischen Rathe Martin Friedrich Seidel oder — wie Buchholtz in seiner Geschichte der Kurmark Brandenburg und Valentin Heinrich Schmidt in einer besonderen Schrift über „die Weissagung des Mönchs Hermann von Lehnin" für wahrscheinlich halten — von Andreas Fromm herrühren, einem berüchtigten Probst an der St. Petrikirche in Berlin, der von der reformirten zur lutherischen und zuletzt in Prag zur katholischen Konfession übergieng, wo er aus Rache gegen das brandenburgische Fürstenhaus die gedachte Schmähschrift abgefaßt haben soll. Beide Männer, sowohl Seidel als Fromm, lebten unter der Regierung des großen Kurfürsten, und wenn einer von ihnen der Verfasser des Vaticiniums war, so ist sehr leicht erklärlich, warum die Verkündigungen desselben bis um die Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm ziemlich zutreffend, von da ab jedoch so unbestimmter, nichtssagender oder widersprechender Art sind, daß die verschiedenen Erklärer die einzelnen Verse bald auf den einen und bald auf den anderen Fürsten, je nachdem es gerade in ihren Kram gepaßt, anzuwenden für gut finden konnten. *)

Auf der königl. Bibliothek in Berlin befinden sich drei, von Prof. Val. Heinr. Schmidt mit einander verglichene Handschriften des Vaticiniums, die jedoch erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts (um das J. 1709) geschrieben, indem es in der Ueberschrift heißt, der Mönch Hermann von Letznin habe um das J. 1300 geblüht, und die Abschrift sey nach einem Buche (ex libro Msto.) bewirkt, in welchem gesagt sey, daß das Vaticinium vor 409 Jahren aufgezeichnet worden. Inzwischen führt Schmidt auch noch einige in der Mauclercschen Bibliothek abgedruckte Bemerkungen von Des Vignoles und De la Croze an, wonach Letzterer bereits im J. 1697 eine Abschrift gesehen haben will, die dem Anschein nach über 50 Jahr alt gewesen sey.

Der erste Herausgeber eines vollständigen Abdruckes des Vaticiniums war nicht, wie die belgischen Herausgeber desselben sagen, Prof. Lilienthal in Königsberg, sondern Georg Peter Schultz, Prof. am Gymnasium in Thorn, der die hundert Leoninischen Reimverse, aus denen es besteht, in seinem „gelehrten Preußen" (1722 ff.) mittheilte. Friedrich der Große soll als Kronprinz, wie der kaiserl. Botschafts-Kavalier am Hofe Friedrich Wilhelm's I., Baron v. Seckendorff, in seinem Tagebuch erzählt **), die Verse des angeblichen Bruders Hermann von Lehnin auf einer Reise in Ostpreußen kennen gelernt haben, wo ihm Natzmer das Mönchslatein zu erklären versuchte. Da man damals noch die Verse 81—84 auf Friedrich Wilhelm I., die Verse 85—88 aber auf dessen Nachfolger anwandte, so soll Friedrich mit Bezug auf den Vers:

„Qui sequitur pravos — imitatur pessimus avos"

ausgerufen haben: „Nun, da muß ich wohl vor meinem Vater sterben, denn pessimus (der Allerschlimmste der ganzen Dynastie) werde ich doch nicht seyn." Später haben die Ausleger für gut befunden, dem großen Könige die Verse 81—84 zu überweisen, welche mit dem Reimverse schließen:

„Plantibus hinc austris — vitam vult credere claustris"

und den letzten Halbvers („will er das Leben den Klostermauern widmen") hat man dann so erklärt, daß das Schloß Sans-Souci eine Art von claustrum sey. Während der Regierung Friedrich's wurde das Vaticinium übrigens mehreremal gedruckt. Preuß, in seinem größeren Werke zur Geschichte des Königs, macht bemerklich, daß die „preußischen" und „europäischen Wahrsager", in welchen der Bruder Hermann von Lehnin eine Hauptrolle spielte, im siebenjährigen Kriege immer zu den Zeiten ihre krächzenden Stimmen hätten vernehmen lassen, wenn Friedrich eben in Bedrängniß war, „wie denn auch Uebelwollende damit im Jahre 1807 die schwachen Seelen haben fangen wollen."

Gegen diese Ausgabe vom J. 1807 mit ihren erläuternden Noten, so wie gegen eine spätere mit der Bezeichnung „Deutschland 1819", ist denn auch hauptsächlich die oben erwähnte kleine Schrift des Prof. Val. Heinr. Schmidt gerichtet, die 1820 in Berlin erschien und in welcher das Vaticinium ebenfalls vollständig abgedruckt ist. Herr Schmidt thut unter Anderem aus archivalischen Urkunden dar, daß es einen Abt Hermann von Lehnin, welchen die verschiedenen Ausleger im 13. Jahrhundert leben lassen, um diese Zeit gar nicht gegeben habe; erst im 14. Jahrhundert (1335) habe einer der Aebte Hermann geheißen. Daß die Prophezeiung in die Zeit von 1260—1300 verlegt wird, hat ganz einfach darin seinen Grund, daß die erste Verkündigung des Vaticiniums den Untergang des Anhaltischen Fürstenhauses in der Mark betrifft und der letzte Sprößling aus diesem Hause, Markgraf Heinrich III., im Jahre 1320 starb. Die Verse 1—9 sind ausschließlich an das Kloster Lehnin selbst gerichtet; Vers 10—12 dagegen verkünden in sehr feierlichem Orakeltone:

Et nunc absque mora — propinquat flebilis hora
Qua stirps Othonis — nostrae decus regionis
Magno reit fato — nullo superstite nato.

Soll also diese das Vaticinium eröffnende Prophezeiung nicht hinterdrein gekommen seyn, so muß dasselbe nothwendig vor dem J. 1320 das Licht der Welt erblickt haben. Wie kömmt es nun aber, daß der Prophet, der das Aussterben der Nachkommen Otto's I., die Schicksale der Mark im darauf folgenden Jahrhundert, die Berufung der Hohenzollern und das Geschick jedes einzelnen Kurfürsten bis auf Friedrich Wilhelm so genau kannte — doch von der allerwichtigsten Veränderung, die mit dem Kurhause vorging, von dessen Erhebung zur Königswürde, keine Ahnung hatte, ja auch nicht die geringste Andeutung davon giebt? Darauf ist ganz einfach zu antworten: weil er seine Verse in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts geschrieben und also unmöglich ahnen konnte, was Kurfürst Friedrich III. zu Anfang des 18. Jahrhunderts thun würde. Kein Wunder ist es daher auch, wenn, wie die belgischen Herausgeber in ihrer Vorrede selbst sagen, die Verse des Bruders Hermann bis zur Regierungszeit Friedrich's des Großen gänzlich unbeachtet blieben. Erst nach Ausbruch des Schlesischen Krieges haben die Gegner des Königs geglaubt, auch von dieser stumpfen Waffe irgend einen ihnen nützlichen Gebrauch machen zu können. *)

*) Schon der erste Kritiker des Vaticiniums, der Prediger Weise in Lehnin, der im Jahre 1740 (Berlin bei Haude und Spener) eine Schrift über dasselbe herausgab, war dahin auch der Ansicht, daß es in der Zeit des großen Kurfürsten entstanden sey.

**) Journal secret du Baron de Seckendorff, conseiller aulique, Cavalier d'Ambassade auprès du Maréchal Comte de Seckendorf à Berlin. Depuis 1734 jusqu'à la fin de l'année 1738. (Tübingen, Cotta, 1811) — ein Büchlein, das sehr viele Curiosa aus jener Zeit enthält.

*) Als vor etwa zwei Jahren der bekannte Pater Gossler in Berlin war, wo damals sein lithographirtes Bildniß herausgegeben wurde, ließ er als sein Wappen den 9ten Vers des Vaticiniums darunter setzen:

Princeps Lehnini — surgunt et tecta Chorini,

was die belgischen Ausleger dahin deuten, daß in unseren Tagen die alten märkischen Klöster zu Lehnin und Chorin wieder erstehen werden. Viele, die das Bild damals an den Schaufenstern unserer Kunstläden gesehen, haben die naive Anspielung, die der Pater mit diesen Worten verband, gewiß gar nicht verstanden.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben ist erschienen:

Martin der Findling
oder
Memoiren eines Kammerdieners.
Deutsche Original-Ausgabe unter Mitwirkung von W. L. Weick
von
Eugen Sue.

Oktav-Ausgabe. 1r Bd. 1ste Hälfte. 7½ Sgr.

In dieser schön und groß gedruckten Ausgabe werden alle 6 Bände des Werks nur 3 Thlr. kosten. — Früher schon erschien:

Martin der Findling ꝛc. Taschenausg. 1. 1. 2. 3½ Sgr.

In der Taschen-Ausgabe kostet das ganze Werk, 12 Bändchen, nur 1½ Thlr.

In 8 Tagen wird erscheinen:

Martin, l'enfant trouvé
ou
les mémoires d'un valet de chambre
par
Eugène Sue.

Edition originale pour toute l'Allemagne.
Tome premier. 1. partie. 7½ Sgr.

Wovon in Paris am 26. Juni im Constitutionnel das 1ste Kapitel gedruckt wird.

Leipzig, 23. Juni 1846. Ch. E. Kollmann.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 85. Berlin, Donnerstag den 16. Juli 1846.

England.

Die Bewegung in der katholischen und protestantischen Kirche Deutschlands, vom anglikanisch-orthodoxen Standpunkte betrachtet.

Wir legten unseren Lesern vor einiger Zeit (Nr. 26) einen Artikel aus der Edinburgh Review vor, in welchem die Entstehung, die Verfassung und die wahrscheinlichen Aussichten der deutsch-katholischen Sekte besprochen und ihr im Ganzen ein günstiges Prognostikon gestellt wurde. Weniger freundlich lautet das Urtheil eines anderen englischen Journals *), das schon als Organ der strengeren Hochkirchenpartei jede Reaction gegen die geistliche Autorität mit mißtrauischen Blicken betrachtet und sowohl die Bewegung in der römischen Kirche als die heutige Richtung des deutschen Protestantismus ihren Prinzipien nach mißbilligt, sie mit dem wahren Geist des Christenthums unvereinbar und aus gefährlichen Elementen zusammengesetzt findet. Wir sind weit entfernt, diese Ansichten und Behauptungen in ihrem vollen Umfange zu adoptiren, und mißbilligen namentlich die lieblose Weise, womit der Stab über Andersdenkende gebrochen wird; doch glauben wir, daß es — besonders im gegenwärtigen Augenblick, wo die Mauern unserer Stadt eine Versammlung in sich schließen, die sich mit dem Geschick der protestantischen Kirche beschäftigt — dem Publikum nicht uninteressant seyn wird, den Standpunkt kennen zu lernen, aus welchem die kirchlichen Zustände Deutschlands von den Wortführern des englischen Orthodoxismus beurtheilt werden. Der Verfasser ist augenscheinlich gut unterrichtet und ein Kenner der deutschen Sprache und Literatur, wie denn auch aus seinen Aeußerungen hervorgeht, daß er sich dermalen „in einer der geschäftigsten der deutschen Reichsstädte" (wahrscheinlich Frankfurt a. M.) aufhält, wo aber „weder Handel, noch Politik, noch selbst die Verlegenheiten einer drohenden Geldkrise die allgemeine Aufmerksamkeit von den religiösen Wirren abziehen können." Unter den Werken über diese Wirren nimmt er eben so wie der vor kurzem in unseren Blättern (Nr. 69) erwähnte Artikel der französischen Revue Nouvelle über den Deutschkatholizismus hauptsächlich Bezug auf Gervinus' „Mission der Deutsch-Katholiken".

„Es ist nicht viel über ein Jahr — schreibt unser Hochtory — daß die Kunde von der neuen religiösen Bewegung in der römisch-katholischen Kirche bis zu uns drang. Seit jener Zeit ist die Bewegung mit großer Schnelligkeit fortgeschritten und hat eine Stimmung der Gemüther offenbart, die nicht nur die Besorgniß der geistlichen und weltlichen Behörden, sondern auch das Interesse eines jeden denkenden Menschen erregen muß. Ihre ersten Urheber sind zwar einigermaßen in Vergessenheit gerathen, indem die meisten von ihnen sich auf die Sorge für die ihnen anvertrauten Gemeinden beschränkt haben, während nur Ronge und Dowiat eine eitle und erfolglose Kreuzfahrt antraten und der Würde des priesterlichen Charakters entsagten, um den des Demagogen (?) anzunehmen. Da ihnen nun die Regierungen überall abhold waren oder sich höchstens neutral zeigten, so wurde ihnen selten gestattet, ihre Versammlungen in Kirchen oder öffentlichen Gebäuden zu halten, und die sogenannte zweite Reformation artete unter ihren Händen in ein Treiben aus, wobei Zweckessen, Trinksprüche und lärmende Vivats die Hauptrolle spielten. Es ist in der That einer der merkwürdigsten Züge dieser Bewegung, daß sie keine Führer hat — nirgends ist ein Mann von so hoher Weisheit, von so energischem Charakter oder von so hervorragenden Talenten aufgetreten, daß er als Mittelpunkt diente, um den sich die Massen scharen und organisiren könnten.

„Luther's Reformation begünstigte in Deutschland unleugbar die Entwickelung geistiger Selbstgenügsamkeit. Sie that dies auf zweierlei Weise: erstens, weil sie eines regelmäßig überlieferten Priesterstandes entbehrte **), und zweitens, weil sie den Grundsatz aufstellte, daß religiöse Erkenntniß das Resultat der Forschung jedes Einzelnen, nicht des positiven Glaubens an die offenbarte Wahrheit seyn müsse. Ihr einziges Band war die Unterzeichnung einer Formel, deren Unzulänglichkeit schon früh einleuchtete, und im Laufe der Zeit stürzte daher das schlecht befestigte Gebäude zusammen, wobei nicht blos die äußerliche Verfassung und der äußerliche Einfluß der Kirche es waren, die unter den Ruinen sich befanden.

„Die Literatur und Wissenschaft der Deutschen ist von einem antichristlichen Charakter durchdrungen. Die kritische Probe wird mit gleicher Kühnheit auf den Pentateuch und das Evangelium, wie auf Livius und Justinus Martyr angewendet. Die nackte Vernunft hat das Katheder und die Kanzel bestiegen, und aus den Hörsälen der Universität verbreitet sich eine selbstgenügsame Philosophie durch die katholische wie durch die protestantische Bevölkerung des Landes. „„Es haben sich"", sagt Gervinus triumphirend, „„die Goethe und Schiller, die Voß und Jean Paul, die Winkelmann und Wieland, die Forster und Lichtenberg Alle der Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt; ihrem Beispiel ist in dem gebildeten Theile der Nation Jeder nach seinem Vermögen nachgefolgt."" — Mit unbeschränktem Glauben an die Zukunft des Menschen und an die ihm eigenthümliche Kraft der Selbstentwickelung, ist es nicht zu verwundern, daß ihnen der Fortschritt zur Lieblings-Idee wird. Welche Richtung der Fortschritt nimmt, ist in ihren Augen von minderem Belang, da die Geschichte den Beweis liefert, daß unser Geschlecht, trotz aller Wechselfälle und scheinbar ungünstigen Konjekturen, sich in steter progressiver Bewegung erhält. Das Individuum oder die Nation kann untergehen, aber die große menschliche Familie geht festen Schritts der geistigen Reife entgegen. Die Humanität, erklären sie, hat in Deutschland einen Entwickelungspunkt erreicht, wozu die Reformation, ja das Christenthum selbst nur als Einleitung diente!

„Die neue Reformation ist das große Thema des verflossenen Jahres gewesen, und heutzutage gilt ein Jahr so viel, als früher ein Vierteljahrhundert. Eine ganz neue Literatur ist plötzlich emporgeschossen, und Ronge und Kerbler haben in den Kunstläden die Plätze Goethe's und Schiller's, Napoleon's und Friedrich's eingenommen. Seit dem Leipziger Konzil, welches etwas zu vorschnell sein Glaubensbekenntniß herausgab, sind Zusammenkünfte in Stuttgart und Berlin gehalten worden, die im nördlichen wie im südlichen Deutschland die lebhaftesten Sympathieen hervorriefen. Der Hauptgedanke war hier, die Religionsverbesserungen auf eine noch breitere populaire Grundlage zu bringen; man erörterte die Trennung der Kirche und der Schule vom Staat und ließ auch die Emancipation der Frauen nicht unberücksichtigt. Unterdessen ward eine gewisse Art von Gottesdienst festgesetzt; die Kanzel und der Altar wurden nicht abgeschafft, aber man verwandelte die Kanzel in eine Schaubühne und den Altar in einen Ort, wo die heiligen Gebräuche des Christenthums parodirt und seine Mysterien entweiht wurden (!).

„Während dieses vorging, schwiegen die Donner des Vatikans, die man längst verachten gelernt hatte. Diejenigen, die sich in ihrem Glauben nicht erschüttern ließen, wichen dem populairen Sturm und zogen sich von der Oeffentlichkeit zurück. Gottesfürchtige Protestanten sympathisiren mit der römisch-katholischen Geistlichkeit und wenden sich von Männern ab, die ihnen die Bruderhand reichen und sie überreden möchten, daß sie für dieselbe Sache streiten. Zuerst glaubten zwar die Treuherzigen und Wohlmeinenden unter ihnen, daß ein solcher aus dem Schoße der römischen Kirche entspringender Keim die verderbte Masse ringsum veredeln und reinigen würde. Die Eifersucht vor ultramontanen Einwirkungen, das namenlose Unglück, welches die Streitigkeiten der gemischten Ehen über so viele Familien gebracht, die Mißbräuche des Beichtstuhls und des priesterlichen Einflusses hatten Tausende dem Katholizismus entfremdet, und eine ruhige, gemäßigte Reform wäre von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung mit Jubel begrüßt worden. Ja! wäre das Ding nicht ein bloßes Geschöpf der Zeit, eine Ausgeburt des Indifferentismus gewesen, so hätte es wirklich die erwartete Reform herbeiführen können; aber so täuschten sich jene wohlmeinenden Leute, weil sie weder ihre Zeit begriffen, noch die charakteristischen Zeichen der Bewegung verstanden — die Ereignisse störten sie in ihren Meditationen und rissen sie unwillkürlich mit sich fort.

„Man wird vielleicht glauben, daß die orthodoxe protestantische Geistlichkeit im Stande wäre, einen heilsamen Einfluß mitten unter dieser socialen Umwälzung auszuüben. Wir können dieses kaum hoffen, denn ohne der Thatsache zu gedenken, daß ihre Mitglieder sich in einer fast unsichtbaren Minorität befinden, so verstehen sie es auch nicht, eine Stellung einzunehmen, von wo aus sie mit Nachdruck wirken können. Von kirchlicher Organisirung *) haben sie nicht den mindesten Begriff und sind ihr sogar prinzipiell abhold. Der Geistliche wird nur als das Organ des Volkes betrachtet, welches ihm das Wenige verliehen hat, was er von Ansehen und Würde besitzt, und es ihm daher auch wieder nehmen kann. Er präsidirt beim öffentlichen Gottesdienst und theilt die Sakramente aus, nicht weil er ein größeres Recht dazu hat, als

*) Fraser's Magazine.

**) Die Leser wollen nicht vergessen, daß dies von einem Anhänger der Hochkirche geschrieben, welche sich rühmt, daß ihre Bischöfe und Priester noch die direkten apostolischen Weihen haben.

*) In seinen Ansichten über „kirchliche Organisirung" scheint sich der Reviewer, wie in manchem Anderen, etwas zu sehr zum Puseyismus hinzuneigen.

irgend ein Anderer, sondern weil der Ordnung wegen doch Jemand mit diesen Functionen bekleidet werden muß. In keinem Fall wird er als der Stellvertreter eines Höheren angesehen. Wenn der Geistliche im Konsistorium von den Laien überstimmt und gezwungen wird, seine Kirche zum Gottesdienst der Deutsch-Katholiken einzuräumen, so seufzt er, schlägt sich an die Brust und ruft: Meine Kirche ist entheiligt! — aber im Namen Jesu Christi als der Bevollmächtigte Gottes zu sprechen und kindlichen Gehorsam zu fordern, das fällt dem orthodoxen protestantischen Geistlichen nicht ein. Selbst die Wahrheit, die er kennt, wird selten öffentlich von ihm verkündigt — erstens, weil das Konsistorium es nicht lange gestatten würde, und zweitens, weil er fürchtet, seine Zuhörer — sein Publikum, wie er sie nennt — zu vermindern und somit die Gelegenheit zu verlieren, Gutes zu thun. Die Folge ist, daß sich die geistlichen Reden hauptsächlich auf rhetorische Floskeln beschränken, und das Aeußerste, was der Prediger wagen kann, ist, von Zeit zu Zeit ein bescheidenes Wort zu Gunsten einer Religion einzuschieben, die man als veraltet und erstarrt zu betrachten pflegt.

„Ein anderer Theil der Geistlichkeit ist noch weniger befähigt, den im Volke verbreiteten Geist von seinen Irrwegen abzulenken, da er sich nicht nur zu demselben Prinzip bekennt, das wir oben erwähnt haben, sondern es sogar noch weiter ausdehnt. Den Theoretikern dieser Klasse zufolge, muß Jeder, der glauben will, hierzu durch eigene Forschung und Untersuchung gelangen — er beginnt als Ungläubiger. Erblichen oder überlieferten Glauben, oder den Glauben eines Sohns, eines Schülers, der das für wahr erkennt, was sein Vater oder sein Meister ihn gelehrt hat, halten sie für Aberglauben, und das Augenmerk ihres Erziehungs-Systems ist dahin gerichtet, aus jedem einzelnen Menschen einen in sich bestehenden und sich selber genügenden Mikrokosmus zu bilden. — „„Was"", schreibt Gervinus, „„unsere fähigeren Geistlichen selbst auch nur in einer defensiveren Haltung, in einer Haltung, die von allem Prophetenthum, von aller Propaganda und allem Reformationsbestreben so sehr entfernt ist, als Glaubens- und Dogmen-System aufstellen, ist — wenn sie ehrlich die Hand aufs Herz legen wollen — von dem Glaubenssystem jener Zeiten (Luther's und der Reformation) und von dem Glaubensbedarf des unteren Volkes, das etwa auf dem Standpunkt jener Zeiten ausgehalten hat, durch eine unausfüllbare Kluft getrennt. Speculation und Philosophie, Forschung in Geschichte und Mythologie haben gelehrt, in den christlichen Dogmen, selbst in denen, die aller gesunden Vernunft gleich wie gestissentlich zu spotten scheinen, tiefsinnige Wahrheiten zu entdecken, die in der That selbst dem freiesten Kopfe die wunderbaren Tiefen des Menschengeistes aufschließen, der in den Mythen der Religion und Geschichte ahnungsvoll wirkt und schafft. Aber diese wunderbaren Tiefen dürfte der Geistliche, der die Befriedigung seines denkenden Geistes dabei findet, nicht um Alles dem gemeinen Manne an die Stelle jener tiefen Wunder anbieten, die er bisher unter dem Worte und Buchstaben eben dieser Dogmen gesucht hat, um ihm damit eine Beruhigung des Gemüths und einen Anhalt in den Fragen über unsere übersinnliche Natur und Bestimmung zu gewähren. Diese philosophische Orthodoxie unserer Tage, deren wissenschaftlichen Werth ich weit entfernt bin zu verkennen, kann den Glauben der alten Zeit, den Glauben eines Luther, den Glauben eines ungeirrten Volks nicht nachheucheln wollen, und sie kann ihn noch weniger ersetzen.""[*])

(Schluß folgt.)

Aegypten.

Die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Aegyptologie.

(Schluß.)

Wir gehen nun zu der historischen Seite unseres Gegenstandes über. Hier kömmt es vor Allem auf die Beschaffenheit und das Verhältniß der Quellen an. Diese sind von zweierlei Art: Literarische Urkunden und bildliche Monumente. Zur ersten Klasse gehören: 1) die Dynastieen Manetho's, 2) die Kataloge des Eratosthenes und Apollodorus, und 3) die erhaltenen Papyri, besonders ein sehr wichtiges in der Turiner Sammlung. Von der zweiten Klasse sind die merkwürdigsten die zwei großen genealogischen Tafeln von Karnak und Abydos mit mehreren anderen ähnlichen, aber weniger zahlreichen Listen königlicher Namen, wozu noch viele Namen kommen, die einzeln oder in kleineren Gruppen auf der Oberfläche der verschiedenen Denkmäler zerstreut sind.

Manetho's Geschichte war in drei Bücher getheilt. Das erste schloß mit der 11ten, das zweite mit der 19ten Dynastie, das dritte mit dem endlichen Untergang der einheimischen Monarchie, unter Nectanebo, dem letzten Könige der 30sten Dynastie, der von Darius Ochus abgesetzt ward. Das zweite Buch umfaßte also zugleich die blühendste und die unglücklichste Periode des Pharaonenreichs, auf der einen Seite die glänzenden Epochen der 12ten, 18ten und 19ten Dynastie, auf der anderen die Eroberung und Unterjochung durch die Hirten oder Hykos während der 15ten, 16ten und 17ten. Es kann kein Zweifel seyn, daß dieses Werk in der Hauptmasse eine authentische, doch in den Einzelnheiten verworrene und verfälschte Verarbeitung der ägyptischen Geschichte enthielt. Nur ein magerer Auszug ist auf uns gekommen, und zwar, wie wir gesehen, in zwei Texten oder Uebersetzungen, von Julius Africanus und von Eusebius. Aber auch diese Auszüge sind uns nur in einem sehr inkorrekten Zustande überliefert, besonders was Zahlen betrifft, wie die Vergleichung des Epilogus oder der Summe der Regierungen und Jahre, die jedem Buche beigefügt ist, mit der bei wirklicher Zusammenzählung der einzelnen Posten sich ergebenden Summe beweist. Wir lassen hier eine Tabelle von Dynastieen, Regierungen und Jahren nach Africanus mit dem Epilogus und der wirklichen Summe für jedes Buch folgen:

Erstes Buch.			Zweites Buch.			Drittes Buch.		
Dynastieen.	Regierungen.	Jahre.	Dynastieen.	Reg.	Jahre.	Dynastieen.	Reg.	Jahre.
I.	8	263	XII.	7	160	XX.	12	135
II.	9	302	XIII.	60	453	XXI.	7	114
III.	9	214	XIV.	76	184	XXII.	9	116
IV.	8	284	XV.	6	284	XXIII.	4	89
V.	9	218	XVI.	32	518	XXIV.	1	6
VI.	6	203	XVII.	43	151	XXV.	3	40
VII.	70 (nach Euseb. 5)	(70 Tage)	XVIII.	16	259	XXVI.	9	150
			XIX.	6	204	XXVII.	8	124
VIII.	27	146				XXVIII.	1	6
IX.	19	409				XXIX.	4	20
X.	19	185				XXX.	3	38
XI.	16	43						
Summe	200	2267	Summe	246	2213	Summe	61	834
Epilogus	192	2300	Epilogus	96	2121			

Wir haben so nach der mäßigsten Berechnung eine Periode von ungefähr 3220 Jahren und eine Reihe von 350 Königen bis 340 vor der christlichen Zeitrechnung, so daß das Reich des Menes etwa 3500 Jahre vor Christus oder 2300 Jahre vor der Sindfluth nach der liberalsten Auslegung der biblischen Chronologie beginnen würde. Das Uebermaß muß offenbar hauptsächlich in den zwei ersten Büchern gesucht werden. Einige von den Angaben in diesen älteren Dynastieen: 70 Könige in 70 Tagen, 76 Könige in 184 Jahren, verrathen hinlänglich Korrumpirung oder Mißverständniß. Für die spätere Zeit werden die Data durch Synchronismen paralleler authentischer Geschichte vielfach kontrolirt und bestätigt. Herr Bunsen hat für die älteren Dynastieen von der ersten bis zur zwölften einschließlich eine ähnliche Kontrole in der Tafel des Eratosthenes entdeckt.

Dieses Dokument giebt eine Reihe von 38 Königen, die thebanisch oder thebanisch-ägyptisch genannt werden und wie Manetho's erste Dynastie mit Menes beginnen. Jedem Namen ist seine griechische Uebersetzung nebst den Regierungsjahren angehängt. Die ganze Reihe erstreckt sich über eine Periode von 1076 Jahren. Die Richtigkeit der Zahlen, sowohl in der Summe als, mit unbedeutenden Ausnahmen, im Einzelnen, wird durch den Kommentar des Syncellus verbürgt. Herr Bunsen war nicht der Erste, der die auffallende Identität zwischen vielen Namen in dieser Reihe und vielen unter den 58, die allein von Manetho's zwölf ersten Dynastieen auf uns gekommen sind, bemerkt hat; aber er war der Erste, der einen Nutzen davon gezogen. Nimmt man an, daß die Namen und Zahlen in diesen Dynastieen, aus was immer für einem Grunde, fälschlich vermehrt oder übertrieben worden, und zieht man die Thatsache in Erwägung, daß die Tabelle des Eratosthenes auf ausdrücklichen Befehl des Ptolemäus kurz nach dem Erscheinen von Manetho's Listen angefertigt worden, und daß ihr Verfasser als Chronologe und Kritiker in sehr hohem Rufe gestanden, so kann man wohl vernünftiger Weise vermuthen, daß ihm der Auftrag ausdrücklich zu dem Zweck gegeben worden, die mehr apokryphischen Theile des Werks seines Vorgängers zu berichtigen oder zu reinigen. Um jedoch diese Hypothese gehörig benutzen zu können, war es nothwendig, die angenommenen Mängel und Unrichtigkeiten in Manetho oder seinen Quellen bestimmter nachzuweisen. Dies ist nun durch Herrn Bunsen's Zergliederung vorhandener Denkmäler, die mit denen, aus welchen Manetho selbst schöpfte, identisch oder ihnen ähnlich sind, in reichlichem Maße geschehen. Die Quellen, aus denen er diese Unrichtigkeiten hauptsächlich ableitet, sind folgende: Bunsen nimmt an, daß in Manetho's Register neben den oberherrlichen Dynastieen der Pharaonen 1) kleinere gleichzeitige Dynastieen aufgenommen sind, die von Eratosthenes verzeichnet werden; 2) eben so gleichzeitige Souveraine von derselben Dynastie, sey es als Kollegen, Nebenbuhler, Regenten oder in einer anderen Eigenschaft. Die dritte Quelle jener Unrichtigkeiten ist die Zweideutigkeit und Verwirrung in den ursprünglichen Königsregistern.

Was die erste Annahme betrifft, daß in die Register Manetho's und seiner Quellen gleichzeitige Dynastieen als nach einander herrschend aufgenommen sind, so wird diese Theorie am meisten Anstoß erregen; auch lassen sich sehr gewichtige Gründe gegen sie geltend machen, während sie überdies, für den Zweck, auf den es hier ankömmt, die Verminderung der ägyptischen Jahreszahlen und die Beschränkung des Alters der ägyptischen Monarchie, keineswegs unentbehrlich ist, da dieser Zweck durch die beiden anderen Annahmen schon bedeutend gefördert ist. Die Richtigkeit dieser beiden Annahmen aber ist fast über allen Zweifel erhaben. Das Vorkommen gleichzeitiger Regierungen liegt selbst in den Volkstraditionen angedeutet. Ihre Häufigkeit in verschiedenen Perioden wird durch monumentale Inschriften verbürgt, welche für die Jahre zusammenregierender Souveraine, gewöhnlich Vater und Sohn oder sonst nahen Verwandten, nach den verschiedenen Epochen, von welchen ab sie den Thron besteigen oder gemeinschaftlich regieren, doppelte Daten tragen. Eben so hat man Grund anzunehmen, daß Usurpatoren, Regenten u. s. w. wo nicht

[*]) Diese letzte Phrase giebt der Reviewer — ob gestissentlich, ob zufällig, wollen wir nicht entscheiden — auf eine Art wieder, die ihren Sinn gänzlich entstellt und den deutschen protestantischen Geistlichen einen Jesuitismus andichtet, der keineswegs durch die von Gervinus gebrauchten Worte gerechtfertigt wird. „In the terms which they employ", heißt es, „they imitate, as far as may be, their predecessors of the 16th century, though their philosophical orthodoxy can no more become one with that of Luther, than times present can blend and become united with times gone by."

in den besseren Urkunden, so doch in denen, aus welchen Manetho schöpfte, oder in seinen eigenen Listen durch Mißverständniß seiner Quellen Platz gefunden haben. Wir führen ein Beispiel an. In den genealogischen Monumenten des letzten Theils der 18ten Dynastie sehen wir zwei Brüder und eine Schwester ihres neunten Königs Horus, mit der Gattin des einen Bruders, einem Sohn des anderen und dem Ehegatten der Schwester, sämmtlich den Königstitel tragen. Von keinem der beiden Brüder sind die Namen in Manetho's Listen, dagegen der Name der Gattin des Einen drei Mal aufgenommen, einmal für sich und einmal für jeden ihrer beiden männlichen Verwandten, während die Schwester des Königs Horus und ihr Gatte jeder als männliche Souveraine einen Platz haben. Herr Bunsen hat auch gezeigt, daß, wo solche doppelte oder dreifache Regierungen in die Register eingetragen worden, es ägyptischer Gebrauch war, bei jedem den ganzen Zeitraum, wo er sowohl gemeinschaftlich als allein regierte, als Regierungsperiode hinzuzufügen. Zum Beispiel: ein König nimmt 20 Jahre nach seiner Thronbesteigung seinen ältesten Sohn als Mitregenten an. Der alte König regiert noch 20 Jahre und stirbt. Sein Sohn überlebt ihn 20 Jahre. Es ist klar, daß der wirkliche Zeitraum, den die beiden Regierungen umfassen, nur 60 Jahre beträgt; eben so gewiß ist es aber auch, daß jeder von beiden, der alte wie der junge König, 40 Jahre regierte. Werden nun diese beiden Summen jedem ihrer Namen angehängt, so ergiebt sich ein Zeitraum von 80 statt von 60 Jahren, und der chronologische Irrthum ist fertig.

Ein deutliches Zeugniß dieser fehlerhaften Rechnungsweise liefert eine Vergleichung der Listen des Manetho und Eratosthenes mit dem Turiner Papyrus. Dieses Dokument ist ein Katalog von Dynastieen mit Namen und Daten, ähnlich denen Manetho's, in Hieroglyphen geschrieben. Der Anfang der Dynastieen ist durch rothe Linie ausgezeichnet. Es umfaßte, als es vollständig war, eine reiche Liste von Königen, von Menes bis zu der Zeit, wo es angefertigt ward, d. h. unter der 19ten Dynastie um 1400 vor Christus. Es kann also als ein Rest der ursprünglichen Urkunden, auf welche Manetho's Listen gegründet waren, betrachtet werden. Es ist in einem sehr verstümmelten Zustand; doch durch den Scharfsinn Seyffarth's und Lepsius sind die Bruchstücke wieder so weit zusammengesetzt worden, daß sie mit ziemlicher Genauigkeit die Ordnung der Succession angeben. Wo die Namen in einer gewissen Kontinuität erhalten worden, da werden durch seine Vergleichung mit Manetho und Eratosthenes, neben einer allgemeinen Uebereinstimmung in den drei Listen, die angeführten Unrichtigkeiten in den zweien von einheimischem Ursprung hinreichend dargethan. Die zwölfte Dynastie, eine der am besten erhaltenen in dem Papyrus, besteht in diesem Dokument und in Manetho aus acht Regierungen, die eine Summe von 213 Jahren in dem ersteren und 176 (nach Afrikanus) bis 245 (nach Eusebius) in dem letzteren umfassen. Die entsprechenden Regierungen des Eratosthenes sind der Zahl nach nur 4 mit 147 Jahren. Der Ueberschuß von Zahlen in den beiden ersten Quellen ist, wie Herr Bunsen überzeugend darthut, abgesehen von ihrer eigenen inneren Ungenauigkeit, aus den oben angeführten Ursachen zu erklären; aus der Aufnahme mitregierender Souveraine und der Berechnung jeder Regierung in Brutto, ohne Abziehung der Periode gemeinschaftlicher Herrschaft. Die 12te Dynastie war, beiläufig bemerkt, eine der blühendsten Epochen des alten Reichs. Aber die Sitte, sich Theilhaber der königlichen Autorität zuzugesellen, ist ein charakteristisches Merkmal unbefestigter Regierungen und kann daher, nach dem obigen Beispiel zu schließen, von schwachen oder launischen Fürsten ins Maßlose getrieben worden seyn. Was sollte einen König mit einem halben Dutzend oder mehr Söhnen und Brüdern abhalten, sie alle mit einem nominellen Antheil an der königlichen Würde zu bekleiden und sie vielleicht neben sich als eine besondere Dynastie einzusetzen? Und wenn jede ihrer Mitregierungsperioden in ihrer ganzen Länge in die Archive eingetragen würde, so erhalten wir natürlich binnen wenigen Jahrhunderten Könige und Regierungen in solcher Menge, daß sie ein Paar tausend Jahre einnehmen. Daß ferner die einheimischen Register unter einander nicht übereinstimmen, beweist die Thatsache, daß das Papyrus in derselben Zeit mehr Dynastieen enthält als Manetho. Die Art, sie abzutheilen, scheint in beiden Dokumenten ganz willkürlich gewesen zu seyn. Die von Manetho angenommene runde Zahl 30 ist offenbar conventionell. Herr Bunsen nimmt an, daß dieselbe Registrirungsmethode in Bezug auf die gleichzeitigen Dynastieen, die er in sein System aufnimmt, befolgt worden. Angenommen z. B., es regieren zehn Könige in Memphis 200 Jahre gleichzeitig mit neun in Theben: der Annalist, statt ihre beiden Reihen in parallelen Kolumnen zu registriren oder auf eine andere Weise, wodurch ihre Gleichzeitigkeit bezeichnet würde, stellte sie nach einander, so daß die Liste 19 Könige und 400 Jahre zeigte.

Noch auffallender sind die chronologischen Unregelmäßigkeiten in den plastischen Denkmälern, wie von Dokumenten zu erwarten ist, die meist mit einer bestimmten Absicht oder um die Laune einzelner Herrscher zu befriedigen, angefertigt wurden. In der großen genealogischen Tafel von Abydos folgen die Namen der 18ten Dynastie unmittelbar auf den des vorletzten Königs der 12ten, und sämmtliche Namen der zwischenliegenden Periode sind weggelassen. In einer anderen Reihe von Königen, die auf einem Palast Ramses des Großen abgebildet ist, sehen wir zuerst Menes, das Haupt der ersten Dynastie. Dann folgt Mentuatep, ein König einer viel späteren Dynastie, die aber vor dem Einfall der Hyksos regiert, und auf diesen Amos, der erste König der 18ten. Jede von diesen Personen ist in den Listen durch Jahrhunderte und Dutzende von Königen von ihrem monumentalen Nachbar getrennt. In einer ähnlichen Liste auf einem Grabmal in Quorna, welche zwei Reihen von königlichen Personen (zusammen 26) enthält, steht an der Spitze der unteren Reihe derselbe Mentuatep und nach ihm derselbe Amos, die oben erwähnt sind. In der oberen Reihe nimmt den ersten Platz Amenophis ein, der zweite König der 18ten Dynastie; hinter ihm sitzt sein Weib, und hinter dieser Sekennen-Ra, ein anderer König aus derselben alten Dynastie, mit Mentuatep. In keinem von diesen Fällen ist irgend eine Inschrift vorhanden, welche das Räthsel aufzuklären geeignet wäre. In der linken Abtheilung der großen Tafel von Karnak ist die Ordnung der Succession in der zwölften und der angränzenden Dynastie, und wahrscheinlich auch in anderen, wo wir weniger im Stande sind, sie festzustellen, auf die unbegreiflichste Weise verkehrt und verfälscht. Die Namen in der oberen Hälfte der rechten Abtheilung bieten im Allgemeinen dieselbe Ordnung der Succession dar, wie die 13te und die folgende Dynastie in dem Papprus, doch so, daß das Papprus für einen Namen in der Tafel wenigstens zwei enthält, indem die in beiden übereinstimmenden Punkte in dem Papprus durch Namen getrennt sind, für welche die Tafel keine Parallele bietet. Der Unterschied in den den Königsringen in der Tafel angehängten Titeln läßt auch auf eine Verschiedenheit des Charakters oder Ranges bei den Personen, deren Namen die Ringe enthalten, schließen. So stehen in einer Reihe der linken Abtheilung sechs, von denen Bunsen aus guten Gründen glaubt, daß sie Seitenverwandte der regierenden Familie bezeichnen. Und doch folgen sie derselben Successionsreihe und nehmen auch sonst an den monarchischen Ehren ihrer Gefährten Theil. Eine ähnliche Reihe von 13 jüngeren Brüdern ist von ihm in der oberen Reihe der Tafel von Abydos bemerkt worden. „Hier haben wir", sagt er, „Proben von historischen Katalogen, durch welche die Namen der Pharaonen des alten Reichs unendlich vervielfältigt werden konnten; denn sowohl hier als in dem ähnlichen Fall von Karnak werden die Personen alle gleichmäßig Herren von Ober- und Unter-Aegypten genannt." Inwieweit diese chronologische Taschenspielerei den Gelehrten der alten Welt verständlich gewesen, mag die Frage seyn, aber sie konnte kaum verfehlen, die Manethos der Alexandrinischen Periode irre zu führen, und es ist klar, welch leichtes Spiel sie einem patriotischen Kompilator machte, mit nur sehr geringer Verletzung seines historischen Gewissens, das Alterthum seines Vaterlandes auf jede mögliche Art zu vergrößern und auszuschmücken.

Daß jedoch ein Volk, welches in Allem, was es that, eben so verständig als methodisch war, sich mit einem so widersinnigen Plan, seine Nationalgeschichte zu verfälschen, in seiner nackten Absurdität, ruhig abgefunden haben sollte, ist nicht wahrscheinlich. Während wir die ägyptischen Chronologen für toll erklären, können wir ihnen wenigstens die Gerechtigkeit erweisen, anzunehmen, daß in ihrer Tollheit Methode gewesen. Bunsen vermuthet sogar, daß diese Dokumente mit einem Schlüssel oder erläuternden Kommentar versehen waren, der die Daten und Summen berichtigte und auch sonst die Unregelmäßigkeiten des Verfahrens für das geübte Auge des alten Hierogrammatisten aufhellte. Daß Eratosthenes im Besitz eines solchen Schlüssels war, mochte er nun denselben durch eigenen Scharfsinn entdeckt oder einheimischen Interpreten von besserem Urtheil als Manetho entlehnt haben, scheint sicher.

Der Raum dieser Blätter gestattet uns nicht, Herrn Bunsen tiefer in das Detail seiner Forschungen zu begleiten und zu berichten, wie er die verschiedenen Königslisten mit einander in Uebereinstimmung zu bringen und die Uebertreibungen und unkritischen Zahlen der einheimischen Quellen auf ein glaubwürdigeres Maß zurückzuführen sucht. Wir theilen nur noch ein Hauptresultat seiner Untersuchungen mit, welches das Alter der ägyptischen Geschichte betrifft. Wir haben schon gesehen, daß nach den mäßigsten Berechnungen die Summe der Listen Manetho's 350 Regierungen und 5220 Jahre ergiebt, und daß hiernach die Gründung des ägyptischen Reichs und die Regierung des ersten Königs Menes um das Jahr 5500 vor Christi Geburt oder 2300 vor der Sündfluth zu setzen wäre. Daß dies Ergebniß auf Glaubwürdigkeit nicht Anspruch machen kann, folgt aus der Beschaffenheit der Angaben der einheimischen Quellen von selbst. Herr Bunsen stellt nun folgende Berechnung an: Er geht aus von der Tabelle des Eratosthenes, deren 38 Könige den sogenannten zwölf ersten Dynastieen Manetho's entsprechen und die sich über eine Zeit von 1076 Jahren erstreckt. Es folgt dann die Periode der Hyksos von der 13ten bis zur 18ten Dynastie, welche 929 Jahre umfaßt; dazu kommen endlich 1300 Jahre von der Vertreibung der Hyksos bis zu dem letzten einheimischen Könige unter Darius Ochus um 340 vor Christus. So erhalten wir eine Periode von 3300 Jahren für das ganze ägyptische Reich von Menes bis 340, und Menes selbst also wäre um 3640 vor der christlichen Zeitrechnung zu setzen. Herr Bunsen nimmt aber ferner an, daß das ägyptische Volk lange, d. h. wenigstens fünfhundert Jahre, in einem weniger geordneten Zustand existirt haben muß, ehe es die Stufe der Civilisation erreichte, wo Menes dasselbe zu einem großen Reiche vereinigte. Dies bringt uns auf das Jahr 4000 vor Christus zurück. Dieses Resultat ist schon deshalb wichtig, weil es mit den verschiedenen chronologischen Systemen, die auf der Bibel beruhen, im Widerspruch steht und weil es den Anfang der menschheitlichen Geschichte und der staatlichen Entwickelung in eine Epoche hinaufrückt, die bisher außer aller Geschichte lag.

(E. R.)

Frankreich.

Ein französischer Abriß der Geschichte Preußens.*)

Eine Geschichte Preußens von einem Franzosen, das muß doch wohl ein merkwürdiges Buch seyn. Aber warum merkwürdiger als eine Geschichte Frank-

*) Nouveaux Résumés. — Histoire de la Prusse depuis son Origine jusqu'en 1846, suivie de Notices biographiques sur les grands Hommes par P. Bernard. Paris, Pagnerre, 1846. (Berlin, B. Behrsche Buchhandlung. Pr. 15 Sgr.)

reichs von einem Preußen? — Ah, das ist ganz etwas Anderes. — Und aus welchem Grunde? Doch ja, so ganz ohne Grund mögen dergleichen Urtheile — ob zum Nach- oder Vortheil der Franzosen gefällt, mag vorläufig dahin gestellt bleiben — doch wohl nicht seyn. Man ist in der That schon daran gewöhnt, alle übrige Staaten und Völker Europa's, mit Ausnahme etwa von England, von Seiten der Franzosen mit einer gewissen übermüthigen Nachlässigkeit und aristokratischen Gleichgültigkeit behandelt zu sehen. Die oft lächerliche Unwissenheit selbst der gebildeteren Klassen Frankreichs in Betreff anderer Länder hat weniger ihren Grund in der ihrem National-Charakter anhaftenden Ungründlichkeit in Allem, was nicht aufs praktische, unmittelbare Dasein geht, als in der gleichfalls nationalen Eigenthümlichkeit, daß sie davon fest überzeugt sind, sie seyen die Nation par excellence und die übrigen Völker als halbe Barbaren kaum der Rede werth. Wenn nun zwar Frankreich seit einigen Decennien allmälig von dem letzteren Glauben zurückgekommen ist, so steht doch der erstere noch immer unerschüttert und hat wenigstens noch so viel Einfluß auf die allgemeine Meinung behalten, daß Alles, was sich auf fremde Wissenschaft und Kunst u. s. f. bezieht, ziemlich als Nebensache betrachtet wird. Hieraus ist denn für Frankreich der große Uebelstand hervorgegangen, daß sich zuweilen selbst seine Gelehrten auf den gröbsten Schnitzern gegen die Geschichte, Geographie u. s. f. der anderen Länder ertappen lassen. Kein Feld der Wissenschaft aber ist wohl von den Franzosen in dieser Rücksicht mehr ignorirt worden, als die Geschichte, und kein Volk hat wiederum die Ehre gehabt, in dieser Beziehung mehr über die Achsel angesehen zu werden, als das deutsche; wahrscheinlich aus dem Grunde, weil die Deutschen von jeher sich mit der größten Aufmerksamkeit um die unbedeutendsten Kleinigkeiten in dem Leben der französischen Nation bekümmert haben. Man sieht also, daß auch im Großen das Sprüchwort wahr ist: „Undank ist der Welt Lohn."

Was wollen wir aber mit unseren Klagen gerade jetzt, wo die Franzosen offenbar auf dem Wege der Besserung sind? Ja, mit Stolz müssen wir ausrufen: Sehet her, eine Geschichte Preußens von einem Franzosen! — Nun gut denn; so wollen wir das Wunderthier einmal etwas bei Lichte besehen. Gegenwärtiges Werkchen, 300 und einige Seiten in Sedez stark, gehört zu einer großen Reihe theils schon gedruckter *), theils noch herauszugebender Geschichtsbücher, deren Gesammtheit die „Geschichte aller Länder der Welt" enthalten soll. Jeder Band, gewöhnlich die ganze Geschichte eines Landes enthaltend, kostet 1½ Fr. Die Geschichte von England jedoch umfaßt von den in der Note erwähnten zwei Bände.

Was die Geschichte Preußens betrifft, so scheint es der Vers., der Einleitung nach zu urtheilen, darin auf große Gründlichkeit und Ausführlichkeit abgesehen zu haben. Denn er bespricht in derselben den natürlichen und politischen Zustand Preußens nach allen Seiten hin, vorzüglich die geographischen und statistischen Verhältnisse des Landes, seine Erzeugnisse, Industrie, Handel, Bevölkerung u. s. f.; sodann verbreitet er sich auch über die kirchliche Verfassung, den öffentlichen Unterricht, die Gerichtsverfassung, die finanziellen Verhältnisse, die Armee u. s. f.; und das Alles ist mit vielem Fleiße geordnet und mit anerkennungswerther Klarheit und Einfachheit entwickelt. Die eigentliche Geschichte hat der Vers. in vier Bücher eingetheilt, die ohne Zweifel eben so viel Perioden enthalten sollen, wobei nur zu rügen ist, daß er die durch die Entwickelung des faktischen Stoffs selbst gebotene Nothwendigkeit dieser oder auch einer anderen Eintheilung nachzuweisen vergessen hat. Das erste Buch umfaßt die Geschichte Preußens von der Gründung des deutschen Ordens bis zur völligen Unterwerfung des Landes; das zweite erstreckt sich bis auf den Markgrafen und nachmaligen Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg; das dritte bis auf Friedrich den Großen, und das letzte enthält die Geschichte Friedrich's und der folgenden Könige. Wir hätten Manches gegen diese Perioden-Eintheilung, wenn es wirklich eine Eintheilung und nicht blos eine Theilung seyn soll, zu sagen, wollen uns jedoch mit der Bemerkung begnügen, daß die ganze zweite Hälfte der Geschichte im Verhältniß zur ersten viel zu flüchtig, gleichsam nur skizzenhaft, hingeworfen ist. Die Sitten und die Religion der alten Preußen sind ohnehin nicht einmal hinlänglich bekannt, als daß sie in einem für den gewöhnlichen Gebrauch bestimmten kleinen Handbuch eine so ausführliche Betrachtung verdient hätten, wie sie der Verfasser ihnen hat angedeihen lassen. Aehnliches gilt fast von der ganzen Geschichte des Ordens, die zwar hinlänglich bekannt ist, aber doch ohne Zweifel gegen die spätere Geschichte des Herzogthums Preußen, der Mark Brandenburg und des ganzen Königreichs bedeutend in den Hintergrund treten muß. In dem vorliegenden Werke aber nimmt die Geschichte Preußens bis auf den großen Kurfürsten excl. weit über die Hälfte des Ganzen ein, woraus nothwendig ein für die folgenden Zeiten sehr nachtheiliges Mißverhältniß in der Bearbeitung des Stoffs eintreten mußte. Wir sind der Meinung, daß der Vers. weniger nach einem wohlüberlegten Plan gearbeitet, geschweige sich um die Quellen der preußischen Geschichte gekümmert, als daß er die besten deutschen Handbücher der preußischen Geschichte auszugsweise übersetzt hat. Welche von diesen er hauptsächlich benutzt, ist bei einer Uebersetzung schwer zu sagen. Doch müssen wir auch andererseits anerkennen, daß er eine ihn selbst ehrende Unparteilichkeit und Freimüthigkeit in der Auffassung der Verhältnisse Preußens zu anderen Nationen, besonders zu Frankreich, an den Tag legt, so wie, daß sich die Erzählung selber durch einen klaren, leichten Stil wie durch große Frische der Darstellung empfiehlt. Wir können deswegen dies Buch mit gutem Gewissen nicht blos den Landsleuten des Verfassers, sondern auch den unsrigen empfehlen. Sr.

*) Erschienen sind bereits: Histoire de l'Irlande par Elias Regnault; Histoire de l'Autriche par P. Bernard; Histoire de l'Angleterre par Elias Regnault; Histoire de l'Océanie par Casimir Henrley und das oben angegebene.

Mannigfaltiges.

— Der neue Papst. Ueber die Wahl und die Persönlichkeit des neuen Oberhauptes der katholischen Kirche liest man in der Revue des deux Mondes: „Die politischen und kirchlichen Zustände unserer Zeit haben, wie es scheint, der Papstwahl die europäische Wichtigkeit wieder verliehen, die sie sonst hatte. Das Konklave hat sowohl durch seine rasche Entschließung als durch den Mann seiner Wahl einen Beweis von wahrer Einsicht gegeben. Der Kardinal Mastai-Ferretti, jetzt Papst Pius IX., hat, wie uns versichert wird, alle diejenigen Eigenschaften, die zur Beherrschung einer so schwierigen Stellung wie die gegenwärtige nothwendig sind. Die Römer sagen, daß es unter den Kardinälen dreierlei Kategorieen gebe: die pii (frommen), die dotti (gelehrten) und die politici (staatsmännischen). Der verstorbene Papst gehörte unzweifelhaft zur ersten Kategorie, wiewohl es ihm auch nicht an der Berechtigung fehlte, auf die zweite Anspruch zu machen; aber daß er der dritten ganz und gar nicht angehörte, das hat er nur allzu oft bewiesen. Vor allen Dingen bedurfte es also eines Staatsmannes. Das Konklave wurde unter dem Eindrucke der Anrede eröffnet, die der Kardinal Micara an den Kardinal Lambruschini gehalten; die strengen Worte des alten, kranken, dem Tode nahen Prälaten waren von großer Wirkung; ganz unmöglich kann jetzt die neue Verwaltung in die Fußstapfen der alten treten. In welchen Zustand diese die Legationen versetzte, hat man nur zu sehr wahrnehmen können; die nur mit Noth zurückgehaltene Gährung in den Provinzen ist vielleicht der hauptsächlichste Beweggrund gewesen, der die Arbeiten des heiligen Kollegiums beschleunigt hat, und gewiß hat kein anderer Grund mehr als dieser zur Erhebung des Kardinals Mastai beigetragen. Geboren in Sinigaglia, nach einander Erzbischof von Spoleto und Bischof von Imola *), kennt Pius IX. das Land, und hat man allen Grund zu glauben, daß er mehr mit Rücksicht auf die Bedürfnisse im Innern, als auf die Beziehungen nach außen zu seiner Würde erhoben wurde. Die letzte Regierung ist durch zwei Einflüsse beherrscht worden: durch den der Jesuiten, die die Beichtväter Gregor's XVI. waren, und durch den Oesterreichs, welchem der Minister Lambruschini notorisch unterworfen war. Diese beiden Einflüsse aber sind so exklusiver Natur, daß sie unter anderen Personen und Zuständen in jener Weise nicht fortdauern können. Pius IX., der der Weltgeistlichkeit angehört, welche in Italien eben so wie anderwärts die Suprematie der Ordensgeistlichen nicht leicht zuläßt, wird in Bezug auf die Letzteren weniger Rücksicht nehmen, als der fromme Kamaldulenser, dessen Nachfolger er ist. Die Ordensgeistlichen selbst, Franziskaner, Dominikaner, Theatiner, würden nicht sehr betrübt darüber seyn, wenn die Gesellschaft Jesu, die seit vierzehn Jahren alle Gewalt sich anmaßte, ein wenig gedemüthigt würde. Wenn irgendwo noch Eifersucht unter den verschiedenen geistlichen Orden herrscht, so ist dies natürlich in Rom der Fall, und die Jesuiten haben Zeit gehabt, sich viele Neider zu erwecken. In der That haben sie auch auf allen Rangstufen der Kirche ausgezeichnete Männer zu paralysiren gewußt, von denen sich unter einem anderen Regiment manches Gute erwarten läßt. Ja, wenn es der päpstlichen Regierung um weise Reformen zu thun ist, so dürfen wir wohl hoffen, daß Männer wie Monsignor Marini, jetziger Gouverneur von Rom, oder wie der Pater Ventura, Theatiner-General, hinfüro im Rathe des heiligen Stuhls einen bedeutungsvollen Platz einnehmen werden."

— Ibrahim Pascha in England. Man weiß nicht, wer den Anderen mehr anschaut: ob der Aegypter die Engländer, oder John Bull den Aegypter. So oft er in London den Gasthof (Mivart's Hotel) verließ, in welchem er wohnte, war der Weg, den er einschlug, so voll von Menschen, daß aller Verkehr stockte und die in beständiger Bewegung sich befindenden Hunderte von Omnibus andere Straßen einschlagen mußten, um nicht in ihrem Laufe zu lange aufgehalten zu werden. Da auch der Tunesische Gesandte in Mivart's Hotel wohnt und dieser ein ganz ähnliches Kostüm trägt, wie Ibrahim, so ist dadurch manches Quiproquo erregt worden. Während seines Aufenthalts in Birmingham besuchte der ägyptische Prinz unter Anderem auch eine Bude, in welcher das Skelett eines ungeheuren Wallfisches gezeigt wurde. Der Eigenthümer desselben führte den Gast in das Innere des Gerippes selbst hinein, wo er ihn mitten unter den kolossalen Rippen und Wirbeln stehen ließ, um hinaus vor die Thür zu eilen und unter Trommel- und Trompetenschall anzukündigen, daß das geehrte Publikum jetzt ohne Erhöhung des Eintrittspreises den König der Meere und den Sohn des Königs von Aegypten auf einmal sehen könne!

*) Im Kirchenstaate kömmt es zuweilen vor, daß ein Prälat von einem erzbischöflichen Sitze nach einem bischöflichen versetzt wird, ohne daß seine Würde darunter leidet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Oeffentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 86. Berlin, Sonnabend den 18. Juli 1846.

Frankreich.

Die Aufsicht über die Eisenbahnen in Frankreich.

Die vielen auf französischen Eisenbahnen vorkommenden Unglücksfälle müssen nothwendig den Gedanken erregen, daß es in Frankreich entweder gar keine oder doch eine sehr mangelhafte Eisenbahn-Polizei gebe. Das erste bedeutendere Unglück, das auf einer Eisenbahn überhaupt sich zutrug, war das auf der Paris-Versailler Bahn (linkes Seine-Ufer), welches in ganz Europa Schrecken verbreitete und in England wie in Deutschland sogar auf den Cours der Eisenbahn-Actien wirkte, weil man befürchtete, es möchte nun überall eine große Scheu vor dieser Art des Reisens eintreten; und das letzte bedeutende Eisenbahn-Unglück, das, indem wir dies schreiben, von den Zeitungen gemeldet wird, hat sich abermals in Frankreich zugetragen, und zwar auf der neuen Nordbahn, die erst vor wenigen Tagen durch die rauschendsten Festlichkeiten, zu denen sich die Pariser und die Brüsseler vornehme Gesellschaft vereinigt hatten, eingeweiht worden war. Die Befürchtungen vor einer allgemein werdenden Scheu gegen das Eisenbahnreisen haben sich zwar nicht bestätigt, indem man namentlich außerhalb Frankreichs die Unfälle, die dort auf einigen Bahnen vorkamen, nicht zum Maßstabe der Gefahren überhaupt machte, welche mit dem Reisen auf Eisenbahnen verbunden seyen. Gleichwohl bleibt die Meinung vorherrschend, daß die französische Polizei, die in anderen Stücken ihren alten Ruf der Umsicht und Schlauheit, wie der Strenge und Willkür, selbst unter dem constitutionellen Juli-Regiment sich bewahrt hat, auf den Eisenbahnen schwach, unthätig und pflichtvergessen sey, so daß in dieser Beziehung selbst England, wo sich doch die Polizei niemals in die Angelegenheiten ehrlicher Leute einmischt, und die Vereinigten Staaten, wo man das Institut der Polizei im Sinne der europäischen Einrichtungen derselben gar nicht kennt, weit über dem noch von Napoleonischen Gendarmen und von Fouchéschen Polizeibeamten kontrolirten Frankreich ständen.

Inzwischen liegt es keineswegs an der Gesetzgebung und an der von ihr vorgeschriebenen Aufsicht, wenn auf französischen Eisenbahnen die Unfälle sich häufen, während in Deutschland, dem Himmel sey Dank, kaum ein anderes Unglück zu beklagen ist, als das der bedauernswerthen Lebensmüden, die auf den Eisenbahnen die Todesart der dem Götzen Dschaggernath sich opfernden unwissenden Hindus suchen, wobei das Unbegreiflichste, daß auch züchtige und sittige Frauen und Jungfrauen das öffentliche Skandal nicht scheuen, dem sie sich dabei nothwendig aussetzen. In Frankreich, und zwar selbst in den gelehrten Hallen der Akademie, hat man zwar jenen Mangel an Unfällen in Deutschland einem Mangel an geistiger Lebhaftigkeit oder auch an physischer Regsamkeit zuschreiben wollen; allein abgesehen davon, daß es eher von Elastizität als von Trägheit des Geistes zu zeugen scheint, wenn hier Gefahren abgewandt werden, denen man dort preisgegeben, ist es auch widersinnig, Ursachen für den Mangel an Unfällen auffinden zu wollen, während es doch vielmehr darauf ankömmt, da den eigentlichen Grund aufzufinden, wo sich die traurigsten Unfälle nur allzu oft wiederholen.

Dieser Grund wird aber kein anderer seyn, als 1) der mit dem französischen Charakter so häufig verbundene Leichtsinn, der aller Gesetze und Verordnungen spottet und der eben so auf Landstraßen und Wasser-Communicationen, wie jetzt auf Eisenbahnen, viele Unglücksfälle zu verantworten hat, und 2) der ebenfalls in Frankreich bei öffentlichen Unternehmungen, die an die Meistbietenden oder Mindestfordernden überlassen werden, nur zu häufig vorkommende Mangel an strenger Redlichkeit. Uns Deutschen ist aus der Napoleonischen Zeit noch in allzu guter Erinnerung, welche Corruption durch die Beamten der französischen Armee in alle Lieferungsgeschäfte, sey es nun für die Gesunden oder für die Kranken des Heeres, gebracht worden ist. Dieselbe Corruption herrscht auch jetzt noch jenseits des Rheines, und in ähnlicher Weise, wie vor kurzem bei der Untersuchung in Bezug auf den eingestürzten Tunnel der Eisenbahn bei Cumptich in Belgien eine furchtbare Uebervortheilung von Seiten der leitenden wie der ausführenden Bau-Unternehmer entdeckt worden, dürfte wohl auch einmal zu Tage kommen, durch welche Nichtswürdigkeiten in Frankreich nicht blos die Kosten der Eisenbahnen in die Höhe getrieben, sondern auch Menschenleben gefährdet worden, indem entweder der Unter- oder der Oberbau, oder auch die Transportfahrzeuge, die Schleppketten u. dgl. m. nicht in der Weise hergestellt wurden, wie es die öffentliche Sicherheit verlangt.

Wer sich über die Entstehung, die Gesetzgebung, die Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen der französischen Eisenbahnen genau zu unterrichten wünscht, dem ist jetzt eine treffliche Gelegenheit in dem umfassenden Werke dargeboten, das der Dr. Freiherr F. W. von Reden unter dem Titel: „die Eisenbahnen Frankreichs" als Fortsetzung seiner geschichtlich-statistischen Darstellung der deutschen Eisenbahnen so eben herausgegeben hat.*) In diesem Werke, das dem Könige der Franzosen, Ludwig Philipp I., gewidmet ist, befindet sich die Auseinandersetzung aller Verhältnisse von 57 verschiedenen Eisenbahnen Frankreichs; ferner eine kurze Geschichte des Eisenbahnwesens in diesem Lande; eine Zusammenstellung der Actien-Course der bedeutendsten Eisenbahnen an der Pariser Börse während der J. 1843, 1844 und 1845; eine Darlegung des Systemes, das in Frankreich bei dem Bau und dem Betriebe der Bahnen befolgt wird; eine Uebersicht der Verordnungen in Bezug auf die Eisenbahn-Polizei, und endlich acht verschiedene statistische Tafeln zur Vergleichung — auch mit deutschen Eisenbahnen — der Anlage-, der Betriebs- und der Verwaltungskosten, des Personen- und des Frachten-Verkehrs, des Ertrages und der Ueberschüsse aller bereits dem Verkehr übergebenen, so wie der wichtigsten Verhältnisse der im Bau befindlichen oder von den Kammern genehmigten Eisenbahnen Frankreichs.

Für den Zweck unserer heutigen Mittheilung entlehnen wir dem inhaltreichen Buche Einiges über die französische Eisenbahn-Polizei, woraus unsere Leser ersehen werden, daß es in Frankreich keineswegs an den nöthigen Anordnungen fehlt, die aber freilich nicht immer ausreichen, wo dem Leichtsinn oder der geschickt maskirten Gewinnsucht die Leitung von Unternehmungen anvertraut ist.

„Das erste in dieser Beziehung bemerkenswerthe Gesetz erschien im Jahre 1836. Eine königliche Ordonnanz vom 22. Juli d. J. schrieb die Proben vor, welche mit den Dampfkesseln und den Lokomotivröhren angestellt werden sollten. Nach Art. 1 sollten vom 1. Januar 1840 an keine Dampfkessel und Lokomotivröhren angenommen werden, um auf irgend einer Bahn den Dienst zu verrichten, wenn sie nicht vorher durch zweifachen Druck von dem, was der Kessel im wirklichen Gebrauche nur zu ertragen braucht, erprobt worden wären. Dieses sollte statt der dreifachen Druckkraft gelten, welche kupferne Kessel und Kessel von Eisenblech bei anderen Maschinen, nach der Ordonnanz vom 6. Mai 1828, in der Probe ertragen müssen.

„Nach Art. 2 sollten die Probeversuche Behufs Aufnahme neuer Maschinen bis zum 1. Januar 1840 durch die Hälfte der Druckkraft mehr, als die wirklich einfache erfordert, geschehen, doch von dieser Zeit an sollten selbst diejenigen Maschinen, welche unter den zuletzt genannten Bedingungen angenommen wären, bei einer wichtigen Reparatur durch Ertragung des Doppeldrucks erprobt werden.

„Im dritten Artikel wird dann der Gebrauch aller Maschinen untersagt, die in Folge der Probeversuche Veränderungen erfahren haben, die deren Dauerhaftigkeit und Festigkeit in Zweifel stellen könnten.

„Eine Instruction vom 23. August 1839 betrifft gleichfalls die vor der Benutzung der Maschinen nothwendigen Probeversuche und das dabei zu beobachtende Verfahren.

„Eine andere Bestimmung des Ministers der öffentlichen Arbeiten bezieht sich auf die Vorsichtsmaßregeln, um Unglücksfälle auf den Eisenbahnen zu verhüten. Der Ansicht einer Kommission der Dampfmaschinen zufolge, sollen Lokomotive mit 4 Rädern für die Personenzüge unzulässig seyn; ferner soll hinter dem Tender noch ein Packwagen vor den Personenwagen herfahren. Im dritten Artikel wird verboten, die Lokomotive nachschieben zu lassen, besondere Fälle ausgenommen. Artikel 4 bestimmt, daß bei einem Zuge von 5 Wagen ein leerer Wagen, und bei einem Zuge von mehr als 5 Wagen 2 Wagen ohne Reisende sich an der Spitze des Zuges befinden müssen. Nach Art. 5 ist es verboten, die Reisenden in den Wagen einzuschließen. Nach Art. 6 sollen die Gesellschaften Register oder Dienst-Etats für jede Lokomotive halten. Nach Art. 7. müssen die Präfekten die Zeit bestimmen, welche zwischen der Abfahrt zweier auf einander folgender Züge liegen muß, unter Billigung der Ober-Behörde.

„Vergleicht man hiermit eine Bekanntmachung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, vom November 1845, so sollen die Dampfkessel und Röhren nicht allein Probeversuche bestehen, wenn sie in den Dienst der Bahn aufgenommen werden, oder falls sich Reparaturen nothwendig finden, sondern die Ingenieure des Bergwesens haben auch die Verpflichtung, in den Werkstätten die verschiedenen Gegenstände der Fabrication, welche das Metall-Material

*) Berlin, Posen und Bromberg, bei E. S. Mittler, 1846.

des Betriebes bilden, zu überwachen. Dieses findet Anwendung auf die Bahnen von Paris nach Saint-Germain, nach Verſailles (linkes Ufer), von Paris nach Rouen, nach Corbeil und nach Orleans. Alle dieſe Linien, 305 Kilometer lang, ſtehen unter der Aufſicht eines Haupt-Ingenieurs und eines Unter-Ingenieurs des Bergweſens, die zu Paris wohnen, ſich von dem guten Zuſtande der Lokomotive, Wagen und des ſtehenden Materials überzeugen und die Unglücks- wie Verzögerungsfälle protokolliren müſſen. Die Maſchinen, Wagen u. ſ. w. mancher Eiſenbahnen, wie z. B. von Saint-Germain, Corbeil und Orleans, werden wöchentlich unterſucht. Unter dem feſtſtehenden Material begreift man Schienen, Spurwechſel, Drehſcheiben, hydrauliſche Krähne u. ſ. w. Dieſe Ueberwachung iſt faſt allgemein, erſtreckt ſich ſowohl auf die im Betriebe befindlichen Bahnen, als auch auf die entſtehenden. Dennoch haben ſich in letzterer Zeit ſehr viele Unglücksfälle auf den Eiſenbahnen Frankreichs ereignet, und man hat ſelbſt in den franzöſiſchen Kammern keinen Anſtand genommen, den Grund davon in einem den Franzoſen angeborenen Leichtſinn zu ſuchen.

„Blickt man nun auf die Eiſenbahn-Polizei zurück, ſo waren es beſonders drei Punkte von großer Wichtigkeit, welche die Nothwendigkeit herausſtellten, die Ueberwachung der Eiſenbahnen zum Gegenſtande eines beſonderen Geſetzes zu machen. Dieſe Punkte ſind:

1) die Erhaltung der Eiſenbahnen;
2) den Nachtheilen vorzubeugen, welche die Conceſſionaire der Eiſenbahnen auf die Grundbeſitzer ausüben könnten, deren Grundſtücke den Bahnen zunächſt liegen;
3) der Schutz und die Erhaltung des Lebens der Reiſenden gegen die Sorgloſigkeit der Verwaltungen und die Bosheit ſchlechter Menſchen.

Dies ſind die weſentlichſten Punkte, mit denen daher das in drei Haupt-Abſchnitte getheilte Eiſenbahn-Polizeigeſetz vom 15. Juli 1845 ſich beſchäftigt.

„Die Erhaltung der Eiſenbahnen erforderte einen ganz beſonderen Schutz, als Folge der eigenthümlichen Verhältniſſe, in welchen dieſe Communicationswege ſich befinden, die es namentlich nicht geſtatten, manche Geſetze und Verordnungen, welche für die allgemeinen Landſtraßen in Anwendung kommen, auch auf ſie anzuwenden. Die Aufrechterhaltung z. B. des libre parcours ſtellte ſich für die Eiſenbahnen als unpraktiſch heraus; daher die vom Geſetze gebotene Nothwendigkeit, dieſe Schienenwege einzufriedigen und ſie auf beiden Seiten und der ganzen Ausdehnung der Bahn, durch Hecken oder Pfahlwerk am Rande, von den anſtoßenden Beſitzungen zu trennen.*) Das Durchſchneiden der Eiſenbahnen iſt nur an ſolchen Stellen geſtattet, deren Zugang bewacht wird.

„Ferner werden die Conceſſionaire oder Betriebspächter der Eiſenbahnen von ihrem Privat-Intereſſe nur zu oft verleitet, den Klauſeln und vorgeſchriebenen Bedingungen entgegen zu handeln. Der zweite Abſchnitt des Geſetz-Entwurfes ſtellt die Gewährleiſtungen feſt, welche das Gemeinwohl in dieſer Beziehung zu fordern berechtigt iſt.

„Auf der anderen Seite konnte das Leben der Reiſenden der Sorgloſigkeit einiger Verwaltungen und den Gefahren nicht ausgeſetzt bleiben, welche ſchon mehrere Male die Folge frevelhafter Verſuche von rachſüchtigen und ſonſt dem allgemeinen Wohle feindlichen Perſonen geweſen ſind. Der dritte Abſchnitt des Geſetzes bezweckt, dieſen bedauerlichen Unfällen ſo viel als möglich vorzubeugen."

Aus der betreffenden Verordnung vom 15. Juli 1845, Titel III, heben wir nachſtehende Punkte hervor:

Maßregeln, betreffend die Sicherheit des Verkehrs auf Eiſenbahnen.

16) Wer das Geleiſe der Eiſenbahn abſichtlich zerſtört oder beſchädigt, einen Gegenſtand auf die Bahn legt, welcher den Verkehr ſtört, oder irgend ein Mittel anwendet, um die Bewegung der Züge zu verhindern oder dieſelben aus dem Geleiſe zu bringen, ſoll mit Gefängniß beſtraft werden. Hat die begangene Handlung Tödtung oder Verwundung zur Folge gehabt, ſo ſoll der Schuldige im erſten Falle mit dem Tode, im zweiten Falle mit dem Arbeitshauſe beſtraft werden.

19) Wer durch Ungeſchicklichkeit, Unvorſichtigkeit, Unaufmerkſamkeit, Nachläſſigkeit oder Nichtachtung der Geſetze und Verordnungen auf einer Eiſenbahn, oder in deren Bahnhöfen und Halteplätzen, einen Unfall verurſacht hat, welcher Verwundungen zur Folge hatte, ſoll mit 8 Tagen bis 6 Monaten Gefängniß und einer Geldbuße von 50 bis 1000 Fr. beſtraft werden. Wenn der Unfall den Tod eines oder mehrerer Menſchen zur Folge hatte, ſo ſoll die Gefängnißſtrafe auf 6 Monate bis 5 Jahre, die Geldbuße auf 300 bis 3000 Fr. geſchärft werden.

20) Jeder Maſchinenführer oder Conducteur, dem zugleich die Handhabung einer Bremſe anvertraut war, ſoll, wenn er während der Bewegung des Zuges ſeinen Poſten verläßt, eine Gefängnißſtrafe von 6 Monaten bis 2 Jahre leiden.

22) Die Conceſſionaire oder Pächter einer Eiſenbahn haben, ſowohl dem Staate als Privaten gegenüber, für jeden Schaden einzuſtehen, welcher beim Betriebe der Bahn durch Adminiſtratoren, Direktoren oder Angeſtellte von irgend einem Range zugefügt wird. Wird die Eiſenbahn auf Koſten und Rechnung des Staates betrieben, ſo iſt dieſer in derſelben Weiſe jedem Privaten verantwortlich.

*) Durch beſſere Einfriedigung der deutſchen Eiſenbahnen — wie ſie namentlich bei den meiſten Bahnen in England anzutreffen — dürften wohl auch am ſicherſten die Urſache zum Selbſtmord auf denſelben verhindert werden. D. R.

England.

Die Bewegung in der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche Deutſchlands, vom anglikaniſch-orthodoxen Standpunkte betrachtet.

(Schluß.)

„Wir haben ſchon bemerkt, daß es der neuen Reformation an hervorragenden Führern mangelt. Da es alſo kein Individuum giebt, welches die Bewegung repräſentirt und deſſen Schriften eine Darlegung ihrer Prinzipien enthalten, ſo müſſen wir uns nothgedrungen zu denjenigen wenden, die ſich zu Wortführern der öffentlichen Meinung aufgeworfen haben. Dieſe einſtweiligen Koryphäen ſind Männer von philoſophiſcher und literariſcher Bildung, den Weltgeſchäften und den Erfahrungen des öffentlichen Lebens fremd und gewohnt, alle Ereigniſſe vom abſtrakten Standpunkt und im Lichte ihrer Wiſſenſchaft zu betrachten. Zu dieſen gehört Gervinus, den wir als den Vertreter und Dolmetſcher einer zahlreichen Klaſſe betrachten können. Die Grundſätze, die er enthüllt, und die Maßregeln, die er ſeinen Landsleuten empfiehlt, ſind mit ſcheinbarer Mäßigung auseinandergeſetzt, alle Glaubensbekenntniſſe und ihre Anhänger werden mit Rückſicht oder vielmehr mit Herablaſſung behandelt, aber er giebt nichtsdeſtoweniger deutlich zu verſtehen, daß Alles, was wir bisher mit Achtung und Ehrfurcht betrachteten, geſtürzt werden müſſe und in das Reich der Vergangenheit gehöre. Die Menſchheit iſt, wenigſtens in Deutſchland, mündig geworden und kann jeder ferneren Leitung entbehren. „„Im vorigen Jahrhundert haben in Frankreich geniale Köpfe, die Voltaire, die Rouſſeau und Diderot, die geiſtige Welt und die alten Vorſtellungen untergraben; heute iſt es in Deutſchland eine Legion von Menſchen, die jeder einzeln gemeſſen weit unter dem Mittelmaße ſtehen, zuſammen aber dieſelben umſtürzenden Wirkungen bereiten werden, wenn nicht poſitive Schöpfungen der politiſchen Welt ihnen zeitig entgegentreten .... Im ſechzehnten Jahrhundert konnte ein Glaubensheld wie Luther aufſtehen, der ſich in die patriarchaliſchen Zuſtände des iſraelitiſchen Volkes zurückdebte, der Gott und Teufel um die Herrſchaft der Welt im Kampfe ſah, der der menſchlichen Vernunft Hohn ſprach, wenn ſie ſich anmaßen wollte, die Geheimniſſe der Offenbarung zu durchdringen und das Wort der Bibel zu meiſtern, dem er blindlings folgte. Könnte ſich aber Jemand heutzutage darüber täuſchen oder Andere täuſchen wollen, daß dieſer lutheriſche Glaube noch einmal unter den vielen aufleben oder ein anderer Religionsglaube in den ähnlichen Gränzen mit der gleichen Glaubenskraft gepaart ſeyn könnte? Das Eine und das Andere iſt mit Luther's Jahrhundert dahin, und ſoll es jemals wiederkehren, ſo könnte es nur zu einer Zeit geſchehen, wo alle Verhältniſſe und Menſchen dieſer Tage vergangen wären, wo Gott dieſe germaniſche Welt und ihre Kultur in Scherben geſchlagen und in dem Tiegel der Jahrhunderte und der Völkermiſchungen umgeſchmolzen hätte. Aber ſo wie dieſe Zeiten nun beſchaffen ſind, wo zwiſchen uns und Luther's religiöſem Zeitalter ein anderes Jahrhundert liegt, das die Freigeiſterei auf den Thronen geſehen hat, das die Wiſſenſchaft geboren und in alle Zweige des Lebens getragen, das in dem Buche der Natur eine neue, eine ewige, unwiderrufliche Offenbarung geleſen hat, die den Buchſtaben der geſchriebenen Offenbarung ſo vielfach vertilgte, wo der menſchliche Geiſt zu einer kühnen Selbſtachtung, ja Selbſtvergötterung gekommen iſt — in einer ſo beſchaffenen Zeit iſt eine ganz unüberſchreitbare Kluft gelegt, die den Rückgang zu den Zuſtänden einer ſolchen Alleinherrſchaft der religiöſen Bedürfniſſe und Weltanſichten gänzlich verſperrt. Es nützt nichts, ſich über dieſen Stand der Dinge betrügen zu wollen; ſo iſt es, und es iſt nicht durch Menſchenkünſte ſo geworden."" — — —

„Dieſes alſo ſind die Meinungen eines populairen Geſchichtsſchreibers, eines ausgezeichneten Profeſſors an einer ausgezeichneten Univerſität, deſſen Auditorium gegenwärtig ſo zahlreich iſt, daß er ſtatt ſeines eigenen Zimmers den Hörſaal der Hochſchule zu ſeinen Vorträgen benutzen muß, und der ſie unwiderſprochen, unwiderlegt als den Nationalgedanken verkündet. Auch iſt Gervinus nicht der einzige, der ſolche Anſichten ausſpricht und drucken läßt. Faſt alle Tagesſchriftſteller bekennen ſich zu denſelben Grundſätzen, und noch unlängſt haben zwei Geiſtliche, Wislicenus in Halle und Uhlich, ſich für die völlige Abſchaffung aller orthodoxen Lehrſätze und gänzliche Verwerfung einer poſitiven Offenbarung erklärt.

„Die Lieblings-Idee der populairen Schule, zu deren Vertretern wir Gervinus rechnen, iſt die Fuſion oder Vereinigung der in Deutſchland beſtehenden chriſtlichen Konfeſſionen und die Herſtellung, vermittelſt dieſer erneuerten deutſchen Kirche, der allgemeinen Einheit des Chriſtenthums. Dieſe Idee iſt an ſich ſchön und wahr, aber leider fehlen die Mittel zu ihrer Verwirklichung. Unſer Verfaſſer ſieht jedoch hierin keine Schwierigkeit.*) Die Ausführung des großen Werks iſt den Mittelklaſſen vorbehalten, die ſich der modernen Bildung am meiſten angeſchloſſen haben. Völliger Indifferentismus iſt die ſicherſte und einzige Bürgſchaft einer unparteiiſchen Erwägung der verſchiedenen Religionsſyſteme. Alle, die noch ſo unreifen Geiſtes ſind, daß ſie an einem beſtimmten Glaubensbekenntniß hängen, zeigen dadurch ihre Unfähigkeit, an der Entwickelung eines Zuſtandes der Dinge theilzunehmen, dem das Chriſtenthum als bloße Einleitung diente. Das Volk muß daher die Religion in ſeine eigenen Hände nehmen, wie es der Zeitgeiſt und die vorgeſchrittene Kultur unſeres Jahrhunderts mit ſich bringen. Es muß eine Bekenntnißformel aufgeſtellt werden, die ein Minimum des poſitiven Glaubens beſtimmt, aber auch das Maximum deſſelben nicht ausſchließt. Alle Polemik hört auf, da

*) Aber Gervinus ſpricht ja ausdrücklich nur von der Möglichkeit eines ſolchen Einigung.

unser Zeitalter nur solche Religionsartikel anerkennt, die keinen Zweifel zulassen, und der Ausspruch Jesu: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, soll endlich zur Wahrheit werden. Da mithin aller Grund zum Streite wegfällt, so werden die jüngeren Zweige der großen menschlichen Familie Zeit und Gelegenheit haben, sich zu derselben Mündigkeit aufzuschwingen, die ihre älteren Brüder schon erreicht haben.

„Diese Axiome legt der Verfasser nicht als etwas Neues vor, sondern als den Ausdruck des unter seinen Landsleuten herrschenden allgemeinen Gefühls. Dem Geiste, wenn nicht der Form nach, besteht ein solcher Zustand schon jetzt; absolute Denk- und Glaubensfreiheit regiert, und es fällt Keinem ein, seinen Glauben an veraltete Formeln zu ketten. Das Christenthum und die Kirche — denn die Namen will man beibehalten — sollen zum zweitenmal ins Leben treten, aber nicht als Offenbarung, sondern als das natürliche Resultat des intellektuellen Fortschritts und der populären Selbstentwickelung.

„Als Werkzeuge zur Erreichung dieses Resultats werden Versammlungen vorgeschlagen, denen man gleichermaßen den traditionellen Namen: Synoden beilegt. Jede Synode soll aus Mitgliedern bestehen, welche die Gemeinden repräsentiren und dem Laienstande zugehören, um den angeborenen, unvertilgbaren Ehrgeiz aller Priesterkasten auszuschließen; indessen sollen zehn Gemeinden je einen Theologen wählen, dessen Theilnahme nicht seines geistlichen Charakters, sondern seiner wissenschaftlichen Bildung halber zu wünschen ist. Wie die Synode nach erfolgter Konstituirung zu Werke gehen soll, ist eine schwierigere Frage. Wie weit ihre Autorität zu reichen habe, über welche Punkte eine allgemeine Vereinbarung nothwendig oder unnöthig seyn dürfte, läßt sich fürs erste nicht gut bestimmen; es können hundert Entwürfe auftauchen, die weder ganz annehmbar noch ganz verwerflich wären. Die Staatsgewalt darf sich beileibe nicht einmischen — die große Kunst ist, den Volksinstinkt gewähren zu lassen; er wird den Weg zu seinem Ziele finden und vielleicht einen anderen Weg einschlagen, als alle die hundert Entwürfe. „„Auf diesem Wege würde dem Einbruch der Sekten vorgebaut werden: sie entstehen nur unter einem System der Verfolgung und des Ausschlusses und haben in ihrem traurigen Gefolge, wie es in England und Amerika überall zu sehen ist, den Verketzerungstrieb, die Isolirung von aller Fortbildung, das Rückbleiben in dem geistigen Gange der Nation, das Erstarren und Feststehen der Doktrin. Man mag vag und bequem diese Freiheit nennen, in der sich jeder Geistliche und Laie und jede Gemeinde nach eigenem Ermessen unter dem weiten Schutze des Staats bewegen würde; von Seiten unserer Theologen dürfte man darum einer solchen Gestaltung der Dinge nicht Ernst und Tiefe absprechen. Denn wenn diese Männer noch wahrhaft Vertrauen zu ihrem Glauben und ihrer Lehre haben, so hätten sie dann erst einen großen, lockenden Kampfplatz, um ihren Doktrinen Geltung zu schaffen. Denn nur wenn sie dies vermögen ohne die künstliche Hülfe der Staatsgewalt durch den Geist und Gehalt der Lehre, kann dieser ein wahrer Werth beigelegt werden, und es ist ihnen alsdann ein schrankenloser Wirkungskreis gegeben.““

„Indem Gervinus solche Pläne und Grundsätze vorbringt, weiß er sie mit vieler Kunst als die höchsten Formen der Humanität und göttlichen Tugend darzustellen. Durch ihre Annahme, meint er, würde die christliche Religion ihren eigenthümlichen Vorzug bewähren, daß sie, ohne sich selbst zu zerstören, den Bedürfnissen aller Zeiten, aller Völker sich anpassen kann. „„Der Apostel Paulus übte, lehrte und pries die Fähigkeit an sich, Allen Alles zu seyn, und der heilige Augustinus rieth schon in ausdrücklicher Beziehung auf die Glaubensartikel, sie so zu stellen, daß Jeder seine persönliche Ansicht damit vereinigen könne. Der Papismus selbst hätte viele von den lutherischen Neuerungen ertragen, wenn sie nur nicht die römische Kirche und die Doktrinen der Schule verdammt hätten! Jenes System echter und aufrichtiger Duldung ist das einzige rechtliche, das würdigste und das freieste Band, das die Bekenner unserer Religion umschlingen kann, und das christlichste Band zugleich: weil nur unter der Herrschaft eines solchen Systems die christliche Kirche auf Erden das Abbild jenes Vaterhauses seyn wird, in dem es viele Wohnungen giebt.““

„Unser Verfasser erkennt und bekämpft drei Einwendungen, die man der neuen Kirche machen werde: erstens, daß sie kein Element der Fortdauer in sich schließe; zweitens, daß ihre Grundsätze nur gewissen Zuständen des menschlichen Lebens Genüge leisten, und drittens, daß Vernunft und Morallehre allein sich nur für die gebildeteren Klassen der Gesellschaft eignen. Diese Einwürfe weiß er leicht zu beseitigen. „„Unsere Geistlichen geben uns zu bedenken““, sagt er, „„daß eine so klare und fröhliche Religion wohl für den gewöhnlichen munteren Gang des Lebens befriedigen möge, daß sie aber in den ernsten Stunden nicht zureichen werde, wo uns das Schicksal mit feindlichen Händen ergreift und uns mit innerer und äußerer Bedrängniß heimsucht, vor der der menschliche Witz verstummt. Aber es haben sich Tausende von Menschen auf unserer germanischen Erde auch bisher schon in diesen tragischen Lagen zu fassen gewußt; wir sind der Erbsündenangst entronnen, die wie die Gespensterfurcht nur die Frucht einer abergläubischen Religionslehre war; und für die schlichte Bildung eines natürlichen Menschen hat die bloße Hinweisung auf den großen Gott, der sich in der breiten Schöpfung der Natur auch dem stumpfesten Sinne, der dem feiner organisirten Geiste sich in den Verschlingungen des inneren Lebens offenbart, eben so viel, ja wohl selbst mehr Positives und Handgreifliches, als der Glaube an eine Vermittelung und Versöhnung haben kann.““

„Wenn wir uns von diesem Stimmführer der Bewegung zu ihrem ersten Urheber, dem beliebten Volks-Agitator, wenden, so bemerken wir, daß dieser an Gelehrsamkeit und Bildung weit unter dem Professor steht; seine Ansichten sind unbestimmter und weniger durchgeführt, seine Schreibart verworren und ermüdend; was er sagt, ist nur für den großen Haufen berechnet, und seine Sprache ist durch den Gebrauch oder vielmehr durch den Mißbrauch von Citaten aus der heiligen Schrift entstellt. Rom ist ihm das Symbol der geistigen Stagnation, das eingedrungene antinationale Element, das den deutschen Sinn und den deutschen Charakter unterdrückt, während die neue Kirche das Signal zur freien Entwickelung des menschlichen Geistes, zur Herrschaft der Tugend, der Duldung und des wahren Evangeliums giebt. Durch sie erfüllt die Religion ihre Bestimmung, eine liebende Mutter zu seyn, die alle ihre Kinder segnet und keine verdammt. Nach Ronge ist die heilige Schrift nur insofern als das Wort Gottes zu betrachten, als ihr Inhalt mit der menschlichen Vernunft übereinstimmt oder der Begriffe würdig erscheint, die wir uns von dem höchsten Wesen bilden. Vieles ist Mythe oder Gleichniß, Manches Erfindung der Priesterschaft. Unter dem künftigen Gericht wird die Weltgeschichte verstanden, welche über Alles, selbst über die Religion, richtet. Das Individuum stirbt; nur das menschliche Geschlecht ist unsterblich. Der heilige Geist und der Zeitgeist ist dasselbe — dem Stellvertreter Christi, dem Zeitgeist, ist man also denselben Gehorsam schuldig, den die Kirche für Christum in Anspruch nimmt.

„Es ist nicht ohne Widerwillen, daß wir unseren Lesern so flache Sophistereien auftischen und sie mit dergleichen Citaten und Raisonnements ermüden. Wären diese Bücher nur als die Produkte der thörichten oder gottlosen (!) Männer zu betrachten, die sie geschrieben haben, so hätten wir es für unnöthig gehalten, ihrer Erwähnung zu thun. Aber man erinnere sich, daß sie und ihres gleichen in Deutschland die tägliche Nahrung des gebildeten Mittelstandes ausmachen, daß sie von einem mächtigen Volke mit Begierde aufgenommen werden und in ihm einen Wiederhall finden, und daß sie den Geist nicht ihrer Verfasser, sondern einer gereiften, praktischen, entschlossenen Menschenklasse aussprechen. In ihnen birgt sich ein großer Theil der künftigen, ja der nächsten Geschichte Deutschlands, wo sowohl die Freunde der Bewegung als die der Ordnung sich schon zu einem Umsturz vorbereiten, der einen neuen Zustand der Dinge herbeiführen soll und bei dessen Einweihung das Blut von tausend Hekatomben fließen wird.“

So weit der englische Reviewer, dessen Bemerkungen wir dem Urtheil der deutschen Leser überlassen. Sie werden vielleicht manches Weizenkorn unter der Spreu entdecken; das Schroffe und Engherzige in seiner Anschauungsweise aber ist von seinem eigenthümlichen Standpunkt unzertrennlich. Eine der beklagenswerthesten Früchte unserer kirchlichen Zerwürfnisse ist es ja, daß sie das leidige odium theologicum in seiner ganzen Bitterkeit aufgefrischt und die gegenseitige Duldung, den Geist der Liebe, der mehr bedeutet, als alle Dogmatik, noch einmal von der Erde verbannt haben!

Rußland.

Die Finnen in Piter.*)

Die Schornsteinfeger. — Die Marktleute. — Finnische Ehrlichkeit. — Der Schlichhandel. — Der Gänsemarsch. — Der Schnapps. — Trinken und Singen.

In Petersburg, wie in Madrid, giebt es gewisse Handthierungen oder Gewerbe, welche gleichsam das Erbtheil besonderer Volksstämme bilden. Die Tataren aus Kasimov sind fast alle Hausknechte, die Rjasaner werden Ladendiener oder Schenkwirthe, die aus Twer Gebürtigen Maurer oder Stuckatur-Arbeiter, die Weißrussen verdingen sich ausschließlich zu Erdarbeiten u. s. w. Die Tschuchonzen oder Finnen sieht man weder als Hausknechte, noch als Ladendiener, noch als Verkäufer, diejenigen ausgenommen, welche Eier, Milch und Butter in die Häuser tragen und hinterdrein von ihren Kunden abgetragene Kleidungsstücke und Bänder für ihre Töchter und Schwestern erbetteln. Die Aristokraten unter den Finnen sind die Silberarbeiter; dann kommen die Schornsteinfeger. Der gemeine Finne, der in Petersburg lebt, klettert von Kindesbeinen auf in die Schornsteine; zuweilen verdingt er sich auch als Kutscher oder fährt zu Wasser und zu Lande Sand, Pflastersteine und andere Produkte seiner Heimat in die Residenz, aber unter den Frachtfuhrleuten sieht man nie einen Finnen.

Wenn Ihr, zumal am Sonntag, einem solchen Schornsteinfegermeister begegnet, so werdet Ihr schwerlich auf den ersten Blick errathen, mit wem Ihr es zu thun habt. Nach dem schwarzen Frack und der goldenen Uhrkette, oder im Winter nach dem Pelzrock, werdet Ihr mindestens einen Ehrenbürger, wenn nicht gar einen Branntweinpächter, vor Euch zu sehen glauben. Das Gewerbe eines Schornsteinfegermeisters, dessen Hände an Festtagen selten noch eine Spur seiner schwarzen Kunst zeigen, ist einträglich genug. Die Meister erhalten ihre Zahlung von jedem Hause oder vielmehr von jedem Rauchfang, übernehmen dagegen kontraktmäßig die Verpflichtung, die Schornsteine überall, selbst in den größten Krongebäuden, zu reinigen, und unterhalten ein ganzes Rudel Gesellen und Lehrjungen, die sie, wie es die finnische rauhe Sitte und strenge Sparsamkeit mit sich bringt, hart behandeln und auf äußerst karge Diät setzen. Sprotten und andere wohlfeile gesalzene Fische nebst Kartoffeln sind ihre gewöhnliche Nahrung; Fleisch erblicken sie nur ausnahmsweise. Man braucht am Sonntage auf Krestowskji **) blos die Ohren eines Finnen genauer anzusehen, um den Schornsteinfeger-Gesellen oder Lehrling aus der Masse der hier lustwandelnden Handwerker herauszu-

*) Nach einem Aufsatze des Pseudonymus Wladimir Luganskii (Kollegienrath Dahl) in dem Journal: Der finnische Bote (Finskji Wjestnik). — Piter ist bekanntlich der russische Volksname für die Hauptstadt St. Petersburg.

**) Einer Newa-Insel bei St. Petersburg, wohin im Sommer oft Lustpartieen unternommen werden.

finden. In Kreſtowski, dem Paradieſe dieſer Menſchen, athmen auch jene armen Teufel auf und ſchöpfen neue Kräfte für die bevorſtehende Woche; hier vergeſſen ſie die Prügel, womit der Meiſter ſie den Montag und den Mittwoch bedacht, vergeſſen, wie arg er ſie am Dienſtag gezwickt, wie er ſie zwei Tage nach einander, den Donnerſtag und Freitag, bei den Ohren gezauſt und am Sonnabend mit Rippenſtößen traktirt hat. Im Winter fehlt ihnen auch dieſe Erholung; mitunter kommen ſie zwar mit ihren Kameraden nach Krasnji-Kabatſchok *), aber in der Regel beſteht ihr ganzer Feiertagsgenuß darin, daß ſie Sonnabends — nach der ſtereotypen Gewohnheit aller Schornſteinfeger — in die Badſtube gehen und Sonntags mit ihren Gefährten einen Spaziergang machen — nicht mit Rußſack, Kugel, Löffel, Beſen und Strick, auch nicht im ſchwarzen Sammtrock, wie ſie ihren Werkeltags-Anzug nennen, ſondern im Ueberrock und, wohl zu merken, mit weißem Vorhemdchen oder wenigſtens mit weißem Vatermörder. Dieſe weißen Anhängſel geben dem Eſſenkehrer in ſeinen eigenen Augen noch einmal ſo viel Würde und Anſehen; in ſeinem Alltagsleben iſt ihm reine Wäſche etwas ſo Wunderbares, daß ſie ihm als der koſtbarſte und beneidenswertheſte Schmuck erſcheint.

Die Finnen ſind im Allgemeinen ein ſehr ehrliches Volk, d. h. feſt und treu in ihrem Worte; aber wie Keiner von uns ſündenfrei iſt, ſo haben ſich auch die guten Finnen mitten im verführeriſchen Treiben der Reſidenz nicht ganz aller Pfiffe und Kniffe enthalten können. Unter den Landes-Erzeugniſſen, welche ſie zu Markte bringen, nimmt ihre Butter nicht die letzte Stelle ein, und da ſie, wie alle tſchudiſche Volksſtämme, dieſe trefflich zuzubereiten verſtehen, ſo iſt ihre Waare bei den Petersburger Hausfrauen außerordentlich beliebt. Aber dieſes ehrſame Gewerbe hat leider zu Betrügereien Anlaß gegeben, worüber die Konſumenten bittere Klage führen. Ohne davon zu reden, daß auch die guten Finnen gelernt haben, grobes Salz u. dergl. auf den Boden des Faſſes zu legen und dann ihre Butter zu einem Rubel das Pfund zu verkaufen, fangen ſie es auch mitunter auf eine feinere und verſteckte Weiſe an. Unternehmende Spekulanten in der Reſidenz kaufen die Butter im Winter auf, gießen Waſſer dazu und klopfen ſie in einem warmen Raume aus einander, ſtellen ſie dann in die Kälte und ſchlagen Waſſer und Butter zuſammen, ſo daß eine Art von butterhaltigem Gefrornen entſteht, wobei die Käufer einen empfindlichen Schaden leiden, indem mehr als die Hälfte davon Waſſer oder Eis iſt. Von dieſem Vorwurf ſind die ehrlichen Finnen nicht ganz freizuſprechen, obwohl man zu ihrer Entſchuldigung ſagen muß, daß ſie hier nur als Werkzeuge dienen, während die eigentlichen Spitzbuben in irgend einem Keller oder Kramladen ſtecken.

Die Bewohner der Vorſtädte erzählen, daß die Finnen, welche mit ihren Waaren zur Stadt kommen, unterweges nichts verkaufen, ſey es aus Eigenſinn, ſey es aus Furcht, zu wohlfeil loszuſchlagen, da ſie die Marktpreiſe noch nicht kennen. Sie ſagen dann gewöhnlich als Ausrede: „Wir bringen Ihnen ein andermal; jetzt können wir Ihnen nichts überlaſſen.“ In dieſem Fall kommt es nur darauf an, den Finnen, wenn man ihn auch gar nicht weiter kennt, dahin zu bringen, daß er Handgeld nimmt; dann wird er gewiß nicht betrügen, ſondern bringt unfehlbar, was er verſprochen hat. Es giebt höchſt ſelten ein Beiſpiel, daß ein Finne ſein Wort bricht, wenn er dem Käufer auch erſt nach Ablauf eines halben, ja eines ganzen Jahres die verſprochene Waare zuſtellt. Dies iſt ein ſo ſchöner Zug, daß man ihn jedem Volke wünſchen möchte; nur ſagt er nicht einem jeden Volke zu!

Man fragt, wie es die Lieferanten (podrjadtſchiks) von Steinen und Sand machen, um dieſe Artikel aus Finnland zu beziehen? Sie reiſen an Ort und Stelle, laden durch die Paſtoren die Bauern ein, das Verlangte zu einem beſtimmten Termin herbeizuſchaffen, geben ihnen dann ein Handgeld von 3—6 Silberrubel dem Mann, ſchreiben ihre Namen auf und kehren ohne weitere Garantie nach Petersburg zurück. Die Namens-Verzeichniſſe, welche ſie mitbringen, können ihnen zu nichts helfen — erſtens, weil ſie ohne alle geſetzliche Form aufgenommen ſind, und zweitens auch ſchon deshalb, weil darin die Johannſen, Anderſen und Michelſen dutzendweiſe vorkommen und ſchwerlich Einer ſie irgendwo aufſtöbern würde, wenn ſie ſich nicht freiwillig ſtellten; aber deſſenungeachtet gehen die Handgelder nicht verloren: ein Kahn nach dem anderen kömmt im Frühling an, ladet ſeine Steine aus, bringt Kunde von denen, die ihre Waare noch nicht liefern konnten, und bittet für ſie um weitere Friſt oder bringt den Vorſchuß zurück. Ich war einmal zufällig bei der Ablieferung einer ſolchen finniſchen Steinladung gegenwärtig und wurde unwillkürlich auf einen ſchlanken, gelblockigen, jungen Burſchen aufmerkſam, in deſſen blauen Augen ſich ein tiefer Schmerz ausſprach. Er ſtand ſehr ruhig und gelaſſen da, wartete geduldig, bis die Reihe an ihn kam, ſprach wenig und langſam und ſeufzte oft. „Wie heißt Du?“ fragte der Lieferant oder ſein Commis, vor dem das Namens-Regiſter der Kontrahenten aufgeſchlagen lag. Er nannte Namen, Zunamen und Geburtsort. Der Podrjadtſchik durchlief das Verzeichniß und entgegnete, daß er ſo einen Mann aus ſo einem Dorfe nicht finde. „Rein“, antwortete der Finne, „Sie haben meinen Bruder aufgeſchrieben, den Andréi; der iſt aber nicht hier“ — und die Thränen traten ihm in die Augen. — „Wo iſt denn Dein Bruder?“ — „Er iſt todt; er iſt ertrunken. Darum hat ſich die Ladung auch verſpätet; ſeyen Sie nicht böſe. Er fuhr zur rechten Zeit aus, jenſeits Kronſtadt aber faßte ihn der Sturm und zertrümmerte ſein Fahrzeug; Alles ging verloren, und er ſelbſt ertrank. Ich, als der jüngſte Bruder, übernahm die ganze Erbſchaft und damit auch die Verbindlichkeiten des Verunglückten, die ich erfüllen muß.“ (Schluß folgt.)

*) Eine Schenke in der Nähe der Reſidenz.

Mannigfaltiges.

— Eine Strafrede Lord Brougham's an die Bürger von London. Bekannt iſt, daß die höhere Ariſtokratie von den Bürgerklaſſen nirgends ſo viel bewundert und nachgeahmt wird, als in dem freien England, wo man in allen Dingen, nur nicht in Sachen der ſogenannten guten Geſellſchaft und in dem, was man gentlemanlike nennt, unabhängig zu ſeyn ſtrebt. Dieſe Nachahmung der Vornehmen erſtreckt ſich ſogar bis auf den Gottesdienſt und den Unterricht: man drängt ſich in die Kirchen und Kapellen, wo ein entweder der Ariſtokratie ſelbſt angehörender oder doch vorzugsweiſe von ihr aufgeſuchter Geiſtlicher predigt, weshalb es auch ſprüchwörtlich geworden, daß kein reicher Mann in der dritten Generation Diſſenter bleibt, denn als ein Gentleman kann er ſich unmöglich lange von der mit ſo vielen Lordſchaften und edlen Namen ausgeſtatteten biſchöflichen Kirche ausſchließen. Und was den Unterricht betrifft, ſo giebt es für einen ehrſamen Kaufmann der City keine größere Genugthuung, als z. B. von ſeinen Söhnen rühmen zu können, daß der jüngere mit einem Enkel des Herzogs von Devonſhire in Eton-College auf einer und derſelben Bank ſitze, und daß der ältere auf der Univerſität Oxford ſogar mit einem Neffen des Lord-Kammerherrn Ihrer Maj. auf dem freundſchaftlichſten Fuß lebe. Ob der jüngere und der ältere Sohn in Eton und in Oxford etwas Tüchtiges lernen, iſt dabei ziemlich gleichgültig.

Dieſe Schwäche der engliſchen Bürgerſchaft iſt kürzlich von Lord Brougham bei einem Feſtmahle, das zur Feier der Eröffnung eines mit der Londoner Univerſität verbundenen Klinikums ſtattfand, mit ſcharfer Rede gerügt worden. Der Lord-Mayor und die Aldermen, viele reiche Bankers, Brauer und andere Liverymen ſaßen an der Tafel, als Lord Brougham, dem man den Ehrenvorſitz eingeräumt hatte, ſich erhob und ſagte: „Meine Herren, Sie haben ſich lange beklagt, daß der Univerſitäts-Unterricht ein ariſtokratiſches Vorrecht ſey; es ſchien Ihnen lächerlich, daß England nur zwei Univerſitäten, Oxford und Cambridge, habe, wo nach einer ganz mittelalterlichen Einrichtung ein demüthigender Unterſchied zwiſchen dem Sohne des Lords und dem Sohne des Kaufmanns gemacht wurde. Eines Tages endlich ſah London ſeine gerechten Beſchwerden in Erwägung gezogen; — ungeachtet aller Einſprüche der Parteigänger des Monopols und des Privilegiums in Sachen des Unterrichts, ward in Gower-Street eine vollſtändig organiſirte Univerſität begründet, in der alle Fakultäten Lehrſtühle haben, die von ausgezeichneten Profeſſoren beſetzt ſind, wo die Studirenden, und zwar auch die Söhne ſolcher Familien der City, die nichts weniger als reich ſind, alle Vorleſungen hören und alle gelehrten Grade erlangen können für eine jährliche Ausgabe von zwanzig Pfund Sterl. im Durchſchnitt. Wurden dadurch nicht alle eure Wünſche befriedigt, daß euren Söhnen der Zugang zu jeder wiſſenſchaftlichen Laufbahn eröffnet ward? Durfte man nicht erwarten, daß die Londoner Univerſität bald durch die Zahl ihrer Studirenden den Univerſitäten an den Ufern des Cam und der Iſis nicht nachſtehen werde? Eine Fakultät hat allerdings den Hoffnungen, die man von ihr hegte, vollkommen entſprochen: es iſt dies die mediziniſche. Die arzneiwiſſenſchaftliche Schule Londons ſteht, wenn auch nicht auf einer höheren, doch auf einer gleichen Stufe mit der von Edinburg und der von Glasgow und ſelbſt mit denen des Kontinents. Die jungen Doktoren, die aus ihr hervorgehen, bedürfen nicht mehr wie ſonſt des Diplomes, das man ſich in Cambridge und Oxford holte; ja, mit Recht ſind ſie ſtolz auf den Titel eines Doktors der Londoner Univerſität. Warum aber werden die anderen Zweige der Univerſität in Gower-Street ſo vernachläſſigt und ignorirt? Warum dieſe lächerliche Sucht, eure Kinder nach unſeren beiden mittelalterlichen gelehrten Provinzialſtädten zu ſchicken, wo ſie, um dieſelben Vorleſungen wie in London zu hören, dreihundert Pfund ſtatt zwanzig zu bezahlen haben? O Eitelkeit, bürgerliche Eitelkeit, meine Herren, bürgerliche, ja — geſtatten Sie mir das Wort — ſpießbürgerliche Eitelkeit! Eure Eitelkeit iſt es, die, wenn ihr fünf Söhne habet, welche ihr für hundert Pfund zu gebildeten Männern machen könnt, ohne ſie vom väterlichen Hauſe zu entfernen, euch verführt, vier davon lieber in Unwiſſenheit zu laſſen, damit der älteſte dreihundert Pfund ausgeben kann, nicht ſowohl um die Profeſſoren in Oxford oder in Cambridge zu hören, die nicht beſſer ſind als die in London, als um mit dem Sohne des edeln Herzogs und mit dem des edeln Biſchofs umzugehen, unter der Gefahr, eher noch ihre unfeinen Laſter als ihre feinen Manieren zu erlernen, Schulden zu machen auf die Zeit der Großjährigkeit hin, ein Spieler und ein Libertin zu werden, nicht aus Leidenſchaft und Temperament, ſondern aus thörichter Nachahmung jener Ariſtokratie, die über die Servilität des bürgerlich Geborenen ſpottet.“

Man kann ſich denken, wie verdutzt ſich die ehrſamen Bürger bei dieſer Rede anſahen. Niemand aber wagte es, ein Wort zu erwiedern, denn Jeder fühlte, daß, wenn ſein Sohn, Enkel oder Neffe jetzt eben nicht in Oxford oder Cambridge ſtudire, dies nur darum nicht geſchehe, weil er von dieſen Univerſitäten nicht zugelaſſen worden, unter dem Vorwande, daß in den Schlafſälen kein Raum mehr ſey. Denn um die Konkurrenz der Londoner Univerſität zu beſiegen, haben die beiden alten Inſtitute kein beſſeres Mittel zu erſinnen gewußt, als ſich noch ausſchließlicher und ariſtokratiſcher als früher zu zeigen. Damit trafen ſie die ſchwache Seite der reichen Väter; jetzt wünſcht Alles um ſo eifriger, was ſo ſchwer zu erlangen iſt, während man ſich vornehm von einer Anſtalt abwendet, deren Pforten jedem Plebejer geöffnet ſind.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 87. Berlin, Dienstag den 21. Juli 1846.

Spanien.

Geschichte des spanischen Drama's.

Als durch A. W. Schlegel's und seiner Nachfolger Uebersetzungen die Theilnahme für das spanische Theater in Deutschland erweckt, durch eine auf vernünftige Prinzipien gegründete Aesthetik der Gesichtskreis für eine vorurtheilsfreie Beurtheilung und Anerkennung erweitert, durch eine philologische Behandlung der abendländischen Literaturen ihr Verständniß im Zusammenhange angebahnt worden war, machte sich das Bedürfniß einer gründlichen und umfassenden Darstellung der Geschichte des spanischen Drama's immer fühlbarer. Seit Bouterwek's für seine Zeit und Mittel sehr verdienstlichem Werke, d. h. seit vierzig Jahren, war in Deutschland kein irgend erheblicher neuer Versuch gewagt worden, und was die Spanier selbst geliefert haben, ist unbedeutend, bis auf Pellicer's Tratado historico sobre el Origen y Progresos de la Comedia y del Histrionismo en España und Moratin's Origenes del Teatro español; Pellicer beschränkt sich überdies auf das äußere Theaterwesen und Moratin auf die Anfänge des Drama's. Dennoch verdient gerade das spanische Theater vor anderen die Aufmerksamkeit nicht nur der Literarhistoriker und der Freunde der Poesie, sondern eines jeden Bekenners humaner Bildung; denn es zählt unter seinen Dichtern, wenn auch keinen Shakespeare, so doch einige Geister ersten und viele zweiten Ranges; übertrifft an Reichthum sämmtliche Bühnenliteraturen Europa's, übte während mehr als einem Jahrhundert einen mächtigen Einfluß auf die Theater der übrigen Länder und ist neben dem englischen Drama das einzige der Neuzeit, das aus rein nationaler Wurzel entsprossen ist. Die außerordentliche Schwierigkeit der Aufgabe dient dieser Vernachlässigung zu einiger Entschuldigung, denn bei dem gänzlichen Mangel an Vorarbeiten mußte von dort ab, wo Moratin's Werk aufhört, das gesammte historische und biographische Material mühsam gesammelt und kritisch geordnet, die unendliche Masse meist nur in alten seltenen Drucken vorhandener dramatischer Werke in den Bibliotheken Spaniens und des Auslandes aufgesucht werden, ehe an eine Sichtung, Gliederung und übersichtliche Gestaltung des überreichen Stoffes gedacht werden konnte.

Endlich hat ein gründlicher Kenner, Herr Adolf Friedrich von Schack, mit unverzagtem ausdauerndem Muthe das kühne Wagstück unternommen und bereits zur größeren Hälfte glücklich gelöst. Auf vielfältigen Reisen sammelte er ein Material, wie es noch Keinem vor ihm zu Gebote gestanden; durch eigene Anschauung lernte er den heutigen Zustand der spanischen Bühne kennen, durch die Lesung von mehreren tausend Schauspielen lebte er sich ganz in seinen Stoff hinein. So wurde es ihm möglich, ein Werk von frischester Fülle und dennoch klarer Gliederung zu schaffen, welches, frei von jeder Befangenheit der Schule, durchaus auf selbsteigenen Füßen steht. *) Neben der ästhetisch kritischen Betrachtung ist auch dem Philologischen und Bibliographischen seine Stelle angewiesen; zur Charakteristik des ästhetischen Geistes und Geschmackes der verschiedenen Zeiten werden die Urtheile spanischer Schriftsteller über die gleichzeitigen Erzeugnisse der Bühnenliteratur erwähnt; neben der inneren Geschichte des Drama's endlich ist auch der des äußeren Theaterwesens und der mimischen Kunst nicht vergessen.

Wir können unseren Lesern das vortreffliche Buch nicht besser charakterisiren und empfehlen, als indem wir seinen Inhalt und Gang in einem kurzen Abrisse darlegen.

1. Das mittelalterliche Drama.

Der Herr Verfasser hat den ganzen ersten Band seines Werkes dem spanischen Drama in seiner vorklassischen Periode, oder in der Zeit vor Lope de Vega, und wiederum fast die Hälfte des Bandes dem noch nicht literaturfähigen Drama gewidmet. Ist er deshalb zu tadeln? Freilich wohl wird ihn der Vorwurf unmäßer Raumverschwendung und übel angebrachter Gelehrsamkeit treffen, und zwar um so härter, je niedriger die Stufe der Geisteskraft und Bildung ist, auf dem der absprechende Beurtheiler steht. Der sinnigere, der tiefer durchgebildete wird es ihm nur Dank wissen, daß er die Anfänge einer stetig fortschreitenden Geistesentwickelung, die Grundlagen, auf denen sich später die Wunderbauten Lope's, Calderon's, Shakespeare's und ihrer Zeitgenossen erhoben, mit kundiger und sicherer Hand aufgedeckt hat; denn Form und Geist der großen Meister werden erst dann vollkommen verständlich, wenn man die Keime kennt, aus denen sie erwachsen sind, und die unbehülflichen dramatischen Versuche des Mittelalters, welche nur einen geringen ästhetischen Werth haben, gewinnen eben als Versuche des ringenden Geistes ein hohes Interesse. Jene Keime aber reichen weit hinauf, bis in die ältesten Anfänge der christlichen Kunst, ja bis in das Gebiet der antiken Poesie, und sie gehören der gesammten germanisch-christlichen Welt gemeinsam an, deshalb ist für diese erste Periode der Gesichtskreis über das einzelne Volk hinaus zu erweitern, der Untersuchung eine breitere Grundlage zu geben. Oft scheint, bei den spärlichen Nachrichten aus jener Zeit, hier oder dort die Entwickelung gestört oder gar abgeschnitten zu seyn, dann ist die Lücke aus dem analogen Bildungsgange der übrigen Völker zu ergänzen; denn in den Kulturerscheinungen des Mittelalters steht nichts vereinzelt, und wenngleich in Spanien das originale Element bedeutend hervortrat und selbst durch die geographische Lage des Landes geschützt ward, so konnte es sich gleichwohl dem Einfluß der Mächte, die über ganz Europa gewaltet haben, nicht entziehen. Die germanische Baukunst fand ihren Weg dorthin eben sowohl als die großen romantischen Sagenkreise; jede wissenschaftliche, jede künstlerische Regung flog ja von Land zu Land. Ja selbst, wo äußere Verbindung fehlt, läßt sich eine Kultur-Epoche durch Zusammenstellung mit ähnlichen Zeiten anderer Gegenden erläutern; wie unter gleichen klimatischen Verhältnissen gleiche Produkte gedeihen, so erzeugen gleiche Grade der Civilisation gleiche Aeußerungen der Geistesthätigkeit.

Das Drama findet sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern, selbst bei den rohesten, nur auf verschiedenen Stufen der Entwickelung. Seine Anfänge zeigen, wie alle Anfänge, die Elemente noch ungeschieden, die Formen noch nicht in bestimmten Umrissen ausgeprägt. Wenn in vorgerückten Perioden Epos, Lyrik und Drama als so viele gesonderte Gattungen bestehen, so ist in den Zeiten des Beginns diese Scheidung noch nicht vorgegangen; wenn das ausgebildete Drama die Gegensätze des epischen und lyrischen als Momente seiner selbst enthält, die es zur Einheit zusammenfaßt, so sehen wir es in seiner frühesten Epoche zum Theil noch von seinen Bestandtheilen überwältigt, zum Theil im Kampfe mit denselben und ringend, sich aus ihnen hervorzuarbeiten. In solchen Perioden schlummern die Anfänge darstellender Kunst theils im erzählenden Vortrage, theils im lyrischen Gesange und Wechselgesange. Dahin gehört der lebhafte, halbdramatische Vortrag der homerischen und cyklischen Gedichte durch die griechischen Rhapsoden, improvisirter Schwänke durch die italiänischen Volkssänger in Neapel und Palermo, dialogisirter, mit Gesängen untermischter Geschichten in den Kaffeehäusern orientalischer Hafenstädte, des Ramayana in Indien, des Schahnahme in Persien. Allbekannt ist die Entstehung des griechischen Drama's aus dem lyrischen Chorgesange, zwischen welchen improvisirte Monodien und dialogisirte Erzählungen traten.

Um die Zeit von Christi Geburt hatten die Römer mit ihrer Herrschaft auch den Geschmack an scenischen Lustbarkeiten über den größten Theil der damals bekannten Erde verbreitet. Das nie zu hoher Blüthe gelangte römische Theater gerieth jedoch mit dem sinkenden Staate immer mehr in Verfall, und rohe Spektakelstücke und grobe Possen beherrschten bald allein die Bühne. Die christlichen Kirchenväter eiferten gegen die Theater, die Konzilien verboten ihren Besuch, doch zeigt die öftere Wiederholung dieser Verbote, daß die alten Vergnügungen noch fortlebten. Während nun aber die Kirchenväter den heidnischen Brauch verdammten, bildeten sich im Schoß der neuen Kirche selbst dramatische Elemente, die Keime der im 12. und 13. Jahrhundert überhand nehmenden Mysterien und Moralitäten, ja sie nahmen in einzelnen Fällen schon weit früher, als man gewöhnlich glaubt, völlig dramatische Form an. Bereits im zweiten Jahrhunderte erscheinen Wechselgesänge im Gottesdienste der morgenländischen Kirche, im vierten wurden sie durch den heiligen Ambrosius auch im Abendlande heimisch. Der christliche Fest-Cyklus von Weihnachten bis Himmelfahrt gab von selbst eine Reihe von Akten des erhabensten Drama's an die Hand und erlangte frühzeitig im Kultus eine solche Gestaltung, daß es nur eines weiteren Schrittes bedurfte, um das Drama selbständig hervortreten zu lassen. Ein erster Versuch, der freilich dem gelehrten Fleiße und nicht unmittelbar der volksthümlichen Entwickelung angehört, ist uns erhalten in dem Trauerspiel *Χριστὸς πάσχων*, welches dem Gregor von Nazianz zugeschrieben wird und ins vierte Jahrhundert zu setzen ist. Nach dem Prologe zu schließen, ist es wahrscheinlich am Charfreitage aufgeführt worden. Unmittelbar fördernd griffen ein die festlichen Auf-

*) Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Von Adolf Friedrich von Schack. Berlin, Duncker u. Humblot. gr. 8. (3½ Thlr. n.) Bd. 1. XXVI u. 400 SS. Bd. 2. VIII. u. 705 SS.

züge an den Gräbern der Märtyrer, Prozessionen und Leichenkonducte mit ihrer Psalmodie und Hymnologie, die Agapen und die Verrichtung des Fußwaschens als Nachahmung jener Handlung Christi.

Bei dem antiken Theater kommen nicht blos die Darstellungen auf der öffentlichen Schaubühne in Betracht, sondern auch die seit uralten Zeiten in Griechenland und Rom heimischen Gaukler und Possenreißer, welche das Volk auf den Straßen und die Großen in ihren Häusern belustigten. Reiche Römer unterhielten eigene Privattruppen und nahmen sie sogar mit auf Reisen. Während der Kaiserzeit griff dieser Gebrauch immer weiter um sich, und auf den öffentlichen Bühnen erhielten sich zuletzt nur Mimen und Pantomimen, welche später allmälig in die italiänische Commedia del arte mit ihren stehenden Masken übergingen, deren Arlecchino dem römischen Centunculus, deren Pullicinella dem alten Maccus entspricht.

Die Theilnahme der Christen an heidnischen Festlichkeiten ward bald um so weniger gemieden, je mehr das Heidenthum als Glaubenslehre ausstarb, so daß mit der Uebung seiner Gebräuche kein Religionsbekenntniß mehr verbunden war. So kamen allmälig auch die heidnischen Aufzüge, Masken und Tänze in die Feierlichkeiten der christlichen Kirche herüber und verschmolzen mit den christlichen dergestalt, daß ihr Ursprung nach und nach vergessen ward. Wie dieser Umstand neue Erscheinungen im christlichen Kultus erzeugte, blieb er auch nicht ohne Einwirkung auf die Hervorbildung des kirchlichen Schauspieles. Die Kirchenväter, indem sie dem Uebel steuern wollten, führten selbst eine Lustbarkeit herbei, die bald einen nicht minder ausgelassenen Charakter annahm und in der Folge gleichfalls Gegenstand kirchlicher Verbote ward: ein Spott- oder Hohnfest, gewöhnlich Narrenfest genannt, welches in den Kirchen selbst mit allerlei Vermummungen gefeiert ward, die trotz ihrer entgegengesetzten Bestimmung doch wieder vielfach an die heidnischen Lustbarkeiten erinnerten. Dagegen gelangten andere einsichtige und einflußreiche Männer zu der Ueberzeugung, daß es gerathener sey, der tiefgewurzelten Gewohnheiten zu schonen und ihnen nur eine bessere Wendung und neue Deutung zu geben. So namentlich Gregor der Große. Auf diese Weise ward, besonders im Abendlande, der ganze Strom heidnischer Bräuche in die christliche Kirche geleitet, und was ursprünglich zur Verherrlichung der alten Götter gedient hatte, ward nun auf die Heiligen und Märtyrer, ja auf Christus selbst übertragen. (Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Die Finnen in Piter.

(Schluß.)

Eine Erscheinung anderer Art, die den Finnen weniger zur Ehre gereicht und sich auch nur auf die zunächst um die Stadt liegenden Dörfer erstreckt, bemerkt man nicht selten im Sommer auf dem Wyborgischen Wege, bisweilen auch mitten in der Stadt: es ist die Gewohnheit, eine Beisteuer zur Ausstattung einer gar nicht vorhandenen Braut zu erbetteln. Sowohl in Finnland als in Polen pflegt man zur Ausstattung unbemittelter Brautpaare eine kleine Aussteuer von mildthätigen Gebern einzusammeln; in Finnland macht sich zu dem Ende die Mutter oder die Tante mit der Braut auf, in Polen der Bräutigam mit seiner Zukünftigen in Begleitung ihrer Freundinnen und sämmtlicher Hochzeitsgäste, zuweilen noch mit Musik und Tanz; so wandern sie in den Straßen umher und nehmen die kleine Gabe in Empfang, wofür die Braut durch einen Kuß dankt. Im Sommer könnt Ihr häufig auf dem Wyborgischen Wege zwei Weibspersonen treffen, von denen die Eine den Kopf mit irgend einem weißen Lappen umwunden hat, die Andere in bloßen Haaren geht, mit einem blaßrothen Wollenband um den Kopf, barfuß, aber ein neues Paar Schuhe in der Hand; Jene macht Bücklinge und bittet um ein Geschenk für die Braut, wobei sie auf die Andere hindeutet. Nicht selten sind Beide fast in denselben Jahren und schon alte Weiber, oder die Eine ist noch ein Kind; kurz, man durchschaut hier die Komödie auf den ersten Blick.

Wir dürfen nicht unterlassen, noch eines Weges zu gedenken, der die Finnen im Winter nach der Hauptstadt führt. In Finnland, wo die russischen Zollgesetze nicht gelten, ist Alles wohlfeiler als in Petersburg; die fremden Zeuge und besonders der Kaffee, auf dem hier eine Steuer von 150 Prozent lastet, sind dort noch einmal so billig, und deswegen führt der enorme Gewinn die Finnen nur zu oft in Versuchung. Alljährlich kommen aus Hamburg und anderen Orten nach Finnland Reisende mit Proben wohlfeiler Waaren, die sie den Kaufleuten auf Kredit anbieten und zu einer bestimmten Frist abliefern. Die Rechtlichkeit der Finnländer stellt den Fremden in einem solchen Geschäfte sicher, und wenn auch ein Schuldner sich zu Grunde richtet, so wird der Verlust durch den beträchtlichen Nutzen aufgewogen, den der Spekulant von den übrigen zehn oder funfzehn Häusern zieht. Diejenigen, die nun die Waare genommen haben, müssen ihrerseits daran denken, sie loszuwerden; die Finnländer selbst sind so ökonomisch, so wenig gewohnt, ihr Geld wegzuwerfen, daß Eisenwaare bei ihnen schlechten Absatz findet und auch von Kaffee nur eine bestimmte Quantität, etwa ein Viertel-Pfund auf jede Familie, kommt. Die benachbarten Russen hingegen sind wohlhabend — es fehlt weder an Begehr noch an Geld; die Frage ist nur, wie soll die Waare dahin geschafft werden? Auch dafür giebt es Rath, denn die Gränz-Finnen machen daraus ein Gewerbe und gehen hierbei mit Kühnheit und Geschick zu Werke.

Sie beladen einen kleinen Zug von Lastwagen und suchen dafür die kräftigsten und geschultesten Pferde aus. Treiber sind so wenig als möglich dabei, um bei einem Ueberfalle desto leichter entrinnen zu können. In dunkler Nacht fährt der Zug auf Feld- und Nebenwegen nach der Residenz zu, von einem oder zwei Vorreitern begleitet, welche die Gegend rekognosziren und durch ein eigenthümliches Rufen und Pfeifen die nahende Gefahr verkünden. So schleicht sich der Zug an der Wyborgischen Barrière vorbei über das schwarze Flüßchen (Tschernaja Rjetschka) oder umgeht zuweilen die ganze Hauptstadt und kommt auf der entgegengesetzten Seite zum Vorschein. Ist es unmöglich, die Gränzlinie zu passiren, so nehmen die Führer nicht selten ihre Säcke auf die Schultern, schleppen sie selbst weiter und liefern sie, wie es bedungen war, in die rechten Hände ab. Wird ein solcher Zug von den Zollwächtern eingeholt, so sprengen sämmtliche Wagen auf ein verabredetes Signal aus einander und eilen dem Walde zu. Die Pferde, die hieran gewöhnt sind, jagen im vollen Galopp ins Dickicht und laufen, so lange sie Athem haben, bis sie in irgend einen Graben fallen oder mit ihrer Fuhre zwischen den Baumstämmen stecken bleiben. Die Führer ihrerseits überlassen den Transport seinem Schicksale, nehmen ebenfalls die Flucht und suchen sich zu verbergen, was ihnen auch meistens gelingt. Die Zollwächter müssen nun mit großer Mühe und oft im tiefsten Schnee die leichten finnischen Schlitten im Walde aufspüren und sie wieder auf den Weg treiben; der größte Theil des Zuges aber bleibt bei der Dunkelheit und der Unwegsamkeit des Terrains unentdeckt. Man versichert sogar, daß die gut eingeübten Pferde der Schmuggler sich bei der ersten Gelegenheit, bei der geringsten Nachlässigkeit ihrer Wächter, losreißen und in voller Carrière zurücklaufen, ohne sich von Jemanden einfangen zu lassen. Alle, deren man habhaft wird, werden in Petersburg sammt Schlitten, Geschirr und der Waare selbst in öffentlicher Auction an den Meistbietenden verkauft; die heimlichen Agenten der früheren Besitzer suchen sie aber aufzukaufen und treiben den Preis so in die Höhe, daß für eine unansehnliche finnische Mähre, die höchstens 20 Silberrubel werth schien, nicht selten 100—200 Silberrubel bezahlt worden sind. Wenn kurz vor dem Zuschlage das Gebot bis auf diese fabelhafte Höhe steigt, so richten sich alle Blicke neugierig auf den Käufer, und Einer oder der Andere flüstert ihm halblaut zu: „Nimm Dich in Acht, halt die Mähre fest, sonst kannst Du sie hier noch einmal um denselben Preis kaufen.“ — Es ist übrigens zu bemerken, daß bei diesem Schleichhandel fast niemals blutige Raufereien vorfallen, wie es an den westlichen Gränzen Rußlands geschieht; die Finnen, die von Hause aus an Ruhe, Ordnung und Unterwürfigkeit gewöhnt sind, lassen sogleich Alles im Stich und opfern Ladung und Fuhrwerk auf, wogegen sie von den Kaufleuten die bedungene Entschädigung für ihre Pferde erhalten.

Wiewohl die äußere Erscheinung des Finnen, besonders im Winter-Anzuge, sich von der Masse des Volks nicht scharf unterscheidet, so läßt er sich dennoch gewöhnlich auf den ersten Blick erkennen. Die ungeheure dreiohrige Mütze von ungeglättetem Luchsfell und die stotternde Sprache — das sind seine Attribute. Doch giebt es in der Umgegend von St. Petersburg, obschon nicht in Finnland selbst, Finnen, die in Kleidung und Sprache so russifizirt sind, daß man sie für Russen halten würde. Ueberhaupt zeigt die finnische oder tschudische Race zu dieser Umwandlung größere Neigung als andere, namentlich mongolische und tatarische Volksstämme; so verlieren z. B. die Wogulen und Wotjaken allmälig ihre Nationalität, und ein Gleiches wird zum Theil bei den Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen und anderen Stämmen des östlichen Rußlands bemerkt. Ja, es leidet keinen Zweifel, daß ein beträchtlicher Theil des heutigen Rußlands von Völkern tschudischer Abkunft, Meren, Muromen, Meschtscherjaken, Kriwitschen u. a. bewohnt war, die im Laufe der Zeit zu Russen geworden sind.

In Petersburg könnt Ihr oft fünf, sechs und mehr Männer sehen, die langsamen Schrittes einer dicht hinter dem anderen, wie die Gänse, einhergehen — alle in hohen Stiefeln, dunkelgrauen Kaftans oder im Schafpelze, mit ungeheuren Luchsmützen auf dem Kopf. Das sind auf der Reise begriffene Finnen, welche in der Stadt Einkäufe machen wollen. Kommen sie in einen schmalen Laden, so nehmen sie denselben ganz allein ein, indem sie nach ihrer Gewohnheit Arm und Beine weit von sich ausstrecken. Einer von ihnen, ein gereister Bursche, der für einen Kenner der russischen Sprache gilt, geht voran, und die Anderen folgen dicht hintereinander, wie die Hammel. Der Führer verlangt ein Band, der Kaufmann stellt eine Schachtel mit Bändern vor ihn hin, streicht seine Waare heraus und nennt den Preis. Den Führer aber machen die lockenden Reden des Verkäufers nicht irre; er hält das Band gegen das Licht, sagt mit Kennermiene: „es ist sehr dünn“, legt es an seinen Ort und verläßt den Laden. Das ist jetzt entschieden: die Finnen werden hier kein Band kaufen; nichtsdestoweniger geht jeder von ihnen der Reihe nach an die Schachtel, nimmt das Band, hält es gegen das Licht und legt es wieder hin. So geht das Band durch sieben Hände, wenn der gewitzigte Kaufmann es nicht früher wegnimmt. Hat er es aber fortgenommen, so giebt einmal Acht, wie das den Finnen in Verwirrung bringt, der jetzt auch noch das Band besehen will und die Hand nach dem leeren Platze ausstreckt; er bleibt eine Weile stehen, sieht sich um, greift mit der Hand ans Genick und geht ganz betreten fort. Wenn sie dann vor einer Eisenwaaren-Bude vorbeikommen, so drängt sich die ganze Schaar hinein, sieht sich bei der wiederholten Frage des Verkäufers: „Was ist gefällig?“ schweigend um und erwartet die Entscheidung des Führers. Wenn dieser alsdann an ein Häringstönnchen geht, einen Häring zwischen die Finger nimmt, ihn umdreht, besieht und wieder in die Tonne legt, so folgen alle sechs seinem Beispiel; Jeder nimmt der Reihe nach einen Häring, besieht ihn, leckt sich die Finger und geht. Entschließt sich jedoch der Führer, für sieben Kopeken Kupfer einen Häring zu kaufen, so ziehen alle Anderen der Reihe nach ihre Beutel, zählen das Geld aus und nehmen ebenfalls Jeder einen Häring. Alles dieses geht schweigsam und bedächtig

vor sich; nur selten läßt Einer oder der Andere, wie aus Versehen, ein leises Wörtchen fallen.

In frohen Stunden aber, d. h. beim Gläschen Schnapps, ist der Finne gesprächig und heiter; sein finsteres Wesen verfliegt wie eine leichte Wolke; er vergißt Mühe und Sorge, lebt und liebt. In der Nähe eines Kabak *) oder einer Garküche trifft man gelegentlich auf solche glückliche Erdensöhne; sie singen aus Leibeskräften (so viel nämlich der singen kann, dem Gott nicht die Idee einer Stimme gegeben hat) und Alle zu gleicher Zeit, aber Jeder auf seine eigene Weise; auch hört Keiner auf den Anderen, sondern nur auf sich selbst. Ihr Gesang ist rasch, tanzmäßig und sehr einförmig, die Strophe von vier Takten, und der Singende zeigt, indem er ausdrucksvoll mit den Händen umherficht, daß er sich jetzt um Nichts und um Niemanden kümmere. Demselben Sänger könnt Ihr einige Stunden später auf seinem Einspänner hinter der Wyborgischen Barrière begegnen; der Quere nach in diesem Rüttelkasten hingewälzt, den Kopf niederhängend und die Knier eingebogen, schläft er einen Todtenschlummer und wiegt sich in glücklichen Träumen, aus denen er nur aufwacht, um sich links oder rechts vom Wege im Graben wiederzufinden.

Zum Schlusse muß ich indeß noch sagen, daß man die Finnen im Ganzen durchaus keine Trunkenbolde nennen kann, sondern im Gegentheil als ein äußerst nüchternes Volk bezeichnen muß.

Nord-Amerika.

Zur Beurtheilung des pennsylvanischen Gefängnißsystems.

Ueber die Gefängnisse mit einsamer Haft sind in diesen Blättern kürzlich mehrere Artikel erschienen **), die den Gegenstand von verschiedenartigem Gesichtspunkte auffaßten. Die Erörterung darüber kann jedoch noch lange nicht als geschlossen angesehen werden, da die Ansichten keineswegs schon festgestellt sind und am allerwenigsten in einem Lande es seyn können, wo bisher, wie dies in Deutschland der Fall ist, noch keine praktischen Erfahrungen vorliegen. Aus Amerika und England gehen uns allerdings neben einigen widersprechenden Urtheilen sehr viele Berichte zu, die keinen Zweifel darüber lassen, daß das pennsylvanische System hinsichtlich seiner moralischen und physischen Einwirkung auf die Sträflinge selbst, wie seiner Garantie für die Gesellschaft, die einer solchen gegen die Rückfälligkeit der aus dem Gefängniß entlassenen Verbrecher bedarf, den Vorzug vor allen anderen bisher in Europa befolgten Strafsystemen verdiene. Ob jedoch die Verhältnisse der Sträflinge in den Vereinigten Staaten und in England, in welchem letzteren Lande namentlich ein großer Theil aller Zellengefängnisse blos eine Vorbereitungsschule für die zur Strafe der Deportation verurtheilten Verbrecher ist, auch auf die Länder des europäischen Kontinents sich anwenden lassen, das ist freilich eine andere Frage, deren Entscheidung ebenfalls erst von der Zukunft zu erwarten seyn wird.

Da inzwischen der Gegenstand in diesen Blättern einmal angeregt worden, so dürfen wir auch nicht unterlassen, auf einen ausführlichen Artikel hinzuweisen, den die ursprünglich von dem Franzosen Appert hervorgerufene Erörterung in einem deutschen Blatte, dem „Mannheimer Journal", veranlaßt hat, welches in seinen Nummern vom 18. bis 21. Juni d. J. „das pennsylvanische Gefängnißsystem und die Angriffe seiner Gegner" bespricht. Es wird darin kurz die Geschichte der Entstehung und Verbreitung dieses Systems mit einem besonderen Hinblicke auf das, was bisher in deutschen Staaten dafür geschehen, mitgetheilt. Diese Uebersicht glauben wir dem betreffenden Artikel mit Uebergehung alles dessen, was einen rein polemischen Charakter hat und sich auf Angriffe bezieht, die wir von vornherein als unbegründet erkannten, entlehnen zu dürfen. Der badische Berichterstatter erzählt zunächst, um den Unterschied zwischen dem „Auburnschen Schweigsystem" und dem „pennsylvanischen Zellensystem" anschaulich zu machen, Folgendes:

„Man hatte sich vielfältig überzeugt, daß, wo in den Gefängnissen die Sträflinge unter einander verkehren, sie in ihrer unendlichen Mehrzahl das Strafhaus noch viel tiefer verderbt verlassen, als sie es betreten haben. Daher kömmt es denn auch, daß die Zahl der Rückfälligen in Frankreich 2, in Württemberg und Belgien über die Hälfte aller Sträflinge ausmacht, ja daß dies Verhältniß sich hier und da noch schlimmer gestaltete. Dieser schädliche gegenseitige Einfluß ward ohne Ausnahme von Allen, die sich um Gefängnisse bekümmerten, anerkannt. Man suchte deshalb jenen verpestenden Verkehr aufzuheben und die Strafhäuser aus Lasterschulen in Besserungs-Anstalten dadurch umzuwandeln, daß man die Gefangenen Nachts jeden in einer besonderen Zelle schlafen ließ, sie zwar bei Tage in den Arbeits-, Eßsälen und Spazierhöfen vereinigte, ihnen aber unbedingtes Stillschweigen auferlegte (Schweig- oder Auburnsches System). Wurden dabei die Sträflinge zugleich in kleinere Abtheilungen je nach der Stufe ihrer Moralität geschieden, so nannte man dies das Classifications- oder Genfer-System. Dieses System hat aber den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. Trotz außerordentlicher Strenge, ja Grausamkeit, ist das Stillschweigen nirgends wirklich erzielt worden. In Amerika hat in den Auburnschen Anstalten jeder Wärterknecht Befugniß und Auftrag, jede Uebertretung des Schweigegebots mit Peitschenhieben zu bestrafen; trotz der verschwenderischsten Anwendung derselben wird aber das Stillschweigen nicht erzielt. In Europa war man milder. In Belgien, Frankreich und England, wo dieses System konsequent durchgeführt ward, stand das Strafrecht nur dem Direktor der Strafanstalt zu, körperliche Züchtigungen waren Ausnahmen; man kam aber nicht vorwärts damit, man verzweifelte und beschränkte sich zuletzt auf die Bestrafung nur der störendsten Uebertretungen; dennoch gelangte man in Frankreich in einem, 1200 Sträflinge zählenden Strafhaus auf mehr als 10,000 Disziplinarstrafen jährlich, blos wegen Bruchs des Stillschweigens; in einem anderen mit beiläufig 300 Köpfen stiegen die Strafen wegen derselben Uebertretung im J. 1842 auf beinahe 6000. Stillschweigen ward nicht erzielt, Krankheit und Sterblichkeit nahmen bedeutend zu.

Ein ähnliches Verhältniß finden wir in England; so kamen in den drei Auburnschen englischen Strafanstalten, welche so ziemlich für die besten gelten, auf 1000 Gefangene im Gefängniß

zu Wakefield	täglich	36 Bestrafungen
zu Coldbathfields in London	"	46 "
zu Westminster-Bridewell in London	"	62 "

Aber trotz dieser Strafmenge ließ sich das System in Wahrheit nicht durchführen; der gehoffte Erfolg fehlte gänzlich, von Besserung der Gefangenen war keine Rede, die Zahl der Verurtheilungen wegen Verbrechen nahm nicht ab, das Verhältniß der Rückfälle stieg vielmehr, und je konsequenter die Einführung des Schweigsystems, des Auburnschen Systems, der moralischen Absonderung, oder welchen Namen sonst es erhielt, versucht ward, um so mehr stieg die Zahl der Krankheiten und Todesfälle. Nicht erfolgreicher hat sich das Classifikationssystem gezeigt. Die Regierungen und Parlaments-Kommissionen von Frankreich, England und Belgien haben höchst ausführliche offizielle Berichte darüber erstattet, daß dieses System total fehlgeschlagen sey.

Unter diesen Umständen, da der Versuch mit dem Schweigsystem nicht gelungen, eine Abhülfe der alten Mißstände aber unbedingt nothwendig war, wandte man sich natürlicherweise zu dem Zellensysteme, das seit dem J. 1829 in Philadelphia (Pennsylvanien) eingeführt war und dort den vortrefflichsten Erfolg gezeigt hatte. Vom Jahre 1830 an waren von fast allen europäischen Ländern Staatsmänner, Juristen, Philanthropen, Aerzte und Baumeister nach Nord-Amerika geschickt worden, um die dortigen Strafsysteme mit eigenen Augen zu beobachten und an der Quelle zu studiren; sie alle, ohne eine einzige Ausnahme (Tocqueville, Beaumont, Crawford, Pringle, Mondelet, Neilson, Julius, Demetz, Blouet), obgleich viele davon dagegen eingenommen waren, berichteten, daß nur das pennsylvanische Isolirungssystem zweckentsprechend und nachahmungswürdig sey. Das System, welches nun seit sechzehn Jahren in dem für zu langjähriger Strafhaft Verurtheilte bestimmten Staatsgefängniß von Philadelphia bei einer Zahl von durchschnittlich 400 Gefangenen in Anwendung gebracht wird und daselbst von sehr vielen Gefängnißkundigen beobachtet wurde, ist seitdem in vielen Gefängnissen Pennsylvaniens und in etlichen anderen Staaten Nord-Amerika's eingeführt worden. Von da ward es nach England übersiedelt, wo seit 1834 zu keinem anderen Gefängniß mehr, als zu pennsylvanischen, von der Regierung Bauerlaubniß ertheilt worden ist, und wo gegenwärtig 44 solcher Gefängnisse mit 6000 Einzelzellen bestehen. Dann fing Frankreich an, dieses System einzuführen, vorerst wenigstens in allen neuen Arrest- und Strafhäusern; in vielen anderen Staaten sind einzelne Abtheilungen mehrerer Gefängnisse nach diesem System eingerichtet worden. Von einem Experiment mit etwas Unbekanntem kann also die Rede gar nicht seyn, wenn der König von Preußen, der das pennsylvanische System durch eigene Anschauung in England kennen gelernt hat, es nun auch in seinen Staaten einführen will.

Von gänzlicher Einsamkeit und Vernichtung der Außenwelt ist beim pennsylvanischen oder Trennungssystem nicht im entferntesten die Rede. Nur von seinen Laster- und Verbrechensgenossen wird der Sträfling getrennt, nicht von achtungswerthen, rechtschaffenen Menschen. Und wir möchten wohl fragen, woher leitet denn ein der Strafgerechtigkeit verfallener Verbrecher das Recht, sich auch im Gefängniß mit denen wieder zusammenzufinden, mit welchen er, als er noch in der Freiheit war, gemeinschaftlich Lastern fröhnte oder Pläne gegen Eigenthum und Leben schmiedete? Von der menschlichen Gesellschaft soll man auch einen gefallenen strafwürdigen Menschen nicht ausschließen. Warum aber (nach der Ansicht der Gegner des pennsylvanischen Systems) diese menschliche Gesellschaft für den Sträfling nur in der Gesellschaft von Dieben, Räubern und Fälschern bestehen soll, und warum in einem häufigen Verkehr mit rechtschaffenen Menschen keine menschliche Gesellschaft zu erkennen seyn soll, ist uns nie klar geworden. Um übrigens ins Praktische zu kommen und von einem deutschen Staate (Baden) zu reden, dessen Regierung und Stände die Einführung dieses Systems beschlossen haben, so heißt es im §. 3 des Gefängniß-Gesetzes vom Februar 1845: „Jeder Sträfling wird in seiner Zelle täglich wenigstens sechsmal besucht", und sodann ist die Rede von „den Besuchen der Werkmeister, Aufseher, Geistlichen, Aerzte, Lehrer, Directionsmitglieder, Inspektoren, Bekannten und Verwandten des Sträflings und anderer Personen, welche Zutritt erhalten." Also nicht nur wird ihm Verkehr mit Beamten aller Art gestattet und durch Gesetz zugesichert, sondern auch mit den freien Bürgern, welche die Anstalt zu kontrolliren haben oder welche sich seiner nach seiner Entlassung annehmen wollen, ja sogar mit denen unter seinen Bekannten und Verwandten, von welchen ein günstiger Einfluß auf den Gefangenen zu erwarten steht.

Welches waren nun die Resultate dieses Systems? In Philadelphia, wo die Vereinzelung der Gefangenen am längsten eingeführt ist, beträgt die Zahl der Rückfälligen 4—10 pCt. (in den alten europäischen Gefängnissen meist 40—55 pCt.). Seit der Einführung jenes Systems (1829—1843) hat die Zahl der Verurtheilungen in dem Staate Pennsylvanien um ein Drittel

*) Einer russischen Branntweinschenke.

**) Nr. 59 (Mannigf.), 61 (England), 73 (Dergl.) u. 77 (Dergl.).

abgenommen, obgleich die Bevölkerung um fast ½ gestiegen ist. Die jährliche Sterblichkeit im Philadelphischen Strafhause, welche vor Einführung der Isolirung 6 pCt. betrug, ist seitdem auf 3—4 pCt. gefallen (in Frankreich dagegen seit Einführung des Auburnschen Schweigsystems 1832/37, verglichen mit 1839/43, von 5 pCt. auf 8 pCt., ja in einigen Strafhäusern auf 12 pCt. gestiegen).

Aehnliche günstige Resultate melden uns seit sechs Jahren die Berichte des Pariser Polizeipräfekten und die des Pariser Schutzvereins über die Gefängnisse nach pennsylvanischem System, ferner die Berichte der englischen Gefängniß-Inspektoren ꝛc. — Wo ist ein anderes System, das jemals solche Erfolge aufweisen konnte?

Einige andere Punkte scheinen noch eine kurze Erwähnung zu verdienen. Fast alle der Isolirung der Gefangenen feindseligen Artikel in deutschen Zeitungen sprechen immer nur von einem amerikanischen System, das urplötzlich in Preußen eingeführt werden soll, und geben sich dabei den Anschein, als ob kein anderes Land in Europa von diesem System etwas wissen wolle. Wir führen mit wenigen Worten an, wie die Sache in Europa gegenwärtig steht. In England sind, wie gesagt, seit 1834 keine andere als pennsylvanische Gefängnisse gebaut worden, und es bestehen daselbst gegenwärtig bereits 44 solcher Gefängnisse mit 6000 Zellen. — In Frankreich hat die Deputirtenkammer im Mai 1844 mit großer Mehrheit das pennsylvanische System angenommen, und nachdem mittlerweile auch die oberen Gerichtshöfe und die Präfekten für das System ihr Gutachten abgegeben haben, unterliegt der betreffende Gesetzentwurf jetzt dem Votum der Pairskammer. Am 15. Mai 1845 waren übrigens bereits 14 Arresthäuser mit 839 Zellen bezogen und sehr viele andere nach diesem System im Bau begriffen. — Im Februar 1845 haben die beiden Kammern des Großherzogthums Baden fast einstimmig das pennsylvanische System angenommen, das Zellenstrafhaus in Bruchsal ist bereits unter Dach. In Schweden und Norwegen haben die Reichstage die Einführung desselben Trennungssystems beschlossen, und man trifft gegenwärtig die Vorkehrungen dazu. Die Regierungen von Belgien und Holland haben ihren Ständeversammlungen kürzlich ebenfalls das pennsylvanische System vorgeschlagen. Einige andere Staaten sind noch mit Vorarbeiten beschäftigt.

Während demnach die gebildetsten und freisinnigsten Staaten Europa's, wie England, Frankreich, Baden, Schweden, Norwegen, Belgien und Holland, auf dem Punkte stehen, eine konsequente auf das Trennungssystem basirte Gefängnißreform vorzunehmen, haben sich bis jetzt nur zwei Staaten dagegen ausgesprochen: Sardinien und Neapel. Da dürfte für Preußen doch wohl die Wahl nicht schwer seyn, nach welcher Seite es sich wenden soll.

Eben so haben sich etliche Artikel bemüht, dieser Gefängnißreformfrage eine politische Färbung zu geben und die Ansicht zu verbreiten, als ob das pennsylvanische System von allen freisinnigen Männern verworfen werden müßte und wirklich verworfen würde. Wir wollen nicht erörtern, daß diese Sache mit der Politik gar nichts gemein hat, und daß dies auch bei den Verhandlungen der englischen, französischen und badischen Volksvertreter, wo etwas mehr politischer Takt herrscht, als in gewissen Artikelfabriken, auf das bestimmteste sich offenbart hat. Auch hier giebt sich eben die totale Unwissenheit jener Artikelschreiber kund, denn auch hier gilt gerade das Gegentheil von dem von ihnen Behaupteten. Merkwürdigerweise nämlich sind es in allen Ländern gerade die Führer der liberalen Opposition gewesen, welche für das pennsylvanische System am entschiedensten aufgetreten sind; — so in England, wo noch jetzt Lord John Russell Inspectionsrath des pennsylvanischen Mustergefängnisses in Pentonville ist. *)

In Frankreich waren bei der Verhandlung in der Deputirtenkammer Tocqueville, Beaumont, Odilon-Barrot und Lamartine die eifrigsten Verfechter des Systems. In Baden verfaßte Welcker den trefflichen, für das System lautenden Kommissionsbericht, und die ganze Kammer bis auf drei Stimmen folgte seinem überzeugenden Worte. **) In Belgien sind Ducpetiaux, in Dänemark David, in Bayern Frhr. v. Closen die Hauptförderer dieses Systems. Ueberall also zeigen sich die politisch freisinnigsten Männer auch in dieser Sache als Freunde des wahren Fortschrittes, d. h. als Freunde des pennsylvanischen Systems."

Mannigfaltiges.

— Das Oregon-Gebiet. Nachdem in unseren Blättern der zwischen Großbritanien und den Vereinigten Staaten herrschende Streitpunkt in Bezug auf dieses Gebiet ausführlich erörtert worden, haben dieselben auch die Pflicht, von dem Vertrage zu sprechen, durch welchen dieser Streit unerwartet schnell geschlichtet worden. Die Festigkeit und Offenheit einerseits, mit der Sir Rob. Peel's Kabinet seine mit wichtigen Zugeständnissen verbundenen Vorschläge stellte, und die Feindseligkeiten andererseits, die gerade, als diese Vorschläge in Washington eintrafen, zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko ausgebrochen waren, haben unstreitig bewirkt, daß die Bundesregierung, die in diesem Augenblicke mehr noch auf Texas und vielleicht auch auf Kalifornien ihre Gedanken gerichtet hat, als auf den Oregon, sofort auf das englische Ultimatum einging und es ohne weiteren Vorbehalt genehmigte. Der demgemäß abgeschlossene Vertrag besteht aus fünf Artikeln, welche Folgendes bestimmen: I. Als Gebietsgränze zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritanien, westlich vom Felsengebirge, wird der 49. ° N. Br. festgesetzt, bis da, wo er den Königin Charlotten-Sund erreicht, von da durch die Meerenge von Fuca bis zum Ocean, so daß die Vancouver's Insel ganz an Großbritanien kömmt. II. Die Schifffahrt auf dem Columbia-Flusse bis zu dem Punkte, wo er die 49. Parallele trifft, steht der britischen Hudson's Bay-Gesellschaft bis zum Erlöschen ihres Freibriefes (1863) zu. Artikel III. giebt beiden Nationen freie Handelsschifffahrt auf den Flüssen und Häfen nördlich vom 49. °. IV. Entschädigung für die Forts- und Handelsstationen der Hudson's Bay-Gesellschaft, südlich vom 49. °, und für die amerikanischen Pelz- und anderen Handelsgesellschaften und Stationen nördlich derselben Parallele. V. Entschädigung für Privat-Eigenthum der Bürger und Unterthanen südlich oder nördlich vom 49. °, wenn sie sich in ihr eigenes Landesgebiet zurückzuziehen wünschen.

— Zur Abwehr. Unsere kurze Notiz über russische Literatur in Nr. 32 des Magazins hat uns die Ungnade des Herrn Th. Bulgarin zugezogen, der in seinem Blatte (Sjewernaja Ptschelà, die „nordische Biene") sich gewaltig darüber ereifert. Wie er zu verstehen giebt, wäre der Artikel von seinen literarischen Feinden und Neidern in Petersburg geschmiedet worden, die ihn gern herabsetzen und die Anhänger der neuen Schule in der russischen Literatur auf seine Kosten erheben möchten. Wir können ihm zu seiner Beruhigung versichern, daß der Artikel in Berlin geschrieben wurde, und daß wir an seinen Werken, wie an denen seiner Gegner, nur ein literarisches Interesse nehmen, da uns kein einziger russischer Schriftsteller persönlich bekannt ist und ihre Streitigkeiten für das Ausland sehr gleichgültig sind. Seinen ironischen Dank dafür, daß wir nicht alle seine Schriften mittelmäßig nennen, müssen wir zurückweisen; wir konnten nämlich nur von denen sprechen, die wir gelesen hatten — es ist möglich, daß sich in den uns unbekannten einiges Gute findet. — Zur Steuer der Wahrheit muß jedoch erwähnt werden, daß Herr B. mehrere von uns angegebene Thatsachen berichtigt. Erstens wäre der „Sohn des Vaterlandes" nicht von ihm und Herrn Gretsch, sondern von Letzterem allein gegründet worden, dem er sich erst später angeschlossen habe. In Bezug auf diesen überaus wichtigen Punkt bekennen wir gern unseren Irrthum. Zweitens habe Fürst Wolkonskji kein Werk über Italien herausgegeben. Wie kömmt es aber denn, daß die „Vaterländischen Notizen" (Nr. 12 vom vor. Jahr) eine detaillirte Kritik dieses Werkes enthalten, und daß es sogar in der Sjewernaja Ptschelà selbst angezeigt wird?! Drittens wäre der Dichter Bernet nicht auf eine Zeitlang verschwunden und nicht, wie wir nach dem Inhalte eines seiner neueren Gedichte vermutheten, im Kaukasus gewesen u. s. w. Vor einigen Jahren hieß es jedoch im Moskwitjanin: Bernet, ein hoffnungsvoller junger Dichter, in dessen Erzeugnissen man neben vieler Spreu auch auf manches treffliche Weizenkorn träfe, sey plötzlich unsichtbar geworden und spurlos verschwunden. (S. das Archiv für wiss. Kunde von Rußland, Jahrgang 1842, S. 802.) Als wir daher vor kurzem das Gedicht von Bernet in der „Bibliotéka dla Tschtenia" lasen, worin ein unglückliches Duell, Exil nach dem Kaukasus u. s. w. beschrieben wurde, stellten wir jene Erklärung seines plötzlichen Verschwindens als eine Hypothese auf. Es ist um so besser für Bernet, wenn wir Unrecht hatten; daß aber dergleichen Verweisungen nach dem Kaukasus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, wird man gewiß nicht in Abrede stellen.

*) Als dies geschrieben wurde, war der Lord noch nicht wieder Minister geworden.

**) Der Bericht ist mit einigen Zusätzen abgedruckt in der neuen Ausgabe des Staatslexikons als Artikel „Besserungsstrafanstalten."

Bibliographischer Anzeiger.

Bei C. J. Steinacker in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
deutschen Preß-Gesetzgebung.
Sammlung
der
gesetzlichen Bestimmungen über das literarische Eigenthum
und die Presse
in allen deutschen Bundesstaaten
nebst
geschichtlicher Einleitung
von
Dr. Hermann Th. Schletter,
Adv. und akadem. Docenten der Rechtswissenschaft in Leipzig.
24 Bogen in gr. 8. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hierbei Titel und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Weit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 88. Berlin, Donnerstag den 23. Juli 1846.

Dänemark.

Dänische Zustände. Literatur, Politik und Sprache, von Baron Constant Dirckinck-Holmfeld.*) (Altona, 1846.)

Ein viel, ja Alles versprechender Titel; wir wünschten hinzufügen zu können: und ein Buch, welches das Versprechen seines Titels erfüllt. Dem ist jedoch leider nicht so. Schon die „Vorrede" beginnt mit den bedenklichen Worten: „Man erlaube mir einige Worte der Entschuldigung für die nachstehende Schrift", aus denen man wenigstens auf das Vorhandenseyn einiger literarischer Gewissensbisse beim Herrn Verf. zu schließen sich befugt glauben könnte; eine Vermuthung, die durch das Eingeständniß desselben, „der eigentlich linguistische Zweck der Schrift sey fast in Nichts eingeschwunden, so daß mindestens ein starker Eindruck von Unzweckmäßigkeit daraus hervorgehe", vollkommen bestätigt wird. Nicht minder bedenklich als jener Widerspruch zwischen dem Titel und dem pater peccavi des Herrn Verfassers ist die keineswegs beruhigende, sondern höchstens naive Versicherung desselben, daß, „wer in den folgenden Blättern Viel suche, vielleicht Wenig finden werde; wer aber Wenig erwarte, jedenfalls nicht über Täuschung zu klagen haben werde". Aber hat der Verf. durch seinen vielversprechenden Titel nicht selbst Veranlassung dazu gegeben, daß man von seinem Buche recht Viel erwarten und verlangen muß? Was zwang ihn denn dazu, seinen aphoristischen Gedankenspähnen und seinen in dialektischem Scheinlichte buntschillernden Reflexionen, die nichts weniger als die Ergründung und Beleuchtung der dänischen Literatur, Politik und Sprache bezwecken, ein solches Etikett anzuheften, da er doch das Bewußtseyn darüber hatte, daß das Eine dem Anderen gar nicht entspreche?

Doch genug der Fragen, die den Verf. nur in Verlegenheit setzen würden, wenn er sie hörte, und den Leser vielleicht bewegen könnten, uns seinerseits andere vorzulegen, wie etwa die folgende: „warum wir, nach allen den angegebenen Gründen, es gleichwohl für nöthig erachtet haben, diese Schrift zu erwähnen, geschweige zu beurtheilen?" — Auf diesen allerdings nicht unwichtigen Einwand können wir nur antworten, daß wir Beides wahrscheinlicher Weise unterlassen hätten, wenn wir damit keinen weiteren Zweck verbunden hätten. In der That aber soll uns der Titel des obigen Buches eben nur als Leiter dienen, um daran einige die jetzigen Verhältnisse Dänemarks besonders rücksichtlich Deutschlands betreffende Bemerkungen anzuknüpfen. Indeß haben wir andererseits auch nicht die Absicht, den Inhalt besagter Schrift ganz aus den Augen zu verlieren, vielmehr wird uns derselbe in doppelter Weise beschäftigen, zunächst nämlich insofern er selbst das oben erwähnte Verhältniß berührt — und das ist die positive Seite unserer Rücksichtnahme auf denselben —; sodann, weil wir aus literarischer Menschenliebe nicht umhin können, den Verfasser, der sich als Deutscher zu erkennen giebt, über einige Irrthümer in der deutschen Wort- und Satzbildung, so wie in der Orthographie und Interpunction, aufmerksam zu machen. Letzteres jedoch nur ganz schließlich und beiläufig.

In seinem ersten Briefe — „Dänisches Sprachgebiet. Land und Volk der Dänen" überschrieben — äußert sich der Verf. über die historische Beziehung Dänemarks zu Schleswig folgendermaßen: „Wir finden in dem Reiseberichte Ottar's mit Gewißheit, daß damals in Schleswig noch ursprünglich Angeln wohnten, Süddänen, verschieden sowohl von Sachsen als von Wenden, und daß selbe zum dänischen Reiche gehörten. Es findet sich keinerlei Andeutung, daß sie irgend eine nähere Verwandtschaft zu den Sachsen hatten; vielmehr kommen diese Sachsen selbst hier, nordwärts der Elbe, nur ganz partiell vor.... Wenn man also von Schleswig als einem deutschen Lande redet, obgleich die Hälfte des Volks noch dänisch redet, so stützt man sich nur auf die successive deutsche Ansiedelung und deren Verbreitung und politisches Uebergewicht, also auf eine Germanisirung, nicht auf die ursprüngliche und auch noch bestehende, wenn auch bedrängte Volksthümlichkeit...." Ferner sagt er (S. 36): „Als Deutscher fühle ich mich zu einer solchen parteilosen Beurtheilung aus Wahrheitspflicht besonders berufen. Geschichtlich ist es mir klar, daß Schleswig im Ganzen von uralter Zeit ein völlig dänisches Land gewesen sey. An der Gränze liegend, hat es jedoch, sowohl durch den Einfluß der zumeist dort herrschenden deutschen Herren, als durch die Geistlichkeit, besonders auch durch den deutschen Handelsverkehr, durch deutsche Gilden in den Städten, durch die mehr entwickelte deutsche Bildung und durch den deutschen Wandertrieb, der immer rege war und noch ist, zahlreiche deutsche Elemente in sich aufgenommen...."

Hierauf haben wir nun Folgendes zu erwiedern: Die Gesammtbevölkerung Dänemarks gehört zu dem großen gothisch-germanischen Volksstamme, der sich schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt von den Küsten der Ostsee, wohin er in unbekannter Vorzeit aus den Gebirgen des Kaukasus eingewandert war, weiter nach Westen und Norden verbreitete. Diese große Völkerfamilie bestand aus zwei Hauptstämmen, den Gothen und Germanen. Erstere, durch ihren Aufenthalt an der Ostsee der Schifffahrt kundig geworden, zogen mehr nordwestlich und besetzten Dänemark und Skandinavien, indem sie die dort wohnenden celtischen und finnischen Stämme entweder verjagten oder unterjochten. Die Germanen dagegen blieben in den Ländern zwischen Rhein und Oder und machten somit auch die Gränze gegen die in Dänemark angesiedelten Gothen aus. Der diesen zunächst wohnende germanische Stamm waren die Sachsen in Holstein und größtentheils auch in Schleswig, ja selbst in Jütland, wo sie sich unter dem Namen Angeln und Jüten niederließen. Diese Lage der Sachen in der Urzeit, wie wir sie dargestellt haben, wird selbst von dänischen Geschichtsforschern keineswegs bestritten, und wir verweisen den etwa noch ungläubigen Leser auf die „Geschichte des Königreichs Dänemark von C. F. Allen, eine gekrönte Preisschrift, aus dem Dänischen übersetzt von Dr. N. Falck, Prof. ord. der Rechte auf der Universität zu Kiel. (Zweite Auflage. Kiel, 1846.)"

Etwas ganz Neues ist uns die Behauptung des Verfassers, daß Angeln und Sachsen durchaus nicht verwandt, die Ersteren vielmehr als Süddänen zu betrachten seyen. Eine solche Behauptung war ihm allerdings nöthig, wenn er jene erste, nicht minder gewagte, rechtfertigen wollte, die nämlich, daß Schleswig ursprünglich stets zu Dänemark gehört habe und von dänischen Stämmen besessen worden sey. Daß mit jener auch diese fällt, versteht sich von selbst. Doch weiter. Im Jahre 450 und später fanden bekanntlich bedeutende Auswanderungen germanischer Stämme, unter anderen auch der in Schleswig wohnenden Angeln, Jüten und Sachsen nach England statt, wodurch dort eine Schwächung des germanischen Elements entstand, die von den nördlicher wohnenden Dänen benutzt wurde, sich auch nach Süden zu auszudehnen. Gleichwohl war diese Ausbreitung der Dänen bei weitem nicht zu einer völligen Unterdrückung jenes Elements hinreichend, was vorzüglich dadurch bewiesen wird, daß die zurückgebliebenen Bewohner durch den dänischen Einfluß nicht einmal in ihrer Sprache Eintrag litten, sondern dieselbe bis auf den heutigen Tag durchaus rein und unvermischt erhalten haben. Daraus geht wohl klar hervor, daß der eigentliche Kern der Bevölkerung Schleswigs und Holsteins von einem nicht deutsch-gothischen, sondern von einem germanischen Volksstamm gebildet wird. Außerdem wurden die westlichen Küsten der beiden Länder von dem gleichfalls echtgermanischen Stamme der Friesen eingenommen. So viel über die ursprüngliche Gestaltung des Verhältnisses des germanischen zum gothischen Element in den dänischer Oberhoheit gehorchenden Ländern.

Was die spätere Stellung Schleswigs zu Dänemark betrifft, so schicken wir die Bemerkung voraus, daß man in der Betrachtung derselben wohl zu unterscheiden hat, ob man von dem blos politischen oder dem nationalen Verhältniß der erwähnten Länder zu einander sprechen will, eine Unterscheidung, die gerade hier sehr wesentlich ist, nichtsdestoweniger aber gewöhnlich unberücksichtigt gelassen wird. In Bezug auf das nationale Verhältniß Schleswigs zu Dänemark können wir uns mit der Anführung der einfachen Thatsache begnügen, daß sich das germanische Element in dem ersteren in wahrhaft bewundernswürdiger Weise rein erhalten hat bis auf die neueste Zeit; was allerdings auch wohl daher kommen mag, daß der germanische Geist sich von jeher der Quellen und Beförderungsmittel der Bildung bemächtigt hat. So empfing denn auch Dänemark von Schleswig, nicht aber umgekehrt, einen dauernden Einfluß, vorzüglich mit der Ausbreitung des Christenthums, die von Schleswig ihren Anfang nahm.*)

Ueberhaupt war letzteres den echt dänischen Ländern an Bildung jeglicher

*) Der Verf. ist nicht der dänische Flotten-Capitain und frühere Führer der preußischen „Amazone", sondern, wenn wir nicht irren, ein Bruder desselben.

*) Nach Karl's des Großen Tode (814) wirkt sein Sohn Ludwig der Fromme sehr viel für die Verbreitung des Christenthums unter den Norddeutschen und Dänen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es endlich, den König Harald Klak zur Annahme des Christenthums zu bewegen (826). Kurz darauf (827) wurde auch schon zu Schleswig oder — wie es damals hieß — Heidehye, damals eine blühende Handelsstadt, eine Art von Missions-Anstalt gegründet, deren Wirkung unter der Leitung Anschar's sich fast über den ganzen gothischen und germanischen Norden erstreckte.

Art stets voraus. Ehe in jenen ein wirklich geordneter Zustand eingetreten war, der ihnen ein Recht auf den Namen Staat hätte geben können, finden wir in Schleswig schon einen verhältnißmäßig hohen Grad von Kultur und Macht, der es befähigte, mit dem damals schon mächtigen Hamburg zu wetteifern. Dies Verhältniß einer überwiegenden Bildung der südlichen Theile der Halbinsel zu den nördlichen hat bis in die neueste Zeit fortgedauert und giebt uns die beste Erklärung für den Umstand, daß sich das germanische Element gegen das gothisch-dänische in ungeschwächter Kraft behauptet hat. Von einer Danisirung Schleswigs im nationalen Sinne kann also bis jetzt nicht die Rede seyn.

Wie verhält es sich nun aber mit der politischen Beziehung Schleswigs zu Dänemark? — Wir sehen es durch den traurigen Zustand Polens bestätigt, daß nationales Leben und nationale Gesinnung sehr wohl mit politischer Unselbständigkeit zu vereinigen sind. Zwar wollen wir nicht hoffen, daß Schleswig jemals in eine solche Lage zu Dänemark gebracht werde, wie sie Polen gegen Rußland hat einnehmen müssen, doch läßt sich anderweitig die Richtigkeit einer Parallele zwischen Polen und Schleswig nicht verkennen. Wie letzteres Dänemark, so überragt auch ersteres Rußland an wissenschaftlicher, industrieller und sittlicher Bildung, und doch hat es sich von seinem Nachbar unterwerfen lassen. Allein Polen hat das doppelte Unglück einer inneren Zerrüttung und äußerer Hülflosigkeit gehabt; Schleswig hat, bis jetzt wenigstens noch, eine kräftige, seiner Nationalität entsprechende Verfassung und lehnt sich nach außen hin an sein großes Mutterland, Deutschland, an. Möge denn die Mutter ihres Kindes im entscheidenden Augenblick nicht vergessen!

Die Geschichte zeigt uns, daß Schleswig fast immer unabhängig von Dänemark war oder doch im Falle der Abhängigkeit den Gedanken der Befreiung niemals aufgegeben hat. Gleich nach Einführung des Christenthums vereinigte Gorm der Alte (um 900) mehrere kleine Reiche durch List und Gewalt in Einen Staat, in den jedoch Schleswig nicht einbegriffen war; vielmehr wurde dies zu einer Markgrafschaft erhoben. Später (1330) hatten sich die holsteinschen Grafen Schleswigs bemächtigt und mit dem Herzog von Mecklenburg gegen Dänemark ein Bündniß errichtet. Darauf gab Margarethe von Dänemark (1386) den Grafen das Herzogthum Schleswig als ein erbliches und untheilbares Lehen. Gerhard VI. nannte sich zuerst Herzog von Schleswig. Die dänischen Fürsten aber konnten diesen Verlust nicht verschmerzen, sondern sannen nur stets auf Mittel, das hingegebene Herzogthum wiederzuerlangen. Nach dem Tode seiner Vormünderin Margarethe führte Erich von Pommern, der die drei nordischen Reiche unter seinem Scepter vereinigt hatte, einen 23jährigen, aber vergeblichen Krieg gegen die Herzoge von Schleswig, wodurch er das Mißvergnügen seiner Unterthanen in dem Grade erregte, daß die Union zerfiel und Erich der Krone beraubt wurde. Indeß dauerten aber die Kriege gegen das Haus Gottorf immer fort, mit wechselndem Glück, bis endlich nach dem Sturz Erich's der Reichsrath sich als Herrn von Dänemark ansah und dem Herzog Adolph von Schleswig sein Herzogthum als ein freies und erbliches Lehn bestätigte. Als aber mit dem Tode Adolph's (1459) die männliche Linie des alten holsteinschen Grafenhauses erlosch, so entstand nun abermals die Frage, ob Schleswig wieder mit dem Reiche vereinigt werden oder unabhängig bleiben sollte. Insofern es immer doch ein Lehn war, mußte es beim Aussterben des angestammten Fürstenhauses an Dänemark zurückfallen; allein dagegen sprach der Umstand, daß Adolph, der die ihm nach dem Sturze Erich's angebotene Krone von Dänemark ausgeschlagen hatte, seinen Schwestersohn Christian von Bayern in Vorschlag gebracht hatte, unter der Bedingung, daß Schleswig und Dänemark nie einen gemeinschaftlichen Regenten haben sollten. Christian hatte die Krone und damit auch die Bedingung angenommen; und somit war der Streit erledigt, ob Schleswig an Dänemark zurückfallen müsse. Die dänischen Geschichtsschreiber wollen zwar die Sache so darstellen, als ob Christian hierdurch nur persönlich verpflichtet, keineswegs aber sein Versprechen für alle Regenten Dänemarks bindend seyn konnte. Indessen hatte doch Christian jedenfalls die Pflicht, Nichts gegen die schleswigschen Herzöge zu unternehmen. Doch brachte er es durch Ertheilung von Privilegien an die holsteinschen Prälaten und Ritter dahin, daß er von den schleswigschen Ständen „aus freiem Willen und ohne Rücksicht auf seine Eigenschaft als König von Dänemark zu ihrem Herzoge und Grafen erwählt" wurde. *) Diese Frage scheint inzwischen immer noch nicht ganz erledigt gewesen zu seyn, denn wir finden zwar, daß Holstein und Schleswig bis zum Jahre 1491 ungetheilt geblieben waren, daß sie aber dann vom Könige Johann getheilt, später zwar wieder vereinigt, doch von Christian III. von neuem getheilt wurden (1544). Die Folgen dieser Theilung waren aber für Dänemark sehr nachtheilig, denn beide Herzoge weigerten sich nun, den König von Dänemark als Oberherrn anzuerkennen, indem sie behaupteten, daß Schleswig ein freies und erbliches Lehen sey. Dieses Verhältniß blieb denn auch mit unwesentlichen Veränderungen bestehen, bis im Jahre 1676 Christian V. von Dänemark den herzoglichen Antheil von Schleswig besetzen und einziehen ließ. Dies Verfahren, „welches", wie selbst der dänische Geschichtsschreiber **) sich ausdrückt, „von vieler Klugheit, aber eben nicht von Achtung des Rechts zeugte", erregte in den Herzogthümern allgemeine Erbitterung, und es wäre vielleicht zu einem offenen Kriege gekommen, wenn der Friede zu Fontainebleau die Gottorfschen Herzoge nicht in alle ihre Rechte wieder eingesetzt hätte. Zwar ließ der König (1684) wiederum den herzoglichen Antheil von Schleswig besetzen, doch legten sich nun mehrere Mächte ins Mittel und zwangen ihn im Frieden zu Altona (1689), den Herzog anzuerkennen. Wiederum finden wir (1713) neue Streitigkeiten zwischen den Herzogen und dem dänischen Könige Friedrich IV., der endlich den ganzen Gottorfschen Antheil der Herzogthümer in Besitz nahm und, durch die Gewährleistung Schwedens, Frankreichs und Englands ermuthigt, die damaligen Stände, Prälaten und Ritter Schleswigs sogar zwang, ihm (4. Sept. 1721) auf dem Schlosse Gottorf den Huldigungseid zu leisten. *) Es kostete jedoch dem Könige fast funfzigjährige Anstrengungen, sich in dem Besitz Schleswigs zu erhalten. Herzog Karl Friedrich wollte von einem Vergleich wegen des ihm entzogenen Antheils von Schleswig nichts wissen und wurde durch die Vermählung mit Anna, der Tochter Peter's des Großen, Dänemarks gefährlichster Feind. Denn sowohl Peter der Große selbst als seine Nachfolgerin Katharina drohten die Ansprüche des Herzogs mit Waffengewalt zur Geltung zu bringen, wodurch Friedrich IV. gezwungen wurde, bis zum Tode der Kaiserin große Flotten in der Ostsee zu erhalten. Das Jahr 1767 brachte endlich einen Vergleich zu Stande, der im Wesentlichen mit dem Friedrichsburger Frieden übereinstimmte. Denn das Haus Holstein-Gottorf entsagte allen Ansprüchen auf Schleswig und vertauschte seinen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die zu einem Herzogthum erhoben wurden (1773). Als aber nach sechs Jahren der letzte Herzog von Glücksburg starb, kamen alle diese Länder wieder unter die dänische Krone, ohne daß jedoch die Lehnsverbindung, durch welche Holstein an das deutsche Reich geknüpft war, aufgehoben wurde. Erst nach der Auflösung des deutschen Reichs (1806) erklärte der König im Patent vom 6. September 1806, daß (unter anderen Länderstrecken) auch Holstein mit der dänischen Monarchie als untheilbares Stück derselben verbunden seyn solle; eine Erklärung, die der König durch den Kongreß zu Wien, auf dem Holstein in den deutschen Bund aufgenommen wurde, zurückzunehmen gezwungen war (1814).

Die seit verhältnißmäßig kurzer Zeit wirksam gewordenen Bestrebungen Dänemarks, Schleswig und Holstein dem dänischen Reiche wiederum als untheilbar einzuverleiben, sind eben so wie die an verschiedenen Orten erhobenen Reclamationen dagegen bekannt. Das Neueste und Wichtigste in dieser Angelegenheit ist der „offene Brief" Christian's VIII. vom 11. Juli dieses Jahres, worin er sich dahin ausspricht, daß er nach seiner, auf genaue Untersuchung der dahin einschlagenden Dokumente basirten Ueberzeugung zwar die Selbständigkeit der Herzogthümer in Rücksicht auf deren innere politische Verfassung anerkenne, jedoch keineswegs dafür halte, daß im Falle des Aussterbens der männlichen Linie seines Hauses eo ipso eine Trennung jener Herzogthümer zum Königreich bewirkt werde. Dieser Meinungsdarlegung ist wenigstens die Deutlichkeit und subjektive Offenheit nicht abzusprechen; ob sie aber vom gesetzlichen Standpunkt als gerechtfertigt dastehe, ist eine Frage, deren Lösung wir, wie billig, den Historikern und Juristen von Fach überlassen. Unser Zweck ging einerseits nur dahin, dem Leser eine gedrängte Uebersicht der historischen Beziehungen zwischen Schleswig und Dänemark zu geben, und ihn andererseits in den Stand zu setzen, die von unserem Verfasser, den wir fast aus den Augen verloren haben, aufgestellte Behauptung, Schleswig habe von jeher und ursprünglich zu Dänemark gehört, beurtheilen zu können. Die eine Folge glauben wir aus den angegebenen Thatsachen wenigstens ziehen zu dürfen, daß der Streit, ob Schleswig als dänische Provinz oder als selbständiges Herzogthum zu betrachten sey, keineswegs neu, sondern eigentlich so alt ist als die Gründung der dänischen Monarchie selber. Wir wenden uns nunmehr zu unserem Verfasser zurück.

Unter dem Abschnitt „Vorzüge der dänischen Sprache" kömmt der Verfasser auch auf die dänische Philosophie, der er später noch einen besonderen Artikel widmet, zu sprechen, indem er den Dänen den Vorwurf der Nachahmungssucht macht. „So jüngst noch", ruft er aus, „mit der Hegelschen Philosophie, deren Hohlheit den ganzen Geist der betreffenden dänischen Leiter zu einer Seifenblase ausgetrieben hat", wobei wir vorläufig nur auf die Kühnheit des Bildes „eine Hohlheit treibt zu einer Seifenblase aus" aufmerksam machen wollen. Von Heiberg äußert er, daß derselbe „nach mehreren mißglückten Versuchen den Fatalismus zu rationalisiren und zu danisiren" (welche Zusammenstellung!) „es zuerst unternommen habe, den Hegelschen Unsinn über die flachen Fluren der dänischen Forschung zu ergießen." Weiter sagt er, „die Hegelsche Jongleric hat die großen Stücke des im Laufe der Zeiten entzwei gegangenen Erkenntnißspiegels zersplittert und polirt die Scherbe **), bis sie es wagen zu dürfen glaubt, sie als große, glänzende Sonne dem Publikum zu produziren." Wir haben diese Probe aus zwei Gründen mitgetheilt; erstlich, damit der Leser den Stil und die Anschauungsweise des Verfassers kennen lerne; und zweitens, damit wir der Welt auf die Autorität des Herrn Baron Constant v. Dirckinck-Holmfeld verkündigen können, daß Hegel nichts als ein Jongleur, ein unsinniger Phantast und hohler Kopf gewesen sey.

Was der Vers. uns von seiner Theorie der Buchstabengenesis zu kosten giebt, ist größtentheils ungenießbar oder doch wenigstens unschmackhaft, weswegen wir es uns versagen, dieses, wie es scheint, von ihm selbst schon aufgewärmte Gericht noch einmal aufzuwärmen. Der Herr Baron liebt lateinische Sprüchwörter, und er wird es uns deshalb verzeihen, wenn wir auch unsererseits ihm ein sehr bekanntes zurufen: Ne sutor ultra crepidam. Schließlich wollen wir ihn aus Wißbegierde noch um die Aufklärung einiger scheinbaren (!) Anomalieen des Stils und der Interpunction bitten. Warum trennte der Vers. niemals, oder doch meistentheils nicht (denn er ist, wie wir

*) Allen Gesch. d. Königreichs Dänemark pag. 213.
**) Ibid. pag. 281.

*) Auf diese Huldigung bezieht sich auch vorzugsweise der „offene Brief" Christian's VIII. vom 11. Juli 1846, auf den wir noch zurückkommen werden.
**) Die Interpunction gehört dem Vers. an.

bereits bemerkt haben, nicht konsequent), einen abhängigen Satz von dem Hauptsatz durch ein Komma; was versteht derselbe unter „wöhnlich" und „Wöhnlichkeit"; was unter „überher" (S. 33 zweimal und zwar in verschiedener, uns unverständlicher Bedeutung); was unter „bislang" (wir vermuthen bisher. Dies aber heißt so viel als bis zu diesem Punkt, denn hier ist ein demonstratives Adverbium wie aus vorher, nachher ꝛc. erhellt; bislang ist uns ganz unverständlich)? Warum bedient er sich so vieler fremden Wörter, wo es nicht nöthig ist? Ein Beispiel: „Da endlich die spätere dänische Regierung in ihren stets prekären Situationen fortwährend politisch mit den Oligarchen paciscirte, diplomatisch manövrirte, nachgiebig sich konsolidirte" ꝛc. In diesem Stil geht es fort, und es wäre uns Kleinigkeit, dergleichen stilistische Meisterstücke auf jeder Seite nachzuweisen; allerdings eine undankbare Beschäftigung, weshalb wir uns und den Leser damit verschonen wollen.

Spanien.

Geschichte des spanischen Drama's.

(Fortsetzung.)

An den heiligen Tagen pflegte sich das Volk um die Kirchen zu versammeln, Hütten von Baumzweigen zu erbauen und sich der Festlust hinzugeben. Es folgte natürlich den altererbten Bräuchen, und Sänger und Possenreisser blieben ebenfalls nicht aus. Doch mußten die Heiligkeit des Ortes und des Tages beständig mahnen, statt profaner Lustbarkeiten und Späße die heiligen Geschichten, denen das Fest gewidmet war, zur Anschauung zu bringen; und als die Kirche endlich, in Erwägung, daß die Schaulust des Volkes sich nicht unterdrücken lasse, sich derselben zur Versinnlichung der Wunderbegebenheiten der Erlösung bemächtigte, war die Bahn zur Entwickelung des Drama's gebrochen. Die Kirche kam von ihrem früheren Verdammungsurtheile zurück und bezeichnete schon durch den Namen „Mysterien", daß sie diese Darstellungen mit den anderen Handlungen des Kultus auf gleiche Linie erhebe. Die Zeit, wann dies im Abendlande zuerst geschehen, läßt sich aus Mangel an bestimmten Nachrichten nicht genau angeben. Noch vorhandene oder bezeugte Dramen aber in lateinischer und friesischer Sprache, die wahrscheinlich in Kirchen und Klöstern aufgeführt worden sind, reichen bis in die karolingische Zeit hinauf, französische, bretonische und provençalische bis ins elfte Jahrhundert.

Seit dem dreizehnten Jahrhunderte ward es üblich die Mysterien statt innerhalb, außerhalb der Gotteshäuser, auf öffentlichen Plätzen, oder wo sich sonst ein geeignetes Lokal fand, darzustellen. Aus dieser Zeit haben wir auch die erste Kunde von Gesellschaften, die sich zum Zwecke der Aufführung von Mysterien bildeten. Wahrscheinlich wetteiferten Geistliche mit Weltlichen, bei diesen Vorstellungen Rollen zu übernehmen. Die Gesellschaft Battuti, welche 1261 in Treviso zusammentrat, hatte die Canonici der dortigen Domkirche sogar förmlich verpflichtet, ihr jährlich für die Rolle der Maria und des Engels zwei Geistliche zu liefern. Besonders einflußreich ward das 1264 von Papst Urban IV. gestiftete Frohnleichnamsfest. Noch im dreizehnten Jahrhundert in fast alle Länder Europa's verbreitet, gehörte es bald zu den bedeutendsten Festen der Christenheit und ward durch glänzende Umzüge und dramatische Spiele verherrlicht. An manchen Orten wurden die Handwerker-Innungen sogar gesetzlich angehalten, Schauspiele zu Ehren des heiligen Sakramentes aufzuführen.

In England bildeten sich gleichfalls in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Gesellschaften für denselben Zweck, und die Kirche war von ihrem früheren Verdammungsurtheile so weit zurückgekommen, daß sie bei Gelegenheit eines zu Chester aufgeführten Cyklus von Mysterien, welcher die ganze Weltgeschichte von der Schöpfung bis zum jüngsten Gericht umfaßte, den Zuschauern, die der ganzen Reihe dieser frommen Schauspiele beiwohnen würden, tausendjährigen Ablaß versprach.

Das französische Theater fixirte sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts vollkommen. Die Veranlassung dazu gab eine Gesellschaft Pariser Bürger und Handwerker, welche von Karl VI. einen Freiheitsbrief, in und um Paris geistliche Schauspiele aufzuführen, erhielt. Von ihrer ersten Darstellung, der Passionsgeschichte, confrères de la passion genannt, zogen sie den gesammten Inhalt des Alten und Neuen Testaments und den ganzen Bereich der Heiligenlegende in ihren Kreis und spielten Anfangs auf Straßen und Plätzen, später in einem bestimmten Hause. Die längeren Stücke waren in Tage (journées) abgetheilt und spielten so viel Tage, als sie solcher Abtheilungen hatten, bis zu fünf Wochen. Diese journées zwangen durch ihre Länge oft um Mittag eine Pause von einigen Stunden zur Erholung der Schauspieler eintreten zu lassen. Von einem dramatischen Plane zeigten solche Stücke keine Spur, sie bestanden fast nur aus dialogisirten Geschichten von endloser Breite, in welchen Scherz und Ernst aufs willkürlichste durch einander gerührt war und der Teufel gewöhnlich die Rolle des Lustigmachers spielte. An Stoff waren sie dafür desto reicher; sie umfaßten die gesammte heilige Geschichte, die legendarischen und die von diesen oft nicht wohl zu trennenden profanen Stoffe der Volkssage, die schon im ältesten Kerne des kirchlichen Drama's sehr nahe liegenden symbolisch-allegorischen Stoffe, und endlich die trivialen der gemeinen Wirklichkeit, welche z. B. in den Hirten der Weihnachtsnacht, den Kriegsknechten, den Krämern, bei denen Magdalena die Salben, die zehn Jungfrauen das Oel kaufen, gegeben waren. Es zeigt sich auch bei ihnen das durch das ganze Mittelalter fühlbare Mißverhältniß zwischen der poetischen Kraft und den Stoffen. Auch nicht sonderlich zahlreich scheinen die Dramen gewesen zu seyn, da dieselben Bearbeitungen sich weit verbreiteten und oft aufgeführt wurden.

Die Bühne, auf welcher man die Mysterien darstellte, zerfiel in drei Theile. Oben nach hinten zu stand ein hohes Gerüst, den Himmel und das Paradies vorstellend; auf ihm befanden sich der Sitz Gottes und der Thron der heiligen Dreieinigkeit, von Engeln und Heiligen umgeben. Unterhalb dieses Gerüstes lagen die Erde und das Fegefeuer; ganz unten aber die Hölle, in Gestalt eines Drachens, durch dessen Rachen die Teufel emporstiegen und hinabfuhren, zur Seite war eine Nische mit Vorhängen für das, was hinter der Scene vorging; zugleich standen auf der Bühne selbst Bänke, auf die sich die Schauspieler nach Beendigung ihrer Scenen niederließen. Die Sitze der Zuschauer waren reihenweise hinter einander erhöht und wie die Bühne nach religiösen Ueberlieferungen benannt; die höchsten hießen das Paradies.

Neben den Mysterien breiteten sich seit dem 15. Jahrhunderte die sogenannten Moralitäten aus, in denen die moralisch-allegorische Deutung das geschichtliche Element überwog. Sie entsprachen dem Hange des ganzen Mittelalters zur Allegorie, und ihre Spuren steigen bis ins 13. Jahrhundert hinauf. Die verschiedenen Tugenden und Laster, Sünde, Tod, Glaube, Hoffnung, Liebe, spielten die Hauptrollen, aber selbst die abstraktesten Begriffe wurden personifizirt, als z. B. Gebet, Almosen, die Hoffnung auf langes Leben, die Scham seine Sünde zu bekennen, das Blut Abels u. s. w.

Die neue Epoche ward hauptsächlich durch das Studium der klassischen Literatur befördert. Am frühesten und entschiedensten gab sich dieser Einfluß in Italien kund. Doch hier, wie in den meisten Ländern, wirkte er auf die Entwickelung der Anfänge eines echten National-Theaters mehr hindernd als fördernd. Man begann auf das volksthümliche Element der Kunst vornehm herabzusehen und suchte ins Leben zu rufen, was kein selbständiges Leben mehr gewinnen konnte, stempelte schiefe Auffassung der aristotelischen Regeln zum Gesetz und wählte oft die schlechtesten Muster, z. B. Seneca, zur Nachahmung. Die geistlichen Spiele, in denen die herrlichsten Keime zu einer fruchtbaren Entwickelung lagen, verfielen allgemach gänzlich, und nur das englische und besonders das spanische Drama entwickelten sich ohne hemmenden Einfluß aus dem Alterthum zu höchster Vollkommenheit, jenes nach der emanzipirten individuellen und historischen, dieses mehr nach der religiösen und symbolischen Seite.

2. Das spanische Drama vor seiner Literaturfähigkeit.

Von den Anfängen bis auf Juan del Encina. X—1492.

Das spanische Drama folgte im Allgemeinen dem im vorstehenden Abschnitte angegebenen Gange, doch kamen besondere in der Natur und Geschichte des Landes liegende Umstände hinzu, die ihm theils förderlich theils hinderlich wurden und deren nun näher zu gedenken ist.

Nach W. von Humboldt's Untersuchungen war das Volk der heutigen Basken einst über die ganze Halbinsel verbreitet und bildete unter dem Namen Iberer den Urstamm der spanischen Bevölkerung. Noch bis auf die Gegenwart sind ihm hochausgebildete mimische Tänze eigenthümlich, zu welchen Nationallieder gesungen werden, die in manchen Zügen auf alte heidnische Zeiten zurückdeuten, und schon bei den Römern waren spanische Tänze berühmt, die in ihrer Schilderung auf einen ganz ähnlichen Charakter schließen lassen. Die römischen Eroberer selbst brachten mit großem Erfolge ihr Theater nach Spanien, wie aus zahlreichen Ruinen von Schauspielhäusern und aus Nachrichten in Büchern und auf Münzen hervorgeht. Der Sinn für theatralische Belustigungen ging auch auf die neuen Sieger, die Westgothen, über, und zahlreiche Konzilienbeschlüsse, welche sich zum Theil ausdrücklich auf recitirtes Schauspiel beziehen, eifern vergeblich dagegen. Beschaffenheit und Sprache dieses gothischen Drama's sind aus Mangel an Nachrichten unbekannt. Dies die erste, die weltliche Wurzel des spanischen Drama's.

Der Einfluß des geistlichen Elementes mußte schon deshalb eine nicht geringe Bedeutung haben, weil die Gothen den orientalischen Ritus der griechisch-syrischen Kirche angenommen hatten und in Spanien einführten, gerade im orientalischen Gottesdienste aber das Drama am frühesten und entschiedensten hervortrat. Es wurde auch bereits im Jahre 633 durch das Toledanische Konzil das Narrenfest verboten. Die Einwirkung der Araber war nicht überwiegend und ausschließlich genug, um alle Keime der Bildung, die im Schooße der christlichen Kirche reiften, zu unterdrücken, vielmehr blieb der christliche Gottesdienst ungestört, und die neue, sogenannte mozarabische Liturgie war die alte gothische mit geringen Veränderungen Isidor's von Sevilla; es soll sogar zur Zeit der Araber der Kirchengesang zu besonders hoher Ausbildung gediehen seyn. Daß die Araber durch unmittelbares Eingreifen der Entwickelung des Drama's hinderlich geworden seyen, läßt sich nicht darthun, im Gegentheil ist es wahrscheinlich, daß sie selbst Schauspiele besessen haben.

Weil aber die maurische Bevölkerung der christlichen an Sprache, Religion und Sitte zu fern stand, um jemals mit ihr zu einer Einheit zu verschmelzen, war ein Kampf auf Leben und Tod unvermeidlich. Er begann auf zwei Punkten, von denen mit ihm zugleich die politische, literarische und soziale Gestaltung Spaniens ausging.

Zuerst erhoben sich die nie ganz überwundenen Gebirgsstämme Asturiens und drängten den Halbmond siegreich zurück. Die castilische Sprache war ihnen eigen, Tänze und Heldenlied bei ihnen heimisch. Gerade in Spanien aber ward Tanz und Romanze besonders einflußreich und bedeutsam für das Drama. Ihr Beispiel fand Nacheiferung am Fuße der Pyrenäen, zumal in der aus den ehemaligen Eroberungen Karl's des Großen, aus der spanischen Mark, hervorgegangenen Grafschaft Barcelona. Hier hatte sich die durch ganz Südfrankreich herrschende limosinische oder provençalische Sprache ausgebreitet, und in Folge der lebhaften Verbindung mit Frankreich kam bald auch die dort schon fast ausgebildete provençalische Kunstpoesie herüber.

Als nämlich die Provence zuerst unter den europäischen Ländern sich zu einer feineren Kultur erhob, schloß sich auch das Sängerwesen dem allgemeinen Fortschritte an, und bereits um das Jahr 1140 finden wir die rasch entsprossene Kunstpoesie in den Gedichten Peire Rogier's und seiner Zeitgenossen zur Blüthe entfaltet. Fürsten und Herren fanden Ehre und Freude in der Pflege von Dichtern und Dichtkunst. Der neuen Sache ward ein neuer Name ersonnen. Troubadours (Erfinder, von trobar, finden) nannte man alle, die sich mit der Kunstpoesie beschäftigten, was Standes sie immer seyn mochten, gleichgültig, ob sie zu eigener Lust oder um Lohn dichteten. Jongleurs (von jocus, Spiel, d. i. Musik) bleibt dagegen der Name für die Nachfolger der alten joculatores, für Alle, welche aus der Poesie oder Musik ein Gewerbe machten. Epos und Drama gelangten in der provençalischen Kunstpoesie zu keiner Bedeutung, da die Pflege des Liedes bei weitem überwog. Aber im Gebiete der Lyrik selbst lagen die vortrefflichsten dramatischen Elemente, welche in eigenthümlichen Kunstformen hervortraten. Es gehören dahin die Tenzonen (von contenzio), Wettgesänge, die einen gegebenen Fall strophenweise in der Art behandeln, daß die Redenden einander feindlich gegenüberstehen, indem Jeder den Satz des Anderen mit allem ihm zu Gebote stehenden Witz und Scharfsinn angreift; die Pastoretta oder Pastorella, ein Gespräch zwischen dem Dichter und einem Schäfer oder einer Schäferin, von einer kurzen Einleitung begleitet; endlich die Alba oder das Taglied, in welcher die nächtliche Lust zweier Liebenden gefeiert und der Anbruch des vom Wächter verkündeten Tages verwünscht wird.

Die Jongleurs, welche schon wegen ihrer außerordentlichen Anzahl sehr bedeutend waren und, in steter Wanderung begriffen, gewissermaßen die heutige Tagespresse vertraten, begleiteten die Troubadours auf ihren Fahrten, um sie durch Gesang und Spiel zu unterstützen oder auch die von jenen verfaßten Lieder abzusingen. Zugleich war es ein Hauptgeschäft derselben, die von den Hofrichtern verschmähten, aber doch überall gern gehörten Erzählungen vorzutragen. Es geschah solches mit lebhafter ans Dramatische streifender Mimik. Auch führten sie selbst mimische und Possenspiele auf, worauf schon der ihnen gleichfalls beigelegte Namen contrafazedor deutet.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Sir Rowland Hill und die Postreform.

Die Sammlung, welche in Großbritanien stattgefunden, um dem Sir Rowland Hill, als Anerkennung des zuerst von ihm ausgesprochenen und ausgeführten Gedankens der Postreform, ein Ehrengeschenk zu überreichen, hat nicht weniger als 15,000 Pfd. (100,000 Thaler) betragen, wovon ungefähr 3000 Pfd. für Einsammlungs- und Verwaltungskosten abgingen und der Ueberrest von 13,000 Pfund (86—87,000 Thaler) dem Sir Rowland bei einem Feste übergeben wurde, das ihm zu Ehren in der Westindia-Docks-Tavern veranstaltet worden war. Man glaubte dem Gefeierten diese Anerkennung um so mehr schuldig zu seyn, als ihm bei der Postdirection die Stelle, die er bis dahin bekleidet hatte, entzogen worden war, augenscheinlich aus Verstimmung darüber, daß man seine Vorschläge, die anfangs von den Beamten gewöhnlichen Schlages für chimärisch und verderblich erklärt wurden, gegen die eigene Ansicht zur Ausführung bringen mußte.

In der Rede, in welcher Sir Rowland Hill der Versammlung seinen Dank für diese Darlegung öffentlichen Anerkenntnisses aussprach, theilte er zugleich in wenigen Worten die Geschichte seines Vorschlages so wie der Widerwärtigkeiten mit, mit denen dieser zu kämpfen gehabt, und gab er demnächst eine Uebersicht der Resultate, die man bereits erlangt habe, obwohl erst ein Theil seines Planes zur Anwendung gekommen sey. Nachstehendes sind einige interessante Momente aus seinem Vortrage:

„Bei der Prüfung der Resultate des auf einen Penny (zehn Pfennige Preuß.) herabgesetzten Briefportos darf nicht übersehen werden, daß man bei der Ausführung meinen Plan verstümmelte und gewisse Bestimmungen, von denen der vollständige Erfolg abhing, ganz beseitigt hat. Gleichwohl ist dasjenige, was zur Ausführung kam, hinreichend gewesen, unserem Briefverkehr eine völlig neue Gestalt zu geben und Jedermann von den großen Vortheilen zu überzeugen, die mit der Gleichmäßigkeit des Briefportos, mit der Frankirung durch Stempel-Oblaten und mit der Taxe nach dem Gewicht verbunden sind. In die erste Reihe dieser Vortheile stellen wir die Unterdrückung der ungesetzlichen Briefbeförderung durch Privatgelegenheit, eine Beförderungsart, an die bei der Wohlfeilheit des Portos Niemand mehr denkt. Die allgemeine Sittlichkeit hat demnach auch bei einer Reform gewonnen, die lediglich einen finanziellen Zweck zu haben schien.

„Sehen wir jetzt, welche Wirkung das gleichmäßige Porto für das Staatseinkommen gehabt. Das Jahr 1837, das die vom Parlament ernannte Kommission als den Termin zur Vergleichung der Data bezeichnete, hat eine Brutto-Einahme von 2,340,000 Pfd. und eine Netto-Einnahme von 1,641,000 Pfd. geliefert. Ich hatte berechnet und vorhergesagt, daß wir dieselbe Brutto-Einnahme wieder erlangen würden, daß sich jedoch der Netto-Ertrag um etwa 300,000 Pfd. vermindern werde. Die Brutto-Einnahme des verflossenen Jahres hat sich bereits meinen Vorhersagungen auf eine merkwürdige Weise genähert, indem sie 1,902,000 Pfd. betragen, was ungefähr vier Fünftel der Summe von 1837 ist. Die Netto-Einnahme ist ebenfalls dem von mir bezeichneten Gange gefolgt und hat sich auf 776,000 Pfd., also auf beinahe drei Fünftel der angegebenen Summe, erhoben. — Nebenbei wird es gut seyn, zu bemerken, daß die Netto-Einnahme, schwankend je nach dem Betrage der Ausgaben, auf das genaueste zusammenhängt mit dem Grade von Geschicklichkeit und Sparsamkeit, welchen die Postverwaltung entwickelt.

„Werfen wir jetzt einen Blick auf die Circulation der Briefe. Im Jahre 1838 belief sich die Anzahl der der Posttaxe unterworfenen Briefe auf nahe an 75 Millionen; im Jahre 1845 hat sich diese Zahl auf 271 Millionen erhoben. Ja, am 1. Januar 1840 stieg die Zunahme auf eine ganz unverhältnißmäßige Weise, so daß mit Einschluß dieses Tages die Anzahl der in einem Jahre beförderten Briefe 303 Millionen, also das Vierfache der Zahl von 1838, betrug. In meiner Berechnung hatte ich gesagt, daß zu der Zeit, wo sich die Brief-Circulation verfünffacht haben werde, der durch die Reduction des Portotarifs herbeigeführte Ausfall in den Staatseinnahmen gedeckt seyn würde. Man hat mich damals wie einen Phantasten, wo nicht gar wie einen Charlatan behandelt, der sich ein Gewerbe daraus mache, die Zahlen zu vergrößern oder zu verkleinern, je nachdem es gerade in seinen Kram passe. Diese liebreichen Verdächtigungen sind durch die Ereignisse in ihrem wahren Werthe aufgezeigt worden. Jedem, der rechnen kann, ist es heutigestages klar, daß das Defizit der Post an dem Tage, wo sich die Anzahl der Briefe im Verhältnisse von 1 zu 4½ erhoben haben wird, vollständig gedeckt seyn werde; wir sind also dem Ziel sehr nahe. Im Londoner Stadtbezirk, wo das Porto früher zwei Pence (20 Pfennige Preuß.) betrug, ist durch Herabsetzung des Portos auf die Hälfte die Zahl der Briefe von 13 Millionen im J. 1838 auf 31 Millionen im J. 1845, also auf viel mehr als das Doppelte gestiegen. In der That ist auch die Brutto-Einnahme der Londoner Stadtpost jetzt viel ansehnlicher, als sie zu irgend einer früheren Zeit war."

Sir Rowland Hill schloß seinen Vortrag mit dem Wunsche, daß die Regierung den Plan, dessen theilweise Realisirung bereits so wohlthätig gewirkt habe, bald ganz und gar zur Ausführung bringen möge. — Herr Dillon, der Vorsitzende der Versammlung, fügte schließlich noch hinzu, daß großartige Reformpläne immer das Schicksal hätten, viel angegriffen zu werden, und daß man noch niemals gehört habe, es sey eine Maßregel dieser Art je ausgeführt worden, ohne daß sich Neid und Mißgunst in den Weg gestellt hätten.

Mannigfaltiges.

— Ein Märtyrer des Königthums. In einer historisch-kritischen Abhandlung über die Jungfrau von Orleans und über die poetischen Verherrlichungen derselben sagt Herr Charles Louandre (Revue des deux Mondes vom 1. Juli), daß es im mittelalterlichen Frankreich, wo man die Könige durch ihre Salbung aus der, wie der fromme Glaube annahm, vom Himmel heruntergekommenen heiligen Ampulla in Rheims mit der Gottheit unmittelbar in Verbindung setzte, eben so Märtyrer des Königthums wie der Religion gegeben habe. Unter Anderem erzählt Herr L. Folgendes: „Im Jahre 1369 hatte ein Bürger von Ponthieu, Ringois, einen Aufstand gegen die Engländer erregt, die das Land besetzt hielten. Er wurde in dem Aufstande festgenommen, und die englischen Hauptleute des Königs Eduard III. stellten an ihn das Verlangen, daß er, um der Strafe zu entgehen, seinen Einfluß geltend mache, um in seiner Provinz die Herrschaft der Engländer zur Anerkennung zu bringen. Auf seine Weigerung brachte man ihn nach der Festung Dover hinüber, wo man ihn auf die Galerie eines Thurmes hinauf führte, von welchem er das Meer und die gegenüberliegende Küste Frankreichs überschauen konnte. Hier sagte man ihm, daß er zu wählen habe zwischen der Anerkennung Eduard's von England oder dem Tode in den Wellen. Ich erkenne Niemanden als Herrn an, antwortete der heldenmüthige Ringois, als Johann von Valois, und augenblicklich wurde er von der Höhe des Thurmes in das Meer hinabgestürzt."

— Die Censur und die Akademie von Modena. In Modena ist es endlich gelungen, den Segen nachzuweisen, den die Censur nicht blos über Italien, sondern auch über alle andere Länder verbreite, in denen sich dieses von Papst Alexander VI. gegründete Institut noch erhalten habe, und dagegen die ganz unkatholische und verderbliche Richtung der Preßfreiheit darzuthun. Der verstorbene Herzog von Modena hatte nämlich zur Aufmunterung der Wissenschaften in seinem Lande einen Preis ausgesetzt, den die modenesische Akademie alljährlich vertheilen soll, zu welchem Zwecke auch die Preisaufgaben von derselben bestimmt und ausgeschrieben werden. Das Thema, dessen Bearbeitung sie im vorigen Jahre den Preisbewerbern aufgab, war wörtlich: „La necessità di una savia censura" (die Nothwendigkeit einer weisen Censur). Wer also diese Nothwendigkeit nicht von vornherein schon zugab, der konnte natürlich an der Preisbewerbung gar nicht theilnehmen; es kam also nur darauf an, zu wissen, wer die besten oder die meisten Gründe für diese Nothwendigkeit aufstellen werde. Und in der That haben sich in dem Vaterlande Dante's, ja in derselben Stadt, in welcher Ariost und Tasso geblüht (in Ferrara), nicht weniger als einundzwanzig Schriftsteller gefunden, die in Lobeserhebungen der Censur mit einander wetteiferten! Fünf Denkschriften, die den Satz, der sich im Eingange unseres Artikels befindet, näher ausführen, sind gekrönt und des Druckes würdig befunden worden, und ein großer Theil der italiänischen Regierungszeitungen liefert nun Auszüge daraus, um auch ihrerseits die Nothwendigkeit darzuthun, daß die Geißel der Preßfreiheit fern von den Gränzen des glücklichen Italiens gehalten werden müsse.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 29), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 89. Berlin, Sonnabend den 25. Juli 1846.

Süd-Amerika.

Deutsche Auswanderung und Colonisation. *)

Herr Professor Wappäus in Göttingen, den unsere Leser bereits aus einigen Bemerkungen über die projektirte deutsche Colonisation an der Mosquitoküste kennen (Nr. 10 des Magazins von d. J.), führt die so eben unter obigem Titel erschienene kleine Schrift eines auf derselben nicht genannten Verfassers in das deutsche Publikum ein. Der einsichtsvolle und besonders in der Literatur der transatlantischen Länder sehr bewanderte Herausgeber hat dieselbe mit zahlreichen belehrenden Anmerkungen und Zusätzen ausgestattet. Wir selbst haben Gelegenheit gehabt, den Verfasser der gedachten Schrift (welche als Manuskript das Schicksal hatte, als polizeilich verdächtig denunzirt zu werden), der sich jetzt in Brasilien befindet, vor seiner Abreise dahin als einen mit Kenntnissen für die Zwecke seiner auf die deutsche Colonisation gerichteten transatlantischen Reise sehr wohl ausgerüsteten jungen Mann kennen zu lernen. Nach Süd-Amerika ist er mit Empfehlungen Humboldt's, v. Martius' und anderer gewichtvoller Autoritäten abgegangen, und wenn wir nach der gegenwärtigen Abhandlung schließen dürfen, die doch nur eine Zusammenstellung von Beobachtungen nach fremden Berichten enthält, so können wir von seinem eigenen Reiseberichte etwas Gediegenes und nach allen Seiten hin Vollständiges erwarten.

Die vorliegende Schrift ist dagegen gewissermaßen nur eine Vorstudie; sie bildet zu einem umfassenderen Werke über „deutsche Auswanderung und Colonisation" die Einleitung, in welcher zur Orientirung in der Auswanderungsfrage die verschiedenen Gesichtspunkte aufgezeigt werden, ohne daß eine erschöpfende Darlegung derselben oder auch nur ein tieferes Eingehen in einzelne Materien stattfindet. Es werden uns nach einander, wie auf einer panoramischen Zimmerreise, Einblicke in die Länder unter den Wendekreisen, und zwar in Amerika, Afrika und den hinterindischen Archipel, so wie in die Länder der gemäßigten Zone, und zwar in die Donauländer (Ungarn, Siebenbürgen, Moldau, Walachei und Bulgarien), in Kleinasien, in Mexiko, Kalifornien, Texas und die Vereinigten Staaten, endlich in die Provinzen am La Plata und in Brasilien gewährt, wozu der Herausgeber noch zwei besondere Abhandlungen gefügt über die Vortheile, die das südliche Chile für deutsche Auswanderer darbietet, und über die Kolonie Tovar in Venezuela (unterm 10° N. Br.), welche letztere sich in diesem Jahre aufgelöst hat, was ein neuer Beweis ist, wie wenig der tropische Boden zum Anbau durch europäische Hände sich eignet.

Daß der Verfasser, Herr Dr. B., von allen den Ländern, die er uns hier vorgeführt, zunächst Brasilien und die benachbarten Laplata-Staaten aufgesucht, um sie persönlich kennen zu lernen, beweist schon an und für sich, daß er diesem Theile der Erde den Vorzug hinsichtlich einer neuen deutschen Colonisation giebt. Und in der That wendet auch er sowohl als der gelehrte Herausgeber seiner Schrift den Ländern, die man gewöhnlich noch als das spanische Amerika bezeichnet und zu denen auch Ober- oder Neu-Kalifornien gehört, seine entschiedene Vorliebe zu. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten scheint allerdings ihren Höhepunkt erreicht zu haben, indem die Nachrichten von den stets wachsenden Schwierigkeiten, welche unbemittelte Einwanderer dort finden, die Schritte derselben wohl auf ein anderes, ihnen sich bereitwilliger öffnendes und noch nicht so ausgebeutetes, transatlantisches Gebiet hinlenken werden. Es scheint endlich auch die Zeit gekommen, in der das sogenannte spanische Amerika, so weit es nicht der tropischen Region angehört, seinen Antheil an dem Bevölkerungs-Ueberschusse bekömmt, welchen der zum Verbreiter der Civilisation ausersehene Boden Europa's mit dieser Völker und Staaten bildenden Mission nach allen Theilen der Erde aussendet. Bisher war es fast ausschließlich der nördlichere Theil der westlichen Hemisphäre, dem dieser Ueberschuß zufloß, und zwar bietet sich uns dort die für das überwiegende Civilisations-Element der germanischen Stämme zeugende Erscheinung dar, daß auch solche Landstriche, die vor dem Eintritte dieser Wanderungs- und Kultur-Periode zuerst und vorzugsweise von romanischen Völkern kolonisirt waren, wie namentlich Kanada, Süd-Karolina, Louisiana, die beiden Floridas, dem Einflusse des anglo-germanischen Elementes nachgeben mußten und jetzt gänzlich von ihm beherrscht sind. Vielleicht tritt nun dieselbe Erscheinung auch in anderen, der großen nördlichen Union noch nicht angehörenden Ländergebieten des amerikanischen Festlandes ein; ja vielleicht wäre es noch möglich, in diesen jetzt eben einer neuen Phase ihrer Civilisation entgegengehenden Ländern Raum für die nach Bewahrung ihrer Nationalität und ihrer Verbindungen mit dem Mutterlande strebende deutsche Auswanderung zu finden!

Wir wollen, was diese großen und allgemeinen Zwecke deutscher Colonisation betrifft, zunächst den Verfasser der kleinen Schrift, Herrn Dr. B., reden lassen, um dann den gelehrten Herausgeber in Bezug auf einige dabei vorzugsweise zu berücksichtigende Landstriche zu hören.

„Soll sich", sagt Herr Dr. B., „die traurige in Nord-Amerika bestehende Thatsache, daß die deutsche Bevölkerung trotz ihrer großen Zahl nicht allein keine politische Geltung erlangt und für das Mutterland verloren ist, sondern selbst Gefahr läuft, ihre Sprache und Sitte einzubüßen, nicht in einem anderen Lande wiederholen, so muß für Gründung einer deutschen Kolonie das erste Augenmerk dahin gehen, ein Gebiet in einem ungetrennten Stücke zu erwerben, auf welchem eine Volksmenge von mindestens einer Million hinlänglich Platz findet — daß man dabei auf günstige Lage und direkten Seeverkehr mit Deutschland möglichst Rücksicht zu nehmen hat, wurde schon oben berührt. — Diese Forderung ist nicht gering, aber sie ist nicht unausführbar, und dabei ist sie unerläßlich. Nur auf diese Weise werden sich die deutsche Nationalität und die nationalen Sympathieen rein und unvermischt erhalten, nur dadurch, daß man von vornherein eine so bedeutende Landstrecke rechtskräftig in Besitz nimmt, kann man die Trennung der deutschen Ansiedler durch eindringende Fremdlinge verhüten und bis auf die Gränze der Kolonie die deutsche Sprache zur alleinigen Herrschaft erheben. Je größer die Gränzen dieses Besitzthums gezogen werden können, um so größer wird sich auch bei übrigens günstigen Umständen die Zukunft der Kolonie gestalten, um so rascher wird sie zu Macht und Geltung gelangen und auf das Mutterland zurückzuwirken vermögen.

„Daß eine solche Maßregel blos von Privatleuten ausgeführt werde, ist wohl nicht zu erwarten, auch weder für das Interesse Deutschlands noch für das Wohl der deutschen Auswanderung zu wünschen. Selbst wenn das Aufbringen der nöthigen Geldmittel durch Privatleute keine Schwierigkeiten findet, so ist es immer sehr gewagt, wenn der Staat die Leitung einer so überaus wichtigen Angelegenheit gänzlich aus den Händen giebt. Der Privatmann sieht meistens nur darauf, von seinem angelegten Kapitale möglichst hohe Zinsen in kürzester Zeit zu beziehen, und würde wohl schwerlich geneigt seyn, zum Wohle des Ganzen seine einzelne Dividende verkürzen zu lassen. Das Interesse des Staates ist ein ganz anderes, als das des Privatmannes; während für diesen nur die Gegenwart und nächste Zukunft Interesse hat, kann und muß der Staat die Blicke auch in die weitere Ferne richten und dort den Gewinn für die gehabten Mühen und Kosten erwarten.

„Wenn man die Geschichte der verschiedenen Colonisations-Versuche überblickt, so findet man leicht, daß, wo solche nicht von religiösen Sektirern unternommen wurden, sie nur dann einen gedeihlichen Fortgang nahmen, wenn beim Beginn derselben ein den Umständen angemessener Plan entworfen wurde, die Leitung der Geschäfte Männern von redlichem und wohlwollendem, aber auch kräftigem und entschlossenem Charakter in die Hände fiel und der Mutterstaat dieselben in den Stand setzte, ihre Autorität ungeschwächt aufrecht zu erhalten. — Den neuesten Beweis, daß die Begründung einer Kolonie, ausschließlich Privatleuten überlassen, in der Regel mißlingt, zum Schaden der Auswanderer sowohl, wie der Unternehmer, lieferte die verunglückte belgische Honduras-Kolonie, von der man sich anfangs so schöne Hoffnungen machte.

„Es liegt ferner auf der Hand, daß es ohne unerschwinglichen Aufwand unmöglich ist, einen Landstrich von 3—300 Quadratmeilen in einem ziemlich bevölkerten Lande zu erwerben, und daß man deshalb zur Begründung einer deutschen Kolonie ein gering bevölkertes Gebiet wählen muß, wo der Boden keinen bedeutenden Werth hat. Daß dies Gebiet keiner europäischen Macht gehören darf, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, da das Interesse derselben erforderte, die Bewahrung der deutschen Nationalität zu hindern und zu hintertreiben; außerdem muß aber besonders darauf hingewiesen werden, zur Anlage einer deutschen Ansiedlung nicht einen Boden zu wählen, auf welchem in voraussichtlich nicht ferner Zeit heftige Kämpfe zwischen bedeutenden Mächten stattfinden müssen, oder der selbst zum Zankapfel werden kann und dann von jeder der streitenden Parteien zu leiden haben würde. Bei den bestehenden politischen Verhältnissen Deutschlands läßt sich mit ziemlicher Bestimmtheit voraussehen, daß Deutschland um die Erhaltung der Nationalität

*) Herausgegeben, devorwortet und mit einigen Zusätzen begleitet von Dr. J. C. Wappäus, außerord. Professor an der Universität zu Göttingen ꝛc. Leipzig, Hinrichs, 1846.

einiger Hunderttausend Deutschen, selbst um den Erwerb einer schönen Provinz sich nicht in einen ernsthaften und gefahrvollen Kampf stürzen würde. Wäre Deutschland ein ungetheilter Staat, oder stellte sich eine deutsche Großmacht an die Spitze des Unternehmens, bereit, wenn nöthig, mit dem Schwerte das friedlich Errungene zu behaupten, so änderte sich freilich mit einem Male die ganze Stellung, und vieles hier Gesagte wäre überflüssig. Allein die Wahrscheinlichkeit dieses Falles ist zu gering, um darauf unsere Betrachtung auszudehnen, indem vielmehr dem in Europa geltenden Prinzip der Legitimität zufolge erwartet werden muß, daß von den deutschen Mächten eine deutsche Kolonialbevölkerung bei dem Versuche, das fremde Joch abzuwerfen und sich mit dem Mutterlande zu verbinden, nicht nur nicht unterstützt würde, sondern daß jene wohl selbst noch dazu beitragen müßten, um der Konsequenzen willen, die abgefallenen Deutschen wieder unter die legitime Herrschaft selbst des Halbmondes zurückzubringen. — Dies gilt überdies nur rücksichtlich eines europäischen, zur Anlage einer deutschen Kolonie empfohlenen Landstrichs, den eine deutsche Armee leicht erreichen könnte; in Bezug auf überseeische Länder könnte Deutschland, so lange es keine mächtige Flotte besitzt, selbst beim besten Willen nicht hindern, daß bei einem entstehenden Kampfe die deutsche Kolonie einer der kriegführenden, eine starke Seemacht besitzenden Mächte anheimfiele und von ihr absorbirt würde, wo Deutschland dann mit einem Schlage die Früchte aller, vielleicht seit Jahrzehnden aufgewendeten Mühen und Kosten verlöre.

„Der eben angeführte Grund dürfte mehr als genügen, Preußen oder Deutschland nicht nur an der Anlage einer Kolonie auf in voraussichtlich kurzer Zeit streitigem Boden *), sondern überhaupt zu hindern, die politische Oberherrschaft über dieselbe anzusprechen oder nach deren Aneignung zu trachten, und im wohlverstandenen Interesse der Auswanderer Deutschlands ist es nur zu wünschen, daß alle auf die Realisirung derartiger Pläne hinzielenden Vorschläge bei Zeiten in ihrer Mißlichkeit erkannt werden mögen. In der That kann nur der von falschem Patriotismus und vorgefaßten Meinungen Befangene hierüber zweifelhaft seyn, und der Unbefangene, der versucht hat, den Zustand der Kolonie sich zu vergegenwärtigen, wie er unter deutscher Oberherrschaft im Frieden und wie er im Kriege seyn würde, wird gewiß nicht anstehen, oben ausgesprochener Meinung beizustimmen."

(Schluß folgt.)

Spanien.

Geschichte des spanischen Drama's.

(Fortsetzung.)

In Spanien verbreiteten sich die provençalischen Kunst- und Hofdichter hauptsächlich auf Veranlassung der Grafen aus dem Hause Barcelona. Raimund Berengar III. Graf von Barcelona erwarb im Jahre 1112 die Grafschaft Provence. Sein Enkel, König Alfons II., der über ganz Aragon, Catalonien und Provence regierte, war ein großer Gönner und Beförderer der Dichtkunst und zog zahlreiche Dichter und Spielleute aus der Provence an seinen Hof. Seine Nachfolger und die Großen des Reiches folgten seinem Beispiele. Auch im westlichen Spanien fanden Troubadours und Jongleurs bereits frühzeitig freundliche Aufnahme. Schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts wird Alfons VIII. König von Galicien und Leon als ihr Gönner gepriesen. Doch alle seine Vorgänger auf dem Throne übertraf Alfons X. (1252—84) an Freigebigkeit gegen die Sänger, die er theils an seinem Hofe in Sold nahm, theils, wenn sie in der Ferne lebten, durch Jahrgehalte unterstützt. Im westlichen Spanien bedienten sich die aus dem Osten eingewanderten Kunstdichter der limosinischen Sprache, die einheimischen Lyriker der galicischen, die mit der damaligen portugiesischen zusammenfällt, die Volksdichter aber und die Jongleurs zum epischen Gedichte der castilischen Sprache in der Romanzenform. Die Romanze, in merkwürdiger Weise auf der Gränzscheide zwischen Epos und Drama schwankend, nöthigte fast zu mimisch dramatischer Recitation, woraus sich zum Theil die Erscheinung erklären läßt, daß die Romanze zur Zeit des Lope de Rueda jede Theater-Vorstellung einleitete, dann als Loa oder Prolog fortlebte, endlich als organischer Theil des Drama's mit diesem selbst verschmolz. Die in den Romanzen behandelten patriotischen Stoffe gingen sämmtlich ins Drama über.

Nach dieser im Zusammenhange gegebenen Charakteristik der fremden kehren wir zum chronologischen Faden der nationalen Entwickelung zurück.

In den Kämpfen gegen die Araber, welche nach dem Verluste Toledo's (1085) allmälig die Offensive aufgaben, entwickelte sich der ritterliche romantische Sinn des Zeitalters zur Blüthe. Edlere Bildung, Verehrung der Frauen, Turniere und Feste kamen an die Tagesordnung. Sänger durften nicht fehlen, letztere durch Musik und Spiel zu verschönern. Doch ging diese Umwandlung nicht so rasch von Statten als ein minder achtsamer Leser aus der hier etwas zu knapp gerathenen Darstellung des Verfassers vielleicht schließen könnte, zumal wenn ihm die unmittelbar vorangehende aber der Zeit nach weit vorausgreifende Schilderung der provençalischen Hofpoesie noch lebendig vorschwebt. Die spanische Poesie blieb, wie die gesammte spanische Bildung, bedeutend hinter der französischen zurück, ohne deshalb sittlich oder geistig tiefer zu stehen; vielmehr hat sie gerade in dieser Hinsicht unverkennbare Vorzüge, die bei der späteren Entwickelung auf das glänzendste heraustreten. Alle Kräfte des nationalen Lebens in Spanien gingen im Kampfe der christlichen und physischen Nationalität gegen die Araber auf. Es ist dieser Kampf ein fortwährender Kreuzzug, aber in seinem Charakter von dem allgemeinen Kreuzzuge sehr verschieden. Der allgemeine Kreuzzug hat ein ideales und fernes Ziel und ist aggressiv, der spanische ist zwar auch ideal, aber zugleich materiell und repressiv. Zu einer Blüthenentwickelung des geistigen Lebens aber gehört ein Ueberschuß an nationaler Kraft, eine gewisse geistige Behaglichkeit. Der zum Ritterthume, welches die Spitze der mittelalterlichen Bildung in dieser Periode darstellte, erforderliche Kern war zwar in Spanien vorhanden, aber es fehlte die Muße zur raschen Gewinnung der höheren Bildung, und es ist nicht zu vergessen, daß in der Zeit, wo das Ritterthum in Frankreich bereits zu hoher Entwickelung gelangt war, in Spanien noch das Pferd neben dem Ehebette angebunden stand und der Frau die Besorgung desselben oblag.

Ein reges, politisches Leben herrschte in Castilien im 13. Jahrhunderte. Ferdinand III, der Heilige († 1252), vereinigte wiederum Castilien, Leon, Galicien und Asturien, machte Untheilbarkeit des Reiches zum Gesetz, eroberte Cordova, Murcia, Jaen, Sevilla, den größten Theil von Estremadura und machte Granada zinsbar. Sein Sohn, der oben bereits genannte Alfons X., der Weise oder der Gelehrte, war unter allen Fürsten seiner Zeit der entschiedenste Beförderer der Wissenschaften, der emsigste Pfleger der Kultur. Er strebte nach Kräften, Bildung zu verbreiten, gründete Anstalten und hob die Landessprache. In Handschriften des Escurial und der Domkirche zu Toledo haben sich 400 von ihm zu Ehren der Jungfrau Maria in galicischer Sprache gedichtete cantigas erhalten, deren Strophen durchgehends mit einem Refrain schließen, welcher augenscheinlich dazu bestimmt war, vom Chore gesungen zu werden. In dem unter seiner Regierung vollendeten Gesetzbuche, las siete partidas genannt, findet sich eine Anzahl von Verordnungen über Dichter und Schauspieler, aus denen sich als völlig gewiß ergiebt, daß um die Mitte des 13. Jahrhunderts recitirende von Geistlichen und Laien in Kirchen und an anderen Orten aufgeführte sowohl geistliche als weltliche Schauspiele in Spanien vorhanden waren, und daß die Schauspielkunst auch als Gewerbszweig betrieben wurde.

Nach kurzer Unterbrechung durch Erbfolgestreitigkeiten geschah ein neuer Aufschwung unter Alfons XI. (1312—1350), während dessen Regierung das romantische Ritterthum in voller Glorie strahlte. Veranlassungen zu dramatischen Vorstellungen wurden außer den überall anderwärts vorhandenen die seit dem 11. Jahrhunderte üblich gewordenen Pilgerfahrten nach St. Jago de Compostella und die Einführung des Frohnleichnamsfestes, doch sagt keine Nachricht, daß im Fache des eigentlichen Drama's etwas geleistet worden sey, wenn sich gleich Dramaähnliches genug in den Werken des Juan Ruiz, Erzpriesters von Hita († um 1330), findet, bei welchem zugleich die ältesten Beispiele eines bedeutenden Hervortretens der Allegorie zu bemerken sind. Nur aus der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist ein Gedicht erhalten: Danza general de la muerte, en que entran todos los estados de gentes, welches wahrscheinlich zur Aufführung in den Kirchen bestimmt war.

In den letzten Decennien des 14. Jahrhunderts, unter Heinrich II., Johann I. und Heinrich III., strebte die castilianische Kunstdichtung nach äußerlicher Eleganz, nach Gewandtheit des Ausdrucks und künstlichen metrischen Combinationen, verlor sich in Spitzfindigkeit, Wortspielen und Gelehrsamkeit. Der zu dieser Schule gehörige Marquis von Villena verfaßte 1414 ein allegorisches Schauspiel zur Krönung Ferdinand's von Castilien zum Könige von Aragon, welches leider verloren ist. Von dieser Zeit ab drängte castilianische Sprache, Poesie und Sitte die provençalische gänzlich in den Hintergrund, nur Valencia strebte mit Eifersucht die literarische Würde seiner Volkssprache zu behaupten. Am glänzenden Hofe Johann's II. (1406—54) schaarte sich eine vornehme poetische Gesellschaft um den selbst dichtenden König, aber sie verachteten die Volkspoesie und konnten fürs Drama nichts Lebendiges wirken. Dagegen scheinen die dramatischen Vorstellungen in den Kirchen mit allen den alten Mißbräuchen fortgedauert und noch mehr um sich gegriffen zu haben. Merkwürdig ist und hätte wohl eine Untersuchung verdient, daß sich keine gildenartige Pflege des Drama's gebildet zu haben scheint.

3. Das spanische Drama vom Beginn seiner Literaturfähigkeit bis zum Beginn seiner Klassizität.

Juan del Encina bis Lope de Vega. 1492—1588.

Durch die Verheirathung Isabellens von Castilien mit Ferdinand von Aragonien (1469) und die Vereinigung beider Königreiche (1479) ward die spanische Monarchie gegründet und gelangte bald zu einer Kraft und einem Ansehen, wie sie die getrennten Reiche nicht zu erwerben vermocht hatten. Die Eroberung Granada's, die Entdeckung Amerika's, die Befestigung der Macht in Italien bezeichnen den Anfang des Aufschwunges, der die spanische Monarchie bis um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zur größten und glänzendsten in Europa machte. Künste und Wissenschaften fanden neue Pflege, der castilianische Dialekt war zur allgemeinen Sprache der Gebildeten geworden; nichts schien der Entfaltung des Drama's mehr im Wege zu stehen. Und wirklich erhoben sich alsbald vier Männer, deren Leistungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten.

Juan del Encina, der erste nennenswerthe dramatische Dichter, war geboren um 1469 in oder bei Salamanca und stand in besonderer Gunst des Don Fadrique de Toledo, ersten Herzogs von Alba. Später finden wir ihn

*) wozu der Verf. auch die Mexicanischen Küsten zählt, die, wenn auch gegenwärtig einer scheinbaren Selbstständigkeit unter einem eigenen Indianer-Häuptling sich erfreuend, doch früher oder später von der benachbarten Regierung der Central-Republik, die darauf ihre Rechte besitzt, in Anspruch genommen werden kann.

als Musikmeister in der päpstlichen Kapelle, im Jahre 1519 auf einer Pilgerfahrt ins heilige Land, endlich nach seiner Rückkehr als Prior in Leon. Er starb zu Salamanca 1534 und liegt im Dome daselbst begraben. Seine dramatischen Versuche, Eklogen genannt, schließen sich an die vorhandene volksmäßige Grundlage an, gehen aus von den Hirtenscenen an der Weihnachtskrippe und schreiten allmälig zu profanen Stoffen fort. Noch sind es bloße Dialoge, ohne Handlung und Charakterzeichnung, aber sie enthalten einzelne Züge von Anmuth, Naivetät und Geist und bewegen sich in sehr harmonischen Versen. Seine dramatische Thätigkeit in Spanien scheint mit dem Jahre 1501 zu schließen. Eine in Rom 1514 gedruckte Farce „Placida é Vitoriano", welche als seine beste gerühmt wird, ward später von der Inquisition verboten und scheint spurlos verschwunden zu seyn.

Nicht lange nach Encina's Auftreten erschien von einem ungenannten Verfasser eine dramatisirte Novelle in 19 Akten [Burgos 1499. 4.], welche später auf 21 vermehrt wurden. Sie ward mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und bald auch ins Englische, Französische, Italiänische und Deutsche übersetzt. Es ist die berühmte Celestina, welche Herrn v. Bülow's gewandte Feder uns jüngst wieder aufs neue vorgeführt hat.*) Bis auf die neueste Zeit ward sie für das Werk zweier Dichter gehalten; erst Ferdinand Wolf**) hat in dem vermeintlichen Fortsetzer, dem Baccalaureus Fernando de Rojas, den Verfasser des Ganzen nachgewiesen. Nicht zur Aufführung bestimmt, ward sie doch von großem Einfluß auf die dramatische Literatur. Der Dialog ist vortrefflich, die Charaktere, wenngleich nur nach der gemeinen Natur kopirt, sind scharf gezeichnet, die nationalen Sitten treu und lebensvoll geschildert. Sie sollte angeblich zur Warnung vor den Verirrungen der Leidenschaft dienen, scheint aber bei der Censurbehörde eine andere Auslegung erfahren zu haben und ward von der Inquisition verboten.

Der dritte Dichter dieser Gruppe, Gil Vicente (geb. nach 1450, † bald nach 1536), führte sein erstes Stück am 6. Juni 1512 auf, am Hofe Emanuel's des Großen von Portugal, zur Geburtsfeier des Infanten, der später als Johann III. den Thron bestieg. Encina war ein Gelehrter nach dem alten Zuschnitt, aus der Schule der Scholastiker, mit einem leichten Anfluge des jetzt in die Mode gelangenden humanistischen Wesens; Vicente war eben durch die Schule gelaufen, aber ein bedeutendes Talent, und die Gunst der Umstände hob ihn weit über jenen. Ein dramatischer Organismus ist in seinen Dichtungen zwar auch nur spurweise vorhanden, aber reiche Poesie, feste Charakterzeichnung, vortrefflicher Dialog, sprudelnde Fülle des Witzes und ungemeine Kraft der Komik; der scenische Apparat ist bereits sehr bedeutend. Die erste Ausgabe seiner Werke, besorgt durch seinen Sohn Luis, erschien zu Lissabon im Jahre 1562, die zweite — durch die Inquisition sämmerlich verstümmelt — 1588.

Torres Naharro endlich, der vierte Dramatiker, geboren in la Torre bei Badajoz, ein Gelehrter geistlichen Standes, kam nach einer sehr bewegten Jugend in das Haus des Fabricius Colonna zu Rom. Hier ließ er im Jahre 1517 unter dem Titel Propaladia eine Sammlung vermischter Gedichte erscheinen, unter denen sich sechs Komödien befinden, zu welchen in den späteren Ausgaben noch zwei andere hinzugefügt wurden. Sie zeigen bereits mit Entschiedenheit den Typus des späteren spanischen National-Schauspiels. Im Jahre 1545 erschien die letzte unverstümmelte Ausgabe seiner Werke, dann wurden sie von der Inquisition verboten und erst wieder im Jahre 1573 mit den von der Censur der geistlichen Behörde nothwendig erachteten Lücken gedruckt.

Auf diesen vortrefflichen und rüstigen Anfang hätte nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge eine rasche Erhebung zur Stufe der Vollendung folgen müssen. Doch trat beinahe das Gegentheil ein; die unmittelbaren Nachfolger der genannten Dichter konnten sich kaum auf der von jenen bereits erreichten Stufe erhalten. Rojas hatte es, trotz des ungemeinen Erfolges, bei seiner ersten Dichtung bewenden lassen, Encina war 1518, Naharro 1520, Vicente 1536 verstummt, und erst mit dem Jahre 1588 beginnt wieder ein neuer Aufschwung. Welches ist der Grund dieser befremdenden Erscheinung? Herr v. Schack hat die verschiedenen zusammenwirkenden Ursachen derselben allerdings in ziemlicher Vollständigkeit aufgeführt, aber er hat sie an mehrere Stellen seines Buches zerstreut und nicht immer mit dem gebührenden Nachdruck hervorgehoben. Ueberhaupt ist es ihm, namentlich im ersten Theile, weniger gelungen, die größeren Massen mit kräftigen Umrissen zur Einheit abzurunden und das Verhältniß der dichterischen Erzeugnisse zu ihrer politischen und socialen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in scharf gezeichneten Zügen darzulegen.

In Beziehung auf die genannten Dichter und ihre Nachfolger ist vor Allem die eigenthümliche persönliche Stellung der Ersteren hervorzuheben. Nur zwei von ihnen dichteten in Spanien selbst, und zwar die minder bedeutenden. Rojas fand es nicht für gut, sich zu nennen oder auf der betretenen Bahn fortzufahren, Encina lebte im Hause eines der angesehensten Männer, dessen Einfluß ihn schützte, und dennoch scheint seine poetische Thätigkeit, wie oben schon angedeutet wurde, auf Hindernisse gestoßen zu seyn. Vicente dagegen, begünstigt von innen und außen, fand den freiesten Spielraum zur Entfaltung seiner Kräfte an dem lebenslustigen und kunstsinnigen portugiesischen Hofe, in einem Lande, dessen nationales Leben gerade damals in der höchsten Blüthe stand; und Torres Naharro konnte zu Rom unter Leo's X. Regierung sicher nur Förderung, nicht Hemmniß erfahren. Wie frei er dort auftreten durfte, beweisen die vom Herrn Verfasser selbst angeführten Verse.*)

(Fortsetzung folgt.)

*) Im 26sten Bande der ausgewählten Bibl. der Klassiker des Auslandes. Leipzig, Brockhaus. 1842.

**) Blätter für lit. Unterhaltung. 1845. Aug. Nr. 213 ff.

*) De Roma no sé que diga
Sino que por mar y tierra
Cada dia hay nueva guerra,
Nueva paz y nueva liga.
La corte tiene fatiga,
El Papa se entiéndé sus vicios,
Y el que tiene lleda amiga
La hace lindos servicios:
Los ricos con sus oficios
Triunfan hasta que mueran,
Y los pobres desesperan
Esperando beneficios.
En Roma los sin señor
Son almas que van en pena:
No se hace cosa buena
Sin dineros y favor.
Cual vive muy a sabor,
Cual no tiene que comer,
Unos con mucho dolor,
Otros con mucho placer. u. s. w.

Dennoch ist das Buch mit päpstl. Privilegium gedruckt: Leo X. Kal. Aprilis 1517. pontificatus nostri anno quinto.

Frankreich.

Eine französische Uebersetzung der Briefe von Johann Huß, mit der Vorrede von Martin Luther.**)

Das Daseyn dieser Briefe ist, unseres Wissens, wenig bekannt, obschon sie, abgesehen selbst von der sonstigen Bedeutung sowohl des Verfassers wie des Herausgebers, von großer historischer Wichtigkeit sind, da sie von Huß während seines Exils und seiner Gefangenschaft zu Constanz, die letzten also unmittelbar vor seinem Tode geschrieben wurden. Wir müssen deswegen Herrn von Bonnechose, der sie aus dem Lateinischen ins Französische übersetzt und mit historischen Notizen begleitet herausgegeben hat, dankbar seyn, daß er auch das größere Publikum mit diesem werthvollen Dokument aus den ersten Zeiten der Reformation bekannt gemacht hat.

Die Briefe von Johann Huß, deren Sammlung wir seinem Freunde Peter Mladenowicz verdanken, wurden von Luther bei Gelegenheit der Einladung zu dem Konzil von Mantua im Jahre 1537, das jedoch erst mehrere Jahre später zu Trient eröffnet wurde, herausgegeben. Der deutsche Reformator wollte eben so wenig dem Konzil als dem Papst das Recht zuerkennen, die Wahrheit zu verdammen; deshalb war dies denn gerade ein günstiger Augenblick, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Prozeß von Johann Huß, auf dem Konzil zu Cosmitz (Constanz), zu leiten, das diesen der nämlichen Lehren wegen zum Scheiterhaufen verdammt hatte. Luther schwankte lange, ob er sein Werk an das seines Vorgängers anknüpfen solle. Er erzählt, wie das Lesen der Predigten von Huß — er war damals Student der Theologie zu Erfurt — ihn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt hatte. Da er nicht begreifen konnte, wie man einen so großen und gelehrten Mann hatte verbrennen können, so überredete er sich zuletzt, daß Huß jene Schriften verfaßt habe, ehe er in Ketzerei verfallen sey. Später eines Besseren belehrt, wagte er, trotz des Konzils, die größte Hochachtung und Verehrung vor der Asche des Vorläufers der Reformation zu bekennen und die Theologen, die sich zu dem nächsten Konzil begeben wollten, aufzufordern, daß sie sich hüten möchten, in die Fußstapfen ihrer Vorgänger zu treten.

Wie tief mußte der Eindruck seyn, den diese Briefe, durch eine solche Vorrede eingeführt, auf die Zeitgenossen machten! Nicht unmöglich war es, daß Mantua eine Wiederholung des Schauspiels von Constanz sah und der Herausgeber des Briefwechsels jenes Märtyrers seinerseits einem Märtyrerthum entgegenging. Die Zeiten haben sich geändert; aber die Lutherische Vorrede hat Nichts von ihrem Interesse verloren. Mit stets neuer Bewunderung betrachtet man seine kräftigen Worte, die er wie einen Fehdehandschuh dem Konzil hinwarf oder wie eine Waffe aus demselben Eisen, dessen sich Huß mehr als hundert Jahr früher bedient hatte, seinen lichtscheuen Gegnern entgegenstreckte.

Die Briefe von Huß nebst den Antworten auf dieselben sind in zwei Reihen getheilt, von denen die erste 15 vor seinem Erscheinen auf dem Konzil geschriebene Briefe enthält. Die zweite umfaßt deren 56, die von dem Zeitpunkt seiner Abreise nach Cosmitz, im Oktober 1414, bis zu seinem Tode, im Juni 1415 abgefaßt wurden. Schon im ersten Briefe bezeichnet er sich als einen der Ketzerei Angeklagten, der gezwungen sey, neben der Sache des Evangeliums auch seine eigene zu vertheidigen. Er wendet sich geradezu an das Kardinalkollegium, um sich über die Verfahrungsweise seiner Gegner zu beklagen; er wirft seinem Ankläger, Zawischius, vor, die ihm anvertrauten Schafe schlecht zu weiden; er bittet seine Prager Freunde um Rath über sein ferneres Benehmen. Darin aber ist er mit sich einig, Allem und selbst dem Tode zu trotzen, wenn es sich um das Bekenntniß der reinen Lehre handelt. Dies Gefühl herrscht in dieser ganzen Abtheilung von nun an durchaus vor. — Indeß breitete sich die neue Lehre, trotz alles Widerstandes, auch in den übrigen Städten Böhmens aus. Huß, von der rührenden Eintracht seiner Anhänger unterrichtet, fordert sie in einem Briefe auf, diese Einheit sorglich zu bewahren. „Ihr seyd berufen dazu, nur einen einzigen Körper zu bilden", ruft er ihnen mit dem Apostel Paulus zu; aber er sagt es in einem ganz anderen Sinne, als den das Papstthum mit diesen Worten verknüpft. — Doch die Ereignisse drängen. Er entschließt sich, auf dem Konzil zu erscheinen. Im Begriff, sich auf den Weg zu begeben, schreibt er an Meister Martin einen Brief, der bestimmt ist, erst nach seinem Tode geöffnet zu werden. Und was enthält diese Art von Testament? Huß ermahnt diesen jungen Priester, seinen Schüler, die Reinheit seiner Sitten zu erhalten, und vermacht ihm, da er

**) Eine solche erschien so eben unter dem Titel: Lettres de Jean Hus, écrites durant son exil et dans sa prison, avec une Préface de Martin Luther; traduites du latin en français et suivies d'une Notice sur les oeuvres de J. Hus, par M. E. de Bonnechose. Paris, 1846; chez L. R. Delay. Prix: 3 fr.

seine Neigung zu kostbaren Gewändern kennt, sein graues, grobes Kleid, in der Hoffnung, daß er sich nicht schämen würde, es trotz seiner Farbe zu tragen. Zu gleicher Zeit schreibt er an die Böhmen, daß sie ihn vielleicht nicht wiedersehen würden. Die folgenden Briefe setzen uns in den Stand, ihn auf seiner Reise von Stadt zu Stadt zu begleiten. Er sagt ausdrücklich, daß er sie ohne freies Geleit des Papstes gemacht, was allem Streit über diesen Punkt ein Ende machen muß. Der Bischof von Lübeck, welcher denselben Weg eingeschlagen und einige Stunden Vorsprung vor ihm hatte, versuchte überall, das Volk gegen ihn und seine Lehren einzunehmen, wodurch er jedoch, ohne es zu wollen, nur die Neugierde der Menge reizte, die nun mit desto größerem Eifer sich drängte, ihn zu hören. „Ich habe überall offen meinen Namen genannt", sagt Huß, „wie es einem Diener Gottes ziemt; nirgends habe ich mich verborgen."

Es folgen darauf seine Briefe aus Constanz. Diese zu charakterisiren, ist schwer. Denn eine bloße Erzählung, in der man ihren Inhalt zusammenstellte, würde doch bei der größten Lebendigkeit und Treue nie diese Herzensergießungen, diese unterbrochenen Sätze, diese der reinen Empfindung entströmten Ausdrücke ersetzen können. Der französische Herausgeber hat eingesehen, daß es Fälle giebt, wo der Historiker nur dadurch der Schätze, die auszubeuten seine Bestimmung ist, sich bemächtigen kann, daß er sie in ihrer ganzen Ausdehnung wiedergibt. So wird diese Sammlung nicht eine bloße Zusammenstellung von Dokumenten; es ist die Chronik der Hauptepisode des Konzils, deren Verfasser zugleich der Held in dem Kampfe war, in dem es sich um Leben und Tod handelte; es ist mehr noch, die Offenbarung eines Märtyrers und die Geschichte der Vorbereitung zu den ihm auferlegten Leiden. Der letzte Brief enthält nur Grüße und Ermahnungen. Er schließt: „Meister „Nikolaus, Peter, Priester des Herrn, König, Herren und Oberhäupter der „Universität, bewahret treulich das Wort Gottes. Gallus soll es predigen „und Ihr Alle, meine Vielgeliebten, höret es mit Aufmerksamkeit und be„wahret es in Euren Herzen!" — Er bewahrte es in dem seinigen und bestieg den Scheiterhaufen.

Mannigfaltiges.

— Walachische Literatur. Die namhaftesten walachischen Gelehrten sind Simeon Markowitsch, Verfasser einer Rhetorik, Aaron, Professor der Geschichte an der National-Akademie von St. Sabbas, und Poenari, Uebersetzer von Legendre's Geometrie; die Arbeiten dieser drei Männer sind so ziemlich Alles, was die walachische Literatur im wissenschaftlichen Fache aufzuweisen hat. Etwas besser ist es mit der Poesie bestellt. Cäsar Boliak und vor Allem Rossetti werden als talentvolle Dichter gerühmt, und Aristias hat sogar eine Uebersetzung der Iliade gewagt, nachdem er schon früher Alfieri's „Saul" übertragen. Das Nationaltheater in Bucharest ward im Jahr 1732 errichtet und anfangs mit großem Enthusiasmus begrüßt; es erschienen walachische Versionen der Stücke Corneille's, Racine's, Moliere's, Voltaire's, Schiller's und Kotzebue's, und Eliadi gab sogar eine dramaturgische Zeitschrift heraus, aber seit einigen Jahren hat dieser Eifer sehr nachgelassen, und die Opern Bellini's und Donizetti's haben jene zum Theil in einer barbarischen Sprache geschriebenen Nachahmungen ausländischer Klassiker von den Brettern verdrängt. — Die Journal-Literatur der Walachen beschränkt sich auf einige Zeitungen, die nur wenige Leser finden. Eliadi steht auch hier an der Spitze, indem er als Redacteur oder Mitarbeiter an fast allen Blättern Theil nimmt. Das „Bulletin" ist die Regierungszeitung, die nur administrative Verfügungen, gerichtliche Erkenntnisse u. dergl. enthält. Der „Courier", ein politisch-literarisches Journal, giebt mitunter einige artige Gedichte zum Besten, und in dem „ruminischen Boten" des Herrn Karkaleki trifft man sogar ein meistens den moldauischen Blättern nachgedrucktes Feuilleton. Die „Zeitung für beide Geschlechter" ist eine unbekannte Größe, da sie, ihres prätiösen Titels ungeachtet, von Niemanden gelesen wird; etwas besser ist das „Blatt für Landleute", da es wenigstens das nützliche Ziel verfolgt, die Moralität der unteren Volksklassen zu heben und einige Bildung unter ihnen zu verbreiten. Endlich müssen wir die in Jassy herauskommende „literarische und gelehrte Zeitung" nennen, in welche nur Original-Artikel oder solche, die auf die Moldau und Walachei Bezug haben, aufgenommen werden, und welche eine erfreuliche Erscheinung in der dürftigen Literatur dieser Länder bildet.

— Zur Naturgeschichte der Hunde. Der englische Schriftsteller Jesse, Verfasser mehrerer Werke gemischten Inhalts, die von der Lesewelt mit Beifall aufgenommen wurden, hat kürzlich ein Buch unter dem Titel: Anecdotes on Dogs veröffentlicht, in welchem er, wie in seinen früheren Gleanings, manche belehrende und einige etwas gewagte Details über diese interessanten Vierfüßler mittheilt. Er stellt die Behauptung auf, daß man die intellektuellen Fähigkeiten der Hunde bisher zu niedrig angeschlagen habe, und daß sie Eigenschaften besitzen, die weit über den Naturtrieb gehen, den man gewöhnlich mit dem Namen Instinkt bezeichnet. Schon Walter Scott war der Meinung, daß die Verbindung zwischen dem Hundegeschlecht und dem Menschen einer viel größeren Ausdehnung fähig sey, und Herr Jesse scheint allen Ernstes zu glauben, daß der geistige Fortschritt unseres Jahrhunderts — the march of intellect — sich auch auf diese Thiere erstrecken könne, die sich von jeher vor allen ihren Mitgeschöpfen durch ihre Treue und Anhänglichkeit an den Menschen auszeichneten. Er belegt seine Thesis durch eine Reihe von Anekdoten, die er theils aus seinen eigenen Beobachtungen, theils aus den Berichten seiner Korrespondenten schöpft, aber welche oft ein wenig apokryphisch lauten. So versichert er unter Anderem, daß es den Hunden möglich sey, die Zeit zu berechnen. „Ich hatte", sagt er, „als Knabe ein Lieblings-Windspiel, das mich immer nach der Kirche begleitete. Meine Mutter, welche besorgte, daß es meine Aufmerksamkeit zu sehr von dem Gottesdienste abziehen würde, gab dem Bedienten die Weisung, es jeden Sonntag Morgen festzubinden. Er that dies ein- oder zweimal, aber nachher nie wieder; Teim versteckte sich regelmäßig jeden Sonntag und kam mir entweder bei meinem Eintritt in die Kirche entgegen, oder ich fand ihn unter meinem Sitze liegen." Eine noch merkwürdigere Geschichte ist die von Southey erzählte, daß ein Hund, der von einem Katholiken auferzogen und einem Protestanten verkauft wurde, nachher weder durch Schläge noch durch Liedlosungen bewogen werden konnte, am Freitage Fleisch zu essen. Ein anderer, eben so frommer Hund weigerte sich entschieden, seinen Herrn nach der Dissenter-Kapelle zu begleiten, als dieser von der Hochkirche abfiel, die er früher alle Sonntag mit ihm zu besuchen pflegte; sobald der Abtrünnige den Weg nach dem heterodoxen meeting-house einschlug, blieb sein vierfüßiger Gefährte stehen, machte dann rechtsum und trabte gravitätisch zur Pfarrkirche hinein. Diese Fälle erinnern an den Hund in den Pickwick-Papieren, der seinem Herrn auf der Jagd nicht über ein Feld folgen will, weil er eine Tafel mit der Warnung erblickt, daß alle fremde Hunde, die man hier anträfe, erschossen werden sollten.

Oh judgment, thou art fled to brutish beasts,
And men have lost their reason —

möchte man hierbei mit Antonius ausrufen. Solcher kleinen Excentrizitäten ungeachtet, muß man jedoch einräumen, daß Herr Jesse seine Aufgabe mit Fleiß und Liebe ausgeführt und eine „Physiologie der Hunde" zu Stande gebracht hat, die an Interesse den meisten der einst so beliebten Pariser Physiologies gleichkommt und sie an dauerndem Werth übertrifft, da die charakteristischen Züge seiner Schützlinge keiner so schnellen Veränderung unterworfen sind.

— Berichtigung. In dem Berichte über die Postreform in England (im letzten Bl. des Magazins) befindet sich eine Angabe, die zwar englischen Quellen entlehnt ist, jedoch wahrscheinlich auf einem Irrthume beruht. Sir Rowland Hill soll nämlich hiernach gesagt haben, daß, während die Anzahl der im J. 1845 beförderten Briefe 271 Millionen betrug, dieselbe mit Hinzuziehung des 1. Januar 1846 auf 303 Millionen gestiegen sey. Dies soll wohl heißen: mit Hinzuziehung des Monats Januar; so daß die Briefbeförderung in dreizehn Monaten (vom 1. Jan. 1845 bis 31. Jan. 1846) so viel als zuletzt angegeben betragen habe. Wenn im ganzen Jahre 1845 die Circulation der Briefe auf 271 Millionen sich belief, so kann sie an einem Tage, der noch obendrein, obgleich in England nicht wie bei uns ein vollständiger Feiertag, doch auch kein vollständiger Geschäftstag ist, unmöglich 32 Millionen betragen. Nehmen wir dagegen diesen Belauf für den Monat Januar, so beträgt dies für den Tag durchschnittlich etwas über eine Million, oder etwa 370 Millionen jährlich, was also immer noch eine sehr bedeutende Vermehrung gegen 1845 wäre.

Bibliographischer Anzeiger.

Neue Unterhaltungs-Lektüre.

Im Unterzeichneten ist jetzt vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Taschenbibliothek
klassischer Romane des Auslandes. 22 Bände.

1846. 16mo. Geheftet. Preis à Band 5 Ngr. oder 18 kr. Rhein.

Inhalt:

15 Bändchen: Boz (Charles Dickens), die Sylvesterglocken. Eine Kobolds-geschichte von Glocken, die das alte Jahr aus- und das neue einläuten. 7 Druckbogen.

28 „ Dumas, Alexandre, eine korsische Familie. 7½ Druckbogen.

35 bis 123 und 194 bis 220 Bändchen:

Merimée's, Prosper, Werke. Vollständig.

1r Bd. Die Bartholomäusnacht und Le mazurge.
2r Bd. Colomba. — Mosaik, gesammelte Erzählungen und Novellen. 1ste Abth.
3r Bd. Der verruthe Mitgeriff. — Mosaik, gesammelte Erzählungen, Novellen und Skizzen. 2te Abth. 14 Bogen.
4r Bd. Das Theater der spanischen Schauspielerin Clara Gazul. 1ste Abth. 13 Bogen.
5r Bd. Das Theater der span. Schauspielerin Clara Gazul. 2te Abth. — Die Familie Carvajal. Drama. 14 Bog.
6 Bd. Reisebriefe aus Spanien. — Carmen. Novelle. Dramatisches. 13 Bogen.
7r Bd. Die Jaquerie, mittelalterliche Scenen in dramatischer Form. — Biographische Notiz über Prosper Merimée. 16 Bogen.

133 bis 186 Bändchen: Der Vicomte de Launay, Roman aus der Zeit der französischen Revolution. Aus dem Franz. des Franz von Blendari. 45 Druckbogen.

Die vorstehenden sich durch ihren ungemein reichhaltigen und interessanten Inhalt auszeichnenden Werke des Auslandes werden dem deutschen Lesepublikum in gelungenen Uebersetzungen, in schöner Ausstattung, zu einem beispiellos billigen Preise geboten, und zwar 7 bis 8 Druckbogen pr. Bändchen kompressen Drucks auf feinem Maschinenpapier zu 5 Ngr. oder 18 kr. Rhein. Den Besitzern von „Spindler's belletristischem Auslande" wird diese Bereicherung ihrer Unterhaltungs-Bibliothek vorzüglich willkommen seyn.

Stuttgart, im Juli 1846. Ad. Becher's Verlag.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 90. Berlin, Dienstag den 28. Juli 1846.

England.

Byron's Frauen.

Es ist Byron gegangen, wie es in unserer schreibseligen Zeit jedem Dichter, jedem Schriftsteller von einiger Bedeutung ergeht; man hat Biographieen, Memoiren über ihn und von ihm herausgegeben, seine Reisebegleiter haben ihre Beobachtungen über ihn der Welt nicht entziehen zu dürfen geglaubt, man hat seine letzten Lebenstage mehrfach beschrieben, seinen Briefwechsel abgedruckt, man hat ihn — namentlich in Deutschland — vielfach übersetzt, kommentirt, illustrirt, ja sogar seinen Eckermann hat Byron gefunden, da schon wenige Wochen nach seinem Tode einer seiner Freunde, Capitain Thomas Medwin, „Conversations of Lord Byron" herausgab. Was nun vornehmlich Byron's Anerkennung in Deutschland betrifft, so möchten wir fast zweifeln, ob diese eine so allgemeine und so warme ist, wie man aus der Menge der erschienenen und noch erscheinenden Uebersetzungen schließen könnte. Ganz abgesehen davon, daß Byron nicht, wie etwa Schiller, in dem Herzen des Volkes lebt, seiner ganzen Natur nach dem Volke wenig behagen kann, glauben wir, daß auch den höher gebildeten Deutschen die Lektüre seiner Werke kein angenehmes Gefühl erregen kann. Wir nehmen hier im voraus seine lyrischen Gedichte aus, die großentheils ansprechend und wirkungsreich sind, und denken nur an seine größeren Dichtungen und Dramen. Diese ruhen meist auf einem so düsteren Hintergrunde, es weht darin eine so schwüle Stimmung, die Zweifel, die uns Byron erregt, finden so wenig eine Lösung, daß er uns unmöglich dadurch ein reines Wohlgefallen abgewinnen kann, vielmehr immer ein Gefühl des Unbehagens zurückläßt. Wenn uns in allen seinen männlichen Gestalten derselbe Lebensüberdruß, dieselbe sittliche Zerfahrenheit, derselbe Zweifel an Göttlichem und Menschlichem — kurz Byron selbst entgegentritt, so sind auch seine Frauen im Ganzen schlecht von ihm bedacht. Es ist wahr, Byron schildert uns sehr viel Schönheiten, und er schildert sie oft mit allzu lebhaften Farben; aber kann Schönheit, kann das Schicksal einer liebenden und durch die Liebe sinkenden Schönheit einen Reiz auf deutsche Frauen ausüben, wo sie wahre Weiblichkeit vermissen? — Wenn nun aber trotzdem Byron selbst von Frauen gelesen, gepriesen, vergöttert wird — von dem größten Theile wohl nur darum, weil er in der Mode ist — so können wir uns auch nicht wundern, daß Frauen über ihn schreiben, denn worüber schreiben Frauen nicht? Ida von Düringsfeld (jetzt: Frau von Rheinsberg), die den Schleier der Anonymität, den sie früher als „Verfasserin von Schloß Goczyn" trug, nun abgelegt hat, beschenkt die zahlreichen Verehrer ihrer Muse mit einem hübschen zierlichen Bändchen über Byron's Frauen.*) Schon früher hat sie ihre große Verehrung für Byron mehrfach an den Tag gelegt, besonders in ihrem Tagebuche „In der Heimat", das überhaupt an sinnigen Bemerkungen über die verschiedensten Gegenstände reich ist; sie hat sich aber in demselben Buche auch selbst gegen die Damen erklärt, die über Byron schreiben. „Wie albern, daß alle Schriftstellerinnen von Byron schreiben können, wie Kaufmannsdiener über den Sonnenaufgang in den Gebirgsbüchern. Es sollte von Polizei wegen verboten werden." Rechten wir indessen nicht mit der Verfasserin, daß sie dennoch über Byron's Frauen geschrieben, sehen wir vielmehr, wie sie ihre Aufgabe ausgeführt.

Den Reigen eröffnet Janthe aus „Childe Harold", ein reines unschuldiges Wesen, kaum elf Jahr alt, als sie die Huldigungen des Dichters empfing. „Seine Anrede ist eben so köstlich rein, wie der Gedanke. Es ist, als wären Diamanten in einem purpurnen Krystallbecken zu einem lautern Fluthspiegel auseinandergeflossen, aus welchem das liebliche Kindesantlitz uns entgegenblickt. Gleich Sonnenglanz spielt die Bewunderung des Dichters um dieses Bildniß auf dem wunderbaren Gewässer; aber auch Schatten fallen in manchen Augenblicken darauf, Schatten aus seiner tiefen Seele, die sich damals noch nicht ganz aufgethan hatte, aber doch schon Schauer und Strahlen genug aussendete, um in ihrer Nachtfülle geahnt zu werden." — Aus Childe Harold sind noch aufgenommen das Mädchen von Saragossa und die süße Florence (sweet Florence), „eine Königin des Salons, wie es ihrer immer geben wird, so lange es irgend noch eine Gesellschaft giebt; — eine heitere, strahlende Schönheit, eben so reich an Schmuck, Spitzen und Shawls, wie an Einfällen, Launen und kleinen reizenden Fehlern; — voll Geist und doch oberflächlich — graziös im Gespräch und hinreißend im schmollenden Schweigen — einfach, weil sie Geschmack hat, und doch jede Stunde anders — ernst und ausgelassen, stolz und naiv, schwärmend und kalt, hingerissen und unbezwingbar." — Leila, „die Tochter Circassiens, der lieblichste Vogel ihres Landes", und Zuleika, „ein liebes, holdes, reines Kind, auch im Harem gefangen, gleich der Geliebten des Giaurs, aber frei in dieser Gefangenschaft, weil es glücklich ist, glücklich, wie der kleine Vogel, welcher die Luft außerhalb seines goldumgitterten Gefängnisses nicht kennt. — Schön wie das erste Weib, blendend wie ein Traumgesicht, sanft wie die Erinnerung an begrabene Liebe und rein wie das Gebet der Kindheit — so ist sie — ihr Antlitz voll Musik — ihr Auge in sich selbst eine Seele"; — diese gehören zu den glänzendsten, mit der größten Sorgfalt geschilderten Schönheiten Byron's, aber wir vermissen mit Wilhelm Müller überall das Individualisirende, überall finden wir nur „das Bild einer zarten schwachen Schönheit, das durch keinen charakteristischen Gesichtszug sich von einem anderen unterscheidet. Man nehme diesen Frauen ihre Namen Zuleika und Leila, und wie sie heißen mögen, und etwa eine Auszeichnung in dieser oder jener Farbe, und sie fließen wesenlos in einander." — Auf Byron's Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, auf Zuleika, folgen aus dem „Korsar" zwei Frauenbilder: zunächst Medora, die der Dichter selbst einmal den Vogel der Schönheit nennt; sie ist „eine abgebrochene Blume; — wo sie geknospet — wer sie erzogen — es weiß es Keiner, außer dem Einen, der sie geraubt. Es ist, als wäre ihr Heimatland im Meere untergesunken in dem Augenblicke, wo der Korsar, die geheim gebrochene Blume an seiner Brust, mit seinem Schiffe abgestoßen. So getrennt von jeder Erinnerung, von jeder Reue, von jedem Gedanken, der nicht Er ist, so einzig und ganz ihm allein hingegeben, scheint Medora auf der Insel zu wohnen, welche das Heim der Seeräuber und das Gebiet ihres Geliebten ist"; — dann Gulnare, die einzige Verbrecherin unter den Byronschen Frauen, eine Frau, die nicht, wie Parisina und Julia, aus Liebe fällt, sondern aus Liebe zur Mörderin wird. — Ueberaus ansprechend ist von der Verfasserin Francesca aus der „Belagerung von Korinth" skizzirt. Wir erlauben uns, aus ihrer Schilderung oder vielmehr aus ihren Betrachtungen über Francesca Einiges mitzutheilen:

„Es ist das ganze bunte schattige Bild (der Belagerung) lebendig, der Rauch umhüllt es Minuten lang. Mitten in seiner schauerlichen Farbenfülle bebt, berührt von dem heißen Athem des Kampfes, eine weiße Blume: Francesca. — Ein lieblicher Name; Byron nennt damit ein junges Mädchen. Auch das ist ein lieblicher Name, der oft, gegeben, entweiht wird. Ein junges Mädchen denkt nicht frei, lächelt nicht überlegen, ist nicht sicher und selbstbewußt, nicht klug und kühl oder rücksichtslos und leidenschaftlich. Ein junges Mädchen ist scheu oder zutraulich, still oder lebhaft, offen oder stumm, je nach seiner Anlage; aber es ist noch in der Knospe, dem eigenen Nachdenken unverständlich, anderen Blicken ein Geheimniß; sein Inneres ist noch unentwickelt, unausgesprochen; es hat noch nicht Entschlossenheit in der Rede, noch keine Entschiedenheit in den Gedanken, im Herzen kaum — Francesca ist ein junges Mädchen, einfach, fromm, im Kloster erzogen zum Gehorsam gegen Gott und ihren Vater und auch gegen ihre Kirche und deren Irrthümer. Das junge Mädchen erscheint bei den erleuchteten Festen, in den Sälen Venedigs, auf den Lagunen, in den Gärten an der Brenta gegeben und genossen in den Nächten, wie sie weich das adriatische Meer bedecken. Es ist schön das junge Mädchen, bald begleiten Blicke aus dunklen Augen sein Schweben oder Ruhen. Aber nur vor einem Blicke erröthet das junge Mädchen, und dem begegnet es bei jedem Aufschlagen der schüchternen Augen überall, im Saal, in der Gondel, auf dem Balkon. Da liebt es."

Wie sinnig und geistvoll ist nicht diese Schilderung der lieblichen Francesca; dagegen möchten wohl wenige unserer Leserinnen mit Ida von Düringsfeld übereinstimmen, wenn sie am Schlusse dieser Schilderung sagt: „Ich sympathisire mehr mit Alp als mit Francesca; denn ein weibliches Herz, in welchem mehr Glauben und Gehorsam, als Kraft und Liebe ist, gefällt mir nicht; um so mehr, da ich überhaupt mit einem heimgegangenen Engel glaube: Liebe ist größer als die Schuld." —

Wir übergehen die zunächst folgenden Schilderungen mit dem Bemerken, daß auch diese mit den lebhaftesten Farben in pikanter Weise uns vorgeführt werden, wenn auch die eigenthümlichen geistigen Reize, die den einzelnen Frauen beigelegt sind, bisweilen mehr in der schöpferischen Phantasie der Verfasserin, als in der Byronschen Dichtung ihr Fundament haben; und wenn jene von „Neuha" aus der „Insel" bemerkt: „Neuha ist nicht eigentlich ein Charakter, nur ein seltsam liebes Wesen, und darum schrieb ich von ihr nur diese flüchtige Andeutung", so kann man das mit demselben Recht auch von den übrigen sagen, denn sie sind selten etwas mehr als „seltsame liebe Wesen"

*) Byron's Frauen. Von Ida von Düringsfeld. Berlin, Verlag von Joh. Urban Kern.

— Gefaßt in den Rahmen der Düringsfeldschen Begeisterung für Alles, was Byron geschrieben, begegnen wir in dem Buche noch der „alltäglichen und doch fesselnden, geistlosen und doch unterhaltenden" Laura; Therese der dunkeläugigen; der geheimnißvollen Astarte aus „Manfred"; der ruhig vornehmen und stolzen, aber reinen, diamantenreinen Angiolina. „Es ist nicht aus seiner farbenvollen, lebenglühenden, geniefrischen, leidenschaftdurchaderten Phantasie, daß Byron diese Frau geschaffen — er hat sie empfunden in seiner heiligsten Einsamkeit, gedacht in seinen edelsten Gedanken — es ist seine Idee der Weiblichkeit, welche in der schönen, gehaltenen, erlauchten Dogaressa zur Erscheinung wird." — Anah und Aholibamah aus „Himmel und Erde", Zarina und Myrrha aus „Sardanapal", Ada und ihre Töchter, so wie zwei Frauen aus den herrlichen „hebräischen Melodieen", bilden gleichsam das biblische Element bei Byron, das freilich bei ihm sich in ganz eigenthümliche Formen gestaltet hat, an denen nicht mehr viel Religiöses zu finden ist. Einen Gegensatz gegen diese alttestamentarischen Personen bilden die Frauen, die in dem sinnlichen „Don Juan" auftreten. Die Verfasserin nennt Don Juan „Byron's letzte und größte Dichtung, noch immer meistens nicht verstanden, weil sie nur selten von dem richtigen Standpunkte aus aufgefaßt wird, von dem einer schrecklichen, schmerzlichen Ironie." Auf die Gefahr hin, auch zu denen gerechnet zu werden, welche Don Juan nicht „verstehen können", müssen wir eingestehen, daß wir nicht begreifen, was der Standpunkt der schmerzlichen, schrecklichen Ironie in dem Urtheil über den sittlichen und poetischen Werth des Don Juan ändern können, denn eben ob dieser Standpunkt und die Art und Weise, von ihm aus die Welt und die Verhältnisse zu betrachten, vor dem Richterstuhle der Moral und der Aesthetik bestehen könne, ist die Frage, deren Beantwortung schwerlich zu Gunsten des Dichters des Don Juan ausfallen dürfte. — Ein Mann, der, wie Wenige, berufen war, über Gegenstände der Poesie ein Urtheil abzugeben, der unvergeßliche Dichter der Griechenlieder, sagte schon 1822 über Don Juan: „Lord Byron's letztes Werk, Don Juan, ist eine ausgelassene, zügellose Satire auf alle Schicklichkeit, alles feine Gefühl, alle Grundsätze, welche die menschliche Gesellschaft zusammenhalten, zum Theil auf Personen seiner nächsten Verwandtschaft. Der Buchhändler hat selbst angestanden, den Namen des Dichters auf das Titelblatt zu setzen, und man hat durch schwankende Gerüchte das Interesse des Lesers in neugierigen Zweifeln über den Verfasser eine Zeit lang hinzuhalten gesucht. Noch kein Schriftsteller hat so frank und frei alle heiligen und geselligen Verbindungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, alle menschlichen Bestrebungen und Beschäftigungen, kurz alle äußeren und inneren Gesetze der menschlichen Natur und Gesellschaft verspottet und verhöhnt und sie mit so konsequenter epikureischer Skeptik zernagt und zerlegt, als Lord Byron in diesem Gedichte .... Es ist niederschlagend, ein Genie, wie Lord Byron's, so gemißbraucht und herabgewürdigt zu sehen. Wir sind es gewöhnt, daß kümmerliche Talente sich den Beifall des gemeinen Publikums durch schlüpfrige und schmutzige Verse erbuhlen; solche Waare geht reißend ab und wird theuer bezahlt; sie dient dem entnervten und erschlafften Geschmack als Reizmittel und sagt auf diese Weise den Bedürfnissen des Publikums zu. Und an solche Schriftsteller schließt sich nun Lord Byron an, er entheiligt die göttliche Flamme seiner Poesie, die das Höchste und Liebste der Menschheit mit ihren Strahlen verklären kann, so weit, um damit den ausgebrannten Busen erschöpfter Lüstlinge kitzelnd zu erwärmen." Dieses Urtheil eines der gewiegtesten Kenner alter und neuer Poesie wird eine, wenn auch geistreiche Dame mit der kurzen Bemerkung, daß man Byron nicht verstehe, kaum über den Haufen werfen können. Uebrigens läßt W. Müller, wie es sich von selbst versteht, dem Genie Byron's volle Gerechtigkeit widerfahren, aber er tadelt auch, wie schon bemerkt, die Charakterlosigkeit seiner Frauengestalten. Haidee im Don Juan hält er für sein bestes weibliches Bild. „Ihre Zärtlichkeit scheint aus einer Tiefe der Seele zu fließen, die wir in den übrigen Heldinnen seiner Gedichte nicht ahnen; ihre Gefühle sind edel und erheben sie, wie eine Königin, über Lord Byron's weibliche Welt." Wir bedauern, daß gerade ihr Bild kürzer als die meisten übrigen abgefertigt wird. Die Verfasserin entschuldigt sich freilich deshalb mit den Worten: „Es läßt sich so, kalt, ohne Byron's Melodienmacht, eigentlich Nichts über Haidee sagen. Im Gedicht ist ihre Liebe unsäglich süß und rührend — eine Kinderliebe, auf deren Schilderung aus jedem Auge, in welches von einem Dichter Rührung gezaubert werden kann, Thränen fallen müssen."

Die von der Verfasserin citirten poetischen Stellen sind von ihr selbst übersetzt, und obwohl sie klagt, daß Byron so gar unübersetzbar gedichtet, kann man ihren eigenen Uebertragungen doch das Lob einer großen Gewandtheit, den Byronschen Geist wiederzugeben, nicht versagen.

Wenn wir gegen den großen Enthusiasmus für Byron zu Felde ziehen mußten, so können wir doch auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß gerade diese hohe geistige Erregtheit, diese Ueberspanntheit, die sie alle Fehler des Dichters über seinen gewaltigen Geist übersehen läßt, den Werken der Verfasserin ein besonderes Interesse verleiht. Daß in jenem Enthusiasmus etwas Unweibliches liege, und daß sie darin wohl zu weit gegangen sey, scheint Ida von Düringsfeld selbst gefühlt zu haben, denn sie schließt ihre Skizze über Aurora Raby und ihr Buch mit folgenden Worten, die Byron's und vielleicht ihre eigene Entschuldigung enthalten sollen und mit denen auch wir unseren Bericht über ihr Werk schließen wollen: „Daß Aurora Byron's letzter Dichtergedanke gewesen, das webt eine Verklärung um das Ende seines Lebens. Er durfte nur ein solches Kind als Jüngling finden — dann hätte er anders gelebt. Jetzt dürfen wir über ihn kaum urtheilen. Er hatte keine edle Mutter, und seine erste und wahre Geliebte spottete seiner. Der Mann, dem diese [illegible] Güter gewährt, und der dennoch nicht gut wird, der ist sein eigener Schöpfer — den verurtheile ich selber, wenn er nicht edel im höchsten Sinn wird! Aber wem diese Weihe nicht gegönnt war, den richten wir mild wenn er irrte auf seinem Pfade." C. H.

Spanien.

Geschichte des spanischen Drama's.

(Fortsetzung.)

In Spanien selbst stellten sich die Verhältnisse für den Dichter ganz anders. Zwar war die politische Existenz des Volkes nun gesichert und befestigt, aber des Kampfes und der Unruhe gab es noch zu viel, als daß die besten Kräfte sich schon hätten zur Poesie wenden können. Dazu kamen hemmende Einflüsse anderer Art. Nicht sonderlich bedeutend, aber doch versucht ward eine Reaction vom humanistischen Standpunkte aus, welche die angeblichen Gesetze des klassischen Drama's in Geltung bringen wollte. Alcalá und die übrigen nach neuem Muster eingerichteten Universitäten blieben dem Leben fremd, dagegen erhielt sich die von den alten Universitäten ausgebildete und durch Klosterschulen und Mönche gehegte scholastische Dialektik. Auch die Nachahmung italiänischer Vorbilder wurde nicht gefährlich. Außerordentlich hemmend aber griff die Inquisition ein. Sie verbot, wie wir oben bemerkten, die Werke der hervorragendsten Dichter, so daß Naharro selbst bei den Literatoren jener Zeit auf lange Jahre in Vergessenheit gerieth. Sie mußte auch gerade die vorzüglichsten Talente vom Anbau des Drama's zurückschrecken, wie denn die Censur überhaupt zu keiner Zeit andere Früchte getragen hat und nie und nimmermehr etwas Anderes fördern konnte als Mittelmäßigkeit. Als endlich die Reformation im streng katholischen Sinne durchgedrungen, das Drama aus dem kirchlichen Ritus verbannt, die Handschriften der älteren frivolen Autos möglichst vernichtet waren und die gesammte Anschauungs- und Denkweise der Nation im Laufe von mehr als einem halben Jahrhunderte sich in der von der Inquisition vorgeschriebenen Richtung eingelebt hatte, dann endlich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, konnte die Strenge der geistlichen Behörde nachlassen, denn bei der nun befestigten Rechtgläubigkeit ward selbst ein Scherz mit dem Heiligen in der Komödie nicht mehr gefährlich.

War unter so drückenden Verhältnissen ein freier und höherer Flug der Poesie unmöglich, so blieb gleichwohl nicht jede Fortentwickelung des Drama's ausgeschlossen. Die spanischen Jongleurs, welche in ihrer sittlichen poetischen und äußeren Haltung zu einem guten Theile höher gestanden hatten als die französischen, waren durch die Veränderung in den Sitten und dem Geschmack der Höfe wie des Volkes schon seit längerer Zeit auf ein anderes Feld gedrängt worden. Der aristokratische Theil derselben hatte sich dem Drama zugewendet, der Rest war allmälig um so tiefer gesunken und endlich ganz ausgegangen. Jene, in zahlreiche Schauspielerbanden vereinigt, durchzogen das Land und hielten die Schaulust des Volkes rege, und letztere wiederum, mit dem steigenden Wohlstande wechselnd, stellte immer größere Ansprüche an die wandernden Gesellschaften. Da wandte sich um das Jahr 1544 ein Goldschläger aus Sevilla, Lope de Rueda, der Bühne zu, gelangte bald an die Spitze einer Truppe und vermehrte das nicht unbedeutende Repertoir derselben durch eigene Schöpfungen. Den Naharro übertraf er zwar in Charakterzeichnung, im Dialog und besonders im dramatischen Organismus, doch war es nicht dieser Umstand, der ihm den Namen eines Vaters des spanischen Drama's erwarb, denn der poetische Gehalt seiner Stücke könnte ihn dazu nicht berechtigen, sondern das ausgezeichnete Talent der Darstellung, durch welches er dem Drama die Gunst und die Achtung der Gebildeten zuwendete. Als Anerkennung seiner Wirksamkeit ward ihm ein Grab in der Kathedrale von Cordova. Frei von den Einflüssen der Höfe wie der Kirche, konnte er sich nur auf die Gunst des Volkes stützen, und seine Gesellschaft, so wie mehr als zwanzig andere, die seinem Beispiel folgten, gaben dem Drama eine hinlänglich breite nationale Grundlage.

Die reichen Handelsstädte Sevilla und Cordova fühlten und befriedigten zuerst das Bedürfniß eines stehenden Theaters, Madrid folgte ihnen. Hier war im Jahre 1565 aus angesehenen Bürgern eine Brüderschaft unter dem Namen de la sagrada Pasion zusammengetreten, welche sich zunächst der Armenpflege widmete, bald aber auch die Leitung eines Hospitals für arme fieberkranke Frauenzimmer übernahm. Zur Erhöhung der Einkünfte dieses Hospitals erhielt sie von dem Kardinal Espinosa, Präsidenten von Castilien, ein ausschließliches Privilegium, den Schauspielertruppen, welche Madrid besuchen würden, Lokale für ihre Vorstellungen zu liefern. In Folge dessen miethete sie drei Höfe und bezog von ihrem Ertrage bald so viel, daß diese Summen die Haupteinnahme des Hospitals zu bilden anfingen. Eine zweite, im Jahre 1567 entstandene Brüderschaft, die sich de nuestra Señora de la Soledad nannte und die Verpflegung und Erziehung von Findelkindern übernahm, verständigte sich mit der ersteren und erlangte von ihr den Mitgenuß des Privilegiums zu einem Drittheil. Da die bisher nur gemietheten Lokale bald nicht mehr ausreichten, wurden zwei geräumige Höfe von den Gesellschaften angekauft (der Corral de la Cruz 1579 und der Corral del Principe 1582) und zu dramatischen Vorstellungen eingerichtet. Diese beiden Theater haben sich, freilich in veränderter Gestalt, bis auf den heutigen Tag erhalten und alles Große, was die dramatische Muse Spaniens geschaffen hat, über ihre Bretter gehen sehen.

Die Einrichtung der damaligen Theater war von der heute üblichen sehr verschieden. Das Ganze, Corral genannt, bestand aus einem Hofe, an dem die Hinterseiten verschiedener Häuser zusammenstießen. In der Tiefe dieses Hofes befand sich auf einem niedrigen Gerüste die Bühne (tablado), welche

den Zuschauern bei weitem näher lag, als in unseren Theatern der Fall ist, denn ein Orchester zwischen Scene und Parterre war nicht vorhanden; die Musiker, welche vor dem Beginn der Darstellung spielten und sangen, traten auf den Brettern selbst auf. Der Vorhang war unbekannt, weshalb denn auch die Bühne beim Anfange eines Stückes nicht mit Gruppen besetzt seyn konnte, indem die Schauspieler erst vor den Augen des Publikums auftreten mußten. Im Hintergrunde befand sich eine Erhöhung (lo Alto del teatro), welche allerlei vorstellen mußte, einen Wall, einen Thurm, ein Gebirg, einen Balkon u. s. w. Die Scene war nicht tief, aber breit und an den Seiten wie im Hintergrunde mit Teppichen behängt, welche mehrere Durchgänge erlaubten und ebenfalls die verschiedensten Dinge bedeuteten, Zimmer, Saal, Straße, Garten, Wald. Mußte etwas Besonderes, was nothwendig zum Stücke gehörte, den Augen der Zuschauer vorgeführt werden, so wurde eine Gardine zurückgeschoben; und der Gegenstand trat nun hervor. Die sogenannten Comedias de teatro, deren Handlung aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben herausging, hatten einen größeren scenischen Apparat und mancherlei Maschinerie, über welche aber genauere Nachrichten fehlen. — Die Zuschauer befanden sich theils im Hofe, theils in den umliegenden Häusern; die Fenster der letzteren dienten als Logen und gehörten dem Hauswirth, welcher für das Recht, von hier aus die Komödien anzusehen, jährlich eine bestimmte Summe bezahlte oder die betreffenden Lokale an die Brüderschaften vermiethete. Im Hofe waren zunächst unter den Fenstern amphitheatralisch erhöhte Sitze eingerichtet. Vor denselben befand sich für die Leute der unteren Volksklassen der Patio, ein größerer offener Raum ohne Sitze. Diese oft sehr lärmende Zuhörerschaft, Mosqueteros genannt, spielte stets eine sehr große Rolle durch die handgreiflichen Beweise ihres Beifalls oder Mißfallens. Später richtete man für Frauen der niederen Stände eine besondere Loge im Hofe ein. Gespielt wurde bei hellem Tage, von zwei Uhr Nachmittags ab; kam plötzlich ein Regenguß, dann hatte die Komödie ein Ende. — Nach dem Muster der hier geschilderten Theater von Madrid scheinen die bedeutendsten Bühnen im übrigen Spanien ebenfalls eingerichtet gewesen zu seyn. Herr Prof. V. A. Huber — dessen eben so gründlichen als geistreichen Vorlesungen über das spanische Drama Schreiber dieses sehr viel verdankt — hat selbst in Toledo ein Theater gesehen, das noch deutliche Spuren der alten Bauart verrieth.

Die Repertorien der madrider Theater zählten zwar eine sehr große Menge von Stücken, und das Publikum war nachgerade zu einer wahren Theaterwuth gelangt, doch war der Gehalt dessen, was geboten wurde, ziemlich gering. Sevilla, die reichste und bewegteste Stadt des ganzen Landes — es besaß damals allein 130,000 Manufakturarbeiter, während es gegenwärtig kaum 100,000 Einwohner zählt — ging zum Besseren voran.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Deutsche Auswanderung und Colonisation.

(Schluß.)

Herr Prof. Wappäus weist in seinen Zusätzen besonders auf vier verschiedene Ländergebiete des ehemals spanischen und des südlichsten Amerika hin, welche er der Berücksichtigung derjenigen empfiehlt, die sich für die deutsche Auswanderung interessiren. Es sind dies Ober-Kalifornien, Chili, die Laplata-Staaten und Brasilien. Schon die höchst interessanten Nachrichten, meint er, die Alexander von Humboldt in seinem „politischen Versuch über Neu-Spanien" in Bezug auf Ober-Kalifornien mitgetheilt, hätten auf diese Gegend vorzugsweise die Aufmerksamkeit hinlenken müssen, und in der That seyen auch die bereits vor vielen Jahren gegebenen Fingerzeige des großen Naturforschers durch die Berichte der neuesten Reisenden, namentlich aber durch Duflot de Mofras, vollkommen bestätigt worden. Dieser auch in unseren Blättern schon vielfach citirte französische Reisende sagt in seiner „Exploration du Territoire de l'Orégon et des Californies" von Ober- oder Neu-Kalifornien unter Anderem: „Ganz besonders geeignet ist dasselbe zur Colonisation, zu welcher überdies der ganze Plan gewissermaßen schon vorgezeichnet ist durch die 22 Missionen und 6 Pueblos, welche über seine Oberfläche stationsartig ausgebreitet sind und die Kerne zu eben so vielen im Bereiche aller Häfen trefflich gelegenen Städten bilden würden. Diese Provinz bietet die größte Leichtigkeit dar zu Viehzucht, zur Kultur der Cerealien und zum Weinbau. Ungeachtet der Plünderungen aller Art, besitzt sie noch 400,000 Stück (wildes) Rindvieh, und ihre Häfen sind nicht zu entbehrende Schutzörter für die Schiffe, welche zwischen China und Asien und der Westküste von Amerika fahren. Der Besitzer von Ober-Kalifornien wird der Herr des Handels in der Südsee werden. — Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Land von dem Augenblicke an, wo eine gebildete und arbeitsame Bevölkerung sich dort niederläßt, einen hohen kommerziellen Rang einnehmen würde. Es würde der Stapelplatz werden für die Produkte der Küstenländer der Südsee und dagegen die Nordwestküste Amerika's, Mexiko, Central-Amerika, Peru, die Nordküste von Asien und mehrere der Inselgruppen Polynesiens, wie die Sandwich-, Marquesas- und die Societäts-Inseln, mit einem großen Theil ihres Bedarfs an Getraide versehen und mit dem Mehl von Guaymas (HauptHafen des mexikanischen Staats Sonora am kalifornischen Meerbusen) und Chili's in Konkurrenz treten." — Wie sehr dieser Theil von Kalifornien übrigens zur Colonisation geeignet ist, hat ein Schweizer, Herr Sutter, bewiesen, der daselbst unter den Namen Nova-Helvetia eine große Niederlassung gegründet, auf welcher er gleichsam wie ein Fürst unter den Seinigen lebt und bereits im Jahre 1841 seinen Reichthum und seine Unabhängigkeit gegen die Eifersucht des kalifornisch-mexikanischen Gouverneurs durch eine Drohung mit Waffengewalt zu schützen im Stande war.

Herr Wappäus fügt hinzu: „Wenn man alles dieses mit einem warmen deutschen Herzen erwägt, so ist es fast unmöglich, nicht in Gedanken von diesem Lande Besitz zu nehmen für die deutsche Auswanderung und sich nicht ein Bild zu entwerfen von der glücklichen Gestaltung dieses Landes mit einer deutschen Bevölkerung und von deren glücklicher Rückwirkung auf Deutschland selbst. — Leider aber wird ein solches Bild wohl immer ein Phantasiebild bleiben, denn die Schwierigkeiten, welche seiner Verwirklichung entgegenstehen, sind, wenn auch nicht absolut unüberwindlich, doch so groß, daß nur, bei geschickter Benutzung der gegenseitigen Eifersucht der Vereinigten Staaten, Großbritaniens und Frankreichs, die günstigste Vereinigung aller der Mittel und Kräfte, über welche Deutschland zur Ausführung eines solchen Unternehmens disponiren könnte, sie wirklich würde überwinden können, und darf man auf diesen günstigsten Fall hoffen? — Unter den Schwierigkeiten, welche jedem Besonnenen gleich in die Augen fallen werden, wird die der weiten Entfernung Kaliforniens von Deutschland wohl für Viele schon hinreichend seyn, das ganze Unternehmen als unausführbar gleich völlig bei Seite zu schieben. Allerdings wird die Dauer der Seereise von den deutschen Häfen nach Kalifornien im Durchschnitt auf fünf Monate anzusetzen seyn, und fünf Monate zur See müssen namentlich dem Binnenländer, der nicht erfahren hat, wie verhältnißmäßig rasch Einem Tage, Wochen und selbst Monate bei aller Einförmigkeit einer Seereise doch hingehen, unerträglich erscheinen. Wir dürfen hiergegen auch nicht einwenden, daß durch den Weg über die Landenge von Panama die Dauer der Reise um mehr als die Hälfte abgekürzt werden würde, denn wir müssen zugeben, daß vor der Hand dieser Weg nur für einen sehr geringen Theil der Art von Auswanderern, auf die man Rechnung machen muß, vorzuziehen seyn würde. Indessen, bei Lichte besehen, würde der reelle Nachtheil dieser großen Entfernung doch nur allein bestehen in der dadurch verursachten Steigerung der Transportkosten für die Auswanderer, und wenn man erwägt, daß die Kostspieligkeit eines Unternehmens doch nur taxirt werden darf nach dem wahrscheinlichen Resultate, so würde, scheint mir, dieser reelle Nachtheil sich noch auf ein Unwesentliches reduziren. (Gegen den etwaigen Einwand, daß es sehr schwierig seyn würde, einen bedeutenden Transport von Auswanderern für eine solche Reise zu verproviantiren, will ich noch beiläufig bemerken, daß diese Schwierigkeit überwunden werden könnte durch ein Anlaufen eines Hafens des südlichen Chili's, wo Wasser, Mehl und Fleisch billig zu haben sind und immer durch dortige Agenten in hinreichender Quantität bereit gehalten werden könnten, wie die franz. Regierung dies jetzt für ihre Truppen auf den Südsee-Inseln eingerichtet hat). Alle anderen Nachtheile, welche die weite Entfernung für die Auswanderung zu haben scheinen möchte, als die vergrößerte Seegefahr, die Gefahr von Ausbrüchen der Unzufriedenheit oder von Krankheiten unter den Auswanderern während einer langen Seereise u. dergl., müssen nach den Erfahrungen, welche die Briten, und im Kleinen auch schon die Hanseaten, bei ihren Transporten von Auswanderern nach Australien gemacht haben, als sehr unbedeutend erscheinen, wenn der Transport nur gehörig organisirt wird.

„Jedenfalls überwiegen die Vorzüge, welche Ober-Kalifornien für deutsche Ansiedlungen darbietet, so entschieden den eben erwähnten Nachtheil, daß es wohl der Mühe werth seyn möchte, einmal unsere Mittel und Kräfte zu einer planmäßigen überseeischen Colonisation zu überschlagen und dabei zu erwägen: 1) daß die Zeit nahe ist, wo die Regierungen oder patriotische Vereine, unter Sanction der Regierungen, die Leitung der Auswanderung in die Hand nehmen müssen; 2) daß gegenwärtig jährlich an 60,000 deutsche Auswanderer ihr Vaterland verlassen und, falls nicht unvorhergesehene Umstände eintreten, die Zahl derselben noch beständig zunehmen wird; 3) daß dies für Deutschland nur dann bedenklich erscheinen kann, wenn die Auswanderung in der bisherigen Art ohne Aufsicht und Leitung fortschreitet, so daß dadurch nur der wohlhabendere Theil der Bevölkerung (um zum Theil fremden Nationen die Industrie zu bringen, deren Erzeugnisse eine deutsche Kolonie uns abnehmen würde) in die Fremde zieht, während der arme, der gefährliche Theil der Bevölkerung, der in einer neuen Ackerbau-Kolonie von großem Nutzen seyn würde, zurückbleibt; 4) daß bei einer zweckmäßig organisirten Auswanderung ein jährlicher Abfluß von selbst 100,000 Individuen Deutschland nicht schwächen würde, da die Bevölkerung der deutschen Bundesstaaten gegenwärtig jährlich wenigstens um 300,000 Individuen durch natürlichen Zuwachs zunimmt, der wieder mit der Lichtung der zusammengedrängten Bevölkerung steigen würde; 5) daß die Macht der Association in unserer Zeit Außerordentliches auszuführen im Stande ist.

„Doch ich will hier diese Betrachtung endlich abbrechen, so verführerisch es auch ist, den Gedanken: Kalifornien eine deutsche Kolonie, zu verfolgen, indem ich durch diese ganze Note nichts weiter beabsichtigte, als was auch der Hauptzweck dieses Schriftchens ist, die Punkte, welche bei der etwaigen Wahl einer Lokalität für deutsche Kolonieen zu berücksichtigen seyn möchten, in größerer Vollständigkeit und besser beleuchtet, als bisher geschehen, dem Publikum vorzuführen. Nur Eines möchte ich noch erwähnen, nämlich daß eine deutsche Bevölkerung in Ober-Kalifornien vor dem Uebergreifen des anglo-amerikanischen Elementes ziemlich sichergestellt seyn würde durch die natürliche Scheidewand, welche Wüsten und Gebirge in ihrem Rücken gegen die Amerikaner bildeten, und daß, selbst wenn das ganze Oregongebiet von den Anglo-Amerikanern bevölkert würde, die deutsche Bevölkerung Ober-Kaliforniens auch von hier aus keine ihrer nationalen Entwickelung gefährliche

Nachbarschaft zu fürchten haben würde, da einestheils die Bevölkerung des Oregongebietes von den Vereinigten Staaten aus nur sehr allmälig geschehen könnte, anderntheils es auch mehr als wahrscheinlich ist, daß, sobald das Oregongebiet eine so kompakte anglo-amerikanische Bevölkerung erlangte, daß diese gefährlich für die deutsche Selbständigkeit in Kalifornien werden könnte, dies Gebiet, das Land westlich von den Rocky Mountains — sich von der Union ablösen und damit für sich die Assimilationskraft verlieren würde, welche das Deutsche in Kalifornien absorbiren könnte."

Nicht minder glaubt jedoch Herr Wappäus auch auf die der gemäßigten Zone angehörenden südlichen Ländergebiete Süd-Amerika's hinweisen zu müssen. Die politischen Verhältnisse dieser Staaten, namentlich der Provinzen am La Plata, von denen kürzlich die orientalische Republik einen Anerkennungs- und Freundschafts-Vertrag mit Spanien abgeschlossen, gehen jetzt einer Krise entgegen, die wir Deutschen jedenfalls mit der gespanntesten Aufmerksamkeit beachten sollten. „Diese neue Staaten werden bald erkennen, daß ihnen zu ihrer Entwickelung noch das wichtigste Element fehlt, nämlich eine kompaktere Bevölkerung, und deshalb werden sie auch sehr bald die Einwanderung von Fremden begünstigen müssen. Eine umsichtige Benutzung dieser allen gedachten Staaten gemeinsamen Bedürfnisse von Seiten einer deutschen Macht (oder einer respektablen Gesellschaft von Privaten unter dem Schutze einer deutschen Regierung) würde hier ohne Zweifel leicht alle die Konzessionen für deutsche Ansiedlungen erlangen, die diesen ein rasches und gesundes Aufblühen verbürgen, und um so sicherer werden diese Konzessionen erlangt werden, je früher man deshalb die einleitenden Unterhandlungen anknüpfte." Herr W. stützt sich in dieser Beziehung auch auf ein ihm kürzlich zugegangenes Schreiben des Herrn Domingo F. Sarmiento, Professors an der Universität zu Santjago de Chile, eines geborenen Argentiners, der aus seinem Vaterlande durch den Diktator Rosas vertrieben worden und gegenwärtig im Auftrage der chilenischen Regierung nach Europa gekommen, um das Schulwesen gründlicher kennen zu lernen. Nachdem Herr S. in seinem Schreiben der Ansiedlung von Deutschen in den gemäßigten Theilen von Süd-Amerika warm das Wort geredet, „weil eine deutsche Bevölkerung in jenen Ländern ein Lebens- und Entwickelungs-Element für die Gegenwart und eine Garantie der Ruhe und der Prosperität für die Zukunft gewähren würde", und nachdem derselbe über die vorbereitenden Schritte gesprochen, welche die chilenische Regierung zur Beförderung der Einwanderung nach Chili neuerlich gethan hat, fährt er also fort: „Ausführlichere Auskunft kann ich Ihnen geben in Bezug auf die Möglichkeit, in nächster Zeit einen breiten Strom der Auswanderung nach der Argentinischen Republik hinzuleiten, fähig, in wenigen Jahren und mit geringer Anstrengung das Glück von Tausenden von deutschen Familien zu gründen. Diese Materie ist so großartig, daß ich zu einer ihrer würdigen Darstellung um einigen Aufschub bitten muß zur Ordnung der Daten, welche ich Ihnen über diesen Gegenstand vorzulegen mir vorgenommen habe. Die relative Nähe Europa's, die Güte des Klima's, gesund in der ganzen Ausdehnung des Worts, die Menge der schiffbaren Ströme, die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens, der leicht zu kultiviren ist, die Zucht der eingeführten Merinos in den Pastoral-Provinzen und die Unermeßlichkeit der unbebauten Ländereien, welche nur der Arme zu ihrer Nutzung erwarten (que solo estan pidiendo brazos para explorarlos), diese vereinten Vortheile machen die Argentinische Republik zu einem Lande, würdig des Vorzugs derer, welche zur Verbesserung ihrer Lage ihr Vaterland verlassen. Ich will nur versuchen, ganz im Allgemeinen eine Idee von diesen Ländern zu geben, indem ich die mit Hülfe der Regierung zu kolonisirenden Punkte andeute und die Preise der Ländereien in den schon bevölkerten Theilen, so wie die lukrativen Beschäftigungen, welche für die einwandernden Familien eine Quelle des Reichthums werden könnten. So z. B. in den Provinzen Buenos-Ayres, Santa-Fé, Cordova die Zucht der Merinoschafe, die Bereitung von Käse, indem man eine beliebige Anzahl von Kühen zur Gewinnung der Milch erhalten könnte, ohne dafür irgend etwas zu bezahlen, weil in dem Lande die Kühe durchaus nicht gemolken werden; in den Provinzen San Juan, Mendoza, Corrientes, Entre Rios der Ackerbau. Die Ländereien haben fast gar keinen Werth, indem man für fünf bis zwanzig Franken die Cuadra (202,500 Quadratfuß) verkauft. Sehr verwundern werden sich Ihre auswandernden Landsleute, zu hören, daß es ein Land giebt, wo ein Lamm einen Franken gilt, ein Pferd funfzehn, eine Stute acht, eine Kuh zehn Franken, und daß es Eigenthümer giebt, welche Hunderte von diesen Thieren besitzen, von denen sie kaum einigen Nutzen zu ziehen wissen."

Diese Auszüge werden genügen, um auf das schätzbare Material hinzuweisen, das Verfasser und Herausgeber dieser kleinen Schrift für die Zwecke einer wahrhaft fruchtbaren deutschen Colonisation hier zusammengestellt. Doch müssen auch wir, indem wir diese Anzeige schließen, in den Wunsch des Herrn Wappäus einstimmen, es möge eine deutsche Regierung oder eine deutsche patriotische Gesellschaft bewirken, daß die Erfahrungen, welche die Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen und Niederländer über transatlantische Colonisation gemacht und in ihrer Literatur niedergelegt haben, von einer Kommission gesammelt und den Deutschen zugänglich gemacht würden durch eine auf diese Quellen gestützte Geschichte der europäischen Colonisationen in neuerer Zeit. Besitzt doch Deutschland ohnehin den Mann, dessen Ruf in beiden Welten, in der der Aus- wie in der der Einwanderer, ihn vor allen anderen Mitlebenden zu der ersten Stimme in einem Rathe berechtigt, in dem diese Gegenstände zur Verhandlung kämen. Aber auch die übrigen Mitglieder einer Kommission, die sich mit Erledigung der in Deutschland noch so wenig gelösten Fragen über Auswanderung und Colonisation beschäftigte, würden sich in unserem Lande der Forschung und der vergleichenden Kritik leicht auffinden lassen.

Mannigfaltiges.

— Charles Sealsfield. Der Verfasser der „Transatlantischen Reiseskizzen", der seit einiger Zeit die Freude hat, seine deutsch geschriebenen Sachen in den Vereinigten Staaten, seinem Vaterlande, vielfach übersetzt und unter allen möglichen Gestalten verbreitet zu sehen, war bisher in England noch so gut als gar nicht bekannt. Möglich, daß daran die Abneigung schuld ist, die er in seinen Darstellungen unverhohlen gegen englisches Leben und Treiben zu erkennen giebt; es kann aber auch eine andere Seite des britischen Nationalstolzes seyn, der die Schuld trägt; man will nämlich einen Autor nicht übersetzen, der es verschmäht, in seiner englischen Muttersprache zu schreiben. Der neueste Band der Foreign Quarterly Review bricht inzwischen das Stillschweigen, das die Kritik in England bisher über den unserer Literatur angehörenden, talentreichen Amerikaner beobachtete. In einer ausführlichen Abhandlung werden sämmtliche Schriften desselben, von dem im Jahre 1833 gedruckten „Legitimen und die Republikaner" bis zu dem im Jahre 1843 erschienenen „Süden und Norden", besprochen, wobei der „Virey und die Aristokraten" als das Ausgezeichnetste und Geistreichste dargestellt werden, was jemals über das Leben in der westlichen Hemisphäre und insbesondere über das in Mejiko geschrieben worden. Im Eingange sagt der Reviewer unter Anderem: „Wir haben die Absicht, unsere Leser mit einem Schriftsteller bekannt zu machen, dessen lebendige Schilderungen Amerika's und der Amerikaner, unserer Meinung nach, das Beste sind, was über diesen Gegenstand existirt. Seit etwa einem Dutzend Jahren hat dieser Autor in Deutschland eine Reihefolge von Erzählungen und Skizzen drucken lassen, die eben so charakteristisch sind, als sie von einem außerordentlichen Talente Zeugniß geben. Merkwürdig genug hat zu einer Zeit, wo unsere fleißigen Uebersetzer Alles aufgreifen, was die deutsche, die schwedische und selbst die russische Literatur nur irgend Bemerkenswerthes darbietet, noch Niemand daran gedacht, etwas von jenen Skizzen in England einzuführen. *) Auch von den in Amerika erschienenen Uebersetzungen derselben hat, so viel uns bekannt, niemals eine den Weg nach England gefunden, sie müßte denn zufällig in den Mantelsack irgend eines Reisenden sich verirrt haben oder in den langen Kolumnen einer nach England gekommenen amerikanischen Zeitung mit abgedruckt gewesen seyn."

Ueber die Aufnahme, die Sealsfield's Schriften in Deutschland gefunden, und über die Stellung, die sie hier zu anderen Darstellungen auf belletristischem Felde einnehmen, sagt der Reviewer unter Anderem: „Ermüdend didaktisch oder kindisch unbedeutend, wie, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, das heutige Geschlecht der deutschen belletristischen Schriftsteller ist, darf man sich über die günstige Aufnahme, welche schon die beiden ersten Bändchen der „transatlantischen Reiseskizzen" in Deutschland fanden, nicht wundern. Unter der trübseligen Masse mußten die frischen, aus dem Leben gegriffenen Darstellungen des Amerikaners, wie Blumen unter trockenem Gestrüpp, einen um so glänzenderen Effekt hervorbringen, und in der That waren sie ein Labsal der durstigen Seelen der Leihbibliotheken. Eine gewisse Neuheit der Form hatte ebenfalls ihren Reiz, denn ohne auf den Eindruck einer regelmäßigen Novelle Anspruch zu machen, bestehen die „Skizzen" aus einer Reihefolge kurzer Darstellungen, zusammengehalten durch einen leichten Faden, der erst im weiteren Verlaufe des Buches sichtbar wird und sie zuletzt doch zu einem Ganzen vereinigt." .... „Alles reiflich erwogen, lautet unser Verdikt dahin, daß Herr Sealsfield einer der bemerkenswerthesten unter den jetzt lebenden Schriftstellern seines Genres ist. Seine Werke sind ganz unschätzbare Erwerbungen für die deutsche Literatur, sowohl wegen ihres Werthes und Interesses an sich, als weil sie durch ihren frischen und natürlichen Ton einen regenerirenden Einfluß auf die gegenwärtige Schule deutscher Novellisten üben können. Er bewegt sich in der wirklichen Welt und nicht in krankhaften, tendenziösen Manieren." **) Aber während wir die glänzenden Eigenschaften dieses Schriftstellers anerkennen, sind wir auch nicht blind gegen seine Fehler. Jene bestehen aus einer gründlichen Kenntniß der menschlichen Natur, einer geschickten Charakterzeichnung, einem geistvollen und dramatischen Dialog, einem seltenen Beschreibungstalent und einer angenehmen, oft überraschenden Erfindungsgabe. Als Mängel dagegen erscheinen uns die gänzliche Vernachlässigung in der Durchführung seiner Stoffe, die hin und wieder vorkommenden Inkonsequenzen und Uebertreibungen des Naheliegenden, wie dies von Schriftstellern unserer Zeit selten gewagt wird, und manchmal auch eine gewisse Wildheit und Zusammenhanglosigkeit des Stils. Hier und da scheint er seiner Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, was ihn Gott weiß wohin führt, sicherlich aber weit über den Gesichtskreis seines Lesers hinaus."

*) Mit Ausnahme einiger weniger Bruchstücke, die einmal in Blackwood's Magazine erschienen.

**) Derselbe Grund ist es, der, wie wir neulich schon bemerkten, Auerbach's „Dorfgeschichten" so rasch zu einem Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt gemacht. Nicht minder dürfte ein anderer, auf dem gesunden Boden des realen Lebens, ohne die Prätensionen des sogenannten Volksschriftstellerthums, seine Werke aufbauender Schriftsteller, Jeremias Gotthelf, der kürzlich selbst seinen „Uhli der Knecht" aus dem Berner Dialekt in das Hochdeutsche übertragen (Berlin, bei Springer), bald viele sehr berühmt sich dünkende Autornamen von unseren Lesetischen verdrängt haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 91. Berlin, Donnerstag den 30. Juli 1846.

Frankreich.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

Unter dem Titel „Henri de France ou histoire des Bourbons de la branche ainée pendant quinze ans d'exil" hat Alfred Nettement, der schon früher eine „Vie de Marie Thérèse de France, fille de Louis XVI." herausgegeben, es unternommen, die Geschichte der Bourbons nach ihrer Absetzung und Verbannung aus Frankreich zu schreiben und im Gegensatz zu Louis Blanc's „Histoire de dix ans de règne" die Schicksale der gestürzten Größe zu schildern. Der Verfasser verleugnet nicht, daß er Legitimist ist; indeß haben doch die „funfzehn Jahre" ihren Einfluß auf ihn insoweit geltend gemacht, daß er die historische Wahrheit als erstes Gesetz für seine Darstellung hinstellt und, wie er versichert, „gegen die verzeihlichste aller Schmeicheleien, nämlich diejenige, welche ihren uneigennützigen Weihrauch auf dem Altare der Verbannung und des Unglücks anzündet", auf seiner Hut gewesen ist. Inwieweit ihm dies gelungen, mag der nachfolgende Abschnitt zeigen.

Marie Karoline schickte sich an, in das Innere des Landes einzudringen und den Beweis zu liefern, daß sie ein Chouanleben in den Wäldern der Bretagne, in den Sümpfen und Haiden der Vendée nicht unter ihrer Würde halte, daß sie der Aufgabe eines Parteiführers mit ihren beständigen Anstrengungen und Gefahren, mit ihren schlaflosen Nächten und unruhigen Tagen gewachsen sey. Sie legte ihre Frauenkleider ab, bekleidete sich mit einem Bauernanzuge und nahm den Namen Petit-Pierre an.

Ihr erster Ausflug war glücklich; sie gelangte ohne Unfall nach Mortier, dem Wohnorte Emmanuel Guignard's, der sie geführt hatte; aber ihr zweiter Ausflug wäre beinahe ihr letzter geworden. Da Mortier in einer zu offenen Gegend lag, so war beschlossen worden, daß sie sich nach Bellecourt in der Gemeinde Montbert begeben solle. Die Klugheit gestattete nur nächtliche Reisen; diese Nacht war aber gerade sehr dunkel, und man mußte einen kleinen Fluß überschreiten, von dessen zerstörter steinernen Brücke nur die Pfeiler erhalten waren. Geleitet von le Normand, einem alten vendéischen Krieger, und unterstützt vom Baron Charette, gelangte Marie Karoline zum ersten Steine. Mit Beider Hülfe sprang sie von einem Steine zum anderen und hatte schon zwei Drittel des Wegs zurückgelegt, als ihr Führer ausglitte. Er riß die Prinzessin nach, welche mit dem Kopfe voran ins Wasser stürzte und in demselben verschwand. Der Baron Charette, der von der anderen Seite herabgestürzt war, schwamm nach der Richtung hin, wo das Wasser sich bewegte, und war so glücklich, die Prinzessin an einem Fuße zu fassen und sie mit Hülfe Herrn Guignard's und des Führers ans Ufer zu bringen. Als sie wieder zu sich gekommen war, sagte sie: „Nicht wahr, die Chouans haben noch mehr ausgehalten? Heute habe ich Bekanntschaft mit dem Wasser gemacht, morgen werde ich sie hoffentlich mit dem Feuer machen."

So wurde Marie Karoline in die Gefahren des ihr bevorstehenden abenteuerlichen Lebens eingeweiht. In Bellecourt fand sie ergebene Anhänger, aber da sie beständig die Aufmerksamkeit der Gendarmerie zu fürchten hatte, so war ihres Bleibens nirgends lange, und sie mußte ihren Aufenthaltsort häufig wechseln. So klopfte sie schon um Mitternacht an die Thür des Vendéers Dreland, eines alten Soldaten Charette's, der in der Gemeinde Geneston wohnte. Der Ruf: „Es sind Chouans!" genügte, um ihnen die Thüren zu öffnen. Dreland wollte der Prinzessin das Lager seiner Kinder einräumen; aber sie wollte, trotz der dringenden Bitten ihres Wirthes, nur ein Strohlager im Stalle annehmen. Die Prinzessin brachte wirklich die Nacht im Stalle zu und verzehrte am Morgen mit gesundem Appetit das frugale Frühstück, welches auf einem Fasse aufgetragen wurde. Aehnliche Scenen wiederholten sich in allen Hütten, wo sie eine Zuflucht suchte; selten wußte man, wer sie war, man fragte auch nicht danach; man nahm sie als einen Chouan auf.

Die Herzogin von Berry erfuhr in la Chaimare die Ankunft des Marschalls Bourmont in Angers, wo er am 17ten eingetroffen war, um sich am nächsten Tage nach Nantes zu begeben. Sie ließ ihn augenblicklich zu sich bescheiden, nachdem sie sich nach Meslier, einer kleinen, von allen gebahnten Wegen entfernten Besitzung, begeben. Da der Besitzer derselben, Herr la Roche-Saint André, sich nur zur Zeit der Weinlese hier aufhielt, so war auch die Aufmerksamkeit der benachbarten Militair-Stationen hier weniger zu fürchten.

In diesem kleinen Gehöfte, welches die Residenz der Herzogin wurde, erlebte sie einen der größten Schmerzen, die sie noch betroffen. Doch müssen wir, um dies zu erklären, etwas weiter ausholen.

Als die Prinzessin den Beschluß gefaßt hatte, ihr Glück im südlichen Frankreich zu versuchen, war der Aufstand des Westens nur als eine untergeordnete Frage behandelt worden: das Signal hatte in Marseille gegeben werden sollen. Daher hatte auch der Baron Charette den vendéischen Anführern, welche sich in einer Anzahl von zwölf in la Feteliere versammelt hatten, die Frage mit Rücksicht darauf zur Berathung vorgelegt; und die Depesche von Massa, welche er ihnen mittheilte, gab drei Fälle an, in welchen eine Schilderhebung in der Vendée stattfinden sollte: ein Erfolg in Marseille, die Proclamation der Republik in Paris, oder eine ausländische Invasion. Da der Erfolg in Marseille für unfehlbar gehalten worden war, so hatte man die Frage so gestellt, und so war sie auch einstimmig angenommen worden.

Aber die für unfehlbar gehaltene Berechnung hatte sich nicht bewährt; der Aufstand im Süden war gescheitert, und Marie Karoline hatte sich nach der Vendée begeben müssen. Die Folge davon war, daß sie statt der für das Gelingen des Unternehmens so nöthigen Eintracht nun bei vielen der Anführer die Neigung fand, die Frage, die ihnen eine neue schien, noch einmal in Berathung zu ziehen. Es entstand nun die Frage, ob die Schilderhebung eine zeitgemäße sey, und während die Einen behaupteten, daß die Anwesenheit der Herzogin jedem Zweifel ein Ende mache, und daß man nur die Wahl habe, zu siegen oder zu sterben, waren Andere der Meinung, daß der Augenblick kein passender sey. Durch diesen Zwiespalt der Meinungen wurde der thatkräftige Schwung gleich anfangs gelähmt.

Für die Hoffnungen Marie Karolinens war dies ein schrecklicher Schlag. Die einige Vendée war großer Thaten fähig; die gespaltene Vendée verlor ihre ganze Kraft, und zwar um so mehr, als die kostbare Zeit nun in Berathungen vergeudet werden mußte, und als mit dem Zeitverluste auch die Aussicht, die Regierung unerwartet zu überfallen, verloren ging. Marie Karoline bekämpfte die Gründe, welche sie zur Abbestellung der Waffenergreifung bewegen sollten, mit großem Nachdruck. Das Schlimmste war unter diesen Verhältnissen, daß für beide entgegengesetzte Meinungen haltbare Gründe angeführt werden konnten, so daß keine Partei hoffen durfte, die andere zu gewinnen. Für Marie Karoline wäre es jedenfalls besser gewesen, wenn sich die Vendée einstimmig gegen oder einstimmig für die Bewegung erklärt hätte: im ersteren Falle hätte sie nur noch an ihre persönliche Sicherheit zu denken gebraucht; im zweiten Falle wären ihr wenigstens alle äußern Umstände so günstig gewesen, wie sie ihr hätten seyn können.

Die Anführer, welche sich gegen die Waffenergreifung erklärten, hatten Recht, wenn sie sagten, daß keiner der drei Fälle, welche in der Depesche von Massa zur Bedingung gemacht wurden, eingetroffen sey. Eben so richtig war es, daß das Nichteintreffen dieser drei Fälle das Unternehmen der Herzogin von Berry ungleich gewagter machte und die Neigung zum Aufstande bedeutend vermindern mußte. Eben so wenig konnte es den Vertheidigern dieser Meinung schwer werden, die Schwierigkeiten des Unternehmens nachzuweisen; sie waren in der That sehr groß. Die Schwäche der Vendée im Vergleiche mit einer Regierung, welche über die Kräfte von ganz Frankreich verfügte, der Mangel an Munition, welche man sich nur mit der größten Vorsicht verschaffen konnte, die unvermeidlichen Fehler einer heimlich entworfenen Organisation gegenüber einer Regierung, welche offen handeln konnte und im Westen eine Armee von 50,000 Mann aufgestellt hatte, die leicht vermehrt werden konnte, die Erkaltung der Gemüther, welche das Mißlingen des Unternehmens in Marseille zur Folge haben mußte, ferner die nachtheiligen Folgen einer unnützen Schilderhebung, die den moralischen und militairischen Zauber der Vendée zerstören mußte, waren im Wesentlichen die Gründe, welche angeführt wurden, um die Herzogin von Berry zur Aufgebung ihres Plans zu bewegen. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Geschichte des spanischen Drama's.

(Schluß.)

Juan de la Cueva, um 1550 in Sevilla geboren, sagte sich, obwohl er die Alten kannte, mit Bewußtseyn theoretisch vom klassischen Rahmen los und begründete die metrische Struktur, die dem Drama von da an blieb. Er war ein echter Dichtergeist, hatte Reichthum der Erfindung und Glanz der

Darstellung, doch mangelte es ihm an dramatischer Oekonomie. Die Fehler wie die Vorzüge, welche in seinen Stücken erscheinen, setzen sich in mannigfachen Verzweigungen durch das spätere spanische Schauspiel fort.

In Valencia, der zweiten Stadt des Königreiches, nächst Sevilla, fand er glückliche Nachahmer. Micer Andres Rey de Artieda, ein dichterisches Talent mit entschiedenem Beruf zum Drama, strebte nach Reinheit und Regelmäßigkeit der tragischen Form, Cristoval de Virues, zwar nicht frei von Fehlern, welche aus falschen Ansichten entsprangen, die er sich über tragische Kunst gebildet hatte, aber ein sehr begabtes Talent, scheint die Eintheilung in drei Jornadas zur festen Regel erhoben zu haben.

Hatten bisher die Autores oder Schauspiel-Direktoren fast allein mit unzureichenden Kräften für die schaulustige Menge mittelmäßige Stücke geliefert, so ward durch die genannten drei auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit stehenden Dichter die dramatische Dichtung wieder zu Ehren gebracht, den Ansprüchen der Gebildeten Genüge geleistet und der letzte Schritt zum Gipfel der Kunstbildung vorbereitet. Nach Madrid scheinen ihre Dramen ziemlich spät gedrungen zu seyn, doch auch dort zeigte sich dieselbe Erscheinung, indem zwei gepriesene Dichter, Cervantes und der ältere Argensola, gleichfalls sich der Schaubühne bemächtigten und einen Umschwung hervorriefen.

Miguel Cervantes (1547—1616), dessen vielbewegtes Leben uns Herr v. Schack in einer dankenswerthen ausführlichen Darstellung nach neuer kritischer Untersuchung der Quellen erzählt, hatte sich nach seiner Rückkehr aus der Sklaverei zu Algier in der Umgegend von Madrid niedergelassen. Die Nähe der Hauptstadt und die Nothwendigkeit, für den Unterhalt seiner Familie zu sorgen, führten ihn zur dramatischen Schriftstellerei. Binnen wenig Jahren lieferte er zwanzig bis dreißig Stücke, von denen sich aber nur zwei erhalten haben. Schon als Kind hatten ihn die Darstellungen des Lope de Rueda begeistert, jetzt folgte er in seinen eigenen Schöpfungen dem neuen von la Cueva, Artieda und Virues eingeschlagenen Wege und übertraf seine Muster bei weitem. Doch reichte das Honorar zur Bestreitung seines Haushaltes nicht hin, und er sah sich genöthigt, im Jahre 1588 eine spärlich besoldete Stelle als königlicher Proviant-Kommissarius in Sevilla anzunehmen, die ihn auf lange Jahre in seiner dichterischen Thätigkeit hemmte. Unterdeß war Lope de Vega aufgetreten und hatte die Herrschaft der Bühne in der Weise erobert, daß alle seine Vorgänger, und unter ihnen auch Cervantes, tief in den Schatten traten oder gar in Vergessenheit geriethen. Cervantes sprach sich (im Don Quijote) über die neue Richtung der dramatischen Kunst als Beurtheiler ziemlich scharf aus, und wenn man die Uebertreibung in Abzug bringt, zu der ihn der Verdruß, sich so hintenangesetzt zu sehen, veranlaßte, kann man seinen Tadel in mehrfacher Hinsicht nur gerecht finden. Dennoch schrieb er selbst noch in späterer Zeit acht rasch hingeworfene Komödien im Stile der damaligen Kassenstücke, die aber wohl niemals mögen zur Aufführung gelangt seyn.

Lupercio Leonardo Argensola brachte ums Jahr 1585 mit allgemeinem Beifall drei Tragödien zur Aufführung. Wahrscheinlich ward er durch seine späteren mit vielfachen Geschäften verknüpften Amtsstellungen gehindert, auf der dramatischen Laufbahn fortzuschreiten. Eleganz der Diction und einzelne gelungene Stellen lassen sich ihm nicht absprechen, Erfindung und dramatische Gestaltung des Stoffes aber sind verfehlt.

Neben diesen besseren Erzeugnissen gab es natürlich auch gewöhnliches Bühnenfutter in Masse, dessen Beschaffenheit auch in moralischer Hinsicht oft zweifelhaft genug gewesen seyn mag, ferner fehlte es nicht an anstößigen Liedern und Tänzen. Die Regierungsbehörde wurde ums Jahr 1586 auf diese Uebelstände aufmerksam und begann die Statthaftigkeit des Schauspiels überhaupt in Zweifel zu ziehen. Von den deshalb befragten Theologen eiferten die einen gegen alle dramatische Aufführungen, die anderen wollten nur die Mißbräuche abgestellt wissen. Glücklicherweise drang die mildere und vernünftigere Ansicht der Letzteren durch, und im Jahre 1587 erfolgte eine förmliche, mit dem Gutachten berühmter Theologen versehene Erlaubniß der Schauspiele, mit der nicht einmal besonders eingeschärften Beschränkung, die anstößigen Gesänge und Tänze zu unterlassen. Diese öffentliche Autorisation gab den Theatern einen neuen Schwung, und zur Beruhigung der eifrigen Theologen dienten besonders die religiösen Komödien und die dramatisirten Lebensläufe der Heiligen, welche jetzt in besondere Aufnahme kamen.

Noch hat die Kunst keine feste Norm gewonnen, die Nachahmung der Antike ist zwar entschieden geschritten, aber üble Vorurtheile und Angewohnheiten haben sich erhalten, fast alle Dramen treiben zwischen Extravaganz des Planes und Armuth an dramatischem Inhalt, der dramatische Ton wird noch vom epischen und lyrischen Elemente überwuchert: allein das Bedürfniß und die Kraft, ein nationales Schauspiel zu erzeugen, sind vorhanden, ein Geist der Strebsamkeit, ein Suchen und Ringen nach dem Besten und Angemessensten giebt sich kund, die metrischen Formen werden fest, die Gattungen heben sich heraus, der Schatz liegt bereit und wartet nur noch dessen, der das Zauberwort versteht, um ihn zu heben.

4. Das spanische Drama in der ersten Periode seiner Klassizität.

Lope de Vega und seine Zeitgenossen. 1588—1621.

Spanien hatte am Beginn dieser Periode ein Jahrhundert voll gewaltiger Anstrengungen und Heldenthaten hinter sich und stand auf der höchsten Stufe der Macht und des Glanzes. Seit dem Zusammenschmelzen der verschiedenen Staaten der Halbinsel in eine Monarchie hatten ihre Bürger gelernt, sich als Glieder einer großen Nation anzusehen, ihre Ehrliebe, ihr Patriotismus konnten nicht mehr höher steigen. Der Thatendrang des Adels diente nun dem Vaterlande. Amerika gab Glanz und Reichthum. Gewerbe, Handel, Landbau blühten. Neben den ehrwürdigen Gebäuden im deutschen Style, der seine Reinheit hier am längsten bewahrte, erhoben sich in den Städten Prachtbauten in der neuen italiänischen Weise. Die Malerschulen Sevilla's, Valencia's, Toledo's waren schon im 16. Jahrhundert reich an trefflichen Meistern; Bildhauerei wurde mit Erfolg getrieben; die Musik fand eifrige Pflege und künstlerische Ausbildung. Wissenschaft lebte auf den Universitäten und erfuhr selbst im Auslande Anerkennung. Siebentausend Studenten zählte Salamanca allein, Alcalá kaum weniger. Sevilla, Toledo, Granada strebten jenen eifrig nach. Für die Verbreitung der Bildung waren mehr Druckerpressen während des 16. Jahrhunderts im Gange, als das Land heute aufweisen kann.

Auf die wohlthätigen Regierungen Isabella's und Karl's V. folgte der engherzige, finstere, ascetische, habsüchtige Philipp II., und nach ihm ohnmächtige Regenten in den Händen treuloser Günstlinge. An ihren Schwächen und Sünden ging später das Land zu Grunde, damals aber, vom Ende des 16. Jahrhunderts bis tief ins 17te hinein, als Despotismus und Mißbrauch der Gewalt durch ganz Europa mächtig waren, damals lebte noch die Kraft, das Selbstgefühl, der Unabhängigkeitssinn, der das Land auf die glänzende Stufe der Macht und des Ruhmes gehoben hatte, und eine Macht ersten Ranges blieb es durchs ganze 17. Jahrhundert. Das Nationalbewußtseyn stand noch unter dem Einflusse der jüngsten Vergangenheit und fühlte sich unter den Philippen nicht gedrückt. In freiwilliger Beschränkung rollte der Hauptstrom mit um so größerer Tiefe, Fülle und Gewalt in Katholizismus und absoluter Monarchie dahin; nur die Minorität fühlte sich mißhandelt, wie noch heute die Katholiken im freien England. Nicht durch Kerker und Scheiterhaufen hat die Inquisition das Leben der Nation gebrochen, die Bluthochzeit in Frankreich, die Hexenverbrennungen in Deutschland waren nicht minder unvernünftig und grausam, noch die Zahl ihrer Opfer geringer; die eiserne Konsequenz und die Länge des Zeitraums, mit und in welchen eine engherzige Priesterkaste unter dem thätigen Beistande einer eben so engherzigen und beschränkten weltlichen Macht ihren Verfinsterungsprozeß zur Ehre eines zürnenden Gottes durchführen durfte, sie haben die Errungenschaft von Jahrhunderten in klägliche Trümmer gestürzt.

Kein Land ist bis in die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens so von Poesie durchdrungen als Spanien. Der gesammte Reichthum des Mittelalters war mit in die neuere Zeit herübergekommen, nicht nur die poetischen Stoffe, sondern auch Sitten und Trachten, phantastische Liebe und spitzfindige Ehrengrundsätze. Nun, da die Wallungen des ungestümen abenteuernden Geistes vorüber waren und ein reiches, fröhliches, geistvolles, von so großen Erinnerungen und Anschauungen erfülltes Volk behaglichen Lebensgenuß suchte, was konnte seine Bedürfnisse besser befriedigen als diejenige Gattung der Poesie, welche die größte Popularität mit tiefsinniger Kunstvollendung verbindet, das Drama?

Wenn die Zeit reif ist, so wachsen über Nacht die Geister, die ihre Frucht brechen. So geschah es auch hier. Talent, ja selbst Genie, drängte sich auf Talent und Genie, und je langsamer, je mehr in die Tiefe des Volkslebens greifend die Entwickelung gewesen war, desto länger ist die Reihe der bevorzugten Geister, die das Drama auf seinen Höhepunkt erhoben und auf ihm erhielten. Ein Jahrhundert lang dauerte die Periode des Glanzes. Wollte man die Gruppen zu bequemerer Uebersicht vertheilen, so würden sich etwa folgende Mittelstufen herausstellen:

1) Die spanische National-Komödie setzt sich mit Erfolg und ohne durchdringenden Widerspruch in ihrer neuen Form fest, vermag aber unter mancherlei äußeren Hindernissen ihre Kräfte noch nicht völlig zu konzentriren und zum höchsten Fluge zu erheben. 1588—1600 (Lope's Anfang).
2) Hebung aus eigener Kraftfülle, nur durch den poetischen Gemeingeist der Nation und durch den Wetteifer hochbegabter Dichter. 1600—1621 (Lope's Blüthe).
3) Aeußere Begünstigung durch den geistvollen Philipp IV., welcher der Dichtkunst, namentlich dem Drama, mit Leidenschaft zugethan ist. Zweite Reihenfolge von Talenten. 1621—1665 (Calderon).
4) Unter dem schwachköpfigen Karl II. fünfundzwanzigjährige Nachblüthe 1665—1690.

Nach dem Gesetz von 1587 hatten sich die Schauspielertruppen außerordentlich vermehrt. Jede größere Stadt besaß ihr stehendes Theater, wandernde Gesellschaften in verschiedenen Abstufungen besuchten und ergötzten auch die kleineren Flecken und Dörfer, ja die Landbewohner selbst unterhielten sich in extemporirten Spielen, wie sie Zeit und Gelegenheit darboten. Zwar wurden am 2. Mai 1598 alle theatralischen Vorstellungen verboten, allein das Gesetz blieb nur zwei Jahre in Kraft, und trotz der Beschränkungen, welche die Wiedererlaubniß dem Drama auflegte, zählte man bald vierzig herumziehende Truppen mit einer Gesammtzahl von beinahe tausend Mitgliedern.

In einem gewissen Verhältniß zu dem gewaltigen Material, welches so zahlreiche Massen verlangten, stand die Fruchtbarkeit des ersten Dichters, der die goldene Zeit des spanischen Drama's eröffnet. Lope de Vega (geb. 25. Nov. 1562, † 21. August 1635), ein frühreifes Genie, schrieb, außer zahlreichen geistlichen Spielen zum Frohnleichnamsfeste (autos), Vor- und Zwischenspielen und epischen Gedichten, gegen 1500 Dramen, von denen nur 300 in den auf seiner europäischen Bibliothek vollständig vorhandenen 25 Quartbänden seiner Werke gedruckt sind. Er arbeitete mit solcher Leichtigkeit und Schnelligkeit, daß er nach eigener Angabe mehr als 100 Stücke binnen je 24 Stunden vollendet hat, kein geringes Werk, wenn man allein

schon den Umstand in Rechnung bringt, daß von den 3000 Versen, die ungefähr zu einem spanischen Drama erforderlich sind, sich die meisten in schwierigen Formen mit künstlichen Reimverschlingungen, als z. B. Redondillen, Quintillen, Oktaven, Sonetten, bewegen, und daß in fast allen seinen Komödien ein kunstreich verwickelter Plan zu Grunde liegt. Kein dramatischer Dichter der Welt hat mehr vortreffliche Stücke geliefert als er. Der Verfasser, der mehr als dreihundert Lopesche Dramen gelesen hat, giebt von einer ganzen Reihe eine kurze Inhaltsanzeige mit Bemerkungen über den poetischen Werth derselben, auf welche näher einzugehen wir uns hier versagen müssen. Ein glücklicher Takt, man könnte fast sagen ein richtiger Instinkt leitete Lope bei seinen poetischen Schöpfungen, während er da, wo er sich über die Theorie der dramatischen Poesie ausspricht, weit hinter sich selbst zurückbleibt. Alles, was ihm an sagenhaften und historischen Stoffen des In- und Auslandes zugänglich war, zieht er in seinen Kreis, die menschliche Natur weiß er in den mannigfaltigsten Verhältnissen, Zuständen und Stimmungen darzustellen und auf diese Weise ein großes Weltgemälde in seiner ganzen Breite aufzurollen. Die Handlung steht bei ihm im Vordergrunde, aber eine poetische Intention bildet den Mittelpunkt. Treffende Diction, melodischer Versbau und meisterhafte Charakterzeichnung, wobei freilich der Spanier niemals zu vergessen, schmücken jedes seiner Stücke. Besonders vorzüglich weiß er die Landleute zu schildern und das weibliche Geschlecht in allen seinen Phasen. Der Gracioso in der Form eines satirischen Beobachters des um ihn Geschehenden ist seine Erfindung, doch noch nicht nothwendige stehende Figur wie bei den Späteren. Composition und Entwickelung könnten freilich manchmal besser seyn, doch trifft dieser Tadel nur die Minderzahl seiner Werke. In der Erfindung kann ihm schwerlich irgend ein Dichter alter oder neuer Zeit verglichen werden. Die Vereinigung aller der Gaben, die dem großen dramatischen Dichter nöthig sind, verbunden mit der Anzahl höchst ausgezeichneter Werke, die er hervorgebracht hat, ist das, worin er alle seine Zeitgenossen und Nachfolger überragt.

Neben ihm strebten Viele demselben Ziele zu, die bei weitem nicht Alle als seine Nachahmer zu betrachten sind. Sie behaupten ihre unabhängige Stellung und ihren individuellen Charakter, der nicht verkannt werden kann, sobald man nur nicht an der äußeren Form hängen bleibt, die freilich den allgemeinen Grundzügen nach in allen spanischen Schauspielen dieser Zeit dieselbe ist.

Unter ihnen hebt sich zuerst eine Gruppe Valencianischer Dichter heraus, für welche eine Entlehnung aus Madrid weder bezeugt ist, noch aus inneren Gründen nothwendig scheint. Vielmehr kann umgekehrt Valencia auf Lope gewirkt haben, der sich von 1588 bis 1595 dort aufhielt. Die bedeutendsten dieser Dramatiker sind Francisco Tárrega, Gaspar Aguilar und Guillen de Castro. Der Letztere, dessen Werke leider nur in einer einzigen alten Ausgabe (Valencia 1621—1625) vorhanden sind, dichtete nach den alten bekannten Romanzen seinen Cid, den Corneille bearbeitete. Das Verdienst, welches man der lange Zeit so hoch gepriesenen französischen Bearbeitung etwa zuschreiben könnte, ist negativer Art; es besteht in der Auslassung der Beiwerke, die überdies im spanischen Drama als beibehalten aus der Volks-Tradition zu entschuldigen sind. Dagegen erscheint alles das, was Corneille von dem Spanier entnommen hat, in seiner Umdichtung erstarrt und vergröbert.

Noch einmal wurde von Dichtern und Kritikern mit ziemlichem Geschick ein Sturm auf das National-Drama im Sinne des Klassizismus versucht, drang aber gegen Lope's unglaubliche Popularität glücklicherweise nicht durch.

An Fruchtbarkeit und Geist steht dem Lope zunächst Gabriel Tellez oder, wie er sich als Schriftsteller nannte, Tirso de Molina (geb. um 1570, † 1648). Schon ums Jahr 1621 hatte er 300 Komödien gedichtet, von denen bis jetzt 68 in verschiedenen alten Drucken aufgefunden worden sind. Unerschöpfliche Erfindungsgabe zeichnet ihn aus und bekleidet selbst die einzelnen Fehler mit blendendem Schimmer der Dichtkunst. Die Mehrzahl seiner Stücke fallen in den Bereich der komischen Muse, und seine Lustspiele gehören zu den reizendsten, die je geschrieben wurden. Sie zeichnen sich aus durch meisterhafte Sprache, sprudelnde Laune und stets poetischen Witz; ihre Graciosos mögen leicht die vorzüglichsten des ganzen spanischen Theaters seyn. Merkwürdigerweise erscheinen die Männer bei Tirso in der Regel zaghaft, schwach und als Spielbälle des schönen Geschlechts; die Weiber dagegen entschlossen, intrigant und feurig in allen Leidenschaften, die aus Eitelkeit und Stolz hervorgehen.

Endlich ist noch auszuzeichnen Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza, ein kühner, neue Bahnen brechender Geist, ein energischer Charakter. Er behandelt die Begebenheiten nur als einen Ausdruck des Gedankens, den er darzustellen strebt, geht von leidenschaftlich aufgeregter Empfindung aus, prägt allen seinen Dichtungen den Adel einer großen Seele auf, schildert mit Vorliebe, was groß und erhaben im Menschen ist, und weiß zugleich die Idee mit sicherer Kraft zum plastisch vollendeten Kunstwerk zu gestalten.

Diese skizzenhaften Umrisse der hervorstechendsten Partieen mögen genügen, um den Leser auf den Reichthum und Werth der Geschichte des Herrn v. Schack aufmerksam zu machen, deren Fortsetzung wir mit gespannter Erwartung entgegen sehen. Möchte doch das deutsche Drama bald auch einen eben so kenntnißreichen und berufenen Geschichtschreiber finden. J. J.

Italien.

Der öffentliche Unterricht in den sardinischen Staaten.

Ueber diesen Gegenstand ist so eben eine Schrift in französischer Sprache unter dem Titel: „Sur l'instruction publique dans les Etats-Sardes" erschienen. Verfasser derselben ist ein Herr J. Depoisier, der, wie französische Zeitungen berichten, vom Könige Karl Albert für diese Schrift sehr belobt worden. Bemerkenswerth ist zunächst das Motto des Buches: „Celui-là qui est maitre de l'éducation peut changer la face du monde." Es ist ein Ausspruch von Leibnitz; ob hier an der rechten Stelle, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Am besten läßt er sich auf diejenigen Länder anwenden, in denen die Jesuiten die Erziehung an sich gerissen haben, und insofern paßt er allerdings auch auf Sardinien.

Der öffentliche Unterricht gehört in allen Ländern zu denjenigen Fragen, welche die Tendenz der Regierung am richtigsten würdigen lehrt. Wenn man uns sagt, wie in dieser Beziehung die sardinische Regierung gesonnen ist, so wissen wir auch, was man für alles Uebrige von ihr zu hoffen hat. Denn der öffentliche Unterricht ist nichts Anderes als die Vorbereitung der Zukunft. Das Buch des Herrn Depoisier hat sich die Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes zu seiner Aufgabe gemacht; es bietet sich uns nicht als ein amtliches Programm, sondern als die Frucht des Nachdenkens eines Schriftstellers an, der die Miene hat, alle Verantwortlichkeit für sein Werk auf sich zu nehmen.

„Der Fortschritt", sagt der Verf. sehr richtig, „gleicht der Flüssigkeit, die auf die Seiten des sie einschließenden Gefäßes drückt; er sucht sich stets auszudehnen." — In Sardinien scheint dieses Gefäß aber starke und hohe Wände zu haben, da von jenem Streben des Fortschritts kein Resultat sichtbar wird. Auch giebt der Verf. mit Freimüthigkeit zu, daß die sardinischen Staaten in Rücksicht auf die allgemeine Volksbildung sehr weit zurückgeblieben seyen; doch sieht er nur darin einen Grund mehr, ihren Schritt zu beschleunigen. „Ermuthigt „durch den Schutz eines auf das Glück seiner Unterthanen eifersüchtigen und „durch Wissenschaften und Künste aufgeklärten Königs, werden wir es bald „dahin bringen, daß wir uns ohne Furcht den gebildetsten Nationen an die „Seite stellen und ihnen zur weiteren gegenseitigen Fortbildung die Hand „reichen können." — Allein es ist zu bedenken, daß Herr Depoisier für ein Land schreibt, in dem das, was die römische Kurie hinsichtlich des Unterrichts vorschreibt, gewissermaßen auch immer Staatsgesetz ist. Dieser Umstand zwingt ihn denn zu den verschiedensten Einschränkungen, so daß es zuweilen den Anschein hat, als wolle er die Sache, der er zu dienen behauptet, ganz aufgeben. Muß man nicht auf diesen Gedanken kommen, wenn man den Verfasser für den Unterricht in den sardinischen Staaten jene beiden Grundregeln des Katholizismus, Einheit und Einförmigkeit, aufstellen hört? Was kann man vernünftiger Weise Anderes darunter verstehen, als das Tridentiner Konzil und die kirchliche Schul-Disziplin? So streng nimmt es der Verf. allerdings damit nicht, da er zur Erklärung dessen, was er unter dem Religions-Unterrichte verstanden wissen will, einen protestantischen Schriftsteller citirt. Ja er ist so weit entfernt, dem Klerus ein Monopol auf den Unterricht zu ertheilen, daß er vielmehr den Vorschlag einer Gründung von Normalschulen macht, in denen sowohl Laien als Priester mitwirken sollen, was wenigstens eine gewisse Mannigfaltigkeit der Methoden und Anschauungsweisen hervorbringen und die Volkserziehung allmälig dem ausschließlichen Einfluß der religiösen Corporationen entziehen würde. Aber trotz seiner offenbar freisinnigen Tendenz scheint indessen der Verfasser, wie gesagt, große Rücksichten nehmen zu müssen, denn er wirft niemals auch nur den geringsten direkten Tadel auf die durch die Jesuiten geleiteten Erziehungs-Anstalten, wiewohl man wenigstens Mühe haben wird, ihre Verfahrungsweise und folglich ihr Lob in der folgenden Darstellung eines Erziehungs-Instituts nach seiner Idee wiederzufinden:

„Das Kind", sagt er, „muß nach den natürlichen Grundsätzen seines unverdorbenen Herzens handeln, durch sein eigenes Urtheil zwischen dem Guten und Bösen, dem Wahren und Falschen unterscheiden lernen; seine Bestimmung ist, sich auf einen künftigen Kampf vorzubereiten. So ist denn nothwendig, daß es in gewisser Rücksicht der Schöpfer und Bildner seines eigenen Charakters werde und über sein späteres Schicksal aus freiem Antriebe und nach der eigenen Neigung verfüge. Das große Ziel des Unterrichts besteht also nicht darin, den Zöglingen das Gepräge des Lehrers aufzudrücken, sondern das hervorzurufen, was in ihrer Natur begründet liegt; nicht darin, sie zu üben, mit den Augen jenes zu sehen, sondern sie in dem Gebrauch ihrer eigenen zu unterweisen; nicht darin, ihnen eine gewisse Dosis von Kenntnissen beizubringen, sondern ihnen eine Liebe für das Allgemeine und eine glühende Begeisterung für die Wahrheit einzuflößen; nicht darin, sie an eine äußerliche und für jugendliche Gemüther besonders peinliche Regelmäßigkeit zu gewöhnen, sondern die natürliche Neigung zur Zweckmäßigkeit und Ordnung in ihnen zu erwecken und zu nähren; nicht in der Ueberladung des Gedächtnisses mit unnützem Wissenskram, sondern in der Läuterung und Erhellung der Gedanken; nicht darin, daß sie, durch eingewurzelte Vorurtheile verführt, den engen Kreis von besonderen Ideen für das Ganze und Letzte halten lernen, sondern daß sie darauf vorbereitet werden, mit Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit Alles, was ihnen zu Gesicht kommt, zu beurtheilen und zu würdigen; nicht darin, daß sie unsere Vorschriften unter der Form willkürlicher Gesetze kennen lernen, sondern daß ihr eigenes Bewußtseyn, ihre eigene Einsicht und sittliche Unterscheidungskraft entwickelt werde; kurz das große Ziel aller Unterweisung besteht nur in der Erweckung und Kräftigung des sittlichen und intellektuellen Bewußtseyns des Kindes selbst."

Es leuchtet ein, daß die Jesuiten dieses Programm seinem ganzen Inhalt nach verwerfen würden, denn um ihre Verfahrungsweise zu charakterisiren, bedarf es nur einer einfachen Umkehrung jener Reihe von Gegensätzen. Sie sind gerade diejenigen, welche in der Erziehung den Mechanismus an die Stelle der freien Entwickelung der natürlichen Fähigkeiten setzen, eben so wie

sie in Rücksicht auf Moral die blinde Unterwürfigkeit unter die Oberen als Surrogat für das sittliche Bewußtseyn des Individuums betrachten. Herr Devoisier ist hier jedoch zu ausführlich und zu deutlich, als daß er, trotz seiner klugen Zurückhaltung, von den frommen Vätern für einen Freund gehalten werden könnte.

Was den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den sardinischen Staaten betrifft, so bezeugt der Verf. dessen völlige Unzulänglichkeit, „da er auf keiner Stufe den Bedürfnissen der Theilnehmenden entspreche. In den meisten Elementarschulen lehrt man nur schreiben und lesen; nur hier und da fügt man die vier Species der Arithmetik hinzu. Zwischen diesem Unterricht und dem in den Gymnasien findet sich weiter Nichts; ein Uebergang von jenem zu diesem, eine Mittelstufe giebt es gar nicht; und selbst auf den Gymnasien befindet sich der Unterricht in einer so traurigen Verfassung, daß sie mit denen anderer Länder gar nicht zu vergleichen sind." Der Verf. erzählt uns bei dieser Gelegenheit, daß mehrere junge Leute, stolz auf die in Savoyen erworbenen Prämien, auf das kleine, vom Abbé Dupanloup geleitete Seminar zu Paris geschickt worden waren, und man erwartete, daß sie alsbald die ersten Plätze dort einnehmen würden. Allein sie kamen bald zu der traurigen Ueberzeugung, daß man sie bisher Nichts ordentlich gelehrt habe. Es wurde Alles versucht, um ihre wissenschaftliche Erziehung zu verbessern und ihre durch die Entdeckung der eigenen Unwissenheit niedergeschlagenen Herzen wiederaufzurichten; aber diese wohlwollenden Bemühungen scheiterten an dem Bewußtseyn und den Folgen fünf oder sechs verlorener Jahre, während deren sie schlechten und verkehrten Unterricht erhalten hatten. Die Meisten unter ihnen konnten mit ihren neuen Mitschülern, denn sie an Stärke wenigstens gleich zu seyn geglaubt hatten, nicht mitkommen und mußten es erleben, daß man ihnen in niedrigeren Klassen die untersten Plätze anwies. Sie klagten natürlich ihre alten Lehrer an, diesen Unfall durch schlechten Unterricht herbeigeführt zu haben, und der Verf äußert darüber, daß sie nicht so ganz Unrecht gehabt hätten. Indessen weiß man ja, daß diese Herren in Sardinien geheiligte Personen sind. „Der leichteste Zweifel", sagt unser Verf., „den man über ihre Fähigkeit und wissenschaftlichen Kenntnisse aussprechen würde, hätte die Bedeutung eines schweren Verbrechens. Die wichtige Stellung, verbunden mit ihrem gewöhnlichen Beruf — es ist bekannt, daß sie meist dem Klerus angehören — hält übrigens jeden Vorwurf fern." Dafür aber entschädigt sich der Verf. an den Schülern. Hier braucht er sich nicht zu geniren, und er erklärt daher ganz offen, daß man in ihren Arbeiten die gröbsten orthographischen und syntaktischen Fehler finde, und zwar auch bei denen, die, wie es heißt, ihre Studien vollendet haben! Von Kenntniß der alten Geschichte ist bei ihnen keine Rede, womit jedoch nicht behauptet werden soll, daß sie von der neueren, oder auch nur von der ihres eigenen Landes, etwas wüßten.

Wie es mit den anderen Wissenschaften beschaffen sey, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen; man kann schon aus dem Gegebenen einen wenn auch nur annäherungsweise richtigen Schluß auf das Uebrige machen. Jedenfalls rechtfertigt diese Schilderung des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Sardinien keineswegs die übertriebenen Hoffnungen, die man in die Reformbestrebungen des Königs Karl Albert setzt.

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Welcher Art im vorigen Jahrhundert die in Frankreich verbreitete Kenntniß der deutschen Literatur war, geht aus einem Briefe Herder's an Nicolai hervor, der sich in dem jetzt von Dr. E. G. von Herder herausgegebenen „Lebensbild" seines unvergeßlichen Vaters befindet. *) Herder hatte sich bekanntlich im J. 1769 unversehens von Riga zu Schiffe nach Frankreich begeben, wo er zuerst in Nantes und dann in Paris einige Monate in stiller Zurückgezogenheit lebte. Zwei Briefe aus Paris, der eine an Nicolai und der andere an Moses Mendelssohn, sind für die Zeit, in der, und für die drei Männer, durch und an die sie geschrieben, sehr bezeichnend und verdienen vor vielen anderen aufbewahrt zu werden. Was insbesondere die Kenntniß deutscher Literatur in Frankreich betrifft, die im Grunde auch heutzutage noch nicht viel tiefer und verbreiteter ist, als im vorigen Jahrhundert, wie ehrenvoll auch die einzelnen Ausnahmen sind, die sich jetzt nachweisen lassen, so schreibt Herder darüber und zwar mit Bezug auf ein „Journal Étranger", welches damals, wie es scheint, das sogenannte Vermittelungsgeschäft der heutigen Revue des deux Mondes übernommen hatte: „Ich lebe fern vom Geräusch der (literarischen) Kriege in Deutschland, von dem man in Frankreich Nichts als den Namen weiß. Die „Literaturbriefe" haben den Eindruck zu hoch angeschlagen, den das „Journal Étranger" auf das französische Publikum gemacht; man weiß hier nichts als verstümmelte Namen, etwanige Brocken, die sich Sr. Freiherrlichkeit des Herrn Barons von Bielfeld nicht zu schämen hätten, und kennt den inneren Zustand und das Gehalt der deutschen Literatur wenig. Geßner ist der bekannteste und beliebteste Name: Klopstock wird nicht goutirt: sein Name und sein Werk sind nicht für die französische Nation, und ich erinnere mich mit Beschämung, was ein Pansoph einen ganzen Abend durch von Deutschland und von Klopstock, den er mit dem garstigen Namen Klopstock nannte oder französisch radebrechte, urtheilte. Auch Diderot selbst, der beste Philosoph in Frankreich, kennt die deutsche Philosophie zu wenig: er schreibt jetzt auch an Abhandlungen über die Nachahmung der verschiedenen Nationen in verschiedenen schönen Künsten. Ich will ein andermal mehr von ihm und von anderen Sachen der französischen Literatur schreiben: jetzt bin ich dazu nicht recht aufgelegt."

— Die Revue des deux Mondes in Deutschland. Es ist wahr, daß die Revue des deux Mondes sehr schätzbare Artikel über deutsche Literatur und zum Theil auch über deutsche politische Zustände aus sehr gewandter französischer Feder enthält. Wenn jedoch einige Pariser Korrespondenten der verbreitetsten deutschen Zeitungen (unter Anderem der Allgemeinen, der Kölnischen, der Berliner Spenerschen Zeitung u. s. w.) hiervon Anlaß nehmen, jenes Journal, das in Frankreich wahrscheinlich eben so wie die eingegangene Revue de Paris mit der grassirenden Feuilleton-Romanwuth schwer zu kämpfen hat, der Theilnahme des deutschen Publikums zu empfehlen, und wenn hieran die Bemerkung geknüpft wird, daß die Revue des deux Mondes in Deutschland bereits 3—400 Abonnenten zähle, so möchten wir daraus beinahe die Vermuthung schöpfen, daß die Artikel über Deutschland nicht sowohl für französische als für deutsche Leser geschrieben und mitgetheilt werden. Alsdann aber wäre die gerühmte Theilnahme für diesseitiges Leben und die sogenannte Vermittelung der beiden Völker eben nichts weiter als eine Speculation auf diesseitiges Abonnement, das den Mangel an jenseitigem ersetzen soll. *) Wir geben übrigens gern zu, daß — die Motive zur Ausarbeitung solcher Artikel und zur besonderen Rücksichtnahme auf Deutschland mögen seyn, welche sie wollen — die französische Zeitschrift immer eine anziehende, wenn auch etwas kostspielige Erwerbung für deutsche Journalzirkel bleibt — ja weit eher der Verbreitung werth sey, als die jetzt in allen Konditoreien und Kaffeehäusern bei uns aufliegenden Blätter des Constitutionnel, des Siècle u. s. w., auch wenn diese ihre dem guten Geschmacke und dem Streben nach echter Bildung geradezu feindlichen Feuilletons noch um ein gutes Theil vergrößern wollten. Wir gönnen daher der Revue des deux Mondes ihre 3—400 deutsche Abonnenten; oder, um uns richtiger auszudrücken, wir gönnten sie ihr herzlich gern, denn wir vermuthen, daß bei dieser Angabe ein Irrthum obwalte und selbst die Direction des gedachten Journals in einer kleinen Selbsttäuschung sich befinde. Es gehen nämlich allerdings 3—400 Exemplare jener Revue von Frankreich nach Deutschland, aber mehr als die Hälfte davon ist bloßes Transitogut, das den Weg nach Rußland, nach Polen, nach Ungarn, nach der Moldau und Walachei u. s. w. nimmt, so daß in Deutschland selbst vielleicht kaum 150 Ex. verbleiben. Eine nähere Nachfrage bei den betreffenden Oberpostbehörden und Buchhandlungen würde darüber leicht den richtigen Aufschluß verschaffen können.

*) J. G. v. Herder's Lebensbild. Mitgetheilt von seinem Sohne, Dr. Emil Gottfr. von Herder. Zwei Bände (in 16.). Erlangen, 1846.

*) Auch auf englische Pfunde und Schillinge spekulirt die Revue, wie denn auch auf jedem Heft derselben in englischer Sprache steht ob die Leser der Revue des deux Mondes in England kein Französisch verständen? Die Abonnements-Bedingungen zu lesen sind, wobei es unter Anderem heißt: „In order to meet the wishes of the English public, the Revue des Deux Mondes will in future be sold in single numbers, like English periodicals." Auch ist für den englischen Theil der Abonnenten eben so Herr Pillet-Will Chaslès bestellt, wie Herr Cr. René Taillandier und Herr Alex. Thomas für das deutsche Publikum sorgen. Die Herren machen es wie die englischen Fabrikanten; wenn der einheimische Bedarf nicht mehr genügt, so ist man auf die Ausfuhr in andere Länder bedacht.

Bibliographischer Anzeiger.

Die mit ausserordentlichem Beifall aufgenommene neue Oper

Die Musketiere der Königin, von Halévy

ist in Partitur, in Orchesterstimmen, im Clavierauszug mit deutsch. und franz. Text (alle 19 Gesangs-No. à 5—25 Sgr.) und für Piano allein arr. von Schubert 2⅔ Thlr. so eben erschienen. Die Ouverture für Piano 17½ Sgr., zu 4 Händen 25 Sgr., für Orchester 2½ Thlr. Ferner:

Chvatal. Potpourri als Fantasie aus d. Musketieren f. Piano 20 Sgr.
Duvernoy. Fantasie über Lieblingsthemas aus d. Musketieren f. Piano. Op. 160. 20 Sgr., dito Op. 161 comp. zu 4 Händen 20 Sgr.
Graziani. Quadrille für Piano über die Musketiere. 10 Sgr.
Lecarpentier. Die Musketiere der Königin von Halévy, 2 Bagatellen für Piano. Op. 60 u. 61 à 15 Sgr.
Louis. Sérénade sur les Mousquetaires p. Violon et Piano. Op. 165. 1 Thlr.
Schubert. Mosaique des Mousquetaires p. Piano. 4 Livr. à 20 Sgr.

Durch alle solide Musik- und Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, Verlag der Schlesinger'schen Buch- u. Musikhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Martin,
l'enfant trouvé,
ou
les mémoires d'un valet de chambre.
Roman en six volumes
par
Eugène Sue.
Edition originale pour toute l'Allemagne.
Leipzig, Kollmann.
Tome premier, ⅓ Thlr.

Das ganze, aus 6 Bänden bestehende Werk wird nur 2 Thlr. kosten.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 92. Berlin, Sonnabend den 1. August 1846.

Rußland.

Römische Briefe eines Russen (Rimskij Pismo).

Von Murawieff.*)

I.

Erster Eindruck von Rom. — Erscheinen des Papstes in der Basilika zu St. Peter.

Endlich bin ich in Rom, und ich möchte die Stadt schildern, wie ich sie gesehen und empfunden, denn sehen und empfinden ist hier dasselbe! — Rom mit seiner marmornen Einöde im blauen Kranz der Berge, mit seinen Kolossen der alten und neuen Welt, an Scheidewege der Heidenzeit und des Christenthums, das Rom der Cäsaren und Päpste, erfüllt von Leben und Tod und häufig mit stärkeren Zeichen des Lebens jenseits des Grabes als diesseits. Dies ist das Rom, welches ich wiederzugeben wünschte, wenn das Wort mir nicht versagte unter der Last der Eindrücke so vieler Jahrhunderte und Ruinen! Bis jetzt noch schwebe ich wie im Chaos, und kaum dürfte sich's ordnen in der kurzen Zeit, die ich hier zu verbringen gedenke. Jedoch will ich wenigstens versuchen, für Sie und für mich einige deutlichere Eindrücke festzuhalten, besonders insoweit sie die frühesten Epochen des Christenthums berühren, und mit dem prüfenden Blicke der Orthodoxie die römische Welt betrachten, deren Größe wächst im Verhältniß der Entfernung von ihrem Centrum, gleich der pantheonischen Kuppel von St. Peter, die aus der Ferne gesehen bei weitem mehr überrascht, als in der Nähe.

Wie soll ich den ersten Eindruck Roms deutlich machen, besonders wenn man mit einem Blicke diese malerischen Massen umfaßt von einer der Höhen, an denen die vielhügelige Stadt so reich ist? — Das ist Moskau, doch ohne einen Kreml, wenngleich mit dem Kapitol! Auf jedem Schritt ein Panorama oder eine reizende Aussicht, nicht nur auf Rom selbst, sondern auch auf die Umgegend. Ueberall schaut es hervor, wie bei uns, hinter den steinernen Vorsprüngen der Terrassen und Häuser, die sich in tiefen Thälern verlieren und wieder emportauchen auf der nächsten Anhöhe. Dieselbe zahllose Menge der Kuppeln und zum Theil der Glockenthürme, wenn auch nicht goldhäuptig, wie in der Stadt mit den weißen Mauern, dieselben Gärten und Saatfelder inmitten der Stadt, doch geschmückt mit wundervollen Ruinen, und gleich Moskowischen Villen in der Runde, so umschlingt ein grüner Gürtel beide Metropolen. Hier auch der bescheidene Wasserstreif durchzieht die mächtige Stadt, sich zuweilen zum Ringe windend, dem Symbol ihrer Ewigkeit, zuweilen sich in die Einöde flüchtend unter das Schirmdach verfallener Thürme oder einsamer Bäume. Der gelbe Tiber, wie ihn die Alten nannten, in jedem Betracht ein Bruder unseres Moskwastromes, der nicht selten eben so gelb, wie jener, bei niederem Wasserstande oder wenn er plötzlich seine Ufer überströmt, einst nicht weniger von Blut geröthet in den Zeiten bürgerlicher Zwietracht! — Dies ist Rom für das Auge des Russen, aber nicht für ein russisches Herz! — Hier ist man genöthigt, auf einige Zeit die süßen Erinnerungen der Heimat und selbst den Drang der Orthodoxie zu beschwichtigen, um sich ganz in diesen Abgrund der Vergangenheit, in dies Chaos der Gegenwart zu versenken, wo noch bis zum heutigen Tage die heidnische Welt mit dem Christenthume untermengt ist. Hier ist nichts Heimisches für uns, in diesem sogenannten Herzen der Welt, das schon verdorrt ist vor Altersschwäche und kaum noch die Inbrunst väterlicher Gefühle sich bewahrt hat für die eigenen Kinder des Westens. So sehen wir häufig Greise, in denen der Trieb der Selbsterhaltung alle übrigen Gefühle erstickt hat, nachdem sie sich und ihre Zeit überlebt .... Rom ist ein prächtiger Todtenacker, auf dem nur noch die Schatten vergangener Jahrhunderte wandeln und immer noch über das lebende Geschlecht das Scepter führen.

Vor Allem verlangte mich's in Rom, die Grabstätte der obersten Apostel aufzusuchen und, dafern es mir nicht vergönnt, mich vor den geheiligten Ueberresten in Andacht zu beugen, doch mindestens vor der Stelle, wo sie geborgen sind; denn im Westen wird, entgegengesetzt dem Gebrauch der orthodoxen Kirche, das Heiligthum der Reliquien den Augen der Andächtigen verborgen gehalten oder ist in unzugänglicher Höhe aufgestellt. An frühem Morgen machte ich mich auf nach der Basilika St. Peter's, um noch in der tiefen Ruhe die Seele mit der Heiligkeit des Ortes zu erfüllen, der jedes Christenherz so nahe berührt. Mich begleitete einer meiner Landsleute, mit dem mich der Zufall einst an den schönen Ufern des Moskwastromes zusammenführte und mit dem ich nun abermals am römischen Tiber vereinigt werden sollte. Ihn verlangte es, anzuschauen, welchen Eindruck der erste Anblick des prächtigen Tempels auf mich hervorbrächte. — Der Morgen war neblig; lange schritten wir durch die schmutzigen und engen Gassen des neuen Roms, die der alten Größe so wenig entsprechen und das poetische Gefühl abkühlen, welches der große Name in unserem Herzen zu wecken pflegte! Nur erst auf der Engelsbrücke vermochte man freier zu athmen, im Angesicht des Gräberpalastes Hadrian's und den gekrümmten Lauf des Tibers verfolgend, und dieser kleine Lichtblick weckte abermals die Erinnerung an Moskau. Abermals zog sich eine schmutzige Gasse nach dem Petersplatze hin, und endlich zeigte er sich selbst, belebt vom Getöse seiner Fontainen. Der helle Sonnenstrahl zertheilte jetzt den Nebel und berührte plötzlich den silbernen Regen und die breiten Säulengänge, welche von beiden Seiten des Tempels auslaufen, so wie den schlanken Obelisk im Angesicht desselben, der selbst das Zeichen des Sonnenstrahls war in der symbolischen Sprache des geheimnißvollen Aegyptens.

Wohlthuend war das Gefühl der Freiheit und der Frische der Wässer nach dem widerlichen und erstickend dumpfigen Wege zu dem prachtvollen Platze, der gleichsam den Kommenden herbeiwinkt und willkommen heißt in der steinernen Umarmung seiner tausend Säulen unter dem einschläfernden Gemurmel der Fontainen; doch im ersten Anfang geht der beträchtliche Umfang des Platzes für den Beschauer verloren, wegen der unbedeutenden Vertiefung nach der Mitte zu, und was noch betrübender — die Façade des Prachtbaues bringt nicht den erwarteten Eindruck hervor, weil die ungeheure Kuppel, in der Ferne allenthalben sichtbar, in der Nähe zur Hälfte vom Giebeldache verdeckt wird, was der eitlen Selbstüberschätzung der Architekten zuzuschreiben ist; dieselben beschlossen nämlich, von dem genialen Plane Michel Angelo's abzuweichen, und verlängerten die Vorderseite des kreuzförmigen Tempels, um ihm die Form der lateinischen Kirchen zu geben statt der griechischen. Nur erst von den steinernen Vorsprüngen, die allmälig zu seiner Vorhalle führen, zeigt sich die volle Größe des ungeheuren Platzes, der als würdiger Vorhof des Tempels dient, und die ganze Schönheit des Säulenbaues, der sich weit vom Obelisk und den Fontainen hinzieht.

Wir betraten die weite Vorhalle, herrlich ausgeschmückt mit Marmorbildwerken, und zuletzt das Innere des Tempels selbst. Dort umwehte uns alsbald eine andere Atmosphäre, und gern sucht man die Basilika St. Peter's zu jeder Jahreszeit auf, da sie warm im Winter und des Sommers gar lieblich kühl ist. Mein Blick tauchte sich in den Riesenbau, bei dem das Ebenmaß des Ganzen das Ungeheure der einzelnen Theile mindert. Alles, was in der Ferne gewöhnlich schien, wuchs in dem Maße, als wir uns näherten, zu gigantischen Dimensionen, und scheinbar gewöhnliche Ornamente traten bei sorgfältiger Betrachtung in höchster Vollendung der Schönheit hervor; denn nur Marmor, Bronze und Mosaik, von den ersten Künstlerhänden belebt, wurden eines so herrlichen Baues für würdig gehalten. Auf beiden Seiten die reichsten Altäre und voran der kolossale Baldachin des Hochaltars über dem Grabe des Apostels erfüllen Jeden mit Staunen, der dieses christliche Kolisseum betritt, das an Größe den Ueberresten aus der Heidenzeit nichts nachgiebt.

Mein Gefährte, welcher Zeuge meines ersten Entzückens beim Anblick des schönsten aller Tempel der Welt zu seyn wünschte, war in der That selbst erstaunt über mein kaltes Staunen; doch sagte er mir, daß dies häufig beim ersten Besuche des Tempels der Fall sey, dessen Größe selbst nicht verstatte, in alle Schönheiten einzudringen. Doch ich erwiederte ihm, und die Erfahrung bestärkte mich in dieser Empfindung, daß St. Peter's Dom auf mein Herz nie einen anderen Eindruck hervorzubringen vermöge, als den er schon hervorgebracht, ein Gefühl des Staunens für seine Masse und Schönheit; das Entzücken aber, welches unmittelbar der Seele entströmt, kann nur dann zu Tage kommen, wenn dieselbe befriedigt worden in dem, was sie suchte. Entzücken ist eine Sache des Augenblicks und nicht der Zeit, ein Drang und kein allmäliges Zergliedern; so wurde mein Herz urplötzlich davon ergriffen, als ich zu Venedig die Kathedrale von St. Markus betrat, nicht blos weil ich in derselben die verwandte orientalische Kirche erblickte, sondern weil ich mich wirklich inmitten eines Gotteshauses fühlte, obgleich es einer fremden Konfession angehört. In der Basilika zu St. Peter dagegen erblicke ich

*) Der Verf. dieser kürzlich in zwei Bänden erschienenen Schrift ist Kammerherr des Kaisers und war bisher einer der höheren Beamten des heil. Synods, in dessen Auftrag er wahrscheinlich die Reise nach Rom unternommen hatte. Früher bereits hatte er eine „Reise nach den heiligen Plätzen" (des Orients) herausgegeben, so wie eine „Liturgie der orthodoxen Kirche", die von Muralt (Prediger der reformirten Kirche in Petersburg) ins Deutsche übersetzt werden.

prächtige Portiken, Galerieen, Altäre, aber ich finde kein Gotteshaus, ja sogar der Raum um den Hochaltar, der in der Mitte unter der Kuppel steht, ist so weitläuftig und durch nichts abgegränzt, daß er, wie alle übrigen Theile der Kathedrale, als allgemeiner Spaziergang dient; auch ist er eben so mit Grabmonumenten ausgeschmückt, wodurch die ganze Basilika in einen prächtigen Todtenacker umgewandelt wird. Wir Anderen sind gewohnt, das Wesen des Heiligthums in der Tiefe des Tempels zu suchen, so daß alle Gefühle und Gedanken sich hier vereinigen und von da nirgend anders hin als zum Himmel, dem Hochaltar, als dessen Symbol der irdische Altar des Heiligthums nur dienen soll. Mag man mich einen Barbaren nennen, doch ich gestehe es, inmitten der Wunderpracht von St. Peter sehnte ich mich nach der alten Basilika Konstantin's, die hier ohne besondere Nothwendigkeit niedergerissen ward von den Päpsten und Architekten dieses neuen Tempelbaues, obgleich sie mit hohem Alter die dem Heiligen eigenthümliche Schönheit verband. Dieser Verlust ist um so fühlbarer heutigen Tages, wo auch die letzte Kirche, die ihr alterthümliches Aussehen bis auf unsere Zeiten bewahrte, die Basilika St. Paul's extra muros, durch eine Feuersbrunst zerstört worden und somit keine der obersten Kathedralen Roms in der alten Gestalt übrig geblieben ist.

Mein erstes Trachten beim Eintritt in die Kirche war nach dem Grabe der Apostel gerichtet, das ich voll Freude aus der Ferne erblickte. Vor dem Hochaltar war der Gang in das unterirdische Gewölbe durch mehr als hundert Lampen hell erleuchtet und von einem Marmorgitter umgeben. Dahin eilte ich andächtigen Herzens, ohne anderen Gegenständen meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, aber — das Gitter war verschlossen. Ich vermochte nur neben anderen Betern mich davor auf die Kniee zu werfen; da erblickte ich unterhalb vor den Bronzethüren des verborgenen Heiligthums die prächtige Statue des Papstes Pius VI. in betender Stellung, der nach dem Willen seines Nachfolgers hier beigesetzt ward. Schmerzlich empfand ich dies erste Hinderniß, um zu dem ersehnten Heiligthume zu gelangen, während bei uns dasselbe Jedermann zugänglich ist, und gleich unangenehm berührte mich diese Vermischung des Heiligen und Profanen an einem so geheiligten Orte. Aber noch unangenehmer war mir's, zu vernehmen, daß Niemand über die prächtigen Marmorstufen in den sogenannten Beichtstuhl der Apostel (confessionale) zugelassen wird. Jedermann begnügt sich mit einer minutenlangen Kniebeugung am Gitter; ich aber, aus solcher Ferne hierhergekommen, vermochte durch eine so entfernte Verehrung des Heiligthums nicht befriedigt zu werden. Nach vielfachem Nachfragen bei den vorüberwandelnden Kirchendienern, wendete ich mich zuletzt an einen deutschen Priester, der eben seinen Landsleuten zur Beichte saß, und ersuchte ihn, mir den Zugang in das Gewölbe, das heißt zu den Ueberresten der alten Basilika Konstantin's, öffnen zu lassen. Wir schritten mit Fackeln auf den schmalen Stufen hinab, gelangten in eine kreisförmige Galerie, mit Marmorskulpturen bekleidet, und endlich ans ersehnte Ziel, die Grabesstätte der Apostel. Aber auch hier war mein Herz nicht vollständig beruhigt: ich wollte die geheiligten Reste küssen, aber ich fand nur einen marmornen Altar über der Stätte, wo ein Theil ihrer Asche ruht, ein anderer Theil liegt in St. Paul und die geweihten Häupter im Lateran, gleichfalls unter einer lastenden Decke. Das leidensvolle Ende beider Apostel ist in Bronzereliefs über dem Altar dargestellt; auf demselben steht auch deren uraltes Heiligenbild in silberner Einfassung, ein umgestürztes Kreuz und ein Schwert deuten auf die Marter, die sie litten. Die Kirche selbst in Kreuzesform ist eng und niedrig, um dieselbe läuft die unterirdische Galerie mit ihren kleinen Kapellchen. — In tiefer Zerknirschung warf ich mich auf den Stufen des Grabesaltars nieder, und meine Seele ergoß sich in heißem Gebete zu den obersten Aposteln, den Lehrern der Welt, auf daß sie derselben durch ihre Fürbitte Frieden sendeten und unseren Seelen die Gnade des Herrn. Tiefe Stille herrschte im Gewölbe, unbeweglich stand hinter uns der Kirchendiener mit der Fackel, gleich als ob er am lautlosen Gebet Theil nähme. Wie lieblich war es der Seele und leicht dem Herzen fern von allem Irdischen, hier im Schoße der Erde in der geheiligten Nähe der Reliquien der Apostel!

Als ich aus der Grabkirche emporstieg, warf ich einen flüchtigen Blick auf die umliegenden Grabgewölbe der römischen Hohenpriester. Hierauf wieder in die obere Kirche zurückgekehrt, beugte ich das Knie an den Grabstätten der großen römischen Bischöfe, Leo und Gregor, so wie des meinem Herzen näher stehenden Erzbischofs, Gregor des Theologen, der in den Tagen der Kreuzfahrer aus dem zerstörten Byzanz hinweggebracht wurde. Sämmtliche Gräber sind, den Andächtigen unzugänglich, unter den prunkvollen Altären der verschiedenen Kapellen, und kaum wußte man sie mir zu zeigen, dergestalt ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf Skulpturen und Mosaiken gerichtet. Ich vermochte selbst nicht einmal zu der Stätte zu gelangen, unter welcher die Gebeine des heiligen Johannes Chrysostomus ruhen, weil die Kapelle des Chors verschlossen war. Somit, ohne das erste Mal auf ein genaueres Betrachten all' der prächtigen Ausschmückungen des Tempels einzugehen, verließ ich denselben wie ich ihn betreten, mit den Gefühlen eines Christen, aber nicht des Antiquars oder Kunstliebhabers.

Wenige Stunden später sah ich Sankt Peter abermals, belebt durch die Gegenwart dessen, dem in Rom alle Gedanken zugewendet sind, dergestalt, daß, daselbst gewesen zu seyn, ohne ihn gesehen zu haben, sogar zum tadelnden Sprüchwort geworden ist. Jeden Freitag der großen Fasten um die Mittagstunde hat der Papst die Gewohnheit, die Basilika von St. Peter zu besuchen, wo er, um zu beten, vor einigen der bedeutenderen Altäre verweilt, die man stationes nennt. Ich war sehr erfreut, den römischen Hohenpriester zum ersten Mal ohne den Pomp, der ihn umgiebt, zur Zeit des Gottesdienstes, zu sehen. Die ungeheure Kirche war fast leer, in der Kapelle des Chors ward die Messe gehalten, ich vernahm die lieblichen Klänge des Gregorianischen Kirchengesangs, der zum Theil an den unsrigen erinnert. Die Sonne ergoß ihre Strahlen durch die hohen Fenster und geöffneten Pforten der Kapelle in das Innere des Tempels, gleich einem hellblitzenden Wasserfall, und daraus schimmerten die Flämmchen der Lichter und Lampen hervor, die auf dem Altar des Chors brannten: ein prächtiges und solchen Tempels würdiges Bild. Da zeigte sich hinter dem Gitter, welches der Kapelle des heiligen Mysteriums gegenüber lag, aus einer kleinen Pforte, die nach dem Vatikan führt, das Gefolge des Papstes, weltliches und geistliches, so daß meine Gedanken gänzlich wieder ins Mittelalter zurückversetzt wurden, denn seit dieser Zeit hat sich nichts geändert im Hofceremoniell der römischen Gewalthaber.

Die Schweizergarde in ihren malerischen Uniformen, welche der Sage nach Michel Angelo für dieselbe entwarf, stand schon längst vor dem Gitter und ließ Niemand in den Halbkreis, den die hohen Hellebarden absperrten, weshalb ich der Meinung war, daß dieselben, nur um Ordnung und militairische Honneurs zu machen, daselbst aufgestellt seyen. Hingegen nahm die Leibwache des Papstes auch an der kirchlichen Ceremonie Theil, indem sie den Pontifex und seine Suite allenthalben umgab und solchergestalt auf eine für Auge und Herz unangenehme Weise den Hirten von der Heerde trennte. Ist's wohl auch so bei uns, im rechtgläubigen Rußland, wo sich Alles um den Bischof drängt, seinen Segen zu empfangen? Hier aber beugen Alle nur aus der Ferne das Knie vor dem vorüberwandelnden Hohenpriester, der gleichsam von Wächtern geführt wird und Keinem die Aufmerksamkeit des Seelenhirten zuwendet.

Noch einige Schweizerhellebarden zeigten sich durch die Seitenthür der Kapelle, bevor der Zug des Papstes in der gehörigen Ordnung vor sich gehen sollte, hierauf folgten die Hausbedienten und die nächsten Beamten des Hofes, alsdann abermals Garde, jedoch nicht von Schweizern, sondern von edlen Römern nebst ihren militairischen Chefs, endlich der Papst selbst in Begleitung eines Kardinals und der Canonici der Basilika von St. Peter, Garde schloß den Zug. Am Eingang zur Kirche reichte ihm ein Priester kniend das Weihwasser, und der Papst besprengte sich selbst und sodann kreuzförmig auch alle Umstehenden. — Hier war es, wo ich zum ersten Male das Antlitz des römischen Hohenpriesters schaute, noch erfüllt von Erinnerungen an Ihn, dessen geheiligten Beruf er auf sich genommen, so wie der Ereignisse, durch welche diese Statthalterschaft bezeichnet worden! Das Greisenangesicht des achtzigjährigen Gregor XVI. drückte Heiterkeit und Herzensgüte aus. Er war angethan mit dem weißen Priesterrock, über welchem er die goldene Stola und den allen Kardinälen eigenen Purpurkragen hatte, das weiße Käppchen auf seinem Haupte war jedoch eine ausschließliche Zubehör seines Ranges. Eine Mischung von angenehmen und bitteren Gefühlen wallte in meinem Herzen auf, beim Anblick des mächtigen Priesters: — im ersten Moment war mir's angenehm, den ältesten römischen Bischof zu schauen, wenn auch nicht den Nachfolger Petri, doch auf dem von diesem Apostel in Rom errichteten Lehrstuhl und jedenfalls den Nachfolger der großen Päpste Leo und Gregor, die in derselben Kathedrale ruhen und von uns der Gemeine der Heiligen zugezählt werden, von deren Einem er den Namen angenommen, sogar durch die hinzugefügte Zahl XVI. an die hierarchische Verwandtschaft mit demselben erinnernd. Andererseits als ich die militairische Bedeckung um den Papst sah und gedachte, wie nun die Soldaten des Pilatus denjenigen umgaben, welcher sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — und dessen Stelle auf Erden der römische Pontifex einzunehmen glaubt, da ward mein Herz von unwiderstehlichem Schauder ergriffen, denn ich erinnerte mich der Worte seines großen Vorgängers, des heil. Gregor, in Betreff derer, welche sich die allgemeine Obergewalt in der Kirche anmaßen! Mein Schauder war aber nicht veranlaßt durch das kleinliche Gefühl der Feindseligkeit gegen den uns entfremdeten Bischof des alten Roms, im Gegentheil war ich durchdrungen und erwärmt von christlicher Liebe für den Repräsentanten einer der großen und ältesten Kirchen der Welt!

Die Hände andächtig gefaltet, gesenkten Hauptes schritt der Papst demüthig inmitten der so ganz und gar nicht kirchlichen Prozession einher. Zuerst beugte er das Knie am Gitter, vor dem die heiligen Spenden auf dem Seitenaltare verwahrt wurden, dann in den Tempel selbst eintretend, war er sogleich von den Wächtern umgeben, und in deren feindseligem Kreise begab er sich mit seiner ganzen Suite in Prozession nach einer anderen Seitenkapelle der Mutter Gottes, wo er ebenfalls um zu beten am Altar verweilte. Von hier wendete er sich zu einem purpurbekleideten Betpult, das für ihn inmitten der Kirche hingestellt war, gegenüber der prächtigen Stiege zum Grabe der Apostel, und im Vorüberwandeln küßte er den Fuß des Bronzebildes des heil. Petrus, der auf hoher weißer Kanzel sitzend dargestellt ist, wodurch die Schwärze der Statue noch mehr hervorgehoben wird. Ich vermag den unangenehmen Eindruck nicht in Worten auszusprechen, welchen dieses Küssen auf mich machte, noch dazu wenn ich bedachte, daß dies vielleicht ein Idol des kapitolinischen Jupiter war, dessen Donnerkeile mit den Schlüsseln des Himmelreichs vertauscht worden, wie Einige behaupten, oder der, nach einer nachsichtigeren Angabe, aus dem Heidengott in den Christenapostel umgeschmolzen wurde. Vielleicht beugte sich der Papst, wenn auch nur auf äußerliche Weise, demselben Idol, vor welchem seine heiligen Vorgänger ihr Blut vergossen, um von dem wahren Gotte Zeugniß zu geben im Angesicht des leblosen Götzen?

Gewiß kamen solche Gedanken nicht in den Sinn des gottesfürchtigen Greises, der, nachdem er sich vor der Bildsäule geneigt, inmitten des Tempels am Betpult auf den Knieen lag und Angesichts des Hauptaltars in andächtige Betrachtung versunken war. Hinter ihm beugten Alle das Knie, Kardinäle, Prälaten und Canonici, so wie das Volk in der Runde. Doch zwischen Geistlichkeit und Volk säuberte die Schweizergarde bedeckten Hauptes

einen weiten Kreis, und vor dem Papste selbst, auf jeder Seite, standen unbeweglich vier römische Nobili gleichfalls mit entblößtem Schwerte und bedeckten Häuptern, während der allgebietende Bischof sein Gebet verrichtete ... Abermals ein seltsamer Widerspruch! Wer betet knieend inmitten des allgemeinen Schweigens im Tempel Petri? Ist's nicht des Apostels Nachfolger, nach der Meinung aller Umstehenden? Betet er nicht im Namen Aller, nehmen nicht Alle Theil an seinem Gebete? Und der Bischof hat sein graues Haupt entblößt und liegt mit dem ganzen Klerus und dem Volke auf den Knieen, indeß die Wächter wie Allem fremd dastehen? Und wirklich sind sie zum Theil Allem fremd, denn, wie ich hörte, vertraut der römische Bischof zuweilen seine persönliche Sicherheit auch Protestanten schweizerischer Nation an, ohne nach deren Glauben zu fragen. Die römische Leibwache aber gehört jedenfalls zu den eifrigsten und edelsten Söhnen der Kirche, deren Oberhaupt auf den Knieen liegt, während sie selbst neben ihm stehen, ihm und der Kirche nur die kriegerischen Ehren erweisend, und auch dies nur wie auf offener Straße, aber nicht wie in der Kirche. Wenn hier der Herrscherrang den des Bischofs überragt, sollten nicht auch die Unterthanen im Verein mit ihrem Herrscher beten? Unwillkürlich wird man abermals an Christi Wort zu Pilatus erinnert: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt ....“ denn auf jedem Schritte, wo nur diese weltliche Herrschaft mit der Priesterwürde in Kollision kömmt, wird die letztere nothwendiger Weise in die ihr unangemessene Form der ersteren eingezwängt. — Am selben Tage oder am Vorabend mußte der Papst, wenn auch nicht schriftlich, doch wenigstens mündlich das Todesurtheil eines Verbrechers bestätigen, der übrigens seine Strafe verdient hatte. Allein wenn ich den betenden Greis betrachtete, so vermochte ich nicht gleichgültig die Erinnerung an das unblutige Opfer, dargebracht für die Ruhe der Seelen, zu vereinbaren mit dem Gedanken an den Tod, den er als Strafe verhängt über die Schuldigen.

Nach kurzem lautlosen Gebet kehrte der Papst auf demselben Wege und in derselben Ordnung in den Vatikan zurück, und dieser erste Eindruck, den mir der römische Hoherpriester machte, grub sich tief in mein Herz, als ob in seinem Antlitz alle achtzehn Jahrhunderte der abendländischen Kirche vor meiner Seele vorüberzögen, die erschüttert war von so vielen Erinnerungen!

Frankreich.

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Fortsetzung.)

Wenn aber diese Gründe nicht ohne Gewicht waren, so führten dagegen diejenigen Anführer, welche für die Waffenergreifung stimmten, andere an, welche auf Marie Karoline einen lebhafteren Eindruck machen mußten. Da man schon unter den Waffen stände, so, sagten sie, sey keine Zeit mehr zur Ueberlegung; da die Mutter Heinrich's V. sich einmal in der Vendée befinde, so sey es ihre Sache, als Regentin zu befehlen. Uebrigens verleumde man das Land, wenn man behaupte, es sey nicht bereit zum Aufstande; die Aussichten auf Erfolg wären groß, wenn Alle ihre Schuldigkeit thäten; die Kampfeslust der Bauern brauche blos nicht unterdrückt zu werden. Ferner gehörten die funfzigtausend Mann, von denen man spreche, nur zur Hälfte der Regierung an. Man habe zahlreiche Einverständnisse und wenn man einen Erfolg erringe, werde man einen großen Theil der Soldaten für sich haben; diesen Erfolg mache aber die Zersplitterung der Truppen nicht blos möglich, sondern auch leicht. Wenn man schnell losbreche, werde man die zerstreuten Kantonirungen entwaffnen können. Außerdem sey es falsch, wenn man sagte, daß die Vendée allen Kräften der Regierung allein gegenüberstehen werde, der Aufstand der westlichen Provinzen würde das Signal für die südlichen werden; die Briefe, welche die Prinzessin aus dem Süden empfinge, ließen keinen Zweifel darüber; das Mißlingen des Versuches in Marseille habe die royalistische Organisation nicht zerstört, und die Anhänger Heinrich's V. brännten vor Begierde, die Scharte auszuwetzen. Es habe sich also nur ein Umstand geändert, daß nämlich die Vendée das Signal geben solle, statt es zu empfangen. Und wenn die Royalisten sich auf große Schwierigkeiten gefaßt zu machen hätten, so wäre auch die Regierung in keiner allzu günstigen Lage. Es sey unverkennbar, daß ein republikanischer Aufstand in Paris drohe; bei der jetzigen Lage der Sachen müsse aber eine royalistische Bewegung im Westen so sicher die vorauszusehende republikanische Erhebung zum Ausbruche in der Hauptstadt bringen, wie umgekehrt diese die erstere nach sich ziehen würde. Man müsse sich also beeilen und die Unvorsichtigkeit der Staatsgewalt benutzen, welche nicht auf ihrer Hut sey.

Diese Gründe trugen bei Marie Karoline den Sieg über die entgegengesetzten davon. Sie schrieb an den Marquis von Coislin unterm 18. Mai: „Ich würde meine Sache als eine für immer verlorene betrachten, wenn ich aus diesem Lande flüchten müßte, und doch würde ich mich dazu verstehen müssen, wenn nicht unverzüglich eine Schilderhebung stattfände. Mir würde dann nichts Anderes übrig bleiben, als fern von Frankreich darüber zu seufzen, daß ich zu sehr auf die Versprechungen derjenigen gerechnet, denen zu Liebe ich Alles geopfert, um die meinigen zu erfüllen.“

Diesem Briefe war ein aus Saintong vom 15. Mai 1832 datirter Befehl zur Waffenergreifung beigefügt. „Nach den Berichten, die mir über die Provinzen des Westens und des Südens zugegangen, geht meine Absicht dahin, daß man am 24sten d. M. überall zu den Waffen greife. Ich habe diese meine Absicht überall kundgethan und gebe sie jetzt meinen westlichen Provinzen zu erkennen.“

In der Konferenz, die zu Messier am 18. Mai gehalten wurde, denn die der Bewegung feindlichen Anführer waren zu sehr von der Unmöglichkeit des Erfolgs überzeugt, um den Aufforderungen der Herzogin nachzukommen, beantwortete sie ihre Einwendungen mit außerordentlicher Lebhaftigkeit. Folgendes ist der Bericht des Barons Charette über diese Konferenz:

„Sie sind vier Mann stark gekommen“, sagte Ihre Königliche Hoheit zu mir, „um mir das Land mit den schwärzesten Farben zu schildern; wenn ich ihnen glauben wollte, wäre dasselbe auf dem Wege zur Republik. Ich habe ihnen indeß nicht geglaubt und gegen sie die Stimmung, die Hülfsmittel an Waffen und Munition, wie man sie mir wenige Tage vor meiner Abreise von Massa geschildert, erwähnt. Ich habe die Personen genannt, die mir geschrieben, und ich konnte sehr viele nennen. Als sie sahen, welch gutes Gedächtniß ich habe, gaben sie diese Ausrede auf und sagten: Herr von Charette ist der Einzige, welcher den Bürgerkrieg wünscht; die Vendée und die Bretagne wollen nichts davon wissen. Ich antwortete ihnen, daß sie sich täuschten, daß die Oberbefehlshaber des rechten und des linken Ufers ihre Schuldigkeit thäten, daß ich so eben einen Brief von Herrn von la Roche-Macé empfangen, worin er mir geschrieben, daß er mit seiner Division bereit sey; da ergriff Herr von Goulaine das Wort und versicherte mir, daß mehrere höhere Offiziere sich verpflichtet hätten, den Befehl zur Waffenergreifung nicht zu verbreiten, und er für seine Person sey überzeugt, daß der Oberbefehlshaber auf dem linken Ufer, der Graf von Antichamp, den Befehl zum Aufstande nicht geben werde. Ich fragte die Herren sogleich, ob sie dies bestätigen könnten; sie antworteten mir, sie wüßten die Sache sicher, Herr von Antichamp begriffe die Interessen seines Landes zu gut, um anders zu handeln. Ich ließ sie absichtlich so weit ins Garn gehen. Nun zog ich aus meiner Tasche den von Herrn von Antichamp erlassenen Befehl zum Aufstande und las ihn vor; so mußten sie sich von der Authentizität desselben überzeugen. Als ich sie so bestimmt Lügen gestraft hatte, verloren sie einen Augenblick den Muth, blieben aber bei der Behauptung, daß die Vendée nicht aufstehen würde. Herr von Goulaine fügte hinzu, einige Divisions-Anführer hätten sich in la Grange versammelt, um gegen jeden bewaffneten Aufstand zu protestiren. Nun sagte ich ihnen, es sey zu spät, um einen Gegenbefehl zu erlassen, es sey unmöglich, den Befehl zu einem Aufschube überall zur rechten Zeit hingelangen zu lassen; die entfernteren Divisionen würden, bis dieser Befehl zu ihnen gelange, schon unter den Waffen stehen und also geopfert werden.“

Marie Karoline konnte nicht verkennen, daß sie sich im Westen wie im Süden getäuscht hatte; aber trotzdem verlor sie nicht den Muth. Diejenigen, welche die Einwendungen machten, waren doch immer ihrer Sache ergeben. Sie zögerten, weil sie einen Erfolg für unmöglich hielten. Um die ganze Vendée unter ihrer Fahne zu sammeln, war also ein Erfolg nöthig. Dieser mußte ihr Alles geben, was sie brauchte: die Einheit ihrer Partei, ein unbestrittenes Ansehen und den Zutritt eines großen Theils der im Westen zerstreuten militairischen Kräfte zu ihren Fahnen. Nun war aber selbst mit den Mitteln, die ihr blieben, ein Sieg noch möglich. Sie mußte also so schnell wie möglich einen Erfolg zu erlangen suchen, denn, wie Jemand mit geistreicher Kürze gesagt hat, nichts macht solches Glück wie der Erfolg.

Die Waffenergreifung blieb also auf den 24. Mai angesetzt; aber in der Zeit vom 18ten zum 24sten traten Ereignisse ein, welche den schon so geschwächten Hoffnungen der Herzogin von Berry den letzten Stoß gaben. Die erste Bedingung bei solchen Unternehmungen ist die, daß die Kräfte der Partei, auf welche man sich stützt, ungetheilt bleiben; denn mit dem Schicksale der Verbannung ist die optische Täuschung, sich seine eigenen Mittel als größer, die der Regierung dagegen als geringer vorzustellen, fast unzertrennlich verbunden. Als die Herzogin von Berry in Frankreich anlangte, hatte sie auch das Vertrauen mit sich gebracht, daß sie als Parteihaupt komme, und daß alle Royalisten ihr folgen würden; dieses Vertrauen, welches sich in der Vendée selbst schon als eine theilweise Täuschung erwiesen hatte, mußte im Zusammenstoßen mit den wirklichen Thatsachen vollends verschwinden, und der Mangel an Einheit in ihrer Partei mußte ihr Unternehmen nicht blos zu einem gewagten, sondern zu einem unmöglichen machen.

Als der ältere Zweig der Bourbons Frankreich verließ, waren die Royalisten in drei Klassen geschieden: diejenigen, in welchen der furchtbare Eindruck der Juli-Katastrophe nur ein hoffnungsloses Bedauern hinterlassen hatte und welche sich dem Kultus der Vergangenheit mit kontemplativer Andacht weihten; sodann diejenigen, welche mit den Schwertern gegen den Urtheilsspruch appelliren wollten, dem sich Karl X. ihrer Ansicht nach zu leicht in Rambouillet und auf dem Wege von Rambouillet nach Cherbourg unterworfen hatte; und endlich diejenigen, welche der Ansicht waren, daß die Restauration des älteren Zweiges in einer allgemeinen Versammlung entschieden werden müsse, und daß die Tribüne und die Presse die wahrhaften Mittel seyen, um diese Restauration vorzubereiten. Als Marie Karoline ihren Fuß auf den Boden Frankreichs setzte, trat sie diesen drei Schattirungen gegenüber. Die Royalisten, welche nur hoffnungslose Erinnerungen hatten, konnten ihr keinen großen Beistand gewähren. Die Anhänger des thatkräftigen Eingreifens waren bei der Frage über die Zeitgemäßheit zerfallen, als sie die Waffenergreifung befohlen. Es blieben noch die Royalisten, welche mehr von den moralischen als von den materiellen Mitteln erwarteten; auch diese durchkreuzten ihre Pläne und richteten ihre Aussichten vollends zu Grunde. Es war dies eine fast unvermeidliche Klippe der Lage der Dinge. Der bewaffnete Aufstand Marie Karolinens war ein ernstliches Hinderniß für diejenigen, welche die royalistischen Prinzipien auf friedlichem und gesetzlichem Wege durchsetzen wollten. Unter diesen Männern, von denen einige in den Kammern Sitz hatten, waren auch manche, welche die Schwierig-

keiten nach dem Gelingen der Restauration fürchteten, und welche glaubten, daß die Arbeit der Ideen noch nicht weit genug vorgeschritten sey, um die Wirklichkeit angemessen gestalten zu können. Wie wollte man bei der jetzigen Zerfahrenheit, wo man über keinen Punkt einig war, und wo die Vorurtheile des Landes gegen die Royalisten noch ungeschwächt bestanden, dieses regieren? Mußte man nicht fürchten, wieder in die alten Fehler zu verfallen?

(Schluß folgt.)

Italien.

Machiavelli's florentinische Geschichten.

Schon bei seinen Lebzeiten ward Machiavelli vielfach verkannt. Vierzehn Jahre lang (1498—1512) hatte er als Staats-Secretair der Republik Florenz die Fäden der Politik seiner Vaterstadt in den Händen gehabt und seinen natürlichen Beruf zum Staatsmanne durch unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit glänzend bewährt. Mit dem Sturze der unter dem Einflusse Savonarola's gegründeten Verfassung brach auch über ihn das Unheil herein; gerade wegen seiner hervorstechenden Talente ward er von den neuen Gewalthabern am meisten gefürchtet. Auf Anlaß einer entdeckten Verschwörung, an der man ihn betheiligt glaubte, ward er in den Kerker geworfen, gefoltert und endlich, da ihm keine Schuld bewiesen werden konnte, auf seine Villa entlassen. Hier lebte er, der Armuth und dem Mißmuth preisgegeben, eine Reihe von Jahren und theilte seine Zeit unter betäubende Zerstreuungen und ernste Studien. Hier verfaßte er auch seine Meisterwerke, das Buch vom Fürsten, die Unterredungen über die erste Dekade des Livius und, im Auftrage des Kardinals Giulio de' Medici, des nachherigen Papstes Clemens VII., die florentinische Geschichte. In den letzten Jahren seines Lebens (er starb am 22. Juni 1527) nahmen sowohl der Papst als die Republik wiederum seine politische Thätigkeit in Anspruch. Doch auch jetzt noch zogen seine Feinde, deren es in dem von Parteien zerrissenen Lande nicht wenige gab, sowohl aus seinem Handeln wie aus seinen Schriften Stoff zu Beleidigungen und Beschuldigungen gegen ihn.

Seine Schriften, namentlich das Buch vom Fürsten, haben ihn durch Jahrhunderte in den Ruf eines Hauptverfechters der auf Lug, List und Gewalt gegründeten Politik gebracht. Erst die vorherrschend kombinatorische Thätigkeit der neueren oder vielmehr der neuesten Zeit ließ ihm Gerechtigkeit angedeihen dadurch, daß sie ihn im Verhältnisse zu seiner Zeit und in dem aus dem Gesammteindruck seiner Werke hervorgehenden Lichte darstellte. *) Von seiner vorzüglichsten Schrift, den florentinischen Geschichten, hat der als Kenner italiänischer Sprache und Literatur schon oft in diesen Blättern gerühmte Herr Alfred Reumont so eben eine neue Uebersetzung erscheinen lassen **), welche die früheren bei weitem übertrifft. Der deutsche Ausdruck schmiegt sich nach Möglichkeit an das Original, ohne dabei hart oder undeutsch zu werden, doch wünschten wir, gerade weil der Herr Uebersetzer sich eines guten Stiles befleißigt, auch einzelne Flecken beseitigt, wie z. B. das ungrammatische „verjugen" (I, 18), oder den Barbarismus „um so entschiedener ausschließen sie mehr denn eine der vielen Hypothesen" (XVII). Ueber Werth und Bedeutung der florentinischen Geschichte hier zu sprechen, unterlassen wir, da wir nicht Lust haben, Gervinus auszuschreiben, der in der Abhandlung „über florentinische Historiographie" (in den kleinen historischen Schriften) ausführlich darüber gehandelt hat.

An Beigaben hat der Herr Uebersetzer hinzugefügt eine kurze Lebensbeschreibung Machiavelli's nebst einer bibliographischen Uebersicht der Ausgaben seiner Werke. Ueber des Mannes Ansichten von Politik und Moral verspricht er an einem anderen Orte ausführlicher zu handeln, wir vermissen eine, wenn auch nur kurze Darlegung seines Charakters und der Triebfedern seiner Handlungen hier sehr ungern; denn die am Schlusse angehängten „Maximen eines Staatsmannes", welche, aus Aphorismen Machiavelli's bestehend, gleichsam ein Surrogat dafür bieten sollen, halten wir, aufrichtig gesagt, für überflüssig. Dankenswerth dagegen sind die chronologische Uebersicht und die Geschlechtstafeln der Albizzi, Medici, Capponi und Soderini bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhundert.

Mannigfaltiges.

— Benjamin Robert Haydon. Ueber diesen englischen Maler, der vor kurzem durch einen Selbstmord seinem Leben ein Ende machte, bringt die Allgemeine Zeitung (in ihren Beilagen zu Nr. 201 und 202) einen längeren, mit H. M. (Hermann Marggraf) unterzeichneten Artikel. Viel Schönes sagt der Berichterstatter bei dieser Gelegenheit über die Motive, die den Künstler zu seinem letzten Entschlusse trieben, und über den Antheil, den die Gesellschaft und ihre leidigen Zustände an der Verantwortlichkeit der That haben. Gewiß ist auch Haydon's Ende zum Theil durch diejenigen mit verschuldet, die vielleicht die Macht und die Mittel besaßen, dem Künstler eine seinen Fähigkeiten angemessene Stellung zuzuweisen, sich aber durch seinen „enthusiastischen" Charakter, durch seine über alle Berechtigung hinausgehenden Ansprüche von jeder Theilnahme für ihn zurückhalten ließen. Hart und ungegründet ist jedoch die Anklage, die der Gesellschaft alle Schuld an seinem Tode beimißt und den Verstorbenen als einen Märtyrer ihrer Mißverhältnisse darstellt. Haydon war nichts weniger als ein Genius, der seinen Beruf für die Kunst mit auf die Welt gebracht hatte. Er glaubte dies allerdings zu seyn, und das war das Unglück seines Lebens. Denn von jeher hielt er sich für nicht gewürdigt, nicht anerkannt genug; von jeher behauptete er, von Neidern und Verfolgern umgeben zu seyn; gewöhnlich aber ist es das Zeichen eines mittelmäßigen Kopfes, wenn sich ein solcher Gedanke bei Jemand als fire Idee festsetzt. Zu Plymouth im J. 1786 geboren, ward er von seinem Vater, einem Buchhändler, der von den Fähigkeiten seines Sohnes einen eben so übertriebenen Begriff gehabt zu haben scheint, wie dieser selbst, in die Schule von Plympton gesandt, weil aus dieser Sir Joshua Reynolds hervorgegangen war. Dem Sir Joshua, erzählte Haydon oft seinem Vater selbstgefällig nach, sollte Plympton einen Sir Benjamin — ebenfalls ein alttestamentlicher Name wie jener — nachsenden. In London war der junge Haydon ein Schüler des anglisirten Schweizers Fuseli (Fuesli) geworden, von dem er den Hang zu Darstellungen in großem Stil überkommen; er wurde dessen Nachahmer in der Wahl kolossaler Dimensionen, ohne die er sich das Erhabene und das Großartige kaum denken konnte, und wenn, wie dies zuweilen der Fall war, den Bestellern von Gemälden die fertige Arbeit nicht zusagte, weil diese, gegen die Verabredung, einen viel zu großen Umfang hatte, um für die dazu bestimmten Räume zu passen, dann schimpfte er auf die Geschmacklosigkeit des großen Haufens, der nicht wisse, was genial und erhaben sey. Früher hatte er übrigens Glück; aber dadurch ward er nur noch mehr verblendet über sich. Sein erstes großes Bild: „Joseph und Maria, mit dem Heiland in der Wüste rastend" wurde (1807) von dem reichen Anastasius Hope für ein schweres Stück Geld gekauft; in einer späteren Zeit (1827) mußte er zwar einmal, da er, trotz großer Einnahmen, niemals sich einzurichten verstand, in das Schuldgefängniß wandern, aber auch hier hatte er Glück; denn eine kleine Komödie, die die Schuldgefangenen im Hofe der Kings-Bench aufführten, indem sie eine Parlamentswahl parodirten, benutzte er zu einem Bilde, welches unter dem Namen the Mock Election bekannt ist und das ihm von König Georg IV. für 500 Pfd. abgekauft wurde. Aber der Geschmack, der eine Zeit lang an Fuseli's und Haydon's Darstellungen Gefallen fand, änderte sich bald, als bessere Muster der neueren Geschichtsmalerei aus Frankreich, den Niederlanden und Deutschland den Weg nach England gefunden hatten. Während eine Privatausstellung, die Haydon 1821 von seinem Bilde „Christi Einzug in Jerusalem" veranstaltet hatte, ihm am ersten Tage 19 Pfd. 16 Shill. eintrug, brachte ihm 1846 eine ähnliche Speculation mit seinem Bilde „die Verbannung des Aristides" am ersten Tage nur 1 Pfd. 1 Shill. Er schrieb dies, wie gewöhnlich, ungerechter Vernachlässigung und der Geschmacklosigkeit des Publikums zu, das in derselben Zeit wie unsinnig in die Ausstellung der Productionen eines Zwerges rannte. Aber wenn Haydon schon früher immer seine Leistungen überschätzt hatte, so geschah es in der letzten Zeit, wo er in jene fire Idee des Verfolgtseyns wie verrannt war, noch bei weitem mehr. Ich habe im vorigen Jahre bei meinem Aufenthalt in London zufällig Gelegenheit gehabt, einige seiner letzten Werke zu sehen, nämlich „Uriel und Satan" (nach Milton), „Curtius in den Abgrund sich stürzend" und die Entwürfe zu zwei Freskobildern für das neue Parlamentshaus, die mit mehreren von anderen Malern gelieferten Entwürfen desselben Gegenstandes, behufs einer Preisbewerbung, in der Westminster-Halle ausgestellt waren. Es läßt sich kaum denken, welchen peinlichen Eindruck diese wahrhaft das Auge beleidigenden Arbeiten auf mich machten, der ich vor dem Namen Haydon's, als einem der berühmteren der englischen Künstlerwelt, einen gewissen Respekt mit nach England gebracht hatte. Einen nicht minder schlechten Eindruck machten freilich auch die Arbeiten Turner's, Cope's, Maclise's und anderer vielgenannten englischen Künstler auf mich, und nur die Landseer's fand ich einigermaßen ihrem Rufe entsprechend, aber Haydon blieb doch hinter allen Jenen noch zurück, und wir sind überzeugt, daß Herr H. M., wenn er diese Bilder gesehen hätte, Anstand genommen haben würde, das englische Publikum der Ungerechtigkeit gegen den Verstorbenen anzuklagen. Nur als Theoretiker und Kunstkritiker konnte Haydon in England, wo es deren so wenige giebt, die diesen Namen verdienen, auf einige Beachtung Anspruch machen. Seine „Lectures on painting and design", von denen kürzlich der zweite Band erschien, Abhandlungen über Fuseli, David Wilkie, den relativen Werth der Fresko- und der Oelmalerei, die Einflüsse der Kunstvereine und Akademieen auf Kunst, Wissenschaft und Literatur, die Elginschen antiken Bildwerke u. s. w. enthaltend, bieten zwar nicht für deutsche, aber gewiß für englische Leser viel Belehrendes dar. Und so theilen wir auch die Ansicht derjenigen, die es bedauern, daß Haydon nicht eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung als Professor der Akademie, als theoretischer Lehrer, gefunden. Wahrscheinlich hat er jedoch selbst, bei seiner ungeheuer hohen Meinung von sich, eine solche Stellung, die ihm ein sicheres Auskommen verschafft hätte, als seines Genius unwürdig, verschmäht.

*) Herr Reumont rühmt besonders „Alcune Considerazioni sul libro del Principe di Machiavelli", von A. Zambelli, Prof. der polit. Wissenschaften an der Universität Pavia. Mailand, 1841.

**) Niccolo Machiavelli's Florentinische Geschichten. Uebersetzt von Alfred Reumont. Thl. 1. XL und 321. Thl. 2. VI und 352 SS. 12. Bildet den 34sten und 35sten Band von der bei Brockhaus erscheinenden Ausgewählten Bibliothek der Klassiker des Auslandes.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen durch Buchhandlung (in v. Comp.-, Jäger wie von allen Post angenom.

№ 93. Berlin, Dienstag den 4. August 1846.

Nord-Amerika.

Das Haus in der Wüste.

Ein nordamerikanisches Stillleben.*)

Diesen Morgen hatte ich den Richter und Miß Sandford auf einer Schlittenfahrt aufs Land begleitet. Der Anblick des Landes, obwohl traurig, hatte doch seine eigenthümliche Schönheit. Gestern und heute Nacht ist ein leichtes Thauwetter eingetreten, begleitet von einem feinen kalten Regen, der ein Eis vom reinsten Krystall bildete. Alle Bäume waren mit einem glänzenden Ueberzug bekleidet, der sie von fern einem großen, aber reizenden Federbusch ähnlich machte, während in der Nähe jeder von ihnen mit seinen unter der Last dieses Schmuckes gebeugten Aesten einem blendenden Kandelaber glich. Die Felder, mit einer Kruste gehärteten Schnees bedeckt, funkelten in der Sonne, als wären sie mit Diamanten übersäet. Die hölzernen Zäune waren mit einer zarten Franse besetzt, welche wie polirtes Silber glänzte. Die düstere mit Schnee belastete Tanne schien stolz auf ihr grünes Alter; die Masse ihrer pyramidalen Form, durch lebhafte und zahlreiche Lichter hervorgehoben, gewann an Anmuth, was sie an Kraft verlor, und allein aufrecht stehend mitten unter ihren gebeugten Nachbarn, herrschte sie wie der ehrwürdige Patriarch des Waldes. In der Ferne hatten alle vorspringenden Gegenstände eine einförmige Weiße, aber in der Nähe zeigten sie eben so verschiedene Farben als Formen, indem jeder Baum und jeder Zweig die Schattirung seiner Rinde unter dem durchsichtigen Eise beibehielt und die Strahlen der Sonne ihnen alle Farben des Prisma mittheilten.

Es ist dies ein Schauspiel, das man weder vergessen noch beschreiben kann; für die Bewohner dieser Länder kehrt es wenigstens einmal jährlich wieder, und sie kennen alle Wirkungen und die ganze Pracht desselben. Der Pächter sieht das Unglück seines Baumgartens voraus, der Holzfäller den Eiszaun, durch welchen er sich seinen Weg zum Walde bahnen muß, der Jäger die Hemmung seiner Lieblingsbeschäftigung. Doch an diesem Morgen war die Landschaft so schön, daß alle Herzen von ihrem Zauber ergriffen wurden und diese plötzliche Umwandlung der Natur bewunderten. Es war das Werk einer Nacht; die Sonne war unter kalten Regengüssen untergegangen, und sie erhob sich mit ihrer ganzen Pracht, um durch ihre Gegenwart diesem prächtigen Schauspiel noch mehr Glanz zu geben. Wir konnten nicht müde werden, von unseren Empfindungen bei unserer Rückkehr zu reden; wir gingen beständig ans Fenster, um die letzten Schimmer dieses glänzenden Wintertages vor seinem Untergang zu erhaschen. Dann kam das Gespräch auf die Unfälle dieser Jahreszeit, auf ihre Feste, ihre Entbehrungen, ihren Einfluß auf die Gewohnheiten der Bewohner dieser Gegenden, und bei dieser Gelegenheit erzählte uns der Richter folgende traurige Geschichte:

Auf einer der Küstenstraßen (wie man die großen Wege in der Nähe des Atlantischen Meeres nennt), in einem entfernten Theil der Provinz, steht ein einsames Haus mitten in einem der wildesten und unfruchtbarsten Bezirke dieser Kolonie. Der Boden rings umher ist theils Torfland, theils mit ungeheuren Felsstücken bedeckt. Vor dem Hause liegt ein See mit einem tiefen Becken, das so ruhig, aber auch so traurig anzusehen ist, daß man es für den Cocytus der alten Mythologie halten möchte. Jenseits desselben erhebt sich ein Berg, der gleich einer plötzlich versteinerten Woge dem Ocean zur Gränze dient, dessen Murren man hier vernehmen kann. Das Haus steht auf einer Erdzunge, die ehemals ein Gehölz von Eschen und Birken beschattete; hier ist der Boden nicht mit Steinen bedeckt, aber außer dieser Erdzunge sieht man weithin nur unfruchtbare Fläche, nackte Felsen, zwischen deren Spalten nur hier und da eine verkrüppelte Birke oder eine Zwerg-Esche ihre Wurzeln eingeschlagen hat. Man kann sich nichts Einsameres als diese Wüste denken. Selbst im Sommer, wenn die Vegetation bemüht ist, die Oede und das Grauen derselben einigermaßen zu verbergen, und der Flug eines glänzenden Insekts, das Summen der wandernden Biene oder der Gesang der Vögel in die Eintönigkeit dieser Torfmoore einige Abwechselung bringt, selbst da erregt dieses einsame Haus in dem Wanderer ein peinliches Gefühl; er fragt sich, wer eine Familie menschlicher Wesen in diese Thebaïs führen konnte, und vergebens will er sich mit ihrer Absonderung aussöhnen durch die Vorstellung eines ruhigen, unschuldigen Lebens, das vor den Leidenschaften und Stürmen der Welt geschützt ist. Hier kommt es ihm recht lebhaft zum Bewußtseyn, daß der Mensch nicht geboren ist, um allein zu seyn.

Wenn das die Gefühle eines Reisenden im Sommer sind, um wie viel schauerlicher muß ihm zu Muthe seyn, wenn er im Winter dieses einsame Haus auf seinem Wege antrifft. Ich habe viele einsame Wohnungen gesehen, manche noch tiefer in der Wüste, aber keines, das mir so traurig erschien. Ueberall anderswo in diesen schnell bevölkerten Gegenden erkennt man sogleich, daß selbst dem am weitesten vorgedrungenen Schanzgräber der Strom der Auswanderung dicht auf dem Fuße folgt .... Aber hier glaubt man einen verlorenen Posten zu sehen.

Und doch war es ein liebreicher Gedanke, der den Erbauer dieses Hauses geleitet. John Lent wollte dem Reisenden einen Zufluchtsort für die Nacht und einen Wegweiser für den folgenden Morgen darbieten. Er ward durch die Beiträge und die persönliche Hülfe aller derer unterstützt, welche, in der Nähe wohnend, ein Interesse für die Unterhaltung der Straße hatten oder von der wohlwollenden Absicht einer solchen Ansiedlung gerührt waren. Auch hatte ihm die Legislatur eine kleine Summe von 10—12 Pfund jährlich bewilligt mit Rücksicht auf die Dienste, die er zur Sicherung der Postverbindungen in diesem Theile der Provinz leisten konnte. Das Grundstück John Lent's enthielt ungefähr 30 Morgen, die bald urbar gemacht waren. Er konnte darauf leicht seinen Heuvorrath für den Winter und einen jährlichen Ertrag von Korn und Gemüse ärndten. Seine Hammel und Kühe fanden daselbst während der schönen Jahreszeit eine reichliche Weide; das Torfland lieferte ihm Brennmaterial und Stoffe zum Anbau des Bodens; von den Einnahmen der kleinen Schenke endlich kaufte John Lent jene Spezereiwaaren, welche die Gewohnheit den ärmsten Kolonisten dieser Gegenden unentbehrlich gemacht hat. Dies war die Lage der Familie John Lent's. Die Jahre folgten sich mit einer Einförmigkeit, die durch sehr seltene Zwischenfälle unterbrochen ward. Die Rückkehr jeder Jahreszeit führte die Arbeiten des vorigen Jahres zurück, und für diese Einsiedler war die Zeit ganz eben so schnell entflohen, als für die Bewohner der Städte. Drei Töchter verließen nach und nach das väterliche Haus, um in der benachbarten Stadt einen Dienst zu suchen; hier fanden sie Männer, die sie in andere Himmelsstriche entführten, und zu der Zeit, von der ich spreche, hatte John Lent nur noch seine Frau und drei andere jüngere Töchter bei sich, deren jüngste erst sieben Jahr alt war. Als ich das einsame Haus im letzten Sommer besuchte, erkannte mich Mistreß Lent nicht gleich. Das Alter hatte meinen Zügen seine Spuren aufgedrückt, und was das Alter bei mir, hatte das Unglück bei ihr gethan. Die, welche ich als junge fröhliche Mutter gekannt, war eine alte, vom Schmerz gebeugte Frau geworden. Sie erinnerte sich meiner nur, als sie meine Stimme hörte. „Ach", sagte sie dann, „halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich mich Ihres Namens nicht erinnern kann; mein armer Kopf ist in letzter Zeit so verwirrt gewesen ...." Dann erzählte sie mir kurz die traurige Geschichte, die ich hernach ausführlicher in Shelburn erfuhr.

Im vorhergegangenen Winter war ihr Mann zu Fuß nach der nächsten Stadt gegangen, um daselbst einige Wirthschafts-Artikel einzukaufen, mit der Absicht, am anderen Tage zurückzukommen. Der nächste Morgen war schön, aber, wie es in diesem veränderlichen Klima oft geschieht, das Wetter änderte sich plötzlich. Um Mittag fing es an zu schneien; gegen Abend verwandelte sich der Wind in einen Orkan, und ein kalter Graupelregen fiel auf die Wüste. Ein- oder zweimal wollte Mistreß Lent nach der Thür gehen, um hinauszuschauen, aber sie mußte bald wieder hereintreten, fast erblindet und erstickt durch die Heftigkeit des Orkans. Sie bereitete das Abendbrod für ihren Mann; die weiße Decke war auf dem Tisch ausgebreitet. „Das ist er gewiß!" sagte sie, als sie die äußere Thür sich öffnen sah .... aber nein, es war ein Windstoß, der einen Haufen Schnee auf die Schwelle warf. „Ah", fuhr sie fort, „er wird diesen Abend nicht kommen; er wird gewiß den Sturm vorhergesehen haben und klüglich in der Stadt geblieben seyn. Es ist wunderbar, wie er sich darauf versteht; es giebt Niemanden, der wie er Schnee oder Thauwetter vorhersieht."

Sein Ausbleiben machte ihr also keine Besorgniß; die brave Frau hatte sich mit dem schlechten Wetter vertraut gemacht und fürchtete es nur für die Reisenden und die Fremden. John Lent hatte oft Ausflüge gemacht, und die Verzögerung seiner Rückkehr hatte nichts Befremdendes.

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser dieser Skizze ist Herr Haliburton, der unter dem Pseudonym Sam Slick die anglo-amerikanischen Sitten so plastisch darzustellen weiß. Die meisten seiner Werke sind jedoch unübersetzbar, weil er einen Jargon angenommen hat, der die amerikanische Redeweise parodirt.

keiten d-

Frankreich.

Vergleichende Uebersicht der Kriminalfälle in Frankreich.

Die Statistik hat seit einigen Jahren bedeutend an Kredit verloren. Früher lebte man in dem Glauben, daß man mit Ziffern Alles beurtheilen und auflösen könne, und daß gegen eine Addition oder Subtraction nicht das Geringste mehr einzuwenden sey. Aber man hat die Bemerkung gemacht, daß die Arithmetik auf moralische Thatsachen nicht mit derselben Sicherheit anzuwenden sey, als auf abstrakte Größen. Die Sucht, zu systematisiren, das persönliche oder Partei-Interesse können sich unvermerkt unter die Ziffern mischen, denn man hat eine Kunst, sie anzuordnen, sie zu „gruppiren" — um die technische Bezeichnung zu wählen —, deren Folge ist, daß zwei von denselben faktisch-gegebenen Voraussetzungen ausgehende Statistiker oft zu einander gerade entgegengesetzten Schlüssen gelangen.

Wie wenig man sich jedoch auch auf die Wissenschaft der Zahlen verlassen kann, wenn man sie zur Lösung von Problemen oder zur Beleuchtung von Interessen heranzieht, die ihrer Natur und Eigenschaft fremd sind, so ist doch der Gedanke, alle Jahre Rechenschaft über die Kriminalgerichtsbarkeit in Frankreich zu geben, ein glücklicher und verständiger zu nennen. Wenn man daraus zuweilen übertriebene oder selbst falsche Folgerungen zieht, so giebt es doch immer eine große Menge sorgfältig gesammelter Thatsachen, die später, durch einen geistvollen und gewissenhaften Mann geordnet, eines der wichtigsten Materialien für die Geschichte der menschlichen Gesellschaft abgeben können. Die folgenden Bemerkungen, denen die obenerwähnten offiziellen Dokumente zu Grunde gelegt sind, mögen einen Versuch abgeben von dem, wie wir uns eine für die Geschichte wahrhaft ersprießliche Bearbeitung solcher in Zahlen gefaßten Thatsachen vorstellen.

Die jährliche Anzahl der Verbrechen in Frankreich scheint in der letzten Zeit weder ab- noch zugenommen zu haben.

Im Jahre	1841	kam 1	Angeklagter	auf	4583	Einwohner
„	1842	„ 1	„	„	4924	„
„	1843	„ 1	„	„	4737	„
„	1844	„ 1	„	„	4757	„

Man würde sogar sagen können, daß sich eher eine Ab- als Zunahme zeigt, wenn man in Ueberlegung zieht, daß das Verhältniß der Anzahl der Verbrechen zu der Volksmenge nach der Zählung von 1841 gestellt ist, und daß seitdem doch die letztere bedeutend gewachsen seyn wird. Aber hier sehen wir schon, wie mißlich es ist, auf solche Schlüsse zu bauen. Man hatte seit einigen Jahren ein rasches Steigen der allgemeinen Verbrechenzahl des Königreichs bemerkt; eine Bemerkung, die mit jenen Angaben nicht übereinzustimmen scheint, wovon wir den Grund später angeben werden. Vielleicht ist es die in den großen politischen Kämpfen augenblicklich eingetretene Ruhe, der Zustand eines fortdauernden Friedens, die auf industrielle Unternehmungen gerichtete Thätigkeit der Geister, die daraus entspringende Leichtigkeit, Arbeit zu finden: diese und vielleicht noch andere Ursachen erklären das von uns erwähnte Faktum, ohne daß man vernünftigerweise daraus einen Schluß auf das Wachsthum der Sittlichkeit des Landes ziehen kann. Die Zukunft allein hat darüber zu entscheiden.

Das Verhältniß der Angeklagten zur Bevölkerung wechselt mit den Departements sehr beträchtlich. Wir haben zwar oben gesagt, daß im Jahre 1844 ein Angeklagter auf 4757 Einwohner komme; allein wenn man die einzelnen Provinzen für sich betrachtet, so stellen sich ganz andere Verhältnisse heraus, die sich in ihrer Totalität allerdings zu dem obigen ausgleichen. So findet man z. B. in dem Seine-Departement einen Angeklagten auf 1175 Einwohner, während sich das Verhältniß in dem Departement der Nieder-Pyrenäen wie 1 : 16,729 herausstellt; woraus folgt, daß in jenem fast 16mal mehr Verbrechen verübt werden, als in diesem. Dürfte man, auf diese Thatsache gestützt, eine Meinung — natürlich mit gehöriger Rücksichtnahme — über einen so bedenklichen Gegenstand aussprechen, so könnte man daraus wohl einen Beweis mehr gegen die übermäßige Anhäufung von Menschen in einer großen Hauptstadt schöpfen. Und wenn man gar in Betracht zieht, daß alle Fortschritte der Industrie, im Besonderen die Eisenbahnen, darauf hinarbeiten, die bereits ungeheure Menschenmasse zu Paris über jedes bekannte Maß hinaus zu vergrößern, so kann man nicht leugnen, daß solche Betrachtung wohl zu ernsten Befürchtungen Stoff darbieten muß.

Zwischen jene beiden äußersten Zahlen stellen sich nun die Verhältnisse der übrigen Departements; und es ist das Merkwürdige darin, daß die Tabellen von 1844 die so allgemein angenommene Ansicht Lügen zu strafen scheinen, als liefere die gewerbetreibende Bevölkerung bei weitem mehr Verbrecher als die ackerbautreibende. Denn in dem Departement des Pas-de-Calais, wo die Industrie sich sehr entwickelt hat, hat man nur einen Angeklagten auf 13,980 Einwohner gezählt, im Nord-Departement einen auf 11,305, in dem Isere-Departement einen auf 10,327, was doch das oben angegebene mittlere Verhältniß noch immer um das 2—3fache übersteigt. Sollte es wahr seyn, daß die arbeitende Klasse mehr eine beklagenswerthe Zunahme an Lastern als an Verbrechen zeigt, und daß die steigende Verderbniß derselben sich weniger in gewaltsamen Verletzungen der Rechte Anderer als in Exceſſen gegen sich selbst äußert? — Eine neue Frage, die wir der Untersuchung der Denker vorlegen. — Thatsache aber ist, daß die Verbrechen gegen Personen sich von Jahr zu Jahr verringern, während die an Sachen begangenen wachsen. Im Jahre 1843 gab es 2233 wegen Personalverbrechen*) und 4993 wegen Realverbrechen Angeklagter; im Jahre 1844 belief sich die Anzahl der Ersteren auf 2031, also auf 202 weniger, die der Letzteren auf 5164, also auf 171 mehr. Dieses Verhältniß wiederholt sich seit mehreren Jahren, und so ist die Behauptung wohl nicht zu gewagt, daß die Ursache davon in den Fortschritten unserer Civilisation zu suchen ist, die nur dazu beiträgt, die Geister zu verweichlichen, ohne sie zu erheben. Zu den Verbrechen gegen Personen ist eine gewisse Energie und Wildheit der Leidenschaft erforderlich, es bedarf dazu eines rauhen, hitzigen Charakters; die an Sachen verübten verlangen dagegen mehr Kaltblütigkeit, Berechnung und Geschicklichkeit und vielleicht im Grunde auch einen größeren Grad von Verderbtheit. Was diese Bemerkung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß die mit Feigheit verträglichen Personalverbrechen nicht nur nicht abgenommen haben, sondern augenscheinlich in bedeutendem Steigen begriffen sind, wie z. B. die Angriffe auf die Schamhaftigkeit der Kinder. Vom Jahre 1826—1830 sind im Durchschnitt nur 139 dieser Art von Verbrechen angeklagt worden; während in dem einzigen Jahre 1844 die Zahl derselben sich bis auf 406 erhoben, also um das Dreifache vermehrt hat! Was die Vergiftungen betrifft, die wir gleichfalls zu der feigen Art von Verbrechen zählen, so hat die öffentliche Behörde außerordentliche Maßregeln ergreifen zu müssen geglaubt, um das schreckenerregende Steigen ihrer Anzahl zu verringern. Kann man sich eine solche Thatsache wohl anders erklären, als daß die Verderbtheit an sich nichts weniger als abgenommen hat, nur daß, wenn sie in gewisser Beziehung abzunehmen scheint, der Grund nur in der abnehmenden Energie des Charakters zu suchen ist? — Die in den Felsklüften von Morea oder auf den Steppen der Tatarei umherschweifenden Horden sind ohne Zweifel barbarischer, gewiß aber nicht so demoralisirt wie das civilisirte Frankreich. Das Verbrechen ist dort rascher begangen und kostet mehr Blut; aber es ist weniger berechnet und setzt einen geringeren Grad von Verderbtheit voraus.

Das Verhältniß der Anzahl der Frauen zu der der Männer hat in Rücksicht auf die Menge der Verbrechen wenig Veränderung erlitten. Unter den 7195 Angeklagten des Jahres 1844 hat man 5898 Männer, also 0,82, und 1297 Frauen, oder 0,18 gezählt. Im Jahre 1843 belief sich die Anzahl der Frauen auf 0,17, woraus für 1844 eine kleine Zunahme folgt. Die Frau der unteren Klassen der Städte und des Landvolks ist in Frankreich selbst für die rauhesten Arbeiten dem Manne zu sehr gleichgestellt. Am häuslichen Heerde, ihrem natürlichen Platze, darf sie nicht bleiben, sondern wird entweder wie ein Lastthier mit schwerer Bürde beladen oder vom Morgen bis auf den Abend in Fabriken eingeschlossen, deren Herren sich in keiner Weise ihrer Sittlichkeit wegen beunruhigen. Eine solche Verfassung ist wenigstens ein anormaler Zustand, der, im Fall man keine Mittel zu seiner Verbesserung anwendet, früher oder später noch traurigere Folgen nach sich ziehen wird, als die bereits sichtbar gewordenen. Wiederum ein Gegenstand der Fürsorge für Menschenfreunde.

Mit tiefem Bedauern haben wir bemerkt, daß die Todesstrafe im Jahre 1844 weit öfter in Anwendung gebracht ist, als im Jahre 1843. Es wurden 51 Angeklagte mehr zum Tode verdammt, und 41 dieser Unglücklichen sind im Laufe eines Jahres hingerichtet. Wir haben nicht die Absicht, die Gründe für und wider die Todesstrafe zu untersuchen; aber welcher Ansicht man auch über die Aufrechthaltung oder völlige Abschaffung derselben seyn mag, so ist die Freigebigkeit, mit der man sie austheilt, doch sehr beklagenswerth. Halten denn die Minister, deren Pflicht es ist, dem Könige über die Umänderung der Strafe ihren Rath mitzutheilen, solch Blutvergießen für unumgänglich nothwendig? Glauben sie, daß so viele Schaffots errichtet werden müssen zur Einschüchterung derer, die sich dem Abgrund des Verbrechens nähern? Die Aktenstücke der Verbrecher-Statistik scheinen gerade auf einen entgegengesetzten Schluß hinzuleiten. Denn wenn die Verbrechen gegen Personen, sey es durch das Erschlaffen des National-Charakters oder durch ähnliche Ursachen, abnehmen, so sieht man keinen Grund für die Vervielfältigung dieser blutigen Schauspiele. Selbst vom Gesichtspunkt der Abschreckungstheorie betrachtet, ist es ein Luxus und Uebermaß von Strenge; denn Alles, was in dieser Rücksicht über die Gränze der unvermeidlichen Nothwendigkeit hinausgeht, ist fehlerhaft und gefährlich.

Im Allgemeinen ist die Strenge der Strafen im Steigen begriffen. Im Jahre 1844 rechnete man 209 zu lebenswieriger harter Arbeit Verurtheilte, während im Jahre 1843 nur 196, im Jahre 1842 nur 174 und im Jahre 1841 nur 178 gezählt wurden. Auch die mittlere Dauer der Verurtheilungen zu nicht lebenslänglicher Arbeit ist gleichfalls gewachsen. Eine Strafe wird jedoch von Jahr zu Jahr seltener, der Pranger. Die Gerichtshöfe haben im Jahre 1844 von 100 zur Ausstellung Verurtheilten 69 davon befreit; im Jahre 1843 war das Verhältniß 0,68; im Jahre 1842 nur 0,67, und im Jahre 1841 nur 0,63. Sollte man erkannt haben, daß diese Strafe weniger Eindruck auf die Verurtheilten macht, als früher, oder hat man, was wahrscheinlicher ist, eingesehen, daß der Eindruck auf die Zuschauer keineswegs dem entsprach, den der Gesetzgeber beabsichtigte?

Es bleiben uns nun noch in Rücksicht auf die Selbstmorde einige Bemerkungen zu machen. Die Zahl derselben vom Jahre 1844 zeigt zwar 47 weniger als die vom Jahre 1843; aber sie übersteigt doch um 100—200 die von 1840, 1841 und 1842. Im Seine-Departement fielen im Jahre 1844 341 Selbstmorde vor, wobei noch zu erwähnen ist, daß diese Zahl nicht ganz genau seyn kann, da die Familien so viel als möglich diese Art von Ver-

*) Man entschuldige den Ausdruck Personal- und Realverbrechen. Nach unserem Recht existirt gar kein Verbrechen gegen Sachen, sondern nur gegen Personen, weil die Verletzung des Eigenthumsrechts nicht die Materie des Besitzthums, sondern die rechtliche Form desselben, die eben nur in der Person des Besitzers liegt, angeht. Diese Rücksicht fällt aber für unseren Zweck fort, da es uns eben um diesen Unterschied aus moralischen Gründen zu thun ist.

brechen zu verheimlichen suchen und ohnehin die mißlungenen Mordversuche in den öffentlichen Listen gar nicht aufgeführt werden. Auf 2973 Menschen, die sich selbst das Leben nahmen, rechnete man 2197 Männer oder 0,74, und 776 Frauen oder 0,26. Was das Alter betrifft, so waren

unter	16 Jahren	27	Selbstmörder
zwischen	16—21	145	"
"	21—30	461	"
"	30—50	1169	"
"	50—60	464	"
"	60—70	417	"
"	70—80	164	"
	über 80	39	"

Fragen wir, welche Ursache macht es möglich, daß Kinder unter 16 Jahren und mehr als 80jährige Greise sich tödten können, so gilt für die Ersteren die Antwort: die verwahrloste Erziehung, und für die Zweiten: die Undankbarkeit und schlechte Behandlung von Seiten derer, die ihnen mit Liebe und Achtung begegnen sollten.

Man hat in dem öffentlichen Bericht auch die muthmaßlichen Motive zum Selbstmorde angegeben. Die erste Stelle nehmen darunter die häuslichen Zwistigkeiten ein; dann folgen die physischen Leiden; ferner die Furcht vor Bestrafung des Verbrechens; der übermäßige Genuß geistiger Getränke; endlich Unglück im Geschäft und Geldverlegenheit. Der eigentliche Mangel nimmt eine sehr niedrige Stufe in dieser Leiter, auf der man ins Grab steigt, ein. Ein Viertheil der im Jahre 1844 begangenen Selbstmorde war eine Folge von gehirnzerrüttenden Krankheiten.

Das ist nun eine Seite der tabellarischen Uebersicht über den sittlichen Zustand Frankreichs, die ohne Zweifel mit nicht geringerer Aufmerksamkeit untersucht zu werden verdient, als das Resultat der Betrachtungen über seine materiellen Verhältnisse. *)

Die Herzogin von Berry in der Vendée.

(Schluß.)

Die wichtige Schattirung der royalistischen Partei, welche gegen einen bewaffneten Aufstand stimmte, sendete Berryer nach der Vendée, um die Herzogin zum Verlassen der westlichen Provinzen zu bewegen. Kaum hatte sie die peinliche Konferenz mit den royalistischen Anführern zu Meslier bestanden, als sie sich auch schon zu einem ungleich schwierigeren Kampfe zu rüsten hatte, zum Kampfe mit einem der größten Redner. Aber schon ehe derselbe mit ihr zusammentraf, hatte er die ihr noch verbleibenden Aussichten gänzlich zerstört. Berryer, der erst am 22. Mai zu ihr gelangen konnte, hatte in Nantes den Marschall Bourmont getroffen; er hatte ihm seinen Auftrag mitgetheilt und gegen ihn die sichere Hoffnung ausgesprochen, daß er die Herzogin zum Aufgeben ihrer Pläne bewegen werde; indem er den Marschall auf die nicht wieder ungeschehen zu machenden Folgen der Waffenergreifung aufmerksam machte, die die Herzogin nicht würde abbestellen können, wenn sie auch von seinen Gründen überzeugt werden sollte, erwirkte er vom Marschall folgenden am 22. Mai Mittags ausgestellten Gegenbefehl: „Verzögern Sie die Ausführung der Befehle, die Sie für den 24sten d. M. erhalten haben, um einige Tage, und thun Sie nichts, ehe Sie nicht neue Nachrichten erhalten haben; aber rüsten Sie sich fortwährend."

Der Marschall glaubte die Herzogin durch diesen Aufschub blos in den Stand zu setzen, die ihr vorgelegten Einwendungen zu würdigen und mit vollkommenster Sachkenntniß zu urtheilen. Aber wie wir sehen werden, gab dieser Gegenbefehl den Ausschlag.

Als Berryer in Meslier anlangte, lag die Herzogin schon im Bette. Derselbe mußte seinen Namen einer alten Frau nennen, welche ihm die Thür öffnete; sie war begleitet von einem jungen kräftigen Burschen, der mit einem Stocke bewaffnet war; dies war die Garnison des Platzes, in welchem die Regentin residirte. Zehn Minuten nach seiner Ankunft wurde Berryer bei der Herzogin eingeführt, welche auf einer grobgezimmerten hölzernen Bettstelle ruhte; ihr Haupt bedeckte eine Haube, wie sie die Frauen des Landes zu tragen pflegen; ein grün- und rothgestreifter schottischer Tartan war über ihr ausgebreitet; im Zimmer waren keine anderen Möbel als ein mit Papieren bedeckter Tisch, auf welchem zwei Pistolen lagen, und ein Stuhl, auf welchem man einen Bauernanzug und eine braune Perrücke erblickte.

Die Unterhaltung kam alsbald in Gang. Berryer legte der Herzogin die Note des Pariser Ausschusses vor, welche eine doppelte Bitte an die Prinzessin enthielt: daß sie Frankreich verlassen und die vendéischen Anführer bewegen möge, das Schwert wieder einzustecken. Dieses Aktenstück hatte keine Unterschrift. Es brachte auf sie, als sie es las, einen schmerzlichen Eindruck hervor, welcher sich in einigen lebhaften Worten Luft machte: „Mein Herr", sagte sie zu Berryer, „kehren Sie zu denjenigen zurück, welche Sie gesandt haben, und sagen Sie ihnen, daß die Regentin von Frankreich auf eine Eingabe, welche keine Unterschrift trägt, keine Rücksicht nehmen kann." Berryer's Schweigen gab ihr Zeit, sich wieder zu fassen, und sie führte ihm hierauf die Beweggründe an, welche sie bestimmt hatten, ihr Unternehmen auszuführen, wobei sie sich auf die zahlreichen Briefe einflußreicher Royalisten und auf die vielen Einverständnisse und Verbindungen, die sie angeknüpft hatte, berief. Sodann sagte sie: „Meinen Pariser Freunden können die hiesigen Verhältnisse nicht bekannt seyn; sie kennen dieselben nur aus den Berichten von Personen, welche der Unternehmung feindlich sind. Glauben Sie mir, Herr Berryer, in einer Entfernung von hundert Meilen kann man nicht über die Zeitgemäßheit eines Unternehmens urtheilen. In den ersten Kriegen würde sich Alles günstiger gestaltet haben, wenn nicht Paris den westlichen Provinzen die Richtung hätte vorschreiben wollen. Das Beispiel des Herzogs von Bourbon steht mir immer vor Augen. Wenn er 1815 nur auf sein edles Herz und den Rath des größten Theils seiner Freunde gehört hätte; wenn er sich an die Spitze der Vendée gestellt hätte, anstatt auf die Stimme der lügnerischen Politik, mit welcher man die Prinzen umgarnt, zu achten, so hätte großes Unglück vermieden werden können, es würden keine Spaltungen unter den Anführern eingetreten seyn, und Frankreich hätte keine zweite Invasion erlebt. Wissen Sie, welchen Preis Frankreich würde bezahlen müssen, wenn die Alliirten noch einmal nach Frankreich kämen? Frankreich würde unfehlbar getheilt werden. Bei diesem Gedanken empört sich mein Gefühl als Mutter und Französin, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß mein Sohn nie regieren wird, wenn er den Thron mit der Abtretung einer Provinz, einer Festung, eines Hauses oder auch nur einer Hütte, wie die, in welcher die Regentin Frankreichs Sie jetzt empfängt, erkaufen soll!"

Die Unterhaltung dauerte den längsten Theil der Nacht hindurch fort; sie war einem Duell zu vergleichen, in welchem sich keiner der beiden Gegner den geringsten Vortheil entgehen läßt: die Zeugen blieben still und nahmen keinen Theil an der Unterhaltung; auch brauchte die Herzogin von Berry keine Unterstützung. Wenn Berryer die Gründe hervorgehoben hatte, die sie zur Abreise bewegen sollten, so machte sie aufs nachdrücklichste die Gründe geltend, welche sie bestimmten, in der Vendée zu bleiben, und unter diesen Gründen war einer, welcher einen großen Einfluß auf sie zu üben schien, nämlich die den Fürsten ihres Hauses gemachten Vorwürfe. Das Benehmen des Herzogs von Bourbon, in den hundert Tagen, der nur ankam, um sich wieder zu entfernen, so wie das des Grafen von Artois zur Zeit der ersten Revolution, schwebten ihr unaufhörlich vor Augen; sie war von dem Gedanken durchdrungen, daß sie den Ruf des Hauses Bourbon wiederherstellen müsse. Ueberdies fühlte sie das ungünstige Vorurtheil, unter dessen Eindruck die Royalisten seit Rambouillet geblieben waren, und wie sie oft wiederholte, flüsterte ihr etwas zu, daß die Schwerter gezogen werden müßten, damit man sehe, daß das Blut Heinrich's IV. in den Adern seiner Nachkommen nicht erkaltet sey. Uebrigens stellte sie mit großer Klarheit die Elemente des Erfolges dar, die ihr geblieben waren, selbst nach dem Gegenbefehle, der ihrer Sache schaden mußte.

Berryer erneuerte noch einmal seinen Angriff, und die Prinzessin, die mehr erschöpft als besiegt war, ging endlich auf die Idee ein, daß sie die Vendée verlassen müsse, jedoch ohne sich auf eine bestimmte Weise dazu zu verpflichten, denn als Berryer sie verließ, sagte er: „Wenn Madame sich zur Abreise entschließt, so biete ich ihr meine Dienste an; ich werde dann zu Nantes und später in la Rochelle seyn." Es war vier Uhr Morgens, und die Konferenz hatte fünf Stunden gedauert. Die Herzogin sagte zu Herrn von Mesnard: „Ich will mir das Alles überlegen, schlafen und, wenn ich kann, morgen einen Entschluß fassen." Berryer, der über den Geist und die Unerschöpflichkeit, welche die Prinzessin in dieser Nacht gezeigt hatte, erstaunt war, sagte zu Herrn von Charette, mit welchem er Meslier verließ: „Der Kopf und das Herz dieser Prinzessin enthalten den Stoff zu zwanzig Königen."

In der That hatte Marie Karoline am folgenden Tage ihren Entschluß gefaßt, und der Müller Sorin, der sie für den Fall der Abreise nach Magasin zu Herrn Goizel hatte geleiten sollen, überbrachte am 23. Mai Herrn von Charette folgenden Brief: „Mein lieber Charette, ich bleibe bei Ihnen; ich melde Berryer meinen Entschluß; der andere Brief ist für den Marschall; ich ertheile ihm den Befehl, sich unverzüglich zu mir zu begeben. Ich bleibe, da meine Anwesenheit eine große Anzahl meiner treuen Diener in Gefahr gebracht hat; es wäre feig von mir, wenn ich sie verlassen wollte. Uebrigens hoffe ich, daß Gott uns, trotz des unglücklichen Gegenbefehls, den Sieg verleihen wird."

Die Würfel waren also geworfen: die Waffen sollten den Ausschlag geben. Der Marschall Bourmont langte in Begleitung Herrn von Puysieux' am 23. Mai in Meslier an; der Baron von Charette fand sich ebenfalls ein; man verabredete, daß der Aufstand in der Nacht vom 3. zum 4. Juni ausbrechen solle, und die betreffenden Befehle wurden allen Divisionen zugeschickt. Aber in der Zeit vom 24. Mai zum 4. Juni zeigten sich die Folgen des Gegenbefehls; mehrere Divisionen in der Bretagne, in Maine und Poitou, denen er nicht zu rechter Zeit zugekommen war, brachen los und wurden erdrückt. Die Corps des Herrn von Courson de la Belle Issue, des Grafen von Pontsarcy, der Herren von Tilly, Bonteloup, Bordigné und Gautier wurden aufgelöst. Im oberen Poitou wurde ein Versuch des Aufstandes gemacht, der augenblicklich unterdrückt wurde. Im dritten Corps wurden Verhaftungen vorgenommen; aber dies Alles war nur das Vorspiel weit größeren Unglücks.

Die Behörden waren endlich aufmerksam geworden. Am 27. Mai, drei Tage nach dem 24sten, schrieb der Marschall Soult dem Militair-Kommandanten des Departements der Deux-Sèvres: „Ich rechne darauf, daß der General Solignac die Zusammenziehung der Abtheilungen befohlen haben wird, die so schwach sind, daß ihre Zerstückelung sie den Angriffen der Banden aussetzt, die sich verstärkt haben!" Ebenfalls am 27. Mai wurde Cathelineau bei einer Haussuchung im Schlosse la Chapereniere ermordet. Am 28. Mai

*) Wir behalten uns vor, auf diesen Gegenstand nächstens zurückzukommen in einer Besprechung der so eben vom Geh. Medizinalrath Dr. J. L. Casper herausgegebenen „Denkwürdigkeiten zur medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Für Kriminalisten und Aerzte." (Berlin, Duncker und Humblot, 1846.)

brach der General Dermoncourt an der Spitze einer Abtheilung mit einem Verhaftsbefehl gegen den Militair-Unterintendanten Laudépin und seinen Bruder, den Oberst-Lieutenant, die Beide in la Chasliére wohnten, auf. Drei Grenadiere, welche in den Keller eingedrungen waren, holten aus demselben drei Flaschen, die mit Papieren angefüllt waren, herauf. Sie enthielten den Feldzugsplan der Royalisten des Westens, von Paris und des Südens, die Korrespondenz der Herzogin mit den Hauptanführern des Aufstandes, so wie mehrere gedruckte Befehle, in denen ausgesprochen war, daß die Schilderhebung in der Nacht vom 3. zum 4. Juni stattfinden solle. Eine Haussuchung, welche am 30. Mai im Schlosse Carheil, das dem Marquis von Coislin gehörte, angestellt wurde, führte zu Entdeckungen, welche die früheren bestätigten und vervollständigten.

Alle Begebenheiten, welche die letzten Hoffnungen Marie Karolinens zerstörten, ereigneten sich in der Zeit vom 24. zum 30. Mai, wurden also durch den Gegenbefehl veranlaßt. Die Regierung hatte jetzt außer der numerischen Ueberlegenheit auch alle anderen Vortheile auf ihrer Seite. Anstatt überfallen zu werden, überfiel sie selbst; anstatt angegriffen zu werden, griff sie selbst an; sie kannte alle Einzelheiten der royalistischen Organisation und die Anwesenheit der Herzogin von Berry, sie besaß das Geheimniß des Komplotts und kannte sichere Streiche führen, da sie den Tag und die Stunde des Losbrechens kannte. Zum größten Unglück erfuhr Marie Karoline erst am 2. Juni Abends, daß alle ihre Geheimnisse in den Händen der Regierung waren, welche das tiefste Schweigen beobachtet und die Zusammenziehung der Kantonirungen erst am 2. Juni angeordnet hatte. Marie Karoline faßte einen Augenblick den Gedanken, einen neuen Gegenbefehl zu ertheilen; aber es war nicht mehr Zeit. Sie glaubte daher, daß nichts Anderes mehr übrig bleibe, als der Gefahr vereint zu trotzen, und erklärte dem Baron von Charette, daß, wenn es ihm gelänge, 1500 Mann auf einem Punkte zu vereinigen, und er sie nicht benachrichtige, damit sie sich an die Spitze stellen könne, sie ihm dies nie verzeihen werde.

Am 31. Mai verließ die Herzogin von Berry Meslier, um sich dem Mittelpunkte der ersten Operationen mehr zu nähern. Sie war begleitet von Fräulein Eulalie von Kersabiec und trug den Anzug eines Bauern; sie selbst führte den Namen Petit-Pierre, ihre Begleiterin, die ebenfalls verkleidet war, taufte sie Petit-Paul. Nicht ohne mancherlei Zährlichkeiten gelangten sie dennoch wohlbehalten zur Mühle Etienne, wo die Leiter der Bewegung die letzten Maßregeln verabreden wollten. Hier erfuhr die Prinzessin das fast gänzliche Zusammenstürzen ihrer Hoffnungen, die Entdeckungen im Schlosse la Chasliére. Ihr Schmerz war gränzenlos, aber wie groß derselbe auch seyn mochte, so ließ sich doch nichts mehr ändern. Mit wundem Herzen verließ sie am nächsten Tage die Mühle, um sich nach einer allein liegenden Meierei, la Brosse genannt, zu begeben. Um zehn Uhr Abends brach sie auch von hier wieder auf und setzte über die Boulogne, an deren jenseitigem Ufer neue Führer sie erwarten sollten, die indeß nicht zur bestimmten Stunde eingetroffen waren. Erschöpft von körperlichen und geistigen Anstrengungen, sank sie auf den Rasen unter einer Eiche nieder. Als sie die Augen wieder öffnete und die Befangenheit ihrer Begleiter bemerkte, sagte sie, um dieselben ihren Gedanken zu entreißen, mit affektirter Heiterkeit: „Gestehen wir, meine Herren, daß wir einer Räuberbande ähnlicher sehen als ehrlichen Leuten.“ Man setzte sich wieder in Bewegung und langte bald an dem Orte an, wo Marie Karoline Nachricht von der ersten Zusammenrottung erhalten sollte. Es war der 3. Juni, und in der Nacht sollte die Bewegung losbrechen. Als sie sich von Charette und seinen ihn begleitenden Freunden trennte, die sich nach Montbert begaben, wo sie mit anderen Royalisten eine Zusammenkunft verabredet hatten, sagte sie: „Muth und Hoffnung!“

An Muth fehlte es nicht; aber jede Hoffnung war entschwunden. Die Schlacht war verloren, ehe sie noch begonnen war. Die 1500 Mann, welche die Herzogin forderte, um sich auf dem Schlachtfelde zu zeigen, konnten nirgends zusammengebracht werden; wo die Royalisten sich zeigten, wurden sie von überlegenen Streitkräften umringt. Man kämpfte mehr für die alte Ehre der Vendée als für den Sieg, und man mußte, nachdem man sich an verschiedenen Punkten mit zu überlegenen Streitkräften gemessen, alle Corps, die man zusammengebracht hatte, wieder verabschieden: der Ausgang der Gefechte von le Chêne, Maisdon, la Caraterie, Riaillé, la Penissière hatte zu deutlich gezeigt, daß für den Augenblick nichts zu hoffen sey.

Während dieser Kämpfe war die Herzogin in la Brosse geblieben. Hier suchte sie Herr von Charette wieder auf, nachdem er auch seinen kleinen Haufen hatte aus einander gehen lassen müssen. Das erste Wort, welches die Herzogin an ihn richtete, war: „Robert Bruce besiegt den schottischen Thron erst, nachdem er siebenmal besiegt worden war; ich werde eben so ausdauernd wie er seyn.“ Kaum war Herr von Charrette in la Brosse angelangt, als sich auch schon ein Allarmschrei erhob; die Veranlassung war eine vorüberziehende Patrouille. Man mußte eiligst das Haus verlassen und sich in einem tiefen Graben verbergen, in welchem das Wasser den Flüchtlingen bis an die Waden ging. Da ähnliche Heimsuchungen noch ferner zu fürchten waren, so beschloß die Herzogin, bis zum Abend an ihrem feuchten Zufluchtsorte zu bleiben. In diesem Graben berieth man sich über die wichtige Frage, wo für die Herzogin eine sichere Zuflucht zu finden sey. Das Leben eines Parteiführers, welches sie seit einem Monat führte, ihre ermüdenden und gefährlichen Streifereien in einem von vielen Gewässern durchschnittenen Lande, auf grundlosen Wegen, welche die Patrouillen nicht zu betreten wagten, weil sie bis zu den Knieen einsanken, hatten keinen Zweck mehr. Sie setzte durch ihr jetzt abenteuerliches Umherziehen blos ihr Leben und das ihrer Begleiter unvermeidlichen Gefahren aus, denn die Regierung hatte die Vendée mit Kolonnen bedeckt, welche das Land nach allen Richtungen durchstreiften, und der Ausgang der Junitage hatte ihr überdies eine diktatorische Gewalt verschafft, welche keine ungesetzliche Maßregel zu scheuen brauchte. Marie Karoline beendete die Berathung, indem sie erklärte, daß sie sich nach Nantes begeben wolle.

Als die Nacht angebrochen war, begab man sich nach Trejet, drei Meilen von Nantes, wo alle Freunde sich von ihr trennten, um nicht die Aufmerksamkeit auf sie zu ziehen. Von hier aus brach sie am folgenden Tage bei Tagesanbruch auf, begleitet von Fräulein von Kersabiec und zwei Bauerfrauen. Als sie einige Zeit gegangen, fingen ihr die Füße an zu schmerzen, weil die Schuhe, die sie trug, da sie zu groß und von zu hartem Leder waren, ihre an Seide und Sammet gewöhnten Füße zu empfindlich drückten. Sie faßte indeß bald einen Entschluß; sie setzte sich an den Rand eines Grabens und zog die Schuhe aus; da aber die Weiße ihrer Füße sie hätte verrathen können, so drehte sie dieselben im Schmutze umher, um ihnen, wie sie später sagte, die Lokalfarbe zu geben.

Der gefährlichste Augenblick war der Uebergang über die Brücke Pirmil, die äußerst streng bewacht wurde, weil sie den einzigen Verbindungspunkt zwischen der Vendée und Nantes bildete. Die eine der Bäuerinnen ging zuerst hinüber: sie wurde durchsucht und befragt, woher sie käme. Hierauf kam die Prinzessin an die Reihe; ein Steuerbeamter fragte sie, ob sie in ihrem Korbe steuerbare Sachen hätte; sie antwortete: „Nein!“ und reichte ihm den Korb hin. Die Lebhaftigkeit ihrer Bewegung streifte ihren Aermel in die Höhe und enthüllte ihren weißen Arm, der sie hätte verrathen können. Aber diese Gefahr ging vorüber; und einen Augenblick später betrat sie die Stadt Nantes, wo die beiden Bäuerinnen sie verließen. In der Stadt begegnete sie einer Abtheilung Truppen, an deren Spitze ein Offizier stand, den sie kannte und der, wie es ihr schien, auch sie erkannte; doch hatte diese Begegnung keine Folgen. Kaum war sie einige Schritte weiter gegangen, als sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte; sie drehte sich einigermaßen erschreckt um; es war eine Bauerfrau, welche einen Korb auf dem Kopfe trug und sie bat, ihr behülflich zu seyn, denselben auf die Erde zu setzen. Die Herzogin leistete ihr mit Hülfe Fräuleins von Kersabiec diesen kleinen Dienst, wofür sie jede mit einem Apfel von der Bauerfrau belohnt wurden; die Herzogin verzehrte denselben mit gutem Appetit.

Die Uhr des Beffroi schlug die achte Stunde, als Marie Kareline über diesen Platz schritt. Ein großer Zusammenlauf von Menschen, der sich vor einer Mauer drängte, bewegte sie, ihre Augen auch dahin zu richten; sie las die mit großen Buchstaben geschriebene Ueberschrift: Belagerungszustand. Der Anschlag erklärte vier Departements des Westens außer dem Gesetze, gab ein genaues Signalement ihrer eigenen Person und versprach demjenigen, der sie ausliefern würde, eine reiche Belohnung. Wenige Minuten später war Marie Karoline allen Gefahren entflohen: sie betrat einen sicheren Zufluchtsort, wo Frau von Charrette und Fräulein Stylite von Kersabiec sie erwarteten.

Mannigfaltiges.

— Der Kölner Dom. Im Londoner Athenaeum macht ein britischer Kunstfreund den Vorschlag, daß auch die Engländer im Dom zu Köln ein Fenster auf ihre Kosten ausbauen und verzieren lassen sollen, das dann den Namen the Englishmen's window, das „Fenster der Engländer“, führen würde. Allerdings würde man, wenn der Beitrag dafür nicht höher als etwa funfzig Sovereigns (350 Thlr.) ausfiele, mit einem bescheidenen Eckplätzchen sich begnügen müssen, aber es sey doch immer Etwas, wenn einst der Vater den Sohn darauf hinweisen könne, als auf ein Zeichen der Bruderliebe und der nationalen Sympathie, das besonders von solchen Denkmalsliebhabern, wie die Deutschen seyen, immer werth gehalten werden würde.

— Mary Ann Wellington. Von dem Verfasser der auch in diesen Blättern erwähnten „Margaret Catchpole“ (Nr. 109 des Magazins v. 1845 „Geschichte einer Deportirten“), dem Geistlichen, Herrn Richard Cobbold, ist jetzt ein Werk in drei Bänden unter dem Titel: „Geschichte von Mary Ann Wellington, der Tochter, Frau und Witwe eines Soldaten“, erschienen. Mary Ann Wellington aus Norwich, wo sie jetzt noch lebt, ist die Tochter von John Wellington, einem der englischen Artilleristen bei der berühmten Belagerung von Gibraltar. Sie verheirathete sich mit einem Soldaten im 48sten Regiment und begleitete ihn auf allen Feldzügen in Portugal und Spanien. Sie hat jeder Schlacht auf der Halbinsel beigewohnt und erwarb sich das Zeugniß, daß sie gar nicht wisse, was Furcht heißt. Ihr Mann starb im J. 1844, seit welcher Zeit die Witwe in großer Noth lebt und gezwungen war, an die Armen-Direction in Norwich sich zu wenden, bei welcher Gelegenheit Herr Cobbold auf sie, als eine Frau, die außerordentliche Schicksale erlebt habe, aufmerksam gemacht wurde. Sie wird übrigens in der Stadt, in welcher sie lebt, allgemein geachtet und genießt seit kurzem auch eine Unterstützung von Seiten der Königin und des Herzogs von Wellington. Das Buch, das von ihren Schicksalen handelt, ist der verwitweten Königin von Großbritanien gewidmet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 94. Berlin, Donnerstag den 6. August 1846.

Frankreich.

Henri Blaze über die Romantik in der Musik.

Karl Maria von Weber, E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient.

Ob wir Ursache haben, darauf stolz zu seyn, daß das Ausland, besonders Frankreich, sich mehr und mehr mit Deutschland beschäftigt und nicht blos die deutsche Sprache, sondern auch den deutschen Geist und die deutsche Sitte zu verstehen strebt, wollen wir hier nicht untersuchen. Wir haben bereits kürzlich (Nr. 91 „Mannigfaltiges") angedeutet, daß von dieser französischen Theilnahme Manches den spekulativen Zweck hat, deutsche Abonnenten für französische Zeitschriften zu gewinnen. Indeß mögen wir uns immerhin freuen, daß durch ein solches Studium des deutschen Geistes schon ein bedeutender Schritt zu einer gegenseitigen vollen Würdigung beider Nationen gethan sey, dessen wohlthätige Folgen sich hoffentlich auch auf anderweitige Verhältnisse erstrecken werden.

In der Revue des deux Mondes findet sich aus der Feder des Herrn Henri Blaze, des Uebersetzers von Goethe's Faust und des Verfassers eines selbständigen Werkes über neuere deutsche Literatur, ein Artikel *), der aus den angegebenen Gründen für die Deutschen, insbesondere aber für die Einwohner Berlins interessant seyn dürfte, weil er eine Scene aus dem Leben Karl Maria's von Weber enthält, deren Schauplatz diese Residenz ist und deren handelnde Personen noch in frischem Andenken stehen; es sind dieselben nämlich, außer dem großen Komponisten selbst, Ludw. Devrient, E. T. A. Hoffmann und Spontini, Letzterer jedoch hinter der Scene. Die Zeit der Handlung fällt unmittelbar vor und nach der ersten Aufführung des Freischütz; der Ort derselben ist zuerst die Konditorei von Stehely, dann die Weinhandlung von Lutter und Wegener. Die Intrigue entspinnt sich aus dem Kampfe zwischen den Anhängern Spontini's, der die italiänische Kunstschule repräsentiren soll, und Weber's, der als die Incarnation der deutschen Romantik in der Musik dargestellt wird. Herr Blaze hat sich das ungefähr so gedacht, wie, nach der Tradition, der Kampf der Piccinisten und Gluckisten in Paris, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, stattgefunden. Nach diesem kurzen Prolog, der den Leser nur nach Art der alten Komiker au fait setzen soll, mag der Vorhang aufgezogen werden.

„Am Vormittage des 19. Juni 1821", erzählt Herr Blaze, „schien sich der größte Theil der Schöngeister Berlins im Café Stehely ein Stelldichein gegeben zu haben. Dichter, Maler, Tonkünstler, Journalisten waren gruppenweise um die Tische geschaart und führten eifrige Gespräche, die sie mit lebhaften Geberden begleiteten. Die Aufregung der Gesellschaft war so groß, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, es sey hier von den Vorbereitungen zu einem Aufruhr die Rede, was in der That nicht ganz von der Wahrheit abwich. Denn es handelte sich um nichts weniger als um einen Entscheidungskampf zwischen zwei lange Zeit feindlichen Parteien, und der Zusammenstoß derselben drohte, ohne politischer Natur zu seyn, nichtsdestoweniger gewaltig und schrecklich zu werden. Man mußte darauf gefaßt seyn, alle Schrecken jener berühmten Parteikämpfe der Gluckisten und Piccinisten sich erneuern zu sehen; denn Italien und Deutschland, Welfen und Waiblinger, standen einander gegenüber; beide Theile ließen den Schlachtruf ertönen; die Einen hatten als Losung und Feldgeschrei: Spontini und Olympia; die Anderen: Weber und die deutsche National-Oper.

Karl Maria von Weber war nach Berlin gekommen, um die Proben seines Freischütz zu leiten, und, Dank der unermüdlichen Ausdauer des großen Künstlers, den das Bewußtseyn seines Berufs aufrecht erhielt, das Unternehmen nahte sich, trotz Kabalen und Intriguen jeder Art, seiner Vollendung. Uebrigens hatte Weber außer seinem Genie auch das Nationalgefühl auf seiner Seite. So konnte er nicht scheitern. Die Sänger waren entzückt, und der General-Intendant Graf v. Brühl sorgte dafür, daß Nichts vernachlässigt wurde, um das Meisterstück würdig in Scene zu setzen.

Je nach dem größeren oder geringeren Eifer, der größeren oder geringeren Beweglichkeit ihres Temperaments, ließen schon die Koryphäen der National-Musik ihrem triumphirenden Pathos freien Lauf oder begnügten sich mit schweigender Hoffnung; die Italiäner dagegen und Alle, die für Italien schwärmten, waren nichts weniger als sorglos und versuchten ihre Unruhe unter dem Schein eines unerschütterlichen Selbstvertrauens zu verstecken. Welche Verwegenheit, in der That, daß dieser kleine Weber von Polstein sich mit dem Riesen des Jahrhunderts, mit dem erhabenen Tondichter der Vestalin und Olympia, messen wollte! Auch fehlte es nicht an Leuten, die mit erheuchelter Begeisterung den Freischütz für ein Wunderwerk ausschrieen und laut betheuerten, er sey zehnmal bewundernswürdiger als Mozart's Don Juan und Beethoven's Fidelio, in der Hoffnung, durch solche Uebertreibung und solchen Lärm den Komponisten bei seinen wahren Freunden in Mißkredit zu bringen.

Was machte während dieser Zeit Weber?

Mitten in der allgemeinen Aufregung bewahrte er allein seine Ruhe und Heiterkeit. Den größten Theil des Tages brachte er mit seinen Sängern zu, die übrige Zeit in einem Kreise von Vertrauten, und in der Ueberzeugung, sein Möglichstes geleistet zu haben, und des guten Willens der ausführenden Truppe gewiß, wartete er mit Selbstvertrauen ab, ob er sein Ziel erreichen werde.

Dies war der Gegenstand aller jener lauten Gespräche im Café Stehely am Morgen des 19. Juni 1821, des Tages, an dem der Freischütz zum ersten Male aufgeführt werden sollte.

„Sagen Sie mir, mein theurer Maestro", rief ein junger Mann von militairischer Haltung, „geht es nicht über alle Vorstellung, daß dieser Weber, dem man höchstens eines der kleinen Theater in der Vorstadt hätte einräumen sollen, es wagt, in dieser Weise sich des königlichen Theaters der Berliner Oper zu bemächtigen, um uns seinen romantischen Flitterkram zu zeigen, den er wer weiß in welchen musikalischen Trödelbuden zusammengelesen? Und zum Ersatz wofür? Für das Meisterwerk der Musik, für Olympia, die Olympia unseres unvergleichlichen Spontini! Gestehen Sie, daß das Wahnsinn ist. In der That, der arme Teufel dauert mich. Was sagen Sie dazu, Maestro, muß er nicht unser Mitleid erregen?"

„„Ohne Zweifel"", antwortete mit Wärme ein kleiner Mann mit grüner Brille, dessen auffallende Aussprache seine Abstammung aus dem Lande der Citronen verrieth; „„indeß"", fügte er alsbald hinzu, „„ist meine Meinung über diesen Gegenstand vielleicht nicht unbefangen genug, als daß sie schwer ins Gewicht fallen könnte, denn ich kann nur Etwas auf der Welt bewundern, das ist die Musik meines Landes, und mich nur für Einen Menschen begeistern, das ist der große Maestro Spontini, den ich über Alle setze.""

„Ich bin weit entfernt, diese Meinung anzugreifen", fuhr der junge Mann fort. „Spontini wird nie aufhören, für den größten dramatischen Komponisten zu gelten; und nun gar in Deutschland wüßte ich keinen Einzigen, der ihm auch nur verglichen werden könnte. Neben ihm ist Gluck ein kalter und lebloser Marmorblock, Mozart ein liebenswürdiger und zärtlicher, aber geistloser Musiker; und dann, wie wäre es möglich, Mozart einen dramatischen Komponisten zu nennen? Sein Don Juan, von dem so viele brave Leute entzückt sind, ohne zu wissen, warum, entbehrt völlig einer bestimmten Charakteristik und bietet, mit Ausnahme einiger spärlichen Stellen, unserer Generation nichts als abgedroschene Geschichten, über die man lächeln muß. Ich wiederhole meine Frage: Will man Mozart oder Gluck mit meinem Helden vergleichen? Wahrlich, ohne ihn wüßte man kaum, was eine Oper ist. Kein Anderer als Spontini hat die dramatische Form begriffen, ja man kann sagen: er hat sie erfunden. Sprechen Sie, mein Herr; würden Sie das Gegentheil behaupten?"

„„Ich am allerwenigsten"", antwortete der Maestro mit Lebhaftigkeit. Darauf sich plötzlich besinnend, fuhr er in dem Ton eines Menschen fort, der sich bloßzustellen fürchtet: „„Indeß darf man nicht glauben, daß ich ein Feind des Herrn von Weber sey; ich habe die größte Achtung vor seinem Talent, was mich jedoch nicht hindert zu denken, daß es ihm schwer werden dürfte, nach Spontini Aufsehen zu erregen.""

„Glauben Sie?" bemerkte ein junger Mann am nächsten Tische, der bisher an der Unterhaltung keinen Theil genommen hatte; „und warum, mein Herr, wenn ich bitten darf? Vielleicht, weil unser wackerer Deutscher es verschmäht hat, zu allen jenen taktischen Hülfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um sein Stück auf die Bühne zu bringen; Hülfsmittel, deren sich Ihr erhabener Patron nur zu gern bedient; und weil er das Orchester nur durch zwei Hörner verstärkt hat? Wer weiß jedoch, ob diese beiden Hörner, gut angewandt, nicht mehr Wirkung hervorbringen, als die zweiunddreißig Trompeten Spontini's in der Olympia und alle die pomphaften Aufzüge seiner Oper, den Elephanten nicht ausgenommen?"

*) Du Romantisme dans la littérature et la musique en Allemagne. Le chevalier Charles-Marie de Weber.

„„Ein merkwürdiger Mensch““, murmelte der Maestro, zu seinem Freunde gewandt.

„Sie kennen ihn also nicht? O, der ist der wüthendste Gegner unseres Idols. Doch gleichviel, alle diese schönen Redensarten werden den schweren und tiefen Fall der Oper dieses kleinen Weber nicht verhindern. Weder meine Freunde noch ich werden es leiden, daß der Stern Spontini's verdunkelt werde, und so lange wir auf seiner Seite stehen, bleibt er der erste Tonkünstler der Welt.“

Bei diesen Worten erscholl aus dem finstersten Winkel des Saales ein satanisches Gelächter, und als alle Blicke sich alsbald nach dieser Seite wandten, sah man zwei Männer sich erheben und fortgehen. Der älteste von ihnen konnte 43—46 Jahre zählen; es war ein kleiner Mann in dunklem Ueberrock. Seine tiefliegenden Augen strahlten wie zwei feurige Kohlen unter den buschigen Augenbrauen, die sich über der Nasenwurzel vereinigten, hervor und erhellten die ungemein beweglichen Züge seines Gesichts, dessen gelblichbraune Haut durch tiefe Runzeln und Falten in jeder Richtung durchfurcht wurde; sein dichtes wie eine Bürste geschorenes Haar begann grau zu werden, eben so sein Bart, der das Kinn bedeckte und sich unter dem Halstuch verlor. Als dieser Mann sich erhob und, auf die Thür weisend, seinem bleichen und schmächtigen Gefährten ein Zeichen gab, ihm zu folgen, hatte man Gelegenheit, die außerordentliche Zartheit einer Hand zu bewundern, um deren feinen Schnitt und blendende Weiße ihn die eleganteste Gräfin beneiden konnte, wenn sie ihm zufällig auf ihrem Morgenspaziergange im Thiergarten begegnet wäre.

„„Wer ist denn dieser Mensch?““ fragte der Maestro seinen Nachbar.

„Wie“, antwortete der Spontinist, „kennen Sie nicht den berühmten Geisterseher, Callot-Hoffmann?“

„„Ah! also das ist der Verfasser der Serapionsbrüder, der Elixire des Teufels und der Lebensansichten des Kater Murr! Und jenes blonde Gespenst, das er nach sich zog?““

„Ohne Zweifel irgend ein Original seines Narrenhauses, der Bruder Antonia's vielleicht.“

. . . . . .

Der Abend kam. Das königliche Theater war bis zum Brechen voll, und das Publikum erwartete mit jener lärmenden Spannung, wie sie großer Aufmerksamkeit stets vorherzugehen pflegt, den Anfang der Ouvertüre. Endlich erschien Weber. „Mit Gott!“ murmelte er, indem er das Pult des Orchester-Dirigenten bestieg. Er erhob seine Hand, gab das Zeichen mit der Spitze seines Stabes, und die Ouvertüre begann.

Man weiß, welchen ruhmvollen Empfang die Berliner diesem Meisterwerke gleich bei dessen erster Aufführung bereiteten. Der deutsche Genius trug den Sieg davon, Italien war besiegt. Die Freunde Weber's riefen Triumph! Triumph riefen die begeisterten Parteigänger der nationalen Kunst, indem die Einen und die Anderen eine ganze exaltirte Menge in ihr zügelloses Siegesgeschrei mit hineingezogen. Für Weber war die Partie auf eine glänzende Weise gewonnen, und von dieser Stunde an wurde der kleine Maestro von gestern Abend, der fast unbekannte Komponist der Preciosa, zu dem berühmten Schöpfer des Freischütz.

. . . . . .

Ein Uhr hatte es eben geschlagen, als von den Stammgästen der Weinstube des Herrn Lutter nur noch vier Personen übrig geblieben waren, welche, um den kleinen klassischen Tisch am Fenster gereiht, die vorgerückte Zeit, durch die sie von den Ueberlästigen befreit wurden, zu einem vertrauten Gespräch benutzten. Diese vier Personen waren Carl Maria von Weber, E. T. A. Hoffmann, Ludwig Devrient und der junge Mann, den wir gestern bei Stehely in Begleitung Hoffmann's gesehen.

Man sprach von der Oper, den Sängern, dem Publikum; Weber, melancholisch und schweigsam von Natur, vergaß zuweilen sein stilles Wesen, um die schrecklichen Bewegungen zu erzählen, die ihn bedrängt hatten, seine Seelenangst beim Aufziehen des Vorhangs, sein freudiges Zittern, nachdem mehrere Ensemblestücke durch den Sängerchor tadellos ausgeführt und von den Zuhörern richtig verstanden waren, endlich seine Trunkenheit in dem Augenblick, wo der Sieg sich für ihn erklärte: eine Trunkenheit von kurzer Dauer, weil der Neid nicht einmal den anderen Tag erwartet hatte, um seine Giftpfeile auf ihn zu richten; eine Siegeskrone, unter deren Lorbeern sich der verwundende Dorn verflechte! In der That, mehr als ein bitteres Witzwort hatte sich aus der Menge hören lassen und den großen Künstler, wenn auch nicht gedemüthigt, doch verletzt, weshalb man mitten in der allgemeinen Begeisterung einen unaussprechlichen Ausdruck tiefen Leidens und unheilbarer Melancholie in seinen Zügen lesen konnte, der selbst jetzt noch nicht verwischt war. — Was Hoffmann betrifft, so hatte er sich einer jener sonderbaren Verzückungen hingegeben, die bei ihm stets durch den Wein und die Musik, diese beiden Elemente seines eigenthümlichen Lebensgeistes, hervorgerufen wurden.

„Ein letzter Toast!“ rief er, zum zwanzigstenmal sein Glas füllend. „Nachdem wir die Gesundheit aller Bewohner der Wolfsschlucht ausgebracht, trinke ich auf das Wohl des Schöpfers der romantischen Oper. Seinem Genie haben wir es zu danken, daß wir seit heute Abend eine National-Oper besitzen. Ja, in Mozart hatte die Musik schon ihren Schiller, in Haydn ihren Klopstock (?), in Beethoven ihren Jean Paul; Muth, Weber! du wirst ihr Hoffmann, ihr Arnim, ihr Ludwig Tieck, ihr Knabenwunderhorn seyn. Das nenne ich mir noch ein wahres Melodram, in dem Nichts fehlt und die Musik, anstatt ein bloßes, müßiges Beiwerk und ein leeres Belustigungsmittel zu seyn, an Allem Theil nimmt, Alles belebt und färbt. Was habe ich nöthig, daß man mir den Gegenstand des Gedichtes erkläre? Ich brauche blos den Titel zu wissen, die ersten zehn Takte der Ouvertüre zu hören, damit mir die Handlung augenblicklich klar werde.“ Und jetzt begann Hoffmann in seiner Weise den ganzen Tonin halt der Oper zu entwickeln, als er sich plötzlich unterbrach, um den jungen Mann, welchen er mitgebracht hatte, mit einem schnellen Seitenblick zu beobachten.

Dieser hatte während der ganzen Rede unbeweglich gesessen, das Kinn in die hohle Hand gestützt, mit weit geöffnetem Auge, die Stirn in Schweiß gebadet, und schien den geringsten Bewegungen des Redners mit fieberhafter Aufmerksamkeit zu folgen. Indeß hatte Devrient seine Pfeife angezündet und sein Glas gefüllt, und der Kammergerichtsrath begann von neuem: „Aber eben weil die Musik mit dem poetischen Wortinhalt des Werks so innig verschmolzen ist, so haben kurzsichtige Verstandeskräfte große Mühe sich darein zu finden. Ich hatte neben mir einen guten Mann mit goldener Brille sitzen, der von Anfang bis zu Ende nicht aufhören konnte, die heftigsten Zeichen eines fast krampfhaften Erstaunens von sich zu geben. „Wo sind wir? Großer Gott!“ seufzte er, „hier und da ein Stück Erzählung und dazwischen wieder ein Stück Symphonie; man weiß nicht mehr, wer spricht und wer singt. Da, jetzt schweigt der Sänger und das Orchester fällt ein, welche Verwirrung!“ — Ich bekenne, daß in diesem Augenblick meine Geduld zu Ende war; ich wandte mich um und ergriff diesen Kerl, der mich seit zwei Stunden geärgert hatte, beim Arm: „Sie nennen das Orchester, Herr? Sie irren sich. Sind Sie denn so ganz des Teufels, daß Sie nicht sehen, daß das kein Orchester ist, sondern die Stimme der aufrührerischen Elemente, die weinende Kaskade, der durch die alten Tannen der Schlucht pfeifende Wind und die unterirdischen Vulkane der brennenden Erde? Seyen Sie still, Herr, oder fürchten Sie, daß Meister Caspar, dessen magisches Werk Sie stören, Sie mit seinem höllischen Weihwedel besprengt.“

„„Wie konntest Du auf den Einfall gerathen““, rief Weber, „„einen Kritiker dieses Schlages so zu demüthigen, einen Menschen, der vielleicht an drei Journalen Mitarbeiter ist! Du kanntest ihn doch wohl nicht?““

„Teufel! Im Gegentheil, ich kannte ihn nur zu gut.“

„„So werden wir morgen Etwas von ihm zu hören bekommen.““

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Das Haus in der Wüste.

(Schluß.)

Der Orkan dauerte am folgenden Tage mit derselben Heftigkeit fort: die Frau des Abwesenden erwartete ihn nicht mehr und bereitete nichts zu seiner Aufnahme. Am dritten Tage ward es endlich ruhig; der Wind legte sich, wie erschöpft durch seine Wuth. Die Goldammern kamen zahlreich in die Nähe der Pacht, um die Samen der Heuschober aufzupicken; die Kühe und die Hammel wurden hinausgelassen, um sich die Glieder auszurenken und an der Quelle zu erquicken. Das hungrige Geflügel des Hühnerhofes kam aus seinen Schlupfwinkeln hervor und forderte mit großem Geschrei die Pflege, die es so lange hatte entbehren müssen, und selbst der Rabe ließ sich unter den Hühnern und Enten nieder, ohne Furcht, lästig zu werden, wie ein Armer, den man an das tägliche Almosen gewöhnt hat. Die Kinder endlich, aus ihrem Gefängniß befreit, verbreiteten ihrerseits Leben und Geräusch um die einsame Wohnung.

Die Mutter betrachtete, an der Thür stehend, dieses lebendige Schauspiel, als ein kleiner Frühlingsvogel, der erste Vorläufer dieser Jahreszeit, sich auf den Apfelbaum in der Ecke des Hauses setzte und sein lustiges Lied sang. „Gott sey gelobt!“ sagte sie, „der Winter ist bald zu Ende. Wenn dieser kleine Vogel uns sein erstes Lied singt, so haben wir nur noch einen letzten Windstoß zu fürchten, und die schöne Jahreszeit ist da. Kinder, euer Vater wird heute zurückkommen!“ Sie schickte die älteste ihrer Töchter nach den Schlingen, die beständig ausgelegt waren, um die wilden Kaninchen zu fangen. „Sie müssen heute alle auf dem Felde seyn“, sagte sie; „sieh, daß du eines zum Mittagbrod mitbringen kannst.“

Einige Augenblicke darauf kam das junge Mädchen mit einem Kaninchen in jeder Hand. Die Mutter bereitete den Tisch; aber John Lent kam nicht. „Er wird vielleicht erst heute Abend hier seyn“, sagte sie; „denn wenn er nicht Mittags kommt, darf man ihn vor Abend nicht erwarten.“ Aber die Nacht folgte dem Tage, und der Platz John Lent's war am Abendtisch noch leer. „Morgen ist Couriertag“, sagte seine Frau, „er wird sehr klug gethan haben, zu warten, um mit Ainslow zu kommen. Ich bin froh darüber; er hat einen Gefährten, der Weg ist lang, und er hat ein Paket zu tragen. Ja, Ainslow und er werden morgen frühzeitig hier seyn.“

Kein Zweifel, keine Furcht trübte ihre Seele. Sie hatte großes Vertrauen zu dem Verstande John Lent's; Alles, was er beschloß, schien ihr zweckmäßig. So fand sie es auch ganz in der Ordnung, daß er es vorgezogen, mit dem Briefträger zusammen zu kommen, welcher alle Neuigkeiten mitbrachte und ein angenehmer Gesellschafter war. Am anderen Morgen setzten sich Mutter und Töchter fröhlich auf die Schwelle der Thür, um sich nach dem Schlitten umzuschauen.

Die Ankunft des Briefträgers war ein wichtiges Ereigniß für das einsame Haus. Er war für die drei Töchter John Lent's ein Mann aus der Welt, von der sie sprechen hörten, die sie aber nie gesehen. Die Rückkehr des Vaters nach dreitägiger Abwesenheit war nicht weniger interessant. Er verließ seine Wohnung nur selten, und so oft er von der Reise zurückkam, brachte

er der Mutter und den Töchtern ein kleines Geschenk von den wohlwollenden Personen mit, die durch frühere Berührung ihre Freunde geworden. Wer kennt nicht den ganzen Werth dieser Episoden eines eintönigen und einsamen Lebens? Der Briefträger kam, aber ohne Gefährten. Er ließ seinen Schlitten auf der anderen Seite der Straße, wo die Scheune war, und näherte sich allein der Mistreß Lent, welche, ihm selbst entgegengehend, ihn herzlich bei der Hand faßte und ihm sagte, sie habe gehofft, ihr Mann werde mit ihm kommen, aber wahrscheinlich werde er durch ein Geschäft zurückgehalten. „Doch das Essen ist fertig", fügte sie hinzu, „kommt und nehmt seinen Platz ein .... Habt Ihr John gesehen?"

Es war endlich Zeit, die Wahrheit zu sagen, und dies that Ainslow mit wohlwollender Vorsicht. Nachdem er die arme Familie in Kenntniß gesetzt, daß sie traurige Nachrichten erfahren würde, erzählte er, er habe in dem Augenblick, als er die hölzerne Brücke, die über den Bach des Torfmoores führe, passirt, John Lent daselbst sitzen sehen, mit dem Rücken an das Geländer gelehnt. John Lent, von Kälte erstarrt, war offenbar durch den Orkan, der ihm gerade ins Gesicht blies, erdrückt und seiner Kräfte und seines Athems beraubt worden; dann war er jenem verhängnißvollen Schlaf erlegen, der die Seele ohne Kampf und Seufzer von einer Welt zur anderen hinüberführt. „Ich habe ihn in meine Arme genommen", fügte Ainslow hinzu, „und ihn auf meinen Schlitten gebracht, wo er unter einer Decke geschützt ist." Er endete kaum diesen unglücklichen Bericht, als ein durchdringendes Geheul aus dem Schlitten die Mutter, die Töchter und den Erzähler selbst zusammenschauern machten. Es war der treue Hund des armen Mannes, der so eben seinen Herrn entdeckt und dem der Instinkt sofort verrathen, daß diese Hand, die er vergebens beleckte, ihm seine Liebkosungen nicht mehr wiedergeben werde. Der Briefträger holte seinen Schlitten und ließ ihn vor der Thür halten. Dann nahm er den Leichnam heraus und trug ihn in ein für die Reisenden bestimmtes Zimmer, wo er ihn auf einen großen Koffer an die Wand setzte. Man hätte John Lent eher für eingeschlafen als für todt halten können. Nachdem er dann einige Handvoll Hafer seinem Pferde vorgeworfen, kehrte er zu der unglücklichen Familie zurück, um sie während der wenigen Minuten, die er ihr noch schenken konnte, so viel als möglich zu trösten. Er entfernte sich erstaunt über den Muth der Frau des Verstorbenen, und indem er einen Schmerz bewunderte, der es verschmähte, sich in heftigen, vergeblichen Klagen Luft zu machen.

Doch der Muth, den die unglückliche Witwe nachmals entwickeln sollte, war in diesem Augenblick nur ein scheinbarer. Sie hatte Alles mit stummer Resignation gehört: aber ihr unglückliches Schweigen verbarg nur ihre Angst. Sie war wie betäubt und empfindungslos und ließ sich ruhig von ihren Töchtern führen. Als man ihr sagte, daß sie sich zu Tische setzen solle, antwortete sie: „Sagt es eurem Vater, damit er wisse, daß wir ihn erwarten." Als es Zeit war, in ihr Zimmer zu gehen, sagte sie, wie zu ihrem Gatten gewendet: „John, schlafe nicht hier, geh zu Bett, Du wirst Dich erkälten." Ihre Töchter sahen sie verwundert an und weinten. Verwaist, ohne Schutz und Beistand, fragten sie sich fortwährend: „Was soll aus uns werden?" Der Tod, der sich in menschlicher Gestalt in diesem Hause niedergesetzt und der mit seiner eisigen Hand ein zweites Opfer berührte, schien sie Alle verschlingen zu wollen. Die Stille erinnerte sie an ihre Einsamkeit und die Einsamkeit an ihre Gefahr. Am Abend des dritten Tages traten sie wie gewöhnlich um den Stuhl ihrer Mutter zusammen, um zu beten; aber sie konnte sich ihnen nicht anschließen. Die Witwe sah sie an und schien sie nicht zu verstehen. Da verlachten sie mit Thränen in den Augen und mit zitterndem Ton den ersten Vers eines Liedes zu singen, das sie immer geliebt. Aber es fehlten zwei Stimmen zu diesem frommen Konzert, und sie erschraken über die Schwäche der übrigen. Gleichwohl that die Musik ihre Wirkung. Die Witwe warf ihre Blicke umher, wie einer, der aus dem Schlaf erwacht. Dann fragte sie, welcher Tag in der Woche sey und ob Jemand in ihr Haus gekommen, seitdem der Briefträger es verlassen? Sie rang die Hände vor Angst bei dem Gedanken an ihre lange Betäubung, und nachdem sie zärtlich jede Tochter umarmt, segnete sie sie und legte sich ins Bett, um fern von allen Augen zu weinen und ohne Störung zu dem zu beten, der der Witwe und der Waise seinen Schutz versprochen.

Des Morgens stand sie ruhiger auf, aber sehr verändert. Jahre waren während dieser Nacht über ihr Haupt hingegangen und hatten ihr Haar gebleicht. Der Kampf war zu heftig gewesen, um nicht seine Spur zurückzulassen. Doch obwohl die Witwe noch die ganze Last ihres Elends fühlte, ergab sie sich darein, es geduldig zu ertragen, und dem Bewußtseyn ihrer Pflichten wiedergegeben, war sie bereit, sich ganz der Erfüllung derselben zu widmen. Sie hatte jetzt eine doppelte Pflicht zu erfüllen, gegen den Todten und gegen die Lebenden. Sie begann den Tag mit einer Gebetformel, die ihr ein reisender Missionair gegeben, und dann nahm sie den gewohnten Lauf ihrer Beschäftigungen wieder auf. Aber des Abends, als sie sich an den Kamin setzte und über ihren neuen Beruf nachdachte, da wurde bei jedem Zweifel, bei jeder Schwierigkeit der Verlust, den sie erlitten, immer fühlbarer. Vor Allem, wie sollte sie ihren Gatten begraben? Die Erde war drei Zoll tief gefroren; sie konnte keine Grube machen; sie konnte auch ihre nächsten Nachbarn, die sieben Meilen weit wohnten, nicht holen, da sie ihre Töchter hätte allein lassen müssen. Es blieb ihr kein anderes Mittel, als den Briefträger zu erwarten, der in drei Tagen wieder vorbeikommen mußte. Vielleicht auch, dachte sie, würde Gott ihr eine unerwartete Hülfe schicken. Inzwischen erinnerte sie Alles zingsumher an den, der nicht mehr war. Das kleinste Geräusch machte sie unwillkürlich erbeben. Auf einmal ward das Wetter wieder drohend; der Sturm erhob sich wie ein Riese, der seine Kräfte im Schlafe gestählt hat, und durchzog die Wüste mit solcher Heftigkeit, daß der Schnee mehr wie eine große bewegliche Masse als in einzelnen Flocken herabzufallen schien. Die besorgte Witwe gab ihren Töchtern ein Zeichen, sich ihr rings um den Herd zu nähern.

Während Mutter und Töchter sich noch über das, was sie morgen zu thun hätten, berietben, wurden sie auf einmal durch ein heftiges Klopfen an die Thür aufgeschreckt. Die Mutter stand auf, um zu öffnen. Drei Fremde, von verstörtem Aeußern, flehten um Gastfreundschaft um des Himmels willen, da sie vor Kälte und Hunger halb todt seyen. Nach drei Stunden der Ruhe und des Schweigens lag ein eigenthümlicher Kontrast in dem Eintritt dieser drei Menschen, die mit den Füßen auf die Dielen schlugen, den Schnee von ihren Kleidern schüttelten und alle zugleich sprachen, indem sie wiederholten, daß sie Hunger hätten, und sich freuten, ein Obdach gefunden zu haben.

Die Töchter der Mistreß Lent schmiegten sich erschrocken in einen Winkel der Küche; ihre Mutter machte die Lampe zurecht, schürte das Feuer an und dachte zitternd nach, daß sie allein und ohne Beschützer sey. „Wer sind diese Menschen", fragte sie, „ohne Zuflucht gegen den Sturm? .... Ach, hätte es dem Himmel gefallen, daß mein armer John ein ähnliches Haus auf seinem Wege gefunden! Doch warum Furcht haben? Gott und unsere Armuth sind unser Schutz." Sie erklärte nun diesen Männern, daß sie in einem Todtenhause seyen, daß ihr Mann entseelt in dem anstoßenden Zimmer liege, daß sie aber für sie Alles thun werde, was sie bei einem solchen Wetter, in einer solchen Lage und in solcher Einsamkeit könne. „Nähert Euch dem Feuer nicht allzu sehr", fügte sie hinzu, „es ist gefährlich, wenn Ihr ein erfrorenes Glied habt .... Ich werde Euch inzwischen etwas zu essen schaffen." Während sie hiermit beschäftigt war, konnte sie ihr Gespräch anhören, und mit der den Bewohnern dieses Landes eigenthümlichen Beobachtungsgabe hatte sie bald bemerkt, daß sie nicht von gleichem Range seyen, daß einer von den Dreien im Ton des Befehlshabers sprach, daß der Zweite diesen „Herr" nannte, daß der Dritte ungefragt gar nicht sprach, und daß sie alle Drei Seeleute waren, die sich eben aus einem Schiffbruch gerettet. Es waren in der That der Capitain, der Lieutenant und der Proviantmeister eines Fahrzeugs, das diesen Morgen an der Küste gescheitert war. Sie waren allein übrig geblieben von einer Mannschaft von zehn Personen, die am Tage vorher friedlich ihre Fahrt über den Ocean fortsetzte.

Das Abendbrod ward schnell bereitet und noch schneller gegessen. Die drei Seeleute verlangten nun Branntwein von der Witwe, welche mit Zittern denselben brachte. Sie hatte erst Bedenken getragen, aus Furcht, die Köpfe dieser Unbekannten zu erhitzen. Aber ein kurzes Nachdenken half ihr auch über diese Furcht hinweg. „Es ist unmöglich", sagte sie, „daß sie meinen und ihren Verlust vergessen."

Um die Betten der drei Seeleute zu bereiten, war es nothwendig, durch das Zimmer zu gehen, wo der Körper des Verstorbene noch in der Stellung lag, in welcher der Tod am Geländer der Brücke ihn ereilt, und das die Witwe nicht zu betreten gewagt, seitdem sie aus ihrer Betäubung erwacht war. Sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte, und entschloß sich daher, ihre Scheu dem Capitain auszudrücken, der sofort dem Proviantmeister gebot, das Erforderliche zu besorgen. Er war es auch, der am anderen Morgen für den armen John Lent ein Grab grub, während die beiden Anderen ihm einen Sarg zimmerten, in welchen er wegen der Steifheit seiner Glieder nicht ohne Mühe hineingelegt ward. Der kleine Pony wurde an den Schlitten gespannt, und die Familie mit ihren Gästen begleitete den Körper an seinen letzten Ruheort. Das Todtenamt wurde von dem Capitain unter dem Schluchzen der Witwe, den Wehklagen der drei Mädchen und den Thränen der Seeleute gelesen. Es herrschte zwischen den Theilnehmern dieser Scene eine rührende Gemeinschaftlichkeit der Gefühle, eine so natürliche Sympathie, daß sie für den Augenblick sich nicht als Fremde betrachteten und nur Eine Familie bildeten. Die Seeleute hatten zweimal den Tod sehr nahe gesehen, bei ihrem Schiffbruch und auf ihrer Wanderung durch die Wüste; sie konnten nicht vergessen, daß unter ihren eigenen Augen sieben ihrer Gefährten von den Wellen verschlungen worden; die Witwe hatte, indem sie ihren Mann verlor, Alles verloren, ihren Freund, ihre Stütze, den Vater ihrer Kinder. Zu den Sympathieen des Unglücks gesellte sich noch die, welche aus gegenseitig geleisteten Diensten entspringt.

Am nächsten Morgen gingen die drei Schiffbrüchigen an die Küste, um zu sehen, ob sie von den Vorräthen und der Ladung des Fahrzeugs etwas retten könnten. Das Fahrzeug war von den Wellen fortgeführt, aber einige Fässer aus der Vorrathskammer und verschiedene Gegenstände waren an die Küste geworfen. Nachdem diese Trümmer in zwei Ladungen auf dem Schlitten in die Hütte gebracht worden, schenkte der Capitain das Ganze der Witwe mit einer Börse von zehn Guineen als eine Anerkennung ihrer Gastfreundschaft und als ein Zeichen seiner Theilnahme an ihrem Schmerz. Auch empfahl er ihr, von Zeit zu Zeit nach einem Sturm die Küste zu untersuchen, weil ohne Zweifel das Meer noch einige Gegenstände von Werth auswerfen würde, und er ermächtigte sie durch eine von ihm unterzeichnete Schrift, sich dieselben anzueignen.

Am zweiten Tage nach der Beerdigung kehrte der Briefträger wieder in das einsame Haus ein. Der Proviantmeister nahm Platz auf seinem Schlitten, und der Capitain setzte sich mit seinem Lieutenant auf den Schlitten der Mistreß Lent, der ihr von Ainslow wieder zurückgebracht werden sollte. Die drei Seeleute nahmen mit Herzlichkeit Abschied von ihrer Wirthin, und die Familie Lent blieb von neuem ihrer Einsamkeit überlassen. Von diesem Tage an, behauptet die arme Witwe, daß ein unsichtbarer Arm sie aufrecht erhalten, sie genährt und beschützt habe — der unsichtbare Arm des Gottes, der die Vorsehung der Witwen und Waisen ist. Auch bemerkte sie, daß sie seit einiger

Zeit zuweilen ihren Gatten wiedersehe. Als sie bei ihrer einsamen Lampe saß und ihre Töchter eingeschlafen waren, sah sie ihn, wie er sie vom Fenster aus betrachtete. Sie stand auf, um zu ihm hinzugehen und mit ihm zu sprechen, aber dann zog er sich zurück, als sey es ihm nicht erlaubt, mit ihr zu reden. Sobald sie sich wieder auf ihren Stuhl gesetzt, zeigte er sich von neuem am Fenster und sah ihr Stunden lang zu. Sie hatte diese wunderbaren Zusammenkünfte einem Missionair anvertraut, der ihr gerathen, ihren Töchtern nichts davon zu sagen, deren junge Phantasie davon Schaden nehmen könnte. „Uebrigens", sagte ihr der Geistliche, „täuscht Ihr Euch vielleicht und haltet einen natürlichen Schatten oder die Abspiegelung Eures Bildes auf die Fensterscheiben für diese geheimnißvolle Erscheinung." Aber nein, sagte die Witwe, es ist schwer zu begreifen, was man nicht mit eigenen Augen sieht .... Warum sollte Gott ihr nicht die Gnade erwiesen haben, eine Zuneigung, die über das Grab hinaus daure, so zu belohnen? Daher weigerte sie sich auch, das einsame Haus zu verlassen, obwohl man ihr von mehreren Seiten dazu rieth. Schützte sie nicht Gott, sie und ihr drei Töchter? Waren sie nicht hier genährt und wohlbehalten, wie einst das Volk Gottes in der Wüste? Hatte sie nicht eine Menge Freunde erworben, deren Theilnahme es ihr an nichts fehlen ließ? Es wäre undankbar, dem Morgen zu mißtrauen und anderswo vielleicht die Vergessenheit der Welt und ein armes und kränkliches Alter einzutauschen. „Und dann", fügte sie als letzten Grund hinzu, „hier sehe ich meinen Gatten wieder. Ich bin überzeugt, er wird mich ferner besuchen und mein Schutzengel seyn. Wenn es Gott gefallen wird, nur dann, werde ich von hinnen gehen, hoffentlich wenn ich zu leben aufhöre und um neben den niedergelegt zu werden, der lebend oder todt dieses Haus für mich nicht zum einsamen werden ließ."

Spanien.

Zur Geschichte der Astronomie.

In der Geschichte der mathematischen Wissenschaft nimmt die pyrenäische Halbinsel, und auf ihr Toledo, eine rühmliche Stelle ein. Dort verfaßte auch im Jahre 1310 Rabbi Isak B. Josef aus der bekannten Gelehrtenfamilie Israeli *) unter Anderem für seinen Lehrer, den berühmten Rabbiner R. Ascher (s. g. Rosch), ein fünftheiliges umfassendes Werk über Astronomie in hebräischer Sprache, welches bald nach seiner Abfassung verschiedentlich bearbeitet wurde **) und bei allen späteren jüdischen Astronomen zu hohem Ansehen gelangte, auch von allen christlichen Bibliographen sehr gerühmt wird, die es in den fast auf allen öffentlichen hebr. Bibliotheken befindlichen Handschriften ansahen; und nach dem Zeugniß Grodek's haben auch Scaliger und Petavius Vieles daraus geschöpft. Das 18te Kapitel des 4ten Theiles, ein Abriß jüdischer Gelehrten-Chronik (nach Abraham B. David's „Buch der Tradition" vom J. 1161) fand schon A. 1580 in einem historischen Werke Aufnahme. Vor nahezu 70 Jahren erschien in Berlin das ganze Werk, jedoch in jeder Beziehung mangelhaft, zum Theil in Folge damaliger Censur-Rücksichten, welchen auch die unschuldigsten Bestimmungen über den christlichen Kalender in einem hebräischen Werke — erlagen. Aber auch diese verstümmelte Ausgabe hätte ein besseres Schicksal verdient, als ihr zu Theil geworden. Der berühmte Bibliograph und Bibliophil de Rossi kannte dieselbe im J. 1802 nur aus der Nachricht seines jüdischen Landsmannes Asulai in Livorno, und obgleich Rubinstein in Lemberg sie 1806 in seinen bibliogr. Additamenten angab, so fehlt sie doch im biographischen Artikel Isaak Israeli der großen Halle'schen Encyklopädie (1843), und der sächsische Literarhistoriker Gräffe bezweifelt ihr Daseyn, wahrscheinlich weil ihn die Leipziger Bearbeiter des de Rossi'schen Wörterbuchs in Stich gelassen!

Unter diesen Umständen kann eine neue vollständige Ausgabe durch einen Sachkundigen als wissenschaftliches Bedürfniß bezeichnet werden. Diesem abzuhelfen, haben die Herren Goldberg ***) und Rosenkranz ihre geistigen und materiellen Mittel vereinigt und die empfehlende Unterstützung von 250 Subskribenten — worunter manche literarische Notabilität — bereits gefunden. Da jedoch das ganze Werk mit den hierzu gehörigen oder angefügten Tabellen, Erläuterungen, Indicibus u. dgl. an 30 Druckbogen umfaßt, so haben die Herausgeber vorläufig die zweite, interessantere — und durch die der neuen Ausgabe zu Grunde gelegte Handschrift bedeutend bereicherte — Hälfte des Textes (Th. 4. 5) und eine erwünschte deutsche Darstellung des Hauptinhaltes zur Rechtfertigung des ihnen geschenkten Vertrauens dem Publikum übergeben, unter dem Titel:

Liber Jesod Olam sive Fundamentum Mundi, opus astron. celeberr. auctore R. Isaac Israeli Hispano etc. Sectio II. Berol. 1846.

Die Verdienste des Verfassers selbst um die Kalenderberechnung sollen nach dem Urtheil Fachkundiger nicht unbedeutend seyn; so theilt derselbe u. A. einen Schlüssel für die Feststellung des ganzen neunzehnjährlichen Cyklus mit, welchen, nach dem Herausgeber, sonst Niemand bekannt gemacht und wozu Letzterer die in der ersten Ausgabe gänzlich fehlende, im Manuskript mangelhafte Tabelle ergänzt hat. Ein Hauptverdienst des 4ten Theiles sind aber interessante reichhaltige Mittheilungen zur Geschichte der Astronomie, wie z. B. über Albategnius (el Batàni, nicht: „Beituni"), den astronomischen Instrumentenmacher el Sarkala, die Mäcene: Ibn Szaid (nicht: „Zad") und König Alphons u. s. w., namentlich zur Geschichte der Astronomie bei den Juden, deren allgemeines Interesse von Sachkundigen längst anerkannt ist und durch eine weitere Beachtung der jüdischen Wissenschaft es noch mehr wird, wie denn z. B. der scharfsinnige Rabbiner Rapoport (in seinem Sendschreiben an Slonimski) bewiesen hat, daß schon am Anfang des 2ten Jahrhunderts palästinensische Rabbiner die Periode des Halley'schen Kometen ungefähr zu berechnen wußten. „Die Astronomie" — schließt das 7te Kapitel des deutschen Auszuges — „ist nun einmal eine Wissenschaft, die nicht auf bloßen Verstandesschlüssen beruht, wie die Mathematik, sondern auch die Erfahrung, und nicht blos die eines Menschenlebens, zu Hülfe nehmen muß. So fußte Ptolomäus auf den Erfahrungen Hipparch's, so wie des Aftiman und Aktiman *), die 600 Jahre vor ihm gelebt haben sollen; und endlich stimmen ja die Angaben des Talmud, denen wir folgen, mit denen gedachter Astronomen im Wesentlichen überein."

Somit sey das besprochene Werk den Freunden und Gönnern der Wissenschaft empfohlen.

Berlin, im Juli 1846. Steinschneider.

Mannigfaltiges.

— Lord Palmerston. Dieser Minister, den an der Spitze des britischen Departements der auswärtigen Angelegenheiten wieder zu sehen, in Frankreich als eine für den Frieden Europa's bedenkliche Erscheinung angesehen wurde, ist nichts weniger mehr als ein heißblutiger, kampflustiger Jüngling. Im J. 1784 geboren, ist er jetzt 62 Jahr alt. Zwar stand er zwanzig Jahre lang — von 1809 bis 1829, zu welcher Zeit er noch den Namen seiner Familie, des alten Geschlechts der Temple, führte — als Staatssecretair an der Spitze des Kriegsministeriums, doch waren es nicht sowohl kriegerische als administrative Talente, die ihm diesen Posten verschafft hatten, in welchem er übrigens, so lange er ihn bekleidete, eine sehr passive Rolle spielte. Erst nach seinem Austritt aus dem Kriegsministerium, mit welchem er sich von den Tories lossagte, und nach seinem Bündnisse mit dem Grafen Grey, dem es unter den ans Ruder gekommenen Whigs an administrativen Talenten fehlte, fing seine politische Laufbahn an, von Bedeutung zu werden. Ja, nächst Lord John Russell ist er jetzt im Unterhause das einflußreichste Mitglied der Whigpartei, obgleich er, was die Macht der Beredsamkeit betrifft, von Herrn Macaulay weit hinter sich gelassen wird. Gleichwohl würde Niemand geschickter seyn als er, das Amt des Leader im Hause der Gemeinen zu übernehmen, falls Lord John Russell es abgeben wollte. Lord Palmerston, der immer zu den öffentlichen Rednern zweiter Klasse gezählt wurde, hat in einem Alter, in welchem andere Männer fast schon eine Abnahme ihrer Geisteskräfte wahrzunehmen pflegen, eine Macht über seine Zuhörer und eine Kunst entwickelt, die ihn den ersten Parlamentsrednern gleichstellt. Seine äußere Erscheinung, seine Thätigkeit, sein Enthusiasmus sind nicht die eines zweiundsechzigjährigen Mannes, sondern die eines Jünglings. Er weiß in der parlamentarischen Debatte immer zur rechten Zeit und dann auch stets das rechte Wort zu sprechen; er bereitet sich niemals auf eine Rede vor, denn ihm ist es immer nur um den Erfolg der eben stattfindenden Debatte, nie um einen Eindruck auf die Gesammtheit der Zeitgenossen oder auf die Nachwelt zu thun. Daher fehlt seinen Vorträgen im Allgemeinen jene glatte Form, jener gelehrte Anstrich, der einem rhetorischen Erzeugniß ein längeres Leben sichert. Was seinen Beruf zur Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Großbritaniens betrifft, so ist bekannt, daß gerade zu der Zeit, als er Chef dieses Departements war, die Entscheidung über allgemeine europäische Angelegenheiten, die bis dahin auf den Kongressen des Kontinents stattgefunden hatte, nach Downing-Street in London verlegt wurde, wo — nachdem zuerst und vor seinem Amtsantritt die griechischen Angelegenheiten dort erledigt worden waren — nachmals die holländisch-belgischen Differenzen eben so wie die Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel und endlich auch die türkisch-ägyptischen Zwistigkeiten geschlichtet und die einflußreichsten Verträge abgeschlossen wurden. Allerdings hat Lord Palmerston hierbei zuweilen einen etwas ungestümen übersprudelnden Charakter an den Tag gelegt, aber andererseits hat er auch allezeit bewiesen, welche Achtung und Deferenz er vor echten und von dem Geiste ihrer Mission wahrhaft durchdrungenen Staatsmännern habe, wie es z. B. der verstorbene preußische Minister Freiherr Heinrich v. Bülow war, der während der ganzen Dauer der diplomatischen Konferenzen einen großen persönlichen Einfluß auf Lord Palmerston übte, während der Nachfolger des Letzteren im auswärtigen Amt, Graf v. Aberdeen, keinen Anstand genommen, die bekannte verletzende Note hinsichtlich der Eisenzölle, an denselben Frhrn. v. Bülow zu erlassen, der damals das auswärtige Departement in Berlin leitete und diese Note auf so würdevolle Weise beantwortet hat.

*) s. über über dieselbe Zunz, zur Geschichte und Literatur S. 427.

**) Ein Auszug von seinem Sohn (Josef? ß. 1331, s. Zunz. z. Gesch. S. 427) befindet sich in der Bibliothek des Herrn Reggio in Görz, wie ich aus einer Privatmittheilung desselben an Herrn Dr. Zunz entnehme. Lilienthal's berüchtigtes Verzeichniß der hebr. Handschr. in der k. Bibl. zu München erwähnt (42, 3) eines Kommentars von Salomo B. Abraham Zarkes mit Hülfe seines Lehrers Jehuda B. Ascher (wornach die biographischen Daten in den so eben hier erschienenen Rechtsgutachten desselben zu ergänzen) und (251, 1) eines anonymen Kommentars vom J. 1322.

***) Von demselben erschienen bereits: „Chronologische Tafeln zur Berechnung des christlichen Kalenders für die ganze Julianische Periode", Königsberg 1842, und ein ähnliches Schriftchen in hebr. Sprache, Berlin 1844.

*) Ich lese Meton und Euctemon nach Casiri, bibl. ar. t. p. 345.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Weiß u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 95. Berlin, Sonnabend den 8. August 1846.

Spanien.

Pflege der romanischen Literaturen in Deutschland.

Die Thätigkeit der deutschen Grammatiker und Literarhistoriker hat sich in diesem Jahre auf dem Felde der romanischen Literaturen besonders fruchtbar erwiesen. Des Herrn v. Schack Geschichte des spanischen Drama's haben wir bereits in einem ausführlicheren Aufsatze besprochen; von den bedeutenderen übrigen Werken wollen wir wenigstens eine kurze Charakteristik zu geben suchen.

Herr Diez, der Begründer der wissenschaftlichen romanischen Grammatik, hat die ältesten Denkmale dieser Sprachen einer neuen gründlichen Untersuchung unterworfen. Wir finden in seinem jüngst erschienenen Werke *) zuerst die berühmten im Jahre 842 zu Straßburg geleisteten Eidschwüre Ludwig's des Deutschen und Karl's des Kahlen und ihrer Völker, welche uns Nithart, Karl's des Großen Enkel, in seinem Geschichtswerke aufbewahrt hat; dann das dem neunten Jahrhunderte angehörige, durch Hoffmann von Fallersleben im Jahre 1837 zugleich mit dem deutschen Ludwigsliede in Valenciennes entdeckte Lied auf die heilige Eulalia; endlich, aus der Mitte des zehnten Jahrhunderts, die 1813 von Raynouard in der Stadt-Bibliothek zu Orleans aufgefundenen ältesten provençalischen Verse, ein Bruchstück eines Gedichtes über Boethius. An die kritisch berichtigten Texte schließt sich eine ausführliche Erklärung derselben und eine umfassende Abhandlung über den epischen Vers der romanischen Völker, welche mehrere bisher noch dunkle oder streitige Punkte erledigt und einerseits rückwärts an den lateinischen, andererseits vorwärts an den deutschen Vers anknüpft.

Die Blüthezeit des lyrischen Gesanges behandelt ein Werk des Herrn Wilhelm Wackernagel, unter dem Titel: Altfranzösische Lieder und Leiche. **). Die Stadtbibliothek zu Bern bewahrt nämlich eine vortreffliche im dreizehnten Jahrhundert geschriebene Pergamenthandschrift, welche einen überaus reichen Schatz französischer Lieder, 280 Gedichte von 92 namhaften und 238 andere von ungenannten Dichtern enthält. Von diesen theilt Herr Wackernagel 52 mit, zwar nur ein Zehntheil des Inhaltes der Handschrift, aber im Vergleich zu dem, was bis jetzt aus anderen Quellen veröffentlicht worden ist, dennoch eine reiche Gabe. An die Texte schließen sich sehr belehrende grammatische Abhandlungen, welche, den von Grimm und Bopp eröffneten Weg verfolgend, auch der deutschen und lateinischen Grammatik in mannigfacher Weise förderlich werden. Nicht minderer Gewinn erwächst der Literaturgeschichte aus den zum Schlusse beigegebenen literarhistorische Erörterungen. Herr Wackernagel zeigt, wie die französische Lyrik bald die vom National- und Kirchengesange früherer Jahrhunderte gegebene heimische Grundlage verachtete und zu den fremden Mustern der Provence griff, wie sich in Folge dessen ihr Gehalt und ihre Form gestaltete, die sich dennoch dem Einflusse der gleichzeitigen Volkspoesie nicht ganz entziehen konnten, endlich wie sie sich geographisch fast nur auf Flandern und die Champagne beschränkte, während die Epik in allen Landschaften gepflegt ward. Die fruchtbaren von der Maas durchströmten Länder mit ihren von rührigen und gebildeten Rittern bewohnten Burgen, ihren volkreichen und hochbegüterten Städten wurden im 12. Jahrhunderte der Mittelpunkt eines neuen Lebens für die benachbarten Völker. Namentlich erstreckte sich ihr Einfluß tief nach Deutschland hinein. Sie vermittelten auch den Aufschwung kirchlicher Gelehrsamkeit, der geselligen Bildung, der Bau- und Dichtkunst in Deutschland nach französischen Mustern. Wie aber die französischen Münster bald von den deutschen übertroffen wurden, so auch die Schöpfungen der französischen Lyrik von denen der deutschen, sowohl im Gehalte als in der Form. Bald war der deutsche Schüler zum Meister worden und nun kam auch an ihn die Reihe, als Lehrer aufzutreten. Es geschah dies in Sicilien am Hofe der Hohenstaufen. Von den zahlreichen Dichtern, welche sich im Gefolge der Kaiser dorthin gezogen hatten, erhielten die ältesten italiänischen Sänger Anstoß und Muster. So vollendete die mittelalterliche Lyrik ihren Kreislauf, im 11. Jahrhunderte in der Provence erwachend, durch Frankreich nach Deutschland wandernd, von hier nach dem Süden Italiens getragen, endlich im Norden Italiens wieder der provençalischen Kunst begegnend. So erfüllten auch hier die Deutschen ihre durch Zeit und Ort ihnen gewordene Aufgabe, als Nachkommen der Römer, Nachbarn der Romanen, all die beste Kraft alter und neuer Welt in sich aufnehmend und verarbeitend, zum Herzen der Völker Europa's gesetzt.

Wändten sich die beiden genannten Werke vorzugsweise an gelehrte Leser, [illegible] das nachfolgende jedem Gebildeten eine eben so angenehme als lehrreiche Unterhaltung. Es führt uns wieder auf die gepriesenen Gefilde [illegible] und läßt die gesammte spanische Literatur von ihrem ersten Beginnen bis zum Ende des Mittelalters, oder bis auf die Zeit Isabellen's von Castilien, vor unseren Blicken vorübergehen. *) Der Verfasser, Herr Clarus, hat die Quellen fleißig studirt und ist zu vielen schönen Resultaten gelangt, die er geschickt zu einem Gesammtbilde zu vereinigen gewußt hat. Die etwas stark katholisirende Richtung, welche sich häufig in seinem Buche ausspricht, wollen wir ihm um so weniger aufmutzen, als wir es hier nicht mit dem Protestanten, sondern mit dem Literarhistoriker zu thun haben und gerade für die Behandlung der spanischen Literatur eine solche Richtung eher förderlich als hinderlich werden kann. Das aber müssen wir bedauern, daß er seine Studien nur auf Spanien allein beschränkt hat und deshalb einzelnen Theilen seines Werkes nicht das volle Licht geben konnte. Frankreich bildet einmal den Mittelpunkt der mittelalterlichen Literaturen, und aus den Thatsachen, welche die Entwickelung der seinigen an die Hand geben, sind die Lücken der übrigen mit Umsicht zu ergänzen. Daß der Verf. reichliche Erörterungen der politischen und Kulturverhältnisse nebst umfassenden Belehrungen über grammatische Dinge eingestreut hat, ist nur zu billigen; denn wenn er auch in Beziehung auf letztere fast nur Bekanntes wiederzieht, so war dies bisher doch nur Eigenthum einer wenige Glieder zählenden Schule. Eben so hat er nach unserer Ansicht den richtigen Weg getroffen, wenn er von den besprochenen Gedichten jedesmal einen ausführlichen Auszug voranschickt, da die Originale theils schwer zu erreichen sind, theils auch wegen ihrer Sprache dem größeren Theile seiner Leser unzugänglich bleiben. Ein Auszug aus dem reichhaltigen Buche würde, wenn er auch nur das Allernothwendigste enthielte, die uns hier gesteckten Gränzen bei weitem übersteigen, nur einige Züge wollen wir in die Besprechung des nächsten Werkes verweben, mit welcher wir unsere Ueberschau beschließen.

Ein kleiner Romanzenkranz ist es, aus bisher unbekannten Blüthen gewoben, unter denen einige der duftigsten. **) — Es ist vielleicht nicht unzweckmäßig, wenn wir bei dieser Gelegenheit eine kurze literar-historische Notiz vorausschicken, über einen Gegenstand, über welchen noch so viele unklare und verworrene Vorstellungen umlaufen.

Romanze hieß ursprünglich die romanische Vulgärsprache, welche das Volk redete, im Gegensatze zur lateinischen, deren sich die Schriftsteller und Gelehrten und in früherer Zeit auch die Gebildeten überhaupt bedienten; dann aber bezeichnete man mit diesem Ausdruck jede in dieser Vulgärsprache abgefaßte poetische oder prosaische Darstellung. Die Spanier hatten schon zur Zeit der ersten Kämpfe gegen die Araber epische Volkslieder, von denen sich jedoch, wenigstens in der ursprünglichen Form, nichts erhalten hat. Die spätere, bereits im 14. Jahrhundert nachweisbare Form, welche diese von Mund zu Mund fortgepflanzten Lieder allmälig annahmen, ist die noch jetzt gebräuchliche Redondille, ein vierfüßiger trochäischer Rhythmus mit durchgehender Assonanz in den geraden Versen. Diese der Volkspoesie angehörige Form ward nun, wie es scheint, seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, im Gegensatze zu den von den Provençalen und Italiänern entlehnten Formen der Kunstpoesie, vorzugsweise Romanze genannt.

Da die spanische Nation kein Urvolk, sondern aus der Mischung sehr verschiedenartiger Völkerschaften hervorgegangen ist, entbehrt sie einer Urgeschichte und einer Mythologie. Es konnte sich mithin kein ins graue Alter-

*) Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt nebst einer Abhandlung über den epischen Vers von Friedrich Diez. Bonn, bei Eduard Weber. 1846. IV u. 122 SS. 8.

**) Altfranzösische Lieder und Leiche aus Handschriften zu Bern und Neuenburg mit grammatischen und literarhistorischen Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel. Basel, Schweighauserische Buchhandlung, 1846. VIII u. 255 SS. 8.

*) Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter von Ludwig Clarus. Mit einer Vorrede von Joseph v. Görres. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielemann. 1846. Bd. 1. XXXII und 464 SS. Bd. 2. X und 337 SS. gr. 8.

**) Rosa de Romances ó Romances sacados de las „Rosas" de Juan Timoneda, que pueden servir de suplemento á todos los romanceros, así antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor don G. B. Depping, escogidos, ordenados, y anotados por don Fernando José Wolf. Auch unter dem Titel: Romancero Castellano, ó coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá Galiano. Tomo tercero. Leipsique. F. A. Brockhaus. 1846. XXIV und 112 SS. 12.

thum hinaufreichender Sagenkreis bilden, wie z. B. in Deutschland die Heldensage, deren vollendete Blüthe das Nibelungenlied ist, sondern die epischen Volkslieder oder die Romanzen mußten sich an die unmittelbare Gegenwart anschließen. Dies geschah zuerst in den nordischen Gebirgen, von welchen die Kämpfe gegen die Araber ausgingen. Die einmal gesungenen Lieder erhielten sich, wenn sie den Beifall der Hörer fanden, ungeschrieben im Gedächtnisse, und es traten von Tage zu Tage neue hinzu. Viele derselben haben sich bis auf den heutigen Tag im Munde der Landleute erhalten; die ursprüngliche Form ging dabei freilich verloren, da sich Ausdruck und Vers dem jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit fügen mußte.

Als der rauhe Sinn der ersten Heldenzeit der feineren Bildung des Ritterthumes wich, erfuhr auch die Romanze den Einfluß des neuen Geistes. Neben die derben, einfachen, epischen Volkslieder traten jetzt zierlichere und gewandtere Ritterromanzen, welche Liebe, Ehre, Schönheit, kurz alles das verherrlichten, was im Begriff des Ritterthumes lag. Ein ganz eigenthümlicher Zauber ist über die zu dieser Klasse gehörenden maurischen Romanzen verbreitet. Allmälig brach immer größere Weichlichkeit herein, die Poesie gab ihr nach, entkleidete die Ritter ihres Eisengewandes und machte sie auch äußerlich zu dem, was sie innerlich bereits geworden waren, zu verliebten Schäfern. Dies ist die letzte Entwickelungsstufe der epischen Romanze, das Schäfergedicht, zu der sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts gelangte. Neben diesen epischen Stoffen aber wurden auch alle irgend denkbaren anderen in Romanzenform behandelt. Die Leichtigkeit des Verses und die Fügsamkeit der spanischen Sprache erlaubten einem Jeden seine guten oder schlechten Einfälle auf diese Weise einzukleiden, und noch heutiges Tages wird derjenige, der nicht seine Romanze zu machen versteht, ohne Weiteres als „ein Schaf" bezeichnet.

Schon im 15. Jahrhundert begann man Romanzen zu sammeln und durch den Druck vor dem Untergange zu retten. In Valencia, Toledo, Madrid, Antwerpen und an vielen anderen Orten erschienen eine Menge solcher Sammlungen, aber sie enthalten trotz dem fast unübersehbaren Reichthume von Dichtungen, den sie einschließen, doch bei weitem nicht Alles, was im Umlaufe war. Die ersten Herausgeber nahmen nur das auf, was ihnen die mündliche Ueberlieferung bot, und selbst noch der Sammler des 1568 zu Antwerpen erschienenen Cancionero de Romances klagt, daß er die von ihm mitgetheilten Romanzen zum Theil aus dem Munde vieler Leute habe sammeln müssen, die sich nicht mehr recht darauf hätten besinnen können. Bald aber gewahrten verständige Männer, daß man sich dieser Dichtform zur Erreichung bestimmter Zwecke bedienen könne, und benutzten den von den alten Chroniken dargebotenen Stoff, um Romanzen mit einer bestimmten didaktischen und moralischen Absicht zu verfertigen, die sie dann, unter die volksmäßigen gemischt, in ihren Sammlungen aufnahmen. Der Erfinder dieses zwar recht gut gemeinten, aber gar wenig poetischen Verfahrens scheint Sepúlveda, der Herausgeber des Romancero von 1551, zu seyn. Diese Fabrication nahm so überhand, daß z. B. von den 134 Romanzen, aus denen das Romancero del Cid besteht, nur etwa 40 zur alten und echten Volkspoesie gehören; gegen 60 stammen aus der Fabrik Sepúlveda's, und die übrigen wurden später von berufenen und unberufenen Kunstdichtern hinzugefügt.

Bei dem so verschiedenen Werthe der Romanzen, bei ihrer unübersehbaren Masse und bei der Seltenheit der alten Sammlungen mußte eine zweckmäßige Auswahl wünschenswerth erscheinen. Es wurden seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts verschiedene dergleichen Blumenlesen versucht. Als besonders gelungen ist hervorzuheben der von Depping herausgegebene und von Don Antonio Alcalá-Gallano mit Anmerkungen begleitete Romancero Castellano, zu dem die obengenannte Rosa de Romances als dritter Band gehört. Diese Rosa de Romances ist aus einem alten Buche gezogen, welches ein gelehrter Spanier einem Antiquar zu Rom verkaufte, bei dem es ein Deutscher erwarb und über die Alpen herüberbrachte. Endlich gelangte es in die kaiserliche Bibliothek zu Wien und dadurch in die Hände des Herrn Ferdinand Wolf, unseres gelehrtesten Kenners der spanischen Literatur. Jenes alte Buch ist, wie es scheint, das einzige übrig gebliebene Exemplar einer Romanzensammlung, die der berühmte Valencianische Dichter Juan Timoneda im Jahre 1573 herausgegeben hat. In seinen acht Abtheilungen enthält es allerlei theils volksthümliche, theils von Timoneda verfaßte Romanzen, historische, ritterliche, maurische, Liebeslieder u. s. w. Hr. Ferd. Wolf hat nun die besten derselben, namentlich die volksthümlichen, welche sich in den bisher bekannten Sammlungen entweder gar nicht oder in schlechter Gestalt vorfanden, ausgewählt und, von vortrefflichen literarhistorischen und kritischen Bemerkungen begleitet, in einem kleinen Bändchen zusammengestellt.

Als Beleg für den Werth der Sammlung wollen wir nur das Eine anführen, daß sich in ihr acht bisher unbekannte Cidromanzen vorfinden, von denen drei der Volkspoesie angehören.*) Am meisten überraschen wird es den deutschen Leser, einen alten Bekannten aus der klassischen Zeit der deutschen Literatur hier zu finden — den Handschuh. Schiller entnahm den Vorwurf seines Gedichtes aus St. Foix's historischen Versuchen über Paris, wo der Verlauf der Geschichte ganz eben so erzählt wird, wie sie der deutsche Dichter wiedergegeben hat. Hier finden wir eine ältere und originellere Fassung der Sage. Wir wollen sie unseren Lesern mittheilen, freilich in schlichtem prosaischem Auszuge. Es giebt ja so viele versgewandte Federn in Deutschland, vielleicht wird eine derselben durch unsere Hindeutung aufmerksam gemacht und veranlaßt, die Romanze auch metrisch zu übertragen.

Doña Anna de Mendoza begab sich nach Tische mit einigen anderen Damen und mit mehreren Rittern, die ihr den Hof machten, auf einen hohen Altan, unter welchem in einem Hofe vier Löwen eingeschlossen lagen. Mit Vorsatz ließ sie einen Handschuh hinabfallen, stellte sich aber, als sey es von ungefähr geschehen, und sprach mit spottender Stimme: Welcher von den Rittern hat wohl Muth genug, meinen Handschuh aus der Mitte der Löwen zu holen? Dem Kühnen gebe ich mein Wort, ihn vor allen übrigen zu bevorzugen und ihm meine besondere Gunst zuzuwenden. Das hörte der unter den Rittern befindliche Don Manuel Ponce de Leon, Großmeister des Calatrava-Ordens, ein tapferer Degen, dessen Heldenthaten gegen die Mauren viele Romanzen besingen. Von dem Schimpf, den die Dame gegen die sämmtlichen Ritter ausgesprochen hatte, nahm er sich seinen Theil zu Gemüthe, zog das Schwert, wickelte den Mantel um den Arm und stieg ohne Zögern in den Zwinger hinab. Die Löwen schauten ihn verwundert an, ließen ihn jedoch gewähren. Frei und unbeschädigt kehrte der Ritter durch dieselbe Thür zurück, durch die er in den Hof getreten war. Er steigt die Treppe hinauf, den Handschuh in der linken Hand. Ehe er ihn aber der Besitzerin zurückstellt, versetzt er ihr eine Ohrfeige und sagt: Nehmt hin, und ein andermal bringt nicht eines schlechten Handschuhs wegen Ehre und Leben so vieler biederer Männer in Gefahr. Und zu den Rittern gewendet fährt er fort: Wer von euch meint, daß ich übel und unritterlich gehandelt, der trete in die Schranken und fordere Genugthuung. Die Dame antwortete, ohne in Verwirrung zu gerathen, mit ruhiger Stimme: Keiner soll in die Schranken treten; ich bin zufrieden gestellt, da ich gesehen habe, daß ihr, Don Manuel, von Allen der kühnste seyd, und wenn es euch gefällig ist, so wähle ich euch zum Gemahl, denn ich bedarf eines kräftigen Mannes, der Unrecht zu züchtigen wagt. An mir hat sich das Sprüchwort erfüllt: Wer dich liebt, schenkt dir die Strafe nicht. Als Don Manuel sah, daß seine Ohrfeige eine so ingendsame und ehrenwerthe Dame getroffen, und überlegte, wie sanft und verständig sie ihm geantwortet hatte, war er mit dem Vorschlage zufrieden, und in Gegenwart Aller reichten sich Beide die Hände. J. J.

*) Bei der Romanze Estáis ateudos los hombres fehlt die sonst immer beigegebene literarische Nachweisung über anderweitiges Vorkommen der Sage. Die hier behandelte gehört nach Holland; ich habe sie dort selbst mündlich gehört und J. W. Wolf erzählt sie in seinen niederländischen Sagen S. 57 mit Angabe seiner gedruckten Quellen. Das silberne Taufbecken, welches nach der Romanze dem Kaiser Karl gezeigt worden ist, soll sich, wenn ich mich recht erinnere, in der Kirche zu Loosduinen, nahe beim Haag, befinden. Vielleicht darf man auf diesen Grund hin das Erlands der Romanze in Holland verändern.

Frankreich.

Henri Blaze über die Romantik in der Musik. Karl Maria von Weber, E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient.

(Schluß.)

„Gleichviel!" erwiederte Hoffmann, der sich um Zeitungs-Rezensionen wenig kümmerte; „lassen wir ihn und kommen auf Deinen Freischütz zurück. Ich habe in einem alten Chronisten gelesen, daß ein Markgraf von Thüringen, mit Namen Asprian, dergestalt die Jagd liebte, daß er zuletzt davon wahnsinnig wurde, die Regierung seinem Sohn überließ und Tag und Nacht in den Wäldern umherschweifte, auf Bäume kletterte, kurz wie ein Eichhörnchen lebte. Es scheint, daß in dieser Zeit die Birkhähne in Thüringen sehr selten waren. Eines Abends indeß traf es sich, daß Asprian einen erblickte, den ersten, welchem er jemals begegnet war. Bei diesem Anblick machte der alte Graf auf seinem Zweige einen solchen Freudensprung, daß er fast den Hals gebrochen hätte. Der Vogel wurde jedoch keineswegs eingeschüchtert, sondern, anstatt, wie viele andere in seiner Stelle gehandelt hätten, fortzufliegen, näherte er sich sonderbarer Weise dem Grafen wie durch magnetischen Zauber angezogen. Die beiden Gefährten brachten die ganze Nacht damit zu, sich unverrückten Blicks zu betrachten, bis endlich das arme Federvieh, das, durch den Feuerblick Asprian's gefesselt, athemlos und zitternd in seiner Stellung geblieben war, bei Tagesanbruch sein Leben aushauchte. Jetzt beginnt das Wunder. Die Seele des todten Vogels ging in den Körper des Grafen über, und Asprian verlor von diesem Tage an den Gebrauch der Sprache. Aeußerlich Mensch und Markgraf, wurde er seinem wahren Wesen nach ein vollkommener Birkhahn, setzte sich auf die höchsten Bäume, kollerte und glucksete, kurz erfüllte alle Bedingungen seines neuen Standes. Ich weiß nicht, warum diese tolle Geschichte mir gerade jetzt einfällt. Man spricht von Seelenwanderungen durch viele Zeitalter und Menschenkörper hindurch. Sprich, Weber, solltest Du nicht der Graf Asprian, dieser wunderbare Birkhahn seyn, der nach einem mehr als dreihundertjährigen Leben in der Natur endlich von dem Zauber erlöst und der Menschheit wiedergegeben ist, um uns in diese geheimnißvolle und düstere Waldpoesie einzuweihen, die Du in einem anderen Daseyn kennen lerntest?

„„Nun fängt Callot an übertzuschnappen"", sagte Devrient, eine große Rauchwolke in die Luft blasend. „„In der That, er hat Recht dazu, denn wir haben hinlänglich getrunken. Was mich betrifft, Weber, ich bekümmere mich gar nicht darum, aus welcher Welt Du zu uns gekommen bist, und mache mir nicht die geringste Sorge um Deine frühere Genossenschaft mit Gnomen, Undinen, Elfen und Salamandern. Was ich aber weiß, ist, daß Du die deutsche Oper begründet und in der Tiefe Deiner Kunst den Erzgang der Romantik gefunden hast, den die Poesie schon lange beim Durchstöbern der Minen der Geschichte entdeckt hatte. Arme deutsche Bühne, wohin war es mit dir seit Mozart's Tode gekommen! Wir lebten nur noch von den Brosamen

Italiens und Frankreichs und bedurften des Tankred dieses Teufelskerls von Rossini, um uns ins Gedächtniß zurückzurufen, was Begeisterung sey. — Der düstere Genius des Waldes, der uns diese Zauberpartitur verschafft, meine Herren, Samiel soll leben!

„Weber soll leben!“ rief mit der Begeisterung strahlenden Augen der junge Mann, welchen Hoffmann mitgebracht hatte. „Möge ihm die heilige Kunst, zu der ihn seine Bestimmung getrieben, ihre geheimsten Schätze, ihre berauschendsten Freuden erschließen! Möge er bis ans Ende glücklich, geehrt und gekrönt unter seinen Nebenbuhlern dastehen, und möge die volle Befriedigung seines Strebens nach Ruhm in seine Seele sich senken! Dies ist die wahre Quelle des Friedens, an denen sich erfrischen, die da dulden!“

„„Die da dulden!““ wiederholte Weber mit einem Lächeln voller Bitterkeit und Ironie, als hätte er nur die drei letzten Worte gehört, „„die da dulden! Und jener, der sie trösten wird? Wenn er seiner Kunst Alles geopfert hat, seine Ruhe, seine Gesundheit, sein zufriedenes Gemüth, wenn er gestorben ist endlich, wer wird sich seiner Familie annehmen? Ach! Niemand. Man sagt: die Werke überleben den Menschen. Es ist wahr, nach 50—60 Jahren werden einige brave Leute auf den Einfall kommen, den Todten als ein Genie auszurufen und der Welt zu beweisen, daß seine Zeitgenossen sehr Unrecht gehabt haben, ihn so in Elend und Verzweiflung sterben zu lassen. Alsbald ist seine Wiederauferstehung in Vorschlag gebracht. Wir wissen ja Alle, auf welche Weise diese Art von Heiligsprechungen bewirkt wird. Man bildet eine philharmonische Gesellschaft, deren Hauptziel zunächst ein glänzendes Mittagsessen, à Couvert 1 Friedrichsd'or ohne Wein, ist. Während dieses Banketts wird gegessen, getrunken, Alles zum größten Vortheil für den Ruhm des todten Künstlers. Darauf folgen die Reden auf einander mit gleichem Erfolg. Später, wenn endlich die ehrwürdige Versammlung, durch häufige Libationen zu großer Rührung gestimmt, bei der Erzählung des Märtyrthums des Dahingeschiedenen in Thränen auszubrechen beginnt, erhebt sich ein letzter Redner, um zum 20sten Mal die Gesundheit desselben auszubringen und daran den Vorschlag zu knüpfen, daß ihm ein Denkmal errichtet werde. Dieser Rede folgt ein tumultuarisches Beifallklatschen; sogleich bildet sich ein Ausschuß, an dessen Spitze sich gewöhnlich ein Großsprecher stellt, der diese Gelegenheit zu benutzen sucht, seinen Namen bekannt zu machen. Bald strömen aus allen Ecken Europa's Unterschriften zusammen, die Dukaten regnen in die Denkmalserrichtungskasse, und, um den nachträglichen Ehrenbezeugungen die Krone aufzusetzen, erbietet sich der Michel Angelo des Zeitalters, die Züge des Verewigten nachzubilden, ohne Entschädigung dafür zu verlangen. So verbündet sich Alles, um ihn nach seinem Tode zu verherrlichen. O, der bewundernswürdige Triumph, die prächtige Aussicht; nur Schade, daß es sich meistentheils ereignet, daß zu der Stunde, wo das Denkmal errichtet wird, der eigene Sohn des Künstlers die alte Uhr der Familie ins Leihaus trägt, um die Beerdigungskosten seiner Mutter zu decken.““

„Karl“, rief Devrient, „ist es möglich, daß Du in dieser Weise sprechen kannst! Nein, Du thust deinem Vaterlande Unrecht; so undankbar kann es nicht seyn.“

„„Es ist möglich““, erwiederte Weber mit ruhigerem Ton, „„daß ich in den Einzelheiten etwas übertrieben. Wie dem auch seyn mag, den Grundzügen nach ist das Gemälde wahr, und ich gebe Dir den Rath, es dafür zu halten. Lieben wir unsere Kunst über Alles, aber seyen wir nicht so thöricht, uns für eine unwissende und engherzige Menge aufzuopfern, die nicht im Stande ist, den Werth des Genies und des Verdienstes zu erkennen, so lange sie beide vor Augen hat.““

Nach diesen Worten trennte sich die Gesellschaft. Von den vier Personen, aus denen sie bestand, lebt heute keiner mehr. Hoffmann starb zuerst; dann kam die Reihe an Weber, dem kaum die Zeit blieb, noch zwei Meisterwerke, Euryanthe und Oberon, zu schreiben, und gegen Ende des Jahres 1832 folgte auch Ludwig Devrient seinen Freunden nach. Was endlich den jungen Mann betrifft, dessen beinahe phantastische Erscheinung einen tiefen Eindruck auf die drei Freunde gemacht hatte, so sind wir dem Leser über ihn noch eine Erklärung schuldig, die wir in kurzen Worten geben wollen. Wir haben gesehen, daß Hoffmann von Zeit zu Zeit einen aufmerksamen Blick auf seinen jungen Begleiter geworfen hatte. In dem Augenblick, da Weber zu reden aufhörte, trocknete der junge Mann eine große Thräne in seinem Auge und machte Anstalt, die schon früher von ihm ausgebrachte Gesundheit Weber's zu trinken. Indeß glaubte Hoffmann, der alle seine Bewegungen mit ängstlichem Blicke verfolgte, zu bemerken, daß Jener beim Ergreifen des Glases zugleich ein kleines Krystallfläschchen aus der Tasche zog, das er fest mit der Hand umschloß.

„Halt, Kamerad“, rief Hoffmann; „sehen Sie denn nicht, daß Ihr Glas bis zum Rande gefüllt ist? Was Teufel wollen Sie denn noch hineinthun?“ — Mit diesen Worten bemächtigte er sich mit einem geschickten Griff des Fläschchens und roch daran.

„Opium“, rief er mit Abscheu, „so wahr ich lebe; und das gießen Sie in Ihren Wein; Herr, in Ihren Jahren solche Aufregungsmittel. Tausend Donnerwetter, das ist zu stark!“

„„Verdammt““, bemerkte Devrient; „„da ziehe ich doch noch Dein Salamander-Elixir vor. Das letzte Mal, da ich den Shylock spielte, habe ich indeß auch Opium genommen, und, ausgenommen ein Nervenfieber, das mich 14 Tage ans Bett fesselte, befand ich mich ganz wohl dabei.““

„Die Phiole wird konfiszirt“, fuhr Hoffmann fort; „Kellner, ein anderes Glas. Trinken Sie, meine Herren. Und Sie, junger Mann, werden die Gefälligkeit haben, mich morgen zu besuchen, damit ich Ihnen gehörig den Text lesen kann.“

„„Ach, theuerster Freund““, erwiederte der junge Mann mit schmerzlichem Lächeln, „„wohl will ich gern zu Ihnen kommen; aber Sie hören kann ich dann nicht mehr. Von morgen ab wird das Schattenbild, das jetzt mit Ihnen spricht, Niemand mehr hören und verstehen.““

„Und weshalb?“

„„Weil ich““, erwiederte er mit unaussprechlicher Trauer, „„morgen das Gehör verloren haben werde.““

Bei diesen Worten betrachteten die drei Freunde einander mit der staunenden Miene von Menschen, die in dem Glauben stehen, daß sie mit einem dem Irrenhause entsprungenen Wahnwitzigen zu thun haben. Jener aber fuhr fort, indem er über den Tisch hin Webern seine Hand reichte: „„O, mein Meister und Lehrer! ja, ich habe diesen Abend Alles, was ich noch an Hörkraft besaß, geopfert, um Ihr unsterbliches Werk zu hören. Schon seit acht Jahren hat mein Gehör, das früher außerordentlich fein war, allmälig abgenommen; seit einem halben Jahre kann ich die erstorbenen Organe nur auf künstliche Weise durch Reizmittel, wie Opium, auf Momente wiedererwecken, in der gewissen Ueberzeugung, daß bald eine Zeit kommen müsse, wo kein Reizmittel mehr stark genug ist, um diese Wirkung hervorzubringen. Diese Zeit ist nun da. Heute habe ich die stärkste Dosis genommen, die ein Mensch ertragen kann, ohne daran zu sterben. Morgen schon würde dieselbe Quantität nicht mehr dazu hinreichen.““

Diesen in dem Ton einer gränzenlosen Verzweiflung gesprochenen Worten folgte ein langes Stillschweigen. Hoffmann und Devrient hatten sich von ihrem Staunen noch nicht erholt; Weber weinte. Der junge Mann aber sprang plötzlich auf, drückte noch jedem von ihnen die Hand und stürzte fort. Devrient erholt zuerst die Sprache wieder.

„Callot“, sagte er, „wenn das, was wir gehört haben, nicht eine wunderbare Erzählung nach Deiner Weise ist, so ist es eine schauderhafte Geschichte.“

„„Ich glaube, daß der junge Mann die volle Wahrheit gesprochen hat““, bemerkte Weber. „„Jetzt, da ich daran denke, schwebt es mir wie ein unbestimmter Traum vor, als hätte ich diesen jungen Menschen schon gesehen. In der That, ich glaube, es war beim Abt Vogler. Man nannte ihn sogar als einen der vorzüglichsten Schüler desselben. Armer Unglücklicher! Was hat nun jener Funke von Genie, den seine Meister und Nebenbuhler damals bewunderten, hervorgebracht!““

„Bah“, sagte Hoffmann, „Alles, was blüht, braucht auch nicht zur Reife zu kommen, und die Natur hat ihre Launen. Ich habe mir immer vorgestellt, daß sie, um einen großen Philosophen, einen großen Dichter, einen großen Künstler zu schaffen, erst mehrere Versuche anstellt; sie tastet umher, probirt, und wenn sie endlich eine vollkommene Form gefunden —““

„„So zerbricht sie dieselbe““, rief Weber mit schmerzlichem Lächeln, „„ohne sich einmal die Zeit zu lassen, die Schätze aus ihr zu ziehen, deren Keim sie hineingelegt hatte.““

Sie erhoben sich und verließen die Weinstube. — Von dem jungen Mann hörten sie Nichts weiter.

England.

Die Stummen bei englischen Begräbnissen.

Ein Bild aus dem Volksleben in England.

Der Tod hat seine Eitelkeiten, seinen Hof, seine Beamten, und zu diesen gehören in England auch — die „Stummen“! Wer von uns in Alt-England ward nicht an einem schönen Sommertage, wenn Alles, und selbst die Sonne als Sieger über den nationalen Nebel, den Menschen anlächelt, wer von uns ward nicht zuweilen tief erschüttert, wenn er auf einmal, in traurigem Gegensatz zu jenem heiteren Bilde, zwei große schwarze Männer bemerkte, die, von Kopf bis Fuß in Trauer gekleidet, auf jeder Seite der Thür eines Hotels Wache halten, lebendige Sinnbilder des Schmerzes, der hier seine Wohnung aufgeschlagen, die Vorläufer eines Leichenwagens, der bald kommen wird, um einen Sarg aufzunehmen? .... Dies sind zwei „Stumme“!

Diese schwarzen Personificationen des Leichenpomps sind von früh an auf ihrem Posten, um Ordnung und Ruhe rings um das Trauerhaus aufrecht zu erhalten; aber vielleicht werden gerade durch sie, wie durch die schwarzen mit silbernen Sternchen übersäeten Behänge, alle Kinder und müßigen Personen der Nachbarschaft herbeigezogen, die theils mit erstaunter Miene diese geheimnißvollen Symbole betrachten, theils sich nach dem Namen des Verstorbenen fragen, an welcher Krankheit oder vielmehr an welchem Arzt er gestorben ist, wo man ihn begraben wird und welche Erben er hinterläßt.

Eine Zeit lang herrscht in der That Stille, und es scheint, daß die Stummen Theilnahme und ernste Stimmung rings herum verbreiten. Aber wenn die Menge zunimmt, wenn auf einmal ein Kind einen Kameraden zu necken anfängt, wenn ein Dieb seine ungeschickte Hand in einer fremden Tasche ertappen läßt, wenn ein muthwilliger Schüler dem Jungen des Gewürzkrämers, der, festgebannt wie die Anderen, seinen Korb zu bewachen vergißt, einen bösen Streich spielt, dann ist es mit der Stille zu Ende: die beiden Parteien gerathen in Kampf mit einander, und die Stummen, nicht im Stande, die Ruhe wiederherzustellen, sind froh, wenn sie die Polizei-Agenten ankommen sehen. Aber sind sie, diese lebendigen Symbole mehr des eitlen Ruhmes als des Schmerzes, sind sie selbst es nicht, die an der Unordnung Schuld sind?

Doch man bewundere das Genie dieser Begräbniß-Beamten. Glaubt ihr, sie haben mitten in dem Tumult, der das Viertel vor ihren Augen auf-

regt, ihre Rolle vergessen? Nein, sie gehören schon einer anderen Welt als dieser an; sie haben weder für die Capulets noch für die Montagus des Pöbels Partei ergriffen, weder für die Neri oder Schornsteinfeger, noch für die Bianchi oder Bäckerburschen. Sie stehen so unbeweglich da, wie Gliedermänner von Ebenholz auf einem Cenotaph. Sie haben keine Miene verzogen, kein Wort gesprochen .... Darum heißen sie ja auch die Stummen.

Doch man glaube nicht, daß diese Personen die unentbehrlichen Mitspieler in dem letzten Akt des Lebensdrama's sind. Auf dem Kontinent, in Frankreich wenigstens, trifft man keine Stummen, weder an der Thür, noch in dem Hause des Verschiedenen; selbst in England werden sie nicht zu allen Begräbnissen gerufen, denn der Unterschied der Stände hört auch im Sarge noch nicht auf. Vergebens wird der Mensch, den man in seinen Sarg legt, bald nur noch Staub seyn; es giebt einen Unterschied zwischen Staub und Staub; es giebt einen Staub des Reichen und einen Staub des Lazarus, einen Staub Dryden's, der mit der Livree der Dürftigkeit zum Gefolge und von dem brutalen Scherz eines vornehmen Herrn begleitet ins Grab ging, und einen Staub Sheridan's, den man den Händen der Gerichtsdiener entreißen mußte, ehe man ihn in die Gewölbe der Westminster-Abtei niederlegen konnte, wohin ihn Herzoge und Grafen begleiteten; einen Staub jener Dichter, die wie der Minnesänger Frauenlob von jungen weißgekleideten Mädchen mit Blumen bekränzt werden, und einen Staub der Volkstribunen, deren Särge von Aufrührern umgeben sind, die hinter den Flören ihrer Banner den Regierungen die geballte Faust zeigen.

Man hat oft behauptet, daß der, welcher Künstler oder Dichter werden will, es schon mit der Geburt seyn muß. Auch zum Stummen muß man von Natur bestimmt seyn. Bedarf es nicht einer besonderen Gabe der Vorsehung, um diese strenge Unbeweglichkeit der Physiognomie, dieses bleifarbige Auge, diese marmorne Stirn, diese Unbeweglichkeit des Körpers, mit einem Wort jene klassische Stellung hervorzubringen, die der materiellen Gespenster der Elysäischen Felder würdig ist, dieses Leben im Tode oder diesen Tod im Leben, die aus dem Stummen ein besonderes Wesen machen? Eine aus den Pyramiden ausgegrabene Mumie hat mehr Lebensausdruck, als der Stumme in seiner akademischen Stellung an der Thür eines Hotel von St.-James Square.

Einmal jedoch hat auch der Zufall diesen Typus hervorgebracht, der sonst von Hause aus durch eine providentielle Verhexbestimmung gegeben seyn muß.

In einer freundlichen Hütte an den Ufern der Severn rollte sich einst auf den Dielen des Fußbodens ein niedliches Kind von gesundheitstrahlender Farbe, mit freudefunkelnden Augen, mit stets singender Stimme, mit apfelrothen Wangen. Die Geburt Jem Willett's hatte seinen Vater und seine Mutter glücklich gemacht, denn er war ihr Erstgeborner; er wurde von ihnen geliebt und gehätschelt wie der Engel ihres Honigmonats, bis ein kleiner Jack kam, der ebenfalls seinen Antheil an den Liebkosungen der Familie in Anspruch nahm.

Jem blieb noch einige Zeit der Liebling. Zu seinem Erstgeburtsrecht kam, daß er so frisch, so rothwangig, so belustigend durch sein kindliches Geschwätz war! Erst als eine ganze Heerde von kleinen Toms, Neds, Betzys und Sufetten gleiche Rechte an das Schwarzbrod des Hauses geltend machte, erst von da ab mußte der arme Jem, wie die Anderen, schlecht gestickte Kleider tragen und sich oft niederlegen, ohne den väterlichen oder selbst mütterlichen Kuß zu empfangen. Ach, wo sollten der Vater und die Mutter all dieser kleinen Eßkandidaten Muße finden, eines ihrer Kinder zu liebkosen? Ihr Brod, wenn sie welches hatten, war durch den Schweiß, mit dem sie es täglich benetzten, bitter geworden. Wie hätten sie diejenigen sehr zärtlich lieben können, die ihnen fortwährend zuriefen: „Ich habe Hunger!" Gar oft erhielt Jem, wie die Anderen, statt einer Liebkosung eine Ohrfeige und statt eines zärtlichen Wortes einen Schimpfnamen. „Arbeitet, arbeitet, wenn ihr essen wollt", hieß es.

Aber auch unter so kläglichen Verhältnissen wußte Jem Willett sich den guten Humor zu erhalten, den er der Natur verdankte. Seine Lumpen hinderten ihn nicht, wie die Amsel zu pfeifen und wie die Lerche zu zwitschern. Er wußte sich so leicht in das Gute und Böse, in die schlechten und guten Tage zu finden, daß er trotz Fasten und Hungern seine gesunden Farben behielt. Das launische Geschick schien einige seiner unerwarteten Gaben dem vorzubehalten, dessen Geburt die elterliche Sorglosigkeit so beglückt hatte. Unter seinen Brüdern und Schwestern spannten sich eine oder zwei an die Maschine einer Werkstätte; Jack wurde Ochsentreiber, Bill Schornsteinfeger, Tom Schiffsjunge auf einem Kohlenschiff; aber Jem wurde ein Schreinerlehrling — ein niedlicher Lehrling, und zwar bei einem trefflichen Meister auf Kosten des Kirchsprengels, dem er zur Last gefallen war; denn sein Vater war gestorben mit Hinterlassung von nicht weniger als funfzehn Waisen, nachdem er lange an den Folgen eines Schleimfiebers daniedergelegen, und seine Mutter hatte in einem Arbeitshause Zuflucht gesucht.

Jem, einmal in der Lehre, hielt sich für den glücklichsten Lehrling, denn er hatte so viel Brod, als er essen, und etwas mehr Arbeit, als er machen konnte; aber sein Meister, der eben so verständig als human war, hatte ihn bald in seine Kunst eingeweiht, und als seine Lehrzeit zu Ende war, wurde Jem zu den guten Arbeitern gerechnet. Sein Bruder Bill hatte das Ziel seiner gefährlichen Auffahrten erreicht, indem er in einem zu engen Kamin erstickte; sein Bruder Tom war ins Wasser gefallen und von den Lampreten der Themse verschlungen worden; sein Bruder Jack hütete noch immer seine Ochsen, und die anderen Brüder und Schwestern schossen beim Schein des Gaslichts in den Fabriken kümmerlich empor: Jem aber, immer gleich heiter, gleich rothwangig, war überdies ein geschickter Bursche, der jeden Samstag den Lohn einer einträglichen Woche bezog.

Leider ließen ihn sein trefflicher Charakter, seine Gewandtheit und sein gutes Aussehen eine etwas vorreilige Ehe schließen. Als Mary Perrot, eines der hübschesten Mädchen der Grafschaft Gloucester, sah, daß er achtzehn Shillings wöchentlich verdiene, überzeugte sie ihn, daß er ein wahrer Egoist seyn würde, wenn er nicht diese Summe mit einer angenehmen Lebensgefährtin theile. Jem Willett ward, wie sein Vater Richard Willet, Gatte und Vater in einem so frühen Alter, daß er wenig Aussichten hatte, lange genug zu leben, um sich noch als Großvater zu sehen. Das war seine Schuld: er hätte wissen müssen, daß die Liebe in der Ehe sich mit Rosen krönt, die sich schnell entblättern und ihr nur die Dornen des wilden Rosenstocks um die Stirn lassen.

Doch der Hobel war ein Talisman in seinen geschickten Händen. Jem war nie ohne Arbeit, nie krank, nie traurig. Auch Kinder stellten sich ein, und unter Anderem ein Paar Zwillinge, in denen er ein doppeltes Pfand des Glücks sah, so sehr war Jem Optimist (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Der Berg Sinai. Es ist uns eine kleine Schrift zugekommen, worin Herr Joh. Bal. Kutscheit für die Identität des Berges Sinai und des Dschebel-Musa gegen die Meinung des Herrn Prof. Lepsius auftritt, der den Dschebel-Serbal für den Gesetzgebungs-Berg der Israeliten erklärt.*) Für den Dschebel-Musa ist nicht blos die auf einer vieltausendjährigen Tradition begründete Bedeutung seines arabischen Namens (Berg Mosis), sondern auch, wie Herr Kutscheit meint, die in der Bibel angegebene Straße, welche die Israeliten vom Sinai aus eingeschlagen, indem, wenn dieselben nicht am Dschebel-Musa, sondern am Dschebel-Serbal gelagert hätten, der Weg von dort nach dem Meere, wo sie, wie Herr K. behauptet, ihre nächste Lagerstätte aufgeschlagen, nicht in der angegebenen Zeit von drei Tagemärschen zurückzulegen gewesen wäre. Aber abgesehen davon, daß in der Bibel nirgends steht, die Israeliten seyen vom Sinai aus bis an das Meer (an den vom Sinai östlich gelegenen Golf von Akabah des Rothen Meeres) gezogen, und daß die von Herrn K. citirten Stellen von den „Fischen des Meeres" und von den „vom Meere kommenden Wachteln" kein Beweis dafür sind, indem Ersteres rein bildlich gebraucht ist und das Letztere die unmittelbare Nähe des Meeres ebenfalls nicht bedingt, finden wir auch auf anderen Karten der Halbinsel des Sinai, abweichend von der des Herrn Kutscheit, den Dschebel-Serbal südlich und nicht westlich vom Dschebel-Musa angegeben, so daß die Israeliten von dem ersteren den Golf von Akabah eben so leicht als von dem letzteren hätten erreichen können. Gleichwohl wird die schon unter den Arabern der vormuhammedanischen Zeit verbreitete Ueberlieferung, nach welcher der Dschebel-Musa der Sinai war, auf welchem auch bereits im sechsten Jahrhundert von Justinian ein christliches Kloster zur Erinnerung an das dort ertheilte göttliche Gesetz gegründet wurde, entscheidender bleiben als jede neuere gelehrte Konjektur, wenn diese auch einen Burckhardt auf ihrer Seite hätte. Die Araber sind es auch, die seit unvordenklichen Zeiten einem Felsen zwischen Raphidim und der zum Dschebel-Musa führenden Ebene, die südlich von dem Wady el Scheikh sich befindet, den Namen Makad Sidna Musa, „Sitz unseres Herrn Mose", beilegen. Was Herr K. über den heidnischen Ursprung der Inschriften auf dem Serbal sagt, womit auch die von Rödiger vorgeschlagene Etymologie des Namens (Palmenwald des Baal) übereinstimmt, scheint ebenfalls vollkommen begründet, und so wollen wir denn auch ferner, wie es seit Jahrtausenden geschieht, den Dschebel-Musa als den Berg Sinai betrachten. Dr. Tischendorf's Bericht über den Zug der Israeliten durch das Rothe Meer scheint übrigens Herrn Kutscheit ganz unbekannt geblieben zu seyn.

— Deutsche Schriftsteller in Siebenbürgen. Vor ungefähr funfzig Jahren hat ein siebenbürgischer Meusel, Namens Seivert, ein Gelehrtes Siebenbürgen unter dem Titel: „Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften" herausgegeben. Das Verzeichniß wissenschaftlicher Männer, die in jenem entlegenen Gränzlande deutsche oder auch wohl lateinische Sachen geschrieben hatten, belief sich damals auf 198. Gegenwärtig giebt nun der Magistratsrath Trausch in Kronstadt eine Fortsetzung des Seivertschen Werkes heraus, die als „biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen" angekündigt und in der nicht weniger als 471 deutsche Männer aufgeführt und biographisch dargestellt seyn werden, die sich durch Wort und Schrift um die Ausbreitung der Geistescultur in Siebenbürgen verdient gemacht haben. Da uns über die Bildungszustände der dortigen „Sachsen" so selten eine zuverlässige Kunde zugeht, so dürfte dieses Handbuch auch für Deutschland von mannigfachem Interesse seyn.

*) Herr Professor Dr. Lepsius und der Sinai. Prüfung und Beseitigung der von dem genannten Herrn Professor auf seiner Reise nach der Halbinsel des Sinai für die biblische Geographie gewonnenen Resultate. Von Joh. Bal. Kutscheit. Mit einer Karte der Sinai-Halbinsel. Berlin, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 96. Berlin, Dienstag den 11. August 1846.

Frankreich.

A. Lefebvre's archivalische Geschichte Napoleon's und seiner Zeit.*)

Arrian beschließt seine Geschichte Alexander's mit folgenden Worten: „Findet Jemand das Selbstgefühl dieses Mannes tadelnswerth, so bedenke er doch, auf welche Stufe des Glücks sich derselbe erhoben, und vergesse dabei nicht, wie klein er selbst sey, auf welche Unbedeutendheiten er sein Leben verwende, und wie er selbst diese nicht mit gehöriger Ordnung zu thun wisse. Denn das glaube ich bestimmt: es gab damals kein Volk, keine Stadt, vielleicht keinen Menschen, zu dem nicht der Name Alexander's gedrungen wäre. So behaupte ich denn, daß dieser Mann, dem kein Anderer zu vergleichen, nicht ohne göttliche Schickung geboren worden sey."

Ganz eben so verhält es sich mit Napoleon, und daher der Reiz, welcher sich an jede Darstellung seiner Thaten und Verhandlungen knüpft, zumal wenn sie von einem so einsichtsvollen und mit so seltener Unparteilichkeit begabten Manne, wie dem Verfasser des vorliegenden Werkes, ausgeht. Wie der Sänger des Nibelungenliedes erinnert:

> Uns ist in alten Mären gar Wunders vil geseit
> Von Helden lobebären, von grôzer Arebeit,

so verliert die „neue Mähr" unserer Zeit, die nicht weniger von „Helden lobebären und großer Arbeit" handelt, dadurch nichts von ihrem Interesse, daß sie streng auf Wahrheit beruht und der Erinnerung eben so viel bietet als der Phantasie. Der Schatz von Memoiren und Monographieen, von großen Erinnerungen und frivolem Salongeschwätz, die ernste Darstellung eines Thibaudeau und die zuweilen kleinliche eines Constant, des ersten Kammerdieners des Mannes, der den Satz Lügen strafte, daß „Niemand in den Augen seines Kammerdieners groß erscheinen könne", Bourrienne's von Neid und Las Cases' von einseitiger Bewunderung gefärbte Mittheilungen, die parteiische Apologie eines Bignon, wie die eben so parteiische Gegenschrift eines Walter Scott — Alles ist vom Publikum mit kaum zu sättigender Begierde aufgenommen und mit wahrem Heißhunger verschlungen worden.

Jetzt, da diese Begebenheiten weniger Leidenschaften aufregen und mehr der Geschichte angehören, jetzt, da ein Franzose, wie unser Verfasser, edles Nationalgefühl mit strengem Urtheil gegen den unbegränzten Ehrgeiz Napoleon's vereinigt, jetzt, da ein Deutscher, wie der Rezensent, sein Vaterland lieben und darum den großen Mann nicht minder bewundern und dabei doch wieder nicht weniger streng beurtheilen kann, jetzt knüpft sich ein eigenes, noch höheres, viel objektiveres Interesse an diese Ilias der Neuzeit.

In der That erfüllt ist die Monographie des seltenen Mannes von Schrecken und Mitleid, den Bedingungen eines guten Trauerspiels; sie zeigt uns zugleich die Kraft und die Ohnmacht des menschlichen Geistes, sie lehrt uns, wie viel Egoismus sich mit außerordentlicher Größe, wie viel Schwäche mit der gewöhnlichen Menschennatur verbindet, sie erfüllt uns zugleich mit Bewunderung und Niedergeschlagenheit. Der alte Satz: dem Starken hilft das Glück, findet sich in Napoleon's Geschichte bis zum Unglaublichen bestätigt, bis zum Unerhörten widerlegt. Wir lernen ein Fatum kennen, welches an Großartigkeit das der griechischen Tragödie weit überragt. Wir lernen, wie Halbheit und Schwäche fallen vor dem Willen und der Kraft, aber auch, wie Gott seine Weltregierung keinem Sterblichen überläßt und es ohne Mäßigung und Selbstbeherrschung keinen dauernden Erfolg giebt.

Das große Bild erscheint, je nach dem Standpunkte des Beschauers, in einem anderen Lichte. Hier verletztes, dort gesteigertes Nationalgefühl, hier Verstimmung über die Ereignisse unserer Zeit, dort Aerger über die nicht genug vorgezogene Kaste, Liebe zur Freiheit und Liebe zum Ruhm, Gefühl der Menschenwürde und Bewunderung der Menschengröße führen zu entgegengesetzten Urtheilen über dasselbe, und unwillkürlich wird man an das Wort erinnert, welches ein geistreicher französischer Hofmann dem Gewaltigen selbst entgegenrief: Die Einen nennen Sie einen Gott, die Anderen einen Teufel; aber daß Sie mehr sind als ein Mensch, das muß Jedermann gestehen.

Wer die Geschichte jener Zeit schreibt, der schreibt darum immer wieder Napoleon's Geschichte. Denn das ist eben seine Größe wie seine Mangelhaftigkeit, daß er allein den Vordergrund des Zeitbildes füllt, daß er keine Nationalität wie keine Persönlichkeit neben sich aufkommen läßt, daß Kabinet und Administration, kriegerische Unternehmungen und diplomatische Verhandlungen, Gesetzgebung und Finanzverwaltung — Alles, Alles sich in ihm konzentrirt, aus seinem Haupte hervorgeht, daß er der Presse des ganzen Kontinents durch seinen Despotismus den Mund schließt, durch seine erstaunlichen Thaten den Mund öffnet. Die Akten über jene Zeit sind aber noch keineswegs geschlossen oder auch nur zum Schlusse reif. Bei den vielen Aufschlüssen, welche uns die reiche Literatur über diese Zeit giebt, bei den verschiedenartigen Urtheilen, welche ausgezeichnete Männer verschiedener Völker, Ansichten und Standpunkte darüber gefällt, ist noch viel Thatsächliches nicht oder nicht recht gekannt und die Zeit, in welche es fällt, uns doch noch nicht so fern, um einem freien, durch keine persönliche Beimischung befangenen Urtheile Raum zu geben. Es gereicht Herrn Lefebvre zu hoher Ehre und ist zugleich ein Beweis, wie der lange Völkerfriede die Nationen gegenseitig Gerechtigkeit gegen einander gelehrt, daß er, alle die Künste verschmähend, mit welchen nicht nur Bignon, sondern selbst Thibaudeau, der Napoleon's Regierung in Frankreich mit allem sittlichen Ernste beurtheilt, die Gewaltthätigkeiten gegen andere Länder in Schutz zu nehmen gleichsam als Nationalpflicht betrachten, ganz offen und frei Thatsachen mittheilt und beurtheilt, wie sie im Spiegel der Wahrheit erscheinen, und die Bewunderung, die Keiner, der ein unbefangenes Urtheil hat, dem großen Manne versagen wird, mit der höheren Gerechtigkeit zu vereinigen weiß, welche die Völker verbinden.

Der Verfasser vorliegender Schrift hat lange im (französischen) Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gearbeitet, in welchem sein Vater unter dem Konsulat wie unter dem Kaiserreich einen Posten bekleidete, der ihn mit den meisten fremden Potentaten und Ministern in persönliche Verbindung brachte. Unter der Restauration war demselben vom Herzog von Richelieu aufgetragen worden, zum ausschließlichen Gebrauche des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, eine Geschichte der Diplomatie von 1789 bis 1815 zu schreiben. Kränklichkeit verhinderte diesen, die zahlreichen Excerpte, die er sich gemacht, und die Dokumente, in deren Besitz er gesetzt worden war, auf die angegebene Weise zu verarbeiten. Der Sohn benutzte nun diese kostbaren Materialien, vermehrte sie durch eigene Nachforschungen, die er, welchem alle Archive und Schriften, theils durch seine Stellung, theils durch die der französischen Regierung wie den Staatsmännern und Gelehrten dieses Landes eigene Liberalität, zugänglich waren, um so gründlicher anstellen konnte, und so entstand das vorliegende Werk.

Der Verfasser, durch seine doppelte Familienstellung dem Kaiserreich und der Restauration gegenüber, gehörig angeregt und gehörig abgekühlt, ist zwar voll gerechter Bewunderung, aber doch ohne alle blinde Vorliebe für den Helden der Zeit, welche er beschreibt. Er färbt die Thatsachen selten und fast nie aus Parteilichkeit. Er zeigt und tadelt Napoleon's Ehrgeiz und Unrecht nicht nur, wo derselbe Frankreichs Freiheit gefährdet oder Unglücksfälle für dasselbe zur Folge gehabt, sondern auch da, wo ihm Glanz und Siege vorausgehen und folgen. Wie Napoleon namentlich, nachdem Preußen, über den Durchzug durch das neutrale Anspach verletzt und erzürnt, zwischen Krieg und Frieden geschwankt, dieses mit theils berechneter, theils wirklicher Leidenschaftlichkeit in den so unglücklichen als unpolitischen Krieg 1806 recht eigentlich hineingezwungen und Friedrich Wilhelm III., durch ausstudirte Beleidigungen, als Menschen und als König zu dem ungleichen Kriege zur unglücklichsten Stunde genöthigt, ist in dem 14ten, 15ten, 16ten und 17ten Kapitel des 2ten Bandes*) aktenmäßig mit einer Klarheit und Unparteilichkeit dargestellt, wie kaum in einem anderen Werke. Es versteht sich dabei, daß des damaligen preußischen Kabinets unaufhörliches Schwanken und Unentschiedenheit, welche gerade einem Napoleon so natürlich antipathisch seyn mußte, eben so wenig auf Kosten der Wahrheit geschont wird.

Ueber den Frieden von Lüneville spricht sich unser Verfasser sogar dahin aus, daß es, um England desto sicherer zu bekriegen und sich den Rücken frei zu halten, besser gewesen wäre, Oesterreich (nach seinen Niederlagen) die Lombardei zurückzugeben und die drei geistlichen Kurfürsten auf dem rechten Rheinufer zu entschädigen (I. 104), worüber freilich viele Diplomatiker die Achsel zucken werden. Herr Lefebvre ist indeß entschieden der Meinung, es wäre eine Schwachheit des französischen Volkes, daß es nach einem glücklichen Kriege sich mit schlechteren Bedingungen als denen des Friedens zu Campo-Formio schwerlich begnügt haben würde.

*) Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'Empire par Armand Lefebvre. Paris, Gosselin, 1845.

*) Wir verweisen auf II. 108, 228 (zu vergleichen mit Thibaudeau's parteiischem Urtheil II. 428), 319, 328, 331, 340. Das Ganze ist zu gedrängt, um der Analyse fähig zu seyn, und verdient nachgelesen zu werden. Selbst der treffliche und unparteiische Wachsmuth, dem so wenig entging, ist in einzelnen Stellen dennoch zu berichtigen.

Was Preußen betrifft, so beschränkt sich Herr Lefebvre nicht darauf, das Netz, welches der Eroberer seit dem österreichischen Kriege über dasselbe zog, wo es die Verletzung seines neutralen Anspacher Gebietes durch Demonstrationen zu viel, durch Thaten zu wenig ahndete, treu zu beschreiben; er tadelt sogar diese Neutralitätsverletzung selbst, freilich mehr von der politischen Seite aus, mit großer Strenge. Er meint (I. 145): wenn Bernadotte den Umweg über Nürnberg hätte nehmen müssen, so wäre Friedrich Wilhelm III., der durch den Einfluß der Königin und der Coalition ohnehin schwankend gewesen, nicht noch mehr erbittert und in dem Glauben bestärkt worden, man lege es darauf an, seine Krone herabzuwürdigen. Das eben damals von Bayern und Oesterreich gegebene Beispiel habe Napoleon noch kein Recht gegeben, ihnen nachzuahmen. Bernadotte würde indeß — giebt Herr Lefebvre zu — durch jenen Umweg einen oder zwei Tage verloren haben, die Einheit des Marsches der französischen Armee wäre unterbrochen, Mack und seine Armee gerettet worden und Napoleon eine Beute entgangen seyn. Dennoch meint er, eine weise und gemäßigte Politik hätte die erste, nur die Leidenschaft, zu siegen, (la passion de vaincre) die zweite Maßregel empfohlen. In Napoleon hätte bei dieser Gelegenheit der Kriegsmann über den Staatsmann gesiegt, und er hätte später „die Folgen dieses bedauerlichen Zwischenfalls, welcher aller auf „richtig friedlichen und freundschaftlichen Verbindung mit Preußen ein Ende „gemacht", schwer genug empfinden müssen. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Stummen bei englischen Begräbnissen.

(Schluß.)

Ach! der Ehrgeiz, der den Erzengel im Himmel und unseren ersten Vater im Paradiese zu Grunde richtete, stürzte auch Jem ins Verderben mitten in seinem häuslichen Glück. Sein Weib hatte drei Jahre in London gedient, und die arme Mary konnte den Dom von St. Paul und die Thürme von Westminster nicht vergessen. Die Frau des glücklichen Schreiners verglich oft die Läden der großen Straße von Gloucester mit denen des Strand in der Hauptstadt; in der reinen Atmosphäre des heimischen Himmels sehnte sie sich zurück nach den Nebeln der Themse. Der treue Jem hörte sie nur zu begierig an, als sie ihm wiederholte, daß man in einer Provinzialstadt vegetire, und daß ein so guter Arbeiter als er in London bald den Tagelohn eines Kunsttischlers verdienen könne. Es war so leicht, sich dahin zu versetzen: es bedurfte nur einer Reise von zwei Tagen, um seine 18 Shilling wöchentlich in 36 zu verwandeln. Wer hinderte sie, abzureisen? Sie waren Niemanden etwas schuldig. Sie hatten in der Sparkasse ein Vermögen von 47 Guineen. Diese Summe war mehr als hinreichend, um sich in der großen Stadt niederzulassen, wo das Glück sie mit seinem Goldregen erwartete. Es hieß wenig Muth zeigen, wenn man sich länger mit der bescheidenen Existenz eines Handwerkers in der Provinz begnügt hätte.

Jem wagte einige Einwendungen, aber im Grunde des Herzens war er der Ansicht seiner Frau. Sie verkauften ihre Mobilien mit Verlust und vermehrten dadurch ihr Kapital um einige Pfund Sterling. Ihr ganzer kleiner Schatz wurde sorgfältig in einer Börse verwahrt. Der Fuhrmann nahm Vater, Mutter und die fünf Kinder in seinen Wagen auf. So sind sie denn abgereist, so sind sie auf dem Wege, reich in der Erwartung, träumend von den Wundern des britischen Babylon.

Sie waren nur noch acht Meilen von London und träumten noch fort, als durch das Erlöschen der Straßenlaterne und durch die Schuld eines ungeschickten Kutschers die Reisenden in einen tiefen Graben fielen. Ein schwerer Waarenballen lastete mit seinem ganzen Gewicht auf Jem, der sein jüngstes Kind in seinen Armen hielt. Als man den Schreiner aufhob, war das Kind erstickt, und der Vater selbst, gefährlich verwundet, ward mit seiner ganzen Familie in das St. Georgs-Hospital gebracht, das er erst am Ende des Jahres verlassen konnte, um ein schmutziges Quartier in der Vorstadt Chelsea zu beziehen. Die Willetts hatten von fünf Kindern nur noch drei, und zwei Pfund zehn Shilling von allem Gelde, das sie aus Gloucester mitgebracht; endlich hatte der Vater Willett an der rechten Schulter eine solche Verrenkung davongetragen, daß er zu jeder Handarbeit untauglich war.

Welche Aussicht! wie bittere Vorwürfe machte sich die arme Frau! Aber diese Vorwürfe brachten kein Brod auf den Tisch, keine Kohle in den Kamin. Durch welches Gewerbe soll man sein Brod verdienen, wenn man weiter nichts kennt, als den Hobel zu handhaben, und den Gebrauch eines seiner Arme verloren hat? Wenn Jem einige Personen von Einfluß gekannt hätte, so hätte er Hausknechts- oder Botendienste verrichten können, aber er kannte Niemanden.

Es war gerade im Beginn des Winters, und die Kälte war streng. Nach Verlauf eines Monats, als der letzte Thaler in kleine Münze umgewechselt worden, kam Mary auf den Gedanken, sie würden vielleicht gut thun, sich an die Inspektoren des Kirchsprengels von Chelsea zu wenden, um von ihnen die Mittel zur Rückkehr nach Gloucester zu erhalten. Zwar wußte sie, daß Jem mit seiner verrenkten Schulter in Gloucester nicht weiter kommen würde als in London .... aber dort war ihre Heimat, dort würden sie bekannte Stimmen hören, eine befreundete Hand konnte zuweilen die ihrige berühren: Mancher würde von Zeit zu Zeit ihre Kinder mit Theilnahme betrachten, und wenn man sie so blaß und abgezehrt sähe, würde man ihnen zurufen: „Gott segne Euch!"

Die Eitelkeit der armen Frau hatte eine grausame Lection erhalten. Jem war es, der diesem Rath der äußersten Muthlosigkeit widerstand. Obgleich er unter dem väterlichen Dach einst sich mit der Schmach des Elends vertraut gemacht, so hatte ihm doch seine Selbstständigkeit als Handwerker einigen Stolz eingeflößt. Es schien ihm besser, zu hoffen, ja Hungers zu sterben, als sich vor dem Büreau der öffentlichen Mildthätigkeit zu erniedrigen.

Der Tag verging. Marie, die mit solchem Kummer den letzten Thaler betrachtet hatte, ehe sie sich entschloß, ihn zu wechseln, betrachtete mit gleichem Schauer das letzte Stück von sechs Pence, das ihnen übrig blieb. Jem hatte verschiedene Quartiere durchlaufen, um die einzige einem Invaliden vergönnte Arbeit nachzusuchen ... Vergebens! Ueberall ward ihm dieselbe abschlägliche Antwort: „Ihr scheint nicht stark genug", und als er nach Hause kam, fand er seine älteste Tochter, ein zartes Wesen, von jenem Fieber befallen, das man in den Schlupfwinkeln des Elends bekommt und das nur durch eine gesunde Nahrung zu heilen ist.

„Sie wird sterben, sie wird ihrem Bruder und ihrer Schwester nachfolgen", stammelte der arme Jem und entschloß sich, indem er das Haus verließ, für seine kranke Tochter jenes öffentliche Almosen in Anspruch zu nehmen, das für sich selbst zu verlangen er zu stolz gewesen. Auf dem Wege nach dem Armenhause hatte er die Themse zu überschreiten ... Dies war eine schreckliche Versuchung für ihn, der er mit Mühe widerstand. Warum noch länger die Qualen seines Lebens verlängern? warum nicht jenes hülfreiche Wasser benutzen, das ihm so nahe war und ihn in einigen Minuten von allen seinen Prüfungen für immer befreien konnte?

Es war im Dezember. Unter dem nebligen Himmel der Jahreszeit oder vielmehr bei dem Mangel alles Himmels über seinem Haupte folgte Jem Willett mit den Augen jenen dunkeln reißenden Wogen, welche jedoch ihn auf einmal an die klaren Wellen des Severn erinnerten, dieses heiteren Flusses, der gleichsam der Freund seiner Kindheit gewesen; diese Erinnerung erschütterte ihn, und er weinte; dann nahmen seine Gedanken von neuem eine traurige Färbung an, als er sich seiner todten Brüder erinnerte, seines am Armenfieber gestorbenen Vaters, seiner Mutter, die alt und krank in einem Hospital verschied, der ganzen Reihe von Schicksalsschlägen endlich, welche alle Generationen der Willetts verfolgten.

Er setzte seinen Weg fort, mager und blaß, die Augen roth angelaufen, die Nase blau gefroren, — von der Last seines Kummers niedergedrückt und doch noch eine Art von muthigem Stolz beibehaltend, denn er trug den Kopf hoch und zögerte einen Augenblick, ehe er den Fuß auf die Schwelle des Armenhauses setzte.

In diesem Augenblick fühlte er sich von einem Arm festgehalten, und als er den Kopf umdrehte, bemerkte er einen Unbekannten, der ihm seit einigen Augenblicken folgte. Dieser Unbekannte kündigte sich mit freundlicher Miene an und nannte sich Master Rivet, den Haupttapezierer von Knightsbridge. In Folge des langen Gesprächs, das sich zwischen ihnen entspann, sah sich Jem Willett noch an demselben Tage im Dienst des Herrn Rivet für zwölf Shilling wöchentlich und mit dem Versprechen einer Zulage.

Herr Rivet übernahm als Tapezierer auch die Besorgung alles dessen, was mit den Leichenfeierlichkeiten zusammenhängt, und Jem sollte von ihm in einen „Stummen" verwandelt werden. Jem war in der That ein Fund für Herrn Rivet, wie Herr Rivet ein Fund für Jem. Der Unternehmer der Leichenfeierlichkeiten hatte einen seiner kostbarsten Stummen verloren. Als er Jem gefunden, machte ihm gerade die Schwierigkeit Sorge, dem Ueberlebenden ein Subjekt anzupassen, dessen Leichenbitter-Physiognomie seinem Hause Ehre machte: „Der arme Billy Hobbs!" sagte er zu Jem, indem er seinen Vertrag mit ihm abschloß; „es war ein Schatz ... ein Mensch, dessen Anblick den Augen der Menge Thränen entlockte. Nein, Seinesgleichen werde ich nie finden. Was ich von Euch fordern kann, ist, daß Ihr Euer Möglichstes thut, und wenn Ihr meine Kunden befriedigt, so könnt Ihr auf achtzehn Shilling wöchentlich am Ende des Winters rechnen. Ja, wenn die Grippe, die zu grassiren anfängt, einträglich wird, so werde ich vielleicht nicht einmal so lange warten, um Eure guten Dienste zu belohnen."

Der arme Jem konnte sich vor Freude kaum halten ... welch unerwartete Rückkehr des Glücks, welch wunderbares Eingreifen der Vorsehung! .... Zwölf Shilling wöchentlich, das war für ihn das Manna in der Wüste, ein mit Korn beladenes Schiff in der Hungersnoth. Er eilte, seiner Frau diesen Glücksfall mitzutheilen, und seine Frau weinte vor Freuden. Freilich war das nicht gerade das Amt, das er gesucht hätte, nicht zu solchen Functionen schien der lachende, frische, rothwangige Jem in die Welt gesetzt zu seyn. Aber das Elend bringt sonderbare Umwandlungen hervor, und wenn Jem einen Blick auf seine gestickte Kleidung und auf seine Magerkeit warf, konnte er sich nur darüber freuen, daß er morgen ein schwarzes Kleid anziehen würde, um an der Thür eines Trauerhauses Schildwach zu stehen.

In der ersten Woche überstieg sein Erfolg alle Erwartungen des Herrn Rivet. Dieser, ein Mann mit bedeutsamem Namen, war natürlich nicht sehr freigebig und that seinem neuen Untergebenen keinen Schritt entgegen. Jem war also genöthigt, jeden Morgen mit dem Frühsten seinen Posten einzunehmen, bei kaltem Nebel, ohne einen Imbiß zu sich genommen zu haben und nachdem er fast die ganze Nacht am Bette seiner kranken Tochter durchwacht. Seine Miene war so kläglich unter dem Druck der Leiden und Entbehrungen, daß er gleich von Anfang an den Neid seines traurigen Gefährten und die Bewunderung seines Herrn erregte.

Herr Rivet betrachtete ihn als den Urtypus der Stummen. Er hatte etwas von Don Quijote, etwas von Ugolino und etwas von jenem Unglücksboten an sich, der nach Shakespeare mitten in der Nacht die Vorhänge an dem Lager des alten Priamus öffnete, um ihm die Einnahme Troja's zu melden.

Mit leerem Magen, die Bruſt von Seufzern geſchwellt bei der Erinnerung an die häuslichen Leiden, deren lebendiger und ſichtbarer Repräſentant er war, hörte Jem, ohne zu antworten, die Reden ſeines Kollegen an, der, in dem Gewerbe abgehärtet, von nichts ſprach als von Trauergerüſten, Leichentüchern, Bahren und Särgen. Armer Jem, die letzte Beerdigung, bei der er eine Rolle geſpielt, war die eines ſeiner vielgeliebten Kinder.

Alle, die ſich einſtellten, um dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen, waren betroffen von dieſer feierlichen Figur. Am anderen Tage ärndtete er denſelben Beifall, am folgenden Tage wieder. Daher ſchoß ihm auch Herr Rivet ſchon am Donnerſtag Abend acht Shilling vor, ein Akt der Freigebigkeit, der in ſeiner Laufbahn ohne Beiſpiel war. Er that mehr — denn er war bei alledem ein gewiſſenhafter Mann — vor Ende des Monats bezog ſein neuer Stummer den verſprochenen Gehalt von achtzehn Shilling wöchentlich. Es muß bemerkt werden, daß das Scharlachfieber in dieſem Monat in Chelſea grauſame Verheerungen anrichtete.

Nun ging Alles vortrefflich in der Haushaltung Jem Willett's: ſeine jungen verhungerten Raben hatten eine geſunde Nahrung, und die Kleider Mary's, ihrer Mutter, kehrten von dem Pfandleiher zurück. Doch hatte Jem einige Mühe, ſeinen Widerwillen gegen die Functionen, die er ſo gut ausfüllte, zu überwinden. Er konnte bei dem Anblick des Leichenwagens, der einen Familienvater, eine zärtliche Mutter oder ein junges Kind, die Hoffnung eines edlen Geſchlechts, abholen kam, kaum ſeine Thränen zurückhalten. Aber gerade dieſes tiefe Gefühl machte ihn ſeinem Herrn unſchätzbar.

In ſeinem Verhalten beobachtete er überdies den vollkommenſten Anſtand. Während die Stummen der anderen Anſtalten oder die Kollegen Jem's ſelbſt den Trauerflor ihrer Schärpen und Hüte nur zu oft herabwürdigten, indem ſie ein Glas Wachholderbranntwein oder einen Krug ſchäumenden Porters leerten, hätte Jem gefürchtet, dadurch den Pomp, den Stolz und die Würde ſeines von ihm im Ernſt genommenen Berufs zu entweihen.

Ohne Zweifel trugen die ausgezeichneten Eigenſchaften Jem's zum Wohlſtand ſeines Herrn bei; denn nach Ablauf von ein oder zwei Jahren verließ Herr Rivet die Vorſtadt, um ſich in einer der ſchönſten Straßen des Weſt-End niederzulaſſen. Er eröffnete daſelbſt einen Laden mit gothiſcher Façade, auf deſſen Thür er ſtatt der Zelder zwei Trauer-Wappenſchilder figuriren ließ; auf dem einen waren abgemalt ein Todtenkopf, kreuzweiſe gelegte Gebeine und das Wort Resurgam; auf dem anderen ſah man zwei Stumme, die ein Schnupftuch vor ihren Augen hielten. Von dieſen beiden Stummen war der eine das Portrait Jem Willett's, da der Künſtler kein anderes Modell verlangt hatte. Ueber den Wappenſchildern las man die Inſchrift in Gold: Funerals performed (Hier werden Leichenfeierlichkeiten beſorgt).

Indem Herr Rivet ſein Geſchäft in dieſes ariſtokratiſche Quartier verpflanzte, konnte er nicht umhin, das Gehalt ſeiner Stummen demjenigen gleichzuſtellen, das Gillow, Banting und andere faſhionable Begräbniß-Unternehmer den ihrigen geben. Jem, in vollem Genuß von dreißig Shilling wöchentlich, verlor jede Erinnerung an ſein früheres Unglück.

Nun war es an Jem's Frau, zu triumphiren. „Wohlan", wiederholte ſie, „ich möchte wiſſen, wer dich überredet hat, nach London zu gehen. Würde etwa in Glouceſter ein Handwerker, der an einem Arm faſt gelähmt iſt, im Stande geweſen ſeyn, dreißig Shilling wöchentlich zu verdienen?"

Die Familie Willett konnte ſich nun zu den glücklichen dieſer irdiſchen Welt rechnen. Vater, Mutter und Kinder aßen und tranken, wenn ſie Hunger und Durſt hatten. Nach den Begräbnißſtunden rauchte Jem gern ſeine Pfeife oder führte ſeine Frau in die Schenken, wo ſich die Handwerker von London in der Nähe von Vauxhall verſammeln. Die Sorge für den anderen Morgen war nicht mehr für ihn vorhanden. Er war ſicher, daß es ihm in keiner Jahreszeit und bei keiner Witterung an etwas fehlen würde.

Aber ach, ſchon grub das boshafte Schickſal eine Mine unter ſeinen Füßen. Das, worauf ſein Glück und ſein Wohlſtand beruhte, wurde ihm durch letzteren wieder genommen: ſeine Phyſiognomie verlor ihre ſpitzen Winkel, der Teint ſeine Bläſſe, der Wuchs ſeine ſchlanke Magerkeit. Mit den glücklichen Tagen, von denen er einſt an den Ufern des Severn geträumt, kehrten auch die lebensfriſchen Farben ſeiner Wangen zurück, und ſein Bauch rundete ſich wie der eines Aldermann. Endlich ſtumpfte ſich auch ſein theilnehmendes Mitgefühl ab, und von Zeit zu Zeit erlaubte er ſich mit ſeinem Kollegen, dem anderen Stummen, einige jovialе Scherze, die Shakeſpeare gern in die berühmte Scene ſeines Hamlet aufgenommen. Ein Mal ſogar, nach einem Tage, wo er ſich zur Theilnahme an einem durch luſtige Refrains belebten Gelage hatte hinreißen laſſen, hörte man ihn unter dem Himmel eines Katafalks mechaniſch die Strophe eines Trinkliedes wiederholen . . . Am anderen Morgen, dem letzten des Monats, ward der Typus der Stummen erſucht, an die Kaſſe zu kommen, und empfing von Herrn Rivet mit den letzten zehn Pfund Sterling, die er noch zu bekommen hatte, die höfliche Einladung, ſeine Entlaſſung nehmen zu wollen.

Sein luſtiges, gutes Ausſehen ſchadete dem Geſchäft. Bei den Begräbniſſen ſtach ſie allzu ſehr gegen die Traurigkeit der Ceremonie ab; ſie gab Anlaß zu Witzreden, ſie ſchien die Parodie einer tragiſchen Scene zu ſeyn. Es ging ihm wie dem Wieſel Aeſop's in der Mehltonne, nur mit dem Unterſchied, daß Jem aus ſeinem behaglichen Verſteck herausgetrieben wurde, während das Wieſel ſich genöthigt ſah, darin zu bleiben. Obgleich ſein körperlicher Umfang ſich verdoppelt hatte, ſeitdem er in die Dienſte des Herrn Rivet getreten war, ſo war er doch, wie der Unternehmer meinte, nur die Hälfte deſſen, was er urſprünglich war — eben ſo wenig für ſeine Rolle geeignet als ein dicker Hanswurſt oder ein gichtiſcher Seiltänzer.

Der arme Jem ſucht jetzt eine Stelle. Zu gefühlvoll, um Thürſteher zu werden, glaubt er doch, daß der galonnirte Hut ihm vortrefflich ſtehen würde. Er hat nur eine Chance, nämlich in das Elend und die Magerkeit zurückzufallen, die ihm die ſchmeichelhafte Beachtung des Herrn Rivet erworben haben. Wer weiß? Der geſtürzte Napoleon kehrte einſt in die Tuilerieen zurück; es iſt nicht unmöglich, daß es dem unglücklichen Vater von vier Kindern einſt noch gelingt, wieder die Zierde der Londoner „Stummen" zu werden.

(Sketches of the english character.)

Nord-Amerika.

Elihu Burrit, der gelehrte Grobſchmied.

In den politiſchen Zeitungen iſt bereits Einiges über dieſen amerikaniſchen Wundermann erzählt worden, der in nächſter Zeit nach England kommen will. Nachſtehende Skizze aus der Feder eines Geiſtlichen befindet ſich in dem amerikaniſchen Evangelical Magazine:

„Elihu Burrit ward im J. 1811 zu New-Britain im Staate Connecticut von rechtſchaffenen und achtbaren Aeltern geboren. Bis zu ſeinem 16. Jahre beſuchte er in jedem Jahre einige Monate die „Diſtrikts-Schule", wo er mit den Elementen des engliſchen Unterrichts vertraut wurde und bald auch am Leſen ſo vielen Geſchmack fand, daß er früh ſchon anfing, ſich ſelbſt zu unterrichten. Als er jedoch 16 Jahr alt war, ſtarb ſein Vater und ward er zu einem Grobſchmied in die Lehre gegeben; hier arbeitete er mit den Händen und dem Kopfe zugleich, und als ſeine Lehrzeit vorüber war, hatte er ſich den Ruf eines tüchtigen, ſittlichen Handwerkers erworben, der zugleich eine außerordentliche Liebhaberei für Bücher habe. Die Bibel namentlich hatte er durch und durch ſtudirt, ſo daß er bereits als Lehrburſche faſt jede Stelle des alten und des neuen Teſtamentes kannte und herzuſagen wußte. In der Stadt, in welcher er arbeitete, befand ſich auch eine der in Amerika ſo häufigen öffentlichen Bibliotheken, die durch Beiträge der Einwohner zuſammengebracht werden, und durch dieſe hatte er ſich auch noch andere als bibliſche Nahrung für ſeinen Geiſt verſchafft, ſo daß er in ſeinem 21. Jahre alle engliſche Klaſſiker geleſen hatte und beſonders mit Milton, Young, Thomſon, Addiſon, Cowper ꝛc. ſehr vertraut war. In dem Winter des Jahres, in welchem er ſeine Großjährigkeit (das 21ſte Lebensjahr) erreicht hatte, begann er unter der Leitung ſeines Schwagers, eines gelehrten Mannes, das Studium der Mathematik. Um dieſelbe Zeit fing er an, ſich mit der lateiniſchen Sprache zu beſchäftigen, und bald las er auch ſeinen Lieblingsdichter Virgil im Originale. Demnächſt wandte er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Franzöſiſche, das er ſich mit gleicher wunderbarer Leichtigkeit aneignete, worauf er an das Spaniſche, dann an das Griechiſche und endlich an das Deutſche ging. Während zweier Winter vertiefte er ſich ganz und gar in ſeine Studien, aber im Frühjahr und Sommer ging er immer wieder an den Ambos, um ſich dadurch die Mittel zu ſeinem Lebensunterhalt zu ſichern.

„Als er 23 Jahr alt war, erhielt er die Aufforderung, die Lehrerſtelle an einer Elementarſchule anzunehmen, was er zwar that, doch fand er bald, daß dieſes Amt ſeinen Neigungen nicht zuſage. Er trat dann als Agent in den Dienſt eines Fabriken-Etabliſſements, aber auch da gefiel es ihm nicht, und ſo kehrte er nach zwei Jahren wieder zu ſeinem lieben Ambos zurück, der ihm neben ſeiner kräftigenden Arbeit ſo viele Zeit zum Selbſt- und Nachdenken gelaſſen hatte. Seitdem iſt er auch Grobſchmied geblieben, wiewohl er dabei ſeine Studien mit verdoppeltem Eifer fortſetzte. Der Kenntniß der griechiſchen und lateiniſchen fügte er nun auch noch die der hebräiſchen ſo wie aller kultivirteren europäiſchen und aſiatiſchen Sprachen hinzu. Um den Vortheil zu genießen, ſich der großen orientaliſchen Bibliothek in Worceſter bedienen zu können, hatte er ſeine Schmiede nach dieſer Stadt verlegt, die ihn ſeitdem als einen ihrer ausgezeichnetſten Bürger und Handwerksmeiſter ehrt. In einer öffentlichen Verſammlung, die im J. 1838 ſtattfand, ſprach der Gouverneur Everett von dieſem Bürger Worceſters, von welchem er erzählte, daß er ſich lediglich durch eigenen Fleiß und ohne lebendigen Unterricht mit fünfzig verſchiedenen Sprachen vertraut gemacht, wobei unter Anderem Gäliſch, Walliſiſch, Celtiſch, Angelſächſiſch, Gothiſch, Isländiſch, Ruſſiſch, Slawoniſch, Armeniſch, Chaldäiſch, Syriſch, Arabiſch, Aethiopiſch, Tamuliſch und Sanſkrit. Aber Herr Burrit iſt weit entfernt, ſich dabei zu beruhigen. Täglich widmet er acht Stunden ſeinen geiſtigen und eben ſo viel ſeinen körperlichen Arbeiten, wobei er ſich des von vielen Gelehrten ſchmerzlich entbehrten Vorzuges erfreut, eben ſo kräftigen Körpers als regen Geiſtes zu ſeyn: mens sana in corpore sano. Uebrigens beſchränkt er ſeine Arbeiten auch nicht auf das bloße Einſammeln literariſcher Schätze, ſondern er gewährt dieſe auch Anderen mit freigebiger Hand. So hat er außer vielen werthvollen Artikeln für wiſſenſchaftliche Zeitſchriften auch Vorleſungen voll Belehrung abgefaßt, die er vor zahlreichen Verſammlungen in New-York, Philadelphia und anderen Städten gehalten. Noch hat er die Mittagshöhe des Lebens nicht erreicht, und ſein Vaterland darf ſich daher noch manche edle Frucht ſeiner Studien von ihm verſprechen."

Als ein Beweis, wie populär der Name Elihu Burrit's in den Vereinigten Staaten iſt, kann unter Anderem der Umſtand angeſehen werden, daß die Abhandlungen, die er unter dem Titel „Olivenblätter" von Zeit zu Zeit herausgiebt und in 1000—1200 Exemplaren gratis vertheilen läßt, regelmäßig in 300 verſchiedenen Zeitungen der Union vollſtändig abgedruckt werden, was wohl ein literariſcher Einfluß iſt, der nicht ſeines gleichen hat.

Nachſtehender Auszug aus einem Briefe, den Elihu Burrit im J. 1839

an einen Dr. Nelson gerichtet, giebt übrigens von dem anspruchslosen, einfachen und doch zugleich tiefen Charakter des Mannes ein anschauliches Bild:

„Eine zufällige Anspielung auf meine Lebensgeschichte und meine Beschäftigungen, die ich, ohne etwas dabei zu denken, in einem Briefe an meinen Freund machte, ist zu meinem größten Erstaunen dem Publikum mitgetheilt worden, so daß ich da in einer etwas prunkhaften Weise zum erstenmale vor die Welt hintrete und ich mich einer Art von Publizität ausgesetzt sehe, die nicht im geringsten mit meinen Gefühlen übereinstimmt. Diejenigen, die meinen Charakter von meiner Jugend an kennen, werden mir das Zeugniß der Aufrichtigkeit geben, wenn ich sage, daß es mir niemals in den Sinn gekommen, irgend etwas zur Schau stellen, das ich durch Fleiß mir angeeignet. Ja bis zu jener unglückseligen oben erwähnten Indiscretion war ich meinen Weg unbemerkt fortgegangen, selbst unter meinen Brüdern und Bekannten. Keiner von ihnen dachte, daß ich irgend einen besonderen Genius habe, wie es genannt wird; mir selbst fiel dies am allerwenigsten ein. Alles, was ich bisher geleistet oder was ich zu leisten noch hoffen darf, ist und wird geschehen durch jenen mühsamen, geduldigen, ausdauernden Prozeß des allmäligen Anwuchses, der sich uns in einem Ameisenhaufen zeigt — ein Kleines ist zu dem anderen gefügt worden, ein Gedanke und ein Verständniß zu dem anderen. Und wenn mich jemals ein Ehrgeiz beseelt hat, so war es höchstens der, den jungen Männern meines Vaterlandes ein Beispiel zu geben, wie man jene Bruchstücke von Zeit, welche man Mußestunden nennt, auf das nützlichste verwenden kann. Ja, ich würde es für eine Auszeichnung halten, die von höherem Werthe ist als das Diadem, das eines Monarchen Stirn umgiebt, wenn meine künftige Thätigkeit und meine dereinstigen Leistungen amerikanische Handwerker aufmuntern möchten, stolz und eifersüchtig auf die Befähigung zu seyn, die Gott ihnen zu jeder Auszeichnung im Reiche des Geistes verliehen hat. Dies sind die Ansichten und Gesinnungen, mit welchen ich Nacht für Nacht seit vielen Jahren mit schwieligen Händen und immergrüner Hoffnung an Studien ging, die, wie ich wünschte, derjenigen Klasse der Gesellschaft nützlich seyn sollten, welcher anzugehören ich stolz bin. Dies ist mein Ehrgeiz, dies das Ziel meiner Hoffnungen. Aber nicht dies der Preis, sondern auch der ganze Wettlauf liegt noch vor mir, ja vielleicht weit über meine Kräfte hinaus. Bis jetzt glaube ich noch nicht erreicht zu haben, was irgendwie einer öffentlichen Notiznahme oder vertraulicher Erwähnung werth wäre; was ich möglicherweise erreichen werde, liegt allein in der Hand der Vorsehung.

„Da Sie in Ihrem Schreiben den Wunsch aussprachen, über meine früheren und gegenwärtigen Beschäftigungen eine Auskunft zu erhalten, so will ich Ihnen in dieser Hinsicht Einiges mittheilen, was hoffentlich auch manche Uebertreibung beseitigen wird, die in Bezug auf meine Kenntnisse verbreitet ist. Was zunächst meine Sprachkenntnisse betrifft — ein Studium, für welches ich weniger eingenommen bin als für das der Mathematik — so habe ich durch eine Art von technischem und philosophischem Verfahren gesucht mich immer mit dem Haupte einer Sprachenfamilie vertraut zu machen, was mich dann um so leichter befähigte, auch die übrigen Glieder kennen zu lernen. So habe ich dadurch, daß ich das Hebräische kritisch und gründlich studirte, mir den Zugang zu den verwandten Sprachen eröffnet, worunter namentlich das Syrische, Chaldäische, Arabische, Samaritanische, Aethiopische ꝛc. Die europäischen Sprachen nahmen meine Aufmerksamkeit, unmittelbar nachdem ich meine klassischen Studien beendigt hatte, in Anspruch, und ich erlernte Französisch, Spanisch, Italiänisch und Deutsch mit Hülfe eingeborner Lehrer. Demnächst ging ich an das Portugiesische, Vlaamische, Dänische, Schwedische, Norwegische, Isländische, Wallisische, Gaelische, Celtische ꝛc. Darauf wagte ich mich weiter östlich in das russische Reich, und mit dem Slawonischen eröffneten sich mir ein Dutzend Sprachen, die in diesem weiten Gebiete gesprochen werden und zwischen welchen eine eben so nahe Verwandtschaft stattfindet, wie zwischen dem Spanischen und Portugiesischen. Außerdem habe ich mich auch noch mancher anderen in Europa verbreiteten Dialekte bemächtigt. Gegenwärtig versuche ich, so weit ostwärts, als meine Mittel mir gestatten, zu dringen, und hierbei hoffe ich noch manche sprachliche Analogieen zu entdecken, die mir ein ferneres Fortschreiten erleichtern werden."

Mannigfaltiges.

— Der öffentliche Unterricht in England. In der Form eines Sendschreibens an den Bischof von St. Davids, Dr. Thirlwall, hat der Geistliche Dr. W. F. Hook (ein Bruder des Novellisten Theodor Hook) eine kleine Schrift „über den Volksunterricht" herausgegeben, worin er, obwohl der anglikanischen Kirche — er ist Vikar von Leeds — und der Tory-Partei angehörend, die Nothwendigkeit eines Systems für den öffentlichen Unterricht, an welchem es in England bisher völlig mangelt, darzuthun sucht. Dr. Hook ist in diesem Punkte anderer Meinung, als seine Kollegen, die Geistlichen der anglikanischen Kirche, die dem Staate, insofern er sich dabei nicht durch die Kirche vertreten lasse, kein Aufsichtsrecht über den öffentlichen Unterricht zugestehen wollen. Er verlangt vielmehr, daß der Unterricht, eben so wie jede andere von der Regierung abhängige Function, von dieser unter der Kontrole des Parlaments speziell geleitet werde. Damit scheint auch die Ansicht des gegenwärtigen Premierministers, Lord John Russell, übereinzustimmen, der kürzlich darauf aufmerksam machte, daß nicht England der Staat sey, der sich rühmen könne, am meisten für die Belehrung und die geistige Erhebung des Volkes zu thun. Statistischen Nachweisen zufolge, die jedoch — wie wir neulich schon zu bemerken Gelegenheit hatten — auf sittliche Zustände angewandt, nur allzu oft täuschen — steht England in diesem Punkte zwar etwas über Rußland und Spanien, aber tief unter Deutschland, selbst mit Einschluß Oesterreichs. England zählt nämlich erst unter 11 Einwohnern Einen, der eine höhere Schulbildung genossen, während Belgien unter 10, Oesterreich unter 9, Dänemark und Norwegen unter 7, Frankreich, Preußen, Holland, Würtemberg und Baden unter 6, Sachsen unter 5 Einwohnern, ein solches Individuum zählen. Was besonders in England fehlt und worauf auch Herr Dr. Hook hinweist, sind Seminarien zur Bildung von Elementar-Lehrern sowohl, als Normalschulen, nach Art der französischen, wo sich die Lehrer für den höhern Unterricht auszubilden vermögen. In dem Programme seiner neuen Verwaltung hat daher Lord John Russell die Nothwendigkeit, den Volksunterricht, der sich jetzt fast gänzlich in den Händen der Privatindustrie befindet, zu reformiren und unter Leitung des Staates, wobei dem Unterricht jedoch seine eigene sittliche Freiheit verbleiben muß, zu einer höheren Stufe zu bringen, in den Vordergrund gestellt.

— Herr Macaulay in Edinburg. Als die jetzigen, der Whig-Partei angehörenden englischen Minister kürzlich einer neuen Parlamentswahl sich unterwerfen mußten, trat ihnen fast nirgends Widerstand entgegen, und sie wurden überall mit Jubel wieder erwählt. Denn wie groß auch einerseits die Anerkennung ist, die man dem abtretenden Sir Robert Peel und seinen Freunden zollt, so groß ist andererseits der Beifall, mit dem die dem ruhigen Fortschritt zugewandte Bevölkerung die wieder ans Ruder gekommenen Whigs empfängt. Ein solcher Widerspruch, der an sich allerdings kein Widerspruch ist, ist doch nur in einem Lande möglich, wo es den Parteien nicht sowohl um persönliche und egoistische Zwecke, als um die wahren und gemeinsamen Interessen der Nation zu thun ist. Nur in Edinburg ist der talentreiche und redegewandte Macaulay auf einigen Widerstand gestoßen, und zwar von Seiten der Orthodoxen, die es ihm nicht vergeben wollten, daß er bei der Frage über die Dotation des katholisch-theologischen Instituts zu Maynooth für dieselbe gesprochen und gestimmt hat. Aber Herr Macaulay erwiederte ihnen stolz, daß, wenn es sich jetzt nochmals um diese Abstimmung handelte, er keinen Augenblick anstehen würde, sein früheres Votum zu wiederholen, daß er jedoch, falls er hier nicht wieder gewählt werden sollte, an kein anderes Wahl-Kollegium sich wenden würde, indem er dann zu seiner literarischen Laufbahn zurückkehren und die politische gänzlich aufgeben wolle. Ja, er nahm keinen Anstand, den engherzigen Kirchenmännern gegenüber zu erklären, daß auch er von dem Gedanken durchdrungen sey, es dürfe eben so wenig als dem mit England verbundenen presbyterianischen Schottland, dem katholischen Irland irgend eines seiner politischen Rechte länger vorenthalten werden. *) Und selbst in dem sonst so glaubensstrengen Edinburg hat doch die Anerkennung des Grundsatzes der bürgerlichen und religiösen Freiheit für Jedermann so große Fortschritte gemacht, daß aller Anstrengungen der Kirchenmänner ungeachtet doch nur der dritte Theil der Wähler gegen Herrn Macaulay gestimmt und dieser also mit großer Mehrheit wieder zum Parlaments-Mitglied für die Hauptstadt Schottlands erwählt worden ist.

— Gehalte der englischen Minister. Die Gehalte, über die ein neu an das Ruder kommendes Ministerium in England zu verfügen hat, belaufen sich auf mehr als 130,000 Pfd. (nahe an eine Million Thaler); es ist also auch von dieser Seite kein unbedeutendes Opfer, wenn sich ein Kabinet, wie das Sir Robert Peel's, mehr aus freien Stücken als durch die Nothwendigkeit veranlaßt sieht, seine Macht abzugeben. Folgendes ist eine Uebersicht der bedeutendsten Gehalte: Der erste Lord des Schatzes, der Kanzler der Schatzkammer, der Minister des Innern, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Minister der Kolonieen, Jeder 5000 Pfd.; der Kriegs-Minister 2480; der erste Lord der Admiralität 4500; der Lord-Kanzler 10,000; der Präsident des Conseils, der Lord-Geheimsiegelbewahrer, der erste Commissair der Wälder und Forsten und der Präsident des Handelsamts, Jeder 2000; der General-Postmeister 2500; der Präsident des Kontrol-Amtes 1500; der General-Seckelmeister 2400; der General-Advokat 2000; der Direktor der Artillerie 3000; vier Lords des Schatzes, Jeder 1200; zwei Schatz-Secretaire, Jeder 2500; der Unter-Staatssecretair des Innern und der Unter-Staatssecretair für die Kolonieen, Jeder 2000; der Unter-Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten 1500; fünf Lords der Admiralität, Jeder 1000; der erste Admiralitäts-Secretair 2000; zwei Secretaire des Kontrol-Amtes, Jeder 1500; der Vicepräsident des Handelsamts 2000; der Kanzler der Herzogthums Lancaster 2400; der Münz-Direktor 2000; der General-Inspektor der Artillerie 1200; der Secretair des Handelsamts 1400; der General-Intendant der Magazine 1200; der Lord-Lieutenant von Irland 20,000; der Lord-Kanzler von Irland 8000, und der Unter-Staatssecretair für Irland 3500 Pfd. — Von dem Ministerium hängen jetzt auch folgende Gehalte von Beamten des Hauses der Königin ab: der Lord-Kammerherr, der Ober-Hofmarschall und der Oberstallmeister, Jeder 2000 Pfd.; der Oberjägermeister 1700; der Oberhofmeister 1158; der Controleur 908; der zweite Hofmarschall 1000; vier Stallmeister, Jeder 750; die Lady für die Garderobe und vier Kammerfrauen, Jede 500; acht Ehrendamen, Jede 400; acht Kammerherren, Jeder 702, und acht Grooms, Jeder 335 Pfund.

*) Bekanntlich hat Sir Robert Peel in seiner an das Parlament als Minister gehaltenen Abschiedsrede ein ähnliches Wort ausgesprochen, und so ist wohl zu erwarten, daß nächstens auch die letzten Unterschiede fallen werden, die der Glaubensverschiedenheit wegen zwischen Großbritannien und Irland bestehen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 97. Berlin, Donnerstag den 13. August 1846.

Persien.

Der persische Premier-Minister Hadschi Mirsa Agassi.

Die Allg. Zeitung hat in ihrer Nr. 44 von d. J., wo sie zuerst den hochwichtigen Vertrag zwischen Persien und Rußland veröffentlicht, den Urheber dieses Staatsakts, Hadschi Mirsa Agassi, durch einige Worte gezeichnet, welche durchaus keine Schmeichelei für den Charakter dieses persischen Sully oder Peel enthalten; wir sind im Stande, das entworfene Bild durch die Darstellung eines Reisenden zu vervollständigen, der im Jahre 1843 so glücklich war, dieser politischen Größe zu nahen. W. R. Holmes in seinen Sketches on the shores of the Caspian. London 1845 erzählt Folgendes:

„Am 21. (Februar 1843) machten wir dem Premier-Minister Hadschi Mirsa Agassi unsere Aufwartung. Wir fanden ihn in seinem Divan Chani, umgeben von Leuten, die alle bei unserer Anmeldung ohne Umstände hinausgejagt wurden; blos Mirsa Abul Hassan Chan, früher Gesandter in London und jetzt Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde als Kollege des Premiers auf demselben Divan geduldet. Das Zimmer war sehr hübsch; Wände und Decke waren schön mit Blumen und Frauenköpfen bemalt, und die Fenster hatten Glasmalereien. Der Hadschi empfing uns sehr höflich, knüpfte aber ein sonderbares Gespräch an, das sich bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand stürzte; der Minister legte uns Fragen vor, die er mit demselben Athemzuge auch selbst beantwortete. In den ersten fünf Minuten gab er uns zu verstehen, daß die Welt selten einen Mann sieht wie Hadschi Mirsa Agassi: „Wer war Bonaparte? Ich hätte ihn um meinen kleinen Finger wickeln können. Und Aflatun (Plato) und Aristo (Aristoteles), wessen Hunde waren sie? Sie mögen weise gewesen seyn, es ist sehr wahrscheinlich, daß sie es gewesen, aber auch ich bin nicht ganz ein Esel!" — „Gott behüte!" murmelte hier sein Mitminister. Nach diesen Worten schob er seine Mütze auf die eine Seite seines Kopfes und zeigte uns eine Miene von unermeßlicher Selbstgefälligkeit; aber ohne einen Augenblick einzuhalten, sprang er zu einem anderen Thema über und rief aus: „Was für eine Festung bauen die Russen auf der Insel Aschurada?" Wir bemühten uns, ihn zu überzeugen, daß die Russen keine Festung dort bauen, aber er schien uns nicht zu glauben. Von den Russen sprach er nicht liebevoll, und nachdem er mehrere Fragen über die Besetzung jener Insel durch die Russen an uns gerichtet, sagte er, die persische Regierung wolle nicht, daß die Russen dort blieben. Als wir ihm bemerklich machten, daß die Russen die Gäste der Perser seyen und von Letzteren eingeladen worden wären, nach Aschurada zu kommen, und demnach andere Rücksicht verdienten, leugnete er, daß er je eine Einladung habe ergehen lassen *), und fragte dann: „Was ist Ihr Begriff eines Gastes? Meiner ist folgender: Sie kommen, mich zu besuchen, und haben keine Begleitung; Sie machen Ihren Bückling, ich sage Chosch amdid! Sie sind willkommen, nehmen Sie Platz, nehmen Sie Platz! Ich lasse Kallinus bringen, befehle Thee, Kaffee, Backwerk, kurz Alles, was Sie wünschen. Das heiße ich Gast seyn. Allein, wenn Sie mit einem Burschen hinter sich kommen, der mit einem Gewehr auf meine Brust zielt, da sage ich zwar auch Chosch amdid! sage, Sie mögen sich setzen, und zeige scheinbar dieselbe Aufmerksamkeit; aber der Fall ist doch, wie ich es auffasse, ein ganz anderer. Wäre Ihre Mission hier zu der Zeit angelangt, wo ein Geschwader Ihrer Kriegsschiffe seine Kanonen auf Bender Buschir gerichtet hatte, da wären Sie solche Gäste wie die Russen gewesen, wirklich hübsche Gäste!" In demselben Augenblick wechselte er wieder das Thema, sprach von den Verbesserungen, die er neulich in Teheran eingeführt habe, und kurz darauf empfahlen wir uns.

Der Hadschi hat turkomanische Gesichtszüge mit einem dünnen Bart. Seine Figur ist eigenthümlich, und ich würde ihn eher für einen gutmüthigen Mondsüchtigen gehalten haben, als für den ersten Minister des persischen Reiches. Seine Lebensgeschichte ist sonderbar. Er war früher einer der Mirsa's oder Schreiber des armenischen Patriarchen zu Eriwan, und man sagt, er sey sehr gelehrt und belesen in der persischen Literatur. Als Abbas Mirsa (Vater des jetzigen Schachs) einen Lehrer für seine Söhne suchte, wurde ihm dieser empfohlen und mit einem Gehalte von funfzig oder sechzig Toman's (?) angestellt. *) Er erzog alle Prinzen und prophezeite einem jeden von ihnen, er werde einst die Krone Persiens tragen. In einem Falle traf die Prophezeiung ein, da nach dem Tode des Abbas Mirsa sein Sohn Mohammed vom Großvater Feth Ali Schach zum Thronfolger ernannt wurde und nach dessen Tode wirklich Schach wurde. Doch gerade von diesem Mohammed (jetzigen Schach) sagte der Hadschi, daß er der dümmste unter den Söhnen des Abbas Mirsa sey, und ihn zu unterrichten, diese einen Nagel in einen Steinblock treiben wollen. Kurz nach der Thronbesteigung des Zöglings ging der Hadschi nach Teheran, um ihm die geleisteten Dienste und die nun bestätigte Prophezeiung ins Gedächtniß zu rufen und darauf das Verlangen einer Pension zu gründen. Er war damals so arm, daß er eine Flinte, einen Degen und andere Dinge verpfänden mußte, um die Reisekosten zu erschwingen. Er erhielt Zutritt zu seinem früheren Schüler und die schriftliche Anweisung auf eine Pension von 300 Toman's (?) jährlich. Mit dieser Schrift ging er zu dem damaligen Großwesir Abdul Kassim, um sie unterschreiben und das Staatssiegel darauf legen zu lassen. Doch der Minister verschob unter allerlei Vorwänden die Unterschrift von Tag zu Tag, bis der Hadschi, einsehend, daß sein Ferman werthlos sey, noch einmal zum Schach ging und ihm sagte: „Was für ein König bist Du? Wohl hast Du mir einen Ferman gegeben, aber Dein Minister will ihn nicht siegeln, und da das Papier ohne Werth ist, so nimm es nur zurück. Ist das die rechte Weise, Deinen ältesten und treuesten Diener zu behandeln?" Der Schach, roth vor Aerger, sagte: „Warte einen Augenblick, Hadschi; wir wollen sehen, ob ich König von Persien bin oder nicht!" Er ließ den Kaimakam oder Großwesir rufen, welcher ohne Argwohn erschien. Nachdem der Schach ihm ein langes Register von Sünden des Ungehorsams und von Klagen über schlechte Amtsführung vorgelesen, befahl er der Wache, ihn zu greifen. Die Feroschen (Polizei- und Gerichts-Soldaten) stürzten sich eifrig auf den allgemein gehaßten und nun gestürzten Minister, rissen ihm die Kleider vom Leibe, sobald er aus dem Zimmer des Schachs war, und erdrosselten ihn. Unser Hadschi dagegen wußte das Vertrauen des Schachs zu gewinnen und sich ihm im Umgange nothwendig zu machen; er wurde bald erster Minister und ist jetzt faktischer Monarch, da nichts am Hofe ohne ihn geschieht. Er sagt manchmal zum Könige, er solle sich nur um sein Vergnügen bekümmern und die Geschäfte ihm, der sich aufgeopfert, überlassen.

Viele Leute halten den Hadschi für verrückt, während Andere behaupten, daß seine excentrischen Reden und Handlungen nur Verstellung sind. Als die Armee vor Herat lag, pflegte er sich zu erkundigen, ob die Stadt sich schon ergeben habe; die Antwort lautete verneinend. Da bricht er in die heftigsten Schimpfworte gegen Prinz Kamram (der Herat gegen die Perser vertheidigte) aus, und schließt damit, daß er von jetzt an keine Gnade mehr gegen ihn gelten lassen wolle. Er läßt den Oberscharfrichter kommen und befiehlt ihm, den Kopf Kamram's zu bringen. Dieser verbeugt sich tief und sagt, Allah sey groß, und der Kopf des Verbrechers solle gleich da seyn. Sobald er sich entfernt, bringt die ganze Beamten-Versammlung in den Hadschi und bittet um Gnade für Kamram. „Schone sein Leben, Aga!" rufen sie aus, „bedenke, er hat Frau und Kinder" ꝛc. Nach langem Bitten und Ueberreden wird die Posse damit beendigt, daß man dem Scharfrichter Gegenbefehl geben läßt. Die Sache ist wahr, so abgeschmackt sie auch ist, denn Kamram war so wenig in der Gewalt des Hadschi, wie der Kaiser von China. Indessen ist er trotz aller Lächerlichkeiten ein geschickter Mann. Seit zehn Jahren behauptet er seinen Platz und ist in Gunst, und sein Betragen bei den neulichen Begebenheiten zu Kerbela beweist, daß er seine Leute kennt. Die europäischen Gesandten fürchteten einen Krieg mit der Türkei und predigten dem Hadschi Mäßigung und Frieden; er aber forderte sie auf, ihn nur allein gewähren zu lassen, sie sollten sich nicht um seine Reden und Handlungen kümmern, und sie würden sehen, daß Alles nach ihren Wünschen gehen werde. Sie folgten diesem Rathe, und der Hadschi täuschte sie nicht. Jeden Morgen bei seinem Lever schimpfte er auf die Osmanli und zeigte mit Geberden dem draußenstehenden Pöbel, wie die Türken in Stücke gehauen werden sollen, versehlte auch nicht, seiner Umgebung zu sagen, wie bald jenen Feinden der Garaus gemacht werden soll, und daß man Schmach und Schande auf deren

*) Zum Verständniß dieser Worte bemerken wir, daß, wie Holmes anderswo erzählt, die Küste Aschurada gegenüber von den Turkomanen beunruhigt war, und die persischen Behörden, ohnmächtig, sich selbst zu vertheidigen, forderten die Russen auf, jene Insel zu besetzen, um von da aus die Turkomanen im Zaume zu halten. Man sieht übrigens aus der Erzählung, daß damals der Hadschi noch nicht solcher Russenfreund war, wie jetzt.

*) Toman ist bekanntlich eine nominelle Münze = 24 Thaler, und wir können obige Summe nicht für genau halten, da der Kronprinz von Persien doch wohl seinem Hofmeister ein besseres Honorar geben muß, als 200 Thlr. Auch stände diese Summe in großem Mißverhältniß zu der Pension von 300 Toman's jährlich.

Mütter, Weiber und Töchter häufen werde. Er ließ Befehle an das Zeughaus ergehen zur schnellen Herbeischaffung von Kanonen und Schießbedarf; ein Regiment wurde dahin, das andere dorthin geschickt; Couriere mit leeren Paketen wurden nach allen Richtungen gejagt, überall Geschäftigkeit und Geräusch, so daß das staunende Volk nicht anders dachte, als der Krieg und der Sieg sey im Anzuge. Die scheinbaren Vorbereitungen machten den Persern Vergnügen, aber, wie der Minister vorausgesehen, sie waren bald der Sache überdrüssig, und die Aufregung gegen die Türken verschwand, während es ganz umgekehrt geworden wäre, wenn er anfangs gesucht hätte, die Ausbrüche des Volks zu unterdrücken und nach den Vorschlägen der Gesandten friedliche Wege einzuschlagen. (Kant nannte die Perser die Franzosen Asiens, und in der That, was wir von Agassi und den Persern sehen, das sah man schon oft von den französischen Ministern und den Franzosen, am deutlichsten 1840.)

Feridun Mirsa, ein Halbbruder des Schachs, wurde zum Gouverneur von Schiras ernannt. Sein Gefolge, meist Einwohner von Aderbidschan, mißhandelte das Volk, bis es zur Verzweiflung gebracht war und sich in Masse erhob und den Prinzen in seinem Palaste belagerte. Er würde den Tod gefunden haben, hätte ihn nicht ein von den Engländern eingeübtes Regiment vertheidigt. Der Schach ließ die Sache untersuchen und vorläufig den Prinzen nach Teheran bescheiden. Alles war diesmal vor dem Hadschi geheim gehalten worden; dieser jedoch, welcher eine besondere Vorliebe für Feridun hatte, hörte nicht so bald von der Sache, als er in das Zelt des in der Nähe Teherans lagernden Königs stürzte und barsch ausrief: „So behandelt man Feridun Mirsa? Hier nimm mein Amt!“ Dies sagend, warf er seine Amtsmütze auf die Erde und eilte hinaus. Der König schrie Ach und Weh, rief dem Thürsteher zu, den Hadschi aufzuhalten, bat diesen selbst zurückzukommen, der sich erst dann zufrieden gab, als der König fragte, wie er denn noch die Krone behalten solle, wenn ihn sein treuer Freund verlasse? Vor kurzem empörte sich ein Regiment in Teheran und wollte seinen rückständigen Sold; der Hadschi war anfangs abweisend und schalt die Soldaten, aber sie stürmten sein Haus und zwangen ihn, sie zu befriedigen. Gedemüthigt, blieb er mehrere Tage zu Hause in großem Aerger. Als er aber sah, daß der Schach keine Notiz von ihm nahm und nicht nach ihm schickte, fürchtete er, die Sache könnte doch zu weit gehen, und machte sich auf, sich in den Palast zu verfügen. Auf halbem Wege begegnete er dem Könige, welcher kam, ihm einen Besuch abzustatten. Auf die Frage des Königs, wo er hin wolle, antwortete er: ins Arsenal! Er wünschte nämlich nicht, daß der König seine wahre Absicht erfahre, und dieser ging mit ihm nach Hause, wo er ihm schöne Dinge sagte und ihn aufs neue zu seinem Günstling machte.

Jedermann in Persien macht sich über den Wesir lustig, und doch ist er geliebt, wie es nur ein Mann in seiner Lage seyn kann. Er ist human und entschädigt oft diejenigen, die er vom Schach zu hart behandelt glaubt. Die Gegend um Teheran hat ihm manches Gute zu verdanken; er hat dort mehrere Dörfer gebaut und einen Kanal gegraben, wodurch die Stadt vom Flusse Keredsch mit gutem Wasser versehen wird. Folgendes trug sich zu, als er neulich die Arbeiten in Augenschein nahm: Ein Eseltreiber aus Ispahan, der bei den Arbeiten seit lange beschäftigt war, konnte lange keine Bezahlung erhalten. Jetzt warf er sich vor das Pferd des Ministers und rief aus: „O Aga, ich arbeite schon lange hier und kann meinen Lohn nicht erhalten: ich und meine Thiere sterben Hungers, gieb nicht zu, daß ich so mißhandelt werde!“ „Ispahanischer Hund!“ rief der Minister, „wer bist du? geh' und stirb! ein Ispahaner ist zu nichts anders gut als Hungers zu sterben, fort, fort!“ Die Begleiter rissen den Bittenden weg, und man zog weiter. Doch der Eseltreiber ließ sich nicht so leichten Kaufs abfertigen. Gereizt durch den Schimpf, den man ihm als einem Ispahaner angethan, warf er sich dem Hadschi nochmals in den Weg und rief: „Aga, Aga! höre mich an; es ist wahr, ich bin ein Ispahaner und nur werth, Hungers zu sterben, ich bin damit zufrieden, allein meine Esel sind alle türkischer Abkunft, müssen diese auch den Hungertod sterben?“ Der Hadschi ist von türkischem Stamme, der Witz des Eseltreibers traf also scharf; man lachte, und der Eseltreiber — bekam sein Geld.

Die Scenen, welche oft im Audienzsaale des Ministers vorfallen, sind höchst ergötzlich. Täglich giebt er öffentlich Gehör, und Tausende von Bittschriften, Klagen und Fermans werden ihm da vorgelegt. Der Saal ist gedrückt voll, und Jedermann drängt vorwärts, sein Papier in die Höhe haltend und ausrufend: Ili Janum, Aga, Aga! sieh dieses! Einen Augenblick! Unterzeichne dieses, lies dieses! Der Hadschi, verwirrt, gebraten, ruft endlich: „He Jerosch, wirf die Hunde hinaus, sie tödten mich!“ Einer der Jeroschen ist ein wahrer Herkules, und man erzählte mir, daß dieser gewöhnlich einen der Bittsteller ergreift und, ihn aufhebend, weit weg und zur Thür hinaus schleudert; die Anderen, ein Gleiches für ihre Person fürchtend, stürzen nun über Hals und Kopf in den Vorhof hinunter.“

So weit Holmes. Fassen wir Alles zusammen, so ergiebt sich, daß Hadschi Mirsa Agassi ein sonderbarer, eingebildeter und wilder Mensch ist, der auch ohne überlegte Bosheit und Grausamkeit viel Böses thun und, an die Spitze einer Reichs-Verwaltung gestellt, das Reich zu Grunde richten kann. Dieses hat er auch gethan! Denn den Anfang seiner Verwaltung machte er mit dem Zuge nach Herat, und er krönt sie jetzt durch den Vertrag mit Rußland, der das entwaffnete Reich einem Nachbarn preisgiebt, welcher es schon vor 150 Jahren, unter Peter dem Großen, mit der Türkei theilen wollte. Ob der Mann aber, wie der Korrespondent der Allg. Zeitung sagt, ein Erpresser ist und „die Keller voller blanken Toman's“ hat, bezweifeln wir sehr.

Frankreich.

A. Lefebvre's archivalische Geschichte Napoleon's und seiner Zeit.

(Fortsetzung.)

Wenn es nun gewiß merkwürdig ist, einen französischen Schriftsteller, und zwar einen Schriftsteller von echt französisch nationaler Gesinnung, so urtheilen zu hören *), so dürfte es noch interessanter seyn, Walter Scott's, des unversöhnlichen Feindes Napoleon's und des republikanischen Frankreichs, Urtheil damit zu vergleichen. Es habe — meint nämlich der Engländer — sich hierbei Napoleon's entschlossene und unbeugsame Handlungsweise gezeigt, die so sehr gegen die der anderen europäischen Höfe absteche. Napoleon habe wohl eingesehen, daß er durch diesen Schritt Preußen aufs höchste aufbringen und vielleicht der Coalition gegen Frankreich in die Arme werfen würde, und ein weniger kühner Feldherr, ein etwas mehr schüchterner Politiker als er, hätte vielleicht Anstand daran genommen. Er aber habe wohl gewußt, daß Preußen nicht etwa aus Mangel an einem Vorwande, sondern nur darum das Schwert nicht gezogen habe, weil es dem Waffenglück der Alliirten mißtraut habe, und ganz richtig darauf gerechnet, daß, wenn es ihm gelänge, durch Verletzung des preußischen Gebiets der Coalition einen entscheidenden Schlag beizubringen, diese Macht dadurch mehr geschreckt als aufgebracht werden würde. **)

Unsererseits sind wir nicht Willens, das moralische Unrecht dieser Neutralitätsverletzung zu beschönigen. Daß die Alliirten später im entscheidenden Kriege gegen Frankreich die Neutralität der Schweiz eben so wenig achteten, kann, wir geben es zu, keine Rechtfertigung seyn. Aber von der politischen Seite betrachtet, muß man an jede Staatskunst den Maßstab ihres eigenen Charakters legen. Der Löwe kann nicht verfahren wie die Taube, der Donner nicht in der Melodie eines Schäferliedes ertönen. Frankreich war damals den anderen Mächten zu gefährlich und sein Kaiser zu plebejischen Ursprungs, um durch schonende Politik Zustimmung oder auch nur rücksichtvolles Verfahren erzielen zu können. Der Krieg gegen England, als dessen Episoden Napoleon's Kontinentalkriege erscheinen, war ein Krieg auf Leben und Tod, wo nur der Sieger Recht und Alliirte behielt. England hatte Spaniens Gallionen ohne vorherige Kriegserklärung genommen. Napoleon zog durch Preußens neutrales Gebiet. Es war ein Titanenkrieg, gewaltig, rücksichtslos wie der Kampf roher Naturkräfte. Napoleon hätte die Völker auf seine Seite bringen können, hätte er, der Sohn der Revolution, seine Mutter nicht verleugnet. Aber den Kabinetten gegenüber war ein entschiedener Sieg mehr als diplomatische Schonung und Feinheit. Ihre Einsichten wie ihre Standesvorurtheile, ihre nationalen wie ihre aristokratischen Gesinnungen ließen ein anderes als erzwungenes Anschließen an ihn und seine Sache nicht zu. Er hatte ihre Bedeutung, ihren Einfluß auf die Welt und Europa sehr ansehnlich vermindert, er war der Ideen-Revolution nur entgegengetreten, um die Staats-Revolution weiter und weiter auszudehnen; er war, wenn auch zum Theil durch die Macht der Verhältnisse, doch mehr noch aus Wahl und Neigung Eroberer, und dazu noch der Sohn eines kleinen korsischen Edelmannes: Herr Napoleon Buonaparte, wie ihn der damalige König von Schweden nannte. Sein scharf durchdringender Geist erkannte das sehr wohl, und seine verwegene Kühnheit war sehr oft in ihrem tiefsten Grunde nur kalte Klugheit. Ein solcher Fall war, wie der englische Schriftsteller mit dem seiner Nation eigenen praktischen Takte sehr richtig erkennt, der vorliegende. Wurde Napoleon geschlagen, so hatte Preußen wirkliche wie diplomatische Gründe genug, sich, auch ohne diese Neutralitätsverletzung, der Coalition anzuschließen. Der Sieger aber durfte, auch nach einer Beleidigung mehr, wenn auch nicht der Freundschaft, doch der stillen Resignation dieser wie jeder Macht gewiß seyn.

So weit also war sein Verfahren zwar nicht durchaus zu billigen, aber doch vollkommen klug und politisch. Aber es liegt nicht in der Weise solcher Männer, ihre Gewaltstreiche selbst einer gewissen Regel zu unterwerfen und die politische Nothwendigkeit, die sie für sich selbst so sehr geltend zu machen wissen, auch Anderen zu Gute kommen zu lassen. Bis dahin hatte Napoleon, wenn wir uns seine Lage und seine Verhältnisse denken, kaum anders handeln können. Aber Preußens wie seines Königs ganz natürlicher Unwille und die Kriegsrüstungen, welche eine Folge desselben waren und die er ohne Zweifel vorhergesehen hatte, reizten ihn dennoch zu einer Leidenschaftlichkeit auf, zu einem persönlichen Grimme gegen diese Macht und ihre Regentenfamilie, der weder recht, noch klug, und mehr als ungroßmüthig war. So lange die Wage schwankte und der Sieg ungewiß war, war es, wenn auch nicht eines gerechten, doch eines großen Mannes würdig, Alles an Alles zu setzen, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen. Es galt, durch unerschütterliche Willensstärke über Halbheit und Unentschiedenheit zu siegen. Aber die Leidenschaft, die im Kampfe oft zum Siege führt, bereitet, wenn man sie auch nach demselben nicht zu bemeistern weiß, noch öfter, langsam, aber sicher, endlichen Untergang. Dem Sieger, in welchem kein Gefühl der Schwäche mehr voranzusetzen möglich war, dem lag es ob, Preußens Unwillen zu beschwichtigen, sich eben so groß-

*) Diese Unparteilichkeit ist um so bemerkens- und lobenswerther, da der für Napoleon sonst eben nicht eingenommene Thibaudeau sich über diese wie über alle Angelegenheiten der auswärtigen Politik mit der größten Parteilichkeit und Heftigkeit ausspricht. (Empire I. 458. II. Kap. 20—30.)

**) Leben Napoleon's von Walter Scott Th. 14, S. 110—13 der deutschen Uebersetzung vom General Thiebault.

müthig als furchtlos zu zeigen und dadurch die richtige Politik zu befestigen, welche ihn zur Allianz dieser Macht hinwies. Es war ein großer Fehler — von dem Unrecht gar nicht zu reden — daß er sich durch höchst unzeitigen Aerger über das, was natürliche Folge seiner eigenen, wenn auch durch die Umstände gebotenen Rücksichtslosigkeit war, hinreißen ließ, das Netz der Arglist über Land und König zu spannen, welches unser Verfasser thatsächlich genau und im Ganzen mit löblicher Unparteilichkeit darstellt. Nachdem derselbe über die beiden Audienzen, welche Napoleon nach der Schlacht bei Austerlitz gegeben, treu berichtet und den Antrag oder vielmehr den Befehl Napoleon's, Anspach und Baireuth gegen Hannover auszutauschen, mitgetheilt hat, sagt er (II. S. 241 u. 42): „In diesem Austausch war keine Billigkeit. Die ver„langten Opfer mußten gleich geleistet werden und waren, ihrer Natur nach, „unwiderruflich. Was dagegen angeboten wurde, war das gesetzliche Eigen„thum eines Gebieters, der nicht von Frankreich abhing und noch obendrein „einer der mächtigsten Fürsten Europa's war, und so blieb es zweifelhaft, ob ihn „Napoleon je würde bewegen können, diese große Domaine (?) seines Hauses ab„zutreten. Der Traktat hätte die Entschädigung angeben müssen, welche, bei „allenfallsigem Rückfalle Hannovers an England, Preußen zu Theil werden „mußte. So wäre es vielleicht für seine Politik gewonnen worden. Aber — „man muß es gestehen — Leidenschaft hatte Napoleons Herz ergriffen und „seinen Geist umdüstert. Anstatt seine Uebermacht in sanfte und „versöhnliche Formen zu hüllen, benahm er sich rauh und gebieterisch, „und dieser Fehler, einer der größten, den er je beging, hatte unberechenbare „Folgen."

So ist's, und es ändert an der Sache nichts, daß das preußische Kabinet ihm gegenüber, damals allerdings, was Napoleon's Charakter am wenigsten zusagte, schwankend und unentschieden war. Zwischen Haugwitz, den unser Verfasser ebenfalls, ganz objektiv, dahin beurtheilt, „daß er von einer Aengst„lichkeit und Prinzipiosigkeit gewesen sey, welche ihm weder erlaubt habe, der „Gefahr zu trotzen, noch der Gewalt zu widerstehen" (I, 5), und dem edlen Hardenberg, welchen Napoleon mit Schimpfwörtern zu überhäufen nicht verschmähte (34stes Bulletin), zwischen der Furcht vor dem Gewaltthätigen und der Gewaltthätigkeit hin- und hergeworfen, war es zwischen den beiden Kabinetten, welche mit gleicher Entschiedenheit wie mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel auftraten: zwischen Frankreich und England, in der traurigsten, bemitleidenswerthesten Lage. Wie es das ihm aufgedrungene Hannover, wie erröthend, anfangs nur zur vorübergehenden Verwaltung und Rückgabe im Frieden, in Besitz nimmt und dadurch den Zorn des übermächtigen Herrschers zu noch größerer Bitterkeit aufstachelt, so nimmt dieser es später unter ganz veränderten Umständen mit einer Zweizüngigkeit und Hinterlist, die eines großen Mannes durchaus unwürdig ist *), hinter seinem Rücken beim Worte. Er bietet England auf Preußens Unkosten an, was er, unter den damaligen Verhältnissen, wiederzugeben noch weit weniger das Recht hatte, als früher es zu nehmen. Wie er nun den unglücklichen Monarchen jetzt, recht absichtlich, tödtlich kränkt, um ihn zu Feindseligkeiten zu bewegen, dann wieder halb versöhnt, um ihn zu verhindern, früher loszuschlagen, als dem Kriegsfürsten und Obermeister genehm ist, das stellt Herr Lefebvre (II. Kap. 19 u. 20) streng aktenmäßig und dennoch höchst dramatisch dar.

Mit gleicher Unparteilichkeit stellt er auch das mehr als unritterliche, wahrhaft empörende Benehmen Napoleon's gegen die eben so liebenswürdige als tief gekränkte Königin Louise von Preußen dar **), das Thibaudeau, dem hier vielleicht der alte Republikaner in den Nacken schlug, in Schutz zu nehmen sich nicht entblödet. Napoleon hatte sich dieses oft an Rohheit gränzende Wesen gegen edle und hochgestellte Frauen, das eines Helden und großen Mannes so unwürdig ist und in der That nicht in seiner Seele lag, an seinem Hofe angeeignet, um die Weiberherrschaft, welche die Regierung so vieler früheren französischen Herrscher entehrte, nicht aufkommen zu lassen. Fürstinnen gegenüber wollte er dadurch die äußere Hochachtung ertrotzen, die er, als plebejischer Kaiser, mit doppelter Strenge fordern zu müssen glaubte. Aber er spannte, nach seiner Weise, den Bogen so straff, daß er endlich reißen mußte. Er vergaß, daß er dadurch unendlich mehr an Würde verlor, als er an erzwungenen Huldigungen gewinnen konnte. Louisens Thränen fielen heiß auf die Brust des deutschen und zumal des preußischen Volkes, und am Tage der Vergeltung wurden sie mit Blut ausgewaschen. Karoline von Neapel, welcher es, bei aller maßlosen Leidenschaftlichkeit, doch auch an einem gewissen höheren Sinne nicht fehlte, der des Helden Größe in ruhigen Stunden wohl zu erkennen wußte, regte er zu einer wüthenden Feindschaft auf, die am Ende doch auch ihm bittere Früchte trug. Der plebejische Ursprung des großen Mannes, der an sich, wie er wohl erkannte, nur geeignet ist, seinen Ruhm zu erhöhen, sprach sich in dieser Beziehung in der That auf unrühmliche, eben so soldatische als unritterliche Weise aus. Wie des Deutschen gemüthlichen, so verletzte er dadurch des Franzosen feinen Sinn und liebenswürdige Manieren. Feldzüge gegen hochgestellte und wehrlose Frauen, wie er sie gegen Frau von Staël und Madame Recamier, gegen die Königin Louise von Preußen und selbst gegen Karoline von Neapel in Italien eröffnete, konnten nicht durch großartige Schlachten zu glänzenden Erfolgen gebracht werden, und der leichte Sieg des Herrschers wurde eine Niederlage für den Menschen. Mag seyn, daß in dieser Härte selbst gewissermaßen eine Huldigung für diejenigen lag, welche er, hätten sie nicht einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, vielleicht weniger angefeindet hätte. Sie stellten ihn darum nicht minder seinem Volke in dieser Hinsicht als Nichtfranzosen, der Aristokratie und seiner Gesellschaft als unebenbürtig, Männern und Frauen von edlem und tiefem Gemüthe als unedelmüthig gegenüber.

Und doch gab er bei anderen Gelegenheiten auch wieder Beweise zarten und selbst edlen Gefühles den Frauen gegenüber. Sein Verhältniß zu Josephinen ist durchaus ein herzliches und zärtliches, und selbst die Antwort, welche er ihr auf die Vorwürfe schrieb, die sie ihm über jenes rohe Benehmen gegen die hochsinnige Louise von Preußen machte, zeugt von vielem Gefühl.*) Eben so ist sein Benehmen gegen die Vicekönigin von Italien wahrhaft liebenswürdig und ritterlich. Gegen seine Familie ist er, wo der Ehrgeiz nicht ins Spiel kömmt, fast schwach. Wir möchten auch hier glauben, daß er diesen wie manchen anderen Charakterzug aus einer zu höchster Starrheit getriebenen Konsequenz sich mehr angeeignet, als er ihm eigentlich natürlich war. Starre, rücksichtslose Konsequenz führt aber eben so oft zur Härte, als gewinnende Liebenswürdigkeit und zarte Milde zur Schwäche.

(Schluß folgt.)

England.

Projektirte Stadt-Eisenbahnen durch London.

Zu den neuesten und kühnsten Eisenbahnprojekten, die seit kurzem in England aufgetaucht sind, gehört der Plan eines Schienenweges, der ganz London in der Länge und Breite, von Norden nach Süden und von Westen nach Osten, durchschneiden soll. Der Verkehr in den Straßen Londons hat sich bei dem ungeheuren Wachsthum der Bevölkerung und der ihm entsprechenden Vermehrung des Handelsbetriebes so sehr angehäuft, daß die bisherigen Communicationswege dieser Riesenstadt für die steigenden Bedürfnisse nicht mehr ausreichen. Die Tour von dem West-Ende, dem Viertel des fashionablen Publikums, bis zur Bank oder zum Mittelpunkt der City, die ungefähr drei englische Meilen durch die lebhafteste Gegend Londons führt, kann jetzt in nicht viel weniger als einer Stunde, und zwar am sichersten nur zu Fuße, zurückgelegt werden, indem man zu Wagen den fortwährenden Stockungen ausgesetzt ist, die aus den in labyrinthartige Knäuel zusammengeballten Reihen von Fuhrwerken entstehen, welche jede Passage unmöglich machen.

Bereits im Jahre 1841 ernannte das Parlament ein Comité, um sich über die nöthigen Veränderungen und Verbesserungen in den Communicationswegen und Straßen der Hauptstadt zu berathen und die zu diesem Zwecke eingereichten Vorschläge zu prüfen; aber obgleich dieses Comité aus anerkannt tüchtigen und sachverständigen Männern unter dem Vorsitze des Ober-Commissairs der Waldungen und Forsten, Grafen von Lincoln, besteht, so hat es doch in den fünf Jahren seiner Existenz nur wenig gethan, um das ihm vorgesteckte Ziel zu erreichen. Größere Thätigkeit entwickelte eine Privatgesellschaft, die Metropolitan Improvement Society, die im November v. J. dem Grafen Lincoln eine Denkschrift übergab, worin sie sich über den Zustand der Straßenbauten ausspricht und die Maßregeln andeutet, die man zur Erweiterung derselben nehmen müßte. Es geht daraus hervor, daß die verschiedenen Eisenbahn-Compagnieen dem Unterhause Pläne zu Schienenwegen vorgelegt haben oder vorlegen wollen, die zusammen sich über hundert englische Meilen in einem Umkreis von nur fünf Meilen von der St. Paulskirche an ausdehnen! Zugleich überreichte die Society einen Grundriß von London, worauf die neu zu eröffnenden Eisenbahnen-Straßen verzeichnet sind und der von der Westminster Review mitgetheilt wird.

Wir finden hier zwei Hauptstraßen angegeben, wovon die erste von Westminster nach Whitechapel theils durch die Stadt und theils längs der Themse läuft, deren Ufer in der Nähe des Hungerford-Marktes bis zur Blackfriars-Brücke einzudämmen wären. Dieser Damm würde ungefähr fünf Viertel Meile lang seyn und in einer neuen Straße, Railway Street, ausmünden, welche sich dem bereits bestehenden Schienenwege nach Blackwall anschließen soll. Zu dieser Straße sind bereits die Entwürfe fertig, und sollen die Lokomotiven auf Viadukten oben über die Straßen gehen oder auch eine atmosphärische Bahn errichtet werden, wodurch der Rauch und das Getöse der Dampfkessel vermieden würden. Unter und neben der Eisenbahn will man eine schöne, breite Straße bauen, die auf beiden Seiten mit Läden geschmückt und mit geräumigen Bogengängen oder Arkaden versehen werden soll, so daß diese neue Einrichtung, weit entfernt, die Stadt zu verunstalten, ihr vielmehr als Zierde dienen wird. Die erste Idee zu der City Railway Street ging von dem ausgezeichneten Ingenieur Austen aus. Daß es hier, wo es sich darum handelt, eine neue Passage von einem Ende Londons bis zum anderen und zwar mitten in der belebtesten Gegend durchzubrechen, nicht ohne bedeutende Kosten abgehen kann, läßt sich leicht begreifen, aber einem genauen

*) Daß der englische Unterhändler dies in erkünsteltem Rausche dem preußischen Gesandten verrieth, nennt Herr Lefebvre (I40) eine Infamie. Wie wäre demnach das Anerbieten selbst zu bezeichnen?

**) II. S. 234 wird indeß auf unbesonnene Aeußerungen, die im Grunde nichts als Worte aufgegriffen Fürstenlebens waren, ein Werth gelegt, den ihnen Napoleon allerdings beilegte, den sie aber schwerlich hatten.

*) S. seinen Brief an dieselbe vom 6. Nov. bei Thibaudeau (Empire II. 311), so wie die an die Vicekönigin (ebendas. 332). Der alte Republikaner Thibaudeau meint in Beziehung auf ersteren: solche Vorwürfe habe sich Josephine zwar erlauben können, aber sie wären nicht der Art, in der Geschichte einen Platz zu verdienen — freilich, wenn die Geschichte nur dazu bestimmt wäre, Schlachten und Staatsverhandlungen zu berichten. Aber die Nemesis spinnt ihr Netz aus feinen Fäden eben so oft als aus groben Stricken, und gerade wer durch Genie und Stellung so unendlich hoch steht, stürzt sich durch solchen Uebermuth im Kleinen vielleicht noch tiefer als durch den Uebermuth im Großen.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Ihre Majestät die Königin Victoria hat Sich bewogen gefunden, Allergnädigst zu befehlen, daß Ihro Majestät Tochter, Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise Caroline Alberta, Marchioness of Lorne, Ihro Majestät Namen und Titel führen soll.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 98. Berlin, Sonnabend den 15. August 1846.

Polen.

Ein Pole über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Civilisation seines Vaterlandes.

Zweiter Artikel.

Schon in dem früher (Nr. 83 des Magazins) mitgetheilten Artikel hat sich der Verfasser zwar keinesweges als einen Feind der Philosophie überhaupt, aber doch als einen Gegner derjenigen Schule zu erkennen gegeben, die in den höchsten Dingen keine andere Autorität gelten läßt, als diejenige, welche sie aus den der menschlichen Natur inwohnenden Prinzipien schöpft. In dem nun folgenden Artikel spricht er sich hierüber noch deutlicher aus, und nachdem er seine Ansicht auseinandergesetzt, wendet er dieselbe als Maßstab an zur Beurtheilung der jüngsten Geistesrichtung in Polen. Da heißt es nun:

„Die Schwäche, die Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft auf dem Gebiete des Uebersinnlichen ist der Grund der Offenbarung, ist die zwingende Ursache des unmittelbaren Einschreitens der Gottheit; und umgekehrt bilden der freie Wille und die dem Menschen angeborene Begierde, nach dem Unergründlichen zu forschen, die Grundlage für sein unvermitteltes Streben. In diesem Streben, das von der göttlichen Erlösung nichts wissen will, giebt sich der Fall des ersten Menschen und der hartnäckige Wille kund, selbst ein Gott zu seyn. Jedoch ist die Vernunft, ihrer ursprünglichen Sündhaftigkeit zum Trotz, stets die göttliche Wahrheit, welche sich in der Weltordnung offenbart. Diese der Vernunft lebendig inwohnende, von Gott stammende Kraft ist der Grund, daß sie, in welcher Richtung sie auch, wenn nur gewissenhaft wirkt, der Menschheit große und ersprießliche Früchte trägt. Wenn die Vernunft zu hoch strebt, so verfehlt sie natürlich das Ziel; und dennoch kann sie selbst in diesem Uebergreifen ihrer Kraft unermeßlich wichtige Resultate erlangen und hat sie auch erlangt.*) Alles Streben der Vernunft ist auf die Erkenntniß der Grundursache der Dinge und der letzten Zwecke des Schöpfers gerichtet; denn hiervon hängt die vollständige Erkenntniß unserer selbst, unserer Pflichten, der uns gesetzten Schranken, unseres Verhältnisses zu Gott und zur Welt und endlich alles dessen ab, was uns umgiebt. Aus diesem Grunde muß jede Philosophie in ihren letzten Ergebnissen den Ursprung der erschaffenen Dinge, den Begriff Gottes, die Zukunft des Menschen, und eben deshalb seine Bedeutung in der Gegenwart, welche ja von seiner Bestimmung abhängt, zu enthüllen suchen. Da aber diese Dinge nicht durch die Vernunft allein enträthselt werden können, und da der Punkt, von dem sie ausgeht, nur ein endlicher ist, so muß sie zu einem falschen Ergebniß, zu einem bloßen Materialismus führen, der entweder mit der Vergötterung des ganzen Universums oder des Menschen endigt, als des ausgezeichnetsten Werkes der Schöpfung, in dem sich Materie und Geist in vollkommener Einheit darstellt. Und wie in der Alchymie die Auflösung des Problems, den Stein der Weisen zu finden, zwar unmöglich und in der Astrologie die Entdeckung des Einflusses der Gestirne auf das Geschick des Menschen und das Lesen der Zukunft aus ihrem Laufe ein leerer Traum war, aber dennoch die ernste Beschäftigung mit diesen Gegenständen die äußerst wichtige Wissenschaft der Chemie erzeugte und die Sternkunde vervollkommnete: so wird auch die Philosophie, obwohl sie nie den Urgrund der Dinge entdecken und die göttlichen Geheimnisse ohne die unmittelbare Dazwischenkunft Gottes enthüllen wird, die Denkkraft immer mehr ausbilden, alle Kräfte des Geistes entwickeln, fortwährend den irdischen Gesichtskreis erweitern, kurz das Wissen der durch die Vernunft zugänglichen Dinge stets höher fördern und deshalb der Civilisation, welcher sie bisher bereits die wesentlichsten Dienste geleistet hat, ein immer weiteres Feld eröffnen."

Der Verfasser führt seine Ansicht von der Unzulänglichkeit der Philosophie, das Absolute zu erkennen, und von der Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung weiter aus. Nachdem er darauf eine gedrängte kritische Uebersicht der Entwickelungsgeschichte der Philosophie von Baco bis auf die Schule der französischen Encyklopädisten von seinem Standpunkte aus gegeben, wendet er sich zu seinem Vaterlande zurück und charakterisirt den Einfluß der neueren philosophischen Bildung in Europa auf das Leben und Wissen in Polen in folgender Weise:

„Während nun der menschliche Geist in seiner materialistischen Richtung*) durch Erweiterung der Wissenschaft und Förderung einer üppigen Civilisation wesentliche Früchte zog, während er mit riesenhafter Mühe alle den Sinnen zugängliche Elemente zu erforschen, zu würdigen und zu eigenem Nutzen zu verwenden strebte, schliefen wir inzwischen noch einen harten Schlaf und benutzten den Fortschritt der Menschheit sogar in denjenigen Dingen nicht, welche keine Kirche verbietet, sondern umgekehrt empfiehlt; denn es hätte genügt, die Idee eines geoffenbarten Gottes in diese Dinge einzuführen, um diesen ganzen Fortschritt zum größten Nutzen für uns zu verwenden. Als wir aber ein wenig aus dem Schlafe erwachten, welcher Art war die geistige Bewegung bei uns? Durch eine gleichsam fatalistische Geistesträgheit vertauschten wir blos die göttliche Autorität gegen eine menschliche. Denn statt unsere Geisteskräfte auf die Erforschung und Prüfung der Thatsachen und auf Schlußfolgerungen aus den gemachten Beobachtungen zu richten, drängten wir uns zu einer eitlen Anbetung der neuen Weisheitslehrer und waren bereit, auf ihre Autorität zu schwören. Man glaube ja nicht, daß wir selbst in diesem Streben, uns menschlichem Ansehen zu unterwerfen, uns bemüht hätten, alles das auf wissenschaftlichem Wege kennen zu lernen, was von den Anderen vollbracht ward, und noch weniger, daß wir uns befleißigt hätten, die überkommenen Wahrheiten unserer eigenen Lage anzupassen. Das wäre eine große Arbeit, gegen die wir Widerwillen empfinden. Wir haben im Gegentheil nur das aufgegriffen, was man ohne alle Mühe haben konnte; wir haben die gefährlichste und am wenigsten geachtete Seite des Materialismus erfaßt, nämlich dessen äußerste Konsequenz oder das Negiren des Geistes und das Zurückführen aller Dinge auf die Materie. Wir fanden blos Gefallen daran, mit dem leichtfertigen, belletrisirenden Voltaire zu philosophiren, indem der ganze Unterschied zwischen einem Menschen, einem Hunde und einem Frosch nur dem natürlichen Organismus und nicht dem Vorhandenseyn einer Seele zugeschrieben wurde. Vergebens würde man um jene Zeit bei uns Wissenschaftlichkeit oder auch nur eine praktische Beförderung der Kunst und des Gewerbfleißes gesucht haben. Alles lag in unmündiger Kindheit, und nur hier und da wurde ein stammelndes, ungeschicktes Nachbeten und Nachäffen der großen Männer des Auslandes wahrgenommen, und zwar meistentheils in solchen Dingen, die nicht die löblichsten waren. Wo man irgend eine Kenntniß antraf, da war sie nicht von innen heraus verarbeitet, sondern von Dingen, die uns fremd waren; dagegen waren wir am wenigsten bei uns selbst zu Hause. Alles Einheimische lag roh danieder, und nur ausnahmsweise streckte zuweilen Jemand die Hand danach aus, so daß man bei dem geringsten Zeichen vor Verwunderung aufschrie. Unser ganzes Wissen stützte sich auf fremde Autorität, da jeder rechte wissenschaftliche Sinn fehlte. Man stürzte sich blindlings auf die Philosophie der Zeit, weil man die vorbereitenden Hülfsarbeiten zum tieferen Verständniß und zur Würdigung derselben scheute. Bei dem Mangel an Erfahrung und selbstthätiger Forschung mußte man den Worten der Meister Glauben schenken; denn auf eigene Hand zu einem wichtigen Resultate zu gelangen, dazu waren wir ganz ungeeignet. Selten faßte Jemand einen selbständigen Gedanken oder sprach ein eigenthümliches Wort aus; man wiederholte ohne Prüfung die gehörten oder gelesenen Ansichten der Fremden, und zwar je nachdem die Mode oder ein schlechter innerer Hang, eine Folge der damaligen Sittenverderbniß, dahin neigten. Daher kam es, daß man Leute à la Baco, Locke, ja selbst Condillac im verkleinerten Maßstabe bei uns fand, aber nicht, wie früher, einen Kopernik, Hosius, Kochanowski oder Skarga. Forscher und Gelehrte, wie Newton, Linné, Buffon, Hume, Gibbon, Euler, Laplace, Franklin, Lavoisier, Davy, die doch wenigstens für ihre materiellen Richtungen tausendfältige Vortheile in den Kauf gaben, gab es vollends bei uns gar nicht. —

„Wenn sich übrigens einige Männer bei uns mit tieferer Kenntniß der Philosophie zuwandten, so waren sie dennoch dadurch unvermögend, das wissenschaftliche Streben zu verallgemeinern, denn es waren nur Ausnahmen, auf welche man mit Erstaunen und fast mit Schrecken blickte. Bei dieser Lage der Dinge gereichten selbst ihre wichtigen Forschungen der Gesellschaft in

*) Der religiöse Standpunkt unseres Polen erlaubt ihm nicht, die unumschränkte Autonomie der Vernunft anzuerkennen. Und doch wie freisinnig erscheint die Ansicht des gläubigen Katholiken von der Würde und Macht der Vernunft und Philosophie, wenn man sie mit den Ansichten mancher protestantischen Orthodoxen (quae contradictio in adjecto!), der würdigen Nachfolger eines EhrenGötz und Konsorten, vergleicht, welche die Vernunft für ein Werkzeug des Teufels verschreien und noch neuerdings von der Kanzel und dem Katheder herab ihre andächtigen Zuhörer vor den Philosophen als vor Söhnen Belial's und Gesandten der Hölle warnten!

*) Der Verfasser hat vorzüglich Locke und die spätere sensualistische Schule in Frankreich im Auge.

Polen zum Schaden: denn sie durften nur die allerfallschste Behauptung aussprechen, so wurde sie bald zur allgemeinen Ansicht der gedankenlos Nachsprechenden. Voltaire verhöhnte das Mittelalter, denn er begriff es nicht: also mußten auch wir unsere ganze Vergangenheit anspeien, sie mit wenigen Ausnahmen als die Zeit der gröbsten Dummheit darstellen, und verloren auf diese Weise das richtige Verständniß unserer Geschichte und das Band, welches uns an unsere Vergangenheit knüpfte. Aus der ganzen Gesetzgebung kannte man im Allgemeinen nichts mehr, als das verrufene Veto, und ungeachtet der Arbeiten des trefflichen Czacki glaubte die neue Generation nicht, daß etwas Vernünftiges darin enthalten seyn konnte. Auch war es sehr logisch, die ganze und besonders die nahe Vergangenheit in einem so unvortheilhaften Lichte darzustellen: denn wenn sie nichts als Verachtung verdiente, so war man der Mühe, sie kennen zu lernen, mit gutem Vorwande überhoben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

A. Lefebvre's archivalische Geschichte Napoleon's und seiner Zeit.

(Schluß.)

Frankreichs großem Gegner, William Pitt, läßt Herr Lefebvre eine Gerechtigkeit widerfahren, welche, dem Manne gegenüber, der seinem Vaterlande so großes Weh bereitete, rühmlich von großer Objektivität zeugt. Pitt, sagt der Verfasser (II. 5), habe mehr die Geschicklichkeit besessen, durch welche man das Glück eines Staates hält und erhebt, Napoleon mehr die ungebändigte Kraft, welche zu schaffen wie umzustürzen weiß. Beide hätten in ihrer Jugend schon die seltene Reife des Geistes und der Talente an den Tag gelegt, womit die Staaten gelenkt werden. Aber Pitt habe dieselbe der Erziehung seines großen Vaters (des Lord Chatham) verdankt, Napoleon sey als ein Naturwunder erschienen. Er habe Alles gewußt, Alles vermocht, Alles verübt, ohne daß irgend anzugeben wäre, wie und wodurch er sich so hoch erhoben hätte. Jenen habe Studium und Erziehung, diesen Natur und Geschick auf seinen Posten gestellt. Beide indeß hätten einen kühnen und fruchtbaren Geist bewiesen.

Wenn Talent und Genie überhaupt eine Vergleichung zulassen, so ist in dieser gewiß viel Wahres. Beide Männer *wollten* ihren Willen, und das giebt ihnen, so vielen schwankenden und schwachen Gestalten gegenüber, eine eigenthümliche Größe und Aehnlichkeit. Aber Pitt ward schon von seinem Vater, dem großen Lord Chatham, nicht nur an Menschenfreundlichkeit, sondern auch an Geist und Staatskunst übertroffen. Napoleone bringt die Geschichte in solcher Reihenfolge nicht hervor.

Gerecht gegen Frankreichs großen Gegner, ist es unser Verfasser gegen Napoleon's launenhaften Freund, den Kaiser Paul von Rußland, nicht minder. Er schildert ihn mit folgenden Worten: „Nie fanden sich zahlreichere und grellere Gegensätze in einem Menschen. Civilisation und Barbarei schienen sich zu gleichen Hälften in ihn getheilt zu haben. Von offener, der großmüthigsten Empfindungen fähiger Seele, immer bereit, das Schwert für die Unterdrückten zu ziehen, hatte er viele der ansprechendsten Züge des biderben, mittelalterlichen Ritters. In seinen wilden Tagen stellte er, ein wahrer Tatar, den orientalischen Tyrannen trefflich vor.“ Diesen letzteren Zug berücksichtigt indeß Herr Lefebvre nicht genug, wenn er meint: bei längerem Leben hätte Kaiser Paul's Unterordnung unter den großen Mann, der gewissermaßen mit ihm *spielte*, fortdauern können. Herr Thiers hat hierin unstreitig weit schärfer gesehen. Ein Mann von Napoleon's weitstrebenden Entwürfen konnte einem kleinen Geiste an der Spitze eines großen Reiches *vorübergehend* große Konzessionen machen. Er konnte, ihm zu Gefallen, Karolinen von Neapel ihr Gebiet diesseit der sicilianischen Meerenge ein paar Jahre länger gönnen, dem Spiele mit der Großmeisterschaft über den Malteserorden zusehen u. dgl. Aber auf die Dauer konnte er die Pläne seines Ehrgeizes oder seiner Staatskunst nicht solchen Grillen opfern, und hätte er es gekonnt, er würde es nicht gewollt haben. „Ihm wuchsen im Siege die Schwingen“, wie Paul's Ansprüche mit den Bewilligungen, die ihm gemacht wurden. Wohl erhielt sich das ungefähr gleiche Verhältniß Peter's II. zu Friedrich dem Großen. Aber Friedrich's Ehrgeiz wurde auch nicht in dem Grade wie der Napoleon's durch die Weltverhältnisse begünstigt. Beide russische Regenten führte übrigens gleiche Schwachheit zu gleichem Ende.

Kaiser Alexander von Rußland wird von unserem Verfasser mit nicht minder treffenden Zügen portraitirt, doch hebt er bei dessen Vorgänger mehr die Licht-, bei ihm mehr die Schattenseiten hervor. Er sagt u. A., Alexander sey lebhaft, glänzend, voller Grazie gewesen und habe das Selbstgefühl, welches der Thron und die Gewohnheit, Huldigungen zu empfangen, verleihen, in einer Weise besessen, die man bei Friedrich Wilhelm III. oft vermißt habe. Ein gewisses ritterliches Wesen, das er auf die Politik übertragen, hätte seinem Wesen einen Schein von Feinheit gegeben, der ihm alle Herzen gewonnen. Gewiß, es fehlt diesem Urtheil nicht an Wahrheit. Doch muß es einem Fürsten, der so jung zur Regierung kam und dessen Regierung durch so viele Wechselfälle bezeichnet war, nicht gleich als *Schein*, das ist doch im Grunde als *Verstellung*, angerechnet werden, wenn er sich selbst nicht immer in seinen Ansichten und Grundsätzen gleich bleibt. Man darf nur bei Herrn Thiers den freilich etwas chimärischen, aber doch höchst philanthropischen Plan nachlesen, den er gleich nach seiner Thronbesteigung für die Pacification Europa's entwarf, um sich zu überzeugen, daß ein edler, ritterlicher Sinn in der That einen Grundzug seines Charakters bildete. Diesem Zuge stand ein anderer tiefer liegender entgegen, der bei ihm sehr begreiflich war, stark zur Mystik und zur Melancholie hinneigte und der mit großer Lust an den Genüssen des Lebens oft genug gepaart ist. Durch diese entgegengesetzten Einwirkungen finden wir ihn in verschiedenen Perioden seines Lebens auf verschiedenen Standpunkten. Aber sehr impressionable Naturen scheinen oft mit Unrecht falsch, während sie doch in verschiedenen Epochen der Zeit und Selbstentwickelung unter der Herrschaft verschiedener Eindrücke und Empfindungen stehen. Als Alexander Napoleon, freilich nicht ohne einige Ostentation, die Hand mit so vieler, gewiß nicht ganz erkünstelter Rührung drückte, als diese beiden Kaiser in Erfurt, vor einem so glänzenden Publikum, den Vers aus dem Ovid hörten:

Famille d'un grand homme est un bienfait des Dieux,

da wirkte Napoleon's Persönlichkeit und der Zauber, welcher in der Atmosphäre eines großen Mannes liegt, gewiß eben so viel, ja mehr auf ihn, als der Wunsch, diesem etwas recht Verbindliches zu sagen oder ihn gar über seine Gesinnungen zu täuschen. Als Alexander Friedrich Wilhelm III. ewige Freundschaft zuschwor, da sprach er ein Gefühl aus, das er gewiß im Herzen trug. Aber er konnte Napoleon nicht bleiben, was er ihm eine Zeit lang, vielleicht mit aufrichtiger Selbsttäuschung, seyn wollte. Diese Sonne ließ keine andere Sonne, sie ließ nur Planeten zu, die sie umkreisten.

Weniger zu rechtfertigen ist, daß er nach dem unglücklichen preußischen Kriege den kleinen Rest, der seinem tief gebeugten Freunde blieb, noch durch Bialystock verkürzte. Großmuth nicht nur, sondern Treue und Redlichkeit verboten ihm, eine solche Löwentheilung einzugehen. Aber die Zeit wirkt ansteckend, auch auf edlere Naturen. Dieses heillose Länderwürfelspiel, dieser politische Straußenmagen war damals so sehr an der Tagesordnung, daß Alexander sich schwerlich selbst gehörig Rechenschaft gab, wie sehr er aus seinem Charakter fiel, als er dergleichen annahm. Daß er die großen Ideen der Menschheit ehrte, wenn er auch, in späteren Jahren, als er erbittert war, erschöpft und mystisch exaltirt, sie zum Theil nur zu erfolgreich bekämpfte, daß er die Nemesis, welche durch Polens Vernichtung herausgefordert worden war, zu versöhnen lange den aufrichtigen Willen hatte, daß er, der absolute Autokrat, ein Herz hatte für Menschen- und Völkerglück, daß er mit Ernst strebte, das Schicksal der unglücklichen Leibeigenen zu verbessern, daß er für den gefallenen Helden noch Regungen der Freundschaft in seiner Brust fühlte, — das sichert seinem Andenken eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte. Allerdings ist Vieles davon auf Rechnung der Politik zu stellen, aber immerhin gereicht es dem Selbstherrscher in einem Lande, wo die Civilisation selbst der Barbarei dienen muß, sehr zur Ehre, wenn er sich für reinmenschliche Gefühle so empfänglich erweis.

Wir haben Alexandern wegen seiner in der That nie ganz verleugneten Sympathieen für Polen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn diese auch, wie es in seiner Stellung nicht anders möglich war, nur stoßweise zum Vorschein kommen und nicht immer stichhaltig seyn konnten. Ueber seinen großen Gegner hingegen müssen wir, gerade in Beziehung auf dieses unglückliche Land, ein strenges Urtheil fällen. Wir haben schon bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen, daß wir, was Napoleon *that*, großentheils weniger streng beurtheilen, als die politischen Rigoristen, die nicht einsehen wollen, daß er oft *mußte*, wo er bei oberflächlicher Betrachtung zu *wollen* schien. Aber eben so wenig können wir mit seinen befangenen Vertheidigern übersehen, wie Vieles er *unterließ*, was nur Er vermocht hätte, und aus einem Egoismus, der darum nicht besser ist, weil er großartiger war, nicht wollen wollte. Er, der immer das Wort im Munde führte, man müsse in die Institutionen Granitblöcke werfen, verschmähte gerade die Granitsäulen aufzurichten, worauf allein die Macht seines neuen Thrones den Stürmen zu trotzen vermocht hätte. Mehr als gegen Spanien, versündigte er sich gegen St. Domingo, und selbst was er in unpolitischer Ritterschaftlichkeit gegen Preußen *that*, war so schlimm nicht, als was er gegen Polen *unterließ*. Zwei Mal konnte er, wenn er die Energie seines Charakters und seiner Macht daran wenden wollte, Polen eine, wenigstens theilweise, Auferstehung sichern. Er konnte, statt jenes ephemeren Königreichs *Westfalen*, das weder in der Liebe der Völker, noch in geographischer und militairischer Beziehung einen Haltpunkt hatte, im Osten von Europa ein wirkliches, tief wurzelndes Königreich durch eine That großer Gerechtigkeit und tiefer Politik wieder erstehen machen. Er konnte an der Gränze des mächtigsten Nebenbuhlers — also unzweifelhaft künftigen Gegners — den er auf dem Kontinente hatte, einen Wall von Lanzen errichten, der so leicht nicht zu durchbrechen war. Er konnte sich verzeihen machen, daß er Throne zerstörte, indem er ein *Volk* (wenn auch nur zum theils) herstellte. Er konnte eine Vormauer europäischer Civilisation, einen Schutz gegen Barbarenüberzüge unter seinen muthmaßlichen Nachfolgern, eine Allianz für diese vorbereiten, welche nicht mit dem Glücke schwinden würde, weil sie nicht von machiavellistischer diplomatischer Berechnung ausgegangen wäre, welche Dank weder erhält noch verdient, sondern von den großen Menschheits-Ideen, welche gerade in der Stunde der Noth das beste Pfund tragen. Er konnte, was er sonst so gern that, seine Gegner beschämen und die großen Worte, die er, wenn er die Kabinette bekriegte, so oft im Munde führte: er wäre der Vertreter der Ideen der Neuzeit, da zur Wahrheit machen, wo sie ihm unsterblichen Ruhm, seinem Lande einen beständigen Vorkämpfer, der Gerechtigkeit einen großen Sieg verschafften.

Statt im Tilsiter Frieden seinem Hasse gegen Preußen in unpolitischer, weil ihrer Natur nach ephemeren und allen Nationalgefühlen widerstrebenden Schöpfungen Luft zu machen, konnte er, was er freilich schwach, aber eben darum schwerlich mit rechtem Ernste versuchte, Oesterreich bewegen, Gallizien

abzutreten, und es dafür, etwa durch Schlesien gegen oder ohne Entschädigung Preußens, schadlos halten. Hatten sich auch beim ersten Versuche einer solchen Unterhandlung Schwierigkeiten gezeigt*), sie waren schwerlich unüberwindlich. Noch herrschte im österreichischen Kabinette Entrüstung über Preußens Unthätigkeit während des letzten Krieges. Da war Stoff vorhanden, aus preußisch Polen und Gallizien ein neues Königreich zu bilden, das, selbst wenn es nicht einen nationalen Helden, sondern etwa einen Verwandten Napoleon's zum Regenten erhalten hätte, diesem mit Herz und Seele zugethan gewesen wäre. Polen war an fremde Herrscher gewöhnt. Es hatte sich früher einen Valois gefallen lassen, wie hätte es der Herrschaft eines Napoleoniden widerstreben sollen, wenn das Haupt dieses Geschlechtes ihm die höchste Wohlthat erwiesen hätte, die einem Volke erzeigt werden kann? Denken wir uns einen tapferen Degen und ehrenwerthen Charakter, etwa Eugen Napoleon, an der Spitze dieses neuerweckten, der Mißbräuche seiner alten Verfassung enthobenen Volkes — welch anderen Gang nahm die Weltgeschichte! Der russische Krieg fand nicht oder auf eine Weise statt, die entweder rühmlich oder doch nicht vernichtend für Napoleon ward. Sein Rückzug war gedeckt, der Einzug der ihn verfolgenden Russen in Deutschland ungemein erschwert, vielleicht verhindert. Mit eben dem Rechte, mit welchem die in das Königreich Westfalen hineingewürfelten deutschen Stämme von ihm abfielen, sobald seine eiserne Hand gelähmt war, mit eben dem Rechte würde das zu neuer Nationalität durch ihn erhobene Polen Gut und Blut für ihn geopfert haben. Auch so freilich hing es ihm an, aber, vereinzelt wie es selbst blieb, mehr mit dem Muthe der Verzweiflung als dem des Nationalgefühls.

Aber freilich die Freundschaftskomödie mit dem Kaiser Alexander wäre dadurch ausgefallen.**) Das aber war die Ferse des Achilles. So häufig Napoleon auch darauf zurückkam, er wolle nur der Rudolph von Habsburg seiner Familie, nur der Stifter einer neuen, nicht der Sprößling einer alten Dynastie seyn, so wenig konnte er doch die Schwachheit in sich überwinden, alles Mögliche zu thun, um die alten Fürstengeschlechter durch Drohungen und durch Liebkosungen, durch Gewaltthätigkeiten und durch Freundschaftsversicherungen zur Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit zu bewegen. Zweimal konnte er, ohne die Stürme der Revolution neu aufzuregen, eine große Mission erfüllen. Er konnte einen großen Akt der Gerechtigkeit thun, das Volk nach Innen regeneriren, nach Außen wenigstens zum Theil herstellen, Europa's Sicherheit im Osten auf die Dauer gründen. Zweimal gab er theils einer kleinlichen, des großen Mannes höchst unwürdigen Eitelkeit, theils der strafbaren Richtung nach, welche ihn immer mehr zum Feinde der Völkerfreiheit und Volksunabhängigkeit machte und ihm, dem großen Völkerwürfler, Länderverschlinger und Länderverschenker, jede moralische Nothwendigkeit, jede natürliche Völkerabtheilung, jede selbständige Erstarkung einer Nation bedenklich erscheinen ließ. Noch ein anderer Grund bestimmte ihn, vielleicht stärker noch als dieser. Er wollte sich lieber in seiner Nähe unterwürfige Vasallen, als in der Ferne unabhängige Freunde schaffen. Wie dem auch sey: schwer hat er für diese Fehler gebüßt, und die Nemesis, welcher er den Ring nicht opfern wollte, der sich selbst an seine Hand angepaßt, hat ihn, als die Fürstenfreundschaft gegen ihn sich in Zeiten der Noth in ihrer wahren Gestalt zeigte, an der verscherzten und durch seine eigene Schuld in Feindschaft umgeschlagenen Gunst der Völker ernst genug gezeigt, wie der Schatten einer erschlagenen Mutter den größten Sohn nur um so unerbittlicher verfolgt, weil er mehr als Andere berufen war, ihren Manen ein großes, herrliches, lange in der Erinnerung lebendes Todtenopfer zu bringen.

Aber die Macht ist eine gefährliche Verlockung und das Glück ein zweideutiger Freund. Eingedenk der Worte des großen Alten, mit welchen wir diese Kritik eröffnet, wollen wir um so lieber gerecht seyn gegen den mächtigen und in vieler Beziehung wohlthätigen Umschwung, welchen die Vorsehung durch große Eroberer in weltgeschichtlicher Beziehung vorbereitet, je mehr, wie eben die vorliegende Schrift rühmlich beweist, im französischen Volke eine ruhige, parteilose, die Fehler und Ungerechtigkeiten des großen Mannes keineswegs verhüllende oder gar beschönigende und preisende Ansicht Platz greift und herrschend zu werden anfängt.***) Der lang andauernde Weltfriede lehrt die Völker immer mehr, sich gegenseitig Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und das Reich der eigentlichen wahren Geschichte hat kaum für die Völker und Helden dieser Zeit begonnen, weil wir jetzt mehr ohne Vorliebe wie ohne Haß zu betrachten vermögen, was, wiewohl wir es staunend erlebt, doch hinter uns liegt wie eine alte Sage, wie ein Märchen der Vorzeit, wie eine große Moral, die Jeder zieht, wenn auch Wenige sie nützen. Was sie aber sey, diese Moral der wie eine Sage klingenden Geschichte der Zeit, die wir selbst erlebt und die wie die graue Vorwelt in weiter Ferne hinter uns zu liegen scheint, dieses Mährchen, das reine Wahrheit ist? Unser großer, von neueren Schriftstellern vergeblich herabgesetzter Geschichtschreiber, Johannes v. Müller, hat sie für uns gezogen in den Worten, welche diesen Aufsatz am besten schließen mögen, weil sie dessen Sinn am kürzesten ausdrücken: „Ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt herüber-
„schimmernde Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der
„Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, benarbte, be-
„lorbeerte Triumphateren, Konsuln, Diktatoren, mit erhabenem Blick, un-
„gebeugtem Nacken und unerschüttertem Muth wie ein Rath von Göttern —
„stehet auf! Wer waret ihr? Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die
„Urheber ihrer Werke! Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren ineinander-
„greifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der
„Weltregierung unter unaufhörlichem Gepraffel und Geschrei über den Ocean
„der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei
„jeder Umkehr eines Rades schallt von dem Geiste, der auf den großen
„Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung.
„Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub,
„Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die
„Geschichte."

Frankfurt a. M. Dr. Jacob Weil.

*) Er ließ durch Andreossi Oesterreich anbieten, Schlesien im Tausche gegen Gallizien anzunehmen, was dieses, durch Stadion, zu der Zeit ablehnte, wo es noch einige Kriegslust gegen Frankreich verspürte. Diese ward jedoch durch die weiteren Ereignisse bald abgekühlt, und als, am 23. Januar 1807, Vincent als österreichischer Botschafter in Napoleon's Hauptquartier eintraf, waren am österreichischen Hofe andere Gesinnungen vorherrschend. (Vergl. Wachsmuth III. 411.)

**) Dieser erklärte 1800: La Russie ne aurait pas se pourrait soustrir que la Gallicie, en tout ou en partie passât sous une autre domination que la sienne (Bignon, VIII. 141). Schon der Umstand, daß Warschau unter die Herrschaft des Königs von Sachsen kam, soll (Bignon, ib. 35) den Grund zur nachmaligen Entzweiung zwischen beiden Potentaten gelegt haben. Konnte Napoleon also in dieser Beziehung Alexander doch nicht zufriedenstellen, um so weniger ist es gerechtfertigt, daß er nicht noch einen Schritt weiter ging und sich im polnischen Volke die Sympathien und ächte Freundschaft erwarb, die er von Alexander doch unmöglich auf die Dauer erwerben konnte.

***) Herr Lacretelle giebt davon in seiner neuesten Schrift (Histoire du Consulat et de l'empire I. u. II.) noch größere Beweise, die uns indeß weniger ansprechen. Wir gedenken hierauf in diesen Blättern zurückzukommen.

An Germania, von Nicolas Martin.

Wir haben vor einiger Zeit in diesen Blättern eine kurze Anzeige von Herrn Nicolas Martin's schätzenswerthem Buche: Les poëtes contemporains de l'Allemagne gegeben. Es ist bereits damals erwähnt worden, daß der Verfasser seine biographisch-kritischen Darstellungen und seine Uebertragungen der deutschen Dichter mit einer Ode an Deutschland einleitet. Unsere geschätzte Mitarbeiterin, Frau Louise von Ploennies, die ein so glückliches Talent besitzt, die Poesieen fremder Völker, namentlich aber des französischen, des englischen und des vlaamischen, in unsere Sprache zu übertragen, sendet uns die nachstehende Uebersetzung der gedachten Ode zu, die ganz geeignet ist, darzuthun, wie sehr Herr Martin von Liebe zu seinem Gegenstande durchdrungen ist:

O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Du Land der Treu, der Einfachheit,
Der sich des Wissens Ernst erschlossen,
Das die Erinnerung umfließet,
Darin noch blühet die Gastlichkeit;
Wo, wie im Duft die Blume der Au,
In Keuschheit blüht die Seele der Frau;
Wo Herrscherin die Pflicht geblieben,
Fürstin die Kunst und hehr das Lieben;
Wo die Musik noch himmlisch klingt,
Um Jungfrau-Stirnen Kränze schlingt.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Wär' mir an deinem Strand, o Rhein,
Ein stiller Zufluchtsort beschieden,
Mein Leben dort in heil'gem Frieden
Dir, meiner ernsten Lieb', zu weih'n,
Fremm, wie die Frauen deutscher Flur,
Klar, wie des Quells Krystallatur,
Mein Kahn, der lang im Sturm gestogen,
Ach, ruhte er auf deinen Wogen,
Wie oft, in Poesie entbrannt,
Baut' ich mein Eden dort am Strand.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Drei Bücher, für mein Herz genug,
Verlangt' ich nur in dem Idyll,
Aus Gottes Wort, aus dem Virgil
Und dem Homer — aus deinem Buch,
Natur, das hold Melancholie
Durchwebt, schöpft' ich die Poesie
Und trüge all den Reiz, den weichen,
Den thauigen, geheimnißreichen,
In meines Liedes Urne ein,
Um alle Seelen zu erfreu'n.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Wohlwollend, streng, Gewissensrath
Wär' mir der Priester ernst und mild,
Der Abends, wallend durch's Gefilde,
Am Stabe meiner Wohnung naht;
Der mir erzählte, wie die Schuld
Er oft erhob durch's Wort der Huld,
Die tröstend im Symbol erscheinet;
Vom Liebeszaar, das er vereinet,
Vom Brod, das er der Waise bracht,
Vom Schmerz, den er zur Ruhe sprach.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Wie wär' mein Leben himmlisch reich
Mit einem Freund, mit einem Weibe
Von reinem Sinn und holdem Leide,
An stillem Reiz dem Veilchen gleich;
Mit einer frohen Kinderschaar,
Die sänge wie die Vögel klar,

Daß sie das ganze Haus durchdrängen
Mit Unschuld und mit Hoffnungsklangen,
Das Paar entzückend, das berauscht
Im Lieb' und Lebenswonne lauscht.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Ich baute selbst mein Ackerland,
Das duft'ger Hagedorn begränzte,
Wenn rosig hell der Morgen glänzte,
Mit wachem Blick und reger Hand.
Der Leib, der also rüstig schafft,
Bereitet vor der Seele Kraft,
Und wenn der Sonne heiße Funken
Die Perlen all' im Thal getrunken,
Dann wär' des Leibes Werk gethan.
Dann ging der Seele Schaffen an.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Und manchmal auf der Pilgerfahrt
Verfolgt' ich der Legenden Spuren.
Die im Gemüth der Sohn der Fluren
Wie vor der Wald den Quell bewahrt.
Im Frühlingsmorgen, ohne Ziel,
Irrt' ich, wohin es mir gefiel;
Am Abend trät' ich in die Hütte
Ein Wanderer ein, nach alter Sitte,
Den Segen ließ ich drin zurück,
Des Fremdlings Segen bringt ja Glück.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Noch vom Gebirg im Morgenschein
Sah' ich im Thal die Dämmrung weichen,
Die Dächer aus dem Nebel steigen;
Dann sprach' ich leis in mich hinein:
Frisch wandt' da drunten Jeder sich
Und dankt dem Herrn, der seinem Leib
Den neuen Lebenstag beschieden,
Am's Tagewerk geht er zufrieden,
Gleich wie der Bienenschwarm der Au
Aus Blumen schöpft den Morgenthau.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania, Germania, mein Herz hängt an dir!

Der Schwalbe gleich zum Heimathal
Erinnerungsreich würd' ich dann fliegen,
Weib Glück, hätt' ich den Berg erstiegen,
Mein Haus zu seh'n im Abendstrahl:
Seh'n in der Thüre, Red-umwebt,
Die leichte Form, die zu mir schwebt,
Seh'n Tücher winken in dem Garten
Und Köschen, die mich lang erwarten,
Bis mir am Felsenpfad empor
Jubelnd entgegen tilt der Chor.
O Land des Glaubens und der Hoffnung mir,
Germania! ewig hänge mein Herz an dir!

Mannigfaltiges.

— Die neuesten Erörterungen über das Vaticinium Lehninense. Ueber das sogenannte Vaticinium, dessen wir in Nr. 81 u. 84 des Magazins gedachten, sind seitdem zwei Aufsätze aus der Feder von Männern veröffentlicht worden, die sich viel mit Forschungen auch auf dem Gebiete der brandenburgischen Geschichte beschäftigt, der eine von dem verstorbenen Oberbibliothekar Friedrich Wilken, der diese Abhandlung im J. 1821 auf Veranlassung des Fürsten von Hardenberg verfaßte (sie ist jetzt zum erstenmale in der „Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte" gedruckt), und der andere von dem Provinzial-Schulrath Otto Schulz, dessen Aufsatz zuerst im „Schulblatt für die Provinz Brandenburg" gestanden, aus welchem ein besonderer Abdruck davon veranstaltet worden. Beide Abhandlungen stimmen vollkommen mit dem überein, was wir unseren Lesern bereits mitgetheilt, und ein wesentlich neues Moment ist daraus nicht zu entnehmen. Beide setzen die Zeit der Abfassung des sogenannten Vaticinium in die Regierungs-Epoche des großen Kurfürsten, doch macht Wilken auf scharfsinnige Weise bemerklich, daß es nicht vor dem J. 1674 entstanden seyn könne, indem erst in diesem Jahre der älteste Sohn und präsumtive Nachfolger des großen Kurfürsten, Prinz Karl Aemil, gestorben sey und nun auch erst die Anspielung auf den Namen Friedrich, den der künftige Regent führen werde:

Fallit in hoc nomen — laeti regiminis omen

zutreffend geworden sey. Ferner macht Wilken auf die in dem folgenden Verse befindliche Anspielung auf die Kolonisirung der französischen reformirten Einwanderer aufmerksam, denen, wie unser Vates meint, die alten Kolonisten weichen müßten:

Nil superest boni — veteres migrate coloni!

Ja vielleicht sollte das Nil superest boni eine Anspielung auf den ausgewanderten Verfasser der Prophezeiung selbst seyn, so daß es eine Umschreibung der Worte: „Fromm ist nicht mehr da" wäre.

Wilken ist zwar nicht der Meinung, daß der Probst Andreas Fromm der Verfasser sey; die Gründe, die er für diese Meinung aufstellt: 1) daß von Andreas Fromm eine solche Fertigkeit in der lateinischen Dichtkunst, wie sie das Vaticinium voraussetzt, auf keine Weise bekannt sey; 2) daß auch des Grafen von Schwarzenberg (Rath des Kurfürsten Georg Wilhelm) nicht in Ehren gedacht sey (durch die Worte servus protervus); 3) daß dem großen Kurfürsten weit mehr Lob zugestanden werde, als Fromm ihm würde gewährt haben, wenn er durch dieses Vaticinium sich hätte rächen wollen — lassen sich jedoch sämmtlich leicht widerlegen, indem 1) die Fertigkeit in der lateinischen Dichtkunst in der damaligen Zeit, wie auch Otto Schulz bemerkt, unter allen Männern von klassischer Bildung sehr verbreitet gewesen und Fromm ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und besonderen Geistesgaben, dabei aber von schwachem Charakter und unlauterer Gesinnung war; 2) Graf Adam von Schwarzenberg starb 1641, also vor der Zeit, in welche Fromm's Wirksamkeit fällt; sein geheimes Einverständniß mit dem kaiserlichen Hofe während des 30jährigen Krieges wird bekanntlich vielfach in Abrede gestellt; dagegen war sein Andenken während der Regierungszeit des großen Kurfürsten allgemein mißachtet; es scheint daher nichts Unnatürliches, daß ihm Fromm das Eigenschaftswort protervus beilegt; 3) wenn, wie nach Wilken's Bemerkungen anzunehmen, das Vaticinium um die Zeit der Einwanderung der französischen Reformirten, also um das Jahr 1685 entstanden, wo Kurfürst Friedrich Wilhelm dem Ziele seiner Lebenstage sehr nahe und in ganz Europa bereits als ein magnus princeps geachtet und anerkannt war, dann lag es ja gerade in dem Charakter des Propheten, den der Verfasser des Gedichtes sich beilegte, dieser allgemeinen Anerkennung nicht zu widersprechen und zuzugeben, daß unter Friedrich Wilhelm der bereits umfangreiche Staat*) noch mehr wachsen werde, und daß „die Macht des Regenten die Sicherheit des Volkes" ausmache; auch fügte er mephistophelisch den Vers hinzu:

Sed ali juvabit — prudentis quando tubabit.

Die Rache, die hauptsächlich eine konfessionelle Färbung hatte, war darum doch ausgeübt, indem der Verf. sie um so empfindlicher über den Sohn und den Enkel des großen Kurfürsten ausschüttete. Bemerkenswerth ist übrigens, daß Herr Bouveroi, d. h. die neuesten belgischen Herausgeber des Vaticinium, dem großen Kurfürsten sein ihm von dem Verf. gegebenes und in allen Handschriften sich findendes epitheton ornans genommen und aus dem „magno principe" zwei verschiedene Fürsten gemacht, so daß der 73ste Vers in der Brüsseler Ausgabe lautet:

Et creseit latus — sub utroque principe statu.

Diese naive Fälschung hat man jedoch wahrscheinlich weniger um den großen Kurfürsten zu benachtheiligen, als um des Vortheils wegen vorgenommen, aus einem Fürsten zwei zu machen, so daß nun König Friedrich I. sich an den Versen seines Vaters ebenfalls begnügen muß, während die ihm selbst vom Verfasser zugedachten auf Friedrich Wilhelm I. und so auch die folgenden stets auf den Nachfolger dessen übergehen, dem sie ursprünglich bestimmt waren. Wir haben bereits früher aus dem Tagebuche des Freiherrn von Seckendorf nachgewiesen (Nr. 84 des Magazin), daß man zur Zeit Friedrich Wilhelm's I. diejenigen Verse, die die Ausleger jetzt auf Friedrich Wilhelm II. beziehen, auf den nachmaligen König Friedrich II. anwandte. Der natürliche Gang des Gedichtes giebt auch keine andere Anwendung an die Hand, und selbst Wilken weiß noch nichts von dem Taschenspielerstreich, durch welchen dem großen Friedrich diejenigen Verse überwiesen wurden, die ursprünglich seinem Vater gewidmet waren. Die belgischen Ausleger haben es inzwischen bei diesem einen Kunststückchen nicht bewenden lassen: ein zweites und ganz ähnliches ist das nachstehende: Der Vates von Lehnin hat vorhergesagt, daß das „Gift" der Reformation nur bis zu dem eilften Nachfolger (ad undenum stemma) Joachim's I. fortwuchern werde; nun ist aber schon König Friedrich Wilhelm III. der eilfte Nachfolger Joachim's gewesen, und wie bekannt sind unter seiner Regierung die Klöster Lehnin und Chorin den Cisterzienermönchen nicht eingeräumt worden, obgleich ihnen dies so bestimmt angekündigt war. Was geschieht also? Herr Bouveroi erklärt, die Verse 49 und 93 seyen absichtlich in zweideutigen Ausdrücken gefaßt und so zu verstehen, daß, während der eilfte Nachfolger der letzte protestantische Herrscher seyn, der zwölfte zum Katholizismus zurückkehren würde. Man sieht, daß diese Kritik nur folgerecht zu Werke geht: hat sie in dem einem Falle aus einem Fürsten zwei gemacht, so kann sie auch in dem anderen eilf in zwölf verwandeln.

Wilken sagt übrigens: „Die ältesten bekannten Handschriften sind die in der K. Bibliothek in Berlin befindlichen, von denen die eine unvollständige von der eigenen Hand des ehemaligen, seit dem J. 1698 angestellten K. Bibliothekars Johann Casimir Philippi geschrieben, die andere von Philippi durchgesehen und verbessert worden." — Philippi soll ein Freund des Kammergerichtsraths und Konsistorial-Assessors Mart. Friedr. Seidel gewesen seyn, und da auch unter den nachgelassenen Papieren des Letzteren eine korrigirte Handschrift des Vaticinium sich befunden haben soll, so stimmt Wilken der Meinung bei, daß Seidel der Verfasser gewesen sey. Aber mit Recht bemerkt Otto Schulz, daß ein solches Machwerk unmöglich von einem Manne herrühren könne, dem Jedermann das Zeugniß gebe, daß er ein ehrenhafter Charakter gewesen. Dagegen ist wohl denkbar, daß Seidel, der mit Andreas Fromm in vielfacher persönlicher Verbindung gestanden, von diesem aus Prag eine Abschrift des Gedichtes erhalten, das Seidel gewiß für eine müßige Spielerei angesehen, ohne es für möglich zu erachten, daß man noch nach anderthalb Jahrhunderten davon sprechen werde.

*) Wäre der Verf. wirklich ein Prophet gewesen, so würde er den Staat Friedrich's II. nicht schon unter dem großen Kurfürsten einen status latus genannt haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 99. Berlin, Dienstag den 18. August 1846.

Frankreich.

Zur Geographie der Verbrechen.

So lautet die Ueberschrift des dritten Kapitels eines kürzlich erschienenen Werks *), das eben so reich an Materialien für die medizinische Statistik als neu und überraschend in Rücksicht auf die aus jenen gewonnenen Resultate erscheint. Es scheint uns um so passender, einige der merkwürdigsten Data, vorzugsweise diejenigen, welche auf eine Vergleichung des moralischen Standpunkts entweder verschiedener Länder und Nationen oder verschiedener Provinzen desselben Staats abzielen, daraus zu entnehmen, als wir einerseits Gelegenheit haben werden, auch über die muthmaßlichen Gründe dieser Unterschiede zu sprechen, die, wie bekannt, hauptsächlich in der graduellen Verschiedenheit der intellektuellen und materiellen Fortschritte des Volks gesucht worden sind, und als wir andererseits an einen in diesen Blättern (Nr. 93) erschienenen Artikel anknüpfen können, in dem wir über den Standpunkt der Sittlichkeit in Frankreich Bericht erstatteten.

Der Verf. scheint bei seiner Untersuchung von dem richtigen, aber lange verkannten Prinzip auszugehen, daß statistische Zahlen-Angaben zu keinen sicheren Resultaten führen können, wenn bei der Zusammenstellung derselben nicht bestimmte Kriterien vorhanden waren. Solche Kriterien beruhen stets auf ganz konkreten Unterschieden der Bevölkerung und sind hauptsächlich doppelter Natur, indem sie entweder durch den Einfluß natürlicher Verhältnisse, wie Klima, Bodenbeschaffenheit ꝛc., oder durch die Einwirkung der Civilisation und Kultur bedingt und hervorgerufen werden. Daß diese beiden Arten jedoch wiederum auch in einem oft unmittelbaren Zusammenhange stehen, bedarf wohl nicht eines besonderen Beweises. Gleichwohl sind sie in der Betrachtung ihrer Wirksamkeit auf die Sittlichkeit der Bevölkerung eines Landes durchaus von einander zu trennen; ja es muß noch weiter gegangen werden, indem jede und zwar besonders die letzte Art in ihre verschiedenen Unterarten und Zweige zu zerlegen ist. Um nur ein Beispiel zu erwähnen, wie nothwendig eine solche Zerlegung zur wahren Erkenntniß der Ursachen für die quantitative und qualitative Verschiedenheit der Sittlichkeit ist, wollen wir nur an den großen Unterschied in der Moralität der manufakturtreibenden und ackerbauenden Bevölkerung erinnern, der sich hauptsächlich in der Art, aber auch in der Zahl der Verbrechen beurkundet. Lebhaft bedauern wir, daß Herr Casper gerade das eben erwähnte Kriterium wenig berücksichtigt hat. Denn von der Vollständigkeit der herangezogenen Kriterien, so wie auch von der Bestimmung ihres relativen Werthes gegen einander, hängt natürlich die Gründlichkeit und Sicherheit der Resultate ab, die aus den statistischen Angaben gezogen werden können. Es thäte wohl noth, daß ein für alle Mal eine gründliche Voruntersuchung über die Zahl und die Bedeutung dieser Kriterien angestellt würde, worauf dann jede auf statistische Angaben gegründete Beantwortung der Moralitätsfrage bezogen werden könnte. Eine solche Voruntersuchung aber würde nur aus zwei Hauptgesichtspunkten anzustellen seyn, aus dem der Geographie für die klimatischen Verhältnisse und aus dem der historischen Psychologie oder der psychologischen Geschichte des Menschen — wenn solche Ausdrücke erlaubt sind — für die Kulturverhältnisse.

Was unsere Betrachtung betrifft, in der wir uns durchaus an Herrn Casper's Untersuchung anschließen, so werden wir besonders folgende Kriterien berücksichtigen:

1. Die klimatischen Verhältnisse und deren unmittelbaren Einfluß auf die Sittlichkeit.
2. Die intellektuelle Bildung und deren muthmaßliche Verminderung der Verbrechen.
3. Der Unterschied der Religion in Rücksicht auf die Art der Verbrechen.
4. Die Dichtigkeit der Bevölkerung.
5. Der Unterschied des materiellen Wohlstandes. Pauperismus.
6. Die Consumtion geistiger Getränke.

Man sieht dieser Sammlung von Kriterien, die wir aus der Untersuchung des Herrn Casper ausgezogen, leicht an, daß sie weder vollständig ist, noch in ihren einzelnen Theilen einen nothwendigen Zusammenhang hat, der eben nur durch eine Entwickelung derselben zu Wege gebracht werden kann. Ein wichtiges Kriterium, der Unterschied des Geschlechts und des Alters, ist nur in den Zahlen-Angaben hin und wieder berührt, aber keine Resultate daraus gezogen. Höchst merkwürdig sind die Resultate aus der Anwendung der Kriterien 2, 3 und 6. Doch gehen wir sie der Reihe nach durch.

1. Ueber den Einfluß des Klima's auf die Sittlichkeit äußert Herr Casper, daß es wohl Niemand für einen Zufall gehalten, wenn in Korsika, Spanien, Sicilien, ja bis Neapel, Rom, selbst Mailand hinauf der Meuchelmord aus Eifersucht, Haß ꝛc. ein fast alltägliches Verbrechen ist, während der Deutsche, der Skandinave, der Slawe sich nur so höchst selten zu demselben verleiten läßt, und man ist vielmehr darüber einig, daß hierbei die Rassenverschiedenheit, wie die Einflüsse des Bodens und Klima's, die im Großen kaum von einander getrennt gedacht werden können, einwirken. Höchst belehrend aber ist es, zu sehen, wie auch die weit geringeren Differenzen des Klima's schon in Beziehung auf die verschiedenen Tendenzen zu Verbrechen wirksam werden, und wie die moralische Statistik deshalb nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern innerhalb der Gränzen eines und desselben Landes so ganz verschiedene Ergebnisse liefert. Guerry in einem dem franz. Institut 1832 vorgelegten Memoire hat Frankreich nach dem Verhältniß der Bevölkerung zu den kriminell Angeschuldigten in 5 Regionen getheilt und danach folgende Verschiedenheiten gefunden. Wegen Verbrechens gegen Personen waren in den 6 Jahren 1825—1830 vor Gericht gezogen:

in Südfrankreich	1 auf	11,003	Einwohner
„ Ostfrankreich	1 „	17,349	„
„ Nordfrankreich	1 „	19,964	„
„ Westfrankreich	1 „	20,984	„
„ Mittelfrankreich ...	1 „	22,168	„

Im Süden kamen also noch einmal so viel blutige Verbrechen vor, als im Mittelpunkt des Landes, das mit seiner vielbesprochenen Centralisation diesen traurigen Vorzug für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt wäre. Eben so erhebliche Unterschiede ergaben sich bei Vergleichung der einzelnen französischen Departements. Im Departement Korsika kam schon Ein Angeschuldigter auf 2199, während im Departement der Creuse unter 37,014 erst Ein Angeschuldigter vor die Assisen gestellt wurde. Aehnliche Erfahrungen hat Quetelet aus den Provinzen des Königreichs Belgien bekannt gemacht, wonach in den beiden Jahren 1841 und 1842 wegen Verbrechen gegen Personen vor die Assisen gestellt worden in der Provinz

Luxemburg	1 auf	6,846	Einwohner
Antwerpen	1 „	8,861	„
Limburg	1 „	10,236	„
Ostflandern	1 „	10,431	„
Lüttich	1 „	10,463	„
Namur	1 „	10,706	„
Westflandern	1 „	10,924	„
Brabant	1 „	11,837	„
Hennegau	1 „	16,345	„

Der Herr Verfasser scheint jedoch übersehen zu haben, daß seine Theorie durch die Vergleichung der französischen mit den belgischen Tafeln einen Stoß erleiden dürfte. Denn wenn auch die Zahl der Verbrechen mit der Richtung nach Süden in den einzelnen Provinzen zunimmt *), so müßte dies Verhältniß doch auch zwischen den Ländern selbst obwalten. Nordfrankreich und das südliche Belgien haben nun aber ziemlich dieselben klimatischen Verhältnisse, folglich dürfte zwischen denselben auch in Rücksicht auf die Zahl der Verbrechen nicht ein so bedeutender Unterschied existiren, als hier der Fall ist. Denn wir finden z. B. in Antwerpen fast 3mal so viel Verbrechen als in Mittelfrankreich und mehr als doppelt so viel als in dem weit südlicher liegenden Ostfrankreich. Offenbar müssen hier also noch andere Ursachen vorhanden seyn, die diese merkwürdige Thatsache erklären. Wahrscheinlich trägt wohl die größere Dichtigkeit so wie die höhere und vervielfältigte Gewerbthätigkeit der Bevölkerung Belgiens im Verhältniß zu der der meisten Provinzen Frankreichs sehr viel dazu bei, dies in die Augen fallende Mißverhältniß hervorzurufen. Ob dies aber der einzige Grund ist, wagen wir nicht zu entscheiden.

*) Dessen vollständiger Titel lautet: Denkwürdigkeiten der medizinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Für Kriminalisten und Aerzte. Von Dr. Joh. Ludw. Casper, Königl. Preuß. geh. Medizinalrath und ordentl. öffentl. Prof. an der Friedr. Wilhelms-Universität ꝛc. Berlin, 1846. Verlag von Duncker und Humblot.

*) was indessen auch nicht immer der Fall, denn von den beiden belgischen Provinzen, welche die meisten Verbrechen zählen, ist Luxemburg allerdings die südlichste, Antwerpen dagegen eine der nördlichsten.

Der Verf. giebt nun auch die Verhältnisse der Verbrechenzahl zur Bevölkerung in den Provinzen des preußischen Staats an, und zwar in Prozenten, indem er 1 Million als Basis setzt. Hiernach kamen

auf die 3 östlichen Provinzen	66,0	auf 1,000,000
" " 2 westlichen	47,3	" —
" " 3 mittleren	67,7	" —

oder, wenn wir diese Angaben der leichteren Vergleichung mit den französischen und belgischen halber auf die Einheit der Verbrechenzahl reduziren, so kommt:

in den 3 östlichen Provinzen	1 Verbrecher	auf	15,151 Einwohner
" " 2 westlichen	1 "	"	21,163 "
" " 3 mittleren	1 "	"	14,771 "

woraus sich für Preußen ein verhältnißmäßig sehr günstiges Resultat ergiebt, indem im Durchschnitt

für Belgien	1 Verbrechen	auf	10,282 Einwohner
" Frankreich	1 "	"	18,293 "
" Preußen	1 "	"	20,328 "

fallen. Was die einzelnen Provinzen in Preußen betrifft, so stellt sich aus den statistischen Tabellen das merkwürdige Verhältniß heraus, daß die Provinz Posen vorzugsweise reich an blutigen Verbrechen (nämlich 26,0 auf 1 Million) ist, während wir das Minimum derselben in der Rheinprovinz (nämlich 13,0, also gerade die Hälfte) und in Pommern (12,0 auf 1 Million) finden, obwohl letzteres das Maximum an fleischlichen Verbrechen aufzuweisen hat; daß ferner die Provinz Brandenburg, in der verhältnißmäßig weniger Morde, Kindermorde und Verbrechen gegen die Sittlichkeit im engeren Sinne vorkommen, das Maximum an Selbstmorden zählt.

(Schluß folgt.)

Polen.

Ein Pole über das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Civilisation seines Vaterlandes.

(Schluß.)

„So geschah es auch in anderen Dingen. Umsonst rief Krasicki, daß man etwas lernen müsse, denn das goldene Zeitalter sey zu Ende; fast Alle wollten lieber nach der Manier des weisen Zadig philosophiren, als sich mit Ernst der Ergründung dessen zuwenden, was ihnen auf eigenem Boden vorlag. Es war daher deutlich zu sehen, daß wir damals alle guten Früchte der materialistischen Richtung der Zeit fahren ließen und nur mit Verehrung nach der unnützen Schale griffen: nämlich nach der auf den bloßen Sinnen beruhenden Analyse der Gottheit und der Menschennatur.

„Während man also bei uns mit allem Eifer auf die Autorität eines Bayle, Diderot und besonders eines Helvetius und Voltaire hin philosophirte, da hatte bereits die ganze Welt sie vergessen, denn sie beschäftigte sich mit dem Kampfe des Idealismus und Realismus. Der Idealismus trug über den letzten einen rühmlichen Sieg davon, dessen Held der geniale Kant war, mit dem eigentlich die deutsche Philosophie erst begann, welche ihre weitere Entwickelung Fichte und Schelling und die letzte Vollendung des geistigen Naturalismus Hegel verdankt. Während nun dieses spekulative Streben für die Wissenschaft und die Menschheit die reichsten Früchte entfaltete, nahmen wir nicht den mindesten Antheil daran, und der Voltairismus zog noch bei uns wie ein zurückgelassener Staub hinter dem Wagen des Unglaubens her, der längst vorübergefahren war.

„Nur einen einzigen, aber sehr wichtigen Nutzen zogen wir aus dieser geistigen Bewegung der übrigen Nationen. Der Durchbruch des Klassizismus eröffnete für eine neue und ersprießliche Geistesthätigkeit ein unermeßliches Feld. Aber die neue romantische Schule war nur der erste Schritt, aus welchem die Liebe zu dem Einheimischen entsprang; die Literatur nahm eine nationale Farbe ohne Beimischung von Ausländischem an, ohne doch das ihr Nützliche in den wissenschaftlichen Bestrebungen der fremden Nationen von sich zu weisen. Dieser Drang mußte zur Entdeckung der uns eigenthümlichen oder in der Nation existirenden Elemente führen, mußte die Aufmerksamkeit vorzüglich zu der noch unlängst verachteten Vergangenheit zurückwenden. Einige wirkliche Dichter öffneten Allen die Augen. Man gab sich der weiteren Entwickelung der Idee des Volksthümlichen hin, und so mußte die neue Literatur den religiösen Geist in sich aufnehmen; denn der Glaube bildet einen nothwendigen Bestandtheil, oder vielmehr er ist die Form unseres Volksthums und der Schlüssel zum Verständnisse dessen, was uns eigenthümlich angehört. Man grub nach alten Resten, sammelte Materialien, verbreitete gesunde Ansichten über Religion, arbeitete fremden Einflüssen, besonders dem Franzosenthume, entgegen, dessen wenn auch geniale Richtung sich nicht mit dem Geiste der bei uns sich neu entwickelnden Literatur vertrug. Obwohl diese ernsten und selbstthätigen Bemühungen noch mit der Fülle und Wissenschaftlichkeit der in der Civilisation älteren Völker sich nicht vergleichen lassen, so zeigte sich doch bald, daß Gott das aufrichtige Bemühen segnete, und daß es erlaubt war, sich mit der Hoffnung des besten und selbständigen Gedeihens zu freuen.

„Doch mitten in diesen Beschäftigungen erglänzte plötzlich bei uns die deutsche Philosophie mit ihren prächtigen Strahlen, die aber dem Allem feindlich waren, was den innersten Kern unserer nationalen Individualität bildet. Die Unerfahrenen stürzten sich mit Eifer auf diesen Glanz: wichtige Beschäftigungen wurden vernachlässigt, und blos die Philosophie, welche sie komisch als eine nationale Weisheit tauften, füllte ihre Augen, Herz und Gedanken. Die treffliche Seite dieses geistigen Naturalismus wurde nicht erfaßt, sondern wie bei dem Streben des groben Materialismus der französischen Schule des vorigen Jahrhunderts, ergriff man nur die Schale ohne die Frucht; man hielt nur die Lehre von der logischen Selbstvergötterung fest, d. h. das Unwesentlichste, das man aber ohne alle Mühe sich aneignen konnte. Unter dem Aushängeschilde absoluter Geistesfreiheit wird alle Wissenschaft, die gerade in Deutschland die Hauptsache bildet, bei Seite gesetzt, und Jeder, auch der Unkundigste, macht sich an das Geschäft, die Gottheit aus sich zu entwickeln. Wir schlagen einen allen gebildeten Völkern entgegengesetzten Weg ein. Diese gelangen nämlich durch die Entwickelung der ihnen eigenthümlichen Civilisation zur Theorie dieser Entwickelung: wir greifen umgekehrt nach fremden Theorieen oder nach einer bereits fertigen Philosophie, um erst aus ihr für uns eine Civilisation entstehen zu lassen: was gegen alle Logik und eine Unmöglichkeit ist. Nach höherer Auffassung ist die wahre Philosophie nicht eine spezielle Wissenschaft, die man ohne vielseitige vorgängige Studien erlernen kann, wie man etwa eine Sprache lernt: sondern sie ist die Blüthe der Civilisation. Wo soll sie nun einen Stamm, von dem sie gestützt wäre, bei uns finden, da uns alles Wissen und die Erkenntniß dessen fehlt, was uns umgiebt? Die Philosophie ist eine raisonnirende Erkenntniß, welche aus der entwickelnden Zergliederung und der logischen Verallgemeinerung alles in der sinnlichen und geistigen Welt erworbenen Wissens fließt. Wie kann aber da ein Selbsterkenntniß stattfinden, wenn das, was erkannt werden soll, noch gar nicht vorhanden ist?"

Der Verfasser spricht sich noch weitläufig darüber aus, daß der Feuereifer, mit welchem sich die jüngere Generation in Polen der Resultate der neueren Philosophie zu bemächtigen suche, ohne den mühsamen, aber nützlichen Weg, der dazu hinführt, selbst mitmachen zu wollen, mehr in der Eitelkeit seiner Landsleute und in ihrer Sucht nach Neuem, als in einem wirklichen Drange nach Erforschung der Wahrheit, seinen Grund habe. Während weder für die Wissenschaft noch für das Leben durch eine so oberflächliche Beschäftigung mit der Philosophie etwas gewonnen wird, erwächst für die Religion, in welcher das innerste Leben des polnischen Volkes, nach der Ansicht des Verfassers, wurzelt, ein unheilbarer Schaden. Da der Verfasser zu fürchten scheint, man könnte ihm die deutsche Nation entgegensetzen, auf deren Bildung und Entwickelungsgang die Fortschritte der Philosophie nach dem Urtheile der Meisten einen so außerordentlich wohlthätigen Einfluß üben, so begegnet er diesem Einwurf in folgender Weise. Seine Worte thun zugleich dar, wie man selbst als rechtgläubiger Katholik, so lange blinder Fanatismus nicht den hellen Sinn verwirrt, sich für fremde Denk- und Glaubensweise das rechte Verständniß bewahren und ihr gerecht werden kann:

„Die deutsche Philosophie", sagt er, „ist nicht die alleinstehende, nur aus ihm selbst geborne Frucht irgend eines genialen Kopfes, sondern das Resultat einer aus den Grundsätzen der Reformation entwickelten Bildung. Sie muß sich daher dem denkenden Menschen als eine wichtige Erscheinung darstellen. Die äußerste Fortbildung und das letzte Ziel der Philosophie führen keineswegs zur Verachtung des dem Protestantismus zu Grunde liegenden Geistes. Denn dieser hat, so wie jene, die Hintansetzung des Autoritätglaubens zum Prinzip. Die Philosophie in Deutschland ist nichts als eine logisch folgerechte Entwickelung des daselbst allgemein angenommenen Grundsatzes. Die Neigung der Deutschen, sich in sich selbst zu vertiefen, spornte den Geist noch mehr an, diese selbständige jede Vermittelung ausschließende Richtung zu verfolgen. Die Philosophie erblühte in Deutschland ganz auf natürlichem Wege und hat nichts als solche Säfte, die sie aus dem heimatlichen Boden zieht. Alle Keime des Nationallebens trugen zu ihrer Bildung bei. Bei ihrer ursprünglichen Gestaltung wußte man nicht von vorn herein, wie man dieses bei uns weiß und will, wohin man mit den immer weiter treibenden Schlußfolgerungen der Philosophie gelangen würde (nämlich, wie der Verfasser wohl im Sinne hat, zur Lossagung von allem positiven Glauben); aber das Resultat floß von selbst auf natürlichem Wege aus der ursprünglichen Grundlage. Daher nennt sich diese Philosophie mit Recht eine deutsche und ist so wesentlich national, daß sie bis jetzt, ungeachtet der Bemühungen genialer Männer, in keinen fremden andere Lebenskeime tragenden Boden verpflanzt werden konnte, wie z. B. in Frankreich, England und Italien. Die Früchte, welche sie auf ihrer Bahn des Forschens erzeugte, gehören der ganzen Menschheit an; aber als Schule, als System, als letzte Lösung des Wesens der Menschheit und Gottes muß sie ausschließlich den Deutschen verbleiben, bis neue Systeme erstehen werden. Als die Philosophie ihr stolzes Haupt in Deutschland erhob, da fehlte es dort nicht am ernsten Sinne für Wissenschaft: es gab keinen Zweig des menschlichen Wissens, der nicht durch fleißigen Anbau zu üppigem Wachsthume gedieh. Man gab sich in allen deutschen Ländern der Verbreitung der Kenntnisse mit aufrichtigster Liebe hin; jede Wissenschaft, sogar die Gewerbe, erhielten ein oder mehrere schriftliche Organe. Eine Menge der fleißigsten und wichtigsten Werke über die verschiedensten Gegenstände des geistigen Gebietes erschienen und erscheinen fortwährend zum Beweise, welch ein nicht abzuweisendes Bedürfniß die ernste Literatur für diese Länder ist und wie mächtig der Sinn für die Wissenschaft daselbst an den Tag tritt.

„Wie ganz anders ist dies Alles bei uns in Polen! Denn selbst wenn wir weder auf die Richtung, noch auf die Eigenthümlichkeit der Lebensstoffe irgend einer Nation Rücksicht nehmen, bei der sich eine bestimmte Philosophie auf eine nur ihr zukommende Weise entwickelt hat, sondern die Philosophie überhaupt als die Königin der menschlichen Wissenschaften betrachten, so können wir sie nirgends bei uns finden. Denn ohne unserer Eigenliebe zu nahe zu treten, müssen wir gestehen, daß diese thatkräftige Königin bei uns nichts

vorfindet, über das sie regierten könnte. Wenn wir ohne Vorurtheil auf den Zustand der Wissenschaften in unserem Lande blicken, so muß uns Trauer erfüllen. Könnte diese Trauer nur zum Stachel für uns werden, dasjenige anzubauen, was wir so lange vernachlässigt haben! Sehen wir, wie es mit unserem Büchermeien steht, so giebt uns dieses den besten, wiewohl leider keinen tröstlichen Begriff von dem wissenschaftlichen Sinne der Unsrigen. Es schreibe nur Jemand bei uns ohne poetische Bilder und belletristische Leichtigkeit ein mathematisches, physikalisches, ökonomisches, ärztliches Werk, so muß er es sicher auf eigene Kosten drucken lassen, denn kein Verleger wird sich dem Drucke eines solchen Werkes, das nirgends Absatz findet, unterziehen. Sogar das deutlich ausgesprochene Bedürfniß nach geschichtlichen, religiösen und juristischen Kenntnissen reicht nicht hin, um zu dem Lesen von Werken dieser Fächer anzuspornen. Selbst die Philosophie, obwohl sie die Mode für sich hat, macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme: sie müßte denn leicht, praktisch, in Bildern sprechend, kurz mehr Poesie als Philosophie, mehr der Zeit huldigende Politik als Forschen nach universeller Weisheit seyn. Sonst ist alle ihre Mühe vergeblich, und sie erwirbt keine Leser. Will man bei uns wichtige, der Menschheit oder der Wissenschaft ersprießliche Wahrheiten verbreiten, so muß man sie ins Gewand einer Novelle kleiden oder in einem belletristischen Werke anbieten. Denn sich mit ernster Wissenschaft abquälen, ist nicht unsere Sache; wir wollen unterhalten seyn und ohne Arbeit Kenntnisse erlangen. Wir sprechen gern über Alles hin und her, wollen aber nichts gründlich erlernen. Sogar die Belletristik geht noch bei uns mit lahmen Schritten einher und ist kaum zu eigentlichem Daseyn gelangt, denn das Lesen ist noch kein unumgängliches Bedürfniß geworden.“*)

„Erst in der allerneuesten Zeit haben einige gelehrte und mit wahrhaftem Talente begabte Männer durch ihre Lehren und Schriften die Morgenröthe einer neuen Wissenschaft verkündigt. Die Einen haben ihre philosophischen Grundsätze auf dem literarischen und kritischen Gebiete, die Anderen in der Aesthetik und Geschichte zur Geltung zu bringen versucht; Einige traten in der Philosophie im engeren Sinne mit größerer Selbständigkeit, als bisher geschehen, auf. Deshalb darf uns das, was sie nicht wollen und wie sie es wollen, nicht ganz gleichgültig seyn. Denn ihre Stimme ist nicht mehr der lächerliche Nachhall deutscher unverstandener Weisheit: sie ist der Ausdruck individueller Ueberzeugung und gründlicher Prüfung der eigenen und fremden Ansichten. Daher bemerkt man auch in ihren Werken zuweilen ein etwas ängstliches Auftreten, welches aus der gegründeten Furcht vor schädlichem Nachdrein entspringt. Daher kamen Einige in Folge tieferen Nachdenkens dahin, die Wahrheit der Grundsätze der deutschen Philosophie zu bezweifeln, und erhoben sich, wiewohl sie aus dieser Schule hervorgingen, über die Sphäre derselben (Trentowski). Dies ist der gegenwärtige Standpunkt der Wissenschaft in unserem Lande.“

*) Der kundige deutsche Leser wird, außer dem angeführten Grunde, sich noch manche andere Ursache, die der Verfasser unseres Artikels nicht anführen konnte, für den Mangel an ernster literarischer Produktivität und an wissenschaftlichem Geiste im heutigen Polen aufsuchen können.

Italien.

Ueber die Methode in den physikalischen Wissenschaften.

Die Rivista Europea macht es sich zur Aufgabe, Philosophie und Naturwissenschaften einander zu nähern, ihre gegenseitigen Beziehungen hervorzuheben und den fördernden Einfluß, den sie auf einander haben, zu beleuchten. Nur auf diesem Wege ist es allein möglich, dem Irrthume und den traurigen Folgen einer mangelhaften einseitigen Naturforschung zu begegnen und die hartnäckige Opposition vieler Naturforscher unserer Zeit gegen die Philosophie zu überwinden. Wenn wir mit Bedauern auf die Verirrungen, die aus solcher Opposition fließen, und auf die Abwege, auf welche sie führt, blicken müssen, so ist die Freude dagegen um so größer, wenn man auf einen Autor trifft, der, wie der Verfasser des „Kosmos“, durchdrungen von der Würde der Wissenschaft, mit der genialen Kraft seines Geistes und mit einem reichen Schatz an Einzelwissen gegen die materielle Zerstreuung unserer Zeit anzukämpfen bestrebt ist. Eine ähnliche Tendenz, wenn auch auf einem eingeschränkteren Gebiete, hat ein italiänisches Werk: des Professors Zambra „Einleitung in das Studium der Physik“, eine Arbeit, die um so mehr Anerkennung verdient, da es auch in Italien fast zur Mode geworden, im Bereiche der Naturforschung jedes prinzipielle Eingehen, jede philosophische Auffassung mit Verachtung zurückzuweisen. Die Rivista äußert sich darüber wie folgt:

Der Verfasser der eben genannten Schrift wendet sein Hauptaugenmerk der Methode zu, einer Lebensfrage für jede wissenschaftliche Disziplin. Der Streit über den Werth der Methode in der Wissenschaft wird von den Philosophen und Naturforschern seit zwei Jahrhunderten mit der lebhaftesten Distinktion geführt, und noch in unserer Zeit sind die Akten über diesen Gegenstand keineswegs als geschlossen anzusehen; ja, im Gegentheil, noch in keinem Zeitmoment dieses geistigen Kampfes standen beide Parteien so feindselig einander gegenüber, hatten sie sich so sehr einander entfremdet, als gerade jetzt. Wenn nun auch die Streitsache selbst bisher nicht zum Schlusse gediehen ist und aus leicht begreiflichen Gründen zu keinem Resultate führen konnte, so ist doch aus diesem Geisteskampfe kein unerheblicher Gewinn sowohl für die Einzelforschung wie für die allgemeine philosophische Anschauung hervorgegangen.

Herr Zambra theilt die wissenschaftliche Methode in die heuristische und dogmatische; die erstere dient zur Entdeckung und Erforschung des noch Unbekannten, die letztere zur Auseinandersetzung des schon Erkannten. Indem nun der Verfasser die Anwendung der heuristischen Methode auseinanderzusetzen bemüht ist, zerlegt er dieselbe wiederum in zwei Theile, in die Induction und Deduction, und entwickelt bei der Entfaltung dieser Denkprozesse eine Schärfe und Klarheit des Geistes, verbunden mit einer so tief ins Detail eingehenden Begründung, daß seine Schlüsse durch die zwingende Macht der Ueberzeugung das Gepräge allgemeiner Wahrheiten unverkennbar an sich tragen. Nach dieser Analyse des Mechanismus der heuristischen Methode bleibt ihm nur noch die psychologische Entwickelung derjenigen Seelenkräfte zu geben, durch welche dieselbe möglicherweise ausgeführt werden kann. Allein die Benennungen der Elemente, welche diese Methode konstruiren, die Worte Induction und Deduction, werden von den Philosophen und Naturforschern in so verschiedener Bedeutung gebraucht, daß uns der geschichtliche Nachweis ihrer Entstehung unerläßlich erscheint, wenn wir die daraus entstandenen Begriffsverwirrungen und Dunkelheiten einigermaßen zu lösen gedenken.

Zunächst nun werden wir von dem ersten Theile der heuristischen Methode, von der Induction, sprechen, inwiefern dieselbe in die Physik übergegangen ist, daselbst Wurzel geschlagen und sich hier als die Hauptart der Argumentation erhalten hat.

Schon Sokrates bediente sich der Induction im Gespräch, und Plato folgte ihm darin, wo es galt, eine noch unbekannte Sache zu eruiren. Nach Aristoteles ist die Induction, ἐπαγωγή, ein Schluß von dem Einzelnen auf das Allgemeine; während im Syllogismus der terminus major die erste Prämisse bildet, sehen wir ihn hier, ans Ende gerückt, zum Schlußsatz, zur Konklusion verwendet. Allein indem ich durch die Induction einen Komplex von Einzelheiten unter eine Allgemeinheit subsumire, kann sich möglicherweise der Fehler mit einschleichen, daß ich das Einzelne nur in Bezug auf diese Allgemeinheit und nicht nach allen seinen Eigenschaften betrachtet habe: bereits Plato macht auf diesen Punkt aufmerksam und hält es für unerläßlich, der Erforschung sinnlicher Gegenstände eine konstruirte Idee voranzustellen. Nichtsdestoweniger blieb noch lange nach Aristoteles die Induction in der strikten von ihm gesetzten Bedeutung, und da die Aehnlichkeit dieser Schlußweise mit dem Syllogismus auf der Hand lag, so kam es denn im Verlaufe der Zeit, daß letzterer nicht nur in philosophischen Raisonnements gehandhabt, sondern auch in der Physik und den übrigen naturwissenschaftlichen Disziplinen als der Haupthebel aller Geistes-Operationen betrachtet wurde. Die syllogistische Spitzfindigkeit der scholastischen Philosophie, welche das ganze Mittelalter beherrschte, ist zu bekannt, um sie hier im Einzelnen berühren zu dürfen: dieser Alp lastete so schwer auf dem Hirn der Gelehrten, daß sich erst im 16ten Jahrhundert mit dem Wiedererwachen der Wissenschaft eine heilsame Reaction des gesunden Menschenverstandes gegen diese geistige Verkehrtheit manifestiren konnte. Als die Hauptvorkämpfer eines neuen Aufschwunges der Wissenschaften traten nun Theophrastus und Baco von Verulam hervor. Letzterer stellte an die Spitze aller Naturforschung die experimentirende Methode und fand bei seinen Zeitgenossen um so größeren Anklang, da er als freier Ringer, entfesselt von den Banden der bisherigen Gelehrsamkeit, unbekümmert um den Wust vergangener Jahrhunderte, womit ein Jeder sonst seine Aussprüche zu erhärten suchte, die Kampfbahn betrat. Allein auch er verfiel in einen nicht geringen Irrthum. Er hielt die Beobachtung, die Erfahrung und die Analogie für die wichtigsten, ja für die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntniß, er stellte auf, daß das Kriterium über die Gewißheit einer Sache einzig und allein in dem Zeugniß der Sinne beruhe, und setzte daher die Mathematik hinter die Physik; die Logik der Alten verwarf er konsequenter Weise sogar als etwas ganz Nutzloses und Unfruchtbares und behauptete, daß man eine ganz neue auf der Induction begründen müsse. Die Induction kennt er in zwei verschiedene Arten; die eine, welche die Besonderheiten auf schon gegebene, gesetzte, allgemeine Prinzipien bezieht, hält er für eine falsche und schädliche Argumentation, die andere dagegen, mittelst welcher man sich aus der Betrachtung der Einzelheiten das Allgemeine konstruirt, für die allein richtige und wahre, die wissenschaftliche Erkenntniß fördernde, zu einer positiven Proposition führende.

Diese Baconische Lehre von der Induction beruht daher auf der Analyse und auf der Subsumtion der Mannigfaltigkeit eines Phänomenenkomplexes unter eine Einheit. Allein man begreift nicht, auf welchem Wege er zu der letzteren Geistesthätigkeit kommen kann, da er bei der Erforschung der Dinge nur die Sinnes-Perception zuläßt und das ganze Gebäude der Psychologie und Logik der Alten niedergerissen und als nutzlosen Plunder verworfen hat. Hier stoßen wir auf eine Lücke, auf einen Sprung, wir vermissen den Uebergang von der Auffassung durch die Sinne zur geistigen Erkenntniß. Einen höheren Aufschwung nahm die Physik unter dem Einfluß der Cartesianischen Philosophie. Descartes begann seine Lehre mit einer großartigen kosmologischen Hypothese, und indem er der analytischen Methode, deren man sich bei physikalischen Forschungen bediente, die Mathematik als Regulator beigestellte, brachte er wieder Einheit in die Naturforschung, gelang es ihm, die bisher zerstreut liegenden, todten Einzelheiten zu sammeln und so den Baum der Erkenntniß wieder zu beleben. Allein wir finden in der Schule des Cartesius und Leibnitz der Induction selten mehr als einer besonderen logischen Form Erwähnung gethan, die Analyse und Synthese haben ihre Stelle eingenommen, durch sie wird sortan die Erkenntniß des Allgemeinen aus dem Einzelnen und umgekehrt begriffen. Wolf und seine Anhänger dagegen bedienten sich dafür eines anderen Ausdruckes und nannten Induction, was wir unter Erfahrung verstehen, eine Erkenntnißquelle, die der Induction Baco's entspricht; hierher gehören auch die synthetischen Urtheile a posteriori, welche Kant aufgestellt hat, sie enthalten aber nichts Anderes als das Resultat der Induction.

Die geſchichtliche Bedeutung des Wortes Induction läßt daher folgende Faſſung zu: die Induction iſt ein Urtheil, wonach der Verſtand, aus den durch die Analyſe gefundenen Elementen einer Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, die Qualität, welche allen zukommt, als generiſches Prinzip hervorhebt, ſie als ihren Grund ſetzt und ſo das allgemeine Geſetz für die einzelnen Phänomene findet. Es iſt aber klar, daß dieſe hervorgehobene Allgemeinheit falſch ſeyn muß, ſo lange der Analyſe hier und da einzelne Elemente entgehen, und da wir für die Vollſtändigkeit derſelben keine Garantie haben, ſo ſind wir gezwungen, uns nach einem anderen Kriterium der Wahrheit umzuſehen, wenn wir nicht ſtets im Irrthume bleiben wollen. Wir werden in Folgendem die Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Hypotheſe für jede naturwiſſenſchaftliche Erkenntniß nachzuweiſen ſuchen.

Die Experimentatoren unſerer Zeit ſträuben ſich gegen die Einführung der Hypotheſe und ſcheuen ſie als den Typus alles Irrthums, die Beobachtung und Erfahrung gelten ihnen als die einzigen Mittel zur Erkenntniß der Natur; allein, indem ſie dieſelben zu hoch anſchlagen und damit die ſchaffende Kraft des menſchlichen Geiſtes erſetzen wollen, fallen ſie in dieſelbe Verwirrung, wie jener Maler, welcher in der Freude über ein gelungenes Bild Pallette, Pinſel und die verbrauchten Farben anbetete, anſtatt im Bewußtſeyn ſeiner äſthetiſchen Befähigung die Würde des eigenen Genius anzuerkennen. Auch die Philoſophie verlangt im Bereiche der Naturforſchung Beobachtung und Erfahrung, aber ſie bleibt dabei nicht ſtehen, ſie erläutert das dadurch unmittelbar Gewonnene durch die Prinzipien und Axiome der Logik und Ontologie. Eine beobachtete Erſcheinung iſt an ſich werthlos, ſie gewinnt erſt an Bedeutung, wenn ſie in ihrer Beziehung zu anderen betrachtet wird, ihre Natur wird erſt offenbar, wenn wir die logiſchen Kategorieen, das principium rationis sufficientis und die Cauſalität in unſerem Geiſte vorausſetzen und in der Natur anerkennen. Wie würden wir überhaupt eine Erfahrung machen können, wenn wir nicht annähmen, daß die bei der Erforſchung gebräuchlichen Mittel den Erſcheinungen adäquat ſeyen? Das induktive Urtheil beruht demnach auf einer Hypotheſe; das Geſetz muß vorausgeſetzt werden, und hinterher müſſen wir zuſehen, ob das Einzelne in dieſes Allgemeine paßt. Denken wir uns eine Reihe von Zahlen in einem geometriſchen Verhältniß, das Nebeneinander derſelben bleibt ohne Bedeutung, ſo lange wir nicht die Verhältnißzahl der geometriſchen Propoſition vorausſetzen und auf dieſen Grund hin die Zahlen nach ihrer Größe ordnen und zuſehen, ob ſich eine ſolche Verhältnißzahl herausfinden läßt. Ein Durcheinander von Zahlen, ohne regelmäßige Ordnung, ſtellen aber gewöhnlich die Beobachtungen dar; nur nachdem ſie nach einem vorausgeſetzten Grunde auf einander bezogen werden, führen ſie zur wahren Erkenntniß einer in ihnen liegenden Geſetzlichkeit. Iſt die Einheit, welche man an die Spitze einer Reihe von Erſcheinungen ſtellt, ſo einfach, daß ſie in keinem anderen Elementar-Phänomen involvirt oder durch eine andere äußere materielle Thätigkeit bedingt iſt, ſo nennen wir ſie Kraft und ſind ſomit aus der ſichtbaren in die intellektuelle Welt gelangt, haben den Uebergang von dem Sinnlichen zum Ueberſinnlichen und ſomit in die Welt der Erkenntniß gefunden durch die Annahme einer Hypotheſe. Die Nothwendigkeit der letzteren kommt jetzt mehr und mehr zur Anerkennung, und wir finden uns in unſerer obigen Behauptung durch die Beiſtimmung ſelbſt derjenigen unterſtützt, welchen, wegen ihrer Vermeidung des rein Abſtrakten und jeder eingebildeten Exiſtenz, der Name der Poſitiviſten beigelegt werden iſt. So geſteht Auguſte Comte in ſeinem Kurſus der poſitiven Philoſophie, daß die Erforſchung der einfachſten Geſetze im Bereiche der Naturwiſſenſchaft unendlich ſchwierig wäre, wenn die Hypotheſe nicht Aushülfe gewährte, und Buchez giebt zu, daß die heuriſtiſche Methode aus zwei Akten beſtehe, aus der Annahme einer Hypotheſe und ihrer Erhärtung; Aehnliches ſpricht auch Leibnitz aus, und wir könnten noch viele berühmte Philoſophen und Mathematiker zu unſeren Gunſten citiren, wenn wir nicht jeden ferneren Beleg für überflüſſig hielten.

Wir kommen jetzt auf einen Punkt, den die Phyſiker viel eher hätten ausbeuten ſollen, als ſich, wie ſie es gethan haben, in der irrationellen und hartnäckigen Zurückweiſung deſſelben zu beſtärken; ich meine die Frage über die Wahl der Hypotheſe. Buchez ſagt, daß eine Hypotheſe nur einen Werth habe, inſofern durch die Aufſtellung derſelben Anderes oder ſie ſelbſt erklärt werden kann; Zambra ſtimmt hierin mit ihm überein, indem er nachweiſt, wie durch den zweiten Akt der heuriſtiſchen Methode, durch die Deduction, die Hypotheſe eine neue Beleuchtung erhalte. Der Anſicht Comte's, welcher der Hypotheſe nur bei der Erforſchung der Geſetze, der konſtanten Beziehungen in der Aufeinanderfolge und Aehnlichkeit der Phänomene, Raum giebt, können wir uns nicht ſo ganz unbedingt anſchließen; er hält ſie für unzulänglich zur Erforſchung der innerſten Natur und der causa efficiens der Dinge. Er hat allerdings recht, wenn die letztere Behauptung in einem abſoluten Sinne genommen wird, denn die Erkenntniß der letzten Urſache, Gott, wird dem Menſchen immer unzugänglich bleiben; allein anders verhält es ſich in der phyſikaliſchen Welt, hier iſt uns der Blick in das urſächliche Verhältniß der Dinge geſtattet, und wir können als Beweis gegen ſeine Anſicht ſehr viele Erfindungen und Entdeckungen im Gebiete der Phyſik, Chemie und der organiſchen Naturwiſſenſchaften, die der Gegenwart angehören, anführen. Müßten nicht nach Comte's Anſicht die elektrochemiſche und die elektromagnetiſche Theorie, die Lehre von dem mechaniſchen Verhältniß der Moleculen, von der Interferenz und der Polariſation des Lichtes, von der Embryogenie und Morphologie der Pflanzen und Thiere gänzlich als nutzlos verworfen werden? Es iſt demnach klar, daß die Anwendung der Hypotheſe im weiteren Umfange geſtattet iſt, als Comte will. Den Werth einer Hypotheſe können wir in ihre Einfachheit ſetzen und mit Leibnitz ſagen, daß diejenige die beſte ſey, welche am einfachſten. Da wir aber die letzte causa efficiens niemals wiſſen können, ſo wird jede einfache immer noch zuſammengeſetzt ſeyn, und der Werth wird ſich demnach nur nach der Sphäre der Hypotheſe, nach der Anzahl der Vorſtellungen, welche in ihr aufgehen, feſtſtellen laſſen.

Nach dieſer Auseinanderſetzung der Induction gehen wir auf den zweiten Theil der heuriſtiſchen Methode über, auf die Deduction, welche identiſch iſt mit dem Syllogismus des Ariſtoteles. Wir haben bereits oben den Kampf bezeichnet, welcher gegen dieſen geführt worden iſt, wir haben geſehen, wie Baco, ſein hartnäckigſter Gegner, ihn gänzlich als nutzlos verwarf. Deſſen Anſichten über ihn gingen auf Gaſſendi, Locke, Condillac und faſt auf alle Philoſophen und Naturforſcher der letzten zwei Jahrhunderte über, und erſt in unſerer Zeit iſt er von Galluppi und Zambra wieder aus dem Staube der Vergeſſenheit hervorgezogen und in ſeine alte Ehre eingeſetzt worden. Letzterer weiſt nach, wie der Vernunftſchluß — ratiocinium, Syllogismus — in den phyſikaliſchen Wiſſenſchaften nicht ſelten zu neuen Kenntniſſen, auf noch unbekannte Prinzipien führt, er zeigt, wie die Coordination und die Subſumtion der Dinge unter ein generiſches Prinzip, welches durch Induction gefunden worden, nur durch ihn allein möglich iſt, und ſpricht nicht allein dem vollkommenen Syllogismus, dem Enthymema, der Ellipſe und dem Sorites das Wort, ſondern billigt ſogar jede mögliche Argumentation des menſchlichen Geiſtes. Die Philoſophen ſowohl wie die Naturforſcher geben zu, daß der Menſch ein mit Vernunft begabtes Weſen ſey, daß er ſich derſelben unter gewiſſen Bedingungen bedienen könne; wenn ſie daher die Logik, welche die Formen der Vernunftthätigkeit zu erforſchen ſucht, von der Hand weiſen, ſo negiren ſie ihren eigenen Geiſt. Giebt man aber mit Ariſtoteles, Leibnitz, Euler, Galluppi und Zambra zu, daß der Vernunftſchluß — ratiocinium — die generiſche Form aller Denkprozeſſe iſt, ſo wird er auch der Ausdruck der Deduction ſeyn müſſen, durch welche man die Gültigkeit der durch die Induction geſetzten Hypotheſe beweiſen will.

Mannigfaltiges.

— **Religiöſe Freiheit in Frankreich.** Das Pariſer Blatt: „L'Alliance", das zu Anfang dieſes Jahres gegründet wurde, mit dem ausgeſprochenen Zwecke, eine Allianz zwiſchen dem Katholizismus und der Freiheit zu Stande zu bringen, iſt in dieſem Monate wieder eingegangen. Zum Theil iſt das Blatt allerdings ein Opfer der allgemeinen Noth geworden, mit welcher die franzöſiſchen Zeitungen jetzt zu kämpfen haben und über die ein Brief aus Paris Folgendes ſagt: „Die großen Zeitungen ſchleppen nur noch eine peinliche Exiſtenz durch, die kleinen fallen wie die Blätter im Herbſte. Es ſteht nunmehr feſt, daß die Inſerate allein nicht mehr im Stande ſind, die Zeitungen am Leben zu erhalten. Handel und Gewerbe haben in Frankreich noch nicht den Glauben an die Unentbehrlichkeit der Publizität wie in England. Der Stempel iſt vor Allem der wunde Fleck der Journale, und wird dieſer in der nächſten Kammer-Seſſion nicht aufgehoben, ſo werden aus den großen Journalen kleine werden und aus den kleinen gar keine." — Zum Theil iſt jedoch die Alliance gefallen, weil die Idee, von der ſie ausging, in Frankreich keinen rechten Anhalt zu finden vermag. In der vorletzten Nummer, die von dieſem Blatte ausgegeben ward, ſprach ſich daſſelbe noch über ſeine Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen Kirche und Staat aus, deren beiderſeitige Unabhängigkeit ihm als eine nothwendige Bedingung der Sicherheit und der Würde der einen wie des anderen, ſo wie ihrer Eintracht und Uebereinſtimmung, erſcheint. Unter Anderem ſagte die Alliance:

„Die Charte, die das neue Recht proklamirte, hat dadurch nur einer wahrhaft chriſtlichen Idee zur Anerkennung verholfen. Jedermann, ſagt der Art. 5 unſeres Grundgeſetzes, bekennt ſeine Religion mit gleicher Freiheit und erhält für ſeinen Gottesdienſt einen gleichen Schutz. Jedem Bürger, wer er auch ſey, iſt alſo Freiheit zugeſichert und jedem Gottesdienſte gleicher Schutz, ſich darzuſtellen und zu manifeſtiren, ſich neue Anhänger zu werben und zu befeſtigen. Das Geſetz hat ſich in Bezug auf Alle nicht etwa für atheiſtiſch, wie behauptet worden, ja nicht einmal für ſkeptiſch oder indifferent, ſondern lediglich für inkompetent erklärt. Es beſchützt den Bürger in ſeinem Glauben, aber es beurtheilt dieſen nicht; es beſchützt den Gottesdienſt in ſeiner äußeren Manifeſtation, aber es regelt ihn nicht; und wenn wir unſeren Gedanken vollſtändig ausſprechen ſollen, ſo erklären wir offen, daß die Charte unſere Zuſtimmung erhalten hat, weil ſie dadurch, daß ſie die katholiſche Religion, welcher wir angehören, auf gleiche Stufe mit den anderen Kulten zurücktreten ließ, dieſe von den Gunſtbezeugungen der herrſchenden Gewalt befreit und aufgehört hat, eine Staatsreligion aus ihr zu machen."

Die Abſchiedsworte der Alliance an das Publikum ſind von den Herren Vicomte Céſar de Selle, Ed. de la Beaume, Jacques Michel und Alberi de Selle unterzeichnet. Dieſelben erklären zugleich, daß ſie im Begriffe ſeyen, eine neue Geſellſchaft zu bilden, deren Zweck nicht blos die Herausgabe eines Journals, ſondern auch die von einer Aſſociation ausgehende und darum einflußreichere Vertheidigung aller bürgerlichen, politiſchen und religiöſen Freiheiten ſeyn ſoll.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 100. Berlin, Donnerstag den 20. August 1846.

England.

Sir Rob. Peel's letzte Rede als Premierminister.

Sitzung des Unterhauses vom 29. Juni 1846.

Die biographischen Notizen über Sir Robert Peel, die wir in Nr. 82 des Magazins mitgetheilt, haben bei vielen Lesern dieses Blattes Theilnahme erregt, und es ist in Folge derselben der Wunsch gegen uns ausgesprochen worden, daß wir die merkwürdige, ihn so vollständig charakterisirende Rede, in der der Minister dem Parlament die Niederlegung seines Amtes ankündigte, in ihrer vollen Ausdehnung mittheilen möchten. Da wir es vermeiden, irgend einen Artikel zu bringen, den in derselben Gestalt auch bereits die politischen Zeitungen gebracht, so haben wir Anstand genommen, auf diesen Wunsch einzugehen. Inzwischen haben wir gefunden, daß kein deutsches Blatt diese Rede so vollständig wiedergegeben, wie es dieses interessante Aktenstück wohl verdiente, wenn auch einzelne Zeitungen, worunter namentlich die Augsburger Allgemeine, die anziehenderen Theile derselben ziemlich ausführlich übersetzt haben, und so glauben wir denn, eine von allen unseren Lesern gerechtfertigte Ausnahme von der Regel zu machen, wenn wir diesen Vortrag ohne irgend eine Auslassung hier folgen lassen:

* * *

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, die erste sich mir darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um dem Hause anzuzeigen, daß in Folge der Stellung des Ministeriums Ihrer Majestät und besonders in Folge des Votums des Hauses in der Sitzung vom letzten Donnerstag — ein Votum, wodurch das Haus dem Ministerium die Vollmacht und die Mittel zu gewähren verweigerte, welche dasselbe zur Unterdrückung der Gewalt und zum Schutze von Menschenleben in Irland für nothwendig erachtete — die Diener Ihrer Majestät es für ihre Pflicht gehalten, ihre huldreiche Monarchin um ihre Entlassung zu bitten. Der Beschluß, diese Entlassung zu erbitten, wurde durch die Diener Ihrer Majestät einstimmig und ohne Zaudern gefaßt. Herr Sprecher, wenn ich mich über das Benehmen des Hauses zu beklagen hätte, so würde ich nicht diese Gelegenheit benutzen, um meine Klagen vorzubringen. Eine Gelegenheit, wie diese, wo es sich um eine wichtige Veränderung in der Verwaltung eines großen Reichs zum Schlimmen oder zum Guten, wo es sich um das Wohl oder Wehe von Millionen Unterthanen der Königin in fast allen Theilen der bewohnten Erde handelt, würde wohl sehr schlecht zur Vorbringung von Klagen geeignet seyn.

Ich füge hinzu, daß der Gedanke einer solchen Recrimination den mich in diesem Augenblick bewegenden Empfindungen völlig entgegengesetzt seyn würde. Vielmehr fühle ich mich geneigt, der zahlreichen Gelegenheiten dankbar mich zu erinnern, bei denen meine Kollegen und ich von dem ganzen Körper dieser Seite des Hauses (auf die Konservativen zeigend) in den dieser Session vorhergehenden Epochen eine edelmüthige und herzliche Unterstützung empfangen haben. Auch werde ich mich vielmehr geneigt fühlen, mit Dankbarkeit die Gelegenheit anzuerkennen, bei der die ehrenwerthen Mitglieder auf den Bänken der Opposition, alle Parteizwistigkeiten vergessend, der Regierung der Königin ihre herzliche Unterstützung gewährt haben, wenn es sich darum handelte, Maßregeln durchzubringen, die mit ihrer Ueberzeugung übereinstimmten; und ich habe das Vertrauen, daß mir bei der Erklärung über den Schritt, den das Ministerium zu thun für seine Pflicht gehalten, kein Ausdruck entschlüpfen wird, der im Stande wäre, gegenseitige Verwürfe und Beschuldigungen hervorzurufen, die ich verbannen möchte.

Die Königin hat die Bitte um unsere Entlassung anzunehmen geruht, und ihre Diener bleiben nunmehr nur bis zu dem Augenblick an ihrer Stelle, wo die Ernennung ihrer Nachfolger stattgefunden. Ich will hinzufügen, daß, als ich beim Beginn der Session die Maßregeln in Vorschlag brachte, die sich auf unsere Handels-Politik beziehen, ich dies nicht ohne die Voraussicht der großen Wahrscheinlichkeit einer Auflösung des Ministeriums that, je nachdem diese Maßregeln angenommen wurden oder nicht. Ich freue mich darüber, daß die Regierung der Königin sich durch das Votum des Hauses von jedem Bedenken über das von ihr zu beobachtende Verfahren befreit gesehen hat; denn ich stehe nicht an, zu erklären, daß selbst für den Fall, daß das letzte Votum uns günstig gewesen wäre, ja daß ich selbst in diesem Falle nicht damit übereingestimmt hätte, die Macht durch die Toleranz oder die Willfährigkeit gleichviel welcher Partei zu behalten, weil ich glaube, daß im allgemeinen Interesse eine Regierung, welche die Gewalt in Händen behält, den Maßregeln, welche sie für das öffentliche Wohl für nothwendig erachtet, praktische Folge zu geben im Stande seyn muß. Ich denke, daß in der Stellung, worin sich das Ministerium durch die (vielleicht natürliche) Entziehung des Vertrauens seitens der meisten seiner früheren Freunde befand, die Regierung der Königin weder zu ihrer eigenen Ehre noch zum Vortheil der Interessen des Landes die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte fortsetzen konnte.

In Folge dessen haben wir der Königin den Rath geben zu müssen geglaubt, unsere Bitte um Entlassung zu gewähren, ohne zu jener Alternative unsere Zuflucht zu nehmen, die möglicherweise ergriffen werden konnte, nämlich: der Krone die Ausübung ihrer Prärogative anzuempfehlen und das Parlament aufzulösen.

Ehe wir diese Partie ergriffen, haben wir es vorgezogen, um unsere unmittelbare Entlassung einzukommen. Mit einer Freimüthigkeit, die, wie ich überzeugt bin, Niemanden verletzen kann, erkläre ich, ohne Anstand zu nehmen, daß, wenn die Regierung der Königin die Maßregeln der Handels-Politik, deren Empfehlung meine Schuldigkeit war, in ihrem ganzen Umfang nicht durch das Parlament hätte bringen können, ich dann keine Anstrengungen geschont hätte, um, wenn nicht ihren Erfolg zu sichern, so doch dem Lande eine Gelegenheit zu geben, sich über diesen Gegenstand auszusprechen. In diesem Fall würde ich mich für berechtigt gehalten haben, der Königin den Rath zur Auflösung des Parlaments zu ertheilen. Aber dieser Entschluß war nicht nothwendig. Die Andersmeinenden haben in Betreff dieser Maßregeln ihre Opposition zurückgenommen, eventualiter ihren Beistimmung gegeben; so sind sie zu Gesetzen geworden. Unter den gegenwärtigen Umständen aber, ich bekenne es, würde ich mich nicht für berechtigt gehalten haben, um eine minder wichtige Maßregel durchzubringen, Ihrer Majestät zu rathen, von ihrem Vorrecht Gebrauch zu machen. Warum? weil es meine wohl überlegte und feste Ansicht ist, daß ein Ministerium niemals zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen darf ohne gute Gründe, d. h. ohne eine starke moralische Ueberzeugung, daß in dem neuzubildenden Parlament die Regierung die öffentlichen Geschäfte mit der Unterstützung einer hinlänglich starken Partei werde leiten können, um mit Vortheil für das allgemeine Interesse zu wirken.

Die Möglichkeit der Auflösung des Hauses ist ein mächtiges Mittel in den Händen einer Regierung. Man darf sich desselben nur unter Umständen wie die eben bezeichneten bedienen. Ich denke, daß eine Auflösung nicht stattfinden durfte, um zu entscheiden, ob wir wohl gethan, unsere Maßregel der Handels-Politik in Vorschlag zu bringen; eine Auflösung hätte sich in diesem Augenblick selbst nicht rechtfertigen können; die Rechtfertigung derselben konnte nur in dem Zweck liegen, den von uns vorgeschlagenen Maßregeln Wirksamkeit zu verleihen. Um diesen aber zu erreichen, durften wir unsere Macht nicht blos auf eine aus augenblicklicher Sympathie für unsere Lage hervorgegangene Unterstützung, noch auf eine anderweitige Uebereinstimmung gründen, die sich auf die großen Fragen der einheimischen Politik beschränkt hätte, wie groß übrigens ihre Wichtigkeit hätte seyn mögen. Um diesen Zweck der Auflösung zu erreichen, hätten wir die innigste und tiefste Ueberzeugung haben müssen, daß wir die Unterstützung unserer Gegner bei fast allen Fragen der allgemeinen Politik, nicht blos bei einer einzigen Frage, erwarten dürfen, und daß wir auf die Anhänglichkeit einer mächtigen Partei rechnen konnten, die mit uns durch allgemeine Bande verknüpft war. Ich sage es offen heraus: bei dem Zustande der allgemeinen Zerrissenheit der parlamentarischen Parteien hatte ich keine sichere Hoffnung, daß die Auflösung des Parlaments uns die Majorität verschaffen würde.

Ich dachte auch mit allen meinen ehrenwerthen Kollegen, daß nach der Bewegung, welche geherrscht hatte, und in Betracht der Stockung, die nothwendig aus einer Aufhebung der Geschäfte des Landes folgt, eine Auflösung des Parlaments ein Uebel wäre, das wir verhindern müßten. Wir sind in einer irländischen Frage geschlagen worden. Ich bedaure es, in dieser Frage geschlagen zu seyn, aber ich würde es noch mehr bedauern, wenn man glauben könnte, daß die vorgeschlagene Maßregel für die Unterdrückung der Gewaltthätigkeiten in Irland meinerseits eine Meinungsveränderung seit der letzten Parlamentssession in Betreff der irländischen Politik bezeichne. Meine ehrenwerthen Kollegen und ich sind jenen Ansichten, die sich durch den Akt rücksichtlich der frommen Stiftungen und Schenkungen des Kollegiums von Maynooth bethätigten, treu geblieben.

Wir haben diese Maßregel vorgeschlagen in dem Gedanken, daß eine kraftvolle Unterdrückung der Verbrechen, die leider einige Theile Irlands in

Schrecken setzen, ohne Zweifel die sociale Lage des Volks von Irland nicht in dauernder Weise verbessern würde, aber in Verbindung mit anderen Maßregeln, nothwendig, um den legislativen Bestimmungen Wirksamkeit zu verleihen, wohlthätige Resultate hervorbringen würde. Das Parlament hat anders geurtheilt. Ich habe mich über seinen Entschluß nicht auszusprechen und wünsche nur, man möge nicht vergessen, daß unsere Politik gegenüber Irland nicht die Farbe gewechselt, weil wir eine Bill eingebracht, die einige Personen Zwangsbill zu nennen beliebten, die wir aber eine Maßregel zum Schutz des Lebens in Irland nennen.

Meine persönliche Meinung ist, daß man eine vollständige Gleichheit einführen muß (Beifall) in die kommunalen und politischen Einrichtungen Irlands. (Beifall.) Ich sage vollständige Gleichheit, vielleicht nicht im buchstäblichen, sondern im geistigen Sinne, so viel sich dies in der gegenwärtigen Lage in Rücksicht auf Politik und Religion thun läßt. (Hört!) Ich meine den Geist und nicht den Buchstaben in dem, was die kommunalen Gerechtsame und Freiheiten und die anderen großen, Irland betreffenden Fragen angeht. (Beifall.) Es ist ein ziemlich allgemeines Verlangen vorhanden, daß die Irländer in den Besitz derselben politischen und religiösen Rechte gesetzt werden wie die Engländer und Schotten. Ich gebe die Richtigkeit des Prinzips vollkommen zu und denke, daß eine völlige Gleichstellung Irlands mit England und Schottland in Betreff der politischen und religiösen Freiheit weder durch unsere Eifersucht noch durch unseren Argwohn beeinträchtigt werden darf. In diesen Stücken darf, meiner Ansicht nach, Irland gegenüber kein anderes System angenommen werden, als das, was England gegenüber befolgt wird. (Beifall.)

Was die ausübende Gewalt in Irland betrifft, so denke ich, daß die Gesetze der Krone in einer Weise befolgt werden müssen, die keine Veranlassung zu gerechten Klagen in Rücksicht auf die Unterschiede der Bekenntnisse geben. Vielleicht wird man uns vorwerfen, daß wir zuweilen Katholiken zur Handhabung der Gewalt berufen haben, und wird sagen, daß wir anders hätten handeln können; aber ich antworte, daß die weiseste Politik darin beruht, daß der Betrieb der Regierungsgeschäfte ohne Rücksicht auf die Art des religiösen Bekenntnisses und folglich auch die Ernennungen mit dieser Unabhängigkeit bewerkstelligt werden. Was den Geist der Gesetzgebung betrifft, so werde ich mit denjenigen zusammen wirken, die überzeugt sind, daß die sociale Verfassung des Volks verbessert werden muß in Rücksicht auf den Besitz der Ländereien und die Beziehungen zwischen Pächtern und Eigenthümern, und mit denen, welche den gegenwärtigen Zustand der Dinge zu heilen wünschen. Es ist möglich, daß die Gesetze dem gegenwärtigen Zustande nicht unmittelbare Heilung bringen; aber selbst in dem Falle, daß ihre Wirkung in der fernen Zukunft läge, würde ich sie unterstützen, wenn sie nicht blos auf den Augenblick, sondern auf die Dauer berechnet sind. Wir müssen uns mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigen, trotz der Aufrechterhaltung des Eigenthumsrechts; wir wollen diese Frage aus dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit betrachten, und in diesem Falle und mit der Hoffnung, diesen Zweck zu erreichen, werde ich das uns nachfolgende Ministerium gern unterstützen. (Beifall.)

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Zur Geographie der Verbrechen.

(Schluß.)

Diese Vergleichung führt uns nun auf die anderen Kriterien:

2. **Die intellektuelle Bildung** und deren muthmaßliche Verminderung der Verbrechen. Die Verbreitung des Unterrichts ist meist ohne Widerrede als eines der kräftigsten Mittel gegen die Entsittlichung des Volks aufgestellt worden, indem man geschlossen hat, daß Unwissenheit Rohheit, Rohheit aber Verbrechen erzeuge. Ehe wir diesen Satz seiner inneren Wahrheit nach untersuchen, wollen wir die von Quetelet aus den amtlichen Kriminalberichten für das Jahr 1829 gezogenen Notizen über das Verhältniß der Verbrechenzahl zu dem Stande und der Beschäftigung der Angeklagten betrachten. Auf hundert Angeschuldigte kamen aus dem Stande der

1. Landbauer, Winzer, Förster, Bergleute ...	32	Personalverbrechen vor
2. Arbeiter in Holz, Kupfer, Eisen, Baumwolle ...	21	" "
3. Putzmacher, Friseure, Schneider, Tapezierer ...	15	" "
4. Banquiers, Makler, Kaufleute, Colporteurs	15	" "
5. Gastwirthe, Zuckerbäcker, Dienstboten ...	16	" "
6. Bettler, Schmuggler, Lustdirnen ..	18	" "
7. Künstler, Studirende, Beamte, Gerichtsdiener, Notare, Geistliche, Advokaten, Aerzte, Militairs	37	" "

Wenn man in Betracht zieht, daß die Klasse 6, so zu sagen, den Auswurf der Bevölkerung begreift, während die Klasse 7 den intelligentesten Theil derselben umfaßt, so kann man sich des Staunens nicht erwehren bei der Bemerkung, daß gerade jene das Minimum, diese das Maximum der Verbrechen gegen Personen aufweist, und daß der Unterschied zwischen beiden fast dem Verhältniß von 1:3 gleichkommt. Das ist ein trauriges Resultat für den Einfluß der intellektuellen Bildung auf die Sittlichkeit, und wir müssen deshalb dem tüchtigen französischen Arzt und Psychologen Leuret beistimmen, wenn er sagt, „es sey ein Irrthum, zu glauben, daß es hinreiche, den Verstand (esprit) der Menschen zu kultiviren, um sie zu bessern"; und „die Rechtschaffenheit, die Tugend sey nicht unvereinbarer mit der Unwissenheit, als deren Gegentheil mit der Kultur des Geistes." Auch unser Verfasser glaubt aus der Vergleichung der preußischen Provinzen unter einander bezüglich ihres Bildungsgrades und der darin vorkommenden schweren Verbrechen das Resultat ziehen zu dürfen, **daß die Kultur der Intelligenz keinen überwiegenden, ja keinen erheblichen Einfluß auf die Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Personen und der Selbstmorde hat.** — Wir haben in dem schon erwähnten früheren Artikel über den Standpunkt der Sittlichkeit Frankreichs die Bemerkung gemacht, daß für das Kriterium der Schulbildung hauptsächlich der Unterschied zwischen feigen, überlegten Verbrechen und den Verbrechen aus Leidenschaft und Rohheit zu berücksichtigen sey. Denn da es bei dem Schulunterricht schwer zu vermeiden ist, daß die durch denselben gewonnene Bildung nicht vorzugsweise den Verstand auf Kosten des Gemüths entwickelt, so ist es erklärlich, daß Vergiftungen und dergleichen hinterlistige Tödtungen seltener bei ununterrichteten Menschen gefunden werden, als bei solchen, die in Schulen gebildet sind, während umgekehrt die offenen und mit roher Gewalt in leidenschaftlicher Hitze ausgeführten Morde häufiger bei den Ersteren angetroffen werden. Der Keim zu dieser betrübenden Alternative liegt aber, unserer Ansicht nach, in der für die Volksschulen durchaus unzweckmäßigen Trennung der Bildung des Herzens von der des Verstandes. Selbst der Religionsunterricht zeigt diese unglückselige Scheidung in dem Gegensatz der Pflichten- und Glaubenslehre, und es ist eine alte, leider nur zu häufig bestätigte Erfahrung, daß die Jugend weit mehr mit meist unverstandenen Glaubenssätzen gequält wird, statt daß sie in ihren Pflichten klarer und umfassender unterrichtet werden sollte. Und ist die Unterweisung in der Lehre von den Gesetzen der Sittlichkeit nicht meistens selbst nur eine trockene Aufzählung von Definitionen und kategorischen Paragraphen eines Strafgesetzbuches? — Was helfen alle Gesetze und Vorschriften, wenn sie blos äußerlich bleiben und nicht ihren Gründen nach im Gemüthe selbst zur lebendigen Empfindung und im Verstande zum klaren Bewußtseyn gelangen? Wozu führt ein solches Prohibitivsystem religiöser Entwickelung? Dazu, daß an die Stelle des offenhervorbrechenden bösen Willens die Heimlichkeit, statt der Leidenschaft die Berechnung, statt der Energie überhaupt die Schlaffheit und in Rücksicht auf Verbrechen die Feigheit tritt. Ob das ein Fortschritt sey, bezweifeln wir; aber die Gründe für diese durch den Unterricht in den niederen Volksklassen bewirkte Umwandlung haben wir nach unserer besten Erkenntniß anführen zu müssen geglaubt. Wenn wir aber einen Rath geben dürfen, so ist es der: Ihr, die ihr das Recht und die Pflicht habt, die Volksbildung zu leiten und zu fördern, sehet darauf, daß das Gemüth des Volks gebildet werde. Lasset es nicht blos in der kalten Pflicht unterweisen, zeigt ihm nicht blos die Strafen, die es treffen, wenn es dieselbe übertritt, sondern lasset ihm mit Wohlwollen, mit Liebe, mit Theilnahme begegnen, so wird es selbst wohlwollend und liebevoll werden. Wenn es denn also wahr ist — und es ist leider wahr — daß die Schulbildung keinen sichtlichen Einfluß auf die sittliche Fortbildung des Volks hat, so liegt der Grund davon natürlich nur in der Art und Weise, wie der Unterricht betrieben wird; und jenes traurige Faktum ist ein ernstmahnender Ruf nach einer gründlichen und umfassenden Regeneration desselben.

3. **Der Unterschied der Religion in Rücksicht auf die Qualität der Verbrechen.** Unter 1 Million Einwohner im preußischen Staate befinden sich nur 92 griechische Christen, 1028 Mennoniten und 13,022 Juden, woraus hervorgeht, daß mehr als 0,98 der evangelischen und katholischen Konfessionen angehören. Hieraus ist erklärlich, warum Herr Casper seine Untersuchung nur auf die letzteren beiden Glaubensbekenntnisse beschränkt. Preußen ist vielleicht mehr als ein anderes Land für eine solche Untersuchung geeignet, da seine einzelnen Provinzen sich von einander hauptsächlich auch durch das Ueberwiegen des einen oder des anderen Glaubensbekenntnisses unterscheiden. Ueberwiegend katholisch ist die Bevölkerung in den Provinzen Posen, Westfalen und in der Rheinprovinz, so wie auch in dem Regierungsbezirk Oppeln der Provinz Schlesien; die übrigen sind überwiegend lutherisch. Aus der Vergleichungstafel des Herrn Casper, von welcher wir nur die Durchschnittszahlen mit der Basis 100,000 anführen,

	in den evang. Prov.	in den kathol. Prov.
a) **Mord und Todtschlag** ...	1,7	2,1
b) **Kindermorde**	0,5	0,6
c) **Fleischliche Verbrechen** ..	4,5	2,9
d) **Selbstmorde**	13,9	4,9

ergiebt sich, daß in den **katholischen** Landestheilen mehr **Mordthaten** und **Todtschläge** vorkommen, als in den evangelischen, so daß unter den Katholiken auf eine Million Seelen 4 Verbrechen dieser Art mehr gezählt wurden. Klima und Nationalität können hier nicht zur Erklärung herangezogen werden, da die östlichen und westlichen Provinzen, die Polen, Westfalen und Rheinländer, gleichzeitig in Betracht gezogen werden. Der Kindermorde kamen zwar ebenfalls einige mehr (1 auf eine Million) in den katholischen als in den evangelischen Landestheilen vor; der Unterschied ist aber zu unerheblich, als daß er sichere Schlüsse gestatten könnte. Merkwürdig aber ist ein anderer Umstand, daß nämlich das berühmte Gebot des code Napoléon, der bekanntlich in unseren Rheinprovinzen in Kraft steht: la recherche de la paternité est interdite, im Gegensatz zu dem in den übrigen Provinzen geltenden Allg. Landrecht, nach dem sogar öffentliche Mädchen einen Vater für ihr Kind reklamiren können, auf die Vermehrung und Verminderung der Kindermorde gar keinen Einfluß zu haben scheint. **Fleischliche Verbrechen** kamen erheblich mehr (16 mehr auf eine Million) in den

evangelischen Landestheilen zur Untersuchung. Inwiefern auf diesen Unterschied das religiöse Bekenntniß Einfluß haben kann, ist schwer zu sagen. Nur allein in Beziehung auf den Ehebruch, der zu den fleischlichen Verbrechen des Strafrechts gezählt wird, dürfte es wohl keine unbegründete Annahme seyn, daß jenes Mehr in den evangelischen Provinzen zum Theil mit auf Rechnung häufigerer Ehescheidungsklagen wegen wirklichen oder angeblichen Ehebruchs zu setzen wäre. Uebrigens ist zu beachten, daß die Zahl der vor Gericht gebrachten Fälle fleischlicher Verbrechen für die Beurtheilung des sittlichen Zustandes einer Bevölkerung nur mit größter Vorsicht gewürdigt werden darf. Das Ländchen Lippe-Detmold, das nicht im Geruch großer Sittenverderbniß steht, hatte von 1826—1828 durchschnittlich in jedem Jahre drei Kriminal-Untersuchungen wegen fleischlicher Verbrechen, während das ganze Königreich Bayern im Jahre 1828 nur zwei zählte, ein Land, dessen Hauptstadt alljährlich mehr uneheliche Kinder in die Welt setzt, als selbst Paris. Sehr richtig bemerkt daher Mittermayer, daß es als ein Beweis vermehrter Unsittlichkeit gelten muß, wenn diese Prozesse auffallend seltener werden, und daß eine Art von Hohn gegen die Straf-Justiz in der Erfahrung liegt, daß in ganz Frankreich, bei einer Bevölkerung von 31 Millionen, nur 37 Ehebruchsfälle zur Untersuchung kommen. Ungemein viel weniger als bei den Evangelischen kommen bei den Katholiken die Selbstmorde vor (90 weniger auf eine Million). Diese Thatsache ist nicht neu und schon öfter besprochen. Als Erklärung dieses bedeutenden Unterschiedes läßt sich wohl mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Sakrament der Beichte und letzten Oelung, ohne die der gläubige Katholik nicht aus der Welt gehen mag, gewiß ein häufiges Abwehrmittel des Selbstmordes bei ihm wird.

4. Die Dichtigkeit der Bevölkerung trägt sehr viel zur Demoralisation bei. Die Gründe davon liegen so auf der Hand, daß wir uns eine weitläufige Auseinandersetzung derselben ersparen können. Indeß kommt gerade hier die Frage nach der Qualität des Verbrechens sehr in Betracht, indem sich nämlich aus einer genauen Vergleichung der einzelnen Provinzen Preußens herausstellt, daß in Rücksicht auf Verbrechen gegen Personen die dünnbevölkertsten, wie Posen, die verhältnißmäßig meisten Verbrechen zählen, während die am stärksten bevölkerten, wie die Rheinprovinz, die geringste Summe dieser Verbrechen aufzeigen. Weit mehr Beziehung zur Gesellschaft hat schon der Kindermord, indem mit der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung die Zahl der Kindermorde in potenziertem Verhältniß wächst. Unverkennbar ist ferner der Zusammenhang zwischen dem Vorkommen fleischlicher Verbrechen und der Dichtigkeit der Bevölkerung, und auch hier stellt sich aus den angestellten Berechnungen heraus, daß die fleischlichen Verbrechen mit der Dichtigkeit der städtischen Bevölkerungen in geradem Verhältniß stehen. Noch weit mehr aber hat dies Kriterium auf die Anzahl der Selbstmorde Einfluß. Das Strechen Seine, das Paris durchströmt, verschlingt in einem Sommermonate mehr Selbstmörder, als am ganzen übrigen Fluß sämmtliche Dörfer in einem Jahre liefern. Nach der wichtigen Bemerkung Guerry's *) steigt die Zahl der Selbstmorde in Frankreich, von welchem Punkte man auch ausgehen mag, regelmäßig in dem Grade, als man sich der Hauptstadt nähert; welche Erfahrung sich auch für das große Marseille bestätigt, das eine Art Hauptstadt für die südöstlichen Departements ist. Aehnliches finden wir auch in Preußen bestätigt. In Brandenburg, Sachsen und Pommern lebt durchschnittlich der dritte Theil aller Menschen in Städten, und in diesen Provinzen kommen schon fast 17 Selbstmörder auf 100,000 Lebende; in Preußen, Westfalen und der Rheinprovinz dagegen, wo nur der fünfte Theil der Menschen in Städten wohnt, werden nicht einmal ganz 6 Selbstmörder auf die gleiche Anzahl von Einwohnern gezählt. Wenn die Provinz Brandenburg für sich allein 7mal mehr Selbstmörder liefert als die Rheinprovinz, 5mal mehr als Westfalen, 4mal mehr als Posen, 2mal mehr als Schlesien, so bedarf es keines Beweises, daß diese Provinz nur ihrem Berlin diesen traurigen Vorzug vor den übrigen Landestheilen verdankt.

5. Der Unterschied des materiellen Wohlstandes. Der Pauperismus. Ist es gegründet und durch Thatsachen zu erweisen, was die menschenfreundlichen Beschützer der Proletarier so oft behauptet haben, daß vorzugsweise Noth die Mutter der Verbrechen sey? „Steuert der Noth im „niederen Volk und Ihr werdet die Gefängnisse leeren und den Kriminalgerichts„höfen Feierlage verschaffen." Nehmen wir indeß den Diebstahl oder selbst überhaupt die unmittelbar an Sachen verübten Verbrechen aus, so wird schon von vorn herein daran gezweifelt werden müssen, ob ein wirklicher, innerer Zusammenhang zwischen Noth oder Wohlstand und solchen Verbrechen bestehe, die ihrer Natur nach in den Leidenschaften der Menschen wurzeln, wie fast ohne Ausnahme die Verbrechen gegen Personen. Unter den blutigen Verbrechen sind die eigentlichen Raubmorde die bei weitem seltensten, und fast nie ist die bloße Armuth, und nur sie allein, der Beweggrund zu diesem Verbrechen gewesen. Ganz andere Wurzeln als Noth und Elend hat namentlich auch der feige, heimtückische Giftmord, und die Brinvilliers, Ursinus, Lafarge, ein Castaing und Andere lebten in guten, größtentheils glänzenden Verhältnissen. Das Nämliche gilt von den Selbstmorden. Und daß die Verbrechen aus Sinnlichkeit mehr von abgestumpften wohlhabenden Wüstlingen und seitens des weiblichen Theils nicht selten eher aus Sinnenlust, Liebe zum Luxus, Arbeitsscheu u. s. f. begangen werden, als aus Noth und Elend, lehrt die tägliche Erfahrung. — Wir müssen gestehen, daß wir den letzten Gedanken des Verfassers, den wir deshalb auch wörtlich mitgetheilt haben, nicht verstanden haben. Daß Verbrechen der Sinnlichkeit aus Sinnenlust begangen werden und nicht aus Noth, glauben wir, bedarf keines Beweises durch die Erfahrung. Inwiefern die Arbeitsscheu damit in Beziehung kommt, können wir auch nicht einsehen, und überhaupt wissen wir nicht, warum der Verfasser diesen sich ganz von selbst verstehenden und daher für seinen Zweck Nichts beweisenden Satz ausspricht, wenn nicht Etwas darin enthalten ist, was uns entgangen seyn könnte. Meint er aber unter den Sinnlichkeitsverbrechen aus Noth das scheusliche Gewerbe, was besonders in großen Städten von unzähligen Frauenzimmern getrieben wird, so müssen wir seiner Ansicht durchaus widersprechen. Daß der Anfang zu einer solchen verbrecherischen Laufbahn wohl meistens andere Ursachen als Noth haben mag, wollen wir zugeben, das Beharren darin auf längere Zeit aber ist gewiß in dem Mangel anderer Beschäftigung und in dem gränzenlosen, wenn auch übertünchten Elend dieser verwahrlosten Geschöpfe zu suchen. Ueberhaupt ist es mit diesem Kriterium des geringeren oder größeren Wohlstandes eine eigene Sache, indem die Extreme desselben durch die Vermittelung des Verhältnisses der Civilisation einander berühren. Denn da durch größere Wohlhabenheit einer Bevölkerung zugleich ein Fortschritt in der Civilisation bewirkt wird, diese aber zum Luxus forigeht, der als nächste Folge die Demoralisation mit sich führt, so knüpft sich an letztere sogleich das moralische und weiterhin als Gegensatz auch das physische Proletariat an, wodurch wir gewissermaßen verhindert werden zu entscheiden, ob in solchen Ländern und Landestheilen, wo größere Wohlhabenheit herrscht, oder in solchen, wo die Stufe derselben geringer ist, mehr Gründe zu Verbrechen vorhanden seyen. Das Wahre an der Sache mag wohl seyn, daß, wo am wenigsten Extreme von Reichthum und Armuth, von Verschwendung und Entbehrung, von Luxus und Elend einander gegenübertreten, sondern im Allgemeinen eine mäßige Wohlhabenheit waltet, am wenigsten für die Entsittlichung zu fürchten sey. Die Vertheilung der materiellen Wohlfahrtsquellen in einem Lande ist aber sehr schwer zu bestimmen, wenigstens ist hierauf unseres Wissens noch nicht besondere und hinlängliche Rücksicht genommen, weshalb wir auch anstehen, mit dem Resultat des Verfassers uns einverstanden zu erklären, „daß die Wohlhabenheit keinen entscheidenden, ja nicht einmal irgend einen merkbaren Einfluß auf die Mehrung oder Minderung der Verbrechen gegen Personen hat."

6. Die Consumtion geistiger Getränke. Auch hier kommt der Verfasser zu einem Resultat, das einen fast paradoxen Gegensatz zu den gangbaren Meinungen über den schädlichen Einfluß der geistigen Getränke, vorzüglich des Branntweins, auf die Sittlichkeit bildet, daß nämlich, wie oft auch in Einzelfällen der Trunk zum Selbstmord führen, zu tödtlichen Mißhandlungen Veranlassung geben mag, doch im großen Ganzen dieser Einfluß nicht wirksamer hervortritt als andere hier in Betracht kommende Umstände. Der Verfasser rügt hierbei die übertreibungssüchtige Verfahrungsweise der im Interesse der Mäßigkeitsvereine erscheinenden Zeitungsartikel und anderer Schriften, nach deren Schilderung man meinen sollte, eine Stadt, vormals ein modernes Sodom, in dem Diebstahl, Brandstiftung, Zank, Selbstmord und Todtschlag in grausigem Gemisch gewüthet, sey, seitdem die Pest der geistigen Getränke daraus getilgt, zu einem paradiesischen Eden umgeschaffen worden. Auch müssen wir dem Verfasser Recht geben, wenn er glaubt, daß eine Uebertreibung in solchen Dingen eher schade als nütze, und daß die Aufdeckung derselben den Vortheil mit sich bringe, daß das unumstößlich Wahre desto sicherer wirken müsse. Ob aber die Materialien für die Untersuchung über das Verhältniß der Branntwein-Consumtion zur Sittlichkeit so leicht zu beschaffen seyen, wie der Verfasser meint, müssen wir bezweifeln, weil wir nicht glauben, daß aus dem Verhältniß der Verbrechenzahl zur Bevölkerung einerseits, aus der Zahl der Schankwirthschaften andererseits schon ein sicherer Schluß auf den Zusammenhang zwischen diesen beiden Faktoren gezogen werden könne, da in diesem Falle sämmtliche andere Kriterien unberücksichtigt bleiben. Ueberhaupt ist es ein unrichtiges Verfahren, die einzelnen Kriterien nach einander und jedes für sich in absoluter Berechtigung, als wären die anderen gar nicht vorhanden, anzuwenden, da doch nur aus der Totaleinwirkung aller auf die Sittlichkeit und das Verhältniß der Stärke der einzelnen zu einander auf die relative Bedeutung eines jeden für den Standpunkt der Moralität geschlossen werden dürfte. Indeß theilen wir das allerdings merkwürdige Resultat aus der Vergleichung der Provinzen Preußens mit, daß Pommern am wenigsten Spirituosa verbraucht, dabei aber die meisten Verbrechen zählt, während umgekehrt die Rheinprovinz den größten Verbrauch an Spirituosen, trotzdem aber die wenigsten Verbrecher aufweist. Dasselbe Verhältniß soll auch in Rücksicht auf die Zahl der Selbstmorde stattfinden. Doch können wir nicht umhin, gegen diese Schlußfolge einige gerechte Bedenken auszusprechen. Zunächst ist bekannt, daß zwar am Rhein mehr Wein, aber nicht mehr Branntwein getrunken wird, als in den übrigen Provinzen; ein wohl nicht unerheblicher Unterschied, da der Wein, wie bekannt, weder die quantitative noch qualitative Berauschungskraft hat als der Branntwein und überdies weniger den unteren Volksklassen zugänglich ist. Sodann muß auch auf die abweichende Lebensweise und Ernährungsart gerücksichtet werden, die in Pommern und am Rhein zum Beispiel eine durchaus verschiedene ist. Nur der Trunk mit Müßiggang verbunden und durch Rohheit unterstützt dürfte als ein einflußreiches Kriterium zu betrachten seyn; daß aber am Rhein mehr Gewerbthätigkeit und weniger Rohheit herrscht als beispielsweise in vielen Gegenden Pommerns, Posens u. s. f. ist gleichfalls hinlänglich bekannt. Daß Trunk, Müßiggang und Rohheit andererseits aber auch wiederum in Wechselwirkung stehen und das Eine Veranlassung und Ursache für das Andere wird, verdient gleichfalls der Beachtung. Auch stimmt uns darin der Verfasser bei, daß der Trunk zur Verarmung, zum Elend, Ruin, Diebstahl u. dergl. führt, indem er jedoch hinzufügt, daß der Säufer, wie die psychologische Beobachtung zeige, körperlich und

*) Annales d'Hygiène Bd. IX. p. 472.

geistig erschlafft, keineswegs zu blutigen Thaten noch zu fleischlichen Verbrechen disponirt werde, und daß, selbst was den Selbstmord betreffe, andere Ursachen und Einflüsse überwiegender für dessen Mehrung und Minderung seyen, als die Trunkliebe.

Norwegen.

Klima und Vegetation in Finnmarken und am Nordkap.

Seitdem Alex. v. Humboldt darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es sey, zu erforschen, in welchem nothwendigen Zusammenhange die Vertheilung der organischen Wesen auf der Erde mit dem Klima stehe, haben die meisten Naturforscher auf ihren Reisen besonders die Geographie der organischen Natur ins Auge gefaßt. Herr Ch. Martins, dem man schon mehrere interessante Untersuchungen über Klima und Witterung des europäischen Nordens verdankt, hat der Akademie der Wissenschaften in Paris eine Abhandlung eingeschickt: „Ueber das Klima und die Vegetation des westlichen Finnmarken", in der er alle botanischen und meteorologischen Beobachtungen, die er bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Sendung in die nördlichsten Gegenden von Lappland angestellt, auseinandersetzt. Erst ganz in neuester Zeit hat diese Arbeit zu einer Berichterstattung von Seiten des Herrn A. Richard Anlaß gegeben. Martins richtete seine Aufmerksamkeit darauf, zu untersuchen, welche Veränderungen hier das Klima in dem Charakter der Vegetation hervorgebracht. Die verschiedensten Punkte, die er zwischen dem 70—71. Grade nördlicher Breite besuchte, zeigten ihm die letzten Anstrengungen der Vegetation im Kampfe mit feindlichen Einflüssen. Je mehr man sich dem Nordkap nähert, desto beschränkter wird die Flora, obgleich man an dieser äußersten Gränze Europa's noch eine beträchtliche Anzahl von Pflanzen vorfindet, die unter dem Einflusse des ungünstigsten Klima's sich entwickeln und fortpflanzen.

Die vorzüglichsten Punkte, welche Martins besuchte, sind wohl Alten, Hammerfest, der nördlichste Hafen Norwegens, und endlich das Nordkap. Das Klima der Umgegend von Alten ist jetzt vollkommen bekannt, besonders durch die vielen und sorgfältigen Beobachtungen, welche Bravais, Lilliehek und Siljestroem im Winter 1838 angestellt. Das Resultat derselben zeigt, daß die Temperatur der Luft im Durchschnitt wenig über den Gefrierpunkt steigt, etwa 0,54 Grad über 0. Für die einzelnen Jahreszeiten ergiebt sich durchschnittlich folgender Temperaturstand: für den Winter 7,33 Grad unter 0, für den Frühling 0,66 Gr. unter 0, für den Sommer 10,12 Gr. über 0, für den Herbst 0,33 unter 0. Vom Standpunkt der Vegetation aus müssen die Jahreszeiten ganz anders gerechnet werden. So hält sich von Oktober bis Mai, also in 7 Monaten, das Thermometer durchschnittlich unter 0, und die Erde ist mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Die Pflanzen bleiben während dieses langen Winters in einem Zustande der Erstarrung, und erst mit dem Eintritt des Mai's schlagen die Bäume aus und einige krautartige Pflanzen beginnen zu blühen. Für die meisten Pflanzen reichen vier Monate hin, um alle Vegetationsstufen zu durchlaufen; die Früchte reifen spätestens im September, und dies ist der einzige und eigentliche Herbstmonat dieses Klima's.

Nimmt man hiernach an, der Sommer falle in die Monate Juni, Juli und August, der Frühling in den Monat Mai, der Herbst in den September und der Winter in die übrigen Monate des Jahres, so erhält man für diese physiologischen Jahreszeiten, wie sie Martins nennt, durchschnittlich folgende Temperaturgrade: für den Winter 5° unter 0, für den Frühling 4,21° über 0, für den Sommer 10,12° über 0, für den Herbst 5,66° über 0. Der Sommer in der Umgegend von Alten würde also ungefähr in Paris dem April entsprechen, der Frühling dem Februar, der Herbst dem März. Fügt man zu diesem noch hinzu, daß die Kälte oft 27° unter 0 ist, während im Sommer das Thermometer selten auf 25° über 0 steigt, daß die Atmosphäre beständig mit Nebeln bedeckt ist, daß die Regengüsse häufig, selten jedoch stark sind, und daß die Winde mit einer außerordentlichen Heftigkeit stürmen, so gewinnt man ein vollständiges Bild dieses nordischen Klima's.

Das Nordkap ist der äußerste Punkt, an dem die europäische Vegetation verschwindet. Denn Spitzbergen, das Neu-Groenland näher liegt als dem nördlichsten Punkte Europa's, scheint dieselbe Flora zu haben, wie der entsprechende Theil des amerikanischen Kontinents. Die Vegetation von Hammerfest (eines kleinen Hafens auf der Insel Qualoe, der unter dem 70° 41′ nördl. Breite und unter dem 21° 25′ östl. Länge liegt) weicht wenig von der des Altenthals ab, das diesseits unter dem 70. Grade liegt. Man findet hier wenigstens hundert Pflanzenarten mehr als im Norden des Meerbusens von Hammerfest, wo Martins im Ganzen 190 Arten von phanerogamischen Gewächsen gefunden hat, die er fast alle auch auf der Insel Mageröe wiederfand; und man trifft selbst bis zum Nordkap, also unter dem 71° 12′ nördl. Breite, noch eine ziemlich große Anzahl derselben. Martins war überrascht, als er ans Land stieg, sich mitten auf einer der reichsten Alpenwiesen zu sehen. Das Gras, hoch und dicht, ging ihm bis ans Knie, und er fand an der nördlichsten Spitze Europa's Blumen, welche er so oft am Fuße der Schweizer Alpen bewundert, z. B. Trollius Europaeus, Bartsia alpina, Archangelica vulgaris, Geranium Sylvaticum, Viola biflora, Hieracium alpinum, Oxyria reniformis, Arabis alpina, Polygonum viviparum, Myosotis sylvatica, Phleum alpinum und Poa alpina.

Durch Erkletterung eines steilen Abhangs erreichte Martins den abschüssigen Gipfel des Nordkaps, wo er Pflanzen sammelte, von denen einige sogar in der Nähe von Paris wachsen, z. B. Spiraea ulmaria, unser Cerastium arvense und Capsella bursa-pastoris, Veronica Serpyllifolia etc. Eben so fand er auf diesen Abhängen Nord- oder Alpenpflanzen in Menge, unter anderen: Rodiola rosea, Ranunculus polyanthemus, Thalictrum alpinum etc. „Nie", erzählt Martins, „werde ich den großartigen, wenn auch traurigen Anblick vergessen, der sich auf dem Gipfel des Nordkaps unseren Augen darbot. Vor uns das Eismeer, dessen Gränze der Nordpol, belastet von einer dichten Wolkenschicht, zu unserer Linken eine Landzunge, lang und niedrig, vom Meeresschaum gleichsam eingezäunt, zu unserer Rechten mehrere noch unbekannte Inselchen. Am Rande des Abhangs, in den das Kap sich endigt, sah ich die Brandungen des Meeres in einer Tiefe von 1000 Fuß unter mir gegen die steilen Felsen brausen. Von dieser Höhe aus betrachtet, schienen jene ungeheuren Wogen, die geradezu von Grönland, Spitzbergen oder Novaja Semlia kamen, wie ein kleiner Saum von Schaum, wie man ihn an den Ufern eines Binnensees bemerkt, den sanfte Winde nur schwach bewegen."

Nach Martins' Beobachtungen liegt der höchste Gipfel des Nordkaps 308 Metres über der Meeresfläche. Selbst hier findet man hin und wieder kleine Striche von Parmelia saxatilis, von Umbilicaria erosa und ein nur mit dem Mikroskop wahrnehmbares Moos, Orthotrichum Floerkianum, das in den Klüften verborgen ist. Auch auf dem Plateau finden sich mehrere Pflanzen, aber, entblättert durch die beständigen Stürme, in sehr armseliger Vegetation. Von Sträuchern fand Martins hier Betula nana, Salix myrsinites, Salix lapponum, Empetrum nigrum, Chamaeledon procumbens; krautartige Pflanzen fand er kaum etwas zahlreicher, es waren: Silene acaulis, Saxifraga oppositifolia und S. stellaris, Gymnostomum internedium, Diapensia lapponica, Desmatodon latifolius, Bartramia ithyphylla, endlich Evernia ochroleuca, welche den trockenen Feldern von Mageröe ein weißes Aussehen giebt.

Mannigfaltiges.

— Friedrich's Ehre. Eine recht sinnvolle Auszeichnung ist in diesen Tagen dem um die Besorgung der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen so verdienten Historiographen, Prof. Preuß, zu Theil geworden. Se. Maj. der König haben ihm nämlich mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben eine kunstreiche Gemme mit dem von Calandrelli geschnittenen, sehr ähnlichen Profil des großen Königs übersandt. Daß diese Gemme reich in Brillanten gefaßt und mit einer Krone geschmückt ist, macht sie zwar um so werthvoller, aber ihr größter Werth besteht doch in dem Friedrichsbildniß und seiner Uebersendung an den Mann, dessen Lebensaufgabe die würdige Darstellung Friedrich's, seiner Thaten wie seiner Werke, ist.

— Hohe Komponisten. Nächstens, heißt es, werden wir eine Oper, die der regierende Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha komponirt hat, auf der Berliner Hofbühne zu hören bekommen. Die Großfürstin Olga von Rußland, jetzt vermählte Kronprinzessin von Württemberg, ist ebenfalls Komponistin, und zwar mit entschiedenem Talent. Ein von ihr komponirter „Parademarsch", der auch bereits in der preußischen Armee eingeführt, ist jetzt im Verlage der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen.

— Das angebliche Wiedererscheinen der asiatischen Cholera. In London waren ähnliche ungegründete Gerüchte wie in Berlin über das Wiedererscheinen der asiatischen Cholera verbreitet. Das Athenaeum vom 8. August sagt in dieser Beziehung: „Wir haben sorgfältige Nachforschungen angestellt und diejenigen Stadtviertel Londons besucht, wo die asiatische Cholera gewiß am verbreitetsten seyn würde, wenn sie hier wäre, aber wir haben blos die Ueberzeugung gewonnen, daß von dieser Epidemie unter uns keine Rede seyn kann. Die einheimische Cholera (Brechruhr) ist allerdings vorherrschend, jedoch mit Rücksicht auf die Jahreszeit nicht in übertriebenem Maße. Aber einige Todesfälle in Folge dieser Krankheit haben dazu beigetragen, das Gerücht von dem Daseyn der asiatischen Cholera zu verbreiten. In der That sehen sich auch die Symptome beider Krankheiten sehr ähnlich, wie groß sonst auch ihre Verschiedenheiten seyn mögen, und es bedarf oft einer sehr genauen Kenntniß und Beobachtung dazu, um die eine von der anderen mit Sicherheit zu unterscheiden." — Ein Dr. Parkin in London hat so eben eine kleine Schrift unter dem Titel „On the antidotal treatment of the epidemic cholera" herausgegeben, worin er die Anwendung der Kohlensäure als Mittel gegen die asiatische Cholera empfiehlt, deren Giftstoff dadurch paralysirt werden soll; doch ist dies eine bloße Hypothese, da der Verfasser selbst noch keine Erfahrungen darüber gemacht und sich lediglich auf Versuche beruft, die in Spanien angestellt worden seyn sollen. Eine der besten Schriften, die über die asiatische Cholera seit ihrem letzten Auftreten in Europa erschienen, ist wohl die des praktischen Arztes, Herrn Dr. Bruck in Berlin. *)

*) Das Wesen und die Behandlung der asiatischen Cholera, oder wissenschaftliche Lösung der Cholerafrage, besonders der von der Königlichen Sanitäts-Kommission zu Berlin aufgestellten. Original-Abhandlung von Dr. Moritz Bruck. Berlin, Hirschwald. 1841.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 101. Berlin, Sonnabend den 22. August 1846.

Rußland.

Römische Briefe eines Russen.

Von Murawieff.*)

II. Das Palmenfest.

In diesem Jahre traf die erste Woche unserer großen Fasten mit der sechsten der Römer zusammen, und als wir die Woche der Rechtgläubigen feierten, hatten sie schon das Palmenfest begangen. Einige Tage vor dem Feste begannen die Vorbereitungen zu der großen Messe, die der Papst selbst in St. Peter halten sollte. Als ich eines Tages die Kirche besuchte, fand ich zahlreiche Arbeitsleute, mit Aexten in den Händen, beschäftigt, Gerüste und Logen aufzubauen, gleichwie für eine theatralische Vorstellung, und es ward mir das Herz bedrückt von solcher Ungebühr. Was für ein Gottesdienst ist dies, dachte ich bei mir, der nicht anders gehalten werden kann, als unter so störenden Anhängseln, und muß der römische Hohepriester wirklich in seiner Kathedrale erscheinen wie auf einer Schaubühne? — Ein großer purpurner Vorhang, mit Sternen besäet, war vor dem Platze, der dem Papst vorbehalten, ausgespannt; dort stand eine erhöhte Tribüne, doch befand sich noch kein Thronsessel auf derselben. Zwei Reihen Bänke standen im Halbkreise um diese Tribüne für die höhere Geistlichkeit. Auf beiden Seiten waren in der Höhe Logen für die römischen Fürsten und fremden hohen Personen errichtet; etwas tiefer befanden sich Plätze für die Damen von Stande und das diplomatische Corps; näher beim Hauptaltar, auf der linken Seite, eine Tribüne für das päpstliche Corps. Alles dieses war schon größtentheils mit rothem Sammet oder Tuch überkleidet, nur hier und da blickten noch die nackten Bretter hervor. Ueber dem Vorhang ragte in der Ferne die Kanzel St. Peter's hervor bis zu unerreichbarer Höhe mit dem darüber schwebenden heiligen Geiste. Zufälligerweise blickte ich hinter den Vorhang, und wie ward ich betroffen!.... Dort, unter seidenem Gezelt, wurden Büffets errichtet, und dieser ganze Theil der Basilika, an dessen Ende ein Altar stand, unmittelbar unter der Kanzel des Apostels, war für die Zeit des Gottesdienstes in ein Vorzimmer zum Gebrauch der päpstlichen Dienerschaft und in ein Ruhegemach für den Hohenpriester und seine Kardinäle verwandelt und mit allen häuslichen Bedürfnissen versehen worden. Und so sollte nur der einzige Vorhang, im Innern des Tempels und sogar an seiner heiligsten Stätte, zwischen des Apostels Grabe und der Kanzel, den Gottesdienst von dem häuslichen Treiben scheiden, als ob durch den Schritt hinter den Vorhang Papst und Kardinäle aufgehört hätten, an der heiligen Handlung Theil zu nehmen! Nie verstatteten sich unsere Greise, Patriarchen und Metropoliten, solche Freiheiten im Innern des Heiligthums, selbst nicht im vorgerücktesten Alter, weil die Ehrfurcht vor dem Heiligen ihrer körperlichen Entkräftung zu Hülfe kam, ungeachtet der Gottesdienst der orthodoxen Kirche bei weitem längere Zeit dauert, als der der Römer. Als ich diese Anordnung im Tempel erblickte, wurde ich noch mehr in meinem ersten Gedanken bestärkt, daß auch für die kirchlichen Gebäude ein Maß stattfinden müsse, welches nicht überschritten werden darf; denn die Basilika St. Peter's ist wegen ihrer ungeheuren Größe für den Gottesdienst nicht geeignet, und hätte nicht der Vorhang das erhöhte Sanktuarium abgetheilt, so würde der Sitz des Bischofs von dem Altar, wo das Mysterium vollzogen wird, allzu entfernt gewesen seyn.

Als ich am Tage des Palmensestes abermals St. Peter's Dom betrat, zeigte sich meinen Blicken nur die Außenseite des römischen Gottesdienstes; doch auch hier litt ich in tiefster Seele, als ich wahrnahm, wie, von weltlichem Prunk umgeben, die Person des Bischofs durch die des Herrschers von Rom völlig verdunkelt wird. Jemand bemerkte sehr wahr über den vom Papste gehaltenen Gottesdienst: daß er mehr einem fürstlichen Aufzuge gleiche, nur im Innern der Kirche und nicht im Palast. Hier erscheint im vollen Lichte die ganze gothische Unterlage der päpstlichen Herrschaft aus dem Mittelalter in seinen längst veralteten Formen! Vielleicht mochten die letzteren einem römischen Auge nicht befremdend erscheinen, zu einer Zeit, wo alle übrigen Gebräuche damit im Einklang standen, doch gegenwärtig machen sie einen niederschlagenden Eindruck inmitten unseres einfacher gewordenen Jahrhunderts! Ich spreche hier nur in weltlicher Beziehung, denn was das geistige Element betrifft, so wird das Gefühl kirchlicher Andacht verletzt durch die Eitelkeit des Ceremoniells, da, wo weltliche Gebräuche mit kirchlichen, die Geistlichkeit mit dem Hofe, das Militair mit der Priesterschaft, Minister mit Bischöfen so untermischt sind, daß selbst Er, der sich den Statthalter Christi nennt, auf seinem hohen Throne, umgeben von Leibgarden und Hofgesinde, bei weitem mehr ein Nachfolger der Cäsaren zu seyn scheint, als der Apostel.

Die Messe hatte bereits begonnen, als ich in die Kirche eintrat, und mit Mühe konnte ich bis zur Tribüne des diplomatischen Corps gelangen, nicht vor den Volksmassen, denn der ganze mittlere Theil des Tempels war leer, sondern wegen der Menge Militairs. Von den Pforten bis zum Hauptaltar stand in zwei Reihen die Nationalgarde unterm Gewehr; um die Thronstufen selbst bildeten die Hellebarden der Schweizergarde eine zweite militairische Kette; von hier bis beinahe an den päpstlichen Thronsessel stand die Nobelgarde der vornehmen Römer, in Uniformen, die zum Theil an die russischen Chevalier-Garden erinnerten, aber mit bedecktem Haupte und entblößtem Pallasch. Ringsum waren alle Logen und Tribünen mit Zuschauern angefüllt, dazu Alles im glänzendsten Festtagsputz und ganz wie Zuschauer eines Schauspiels, aber nicht gleich frommen Betern. Ich gelangte endlich auf die erhöhte Tribüne, wo die auswärtigen Minister saßen, die sich zu diesem Aufzug des Papstes versammelten, wie zu einem Possesse; von hier aus warf ich einen Blick auf den ganzen Theil der Kirche, der sich zwischen Stufen und Thron befand und der jetzt mit prächtigen Teppichen belegt war. Die Thronerhöhung selbst, die in einiger Entfernung mit Garden umringt war, umstanden zunächst die Canonici von St. Peter und die Hausdienerschaft des Papstes; sie bedeckten in malerischen Gruppen die breiten Stufen in purpurfarbigen und violetten Gewändern mit Hermelinkragen. Der Kardinal-Priester, welcher den Dienst während der Liturgie versehen sollte, saß zu Füßen des Thrones, angethan mit dem goldbedeckten Meßgewande und von seinem Klerus begleitet.

Dem Altar gegenüber, in beträchtlicher Entfernung davon, auf purpurbeschlagenem Thronsessel, zu dem sieben Stufen führten, unter prächtigem Baldachin, von zwei schwebenden Engeln gehalten, saß, im weißen faltigen Mantel, die weiße Mitra auf dem Haupte — der Papst selber; zwei Kardinal-Diakonen ihm zur Seite in brokatnen Chorröcken; zur rechten Hand, aber gleichfalls auf der Erhöhung, im Meßgewande der älteste der Kardinäle oder deren Dekan bischöflichen Ranges, der durch strengen Lebenswandel ausgezeichnete Micara, vom Orden der Kapuziner, dem sein langer weißer Bart ein majestätisches Ansehen verlieh. Neben demselben auf den Thronstufen stand im schwarzen Gewande einer der römischen Fürsten, dem ausschließlich das Recht zusteht, wenn der Papst den Gottesdienst versieht, neben dem Thron desselben zu verweilen. Die übrigen Assistenten, jedoch nur geistlichen Standes, saßen zur Linken des Papstes, und unter ihnen der Titularpatriarch von Konstantinopel, der nebst den übrigen Kardinal-Diakonen tiefer unten saß. Welche Verwirrung in der Kirchenhierarchie, deren sich der große Papst Leo so eifrig annahm, als er nicht zulassen wollte, daß selbst die Patriarchen von Alexandrien, Antiochia und Jerusalem ihren Altersvorrang dem von Konstantinopel abtreten sollten, da er der jüngere war; und hier nehmen die Diakonen einer Diöcesankirche den Vortritt vor dem Patriarchen, blos weil sie Römer sind! Auf der dritten Stufe standen auch die weltlichen Würdenträger Roms in goldverbrämten Ordensmänteln, die drei Wächter der Stadt, welche die Stelle des alten Senats einnehmen, denn auch sie gehören zu dem kirchlichen Hofstaat bei dem Meßdienst des Papstes. Vor dem päpstlichen Throne breitete sich ein geräumiger Halbkreis purpurbekleideter Bänke aus, in zweifacher Reihe auf der rechten Seite und in dreifacher auf der Linken; zur Rechten saßen zuvörderst in brokatnen Gewändern, mit ihren weißen Mitren die Kardinalbischöfe und Priester, zu Füßen eines Jeden sein Hausakristan und Diener, hinter denselben aber die Bischöfe und Aebte. Links vom Throne saßen blos Kardinal-Diakonen in Chorhemd und Mitra, denn die letztere ist der gemeinsame Kopfschmuck aller Kardinäle; die Dienerschaft derselben befand sich neben ihnen, weiter hinten auf zwei Bänken saßen die Ehrenprälaten und Vorsteher der geistlichen Orden. Neben der Bank der ältesten Kardinäle standen die Staatswürdenträger des römischen Gebiets von geistlichem Range in einer Reihe, unter ihnen der Großinquisitor in Dominikanerkleidung und der Gouverneur der Stadt Rom, so wie der Kriegsminister nebst den Chefs der verschiedenen Tribunäle. Sie alle, gleichwie die drei Defensoren Roms, ließen sich, als der Gesang des Glaubenssymbols und des gloria in excelsis Deo begann, auf den Stufen in einer Gruppe nieder, als ob sie Theil nähmen an der heiligen Handlung; zu Füßen des Thrones aber zwei Ceremonienmeister in schwarzer Kleidung, mit silbernen Keulen, beschlossen den kirchlichen Hofstaat des Papstes beim Gottesdienst.

*) Vgl. Nr. 92 des Magazins.

Solch ein Schauspiel mochte vielleicht für denjenigen wahrhaft majestätisch erscheinen, der nur mit dem weltlichen Auge des Beschauers die Fürstenpracht des römischen Pontifex inmitten seines geistlichen und weltlichen Hofes betrachtete, in Gegenwart der Repräsentanten aller europäischen Mächte und inmitten des prächtigsten Tempels der Welt, doch schwer fällt es einem rechtgläubigen Gemüth, Zeuge zu seyn von der weltlichen Eitelkeit des, der sich des gewaltigen Titels eines Statthalters Christi rühmt, Christi, dessen „Reich nicht von dieser Welt". Mir scheint's, als ob man entweder mit Allem gänzlich unbekannt seyn, was die erste Christenheit betrifft, oder dies vergessen haben müsse vor der fortwährenden Gewohnheit, Alles anders zu sehen, ja daß man sogar das religiöse Gefühl in sich unterdrücken müsse, um an solchem Schauspiel, das sich auf keine Weise rechtfertigen läßt, ein Ergötzen zu finden.

Der eifrigste Anhänger der römischen Kirche möge die Hand aufs Herz legen und sagen: ob dies Schauspiel die Andacht einzuflößen vermöge, welche dem Heiligthum entspricht? Und ist es möglich, auf diesem gothischen Fundamente der Jahrhunderte des Mittelalters den Nachfolger nicht nur der Apostel, sondern auch der großen Päpste Leo und Gregor zu erkennen? Ich spreche hier nicht mit dem Geiste des Vorwurfs, sondern mit dem Gefühl christlicher Liebe, das schmerzhaft berührt wird von so arger Verfinsterung des apostolischen Lehrstuhls durch eitlen Weltprunk. (Schluß folgt.)

England.

Sir Rob. Peel's letzte Rede als Premierminister.

(Schluß.)

Ich habe Grund zu glauben, daß der edle Lord (John Russell), Repräsentant der Bürgerschaft Londons, von der Königin den Auftrag erhalten hat, sie in der Zusammensetzung des Kabinets zu unterstützen. Ich vermuthe, daß das allgemeine Prinzip, welches die Politik des Ministeriums des edlen Lords beherrschen wird, die Beibehaltung der Grundsätze seyn werde, deren Ziel die freiere Gestaltung unserer kommerziellen Verhältnisse mit den anderen Ländern ist. (Beifall.) Wenn seine Politik so beschaffen ist, wie ich denn bestimmt glaube, daß sie es seyn wird, so werde ich es für meine Pflicht halten, der diese Politik befolgenden und ausübenden Regierung meine herzliche Unterstützung zu widmen. (Beifall.) Ich setze voraus, daß die Minister diese Politik definitiv annehmen werden, und daß, wenn andere Länder es vorziehen, ihre Bedürfnisse theurer einzukaufen, dies für uns keinen Grund zur Entmuthigung abgeben wird. (Beifall.)

Ich hoffe, daß die Minister jene Politik, deren Unannehmlichkeiten so wohl erkannt worden sind, nicht wieder aufnehmen werden, nämlich mit den fremden Ländern zu handeln und zu feilschen, statt die unabhängige Verfahrungsweise zu befolgen, die wir für unsere Interessen ersprießlich gefunden haben (Beifall); in Rücksicht darauf, daß, Dank dem Einflusse der öffentlichen Meinung in den anderen Ländern, unser Beispiel mit den praktischen Vortheilen, die wir daraus ziehen werden, für eine wenig entfernte Epoche eher die Befolgung derselben Verfahrungsweise sichern wird, als daß wir hoffen dürften, kommerzielle Vorrechte zu erlangen, welche die Beschränkung der Einzelrechte aufwiegen könnten. (Beifall.) Ich verstehe darunter nicht, daß die Befolgung dieses Prinzips jedes moralische Bedenken überwiegen und alle Bewohner dieses Königreichs dem ungewissen Erfolge einer ungleichen Konkurrenz mit den anderen Nationen aussetzen soll. Ich hoffe, daß unsere Handels-Politik stets bedacht seyn werde, dasjenige zu beseitigen, was zur Beschränkung des Handels beiträgt.

Ich würde Anstand nehmen, den neuen Ministern die Ergreifung dieser Maßregeln anzuempfehlen, wenn sie die Gefahr mit sich führten, eine bedeutende Verwirrung in das große sociale System zu bringen. Ich würde mich erinnern, daß Letzteres unter der gegenwärtigen Verwaltung große Proben hat bestehen müssen und daß der Ueberschuß der Einnahme schwächer ist, als ich es im Interesse des Landes wünschen muß. Indem ich daher meine herzliche Unterstützung anbiete, um die allgemeinen Grundsätze der kommerziellen Politik, die in dieser Sitzung die Sanction des Parlaments empfangen haben, zur Geltung zu bringen, werde ich doch das Ministerium nicht zu der augenblicklichen und übereilten Annahme solcher Maßregeln drängen, wodurch die Finanzen des Staats verwirrt und Interessen verletzt werden könnten, die ein Anrecht auf Schutz haben.

Hier muß ich das Haus daran erinnern, daß ich meine persönliche Meinung und nicht die eines Anderen ausspreche; aber ich zweifle nicht, daß diejenigen, welche den von mir in Vorschlag gebrachten Maßregeln bereitwillige Unterstützung gewährt haben, geneigt sind, dieser Meinung beizutreten und ihren Beistand ähnlichen Maßregeln stets zu gewähren. Ich weiß nicht, ob es nothwendig ist, daß ich noch andere Erklärungen gebe. Fern sey mir der Gedanke, ärgerliche Vergleichungen anzustellen und unpassende Anspielungen zu machen; aber ich will die Macht nicht aus den Händen legen, ohne wenigstens folgende Bemerkung zu machen: Ich hoffe, daß während der fünf Jahre, in denen die Macht in meinen Händen gewesen ist, die Interessen und die Ehre des Landes nicht gelitten haben. (Beifall.) Ich glaube versichern zu können, daß während dieses Zeitraums die Last der Abgaben gleichförmiger vertheilt und der ungerechte und drückende Zwang, unter dem eine große Zahl von Unterthansklassen z. B. seufzte, aufgehoben worden ist.

Ich glaube versichern zu können, daß der größte Theil der Einschränkungen, wodurch der nationale Handel verletzt wurde, verschwunden ist. Ich glaube versichern zu können, daß, ohne Einmischung in rechtmäßige Speculationen und ohne Schaden für den Kredit des Landes, das Geldsystem zu einer gewissen Festigkeit gebracht ist, Dank der herzlichen Unterstützung, die im Jahre 1843 den durch das Ministerium vorgeschlagenen Maßregeln in Betreff der englischen Bank, der Actienbanken und der Privatbanken gewährt worden ist. (Beifall.) Ferner glaube ich versichern zu können, daß die Befestigung unserer Herrschaft in Indien durch die von uns befolgte Politik nicht gelitten hat (Beifall), und daß der Ruhm und die Ehre der englischen Waffen zu Lande und zu Wasser in allen Theilen der Welt durch unsere Anstrengungen und durch die Tapferkeit und die Ergebenheit der Soldaten und Seeleute dieses Landes aufrecht erhalten ist. (Beifall.) Obgleich beträchtliche Verminderungen in den öffentlichen Lasten bewirkt worden sind, so habe ich doch die Genugthuung, sagen zu können, daß die natürlichen Vertheidigungsmittel, sowohl auf dem Lande wie zur See, verbessert worden sind, und daß die Armee und die Marine in dem besten Zustande sich befinden. Ich wünsche auch dem Hause Glück dazu, daß die am 5ten des nächsten Juli zu vollziehende und bekannt zu machende Rechnungslegung darthun wird, daß, trotz der Erniedrigung der Steuern, durch die Consumtion der Zoll- und Steuerartikel und durch die allgemeine Wohlfahrt des Landes die sonst möglicherweise vorhandenen Lücken ausgefüllt sind.

Ich füge hinzu, daß, ohne zu strenge Anwendung der Gesetze und ohne die Freiheit der Person oder der Presse in England einzuschränken oder zu verletzen, wir einen vollständigen Gehorsam und eine vollständige Unterwerfung unter das Gesetz gefunden haben, wie sie die Nationalgeschichte nur in seltenen Beispielen darbietet; und vielleicht ist zu keiner anderen Epoche die Anwendung der Gewalt zur Unterdrückung politischer Vergehen seltener nöthig gewesen.

Es wird mir ohne Zweifel gestattet seyn, einem der ausgezeichnetsten Mitglieder der Regierung in wenigen Worten eine verdiente Anerkennung zu Theil werden zu lassen; wenn er vielleicht weniger als andere an den parlamentarischen Diskussionen Theil genommen hat, so hat er doch nicht geringeren Anspruch auf den Beifall des Publikums in Rücksicht auf seine Anstrengungen zur Erhaltung des Friedens. Ich spreche von meinem edlen Freunde, dem Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten. Er hat keinen Anstand genommen, sich zu der Lehre zu bekennen, daß in einem christlichen Lande ein christlicher Minister die moralische Verpflichtung hat, alle anderen Hülfsmittel zu erschöpfen, ehe er zu dem letzten des Kriegs greift! (Beifall.) Wenn er vor der offenen Darlegung dieser Ansicht nicht zurückgewichen ist, so ist andererseits (und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, es auszusprechen) niemals ein von dieser moralischen Verpflichtung durchdrungener Minister weniger als er geneigt gewesen, wesentliche Interessen zu opfern oder der Würde und der Ehre des Landes etwas zu vergeben, in der Absicht, diese schätzenswerthe Wohlthat sicherzustellen. (Beifall.)

Ich hoffe, daß wir die auswärtigen Verhältnisse Englands in einem befriedigenden Zustande hinterlassen. Ich rede hier nicht blos von Frankreich, ich rede hier auch von den anderen Großmächten Europa's, wenn ich sage, daß man Vertrauen zu den Absichten Englands hat, und daß ein wirkliches Verlangen seitens der Regierungen der anderen Mächte vorhanden ist, mit uns zur Aufrechthaltung des Friedens mitzuwirken. Gerade dieses gegenseitige Vertrauen zu den Absichten und der Ehre der Männer der Politik ist es, was die Aufrechthaltung des Friedens erleichtert. Wir haben Konflikte mit Frankreich in entfernten Gegenden; es finden sich dort leidenschaftliche Agenten, die, wie natürlich und billig, auf ihr betreffendes Vaterland eifersüchtig sind. An sich unbedeutende Zänkereien würden in den Augen dieser Eifersucht eine größere Wichtigkeit erlangen, ein zu leidenschaftlicher Wetteifer für die Nationalehre würde leicht in einen Anlaß für einen die Nationen gegenseitig erbitternden Krieg verwandelt werden können, wenn die berathenden Behörden der großen Mächte an ihrer Spitze nicht Männer hätten, die, in der Ueberzeugung, daß das wahrhafte Interesse der civilisirten Welt den Frieden fordere, entschlossen sind, ihr betreffendes Vaterland nicht durch die Leidenschaftlichkeit einiger exaltirter Männer in einen Krieg verwickeln zu lassen!

Wenn Etwas mich eine Entschließung des Hauses hätte bedauern lassen, durch die dem Daseyn der Verwaltung ein zu frühes Ende bereitet würde, so wäre es das Verlangen gewesen, daß sie den Tag erlebe, an dem man von den Vereinigten Staaten die Nachricht empfing, welchen Erfolg unsere letzten Bemühungen gehabt, um die Zwistigkeiten zu heben, die uns leicht in einen Krieg hätten verwickeln können, wenn sie nicht schnell beigelegt wurden. Dies Resultat hat unserer Erwartung entsprochen. Zwei Tage nach Empfang der Nachricht über den von beiden amerikanischen Häusern zugleich ausgesprochenen Wunsch, daß die Versuche, eine friedliche Beendigung der Zwistigkeiten herbeizuführen, gelingen möchten, obgleich das Anerbieten, einen Schiedsrichter zu wählen, zurückgewiesen wurde, standen wir nicht an, das zu thun, was am nothwendigsten und wesentlichsten geschehen mußte. Demnächst beschlossen wir, nicht neue Unterhandlungen anzuknüpfen, sondern offen die Bedingungen zu spezifiziren, unter denen wir in die Theilung des Oregongebietes willigen würden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, von welcher Art auch seine früheren Ausdrücke seyn mochten, und wie geneigt er seyn mochte, eine andere Verfahrungsweise zu beobachten, hat mit verständigem Patriotismus beschlossen, unsere Vorschläge dem Senat zur Entscheidung vorzulegen, dessen Beistimmung zur Beendigung jeder Angelegenheit dieser Art nothwendig ist. Der Senat hat, in demselben Sinne handelnd — es freut mich, Ihnen dies mittheilen — die Annahme der von uns aufgestellten Bedingungen angerathen. (Hört!) In Betracht der Wichtigkeit der Frage, und in Betracht dessen, daß ich vielleicht am heutigen Tage zum letztenmale zu dem Hause in der Eigenschaft

als Minister der Krone zu sprechen Gelegenheit haben werde, werde ich das Haus mit der Form, in der wir unsere Unterhandlungen gefaßt haben, bekannt machen. Folgendes sind die von uns in Betreff der Lösung der Oregonfrage gemachten Vorschläge.

In dem ersten Artikel der Convention heißt es: „Die Gränzlinie zwischen dem Gebiet J. M. der Königin Großbritaniens und dem der Vereinigten Staaten wird von dem äußersten Punkt des 49. Grades nordwestlicher Breite, am 49. Grad nördlicher Breite entlang, bis zur Mitte des Kanals sich erstrecken, der das Festland von der Insel Vancouver trennt, und, sich von dort südlich wendend, mitten durch besagten Kanal und die Meerenge von Juca bis zum Stillen Ocean fortlaufen, unter der Bedingung jedoch, daß die Schifffahrt in besagtem Kanal so wie in der Meerenge im Süden des 49. Grades nördlicher Breite beiden Seiten frei stehen soll."

Der zweite Artikel der Convention lautet: „Von dem Punkte ab, wo der 49. Grad nördlicher Breite den großen südlichen Arm des Kolumbiaflusses durchschneidet, soll die Schifffahrt auf diesem Arm der Gesellschaft der Hudsonsbay so wie allen englischen Unterthanen, die mit jener Handel treiben, freistehen, und zwar bis zu dem Punkte, wo dieser Arm sich mit dem Hauptstrom des Kolumbiaflusses vereinigt, und von hier aus auf diesem Hauptstrom abwärts bis zum Westen, mit dem freien Zutritt zu diesem Fluß oder zu diesen Flüssen. Es versteht sich, daß alle gewöhnlichen Wege, die an der eben beschriebenen Linie hinlaufen, in derselben Weise frei und offen seyn sollen."

Bei der Schifffahrt auf diesen Flüssen sollen die englischen Unterthanen mit ihren Waaren und Produkten den Bürgern der Vereinigten Staaten durchaus gleich behandelt werden. Es versteht sich, daß Nichts in diesem Artikel in der Art ausgelegt werden soll, als verhindere derselbe oder habe derselbe den Zweck, die Regierung der Vereinigten Staaten zu verhindern, Anordnungen in Rücksicht der Schifffahrt auf diesen Flüssen zu treffen, die mit dem gegenwärtigen Vertrage nicht unverträglich sind.

Ich kann die Freude und die Genugthuung nicht schildern, welche ich diesen Morgen nach der Rückkehr von meinem Besuche bei Ihrer Majestät, den ich gemacht hatte, um die Bitte um unsere Entlassung einzureichen, empfand, als ich folgenden Brief von Herrn Packenham empfing, der mir die Versicherung einer unmittelbaren Beilegung aller Streitigkeiten zwischen den beiden Ländern gab. Herr Packenham schreibt mir von Washington vom 13. Juni:

„Der Präsident hat am vergangenen Mittwoch dem Senat gemeldet, daß er der Ansicht dieser Körperschaft den Entwurf einer Convention zur Lösung der Oregonfrage unterwerfe, ein Entwurf, mit dessen Vorlegung behufs Annahme seitens der Vereinigten Staaten ich durch eine Depesche vom 18. Mai beauftragt worden war. Der Senat hat mit einer Stimmenmehrheit von 38 gegen 12 Stimmen den Beschluß gefaßt, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten anzurathen, die durch die Regierung der Königin in Vorschlag gebrachten Bedingungen anzunehmen. Der Präsident hat nicht angestanden, diesem Rath zu befolgen. In Folge dessen hat Herr Buchanan den Auftrag erhalten, mir zu sagen, daß die seitens der Regierung der Königin angebotenen Bedingungen durch die Regierung der Vereinigten Staaten genehmigt seyen, ohne daß auch nur ein Wort hinzugefügt oder daran geändert worden sey."

So haben zwei große Länder, dem Einfluß der öffentlichen Meinung, die stets jede Macht beherrschen muß, gehorchend, durch ihre Mäßigung und Versöhnlichkeit dem Unglück eines Krieges zwischen zwei Völkern derselben Abstammung und Sprache vorgebeugt, eines Krieges, der für die ganze Welt unheilbringend gewesen wäre, und der mit einem Worte mehr Geld gekostet hätte, als die Gesammtheit des streitigen Landstrichs werth gewesen. Ich glaube somit diese Streitigkeit in einer mit der Ehre und dem Interesse der beiden Länder vollkommen verträglichen Weise abgethan und, wie ich hoffe, jedes Gefühl der Mißstimmung zwischen ihnen getilgt. Ich füge hinzu, daß, als der Krieg zwischen Amerika und Mexiko ausgebrochen war, die Regierung der Königin den Herrn Packenham wissen ließ, daß dieser Umstand in dem Verlangen, die bewußte Angelegenheit auf gütlichem Wege zu ihrem Ende zu führen, Nichts ändere.

Wir haben dem Kriege mit Mexiko keinen Einfluß auf unsere Handlungsweise gestattet. Wir haben dem Herrn Packenham erklärt, daß dieser Umstand unser Verlangen nach Erhaltung des Friedens in Nichts modifizire. Da er die Absichten seiner Regierung kannte, wiewohl es seinem Gutdünken überlassen war, den Vorschlag zurückzuziehen, im Fall er voraussah, daß er nur, ohne Aussicht auf günstigen Erfolg, zur Verlängerung der Unterhandlungen diene, so betrachtete er die Möglichkeit des Krieges mit Mexiko als nicht geeignet, um uns zur Zurücknahme des Vorschlags zu veranlassen. Er handelte so unter eigener Verantwortlichkeit; er zog den Vorschlag nicht zurück, der seitdem durch die amerikanische Regierung angenommen ist. Wir haben schon unsere Vermittelung zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko angeboten. Ich freue mich also, daß ich Ihnen, indem ich die Gewalt zu den Füßen der Majorität des Hauses niederlege, offiziell die Versicherung geben kann, daß jeder Grund zum Streit zwischen England und der amerikanischen Union in einer für die beiden Länder ehrenvollen Weise gehoben ist.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan; ich habe Alles vermieden, was eine Diskussion herbeiführen konnte. Indem die Regierung die kommerziellen Maßregeln vorschlug, die ihr das Vertrauen vieler Mitglieder, welche früher mit ihr stimmten, geraubt haben, hat sie nur das Interesse des Landes im Auge gehabt. Wir wollen die drohende Noth entfernen und Reibungen zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft verhindern.

Die Liebe zur Gewalt hat uns nicht zu dem Vorschlage dieser Maßregeln getrieben, denn wir wußten recht wohl, daß ihre Verwerfung oder ihre Annahme unserer Verwaltung ein Ziel setzen würde; und ich weiß nicht, ob es nicht für das Publikum vortheilhaft ist, daß die Minister, wenn sie mit Maßregeln hervortreten, die sich mit ihren früheren Ansichten nicht vereinigen lassen und sie dem Vorwurf der Veränderlichkeit aussetzen, der Macht entsagen.

Ich wünsche nicht, einem Anderen das Verdienst des Sieges zu schmälern. Nicht die Opposition, nicht wir dürfen uns den Ruhm beimessen, daß jene in Folge einer neuen Combination der Parteien kürzlich genehmigten Maßregeln angenommen sind. Der Name, den man mit diesem Erfolge zugleich nennen muß, ist weder der meinige, noch der des edlen Lords: es ist der Name eines Mannes, der aus reinen und uneigennützigen Motiven gehandelt hat, gestützt auf die Vernunft und auf eine Beredsamkeit, um so bewundernswürdiger, als sie nicht affektirt ist, der Name Richard Cobden's.

In wenigen Stunden werde ich die Gewalt, welche ich fünf Jahre in Händen gehabt, niederlegen; ich lege sie ohne Widerstreben nieder und werde mich der Zeichen des Vertrauens, dessen sie mich theilhaftig werden ließen, lebhafter erinnern als Ihrer neulichen Opposition. Ich verlasse die Macht mit einem durch viele ehrenwerthe Männer hart beschuldigten Namen, die aus Grundsatz die Lockerung der Parteibande tief bedauern, und zwar nicht aus Interesse, sondern weil sie die Treue gegen die Verbindlichkeiten und das Vorhandenseyn starker Parteibande für das öffentliche Wohl als sehr nützlich betrachten. Ich hinterlasse einen Namen, der jedem Monopolisten und vielen Männern, die das Monopol nicht aus ehrenwerthen Beweggründen, sondern aus Egoismus wünschen, ein Gräuel ist. Aber vielleicht wird mein Name zuweilen mit dem Ausdruck des Wohlwollens genannt in jenen bescheidenen Behausungen, wo Männer wohnen, deren Loos die Arbeit ist und die ihr tägliches Brod im Schweiß ihres Angesichts essen. Vielleicht sprechen sie meinen Namen mit freundlichem Andenken aus, wenn sie von ihren Anstrengungen ausruhen, indem sie eine reichliche Nahrung zu sich nehmen, die um so labender ist, als sie nicht mit Empfindungen der Ungerechtigkeit verknüpft ist.

Ich lade das Haus ein, sich zu vertagen.

Nord-Amerika.

Ein politischer Tendenzroman von Cooper.

Aus der Vorrede zu Cooper's Schanzgräbern ersehen wir, wie der Oppositionsgeist vor vierundzwanzig Jahren den populärsten amerikanischen Novellisten zum Schriftsteller machte. Nach seinem neuesten Roman Ravensnest („Rabennest") zu schließen, scheint es, daß derselbe Oppositionsgeist seine Erfindungskraft in Thätigkeit erhält. Als Herr Cooper in Europa war, zeigte er sich so entschieden amerikanisch, daß der kritisch nachsichtigste unter allen Kollegen, Walter Scott, sich zu einer Bemerkung darüber veranlaßt sah; jetzt, da er in den „Staaten" angesiedelt ist, erscheint er unzufrieden, verstimmt und im höchsten Grade gequält von den Mißbräuchen, die um ihn herum wuchern und die er nicht als blos zufällige Auswüchse betrachten will, denen eine Gesellschaft von solcher Beschaffenheit, wie die seines Vaterlandes, nicht entgehen kann, als Uebelstände, die mit der Zeit vergehen werden und über deren Vorhandenseyn ein denkender Mensch nicht berechtigt ist, sich zu wundern, geschweige denn zu verzweifeln. „Ravensnest" ist in Form eines Romans eine Reihe von Abhandlungen über politische Oekonomie, die ihren Gegenstand eben so ernst verfolgt, als „Cousin Marshall" oder „Berkeley der Banquier." Nun ist aber der Roman und nicht die Politik die starke Seite unseres Verf. Eine Seite aus seinem „letzten Mohikaner", oder der „Prairie", oder dem „Piloten", oder dem „Bravo" ist mehr werth, als die neunhundert, welche diese drei Bände enthalten. Wenn er eine Flucht durch die Wildniß oder eine Seejagd in des „Teufels Rinne" beschreibt, ist Herr Cooper warm und begeistert; wenn er aber politische Uebelstände und die Irrthümer des eigensinnigen Jonathan beschreibt, ist er leidenschaftlich und persönlich. Die Wunderlichkeit des Mannes, der Streitigkeiten über den Vorrang bei Tische mit dem Bajonnett ausgefochten haben will, blickt aus jeder Betrachtung und aus jeder beißenden Bemerkung hervor. Auch ist Schulmeisterei immer etwas Langweiliges und bei Herrn Cooper in verstärktem Maße.

Bei alledem ist „Ravensneſt" den meisten heutigen Novellen in englischer Sprache überlegen. Die Charaktere sind schärfer gezeichnet und das Interesse der Geschichte geschickter durchgeführt. Die Erzählung dreht sich um die Bestrebungen einer gewissen demokratischen Partei in Amerika, das alte Verhältniß zwischen Pächter und Gutsherrn aufzulösen und den Ersteren zum unabhängigen Eigenthümer zu machen. Die Nachricht von Umtrieben der Art in Ravensneſt kommt über das Atlantische Meer zu den Besitzern desselben, Herrn Littlepage und seinem Neffen, welche, wie die meisten amerikanischen Absentees, in Paris damit beschäftigt sind, ihr Leben zu genießen. Um die Widerspänstigen zur Ordnung zurückzuführen, wird sofortige Rückkehr nöthig. Da aber der Gutsherr und sein Verwandter nicht ohne Gefahr in ihrem eigenen „Kohlgarten" erscheinen können, und da es vor Allem darauf ankommt, sich zu überzeugen, wie weit die schlechte Stimmung sich unter Littlepage's Pächterschaft verbreitet hat, so beschließen „Onkel Ro" und „Capitain Hugh" bei ihrer Landung in Newyork, sich zu verkleiden, und zwar der Aeltere als deutscher Hausirer, der Jüngere als herumziehender Musikant, wobei sie unter ihren schäbigen Perrücken ein Kauderwelsch annehmen, das schwerlich irgend Jemand von weniger als übernatürlicher Schlauheit ein paar Stunden lang, geschweige denn während einer Reihe von ernsten Nachforschungen durchzu-

führen im Stande seyn wird. Seit den Tagen, wo Troja's Zerstörung besungen ward, gab es keinen glücklicheren Romanstoff, als die Rückkehr des rechtmäßigen Herrn in Knechtsgestalt, besonders wenn es sich, wie in dem Fall von Hugh Littlepage, nicht blos um Gesetzes-, sondern auch um Liebesfragen handelt, indem die Tochter eines Geistlichen, Mary Warren, die eben so bescheiden als gut ist, gegen den herumziehenden deutschen Spielmann eine Herablassung zeigt, die sie aus Furcht, mißverstanden zu werden, vor dem jungen Gutsherrn hätte verbergen müssen. In reichem Gegensatz zu dieser seiner Auserwählten stellt sich die kühne Opportunity Newcome dar, welche nicht daran denkt, auf einen Bewerber zu warten, und die, um den Gegenstand ihrer Wahl vor der Rotte der Antirenters zu retten, welche Ravensnest als Indianer verkleidet anzugreifen beabsichtigen, ihren bösen Bruder Seneka in die Klemme bringt. Außerdem führt Herr Cooper noch wirkliche Rothhäute ein, die eine Pilgerschaft angetreten haben, um einen Patriarchen ihres Stammes, der seit lange bei der Familie Littlepage lebt, zu besuchen. Dies wären ziemlich alle Hauptmomente der Erzählung, und wir theilen nur noch eine Stelle aus derselben mit, um einen Begriff von der Ideenrichtung zu geben, welche dieses neueste Produkt des Herrn Cooper auszeichnet.

„Albany! liebes, gutes, altes Albany!" rief mein Onkel Ro aus, als wir auf der Zugbrücke stehen blieben, um die geschäftige Scene in dem Bassin zu betrachten, wo buchstäblich Hunderte von Kanalböten entweder stilllagen, um aus- oder einzuladen, oder ab- und zufuhren; „liebes, altes Albany! du bist eine Stadt, zu der ich immer mit Vergnügen zurückkehre, denn du wenigstens täuschest meine Erwartungen nie. Du bist eine Landstadt vom ersten Rang, und obgleich ich deine zierliche alte holländische Kirche vermisse und deine bäuerisch aussehende alte englische Kirche in der Mitte deiner Hauptstraße, so ist doch jede Veränderung, die mit dir vorgeht, respektabel. Das Nachtheiligste, was sich von dir sagen läßt, ist die Vertauschung des Namens „Marktstraße" mit der jämmerlichen Nachahmung „Broadway"*); bedenkt man aber, daß eine Horde Yankee's seit dem Anfang dieses Jahrhunderts über dich hergefallen ist, so kannst du von Glück sagen, daß die Straße nicht der „appische Weg" genannt wurde. Verändert genug bist du seit meiner Kindheit! Deine Giebeldächer verschwinden; Marmor und Granit steigen in deinen Straßen empor, aber sie nehmen ehrbare Gestalten an und sind frei von dem Ehrgeiz, auf Stelzen zu gehen; dein Bassin hat den Charakter deines einst halb waldartigen, halb dem Handel dienenden Stroms ganz verändert; aber es giebt deinem Mannesalter einen Ausdruck von Ueberfluß und Wohlstand, der für deine Zukunft viel verspricht." Der Leser kann sich denken, daß ich über diesen Erguß herzlich lachte; denn ich konnte kaum in meines Onkels Gefühle eingehen. Albany ist sicherlich ein ganz hübscher Ort und verhältnißmäßig eine viel respektablere Stadt als das „Handelsemporium" (Newyork), das am Ende äußerlich nur ein riesenhaftes Konglomerat von starker Mittelmäßigkeit mit dem Anspruch auf den Rang einer Hauptstadt ist. Albany dagegen will nichts weiter als eine Provinzialstadt seyn, und in dieser Klasse nimmt es eine hohe Stelle ein. Beiläufig giebt es nichts, worin „unser Volk", amerikanisch gesprochen, sich mehr täuscht als in der Beurtheilung dessen, was eine Hauptstadt ausmacht. Es wäre lächerlich, zu glauben, daß die Repräsentanten einer Regierung wie die der Vereinigten Staaten, irgend einem Ort den Ton, die Meinungen, die Gewohnheiten und Manieren einer Hauptstadt mittheilen können, da sie das nicht geben können, was sie in ihrer eigenen Person nicht besitzen. Selbst der Kongreß, obgleich ziemlich frei von den meisten Fesseln, die der Constitution mit inbegriffen, vermag dies nicht. Meiner Meinung nach kann ein Mann, der die Welt gesehen hat, mit verbundenen Augen in das feinste Quartier von Newyork versetzt werden — und die Stadt hat neue Quartiere, in welchen die erwähnten Mißverhältnisse nicht vorhanden sind — und er würde, wenn man ihm die Binde abnähme, sich nicht in einer Hauptstadt zu befinden glauben. Das Letzte, was eine Stadt zur Hauptstadt machen kann, ist der Handel. Ein Newyorker Dorf sieht oft weniger bäuerisch aus als die Dörfer des civilisirtesten Landes in Europa; aber eine Newyorker Stadt steht um viele Stufen unter der Hauptstadt eines großen Staats in der alten Welt. Wird Newyork je eine Hauptstadt werden? Gewiß, ohne alle Frage, aber erst dann, wenn die plötzlichen Veränderungen der Vermögensverhältnisse, welche so naturgemäß die Revolution begleiteten, keinen Einfluß mehr auf die gewöhnliche Gesellschaft üben und die Obenstehenden den Untenstehenden wieder mehr mittheilen als sie empfangen. Diese Rückkehr in den natürlichen Zustand muß eintreten, sobald die Gesellschaft eine feste Gestalt angenommen; dann läßt sich nicht absehen, was eine Stadt, die unter unseren Institutionen lebt, verhindern sollte, den besten Ton zu gewinnen, der je in einer Hauptstadt herrschte. Die Thorheit liegt darin, daß man dem natürlichen Lauf der Ereignisse vorgreifen will. Nichts jedoch wird diese Entwickelung mehr beschleunigen, als eine Literatur, die nicht von der niederen, sondern von der höheren Meinung des Landes kontrolirt wird, eine Literatur, die großentheils erst geschaffen werden soll."

*) Dies ist bekanntlich der Name der eleganten „breiten Straße" in Newyork.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Musik in Berlin. Trotz der schlechten Geschäfte, welche die italiänische Oper während der letzten Jahre in Berlin gemacht, hat sich die Direction des Königstädtischen Theaters doch nicht zurückschrecken lassen, für die bevorstehende Saison abermals eine Gesellschaft jenseits der Alpen zu rekrutiren, und zwar steht diesmal ein hochgeborener Impresario, ein Graf Camillo Ritti, an der Spitze der Truppe, die nicht weniger als drei sogenannte absolute Primadonna's (Prime Donne Assolute), eine erste Altistin, zwei zweite Sängerinnen, zwei erste Tenore, einen zweiten Tenor, einen ersten Baryton, drei Bassisten und einen ersten Buffo zählt. Was aber dem Ganzen die Krone aufsetzt, ist, daß eine Prima Donna Assolutissima, Madame Viardot-Garcia, eine Reihe von Gastrollen bei dieser Gesellschaft geben wird, was ihr allerdings einen größeren Erfolg sichert, als die italiänische Oper bei uns während der beiden letzten Jahre gefunden hat. Berlin ist in der That kein empfänglicher Boden für die italiänische Musik, und zu allen Zeiten hat hier Gluck über Piccini, Weber über Rossini, und Meyerbeer, der Komponist der „Hugenotten" und des „Feldlagers", über Meyerbeer, den Komponisten der „Emma di Rosburgo" und des „Crociato in Egitto", den Sieg davongetragen. Gleichwohl ist doch auch der vortheilhafte Einfluß, den eine gute italiänische Oper auf die Methode und Technik der Gesangskunst übt, nicht gering anzuschlagen. In dieser Beziehung dürfen wir es auch als einen Gewinn betrachten, wenn von solchen Gesellschaften einzelne Mitglieder, wie der Baryton, Signor Graziani, als Gesanglehrer ihren bleibenden Wohnsitz in Berlin aufschlagen. Kürzlich ist diesem auch als Tanzkomponisten ausgezeichneten Musiker die Ehre zu Theil geworden, daß Se. Maj. der König die Widmung eines „Corsomarsch" von der Composition des Herrn Graziani angenommen und demselben dafür die goldene Medaille für Kunst bewilligt hat. Der „Corsomarsch" ist zugleich unter die Preußischen Armeemärsche (Verlag der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung) aufgenommen worden.

— H. und B. Heine. Die Nachricht vom Tode des Dichters H. Heine war schon Freitag den 7. August hier verbreitet und hatte bei vielen Personen aus der gebildeten Gesellschaft um so mehr Theilnahme gefunden, als man in solchen Augenblicken sich nur der Eindrücke erinnert, die der eigenthümliche Dichter in uns zurückgelassen, aber Manches aus der Geschichte der Thaten und Gesinnungen des Menschen vergißt. Einige Tage später brachten auch unsere Zeitungen die Nachricht, doch so, daß Angaben der Zeit und des Ortes schon den Gedanken an eine Verwechselung oder Unwahrscheinlichkeit aufkommen ließen. Jetzt ergiebt sich durch bestimmtere Nachrichten, daß allerdings eine Verwechselung stattgefunden hat, daß nämlich der Professor B. Heine aus Würzburg, der Gründer der orthopädischen Anstalten in Deutschland, es war, der in der Nähe Berns am letzten Julitage gestorben ist, und daß man in Bern allgemein geglaubt, es sey H. Heine. Es beweist dies von der weiten Verbreitung des Namens des Dichters, daß man bei der Nachricht vom Tode eines Heine nur an ihn dachte und keinen anderen, noch so berühmten Mann dieses Namens kannte, und vielleicht wäre der berühmte Göttinger Heyne einer gleichen Verwechselung unterworfen worden, wenn er um diese Zeit in der Schweiz gestorben wäre. Mit B. Heine steht H. Heine in weiter keinem Verhältniß, als daß jener manchen buckligen Menschen gerade machte, dieser aber manchen Menschen bucklig durch Lachen machte. Es gab anfangs Leute, die da glaubten, H. H. selber sey der Veranlasser des Gerüchts, um auf diese Weise zu erfahren, wie seine Feinde vom Todten sprechen werden, und, im Falle sie sich bekehren, sie für immer in ihrer Opposition paralysirt zu haben. Es hat einen solchen Kunstgriff bekanntlich Karl Maria v. Weber seiner Zeit mit großem Erfolge angewendet. Indessen ist H. weit entfernt, solches Stückchen bei seiner jetzigen Lage nachahmen zu wollen, so sehr es sonst seiner Schalkhaftigkeit angestanden haben würde. Er bringt vielmehr ein leidenvolles Daseyn in den Bädern der Pyrenäen zu, von wo aus er der Allg. Zeitung noch immer mit gewohnter Lebhaftigkeit und bildlichem Anschauungsvermögen Briefe zusendet. In einem dieser Briefe (Nr. 217), in dem man gleichwohl das körperliche Leiden zwischen den Zeilen liest, beklagt er sich spottend über einen Berliner Korrespondenten, der ihn in der Deutschen Allg. Zeitung für verrückt und für einen Bewohner des Irrenhauses ausgiebt; er versichert, er sey bei vollem Verstande und gehe noch auf freien Füßen umher.*) Allein er hat dem Korrespondenten in einer Hinsicht Unrecht gethan. Dieser nämlich (oder ein gleichbegabter Korrespondent) hatte früher behauptet, H. sehne sich innigst nach den Ufern der Spree, wolle sich in Berlin niederlassen und sey deshalb mit der Polizei in Unterhandlung getreten. Wäre diese Nachricht begründet, so wäre auch die Annahme des Wahnsinns nicht ohne Grund. Ein schwer Kranker, der sich von Paris und dem südlichen Frankreich nach Berlin zurückziehen will, von dem darf man straflos behaupten, die Leiden müssen ihm stark zu Kopfe gestiegen seyn. Wir wiederholen: Möge er in den Bädern von Barèges alle Schmerzen und alle Sünden abwaschen und mit rüstigerem und sittlicherem Eifer der Literatur zurückgegeben werden!

*) Dieser Brief, zwar nicht mit H.'s Namen unterzeichnet, aber durch Chiffre und Darstellung leicht erkennbar, ist auch theilweise in preußische Blätter übergegangen, wobei zu bemerken war, daß bei dem einen die Worte „Berlin" und „an der Spree" gegen unbestimmtere vertauscht worden sind, während in einem anderen, außerhalb Berlin erscheinenden, die unverstümmelte Wahrheit gesagt wird. Wir glauben nicht, daß die Censoren zweier preußischen Städte, sondern die Redakteuren zweier preußischen Zeitungen hier verschiedener Meinung waren. Manche Blätter haben sich schon so ans Heraus- und Abreißen gewöhnt, daß ihnen das Ganzlassen die größte Ueberwindung verursacht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 102. Berlin, Dienstag den 25. August 1846.

England.

Robert Walpole und seine Zeit.*)

I.

Lage Englands nach der Revolution von 1688. — Robert Walpole's Jugend und Lehrlingszeit.

Robert Walpole war normannischen Ursprungs und stammte in direkter Linie von einem Reginald, welcher den Eroberer begleitete und sich zu Walpole in Lincolnshire niederließ. „Man hat ihn mir", sagt sein Sohn Horaz, welcher reichhaltige Memoiren über seinen Vater hinterlassen, „als einen trägen Knaben dargestellt, der die Bücher verabscheute und sich Freunde in der Schule machte." Lord Bolingbroke, sein Mitschüler und Nebenbuhler, strebte dagegen nach allen Auszeichnungen und machte sich Feinde. Beide Männer erfüllten die Verheißungen ihrer Jugend. Der Eine erwarb mehr Ruhm, der Andere hatte mehr Erfolg; Bolingbroke glänzte als Weltmann, Schriftsteller, Redner, Parteiführer und gab den Philosophen des 18. Jahrhunderts den Impuls; Walpole, der oft krank war, machte geringe Fortschritte in seinen klassischen Studien, an denen er wenig Geschmack fand, beschränkte sich gleich anfangs auf die Praxis des Lebens und entsagte nie seiner gründlichen Verachtung der Bücher so wie derjenigen, welche sie machen und lesen.

Zur Zeit seiner Jugend war Houghton, das Schloß der Walpole's, der Schauplatz sonderbarer Auftritte; Robert's Vater, ein verbauerter Landedelmann, beschäftigte sich mit Pferdehandel und mit Verkäufen von Landgütern, aber durchaus nicht mit Politik; übrigens war er ein wackerer Zecher und tüchtiger Jäger, dessen höchstes Glück darin bestand, in der großen Halle des Schlosses gemeinschaftlich mit seinem Sohne die Ale-Fäßer zu vertilgen und den Xerez-Flaschen den Hals zu brechen. Der Sohn war ein tüchtiger Junge von herkullischer Gestalt, mit breiten Schultern, von geistreicher und offener Miene, sanftem und durchdringendem Blicke, mit abgestumpfter Nase, gewölbter Stirn und mit jenem verständigen und unschuldigen Lächeln, welches man unter den Landbewohnern, die sich beständig beobachten und belauern, so häufig findet.

Der Enkel erzählt uns die Gelage seines Vaters und seines Großvaters in den getäfelten, mit Hirschgeweihen und Jagdhörnern verzierten Räumen. Von einer Ecke aus beobachtete Horaz diese belustigenden Scenen. „Noch ein Glas!" sagte der Vater zu seinem Sohne Robert. „Du kannst doch nicht nüchternen Muthes Zeuge der Trunkenheit deines Vaters seyn? Du mußt zwei Gläser trinken, während ich eines trinke." Auf ihren Jagdzügen brachten Vater und Sohn häufig drei Tage außerhalb des Schlosses zu; sie kehrten bei ihren Pächtern ein, und wenn sie von solchen Exkursionen zurückkehrten, so waren sie bis auf die Haut durchnäßt und viehisch betrunken.

Einer Partei sich anzuschließen, als die Zeit dazu gekommen war, konnte Robert nicht schwer werden. Seine natürliche Stellung war die eines Williamiten, eines Anhängers der neuen Dynastie. Der Landedelmann, dessen Vorfahren den Stuarts kein Unterpfand gegeben und welcher keinen Puritaner in seiner Familie zählte, konnte sich nur der Fahne der Whigs und Wilhelm's anschließen; dies that Robert, als seine Verheiratung und der Tod seines Vaters ihm gestatteten, eine Meinung kundzugeben. Bis dahin hatte er seine Zeit mit der Landwirthschaft, der Jagd und Liebschaften ausgefüllt. Auch nach seiner Verheiratung gab er diese letzteren nicht auf, sondern vernachlässigte seine Frau und jagte den Mädchen nach, ohne sich sehr ängstlich oder sehr zartfühlend bei der Wahl zu zeigen; indeß gestattete er seiner Frau dasselbe Recht und ließ sie sich nach Belieben Liebhaber aussuchen oder führte ihr gar selbst welche zu. Eben so machte es Bolingbroke. Der Whig Walpole führte das zügellosefte Leben, ohne Anstoß zu erregen, bis zu dem Augenblicke, wo er Minister wurde. Von diesem Zeitpunkte an verzieh man ihm freilich nichts mehr.

Als er durch den Tod seines älteren Bruders, 1700, Erbe des väterlichen Vermögens und Titels geworden war, trat er ins Parlament und suchte seine Fähigkeit wie seine Anhänglichkeit an die Whigs darzuthun. Der alte Marlborough sagt in einer seiner Depeschen von ihm, er drehe das Mühlrad wie ein Hund, doggedly. Walpole war nicht dumm, und dennoch brauchte er eine fünfjährige Lehrzeit auf den Bänken des Parlaments, in den Ausschüssen und Büreaus. Auf das Talent des Redens und Schreibens legte er wenig Gewicht, aber Niemand schritt in dem Bataillon der Whigs unter Marlborough, Stanhope u. s. w. so zuversichtlich und so taktfest einher. Niemand war so glücklich, Niemand gab sein Votum mit mehr Entschlossenheit ab und stand fester auf der Bresche. Seine Freunde brachten ihn zuerst in den Rath der Admiralität und machten ihn dann zum Kriegssecretair: das konnte ihm aber nicht genügen. Er war nicht sehr reich; ihm fehlten Verbindungen und Komerionen. Diesem Mangel half er ab durch das große Mittel der Staatsmänner, welche vorwärts wollen: er suchte verfolgt zu werden, und das gelang ihm auch.

Die bürgerliche und protestantische Partei, welcher er durch seinen Charakter, seine Stellung und sein Vermögen angehörte, hatte seit 1688 die Leitung der Geschäfte und den Thron in ihre Gewalt gebracht. Im Jahre 1710, als die neue Gewalt schon einige Festigkeit erlangt hatte und der Sieg der Revolution gesichert schien, trat zu Gunsten der Autorität und der Tories ein Umschwung ein. Derselbe stürzte die Whigs und mit ihnen den Kriegs-Secretair, den Freund und Schützling Marlborough's. Ein thätiger Mensch, wie Walpole, der unverdrossen am Sturze seiner Feinde und am Siege seiner Freunde arbeitete und es nicht bei Phrasen bewenden ließ, war aber von zu großem Werthe, als daß er hätte übersehen werden können; man mußte mit ihm Abrechnung halten, denn er verstand zwei Sachen, welche im politischen Leben furchtbarer sind als die Tugend und die Beredtsamkeit: er verstand zu hassen und zu handeln.

Man wendete sich also an ihn, und Harley, ein Mann der Vermittelung, trug ihm eine Stelle im neuen Kabinette an. Er nahm dieses Entgegenkommen schlecht auf. Die Tories, welche ihn hatten gewinnen wollen, mußten ihn nun zu vernichten suchen. Eine der gefährlichsten Parteiwaffen, welche man gegen gefährlich scheinende Menschen aufbot, war die Anklage der Bestechung und des Unterschleifs. Nun gehörten aber zu den Emolumenten der Staatssecretaire, namentlich der des Krieges und der Marine, einige Sporteln, welche das Gesetz nicht ausdrücklich genehmigte, welche aber durch eine so lange Gewohnheit eingewurzelt waren, daß man sie als gesetzlich betrachten konnte. Diejenigen, welche zu Stellen ernannt wurden, schickten dieselben den Staatssecretairen ein. Fiel nun ein Minister, so klagten ihn seine siegreichen Gegner der Erpressung an. Dieser Fall trat auch bei Walpole ein. Das Tory-Ministerium leitete einen Prozeß gegen ihn ein, gab ihn dem öffentlichen Tadel preis und schickte ihn ins Gefängniß. Walpole wunderte sich weder darüber, noch ärgerte er sich, denn seine Kühnheit ging manchmal bis zur Frechheit; er freute sich vielmehr über diese Apotheose und benutzte sie bestens. „Alle Tage", sagt Horaz Walpole, „war großes Lever in seinem Gefängnisse. Der Herzog von Marlborough und die Herzogin, Godolphin, Sunderland, Pulteney verließen dasselbe kaum; der Hof des Gefängnisses war mit prächtigen Equipagen angefüllt. Sir Robert gab hier alle Tage ein Mittagsmahl, und die Dichter, aus welchen er sich so wenig machte, schickten ihm ihre Widmungen hierher." Bei dieser Veranlassung sang der Schauspieler Estcourt im Theater ein Lied, welches den Refrain hatte: „Unser Kleinod ist im Tower", und das mit folgenden bedeutungsvollen Worten endete: „Man hat unser Kleinod kaufen wollen, und die Juweliere des Staats haben es nach ihrer Weise einfassen wollen; aber sie haben es zu hart gefunden. Es wird die Zeit kommen, wo es strahlender als je aus dem Gefängnisse hervorgehen und seinen Freunden und Feinden leuchten wird."

Robert's Kommittenten hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihn, den Ministern zum Trotze, wiederzuwählen, und er wurde bald, trotz seiner Jugend, der zweite Anführer der Whigs. Als die furchtbare Herzogin v. Marlborough den Whig-Minister Godolphin in ihrer Wohnung sterben sah, stand Robert, der sein Gefängniß verlassen hatte, am Sterbebette, und der Minister, welcher den wankelmüthigen und ehrgeizigen Charakter dieser Frau so wie ihren geheimen Aberglauben kannte, wendete sich zu ihr und sagte: „Ich zeige Ihnen an, daß, wenn Sie diesen jungen Mann nicht aus allen Kräften unterstützen, ich aus dem Jenseits zurückkehren und Ihnen wegen Ihres Benehmens Vorwürfe machen werde. Er ist die Hoffnung unserer Partei. Vergessen Sie das nie!"

Dies ereignete sich 1714 gegen Ende der Regierung Ludwig's XIV., in einem Augenblicke, wo die protestantische Sache, unterstützt durch die englische Aristokratie, im Begriffe war, einen Sieg auf dem Grabe der Königin Anna zu feiern. Der Widerstand der absolutistischen Theorieen konnte nicht von langer Dauer seyn. Bolingbroke's Genie und Swift's Geist hatten die Verhältnisse nicht richtig beurtheilt; in dem Freiheitsprinzipe, welches sie be-

*) Aus „Le dix-huitième siècle en Angleterre", par Philarète Chasles.

kämpften, war die Kraft, das Leben und die Zukunft Englands und Europa's enthalten. Muth, Beredtſamkeit und Intriguen erſchöpften ſich vergeblich im Kampfe gegen dieſes unwiderſtehliche Element der geſellſchaftlichen Entwickelung.

Zwiſchen 1715 und 1780 blüht der hannoverſche Zweig der George, deren Miniſter Walpole war, in der glorreichſten Mittelmäßigkeit. Sie erſcheinen wie Zahlen, die nur durch ihre Stellung einen Werth erhalten. Ihre Handlungen ſind lächerlich oder verabſcheuungswürdig, und ihre Unterthanen laſſen ſich dieſelben gefallen. In ihrem Palaſte machen ſie ſehr kleinliche Sachen, während ihre Unterthanen ſehr großartige verrichten. Deshalb iſt auch dieſe Geſchichte ſehr ſchwer ins Klare zu bringen; ſie beſteht aus zwei ganz verſchiedenen Partieen, aus einer großen Bewegung und aus einer kleinen Intrigue. Die allgemeine Bewegung umfaßt den ganzen Erdkreis und giebt den Anſtoß für die Zukunft; die Intrigue beſchränkt ſich auf einige verderbte Menſchen, und die Laſter, die Käuflichkeit, die Beſtechung ſind ſogar Elemente der allgemeinen Bewegung.

Während eines ganzen Drittheils eines wohlangewendeten Lebens hielt Robert den König, den Hof, die Pairs, das Unterhaus unter ſeinem Kommando. Georg I., das Haupt dieſes unbedeutenden Geſchlechts, welches England nicht verhinderte, die Seeherrſchaft zu erlangen, war ein deutſcher Stuart, der Enkel der liebenswürdigen Eliſabeth, der einzigen Tochter des pedantiſchen Jakob I. Er vereinigte in ſich zum Theil den Charakter beider Geſchlechter; aber wenn er hartnäckig und gewaltthätig wie Maria Stuart war, ſo hatte er nicht den romantiſchen Sinn, welcher Karl I., Jakob I. und ihre Großmutter zu Grunde richtete: er war leidenſchaftlich auf ſeine Weiſe, ſogar grauſam, aber mit dem Scheine ungenirter Bürgerlichkeit. Das engliſche Volk, welches zu weit gegangen war, um zurücktreten zu können, welches den Proteſtantismus wollte und mit lautem Geſchrei den Umſturz der Monarchie Ludwig's XIV. forderte, begnügte ſich mit ihm. Dieſer Mann, welcher Königsmark hatte ermorden laſſen, welcher ſeine Gemahlin Sophie von Zelle in 25jähriger Gefangenſchaft gehalten hatte, und welcher des Geiſtes, der Redlichkeit, des Taktes, wie überhaupt aller Eigenſchaften eines Königs ermangelte, hatte für das engliſche Volk nur Ein Verdienſt: er war der geborene Feind Frankreichs, Ludwig's XIV. und des Katholizismus; er konnte ſich alſo an die Spitze des nordiſchen Bundes ſtellen, welchen Cromwell, Shaftsbury und Wilhelm in Bewegung gebracht hatten. Zwiſchen ihm und der rechtmäßigen Erbſchaft ſtanden 57 Perſonen, deren Rechte begründeter waren als die ſeinigen. Aber die Antipathieen, die er befriedigte, und die Befürchtungen, denen er Beruhigung brachte, halfen ihm auf den Thron. Er brachte ein Serail alter und häßlicher Weiber mit ſich nach England, denn er war ſo laſterhaft, als ob er Phantaſie gehabt, und ſo beſchränkt, als ob er nie genoſſen hätte. Dieſer König eines großen Volkes brachte alle ſeine Abende bei zwei deutſchen Damen zu, von denen eine ſehr lang, die andere ſehr dick war, die ſich aber beide ſchon eines ziemlich vorgerückten Alters erfreuten, nämlich bei der alten Herzogin von Kendal, welche Horaz Walpole die „Aletterſtange", und bei der Herzogin von Darlington, welche derſelbe den „Elephanten" nennt. Der Londoner Pöbel umringte die Wagen dieſer beiden Schönheiten und ziſchte ſie aus; Hof und Stadt waren von Pamphlets, ſatiriſchen Verſen und Karikaturen überſchwemmt. Ein armer Drucker, Namens Miß, welcher in ſeinem Journal drucken ließ, „England werde durch häßliche Weiber zu Grunde gerichtet", verlor durch einen Beſchluß des Unterhauſes ſeine beiden Ohren.

Man muß aus Horaz Walpole's Memoiren ſehen, wie ſehr Georg I. ſeine Kraft fühlte, welche eben in ſeiner Nichtigkeit beſtand. Als er den Tod der Königin Anna, ſeiner Couſine, erfuhr, fragte ihn ein Hofnarr, wie er es anfangen wolle, um ein ſo unlenkſames Volk zu regieren? „Ich werde mir nicht die geringſte Mühe geben", antwortete er; „ich werde meine Miniſter machen laſſen was ſie wollen, und ſie werden für mich bezahlen müſſen." Er ſagte auch: „Die Königsmörder ſind auf meiner Seite." Seine ganze Politik beſtand hiernach darin, daß er ſich mit den Königsmördern gut ſtellte, daß er ſeine Miniſter machen ließ, daß er die Tories fernhielt, daß er ſich den Whigs hingab, daß er den Schatz plünderte und ſeinen perſönlichen Vergnügungen nachging.

In Frankreich machte man große Anſtrengungen für den Prätendenten. Hier fand Bolingbroke eine Zuflucht und wurde bald der Mittelpunkt aller Verſchwörungen gegen Georg I. Der Regent liebte die Frauen; man ließ eine Maitreſſe gegen ihn los, welche ihn zu den legitimiſtiſchen Intereſſen bekehren ſollte, und der Verſuch von Miß Olivia Trant iſt eine der ergötzlichſten Epiſoden dieſer Epoche. Sie bot alle ihre Kräfte auf, erreichte aber nichts weiter, als daß ſie unter die Sultaninnen des Regenten aufgenommen wurde. Unterdeß war auch der Norden Schottlands in Aufregung; der engliſche Katholizismus hielt ſich noch nicht für geſchlagen, und in Paris wurden ununterbrochen neue Pläne geſchmiedet. Wir finden darüber intereſſante Einzelheiten in den Briefen Bolingbroke's und in den Erinnerungen Horaz Walpole's: „Es waren mehr als 200 Perſonen, Männer und Frauen, kleine und große, welche ſich ans Werk machten und um die Wette konſpirirten. Jedes unſerer Geheimniſſe kam augenblicklich zur Kenntniß Lord Stair's und des franzöſiſchen Hofes. Von Subordination, Ordnung, Disziplin war keine Rede. Diejenigen, welche leſen konnten, zeigten Briefe, und diejenigen, welche es nicht konnten, thaten ſo. Ein feſter Plan, ein beſtimmtes Ziel, eine klare Idee fehlten gänzlich. Jeder war in unaufhörlicher Bewegung, unterhielt Korreſpondenzen, betrachtete ſich als eine wichtige Perſon, flüſterte ſeinem Nachbar zu und zweifelte nicht am Erfolge. Jedes irländiſche Geſicht zeigte in ſeiner ausdrucksvollen Phyſiognomie die Grimaſſe des Erfolges. Niemand glaubte, daß eine hannoverſche Dynaſtie England und ſo verwickelte Intereſſen bewältigen würde." (Fortſetzung folgt.)

Rußland.

Römiſche Briefe eines Ruſſen.

II. Das Palmenfeſt.

(Schluß.)

Ich vermag mir den äußeren Glanz der Biſchöfe zu erklären, den des Orients ſo wie des Occidents, doch nur bis zu einem Grade, wo derſelbe nicht die Gränzen der kirchlichen Würde überſchreitet. Vielleicht wird man mir als Entſchuldigung erwiedern, daß es in Rom ſo ſeyn müſſe, weil deſſen Biſchof zugleich das Haupt der Kirche und weltlicher Herrſcher ſey? Aber ach! gerade dies hat zu allen dieſen kirchlichen Widerſprüchen Anlaß gegeben, trotz der klaren Worte des wahren Königs Iſrael's und Hauptes der Kirche des neuen Bundes. Kann man gleichgültig dieſen Stempel finſterer mittelalterlicher Zeiten anſchauen, nachdem dieſelben bereits hinabgeſunken ins Meer der Vergangenheit, während hier noch der Schaum zurückgeblieben auf dem uralten Patriarchenfluhle? Unwillkürlich gedenkt man der prophetiſchen Worte eines der größten von Roms Biſchöfen, des heil. Papſtes Gregor, welcher ſeinen Amtsbruder zu Konſtantinopel, blos wegen der Annahme des Titels des „ökumeniſchen", zurechtwies. (Hier folgt im Originale die angezogene Stelle aus des heil. Gregor des Großen Briefen, Buch IV, 38ſter Brief.)

Und nun? ... in demſelben Tempel, wo die Gebeine des Mannes ruhen, der demüthigen Sinnes jedes Ueberheben, das dem Biſchofsamt ſo wenig geziemt, zurechtwies, pflegen ſeine Nachfolger, den ſtrengen Tadel vergeſſend, von dem jedes Wort ſie trifft (ſowohl weil ſie nach der verbotenen Oberherrſchaft ſtreben, als auch, und noch bei weitem mehr, weil ſie weltliche Beherrſcher eines irdiſchen Reiches ſind), ſich auf prunkhaftem Throne zu ſpreizen, inmitten ihrer Krieger und Hofleute, gleichſam im Angeſicht und zum Hohne des großen Gregor ſelbſt! Und ſieh', wenige Schritte vom Grabe eines anderen heiligen Mannes, des großen Leo, des Vertheidigers der Patriarchenehre ſeiner Mitbrüder, ſteht der ſogenannte Patriarch von Konſtantinopel (der ebenfalls nicht im Geiſte chriſtlicher Liebe ernannt worden, während noch ein wirklicher Patriarch in Konſtantinopel iſt, wenn auch nicht im Bunde mit dem Papſte, doch ohne alle Häreſie) unter den päpſtlichen Schranzen, auf den Stufen ſeines Thrones, tiefer als die römiſchen Kardinal-Diakonen, während er ſogar nach den Vorſchriften des Florentiner Konzils als der nächſte im Range nach dem Papſte anerkannt worden! — Welche offenbare Verletzung aller kirchlichen Geſetze durch das eigenmächtige Ueberheben der römiſchen Biſchöfe! ....

Ich will hier nicht alle Ceremonien der heiligen Handlung, welcher der Papſt nur aſſiſtirte, im Einzelnen ſchildern, blos dasjenige werde ich erzählen, was mich inmitten dieſer Verwirrung höfiſchen und geiſtlichen Ceremonielles am meiſten Wunder nahm.

Zuvörderſt wurden dem Papſte drei Palmen gebracht, nach Art der Jeruſalemitiſchen zuſammengeflochten, damit er den Segen darüber ſpreche und ſie mit Weihwaſſer beſprenge. An dieſe Palmen knüpft ſich folgende hiſtoriſche Sage:

Als auf Befehl Sixtus' V. der Obelisk auf dem Platze des Vatikans errichtet wurde und unter Androhung der Todesſtrafe dem Volke ſelbſt das leiſeſte Geräuſch unterſagt ward, um den Architekten Fontana nicht zu ſtören — in ſo entſcheidendem Augenblick geſchah es, daß ein junger Genueſer, bemerkend, daß die Seile, woran der Obelisk ſchwebte, völlig trocken und im Begriff zu reißen waren, unwillkürlich ausrief: „Befeuchtet die Seile!" wodurch er die Steinmaſſe vor dem Niederfallen ſchützte. Der Papſt, zum Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit, verſtattete dem kühnen Jüngling, ſich bei ihm auszubitten, wonach er Verlangen trage, und der Jüngling erbat ſich nichts Anderes, als daß ſeine Familie für alle künftige Zeit des ausſchließlichen Rechts genießen möge, am Palmenſonntage in der Baſilika St. Peter's die Palmen zu überreichen, was ihr bis zum heutigen Tage getreu verblieben iſt.

Nach der Einſegnung der Palmen begannen die Kardinäle, Patriarchen, Biſchöfe, Prälaten, ſo wie alle geiſtlichen und weltlichen Würdenträger und nach ihnen die Geſandten, ſo wie vornehme Laien, einer nach dem anderen, ſich dem Throne des Papſtes zu nähern, um die Palmen aus deſſen eigener Hand zu empfangen, nur mit dem Unterſchiede, daß die Kardinäle blos die Hand des Papſtes küßten, die Patriarchen und Biſchöfe das Knie, die übrigen Standesperſonen aber, geiſtliche und weltliche, den Fuß deſſelben. Zu dieſem Zwecke war auf eine Erhöhung ein Fußſchemel geſtellt, und zwei Kardinal-Diakonen waren unaufhörlich beſchäftigt, vermittelſt der breiten Schöße des Biſchofsmantels Knie und Fuß zu entblößen und wieder zu verhüllen. Der Papſt ſelber, mit freundlichem Lächeln, reichte einem Jeden die Palme, während der Chor die Worte ſang: „Die Kinder Judä, Oelzweige in den Händen tragend, grüßten den Herrn, indem ſie ausriefen und ſprachen: Hoſiannah in der Höhe!" — —

Alsdann brachte der römiſche Fürſt, welcher den Dienſt am Throne verſah, in Begleitung zweier Prälaten, zweier Kirchendiener und der beiden Ceremonien-Meiſter mit den Stäben, das Waſchbecken, in welchem der Pontifex ſich die Hände wuſch, und der Letztere, von zwei Kardinälen unterſtützt, ſtieg vom Throne zum Altar hinab, vor dem bereits der purpurbekleidete Tragſeſſel für ihn bereit ſtand. Die Kardinäle umhüllten ſeine Füße mit dem langen

Mantel und gaben ihm eine Palme in die Hand, und zwanzig seiner Hof-Stallmeister, in rothen Gewändern mit zurückgeworfenen Aermeln, hoben den Herrschergreis leicht auf ihre Schultern, dieser aber wurde ganz bleich und schloß die Augen, denn er vermochte die ihm unangenehme Bewegung nicht zu ertragen. Währenddessen begann die Prozession, wobei der Chor die Worte des Evangeliums anstimmte: „Als Christus sich Jerusalem näherte, so sendete er zwei seiner Schüler ab, indem er zu ihnen sprach: gehet hin in das Dorf" u. s. w. — Dem Zuge voran gingen andere päpstliche Hofstallmeister, hinterdrein die Prokuratoren, Advokaten der Gerichtshöfe und seine Hausdienerschaft, Sänger, Diener der Hauskapelle und der päpstliche Hausmarschall; hierauf trug man das große Kreuz, das allezeit dem Papste vorgetragen wird, und die Canonici von St. Peter folgten demselben nebst den Prälaten, Bischöfen, Patriarchen, Kardinälen und deren Gefolge, die drei Wächter Roms, der römische Fürst, der Gouverneur der Stadt, die zwei dienstthuenden Kardinal-Diakonen, der Ober-Ceremonienmeister und endlich der Papst selbst auf dem Tragsessel, umgeben von seinem militairischen Stabe und der Nobelgarde. Neben dem Herrscher trug man noch die sieben Schwerter der Schweizerkantone einher, die der römischen Kirche treu geblieben waren, und darüber wehten die Pfauenwedel, ein seltsamer Anblick für das Auge und auch in moralischer Beziehung nicht eben von erfreulichem Eindruck, da man von jeher gewohnt ist, den Pfau für das Symbol des Hochmuths anzunehmen.

Die Prozession verließ den Tempel und verweilte vor den äußeren Pforten, die einstweilen geschlossen waren. Unterdessen sangen einige der Meßdiener, die in der Kirche zurückgeblieben waren, den Hymnus: „Ruhm, Preis und Ehre, Dir Christ, dem Herrn und Erlöser, ihm brachten die Kindlein das andächtige Hosiannah!" — Der Chor der Sänger außerhalb der Pforten fiel mit den nächstfolgenden Versen ein, ungefähr in der Weise, wie es bei uns bei der Einweihung eines Tempels geschieht; alsdann öffneten sich die Pforten, und die ganze Prozession kehrte in derselben Ordnung in die Basilika zurück, unter Absingung der Verse: „Als der Herr in die heilige Stadt einzog, kamen die Kinder der Hebräer, im voraus die Auferstehung des Leibes verkündigend, mit Oelzweigen in den Händen und riefen: Hosiannah in der Höhe!" — Abermals trug man den bleichen Pontifex an mir vorüber, und in der Nähe seines Thrones ließ man ihn nieder; er war sichtbar erfreut durch seine Erlösung aus der für ihn unerträglichen Lage, und seine Züge belebten sich wieder, als er hinaufstieg und sich auf seinem Throne niederließ. Ich vermag es nicht auszusprechen, welchen widerwärtigen Eindruck dieses Umhertragen des Papstes in der ganzen Kirche auf mich hervorbrachte. Gleichsam wie ein Götzenbild wird er über allen Köpfen emporgehalten, mit Waffen umgeben, aber nicht mit den geistigen des Wortes Gottes, sondern geradesweges mit blanken Säbeln. O, großer Gregor! Was würdest Du zu Deinen Nachfolgern gesagt haben, wenn Du sähest, wie man dieselben in so ungeziemender Gestalt an Deinem Grabe vorüberträgt, Du, der sich einst so kräftig gegen den ungebührlichen Hochmuth der Bischöfe erhob.

Die armenischen und unirten Bischöfe nahmen gleichfalls inmitten der übrigen Geistlichkeit am Palmenfeste Theil, und unwillkürlich fiel mir das Gewand und die Mitra des morgenländischen Archirej unter der Bekleidung der abendländischen Priester und den spitzen Mitren auf; auch sein schwarzer, breiter Bart zeichnete ihn aus, und seine ganze Erscheinung stand nicht im Einklange mit dem, was ihn umgab; man erkannte gleich in ihm den Fremdling, der sich nicht unter den Seinigen befand. — Nach Beendigung der Prozession nahmen die Kardinäle ihre brokatnen Meßgewänder ab und legten ein bescheidenes Gewand an, d. h. die violetten Mäntelchen statt der purpurfarbigen, was auf Veranlassung und zum Gedächtniß der Leiden Christi geschah, womit ziemlich unpassender Weise die Palmenfeier im Occident vereinigt ist. Einige behielten die Kleidung der verschiedenen Mönchsorden an, zu denen sie gehörten, Alle aber trugen das purpurrothe Käppchen. Der Kardinal-Erzpriester versah unterdeß am Hauptaltar den gewöhnlichen Meßdienst, doch das fortwährende Hin- und Hergehen der Priester vom Thron zum Altar auf dem weiten Raume, der beide trennte, bald mit Rauchfässern, bald um des Segens willen, lenkte unwillkürlich alle Aufmerksamkeit vom Gottesdienst ab und auf die Person des Pontifex.

Als der Brief des Apostels an die Philipper gelesen wurde „Ist nun bei euch Ermahnung in Christo u. s. w." im 2ten Kapitel und der Vorleser an die bedeutungsvolle Stelle kam: — „Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knier, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind!" — so beugten Papst, Kardinäle und Bischöfe das Knie, und solche sichtbare Erfüllung des apostolischen Wortes hatte etwas höchst Andächtiges. Hierauf folgte ein längeres Vorlesen oder vielmehr Absingen des Passions-Evangeliums Matthäi, welches eigentlich stehend angehört werden mußte, weshalb der Papst und die älteren Kardinäle sich hinter den Vorhang begaben, wo sie ruhig bis zu Ende des Vorlesens verblieben. Sehr seltsam war die Art und Weise des Absingens des Evangeliums: drei Diakonen standen auf der rechten Seite, in der Nähe des Chors, und sangen das Ganze in eintönigen, für das Ohr widerwärtigen Recitationen ab, der Baß sprach Christi eigene Worte, der Tenor las in schleppendem Tone den Text des Evangeliums selbst, d. h. den historischen Theil, der Alt aber fiel überall bei den göttlichen Worten ein, wo nur eine Person sprach, gleichviel wer, ob Christus, oder Pilatus, oder die Magd, die mit Petrus redete. Doch kaum begannen zwei oder mehr ihre Rede im evangelischen Texte, so fiel auch alsbald der Chor ein, und dies war der beste Theil des Gesanges, weil die Melodieen dieser Choralgesänge von alten genialen Komponisten herrührten.

Uebrigens verdient der päpstliche Chor eben kein Lob, denn viele Stimmen sind schneidend und unnatürlich, weshalb sie der kirchlichen Würde nicht entsprechen. Der Chor vertritt, wenn der Papst die Messe liest oder anwesend ist, allemal die Stelle der Orgel, was zu Gunsten der Vokalmusik das Zeugniß giebt, daß man auch im Abendlande dieselbe für den Gottesdienst angemessener hält als die Orgel; doch schien mir jeder unserer bischöflichen Chöre, sowohl der Kirchenmelodieen als auch des Einklanges wegen, dem päpstlichen vorzuziehen. Als man die Worte des Evangeliums vom Tode des Herrn sang: — „Aber Jesus schrie abermal laut und verschied", — beugte wiederum die ganze Versammlung andächtig das Knie, und alsdann trat der Papst hinter dem Vorhang hervor und bestieg aufs neue seinen Thron.

Vor Austheilung der Sakramente stieg er von den hohen Stufen herab und warf sich in Demuth auf die Kniee an dem vorm Altar für ihn aufgestellten Betpult. Man muß dem geistlichen Herrscher vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen, in seinem Greisenantlitz drückte sich immer die wahre Gottesfurcht aus, die ihn im Heiligthum erfüllte, so daß er schon durch sein Aeußeres eine höhere Verehrung einflößte, sowohl für ihn selbst, als auch für die heilige Handlung; aber schmerzlich war anzuschauen, was um ihn im Tempel vorging. Im Augenblick der Weihe des Meßopfers, als der Kardinal-Erzpriester das geweihte Opferlamm zum Himmel erhob, fielen alle Anwesenden und das gesammte Militair plötzlich auf die Kniee, indem sie mit ihren Waffen dem Heiligthum die Honneurs machten, und obgleich das Geräusch kriegerischer Waffen in gar keinem Einklang stand mit dem friedlichen Sühnopfer, das auf dem Altar dargebracht wurde, so verlieh doch das hierauf eintretende tiefe Schweigen in dem ungeheuren Tempel und das ergreifende Schauspiel einer ganzen Versammlung auf den Knieen, vom Papst an bis herab zum gemeinen Soldaten, diesem Augenblick, dem einzigen in seiner Art beim ganzen römischen Gottesdienst, etwas feierlich Erhabenes.

Nach Beendigung der Liturgie sprach der Papst vom Throne herab mit gehobener Rechten den Segen über die ganze Gemeinde, wobei dieselbe ebenfalls auf den Knieen liegen blieb; alsdann aber ward der Greis in derselben Ordnung, in Begleitung der Geistlichkeit, des Hofes und der Leibwache, wieder hinweggetragen, aber nicht durch das Hauptportal, sondern durch eine Seitenpforte, die nach der Treppe des Vatikans führte, aus der Kapelle des heil. Sakraments. Daselbst verließen ihn die Kardinäle, er aber stieg vom Tragsessel herab und kehrte zu Fuß in seine inneren Gemächer zurück ....

Dies war für mich der erste Eindruck der feierlichen Liturgie in Gegenwart des Papstes, wo sich deutlich der ganze Charakter, wie er der römischen Kirche eigen, zu erkennen gab, d. h. das Ganze mit gothischen Formen überladen, welche das Mittelalter ihr gleichsam als Unterpfand hinterließ und die vielleicht vor Zeiten bedeutungsvoll, heutzutage aber ziemlich sonderbar erscheinen.

Das Archiv für das Studium der neueren Sprachen.

Obgleich die Spalten des „Magazins" eigentlich nur der ausländischen Literatur und der Besprechung fremder Kulturverhältnisse geöffnet sind, so wird es mir doch verstattet seyn, die Aufmerksamkeit der Leser auf das neu begründete „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" zu lenken. Das Studium der Sprache und Literatur geht ja überhaupt so sehr Hand in Hand, daß man es gar nicht von einander trennen kann, und wenn die gründliche Kenntniß der fremden Sprachen die unentbehrlichste Grundlage eines wissenschaftlichen Studiums der fremden Literaturen bildet, so ist es hier sicherlich am Orte, ein neues Organ der modernen Sprachforschung als eine höchst erfreuliche Erscheinung zu begrüßen. Dieses zeitgemäße Journal kann in gewisser Beziehung als eine Erweiterung des „Archivs für den Unterricht im Deutschen" von Viehoff betrachtet werden. Dieser durch gediegene literarische Leistungen rühmlichst bekannte Gelehrte hat mit L. Herrig, einem gründlichen Kenner der modernen Literaturen und talentvollen Schulmanne, den erweiterten Plan zu der neuen Vierteljahrschrift entworfen. Das erste Heft, welches vor kurzem die Presse verlassen hat, kann als ein tüchtiger Anfang und als die Bürgschaft des ferneren Gedeihens betrachtet werden.

Die Herausgeber deuten es in ihrem wohldurchdachten Vorworte selbst an, daß die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, eine zweifache ist. Sie wollen durch ihr Journal einmal die wissenschaftliche Entwickelung der modernen Sprachwissenschaft, welche sich bereits neben der klassischen Philologie eine so selbständige Stellung erobert hat, nach Kräften fördern, und dann zugleich liegt es in ihrem Plan, die Resultate der Wissenschaft, welche sie vertreten, für das praktische Bedürfniß des Unterrichts zu bearbeiten. Man wird es gestehen, ein periodisches Blatt, welches sich ein solches Ziel gesteckt hat, ist in der Literatur eine durchaus neue Erscheinung, die, wenn ihr die Unterstützung, auf welche ihre Herausgeber zählen zu können hoffen, zu Theil wird, sich eine bedeutende Stelle unter den wissenschaftlichen Journalen der Gegenwart erwerben wird.

Eines näheren Eingehens auf den eigentlichen Plan der ganzen Unternehmung bedarf es weiter nicht, da derselbe aus einer kurzen Angabe vom Inhalte dieses ersten Heftes, auf die ich mich hier beschränke, deutlich genug hervorgeht. Der äußeren Form nach zerfällt die vorliegende erste Lieferung in zwei Abtheilungen, von denen die erstere selbständige Abhandlungen, die letztere Beurtheilungen und Anzeigen einschlagender Schriften enthält. Als Zugabe erhalten wir noch eine „Programmenschau", in der solche Gelegenheitsschriften, welche ihrem Inhalte nach sich auf die moderne Philologie beziehen, kurz besprochen werden. Unter den Abhandlungen bemerken wir zwei Aufsätze von Viehoff („Ueber Goethe's kleinere dramatische Dichtungen" und „Ueber das Prinzip der freien Rhythmen mehrerer Gedichte von Goethe"

eine belehrende Abhandlung von Herrig über „die Entwickelung des englischen Drama's", so wie von demselben Verfasser eine Auseinandersetzung über das Gérondif in der französischen Sprache. Rodnagel lieferte den Anfang eines längeren Aufsatzes über die uneigentlichen Präpositionen der deutschen Sprache und eine Beleuchtung des „bürgerlichen Elementes in der deutschen Sprache". Die „Studien über englische Dichter" von Philippi behandeln zunächst den vielbesprochenen Rob. Burns. Für die wissenschaftliche Kenntniß der englischen Sprache sind folgende drei Aufsätze von Interesse: „Tempus und Modus der englischen Sprache", von Fölsing; „Grundbedeutung von to get", von Schipper, und „Beiträge zur Lehre von der Aussprache des Englischen", von Voigtmann (bis jetzt erst der Anfang). In seinem Artikel „Einiges über den Reim" spricht Teipel vom Stabreim, vom Stimmreim und vom eigentlichen Reim. Duesberg theilt unter seinen „Flandricismen" interessante Einzelnheiten mit, und in dem „Zur Texteskritik des Corneille" von Bromig sehen wir ein Feld eröffnet, dem eine recht sorgfältige Pflege zu wünschen ist. Der Aufsatz des Unterzeichneten, „Ronsard und sein Verhältniß zur Entwickelung der französischen Sprache", bietet sich als ein erster „Beitrag zur Geschichte der französischen Sprache". Den Kritiken und literarischen Anzeigen ist es nachzurühmen, daß sie den richtigen Ton treffen und, statt sich mit Persönlichkeiten zu befassen, auf die Sachen eingehen.

Wir scheiden von dem Archive, dessen einzelne Aufsätze wir absichtlich nur in trockener Aufzählung erwähnt haben, um den Anschein zu vermeiden, als lobten wir nur um der freundlichen Nachbarschaft willen, mit der Hoffnung, ja mit der Ueberzeugung, daß es diesem neuen Blatte schon gelingen werde, sich Bahn zu brechen. G. F. Günther.

Mannigfaltiges.

— Die Königliche Societät in London. England besitzt zwar eine „Akademie der Künste", die eben so wie die Gelehrten-Akademie in Frankreich aus der beschränkten Zahl von vierzig Mitgliedern besteht, welche sich durch eigene Wahl ergänzen, aber keine eigentliche „Akademie der Wissenschaften", indem die Royal Society, die oft für eine solche Akademie gehalten wird, nichts weniger als dies ist. Der vollständige Titel dieser Societät ist „Königliche und Literarische Gesellschaft des Vereinigten Königreichs". Sie wurde vor einigen und zwanzig Jahren gegründet, und zwar hatte sie, wie auch der königliche Freibrief besagt, den sie damals erhielt, ursprünglich den Zweck, Werken von ungewöhnlichem Verdienst ehrenvolle Belohnungen zu ertheilen. Mit diesem Zwecke war zugleich ein Statut verbunden, wonach die Societät immer zehn Ehrenmitglieder zählen sollte, welche Jeder hundert Guineen jährlich von ihr beziehen würden. Die erste Idee zu diesem Statut soll von König Georg IV. ausgegangen seyn, und in der That war es dieser auch, der aus seiner Privatschatulle die tausend Guineen jährlich hergab, um damit die Pension der Ehrenmitglieder, welche Royal Associates hießen, zu bestreiten. Außerdem trug Georg IV. auch noch hundert Guineen zu den Kosten der goldenen Denkmünzen bei, die alljährlich an die ausgezeichnetsten Schriftsteller vertheilt wurden.

Die ersten zehn Royal Associates, welche jährliche Pensionen bezogen, waren der Dichter Coleridge, Dr. Jamieson, Verfasser eines etymologischen Wörterbuchs des schottischen Dialekts, der Staatsökonom Malthus, der Verf. der Pursuits of Literature, Mathias, der Geistliche Henry John Todd, Herausgeber des Johnson'schen Wörterbuchs, die Geschichtschreiber Sharon Turner und William Roscoe, der Geistliche Edward Davis und die Alterthumsforscher James Millingen und Sir William Ousely. Jährlich wurden zwei Denkmünzen vertheilt, und man kann nicht leugnen, daß sie an verdienstvolle Männer kamen. Die ersten beiden erhielten Mitford, der Verf. der „Geschichte von Griechenland", und Angelo Mai, Bibliothekar des Vatikans. Im zweiten Jahre wurden die Denkmünzen an Major Rennel, den Verf. eines Werkes über Hindostan, und an Charles Wilkins, den Herausgeber des „Bhagwad-Gita"; im dritten Jahre an Prof. Schweighäuser, für seine Ausgabe des Appian, und an den schottischen Philosophen Dugald Stewart; im vierten an Sir Walter Scott und an Southey; im fünften an Crabbe und an den Archidiakonus Coxe; im sechsten an William Roscoe und an Silvestre de Sacy, und im siebenten Jahre endlich an Washington Irving und an Hallam übersandt.

Inzwischen bestand die Königl. Societät nur durch die Gnade Georg's IV. Ohne seine Zuschüsse hätte sie weder ihre Pensionen noch ihre goldenen Denkmünzen vertheilen können; und als der Monarch gestorben war, hörte diese Vertheilung in der That auf, indem Wilhelm IV. sich weigerte, die 1100 Guineen jährlich auch aus seiner Privatschatulle zahlen zu lassen. Auf die Beiträge ihrer Mitglieder beschränkt, hat sie nur hin und wieder noch eine außerordentliche Belohnung ertheilen können, bis sie, nachdem einigemal ein Defizit in ihrer Kasse eingetreten war, zu einer Art von Klub wurde, wie es deren sehr viele in London giebt; so daß die Initialien F. R. S. (Fellow Royal Society) jetzt kaum noch als eine ehrenvolle literarische Bezeichnung angesehen werden können.

— Zur Biographie Polewoi's. Der russische Kritiker Bjelinskji, als Mitarbeiter an den Otetschestwennya Sapiski (Vaterl. Notizen) bekannt, hat neulich eine Broschüre über den jüngst verstorbenen Schriftsteller und Journalisten Polewoi (s. Nr. 62 des Magazins) herausgegeben, worin er die Verdienste desselben um die Literatur seines Vaterlandes auseinandersetzt und ihm seinen Platz unmittelbar neben Lomonossov und Karamsin anweist. Dieses Urtheil verdient um so mehr Beachtung, als Bjelinskji bei Lebzeiten Polewoi's ihm schroff gegenüberstand; jetzt, nach seinem Tode, läßt er ihm eine freilich etwas späte Gerechtigkeit widerfahren. „Polewoi", schreibt er, „zeigte in Rußland zuerst, daß die Literatur kein Spiel, kein leerer Zeitvertreib sey — daß die Erforschung der Wahrheit ihre Hauptaufgabe und daß die Wahrheit keine Nebensache sey, die man der Konvenienz oder freundschaftlichen Rücksichten opfern könne. Diese Thesis aufstellen, hieß aber damals große Kühnheit an den Tag legen und sich in den Ruf eines unruhigen Menschen — schlimmer als den eines unsittlichen — bringen. Damals wußte man sich noch nicht zu dem Standpunkte zu erheben, daß gesunder Verstand, gebildeter Geschmack und die Wahrheit höher als die Personen und die schriftstellerische Eitelkeit stehen; wenn jetzt Wenige daran zweifeln, so ist es das große Verdienst Polewoi's." — Ueber die äußeren Lebensumstände des Verstorbenen erfährt man Folgendes: Nikolai Alexejewitsch Polewoi wurde in einer Kaufmanns-Familie geboren und war selbst zum Kaufmann bestimmt. Erst in seinem 20sten Jahre faßte er den Entschluß, sich höher auszubilden. Sein Vater, ein Mann von altem Schlage, sah des Sohnes Lernbegierde ungern, so daß Polewoi sich nur heimlich mit seinen Büchern beschäftigen konnte. Wenn er den Tag über seine Handelsgeschäfte abgemacht hatte, ging er Nachts, statt zu schlafen, an's Studiren. Nicht immer konnte er eines Licht-Endchens dazu habhaft werden, da der Vater ihm verbot, die Nächte aufzusitzen. Hatte er kein Licht, so benutzte er den Mondschein; war Licht da, so verstopfte er die Ritzen seines Gemaches, damit das verrätherische Glimmern der Flamme dem Alten nicht in die Augen falle. Unter so harten, die Gesundheit zerstörenden Anstrengungen vergingen drei Jahre. Da schrieb er für die Moskauer Zeitung einen Artikel über die Durchreise des Kaisers Alexander durch Kursk. Der Artikel lenkte die Aufmerksamkeit des Gouverneurs dieser Stadt auf sich, der den jugendlichen Verfasser kennen lernen wollte. Das elektrisirte die Eitelkeit des alten Vaters, der nun dem Sohn erlaubte, sich den Studien hinzugeben. Bei einem Trunkenbolde von Küster fing Polewoi an, Lateinisch und Französisch zu lernen, und Dank seinem außerordentlichen Gedächtnisse lernte er sofort das ganze französische Lexikon auswendig (!!). Im Jahre 1818 studirte er noch die russische Grammatik, im Jahre 1825 war er Redacteur des besten russischen Journals, des Moskauer Telegraphen, den er später aufgab, um sich nach Petersburg überzusiedeln. In der Residenz war seine Laufbahn bei weitem nicht so glänzend, als in der alten Hauptstadt des Reichs; der Russkji Wjestnik, den er in Gemeinschaft mit Gretsch redigirte, mußte bald eingehen, einige andere literarische Speculationen mißglückten, und als ihn der Tod ereilte, hinterließ er seiner Familie nichts als seinen Namen und die gerechtesten Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Landsleute."

— Ein samojedischer Philosoph. Der finnländische Gelehrte Dr. Castrén ist jetzt im Auftrage der Petersburger Akademie der Wissenschaften auf einer Reise durch Sibirien begriffen, um philologische Untersuchungen über die östlicheren Zweige des weitverbreiteten tschudischen (finnischen) Volksstammes anzustellen. Seinen letzten, in den Petersburger Zeitungen mitgetheilten Briefen zufolge, befand er sich unter den Samojeden des Gouvernements Tomsk, von denen er kein sehr einladendes Bild entwirft; er nennt ihre Wohnungen Augiasställe, wo Menschen, Kälber, Hunde und Hühner sich innerhalb derselben Wände aufhalten und ganz vortrefflich mit einander harmoniren. In einer solchen Jurte, im Dorfe Togur, hatte er jedoch das Glück, die Bekanntschaft eines samojedischen Philosophen zu machen. „Ich unterhielt mich", schreibt Herr Castrén, „alle Tage mit einem Samojeden aus der Waldgegend, der ein ungewöhnlich heiterer, freimüthiger und gesprächiger, so wie außerdem in vielen Künsten und Handthierungen wohlerfahrner Mann war. Er sagte, daß er schmieden, mauern und zimmern, Pfeile und Spieße, ja sogar Götter und Menschen (d. h. Götzenbilder und andere Figuren) machen könne. In der Naturgeschichte besaß der Mann so achtungswerthe Kenntnisse, daß er ohne Zweifel recht gut einen Platz als Mitglied der Akademie der Wissenschaften einnehmen könnte, die nach der Prophezeiung Bulgarin's einst in Odborsk errichtet werden wird. Sogar in der Arzneikunde war der Mann einigermaßen bewandert, denn er kannte den medizinischen Nutzen des Junders, des Wachholderstrauchs und des theuren Gewächses (sassa parilla). Auch von der Diät wußte er so viel, daß man beim Gebrauch von Arzneimitteln sich des Bärenfleisches enthalten müsse. Dazu war der Samojede noch ein über die Maßen redlicher und rechtschaffener Mann. Fragt man aber, wie es mit seinem Christenthum beschaffen war, so muß ich zugeben, daß hiervon nichts sehr Rühmliches zu sagen ist. Als ich diesen „gelehrten Thebaner" einst befragte, wie er glaube, daß es dem Menschen nach seinem Tode ergehe, antwortete er in dürren Worten: „wie dem Hunde — zu liegen, wo er liegt, und zu vermodern, wo er vermodert." Befragt, ob nicht die Seele seiner Meinung nach ihr Daseyn jenseits des irdischen Lebens fortsetze, entgegnete er: „Geh' mal und sieh', so wirst Du es wissen." Zwar hielt er es für Sünde, selbstgemachten Göttern zu opfern, indeß machte er sich kein besonderes Gewissen daraus, solche zu verfertigen. Seine Frau hatte er nach eigener Angabe gestohlen, glaubte aber, diese Sünde sey dadurch getilgt, daß er dem Priester den zehnten Theil des Brautschatzes geopfert habe, die Frau gut behandelte, sie selten prügelte, sie Taback rauchen ließ und sich nie berauschte, ohne seine Ehehälfte an dem Rausche Theil nehmen zu lassen!"

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 103. Berlin, Donnerstag den 27. August 1846.

Frankreich.

Die Legitimisten und der Herzog von Bordeaux.

Wir sind immer der Ueberzeugung gewesen, daß das Streben, sich auf einen neutralen, unparteiischen — häufig so viel als indifferenten — Standpunkt zu „erheben", um von hier aus gleichsam wie aus der Vogelperspektive das Treiben der Parteien zu betrachten, ein irriges ist, wenn man glaubt, daß man dadurch ein ruhiges, durch keine Sonderinteressen bedingtes Urtheil über „diese Welt zu seinen Füßen" zu gewinnen vermag. Die aristokratische Tendenz, „über den Parteien zu stehen", dient häufig zu nichts weiter, als den eigenen Mangel an Interesse zu verdecken; und Solon hatte so Unrecht nicht, den mit der Todesstrafe zu bedrohen, der in einem Volksaufstande sich zu keiner Partei schlagen würde. Sich offen und freimüthig zu einer Seite — gleichviel, ob zur linken oder rechten — bekennen, ist in unseren Augen ehrenwerther, als ein charakterloses Schwanken zwischen beiden, oder auch nur als ein egoistisches Sich-in-sich-Zurückziehen und Isoliren. Nothwendig aber ist, daß man, im Falle man zu einer Partei gehört, auch den Muth habe, dies kundzugeben, sey es in Worten oder in Thaten; daß man sich ferner nicht selbst täusche und seinen besonderen Standpunkt für den allein wahren, also absoluten, ansehe. Denn Parteien sind mehr oder weniger Extreme; Extreme aber enthalten zwar stets eine ganze Wahrheit, aber auch einen ganzen Irrthum, nämlich jedes eine halbe Wahrheit und deshalb einen halben Irrthum. Nur durch ihre gegenseitige Verschmelzung wird die ganze Wahrheit hervorgebracht und der Irrthum vernichtet.

Die Legitimisten in Frankreich sind nun eine Partei im strengsten Sinne des Worts, denn bei ihnen ist die politische Gesinnung zur Gefühlssache, zum Glauben an ein eigenes Märtyrerthum geworden. Sie denken so wenig daran, ihre Partei zu verleugnen, daß sie vielmehr in das offene Bekenntniß, ihr anzugehören, ihren größten Stolz setzen. Insofern verdienen sie unsere ganze Hochachtung, die noch durch das Mitleid, dessen wir uns bei dem Gedanken an das traurige Loos des letzten Sprößlings des Bourbonschen Hauses nicht erwehren können, an Innigkeit gewinnt. Die Legitimisten nehmen unter den Parteien Frankreichs eine ganz eigenthümliche, durchaus isolirte Stellung ein, denn alle übrige Factionen, wie entgegengesetzt sie einander seyn mögen, bilden doch jener gegenüber eine geschlossene Phalanx, weil dieser große Gegensatz in der Frage über das Regentenhaus von 1830 auseinandergeht, während die übrigen Fractionen, in der Voraussetzung und Anerkennung desselben einig, nur über die besondere Gestaltung der staatlichen Verhältnisse, die in dem jeweiligen Ministerium ihren Anhaltepunkt finden, verschiedener Ansicht sind. Daß der besondere Standpunkt, den jede dieser verschiedenen Schattirungen den Legitimisten gegenüber einnimmt, nach der verschiedenen Form ihres anderweitigen politischen Glaubensbekenntnisses modifizirt werden wird, ist zwar einleuchtend, wie wir denn überzeugt sind, daß ein Mitglied der Opposition eine etwas andere Ansicht über die Legitimisten haben wird, als ein Anhänger des Ministeriums; doch kann ein solcher Unterschied nur formaler oder höchstens gradueller Art seyn. Wir wollen hier gleich erwähnen, daß wir bemerkt zu haben glauben, wie die sogenannten liberalen Anhänger des Ministeriums, deren Organe unter anderen das Journal des Débats und die Revue nouvelle sind, offener und humaner in ihrem Urtheile sind, als die Perven des Constitutionnel; weswegen wir ein Urtheil über die Legitimisten von jener Seite her für keineswegs bedeutungslos und „parteiisch" — im engherzigen Sinne dieses Worts — halten.

Im Juli-Heft der Revue nouvelle findet sich eine Kritik über ein legitimistischerseits veröffentlichtes Buch, betitelt „Erinnerungen aus den Reisen des Herzogs von Bordeaux"*), der wir folgende Bemerkungen entnehmen, bei deren Mittheilung wir den Leser nicht zu vergessen bitten, daß der Standpunkt, von dem aus sie gemacht werden, der des Ministeriums ist. Doch ist der Berichterstatter, wie aus seiner eigenen naiven Erzählung über sein Zusammentreffen mit dem Herzog von Bordeaux hervorgeht, eben kein starker Politiker.

„Die Legitimisten", sagt Herr Eug. Robin, „verlieren von Tag zu Tag an Kraft und Bedeutung, und das aus eigener Schuld. Denn obwohl Erbe der Vorurtheile und Traditionen der Vergangenheit, legt diese Partei doch nicht mehr ihre stolze und dem Prinzip der Revolution feindselige Gesinnung in klarer und freimüthiger Weise an den Tag und regirt nicht mehr, wie das alte Königthum, das sich durch sein übermüthiges, aber kraftvolles Benehmen ein so großes Ansehen zu verschaffen wußte, die Personen und Dinge in dem jetzigen socialen Zustande. Warum? — Weil sie ihn nach und nach begreifen lernt. Aber was sie an dem Verständniß der Zeit gewinnt, verliert sie an Energie der Ueberzeugung. Sie fühlt dies übrigens selbst so gut, daß sie allen Fleiß darauf verwendet, diesen Beweis ihrer moralischen Schwindsucht zu verheimlichen. Die geschickten Leute, deren Geschäft es ist, die Oeffentlichkeit für jene Partei auszubeuten, haben in dieser Rücksicht wahrhaft bewundernswürdige Anstrengungen gemacht, die fremdartigsten Lehren mit einander zu vermischen und daraus eine Theorie zu bilden, deren Grundlage das grobe Paradoxon war, daß alle in Folge der großen Kämpfe der französischen Revolutionen von 1789 bis 1830 gewonnene Fortschritte sich auf natürlichem Wege aus der alten monarchischen Verfassung entwickelt hätten, wenn die Franzosen nur die Geduld gehabt hätten, zu warten. So hat denn die legitimistische Partei zu dem übrigen Frankreich die Stellung eingenommen, daß sie in allen anderen Punkten mit ihm übereinstimmt, außer in der Frage über „die Usurpation" von 1830. Gäben ihre Gegner ihr diesen Punkt zu, so würde sie keinen Anstand nehmen, alle andere politische Meinungen zu adoptiren, sich alle ihre Schattirungen anzueignen, mögen sie übrigens den Constitutionsfreunden, oder den Anhängern des Kaiserreichs, oder den Republikanern angehören. Indem sie aber so es aufgiebt, die gegenwärtige Sachlage ihrem Prinzipe nach zu ändern oder gar umzustoßen, hört sie auch auf, eine sociale Partei zu seyn; ja sie ist nicht einmal mehr eine politische Faction, da sie sich entschlossen hat, ruhig abzuwarten, ob die Krisis kommen werde, wodurch ihre Hoffnungen verwirklicht werden, aber niemals gesonnen ist, sie hervorzurufen. Liegt der Grund davon in dem Mangel an Vertrauen auf die Zukunft, in der Liebe zur Ruhe, oder in dem Mißtrauen gegen die eigene Kraft? Wir wissen es nicht; aber diese erwartende Stellung hat den Vortheil, daß, wenn das Schicksal den Gegenstand ihrer passiven Ergebenheit durch den Tod ihr entreißen sollte, sie alsbald durch die strenge Logik ihres eigenen Prinzips gezwungen wäre, sich zu den Anhängern des Königthums von 1830 zu schlagen.

„So ist die legitimistische Partei nicht mehr für ihre eigene Sache thätig, sondern begnügt sich, deren passiver Repräsentant zu seyn, indem sie zwar einen König und eine Charte von Rechts wegen anerkennt, aber einer Charte und einem Könige der Gegenwart gehorcht. Ihr Prätendent ist ein Prinzip, für das sie Wünsche zum Himmel schickt, das sie aber auf die eigene Rettung bedacht seyn läßt. Wenn nur der junge Verbannte, dem die Last eines so grausamen und so großen Geschickes aufgelegt ist, Herr seiner Handlungen und seiner Bestimmung wäre; aber seine furchtsamen Vertheidiger haben ihm eine Rolle der Erwartung vorgeschrieben, wie sie sie selbst spielen. Seine Protestation soll friedlich bleiben; die traurigen, unglücklichen Zeitumstände wollen, daß er Niemand in Verlegenheit setze und sich allein der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit der Vorsehung überlasse. Wenn man bedenkt, daß dieser junge, im Exil erzogene Prinz, durch seine Geburt zu einem unermeßlichen Ehrgeiz verdammt, durch dessen Mangel er seine Abstammung verleugnen würde, von einer zahlreichen Partei umgeben, die ihn mit lauten Zeichen der treuesten Anhänglichkeit umringt, dennoch keinen anderen Halt- und Stützpunkt als sich selbst hat, und daß es ihm nicht einmal gestattet ist, sich kühn den Weg bis zu dem Ziel zu bahnen, dessen Erreichung ihm ein ganzes Volk verbietet, so kann man zwar einerseits sich des Mitleids über ein so trauriges Geschick nicht erwehren, andererseits aber kann man sich auch nicht enthalten, an die legitimistische Partei die Frage zu stellen, worauf sie denn ihre Hoffnung noch gründe? Man würde es nicht glauben, wenn nicht die aufrichtigsten und ergebensten Männer es unaufhörlich laut verkündigten: auf den Glanz des persönlichen Verdienstes dieses jungen Mannes. Dies Verdienst könnte nur das Genie seyn, und doch ist es ja nicht unbekannt, ja die Schriften der Legitimisten beweisen es selbst mehr als deutlich, daß die Seele des unglücklichen jungen Prinzen weit entfernt ist, eine so seltene Höhe der Willenskraft und geistigen Ueberlegenheit zu erreichen. Und doch darf man nicht glauben, daß er aus seiner Lage zu viel Grund zur Niedergeschlagenheit schöpfe, als daß seine Kraft nicht heftige Stöße erleiden müßte. Denn nicht nur hat er stets Gelegenheit, in seiner unmittelbaren Umgebung die rührendsten Beweise von Ergebenheit wahrzunehmen, sondern selbst unter den Kindern der großen Revolution hat er Viele getroffen, die,

*) Souvenirs des voyages de M. le Duc de Bordeaux. Par le Comte de Locmaria. 2 vol. in-8. Paris, 1846. — Die Kritik dieses Buchs hat den Herrn Eugène Robin zum Verfasser. Er nennt es un livre de parti. Mit eben dem Rechte nennen wir aber seine Kritik une critique de parti.

unbeschadet der Treue, die sie ihrem Vaterlande widmeten, zu ihm geeilt sind, um ihm aufrichtige Huldigungen darzubringen. Wenn er zwar hierin den wahrhaften Ausdruck der Liebe und des Bedauerns von Seiten Frankreichs zu erkennen glaubt, so ist er in einem Irrthume begriffen, der für ihn zu natürlich und deshalb wohl verzeihlich ist. Wie sehr er sich aber in diese Träume voller vergeblicher Hoffnung einwiegt, habe ich selbst zu bemerken Gelegenheit gehabt.

„Ich befand mich im Monat Januar des Jahres 1844 zu London, zu derselben Zeit, da der Graf von Chambord *) im Begriff war, England zu verlassen, seit er nach der Abreise der politischen Wallfahrer in seine gewöhnliche Einsamkeit zurückgekehrt war. In dem Augenblick, wo ich einen Platz auf dem Ostender Dampfboot genommen, erfuhr ich, daß der Gast von Belgrave-Square auf demselben Schiffe nach dem Festlande zurückkehren werde; eine Nachricht, die mir unwillkürlich Herzpochen erregte. Ich freute mich darauf, die Züge des jungen Reisenden betrachten zu können, dessen letzte Begebnisse die ganze Hauptstadt beschäftigten. Der „Earl of Liverpool" sollte den Quai um Mitternacht verlassen; um 11 Uhr befand ich mich auf dem leeren Verdeck, denn es regnete in Strömen, aber der Anblick eines Reise- und eines Bagagewagens, auf denen man bei dem flackernden Schein der Laternen ein blaues, einfach mit einem H verziertes Wappen bemerken konnte, lieferte mir den Beweis, daß man mir wahr berichtet hatte. Der Prinz hatte sich schon in eine kleine unbequeme Koje zurückgezogen, zu der er nur durch den gemeinschaftlichen Saal gelangen konnte, wo ich für mein Theil ein Lager aufgeschlagen hatte. Ich legte mich bald nieder und befand mich sonderbarer Weise — denn man wird mich schwerlich in dem Verdacht einer zu lebhaften Sympathie für die Prinzipien der Legitimität haben — während der ganzen Nacht in einer fast fieberhaften Aufregung, deren Ursache ich nicht in der Bewegung des Schiffes suchen konnte. Es war auch nicht bloße Neugier, was mich in eine solche Spannung versetzte, sondern wahrhaftes Mitgefühl für den jungen Verbannten, der zwei Schritte entfernt von mir ruhte. Endlich waren doch meine Augenlider gesunken, als eine jugendlich klare Stimme mich plötzlich wieder erweckte. Der Graf von Chambord, denn augenblicklich ahnte ich, daß er es sey, rief nach dem Aufseher über die Bedienung der Reisenden. Er begehrte Licht, um sich auf das Verdeck zu begeben, und da er der Einzige unter seiner kleinen Begleitung war, der einen guten englischen Accent besaß, so rief er Steward! Steward! In meinem halbwachen Zustande fuhr mir plötzlich die Idee durch den Kopf, daß er, von einem schweren Traum gepeinigt, mit kläglicher Stimme die Stuarts anrufe. Aufs heftigste davon erschüttert, stieg ich alsbald auf das Verdeck, wo denn der unaufhörlich strömende Regen mein Gehirn bald abgekühlt hatte. Eine Stunde später erblickte ich die Züge des Prinzen in dem halbverschleierten Licht einer winterlichen Morgenröthe. Er ist ein junger Mann von kleiner Statur, der fast das Ansehen hatte, als habe er eben erst die Schwelle des Jünglingsalters betreten; sein Gesicht war bleich, woran vielleicht auch die Rauhheit der Luft Schuld haben mochte; sein nicht sehr dichtes Haar ist hellblond, so daß selbst sein sprossender Backenbart von seinen Wangen nur wenig absticht; seine Augen von mattem Hellblau verwischen etwas den zarten und ruhigen Ausdruck einer kindlichen Physiognomie. Der ganze Schnitt seines Gesichts ist durchaus bourbonisch: dieselbe breite, etwas rückwärts gebogene Stirn, dieselbe elegante Krümmung der Nase, dieselbe Gedrungenheit der unteren Theile der Wangen zeigt sich auch bei den meisten seiner Vorfahren. Ich machte die Bemerkung, daß das Gerücht die Stärke seiner Beleibtheit übertrieben hatte; aber daß er Anlage dazu hat, erkennt man aus der weiblichen Weichheit und Rundung seiner Formen, so wie aus der ungewöhnlichen Fülle seiner Hüften. Auch wollte ich mich von der Wahrheit jener Behauptung überzeugen, die zu einer höchst wichtigen Streitfrage der kindischen Pariser Presse geworden, nämlich, ob er in Folge eines Sturzes vom Pferde lahm geworden sey. Nein, lahm war er nicht, doch zog er etwas den einen Fuß nach. Ich wurde fast verzehrt von der Begierde, ihn anzureden. Es wäre ohne Zweifel eine große Unschicklichkeit gewesen, und was hätte ich übrigens ihm sagen können? Thörichte, im Grunde jedoch ganz vernünftige Dinge, die mir durch den Kopf fuhren. So vermied ich denn vielmehr, ihn längere Zeit zu betrachten, um ihn nicht durch eine Aufmerksamkeit, von der er seitens der anderen Passagiere schon zu viel leiden mußte, zu ermüden. Er hatte das Mißgeschick gehabt, in eine ziemlich ungehobelte Gesellschaft zu gerathen, die glücklicherweise nicht allzu zahlreich war: ein polnischer Jude von abscheulicher Miene, ein Haufen deutscher Arbeiter und zwei oder drei Engländer von seltener Gemeinheit. Der Letzteren Einer hat sich in trunkenem Zustande eingeschifft und sich in demselben so gut zu erhalten verstanden, daß ich den Augenblick kommen sah, wo er auf den Prinzen fallen würde. Dieser aber stieß ihn mit wahrhaft königlicher Geberde zurück, indem er die ruhigen Worte hören ließ: Wer ist denn dieser Grobian! Voll Verlangen — den Grund wußte ich mir nicht anzugeben — dem Grafen von Chambord auf mittelbare Weise angenehm zu seyn, beobachtete ich sein Gefolge; es war sehr beschränkt, indem es nur aus dem Herzog von Lévis, dem Herrn von Villaret-Joyeuse und einer anderen Person bestand, deren Namen mir unbekannt war. Der Zufall war mir günstig, indem er mir die gewünschte Gelegenheit darbot. Der Herzog von Lévis zog in der gemeinsamen Kajüte bei einem englischen Kellner Erkundigungen über die belgische Eisenbahn ein, konnte jedoch von jenem keine genügende Auskunft erhalten. Da ich nun eine gedruckte Karte besaß, auf der ein vollständiger Nachweis über Alles, was darauf Bezug hatte, enthalten war, so ließ ich sie ihm sogleich zukommen, worauf der ehrenwerthe Begleiter des Verbannten die Güte hatte, sich in ein Gespräch mit mir einzulassen, um sich für meine Höflichkeit erkenntlich zu bezeigen, ja sogar gegen Abend, als wir den Leuchtthurm von Ostende erblickten, mich wissen ließ, daß Monseigneur mir selbst für die Nachrichten, die ich ihm gegeben habe, danken wolle. Ich bekenne aufrichtig, daß sich meiner eine gewisse Verwirrung bemächtigte, als ich mich dem Grafen von Chambord gegenüber befand und aus seinem Munde an mich gerichtete Worte vernahm. Ich fing meine Antwort mit einer unhöflichen Zerstreutheit an, nannte den Prinzen „mein Herr" und ertappte mich unmittelbar darauf auf einem „Monseigneur"; kurz nachher titulirte ich ihn sogar „Majestät". Was ich nachher Alles hervorgestottert, weiß ich nicht mehr, nur erinnere ich mich, daß mir plötzlich der Gedanke kam, ihm eine Schmeichelei zu sagen, die seiner Eigenliebe am meisten Befriedigung gewähren mußte; so brachte ich denn nach manchen verkehrten und halbabgebrochenen Phrasen endlich die Worte heraus, daß ich verwirrt wäre von der Ehre, einen Franzosen, wie ihn, zu begrüßen. „Einen Franzosen!" antwortete der Prinz mit einem Anflug von Pathos; „ach, mein Herr, Niemand darf weniger Anspruch auf ein Vaterland machen als ich." Darauf verbeugte ich mich und zog mich nach einem anderen Theil des Schiffes zurück. Einen Augenblick später trat Jemand aus seinem Gefolge auf mich zu, um mich um meinen Namen zu fragen, und ich bemerkte darauf, daß man denselben in eine Schreibtafel verzeichnete.

„Es mag mir jetzt vergönnt seyn, den Sinn dieses Ereignisses zu erklären, da man finden könnte, daß ich darin eine etwas lächerliche Rolle gespielt habe, wenn wahrhafte Empfindungen es jemals seyn könnten. Der Graf von Chambord begegnet einem Franzosen, einem einzigen unter allen seinen Reisegefährten auf einer Ueberfahrt von 20 Stunden; dieser Franzose betrachtet ihn mit ehrfurchtsvollem Interesse und schließt sich auf schickliche Weise an ihn an. Der Prinz läßt ihn zu sich kommen, er ahnt an seiner Stimme, daß jener von einer tiefen Bewegung beherrscht wird, richtet einige freundliche Worte an ihn, und so kommt es denn, daß ein Unbekannter in die für solche Zusammentreffen bestimmte Liste notirt wird. Wer weiß, ob er nicht darin als ein tauglicher Rekrut für die Armee der Getreuen bezeichnet ist! Und dennoch war es keineswegs ein politisches Glaubensbekenntniß, was ich etwa dem Herzoge hätte ablegen können; ich hatte mich nur vor dem seltenen Mißgeschick gebeugt und war um so gerührter, als ich der Ueberzeugung war, daß es unabänderlich sey; ich sah auf diese lächelnde Stirn gleichsam das Siegel der Nacht für die Vergangenheit gedrückt, und mein Herz schlug mit um so größerer Heftigkeit, als ich nicht sagen konnte, was ich gewünscht hätte zu sagen. Während der langen Stunden einer ruhigen Ueberfahrt war ich auf dem Verdeck oft allein mit dem Grafen von Chambord, und mehrere Male fiel es mir ein, zu ihm zu gehen und ihm tausend Dinge zu sagen, die er niemals gehört hat und hören wird; Alles, was ich denke und was alle der großen Bestimmung unseres Vaterlandes ergebene Herzen mit mir denken; aber ich habe diese Bewegung in mir niedergekämpft, weniger aus dem Gefühl für Schicklichkeit oder aus Furcht, als aus wahrhaftem Mitleiden; denn ich wäre gezwungen gewesen, ein Wort auszusprechen, das ihn zuweilen vielleicht im Traume erschreckt und das mir jedesmal auf die Zunge trat, wenn ich meinen Blick auf ihn warf, das fürchterliche Wort: Niemals." *)

*) Der Inkognitoname des Herzogs von Bordeaux.

Die Militair-Strafrechtspflege in Frankreich.

Nachdem in diesen Blättern kürzlich (Nr. 93) eine vergleichende Uebersicht der Kriminalfälle in Frankreich gegeben worden, dürfte es von Interesse seyn, daran eine Betrachtung über die Militair-Strafrechtspflege zu reihen, wenn sich diese auch auf ältere Data als die dort angezogenen bezieht:

Erst im Jahre 1844 hat der französische Kriegs-Minister über die Militair-Strafrechtspflege des Jahres 1838 Bericht erstattet. Im letztgedachten Jahre bestand das Heer aus 314,919 Köpfen; davon wurden 4638 in Anklagezustand gesetzt, so daß dies den 68sten Mann traf. Unter dieser Zahl befanden sich 28 Eingeborne aus Algerien, welche vor ein Kriegsgericht gestellt wurden. Von den Angeklagten wurden 1460 freigesprochen, 9 an die bürgerlichen Gerichte verwiesen und 3169 verurtheilt, mithin der hundertste Mann der ganzen Armee; zum Tode 69, zur Deportation 3, zu Galeeren 222, 2700 zu einfachem Gefängniß, 7 zur Degradation, 2 zu Geldstrafen und die übrigen zu Strafarbeit. Von den 28 Arabern wurden 6 zum Tode, 3 zu Strafarbeit und 1 zu Gefängniß verurtheilt; 18 wurden freigesprochen. Die Verurtheilung erfolgte bei 1623 Verbrechen noch in demselben Monat, bei 1358 im zweiten und bei 1657 nach dem zweiten Monat, was bei den 1220 Deserteuren, die sich darunter befinden, natürlich ist. Diese Verurtheilungen sind durch 4307 Endurtheile erfolgt, wobei 14,844 Zeugen vernommen werden mußten. Die Kosten betrugen 90,071 Fr.; so daß auf jede Untersuchung 20 Fr. 91 C. kommen. Unter den 69 zum Tode verurtheilten Soldaten waren 13 Deserteure, 44 wegen Insubordination, 8 wegen Mord und 4 wegen Diebstahls unter erschwerenden Umständen. Der König hat allen die Todesstrafe erlassen, bis auf Einen; nur in Afrika wurden neun sofort hingerichtet.

Unter den Deserteuren waren 417, welche ledig in ihre Heimat gegangen waren, mit Militair-Effekten 126, ins Ausland 25, vor dem Feinde und zum Feinde 13; Rekruten, die sich nicht gestellt hatten, waren 1107. Bei den Offizieren ist seit dem Gesetz vom 19. Mai 1834 ein besonderes Verbrechen als „unerlaubte Abwesenheit" bezeichnet worden, diese be-

*) Es ist dies eine sehr schwache Parodirung des berühmten „Damals!" das einmal von legitimistischem Munde auf der französischen Rednerbühne ausgesprochen wurde.

steht: in Abwesenheit über 3 Monat, dieserhalb wurden 6 Offiziere bestraft; wegen Aufenthalts außer dem Lande über 14 Tage ward ein Offizier bestraft.

Das Verbrechen der Insubordination, worauf der Tod steht, muß mit Thätlichkeit gegen Vorgesetzte verbunden seyn. Von 421 Angeklagten wurden 259 verurtheilt, mithin der 1216te Soldat.

Als eigentliche militairische Verbrechen werden bestraft: Verrath, Spionirung, Diebstahl an Militair-Effekten, an Soldaten und bei dem Wirth, Plünderung, Verwüstung, Feueranlegung, Erpressung von Lebensmitteln, Fälschung, Entweichung aus dem Gefängniß.

Gemeine Verbrechen sind: Falschmünzerei, Erbrechung von Gefängnissen, Beschädigung öffentlicher Monumente, weswegen 38 verurtheilt wurden, aufrührerisches Geschrei, Mord, Todtschlag, Nothzucht, weshalb 3 Soldaten verurtheilt wurden, wegen anderer Angriffe auf die Tugend 7; wegen falschen Zeugnisses wurden 3 freigesprochen und keiner verurtheilt. Wegen groben Diebstahls wurden 106, wegen gemeinen und kleinen Diebstahls 146 angeklagt, wegen Betrugs 22, wegen Mißbrauchs von Zutrauen 38. Im Ganzen wurden wegen gemeiner Vergehen in Anklagestand gesetzt 500 und davon 378 verurtheilt, mithin 12 auf 100 Verurtheilte überhaupt; wegen Militair-Verbrechen von 2267 1762 verurtheilt, mithin 56 auf 100, und von den 1781 Deserteurs wurden 1029 verurtheilt, mithin waren unter 100 Verurtheilten 35,, Deserteurs.

In Ansehung der verschiedenen Verhältnisse der Verbrecher findet sich Folgendes zu bemerken: Im Jahre 1838 dienten in der Armee 31,127 Freiwillige, darunter fanden sich 892 Verurtheilte, so daß der 35ste ein Verbrecher war. Von den eingestellten Konskribirten (welche keine Stellvertreter gestellt hatten), mit 151,026 Mann, wurden nur 1145 verurtheilt, so daß erst der 132ste ein Verbrecher war. Stellvertreter dienten damals 47,999, diese lieferten 1097 Verurtheilte, mithin war der 44ste ein Verbrecher. Es dienten damals in der Armee 13,341 Mann über die Zeit der Verpflichtung fort; von diesen wurden nur 23 verurtheilt, so daß von allen Soldaten (Kapitulanten), nur der 582ste ein Verbrecher war. Unter den Invaliden war nur Ein Verbrecher. Das Corps der Gendarmerie, Municipalgarden und Pompiers, aus 16,974 Mann bestehend, hatte 6 Verbrecher geliefert, so daß erst der 2899ste Mann ein Verbrecher war. Die Infanterie, 210,961 Mann zählend, hatte 1849 Verurtheilte geliefert; es war daher der 114te Infanterist ein Verbrecher. Die Kavallerie, aus 37,769 Mann bestehend, hatte 263 Verurtheilte geliefert; der 144ste Kavallerist war daher ein Verbrecher. Die Artillerie und Pontonniere, mit 23,915 Köpfen, hatten 187 Verurtheilte; es war daher der 128ste ein Verbrecher. Das Genie-Corps, aus 3985 Mann bestehend, war mit 26 Verurtheilten betheiligt; daher der 230ste ein Verbrecher. Der Train, mit 4190 Mann, gab 22 Verurtheilte; es war daher der 190ste Mann ein Verbrecher. Die Veteranen oder Compagnies sedentaires, mit 3142 Mann, hatten 38 Verurtheilte, mithin war der 135ste ein Verbrecher. Das militairische Medizinalwesen, 1397 Köpfe zählend, hatte nur 3 Verurtheilte, mithin war erst der 466ste ein Verbrecher. Unter den 17,165 Offizieren der Armee waren 7 Verurtheilte, mithin war der 2452ste Offizier ein Verbrecher; unter den 20,312 Unteroffizieren waren nur 36 Verurtheilte, so daß der 564ste ein Verbrechen beging, weniger noch als die Medizinal-Beamten. Unter den 25,130 Korporalen waren 73 Verurtheilte, mithin der 344ste ein Verbrecher. Unter den 252,312 Gemeinen waren 3042 Verurtheilte; es war daher der 83ste Mann ein Verbrecher. Von den 11,648 Soldaten, die über 7 Jahre dienen, wurden 251 verurtheilt, mithin war der 46ste ein Verbrecher; von den jüngeren Soldaten war es erst der 87ste. Von allen Verbrechern bestand die Hälfte aus solchen, die nicht lesen und schreiben konnten. R.

England.

Robert Walpole und seine Zeit.

II.

Walpole als Minister. — Er reicht seine Entlassung ein. — Spielwuth. — Er denuncirt das Börsenspiel und benutzt es zugleich. — Er gelangt wieder ins Ministerium und beherrscht den König.

Unter solchen Umständen gelangte Robert Walpole zur Gewalt. Als entschiedener Whig, politischer Märtyrer und ausgezeichneter Redner wurde er zuerst zum General-Zahlmeister, sodann zum Kanzler des Schatzamts und ersten Minister ernannt: er hatte das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, aber die Armee, die unter seinem Kommando stand, schien ihm noch nicht disziplinirt und einig genug. Er wußte, welche Macht man durch den Widerstand erlangt. Schon 1717 giebt er dem Könige die Siegel des Großkanzlers zurück; diese Scene verdient übrigens ausführlich geschildert zu werden. „Beim ersten Zeichen der Indisziplin", erzählt Horaz, „gab mein Vater dem Könige den Kommandostab zurück, da er ihn wiederzuerlangen hoffte, wenn seine Truppe zum Gehorsam zurückgekehrt wäre. Es war eine lange und heftige Scene. Robert Walpole verlieren, hieß für den Monarchen den Schild und die Lanze verlieren. Man wurde ärgerlich; das Siegel, welches der Minister durchaus nicht behalten wollte, wurde von der eigenen Hand des Monarchen wieder in den Hut Walpole's gelegt; der Widerspänstige verließ das Kabinet des Königs mit feuerrothem Gesichte, thränenden Augen und ganz außer sich. Am folgenden Tage ließ ihn der König rufen und drang in ihn, aber ohne Erfolg. Robert gab einen einmal gefaßten Beschluß nicht auf, und dieser Mann, den man zu einem Schurken hat stempeln wollen, hatte eben so viel Willenskraft wie Muth. Wenige Tage vorher hatte er einen Jakobiten bei sich empfangen; dieser stand plötzlich auf, griff in seine Tasche und sagte: „„Ich weiß nicht, weshalb ich Sie nicht tödte."" — „„Weil ich jünger und stärker als Sie bin"", sagte Robert Walpole, ebenfalls aufstehend."

Bis 1720 setzten die Anhänger des Prätendenten ihre Bemühungen fort, gestützt auf die Intriguen Bolingbroke's und die aufopfernde Ergebenheit der schottischen Clans. Die Weiber hatten großen Antheil an diesen Bewegungen und kompromittirten vollends die Sache der Stuarts oder richteten sie vielmehr zu Grunde. Sie umringten Bolingbroke in Paris, und ihr Serail umgarnte auch den Regenten, der indeß zu geschickt war, um sich täuschen zu lassen, und zu sehr in die Verführungen der Wollust eingeweiht, um ihnen seine Interessen zu opfern. „Sie quälen mich den ganzen Tag", sagte der Regent, „und lassen mir Nachts auch keine Ruhe. Man lasse Bolingbroke sagen, daß er nicht solche Diplomaten gebrauche." Bolingbroke, ein geistreicher, aber hitzigerer Mann, als er sich für solche Geschäfte paßt, verbesserte einen Zehler durch einen anderen; er brach mit diesen Damen und machte sie sich zu tödtlichen Feindinnen.

Im Unterhause war Robert Walpole nach seiner Entlassung ein gefährlicher Gegner für seine ehemaligen Kollegen geworden; er hatte gegen sie ein tödtlich verwundendes Wort gefunden; er nannte sie das deutsche Ministerium. Während er bald den Jakobiten die Hand reichte, ohne sich jedoch tiefer mit ihnen einzulassen, bald wieder sich unter den Schutz des Prinzen von Wales stellte und denselben mit seinem Vater aussöhnte, während er persönliche Freunde ward und namentlich kein Geld sparte, erwarb er sich das Verdienst, gute Finanzgesetze in Vorschlag zu bringen, die Idee der Amortisationskasse zu geben und sich den hazardartigen Speculationen und dem Börsenspiel, welches mit gleicher Wuth in Frankreich wie in England tobte, zu widersetzen.

Charakteristisch hierbei ist, daß Robert gegen dieses Spiel deklamirte, aber es auch unbedenklich benutzte. Als die Südseegesellschaft ihre chimairischen Actien nach dem Muster der Mississippi-Actien ausgab, nahm Robert das Wort, um auf die Gefährlichkeit und Unsolidität derselben aufmerksam zu machen, kaufte für 100,000 Thlr. dieser Actien zu 130 pCt., verkaufte sie wieder zu 300 pCt., realisirte diesen ungeheuren Gewinn und triumphirte dann im Unterhause über das Eintreffen seiner Prophezeiung und über seinen Gewinnst. Ein Theil der großen Kapitalisten war zu Grunde gerichtet, der Kredit zerstört, und der Handel lag danieder. Man wollte nun die Minister strafen, welche den Spekulanten die Hand geboten. „Es bildete sich", sagt Horaz, „eine kompakte Phalanx von Jakobiten, Tories und Whigs, welche um die Wette schrieen und auf den Umsturz des Thrones und wohl auch des Landes ausgingen; aber Robert Walpole trat ihnen in den Weg." Er wies das einzige mögliche Hülfsmittel nach, nämlich das, den Kredit durch ein Opfer zu stärken und die Bank und die ostindische Compagnie zur Unterstützung der Kapitalisten und der Actionaire aufzubieten; aber zu viele Wunden bluteten noch, zu viele Betrügereien waren begangen, zu viele thörichte Hoffnungen waren geweckt worden, als daß die Rache des Gesetzes nicht hätte Befriedigung verlangen sollen. Subalterne Beamten, Direktoren der Südsee-Gesellschaft, Minister, Staatssecretaire, Mitglieder des Unterhauses wurden in Anklagestand versetzt und die meisten des Betrugs überführt. Der erste Minister Sunderland, der sich nur mit Mühe rettete und sich im höchsten Grade verhaßt gemacht hatte, beeilte sich, seine Stelle niederzulegen. Robert hatte dies erwartet; er hatte den Sturz seines früheren Freundes und jetzigen Gegners vorausgesehen; er hütete sich indeß, ihn anzugreifen, vertheidigte ihn vielmehr mit kluger Großmuth und bereitete ihm einen sanften Sturz.

Diese Umtriebe, diese Betrügereien, diese Intriguen hatten das Jahr 1720 gefüllt. Im folgenden Jahre trat Walpole an Sunderland's Stelle. Als Herr der Whigs, über die er nach Belieben verfügte, als erster Minister des protestantischen Throns und des aristokratischen Bürgerthums begann er seine Rolle damit, daß er zunächst den panischen Schrecken der Kapitalisten beruhigte, sodann aber den Handel schützte, den Kapitalien Muth einflößte, die Interessen um die Partei der Whigs gruppirte. Der König, welcher, wie Shippen einst im Unterhause sagte, weder die Sprache noch die Verfassung Englands kannte, ließ Robert volle Freiheit, und dieser beherrschte ihn durch seine Furcht und seine Interessen. „Der König", sagte sein Minister, „sprach nicht Englisch, ich nicht Französisch oder Deutsch; ich frischte mein bischen Latein, so gut ich konnte, wieder auf, und wir beherrschten England mit Küchenlatein."

Es handelte sich darum, eine Nation zu leiten, welche ihren König verachtete und verabscheute, und einen König, welcher sein Volk verachtete und verabscheute. „Georg I.", so schreibt der Graf von Broglie an den König von Frankreich „empfängt weder Engländer noch Engländerinnen. Er verabscheut die ganze Nation, welche ihm darin nichts nachgiebt. Keiner der seine Person umgebenden Diener ist ein Engländer. Er betrachtet das Land als eine zeitweilige Besitzung, die man benutzen muß, so lange man sie hat, aber nicht als ein ihm und seiner Familie gehörendes Erbtheil. Mit seinem Parlament will er sich gar nicht einlassen und überläßt Alles Walpole. Er will lieber die ganze Verantwortlichkeit auf das Haupt seines Ministers, als auf sein eigenes, fallen lassen."

Einige der Briefe, welche in den letzten Sammlungen der ungeheuren Korrespondenz Horaz Walpole's enthalten sind, machen die Seltsamkeit der Lage sehr anschaulich. „Der König", heißt es in einem, „besäuft sich in Bier mit der ehrenwerthen Kletterstange, während Robert schon um 3 Uhr Morgens im Unterhause kämpft und die Stuarts 200 Meilen weit zurückschlägt." An diesem künstlichen Hofe, wo die Kletterstange und der Elephant abwechsel-

herrschten und wo der König nicht besser war als seine Untergebenen, mußte er zurechtzukommen suchen, so gut er konnte. Ein Graf Bernsdorf, ein Baron Bothmar, ein Robertson plünderten um die Wette, und zwar mit Bewilligung des Königs selbst. Eine einzige Anekdote, welche Horaz in seinen Erinnerungen anführt, wird zur Würdigung dieses Hofes hinreichen: „Weshalb forderst du deinen Abschied?" fragte Georg einen Koch, welcher in sein Vaterland zurückkehren wollte. — „Majestät", antwortete dieser, „hier wird zu viel gestohlen. In Ihrem Kurfürstenthume wirthschafteten wir viel sparsamer." — „Ach was", antwortete der König, „das ist ja das Geld der Engländer; mache es wie die Anderen." Hierauf laut auflachend, fuhr er fort: „Sorge für dich und mache keine Umstände."

Es versteht sich wohl von selbst, daß ein Minister, der seine ersten Lehrjahre auf einem solchen Schauplatze bestand, keine unbefleckte Reinheit bewahren und nicht einmal den Schein derselben annehmen konnte; ihm lag sehr wenig daran. Er fühlte, daß seine ganze Macht sich auf den Gehorsam seiner Partei gründe, und er verfolgte deshalb zwanzig Jahre lang mit großem Erfolge den doppelten Zweck, so dem Könige zu schmeicheln und seine Partei in Gehorsam zu erhalten.

Mehrmals versuchte man, ihn zu ermorden. Eines Tages, als er die Treppe des Unterhauses hinaufstieg, suchte ihn die Menge im starken Gedränge zu erdrücken; da er vermöge seines muskulösen Körperbaus kräftigen Widerstand leistete, wollte ihn einer der Rädelsführer mit der Spange seines Mantels erwürgen; aber diese zerbrach. Er bestand nicht nur alle solche Prüfungen und durchlebte diese Epoche, sondern er regelte auch alle Bewegungen derselben, brachte die hannoversche Dynastie in den Hafen der Sicherheit, stellte den Handel wieder her und verschaffte seiner Partei das Uebergewicht. Wenn Robert Walpole sich in seinem Privatleben nicht sehr gewissenhaft zeigte, so war doch sein öffentlicher Charakter unbescholten; sein regelloses Leben glich dem Shaftsbury's, Bolingbroke's; aber ich bezweifle nicht seine Gewissenhaftigkeit als Staatsmann; ich halte ihn für einen ganzen Whig, wie dies bei einem Landedelmann natürlich war, der gegen die früheren Könige keine Verpflichtung hatte und dessen ganze Hoffnung nur in einer innigen Verbindung mit der neuen Herrschaft bestehen konnte.

Das sahen seine Bundesgenossen und Freunde sehr wohl ein; sie trugen ihn in ihrem Herzen, und er vertheidigte sie mit Ausdauer, Klugheit und Geschicklichkeit gegen ihre Gegner.

Diese Letzteren waren keineswegs gering anzuschlagen. Von 1721—1727 hatte er mit drei Männern zu kämpfen und sie zu stürzen: den beredtesten, intriganteſten und geistreichsten seiner Zeitgenossen, den Bischof Atterbury, welcher offen konspirirte; seinen Nebenbuhler Bolingbroke, der nach England zurückkehrte und ihn zu verdrängen suchte, endlich den Dekan Swift, welcher Irland gegen den Minister aufhetzte. Sich besser aus einer dreifachen Gefahr zu ziehen, war nicht möglich. Er verbannte Atterbury, er schützte Bolingbroke, der zum Tode verurtheilt wurde, vor der Entehrung und Verbannung und schloß ihn von der Gewalt aus, indem er ihm das Leben rettete; Swift endlich ließ er ruhig den O'Connell spielen. Atterbury ging nach Frankreich, wo er gegen Robert schrieb; Bolingbroke beschäftigte sich zehn Jahre lang damit, seinen Gegner zu zerfleischen, und Swift starb mit einem Fluche gegen ihn.

Der Sieger ließ sich lachend die wüthenden Ausfälle dieser drei scharfen Federn gefallen: der „Craftsman" Bolingbroke's, der „Tuchhändler" Swift's und die Privatbriefe Atterbury's begründeten seinen Ruhm. An Moralität war er ihnen allen gewachsen, aber an Taktik, was mehr sagen will, ihnen allen überlegen. Die einzige Unklugheit seines Lebens bestand darin, daß er auf das furchtbare Talent des Schreibens zu wenig Gewicht legte. Seine Herrschaft beschränkte sich auf die Gegenwart; er hatte genug zu thun, sich gegen die vielfachen Intriguen aufrecht zu erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Riouw und sein Radschah. Unsere Zeitungen enthalten einen interessanten Bericht des Missionspredigers Röttger, der dem Radschah von Riouw, zum Dank für den von ihm den Missions-Anstalten gewährten Schutz, in feierlicher Audienz einige Geschenke Sr. Maj. des Königs von Preußen, bestehend aus einem Kronleuchter, einer Uhr mit Spielwerk, einer Vase mit einem künstlichen Kolibri und zwei Stücken Zeug (einem Gold- und einem Silberstoff) überbrachte, wogegen Herr Röttger ein Dankschreiben des Radschah an den preußischen Monarchen, so wie ein Gegengeschenk an Se. Maj., bestehend aus einem Dolch mit künstlich gearbeitetem Griff und goldener Scheide und zwei mit Gold beschlagenen Lanzen, empfing. Die Allg. Preuß. Zeitung giebt die Lage Riouw's im chinesischen Meere einen Grad über dem Aequator unter 104° 9′ bis 57′ östlicher Länge an, doch hätte sie hinzufügen müssen: „von Greenwich", da es nach unserer gewöhnlichen Längenmessung von Ferro unter 121° 50′ bis 122° 38′ sich befindet. Riouw liegt am Eingange der Straße von Malacca, dem britischen Handels-Emporium Singhapure gerade gegenüber, und kann einst für den Welthandel eben so bedeutend und wichtig werden, wie es dieses letztere seit einem Vierteljahrhundert geworden. Riouw selbst ist eigentlich nur der Name der Stadt, in welcher der Radschah residirt, während die Insel, deren Hauptstadt jener an 6000 Seelen zählende Ort ist, Bentam oder Bintang heißt, wie sie auch auf den meisten Karten genannt wird, wogegen Riouw oder Riao als Inselname ein Eiland bezeichnet, das zu den Molukken gehört und zwischen den Inseln Dschilolo und Morty liegt. Nach der Meinung des bekannten niederländischen Ministers Grafen Karl van Hogendorp würde Riouw auf Bintang — oder wie es Karl Ritter schreibt: Rhio — zu einem Freihafen erklärt, einer der bestgelegenen Punkte des indischen Archipels seyn, um ein großes Entrepot für alle Erzeugnisse zu werden, mit denen Holland einen bedeutenden Handel von und nach den malayischen Inseln, so wie von und nach China und Ostindien, betreibt.

Inzwischen besitzen die Holländer zwar ein Etablissement in Riouw, aber in den Traktaten, durch welche sie Singhapure und Malacca an die Engländer abtraten, ward zugleich festgesetzt, daß die Insel Bintang (Riouw) in den Händen ihrer früheren Herrscher bleiben solle. Diese waren von jeher die Radschahs (Fürsten) von Dschohor, die sich auch Sultane von Linga und Riouw nennen, nach welchem letztgenannten Orte seit einiger Zeit ihre Residenz verlegt ist. Sie leiten ihre Abkunft von den alten Radschahs der Halbinsel Malacca ab, deren Einer, Sultan Mahmud Schah, im J. 1511 von den Portugiesen aus seiner Residenz Malacca vertrieben wurde, worauf er Dschohor baute, das jedoch jetzt ein armes Fischerdorf ist. Die Zinnbergwerke des Radschah, die erst kürzlich entdeckt wurden, sollen eben so ergiebig seyn, wie die der großen niederländischen Insel Banca.

Die Insel Bintang war sonst eben so wie Dschohor ein Zufluchtsort der malayischen Seeräuber, doch diese sind zum Theil durch die Thätigkeit des früheren niederländischen General-Gouverneurs van der Cappellen aus jenen Gewässern ganz vertrieben worden. Auch hat die Nähe der Briten in Singhapure bereits sehr wohlthätig auf die Sitten der Einwohner von Riouw gewirkt, die zu den sogenannten „Urang Laut" (Männern des Meeres *) gehören, welche, nach den Zeugnissen von Crawford und Finlayson, bisher als die rohesten unter den malayischen Stämmen angesehen wurden, obwohl sie sich bereits seit Jahrhunderten zur Religion Muhammed's bekennen. (Man vergl. übrigens die treffliche Charakterisirung der Malayen in Karl Ritter's großem Werke: Die Erdkunde von Asien, Band IV, Abth. II, zweiter Abschnitt, Kap. 3.)

— Pius IX. und der römische Pasquino. Unserer an Wundern reichen Zeit ist durch die wunderbare Wahl des neuen Papstes und dessen erste Regierungshandlungen die Krone aufgesetzt. Papst Pius IX. vereinigt bis jetzt die reformirenden Verwaltungsgaben Sixtus' V. mit den freisinnigen Grundsätzen Clemens' XIV., und es ist für das Heil des Kirchenstaates zu wünschen, daß er viel länger als die genannten Päpste herrsche, ein Wunsch, der auch dem Alter des jetzigen Kirchenfürsten entspricht. Wie großartig und von bleibender Nachwirkung seine Maßregeln seyn müssen, und wie tief sich ihr Einfluß den Verhältnissen der ganzen Halbinsel mittheilen dürfte, das sieht man an der bösen Miene, die auf gewisser Seite zum guten Spiel gemacht wird. Amnestie ertheilen, die helvetischen Janitscharen wegjagen **), Eisenbahnen bauen, Klöster auflösen, Mißbräuche abschaffen und dergleichen Dinge mehr, die man bisher nur bei Liberalen und bei Ketzern zu verabscheuen sich gewöhnt hatte, begründen freilich keine großen Ansprüche auf die Liebe und Dankbarkeit jener Partei, und es ist allerdings die Beschwörung verzeihlich, wenn statt der Rückkehr eines großen Monarchen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche, die für diese Zeit verkündet worden war, die Wahl eines Papstes erfolgt, der von Ultrakatholischen für einen Protestanten verschrieen wird! Bei jeder neuen Besetzung des heiligen Stuhls waren ehemals die beiden Statuen des Pasquino ***) und Marforio in Rom mit ihren spöttischen Fragen und Antworten thätig; Marforio trug einen ihm während der Nacht angehefteten Zettel mit einer beißenden Frage, und Pasquino trug die gleich satirische Antwort. Bei dem Regierungs-Antritte des gegenwärtigen Papstes führen selbst diese dreisten Sprecher Worte der Liebe und des Preises im steinernen Herzen, während die Stadt Rom ihre sonst gewöhnlichen Spottlieder in Oden und Sonnette zu Ehren ihres neuen Wohlthäters verwandelt. Dafür ist man aber in einer gewissen deutschen Stadt, wo man gern päpstlicher als der Papst seyn möchte, eifrig bemüht, die beiden Statuen ihrer alten Bestimmung zurückzugeben, und man soll daselbst folgende Frage und Antwort nach Rom zum Gebrauche für gleichgesinnte Freunde geschickt haben: Marforio: „Man sagt, Pius IX. habe beschlossen, das Cölibat der Geistlichen aufzuheben, und er selber werde mit gutem Beispiele vorangehen. Wäre es nicht sehr passend, daß er die Königin Isabella von Spanien heiratete?" Pasquino: „Daß Dich der! Die Allerkatholischste Königin wird doch keinen Protestanten heiraten!"

---

*) Urang heißt auf Malayisch so viel als „Mann", und die wörtliche Uebersetzung von Urang-Utang ist „Männer des Waldes".

**) Die Schmach ist den entarteten Nachkommen Winkelried's gar wohl zu gönnen, und wenn sie, wie zu erwarten steht, aus Neapel auch bald weggejagt werden, dann mögen sie bei Königin Pomare reitlaufen (der schweizerische Ausdruck für in fremden Sold gehen)! Man hat die Thaten, ja die Existenz Tell's, so wie viele andere Erzählungen aus der patriarchalischen Heldenperiode der Schweizer, bezweifelt und muß sehr leicht dazu veranlaßt werden, wenn man die jetzigen Sitten der Helvetier beobachtet. Die gemeine Habsucht vieler Kantone ältern schon und die Gewohnheit, sich als Soldknechte an das Ausland zu verdingen, während man zu Hause einen hohen republikanischen Ton anstimmt, können uns geneigt machen, die Schlachten von Morgarten, Sempach, Granson und Murten für mythisch zu halten.

***) Es soll der Name Pasquill davon herrühren.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 104. Berlin, Sonnabend den 29. August 1846.

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

Das Buch „Dänische Zustände" hat uns vor kurzem (Nr. 88 des Magazins) Gelegenheit gegeben, uns sowohl über das deutsche Volksthum der Schleswiger als über die geschichtlichen Momente auszusprechen, die dem „offenen Briefe" Königs Christian VIII. vom 11. Juli 1846 zwar zu Grunde gelegt sind, aber keineswegs mit derjenigen strengen Beachtung der Wahrheit, die ein so überaus wichtiges und folgenreiches Aktenstück erheischte. Seitdem sind auch von vielen anderen Seiten, und zwar nicht blos aus den beiden deutschen Herzogthümern, die die Sache zunächst angeht, sondern auch aus allen übrigen deutschen Gauen, die entschiedensten Erklärungen in demselben Sinne erfolgt, von denen besonders die von den berühmtesten Lehrern der Heidelberger und der Tübinger Universität unterzeichneten einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben. Wir zweifeln nicht, daß durch solche Darlegungen auch Blätter wie die Times, welche behaupteten, daß das ganze Geschrei zum Schutze der deutschen Nationalität gegen das Dänenthum in Schleswig-Holstein von einigen deutschen Zeitungsschreibern herrühre, von ihrem Irrthume überzeugt werden. Es ist übrigens auf solche Artikel der Times kein besonderes Gewicht zu legen; sie liefern blos den Beweis, wie sehr es den Dänen, aus deren Federn sie fließen und mit deren Geld sie bezahlt werden, darum zu thun ist, die öffentliche Meinung in England auf ihre Seite zu bekommen. Auf einen ähnlichen aus dänischer Feder geflossenen Artikel, den das Londoner Athenaeum über die Schleswig-Holsteinische Successionsfrage geliefert, hatten wir bereits vor einiger Zeit Gelegenheit, unsere Leser aufmerksam zu machen.

Wer sich für die Frage näher interessirt und sie nach allen ihren Seiten hin untersuchen will, der sollte nicht versäumen, sich die in Schleswig (Verlag von M. Bruhn) erschienenen „Verhandlungen der dänischen und holsteinischen Stände-Versammlungen des Jahres 1843 über die Erbfolge in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg" anzuschaffen. Man wird daraus die dänischen Motive des „offenen Briefes" kennen lernen, auf dessen Erlassung der Bürgermeister von Kopenhagen, Herr Allgreen-Ussing, und ein Gutachten des ständischen Ausschusses bereits vor zwei Jahren angetragen; man wird ferner daraus ersehen, daß damals schon auf die jetzt erfolgte Entlassung des Prinzen von Holstein-Augustenburg, als Statthalters der beiden Herzogthümer, gedrungen wurde, und welche ferneren Sicherheitsmaßregeln gegen das deutsche Volksthum von den dänischen Patrioten verlangt wurden und noch in Aussicht stehen. Wir wollen aus diesen Verhandlungen einige Auszüge mittheilen, wobei uns die Vorträge der Herren Ussing, Orla Lehmann, Prof. David, Prof. Claussen und des königl. Kommissarius, geh. Konferenzrath Örstedt, als interessanter Leitfaden dienen können; denn um sich in der eigenen Meinung zu befestigen, giebt es oft kein besseres Mittel, als die des entschiedensten, die Sache auf die Spitze stellenden Gegners zu studiren.

Zur besseren Orientirung unserer Leser lassen wir vorher noch eine Darlegung des historischen Thatbestandes folgen, und zwar unter Benutzung des Vorwortes, das jenen in Schleswig gesammelt erschienenen Verhandlungen vorangeschickt worden:

Das jetzige Herzogthum Schleswig, welches ursprünglich von Angeln und Friesen bewohnt war, ward im 6. und 9. Jahrhundert von den Dänen erobert, jedoch schon im 13. Jahrhundert, als für sich bestehendes Herzogthum, von den dänischen Königen als Lehn verliehen; nachdem im 14. Jahrhundert dessen definitive Sonderung von Dänemark feierlich anerkannt war, gelangte das Herzogthum im Jahre 1375 an die damaligen Grafen von Holstein, und dies Verhältniß ward nach vieljährigen Kämpfen endlich festgestellt, indem König Christoph III. von Dänemark im Jahre 1440 dem Grafen Adolph von Holstein das Herzogthum Schleswig als ein rechtes Erblehn übertrug.

Das jetzige Herzogthum Holstein war früher eine Grafschaft, die ursprünglich vom Herzogthum Sachsen, später vom deutschen Reiche unmittelbar zu Lehn ging, und die sich nach mehreren Theilungen und dem Aussterben der Nebenlinien des Fürstenhauses im 15. Jahrhundert ihren Hauptbestandtheilen nach, unter der Regierung desselben Grafen Adolph, der 1440 in dem Besitze Schleswigs bestätigt war, vereinigt hatte.

Nach dem unbeerbten Tode des Herzogs und Grafen Adolph wählten die vereinigten Stände Schleswigs und Holsteins im Jahre 1460 den Schwestersohn Adolph's, den schon im Jahre 1448 zum Könige von Dänemark erwählten Grafen Christian von Oldenburg, zu ihrem Regenten, wobei ausdrücklich stipulirt ward, daß dem erkorenen Fürsten nicht als König von Dänemark, sondern als dem Herrn dieser Lande gehuldigt werde, daß Schleswig und Holstein auf ewig ungetheilt beisammen bleiben und ihren Herrn selbst wählen sollten; zugleich ward das Steuerbewilligungsrecht der Stände anerkannt und den Landen Schleswig und Holstein eine von Dänemark gesonderte Regierung zugesagt. Die desfallsige Urkunde ist seitdem von jedem Landesregenten bei seinem Regierungsantritte bestätigt worden.

Im 16. Jahrhundert fand zwar unter den Söhnen des zum König von Dänemark und Herzog von Schleswig und Holstein erwählten Friedrich I., des Enkels Christian I., eine Landestheilung statt, ohne daß jedoch die Staatseinheit der Herzogthümer und deren innige Verbindung unter einander dadurch gestört ward. Es wurden nämlich nur die gewissermaßen als Domänen betrachteten Aemter und Landschaften, so wie die Städte, in beiden Herzogthümern, zwischen dem zum Könige von Dänemark gewählten Christian III. und dessen Brüdern, Hans (der nach wenig Jahren unbeerbt verstarb und dessen Antheil den beiden anderen Linien zufiel) und Adolph, dem Stifter der Gottorfer Linie, getheilt; die Regierung über die adligen Güter und Klöster (Prälaten und Ritterschaft) blieb beiden Fürsten gemeinschaftlich; die allgemeinen Landesangelegenheiten wurden von beiden Landesherren, unter denen der Vorsitz wechselte, geleitet; die Landtage und Landgerichte wurden für beide Herzogthümer gemeinschaftlich abgehalten und dort die zu allgemeinen Zwecken erforderlichen Landessteuern, zu denen sämmtliche steuerpflichtige Landeseinwohner kontribuirten und die in eine gemeinschaftliche Kasse flossen, bewilligt.

Bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts wurden die Fürsten in beiden Linien von den gemeinschaftlichen Ständen gewählt; demnächst aber in beiden Häusern ein Erbrecht nach Ordnung der Primogenitur eingeführt und durch Erbstatuten, im Jahre 1608 für die Herzogliche Linie (lex ducalis), im Jahre 1650 für die Königliche Linie (lex regia), sanctionirt.

Das Verhältniß zu Dänemark ward im Jahre 1533 durch eine Defensiv-Allianz, unter dem Namen einer ewigen Union, fester geknüpft und diese Union im Jahre 1623 dahin erweitert, daß der Defensiv- eine freilich beschränkte Offensiv-Allianz hinzugefügt, auch das Maß der zu leistenden Kriegshülfe erhöht ward. Dagegen ward im Jahre 1658 in Gemäßheit des Roeskilder Friedensschlusses das Lehnsverhältniß zwischen Dänemark und Schleswig aufgehoben und beiden regierenden Linien die Souverainetät verliehen, ohne daß jedoch in Ansehung der bestehenden Union und der gemeinschaftlichen Regierung beider Fürstenhäuser über die Herzogthümer etwas geändert wurde.

Im Jahre 1713 verdrängte der König Friedrich IV. von Dänemark den Herzog Karl Friedrich von Gottorf aus seinem Antheile und der Mitregierung von Schleswig und vereinigte, nachdem im Stockholmer Frieden vom Jahre 1720 Schweden, England und Frankreich ihre Zustimmung dazu gegeben hatten, ersteren mit dem bisher Königlichen Antheile; im Jahre 1773 entsagte Kaiser Paul von Rußland, als damals regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorf, seinen Rechten an den Gottorfer Antheil von Schleswig, trat auch den annoch Gottorfisch gebliebenen Antheil von Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dem König Christian VII. ab, so daß seitdem die Regierung der Herzogthümer Schleswig und Holstein dem Könige von Dänemark, als Chef der Königl. Linie des Schleswig-Holsteinischen Fürstenhauses, ausschließlich zugefallen ist.

Diese Veränderungen in der Landesregierung konnten selbstverständlich nur auf die inneren Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein von rechtlichem Einflusse seyn, ohne daß dadurch weder das Verhältniß beider Herzogthümer zu Dänemark, noch das Verhältniß derselben unter einander im mindesten verändert ward. Das souveraine Herzogthum Schleswig und das deutsche Reichslehn Holstein bildeten nach wie vor einen Gesammtstaat, welcher, so lange die alt hergebrachte agnatische, durch die im 17. Jahrhundert eingeführte Primogenitur näher festgestellte Erbfolge mit der im Königreiche Dänemark durch das Königsgesetz für die Nachkommen Friedrich's III. festgesetzten Successionsordnung übereinstimmte, mit Dänemark einen gemeinschaftlichen Regenten hatte, übrigens aber mit Dänemark in immerwährender Offensiv- und Defensiv-Allianz stand. Dies Verhältniß blieb auch das nämliche, als nach Auflösung des Deutschen Reiches der Lehnsverband Holsteins mit demselben aufhörte und der König Christian VII. durch ein Patent vom 9. September 1806 erklärte, daß „Holstein mit dem gesammten Staatskörper

der dem Königl. Scepter untergebenen Monarchie als ein in jeder Beziehung ungetrennter Theil derselben verbunden und solchemnach von nun an der alleinigen unumschränkten Botmäßigkeit des Königs unterworfen seyn solle", so wie als der König Friedrich VI. später für Holstein dem Deutschen Bunde beitrat.

Thatsächlich hat sich jedoch in dem letzten Jahrhunderte eine engere administrative Verbindung zwischen Dänemark und den Herzogthümern ausgebildet, als solche in der zwischen beiden Landen bestehenden Personal-Union begründet war. Nachdem im Jahre 1660 Dänemark ein Erbreich geworden und daselbst die absolute Monarchie eingeführt worden war, nahm nach und nach auch die Regierung in den Herzogthümern einen der unumschränkten Herrschaft mehr entsprechenden Charakter an; die Berufung der Stände unterblieb anfangs, weil die beiden Mitregenten, der König und der Herzog, sich nicht zu gemeinschaftlichen Maßregeln vereinigen konnten, und hörte ganz auf, nachdem im Anfange des 18. Jahrhunderts an die Stelle der jedesmaligen Steuerbewilligung die Auflage einer feststehenden Contribution getreten war; manche der in Dänemark eingeführten Regierungsmaßregeln wurden auch auf die Herzogthümer angewandt und mehrere der höheren Regierungs-Behörden für Dänemark und die Herzogthümer gemeinschaftlich bestellt. So sind nach und nach die Administration der Finanzen, mit Ausnahme des Details der Steuererhebung, und das Kriegswesen gemeinschaftlich geworden, und wenn auch die Justiz und innere Verwaltung dem Prinzipe nach völlig getrennt geblieben sind, so hat sich doch auch auf diese schon während der Regierung Friedrich's VI. der Einfluß Dänemarks verschiedentlich geltend gemacht; so wurden z. B. die Bestallungen der Beamten in den Herzogthümern in dänischer Sprache ausgefertigt; denjenigen, die sich dem Beamtenstande widmen wollten, ward die Kenntniß der dänischen Sprache zur Pflicht gemacht; den in Dänemark gebildeten Theologen und Seminaristen wurde der Zutritt zu den Prediger- und Schulstellen in den Herzogthümern eröffnet, und im Jahre 1813 wurden zur Wiederherstellung des während des Krieges gänzlich zerrütteten dänischen Geldwesens in den Herzogthümern Maßregeln getroffen, welche in den Kredit und den Geldumlauf des Landes tief eingriffen.

Nach wiederhergestelltem Frieden und nachdem Holstein im Jahre 1815 integrirender Theil des Deutschen Bundes geworden, wurden zwar von Seiten der Herzogthümer wiederholte Anträge auf Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Rechte gemacht; es erfolgte jedoch erst im Jahre 1831 die Anordnung rathgebender Provinzialstände, und zwar für jedes Herzogthum gesondert, weshalb indeß im §. 1 des deshalb erlassenen allgemeinen Gesetzes vom 28. Mai 1831 ausdrücklich bemerkt ward, „daß durch die abgesonderte Versammlung der Stände so wenig in dem Socialnexus der Schleswig-Holsteinischen Ritterschaft, als in den sonstigen Verhältnissen, welche die Herzogthümer verbinden, etwas geändert werden solle."

In Dänemark, wo gleichzeitig berathende Provinzialstände für Jütland und die Inselstifte eingeführt waren, that sich bald ein Streben kund, die Herzogthümer Schleswig und Holstein von einander zu trennen und ersteres enger mit Dänemark zu verknüpfen, weshalb man auf die dänischredenden Bewohner des nördlichen Theiles von Schleswig in mehrfacher Weise einzuwirken suchte, um bei ihnen den Sinn für dänische Sprache und Nationalität zu wecken und zu fördern; auch wurden mehrere von der Regierung getroffene Maßregeln, als die Einführung der dänischen Sprache, als Gerichtssprache im nördlichen Schleswig, die Ausgabe einer mit dem dänischen Geldwesen in Verbindung stehenden Scheidemünze, die Konzessionirung einer dänischen Filialbank in Flensburg, von den dänischen Patrioten als Billigung ihrer Bestrebungen angesehen und sie dadurch zu immer weitergehenden Forderungen ermuthigt.

Dagegen machte sich in den Herzogthümern sehr bald eine Reaction bemerklich, welche durch die Erkenntniß, wie sehr ihre nationalen und materiellen Interessen durch die dänische Suprematie, durch die Finanz-, Bank- und Militairverhältnisse beeinträchtigt würden, an Stärke gewann. Es that sich demnach in den Herzogthümern als allgemeiner Landeswunsch kund, daß ihre Selbständigkeit, Dänemark gegenüber, gebührende Anerkennung finden und daß die Verwaltung, insonderheit der Finanzen und der Armee, von derjenigen Dänemarks völlig getrennt werden möge. Dagegen fand die bei dem Mangel männlicher Erben des Kronprinzen seiner Zeit wichtige Frage, wie nach dem etwanigen Aussterben des Königl. Mannsstammes in die Herzogthümer succedirt werden solle, bisher im Volke weniger Theilnahme; theils weil solche der Gegenwart zu fern lag, theils weil dieselbe bis dahin nur Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen gewesen war.

Bei dem geschilderten Stande der Gesinnungen in Dänemark und den Herzogthümern war es kein Wunder, daß die Ständeversammlungen im Jahre 1842 eine durchaus entgegengesetzte Tendenz entwickelten. Während die jütische Ständeversammlung bittere Klage darüber führte, daß die Regierung nicht das dänische Prinzip in Schleswig mehr fördere, suchte die schleswigsche Ständeversammlung jeglichen dänischen Einfluß auf die schleswigschen Angelegenheiten zurückzuweisen und durch festeres Anschließen an Holstein die Selbständigkeit des Herzogthums gegen Dänemark zu bewahren; auch eröffnete der Regierungs-Commissair den Ständen am 14. Dez. 1842, „wie er autorisirt sey, zu erklären, daß Se. Majestät eben so wenig darauf bedacht sey, das Herzogthum Schleswig, oder Theile desselben, mit dem Königreiche Dänemark zu vereinigen, als es durch den Beitritt zum Deutschen Bunde in eine staatsrechtliche Verbindung mit Deutschland zu setzen; der Wille des Königs sey demnach, das Herzogthum Schleswig weder deutsch noch dänisch zu machen, sondern es als solches zu erhalten", und diese Erklärung wurde am Schlusse der Diät dahin wiederholt, „daß Se. Majestät die staatsrechtlichen Verhältnisse, auf denen die Selbständigkeit des Herzogthums Schleswig begründet ist, so wie dessen bisherige Verbindung mit dem Herzogthum Holstein, erhalten würden."

Die jütische Ständeversammlung im Jahre 1844 nahm den Kampf gegen die Selbständigkeit des Herzogthums Schleswig von neuem auf; eine vom Könige über den Gebrauch der dänischen Sprache in der schleswigschen Versammlung getroffene Verfügung ward heftig angegriffen; die Abberufung des Prinzen von Augustenburg von seinem Posten, als Statthalter der Herzogthümer, ward von mehreren Mitgliedern gefordert und in die Adresse eine darauf bezügliche Andeutung aufgenommen; auch wurden Petitionen wegen Beschützung der dänischen Nationalität in Schleswig, mittelst Veränderungen in der inneren Verwaltung und wegen einer restriktiven authentischen Interpretation der eben erwähnten vom Regierungs-Commissair den schleswigschen Ständen ertheilten Zusicherung in Betreff der Selbständigkeit Schleswigs, beschlossen.

Die schleswigschen Stände beobachteten diesen Angriffen gegenüber eine durchaus ruhige Haltung; sie beantragten die Trennung der Finanzen, die Trennung der Militairverfassung, die Verlegung der schleswigschen Truppen in Garnisonen innerhalb der Gränzen der Herzogthümer, unterstützten auch den Wunsch der Abgeordneten aus dem nördlichen Schleswig, daß die dortigen Prediger- und Schulstellen nur mit im Lande gebildeten Kandidaten und Seminaristen besetzt werden möchten, setzten aber den Anmaßungen der jütischen Ständeversammlung nur am Schlusse ihrer Sitzung eine energische Protestation entgegen.

In der Roeskilder Ständeversammlung trat der Bürgermeister von Kopenhagen, Justizrath Ussing, mit der Proposition auf, daß Se. Majestät gebeten werden möchten, durch eine königl. Declaration die Staatseinheit des Königreichs und der Herzogthümer, so wie deren gemeinsame Vererbung, nach den Bestimmungen des Königsgesetzes, auszusprechen; wogegen die holsteinische Ständeversammlung, die schon in ihrer Adresse sich mit Besonnenheit und Nachdruck für die Selbständigkeit der Herzogthümer ausgesprochen hatte, eine feierliche Rechtsverwahrung an den Thron gelangen ließ.

In einem zweiten Artikel werden wir nun aus den Verhandlungen der Roeskilder Stände Einiges mittheilen, was zum Verständnisse dessen dienen kann, wie von dänischer Seite diese Frage aufgefaßt wird.

England.

Robert Walpole und seine Zeit.

III.

Georg II. — Wie Walpole seine Macht übt. — Charakter der Königin Karoline.

Georg I. starb 1727. Ein neuer Monarch eröffnete Walpole eine neue Laufbahn. Das größte Wunder seines politischen Lebens und das Meisterwerk seiner List besteht darin, daß er nach dem Tode Georg's I. Minister blieb. Beim verstorbenen König hatte er sich durch Schmeichelei, im Unterhause durch Erschleichungen und gegen die Jakobiten durch die Furcht erhalten. Es handelte sich nun darum, seinen Platz unter Georg II. zu behaupten, der seinen Vater verabscheute, und der nichts Eiligeres zu thun hatte, als Alles, was sein Vater gethan, umzustürzen. Robert sah sich schon von Allen verlassen. „Sie sehen", sagte er zu seinem Secretair Coxe, „die Pforte meines Palastes; kein Wagen wartet heute vor derselben, und morgen werden sich die Equipagen in meinem Hofe drängen." Die Prophezeiung ging in Erfüllung.

Die Einzelheiten der Komödie, durch welche Robert sich die Gewalt erhielt und seine Feinde zu Schanden machte, sind in den von seinem Sohne hinterlassenen Aktenstücken mit vielem Humor erzählt. Wie sollte er es anfangen, um seine Stelle zu behaupten? Georg II. hatte Bewunderung gefaßt für einen gewissen Compton, einen dummen, aber pünktlichen Mann; diese Eigenschaften verführten den Monarchen, der alle seine Handlungen nach Maß und Gewicht regelte, der sich jeden Abend Punkt 9 Uhr zu seiner Maitresse begab, „weder früher noch später, der mit der Uhr in der Hand im Korridor auf- und abging und den letzten Schlag der neunten Stunde abwartete."

Georg II. wollte Compton als Minister haben. Die Königin Karoline, eine begabte Frau, wurde das Werkzeug Walpole's, der ihr versprochen hatte, die Erhöhung ihrer Civilliste von 50,000 Pfd. auf 100,000 im Unterhause durchzusetzen. Es gelang ihm; die Königin war in seiner Gewalt, und da der König in der Gewalt seiner Gemahlin war, so war Walpole Herr des Reiches. Die Intrigue des Drama's erforderte übrigens große Geschicklichkeit. Georg II., von welchem sein Vater sehr treffend gesagt hatte: „er ist wild, aber er schlägt sich gut", war etwas besser als sein Vater; er hatte militairische Tapferkeit, eine gewisse Dosis gewöhnlichen Verstandes, ein barsches und rauhes Wesen, aber lächerliche Fehler, und unter diesen namentlich einen burlesken Geiz. Zum großen Erstaunen des Staatsraths steckte er das Testament seines Vaters in die Tasche und bezahlte keines der von diesem ausgesetzten Vermächtnisse. Friedrich der Große schrieb ihm bei dieser Gelegenheit, „er verdiene die Galeeren."

Er spielte den Lovelace. Er liebte seine Frau, aber er verbarg diese Liebe und bezahlte Maitressen, die ihm zuwider waren; eben so affektirte er gewisse edelmännische Laster, die nichts zu seinem Glücke beitrugen, die ihm aber wesentlich für seine Ehre zu seyn schienen. Karoline Wilhelmine, die sich durch Verstand, Schönheit und Charakter auszeichnete, hatte nichts gegen die

Nebenbuhlerinnen einzuwenden, welche ihr Gemahl ihr gab, um nicht zu weit hinter Ludwig XIV. und dem Regenten zurückzubleiben.

Die Königin, welche von schwacher Gesundheit und kaltem Temperamente war, beherrschte, ohne den Schein anzunehmen, ihren Gemahl und die Sultaninnen, korrespondirte mit Leibnitz, empfing Newton, unterhielt sich mit Clarke, setzte dem Dichter Savage eine Pension aus, erwarb sich die Liebe des Volks und verwischte durch den liebenswürdigen Anstand ihres Hofes den üblen Eindruck, welchen die anmaßungsvolle Rohheit des Unteroffiziers machte, der auf dem Throne der Tudors und der Stuarts saß. Sie war am Berliner Hofe erzogen worden und besaß einige der Eigenschaften Friedrich's des Großen. Sie sagte zu ihrem Gemahl: „Die schönste Krone der Welt ist diejenige, welche Leibnitz in Hannover und Newton in England zu Unterthanen zählt." Ihr Bild in Windsor zeigt den wahrhaften Typus deutscher Schönheiten: hohen, kräftig entwickelten Wuchs, hohe, ruhige und träumerische Stirn, gedankenvolle, tiefliegende Augen, gerades und edles Profil, feine Mundlinien und starke Lippen. Wer in ihre Nähe kam, liebte sie, namentlich der König, der Alles aufbot, um ihr seine Zärtlichkeit zu verbergen; es gelang ihm hinlänglich, um alle Hofleute zu täuschen. Diesem ihrer so wenig würdigen Manne gegenüber war die Königin die Demuth selbst, da sie wohl wußte, daß ihr der König das Bewußtseyn seiner untergeordneten Stellung nicht verzeihen würde, und daß sie ihren eigenen Werth verbergen müßte.

Das Merkwürdige ist, daß nur Robert den Schlüssel zu diesem Verhältnisse hatte. Die feinen Leute am Hofe warfen sich den Sultaninnen zu Füßen und vernachlässigten die Königin; man machte Lady Yarmouth und Mistreß Brett den Hof; man wußte nicht, daß Georg II. nichts nach diesen Favoriten fragte, und daß daher nichts von ihnen zu erlangen war. Die Wogen der ehrgeizigen Bestrebungen brachen sich an einem Felsen. Uebrigens täuschte sich nicht blos der große Haufe, sondern selbst die ausgelernten Meister; Chesterfield sowohl wie der Dichter Gay und der Philosoph Swift gingen auf falscher Fährte. Der erste wünschte ein Portefeuille, der zweite eine Pension, der dritte ein Bisthum. Während Robert Walpole allein mit der Königin vertrauliche Gespräche führte und dadurch seinen Kredit sicherte, verloren die Anderen ihre Zeit bei den Maitressen. Diese journée des dupes dauerte sieben volle Jahre, ohne daß Jemand außer der Königin und Walpole etwas davon gewahr wurde. Der überall geschlagene Swift, welcher das Opfer seiner Freiheit geworden war, zog sich in seine Dechanei zurück, wo ihn die Wuth blödsinnig machte, Gay schrieb aus Rache die „Bettleroper", und Chesterfield griff im Oberhause das Haus Hannover, den Thron und das Ministerium mit einer Bitterkeit an, welche ihm 20,000 Pfd. Sterl. einbrachte, denn Chesterfield kannte die Geschichte des eingesteckten Testaments und drohte, sie zu veröffentlichen.

Karoline, die einen edlen Charakter hatte, würde sich nicht mit Walpole eingelassen haben, wenn er dem Portrait, welches Bolingbroke und Swift von ihm entwarfen, ähnlich gesehen hätte; wir müssen glauben, daß er etwas besser gewesen, als seine mißvergnügten Nebenbuhler ihn geschildert. Bald gewannen die Sachen eine festere Gestalt. Die Königin und der Minister hatten sich so gut verständigt, daß der Wille der Einen durch die Vermittelung des Anderen erfüllt wurde, und daß die Hindernisse, auf welche dieser stieß, von der Königin geebnet wurden. Die Erinnerungen Horaz Walpole's schildern dieses Verhältniß auf eine sehr eigenthümliche Weise:

„Wenn die Königin zu ihrem Gemahle kam und Sir Robert bemerkte, so machte sie eine Verbeugung und zog sich bescheiden zurück. Der König bat sie dann, zu bleiben; sie nahm einen Sessel, schien den verhandelten Geschäften keine Aufmerksamkeit zu schenken und beschäftigte sich mit anderen Sachen. Zuweilen befragte sie Georg II. um ihre Meinung. Ich verstehe nichts von der Politik, antwortete sie dann. Diese Bescheidenheit entzückte den König, welcher mehr als Alles beherrscht zu werden fürchtete, eine allen schwachen Menschen gemeinsame Furcht. Der König drang in sie, und nach gewissen vorher zwischen ihr und meinem Vater verabredeten Winken sprach sie oder schwieg sie, ließ sie sich weiter ein oder hielt inne, äußerte sie ihre Meinung oder hielt sie dieselbe zurück. Die Verabredungen waren so gut getroffen, daß weder der König noch sonst Jemand ahnte, daß diese Scene vorher zwischen der Königin und meinem Vater verabredet worden. Mein Vater spielte mit seinem Hute, nahm seinen Degen, zog sein Taschentuch, faltete sein Jabot; jede dieser Bewegungen hatte ihre besondere Bedeutung. Die zwischen dem König und dem Minister zur Besprechung kommenden Gegenstände waren immer schon am vorigen Tage zwischen der Königin und Sir Robert gründlich erörtert worden. Unendlich belustigt mich die Unwissenheit der Zeitgenossen und der Geschichtschreiber, welche sich wie der König haben täuschen lassen. Sie haben geglaubt, daß die Königin sich nie in Staats-Angelegenheiten mische; Thatsache ist aber, daß sie gemeinschaftlich mit meinem Vater England leitete."

Robert Walpole feierte einen ununterbrochenen Triumph von 1727 bis 1737. Bolingbroke, der sich tief gedemüthigt fühlte, zog sich wieder nach Frankreich zurück. Die Majorität ließ Sir Robert nicht fallen; die Amortisationskasse wurde eingerichtet, jeder fremde Krieg vermieden und der Handel in einen blühenden Zustand gebracht. In Uebereinstimmung mit dem friedliebenden Kardinal Fleury, erhielt er die Ruhe in Europa, und dieser Friede, welcher der industriellen und maritimen Entwickelung Englands so günstig war, schlug zum Schaden Frankreichs aus; Sir Robert bereitete die Blüthe des englischen Handels vor, Fleury wiegte die Monarchie in den Schlaf.

Dieser Mann, welcher den König und die Königin beherrschte, welcher die Induction des gesunden Menschenverstandes hatte und welcher die Zukunft mit dem sichersten Takte errieth, beherrschte auch das Unterhaus; freilich waren die Mittel nicht immer die reinsten. Er wendete sich zuerst an das Interesse und sodann an die Eigenliebe.

Sein Sohn berichtet über die Mittel, durch welche er die Menschen gewann, eine Menge der köstlichsten Züge. Die Gewissen, deren Bestechung man ihm vorwarf, kamen zu ihm, um sich bestechen zu lassen. Sollte er sie zurückweisen? Eines Tages forderte er Bubb Doddington auf, der schon sechsmal von einer Partei zur anderen übergetreten war, zum siebenten male die Partei zu wechseln, und versprach ihm eine angenehme Stelle als Belohnung. „Was glauben Sie von mir?" sagte Lord Melcombe (Bubb Doddington), „Sie haben mich immer geliebt und ausgezeichnet, ich habe vorgestern bei Ihrem Bruder zu Mittag gespeist; Sie haben mir neulich zugelächelt, und ich habe die größten Verpflichtungen gegen Sie; es ist natürlich, es ist gerecht, es ist nothwendig, daß ich Ihnen den Dienst leiste, den Sie von mir fordern; ich werde es aus Dankbarkeit und ohne alles Interesse thun." Sir Robert hörte seiner langen Rede geduldig zu und sagte endlich beim Abschiede: „Ich sehe, wir verstehen uns."

Sie verstanden sich, aber man würde Unrecht thun, wenn man glauben wollte, er habe oft so grobe Verführungen gebraucht. Er erkannte die Bedürfnisse und die Neigungen der Familien, machte dem Prätendenten alle diejenigen abwendig, welche Ehrgeiz oder Geld ihm abwendig machen konnte, befriedigte die Hofleute durch Stellen und die Kaufleute durch den Frieden. Im Jahre 1734 starb die Königin, und ihre letzten Worte waren an ihn gerichtet. „Ich empfehle Ihnen den König", sagte sie. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Ein Græco-Amerikaner.

Die North American Review vom April d. J. theilt interessante Auszüge aus einem vor kurzem in New-York erschienenen Werke über Griechenland und die Griechen mit, welches einen gewissen Perdikaris, ehemaligen Konsul der Vereinigten Staaten in Athen, zum Verfasser hat. *) Herr Perdikaris ist ein geborener Grieche, der aber in Amerika erzogen wurde und mehrere Jahre lang jene diplomatische Stellung in seinem alten Vaterlande bekleidete; er hatte daher Gelegenheit, die Zustände desselben in allen ihren Phasen zu beobachten, da er mit dem unabhängigen Charakter des Ausländers die genaue Lokal- und Sachkenntniß des Eingeborenen verband.

Die Schilderung, die unser Græco-Amerikaner vom König Otto und seiner Gemahlin entwirft, ist äußerst günstig; vor Allem widmet er der Königin die enthusiastischsten Lobeserhebungen. „Als ich ihr Empfangzimmer betrat", sagt er, „fühlte ich sogleich, daß ich in Gegenwart eines schönen und liebenswürdigen Wesens stehe. Ihre Majestät, welche ungewöhnliche, persönliche Reize besitzt und deren sanfte blaue Augen eben so mild als ausdrucksvoll sind, unterhielt sich mit mir über die Naturscenen der neuen Welt, die Großartigkeit der Wälder und Ströme Amerika's und die Schönheit seiner Frauen. Meiner Beschreibung der Letzteren schien sie mit Vergnügen zuzuhören, und ich hätte ihr beinahe gesagt, daß einige von ihnen so schön wären, als sie selbst; da ich mich aber durch einen Dolmetscher verständlich machen mußte, so schien mir die Schicklichkeit eines solchen Komplimentes etwas zweifelhaft, und ich begnügte mich damit, ihr zu versichern, daß die amerikanischen Frauen den wärmsten Antheil an Griechenland nähmen und sich mit der gegründeten Hoffnung schmeichelten, dieses klassische Land der Schönheit und des Heldensinns unter dem Schutze einer solchen Königin eben so herrlich erblühen zu sehen, als einst unter der Aegide Pallas Athene's! — Otto ist gewiß doppelt zu beneiden — sowohl als König wie als Gemahl. Mit Griechenland zum Königreich und Amalien zur Gattin besitzt er Alles, was das Glück einem Monarchen gewähren, was Gott dem begünstigtsten der Sterblichen verleihen konnte. Er müßte in der That ein außerordentlicher Mann und ein eben so außerordentlicher Monarch seyn, um nicht durch den Kontrast mit seinem Reich und seiner Gattin zu verlieren. Ohne sein Regierungssystem ganz zu billigen, habe ich einen höheren Begriff von den intellektuellen Fähigkeiten des Königs und größere Achtung für seinen moralischen Charakter, als ihm diejenigen zugestehen, die, von ihrer Feindseligkeit gegen ihn geblendet, weder die Tugenden seines Herzens, noch die Eigenschaften seines Geistes anerkennen wollen. Otto hat sich nicht über sein Schicksal erheben können. Er litt und leidet noch immer darunter; aber obgleich er weder selbst ein Wunder ist, noch Wunder wirken kann, mangelt es ihm doch keineswegs an den Vorzügen, die einen guten König bezeichnen. Ohne ein Alexander oder Napoleon zu seyn, ist er zum Heil seines Landes ein Mann, der es ehrlich meint und der sich emsig den Staatsgeschäften widmet. Mit einer Liebe zur Gerechtigkeit und einem Vertrauen in das Walten der Vorsehung, das seinen hohen Rang ziert, vereinigt er die bescheidenen, aber eben so nothwendigen Tugenden eines sparsamen Haushalters. Er ist ein redlicher und religiöser Mann; sein Hof kann als ein Muster der Sitte und Ordnung gelten, und die Griechen haben Ursache, dem Himmel für die schönen Beispiele der häuslichen Tugend und des häuslichen Glücks zu danken, die ihnen, ihren Weibern und ihren Kindern in der Person des Königs und der Königin vorgeführt werden."

Der gesellige Zustand des heutigen Athens bietet manche Anomalieen dar; die Stadt selbst ist erst in den letzten Jahren, seitdem man sie zum Sitze der Regierung wählte, aus ihren Trümmern erstanden, und ihre von nahe und fern „zusammengeschneite" Bevölkerung hat noch nicht Zeit gehabt, sich in

*). The Greece of the Greeks. By G. A. Perdicaris, A. M., late Consul of the U. S. at Athens. 2 vols. New York, 1843.

ein organisches Ganze zu verschmelzen. Außer den ursprünglichen Bewohnern findet man hier Griechen aus allen Theilen Europa's und Asiens, und Abenteurer aus England, Frankreich, Italien — vorzugsweise aber aus Bayern. Einige werden durch die historischen Erinnerungen dieses klassischen Bodens angezogen, Andere hoffen ihr Glück in einem Lande zu machen, dessen noch wenig ausgebeutete Reichthümer dem Unternehmungsgeiste so viele Aussichten eröffnen, noch Andere suchen Gelegenheit, ihre Kapitalien hier zu hohen Prozenten unterzubringen. In den unteren Volksschichten hat sich indessen noch Manches von den Sitten und den Eigenthümlichkeiten des alten Hellas erhalten. „Die haute volée von Athen sieht man gewöhnlich des Mittags, wenn die Töne des königlichen Musik-Corps sie nach dem Palaste rufen, oder des Abends, wo die kühle Seeluft sie nach den herrlichen Promenaden einladet; aber das Volk selbst ist zu beschäftigt, um an diesen Ergötzlichkeiten theilzunehmen — wer es in seinen Erholungsstunden zu belauschen wünscht, muß die Gelegenheit abwarten, wenn sie ihre Nationalfeste in den Olivenhainen der Akademie feiern oder sich auf den grünen Höhen des blumigen Hymettus, an den Ufern des klassischen Ilissus, vor dem Tempel des Theseus und unter den majestätischen Säulen des olympischen Jupiter ergehen. An diesen Punkten und zu bestimmten Epochen des Jahres können wir noch etwas den alten Griechen Aehnliches erblicken und Schauspiele betrachten, die uns an die ehemaligen Zeiten Griechenlands erinnern. Die öffentlichen Festlichkeiten der neueren Athenienser sind fast alle mit religiösen Gebräuchen verknüpft, und obgleich ihr Ursprung sich im Dunkel der Jahrhunderte verliert, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß sie Ueberbleibsel und Modificationen der mythologischen Ceremonien und volksthümlichen Lustbarkeiten bilden, die einst in derselben Gegend und möglicherweise auf derselben Stelle von den alten Bewohnern Attika's gefeiert wurden. Die zu bestimmten Zeiten stattfindenden Pilgerschaften der heutigen Athenienser nach den Bergen des Hymettus, ihre Landpartieen nach den Hainen der Akademie und ihre Tänze vor dem Tempel des Theseus haben viele Aehnlichkeit mit den Nationalfesten des Alterthums und sind vielleicht Reminiscenzen oder Fragmente aus den panathenäischen Prozessionen oder den eleusinischen Geheimnissen. Es sind dieses nicht die einzigen Beispiele einer Analogie zwischen den populären Gebräuchen des neuen und des alten Griechenlands, die den englischen Touristen Leake zu der Bemerkung veranlaßt hat, daß der klassische Reisende sich nicht viele Tage hier aufhalten könne, ohne zahlreiche Fälle wahrzunehmen, in denen das heutige Volk sowohl die Gewohnheiten der frühesten Zeit als die Art und Weise, sie in Worten auszudrücken, beibehält."

Ein Ausflug, den Herr Perdikaris nach Theben unternahm, giebt ihm ebenfalls zu manchen anziehenden Vergleichungen zwischen Sonst und Jetzt Anlaß. Die Stadt des Kadmus besitzt unter Anderem auch eine Epaminondas-Straße, wo unser Verfasser in einem Chan oder Gasthause übernachtete. Ueber den heutigen, nicht sehr tröstlichen Zustand Thebens schreibt er Folgendes: „Nach Beendigung der Revolution blieb von der Stadt nur ein Haufen rauchender Trümmer zurück, und die wenigen Einwohner, die dem Schwerte entronnen sind und ihre Laren und Penaten — einige zinnerne Gefäße und irdene Töpfe — um sich gesammelt haben, können nur mit Mühe für die ersten Lebensbedürfnisse sorgen, da diese würdigen Nachkommen des Epaminondas und Pindar ihre Carrière ganz von neuem beginnen mußten. Während ihrer langen Knechtschaft wurde das väterliche Erbtheil ihnen entrissen, und sie mußten ihre jetzigen Besitzungen der Regierung für den enormen Preis von 300, 400, ja 500 Thaler den Morgen abkaufen, wodurch sie vollends zu Grunde gerichtet wurden. Die Thäler Böotiens haben indessen einen Ueberfluß an fruchtbaren Ländereien, und Theben, obwohl eine Binnenstadt, hat eine überaus günstige Lage, da sich drei Meere — der saronische und korinthische Golf und der Kanal von Euböa — in einer Entfernung von nur wenigen Stunden befinden. Ueberdies ist die große Nationalstraße, die von der Hauptstadt des Reiches bis zu seinen nördlichen Gränzen sich erstrecken soll, bereits bis Theben vollendet, und die Einwohner dieser Stadt sehen sich dadurch in den Stand gesetzt, die Produkte ihrer Felder und sogar ihre Gartenfrüchte nach dem Markte von Athen zu bringen."

Für Liebhaber der klassischen Literatur wird die Notiz Interesse haben, daß die einst von den attischen Gastronomen so geschätzten Aale von Kopais noch immer ihren alten Ruf bewahren. Bekanntlich erwähnt Aristophanes ihrer zu wiederholten Malen mit großem Enthusiasmus, und als in seiner „Lysistrata" die Anführerin der emanzipirten Frauen vorschlägt, sämmtliche Böotier umzubringen, erwidert ihre Freundin:

„Nicht Alle — die kopaischen (d. h. die Aale) verschont."

Herr Perdikaris betrachtet die Revolution vom 3. September 1843 als eine neue und glückliche Aera in der Geschichte seines Vaterlandes. Er nennt sie ein Ereigniß, das in den Annalen der Völker kaum seinesgleichen hat und der schönsten Zeiten des alten Hellas würdig erscheint. Eine der ersten Folgen desselben werde die Befreiung des Landes von der Vormundschaft der drei Schutzmächte seyn. „Die verbündeten Souveraine", schreibt er, „sind in keinerlei Weise für das Betragen der Griechen verantwortlich, und mit ihrer Verantwortlichkeit fällt auch ihre Oberherrschaft weg. Es ist wahr, daß sie den Titel der Schutzmächte annahmen, und daß Griechenland sie in seinen trüben Tagen als solche anerkannte; aber die Jahre der Unmündigkeit sind vorüber, und es ist hohe Zeit, ihnen dieselbe Antwort zu ertheilen, die unser Diogenes dem großen Alexander gab, als dieser es dem Philosophen freistellte, sich bei ihm eine Gunst auszubitten."

Mannigfaltiges.

— **Nachträgliches über die Royal Society.** Die königliche Societät in London, worüber sich in Nr. 102 des Magazins eine Notiz befindet, ist die im Jahre 1820 gegründete Royal Society of Literature, die ihre Sitzungen am St. Martin's Place hält. In England versteht man indessen unter dem Namen The Royal Society oder der königlichen Gesellschaft par excellence immer nur den im Jahre 1663 unter der Regierung Karl's II. gestifteten Verein, der zwar nicht den Namen einer Akademie trägt, jedoch gewiß mehr für die Wissenschaften gethan hat, als manche Anstalten, die sich mit jenem stolzen Titel brüsten. Von Newton und Locke an haben die berühmtesten Gelehrten Englands daran theilgenommen, und auch heutzutage, wo Männer wie Sir John Herschell, Colonel Sabine, Sir John Barrow u. A. an seiner Spitze stehen, gelten die Initialien F. R. S. (nicht F. R. S. L.) allerdings für eine hohe literarische Auszeichnung, obwohl Babbage vor einigen Jahren in seinen Reflections on the Decline of Science in England manche Unvollkommenheiten und Mißbräuche in diesem gelehrten Körper aufdeckte. Die Royal Society hält, wie mehrere andere königliche Gesellschaften (als die astronomische und die Society of Antiquaries), ihre Zusammenkünfte in Somerset-House, in einem ihr dazu vom Staate angewiesenen Lokale.

— **Der Katholizismus der protestantischen Engländer in Spanien.** Man hat es unter Bonaparte's große Verbrechen gezählt, daß er bei seinem Einfalle in Aegypten die Sprache eines Moslem geführt hat, ja das Vorgeben, zum Islam mit der ganzen Armee überzugehen, öfter im Munde führte, um sich die Türken und Araber geneigt zu machen, und besonders sind es englische Schriftsteller, welche diesen Vorwurf zur Vervollständigung ihres Verdammungs-Urtheils über den Feind ausbeuten. Indessen haben es die Engländer in Spanien und Portugal nicht besser gemacht, um die abergläubische Bevölkerung zu täuschen. Folgendes erzählt Marwell in seinen „Peninsular sketches", was zugleich einen Begriff von der Leichtigkeit geben mag, mit welcher das unwissende Volk auf der Halbinsel zu hintergehen ist.

„Man machte die Erfahrung, daß keiner in unserer Armee für einen Christen gehalten wurde, außer denen, die vorgaben, sie kämen aus Irland, und die man deshalb sämmtlich für gute römische Katholiken hielt. Eine derartige Erklärung fand gewöhnlich ein wohlwollendes Entgegenkommen. Da aber doch manchmal Verdacht gegen die Rechtgläubigkeit der angeblichen Katholiken entstand, so suchten diese einen in die Augen fallenden Beweis zu geben und bekreuzten sich, wie es die Kirche zum Gebrauch gemacht hat. Bei dieser Ceremonie wurden aber oft Fehler begangen, indem man die linke Hand gebrauchte, ein Fehler, der nicht blos den Betrug bloßstellte, sonden auch als ein Akt der gröbsten Gottlosigkeit angesehen wurde. Bei solchen Entdeckungen erschienen die Einwohner in großer Aufregung und riefen unter bedeutsamen Geberden aus: „„Sie sind keine Christen!"". Nach und nach wurde dieses unheilige Versehen in vieler Hinsicht verbessert, und wir machten noch durch eine neue Behauptung große Fortschritte in ihrer Meinung von unserer Frömmigkeit. Wir versicherten nämlich, unser Regiment sey eine auserwählte Schaar von Gläubigen, die wahrhafte ecclesia militans, die vorzüglichen Diener eines Klosters in Irland, die sich erhoben hätten, einen Kreuzzug gegen jene Ketzer, die Franzosen, zu unternehmen. Um alle Zweifel an unserer Behauptung zu zerstreuen, wiesen wir sie auf die massive Figur einer Burg auf unseren Brustblechen hin*) und erklärten, es wäre dies der Sitz unserer ehrwürdigen Patrone. Man hatte auch bald wahrgenommen, daß das Volk für gewisse Namen eingenommen war und besonders für den Namen Antonio, den ein aufs höchste in diesem Lande verehrter Heiliger trägt; sogleich riefen sich viele Soldaten einander bei diesem Namen ...."

*) Es ist das Feldzeichen des 27sten oder Enniskillen-Regiments.

Bibliographischer Anzeiger.

An die Lehrer und Freunde der neueren Literatur.

So eben erscheint und ist der erste Band an alle Buchhandlungen versandt:

Archiv
für das Studium
der neueren Sprachen und Literaturen.
Eine Vierteljahrsschrift.
Herausgegeben von L. Herrig und H. Viehoff.
gr. 8. 260 S. elegant geh. 1 Thlr.

(Verlag von Julius Baedeker in Elberfeld und Iserlohn.)

An das von Herren Viehoff früher herausgegebene „Archiv für den deutschen Unterricht" sich anschließend, hat die vorliegende Vierteljahrsschrift den Zweck, die Sprache und Literatur, und somit das geistige Leben der Nationen, insbesondere der drei Kulturvölker, zum tieferen Verständniß zu bringen. Demnach wird sie einerseits die Wissenschaften der Sprachen und Literaturen, andererseits den Unterricht in denselben umfassen.

Der Beifall, mit dem dies Unternehmen gleich beim Beginn von allen Seiten aufgenommen, die für den Anfang sehr bedeutende Anzahl von mehr als 100 Mitarbeitern, aus allen Theilen Deutschlands, aus England und Frankreich, bezeugen das Bedürfniß nach einem solchen Organ; die Redaction hofft dafür, daß das Archiv sich eine eben so ehrenvolle Stellung in Deutschland erringen wird, wie das Foreign Quarterly Review in England sie einnimmt.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Bell u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 105. Berlin, Dienstag den 1. September 1846.

Frankreich.

Henri Blaze über die Romantik in der Musik.

Zweiter Artikel.

Die poetische und die musikalische Romantik in Deutschland.

Aus dem ersten Artikel (in Nr. 94 dieses Blattes) über die Romantik in der Musik, als deren Gründer und Hauptrepräsentant Karl Maria von Weber dargestellt wurde, wird der Leser wenigstens die Ueberzeugung gewonnen haben, daß unser Verfasser mit den Verhältnissen und dem Standpunkt der damaligen Kunst und deren Vertretern sehr genau bekannt ist. Indessen beschäftigte sich jener Artikel doch mehr mit dem Künstler als mit dessen Kunst. Wir haben es daher für eine Art von Pflicht gehalten, den Leser auch mit dem eigentlichen Kern jener Untersuchung Henri Blaze's bekannt zu machen, in Rücksicht auf den das von uns bereits Mitgetheilte nur als Einleitung zu betrachten seyn dürfte. Es ist um so interessanter, die Romantik in Deutschland jetzt von französischer Seite gewürdigt zu sehen, als sie in Deutschland selbst mit der antiromantischen (d. h. prosaischen und poesielosen) Kritik des Herrn Ruge und seiner Freunde einen harten Kampf zu bestehen hatte und diese der Meinung sind, ihr den Garaus gemacht zu haben.

Wir müssen jetzt, — fährt unser Verfasser fort, — um das Genie Weber's besser zu charakterisiren, ein Wort über die Periode sagen, zu der er gehört, und über die musikalische Bildung, die er bereits vorfand. So unabhängig und reich begabt eine Natur seyn mag — und der berühmte Tonkünstler, mit dem wir uns beschäftigen, kann wohl Anspruch auf diese Eigenschaften machen — immer ist doch eine gewisse Summe mehr oder weniger übertragbarer Elemente in ihr vorhanden, die sie von dem Zeitgeist geborgt hat; und wenn diese Zeit die ruhmvollste Epoche des musikalischen Deutschlands ist, wenn es sich um den letzten Sprößling einer ganzen Familie von Helden handelt, unter deren Gliedern Haydn, Mozart und Beethoven gezählt werden, so kann man ohne Zwang zugeben, daß ohne dieses Erbe Weber's Genie wahrscheinlich nicht zu jener Vollendung gekommen, die wir an ihm bewundern, ja vielleicht gar nicht geweckt worden wäre. Dies zugegeben, liegt es wohl klar am Tage, daß für die Betrachtung des Weberschen Geistes die Kenntniß seiner Vorgänger nicht nur von großer Bedeutung, sondern unumgänglich nothwendig ist.

Wir gehen deswegen auf die ersten Jahre des 18. Jahrhunderts zurück, nämlich auf den Zeitpunkt, da auf der rechten Seite des Rheins die Aera der modernen Musik anfing. Bis dahin hatte man nur Scholastizismus gehabt. In der Musik wie in der Philosophie ging die Periode der verständigen Beweisführung aus zureichenden Gründen der Herrschaft des freien Gedankens voran, Abeillard kam vor Descartes; der Descartes der Musik war Haydn. Die deutsche Poesie und Musik sind beide Töchter des 18. Jahrhunderts. Die Entfaltung und Blüthe beider geschah zu derselben Zeit; man konnte sagen, daß sie sich gegenseitig verstanden. Während der Periode, die der Emancipation des 18. Jahrhunderts vorausging und die man die Aera des Rationalismus nennen könnte, bot die Poesie in ihrer rein metrischen Natur der Vokalmusik keinen Gegenstand dar, an dem diese sich hätte begeistern können, weshalb sie auch gezwungen war, zu heiligen Texten ihre Zuflucht zu nehmen. Die Instrumentalmusik in der Unabhängigkeit, wie wir sie in unseren Symphonieen kennen, existirte gar nicht.

Ich habe das Wort Emancipation gebraucht. In der That, seit 1730 tritt der Geist der Unabhängigkeit auf, der Rhythmus und die Melodie sind offenbart, ein Athem des Lebens und der Freiheit befruchtet die Wissenschaft der technischen Combination. Diese Umwälzung hätte jedoch nicht stattfinden können ohne die Entdeckung eines synthetischen und vielseitigen Instruments, das in der Welt der profanen Empfindung das bedeutete, was die Orgel in dem Heiligthum war: ich meine das Klavier. Unter den Händen Sebastian Bach's begann das Klavier jenes kostbare Vereinigungsmittel der instrumentalen Kräfte zu werden, für das unter dem Titel „Concertos" Beethoven eines Tages wahrhafte Symphonieen schreiben sollte. Während durch die Einführung des Klaviers Bach in gewisser Weise die Harmonie weltlich machte, bereitete Händel durch die Schöpfung des Oratoriums die Oper vor, d. h. die vollständige und abgeschlossene Emancipation der Kunst: eine wahrhaft ungeheure Bestimmung und Aufgabe, für die Gluck geboren wurde, welcher streng genommen der erste dramatische Komponist in der ganzen Ausdehnung, die man heute diesem Worte giebt, der erste Musiker war, der sich mit dem Studium der Charaktere beschäftigte; denn bis auf ihn hatte man sich darauf beschränkt, die Situationen darzustellen; und der Erste überhaupt, der zwischen profanem und kirchlichem Stil eine feste Scheidewand zog. So vorbereitet, konnte die Emancipations-Periode, die Aera des freien Stils, eröffnet werden. Haydn und Mozart erschienen; mit ihrem Erscheinen aber wehte ein Geist der Kraft und der Freiheit durch Deutschlands Tonwelt, der sich bald auch bis Frankreich und Italien fortpflanzte.

Das moderne Orchester — das wird Keiner bestreiten — ist das ausschließliche Werk Joseph Haydn's; er, der Sänger der Schöpfung und der Jahreszeiten, hat zuerst unter Allen der Instrumentalmusik jenes individuelle Daseyn verliehen, welches sie jetzt behauptet, und vielleicht hat die spätere Generation, von den Zauberkräften Beethoven's trunken gemacht, zu schnell die Verehrung eines der fruchtbarsten Genies aufgegeben, deren sich die schönen Künste zu erfreuen hatten. Beethoven und Weber, auch Mozart, obgleich sich schon manche Stimmen erheben, die sie für veraltet und etwas fabelhaft erklären, leben doch noch immer in unserer Mitte; aber jenen haben wir in das Antiken-Kabinet verstoßen, und wenn man beim Herausgehen aus dem Konservatorium, wo eben eine Symphonie des Sängers der Jahreszeiten ausgeführt ist, das Glück hat, in die Nähe der Erleuchteten des Heiligthums zu kommen, so kann man von der Perrücke des „guten alten Herrn", von seinem Stock mit elfenbeinernem Knopf und den goldenen Schnallen seiner Schuhe sprechen hören. Es ist wahr, die Werke Haydn's athmen eine gewisse bukolische Anmuth, eine Regelmäßigkeit und Symmetrie der Composition, auf die zuweilen die Bezeichnung Rokoko nicht ganz unpassend ist. Daher diese Physiognomie des methodischen und wohlwollenden alten Herrn, die man gewöhnlich dem Künstler leiht. Lassen wir dem Lafontaine der Musik sein unschuldiges Lächeln, seine seidenen Beinkleider und seine mit Email verzierte Tabaksdose, wenn wir andererseits nur erkennen, daß unter dem dunklen Schatten des Waldes, wohin ihn sein einsamer Fuß führt, die Seele des alten Meisters offen steht für alle jene Stimmen der Natur, für alle jene tausend Klänge der Schöpfung, die wir in seinen Symphonieen wiederfinden. Wir wiederholen es, Haydn hat das Orchester geschaffen; kein Meister hatte vor ihm den fruchtbaren Gedanken gehabt, die instrumentalen Hülfsmittel nach der Verschiedenheit ihres Klanges anzuwenden. Die Instrumente sind gemacht, um die Klänge der Natur zu idealisiren. Von diesem Prinzip ausgehend, hat sich der Sänger der Schöpfung den unsterblichen Ruhm erworben, die ganze moderne Instrumentalmusik begründet zu haben. Bis dahin hatte sich die rationalistische Schule nur mit der Harmonie der Töne beschäftigt, von Joseph Haydn schreibt sich die Harmonie der Klänge her, diese lebende und erhabene Sprache, wie sie seitdem in immer größerer Vollkommenheit von Mozart und Beethoven, Weber, Méhul und Meyerbeer gesprochen ist. Man sagt, daß es unmöglich ist, eine Composition Haydn's zu hören, ohne daß man nicht sogleich an ein ähnliches Gedicht denkt. Diese Einheit der Musik und Poesie wurde später von dem Sänger der Symphonie und dem Sänger des Freischütz in ihrer tiefsten Wahrheit gefaßt und mit der größten Kunst dargestellt. Bei Händel und Bach sucht man vergebens eine ähnliche Uebereinstimmung. Es ist wahr, daß hier das religiöse Gefühl Gefahr läuft, durch die ruhige und heitere Verehrung Gottes in der Natur in Pantheismus sich zu verlieren. Man hat in dieser Beziehung Haydn mit Goethe verglichen; eine Zusammenstellung, die unter mehr als einem Gesichtspunkt zutrifft, mit dem Unterschied jedoch, daß dieser Geist der Ruhe und klaren Objektivität, den der Eine seiner etwas bürgerlichen Natur verdankte, von dem Anderen durch eine prometheische Kraftanstrengung erobert wurde. *)

Während Joseph Haydn die beschreibende Poesie und die Epopöe in die Musik einführte, schuf Mozart, sein Zeitgenosse, dessen glühende Seele die leidenschaftliche Anmuth des Südens mit dem sentimentalen Ernst des Nordens verband, dies unendliche von Bach und Händel genährte und durch und durch melodische Genie, Mozart schuf, sagen wir, das lyrische Drama, und in dieser Rücksicht individualisirt sich die Musik bei ihm mehr als dem Tondichter der Schöpfung. Haydn gab sich nur den sinnlichen Erscheinungen der Natur hin, Mozart wendet sich an das menschliche Bewußtseyn, und seine Melodie hat

*) Das müssen wir beweisen. Die Goethische Objektivität ist ganz und gar in seiner Natur gegründet und durch keine Kraftanstrengung erworben. Mit „Werther's Leiden" hatte er der Sentimentalität der subjektiven Empfindung eine Quelle geöffnet, die in diesem Erguß ihren ganzen Vorrath erschöpfte. Wilhelm Meister ist schon ganz objektiv, und nun vollends die Briefe aus Italien, in denen Goethe sich selbst zum Objekt macht.

daher die Leidenschaft und deren Schattirung zum Thema. Wenn wir von seiner Melodie sprechen, so meinen wir zugleich sein Orchester, denn von jetzt ab machen Gesang und Orchester ein Ganzes aus, und das große Lebensdrama hat somit endlich seinen musikalischen Ausdruck gefunden. Wir haben hier keineswegs von den Sonaten und Quartetten Mozart's zu sprechen, diesen ausgezeichneten Meisterwerken, in denen der Meister, ohne seinen Lehrer Haydn zu verleugnen, mit vollen Händen die glänzenden Schätze neuer Ideen ausstreut; wir übergehen auch seine Symphonieen mit Stillschweigen, in denen er den Blasinstrumenten einen größeren Spielraum gegeben und der Gegensatz zwischen den einzelnen Partieen, deren jede nach ihren individuellen Eigenschaften zur Harmonie des Ganzen beisteuert, von fern schon Beethoven durchblicken läßt. Indeß wollen wir die Aufmerksamkeit des Lesers doch auf einen Punkt hinlenken, der sich auf unseren Gegenstand bezieht, nämlich auf den dramatischen Sinn, die Schöpfungskraft, die Kunst, einem Charakter Leben einzuhauchen, welche Mozart in demselben Grade wie Shakespeare und Molière besitzt. Mozart begnügt sich nicht damit, die edlen Gefühle und verschiedene Leidenschaften aller Zeiten und Länder wiederzugeben, wie sie gewöhnlich in der klassischen Tragödie dargestellt werden, und deren ruhmvoller Vertreter in der Musik der Sänger der Iphigenia und der Armida ist: der Tondichter des Don Juan und der Hochzeit des Figaro steigt auf den Grund der Dinge nieder; nicht ein Zug entgeht ihm, nicht das unbedeutendste Beiwerk läßt er außer Augen, und aus dieser fortdauernden Beschäftigung mit der Rolle und der Situation entspringt eine Reihe von Charakteren, geschaffen, mit den realsten und bewundernswürdigsten Schöpfungen des dichterischen Genies gleichen Schritt zu halten. Wenn wir nun sagen, daß die Instrumentation ihrerseits Alles von diesem System der Zerlegung und der Beobachtung, das aus dem Roman und dem Drama in die Musik übertragen wurde, zu gewinnen hatte, so wird man diese Behauptung vielleicht für ein Paradoxon halten; und doch ist Nichts wahrer als sie. Denn von jenem Augenblick an hörte das Orchester auf, die Rolle einer bloßen Begleitung zu spielen; ein weiterer Spielraum ist ihm eröffnet; es nimmt an der Handlung Theil, entwickelt und kommentirt die Charaktere, und aus einem neuen Bedürfniß des Lebens und der Veränderung, der sinnenden Betrachtung und dem Pittoresken, geht die Modulation hervor, diese gewaltige Macht der modernen Kunst, dies große Geheimniß Beethoven's und Weber's.

(Schluß folgt.)

England.

Robert Walpole und seine Zeit.

(Schluß.)

IV.

Robert Walpole's Sturz.

Georg II. war zu schwach, um sich lange Zeit beschützen zu lassen, und da das friedfertige System Sir Robert's die Kräfte des Landes vermehrt hatte, so entstand unter den Bürgern der Wunsch, diese Kräfte zur Eroberung zu gebrauchen. Von 1737—1742 vertheidigte der Minister jeden Fuß breit Terrain gegen eine immer wachsende Opposition. Er vertheidigte sich, so lange er konnte, und ergab sich erst im letzten Augenblicke; auch wurde er nur durch eine Coalition aller seiner Gegner gestürzt. Horaz giebt eine Beschreibung des Kampfes. Sie führten selbst ihre Verwundeten und ihre Todten in den Kampf. Todkranke gaben ihre Stimmen ab. Man zählte unter den Abstimmenden einen Gichtbrüchigen, zwei Taube und einen Blinden; die ziemlich zahlreichen Krüppel, welche mit Krücken in die Versammlung kamen, nicht einmal gerechnet. Man sah unter Sir William Gordon's Perrücke den Flanell hervorschimmern und sein Pflaster im Nacken öfter zum Vorschein kommen. Und doch war noch kein Monat verflossen, seitdem Sir Robert seinem Sohne einen schönen Posten gegeben. Dennoch fiel das Ministerium nicht unter einem Schlage. Die Majorität war im Abnehmen begriffen, aber Sir Robert's energische Rede, welche keinen Anspruch auf Kunst machte, sondern sich mit einschneidender Kraft und Klarheit an die Leidenschaften und Interessen wendete, rückte den verhängnißvollen Augenblick noch immer hinaus. Am Ende des Jahres 1741 hatte er Majoritäten von 10 und 7 Stimmen gezählt. Seine starke Körperverfassung litt etwas unter der beständigen Aufregung. „Er schläft nicht mehr", sagt Horaz im Jahre 1742; „sonst waren kaum die Vorhänge niedergelassen, als er auch schon schnarchte. Sonst war er bei Tische der munterste, glänzendste Gast, der Mann, welcher den Minister am wenigsten blicken ließ. Jetzt starrt er seinen Teller an und sagt nichts." Sir Robert hatte die Gewohnheit der Macht, die Sucht, sie zu behalten, und die Vorahnung seines Sturzes, der durch die Dauer seiner Herrschaft unvermeidlich geworden war. Seit langer Zeit hatte er seine Maßregeln getroffen, sein Vermögen gesichert und, indem er die hannoversche Dynastie befestigt, sich zugleich Freunde unter den Jakobiten und den Tories verschafft.

So verstand er sich einst auf die Fürbitte Shippen's, des Anführers des kleinen Häufleins der Jakobiten im Unterhause, dazu, einem Menschen, der konspirirt hatte, das Leben zu retten; „aber", fügte er hinzu, „unter der Bedingung, daß Sie bei mich persönlich betreffenden Bills für mich stimmen." Shippen versprach's und hielt Wort. Vermöge dieser klugen Taktik hat wohl nie ein Minister nach seinem Sturze so viele persönliche Freunde bewahrt, als dieser so vielfach geschmähte Minister.

Er zog sich auf seine Besitzung Houghton zurück, wo er dasselbe Leben wie in seiner Jugend führte. Durch die Felder und durch die Wälder zu streifen, war ihm nicht mehr möglich: er war alt und langweilte sich sehr. Das Studium und die Lektüre konnten ihm keine Zerstreuung geben, denn er liebte beide nicht. „Ich möchte wie Du lesen können", sagte er zu seinem Sohne, „die Zeit würde mir weniger lang werden, aber leider finde ich keinen Gefallen daran." Dem großen Maschinisten fehlte die Maschine, deren Räder er so lange in Bewegung gesetzt hatte. Jedes Jahr versammelte er zur Zeit der Jagd, um die Zeit zu tödten, eine möglichst große Menschenmenge und machte einen außerordentlichen Aufwand. „Drei- bis viertausend Pfund gingen drauf", sagt sein Sohn. „Es war ein Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte, eine unbeschreibliche Unordnung, wahre Bachanalien. Zwanzig Meilen in der Runde räumten die Puritaner und sittlichen Leute den Platz. Mein Vater kam dann aus dem Lachen nicht heraus. Er ließ zu diesen Orgien nur vollendete Lebemänner zu. Dichter und Literaten, welche er literarische Hornisse und Wespen nannte, waren ausgeschlossen."

Seiner Ansicht nach waren diese Leute zu nichts gut; und um dies zu beweisen, erinnerte er an die administrative Unfähigkeit Addison's, an die notorische Windbeutelei Steele's, an die diplomatische Ungeschicklichkeit Prior's. Als er Congreve zum Zoll-Kommissarius ernannte, sagte er: „Sie werden sehen, daß er nichts von den Geschäften versteht." Dennoch bot er Pope eine Pension an, die dieser ausschlug, und schickte Richard Savage 100 Louisd'ors, welche dieser nicht annahm. Sein einziger Schützling aus dieser Sphäre war der traurige Young, welcher ihm unglaubliche Schmeicheleien an den Kopf warf. Indeß las Walpole die Satiren und die Episteln des Horaz, in welchen er gesunden Menschenverstand fand.

Seinen ganzen Erfolg verdankte Robert Walpole dieser Eigenschaft, dem gesunden Menschenverstande. Durch ihn triumphirte er über Bolingbroke, gewann er die Oberhand über die Puritaner und täuschte er die Jakobiten. Niemand wußte so gut wie er, wie und wann man handeln müsse, was zu thun sey und wann man innehalten müsse. Er begriff seine Mission und sein Werk, nämlich die Parteien zu beherrschen, zu ordnen, zu gruppiren, Bundesgenossen zu werben und zu temporisiren und dem Throne Wilhelm's Zeit zur Befestigung zu geben. Sein Werk war kein edles und großartiges; aber welcher Art es auch seyn mochte, er übernahm es. Er fürchtete weder den meteorischen Glanz Bolingbroke's, noch die Drohungen der Kalvinisten; als Chatham erschien, zog er sich zurück, er hatte seine Mission erfüllt. Als er denjenigen erblickte, der es sich zur Aufgabe machte, das moralische Bedürfniß einer reichgewordenen und konsolidirten Nation, die Ruhmsucht, zu befriedigen, erkannte er, daß seine letzte Stunde gekommen sey; er zog sich zwar murrend, aber für immer zurück und erneuerte den Kampf nicht wieder.

Es ist offenbar, daß er mit dem Kerne der Nation, dem handeltreibenden Bürgerthum, der Aristokratie der Whigs und dem industriellen Volke, vollkommen übereinstimmte. Gegen ihn erhoben sich die extremen Leidenschaften, das jakobitische Interesse und die jakobitische Großmuth, das Utopien und die Ideale der kalvinistischen Republik, die beiden Extreme der englischen Welt. Die Gleichgültigen, die Schwankenden, die Unmoralischen, deren es immer eine große Menge giebt, wenn die revolutionairen Stürme ihren Schaum auf dem Ufer zurücklassen, wollten gekauft und gewonnen seyn; Sir Robert that ihnen diesen Gefallen. Der Handel wollte Ruhe; die Fluth der letzten funfzig Jahre ließ noch ihr dumpfes Getöse hören, obwohl sie schon im Verlaufen begriffen war. Die geringste Gewaltthat konnte die Ruhe stören, jeder auffallende Schritt die vernarbenden Wunden wieder aufreißen. Sir Robert war der geduldige Krankenwärter dieser wunden, aber kräftigen Gesellschaft.

Ich bin weit entfernt, Sir Robert für einen edlen und reinen Geist ausgeben zu wollen; ich betrachte ihn vielmehr als einen Mann seiner Zeit, d. h. als eine zusammengesetzte, sehr unreine und sehr charakteristische Persönlichkeit, als einen Mann von außerordentlichem Scharfsinn und großer Festigkeit. So zeigen ihn uns die Apologieen seines Sohnes wie die veröffentlichten Papiere Lord Marlborough's, seine Lebensbeschreibung von Coxe und die Fragmente seiner Korrespondenz mit Pitt. Als Geschäftsmann ist er unermüdlich wie ein Advokat, der seinen Prozeß gewinnen will. Er nimmt die Richter ein, wirft sich auf Spezialitäten und Schikanen, versäumt keine Vorsicht, wappnet sich mit List und gelangt immer zu seinem Zwecke.

Vier Männer vorzüglich haben an der Größe Englands gearbeitet: Marlborough übernahm den Sieg über die ausländischen Feinde, Walpole die Beruhigung der inneren Parteien, Chatham die Befriedigung des nationalen Stolzes und der zweite Pitt die Bekämpfung der Revolution.

Der zweite dieser Männer mußte geopfert werden; er übernahm einen nicht sehr edlen, aber sehr bedeutenden und nützlichen Theil der Aufgabe. Als Whig und Protestant vertheidigte er die deutsche Dynastie, welche keine der milden und männlichen Eigenschaften ihres Vaterlandes hatte.

Das Portrait Walpole's befindet sich in Cambridge. Wenn man diese gutmüthigschlaue Figur betrachtet, die kleine ganz und gar nicht heroische Nase, das feine und glänzende Auge, die sich bis zur Vereinigung der Augenbrauen erstreckenden Falten, das Doppelkinn des Feinschmeckers, die lachenden Lippen und die etwas in die Höhe gezogenen Mundwinkel, die durchaus nicht großartige Kopfbildung, die anspruchslose, aber durchaus nicht furchtsame Haltung, so erkennt man den geistreichen Sohn des Gutsherrn von Houghton, denjenigen, welchen man den Krämer der Gewissen nannte, und welcher diesen Handel auf eine für sich sehr vortheilhafte Weise betrieb, da er England ein Vierteljahrhundert lang beherrschte.

Sein Uebergewicht ist durch seine geschickten Bestechungen erklärt worden;

aber nicht Jedem iſt es gegeben, zu beſtechen. Die Anforderungen wachſen in demſelben Maße wie die Freigebigkeit eines Miniſters. Wie ſoll derſelbe alle Anſprüche befriedigen, wenn ihm auch die Schätze Golkonda's zu Gebote ſtehen? Die Menſchen ſind nicht ſo leicht zu verführen. Walpole iſt der Typus der politiſchen Infamie, der Sündenbock ſeiner Zeit geworden. Aber die Schriften ſeines Sohnes belehren uns eines Beſſeren; ſie zeigen uns, daß die guten Leute, mit denen er zu thun hatte, keine andere Behandlung verdienten.

Dänemark.

Das däniſche Königreich und die deutſchen Herzogthümer.

Zweiter Artikel. *)

Um unſere Leſer in den Stand zu ſetzen, den Geſichtspunkt zu beurtheilen, von dem aus die Dänen die deutſche Frage in Schleswig-Holſtein betrachten, wollen wir ihnen, wie wir in dem vorhergehenden Artikel angekündigt, einige von den in Roeskilde über den Gegenſtand gehaltenen Vorträgen der einflußreichſten däniſchen Redner mittheilen. Wir wiederholen, daß der Antrag, um den es ſich hier handelt, bereits vor zwei Jahren — im Oktober 1844 — bei den Provinzialſtänden der Inſelſtifte gemacht worden, aber man wird ſehen, das dasjenige, was in der neueſten Zeit geſchehen, wie die Erlaſſung des „offenen Briefes", die Verabſchiedung des Prinzen von Auguſtenburg als Statthalters von Schleswig-Holſtein, die Verhinderung der Stände in Itzehoe, irgend eine Petition in Bezug auf die ſchwebende Frage anzunehmen, ſchon in jenem Antrage und in der daran ſich knüpfenden Debatte verlangt wurde, ſo daß uns durch dieſelbe Manches, was ſonſt räthſelhaft erſcheint, gelöſt und erklärt werden kann. Wir geben zunächſt den Antrag, wie er von dem Bürgermeiſter von Kopenhagen, Juſtizrath Uſſing, in der Sitzung vom 22. Oktober 1844 gemacht wurde, und werden ſodann den Bericht des Comités darüber, ſo wie die Vorträge einiger Redner, folgen laſſen, ohne ſpezielle Rückſicht darauf, ob dieſe bei der ſogenannten Vorberathung, bei der zweiten Erörterung oder bei der Schlußdebatte das Wort genommen.

Juſtizrath Uſſing.

Wenn es etwas giebt, das bei Jedem, der das Vaterland innig liebt und über deſſen Zukunft ernſthaft nachdenkt, Unruhe und Beſorgniſſe erwecken muß, ſo iſt das gewiß die unglückſelige Tendenz zur Trennung und Zerſtückelung des gemeinſamen Staatskörpers, der Mangel an Einheit und Zuſammenhalten zwiſchen den verſchiedenen Landestheilen, der ſich in den letzten Jahren auf vielfältige Weiſe an den Tag gelegt hat und der von ſo vielen verſchiedenen Seiten täglich Nahrung erhält. Dies iſt eine Thatſache, die zu offenkundig iſt, als daß ſie weiter nachgewieſen zu werden brauchte; dieſelbe giebt ſich ununterbrochen in einer Reihe öffentlicher Meinungsäußerungen zu erkennen und iſt ſo weit entfernt im Abnehmen zu ſeyn, daß ſie vielmehr, wie Jeder, der mit Aufmerkſamkeit den Bewegungen des öffentlichen Lebens folgt, wiſſen wird, in beſtändigem Zunehmen begriffen iſt. In eine nähere Unterſuchung der Urſachen dieſer beunruhigenden Spannung einzugehen und dieſe bis zu ihrem erſten Urſprunge zu verfolgen, gehört nicht hierher, ſondern muß Gegenſtand der hiſtoriſchen Betrachtung ſeyn; hier muß die traurige Wahrheit genügen, welche leider Niemand wird leugnen können, daß eine Spaltung zwiſchen den einzelnen Theilen des Reiches, eine Geneigtheit, aus einander zu gehen, ſtattfindet, wider welche es nothwendig iſt, ſobald wie möglich die kräftigſten Maßregeln zu treffen.

Es kann daher wohl keinen wichtigeren und mehr dringlichen Gegenſtand für die Erwägungen eines Volksraths geben, als die Unterſuchung der Mittel, durch welche jener verderblichen, auf die Auflöſung des Staates berechneten Richtung entgegengearbeitet, die internationalen Verhältniſſe auf eine natürliche und wünſchenswerthe Weiſe geordnet und dadurch der unheimliche Zuſtand, der ſchon allzu lange in unſerem Vaterlande herrſcht, zum Aufhören gebracht werden kann. Daß dieſes außer dem Wirkungskreiſe der berathenden Provinzialſtände liege, kann gewiß mit Fug nicht behauptet werden. Was das Wohl und Wehe des ganzen Reiches, deſſen Frieden und Ruhe, deſſen Einheit und Exiſtenz betrifft, berührt in dem Grade jeden einzelnen Landestheil, daß die Repräſentanten deſſelben es unmöglich als ſie nicht angehend betrachten können, und alle bisher abgehaltenen Ständeverſammlungen haben ſich deshalb auch für völlig kompetent angeſehen, alle hierher gehörige Gegenſtände in Erwägung zu ziehen.

Man ſieht auch nicht ein, wie es der Regierung zuwider ſeyn könnte, daß die Stände ihre Meinung darüber ausſprechen, auf welche Weiſe eine ſo wichtige Landesangelegenheit am richtigſten geordnet werden könne. Im Gegentheil ſcheint es der Staatsregierung vorzugsweiſe willkommen ſeyn zu müſſen, wenn die Ständeverſammlungen in dem gegenwärtigen bewegten Augenblicke beſtimmte Mittel angeben könnten, durch welche der Zerſplitterung und Zerſtückelung des Reiches entgegengearbeitet, eine genaue und innige Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Landestheilen bewirkt und dadurch eine zeitgemäße Entwickelung der Stände-Inſtitution erlangt werden kann. Die Stände erfüllen demnach nur ihre Pflicht, wenn ſie dem Könige mit ihrem Rathe in dieſer wichtigen Sache zu Hülfe kommen und dadurch das Ihrige dazu beitragen, um für die Zukunft die Verhältniſſe auf erwünſchte Weiſe geordnet zu ſehen und die Parteien zu verſöhnen, die einander jetzt ſo ſchroff und feindlich gegenüberſtehen. Dieſe Rathſchläge dürfen ſie daher nicht zurückhalten, wenn ſie ſich im Stande glauben, ſelbige zu ertheilen. Was man nämlich auch über die bisherigen Maßregeln der Regierung in dieſer Sache denken mag, ſo muß doch Jeder, der die Dinge billig und unparteiiſch beurtheilt, ohne Zweifel anerkennen, daß der König mit der Krone die ſchwierige Aufgabe erbte, die inneren Verhältniſſe des Reiches zu ordnen und wieder gut zu machen, was während Jahrhunderten verwickelt worden war. Mit ſtarken Farben alle Mißgriffe der Vorzeit auszumalen, zu zeigen, was die Regierung damals hätte thun oder laſſen ſollen, und in allgemeinen Ausdrücken die gegenwärtige Regierung aufzufordern, Alles wieder in Ordnung zu bringen, das iſt nicht die ſchwierigſte Seite der Sache; aber im Einzelnen die Mittel anzugeben, wodurch dieſer wichtige Zweck erreicht werden kann, darin liegt die eigentliche Schwierigkeit. Das iſt die eben ſo ſchwere als wichtige Aufgabe, auf deren Löſung man ſich gewöhnlich nicht einläßt, wenn die Frage aufgeworfen wird, ſondern die man umgeht, indem man ſich beſchränkt, entweder unbeſtimmte Wünſche nach einer freieren Entwickelung der Staatsverhältniſſe auszuſprechen, oder die Auswahl anderer Männer vorzuſchlagen, damit dieſe die Mittel zur Erreichung des Zweckes angeben können. Indeſſen verdient es gewiß den Vorzug, daß die Stände, deren Beruf es iſt, bei dem Könige auf die Veranſtaltungen anzutragen, die zum Wohle des Ganzen wünſchenswerth erſcheinen, ſelbſt die beſtimmten Vorſchläge auszuſprechen, durch welche der beabſichtigte Zweck erreicht werden kann. Daß übrigens die Meinungen über dieſe Veranſtaltungen getheilt ſeyn werden, iſt leicht vorherzuſetzen, und es würde ein gar zu großes Selbſtvertrauen verrathen, wenn ein Einzelner glauben wollte, in einer Sache von ſo ſchwieriger und verwickelter Beſchaffenheit, wo die Wünſche von ſo verſchiedenem Umfange ſind und in ſo verſchiedener Richtung ſteuern, derjenige zu ſeyn, dem es allein gegeben wäre, die einzig richtigen Mittel zur Ordnung der Verhältniſſe vorzuſchlagen. In einer Angelegenheit, wie dieſe, wird es nicht möglich ſeyn, irgend eine Veranſtaltung in Vorſchlag zu bringen, die entweder die Wünſche Aller befriedigen, oder die ſogleich und auf einmal alle die Spannungen heben und alle die Verwickelungen löſen kann, welche während eines langen Zeitlaufes zwiſchen den verſchiedenen Landestheilen entſtanden ſind. Was während Jahrhunderten verwickelt iſt, läßt ſich nicht in einem Nu wieder in Ordnung bringen. Es kann ſich alſo nur fragen, die Mittel vorzuſchlagen, welche für den Augenblick auf Einmal ausführbar ſind und zugleich am vollſtändigſten zum Ziele führen. Dies wird durch den gegenwärtigen Vorſchlag bezweckt. Inſofern Jemand ſich im Stande glaubt, mit anderen Vorſchlägen hervorzutreten, durch welche der Zweck beſſer und ſicherer erreicht wird, wird Keiner mehr bereit ſeyn, als ich, zu ſelbigen überzugehen. Aber die billige Forderung kann wohl gemacht werden, daß dasjenige, was vorgeſchlagen wird, etwas für den Augenblick Ausführbares ſey; denn es iſt die gegenwärtige Zeit, die fordert, das etwas vorgenommen werde.

Wenn man unterſucht, was es iſt, das vorzugsweiſe das Land in Unruhe und Spannung hält, die Unterthanen mit Rückſicht auf die Zukunft ängſtigt und bekümmert und dem ſeparatiſtiſchen Geiſte, der ſich in verſchiedener Richtung ausſpricht, die traurigſte Nahrung giebt, ſo kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß der Grund hiervon in dem Gedanken an die Auflöſung und Zerſtückelung des Reiches zu ſuchen iſt, die von Mehreren als eine wahrſcheinliche Folge der Succeſſionsverhältniſſe dargeſtellt wird, von denen man glaubt, daß ſie eintreten würden, wenn der Königliche Mannsſtamm ſeiner Zeit ausſterben ſollte! Die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches iſt die erſte Bedingung für die Exiſtenz des Staates, und wenn es deshalb etwas giebt, worauf die Unterthanen einen unabweisbaren Anſpruch haben, ſo iſt es wohl das, daß die Regierung ſich beſtimmt und deutlich über die Lebensfrage ausſpreche und die Unterthanen nicht fortdauernd in Ungewißheit und Beſorgniß über dasjenige ſchweben laſſe, was das fortdauernde Daſeyn des Staates bedingt. Daß gleichfalls dieſe von einer gewiſſen Seite mit ſo vieler Dreiſtigkeit verbreitete Behauptung, daß das Reich bei gewiſſen Eventualitäten in den Succeſſionsverhältniſſen werde aufgelöſt werden, die fruchtbarſte Quelle der die Staatsverbindung angreifenden Bewegungen iſt, die ſich auf ſo viele Weiſe wirkſam zeigen, und welchen einen kräftigen Damm entgegenzuſetzen ſo nothwendig iſt, bedarf kaum einer näheren Entwickelung. Es iſt mit dieſer Perſpektive vor dem Auge, daß in allen Richtungen darauf hingearbeitet wird, die Verbindung mit dem Königreich und den Herzogthümern zu löſen, und es kann alſo auch von dieſem Geſichtspunkte nichts ſo wichtig ſeyn, als jeden Gedanken daran abzuſchneiden, daß die däniſche Regierung dieſes je geſtatten werde. Wenn dies ein für alle Mal und auf eine ſolche Weiſe ausgeſprochen iſt, daß man ſieht, es ſey der unerſchütterliche Beſchluß der Staatsregierung, den ſie durch alle Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, aufrecht zu erhalten wiſſen wird, und von dem ſie nicht geſtatten will, daß er auf dem Territorio des Landes, von welcher Seite es auch ſey, angegriffen oder geſchwächt werde, ſo wird die ſeparatiſtiſche Tendenz, welche ſich geltend macht, ihrer wirkſamſten Nahrung beraubt werden, und die beſtändigen Schritte, die jetzt vorgenommen werden, um die Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Landes zu löſen, müſſen dann von ſelbſt ins Stocken gerathen, da die Regierung, nachdem ſie dieſen ihren Willen ausgeſprochen, ſelbige ſelbſtverſtändlich nicht länger geſtatten kann, ſondern ſie mit Kraft und Ernſt unterdrücken muß. Auf der anderen Seite iſt es nicht minder klar, daß dasjenige, worauf man in den Herzogthümern ſo vielen Werth zu legen ſcheint, und was wenigſtens eine Forderung iſt, die unabläſſig an die Spitze geſtellt wird, daß Holſtein und Schleswig ewig beiſammen bleiben ſollen, auf dieſe Weiſe ſeine natürliche Erfüllung finden wird, da danach die ganze däniſche Monarchie ewig beiſammen bleiben wird und alſo auch Holſtein und Schles-

*) Vgl. Nr. 104 des Magazins.

wig, als beide unzertrennliche Theile des dänischen Reiches, in fortdauernder Verbindung mit einander bleiben werden.

Daß der König, als souverainer Herrscher der ganzen Monarchie, volle Macht und Gewalt hat, sich, im Verhältnisse zu den Unterthanen, in den verschiedenen Landestheilen und auf eine für sie verbindliche Weise über die unverbrüchliche Einheit und Untheilbarkeit des Reiches auszusprechen, und daß er im Besitz hinreichender Mittel ist, diesem seinem Königlichen Willen Nachachtung zu verschaffen und jeden Widerstand gegen selbigen zu unterdrücken, der sich innerhalb der Gränzen des Reiches, das seiner souverainen Gewalt unterworfen ist, zeigen möchte, dagegen wird wohl Niemand sich erlauben, irgend einen Zweifel zu erheben. Und dies ist es nur, warum es sich handelt und was die Hauptsache ist. Wenn geäußert worden, daß eine solche Declaration des Königs von außen her Proteste hervorrufen könnte, so läßt diese Möglichkeit sich nicht leugnen; aber wider solche Proteste, falls sie vorkommen sollten, giebt es ein sehr einfaches Mittel: Gegenproteste nämlich, welche eben so kräftig sind, wie die ersten. Wenn der König, wie wir uns wohl vollkommen überzeugt halten können, selbst keinen Zweifel darüber hegt, daß die dänische Monarchie, das eigentliche Dänemark und die Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie natürlicherweise das Herzogthum Lauenburg, ein einziges unzertrennliches Reich ist, das in ungetheiltem Erbe nach den Bestimmungen des Königsgesetzes geht, so kann der Umstand, daß das eine oder andere Fürstenhaus, welches für den Fall, daß der Königliche Mannsstamm aussterben sollte, glauben möchte, Prätensionen auf einzelne Theile des Reiches zu haben, möglicherweise dagegen protestiren würde, keinen hinreichenden Grund für den König abgeben, es zu unterlassen, daß er zur Beruhigung seines Volkes und um die jetzigen staatsauflösenden Bewegungen zum Stillstand zu bringen, ausspreche, daß Allerhöchstderselbe keine verschiedene Succession in den verschiedenen Theilen des Staates anerkenne und als Folge hiervon auch nicht dulden wolle, daß einer seiner Unterthanen Schritte in dieser Richtung vornehme. Laß' dann diejenigen, welche sich dadurch für verletzt ansehen möchten, ihre Proteste dawider einlegen und, nach dem Sprachgebrauche der Juristen, das Nöthige reserviren. Jetzt irgend ein Recht in dieser Rücksicht faktisch geltend zu machen, davon ist nicht die Rede, und die Verhältnisse können sich so gestalten, daß die Zeit niemals kommen wird. Wenn aber dieser Zeitpunkt einmal eintreten sollte, so wird es Demjenigen, der dann, als nach dem Königsgesetze zunächst erbberechtigt, in den ungetheilten Besitz der gesammten Monarchie eingetreten ist, zukommen, die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches zu wahren. Für das Volk ist es genug, daß der König zu erkennen gäbe, daß er auf keine Weise irgend eine solche Prätension anerkenne, sondern daß die gesammte Monarchie für immer ungetheilt beisammen bleiben soll.

Daß der König dabei in seinem guten Rechte ist, und daß er dadurch nur bestätigt und wiederholt, was seine Königl. Vorfahren vorlängst so entschieden und festgesetzt haben, ist, meine ich, klar genug. So wie das Recht der dänischen Krone auf den Besitz von Schleswig, nach dem Friedenstraktat von 1720, nicht mit irgend einigem Fug in Zweifel gezogen werden kann, so ist Holstein, nach Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806, durch das allerhöchste Patent vom 9. Sept. 1806 mit der ganzen dem Scepter des Königs untergebenen Monarchie wie ein in jeder Hinsicht vollkommen ungetrennter Theil derselben verbunden und von der Zeit an allein unter Allerhöchstdesselben eigene, uneingeschränkte Regierung gestellt worden. Der höchstselige König Christian VII. hat demnach auf das bestimmteste seinen souverainen Willen ausgesprochen, daß das Herzogthum Holstein für immer mit dem ganzen Staatskörper der ihm unterworfenen Monarchie vereinigt sey, und hat dies auf den wichtigen und zureichenden Rechtsgrund gestützt, daß die Ordnung der Dinge, an welche die vorige Erbfolge sich anschloß, gänzlich aufgehört habe und alle darauf gegründeten Pflichten und Verhältnisse aufgelöst und aufgehoben wären. Daß hierin dadurch keine Veränderung geschehen, daß sein Nachfolger später in den Deutschen Bund eingetreten ist, durch welchen freiwilligen Eintritt er nichts von dem Rechte aufgeopfert hat, das ihm oder dem vereinigten Staat, dessen souverainer Herrscher er war, zukam, darüber kann um so weniger Zweifel seyn, da es nicht Holstein, als besonderer Staat, sondern der König von Dänemark ist, der für Holstein für beständig in den Bund eingetreten ist, so daß Dänemark, zufolge des Art. 11 der Bundesakte vom 8. Juni 1815, zusammengehalten mit Art. 1, der Besitz dieses Herzogthums gerade für immer garantirt ist. Aber gewiß kann sich kein Staat für sicher halten, daß sich nicht in kommenden Zeiten Prätendenten zu demselben, oder zu einzelnen Theilen desselben, melden können. Wenn dies in einer, wie wir hoffen, fernen Zukunft mit Dänemark der Fall seyn sollte, so würde es Denen, die mit solchen Forderungen hervortreten möchten, obliegen, den vollständigen Beweis ihrer prätendirten Rechte zu führen. Es würde sich dann zeigen, welche diese Prätendenten sind, in welcher Ordnung sie sich erbberechtigt glauben, und wie sie sich gegenseitig ihre präsumtiven Rechte streitig machen werden; auf welche Ausparcellirung des Reiches sie Anspruch machen, und wie sie ihre Forderungen auf diese Theile des Landes begründen wollten; wie der dann regierende Landesherrscher diesen Prätensionen begegnen, und welche Gegenforderungen er aufzustellen haben möchte; so wie endlich, was das Wichtigste ist, auf welche Weise diese Fragen ihre Erledigung finden sollten, wer sich mit rechtlicher Wirkung zum Richter in einer Sache von dieser Beschaffenheit aufwerfen könnte, und durch welche Mittel mithin die Beikommenden vermögen möchten, ihre Ansprüche durchzusetzen. Alles dies muß Sache der Zukunft seyn und dem Könige von Dänemark überlassen werden, der dann, wie wir hoffen, mit kräftiger Hand das Scepter des Reiches führt und dann wohl wissen wird, das auf das jetzt bestehende, gegründete und von seinen Königl. Vorfahren sanctionirte Recht des Staates, beisammen zu bleiben, gegen alle auf längst verschwundene Lehnsverhältnisse gestützte Erbprätensionen zu wahren. Für uns und für die Gegenwart ist es das Wichtige und dringend Nothwendige, daß der König seinen bestimmten und deutlichen Willen wegen der unverbrüchlichen Einheit und Untheilbarkeit des Reiches ausspreche, und daß es als Folge hiervon nach der Zeit keinem Unterthan gestattet wird, einen Schritt vorzunehmen, der darauf ausgeht, die Wirkung dieses Königswortes zu schwächen.

In der Ueberzeugung der Wichtigkeit hiervon, erlaube ich mir vorzuschlagen:

„daß die Versammlung Sr. Majestät dem König allerunterthänigst die Nothwendigkeit vorstellen wolle, daß Allerhöchstderselbe zur Beruhigung für seine treuen Unterthanen und um die die Staatsverbindung angreifenden Bewegungen, denen der Gedanke einer zukünftigen Auflösung des Reiches zum Grunde liegt, zu hemmen, auf eine feierliche Weise zur Kunde der Unterthanen bringen wolle, daß die dänische Monarchie, das eigentliche Dänemark, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, so wie das Herzogthum Lauenburg, ein einziges unzertrennliches Reich sey, welches ungetheilt nach den Bestimmungen des Königsgesetzes vererbt werde, und daß Se. Majestät, als Folge hiervon, die nöthigen Veranstaltungen werde zu treffen wissen, um in Zukunft jedes Unternehmen zu verhindern, welches darauf ausgehe, die Verbindung zwischen den einzelnen Staatstheilen zu lösen."

* * *

Hieran knüpfte der Redner alsdann noch die Motivirung zweier anderen Anträge, nämlich 1) daß die Provinzialstände der Inselstifte und Jütlands (die sich getrennt in Roeskilde und Viborg zu versammeln pflegen) auf eine dem Bedürfnisse sämmtlicher Provinzen entsprechende Weise vereinigt, und daß ein Gesetzentwurf in dieser Rücksicht ausgearbeitet und beiden Stände-Versammlungen so zeitig zur Erwägung vorgelegt werde, daß die neue Einrichtung mit dem nächsten Sexennium in Wirksamkeit treten könne; und 2) daß gleichfalls ein Gesetzentwurf, dahin gehend, daß ein zweijähriges Finanz-Budget auf die von der Stände-Versammlung der Inselstifte im J. 1842 vorgeschlagene Weise einem aus Delegirten der verschiedenen Stände-Versammlungen des Reiches bestehenden Finanz-Comité, das zugleich die früher abgelegten Staatsrechnungen zu prüfen hätte, vorzulegen sey, ausgearbeitet und der Erwägung sämmtlicher Versammlungen so zeitig unterworfen werde, daß dieses neue Institut spätestens mit dem nächsten Sexennium seinen Anfang nehmen könne.

Da inzwischen die beiden letztgedachten Anträge vorläufig keine Berücksichtigung fanden, so haben wir ihrer hier nur erwähnt, weil darauf auch in der folgenden Diskussion und namentlich in den Comité-Berichten zuweilen Bezug genommen worden ist.

Mannigfaltiges.

— Aus London. Professor Schönbein in Basel, der Erfinder der explodirenden Baumwolle, die dazu bestimmt scheint, alle Pulverfabriken überflüssig zu machen, befand sich im vorigen Jahre bei der Versammlung der britischen Naturforscher in Cambridge, wo er durch seine in trefflichem Englisch gehaltenen Vorträge besondere Aufmerksamkeit erregte. Auch bei der bevorstehenden Versammlung der British Association, die diesmal im September zusammentritt, wird er wieder in England erwartet. Man ist dort auf nähere Mittheilungen über seine Erfindung sehr gespannt und soll ihm bereits sehr vortheilhafte Anerbietungen in dieser Beziehung gemacht haben.

Die Botanische Gesellschaft (Botanical Society) in London, deren Präsident der Herzog von Norfolk ist, hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von nicht weniger als 12,641 Pfd. 12 Sh. (über 80,000 Thaler), während die Ausgaben 9845 Pfd. betrugen. Das Geld ist namentlich dazu verwandt worden, einen Wintergarten in großartigem Styl anzulegen. Wie viele deutsche Gartenbau-Vereine müssen wohl zusammentreten, damit ihr Jahres-Budget ähnliche Ausgaben bestreiten kann?

— Sterblichkeit in der britischen Armee. Auf den britischen Militair-Stationen zu Jamaika, Bermuda, Hong Kong, Madras, Bengalen und Ceylon ist die Sterblichkeit ungewöhnlich groß. Englische Zeitungen sagen, daß, einer statistischen Berechnung zufolge, binnen eilf Jahren das ganze Menschengeschlecht vertilgt seyn würde, wenn überall auf dem Erdboden eine gleiche Sterblichkeit herrschte, wie unter den Soldaten der genannten britischen Garnisonen. Bisher hatte man geglaubt, einige afrikanische Stationen, wie namentlich Fernando Po, seyen dem Leben der Europäer am gefährlichsten, aber dies ist durch die neueren Erfahrungen nicht bestätigt worden. Die preußische Armee ist übrigens dasjenige Heer in Europa, in welchem, wie auch in dem kürzlich in diesen Blättern erwähnten statistischen Werke des Herrn geheimen Medizinalraths Prof. Casper nachgewiesen wird, die geringste Sterblichkeit herrscht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 106. Berlin, Donnerstag den 3. September 1846.

Italien.

Die literarische Bildung der Jugend, von Paride Zajotti.

Aus dem Italiänischen übersetzt von Heinrich Stieglitz.*)

Die Zahl der Ausländer, welche sich ernstlich mit dem Studium der deutschen Sprache und Literatur beschäftigen, ist, obwohl im Zunehmen, doch noch immer so gering, daß uns diejenigen Männer doppelt schätzbar seyn müssen, die sich mit Liebe unseren Schätzen zuwenden und sie mit gesundem unparteiischem Urtheile ihren Landsleuten vorführen und zugängig machen. Zu diesen Männern gehörte in Italien vor Allen Paride Zajotti, der, eben so ausgezeichnet als Rechtsgelehrter wie als Kenner und Förderer der Literatur, auf beiden Gebieten viele Jahre hindurch mit allgemeiner Anerkennung das Richteramt in seinem Vaterlande ausübte, welchem er nur zu früh, in der Blüthe seiner Kraft (Weihnachten 1843), durch den Tod entrissen wurde. Durch die liebevolle Pflege, die er auf das Studium unserer Klassiker verwendete, durch deren gründliche Würdigung und durch den Einfluß seiner gewichtigen Empfehlung hat er derselben mehr Eingang in Italien verschafft, als dies zahllose Uebersetzungen im Stande gewesen wären. Allein nicht blos diese Verpflichtung gegen ihn, sondern auch überhaupt sein edler Geist, die seltene Vereinigung von kenntnißvoller Tiefe und Gedankenreichthum mit Anmuth und Reinheit der Sprache, vor Allem aber mit charaktervoller Gesinnung, Eigenschaften, die ihn so bedeutend aus dem kleinlichen Getriebe der Schulfehden in der heutigen italiänischen Literatur heraustragen lassen, — alles dies läßt es uns als ein dankenswerthes Unternehmen erscheinen, das deutsche Publikum mit dem Leben und Wirken dieses Mannes bekannt zu machen. Dieser Aufgabe hat sich der seit mehreren Jahren in Venedig lebende deutsche Dichter Heinrich Stieglitz, der sich der Freundschaft des Verstorbenen zu erfreuen hatte, mit der wärmsten, eben so von persönlichen Verhältnissen als von der Theilnahme der Zeitgenossen getragenen Liebe unterzogen, und sie theils durch Mittheilungen über sein Leben und seine Stellung, so wie durch Auszüge aus seinen verstreuten kritischen Arbeiten, theils durch die Uebersetzung seines letzten Werkes über „die literarische Bildung der Jugend" zu erfüllen gesucht.

Ueber das Leben Zajotti's haben wir, bei seinem einfachen, aber ehrenvollen Verlaufe, hier nur Weniges mitzutheilen. Zu Trient, also eigentlich noch in Deutschland, jedoch in einer völlig italiänischen Stadt, von bemittelten Aeltern geboren und in Bologna gebildet, erregte er von Jugend auf durch seine vielseitig hervorragenden Talente Aufmerksamkeit und günstige Erwartungen. Seine Neigung zu den schönen Wissenschaften und der Erfolg, der namentlich seiner glänzenden Fähigkeit zum Improvisiren schon früh zu Theil wurde, verhinderten ihn doch nicht, mit unermüdlichem Eifer sich seiner Fachwissenschaft zu widmen; und die Anerkennung, die auch hier seine Talente bald fanden, bahnten ihm rasch den Weg zu bedeutenderen, einflußreichen Aemtern, die er durch Rechtlichkeit und Thätigkeit und durch die seltene Klarheit und Schnellkraft seines Geistes stets glänzend ausfüllte und zierte; dabei machte die Liebenswürdigkeit seines persönlichen Charakters und Umgangs sein Haus in Venedig, Triest und überall, wohin ihn sein Amtsberuf versetzte, zum Mittelpunkte der höchsten Bildung und zum Sammelplatze der edelsten und schönsten Geister. Was er bei seinen Fachgenossen gegolten, erfahren wir auch durch das Urtheil Savigny's: „Viele glänzende Vorzüge", sagt dieser berühmte Rechtslehrer, dessen Werke zum Theil von Zajotti ins Italiänische übersetzt worden waren, „vereinigte Z. in sich, welche gewöhnlich nur einzeln an trefflichen Menschen wahrgenommen werden. Das gründlichste Wissen, die ehrwürdigste Verwaltung des Richteramts, ein hochgebildeter Geist, der Ruhm des geschmackvollsten Schriftstellers trafen in seiner Person zusammen und brachten seinen seltenen Werth den verschiedenartigsten Menschen zu lebendiger Anschauung." Der Hauptkummer seines Lebens war, daß ihm seine angestrengte Berufsthätigkeit nur kärglich die Mußestunden gewährte, die er stets mit dem glühendsten Eifer der Kultur und Veredlung seiner vaterländischen Literatur zuwendete. Als ihm endlich seine letzte Stellung in Triest mehr verstattete, seiner Lieblingsneigung zu leben, und er die schönsten Pläne und Hoffnungen für seine literarische Thätigkeit hegte, unterbrach dieselbe plötzlich der Tod.

Eine richtige und strenge Selbstprüfung und eine hierin so seltene Ueberwindung ließ ihn übrigens, trotz allem Drange und allen Aufforderungen zu eigener dichterischer Production, doch seinen wahren Beruf zum Kritiker, zu welchem ihn seine Verstandesschärfe vorzugsweise befähigte, erkennen und stets festhalten. Die Mehrzahl seiner kritischen Aufsätze hat er in der zu Mailand seit 1816 erscheinenden Biblioteca Italiana niedergelegt und dadurch hauptsächlich zu der bedeutsamen Stellung beigetragen, welche diese Zeitschrift für die neuere Literatur Italiens hat; nur wenige seiner Werke größeren Umfangs traten selbständig hervor, unter denen hauptsächlich sein viel verbreitetes Buch „Ueber den historischen Roman", veranlaßt durch das Erscheinen der Promessi sposi von Manzoni, und nächstdem die vorliegende über „die literarische Bildung der Jugend" stets dauernden Werth behalten werden. Die Auszüge aus seinen verstreuten Schriften, welche der Uebersetzer diesem letzteren Werke vorausschickt, sind glücklich und mit besonderer Rücksicht auf das Interesse der deutschen Leser gewählt, die mit Vergnügen und mit Nutzen seine gediegenen Urtheile über ihre Heroen, namentlich über den ihm geistig am meisten verwandten Schiller, lesen werden. In der Art und Weise, wie er unparteiisch streng die nur zu großen Blößen und Schwächen der heutigen italiänischen Literatur aufdeckt, um ihnen die besseren, theils eigenen, theils ausländischen Muster entgegenzustellen, zeigt sich überall die wahre, fruchtbringende Kritik, die, nach seinem eigenen Ausspruche, den Pfeilen des indischen Gottes Maju gleicht, welche den Baum, den sie treffen, neu beleben und stärken. Von dem höheren allgemeinen Standpunkte aus, welchen er selber einnimmt, ertönt sein Wort stets versöhnend hinab in das kleinliche Gezänke der romantischen und klassischen Schulen, in welche sich die italiänische Literatur besonders lange Zeit zersplitterte, und wir bezeichnen seinen Standpunkt am besten wohl durch seine eigenen Worte (p. XCVI):

„Auf einer gewissen Höhe schwindet jeder Unterschied der Völker und der Zeiten, und die Geister jedes Jahrhunderts und jedes Landes begegnen einander, wie die Heroen im Elysium. Bei dem Dänen Oehlenschläger streiten in einer schönen Nacht zwei Jünglinge, ob Shakespeare vorzuziehen sey, ob Sophokles; — sie sind schon nahe daran, die Waffen zu ergreifen, als in weißer Kleidung eine lichte Gestalt die Finsterniß durchbricht und mit theilnahmvollem Lächeln ihnen Halt gebietet: Jünglinge! welch' ein Wahnsinn befällt euch? Schaut mich wohl an — ich allein bin Sophokles-Shakespeare! — Die Nichtbeachtung dieser Wahrheit hat viel unnützes Wortgezänke hervorgebracht, weil die italiänischen Romantiker riethen, die deutsche, englische und spanische Poesie zu ergreifen, und die sogenannten Klassiker dagegen jeden fremden Dichter verbannen wollten; beide, getäuscht von einem falschen Scheine, bekämpften wie Aeneas in der Dunkelheit der Nacht eitle Wahngebilde, und vielleicht wäre aller Streit beendet gewesen, hätte Jemand Licht in diese Finsterniß gebracht mit dem Ausspruch: Brüder, ihr streitet um ein Wort! Ihr Alle wollt die Ehre eures Landes und eine erhabene Poesie; doch diese kann weder eine spanische, noch deutsche, noch italiänische seyn, denn der Genius hat kein Vaterland, und es hieße ihn in Fesseln schlagen, wollte man ihn in die Schranken der Verhältnisse und Länder bannen .... Wenn Italien, sich eines Dichters rühmend, sagen wird: er ist mein — und alle anderen Nationen entgegnen werden: er ist auch unser — so wird das der Genius seyn, welchen wir suchen, gleichviel, ob die Schulen ihm den Namen des klassischen oder des romantischen beilegen ...."

Was nun endlich das Werk Zajotti's über „die literarische Bildung der Jugend" betrifft, so zeichnet es sich namentlich durch die Schönheit und Blüthe des Stils aus, den ihm offenbar die edle Begeisterung für seinen Zweck, die innige Liebe zu der zu bildenden Jugend diktirt, auf den er aber auch eben deshalb eine um so sorgfältigere Feile angewendet zu haben scheint, weil er sich „einzig und allein an die edlen Gefühle der Jünglinge wenden will." In diesen will er den Boden der künftigen Literatur veredlen; die hohe sittliche Bedeutung der Literatur verlangt auch eine sittliche Vorschule für dieselbe, und diese bildet den Inhalt des Werkes. Es zerfällt hiernach in vier Hauptabschnitte. In dem ersten spricht er im Allgemeinen „vom Berufe der Jünglinge zur Literatur, — und wirft zunächst die sonderbare Frage auf: ob es der Jugend überhaupt erlaubt sey, in das öffentliche Gebiet der Literatur einzutreten? Die Antwort fällt natürlich tröstlich aus — beide sind einander unentbehrlich; denn die Wissenschaft gewinnt ihre Eigenschaft als Ableiterin der jugendlichen Leidenschaften nur in ihrer Verbindung mit dem Ruhm; die Literatur andererseits bedarf eben sowohl der Jugend als Vertreterin der Zukunft, wie des gereifteren Alters als Vertreter der Vergangenheit. Allein um so nothwendiger werde es, daß jeder Einzelne sich vor dem Eintritt in dieselbe streng prüfe, ob er wirklichen Beruf dazu habe; die Gefahren und Nachtheile, die aus dem Eindringen in die Literatur ohne Beruf

*) Triest, Lovarger, 1843.

oder in die falsche Bahn bei wirklich guten Kräften für beide Theile entspringen, werden mit strengen, aber wahren Farben geschildert, ohne Furcht, daß auch die Berufenen sich zurückschrecken lassen; denn der wahre Beruf lasse sich nicht zurückdrängen, die Wissenschaft aber bedürfe nicht sowohl zahlreicher als geeigneter Pfleger, und gerade die größten Geister bedürfen am meisten der Vorsicht und Leitung, damit sie an der rechten Stelle ihre Thätigkeit entwickeln. Nach der Feststellung dieser ersten Bedingung, des Berufs, spricht der Verf. dann im zweiten Theile von „den für die Jünglinge nothwendigsten Studien." Selbst die befähigtsten Köpfe verfallen in Gedankenarmuth, oder Gedankendiebstahl, oder Gedankenfälschung, weil sie die Studien gescheut haben. Für diese wird nun der Gang in der Ordnung vorgezeichnet, daß sie zunächst mit der Muttersprache beginnen, die bei dem Italiäner besonders in ihrem großen Wohlklange desto größere Gefahr der Hohlheit, in ihrer Fülle desto größere Gefahr der Unentschiedenheit bringe. Das Studium der Klassiker folgt hierauf, mit den antiken Mustern beginnend und dann durch die einheimischen zu den ausländischen fortschreitend; dann folge die Geschichte und bilde den Uebergang zum letzten und höchsten Studium, dem des Menschen selber in dem Leben der Gesellschaft, in welches der Jüngling mit manchem vortrefflichen und liebevollen Fingerzeige geleitet wird.

In dem nächsten Kapitel „über die Kunst" tritt er darauf als entschiedener Gegner der Goetheschen Ansicht auf: daß die Kunst sich Selbstzweck sey, um ihrer selber willen existire; ihm ist sie im Gegentheil nur Mittel zur Erreichung eines außer ihr liegenden Zweckes, ist ihm nämlich die Verwendung der Gesetze der Ordnung zur vollendeten Darstellung des Schönen und Wahren. Wir glauben, daß er hier in seiner Bekämpfung sich von seinem streng sittlichen Gefühle zu einer ängstlichen Beschränkung des Begriffs der Kunst und zu einer Verkennung der obigen Ansicht hinreißen läßt; denn diese setzt das, was der Verf. als Zweck der Kunst außerhalb derselben sucht, das Schöne und, insoweit es mit diesem zusammenfällt, auch das Wahre, als nothwendigen, unzertrennbaren Inhalt derselben voraus und bekämpft blos die nüchterne Nützlichkeitstheorie, welche die Kunst blos als Dienerin äußerer Zwecke verwenden will, oder den schwärmerischen Anspruch der Religion, welche als alleinige Beglückerin der Menschheit auch die Herrschaft über die ihr schwesterlich zur Seite stehende Kunst ausüben will, eine Ansicht, zu welcher das fromme Gemüth des strenggläubigen Jajotti nur zu sehr hinneigt. —

In dem letzten Theil endlich, der von der Sittlichkeit in der Literatur handelt, spricht er mit glühendem Eifer das Verdammungsurtheil über die moderne, besonders von Frankreich ausgehende Richtung der Literatur, die Gesellschaft in den grellsten und empörendsten Farben der Unsittlichkeit und Ruchlosigkeit darzustellen, „weil die Literatur der Abdruck der Gesellschaft seyn müsse." In dem natürlichen Gange der Dinge sey allerdings die Literatur der Spiegel der Gesellschaft; daraus aber gehe keineswegs hervor, daß sie alle Verirrungen und Entwürdigungen derselben zeichnen müsse oder nur dürfe, dadurch strebe sie ihrer Aufgabe, zur Veredlung der Menschheit zu wirken, schnurstracks entgegen, entsittliche die Jugend und entwürdige sich und ihr Zeitalter. — Allein auch hier treibt ihn oft sein edles Sittlichkeitsgefühl zu weit; — denn er verdammt nicht blos mit Recht diejenigen Schriftsteller, die sich darin gefallen, die verführerischen Reize des Lasters mit vergnüglichem Wohlbehagen zu malen, sondern er mißkennt und verurtheilt in seiner Aengstlichkeit zugleich auch die edlen Absichten und Werke derjenigen, welche die dunklen Höhlen des Lasters aufdecken, um ihre Nachtgebilde durch das Tageslicht der Oeffentlichkeit oder den wirksamen Gegensatz der Tugend zu verscheuchen, oder welche die Auswüchse unserer heutigen Gesellschaft in ihrer bedrohlichen Gestalt nur darstellen, um sie einer besseren socialen Zukunft gegenüberzuhalten und die Wege anzuzeigen, die dieser entgegenführen. —

In diesem nur angedeuteten Rahmen enthält die Schrift übrigens viele der schönsten und geistreichsten Gedanken; der Uebersetzer hat den größten Fleiß daran gesetzt, sie in dem schönen Wohlklang und Rhythmus der Sprache wiederzugeben, der das Original ziert; wir können jedoch eine Bemerkung nicht unterdrücken, welche sich uns beim Lesen von Uebertragungen aus der italiänischen Prosa in die deutsche oft aufdrängt, daß es nämlich bei diesen meist unumgänglich nöthig ist, die in jener stets stark aufgetragene rhetorische Emphase für das deutsche Ohr etwas zu mäßigen und zu dämpfen; denn dieses ist an eine ruhigere und verstandesgemäßere Deduction der Sätze gewöhnt, und daher kommt es, daß es oft da, wo der an lebendige Declamation gewöhnte Italiäner im Originale nur rednerischen Schwung findet, in der deutschen Uebersetzung sich durch das ununterbrochene hochtrabende Pathos des Predigertones ermüdet fühlt. Wir zweifeln nicht, daß es den Lesern der vorliegenden Uebersetzung ebenfalls an vielen Stellen so ergehen werde.

Frankreich.

Henri Blaze über die Romantik in der Musik.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Man begreift nunmehr, warum wir, ohne uns von unserem Gegenstande zu entfernen, zu einer früheren Zeit hinaufsteigen konnten, welche allein uns die Erklärung der folgenden gewähren konnte. In der Symphonie wie im Drama haben Haydn und Mozart die moderne Form der Musik geschaffen. Von ihnen allein geht die Emancipation aus, und gern möchten wir sie jenen griechischen Künstlern vergleichen, die von der ägyptischen Isis den herrlichen Schleier herabzogen, um die weiße und strahlende Göttin zu zwingen, auf dem irdischen Boden, wo wir leben, einherzuschreiten. Wenn das Orchester diese Unabhängigkeit und Individualität erreicht hat, wie sie ihm jetzt eigenthümlich ist, wenn es aus dem tiefen Grunde seiner freien Instrumentation alle lieblichen Genrebilder der Natur, alle Erscheinungen des menschlichen Bewußtseyns wiederstrahlt, wenn unsere Leidenschaften eben so wie die Stürme der Erde ihr mächtiges Organ gefunden haben, so verdanken wir diese Errungenschaft in der Kunst den vereinigten Anstrengungen des heiteren und pittoresken Genies des Malers der Jahreszeiten und der erhabenen und glühenden Seele des Sängers des Don Juan.

Die Poesie der Natur und das Drama der Leidenschaften hatten ihren klassischen Höhepunkt erreicht, als die Stunde des romantischen Ideals schlug. Das Werk Beethoven's war es, die Heiterkeit der pittoresken Empfindung durch den Tiefsinn eines träumerischen Gefühls zu erweitern und den Naturalismus, der nahe daran war, in ein gemüthliches Sich-Einwiegen epischer Naturbetrachtung zu versinken, bis zur übersinnlichen Abstraction und metaphysischen Durchsichtigkeit zu vergeistigen. Wenn wir Beethoven in seinen Beziehungen zu Haydn und Mozart betrachten, so sehen wir, daß er gewissermaßen ein Kind Beider ist. Seine Neigung zur Landschaftsmalerei in der Musik, eine gewisse pittoreske Seite seines Naturalismus, wie auch sein Humor, aus dessen Tendenz zur launigen Abschweifung sein Scherzo hervorgegangen, hat er von Haydn, während er mit Mozart durch die glänzende Kraft und übersprudelnde Fülle seiner Harmonie, so wie durch seine großartige Kunst in der Interpretation der Leidenschaft, verwandt ist. Denken wir uns nunmehr jene dramatische Form, die von Mozart mit dem feinen Instinkt des Genies geahnt wurde, in den Händen eines Meisters, der das volle Bewußtseyn der Geheimnisse seiner Kunst besitzt, so haben wir Weber. Weber ist ein großer Dichter, in dem die Romantik und die nationale Empfindung Eins sind, ein echt deutscher Geist, wie ihn das musikalische Deutschland nicht wieder aufzuweisen hat, und überdies ein bedeutendes kritisches Talent.

Die Romantik entstand in Deutschland aus dem gegen Frankreich während der Kriege der Kaiserherrschaft sich richtenden überreizten Nationalgefühl. Achim von Arnim, Friedrich von Hardenberg, Karl Immermann waren vor Allen junge von Vaterlandsliebe glühende Herzen. Goethe, der in dieser Rücksicht sich zu einer völligen Gleichgültigkeit bekannte, gehörte ihrer Bewegung niemals an. Die romantische Muse nahm deshalb die preußischen Farben an, eben so wie sie später bei uns die Kokarde der Restauration aufsteckte. Dort gründete sie den Krieg, hier den Frieden. Dieser Muse der Vergangenheit, dieser heiligen Muse der Ritterzeit verdankte Deutschland die Blüthe seines jugendlichen Heldenthums; sie war es auch, der Frankreich am Abend der Revolution und des Kaiserreichs, nach so vielen Strömen auf dem Schaffot vergossenen Blutes und schlechter Prosa, nach so vielem Ruhm und schlechten Versen, Chateaubriand und Lamartine verdankte. Ich komme auf Weber zurück: sein Patriotismus von etwas mystischer Färbung trieb ihn auf die Seite der Romantiker, und seine Stimme begann ein Vorspiel zu Kriegsgesängen. Man kennt seine düsteren Parrahs zu Theodor Körner's Liedern, man kennt seine „Lützow's wilde Jagd", diese wirklich wilde und rauhtönende Melodie, die in Pulverdampf und Staubwirbel geschrieben zu seyn scheint. Nur ein Deutscher ist im Stande, so die Natur mit dem Zorn eines politisirenden Patriotismus zu verschmelzen.

Diesen Charakter des Mystizismus, der bei Weber das Nationalgefühl annimmt, hat er ohne Zweifel aus einem Vorrath von Naturphilosophie geschöpft, die er aus der Beschäftigung mit Goethe und Jakob Böhme gewonnen. Eine fieberhafte und nach dem Geschmack der Zeit durch rückwärtsschauende Studien befangene Einbildungskraft, wie die seinige, mußte durch die Vergangenheit Deutschlands angezogen und bezaubert werden, und das nationale, populäre Element, in das seine träumerische Phantasie sich zu tauchen liebte, gab seiner Begeisterung nothwendiger Weise diesen strengen Beigeschmack kräftiger, aber düsterer Männlichkeit, dies unbeschreiblich Naive und Feste, Sympathetische und Lebensvolle, was seine erhabene Originalität ausmacht. Man begreift, wie wir von dem kritischen Talent eines solchen Meisters sprechen konnten. Niemals besaß ein Musiker den Geist der Popularität in einem höheren Grade; niemals ist der Charakter der Tradition und nationalen Mythe tiefer und vollständiger gefaßt worden. In dieser Beziehung scheint uns der Freischütz ein Werk zu seyn, das der Zerstörungskraft der Zeit vor allen anderen zu widerstehen im Stande ist. Selbst abgesehen von den künstlerischen Bedingungen, die ihn der Bewunderung jeder Zukunft würdig machen, würde er schon als ein wunderbarer, unvergleichlich wahrer Ausdruck der poetischen Natur deutscher Nationalität unsterblich seyn.

Von der populären Romantik, welche Weber im Freischütz begeisterte, ging er in der Euryanthe zur ritterlichen Romantik über, und diese lebhafte Neigung zur National-Poesie mußte bei ihm den Sinn für Geschichte entwickeln. Wir zaudern nicht, es auszusprechen: diese ganz moderne Tendenz in der Musik, an dem Strom der Jahrhunderte hinaufzugehen und die Leidenschaften einer anderen Zeit in der Individualität ihres Charakters wieder zu beleben, diese Tendenz haben wir von Weber überkommen, der sie seinerseits von der Scene des Schauspiels in seine Kunst verpflanzte. Durch seine frischmüthige und kräftige Einbildungskraft, durch seinen gebildeten und kritisch geläuterten Geist unterstützt, wußte der Verfasser des Freischütz und der Euryanthe seine Eroberungen über die Gränzen des ihm überlieferten Künstlerthums auszudehnen. In dieser sangreichen und mit den geheimnißvollen Stimmen der Natur sympathisirenden Seele fanden alle intellectuellen Beschäftigungen der Zeit einen lebendigen Wiederhall, und war er der Zeitgenosse Mozart's und Beethoven's, so lebte er nicht weniger mit Arnim und Niebuhr, Hoffmann, Raumer und Michelet (?). Insofern sie den Ausdruck des ritterlichen Lebens

trägt, eines Lebens, in welchem die Ideen der Liebe, Ehre und Treue Alles bedingen und regieren, kann Euryanthe mit vollem Recht eine historische Oper genannt werden. Ich zweifle, ob das lyrische Drama jemals eine edlere und kraftvollere Sprache gesprochen; Euryanthe ist ein wahrhafter Ritterroman in Tönen. Man weiß, mit wie großer Sorgfalt Weber das Studium seiner Charaktere betrieb; daß er dasselbe ergründete und vervollkommnete, so zu sagen, mit Hülfe des Orchesters und der Vereinigung aller Hülfsmittel seiner Kunst; aber in keinem anderen Werke hat diese Beschäftigung des Meisters Gelegenheit, mit so viel Erfolg und Glück zu wirken. Euryanthe ist die einzige von Weber's Opern, die durch keinen Dialog unterbrochen wird, und man begreift, welche Vortheile ein so beobachtender und die innere Wahrheit der Geschichte so gründlich verstehender Geist, als der seine, aus der Anwendung des Rezitativs für die Einheit des Stils und der Individualität ziehen mußte. Welch anmuthiges und mildes Gemälde ritterlicher Liebe und Treue bieten die Charaktere Adolar's und seiner züchtigen Gebieterin dar! Es ist möglich, daß unsere Phantasie uns auf dem Grunde dieser Musik Gedanken zeigt, die der Meister nicht gehabt; nichtsdestoweniger wird die so melodische und naive Romanze Adolar's, seine Arie, seine Partie in dem Trio des ersten Akts, kurz alle die verschiedenen charakteristischen Passagen, in denen sein Bild sich ausprägt, stets jenen Sinn für uns haben.

Wir sehen jetzt Weber aus der volksthümlichen Erzählung sich zu dem Rittergedicht erheben. Oberon wird ihn uns zeigen, wie er auf den Flügeln seiner Phantasie durch das Gebiet der Wundermährchen fliegt. Oberon und Titania! Sobald man diese sanften Namen ausspricht, scheint es, als wenn sich plötzlich eine Feen-Welt vor unseren Augen erhebt. Welche Einbildungskraft wird jemals so ätherischer und wolkenhafter Natur seyn, um Alles wiederzugeben, was diese Landschaft Durchsichtiges, was dieses elementarische Leben Dichterisches und Zauberhaftes besitzt? Wer wird uns diese Wolkenbaukunst, diese diamantenen Minarets abmalen, wo der Thron des Königs der Genien steht; wer das lustige Schauspiel Puck's und Miranda's; wer die Zauberklänge der in Perlen auf die Lotusblüthen niederfallenden Thautropfen beschreiben; Alles, was uns erscheint, Alles was wir hören, was wir fühlen in der geheimnißvollen Trunkenheit, in die uns ein Mondschein des Frühlings versenkt; sagt, welcher Magier nach Shakespeare würde es uns vorzuführen im Stande seyn? Ihr fragt? So habt Ihr niemals Oberon gehört? Dann beklage ich Euch; denn Ihr kennt nichts von einem der Wunder des menschlichen Geistes, den Sommernachtstraum in Tönen *), die Phantasie in ihrem wahrhaften Element, die humoristische Laune eines großen Meisters, die sich in der Zeichnung von tausend melodischen Arabesken ergeht, zur Hälfte Blumen, zur Hälfte Vögel bildend, in allen möglichen Formen bezaubender Rhythmen; von denen wir die einen mit durchsichtigen Splissen, mit den bleichen und sanften Strahlen des ein Balsam aushauchenden Lilienfeld umzitternden oder sich auf der glatten Fläche eines Teiches abspiegelnden Mondes vergleichen möchten, während uns die anderen, mehr an den symbolisch dunkeln und glühenden Orient erinnernd, an die dichten Rosen- und Lotus-Felder denken lassen, in denen sich die persische Nachtigall und der heilige Schwan vom Ufer des Ganges verbirgt.

Warum muß sich mit diesem sanften Frühlingstraum ein Todesgedanke vermischen? Man weiß, welche traurigen Umstände die erste Aufführung des Oberon zu London begleiteten. Weber hatte sich nach England begeben und kam zu London nach einer für seine Gesundheit gefährlichen Reise an. Obwohl er sich muthig an das Werk machte, so verschlimmerte sich sein Zustand, sey es durch die Widerwärtigkeiten aller Art, die er zu erleiden hatte, sey es durch den Einfluß des feuchten und nebeligen Klima's, in einem Grade, der seinen wenigen Freunden ernsthafte Besorgniß einflößte. Er indessen ließ sich nicht beugen. Vergeblich verzehrte sich sein Leben; vergeblich versagten die zur Wiederherstellung seiner Kräfte angewandten Mittel ihre Wirkung: der edle Künstler fuhr fort, an der Partitur zu schreiben. Indeß bewegte sich die Stadt unter seinen Augen; sie rannte wie früher zu ihren Vergnügungen und Geschäften, ohne sich um den Mann zu kümmern, der sie zerstreuen sollte und der gegen Mitternacht, erschöpft von Mühen und Leiden, seinen Arbeitstisch verließ, um seine in Fieber glühende Stirn an den Fensterscheiben zu kühlen. Opfert Euch doch für die Menge, und bezahlt mit Eurem ganzen Leben den Ruhm, ihr ein Lächeln oder eine Thräne entlockt zu haben! Ein Glück, daß diesen durch die Wirklichkeit so grausam gemarterten Seelen die Welt der Phantasie ein Asyl eröffnet; dorthin flüchtete sich Weber, und seine Brust, die so viel Bitterkeit in sich aufgenommen hatte, athmete mit freudiger Empfindung den reinen Aether einer höheren Sphäre ein. Oberon, Rezia, und ihr lieblichen Phantome, Genien der Luft, ihr umringtet ihn damals, ihr empfingt seinen letzten Hauch.

So haben wir denn gesehen, daß der Freischütz, Euryanthe, Oberon drei verschiedene Ausstrahlungen der romantischen Idee sind, drei Stufen einer Leiter, die Weber von der Basis bis zum Gipfel durchlaufen hat, indem er von der volksthümlichen Ueberlieferung zur ritterlichen Epopöe und von dieser zur phantastischen Mythe überging. Aber, wird man vielleicht sagen, eine solche Weise des Fortschritts scheint eher einen Dichter anzukündigen. — In der That, Weber ist es im vollen Sinne des Worts und unter denselben Bedingungen, wie die literarischen Romantiker der Berlinischen Schule, Hoffmann, Arnim und Novalis, Musiker sind. Ich erkläre mich darüber.

Welches auch die Gefühle der Bewunderung und Achtung seyn mögen, die sich an die ruhmvollen Namen der beiden Dioskuren der deutschen Poesie knüpfen, so würde man doch mit Unrecht glauben, daß Goethe und Schiller alle Tendenzen des intellektuellen Lebens ihrer Nation erfüllt haben. Für Goethe ist die Schönheit nur die Harmonie, die Harmonie zwischen Seele und Geist, zwischen Geist und Körper; daher sein wahrhaft klassischer Dichterinstinkt. Schiller, weniger in Sorgen um das Gleichgewicht und die Ruhe des Schwerpunktes, gestattet dem Geist unbegränzte Rechte. Außerhalb dieser doppelten Tendenz besteht eine Sphäre in der seelischen Welt, wo die Natur nicht mehr weder Meister noch einen Gleichen kennt, wo der Elementargeist allein entfesselt lebt; aus dieser geheimnißvollen und vor allen Dingen nationalen Sphäre gingen zu gleicher Zeit die romantische Poesie und die deutsche Musik hervor, Arnim und Beethoven, Hoffmann und Weber. Goethe, dessen tiefes Hellsehen ihm das Gesetz der Elemente und der seinem Thätigkeitskreise selbst am fernsten liegenden Erscheinungen offenbarte, Goethe nannte sie dämonische Naturen, und niemals war ein Ausdruck richtiger; denn dies ist die Sphäre, in der sich die Romantiker, ein Zacharias Werner, Achim von Arnim, Hoffmann, Novalis, Weber bewegten; Poeten und Musiker, wir werfen sie mit Recht durch einander; denn ein Unterschied, wenn er existirte, würde nur im Instrument zu finden seyn. Man übertrage Arnim in Musik, und man hat den Verfasser des Freischütz und des Oberon. Weber war romantischer Dichter, ehe er romantischer Musiker war. Sehet diese melancholische und denkende Stirn, dies glühende Auge, gewohnt, sich in die Tiefe der Finsternisse zu tauchen, aus denen er so oft die Geheimnisse der Natur und des menschlichen Herzens erlauschte; je länger wir diese mächtige und zugleich krankhafte Physiognomie, diese Adlernase, diese dünnen Lippen, auf denen ein unruhiges Lächeln schwebt, betrachten, desto mehr scheint uns sein Aeußeres der Idee zu entsprechen, die wir uns von seinem Inneren machen. Wir haben noch hinzuzufügen, daß Karl Maria von Weber der einzige große Musiker ist, den der Norden Deutschlands hervorgebracht hat, und daß dieser selbe Norden die Wiege der Romantik gewesen. Haydn und Mozart sind Oesterreicher, Beethoven erblickte das Licht am Ufer des Rheins. Indem sich aber Weber der literarischen Gruppe Berlins anschließt, vervollständigt die Natur die romantische Familie, von der man ihn, wie wir glauben, nicht trennen darf. *)

*) Der Verfasser scheint die wirkliche Composition des Sommernachtstraums noch nicht zu kennen, da er sonst den Vergleich, des möglichen Mißverständnisses wegen, wohl vermieden hätte.

Australien.

Die Kolonisirung von Neuseeland.

Neuseeland, das im Südosten des großen Austral-Kontinents liegt und unter den südlichsten Inselgruppen der anderen Hemisphäre die größte ist, besteht aus zwei Inseln, die durch die Cookesstraße von einander getrennt sind. Die erste Entdeckung derselben fand im Jahre 1642 statt durch Tasman, der aber von den Eingebornen zu landen verhindert ward. Bis zum Jahre 1769 hielt man sie für einen Theil der großen Terra australis incognita; erst in diesem Jahre umschiffte Cook die beiden Hauptinseln, gab der Meerenge, die sie trennt, seinen Namen, landete auf verschiedenen Punkten und nahm Besitz davon nach den ihm ertheilten Instructionen.

Schon damals wurde die Idee einer regelmäßigen Colonisation Neuseelands in Anregung gebracht, aber nicht ausgeführt. Im Jahre 1788 bei den Parlaments-Verhandlungen über die Kolonisirung von Neusüdwales sprach man von Neuseeland als einem Orte, der zu dem Versuch einer Strafkolonie sehr geeignet sey; aber der Schrecken vor dem Kannibalismus der wilden Bewohner dieses Landes ließ auch diesen Versuch nicht zur Ausführung kommen. Doch die häufigen Besuche der Wallfischfahrer an den Küsten führten allmälig zwischen den Europäern und den Eingebornen Annäherungen herbei, welche den Geistlichen Samuel Marsden, Kaplan in Neusüdwales, auf den Gedanken brachten, eine Mission in der Inselbai zu gründen. Im Jahre 1814 führte er seinen Plan aus mit Genehmigung des Gouverneurs von New-Wales, der hierbei die Bedingung stellte, daß die Regeln der strengsten Billigkeit im Verkehr mit den Eingebornen beobachtet würden.

Im Jahre 1819 ließ sich Herr Leigh, ein Wesleyanischer Missionär, in der Inselbai aus Gesundheitsgründen nieder; dann gründete er, unterstützt von den Herren White und Turner, eine zweite Station im Norden der ersten, in Wangaroa. In den ersten drei Jahren hatten alle Drei viel zu leiden; nach Verlauf dieser Zeit ward ihre Aufgabe leichter.

Inzwischen verminderten die Mittheilungen, die über Neuseeland erschienen, die Furcht, die man in England vor dem wilden Charakter der Eingebornen gehegt hatte. Das Vertrauen, das man zu fassen begann, ward gesteigert durch das Erscheinen zweier Häuptlinge, Hongi und Waikato, welche im Jahre 1820 nach London kamen und durch die frommen Gesinnungen, die sie zur Schau trugen, ein allgemeines Interesse zu erregen wußten. Nach Cambridge geführt, machten sie daselbst Bekanntschaft mit dem Baron Thierry und wußten denselben zu überzeugen, daß es ihm leicht seyn würde, sich ein Königreich in Neuseeland zu gründen. Durch ihre Versprechungen verlockt, übergab der Baron Herrn Kendal, einem Beamten der neuen Kolonie, 700 Pfd. mit dem Auftrage, ihm Land zu kaufen, was im Jahre 1822 geschah.

Im Jahre 1825 bildete sich eine Gesellschaft zur Gründung einer Kolonie in Neuseeland. Eine vorläufige Expedition ward beschlossen; aber erschreckt durch den Kriegsstand der Eingebornen, der jedoch von ihrer Seite nur ein Willkommmungsgruß war, gab der Direktor der Gesellschaft sein Unternehmen auf, nachdem er einiges Terrain in dem nördlichen Theil der südlichen Insel

*) Herr Henri Blaze scheint auch bei dieser Gelegenheit, wie er es schon bei früheren gethan, den Norddeutschen Meyerbeer zu den Franzosen gezählt zu haben.

angekauft. Die Eingebornen, die ihre Grundstücke abtraten, hatten keinen Begriff von dem, was sie thaten; sie hatten nicht einmal eine Vorstellung von Privateigenthum; sie waren sehr erfreut über die Geschenke, welche die Europäer ihnen für diese Abtretungen machten; besonders freuten sie sich, wenn sie Flinten und Pulver erhielten. Diese letzteren Artikel waren es auch, welche besonders die Aufmerksamkeit Hongi's und Waikato's in England auf sich gezogen hatten. Kaum war dieser Letztere nach Hause zurückgekehrt, als er sich beeilte, seinen Stamm auf die neue Art zu bewaffnen und, die christliche Maske, die er eine Zeit lang getragen, abwerfend, sich in seinem wahren Charakter als blutdürstiger Wilder zeigte. Er fiel sofort über die benachbarten Stämme her; bald aber lernten auch diese sich der neuen Todeswerkzeuge bedienen und trugen Tod und Verwüstung in andere Theile der Insel. Besonders waren es die Ngatito-Stämme, die sich für die früheren Niederlagen, die sie von Waikato empfangen, unter ihrem Häuptling Rauperaha grausam rächten, und bald war die Bevölkerung des nördlichen Theiles der Insel zerstreut und dezimirt. Bei einem dieser Menschengemetzel ward Rauperaha von einem wilden Engländer, Namens Stewart, unterstützt; dieser ward ergriffen, vor Gericht gestellt, aber aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Die vollständigste Anarchie herrschte nicht blos unter den Eingebornen, sondern auch unter den Kolonisten, einem verworrenen Gemisch von verschiedenen Nationen ohne Obrigkeit und Regierung.

Um diesem Zustand der Dinge abzuhelfen, machte man wiederholte Versuche, eine Art Autorität in Neuseeland herzustellen, die aber wegen ihrer Halbheit mißlangen. In Folge einer von dreizehn Häuptlingen unterzeichneten Bittschrift an König Wilhelm IV. ernannte man einen Residenten, der aber ohne wirkliche Macht war und daher mit Recht einem Kriegsschiff ohne Waffen und Kanonen verglichen ward. Die Kämpfe der Eingebornen und Europäer unter sich und gegen einander dauerten fort. Im Jahre 1835 unterzeichneten auf Antrieb der Missionäre 35 Häuptlinge eine Adresse, in der sie die Unabhängigkeit Neuseelands als Nation proklamirten und eine Conföderation unter dem Namen der Vereinigten Stämme von Neuseeland bildeten, welche von Großbritanien als unabhängiger Staat anerkannt ward. Aber die Mitglieder der neuen Regierung kamen nicht ein einziges Mal zusammen, und die Eingebornen erfuhren nie etwas von dem Schritt ihrer Häuptlinge, welche selbst wahrscheinlich von der Bedeutung desselben keinen Begriff hatten.

Inzwischen wurden in London Bittschriften, die von den bedeutendsten Handelshäusern unterzeichnet waren, entworfen, welche verlangten, daß man diese Republik nicht unter der Kontrole der Missionäre allein lasse, und daß die Regierung in die Angelegenheiten derselben eingreife. Es bildete sich im Jahre 1837 eine Gesellschaft zur Kolonisirung von Neuseeland, und Sir Francis Baring schlug im Unterhause ein Gesetz vor, welches den Zweck hatte, die Autorität der englischen Regierung in Neuseeland auf eine positive Weise festzustellen. Vom Ministerium des Lord Melbourne bekämpft, ward diese Maßregel verworfen, und die Gesellschaft löste sich wieder auf.

Bald jedoch kam eine neue Gesellschaft zu Stande, welche fürs erste beschloß, eine Vorläufer-Expedition nach Neuseeland abgehen zu lassen, an welcher Herr Wakefield Theil nahm, der Verfasser eines Buches über Neuseeland, dem die nachstehenden Mittheilungen entlehnt sind. Als diese daselbst ankam, fand sie erst die Eingebornen wenig geneigt, den Kolonisten ihre Grundstücke abzutreten. Es hatte sich an derselben Küste eine kleine Kolonie aus einigen flüchtigen Deportirten und einigen Matrosen gebildet, welche von dem Ertrage des Wallfischfangs lebten. Dies waren meist rohe, lasterhafte Menschen; doch gab es einige ehrenvolle Ausnahmen unter ihnen. Einer von ihnen, Namens Barett, obgleich körperlich bei weitem nicht so stark als die meisten seiner Gefährten, ward doch von dem Stamme, unter welchem sie lebten, viel mehr geachtet als sie, wegen der Intelligenz und des Muthes, womit er denselben bei der Vertheidigung gegen die Angriffe eines feindlichen Stammes geholfen. Barett entschloß sich, seine rohen Genossen zu verlassen und die Kolonisten zu begleiten, denen er später große Dienste leistete.

Nachdem man einen zur Kolonisirung geeigneten Ort gefunden, versuchte man die Zustimmung der Eingebornen zu erlangen; denn von Anfang an war die Achtung vor den Rechten derselben ein Hauptgrundsatz bei der Anlegung dieser Kolonie gewesen. Schon Cook's Instruction von 1769 begann mit den Worten: „Ihr werdet mit Einwilligung der Eingebornen handeln." Das ganze spätere Benehmen Englands steht mit diesen Worten im Einklang, und derselbe Gerechtigkeitssinn war es, der die Weigerung Lord Melbourne's veranlaßte, aus der Expedition etwas Anderes als ein Privatunternehmen zu machen, dessen Theilnehmer nur gewisse Garantieen der Zahlungsfähigkeit und der Moralität darbieten und insbesondere gehalten seyn sollten, die Rechte der Eingebornen in Nichts zu verletzen.

Man verfuhr nun nach folgendem Plan: Das abzutretende Terrain sollte in Loose getheilt werden, auf deren jedes ein Morgen Landes im Umkreis der künftigen Stadt und 100 Morgen des umgebenden platten Landes kommen sollten; der Preis jedes Looses sollte 100 Pfd. betragen. Von der ersteren Art gab es im Ganzen 1100 Morgen, von der zweiten 110,000. Eine in England gezogene und dadurch vor jedem Verdacht der Ungerechtigkeit und der Bevorzugung gesicherte Lotterie sollte über die Ordnung entscheiden, in welcher die Boden-Antheile unter die Kolonisten vertheilt werden sollten. Der zehnte Theil der Loose ward den Eingebornen vorbehalten, und zwar war man so vorsichtig gewesen, zu bestimmen, daß dieselben unveräußerlich seyn sollten; sonst hätten die Eingebornen sich leicht verleiten lassen, auch diese abzutreten, sobald der Boden im Preise gestiegen war. Durch dieses System hoffte man es dahin zu bringen, daß die von den Europäern rings umgebenen Eingebornen ihr Beispiel nachahmen, bessere Häuser errichten, den Boden anbauen, mit einem Wort civilisirte Gewohnheiten annehmen würden.

Vor Allem wurden nun Verhandlungen mit den Eingebornen in Betreff der Abtretung eines Theils der Insel eröffnet. An einem verabredeten Tage begab sich der Oberst Wakefield, der Haupt-Agent der Gesellschaft, der Oheim unseres Verfassers, mit einigen anderen Kolonisten nach dem Punkt der Küste, wo die erste Zusammenkunft stattfinden sollte. Einer von den Häuptlingen, Namens Warepori, begann die Verhandlung mit den Worten: „Der weiße Mann ist gekommen, um unser Land zu kaufen und mit uns Freundschaft zu schließen." Der Häuptling Puakawa oder „Bittere Distelmilch" erhob sich nun und widersetzte sich dem vorgeschlagenen Verkauf. Er sprach in diesem Sinn eine Stunde lang mit einer außerordentlichen Energie und unter Geberden, die so ausdrucksvoll waren, daß sie für diejenigen, welche die Sprache des Landes nicht verstanden, die Stelle der Worte vertraten. Der Aeltere der Versammlung, der alte Matangi, erhob sich nun, um den Verkauf zu unterstützen; sein Alter, seine Erfahrung und die Achtung, die er einflößte, gaben seiner Meinung viel Gewicht; er sprach mit großer Rührung von dem wirksamen Schutz, den die Weißen seinen Nachkommen gewähren würden. Warepori folgte auf Matangi und redete in demselben Sinne; dabei sprach er viel von seiner eigenen Person. „Ich bin in Europa sehr bekannt", sagte er, „und an mich ist das Schiff adressirt." Es scheint, daß die Gewohnheit, zu prahlen, ein Vorrecht jedes mächtigen Häuptlings ist, eine Gewohnheit, die übrigens nicht ausschließlich den Mitgliedern der berathenden Versammlungen Neuseelands angehört. Auch ist der Verfasser von der Würde überrascht, die im Allgemeinen bei den Verhandlungen zwischen den seeländischen Häuptlingen herrscht. Außer dem Ruf korrero! korrero! — entsprechend unserem „Höri, höri!" — das bald ironisch, bald aufmunternd ausgesprochen wird, unterbricht kein Wort den Redner, welches auch seine Meinung sey, und kein Streit findet statt über die Ordnung der Reden.

Nachdem endlich nach einer langen Verhandlung der Verkauf beschlossen worden, begaben sich sämmtliche Häuptlinge nach einem Ort, wo eine ähnliche, aber zahlreichere Versammlung stattfand, welche das Recht hatte, den ersten Beschluß zu bestätigen oder aufzuheben. Als diese Bestätigung erfolgt war, suchte Herr Wakefield den Häuptlingen zu wiederholten Malen den Umfang ihrer Abtretung begreiflich zu machen. Die Eingebornen fragten ihrerseits: „Habt ihr den Ort gesehen? gefällt er euch?" und auf die bejahende Antwort des Obersten erklärten sie ihre vollständige Zustimmung zu dem Vertrage und schickten sich an, den Abschluß desselben mit kriegerischen Tänzen zu feiern.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Aus Shakespeare's Zeit.** Der unermüdliche Forscher auf dem Felde der Shakespeare'schen Zeit, Herr J. Payne Collier, hat so eben eine neue, unter den Auspizien der Shakespeare-Gesellschaft erschienene Schrift herausgegeben. Sie führt den Titel: „Denkwürdigkeiten der vornehmlichsten Schauspieler in den Stücken Shakespeare's" *). In der von Heminge und Condell im Jahre 1623 gedruckten Folio-Ausgabe, die den Titel führt: „Mr. Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies", befinden sich auf einem besonderen Blatte die Namen der Haupt-Acteurs, die in diesen Stücken mitgespielt. Es sind zusammen sechsundzwanzig, die dort in folgenden zwei Kolumnen verzeichnet sind:

William Shakespeare	Samuel Gilburne
Richard Burbadge	Robert Armin
John Hemmings	William Ostler
Augustine Phillips	Nathan Field
William Kempt	John Underwood
Thomas Poope	Nicholas Tooley
George Bryan	William Ecclestone
Henry Condell	Joseph Taylor
William Slye	Robert Benfield
Richard Cowly	Robert Goughe
John Lowine	Richard Robinson
Samuell Crosse	John Shancke
Alexander Cooke	John Rice.

Herr Collier hat nun Alles, was sich irgend auffinden ließ über die Persönlichkeit dieser 26 Männer, mit Ausnahme Shakespeare's selbst, über den kaum mehr etwas zu sagen ist, was nicht schon gesagt wäre, zusammengestellt und geordnet. Vorzugsweise hat er dazu die Tauf-, Kommunion- und Begräbniß-Register der verschiedenen Kirchspiele Londons benutzt, die ihm auch noch über einige poetische Zeitgenossen und Kollegen Shakespeare's, namentlich über Ben Jonson, Fletcher, Massinger, Greene, Thomas Tusser, Dekker, Inigo Jones ꝛc. manche schätzbare Auskunft verschafften. Shakespeare selbst soll, wie aus den „Token-Books" hervorgeht, nicht sehr fleißig zur Kommunion gegangen seyn.

*) Memoirs of the principal Actors in the Plays of Shakespeare. By J. Payne Collier. Printed for the Shakespeare-Society.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 107. Berlin, Sonnabend den 5. September 1846.

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

Dritter Artikel.*)

Ausschuß-Bericht über den Antrag auf die Königl. Declaration.

Nachstehend geben wir nun den Bericht des ständischen Comité von Roeskilde über den Antrag des Justizraths Ussing:

Das Comité muß es mit dem Proponenten anerkennen, daß, wenn es etwas giebt, das Unruhe und Besorgniß bei Jedem, der das Vaterland liebt und über dessen Zukunft nachdenkt, erwecken muß, dies gewiß die unglückselige Tendenz zur Zersplitterung und Zerstückelung des Staates, der Mangel an Einigkeit und Beisammenhalten unter den verschiedenen Landestheilen ist, der sich in den letzten Jahren auf so vielfältige Weise an den Tag gelegt hat und von so vielen Seiten reichliche Nahrung findet. Zwar ist es der Fall, daß die verschiedenen Theile des Reiches in Sprache, Gesetzgebung und staatsrechtlichen Verhältnissen nicht denselben Bestimmungen unterworfen sind, und diese Umstände legen einer so vollständigen Einheit, wie mehrere glücklicher organisirte Reiche Beispiele davon darbieten, Hindernisse in den Weg; aber so wie dies die stärkste Aufforderung enthält, überall die Einheit zu stärken, sofern man dadurch nicht mit der Nationalität und den übrigen unverletzlichen Verhältnissen der einzelnen Landestheile in Streit geräth, so muß es auch anerkannt werden, daß die dänische Monarchie, zufolge ihrer geographischen Lage, der gleichartigen Sitten und Kultur der Einwohner, der bestehenden Handels- und Industrieverhältnisse, und endlich des Kriegs- und Vertheidigungswesens, welches nur vereint Sicherheit gewähren kann, bestimmt zu seyn scheint, ein unzertrennliches Ganze zu bilden, das auch seit beinahe 400 Jahren unter demselben Fürsten vereint gewesen ist, in welcher Vereinigung die Herrschaft der Gottorpischen Herzoge über einzelne Theile einen durch äußere Verhältnisse aufgezwungenen anomalen Zustand bildet, der mehr als hinreichend gezeigt hat, welches Unglück die Theilung dieser Lande über ihre Einwohner bringen muß.**) Wenn der Werth dieser Verbindung nicht genugsam beachtet wird, so kann es nicht geleugnet werden, daß Mißgriffe in der früheren Staatsregierung wesentlich dazu beigetragen haben. Das Comité glaubt sich jedoch mit dem Proponenten enthalten zu müssen, diese Mißgriffe der Vorzeit zu entwickeln, und eben so wenig will es zu zeigen suchen, was die Regierung damals hätte thun oder lassen sollen. Das Comité erkennt es an, daß, wie man auch über die von der gegenwärtigen Regierung bisher in dieser Sache getroffenen Maßregeln denken mag, doch Jeder, der billig und unparteiisch die Dinge beurtheilt, einräumen muß, daß der König zugleich mit der Krone die schwierige Aufgabe erbte, die inneren Verhältnisse des Reiches zu ordnen und wieder gut zu machen, was seit Jahrhunderten verwickelt war; und das Volk darf die Hoffnung nähren, daß jetzt Keiner mehr, als der König, von der großen Wichtigkeit dieser Aufgabe durchdrungen, Keiner mehr von Eifer, sie zu lösen, beseelt sey. Wenn dessenungeachtet der König sich bisher so wenig im Stande gesehen hat, diese schwierige Aufgabe zu lösen, so daß im Gegentheile eine größere Unlust zu einer genaueren Vereinigung, eine größere Tendenz zur Zersplitterung sich in den Herzogthümern entwickelt hat, so kann es für die Versammlung der Stände kaum einen wichtigeren Gegenstand der Anwendung ihrer besten Kräfte geben, als die Wurzel dieses um sich greifenden Krebsübels zu suchen, Mittel zu seiner Heilung aufzufinden. Sich zuzutrauen, die Mittel angeben zu können, die schnell und vollständig eine befriedigende Ordnung der Verhältnisse zuwegebringen würden, würde auf der einen Seite ein vermessenes Selbstvertrauen, auf der anderen Seite wenig Kunde der wirklichen Lage der Sache verrathen; aber nichtsdestoweniger hegt das Comité die Ueberzeugung, daß die Regierung, wenn sie diesem Uebel mit Ernst und Kraft begegnet, schon jetzt etwas Wesentliches zu seiner Verminderung thun kann.

Untersucht man, was vor Allem das Land in Unruhe und Spannung hält, die Unterthanen mit Rücksicht auf die Zukunft ängstigt und bekümmert, und dem separatistischen Geiste, der sich in verschiedenen Richtungen ausspricht, die traurigste Nahrung giebt, so kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß dies in dem Gedanken an die Auflösung und Zerstückelung des Reiches zu suchen ist, die von Einigen als eine wahrscheinliche Folge der Successionsverhältnisse aufgestellt wird, deren Eintritt man vermuthet, wenn seiner Zeit der Königl. Mannsstamm aussterben sollte.

So wie aber diese Voraussetzung zur Zeit keinesweges gegeben ist und das dänische Volk sich vertröstet, daß sie erst spät eintreten wird, so ist die Untheilbarkeit eines Reiches etwas so Heiliges, daß keine partielle Erbansprüche dawider sollten geltend gemacht werden können. Wir werden uns hier nicht auf eine Entwickelung der Beschaffenheit der vorhandenen Staatseinheit einlassen oder auf eine Untersuchung der Frage eingehen, inwieweit die Bedingungen einer vollständigen Staatseinheit bei uns stattfinden; denn Gegenstand des gegenwärtigen Antrages ist allein, die Nothwendigkeit der Unverletzlichkeit und vollen Anerkennung der gemeinschaftlichen Successions-Ordnung darzuthun. So wie die Sammlung der einzelnen Landestheile unter einem gemeinschaftlichen Fürsten historisch den Anfang der Einheit aller gegenwärtigen europäischen Staaten und namentlich auch der dänischen Monarchie gewesen ist, so beruht auch die fortdauernde Einheit des Reiches auf der gemeinsamen Anerkennung ihrer Nothwendigkeit. Wenn wir daher sehen, wie eine Partei in den Herzogthümern sich die Aufgabe gestellt hat, durch jedes Mittel bei den Einwohnern der Herzogthümer den Glauben an die Einheit der Monarchie zu erschüttern und diese Agitation darauf zu stützen, daß die Trennung der Landestheile doch einmal nach den Successionsverhältnissen eintreten müsse, so verkennt doch der eigentliche Kern der Einwohner der Herzogthümer gewiß zur Zeit noch nicht den großen Werth der bisher bestehenden Vereinigung für sie selbst und für das Königreich; aber man muß doch befürchten, daß, wenn die Einwohner der Herzogthümer fortwährend und ungehindert einer kraftvollen und konsequenten Agitation ausgesetzt werden, an welcher selbst die öffentlichen Lehrer einen nicht unthätigen Antheil nehmen, und die sich in Versammlungen und Tageblättern geltend macht, diese Ansichten leicht so allgemein werden dürften, daß die Successionsfragen dadurch eine Alles überwiegende Bedeutung erlangen könnten. Es bedarf daher kaum einer weiteren Entwickelung, daß die mit so vieler Dreistigkeit ausgebreitete Behauptung, daß das Reich bei gewissen Eventualitäten in den Successions-Verhältnissen aufgelöst werden wird, die fruchtbarste Quelle der die Staats-Verbindung angreifenden Bestrebungen, und daß es daher nothwendig ist, ihr einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Das Comité muß deshalb mit dem Proponenten annehmen, daß für den Augenblick nichts so wichtig seyn kann, als jeden Gedanken daran abzuschneiden, daß die Regierung je eine solche Trennung zugestehen wird. Wenn das Oberhaupt des Reiches deutlich und bestimmt seine über alle Zweifel erhabene Erkenntniß ausspricht, daß die dänische Monarchie, das Königreich Dänemark, die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, ungetheilt nach den Bestimmungen des Königsgesetzes über die Erbfolge-Ordnung vererbt werden, und wenn er zugleich kund thut, wie es sein fester Beschluß sey, jedes Unternehmen innerhalb der Gränzen des Reiches, das hiermit im Widerspruche steht, als Verbrechen zu stempeln, — dann werden die separatistischen Tendenzen ihre Hauptstütze und damit nach und nach ihre Bedeutung verlieren; dann wird aber auch der Wunsch, daß die Herzogthümer Schleswig und Holstein ewig beisammen bleiben sollen, welche Behauptung beständig in Verbindung mit der Behauptung einer verschiedenen Erbfolge als der nothwendige Grund angeführt wird, Schleswig vom Königreiche zu sondern, seine natürliche Erfüllung finden, indem diese Herzogthümer, als Theile der dänischen Monarchie, dann auch die Vergewisserung erhalten werden, daß sie nicht unter verschiedenen Fürsten werden getrennt werden.

Daß der König darin in seinem guten Rechte ist, und daß er dadurch nur bestätigt und wiederholt, was seine Königl. Vorfahren längst so entschieden und festgesetzt haben, scheint klar. So wie das Recht der dänischen Krone auf den Besitz von Schleswig nach dem Friedenstraktat von 1720 und den späteren damit in Verbindung stehenden Staatsakten mit irgend einigem Fug nicht in Zweifel gezogen werden kann, so ist Holstein nach Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 durch das allerhöchste Patent vom 9. Sept. 1806 mit der ganzen dem Scepter des Königs unterworfenen Monarchie, als ein in jeder Hinsicht völlig ungetrennter Theil derselben, verbunden und von der Zeit an allein unter Allerhöchstdesselben eigene unbeschränkte Regierung gestellt

*) Vgl. Nr. 104 u. 105 des Magazins.

**) Das Wesen der Landestheilung zwischen dem Königlichen und dem Gottorper Hause ist völlig unrichtig aufgefaßt; die Theilung war nicht durch äußere Verhältnisse, sondern vielmehr durch innere in den derzeitigen Verhältnissen liegende Motive herbeigeführt. Die Mitregierung der Gottorpischen Herzoge betraf nicht blos einzelne Theile der Herzogthümer, sondern die Landesregierung in ihrer Gesammtheit; auch ward die Theilung nur deshalb eine Quelle vielfältiger Kalamitäten, weil der eine der Mitregenten zugleich König von Dänemark war. (Anmerkung aus Schleswig.)

Band 1, 1882

© Gesellschaft für Erdkunde zu Leipzig

Digitalisiert durch
Universitätsbibliothek Leipzig

wann Wellington bald das Ansehen einer ganz civilisirten Stadt: Spaziergänge wurden angelegt, Kirchen und Hotels erbaut. Bald hatte man sogar Pferderennen, einen Lieblingszeitvertreib der Engländer, der die Verwunderung der Eingebornen erregte, welchen der Anblick dieser Thiere ganz neu war. Alles verrieth einen wachsenden Wohlstand: man ließ Heerden von Hausthieren und Maschinen jeder Art aus Europa kommen; Cottages erhoben sich auf den Hügeln und mitten auf den Feldern; die Wälder fielen unter der Art, und die Stadt vergrößerte sich.

Mitten in einem so befriedigenden Zustand der Dinge herrschte in der Kolonie lebhafte Unzufriedenheit gegen die Beamten, die an der Spitze der Verwaltung standen. Aus Sidney hinübergeschickt, wo sie es hauptsächlich mit Deportirten zu thun gehabt, vergaßen sie, daß sie jetzt freie und stolze Engländer zu leiten hatten, und daß manche Handlungsweise, die sich vielleicht für Pobarttown oder Botanybay schickte, in Wellington nicht mehr am Ort war. Die Unzufriedenheit mit dem Gouverneur und den Beamten war auch die Veranlassung zur Abreise des Herrn Wakefield.

Zu diesen inneren Mißhelligkeiten kam noch die Treulosigkeit und Empörung eines Theils der Eingebornen unter Rauperaha. Dieser hatte von Anfang an Besorgnisse erregt. Er war durch seine Grausamkeit berüchtigt; eine große Menge blutiger Thaten knüpfte sich an seinen Namen; eine der schrecklichsten darunter ist die Expedition, die er gegen den Ngahitau-Stamm unternahm, unter dem Vorwande, den Tod eines Freundes zu rächen. Der Stamm zählte 3000 Seelen: er vernichtete ihn vollständig.

Ziemlich lange Zeit hindurch zeigte sich Rauperaha freundschaftlich und gefällig gegen die Engländer: es war ihm darum zu thun, sich Flinten, Pulver, Degen, Kleider und Werkzeuge jeder Art zu verschaffen. Sobald er die britische Freigebigkeit erschöpft, warf er die Maske ab. Sein Probestück war die Niedermetzelung von vierzig Engländern, unter denen der Capitain Arthur Wakefield, der Oheim unseres Verfassers, war. Die meisten von ihnen waren Kolonisten als Begleiter von Beamten, welche beauftragt waren, von einem neuen der Gesellschaft abgetretenen Distrikt in gesetzlicher Form Besitz zu nehmen. Die ganze Kolonie gerieth in Bestürzung bei der Nachricht von dieser Katastrophe und erwartete ein strenges Gericht darüber; aber die Regierung zögerte, suchte Entschuldigungen für die Eingebornen und warf die Schuld auf die Europäer. Daher machten auch die Gewissensbisse, die der Häuptling anfangs zu empfinden geschienen, der Anmaßung Platz und einer Verachtung, die er ohne Scheu gegen Menschen ausdrückte, welche entschlossen schienen, die ärgste Unbill geduldig zu ertragen.

Es war die Rede von einer Aenderung in der Verwaltung; ein neuer Gouverneur sollte den ersetzen, der so viel Langmuth gezeigt. Man hoffte, daß ein konsequenteres und energischeres System die Leiden, welche die Schwäche des bisherigen Gouverneurs der Kolonie zugezogen, abwenden würde. Diese Hoffnung ward getäuscht. Ein neuer Gouverneur erschien, aber sein erster Akt war eine strenge Rüge gegen die Europäer und die Erklärung, er werde die Eingebornen überall und in allen Dingen schützen; besonders versicherte er den Mörder Rauperaha seines Schutzes und erklärte, daß er das oben erwähnte Gemetzel nicht zu rächen suchen werde, da „die Engländer Unrecht gehabt hätten."

In Folge dieser für die Kolonisten tief verletzenden und besonders für diejenigen, die den Verlust von Freunden oder Verwandten zu beklagen hatten, schmerzlichen Erklärung entschlossen sich mehrere Engländer, und unter ihnen Herr Wakefield, Neuseeland zu verlassen. Noch ernstere Folgen der Schwäche des Gouverneurs blieben nicht aus. Es ist aus den Zeitungsberichten der letzten Monate bekannt, daß die feindlichen Häuptlinge, durch ihre Straflosigkeit kühn gemacht, die Kolonisten angegriffen haben; in einem blutigen Kampfe siegten zwar die Engländer, aber nicht ohne durch zahlreiche Verluste den begangenen Fehler gebüßt zu haben. Die Kolonisten haben übrigens nicht den Muth verloren. Ein neuer Gouverneur hat die Zügel der Kolonie ergriffen, unter dessen festerer Leitung die Kolonie hoffentlich einer besseren Zukunft entgegengeht.

Hebräische Poesie.

Die neuere Geschichtsdarstellung der hebräischen Poesie.

Fragment einer größeren Abhandlung. *)

Delitzsch. — Dukes. — Rapoport. — Zunz. — Luzzatto. — Sachs. — Kämpf und Andere.

Es wird nun gerade ein Dezennium, seitdem Delitzsch (jetzt ord. Prof. der Theologie zu Rostock), durch die allgemeinen Forschungen Rapoport's und Zunz's, so wie durch den persönlichen Einfluß seines Lehrers, Dr. Fürst in Leipzig, angeregt, mit eigenem poetischem Rausche den ersten Versuch wagte, die neuhebräische (nachbiblische) Poesie in die Kammern der „gelehrten Republik" einzuführen und ihr einen ehrenvollen Platz auf dem Musenberge zu erobern. Was so oft den nüchternen Forschern geschieht, dem konnte der glühende, phantasiereiche und überschwengliche Jünger um so weniger entgehen. Er verliebte sich, wie Prometheus, in seiner Hände Werk, und nicht selten umarmt er mit Gluth — eine Wolke von Bücherstaub. Wer die pomphaften, weit über ihr eigentliches Gebiet hinausgreifenden und doch oft nur an bloßen Namen und Titeln haftenden Schilderungen in Delitzsch's Buch „Zur Geschichte der hebräischen Poesie" mit nüchternem Sinne las, konnte voraussehen, daß der fromme Schüler S—'s bald das Schicksal des Ikarus theilen, nach seinem Sinne vielmehr aus der „gottvergessenen jüdischen Bezauberung" in die übermenschliche — inhumane — Höhe der Mystik sich erheben, den vermeintlichen Sündenrausch durch ein schmerzliches pater peccavi büßen werde. Und so that Delitzsch in seinem: „Kunst, Wissenschaft und Judenthum", wo die neuhebräische Poesie von der höchsten Spitze des Parnasses in die unterste Tiefe des Tartarus geschleudert und zur eigenen Buße und Erbauung ein Register der „Juden-Christen" gegeben wird, die im Verlaufe von 18 Jahrhunderten dem Höllenrost entrissen worden. Delitzsch hat sich, seit der Anfertigung seines trefflichen Katalogs der hebr. Handschriften auf der Leipziger Rathsbibliothek und der mit mir gemeinschaftlich unternommenen Herausgabe der Religionsphilosophie Abron S. Elia's (1841), auf das Gebiet der Bibelkunde zurückgezogen, und nur seine Anzeigen in Rudelbach und Guerike's Zeitschrift beweisen, daß er, der ein würdigerer Nachfolger Hartmann's auf dem Gebiete der neuhebräischen Literatur zu werden versprochen hatte, „der Genossin seiner Jugend" nicht ganz vergessen habe. Nach der Richtung, die Delitzsch so entschieden verfolgt, kann die jüdische Wissenschaft freilich ihre Wünsche und Hoffnungen leichter aufgeben und den übertrittigen Vorkämpfer lieber die Reihen verlassen, als zu den feindlichen übergehen sehen; ohne daß es ihr darum zustände, ihm das einmal erworbene Verdienst abzusprechen oder es zu ignoriren. Delitzsch ist und bleibt der erste Zeichner der gesammten hebräischen Poesie, mag er auch die einzelnen Grundstriche entlehnt, anstatt sie mit gehörigem Licht und Schatten auszuführen mit phantastischen Farben übergossen zu haben. Wie wenig die Schulweisheit der Delitzsch an eine selbständige wissenschaftliche Bearbeitung der neuhebräischen Poesie dachte, hat er in der streng richtenden einleitenden Uebersicht der Literatur (Zur Gesch. K. 1) dargethan. **)

Der schlagendste Beweis, wie eine solche Einseitigkeit nach jeder Richtung hin sich empfindlich räche, dürfte hier am Orte seyn. Im Jahre 1832 konnte die Pariser Akademie eine Preisaufgabe stellen, lautend: „De comparer la poésie des anciens Hebreux avec celle des Arabes, et de faire connaitre, en quoi elles se ressemblent etc." Also die Poesie der alten Hebräer, d. h. die biblische, sollte mit der ganzen Entwickelung der arabischen Poesie durch ungefähr ein Jahrtausend (500—1500) in eine wissenschaftliche Parallele gebracht werden! Daß dies beim besten Willen und Kraftaufwand unmöglich sey, habe ich an der gekrönten Arbeit des Prof. Wenrich ***) dargethan, und wenn der Verf. in einer Nachbemerkung glaubt, sich mit dem Urtheile stimmberechtigter Männer wie Sacy u. s. w. beruhigen zu können, also die Partei jener Richter und Angeklagten in einer Person ergreift; so muß der Unbefangene und Sachkenner nur bedauern, das Sündenregister — das Junz in der Einl. seines neuesten Werkes entworfen — um eine Pariser Akademie und einen Wiener sonst gelehrten und fleißigen Professor vermehrt zu sehen! Denn nur die Unbekanntschaft oder vornehmes Ignoriren der neuhebräischen Poesie konnte dieselbe von einer Parallele mit der arabischen ausschließen und dadurch eine an einem Beine amputirte Preisaufgabe zur Welt bringen.

Erkennen wir also unparteiisch überall Verdienst und Schuld; bedauern wir die Vernachlässigung und Zurücksetzung jüdischer Wissenschaft gerade so wie die — Ueberschätzung, die nach dem bekannten Gesetze ihr Gegentheil hervorrufen muß; und anerkennen wir die Förderung der Wissenschaft, wo immer sie sich zeigt. Diesen Standpunkt bezeichnen wir gleich von vorn herein als den unseren, indem wir eine bisher stiefmütterlich behandelte Partie der Literaturgeschichte einem größeren Publikum näher zu bringen suchen. Zunz's Darstellung der Geschichte der jüdischen Literaturbehandlung, die bis auf Strauß, Hitzig und Gildemeister herabgeht, hat Delitzsch ausgeschlossen, vielleicht um nicht das Verdienst durch Tadel schmälern zu müssen; im Werke selbst sind D.'s Forschungen jeder Art benutzt und erwähnt. Sachs hat in seinem neulich erschienenen Werke über die religiöse Poesie der Juden in Spanien kaum einen passenden Platz für Delitzsch's Schriften und Namen gefunden (S. 142. 340). ***) Die Erklärung wird sich aus dem Folgenden ergeben.

Gleichzeitig mit Delitzsch faßte L. Dukes in Wien (gegenwärtig in Tübingen) den Plan zu einer ausführlichen Geschichte der hebr. Poesie; aber sein erstes Werkchen: „Ehrensäulen und Denksteine u. s. w." war nur zum Theil gedruckt, als Delitzsch's Buch erschien, so daß über die Benutzung desselben allerlei gedacht und gesagt werden konnte. †) Dukes knüpfte unmittelbar an die Forschungen und Mittheilungen Rapoport's, Zunz's, Luzzatto's u. A. an, ja seine Darstellung Ibn Gabirol's war zum Theil aus Privatmittheil-

*) Es bildet dieses Kapitel die Einleitung zu einer größeren Arbeit über die weltliche Poesie der Juden im Mittelalter, welcher eine baldige vollständige Veröffentlichung zu wünschen, wenn sie auch für die Spalten unserer Zeitschrift einerseits von zu großem Umfang ist und andererseits zu speziell auf die Geschichte einer Literatur eingeht, die, unseren Tendenzen nach, nur ein allgemeines Interesse für unsere Leser hat. Das, was in diesem einleitenden Kapitel nur angedeutet wird, findet sich natürlich im weiteren Verlaufe der Arbeit näher entwickelt. D. R.

**) Die S. XII erwähnte Aufsatz von Munk: De la poésie hebr. après la Bible (Influence arabe), in den Temps 1835, 19. Janvier, dürfte sehr Wenigen in Deutschland bekannt geworden seyn.

***) De poesecos hebr. atque arabicae origine etc. Leipzig 1843. beurtheilt in Schmidl's „Oesterr. Blätt. f. Lit. u. Kunst" 1845. Nr. 74.

***) Ueber das Verhältniß der „Herzenspflichten" von R. Bechai zu dem mosaischen „Kur el Kolub" des Ibn Arbia hat vor Sachs (S. 273) und Zunz (S. 127. 367) nicht blos Delitzsch (S. 43), sondern schon Rosst, an zwei Stellen seines Dia. stor. degli autori arabi (p. 27. 48) gesprochen und auf den Widerspruch bei Herbelot aufmerksam gemacht. Die Konfusion bei Herbelot und auf dem Titelblatt der hebr. alten Ausg. rühret von den zwei hebr. Uebersetzungen durch Kimchi und Tibbon her.

†) Literaturbl. des Orients 1841. Nr. 16.

lungen Rapoport's hervorgegangen. Dukes widmete seine „Ehrensäulen" blos den beiden Koryphäen der liturgischen und weltlichen Poesie: Gabirol und Charisi, konnte also auf seinen Gegenstand näher eingehen, durch hebräische und deutsche Beilagen die vorangeschickte Charakteristik anschaulich machen, während die „Denksteine", welche sich auch eine „Geschichte und Theorie der Poesie unter den Juden" nannten, wirklich nur einzelne Denksteine mit kurzen Inschriften (auf einem Umfang von 11 Seiten!) auf einem meilenlangen, wenig durchmessenen Wege waren und auch seyn wollten. Denn Dukes selbst gab sein Buch blos als ein Specimen eines umfassenden Werkes über „neuhebräische Poesie und Stylistik vom Schlusse des Talmud bis zur neueren Zeit herab" (s. Vorw.), und als solches wurde es freudig begrüßt und aufmunternd beurtheilt *), obwohl seine Forschungen — zum Theil noch die neuesten — mitunter etwas flüchtig und ohne tiefere Auffassung, sich nicht immer zur gegliederten abgerundeten Darstellung erheben; was freilich auch in äußerlichen Mißständen der Literatur und — des Verfassers begründet ist, der seit Jahren jenes jüdisch-wissenschaftliche Wanderleben führt, das er an seinen Herren am treffendsten schildert.

Im Jahre 1839 gab Dukes in den „Israelitischen Annalen" eine kurze Uebersicht der „weltlichen Poesie" der Juden, meistens bibliographische Nachrichten und kurze Inhaltsangaben enthaltend. In demselben Jahre veröffentlichte der unermüdliche, jedem wissenschaftlichen Wunsche und Begehren willfahrende und zuvorkommende Prof. S. D. Luzzatto in der hebr. Zeitschrift Kerem Chemed interessante Mittheilungen über den fast vergessenen Moses B. Jakob Ibn Esra, aus welchen die nach diesem Dichter benannte Monographie von Dukes (Altona 1841) hervorging. Diese trägt im Ganzen den Charakter der „Ehrensäulen" mit einigem Fortschritte in der Anordnung und natürlichem Zuwachs an einzelnem Material. Hingegen scheinen mir die deutschen Uebertragungen in beiden Schriften durchaus nicht gelungen. In denselben Jahren (1838—9) gab Zunz in der Allg. Zeitung des Judenthums eine Beschreibung der Poesieen im Festgebetbuch von Avignon. — Das Jahr 1840 brachte Luzzatto's interessante Excerpte aus dem Divan des gefeierten Jehuda Halewi mit einer schätzbaren Einleitung des Herausgebers **), einen Aufsatz über Poesie im Talmud nach Mittheilungen Rapoport's von Delitzsch, im Literaturblatt des Orients, und das Jahr 1841 den Prospekt einer Geschichte der religiösen Poesie von Dukes, der an 200 Dichternamen enthält und so viele Spezialartikel nebst einer allgemeinen Einleitung verspricht. Es war aber das unüberwindliche „Mißverhältniß zwischen dem zu Gebote stehenden Material und den äußeren Mitteln", welches Dukes zwang, aus der umfassenden Geschichte ein nach äußeren Rücksichten zugeschnittenes Werkchen: „Zur Kenntniß der neuhebräischen religiösen Poesie" (1842) zu excerpiren. Dasselbe sollte gewissermaßen die allgemeine Einleitung in jenes große Werk vertreten, welches selber schon im erwähnten Prospektus sich auf die religiöse Poesie beschränkt hatte. Dieses Werkchen nun bespricht auf 156 Seiten die Entstehung, Eintheilung und Form der liturgischen Poesieen im Allgemeinen und giebt als Anhang einige hebr. Originalien aus Handschriften oder seltenen Drucken. Nachträge hierzu gab Dukes im Literaturbl. des Orients 1843—4, namentlich „über die äußeren Formen der Piutim" und „bibliographische Notizen über Gebetsammlungen". Zugleich theilte er in derselben Zeitschrift (1843—5) kleinere Gedichten verschiedenen Inhalts nebst kurzen Anmerkungen mit und gab auch 1844 eine „rabbinische Blumenlese" heraus, welche uns später mehr beschäftigen wird. Als kleinere Monographieen zur Kenntniß jüdischer Poesie nichtreligiösen Inhalts darf Schreiber dieses wohl seine Aufsätze „Immanuel" (Literbl. 1843. Nr. 1—4) und „das Buch: Prinz und Derwis" (Busch's Jahrb. f. Israel. Bd. IV. V.) nicht übergehen. Die hebräische Metrik behandelte Kämpf in der Einleitung zum Charisi, und einige Bemerkungen über Entstehung und Vortrag der liturgischen Poesie brachte eine Abhandlung von Mohr in der hebr. Zeitschrift „Jeruslem" (Lemberg 1844). Die bedeutendste Monographie von Sachs: „Die religiöse Poesie der Juden in Spanien", hat nicht blos die so eben erwähnten besonderen Schriften, sondern auch alle eingreifenden Resultate der in diesem Dezennium so fruchtbaren jüdischen Wissenschaft benutzen, ihr Gebiet mit Erfahrung abgränzen, für die Charakteristik von neun Dichtern den Raum von 110 Seiten verwenden können. Es ist demnach begreiflich, wenn Sachs zu dem um solche 10 Jahre älteren, ersten und allumfassenden Buche Delitzsch's fast in keiner Beziehung mehr steht, entweder auf die späteren Spezialforschungen baut oder, wo Delitzsch blos kompilirt und ausgeschmückt hat, zu den Quellen zurückkehrt, die Delitzsch selbst nicht immer skrupulös genug angegeben hat. ***) Zuletzt beschenkte uns Zunz in seinem neuesten Werke mit einem Verzeichnisse jüdischer Dichter und Dichtungen in der Provence vom 12. Jahrh. an bis auf die Gegenwart.

Neben diesen literarhistorischen Forschungen wären noch die mehr oder minder gelungenen Uebertragungen und Nachbildungen (z. B. von Kämpf, Krafft, Stein, Stern, Tendlau, Zedner) zu erwähnen, welche die hebräische Poesie lebendig zu reproduziren sich zur Aufgabe stellen; im Grunde nur selten dies Ziel erreichen, weil mit zu vieler Freiheit über das Original geschaltet, förmliche Umarbeitungen oder ganz selbständige Bearbeitungen des bloßen Stoffes gegeben werden; indem Nebenzwecke, zum Theil praktische, sich in den Vordergrund drängen, was sich aus einer flüchtigen Betrachtung des Stoffes jener Schriften erläutern wird, die wir bisher blos äußerlich als Quellen aneinandergereiht.

M. Steinschneider.

*) s. Geiger, Zeitschr. III, S. 324 (auch über Delitzsch) und Luzzatto, Kerem Chemed III, 181; meine „Literarische Rundschau" Literaturbl. 1841. Nr. 16. 17.

**) Divan Abi Scheik Jehuda (Virgo filia Jehuda) Prag, 1840.

***) s. Geiger a. a. O.

Mannigfaltiges.

— Notizen für den Gustav-Adolph-Verein. Das in Paris erscheinende protestantische Blatt Le Semeur vom 26. August d. J. enthält einen Bericht über die Ausbreitung der griechisch-russischen Kirche in den deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands, dessen Hauptmomente zwar im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was bereits in deutschen Blättern und namentlich in der Augsb. Allgemeinen Zeitung über den Gegenstand erzählt worden, doch ist darin auch noch manches Einzelne enthalten, was dort nicht berührt war, weshalb wir in Nachstehendem einen Auszug folgen lassen:

„Vor acht oder neun Jahren wurde für Riga, ungeachtet der damit in Widerspruch stehenden Gesetze und Verträge von 1710, 1721 und 1743, ein griechischer Bischof ernannt. Anfangs unthätig, sandte er bald Emissarien aus, die das Land durchzogen, um Bekehrungen zu bewirken. Als 1841 in den deutschen Provinzen eine Hungersnoth eingetreten war, redeten diese Agenten den Bauern vor, daß man sie, wenn sie sich zur russischen Kirche bekehrten, nach fruchtbaren Gegenden im südlichen Rußland übersiedeln würde, wo sie vom Kriegsdienst und von allen Abgaben befreit wären. Die Aufregung, die dies verursachte, war so groß, daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte und der Bischof zurückberufen ward. Der gegenwärtige Bischof hat den Katechismus und die Liturgie der russischen Kirche ins Esthnische und Lettische übersetzen lassen. Im J. 1845 wurde in Riga ein griechisch-russisches Gotteshaus für die Proselyten gegründet. Morgens findet darin der Gottesdienst nach griechischem Ritus in der Landessprache statt, während er Nachmittags in demselben Gebäude von den Mährischen Brüdern abgehalten wird, zu deren Gemeinde die Neubekehrten früher gehört hatten. Auf diese Weise hofft man den Uebergang von dem einen Kultus zum anderen fast unmerklich zu machen. Der Pope dieser neuen Kirche ist ein Russe, Namens Michailov, ehemaliger Hausmeister eines livländischen Edelmanns, bei dem er sich jedoch keinen sonderlichen Ruf durch seine Aufführung erworben. Nachdem man die Folgen derselben zu vertuschen gesucht, war er in die Geistlichkeit eingetreten. Er ist nunmehr der Hauptagent aller Bekehrungen und hat vor einigen Jahren alle jene Versprechungen erneuert, um derentwillen der erste Bischof von Riga zurückberufen worden. Diesesmal beeilte man sich, allen Bauern, die sich meldeten, die Oelung zu ertheilen. Die Proselyten wurden anfänglich reich belohnt; was man ihnen jetzt giebt, ist jedoch nur unbedeutend. Indessen giebt es in Livland bereits mehr als 30,000 Uebergetretene, und die Zeit, wo das Lutherthum in den drei Ostsee-Provinzen verschwunden seyn wird, ist jetzt schon zu berechnen. Michailov wird dabei von einem Deutschen, Namens Bürger, unterstützt. Beide durchziehen das Land in Begleitung von ausgezeichnet schönen Kühen und Schafen, die sie den Bauern als Proben des Viehstandes vorzeigen, der sie in den Provinzen, wohin sie später übersiedeln würden, erwarte. Einstweilen bereden sie das Landvolk zum griechischen Gottesdienste, wobei sie in ihrer Kühnheit so weit gehen, sich auf biblische Prophezeiungen zu berufen, indem sie die Worte des Propheten Daniel Kap. XII. V. 1: „Zu derselbigen Zeit wird der große Michael sich aufmachen" u. s. w. auf den Popen Michailov deuten, der gekommen sey, um das Volk, das sich in seinem Buche einschreiben läßt, von dem Antichrist zu befreien. Die Frauen widerstehen im Allgemeinen am meisten, und wo sie es vermögen, dulden sie nicht, daß ihre Kinder durch die Popen getauft werden. Indessen hilft ihnen das nicht viel, denn alle Kinder unter 17 Jahren müssen, nach russischem Gesetze, der Religion des Vaters folgen, sobald dieser zur orthodoxen Kirche sich bekennt. Wer einmal die Oelung empfangen, der kann zu seinem früheren Glauben nicht mehr zurückkehren, und diejenigen, die sie dazu bereden wollten, würden sich großen Strafen aussetzen. Es ist sogar den protestantischen Pastoren untersagt, ihre Gemeinden vor dem Uebertritte zur griechischen Konfession zu warnen, indem sie ihnen den Unterschied der beiden Kirchen vorhalten. Der Proselytismus wird übrigens auch durch die Feindschaft begünstigt, die zwischen den Landleuten und dem Adel herrscht, welcher letztere von den Eroberern des Landes abstammt. Die Bauern wollen lieber der Religion des Kaisers angehören, der sie beschützt, als der des Adels, von dem sie unterdrückt werden. Auch das gespannte Verhältniß, das zwischen der lutherischen Geistlichkeit und den Mährischen Brüdern herrscht, hat zu den Bekehrungen viel beigetragen. Ungefähr 40,000 Letten halten sich nämlich zur Mährischen Brüdergemeinde, deren Zusammenkünfte jedoch den Bauern von den Pastoren streng untersagt worden; der Bischof von Riga dagegen gestattet diese Versammlungen, und zwar in der Kirche der Proselyten. Eine Folge davon ist, daß selbst die frömmsten Leute, von der Unduldsamkeit der lutherischen Geistlichkeit zurückgewiesen, sich in die Register der griechischen Kirche eintragen lassen, die ihnen einen größeren Beistand verspricht."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 108. Berlin, Dienstag den 8. September 1846.

England.

Die Bibliothek des Britischen Museums. *)

H. Heine und der Verfasser des „handelspolitischen Testaments" erzählen folgende Anekdote: „Vor Jahren stellte ein König einem Deutschen, einem Engländer und einem Franzosen die Aufgabe, in kürzester Zeit, und mit möglichst vollkommener Treue, die Zeichnung eines Kameels einzuliefern. Franzmann hüpfte sogleich nach erhaltenem Auftrage in den Jardin des plantes, wählte sich ein gutgebildetes Exemplar der dortigen Kameele aus, dessen Bewegungen er genau studirte, und brachte bald darauf eine gelungene Zeichnung. Engländer nahm die Sache ernster! Er schiffte sich nach Arabien ein, schloß sich dort Karavanen an, beobachtete die Lebensweise der Thiere in verschiedener Lage, suchte auch das Kameel im Zustande der Freiheit in den Wäldern auf, zeichnete es gewissenhaft und lieferte die Arbeit nach einigen Monaten ein. Was that dagegen unser Landsmann? Mit der Aufgabe in der Tasche ging er in die Bibliothek, studirte die Geschichte und Natur des Kameels gar gründlich, verglich alle Beschreibungen und Abbildungen und — — — sitzt noch heute in der Bibliothek!" Diese Anekdote, man wird es gern zugestehen, bietet in vielerlei Hinsicht Veranlassung zu Vergleichen über die Zustände der betreffenden Länder und die Eigenthümlichkeiten ihrer Einwohner, und sie enthält unter anderm die Andeutung, daß die Deutschen ein Bücher-, ein Bibliothekenvolk sind. Man sollte bei solcher Lage der Dinge aber doch erwarten, daß in Deutschland bei den Bibliotheken wenigstens ein milder Geist heilsamer Revolutionen umgeht, man sollte erwarten, daß da, wo die Reformation im sechzehnten Jahrhundert die geistige Freiheit siegreich begründete, und eine Partei, sonst erleuchteter Männer, glaubt, diese Reformation genüge auch fürs praktische Leben in allen seinen Gestaltungen und mache eine politische Reform überflüssig, daß in einem solchen Lande das Bibliothekwesen, da es einen sehr großen Einfluß auf die Wissenschaft, den Stolz Deutschlands, hat, vielfachen Umgestaltungen entgegengeführt werde; aber dem ist nicht so! Mit Ausnahme großer Reformen im Reglement zu Berlin und der Aufführung eines neuen Gebäudes in München, sind die neuesten Verbesserungen so unbedeutend, daß Ebert alle deutsche Bibliotheken im ersten Augenblicke einer jetzigen Auferstehung wieder erkennen würde, da die Zustände derselben in angestammter Bestimmungsdauer fast ganz dieselben geblieben sind. Während aber in unserem Lande die Reform spannenlange Strecken ihres bedächtigen Entwickelungsgangs zurücklegt, haben die Franzosen geprüft, gehandelt und gezahlt. Gezahlt! das ist der wunde Punkt im Herzen der deutschen Bibliotheken, das ist die Seite, auf der uns die Franzosen und noch mehr die Engländer überflügeln! Geprüft haben am meisten die Franzosen in neuester Zeit, und nie sind so geistvolle und für jedes Land beachtenswerthe Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben worden, als von Laborde, Lacroix, Danjou, Louandre und Anderen. Gehandelt haben die Engländer, indem sie ungeheure Summen aufgewendet, um Bücherschätze zu erwerben und um Ordnung in die Verwaltung zu bringen. **) Selbst im Kirchenstaat wird jetzt wahrscheinlich der schöne Reformsinn des freisinnigen und thatkräftigen Papstes den Zustand der Bibliotheken zu ihrem Vortheile erfassen. Nur in Deutschland machen wenige Verbesserungen eine schneckengängige Bewegung, und viele bleiben gänzlich unausgeführt. Der Hauptgrund ist der Mangel an den nothwendigsten Mitteln, die Unzulänglichkeit des jährlichen Etats. Wir wollen statt einer Revue sämmtlicher Bibliotheken, im Interesse der guten Sache und unter dem Einflusse der innigsten Ueberzeugung, hier unsere Verwunderung aussprechen, daß der Etat der königlichen Bibliothek zu Berlin weit entfernt ist, mit dem Standpunkte der Intelligenz des Landes und auch mit der sonstigen Liberalität des Staats für Kunst und Wissenschaft in ein richtiges Verhältniß gesetzt werden zu können. Zehntausend Thaler beträgt seit der jetzigen Oberleitung der Anstalt die jährliche Summe (früher gar nur 8000), welche der große preußische Staat für das erste Institut der Monarchie aussetzt, und zwar für Bücher, Handschriften und Einband! Wie ist es möglich, bei solcher geringfügigen Einnahme sich bei allen wissenschaftlichen Unternehmungen zu betheiligen, theure Kupferwerke, werthvolle Handschriften und die ungeheure Masse fehlender älterer Werke zu kaufen? Preußen, mit 15 Millionen Einwohner, bewilligt seiner National-Bibliothek nicht mehr als Bayern der seinigen, obgleich dies letztere Land nicht 5 Millionen Einwohner zählt, und obgleich die Bibliothek zu München, die stärkste nach Paris, nicht so viele Lücken auszufüllen hat! *) Was Wunder, daß bei solchem Zustande die Bibliothek niemals ein Uebriges thun kann, um etwa bei günstigen Ereignissen sich schnell, ehe Engländer darüber herfallen, den Besitz großartiger Sammlungen zu verschaffen? **)

Doch genug der Klagen, zu denen wir keinen weiteren Beruf haben, als den Glauben, daß unsere Worte aus dem Herzen von Tausenden Besucher und Benutzer der öffentlichen Bibliotheken geschrieben sind. Wir wollen unseren Lesern nur den folgenden Aufsatz vorlegen, der indirekt die Klagen über Deutschlands vergleichungsweise betrübende Mittellosigkeit zur Beschaffung wissenschaftlicher Materialien fortsetzt, indem er die Aufwendungsfähigkeit der Briten zeigt. Diesem Aufsatz liegt eine Denkschrift zu Grunde, welche Panizzi, der Chef der Abtheilung der gedruckten Bücher des British Museum, amtlich für die Trustees der Anstalt ausgearbeitet hat und welche die Regierung, nach englischer Verfassung, dem Parlamente im vergangenen Frühlinge vorgelegt. Solche Schriften werden dann gewöhnlich auf Befehl des Parlaments gedruckt, und zwar als Manuskript für die Mitglieder, und dann in die bänderreichen Annalen des Hauses aufgenommen. Da diese kostspieligen Sammlungen (die manches Jahr an 20 Folianten ausmachen) nur selten in den Bereich allgemeiner Zugänglichkeit kommen, am wenigsten auf dem Festlande, wohin sie nur als Geschenke der britischen Regierung an befreundete Fürsten oder deren Bibliotheken gelangen, so glauben wir, das Publikum werde uns für Benutzung und Mittheilung des Inhalts jener Denkschrift dankbar seyn. Die Ueberschrift des zu Grunde liegenden Memoires ist:

British Museum.

Copy of a Representation from the Trustees of the British Museum to the Treasury on the subject of an enlarged Scale of Expenditure for the supply of Printed Books, with Treasury Minute thereon.

Ordered, by The House of Commons to be Printed, 27. March 1846.

I. Geschichtliches.

Die Bibliothek gedruckter Bücher des British Museum wurde im J. 1757 gegründet und bestand anfangs aus der Sloaneschen, ungefähr 50,000 Bände starken Sammlung und aus den königlichen Sammlungen von der Zeit Heinrich's VII. bis auf Georg II. Im J. 1769 wurden vom Major Edwards gedruckte Bücher als Zugabe zu den Cottonianschen Handschriften vermacht. Die Masse der königl. Bücher bestand großentheils aus Werken von englischen

*) Vgl. über die Pariser königl. Bibliothek Nr. 86 und 87. Dort war auch von anderen Sammlungen, wie Münzen und Handschriften, die Rede; hier handelt es sich nur um die gedruckten Bücher, die im British Museum gleich wie in der Bibliothèque Royale unter einerlei Oberbehörde in demselben Gebäude mit den anderen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen verwaltet werden.

**) Zu den großen Fortschritten des British Museum gehört auch ein Beschluß, in Zukunft Bücher auch auszuleihen, was bisher in England etwas Unerhörtes ist. Man wird aber zu diesem Zwecke eine Bibliothek von Doubletten anlegen, da man Bücher, die nur Einmal vorhanden sind, theils zu Gunsten der Leser im Lokale, theils um sie nicht der Gefahr des Verlustes auszusetzen, nicht verleihen mag. Also nicht nur, daß die Gränzen der Mittel zum Ankauf nur mit den Gränzen der vorhandenen Schriften zusammenfallen, schafft man sogar noch eine doppelte Sammlung an! Wahrlich, bei Wahrnehmung eines solchen Gebrauches, den die Engländer von den Schätzen ihrer Weltherrschaft machen, muß man ihnen letztere gönnen! China und noch einige andere Länder würden ihr zusammengebrachtes Geld auf andere Weise verwenden.

*) Die Münchener Hof- und Staatsbibliothek, welche nicht viel weniger als eine Million Bände zählt, hat jetzt einen Etat von 17,000 fl., also ein paar hundert Thaler weniger als die Berliner. Außerdem ist der König in besonderen Fällen höchst freigebig gegen das Institut, und er hat z. B. vor einiger Zeit 8000 fl. geschenkt, blos um unsere spanische Werke anzukaufen, da der Verkehr mit der Halbinsel mehrere Jahre während des Bürgerkrieges unterbrochen war.

**) Durch den Tod eines reichen Sammlers ist vor einigen Monaten der Besitz einer Bibliothek beweglich geworden, die ihres gleichen kaum in der Welt hat. Wissenschaft und Patriotismus vereinigen sich hier, der hiesigen Bibliothek den Ankauf dringend zu empfehlen. Auch war die Familie bereit, ihre Ansprüche einer deutschen Bibliothek gegenüber zu mäßigen und, nach dem Wunsche des Testators, gern Opfer zu bringen, wenn die kostbaren Schätze dem Vaterlande erhalten werden. Indessen übersteigt der Kaufschilling natürlich die gewöhnlichen Kräfte des Etats, und es bedarf der huldreichen Bewilligung von hoher Stelle. Kann aber nicht, während die nothwendigen Schritte hierzu gethan werden, der Brite darüber kommen und abermals aus Deutschland eine unersetzliche Beute wegführen? Den Weg kennt er leider genau, er hat schon öfter solche Beute weggeführt! Hätte die königliche Bibliothek, wie es sich gebührt, 20,000 Thlr. jährliche Fonds, so würde sie solche Zufälle zum Ruhme der Anstalt benutzen können; so aber ist zu fürchten, daß die Verwaltung zum Lohne ihres guten und thätigen Willens nur den Schmerz hat, vor ihren Augen die unvergleichliche Sammlung aus Deutschland weg nach England geführt zu sehen.

Theologen und Geschichtschreibern, aus einigen lateinischen Klassikern, spanischen und italiänischen Dichtern und Geschichtschreibern. Es waren aber mehrere Werke auf Pergament, Dedications-Exemplare und seltene Inkunabeln; darunter waren die kostbarsten die Erzeugnisse aus der Offizin Bérard's, der zu Paris von 1480—1530 druckte und der, wie es scheint, immer ein Exemplar auf Pergament von jedem Buche für Heinrich VII. abzog. Unglücklicherweise wurde ein Theil dieser Drucke zerstreut. So sind zwei schöne Folio-Bände daraus jetzt in Ham-House, ein anderer ist unter den Harleianischen Manuskripten; allein das noch Vorhandene ist unvergleichlich.

Im Jahre 1759 schenkte Salomon da Costa (ein Jude von spanischer Abkunft) 180 hebräische Bücher, welche, nach seiner Angabe, für König Karl II. gesammelt und gebunden wurden. Es sind meist alte Ausgaben von geschätzten Werken über jüdische Geschichte, Theologie und Jurisprudenz. 1762 schenkte Georg III. eine Sammlung von kleinen Schriften, die während der Regierung Karl's I. und der Republik erschienen und auf beide Perioden Bezug haben (1640—60). Es ist eine nicht nochmals zu findende Sammlung und besteht aus ungefähr 30,000 Artikeln. 1766 vermachte Dr. Birch, einer der ersten gewählten Trustees des Museums, eine an Biographieen reiche Sammlung. Der Sprecher Onslow vermachte 1768 eine Bibel-Sammlung. 1773 gab Sir Joseph Banks 117 Bücher, die in Island gedruckt worden, und 1783 fügte er noch mehrere, hauptsächlich theologische, hinzu. John Hawkins überreichte in den Jahren 1778 und 1788 eine Anzahl musikalischer Werke. 1780 wurden die von Garrick gesammelten englischen Theaterstücke der Bibliothek einverleibt. Durch aufeinanderfolgende Schenkungen und Vermächtnisse des Mr. Tyrwhitt, Sir W. Musgrave, Mr. Methuen und Mr. Cracherode von 1786—99 erhielt das Institut neuen Zuwachs. Lady Banks gab im J. 1818 verschiedene Werke über Ritterthum, und Sir Joseph Banks vermachte zwei Jahre später seine eigene, aus 16,000 Bänden bestehende Bibliothek, die besonders reich an naturwissenschaftlichen Journalen und Abhandlungen gelehrter Gesellschaften war. Sie ward jedoch erst 1827 ins Museum aufgenommen. 1823 machte König Georg IV. der Nation ein Geschenk mit der reichen Sammlung seines Vaters Georg III., die in Folge einer Parlaments-Akte dem Museum einverleibt wurde. Es ist überflüssig, hier von den wohlbekannten Vorzügen dieser schönen Sammlung zu sprechen; wir bemerken nur, daß sie an scientifischen Werken nicht so reich ist, wie an theologischen, historischen und literarischen. Es gilt dies hauptsächlich von Werken in Naturgeschichte, Physik und Medizin. *) Erst 1828 kam die Sammlung in's Museum, und ein Jahr später ward sie dem Publikum zugänglich. Sir Richard C. Hoare schenkte 1825 eine bemerkenswerthe Sammlung von Büchern über Topographie, Lokal- und allgemeine Geschichte Italiens, die er mit großer Beharrlichkeit zu Stande gebracht hatte. Die letzte Schenkung machte der General Hardwicke, indem er aus seiner Bibliothek dem Museum alle naturhistorischen Werke vermachte, die dort fehlen, und wodurch es mit einer Anzahl von ungefähr 300 Büchern bereichert wurde.

Außer dem Anwachs der National-Bibliothek durch die oben genannten Schenkungen, wurde er durch Ankäufe ganzer Sammlungen oder regelmäßige Ergänzung einzelner Läden bewirkt und, was in England gedruckte Bücher betrifft, durch die gesetzliche Verpflichtung der Herausgeber, je ein Exemplar ihrer Werke an die Bibliothek abzuliefern. Die Ankäufe konnten nur auf folgende Weise bewirkt werden: 1) durch besonders dazu vom Parlament bewilligte Summen; 2) durch Mittel aus verschiedenen Quellen. Im J. 1813 bewilligte das Parlament eine außerordentliche Summe von 8000 Pfd. Sterl. zum Ankauf der Bibliothek des ausgezeichneten Juristen Francis Hargrave.**) Die Bibliothek des Dr. Burney wurde im J. 1818 ebenfalls auf besondere Kosten der Nation durch einen Parlaments-Beschluß erworben. Ihr Hauptwerth bestand in griechischen Klassikern, in, 700 Bände füllenden, Zeitungen und in Materialien zur Geschichte der Bühne.***) Außer diesen zwei besonderen Geldbewilligungen von Seiten des Parlaments waren für die fortlaufenden Erwerbungen jährlich verschiedene Summen ausgesetzt, und zwar vom Anfange dieses Jahrhunderts bis 1832 in höchst ungenügender Weise und meist mit der Beschränkung, englische Bücher vom Ankaufe auszuschließen. In diesen 32 Jahren wurden für die einzige National-Bibliothek nicht mehr als 20,000 Pfd., d. h. weniger als 600 Pfd. durchschnittlich fürs Jahr, ausgesetzt; erst von da ab wird das Parlament liberaler, und von 1833—1837 war das Departement der gedruckten Bücher im Stande, mehr als 10,000 Pfd. anzuwenden, und es war auch nicht, wie früher, auf auswärtige Bücher beschränkt. †) Zu den Mitteln aus verschiedenen Quellen gehören der Erlös vom Verkaufe der Doubletten *) und ein Legat von 700 Pfd., welches im J. 1769 vom Major Edwards dem Museum vermacht wurde. Die Zinsen dieses Kapitals werden aber, nach den Bestimmungen des Testators, auf Bücher, Handschriften, Münzen und sonstige Seltenheiten verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

*) In dieser königlichen Sammlung stößt man nur zu oft auf defekte Exemplare und unvollständige Werke, und die Kataloge geben selten den Mangel an. Die Zahl der Bücher belief sich auf 65,000 Bände (im Original heißt es: Books) und 20,000 Broschüren. Letztere mußten erst, wie später geschehen ist, katalogisirt und gebunden werden.

**) Aus Appendix B. (S. 38) geht hervor, daß die gedruckten Bücher dieser Sammlung 2267 Pfd. 9 Sh. gekostet, das Uebrige der 8000 Pfd. aber auf die Handschriften gewendet worden ist. Beim British Museum ist aber die Verwaltung der Handschriften von der der gedruckten Bücher getrennt.

***) Aus genanntem Appendix ersieht man, daß für die Drucksachen dieser Sammlung 7000 Pfd. bezahlt worden.

†) Also das reformirte Parlament fing gleich damit an, seine Liberalität mit seinem Liberalismus zu verdammen. Das an verfallten Burgflecken leidende Parlament scheint aber wenig Sinn für die Wissenschaft gehabt zu haben. Wie würde man sonst dies einzige National-Institut so ärmlich bedacht haben?! Bis 1815 waren allerdings schwere Kriegszeiten, aber von da an, wo England seine Kriegskosten reichlich bezahlt erhielt, wo es täglich durch Welthandel und Industrie reicher wurde, konnte nur Mangel an Sinn für Bücherwesen die Vertreter der rotten borough's bei ihren Bewilligungen leiten.

*) Doubletten werden, wie wir hören, auf älteren englischen Bibliotheken, wie Oxford, nicht verkauft.

**) Die Uebertragungs-Dokumente lassen dies sehr zweifelhaft, denn es heißt darin ausdrücklich, daß das Herzogthum Lauenburg alle seine Rechte und Privilegien behalten soll; zu den Rechten eines deutschen Landes gehört jedoch, wie dies in ganz Deutschland gesetzlich, die Thron- und Erbfolge des Mannesstammes und der Agnaten mit Ausschließung des Weiberstammes und der Cognaten. Der erst vor wenigen Jahren in Hannover eröffnete Successionsfall giebt dazu das schlagendste Beispiel.

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Der mitunterzeichnete Orla Lehmann ist mit den übrigen Mitgliedern des Comité darin einverstanden, daß die Succession in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg die nämliche ist, wie für das eigentliche Königreich Dänemark im Königsgesetze angeordnet worden. Selbst wenn die Erbfolge secundum tenorem legis regiae nicht ausdrücklich durch rechtsgültige Akte in Schleswig eingeführt und endlich anerkannt wäre, würde solches, soweit es dieses Herzogthum betrifft, schon daraus folgen, daß selbiges in Kraft der unzweifelhaftesten staats- und völkerrechtlichen Titel — seiner eigenthümlichen Verhältnisse und daraus hergeleiteten Anspruchs auf eine gewisse provinzielle Selbständigkeit unbeschadet — ein integrirender, ewig unzertrennlicher Theil des dänischen Staates ist. Und so wie die Gültigkeit der dänischen Erbfolge im Herzogthum Lauenburg unbestritten in den Traktaten und Uebertragungs-Dokumenten begründet ist, durch welche selbiges erworben worden**), so folgt dasselbe für das Herzogthum Holstein, selbst wenn es nicht nach dem Lehnsbriefe vom 7. Febr. 1788, sogar nach dem im ehemaligen deutschen Reiche geltenden Lehnsrechte statuirt werden müßte, aus den Akten, welche in der Auflösung dieses Reiches ihre volle Rechtfertigung finden, und namentlich aus der Anerkennung einer reellen Verbindung zwischen Dänemark und Holstein, die in der Bundesakte, §. 11, enthalten ist. Ich bin ferner (sagt Orla Lehmann) mit den übrigen Mitgliedern des Comité darin einverstanden, daß Dänemark das heiligste Recht hat, in seinem aus injuria temporum für eine kurze Zeit unterbrochenen, aber mit den größten Aufopferungen wieder erworbenen, wohlbegründeten und von ganz Europa anerkanntem Besitze von Schleswig gehandhabt zu werden, und daß nicht minder Holstein, selbst wenn eine rein privatrechtliche Würdigung älter, jedenfalls höchst zweifelhafter und verwirrter Erbansprüche zu einer Zerstückelung desselben unter verschiedene Prätendenten führen könnte, einen gerechten Anspruch hat, gegen eine solche, mit der gegenwärtigen europäischen Staatstheorie und Staatspraxis unvereinbare Zersplitterung geschützt und in seiner alten, mit seinen Interessen übereinstimmenden Verbindung mit Dänemark und durch Dänemark mit Schleswig erhalten zu werden. Endlich theile ich die Ueberzeugung des Comité, daß diese Frage, da sie trotz aller Bestrebungen und Aufopferungen, welche die dänische Regierung über ein Jahrhundert daran verschwendet hat, noch als eine Frage angesehen werden muß, als eine inländische Angelegenheit anzusehen ist und nur dadurch ihre richtige Erledigung finden kann, daß die Staatssouverainetät, die nach unserer Verfassung in dem souverainen Staatsherrscher repräsentirt wird, ihren souverainen Willen kund und geltend macht und innerhalb der eigenen Gränzen des Landes, durch alle Mittel, welche in ihrer Macht stehen, und welche der Ernst der Umstände erheischen möchte, jeden Widerspruch und Widerstand gegen diese Grundbedingung des Bestehens der Staatsverbindung unterdrückt. Da nun auf der anderen Seite der Proponent und mit ihm die Majorität der übrigen Mitglieder des Comité auf das bestimmteste anerkannt haben, daß der gegenwärtige Vorschlag allein die Erbfolge betrifft und also in keiner Hinsicht die Frage über die übrigen staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse unter den durch die gemeinschaftliche Erbfolge verbundenen Staatstheilen präjudizirt, und daß namentlich die zur kräftigen Aufrechthaltung der verlangten Declaration nothwendigen Strafverbote und übrigen praktischen Veranstaltungen keineswegs etwas Anderes und mehr betreffen sollen, als die unzweifelhafte Identität der Erbfolge und die Unauflöslichkeit der daraus folgenden Verbindung, so würde für mich zu einer besonderen Motivirung keine Veranlassung seyn, wenn nicht das Bedenken des Comité in seinen Prämissen die Voraussetzung zu enthalten schiene, daß nicht blos das eigentliche Königreich Dänemark mit seinen Nebenlanden und das Herzogthum Schleswig eine vollständige Staatseinheit ausmachen, sondern daß diese zugleich die Herzogthümer Holstein und Lauenburg begreift. Obgleich ich nun, wie das Vorstehende zeigt, nicht blos die Einheit, die aus der gemeinschaftlichen Erbfolge folgt, als rechtlich begründet und mit den wahren Interessen alles Betreffenden übereinstimmend ansehe, sondern auch deren unverbrüchliche Aufrechthaltung durch energische Mittel gesichert wünsche, und obgleich ich es für ersprießlich ansehe, daß diese Verbindung durch eine so umfassende Gemeinschaft in Gesetzen und Einrichtungen und gegenseitigen Vortheilen bestärkt werde, wie mit der nationalen und staatsrechtlichen Verschiedenheit bestehen kann, so kann ich doch nichts unterschreiben, was nicht, wenn auch nur

indirekt, eine Anerkennung einer wirklichen Staatseinheit zwischen meinem nordischen Vaterlande, dem souverainen Dänemark, und den Deutschen Bundeslanden Holstein und Lauenburg enthält. Ich will hier nicht auf eine Untersuchung darüber eingehen, welche Konsequenzen es für die Verbindung zwischen Dänemark und diesen Herzogthümern haben muß, daß sie zu Deutschland gehören und dem Hoheitsrechte des Deutschen Bundes unterworfen sind, wie denn diese Konsequenzen eingreifender und unabweislicher werden, je mehr das deutsche Volk in dem auch von den deutschen Regierungen beförderten Streben nach einer größern nationalen und politischen Einheit fortschreitet; aber so wie es undenkbar ist, Holstein und Lauenburg von Deutschland und dem Deutschen Bunde loszureißen, so würde Dänemark, wenn es mit ihnen eine wirkliche Staatseinheit ausmachen sollte, nothwendig in die ganze deutsche Politik und übrige deutsche Entwickelung hineingezogen werden, so daß es zuletzt dem Deutschen Bunde anheimfallen und so nicht nur seine, während aller harten Schickungen des Schicksals bisher gerettete Selbständigkeit, sondern auch jede Hoffnung einer höheren nationalen Entwickelung und historischen Bedeutung, namentlich durch ein genaueres geistiges und politisches Anschließen an den übrigen skandinavischen Norden, verlieren würde. Mit den geordneten Successionsverhältnissen würde zwar die bestehende Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen des Reiches gesichert seyn; aber soll die dänische Monarchie ihren rechten Platz in der Reihe der Staaten einnehmen, soll deren künftige Existenz, deren fortgesetzte Entwickelung zum Vollen gesichert seyn, sollen diese Landestheile, die durch Sunde, verschiedene Sprache und Gesetzgebung getrennt sind, zu einem Ganzen vereint werden und die bedeutungsvollen Vortheile eines Gesammtstaates genießen, so kann man gewiß dabei nicht stehen bleiben, daß die gleichförmige Successions-Ordnung in allen Theilen des Staates zur Anerkennung gebracht werde.

Wir wollen jetzt zur Prüfung der beiden hierauf bezüglichen Vorschläge des Proponenten übergehen. Wenn der Proponent die Ausführung seines schon früher gemachten und jetzt wiederholten Vorschlages wegen Vereinigung der beiden Ständeversammlungen des Königreichs als ein Mittel betrachtet, die Staatseinheit zu stärken und in Verbindung damit die Entwickelung der Stände-Institution zu fördern, so sind die übrigen Mitglieder des Comité für die vom Proponenten hierfür angeführten Gründe, so wie selbige sich in seinem Vorschlage entwickelt finden, keineswegs unempfänglich; aber auf der anderen Seite hat man gefunden, daß gerade zur Zeit überwiegende Gründe dawider reden, auf eine solche Vereinigung anzutragen, und indem der Proponent gleichfalls sich hiervon überzeugt gefunden hat, will man sich erlauben, die Ansicht des Comité hierüber näher zu entwickeln.

Es darf nämlich keineswegs übersehen werden, daß bei der Stimmung, welche zur Zeit in den Herzogthümern herrscht, und bei dem Einflusse, den die für die verschiedene Successions-Ordnung kämpfende Partei sich zu verschaffen gewußt hat, schon eine Declaration, wie die erwähnte, die in Verbindung mit dem ausgesprochenen Willen jedes Unternehmen, das mit dem Inhalt der Declaration in Streit stehe, zu hemmen, von dem Oberhaupte des Reiches ausgeht, auf sehr verschiedene Weise aufgenommen und gedeutet werden und bei einem Theile der Einwohner der Herzogthümer Mißvergnügen erwecken werde. Obgleich nun das Comité annimmt, daß dieses Mißvergnügen vorübergehend sey, und daß schon jetzt ein großer Theil der Einwohner der Herzogthümer es nicht theilen wird, so wird es doch nicht zu vermeiden seyn, daß eine hiermit gleichzeitige Vereinigung der Stände Jütlands und der Inselstifte ein weit allgemeineres und bedeutungsvolleres Mißvergnügen hervorrufen wird, was schon aus diesem Grunde bedenklich ist, zu veranlassen. Das Comité glaubt es zugleich als das übereinstimmende Urtheil der Einwohner des Königreichs aussprechen zu müssen, daß man es lieber aussetzen will, in den Besitz der großen Vortheile zu gelangen, welche eine Vereinigung der Stände des Königreichs bringen möchte, als auf die entfernteste Weise zu einer Vereinigung der Stände-Versammlungen von Schleswig und Holstein beizutragen. Ueberhaupt möchte die Ansicht des Proponenten, daß die Vereinigung der Stände der Herzogthümer von dem Standpunkte der Herzogthümer, so wie die Vereinigung der Stände des Königreichs von dem Standpunkte des Königreichs, zu betrachten sey, nicht ganz richtig seyn. Vielmehr muß Beides von dem Standpunkte des gesammten Staates betrachtet werden. Indessen würden wir die vorgeschlagene Vereinigung nicht widerrathen haben, wie wir überhaupt nicht anerkennen können, daß die Vereinigung der Stände des Königreichs durch die Ansicht bedingt sey, welche sich hierüber in den Herzogthümern geltend machen möchte, wenn man nicht Grund hätte, zu hoffen, daß die Einwohner der Herzogthümer, wenn erst die separatistischen Agitationen zum Stillstande gebracht sind, zu der Erkenntniß kommen werden, die sich schon in einem nicht unbedeutenden Theil der Herzogthümer Eingang zu verschaffen gewußt hat, daß nämlich das Herzogthum Holstein in manchen wesentlichen Punkten, und namentlich durch sein Verhältniß zum Deutschen Bunde, von dem Herzogthum Schleswig ganz verschiedenen Bestimmungen unterworfen ist, und daß deshalb, weit entfernt, daß ähnliche Gründe für eine Vereinigung dieser beiden Versammlungen wie für die Vereinigung der Stände des Königreichs sprechen, wesentliche Gründe dawider reden. Hat diese Erkenntniß sich erst geltend zu machen gewußt, so wird die Vereinigung der Stände des Königreichs, welche unter den gegenwärtigen Umständen ein bedenkliches Mißvergnügen erwecken würde, sich unter ungleich glücklicheren Verhältnissen ausführen lassen. *)

Hat demnach das Comité aus diesen Gründen nicht geglaubt, im gegenwärtigen Augenblicke die Vereinigung der Stände des Königreichs anrathen zu dürfen, so muß es dagegen den zweiten Vorschlag des Proponenten wegen Organisation eines Finanz-Comité, bestehend aus Delegirten der verschiedenen Ständeversammlungen des Reiches, auf das kräftigste empfehlen. Indem nun das Comité der Motivirung des Proponenten, diesen Punkt des Vorschlages betreffend, im Wesentlichen beitritt, will es sich darauf beschränken, in aller Kürze die Hauptmomente anzusehen, im Uebrigen aber auf den Vorschlag des Proponenten verweisen.

Daß eine genauere Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen des Reiches im wesentlichen Grade wird befördert werden, wenn Delegirte sämmtlicher Ständeversammlungen des Reiches in eine regelmäßige und wiederholte Berührung mit einander gebracht werden, um gemeinsame Angelegenheiten zu erwägen, darüber wird Keiner Zweifel hegen. Es war dieser Gedanke, welcher der beabsichtigten Veranstaltung ständischer Comité's zum Grunde lag; da aber die Regierung geglaubt hat, vornehmlich mit Rücksicht auf den Widerstand, den ein solches Verbindungsmittel in den Herzogthümern gefunden hat, diese Sache bis weiter auf sich beruhen lassen zu müssen, so scheint zur Zeit nichts wichtiger, als die Bewerkstelligung eines Vorschlages, wie der gegenwärtige, der nicht allein ein wirksames Verbindungsmittel seyn, sondern durch den zugleich die Entwickelung der Stände-Institution gefördert und endlich ein wesentliches Hinderniß einer volksthümlichen Einwirkung auf die finanziellen Angelegenheiten hinweggeräumt werden wird. Das Comité hegt nämlich fortwährend die Ueberzeugung, daß die Vorlegung des Budgets, so wie der Rechnungen, entweder an die einzelnen Provinzialstände des Reiches, oder an ein von diesen delegirtes gemeinschaftliches Comité zum Bedenken, ehe sie von Sr. Majestät sanctionirt werden, von gleicher Wichtigkeit für den König ist, wie für das Volk, von gleich eingreifendem Einflusse auf die bestmögliche Verwaltung des Finanzwesens des Reiches selber, als auf die Bedeutung der ganzen Stände-Institution. Deshalb haben auch sämmtliche Stände unablässig gestrebt, den volksthümlichen Einfluß auf das Finanzwesen des Reiches geltend zu machen, und namentlich trugen beide Versammlungen des Königreichs im Jahre 1840 darauf an: „daß den Ständen eine Mitwirkung bei der Abfassung des allgemeinen Staatsbudgets und der damit verbundenen Beurtheilung der früher abgelegten Staatsrechnungen eingeräumt werden möge, ehe die dahin gehörenden, für das Staatsleben wichtigsten Bestimmungen durch allerhöchste Resolution ihre endliche Erledigung fänden", und entwickelte auch, wie es in der Natur der Verhältnisse liege und durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigt werde, daß keine Stände-Institution wahres Interesse und Bedeutung behalten könne, wenn ihr nicht ein dauernder Einfluß auf das Finanzwesen, dessen glückliche Lage die wichtigste Bedingung des Wohlseyns des ganzen Staates sey, eingeräumt werde.

So wie die Organisation des hier vorgeschlagenen Finanz-Comité eine zweckmäßige Entwickelung der Stände-Institution seyn und den Repräsentanten des Volkes die Einwirkung auf das Finanzwesen des Reiches geben wird, die man jetzt vermißt, so kann sie auch ein außerordentlich wichtiges Verbindungsmittel zwischen den verschiedenen Landestheilen werden und wesentlich dazu beitragen, die Ansichten zu vereinigen, welche sich jetzt mit so vieler Schärfe gegen einander aussprechen. Es sind nämlich größtentheils finanzielle Fragen, die die Herzogthümer vom Königreiche entfernen; diese werden aber ihre natürlichste Lösung finden, wenn sie durch ein solches, aus Deputirten der verschiedenen Ständeversammlungen zusammengesetztes volksthümliches Organ behandelt werden. Die stets wiederkehrende Prägravationsfrage wird durch dieses Finanz-Comité nach einer sorgfältigen Erwägung aller zu ihrer Beantwortung gehörigen Data ihre endliche Erledigung finden können und so die Spannung und gegenseitige Unzufriedenheit, welche darin ihren Ursprung haben, zum Aufhören gebracht werden. Die für den ganzen Staat so wichtigen Fragen, welche damit in der genauesten Verbindung stehen, nämlich die Einführung eines vollkommen freien Verkehrs zwischen Dänemark und den Herzogthümern, die Aufhebung der Consumtionssteuer im Königreiche, die Ablösung der Kopfsteuer in den Herzogthümern gegen Einführung einer anderen passenden Abgabe, die zum Theil wohl dadurch bedingte totale Abschaffung der Zahlen-Lotterie, und so viele andere wichtige finanzielle Aufgaben, werden dann in Friedlichkeit eine wünschenswerthe Lösung finden. Aus diesen Gründen glaubt das Comité den Antrag des Proponenten dahin ausdehnen zu müssen, daß selbiger auch die Vorlegung anderer wichtiger gemeinschaftlicher Angelegenheiten zur Behandlung im Finanz-Comité begreife. Durch die Aufklärungen, welche von der Regierung den von den verschiedenen Landestheilen delegirten Ständemitgliedern würden mitgetheilt werden, durch die Verhandlungen, welche unter diesen stattfinden, und die Resultate, welche aus selbigen hervorgehen würden, würden die Unterthanen in den verschiedenen Landestheilen in den Stand gesetzt werden, vollständiger die finanziellen Verhältnisse und die Stellung jedes einzelnen Staatstheiles zum Ganzen zu überschauen, um sich so eine selbständige Meinung über den Grund oder Ungrund der Beschwerden, über gegenseitige Ueberlastung und Uebervortheilung zu bilden, über welche man jetzt, bei dem Mangel hinreichender Sachkenntniß, unmöglich eine sichere Meinung hegen kann.

In Uebereinstimmung mit allem Vorangeführten erlaubt sich das Comité daher, der Versammlung vorzuschlagen, daß sie allerunterthänigst bei Sr. Majestät darauf antragen wolle:

*) Wir verweisen hier auf die von allen schleswigschen und holsteinischen Stände-Versammlungen fast einstimmig beschlossenen Petitionen um die Vereinigung der beiden Ständeversammlungen der Herzogthümer; wie es denn auch historische Thatsache ist, daß seit der zweiten Hälfte des 15ten bis zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Stände der Herzogthümer Ein Korpus gebildet haben.

1) daß Se. Majestät der König auf eine feierliche Weise zur Kenntniß der Unterthanen bringen wolle, daß die dänische Monarchie, das Königreich Dänemark, die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, ungetheilt nach den Bestimmungen des Königsgesetzes über die Erbfolge vererbt werde, und daß Allerhöchstdieselben die nöthigen Veranstaltungen würden zu treffen wissen, um für die Zukunft jedes Unternehmen von Seiten der Unterthanen zu hemmen, welches darauf ausgeht, diese Verbindung zu lösen;

2) daß gleichfalls ein Gesetzentwurf, dahin gehend, daß ein zweijähriges Finanz-Budget einem auf die von der Stände-Versammlung der Inselstifte im Jahre 1842 vorgeschlagene Weise aus Delegirten der verschiedenen Stände-Versammlungen des Reiches zusammengesetzten Finanz-Comité zum Bedenken vorgelegt werde, welches zugleich die früher abgelegten Staatsrechnungen zu prüfen und über andere wichtige gemeinschaftliche finanzielle Angelegenheiten sein Bedenken abzugeben habe, ausgearbeitet und der Erwägung sämmtlicher Versammlungen so zeitig unterworfen werde, daß diese neue Institution spätestens mit dem nächsten Serennium ihren Anfang nehmen könne.

Frankreich.

Vitalität der Blutkörperchen.

Mit jedem Schritte, den die Wissenschaft weiter vordringt, erweitert sich auch das Gebiet des Lebens vor ihren Blicken, und wo früher nur todte, neben einander geschichtete Massen zu lagern schienen, da entfalten sich unter den Augen des Forschers immer mehr Myriaden von lebendig mit einander wirkenden Wesen — der passive, stumpfe Gehorsam des Anorganischen verschwindet, um das lebendige Walten selbständiger, aber wiederum durch ihre Existenz einer höheren Existenz dienender Organismen erkennen zu lassen. Nicht allein, daß ganze Länderstrecken, Küsten, Gebirge u. s. w. sich als Massen des aufgehäuften kleinsten Lebens erwiesen haben, so drängt dieses selbständige tausendfältige Leben sich auch in die Gränzen des schon vorhandenen individuellen Lebens, als Theilleben in das des Ganzen ein, und zwar nicht blos so, wie z. B. Eingeweidewürmer und andere Parasiten, um dasselbe zu zerstören oder auf dessen Kosten sein Daseyn zu fristen, nein, auch um durch ihr kleineres, partielles Leben zugleich das größerere Ganze kostituiren zu helfen. Ganz abgesehen von den zahlreichen Beispiten, die uns hierfür im Gebiete der niederen Thierwelt, namentlich in der Klasse der Polypen, geboten werden, so hat auch in den höchsten Thierregionen das konstante Vorkommen der sogenannten Spermatozoën (oder Samenthierchen) bereits die allgemein bekannte Thatsache geliefert, daß zu dem gesunden thierischen und menschlichen Organismus integrirende, selbständig belebte Theile gehören, die zwar ihr Leben nur aus dem des ganzen Körpers schöpfen und erhalten, aber doch auch außerhalb desselben noch mehr oder weniger kurze Zeit fortzusetzen und durch selbständige Bewegung und Formveränderung kundzugeben im Stande sind. Merkwürdig, aber durch diese Wahrnehmungen vorbereitet ist nun eine neuerdings vom französischen Chemiker Dumas aufgestellte Behauptung, nach welcher auch die Blutkügelchen (die runden Körperchen, welche die Flüssigkeit des Bluts erfüllen und ihm seine Farbe geben), eine Art selbständigen Lebens besitzen sollen, das sich auch noch eine Zeit lang über ihre Trennung vom Organismus hinaus erstrecke; weil sie nämlich, nach seinen Experimenten, unter dem Zustrome der Luft noch eine geraume Zeit die Form und rothe Farbe behalten, welche sie während ihres Kreislaufes im lebenden Thiere haben, nach Entziehung der Luft aber, nach Dumas' Ausdruck, ersticken, nämlich violett werden und zusammenfallen, so daß sie alsdann erst das Filtrum passiren ꝛc. Indem wir hier den Antheil unerörtert lassen, den andere Beobachtungen, namentlich die Entdeckungen unseres C. H. Schulz in Betreff der vitalen Thätigkeit der Blutbläschen innerhalb des Organismus, ihrer Zähigkeit Gase aufzusaugen und wieder auszuhauchen u. s. w., an diesen Gedanken Dumas' haben, bemerken wir indeß, daß obige Beobachtungen über die Fortdauer der vitalen Erscheinungen der Blutkörperchen nach ihrem Scheiden aus dem Körper, doch noch lange nicht genügend erscheinen, um eine selbständige Vitalität für dieselbe in Anspruch zu nehmen, da diese Erscheinungen auch blos in der künstlichen Verzögerung ihrer Zersetzung beruhen können, die auch in allen übrigen Theilen des Organismus unter Umständen bis auf einen gewissen Punkt stattfinden kann.

Mannigfaltiges.

— Das Reislaufen in der Schweiz. Ein sehr achtbarer Leser unseres Blattes in der Schweiz, der sich gegenwärtig in Bonn befindet, beklagt sich in einem an uns gerichteten Schreiben über das harte Urtheil, das in Nr. 103 des Magazins über seine Landsleute bei Gelegenheit der Erwähnung der im Dienste des Kirchenstaats und Neapels stehenden Schweizer ausgesprochen ist. Wir bedauern das Mißverständniß des geehrten Korrespondenten, denn es ist nicht im entferntesten unsere Absicht gewesen, das schweizer Nationalgefühl zu verletzen, als wir diejenigen „entarteten Nachkommen Winkelried's" nannten, die, statt dem eigenen Vaterlande zu dienen, ihren Arm an fremde Regierungen verkaufen, zu denen sie in keinem anderen Verhältnisse als dem des Soldes stehen. *) Wir theilen ganz die Ansicht unseres Korrespondenten, daß die große Mehrzahl aller Schweizer selbst, die sehr wohl erkennen, wie verderblich jene Gewohnheit auf das Vaterland zurückwirke, erfreut seyn würde, wenn das Reislaufen durch ein Bundesgesetz aufgehoben würde, aber gerade damit ein solches Bundesgesetz zu Stande komme, ist es vielleicht gut, daß sich das Ausland so bitter darüber ausspreche, wie wir es gethan. Unser geehrter Korrespondent weiß ja besser noch als wir, an welchen Grundübeln die Tagsatzung leidet, bei der die kleinen, noch im Mittelalter fußenden Kantönli eben so viele Stimmen besitzen, als die großen, volkreichen und intelligenten Stände, und daß es einer etwas groben oder doch mindestens derben Art des Ausdruckes bedarf, wenn man sich bei Jenen Eingang verschaffen will. Gern wollen wir übrigens auch noch erwähnen, was unser Herr Korrespondent — nicht zur Rechtfertigung, denn eine solche hält er selbst für unstatthaft — doch zu einiger Entschuldigung des Reislaufens anführt. Er sagt nämlich, 1) es habe sich dasselbe in der Schweiz länger erhalten, als in Deutschland, wo es bis zum Westfälischen Frieden ebenfalls Sitte gewesen, weil die Schweiz kein stehendes Heer besitzt und jedes Volk Elemente enthalte, die nur für den Soldatenstand taugen, in welchem sie sich gewissermaßen ablagern, wie denn auch die Fremden-Legion im Dienste der Franzosen in Algerien eine solche Ablagerungsstätte für jene Elemente des deutschen Volkes sey; 2) wäre der fremde Militairdienst für die Schweiz die einzige Kriegsschule; 3) endlich, was den „Janitscharen-Dienst" betreffe, den sie in Rom zu verrichten gehabt, so seyen die Schweizer bei ihren Capitulationen niemals auf etwas eingegangen, was die Ehre verletzen könne, und wenn ihnen ein solcher Dienst auferlegt worden, so sey es gegen den Inhalt der Capitulationen wie gegen ihre eigene Denkart geschehen. — So weit unser schweizer Korrespondent. Es soll uns freuen, wenn das Beispiel, das jetzt Papst Pius IX. giebt, auch auf diejenigen Kantone, die dem Kirchenstaate bisher seine Söldner lieferten, Eindruck zu machen nicht verfehlt und ihnen eine bessere Meinung von ihrer eigenen Würde als selbständige Staaten beibringt.

— Die neuen Parks in Manchester. Während sich in Berlin das Streben immer mehr kund giebt, die weiten leeren Räume, die es bisher innerhalb seiner Mauern barg, mit neuen Häusermassen auszufüllen, und man sogar damit umzugehen scheint, von den wenigen freien Plätzen, die sich noch im Mittelpunkte der Stadt befinden, einzelne, wie z. B. den Petriplatz, der öffentlichen Benutzung zu entziehen, hat man in England die sowohl aus gesundheitlichen als aus moralischen Rücksichten vorgeschriebene Nothwendigkeit begriffen, es den Bewohnern großer Städte möglich zu machen, in nicht zu weiter Entfernung von ihrem Wohnhause eine frischere Luft einzuathmen und sich an dem Anblick der Natur zu ergötzen. In London war dieses zum Theil schon längst durch die vielen Squares erreicht, denen man aber in jüngster Zeit einen ganz neuen sehr geräumigen Park hinzugefügt hat, der den Namen Victoria führt und der Bevölkerung der nördlichen Distrikte dieser Riesenstadt dieselben Dienste leisten soll, die der St. James'-, Regent's- und Hyde-Park den begünstigten Einwohnern des aristokratischen West-End gewähren. Auch in der räucherigen Fabrikstadt Manchester hat die öffentliche Meinung sich dieses Gegenstandes mit Eifer bemächtigt, und im Laufe des Jahres 1845 wurde eine Summe von 24,000 Pfd. Sterl. (über 150,000 Thlr.) auf den Ankauf mehrerer in der Nähe gelegenen Strecken Landes verwendet, die man jetzt in schöne Garten-Anlagen umzuwandeln beschäftigt ist. Es werden daraus drei Parks gebildet, die resp. eine, zwei und anderthalb englische Meilen vom Mittelpunkte der Stadt (der Börse) liegen und wovon jeder 20—32 Acres Land **) in sich schließt. Der erste, „Peel-Park" genannt, zu welchem der damalige Premierminister 1000 Pfd. aus seinen Privatmitteln beisteuerte, besitzt einige hübsche Parterres mit exotischen Pflanzen, einen zum Scheibenschießen bestimmten Raum, eine breite Allee für Equipagen und ein „Gymnasium" oder einen Turnplatz. Weniger elegant ist der „Philips-Park" eingerichtet, der seinen Namen von dem vieljährigen Parlamentsmitgliede für Manchester, Herrn Mark Philips, hat und in der Nähe eines von der ärmsten Volksklasse bewohnten Stadttheils liegt, aber auch hier fehlt es nicht an Kegelbahnen, Spielplätzen und dergleichen, wo sich die durch jahrelanges Sitzen in den Fabrik-Werkstätten verkrüppelten Arbeiter eine heilsame Bewegung machen können. Der „Königin-Park" verspricht hingegen ein Sammelplatz für den fashionablen Theil der Bevölkerung zu werden und ist mit herrlichen Gruppen schöner hoher Bäume, terrassenförmigen Rosengängen und einem kleinen, spiegelhellen See ausgestattet, in dessen Busen zwei weidenbeschattete Miniatur-Inselchen ruhen. Binnen kurzem hofft man sämmtliche Anlagen so weit zu vollenden, um sie dem Publikum öffnen zu können, und die ersprießliche Wirkung, die ihre Benutzung auf die Gesundheit und das Wohlergehen aller Stände, besonders aber der untersten, äußern muß, wird ohne Zweifel die auf deren Herstellung verwendeten Kosten reichlich aufwiegen.

*) Der Dienst der Neuchateller bei den Garde-Schützen in Berlin hat natürlich mit dem Reislaufen nichts gemein, denn die Neuchateller dienen ihrem eigenen Fürsten, dem sie Treue und Gehorsam schuldig sind.

**) 1 engl. Acre = 1,2440 preuß. Morgen.

Berichtigung. Im vorletzten Blatte, Art. Mannigfaltiges, ist durch einen Druckfehler die von Heminge und Condell veranstaltete Folio-Ausgabe von Shakespeare's Dramen mit der Jahreszahl 1623 bezeichnet; es muß natürlich 1623 heißen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von der Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 109. Berlin, Donnerstag den 10. September 1846.

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

Vierter Artikel. *)

Wir haben nunmehr den Antrag des Justizraths Ussing so wie den Bericht des Comités der Stände von Roeskilde in Bezug auf die zu erlassende königl. Declaration mitgetheilt, die seitdem unter der Form des „offenen Briefes" wirklich erfolgt ist. Man wird daraus ersehen haben, welches sowohl die Motive des letzteren als die Argumente und Maßregeln sind, mit denen man, den Anforderungen der Geschichte und des deutschen Volkes gegenüber, die einseitige Entscheidung, die man ausschließlich im dänischen Interesse getroffen, zu rechtfertigen und zu behaupten gedenkt. Zur vollständigen Kenntniß des jenseitigen Terrains wird es jedoch gut seyn, auch noch die Ansichten und Aeußerungen einzelner Wortführer in der Ständeversammlung der Inselstifte zu vergleichen, von welcher Versammlung man in Dänemark voraussetzt, daß sie die politische Bildung und die Intelligenz des Landes repräsentire, während man den jütländischen Ständen (in Viborg) mehr das Element der nationalen Derbheit und der naturwüchsigen Volkskraft vindizirt.

Schon aus dem mit dem Comité-Berichte verbundenen Separat-Votum des Höchstengerichts-Advokaten Orla Lehmann, der in der Ständeversammlung der Inselstifte an der Spitze der liberalen Opposition steht, wird man ersehen haben, daß diese der ministeriellen oder, wie sie in Dänemark von jeher bezeichnet wird, der aristokratischen Partei in strenger Anwendung des Königs-Gesetzes (Kongs-Lov) auch auf die deutschen Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nicht allein nichts nachgiebt, sondern sie sogar, was die Antipathieen gegen das deutsche Volksthum in den Herzogthümern betrifft, noch bei weitem überbietet. Herr Orla Lehmann ging so weit, das Andenken eines in ganz Dänemark geachteten Ehrenmannes, des Grafen Joachim Bernstorff, zu verunglimpfen, weil er ein Deutscher von Geburt war und weil er angeblich als solcher es absichtlich versäumt hatte, in dem Patent, durch welches der König von Dänemark im J. 1806 nach Auflösung des deutschen Reiches die Union Holsteins mit dem Königreich ausgesprochen, auch die Anwendung der dänischen Erbfolge-Ordnung ausdrücklich zu erklären. Dies ist freilich hier eben so wenig als später (1816) bei der Besitznahme von Lauenburg geschehen, dessen besondere Verfassung vom Könige von Dänemark vielmehr ohne Vorbehalt bestätigt wurde. Ja, wenn damals irgend ein dänischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ansprüche dieser Art erhoben hätte, so würde er damit wahrscheinlich von Oesterreich und Preußen eben so einmüthig zurückgewiesen worden seyn, wie jetzt vom Deutschen Bunde. Nicht also die Personen der Minister sollte er darum verdächtigen, wie es Herr Orla Lehmann auch in Bezug auf den jetzigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den deutsch geborenen Grafen von Reventlow-Criminil, thut, sondern lediglich die Macht der deutschen Verhältnisse sollte er, der Nordische Patriot, beklagen, die es nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten zugeben will, daß sich fremde Nationalitäten auf Kosten der deutschen bereichern.

Bezeichnend in Bezug auf das Verhältniß der skandinavischen und der deutschen Nationalität in Schleswig-Holstein ist besonders ein Vortrag des Präsidenten der Roeskilder Ständeversammlung, Professors Clausen, der mit beredtem, aber an die Weissagungen der Kassandra erinnerndem Tone Unheil für das Reich Dänemark verkündete, wenn nicht den deutschen Bestrebungen in den Herzogthümern ernstlich Einhalt gethan werde. Unter Anderem sagte er:

„Wenn bisher in den dänischen Ständeversammlungen Besorgnisse über die Fortschritte der schleswig-holsteinischen Tendenzen geäußert sind — theils dadurch, daß die Elemente in Schleswig, welche naturgemäß das schleswigsche Volk an das Königreich knüpfen, nicht gehörig gepflegt worden, theils dadurch, daß verschiedene Veranstaltungen getroffen sind, die naturgemäß dazu dienen, das dänisch-deutsche Herzogthum immer genauer an das rein deutsche Herzogthum und durch dieses an den Deutschen Bund zu knüpfen — so hat der hochgeachtete Königl. Kommissarius die beruhigende Erklärung gegeben, „„daß die Regierung gegen jede Tendenz, die Verbindung zwischen dem Königreiche und den Herzogthümern zu lösen, und namentlich gegen jede fernere Vereinigung von Schleswig und Holstein, mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit den kräftigsten Widerstand geleistet hat."" Ich glaube nun nicht, daß Viele sich durch diese Erklärung beruhigt gefunden haben; ich glaube, daß Jeder, der mit aufmerksamem Blicke die Verhältnisse betrachtet, es hat erkennen müssen, daß es ein fruchtloses und unnatürliches Bestreben ist, einen Zustand, wie den gegenwärtigen, zu mehr als einer schwebenden Uebergangsperiode zu machen, während der Knoten immer straffer angezogen wird. Ich weiß auch nicht, ob Viele es gewagt haben, der Regierung die Willensfestigkeit, die thatkräftige Energie zuzutrauen, welche unleugbar dazu gehört, jene Behauptungen zurückzuweisen, die stets mit immer stärkeren Worten, immer anspruchsvoller und in anmaßenderem Tone wiederkehren: „„wegen der verfassungsmäßigen, in den bestehenden anerkannten Landesrechten begründeten Einheit beider Herzogthümer."" Und wenn von der Einen Ständeversammlung darüber Aeußerungen zu uns schallen: „„von Schleswig und Dänemark, wie verschiedenen Staaten, eben so wie England und Hannover, Schweden und Norwegen, Schleswig und Holstein aber wie ein unzertrennliches Staatsganze""; — von „„der Verfassung der Herzogthümer, als gemeinschaftlich in Folge unabweislicher Naturnothwendigkeit""; von „„deutschem Grundgesetze, als dem deutschen Volke in Schleswig zukommend""; von „„Schleswig-Holsteins öffentlichem Rechte, in der deutschen Bundesakte enthalten"", während in der anderen entwickelt wird, wie die Gründe für die Vereinigung der Stände der Herzogthümer früher theils von der administrativen Zweckmäßigkeit, theils von der organischen Entwickelung der Herzogthümer hergenommen waren, daß aber die Frage jetzt „„in ein neues Stadium"" eingetreten sey, wonach die gedachte Vereinigung sich als der „„Weg zur Ausgleichung aller Differenzen mit den Dänen"" zeigen soll; wenn der Repräsentant der Regierung bei Aeußerungen, wie die angeführten, entweder Schweigen beobachtet, oder ausweichende Antworten giebt, wie: daß „„der Zeitpunkt noch nicht günstig sey"", oder „„daß es nicht einmal recht wünschenswerth für die Herzogthümer sey"", oder „„daß er sich nicht im Stande sehe, für die Erfüllung des Antrages zu bürgen"", so hat man wohl schwankend und zweifelhaft werden müssen, was eigentlich die Meinung und Absicht der Regierung über einen Punkt, wie dieser, sey, der Gegenstand des ernstesten Nachdenkens eines jeden Bürgers seyn muß, welcher nicht blos für sich, sondern für sein Vaterland lebt, nicht blos in dessen Gegenwart lebt, sondern auch den Gedanken in dessen Zukunft hinausrichtet.

„Unter solchen Verhältnissen hat es mir nicht anders als schwer aufs Herz fallen können, wenn der hochgeachtete Königl. Kommissarius in einer früheren Sitzung in diesem Saale geäußert hat: „„die wichtigste Bedenklichkeit wider die Vereinigung der dänischen Stände ist die, daß eine solche Veranstaltung einen hohen Grad von Unzufriedenheit in den Herzogthümern erwecken würde, wenn nicht auch die Stände dieser vereinigt werden könnten, welches, so lange von einer verschiedenen Erbfolge die Rede seyn könnte, viel wider sich haben würde; wenn diese Bedenklichkeit hinfällig werden sollte, würde wenigstens geringere Schwierigkeit bei einer Vereinigung der dänischen Stände seyn.""

„Dies ist nicht völlig dasselbe, was in der gegenwärtigen holsteinischen Ständeversammlung von dem Proponenten, der den letzten und dringendsten Antrag auf Vereinigung der schleswigschen und holsteinischen Stände vorgebracht hat, geäußert worden: „„daß die Vereinigung der beiden Stände in Dänemark geschehen kann, sobald die herzogthümlichen Ständeversammlungen vereinigt werden"", aber es kommt doch diesem Satze sehr nahe, und derselbe Deputirte hat auch weitläuftig argumentirt, größtentheils aus Aeußerungen des Königl. Kommissarius in Viborg, wie „„eine Vereinigung beider Ständeversammlungen der Herzogthümer von der Regierung selbst zweckmäßig erachtet werde.""

„Sollten nun die angeführten Worte des Königl. Kommissarius als eine Andeutung der Politik angesehen werden können, welche die Regierung in Betreff dieser Frage zu befolgen denkt, so ist der gegenwärtige Moment ohne Zweifel von höchster Wichtigkeit. Denn eine Vereinigung der Stände von Schleswig und Holstein dürfte in der Geschichte Dänemarks ein eben so schicksalschwangerer Schritt seyn, wie es sich gezeigt hat, daß seiner Zeit die Absonderung Schleswigs gewesen ist, und für jeden Vaterlandsfreund ist die ernsteste Aufforderung vorhanden, es sich klar zu machen, welche Zukunft sich aller Wahrscheinlichkeit nach für das Vaterland entwickeln wird, wenn ein solcher Schritt vorgenommen werden sollte. Gegen die Einwendung, daß Dänemarks Wohl nicht die Norm für die Verhältnisse der Herzogthümer abgegen könne, glaube ich mich hinlänglich zu schützen, wenn ich daran erinnere, daß die freie Entwickelung alles dessen, was für Schleswig eigenthümlich und

*) Vgl. Nr. 104, 105 u. 107 des Magazins.

selbständig ist, keineswegs durch die Vereinigung mit Holstein bedingt wird; und noch mehr leuchtet es ein, daß besondere Verhältnisse Holsteins, als eines rein deutschen Landes und Bundesstaates, weit besser werden entwickelt werden, wenn es nicht mit der Beifügung eines Landes mit gemischter Nationalität und vielen besonderen Interessen und Institutionen beschwert wird. Darauf will ich mich aber nicht weiter einlassen, sondern mich auf das beschränken, wozu die Aufforderung für eine dänische Ständeversammlung am nächsten liegt: auf die Betrachtung der Folgen für das dänische Vaterland.

„Sehe ich zuerst auf die nationalen Verhältnisse, so hat das Dänischthum sein Vorland in Schleswig. Und wie wenig man auch die Wichtigkeit dieses Vorlandes erkannt zu haben scheint, wie weit man auch davon entfernt ist, durch die That irgend ein Interesse an den Tag zu legen, das dänische Element in diesem Lande zu bewahren und zu stärken, wie sehr auch — als Folge keineswegs der Verhältnisse allein, sondern aus Mangel an Interesse oder an Kraft, diesen Verhältnissen entgegenzuarbeiten — das Dänische mehr und mehr von dem Deutschen zurückgedrängt ist, so ist doch noch eine echt dänische, eine echt Nordische Nationalität in Schleswig erhalten. Es ist in diesem Saale skeptisch über diesen Geist gesprochen, und man hat sich dabei auf persönliche Kenntnisse des nordschleswigschen Volkes berufen. Ich glaube auch einige Kenntnisse zu haben, und ich darf mit Beziehung auf diese Kenntnisse bezeugen, daß der nationale Geist in Nordschleswig so gesund und kräftig ist, daß ich wünschen könnte, dieser Geist möchte in allen Theilen des eigentlichen Dänemarks herrschen; es ist ein Geist, der noch beständig gegen Norden strebt, noch beständig sich an Dänemark anschließt, und sich nach äußerster Zähigkeit und Vermögen gegen das Eindringen des Deutschthums wehrt. Aber eine Vereinigung von Schleswig und Holstein würde dasselbe seyn, wie ein Verdeutschen Schleswigs, ein Schleifen des Dänemarks, das noch in nationaler Hinsicht besteht; die deutsche Nationalität würde dadurch eine Consolidation erhalten, wie niemals früher, und sich mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts wälzen.*) Ich muß bitten, wohl zu bemerken, daß hier weder von Jahren noch von Jahrzehenden, sondern von einer ferner liegenden Zukunft die Rede ist; und werfe ich den Blick in diese hinaus, so glaube ich, — daß wenn Schleswig wirklich dem Deutschthum preisgegeben werden sollte, — daß die Prophezeiung, die so oft mit Wohlbehagen von deutscher Seite wiederholt wird, nicht ohne Wahrheit sey, daß die Zeit kommen wird, da die ganze dänische Halbinsel kaum die Spur einer verschwundenen dänischen Nationalität aufzuweisen haben wird, wie es jetzt mit Angeln der Fall ist. Ich weiß nun nicht, ob Jemand vielleicht sagen oder meinen wird, daß dieses so wichtig nicht sey, wenn nur der Staat in seiner Ganzheit beisammen gehalten werde. Ich darf es nicht für unmöglich ansehen, hier und dort eine solche Antwort von dänischen Männern zu erhalten; denn — wir sollen es uns selbst nicht verbergen — ein Nationalgeist, wie er in Schweden und Norwegen, in England und Frankreich gefunden wird, ein Geist, der dem Kinde eingeimpft, in den Jahren der Jugend genährt wird, der den Höchsten wie den Niedrigsten durchdringt und den Mann stolz macht auf sein Vaterland, auf die Geschichte seines Vaterlandes, auf die Sprache seines Vaterlandes — ein solcher Geist findet sich nicht — wenigstens noch nicht in Dänemark. Aber ich für meinen Theil finde, daß jedes Gefühl in meinem Innern, durch welches ich an das Land meiner Väter geknüpft bin, gegen diesen Gedanken sich empört; — es ist ein Gedanke, so kalt und leer und trostlos, wie der Gedanke an ein fortgesetztes Daseyn, wo das persönliche Leben, das Leben des Individuums erloschen ist, — und es scheint mir, daß man sich keinen Augenblick bedenken könnte, daß die Gränzen der dänischen Monarchie lieber auf die Lande eingeschränkt werden möchten, wo dänische Sprache, dänische Sitten und Gebräuche ihre Heimat haben und behalten, als daß deren Integrität von Skagen bis zur Elbe mit dem allmäligen Untergange der Nationalität und der Muttersprache erkauft werden sollte.

„Aber ich will ganz von dem nationalen Interesse absehen; ich will es unentschieden stehen lassen, ob Dänischthum und dänische Sprache durch die erwähnte Veranstaltung in Gefahr gesetzt werden, will es als etwas Gleichgültiges dahingestellt seyn lassen, ob ein langsames Hinsiechen und Hinsterben unserer Nationalität die Wirkung davon seyn sollte, und die Sache allein von der politischen Seite betrachten. Die Vereinigung der schleswigschen und der holsteinischen Ständeversammlung würde der große, der entscheidende Schritt zu einer immer vollkommneren Gleichmachung beider Herzogthümer seyn. Daß Schleswig, wenn erst das dänische Element dort ausgerottet oder unterdrückt wäre, früher oder später in den Deutschen Bund einverleibt werden würde, wird wohl, glaube ich, Niemand in Zweifel ziehen; und dann wird der vollkommenen Zusammenschmelzung nichts mehr im Wege stehen. So würden unsere Nachkommen, als politische Frucht dieser Operation, einen aus zwei ungefähr gleich großen Staatstheilen zusammengesetzten Staat, jeden mit seiner Nationalität und seinen nationalen Sympathieen, jeden mit seinen politischen Interessen und Verpflichtungen haben. Wo eine solche Zusammensetzung gegeben ist, da wird das Unionsverhältniß sich unzweifelhaft von selbst als die natürliche Form bilden. Aber eine solche Union würde seinen natürlichen Feind in der verschiedenen Nationalität haben; denn es ist ein geistiges Naturgesetz, welches Stämme mit gemeinsamer Sprache und Nationalität dahin bringt, sich zu suchen und sich zu politischer Einheit an einander zu schließen; und je fester der Deutsche Bund sich zu organischer Einheit ausbildet, mit desto größerer Kraft werden die äußersten Theile gegen den gemeinschaftlichen Mittelpunkt hingezogen werden. So würde durch die Vereinigung der Stände ein Keim zur Trennung des deutschen Staatstheiles von dem dänischen gelegt seyn; und wie beklagenswerth dies auch seyn würde, so giebt es doch ein Loos, welches, scheint mir, ungleich beklagenswerther seyn würde; ich meine, wenn das Verhältniß, in welches der deutsche Staatstheil Dänemark zum Deutschen Bunde brächte, seinen Einfluß mehr und mehr geltend machte, Dänemark aus seiner natürlichen Stellung, als Glied der Nordischen Reiche, rückte, es tiefer und tiefer in die deutschen Bundesinteressen hineinzöge, bis zuletzt, direkt oder indirekt, Dänemark dem deutschen Staatskörper annektirt würde. Sollte es nun dahin kommen, so zweifle ich nicht, daß noch ein vaterländischgesinnter Geist bei Vielen übrig seyn würde, welche diese Katastrophe als eine tiefe Erniedrigung ansehen und Alles aufbieten würden, sie abzuwehren. Und wohin würde man sich dann werfen, um Hülfe zu suchen? Das ist nicht schwer zu beantworten, und ich will die Antwort von einem unserer edelsten Vaterlandsfreunde und einem unserer gründlichsten Historiker entnehmen, den diese Versammlung voriges Mal eine Zeit lang in ihrer Mitte hatte. „„Sollte es je — das sind Etatsrath Estrup's Worte — gelingen, das Herzogthum Schleswig aus seiner gegenwärtigen Verbindung mit dem Königreiche Dänemark loszureißen, so würde dem dänischen Volke nur übrig bleiben, sich noch inniger mit dem übrigen Skandinavien zu vereinigen, auf die Zeichen der Zeit zu achten, durch eigene rekomponirende Anstrengungen und Hülfe der Brudervölker die alte Reichsgränze zu gewinnen, und wieder das alte Dänemark zu errichten, zum Schirm für Staat und Volk, für altnordische Sprache und Nationalität.““ Wenn aber ein solcher Nothwehrstand zu einem ungeduldigen Streben, der ruhigen Entwickelung der Zeit vorzugreifen, zu einer Beschleunigung des Anschlusses an die Staaten, in welchen die dänische Nationalität Verwandte und natürliche Bundesgenossen findet, ausarten sollte, so würde alles Unheil und Gewaltsamkeit, die daraus entstehen könnten, nur eine einfache natürliche Wirkung der Politik seyn, die einen deutschen Staat in Dänemark geschaffen hätte; denn es giebt nur Ein wirkliches Mittel, nach außen gewandten unruhigen Plänen entgegenzuarbeiten, dem Volke und der Nationalität eine feste, wohlgesicherte Existenz zu bereiten, von wo aus man ohne Besorgniß und Furcht in die Zukunft hinaus blicken kann.

„Anders vermag ich mir die Folgen der Vereinigung Schleswigs und Holsteins für mein Vaterland nicht zu denken, und ich brauche deshalb nicht auszusprechen, wie durchaus ich mit dem Comité darin sympathisire, für eine fortdauernde Trennung der dänischen Stände zu stimmen, insofern die Vereinigung eine Vereinigung der Stände der Herzogthümer herbeiführen sollte. Ich habe die Züge dieses Bildes so dargestellt, wie sie vor mir stehen, mit dem Wunsche, daß die geehrten Mitglieder der Versammlung prüfen wollen, inwieweit sie darin etwas Willkürliches, Unwahres oder Uebertriebenes finden möchten. Wenn sie dagegen Wahrheit darin finden, so scheint mir alle Veranlassung für die Versammlung zu seyn, sich in Betreff dieser Lebensfrage bestimmter auszusprechen, als im Comité-Bericht geschehen ist; — nicht blos zu äußern, daß „sie nicht zur Vereinigung der Stände beitragen will", sondern sich dahin zu erklären, daß, so wie diese Vereinigung in der provinziellen Selbständigkeit, worauf Schleswig einen gültigen Anspruch hat, nicht begründet ist, und so wie wesentliche Gründe, mit Rücksicht auf Holsteins Verhältniß zum Deutschen Bunde, dawider sprechen, so auch vorauszusehen sey, daß sie im Laufe der Zeiten einen bedrohlichen und gefahrvollen Einfluß auf die dänische Nationalität und die politische Selbständigkeit des dänischen Staates ausüben werde."

*) Es ist hier unumwunden ausgesprochen, daß Schleswig nicht im eigenen, sondern im dänischen Interesse, der dänischen Nationalität als Vormauer dienen soll. Daß das Herzogthum Schleswig sich durchaus nicht berufen findet, die ihm zugedachte Stellung eines dänischen Vorlandes zu übernehmen, davon zeugten schon die auf Veranlassung der Uffingschen Proposition an die holsteinische Ständeversammlung gerichteten Adressen aus allen Landestheilen des deutschen Herzogthums; auch ist es bekannt genug, daß die sogenannte echt Nordische Nationalität in Nordschleswig nur in den Köpfen einzelner, von der dänischen Propaganda gewonnener Individuen spukt.

England.

Die Bibliothek des Britischen Museums.

(Fortsetzung.)

Die Verpflichtung der Herausgeber von Büchern, je ein Exemplar abzuliefern, rührt aus den Zeiten Karl's II. her.*) Anfangs mußten von jedem Werke 3 Exemplare geliefert werden, und zwar eines für die königl. Bibliothek, eines für die zu Cambridge und eines für die zu Oxford. Seit 1710 stieg die Verpflichtung auf 9 Exemplare, und zwar 3 für die genannten Institute, 4 für die schottischen Universitäten, 1 für das Sion College in London und 1 endlich für die Bibliothek der Advokaten-Fakultät zu Edinburg. Seit der Vereinigung Irlands mit Großbritannien muß auch ein Exemplar an das Trinity College und eines an King's Inns in Dublin geliefert werden, so

*) In Frankreich bestand das Gesetz schon unter Franz II., wo man zwei Exemplare, und zwar eingebundene, abzuliefern hatte. Das Gesetz hat seitdem Modificationen erlitten und nicht zum Nachtheil der Verleger. Bei der Zahl zwei ist man, wenn wir nicht irren, stehen geblieben. Bei uns ist das Gesetz noch sehr lang (seit 1824?) und sehr milde, denn nur ein einziges Exemplar wird in Anspruch genommen, welches der königlichen Bibliothek in Berlin zu Gute kömmt. Aber auch darüber murren manche Verleger und suchen, so lange es irgend geht, dem Institute das Buch vorzuenthalten. Wie uns Verleger erklärten, geschieht dies nicht aus Geiz mit dem Werthe des einen Exemplares, sondern weil der Absatz beim Publikum der Hauptstadt leidet, wenn dieses Publikum die Benutzung durch die so sehr zugängliche Bibliothek frei hat. Wir halten diese Angabe in vielen Fällen für richtig, und zwar nicht deshalb, weil das eine Exemplar etwa vielen Benutzern den Ankauf erspart, sondern weil Viele, sobald sie das Buch auf der Bibliothek kennen gelernt haben, es gewiß nicht mehr kaufen und benutzen.

daß jetzt jeder Verleger 11 Exemplare abliefern muß. Der Verleger hat sie an den Aufseher der Niederlagen der Stationers-Hall abzugeben, von deren Vorstand die respektiven Anstalten sie zugeschickt erhalten. Die Buchhändler übten List und Vorwände, dem, allerdings etwas drückenden, Gesetze zu entgehen, und noch heute weiß man die Verpflichtung zu umgehen, obgleich für das Museum ein besonderer Einforderer angestellt ist.

II. Gegenwärtiger Zustand.

In einem Briefe, den der Bibliotheks-Beamte J. Forshall im Auftrage der Kuratoren (Trustees) des British Museum an Herrn C. E. Trevelyan (im Schatzamte) gerichtet, ist eine Uebersicht dessen gegeben, was Panizzi in seinem ausführlichen Memoire über den gegenwärtigen Zustand und die Bedürfnisse seines Departements näher auseinandersetzt. Wir theilen das Wichtigste aus diesem Schreiben unseren Lesern mit und werden später auch auf bedeutende Punkte in der Abhandlung Panizzi's selbst zurückkommen:

„Die Bibliothek besteht aus ungefähr 300,000 Bänden, welche wahrscheinlich 500,000 Werke ergeben, wenn man jede besondere Schrift als ein Werk betrachtet. *) Verglichen mit den großen öffentlichen Bibliotheken des Festlandes, kommt sie denen von Wien, Berlin und Dresden nahe, aber sie steht an Zahl der Werke denen von Paris und München nach. In Hinsicht des Werthes der Werke ist es unmöglich, eine Meinung auszusprechen, die sich der Genauigkeit auch nur nähert; aber sie steht jedenfalls unter der Pariser.

Ein Blick auf das Memoire des Herrn Panizzi zeigt, wie lückenhaft das British Museum in der Sammlung theologischer Werke ist, sowohl in Ausgaben der heiligen Schrift, in hebräischer Sprache oder in anderen Sprachen, als in den Kirchenvätern vom sechsten Jahrhundert ab, in Gebetbüchern, Missalen und in den Schriften der protestantischen Reformatoren. Ja von den 25 Werken über allgemeine Kirchengeschichte, die im Katalog der Sion College-Bibliothek von 1726 verzeichnet sind, hat das British Museum nur 9. Ueber Römisches Recht und Geschichte der Jurisprudenz haben wir von den 69 Ausgaben und Werken, die jüngst bei einer kleinen Bücher-Auction in Erlangen vorkamen, nur 10. **) Viele Werke über das schottische Recht fehlen ganz. Von den 127 Werken über ökonomisches Recht, die Lipenius in seiner Bibliotheca juridica aufzählt, haben wir nur 7, und nur 4 von den 46 in der Bibliographie bei Camus, Lettres sur la profession d'Avocat, ed. Dupin, 1832. Auch in anderen Zweigen des Rechtes sind Lücken, und wir haben keine Sammlung von den Gesetzen mehrerer Länder, mit denen wir eng verbunden sind. Selbst die Gesetze, Verordnungen und Regierung-Akte für unsere Kolonieen fehlen mehr als zur Hälfte, und von den ländereichen Werken über den Staatshaushalt (political economy), welche in neuester Zeit auf dem Kontinente erschienen sind, haben wir sehr wenige. In den verschiedenen Zweigen der Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaft sind große Lücken. So z. B. fehlen die Werke der Anhänger und der Widersacher Kant's, und viele andere Metaphysiker der deutschen und französischen Schulen. Von den 249 Werken über Erziehung bei Kaiser haben wir nur 15, nur 35 mathematische Werke, die bei Rogg aufgeführt sind, und einige Schriften von Monge, Timenes, Carnet und selbst Biot und Prony fehlen ebenfalls. Von den ersten 12 Werken über Befestigungskunst, die bei v. Hoyer verzeichnet sind, ist kein einziges da. Von den 17 Werken in Folio und Quarto über Geschichte von Armeen und Militair-Corps, die bei Rumpf in seiner Militair-Biographie angeführt sind, haben wir nur 7, und von den 10 fehlenden gehören noch dazu vier englischen Autoren an. In Astronomie ist die Bibliothek vergleichungsweise zwar reich, indem sie viele seltene und schätzbare Schriften hat, aber mehrere auswärtige Journale und wissenschaftliche Jahrbücher fehlen entweder ganz oder die Reihe ist unvollständig, wie es sogar mit unserem Nautical Almanac der Fall ist. Die astronomischen Tafeln und Karten, von der königlichen Akademie zu Berlin herausgegeben, haben wir nicht, und eben so wenig die von Argelander, Hallerstein und Piazzi, welche verschiedentlich zu Helsingfors, Pekin und Palermo entworfen sind. In den schönen Wissenschaften und der Kunst haben wir zwar große Schätze, aber auch die Mängel sind sehr bedeutend. Der Ankauf vieler neuen Werke dieses Faches ist unerläßlich, um den wachsenden Geschmack des Publikums für dasselbe zu befriedigen. In dem ausgebreiteten Zweige der Geschichte sind wir zwar gut, aber nicht reichlich versehen (largely, but it cannot be said amply, supplied) und die Lücken sind sehr groß. Dasselbe gilt von Grammatik und Wörterbuch, von der Literatur verschiedener Länder mit Einschluß der englischen; von den Abhandlungen gelehrter Akademieen, sowohl einheimischer als fremder, und endlich von periodischen Schriften aller Art.

Es ist unnöthig, etwas diesen Auseinandersetzungen hinzuzufügen, und ich habe nur auf das, was oben angedeutet worden ist, hinzuweisen, nämlich daß die Trustees des British Museum ernstlich hoffen ***), daß die Regierung Ihrer Majestät es in ernste Ueberlegung ziehen wird, ob die Zeit jetzt nicht da ist, wo es in literarischer, politischer und ökonomischer Hinsicht wünschenswerth wäre, auf einen größeren Maßstab in der Ausgabe für die Ankäufe gedruckter Bücher einzugehen ....)"

Was nun die Höhe eines weiteren Geldbeistandes betrifft, so ist zu bemerken, daß in den zwei letzten Jahren jedesmal 4500 Pfd. bewilligt worden sind, ohne die besonderen Anweisungen für die Erwerbungen aus der Bibliothek des Herzogs von Sussex ꝛc. Die Summe von 5000 Pfd. jährlich würde allerdings ausreichen, um die neuen Erscheinungen regelmäßig anzuschaffen. Aber um die bedauernswerthen Lücken auszufüllen, halten die Trustees sich überzeugt, daß eine Summe von 10,000 Pfd. jährlich in den nächsten zehn Jahren nöthig ist..... Herr Forshall weist nun noch auf die Bemerkungen Panizzi's hin, daß für Binden und Ausbessern der Bücher die Ausgabe nun auch vergrößert werden muß, wenn nach Bewilligung der gedachten Summen die Ankäufe in erweitertem Umfange gemacht werden können, und er fordert demnach jährlich:

10,000 Pfd. für Anschaffung alter Bücher,
5,000 „ „ neue Erscheinungen,
2,500 „ „ Binden ꝛc.

Also 17,500 Pfd. Sterl., d. h. an 115,000 preuß. Thaler, jährlich soll der Etat des British Museum seyn! Der Etat der glänzendsten deutschen Bibliothek erreicht nicht den zehnten Theil dieser Summe, und doch müssen davon auch Handschriften bestritten werden und müssen davon die theuren englischen Bücher bezahlt werden **), während Panizzi bloß Druckwerke zu kaufen hat, englische Bücher als Pflicht-Exemplare geschenkt erhält, und wir glauben sogar französische durch ein neues internationales Uebereinkommen zwischen England und Frankreich. Man sage nun noch, wir sind ein gelehrtes Büchervolk und die Engländer ein Krämervolk!

In der Antwort des Schatzamtes auf den Brief Forshall's wird nicht blos das Verlangen der Trustees in allen einzelnen Theilen gutgeheißen, sondern man fordert sie noch auf, nur weiter zu begehren, wenn sie es für nöthig finden; die Lords des Schatzamtes würden immer gern bereit seyn, den Gegenstand mit den Trustees zu erwägen und Geld vom Parlamente zu fordern. What a nation! In Frankreich würde es keinem Trustee einfallen, solche Forderungen bei der Regierung einzureichen, und in einem anderen Lande würde man auf eine derartige Forderung den kühnen Forderer zur Verantwortung ziehen. Daß das Parlament dazu vor einigen Wochen eine große Summe votirt hat (ich glaube 45,000 Pfd., sage fünfundvierzigtausend Pfund Sterling), wird unseren Lesern aus den Zeitungen bekannt seyn. Wir setzen hierher die Schlußworte Panizzi's in seiner Denkschrift (S. 37), der, nachdem er die Bedürfnisse der Bibliothek nach allen Seiten aufgezählt hat, so spricht:

„Die Ausgaben, welche zur Erledigung des hier Vorgeschlagenen nöthig sind, das heißt, in wenig Jahren eine Bibliothek von 600,000—700,000 gedruckter Bücher aus allen Ländern und Sprachen herzustellen, die alle Mittel zur Belehrung in allen Zweigen des menschlichen Wissens bieten, diese passend einzutragen, aufzustellen und dem Publikum zugänglich zu machen, diese Ausgaben, sagen wir, sind gewiß groß, aber so ist auch die Nation, welche die Ausgaben zu tragen hat. Ein Vorschlag, in einem anderen Lande für verkehrt oder wenigstens ausschweifend gehalten, kann in diesem Lande als gemäßigt, ja als unerläßlich betrachtet werden." England, dir gehört das Meer und dir gehört das Land, und du hast beides durch tüchtige Gesinnung und geistige Großartigkeit verdient. Italiens Pracht an Kunst und Literatur liegt im Grabe, Spanien liegt im Grabe und macht einige Grimassen zur Auferstehung, Frankreich liegt erschöpft und blasirt am Boden und Deutschland, armes Deutschland, du kommst bei der Vertheilung der Welt, wie der träumende Dichter, immer zu spät! (Fortsetzung folgt.)

*) Allerdings sind oft 20 Abhandlungen verschiedenen Inhalts und von verschiedenen Verfassern in demselben Bande, dagegen besteht auch oft ein Werk aus 20—100 Bänden, und wir möchten obige Berechnung nicht unterschreiben.

**) Es war die Bibliothek v. Feuerbach.

***) earnestly hope. Wir haben diese Worte wie die folgende „ernste Ueberlegung" (grave deliberation) unterstrichen, um zu zeigen, welchen Ton der Beamte in England gegen den höchsten Vorgesetzten anstimmt. Es ist dort bei Anreden und Vorschlägen nur die Sache, die man vor Augen hat und über welche man seit Jahrhunderten die Formalitäten, die anderswo zur Amtswürde gehören, vergessen hat.

Frankreich.

Der Sohn Faust's.

„Le Fils de Faust", so lautet der Titel eines bis jetzt nur theilweise abgedruckten Drama's von Fortuné Guiran, dessen erste Abtheilung das Augustheft der Revue nouvelle gebracht hat. Gleich die erste Scene erinnert sehr an den Goethe'schen Faust, den Vater des unsrigen. Auch hier haben wir ein ärmliches Studirzimmer, auch hier sitzt ein Faust grübelnd an seinem vom matten Strahl der Studirlampe beleuchteten Pult, aber es ist nicht jener Faust, dessen Geist nur ein Ziel kannte, dessen Herz nur von einem Gefühl der Sehnsucht erfüllt wurde, dessen ganzes Seyn in eine einzige Frage aufging, in die Frage nach dem Warum und dem Wie der Existenz: es ist ein Faust, der eben ein Buch voll Poesieen beendet, in denen er, wie er sich selbst ausdrückt, Alles, was er gedacht und gefühlt, niedergelegt hat, und der sich freut, daß es fertig ist; es ist ein Faust, der mit großer Begeisterung, d. h. hier mit prächtigen Worten, über „den Drang seiner Gefühle" und über „die Trauer seines Herzens" reflektirt, weil er von seiner Geliebten getrennt ist. Fragen wir aber nach dem Gedankeninhalt dieser Begeisterung, fragen wir, welche Idee es ist, die seinen Geist in Bewegung setzt, so erhalten wir die trockene Antwort: Laßt euch doch mit der Versicherung genügen, daß Begeisterung und Bewegung vorhanden ist; was sie enthalte und wie sie sich entwickele; kurz ihre

*) Hier folgt ein großes Lob Panizzi's, der es verdiene, daß man ihm vertraue.

**) Auch werden im British Museum keine Bücher ausgeliehen, also weniger benutzt und weniger verloren.

objektive Wahrheit, danach forscht nicht; oder habt ihr denn vergessen, daß ihr mit einem französischen Faust zu thun habt? — Vielleicht aber ist der Leser doch begierig, zu wissen, wie sich der Dichter den Plan zu seinem Drama gedacht; und in der That ist diese Frage nach der inneren Oekonomie des Stücks hier die einzige erhebliche, während sie umgekehrt bei dem Goetheschen Faust von durchaus untergeordneter Bedeutung ist. Während in letzterem die größte Einfachheit herrscht, werden dort schon im Anfang die Fäden zu künftigen Intriguen geknüpft. Eben deshalb aber ist es schwer, den Plan in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen, weil uns erst ein kleiner Theil des Drama's vor Augen liegt. Doch wollen wir, da es interessant ist, zu beobachten, wie ein Franzose den Goetheschen Gedanken auffaßt und fortspinnt, wenigstens den Gang desselben, so weit es vorliegt, anzugeben versuchen. Gottfried — so heißt der Sohn Faust's — weiß nicht, daß er der Sprößling des berühmten Schwarzkünstlers ist. Magdalene, seine Großmutter, die er jedoch als solche auch nicht kennt, erzählt ihm nunmehr, daß sie vor siebzehn Jahren ein kleines Kind vor ihrer Thür gefunden habe, an dessen Arm ein Pergament befestigt gewesen, auf dem geschrieben stand, daß das Kind ein Sohn des Doktor Faust sey, den seine Mutter der Mutter Faust's anvertraue. Es ergiebt sich ferner, daß Faust's Großvater mütterlicher Seits gleichfalls ein Faust gewesen, und zwar derjenige, welchem die Erfindung der Buchdruckerkunst beigeschrieben wird. Nachdem Gottfried auf diese Weise seine Abstammung und das Schicksal seines Vaters, der nämlich vom Teufel geholt ist, erfahren hat, erzählt er seinerseits seiner Großmutter, daß er sich mit seiner Geliebten entzweit habe, in Folge dessen sie sich nun seit acht Tagen nicht gesehen; ein Thema, über welches er einen rührenden Kommentar macht. Während sie auf diese Weise ihre Geheimnisse austauschen, tritt (in der dritten Scene) der Jude Samuel Schande auf, der im Auftrage eines hohen Herrn dem armen Gottfried 200 Dukaten anbietet, wenn sich dieser entschließen sollte, ein für ein junges Mädchen bestimmtes Huldigungsgedicht von vier Versen zu verfertigen. Diese über die Gränzen der Wahrscheinlichkeit hinausgehende Großmuth wird jedoch von dem Edelmuth Gottfried's noch weit übertroffen; er schlägt die 200 Dukaten aus und macht das Gedicht umsonst! Wir vermuthen, daß Herr Gottfried einen dummen Streich gemacht hat, und zwar einen doppelten. Sicherlich ist die Huldgöttin des hohen Herrn — Gottfried's schmollende Geliebte. Welch trefflicher Knoten zu einer feinen Intrigue! Gottfried macht für einen Dritten Gedichte, die seiner eigenen Geliebten bestimmt sind. Diese erkennt seine Hand, denkt, das Gedicht sey von ihm, gewährt eine Zusammenkunft.... Oder aber Gottfried kommt wieder mit seiner Geliebten zusammen, sieht dort den Zettel, ist wüthend, fängt an zu toben.... Beides Möglichkeiten, die wohl eine tragische Katastrophe herbeiführen, besonders wenn Samuel Schande's Auftraggeber oder gar er selbst Niemand anders als Mephistopheles ist. Doch wir wollen nicht vorgreifen und mit Ruhe erwarten, ob wir uns in unseren Vermuthungen getäuscht haben.

Mannigfaltiges.

— Das Herzogthum Lauenburg. Dieses von Mecklenburg, Hannover, dem Gebiete der freien Stadt Hamburg, Holstein und dem Gebiete der freien Stadt Lübeck, also von lauter deutschen Staaten ringsum eingeschlossene deutsche Herzogthum, dessen Hauptstadt Ratzeburg sogar zum Theil dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz gehört, wird jetzt, nach Inhalt des „offenen Briefes" vom 8. Juli 1846, von einer dänischen Reunionskammer eben so als Dansk Ejendom in Anspruch genommen, wie einst die Reunions-Kammern Ludwig's XIV. einen großen Theil des Elsasses und selbst der Pfalz für „französisches Eigenthum" erklärten. Hannover und Preußen, die dieses Herzogthum zuletzt besessen, werden jedoch aus den Abtretungs-Akten nachzuweisen wissen, daß sie zwar ihr eigenes Souverainetätsrecht über dieses Land, niemals jedoch das unveräußerliche Recht desselben, ein integrirender Theil Deutschlands zu seyn und nach deutschen Gesetzen seinen männlichen Erbberechtigten heimzufallen, abgetreten haben.

Das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, welches in dem Titel des Königs von Dänemark nicht mehr als „Sachsen" bezeichnet wird, gehört eigentlich zu dem Erbe des noch in Anhalt regierenden Askanischen Fürstengeschlechts, dessen großer Ahn, Albrecht der Bär, eben so wie den größten Theil der Mark Brandenburg, auch den nördlichsten Theil von Sachsen den Slawen (Wenden und Polaben) entrissen hatte. In dem Lande der Polaben, unfern von den Wohnsitzen der Obotriten, erbaute Bernhard von Askanien, der Sohn Albrecht's des Bären, die Polabenburg, das jetzige Lauenburg. Merkwürdig genug wurde unmittelbar nach seiner Gründung, also zu Anfang des 13. Jahrhunderts, Lauenburg schon von den Dänen begehrt und erobert, aber die in Brandenburg und Anhalt herrschenden Askanier entrissen es ihnen wieder, und so blieb es, besonders nachdem Graf Adolph von Holstein den berühmten Sieg über die Dänen bei Bornhövede (1227) erfochten hatte, in dem Besitze des Herzogs Albrecht I. von Sachsen, eines Enkels Albrecht's des Bären, dessen Nachkommen sich hier zwar länger zu erhalten wußten, als in der Mark, doch haben die fortgesetzten Erbschaftstheilungen, die das askanische Fürstenhaus von jeher zersplitterten, auch dazu beigetragen, sein Erbe in Sachsen, dies- wie jenseits der Elbe, mit alleiniger Ausnahme der anhaltischen Allodien, in andere Hände zu bringen. Ueber 450 Jahre blühte inzwischen in Sachsen-Lauenburg der askanische Stamm, dessen letzter Sproß, Herzog Julius Franz, am 10. Sept. 1689 starb. Sofort erhoben sich nicht weniger als acht Erbschafts-Prätendenten, unter denen sich natürlich auch Anhalt befand, das, außer der gemeinsamen Abstammung der Fürsten in Lauenburg und in Anhalt von dem Askanier Bernhard I., welchen der Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachsen belehnt hatte, sich auch noch auf eine im J. 1678 abgeschlossene besondere Erbverbrüderung zwischen beiden Fürsten stützte. Aber Anhalt lag dem beanspruchten Erbe zu fern und war auch nicht einflußreich genug, um es mit seinen beiden mächtigsten, wiewohl minder berechtigten Mitbewerbern, dem Herzog zu Braunschweig-Celle (Hannover) und dem Kurfürsten von Sachsen, aufzunehmen. Interessant ist, daß sich unter den acht Bewerbern auch der Herzog Christian Adolph von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (ein Vorfahr des jetzigen Herzogs) befand, der eine Tochter des Herzogs von Lauenburg, Eleonore Charlotte, zur Gemahlin hatte und zu erweisen suchte, daß Lauenburg nie ein Mannlehen des römischen Reichs gewesen, sondern stets durch Erbrecht auch an die weibliche Linie gekommen sey und mithin ihm allein gebühre. Mit diesem Anspruch ward er jedoch abgewiesen, obgleich der Kaiserliche Hof von dem damals ebenfalls zu Lauenburg gehörenden, von Schweden in Anspruch genommenen Lande Hadeln Besitz nehmen ließ, um es als Allodium der hinterlassenen Töchter des letzten Herzogs zu sequestriren, in welchem Sequester es auch bis 1721 verblieb. Das Haus Braunschweig behauptete, daß Lauenburg ihm gebühre, weil es sein Ahnherr (Heinrich der Löwe) und nicht der des askanischen Fürstenhauses war, der das Land zuerst den Slawen entrissen, und weil auch die Braunschweiger mit den Lauenburgern früher, als diese mit Kursachsen und Anhalt, eine Erbverbrüderung abgeschlossen haben sollten, die sich jedoch keineswegs direkt nachweisen ließ. „So zweifelhaft diese Rechtsgründe auch waren", sagt Prof. Bülau in einem, diesen Erbfolgestreit betreffenden Artikel im Staatslexikon, „so hatte Braunschweig doch noch triftigere bei der Hand: es war die nächste Macht und hatte das Land inne. Der Kurfürst von Sachsen hatte zwar durch einen Bevollmächtigten, vor Notar und Zeugen, Besitz nehmen lassen (6. Okt. 1689); aber Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle ließ (10. Okt. 1689) Truppen einrücken und das Land sequestriren. Dem Kurfürsten war das Land zu entlegen, als daß er, der ohnedies mit anderen Dingen beschäftigt war, sich viel hätte darum bemühen sollen. Er wandte sich zwar an den Kaiser, aber schon am 10. Juni 1692 verglich sich Kurfürst Friedrich August I. mit dem Herzog von Celle dahin, daß er Letzterem seine Ansprüche gegen 1,100,000 Fl. abtrat, sich aber den Rückfall des Erbes nebst dem herzoglichen Titel und Wappen von Engern und Westfalen vorbehielt. Die Sachsen-Ernestinische Linie setzte den Prozeß beim Reichshofrath fort, trat aber 1699, mit Ausnahme von Koburg-Saalfeld, ihre Ansprüche gegen Geld an Sachsen-Gotha ab, dessen Herzog sich mit dem Könige Georg II. von Großbritanien (Kurfürsten von Hannover) dahin verglich, daß der Herzog gegen 60,000 Thaler, mit dem von Kursachsen gemachten Vorbehalte, seinen Ansprüchen entsagte. Auch Koburg trat bei und erhielt 10,000 Thaler von jener Summe, doch wurde den Ernestinern die Mitbelehnschaft, auf kursächsische Protestation, vom Kaiser verweigert. Georg I. hatte die kaiserliche Belehnung von Lauenburg im Jahre 1716 erhalten."

Das Herzogthum Sachsen-Lauenburg folgte nun den Geschicken Hannovers, wurde aber in Folge der Ländervertauschungen, die der Kieler Frieden veranlaßte, am 16. Juli 1816 von Hannover zunächst an Preußen und durch dieses an den König von Dänemark und Herzog von Holstein abgetreten. Doch blieben das Land Hadeln und das Amt Neuhaus (letzteres am rechten — mecklenburgischen — Ufer der Elbe gelegen) bei Hannover.

Das Herzogthum umfaßt 19½ Quadratmeilen mit etwa 38,000 Einwohnern und zerfällt in die Aemter Ratzeburg, Lauenburg, Schwarzenbeck und Steinhorst. Die Stadt Ratzeburg, von welcher ein Theil mit dem Domstift zu Mecklenburg-Strelitz gehört, ist der Sitz der Landeskollegien. Die Stadt Lauenburg, an der mecklenburgischen Gränze nicht weit von Boitzenburg und am Einflusse der Delvenau (des Stecknitz-Kanales) in die Elbe gelegen, zählt 3500 Einwohner. Die dritte Stadt des Landes ist Mölln, das besonders als die Geburts- und Grabstätte Eulenspiegel's im deutschen Volksmunde lebt. Die Landstände bestehen nach alter Verfassung außer den Abgeordneten der drei Städte aus 22 Abgeordneten der Ritterschaft, mit dem Landmarschall an der Spitze, doch sind diese selten zu allgemeinen Landtagen versammelt, wiewohl jährlich auf Ausschußtagen wirksam. Vom Grundeigenthume gehören zwei Drittel den freien Bauern, die aber unvertreten sind. Die höheren Verwaltungs- und Justizbehörden hat Lauenburg mit Holstein gemeinsam, während es auf mittleren und unteren Stufen seine besonderen Dikasterien besitzt.

Bibliographischer Anzeiger.

Es wurde über F. A. Brockhaus in Leipzig:

Dictionnaire
ou Manuel-Lexique
DU DIPLOMATE ET DU CONSUL.
Par
le Baron *Ferd. de Cussy.*
12. Broch. 3 Thlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße No. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

für die

Literatur des Auslandes.

№ 110. Berlin, Sonnabend den 12. September 1846.

Frankreich.

Ueber den religiösen Zustand in Frankreich.

Es ist in neuester Zeit unendlich viel über die Ausbreitung und Kräftigung des religiösen Lebens in Frankreich geredet. Besonders hat sich der von römischem Geist erfüllte Theil des Priesterstandes viel darauf zu Gute gethan, daß es ihm nach einer trüben, glaubensarmen Zeit gelungen sey, seinen Ideen wieder einen größeren Einfluß zu erobern. Die anspruchsvollen Triumphausbrüche dieser Partei sind zwar zuletzt wieder etwas gemäßigt worden; aber auch unbefangene Beobachter stimmen doch darin überein, daß sie meinen, der Sturm der französischen Revolution und die darauf folgenden Erschütterungen hätten den Boden auf eine günstige Weise gelockert, und die Samenkörner der göttlichen Lehre erfreuten sich jetzt eines schönen Gedeihens.

Nach einigen Zeichen und Erscheinungen der Gegenwart sollte man wirklich glauben, die Sachen ständen in Frankreich so, daß das allgemeine religiöse Bedürfniß, die sicherste Bürgschaft der wachsenden Moralität, in fortwährendem Steigen begriffen sey. Aber mitten in diese fröhliche Botschaft, welche in dem Herzen eines Jeden Freude erwecken muß, dröhnt plötzlich eine trübe Kunde hinein. Sie ist in einem Werke enthalten, welches die religiösen Verhältnisse Frankreichs einer ausführlichen Beleuchtung unterwirft. Und diese Schrift, deren betrübenden Inhalt wir wenigstens in einigen allgemeinen Zügen unseren Lesern mittheilen wollen, rührt nicht etwa von einem Feinde der Religion her, welcher die Bemühungen der Priester mit ungünstigem Auge betrachtet hat und nun in verzerrtem Lichte darstellt, sondern ein Priester selbst, ein katholischer Priester, ist der Verfasser derselben. Dieses sonderbare Dokument, das uns vor kurzem zu Gesicht gekommen ist, führt den Titel: „De l'état et des besoins religieux et moraux des populations en France; par l'abbé J. Bonnétat."

Es ist eine mißliche Sache, die religiösen Empfindungen und Gefühle gewissermaßen statistisch zu berechnen und nachzuweisen, in welchem Grade sie in den Herzen einer großen Gesammtheit vertheilt sind. Wir theilen daher folgende Angaben, welche wir dem Werke von Bonnetat entlehnen, nicht ohne eine Art von Verwahrung mit, damit es nicht den Anschein habe, als hätten wir uns diese Zahlenbezeichnung auf eigene Hand erlaubt oder als stimmten wir ihr ohne Weiteres bei. Der Verfasser versichert, daß in Frankreich der zehnte Theil der männlichen Bevölkerung allen Glauben an Gott verloren und die Grundsätze des Atheismus auf seine Fahnen geschrieben hätte. Die Hälfte der übrigen neun Zehntheile und viele Frauen hätten, wie er behauptet, wenigstens die Annahme von einem jenseitigen Leben als einen unnützen, ja selbst lächerlichen Ballast über Bord geworfen, und der Rest sey, ohne die christliche Lehre gerade anzugreifen, doch in die unbegränzteste Lauheit des Glaubens verfallen.

Ist dies nicht ein trauriges und betrübendes Bild, welches der Verfasser entwirft? Und doch sollte man diesen Angaben nicht einigen Glauben beimessen, wenn man sieht, daß hier ein katholischer Priester, dem es offenbar am Herzen liegen muß, seine Sache als die siegreiche, zukunftsvolle hinzustellen, nicht mit leeren Allgemeinheiten, sondern mit bestimmten Zahlen auftritt? Dazu kommt, daß derselbe seine Behauptung durch eine Reihe von verschiedenen Beweisen zu erhärten sucht, welche man, da sie aus solcher Quelle fließen, nicht obenhin verwerfen darf. So sagt er, die religiösen Verrichtungen und besonders das heilige Abendmahl hätten für die Menge mehr und mehr alle Bedeutung und alle Theilnahme verloren. Die Meisten erschienen, wenn sie das erste Abendmahl genommen hätten, erst am Tische des Herrn wieder bei ihrer Verheirathung. Nur hier und da werden einige erfreuliche, aber nur äußerst sparsame Ausnahmen angeführt.

Nachdem der Verfasser die allgemeinen Sätze zu begründen versucht hat, geht er die einzelnen Formen und Gestaltungen der Reihe nach durch, unter denen die Irreligion und die Indifferenz in den verschiedenen Theilen der Gesellschaft auftritt. Mit besonderer Ausführlichkeit beschäftigt er sich mit dem niederen Volke, wo er die größte Empfänglichkeit, aber auch die größte Sittenlosigkeit annimmt. Vorzüglich unbefriedigend scheint ihm — und dies ist, mit unseren Verhältnissen verglichen, eine Abnormität — der religiöse Zustand auf dem Lande. Weniger befremden kann es, wenn behauptet wird, daß die dienende Klasse der Unsittlichkeit besonders zugänglich ist.

Der Verfasser scheint sich der nothwendigen Folgerungen, welche man aus diesen ernsten Schilderungen zu ziehen berechtigt ist, nicht bewußt gewesen zu seyn, oder er glaubt sie umgehen zu können. Wenn die Kirche wirklich so verwaist und die Religion so traurig dasteht, was soll man dann von den dreißigtausend katholischen Priestern, welche Frankreich mit einem Kostenaufwande von mehreren Millionen unterhält und die in ihrer strengen und ineinandergreifenden Gliederung ein gewaltiges Mittel einer erfolgreichen Thätigkeit haben müssen, für eine Meinung haben? Wie es scheint, sieht Bonnetat den Grund vom Verfall aller wahren Religiosität, wie er sich seiner Ansicht nach immer offener herausstellt, mehr in äußerlichen Hemmnissen und in verderblich einwirkenden Verhältnissen, als daß er ihn im Priesterstande selber suchen sollte. Vorzüglich beklagt er sich darüber, daß man den Klerus abhalte, sich mit der Menge in Verbindung zu setzen und auf sie einzuwirken. Wir gestehen offen, daß uns von den Maßregeln, welche ergriffen seyn könnten, diese Einwirkung zu verhindern, nichts bekannt geworden ist. Uns will es vielmehr fast vorkommen, als hätten sich in Frankreich die katholischen Priester mehr von der Masse zurückgezogen, um sich mit um so größerem Eifer mit den höheren Ständen in Verbindung zu setzen.

Auch die leidige Freiheit des Unterrichts wird dann hier wieder zur Sprache gebracht. Jeder Unbefangene weiß nunmehr recht gut, was eigentlich hinter diesem beliebten Thema steckt. Man kann sich auch wohl vorstellen, daß es bei der Erwähnung dieser Angelegenheit wieder nicht an Verdrehungen fehlt. Bonnetat meint z. B., man wolle die Geistlichen beim Unterricht auf das Dogma und die Moral beschränken und es ihnen untersagen, sich mit anderen Gegenständen zu befassen. Obgleich wir, wenn die Sache überhaupt sich so verhielte, schon nicht eben von Beschränkung und Einengung reden möchten, so kömmt doch das noch hinzu, daß das Faktum selber ganz falsch ist. Man will ja den Priestern das Recht nicht rauben, sich bei ihrem Unterrichte über alle Theile der Wissenschaft zu verbreiten, man fordert von ihnen nur dieselben Bedingungen, dieselben Garantieen.

Der Verfasser aber will nicht nur den Unterricht des Volkes, er will auch die Ueberwachung, und wenn er auch für die Priester nicht geradezu die geistige Polizei in Anspruch nimmt, so giebt er doch deutlich zu verstehen, wie sie eigentlich allein im Stande sind, das Volk vor dem Gifte, welches ihm im Unterrichte der Weltlichen und in einer gefährlichen Literatur geboten wird, zu bewahren. Er sagt es unverhohlen, das beste Mittel, denjenigen Theil des Volkes, der gewissermaßen noch in der Unmündigkeit stände und in einer unaufhörlichen Kindheit der Einsicht bleiben müßte, von den Gefahren zu befreien, sey, das man ihn unter einer intellektuellen und moralischen Vormundschaft erhielte. Zu diesem Zwecke muß man, wie Bonnetat fordert, es dem Volke deutlich machen, daß es im Allgemeinen durchaus nicht im Stande ist, auch nur das Geringste selbst zu wissen, daß es in Betreff dessen, was über die Tragkraft seines Geistes hinausgeht, sich der erleuchteten Augen derer bedienen muß, welche die heilige Mission haben, es zu leiten und zu unterrichten, und daß es, wenn es diesen weisen Regeln Gehör giebt, von allen Verirrungen und Täuschungen des Stolzes frei bleiben wird. Ist dies nicht die unschuldigste Art von der Welt, die frühere Gewalt über die Geister zurückzufordern und sich aufs neue in den Besitz einer unbeschränkten Macht zu setzen?

Unter den anderen frommen Wünschen, durch deren Erlangung Bonnetat die Religiosität und das moralische Gefühl wieder zu heben hofft, bemerken wir vorzüglich die Erneuerung des Gesetzes vom 18. Nov. 1814, durch welches jede äußere Gewerbthätigkeit an Sonn- und Festtagen für unstatthaft und strafbar erklärt wird. Wenn er meinte, diese Arbeitlosigkeit, welche er mit Bezugnahme auf jenes ältere, außer Gebrauch gekommene Gesetz fordert, wäre deshalb wünschenswerth und selbst nothwendig, damit nicht die sonntägliche Feier durch den Lärm des gewöhnlichen Lebens gestört und gewissermaßen entweiht werde, so ließe seine Forderung sich hören. Sonderbar aber und fast lächerlich zu nennen ist es, daß er, indem er sie stellt, auf die Langweile der arbeits- und geräuschlosen Sonntage zählt, um die Kirchen wieder zu füllen. Er sagt es mit nackten Worten: das Volk werde, sobald man ihm an den Sonntagen die gewohnten Arbeiten und die lauten Zerstreuungen der anderen Tage untersage, sich wieder in größerer Anzahl als bisher zum Gottesdienste drängen. Aus diesem unbewußten Bedürfniß der Zerstreuung und Veränderung würde sich schon, meint er, die Gewohnheit und allmälig das Gefühl der Pflicht entwickeln. Ein ähnliches Raisonnement mag wohl schon Manchem von denen, welche auf strenge Feier des Sonntags dringen, vorgeschwebt haben, aber so viel wir wissen, ist noch Niemand damit so offen hervorgetreten. Bonnetat spottet über die Schwierigkeit, welche — wie Einige gemeint haben — sich in Frankreich der Ausführung solcher Maßregeln entgegenstellen könnten: „im Anfange gäbe es freilich einige Schreier, auch wohl einige Widerspänstige; aber man legte ihnen eine Strafe auf, und dabei hätte es sein Be-

wenden; sie würden dann nicht wieder anfangen, und Anderen verginge die Lust, ihnen nachzuahmen." Dabei beruft er sich auch darauf, daß einige Gemeinden sich bereits mit der Bitte, ein betreffendes Gesetz dieser Art zu erlassen, an das Ministerium oder an die bezüglichen Behörden gewandt hätten. So viel wir wissen, ist dies in der That von Seiten der Kaufleute von Alais geschehen, welche indessen, wie behauptet ist, zu diesem Schritte vorzüglich durch geistlichen Einfluß veranlaßt worden seyn sollen. Wie dem auch immer sey, wir stellen das, was in dieser Forderung Würdevolles und Angemessenes liegt, nicht in Abrede; aber unmöglich können wir einer solchen Maßregel für das Gedeihen und die Verbreitung der Religion und Sittlichkeit die Wichtigkeit zuschreiben, welche der Verfasser ihr beimißt. Ueberhaupt scheinen uns die Mittel, die er zur Erregung und Erweckung des religiösen Bedürfnisses in Anwendung gebracht wissen will, theils geringfügig und unbedeutend, theils gefährlich. Es steht um die Religiosität schlimm, wenn sie wirklich so sehr daniederliegt, wie in dieser Schrift geschildert wird, schlimmer aber noch ist es, wenn es solcher Maßregeln bedarf, wie die sind, welche hier in Vorschlag kommen, um ihr wieder aufzuhelfen. G. F. G.

England.

Die Bibliothek des Britischen Museums.

(Fortsetzung.)

Panizzi führt nach der oben gegebenen Entstehungsgeschichte der Bibliothek die einzelnen Zächer unter 53 Abtheilungen auf und giebt an, welche Lücken in jedem Fache sind. Es scheint diese Arbeit mit großer Sorgfalt gemacht zu seyn; der Verfasser hat hierzu nicht blos die vorhandenen bibliographischen Werke benutzt, sondern auch kritische Journale und Auctionsverzeichnisse. Man erfährt hierbei, was das British Museum hat und was es nicht hat. Letzteres jedoch nachzuweisen, ist der Hauptzweck P's., um die Regierung zur Anweisung größerer Mittel zu vermögen. Außerdem gelten, wie P. selbst sagt, die Angaben nur bis zu Anfang 1843, während in den letzten drei Jahren Vieles schon angeschafft ist, was hier als fehlend bezeichnet ist, und deshalb haben wir diese Partie übersprungen, da sie nur für England Interesse hat, sonst aber höchstens noch für Bibliographen, die sich spezielle Gegenstände zur Aufgabe machen, und für Antiquare, die dem British Museum was anzubieten haben. Deutschlands wird bei jeder Abtheilung ehrenvoll gedacht. Wir setzen aber den Paragraphen über deutsche Literatur als Probe in wörtlicher Uebersetzung bei:

„Man kann mit Gewißheit versichern, daß die deutsche Literatur im British Museum in den meisten Zweigen außerordentlich mangelhaft und in keinem reich ist. In der Sammlung Georg's III. sind wenige der großen deutschen Dichter in ihren sämmtlichen oder selbst einzelnen Werken zu finden. Erst in der neueren Zeit hat man diesem Fache Aufmerksamkeit geschenkt. Auch nur eine kleine Skizze der Lücken hierin zu geben, würde die Gränzen dieser Denkschrift übersteigen. Es ist genug gesagt, wenn wir angeben, daß von älteren Dichtern Hans Sachs, Paul Flemming, Logau und Lohenstein fehlen. Unter den neueren sind die Werke von Voß so unvollständig, daß das Museum nicht einmal eine Ausgabe der „Luise" hat, und Namen wie Hölty, Collin, Claudius, Hamann ꝛc. sind nicht in unseren Katalogen."

Der gegenwärtige Dienst beim Departement der gedruckten Bücher zerfällt in zwei getrennte Abtheilungen unter Verantwortlichkeit des Unterbibliothekars, der gewöhnlich „keeper of the printed books" genannt wird. Der einen dieser Abtheilungen fallen alle laufenden Geschäfte anheim, wie z. B. die neuerworbenen Bücher einzutragen, für die Benutzer zu sorgen, die eingesandten Verzeichnisse von Büchern und angebotene Bücher zu untersuchen, und für die Instandhaltung und Ordnung der Sammlung zu wachen. Diese und noch andere minder wichtige Arbeiten werden geleistet vom keeper des Departements, dem Assistant-Keeper, vier Assistenten und 16 Dienern. *) Drei der Attendants (Diener) sind nur die halbe Woche in der Bibliothek beschäftigt, auch ist es Gebrauch, daß ein oder zwei Diener dieses Departements anderen Departements der Anstalt Hülfe leisten, wenn dort ein Krankheitsfall und ein sonstiges Hinderniß eintritt, so daß man eigentlich nur 14 Diener rechnen darf. Der Senior der Assistenten ist in neuerer Zeit auf die zweite Abtheilung übergegangen. Diese zweite Abtheilung des Dienstes ist die des außerordentlichen, und er besteht darin, einen allgemeinen alphabetischen Katalog der gedruckten Bücher nach einem sehr ausgedehnten Plane zu entwerfen. Die Ausführung dieser Arbeit erfordert Kenntniß, Fleiß und Sorgfalt in einem sehr hohen Grade. Acht Personen sind täglich in diesem außerordentlichen Dienste beschäftigt, und eine Anzahl von Dienern ist ihnen zur Verfügung gestellt. Aus den Anhängen Panizzi's geht hervor, wie der Katalog noch viele Jahre unter den Händen seiner jetzigen Arbeiter seyn wird, bevor er zum Drucke reif seyn kann, besonders, da nachgewiesen wird, wie unzweckmäßig es ist, den Druck des großen Werkes zu beginnen, bevor es ganz ausgearbeitet ist. Die Kosten werden wahrscheinlich eine halbe Million Pfund Sterling betragen (†).

*) Auf der königl. Bibliothek zu Berlin sind 19 Beamte und nur 4 Diener. Man darf hierbei, wenn das große Mißverhältniß auffällt, nicht vergessen, daß hier auch Manuskripte mitverwaltet werden, und daß die königliche Bibliothek jeden Tag nicht nur ihre Lesesäle 7 Stunden offen hält, sondern auch fast diese ganze Zeit hindurch Bücher ausleiht und zurücknimmt. Auch sind sämmtliche Beamten nur in den Vormittagsstunden im Lokale, während Nachmittags nur einige dort verweilen. Aber ist hier die Zahl der Beamten auch nicht zu groß, so ist doch die der Diener zu klein.

III. Werth, Einfluß und Benutzung des Gesetzes über Ablieferung der Pflicht-Exemplare.

Im dritten Theile seiner Denkschrift, wo über die Mittel zur Vermehrung und Erhaltung der Bibliothek gehandelt wird, spricht sich Panizzi noch einmal über die gesetzliche Verpflichtung, ein Exemplar an das British Museum abzuliefern aus. Es ist dieser Paragraph, besonders wegen der darin dargelegten Grundsätze über die Auswahl der Bücher zur Aufnahme in die öffentliche Anstalt, so wichtig, daß wir ihm eine eigene Abtheilung unseres Aufsatzes widmen, und zwar indem wir das Original treu wiedergeben und darauf unsere Ansicht folgen lassen. Man wird sehen, daß das Interesse des Gegenstandes sich nicht blos an das British Museum und England knüpft, sondern ein allgemeines wird.

„Das Gesetz über Pflicht-Exemplare" *), sagt P., „wie es seit mehr als einem Jahrhundert besteht, hat den öffentlichen Bibliotheken des Landes und besonders der des British Museum sehr ernstliche Nachtheile gebracht. In der Voraussetzung nämlich, daß alle englische Bücher durch jenes Gesetz den öffentlichen Sammlungen einverleibt werden, was aber thatsächlich nicht geschah, hat man gar keine Maßregeln ergriffen, sie auf anderen Wegen herbeizuschaffen, und so ist das britische Publikum der englischen Bücher gerade durch jene Parlaments-Akte beraubt worden, die den Zweck hatte, die National-Bibliothek damit zu bereichern. Denn die Handhabung des Gesetzes ist, selbst nach den verbessernden Motificationen unter der regierenden Königin, ohne volle Kraft. Ist das Prinzip dieses Gesetzes ein gerechtes, und die Legislatur hat es doch für ein solches erkannt, so muß das Gesetz wirksam seyn, und dazu kann es auf nur Einem Wege gemacht werden. Jeder Verleger (im Original: printer, was aber hier Verleger bedeutet) muß angehalten werden, sein Exemplar von jedem Werke, das er druckt, an das British Museum abzugeben oder die Ablieferung auf öffentlichem und anerkanntem Wege zu vermitteln, ehe irgend ein öffentlicher Verkauf stattfindet **), und keine Unterscheidung soll gemacht werden dürfen zwischen neuen Ausgaben mit Zusätzen und solchen ohne Zusätze, da solche Unterscheidungen nur den Spitzfindigkeiten, Chikanen und Umgehungen des Gesetzes Thür und Thor öffnen. Eine Geldstrafe, neben dem zu erstattenden Werth des nicht eingesandten Buches, würde die Ausführung des Gesetzes erleichtern. Bei dem jetzigen Stande des Gesetzes erhält das British Museum nicht alle zu London gedruckten Bücher, die wenigsten derer, welche in der Provinz gedruckt werden, und gar keine von denen, die aus der Presse der auswärtigen Besitzungen Englands hervorgehen .... Diese Bemerkungen erklären die Erscheinung, daß so viele neuere Publicationen in der Bibliothek fehlen, und zeigen, wie etwas geschehen muß, dem Uebelstande für die Zukunft abzuhelfen. Zwei Alternativen stellen sich hier dar: Entweder ein ausreichendes Gesetz über die Ablieferung des Pflicht-Exemplars, oder ein volles Ersatzmittel bei der Abschaffung desselben, nämlich eine Geldbewilligung zum Ankauf der neuen Werke. ***)

„Es wird vielleicht nicht unnütz seyn, hier von dem Einwande zu sprechen, den einige einsichtsvolle Männer bei der Aufnahme von Büchern mit Eifer geltend zu machen suchen. Muß das British Museum alle das Zeug (trash), welches veröffentlicht wird, besitzen und aufbewahren? †) Was heißt aber schofeles Zeug? Sollte das Buch, welches in den britischen Besitzungen gedruckt worden, denn hier haben wir es nur damit zu thun, gänzlich eines Platzes in der National-Bibliothek unwerth seyn? Wer soll der Richter und Unterscheider dabei seyn? Sind Romane trash? Wer soll unterscheiden zwischen einem Walter Scott und einem —? Sind Gedichte trash? Dann würden die Gedichte von Wordsworth auch zurückgewiesen werden! ††)

(Schluß folgt.)

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

Fünfter Artikel. †††)

Wir wollen nun die Mittheilungen über die dem „offenen Brief" vorangegangenen Verhandlungen der dänischen Provinzialstände von Roeskilde

*) Copyright. Dies Wort bedeutet im gewöhnlichen Sinne bekanntlich: Verlagsrecht.

**) Um unser Uebersetzergewissen ganz zu beschwichtigen, geben wir den ganzen Satz im Originale: The printer should be bound to deliver, or forward by public and acknowledged channels, to the British Museum, his copy of any work he printed, „before any public vending". Letztere Worte sind die Worte der Gesetzes-Akte.

***) In Deutschland könnte bestehe Strafmittel angewendet werden, die Verleger zur Einsendung des Pflicht-Exemplares zu zwingen, oder, was hier leichter wäre, die Polizei gestatte die Ankündigung eines Buches in öffentlichen Blättern und den Verkauf nicht eher, bis der Buchhändler eine Quittung der königl. Bibliothek über das abgeliefert: Pflicht-Exemplar vorzeigt.

†) Die hier folgenden Bemerkungen knüpfen sich nicht gerade an Copyright, sondern an die Erwerbung neuer Bücher überhaupt, sey es durch Kauf oder Geschenk; ja es müßte die Frage berücksichtigt werden, ob nicht schon von früher her auf der Bibliothek befindlicher Plunder daraus entfernt werden müsse.

††) Eine der zu Pflicht-Exemplaren berechtigten Bibliotheken hat folgende Bücher, als ihrer Schränke unwürdig, zurückgewiesen: den Antiquary, die Romane der Mrs. Opie, Terry's Gay Mannering, eine Ode von Wordsworth, dessen Brief an einen Freund Burns', Cardell's Schriften, Jameson's on minerals, zweite Aufl., Edinburgh Medical and Surgical Journal, die Belagerung von Kerlach, Shelley's Alastor, Lord Broughams Rede über die Noth der Ackerbauer, M'Culloch's Versuch über die Nationalschuld, vergleichende Tabellen der kaufmännischen Gewichte und — — — Beethoven's musikalische Compositionen. Diese und viele andere derartige Werke sind in einem einzigen Jahre auf den Index (librorum prohibitorum) gesetzt worden, und dies mag genug seyn, zu zeigen, was davon herauskommt, wenn man die Auswahl den Verwaltungs-Beamten überläßt.

(Anmerk. des Orig.)

†††) Vgl. Nr. 104, 105, 107 u. 109 des Magazins.

schließen, indem wir nur noch einige Aeußerungen des Herrn Orla Lehmann und des Etatsraths Bang hinzufügen. Man wird daraus ersehen, wie die dortigen Wortführer die sogenannte „inländische" Frage hinsichtlich der Erbfolge in den deutschen Herzogthümern in ihrem Verhältnisse zum Auslande angesehen wissen wollen:

Orla Lehmann.

... „Es scheint mir, daß der Comité-Bericht von dem Vorschlage einige Unklarheit geerbt hat, insoweit nicht zu ersehen ist, ob man von der Staatseinheit auf die Erbfolge, oder von der Erbfolge auf die Staatseinheit argumentirt. Dies letzte ist wiederholt erklärt; wenn aber keine andere Einheit genannt wird, als die aus der Identität der Succession folgt, so ist es offenbar ein Cirkel, die Staatseinheit zugleich als Ausgangspunkt zu gebrauchen, wenn z. B. von der Unverbrüchlichkeit und Heiligkeit als Grund derselben Succession gemeldet wird. So viel steht also fest, daß hier nur von der Gemeinschaft der Succession die Rede ist, die unter übrigens völlig verschiedenen staatsrechtlichen Verhältnissen sich finden kann — von der blos persönlichen Union, die zwischen Preußen und Neuschatel, oder der reellen Union zwischen Norwegen und Schweden, und bis zu der vollkommenen Staatseinheit, die zwischen Jütland und Seeland besteht. Es ist also nicht die Rede davon, Schleswig in den dänischen Staat einzuverleiben, was vor über 100 Jahren geschehen ist *), nicht Holstein mit Dänemark zu inkorporiren, was dasselbe sein würde, als Dänemark mit Holstein, und in seiner letzten Konsequenz dasselbe, als Dänemark mit Deutschland zu inkorporiren. Das hier angeführte mag vom Standpunkte des Comité allen Denjenigen zur Antwort dienen, die gemeint haben, das Comité hätte andere Mittel suchen müssen, wodurch die Staatseinheit aufrecht erhalten werden könnte; diese lag außerhalb der Aufgabe des Comité.

„Was die Erbfrage selbst betrifft, so kann ich nicht umhin, es als ein sehr trauriges Zeugniß über den früheren Geist und das frühere Verhalten der dänischen Regierung anzusehen, daß dies überhaupt noch eine Frage seyn kann, nachdem es offenkundig ist, daß die Regierung seit mehr als einem Jahrhundert, mit Beiseitesetzung manches wichtigen Staatszweckes, namentlich mit Verleugnung ihrer ganzen skandinavischen Mission es zum Hauptzwecke ihrer Politik gemacht, sich nicht blos in die weitläuftigsten Verhandlungen eingelassen, sondern auch sehr schwere Opfer gebracht hat, Klarheit in alle diese Erbermittelungen zu bringen, die übrigens ihre Quelle in ihren eigenen früheren Mißgriffen haben und namentlich, daß es noch eine Frage seyn kann, nachdem der Wiener Kongreß eine so passende Gelegenheit dargeboten hatte, sie zur endlichen und anerkannten Erledigung zu bringen. Da sie aber noch als eine Frage betrachtet werden muß, muß sie ihre Erledigung finden, und dies kann nach meiner Ueberzeugung nur dadurch geschehen, daß die Staatssouverainetät geltend gemacht wird. Auch ich bin der Meinung, daß es sowohl größere Gewalt über die Gemüther, als größere Aussicht zu dauernder Wirkung haben würde, wenn eine solche Declaration bei uns, als ein vom Könige bestätigter Storthingsbeschluß, erlassen werden könnte, wenn aber die Staatssouverainetät auch weniger kräftig und wohlerganisirt ist, kann dies sie doch nicht davon befreien, ihre erste und heiligste Aufgabe zu erfüllen. Daß es nur im höchsten Grade im Interesse aller betheiligten Landestheile liege, daß dies geschehe, erscheint mir unzweifelhaft, wenn man sieht, daß von Kathedern und in öffentlichen Schulen, in Tagesblättern und großen Versammlungen gelehrt wird, daß die Erbfolge dort und hier verschieden ist, und wenn man sieht, daß die unentschiedene Lage dieser Sache sowohl bezahlten als unbezahlten Intriganten mächtige Waffen giebt, um in den Herzogthümern die Gemüther in Unruhe und Spannung zu setzen, und sie auf den Gedanken vorzubereiten, daß die völlige Auflösung der ganzen Staatsverbindung nahe bevorsteht, und daß man also wohl daran thue, sich baldmöglichst von Dänemark loszureißen! Ich glaube nicht, daß die schleswig-holsteinischen Agitationen darin ihre einzige Quelle haben, sie haben aber doch zum großen Theile ihren Ursprung daher und der Erbzwist wird jedenfalls als ein starkes Agitationsmittel benutzt, um auf die große Masse zu wirken, auf welche gelehrte Deductionen und spitzfindige Auslegungen alter Diplome und Aktenstücke keinen sonderlichen Eindruck machen können. Ich glaube deshalb, daß es im höchsten Grade im allgemeinen Interesse und Pflicht der Regierung ist, diesem Unwesen, welches nahe an Anarchie gränzt, ein Ende zu machen, und wenn der Beschluß einmal gefaßt ist, ihn auch kräftig durchzusetzen, in welcher Hinsicht ich mich dem Kammerherrn Moltke anschließen kann, wenn er den Wunsch ausgesprochen hat, daß der Widerstand unterdrückt werden möge, von woher er sich auch erhebe, und wie nahe auch die Betheiligten dem Throne stehen möchten. Es ist demnach die Hauptsache in der gegenwärtigen Angelegenheit, es zur Anerkennung und Ausführung zu bringen, daß die Erbfrage eine inländische Frage ist. Dem widerspricht natürlicherweise nicht dasjenige, worauf der Obergerichtsprokurator Christensen aufmerksam gemacht hat, daß die Sache in Betreff Holsteins und Lauenburgs vor den Deutschen Bund kommen könne, denn das kommt gerade daher, daß Deutschland für Holstein Inland ist, das folgt gerade daraus, daß in Holstein die Staatssouverainetät nicht ungetheilt dem gemeinschaftlichen Landesfürsten zukommt, sondern in einzelnen Rücksichten dem Hoheitsrechte des Deutschen Bundes untergeben ist, weil die ganze Staatsverbindung als ein gesammtes Ganze betrachtet wird. Ich muß jedoch dabei bemerken, daß die Austrägaljurisdiction nur für die Streitigkeiten gilt, welche die Bundesfürsten unter einander haben. Sollte also der Herzog von Augustenburg Prätensionen auf Holstein machen, so würde es ihm ergehen, wie es dem Grafen zu Rantzau mit seinen meiner Ueberzeugung nach weit besser begründeten Forderungen auf einen Theil von Holstein ging, er würde unfehlbar abgewiesen werden als inkompetenter Kläger. Der einzige Prätendent, der in der Realität ein Urtheil erlangen könnte, ist der Großherzog von Oldenburg, theils für sich selber, theils für die von der vorigen schwedischen Dynastie ihm übertragenen Gerechtsame; außerdem aber, daß es nicht leicht denkbar ist, daß er das Rechtsfundament ansechten sollte, worauf der Besitz seines eigenen Landes beruht, indem das Recht Rußlands, Oldenburg und Delmenhorst an ihn abzutreten, keinen anderen Titel hat, als die Uebertragung zur freien Disposition, welche Rußland und Dänemark durch den Traktat von 1773 sich gegenseitig gaben, halte ich mich auch überzeugt, daß selbst, wenn die Frage in dem exjuristischen Deutschland, wie eine reine privatrechtliche Frage, nach deutschem Lehnsrecht entschieden werden sollte, seine Forderung nicht als gültig würde anerkannt werden. Ich glaube also, daß dieser Rekurs an den deutschen Bund nicht viel zu bedeuten hat, und jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß Schleswig keine andere Staatshoheit hat, als diejenige Dänemarks. Der geehrte Referent hat bei einer früheren Gelegenheit auf die höchstwichtige Wahrheit aufmerksam gemacht, daß der Staat sogar berechtigt ist, die Erbfolge zu verändern, und wenn der Königl. Kommissarius daran erinnert hat, daß der Staat nach den gegenwärtigen mehr gereinigten Staatsbegriffen keineswegs wie ein Fideikommiß betrachtet werden kann, so liegt darin, daß die Erbfolge nicht dazu da ist, um den Mitgliedern einer Familie den successiven Genuß gewisser Einnahmen und Herrlichkeiten zu verschaffen, sondern um dem Volke Frieden und Ordnung und eine ruhige Entwickelung zu sichern. Ich glaube, daß diese Säze hier in Dänemark um so weniger bestritten werden können, da der vorige König, als er auf die Thronfolge in Schweden aspirirte, Volkswahl und Adoption als günstigen Anspruch auf die Krone anerkannt hat. Dies ist also meiner Meinung nach das Verdienstvolle bei dem Vorschlage des Proponenten, daß er klar und bestimmt ausspricht, daß die Erbfolge ihre Erledigung nur innerhalb des Landes finden kann, eine rein inländische Angelegenheit ist; und daß dies von Seiten der Stände der Regierung ans Herz gelegt werde, ist doppelt wichtig, da es aus den Aeußerungen des Königl. Kommissarius klar hervorgeht, daß man bisher diplomatische Unterhandlungen als das rechte Forum zur Entscheidung der Frage angesehen hat. Aber wie gefährlich es ist, in solchen inländischen Angelegenheiten fremde Intervention aufzurufen und fremde Gewalt anzuerkennen, braucht man nicht aus dem Schicksal anderer Staaten, z. B. Polens zu lernen, da unsere eigene Geschichte hiervon Beweise in Menge darbietet; aber zu mehrerem Ueberfluß hat der Königl. Kommissarius selbst einige Momente hervorgehoben, welche wohl geeignet scheinen, bei dem Volke dieses Bewußtseyn zu stärken und einzuschärfen. So hat er in der vorigen Session der jütschen Versammlung gesagt, daß die Unterhandlungen mit fremden, zum Theil mächtigen Staaten über die Erbfolge durch Alles leiden würden, was auch nur den Schein eines volksthümlichen Impulses zu einer freieren Verfassung habe, und in der letzten Session hat er unaufgefordert, und ohne die mindeste Veranlassung, die auch nach meiner Meinung gesetzlich nicht begründeten Unterdrückungen censurfreier Blätter mit Verhältnissen in Verbindung gebracht, die Rußlands mögliche Erbprätensionen berühren. Ich muß aufrichtig gestehen, daß es mich geschmerzt hat, daß der Königl. Kommissarius es mit seinem Begriffe von Pflicht vereinbar gefunden hat, auf eine solche Weise Rußlands Verhältnisse zur Erbfrage zu erwähnen; denn es scheint mir, daß diese Aeußerung, vorgebracht von einem der Minister der Krone, von dem größten Juristen des Landes, nicht anders betrachtet werden kann, als ein, im Widerspruch mit allen Antrieben des Herzens und des Interesses, der Wahrheitsliebe abgerungenes Geständniß, und ich glaube, daß eine solche Aeußerung für das Interesse des Reiches gefährlicher ist, als sämmtliche unterdrückte Artikel. Ich meine, daß dies in doppelter Hinsicht der Fall ist, sowohl weil die Erbansprüche erst dadurch Bedeutung erhalten, daß sie von Seiten der Regierung selbst als wenigstens zweifelhaft betrachtet und bezeichnet werden, und zugleich, weil solche Aeußerungen die allergrößte Aufforderung für die Betheiligten enthalten, stark, selbst an die ungereimtesten Forderungen zu halten, wenn erwartet werden kann, daß sie bei der dänischen Regierung, wenn nicht willige Anerkennung, doch solche Rücksicht finden werden, daß sie ein passendes Mittel seyn können, Einfluß auf dieselbe zu bekommen. Ich würde, wenn ich auch selbst die persönliche Ueberzeugung hätte, mich nicht erdreistet haben, damit hervorzutreten, wenn ich mich nicht dafür auf die Aeußerungen des Königl. Kommissarius berufen könnte, daß Rußlands ungültige Erbansprüche ein Hinderniß der freieren Entwickelung unserer staatsbürgerlichen Verhältnisse seyen, und in irgend einer Verbindung mit einem administrativen Verfahren stehen, das, nach der eigenen Erklärung des Königl. Kommissarius, ringsumher im Lande großes Mißvergnügen erweckt hat. Der Kommissarius hat demnach selbst den stärksten Beweis der Wichtigkeit geliefert, daß die Erbsache der inländischen Entscheidung vindizirt und von Verhandlungen unabhängig gemacht werde, die einen lähmenden Einfluß auf die Entwickelung unserer wichtigsten rein inländischen Verhältnisse üben, und so die Hauptursache des, am mildesten gesprochen, unangenehmen Verhältnisses zwischen Regierung und Volk sind. Ich kann daher nicht sagen, in welchem Grade es mich verwundert und betrübt hat, zu hören, daß ein geehrtes Mitglied dieser Versammlung wiederum auf diese russischen Erbprätensionen, als auf Etwas hinwies, was der Erfüllung des gegenwärtigen Antrages in den Weg treten sollte, der nicht nur bei der Versammlung, sondern auch bei dem Königl. Kommissarius eine so wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Denn ich muß mit dem Grafen Knuth darin ganz einverstanden seyn, daß wenn b...

*) Quod erat demonstrandum.

nicht geringe Opfer gebracht werden, um es der Regierung so leicht wie möglich zu machen, eine Erklärung, wie die vorgeschlagene, abzugeben, so würde man, wenn dies gleichwohl nicht geschehen sollte, bitter getäuscht seyn, und es würde dann sicher nothwendig seyn, so wie dasselbe Mitglied angedeutet hat, wiederum die Richtung einzuschlagen, die zu einer constitutionellen Verfassung führt; es würden dann andere Mächte seyn, als die Souverainetät, die man aufrufen würde. Es ist ferner klar, daß wenn eine solche Declaration, wie das Comité vorgeschlagen, nicht gegeben werden sollte, nachdem von hieraus ein bestimmter Antrag darauf geschehen ist, dies die stärkste Aufforderung für die factiöse Partei in Schleswig und Holstein zum rastlosesten Wirken seyn würde, wie man denn auch fürchten müßte, daß von dänischer Seite eintreten würde, was der Präsident in der vorigen Sitzung andeutete, daß wenn das Zutrauen auf die Aufrechthaltung der jetzigen Ordnung der Dinge dahin geschwunden ist, das Volk seinen Sinn nach einer ganz anderen Seite wenden würde. Ich glaube, daß es demnach an und für sich als sehr gefährlich und bedenklich betrachtet werden muß, die Erbfrage vor das ausländische Forum zu bringen, und es wird in doppeltem Grade beunruhigend, wenn man auf das Ministerium blickt, welches dabei Dänemarks Interesse wahrnehmen soll. Es liegt in der Natur der Sache, daß diplomatische Verhandlungen in einer gewissen Dunkelheit ruhen, welche erst eine spätere Zeit durchschaut. So ist es jetzt offenkundig und bekannt, daß im Jahre 1806 daran gedacht ward, daß das Patent die Erbfolge in sich begreifen solle, daß es aber der deutsche Direktor des auswärtigen Departements *) war, der sich dem widersetzte. Ich will hierauf nicht weiter eingehen, aber es wird in Zukunft vielleicht klar am Tage liegen, welche Rolle der jetzige deutsche Minister des Auswärtigen **) während der erneuerten Verhandlungen über diese Sache einnimmt, und ohne die Tüchtigkeit und den ehrenhaften Charakter dieses Mannes zu leugnen, kann ich doch nicht umhin, dadurch beunruhigt zu werden, unter den gegenwärtigen Umständen das ausländische Portefeuille in den Händen eines Mannes zu sehen, dessen Sympathiren und staatsrechtliches System ihn nicht geeignet zu machen scheinen, die dänischen Interessen wahrzunehmen, wo diese mit schleswig-holsteinischen Tendenzen in Konflikt gerathen. Der Königl. Kommissarius hat sich ferner mit großer Unsicherheit über die Sache ausgesprochen. Ich zweifle durchaus nicht daran, daß von Denen, die sich von verschiedenen Seiten geäußert haben, Niemand besser unterrichtet ist, als er, obgleich ich nach mehreren Aeußerungen, unter anderen auch während der gegenwärtigen Verhandlungen, Grund habe anzunehmen, daß seine genaue Kenntniß und bestimmte Ansicht von ziemlich neuem Datum sind. Wenn er aber, dieser Kenntniß ungeachtet, darauf hingewiesen hat, was „Wohlunterrichtete" und „andere Wohlunterrichte" vermeinen, ohne selbst zu einem bestimmteren Resultat, als dem wenig tröstlichen zu kommen, das vieles dafür spricht, daß der Staat beisammen bleiben müsse, so verräth dies zwar bei diesem Manne, welcher als Dänemarks größter Jurist bekannt ist, keine persönliche Unkenntniß der Sache, aber einen solchen Mangel von Regierungsansicht in der erwähnten Rücksicht, daß dieses, wo es sich um den Fundamentalsatz im Staatsrecht der Monarchie handelt, nur Besorgnisse erwecken kann.

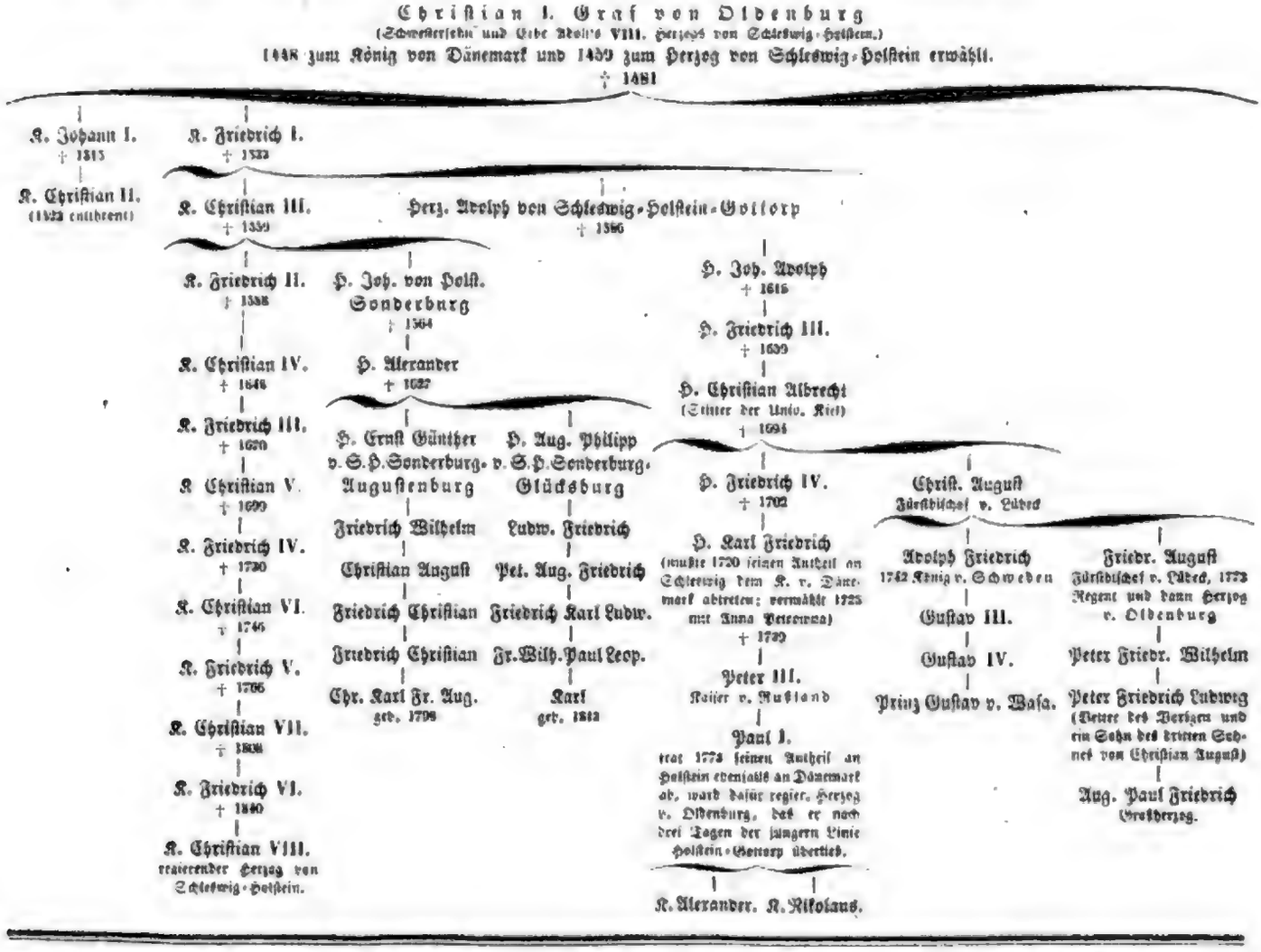
(Schluß folgt.)

*) Graf Joach. Bernstorff.
**) Graf Reventlow-Criminil.

Mannigfaltiges.

— Das Haus Holstein-Oldenburg. Zu den Titeln, die dem Kaiser von Rußland zustehen, gehört auch der eines Herzogs von Schleswig-Holstein. Dies hat in neuerer Zeit vielfach zu der Frage Anlaß gegeben, inwiefern auch das Kaiserhaus ein Erbrecht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein hat, falls der regierende Mannsstamm derselben ausstirbt. Da in dieser Beziehung in den meisten Darstellungen öffentlicher Blätter eine große Verwirrung herrscht, so halten wir es für das Einfachste, eine übersichtliche Geschlechtstafel des Hauses Holstein-Oldenburg mitzutheilen, aus welcher hervorgeht, daß das von König Christian I. gegründete Haus jetzt noch in sechs Linien besteht, von denen die kaiserl. russische die vierte, die in Oldenburg regierende jedoch die letzte ist. Die Linien Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Sonderburg- (früher Beck-) Glücksburg stammen eben so wie die regierende Linie in Dänemark von König Christian III. ab, welcher der ältere Bruder des Herzogs Adolph, des Stifters der Linie Schleswig-Holstein-Gottorp, war, von deren drei Zweigen allerdings der russische der älteste ist. Der gemeinsame Stammvater des Augustenburgischen und des Glücksburgischen Zweiges, Herzog Johann von Holstein-Sonderburg, war zwar, so wie seine Nachfolger, niemals souverain, was die Herzoge von Holstein-Gottorp allerdings gewesen, doch kömmt es unter den jetzigen Verhältnissen, in Verbindung mit der historischen Sachlage, nicht auf diesen Umstand, sondern lediglich auf den Verwandtschaftsgrad an: *)

*) In der nachstehenden Geschlechtstafel sind, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, einige Familienverhältnisse nicht angedeutet, die sonst in einer genealogischen Uebersicht nicht fehlen dürfen: So ist König Christian VIII. nicht der Sohn, sondern der Vetter (der Vaters Halbbruderssohn) von K. Friedrich VI.; die Stifter der Linien Augustenburg und Glücksburg hatten noch mehrere andere Brüder, welche Linien stifteten, die jedoch sämmtlich erloschen; H. Ludw. Adolph von Holstein-Gottorp hatte zwei ältere Brüder, die vor ihm einige Jahre regierten, aber kinderlos starben u. dgl. m.



Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 111. Berlin, Dienstag den 15. September 1846.

Frankreich.

Diderot.

Ein Literatur- und Lebensbild.

Wir werden uns wohl keiner Uebertreibung schuldig machen, wenn wir dem genialen, vielseitigst gebildeten und durch mannigfache literarische Thätigkeit ausgezeichneten Manne, dessen Name über diesen Zeilen steht, nach Voltaire, Rousseau und Montesquieu, die erste Stelle unter den auf den Geist ihrer Zeit einflußreichen französischen Gelehrten des 18ten Jahrhunderts anweisen. Diderot hat wesentlich dazu beigetragen, seine Landsleute von der Pedanterie ihrer klassischen Poesie zu einer freieren Weise der Dichtkunst fortzuführen. Indem er, statt des in der klassischen Poesie der Franzosen herrschenden conventionellen, steifen, nicht selten frostigen und eintönigen, überwiegend rhetorischen Wesens, die frische Beweglichkeit und reizende Mannigfaltigkeit einfach natürlichen menschlichen Benehmens und Handelns zum Gegenstande der dramatischen Darstellung machte, in seinen eigenen dramatischen Versuchen allerdings aber in falsche Naivetät, in Uebertriebenes, Geschmackloses, Schwerfälliges und Emphatisches verfiel, ist er in dieser doppelten Beziehung zum ersten Urheber der sogenannten romantischen Schule geworden, die, trotz ihrer vielen Verirrungen, ein nothwendiges Element aller wahren Poesie gegen den einseitigen französischen Klassizismus geltend macht. Diderot's Wirksamkeit hat daher auf dem poetischen Gebiete dauernden Erfolg gehabt. Seine Lehre über Wesen und Zweck des Drama's fand bei seinen Lebzeiten in Deutschland noch weit mehr Eingang, als in Frankreich. Selbst Goethe's „Stella" und dessen „Clavigo" verrathen den Einfluß Diderot's. Dasselbe gilt von Schiller's „Fiesco" und von „Kabale und Liebe" in Betreff des allgemeinen Tones dieser Dramen. — Auf dem Felde der Philosophie aber ist Diderot zu nicht geringerer Bedeutung gelangt, als auf dem der Poesie. Seine pantheistische Weltanschauung hat besonders in Deutschland einen für ihre Verbreitung günstigen Boden gefunden. — Aus allen diesen Gründen sind wir überzeugt, daß der hier folgende, nach einem Artikel von J. Genin in der neuen Ausgabe des Plutarque français bearbeitete Aufsatz bei unseren Lesern ein lebhaftes Interesse zu erregen vermag, da derselbe von Diderot's Geist und Charakter eine lebendige und wenigstens zum Theil noch gerechtere Schilderung giebt, als selbst diejenige ist, welche Villemain in seinen Vorlesungen über französische Literatur von jenem berühmten Manne entworfen hat.

Die Familie Diderot trieb zu Langres seit 200 Jahren das Messerschmied-Handwerk, als Denis (Dionysius) Diderot im J. 1713 zur Welt kam. Sein Vater war ein Mann von festem und strengem Charakter. Denis war sein Erstgeborener; der Vater bestimmte diesen Sohn zum geistlichen Stande. Um den jungen Diderot zum religiösen Beruf vorzubereiten, vertraute man ihn den Jesuiten an, die den Ruf hatten, ihre Zöglinge besser als die Universität auszubilden. In seinem neunten Jahre trat Diderot in die Jesuiten-Schule zu Langres; in seinem zwölften Jahre erhielt er die Tonsur. — In dieser Schule begegnete ihm eines jener kleinen Abenteuer, die in der Kindheit den Charakter des künftigen Mannes enthüllen. Der Studienvorsteher schickte den jungen Denis, weil derselbe mit einem seiner Kameraden Streit gehabt hatte, seinen Aeltern zurück. Nun war an jenem Tage öffentliche Prüfung und Preisvertheilung. D., im Bewußtseyn seines Werthes und seiner Rechte, wollte davon nicht ausgeschlossen seyn; er erscheint daher vor der von einem brutalen Schweizer bewachten Thür der Schule. Der Schweizer verweigert ihm den Eintritt; der Schüler besteht auf seine Forderung und stürzt sich, einen günstigen Augenblick benutzend, vollen Laufes in den Schulhof; er wird verfolgt, entkömmt aber und dringt in den Ort der Feierlichkeit ein. Man kann ihn ohne Skandal nicht daraus entfernen. Der kleine D. drängt sich entschlossen zur Preisbewerbung hinzu und trägt drei Preise davon.

Aber dieser starke Geist der Unabhängigkeit, im Verein mit dem Geschmack an Vergnügungen, die mit dem fleißigen Besuch der Schule wenig sich vertrugen, machte ihm die Ermahnungen seiner Lehrer unerträglich. Er erklärte daher eines Tages seinem Vater, daß er auf die Studien verzichte. „Du willst also Messerschmied werden?" — „Von Herzen gern." — Man gab ihm ein Schurzfell; er verdarb aber Alles, was er von Messern berührte. Dies dauerte vier Tage. Nach Verlauf dieser Zeit erhebt er sich, holt seine Bücher und kehrt in die Schule zurück. „Ich will lieber ungeduldig als gelangweilt seyn", sagte er zu seinem Vater; und von diesem Augenblick an setzte er seine Studien ohne Unterbrechung fort. — Die Jesuiten waren zu klug, um nicht zu merken, wie nützlich ihnen ihr Zögling einst werden könnte. Sie überredeten ihn daher, aus seinem väterlichen Hause zu entfliehen. Glücklicherweise vertraute D. das Vorhaben seiner Flucht einem Verwandten an, der Diderot's Vater davon benachrichtigte. Mitternacht war die zu der Entweichung bestimmte Stunde. Da erscheint plötzlich der alte Diderot vor seinem Sohne: „Wohin willst Du gehen?" — „Zu den Jesuiten nach Paris, unter die ich mich aufnehmen lassen will." — „Nicht diesen Abend; morgen wollen wir sehen." Am anderen Morgen stiegen Vater und Sohn in die Pariser Postkutsche, und wenige Tage darauf trat D. in das Collège d'Harcourt ein. Was that aber der wackere Messerschmied? Er hielt sich 14 Tage lang in einem Wirthshause verborgen, kam dann zu seinem Sohne und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich komme, um Dich zu fragen, ob Du Dich wohl befindest, ob Du mit Deinen Oberen, mit Deiner Kost, mit den Anderen und mit Dir selber zufrieden bist? Wenn Du nicht wohl, — wenn Du nicht glücklich bist, kehren wir mit einander zu Deiner Mutter zurück. Wenn Du aber lieber hier bleiben magst, will ich Dich ermahnen, umarmen und segnen." Diderot sagte oft, daß dies Zeichen von Güte und Zärtlichkeit ihn vermocht haben würde, bis ans Ende der Welt zu gehen, wenn sein Vater es gefordert hätte.

Im Collège d'Harcourt machte Diderot die Arbeiten seiner schwächeren Kameraden und ließ ihnen die Ehre davon. So dichtete er einmal ein dermaßen beredtes Gedicht, daß dasselbe beinahe die Wegjagung desjenigen bewirkt hätte, welcher es zu unterzeichnen wagte: dies war eine Rede der Schlange an die Eva, um sie zu verführen: — eine sonderbare Schul-Aufgabe.

Als Diderot das Collège d'Harcourt verließ, begab er sich zu einem Anwalt, Herrn Clément de Ris, der als sein Landsmann die Güte haben wollte, ihn die Rechte studiren zu lassen. Diderot studirte das Englische, Italiänische, vervollkommnete sich im Griechischen, im Lateinischen, in der Mathematik, rührte aber den Codex nicht an. Clément de Ris forderte ihn daher auf, sich bestimmt zu erklären: „Wollen Sie Prokurator werden?" — „Nein." — „Advokat?" — „Nein." — „Vielleicht Arzt?" — „Eben so wenig." — „Nun, was denn?" — „Gar nichts. Ich liebe das Studium; ich bin dabei sehr glücklich, sehr zufrieden; etwas Anderes will ich nicht."

Der Vater, von dieser Antwort seines Sohnes benachrichtigt, befahl ihm, auf der Stelle einen Beruf zu wählen oder nach Langres zurückzukehren. Der Sohn wollte nicht hören und blieb in Paris. Der Vater entzog ihm seine Unterstützung; der Sohn fing an, Stunden zu geben, um leben zu können. Er lehrte Mathematik, Latein, Griechisch, Alles, was er konnte und was man wollte. Meistentheils bezahlte man ihn mit Büchern, Möbeln, kleinen Geschenken; Andere zahlten mit Höflichkeiten; Einige gar nicht. Gleichviel; Diderot lehrte immer zu. Von Zeit zu Zeit schrieb er an seinen Vater, der entweder nicht antwortete, oder nur mit einer Aufforderung zur Rückkehr. Diderot's Mutter war weniger hart; sie sandte ihm ihre geringen Ersparnisse heimlich durch eine treue Dienerin, die, ohne etwas zu sagen, oft die ihrigen hinzufügte und, um sie dem jungen Diderot zu bringen, 120 französische Meilen zu Fuß zurücklegte, 60 auf dem Hinwege, 60 auf dem Rückwege.

Um das Elend, in welchem Diderot sich befand, zu bekämpfen, machte er aus Allem eine Waffe. So verfertigte er einmal auf Bestellung für einen Missionair sechs Predigten, das Stück zu 50 Thalern. Er hatte, wie Panurg, 63, aber honnetere Arten, Geld zu finden. Ein Streich jedoch schmeckt ein wenig zu sehr nach seinem Rabelais. Es lebte nämlich damals im Kloster der Karmeliter-Barfüßermönche ein aus Langres gebürtiger, mit Diderot etwas verwandter Mönch, Namens Ange, der von dem Ehrgeiz gequält war, das Ansehen seines Ordens zu vermehren, und der, um sein Kloster berühmt zu machen, unglückliche und wohlerzogene junge Leute anwarb, die er aus ihrer Verlegenheit zog und denen er, wenn sie das Mönchsleben ergriffen, Mittel und Wege verschaffte, sich mit ihrer Familie zu versöhnen. Diderot glaubte von diesem Menschen Vortheil ziehen zu können. Er gab ihm daher nach und nach zu verstehen, daß er sich in ein Kloster in der Provinz zurückzuziehen beabsichtige, vorher aber noch weitläuftige und peinliche Geschäfte abzumachen habe. Er müsse vorher 1200 Franken erwerben, namentlich um ein unglückliches, durch ihn verführtes weibliches Geschöpf zu retten, das, wenn er sich zurückzöge, keine andere Zuflucht als das Laster haben würde. Den Verzug fürchtend, rieth der Mönch sein eigenes Haus an und drang ihm die 1200 Franken auf, damit er sogleich das Klosterleben beginnen könne. Diderot bezahlte, statt seiner vorgeblichen Maitresse, seine eigenen Schulden,

kehrte dann zum Bruder Ange mit sorgenvollem Gesicht zurück und sagte ihm, daß er zur Bezahlung seines Wirths, seines Schneiders u. s. w. noch eine kleine Summe bedürfe. So erwischt er noch 800 Franken und verspricht, sogleich zurückzukommen, um in das Kloster einzutreten. In der That kommt er auch bald zurück, erbittet sich aber noch ein Sümmchen zum Ankauf von Büchern, Leinenzeug und Möbeln. Bruder Ange erwiedert: er solle sogleich eintreten, morgen werde er das ihm Nöthige erhalten. „Sie wollen mir also kein Geld geben?" antwortet Diderot. — „Nein, wahrlich." — „Nun wohl, dann will ich auch nicht mehr Karmeliter werden. Lassen Sie sich von meinem Vater bezahlen."

Begabt mit einem schönen Gesicht, mit einer starken Gesundheit und mit einer heißen Natur, erfährt Diderot eines Morgens, daß neben ihm in dem nämlichen Hause zwei arme, von ihrer Arbeit lebende Damen wohnten. Aus Neugier erkundigt er sich näher. Es ist Mutter und Tochter. Madame Champion ist die Witwe eines Mannes, der sie durch seine Speculationswuth zu Grunde gerichtet hat. Frl. Annette Champion ist eine große, schöne, fromme und tugendhafte Dame. Sie treiben einen kleinen Leinwandhandel. Diderot kauft von ihnen, setzt seine Besuche fort, gewinnt das Herz des Frl. Champion und hält um ihre Hand an. „Sie wollen heiraten?" sagt Madame Champion, „und womit denn? ohne Anstellung, ohne andere Habe, als eine vergoldete Zunge, mit der Sie meiner Tochter den Kopf verdrehen." Dennoch willigte sie zuletzt ein, und Diderot reiste nach Langres, um sich die erforderlichen Papiere und die Zustimmung seines Vaters zu verschaffen. Die ersteren erhielt er leicht, aber auf die letztere mußte er verzichten. Der alte Messerschmied behandelte seinen Sohn als Narren und drohte ihm, wenn er diesen Heiratsplan ausführte, mit seinem Fluch. Zurückgekehrt, stattete Diderot treuen Bericht über das Ergebniß seiner Reise ab: es kam zum Bruch zwischen ihm und jenen Damen; er wurde gebeten, seine Besuche einzustellen. Nun wurde er krank; da pflegten ihn seine mitleidigen Nachbarinnen, und als er ausgehen konnte, geschah es, um nach der Kirche sich zu begeben und Frl. Campion zu heiraten. Sie wurden im J. 1743 um Mitternacht heimlich getraut. Diderot war damals 30 Jahr alt und hatte noch nichts drucken lassen.

Die Bedürfnisse seines Haushalts führten seine ersten Beziehungen zum Publikum herbei; er übersetzte aus dem Englischen die Geschichte Griechenlands von Stanyan. Diese Arbeit wurde mit 100 Thalern bezahlt. Als der Buchhändler in Diderot's Abwesenheit dieses Geld der Madame Diderot übergeben hatte, soll diese, in ihrer Naivetät nicht begreifend, daß ein Bündel Papiere eine so ungeheure Summe werth seyn könne, ihrem Gatten lebhafte Vorwürfe darüber gemacht haben, daß er den armen Teufel von Buchhändler zu täuschen fähig gewesen sey. Eine Frau von so einfältigem Verstande konnte einem Manne von Diderot's Charakter nicht lange gefallen, eben so wenig wie das beengte Leben, das er führen mußte. Als nun Diderot, der Vater, von seinem Sohne Erklärungen über seine Heirat forderte, packt der Letztere ganz einfach seine Frau und seinen neugebornen Sohn in die Postkutsche und antwortet seinem Vater: „Sie ist abgereist: in drei Tagen wird sie bei Ihnen ankommen; Sie werden ihr Alles sagen, was Ihnen beliebt; und wenn Sie ihrer müde sind, mögen Sie sie zurückschicken." Man behielt sie drei Monate, und Diderot benutzte diesen Zwischenraum, um mit einer anderen Frau ein Verhältniß anzuknüpfen.

Diese Frau war eine Art von weiblichem Schöngeist, die Frau von Puisieux hieß und mit einem Literaten von eben so großer Mittelmäßigkeit, wie sie selber, verheiratet war. Zehn Jahre lang betrübte sie aufs äußerste Madam Diderot und hörte nicht auf, Diderot mit ihren Geldforderungen zu belästigen. Um sie zu befriedigen, schrieb Diderot seine ersten Werke. Der Versuch über das Verdienst brachte jener weder tugendhaften noch verdienstvollen Frau 30 Louisd'or ein. Es scheint, daß 50 Louisd'or die dem Liebhaber von der Maitresse auferlegte Steuer waren; denn um den nämlichen Preis wurden nach einander die philosophischen Gedanken, die Erklärung der Natur und die indiskreten Kleinode verkauft. Dies letzte Werk ist seines Ursprungs durchaus würdig. Da die Börse der Frau von Puisieux leer war, improvisirte Diderot mit seiner lebhaften Leichtigkeit eine philosophische Broschüre, oder eine unzüchtige, gleichviel. Die philosophischen Gedanken kosteten ihm drei Tage. Zwei Wochen verwandte er auf die indiskreten Kleinode, eine schmähliche Unfätherei, die man mit der Originalität der Geschichte etwas hat entschuldigen wollen, ohne zu wissen, daß Diderot diese Geschichte aus einem alten Mährchen des 13. Jahrhunderts genommen hat, wo dieselbe mit mehr Zurückhaltung erzählt ist.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die Bibliothek des Britischen Museums.

(Schluß.)

„Hätte sich ein Bibliothekar von Recensenten leiten lassen, so würde er die ersten Productionen Byron's verbrannt haben, und hätte er das Verlorene Paradies von Milton und die Principia von Newton nach deren anfänglicher Aufnahme beurtheilt, er würde sie als werthlos weggeworfen haben. Welche Summen werden jetzt bezahlt für das trash aus den Zeiten Heinrich's VIII., Elisabeth's und Jakob's I.! Einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Gegenwart, der eben so bewandert in der Geschichte der englischen Constitution wie in der Geschichte der Literaturen Europa's (wahrscheinlich Hallam), hat es sehr unangenehm empfunden, daß im British Museum viele Romane aus den Jahren 1750—1810 fehlen. Die Bodleiana bezahlt jetzt sehr hohe Preise (und sie thut wohl daran) für Flugschriften und Theaterstücke, welche ihr erster Bibliothekar, Dr. James, vergebens den berühmten Stifter zu kaufen drängte, als dieselben noch neu waren. Sir Thomas Bodley nannte die Menge von Flugschriften Riff-raff (Abgang, Schofel *) und schrieb in Betreff derselben Folgendes: „„Ich kann keinen guten Grund finden, meine Meinung zu ändern, die ich hinsichtlich der Ausschließung von Büchern gefaßt habe, wie Almanache, Schauspiele und eine Unzahl von nichtssagenden und werthlosen Dingen, die täglich gedruckt werden, und die der Keeper sowohl wie der Underkeeper nur mit Widerwillen heraussuchen würde, um sie Jemanden zu geben. Vielleicht, daß einige Schauspiele des Aufbewahrens werth sind, aber schwerlich eines unter vierzig. Ausländische Bücher dieser Art können noch insofern Werth haben, daß man die betreffende Sprache dabei lernt; auch sind anderwo diese Art Bücher von Männern geschrieben, die als Gelehrte und Weise berühmt sind, was aber selten oder gar nicht bei uns zu Lande der Fall ist. Und sollte auch ein kleiner Nutzen aus unseren Theaterstücken fließen (der, wie Gott weiß, sehr klein ist), so wird doch der Vortheil den Nachtheil nicht aufwiegen, welchen die Verleumdung über unsere Bibliothek bringen kann, daß wir sie vollstopfen mit liederlichen Büchern (baggage books). Und wenn es auch nur wenige seyn sollten (und wenn es nach Ihrem Sinne ginge, wären es sehr viele), so würden die boshaften Zungen die Zahl vervielfältigen, um schlecht von dem Institute zu sprechen.'''' **) Dies schrieb ein Zeitgenosse Shakespear's."

Im Obigen stellt demnach Panizzi den Satz auf, die öffentliche Bibliothek müsse alles Erscheinende anschaffen, und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen: 1) Wo ist der Richter, der zwischen würdig und unwürdig entscheidet; 2) was jetzt unwerth und überflüssig ist, kann in Zukunft mit Gold aufgewogen werden müssen. Wir haben hiergegen ein besonderes Wörtchen zu sprechen, und zwar nicht ein neues, erst durch die Behauptung des gelehrten Oberbibliothekars des British Museum hervorgerufenes, sondern dasjenige erweitert vorzutragen, was wir im August 1843 in diesen Blättern niederlegten, als die Feuersgefahr, in welcher die königliche Bibliothek zu Berlin schwebte, den Anstoß einiger Betrachtungen über diesen Gegenstand rechtfertigte. ***)

Auf die Frage, wo der Areopag ist, der die Aufnahmsfähigkeit der Bücher prüft? kann man unbedenklich antworten: Im Expeditionszimmer der Bibliotheksbeamten! Der Oberbibliothekar eines großen Instituts ist ein vielseitiger Gelehrter und kein blos gebildeter Buchladendiener, seine Assistenten, die Kustoden, sind Fachgelehrte und keine blos gebildete Ladendiener, sie können demnach gemeinschaftlich und einzeln den Werth eines Buches beurtheilen, und kommen Fälle vor, wo sich gewissenhafte Beamte kein selbständiges Urtheil zutrauen, so werden sie auch so freisinnig seyn, Professoren des Faches oder sonstige bekannte Gelehrte in den Kreis ihrer Berathungen zu ziehen. Ein solcher Zustand herrscht längst auf großen deutschen Bibliotheken, am ausgebildetsten in Göttingen. Eine solche Auswahl durch Männer, die es verstehen, hat außer den Vortheilen für die Bibliothek, die wir später auseinandersetzen werden, noch denjenigen, welcher als Werthbestimmung für das aufgenommene Buch sowohl, wie für das abgewiesene aus der Wahl selbst hervorgeht. Der Studirende findet eine Bürgschaft im Urtheile der Sachverständigen für die Güte und Nützlichkeit eines aufgenommenen Buches und tröstet sich leichter über nicht vorgefundene Bücher, da ihr Nichtdaseyn auch ein Beweis ihres Nichtwerthes seyn kann. Es ist gewissermaßen derselbe Fall mit den klassischen Werken des Alterthums und selbst denen des Mittelalters. Wo nicht äußere Thatsachen ihre verderbliche Hand an die heiligen Reste der geistigen Schöpfungen der Vorzeit gelegt haben, da kann man sagen, daß sich das meiste Gute durch die Verehrung und den guten Geschmack der Generationen bis auf uns erhalten hat, während das Schlechte vernachlässigt, von Büchersreunden nicht gesucht, von Abschreibern somit weniger vervielfältigt und daher dem Untergange zugeführt wurde.

Der zweite Punkt, daß in Zukunft eine jetzt geringfügige Sache kostbar seyn kann, ist der Beleuchtung sehr werth. Wir haben ihn am genannten Orte berührt, und wir wollen ihn hier weiter führen. Ein jetziges für werthlos befundenes Buch kann in Zukunft aus doppeltem Grund werthvoll werden; entweder als bloße Antiquität und Kuriosität in Jahrhunderten, oder die Ansichten und die Richtungen können sich in 50 Jahren schon so geändert haben, daß dann ein jetzt schlechtes Produkt einen würdigen Rang einnimmt. Aber wenn man moderne Sachen sammeln wollte (gleich jungem Wein, um ihn bis zu seinem höchsten Alterwerthe aufzubewahren) †), um sie unseren spätern Nachkommen als Antiquitäten in die Hände zu spielen, da hätte der Staat und der Privatsammler Vieles, ja alles Moderne in Reihe und Glied aufzusprichern, um es zu einem Alterthumsstück reifen zu lassen. Gewiß würden der Hut des Herrn Panizzi und die Stiefel des Schreibers dieser Worte in zweitausend Jahren eine Kuriosität seyn, so wie jetzt ein Hut und ein Stiefel aus Herkulanum eine Seltenheit und ein Gegenstand der Aufbewahrung ist: kann man aber von irgend einer öffentlichen Anstalt, sie mag noch so reich dotirt seyn, verlangen, daß sie eine solche Pflanzschule von Alterthümern anlegen soll? Unsere Werkzeuge, Hausgeräthe, Uhren, Gemälde, Maschinen

*) Remains of sir T. Bodley 229.

**) Ibid. 227.

***) Magazin 1843 Nr. 101.

†) Unser Vergleich ist allerdings, wie man leicht sieht, nur auf einer Seite ganz richtig, im Ganzen aber stark hinkend; denn der Wein wird durch Alter wirklich besser, nicht so das Buch.

u. dgl. werden gewiß einst mit Bewunderung vorgezeigt werden, jedenfalls sind sie in tausend Jahren Gegenstände des verlängerten Mittelalters, aber könnte man davon jetzt schon Exemplare in Masse für die entfernte Zukunft anschaffen? Nein, so weit kann und darf die Sorge für die späte Nachwelt nicht gehen, daß sich eine Bibliothek mit dem Machwerken eines jeden Charlatans, mit den unbedeutendsten Erzeugnissen des Augenblickes auf Kosten besserer Werke belastet, daß sie dafür die schweren Verwaltungskosten und die noch kostbarere Zeit opfert, Alles blos darum, weil das Ding in späten Tagen ein Schaustück für Halbnarren wird. Gesetzt aber auch, man wünschte in tausend Jahren ein solches jetzt verächtlich ausgeschlossenes Buch und muß den tausendfachen Preis dafür zahlen, so ist es doch noch bei weitem nicht so viel, als es, jetzt gekauft, oder selbst geschenkt, tausend Jahre lang an Schreibereien, Miethe, Beamten, Reparatur und Wartung kosten würde, anderer Nachtheile nicht zu gedenken, die durch die bloße Gegenwart des Buches verursacht wird und von denen wir weiter unten noch reden wollen. Die andere Seite des Grundes, daß man in späterer Zeit Interesse und Verdienst an einem früher mißachteten und verkannten Buche finden mag, hat einen beschränkten Anspruch auf Berücksichtigung, denn selbst das lächerlichste Machwerk, die widerlichste Ausgeburt der Beschränktheit und der Gewinnsucht bieten doch historischen Stoff als Erkennungsbild der Zeit und der Gesellschaft, aus der sie entsprungen sind. Aber abgesehen davon, daß ein Studium solcher ephemeren Bücher und Blätter in Unzahl den kommenden Historiker überwältigt, verwirrt und erschlafft, statt ihn zu führen und gründlich zu belehren, abgesehen andererseits, daß es nur dazu beiträgt, den Dünkel und das Scheinforschen zu begünstigen, daß man sich dadurch in einen Nimbus von Quellen-Bewußtseyn hüllt, abgesehen von diesem Allem, wird die Berücksichtigung dieses Grundes von anderswoher ganz unmöglich.

Denn um solchen Grundsatz zu Ehren zu bringen, ist es nicht genug, alle nur vorhandene Werke der Presse (von Handschriften wollen wir gar nicht sprechen) *) zusammenzubringen, sondern man muß fortdauernd nicht nur die Bücher aller Länder und aller Zeiten aufkaufen, sondern auch alle periodische Blätter von der Times bis zum geringfügigsten Lokalblatte herab, jedes wissenschaftliche und jedes unwissenschaftliche Journal, jeden Theaterzettel, jeden Anschlagezettel eines Marktschreiers, denn Alles kann ja einst mit Lichtern gesucht werden, und wird es auch wirklich, je drolliger und seltsamer es an sich ist. Bei den Mitteln, die dem British Museum zur Verfügung stehen, kann es in drei Jahren 3,000,000 Bände zusammen haben und wird sich mit jedem Jahre um eine Million bereichern können. Nun aber möchten wir wissen, wo denn das lesende Publikum in London wohnen soll? Offenbar muß das British Museum, wenn diese Richtung beharrlich verfolgt wird, nach und nach den Raum einer halben Stadt verschlingen, wenn man nicht hoch bis in die Wolken (was in England am wenigsten Sitte ist) und tief bis nach Amerika hin bauen will. **) Und wie wäre es möglich, den Dienst zu überwachen? Die Kataloge würden schnell zu 10,000 Folianten heranwachsen***), und die Beamten und Diener würden bei noch so sehr vermehrter Zahl das Publikum unbefriedigt lassen müssen, da schon der Gang durch die Räume zur Aufsuchung eines Buches allein ein großes Stück Zeit wegnehmen muß. †) Wenn solche Hindernisse der unbeschränkten Vermehrung in Zeiten des gewöhnlichen Geschäftsganges schon entgegentreten, was soll erst geschehen, wenn Feuergefahr die Anstalt bedroht? sind da nicht eine Million schlechter Bücher der Fluch und das Verderben der Anstalt und vielleicht der ganzen Stadt, in der sie sich befindet? Eine Million Riff-raff liegt dann da als Brennstoff, der die Rettung von 10,000 guten Büchern erschwert oder unmöglich macht. Nicht viel besser ist es bei feindlichem Einfalle, bei Wassergefahr und allen Fällen, wo man gezwungen ist, die Sammlung zu transportiren, wer soll dann schnell zwischen dem Guten und Schlechten unterscheiden? Nein! eine öffentliche Bibliothek soll für den wahrhaften Gelehrten da seyn, ihr Inhalt soll dem Fleiße und der Thätigkeit des Menschengeistes auf seinen Wanderungen durch die vielverschlungenen Gebiete des Wissens Führer und Rathgeber seyn, sie ist aber nicht dazu da, die bloße Neugierde zu befriedigen, oder den leichtfertigen Schriftsteller in den Stand zu setzen, daß er aus 99 Büchern ein hundertstes zu Tage fördert.

Will man jedoch durchaus eine Sammlung aller erschienenen Druckwerke haben, die je aus der Presse hervorgegangen sind, so ist das nur dann möglich, wenn man so viele besondere Bibliotheken erbaut, als es besondere wissenschaftliche Zweige giebt. Eine Abzweigung in verschiedene Fächer, sey es auch nur nach den vier Fakultäten, muß ohnedies bald eintreten, wenn auch eine strenge Auswahl getroffen wird. Philosophie und Geschichte allein werden auf großen Bibliotheken in einigen Jahren schon die Zahlhöhe von 200,000 erreicht haben; in gleichem Maße wächst die Theologie und Philologie, und es ist aus vielen Gründen dann zweckmäßig und vortheilhaft, sowohl für die Anstalt als für das Publikum, diese Fächer in besonderen Gebäuden aufzustellen und ihnen ein besonderes Beamten- und Dienstpersonal, wenn auch unter gemeinschaftlicher Oberleitung, anzuweisen. Schnellere Befriedigung der Wünsche des Publikums, vereinfachter Dienst und gewissere Rettung bei Gefahren würden allerdings auf diesem Wege leichter erzielt werden. Lt.

*) Es müßte jeder Bogen Geschriebenes aus Kanzleien, jeder Brief, kurz alles Niedergeschriebene, als kommend wichtig, gesammelt werden.

**) Was leicht in tausend Jahren, wenn die Amerikaner eben so bauen, eine Freundschaft, wie zur Zeit der Oregonfrage, zwischen den beiden Ländern herbeiführen könnte.

***) Die hiesige königliche Bibliothek hat jetzt schon an 800 Folianten Kataloge, obgleich seiner doppelt vorhanden ist, so nothwendig auch Letzteres wäre.

†) Der Gang nach einem Buche in der dritten Galerie der Nordseite der Berliner Bibliothek vom Expeditionssaal aus hin und zurück nimmt jetzt schon ungefähr 10 Minuten weg. Wenn eine oder gar zwei Millionen Bücher in der Anstalt wären, und das Gebäude also 2mal oder 4mal so groß als jetzt wäre, nähmen 2mal hin- und hergehen beinahe die ganze Dienstzeit eines Vormittags in Anspruch. In Paris sind Beamte auf den Galerieen selbst postirt und die Verlangzettel werden ihnen durch eine sinnreiche Maschinerie von unten zugeführt; allein dies hat unter anderem den Nachtheil, daß man sich mit dem Beamten über das geforderte Buch in zweifelhaften Fällen nicht näher verständigen kann.

Gebrauch der französischen Sprache in der englischen Gesetzgebung.

Es dürfte vielleicht nicht allgemein bekannt seyn, daß man sich in England bei Ausfertigung gewisser legislativer Akten noch immer der alt-französischen Sprache bedient. Nach der normännischen Eroberung (1066) wurden im Laufe mehrerer Jahrhunderte alle Verhandlungen sowohl in den Gerichtshöfen als im Parlament Französisch geführt, und obwohl bereits im Jahre 1362 der Gebrauch der Nationalsprache durch ein Gesetz vorgeschrieben ward, so blieben doch die Tribunäle noch lange bei ihrer alten Routine. Unter Cromwell erließ das Parlament ein neues Edikt, um die englische Sprache in allen gerichtlichen Akten einzuführen, aber diese Neuerung schien den Juristen gefährlicher als die Abschaffung des Oberhauses und des Königthums, und der Großsiegelbewahrer Whitelock konnte den Widerstand seiner Kollegen nur dadurch besiegen, daß er den frömmeren unter ihnen das Beispiel Mosis citirte, der seine Gesetze in hebräischer, nicht aber in ägyptischer oder einer anderen fremden Mundart abfaßte. Die Restauration stellte die alte Ordnung der Dinge wieder her, und von der Regierung Karl's II. bis zu der Georg's II. waren Französisch und Latein an der Tagesordnung; ersteres wurde in den reports (Berichten), letzteres in den law records (Protokollen) angewendet. Die Parlaments-Akten wurden zwar schon seit Richard III. (1483) Englisch abgefaßt, aber noch heutzutage bedienen sich die verschiedenen Zweige der legislativen Macht in ihren gegenseitigen Beziehungen der französischen Sprache. Wenn das Unterhaus der Pairskammer eine Bill zuschickt oder eine von ihr erhält, so geschieht dieses resp. mit der Formel: Soit baillé aux Seigneurs, oder: Soit baillé aux communes, und die königliche Sanction erfolgt mit den Worten: La Reyne le voet (veut). Bei der Eröffnung jeder Parlaments-Sitzung läßt die Pairskammer gleichermaßen in ihren Tagebüchern die Namen der Personen verzeichnen, die zur Annahme und Prüfung der Bittschriften für England und die Gascogne (welche bis zum 14. Jahrhundert eine englische Provinz war) ermächtigt werden. So findet man im Protokoll des 24. August 1841 folgende Notiz: Les Recevours des Pétitions de Gascoigne et des autres terres et pays de par la mer et des isles: le Baron Abinger, Chief Baron de l'Exchiquier de la Reyne; Messire James Park, Chevalier; Messire John Dowdeswell, Ecuyer. Et ceux qui veulent délivrer leurs pétitions les baillent de dans six jours prochainement ensuivant. — Les Triours des Pétitions de Gascoigne et des autres terres de par la mer et des isles: le Duc de Somerset, le Marquis d'Anglesey, le Count de Tankarville, le Viscount Torrington et le Baron Campbell; tout eux ensemble, ou quatre des seigneurs avant dits, appellant avec eux les sergeants de la Reyne, quant sera besoigne, tiendront leur place en la chambre du Chambellan." An demselben Tage wurden auch die „Recevours et Triours des Pétitions de la Grande-Bretagne et d'Irlande" ernannt. Solcher Anomalieen giebt es in England mehrere, wo man der freisinnigen Institutionen ungeachtet eine gewisse Vorliebe für alterthümliche (time-honoured) Formen und Gebräuche nährt und keineswegs geneigt ist, die von einigen Publizisten so empfohlene „historische Entwickelung" ganz außer Augen zu setzen. Es ist gerade diese im englischen Volkscharakter begründete konservative Tendenz, die den stärksten Gegensatz zu dem Liberalismus des Kontinents bildet, der mit aller Macht dahin strebt, sich von der Vergangenheit loszureißen.

Dänemark.

Das dänische Königreich und die deutschen Herzogthümer.

(Schluß des fünften und letzten Artikels.)

Auf die vorstehenden Bemerkungen des Herrn Orla Lehmann erwiederte der Königl. Kommissarius (Minister Oersted) im Wesentlichen, daß, wenn der Deputirte der Meinung sey, die Regierung wäre bereits seit Jahrhunderten beschäftigt, die Erbfolge zu sichern, und es sey mithin ein Zeichen ihrer Schwäche und Unfähigkeit, wenn über diese Frage noch Zweifel obwalteten, hierzegen bemerkt werden müsse, daß es nicht sowohl die Erbfolge als die Besitzerlangung von Holstein gewesen, mit der sich die Regierung früher während einer Reihe von Jahren beschäftigt habe. Die in dieser Beziehung geführten Unterhandlungen seyen mit Tüchtigkeit und Ausdauer betrieben worden und hätten zu einem sowohl für das Königreich als für die Herzogthümer glücklichen Resultate geführt. Dagegen die Erbfolge in Holstein für alle Eventualitäten zu erreichen, ein wie wünschenswerthes Ziel dies auch für die Regierung wäre, stehe nicht in der Macht der letzteren, indem dazu nicht blos Renunciationen erfordert würden, deren Erlangung schwierig, sondern es sey auch, so lange Holstein ein Lehn des Deutschen Reichs war, zweifelhaft gewesen, ob irgend eine Transaction die weiblichen Linien der Nach-

kommenschaft Friedrich's III. überhaupt berechtigen konnte, dieses Herzogthum als Lehn zu erlangen. Demnach habe sich also in den Bestrebungen der Regierung, was diesen Gegenstand betreffe, keine solche Unthätigkeit gezeigt, als der Deputirte ausgesprochen habe. — An diese Erwiederung knüpfen wir endlich noch einige Bemerkungen des Etatsraths Bang, der zu den geachtetsten Rechtsgelehrten der dänischen Ständeversammlung gehört:

Etatsrath Bang.

. . . . „Ich gehe zu der wichtigeren Frage über, ob die gewünschte Declaration, in Folge der juridischen Stellung des Königs zu ihrem Gegenstande, nicht doch eine Nullität sey? Hier mischt man nun zwei sehr verschiedene Verhältnisse unter einander. Handelte es sich hier um die Entscheidung gültiger Erb-Ansprüche fremder Fürsten, so räume ich ein, daß man die endliche Entscheidung nicht von einer solchen Declaration erwarten dürfe, so daß in Folge derselben jeder Anspruch beseitigt wäre. Darum handelt es sich aber nicht im Antrage; es handelt sich nur um Verhältnisse der Unterthanen im Reiche. Es ist schon mehrere Male gesagt, aber es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß es eine inländische Maßregel ist, um die es sich handelt. Von meinem geringen Standpunkte, und nicht genau mit den diplomatischen Verhältnissen bekannt, will ich mir doch erlauben, zu äußern, daß ich es für das Richtigste ansehe, daß keine Notification geschehe an die fremden Mächte über eine solche inländische Maßregel, durch welche Dänemark das Verhältniß zu diesen und namentlich zum Deutschen Bunde nicht kann regaliren wollen. Gerade dadurch würde man hinlänglich zu erkennen geben, daß es eine innere Maßregel des Reiches sey, die zum Besten des Landes, der Herzogthümer sowohl als des Königreichs, getroffen werde, was ich jetzt zu entwickeln suchen will.

„Ich meine nämlich, daß wenn eine Regierung sich überzeugt halten und fürchten muß, daß bei einem in Zukunft eintretenden Thronwechsel Anspruch auf die Theilung des Landes gemacht werden wird, und zwar im Streite mit den Ansichten der gegenwärtigen Regierung über die Gerechtsame der Betheiligten, so soll diese Regierung nicht ruhig dulden, daß die Anhänger der Prätendenten schon jetzt auf die Massen zu wirken suchen, indem sie ringsumher im Lande die Ansicht verbreiten, es würde Unrecht seyn, wenn jener dänische Thronfolger in den Besitz des ganzen Reiches käme; diese Regierung soll nicht dulden, sondern dem vorbeugen, daß gemiethete Journalisten durch Tagesblätter, umherziehende Anhänger der Prätendenten in großen Versammlungen, und Lehrer in den niederen und hohen Schulen des Landes den Glauben an die Rechtmäßigkeit der Thronfolge zu vernichten suchen, welche die gegenwärtige Regierung für rechtlich begründet ansieht. Die Fortsetzung solchen Treibens muß mit Nothwendigkeit zum Verderben führen, und die Regierung muß das Recht haben, dies innerhalb der eigenen Gränzen des Landes zu hindern. In Verbindung hiermit will ich mir nun darzustellen erlauben, wie ich das Verhältniß betrachte, wenn der gegenwärtige Königl. Mannsstamm einmal aussterben sollte und man erwarten könnte, daß der Rechtstitel dessen, welcher nach der Ansicht der gegenwärtigen Regierung der rechtmäßige Thronfolger ist, bestritten würde. Da ist nun meine Meinung, daß in dem Augenblicke, da der Regent stirbt, sofort auch die gesammte Regierungsgewalt in den Händen des Thronfolgers, als nunmehrigen Königs, vereinigt seyn muß, und bin ich ferner der Meinung, daß es gegen alle richtige und rechtliche Begriffe, ja gegen alle gesunde Vernunft streitet, daß jeder einzelne Mann im Lande berechtigt oder sogar verpflichtet seyn sollte, zu entscheiden, wen er für den rechten Thronfolger ansehe, dann möglicherweise dem Regenten, der im Besitze der Regierungsgewalt ist, Huld und Treue zu verweigern, ja wohl sogar zu den Waffen wider ihn zu greifen, indem Jeder der Fahne seines Prätendenten folgt, und so der Bürgerkrieg rechtlich ausbricht. Ein solcher rechtlicher Bürgerkrieg muß meiner Meinung nach die Folge jener Ansicht seyn, ja eine solche Ansicht würde zu der unerträglichsten Verwirrung und Anarchie führen. Ich halte vielmehr dafür, daß, wenn jener Thronwechsel einmal eintreten sollte, dann jeder Staatsbürger verpflichtet ist, Dem zu gehorchen, welcher faktisch Herrscher ist, und es den betheiligten Fürstenhäusern, welche Erbansprüche an die Herzogthümer zu haben glauben, zu überlassen, ihre Rechtstitel geltend zu machen, und zwar, so wie die Verhältnisse in Europa nun glücklich geordnet sind, nicht durch Krieg, sondern zunächst auf diplomatischem Wege. Dann wird der im faktischen Besitz befindliche Monarch in Dänemark sich, was Schleswig betrifft, an die großen Mächte halten können, die Dänemark den Besitz dieses Herzogthums garantirt haben, und der Deutsche Bund wird ohne Zweifel den faktisch bestehenden Zustand, so weit es Holstein betrifft, aufrechthalten, bis die mit Rücksicht auf dasselbe entstehenden Fragen ihre endliche Erledigung gefunden haben. Ist es nun richtig, daß bei einem Thronwechsel nicht Jeder sich zum Richter über die rechtliche Thronfolge aufwerfen und der Fahne seines Prätendenten folgen kann, ist es richtig, daß der Thronfolger im Besitze der Regierungsgewalt erhalten werden muß, dessen Rechtstitel von der bisherigen Regierung als rechtlich begründet angesehen ist, so ist es auch richtig, Unternehmungen vorzubeugen, welche zuletzt dahin führen werden, Unruhe und Aufruhr hervorzurufen, wenn die Zeit kommt; und es ist unrichtig, es zu unterlassen, eine solche Veranstaltung zur Beruhigung und zum Schutze der Unterthanen zu treffen, damit sie wissen können, welche Ansicht die Regierung über die Erbfolge hat."

Mannigfaltiges.

— Die Bestimmungen des dänischen Königsgesetzes über die Erbfolge. Wenn wir auf die Schleswig-Holsteinische Frage stets von neuem zurückkommen, so geschieht es eben nur, weil wir der Ueberzeugung sind, der Gegenstand sey noch lange nicht so von allen Seiten gekannt, als er es bei seiner Wichtigkeit und bei der Dringlichkeit der Erörterung, bevor es zu spät ist, zu seyn verdient. Vor allen Dingen hat man sich klar zu machen, und zwar hauptsächlich zur Widerlegung derjenigen, die in der Bewegung der Herzogthümer durchaus ein revolutionaires Auftreten erblicken wollen, daß Schleswig-Holstein, gerade weil es seinem angestammten Fürstenhause treu und ergeben ist, diesem Hause auch nach dem Aussterben der älteren Linie angehören will. Wenn die Herzoge von Schleswig-Holstein, auch nach dem Erlöschen der von dem regierenden Monarchen und seinem Sohne repräsentirten älteren Linie, eben so in Dänemark wie in den Herzogthümern weiter regierten, dann würden ja auch die letzteren ihre Verbindung mit dem dänischen Königreiche nicht aufgeben. Ihre Schuld ist es nicht, daß sich Dänemark durch eine revolutionaire Maßregel im 17. Jahrhundert, ohne Mitwirkung von Schleswig-Holstein, ein Gesetz gab, welches nicht blos die Linie Holstein-Gottorp, sondern auch die stets dem Throne und dem Lande nahe verbliebenen Nachkommen des Bruders von König Friedrich II., die Holstein-Sonderburger, von der Thronfolge in Dänemark ausschließt und diese allein den Nachkommen des Königs Friedrich III. in männlicher wie in weiblicher Descendenz vorbehält. Dieses merkwürdige Gesetz, das Kongelov (Lex Regia), bietet, eben so wie in seinen Bestimmungen über das Verhältniß des unumschränkten Königs zu seinem Volke, auch in denen über die Erbfolge eigenthümliche Anomalieen dar. Denn wenn darin die weibliche Nachfolge, in Ermangelung einer gleich nahen männlichen, eben so unbedingt angeordnet wäre, wie sie es z. B. in Großbritanien ist, so würde ja jetzt nicht Christian VIII., der der Vetter seines Vorgängers Friedrich's VI. war, sondern eine der beiden Töchter des Letzteren regieren, von denen die Aeltere mit dem Prinzen Ferdinand, einem Bruder des jetzigen Königs, und die Jüngere mit dem Herzog Karl von Holstein-Glücksburg vermählt ist. Aber innerhalb der Nachkommenschaft Friedrich's III. hat das Kongelov ganz dieselbe Bestimmung festgesetzt, die in allen deutschen Ländern gilt, nämlich daß die jüngere männliche Linie die ältere weibliche ausschließt; erst wenn keine männliche Descendenz Friedrich's III. mehr vorhanden ist, kömmt, dem „Königsgesetz" zufolge, die weibliche heran, von welcher dann die nächste Verwandte des letzten Königs nebst deren Nachkommen succedirt. Mit Recht aber fragen die deutschen Herzogthümer, für die das Kongelov keine bindende Kraft hat, warum die Herzoge von Holstein-Sonderburg, die eben so wie König Christian VIII. Nachkommen Christian's III. sind, der ältern weiblichen Linie nachstehen sollen, während ihr doch der regierende Monarch vorangegangen ist, obwohl er ebenfalls zu einer jüngeren Linie als die Töchter seines Vorgängers gehörte? Man sieht hieraus, daß es nicht das deutsche Volk in Schleswig-Holstein, sondern das dänische Kongelov ist, was den Weg der Revolution eingeschlagen. Letzteres hat dem Könige nicht einmal die Befugniß gelassen, die betreffende Bestimmung zu modifiziren; denn obwohl es darin ausdrücklich heißt, daß der König von jeglichem menschlichen Gesetz in geistlichen und weltlichen Dingen entbunden, daß er alle Gesetze beliebig aufheben, ja weder durch ein Versprechen noch durch einen Eid sich selbst oder vollends seine Nachfolger zu irgend etwas gegen sein Volk rechtsgültig soll verbinden können und seine Gewalt nie beschränken darf, so ist doch das „Königsgesetz" selbst, das ihn übrigens lediglich an die lutherische Religion und die Erbfolgeordnung bindet, von jeder Modification ausgeschlossen.

Bibliographischer Anzeiger.

Neue Reisewerke.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

J. G. Kohl,
die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein.
Nebst vergleichenden Bemerkungen über die Küstenländer, die zwischen Belgien und Jütland liegen.
Drei Bände.
Mit eingedruckten Holzschnitten.
8. broch. 3 Thlr. 20 Ngr.

W. Kingston,
portugiesische Land- und Sittenbilder.
Aus dem Englischen
von
M. B. Lindau.
2 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

A. v. Halfern,
der Letzte der Seminolen.
Scenen aus den Kämpfen der Indianer Florida's gegen die Weißen,
nebst Rücksicht auf die Zustände der Vereinigten Staaten.
12. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstr. No. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 112. Berlin, Donnerstag den 17. September 1846.

England.

Leibnitz und Newton.

Die Gelehrten-Republik — um diesen einigermaßen antiquirten Ausdruck zu gebrauchen — hatte von jeher ihre Tribüne — das Katheder —, ihre Presse — die Literaturzeitungen und acta eruditorum —, ihre Aristokratie und ihren Pleds nicht umsonst; sie wuchs, während oder weil beständige Kämpfe ihr Inneres in Bewegung setzten. Wenn nicht immer die Interessen der Republik der wahre Gegenstand dieser Kämpfe waren, wenn jene Interessen häufig nur vorgeschoben wurden, um ganz anderen Motiven zum Deckmantel zu dienen, so konnte das nicht wohl anders seyn, so lange bei den Bürgern des gelehrten Staates mit der unmenschlichsten Gelehrsamkeit die menschlichste Schwäche nur gar zu gern Hand in Hand ging. In der That waren es häufig nur Privathändel, um welche man sich in die Haare gerieth; im besseren Falle waren Motive, die, wie Religionshader und nationale Eitelkeit, sich auf dem Felde der Wissenschaft eben so wenig geltend machen sollten, im Spiele.

Namentlich war es die nationale Eitelkeit, die zu allen Zeiten Streitigkeiten unter den Männern der Wissenschaft erregte; ja, wo es sich um die Ansprüche auf die Ehre einer wichtigen Erfindung oder Entdeckung handelte, mußten diese Ansprüche einer Nation sehr unbestreitbar angehören, wenn sich nicht in irgend einer anderen Nation ein Prätendent auf einen solchen Ruhm erheben sollte. Die Frage, wer der wahre Erfinder des Differential-Kalküls sey, Leibnitz oder Newton, hat sich nur deswegen zu einer so langwierigen Fehde ausgesponnen, weil nationale Eitelkeit die Frage, welche kaum eine Frage war, zu einer Streitfrage machte, wie sie es am allerwenigsten werden durfte. Der Vorwurf des Plagiats, der von beiden Seiten erhoben wurde, hätte von keiner Seite erhoben werden sollen, und wäre schwerlich erhoben worden, hätte nicht in einem Kampf, der als ein Kampf pro aris et focis erschien, Alles für erlaubt gegolten.

Die nationalen Vorurtheile, die nationalen Eitelkeiten haben seit Leibnitzens und Newton's Tagen immer mehr nachgelassen, wenn auch das edlere Nationalgefühl überall gewachsen ist; kein Volk glaubt mehr den eigenen Ruhm durch Anerkennung fremden Verdienstes zu beeinträchtigen.

Diese Metamorphose in dem Verhältniß der Nationen zu einander hat denn auch auf den langen Prozeß zwischen Leibnitz und Newton ihren Einfluß geübt, und wenn wir Deutschen, die wir von jeher an dem Erbübel nationaler Eitelkeit am wenigsten krankten, schon längst dem großen britischen Mathematiker Gerechtigkeit widerfahren ließen, so geschieht nun von britischer Seite dasselbe in Bezug auf den deutschen Philosophen, und die Vorwürfe und Verdächtigungen, er habe sich mit fremden Federn geschmückt, sind verstummt. Eine Recension von Dr. Gutrauer's „Leibnitz", welche das diesjährige Juli-Heft der Edinburgh Review bringt und die sich des Breiteren auf den Streit über den eigentlichen Erfinder der Differentialrechnung einläßt, stellt sich, indem sie beiden Männern, Leibnitz sowohl als Newton, das Verdienst der wichtigen Entdeckung zuerkennt, nur auf den richtigen Standpunkt.

„Es kann auf den ersten Anblick" — fügt der Reviewer seinem Urtheile hinzu — „merkwürdig erscheinen, daß dieselbe erhabene Erfindung zu gleicher Zeit von zwei verschiedenen Männern gemacht worden; allein wir müssen bedenken, daß der nothwendige Gang der Wissenschaft den ganzen mathematischen Geist dieser, ja schon der vorhergehenden Epoche in dieselbe Richtung drängte, und daß Beide, Newton sowohl als Leibnitz, vorzugsweise mit der Gabe der Erfindung und Analyse ausgerüstet waren. In der That hatten bereits ältere Mathematiker den Weg zur Lösung des großen Problems so weit gebahnt, daß man wohl mit Professor de Morgan sagen darf: „„Man hat vielleicht nicht hinlänglich erwogen, wie nahe verschiedene von Leibnitzens und Newton's Vorgängern demselben Ziele gekommen sind, und es ist eine der Erörterung nicht unwerthe Frage, ob nicht sowohl Newton wie Leibnitz stärkere Fingerzeige in Schriften, die ihnen Beiden zugänglich waren, fanden, als der Letztere, wie man behauptet, von dem Ersteren empfangen haben soll.""

„Aus dem übereinstimmenden Zusammentreffen der Entdeckung zu schließen, daß Leibnitz ein Plagiat an Newton begangen, wäre um nichts verständiger, als etwa anzunehmen, daß Laplace aus irgend einer geheimen Quelle des Unterrichts geschöpft, weil er auf dem Wege einer sehr schwierigen Analyse den Beweis für einige jener Resultate lieferte, zu denen de Moivre gelangt war, die aber dieser in dem engherzigen Geist seiner Zeit anzukündigen sich begnügte, während er die Methoden, die ihn geleitet, als ein Geheimniß mit ins Grab nahm.

„Daß Leibnitz die Fähigkeit, eine solche Entdeckung zu machen, besaß, ist keine so ausschweifende Annahme, daß man darum einer Beschuldigung des Plagiats den Vorzug geben sollte. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß sein mathematisches Talent ein Talent erster Größe war. Die meisterhafte Art, auf welche er die Prinzipien der Differentialrechnung auseinandersetzte und die Anwendung derselben entwickelte, angenommen selbst, daß er von Newton die ersten Winke erhalten; seine bewundernswürdigen Arbeiten über die Integralrechnung; der Erfolg, mit dem er sich in den Schranken zeigte bei jenen — wie man sie wohl nennen kann — geistigen Turnieren, in welche die Mathematiker jener Tage sich einzulassen liebten; die schwierigen Probleme, die er bald löste, bald Anderen zur Lösung aufstellte; selbst seine kleineren Arbeiten, seine Rechenmaschine, seine Dyadik, sein Jugendversuch „de arte combinatoria" — alles dies zeigt, in wie hohem Grade sein Geist die Gabe der Erfindung besaß, zeigt zugleich den Umfang und die Schärfe seines analytischen Vermögens."

In der That stehen beide Männer, Leibnitz sowohl als Newton, so groß da in der Geschichte der Wissenschaft, daß es wirklich wenig darauf ankömmt, wer von ihnen der Urheber einer Erfindung gewesen, die, wie ruhmvoll sie immer war, doch bei Beiden in der Menge ihrer anderen Verdienste fast verschwindet, wie denn das namentlich bei Leibnitz, diesem universellen Genius, der Fall ist.

Wenn man Newton einen großen, wenn man ihn den größten Mathematiker seiner Zeit nennt, so ist damit Alles erschöpft, was sich zu seinem Ruhme sagen läßt. Es giebt beinahe keine mathematische Disziplin, um die Newton sich nicht Verdienste erworben hätte; allein er hat das Gebiet der mathematischen Wissenschaften nicht überschritten; das Einzigemal *), wo es geschah, geschah es mit Unglück. Fast scheint es, daß jenes aller Industrie so wohlthätige Prinzip einer Theilung der Arbeit, ehe es sich auf nationalökonomischem Felde geltend machte, in England schon auf dem Gebiet des Wissens regierte. Alles umfassende Köpfe, wie Leibnitz, Lessing, Herder, hat die englische Literatur nicht aufzuzählen, wenn man etwa Baco von Verulam ausnimmt, der doch kaum eine Ausnahme bildet. Auch Newton hielt sich, wie gesagt, in den Schranken der mathematischen Wissenschaft, und wie sehr er innerhalb dieser unsere Bewunderung erregt, so wenig kann er uns erbauen, wenn er, sie verlassend, in seinen theologischen Lucubrationen, die ganze Beschränktheit einer Orthodoxie, wie sie je auf britischem Boden hergebracht war, zur Schau trägt.

Dagegen Leibnitz! Es giebt kaum ein Fach des menschlichen Wissens, in welchem Leibnitz nicht aufgeräumt und reformirt hätte. In Philosophie und Theologie, in Geschichte und Philologie, in Jurisprudenz und Mathematik, überall hat er bleibende Spuren seines Wirkens zurückgelassen. Wie die Alten acht Rosse neben einander spannten und regierten — sagte Fontenelle von ihm — so trieb er sämmtliche Wissenschaften zu gleicher Zeit und mit gleichem Erfolg. Es ist wahr, der eigentlichen Werke, die Leibnitz hinterlassen, sind wenige; bei dem steten Uebergange von einem Felde des Wissens zum anderen konnte er nicht wohl etwas Anderes, als Fragmente, liefern, wie ja dieses auch bei Lessing, einem verwandten Geiste, wenn schon in minderem Grade, der Fall war. Allein wenn dergleichen bei dem Dichter zu beklagen wäre, so doch weit weniger bei dem Denker, dem es — und uns mit ihm — gleichgültiger seyn darf, unter welcher Form er fermenta cognitionis ausstreut.

Leibnitz war nicht, wie Newton, ausschließend Gelehrter; er verstand es, in der Welt aufzutreten, und wußte sich selbst in der Politik bemerklich zu machen, wie er denn Ludwig XIV. die Eroberung Algiers in Vorschlag brachte. Trotz alles Ballastes von Gelehrsamkeit, blieb sein Schiff ein schneller, hurtiger, gewandter Segler, der selbst die Untiefen, Klippen und Strudel der Höfe, ohne besondere Beschädigung zu erleiden, durchsteuerte. Er stand in Dresden, in Hannover, in Berlin in hohem Ansehen; er war der eigentliche Gründer der Berliner Akademie.

Wenn Newton sich selbst beschränkte, wenn wir etwas Aengstliches in seinem Charakter wahrzunehmen glauben, so tritt Leibnitz überall kühn und um sich greifend auf, ja manche seiner zahlreichen Projekte erschienen seiner Zeit als abenteuerlich. **) Er selber sagte von sich, daß, wie ihm das, was

*) In seinem Kommentar über die Apokalypse.

**) In unserer Zeit der Eisenbahnen — sagt der Reviewer — ist es nicht uninteressant, wenn man vernimmt, daß einer von Leibnitzens Verehrern ihm vorwirft, er

Anderen leicht, schwer erscheine, so das, was Anderen schwer dünke, ihm leicht vorkomme. Wenn endlich Newton beschränkter Orthodox war, so war Leibnitz Rationalist, freilich Rationalist in einem anderen Sinne, als in demjenigen, welchen man gewohnt ist, mit dem Worte zu verbinden.*)

„Leibnitz' intellektueller Charakter" — um mit einer Aeußerung unseres englischen Recensenten zu schließen — „ist im höchsten Grade merkwürdig und einer sorgfältigen Zergliederung werth. Man hat ihn, und zwar mit vollkommenem Rechte, ein Universalgenie genannt. Die Kräfte seines Geistes, eben so verschieden als beweglich, standen doch in Harmonie: eine jede seiner Anlagen war kolossal, und so herrschte zwischen allen eine vollkommene Symmetrie. Wenn er, was ihm nicht selten begegnete, sein Ziel verfehlte, so geschah es nicht deswegen, weil ihm irgend eine Fähigkeit gemangelt hätte, um in fast jeglicher Richtung den Fortschritt des Wissens zu fördern, sondern der Grund solcher Nichterfolge lag in jenem Ehrgeize, der Alles erobern, Alles kennen, Alles vollenden wollte."

* * *

Zum Schlusse machen wir noch auf einen Irrthum des Reviewers aufmerksam. Derselbe führt unter den Quellen zu Leibnitzens Biographie eine Notiz des Chevaliers de Jaucourt auf, die sich vor verschiedenen Ausgaben der Theodicee befindet. Er sagt von dieser Arbeit des Chevaliers de Jaucourt, daß sie von keiner geringeren Autorität, wie Lessing, als eine verdienstliche gepriesen werde. Er irrt sich. Lessing, weit entfernt, Jaucourt zu loben, behauptet vielmehr, daß in der Arbeit desselben Vieles gar nicht so sey, wie es seyn sollte, wobei Lessing zugleich mehrere Irrthümer, in die der französische Schriftsteller verfallen, angiebt.

Frankreich.

Diderot.

Ein Literatur- und Lebensbild.

(Fortsetzung.)

Neue Bedürfnisse der Frau von Puisieux veranlaßten den Brief über die Blinden (1749). Seit drei Jahren hatte Diderot's Philosophie eine beträchtliche Entwickelung erfahren. In den philosophischen Gedanken verabscheute er die falschen Atheisten und beklagte die wahren. Er sagte: Ich unterscheide die Atheisten in drei Klassen. Es giebt unter ihnen einige, die geradezu behaupten, daß es keinen Gott giebt, und die es auch glauben: dies sind die wahren Atheisten. Eine große Zahl dagegen weiß nicht, was sie darüber denken soll: das sind die skeptischen Atheisten. Viele Andere wünschen, daß es keinen Gott gäbe, nehmen die Miene an, davon überzeugt zu seyn, und leben, als ob sie es wären: dies sind die Windbeutel der Partei. Ich verabscheue die Windbeutel: sie sind falsch: — ich beklage die wahren Atheisten: jeder Trost scheint mir für sie verloren: — ich bitte Gott für die Skeptiker: es fehlt ihnen an Erleuchtung. — In dem Briefe über die Blinden aber stellt sich die Sache ganz anders. Diderot beklagt nicht mehr die Atheisten irgend einer Art und bittet nicht mehr Gott für sie. Im Gegentheil, der Atheismus des blindgebornen Saunderson scheint ihm das Logischste von der Welt. „Der Prediger begann damit, ihm die Wunder der Natur vorzuhalten: Ach, mein Herr, antwortete ihm der blinde Philosoph, lassen Sie da dies ganze schöne Schauspiel, das niemals für mich vorhanden gewesen ist. Ich bin dazu verurtheilt worden, mein Leben in der Finsterniß zuzubringen, und Sie führen mir Wunder an, die ich nicht verstehe und die nur für diejenigen, welche wie Sie sehend sind, Beweiskraft haben. Wenn Sie wollen, daß ich an Gott glauben soll, dann müssen Sie mich ihn berühren lassen." — Dies ist ohne Zweifel ein schönes Raisonnement! und Diderot, der dabei kein Bedenken hat, behauptet in allem Ernste, daß die Moral der Blinden von der unsrigen sehr verschieden sey, und daß die Moral eines Tauben wiederum von der eines Blinden sich sehr unterscheiden würde, — mit anderen Worten, — daß die moralischen Wahrheiten von den Sinnen abhangen!

Voltaire befand sich damals in Cirey; Diderot übersandte ihm sein Werk, und dies war die Veranlassung zu den Beziehungen, die während ihres ganzes Lebens sie verbanden. Voltaire ertheilt große Lobsprüche diesem Buche, „das viel sagt und noch mehr andeutet"; „aber", fügt er hinzu, „ich gestehe, daß ich durchaus nicht der Meinung Saunderson's bin, der Gott leugnet, weil er blind geboren ist. Ich irre mich vielleicht, aber ich würde an seiner Stelle ein sehr intelligentes Wesen anerkannt haben, das mir so vielen Ersatz für das Gesicht gegeben hätte." — Naigeon hat zum erstenmal Diderot's Antwort an Voltaire veröffentlicht: — „Die Meinung Saunderson's ist eben so wenig meine Meinung, wie die Ihrige; aber dies könnte wohl daher rühren, daß ich sehe." Diderot geht von diesem Punkte aus, um eine so subtile Metaphysik zu entwickeln, daß es schwierig wird, etwas davon zu begreifen. Das Klarste dabei ist sein Verlangen, der Meinung Voltaire's Achtung zu beweisen; aber im Grunde waren sie über diesen Punkt niemals mit einander einverstanden: der Eine behauptete sein ganzes Leben lang das Daseyn Gottes, während der Andere dasselbe bestritt.

Man hatte die philosophischen Gedanken verbrannt; der Verfasser des Briefs über die Blinden wurde in Vincennes eingesperrt. Das ging so zu. Herr von Réaumur hatte bei sich einen angeblich Blindgebornen, dem der Staar gestochen werden sollte. Die Elite der Aerzte und Literaten wurde dazu eingeladen; Diderot fehlte dabei nicht, begierig die ersten Wirkungen des Lichts auf ein Wesen zu studiren, welches davon keine Vorstellung haben konnte. Man nimmt den Verband ab, aber die Reden des Patienten beweisen sogleich, daß er früher schon sehend gewesen, und daß man ihn hatte Komödie spielen lassen. Die Versammlung zeigte sich mit Recht unzufrieden, besonders als sie erfuhr, daß die erste Staar-Operation im Geheimen bei Mad. Dupré de Saint-Maur gemacht worden war. Beim Hinausgehen sagte Diderot, Herr von Réaumur habe zwei schöne bedeutungslose Augen lieber zu Zeugen haben wollen, als Leute, die würdig seyen, ihn zu beurtheilen. Diese Worte fand Mad. Dupré leichtfertig und unverschämt. Sie machte große Ansprüche auf Kenntnisse, und Herr von Argenson fand sie liebenswürdig und hübsch. Sie beklagte sich bei ihm. Außerdem verbreiteten sich schon böse Gerüchte über die Encyklopädie: Herr von Argenson schickte daher ohne alle Förmlichkeit Diderot in das Gefängniß zu Vincennes; dadurch wurde die Religion gerächt — und Mad. Dupré de Saint-Maur. Das war noch die gute alte Zeit! — Diderot blieb 28 Tage in strengster Haft. Erst am Ende dieser Zeit erhielt seine höchst betrübte Frau die Erlaubniß, ihn zu sehen. Endlich ließ der strenge Herr von Argenson sich durch vieles Bitten so weit erweichen, daß er, aus einem Uebermaß unerhörter Gnade, die Güte hatte, dem Gefangenen die Freiheit des Spazierengehens im Park der Festung zu gestatten. Der Gouverneur von Vincennes milderte die Härte der Gefangenschaft Diderot's auf alle ihm mögliche Weise; der Gefangene aß an seinem Tische und erhielt von vielen Freunden Besuche.

Unter diesen Besuchen war auch der Rousseau's, mit welchem Diderot seit langer Zeit durch innige Freundschaft verbunden war. Rousseau erzählt in seinen Bekenntnissen, inwiefern dieser Besuch in seinem Leben Epoche machte. Während er sich zu Fuß nach Vincennes begab, faßte er den Plan zu seiner berühmten Abhandlung für die Akademie zu Dijon, — einer Schrift, deren Erfolg seine übrige Laufbahn bestimmte. „Bei meiner Ankunft in Vincennes war ich in einer an Wahnsinn gränzenden Aufregung. Diderot bemerkte es: ich sagte ihm die Ursache davon und las ihm die mit Bleistift unter einer Eiche geschriebene Einleitung vor. Er ermunterte mich, meinen Ideen ihren Flug zu lassen und mich um den Preis zu bewerben. Ich that es, und von diesem Augenblick an war ich verloren." — Bei Marmontel findet sich von dieser Zusammenkunft eine von Diderot selber herrührende, sehr abweichende und viel genauere Erzählung, nach welcher Rousseau in Vincennes Diderot mit seinem Vorhaben bekannt machte, die von der Dijoner Akademie aufgestellte interessante Frage zu beantworten, ob die Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beigetragen habe. Diderot habe Rousseau gefragt: „Wie werden Sie diese Frage beantworten?" und dieser habe erwiedert: „Bejahend." Darauf habe Diderot gesagt: „Das ist eine Eselsbrücke: alle mittelmäßige Talente werden diesen Weg einschlagen, und Sie werden dabei nur gewöhnliche Gedanken finden, während der entgegengesetzte Weg der Philosophie und Beredtsamkeit ein neues, reiches und fruchtbares Feld darbietet." — „Sie haben Recht", habe Rousseau geantwortet, „ich werde Ihren Rath befolgen." — Wir vervollständigen diese Erzählung noch durch dasjenige, was Morellet aus Diderot's Munde über den fraglichen Vergang gehört hatte. Danach habe Diderot in jener Unterredung alle Mißbräuche, alle Uebel der Gesellschaft als Folgen von Irrthümern des Geistes, die Wissenschaften und Künste in ihrer Anwendung auf Handel, Schifffahrt, Krieg u. s. w. als eben so viele Quellen der Zerstörung und des Elends für den größten Theil der Menschen geschildert, die Buchdruckerei, den Kompaß, das Schießpulver, die Bearbeitung der Bergwerke als eben so viele Fortschritte der menschlichen Erkenntniß, aber zugleich als eben so viele Ursachen von Leiden dargestellt.

Aus allem diesem folgt Zweierlei: erstens, daß Rousseau in seinen Bekenntnissen, wenn auch immer aufrichtig, doch nicht immer genau gewesen ist; zweitens, daß er durch Diderot auf diese Bahn der Paradoxie sich hat treiben lassen, die seinem Geiste allerdings sehr günstig war, deren Verfolgung aber ihm eben so viel Unglück wie Ruhm brachte. Vielleicht ist es die Reflexion hierüber, welche sein Verhältniß zu Diderot späterhin gänzlich veränderte. — Daß Diderot mächtig auf Rousseau eingewirkt hat, unterliegt keinem Zweifel. Bis zu der erwähnten Zusammenkunft in Vincennes, d. h. bis zu Rousseau's 38stem Jahre, hatte das Genie des Letzteren noch nicht das Charakteristische offenbart, das sich nun zu zeigen begann. Alle seine Bekannten sind über die Revolution erstaunt gewesen, die jetzt seine frühere Furchtsamkeit in kühnes Behaupten von Paradoxieen verwandelte. Diese Revolution brachte Diderot hervor, der unermüdliche Athlet für Paradoxieen. Wenn er einen paradoxen Satz behauptet, dann erhitzt sich sein Kopf, glüht seine Phantasie und brechen alle Kräfte dieses merkwürdigen Geistes wie Donnerschläge und Blitze aus dem Schoße dunkler Wolken hervor. Man muß gestehen, daß diese Wolken mitunter sehr dicht sind, und daß die Feuerwerke nicht ohne vielen Rauch zu Stande kommen; aber man fühlt immer mit Bewunderung die im Mittelpunkt wohnende Kraft, von welcher große

---

habe es für möglich gehalten, Wagen zu bauen, mit denen sich die Reise von Hannover nach Amsterdam in vierundzwanzig Stunden machen lasse! (Wenn die Köln-Mindener Linie mit ihrer Fortsetzung nach Hannover erst fertig ist, wird man die Reise in 15 Stunden machen.) Leibnitz vertheidigte sich gegen diese Anklage, indem er sagte, sie sey zu extravagant, Gründen zu verdienen, und Jaucourt, Leibnitzens französischer Biograph, fügt hinzu: Leibnitz sey denn doch kein Narr gewesen!

*) Man vgl. die treffliche Vorlesung, die Dr. Pertz in der diesjährigen Leibnitz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin „über Leibnitzens kirchliches Glaubensbekenntniß" gehalten (abgedruckt in der „Zeitschrift für Geschichte", so wie als besonderer Schrift).

glänzende Strahlen ausgehen, die die kühnsten Augen blenden. Jetzt finden wir wohl in Diderot's Styl etwas Galimatias; aber man hätte seine Worte aus seinem Munde hören müssen; das Feuer seines Vortrags, die Beredtsamkeit seiner Geberden, die Leidenschaftlichkeit seiner Physiognomie schienen auch da die Wahrheit einzuführen, wo wir jetzt nur leere Worte sehen. Ein Meteor erscheint am Horizont, erleuchtet den Himmel und die Erde, und erfüllt die Luft mit majestätischem Krachen. Die Dabeistehenden konnten den Donner und Blitz nicht ertragen. Es fällt; man läuft hinzu und findet einen großen schwarzen Stein.

Diese Abschweifung hat uns ein wenig von Vincennes entfernt; kehren wir auf einen Augenblick dahin zurück. Da Diderot sich dort langweilte, verfiel er darauf, das Schicksal über das Ende seiner Gefangenschaft zu befragen. „Ich hatte", sagt er, „einen kleinen Plato und suchte darin eine Entscheidung über die Frage, wie lange meine Gefangenschaft noch dauern würde! Ich öffne das Buch und lese oben auf einer Seite: Diese Sache ist von der Art, daß sie bald enden wird. Eine Viertelstunde später kündigte man mir meine Befreiung als morgen bevorstehend an." Wir setzen daraus, daß Diderot's Ungläubigkeit intermittirender Art war. Wer an Plato glaubt, ist nicht fern davon, an Gott zu glauben, wenn nicht an Jesus Christus.

Bald nachdem Diderot seiner Familie wiedergegeben war, reiste seine Frau nach Langres und blieb dort drei Monate bei seinem Vater. Dies war für Diderot zu lange. Wie er sich bei der ersten Abwesenheit seiner Frau mit Frau von Puisieux eingelassen hatte, zwischen welcher und ihm es vor einiger Zeit zum Bruch gekommen war, so knüpfte er jetzt mit Frl. Voland ein Verhältniß an. Diese Dame scheint eine geistreiche, verständige und — mit Ausnahme dieses Fehltritts — honnette Dame gewesen zu seyn, würdig, mit einem Worte, der Zuneigung, welche sie länger als 20 Jahre, d. h. bis zum Tode Diderot's, diesem einflößte. Diese mehr auf Freundschaft als auf Liebe gegründete Wahl störte den Hausfrieden nicht. Dennoch fühlte Diderot sein Unrecht wohl; denn in einem Anfall von Reue und Verzweiflung sagt er: „Was ist von Dem zu erwarten, der seine Frau und seine Tochter vergessen, sich in Schulden gestürzt und aufgehört hat, Gatte und Vater zu seyn!"

Diderot's Briefe an Frl. Voland, fortgehend vom Jahre 1759 bis zum Jahre 1774, sind vielleicht unter allen seinen Schriften die interessantesten und unterhaltendsten; denn in ihnen lernt man am besten den Menschen kennen; Diderot zeigt sich darin auf naive Weise mit allen seinen Fehlern und Vorzügen, als Philosoph, Dichter, Künstler, Mann von Geist, guten Menschen, überzeugt von seiner Kraft und von seinem Werth, — schwatzhaft vor allen Dingen. Es regnet darin Anekdoten, die mit unerschöpflicher Lust erzählt werden. Dies sind die pikantesten Memoiren über das 18. Jahrhundert. Das Innere der Familie von Holbach ist darin zum Entzücken geschildert. Welche Gesellschaft, was für Personen! Was findet man nicht Alles in diesen Briefen! schlüpfrige Erzählungen neben einer Tirade über Moral, ein Gespräch über den Dalaï-Lama und seine Reliquien neben einer Abhandlung über die Künste.

Die dramatische Kunst war einer der Gegenstände, über welche sich zu ergehen Diderot am meisten liebte. Er glaubte sich berufen, das Theater zu regeneriren, und diese Ueberzeugung wurde von Allen getheilt, die ihn seine Theorieen auseinandersetzen gehört. Es blieb ihm nur noch übrig, die Praxis zu versuchen. Dieser mit Ungeduld erwartete Augenblick kam heran; das Jahr 1758 sah die erste Darstellung des „Familienvaters", mit welcher das eigentliche „Schauspiel" auf die französische Bühne gebracht wurde. Diderot verbarg die gute Meinung nicht, die er von seinem Stücke hatte, und die großen Hoffnungen, welche er auf dasselbe gründete. Der Familienvater sollte ein neues Genre schaffen, welches das umfassendste, fruchtbarste, wahrste oder vielmehr das allein wahre wäre: das ernste und honnette Genre, als ob das Lustspiel und das Trauerspiel frivole und malhonnette Gattungen von Gedichten gewesen wären! In dem Charakter Saint-Albin's hatte Diderot sich selber zeichnen und die Geschichte seiner Leidenschaften für seine Frau, als diese noch Frl. Champion war, darstellen wollen. Andere aus dem wirklichen Leben gegriffene Umstände schienen ihm die von ihm immer erstrebte Wirkung unwiderstehlicher Wahrheit hervorbringen und den Erfolg sichern zu müssen. Diese große Erwartung wurde getäuscht. Der Familienvater konnte es nicht über acht oder neun Vorstellungen bringen. Die Kritik that ihre Schuldigkeit, zu bemerken, daß die drei ersten Akte, an welche der Verfasser eine falsche und verworrene Entwickelung angeflickt hatte, aus Goldoni's wahrem Freunde schamlos zusammengeplündert seyen. Man fand die von Diderot angenommene Schreibart unerträglich, weil sie darin bestand, häufig eine Phrase nicht zu enden, sondern die zweite Hälfte derselben durch Punkte zu ersetzen. Vor allen Dingen aber wurde man ungeduldig über die großen Ansprüche, die Diderot auf Wahrheit, Naivetät, Empfindsamkeit, Tiefe, Tugend u. s. w. machte. Diderot schrieb weitläuftige Theorieen zur Vertheidigung seines dramatischen Systems; diese sind mit Recht längst vergessen. Doch muß bemerkt werden, daß Diderot in Deutschland vollkommen reussirte. Bonterweck sagte von ihm: „Er hat einen so zarten Takt in Auffassung der moralischen Verhältnisse, so viel Talent zur Nachahmung der natürlichen Sprache des gewöhnlichen Lebens! ... Obgleich er Schritt für Schritt fortschreitet, wie ein Geometer seinen dramatischen Weg nach seinen Prinzipien abmessend, und höchst methodisch die Wirkung jeder Scene und fast jedes Wortes berechnend, so vermeidet er dennoch vermöge der Kunst den Anschein angestrengter Arbeit." (Später hat Iffland die Grundsätze Diderot's auf das Drama angewandt.)

(Fortsetzung folgt.)

Turan.

Ein Ausflug nach Turkestan.

Wenn die Idee des ewigen Friedens je zur Wirklichkeit werden sollte — und die fortschreitende Civilisation scheint diesem Ziele immer näher zu führen — so ist dies doch eben nur innerhalb der Civilisation möglich; der Kampf der Civilisation mit der Barbarei wird nie aufhören und auch immer seine Berechtigung behalten. Denn der Zweck dieses Kampfes ist, die ganze Erde zur Heimat für die ganze Menschheit zu machen und die Barbarei in ihrer Isolirung zu stören. Daher ist die Ansicht im Unrecht, die mit falscher Sentimentalität sich bei diesen Kämpfen der „armen Eingebornen" annimmt und z. B. über die Züge der Franzosen in Algier, über den Opiumkrieg der Engländer gegen China oder über die Verdrängung der Indianer von dem Boden ihrer Väter in Nord-Amerika ein Zetergeschrei erhebt. Wir können den Franzosen nur Dank wissen für die Opfer an Blut und Geld, die sie bringen, um das schöne Nord-Afrika jenen fanatischen Horden zu entreißen, die vor nicht so langer Zeit auf dem Mittelmeer ihr Unwesen trieben, und es wieder zu einer Stätte der Kultur und des friedlichen Völkerverkehrs zu machen. Allerdings sind diese Kämpfe oft von furchtbaren Gräueln begleitet; aber vielleicht sind diese Gräuel kein nothwendiges Element derselben, und auf jeden Fall kann aus ihnen nicht auf die Verwerflichkeit jener Kämpfe geschlossen und die welthistorische Nothwendigkeit derselben widerlegt werden. Absehend von den anderen geistigen und materiellen Vortheilen, die sowohl für die betreffenden Länder als für die ganze Menschheit aus jenen Kämpfen und den damit verbundenen Eroberungen entspringen, wollen wir hier nur auf die Erweiterung der wissenschaftlichen Erd- und Völkerkunde hinweisen, die durch sie und oft nur durch sie gewonnen wird. Ohne sie wäre uns Indien heute noch so unbekannt, wie zur Zeit Alexander's des Großen, und die Entdeckung Amerika's wäre ohne Frucht geblieben; nur durch sie wird es einst möglich seyn, diejenigen Erdgebiete, die uns heute noch so verschlossen sind, wie den Alten die Meere und Länder jenseits der Säulen des Herkules, das Innere Mittel-Asiens und das Innere Afrika's, dem Licht der Wissenschaft zu eröffnen.

Diese Betrachtungen drängen sich uns auf, indem wir im Begriff sind, Auszüge aus einem Buch mitzutheilen, das ebenfalls als eine Frucht solcher Kämpfe zwischen Kultur und Barbarei zu betrachten ist. Das Buch führt den Titel: „A Peep into Toorkistan" und entstand in Folge des Feldzugs der Engländer in Afghanistan, an dem der Verfasser, Capitain Rollo Burslem, Theil genommen. „Im Monat Juni 1840", erzählt er, „ward Lieutenant Sturt beordert, die Päße des Hindu-Khusch zu untersuchen, und ich erhielt von meinem damals in Kabul stationirten Regiment Urlaub, um ihn zu begleiten." Der Verfasser sehnte sich, Balkh, die Hauptstadt des alten Baktriens, zu besuchen, ward aber dieses Wunsches nicht theilhaftig. Sein Buch wird man mit Vergnügen lesen; wenn es auch keine große Bereicherung unserer geographischen Kenntnisse enthält, so macht es uns mit dem Volk und seinen Sitten genauer bekannt.

Capitain Burslem und seine Gefährten (sie waren von einer Eskorte von dreißig Afghanen und achtzig Spahi's begleitet zur Beschützung eines Schatzes, der nach Bamian geschickt ward) verließen Kabul im Juni und schlugen die Straße ein, die durch Bamian nach Balkh über den Hindu-Khusch führt. Nach wenigen Tagen kamen sie an die Ufer des Kabul, wo der Capitain sein Glück im Fischfang zu versuchen beschloß. Er hatte weder Ruthe oder Leine, noch Angel oder Netz, aber ein Weidenstab und ein Stück Schnur waren ihm genug. Die Fische, welche die Arglist des Menschen noch nicht kennen gelernt, waren so unschuldig wie sein Apparat und faßten „den Köder mit außerordentlicher Begier." „Dies erregte das Erstaunen der Eingebornen, die sich um mich gesammelt und die nicht begreifen konnten, welch mächtiger Zauber die Fische aus ihrem angeborenen Element an die Schnur locken könne. Ich bemühte mich, das Wunder zu erklären, aber ohne Erfolg; die Bauern nahmen meine Erklärung nicht an und glaubten offenbar, ich hätte dieselbe nur ersonnen, um sie zu täuschen und meine übernatürlichen Kräfte zu verbergen."

Mit Recht nennt unser Verfasser die Afghanen „eine einfache Race"; auch mag er nicht ganz Unrecht haben, sie als gutmüthig zu bezeichnen. Eine ihrer guten Eigenschaften ist Milde gegen ihre Sklaven, welche in der That besser behandelt werden, als oft in Europa Dienstboten. Aber sie sind sprüchwörtlich verrätherisch und im höchsten Grade blutdürstig.

In der Nähe von Bamian hört unser Verfasser „eine Erzählung von dem Drachenmunde", einer Bachhaltigen Quelle, die mit wunderbar heilenden Eigenschaften begabt ist. Hier ward der junge Sohn des Chan Therif durch „die Gnade Gottes und des Propheten" von den Wirkungen des bösen Auges entzaubert. Ein anderes mehr historisches Faktum erzählt er bei der Beschreibung der „Teufelsgrotte", eines wunderbaren Naturwerks nahe an den Ufern des Kullum, eines Flusses, der in den Khusch-Bergen entspringt. Der Chan des Landes war nicht gewiß, daß der Teufel gegenwärtig dort wohne, aber jedenfalls war er einmal da gewesen, wie aus folgender tragischen Erzählung hervorgeht, welche der den Verfasser zur Grotte begleitende Mullah ihm mittheilte.

„Als vor sechshundert Jahren der Tatar Dschingis-Chan ins Land einfiel, flohen siebenhundert Männer des Huzareh-Stammes mit ihren Familien und einem Vorrath von Lebensmitteln in diese Grotte, um sich der Wuth des grausamen Eroberers zu entziehen. Aber Dschingi's Bluthunde entdeckten bald ihre Spur, und ein starker Haufen ward abgesendet, um sie aus ihrem

Zufluchtsort zu vertreiben. Anfangs wollten die Feinde mit Gewalt in die Grotte eindringen, wurden aber, da die Mündung derselben sehr klein war, mit leichter Mühe von den Belagerten zurückgeschlagen. Nun ließ Dschingis Stroh an der Mündung der Höhle anzünden, um die Unglücklichen zu ersticken; aber auch dies gelang nicht, da die Größe des Platzes die Wirkung des Feuers vereitelte. Da ließ er endlich ein großes Felsstück vor die Mündung der Höhle rollen und ein anderes als Stütze hinzufügen, und nachdem er den Belagerten so jeden Ausgang versperrt, gab er sie dem Hungertode preis. Vielleicht sind es die Geister der Ermordeten, welche, darin umgehend, dem Ort einen verdächtigen Charakter gegeben haben; „aber", fügte er fast dogmatisch hinzu, „der Teufel wohnt jetzt nicht da — es ist zu kalt."

Die Erpressungen der Lokal-Gouverneure, ihre Verhöhnung der Gerechtigkeit und die Leiden des ihnen unterworfenen Volkes lassen sich aus folgendem charakteristischen Vorfall entnehmen:

„Als wir am 3. Juli unseren Lagerplatz, ungefähr vier und eine halbe Meile jenseits Spghan, erreichten, kam ein armer Dorfbewohner, ein Unterthan Mahommed Ali Beg's, dem das Fort Spghan vor seiner Abtretung an die Engländer gehörte, zu uns, um zu klagen, daß einige unserer Packthiere eines seiner Felder durch Niedertreten seines Korns beschädigt hätten. Bei unserer Untersuchung fand sich seine Angabe bestätigt. Mahommed Ali Beg stattete uns gerade einen Besuch ab, als der Mann sich meldete, und war geneigt, den Mann fortzujagen, um uns von seiner Belästigung zu befreien; groß aber war das Erstaunen aller anwesenden Eingebornen, als Sturt dem Bauern zehn Rupien als Ersatz für den ihm angethanen Schaden geben ließ. Laut waren die Lobsprüche, die unserer außerordentlichen Gerechtigkeit gespendet wurden, und Mahommed Ali Beg, das Verfahren, zu dem er kurz vorher gerathen, vergessend, gab folgende Erklärung seiner veränderten Meinung in einem lauten pomphaften Tone ab, während seine Begleiter mit offenem Munde der Beredsamkeit ihres plötzlich so gewissenhaften Häuptlings zuhörten: „Obwohl die Feringis in unser Land eingedrungen sind, so begehen sie doch keinen Akt der Ungerechtigkeit; sie nehmen uns nicht einmal so viel", fuhr er fort, indem er einen Strohhalm vom Boden aufhob; „sie bezahlen für Alles, selbst für den Schaden, den die Ihrigen anrichten." Der auf den Boden fallende Hut des Korporal Trim war nichts gegen die Wirkung, die der Strohhalm hervorbrachte; aber ach über die menschliche Natur! ich hatte nur zu gute Gründe zu vermuthen, daß von den zehn Rupien, die dem Bauern zugesprochen wurden, sieben von Ali beansprucht worden dafür, daß er die Feringis bewogen, der Klage Gehör zu geben!"

Leider ist die Lust zu unterdrücken und zu plündern nicht auf die Großen beschränkt, sie durchdringt alle Reihen der afghanischen Gesellschaft. Das Folgende ist ergötzlich, trotz der barbarischen Sitten, auf die es hinweist:

„Die afghanischen Soldaten unserer Eskorte fanden nicht viel Geschmack an der von mir eingeführten Disziplin. Ein Bauer klagte mir, sie wären ohne Umstände in seinen Pfirsichgarten gedrungen und hätten angefangen, die Früchte zu plündern, indem sie seine Einsprüche mit Drohungen beantworteten. Ich hielt dies für eine passende Gelegenheit, meinen Wilden eine Vorlesung über die Vortheile der Disziplin und des regelmäßigen Soldes zu halten. Ich fragte sie, ob sie nicht jetzt viel besser daran wären, als da sie im Dienst ihrer Landsleute gestanden, und ob sie erwarteten, man werde sie als regelmäßige Soldaten behandeln und ihnen doch gestatten, die ruhigen Einwohner zu plündern? Einer von den Männern, der offenbar Rednertalent besaß, hörte mir mit mehr Aufmerksamkeit als die Uebrigen zu, aber mit ungeduldiger Erwartung auf den Schluß meiner Anrede, damit auch er zeigen könne, wie gut er zu argumentiren verstehe. „Mylord", sagte der Mann, eine Haltung annehmend, die der Versöhnungshalle würdig war, „Mylord, Eure Rede ist im Ganzen vortrefflich: Euer Sold ist gut, gewiß der beste, den es giebt, und sehr regelmäßig; wir waren bisher an solche Behandlung nicht gewöhnt; Ihr habt zwar das Uebel gebracht, aber mit ihm auch das Mittel; Eure Ankunft in Kabul hat den Preis der Lebensmittel so sehr erhöht, daß wir von afghanischem Solde nicht leben konnten; darum sind wir in den Dienst des Fremden getreten; aber hätten wir denselben Sold erhalten, den wir jetzt von Euch bekommen, so hätten wir in unserem eigenen Dienst als Edelleute leben können." Hier machte der Redner eine Pause; aber aus meinem Schweigen schließend, daß sich gegen seine Rede nichts einwenden lasse, fuhr er fort: „Aber Eines giebt es, was sehr stark für den Dienst des Amir spricht, er erlaubte uns stets auf dem Marsche, Jeden zu plündern; wir sind in diesem Prinzip von Kindesbeinen an auferzogen worden, und wir finden es sehr schwer, etwas aufzugeben, was so lange unter uns einfeststehender Gebrauch gewesen: wir sind Soldaten, Sir, und es ist nicht viel, was jeder Mann nimmt; aber die Engländer sind so streng, daß sie einen Dörfler oder selbst einen Fremden beschützen." Dieser letzte Satz ward offenbar mit einem tiefen Gefühl unverdienter Unterdrückung ausgesprochen. „Aber," fuhr er fort, „betrachtet diesen Aprikosengarten rechts, wie reif und lockend die Frucht ist; ständen wir nicht unter Euren Befehlen, so würden diese Bäume in einem Augenblick so kahl seyn wie die Fläche meiner Hand." — „Aber," bemerkte ich, „würden die Eigenthümer nicht herauskommen und sich zur Wehre setzen; ist es nicht besser, durch ein fremdes Land friedlich und als Freunde zu gehen?" — „Die sich zur Wehre setzen?" antwortete mein Held, „o, sie sind Usbeken und keine Männer, mehr wie Weiber — ein Afghane kann es mit drei Usbeken aufnehmen."

Mannigfaltiges.

— Geschichte einer Bildsäule. Das Comité, welches mit Errichtung der Statue des Herzogs von Wellington, die im Jahre 1844 in der Londoner City dicht vor der Börse aufgestellt worden, beauftragt war, hat jetzt die Geschichte dieser Statue herausgegeben.*) Eine solche Geschichte scheint sehr überflüssig, aber wenn man die Statue betrachtet und sich wundert, wie ein so geschmackloses Werk mitten in der englischen Hauptstadt, die, wenn auch nicht reich an schönen Denkmalen auf öffentlichen Plätzen, doch keinen Mangel an geschickten Bildhauern hat, errichtet werden konnte, so scheint eine Erklärung allerdings nothwendig. Da hat doch der tapfere Schlachtgefährte des englischen Herzogs, Marschall Blücher, ganz andere Denkmale in Berlin und Breslau! Steht der Held hier auch zu Fuße, während der in London hoch zu Rosse sitzt, so erscheint Dieser doch eben nur wie ein aufgeputzter Theaterheld, während Jener in der edelsten Form den Ruf „Vorwärts!" personifizirt. Ein würdiges Seitenstück zu dieser Statue Wellington's bildet die des Königs Georg IV., die sich in Edinburg befindet und die von den kunstsinnigen Einwohnern dieser Hauptstadt allgemein verspottet wird. Beide Statuen, sowohl die Georg's IV. als die Wellington's, sind von Sir F. Chantrey gearbeitet, der in der letzten Zeit seines Lebens alle Kraft der Erfindung wie der Ausführung verloren zu haben scheint. Seine Statue William Pitt's, die sich ebenfalls in Edinburg befindet und aus einer früheren Zeit seiner künstlerischen Wirksamkeit herrührt, ist dagegen als ein edles und würdiges Kunstwerk zu betrachten. Was nun die Bildsäule Wellington's betrifft, die der Börse den Rücken zuwendet wie Jemand, der eben banquerott gemacht, so erfahren wir aus ihrer jetzt erschienenen Geschichte, daß Chantrey starb, bevor sie ganz fertig war, und daß sie daher von den Herren Allan Cunningham und Weekes, von denen der Erstere ebenfalls noch vor ihrer Errichtung mit Tode abging, vollendet wurde. Das Denkmal selbst wurde übrigens nicht eigentlich dem Helden vieler Schlachten gesetzt, sondern soll ein Ausdruck des Dankes der ehrsamen Bürger der City dafür seyn, daß der edle Herzog als Minister der Krone dazu mitgewirkt, daß dieser Stadttheil Londons in neuerer Zeit so verschönert und daß namentlich die „London-Brücke" mit ihren Zugängen von der Southwark- und von der City-Seite neu hergestellt wurde. Wenn inzwischen der edle Herzog auch für die Herstellung des seit einigen Jahren errichteten neuen Börsengebäudes, vor welchem seine Bildsäule steht, Etwas gethan haben sollte, so hätte er dafür keinen Dank verdient, denn dieses Gebäude ist nichts weniger als der Welthandelsstadt würdig, deren Kaufleute ihre Geschäfte darin abmachen; die ebenfalls in neuerer Zeit erbauten Börsen von Hamburg und Amsterdam erscheinen dagegen viel großartiger. Es ist zu verwundern, daß man in London, wo namentlich die neuen Parlamentshäuser bezeugen, wie geschmackvoll man in England den gothischen Baustyl wieder zu erwecken weiß, gerade der Börse ein so unförmliches Aeußere gegeben hat. Als ein Gegenstück zu der kaufmännischen Statue Wellington's, geht man übrigens damit um, dem Herzog in London noch ein zweites, und zwar aristokratisch-nobles Denkmal zu errichten. Die hochgebornen Freunde des Helden, die Herzoge, die Grafen und die Lords, haben sich nämlich, als 1837 der Plan zur Errichtung jener Statue zur Sprache kam, über denselben mit dem Lord-Mayor, den Aldermen und den Kaufleuten nicht vereinigen können und sich gänzlich von ihnen getrennt, um zu einem besonderen Denkmale zu subskribiren. Wie jenes in der City Platz gefunden, so soll dieses im West-End, im Stadtviertel des Highlife, und zwar am sogenannten Hydepare-Corner, dicht vor dem Palast des Herzogs selbst, errichtet werdrn. Es scheint unbegreiflich, wie dieser zugeben kann, daß man ihn noch bei Lebzeiten vor den Fenstern seiner eigenen Wohnung, und zwar, dem Plane nach, auf einem hohen Triumphbogen hinstelle! Diejenigen, die diese zweite, von Wyatt gearbeitete Statue gesehen, versichern, daß sie der von Chantrey an Mangel an Geschmack nicht nachstehe. Ja, es ist bereits mehrfach ausgesprochen worden, daß es doch viel besser wäre, wenn London statt zweier schlechten eine einzige gute Statue des Herzogs von Wellington besäße.

*) Minute Book of the Committee under whose Superintendence the Subscription was raised, and the Statue in honour of the Duke of Wellington erected, in the City of London, A. D. 1844.

Bibliographischer Anzeiger.

Im Verlage von Joh. Aug. Meißner in Hamburg erschien so eben:

Heinrich der Sachsen-Held, ein erzählendes Gedicht von C. Jerpen. Gr. 8. Geh. 1½ Thlr.

Früher erschien von derselben Verfasserin bei mir:

Der Diamant, ein Spiel der Phantasie. 1840. Gr. 12. Geh. 1½ Thlr.

und fand dieses letztere Werk die glänzendsten Beurtheilungen in Menzel's Literaturblatt, der Dresdener Abendzeitung, der Zeitung für die elegante Welt ꝛc.

Hamburg, im August 1845.

Bei C. J. Steinacker in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Buch von den Wienern. Historischer Roman von Eduard Breier. 3 Bde. 8. geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 113. Berlin, Sonnabend den 19. September 1846.

England.

Englische Eisenbahnen, mit einem Blick auf deutsche.*)

Am 1. September d. J. ist die längste Eisenbahn, die jetzt in Deutschland unter einer und derselben Verwaltung steht, dem Betrieb übergeben worden. Die Niederschlesisch-Märkische Bahn, welche Berlin mit Breslau, ferner durch die Kohlfurt-Görlitzer Flügelbahn Schlesien mit dem Königreich Sachsen, durch die niederschlesische (Sagan-Glogauer) Zweigbahn dieselbe Provinz mit Posen und durch die oberschlesischen Bahnen endlich die preußische mit der österreichischen Monarchie verbindet, mißt zwischen jenen beiden Hauptstädten 47⅞ und mit Einschluß der zu ihrer Bau- und Betriebs-Verwaltung gehörenden Kohlfurt-Görlitzer Flügelbahn 51¼ Meilen. Nächst derselben wird die längste unter einer Verwaltung stehende deutsche Bahnlinie in einer Richtung (ohne Flügel- oder Zweigbahnen) die Berlin-Hamburger seyn, welche 36 Meilen lang ist; die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn von Wien nach Leipnik mißt nur 27 und mit ihren drei Flügelbahnen nach Brünn, Olmütz und Stockerau 42 Meilen; die österreichische Staatsbahn von Olmütz nach Prag mißt 33¼, die badische Staatsbahn von Mannheim nach Freiburg (mit Einschluß ihrer Zweigbahnen) 30½, die Oberschlesische Eisenbahn von Breslau nach Königshütte bis zur Gränze 26 und die Berlin-Anhaltische 20½ Meilen. (Die Wien-Triester Bahn wird 28, die Köln-Mindener 27 und die Thüringische 25 Meilen lang.) Erst wenn die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn auch ihre Flügelbahnen von Leipnik nach Oderberg und von Brünn nach Böhmisch-Trübau vollendet hat, wird ihre Verwaltung einen noch um 12 Meilen größeren Wirkungskreis umfassen, als der der Niederschlesisch-Märkischen Eisenbahn. In einer Richtung wird sie jedoch auch alsdann von Wien bis Oderberg nur 37 Meilen messen, so daß die Berlin-Breslauer Linie jedenfalls vorläufig die längste bleibt. Um so dringender und begründeter ist aber auch darum die Anforderung an dieses Unternehmen, sobald als möglich, d. h. sobald es der traurige Zustand des Geldmarkts gestattet, ein zweites Geleise zu legen, denn je länger die Bahn, um so schwieriger sind die Berechnungen der Punkte, auf denen sich die einander täglich mindestens dreimal begegnenden Züge ausweichen können, und um so unvermeidlicher sind die Verzögerungen des Personenverkehrs wie der Korrespondenz, wenn auch der letzteren in der Folge die mit dem Frühjahr eintretenden Nachtfahrten zu gut kommen dürften.

An einem anderen Orte haben wir bereits erwähnt, daß man in England und Belgien die deutschen Eisenbahnen, deren bei weitem größter Theil nur ein Geleise besitzt, mit Vögeln vergleicht, denen ein Flügel abgeschnitten; solche Vögel thun freilich auch so, als ob sie flögen, aber den rechten Vogelflug können sie niemals erreichen. In England und Belgien giebt es keine einzige Bahn, die nur ein Geleise hätte; aber so wie man sich der deutschen Gränze nähert, zwischen Verviers und Aachen, hört das Doppelgeleise auf und man wird früher noch dadurch, als durch irgend ein anderes Merkmal erinnert, daß man sich auf einem Boden befinde, der den sehr raschen Fortschritt nicht liebt. In England giebt es einzelne Strecken, auf welchen, wie auf der London-Brighton-Bahn, so lange dieselbe mit der Bahn nach Greenwich, so wie mit der nach Croydon, zusammenläuft, vier bis sechs Geleise neben einander sich befinden. Auf der Bahn von London nach Birmingham sieht man auch fast überall vier Geleise neben einander. Nirgends aber bin ich in England oder in Schottland auf einer Eisenbahn gefahren, die weniger als zwei Geleise gehabt hätte. Wie wäre es bei Einem Geleise auch möglich, einen so ungeheuren Verkehr zu entwickeln, wie er auf den britischen Bahnen stattfindet!

In fast allen Richtungen gehen täglich von London acht bis sechzehn Bahnzüge ab und eben so viele kommen dort an; nur am Sonntage fallen von diesen Bahnzügen in der Regel einige aus, indem während der Stunden des Gottesdienstes weder am Vor- noch am Nachmittag ein Zug von den Endpunkten abgeht; ist der Zug aber einmal in Bewegung, so läßt er sich auch während der gottesdienstlichen Stunden nicht stören. Auf den Eisenbahnen zwischen London und Blackwall, so wie zwischen London und Greenwich, wo von 7½ Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends alle Viertelstunden ein Zug nach jeder Richtung befördert wird, ruhen die Züge am Sonntag zwischen 10½ bis 1½ Uhr.

Bei uns (wenigstens in Berlin) scheint es bis jetzt noch nicht im Plane der Eisenbahnen zu liegen, auch nach den eine Meile im Umkreise der Stadt gelegenen Vergnügungsorten (Pankow, Schöneberg, Rummelsburg, Charlottenburg u. s. w.) Spazierenfahrende zu befördern; in England gehört diese Beförderung jedoch mit zu den hauptsächlichsten Betrieben fast jeder Bahnlinie und jeder Stadt an derselben. Dies ist aber auch nur dann möglich, wenn 1) wie dort neben jedem für diese Spazierorte bestimmten Geleise ein anderes läuft, auf welchem sich die durchgehenden Hauptzüge bewegen, die mit jenen Spazierfahrtzügen nichts gemein haben, und wenn 2) in den Städten die Bahnhöfe nicht so entfernt liegen, daß die Einwohner eine größere Strecke dorthin zu laufen haben, als sie auf der Bahn zu fahren beabsichtigen.

Von den sechs Bahnhöfen, die es bis jetzt in London giebt und von welchen ich fünf kennen gelernt habe, liegt einer — der der Blackwall-Eisenbahn — mitten im volkreichsten Theile der City (Minories, bei der Fenchurch-Street); zwei andere befinden sich an den Gränzen der City, ebenfalls noch mitten im Gewühle des Geschäftslebens, und zwar der der Brighton-Bahn (die zugleich nach Greenwich, Croydon und Dover führt) dicht an der täglich von mehr als hunderttausend Menschen passirten „London-Brücke" über die Themse, und der der nordöstlichen Grafschaften (nach Cambridge ꝛc.) in Shoreditch, welches eine Fortsetzung der von der City her kommenden Bishopsgate-Street ist. Der Bahnhof der Linie nach Birmingham liegt am Euston-Square, einem Platze, der von unzähligen Omnibussen täglich passirt wird und der unter Anderem die City mit dem Regents-Park verbindet, und nur die Bahnhöfe der Great Western (großen Westbahn), die unter Anderem auch nach Slough (wo Herschel's berühmte Sternwarte ist), nach Windsor und nach Oxford führt, und der „südwestlichen Bahn", welche nach Southampton geht, wo jetzt die britische Naturforscher-Versammlung stattfindet, liegen, der Eine in der etwas entlegenen, wiewohl in der neueren Zeit mit eleganten Straßen ausgestatteten Vorstadt Paddington und der Andere jenseits der Themse in dem Lambeth genannten Stadttheile, unfern von dem berühmten Vergnügungs-Orte Vauxhall. Wie wir bereits in Nr. 97 des Magazins (vom 13. August d. J.) mitgetheilt, hat man indessen die Absicht, auch diese entlegeneren Bahnhöfe durch zwei städtische Eisenbahnstraßen sowohl mit dem Mittelpunkte der City, als mit den übrigen Bahnhöfen zu verbinden.

Was nun die jetzt schon innerhalb oder nahe an der City gelegenen Bahnhöfe betrifft, so versteht es sich von selbst, daß deren Linien nicht quer durch die von Tausenden von Menschen und Hunderten von Wagen stets durchkreuzten Straßen, sondern vielmehr darüber hinweg gehen. Namentlich ist dies der Fall mit der Bahn nach Blackwall, deren Züge ohne alle Lokomotiven auf dem Hinwege durch die eigene Kraft und auf dem Rückwege durch stehende Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden, so wie auf der Bahn nach Greenwich, die auf mehr als tausend Bogen ruht, welche 18 bis 20 Fuß im Lichten messen und, so lange sie über den Stadttheil Southwark hinweg gehen, dessen Häuser und Straßen neben und unter der Bahn liegen, etwa 40 — 50 Fuß hoch sind, jedoch draußen auf der unbebauten Ebene allmälig niedriger werden, so daß sich dort die Bahnen von Brighton und Croydon anschließen können.

Als ich meinem Cabman (Fiaker, Droschkenkutscher) gesagt hatte, daß er mich nach der Blackwall-Eisenbahn fahren solle, und dieser mich in ein Labyrinth von engen Gassen der City hineinfuhr, wo er auf einem nicht sehr geräumigen Platze vor einem kaum von anderen Häusern sich unterscheidenden Gebäude anhielt, glaubte ich anfangs, er habe mich mißverstanden, und ich rief nochmals: To the Blackwall-Station! Ganz recht, antwortete er mir ruhig, belieben Sie nur hineinzugehen. In dem engen Hausflur fand ich auch schon eine Menge Menschen, die an den beiden Kassen der ersten und der zweiten Wagen-Klasse ihre Billets zu respect. 6 Pence (5 Sgr.) und 4 Pence (3½ Sgr.) lösten, wofür man bis an den Endpunkt der Bahn oder auch bis zu einer der dazwischen liegenden sechs Stationen, Cannon-Street-Road, Shadwell, Stepney, Limehouse, den Westindia-Docks und Poplar fahren kann. Man hat jedoch genau wahrzunehmen, daß man in denjenigen Wagen ein-

*) Es schließt sich der nachfolgende Aufsatz an die im vorigen Jahre in diesen Blättern mitgetheilten Reiseberichte des Herausgebers an, welche fortzusetzen und zu beendigen derselbe zwar von mehreren Seiten aufgefordert wurde, doch ist er namentlich deshalb nicht daran gegangen, weil bald nach seiner Rückkehr die trefflichen Schilderungen desselben Schauplatzes, den er besucht hatte, von Dr. C. G. Carus erschienen waren (England und Schottland im Jahre 1844. 3 Bde. Berlin, A. Duncker, 1845). Dr. Carus hat in Begleitung des Königs von Sachsen Gelegenheit gehabt, so Vieles genauer und vollständiger zu sehen, als der Herausgeber dieser Blätter, daß Letzterer für besser hielt, seine Darstellungen unvollendet zu lassen und sich damit zu begnügen, daß ihm, so oft er über englische Zustände zu referiren hat, seine persönlichen Beobachtungen zu Statten kommen.

steigt, der den Namen des Punktes trägt, an den man sich begeben will; denn nur dieser bleibt an dem bezeichneten Orte stehen, während die anderen Wagen ohne Aufenthalt weiter fahren, so daß man also in den letzten Wagen einsteigen muß, wenn man nach dem ersten Stationspunkte will; dieser bleibt zuerst stehen, und so wird auf jeder Station der hinterste Wagen zurückgelassen, bis zuletzt nur noch der oder diejenigen Wagen verbleiben, die bis an den Endpunkt gehen. Unmittelbar neben der Kasse, an der ich in der City mein Billet gelöst, befindet sich die breite Treppe, die auf etwa 60 Stufen zu den Wagen hinauf führt, während auf der gegenüber liegenden Seite des Hauses eine ähnliche Treppe für die angekommenen Passagiere bestimmt ist, die in die Stadt hinab wollen. Oben öffnen sich die Räume zur bequemen Aufstellung der Wagen, für die natürlich unten in der City kein Platz gewesen wäre. Das einfachste Auskunftsmittel war also, daß man, da unten Alles von Comptoiren, Läden, Waarenspeichern ꝛc. bedeckt ist, den eigentlichen Bahnhof oben in der Luft anlegte, wo höchstens Herr Green und seine Kollegen dann und wann einmal etwas zu thun haben. Die Herren unten in den Comptoiren fürchteten indeß gleichwohl, daß sie von dem Gepolter der alle Viertelstunde zweimal die Linie passirenden Züge in ihren Geschäften gestört werden möchten, und darum ward die Bahn, so lange sie über die City hinweg geht, zu beiden Seiten von Wänden, welche hohe Fenster haben, eingeschlossen und mit einem Dache bedeckt. Die Erfahrung hat inzwischen gelehrt, daß diese Vorsicht unnöthig war, denn von jener Höhe herab hört man auch an den Punkten, wo keine Wände angebracht sind, unten kaum etwas von dem Geräusche, besonders da, wie wir bereits erwähnt, diese Züge ohne Lokomotiven gehen. Ein ungeheures Drahtseil, das von London nach Blackwall reicht, trägt die Wagen über unzählige Räderchen hinweg, die sich in demselben Tempo wie die Räder der stehenden Dampfmaschinen bewegen, und es macht sich besonders eigenthümlich, wenn man den auf dem anderen Geleise uns entgegenkommenden Zug ohne alle äußere Triebkraft ankommen sieht, und wenn die letzten Wagen plötzlich, wie auf Kommando, anhalten, während die ersten ihren sicheren Lauf fortsetzen. Die zahlreichen Kaufleute, so wie ihre Diener und Arbeiter, die täglich in den „westindischen Docks" zu thun haben, benutzen namentlich diese Bahnlinie sehr viel, und auch mich führte sie nach jener ungeheuern Stadt von Packhäusern, an denen Hunderte von angekommenen oder abgehenden Seeschiffen liegen, welche die Erzeugnisse Amerika's und der Kolonieen gegen die Waaren Englands austauschen, und die auch uns mit Kaffee, Zucker, Reis, Farbewaaren u. s. w. versorgen, da bekanntlich die Engländer gemeinschaftlich mit den Holländern es übernommen haben, versteht sich gegen angemessene Spesitionen, Provisionen und andere Vortheile, uns über Hamburg oder Rotterdam mit Allem zu versehen, was Ost- und Westindien Angenehmes darbieten. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Diderot.

Ein Literatur- und Lebensbild.

(Fortsetzung.)

Jetzt kommen wir zu Diderot's großem Denkmal, der Encyklopädie. Im Jahre 1749 begonnen, war sie im Jahre 1758 zu ihrem siebenten Bande gelangt. Anfangs sollte dieselbe nur eine Uebersetzung des englischen Werks von Chambers seyn. Allmälig erweiterte sich aber der Plan dazu in Diderot's und d'Alembert's Kopfe. Diderot schrieb den Prospektus und das System der menschlichen Kenntnisse; d'Alembert machte die Vorrede, die eine der hauptsächlichsten Arbeiten ist, auf welche sich sein philosophischer und literarischer Ruhm gründet. Rousseau übernahm die Musik, Diderot die Geschichte der alten Philosophie, außerdem, daß er mit d'Alembert alle Artikel revidiren sollte. Sie gesellten sich eine beträchtliche Zahl von Mitarbeitern zu. Unglücklicherweise schadete der Wahl die Uebereilung; sicherlich aber waren die Arbeiter am babylonischen Thurme von keinem lebendigeren Eifer und von keiner größeren Hoffnung erfüllt. Voltaire trat mit jenem Enthusiasmus bei, den er ansteckend zu machen so sehr verstand. Alles, was in Frankreich von Freidenkern vorhanden war, eilte herbei, um sich unter die Fahne der Encyklopädie zu stellen. Sogleich bildete sich aber, der philosophischen Partei gegenüber, eine sogenannte religiöse Partei; und unter den Augen des aufmerksamen Europa eröffnete sich der Kampf zwischen dem Geist des Fortschritts und dem Geist des Widerstandes: der eine hatte für sich die Kraft des Talents, der andere die Gewalt der äußeren Macht.

Die Jesuiten, die eine Wuth haben, sich überall einzuniſten, wo sie Macht voraussehen, hatten sich auch in die Encyklopädie einschleichen wollen, um an dem theologischen Theile zu arbeiten. Ihre Mitwirkung war entschieden zurückgewiesen worden. Nun wurde das Vereinigungsgeschrei gegen die Encyklopädie: Ruchlosigkeit, Gottlosigkeit. Der Pater Hayer schrieb gegen die Encyklopädisten sein Buch: Die gerächte Religion oder Widerlegung der gottlosen Schriftsteller, in 20 Bänden. Ein Jesuit, Namens Chapelain, schleuderte in einer vor dem König gehaltenen Predigt Blitze gegen die Encyklopädie. Der Theatinermönch Boyer, der berühmte Erfinder der Beichtzettel, verfehlte auch nicht, für die Finsterniß gegen das Licht Partei zu nehmen. D'Alembert, zwar nicht erschreckt, aber doch ermüdet durch diese Masse von Verleumdungen, Schmähschriften und Verfolgungen jeder Art, zog sich von dem Unternehmen zurück. So blieb Diderot allein und hielt den ärgsten Sturm aus. Dieser war lang und fürchterlich! Der Erzbischof von Paris, Herr von Beaumont, ließ einen Hirtenbrief ergehen; Omer Joly de Fleury ein Requisitorium. Die Kabale erreichte einen Beschluß des Conseils, welcher die Encyklopädie suspendirte; dann folgte die Zurücknahme des Privilegiums. Pompignan griff die Philosophie sogar im Schoß der Akademie an. Palissot wagte, auf das Theater eine unverschämte und skandalöse Satire zu bringen, in welcher er die Philosophen im Allgemeinen und besonders Diderot verspottete, dessen Name unter dem des Dortidius kaum verhüllt ist. Jener armselige Palissot nennt darin Diderot einen Narren, schildert Rousseau als auf allen Vieren gehend und die damaligen französischen Philosophen überhaupt als Marktschreier und Spitzbuben. Diderot ließ sich nicht dazu herab, zu antworten. Bei wem sollte er sich auch beklagen, von wem Gerechtigkeit fordern? Der Hof, die Sorbonne, das Parlament, das Theater — Alles vereinigte sich gegen die Philosophie. Man behauptet, daß die Kabale aussprach, Diderot müsse für das Volk sterben. Diderot und fast alle seine Mitarbeiter schwiegen daher mit eben so viel Klugheit als Würde.

Voltaire aber schwieg nicht. Er war der Einzige, den man verschont hatte; Er, der Einzige, welcher die Stimme erhob, sowohl in seinem Briefwechsel wie in seinen Werken. Er drang in Diderot, die Anerbietungen der Kaiserin Katharina anzunehmen und nach Rußland zu fliehen, um dort, unter den Auspizien der Souverainin des Nordens, das in Paris zum Ruhme Frankreichs begonnene Denkmal zu vollenden. Er ging sogar so weit, ihm eine anonyme Denkschrift zustellen zu lassen, in welcher mit großer Kraft die Gründe entwickelt waren, die Diderot bestimmen sollten, das Vaterland zu verlassen. Dies war der Augenblick, wo man den Chevalier de Labarre verbrannte; der Gerichtsrath Pasquier hatte im vollen Parlament erklärt, daß die traurigen Opfer von Abbeville ihre Gottlosigkeit aus den Werken der modernen Philosophen geschöpft hätten; er hatte diese Philosophen genannt; dies war eine förmliche Denunciation. Gewiß also war es erlaubt, die Befürchtungen Voltaire's zu theilen; Diderot's Seele scheint aber niemals die Furcht gekannt zu haben. Seine Antwort auf die anonyme Denkschrift ist beredt, pathetisch, voll der edelsten Gefühle. Er verhehlt sich nicht, daß er, so zu sagen, im Angesicht des Schaffots schreibt. „Ich weiß wohl, daß, wenn eine wilde Bestie ihre Zunge mit Menschenblut benetzt hat, sie desselben sich nicht enthalten kann; — ich weiß, daß diese Bestie der Nahrung entbehrt, und daß sie, weil sie keine Jesuiten mehr zu verzehren hat, sich auf die Philosophen stürzen wird; — ich weiß wohl, daß ihre Augen auf mich gerichtet sind, und daß ich vielleicht der Erste seyn werde, den sie verschlingen wird .... Ich weiß wohl, daß Einer unter ihnen die Abscheulichkeit hat, zu sagen, daß man nichts bessern wird, so lange man nur Bücher verbrennt ..... Ich weiß wohl, daß ich vielleicht noch vor Ende dieses Jahres, Ihrer Rathschläge gedenkend, ausrufen werde: o Solon, Solon!" — Er kann sich aber nicht entschließen, seine bejahrte Schwiegermutter, seine Frau, seine Tochter, seine Freunde zu verlassen. „Und was soll ich mit meinem Daseyn machen, wenn ich dasselbe nur erhalten kann, indem ich auf Alles verzichte, wodurch jenes für mich Werth hat? .... Wenn ich das Schicksal des Sokrates hätte, bedenken Sie, daß sterben, wie er, nicht genug ist, um zu verdienen, mit ihm verglichen zu werden ..... Wer Sie auch seyen, der Sie mir den von Theilnahme und Achtung vollen Brief geschrieben haben, ich fühle die Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, und werfe mich von hier aus Ihnen um den Hals." — Die letzte Stelle dieses rührenden Schreibens läßt schließen, daß Diderot Voltaire erkannt hatte: „Ruhmvoller und inniger Freund der Menschheit, ich grüße und umarme Sie. Es giebt keinen einigermaßen edlen Menschen, der es den Fanatikern nicht verziehe, seine Lebensjahre abzukürzen, könnten diese den Ihrigen hinzugefügt werden. Wenn wir nicht mit Ihnen zusammenwirken, um die Bestie zu vernichten, so geschieht es, weil wir in ihren Klauen sind."

Zu den angeführten Gründen, welche Diderot in Frankreich zu bleiben bewogen, kam noch der, daß er die Interessen seines Buchhändlers nicht verletzen wollte, der für die Encyklopädie Vorschüsse gemacht hatte und den seine Abreise unfehlbar ins Verderben gestürzt haben würde. Derselbe Buchhändler benahm sich aber gegen ihn auf verrätherische Weise. Von den Drohungen gegen die Encyklopädisten erschreckt, hatte er die Probebogen heimlich verändern lassen. Diderot entdeckte, daß seine ganze Arbeit zerstückelt, beschnitten und wieder zusammengestickt worden war. Darüber in Verzweiflung gerathend, schrieb er an den Buchhändler: „Sie haben die Arbeit von zwanzig rechtlichen Männern, die Ihnen ihre Zeit, ihr Talent und ihren Fleiß gewidmet haben, entweder selber zunichte gemacht oder durch eine rohe Bestie zunichte machen lassen. Zu Ihrem Verderben wird eine Schande hinzukommen, von der Sie sich niemals rein waschen werden." — Diesmal verlor Diderot auf einige Zeit den Muth. Es gelang indeß, ihn zu beruhigen. Wenn die Encyklopädie erhoste und zahlreiche Feinde hatte, so hatte sie doch auch drei mächtige Beschützer: Frau von Pompadour, Herrn von Malesherbes und Herrn von Choiseul. Ohne den wirksamen Beistand des Herrn von Choiseul wären die letzten zehn Bände der Encyklopädie nicht erschienen.

Während der dreißig Jahre, in denen Diderot an jenem Werke arbeitete, hatte er keinen einzigen sicheren und ruhigen Tag. Wahrscheinlich war er allein unter allen seinen Zeitgenossen von der Natur mit einem hinreichend energischen Geiste ausgerüstet, um solche Last ruhmvoll bis zu Ende zu tragen. Hätte Diderot nichts Anderes gethan, so würde doch die Berühmtheit seines Namens gerechtfertigt seyn und er ewige Rechte auf die Dankbarkeit der Franzosen behalten. Mit dieser moralischen Energie waren in Diderot zwei andere, dem Gründer der Encyklopädie nicht weniger nothwendige

Eigenschaften verbunden: eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit — folglich ein großer Eifer in Aufsuchung derselben — und eine Befähigung, die man auch eine encyklopädische nennen könnte. Diderot wußte außerordentlich viel und lernte Alles, was er wollte, mit Enthusiasmus und mit einem Ernste, als ob er sein ganzes Leben und alle seine Fassungskraft auf einen bestimmten Gegenstand verwenden sollte. Er hatte in der Encyklopädie auch den Artikel über die mechanischen Künste übernommen; daher studirte er dieselben nicht theoretisch in seinem Zimmer, sondern auf praktische Weise. Ganze Tage brachte er so in den Werkstätten zu; er fing damit an, aufmerksam die Maschine zu betrachten, ließ sie sich erklären, auseinandernehmen, wieder zusammensetzen; dann arbeitete der Mechaniker in seiner Gegenwart; endlich nahm Diderot selber die Stelle des Letztern ein und setzte denselben oft durch seine Geschicklichkeit in Erstaunen. So machte er sich mit den komplizirtesten Maschinen bekannt.

Womit hat sich nicht Diderot beschäftigt, wofür sich nicht leidenschaftlich interessirt? und gegen wen hat er sich jemals geweigert, den Schatz seiner Kenntnisse freigebig zu öffnen? Auch war sein Kabinet während 25 Jahren ein Magazin, wo Jeder, der wollte, sich Rath holte, nur daß man nicht bezahlte. Was ist Ihnen gefällig? Etwas über Philosophie, Physik, Musik, Malerei, Bildhauerkunst, eine Parlamentsrede, eine Kritik, ein Plan zu einer Komödie, eine Predigt, eine Grammatik, etwas Geographie? Sagen Sie es nur. Sie sollen zu rechter Zeit bedient werden. Diderot machte Alles; er war ein öffentlicher Schriftsteller, wie man niemals einen gesehen hatte und wie man nie einen wieder sehen wird. „Ich brauche", sagte Raynal zu ihm, „um meinem Buche mehr Kraft und Saft zu verleihen, einige Stücke oratorischer Philosophie." Diderot ergriff sogleich die Feder und schrieb ihm ein gutes Drittel der philosophischen Geschichte, ohne innezuhalten, außer Ein Mal, um den Einwand zu machen: „Wer wird dies zu unterzeichnen wagen?" — „Ich", antwortete der Abbé. „Schreiben Sie immer zu." — So kam auch der Baron Grimm, um literarische Hülfe bittend, zu Diderot: „Da ist nun die Kunst-Ausstellung eröffnet; ich möchte gern meinen erlauchten Lesern darüber etwas schreiben, das würde meiner Korrespondenz großen Glanz verleihen; sie bezahlen mich so gut! aber leider verstehe ich nicht ein Wort von der Malerei und von der Bildhauerkunst." So sahle denn Diderot während der drei Jahre von 1765 bis 1767 für Grimm über die Kunst-Ausstellungen einen Bericht ab, der in dieser Gattung ein Muster geblieben ist und zum Ruhme des Verfassers wesentlich beigetragen hat. Hierauf stürzten die Künstler herbei, um die Rathschläge eines so guten Kunstrichters zu erbetteln. Selbst Voltaire konsultirte ihn über seine Tragödien: „Ich erwarte mit Ungeduld", schreibt er an Thieriot, „Diderot's Bemerkungen über Tancred. Alles ist in dem Bereich der Thätigkeit seines Genies; er geht von den Höhen der Metaphysik zum Weberhandwerk und von da zum Theater über." — Als der Dauphin starb und ihm ein Mausoleum errichtet werden sollte, wandte man sich wegen dieses Baues an Diderot; dieser sandte fünf Entwürfe zur Auswahl ein. Kurz, sein Kopf war die Zuflucht aller in Verlegenheit sich befindenden Leute. Mitunter würde Diderot allerdings von den Bittenden gröblich getäuscht. So unterstützte er vier Jahre lang einen Menschen, von dem er zuletzt entdeckte, daß derselbe ein Polizei-Spion war. — Diderot's Güte artete jedoch nicht in Schwäche aus. Wenn er die Unwürdigkeit eines von ihm Unterstützten erkannte, nahm er die Sache sehr ernst und stieß den Unwürdigen von sich. Besonders, wenn man seinen Stolz verletzte, nahm er die Sache nicht leicht. Niemand hat der Unabhängigkeit und Würde des Gelehrten mehr Achtung zu verschaffen gewußt, als er. Keine Rücksicht auf sein Interesse hat ihn je vermocht, ein zweideutiges Wort zu ertragen. Der gute Mensch verschwand dann und ließ nur den von seinem Werth durchdrungenen und seine Würde zu behaupten entschlossenen Philosophen zurück. Als z. B. der Buchhändler Panckoucke, der eine neue Ausgabe der Encyklopädie unternehmen wollte, eines Tages, offenbar in übler Laune, in Diderot's Zimmer ein ungemessenes Wort sich entschlüpfen ließ, antwortete Diderot: „Herr Panckoucke, wo es auch sey, auf der Straße, in der Kirche, und mit wem es auch sey, immer muß man anständig sich ausdrücken; noch nothwendiger ist dies aber, wenn man mit einem Manne spricht, der nicht geduldiger ist, als ich, und wenn man in dessen Pause spricht. Gehen Sie zum Teufel; ich will für Sie nicht arbeiten, auch wenn Sie mir 20,000 Louisd'or gäben und ich die Arbeit im Nu abmachen könnte!"

Die antiphilosophische Partei zeigte sich unermüdlich. Um ihre Angriffe kräftig zu erwiedern, war davon die Rede, Diderot in die Akademie einzuführen. Besonders Voltaire bewies in dieser Sache den größten Eifer. Er schrieb an d'Alembert: „Wenn Diderot zum Mitgliede der Akademie ernannt seyn wird, werde ich mit der Anklage Joly de Fleury's und mit den Declamationen Pompignan's ein Freudenfeuer anzünden." Er entwarf sogar einen Plan gelehrter Taktik. Diderot solle irgend eine frömmelnde vornehme Dame verführen, — am Montag sich bei ihr einführen lassen, — am Dienstag mit ihr zu Gott beten — und am Mittwoch bei ihr schlafen, — dann werde er, sobald er wolle, in die Akademie aufgenommen werden. — Aller dieser Eifer war jedoch vergeblich. Ludwig XV. erklärte im voraus, daß er die Ernennung Diderot's nicht genehmigen werde: „Er hat zu viel Feinde"; — ein feiges und eines Königs unwürdiges Wort; denn wozu ein König, wenn er dem Verdienst ganz offen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen nicht wagt? Von diesem Augenblick an war von der fraglichen Sache nicht mehr die Rede.

Für diese Unannehmlichkeit erhielt Diderot reichlichen Ersatz durch das Zeugniß von Achtung, welches ihm die Kaiserin von Rußland öffentlich ertheilte. Von guter Haushaltung wenig verstehend, überdies der uneigennützigste aller Menschen, sah sich Diderot bei herannahendem Alter von Vermögen gänzlich entblößt. Um seiner Tochter eine Mitgift zu sichern, beschloß er, seine Bibliothek zu verkaufen. Die Kaiserin von Rußland, durch ihren Gesandten, Herrn v. Galitzin, von diesem Entschluß unterrichtet, zu welchem ein Gelehrter nur in äußerster Noth zu kommen pflegt, kaufte Diderot's Bibliothek für 15,000 Franken, unter der Bedingung, daß er dieselbe ihr bewahrte und deren Bibliothekar mit einem jährlichen Gehalt von 1000 Franken zu seyn einwilligte. Zwei Jahre später ließ Katharina auf Einmal 50,000 Fr. für 50 Jahre im voraus Diderot auszahlen: „Nun bin ich", schrieb Diderot, „bei meiner Treu verpflichtet, noch 50 Jahre zu leben."

Im Jahre 1773 reiste Diderot nach Petersburg; er reussirte vollkommen bei der Semiramis des Nordens; Katharina fand ihn in der Nähe so, wie sie von fern ihn sich vorgestellt hatte; sie gestattete ihm den Zutritt zu ihrem Kabinet alle Tage von drei Uhr an bis fünf oder sechs Uhr. „Ich sehe ihn sehr oft", schrieb sie an Voltaire; „unsere Unterhaltungen nehmen kein Ende. Er hat einen außerordentlichen Kopf! Alle Menschen sollten ein Herz wie das seinige haben!" Sie erwies ihm die Ehre, ihn um Rath zu fragen und mit ihm philosophische und politische Fragen zu erörtern. Diderot sprach mit einer Freimüthigkeit, die so gut aufgenommen zu sehen er sich mitunter selbst wunderte: „Ich bin gezwungen, mir selber zu gestehen", schreibt Diderot an Frl. Voland, „daß ich die Seele eines Sklaven in dem Lande hatte, welches man das Land der freien Menschen nennt, und daß ich in mir die Seele des freien Mannes in dem Lande gefunden habe, das man das Land der Sklaven nennt." Die Kaiserin überhäufte ihn mit Beweisen von Güte und bewilligte ihm alle seine Bitten; da sie ihn nicht in Rußland behalten konnte, wachte sie selber über die Vorbereitungen zu seiner Abreise und ließ ihn auf eine äußerst ehrenvolle Weise nach Frankreich zurückgeleiten.

Diderot war 61 Jahr alt, als er in sein Vaterland zurückkehrte. Der Aufenthalt im Norden hatte sein Gesundheit sehr geschwächt. Doch fing er wieder an, zu arbeiten. Er ließ seine Reise nach Holland, mehrere Erzählungen und Romane drucken, deren berühmtester der so oft wieder abgedruckte Jakob der Fatalist ist. Dies Buch enthält ein Herplaudern von Geschichten, die ohne Zusammenhang, in der Form der Zufälligkeit einer Unterhaltung zwischen Jakob, seinem Herrn und einer Gastwirthin an einander gereiht sind. Es würde schwer seyn, zu sagen, was der Verfasser in diesem Werke hat beweisen wollen; denn man bemerkt darin keinen Zweck, noch den Fortschritt einer Idee. Der Anfang und das Ende unterscheiden sich darin nicht von der Mitte. Selbst Naigeon, der Herausgeber der sämmtlichen Werke Diderot's, giebt zu, daß man drei Viertel jenes Romans hätte ins Feuer werfen können. Höchstens würde die Geschichte der Frau von Pommeraye zu retten seyn, die sich an einem untreuen Liebhaber dadurch rächt, daß sie durch allerlei Kniffe ihn verleitet, eine ehrlose Dirne für einen Engel von Tugend und Frömmigkeit zu halten und deshalb dieselbe zu heiraten. Aber auch diese Erzählung erregt durch Weitschweifigkeit, durch plötzliche und lächerliche Unterbrechungen und durch tausend kindische Einzelnheiten, welche der Erzähler für die Vollendung seiner Kunst hält, oft die Ungeduld des Lesers. Während die Wirthin erzählt, zwingen ihr Mann und ihre Diener sie alle Augenblicke, Parentheſen zu machen, um auf die Fragen nach dem Kellerschlüssel und dergleichen zu antworten. Dies ist das, was Diderot die Wahrheit, die Naivetät nennt und was man in unseren Tagen Lokalfarbe genannt hat. — Kurz, Jakob der Fatalist ist ein durch sein Haschen nach Kurzweiligkeit und Originalität ermüdender, abgeschmackter Cyniker, der die Entschuldigung der Lustigkeit nicht hat.

Die „Nonne" (la Religieuse) ist in literarischer Beziehung mehr werth. In diesem Buche herrscht ein dauerndes Interesse, ein den Leser fesselnder Fortschritt. Den Inhalt desselben bildet eine entsetzende Schilderung von dem Leben in den Frauenklöstern und von den Verirrungen, zu welchen dasselbe führen kann. Diderot gefällt sich darin, diese Verirrungen mit einer Energie darzustellen, durch welche zuweilen sogar die am wenigsten empfindliche Schamhaftigkeit verletzt wird. Es war nicht nöthig, so weit zu gehen; und man fühlt, daß der Schriftsteller viel weniger von den Forderungen der Sache geleitet, als von seinem natürlichen Geschmack fortgerissen wird. Abgesehen jedoch von diesen Stellen, ist die „Nonne" das Meisterwerk Diderot's in dieser Gattung. Man findet darin Beredsamkeit, Natürlichkeit und wahre Empfindung; der Rahmen selbst der Erzählung hat den Verfasser vor einigen seiner gewöhnlichen Fehlern bewahrt. Z. B. kann die Klosterschwester Susanne, da sie ihre Denkwürdigkeiten einsam und im Geheimen schreibt, durch Ab- und Zugehende nicht unterbrochen werden, wie die Wirthin Jakob's, noch sich, wie Jakob, unendlichen philosophischen Declamationen hingeben; auch ist der Ausdruck, wie es sich für eine Nonne ziemte, abgemessener. Dabei gewinnt alle Welt, der Schriftsteller und der Leser. Dies Buch hat so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß der Marquis von Croismare an die Wirklichkeit der Schwester Susanne glaubte, über ihr Geschick heiße Thränen vergoß, an die Unglückliche schrieb und ihr Geld sandte. Wie hoch man aber auch die Einbildungskraft Diderot's schätzen mag, so ist doch schwer zu glauben, daß er diese Geschichte rein erfonnen und nicht vielmehr einige authentische Nachrichten benutzt habe.

(Schluß folgt.)

Polen.

Ein Wort über den letzten polnischen Aufstand.

Nachrichten aus dem Posenschen bestätigen das, was die deutschen Blätter über das Umsichgreifen der Russomanie im Großherzogthum gemeldet haben.

Es ist der größte Schmerz, der durch diese neue politische Verirrung den wahren Freunden des Landes in einem so schweren Augenblicke zugefügt wird. Indessen hat die Partei, welche gegenwärtig ihre Sympathie den früher so hart angeklagten und gehaßten Russen zuwendet, dieselbe auf eine Ueberzeugung gestützt, und man muß sie deshalb mehr bedauern als verurtheilen. Sie hofft, für den Fall, daß die gänzliche Unterwerfung Polens unter eine andere Macht, für eine Zeit wenigstens, sein unvermeidliches Schicksal ist, den Unterworfenen eine unbedingt sichere Zukunft bleibt, wenn die herrschende Macht eine einzige ist. Dann ist das Land vor Zerstückelung bewahrt und behält seine ganze Kraft und sein nationales Interesse mit dem für eine Emancipation erforderlichen Einheitsgefühl. — Rußland hat sich den Anschein gegeben, als wolle es beharrlich auf das Ziel einer Vereinigung aller Slawen losgehen, und seine bisherigen Erfolge sind auch nicht der Art, daß sie besonders starke Zweifel am Gelingen hervorrufen. So hofft jene Partei, daß Polen in Rußland wieder ein Ganzes bilden werde. Zwanzig Millionen Polen, deren Nationalität durch russische Sprache und Herrschaft nicht in dem Grade gefährdet werden kann, als durch das gänzlich contraire germanische Element, müßten, wenn ihre Zeit gekommen, durch Einheit gestärkt, sich mit Leichtigkeit von der russischen Fessel befreien, und würden dies unter dem Schutze der Eifersucht Deutschlands, das durch die Einverleibung des ganzen Polens in den russischen Koloß gegen den östlichen Nachbar noch gereizter und feindseliger werden müßte, indem es die eigenen Verluste an denselben nicht verschmerzen würde.

Wir erwähnen hier der uns gegebenen Versicherung eines angesehenen Bewohners der Provinz Posen, daß er vielleicht der Einzige von seinen sich um den Gang der politischen Ereignisse bekümmernden Landsleuten sey, welcher solche Hoffnungen und Wünsche mit Entschiedenheit verwerfe. In der That hat diese politische Combination auf den ersten Augenblick viel Gewinnendes, indem sie auch von dem Aufopferungsmuthe zeugt, der die Lebenden befähigt, für die Zukünftigen gern die härteste der Fesseln zu tragen. Aber durch Aufopferung auf der einen und weit aussehende Berechnung auf der anderen Seite ist noch kein Volk frei oder groß geworden. Wenn Polen im Ernste an seine einstige politische Emancipation denkt, dann muß es die Gegenwart benutzen — aber nicht zu Aufruhr und Blutvergießen — denn auf blutgedüngtem Boden sproßt keine Freiheit empor — sondern zu seiner innerlichen Entwickelung und Befestigung. — Auf eine gelegentliche Aeußerung dieser Ansicht wandte ein an der Freiheit seines Vaterlandes eifrig mitarbeitender Pole ein, daß die Mittel aller moralischen Entwickelung dem Volke genommen seyen; der beste Hebel derselben, die Presse, sey in allen Gegenden Polens in dem Maße beengt, daß sie nichts für das Volk leisten könne. Selbst die preußische Regierung habe für das Großherzogthum Posen Maßregeln in Betreff der Presse eingeführt, welche von den in den anderen Theilen der Monarchie bestehenden bedeutend abwichen.*) Der gänzliche Untergang des polnischen Buchhandels werde die Folge davon seyn. — Auf welchem Wege solle also das Volk gebildet werden? Es ist wahr, daß das befolgte Verfahren gegen das geistige Eigenthum härter ist, als Vieles, was dem Lande sonst zugefügt worden, aber die Männer der Wissenschaft, welche in der moralischen Bildung die Zukunft ihrer Nation finden wollen, müssen darum nicht ablassen, auf dieselbe geistig zu wirken, und, wenn die Presse ihnen dazu nicht hilft, nach anderen Mitteln suchen. Unbewußt hilft ja dazu auch die jetzige Verwaltung des Landes. Dadurch, daß sie die Vorrechte des Adels mehr und mehr beseitigt, trägt sie dazu bei, daß die bisher in Adel und Volk getheilte Bevölkerung eins wird, und ist diese Einheit im Innern hergestellt, dann muß sich in der Lage des Landes gar Vieles ändern.

Wir wollen uns nicht vermessen, das Schicksal Polens vorherzusagen, aber das darf wenigstens als Erfahrungssatz hingestellt werden, daß eine so kompakte Volksmasse nicht ohne große und lange Zuckungen aus der Welt verschwinden kann, und daß daher auch dem polnischen Volk wohl noch irgend ein Ereigniß bevorsteht. In keinem Falle ist es diesem Volke zu verargen, daß es für seine nationale Selbständigkeit Sorge trägt, vielmehr wäre es unserer Verachtung werth, wenn es mit stumpfer Gleichgültigkeit in ein fremdes Volksthum aufginge.

Warum hat denn aber die deutsche Presse den letzten Aufstands-Versuch so ganz anders beurtheilt, als den von 1830—31, warum haben selbst die polenfreundlichsten Blätter sich gegen die polnischen Patrioten gewendet? Herr Moraczewski klagt in seinem Sendschreiben an Herrn Wuttke über die bis zur Feindseligkeit gesteigerte Liebllosigkeit der deutschen politischen Blätter; selbst angesehene deutsche Schriftsteller thun dasselbe, und in der That hat ein großer Theil der deutschen Zeitungen sich in der Polen-Angelegenheit nicht würdig benommen. Aber der bessere Theil von ihnen hatte nicht „Polenhaß" zum Grunde seiner Vorwürfe und Angriffe, sondern nur den Haß gegen die unbesonnenen Empörer, welche ihr Unrecht an der Nation nicht verantworten können. Die vernünftigen Männer aller Parteien müssen den letzten polnischen Excess mißbilligen und tadeln, ohne daß sie deshalb Feinde des polnischen Volks zu seyn brauchen. Gewissenlos aber ist es, und das hat die deutsche Presse in dieser Sache noch zu sühnen, daß man geschäftig allerlei Lügen und Verleumdungen in Circulation gesetzt hat, um die Sympathieen des deutschen Publikums für Polen überhaupt zu schwächen; gewissenlos ist es, wenn Männer, die sich für Historiker ausgeben, der Augsb. Allg. Zeitung Erdichtungen zur Verbreitung übergeben, die weder eine äußere noch eine innere Wahrscheinlichkeit haben. Die polnische Geschichte und der polnische Volks-Charakter sind durch keinen Schmutzfleck besudelt; was zu tadeln ist, sind Leichtfertigkeiten, die in alter und neuer Zeit vorgekommen. Der Leichtfertige aber verdient nicht Haß, um so weniger die Verurtheilung Fremder, wenn er die Schuld selber büßen muß. Polen hat Alles reichlich abgebüßt, und man könnte ihm jetzt wohl ruhige und freudige Tage wünschen — aber woher sollen sie kommen? sogar seine Dichter haben aufgehört, ihm eine bessere Zukunft zu singen. Während die Revolution von 1831 die Geister antrieb, ihren Schmerz und ihre Hoffnung auszurufen, bleibt jetzt Alles in dumpfer Stille — das ganze polnische Dichterthum, welches vor wenigen Jahren noch so reiche und kräftige Erzeugnisse ans Licht brachte, ein Goszczinski, ein Siemieński, ein Wasilewski, sie sind Alle lebendig begraben. Nichts regt sich: die Druckereien liefern alte Predigt-Sammlungen aus früheren Jahrhunderten oder Kindermährchen, damit entgehen sie dem Unwillen der Censur und geben dem Volke, alt und jung, einen Schlaftrunk ein. Ein großer Theil der Gelehrten neigt zum Pietismus und begräbt darin vollends die Reste seiner lockeren Wissenschaft: die Philosophen, von denen im letzten Jahre nur Einer die Feder angesetzt hat, sprechen zwar von einer neuen Zeit, erwarten aber, daß Gott oder die Heiligen sie in das gelobte Land führen sollen. Sie selbst wissen nicht, wie eine Aenderung kommen wird, sondern leben im Zustande der Ahnung, ich möchte sagen, der Illusion. Man muß diese Zeit der Ermattung, Unsicherheit und Verzweiflung ruhig vorübergehen lassen; wird die jetzige allgemeine Verwirrung gehoben seyn, dann muß nothwendig wieder auch eine geordnete geistige Thätigkeit eintreten.

Germano-Polonus.

*) Monatsschriften dürfen ohne Konzession nicht erscheinen; der Rok, ein wissenschaftlich-politisches Organ, ist deshalb eingegangen.

Mannigfaltiges.

— Die preußischen Universitäten Köln, Jena und Trier. Die Fortschritte der Franzosen in der Kenntniß des deutschen Landes und der Sprache und Sitten seiner Bewohner mehren sich, wenn man Zeitungen und Reisewerken glaubt, mit jedem Tage, und dennoch findet man täglich in den besten Pariser Blättern Nachlässigkeiten in dieser Beziehung, die nur zu gut an das vornehme Herabsehen der früheren Franzosen auf Deutschland erinnern. Das Journal des Débats, das erste politische Blatt Frankreichs, dessen Redacteure zu der Elite der französischen Gelehrsamkeit und Bildung gehören, läßt sich in seinem Blatte vom 13. Februar aus Berlin über einen Antrag der Breslauer Universität an den Minister berichten, der zum Zweck hat, eine Bestimmung zu veranlassen, vermöge deren künftig alle feierliche Reden, Dissertationen u. dgl. in deutscher, statt wie bisher in lateinischer Sprache abgefaßt seyn können, und der Korrespondent erzählt, der Kultusminister habe zur Bescheidung der Antragsteller das Gutachten der anderen sieben Universitäten des Königreichs eingefordert. Halle habe sich für den Wunsch Breslau's erklärt und Bonn dagegen; Jena, Köln, Trier, Königsberg (im Franz. stets Königsberg) und Greifswalde (im Franz. Greifswalde) hätten noch gar kein Votum abgegeben. Köln und Trier sind so wenig Universitäten, wie Jena eine preußische Stadt ist, für eine solche wird sie aber von dem genannten Journal nicht nur hier indirekt, sondern auch einige Zeilen weiter direkt ausgegeben, eine Unkunde, die gewiß auffallen muß, wenn man erwägt, wie gern und wie oft sich die Franzosen sonst des Namens Jena erinnern. Uebrigens ist auch das ein Irrthum, daß Halle für und Bonn gegen den Antrag Breslau's sey. Es ist wahrscheinlich eher umgekehrt der Fall; in der Provinz Sachsen, wie im Königreiche, ist die Kultur der lateinischen Sprache größer wie in jedem Theile des übrigen Deutschlands, und daher geht man wahrscheinlich dort ungern von dem herkömmlichen Brauche ab, obgleich an sich und von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus betrachtet, der Wunsch der Breslauer Universität für zeitgemäß, der strenge Gebrauch der fremden Sprache aber für einen Anachronismus gehalten werden muß.

Berichtigung. Wir haben in Nr. 109 dieser Blätter, S. 436, Anmerkung, behauptet, in Preußen habe der Verleger nur ein einziges Pflicht-Exemplar abzuliefern; dies ist jedoch ein Irrthum. Der Verleger ist vielmehr gehalten, zwei Exemplare abzuliefern, und zwar das eine an die königl. Bibliothek zu Berlin, das andere an die Universitäts-Bibliothek der Provinz. Lt.

Bibliographischer Anzeiger.

Magazin für die
Literatur des Auslandes.
Herausgeber: J. Lehmann. Verleger: Veit u. Co.
Jährlich 156 Bl. in Fol., mehr als 600 Artikel über Erscheinungen der belles., politischen, gesgr., kirchlichen, scriften und schönwissenschaftlichen Literatur der Franzosen, Engländer, Nord-Amerikaner, Italiäner, Spanier, Skandinavier, Slawen ꝛc. mit steter Rücksicht auf dieselben Erscheinungen in Deutschland enthaltend.
Preis bei allen Postämtern (in Preußen ohne Portozuschlag) und Buchhandlungen drei Thaler jährlich, 22½ Sgr. vierteljährlich.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 114. Berlin, Dienstag den 22. September 1846.

Dänemark.

Dänemarks, Schwedens und Rußlands Politik während des letzten Krieges.

Da Dänemark augenblicklich der Punkt des politischen Horizontes ist, auf welchen die Blicke aller Beobachter gerichtet sind und über welchen sich, auch vor den Augen des Friedliebendsten, der Zwietracht Wolken zu dauerndem Ungewitter zusammenzuballen scheinen, dürfte es von einigem Interesse seyn, eine Darstellung von dem politischen Verhältnisse des Nordens während der letzten Kriegsjahre von dänischer Seite zu vernehmen. — Wie jetzt, so drohete damals Dänemark ein bedeutender Verlust an seinem Ländervereine; wie damals, scheint jetzt die Regierung die Meinungsäußerungen einer politischen, mehr oder minder zahlreichen Partei für den ausgesprochenen Volkswillen anzunehmen; wie damals, wird es jetzt in kühnen Drohungen und geharnischten Worten, den mächtigeren Staaten und diesesmal dem Rechte gegenüber, sich erschöpfen und seinem Geschicke nicht entgehen können.

Wir entlehnen Nachstehendes einem Aufsatze des dänischen Fædreland über Jacob Aall's Erinnerungen: *)

Von dem Augenblicke an, wo Bernadotte, unter dem Namen Karl Johann, Kronprinz von Schweden und der eigentliche Lenker des Staates geworden war, ging sein Streben besonders dahinaus, seinem neuen Vaterlande Ersatz für das im Frieden von Frederikshamn verlorene Finnland zu verschaffen. Die Vereinigung Norwegens und Schwedens war das große Ziel, welches sich Karl Johann gesteckt hatte und zu dessen Erreichung er zuerst daran dachte, sich die Unterstützung des mächtigen Kaisers von Frankreich zu verschaffen, dessen Gunst er dadurch zu gewinnen suchte, daß er Schweden das Kontinental-System annehmen und England den Krieg erklären ließ.

Es war zur Zeit, als Napoleon damit beschäftigt war, den großen russischen Krieg vorzubereiten, welcher, sofern er einen glücklichen Ausgang gehabt hätte, der von Osten drohenden Gefahr ein neues und kräftiges Bollwerk entgegengesetzt haben würde. Napoleon ließ daher den französischen Gesandten in Stockholm darauf hindeuten, daß es sowohl das Interesse des Norden als die Wünsche des Kaisers befriedigen dürfte, wenn zwischen Schweden, Dänemark, Norwegen und dem Großherzogthum Warschau ein „nordischer Bund", dem schon früher gestifteten Rheinbunde entsprechend, errichtet würde. Dieser Vorschlag konnte indeß, abgesehen von seinen anderen unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit den heimlich genährten Plänen des Kronprinzen nicht übereinstimmen und blieb nur eine in den Orkan hineinschallende Stimme. Kurze Zeit darauf verlangte aber Napoleon, daß ihn die schwedische Regierung unterstützen sollte, indem sie die Russen durch 30—40,000 Mann angreifen ließ, wogegen der Kaiser Schweden das verlorene Finnland zum Lehne versprach, auf dessen Wiedererlangung gleichzeitig der damalige österreichische Gesandte, Graf Neipperg — (derselbe, welcher später in Italien Murat bewog, Partei gegen Napoleon zu nehmen, und der endlich durch seine eheliche Verbindung mit der Kaiserin Marie Louise noch bekannter geworden ist), — der schwedischen Regierung die Aussicht eröffnete. Jetzt glaubte Karl Johann endlich eine passende Gelegenheit gefunden zu haben, mit seinen Plänen hervorzutreten; er glaubte nicht länger zögern zu dürfen, und gab also heimlich die Erklärung ab, daß Schweden sich nur mit der Macht verbinden wolle, welche ihm die Erlangung von Norwegen sichern würde.

Als Napoleon in den Tuilerieen diese Erklärung vernahm, da ergriff ihn ein ungewöhnlicher Zorn. Unwillig fuhr er in die Höhe, schlug mit Heftigkeit auf den vor ihm liegenden Brief und machte seinem Aerger Luft in jenen abgebrochenen leidenschaftlichen Aeußerungen über Bernadotte, welche Ségur im Anfang seiner Schilderung des Feldzugs der großen Armee in Rußland im Jahre 1812 **) mittheilte. Es war vergebens, daß man ihn zu beruhigen suchte; vergebens, daß man ihn daran erinnerte, daß Karl Johann nicht mehr sein Unterthan war, daß ihm nicht der Fürst von Ponte-Corvo, sondern der Kronprinz von Schweden geschrieben habe, daß neue Pflichten untrennbar von Bernadotte's neuer Stellung wären; Alles war vergebens. Seine sämmtlichen Instructionen dieser Zeit tragen in Bezug auf Schweden eine deutliche Spur seines starken Unwillens, und unter diesen Verhältnissen wandte nun Karl Johann sein Steuer nach der anderen Seite. Ohne die Treue, welche bei dieser Gelegenheit Napoleon Friedrich VI. bewies und von diesem auf eine Art vergolten wurde, die Napoleon noch auf St. Helena zum Gegenstande seines Lobes machte *), würde der Krieg gegen Rußland unter ungleich günstigeren Auspizien eröffnet worden seyn; denn jetzt verlor Napoleon schon vor dem Beginn des Krieges auf seinem linken Flügel einen tüchtigen Alliirten, auf welchen er früher gerechnet hatte, während der gleichzeitige Friede zu Bucharest, zwischen Rußland und der Türkei, ihm einen Stützpunkt für seinen rechten Flügel entzog; wobei er später, während des Krieges in Deutschland, 30,000 Schweden und einen ausgezeichneten Feldherrn mehr gegen sich hatte.

Jetzt beschloß nämlich Karl Johann, durch Rußlands Hülfe das zu erlangen, was er von Frankreich nicht erhalten konnte. Am 24. März 1812 wurde in St. Petersburg ein geheimer Traktat abgeschlossen, worin Schweden gelobte, ein Armee-Corps auf einem passenden Punkte der Ostsee-Südküste landen zu lassen, wogegen der Kaiser sich verpflichtete, die Vereinigung Norwegens und Schwedens entweder durch Unterhandlungen oder durch Waffengewalt zu bewirken. Der Traktat wurde mit einem geheimen Artikel geschlossen, in Folge welches England eingeladen wurde, demselben beizutreten; aber obschon die englische Regierung bereits am 12. Juli 1812 zu Örebro Frieden mit Schweden gemacht hatte, fand sie anfänglich doch nicht Wenig gegen die gedachte Vereinigung von Schweden und Norwegen einzuwenden, und ließ sich deshalb erst im folgenden Jahre dazu bewegen, wie Rußland, die Vereinigung beider Reiche zu garantiren. Während England noch schwankte, hatte Karl Johann es inzwischen für zweckmäßig angesehen, den eingegangenen Bund durch eine persönliche Zusammenkunft mit Kaiser Alexander zu befestigen. Am 27. August landete er deshalb in Finnland, wo er in Åbo durch große Festlichkeiten geehrt wurde und den ersten Besuch des Kaisers Alexander entgegennahm, welcher mit ihm eine lange und wichtige Unterredung unter vier Augen über die Art und Weise, in der man Napoleon gegenüber auftreten sollte, hielt. In Åbo wurde der geschlossene Bund bekräftigt, und ein neuer Artikel vermehrte die russischen Hülfstruppen, welche Schweden bei der Eroberung von Norwegen unterstützen sollten, bis auf die Zahl von 35,000 Mann.

In Schwedens Politik gegen Dänemark bei dieser Gelegenheit ist nur eine Nemesis für das Betragen wahrzunehmen, welches Dänemark früher gegen Schweden beobachtet hatte; wie nämlich Dänemark wenige Jahre zuvor durch Unterstützung Rußlands dazu beigetragen, daß Schweden das finnische Schwesterland verlor, so bediente Schweden sich nun auch Rußlands, um Dänemark das nordische Bruderreich zu entziehen. Der Allianz-Vertrag von Åbo ist daher auch in Schweden nie, so viel uns bekannt, wegen der gegen Dänemark befolgten Politik getadelt worden, wogegen man Karl Johann's Politik Rußland gegenüber angegriffen hat, indem man meinte, daß Schweden im Jahre 1812 sich mit Norwegen zugleich auch Finnland sichern konnte, oder jedenfalls, wenn die Wahl zwischen beiden genannten Ländern durchaus nothwendig war, die Wiedererlangung des letzteren vorgezogen haben sollte. Diese Meinung wurde zuerst im Jahre 1809 von dem schwedischen Staats-Minister Wetterstedt genährt, welcher in einem seiner bei Aall abgedruckten Briefe an Adlersparre folgendermaßen schreibt: „Sollen wir Finnland aufgeben, oder sollen wir nicht lieber mit Aufopferung unserer letzten Kraft ein tausendjähriges Besitzthum des Landes zurückzugewinnen suchen, wo eines jeden Einwohners Name mit unvergänglichen Runen in den Altar des Vaterlandes eingegraben zu werden verdient? Ich bin davon überzeugt, daß hierüber nur ein Gedanke herrschen kann, und sollte nothwendigerweise eine Wahl zwischen Finnland und Norwegen stattfinden, so würde ich, obgleich ich des Letzteren Vorzug in geographischer und militairischer Hinsicht erkenne, in meinem Grabe nicht ruhig schlafen können, wenn ich nicht für unsere Mitbrüder gestimmt hätte." Dieselbe Frage ist, wie allgemein bekannt, vor wenigen Jahren Anlaß zu einer lebhaften Polemik gewesen, an der Geister unter Anderen Theil genommen hat und welche mehrere Streitschriften, sowohl für als gegen, hervorgerufen hat, auf die indeß hier nicht näher eingegangen werden kann. (Schluß folgt.)

*) Fædrelandets Anmeldelse af Jacob Aall's Erindringer. Tillæg til Morgenbladet.

**) Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée. I, chap. IV.

*) Mémorial de Sainte-Hélène, par le comte de Las Cases. VI, 83.

England.

Englische Eisenbahnen, mit einem Blick auf deutsche.

(Schluß.)

Wir wollen indessen auf dieser kurzen, nur zu städtischen Ausflügen bestimmten Bahn bald wieder nach London zurückkehren, um auf einer vollständigeren Eisenbahn eine längere Fahrt oder vielmehr eine Reise zu unternehmen. Wir begeben uns nach dem großen Bahnhof hinter dem Euston-Square, wo täglich siebzehn verschiedene Züge nach Birmingham abgehen und eben so viele von dort ankommen. Diese Züge zerfallen in vier verschiedene, nicht blos durch die Wagen, sondern auch durch die Art und die Dauer der Fahrten von einander sich unterscheidende Klassen. Man hat also auf dieser, wie fast auf jeder anderen englischen Bahn die Wahl, entweder sehr wohlfeil, aber dabei etwas langsam, oder in einem mittleren Tempo (was indessen immer noch um beinahe die Hälfte rascher als auf deutschen Eisenbahnen ist) und zu mittleren Preisen, oder endlich sehr rasch, ohne Aufenthalt auf den Mittelstationen, und dabei freilich sehr theuer zu fahren. Die erste Art der Beförderung geschieht auf den sogenannten Penny-Trains. Sie heißen so, weil für jede englische Meile nicht mehr als ein Penny (also doch 3½ Sgr. für die deutsche Meile, was in England sehr wohlfeil ist) bezahlt wird. Mit diesen Zügen gehen nur Wagen dritter Klasse, die unbedeckt und meistens nur zum Stehen eingerichtet sind. Sie fahren im Grunde nicht viel langsamer als die mittleren Züge, von denen wir sogleich sprechen werden; aber da alle zehn Minuten, oft auch in noch kürzeren Zwischenräumen, angehalten wird, um Passagiere — meistens Landleute und Arbeiter — ein- und aussteigen zu lassen, so verzögert sich die Fahrt bis zu einer Dauer, welche beinahe die auf deutschen Eisenbahnen erreicht. Die mittleren Züge befördern Wagen erster und zweiter Klasse, die entweder „mixed stopping" genannt werden, d. h. auf jeder Station die bestimmte längere oder kürzere Zeit anhalten, oder „mixed fast" sind, d. h. auf allen Haupt-Stationen höchstens eine Minute oder so lange verweilen, als zu dem raschesten Passagierwechsel nöthig ist. Die Fahrpreise der mixed fast-Züge sind ungefähr um den vierten Theil höher, als die der mixed stopping. Der theuerste und rascheste Zug endlich ist derjenige, welcher Express- oder Mail- and Express-Train genannt wird. Dieser geht zweimal täglich ab, nimmt Zeitungen und Briefe mit, befördert aber nur eine bestimmte Anzahl Wagen erster Klasse, die von einem Endpunkte zum anderen fast ohne Aufenthalt gehen und ohne daß sie unterweges Passagiere absetzen oder aufnehmen. Nur an einigen Haupt-Stationen wird so lange verweilt als nöthig ist, um Wasser für die Maschine einzunehmen. Sind dann noch in der bestimmten Anzahl Wagen einige Plätze übrig, so können sie besetzt, neue Wagen dürfen jedoch nicht angeschoben werden. Die Fahrpreise dieses Zuges sind um den sechsten Theil theuerer, als die Preise erster Klasse der mixed fast Trains. Mit diesem Zuge kostet ein Platz von London nach Birmingham, welche Städte 112½ engl. oder 25 deutsche Meilen von einander entfernt sind, 27 Schill. oder 9½ Thaler. *) Diese 25 deutschen Meilen werden mit dem Express-Train in drei Stunden zurückgelegt, während der Penny-Train, auf welchem ein Platz 9 Schill. 5 P. oder 3 Thlr. 6 Sgr. kostet, 5½—6 Stunden dazu gebraucht. In ähnlichem Verhältnisse verschieden in Fahrpreisen und Fahrzeiten sind auch die Bahnen, die an die London-Birminghamer sich anschließen, wozu die „Grand Junction" gehört, die nach Manchester und Liverpool führt, ferner die Birmingham-Derby, die North-Midland, die Midland-York und die Great North of England-Bahn, welche vier Linien, eine nach der anderen, direkte Fortsetzungen der London-Birminghamer bis an die Gränze Schottlands sind. Alle diese Unternehmungen, obwohl sie unter fünf oder sechs verschiedenen Administrationen sich befinden, stehen doch in so enger Verbindung mit einander, daß man den Wagen, in welchen man am Euston-Square in London einsteigt, nicht eher zu verlassen braucht, als bis man an der schottischen Gränze — eine Entfernung etwa wie die von Berlin nach Köln — angekommen ist. **)

Ich fuhr auf dieser Linie von London bis Newcastle, welche Städte auf der Eisenbahn 63 deutsche (283 engl.) Meilen von einander entfernt sind, und hatte dazu den Mail- und mixed fast-Zug gewählt, der um 9 Uhr Abends abgeht und der von solchen Reisenden, die die ganze Tour zurücklegen, am liebsten benutzt wird, weil sie den Vortheil haben, schon am anderen Morgen an Ort und Stelle zu seyn. Der Abendzug nimmt zugleich die Korrespondenz mit, und da es gerade ein Sonnabend war, so durfte man auf ein um so stärkeres Briefselleisen rechnen, indem am Sonntag keine Briefe befördert werden und also Jeder, der nicht bis zum übermorgenden Tage warten will, heute noch seine Briefe expedirt. Außerdem war aber gerade an diesem Sonnabend die ostindische Post in London angekommen, und die Tausende von Briefen, die diese für Birmingham, Manchester, Liverpool, Glasgow und ganz Schottland mitgebracht hatte, sollten mit unserem Mail-Train noch befördert werden. Dies führte eine fast anderthalbstündige Verzögerung des Abgangs herbei, worüber ich, bei der sonstigen Pünktlichkeit aller englischen Einrichtungen, um so mehr erstaunt war, als ich meine englischen Reisegefährten so geduldig und ruhig sah, während doch in Deutschland unter solchen Umständen ein furchtbarer Lärm erhoben werden würde. Nachmals erfuhr ich jedoch, daß für so außerordentliche Fälle — wenn nämlich die ostindische oder eine andere eben angekommene Post mit zu befördern ist, die zahlreiche Briefe mitbringt — eine Verzögerung des Abendzuges gestattet sey; auch hat jeder Engländer einen außerordentlichen Respekt vor Allem, was Handel und Verkehr berührt, und daher also die lautlose Stille ungeachtet der langweiligen Verzögerung. Es waren nur Wagen erster und zweiter Klasse im Zuge, aber ungeachtet der höheren (mixed fast) Preise, sind die letzteren doch nichts weniger als bequem: hölzerne Bänke und Lehnen, und ohne daß die Coupés durch Zwischenwände getrennt sind, so daß man den ganzen Wagen übersehen kann und dieser durch eine einzige in der Mitte angebrachte Lampe beleuchtet wird. Um so comfortabler sind dagegen die Wagen erster Klasse, die gepolsterte Lehnsessel in Coupés für drei Personen enthalten, welche hier gemächlich schlafen können und mit allen in der anderen Wagenklasse fehlenden Hülfsmitteln der Bequemlichkeit, wie Seitentaschen, Fußdecken u. s. w., ausgestattet sind. Also auch auf den Eisenbahnen wiederholen sich die aristokratischen Einrichtungen des alten England: für den mob Stehplätze, ohne Schutz gegen den Regen, für den Mittelstand ein zwar geschützter, aber ziemlich unbequemer Sitz, und für die Reichen endlich der luxuriöseste Comfort. Dazu kömmt die ebenfalls aristokratische Einrichtung, daß in keiner Wagenklasse, selbst nicht auf den Außenplätzen, Tabak geraucht werden darf.

Es war beinahe 10½ Uhr, als unser Zug abfuhr, der nun die verlorene Zeit möglichst einzuholen suchte. In Rugby, der ersten Station, wo etwa 10 Minuten angehalten wurde, ward doch uns weiterfahrenden Passagieren nicht einmal der Wagen geöffnet; man setzte voraus, daß wir schliefen. Die erste Stadt, in welcher reglementsmäßig auf der Nachtfahrt etwas genossen wird, ist Derby, 34 d. Meilen von London, wo wir gegen 3 Uhr ankamen, so daß wir in jeder Stunde 7½ d. Meilen zurückgelegt hatten. Ein von Gasflammen — die man übrigens auf allen Stationen, weit hinaus in die Fahrbahn reichend, findet — glänzend erleuchteter Saal lud uns zum Imbiß ein: Thee und Kaffee standen dampfend auf den Tischen, doch meine englischen Reisegefährten griffen nur spärlich zu, da es ihnen für ein Nachtessen zu früh und um zu frühstücken noch zu früh war. Auf englischen Eisenbahnen wird überhaupt nicht so viel gegessen und getrunken wie auf deutschen, wo fast auf jeder Station aus- und eingestiegen und besonders die männlichen Passagiere überall etwas zu sich nehmen. Ein Engländer hält auch auf der Reise seine gewöhnlichen vier Eßzeiten inne, außer denen er nichts genießt, weshalb auch nur auf den Stationen etwas zu haben ist, wo des ersten und des zweiten Frühstücks, des Mittag- und des Abendessens wegen zehn bis zwanzig Minuten, höchstens eine halbe Stunde, verweilt wird. Unser Frühstück nahmen wir in York ein, wo wir um 6½ Uhr (eine Stunde später als der gewöhnlich um 9 Uhr von London abgehende Zug dort einzutreffen pflegt) ankamen. Jeder Reisende fand seinen Waschtisch bereit, an dem er seine Morgentoilette machen konnte, worauf sich Alles an die große Tafel setzte, wo Einige, wie gewöhnlich, das Vorschneiden und das Einschenken übernahmen. Ich setze nicht voraus, daß alle meine Leser wissen, was zu einem englischen Frühstück gehört: außer Thee und Kaffee nämlich auch zwei- bis dreierlei Fleisch (mutton und beef), gesottene Eier, Brod, Butter ꝛc. Da mag nun Einer viel oder wenig verzehren: es kostet immer dasselbe. Man mag eine einzige Tasse (schlechten) Kaffee oder (guten) Thee trinken, oder man mag von Allem nehmen, was aufgetragen ist — nur das Mitnehmen ist ausgeschlossen — immer zahlt die Person zwei Schilling (20 Sgr.), was einen Ausländer, der an ein so kompaktes erstes Frühstück nicht gewöhnt ist, im Anfang nicht wenig überrascht, besonders wenn er bescheiden war und das Beste Herrn John Bull überließ, der das auch sehr wohl zu benutzen pflegte.

Die Stadt York sehen wir auf der Eisenbahn zwar nur äußerlich, aber auch so macht sie mit ihrem herrlichen Münster einen imponirenden Eindruck. Die Stadtmauer, die mit gothischen Zinnen geschmückt — wie denn überhaupt der mittelalterliche Baustyl in England auf eine bewundernswürdige Weise wieder erweckt ist — um die Hügel sich zieht, die rings die Eisenbahn einschließen, ist erst vor wenigen Jahren erweitert und hier mit neuen Thürmen ausgestattet worden. Hinter York hatten wir nur unbedeutende Ortschaften, wie Aine, Thirsk, Northallerton und Darlington zu passiren, von welchem letztgenannten Orte ab der schwarze Boden beginnt, der uns anzeigt, daß wir in der Nähe des Kohlendistriktes von Newcastle sind, das jetzt halb Europa mit englischen Brennmaterialien versorgt. Rings herum erheben sich auf den Prairieen die Grubengebäude und Zechen, die in den reichen Boden hinabführen, der hier über 8000 Bergleute und demnächst weit über 20,000 Seeleute beschäftigt. Die Stadt, die man von der Eisenbahn neben und unter sich erblickt, erschien völlig wie in Kohlendampf eingehüllt. Einen nicht minder unangenehmen Eindruck machten auch die angeschwärzten Hütten der Vorstädte, aber um so grandioser ist die innere Stadt, wo sich prächtige öffentliche Gebäude, Kirchen und Kaufhäuser erheben. Auf dem schönsten Platz im Mittelpunkte der Stadt, ist dem Grafen Grey, dem Schöpfer der Parlaments-Reform, ein prächtiges Denkmal gesetzt: eine hohe Trajanssäule, auf der seine Figur sich erhebt. Ich kam gerade nach Newcastle als die Nachricht von dem Tode des Grafen Grey dort angelangt war. Auf dem Platze vor seinem Denkmale stand ein Mann und peroirte die Menge, die sich von ihm erzählen ließ, was der alte Graf eigentlich für ein vortrefflicher Minister gewesen, und wie das, was die heutigen Minister an Verbesserungen einführten, im Grunde schon von Grey vorgeschlagen worden sey.

---

*) Auf der Niederschlesisch-Märkischen Bahn bezahlt man für dieselbe Strecke einen Platz erster Klasse mit 5 Thlr. 25 Sgr., was, wenn man die Verhältnisse des Geldwerthes in England und Deutschland berücksichtigt, kaum weniger ist. Inzwischen müssen wir hinzufügen, daß für die London-Birminghamer Linie überhaupt ein niedrigerer Fahrtarif als auf anderen englischen Eisenbahnen festgesetzt ist.

**) Auf der Linie von Berlin nach Hannover (über Cöthen) deren Länge nur ungefähr zwei Drittel der innern englischen Linie beträgt und die eben so viele Administrationen hat, muß man seinen Platz nicht weniger als fünfmal wechseln, d. h. man fährt in sechs verschiedenen Wagen.

Es war am Sonntag Morgens gegen 9½ Uhr, als wir in Newcastle ankamen; wir hatten also die 63 d. Meilen der kombinirten Eisenbahnen in einer Nachtfahrt von noch nicht eilf Stunden zurückgelegt. Ich hatte die Absicht, die Reise von Newcastle nach Edinburg, die durch die herrlichen Cheviot-Hills, die Gebirge, die der Schauplatz der in den ältesten Balladen gefeierten Chevey-Chace sind, so wie bei einigen der bekanntesten Scenerieen Walter Scott's, namentlich bei Melrose-Abbey, Schloß Avenel und Abbotsford vorüber führt, mit der Mail-coach (Postkutsche) zu machen, von deren Außenplätzen herab man freilich das Land besser wie von den verschlossenen Eisenbahnkasten heraus überschauen kann, und da ich noch an demselben Tage in Schottlands Hauptstadt zu seyn wünschte, so eilte ich, einem mir von Mitreisenden gegebenen Rath zufolge, unmittelbar von meinem Wagen auf die Postkutsche zu, die bereits mit vier Pferden bespannt auf dem Bahnhof stand und hier die für sie bestimmten Briefbeutel erwartete. „Ein Platz Außenseite!" rief ich dem am Wagenschlag stehenden, heute mit seiner glänzend rothen Sonntags-Uniform geschmückten Conducteur zu. Mit mir zugleich stürzten von allen Seiten andere eben so platzgierige Londoner Reisende auf den Mann zu, aber dieser ließ sich aus der Festtagsruhe nicht bringen, mit der er seinen Posten einnahm. Etwas höhnisch, wie Einer, der damit ausdrücken will: „es geschieht euch schon recht, warum fahrt ihr am Sonntag", aber ganz gelassen, wiederholte er nach allen Richtungen hin: „No room more" (Kein Platz mehr)! Ich werde es nicht vergessen, welche langen komischen Gesichter dieses eintönige, bald von vielen Seiten nachgesprochene „No room more!" überall erregte. Ein Eisenbahnzug — eine ganze Heerde von cockneys — mitten im Laufe aufgehalten! Aber sind denn keine Beiwagen, keine Stage-coaches da? frug ich den rothen Conducteur, dem ich am nächsten stand. „Ei was!" antwortete er, „schlimm genug, daß wir um der Londoner Handel und Wandel willen heute den Sonntag entweihen und ihre Briefe fahren müssen! Nicht ein einziger Passagier wird heute mehr, als diese Kutsche hier aufnehmen kann, weitergeschafft." — Und so war es auch in der That. Wir mußten sammt und sonders bis zum Montag in Newcastle bleiben, an welchem, so wie an jedem Wochentage, fast stündlich eine Stage-coach von dort nach Edinburg abgeht.

Und ich fand es hernach ganz vortrefflich, daß mich die englische Sonntagsfeier einen Tag in Newcastle zurückgehalten hatte, denn wenn auch an diesem Tage weder eines der vielen Hunderte von Kohlenwerken zugänglich, noch das sonst so rege Geschäftsleben auf den Straßen sichtbar war, so verbrachte ich doch einige recht angenehme Stunden an der herrlichen Mündung der Tyne, wohin mich am Nachmittag zunächst ein Eisenbahnzug nach North- und South-Shields und alsdann eine Coach nach Tynemouth brachte. Diese städtisch-ländlichen Ortschaften, selbst von einer gewerbfleißigen und reichen (an 30,000 Seelen starken) Bevölkerung bewohnt, waren am Nachmittage die Wallfahrtspunkte der Newcastler, wohin Alles zu Eisenbahn, zu Dampfschiff oder zu Wagen strömte. In Tynemouth, wo dicht am deutschen Meere (the German Sea wird hier und selbst noch in Edinburg dieser Theil der Nordsee genannt) eine der ältesten und schönsten Kirchenruinen Englands sich erhebt, befindet sich neben dem alten Schlosse der Herzoge von Northumberland ein großartiges Versorgungshaus für alte Schiffsführer und Seeleute, auf dessen Vorplatz dem letzten Herzog, als Stifter dieser Anstalt, ein Denkmal gesetzt ist. Die Rückfahrt nach Newcastle machte ich auf einem der unzähligen kleinen Dampfschiffe, die die Tyne eben so bedecken wie die Themse und den Clyde (bei Glasgow). Nicht ohne freudige Ueberraschung gewahrte ich die preußische Flagge auf vielen in der Tyne vor Anker liegenden Seeschiffen, und als ich dem Schiffsvolke, das auf einem derselben versammelt war, einen deutschen Landsmannsgruß zurief, wurde mir mit einem freudigen „Juchhe Deutschland!" geantwortet. J. L.

Frankreich.

Diderot.

Ein Literatur- und Lebensbild.

(Schluß.)

Das Hauptwerk Diderot's am Ende seiner Laufbahn ist aber der **Versuch über die Regierungen des Claudius und des Nero**. Dieses Buch ist unter einer anderen Form eine Lobschrift auf Seneka. Diderot hegte für das Benehmen und die Schriften dieses Philosophen eine gränzenlose Bewunderung, und diejenigen, welche dieselbe nicht theilten, behandelte er als Bösewichte. Jene seine Lobschrift ist, wie alle Schriften Diderot's, mit schwülstigen Declamationen und mit Abschweifungen von dem durch den Titel angekündigten Gegenstande gespickt. Dies kommt daher, das der wahre, der beständige, einzige Gegenstand Diderot's er selber ist. Von ihm stammt jene bei einigen Neueren so beliebte Mode her, bei jeder Gelegenheit ihre Persönlichkeit, ihren Geschmack, ihre Sympathieen und ihre Antipathieen vorzubringen. So nimmt der Zwiespalt zwischen Diderot und Rousseau in dem **Lobe Seneka's** einen großen Raum ein! Sie hatten in ihrer Jugend, im Jahr 1742, mit einander Freundschaft angeknüpft; plötzlich aber, im Herbst 1758, entzweiten sie sich für immer, nach 16 Jahren inniger Vertrautheit. Es ist schwierig, genau zu sagen, von wem das erste Unrecht ausging. Rousseau glaubte, sein Verhältniß zu Frau von Houdetot sey durch Diderot's Indiscretion in ganz Paris bekannt geworden; und obgleich Saint-Lambert ihm die Unschuld Diderot's hierbei zu beweisen suchte, ließ er doch in der Vorrede zu seinem kurz darauf erschienenen **Briefe über das Schauspiel** folgende mehr schwermüthige als bittere Stelle abdrucken: „Ich hatte einen strengen und scharfsichtigen Aristarchen, ich habe ihn verloren, ich will nichts mehr von ihm wissen! Ich werde seinen Verlust mein ganzes Leben lang bedauern. Er fehlt meinem Herzen noch mehr als meinen Schriften." Die mit den Privatzwisten der Gelehrten vertrauten Leser errietheu sogleich, daß Diderot unter jenem verlorenen Aristarchen gemeint sey. Alle Welt gab Rousseau Unrecht; und Diderot, der in keiner Sache sanfte Uebergänge kannte, ging auf Einmal von dem einen Extrem zum anderen über, ohne zu bedenken daß Rousseau arm, einsam, leidend, von Natur und durch sein Unglück mißtrauisch war, während Er, Diderot, im Wohlstande, von Freunden umgeben, im Schoß der Holbachischen Familie lebte, die mit Recht oder Unrecht von Jean Jaques gefürchtet und verabscheut wurde. Wenn Rousseau gegen Diderot gefehlt hatte, so fehlte dieser weit mehr, indem er in seinem Versuch über Claudius und Nero die bittersten Beschuldigungen gegen seinen ehemaligen Freund vorbrachte, und zwar zwanzig Jahre nach dem zwischen ihnen erfolgten Bruche, in dem Augenblicke selbst, wo Rousseau eben verschieden war. Da schildert er Rousseau als einen verderbten Menschen; da erklärt er, nachdem er ihn den **tugendhaftesten der Schriftsteller** genannt hat, daß er ihn immer **verachtet** habe, und wirft ihm vor, „während langer Jahre von ihm alle Unterstützungen der Wohlthätigkeit und alle Dienste der Freundschaft angenommen zu haben." Man fühlt, daß er noch unter dem Einflusse der Leidenschaft schreibt; und da Diderot sonst eben so edel und gut, wie hitzig war, so ist nicht zu zweifeln, daß irgend Jemand seinen Unwillen nährte und ohne sein Wissen seine Hand leitete. Dieser Jemand war ohne Zweifel der Baron von Grimm, ein Mensch ohne irgend ein Talent, außer dem der Intrigue, niedrig, boshaft, treulos und von unversöhnlichem Haß gegen Rousseau erfüllt, seitdem dieser entdeckt hatte, daß jener Baron darauf ausging, ihn in schlechten Ruf zu bringen. Unser Verdacht wird durch eine Stelle in Rousseau's Bekenntnissen bestätigt, wo es heißt: „Indem ich mit Diderot brach, den ich mehr für indiskret und schwach, als für boshaft hielt, habe ich für ihn immer Neigung, sogar Achtung behalten. Ganz anders verhält sich die Sache mit Grimm, einem Menschen von falschem Charakter, der unter der **Maske** eines Anderen sich zu meinem grausamsten Verläumder gemacht hat."

Im Februar 1784 bekam Diderot einen leichten Anfall von Schlagfluß, dessen Folgen ihn ins Grab führten. Der Pfarrer von St. Sulpice besuchte ihn in dieser Zeit mehrmals und bat ihn um einen kleinen Widerruf, da ein solcher einen sehr guten Effekt machen würde. „Das glaube ich wohl," antwortete ihm Diderot, „aber gestehen Sie, daß dies eine unverschämte Lüge seyn würde." Den 29. Juli Abends empfing er seine Freunde; man sprach über Philosophie, und Diderot erklärte, „der erste Schritt zur Philosophie sey die Ungläubigkeit." Dies waren seine letzten Worte. Am anderen Morgen starb er. Der Pfarrer von St. Roch gestattete ihm ein Begräbniß in seiner Kirche, in der Kapelle selbst der Jungfrau Maria, wo der Philosoph ruhig blieb und wo er noch ist. — Wo ist die Asche Voltaire's? — Voltaire's, der sein ganzes Leben lang mit voller Ueberzeugung das Daseyn Gottes behauptete. Warum haben die Priester, die kurz zuvor Voltaire ein christliches Begräbniß verweigert hatten, Diderot in einer Kirche bestattet? — Der Philosoph Voltaire hatte die Mönche lächerlich und verächtlich gemacht; der Dichter Diderot gerieth vor einem Kapuziner in Extase. Voltaire bekämpfte die Geistlichkeit; Diderot hatte nur Gott bekämpft.

Man muß sich jedoch über den Atheismus Diderot's verständigen. Sein Atheismus ist sehr verschieden von dem des Helvetius z. B., — der kein anderes Prinzip anerkennt, als den Zufall, keine andere Beweggründe der menschlichen Handlungen, als das Vergnügen oder den Schmerz; — sehr verschieden besonders von dem dogmatischen Atheismus seines Herausgebers Naigeon, der nicht begreift, daß man ein rechtlicher Mensch seyn und zugleich an Gott glauben könne. Diese Beiden sind wirklich Atheisten und Materialisten. So ist Diderot nicht, obgleich er sowohl den einen wie den anderen dieser Titel erhalten hat. Wenn das Wort Pantheismus zu seiner Zeit bekannt gewesen wäre, so würde Diderot sich wahrscheinlich als „Pantheist" bezeichnet haben. Diderot's Lehre, weit entfernt, die Negation aller Gottheit zu seyn, ist der Pantheismus. Die Natur, ihre Kräfte und Gesetze, — das ist dasjenige, was Diderot anbetet: „Die Menschen", sagt er in seinen **philosophischen Gedanken**, „haben die Gottheit in ein Heiligthum verwiesen. Die Unsinnigen! Reißt die Mauern des Tempels nieder; lasset Gott heraus und sehet ihn überall, wo er ist, oder saget, daß er nicht ist." — Dies sind nicht die Worte eines Atheisten, sondern die eines Pantheisten; sie sagen klar: Seyd Pantheisten, sonst müßt ihr Atheisten — oder mit anderen Worten — absurd werden! Wäre Diderot, im wahren Sinne des Wortes, Atheist gewesen, so würde er die Ideen des Helvetius getheilt haben; er hatte aber im Gegentheil unternommen, sie in einem philosophischen Kommentar über das Buch vom Menschen zu widerlegen.

Diderot — etwas Seltsames bei einem Materialisten! — hatte im höchsten Grade das **Gefühl der Unsterblichkeit und Achtung vor der Nachwelt**; dies sind seine eigenen Ausdrücke. Er wurde wüthend, wenn man die Kunst außerhalb dieser Denkungsart für möglich erklärte. Sein Freund, der Bildhauer Falconet, behauptete einmal, von Rußland aus, gegen ihn, daß „der Gedanke an das Urtheil der Nachwelt bei den Eingebungen des Künstlers nicht betheiligt, und daß das Genie die einzige Ursache großer Dinge sey." Sogleich geräth Diderot in Feuer und beginnt einen Briefwechsel **über das Verlangen, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern....** Man sieht daraus, wie schwach der Materialismus Diderot's ist. In jedem Augenblick streift Diderot an die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele heran, die, einmal angenommen, ihm sogleich den Sieg verleihen würde. Er hütet sich aber wohl, davon ein Wort zu sagen; — wäre es auch

nur als von einer Hypothese, erfunden, um eine Hauptschwierigkeit zu erklären, — den Ursprung jenes Instinkts, welcher den Menschen treibt, seinen Namen unsterblich zu machen. Die Bemühung Diderot's, sogar die bloße Erwähnung dieses Dogma's zu vermeiden, ist sehr bezeichnend. Er sucht sich durch Vergleichungen aus der Verlegenheit zu ziehen: der Mensch will unsterblich seyn. Warum? weil das Tod der Nachwelt für ihn so süß ist, wie ein fernes Flötenspiel während der Nacht. Dies ist sehr poetisch, aber nicht philosophisch: man hört nur gegenwärtiges, aber nicht zukünftiges Flötenspiel. Diderot hat gut reden; man genießt eine Musik nicht im voraus, oder wenn man sie im voraus genießt, so geschieht es aus einer gegründeten Hoffnung, dabei zugegen zu seyn. — Da Falconet sich nicht für überwunden giebt, so appellirt Diderot an das Gewissen desselben und vergißt sich dabei so sehr, daß er folgendermaßen zu ihm spricht: „Können Sie mir sagen, — aber mit gutem Gewissen, — so, als ob Sie vor Gott ständen, die Posaune ertönte und wir Beide dieselbe hörten...." Diese Phrase scheint sonderbar im Munde eines eingestandenen Atheisten. Kann er keine bessere Garantie finden, als die Posaune des jüngsten Gerichts? Man sage nicht, daß dies eine populäre Ausdrucksweise, ein Scherz sey: ein Weiser gebraucht bei seinem Raisonnement keine Redensarten, die sein Raisonnement zerstören: außerdem hat Diderot, vier Zeilen vorher, gesagt: „Scherzen Sie, so viel Sie wollen; es ist nöthig, daß ich meinerseits immer ernst bin." Diderot sprach also offenbar wie ein schlecht überzeugter, inkonsequenter Materialist.

Hierbei kann bemerkt werden, daß Diderot dasjenige, was man Atheismus genannt hat, nicht unter seinem eigenen Namen predigt. Geschah dies, um seinem früheren Urtheile über die Atheisten nicht zu widersprechen? Sollte dies nicht vielmehr deshalb geschehen seyn, weil er fühlte, daß das Wort Atheismus den philosophischen Zustand seines Geistes nicht treu bezeichnete?

Diderot hat seine Gedanken über diesen Punkt in einem besonderen Gespräch auseinandergesetzt, dessen Titel heißt: Der Spaziergang des Skeptikers. Der Atheist verwirft jeden Gedanken eines Gottes: der Manichäer dagegen nimmt zwei Prinzipe, d. h. zwei Gottheiten, an. Diderot war Manichäer. Er sagt in einem Briefe an Frl. Voland: „Das so allgemein auf der Erde verbreitet gewesene System, welches zwei Prinzipe, ein wohlthätiges und ein übelwirkendes, annimmt, ist nicht so extravagant, wie man in der Sorbonne behauptet. Man muß zu diesem System fortgehen, oder an den Jupiter Homer's glauben, der in zwei Tonnen alle Güter und alle Uebel des Lebens eingeschlossen hat." So drückt sich Diderot im Jahre 1765, in seinem 52sten Lebensjahre, in dem Augenblick aus, wo er die Encyklopädie beendigte. Dies ist — wir wiederholen es noch einmal — nicht die Sprache eines Atheisten.

Das Eigene einer tiefen Ueberzeugung ist das Bestreben, sich auszubreiten. Vom Bekehrungsgeist war aber Diderot gänzlich frei. Rings um ihn in seiner Familie, sein Vater, seine Mutter, sein Bruder, seine Schwestern, seine Frau, — war Alles gläubig; und Diderot gab zu, daß seine Frau ihre beiderseitige Tochter nach ihren Grundsätzen erzog. Diese philosophische Duldsamkeit war die Frucht des Zweifels. Diderot bestritt auch nicht, wie Voltaire, das Christenthum oder irgend eine andere Religion. Er läßt sie alle in Frieden, sich damit begnügend, überall seine eigenthümlichen Gedanken auseinanderzusetzen und auf die besten Gründe zu stützen, die er auftreiben kann.

Merkwürdig ist bei Diderot noch die Art der moralischen Erziehung, welche er seiner zärtlich geliebten Tochter gab. Er selber berichtet darüber in einem Briefe an Frl. Voland unter Anderem Folgendes: „Ich habe meine Tochter so weit fortgeschritten gefunden, daß ich ihr neulich Alles zu enthüllen beschlossen habe, was sich auf das Verhältniß einer Frau bezieht, indem ich mit diesen Worten begann: „Weißt Du, worin der Unterschied beider Geschlechter besteht?" Von diesem Punkte aus nahm ich Gelegenheit, ihr alle die Galanterieen zu erläutern, die man an die Frauen richtet: „Dies bedeutet", sagte ich ihr, „mein Fräulein, wollen Sie wohl so gut seyn, sich aus Gefälligkeit für mich zu entehren, sich aus der Gesellschaft zu verbannen, sich für immer in ein Kloster einzusperren und zu bewirken, daß Ihre Aeltern vor Schmerz sterben?" Ich habe ihr gesagt, was sie antworten und thun müsse, und ihr nichts verschwiegen, was mit Anstand gesagt werden konnte; sie erwiederte mir darauf, daß, da sie jetzt belehrt sey und folglich die Entschuldigung der Unwissenheit nicht habe, ein von ihr begangener Fehltritt viel strafbarer seyn würde, als im entgegengesetzten Falle." — Es giebt vielleicht in Diderot's ganzem Leben und in seinen Schriften keinen Zug, der stärker die Kühnheit seines philosophischen Geistes bezeichnete. Wie man auch über diese Methode der Erziehung urtheilen möge, so steht doch wenigstens dies fest, daß der Erfolg in diesem einzelnen Falle kein unglücklicher genannt werden kann; denn Diderot's Tochter wurde eine durch ihre Frömmigkeit und durch ihren erleuchteten Geist auf gleiche Weise ausgezeichnete Frau. Diese Thatsache enthält zugleich die Verurtheilung und die Rechtfertigung der Lehren ihres Vaters, da von der einen Seite diejenige Person, welche den stärksten Eindruck von ihnen empfangen hatte, sie für sich allein nicht als genügend erachtete, und da von der anderen Seite diese Lehren in ihr die Quelle des Glaubens nicht versiegen gemacht hatten.

Beim Publikum war der Erfolg, welcher Diderot's Anstrengungen zu Theil wurde, der nämliche. Alle Gluth und Beredsamkeit Diderot's haben bei den Franzosen den Kultus der Natur nicht einführen können. Dieser unbestimmte Pantheismus paßt nicht für den französischen Geist, der vor Allem dasjenige liebt, was bestimmt und klar ist. Der Geist der Deutschen dagegen hat sich sogleich dazu bequemt. Ueberhaupt hat Diderot's Genie jenseit des Rheins lebhaftere und fruchtbarere Sympathieen gefunden, als in seinem Geburtslande. Diderot war ein in Frankreich geborener deutscher Dichter. Seine immer auf das Gefühl der Natürlichkeit gegründeten Kunsttheorieen haben Lessing, den Gründer derjenigen deutschen Wissenschaft, die man Aesthetik nennt, inspirirt. Deutschland ist das klassische Land des Pantheismus; da hat derselbe die tiefsten Wurzeln geschlagen. Der mächtigste Verbreiter des Pantheismus war Goethe, und dieser Dichter bekannte für das Genie Diderot's eine besondere Achtung und Bewunderung. Jedoch findet zwischen diesen beiden Männern der wesentliche Unterschied statt, daß Diderot durchaus nichts Ideales hat, und daß Goethe durch Erhöhung der Natur mitunter dahin gelangt, sie zu idealisiren. Voltaire griff daher sehr fehl, als er seinem Freunde Diderot den Beinamen Plato ertheilte. Sicherlich war Diderot der am wenigsten platonische aller Menschen: niemals ist Jemand mehr Freund der Wirklichkeit gewesen.

Aus Allem, was wir gesagt haben, geht hervor, daß Diderot ein transcendentes Genie war, wie Rousseau ihn in einem Briefe an Frau von Epinay benennt. Dennoch, welches Uebergewicht hat Voltaire über Diderot bei der Nachwelt! Aber ihre schriftstellerische Wirksamkeit ist auch von sehr verschiedener Tragweite. Voltaire's Schriften werden die Menschheit ewig entzücken und ihr dienen. Das Feuer, das er darin mit Hülfe der Kunst niedergelegt hat, muß die Welt bis zu ihrem letzten Tage erleuchten. Man betrachte dagegen in Diderot's Schriften diesen Haufen von Asche und erkalteter Lava; man muß tief in dieselben hineingraben, um einen Funken des erloschenen Vulkans wiederzufinden. Man möchte sagen: dieses glühende Genie habe nur nach dem Ruhm gestrebt, seine Zeitgenossen zu erleuchten. Die Hitze machte sein Gehirn beständig sieden: das Hervorbrechen seiner Ideen war immer bereit: er ergoß sie über Alles und über Jeden. Darin stimmen alle Zeugen überein, daß Diderot's Wort unwiderstehlich, seine Unterhaltung bezaubernd war. Leider scheint Diderot, auch wenn er schreibt, zu improvisiren: dabei fehlen aber der Ton, die Geberde, kurz das Leben. Der Leser wird dabei nicht, wie der Hörer, von dem Strome der Gedanken in die Höhe gehoben und fortgerissen. Die Hälfte der von Diderot geschriebenen kritischen Sachen gleicht jenen, am Morgen ihrer Geburt glänzenden, am nächsten Tage erblaßten und kalten Tagesblättern, und Diderot war noch weit mehr, als Voltaire, der Typus der modernen Journalisten. Der Ruhm scheint unter diese beiden Männer nach dem Verhältniß ihres Glaubens vertheilt worden zu seyn; der Materialist hat den seinigen lebenslänglich gehabt; der Spiritualist genießt den seinigen für immer.

Es ist aber die Pflicht des Geschichtschreibers, das verdunkelte Verdienst ins Gedächtniß zurückzurufen und das Bild desjenigen, der es gehabt, der Nation wieder vor Augen zu stellen. Frankreich hat die ihm von Diderot geleisteten Dienste keineswegs vergolten: den Lebenden überließ es der Verfolgung der Fanatiker und dem Schutz einer fremden Souverainin; dem Todten weist es nicht die Stelle an, die er unter den Geistern einnehmen sollte, auf welche es stolz ist. Und doch ist unter den meisten derselben keiner, dessen Kraft, Umfang und Thätigkeit dem französischen Volke einen gerechteren Stolz einflößen könnte. Man muß gestehen, daß der Gott des Helvetius, der Zufall, Diderot besser hätte dienen können, wenn er ihn einige Jahre später geboren werden ließ. In der That, man denke sich Diderot mitten in der Revolution von 1789, mit seiner Leidenschaft für Freiheit, seinem Enthusiasmus, seiner Gluth, seiner Beredsamkeit, der Universalität seines Geistes, besonders mit der Geradheit seines Charakters und mit seiner unbeugsamen Rechtschaffenheit; man zünde diesen Heerd von Ideen im Mittelpunkte des sich umgestaltenden Frankreichs an, lasse diese Flamme im Schoße der gesetzgebenden Versammlungen leuchten, und Diderot — man zweifle nicht daran — verdunkelte Mirabeau.

Mannigfaltiges.

— Französische Gedanken über Deutschland. Das Buch „Des Allemands, par un Français", von welchem wir die anziehendsten Kapitel in diesen Blättern mitgetheilt *), ist nunmehr in einer vollständigen deutschen Uebersetzung erschienen. **) Die Abhandlung ist es werth, vom deutschen Publikum vollständig gekannt zu seyn. Gleichwohl bedauern wir, daß der Uebersetzer nicht unserem Beispiel gefolgt ist und da, wo es nöthig erscheint, das Original mit Erklärungen und Anmerkungen begleitet hat. So wie sie vor uns liegt, wird die Uebersetzung auf keine große Theilnahme zählen können, da das Original allzu sehr für ein französisches Publikum berechnet ist, um ohne Weiteres auch deutschen Lesern zu munden. Wem es darum zu thun ist, die französischen Gedanken über Deutschland, und zwar in ihrer unveränderten Gestalt kennen zu lernen, der nimmt natürlich lieber das französische Buch selbst zur Hand: wer aber kein Französisch versteht, dem dürften auch die französischen Gedanken in diesem deutschen Gewande nicht überall verständlich seyn.

*) Nr. 53, 61, 63, 64 u. 65 des Magazins von d. J.

**) Deutschland und die Deutschen. Von einem Franzosen. Deutsch von Robert Binder. — Leipzig, Theodor Thomas, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 115. Berlin, Donnerstag den 24. September 1846.

Frankreich.

Die äußere Lage der arbeitenden Klassen.

Man muß der Gegenwart zugestehen, daß sie sich nicht so ausschließlich, wie Viele behaupten wollten, mit den sogenannten politischen Reformen beschäftigt hat; auch nach Hülfsmitteln für die Verbesserung des Looses der niederen Klassen hat sie sich redlich und beharrlich umgesehen. Sie wollte es nicht glauben, daß das Elend die bürgerliche Gesellschaft als nothwendiges Uebel begleiten müsse; sie wollte dem christlichen Grundsatze seine wahre Auslegung geben, indem sie sich bestrebte, in beharrlichen Einrichtungen und nicht in den veränderlichen Aeußerungen persönlicher Mildthätigkeit eine Hülfe für den großen Theil der Gesellschaft zu finden, der die beschwerlichen Arbeiten des Gewerbfleißes und des Ackerbaues verrichtet. Man hatte die Staatswirthschaftslehre beschuldigt, daß sie kein Herz für den Arbeiter habe, sich nur an die wissenschaftliche Untersuchung der Thatsachen halte und nicht daran denke, diese zu verändern, wenn sie an die Rechte der Menschheit rühren. Jetzt hat sich das Blatt gewendet. Man könnte vielleicht, und namentlich in Frankreich, der neuen staatswirthschaftlichen Schule sogar den Vorwurf machen, daß sie die unbeugsamen Gesetze der Vertheilung des Vermögens zu oft aus den Augen verliere, um zu Gunsten der Arbeit einen versicherten Antheil zu fordern, der dieser nicht gegeben werden könnte, ohne die Production in tiefe Verwirrung zu bringen.

Diese neue und lebhafte Besorgniß um die arbeitenden Klassen ist namentlich durch eine bedeutende, von der größeren Mehrzahl der Staatswirthschaftslehrer als verderblich für die äußere Lage der Arbeiter bezeichnete Thatsache hervorgerufen worden, durch die Verdrängung der kleinen Industrie durch die große, der Handwerke durch das Fabrikwesen, der Arme durch die Maschinen. Und in der That haben glaubwürdige Beobachter über den in Folge dieser Veränderung eingetretenen gegenwärtigen Zustand der Arbeiter so traurig lautende Berichte abgefaßt, daß die überall, in England, Frankreich und Deutschland begonnenen Untersuchungen über die Mittel, welche geeignet seyn möchten, den Fortschritt der Verarmung aufzuhalten, indem man dem Arbeiter, ohne dem Kapitale zu schaden, einen größeren Antheil an dem Gewinne zugestehe, durchaus berechtigt erscheinen.

Schon Smith und Say erkannten an, daß durch das Fabrikwesen die Wohlfahrt und selbst die Existenz des Arbeiters oft in Gefahr gerathe: aber sie beschränkten sich darauf, das Uebel zu bezeichnen, ohne ein Hülfsmittel anzugeben. Nach Malthus liegt das Uebel in dem Gesetze der Bevölkerung, welche, wie er behauptet, in geometrischer Progression wächst, während die Subsistenzmittel nur in arithmetischem Verhältniß zunehmen: es gebe mithin kein anderes Heil für die armen Klassen, als Ordnung, Mäßigkeit, Sparsamkeit und besonders Ehelosigkeit. Ricardo behauptet, daß die Unzulänglichkeit des Lohnes in den hohen und steigenden Preisen der Lebensmittel seinen Grund habe und mithin die steuerfreie Einfuhr derselben zum Gesetz gemacht werden müsse. M'Culloch erblickt in dem Elende der Arbeiter eine gewissermaßen unvermeidliche Thatsache, die nur durch vermehrte Wechselwirkung des Kapitals und der Bevölkerung gehoben werden könne: diese Vermehrung selbst aber schreint ihm fast unmöglich.

Sismondi ist der Erste, der das gegenseitige Verhältniß der Arbeit und des Kapitals tiefer ins Einzelne verfolgt hat. Er verlangt, daß die Regierung einschreite, erstens, um die Production zu mäßigen und in gehörige Gränzen einzuschränken; zweitens, um die Arbeitsstunden zu regeln und dem Arbeiter einen genügenden Lohn zu sichern; drittens, um den Fabrikherrn zu nöthigen, im Fall eines Feierns für seine Arbeiter und deren Familien zu sorgen. Der Doktor Chalmers, einer der beredtesten und ehrenwerthesten Apostel der religiösen staatswirthschaftlichen Schule in England, sieht in Sparsamkeit und religiöser Erziehung die ersten Elemente zur Verbesserung des Looses der Arbeiter. Einige Anhänger dieser Schule haben noch die Association der Arbeiter und des Fabrikherrn hinzugefügt, oder doch die zu jeder Zeit und unter allen Umständen fortlaufende Auszahlung eines genügenden Lohnes. Dieser Lohn sollte, eben so wie es bereits mit den Arbeitsstunden geschehen ist, durch das Parlament geregelt werden, und die gesetzgebende Gewalt sollte ferner die Production beschränken. De Villeneuve de Bargemont empfiehlt lebhaft die moralische und religiöse Erziehung, und wünscht, daß die Regierung die überflüssige Bevölkerung der Städte auf das Land verbreite und die Kräfte zum Ackerbau verwende. De Morogues erkennt das Verderben in der großen Industrie und verlangt von der Regierung besondere Begünstigung der kleinen. Er fordert deshalb, daß die Erzeugnisse ausländischer Maschinen-Industrie durch Schutzzölle von den Märkten des Inlandes ferngehalten werden sollen. Prosper Tarbé schlägt in jedem Hauptfabrikorte die Errichtung eines Arbeitshauses vor, wo der feiernde Arbeiter stets Beschäftigung finden könne. Er empfiehlt ferner den in Rußland herrschenden Gebrauch, nach welchem der Fabrikherr neben seiner Fabrik ein Krankenhaus anlegt.

T. Duchatel meint, wie Malthus, daß die arbeitenden Klassen selbst, durch Sparsamkeit, Mäßigung und Vermeidung zu frühzeitiger Heiraten ihr Loos verbessern müssen; er verwirft jede Einmischung der Regierung und jede Beschränkung der freien Thätigkeit des Kapitales als gefährlich. De Lafarelle schlug vor, die arbeitenden Klassen auf dem Verwaltungswege umzugestalten. Nach seinem Systeme sollte für die Körperschaft ein Syndikat aus Arbeitern und Arbeitgebern gebildet werden, welches ein Verwaltungsgesetz zu geben und dessen Ausführung zu überwachen hätte. Die verschiedenen Syndikate sollten unter einem zum Handels-Ministerium gehörigen Central-Büreau stehen, dem die Festsetzung allgemeiner Reglements im Interesse des Handels und der Industrie obläge. Buret kommt diesem Systeme sehr nahe. Nach ihm sollte jede Industrie ihre von Arbeitern und Arbeitgebern gewählten Behörden haben, die ein Syndikat bilden würden, welches die Angelegenheiten des Gewerbes zu ordnen hätte, als nämlich die Löhne festzusetzen, die Kontrakte der Arbeiter mit den Herren zu bestätigen, die Sparkassenbücher aufzubewahren und die Unterstützungs-Kassen zu verwalten. Ein wählbares Bezirks-Syndikat sollte unter dem Vorsitze eines Friedensrichters Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Herren schlichten und einen Abgeordneten wählen, der die Aufgabe hätte, die Industrie des Bezirkes bei dem Minister zu vertreten. Ein anderer Schriftsteller hat die Errichtung eines aus Abgeordneten von Arbeitern und Arbeitgebern bestehenden Comités in jedem industriellen Hauptorte vorgeschlagen, welches den geringsten Lohnsatz unwiderruflich feststellen sollte. Von diesen Löhnen sollte ein Abzug stattfinden und in eine gemeinschaftliche Kasse fließen zur Unterstützung der durch Krankheit oder Feiern außer Arbeit gekommenen Arbeiter. Reichten diese Abzüge nicht hin, so müßten die Gemeinde, die Provinz und der Staat das Fehlende zuschießen. Nach Emil de Girardin handelt es sich nur darum, daß der Arbeiter die Mittel erhalte, durch Arbeit, Verstand und Ordnung in eine befriedigende Lage zu gelangen, deshalb müsse man den Lohn von der Abhängigkeit vom Kapitale befreien und der Konkurrenz den Charakter eines Kampfes nehmen und ihr nur das Prinzip des Wetteifers lassen. Dies könne aber nur durch eine neue Organisation des Kredits erreicht werden, die vom Staate ausgehen müsse. Der Staat, schreibt Louis Blanc, muß nationale Werkstätten errichten, die ersten Geldmittel dazu hergeben und sie so lange verwalten, bis sie zu hinreichender Blüthe gelangt sind. Der Erfolg dieser nationalen Werkstätten wird nicht ermangeln, eine Anziehungskraft auf die Werkstätten der Privatleute auszuüben, welche allmälig und von selbst mit jenen verschmelzen werden; so wird die Industrie sich zu einer ausgedehnten Organisation verzweigen, in welcher alle Interessen gleiche Berücksichtigung finden werden. Minder theoretisch und minder gewaltsam verfährt Boyer, der selbst Arbeiter war. Er wünscht zuvörderst, daß das Vereinswesen auf seine wahrhaften Prinzipien zurückgeführt werde: dann verlangt er die Errichtung einer sogenannten Arbeiterbank, welche für möglichst niedrige Zinsen Geld ausleihe, und einer allgemeinen, aus periodischen Beiträgen zu unterhaltenden Unterstützungskasse. Die Regierung könnte in mehrfacher Weise zu Gunsten der Arbeiter einschreiten, theils indem sie die Korrespondenz zwischen Paris und den Provinzen für Arbeit Suchende und Anbietende erleichterte, theils indem sie die Beschäftigungs-Büreaus überwachte und leitete, theils indem sie während industrieller Krisen außerordentliche Arbeiten ausführen ließe. Wie in den mehrsten der vorgenannten Pläne würden auch hier die Arbeiter in allgemeine und besondere Vereine zusammentreten und die Löhne für jede Industrie durch Abgeordnete der Arbeiter und Arbeitgeber festgesetzt werden.

Neben den verschiedenen ökonomischen Schulen haben die Utopisten die Frage über das Verhältniß des Lohnes zum Kapitale lebhaft behandelt. Das Saint-Simonistische Utopien macht aus der Gesellschaft einen großen Verein von Arbeitern, deren jeder Recht auf einen Lohn hat; und dieser Lohn wird jedem nach seiner Fähigkeit, und jeder Fähigkeit nach ihren Werken, durch den Vorsteher des Vereines, der zugleich weltlicher und geistlicher Oberherr, Gesetzgeber und Richter ist. Das Fourieristische Utopien vereinigt ebenfalls die Arbeiter und den Lohn, nach Maßgabe des Kapitales, der Arbeit und des Talentes, welche Eintheilung logischer und verständiger ist, da sie die drei untrennbaren Elemente der Production umfaßt. Robert Owen unterdrückt die großen Mittelpunkte der Fabrication, weil sie einer ungeregelten verderblichen

Konkurrenz Spielraum geben, und ersetzt sie durch kleine, zugleich gewerbliche und ackerbautreibende Etablissements. Bei dieser Combination soll, im Falle eines Feierns der Fabrik, der Boden den Arbeitern die erforderlichen Hülfsquellen bieten.

Die französischen und deutschen Kommunisten verwerfen das Eigenthum, verbinden die Arbeiter und versichern ihnen alle Genüsse behaglichen Daseyns. Weitling's Lehre läuft ungefähr auf Folgendes hinaus: Nach der Abschaffung des Eigenthums wird das ganze Menschengeschlecht in Klubs abgetheilt. Diese Klubs unterscheiden sich von den Werkstätten der französischen Sozialisten darin, daß in ihnen minder ausschließlich auf blos nützliche Arbeiten gesehen wird, und die Pflege der schönen Künste einen größeren Raum erhält. Die Mitglieder der Klubs arbeiten durchschnittlich nur sechs Stunden des Tages. Mit dem Fortschritte der Maschinen wird sich die Arbeitszeit noch weiter abkürzen lassen. Die Schriftsteller, Künstler und Erfinder sind allein frei von der täglichen Arbeit. Jede Arbeit außer der festgesetzten Zeit wird bezahlt, diese Bezahlung darf aber nur in Gegenständen des unmittelbaren Verbrauchs geschehen, da das Sparen, welches zur Wiederherstellung des Eigenthums führen würde, streng verboten ist. Für die mühseligen und gefährlichen Gewerbe dauert die tägliche Arbeitszeit nur vier oder höchstens fünf Stunden, und den Arbeitern, die sich mit solchen Gewerben beschäftigen, ist eine beträchtlichere Summe von Behaglichkeit gesichert. Die Klubs werden verwaltet von Comités, die aus Erfindern zusammengesetzt sind, und die Mitglieder dieser Comités werden durch zwei Versammlungen oder Gesellschaften ernannt, von denen die eine Akademie heißt und ihren Geschäftskreis über alle Fragen der Kunst und des Geschmackes ausdehnt, während in den Bereich der anderen, der Gesellschaft der Meister, alles das fällt, was sich auf Industrie und die rein nützlichen Beschäftigungen bezieht. Die oberste Leitung der Klubs liegt in den Händen eines Triumvirates, das aus den drei ausgezeichnetsten Erfindern auf den Gebieten der Gewerbe, Künste und Wissenschaften besteht. Die Triumvirn werden ernannt von dem Diktator, welcher die neue Ordnung der Dinge vorbereiten und an die Stelle der alten setzen soll. Die Verwaltung der Klubs geschieht unionsst; sie sorgt für die Bedürfnisse ihrer Mitglieder und überwacht die Vertheilung und den Austausch der Erzeugnisse. Die Erziehung ist kostenfrei, öffentlich und professionel. Die industrielle Erziehung geschieht nach den Regeln der Theilung der Arbeit.

Die französischen Kommunisten haben durch die Feder Cabet's ihre Prinzipien in ein Glaubensbekenntniß zusammengefaßt, in welchem sich folgende Grundzüge einer neuen Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse finden: Da die soziale und politische Ungleichheit die Ursache des Elends ist, weil sie dem Kapitale alle Vortheile der Production zuwendet, wird in Beziehung auf Personen, Eigenthum und Industrie die Gleichheit hergestellt, mithin haben alle Brüder oder Bundesmitglieder ein Recht auf die elementare und allgemeine Erziehung; alle haben das Recht, gleich gut gekleidet, behaust und ernährt zu werden; aber alle müssen auch arbeiten. Die Ehe und die Familie sind die Grundlage der Gleichheit; die Austruern hören auf; die Neigung allein entscheidet die Verbindungen; die Scheidung ist erlaubt. Die Erziehung ist dieselbe für alle Kinder bis zu sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahren, erst von da ab beginnt die Erziehung für einen besonderen Beruf. Der nationale Grundbesitz bildet nur eine einzige Domäne, welche ungetheilt der Gesellschaft gehört, und von der Regierung, der die Vertheilung der Erzeugnisse obliegt, bebaut wird. Alle Zweige der Industrie fließen zusammen in eine große nationale Werkstätte, die von derjenigen Behörde verwaltet wird, welche die Arbeit leitet, vertheilt und organisirt. Alle Bürger sind Arbeiter, jeder nach seinem Gewerbe. Die so beschaffene Gleichheit soll nur durch den Willen der in freier Besprechung zur Erkenntniß des Wahren gelangten öffentlichen Meinung hergestellt werden. Es soll ihr ein Uebergangszustand vorausgehen, und sie soll nur allmälig ohne Erschütterung und Gewaltmaßregeln ins Werk gesetzt werden. (Fortsetzung folgt.)

Zur Vergleichung der Lehranstalten in Frankreich und Deutschland.

Es hat sich in der in Berlin erscheinenden französischen Zeitschrift l'Abeille ein Streit darüber erhoben, welche von beiden Erziehungsweisen, die öffentliche oder die Privat-Erziehung, mehr Werth und weniger Mängel habe als die andere. Herr Lambert, ehemaliger Professer der Université de France, ein Mitarbeiter des gedachten Blattes, den wir auch aus anderen schätzbaren Aufsätzen, z. B. über die Mittel zur Organisation der Arbeit, kennen, zieht die zweite, nämlich die Privat-Erziehung, der öffentlichen vor. Er erkennt allerdings die mächtigen Wirkungen des öffentlichen Unterrichts, dessen Haupttriebfeder der Wetteifer oder das Beispiel ist. Wenn diese Triebfeder, sagt er, nicht ins Maßlose ausartete, und wenn die öffentliche Erziehung bisher im Stande gewesen wäre, sie zu mäßigen, dann würde sicherlich das gemeinschaftliche Studium, die gemeinschaftliche Disziplin, das Leben in Gemeinschaft und die augenscheinliche Wohlthat der Gleichheit, die daraus entspringt, unsere vollständige Zustimmung erhalten; wenn aber diese öffentliche Erziehung die Majorität der Minorität opfert, wenn in einer Klasse von 60 Schülern 15 höchstens im Stande sind, mit einander zu wetteifern und Auszeichnungen und Belohnungen zu erringen, während der Rest der Heerde in stolzer Unwissenheit oder in der Apathie der Muthlosigkeit schmachtet, so können wir diesem gefährlichen Unterrichtssystem, das unter dem Scheine der Gleichheit grausam aristokratisch ist, unseren Beifall nicht schenken. Dies ist der erste Hauptübelstand, den Herr Lambert an dem öffentlichen Unterrichtssystem rügt. Der zweite ist die Unmöglichkeit, jeden Schüler in sittlicher Beziehung zu beaufsichtigen, seine Handlungen, seine Freundschaften, seine Neigungen zu leiten oder zu kontroliren, mit einem Wort, ihn vom Bösen zu entfernen und dem Guten zu nähern. Die Lösung dieser Aufgaben wird bei der Menge der Schüler unmöglich, und doch ist sie der wichtigste Theil der ganzen Erziehung. Endlich wendet sich noch Herr Lambert gegen das System des Wetteifers und der Belohnungen, das bei der öffentlichen Erziehung in übertriebenem Maße angewendet wird. „Die öffentliche Erziehung", sagt er, „mit ihren Konkurrenzen, ihren Preisen, ihrer Ehrenbank, hat den Fehler, daß sie den Ehrgeiz der strebsamen Geister nur allzu sehr weckt, welchen Ehrgeiz hernach die Gesellschaft nicht befriedigen will oder kann, und jährlich und in wiederkehrenden Perioden junge Leute in die Welt zu werfen, die mit ihrer plötzlichen und unerwarteten Unterordnung nicht zufrieden sind."

Diesen Anklagen gegenüber tritt Herr Professer de la Harpe als Vertheidiger der öffentlichen Erziehung auf. Er giebt die Mängel derselben zu, macht aber dafür nicht das System, sondern die Art der Anwendung verantwortlich. Namentlich zeigt er, daß die schlechteste Methode der öffentlichen Erziehung in den französischen Collèges zu finden ist. „Wenn Herr Lambert", sagt er, „sich darauf beschränkt hätte, die Organisation der französischen Gymnasien zu tadeln, so hätte er einem Bekehrten gepredigt, der vielleicht noch weiter geht als er selbst. Diese Organisation, man muß es zugeben, ist sehr traurig." Es sind die französischen Gymnasien nicht blos Unterrichts-Anstalten wie die unsrigen, sondern auch Pensionate, und daher mit unseren gewöhnlichen Gymnasien gar nicht zu vergleichen. „Besonders", sagt Herr de la Harpe, „ist das Disziplinarsystem in diesen Anstalten abscheulich. Alles ist daselbst auf eine übertriebene Entwickelung der Eigenliebe oder auf die Furcht vor Strafen gegründet, die entweder verdummend wirken, wie die Strafarbeiten, oder demoralisirend, wie der Karzer. Von einem moralischen Einfluß der Lehrer, von Liebe, Vertrauen, Sympathie, von der Einwirkung der Seelen auf einander ist hier keine Spur zu finden. Die Genüsse der Eitelkeit und der Schrecken, das sind die einzigen Triebfedern, von denen Gebrauch gemacht wird. Was mich wundert, ist, daß eine so geleitete Erziehung keine schlechteren Früchte trägt.

„Wenn man", fährt Herr de la Harpe fort, „um die Vortheile der öffentlichen Erziehung zu genießen, gezwungen wäre, dieselben in Anstalten zu suchen, die den Collèges in Frankreich ähnlich sind, so würde ich mich nicht blos lieber der Privaterziehung zuwenden, sondern es beinahe vorziehen, meinen Kindern gar keinen Unterricht zu geben. Aber die Schulen Deutschlands und der Schweiz sind ganz anders eingerichtet. Man macht hier nicht die Schüler zum Schauspiel für ein neugieriges Publikum. Die öffentlichen Feierlichkeiten sind Familienfeste, denen die Aeltern und die wahren Freunde der Bildung beiwohnen. Da giebt es keine Konkurrenzen, keine Ehrenbank, keine Kränze: hier werden nur einige nützliche Bücher ohne Geräusch den Schülern, die sich ausgezeichnet haben, geschenkt. Die Zahl der Preise ist nicht beschränkt; jeder Zögling, welcher arbeiten will und sich gut aufführt, kann einen erhalten. Alle sind der Gegenstand derselben Sorgfalt von Seiten der Lehrer, die sich vor Allem bemühen, einen moralischen und wohlthätigen Einfluß auf die Jugend auszuüben, der nur auf das persönliche Uebergewicht des Erziehers begründet ist."

Somit wäre denn der Streit erledigt. Die Mängel, die Herr Lambert der öffentlichen Erziehung vorwirft, werden zugegeben, aber sie sind nicht nothwendig damit verbunden, wenn das System nicht so ausgeführt wird, wie in Frankreich. Auch räumt ja Herr Lambert selbst ein, daß die Aufhebung der öffentlichen Erziehung oder des öffentlichen Unterrichts schon aus materiellen Gründen, um der mittleren und ärmeren Klassen willen, unmöglich ist. Daher schlägt er einen Mittelweg vor, eine Vereinigung der Familienerziehung mit der öffentlichen in dem sogenannten Externat oder der halben Pension, bei welcher die Zöglinge nur einen Theil des Tages in der Schule zubringen, den Rest in der Familie. Aber da diese Einrichtung dem Wesen nach in Deutschland schon besteht, so erkennt man auch hieran wieder, daß Herr Lambert es nur mit den Schulen seines französischen Vaterlandes zu thun hat, namentlich mit den collège-pensionnats, die in der That hinter den Leistungen der deutschen Gymnasien weit zurückbleiben, wenngleich auch diese, besonders was die Vorbereitung der jungen Leute für das Leben betrifft, Vieles noch zu wünschen übrig lassen. *)

Dänemark.

Dänemarks, Schwedens und Rußlands Politik während des letzten Krieges.

(Schluß.)

Dagegen muß es hier erlaubt seyn, mit wenigen Worten die Art hervorzuheben, auf welche Dänemark diesesmal von Skandinaviens mächtigem Nachbar gen Osten behandelt wurde, und die von Aall an mehreren Orten mit jener Schärfe und Strenge erwähnt ist, mit welcher jeder Unbefangene die merkwürdige Handlungsweise Rußlands beurtheilen muß. Es war Rußland, welches die Losreißung Norwegens von Dänemark unterschrieb, dasselbe Rußland, welches die dänisch-norwegische Regierung beständig durch Aufopferungen, die kaum ihres gleichen haben, zu decken suchte. Um dies

*) In einer Erwiederung des Herrn Lambert, die wir in der Abeille fanden, nachdem unser Artikel bereits geschrieben war, bestreitet dieser die allgemeinen Vorzüge, die, nach Herrn de la Harpe's Ansicht, die deutschen Gymnasien vor den französischen Collèges haben; vielmehr erscheint ihm die öffentliche Erziehung in den einen eben so mangelhaft und nicht minder einer Reform bedürfend, als in den anderen.

vollständig zu entwickeln und zu belegen, müßte man zurückgehen zur Zeit Zar Peter's und Friedrich's IV., und dann die Geschichte, Schritt vor Schritt, von jenen Tagen bis zu den unseren verfolgen; wie aber eine solche Untersuchung, die allerdings des Interesses nicht entbehren würde, hier zu weit führte, so wird es auch an und für sich unserem gegenwärtigen Ziele genügen, nur einige Augenblicke bei dem wechselseitigen Verhältnisse Rußlands und Dänemarks, zu der Zeit, wo Friedrich VI. an der Spitze des dänisch-norwegischen Staates stand, stehen zu bleiben. Es muß in Erinnerung gebracht werden, daß, während der finnische Krieg zwischen Gustav III. und der Kaiserin Katharina II. in den Jahren 1788—1790 wüthete, Dänemark und Norwegen Rußlands Partei nahmen und der Schwiegervater des Kronprinzen, Landgraf Karl von Hessen, die bekannte Expedition nach Schweden bis nahe vor Gothenburg machte, wo Englands Drohungen *) insbesondere ihn bewogen, Halt zu machen, und darauf einen Frieden zu Stande brachten. Später, als der französische Revolutionskrieg ausgebrochen war, als sich die dänisch-norwegische und die schwedische Regierung enger verbunden hatten, als eine aus zahlreichen Schiffen bestehende Flotte, auf welcher der dänisch-norwegische und der schwedische Oberstkommandirende monatweise mit dem Befehle wechselten, mehrere Jahre im Sunde gehalten wurde, als das friedliche Skandinavien zuletzt das einzige Land in ganz Europa war, welches nicht an dem ungeheuren fruchtlosen Kampf gegen das begeisterte Frankreich theilnahm, da geschah es, daß Bernstorff der Abgott der ganzen Nation wurde, indem er Katharina's fulminante Ordre in der männlich edlen Sprache beantwortete, die Herzog Ferdinand von Augustenburg in seinem kürzlich herausgegebenen Brief an Baggesen so hoch preiset und welche auch bei Bernstorff's Feinden Bewunderung erregte. Aber diese schöne Zeit währte nur zu kurz, und bald lag man wieder im alten Fahrwasser. In der nächsten, in jeder Beziehung so verschiedenen Periode, deren Beginn man durch den Tod Bernstorff's und durch die Publication der Preßfreiheits-Verordnungen zu bezeichnen pflegt, ging Dänemark am 29. August 1800, als der Vice-Admiral Dickson sich mit seiner Flotte in den Sund gelegt hatte, eine Uebereinkunft mit England ein, worin es einwilligte, sich seines Konvoirechtes zu begeben. Als aber Kaiser Paul am Schluß desselben Jahres die bewaffnete Neutralität zu erneuern beschlossen hatte, welche der russische Minister, Graf Nikita Panin, während der Regierung Katharina's II. durchgesetzt hatte, und als Dänemark, aufgefordert, diesem gegen England gerichteten Bunde wieder beizutreten, mit Fug zögerte und sich jedenfalls nur unter gewissen Einschränkungen, wodurch ein Bruch mit England vermieden werden konnte, bereit erklärte, — da befahl Kaiser Paul, voller Erbitterung, dem dänischen Minister Niels Rosenkrands, unverzüglich St. Petersburg zu verlassen, wie auch Lisakevitsch, der russische Gesandte am dänischen Hofe, dem Befehle des Kaisers zufolge, von Kopenhagen nach Hamburg abging. Als sich Dänemark nun hierdurch, ohne Rücksicht auf die mit England kurz vorher getroffene Uebereinkunft, dazu hatte bewegen lassen, sich unbedingt an Rußland zu knüpfen, und nachdem hierdurch der theuer bezahlte Schlag auf der Kopenhagener Rhede hervorgerufen, da schloß Rußland, nach der Ermordung Kaiser Paul's, ohne Dänemark zur Theilnahme an den Unterhandlungen zuzulassen, einen Frieden mit England, wobei die Grundsätze der Freiheit des neutralen Handels ganz bei Seite gesetzt wurden, und Dänemark, das sich so von Rußland verlassen sah, durch dessen Schuld es in den Kampf hineingezogen, mußte nun auf eigene Hand dem gegebenen Beispiele folgen. Als später Rußland und Frankreich im Tilsiter Frieden über die von Bignon mitgetheilten geheimen Artikel einig wurden, in Folge welcher unter Anderem die dänisch-norwegische Regierung von ihnen aufgefordert werden sollte, den Engländern alle Häfen zu schließen **), und als diese darauf im Jahre 1807 den Ueberfall auf Seeland gemacht hatten, schwor zwar Kaiser Alexander, „daß er sein Schwert nicht in die Scheide stecken wolle, bevor Dänemark Ersatz bekommen habe", aber kurze Zeit darauf, als die dänisch-norwegische Regierung durch die Kriegserklärung gegen Schweden es bewirkt hatte, daß die Russen um so leichter Finnland überschwemmen konnten, schloß Alexander mit Schweden in Frederikshamn Frieden, wobei er selbst ganz Finnland erhielt, auf Dänemark aber wiederum keine Rücksicht genommen wurde, welches also auch diesesmal für sich allein suchen mußte, sich so gut als möglich aus dem Kampf zu ziehen. In Karl's XIII. Brief an Adlerfparre vom 22. September 1809, der unter den Anhängen bei Aall mitgetheilt ist, heißt es: „Dänemark ist nicht in den Frieden inbegriffen, obschon es durch den Baron Blome, dessen Minister am russischen Hofe, darauf drang; er hatte sich sogar zu diesem Zwecke in Frederikshamn eingefunden, um Anlaß zu bekommen, seine Forderungen geltend zu machen, wurde aber zuletzt vom Grafen Romanzov selbst davon abgebracht." Ja, Graf Romanzov scheint in Frederikshamn Schweden sogar ohne Umstände eine Anweisung auf Norwegen gegeben zu haben, indem er — zufolge eines Briefes an Wetterstedt vom 29. August 1809, welcher sich gleichfalls aus den Handlingar rörande Sveriges Historia bei Aall mitgetheilt findet — sich dort gegen den Baron Stedingk, einen der schwedischen Unterhändler, folgendermaßen ausdrückte: „Chaque pays a ses époques; si la Suède trouverait occasion dans l'avenir de faire ses negociations d'un autre coté, comme nous en avons fait du coté de Finlande, nous ne pouvons certainement nous y opposer." Als endlich im Jahre 1812 die Oesterreicher, die Preußen und andere deutsche, die holländischen und italiänischen, ja selbst spanische Krieger den französischen Aar gen Rußland begleiteten, da lag Dänemark unthätig und war eines der wenigen Länder Europa's, die der großen Armee keine Hülfstruppen sandten, aber der Lohn war nur der, — daß Rußlands Kaiser im selben Jahre 1812 Norwegen heimlich an Schweden verkaufte. Wenn man also auch meinen will, daß ein solches Verfahren des mächtigen östlichen Nachbars der dänisch-norwegischen Regierung nicht so ganz unerwartet gewesen seyn müsse, wenn man auch nicht anders kann, als mit der Berlingschen Zeitung uneins seyn, wenn sie im Jahre 1813 mit offenbarer Uebertreibung behauptet, „daß man in den Jahrbüchern der Geschichte vergeblich nach einer gleich treulosen Politik suchen würde", wenn man auch bereit seyn sollte, Niebuhr's Wort zu unterschreiben, in Folge dessen: „Mißtrauen, Zaudern, und Unschlüssigkeit Dänemarks Rettung verhindert hätten" *): so wird man doch wohl einsehen können, daß der König, als der Kampf aufs neue in Deutschland ausbrach, sich von Anfang an dahingezogen fühlen mußte, Napoleon's Partei zu ergreifen, selbst wenn die Alliirten nicht dabei geblieben wären, den Verlust Norwegens zu einer unerläßlichen Bedingung für die Aufnahme Dänemarks in ihren Bund zu machen. Daß Friedrich VI. sich in Zorn und Aufregung versetzt sehen mußte über die gegen ihn befolgte Handlungsweise, wird Jeder leicht begreifen.

Die verschiedenen Unterhandlungen, welche Friedrich VI. im Jahre 1813 mit den Alliirten einleitete, wie auch der Feldzug der Nord-Armee in Deutschland unter dem Befehl Karl Johann's, werden von Aall ausführlich erwähnt, während indeß eigentlich hier nichts Neues oder Anderes mitgetheilt wird, als das, was in Dänemark mindestens ziemlich allgemein bekannt seyn dürfte. Gar zu flüchtig geht der Verfasser über Davoust's Feldzug in Mecklenburg, welcher, im Fall der Unterstützung des ganzen dänischen Heeres, und des darauf folgenden Einfalls der Alliirten in die Herzogthümer, von so großer Bedeutung werden konnte, — hinweg, besonders da es zur Geschichte desselben, vorzüglich in fremden Schriften an zahlreichen Beiträgen nicht fehlt. Aall hat überhaupt darin sehr gefehlt, es zu leugnen, daß Dänemark, trotz der vorhandenen schwierigen Umstände, weit mehr für die durch Jahrhunderte behauptete Vereinigung der Zwillingsreiche versucht haben konnte und mußte; eben so scheint er Nichts von den vielen interessanten Zügen des Jahres 1814 gewußt zu haben, die es beweisen, in welchem hohe Grade man auch in Dänemark durch die unerwartete Nachricht vom Friedensschlusse Friedrich's VI. in Kiel überrascht wurde, und mit welchem bitteren Schmerze diese Nachricht überall aufgenommen ward. Unerwartet mußte eine solche Nachricht schon deshalb seyn, weil die Staatszeitung (Statstidenden $^{24}/_{4}$ 1813) erklärt hatte: „daß der König aus keinem Anlasse seine Unterthanen gegen andere vertauschen wolle", — wie sie auch unterm 4. Juni selben Jahres mitgetheilt, „daß der König unverändert bei seinem Beschlusse, auf die Vereinigung seiner Reiche zu bestehen, beharre", und darauf unterm 20. August selbigen Jahres aufmerksam gemacht hatte, „daß das Königsgesetz, dieses feierliche und unvergängliche Gesetz, die heilige Vereinigung befestigt habe, um sie für alle Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern." — Es dürfte gewiß auch als sichere Thatsache angesehen werden, daß man noch beim Jahresschluß, durch die bekannte Beschwerde der Studenten am heiligen Dreikönigsabend 1813, durch die Abreise des Königs vom erleuchteten Kopenhagen im Januar 1814, durch die Armee in Jütnen und durch den Bauernstand in Jütland, der zu jedem Opfer auf dem Altare des Vaterlandes bereit war, — auch nicht den mindesten Zweifel darüber nährte, daß man es nicht bei den bisher gebrachten, verhältnißmäßig so unbedeutenden Opfern bewenden lassen wollte, um die unter der großen Margarethe gestiftete und unter den Veränderungen so verschiedener Zeiten vererbte Vereinigung zu bewahren, — bis endlich die offizielle Nachricht von dem Traktate vom 14. Januar alle Illusionen zu Schanden machte. Bei diesem allzu zeitigen Friedensabschlusse nahm man keine Rücksicht darauf, daß, wie der einzelne Mensch nicht vom Brodte allein, sondern auch von der Ehre lebe, so auch die Nationen für und durch ihren Namen in der Geschichte leben; indem man den Frieden einging, bevor man das Heer, welches der Nation so viel gekostet hatte, in den Kampf geführt, rief man in Norwegen jene ungünstige Stimmung hervor, welche sich in einer gewissen Periode nach der Trennung gegen Dänemark geltend gemacht hat; und man legte in jenem so wenig ehrenvollen Frieden in Dänemark selbst den Grund zu jenem politischen Mißmuthe, an dem es noch leidet, und zu dem Mangel an Selbstvertrauen, der seinen charakteristischen Ausdruck in den bekannten Sätzen fand: „hvad kan det hjælpe", (Was kann's helfen) und „de kan komme og tage os" (sie mögen kommen und uns nehmen). —

Mit Bezug auf den Kieler Friedensschluß wird auch bei Aall jede Erwähnung eines Punktes vermißt, der doch mehr als einmal der Gegenstand norwegischer Klagen wurde, nämlich des Verbleibens der alten norwegischen Tributländer, der Faröer, Islands und Grönlands, bei Dänemark. Wofern man beim Kieler Friedensschluß mit Entschiedenheit Forderungen hierauf gemacht hätte, würde Dänemarks Oberhaupt sich schwerlich aus diesem Grunde haben bewegen lassen, kühn das Eingehen eines Kampfes den Unterhandlungen vorzuziehen, und daß jene norwegischen Kolonielande vom Mutterlande losgerissen wurden, rührt also wohl hauptsächlich nur daher, daß der Sieger, welcher in Kiel die Friedensbedingungen diktirte, aus seinem Geburtsorte an den Pyrenäen gewiß keine Ahnung mitgebracht hatte von dem bedeutenden Platze, welchen jene Kolonieen der Normänner in der herrlichen Geschichte des alten Norwegens eingenommen haben und stets einnehmen werden. Daß übrigens jene Lande im Frieden von Kiel nicht auch verloren wurden, sondern bisher bei Dänemark verblieben, ist auch von norwegischer Seite nicht zu beklagen, da es

*) König Georg III. von England schrieb selbst in der Gazette de Leyde verschiedene anonyme Artikel, um, im wohlverstandenen Interesse des Nordens, Dänemark von der Allianz mit Rußland abzuziehen und es an Schweden zu knüpfen. Gegen diese Artikel trat der berühmte Bentham in einer Weise auf, die Georg's III. beständige Feindschaft gegen ihn verursachte. Vergl. Reihaud, Les Réformateurs ou Socialistes modernes. II Vol. Paris, 1843. p. 97.

**) Bignon, Histoire de France sous Napoléon, 337.

*) Niebuhr, Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin, 1814. S. 35.

scheint, als wäre dem jetzigen allgemeinen Interesse des skandinavischen Norden am meisten mit dem gegenwärtigen Verhältniß gedient. Man darf nämlich hoffen, daß jene den Namen der Normänner für alle Zeiten verewigende Kolonieen während des besonders nach Norwegens Verlust eingetretenen und besonders nach Norwegens Verlust gefährlichen Kampfes zwischen dänischer und deutscher Nationalität *) gleichsam Erinnerungszeichen bleiben werden, welche auch den deutschgesinntesten Dänen daran mahnen werden, daß wir Alle aus dem Norden stammen, und dem Norden angehören. In diesem Sinne müssen wir uns auch freuen, daß auf die von Friedrich's VI. Bevollmächtigten unter dem 19. November und 18. Februar 1814 abgegebenen Noten, dem Könige Ersatz in Norddeutschland zu verschaffen, keine Rücksicht genommen wurde. **) Es läßt sich nämlich nicht verhehlen, daß in Süd-Jütland blos durch das deutsche Element der Holsteiner die dänische Sprache, trotz aller Gegenanstrengung der Regierung und aller Begünstigungen, die letzterer zu Theil wurden, im Leben faktisch besiegt und von der deutschen zurückgedrängt ist. Um wie viel mehr würde nun die deutsche Nationalität ihre Herrschaft geltend gemacht haben, wenn der dänische König eine Norwegen gleichende Entschädigung deutschen Landes erlangt hätte. A. O'K. II.

Mannigfaltiges.

— **Walter Scott's Denkmal in Edinburg.** Da wir in Nr. 112 unseres Blattes zweier öffentlichen Denkmäler in Edinburg, Pitt's und Georg's IV., gedacht, so dürfen wir auch das edlere Monument nicht unerwähnt lassen, das dort dem gefeiertesten schottischen Dichter gesetzt worden und das nicht blos das schönste Denkmal in jener Stadt, sondern überhaupt eines der würdigsten Denkmäler ist, die irgendwo Dichtern gesetzt sind. Es wurde zwar erst am 15. Aug. d. J. feierlich enthüllt, doch ich habe es bereits im vorigen Herbste fast vollendet gesehen. Die Abbildungen, die davon in der „illustrirten Zeitung" und in der Pariser „Illustration" kürzlich geliefert wurden, geben davon nur einen sehr kläglichen Begriff, und besonders das Bild in der letzteren erinnert eher an ein Kirchhofs-Monument in irgend einer kleinen französischen Stadt, als an das prächtige Denkmal in der romantischsten aller Städte des Nordens. Man denke sich das thurmartige Denkmal in gothischem Stil auf dem Kreuzberge bei Berlin, jedoch unten geöffnet durch vier hohe Spitzbogen, die von jeder Seite hineinführen zu dem hier wie in einem Tempel thronenden Dichter. An die Zwischenpfeiler dieser Spitzbogen lehnen sich in nordöstlicher, nordwestlicher, südöstlicher und südwestlicher Richtung vier kleinere Thürme, die mit dem etwa noch einmal so hohen mittleren Thurm oben durch Galerieen verbunden, unter denen sich ebenfalls Spitzbogen befinden, welche nicht zu der Statue hinein, sondern um dieselbe herumführen. Das Ganze ist nicht wie das Kriegs-Denkmal in Berlin von Gußeisen, sondern von schottischem Sandstein gearbeitet. Es ist 130 Fuß hoch und das Werk des geschickten Bildhauers Kemp, der aber nicht die Freude hatte, es vollendet zu sehen, indem er vor einigen Jahren starb. Es kostet ohne die Statue des Dichters über 100,000 Thaler. Die letztere selbst, in karrarischem Marmor von Steele gearbeitet, ist sitzend dargestellt, mit dem Griffel in der einen und mit einem aufgeschlagenen Buch in der anderen Hand, während dem Dichter zu Füßen sein treuer Hund liegt. Der Sitz des Dichters befindet sich auf einem erhöhten Postament, zu welchem, so wie zu der Schwelle der vier inneren Spitzbogen, zehn steinerne Stufen hinauf führen. Der Mittelthurm, der, wie das Denkmal in Berlin, in seinen vier Etagen mit dem feinsten Schnitzwerk in der Form von Nischen, Thürmchen und Galerieen geschmückt ist, zeigt außerdem in vier dieser Nischen die bekanntesten historischen oder novellistischen Figuren aus Walter Scott's Werken. Das Denkmal ist auf der Gränzscheide der alten, auf dem Abhange eines Berges sich erhebenden Stadt, und des neuen, durch die Nebenstadt Leith mit dem Meere in Verbindung stehenden Edinburg errichtet. Vom Calton-Hill aus, dieser reizenden Anhöhe, auf welcher sich das Nelsons-Monument, die Sternwarte und die einer antiken Ruine gleichenden zwölf Säulen des projektirten, aber unvollendet bleibenden „National-Monuments" zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo befinden, hat man eben so wie auf das Meer und die malerisch gelegene Stadt auch eine herrliche Aussicht auf die reiche Princes-Street, in deren Mitte der Dichter unter jenem steinernen Baldachin thront, umgeben von allen historischen Erinnerungen Edinburgs und von allen Naturschönheiten dieser Stadt, die er so oft in seinen Gesängen wie in seinen Erzählungen geschildert. Ja, in ganz Schottland giebt es keinen Berg, keinen See und kein Schloß, die sich nicht rühmen können, durch ihren gefeierten Landsmann verherrlicht und dadurch auch der ganzen gebildeten Welt bekannt geworden zu seyn. Deshalb ist auch kein neuerer Dichter in keinem anderen Lande so populär wie Walter Scott in Schottland. In den Hochlanden befand ich mich eines Tages auf dem von hohen Bergen, beräderhangenden Felsen und tiefen dunklen Buchten um, gebenen Loch-Kättrin (auf gaelisch: Räuber-See). Ich saß mit einer Gesellschaft von Damen und Herren in einem Boote, das von mehreren Hochlands-Ruderern geführt wurde. Diese sieht man zwar nicht mehr in ihrer alten die Beine unbedeckt lassenden Nationaltracht, die nur noch von einigen schottischen Regimentern und auf unseren Theatern so getragen wird, wie ehemals; nur den karrirten Plaid erblickt man noch hin und wieder wie eine Reminiscenz: — aber ihrer alten gaelischen Sprache und ihren reichen geschichtlichen Erinnerungen sind sie treu geblieben. Daß der Loch-Kättrin der Schauplatz der „Jungfrau vom See" (the Lady of the Lake) sey, wußten wir Alle. Unsere Hochlandsschiffer unterließen nicht, uns in ihrem breit accentuirten Englisch die Scenerie zu erklären: Hier ist das Schloß der Douglas; hier der Croir-nan-Uriskin (die Elfenhöhle); und hier das Riff, an dem die Jungfrau aus dem Boot in den See sich stürzte — und um diese Schilderung zu krönen, deklamirte der Eine und sang der Andere die darauf sich beziehenden Strophen aus dem Gedichte Walter Scott's, ganz in ähnlicher Weise wie früher die venetianischen Gondoliere Strophen von Tasso gesungen, was diese jedoch schon seit längerer Zeit verlernt haben. Das Gedicht, „die Jungfrau vom See", von dem über zwanzig Auflagen in Edinburg gedruckt wurden, ist fast in jeder Hütte dieses Theiles der Hochlande zu finden. In ähnlicher Weise ist überall Scott's historische oder romantische Schilderung der Lokalitäten im Munde des Volkes. Man kann sich daher denken, wie populär der Gedanke seyn mußte, ihm ein Denkmal zu setzen. In der zweiten, volkreichsten Hauptstadt Schottlands, in Glasgow, ist ihm auf dem schönsten Platze der Stadt, auf dem Georgs-Square, bereits vor mehreren Jahren ein solches gesetzt, eine achtzig Fuß hohe, schlanke dorische Säule, auf deren Spitze der Dichter steht, eingehüllt in den Plaid eines Hochlands-Hirten; aber hier steht der Mann des Volkes viel zu hoch: kaum vermag es von unten die gutmüthigen edlen Züge seines Landsmannes zu erkennen. In Edinburg dagegen sitzt er mitten unter dem Volke: es naht sich ihm freudig und grüßt ihn gleich einen alten lieben Bekannten.

— **Eisenbahn-Rauchwagen in England.** Wir haben in unseren in den letzten Blättern mitgetheilten Artikel über englische Eisenbahnen unter Anderem auch erwähnt, daß in keiner der verschiedenen Wagenklassen derselben geraucht werden darf, was besonders Deutschen verdrießlich ist, die sich das Rauchen höchstens in den Straßen einiger Städte nicht gestatten, wo es am allerwenigsten gefährlich ist. Ganz kürzlich sind nun auf der Eisenbahn der „östlichen Grafschaften" (von London nach Cambridge) sogenannte „Smoking Saloons", Rauch-Salons, eingerichtet worden, in welchen, ihrer überaus eleganten Form ungeachtet, eine Ausnahme von der Regel gestattet ist. Jeder Salon nimmt den Raum eines Wagens von 40 Fuß Länge ein, an dessen beiden Enden sich ein sogenannter „Faullenzer", ein halbrundes breites Sopha, befindet, das etwa fünf Fuß in den Saal hineinreicht. Die inneren 30 Fuß desselben nimmt eine lange Tafel ein, an deren beiden Seiten Sitze mit den Rücklehnen an den Wänden sich befinden, an welchen zugleich Balancir-Lampen (aus welchen kein Oel verschüttet werden kann) hängen. An jeder Seite befinden sich vier hohe aus Einem Stück bestehende Spiegelglas-Fenster, während hinter jedem der beiden Sophas rechts und links zwei hohe Spiegel in der Form von Fenstern angebracht sind. Die Sitze sowohl als die Lehnen des Wagens sind mit rothem Maroquin überzogen; alles Uebrige aber ist mit karmoisinem Seidenzeug drappirt. Die Decke des Saals ist auf weißem Grunde reich vergoldet und alles Holzwerk darin Mahagoni. Ein solcher Salon wird jedem Fast-Train (Schnellzug) angehängt, und Passagiere, die sich desselben bedienen wollen, haben Billets der ersten Klasse zu lösen.

*) Preußens berühmter Minister Stein schrieb noch während des Krieges dem später als dänenfreundlich Minister so übel bekannten Grafen Münster: „Dänemark will, und, wie Leute, die dessen Inneres kennen, versichern, kann Norwegen nicht verlieren, ohne sich aufzulösen;" worauf Graf Münster nur die lakonische Antwort gab: „Pourquoi cette puissance ne cesseroit elle pas d'exister?" Lebenserinnerungen aus dem Befreiungskriege. Erster Theil, 2te Abtheilung. Urkundenbuch. Jena 1841. S. 220, 225.

**) Flassan, Hist. du Congrès de Vienne I, 241, 243.

Bibliographischer Anzeiger.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Korrespondenz
des
Kaisers Karl V.
Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt
von
Dr. K. Lanz.
Drei Bände.
Gr. 8. 1844—46. 12 Thlr.
(Jeder Band 4 Thlr.)

Leipzig, im Juli 1846. F. A. Brockhaus.

So eben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Dr. Jos. Reuter Geschichte der Israeliten vom J. 1813—45. Bd. II. 1½ Thlr.

Germaniens Völkerstimmen. Sammlung aller deutschen Mundarten, herausgegeben von Firmenich. Lief. VIII. 15 Sgr.

Moore, Lalla Rukh. Romantische Dichtung aus dem Englischen von de la Motte Fouqué. ½ Thlr.

Répertoire du théâtre français à Berlin No. 321—326: La Polka en province, La Rue de la lune, Gabrielle ou les aides-de-camp, Arthur, Les trois péchés de Adalole, La veille du mariage, Noémie à 3 Sgr.

Théâtre français No. 40—46: Le larcyan, Le mari à la campagne, Le diplomate, Yelva, La berline de l'émigré à 2½ Sgr.

Dr. Zunz. Predigten, gehalten in der neuen Synagoge zu Berlin. Neue unveränderte Ausgabe. ½ Thlr.

Michel Brémond, drame par Vinaret, und Le docteur noir, drame à 7½ Sgr.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- u. Musikhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 116. Berlin, Sonnabend den 26. September 1846.

England.

Britische Parlaments-Mitglieder. *)

Lord George Bentinck.

Lord George Bentinck ist ein wahres politisches Phänomen. Vor funfzehn Jahren, als er im Unterhause seine erste Rede hielt, blieb er, wie man zu sagen pflegt, stecken, und man glaubte seine literarische Laufbahn beendigt. Während des ganzen langen Zeitraums zwischen 1831 und dem Anfang des laufenden Jahres, wo er plötzlich die Waffen gegen Sir Robert Peel ergriff, verhielt er sich im Parlament so regungslos, daß er nur denjenigen bekannt war, welche nach den Debatten die Listen der stimmenden Mitglieder gewissenhaft nachlesen, und außer bei einer oder der anderen Gelegenheit, wo die Gesetze gegen das Spiel aufs Tapet kamen, hörte man dort nie etwas von seiner Existenz. Die neuliche Krisis zwang ihn jedoch, wie so viele Andere, seiner Abgeschiedenheit zu entsagen, und seine eingeborene Kraft trat vielleicht um so heller ans Licht, als sie ihren eigenen unbemerkten Entwickelungsgang genommen hatte und nicht durch parlamentarische Routine entnervt war. Veraltet wie das Gleichniß seyn mag, ist es nicht weniger anwendbar: Lord George ist ein wahrer Phönix, von dem Niemand im Jahre 1831 vorausgesagt hätte, daß er je solche Berühmtheit als Politiker erreichen würde.

Lord George Bentinck gehört zu derjenigen Klasse von Menschen, denen ihre Größe aufgedrungen wird. Acht Tage ehe man ihn zum Führer der Protectionisten im Unterhause erwählte, hatte er wohl selbst nicht den entferntesten Gedanken, daß er eine hervorragende Rolle in den Verhandlungen über die Kornbill spielen oder gar an die Spitze einer Partei treten würde, mit der möglichen Aussicht, einst an der Regierung des Landes theilzunehmen. Seine bisherigen Gewohnheiten und Beschäftigungen hatten nicht minder als seine Geistesrichtung im Allgemeinen und seine Gleichgültigkeit gegen politische Leidenschaften und Einflüsse ihn allem Anschein nach unfähig gemacht, eine solche Stellung auszufüllen, und als der Mantel des Partei-Chefs auf ihn fiel, war gewiß Niemand mehr darüber erstaunt, als der edle Lord selbst. In der ersten Bestürzung über den Abfall ihrer anerkannten Führer wußte die Protectionisten- oder Landpartei nicht, wo sie deren Stellvertreter zu suchen habe. Das junge England bot sich ihr an, aber gute Absichten, von Menschenkenntniß und Staatsklugheit entblößt, waren für Leute nicht genügend, die sich in einer so unerwarteten Verlegenheit befanden. Lord John Manners hatte Talente gezeigt, die ihn eines Tages zur Höhe eines philosophischen Staatsmannes erheben können, aber die Korngesetze waren kein Thema, dessen Erörterung ihm zugesagt hätte. Herr Stafford O'Brien, bis dahin nur als eine Art von Doctrinair in der Politik bekannt, hielt eine glänzende Rede, wofür ihn Sir Robert Peel umsonst durch Lob und Schmeichelei auf seine Seite zu bringen suchte; aber nach einer solchen Anstrengung weigerte er sich, wie sehr man auch in ihn drang, den erledigten Platz einzunehmen. Herr d'Israeli setzte das Haus schon längst durch seine erbitterten Angriffe auf den Premier-Minister in Erstaunen; sein Talent für parlamentarische Debatten wurde allgemein anerkannt, und man hörte seine Reden mit der gespannten Aufmerksamkeit, die nur den ersten Notabilitäten des Hauses gewährt wird; indessen schien er mehr von unmäßiger Feindseligkeit gegen ein Individuum als von politischer Ueberzeugung durchdrungen, und man fürchtete wohl nicht ohne Grund, daß er eher seine persönlichen Interessen als die seiner Partei verfolgen würde. Als Bundesgenosse war er unschätzbar, aber zum Führer mochte man ihn nicht annehmen. Es war in dieser Krisis, als Lord George Bentinck zum Haupt der Opposition gegen Sir Robert Peel erwählt ward. Stellung und Talent vereinigten sich, um ihn zu diesem stolzen Posten zu erheben. Es war nothwendig, daß der Mann, der, wenn auch nur auf kurze Zeit, als Führer eines großen Theils der Land-Aristokratie auftrat, dieser Klasse durch erbliche Erinnerungen angehörte. *) Bloße Geschicklichkeit als Redner oder Festigkeit und Energie des Charakters allein waren nicht hinreichend, um ihn zu einem solchen Posten zu befähigen; was Noth that, war die Verbindung jener Eigenschaften mit Takt, Klugheit und Menschenkenntniß, und diese seltene Combination glaubte die Landpartei in Lord George Bentinck zu finden. Seine Antecedentien begünstigten zum Theil diesen Glauben, zum Theil widersprachen sie ihm. Er hatte viele Jahre im Parlament als ein schweigender Beobachter der Ereignisse zugebracht, während er durch seine politischen Meinungen aufs engste mit den Führern der konservativen Partei verknüpft war, die seinen kräftigen, bewährten Charakter schätzen lernten. Als Secretair des Herrn Canning hatte er der ganzen Achtung dieses ausgezeichneten Staatsmannes genossen, der ihm einen glänzenden Erfolg in der politischen Welt prophezeite, wenn ihn seine natürliche Indolenz nicht verhindern würde, seine Talente geltend zu machen. Auf der anderen Seite schienen seine früheren Beschäftigungen, der Ruf, den er bisher auf Jagden und Pferderennen erworben, es einigermaßen lächerlich zu machen, wenn er plötzlich als Parteiführer auftrat. Herr d'Israeli bemerkte daher ganz richtig, als er das Betragen des edlen Lords im Unterhause vertheidigte, daß er sich nicht vorgedrängt habe — er wurde gleichsam gezwungen, sich auf den ersten Plan zu stellen.

Nachdem er sich einmal dieser ehrenvollen, aber schwierigen Aufgabe unterzogen, weihte er sich ihr mit Leib und Seele und hielt keine Mühe, keine Arbeit für zu groß, die ihn in den Stand setzen konnte, sie auf eine wirksame Art zu erfüllen. Sein Erfolg übertraf alle Erwartung. Die erste Rede von einiger Wichtigkeit, die er über die Kornfrage hielt, wurde zwar von den Zeitungen als mißlungen geschildert, aber im Hause selbst brachte sie einen ganz anderen Eindruck hervor, obwohl die Länge seines erst spät begonnenen Vortrags einige Ungeduld erregte und der Schluß desselben unter ziemlich starkem Lärmen erfolgte. Das zweite Mal, als er unter günstigeren Umständen sprach, ärndtete Lord George einen entschiedenen Triumph; er zeigte eine so genaue und vollständige Kenntniß seines Thema's, daß selbst der Neid schweigen mußte. Bei Gegnern und Freunden fand er gleiche Anerkennung; sie wußten aus Erfahrung, welchen Fleiß er darauf verwandt haben müsse, um eine so allseitige Meisterschaft des behandelten Gegenstandes zu erlangen.

Lord George Bentinck ist weit davon entfernt, ein vollendeter Redner zu seyn. Er ist zu sehr mit seinem eigentlichen Stoffe beschäftigt, um sich in der Kunst des Redens auszubilden. So hängt er denn noch an die alten, stereotypen Formen des Vortrags, des Tons und der Geberden — Formen, die längst von allen Mitgliedern der beiden Parlamentshäuser, mit Ausnahme einiger weniger Individuen, aufgegeben worden und jetzt nur zur Ausschmückung derjenigen Gattung von Beredsamkeit gebraucht werden, die man bei öffentlichen Diners in der London Tavern vernimmt. Es ist merkwürdig, wie sehr die größere Vertrautheit mit Handels- und Verkehrs-Gegenständen den Stil der Parlamentsreden wie die Meinungen der Redner geändert hat. Vor zwanzig Jahren wurden Personen, die sich der politischen Laufbahn widmeten, systematisch zum öffentlichen Reden abgerichtet; ein Kursus bei dem Declamationslehrer war für den parlamentarischen Kandidaten unentbehrlich. Als Folge dessen zeigte sich in dem allgemeinen Charakter der Redner eine auffallende Aehnlichkeit; sie besaßen Alle einen ermüdend langsamen Vortrag, mit pomphafter Grandezza und wortreicher Eintönigkeit verbunden und von Geberden in der sogenannten „Pumpenschwengel-Manier" begleitet, wie man sie noch heutzutage an ehrenwerthen Mitgliedern bemerkt, deren altfränkische Redekunst dem Zeitgeiste Trotz bietet. Die Haupttugend dieses Stils besteht in den Augen seiner Anhänger darin, jede Phrase, die sie für emphatisch halten, mit einem plötzlichen Ruck und einer schnarrenden Kadenz zu schließen. Auch Lord George Bentinck verfiel anfangs in diesen Stil, aber die Reibung mit seinen Gegnern und der Einfluß ihres Beispiels hat ihn schon jetzt zu modifiziren begonnen. Selbst dann jedoch, als er ihn noch in seiner ganzen Stärke besaß, gab diese Manier seinen Reden eine Art von charakteristischem Interesse, da sie in Einklang mit den von ihm ausgesprochenen Gesinnungen

*) In Fraser's Magazine erscheinen allmonatlich unter dem Titel: Parliamentary Sketches raisonnirende Artikel über die namhaftesten Mitglieder des britischen Ober- und Unterhauses, die sich durch Unparteilichkeit und genaue Kenntniß der öffentlichen und persönlichen Verhältnisse der Geschilderten auszeichnen. Die vorliegte Lieferung jener Zeitschrift enthält unter Anderem eine biographische Skizze des Lord George Bentinck, eines Mannes, der als Vorfechter der Protectionisten-Partei auf einmal zu einer gewissen Tages-Celebrität gelangt ist und eine nicht unbedeutende politische Stellung einnimmt, weshalb es von Interesse ist, einiges Nähere über ihn zu erfahren, und zwar um so mehr, als er bisher nicht nur im Auslande, sondern auch sogar in England zu den unbekannten Größen gehörte.

*) Lord George Bentinck ist der jüngere Sohn des Herzogs von Portland und aus einer ursprünglich deutschen Familie entsprossen, von der ein Zweig bekanntlich noch jetzt eine Art von Souverainetät über die Grafschaft Knyphausen besitzt. Sein Ahnherr, Wilhelm Bentinck, kam im Jahre 1689 mit Wilhelm III., dessen Günstling er war, nach England und wurde zum Grafen und nachher zum Herzog von Portland ernannt, seit welcher Zeit die Bentincks sowohl im Staats- als im Militairdienst sich vielfältig ausgezeichnet haben. So war der Vater des jetzigen Herzogs von Portland unter Georg III. zweimal Premier-Minister, und sein Bruder, Lord William Bentinck (st. 1839), zur Zeit des französischen Krieges Vicekönig von Sicilien, in der Folge aber General-Gouverneur von Ostindien.

zu stehen schien. Wenn man den aristokratischen Anstand des Redners betrachtete und seiner edlen Abkunft gedachte, so konnte man in ihm den Repräsentanten eines vergangenen Geschlechts von Staatsmännern und einer längst aufgegebenen politischen Glaubenslehre erblicken, der sich feierlich gegen die Eingriffe einer neuen, des Uebels bezüchtigten und im Guten noch nicht erprobten Staatsmänner-Generation verwahrt. In der letzten Zeit indessen hat sich Lord George in seinem Redestyl dem modernen Geschmack des Unterhauses weit mehr angepaßt. Er spricht gedrungener und ohne Stocken, seine politisch-ökonomischen Reden enthalten weniger statistische Data und mehr Beweisgründe, und seine rein persönlichen oder Partei-Reden zeigen eine Kraft und Schärfe, die sich in seinen ersten Versuchen nicht kundgab. Die Wärme seines Gefühls riß ihn in den Angriffen auf Sir Robert Peel weiter hin, als es die Sitte unseres Zeitalters gestattet; aber man darf nicht vergessen, daß seiner Ueberzeugung nach Sir Robert sich gegen einen Mann vergangen hat, für den Lord George die innigste Liebe und Verehrung hegte *), und daß nicht Jedermann die Politik als ein bloßes Spiel behandeln kann, welches alle natürliche Empfindungen ausschließt. Von der Schicklichkeit dieser Angriffe abgesehen, bewies die Energie und das Talent für parlamentarische Kämpfe, das Lord George dabei an den Tag legte, daß man, wenn er gereizt würde, einen gefährlichen Gegner an ihm finden könne.

Wir haben schon gesagt, daß sein Auftreten durch die Anti-Korn-Gesetz-Bewegung motivirt wurde, und daß er ohne diese Bewegung noch lange ein stummes Mitglied des Unterhauses geblieben wäre. Es war keine geringe Anstrengung nöthig, die Indolenz seines Charakters zu überwinden und ihn aus seiner Abgeschiedenheit hervorzulocken, aber nun, da einmal der Anstoß gegeben ist, glauben wir vorhersagen zu können, daß er auch ferner eine bedeutende Rolle auf der politischen Bühne spielen werde.

Frankreich.

Die äußere Lage der arbeitenden Klassen.

(Fortsetzung.)

Alle diese Pläne sind, wie jeder Unbefangene einsieht, mehr oder minder unpraktisch. Das wahrhafte Problem, das einzige, an dessen Lösung einsichtsvolle Männer und wahre Freunde der arbeitenden Klassen mit Erfolg arbeiten können, stellt sich vielmehr folgendermaßen: Die Mittel zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen zu finden, ohne an die Gesetze zu rühren, welche bei der gegenwärtigen Beschaffenheit unseres Gewerbwesens den Ertrag der Arbeit und des Kapitals regeln. In diesem Sinne hat der kürzlich (1. August) verstorbene Herr Theodor Fix ein vortreffliches Werk abgefaßt **) bei dem wir etwas länger verweilen wollen.

Zuerst sucht Herr Fix über die wirkliche Lage der arbeitenden Klassen unter dem Einflusse des gegenwärtigen Gewerbewesens ins Klare zu kommen. Nachdem er die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit der offiziellen sowohl als nicht offiziellen statistischen Angaben dargethan hat, faßt er die historischen Veränderungen kurz zusammen, welche in der Form der industriellen Arbeit eingetreten sind. Er zeigt unter Anderem die besonders in England scharf hervortretende gegenseitige Abhängigkeit des Ackerbaues und des Fabrikwesens und weist nach, wie beim Feiern der Fabriken die Preise der ländlichen Erzeugnisse wegen Abnahme des Verbrauches unter die Gränze hinabsanken, die dem Landmanne den gebührenden Ertrag seines Kapitals und seiner Arbeit sichert. Ferner stellt er eine nicht minder wichtige Thatsache heraus, die Bewegung nämlich, welche alle Völker nach der Herrschaft des Industrialismus drängt und sie zum Wettstreite auf die Versorgung der auswärtigen Märkte hinreißt. Diese Bewegung zeigt sich in der steigenden Ziffer der Ausfuhr und in der Zunahme der industriellen Bevölkerung, am schlagendsten in England, wie folgende Uebersicht darthut:

Jahre.	Bevölkerung.		
	Ackerbau treibende.	Gewerbe u. Handel treibende.	Verschiedenen Beschäftigungen nachgehende.
1811	35 pCt.	44 pCt.	21 pCt.
1821	33 „	46 „	21 „
1831	28 „	42 „	30 „
1841	22 „	46 „	32 „

Die Abnahme der industriellen Bevölkerung im Jahre 1831 erklärt sich aus der durch die politischen Verhältnisse herbeigeführten Krise; bald jedoch hatte sie die frühere Höhe wieder erreicht, während die Ackerbau treibende in beständiger Abnahme begriffen blieb.

Aus dieser Entwickelung des Gewerbewesens in Europa und dem daraus hervorgehenden Wettkampfe der bedeutendsten gewerbtreibenden Staaten folgt fast immer ein Wandern der Gewerbe zum Vortheil derjenigen Nation, die am billigsten fabrizirt und zum großen Nachtheile der unterliegenden, da mit dem Aufhören einzelner Gewerbszweige Quellen des Reichthums vertrocknen, beträchtliche Kapitalien zu Grunde gehen und zahlreiche Arbeiter brodlos werden.

Die Folgen der industriellen Entwickelung in Beziehung auf die materielle Lage der Arbeiter, haben die Aufmerksamkeit des Herrn Fix besonders in Anspruch genommen, und er hat sie ins Einzelne eingehend untersucht. Er zeigt nun, daß das Verhältniß der Herren zu den Arbeitern sich verändert hat; daß das Uebergewicht des Kapitals über die Arbeit bedeutender geworden ist; daß die Gewinne und Löhne stärkeren Schwankungen ausgesetzt sind; endlich, daß diese Schwankungen auf die Intelligenz und Moralität der Arbeiter eine Rückwirkung geübt haben. Waren diese Thatsachen einmal anerkannt, so kam es nun darauf an, ihr Gewicht festzustellen, um darnach über die Dringlichkeit und die Beschaffenheit der Hülfsmittel zu entscheiden.

Darauf versucht Herr Fix zu beweisen, daß das Uebel nicht so drückend sey als man gesagt hat, und daß die arbeitenden Klassen sich zu keiner Zeit einer so großen Wohlfahrt und Befriedigung erfreut hätten als gegenwärtig. Er stützt diese Behauptung auf folgende Gründe: 1) Das Elend ist eine zusammengesetzte und relative Erscheinung. Was in den Augen des auf einer höheren Stufe der Gesellschaft stehenden Beobachters Entbehrung und Noth ist, hat für den ländlichen oder den Fabrikarbeiter, der daran gewöhnt ist mit Wenigem Haus zu halten und seine Ausgaben nach seinem geringen Lohne einzurichten, nicht denselben Charakter. Was also von dem scheinbar kümmerlichen und hülflosen Daseyn der arbeitenden Klassen erzählt wird, darf nicht ohne Weiteres als wahrhaftes Elend angesehen werden. 2) Die Genauigkeit der erzählten Thatsachen ist weder durch Beweise noch durch amtliche Nachforschungen erhärtet; man wiederholt eben nur, auf zweifelhafte Gewährsmänner gestützt, nicht erwiesene Thatsachen. 3) Man hat allen Grund zu glauben, daß in früheren Zeiten, als Europa der Schauplatz fortwährender Kriege war, und die Industrie gegen die Fesseln des Zunftwesens kämpfte, die arbeitenden Klassen unglücklicher gewesen seyen als in unseren Tagen. 4) Das Anwachsen der Sparkassen und der steigende Ertrag der indirekten Steuern sprechen zu Gunsten einer Vermehrung des Wohlstandes besonders der unteren Klassen. 5) Endlich ist es allgemein anerkannt, daß die mittlere Lebensdauer in Frankreich zugenommen hat und daß die Mittel des Unterhaltes sich in rascherem Fortschritte vermehrt haben als die Bevölkerung.

Herr Fix hätte diese Behauptung, die überdies nur einen Theil von Wahrheit enthält, nicht so schroff hinstellen sollen. Hätte sein Buch die Bestimmung, von den arbeitenden Klassen gelesen zu werden, so würde es freilich eine der ersten Aufgaben für ihn gewesen seyn, den Eindruck der kommunistischen Schriften zu bekämpfen, welche die arbeitende Klasse als Schlachtopfer des Kapitals darstellen, die Schilderung ihrer Noth absichtlich vergrößern, und sie dadurch indirekt, zuweilen selbst geradezu, zur Empörung gegen die besitzenden Klassen aufregen. Da er aber grade für die höheren Klassen geschrieben hat, für diejenigen, in deren Händen das Loos der arbeitenden Bevölkerung gewissermaßen liegt, für diejenigen, denen die Linderung des Elends eine dringende und gebieterische Pflicht seyn muß, da er ferner zu einer Zeit schrieb, wo die persönliche Mitthätigkeit nicht mehr bedeutend durch das christliche Prinzip gehoben wird, sondern sich von dem gewaltigen und allgemeinen unsere Zeit charakterisirenden Streben nach Wohlfahrt und Reichthum beugt: so scheint bei der Aufstellung und Ausführung dieser Ansicht eine gewisse Gefahr nicht zu vermeiden. Doch wir wenden uns zu den Gründen selbst auf die Herr Fix sich beruft.

Die Armuth ist ohne Zweifel eine relative Thatsache, da die Bedürfnisse nicht nur der verschiedenen Klassen der Gesellschaft, sondern der arbeitenden Klassen selbst sehr verschieden sind. So ist die Dürftigkeit des englischen Arbeiters fast ein Ueberfluß für den französischen; die Armuth des französischen eine Art Luxus für den baskischen oder schweizerischen: endlich die Armuth dieser letzteren ein wahrer Reichthum für den arabischen. Eben so wahr ist, daß der Arme im Allgemeinen einen sehr großen Theil seiner Entbehrungen gar nicht kennt. Doch muß man auch nicht zuweit gehen, denn neben der passiven Armuth, die aus der Niedrigkeit seiner Lage entspringt, übt die aktive, die sich in physischen und moralischen Leiden offenbart, einen wahren und harten Druck auf ihn. Der Arme leidet, wenn er in Folge eines Feierns die schwachen Hülfsquellen, die ihn ernähren, allmälig versiegen, und dann ganz vertrocknen sieht; und bei den Schwankungen der Production, welche der in Beziehung auf alle industriellen Erscheinungen so enge Zusammenhang aller großen Staaten oft herbeiführt, tritt ein solches Feiern häufiger ein als zu irgend einer früheren Zeit. Der Arme leidet, wenn die Fortschritte seines jetzt so vielfach erregten Bewußtseyns ihn dahin führen, sein Loos mit dem der Besitzenden zu vergleichen, und aus dieser Nebeneinanderstellung für ihn so traurige Schlüße zu ziehen!

Dem Philosophen, dem Staatsmanne kommt es zu, diese Erscheinungen ins Auge zu fassen und ihre Betrachtung für die Menschheit fruchtbar zu machen. Daß ein Nothstand vorhanden ist, der Geschlechter in der Wiege verzehrt, ihre physische Entwickelung verkümmert und ihre Lebensdauer abkürzt, läßt sich beweisen. In Paris zeigt sich das Verhältniß der Todesfälle in den drei reichsten und den drei ärmsten Bezirken folgendermaßen:

Bezirke reiche.	Anzahl der Todesfälle.	Bezirke arme.	Anzahl der Todesfälle.
1ster	1 auf 68	8ter	1 auf 50
2ter	1 auf 74	9ter	1 auf 54
3ter	1 auf 78	12ter	1 auf 53

In den reichen Stadttheilen Londons stellt sich die Sterblichkeit wie 1 zu 78, in den armen, wie 1 zu 36. Die mittlere Lebensdauer der Gentry in der Parochie Sanct-George beträgt 45, die der Arbeiter 27 Jahre. In derselben Parochie starben von 100 Kindern der Gentry unter zehn Jahren nur 2 an Skropheln und ansteckenden Krankheiten, dagegen 26 unter den arbeitenden Klassen. Im Bezirk Islington beträgt die mittlere Lebensdauer für die höheren Klassen 39, für die Arbeiter 19 Jahre. Ganz entsprechende Verhältnisse zeigen

*) Wir brauchen wohl nicht zu erinnern, daß hier von Canning die Rede ist. Dieser Staatsmann war ein naher Verwandter Lord George Bentinck's, da er eine Schwester der Herzogin von Portland zur Frau hatte.

**) Observations sur les Classes ouvrières par M. Théodore Fix. 1re. Paris, Guillaumin.

in der Hauptstadt Belgiens. Brüssel, Hauptstadt von Belgien, Residenz, Provinz, Distrikt, Amtsbezirk, Kanton.

Es kann nach dieser Aufführung, wie es so scharfe Gegensätze, wie sie unsere Ueberlegungen bieten, sonst in solchen zu Tage treten, nicht leicht sein, als es hier der Fall ist. Wir haben es mit Begriffen zu thun, die sich in keiner Weise berühren, geschweige denn in einander übergehen. Und doch ist es möglich, daß sie in einem Satze zusammengefaßt werden. Wir brauchen nur den Begriff Belgien in einen Satz mit dem Begriffe Brüssel zu bringen, und wir haben einen Satz, der sich in keiner Weise von irgend einem andern Satze unterscheidet, der sich in keiner Weise von irgend einem andern Satze unterscheidet, der sich in keiner Weise von irgend einem andern Satze unterscheidet

bei. Sein eben so unermüdlicher als talentvoller Schüler, Professor Branting, hat unlängst einen ausführlicheren Bericht auf den Wunsch der französischen Regierung an dieselbe darüber erstattet, worin er die Gymnastik in vier Hauptfächer theilt: 1) Schul-Gymnastik, unser deutsches Turnen; (2 Kriegs-Gymnastik, worunter das Fechten mit Degen, Säbel und Bajonnett begriffen ist; 3) Kranken-Gymnastik, welche wir im Sommer nur allein sehen konnten und wo uns die Kranken in einem großen Saale selbst erzählten, daß sie von Brustleiden, hartnäckigen Rheumatismen, Unterleibsbeschwerden u. s. w., von anderen Aerzten aufgegeben, hier geheilt worden wären. — Auch König Oskar ist durch Herrn Professor Branting von einer Lähmung auf diesem gymnastischen Wege befreit worden. Herr Branting verwirft alle orthopädische Anstalten, selbst Bruchbänder, und heilt alle Uebel blos durch freie Bewegung. 4) Schönheits- und ästhetische Gymnastik, welche für Schauspieler, Bildhauer und Maler in das eigentliche Gebiet der schönen Kunst führt. Herr Branting hat Physiologie und Anatomie eifrig studirt und ist selbst im Schwimmen, Reiten, Fahren, Fechten u. s. w. äußerst gewandt. Außer der französischen Regierung hat auch die preußische dieser für das Wohl der Menschheit so wichtigen Anstalt ihre Aufmerksamkeit geschenkt und im vorigen Jahre zwei ausgezeichnete Offiziere, die Herren Rothstein und Techow, nach Stockholm zur Berichterstattung darüber gesendet. So dankbar dieses anzuerkennen ist, so wäre doch vielleicht noch zu wünschen gewesen, daß ein geschickter junger Arzt ihnen beigeordnet worden wäre.

3 — e.

Mannigfaltiges.

— Das Ausland über die Schleswig-Holsteinsche Frage. Mit Recht haben deutsche Blätter verschmäht, auf die gehässigen Artikel der Times über die deutsche Frage in den dänischen Herzogthümern irgend eine Antwort zu ertheilen, denn diese Artikel zeugen von einer so großen Unwissenheit in Allem, was internationales Recht und insbesondere auch die inneren Angelegenheiten Deutschlands betrifft, daß es sich selbst herabsetzen hieße, wenn man sich mit solchen noch nicht der Schulbank entwachsenen Politikern in einen Wortstreit einlassen wollte. Was französische Blätter, namentlich das Journal des Débats und La Presse, über die Sache gebracht, ist zwar auch von einem einseitigen Standpunkte aufgefaßt, aber die Verfasser haben doch wenigstens versucht, sich die deutsche Ansicht ebenfalls klar zu machen und dieselbe in ihrer Weise zu widerlegen. Ja, ein französischer Publizist kämpft gewissermaßen pro domo, wenn er den Deutschen das Recht bestreitet, Provinzen noch als die ihrigen zu betrachten, die ihnen zwar durch Abstammung, Sprache und (bis zur Zeit des westfälischen Friedens) gemeinsame Schicksale nahe verwandt sind, aber im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte vom deutschen Volkskörper losgerissen worden; wie jedoch ein englischer Publizist, der erst vor wenigen Jahren, nach dem Tode Wilhelm's IV., den Heimfall Hannovers an dessen erbberechtigte Agnaten erlebte, in dem Verlangen nach einem ganz gleichen Heimfalle von Schleswig-Holstein bei dem Aussterben der regierenden männlichen Linie nichts Anderes als die Sucht der Nord-Amerikaner zu finden vermag, die sich gern ihren ganzen Kontinent aneignen möchten, ist in der That unbegreiflich. Nur die engherzige Furcht vor möglichen Handelsnachtheilen, die England aus jener Eventualität erwachsen können, kann solchem Urtheil zum Grunde gelegt werden, wenn man dem Schreiber in der Times nicht geradezu allen gesunden Menschenverstand absprechen will.

Da sind doch die Franzosen, wenn auch nicht minder eigennützig, doch viel schlauer und politischer! Namentlich beweist dies ein Aufsatz in der Revue des deux Mondes vom 15. Sept. mit der Ueberschrift: „Dänische Frage", der Herrn Alex. Thomas zum Verfasser hat. Dieser stellt die Sachlage historisch ziemlich treu dar, aber er giebt der ganzen Rechtsfrage von Anfang an die Färbung, als handle es sich dabei hauptsächlich um die Bewahrung von Feudalrechten und um die Geltendmachung von Ansprüchen, die im Grunde nur auf den mit der Gegenwart in keinem Zusammenhange mehr stehenden Zeiten des Lehnswesens beruheten. Daher, meint er, die Theilnahme der deutschen Professoren, der germanischen Rechtslehrer auf den Universitäten, die nicht sowohl politische Betrachtungen, als Dissertationen über das historische Recht zum Besten gäben. Man sieht, Herr Thomas ist in Deutschland gewesen und kennt die Schlagwörter, um die man sich hier streitet. Er denkt, daß wenn die in 400 Exemplaren über dieses Land verbreitete Revue etwas dazu beiträge, daß man die Sache als eine bloße Parteifrage der historischen Rechtsschule ins Auge fasse, dann sich wohl auch die zahlreichen Gegner dieser Schule besinnen und in dem bisherigen Eifer nachlassen würden. „Wird denn Deutschland", sagt er, „Deutschland, das jetzt so wacker und ehrenvoll strebt, sich mit der Praxis der neueren Staats-Einrichtungen vertraut zu machen, niemals lernen, von der Vergangenheit das aufzugeben, was aufgegeben werden muß?" Zu dieser aufzugebenden Vergangenheit zählt unser Franzose natürlich ganz besonders, was die Deutschen einst besessen, jetzt aber in fremden Händen ist. Das mag seyn! Aber warum sollen die Deutschen darum auch ihre Zukunft preisgeben? Noch besitzen ja die Dänen nicht eigentlich, was sie sich durch offene Briefe zu inkorporiren wünschen, und daher ist es doch wohl nicht so ganz unrecht, diese Briefe den Absendern zurückzuschicken. Ein zweites Schlagwort, das Herr Thomas für sich auszubeuten versucht, ist nächst dem historischen Recht der deutsche Bundestag. Nichts, sagt er, kommt ihm seltsamer vor, als daß die Liberalen in Nord- und in Süd-Deutschland, die sonst eine so heilige Scheu vor den Diplomaten in Frankfurt hätten, jetzt mit einemmale diesen noch ein Recht mehr über die kleineren deutschen Staaten zuwenden wollten. Denn nirgends sey in der Bundes- oder Wiener Schluß-Akte zu finden, daß der Bundestag auch ein Tribunal zur Entscheidung von Erbfolgestreitigkeiten sey, die lediglich der Kompetenz der Landes-Souverainetät unterlägen. Allerdings berufe man sich auf Art. 26 jener Schluß-Akte, wonach der Bundestag ein deutsches Gebiet, in welchem die öffentliche Ruhe gestört sey, provisorisch kann besetzen lassen. „Aber", fügt Herr Thomas hinzu, „ist denn nicht gerade dieser Art. 26 der Zügel, mit dem die absoluten Kabinette die Entwickelung der deutschen Freiheiten zurückhalten? Und diesen Artikel will das konstitutionelle Deutschland jetzt für sich, für seine Ansprüche gegen Dänemark geltend machen? Fühlt es denn nicht, daß es auf diese Weise jedes Recht verliert, sich zu beklagen, wenn man es morgen selbst auf gleiche Weise behandelt?" — Damit noch nicht zufrieden, ruft Herr Thomas auch noch andere Schreckbilder zu Hülfe: z. B. den russischen Koloß, der ja eben so gut Ansprüche habe auf Schleswig-Holstein, wie die Herzoge von Augustenburg, und dem gegenüber doch wohl die Deutschen dafür sorgen sollten, daß die dänische Monarchie für untheilbar erklärt werde. Endlich aber sucht Herr Thomas auch noch den nicht zum Zollverein gehörenden Deutschen zu beweisen, daß es lediglich im Interesse desselben läge, Schleswig-Holstein von Dänemark abzulösen, und daß nach dieser Ablösung namentlich der Handel der Hansestädte sehr bedroht seyn würde. — Man sieht, daß Herr Thomas, wenn er noch kein Diplomat ist, die trefflichsten Anlagen dazu hat.

Uebrigens ist zu bemerken, daß unser Berichterstatter, der hier vielleicht die Gedanken der französischen Regierung ausspricht, zwar der dänischen Regierung einen Vorwurf daraus macht, daß sie in dem offenen Briefe die Erbfolge in Holstein einer künftigen Entscheidung vorbehält und somit allen Umtrieben Thür und Thor geöffnet habe, doch gerade in Bezug auf Holstein die Ansprüche der Agnaten vollständig anerkennt. Zur Ausgleichung aller Differenzen schlägt er vor, daß der König von Dänemark ein Parlament aus allen seinen Staaten zusammenberufen möge, um durch dasselbe die im J. 1660 veränderte Erbfolge abermals verändern zu lassen; was der Nationalwille im siebzehnten Jahrhundert gethan, das könne er mit noch größerem Fug im neunzehnten thun, wo es sich um das Wohl aller Unterthanen des Königs, der Dänen wie der Deutschen, handle. Ueberdies sey der Herzog von Augustenburg, als nächster Agnat, sicher ein besserer Däne als der Prinz Friedrich von Hessen, welcher Letztere allerdings auf irgend eine Weise abzufinden seyn möchte.

Bibliographischer Anzeiger.

In dem Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

MÉMOIRES D'UN MÉDECIN

par

Alexandre Dumas.

Vol. 1 à 4. In-8. Papier vélin. Prix du volume 15 Ngr.

Dieser die ganze neuere Zeit umfassende Roman von dem lebendigsten Interesse begreift in seiner ersten Abtheilung die Zeit von der Verheirathung Marie Antoinette's bis zum Jahre 1786; die zweite Abtheilung wird die Epoche von 1789—94, der Schluß die Zeiten des Direktoriums, des Kaiserreichs und der Restauration enthalten.

Eine schöne typographische Ausstattung empfiehlt diese Ausgabe; die Fortsetzung wird so schnell [illegible] als in Paris erscheint.

Féval, Le Fils du diable. Vol. 1 à 4. In-8. 2 Thlr.

Der 5. Band, mit welchem die Schluß-Lieferung dieses Romans beginnt, ist unter der Presse.

Montholon, Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. Papier vélin. 1 Thlr. 4 Ngr.

Diese schöne und billige Ausgabe enthält Alles, was bisher in Frankreich veröffentlicht ist, die ganze Geschichterzählung, so wie die Diktate des Kaisers, überhaupt Alles, was andere Ausgaben in mehreren Bänden zu liefern pflegen.

Thiers, Histoire de la révolution française. Nouvelle édition en 6 vols. Vol. 1 à 4. In-8. Papier vélin. Prix du vol. 1 Thlr.

Diese mit großer Sorgfalt veranstaltete und sehr wohlfeile Ausgabe dieses umfassenden Geschichtswerks enthält nicht blos sämmtliche „Notes et pièces justificatives" der neuesten Originalausgabe in 10 Bänden, sondern die hinzugefügten Marginalien geben zugleich den Inhalt jeder Seite an, und machen dadurch diese Ausgabe für die Lektüre wie dauernde Benutzung höchst bequem.

Früher erschienen in gleicher typographischer Ausstattung:

Dumas, La dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. 1845—46. 3 Thlr.
Sand, Indiana. 1 vol. In-8. 1846. 20 Ngr.
Molière, Oeuvres choisies. 2 vols. In-8. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.
Beaumont (Madame Leprince de), Le magasin des enfants. Revu et augmenté par Mad. Eugénie Foa. Nouvelle édition. In-8. 1846. 25 Ngr.

Jede neue Ausgabe einer seit fast einem Jahrhundert vielgelesenen Jugendschrift wird allen Lehrern der französischen Sprache wie Unterrichtsanstalten willkommen seyn.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 117. Berlin, Dienstag den 29. September 1846.

Dänemark.

Struensee.

Die erste Aufführung des gediegenen Trauerspiels „Struensee", von Michael Beer, die am 19. d. M. auf dem königlichen Theater in Berlin stattgefunden, hat zu den widersprechendsten Urtheilen über den Charakter des Mannes Anlaß gegeben, der der Held dieses Trauerspieles ist. In der „Allg. Preuß. Zeitung" ward von einem Rezensenten behauptet, Struensee sey wegen seiner moralischen Verworfenheit kein geeigneter Held der Tragödie, und Michael Beer habe daher zur Idealisirung seine Zuflucht nehmen müssen, wobei er indessen ins Lyrische, in ein poetisches Wort- und Bilderthum gerathen sey, das dem heutigen Publikum, welches nicht blos poetischen, sondern auch geschichtlichen Stoff, nicht blos einen idealisirten Liebeshandel, sondern auch eine in das wirkliche Leben eingreifende Handlung verlange, nicht mehr zusage. Dieses Verlangen des Publikums dahingestellt seyn lassend, können wir doch nicht zugeben, daß nicht auch Struensee ein in das Leben eingreifender historischer Charakter gewesen; hat er auch das Große, das er gewollt, nicht erreicht, weil seine Zeit für die Ideen, die ihn erfüllten und die seinen Untergang herbeiführten, noch nicht reif war, so ist er doch eben darum gerade ein um so passenderer Held für die Tragödie, wie denn auch der Umstand, daß wenige Jahre nach dem Tode Michael Beer's auch ein französischer Bühnendichter den Stoff behandelte, so wie daß in der neuesten Zeit der bühnenkundige Heinrich Laube ebenfalls einen „Struensee" schrieb, den Beweis liefert, daß die Geschichte dieses Mannes vorzugsweise zu dramatischer Behandlung derselben anlockt.

Die Geschichte des deutschen Arztes Struensee, der sich in kurzer Zeit zum Lenker der dänischen Monarchie emporschwang, bietet gerade jetzt, in dieser Zeit der dänisch-deutschen Konflikte, ein erhöhtes Interesse dar, weshalb wir hier einen Ueberblick derselben nach der in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten „Geschichte des Königreichs Dänemark" von C. F. Allen mittheilen wollen. Es ist freilich ein Irrthum, wenn man ähnliche Reibungen zwischen Dänen- und Deutschthum, wie sie heutzutage stattfinden, auch schon in jener Zeit voraussetzt: denn nicht weil er ein Deutscher, sondern weil er ein kühner Neuerer und obendrein ein Bürgerlicher war, wurde Struensee gehaßt und gestürzt. Ein deutscher Minister, der ältere Bernstorff, war es, den Struensee verdrängte; ein anderer Deutscher, Graf von Ranzau-Ascheberg, der am meisten zu seinem Sturze beitrug, und endlich war es wieder ein deutscher Minister, der noch jetzt in Dänemark in gesegnetem Andenken stehende Graf Andreas Peter Bernstorff, der, nachdem die Herrschaft der Königin-Mutter Juliane Marie und ihres Günstlings Ove Guldberg vorüber war, an die Spitze der dänischen Regierung gestellt wurde. Struensee hatte allerdings die deutsche Sprache auf Kosten der dänischen begünstigt, aber darin folgte er blos einem seit Jahrhunderten in Dänemark gegebenen Beispiele, und erst in neuerer Zeit trat dagegen eine Reaction der Dänen ein, die sich heutzutage bis auf die deutschen Herzogthümer erstreckt, wo sogar die zum deutschen Bundesheer gehörenden Truppen dänisch kommandirt werden. Allen sagt von dem Jahrhundert, das zwischen dem Erlasse des Königsgesetzes (1665) und der Thronbesteigung Christian's VII. (1766) lag: „Unter den Königen in diesem Zeitraume herrschte, mit Ausnahme Friedrich's IV., in höherem oder geringerem Grade am Hofe und in den höheren Ständen deutsche Sprache, deutscher Geist und Ton. Dieses Deutschthum, das unter Christian VI. seinen höchsten Gipfel erreichte, nahm unter Friedrich V. ab, obgleich das dänische Heer noch lange Zeit in deutscher Sprache kommandirt wurde." Die Sprache, die Christian VI. gewöhnlich redete und schrieb, war die deutsche; von den vielen Briefen, die man von ihm hat, sind die meisten in deutscher, einige wenige in französischer und nicht ein einziger in dänischer Sprache geschrieben. Unter Friedrich V. wurde unserem Klopstock von der dänischen Regierung eine Pension ausgesetzt, und in Kopenhagen fand er Muße, seinen Messias zu vollenden. Zu derselben Zeit wurden der berühmte deutsche Kanzelredner Cramer, die Naturforscher Oeder und Kratzenstein, ferner Joh. Elias Schlegel, Basedow u. A. nach Dänemark berufen und dort durch Belohnungen ausgezeichnet. Von einem Hasse der Deutschen, die zu jener Zeit allerdings weit davon entfernt waren, sich als eine gemeinsame Nation zu fühlen, und daher auch keine Eifersucht erregten, war also damals gar nicht die Rede.

Hören wir jedoch nun, wie der dänische Geschichtsschreiber die Schicksale Struensee's erzählt, der übrigens nicht der erste Premierminister Dänemarks war, der nach einem so außerordentlich raschen Emporsteigen einen so jähen Sturz gethan. Hundert Jahre vor ihm traf den Grafen von Griffenfeld (Peter Schuhmacher, Sohn eines Kopenhagener Weinhändlers), den Verf. des vielbesprochenen „Königsgesetzes", ein ganz ähnliches, noch weniger verdientes Geschick. Aus der nachfolgenden Darstellung ist leicht zu ersehen, daß Michael Beer die Geschichte Struensee's eben so treu als poetisch dargestellt, wenn er auch, was dem dramatischen Dichter gewiß freisteht, die nicht zu leugnenden Schwächen und Charakterflecken seines Helden bedeckt oder in ein milderes Licht gestellt hat:

„Der siebzehnjährige Jüngling Christian VII. bestieg im Anfange des Jahres 1766 den Thron seiner Väter und vermählte sich nicht lange nachher mit der sechzehnjährigen Karoline Mathilde, einer Schwester des Königs Georg's III. von England. Der Lehrer des Königs, der edle und uneigennützige Reverdil, erlangte vielen Einfluß auf seinen Zögling und benutzte denselben hauptsächlich zur Förderung der Bauernsache. Uebrigens wurden in den ersten Jahren bei der Staatsverwaltung dieselben Grundsätze wie unter der vorigen Regierung befolgt. Der ältere Bernstorff mußte von seinem Feinde, dem Grafen Danneskjold-Samsöe, einen schweren Angriff erdulden, vertheidigte sich aber so gut, daß er das volle Vertrauen des Königs wiedergewann. Nicht lange nachher erhielt Danneskjold-Samsöe einen sehr schmeichelhaften Brief von dem Könige, in welchem er aufgefordert ward, die Verwaltung des Seewesens und der Flotte, welche er unter Christian VI. in einen so vortrefflichen Stand gesetzt hatte, wiederum zu übernehmen. Diese Gnade dauerte indessen nur kurze Zeit; denn noch vor Ablauf eines Jahres erhielt Danneskjold-Samsöe in einem sehr harten Schreiben, worin ihm befohlen ward, Kopenhagen binnen drei Tagen zu verlassen, plötzlich seinen Abschied. Dieses Verfahren gegen einen Mann von so großen Verdiensten wird seinem Nachfolger in der Verwaltung der Flotte, Danneskjold-Laurvig, zugeschrieben, der selbst seinem Verwandten Danneskjold-Samsöe es zu verdanken hatte, daß er an den Hof zurückgekommen und die Gnade des Königs wiedergewonnen, die er früher durch begangene Fehler verscherzt hatte. Diesen Veränderungen folgten noch andere. General St. Germain wurde verabschiedet, Reverdil wurde in sein Vaterland, die Schweiz, zurückgeschickt, und Graf Holck gewann großen Einfluß, den er dazu benutzte, den jungen König zu Vergnügungen und Zerstreuungen zu verleiten und Kälte zwischen dem königlichen Ehepaar hervorzurufen.

Im Jahre 1769 unternahm der König eine Reise ins Ausland, die für den Staat von den wichtigsten Folgen wurde: denn auf derselben ward er mit Johann Friedrich Struensee, dem Sohne des General-Superintendenten in den Herzogthümern, damaligem Stadtphysikus in Altona, bekannt. Dieser folgte dem Könige als Leibarzt auf der Reise und wußte in dieser Stellung seine Tüchtigkeit und seine vielseitigen Kenntnisse geltend zu machen. Nach der Rückkehr setzte er sich in der Gunst des Königs und der Königin so fest, daß er bald den entschiedensten Einfluß auf die Verwaltung des Staates erlangte. Eines der Werkzeuge, dessen er sich zur Sicherung seiner Macht bediente, war Enevold Brandt, an dessen Umgang der König großes Behagen fand, der übrigens aber höchst unbedeutend war. Ein Mann stand indessen Struensee's Plänen im Wege, der alte, von dem ganzen Volke geachtete und um das Vaterland hoch verdiente Bernstorff, welcher jetzt in einer Reihe von 20 Jahren den wichtigsten Antheil an der Leitung der Staatsgeschäfte gehabt hatte. Mit Hülfe des Grafen Ranzau-Ascheberg, der anfangs Struensee unterstützte und ihn dem Könige zuerst empfohlen hatte, gelang es ihm, Bernstorff zu stürzen, und von diesem Tage, dem 13. September 1770 an, kann man eigentlich das Ministerium Struensee's datiren. Auf Bernstorff's Entfernung folgten noch mehrere durchgreifende Veränderungen. Das geheime Conseil, welches beinahe seit der Einführung der Souverainetät bestanden hatte und welches in diesem ganzen Zeitraume unter dem Vorsitz des Königs die letzte Entscheidung aller wichtigen Staats-Angelegenheiten gehabt hatte, wurde (am 27. Dezember 1770) gänzlich aufgehoben, und die Geheimenräthe Thott, Moltke, Reventlow und Rosenkranz erhielten ihren Abschied; gleiches Schicksal hatten schon früher Holck und Danneskjold-Laurvig gehabt. Auch Ranzau-Ascheberg, der sich nicht lange mit Struensee vertragen konnte, wurde verabschiedet und hernach Struensee's bitterster und gefährlichster Feind. Als auf diese Weise die älteren angesehenen Mitglieder der Regierung entfernt waren, war Struensee im Stande, den König ganz zu beherrschen und seine vielen Pläne zu Veränderungen in der Staatsverwaltung ins Werk zu setzen. Es wurde jetzt Gebrauch, „Kabinetsordres" zu erlassen, d. h. Befehle, die unmittelbar von dem Könige ausgingen und ins Werk ge-

ſetzt wurden, ohne daß der König die Kollegien deshalb befragte. Struenſee, welcher vom Leibarzt zum Etatsrath, hierauf zum Konferenzrath geſtiegen und endlich nebſt ſeinem Freunde Brandt in den Grafenſtand erhoben worden, wurde am 15. Juli 1771 zum Geheimen Kabinetsminiſter ernannt und erhielt dadurch zugleich eine Würde und eine Macht, wie man ſie nie zuvor in Dänemark gekannt hatte; denn von jetzt an ſollte jeder von Struenſee unterzeichnete Befehl dieſelbe Gültigkeit haben, als ob er von dem Könige ſelbſt unterzeichnet ſey.

Die Grundſätze, welche Struenſee, nachdem er die Gewalt in die Hände bekommen hatte, in der Regierung des Staates befolgte, hat er ſpäter ſelbſt als folgende angegeben: „In den hohen Regierungs-Kollegien ſollten durch Trennung der vielen verſchiedenartigen Geſchäfte, die in ihrem Bereiche lagen, größere Raſchheit, Ordnung und Einfachheit zuwege gebracht werden; für die Finanzen mußte ein feſter Plan entworfen, die verſchiedenen Zweige der Einnahmen und Ausgaben des Staates mußten einer gemeinſchaftlichen Verwaltung untergeordnet und alle möglichen Erſparniſſe zur Abbezahlung der Staatsſchuld eingeführt werden; die Rechtspflege ſollte durch Abſchaffung der ſogenannten ſcharfen Examination und durch eine zweckmäßigere Gerichtsverfaſſung verbeſſert werden; Fabriken und Manufakturen nicht auf Koſten des Staats unterhalten, ſondern dagegen der Landmann unterſtützt und dem Ackerbau aufgeholfen und alle Lieferungen von Naturalien in Geld-Abgaben verwandelt werden; die zu freigebige Vertheilung von Ehrenzeichen und Titeln, welche ehemals ſtattgefunden hatte, ſollte eingeſchränkt und Adlige bei der Beſetzung von Aemtern Bürgerlichen nicht vorgezogen werden, ſondern jene wie dieſe von unten auf dienen; endlich ſollte der Staat (dies war ſeine Anſicht) ſich nicht mit der Verbeſſerung der Sitten durch geſetzliche Vorſchriften und andere Vorkehrungen befaſſen, ſondern ſolches den Lehrern des Volks überlaſſen.“ Nach dieſen Grundſätzen handelte Struenſee in ſeinem Miniſterium, welches nur etwas über ein Jahr dauerte, und ſehr viel Gutes kam dadurch zu Stande, obgleich es demſelben auch nicht an Mißgriffen und offenbar verwerflichen Einrichtungen fehlte.

Faſt die ganze Form der Staatsverwaltung, welche ſeit 1660 beſtanden hatte, wurde verändert; denn außer der ſchon erwähnten Aufhebung des geheimen Conſeils, wurden die däniſche und die deutſche Kanzlei, die Rentekammer, die Zollkammer, das Kommerzkollegium, die Admiralität und das Generalpoſtamt aufgehoben und in Büreaus oder Departements mit einem einfachen und genau beſtimmten Geſchäftsgange verwandelt. Beſonders aber zog die Verwaltung der Finanzen, in der bisher große Unordnung geherrſcht hatte, die Aufmerkſamkeit Struenſee's auf ſich, und in dieſer wichtigen Angelegenheit fand er in Order und ſeinem einſichtsvollen Bruder, dem Juſtizrath (nachherigem preußiſchen Staatsminiſter) Struenſee, tüchtige Mitarbeiter. Es wurde ein Finanzkollegium errichtet, welches unter dem Vorſitz des ausgezeichnet tüchtigen und kenntnißreichen Grafen Adolf Ulrich Holſtein zu Holſteinburg die Verwaltung ſämmtlicher Einnahmen und Ausgaben des Staates haben ſollte, die früher unter die Zollkammer, die Rentkammer, das Kommerzkollegium, und andere Kollegien vertheilt geweſen war. Für die Verwaltung der Finanzen wurde ein beſtimmter Plan entworfen, Erſparungen wurden bei der Hofhaltung eingeführt, überflüſſige Bediente verabſchiedet und die Penſionsliſte vermindert. Der Sundzoll, welcher früher in die Privatkaſſe des Königs gefloſſen war, wurde der Staatskaſſe zugewendet, was ſchon einige Jahre früher mit dem Zoll des nördlichen Norwegens geſchehen war; an die Stelle dieſer und ähnlicher unbeſtimmten Einkünfte wurde eine beſtimmte Summe angewieſen, mit der die Ausgaben des Hofes beſtritten werden ſollten.

Hinſichtlich der Beſetzung der Aemter wurde es zur Regel gemacht, daß keine Dienſtboten oder Andere, die in perſönlichen Dienſten eines Herrn geſtanden hatten, zu Aemtern empfohlen werden durften, Etwas, wobei früher große Mißbräuche geherrſcht hatten. Gleich nachdem Struenſee bei dem Könige Einfluß gewonnen hatte, war (am 4. September 1770) ein Reſkript erlaſſen, worin der König es als ſeinen Entſchluß erklärte, hinfort bei der Ertheilung von Rang und Titeln eine ſtrenge Wahl beobachten zu wollen, damit ſie durch ihre Ertheilung an Unwürdige nicht ihre Bedeutung als Belohnung für wahre Verdienſte verlieren möchten. Zugleich wurde es den Kollegien jetzt auferlegt, für die Würdigkeit Derer verantwortlich zu ſeyn, welche ſie zur Begnadigung mit Ehrenzeichen empfahlen. Die geſammte Obrigkeit Kopenhagens erhielt eine ganz neue Einrichtung, nachdem ſämmtliche Mitglieder des früheren Magiſtrats abgeſetzt und der Rath der zweiunddreißig Männer aufgehoben war. An deren Stelle beſtand jetzt die Verwaltung aus dem obengenannten Grafen Ulrich Holſtein als Oberpräſidenten, vier anderen Beamten, vier Rathsherren und zwei Bürgerrepräſentanten, welche letztere ſechs Männer von den Bürgern gewählt und jährlich durch neue erſetzt werden ſollten; zugleich ſollte über die Einnahmen und Ausgaben der Stadt jährlich öffentlich Rechnung abgelegt werden. Dennoch muß man geſtehen, daß, wie richtig auch die Grundſätze waren, welche ſich in der Verordnung über die Veränderung in der Verwaltung von Kopenhagen ausſprachen, es doch dieſer ganzen Veranſtaltung an gehöriger Sicherheit fehlte, indem kein Wahlſyſtem beſtimmt wurde, nach welchem die Bürger jene Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung wählen konnten. Die Stadt erhielt zu gleicher Zeit einen neuen Polizeimeiſter, Bernemann, der binnen kurzem eine zuvor unbekannte Ordnung und Feſtigkeit in der Einrichtung des Polizeiweſens zuwege brachte; gleichzeitig wurde durch mehrere geſetzliche Beſtimmungen dafür geſorgt, daß die Polizei die Gränzen ihrer Macht nicht überſchritte, noch den Bürger in ſeiner geſetzmäßigen Thätigkeit ſtörte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die äußere Lage der arbeitenden Klaſſen.

(Schluß.)

Herr Fix glaubt nicht an ein fortdauerndes, abſolutes und ſteigendes Elend, ſondern an einen zeitweiſen und örtlichen Nothſtand und verſucht die Urſachen deſſelben aufzufinden. Die einen dieſer Urſachen ſind unabhängig von dem Arbeiter; es ſind die Zeiten vorübergehender oder dauernder Arbeitsloſigkeit, wenn Handelskriſen eintreten, neue Maſchinen eingeführt werden, oder Gewerbszweige zu Grunde gehen; die anderen hängen weſentlich vom Arbeiter ab; es ſind ſchlechte Aufführung, vorzeitige Ehen und Coalitionen. Gegen die Wirkungen jener Arbeitsloſigkeit giebt es keine anderen Mittel als Sparſamkeit, gegenſeitige Unterſtützungsgeſellſchaften, Wohlthätigkeits-Anſtalten und Hülfe von Staats wegen. Die Aſſociation verwirft Herr Fix als unverträglich mit dem Intereſſe der Arbeit und des Kapitals. Der Arbeiter kann ſich nicht auf gleichen Antheil am Gewinne und Verluſt einlaſſen, eben ſo wenig aber einen für alle Zeiten feſtſtehenden Lohn fordern, denn das wäre ungerecht und würde alle Gefahren auf Seite des Kapitales, alle Vortheile auf Seite der Arbeit bringen. Der Ertrag des Kapitals iſt bei der großen Konkurrenz ſo gering, daß er ohne Gefahr für die Production nicht noch mehr vermindert werden kann, denn von dem Augenblicke an wo das Kapital aufhören würde genügende Zinſen zu bringen, würde es verſchwinden um nicht wiederzukommen. Eine gewiſſe Aſſociation iſt jedoch möglich ohne Gefahr für beide Theile. Sie iſt unter anderen in zwei Pariſer Fabriken verſucht worden, wo die Arbeiter außer einem feſten Lohne, der dem in derſelben Induſtrie gegebenen mittleren Satze gleichkommt, von allen 8 pCt. überſteigenden Gewinnen 5 pCt. erhalten. Dieſe beiden Fabriken, die von Männern errichtet worden ſind, die aus Arbeitern Kapitaliſten geworden waren, erfreuen ſich des vortrefflichſten Gedeihens, ihre Erzeugniſſe ſind wegen ihrer Trefflichkeit geſucht und werden nach einem Preis-Courant verkauft. Das Innere dieſer Fabriken zeichnet ſich durch Ordnung, gewiſſenhafte Thätigkeit und väterliches Verhältniß zwiſchen Herren und Arbeitern aus. Freilich werden die Arbeiter auch nur nach vorgängiger Erkundigung über ihr bisheriges Verhalten und ihre Lebensweiſe aufgenommen und bilden demnach eine Muſterwerkſtatt.

Gegen die Uebel, welche den Arbeiter aus eigener Schuld treffen, müſſen Staat und Privatleute Schutzwehren aufſtellen, indem ſie den Arbeiter beſſern und bilden. In dieſem Sinne verlangt Herr Fix eine Veränderung im Syſteme des öffentlichen Unterrichts, welche in der Errichtung öffentlicher Gewerbſchulen beſtehen würde, in denen das für ein Gewerbe beſtimmte Kind nach ſeiner Entlaſſung aus der Elementarſchule eine ſeiner Neigung oder dem Wunſche ſeiner Aeltern entſprechende Handthierung lernen könnte. Auch Vorleſungen für Erwachſene ſollten im größeren Maßſtabe gehalten werden in beſonderen für die Arbeiter eingerichteten Räumlichkeiten, wo ſich auch eine aus paſſenden Werken beſtehende Bibliothek und ausdrücklich für ſie geſchriebene Zeitſchriften vorfinden müßten. Es giebt eine ſolche Einrichtung in London unter dem Namen Mechanics Institution, welche einen vortrefflichen Einfluß auf die Sittlichkeit und Bildung der Arbeiter ausübt. Solche Säle ließen ſich durch einen geringen Abzug vom Lohne herſtellen, mit welchem ſich dann die Freigebigkeit der Herren und der Regierung verbinden würden. Auch könnte man ſich einen vortrefflichen Gebrauch der Londoner Geſellſchaft für die Verbreitung nützlicher Kenntniſſe zum Muſter nehmen, welche unter Aufſicht ausgezeichneter Männer für die Arbeiter beſtimmte Abhandlungen und Zeitſchriften *) herausgiebt, aus denen ſie geſunde ſociale und ökonomiſche Grundſätze lernen und ſich mit unſeren politiſchen und adminiſtrativen Einrichtungen bekannt machen können.

Durch Coalitionen eine Verbeſſerung der äußeren Lage erzwingen zu wollen, iſt ein durchaus verfehltes Unternehmen. Herr Fix beweiſt an mehreren Beiſpielen, daß ſolche Verſuche allemal zum Schaden der Verbündeten ausfielen. Wir wollen hier nur, der Veranſchaulichung wegen, die Coalition der Baumwollenſpinner von Preſton während der Jahre 1836 und 37 anführen. Während ihrer Dauer wurden 170 Arbeiter wegen Trunkenheit und Ruheſtörung verhaftet, 12 wegen Thätlichkeiten eingeſperrt, 30 junge Frauen gaben ſich Preis und mehrere wurden ſpäter wegen Diebſtahls deportirt, 3 Arbeiter ſtarben aus Noth, in allen Familien wurden Kleidung und Hausrath verſetzt und 5000 Menſchen länger als ein Jahr allen Schrecken der Kälte und des Hungers Preis gegeben; alle Einlagen in die Sparkaſſe wurden zurückgezogen, die gegenſeitige Unterſtützungskaſſe ward erſchöpft, mehrere Handelsleute, die den Arbeitern viel geborgt hatten, gingen zu Grunde und der Handel der Stadt erhielt einen empfindlichen Stoß. Dennoch ward der Zweck der Coalition nicht im entfernteſten erreicht, die Arbeiter ſahen ſich genöthigt, bei herabgeſetzten Löhnen wieder einzutreten und eine große Anzahl ward überdies abgewieſen und mußte nothgedrungen auswandern.

Die Coalition der engliſchen Zimmerleute im Jahre 1846 hat eine neue und ſehr bedenkliche Erſcheinung hervorgerufen, eine Aſſociation der Herren oder Arbeitgeber (general association of masters), welche ſich über ganz England ausdehnen ſoll. Sie kann, wenn ſie nicht auf die Stimme der Billigkeit und Menſchlichkeit hört, weit gefährlicher werden als die Arbeiter-Coalitionen, da ſie die größere Macht, Bedingungen vorzuſchreiben, in der Hand hat. Ueberhaupt üben in allen induſtriellen Staaten unleugbar die Arbeitgeber gegenwärtig bereits ein fühlbares Uebergewicht in Beziehung auf die Feſtſtellung des Lohnes. Herr Fix wünſcht, daß die Regierung deshalb einſchreiten

*) Ein Muſter dieſer Art iſt der Working-Mans Companion, den Charles Knight jährlich herausgiebt.

möge, sagt aber nicht, in welchem Sinne und in welchen Gränzen. Wir unsererseits bezweifeln die Heilsamkeit eines unmittelbaren Eingreifens der Verwaltung in das Gewerbewesen. Die englische Gesetzgebung hat es versucht, und trotz großen Opfern wenig oder gar nichts ausgerichtet. Die Armentaxe lastet auf dem Lande mit jährlich 50 Millionen Thalern *), die Arbeitszeit in den Fabriken ist für Arbeiter von dreizehn bis achtzehn Jahren und für Frauen auf zwölf, für Kinder von 8—13 Jahren auf 6 Stunden abgekürzt, die nächtliche Arbeit für Arbeiter beiderlei Geschlechts unter 18 Jahren verboten, den Frauen und Mädchen die Arbeit in den Bergwerken untersagt worden; und dennoch haben diese verschiedenen Maßregeln keinen fühlbaren Erfolg gehabt. Dagegen hat die Regierung ein vortreffliches Werk gethan, indem sie durch unentgeltliche Verleihung oder billigen Verkauf von Ländereien die Auswanderung begünstigte; indem sie für Arbeiter wie für Herren das Associationsrecht von jeder Hemmniß befreite; indem sie neben den Sparkassen die löbliche Einrichtung unmittelbarer oder später eintretender Rente begründete; indem sie das Porto fast ganz abschaffte; und endlich, indem sie die Getraide-Einfuhr freigegeben hat.

Der französische Berichterstatter, Herr A. Legoyt, dem wir gefolgt sind, knüpft an seine Bemerkungen noch einige Vorschläge, die wir uns in Deutschland ebenfalls zu Herzen nehmen können. Er sagt: den Arbeitern stehen nur wenige Mittel für die Verbesserung ihrer Lage zu Gebote, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ehelosigkeit, Vermehrung der gegenseitigen Unterstützungsgesellschaften, und ersparende Verbindungen zur Bestreitung des Haushaltes. Die Regierung kann mehr thun, und sie muß mehr thun als z. B. in England, wo die reichen Klassen in der Regel die Initiative bei allen gemeinnützigen Schöpfungen ergreifen, während bei uns wegen der Zersplitterung der Kapitalien die Vereine gewöhnlich furchtsam auftreten und häufig erfolglos bleiben. Die Regierung könnte vor allen Dingen durch Commissionen, welche aus geachteten und kenntnißreichen Männern bestehen müßten, in allen bedeutenderen Fabrikorten genaue Untersuchungen über die Lage der arbeitenden Bevölkerung anstellen lassen. Wäre das geschehen und die Beschaffenheit und Ausdehnung des Uebels erforscht, so könnte sie untersuchen lassen, welche unter den ihr zu Gebote stehenden Mitteln zur Abhülfe am geeignetsten seyn möchten. Sie würde z. B. erwägen, ob es nicht möglich wäre, die Schlacht-, Mahl- und andere Verbrauchssteuern, wenn nicht aufzuheben, so doch zu ermäßigen und vorzugsweise von Verbrauchsgegenständen des Luxus zu erheben. Sie würde erwägen, ob sie nicht die freie Einfuhr von fremdem, wenigstens von magerem Vieh gestatten könnte und ob nicht auch die Steuer von anderen Verbrauchsgegenständen, sowohl an den Gränzen als im Innern, allmählich ohne erheblichen Nachtheil der Staatseinnahmen herabgesetzt werden könnte. Sie würde die Frage untersuchen über die Anlegung von Getraidemagazinen zum Besten der arbeitenden Klassen, über die Herabsetzung der Zinsen bei den Leihhäusern, über die Reform der Wohlthätigkeits-Anstalten und über ihre Einrichtung nach liberaleren Grundsätzen, über die Auswanderung nach Amerika u. s. w. Sie würde vorzugsweise auf die schleunige und umfassende Ausführung solcher Maßregeln denken, die dem Handel und Gewerbsbetriebe in größerem Maßstabe aufhelfen können: als auf die Eröffnung neuer Märkte und die Verbesserung der Kreditmittel. — In Frankreich lassen sich große Fortschritte in diesem Sinne von der nächsten Zukunft erwarten, denn das Ministerium hat es ziemlich deutlich ausgesprochen, daß nun, nachdem es vollständig befestigt ist, und Ruhe, Sicherheit und Vertrauen überall herrschen, die Zeit gekommen sey, den Sieg zu organisiren.

Sowohl Herrn Zir als Herrn Legoyt scheint es unbekannt geblieben zu seyn, daß bereits eine bedeutende Fabrikstadt existirt, in welcher durch Privatmittel alles geleistet worden ist, was irgend geschehen kann, um die Lage der Arbeiter günstig zu stellen. Der Ruhm, dieses vermeintliche Wunder in den Kreis der Möglichkeiten eingeführt zu haben, gebührt dem wegen seines Eigennutzes und seines Krämergeistes verschrieenen Nord-Amerika. Wir entnehmen die Schilderung jenes Ortes dem Buche des Herrn Friedr. von Raumer über die Vereinigten Staaten.

„Den 18ten", erzählt Friedrich von Raumer, „fuhren wir auf der Eisenbahn nach der ersten Fabrikstadt der Vereinigten Staaten, nach Lowell. Sie ist wieder eins von den amerikanischen Wundern, hervorgegangen durch Verstand, Thätigkeit, Ausdauer und Tugend, — Alles in einem Maße und Vereine, wie man sie sehr selten findet. Daß eine solche Stadt, mit so vielen tausend (1840 bereits 21,000) Einwohnern, binnen 22 Jahren geradehin aus Nichts emporwuchs, ist erstaunenswerth und ich kann nicht umhin zur Erläuterung wenigstens einige Ziffern mitzutheilen. Das Kapital der Fabrikgesellschaften beträgt 16 Millionen Thaler; 6144 Webestühle, 201,076 Spindeln, 1345 in den Fabriken beschäftigte Männer, 6295 Mädchen; wöchentlich verfertigt 1,425,000 Ellen baumwollen Zeug; jährlich verbraucht an 23 Millionen Pfund Baumwolle, 600,000 Bushel Kohlen; monatliches Lohn im Durchschnitt 225,000 Thaler u. s. w. So groß aber auch diese Quantitäten erscheinen, so finden sie sich doch auch anderswo; wogegen die preiswürdigsten Eigenthümlichkeiten Lowells in ihrer Art durchaus einzig sind. Wer da, der großartigen Entwickelung des Fabrikensystems gegenüber, alle die bekannten und vielbeklagten Schattenseiten desselben kennt, kann nicht ohne Sorge und Bangigkeit von den Fortschritten Lowells hören; — er muß es sehen, um sich zu überzeugen, daß die Einrichtungen Gottlob hier anders sind, und hoffentlich mit Gottes Hülfe bleiben werden. Zugleich mit den Häusern und Fabrikgebäuden entstanden Schulen und Kirchen, und, was noch wichtiger ist, Alle ohne Ausnahme, Unternehmer und Arbeiter waren und sind von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß ihr zeitiges Wohl Hand in Hand geht, und nur Sittlichkeit und Tugend dies zeitliche Wohl begründen und erhalten können. — Ich erwähne einige Einzelheiten, — deren viele erst ein Bild des Ganzen geben können. Nur eine sehr kleine Zahl der arbeitenden Mädchen sind aus der Stadt selbst; fast alle Uebrigen sind Töchter von Land-Eigenthümern in Neu-England. Sie werden gern von den Aeltern nach Lowell gesandt, und begeben sich selbst gern dahin; denn neben der Arbeit geht Erziehung her, zweckmäßige Verkehrungen bürgen für ihre Sitten, und zur Ersparung eines verhältnißmäßigen Kapitals sind hinreichende Mittel zur Hand. Wie ganz anders in Europa, wo der höchste Lohn, den der Unternehmer giebt, und geben kann, kaum hinreicht, um den Hunger zu stillen und die Blöße zu decken. Für 1¼ Dollar wöchentlich (1 Dollar ist etwa 1½ preußischer Thaler) erhalten sie in den Sammelhäusern (boarding houses) Wohnung, Nahrung und Wäsche. Außerdem steigt der wöchentliche Lohn (nach Maßgabe der Thätigkeit und Geschicklichkeit, von 1¼ bis 3 Dollars. Gewöhnlich besuchen die Mädchen im Laufe des Jahres einmal ihre Aeltern, kehren nach einem bis vier Jahren in den Kreis ihrer Familien zurück und werden als geübt, wohl erzogen und nicht unbemittelt, eher von den heiratslustigen Männern aufgesucht, denn vermieden. Unter funfzehn Lebensjahren wird keine in den Fabriken aufgenommen; jede, die sich schwerer Vergehen schuldig macht, aber sogleich entlassen und in keiner zweiten Fabrik angestellt. Diese Strenge erhält Achtung und gute Sitten. Den erwähnten Sammelhäusern stehen würdig bewährte Frauen vor, und die Einrichtungen und Zimmer, (deren ich mehrere sah), sind so reinlich, ja elegant, wie sie im Durchschnitt in Europa selten Bürgertöchter haben. Es fehlt an Gelegenheit, ja an der Möglichkeit, sich auf Abwege zu begeben; auch mögen die hiesigen Frauen und Mädchen von Natur weniger dazu getrieben werden. Gewiß treibt hier die Noth keine zu Ausschweifungen. Mehrere der Arbeiterinnen waren bereits Lehrerinnen in Schulen, oder kehren nach dem Sammeln eines kleinen Kapitals zu derselben Beschäftigung zurück. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß diejenigen Mädchen, welche fleißig die Schule besuchten, auch in den Fabriken raschere Fortschritte machen, und mehr verdienen als die Unerzogenen. Die gedruckten Schriften mehrerer Arbeiterinnen (die Lowell offerings) zeigen einen Grad von Bildung, von dem man in den europäischen Fabriken keinen Begriff hat; und wenn auch nur wenige auf dieser Höhe stehen mögen, rücken die Anderen doch nach, und benutzen die dargebotenen Büchersammlungen. Ja die Handwerker, die mechanics, haben sich hier ein Haus gebaut, und eine Lesebibliothek und ein Lesezimmer errichtet, wie es seither in Berlin, selbst von Schriftstellern und gebildeten Männern nicht zu Stande gebracht ward.

„Hin und wieder mag die natürliche Neigung der Mädchen sich zu putzen zu einzelnen übertriebenen Ausgaben führen; im Allgemeinen bleibt es erfreulich, daß sich nirgends Noth und Unreinlichkeit zeigt und Fratzen, Pariser Moden, die natürlichen Formen nicht entstellen. Ich sah in einer einzigen Fabrik (und so wiederholt es sich in allen) vielleicht mehr starke, blühende, hübsche Mädchen, als seither in ganz Amerika."

Es wird aber auch wohl kaum in irgend einem anderen Lande der Welt so reichlich und anständig zu öffentlichen Zwecken beigesteuert, als in Amerika. Herr von Raumer erzählt davon ein schlagendes Beispiel, welches wir hier noch zum Schlusse beifügen wollen, da es mehr beweist als eine dicke Abhandlung. „Das jetzt vortrefflich eingerichtete Athenäum in Boston brauchte früher größere Räume. Ich will euch (sagte der sehr reiche Herr P.) mein Haus schenken, wenn ihr ein zweites gleich großes dazu kaufen wollt. — Wird dankbar angenommen. — Später soll die Bibliothek vermehrt werden. Er unterschreibt 12,000 Thaler, unter der Bedingung, daß man eine zweite, gleich große Summe aufbringe. Die Unternehmer geben jetzt zu seinem Neffen. „Was hat", fragt dieser, „mein Onkel unterzeichnet?" — 12,000 Thaler! — Ich unterzeichne dieselbe Summe, wenn dann noch 24,000 Thaler gesammelt werden. — Auf diesem Wege kamen 64,000 Thaler zusammen."

*) Die Armentaxe hat nach den Parlaments-Akten von 1813—1844 eine Summe von 160,369,632 Pfund Sterling verzehrt.

Jules Janin über Plinius den Jüngeren und Quinctilian.

Jules Janin, der eingefleischte Feuilletonist und politische Freischütz, hat wieder einmal nach seiner wunderlichen Art einen romantischen Streifzug, diesmal ins römische Alterthum, unternommen. In der Lebensbeschreibung Plinius' des Jüngeren, die er uns in der Revue Nouvelle mittheilt, scheint er ein vollständiges Bild von den politischen Zuständen und den inneren Kulturverhältnissen nach den verschiedenen Stufen der Gesellschaft der damaligen römischen Welt entwerfen zu wollen. Wenigstens berührt er alle diese Gegenstände mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit. Indeß ist der Stoff, in eine höchstens encyklopädische Einheit gefaßt, seiner Vielfältigkeit und innerlichen Zusammenhangslosigkeit wegen schwer zu übersehen und eine Angabe des Inhalts deswegen so gut wie unmöglich, weil die Uebergänge, durch die der Verfasser den einen Gegenstand mit dem anderen hätte verknüpfen können, meistens ganz fehlen. Es hat diese Arbeit den Anschein, als sey sie ein aus verschiedenen Kollektaneen zusammengetragenes Material, das sich der Fremdartigkeit seiner verschiedenen Elemente wegen der organischen Verbindung zu einem Ganzen widersetzt hat. Eigenthümliche Auffassung des Alterthums, oder auch nur ein tieferes Eingehen in seinen Geist, haben wir überall vermißt; an dessen Stelle tritt auch hier das bei den Franzosen so beliebte emphatische Reflektiren, was sich nur mit allgemeinen panegyrisch-gehaltenen Redensarten begnügt. Es ist überhaupt ein tiefer, wie wir glauben, in der Verschiedenheit des National-Charakters selbst ge-

gründeter Unterschied, daß die Deutschen in der Bearbeitung eines wissenschaftlichen Gegenstandes nur darauf ihr Augenmerk richten, daß sie denselben so klar und tief wie möglich seinem eigentlichen inneren Wesen nach charakterisiren, wobei sie denn häufig außer Acht lassen, darauf hinzudeuten, von welcher Bedeutung derselbe für den Leser überhaupt sey; weil sie glauben, diese Reflexion von dem Inhalt auf die Form müsse sich unmittelbar von selbst ergeben, wenn ihre Bearbeitung anders ihren Zweck erfüllt habe, nämlich den Inhalt zu ergründen. Die Franzosen dagegen nehmen gerade umgekehrt diese Reflexion auf und halten sich gern in ihrer Darstellung bei jener formellen Hinweisung auf die Wichtigkeit auf, indem sie jedoch nicht selten darüber vergessen, dieselbe durch Ergründung des wesentlichen Inhalts zu rechtfertigen. Zuweilen lassen sie sich auch verführen, ihre allgemeinen Reflexionen in die Form von Superlativen zu kleiden, die über die Wahrheit weit hinausgehen. Unser Verfasser giebt davon einen Beweis, wenn er seine Abhandlung mit den Worten einleitet: „Die Römer haben uns Alles gelehrt, die Gesetze, die Politik, die Beredsamkeit, die Philosophie, die Poesie, alle Künste des Friedens und des Krieges. Neben allen Beispielen und Vorbildern haben sie alle Vorschriften gestellt ....“ In diesem Tone geht es eine Weile fort. Was wünscht nun der Verfasser? Sollen wir diese Lobeserhebungen wörtlich nehmen oder nicht? Vielleicht wird er uns antworten: „Dergleichen darf man nie wörtlich nehmen.“*) Es sind eben nur Lobeserhebungen.“ — Auch weiß ja jeder Tertianer, daß Rom fast alle seine Wissenschaften und Künste theils Griechenland, theils Etrurien und anderen Staaten verdankt, daß diese Herren der Welt weder von eigentlicher Philosophie noch von wahrhafter Poesie etwas gewußt, oder daß sie in beiden wenigstens nicht original, sondern nur verständige und häufig unverständige Nachahmer der Griechen gewesen sind. Wenn wir daher in jenen beiden Fächern nichts weiter wüßten, als was wir von den Römern gelernt, dann würde es bei uns herzlich schlecht damit aussehen. Wenn das aber so ist, was sollen denn jene Worte bedeuten? Etwa das Gegentheil? — — Wir haben uns bei dieser Kleinigkeit deswegen länger, als vielleicht nöthig scheint, aufgehalten, weil gerade in dieser der Uebertreibung zum Guten oder zum Schlimmen ausgesetzten Reflexionsmanier der Franzosen der Keim ihres Mißtrauens gegen die absolute Wahrheit irgend einer wissenschaftlichen Bearbeitung liegt. Es liegt den Franzosen so zu sagen in den Gliedern, zu denken, Alles, was gesagt oder geschrieben werde, sey es ein philosophisches System oder eine praktisch-wissenschaftliche Abhandlung, habe nur subjektive Bedeutung, also nur relative Wahrheit; der Eine denke dies, der Andere etwas Anderes; was aber eigentlich an der Sache Wahres sey, das sey unerforschlich. Aus dieser Art wissenschaftlicher Gesinnung ist es denn gekommen, daß selbst die tieferen unter ihren Denkern sich über den Glauben an die Macht jenes Götzen, zu dem die blinde Menge betet, nämlich der unmittelbaren Erfahrung und zufälligen Wirklichkeit, noch nicht erhoben haben. Der freie, konkrete Gedanke ist für sie Nichts, als was wir unter abstrakter, d. h. inhaltsloser, hohler Theorie verstehen, und das Philosophiren hat für sie kaum eine andere Bedeutung, als ein im steten Gegensatz zur derben Wahrheit befindliches Reflektiren und schönrednerisches Phantasiren in die blaue Luft hinein. Nicht um die Wahrheit ist's ihnen zu thun, denn an diese glauben sie im Grunde nicht, sondern um die Wahrscheinlichkeit, um das Für-Wahrhalten der beifallklatschenden Menge.

Mannigfaltiges.

— Englische Sitten auf der französischen Bühne. Wie man weiß, ist die genaue Kenntniß der Sitten und Gebräuche anderer Nationen gerade keine Haupttugend französischer Schriftsteller, und namentlich legen die auf den Pariser Theatern aufgeführten Bühnenstücke in dieser Beziehung eine ans Fabelhafte gränzende Naivetät an den Tag. Man sollte denken, daß die Herren Scribe, Dumas, Soulié und Compagnie zum wenigsten mit der Geschichte und den Zuständen ihrer nächsten Nachbarn, der Engländer, hinlänglich bekannt wären, um keine gar zu auffallende Schnitzer zu machen; aber Stücke wie „Richard Darlington“, „Marie Tudor“, „Ein Glas Wasser“ u. dergl. beweisen das Gegentheil. Den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht indessen ein fünfaktiges Drama, welches neulich unter dem Titel: Le Marché de Londres mit großem Erfolg im Theater Ambigu-Comique gegeben wurde und in der France Dramatique au 19ième Siècle (einer Sammlung der besten französischen Theaterstücke neuerer Zeit) abgedruckt ist. Die Ungereimtheiten, von denen es strotzt, sind in der That so handgreiflich, daß man versucht wird, das Ganze für eine Mystification zu halten, die der Verfasser seinem Publikum spielt, um die Leichtgläubigkeit desselben auf die Probe zu stellen. Die Handlung beginnt damit, daß ein Londoner Fabrikant, Lord Ashton, der bei Blackwood (Blackwall?) in der City wohnt, seine beiden Werkmeister, Richard und John Davis, wegen einiger von ihnen zu Stande gebrachten Verbesserungen im Maschinenwesen, als Theilnehmer in sein Geschäft aufnimmt und bei Anlaß dieser glücklichen Begebenheit seinen Arbeitern einen Feiertag gewährt, indem er einem Jeden 50 Lstr. — sage Funfzig Pfund Sterling, d. h. 340 Thaler — schenkt, um auf seine Gesundheit zu trinken! Dieser freigebige und hochadlige Fabrikant hat ein Mündel, Miß Lucy Stendhal, die er mit seinem nunmehrigen Associé Richard Davis verheiratet, der im Verlauf des Stückes Sir Davis, Parlaments-Mitglied und designirter Lord-Mayor von London wird, sich aber in einem Anfall von Eifersucht entschließt, seine Gemahlin — nach der in England bei Lord-Mayors und Parlaments-Mitgliedern so gangbaren Sitte — auf öffentlichem Markte an den Meistbietenden zu versteigern. Der Markt — in London ist nämlich nur ein Markt! — ist mit Zuschauern gefüllt (was sehr natürlich ist), und Seine Lordschaft in spe führt die Dame, einen Strick um den Hals, auf den Platz, wo er sie als eine femme adultère feilbietet. Nichtsdestoweniger macht ein Verehrer der Lady, ein gewisser Sir Mortimer, der auch zuweilen Lord Mortimer heißt, das sehr noble Gebot von 1000 Pfund Sterling; man will sie ihm zuschlagen, da ruft plötzlich eine Stimme: Funfzig tausend Guineen! „Die Thurmuhr von Smithfield schlägt drei; ein in Schwarz gekleideter Mann stellt sich zwischen Sir Richard und Lady Davis und berührt sie mit seinem Stabe“, wodurch die Scheidung gesetzlich vollzogen wird! Im fünften Akte klären sich, wie gewöhnlich, alle kleinen Mißverständnisse auf; der Käufer, ein Herr Parry (ohne Zunamen) aus Kalkutta, ist der Bruder der Lady Davis, und da selbst in England ein Bruder seine Schwester nicht heiraten darf, wenn er sie auch in ehrlicher Auction erstanden, so wird der Handel rückgängig, und der Lord-Mayor, von der Unschuld seiner Gattin überzeugt, nimmt sich vor, ihr öffentliche Genugthuung zu geben, wie er sie öffentlich entehrt hat. Dieses geschieht an seinem Installirungsfeste, womit das Stück schließt und welches folgendermaßen beschrieben wird: Die Bühne stellt den Tages-Anbruch vor. Zwei Nachtwächter-Patrouillen (deux patrouilles de watchmen) begegnen sich und geben einander flüsternd die Losung, worauf sie mit dem Ruf: Sechs Uhr! Es ist Tag! abgehen. (NB. Das Installirungsfest des Lord-Mayors — Lord Mayor's Day — wird am 9. November gefeiert) Trompetenschall und Kanonendonner; das Volk schreit: Hier ist er! Hier ist er! Richard tritt auf (früh um 6 Uhr und noch dazu an einem nebligen Morgen, wie eine von den handelnden Personen zur Charakterisirung des englischen Klima's bemerkt!) zu Fuß in seinem Lord-Mayors-Kostüm, Lucy an der Hand führend und gefolgt von seiner ganzen Familie, den Aldermen und den Mitgliedern des Unterhauses. In demselben Augenblick nähert sich von der Londoner Brücke der königliche Hofstaat (um 6 Uhr an einem nebligen November-Morgen!) mit Herolden an der Spitze. Die Königin erscheint, das Volk ruft: Es lebe die Königin! Es lebe der neue Lord-Mayor! und so endet das Drama en cinq actes et huit tableaux, genannt Le Marché de Londres. Nach diesen Proben von den Lokalkenntnissen des Verfassers wird man sich nicht wundern, wenn er den St. James-Park für einen Wald nach Art des Bois de Boulogne hält, der von der fashionablen Welt als Duellplatz benutzt wird — wenn er seine Lords und Baronets sich in einem City-Wirthshause bei einer Pfeife und einer Kanne Bier versammeln läßt, und wenn er Smithfield in einen Fruchtmarkt verwandelt und als einen unbedeckten Raum darstellt, wo die Marktleute (wie in Berlin) unter dem Schutze ihrer Regenschirme kauern. Solche Züge reichen hin, um den echten Pariser badaud zu bezeichnen, der nie über seine Barrièren hinausgekommen ist und vor dessen Einbildungskraft der Montblanc und der Montmartre, der Sklavenmarkt von Konstantinopel und der Marché des Innocens sich in gleichen Farben ausmalen.

*) Wollten wir uns die Mühe geben, die Lebensbeschreibung Plinius' des Jüngeren in Rücksicht auf ihre historische Zuverlässigkeit kritisch zu betrachten, so würden wir manche andere Dinge darin finden, die nur aus jenem Prinzip des Nicht-Wörtlichnehmen-Dürfens erklärt werden können. Daß dergleichen prosaische Licenzen bei Herrn Jules Janin nicht zu den Seltenheiten gehören, beweist ein Kuriosum, das wir neulich in einem Blatte lasen und das wir eben seiner Kuriosität wegen hier mittheilen wollen. Bei Gelegenheit der Aufführung der „Charlotte“, eines nach dem Goethe'schen „Werther“ bearbeiteten französischen Drama's, gab Janin im Journal des Débats dazu folgenden historischen Kommentar: Werther hätte sich zur Zeit der ersten Regungen der französischen Revolution in Frankreich, und zwar als Schüler Diderot's und der Encyklopädisten, befunden; da ihm der Muth gefehlt, an den Bewegungen Theil zu nehmen, so sey er als ein echter Biedermann über den Rhein zurückgegangen, habe seine Pfeife geraucht und sich in dem Augenblick erschossen, wo eine Stunde vor der französischen Revolution das deutsche Volk durch die kraftvollen Klänge seines großen Dichters Körner aus der erschlaffenden Sentimentalität geweckt worden sey.

Bibliographischer Anzeiger.

Preisherabsetzungen.

Alle Freunde der Literatur werden aufmerksam gemacht, daß eine große Anzahl interessanter und wichtiger Werke, schönwissenschaftlichen, historischen und wissenschaftlichen Inhalts, aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig

zu bedeutend herabgesetzten Preisen

zu beziehen sind. Das Verzeichniß dieser Artikel ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Diese Preisermäßigungen gelten bis 31. Dez. d. J., und nach Ablauf dieses Termins treten die früheren Ladenpreise wieder ein. Bei einer Auswahl von 10 Thlr. wird noch ein Rabatt von 10% bewilligt.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 118. Berlin, Donnerstag den 1. Oktober 1846.

Polen.

Ueber die Russomanie im Großherzogthum Posen, in Galizien und in dem Aufsatze des Germano-Polonus in diesen Blättern. *)

Der augenscheinlich wohlmeinende Verfasser des Aufsatzes: „Ein Wort über den letzten polnischen Aufstand" lenkt die Aufmerksamkeit des Polen- und Geschichtsfreundes besonders auf zwei dort berührte Punkte, auf die angebliche Russomanie der Polen, und auf den Widerspruch, den sich die deutsche Theilnahme für jenes Volk seit 1831 zu Schulden kommen ließ. Wir wollen beide Punkte trennen, wie sich's gebührt, und sie einer ruhigen Prüfung unterwerfen.

Die Russomanie der Polen im Großherzogthume wird von unserem Germano-Polonus zwar als eine schmerzerregende Verirrung beklagt, aber sie wird von ihm fest geglaubt und mit exegetischer Vorliebe erläutert, allein Glauben und Kommentar ist an den Gegenstand verschwendet und des Beklagens ist er kaum würdig. Die Russomanie, heißt es, greife wirklich um sich, aber die von derselben befangene Partei verdiene unser Bedauern und nicht unsere Verurtheilung, da sie sich auf Ueberzeugung stützt. Alle Polen unter Rußland vereinigt, würden in ihrer Sprache und Nationalität, da die Russen ja ebenfalls Slawen sind, nicht so gefährdet seyn, wie „durch das gänzlich contraire germanische Element, und müßten, wenn ihre Zeit gekommen, durch Einheit gestärkt, sich mit Leichtigkeit von der russischen Fessel befreien; ja sie würden dies unter dem Schutze der Eifersucht Deutschlands, das durch die Einverleibung des ganzen Polens in den russischen Koloß gegen den östlichen Nachbar noch gereizter und feindseliger werden müßte ....." Soll man einer solchen hyperscharfsinnigen Politik aber denn wirklich die Ehre des Namens Sophistik gönnen? Zu beklagen wären die Polen allerdings, wenn in ihrem Gehirn solche Meinungen Platz greifen könnten! Polen erscheint nach dieser polnisch-staatsmännischen Combination wie eine Frau, die von drei Liebhabern belagert wird und, um sich aus ihrer Hand zu retten, sich dem verhaßtesten in die Arme wirft, in der Hoffnung, die Nebenbuhler würden ihn schon einmal aus Neid und Eifersucht erwürgen, und sie, die Schöne, werde während des Kampfes entschlüpfen und als große und starke Frau allen dreien trotzbieten. Und was wird denn der verhaßte Liebhaber mit der falschen Frau machen, die sich ihm blos, um ihn zu verderben, ergiebt? Wird er sie erstarken lassen, oder wird er sie durch Arbeitslast so niederdrücken, daß ihr das Gelüste und die Kraft zur Untreue und Flucht vergeht? Wenn ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland wegen Polens ausbricht, so fällt Polen den Siegern anheim; Sieger werden in solchem Kriege nothwendig die Deutschen seyn, denen Rußland seinen Frieden durch die Hingabe seiner polnischen Provinzen abkaufen muß. Daß Polen gerade unter russischer Herrschaft erstarken sollte, wird Keiner behaupten wollen, der Land und Leute kennt, und umgekehrt verschmelzen sich zwei an Sprache und Sitten ähnliche Völker viel eher zu einem einzigen, wie Völker entgegengesetzter Nationalität. Die Italiäner behalten Oesterreich gegenüber ihre Nationalität; sie würden dies weniger thun, wenn sie längere Zeit von Frankreich oder Spanien beherrscht seyn würden. Wundern muß man sich auch, warum die von den Vortheilen einer russischen Alleinherrschaft so sehr überzeugten Männer erst nach so vielen Jahren zu solcher Ueberzeugung gelangten; die Gelegenheit, solche Betrachtungen anzustellen, bot sich ja seit dem Wiener Kongresse unaufhörlich dar. Wundern muß man sich ferner, daß die Leute, welche von der neu erfundenen Russomanie sprechen, so wenig Gewicht auf den Unterschied der russomanischen Stände legen und uns nicht sagen, ob beim Edelmann, Bürger oder Bauer die Liebe zum russischen Scepter wärmer ist, denn schwerlich wird der Wärmegrad bei allen dreien gleich seyn.

Indessen, wer des Pudels wahren Kern zu sehen wünscht, dem rathen wir, der angeblichen Russomanie mit unserer Hülfe einen anderen Gesichtspunkt abzugewinnen. Auch ohne unsere Hülfe wird es Vielen leicht werden, den wahren Gesichtspunkt zu treffen, wenn sie nur den Stand und die Traditionen der Erfinder jener Russomanie mit unbefangener Einsicht prüfen. Wer sind die Russenwüthigen? Die Geistlichen sind es nicht, sie fürchten den Pangräcismus hinter dem Panslawismus; die Bürger sind es nicht, sie haben zu wohl die bürgerliche Menschwerdung unter preußischem Schutze gefühlt, als daß sie dahin gehen sollten, wo der Bürgerstand noch das Ziel der Knute des Bojaren und Beamten ist; die Bauern sind es am wenigsten, sie werden nicht aus dem Stande der Freiheit in den Stand der Leibeigenschaft zurücktreten wollen. Wer sind also denn die zärtlichen Freunde Rußlands im Großherzogthume? Es sind Edelleute! Wir sagen nicht, die Edelleute, denn es giebt wirklich schon viele unter ihnen, welche allen Hoffnungen auf ein Polenthum, wie es vor hundert Jahren war, entsagen, die sogar eine plötzliche Rückkehr der alten Verfassung in einen Zustand des Widerspruchs mit ihrer Bildung, ihren kosmopolitischen Ansichten und Rechtsbegriffen versetzen würde; aber es giebt auch recht viele, welche aus der langen Schule der Verirrungen und Strafen nur ein trotziges Festhalten an unwiederbringlichen Anmaßungen und an Dünkel von Machtfülle, die zum Heile von Millionen gebrochen ist, mitgebracht haben. Diese Herren sind es, welche mit Schmerz und Rachegefühl die Auferstehung des seit Jahrhunderten todten Bauern, die Menschwerdung des seit Jahrhunderten geknechteten Bürgers sehen, und für sie ist jetzt Rußland das gelobte Land geworden, wo freilich die neuesten Ukase zur Verbesserung der Lage des Bauern etwas ungelegen kommen, wo aber doch noch Kastenrechte genug übrig bleiben, um ein woiwodliches Gemüth über den Untergang der goldenen Aera der Republik einigermaßen zu trösten. Diese Leute haben nach und nach die großartigsten Gedanken und erhabensten Gefühle, welche von Besseren im Volke geweckt worden waren, schlau benutzt und zu ihren selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht, Nationalität, Patriotismus, Freiheit, Emancipation flossen honigsüß aus ihrem Munde, um die guten Polen zu bewaffnen und zu betrügen; jetzt, da alle die schönen Verheißungen erschöpft sind, wie das Vertrauen des Volkes zu deren Urhebern, sucht man den Mantel der panslawischen Liebe über die Mängel der Rechtlichkeit und über die wahre Absicht zu decken, und aus dem Schatze der überflüssigen Verdienste wegen der neuen Weisheit, die, wie wir oben gesehen haben, so unfehlbar Polen zu einem erstarkten Ganzen und endlich frei machen werden, nimmt man sich Ablaß für vergangene und für kommende Sünden. Nicht „wohl ausgesonnen, Pater Lamormain u. s. w." Daß es unter gebildeten polnischen Bürgern auch einige Bethörte giebt, welche, in Verzweiflung an der Rettung des von ihnen wirklich geliebten Vaterlands, Genugthuung in jener Russomanie finden, wollen wir gern glauben, sie benutzen sie wenigstens zum Schreckbilde für manchen furchtsamen Deutschen, für den Deutschen, den zu hassen ja Pflicht und national ist; allein die Masse des polnischen Volkes, Klerus, Bauer, Bürger und selbst Adel hat jenen russenliebhaberischen Hang gleich bei seiner ersten Aeußerung für eine lächerliche Lüge erkannt. Rußland selber wird sich für die neuen Freunde schönstens bedanken, die ihm ihre Freundschaft unter so zärtlichen Absichten zuführen, und nimmt es sie auf, so wird es wahrscheinlich suchen das Gift aus der Tunika der Dejanira erst auszutreiben, ehe es sie an seinen Staatskörper legt; es wird gewiß suchen, die neuen Getreuen nicht für die beabsichtigte Wiederherstellung Polens zu erziehen.

Der zweite Punkt, welchen Germano-Polonus zum Gegenstande der Besprechung und zugleich des bitteren Vorwurfs macht, ist das Verhältniß der deutschen Stimmung dem neuesten Befreiungs-Versuch der Polen gegenüber. „Warum", sagt er, „hat denn aber die deutsche Presse den letzten Aufstands-Versuch so ganz anders beurtheilt, als den von 1830—31, warum haben selbst die polenfreundlichen Blätter sich gegen die polnischen Patrioten gewendet?" Die Antwort ist ganz einfach, die Deutschen denken jetzt anders als im Jahre 1831, weil sie gerade durch die Handlungen jenes Jahres mit Bewunderung, Abscheu und Verachtung zugleich gegen die Polen erfüllt worden sind, weil gerade die Geschichte jenes Jahres den traurigsten Beweis geführt hat, daß, wie groß auch die ritterliche Tapferkeit der Edelleute und ihrer Anhänger seyn mochte, doch die Parteisucht und Selbstsucht noch größer war, und daß für das tragische Wort Kosciusko's „Finis Poloniae!" erst dann ein „Finis" eintreten werde, wenn die Polen unter die disziplinarische Zuchtruthe eines großen Generals vom Auslande her gebracht werden. Das Jahr 1831 hat uns belehrt, wie unwürdig und wie unzuverlässig die polnische Politik und der Begriff des wahren Patriotismus an der Weichsel ist, und die Polen im Exil haben nicht aufgehört, das Mistrauen ihrer deutschen Freunde zu vermehren. Die edelsten deutschen Männer haben

„With one auspicious, and one dropping eye"

auf so viel Heldenmuth und so viel Lasterhaftigkeit in derselben Nation zugleich gesehen; die Feinde Polens haben triumphirend darauf hingewiesen, daß Polen für die Freiheit nicht reif, oder überreif faul ist; und die große Masse der Liberalen aller Klassen endlich klagen Polen als den leichtfertigen Selbstmörder der eigenen Freiheit und den Zerstörer der Hoffnungen auf eine europäische Freiheit an, ihm schreiben sie die Schuld zu, daß die Morgenröthe des

*) Vgl. Nr. 113 des Magazins.

Heils, welche im Juli-Frankreich aufgegangen war und mit so vielem Taumel begrüßt wurde, im Anfange ihres Kreislaufes aufgehalten und hinter finstere Wolken gebannt wurde; Polen wird von ihnen dafür verantwortlich gemacht, daß der Selbstherrscher im Osten ohne Opposition geblieben und der Selbstherrscher im Westen der Opposition nicht in die Hände gefallen ist; Polen wird auch von ihnen dafür verantwortlich gemacht, daß es in Deutschland noch uneingeschränkte monarchische Verfassungen giebt, und daß sich daselbst hin und wieder noch Zustände geltend machen, welche näher zu beschreiben die Censur vielleicht nicht erlauben würde. Wir theilen die Grundsätze dieser Liberalen nicht, und deshalb wollen wir versuchen, in möglichster Gedrängtheit diese Grundsätze hier aufzuführen, damit es scharfsinnigen Männern Gelegenheit giebt, dieselben schlagend zu widerlegen. Wir selber müssen gestehen, daß leider unser eigener Scharfsinn nicht bis zum Ziele einer gründlichen Widerlegung gelangen kann. (Schluß folgt.)

Dänemark.

Struensee.

(Schluß.)

Die Rechtspflege in Kopenhagen war bisher durch sechs bis sieben verschiedene Gerichte ausgeübt worden, was außer anderen Unbequemlichkeiten große Kosten verursachte und die schnelle Förderung des Rechtes durch die beständigen Streitigkeiten verhinderte, welche sich in Betreff des Gerichtsstandes erhoben. Diesen Unbequemlichkeiten wurde durch die Aufhebung der vielen Gerichte und durch die Einrichtung des Hof- und Stadtgerichts abgeholfen, von dem alle Rechtssachen, die in Kopenhagen vorfielen, ohne Rücksicht auf den Rang und Stand der Betheiligten, entschieden werden sollten. Dies war eine von den wenigen Einrichtungen Struensee's, welche wegen ihres einleuchtenden Nutzens unter dem folgenden Ministerium beibehalten wurde. Ein nicht so günstiges Schicksal hatte eine andere eben so preiswürdige Veranstaltung Struensee's, nämlich die Abschaffung der sogenannten scharfen Examination mit der Karbatsche, mit der Peitsche und ähnlichen Mitteln, um dem Angeklagten ein Geständniß abzupressen. Hierüber heißt es in der Verordnung vom 30. Dezember 1771: „daß der König lieber wolle, daß ein Schuldiger frei ausgehen, als daß ein Unschuldiger so behandelt werden solle, weswegen dergleichen Zwangsmittel in Zukunft gänzlich verboten seyn sollten, da der Angeklagte allein durch Zeugen und durch das Zusammentreffen der Umstände überführt werden müsse."

Das Wohl des Bauernstandes und die Lösung der drückenden Fesseln, welche auf demselben lastete, hatte Christian VII., von dem Augenblicke an als er den Thron bestieg, am Herzen gelegen. In dem ersten Jahre seiner Regierung verlieh er den Bauern im Amte Kopenhagen Dienstfreiheit und überließ ihnen ihre Höfe als Eigenthum, und nicht lange nachher erklärte er, daß es seine Absicht sey, dem ganzen Bauernstande die Freiheit zu verschaffen, in welchem schönen Beschlusse er von seinem Lehrer und Freunde, dem edlen Reverdil, bestärkt ward. Es wurde jetzt eine Landwesens-Kommission niedergesetzt, in der Reverdil und Stampe Sitz erhielten und deren Bestrebungen hauptsächlich auf die Aufhebung des Heimatzwanges, die Abschaffung des Hofdienstes und die allgemeine Einführung des freien Eigenthums abzielten. Allein Reverdil verlor kurz nachher die Gunst des Königs und wurde aus Dänemark entfernt, und nachdem die Geheimenräthe Schack, Schimmelmann und Moltke in die in ein Landwesens-Kollegium umgeänderte Kommission eingetreten waren, nahm die Sache eine solche Wendung, als ob es nicht so sehr auf das persönliche Rechtsverhältniß der Bauern als auf die Verbesserung des Ackerbaues ankomme. In dieser letzteren Hinsicht erschienen auch mehrere nützliche Verordnungen, namentlich die über die Aufhebung der Gemeinweiden (vom 29. Juli 1769); doch diese Veranstaltung begegnete so vielen Schwierigkeiten, daß eben nicht viel ausgerichtet wurde. Auch den Hofdienst suchte man von einem unbestimmten in einen bestimmten umzuändern; die Bestimmung aber wurde den Gutsherrn allein überlassen! Zu dieser Zeit schrieb Oeder sein berühmtes „Bedenken, wie dem Bauernstande in Dänemark Freiheit und Eigenthum verschafft werden kann"; doch diese Schrift fand bei den Machthabern keinen Beifall. Als indessen Struensee, welcher das Verderbliche der Fessel einsah, die auf dem Bauernstande lastete, an die Spitze der Regierung gekommen war, folgten hierauf kräftige Maßregeln. Das Landwesens-Kollegium wurde jetzt wieder in eine Kommission umgeändert, zu welcher Oeder gezogen ward, und am 20. Februar 1771 erschien die für den Bauernstand so günstige Verordnung, durch welche der Hofdienst auf dieselbe Weise wie die übrigen Lasten des Bauern, nämlich nach dem Hartkorn, bestimmt ward, und mehrere Bestimmungen festgesetzt wurden, um die Bauern gegen Beeinträchtigungen zu sichern. Demnächst ward den Pachtbauern, welche freie Selbsteigenthümer wurden, eine Anleihe aus der königlichen Kasse zugesagt, und die Verlegung der Höfe aus den Dörfern auf die Felder hinaus suchte man durch die Ertheilung von Belohnungen an die Ausbauer zu befördern. Die Kommission reichte hierauf einen Vorschlag zur Aufhebung des Heimatzwanges ein; mittlerweile wurde aber Struensee gestürzt, und die neuen Machthaber huldigten anderen Ansichten über die bäuerlichen Verhältnisse.

Zur Förderung des Fabrikfleißes und der Betriebsamkeit geschah unter Struensee ein wichtiger Schritt durch die Einberufung der mährischen Brüder, welche sich Christiansfelde erbauten und durch ihren Fleiß und ihre Betriebsamkeit den neuen Ort bald zu einem der wichtigsten Fabrikörter Dänemarks machten.

Die Universität, deren verfallener Zustand und veraltete Einrichtung Struensee's scharfem Blicke nicht entgingen, wurde auch ein Gegenstand seiner Thätigkeit. Bei den Reformen in den Universitäts-Einrichtungen benutzte er den einsichtsvollen und gelehrten Drontheimischen Bischof Gunnerus, welcher nicht allein einen Plan zu der Umgestaltung der Kopenhagener Universität ausarbeitete, der voll von lichten Gedanken und vortrefflichen Vorschlägen war, sondern zugleich den Entwurf zur Errichtung einer Universität in Norwegen einreichte. Beide Pläne wurden unter dem Guldbergschen Ministerium bei Seite gelegt, und erst unter Friedrich VI. erreichten die Norweger ihren sehnlichen Wunsch, eine eigene Universität zu erhalten. Mit der Ritter-Akademie zu Sorõe ging die Veränderung vor sich, daß jetzt auch Bürgerlichen der Zutritt gestattet wurde, was ihnen bisher, der in Holberg's letztem Willen ausgesprochenen Bestimmung zuwider, nicht gestattet worden war.

Eine der wohlthätigsten Maßregeln unter Struensee, welche selbst die Schriftsteller, die ihn am härtesten beurtheilt haben, zu rühmen nicht unterlassen konnten, war die Einführung der Preßfreiheit. Am 14. September 1770, einen Tag nach der Verabschiedung Bernstorff's, wurde an die Universität, an sämmtliche Bischöfe und den Oberhofmeister der Akademie in Sorõe, welche damals die Censur handhabten, ein königliches Reskript gesandt, worin es heißt: „Da wir indessen finden, daß es der unparteiischen Untersuchung der Wahrheit eben so nachtheilig, als der Entdeckung verjährter Irrthümer und Vorurtheile hinderlich sey, wenn redlich gesinnete, um das allgemeine Wohl und wahre Beste ihrer Mitbürger bemühte Patrioten durch Ansehen, Befehle und vorgefaßte Meinungen abgeschreckt und behindert werden, nach Einsicht, Gewissen und Ueberzeugung frei zu schreiben, Mißbräuche anzugreifen und Vorurtheile aufzudecken; so haben Wir in diesem Betracht und nach reifer Ueberlegung beschlossen, in Unseren Reichen und Ländern überhaupt eine uneingeschränkte Freiheit der Presse solchergestalt zu gestatten, daß von nun an Niemand schuldig und verbunden seyn solle, seine Bücher und Schriften, die er dem Drucke übergeben will, der bisher verordneten und hierdurch gänzlich aufgehobenen Censur und Approbation zu unterwerfen." Diese Verordnung, wozu am 7. Oktober 1771 noch die Bestimmung kam, daß ein Jeder vor Gericht zu vertheidigen verpflichtet seyn solle, was er öffentlich geschrieben, wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen: Friedrich Lütken brauchte jetzt nicht mehr seine patriotischen Schriften, ehe sie ans Licht traten, verstümmeln zu lassen, und Langebek durfte ohne Furcht vor Strafe die Früchte seiner tiefen historischen Forschungen veröffentlichen. Nicht blos in Dänemark, sondern im ganzen civilisirten Europa erweckte diese Preßfreiheits-Verordnung eine freudige Ueberraschung; Voltaire übersandte dem jungen Könige ein Gedicht, in welchem er ihm dazu Glück wünschte, der Welt gezeigt zu haben, daß die Preßfreiheit, welche man bisher für ein ausschließliches Vorrecht freier Staaten gehalten, auch in einem Lande mit unumschränkter monarchischer Verfassung gedeihen könne. Die Preßfreiheit wirkte mit einer belebenden Kraft auf die Literatur und gab den ersten Stoß zur Entwickelung der Fülle und des Reichthums, sowohl in der Wissenschaft als in der Dichtkunst, den die dänische Literatur später entfaltete und wovon ihr Zustand vor 1770 Nichts ahnen ließ. Daß zwischen dem Weizen auch Unkraut hervorkeimte, daß unter der zu jener Zeit herrschenden politischen Gährung Mißbrauch der noch ungewohnten Freiheit neben dem richtigen Gebrauche stattfand, war nicht zu verwundern und verwirrte keinen Verständigen in seinem Urtheil über den Nutzen und die wohlthätigen Folgen der Preßfreiheit.

Während diese und mehrere ähnliche Einrichtungen mit großem Beifall, wenigstens von den Aufgeklärten und Einsichtsvollen, aufgenommen wurden, gab es andere Veranstaltungen Struensee's, hauptsächlich hinsichtlich der Kirche und der Sitten, die einer entschiedenen und allgemeinen Mißbilligung in der öffentlichen Meinung begegneten, ungeachtet einige derselben gut und lobenswerth, andere der Art waren, daß weder für noch gegen sie viel gesagt werden konnte. Allein Struensee war als ein Gottesleugner und als ein Mensch von ruchlosen Grundsätzen bekannt, was natürlich bewirkte, daß Alles, was er mit Rücksicht auf Religion und Sitten unternahm, mit Haß und Mißtrauen aufgenommen wurde, was auch in einzelnen seiner Maßregeln, die geradezu auf Untergrabung der Sittlichkeit berechnet zu seyn schienen, nur zu sehr seine Rechtfertigung fand. Eine große Menge von Feiertagen wurde entweder ganz und gar abgeschafft oder auf den nächsten Sonntag verlegt, „weil sie mehr zum Müßiggang und zum Laster als zu wahrer Gottesverehrung angewendet würden"; Kopenhagens Thore wurden sowohl während des Gottesdienstes als in der Nacht geöffnet; Haustaufen wurden erlaubt, und zwischen ehelich und unehelich Geborenen durfte weder im kirchlichen noch im bürgerlichen Leben ein Unterschied gemacht werden; die bisher geltenden Verbote gegen Heiraten unter Verwandten wurden bedeutend eingeschränkt, und Geldstrafen für Unzucht wurden gänzlich aufgehoben. Um der Verschwendung zu steuern, die bei Begräbnissen gebräuchlich war, wurde befohlen, daß die Leichen vor 6 Uhr des Morgens oder, wie es später abgeändert ward, vor 9 Uhr des Morgens beerdigt werden sollten, und man gedachte das Begraben auf den Kirchhöfen innerhalb der Städte gänzlich zu verbieten. Diese Veranstaltungen konnten nur Anstoß geben, weil sie mit den Sitten und der Denkungsart damaliger Zeit in Widerspruch standen; aber noch mehr fühlten Viele ihr religiöses und sittliches Gefühl dadurch gekränkt, daß die Kapelle bei dem Friedrichs-Hospitale und die Kirche zu Sölleröd in Krankenstuben für ekelhafte Krankheiten verwandelt wurden, und daß Friedrich's IV. fromme Stiftung, das Waisenhaus, aufgehoben und die dort befindliche Kirche geschlossen ward. Das größte Aergerniß erweckte indessen die Verordnung für die Herzogthümer vom 28. Juni 1771, wodurch es Personen, welche mit einander Ehebruch begangen hatten, gestattet wurde, nach dem Tode des ersten Gatten oder nach

erlangter Scheidung eine eheliche Verbindung zu schließen. Neben allem diesem wurde eine Menge von Belustigungen und früher unbekannten Zerstreuungen durch festliche Aufzüge, Wettrennen, Bälle, Konzerte, Maskeraden, bisweilen mit freiem Zutritt für Jeden, der daran Theil nehmen wollte, eingeführt; dänische, französische und italiänische Schauspiele wurden nicht blos an Wochentagen, sondern auch am Sonntage und an heiligen Abenden gegeben. Der Rosenburger Garten, welcher früher geschlossen gewesen, wurde Allen geöffnet und am Abend prächtig mit Lampen erleuchtet und mit Zelten angefüllt, wo Hazardspiele gegen Erlegung einer Abgabe an die von Struensee errichtete Stiftung für Findelkinder erlaubt wurden. Hierüber äußerte man sich mit Bitterkeit, daß Struensee durch Spielsucht die Unzucht zu nähren suche und durch eine Fluth von Belustigungen das sittliche Gefühl des Volkes zu betäuben und die Aufmerksamkeit desselben von den politischen Veränderungen, die inzwischen vor sich gingen, abzulenken trachte. Auch die, Sittlichkeit, bürgerliches Glück und Wohlstand untergrabende Zahlenlotterie hat Struensee durch die Verordnung vom 12. Januar 1771 zuerst in Dänemark eingeführt.

Nach und nach begannen indessen die Zeichen einer heimlichen Gährung und eines steigenden Mißvergnügens bei dem Volke sich zu äußern, welche Struensee's Herrschaft mit einem schnellen Ende bedrohten. Alle, welche es mit Religion und Sittlichkeit ernstlich meinten, sahen in ihm einen geschworenen Feind beider, und selbst seine besten Veranstaltungen mußten ihm nothwendigerweise ein Heer von Feinden verschaffen; denn sie wurden alle plötzlich und gewaltsam eingeführt. Hochverdiente Beamte wurden, ohne daß sie ein Verbrechen begangen, ohne Urtheil und Recht abgesetzt und erhielten oft gar keine oder auch eine höchst unbedeutende Pension. Die entfernteren nützlichen Folgen seiner Einrichtungen erkannten nur die Wenigsten; aber Alle fühlten den Druck des gegenwärtigen Uebels. Der ganze Adel war im Harnisch gegen einen Mann, der, selbst von bürgerlicher Herkunft, oft erklärt und mehrmals durch die That bewiesen hatte, daß er Adligen keinen Vorzug vor Bürgerlichen gab, sondern eher diese jenen vorzog, und der sogar darauf bedacht war, die Privilegien des höheren Adels einzuschränken. Durch die Aufhebung des Kopenhagener Magistrats und des Rathes der zweiunddreißig Männer machte er sich eine große Zahl der angesehensten und vermögendsten Familien der Hauptstadt zu seinen erklärten Widersachern. Durch die Freigebung der Presse hatte er allen seinen geheimen und offenbaren Feinden eine gefährliche Waffe in die Hände gegeben, welche sie nicht unbenutzt ließen: in Blättern und Flugschriften regneten täglich die giftigsten und gehässigsten Aeußerungen auf ihn herab. Das stets steigende Mißvergnügen fand reichliche Nahrung in dem Hohne, den Struensee gegen die Landessprache zeigte. Alle königliche Befehle wurden in deutscher Sprache ausgefertigt und alle königliche Kollegien mußten ihre Vorstellungen in dieser Sprache abfassen, die dänische Kanzlei ausgenommen, welche das Recht erhielt, das Dänische beizubehalten, dem aber stets ein Auszug in deutscher Sprache beigegeben werden mußte. Wenn Jemand Etwas bei der Regierung nachsuchte, so durfte er nicht erwarten, daß sein Gesuch gelesen wurde, wenn es nicht in deutscher Sprache abgefaßt war, weshalb man die Leute in Kopenhagen umherlaufen sah, um sich eine deutsche Uebersetzung ihres Gesuches zu verschaffen. Erweckte eine solche Verachtung der Sprache einen tiefempfundenen Unwillen bei Allen, die nicht gegen Vaterland und Nationalität gleichgültig waren, so mußte derselbe durch die unwürdige Art nothwendig gesteigert werden, mit welcher Brandt, wie man sagte, den König behandelte, in dessen Person sich die ganze Nation gekränkt fühlte. Die gährende Erbitterung gab sich durch mehrere Tumulte und aufrührerische Bewegungen kund. Eine Anzahl norwegischer Matrosen, denen der Sold vorenthalten worden war, und die Zimmerleute auf dem Holm zogen bewaffnet nach Hirschholm hinaus, wo der Hof sich aufhielt; später, als die Leibwache aufgelöst werden sollte, setzte sich dieses aus lauter Inländern bestehende Corps zu blutiger Gegenwehr und zog nach Friedrichsberg hinaus, Struensee und seine Anhänger mit Tod und Untergang bedrohend. Nur durch schwache Nachgiebigkeit gegen die Empörer wurden diese Unruhen für einen Augenblick gedämpft. Struensee suchte sich jetzt durch Gewalt zu behaupten; die Wälle von Kopenhagen wurden mit mehr Kanonen besetzt, im Zeughause wurden mit Kartätschen geladene Kanonen gehalten, das Christiansburger Schloß wurde mit starken Wachen umgeben, und wenn die königlichen Herrschaften ausfuhren, waren die Wagen von großen Reiterschaaren umgeben und der Zug ging in fliegendem Galopp durch die Straßen der Stadt, als ob man einen Ueberfall befürchtete. Alle diese Anstalten waren indessen vergebens. Bei dem Aufstande der Leibwache soll Struensee Zeichen von Muthlosigkeit gegeben und Vorbereitungen zur Flucht aus dem Lande gemacht haben: dies machte seine Feinde kühner. An der Spitze derselben standen die verwittwete Königin Juliane Marie und ihr Sohn, der Erbprinz Friedrich, ein Stiefbruder des Königs, welche gänzlich von dem Könige entfernt worden waren und außerdem sich persönlich von Struensee beleidigt glaubten. Ove Guldberg, welcher früher Professor in Soröe gewesen und jetzt der Lehrer des Erbprinzen war, brachte zwischen Ranzau-Ascheberg, Otto Thott, Osten, General Eichstädt und Oberst Köller-Banner ein Verbindung zu Stande, Struensee zu stürzen und sich seiner Person zu bemächtigen. Einige Regimenter, welche den Dienst als Leibwache verrichteten, waren von Köller-Banner gewonnen und sicherten die Theilnehmer vor Gefahr. Den Verschwornen gelang es, den sicheren Struensee nebst seinen bedeutendsten Anhängern am 17. Januar 1772, früh Morgens nach einem Hofballe, zu überrumpeln und zu verhaften. Der Kopenhagener Pöbel jubelte über Struensee's Sturz und beging im Freudentaumel allerlei Unfug und einige Gewaltthätigkeiten, während zugleich Blätter und Schriften wetteiferten, den gestürzten Minister mit Verhöhnungen und Schmähungen zu überhäufen. Es wurde sogleich ein Prozeß gegen Struensee vor einer gemischten Kommission eingeleitet, welche zwar größtentheils aus Mitgliedern des höchsten Gerichts bestand, in der aber doch auch Andere, unter ihnen Guldberg selbst, Sitz erhielten. Diese verurtheilte Struensee und Brandt, Ehre, Leben und Gut verwirkt zu haben, ihre gräflichen Wappen sollten von dem Scharfrichter zerbrochen, ihnen zuerst lebendig die Hand, hierauf der Kopf abgehauen, der Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt und der Kopf auf den Pfahl gesteckt werden, welches barbarische Urtheil auch am 28. April 1772 auf dem Osterfelde vor Kopenhagen vollzogen wurde. Die junge, unglückliche Königin Karoline Mathilde wurde in Struensee's Sturz verwickelt, zuerst nach Kronburg und hierauf, nachdem ihre Ehe mit dem Könige aufgehoben war, nach Celle gebracht, wo sie drei Jahre unter Ausübung stiller Wohlthätigkeit gegen die Armen und Kranken dieser Stadt verlebte. Sie starb am 10. Mai 1775 in einem Alter von 24 Jahren, ihre Unschuld noch in der Todesstunde betheuernd.

Struensee ist ein warnendes Beispiel, daß die Sitten, die Denkungsart und die Meinungen eines Volkes sich nicht beleidigen oder gewaltsam verändern und die Sprache desselben sich nicht ungestraft verhöhnen lassen. Er besaß ausgezeichnete Geistesgaben, einen scharfen Blick für die Mängel der Staatsverwaltung, und die Abhülfe derselben war das Ziel, welches er bei seinen meisten Veränderungen vor Augen hatte. Allein es mangelte ihm der sittliche Ernst und die sittliche Reinheit, die eben so wenig bei dem Staatsmanne wie bei dem Privatmanne fehlen dürfen, wenn irgend dauerhaft Gutes zu Stande gebracht werden soll."

Frankreich.

Aphorismen über die Geschichte der Medizin.

Die Medizin ist sicher eine der ältesten Wissenschaften der Welt. Man kann sagen, daß ihr Anfang bis auf die ersten Zeitalter der Geschichte zurückgeht, da sie aus dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, der sich eben so stark in den Wilden der Wüste wie in den Bewohnern der Städte, in dem Armen wie in dem Reichen, in dem Philosophen wie in dem Unwissenden, unter dem Nordpol wie unter der Gluth des Aequators äußert, entsprungen ist. Die Menschen, welche die Medizin gesucht und gefunden haben, sagt Hippokrates, gehorchten denselben Ideen und folgten demselben Wege wie diejenigen, welche die Menschen aus dem Zustande thierischer Wildheit zur Ordnung und Kultur des Lebens erhoben. Die Beobachtung lenkte ihre ersten Schritte, indem sie sie über den Unterschied der guten Dinge, die sie benutzen, von den schlimmen, deren sie sich enthalten mußten, belehrte. Wiederholte Erfahrung bildete die Basis, auf der sich die Heilkunst gründete, die zuerst innerhalb der Familie von ihrem natürlichen Oberhaupt ausgeübt wurde, da dieses alle wichtigsten Functionen in sich vereinigte. Lange Zeit verging, ehe die zerstreuten Erfahrungen zu einem geordneten Ganzen vereinigt wurden, aus dem man allgemeinere Gesetze abstrahiren konnte. Sobald indeß die Völker sich unter regelmäßigen Regierungsformen zu Staaten formten, mußte sich die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers auch auf die öffentlichen Gesundheitsverhältnisse richten. Die ältesten Gesetzbücher bieten uns fast sämmtlich eine lange Reihe die Gesundheit betreffender Bestimmungen dar, deren Beobachtung mehr oder weniger eng mit der Ausübung des Religionskultus verknüpft war, ohne Zweifel um ihnen ein Ansehen zu verschaffen, dessen sich das Gesetz durch gewöhnliche Strafmittel nicht bemächtigen konnte. Die Ausübung der Arzneikunde ging auf diese Weise in die Hände der Priester über, die daraus eine wichtige Quelle zur Vergrößerung ihres Einflusses machten, zu welchem Zweck sie dieselbe mit einer Menge auf den Aberglauben der Menge berechneter Gebräuche überluden, woran der ganze Erfolg der Mittel geknüpft wurde, deren Eigenschaften sie durch geheime Untersuchungen entdeckt hatten. Mit dem Fortschreiten der allgemeinen Bildung wurde die Arzneikunde eine von Laien geübte Kunst, und einige Männer von Geist machten durch die Vereinigung aller bereits zu Tage geförderten Erfahrungen und durch die Hinzufügung ihrer eigenen Beobachtungen den Versuch, aus ihnen einen besonderen Lehrgegenstand zu bilden, indem sie aus der Fülle der einzelnen Thatsachen allgemeine Prinzipien abstrahirten, nach denen sie die praktische Behandlung der verschiedenen Krankheiten einrichteten. Zuerst Hippokrates, später Galen trugen auf diese Weise sehr viel zur Entwickelung der Kunst bei. Aber bald entsprang aus jener Methode, zu systematisiren, der Gegensatz, in den sich alle Geistesrichtungen der menschlichen Intelligenz zerspalten, der Widerspruch zwischen der Theorie und der Praxis. Die Philosophen verließen den langen und holprigen Fußsteig der Erfahrung, da sie auf den Flügeln der von der sinnlichen Wahrnehmung sich lossagenden Intelligenz schneller und in geraderer Linie zum Ziele zu gelangen glaubten. Die Gewißheit und Unveränderlichkeit mathematischer Verhältnisse; die Größe und Schönheit der Grundsätze der Sittlichkeit und der Naturreligion; bewundernswürdige Entdeckungen, auf die sich die ganze soziale Ordnung gründete, welche man als die Frucht der reinen Verstandesbegriffe betrachtete: dies waren die Gründe, auf die man sich stützte, um die Vernachlässigung der Beobachtung zu rechtfertigen und mit Hülfe der rein geistigen Anschauung die Gesetze aufzusuchen, die in den physischen Erscheinungen walteten.

Andererseits warfen sich die Anhänger der Praxis, erschreckt über die Folgen, zu denen jener Weg führen konnte, mehr und mehr dem Empirismus in die Arme, der sich aber leider von jedem philosophischen Gesichtspunkt fern hielt. Beide Richtungen mußten gleicherweise zu traurigen Irrthümern

führen; einerseits zu ausschweifenden Träumereien, andererseits zu Vorurtheilen, die durch die unmittelbare Anwendung einer unwissenschaftlichen Praxis noch gefährlicher wurden. So kam man im Mittelalter dazu, aus der Medizin eine geheime Wissenschaft zu machen, die Männer wie Agrippa und Paracelsus mit der Astrologie, Magie und Alchimie vermischten, so daß es ferner unmöglich war, in dieses Labyrinth irgend eine logische Ordnung zu bringen. Indeß sind die Arbeiten des menschlichen Geistes niemals ganz unfruchtbar. Wenn er sich in der Verfolgung eines Scheinbildes verliert, so führt ihn sein Eifer häufig zu kostbaren und ungeahnten Entdeckungen. Als zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften ihm durch die Rückkehr zu der gesunden Methode der auf das Raisonnement gestützten Beobachtung ein neuer Aufschwung gegeben war, so fand er sich reich an Schätzen der Erfahrung, die er nur aus der Hülle fratzenhafter Mysterien und nichtssagender Formeln zu befreien hatte. Die Mißgriffe der Theorie hatten den Verstand wenigstens in den tiefsten Speculationen geübt, und die planlosen Versuche der Praxis hatten eine beträchtliche Menge von Thatsachen aufgehäuft, denen nichts fehlte als die Ordnung, Vergleichung und Aufklärung durch das Licht philosophischer Begründung.

Zwar waren jene beiden Extreme nicht völlig zu einer Einheit verschmolzen; sondern die Einen behaupteten, daß die Basis aller Arzneikunde in der Bestimmung der nächsten Ursache, des Prinzips des Lebens und des Krankheitsstoffes beruhe; die Anderen weihten sich mehr der Beobachtung, die sie als die einzig sichere Grundlage der Wissenschaft und den zuverlässigsten Führer in der Entwickelung derselben betrachteten. Allein diese beiden Richtungen waren nicht mehr in einem inneren Gegensatz begriffen. Zwischen ihnen erhob sich eine Schule, deren Ziel in der Vereinigung beider, in der Durchdringung der Theorie und der Praxis, bestand. Diese letztere Doktrin, welche vom Verfasser der Geschichte der Medizin, Dr. Renouard, empirischer Methodismus genannt wird, scheint in der neueren Zeit über die einseitigen Systeme den Sieg davonzutragen. Renouard sieht ihren endlichen Triumph als gesichert an. „So begriffen und entwickelt", sagt er, „ist der Empirismus das einzige unter allen Systemen, das hinreichende Gründe für die Regeln der Heilkunst darbietet und auf alle Zweige der Arzneikunde und selbst auf die sekundären Gebiete ihre volle Anwendung findet; das einzige mit einem Wort, das die Lösung jenes so lange von Baglivi und anderen berühmten Aerzten gesuchten Hauptproblems giebt, die Einheit und Harmonie der Theorie mit der Praxis, der Vernunft mit der Erfahrung. Dies System raubt allerdings dem Geiste eine Menge von Illusionen, die unserer Eitelkeit schmeicheln und daher der fortwährenden Entwickelung der Wissenschaft Hindernisse in den Weg legen; aber man muß bedenken, daß Täuschungen in einer Wissenschaft, wie die der Medizin ist, niemals unerheblich und unschädlich sind. Zu allen Zeiten haben sie viel Schlimmes bewirkt, denn sie schaden der Verbreitung der Aufklärung weit mehr, als der Zweifel und die Unwissenheit."

Mannigfaltiges.

— Der Prinz und der Steckbrief. Die Flucht des karlistischen Prinzen, Grafen von Montemolin, aus der französischen Stadt Bourges, wo er unter Aufsicht der Polizei stand, ist in unseren an politischen Thatsachen glücklicherweise armen Tagen für die Zeitungsschreiber und noch mehr für die Börsenritter vom Orden pour la baisse ein sehr glückliches Ereigniß. Henry ist (bürgerlich) todt, der „offene Brief" ist schon so von Hand zu Hand gegangen, daß bald kein ganzes Stückchen mehr daran seyn wird, und wir mußten uns mit etwas Rupp begnügen und mit der Historie von den zwei Rittern bei Köln am Rhein, die auch, wie echte deutsche Ritter, den „offenen Brief" oder die offenen Briefe verfolgten, aber das Schicksal des Midas zu haben scheinen, daß Alles, was sie berühren, Gold wird. Da ist endlich der Sohn des Don Carlos so königlich gesinnt, Tausenden von Menschen lange Zeit Beschäftigung zu geben. Welche Fülle von Glückseligkeit für die Presse aller Länder, welches Saatfeld von Erfindungen für Korrespondenten und Spekulanten! Man hat sich allgemein gefragt, woher der neue Prätendent die Mittel zur Schilderhebung und zu einem Kriege hernehmen wolle, aber man hat vergessen, daß seine Agenten von einer spekulativen deutschen Zeitung allein und von einigen Börsentäuschern *) vorher schon große Summen erhoben haben, als Antheil am sicheren Gewinne des Unternehmens, selbst wenn es politisch scheitern sollte.

Es ist vielleicht das erste Mal, daß ein Prinz mit Steckbriefen verfolgt wird, wie es von den französischen Behörden gegen den Sohn des Don Carlos geschehen ist. Es könnte dies als ein Fortschritt der menschlichen Gleichheit betrachtet werden, als ein Beweis, wie auch der im Purpur geborene Fürst keinen Standpunkt mehr außerhalb dem Bereiche des Arms der Gerechtigkeit einnehme. Allein wir müßten ernstlich fragen: Ist denn der Prinz ein Verbrecher? Hat er etwa ein Buch nachgedruckt, wie J. H. **), oder wie * statt des Briefwechsels einer Dame ihre Wechselbriefe ergriffen? Warum hat man den Prinzen Ludwig Bonaparte bei seiner Flucht nicht verfolgt? Letzterer war, so wie die Herzogin von Berry, ein Staatsverbrecher, man hat aber weder diese bei ihrem Eindringen in Frankreich, noch jenen, als er es verließ, durch die Nachsendung von Steckbriefen herabgewürdigt, und wir glauben, die französische Regierung hat noch weniger, oder eben so wenig Recht, den Grafen von Montemolin in dieser infamirenden Weise zu verfolgen. Jedenfalls wäre es hinreichend gewesen, den Behörden das Signalement des Entflohenen zu übermachen, anstatt es der Oeffentlichkeit zu übergeben, da, nach unserer Meinung, sich schwerlich Privatleute finden dürften, die sich beeilen, ihn im Betretungsfalle zu denunziren. Gehen wir aber an die Beschreibung der Persönlichkeit näher heran, so glauben wir eine geheime und zwar sehr schlaue Absicht in der Maßnahme der französischen Behörde zu finden, aber zugleich auch einen Beweis, daß die Regierung das Ereigniß für ernster hält, als das Journal des Débats es glauben machen will. Die Beschreibung der Person des spanischen Prinzen ist von der Art, daß das französische Witzblatt Corsaire Satan sagt, die Polizei werde nun jeden Kater anhalten. Man wollte dadurch aber, daß man ihn für einen Richard III., für eine Art von Kaliban ausgiebt, in der öffentlichen Meinung verderben! Kleine Statur, krumme Beine, Augen, die schielen und nur das Weiße zeigen, und solcher Empfehlungen mehr, werden nicht nur ungünstigen Eindruck auf Königin Isabella, Prinzessin Luisa und viele andere Frauen in Spanien machen, sondern sind auch geeignet, selbst bei Männern von kalter Besonnenheit einer Captatio benevolentiae wenig Eingang zu verschaffen. Denn die äußeren Vorzüge der Persönlichkeit haben von jeher einen Hauptbestandtheil der Bürgschaft des Gelingens großer Unternehmungen auf Völker und Privatleute gebildet. Besonders von hoher Wichtigkeit sind sie bei Unternehmungen, wo ein großes und stolzes Volk gewonnen, verführt und für immer gefesselt werden soll, wo man tief begründete und anerkannte Rechte verwerfen, wo man mit schwachen Mitteln die Mittel von halb Europa besiegen will, und dieses Alles bei einem Zustande von inneren Gaben, der so viel zu wünschen übrig läßt! Selbst der ruhigste Beobachter, der sonst die rohe Gewalt der fleischlichen Außenseite für leicht in der Entscheidungswage hält, muß ihr hier Gewicht zutrauen, da sie es ist, die hier mehr als je auf die Massen wirken müßte. War die Absicht der französischen Regierung die angegebene, so wird man zugeben, daß sie pfiffig genug war, und daß sie eine Lähmung des ersten Eindruckes der Flucht wohl erreichen möchte. Die Furcht Frankreichs und der ihm befreundeten Moderados in Spanien hat aber keineswegs den Erfolg der karlistischen Waffen zum Gegenstande. Erfolg darf der Sohn des Don Carlos noch viel weniger hoffen, wie sein Vater, dem die Hälfte des spanischen Volkes und die goldene Theilnahme fürstlicher Freunde zu Gebot standen, Glücksfälle, die beide im dürftigsten Maßstabe auf den Sohn übergehen werden, da das spanische Volk sich nicht mehr für die Interessen eines Prinzen hingeben will, der es nachmals verläßt wie Don Carlos, die fürstlichen Freunde aber noch jetzt etwas verdrießlich über die früher unnütz weggeworfenen Millionen sind. Die wahre Furcht besteht darin, daß in Folge des neuen Aufstandes die Moderados gestürzt und die Progressisten wieder zur Herrschaft gelangen werden. Diese Furcht ist in der That recht begründet, besonders seitdem sie durch die Gesinnungen und Aeußerungen des „Heißsporns" Palmersten, des Freundes der Esparteristen, vermehrt wird, und man darf sich daher nicht wundern, wenn die Minister Ludwig Philipp's zu dem verzweifelten Mittel des Steckbriefs greifen.

*) Wir bilden dieses Wort nach der Zusammensetzung von Rostäuscher, doch wollen wir gern das triviale: Hanai soll qui mal y pense nicht anwenden!

**) J. H. wurde wegen qualifizirten Nachdrucks zu zwei Monat Gefängniß verurtheilt; er entzog sich der Vollstreckung durch die Flucht und man verfolgte ihn mit Steckbriefen, was von vielen Seiten als eine Härte betrachtet wurde.

Bibliographischer Anzeiger.

En vente chez F. A. Brockhaus à Leipzig:

Histoire des progrès
du droit des gens
en Europe et en Amérique
depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours.
Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie.
Par
Henry Wheaton.
Seconde édition,
revue, corrigée et augmentée par l'auteur.
Deux volumes.
Gr. 8. Broch. 4 Thlr.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Reisen in Dänemark
und den Herzogthümern
Schleswig und Holstein.
Von
J. G. Kohl.
Zwei Bände.
8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im September 1846. F. A. Brockhaus.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 119. Berlin, Sonnabend den 3. Oktober 1846.

Frankreich.

Ingres und die französische Malerschule. *)

I. Des Künstlers Jugend und Studien.

Raphael Mengs. — Asmus Carstens. — David. — Overbeck und die neue deutsche Schule.

Kein Künstler hat neuerdings die Sympathie und den Zorn der Kritik in so hohem Grade erregt, als Ingres. Während eines Zeitraums von nahe dreißig Jahren hat jede neue Schöpfung seines Pinsels lebhafte Streitigkeiten hervorgerufen, und wie gewöhnlich hat man den einerseits gespendeten übertriebenen Lobeserhebungen andererseits einen noch weniger verdienten heftigen Tadel entgegengestellt. Indeß die Einen ihrem „modernen Raphael", wie sie ihn nannten, alle Eigenschaften beilegten, die den großen Künstler charakterisiren, die Wissenschaft der Composition, die Schönheit des Stils, die Tiefe des Gedankens, die Korrektheit der Zeichnung und selbst ein durchaus hinreichendes Verständniß des Helldunkels und der Farbe, haben ihm die Anderen alles Verdienst abgesprochen und sind sogar so weit gegangen, zu behaupten, daß der Maler der beiden Odalisken nicht zu zeichnen und der Schöpfer der Sixtinischen Kapelle nicht zu malen verstände. Solchen extremen Urtheilen ist immer wenig Gewicht beizulegen. Wir können nur den Schluß daraus ziehen, daß Ingres, wie Jeder, der so enthusiastische Bewunderer und so leidenschaftliche Tadler hat, kein Mensch von gewöhnlichem Schlage seyn kann. Um seinen wahren Werth zu erkennen, ist es nöthig, das Corpus delicti, d. h. seine Werke, selbst in Augenschein zu nehmen und mit derjenigen Unparteilichkeit zu beurtheilen, die jeder Kritiker, dem es nur um die Sache selbst und deren objektive Wahrheit zu thun ist, seinem Urtheil zur festen Basis geben muß.

Das Leben eines bedeutenden Künstlers ist immer der beste Kommentar zu seinen Werken. Ehe wir daher zur Betrachtung der Werke von Ingres übergehen und nach dem System forschen, das ihm bei seiner Composition zur Richtschnur gedient hat, wollen wir Bekanntschaft mit ihm als Menschen machen.

Ingres ist zu Montauban im Jahre 1780 geboren. Sein Vater, ausgezeichneter Maler und Musiker, gab in dieser Stadt Zeichnenunterricht. Sein Sohn hatte daher zwischen den beiden Künsten zu wählen. Zuerst trieb er beide mit gleichem Eifer; aber bald gewann die Liebe zur Malerei die Oberhand. Dieses Kind, das allen Spielzeugen den Zeichnenstift vorzog, zeigte bald die glücklichsten Anlagen, indem es die Kupferstiche seiner Zeit nachzeichnete, die Natur kopirte und, was am meisten für seinen Künstlerinstinkt spricht, schon damals das Gute vom Schlechten unterschied, Raphael und Nicolas Poussin den damals berühmten Malern Boucher, Fragonard und Vanloo vorzog. Seine ersten Lebensjahre vergingen ohne Zwang und Langweile, aber unter steter Arbeit, und er konnte wie André Chenier ausrufen:

Les délices des arts ont nourri mon enfance.

Sein Vater, der die treffliche Organisation seines Sohnes einer weiteren Entwickelung theilhaftig werden lassen wollte, führte ihn, da er noch Kind war, nach Toulouse und vertraute ihn der Sorge eines seiner Kollegen der Maler-Akademie, Roques, an. Dieser geschickte Professor hatte sich in Italien aufgehalten, indem er zu einer Zeit, da man — besonders in der Provinz, wo die Rückkehr David's zur Antike noch nicht bekannt war — nur bei Vanloo und Fragonard schwur, mit Geschmack und Einsicht Raphael studirte. Eine schöne Kopie der Madonna della Seggiola, die Roques aus Florenz mitgebracht hatte, offenbarte Ingres mit einem Male jene großen Wahrheiten der Kunst, die er bisher nur dunkel geahnt hatte. Raphael wurde sein Lieblingsmodell und fast sein Ideal, „Raphael, der Maler im höchsten Sinne des Worts, der mit gewissermaßen immateriellen Organen begabte Künstler, dessen moralisches und physisches Auge eine übermenschliche Sicherheit besessen und stets die richtige Linie zu finden wußte, die Linie der Schönheit, die nichts Anderes ist, als die Linie der Natur in ihrer Wahrheit gefaßt, wo man weder zu viel sieht, was das Falsche und Uebertriebene erzeugt, noch zu wenig, was die Mittelmäßigkeit und Schwäche hervorbringt." So haben wir von Ingres das Genie Raphael's definiren hören.

Unter der Leitung Roques' machte der junge Künstler reißende Fortschritte, so daß er nicht mehr über seinen Beruf schwankte. In seinem 11ten Jahre erhielt er auf der Akademie von Toulouse den ersten Preis im Zeichnen und die Ehren der Ovation des Kapitols. Mit sechzehn Jahren war er Meister seines Zeichnenstiftes, und er zeichnete mit einer ungewöhnlichen Wahrheit und Genauigkeit. Jetzt kam er nach Paris, und weil damals das akademische Schulpatronat zur Erlangung der Preise, die nach Rom führen, unumgänglich nöthig war, so trat er, obwohl mit heimlichem Widerstreben, in das Atelier David's ein. Dies war, glaub' ich, im Jahre 1796. Der Maler des „Sokrates", der „Horazier" und des „Belisar", der sich in den Klubbs und den Versammlungen der Republikaner als den eifrigsten Anhänger einer schrankenlosen Freiheit zeigte, war in seinem Atelier der größte Despot. Ingres gab indeß nicht alle Unabhängigkeit auf und fügte sich nur unter gewissen Bedingungen der Leitung eines Meisters, dessen Talent ihm mehr Bewunderung als Sympathie einflößte. Hinter den strengen Vorschriften, die ihm ihrer kalten Berechnung wegen zuwider waren, hinter diesem abstrakten Studium des anatomischen Zeichnens, das an gewisse mathematische Regeln gebunden war, sah Ingres stets nur Raphael's Schönheitslinie, die ihm in ihrer Zartheit so wahr und in ihrer Korrektheit so groß erschien. Raphael war für den jungen der Disziplin der herrschenden Schule unterworfenen Künstler die Natur in ihrer ganzen Anmuth und Vollendung, er war für ihn fast die Freiheit selbst.

Um die Reformversuche zu verstehen, die Ingres bei seinem Austritt aus dem Atelier David's unternahm, um die besondere Stellung zu erklären, die er gleich anfangs einnahm, und um die durch sein Beispiel und unter seiner Leitung später hervorgerufene Revolution zu begreifen, ist es nöthig, einen Blick auf den damaligen Zustand der Kunst in Europa und besonders in Frankreich zu werfen.

Seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts existirte die französische Schule nur noch dem Namen nach. Eine Art zügelloser Reaction war auf die despotische Herrschaft Lebrun's und auf die schwache Autorität Mignard's gefolgt. Von 1664, zur Zeit der Gründung der französischen Akademie zu Rom, bis 1721, also während eines Zeitraums von nahe funfzig Jahren, hat mit Ausnahme von Hyacinthe Rigaud kein Einziger der sechsundvierzig nach Italien geschickten Zöglinge ein Andenken hinterlassen. Von 1721—1743 treten hinter einander Nattoire, Boucher, Vanloo, Subleyras und Pierre auf, d. h. die Schule der phantastischen Uebertreibung und glänzenden Laune. Unter den Händen dieser Männer beginnt die Form zu strahlen und das Kolorit zu schimmern. Man mißhandelt mit wahrer Wuth die Linie und die Contouren, man verschwendet alle Reichthümer der Palette. Es ist ein blendender Luxus von Flittern, Guirlanden und buntscheckigen Drapperieen. Nur eine Sache vergißt man, die Natur, und was man über Alles verachtet, ist die Wahrheit. Alles scheint verdorben, der Geschmack wie die Sitten. Die italiänischen Künstler wurden vor einem so völligen Aufgeben des Großen und Schönen dadurch bewahrt, daß sie die großen Vorbilder der vergangenen Jahrhunderte stets vor Augen hatten. Unter der Leitung von Solimene und Carlo Maratto bewahrte die italiänische Kunst eine gewisse Würde. Sie stieg nicht zu den Schlafgemächern und Boudoirs herab, sie entfernte sich nicht aus den Palästen und geheiligten Orten; aber ihre Zurückhaltung war anmaßend, ihre Größe geziert, ihr Ueberfluß unfruchtbar.

Die ausschweifende Willkür führte zur Disziplin. Zwei Deutsche, Raphael Mengs und Asmus Carstens, waren die Begründer dieser Reform, die man mit Unrecht ausschließlich der französischen Schule beimaß. Die Kunst, der Leitung jener Männer und den Vorschriften Winkelmann's, ihrem Organ, gehorchend, begann jene merkwürdige Wendung zu nehmen, die sie zum griechischen und mythologischen Alterthum hinführte. Raphael Mengs und Carstens bereiteten also die Eröffnung der großen neugriechischen Schule vor, deren Maler Daird und deren Bildhauer Canova war.

Raphael Mengs war kaum 23 Jahr alt, als er Dresden verließ, um sich in Rom niederzulassen, wo er gegen 1750 anlangte. Dieser Maler war von einer mehr seinen als umfangsreichen Auffassungskraft, da die Reflexion bei ihm größere Kraft besaß als der Geschmack und der unmittelbare Eindruck auf die Empfindung. So beschäftigte er sich denn auch zuerst mehr mit der Versöhnung der Gegensätze als mit einer völligen Reformation, indem nach seiner Ansicht der vollendete Künstler die Zeichnung Raphael's mit dem Kolorit Titian's und der Anmuth Correggio's verbinden müsse. Raphael Mengs bestrebte sich, seine Vorschrift durch sein Beispiel zu bewahrheiten, aber seine Compositionen deuten durch den Mangel an Kraft und Individualität auf die Fehlerhaftigkeit seines Systems hin und beweisen, daß er nur ein geschickter Anordner und kühner Kopist war. Seine Freskomalerei an der Decke der

*) Nach einer kunstgeschichtlichen Abhandlung von F. de Lagénevais.

Villa Albani, wo er den Parnaß dargestellt hat, ist fast eine Sammlung von Nachahmungen der schönsten antiken Statuen zu nennen, die durch die Farbe nicht hinlänglich belebt worden sind. Mengs verzierte das Alterthum, und es findet eine merkwürdige Aehnlichkeit in dieser Beziehung zwischen seinen Gemälden der Villa Albani, des Vatikans, seinem „Kupido, einen Pfeil schärfend" im Museum zu Dresden und den Gemälden einiger Maler aus der Kaiserschule statt, besonders derjenigen, die wie Girodet, Guérin und Megnier nach Anmuth strebten. David war ernster als Mengs und hatte eine weit kraftvollere Einbildungskraft. Canova, dessen Talent einige Berührungspunkte mit dem des Dresdener Malers hat, war vom Gesichtspunkt der idealen Schönheitslinie aus vollendeter und reiner. Das vorzüglichste Verdienst von Mengs besteht darin, daß er die der Bewegung und dem Theatereffekt zum Opfer gebrachte Form in ihre Würde eingesetzt und den Ueberfluß und den verwirrten Reichthum seiner Vorgänger durch eine nur zuweilen etwas nackte Einfachheit verdrängt hat. Mengs faßt zuerst die Kunst unter dem neuen Gesichtspunkt auf, den später Winkelmann, sein enthusiastischer Schüler, in seiner „Geschichte der Kunst bei den Alten" so poetisch entwickelte.

Asmus Carstens besuchte Italien zwanzig Jahre später als Raphael Mengs und sprach sich noch energischer als der Maler des Parnaß für die Rückkehr zum Antiken und zur Epoche Raphael's aus. Er war der Vorläufer der deutschen Schule, deren Führer Overbeck und Cornelius sind. Carstens hatte sich an den Lehren Winkelmann's gebildet, modifizirte dieselben jedoch bei der Anwendung mit großer Einsicht und ordnete in seinen zuweilen bis zur Unverständlichkeit abstrakten, aber stets einen großen Charakter offenbarenden Compositionen die Nachahmung Raphael's und Michel Angelo's der der antiken Kunst mit seltenem Glück unter. Carstens ist Flaxmann ohne dessen Manierirtheit. Thorwaldsen hat in der Furche, die der holsteinsche Maler geöffnet, gesäet und gearndtet.

Als David sich im Jahre 1774 nach Rom begab, war er als Zögling der Maler-Akademie noch unter dem Einfluß des schlechten Zeitgeschmacks. Er sah die Erfolge von Raphael Mengs' Versuchen, er hörte in den Sälen des Vatikans und des Kapitols die Lehren Winkelmann's und des Abbé Barthélemy in Gegenwart der Meisterwerke, aus deren Studium sie gezogen waren; seine Augen öffneten sich, und er beschloß, die von Mengs seiner Ansicht nach nur angedeutete Revolution in der Kunst der Malerei zu ihrem Ende zu führen. Zu diesem Behuf bemühte er sich zuerst, das antike Element vom italiänischen zu trennen, wodurch er sich von Mengs, der sie gerade zu vereinigen gestrebt hatte, wesentlich unterschied. Unter der Herrschaft dieses absoluten Genies und unter dem Einfluß der Politik und der Literatur der Zeit wurde die französische Schule griechisch und heidnisch; die Nachahmung schloß sich in bestimmte und streng gezogene Gränzen ein, die Kunst isolirte sich von der Gegenwart und nahm, einen Raum von zwanzig Jahrhunderten zurückmessend, die Ueberlieferung, wo sie die griechischen Künstler gelassen hatten, wieder auf, aber mit der Kälte, die sich stets mit Abstractionen verbindet, welche zu systematisch und zu gemessen sind, um nicht die Anmuth auszuschließen.

Ingres, David's Schüler, fing seine Künstlerlaufbahn wie alle Künstler jener Zeit mit der gewöhnlichen Reproduction des Basreliefs und der Natur an. „Achilles, in seinem Zelte die Abgesandten des Agamemnon empfangend" und „Antiochus, an Scipio Afrikanus seinen auf dem Meere gefangenen Sohn zurücksendend" sind seine ersten Gemälde. Der „Antiochus" empfing 1799 den zweiten Preis für Malerei; und der „Achilles" 1802 den großen Preis. In dem Gemälde des „Antiochus" ist die Handlung unklar und schwer zu übersehen. Die Personen sind mit Draperieen überfüllt, die zwar ein sorgfältiges Studium, aber zugleich einen gewissen Zwang in der Zeichnung verrathen. Doch enthält diese Composition einige ausgezeichnete Einzelheiten, zum Beispiel die Figur des jungen Sohns von Scipio, der sich an seinen Vater lehnt, und die des hinter dem römischen Feldherrn aufgestützten Alten, die beide, besonders die letztere, eine gewisse Unabhängigkeit von der Schule kundgeben. Das Gemälde des „Achilles" zeigt dieselbe Energie des Willens. Man versichert, daß Flaxman geäußert habe, das Gemälde dieses Anfängers sey das beste gewesen, was er in Frankreich gesehen. Um diese Vorliebe Flaxman's zu begreifen, genügt es, einen Blick auf diese Composition zu werden, die in Rücksicht auf Zeichnung in dem ernsten Stil des englischen Bildhauers ausgeführt ist. Der größte Theil der Personen ist nackt und ihre Stellungen, besonders die der Anführer vor Achilles, haben etwas von der Steifheit des Basreliefs. Die Figur des Ulysses scheint fast von einen jener schönen etruskischen Vasen, wie man sie in dem gregorianischen Museum des Vatikans sieht, auf jenes Gemälde übertragen zu seyn. Die leidenschaftliche Bewegung des feurigen Achill, der anstatt des Schwertes, das er sogleich ergreifen wird, noch die Lyra hält, kontrastirt sehr schön mit der Ruhe der übrigen Personen.

Das Gemälde des Achill hatte 1802 den großen Preis erhalten; Ingres begab sich jedoch erst gegen 1804 nach Italien. Die Akademie war seit 1793 aufgehoben und die Reise nach Rom durch einen Jahrgehalt von 1000 Francs ersetzt worden. Auf der Akademie zu Rom begegnete Ingres unter anderen Zöglingen auch Guérin, Granger und Menjaud, von denen er sich bald durch seine originale Manier auszeichnete.

Raphael Mengs und David hatten sich in ihrer Rückkehr zur Antike ausschließlich mit der äußeren Form und den anatomischen Einzelheiten beschäftigt; sie hatten das Leben vernachlässigt und das intellektuelle Moment der Kunst dem materiellen, den Gedanken der reinen Form aufgeopfert. Ingres schien schon in den ersten Werken, die er von Rom nach Paris schickte, der geistigen Seite der Kunst die ganze Bedeutsamkeit verschaffen zu wollen, die sie später gewinnen sollte. Wie er die Kunst begriff, sollte sie der Ausdruck eines wahren und wirklichen Gefühls, nicht der einer gemachten und theatralischen Empfindung seyn. Diese ersten Zeichen von Unabhängigkeit und der Rückkehr zur Wirklichkeit stellen sich besonders in dem Gemälde „Oedipus, das Räthsel lösend" heraus, welches Ingres im Jahre 1808 bei seinem Ausscheiden aus der römischen Schule zur öffentlichen Ausstellung einsandte. Der Kopf des Oedipus unterscheidet sich wesentlich von jenen Typen conventioneller Schönheit, die alle Künstler der Zeit darzustellen suchten; weshalb man ihm denn auch Häßlichkeit und Gewöhnlichkeit vorwarf. Die neuen Tendenzen des Künstlers erscheinen gleicher Weise in der vollkommenen Natürlichkeit der Stellung und in der Klarheit der Umrisse, denen man Trockenheit zum Vorwurf macht; ferner in der Bestimmtheit der Muskelzeichnung und in der äußersten Einfachheit der Ausführung, die sich am meisten von der griechischen Kunstblüthe des Zeitalters entfernte. Dieses zwar unvollendete Werk, das überdies in Rücksicht auf die Bewegung und Stellung der Glieder zu sehr an die Malerei einer etruskischen Vase erinnerte, beweist gleichwohl ein ganz anderes Verständniß des Alterthums, als die meisten sogenannten antiken Compositionen der damals berühmten Maler. Es wies auch von Seiten des jungen Künstlers auf einen lobenswerthen Abscheu vor der Nachahmung der dem Geschmack der herrschenden Schule so sklavisch huldigenden Meisterwerke hin und auf jene Festigkeit des Willens, die nicht allein aus der Geduld entspringt, wie man behauptet hat; denn die Geduld ist niemals Eigenthum des Genies gewesen, was man auch sagen mag; während es keinen wahrhaft genialen Menschen ohne Willenskraft giebt. Die Willenskraft bei Ingres besitzt Muth und Ausdauer; sie ertheilt ihn in dem Kampf mit der Kaiserschule aufrecht, die ihn später als ihren Führer anerkannte und den Triumph desjenigen beschleunigte, den sie während so langer Zeit verfolgt hatte. (Fortsetzung folgt.)

Polen.

Ueber die Russomanie im Großherzogthum Posen, in Galizien und in dem Aufsatze des Germano-Polonus in diesen Blättern.

(Schluß.)

Borgen wir also einige Minuten die von uns fern zu haltende Sprache jenes Liberalismus, in der Hoffnung, daß sie bald einen historischpolitischen Widerleger finde:

„Wenn die deutschen Männer der Freiheit den Befreiungskampf der Polen im Jahre 1830—31 mit großem Enthusiasmus begrüßt, dafür gewünscht, geschrieben und gehandelt haben, so geschah es freilich in reiner Theilnahme für das Unglück des heroischen Volkes und im Bewußtseyn des ihm widerfahrenen Unrechts. Aber neben dieser Reinheit der Theilnahme lag auch ein Eigennutz, jedoch ein kosmopolitischer, edler Eigennutz. Man hoffte nämlich, der Sieg Polens über seinen russischen Dränger müsse aus sich Folgen entwickeln, deren Einfluß nach Morgen und nach Abend, nach Norden und nach Süden mächtig wirken würde, mit einem Worte, Rußland müsse gestraft, Preußen und Oesterreich zum Einlaß liberaler Ideen gezwungen, alle drei eventualiter etwas umgewälzt werden, wodurch natürlich Frankreichs neuerrungene Freiheit gesichert, Italien befreit und alle Länder beglückt werden könnten. Und waren etwa die Mittel zur Erreichung solcher ungeheuren Zwecke zu gering und die Hoffnungen kindisch? Keineswegs! Die Ohnmacht Rußlands lag klar am Tage. Es war sehr wohl gerüstet, denn seine Armeen standen schlagfertig, um nach eingelaufenem Bericht vom Gelingen einer Coalition mit ..... den Kreuzzug gegen Frankreich zu eröffnen.*) Trotz dieser vollen Rüstung Rußland hat es doch Schläge von den Polen erlitten, die tödtlich gewesen wären, wenn man politisch würdig gewesen wäre, sie benutzen zu können, und patriotisch ehrlich genug, sie benutzen zu wollen. Preußen und Oesterreich standen zwar an der Gränze mit dem besten Willen, die Polen als Rebellen zu behandeln, aber beide legten nur die Hand an das Schwert, ziehen konnten sie es nicht, da Frankreich drohte und England unter seinem jungen Whig-Ministerium freundlich-ernst warnte; ja die Stimmung des eigenen Landes hielt von offener Feindseligkeit ab. Nach den furchtbaren Schlägen, die die Russen im Frühling 1831 erhielten, lag ihre Armee theils von der polnischen Heldenkraft zerschmettert, theils in Koth versunken; Schrecken drang durch das weite Reich, Wolhynien und Litthauen waren schon durch die Patrioten befreit, und die Welt erwartete nur den kühnen Entscheidungszug nach den Ostseehäfen, wo das Meer sie mit England und Frankreich verband. So hätte das zitternde Rußland, für die Ruhe seiner Provinzen besorgt, von Preußen und Oesterreich verlassen, um einen opfervollen Frieden von der Hand der Polen gebeten; das befreite und vergrößerte Polen hätte unübersteiglich zwischen den Mächten der heiligen Allianz gestanden und jeder Annäherung zum Nachtheil der Freiheit gewehrt; Rußlands Einfluß, für immer unschädlich gemacht, hätte den Fortschritt Europa's nicht mehr gestört, ja es hätte in seinem eigenen Schoße eine sociale Reform durchführen müssen, um sich staatskörperlich zu erlösen. Dies Alles hätten die Polen bewirken können, wenn sie brav im Doppelsinne des Wortes, das heißt, wenn sie eben so uneigennützig und besonnen, eben so rechtlich und klug wie tapfer wären. Chłopicki, ein trefflicher General, aber beschränkter Kopf, dämpfte den Aufschwung des Volkes in

*) Der Haufe glaubt und schreibt gewöhnlich, Rußland sey ungerüstet vom polnischen Aufstande überrascht worden, und deshalb erlitt es so viele Niederlagen; dem ist aber nicht so. Die Armee stand schlagfertig zum Marsche gegen Frankreich, man erwartete nur die diplomatischen Verhandlungen noch ab, und General Benkendorf sagte den polnischen Deputirten in Gegenwart des Kaisers, der polnische Aufstand hätte den Schauplatz des europäischen Krieges verändert, statt, wie früher beabsichtigt, am Rheine, wird er jetzt an der Oder seyn.

Digitized by Google

der ersten Periode. Skrzynecki, ein trefflicher Oberst, aber ohne Ahnung von Strategie, wird zum Oberfeldherrn gemacht, und er verdirbt durch Kurzsichtigkeit, Frömmelei und Parteisucht noch das Gute, was seine ungeschickte Führung des Feldherrnstabes noch übrig gelassen. Menschen mit schlechten Herzen oder schlechten Köpfen oder mit beiden zugleich stehen ihm, nach seiner eigenen Wahl, zur Seite, Unentschlossenheit und Verrath kämpfen um das unglückliche Land, Frankreich und England verlieren ihr Vertrauen, Preußen und Oesterreich ihre Besorgniß, und zwischen der polnischen Unfähigkeit und Verrätherei findet Rußlands Eisen und Gold, geleitet von fremdem Vorschube, den Weg bis zu den Thoren Warschau's, wo das Betragen eines Krukowiecki das tragische Spiel würdig des bisherigen Ganges schließt. Die absoluten Mächte athmeten jetzt erst wieder auf, sie fühlten, was für sie bisher auf dem Spiele stand; Rußland sagte, Nichts sey geschehen, es sey nur eine Nation weniger da; Sebastiani sagte als französischer Minister in der Deputirtenkammer, die Russen seyen in Warschau eingezogen, und in Warschau herrsche Ruhe; alle Minister gingen wieder an das interimistisch verlassene Tagewerk des Stillstandes oder Rückschrittes; und alles dies vergossene Blut, alle vergossene Dinte und aller verschwendete Enthusiasmus nützten zu nichts, als die Fesseln der Freiheit enger zu schließen und die Liberalen mit Haß und Fluch gegen die Polen zu erfüllen, die so schändlich die große Befreiungsaufgabe gelöst hatten."

Verlangt nun, nach solcher Sprache, Germano-Polonus, daß die deutschen Zeitungen der wahnsinnigen Unternehmung von 1846 ihre Huldigungen darbringen sollen, nachdem die Unternehmung von 1830 mit ganz anderen Mitteln und unter ganz anderen Bewandnissen so sündhaft ausgeführt worden ist? Wir wollen von den neuen Männern, die sich zu Führern aufgeworfen haben, schweigen; ihre Wohnung ist der Kerker, ihre Hand ist unfähig, die vertheidigende Feder zu ergreifen, und ihr Schicksal liegt in der Waage. Aber durch welche frühere Thaten haben sich die Unternehmer empfohlen, und welche Garantieen bieten sie für die Freiheit? Denn, offen gesagt, die Theilnahme Deutschlands ist durch die Bedingung eingeschränkt, daß das befreite Polen ein freies Polen sey, daß nicht etwa der Edelmann zur Monarchie seiner Besitzung zurückkehre und seinen Unterthanen höchstens ein Gnadengeschenk hinwerfe, sie aber wie in der guten alten Zeit als seine Leibeigne in Besitz nehme. Nein, so ist die deutsche Theilnahme nicht gemeint! Ihr und wir fühlen das Unrecht, welches man vor 70 Jahren an euch begangen, und ihr wollt die Früchte des Unrechts genießen, welches eure Vorfahren an den Vorfahren der Bauern begangen haben? Eure Güter sind eben so rechtmäßig in den Besitz eurer Ahnen gekommen, wie euer Land in die Hände der Nachbarn, und wenn der Menschenfreund wünscht, daß an euch das 70 Jahre alte Unrecht gut gemacht werde, so wünscht er auch, daß das 400 Jahre alte Unrecht an euern Bauern wieder gut gemacht werde, die, wie Voltaire sagt, eben so wenig mit einem Sattel auf dem Rücken, wie ihr mit Sporen an den Füßen geboren sind. Aber dieses Unrecht zu sühnen habt ihr wahrlich wenig Neigung gezeigt, und ihr habt die Gründe dadurch um einen sehr triftigen vermehrt, weshalb die deutsche Presse ihre Hand von euch abgezogen. Sehet, in Paris lebt ein Edelmann in Verbannung, der allerdings ein sonst trefflicher Mann ist und sich um Polen verdient gemacht hat. Aber der arme Verbannte hat aus dem galizischen Lande allein fünf mal hundert tausend Dukaten jährliche Einnahme! Der größte Gutsherr des reichen Englands, der Herzog von Sutherland, hat nicht viel mehr, aber wie ganz anders ist dort das Verhältniß des Gutsherrn zu den Bebauern des Gutes! Hat der Herzog von Sutherland täglich 1000 Pfd. St. von dem Ertrag seiner Felder und Wiesen, so werden diese nicht durch die Unterdrückung der Menschenrechte, durch Schweiß und Blut hungernder und nackter Leibeignen, sondern durch freie, wohlhabende, oft sehr reiche Pächter, durch Minen und Fabriken gewonnen. Haben aber die Bauern Chatorisski's zu ihrem Grundherrn ein gleiches Verhältniß? Nein! diese halbe Million Dukaten, diese Einnahme, wie sie viele souveraine Fürsten Deutschlands und Italiens nicht haben, wird dadurch erpreßt, daß viele Tausende von Menschen anonym gemacht, zum Vieh herabgewürdigt werden! Und wozu verwendet der edle Fürst das viele Geld? eine aristokratische Partei mit den angestammten Grundsätzen aufrecht zu erhalten, und die wahren Patrioten zu vertreiben. Und wohin führte diese hartnäckige Festhaltung an der alten Starostenzeit? zu Mord und Todtschlag in Galizien, zu Haß und Abscheu der Bauern gegen den Edelmann in Posen und im Königreiche und endlich zur Abwendung der deutschen Herzen von der polnischen Sache.

Fassen wir jetzt die beiden Punkte noch einmal ins Auge, so stellt sich dar, daß sie, obgleich wir sie anfangs getrennt behandelt haben, doch im Laufe der Betrachtungen unwillkürlich zusammenflossen, und in der That lassen sich die vorgebliche Russomanie und die Theilnahmslosigkeit Deutschlands auf eine und dieselbe Quelle zurückführen. Man wollte keine allgemeine und wahre Freiheit im Jahre 1830—31, und deshalb scheiterte der Aufstand; man wollte keine wahre Freiheit im Jahre 1846, und deshalb scheiterte der Versuch und die deutschen Liberalen hatten keine Thräne; man heuchelt endlich eine Russomanie und führt sie auf eine lächerliche Politik zurück und die deutschen Liberalen zucken die Achseln. Lt.

Rußland.

Ueber den Einfluß der Eisenbahnfahrten auf die Gesundheit. *)

Ich bin auf Eisenbahnen von Stettin über Berlin und Leipzig nach Dresden, von Prag über Olmütz und Wien nach Grätz, von Venedig über Padua bis Vicenza, von München nach Augsburg, von Mannheim über Heidelberg, Karlsruhe und Baden nach Freiburg, zweimal von Straßburg nach Basel, von Neapel nach Castellamare, von Bonn über Köln, Aachen, Lüttich, Brüssel, Valenciennes, Amiens nach Paris und Versailles, von Brüssel nach Antwerpen, vom Haag nach Amsterdam und von London nach Windsor gefahren, und außerdem habe ich während meines dreijährigen Aufenthalts in Zarskoje-Selo dreimal wöchentlich die Tour von dort nach Petersburg und zurück gemacht. Ueberall richtete ich besondere Aufmerksamkeit auf Alles, was zur Beantwortung der Frage dienen konnte: welchen Einfluß das Eisenbahn-Reisen auf die Gesundheit ausübe? Allerdings kann ich diesen Einfluß größtentheils nur nach der Wirkung beurtheilen, die solche Reisen auf mich selbst hervorbrachten; indessen bin ich im Stande, die passive Bewegung anzugeben, der sich ein auf Eisenbahnen fahrender Passagier unterwirft. Man kann dieselbe in zwei Arten theilen: die senkrechte und die horizontale.

Es war vorzugsweise die senkrechte Bewegung, die ich zum Gegenstande meiner Beobachtungen wählte. Die Schienen haben, wenn auch noch so gut befestigt, eine solche Elastizität, daß sie bei dem heftigen Stoße der über sie rollenden Räder an allen Punkten in senkrechter Richtung nachgeben. Aus diesem Grunde stehen oft auf den besten Eisenbahnen die an den Querbalken befestigten Enden der Schienen etwas von einander ab, oder eines ist zuweilen etwas höher als das andere. Wenn man aber selbst annimmt, daß die Schienen sich nie von ihrer Stelle bewegen und ihre horizontale Lage unverändert beibehalten, so theilt doch schon die Elastizität des Eisens den Waggons eine leichte, wellenartige Bewegung mit. Ich habe in der That diese Bewegung deutlich auf der französischen Nordbahn zwischen Valenciennes und Amiens bemerkt, als ich am 10. Juni d. J. (die dritte Fahrt nach Eröffnung derselben) daselbst reiste. Dieses Schwanken kann noch durch mancherlei Ursachen vergrößert werden. Je weicher der Boden, je schwächer die Befestigung der Schienen, je frischer und höher die Erd-Aufwürfe, je länger sich die Querbalken in der Erde befinden und je mehr die Schienen und Räder gebraucht werden, desto stärker ist die Bewegung; sie ist in vierräderigen Waggons merklicher als in sechs- und achträderigen, fühlbarer an den Seiten derselben als in der Mitte, am empfindlichsten aber in den ersten und letzten Waggons und auf unbedeckten Bänken mit geraden Lehnen. In den Waggons erster Klasse, so wie in einigen von der zweiten Klasse, wird die Schwankung durch die weichen Kissen vermindert, die auf den Bänken und zuweilen auf den Lehnen der Sessel angebracht sind.

Die senkrechte wellenartige Bewegung der Waggons hat den günstigsten Einfluß auf die Gesundheit. Da sie nicht nur beständiger, sondern auch weit gleichförmiger und gemäßigter ist als die in gewöhnlichen Equipagen oder beim Reiten, so kann in dieser Beziehung das Fahren auf Eisenbahnen eine höchst wohlthätige Wirkung auf den menschlichen Organismus haben. Es ist sogar vorauszusetzen, daß die Folgen um so zuträglicher sind, je stärker die Bewegung empfunden wird (wie in den Waggons dritter Klasse). Personen, die auf weichgepolsterten Sitzen mit abschüssigen Rückenlehnen in halbliegender Stellung ruhen, sind dem Einfluß der wellenartigen Bewegung nicht so sehr unterworfen und ziehen also daraus nicht den ganzen Nutzen, den sie für ihre Gesundheit erlangen könnten. Je aufrechter der Passagier sitzt, desto stärker empfindet er die Bewegung, und wenn er sich mit dem Rücken etwas auf die senkrechte hölzerne Lehne der Bank stützt, so wird die wellenartige Schwankung noch fühlbarer und verbreitet sich über sein ganzes Rückgrat. Die wohlthätigen Folgen dieser Operation äußern sich dadurch, daß Kinder und auch viele Erwachsene in den Waggons sitzend von einer unbesiegbaren Neigung zum Schlafe befallen werden und schnell, leicht und zu wiederholten Malen einschlummern. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß der Schlaf in den Waggons während der Fahrt ungemein süß ist und den Kopf außerordentlich erfrischt. Je schwächer das Schaukeln in den Waggons, desto fester und anhaltender ist der Schlaf, und ich schreibe daher die Neigung zum Schlummer, die man auf Schienenwegen empfindet, ausschließlich der wellenartigen Bewegung zu.

Die von mir angestellten Versuche über die verschiedenen Arten der Locomotion haben mich überzeugt, daß die schnell und gleichmäßig wiederholte senkrechte Bewegung den Eingeweiden und dem unteren Theile des Rückenmarks, von wo aus die Nerven nach dem Unterleibe gehen, eine leichte Erschütterung mittheilen. Da es nun im Leben, besonders der wohlhabenderen und gebildeteren Klassen, manche Ursachen giebt, die den unteren Theil des Rückenmarks in seiner Lebenskraft schwächen und Stockungen oder Anhäufungen des Bluts und der Feuchtigkeiten im Unterleibe verursachen, so ist es augenscheinlich, weshalb das Eisenbahnfahren heilsam seyn muß. Ich kenne Jemanden, der im Sommer täglich auf der Eisenbahn von Zarskoje-Selo nach Petersburg zu fahren hatte und der hiervon einen Hämorrhoidalfluß bekam, der ihm ungemein zuträglich war und ihn von seinen durch Vollblütigkeit entstandenen Unterleibsbeschwerden befreite. Es ist gewiß, daß öftere Reisen dieser Art den Andrang des Bluts zum Kopfe vermindern und die regelmäßige Verdauung befördern. Allerdings können sie bei Leuten, die an Leber- und Milzkrankheiten oder an Vollblütigkeit leiden, im Anfang unangenehme Empfindungen hervorbringen; aber es ist nichtsdestoweniger unzweifelhaft, daß solche Leute sich weit eher an diese als an irgend eine andere Art von Bewegung gewöhnen können. Nach meinem Dafürhalten würde die Badekur bei Unterleibs- und Rückenmarks-Kranken weit eher anschlagen, wenn sie vorher eine längere Eisenbahnreise unternähmen und dieses von Zeit zu Zeit während der Kur fortsetzten. Es ist bekannt, daß man Personen, welche Mineralwasser trinken, sehr viel gehen läßt, um die Wirkung des Getränks auf den Unterleib durch

*) Von Dr. Grum, Herausgeber des Petersburger medizinischen Journals: Drug Zdrawlja (der Freund der Gesundheit).

Motion zu verstärken; in dieser Beziehung aber ist weder das Gehen noch selbst das Fahren in gewöhnlichen Equipagen mit einer Eisenbahnreise zu vergleichen.

Die horizontale Bewegung ist überall für den Passagier sehr empfindlich. Lägen die Schienen vollkommen fest, so würde diese Bewegung nicht stattfinden: es ist aber unmöglich, sie ganz zu befestigen, oder die Räder der Waggons so zu bauen, daß sie immer gleichmäßig rollen und nur eine senkrechte Bewegung haben. Die horizontale oder, wie man sie nennen könnte, schaukelnde Bewegung ist daher unvermeidlich und um so fühlbarer, je unvollkommener die Schienen und Waggons eingerichtet sind, je unregelmäßiger man die letzteren an einander und an die Lokomotive hängt, je mehr Waggons sich in einem Zuge befinden und je weniger die bewegende Kraft im Verhältniß mit der bewegten steht. In den vordersten und hintersten Waggons macht sich das Schaukeln am meisten bemerkbar; zuweilen kann man sogar deutlich wahrnehmen, daß alle Sitzenden unaufhörlich hin und her schwanken. Der Einfluß, den diese Erschütterung auf die Gesundheit hervorbringt, ist, wie es scheint, weniger heilsam als der von der wellenartigen, (senkrechten) Bewegung herrührende. Das starke, oft wiederholte und von Stößen oder Rucken begleitete Schaukeln, welches den Rumpf der in den Waggons Sitzenden plötzlich und in unregelmäßigen Zwischenräumen von einer Seite zur anderen wirft, ist nicht nur unerträglich, sondern kann auch bei Menschen von etwas schwacher Constitution Schwindel und Uebelkeit verursachen. Je stärker die horizontale Bewegung, desto unleidlicher ist sie, und zwar nicht nur auf Eisenbahnen, sondern auch in gewöhnlichen Equipagen und auf Dampfschiffen, ja sogar im Reiten oder Gehen (?!). In solchen Fällen, wo zwei Lokomotiven von vorn ziehend und von hinten stoßend zur Beförderung eines langen Zuges gebraucht werden, kann diese Bewegung gefährliche Folgen haben. Man kann nämlich in keiner Weise voraussetzen, daß zwei Lokomotiven gleichzeitig stets mit gleicher Kraft arbeiten; es ist unvermeidlich, daß sich die Waggons mitunter nähern, mitunter von einander entfernen und dadurch eine starke unregelmäßige Horizontalbewegung hervorbringen, die auch dann statthaben kann, wenn zwei von vorn angespannte Lokomotiven eine lange Waggon-Kette ziehen. Das Schaukeln wird dann noch empfindlicher, wenn sich im Zuge sowohl vier- als achträderiger Waggons und überhaupt Fuhrwerke von verschiedener Bauart befinden. Es scheint mir, daß selbst die Art, wie man die Waggons an einander befestigt, einigen Einfluß auf die horizontale Schwankung ausübt. Am besten wäre es, wenn die Lokomotiven und Waggons nicht nur an den Enden zusammengekettet würden, wie es jetzt geschieht, sondern auch an den Seiten durch eiserne, mit den Schienen parallel angebrachte Haken.

Wenden wir uns jetzt zum Zustande der Atmosphäre in den Waggons und zur doppelten darin stattfindenden Luftströmung. Eine reine und frische Luft ist für die Gesundheit der Reisenden unumgänglich nothwendig. Die Waggons müssen folglich so erbaut werden, daß sich die Luft in ihnen frisch, rein und in gehöriger Bewegung erhalten läßt, ohne jedoch einen Zugwind zu verursachen. Dieser Zweck wird am leichtesten durch große achträderige Waggons mit vielen Fenstern und Seiten-Eingängen erreicht.

Die beständige Luftströmung ist die, welche der Länge nach durch die Waggons zieht und deren Stärke von der Schnelligkeit der Bewegung abhängt. Die Passagiere, die mit dem Gesichte nach vorn, d. h. nach der Lokomotive zu, und neben den offenen Fenstern sitzen, und diejenigen, die in den offenen Waggons reisen, empfinden diesen Luftzug am meisten, und für Personen, die eine schwache Brust haben, an Husten und Engbrüstigkeit leiden oder zu Erkältungen, Hals-Entzündungen und Zahnschmerzen geneigt sind, ist er in der That unerträglich. Uebrigens ist dieser Luftzug in ganz offenen Waggons nicht so gefährlich als in den bedeckten oder in denen, deren Eingänge nur an den Enden, von hinten und vorn, angebracht sind.

Die zufällige oder horizontale Luftströmung hängt von der Richtung und der Stärke des Windes ab. Am empfindlichsten ist sie in solchen Fällen, wo die Fenster von beiden Seiten geöffnet sind; es entsteht dann ein wahrer Zugwind, der in Verbindung mit der oben erwähnten, die Waggons durchziehenden Luftströmung für Personen gefährlich ist, die zu Erkältungen Neigung haben, und der sich besonders in den Waggons fühlbar macht, die durch Verschläge auf solche Weise abgetheilt sind, daß sich an jeder Seite ein Fenster befindet. Gewöhnlich hat der am Fenster sitzende Passagier das Recht, es zu öffnen, und seine Nachbarn müssen oft darunter leiden. In den ganz offenen oder nur von oben bedeckten Waggons ist jede, auch die stärkste, Luftströmung nur unangenehm, aber nicht gefährlich. Aus diesem Grunde ist es bei schönem Wetter rathsam, in den vielfensterigen Waggons alle Fenster zu öffnen. Zum Unglück wird auf vielen Eisenbahnen Tabak geraucht, dessen Dampf den engen Raum des Waggons anfüllt, die Luft verdirbt und sie, besonders bei heißer Witterung, unerträglich macht, wie ich es selbst auf der französischen Nordbahn erlebte, wo das Rauchen noch dazu verboten ist. Auf den deutschen Schienenwegen erreicht dieser Uebelstand den höchsten Grad, da man das Tabackrauchen dort erlaubt, obwohl es, namentlich des Abends, so leicht ein Unglück herbeiführen kann!

Eine Fahrt in solchen Waggons, wo man nach Belieben aufrechtstehen, mit Bequemlichkeit sitzen und die Füße ausstrecken kann — wo die Fensteröffnungen geräumig und mit Vorhängen versehen sind, der Fußboden mit Decken belegt ist und die Kniee der Gegenübersitzenden sich in hinlänglicher Entfernung befinden — ist für den Reisenden eben so angenehm als nützlich. Aeußerst wichtig ist es auch, von Zeit zu Zeit auf einige Minuten aus den Waggons steigen zu können, wenn nicht bei jeder Station, so doch eine Station um die andere (wie man es zwischen Prag und Olmütz sehr zweckmäßig eingerichtet hat). Die Langeweile, dieses so qualvolle und für die Gesundheit nachtheilige Gefühl, wird auf einer Eisenbahnreise durch mancherlei Umstände zerstreut. Man kann sich unterhalten, dem Gespräche der anderen Passagiere zuhören, die umliegenden Gegenstände besehen, schlummern, einschlafen, auf den Stationen aussteigen, aufstehen, von einem Platze zum anderen gehen u. s. w.; auch sind fast überall auf den Stationen Speisen und Getränke zu haben. Eine solche Mannigfaltigkeit und ununterbrochene Thätigkeit ist für die Gesundheit ungemein zuträglich.

Man kann demnach mit Fug und Recht die Eisenbahnfahrten als eines der besten hygienischen Mittel zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit betrachten. Der verstorbene Hufeland war anderer Meinung: er sah mit Bedauern, daß die Reisen auf gewöhnlichen Wagen, die einen längeren Zeitraum erfordern, aber in mancher Beziehung wohlthätig auf die Gesundheit wirken, allmälig von den Eilwagen verdrängt wurden, die, wie er glaubte, die überhand nehmende Verzärtelung und Entnervung des Geistes und des Körpers noch vermehren dürften. Ich bin jedoch überzeugt, daß man durch abwechselnde Bewegung, bald auf Eisenbahnen, in Diligencen oder auf Dampfböten, bald zu Pferd oder zu Fuße, das ersehnte Ziel erreichen und die geschwächte Gesundheit wieder herstellen kann. So viel ist wenigstens gewiß, daß mein letzter fünfmonatlicher Ausflug ins Ausland den augenscheinlichsten und günstigsten Einfluß auf die meinige hatte. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— Die Nibelungen in englischem Gewande. Wie wir kürzlich erfahren haben, wird jenes herrliche altdeutsche Epos, das Nibelungen-Lied, binnen kurzem in einer englischen Version erscheinen, und zwar hier in Berlin selbst. Der Uebersetzer, Herr J. Birch, ist durch seine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur wie Wenige zu einem solchen Unternehmen befähigt, wo Stoff und Dialekt dem Bearbeiter so große und oft fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Schon früher hat sich Herr B. durch seine (Sr. Maj. dem Könige von Preußen gewidmete) Uebersetzung des Goethe'schen Faust einen ehrenvollen Namen erworben; er ist der einzige unter den zehn oder zwölf englischen Uebersetzern dieses Meisterwerks, der sich an den zweiten Theil (erschien in London, 1843) wagte, indem er auch durch seine kritischen Anmerkungen zum Verständniß desselben beitrug, dessen Verbindung mit dem ersten Theile nachwies und die oft angefochtene moralische Grundidee des Ganzen vindizirte. Ferner machte der fleißige Mann das britische Publikum mit Bischof Eylert's Biographie Friedrich Wilhelm's III. bekannt, wobei er natürlich Manches überging, was sich für den dortigen Horizont nicht eignete. In seinen Nibelungen hat er sich dagegen mit seltener Treue an das Original gehalten, welches er Strophe für Strophe und Vers für Vers wiedergiebt, wie unsere Leser aus den Anfangszeilen des Gedichts entnehmen können, die wir hier mittheilen:

Legends of bygone times reveal wonders and prodigies,
Of heroes worthy endless fame, — of matchless braveries, —
Of jubilees and festal-sports, — of tears and sorrows great,
And knights who daring combats fought: the like I now relate.

In Burgendie there lived and throve a truly handsome Maid:
Such as, in all the country round, was not! — might well be said.
Chriemhilda fair, the maiden hight, a beauteous dame was she —
For sake of her did many a knight lose life and high degree.

An manchen Stellen hat Herr Birch sich mit Glück der in den altenglischen Balladen vorkommenden Wendungen und naiven Redeweisen bedient, um seiner Bearbeitung nach Möglichkeit jenen alterthümlichen Anstrich zu verleihen, der das Original charakterisirt; es ist daher um so mehr zu bedauern, daß die Tyrannei des Reims ihn zuweilen vermocht hat, einige neuere, dem Französischen entlehnte Ausdrücke, als pique, fête, zu gebrauchen, welche der Grundfärbung des Werkes nicht ganz entsprechen. Vielleicht wird es ihm jedoch gelingen, solche kleine Flecken bei einer nochmaligen Durchsicht seines Manuskripts, von dem bis jetzt nur die Aushängebogen gedruckt sind, daraus zu entfernen.

Bibliographischer Anzeiger.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflug
von Lissabon nach Andalusien und in den Norden von Marokko.
Vom
Prinzen Wilhelm Löwenstein.
Mit einer Ansicht von Sevilla.
gr. 8. broch. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 120. Berlin, Dienstag den 6. Oktober 1846.

Aegypten.

Ueber den Nutzen des Studiums ägyptischer Alterthümer für Geschichtsforschung.

(Aus Ampère's Reise nach Aegypten und Nubien.)

Bevor Champollion's Entdeckung ein neues Licht über die Bedeutung der ägyptischen Alterthümer verbreitet hatte, welche seit funfzehn Jahrhunderten für den Forscher in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt waren, war es selbst für die bedeutendsten Alterthumskenner oft unmöglich, das Alter und die Bestimmung jener riesenhaften Denkmäler ägyptischer Kunst auch nur mit Wahrscheinlichkeit zu beurtheilen. Während man den von Sesostris oder seinen Vorgängern errichteten Monumenten ein nur mäßiges Alter zuerkannte, versetzte man die Säulenhalle des Tempels zu Dendera, die doch unter Tiberius erbaut wurde, in die frühesten Zeiten, weil man auf den ersteren nicht die Namen der alten Pharaonen, auf den letzteren nicht die der Kaiser gelesen hatte. Die Malereien und Basreliefs wurden falsch interpretirt, weil man die hieroglyphische Inschrift, die in oft sehr klarer Weise ihre Bedeutung angiebt, nicht verstehen konnte: so kam es, daß man einen Triumph für ein Opferfest, einen Gott für einen Priester hielt; aber nach der Entzifferung der Hieroglyphen, wie unvollständig sie auch noch seyn mag, kennt man jetzt das historische Alter der Denkmäler, die Namen der Gottheiten, denen sie geweiht sind, und die der Könige, die sie errichteten. Denn die ägyptischen Bauwerke sind zugleich Gemälde und Handschriften; es sind Gemälde mit einer Legende, die ihren Inhalt, wie in den Malereien des Mittelalters, ausdrückt; es sind Handschriften, die gleichsam wie in unseren modernen illustrirten Büchern durch daneben gezeichnete Figuren versinnlicht werden. Mit Hülfe dieser doppelten Zeichen ist es unmöglich, daß man jetzt noch einen Zweifel über die Bestimmung der Denkmäler haben könne. Man ist im Stande, ohne Furcht vor Selbsttäuschung, die Namen der Götter und selbst die Weih-Formeln ihrer Tempel, die Namen der Könige und Privatleute und die Ausdrücke zu lesen, mit denen ihr Handwerk oder ihre verwandtschaftlichen Grade bezeichnet werden; man weiß stets, welcher Gottheit der Tempel angehört, in dem man sich befindet, welcher König und in welchem Regierungsjahre er ihn hat errichten lassen. Alles dies ist mit vollkommener Klarheit angedeutet durch wohlbekannte und leicht verständliche Formeln; wenn man in die Grabmäler der Königinnen, der Prinzen, der Priester, der Richter, der Großwürdenträger des Palastes oder der Anführer der Armee eindringt, weiß man immer, welches der Namen und der Rang des Todten gewesen, den man besucht. Den Verstorbenen findet man dargestellt, umgeben von seiner Familie, die ihm Huldigungen darbringt; die Namen, die Gewerbe, die Verwandtschafts-Verhältnisse aller oft sehr zahlreicher Glieder dieser Familie an der Seite jedes Einzelnen aufgeschrieben; auch Scenen des gewöhnlichen Lebens sind an den Wänden dieser unzähligen Todtenwohnungen gemalt oder ausgehauen; ihre Beschäftigungen, gymnastische Uebungen, Feste, Gastmäler, Kriege, Opfer, Tod, Leichenbegängnisse sind wie in Sittengemälden treu aufgezeichnet, die dadurch zuweilen epischen Schilderungen gleichen. Alle Lebensverhältnisse, alle Künste, alle Handwerke spielen eine Rolle in dieser Bilder-Encyklopädie, vom Könige, Priester und Krieger herab bis zum Ackerbauer und Künstler. Man sieht den Maler, den Bildhauer, den Musiker in der Ausübung seiner Kunst, den Weber, den Schuhmacher, den Glaser in der Betreibung seines Gewerbes; man sieht Thierärzte mit der Heilung von Thieren beschäftigt, Tagelöhner, die einen Steinkoloß auf Walzen fortschaffen, Sklaven, die Ziegel streichen, wie die Israeliten. Diese Todtengalerieen sind zugleich Museen voller Alterthümer. Alle Instrumente und Handwerkszeuge, die mannigfaltigen kleinen Geräthschaften, wie sie die verschiedenen Beschäftigungen oder Bedürfnisse des Lebens erfordern, trifft man in diesem riesenhaften Pompeji in natura an. Die Edelsteine und sonstigen Schmucksachen, das Schreibzeug, das Weihrauchfaß, die Elle, ja das Spielzeug und die Puppen der Kinder stehen in den Grabmälern um die Todten her, wie um das Studium derselben durch die Vergleichung der Gegenstände mit ihren Bildern zu erleichtern; der Tod selbst erscheint auf den Wänden dieser unterirdischen Mausoleen theils gemalt, theils als Statue in einer Nische aufgestellt; ja, der Bewohner dieses todten Aufenthalts ist, wenn die Habsucht der Leichenhändler ihn nicht aus seiner tausendjährigen Ruhe gerissen, zu unserem Empfange bereit, da ihm eine bewundernswürdige Kunst Alles bewahrt hat, sein Haar, seine Nägel, seine Zähne, sein Fleisch. Hier scheint Alles lebendig, selbst der Tod.

Aber das ist noch nicht Alles. Auf den Wänden der Sarkophagen, auf den Mumienkasten und auf den mit ihnen dem Grabe geweihten Papyrusrollen entfaltet eine andere Reihe von Malereien, die noch beträchtlicher und mannigfaltiger sind und nicht selten einen bewundernswürdigen Reichthum und eine unendliche Feinheit des Kolorits besitzen, vor uns die Geschichte der Seele nach dem Tode, die Probestufen, die sie durchlaufen, die Richtersprüche, denen sie sich unterwerfen muß, kurz alle Begebenheiten und Abenteuer ihrer Wanderung durch unbekannte Gegenden, durch die Hölle und den Aufenthalt der Seligen, in der Mitte einer unzähligen Menge von Genien und Todtengottheiten. So ist also das gegenwärtige und zukünftige Leben, diese Welt und die Welt des Jenseits, Alles, was die Aegypter von dieser kennen und von jener ahnen, tausend Mal von ihnen dargestellt, und diese Darstellungen existiren noch heute. Das alte Aegypten findet sich also in seinen Ruinen wieder und redet eine doppelte Sprache mit uns, indem es die bildlichen Darstellungen durch die hieroglyphischen Inschriften vervollständigt und die Inschriften durch die Abbildung der sie begleitenden Gegenstände und der von ihnen beschriebenen Scenen erklärt. Wenn man auch die Hieroglyphen nicht immer vollständig lesen und die dargestellten Scenen in allen ihren Einzelheiten deuten kann, ja wenn man auch das Wenigste von ihnen zu verstehen im Stande ist, so weiß man doch stets — und das ist sehr viel werth — was sie *nicht* sagen und darstellen. Man befragt sie nicht mehr nach wunderbaren Geheimnissen und höheren Kenntnissen, zu denen sie, wie man seit 2000 Jahren glaubte, den Schlüssel bewahren sollten; man muß jetzt dem Wunsche entsagen, in ihnen die Orakel des Hermes zu lesen, wie es der Pater Kircher that, oder, wie man noch kürzlich versucht hat, die Psalmen David's darin zu finden.

Es giebt in der That nur verschiedene Arten von *Inschriften* auf den Denkmälern Aegyptens: die einen religiöser Natur, die anderen historischen Inhalts, oder Familienverhältnisse und Privatbegebenheiten betreffend; aber diese Inschriften sind zahllos und einige von ihnen sind, Dank ihrer Länge, eher mit Religionswerken oder mit Kapiteln aus großen Geschichtsbüchern zu vergleichen als mit Inschriften im gewöhnlichen Sinn des Worts. Niemanden ist es mehr unbekannt, wie viel kostbare Nachweise über das Alterthum die gewöhnlich sehr kurzen griechischen und lateinischen Inschriften, deren Umfang in Rücksicht auf die behandelten Gegenstände noch dazu sehr beschränkt ist, schon geliefert haben; was muß man nicht von jener kolossalen Inschriften-Literatur erwarten, deren Seiten und Bände sich auf den Mauern der Paläste und Tempel entrollen, in einer Größe und Ausdehnung, die von den Inschriften auf den Ringmauern Ninive's oder auf den Mauern von Persepolis bei weitem nicht erreicht wird? Mit den Lücken, die die bisher unvollständige Erklärung der Hieroglyphen darbietet, verhält es sich in ähnlicher Weise, wie mit den Lücken in den verstümmelten griechischen und lateinischen Texten. Auch hier kann man aus dem, was bereits verständlich und deutlich ist, schließen auf das, was noch dunkel ist, wie man dort mit Hülfe der einzelnen übriggebliebenen Buchstaben oder Wörter die ausgelöschten Buchstaben oder Wörter wiederherzustellen vermag; doch, selbst wenn man alle zweifelhafte Texte bei Seite läßt und nur auf die Rücksicht nimmt, deren Sinn vollständig bekannt ist, so kann man durch Vergleichung und durch die aus denselben gezogenen Schlüsse viel zur Vervollständigung und Erklärung jedes der verglichenen Texte beitragen und so endlich zu sicheren Resultaten über die Geschichte des außerordentlichen Volkes gelangen, dessen kundige Hand diese so lange stummen Zeichen geschrieben hat.

Auf dem heutigen Standpunkt der paläographischen Wissenschaften kann man das Studium der Hieroglyphen auf zwei Gegenstände anwenden: auf die Geschichte der Ereignisse und auf die Geschichte der Ideen, Sitten und Kulturverhältnisse des socialen Lebens im ägyptischen Alterthum.

Die Arbeiten Champollion's haben gezeigt, welchen Weg man einschlagen muß, um durch die Lesung der Königsnamen und die Vergleichung derselben mit der uns von dem ägyptischen Priester Manetho hinterlassenen Liste derselben die chronologische Folge der Pharaonen herzustellen. Seit Champollion ist Viel geschehen und noch Mehr bleibt uns übrig, selbst nach dem Erscheinen des gelehrten und geistreichen Werks, in dem Herr Bunsen zum ersten Male die Reihe der Könige aller alten Dynastieen von Menes ab gegeben hat. Andere Arbeiten von großer Wichtigkeit über denselben schwierigen und umfangreichen Gegenstand werden in kurzem erscheinen. Mit Ungeduld erwartet man das Buch der Könige von Herrn Lepsius. Die Reichhaltigkeit und Neuheit der von ihm in Aegypten bis Ober-Nubien gesammelten Materialien, der Scharfsinn des Verfassers, der sich in anderen gediegenen Arbeiten bewährt hat,

lassen hoffen, daß die Ägyptische Chronologie, in ihrer ganzen Ausdehnung umfaßt, ihm einen wesentlichen Fortschritt verdanken werde.

Das Studium der Hieroglyphen ist also nicht ohne Früchte für die Geschichtsforschung geblieben, wie man es noch immer ein wenig unbedachtsam wiederholt. Die Folge und Dauer der Regierungen, in Beziehung gesetzt mit den Denkmälern, die unter ihnen errichtet wurden und mit den großen Begebenheiten, die sich unter ihnen zutrugen, wie die Obergewalt von Memphis oder Theben, die Vereinigung oder Trennung der verschiedenen Theile Aegyptens, die Einfälle der Hirtenkönige, alles dies ist Geschichte. Außerdem die Namen der Pharaonen, die ihrer Gemahlinnen, ihrer Söhne und Töchter, die Namen der von ihnen unterworfenen Völker und der von ihnen eroberten Länder, auch dies ist Geschichte.

Wenn man diese Geschichte zu arm findet, so giebt es noch eine andere, die vielleicht noch merkwürdiger ist und für die ein reiches Material vorliegt; es ist die Geschichte des Glaubens, der Einrichtungen, der Sitten. Diese finden wir verzeichnet auf allen Steinen der Monumente, auf allen Papyrusrollen, auf allen Mumienkasten, ja auf den zum täglichen Gebrauch bestimmten Geräthschaften und Werkzeugen. Nach den bereits entzifferten Hieroglyphen, die eine auf den verschiedenen Denkmälern zerstreute Literatur bilden, kann man sich nunmehr eine klare Vorstellung von den religiösen und sittlichen Ideen der alten Aegypter, von ihrer gesellschaftlichen Organisation und ihrem häuslichen Leben machen, und sogar in vielen Dingen die uns über diese Gegenstände von den Alten überkommenen Nachrichten vervollständigen und berichtigen; denn nur zu oft zeigt es sich, daß die Letzteren ihre Ideen in die Kenntniß eines Landes und Volkes hineingetragen haben, das von ihnen zu spät und zu unvollkommen kennen gelernt wurde.

Welches war der Einfluß Aegyptens auf jene beiden Staaten, die den größten und wichtigsten Platz in Beziehung auf die Geschichte unserer modernen Kultur einnehmen, die uns, der Eine unsere Philosophie und Kunst, der Andere unsere Religion gegeben haben, Griechenland und Palästina? Von welcher Art waren die Beziehungen Aegyptens zu Phönizien, Assyrien, Indien? Sollte Aegypten in seiner Stellung zwischen der asiatischen und europäischen Welt sich dem Einflusse jener entzogen haben und ohne Einwirkung auf diese geblieben seyn? das ist schwer anzunehmen. Welches war aber denn seine Rolle? Bis wie weit haben sich seine Kolonieen und Eroberungen erstreckt? Welche Bedeutung haben seine Mythologie und Kunst im Verhältniß zu der Geschichte der Mythologie und Kunst Griechenlands? — Alle diese großen Fragen können nicht gelöst werden, wenn man Aegypten selbst nicht gründlich kennt. Aber ihre Lösung darf man weder in den oft verdächtigen Zeugnissen der Alten, noch in den fast immer trügerischen Theorieen der Neuern suchen. Ehe man die Verhältnisse Aegyptens zu Babylon, Jerusalem, Argos studirt, muß man Aegypten selbst in seinen eigenen Denkmälern studiren; und zwar in den beiden lebendigen Ausdrucksweisen seines Wesens, die es uns hinterlassen, in den Gemälden, die uns zum Verständniß der Hieroglyphen führen, und in den Hieroglyphen, die uns in der Auslegung der Gemälde unterstützen.

Aber es giebt nicht blos Gemälde und Hieroglyphen in Aegypten; dieses Land bietet der Beobachtung und dem Nachdenken noch andere Gegenstände dar, die kein Reisender übersehen darf, der Augen zum Sehen, ein Gedächtniß zum Behalten und ein wenig Einbildungskraft und Combinationsgabe besitzt. Wer würde gleichgültig bleiben können bei dem Schauspiel, das uns die wunderbare Natur an den Ufern des Nils und das ganze Flußland, dem kein anderes Land ähnlich ist, gewährt? Wer würde unbewegt bleiben diesem Volke gegenüber, das so Großes hervorgebracht und nun zu der Tiefe seines gegenwärtigen Elends herabgesunken ist? Wer kann Alexandrien, Kahira, die Pyramiden, Heliopolis, Theben besuchen, ohne von den mächtigsten und mannigfaltigsten Erinnerungen bestürmt zu werden? Giebt es noch ein anderes Land auf der Erde, das mehr Eigenthümlichkeit und einen größeren Einfluß auf die anderen Länder gehabt hat, als Aegypten? Die Bibel und Homer; die Philosophie und die Wissenschaften; Griechenland und Rom; das Christenthum und das Heidenthum; die Mönche, der Islam, die Kreuzzüge, die französische Revolution, kurz fast Alles, was Großes auf der Erde geschehen, begegnet demjenigen, welcher diese wunderbare Gegend der Erde durchwandert. Abraham, Sesostris, Moses, Helena, Ageslaus, Alexander, Pompejus, Cäsar, Kleopatra, Aristarch, Plotin, Origines, Athanasius, Saladin, der heilige Ludwig, Napoleon, welche Namen! welche Gegensätze! Griechenland und Italien zeigen uns deren in geringerer Zahl und weniger auffallende. Aegypten, das alle große Erinnerungen der Vergangenheit erweckt, nimmt unsere Theilnahme und Aufmerksamkeit auch noch in der Gegenwart und für die Zukunft in Anspruch; in der Gegenwart durch den Todeskampf seines asiatischen Elements; für die Zukunft durch die Bestimmung, die ihm von Europa bereitet werden wird, wenn es erst zu ihm gehört, was nicht lange dauern kann. So ist Aegypten ein Land, das die Geschichte der Welt von Anfang bis zu Ende sehen wird; es steht an der Quelle der griechischen und jüdischen Traditionen. Moses kam dorther, Plato eilte dorthin. Es ist das Ziel, welches die Gedanken Alexander's, die Frömmigkeit des heiligen Ludwig und die Pläne des glücklichen Bonaparte auf sich zogen ....

* * *

So weit unser Reisender. Vielleicht werden wir Gelegenheit haben, noch einmal auf ihn zurückzukommen, da sich unter seinen Briefen aus Aegypten manche höchst interessante und lehrreiche befinden, die einer Mittheilung wohl werth sind.

Frankreich.

Ingres und die französische Malerschule.

(Fortsetzung.)

I. Des Künstlers Jugend und Studien.

(Schluß.)

Während Ingres den Kampf mit der Davidschen Schule begann, erhob ein junger deutscher Maler die Fahne des Aufruhrs gegen die Erben von Mengs und Winkelmann, indem er wie der französische Maler Rom zum Centrum seiner Thätigkeit wählte. Friedrich Overbeck war 1789 zu Lübeck geboren. Kaum 17 Jahr alt, begab er sich nach Wien, um den Unterricht der Maler-Akademie zu genießen; aber die engherzigen Lehren dieser Schule, wo der antike Geschmack im Sinne der Nachahmer Raphael's und David's herrschte, sagte der träumerischen Seele und der durchaus mystischen Einbildungskraft des jungen Künstlers wenig zu. Sein Lehrer, unzufrieden mit dem Eifer, der ihn antrieb, den Stil der alten deutschen Meister nachzuahmen, und mit seiner Abneigung gegen das Studium des Modells, schickten ihn von der Akademie fort. Diese Ausschließung hätte vielleicht für einen mittelmäßigen Künstler ein Todesurtheil enthalten, für das Talent Overbeck's war es der Anstoß zur völligen Entfaltung. Er beschloß, sich für die Verachtung der Akademie durch Triumphe zu rächen und Altar gegen Altar zu erheben. Deutschland versagte ihm Lehrer und Unterricht; er beschloß daher, sie anderswo zu suchen und zu den großen Quellen sich zu begeben. Mit einigen Freunden, die sich desselben Zweckes wegen an ihn angeschlossen, ging er nach Italien und gründete in einem halbverfallnen Kloster Roms jene neue deutsche Schule, die, bescheiden bei ihrem Auftreten, wie die „Nazarener," deren Namen sie trug, später ohne Widerspruch zur Herrschaft gelangen sollte, indem sich an ihren Gründer Overbeck andere Neuerer, wie Cornelius, Veit und Schadow, anschlossen, die sämmtlich in ihrer Art Originale waren, soweit man Original seyn kann, wenn man sich die fast buchstäbliche Reproduction der Meisterwerke des Mittelalters zum Ziel setzt und die Kunst da wieder aufnimmt, wo sie die Meister der ersten Epochen gelassen hatten.

Als Overbeck und seine Freunde nach Rom gelangten, hatte sich Ingres eben dahin schon als Zögling der französischen Schule begeben und, nach Ablauf seiner Studienzeit durch dasselbe Gefühl belebt, das die jungen Deutschen dort fesselte, als Verehrer Raphael's daselbst niedergelassen. Ingres stieg nicht so hoch wie die Nazarener; weniger Sklave der Nachahmung, glaubte er nicht, daß man die Traditionen bei ihrer Quelle aufsuchen und die Kunst auf ihre Kindheit zurückführen müsse. Unbeschadet der Bewunderung, die er für Cimabue, Giotto und die Maler der ersten Zeiten hegte, zog er ihnen doch Raphael vor, den er als den letzten Punkt des Fortschritts betrachtete, den die Kunst bisher erreicht habe, und nicht als den Anfang des Sinkens derselben. Er vertiefte sich also vor Allem in das Studium des göttlichen Meisters, wie er ihn nannte, und strebte nur dahin, seiner ruhmvollen Spur von fern zu folgen, und nicht, wie die Nazarener, ihn so herzustellen, wie er gewesen wäre, wenn Michel Angelo und das Heidenthum ihn nicht verdorben hätten. Nichtsdestoweniger existirte eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Overbeck und Ingres, da sie Beide im Aufstande begriffen waren gegen die herrschenden Schulen, Beide in einer mehr oder weniger verständigen Verehrung für die Vergangenheit aufgingen, Beide mit ihren Gemälden die Gebäude Roms verzierten: Ingres die Säle des Palastes von Monte-Cavallo, wo er in einem Raphaelischen Stil Fresken ausführte, deren Gegenstände aus der römischen Geschichte und den Gedichten Ossian's geschöpft waren; Overbeck, die Geschichte Joseph's in den Gemächern des Palastes des preußischen Konsuls Bartholdi darstellend und später mehrere Episoden aus dem befreiten Jerusalem in der Villa Massimi malend. Auch die Art, in der die beiden Künstler das Helldunkel auffassen, hat manche Berührungspunkte. Beide malen das Fleisch, ohne es zucken zu lassen, Beide betrachten die Farbe nur als Beiwerk für die Form; daher sind auch ihre Zeichnungen ihren Gemälden vorzuziehen, und vielleicht gewinnen ihre Compositionen durch den Kupferstich. Hier jedoch hört die Aehnlichkeit auf. Ingres hat vor Overbeck den Vortheil eines feineren und sicheren Geschmacks voraus. Er hat es sich niemals, wie der deutsche Maler, angelegen seyn lassen, die alten Meister bis auf ihre Fehler und Anachronismen nachzuahmen, indem er, wie diese, seine Hebräer nicht als Bürger von Frankfurt und Leyden kleidet. Er verachtet mit Recht diese archaistischen Kindereien. Ingres hat auch weit mehr Kraft und zugleich Phantasie in seiner Manier als der Maler von Lübeck; Phantasie in der Wahl seiner Gegenstände, Kraft in der Gestaltung, mit der er seine Gedanken zur Erscheinung bringt. Ingres gehorcht nicht, wie Overbeck, einem rein mystischen Eindruck und malt nicht wie er unter dem fortwährenden Einfluß einer und derselben Idee.

Ingres ist in der That Künstler nur der Kunst wegen; die ausschließliche Liebe für die Form einerseits und die Phantasie andererseits charakterisiren wesentlich seine Manier; daher es erklärlich ist, daß die religiösen und humanistischen Kritiker ihm, die Einen seinen Skeptizismus, die Anderen sein egoistisches Sich-Lossagen von allen allgemeinen und socialen Empfindungen vorgeworfen haben. Wir halten es für überflüssig zu untersuchen, ob die Malerei nur allein als eine Art symbolischer Sprache zu betrachten sey, deren sich der Künstler nicht bedienen kann, ohne damit Etwas beweisen oder Jemanden überzeugen zu wollen. Dieser Skeptizismus und diese Gleichgültigkeit für die großen socialen Fragen der Gegenwart, deren man Ingres bezüchtigt, sind gewissermaßen in dem Charakter seines Talents begründet, das wesentlich abstrakt ist, in seiner Liebe für die richtige und bestimmte Form und in seiner Verehrung

der Schönheit. Er will sie suchen, wo er sie finden kann, hinaus über den Dunstkreis der menschlichen Leidenschaften, in den erhabenen und heitren Regionen, aus denen Venus, Apoll, Jupiter, Antinous und alle die anmuthigen Gebilde des griechischen Meißels herabgestiegen sind und wo die Form über Alles gilt. Dieser Kultus der Kunst für die Kunst, diese Liebe zur Schönheit ihrer selbst wegen ist übrigens nicht so unfruchtbar, als man es hat darstellen wollen. Indem sie den Geschmack reinigt, reinigt sie zugleich die Seele. Leider haben die Anstrengungen, die Ingres gemacht hat, um die unveränderliche Schönheit zu erreichen, nicht immer seinen Wünschen und dem Erfolg entsprechen, den er von ihnen erwartete. In allen seinen so verschiedenartigen Compositionen fühlt man wohl das Streben, die Sehnsucht zu der idealen Vollkommenheit, aber man trifft diese selbst nicht an. Dies Resultat muß uns Wunder nehmen; allein die Ursachen desselben sind leicht zu erkennen. An der Spitze steht die vielleicht ein wenig zu strenge Nachahmung Raphael's. Sonst rief man aus: „Der Meister hat es gesagt", und diese Worte traten in die Rechte der Erfindung und des Selbstdenkens; Ingres scheint uns gleichfalls zu geneigt, dieselben zu wiederholen, und zwar mit demselben Gefühl der Nothwendigkeit blinder Unterwerfung, derselben Entsagung in Rücksicht auf eigene Ideen: „Raphael hat gemalt". Raphael ist für ihn die ganze Kunst. Diese Unterordnung, so freiwillig wie sie seyn mag, hat große Unbequemlichkeit. Sie erkältet die Phantasie und schüchtert durch ihren Zwang den Stil ein; die Form verliert ihre Frische und magert ab, die Umrisse entbehren der Sanftheit, ihre Genauigkeit wird zur Härte und Trockenheit. Dasselbe Nachahmungssystem führt nothwendig zur Aufopferung des Kolorits, die Farbe dient den Malern der archaistischen Schulen nur zur Vervollständigung der Zeichnung, die sogar die Anmaßung hat, Alles ohne jene Hülfe sagen zu wollen, während umgekehrt bei den venetianischen und flamändischen Malern die Farbe hinzureichen scheint, um Alles auszudrücken. Diese archaistischen Maler malen und modelliren mit dem Zeichnenstift, während die wahren Koloristen mit dem Pinsel zeichnen und mit der Farbe modelliren.

England.

Eine englische Jagdpartie.

Herr Viardot, der Gemahl der jetzt wieder in unserer Mitte weilenden Madame Viardot-Garcia, der uns durch seine Jagd-Kunstreisen in den verschiedenen Ländern Europa's schon öfter unterhalten hat, giebt uns neuerdings wieder einen Bericht über eine solche Partie, und zwar in England. Da denkt man nun natürlich bald an die großen famosen Fox-huntings, wo die Noblemen einer Grafschaft mit Hunderten von Rossen und Meuten im rasenden steeple-chase über Hecken, Gräben und Flüsse hinweg galoppiren, um günstigen Falles ein Füchslein zu forciren, schlimmen Falles aber so und so viel edle Rosse und selbst Menschenleben auf dem Platze zu lassen — aber nein! diesmal nichts hiervon. — Herr Viardot ist nicht so glücklich, uns eine solche wilde verwegene Jagd schildern zu können; — dafür giebt er uns eine Beschreibung eines höchst zahmen und ungefährlichen Vergnügens, das man in diesem Lande der schroffen Gegensätze ebenfalls mit dem Namen „Jagd" beehrt hat, und dessen Theilnehmer zu seyn, für einen leidenschaftlichen französischen Waidmann keine leichte Prüfung war. Indeß hatte Herr Viardot schon früher zur Vorbereitung manches englische Geduldpröbchen zu bestehen gehabt. Schon der Anblick der Landschaften, welche sich auf seiner Eisenbahnfahrt durch den größten Theil Englands vor seinen Blicken entwickelten, machte den Anfang dazu. Sonderbar — denn wer hätte nicht des schönen Albions grüne Fluren rühmen hören? In der That, gesteht auch unser Jäger, giebt es kaum etwas Angenehmeres, als den ersten Eindruck dieses frischen dunkeln Blaugrüns, das sich in langen Teppichen am Boden hingießt oder in endlosen Alleen in den Horizont verliert. Allein — England hat wenig Wald, weil es seine riesigen Steinkohlenwälder unter der Erde hat; es hat ferner mehr Weiden als Getraidefelder, weil seine Bewohner mehr Fleisch als Brod essen; daher immer nur Wiesen und Hecken und wieder Wiesen, und immer ein welliger Hügelboden, der weder Ebene noch Gebirge ist, und immer wieder Schaf- und Rinderheerden, dieselben Gruppen, dieselben Farben; — dies wird endlich eintönig, langweilig, selbst traurig! — Nicht besser ging es ihm im häuslichen Leben der Engländer; die gastfreundliche Aufnahme, die er auf dem Landgute des Grafen Hereford fand, vermochte nicht die tödtliche Langweile zu mildern, die das englische Familienleben in seiner strengen gesetzmäßigen Gleichförmigkeit bei ihm hervorbrachte. So gewissenhaft der Engländer sich dieser selbst unterwirft, eben so unnachsichtig verlangt er ihre Befolgung auch vom fremden Gaste. Herr Viardot z. B. genießt keinen Thee zum Frühstück; das Erstaunen darüber ist so groß, daß man ganz vergißt, ihm etwas Anderes an dessen Stelle anzubieten. Dafür erscheinen wieder die jungen Damen des Hauses bei schneidendem Herbstwetter im weißen Ballkostüm bei der Mittagstafel, ungeachtet ihre frostblauen und von der Gänsehaut bedeckten Arme verrathen, was sie bei dieser leichten Kleidung zu leiden haben; und diese tragen sie nicht etwa blos ihren Gästen zu Ehren — nein, alle Tage, auch wenn ihr Vater allein zu Hause wäre — denn so ist es einmal Sitte! Bei Tische dann stets die bestimmte Ordnung der Plätze, der Schüsseln, der Reihenfolge; dann zu bestimmten Stunden bestimmte Promenaden in bestimmten Alleen, in einem bestimmten langsamen Schritte — man denkt unwillkürlich an frische Luft schöpfende Sträflinge! Kurz — ruft unser verzweifelter Franzose — ganz England mit seiner ascetischen Unterwürfigkeit unter das Gesetz des Herkommens ist nichts als ein weites Kloster, jedes Haus darin eine Zelle, wo man unabänderlich zu denselben Stunden dieselben Dinge in derselben Weise thut — ja, nicht genug! denn es geschieht nicht blos von den Ordensbrüdern selbst, wie in Klöstern, sondern auch jeder Fremde, der Englands Boden betritt, muß nolens volens das Ordensgelübde ablegen. Unkenntniß der Sitte entschuldigt dort nicht; wollte Jemand sich einfallen lassen, hutabnehmend auf der Straße zu grüßen oder bei Tafel seine Fische mit dem Messer zu berühren: er wäre ein ungebildeter Mensch, ein ungeschliffener Bauer!

Endlich kam zum Glücke der ersehnte Tag der Jagderöffnung, in England der 1. September. O Tag der Freiheit! „Ich dachte", erzählt Herr Viardot, „mindestens mit Tagesanbruch aufzubrechen und mit der vollen Nacht erst wiederzukommen. Die Sitte aber wollte es anders — wir mußten erst mit den Damen den Thee nehmen, zur gewöhnlichen Zeit des Diners aber schon wieder zurück seyn und im schwarzen Frack und weißer Kravatte bei Tafel erscheinen. Da blieb denn für die ganze Jagdpartie, mit Einschluß zweier Toiletten, gerade nur die Zeit zwischen einer Mahlzeit und der anderen übrig. Endlich brachen wir, unser vier Jäger, gegen Mittag auf, mit einem einzigen an der Leine gehaltenen Wachtelhunde, aber ein „Pointer", wie ich ihn in meinem ganzen Jägerleben nicht gesehen, ein Wunder an Schönheit und Dressur! Nun sind in England, wie bekannt, die meisten Fluren in so und so viele kleine, wohlumzäunte Gehege abgetheilt, um auf diese Weise Hüter für die Pferde, Schafe, Rinder ꝛc. zu ersparen. Da kann man natürlich nicht wie in unseren freien offenen Ebenen jagen, wo man schlimmsten Falls einmal durch eine Dornenhecke mit Gefahr der Kleider und der Haut durchzubrechen hat; das wäre dort unschicklich! Dort geht es folgendermaßen zu: Wir gingen erst, die Hände in den Taschen, über Politik, Literatur, Agrikultur-Vereine ꝛc. plaudernd, die schmalen wohlgehaltenen Zaunwege entlang. An einer Barrière angelangt, die man mit dem Schlüssel öffnen mußte, ließ man den Pedro allein in das Gehege hinein, der es mit wunderbarer Geschicklichkeit durchspürte; kehrte er unverrichteter Sache, wie Noah's Taube, zurück, so wurde ein anderes Gehege geöffnet; immer aber nur solche, von denen die Frucht schon eingebracht war (was am 1. September beiläufig bei wenigen der Fall war) und wo es dann natürlich auch am wenigsten Wild gab. Traf sich endlich ein Flug Hühner, so witterte sie der wackere Pedro schon auf 30 Schritte weit und machte Halt — wir traten darauf langsam, bedächtig, Einer nach dem Anderen ins Gehege, stellten uns in gleicher Entfernung in Linie auf und schritten auf das Wild zu. Beim ersten Flügelschlag eines Rebhuhns, beim ersten Schusse, wirft sich Pedro platt auf den Boden — denn apportiren hieße die übrigen Vögel verscheuchen und wäre in England ein großer Fehler bei einem Hunde. Die anderen Jäger aber stehen nach dem Schusse, wie vom Donner gerührt, fest angewurzelt an ihrem Platze und rühren sich nicht, bis der Andere wieder in aller Gemächlichkeit, wie bei einer Charge au douze temps im preußischen Exercitium, sein Gewehr geladen hat. Dann ging es wieder gemessenen Schritts in Linie vorwärts, bis der ganze Flug zerstreut war. Ich meinerseits sah zu und verstand nichts von diesem so ruhigen, disziplinarischen Vergnügen. Und so ging es drei sterbenslange Stunden hindurch. Man denke sich, die Stunden der Jagd, für mich, sterbenslang, und dies am Tage der Eröffnung!

„Endlich kamen wir an ein freies offenes Saatfeld, ohne Hecken und Gräben; ich athmete auf, wie ein Vogel, der aus dem Käfig kommt! Aber ach! bittere Täuschung! Zuerst wurde mein Liebling Pedro fortgeschickt und durch einen anderen Hund ersetzt, der für die Jagd im Freien abgerichtet war. Und nun ging es wieder in geregelter Schlachtordnung, im Prozessionsschritt vorwärts; bei jedem Schusse jedes Einzelnen wurde Halt gemacht u. s. w. Da suchte ich mich denn endlich durch einige geschickte Manöver am Ende der Linie zu bringen, entfernte mich mehr und mehr von meinem Nachbar, wie ein Komet aus dem Planetensystem, worin ich wider meinen Willen gravitiren sollte, und — ich war frei! frei! Gott sey Dank! — Jetzt blicke ich um mich, um so bald als möglich von meiner Freiheit Gebrauch zu machen, erspähe ein großes Bohnenfeld mitten unter den Stoppeln, stürze rasch darauf zu und — husch! da fliegt ein großer Fasan unter meinen Füßen auf und entfaltet sein goldenes Gefieder an der Sonne — ich lege an, ziele, drücke — No! schreit da plötzlich eine grobe Stimme in mein Ohr, während eine derbe Hand meinen Arm faßt — ich drehe mich nach der unhöflichen Biene um, die mich so ungelegen gestochen — und erblicke den Jagdhüter meines Gastfreundes, den er augenscheinlich abgeschickt hatte, um den Deserteur einzuholen. Da er sich indeß in respektabler Entfernung hielt, so faßte ich mich bald wieder und setzte meinen Weg fort — kaum war ich aber im Begriff, auf einen zweiten Hahn anzulegen, als ein zweites: No! ertönte, und zwar bei aller Hochachtung mit so viel Ruhe und Gemessenheit, daß ich erkannte, er handle im direkten höheren Auftrage. Ich ließ also meinen Kopf voll Ergebung hängen, entlud mein Gewehr und kehrte zur Gesellschaft zurück, um die Ursache dieses constitutionellen Veto zu vernehmen: „Am 1. September", hieß es, „schießen wir nur Rebhühner, am 1. Oktober Fasanen, am 1. November Hasen — so ist es Sitte!"

So berauben sich die Engländer, um ihre Rangscheidungen von den Menschen auch auf die Thiere des Feldes zu übertragen, des größten Reizes, den die Jagd darbieten kann, der Abwechselung und der Ueberraschung! Und diese Regeln werden, wie alle anderen, sobald sie einmal Regel sind, bei ihnen so unbeugsam, daß es einem gütigen, zuvorkommenden, gastfreundlichen Manne nicht einmal in den Sinn kommt, bei seinem Gaste einmal eine Ausnahme zu machen und ihm den 1. September zu erlauben, einen Fasan zu schießen, da er doch am 1. Oktober nicht mehr anwesend seyn würde!

Und so scheidet Herr Viardot von seiner verunglückten Jagdpartie und von England mit den Worten: „England ist ein Land, das man sehen, aber nicht bewohnen, fast in Allem bewundern, in Wenigem nur nachahmen muß, wo man Vieles lernen, aber nirgends sich vergnügen kann!

Mannigfaltiges.

— Keine Alpen mehr! Der berühmte Ausruf Ludwig's XIV.: „Es giebt keine Pyrenäen mehr!" nachdem er seinem Enkel Philipp die spanische Krone zugesichert sah, macht sich in diesen Tagen durch die Heirat des Herzogs von Montpensier mit der spanischen Prinzessin Luisa wieder geltend, wenn überhaupt die Verwandtschaft der Herrscher noch von allbedeutendem Einfluß auf die Verhältnisse der Völker gegen einander ist. Schöner aber und bleibender, als durch die Machtsprüche eines Ludwig XIV. öffnen sich jetzt die Scheidemauern der Riesengebirge durch die Kunst, die Weisheit und den Fleiß der Völker. Schon giebt es keine Alpen zwischen Deutschland und Italien mehr, und die eisigen Gipfel, welche bis jetzt dem Wanderer mit tausendfachen Schrecknissen drohten, tragen die Eisenstraße auf ihrem Rücken, welche sicher und blitzschnell eine ganze Bevölkerung von Land zu Lande führt. Aber die Wunder menschlicher Anstrengung und Industrie sollen sich durch ein neues Werk krönen. In Turin, der bisherigen Residenz des systematischen Beharrens und Stillstehens, geht man damit um, den Mont-Cenis zum Behufe einer Eisenbahn von Turin nach Lyon zu durchbrechen. Eine Korrespondenz aus der piemontesischen Hauptstadt im Londoner Athenaeum sagt, daß ein belgischer Ingenieur von Ruf Untersuchungen angestellt und erklärt habe, ein Tunnel von 7 englischen Meilen Länge könne den Mont-Cenis durchbrechen, ohne auf unübersteigliche Hindernisse zu stoßen. „Und solch ein Tunnel", fährt der Korrespondent fort, „wenn er je zu Stande kommt, wird sicher eines der größten Wunder der Welt seyn!" Wer aber, sagen wir, darf jetzt noch an der Ausführung solcher Werke zweifeln, nachdem schon so vieles Großartige zu Wasser und zu Land in der alten wie in der neuen Welt geschehen ist? Eine Durchbrechung des Alpenberges hat unberechenbare Vortheile für die Communication. Nicht nur wird der Weg an sich so vielfach kürzer, wenn die Bahn von Thal zu Thale den Berg durchsticht, statt daß sie 6000 Fuß in Bogen und Krümmungen vom Fuße aufsteigen und zum jenseitigen Fuße niedersteigen muß, sondern man bleibt auch in derselben Temperatur. Selbst die Kosten des Unternehmens können nicht zu hoch angeschlagen werden, da man hierdurch auf 7 Meilen einen Weg baut, der über den Rücken des Berges mehr als 50 Meilen betragen muß, abgesehen davon, daß man in letzterem Falle Abgründe zu überbrücken hat, gegen Felsenstürze und Lavinen sichern muß und dennoch stets Tausenden von Gefahren und Zufällen ausgesetzt seyn würde. Und kostet nicht jetzt schon eine gewöhnliche Straße auf den Alpen der Schweiz und Savoyens so ungeheure Summen zur Unterhaltung, daß der Reisende an Zöllen mehr entrichten muß, als jeder Transport in der Ebene kostet? Eine Eisenbahn über oder vielmehr durch den Mont-Cenis würde gewiß hohe Fahrpreise stellen müssen, sie würden aber bei weitem unter den jetzigen Fahrpreisen bleiben. Auch die Wissenschaft müßte großen Gewinn davontragen, wenn sie endlich des Dichters Worte:

„Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist"

äußerlich wenigstens beschämt, und nicht blos für die Mineralogie, sondern für das ganze Naturreich und die Kunst, es zu bewältigen, würde sich mit der Oeffnung des Innern des Gebirges auch ein großes Feld für Bereicherungen eröffnen. Die Alpen haben bekanntlich bis jetzt einen verhältnißmäßig sehr geringen Anbau von Bergwerken; was müßte nun die staunende Welt sagen, wenn man beim Durchbruch des Gebirges auf edle Metalle stößt! Wenn man, statt der ungeheuren Kosten, zu denen man sich versieht, ungeheure Schätze aus dem Schoße der Erde hervorholte! Und wenn man nur Eisen fände, oder Kohlen, so wäre der Fund schon hinreichend, eine Umwälzung im Handel und allen Lebensverhältnissen hervorzurufen, wie sie bei der Entdeckung Amerika's gewiß nicht größer war. Ueber den Mont-Cenis ging Hannibal mit seinen Karthagern, und unter den unerhörtesten Mühseligkeiten verlor er zwei Drittel seiner Armee, seine Lastthiere, seine Elephanten und sein Gepäck. Was würde der große Mann nun sagen, wenn man ihm berichtet, daß jetzt bald eine Armee wie die seinige mit allem Zubehör, mit Elephanten und Kanonen, in einigen Stunden den Weg gemächlich, im Wagen sitzend, zurücklegen wird? Und nur solche gebildete Männer wie Hannibal würden die Wunderthaten unserer Zeit glauben, Millionen anderer Menschen seiner Zeit würden sie für Spott oder Lüge halten, wenn man sie ihnen erzählte. *)

*) Capitain Alexander Ball in seinem „Seven Years in Spain" erzählt einen Fall, der das Obige bestätigen kann. Er wohnte bei einem gebildeten Mann in Malaga, der sich sehr vernünftig über die Lage Spaniens und die Lage Englands aussprach. Ball erzählte ihm von mehreren neuen Erfindungen und Einrichtungen in England, für welche der Spanier Sinn und Fassungsgabe zeigte. Bei der Erzählung vom Thamestunnel war er jedoch sehr verwundert, und er sagte im Kreise seiner Familie dann, als sich Ball ins Nebenzimmer zu Bette begeben hatte und scheinbar schlief: „Der Engländer glaubt an mir auch so einen dummen Menschen gefunden zu haben, dem er die Geschichte mit dem Tunnel aufbinden kann, wir sind aber nicht so!"

— Bekenntniß eines Franzosen über den Standpunkt der heutigen französischen Literatur. In dem Bulletin littéraire der Bibliothèque Universelle de Genève befindet sich eine kurze, mit C. V. H. unterzeichnete Kritik über das kürzlich erschienene Gedicht „La chronique rimée de Jean Chouan et de ses compagnons, par Arthur de Gobineau", in der der Referent mit eben so viel Klarheit als Aufrichtigkeit sich über den Standpunkt der heutigen französischen Literatur ausspricht. Wir heben daraus Folgendes hervor: „Seit Boileau haben wir große Fortschritte gemacht, oder, was richtiger ist, wir haben uns von ihm beträchtlich entfernt. Man hat beim ersten Anblick einige Mühe, die heutige Literatur Frankreichs als die Tochter der Literatur des „großen" Zeitalters zu erkennen; denn jene hat sich mit einer stolzen Verachtung von dieser losgesagt und es ist keineswegs bewiesen, daß die alte sich als die Mutter der heutigen bekennen würde. Aber man weiß ja, daß die Extreme sich berühren und häufig aus einander entspringen. Der strenge Verstand Boileau's hatte die damalige Literatur in die Gränzen bestimmter Regeln eingeschlossen; wovon die Folge war, daß sie nach und nach, anstatt diese Schranke als ein Regulativ für die Form zu nehmen, dieselbe als ihr Objekt, als ihren Zweck zu betrachten begann. Diese Tendenz, ehemals die Schutzwaffe des guten Geschmacks, der auf die Reinheit und edle Haltung der Form mit aller Strenge hielt, hat uns nunmehr zum Vergessen und zur vollständigsten Verachtung des Schönen und Schicklichen geführt. Ja, was noch mehr ist, wir suchen das Häßliche jetzt eben so eifrig, als man es ehemals floh. Das Bizarre und Widerwärtige, das Groteske und Fürchterliche, kurz Alles, was die Einbildungskraft in einseitiger Weise auf den Höhepunkt einer krankhaften Empfindung treibt, statt sie mit sich selbst in dem ruhigen Genuß der Schönheit und Harmonie zu versöhnen, das allein giebt den Stoff zu unserer künstlerischen Befriedigung her. Die Schriftsteller, welche wir bis zu den Wolken erheben und die uns eine vollkommen ästhetische Befriedigung verschaffen, sind solche, die auf dem öffentlichen Markt der Belletristik den meisten Beifall erringen bei dem Verschlucken von Steinen, mongolischen Pfeilen und Damascenerklingen. Und dennoch hat der Charlatanismus der Kamaradschaften unsere Leichtgläubigkeit so gemißbraucht, daß man uns in einer nichtssagenden und sinnlosen Aufhäufung schönklingender, aber inhaltsloser Redensarten die Tiefe des Genies bewundern ließ. Vor einigen Jahren, o wie naiv waren wir damals! wurden wir von einem Gefühl unbegränzter Hochachtung durchdrungen, als wir in unseren Journalen über einen Autor lasen, „daß er, seinen Gedanken an dem reinen Strahl der Idee entzündend, wie ein Gott nur einmal den Arm erhöbe, um den Blitz in die Welt zu schleudern." Als sich später einige Stimmen bis zur Höhe dieses Riesen der Feuilletons erhoben, um ihn von seinem usurpirten Thron herabzustürzen, haben wir allerdings die Augen geöffnet und einiges Mißtrauen geschöpft gegen jene Zukunfts-Ideen, denen das Jahrhundert gehört und gehorcht." Auf wen sich diese Worte beziehen, ist wohl nicht schwer zu errathen.

— Rhein-Literatur. Auch in Frankreich wird jetzt der romantische Reiz des schönen Rheinstroms ein reichhaltiger Stoff für die Literaten; die Revue des deux Mondes zeigt ein neues Buch darüber von André Delrieu an und lobt darin eine anmuthige Zusammenstellung alles Wissenswürdigen, welche die Reisenden der Mühe überhebe, die täglich anschwellende Fluth von Schriften und Gedichten über den Rhein zu lesen, und doch hinreichende Kenntniß von seinen Wundersagen, zärtlichen Romanzen und tiefsinnigen Balladen zu geben im Stande sey.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Skizzen aus dem häuslichen Leben.

Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1846. F. A. Brockhaus.

Orientalische Literatur.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung. Aus dem Sanskrit zum ersten Male ins Deutsche übersetzt von M. Müller. Gr. 12. 1844. Geh. 20 Ngr.

Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von A. Hoefer. Zwei Lefen. Gr. 12. 1844. Geh. 2 Thlr.

Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Surury's aus dem Persischen übersetzt mit Anmerkungen und Zugaben von K. H. Graf. Gr. 12. 1846. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kathâ Sarit Sâgara. Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von Hm. Brockhaus. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit Hm. Brockhaus. Gr. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 121. Berlin, Donnerstag den 8. Oktober 1846.

Frankreich.

Die Philosophie und die Philosophen des heutigen Frankreichs.

Es sind in Frankreich seit nicht gar langer Zeit mehrere bedeutende Erfindungen gemacht worden, aus denen wir vorzüglich die zweier neuen philosophischen Systeme hervorheben; das eine hat bereits die Taufe erhalten, es heißt die positive Philosophie, das andere, zwar noch ungetauft, aber doch weit christlicher gesinnt als die positive Philosophie, scheint eine Art von psychologisirender Humanitätsphilosophie werden zu wollen, die jedoch noch sehr in der Entwickelung begriffen ist. Diese beiden Systeme, die übrigens ihre sehr interessanten Seiten haben, stellen sich als Extreme einander feindlich gegenüber, wovon wir den Grund leicht einsehen werden, wenn wir ihre besonderen Prinzipien näher kennen gelernt haben. Zuvor müssen wir uns jedoch gewissermaßen rechtfertigen, daß wir gerade diesen Gegenstand zur Besprechung gewählt haben. Denn es ist uns nicht unbekannt, wie schwierig und unfruchtbar gewöhnlich eine Untersuchung über die Beziehungen der französischen und der deutschen Philosophie ist — schwierig, weil von französischer Seite immer, von deutscher meistentheils, der Vergleichungspunkt, aus dem allein eine ersprießliche und vorurtheilslose Betrachtung über beide Seiten angestellt werden kann, entweder gar nicht gefunden oder doch nicht festgehalten wird; unfruchtbar, weil aus dem eben angegebenen Grunde doch zuletzt beide Streitenden von ihrer eigenen Meinung überzeugt bleiben, ein Dritter aber als unparteiischer Schiedsrichter sich bis jetzt noch nicht erhoben hat, auch schwer von den Parteien selbst als kompetent anerkannt werden dürfte. Wir zwar wollen keineswegs diese Kompetenz der Unparteilichkeit von vorn herein in Anspruch nehmen, bekennen vielmehr offen, daß wir in gewissem Sinne gleichfalls Partei sind. Indeß schließt dieser Begriff nicht nothwendig den der Parteilichkeit als Unbilligkeit und Mangel an freiem Urtheil ein. Auch hätten wir unsere schwache Stimme keineswegs erhoben, wenn nicht gerade in der neueren Zeit von Seiten der französischen Philosophen wiederholte Angriffe auf die deutsche Philosophie, wenn auch nur nebenher und beiläufig, gerichtet worden wären, die von einer Unkenntniß derselben zeugen, deren sich ein deutscher Philosoph sicherlich schämen würde. Es ist daher nur unser Zweck, diesem Nicht- oder Mißverstehen seine Schranken anzuweisen.

Einen solchen Angriff haben wir kürzlich auch in einem Artikel der Revue des deux Mondes gefunden, weshalb wir es für zweckmäßig halten, unsere allgemeine Erwiederung an diesen konkreten Fall anzuknüpfen. Dieser Artikel trägt die Ueberschrift la philosophie positive und giebt sich als eine Kritik zweier Werke *) zu erkennen, die diese „positive Philosophie" systematisch behandeln. Der Verfasser desselben, Emile Saisset, zeigt sich darin als ein Mann von Geist und einer unverkennbaren Selbständigkeit des Urtheils, die er einer, wie es scheint, bedeutenden wissenschaftlichen Bildung verdankt, welche an Umfang ersetzt, was ihr vielleicht an Tiefe abgeht. Seiner Beurtheilung der „positiven Philosophie" selbst müssen wir unsere volle Anerkennung zollen, und wüßten in der That nicht, ob wir selbst, von einem dem seinigen völlig fremden, ja vielleicht entgegengesetzten Standpunkt aus, anders uns hätten aussprechen können. Hören wir daher, wie er sich über dieselbe äußert:

„Der Ehrgeiz der positiven Philosophie ist groß; sie hat nichts Geringeres im Sinne, als die Thätigkeit des menschlichen Geistes ein für alle Mal und vollständig zu organisiren, indem durch sie das Reich des Gedankens auf seine natürlichen Gränzen zurückgeführt, die großen Pfade, auf denen er sich zu bewegen bestimmt ist, vorgezeichnet, die allgemeinen Gesetze dieser Bewegung bestimmt und das Ziel, nach dem zu streben seine Natur ihm erlaubt und gebietet und über das sich hinauszuwagen sie ihm verbietet, festgestellt werden soll. Und das Prinzip dieses Organisationsversuchs? — Es ist sehr einfach: der menschliche Geist kann und darf sich in seinem kühnsten Fluge zum Lichte wie in seinem langsamsten Kriechen auf der dunklen Erde keine andere Gegenstände seiner Thätigkeit wählen, als sicht- und fühlbare Dinge, und keinen anderen Zweck erreichen, als die Entdeckung ihrer Gesetze. Lange Zeit ist der menschliche Verstand über den eigentlichen Spielraum seiner Thätigkeit, über seine wahren Bedürfnisse und über das Geheimniß seiner Macht im Irrthum gewesen. Er ist durch zwei Phasen der Entwickelung hindurchgegangen, während dessen seine Kräfte sich in der Erklärung unerklärlicher Geheimnisse verzehrt haben. Diese beiden Phasen sind die der Religionen und der metaphysischen Systeme. Die Religion verspricht dem Menschen, ihn über die Natur zu erheben und ihn einzuführen in eine neue Welt, deren Wunder sie ihm schildert, um ihm einen Vorschmack der Seligkeit zu geben, die sie gewährt. Sie unterweist ihn über die Entstehung der Dinge, die Absichten der Gottheit, die Welt und den Menschen, die Geheimnisse der Zukunft. Die Metaphysik ist mit großen Versprechungen nicht weniger freigebig. Auf den Flügeln der Abstraction schwingt sie sich über die konkreten Dinge, über Zeit und Raum zu dem Glauben hinauf, daß sie die Grundursachen und das Wesen alles Daseyns begreife; sie erforscht die Begriffe der Wirklichkeit und Möglichkeit, der Nothwendigkeit und Zufälligkeit, des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, kurz durchdringt Alles. Aber weder die Abstraction und ihre Macht, noch die Einbildungskraft und ihre Wunder vermögen die Vernunft des Menschen zu befriedigen. Sie sucht einen sichereren Leiter, eine fruchtbringendere Arbeit: dieser Leiter ist die durch Berechnung unterstützte Beobachtung; diese Arbeit ist die Erforschung der Natur. Diesen Zweck verfolgt die positive Philosophie, mit der wir in das männliche Alter der Menschheit eintreten."

In diesem hochtrabenden Ton, mit dem sich der grobe Materialismus der Erfahrungsphilosophie — wenn sie noch den Namen Philosophie verdient — stets brüstet, geht es fort, und wir haben uns dabei über Nichts zu wundern — denn diese Ansicht ist von Franzosen und Engländern schon seit Jahrhunderten so oft aufgewärmt und breitgetreten worden, daß man sie nur bei ihrem rechten Namen zu nennen braucht, damit Jeder weiß, womit er es zu thun hat — als über die beneidenswerthe Geduld, mit der der Referent das ganze Glaubensbekenntniß dieser sogenannten „positiven" Philosophie, die doch keineswegs nach seinem Geschmack ist, reproduzirt. Seine Widerlegung enthält viel Wahrheit, jedoch leidet sie an einem Mangel, der den Gegnern leicht Waffen gegen ihn in die Hände geben könnte. Er geht nämlich in derselben nicht so zu Werke, daß er aus dem Standpunkt jener „Positiven" selbst heraus das Prinzip und die aus demselben gezogenen Konsequenzen angreift, sondern er macht ihnen nur von seinem eigenen Standpunkte aus Einwürfe, die allerdings gegründet sind, aber von der anderen Seite mit ähnlichen erwidert werden könnten. Ein sehr triftiger Einwand, der ihn zugleich auf sein eigenes System führt, ist die Frage nach den psychologischen Thatsachen. Indem nämlich die „Positiven" nur handgreifliche Dinge oder, wie sie sagen, sicht- und fühlbare (warum nicht auch hörbare und riechbare? — man sieht, wie jämmerlich solche Kategorieen sind!) als der menschlichen Erkenntniß zugänglich erklären, schließen sie natürlich alle rein geistigen Thatsachen als nicht existirend oder doch unbegreiflich von der Erkenntniß aus. Sie leugnen also, daß man die Gesetze der Seelenthätigkeit erkennen könne, woraus denn folgt, daß man auch die Wirkungen ihrer Thätigkeit für die Erkenntniß der anderen „sichtbaren" Welt in keiner Weise für maaßgebend oder gar bedingend halten dürfe. Indem sie nun aber andererseits die auf Berechnung (calcul) gegründete Beobachtung als das einzig mögliche Prinzip wahrer Erkenntniß aufstellen, kommen sie in einen vollkommenen Widerspruch mit sich selbst, da die Berechnung nicht minder als die Beobachtung auf reiner Seelenthätigkeit, die erste überdies auf jener ihnen so verhaßten Abstraction beruht, die sie der Metaphysik mit Unrecht vorwerfen. Durch diese einfache Schlußfolgerung, die jeder Unbefangene als völlig gerechtfertigt anerkennen wird, wird das ganze schöne Gebäude der positiven Philosophie in die Luft gesprengt. Mit den „Positiven" wären wir also fertig. Gehen wir nun zu den „Psychologen", über. Indeß ist hier der Kampf schwierig, nicht als ob das System des Herrn Saisset so in sich abgeschlossen und fest verwahrt wäre, daß man nirgend eine Blöße entdecken könnte, um den Angriff darauf zu richten, sondern weil es das nicht, weil es überhaupt kein System ist, was er vorbringt. Wenn er in seinen Versicherungen von der tiefen Wahrheit des psychologischen Systems mit eben so großer Schonung als Festigkeit über alle übrigen philosophischen Systeme das Todesurtheil spricht, ohne es jedoch irgendwie zu motiviren, so weiß man weder, woher er kommt, noch wohin er geht; er scheint weder einen ersten noch einen letzten Grund für seine Ueberzeugung zu kennen. Auf welche Weise soll man ihn widerlegen? Hören wir indeß, was er über die deutsche Metaphysik sagt:

„Der deutschen Philosophie war es aufbehalten, Spinoza's Lehre berühmt zu machen. Sie ist dessen natürliche Erbin; Hegel ist nichts als Spinoza, nur kühner und chimärischer als Jener. Wie der holländische Philosoph hat auch der Metaphysiker Berlins behauptet, daß er sich mit einem Sprung

*) Cours de philosophie positive par M. Auguste Comte. 6 vol. 1830—1840 — und De la philosophie positive par M. E. Littré.

in den Schooß des Absoluten versetzen und von dieser Höhe herab, vermittelst der bloßen Macht seiner Logik und einer gewissen Anzahl abstrakter Begriffe, die allgemeine Oekonomie der Dinge durchschauen könne. Für Hegel existirt nichts Unbegreifliches; er weiß das Warum und Wie von Allem. Darf man sich wundern, daß der gesunde Menschenverstand in Europa, und besonders in Frankreich, sich gegen so ausschweifende Behauptungen gesträubt hat?" — Der Verfasser antwortet auf diese naive Frage selbst mit „Keinesweges", worin wir ihm völlig beistimmen können. Denn der sogenannte „gesunde Menschenverstand" begreift Manches nicht, was nichtsdestoweniger wahr ist. Zweifelt er zum Beispiel daran, daß die Sonne sich bewegt? Bewahre, er *sieht* es ja. Glaubt er nicht, daß der Mond beim Auf- und Niedergang größer sey, als wenn er dem Zenith näher steht? Keineswegs, er *sieht* es ja. Er *sieht* es ferner, daß ein schräg in das Wasser gestreckter Stab zerbrochen ist, obwohl er sich wundert, daß er beim Herausziehen wieder gerade gewachsen ist. Das unmittelbare Bewußtseyn, was nach einseitigen Verstandesbestimmungen urtheilt und das kein anderes Regulativ, respektive Korrektiv kennt, als die stets unvollständige Erfahrung, soll also das letzte Prinzip der Philosophie seyn! Es ist aber auch nicht einmal wahr, daß der gesunde Menschenverstand der spekulativen Philosophie entgegengesetzt sey. Im Gegentheil, wie Instinkt und Vernunft in ihren reinen Thätigkeiten stets zu demselben Ziele gelangen, wie die höchste Kunst gerade der reinsten Natur am nächsten kommt, so stimmt auch die spekulative Philosophie Hegel's mit dem einfachsten Empfindungsinstinkt des menschlichen Geistes am meisten überein. Jener Ausspruch Hegel's, daß die sogenannten Mysterien der christlichen Glaubenslehre, welche der religiöse Instinkt aus inneren Gründen für wahr hält, gerade den spekulativsten Inhalt des Christenthums ausmachen, die nur die höchste Vernunft zu *begreifen* im Stande sey, giebt beispielsweise allein schon den Beweis, wie gerade der gläubige gesunde Menschenverstand mit der wissenden spekulativen Vernunft in ihren letzten Zwecken vollkommen zusammenfalle. Die Wahrheit ist, daß Herr Saisset Hegel nicht etwa nicht verstanden hat — das würden wir ihm verzeihen — nein, daß er ihn beurtheilt, oder vielmehr alte läppische Urtheile nachplappert, ohne ihn einmal gelesen, ja gesehen zu haben. Wie könnte man das auch von einem Manne verlangen, der Kant den „größten Gegner der Metaphysik" nennt, da, wie männiglich bekannt, gerade Kant der Erste gewesen, durch dessen Hülfe sie seit Aristoteles wieder belebt und weiter entwickelt ist. Sr.

Ingres und die französische Malerschule.

(Fortsetzung.)

II. Des Künstlers Kampf mit dem Zeitgeschmack.

Während seines Aufenthalts in Italien entwarf Ingres außer den Malereien des Palastes von Monte-Cavallo eine Anzahl von Gemälden, von denen uns nur einige bekannt sind. Aus dieser Epoche rühren die „Sixtinische Kapelle", „Francesca da Rimini", „der Kardinal Bibiena, seine Nichte mit Raphael verlobend", „Virgil, sein Gedicht dem Augustus vorlesend", wovon er die Skizzen und Zeichnungen vervielfältigt hat, und eine große Anzahl gemalter und kleiner mit Bleistift gezeichneter Portraits her, in denen sich das ganze Talent des großen Zeichners offenbart. Ingres hatte in dieser Zeit einen ernstlichen Kampf mit seiner Bedürftigkeit zu bestehen und mußte eine große Willenskraft aufbieten, um nicht von der strenggezogenen Linie abzuweichen, die nur langsam zu Wohlstand und — wonach sein Ehrgeiz noch mehr strebte — zum Ruhm führen konnte. Ingres widerstand der Noth, und nie dem Geschmack des Augenblicks huldigend, unternahm er es, seine Kritiker zu besiegen. Das Wort mit der That verbindend, nahm er zuerst jene Fraction der Davidschen Schule aufs Korn, deren Tendenz die Anmuth war. Jene Erben der Mengsschen Theorie, die weder seine tiefe Bildung noch seine liebenswürdige Strenge besaßen, waren nach seiner Ansicht in ihrer Art auf eben so falschem Wege als Vanloo und Boucher nebst ihren Anhängern, die jene so laut verdammten. Die von ihnen dargestellten Personen schienen ihm in ihrem griechischen Kostüm eben so manierirt, wie die sich spreizenden Helden und Halbgötter, deren Platz sie eingenommen. Ingres wollte diesen vorgeblichen Reformatoren zeigen, wie das Studium der Natur und das Studium des Antiken zu vereinigen seyen: er entwarf und vollführte die große „Odaliske".

Bei seinem Erscheinen in der Ausstellung des J. 1819 verursachte dieses Gemälde in der damals tongebenden Schule eine Art von allgemeiner Schilderhebung. Man schrie über den schlechten Geschmack, über die Barbarei in der Auffassung, über die Fehlerhaftigkeit in der Zeichnung, über die Leblosigkeit des Kolorits; kurz es schien, als ob Ingres durch die Ausstellung dieses Gemäldes einen moralischen Selbstmord begangen habe; ein Urtheil, was zwei berühmte Kritiker der damaligen Zeit, Landon in seinem Salon de peinture von 1819 und Kératry in seinem Annuaire derselben Ausstellung zu fällen nicht ermangelten. Heute hat sich dies Alles geändert: die Nachfolger Landon's und Kératry vielleicht selbst setzen Ingres an die Seite von Raphael, dessen edle und reine Linie er gefunden hat, wie es heißt. Uebrigens ist die Odaliske eines der besten Werke von Ingres, dasjenige, in dem er als Zeichner die meiste Kraft und die größte Eleganz gezeigt hat. Wir begreifen gleichwohl den Aufruhr, den diese Odaliske mit ihrer so ernsten und ruhigen Schönheit verursachen mußte, als sie sich in der Gesellschaft der „Galathea" Giredet's, der „Eurydice" Drolling's und der „Nymphen und Badenden" Laurenon's, Pallière's und Monanteuil's befand. Die Zeichnung der „schlafenden Odaliske", die Ingres später malte, hat mehr Feinheit als die der großen Odaliske. Die obere Partie der Figur ist ein kleines Meisterwerk wollüstiger Anmuth und Hingebung, aber der untere Theil von den Hüften an entbehrt der Ungezwungenheit und Natürlichkeit in der Stellung.

Diese Periode des Kampfes, welche fast 15 Jahre umfaßt, von 1810 bis 1825, war der Entwickelung des Talents von Ingres sehr günstig; die Kritik konnte ihm Laute des Schmerzes oder des Zorns entreißen, aber sie hat ihn niemals zu Boden gedrückt. Jenes Gesetz, nach dem der Widerstand allein die völlige Entfaltung der Kräfte herbeiführt, ist hauptsächlich auf die schönen Künste anwendbar. Während der letzten Zeit seines Aufenthalts in Italien schuf Ingres, der, von der Schule verleugnet, keine bedeutenden Aufträge erhielt außer Portraits, nur an Umfang kleine Gemälde, wie die „Sixtinische Kapelle", „Raphael und Fornarina", „Francesca da Rimini", der „Marschall von Berwick", die beiden Gemälde „Heinrich's IV.", den „Tod Leonardo da Vinci's" und den „Einzug Karl's V. in Paris". Eine genauere Betrachtung dieser Werke, die alle in einer Zeit vollendet wurden, in der der Künstler um die Mittel für seine Existenz zu kämpfen hatte, würde das Talent desselben in dem rechten Lichte erscheinen lassen; doch können wir uns in diesem Abriß seines Lebens nicht darauf einlassen. Es folgen nach dieser Periode meist geschichtliche Gemälde: „Jehan Pastourel, Präsident des Parlaments zu Paris, Jean Maillard dem Dauphin vorstellend", „Philipp V., dem Marschall von Berwick den Orden des goldenen Vließes umhängend" und andere, die wir unten erwähnen werden.

Selten hat Ingres die Leidenschaft gemalt. Obwohl vielseitig, ist sein Talent doch nicht biegsam genug, um die zarten Schattirungen der Empfindung auszudrücken und die dramatischen Situationen zu schildern, die aus erwiderter oder unerwiderter Liebe entstehen. „Raphael und Fornarina", „Francesca da Rimini" gehören der Jugend des Künstlers an, „Stratonice und Antiochus" ist ein späteres Werk, aber dies sind auch ziemlich die einzigen Productionen, in denen Ingres die Liebe zum Gegenstande gewählt hat. Man findet in allen die ausgezeichneten Eigenschaften des Künstlers wieder: woher kommt es denn, daß jedes dieser kleinen Dramen den Zuschauer so ruhig und kalt läßt? Der Gedanke, welcher dem Entwurf Raphael's und Fornarina's zu Grunde gelegen, war glücklich. Es ist dies Gemälde eine Art symbolischer Darstellung des Kampfes zwischen der Materie und dem Geist. Der Geist hat das Uebergewicht; vielleicht würde eine letzte Umarmung Fornarina's genügen, um ihn zu ersticken; aber dieses Weib, das die Materie darstellen soll, warum hat sie der Maler von allen den Reizen entblößt, die den unsterblichen Künstler, den Anbeter der Schönheit, gefangen nehmen? Hätte Fornarina dem Gemälde geglichen, das uns Ingres von ihr giebt, Raphael würde nicht mit 37 Jahren gestorben seyn.

In dem Gemälde „Francesca da Rimini" hat Ingres den Augenblick aufgefaßt, da die beiden ganz ihrer Liebe hingegebenen Liebenden durch den beleidigten Gatten überrascht werden. Die Stellung der jungen Frau ist sehr lieblich, das Buch entfällt ihren zerstreuten Händen; sie zittert unter dem Kuß, wie Dante es dargestellt:

> La bocca mi baciò tutto tremante,
> Galeotto fu il libro!

Paolo scheint uns ein wenig kalt. In diesem Alter ist man entweder schüchterner oder kühner. Die materielle Darstellung des Kusses hätte vielleicht ein wenig passender charakterisirt werden können, als durch die Verlängerung des Halses und das Spitzen der Lippen. Was Gianconnito betrifft, der den Vorhang aufhebt, indem er seinen langen Degen zieht, so ist er von einer Häßlichkeit, die Francesca wohl rechtfertigen mag, allein doch der Karikatur fast zu nahe kommt; Gianconnito's Züge drücken nicht Eifersucht, sondern Bosheit aus. Dennoch ist diese häßliche Figur nicht gewöhnlich und hat überdies das Verdienst, nicht allen den Verräthern zu gleichen, die von 1810 bis 1830 in die Galerieen des Louvre eingedrungen sind.

Man erzählt vom Lysipp, daß er jedes Mal, wenn er ein Werk beendet hatte, ein Goldstück in eine dazu bestimmte Vase legte, und daß, als man nach seinem Tode die Vase zerbrach, darin 610 Goldstücke lagen. Die Vase von Ingres wird niemals so gefüllt werden, man müßte denn seine reizenden Bleistiftzeichnungen, die unzählbar sind, mit in Rechnung bringen; denn was seine großen Compositionen betrifft, so arbeitet er mit Muße und ohne sich zu übereilen, indem er malt, das Gemälde wieder auslöscht, von neuem beginnt und, wie Leonardo da Vinci, das Vollendete noch vollendeter zu machen bemüht ist. Als Leo X. dem Maler der „Monna Lisa" ein Gemälde aufgetragen hatte, begann dieser sein Werk mit der Zilirung des Saftes von Dornsträuchern, aus dem er einen Firniß bereiten wollte. „Von diesem Menschen werden wir niemals Etwas erhalten", sagte der ungeduldige Papst in übler Laune; „ehe er angefangen hat, beschäftigt er sich mit dem, was das Ganze erst beenden soll." Wie Leonardo da Vinci, zögert auch Ingres lange, ehe er Etwas unternimmt, verwendet viel Zeit auf die Ausführung und beschäftigt sich oft mit der Art der Beendigung seines Werks, ehe er es begonnen hat. Uebrigens scheint Ingres ein besonderes Studium aus den Gemälden gemacht zu haben, die Leonardo da Vinci während seines Aufenthalts zu Rom malte, nachdem er die Malereien Raphael's gesehen. Man bemerkt in diesen Gemälden die durch ein ganz verschiedenartiges Genie in Anwendung gebrachte Manier Raphael's. Die Analogie findet sich besonders in der Art und Weise der Ausführung. Wir haben hier dieselben etwas kalten Lichter, dieselben grauen oder blonden Schatten, die weder reflektirt noch in sich gesättigt erscheinen. Bei Ingres findet man dieselben Eigenschaften und dieselben Fehler wieder; seine Köpfe sind nicht griechisch, wie man es vor dreißig Jahren ver-

langte, sie haben eine ihnen eigenthümliche, individuelle Schönheit, die jeder Zeit und jeder Gegend angehören kann; aber die Form, wiewohl gewählt und edel gehalten, ist in der Modellirung verfehlt; denn es mangelt dieser an Bestimmtheit und Fülle. Obwohl Nachfolger Correggio's und der Venetianer, weiß Ingres doch seinen Gestalten nicht so kräftiges Relief zu verleihen als Leonardo da Vinci, der Vorläufer jener.

Gegen das Jahr 1824 beschloß Ingres nach Frankreich zurückzukehren, weshalb er, um seine Rückkehr durch einen Hauptschlag vorzubereiten, drei Gemälde und mehrere Portraits auf die diesjährige Ausstellung brachte. Das eine dieser Gemälde, das „Gelübde Ludwig's XIII.", war die wichtigste seiner bisherigen Compositionen und ist überhaupt eines der besten seiner Werke. Der Erfolg war bedeutend und entsprach der Erwartung des Künstlers. Die Kritik jedoch war noch nicht entwaffnet, sie beschuldigte den Maler der Reminiscenz: dies hieß jedoch nur ihren Rückzug decken; fünf Jahre früher würde sie ihn des Plagiats geziehen haben. Die „Sixtinische Madonna" hatz, sagte man, dem Künstler den Vorwurf für seine Composition geliefert. Die Bemerkung war gegründet, aber die Beschuldigungen, denen sie als Vorwand dienen mußte, waren unverdient. Sich von der großen Empfindung Raphael's durchdringen lassen, an eines seiner Meisterwerke erinnern, ohne die Originalität aufzugeben, konnte man eher freie Schöpfung als Nachahmung nennen. Auch hatte dieses Gemälde für Ingres noch den bemerkenswerthen Erfolg, daß es ihm die Pforten des Instituts öffnete. Sobald Ingres nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er sogleich von einer Schaar eifriger Anhänger umringt. Es begann jetzt die Epoche der Unterweisung, fast möchten wir sagen: des Apostolats. Raphael war der Gott, den der treue Jünger offenbarte. Um die Begeisterung seiner Schüler für ihn zu begreifen, mußte man hören, mit welchem unzerstörbaren Feuereifer der Apostel seinen Gott verkündigte und den Bannfluch gegen alle diejenigen schleuderte, die ihn verkannt oder geleugnet hatten, die Verderber des Geschmacks bis auf Rubens, der ihn gänzlich vernichtet habe. „Die Unseligen!" rief dann Ingres aus, „sie haben den göttlichen Raphael verstehen können und haben demnach eine andere Sprache sprechen wollen als die seinige. Ja, Raphael ist eine Sprache; lernt sie, übersetzt eure Compositionen in diese Sprache, und ihr werdet eine höhere Weihe empfangen. Anstatt diese heilige Sprache zu reden, stottert man heutzutage ein barbarisches Kauderwälsch; man spricht nicht mehr Raphael, die Schönheit; man spricht das Häßliche, daß Schreckliche! Macht man einmal Thorheiten, möge man sie wenigstens edel, schön, korrekt machen. Wenn wenigstens eine Form doch immer eine Form und nicht blos ungefähr eine Form wäre; wenn ein Arm immer doch ein Arm und nicht ungefähr nur ein Arm; eine Frau, ein Mann wirklich eine Frau, ein Mann und nicht ein Ding wäre, das eine entfernte Aehnlichkeit mit dem hat, was es darstellen soll! Aber nein, man begnügt sich mit diesem Ungefähr oder der Uebertreibung; die Wahrheit, die Natur und Raphael vergißt man."

Raphael ist für Ingres die Vollendung, das Schlußwort der Kunst. Eine so absolute und glühende Begeisterung führt nothwendig zur Nachahmung dessen, der ihr Gegenstand ist; daher betrachtet Ingres die Nachahmung auch als gerechtfertigt und nothwendig. „Alle großen Künstler haben einander nachgeahmt", sagt Ingres, „indem die Einen auf den Rücken und die Schultern der Anderen stiegen, die ihre Vorgänger waren. Wer am höchsten steigt, ist der Meister, vor dem man seinen Geist und seine Stirn beugen muß. Ich kenne nur zwei Meister, Raphael und Phidias: Raphael der Meister der Malerkunst, Phidias der Meister der Bildhauerkunst." — Man fühlt das Gefährliche, was eine solche Lehre enthält; die schwachen Geister werden durch sie nothwendig zu einer kalten Berechnung und sklavischen Nachzeichnung geführt. Für solche wird der Grad der Vollendung eines Werks die mehr oder weniger große Treue seyn, mit der man Raphael kopirt hat, da ja Raphael der größte Künstler ist, der jemals existirt hat. Ingres sah bald, daß man ihn falsch verstanden habe; er beschloß daher, seine Worte durch ein Beispiel zu erläutern und diesen ungeschickten Kopisten zu zeigen, wie man Raphael nachahmen müsse. Er entwarf seine „Apotheose Homer's".

Diese Composition, die umfangreichste, welche Ingres ausgeführt und die von seinen Bewunderern als sein größtes Meisterwerk gepriesen wird, zeigt ihn uns unter einem ganz neuen und unerwarteten Gesichtspunkt. Die Nachahmung Raphael's macht sich nur in Einzelheiten bemerklich, nicht in dem Ganzen des Gemäldes und man muß sagen, daß jene tadellose Schönheit, die gleich dem Strom des Lichts jede Composition des Malers der „Schule von Athen" durchstrahlt, auf der Leinwand des Malers von „Homer" nicht mit vollständiger Klarheit erglänzt. Schönheit ist hier Fülle und Ordnung; bei Ingres scheint die Ordnung über die Fülle den Sieg davonzutragen und die Anmuth und ungezwungene Lieblichkeit der Bestimmtheit und Deutlichkeit zum Opfer gebracht zu seyn. Der erste Anblick hat nichts Anziehendes und Verführerisches; das Kolorit ist etwas matt und grau, die Composition kalt und systematisch geordnet; die Majestät des Ganzen, die Ruhe und Harmonie aller Theile werden nur nach der Betrachtung von einigen Augenblicken sichtbar; und man ist dann erstaunt, neben den größten Schönheiten Unvollkommenheiten zu entdecken, deren Grund man fast in der Absicht suchen möchte, jene Schönheiten mehr hervortreten zu lassen. Man kann es daher erklärlich finden, daß dies ausgezeichnete, aber unvollendete Werk von der einen Seite bitter getadelt, von der anderen in eine Reihe mit den Meisterwerken des Alterthums gestellt worden ist. Fanatische Bewunderer sind sogar so weit gegangen, zu sagen, „daß es seinen Urheber in der Achtung der Kenner so hoch stelle, daß Viele ihre volle Bewunderung deswegen nicht bezeugen wollten, weil sie fürchteten, man werde der verblendeten Leidenschaft und einseitigen Parteilichkeit beimessen, was der kalten Nachwelt allein als Gerechtigkeit des Urtheils ausgelegt werden würde." Wir erkennen die großen Eigenschaften des Künstlers und die vorzügliche Ausführung einiger Partieen seiner großen Composition an, können jedoch in diesen unüberlegten Enthusiasmus nicht einstimmen, weil wir glauben, daß der Künstler Besseres hätte leisten können und geleistet hat. Der „Christus, dem heiligen Petrus die Schlüssel zum Paradiese übergebend", ein für die Kirche des Klosters Trinità del Monte zu Rom ausgeführtes Gemälde, das man heute im Luxembourg sieht, und das „Gelübde Ludwig's XIII." scheinen uns vollendeter zu seyn. Diese weniger umfangsreichen und mehr Zeit kostenden Gemälde scheinen uns passender für das Talent von Ingres zu seyn, dessen Geduld und Willensstärke zwar niemals ermüden, aber dessen Kraft zuweilen sich zu erschöpfen scheint. Daher die Ungleichheiten in dem „Homer".

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung machen. Ingres läßt bei der Darstellung des menschlichen Gesichts niemals der Phantasie den geringsten Spielraum. Man kann die Figuren seiner Gemälde jenen Portrait-Statuen, statuae iconicae, vergleichen, die die griechischen Bildhauer den Siegern bei den olympischen Spielen errichteten. In der That scheint die Physiognomie jeder seiner Personen nach der Natur gezeichnet zu seyn. Jede von ihnen hat gelebt oder würde leben können. Außerdem weiß Ingres seine Modelle sehr glücklich zu wählen, so daß der Charakter der Physiognomie stets der Rolle und der Wichtigkeit der Person völlig angepaßt ist. In diesem Punkt weicht unser Künstler von der Mehrzahl der Maler der Davidschen Schule wesentlich ab, insofern alle Personen dieser letzteren nach einem und demselben eingebildeten Typus oder nach allgemeinen Atelier-Modellen kopirt zu seyn scheinen. Wenn man den größten Theil der Gemälde dieser Zeitepoche betrachtet, so hat es den Anschein, als habe eine Art gemeinschaftlichen Musterbildes existirt, das auf jedes Lebensalter paßte, so daß nach ihm Kinder und Greise, Jünglinge und Männer in derselben einförmigen Weise gebildet werden konnten. Zuweilen sind fast sämmtliche Personen desselben Gemäldes, welchem Alter und Geschlecht sie angehören mögen, einander auffallend ähnlich. Man betrachte zum Beispiel den „Hippokrates" von Girodet, auf welchem dasselbe Portrait sich zehn Mal wiederholt. Man begreift, daß eine solche Weise der Ausführung eine große Monotonie und Langweile erzeugen muß. Diese Trivialität und Abgebrauchtheit der Typen in der Malerei ist dasselbe, was die Trivialität und Gewöhnlichkeit der Charaktere in der Belletristik, und mit seltenen Ausnahmen ist gerade die Malerei und Literatur der Kaiserherrschaft an solchen verbrauchten Mustern sehr reich. Nur durch unausgesetztes Studium der Natur hat Ingres dieser Verstandesrohheit und Phantasiearmuth der Kaiserschule zu entgehen vermocht; und seine Originalität beruht gerade in der Naturwahrheit der Typen und in der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks. Dies ist eine von den unbestreitbarsten Eigenschaften seiner Malerei oder vielmehr seiner Zeichnung; sie hebt die vielleicht etwas zu große Trockenheit und Magerkeit der Ausführung auf, indem sie seinen Gestalten den Athem des Lebens einhaucht, den die Naturwahrheit allein geben kann. Und doch hat man ihm seitens der Kaiserschule gerade aus dieser Eigenschaft einen Vorwurf gemacht. Es war vor einigen Jahren Mode zu sagen, daß Ingres nur Portraits ausführen könnte und nur die Haut zu malen verstände. Als Zeichner, setzten die Kritiker hinzu, beschäftigt er sich weit mehr mit der Oberfläche, als mit dem, was darunter ist; er vergißt, daß Prometheus mit der Modellirung seines Skeletts beginnen mußte, ehe er ihm das Leben einhauchte. Die Haut ist nur eine Art ursprünglicher Bekleidung, die dazu dient die Muskeln und Knochen zu bedecken. Bevor sich der Künstler also mit dieser Bekleidung beschäftigt, muß er wie Prometheus die Knochen an ihre Stelle bringen und die Muskeln modelliren, die sie bedecken; die mittlere Linie muß ihn eben so beschäftigen als die äußere Linie oder die Contouren. — Von einer Schule, die das anatomische Studium des menschlichen Modells bis zum Uebermaß getrieben, waren diese Urtheile natürlich; ja vielleicht waren sie nicht ganz ungegründet. Ingres war von ihrer Ausdauer gerührt und zugleich von den ewigen Vorwürfen, daß er ausschließlich die sekundären Eigenschaften Raphael's nachzuahmen suche, ermüdet: so faßte er denn den Plan zum Gemälde des „heiligen Symphorien", eine Composition, in der der florentinische Styl in seiner ganzen Herbigkeit herrscht, ja die sogar in einigen Beziehungen an die großartige und gewaltsame Manier Michel-Angelo's erinnert. Gleichwohl ist darin weder eine Nachahmung Raphael's noch Michel-Angelo's zu finden. Das Gemälde kam 1834 zur Ausstellung; es ist das letzte Gemälde von Ingres, das in unseren jährlichen Ausstellungen eine Stelle eingenommen hat. Kritiken, im Grunde vielleicht nicht ohne Wahrheit, in der Form aber von verletzender Bitterkeit, unpassende Demonstrationen seitens einiger halbtodten Anhänger feindlicher Schulen und, man muß es sagen, die Kälte und das Erstaunen, mit dem der größte Theil des Publikums sein Lieblingswerk aufgenommen, bestimmten den Künstler, einen Entschluß zu fassen, wie ihn die Eigenliebe eingiebt und den zurückzunehmen die Eigenliebe verhindert. Ingres zerbrach nicht seine Palette, aber, wenn er fortfuhr zu schaffen, so trat er aus der rücksichtslosen Oeffentlichkeit der Ausstellungen im Louvre zurück und öffnete sein Atelier nur in großen Zwischenräumen und nur einer geringen Anzahl Auserwählter.

England.

Mendelssohn-Bartholdy's neues Oratorium „Elijah" in England.

Das englische Athenaeum berichtet über das neue Oratorium „Elijah" von Mendelssohn-Bartholdy und dessen Aufführung bei dem Musikfest in Birmingham Folgendes:

„Die Legende des Elijah ist für musikalische Zwecke ganz vortrefflich: eine andere, die romantischer wäre, giebt es im alten Testament nicht. Die Dürre, mit der das Land heimgesucht wird, der Aufenthalt des Sehers in dem Hause des Sohnes der Witwe, die Prüfung der Wunderkraft zwischen den Verehrern Baal's und denen Gottes, die Niedermetzelung der falschen Propheten, und endlich die Erquickung des durstigen Landes durch den fallenden Regenschauer bieten eine Reihe von lebhaften und mannigfaltigen Gemälden für den ersten Theil des Werkes. Gleich der Anfang fesselt die Aufmerksamkeit: es ist das ernste und drohende Rezitativ, das Elijah's Wehruf über das Land um seines abgöttischen Monarchen willen enthält. Hierauf folgt eine Partie (aus D moll) in etwas alterthümlicher Art, die zu einer kräftigen Klimax gesteigert wird, deren höchste Spitze der erste Chor ist. Dieser ist sehr eigenthümlich behandelt. Das innige Gebet „Hilf, Herr! willst du uns ganz vernichten!" geht in ein Choral-Rezitativ, das mit der Plage der Finsterniß in Händel's „Israel" verglichen werden kann, und dieses wieder in ein reizendes und mehr rhythmisches Sopran-Duett (in A moll) über, mit dem Chor „Zion streckt seine Hände aus nach Hülfe". Das nächste Stück ist ein Rezitativ und Aria für den Tenor, deren Tendenz ist, die Hoffnung der Gläubigen zu ermuthigen, die ihr Vertrauen zu Gott festhalten. Diesen schließt sich ein anderer Chor des noch von der Trockenheit geplagten Volkes an, welcher in die Scene der Zurückgezogenheit Elijah's an den Bach Crith hinüberführt. Diese beginnt mit einem doppelten Quartett „denn Er wird seinen Engeln die Hut über dich geben", das für das Ohr köstlich und als Text vortrefflich ist. Durch das ganze Oratorium, wollen wir hier bemerken, bietet die Gegenwart himmlischer Zeugen dem Komponisten wunderbare Mittel der Erhebung. Dann kommt die Krankheit des Sohnes der Witwe und seine Wiederherstellung in Folge des Gebets des Propheten, begleitet von dem Chor „Gesegnet sind, die ihn fürchten", der von heiterer und hoffnungerregender Melodie und mit einem Reichthum und einer Mannigfaltigkeit instrumentirt ist, die gewöhnliche Lobesbezeichnungen hinter sich lassen. Es folgt die Berufung des Propheten vor das Angesicht Ahab's, und dann der Streit zwischen den Verehrern Baal's und denen des wahren Gottes. Man kann sich nichts Aufregenderes denken als die drei Chöre der Götzendiener, die durch die Vorwürfe des Sehers besiegt werden, der in seinem eigenen festen Glauben stärker ist als selbst in ihrer Bekämpfung. Eine reiche und üppige Anrufung, die in raschem tempo alla marcia beginnt, macht einem ängstlicheren und leidenschaftlicheren Chor Platz, und endlich einer rascheren und wilderen Bewegung, bis das beschämende Schweigen nach der wiederholten Anrufung „Höre und antworte" (eine der originellsten und glücklichsten Anwendungen der musikalischen Pause, die je gemacht worden) dem Propheten Gottes Raum giebt, hervorzutreten und seine Kraft zu versuchen. Auch ist es merkwürdig, mit welcher Strenge Mendelssohn diesen Theil seiner Musik vor dem geringsten Eindringen des theatralischen Elements bewahrt hat. Bei aller Erhabenheit, in welcher Elijah dargestellt wird, ist er doch unterwürfig. Es mag eine Uebertreibung seyn — aber wir fühlten, als ob „der Bote" von dem Komponisten nie vergessen wäre, selbst nicht in seinem drohenden Gesang: „Ist nicht Sein Wort gleich einem Feuer!" — Eine kurze Alt-Arie, die Stimme eines warnenden Engels, folgt, und dann kommen wir zu dem wunderbaren Rezitativ und Chor, welche den ersten Theil schließen. Das Rezitativ besteht in einem Dialog zwischen dem Propheten, der auf den Regen wartet, und einem Jüngling, und der Chor ist ein Gebet des Volks, das sich an das des Sehers anschließt, daß sein Fluch gelöst werden möge. Hier steht die musikalische Behandlung des Gegenstandes auf der höchsten Stufe. Der Gegensatz zwischen den tiefen, leidenschaftsvollen Tönen des Propheten und der klaren unbefangenen Stimme des Jünglings, das von dem Chor wiederholte Gebet, die Begierde, womit die Zeichen des kommenden Segens bewillkommnet und geschildert werden, und der Ausbruch überströmender Dankbarkeit, als die Schleusen des Himmels sich endlich öffnen, werden mit einer frommen Intensität und männlichen Kraft gegeben, die in dieser Sphäre der Composition seit Händel ihres gleichen nicht hat. Wir glauben nicht zu enthusiastisch von diesem ganzen Gemälde sprechen zu können: denn unsere enthusiastischste Phrase könnte von keinem Musiker oder Dichter, der hier zugegen war und die Stimmung der sehr gemischten Versammlung beobachtete, übertrieben genannt werden. Der Schlußchor „Danket dem Herrn" wurde wiederholt. Wir haben vergessen zu erwähnen, daß der Engelchor „Siehe hin auf deines Dieners Flehen" ebenfalls wiederholt wurde.

„Nach einer solchen Abtheilung war es schwer, das Interesse während eines zweiten nicht weniger wichtigen Theils des Drama's zu erhalten, geschweige denn zu steigern. Der Verfasser des Textes ist wahrscheinlich durch die Wahl des Stoffes in dem zweiten Theil seines Oratoriums einigermaßen verwirrt worden; aber der Komponist hat äußerst selten die Flügel sinken lassen. Eine schöne Sopran-Arie — welcher unter den obwaltenden Umständen ihr volles Recht nicht angethan werden konnte — beschreibt den Abfall der Israeliten und führt zu einem festen und hoffnungsreichen Chor: „Zage nicht, sagt Gott der Herr", mit einem Schluß von besonderer Kraft. Die nächste Scene ist die Verfolgung des Propheten durch Jesabel, die in wildem Rezitativ erzählt wird, mit der sofortigen Erwiederung des Chors gleich dem Heranstürmen von Mördern, die sich beeilen, das Gebet der gottlosen Königin zu erfüllen. Der Prophet bleibt unter der Verfolgung eben so ruhig als im Siege. Sein Lied „Es ist genug, o Herr! nun nimm mein Leben zu dir", ist zwar voll tiefer Trauer, aber nicht ohne Hoffnung, und das himmlische Duett (für zwei Sopranstimmen) „Erhebe dein Auge zu den Bergen", und noch mehr der köstliche Chor „Sieh, es schläft und schlummert nicht, der Wächter über Israel" (der verdientermaßen wiederholt ward) erhöhen die durch Elijah's Vertrauen in der Gefahr erzeugte Stimmung. Der Komponist scheint bei diesem Theil seiner Aufgabe mit besonderer Vorliebe verweilt zu haben: — aber wer könnte wünschen, daß er weiter geeilt wäre, wenn er einen köstlichen Gesang giebt, wie die Alt-Arie „O, ruhe in dem Herrn" eine der Zierden des Werks, und zwar nicht weniger, weil sie mindere Ansprüche macht als andere Theile desselben. Ein kurzer Chor und Rezitativ bereiten jetzt den Zuhörer auf die „Vision" vor, wo, nachdem die Winde die Berge zerrissen und das Meer sich emporgethürmt und das Erdbeben und das Feuer vorübergegangen waren, der Herr „in leiser Stimme sprach." Diese wunderbare Scene wird von dem Chor erzählt mit all der Poesie, welche die Phantasie schaffen, und allerlei Reichthum, den die Wissenschaft anhäufen konnte.

„Wir gestehen nach der fast beispiellosen Aufregung dieser Partie, den Schlußtheil des Oratoriums etwas abgespannter gehört zu haben, und doch enthält er noch eine schöne Arie für Elijah (die auch wiederholt wurde), den Chor, der seine Himmelfahrt erzählt, welcher, so malerisch er ist, unserer Meinung nach, darunter leidet, daß er so dicht auf das wunderbare Stück folgt, was wir nicht zu loben versuchen: eine Tenor-Arie „Dann werden die Gerechten strahlen wie die Sonne", welche noch schöner ist als der ähnliche Gesang im Paulus „Sey du treu bis in den Tod", einen Chor „Schau zu deinen Diener", ein Quartett „Wohlan! ein Jeder, welcher dürstet" (in welchem die achte Wiederholung stattfand), und den letzten Ausbruch der Anbetung und des Dankes, welche die eminenteste der modernen musikalischen Schöpfungen würdig beschließen."

Mannigfaltiges.

— Medizinal-Verfassung in Frankreich. Man beschäftigt sich jetzt in Preußen ernstlich mit einer Umgestaltung der in so vielen Punkten der Verbesserung bedürftigen Medizinal-Verfassung. Unter den verschiedenen Schriften, welche theils von einem Verlangen des Fortschrittes eingegeben, theils vom konservativen Standpunkte aus in Bezug auf die obschwebenden Fragen verfaßt sind, tritt die geistreiche Broschüre des Geheimen Medizinal-Raths Schmidt: „Die Reform der Medizinal-Verfassung Preußens" in ihrer einschneidenden Fassung besonders hervor. Diese Schrift erscheint um so bedeutender, als sie von einem Manne ausgeht, welcher vom Chef der Medizinal-Administration den ehrenvollen Auftrag erhielt, einen neuen Gesetz-Vorschlag in Bezug auf das preußische Medizinalwesen auszuarbeiten. Den Forderungen der Gegenwart nachgebend, hat Herr Schmidt von Herrn Minister Eichhorn sich die Erlaubniß ausgewirkt, die Grundsätze, durch welche er sich bei der Abfassung seines Gesetz-Entwurfes leiten lassen wird, der gelehrten Welt zur Beleuchtung und Erörterung vorlegen zu dürfen. Bei der Diskussion, welche durch das Erscheinen dieser Schrift angeregt werden ist, halten wir es nicht für unangemessen, auf ein französisches Werk die Aufmerksamkeit zu lenken, welches einige der beregten Punkte betrifft. Wir meinen den „Etat de la médecine, garanties sanitaires du peuple en France et Plan d'organisation médicale: par M. Kunzli." Die Haupttendenz dieser Abhandlung geht wohl zunächst dahin, auf die unglückliche Lage der jungen Aerzte hinzuweisen, von denen die umfassendsten wissenschaftlichen Garantien gefordert werden und für die der Staat doch nachher so gut wie gar nicht sorgt. Wir wagen nicht zu behaupten, daß die Fragen, welche sich hier anknüpfen, irgendwie gründlich und erschöpfend behandelt wären; die ganze Darstellung trägt vielmehr offenbar an manchen Stellen das Gepräge leidenschaftlicher Einseitigkeit; gleichwohl glauben wir, daß einzelne Punkte, welche hier berührt werden, für die Kenntniß der französischen Zustände, so wie um als Anregung zu ferneren Betrachtungen zu dienen, von Interesse sind.

— Madame Viardot-Garcia. Am 3. Okt. ist diese mit Recht wegen ihres Gesanges sowohl als wegen ihres Darstellungstalents gefeierte Primadonna zum erstenmale in der italiänischen Oper des Königsstädtischen Theaters in Berlin aufgetreten. Sie gab die „Amina" in Bellini's vielgesungener „Sonnambula", und wiewohl Vielen noch das Bild dieser Rolle, wie sie die schwedische Nachtigall aufgefaßt, im Gedächtniß war, erwarb sie sich doch einen nicht minder lebhaften Beifall, als ihn jemals Alle. Lind gefunden. Wenn diese die schlafwandelnde Bäuerin idealisirt und daraus eine ätherische Gestalt macht, so giebt uns Madame Viardot das einfache italiänische Landmädchen wieder mit aller ihrer Hingebung und ihrem natürlichen Liebreiz. Ihren Gesang möchten wir weniger italiänisch und fiorirt, als deutsch und empfindungsreich nennen. Dagegen war das dreimal auf stürmisches Verlangen des Publikums von ihr gesungene Schluß-Rondo, das wir auch schon im Konzerte von ihr gehört, ganz von der Gluth des italiänischen Himmels erfüllt, dem sie, obwohl nicht unter ihm geboren, doch mehr anzugehören schien, als die sämmtlichen italiänischen Sänger, die an diesem Abend mit ihr wirkten. Wir wurden durch diese recht lebhaft an de Staapwandelaarster erinnert, die wir im vorigen Jahre in Amsterdam gehört; ja was den „Elvino" betrifft, so möchten wir fast glauben, daß wir ihn in Amsterdam von einem Italiäner und in Berlin von einem Holländer dargestellt sahen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 122. Berlin, Sonnabend den 10. Oktober 1846.

Rußland.

Stein und Pozzo di Borgo.

Von Uwaroff.*)

Wer wäre nicht in seinem Leben einigen jener markirten Physiognomieen, jener hervortretenden Charaktere begegnet, deren Eindruck um so tiefer bleibt, je mehr der Geist, der ihn empfängt, von Selbstsucht frei und voll innerer Wärme! Die Jugend mit ihrem Enthusiasmus und ihrer natürlichen Offenheit ist mehr, als man es gewöhnlich glauben will, feiner und bestimmter Beobachtungen fähig: so muß ich auch sehr weit in die Vergangenheit meiner Erinnerungen zurückgehen, um die Erscheinung der zwei seltenen Männer wiederzufinden, deren Namen über diesen Zeilen stehen, Stein und Pozzo di Borgo. Um mit dem Letzteren zu beginnen, so bemerke ich im voraus, daß sein Leben in zwei ganz verschiedene Epochen zerfällt, deren eine mir bis auf die kleinsten Umstände wohl bekannt, während die andere mir völlig fremd ist. Ich kenne Pozzo nur als den Proskribirten, den Flüchtling, wie Dante oder Machiavel des heimischen Asyls und Vaterlands beraubt, in politische Verschwörungen verwickelt, von allen Sturmeswogen nach allen Küsten verschlagen, aber unablässig dem Dienst einer einzigen Idee hingegeben und von einem höchsten Entschlusse beherrscht. Pozzo, der Botschafter und russische Graf, mit allen europäischen Ordenssternen bedeckt, in Gold wühlend, dieser Pozzo dünkt mich eine Anomalie, wovon ich mir kaum ein deutliches Bild zu geben vermag. Was ich über ihn zu sagen habe, bezieht sich ausschließlich auf den ersten Zeitraum, wo ich ihn auch kennen lernte und wo ihm noch die ganze Fülle seiner Ideen und alle Kraft seines Charakters zu Gebot stand.

Zur Zeit des Kaiserreichs war Napoleon der ganzen höheren Gesellschaft in Europa verhaßt; zu diesem gemeinschaftlichen Kreuzzuge vereinigten sich alle unabhängigen Salons, alle bedeutenden Persönlichkeiten, die nicht unmittelbar in die Bahnen des großen Feldherrn mit fortgezogen wurden. Diese Meinung hatte nicht erst nöthig, sich als Parteilosung zu formuliren; man konspirirte frei und offen, wenn man das Geständniß gemeinsamer Antipathie gegen eine Macht, die zugleich so verschiedene Nationen und so entgegengesetzte Ueberzeugungen unterdrückte, als Conspiration bezeichnen darf. Es ist allgemein bekannt, daß diese Art offener Verschwörung viel dazu beigetragen, die Macht Napoleon's in Europa allmälig zu untergraben und endlich seinen Sturz herbeizuführen. Pozzo war, wo nicht die Seele, doch wenigstens einer der thätigsten und kühnsten Leiter dieser gewaltigen Kriegsmaschine, deren Wichtigkeit Napoleon selbst erkannte. Der Letztere hatte mehr als ein Mal versucht, mit eherner Hand dieselbe zu zerbrechen, aber sie blieb unerreichbar, sie war überall und nirgends, sie hatte kein bestimmtes Centrum, sondern nur einzelne Vereinigungspunkte. Der Adlerblick Napoleon's erkannte sehr wohl Pozzo und Stein, Jeden für sich, auf dem Kontinent als die furchtbarsten Stützen dieses Systems, welches um so geschickter organisirt war, als es nach Außen keine bestimmte Form zeigte und sich keinem gemeinschaftlichen Symbol unterordnete, außer dem Umsturz der kaiserlichen Tyrannei, das Carthago delenda, welches in Aller Herzen und halblaut in Aller Munde war. Zu dieser Zeit, wo Pozzo sich im vollen Besitz seiner Geistesgaben, fast möchte ich sagen seines Genies befand, stand ich mit ihm auf dem Fuße vollkommener Vertrautheit, welche durch die Verschiedenheit unserer Jahre um so hingebender wurde, als Pozzo mir die Eigenschaft des Adepten und Lehrlings zugestand. Die Lineamente seiner moralischen Physiognomie stehen lebhaft vor meinem Geiste; der seinige war unbezweifelt vom edelsten Schlage, aber der charakteristische Zug seines Verstandes war nach Innen, wenn man sich so ausdrücken darf, ein wunderbar treffendes Urtheil und eine unerschütterliche Ruhe nach Außen. Leidenschaftlich, voll Feuer, allzeit fertig, blieb Pozzo immer Herr seiner selbst; sein Gedanke loderte schnell auf, aber der Ton seiner Stimme änderte sich kaum, sein Auge wetterleuchtete, während sein Mund noch ruhig lächelte. Sein Ausdruck war lebhaft, malerisch, vor Allem bewundernswürdig klar und bestimmt, zu gleicher Zeit war er damit bis zu dem Grade enthalsam, daß er sich nur selten dem Zuge seines immer zurückhaltenden Gedankens überließ, der nie das Bedürfniß vertraulicher Mittheilung zu haben schien. Seine Sitte war einfach und natürlich, mehr englisch als französisch oder italiänisch; er gestikulirte wenig und sprach mit ausnehmender Milde. Obgleich er das Französische spät erlernt, hatte er es doch zu seiner Muttersprache gemacht, indem er es mit seltener Vorzüglichkeit schrieb und redete. Seine Herzensgüte war außerordentlich; sie ward getragen von jener südlichen Gefühlswärme, deren Abglanz über seinem ganzen Wesen ausgebreitet lag. Obgleich er der zärtlichsten Gefühle fähig war, so erkannte man doch, daß solche Regungen nur ein untergeordnetes Element bei ihm bildeten; eine einzige Leidenschaft, ganz politischer, abstrakter Natur, verschlang jede andere seiner Sympathieen. Seine Antipathie gegen Napoleon kannte keine Gränze, jedoch äußerte sich dieselbe nur unter gemäßigter, unparteiischer Form, ich möchte sagen, wie ein Axiom oder eine historische Thatsache. Nie hörte man ihn die außerordentlichen Gaben des Mannes herabwürdigen, den er bei alledem für die Geißel der Welt ansah und den er wie einen persönlichen Feind haßte. Noch mehr, er duldete nicht, daß man sich auf leichtfertige Weise über seinen kolossalen Gegner äußerte. Wenn in seiner Gegenwart Jemand Napoleon's Geistesgaben bezweifeln wollte, oder es wagte, dessen Genie zu leugnen, so verfehlte Pozzo nie, die Unterhaltung abzubrechen, sey es nun durch eine sarkastische Wendung, sey es durch einige kurze und scharfe Worte. Wie oft geschah es, daß er nach den wichtigsten Debatten mit bitterem Gefühl zu mir sprach: „Wie diese Menschen den Mann schlecht kennen, mit dem sie es zu thun haben! Wenn sie wüßten, was ich von ihm weiß, sie würden an jedem Gliede erzittern. Sehen Sie", fügte er hinzu, „mit welcher Frechheit diese Zwerge sich mit jenem Giganten messen! O über die Thoren! Sie werden sich ins Verderben stürzen und uns in ihren Sturz verwickeln!"

Pozzo sprach sich ungern über sein Verhältniß zu Napoleon in den Jahren der Kindheit und Jugend aus. Es ist bekannt, daß Beide, zu Bastia geboren und, von echt korsischem Blut, die ersten Lebensjahre selbander in der vollkommensten Vertraulichkeit verbracht hatten. Nähere Berichte über ihr Verhältniß fehlen, aber wie werthvoll wären solche Nachrichten! Wer würde nicht gern längs den Küsten des Meeres und in die Höhlen der Felsen den Ausflügen der beiden umherschweifenden Knaben folgen wollen, von denen der Eine zum Herrn der halben Welt bestimmt war, während der Andere das Amt jenes römischen Sklaven übernommen hatte, welcher dem Triumphator zurief: „Gedenke, daß du ein Mensch bist!" — Man gäbe viel darum, einen Blick bis auf den Grund des vertrauten Umgangs, der glühenden Herzensergüsse, der harten und stürmischen Kämpfe der beiden jugendlichen Geister werfen zu können, die frühreif, urkräftig, wild wie der Boden waren, dem sie entsprossen.

Als die Revolution ausbrach, warf sich Pozzo mit seiner Familie der Partei Paoli's in die Arme und Napoleon mit den Seinigen schlug sich auf die Seite Frankreichs, Jeder mit einem festwurzelnden Hasse im Herzen gegen den Jugendfreund und Gefährten. Durch das geheimnißvolle Vorspiel dieser beiden Existenzen und des großen Drama's, an dem die jungen Männer Theil nehmen sollten, unterschied man neben politischer Meinungsverschiedenheit, persönliche Antipathieen, einen Haß der Familie und der Race: es war dies eine „Vendetta" im Großen, die nur mit dem Tode aufhören sollte. Ich glaube nicht, daß Napoleon seinerseits auf dem Gipfel seiner Macht oder im Exil sich jemals mit Bestimmtheit über den Jugendgefährten geäußert; in einigen Bülletins hat er zwar gesagt, daß Pozzo ein Verräther im Solde Englands sey; aber diese Phrase ohne Bedeutung, dem großen Haufen hingeworfen, drückte nicht die innerste Ueberzeugung Napoleon's aus. Zwischen beiden Männern lagen undurchdringliche Geheimnisse. Wenn Pozzo, wie behauptet wird, Memoiren aus seinem Leben hinterlassen, so vermögen dieselben vielleicht diesen dunklen Abschnitt seiner Geschichte aufzuhellen.

Welcher Art auch der Ursprung dieser wechselseitigen Beziehungen war, Pozzo nahm seine Lage als die Folge eines unabänderlichen Verhängnisses, das ihn zum natürlichen Widerpart seines mächtigen Gegners machte. Was konnte fürwahr dramatischer seyn, als dieser Zweikampf auf Leben und Tod, dieser unversöhnliche Streit zwischen zwei Männern, von denen der Eine Europa zittern machte, während der Andere, der arme Verbannte ohne Familie, ohne Vermögen, ohne Vaterland, als einzigen Hülfsquell nur seine unerschöpfliche Geduld und stets bewährte Charakterfestigkeit besaß? In der gegebenen Lage war jede Waffe gerecht, jeder Angriff erlaubt, jede Kraftanstrengung mußte versucht werden. Der einen Partei zeigte Pozzo Napoleon

*) Diese gedrängte Charakteristik der zwei berühmten Staatsmänner, von deren russischem Freunde mit der eines Plutarch würdigen Besonnenheit und Wärme geschrieben, erschien im Sommer dieses Jahres als eigene Broschüre unter dem Titel: Stein et Pozzo di Borgo. St. Pétersbourg, 1846 mit dem Motto aus Virgil:

Ceu, duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri ....

und wird der im nächsten Jahre erscheinenden Sammlung der Schriften Uwaroff's in deutscher Sprache einverleibt werden. Dr. Robert Lippert.

als den Mann, der ungestraft alle Rechte der Völker mit Füßen trete, der anderen als den vom Schicksal bestimmten Zerstörer aller Throne. Sich abwechselnd an alle Regierungen Europa's wendend, zuweilen verfolgt, immer gehört, seinem Gegner unaufhörlich neue Feinde erweckend, nährte er mit Gewandtheit tiefen und verborgenen Haß, predigte überall den Kreuzzug gegen den gemeinsamen Feind, verbreitete die konservativen Grundsätze mit dem Feuereifer des Apostels und der vollendeten Klugheit des Staatsmannes; so wich Pozzo, unbekümmert um die Gefahr, von einem gefaßten Entschluß gänzlich eingenommen, vor keinem Hinderniß zurück und ließ sich durch keine Niederlage abschrecken. Sein Glaube an die Zukunft war unerschütterlich. Nie sah man diese unermüdliche Ausdauer erschlaffen: wenn er nicht handelte, so dachte er, und sein Denken wie sein Handeln hatte nur ein einziges Ziel. Seinem Geiste prägte sich jeder Eindruck der Zeit auf; ruhig oder ungestüm, je nach den Umständen, bedächtig oder feurig wie ein Ghibelin des 11. Jahrhunderts, schlug Pozzo nie einen falschen Weg ein, schritt er nie zur Ausführung eines Plans, bevor derselbe nicht zur Reife gediehen. Seine politischen Studien waren die umfassendsten; von anderen Dingen hatte er nur gewöhnliche Kenntnisse. Die Lektüre der alten Geschichtschreiber, des Cäsar und vorzüglich Tacitus, war sein höchster Genuß. In seinem Munde schien ihre Sprache lebendiger, als in jedem anderen. Oft setzte er mich durch die außerordentliche Divinationsgabe in Erstaunen, mit der er alle Nüancen des lateinischen Ausdrucks ergründete, die selbst für die Männer der Wissenschaft unergründlich waren. Im Reiche der Poesie waren Dante und Ariost seine Lieblinge. Den Kommentar Machiavel's über die Dekaden des Livius hielt er für das Brevier des Staatsmannes, seine Bewunderung für dieses treffliche Buch war gränzenlos. Für Pozzo, wie für Alfieri, blieb Machiavel das Musterbild des Denkers, „il sovrano pensatore." —

„Es giebt in der Geschichte," sagte er zu mir, „nur zwei Staatsverfassungen, die ein sorgfältiges Studium verdienen: das römische Reich und die französische Monarchie. Die neueren Staatsformen sind noch nicht hinlänglich ausgebildet und ihre Zukunft hängt von den nächstfolgenden Ereignissen ab; die englische Verfassung beruht auf dem Anhängsel seiner Aristokratie; man mag sie immerhin bewundern, aber sie nachzuahmen suchen, wäre Thorheit." — „Die Aristokratieen", fügte er hinzu, „können nicht mehr geschaffen werden, das Urelement derselben ist aufgebraucht." Deshalb äußerte Pozzo, als Napoleon ein neues aristokratisches Element zu bilden versuchte: „Dieses mächtige Genie ist im Irrthum; was will ein Adel heißen, der nicht an den Kreuzzügen theilgenommen? Man vermag kaum eine Monarchie wiederherzustellen, aber eine Aristokratie läßt sich gewiß nicht wiederschaffen!" — Andererseits theilte er mit Napoleon jene unüberwindliche Abneigung gegen das demokratische Prinzip, dessen wachsende Macht übrigens Beide kommen sahen; wie Napoleon, so begriff auch Pozzo die Regierungsgewalt nur in der bestimmtesten Form. Seine beiden Lieblingsideen vom römischen Reiche und der französischen Monarchie traten in allen seinen Aperçus hervor. Nebst Paoli Mitglied der konstituirenden Versammlung, hatte er alle Häupter der ersten Revolution gekannt, doch er maß ihnen nur geringen Werth bei. — Mirabeau war, nach seiner Meinung, nur ein Gladiator. „Wenn er gleich anfangs einen anderen Weg eingeschlagen," äußerte Pozzo, „so hätte er die Monarchie noch retten können; sein großes politisches Vergehen ist, dies gewollt zu haben, als es nicht mehr Zeit war." —

Von den englischen Staatsmännern bewunderte Pozzo am meisten Pitt, aber alle seine Sympathieen gehörten Burke, der einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte und dem er eine fast prophetische Kenntniß der europäischen Politik beimaß, während nach Pozzo's Ansicht die gewandtesten englischen Minister nie einen klaren Ueberblick der Lage und Interessen des Kontinents besaßen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ingres und die französische Malerschule.

(Schluß.)

III. Des Künstlers Einfluß auf die Schule.

Als Ingres sich zu der Trennung vom französischen Publikum entschloß, befand man sich gerade auf dem Kulminationspunkt jener Emancipationsbewegung, die auf den von Géricault mit der Kaiserschule eingegangenen und von Delacroix und Sigalon und selbst von Paul Delaroche fortgesetzten Kampf folgte. Die durch jene Neuerer hervorgerufene Revolution ging ihrer Vollendung entgegen, und in Folge einer furchtbaren Anarchie entwickelten sich neue Talente, die zwar sehr verschieden waren, aber doch meistens aus der niederländischen, venetianischen oder spanischen, weniger aus der römischen Schule hervorgingen. Es mußte also jener Rückzug vor dem Feinde mit großen Gefahren verknüpft seyn und konnte leicht die kleine um Ingres geschaarte Phalanx zersprengen, wäre ihr Führer weniger fest und geschickt gewesen und hätte er nicht, trotz seiner unbedeckten Stellung in den Sälen des Louvre, außerhalb desselben treffliche Vertheidigungspunkte eingenommen, theils im Institut, theils in der Direction der französischen Akademie zu Rom.

Der Uebergang zur Direction der französischen Schule zu Rom wurde von Ingres vorzüglich durch den Eifer bezeichnet, mit dem er seine Getreuen um sich sammelte und disziplinirte. Diese ein wenig ausschließliche Beschäftigung flößte sogar dem Institut einige Besorgniß ein, so daß dasselbe es für seine Pflicht hielt, zu protestiren. Ingres aber ließ die Leute reden, unterrichtete, katechisirte, und so geschah es merkwürdiger Weise, daß fünf Jahre der Entfernung und der Selbstverbannung, von 1835—1840, günstiger für das Fortschreiten seiner Schule gewirkt haben, als es die zehn Jahre, die er früher zu Rom und Florenz zugebracht, für seinen Ruhm vermocht hatten. Dieses Resultat, so auffallend es scheint, erklärt sich indeß leicht. Bei Männern von Genie wandelt sich das Bedürfniß, zu überzeugen, nicht selten in Proselytismus um, wie das Bewußtseyn ihres eigenen Werths die Tendenz zum Stolz hat. Man wird um so intoleranter und heftiger, je größer die Ueberzeugung von der Trefflichkeit der eigenen Methode ist. Jede Nebenbuhlerschaft verletzt, jede Nachbarschaft bringt auf; nicht als fürchtete man die Vergleichung, sondern weil man sich dergestalt erhabener dünkt, daß man es nicht einmal ertragen kann, wenn ein Anderer es auch nur wagt, zur Vergleichung herauszufordern. Wenn eine solche Verfahrungsweise zur Vergrößerung des Ruhms des Künstlers beiträgt, so dürfte es doch nur auf Kosten der Achtung vor seinem Charakter geschehen. In der Entfernung allerdings verschwinden die Unvollkommenheiten des Menschen, während die von ihm geschaffenen Werke, die nur ein kleiner Kreis von enthusiastischen Anhängern zu schauen berufen ist, gerade dieser Entfernung und vielleicht auch ihrer Seltenheit und Unsichtbarkeit eine geheimnißvolle Berühmtheit verdanken, die später durch die Stimme des Publikums, wenn man es anders einer Aufforderung zur Beurtheilung würdigt, ohne Zweifel getheiligt wird. Sey es nun Berechnung von Seiten des Künstlers oder hat ihm der Zufall allein so glücklich gedient, genug der Aufenthalt zu Rom sollte nicht verloren seyn für das Interesse seines Ruhms. Bei Gelegenheit der letzten Ausstellung in der Galerie der schönen Künste hat man sehen können, wie sehr Ingres schon dadurch gewonnen hatte, daß er sich zur rechten Zeit zurückzuziehen verstand. Mit Ausnahme einiger ärgerlichen Kritiker, ist das Publikum diesmal auf den Schöpfer des heiligen Symphorien zurückgekommen und hat in seinem Urtheil über denselben mit seinen leidenschaftlichsten Bewunderern übereingestimmt.

Wir wollen noch einige wenige Worte über Ingres als Portraitmaler sagen. Es war weniger sein Beruf als die Nothwendigkeit, die ihn zwang, diesen wichtigen Zweig der Kunst zu kultiviren. In der Fremde blieben die großen Aufträge aus und die kleinen Gemälde fanden auch nur wenig Abnahme. — „Malen Sie Portraits", sagte man dem bedürftigen Künstler. — „Aber das ist sehr schwer", antwortete er, wie jener Maler des vorigen Jahrhunderts, von dem uns Diderot erzählt. Indeß, da er leben mußte, kämpfte er gegen die Schwierigkeit und malte Portraits. Die in seiner früheren Manier ausgeführten verrathen sonderbare Archaismen und ermangeln zuweilen der Modellirung; die späteren und besonders die aus den letzten Jahren, unter denen wir die Portraits Mol-'s, Bertin's und Cherubini's nennen, sind nach einer ganz anderen Methode ausgeführt, indem sie eine treuere Nachahmung der Natur zeigen.

Was die Portraitmalerei dem Anschreine nach so leicht macht, ist der Umstand, daß der Maler hier stets die Natur vor Augen hat, und daß man von ihm kaum etwas Anderes als Aehnlichkeit verlangt. Die Portraitmalerei ist daher gewöhnlich nur eine letzte Zuflucht der Mittelmäßigkeit. Gleichwohl sind große Eigenschaften erforderlich, wenn man darin etwas Ausgezeichnetes leisten will. Denn obgleich man sich an eine strengere Nachahmung der Natur halten muß, so liegt in dieser Natur selbst doch keine absolute Wahrheit. Das Modell, das man vor Augen hat, wechselt in zehn Minuten zwanzig Mal Contours und Lokalfarbe. Zehn Maler können dasselbe Modell kopiren, und Alle können und werden es auf verschiedene Weise, ohne daß ihre Bilder einander nicht ähnlich sehen sollten. Um etwas Ausgezeichnetes in seiner Kunst zu leisten, wird sich der Portraitmaler nicht mit der genauen Darstellung dieser so flüchtigen Linien begnügen; noch weniger wird er sich mehr mit der äußeren Umhüllung als mit dem beschäftigen, was diese Umhüllung umschließt, mit dem Gedanken, der diese Augen belebt, den dies Gesicht ausdrückt, mit einem Wort: mit dem Charakter des Modells. Dies Studium, oder vielmehr die Fähigkeit, den menschlichen Charakter zu verstehen und darzustellen, wird immer den großen Portraitmaler ausmachen, mag er übrigens mit der strengen Richtigkeit eines Ingres oder mit der Freiheit eines Lawrence zeichnen. Beide sind in ihrer Weise ausgezeichnet, und dennoch welcher Unterschied in der Art der Ausführung! Lawrence malt den Charakter, Ingres zeichnet ihn, Beide drücken ihn aus.

Im Begriff, diese Beurtheilung zu beschließen, drängt sich uns eine letzte Frage auf: Welcher Art war die Thätigkeit von Ingres in Rücksicht auf die französische Schule? war sein Einfluß fruchtbar oder nicht?

Ingres war nach seinem langen Aufenthalt in Italien kaum nach Frankreich zurückgekehrt, als er zahlreiche Zöglinge sich zu seinem Atelier drängen sah. Die Neuheit seiner Manier in Vergleich mit der damals herrschenden Methode, seine so unverhohlene Vorliebe für Raphael, die Beredsamkeit, mit der er seine Prinzipien darlegte und seine Widersacher bekämpfte, die patriarchalische Widerspruchslosigkeit, mit der er seine Ueberzeugung vortrug, und vor Allem jener blinde Glaube an ihn als Führer der Schule, erwarben ihm schnell eine schrankenlose Herrschaft über den Geist der meisten seiner Zöglinge. Seine Autorität war um so größer, als er sie auf sympathetische Weise geltend machte und weniger zu herrschen als zu überzeugen suchte. Kein Mensch ist in der That entfernter von jenem untergeordneten Ehrgeiz, der die Herrschaft ihrer selbst wegen begehrt. Die Macht ist für Ingres nur ein Mittel zur Ausbreitung seiner Lehren. Er sagt nicht: Gehorchet mir, sondern: Glaubet mir; und man glaubt und gehorcht ihm. Ingres hat nicht blos Schüler, sondern fanatische Anhänger, die den Inhalt seiner Lehren bis zu seinen entferntesten und extremsten Konsequenzen geführt und seine Manier bis zur Un-

feuntlichkeit übertrieben haben. Die Einen haben den Altar des göttlichen Raphael vor den Augen seines Apostels umgestoßen und, bis zu den ersten Epochen der Kunst aufsteigend, Cimabue und Giotto kopirt, indem sie sich jeder Art archaistischer Thorheiten überließen, über die Ingres selbst wohl zuerst gelächelt hat; die Anderen, aus übertriebener Treue fehlend, haben sich an eine buchstäbliche Nachahmung der Manier ihres Meisters gehalten und jeder Individualität der Erfindung oder Methode entsagt; die verständigsten, wie Mottez, Lehmann und Flandrin, haben der Unterweisung ihres Lehrers fruchtbarere Folgen abzugewinnen gewußt, ohne ihre Unabhängigkeit ganz aufzugeben.

Der Einfluß von Ingres hat sich nicht nur im Atelier und vermittelst des Professorats wirksam gezeigt, sondern allmälig einen bedeutenden Umfang gewonnen und sich hauptsächlich in den Modificationen zu erkennen gegeben, die die meisten gleichzeitigen Künstler mit ihrer Manier vorgenommen haben. Zöglinge von Gros und Gérard sind Zeichner geworden, haben die feste Linie, die hervortretende Modellirung gesucht und, in ihre Schatten Weiß und in ihre Lichter Grau hineintragend, die zu große Durchsichtigkeit oder Strenge ihres Kolorits gedämpft. Sogar die Meister selbst, wie Paul Delaroche und Scheffer, sind diesem Einfluß nicht entgangen; dem Ersteren ist er verderblich gewesen, für den Zweiten aber, den Maler Heinrich's III., Elisabeth's und Richelieu's, hat er den Vortheil gebracht, seine Manier ersichtlich gehoben und erweitert zu haben. Auch auf die fremden Schulen hat sich der Einfluß von Ingres erstreckt. Die Deutschen haben ihn mit der wohlwollenden Empfänglichkeit aufgenommen, die sie jeder rechtmäßigen und gesicherten Autorität gegenüber darlegen; die Italiäner mit der Leidenschaftlichkeit, mit der sie Alles ergreifen. Die junge italiänische Schule schwört heute eben so bei Ingres, wie vor kurzem Bossi, Camuccini und Benvenuti bei David schwuren.

Außerhalb der Schulen existirt eine gewisse Anzahl unabhängiger und abenteuerlicher Geister, die vor allen Dingen an ihrer Individualität festhalten; jeder dieser Geister sucht sich einen ihm eigenthümlichen Weg zu bahnen. Dennoch ist der Einfluß des berühmten Führers der Schule auch auf diese unabhängigen Künstler nicht so unfruchtbar gewesen, als man zu behaupten pflegt und sie selbst es denken, indem er sich in negativer Weise dadurch wirksam gezeigt hat, daß, wenn er die Meisterwerke nicht vermehren hilft, er doch viel Uebles verhindert. Wenn in Folge einer Revolution die Gemüther in eine Verirrung gerathen, unter deren Schutz Barbaren in das Heiligthum zu dringen bemüht sind, so kann man es nur als ein glückliches Ereigniß preisen, wenn ein Mann von sicherem Geschmack und energischer Willenskraft den festen Entschluß gefaßt hat, ihnen die Spitze zu bieten. Unter diesen Barbaren verstehen wir nicht jene kräftigen Naturen, die für das Kolorit eine ähnliche Revolution versucht haben, wie Ingres sie für die Form durchgesetzt hat. Eugen Delacroix und Decamps zum Beispiel scheinen uns, jeder in seiner Weise, Künstler von großer Bedeutung. Die Barbarei ist jenes leichte und fruchtbare Hinschlendern auf breitgetretenen Wegen, jenes Ungefähr, das sich mit geringem Aufwand von Kräften begnügt, jene anmaßende Naivität, wie sie der schlechte und grobe Geschmack hervorbringt, jene blinde Nachahmung, wie sie nur servilen Geistern eigen ist, kurz die Mittelmäßigkeit unter allen Gestalten. Diese Barbaren sind, wie man sieht, sehr zahlreich, und Ingres wird viel zu thun haben, um sie zur Vernunft zu bringen; wenigstens sind wir von seinem Willen und seinem Muth, dies Wagestück zu unternehmen, überzeugt. Obgleich dem Alter nahe, wo sich so viele Andere aus Klugheit oder Erschöpfung aus den Schranken zurückziehen, hat doch dieser Künstler die ganze Elastizität der Jugend, die ganze Energie seines Willens, die volle Kraft seines Talents und jene Liebe zur Kunst bewahrt, die seit seiner frühesten Kindheit die bewegende Feder aller seiner Handlungen gewesen ist. Ja es scheint fast, als habe er nach dem Beispiel gewisser ruhiger und starker Naturen seine Fruchtbarkeit für eine spätere Jahreszeit seines Lebens aufgespart. Erst kürzlich hat er die Fenstergemälde der Kapelle St. Ferdinand nach schönen Zeichnungen ausführen lassen, die an die edelsten Erfindungen der italiänischen Kunst erinnern. Die großen Fresken, welche er in einer der Galerien des Schlosses Dampierre's angefangen und die das goldene und eherne Zeitalter zum Vorwurf haben, die großartigen Compositionen, mit deren Entwurf er für die Verzierung des Thronsaals im Palais Luxembourg beschäftigt ist, sind jetzt die wichtigsten Arbeiten, auf die Ingres rechnet für die Bewahrung des Standpunktes, den er als Haupt der französischen Schule einnimmt. Doch die Stunde, sie zu würdigen, ist für uns noch nicht gekommen.

Dampfmaschinen in Frankreich

Einer interessanten Mittheilung, welche Lejoncourt in dem „Journal des Travaux de la Société française de statistique" über die Anwendung der Dampfmaschinen in Frankreich macht, entnehmen wir nachfolgende Angaben: Wenn Frankreich, wie Arago mit Bezugnahme auf die Arbeiten von Salomon de Caus und Papin bewiesen hat, sich der Entdeckung der Dampfkraft rühmen kann*), so hat es sich in der industriellen Anwendung derselben von England überflügeln lassen. Beim Ausbruch der Revolution im Jahre 1789 gab es nur eine einzige Dampfmaschine. Erst vom Jahre 1820 begann man sich ihrer zu bedienen, und am Ende der Restauration war die Anzahl der Maschinen auf 618 gestiegen, welche eine Kraft von 9244 Pferden repräsentirten. Ihr Gebrauch verbreitete sich unter dem Einfluß der gewerblichen Fortschritte, welche seit 1830 gemacht wurden, so schnell, daß man jedes Jahr 200—300 anlegte. Im J. 1843 weist die Statistik der Administration der Bergwerke das Vorhandenseyn von 3369 Dampfmaschinen mit 42,314 Pferdekraft nach. Bemerkenswerth ist, daß fast alle diese Maschinen französischen Ursprungs sind; so waren 1843 von 251 neuen Maschinen nur 7 im Auslande angefertigt. In Bezug auf die Vertheilung der Dampfmaschinen nach den verschiedenen Industriezweigen stellt sich Folgendes heraus: Spinnereien 757, Bergwerke 460, Zuckersiedereien 197, Maschinenwerkstätten 139, Schmelzhütten 134, Kornmühlen 116, Eisenfabriken 96, Tuchmanufakturen 89, Oelfabriken 88, Stoffdruckereien 86, Färbereien 70, Webereien 65 u. s. w. Zum Behufe der Vergleichung führen wir an, daß 1834 die Spinnereien nur 319, die Bergwerke 249, die Zuckerfabriken 20 Dampfmaschinen beschäftigten. Dasjenige Departement, das die meisten Maschinen dieser Art aufzuweisen hat, ist das Nord-Departement: hier zählt man 558, während es 1834 nur 200 besaß. Hierauf folgt das Seine-Departement mit 475 (1834: 173), die Seine-Inférieure mit 325 (1834: 108), die Loire mit 288, der Rhône mit 184 (1834: 44), Ober-Rhein 114, Gard 110, Saône-et-Loire 99, Aisne 93, Loire-Inférieure 85, Pas-de-Calais 81 u. s. w. Alle diese Angaben beziehen sich nur auf die feststehenden Dampfmaschinen. Im J. 1834 beschränkte sich die Zahl der Dampfschiffe auf 82 mit der Kraft von 1987 Pferden; 1843 zählte man 292 Schiffe, die mit 394 Maschinen von 12,748 Dampfpferdekraft = 38,244 Zugpferden oder 267,708 Zugknechten. Von diesen 292 Schiffen dienen 111 zur Ueberfahrt von Reisenden und Waaren, 78 zum Transport von Reisenden, 42 zum Bugsiren oder als Transportschiffe. Sie repräsentiren 15,000 Tonnen. Sie haben 2,591 Reisende und 1,306,000 Centner Waaren fortgeschafft. Von diesen Schiffen sind 69 für die See-, 173 für die Flußschiffahrt bestimmt, 53 dienen zum Befahren der Saône und Rhône, 43 für die Loire, 33 für die Seine, 30 für die Garonne und Gironde u. s. w. In dieser Aufzählung sind übrigens die Schiffe der Kriegsflotte und die der Post-Administration nicht mit einbegriffen.

An eigentlichen Lokomotiven besaß Frankreich 1843 256, die auf 15 Eisenbahnlinien vertheilt waren. Von diesen 256 Maschinen waren 127 fremden Ursprungs. Die Vermehrung der im Auslande fabrizirten Lokomotiven schreibt sich besonders von der Zeit her, wo der Eingangszoll von 30 pCt. auf 15 pCt. ermäßigt wurde. Die 3369 Maschinen, welche Frankreich zu industriellen Zwecken verwendet, ersetzen 127,342 Zugpferde, die 394 Maschinen auf Schiffen: 38,244, die 256 Lokomotiven (jede zu 45 Pferdekraft) 11,520; was ein Totale von 177,306 Pferden giebt.

*) Salomon de Caus war, wie man Ursache hat, anzunehmen, kein Franzose, sondern wahrscheinlich ein Niederländer.

Italien.

Tizian's Wohnhaus. *)

Nach einer Wallfahrt durch die Kirchen und Paläste Venedigs und nachdem wir mit stets erneuertem Entzücken Tizian's „Darreichung im Tempel" und seine „Himmelfahrt Mariä" angestaunt hatten, beschlossen wir, unseren Aufenthalt in der Lagunenstadt durch einen Besuch in dem Hause zu krönen, wo der große alte Meister funfzig Jahre, die Hälfte seines langen Lebens, wohnte und mit Aretino und Sansovino, Bembo und Bernardo Tasso lebte und liebte, mit ihnen lachte und trank, mit schönen Venezianerinnen schmauste, ihre Reize unsterblich machte und dann — starb!...

Tizian wohnte nicht im Palazzo Barberigo, wie Manche vermuthet haben, und er ist auch dort nicht gestorben. Vor seiner ersten Reise nach Bologna hielt er sich in einem engen und geräuschvollen Theile Venedigs auf — in der Calle Gallipoli, nahe bei San Toma; auch Giorgione's Wohnung befand sich in derselben Nachbarschaft, aber an einem offenen Platze, der St. Sylvesterkirche gegenüber. Die Lokalität, wo Tizian domizilirt war, mag wohl noch denselben Anblick darbieten wie im sechzehnten Jahrhundert, denn der Umfang Venedigs hat sich seitdem nicht verändert, obgleich es manche andere Wechsel erfahren hat — erst in vermehrter Pracht aufschießend und dann in langsamem Verfall dahinschwindend. In jener Gasse — denn eine solche ist sie — führte er viele Jahre lang ein einfaches und arbeitsames Leben. Die Hauptquelle seines Einkommens war damals sein Gehalt als Staatsmaler, in welchem Amte er seinem Lehrer Gian Bellini folgte. Als jedoch seine königlichen Gönner ihn mit Reichthümern überhäuften, verlegte er sein Atelier nach einem geräumigeren Lokal in einem zwar entfernten, aber schönen Theile der Stadt, und, ohne verschwenderisch zu seyn, bewies er, daß er seinen Erwerb auf eine Art anzuwenden wisse, die ihm selbst zur Ehre und Anderen zur Freude gereiche.

Es ist unerklärlich, wie eine Stätte, die mit so vielen für Venedig theuren Erinnerungen verknüpft ist, im Laufe zweier Jahrhunderte dergestalt in Vergessenheit gerathen konnte, daß wir Mühe hatten, sie aufzufinden. Die Anweisung, die man uns gab, lautete folgendermaßen: Nella contrada di S. Canciano, in luogo appellato Biri-Grande, nel campo Rotto, sopra la palude o canale ch'è in faccia all' isola di Murano, dove ora stanno innalzate le Fondamente Nuove. Umständlich genug, wie es scheinen möchte, und dennoch konnte unser Gondolier sich hier nicht zurechtfinden, obgleich er zu den intelligenteren Mitgliedern seines Standes gehörte. Wir fuhren durch eine Menge Kanäle und wanderten längs der Fondamente Nuove, einem herr-

*) Aus Mrs. Jameson's Art and Literature - London, 1844.

lichen steinernen Quai, der das nördliche Ufer dieses Stadttheils einschließt. Von der Schönheit des Anblicks gefesselt, den die mit hin und her schiffenden Gondeln bedeckte und von der untergehenden Sonne beleuchtete Lagune darbot, deren leichter Schaum ein erfrischender Lufthauch uns entgegen trieb, vergaßen wir mitunter den Zweck, der uns hierher geführt hatte, um unsere Forschungen jedesmal mit erhöhtem Enthusiasmus zu erneuern, indem wir uns in schmalen Gassen vertieften, die netzartig die Zwischenräume der Kanäle durchschneiden, und in seltsame Winkel und Labyrinthe drangen, die man sehen muß, um Venedig in allen seinen merkwürdigen und pittoresken Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen.

Wir befanden uns jetzt in San Canciano, nahe der Jesuitenkirche, und waren mithin dicht bei der uns angedeuteten Stelle — aber noch immer schien sie uns zu entgehen. Endlich blickte aus einem vermoderten, scheibenlosen Fenster ein junges Mädchen hervor, wie ein Tizianisches Portrait in seinem alten Rahmen, jung, frisch, mit sammetgleichen Wangen, wallenden Locken und großen schwarzen Augen alla Veneziana — und nach einem lachenden Blick auf die verlegenen Fremden erbot sie sich, uns nach der Casa di Tiziano im Campo Rotto zu geleiten. Wir schwankten einen Augenblick, unschlüssig, ob wir uns auf diese extemporisirte Führerin verlassen durften, da die Nachbarschaft zu Tizian's Zeiten eben keines guten Rufes genoß und sie noch immer von Personen bewohnt schien, delli quali è bello il tacere (von denen es besser ist, zu schweigen); aber einer aus unserer Gesellschaft schwor mit ritterlicher Wärme, daß solche Augen uns nicht täuschen könnten, und bestand darauf, daß wir uns ihrer Leitung anvertrauen sollten. Er hatte Recht: nachdem wir noch einige dumpfe, schmale Gänge durchschritten hatten, kamen wir zu dem Platze und dem Gebäude, das wir suchten.

Der Theil des Hauses, der auf den Campo Rotto hinausgeht, ist in eine gemeine Schenke verwandelt worden, die sich mit dem Namen: Trattaria di Tiziano brüstet und unter deren laubbedecktem Portal eine Anzahl von Männern und Weibern sich gütlich that. Die andere Hälfte, die noch immer an einen kleinen Garten — den dilettevole giardino di Messer Tiziano — stößt, ist an mehrere Familien vermiethet, und die Mauer trägt noch einige Spuren der Freskomalereien, mit denen sie einst geziert war. Ein lachender, wüster, halb betrunkener Gondelier, mit einer keck von der Seite aufgestülpten schwarzen Mütze und einem Gesichte, auf dem man seine Bereitschaft zu jedem möglichen Schwank lesen konnte, stellte sich uns als Cicerone vor, und ein alter Schuhmacher oder Schneider machte mit ernster Höflichkeit die Honneurs. Wir traten durch ein kleines Thor in den Garten und stiegen eine steinerne Treppe hinauf, zu einem alterthümlichen Portal, von einem Weinstock beschattet, den man vor kurzem seiner saftigen Trauben beraubt hatte und der jetzt in wilden, nachlässigen Guirlanden die zerborstenen Säulen und Balustraden umrankte. Von diesem Eingang führten noch einige steinerne Stufen zu den Hauptgemächern. Alles war hier schmutzig, öde und verfallen. Das Zimmer, welches einst zur Werkstätte Tizian's diente, muß früher äußerst schön und von so geräumigem Umfang gewesen seyn, um die größten Bilder — wie z. B. das für Philipp II. gemalte „Abendmahl" — enthalten zu können; jetzt aber, wo es durch bretterne Verschläge in mehrere kleine Quartiere abgetheilt ist, bleibt nur ein Stück davon in seinem ehemaligen Zustande übrig, dessen Höhe und Dimensionen einen sonderbaren Kontrast gegen das ärmliche Aeußere der Bewohner bilden. Vor etwa vierzig Jahren erblickte man auf der Decke dieses Zimmers noch eine herrliche Gruppe von tanzenden Liebesgöttern, aber einer der Miethsleute, ein gewisser Messer Franceskо Breve, wurde unglücklicherweise von einem Reinlichkeits-Paroxysmus ergriffen und ließ die Decke weiß anstreichen; als man ihn über seinen Irrthum aufklärte, riß er sie nieder und bemühte sich, den Kalk abzuschaben, um das Gemälde verkaufen zu können. Man weiß nicht, was seitdem aus der mißhandelten Reliquie geworden ist . . .

In solche Hände war die Wohnstätte Tizian's gefallen! Der kleine, schlecht bestellte Garten, der sich einst bis zum Ufer erstreckte und die Aussicht über die Lagunen bis nach Murano beherrschte, ist jetzt von hohen Gebäuden eingeschlossen, die ihm ein dumpfes, freundloses Ansehen gegeben haben. Der Eindruck, den diese ganze Scene auf uns hervorbrachte, war ein höchst trauriger, und keine Erinnerungen an die Vergangenheit, keine Bilder der Schönheit und des Ruhms konnten uns mit der prosaischen Nüchternheit der Gegenwart versöhnen.

Mannigfaltiges.

— Moderner Sklavenhandel. In den Proletariats-Distrikten Londons, zwischen Spitalfields und Bethnal-Green, findet zweimal die Woche von 6—7 Uhr ein Kindermarkt statt, wie Leon Faucher in seinem Werke über Englands sociale und kommerzielle Institutionen erzählt. Die kleinen Sklaven von acht bis neun Jahren werden von ihren Aeltern zu Markte gebracht, um dort vermiethet zu werden. Das Kind wird dem Miether gegen geringen Lohn auf 12—15 Stunden völlig leibeigen; die Kinder der Armen sind in den Augen der Aeltern Lohnmaschinen, Mittel zum Erwerb. Diese Opfer der Dienstbarkeit sind, wie Faucher behauptet, elender als die kleinen Fabrikarbeiter, weil kein Gesetz sich ihrer annimmt und die Arbeitszeit nach dem Alter beschränkt, wie bei jenen. Es finden sich auf dem Markte oft 300 kleine Arbeiter, oft auch nur 30—60, je nachdem die Handelsverhältnisse steigen oder fallen. Faucher meint, es könne etwas Aehnliches nur in London geschehen; der Markt von Bethnal-Green sey nur mit den Basars zu vergleichen, wo Sklaven feilgeboten würden, und doch müsse man bis in das rohe Herz von Afrika zurückgehen, um Völker aufzufinden, bei denen die Sklaven von ihren eigenen Aeltern zu Markte gebracht werden. — Es gibt auch Arme unter den sogenannten höheren Ständen; sind doch unzählige Beamte Proletarier, besitzlose Handarbeiter, die viele Kinder haben: aber es ist merkwürdig, wie bei ihnen gerade das gegensätzliche Prinzip herrscht, wo sie sich für ihre Kinder aufopfern, selbst darben, um sie in Luxusgewohnheiten zu verweichlichen, anstatt sie die Entbehrungen der Armuth ertragen zu lehren, die nun einmal das traurige Erbtheil der meisten Erdenbürger sind und bleiben werden, trotz aller wohlgemeinten Utopien der Socialisten und Kommunisten. F. v. H.

— Lyrische Erzeugnisse in Frankreich. Unter den neueren Erzeugnissen der französischen Lyrik bemerken wir die kürzlich erschienenen „Poèmes et poésies" von P. Blanchemain, welche sich von der großen Menge der bedeutungslosen Gedichtsammlungen vortheilhaft auszeichnen. Im Allgemeinen tragen sie freilich mehr das Gepräge der sorgfältigen Feile, als den Stempel des wahrhaft genialen Schwunges; aber in unseren Tagen der verschwimmenden Mittelmäßigkeit ist die Reinheit der Form, welche uns in diesen Gedichten fast durchweg entgegentritt, schon für einen Vorzug zu erachten. Blanchemain verschmäht die kühnen Sprünge der neuen Schule, welche durch ein flimmerndes Antithesenspiel, durch das Zusammenpaaren widersprechender Begriffe und durch absichtliches Verletzen bewährter ästhetischer Satzungen die innere Leere zu übertünchen sucht. Aber wenn er sich, was Sauberkeit der Ausführung, Korrektheit des Versbaues und ernstes Studium des rhythmischen Wohllauts anbetrifft, mehr den früheren Bestrebungen der klassischen Schule anschließt, so muß man zu seiner Ehre gestehen, daß dies nirgends der Innigkeit des Gedankens und der Frische der Empfindung bei ihm Eintrag thut. Wir könnten hier mehr als ein Gedicht als Beweis dafür anführen, daß es ihm zuweilen im hohen Grade gelingt, für die poetische Idee den entsprechenden Ausdruck und die treffende Fassung zu finden. Wenn wir hier ein paar Verse aus dem Gedichte „Arc de triomphe, l'Etoile" anführen, so geschieht dies weniger deshalb, weil wir diese Dichtung für die gelungenste der Sammlung halten, als weil sie dem Dichter von Seiten der Akademie eine ehrenvolle Anerkennung zugezogen hat. Es heißt in dieser Poesie u. A.:

„Sublime monument, redis-nous notre histoire;
Ressuscite nos morts dans leur linceul de gloire;
Que chacun appelé se réveille à son nom!
Rends-nous le grand Empire et ses combats épiques,
Et nos républicains, à pique armés de piques,
Soldats improvisés, grandis sous le canon!

Ils sont là, devant moi, les journées de reconnée;
Le peuple s'est levé, comme une seule armée:
— Où vas-tu donc, Guerrier? — Venger la liberté!
— Où vas-tu donc, Vieillard? — Mourir sur les frontières!
— Où vas-tu donc, Enfant? — Valoir comme mes pères!
— Où vas-tu donc, Patrie? — A l'immortalité!

Comme, autour des drapeaux déployés sur les têtes,
Ils marchent de ce pas dont on marche aux conquêtes;
Comme, dans le combat, saisissent les génêtraux.
Bellone au-dessus d'eux étend ses vastes ailes
Et leur montre de loin les palmes immortelles . . . .
Ils sont partis soldats, ils reviendront héros!"

In einem ähnlichen Stile sind „Le Cercueil de Napoléon" und „Plainte de Milton" gehalten. Einige von den Stücken, in denen sich die patriotische Begeisterung des Dichters oder seine Sympathie für die Sache der Freiheit und des Ruhmes Luft macht, leiden an Längen, wie sie sich überall da einzustellen pflegen, wo dem Pathos ein allzu breiter Spielraum gestattet wird. Am glücklichsten ist Blanchemain in den leichten, ungezwungenen Ergüssen seines Herzens. Hier stoßen wir zum Theil selbst auf vollendete lyrische Klänge, in denen sich eine reine, unverdorbene Seele spiegelt. G. F. G.

— Plagiat. Es darf nicht ungerügt bleiben, daß ein litterarischer Freibeuter sich erlaubt hat, ein Blatt von anerkanntem Werth, das es sich zum Gesetze macht, nur Original-Arbeiten aufzunehmen, das Stuttgarter Morgenblatt, arg hinters Licht zu führen mit einer schlechten Uebersetzung aus dem gewiß zehn Jahre alten Roman „La canne de Mr. de Balzac". Delphine Gay, jetzt Frau von Girardin, ist die Verfasserin desselben; sie hat die Feinheit und Anmuth ihres Talents darin gemißbraucht und neben hübschen psychologischen Bemerkungen die schlüpfrigsten Scenen gegeben. Ein Stock mit goldenem Knopf und echten Steinen, den Balzac sich von seinem reichen literarischen Erwerb hat machen lassen, besitzt die Wunderkraft, Jeden, der ihn trägt, unsichtbar zu machen, und giebt dadurch dem Helden der Verfasserin willkommene Gelegenheit zu Liebesabenteuern und zur Entdeckung frivoler Geheimnisse. Das im Morgenblatt abgedruckte Kapitel führt im Original die Ueberschrift: le malheur d'être beau; der Uebersetzer hat ihm den Titel: „Ein schöner Mann" gegeben und eine selbständige Novelle daraus gemacht, ohne einen Umstand zu verändern; nur die kleine Mühe ließ er sich nicht verdrießen, die Pariser Lokalität mit Berliner zu vertauschen, das Italiänische Opernhaus in das Königsstädtische Theater, die Boulevards in die Linden u. s. w. zu verwandeln, wodurch die Absichtlichkeit des literarischen Falsums unleugbar dargethan wird.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 123. Berlin, Dienstag den 13. Oktober 1846.

Der preußisch-englische Vertrag
über den gegenseitigen Schutz des Autor- und Verlags-Rechts.

Dieser unterm 13. Mai 1846 abgeschlossene und, nachdem am 24. August auch das Königreich Sachsen beigetreten, am 1. September d. J. in Vollzug gekommene Vertrag, der das erste Beispiel einer öffentlichen Manifestation der Achtung ist, die zwei Völker vor ihren beiderseitigen Literaturen hegen, und der daher als der Anfang einer neuen Aera in der Geschichte der Presse zu betrachten ist, hat gerade von der Seite, von welcher man die einstimmigste Anerkennung seines Prinzips hätte erwarten dürfen, nämlich von den deutschen Buchhändlern, eine sehr verschiedenartige Beurtheilung, ja — wenn die Stimmen, die dafür und dagegen aufgetreten sind, gezählt werden — bei weitem mehr Tadel als Anerkennung gefunden. Wir haben uns mit dem Gegenstande, der für unser Blatt ein nahe liegendes Interesse hat, ebenfalls vertraut zu machen gesucht; wir haben die in dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" niedergelegten Urtheile, die zum Theil von den kompetentesten Vertretern des Buchhandels in Deutschland herrühren — wir nennen nur die Herren Heinrich Erhard, Dr. M. Veit und Friedrich Frommann unter den Gegnern, so wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung und Herrn Th. Enslin unter den Vertheidigern des Vertrages — mit einander verglichen, aber wir glauben, daß, so viel Treffendes und Belehrendes auch von beiden Seiten vorgebracht worden, doch noch nicht Alles gesagt ist, was sich über den preußisch-englischen Vertrag sagen läßt, und so wollen auch wir es denn versuchen, etwas zur Verständigung beizutragen, indem wir von unserem Standpunkte einige Worte über einen Gegenstand hinzufügen, der für die Autoren beider betheiligten Länder nicht minder wichtig, ja gewiß noch unendlich wichtiger als für die Verleger ist, die bis jetzt, so viel uns bekannt, allein über die Sache gesprochen haben. *)

Unser Standpunkt weist uns zunächst darauf hin, den Vertrag nicht, wie es die Stimmen im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" gethan, als einen Handelsvertrag, sondern vielmehr als einen Friedenstraktat zu betrachten, welchen zwei Nationen, die bisher auf dem Gebiete der geistigen Production in offenem Kriege mit einander gelebt, abgeschlossen, und worin sie gegenseitig sich verpflichten, die Rechte der Schriftsteller des einen und des anderen Landes auf ganz gleiche Weise zu achten und ihnen nicht blos die Ehren zu gönnen, die ihnen ihre Schriften bisher im fremden wie im eigenen Lande eingetragen, sondern ihnen auch überall den materiellen Lohn zu sichern, der dem Talent und der Production gebührt. Heil England und seinem Parlamente, das zuerst den Gedanken zu einer solchen, freier Völker würdigen Anerkennung des schaffenden Geistes, gleichviel welcher Nation er angehöre, ins Leben zu rufen strebte, indem es durch eine Bill vom 31. Juli 1838 die Regierung zur Abschließung solcher internationalen Verträge ermächtigte, aber wir dürfen billigerweise auch Preußen das Verdienst nicht schmälern, durch seine Gesetzgebung diesen Gedanken in England angeregt und zu jener Parlaments-Akte vom 31. Juli 1838 den ersten Anstoß gegeben zu haben.

Etwa ein Jahr vor Erlaß dieser Akte wurde nämlich in Preußen das damals auch von der englischen Presse als eine denkwürdige Erscheinung begrüßte Gesetz vom 11. Juni 1837, die Feststellung dessen, was Nachdruck und unerlaubte Nachbildung ist, so wie die Dauer des Eigenthumsrechts an literarischen und künstlerischen Erzeugnissen betreffend, publizirt. Dasselbe enthält in seinem §. 38 die Bestimmung:

„Auf die in einem fremden Staate erschienenen Werke soll dieses „Gesetz in dem Maße Anwendung finden, als die in demselben festgestellten „Rechte den in Unseren Landen erschienenen Werken durch die Gesetze dieses „Staates ebenfalls gewährt werden."

Hiermit hatte Preußen, unter allen Staaten der civilisirten Welt die Initiative ergreifend, ausgesprochen, daß es auch ohne besonderen Vertrag die literarischen und künstlerischen Werke anderer Länder in ihren Rechten schütze, sobald dort den in Preußen erschienenen Werken ein gleicher Rechtsschutz gewährt sey. England hätte also, auf diese Bestimmung des preußischen Gesetzes gestützt, nichts weiter als eine Parlaments-Akte zu erlassen brauchen, wodurch den Schriftstellern und Künstlern Preußens der ihnen bis jetzt mangelnde Rechtsschutz bewilligt wurde, um alle die Vortheile zu erlangen, die ihm der Vertrag vom 13. Mai gewährt, ohne daß es darum nöthig gehabt hätte, an seinen Bücher-Einfuhrzöllen etwas zu ändern. Dies wäre jedoch Englands und der Idee des freien geistigen Verkehrs der Völker, von der es dabei geleitet war, unwürdig gewesen. Als nach den ersten Eröffnungen, die die englische Regierung in Folge der Parlaments-Akte vom 31. Juli 1838 der preußischen wegen Abschließung eines dieser Akte entsprechenden Vertrags machte, letztere nicht umhin konnte, sowohl auf den Unterschied der Dauer des Schutzes, den das literarische Eigenthum in England und in Preußen genießt, als auf die mit der Intention des Vertrages in Widerspruch stehende Höhe des englischen Bücher-Einfuhrzolles hinzuweisen; sah das britische Gouvernement die Nothwendigkeit ein, dem einen wie dem anderen Mangel abzuhelfen. Ueber der Ausarbeitung der entsprechenden legislativen Maßregeln, die in England eine förmliche Revision der alten sehr komplizirten Gesetzgebung über das Copyright (Verlagsrecht) nöthig machte, vergingen mehrere Jahre. Als aber die englische Regierung im J. 1843 die vor vier Jahren abgebrochenen Unterhandlungen mit der preußischen wieder anknüpfte, da hatte sie in der einen Hand das wichtige, dem deutschen Buchhandel, wie es scheint, zum Theil noch unbekannt gebliebene Gesetz vom 1. Juli 1842 in Bezug auf das Autor- und Verlagsrecht und in der anderen die auch von Herrn Heinrich Erhard in Nr. 73 des „Börsenblattes" angeführte Parlaments-Akte, wodurch die Regierung ermächtigt wurde, mit anderen Ländern Verträge abzuschließen, durch welche nicht blos der inländische Rechtsschutz auch über ausländische Schriftsteller und Künstler ausgedehnt, sondern auch der Zoll von Büchern in lebenden oder in todten Sprachen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, die ursprünglich in England erschienen, auf 15 Shill. der Centner (Cwt. — hundredweight), auf Bücher jedoch, „die ursprünglich im Vereinigten Königreich herausgegeben und in Preußen wieder erschienen (republished)" — insofern sie nicht mit einem im Ausland hinzugefügten Kommentar ausgestattet sind, der mindestens eben so stark ist als der Text, in welchem letzteren Falle sie nur den geringeren Zoll bezahlen — auf 50 Shill. reduzirt wird. *)

Das englische Gesetz vom 1. Juli 1842 konnte den Anforderungen, die Preußen mit Berufung auf sein Gesetz vom 11. Juni 1837 zu machen berechtigt war, vollkommen genügen. Der Schutz des Autor- und Verlagsrechts ist darin bedeutend erweitert gegen früher; für einzelne Fälle stellt sich der Schutz dem in Preußen gesetzlichen ganz gleich; in anderen Fällen gewährt es sogar einen noch längeren Schutz, wogegen es allerdings auch hin und wieder hinter dem preußischen Gesetze zurückbleibt. Im Ganzen aber wird dadurch die bisherige Verschiedenheit der preußischen und der englischen Gesetzgebung ausgeglichen, wie zunächst aus dem Umstande zu ersehen, daß das Copyright, d. h. das Eigenthum des Autors und seiner Assigns (Verleger, Rechtsnachfolger), für die Lebenszeit des Autors und noch sieben Jahre nach seinem Tode festgesetzt ist; wenn jedoch dieser Zeitraum von sieben Jahren vor Ablauf von 42 Jahren von der ersten Publication des Buches erlischt, so dauert das Copyright noch bis zum Ablaufe der 42 Jahre. Eben so wird es auch mit Büchern gehalten, die nach dem Tode des Autors erscheinen; d. h. es ist damit ein Copyright von 42 Jahren vom Tage der Publication an verbunden.

Hieraus geht hervor, daß der unter Anderem von Herrn Friedrich Frommann dem Vertrag vom 13. Mai gemachte Vorwurf, daß danach dem englischen Verlage die lange deutsche Schutzfrist, dem deutschen dagegen nur eine kurze englische gewährt sey, gänzlich ungegründet ist. Nicht minder würde eine nähere Kenntniß der Copyright-Bill vom 1. Juli 1842 Herrn Heinr. Erhard überzeugen, daß die Schwierigkeiten, die in England mit einem Prozesse gegen Nachdruck verbunden, keineswegs so groß, wie er sie sich

*) Eine in der Haude- und Spenerschen Zeitung enthaltene Reihefolge von vier Artikeln über den Gegenstand ist eigentlich blos eine Rezapitulation dessen, was die buchhändlerischen Gegner des Vertrags gesagt, und kann daher nicht als eine von anderem Standpunkt aufgefaßte Darlegung betrachtet werden.

*) Bisher bestanden und bestehen auch jetzt noch für diejenigen Staaten, die keine Verträge mit England geschlossen haben, folgende Bestimmungen über den Eingangszoll von Büchern:

1) Bücher in fremden lebenden Sprachen, seit dem J. 1801 gedruckt	pro Centner 2 Pfd. 10 Sh.
2) Bücher in englischer Sprache (S. d. Anmerkung), so wie in todten Sprachen, seit 1801 gedruckt	5 — —
3) Bücher in fremden oder todten Sprachen, vor dem J. 1801 gedruckt	1 — —

Anmerkung. Englische, im Auslande gedruckte Werke dürfen überhaupt nicht eingeführt werden, wenn davon in England während der letzten 20 Jahre ein neuer Abdruck veranstaltet worden war.

denkt, und daß diese, verglichen mit den Weitläufigkeiten und abweichenden Entscheidungen, die ein in den 38 deutschen Bundesstaaten angestellter Nachdrucks-Prozeß zur Folge hat, ganz unbedeutend zu nennen sind. Die Copyright-Bill ordnet für die Fälle, wo überwiesener Nachdruck vorliegt, ein Verfahren auf summarischem Wege an, indem die Ueberführung vor zwei Friedensrichtern genügt, um sofort die Confiscation des Nachdrucks oder die Untersagung einer unbefugten dramatischen oder musikalischen Aufführung und die Bestrafung der Kontravenienten zu bewirken. Der Beweis des Nachdrucks geht ganz einfach aus der Vorlegung des Scheines über den Eintrag des betreffenden Buches, Drama's ꝛc. in das Register der Stationers-Compagny hervor. Glaubt sich Jemand durch eine solche Eintragung in seinen Rechten verletzt, so steht es dem Beschwerdeführer frei, sich während der Zeit der Gerichtstermine durch eine einfache „Motion" an die Gerichtshöfe der Queens-Bench, der Common-Pleas oder der Court of Exchequer in London, während der Ferienzeit aber durch eine Aufforderung (Summons) an einen der Richter dieser Gerichtshöfe zu wenden, um nach Lage der Sache sofort die Auslöschung oder Abänderung des Eintrags zu bewirken. Der Gerichtshof oder der Richter kann den Befehl dazu mit oder ohne Kosten ertheilen, je nachdem es ihm gerecht erscheint." Gegen Jeden, der ein Buch widerrechtlich gedruckt, oder der einen Nachdruck „von jenseits des Meeres" zum Verkauf oder zum Ausleihen eingeführt, oder der auch nur einen solchen Nachdruck besitzt, um ihn auszuleihen oder zu verkaufen, kann bei allen Courts of Record des Vereinigten Königreichs eine special action (das, was man bei uns eine „fiskalische Untersuchung" nennt) eingeleitet werden. In flagranti können jedoch selbst Steuerbeamte nachgedruckte Bücher in Beschlag nehmen und dem Kontravenienten (offender) eine Geldbuße von 10 Pfd. Sterl. auferlegen.

Konnte nun die preußische Regierung mit dem Rechtsschutze, der nach dem Gesetze vom 1. Juli 1842 diesseitigen Autoren in England bewilligt wird, vollkommen zufrieden seyn, so war dies doch weniger mit der anderen Konzession hinsichtlich des Bücherzolles der Fall. Denn wenn dieser auch allerdings von resp. 5 und 2½ Pfd. auf 15 Shill. herabgesetzt wurde, so blieb er doch immer noch zehnmal so hoch, als die diesseitige bloße Kontrol-Abgabe von 15 Sgr. vom Centner. Die preuß. Regierung ließ nicht nach, hiergegen zu remonstriren, und in der That hatten diese Remonstrationen auch mancherlei Zugeständnisse hinsichtlich der Bücher in todten und in nicht-deutschen Sprachen zur Folge, die man früher alle mit dem Zollsatze von 50 Shill. zu besteuern dachte, doch auf eine gänzliche Aufhebung des Zolles von 15 Shill. konnte nicht bestanden werden, ohne damit zu verlangen, daß preuß. Unterthanen in England besser behandelt würden, als englische. Wenn demnach sämmtliche Gegner des Vertrages im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" in der Ungleichheit des engl. und des preuß. Zolles eine Zurücksetzung für Preußen, eine Verletzung der deutschen Nationalehre erblicken, so scheinen sie den Gegenstand nicht von seiner richtigen Seite aufgefaßt zu haben. Preußen konnte, wie gesagt, bei der Abschließung eines Reciprocitätsvertrages mit England nur verlangen, daß seine Unterthanen, Schriftsteller wie Verleger, mit englischen Schriftstellern und Verlegern auf ganz gleichen Fuß gestellt würden. Diesem Verlangen aber wird durch den Vertrag vollkommen entsprochen. Dieselbe Abgabe, die von einem in Berlin gedruckten Lessing oder Jean Paul bei der Einfuhr in England zu entrichten ist, ruht auch auf einem in London gedruckten Shakespeare oder Byron. In England besser behandelt zu werden, als englische Verleger, können doch preußische ganz unmöglich beanspruchen. *) Die 15 Shill. pro Centner, die von Büchern, welche nicht ursprünglich im Vereinigten Königreich erschienen, bei ihrer Einfuhr in Großbritanien entrichtet werden, sind nämlich nicht sowohl eine Zoll- als eine Accise-Abgabe (Excise-Duty), die dort auf allem Schreib- und Druckpapier ruht. Das einzige Buch, das man in England von dieser Abgabe befreit hat, ist die Bibel, und diese Ausnahme, die man nur zu Gunsten des göttlichen Wortes gemacht, sollten auch deutsche Verleger für ihre Bücher in Anspruch nehmen wollen? Was Schriften betrifft, die nicht in Buchform erscheinen, so sind auch nur Staats- und Parlaments-Akten, so wie, einem alten Privilegium zufolge, die Drucksachen der Universitäten Oxford und Cambridge, von der Accise befreit. Auf Bücher, die ausgeführt werden (Bibeln natürlich ausgenommen), wird allerdings die Papier-Accise zurückerstattet: jedes Buch dagegen, das in Großbritanien und Irland, so wie in den Kolonieen, zum Verbrauch kömmt, ist mit derselben Abgabe belastet, welche die aus Preußen dort eingeführten Bücher jetzt zu entrichten haben. In keiner Weise kann also gesagt werden, daß durch diese Abgabe der deutschen Ehre zu nahe getreten werde. Es ist dies um so weniger der Fall, als in dem preußisch-englischen Vertrage nicht einmal erwähnt ist, daß der Einfuhrzoll von englischen Büchern in Preußen nur 15 Sgr pro Centner sey. Eine Verletzung der vaterländischen Ehre würde nur dann vorliegen, wenn in dem Vertrage gesagt wäre, daß der Zoll in Preußen nicht höher als 15 Sgr. seyn dürfe, während der in England 15 Shill. betrage. Preußen könnte auch nach Abschluß des Vertrages seinen Zoll erhöhen, und zwar auf den Betrag der englischen Papier-Accise — wie denn auch in der That unbedrucktes ausländisches Papier bei der Einfuhr im Zollvereine fünf Thaler pro Centner zu entrichten hat — ohne daß England ein Recht hätte, sich zu beklagen. Preußen wird freilich eine solche Erhöhung nicht eintreten lassen, aber dies wirft auf seine Ehre nicht blos keinen Schatten, sondern, wenn man damit das Verfahren anderer Staaten vergleicht, ein helleres Licht. Preußen und der Zollverein werden hoffentlich viel eher die bestehende kleine Abgabe von 15 Sgr. ganz aufheben, als sich entschließen, die Wissenschaft und die Literatur bei ihrem Einpassiren über die Gränze so zu besteuern, wie es in vielen anderen Staaten geschieht.

Auch in England — zu seiner Ehrenrettung sey es gesagt — ist man jetzt von diesem Gefühl durchdrungen. Im Parlament hat man sich, als der Bücherzoll auf seinen jetzigen Betrag, und zwar vorläufig nur für die Staaten, mit denen Verträge abzuschließen, ermäßigt wurde, für die allgemeine Abschaffung desselben ausgesprochen und nur mit Rücksicht auf die Papier-Accise die Abgabe von Büchern aus jenen Staaten noch auf 15 Shill. belassen. Aber auch die Papier-Accise, die bereits im J. 1835, bis wohin sie doppelt so viel als jetzt betrug, reduzirt wurde, soll, sobald es der Zustand der britischen Finanzen, denen sie eine nicht unbedeutende Einnahme gewährt, irgend zuläßt, gänzlich abgeschafft werden. Und für diesen Fall war die britische Regierung ermächtigt, allen fremden Regierungen, mit denen sie Copyright-Verträge abschließt, die Versicherung zu ertheilen, (wie sie es wahrscheinlich wohl auch in einer besonderen Note an die preußische und die sächsische Regierung gethan hat) „daß, wenn später die bestehende Papier-Accise von 15 Shill. abgeschafft werden sollte, dann auch der im Vertrage stipulirte Zoll auf ursprünglich in England erschienene Bücher von 50 auf 35 Shill. herabgesetzt und der Zoll auf nicht ursprünglich hier erschienene Werke gänzlich aufgehoben werden soll. Eben so soll, falls die inländische Papier-Accise nicht ganz abgeschafft, sondern blos reduzirt wird, auch in den gedachten Zöllen sofort eine entsprechende Reduction eintreten."

Was nun den eben erwähnten Zoll von 50 oder, wenn er reduzirt wird, von 35 Shill. auf Werke betrifft, „die ursprünglich im Vereinigten Königreich herausgegeben und in Preußen neu abgedruckt worden", so wird man uns wohl zugeben, daß auf eine Einfuhr englischer Bücher in England, wo die alten guten Schriftsteller des Landes in so wohlfeilen und zugleich so schönen neuen Ausgaben stets erscheinen, nicht leicht diesseits spekulirt werden dürfte. „Eulen nach Athen tragen", haben die Alten eine solche Speculation genannt. Keine Zwickauer Ausgabe von Shakespeare oder Milton kann — von der Korrektheit zu schweigen — so niedlich und so billig seyn, wie dergleichen Ausgaben in England gefunden werden, trotzdem daß bei uns keine Accise auf dem Papier lastet und der Druck viel billiger ist als dort. In der That wäre es aber auch etwas ganz Unnatürliches, wenn eine gebildete Nation den Verlag ihrer eigenen klassischen Schriften dem Ausland überließe. Was würden unsere Verleger dazu sagen, wenn uns die Engländer neue Ausgaben deutscher Schriftsteller zuschickten? Wir sind freilich nicht gegen solche Zusendungen durch einen höheren Zoll geschützt, doch wird diese Ungleichheit vollkommen dadurch gut gemacht, daß fast auf alle unsere klassischen Schriftsteller das Verlagsrecht noch nicht erloschen ist; die Engländer werden uns also eben so wenig deutsche Klassiker zuschicken, als wir ihnen englische, und das kann beiden Nationen nur recht seyn. Was indessen die englische Regierung hauptsächlich veranlaßt oder vielmehr genöthigt hat, den Zoll auf Werke, die ursprünglich in England erschienen, so hoch zu halten, ist der Umstand, daß England mit den Vereinigten Staaten einen Vertrag besitzt, wonach diesen ebenfalls jede Zollerleichterung gewährt werden muß, die Großbritanien irgend einer Nation zugesteht. Die Vereinigten Staaten aber, die mit England eine und dieselbe Sprache reden und in denen Papier und Druck noch viel billiger als in Deutschland sind, würden jenes Land mit Ausgaben aller englischen Schriftsteller, auf die kein Verlagsrecht mehr besteht, überschwemmen, wenn die englischen Pressen nicht durch einen höheren Zoll geschützt wären.

Gleichwohl wird es nach dem Wortlaute des preußisch-englischen Vertrages britischen Verlegern unbenommen seyn, ganz neu erscheinende englische Bücher in Deutschland drucken zu lassen und gegen den Zoll von 15 Shill. — den sie ja auch zu entrichten hätten, wenn das Buch in England gedruckt würde — dort einzuführen. Daß ein solcher Druck in Deutschland dem englischen Verleger gute Rechnung geben dürfte, hat uns ein mit dem Buchhandel Englands sehr vertrauter deutscher Buchhändler, Herr A. Asher in Berlin, der auch in London ein Geschäfts-Etablissement besitzt, nachgewiesen. Herr A. macht nämlich in einem für das Leipziger „Börsenblatt" geschriebenen Aufsatz, von welchem er die Güte hatte, uns eine Abschrift mitzutheilen, folgende Zusammenstellung der Productionskosten einer eleganten Broschüre von 3 Bogen in einer Auflage von 500 Exemplaren:

Es kosten:	in London	in Berlin
Satz und Druck	13 Pfd. 18 Sh. — P.	30 Thlr.
Korrekturen	3 „ 16 „ — „	10 „
Papier (incl. Accise)	5 „ 6 „ 6 „	15 „
Heften	— „ 12 „ 6 „	6 „
	23 Pfd. 13 Sh. (ungefähr 160 Th.)	61 Thlr.

Hieraus ist abzunehmen, daß, was den Druck nicht ursprünglich in England erschienener Werke betrifft (also, außer griechischen, römischen, orientalischen Schriftstellern, auch Bücher in französischer, italiänischer, spanischer Sprache ꝛc.), englische Verleger mit deutschen nicht mehr werden konkurriren können.

(Schluß folgt.)

*) In einem in Bezug auf die Ermächtigung zum Abschlusse von Copyright-Verträgen ergangenen Schreiben der Lords des Geheimenraths (the Lords of the Committee of the Privy-Council) heißt es hinsichtlich des Zolles von 15 Shill.: „My Lords are not prepared to promise any departure from the rate of 15 sh. per Cwt. as it would imply a positive premium upon Foreign as compared with British works, whereas equality is the point at which they aim."

Rußland.

Stein und Pozzo di Borgo.

Von Uwaroff.

(Schluß.)

In der reizenden Umgegend der kleinen Stadt Troppau, wo ſich während des Feldzuges von 1809 zahlreiche Flüchtlinge niedergelaſſen hatten, ſah man um dieſe Zeit zuweilen zwei Fremdlinge neben einander wandeln, von denen der eine, mit dem ſüdlichen Typus im Antlitz, in der vollen Manneskraft ſtand, während der andere, ſchon befahrt, durch die Unregelmäßigkeit ſeiner Züge und einen Blick auffiel, der ins Innerſte der Seele zu dringen ſchien; man füge zu den beiden Sprechern einen jungen Mann, der mit Wißbegier ihrem bedeutſamen Zwiegeſpräch lauſchte, dieſen vertraulichen Aufſchlüſſen, in denen wechſelweiſe die wichtigſten Fragen vorgenommen und debattirt wurden. Die beiden Männer, welche unterm Donner der Schlachten ſich ruhig beſprachen, waren Stein und Pozzo di Borgo, zwei Geächtete, auf deren Köpfen ein Preis ſtand und welche eine Beute des erſten beſten franzöſiſchen Unterlieutenants werden konnten, dem es gelang, ſich ihrer zu bemächtigen; es iſt überflüſſig, ihren Jünger zu nennen. Beide Männer ſprachen hier, am Morgen nach einer verlorenen Schlacht, von der Zukunft mit Vertrauen, Ruhe und feſter Ueberzeugung; auch vermochte die Zukunft nicht ihnen zu entgehen. Da ich den Freiherrn von Stein hier auf den Schauplatz führe, ſo will ich einige von den Eindrücken getreu wiedergeben, die er bei mir zurückgelaſſen und die vielleicht von einigem Intereſſe für Perſonen ſind, welche ſich nicht mit den beſchränkten und oberflächlichen Urtheilen der Tagespreſſe abfinden laſſen.

Als nach dem Jahre 1806 die preußiſche Monarchie zerſtückelt, entkräftet, vernichtet, an den Rand des Abgrunds geſchleudert war, unternahm es ein Mann, ſie wiederaufzurichten. Noch mehr, er ſah im Geiſte Deutſchlands Befreiung im Augenblick, wo deſſen ſtolzer Ueberwinder daſelbſt als unumſchränkter Herrſcher gebot. Dieſen Gedanken, den Gedanken ſeines ganzen Lebens, begann Stein zur Ausführung vorzubereiten, als die letzte Hoffnung des Gelingens bereits dahinſchwand; aber Stein war nur der Repräſentant und das Symbol einer Idee, die im Geiſte der Mehrzahl der damals lebenden bedeutenden Männer tiefe Wurzel geſchlagen. Der Geſchichte iſt es vorbehalten, dieſe geheime Operation zu ſchildern, welche mit den erſten Tagen der Kaiſerherrſchaft beginnt und im Jahre 1814 bei der Einnahme von Paris endigt, ein verwickeltes, myſteriöſes Komplott, hundert Mal aufgehalten, nie aufgegeben, ein unentwirrbares Netz, von zahlloſen Individualitäten, Anſichten, Hoffnungen der verſchiedenſten Richtungen gebildet, aber ein ehernes Netz, das, indem es ſich feſt zuſammenzog, den Thron Napoleon's in ſeine Schlingen verſtrickte und ſeinen Sturz raſch herbeizog.

Stein, der klügſte und erfahrenſte Arbeiter in ſeinem Vaterlande an dieſem Werke der Befreiung, gehörte einer Generation von Staatsmännern an, wovon nur wenige Trümmer zurückgeblieben ſind. Dieſe großen Geſchlechter eines reichsunmittelbaren Adels, der weder öſterreichiſch noch preußiſch war, beſaßen einen hohen Grad von Unabhängigkeit, ich würde ſagen Republikanismus, wenn ſich dieſe Richtung mit den entſchiedenſten ariſtokratiſchen Anſichten vereinbaren ließe; der Urſprung dieſer Schule läßt ſich gewiſſermaßen bis auf die Wiege der franzöſiſchen Revolution zurückführen und verfolgt eine derſelben parallellaufende Bahn. Stein, ihr eigenthümlichſter Repräſentant, beſaß etwas von Götz von Berlichingen und von Luther; er legte hohen Werth auf ſeinen Wappenſchild, und bei alledem betrat er mit Feuereifer die neuen Bahnen. Ich erlaube mir nicht, einen beſtimmten Umriß ſeiner Ideen über Deutſchlands Zukunft zu entwerfen, vielleicht war er ſelbſt noch nicht ganz mit ſich einig darüber, aber ſo viel bemerke ich, daß in ſeinem Ideenkreiſe, wie in dem Bereich ſeiner Gefühle, Deutſchland, das ideale, einheitliche, utopiſche Deutſchland, die oberſte Stufe einnahm; erſt auf der zweiten ſtand die Regierung, der er voll Muth und Eifer ſeine Dienſte widmete. Ich glaube wohl, daß Stein danach ſtrebte, das Protektorat Deutſchlands dem Hauſe Brandenburg zu verſchaffen, unter der Bedingung jedoch, das freie und ſtarke deutſche Vaterland unter einem Banner zu vereinigen, ihm große und kräftige Inſtitutionen zu verleihen, daſſelbe auf der Grundlage des proteſtantiſchen Prinzips in ſeiner urſprünglichen Bedeutung zu befeſtigen und alle große Geiſter des Vaterlandes um ſeinen Heerd zu ſchaaren. Dieſem Programm hätte er gern die berühmte aragoneſiſche Klauſel beigefügt: Si no, no! —

Mit Ausnahme dieſes Punktes war ſeine Anhänglichkeit an die preußiſche Monarchie und ſeinen Souverain gränzenlos; hundertmal hatte er ſein Leben für die erſte eingeſetzt, aber ohne zu ſchwanken, hätte er ſich an dem Tage von ihr losgeſagt, wo ſie ſich, ſeiner Anſicht nach, den deutſchen Intereſſen entfremdet haben würde. Damals befand er ſich durch ſeine Sympathieen wie ſeine Grundſätze in den Reihen der Beſiegten. Alſo vor Allem Deutſchland, dann Oeſterreich oder Preußen verbunden oder getrennt, je nach den Umſtänden und dem Maßſtabe ihres Wirkens für die gemeinſame Sache; was die Staaten zweiten und dritten Ranges betraf, ſo war die Abneigung der Staatsmänner aus Stein's Schule gegen die kleinen deutſchen Souveraine unüberwindlich, bei ihm ſelbſt verſtieg ſich dieſe Abneigung bis zu den ſeltſamſten Manieen. Aber dieſer Widerwille war Sache des Prinzips und keineswegs perſönlicher Natur: Deutſchland, in zwanzig verſchiedene Staaten zerſtückelt, ſchien ihm ſchlecht regiert, und was er die Tyrannei der kleinen Herrſcher nannte, das war der fortwährende Gegenſtand ſeiner bitterſten Sarkasmen und ſeiner energiſchen Mißbilligung. Uebrigens fand zwiſchen dem reichsunmittelbaren Freiherrn und den kleinen Souverainen eine wechſelſeitige Antipathie der Geſchlechter ſtatt. Er ſtellte ſeinen Wappenſchild ihren Herrſcherwappen gleich, und der Adelſtolz verband ſich mit dem ſtrengen und unabhängigen Urtheil des Denkers und Staatsmannes. Auch ſahen die Männer aus ſeiner Schule in ihren utopiſchen Träumereien eine Verjüngung des alten hiſtoriſchen Adels unter irgend einer neuen Form voraus; ſie träumten, um es frei zu ſagen, viel mehr Föderativſtaaten, ariſtokratiſche Republiken, als reine Monarchieen, kurz, was man ihren Liberalismus nennt, war ein Gemiſch excluſiver Anſichten und nach Kaſten abgetheilter Kategorieen.

Stein brachte für den geheimen Bund der öffentlichen Meinung in Europa gegen das damalige Frankreich eine Energie und Uneigennützigkeit mit, die Bewunderung verdienten; hierzu kamen ſeine bedeutenden politiſchen Blicke und die edelſte Reinheit der Geſinnung. Alles, was er auf ſeinem Wege an Hebeln und Räderwerk vorfand, wurde von ihm ohne Zaudern in das künſtliche Getriebe eingefügt, deſſen unermüdlicher und ſtarker Leiter er war: der Unwille aller denkenden Köpfe, der Enthuſiasmus der Jugend, die Trauer der Mütter, die Aufregung der Frauen, die militairiſchen Talente Scharnhorſt's und Gneiſenau's, der Heldenmuth des Prinzen Louis Ferdinand, Schill's Aufopferung, Fichte's Beredſamkeit, Arndt's Broſchüren und die Geſänge Körner's — Alles kam ihm zu Statten, er wußte von Allem den rechten Gebrauch zu machen. So fand er auf ſeinem Wege die „geheimen Verbindungen" vor, und obwohl hinlänglich überzeugt von ihrer Ohnmacht und anderen Uebelſtänden, ließ er doch den kindiſchen Thorheiten (niaiseries) des „Tugendbundes" freien Lauf, dergeſtalt, daß man ſich mit ſeiner Autorität brüſtete und mehr als ein Schriftſteller der Neuzeit keinen Anſtand nimmt, an die Spitze dieſer heterogenen Verbindung Stein's Namen zu ſtellen. Hundertmal hörte ich ihn ſagen, daß es in der Politik kein ſchlechteres Auskunftsmittel gäbe, als die geheimen Geſellſchaften, und daß ihre vollſtändige Unbrauchbarkeit noch der geringſte Fehler derſelben ſey; trotz alledem duldete er dies Auskunftsmittel, weil es in ſeiner Hand nur eine Waffe mehr gegen den Feind war.

Diejenigen, welche nicht in dieſer fieberhaft aufgeregten Zeit gelebt haben, inmitten dieſer dumpfen und unaufhörlichen Gährung, werden ſich nie einen richtigen Begriff von der Stimmung der Gemüther und deren außerordentlicher Ueberſpanntheit machen können; Jedermann ſchien ein Recht zu haben, ſich in Alles zu miſchen, nie war der Einfluß ſtark hervortretender Perſönlichkeiten ſo offenbar. Durch den Zufall von Begebenheiten in dieſen Strudel mit hineingezogen, habe ich als Zuſchauer einigen der ergreifendſten Scenen des Drama's, welches geſpielt wurde, beigewohnt, und dieſe Scenen ſind es, die ſich am lebhafteſten meinem Gedächtniß eingeprägt. Noch ſehe ich vor mir Stein und Pozzo und mich ſelbſt mit ihnen, wie wir zu drei auf dem friſchen Wieſenteppich, den ſtillen Fußpfaden Schleſiens, umherwandelten und in dieſe Natur, ſo bürgerlich wie ein Voßiſches Idyll, alle Aufregungen der politiſchen Welt mitbrachten. Einige aufs Gerathewohl meinen Eindrücken entlehnte Züge werden das Charakterbild dieſer merkwürdigen Männer ergänzen. Stein und Pozzo berührten ſich an zahlreichen Punkten, aber über eine Menge anderer Gegenſtände waren ihre Anſichten bis zum ſchneidendſten Kontraſt entgegengeſetzt: Beide arbeiteten gemeinſchaftlich daran, das Joch zu zerbrechen, womit Frankreich Europa belaſtete, aber Stein hatte nur Deutſchland im Auge, ſein geliebtes Deutſchland, ſein ſchönes Ideal, phantaſtiſcher Natur, wo wechſelweiſe die hohen reichsunmittelbaren Barone figurirten, die ritterlichen Vertheidiger der Bedrückten und Waiſen, der Wahlkaiſer, die freien Reichsſtände vom Elſaß bis nach Oſtpreußen ausgedehnt, — ein ungeheures Nebelbild, wo ſich mit Leichtigkeit die Ideen unſerer Zeit und die Traditionen des Jahrhunderts der Hohenſtaufen, der Degen Friedrich's neben dem Wehrgehenk Guſtav Adolph's verſchmolzen; entzückende Viſion des deutſchen Liberalismus in ſeiner höchſten Bedeutung, aber eine Viſion, die dem Verſtändniß der Demagogen des jetzigen Jungdeutſchlands noch unzugänglicher, als den Radikalen der franzöſiſchen Preſſe. Stein hatte ſich mit Leib und Seele der Verwirklichung eines Phänomens hingegeben, welches die entnervten Skeptiker unſerer Tage belächeln dürften und das vielleicht in ſeinem eigenen Geiſte nicht immer eine unveränderliche Geſtalt annahm; jedoch vor Allem Mann der That, wollte er Deutſchlands Befreiung, und er war ohne Zweifel der bedeutendſte Hebel derſelben. Stein brachte zu den Staatsgeſchäften den raſcheſten Ueberblick, die bewährteſte Erfahrung mit; — dem Aeußeren nach: ſein viereckiges Geſicht, die breite Stirn, der durchdringende Blick von dichten Brauen beſchattet, die ungleichen Schultern, die ein wenig gewölbt und für den Panzer geſchaffen ſchienen, — dem moraliſchen Charakter nach: ſeine angeborene und ſtolze Redlichkeit, ſein religiöſer Glaube, eben ſo unantaſtbar als ſein politiſcher, eine zwar nicht regelrechte, aber dennoch hinreißende Beredſamkeit, wenn er von einer ſeiner Hauptideen bewegt war, ſeine unverletzliche Mannesehre, ſein ſtets bewährtes Billigkeitsgefühl — dies Alles machte ihn im Ganzen zu einer der edelſten Perſönlichkeiten. Vergeſſen wir nicht des unerſchütterlichen Muthes, den er der Gefahr entgegenſetzte, als er, von einer unerhörten Proſcription verfolgt und von allen Seiten gleich einem Wild gehetzt, nicht wußte, wie er mir ſagte, wo er für die Häupter ſeiner Gattin und Kinder eine Ruheſtätte finden ſollte, denn was ſein eigenes Haupt betraf, ſo würde er daſſelbe gern zum Opfer gebracht haben, wenn ſein Blut den bis in ſeinen Wurzeln zerſchmetterten deutſchen Eichbaum hätte wiederbeleben können. Stein war eine außerordentlich poetiſche Geſtalt, aber ausſchließlich deutſcher Art; er und ſeine Jünger laſſen ſich nicht vom gewöhnlichen Standpunkt des ſogenannten öffentlichen Lebens beurtheilen; ſonſt würden, in der Entfernung, in der wir uns von den Ereigniſſen befinden, dieſe gewaltigen Konſervativen Gefahr laufen, faſt eben ſo revolutionair zu erſcheinen, als ihre Gegner.

Pozzo, eben ſo vorgeſchritten in ſeinen politiſchen Anſichten als Stein, befindet ſich unter demſelben Einfluß optiſcher Effekte, trügeriſcher Einwirkungen, welche das Urtheil irre leiten. Wie Stein, ſo wollte auch Pozzo vor Allem Europa's Befreiung; nach Verwirklichung dieſer Thatſache war jedoch ſein Prinzip umfaſſender, europäiſcher, univerſeller als das ſeines Freundes. Nach den Umſtänden und ſeinem Wunſche, deſſen Aufrichtigkeit nicht bezweifelt werden kann, hätte Pozzo Rußland, dem Lande, welchem er ſtets mit Eifer und Ergebenheit ſeine Dienſte widmete, das Erbe des europäiſchen Protektorats übertragen wollen, jedoch im Einverſtändniß mit Frankreich, deſſen Allianz ihm unerläßlich ſchien; für dieſes Land wollte er die Bourbonen, weniger vielleicht aus Ueberzeugung, als aus logiſcher Konſequenz. Stein legte wenig Werth auf Frankreichs künftige Schickſale, vorausgeſetzt, daß es ſchwach und ohne Einfluß bleibe. Hier wie ſonſt bemerken wir, daß Pozzo, plebejiſchen Urſprungs und aus derſelben Schule hervorgegangen wie Napoleon, weſentlich Partiſan der Regierungsgewalt war, voll Abneigung gegen demokratiſche Elemente und nur Vertrauen ſetzend in ein kräftig organiſirtes Prinzip, dem er gern einige abſolute Formen zugeſtanden hätte. Der patriziſche Stein, der auf ſein Wappen ſtolze Ariſtokrat, war im Gegentheil ſehr geneigt, der Demokratie der Mittelklaſſen ein bedeutendes Terrain einzuräumen. Betroffen von der Verſchlechterung ſeiner Kaſte und der Ausartung der fürſtlichen Geſchlechter, fühlte ſich Stein, gleich den Staatsmännern aus ſeiner Schule, mächtig angezogen von dem Patriotismus und der Aufklärung der bürgerlichen Klaſſen in Deutſchland, in deren Hingebung und Muth er die Rettung ſeines Vaterlandes ſuchen zu dürfen glaubte. Er mußte natürlich eine weit größere Sympathie für den Mittelſtand haben, deſſen Nationalgefühl er ehrte und deſſen geheimſten Gedanken er zu beleben verſtand, als für die höheren Klaſſen, denen er bittere und kränkende Vorwürfe ins Angeſicht ſchleuderte. Dieſes Verhältniß von doppelter Natur, eine Folge der Sachlage und aus der Natur der Dinge hervorgegangen, war die Veranlaſſung, daß Stein für den Beſchützer der demagogiſchen Ideen in Deutſchland angeſehen wurde, ein Vorwurf, der ihm nur von denen gemacht werden kann, die keine klaren Begriffe von der Bewegung der Geiſter und der Ereigniſſe in dieſer Zeit haben. In Stein's Augen, wie in denen Pozzo's, war die Vernichtung der franzöſiſchen Tyrannei die vorläufige Bedingung der Wiederherſtellung von Europa; war dieſes Ziel einmal erreicht, ſo trennten ſich ihre Anſichten, und dies blieb ſeltſamerweiſe derſelbe Standpunkt der Frage für Alle, welche an dieſem großen Werke mitgewirkt haben. Alle Welt vereinigte ſich in Betreff des erſten Aktes des Drama's, Wenige nur waren einverſtanden, als es ſich um den zweiten handelte: die aufrichtigſten Ueberzeugungen geriethen in Zwieſpalt, die feſteſten Meinungsbündniſſe zerfielen, die ſtärkſten Geiſter verirrten ſich in ihrem Thun; ſo wahr iſt es, daß bei dieſen bevorzugten Naturen, die, ſo zu ſagen, für eine Zeit des Kampfes geſchaffen waren, die Kraft des Widerſtandes die einzige überwiegende blieb. Pozzo nahm nur in ſo weit Antheil an den Rathſchlüſſen der Reſtauration in Frankreich, wie in Spanien, als er über deren Unerfahrenheit zürnte und an deren Rettung verzweifelte. Stein hauchte ſeinen Geiſt aus, den Gram im Herzen und die Schamröthe auf der Stirn beim Anblick des Deutſchlands, welches man gemacht hatte, — Beide ſahen ſich tief verletzt in den vernichteten Hoffnungsträumen ihres ganzen Lebens, in ihren geheimſten Lieblingsideen, denen ſie Alles zum Opfer gebracht. Dieſe gewaltigen Beſchützer der Ordnung, zu bekämpfen geſchickter als aufzubauen, waren ein reines Produkt ihres Jahrhunderts. Als der Sturm ſich gelegt und die empörten Wogen in ihr Bett zurücktraten, ſah man dieſe ſtarken Kämpfer verlaſſen an dem Ufer, das ſie durch die heldenmüthigſten Anſtrengungen der Gefahr entriſſen hatten. In unſerer Zeit dienen dieſe hervorragenden Geiſter, welche unfruchtbar und ohne Nachhall geblieben, nur noch als Gegenſtand des Studiums und der Wißbegier, oder vielleicht perſönlicher Freundſchaft als eine einfache Erinnerung.

Frankreich.

Statiſtik von Frankreich.

So wie die Geographie, welche früher faſt nur eine zuſammenhangsloſe Anhäufung einzelner Zahlen und Daten zu ſeyn ſchien, durch die Bemühungen eines Ritter zur Würde einer wahren Wiſſenſchaft erhoben iſt, ſo verdankt auch die Statiſtik einigen Männern von umfaſſendem Geiſte eine ſolche Entwickelung und Erweiterung, daß ſie ſich im Kreiſe des wiſſenſchaftlichen Strebens jetzt unbedingt den bedeutſamſten Disziplinen anreihen darf. In Frankreich iſt unter den Gelehrten, welche an der Ausbildung der Statiſtik als Wiſſenſchaft mit rühmlichem Eifer gearbeitet haben, vorzüglich Schnitzler zu nennen. Unter ſeinen Arbeiten, welche ſich auf dieſen Theil des Wiſſens beziehen, verdienen ſeine Darſtellungen der ſtatiſtiſchen Verhältniſſe Rußlands und eine große Anzahl belangreicher Artikel in der bekannten „Encyclopédie des gens du Monde", die unter ſeiner umſichtigen Leitung rühmlich zu Ende geführt iſt, erwähnt zu werden. Umfangreicher und von einem bedeutenderen Gehalte aber iſt ein neues Werk, welches vor kurzem von dieſem gründlichen Gelehrten, der als geborner Elſaſſer mit der deutſchen Wiſſenſchaft im engen Zuſammenhange ſteht, herausgegeben iſt. Es iſt dies eine umfaſſende Statiſtik Frankreichs in vier Bänden (Statistique générale, méthodique et complète de la France). Schnitzler hat ſeine Aufgabe auf eine würdige Weiſe gefaßt. Für ihn iſt die Statiſtik nicht ein todtes, ſteriles Gerippe, ſondern eine friſche, lebenswarme Gliederung. Er definirt ſie ſelbſt als die „Wiſſenſchaft der verſchiedenen Intereſſen einer als politiſche Geſellſchaft organiſirten Bevölkerung." So findet in ſeinem gediegenen Werke, welches überall aus den bewährteſten, authentiſchen Quellen geſchöpft iſt, Alles, was ſich auf den Staat bezieht — Verwaltung, öffentlicher Unterricht, geiſtliche Verhältniſſe, materielle Intereſſen u. ſ. w., Berückſichtigung. Dazu kommt, daß der Verfaſſer ſich nicht auf die franzöſiſchen Zuſtände beſchränkt, ſondern überall, wo dies zweckdienlich erſcheint, eine ſichere Baſis zu vergleichenden Betrachtungen liefert. Auch hier hat er ſtets aus den beglaubigten offiziellen Dokumenten zu ſchöpfen geſucht, deren Erwerbung gewiß nur mit der größten Ausdauer zu erreichen war. Je umfaſſender und weitſchichtiger aber das Material iſt, welches er hier geſammelt hat, deſto größere Anerkennung verdient die abgerundete, durchdachte und überſichtliche Verarbeitung der tauſend und aber tauſend Notizen und Angaben, die ſich hier zuſammengetragen finden. Dieſelbe war nur dadurch möglich, daß der Verfaſſer überall großartige, beziehungsreiche, leitende Ideen aufzufinden wußte, die ihm ſelbſt im krauſen Gewirr der Zahlen nicht entſchwinden. Sein Plan iſt klar und geſtattet einen überſichtlichen Blick über das Ganze. Wir wollen ihn deshalb hier mit ein paar Zügen zeichnen. In der Einleitung beſchreibt der Verf. das franzöſiſche Territorium mit ſeinen verſchiedenen Eintheilungen und giebt uns zugleich ein klares Bild der geographiſchen Verhältniſſe Frankreichs, welche die Grundlage zu den ſpäteren Erörterungen gewähren. Das eigentliche Werk beſteht aus drei Büchern, von denen das erſte der Bevölkerung gewidmet iſt. Hier werden u. A. die allgemeinen Ziffern und die periodiſchen Veränderungen aufgeſtellt, aus denen ſich dann die Geſetze des Wachsthums der Bevölkerung und die anderen numeriſchen Beziehungen als nothwendige Folgerungen ergeben. Hieran knüpfen ſich Berechnungen über den Bedarf der Conſumtion, welche das lebhafteſte Intereſſe in Anſpruch nehmen. Zum Schluß erhalten wir noch eine ſpezielle Statiſtik von den großen Städten und insbeſondere von Paris. Das zweite Buch umfaßt die ſocialen Intereſſen, welche politiſcher, moraliſcher und intellektueller Art ſind. Hier erhalten wir einen Ueberblick über die Regierungsform des Landes, über das Ineinandergreifen der politiſchen Inſtitutionen, die verſchiedenen Zweige der Adminiſtration, die Finanzlage, die Militairmacht, die Marine, die Nationalgarden, die Zahl der Wähler, die Beſteuerung, die Organiſation der verſchiedenen Gottesdienſte, den Stand der Schulen, die akademiſchen Einrichtungen, Bibliotheken, Muſeen, Wohlthätigkeits-Anſtalten, Verwaltung der Juſtiz u. ſ. w. Das dritte Buch enthält die Privat- und materiellen Intereſſen und beſteht aus zwei Theilen, welche 1) die Production und 2) die Circulation oder den Handel betreffen. Wir können hier auf das Detail dieſes wichtigen Werkes nicht weiter eingehen, das nicht allein wie ähnliche ſtatiſtiſche Schriften zum Nachſchlagen als Repertorium genauer poſitiver Angaben dienen kann, ſondern zugleich als eine anziehende, zum Nachdenken anregende, höchſt beziehungsreiche Darſtellung bezeichnet werden muß. G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Schießbaumwolle. Herr Dr. Otto in Braunſchweig iſt hinter das Geheimniß der Herren Schönbein und Böttger durch ſelbſtändige Verſuche gekommen und macht es nun öffentlich bekannt. Es iſt Baumwolle, in konzentrirte rauchende Salpeterſäure getaucht, dann zwiſchen Glasplatten gepreßt und ausgewaſchen, oder auch in Waſſer gebracht, um ſie von der anhangenden Säure zu befreien, und endlich ſorgfältig getrocknet; je öfter dieſes Verfahren wiederholt wird, um ſo mehr ſoll die Wirkſamkeit der explodirenden Baumwolle geſteigert werden, und um ſo ſicherer vermag ſie das Schießpulver zu erſetzen — wenn nicht, wie Einige behaupten, die Baumwolle von der Salpeterſäure ſo angegriffen wird, daß ſie unmöglich lange aufzubewahren ſeyn möchte. Herr Dr. Otto theilt ſeine Erfindung, wie er ſelbſt ſagt, den Deutſchen, Franzoſen, Engländern (für welche beide Nationen er auch Ueberſetzungen der Worte Stickſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, Kohlenſtoff ꝛc. hinzufügt!), Ruſſen, Amerikanern und allen ſonſtigen Völkerſchaften der Erde, am dritten Tage, nachdem er ſie gemacht und zwar auf das alleruneigennützigſte mit, hofft jedoch vertrauensvoll, „daß die höchſten und hohen Souveraine und Regierungen geruhen werden, ihm das zu geben, was er als Chemiker ein Aequivalent nennen will." Wir wiſſen nicht, was Herr Dr. Otto als Chemiker ein Aequivalent nennt, aber wir wiſſen ſehr wohl, daß es nicht äquivalent iſt, ob Jemand zuerſt auf einen Gedanken kömmt und ihn ins Leben ruft, oder ob ein Anderer dieſem Gedanken, nachdem er bereits, wenn auch in verdeckter Form, kundgegeben worden, nachſpürt und ihn um einige Tage früher als Jener vor aller Welt Augen enthüllt. Ja, wenn Herr Schönbein nur ein ganz allgemeines Problem aufgeſtellt und nicht ſelbſt gelöſt hätte, dann würde Herr Dr. Otto, der zuerſt den Gedanken zur That gemacht, das in Anſpruch nehmen können, was er ein Aequivalent nennen will; aber auch dann würde Herr Otto in Bezug auf die Erfindung der Schießbaumwolle zu Herrn Schönbein nur etwa dieſelbe Stellung einnehmen, die der wackere Aſtronom Herr Dr. Galle in Bezug auf die Entdeckung des neueſten Planeten zu Herrn Le Verrier in Paris einnimmt. Wie die Sachen jedoch ſtehen, nachdem Herr Schönbein mit ſeiner Schießbaumwolle längſt ſchon durch eichene Bretter geſchoſſen, wird ihm Herr Otto, nicht blos wie Herr Galle dem Herrn Le Verrier, verſtatten müſſen, ſeinem Kinde ſelber einen Namen zu geben, ſondern auch die Pathen dazu einzuladen, die dem Kinde die Aequivalente mitbringen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 124. Berlin, Donnerstag den 15. Oktober 1846.

Frankreich.

Ein Fanatiker der Pflanzenkost.

Der Magen ist, man mag sagen, was man will, das wichtigste Organ des Menschen. Er dient erstens zur Ernährung und Erhaltung desselben; zweitens ist seine Befriedigung der Sporn, der den größten Theil der Menschen in Thätigkeit setzt und sie zu physischen und geistigen Anstrengungen antreibt; drittens ist die Art seiner Befriedigung oder die Art der Stoffe, die ihm gereicht werden, von unberechenbarem Einfluß auf das innere und äußere Seyn des Menschen. Nicht blos die meisten physischen Krankheiten kommen aus dem Magen, auch eine Menge moralischer Zustände, Leiden, Fehler und Laster der Menschen haben ihre Quelle in den Stoffen, die der Magen täglich in sich aufnimmt. Das vollgültigste Zeugniß für die Wichtigkeit desselben und ihre Anerkennung in unserer Zeit giebt die Ausbreitung eines Instituts, das sich erst in neuerer Zeit lediglich zur Bekämpfung eines im Magen wurzelnden und von ihm aus den ganzen Menschen bedrohenden Uebels gebildet hat, der Mäßigkeits-Vereine. Kein Wunder daher, wenn es neben den vielen Systemen und Weltbeglückungsplänen, die in neuerer Zeit aufgetaucht sind, auch Leute gegeben, welche von einer Veränderung der Nahrungsmittel, namentlich von der Abschaffung der animalischen Speisen, alles Heil für die Menschheit erwarten.

Ein Hauptvorkämpfer dieser Idee in Frankreich war der kürzlich verstorbene Gleizès. Derselbe debütirte in der Literatur mit Schriften, in welchen man zuweilen einen Vorgeschmack von dem Styl und der Manier des Herrn von Chateaubriand findet. Einige dieser ersten Werke gehen dem Génie du Christianisme um mehrere Jahre voraus. Die Mélancolies d'un Solitaire, deren Titel schon einen Hang zur sentimentalen Träumerei verräth, wurden 1794 gedruckt. Die elysäischen Nächte erschienen bei Didot 1800 und die Agrestes 1805. Es sind abgerissene Betrachtungen über Mondschein, über Kirchhöfe und Ruinen. Im Jahre 1821 erschien von ihm eine Broschüre, die dem großen Werk, das er unter demselben Titel vorbereitete, als Prospektus dienen sollte. „Thalysie oder das physische und intellektuelle System der Natur" war nur eine Skizze, in welcher der Verfasser die Hauptzüge seines Systems andeutete. Von 1821 bis 1830 tritt in dem literarischen Leben des Herrn Gleizès eine neue Lücke ein. Diese Jahre waren jedoch nicht müßig. Auf das Schloß de la Rogarède bei Mazère zurückgezogen, theilte er hier seine Zeit zwischen der Liebe zur Natur und einer noch zarteren Liebe. Einer von den Vorfahren des Herrn Gleizès, sein mütterlicher Großvater, der in Charakter und Sitten eine merkwürdige Aehnlichkeit mit ihm darbietet, hatte dieselben Orte bewohnt. Als sardinischer Offizier sah er sich im Alter von zweiundzwanzig Jahren in eine Ehrensache verwickelt, in welcher sein Gegner, der einzige Sohn der Gräfin Saint-Sébastien, der zweiten Gemahlin Viktor Amadeus II., das Leben verlor. Deshalb genöthigt, in Frankreich eine Zuflucht zu suchen, ward er auch hier von dem mit dem sardinischen Hofe verbündeten Versailler Hof heftig verfolgt. Er entging diesen Verfolgungen nur, indem er sich in die Berge der Provence zurückzog. So lebte er in beständigem Schrecken bis zur Thronbesteigung Karl Emanuel's: aber auch dann ward ihm die Rückkehr in sein Vaterland durch persönlichen Groll abgeschnitten. Inzwischen war seine Familie binnen einer kurzen Zeit durch Verfolgung oder Leiden weggerafft. Von unheilbarer Melancholie befallen, enthielt er sich mit einem Vetter, dem einzigen Freunde, der ihm geblieben war, jeder animalischen Nahrung. Dieser Vetter, der eine tiefe Abneigung gegen eine Welt faßte, in welcher jeder Schritt ihn an Mord erinnerte, zog sich in einen unbewohnten Aufenthalt in den Alpen zurück und ward bald Karthäuser. Man sieht, daß die Vorliebe für vegetabilische Nahrung bei Herrn Gleizès gewissermaßen eine Familientradition war.

Im Jahre 1830, mitten in der Gährung der neuen Ideen, gab Herr Gleizès eine Broschüre heraus, betitelt: „Das erklärte Christenthum oder die Glaubenseinheit für alle Christen". Der Verfasser war kein gläubiger Christ, ehrte aber die Religion seines Landes. Er glaubte mit der heiligen Schrift, daß das menschliche Geschlecht sein Daseyn in einem Garten unter den Früchten und Gemüsen, von denen es sich nährte, begonnen habe. Nach seiner Meinung hatten die ersten Menschen nicht, weil sie von einem Baume einen Apfel gepflückt, ihren Unschuldsstand verscherzt, sondern weil sie einem der schönen Vögel, die sich auf den Zweigen des Baumes des Guten und des Bösen wiegten, auf den Rath der Schlange den Hals umgedreht. Das ist die lebendige, die verbotene Frucht, welche auf der ganzen Erde unendliche Uebel hervorgerufen. Trotz seiner Ehrfurcht gegen die Tradition, grollte der Verfasser dem Gesetzgeber der Israeliten, daß er das goldene Kalb zerstört; dies zeugte von einer geringen Achtung gegen die Thiere. Besser scheint ihm derselbe inspirirt, wenn er, um der Gefräßigkeit Gränzen zu setzen und den wilden Charakter des jüdischen Volks zu mildern, das Zicklein in der Milch seiner Mutter zu kochen verbietet. Das Auftreten des Christenthums führte auf der ganzen Erde eine Rückkehr zur vegetabilischen Nahrung herbei. Nach dem Verfasser hat Christus nie Fleisch gegessen, nicht einmal auf der Hochzeit zu Kana. Er betrachtet die Einsetzung des Brodes und Weins an die Stelle der blutigen Opfer als das letzte Wort der evangelischen Lehre. Weil die Christen keine Thiere in ihren Tempeln opfern, dürfen sie sie auch in ihren Häusern nicht umbringen; die Tafel der Menschen darf von der Gottes nicht verschieden seyn. Die vegetabilische Lebensweise war nach ihm nicht blos die ursprüngliche Diät der Kirche, sondern auch der Zweck der Sendung des Sohnes Gottes auf die Erde, und er bemühte sich daher, die Christen zu dem ursprünglichen Geist ihrer Lehre zurückzuführen. Ja, er bildete sich ein, das Geheimniß gefunden zu haben, alle dissentirende Sekten mit einander auszusöhnen, indem er sie alle zu derselben frugalen Tafel einlud.

Der neue Sektenhäuptling vernachlässigte kein Mittel der Propaganda. Nachdem er seinem System die Weihe der Religion gegeben, hielt er es für gut, es auch unter der lockenderen Form der Novelle und des Romans hinzustellen. Sélena oder die Samaneische Familie erschien im Jahre 1838. Die Heldin desselben, Selena, zeichnet sich vor allen anderen Frauen aus, weil das Blut, das jetzt fast die ganze Erde tränkt, sich nie ihren Lippen genähert. Sie sollte die Gestalt des Orients verändern, und dieser die der übrigen Welt. Ihr Vater hatte seine Töchter mit der Milch der Natur genährt: die Wollust Persiens, der Stolz Arabiens, der Reichthum Aegyptens, die Anmuth Syriens kehrten mit den Früchten und Düften dieser Gegenden in ihre Seele ein.

Alle diese Schriften waren nur das Vorspiel des großen Werkes, an welchem der excentrische Denker seit sechzehn Jahren arbeitete: Thalysie ou la nouvelle Existence (in 3 Bänden, 1840, 41 u. 42 erschienen). Thalysia nannten die Alten die Gaben von Feldfrüchten, die man an den Erndtefesten besonders der Ceres darbrachte. Um seinen Mitmenschen die schädliche Nahrung, der sie sich hingeben, zu verleiden, zeigt er ihnen den Mord der Thiere als die einzige Ursache jener Schaar von Uebeln, welche das Menschengeschlecht umlagern. Wenn der Mensch wenig lebt, wenn er viel leidet, wenn er ohne Hoffnung stirbt, so ist dies die Schuld jenes Messers, das er fortwährend in das Blut der anderen Thiere taucht.

Die Idee des Herrn Gleizès zählt ihre Gewährsmänner in der Vergangenheit. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern gab es Sekten und Menschen, welche sich die animalische Nahrung versagten. Die meisten religiösen Orden in Frankreich aßen kein Fleisch. Die neuen Dominikaner, an deren Spitze der Pater Lacordaire figurirt, leben im Innern ihres Klosters nur von Früchten und Gemüsen. Die Kirche verbietet ihren Dienern, selbst den weltlichen, die Jagd und den Mord der Thiere. Einige Philosophen haben aus Geschmack und aus Laune eine vegetabilische Lebensweise beobachtet. Der in eine Wüste zurückgezogene Abälard lebte daselbst „mit Gott und den Kräutern." Der Kardinal de Bernis, ein Mann des Hofes und der Zerstreuungen, hatte einen Widerwillen gegen Fleischspeisen; Milton aß zu Mittag Gemüse und Abends einige Oliven; obgleich J. J. Rousseau seine Ideen nicht praktisch durchgeführt, so kennt man doch seinen Widerwillen gegen das Fleisch, der im Emil so schön ausgesprochen ist. „Später", erzählt Herr Gleizès, „überraschte ihn Duffault, wie er mit Behaglichkeit eine Hammelkeule verzehrte. Rousseau ward dabei über und über roth." Bernardin de Saint-Pierre soll zehn Jahre hindurch eine strenge Pflanzendiät beobachtet haben, und in dieser Periode der Unschuld schrieb er Paul und Virginie. Byron schrieb an seine Mutter: „Ich muß Ihnen mittheilen, daß ich seit längerer Zeit eine ganz vegetabilische Lebensweise begonnen habe, indem ich weder Fleisch noch Fisch esse; so zähle ich auf einen großen Vorrath von Kartoffeln, Küchenpflanzen und Biscuit. Auch trinke ich keinen Wein." Zehn Jahre später fügte der Verfasser des Korsaren seinen Mahlzeiten Wein hinzu. Lady Stanhope lebte nur von Wurzeln. Volney brachte von seiner Reise in den Vereinigten Staaten die Abneigung gegen Fleisch und die Gewöhnung an Pflanzenkost mit. Unter den Lebenden lernte Herr Gleizès nur Charles Nodier als Einen kennen, der „eine Welt träumte, wo man kein Blut vergießen würde." Die Herren Chateaubriand, Lamartine, Lamennais weigerten sich, seinem System beizutreten. Der liebreiche Sektirer war deshalb tief betrübt, denn er behauptete, daß seine Lebensweise diesen edeln Geistern einen noch höheren Schwung gegeben hätte.

Herr Gleizes glaubte, daß mit dem Saft der Pflanzen Wahrheit und Gerechtigkeit in unsere innerste Organisation eindringen. Nach ihm ist das Fleisch atheistisch: die Früchte allein enthalten die wahre Religion; die Früchte sind die Hülle, unter welcher die guten Geister der Natur sich sichtbar machen. Uebrigens schrieb er auch den Pflanzen selbst Leidenschaften und Gefühle zu: Daher rieth er seinen Schülern, sich vor den cholerischen Eigenschaften der Petersilie, des Knoblauchs und der Zwiebel zu wahren. Nach ihm sind es die Früchte, welche den Menschen civilisirt und ihm Alles gelehrt haben. Eben so schrieb er den auf der Erde verbreiteten Wohlgerüchen die Fähigkeiten des Geistes, besonders die zarten und poetischen, zu. Ohne das Veilchen, diese echt gallische Blume, hätte Frankreich keinen La Fontaine gehabt. Die vielen und schrecklichen Verbrechen, die in Paris begangen werden, sind nur das Produkt der bösen Dünste, die man hier einathmet. (Schluß folgt.)

Der preußisch-englische Vertrag über den gegenseitigen Schutz des Autor- und Verlags-Rechts.

(Schluß.)

Schon hieraus allein geht also hervor, daß der Vertrag nicht, wie behauptet werden, „nur Nachtheile", sondern wirkliche materielle Vortheile für den diesseitigen Büchermarkt haben werde. Wir glauben aber, daß, selbst wenn dies nicht der Fall wäre, der Vertrag darum doch von großem Werth für uns seyn würde. Denn nicht die Interessen des Buchhandels allein sind es ja, die dabei in Betracht kommen, sondern es sollen durch den Vertrag eben so wie die Erzeugnisse der Literatur auch die der schönen Künste geschützt werden. Die schönen Künste aber, unter denen die Musik die allerverbreitetste ist, werden bekanntlich in Deutschland mit weit größerem Erfolg angebaut, als in England. Unsere Komponisten sind dort allgemein gekannt und geschätzt und werden selbst den italiänischen und französischen weit vorgezogen: wer aber kennt die englischen Komponisten in Deutschland? Deutsche Musik wird in England nicht blos nachgedruckt, sondern die Speculation verschmäht es sogar nicht, deutsche Musikwerke unter Namen herauszugeben, die nicht den Verfassern derselben angehören. Diesem Unwesen wird durch den Vertrag ein Ende gemacht. Deutsche Musikalienverleger werden nicht blos in ihrem Verlagsrecht in England geschützt seyn, sondern auch ihre Ausgaben solcher Opern, die europäisches Gemeingut geworden, zu einem viel niedrigeren Zolle dort einführen können, als französische und italiänische Verleger derselben Werke. Gleiche Vortheile bieten sich für alle Erzeugnisse des Kunsthandels dar. Daß dort die mehr technische Kunst des Kupfer- und Stahlstiches auf einer höheren Stufe als bei uns steht, thut dem keinen Eintrag, denn der Schutz gilt der Original-Production, und der deutsche Maler oder Bildhauer wird die Wahl haben, ob er sein Werk durch einen deutschen oder englischen Grabstichel will vervielfältigen lassen — in beiden Fällen wird er sich sowohl in England als in Deutschland geschützt sehen.

Während also feststeht, daß in Betreff künstlerischer Erzeugnisse Deutschland durch den Vertrag bei weitem mehr Vortheile erlangen werde, als England, bleibt uns nur noch übrig, diese Frage auch in Bezug auf solche Erzeugnisse der Literatur zu erörtern, die nicht zu den bereits oben von uns erwähnten gehören. Hier steht uns allerdings die unwiderlegliche Thatsache entgegen, daß in England bei weitem weniger Deutsch verstanden und gelesen werde, als in Deutschland Englisch, und daß von einem Nachdrucke **deutscher** Bücher in Großbritanien bisher kaum die Rede war. Wenn jedoch geglaubt wird, daß, weil Bücher in deutscher Sprache dort nicht nachgedruckt werden, darum der deutsche Verlag bei dem bisherigen schutzlosen Zustande nicht gefährdet gewesen, so ist dies ein großer Irrthum. Ein sehr bedeutender Artikel des deutschen Verlages sind nämlich die Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller mit den von deutschen Philologen verfaßten Kommentaren in lateinischer Sprache. Diese Ausgaben, so weit sie werthvoll, sind fast sämmtlich in England nachgedruckt und dort in sehr allgemeinem Gebrauche. Bei meiner vorjährigen Anwesenheit in England wurde mir von kompetenter Seite versichert, daß es mit Ausnahme etwa von Dr. Arnold's Thukydides keinen von englischen Philologen in neuerer Zeit kommentirten alten Schriftsteller gäbe, der jetzt noch in Schulen brauchbar wäre, und daß man daher überall dort zu den deutschen Ausgaben oder deren Nachdrücken seine Zuflucht nehme. Diesem englischen Nachdruck deutschen Verlages gegenüber hält das, was in Deutschland an neueren englischen Schriftstellern — und zwar ohne Genehmigung derselben, wozu bekanntlich die Tauchnitz'schen Ausgaben nicht zu zählen sind — nachgedruckt wird, kaum die Wage. Der in Deutschland verbreitete englische Nachdruck ist nicht hier, sondern meistens bei Baudry oder Galignani in Paris gedruckt; dieser ist es hauptsächlich, der durch den neuen Vertrag getroffen wird, denn was die wohlfeilen und schönen Ausgaben neuerer englischer Schriftsteller betrifft, die uns Herr Tauchnitz liefert, so werden diese gewiß auch fernerhin, unter Genehmigung und zum Nutzen der englischen Autoren und Verleger, so wohlfeil wie bisher uns geliefert werden. *)

Aber auch selbst wenn diese Ausgleichung der **materiellen** Interessen **nicht** stattfände, würde die Frage bleiben, ob nicht der höheren **geistigen** Interessen wegen, die durch den Vertrag gefördert werden, derselbe in jedem Fall abzuschließen war? Wir haben das Zeugniß auch der jetzigen Gegner des Vertrags, so wie überhaupt wohl aller geachteten deutschen Buchhändler, auf unserer Seite, wenn wir behaupten, daß dem buchhändlerischen Interesse in dieser Angelegenheit das allgemeine der Literatur und der Autoren, durch die diese gefördert wird, weit vorangehe. **Dieses** Interesse wird aber in jeder Beziehung durch einen Vertrag wahrgenommen, dessen Konsequenzen so weit gehen, daß mit Berufung auf §. 9 des preußischen Gesetzes vom 11. Juni 1837 jeder englische Autor auch seinen deutschen **Uebersetzer** sich wird auswählen können. Es versteht sich, daß dies nach §. 38 desselben Gesetzes nicht eher wird geschehen können, als bis auch eine englische Parlaments-Akte deutschen Autoren dasselbe Recht in England sichert — aber ist dies erst geschehen, dann erblicken wir in einer solchen Erweiterung der Autoren-Gerechtsame nicht blos keine Nachtheile, sondern eine neue entschiedene Anerkennung der Ehren und der Rechte des Genius. Allerdings ist das Uebersetzen selbst keine blos mechanische Arbeit — wenigstens sollte sie dies nicht seyn — und nur mechanische Nachahmungen und Vervielfältigungen verfolgt eigentlich die Gesetzgebung gegen den Nachdruck; allerdings, so entgegnet man uns, sind wir dadurch der Gefahr ausgesetzt, statt mehrerer guter oder schlechter Uebersetzungen eines geschätzten ausländischen Werkes eine einzige mangelhafte zu bekommen. Allein wir erwiedern darauf: ist es nicht zunächst der Autor, den unsere Gesetzgebung nach allen Richtungen hin beschützen will, und ist nicht auch eine Uebersetzung Geist von seinem Geiste, ein Werk seiner ursprünglichen Production? Und warum sollte es denn nicht einem Alex. von Humboldt, einem Liebig, einem Leop. von Buch, deren Werke in alle Sprachen übersetzt werden, gegönnt seyn, den Lohn ihrer Arbeiten auch im Auslande zu ärndten? Glaubt man etwa, daß sie nicht besser noch als irgend ein zufälliger Anderer, der meistens keinen Beruf zu der Arbeit hat, die er unternimmt, die beste Uebersetzung ihrer Werke werden zu veranlassen wissen? Muß es ihnen nicht darum zu thun seyn, ihre geistigen Erzeugnisse in dem angemessensten sprachlichen Gewande des Auslandes zu sehen? Wird nicht dadurch, daß sie nun selbst auch für die Uebersetzung verantwortlich bleiben, allen **schlechten** Uebersetzungen vorgebeugt? Welch ein Gewinn wäre es für die deutsche Literatur, wenn sie dadurch das Unkraut der vielen Uebersetzungen eines und desselben ausländischen Werkes los würde! Wahrlich, dieses Unkraut ist der eigenen Literatur eben so nachtheilig als der Nachdruck, und mit dieser Betrachtung versetzen wir uns zugleich auf ein anderes Gebiet der gegnerischen Einwürfe.

In Nr. 82 des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel" befindet sich nämlich mit dem Motto: „Gedanken sind zollfrei" ein Aufsatz *), in welchem der Verf. auf die ihm eigenthümliche prägnante Weise darthut, daß es zwar, vom Standpunkte des abstrakten Rechts betrachtet, gleichgültig sey, ob das Buch, das nachgedruckt wird, dem In- oder dem Auslande angehöre, daß jedoch derjenige, der literarische Verhältnisse im Ganzen und Großen zu überschauen vermöge, sehr bald einen wesentlichen Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Nachdruck zugeben muß. „Da nämlich jedes Schriftwerk", heißt es in dem Aufsatze weiter, „in einer bestimmten Sprache geschrieben ist, so wendet es sich zunächst an die Sprachgenossen und sucht seinen Markt im eigenen Lande; wird ihm dieser verkümmert, so ist ihm die freie Bewegung auf dem natürlichen Boden gehemmt, dem es angehört. Aber der deutsche Verleger, der englische Bücher nachdruckt, hat nicht auf die Einfuhr nach England, er hat auf englisch lesende Deutsche spekulirt; sein Nachdruck ist allerdings nichts als eine mechanische Vervielfältigung, aber das Publikum, das den Nachdruck veranlaßt, ist erst durch geistige Anstrengung, nämlich durch die

*) Herr Buchhändler **Asher** versichert sogar, daß der Werth des in England nachgedruckten deutschen Verlages den des in Deutschland nachgedruckten englischen bei weitem übersteige. In dem eben gedachten Aufsatze sagt er in dieser Beziehung Folgendes:

„England hat in merkantilischer Rücksicht durch den Schutz, welchen es deutschem Verlage zu gewähren sich verpflichtet, ein bedeutendes Opfer gebracht. In Deutschland wurden und werden selbst jetzt nur äußerst wenige englische Werke nachgedruckt, und ich glaube es vertreten zu können, wenn ich behaupte, daß weniger als 300 Thaler netto hinreichen werden, um sich ein Exemplar jedes im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts in Deutschland erschienenen Nachdrucks englischer Werke (auf welchen noch ein Verlagsrecht haftet) anschaffen zu können; dagegen sind nach einer nur sehr flüchtigen Durchsicht des sehr mangelhaften London Catalogue in London allein in den 25 Jahren von 1814—39 folgende unveränderte Ab- — also Nachdrücke deutscher Verlagswerke erschienen:

Aeschylus ed. Wellauer. 21 sh. — Aeschylus ed. Schütz. 42 sh. — Aristophanes ed. Brunck. 42 sh. — Aristoteles ed. Bekker. 60 sh. — Becker Ind. in Euripidem. 21 sh. — Caesar ed. Oberlin. 16 sh. — Catullus ed. Doering. 14 sh. — Cicero ed. Ernesti. 120 sh. — Damm Lexicon Homer. 2 Aufgaben à 24 sh. und 63 sh. — Euripides ed. Matthiae. 18 sh. — Eurip. ed. Schaefer. 14 sh. — Goethe's Faust. 3 sh. — Goethe's lyr. Gedichte. 4 sh. — Heinrici Lexic. Gr. Lat. 34 sh. — Hermanni elem. doctr. metr. 15 sh. — Herodotus ed. Schweighaeuser. 60 sh. — Ejusd. Lexicon Herodot. 2 Aufgaben à 16 sh. — Homerus ed. Ernesti. 90 sh. — Homerus ed. Heyne. 3 Aufgaben à 15 sh., 15 sh. und 7 sh. 6 d. — Horatius ed. Doering. 18 sh. — Horatius ed. Zeune. 2 Aufgaben à 5 und 6 sh. — Juvenalis et Pers. ed. Ruperti. 36 sh. — Lessing's Fabeln. 2 sh. 6 d. — Livius ed. Ernesti. 42 sh. — Longinus ed. Weiske. 10 sh. 6 d. — Nov. Testam. ed. Knapp. 27 sh. — Pindarus ed. Heyne. 2 Aufgaben à 16 sh. und 48 sh. — Plato ed. Stallbaum. 6 sh. — Polybius ed. Schweighaeuser. 32 sh. 6 d. — Poppo notae in Thucydid. 37 sh. — Quinctilian ed. Gesner. 30 sh. — Ruperti comment. in Livium. 21 sh. — Ej. comment. in Tacitum. 12 sh. — Schleusner Lex. Vet. Testam. 72 sh. — Ej. Lex. in Nov. Test. 2 Aufgaben à 72 sh. 6 d. und 60 sh. — Sophocles ed. Brunck. 36 sh. — Sophocles ed. Erfurdt. 48 sh. — Tacitus ed. Ernesti. 48 sh. — Terentius ed. Zeune. 42 sh. — Nov. Testam. ed. Knapp. 6 sh. — Nov. Test. ed. Griesbach. 42 sh. — Theocritus ed. Kiessling. 18 sh. — Thucydides ed. Goeller. 24 sh. — Thucydides ed. Bekker. 32 sh. 6 d. — Thucyd. ed. Haake. 42 sh. — Thucyd. ed. Bauer. 64 sh. — Thucyd. ed. Haake. 32 sh. — Vigerus ed. Hermann. 21 sh. — Virgilius ed. Heyne. 2 Aufgaben à 34 sh. und 16 sh. — Xenophon ed. Schneider. 4 Aufgaben à 33 sh. 6 d., 24 sh., 24 sh. und 26 sh.

Ein flüchtiger Ueberblick dieser wie gesagt mangelhaften Liste wird ergeben, daß ein Exemplar der angeführten Werke etwa 340 Thlr. betragen würde, also schon in einem Vierteljahrhundert beinahe das Doppelte des deutschen Nachdruckes englischer Bücher.

*) Er rührt von dem uns persönlich befreundeten Verleger unseres Blattes, Herrn Dr. M. Veit, her.

Erlernung der fremden Sprache und den Drang, Bücher in dieser Sprache zu lesen, gebildet, es wäre ohne diese Anstrengung gar nicht vorhanden, und gewiß hat weder der engl. Schriftsteller noch der engl. Verleger dasselbe ursprünglich im Auge gehabt. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung giebt die Erfahrung, daß die Verständigen im Volke — die eigentliche öffentliche Meinung — dem Nachdruck ausländischer Bücher nicht eben unhold sind, während der Nachdruck ausländischer Musikalien, weil die Musik eine allgemeine Sprache ist, als eine Beeinträchtigung fremden Eigenthums, schon jetzt ziemlich allgemein gemißbilligt wird."

Mit dieser Deduction will der Verf. — nicht eben den Nachdruck ausländischer Werke rechtfertigen, denn er selbst giebt zu, daß ein internationales Verlagsrecht der höhere Rechtszustand sey, den wir zu erstreben haben — wohl aber darthun, daß ein solcher Nachdruck keinesweges, wie es von einer Seite geschehen, „mit dem Strand- und Faustrecht, mit Seeraub, Sklavenhandel und anderen barbarischen Ueberresten einer rohen Zeit" gleichzustellen; deshalb, meint er, hätte man sich nicht von philanthropisch klingenden Redensarten einnehmen lassen und einen Vertrag nicht eher abschließen sollen, als bis beide betheiligte Parteien sich auf gleichen Fuß gestellt und sich gegenseitig in gleicher Weise behandelt hätten. Wir haben bereits oben nachgewiesen, daß dies in dem preußisch-englischen Vertrage wirklich geschehen, ja daß Preußen in den Bestimmungen desselben, die nicht diesem Staate, sondern blos England die Verpflichtung auferlegen, seinen Bücherzoll nicht zu erhöhen, eine vortheilhaftere Stellung als Letzteres habe; jetzt wollen wir aber auch noch mit einigen Worten darzuthun versuchen, daß die Verbannung des Nachdruckes, gleichviel ob ausländischer oder inländischer Werke, nicht blos von einem höheren Rechtszustande bedingt, sondern auch im materiellen Interesse des literarischen Marktes erheischt werde.

Ein Blick auf das benachbarte Belgien, wo, wie in keinem anderen Lande, der Nachdruck ausländischer Bücher im Schwunge ist, kann uns leicht belehren, wie niederdrückend dieser auf den einheimischen Buchhandel wirkt, der sich durch seine Unternehmungen selbst ruinirt, und wie alle geistige Production durch die Ueberschwemmung mit wohlfeilen Nachdrücken ausländischer Bücher untergraben wird. Es wird dieser Uebelstand bereits von allen denjenigen Belgiern anerkannt, die es mit der Literatur ihres Landes und insbesondere auch mit der vlaamischen Sprache wohl meinen, und die darum nichts sehnlicher wünschen, als daß auch Belgien ähnliche Verträge wie der preußisch-englische mit den Nachbarstaaten abschließen möge. Freilich wird es noch einige Zeit dauern, bis diese Erkenntniß auch zu denen gedrungen seyn wird, die in der jetzigen größeren Beschäftigung der belgischen Pressen einen einträglichen Industriezweig erblicken; aber in wenigen Jahren wird sie sicherlich allgemein geworden seyn. Wir berufen uns in dieser Beziehung auf das Zeugniß der „Gazette Medicale Belge", einer der wenigen belgischen Zeitschriften, die sich nicht mit Nachdruck füllen, sondern nur Original-Artikel enthalten und deren Herausgeber, die Herren DD. van Meerbeck und van Swygenhoven, es durch ihre seit drei Jahren fortgesetzten Bemühungen dahin gebracht haben, daß ihre Zeitschrift einen großen Leserkreis sich erworben, während die nachdruckenden medizinischen Journale Belgiens eingehen mußten. „Früher", sagt die von J. W. Wolf in Brüssel herausgegebene Broyderhand, „ward beinahe in jedem Monat das eine oder das andere französische Werk über Medizin in Belgien nachgedruckt, und kein vaterländischer Gelehrter würde es gewagt haben, etwas in diesem Fache herauszugeben. Gegenwärtig ist dies ganz anders. Kein in Frankreich erschienenes Buch dieser Art wird mehr bei uns nachgedruckt, und der belgische Autor (gleichviel ob er französisch oder vlaamisch schreibt) gewinnt Ehre und Honorar, indem er die Früchte seiner Studien ärndtet."

Was hier speziell von der medizinischen Wissenschaft gesagt wird, das läßt sich natürlich auch auf jede andere, so wie auf die literarische Production in Belgien überhaupt, anwenden, und das findet auch in dem benachbarten Holland seine Bestätigung, welches, so lange es im vorigen Jahrhundert der Sitz des französischen Nachdruckes und der Zufluchtsort der von der französischen Censur verpönten Schriften war, die eigene Literatur verkümmern sah, welche erst in neuerer Zeit, seitdem sich der Nachdruck nach Belgien zurückgezogen, einen neuen Aufschwung nahm. Wäre es also nicht der höhere Rechtsstandpunkt, so würde es das eigene Interesse des Buchhandels wie der einheimischen Literatur gebieten, daß dem Nachdruck ausländischer Bücher eben so ein Ende gemacht werde, wie dem der inländischen.

Nicht also mußte man in Deutschland warten, bis auch die Papier-Accise in England abgeschafft war, sondern die geistigen wie die materiellen Interessen der eigenen Literatur rechtfertigten das Bestreben, die Ersten zu seyn, die sich die Ehre erwarben, einen solchen Vertrag in Europa zu Stande gebracht zu haben. *) Das haben auch Buchhändler, Kunsthändler und Mitglieder des literarischen Sachverständigen-Vereins, welche die preußischen Regierungs-Kommissarien schon im J. 1839 und dann wieder kurz vor Abschließung des Vertrages um ihre Gutachten befragt, vollkommen zugegeben. Wir dürfen voraussetzen, daß diese Gutachten bei den Verhandlungen maßgebend gewesen, weshalb wir, nachdem uns auf unser Ersuchen eine Abschrift davon zugegangen, Einiges daraus hier noch mittheilen wollen, weil es unsere eigenen Ansichten wesentlich ergänzt. In einer Versammlung vom 29. Juni 1839 gaben neun Stimmen gegen Eine die Erklärung ab: „daß, so wie Freiheit des buchhändlerischen Verkehrs zwischen beiden Staaten herrsche, der Handel selbst die Mittel auffinden würde, die dem Anscheine nach zu besorgenden Nachtheile für die Buchhändler und das lesende Publikum zu beseitigen. Im Interesse der englischen Buchhändler liege nicht blos, den deutschen Absatz von Nachdruck zu verhindern, sondern auch sich selbst hier einen neuen Markt zu verschaffen, was nur dann zu erwarten und vortheilbringend sey, wenn dem deutschen Publikum der Ankauf der englischen Ausgaben nicht erschwert, sondern erleichtert werde. Ueberhaupt sey es ein Irrthum, wenn man glaube, daß der Nachdruck wohlfeile Preise der rechtmäßigen Ausgaben herbeiführe; im Gegentheil lehre die Erfahrung, daß die französischen Werke erst seit der Zeit theuer geworden, wo man in Belgien angefangen habe, sie nachzudrucken. So wenig aber das diesseitige lesende Publikum und der Sortimentshandel aus dem Vertragsabschlusse Nachtheile zu erwarten habe, eben so wenig werde der Verlagshandel in Nachtheil gerathen; vielmehr würden, sobald nur Freiheit des Verkehrs vorhanden sey, in Preußen mit Vortheil Unternehmungen veranstaltet werden, welche eigens für den Absatz in England berechnet sind. — Aus diesem Grunde erscheine es nicht zweckmäßig, die mit der britischen Regierung zu eröffnenden Unterhandlungen wesentlich darauf zu richten, durch bestimmte Stipulationen eine materielle Gleichheit zwischen beiden kontrahirenden Theilen zu sichern und von derartigen Bedingungen den Abschluß des Vertrages abhängig zu machen. Die Herbeiführung materieller Gleichheit werde vielmehr dem Handelsverkehr selbst am angemessensten zu überlassen seyn."

In einer zweiten Versammlung, am 10. Juli 1839, wurde noch die sehr richtige Bemerkung hinzugefügt, daß der hohe Zoll (von resp. 5 und 2½ Pfd. Sterl. vom Ctr.) nicht sowohl den Ankauf von Büchern in England als deren Zusendung in Kommission verhindere, um sie dort nur erst bekannt werden zu lassen. *) Und als in derselben Versammlung der vorsitzende K. Beamte den Wunsch aussprach, „daß die Herren Anwesenden sich darüber erklären möchten: ob sie im schlimmsten Falle, wenn nämlich weder eine Zollherabsetzung noch ein anderes Aequivalent zur Beseitigung der materiellen Ungleichheit von England gewährt werden sollte, es vorziehen würden, daß man preußischerseits die Verhandlungen mit England ganz fallen lasse, oder daß man den Vertrag dennoch, so wie er angeboten worden, abschließe, da erklärten sich nur drei der Befragten für das Abbrechen der Verhandlungen; alle Uebrigen (sieben) sprachen sich dagegen auch unter jener Voraussetzung entschieden für Abschließung des Vertrages aus."

Daß der Vertrag hierauf nicht abgeschlossen worden, sondern daß man England zuvor veranlaßte, seine eigene Gesetzgebung über den Nachdruck der preußischen näher zu bringen und den Einfuhrzoll so weit herabzusetzen, als es die inländische Papier-Accise gestattet, haben wir bereits oben erwähnt. Die buchhändlerischen Gutachten, die demnächst in Berlin am 17. Febr. 1843 in einer neuen Konferenz abgegeben wurden, lauteten übereinstimmend mit den früheren, „daß nichts dagegen zu erinnern sey, wenn, ungeachtet des nur nominellen preußischen Eingangszolles von 15 Sgr. auf ausländische Bücher, der Zoll von preußischen Büchern in England, wegen der engl. Papier-Accise, in der Regel auf 15 Shill. festgesetzt werde und als Ausnahme auf 30 Shill." — Eben so gaben auch englische Buchhändler, unter denen wir Herrn Richard Williams, Chef der Buchhandlung Williams und Norgate, und den Kunsthändler Herrn Perring in London nennen, die Erklärung ab, daß sie fortan, bei dem Zolle von 15 Shill., Bücher aus Preußen und Sachsen zu 3 Shill. statt wie bisher zu 4 Shill. den Thaler verkaufen könnten, indem durchschnittlich der deutsche Buchhändler-Rabatt hinreichend sey, sowohl um den Zoll und die Fracht zu decken, als um außerdem ihnen den Gewinn-Antheil zu sichern, den sie beanspruchen müßten. Zu allem diesem kömmt endlich, daß, als der sächsische Buchhändlerverein von den zwischen Preußen und England schwebenden Unterhandlungen Kenntniß erhielt, er sofort den Wunsch aussprach, daß der gesammte deutsche Buchhandel möglichst bald in den Besitz der Vortheile gebracht werden möge, die der Vertrag den diesseitigen Interessen gewährt. Preußen konnte freilich keinen Vertrag abschließen, der auf den gesammten deutschen Buchhandel sich bezog; denn erstlich war es dazu nicht befugt, und zweitens wäre bei der Verschiedenheit der Gesetzgebung über den Nachdruck in den verschiedenen deutschen Staaten eine gemeinsame Verhandlung mit England kaum thunlich gewesen; aber den Wünschen der Leipziger Buchhändler ward dadurch entsprochen, daß in dem §. VIII des Vertrages allen Zollvereinsstaaten der Beitritt vorbehalten wurde, wie denn auch das Königreich Sachsen dem Vertrage noch vor dessen Vollzugstermin beigetreten ist. Was die nicht zum Zollverein gehörenden deutschen Staaten betrifft, so kann es nur für England erwünscht seyn, wenn dieselben ebenfalls einen Vertrag dieser Art mit ihm eingehen, weil dadurch die jetzt nöthige Unterscheidung der deutschen Bücher, die aus dem einen oder dem anderen deutschen Staate kommen, wegfallen und die Anerkennung derselben von Seiten des Leipziger Buchhändler-Börsenvereins hinreichen würde.

Wir fürchten, die Aufmerksamkeit unserer Leser für den vorliegenden Gegenstand nur allzu sehr in Anspruch genommen zu haben, und wollen daher zum Schlusse eilen. Unsere Zeitschrift hat sonst nicht die Aufgabe, öffentliche Maßregeln, Gesetze oder Staatsverträge zu besprechen; im gegenwärtigen Falle glaubten wir jedoch eine Ausnahme machen zu müssen. Wir fühlten uns

*) Sardinien hat zwar bereits vor einigen Jahren Verträge gegen den Nachdruck mit Oesterreich und mit Frankreich abgeschlossen, jedoch nur hinsichtlich der Sprache, die es mit dem einen oder dem anderen Staate gemein hat. Für die italiänisch oder französisch redenden Provinzen Sardiniens haben diese Verträge, eben so wie für Oesterreich und Frankreich, keine andere Bedeutung, als die Vereinbarungen gegen den Nachdruck, die zwischen den verschiedenen deutschen Staaten bestehen. Der preußisch-englische Vertrag ist das erste Beispiel einer rechtlichen Gleichstellung zweier ganz verschiedenen Literaturen.

*) Bei dem jetzigen niedrigen Zolle von 15 Sh. werden natürlich deutsche Buchhändler keinen Anstand nehmen, auch nach England (gleichwie nach Oesterreich, wo doch auch noch 3 Fl. Conv.-Münze Eingangszoll von Büchern gezahlt werden muß) Kommissions-Lager solcher Bücher zu schicken, die dort auf ein Publikum zählen können, und dadurch werden sie ihren dortigen Absatz bedeutend vermehren.

aufgefordert, unſere Anſicht auszuſprechen über eine Frage, die ein eben ſo wohl literariſches als legislatives Intereſſe hat und in Bezug auf welche unſere Ueberzeugung mit der von Männern, deren Urtheil wir ſonſt ſehr hochſchätzen, durchaus nicht übereinſtimmt. Wir glauben den Gegenſtand auch noch von einigen anderen Seiten aufgefaßt zu haben, als es bisher geſchehen, und darum möge unſer Aufſatz, als ein Beitrag zur Verſtändigung über dieſe wichtige Angelegenheit, mit Nachſicht aufgenommen werden.

J. L.

England.

Engliſche Chronik der Stadt Calais.

Die kleine, aber durch ihre Lage wichtige Hafenſtadt Calais war von den glänzenden Tagen des Siegers von Creſſy bis zur unglücklichen Regierung der „blutigen Maria" zweihundert Jahre lang — 1347 bis 1558 — in den Händen der Engländer, die von dort mehr als einmal ſich über „Frankreichs blühende Gefilde" ergoſſen. Nach dem zweimaligen Verluſt ihrer franzöſiſchen Eroberungen diente Calais den Thronfolgern Eduard's III. als ein Thor, durch welches ſie zu jeder Zeit in das Gebiet ihrer Erbfeinde eindringen konnten. Zum Theil von ſeinen urſprünglichen Bewohnern verlaſſen, hatte es ganz die Phyſiognomie einer engliſchen Stadt angenommen, ſtand unter der Verwaltung eines Mayor und Common Council und ward durch zwei Repräſentanten im Parlament vertreten. Es bildete in der That einen integrirenden Theil des damaligen Englands und war nicht, wie heutzutage Gibraltar, Malta oder Helgoland, eine bloße Kolonie oder Militairſtation.

Ueber dieſe für den Alterthumsforſcher ſo intereſſante Stadt iſt unlängſt aus den Handſchriften des British Museum eine um das Jahr 1550 abgefaßte Chronik im Druck erſchienen *), die ſich über die Schickſale derſelben während des 15. und 16. Jahrhunderts verbreitet. Der Annaliſt, ein gewiſſer Richard Turppn, Einwohner und Bürger von Calais und Vater eines anderen Richard Turppn, der unter Eliſabeth die Stelle eines königlichen Herolds bekleidete, beginnt ſeine Erzählung mit der Thronbeſteigung König Heinrich's VII.: Kynge Henry the Seventh entered the realme of England, in the yere of our Lord 1485 — worauf eine umſtändliche Beſchreibung der Zuſammenkunft dieſes Monarchen mit dem Erzherzog Philipp von Oeſterreich **) folgt, die in Calais ſtattfand. Da es, dem Anſchein nach, an Platz mangelte, ſo wurde das Staatsdiner in der Kirche ſervirt und die Kapelle Unſerer Frau zum Schlafgemach des Erzherzogs eingerichtet, die Sakriſtei aber als Konferenzſaal und der Glockenthurm als Küche, Weinkeller und Speiſekammer benutzt! — Heinrich VIII. beſuchte Calais erſt im fünften Jahre ſeiner Regierung (1513) auf dem Marſche nach Guisnes und Terouenne, wo er ſeinen Bundesgenoſſen Maximilian, den „emperowre of Almayne" traf, im Verein mit welchem er damals Ludwig XII. von Frankreich bekriegte. Berühmter iſt ſeine Zuſammenkunft mit Franz I., die ſich vier Jahre ſpäter ereignete und wo unter den Auſpizien dieſer beiden jungen Fürſten der ritterliche Glanz des Mittelalters noch einmal auflebte. „Am letzten Tage des Maimondes", ſchreibt der Chroniſt, „landeten der König und die Königin von England in Calais mit vielen hohen Perſonen in ihrem Gefolge. Den V. Juni ritten ſie nach Guisnes, um dort den franzöſiſchen König und ſeine Königin zu treffen. Am VII. Juni begegneten ſich die Könige von England und Frankreich im Lager zwiſchen Guisnes und Arde, Beide mit gezogenen Schwertern, die vor ihnen getragen wurden. Den X. Juni ſpeiſte der König von England mit der franzöſiſchen Königin in der Stadt Arde, und der franzöſiſche König ſpeiſte an demſelben Tage mit der Königin von England in dem neuen Palaſte, der vor der Feſtung Guisnes erbaut worden iſt — ein ſo prächtiges Gebäude und ſo reich, wie man es je geſehen hat. So kamen die II Könige nachher alle Tage mit verſchiedenen ihrer Edelleute im Lager zuſammen und ſpielten und tourniren (justed and turneyed) dort XIIJ Tage, und die II Königinnen beſuchten ſich in Guisnes und Arde zu verſchiedenen Malen. Den XXIIIJ. Juni kamen dieſe Könige und Königinnen noch einmal nach dem Lager, wo die Spiele gehalten wurden, und dort tafelten und tanzten ſie mit Maskenſpiel und Verkleidungen (and ther they banqweted and daunsed, with momynge and dysgysynge) bis ſpät am Abend, worauf ſie Abſchied nahmen und ihres Weges gingen."

Der letzte Beſuch Heinrich's VIII. in Calais fand im Jahre 1532 ſtatt. Er war dieſes Mal von Anna Boleyn begleitet, die er bald darauf zur Königin erklären ließ; aber nur drei Jahre ſpäter wurde der Henker von Calais, der für äußerſt geſchickt in ſeinem Amte galt, nach London beordert, um dieſe nämliche Anna Boleyn zu enthaupten! Es geht aus einer gleichzeitigen Urkunde hervor, daß man es damals nöthig fand, die zur Sicherheit der Feſtung vorgeſchriebenen Maßregeln zu verſchärfen und die Wachen zu verdoppeln. Während der Nacht ſollte eine Scharwache (scoute watche) die Runde um die Stadtwälle machen und eine Bürgergarde (burgess watch) das Schloß ſelbſt hüten. Diejenigen, die auf ihren Poſten ſchliefen, unterlagen einer höchſt originellen Strafe. „Wenn die Scharwache", heißt es in der Verordnung, „einen Wächter dreimal in einer Nacht auf ſeinem Poſten ſchlafend findet und bei der Naſe nimmt, ſo ſoll der Schläfer am folgenden Tage dem königlichen Statthalter, dem Marſchall oder einem anderen Rathsmitgliede vorgeſtellt werden, welche dem Untermarſchall aufzutragen haben, den Schuldigen am nächſten Markttage in einem Korbe von der Stadtmauer herabzuhängen, und zwar 10 bis 12 Fuß über dem Waſſer: in den Korb aber wird ihm ein Laib Brod und einiges Getränk mitgegeben, ſo wie ein Meſſer, um den Strick durchzuſchneiden, ſobald er will. Und der erwähnte Untermarſchall ſoll die Deichwächter anweiſen, ſich mit ihrem Boote fertig zu halten, um ihn, wenn er niederfällt, aufzufangen. Hierauf ſoll er bis zum nächſten Markttage im Stadtgefängniſſe ſitzen und dann auf ein Jahr und einen Tag aus Calais verbannt werden."

Alle Vorſichtsmaßregeln waren aber vergebens, und Calais fiel endlich wieder an Frankreich zurück. Während der letzten Jahre der engliſchen Herrſchaft gerieth die Stadt ſehr in Verfall, und es ward dem Herzog von Guiſe leicht, ſich ihrer durch einen Handſtreich zu bemächtigen. In England brachte der Verluſt dieſes letzten Denkmals, das noch an die glänzende Zeit der Eduarde und Heinriche erinnerte, eine allgemeine Niedergeſchlagenheit hervor: der Gram über die erlittene Schmach beſchleunigte ſogar den Tod der „blutigen Maria", deren Fanatismus ihr Nationalgefühl nicht erſtickt hatte. Sie ſtarb mit den Worten, daß man nach ihrem Tode den Namen „Calais" auf ihrem Herzen eingegraben finden würde.

*) The Chronicles of Calais, in the reigns of Henry VII. and Henry VIII. Edited by J. G. Nichols. London 1846. — Das Werk iſt auf Koſten der um die ältere engliſche Geſchichte und Literatur hochverdienten Camden Society gedruckt.

**) Sohn Kaiſer Maximilian's I. und Vater Karl's V.

Mannigfaltiges.

— Der Vertrag von Utrecht und die ſpaniſche Thronfolge. Der jetzt in den Zeitungen bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Montpenſier mit der Infantin Louiſe von Spanien ſo viel beſprochene Utrechter Frieden, der dem im J. 1700 ausgebrochenen ſpaniſchen Erbfolgekrieg ein Ende machte und in Folge deſſen die Herrſchaft Philipp's V. von Bourbon, Enkels Ludwig's XIV. und Ur-Urgroßvaters der Königin Iſabella II., in Spanien befeſtigt und von den europäiſchen Mächten anerkannt wurde, ward am 11. April 1713 zwiſchen Frankreich, England, Holland, Portugal, Preußen und Savoyen abgeſchloſſen. Oeſterreich, deſſen Waffen gerade in der letzten Zeit manche Erfolge davongetragen, ſah ſich doch von allen ſeinen Verbündeten verlaſſen, nachdem der Erzherzog Karl, bisheriger Prätendent in Spanien, durch den Tod ſeines Bruders, des Kaiſers Joſeph I., römiſch-deutſcher Kaiſer geworden war und es nun den Gegnern der Pläne Ludwig's XIV. doch noch viel bedenklicher ſchien, Spanien und die beiden Indien wieder, wie unter Kaiſer Karl V., mit der öſterreichiſchen Herrſchaft in Deutſchland, den Niederlanden, Italien u. ſ. w. vereinigt, als einen Enkel des 75jährigen Königs von Frankreich auf dem Throne von Spanien zu ſehen. Man war alſo bei dem Abſchluſſe des Friedens nur bedacht, der Möglichkeit vorzubeugen, daß die Kronen Frankreich und Spanien auf einem und demſelben Haupte vereinigt würden. Und dieſe Möglichkeit lag damals ſehr nahe. Denn von Ludwig's XIV. Nachkommenſchaft, die, als Philipp V. nach Spanien ging, in drei Generationen blühte, waren beim Abſchluſſe des Utrechter Friedens, 1713, außer jenem Philipp, nur noch ein Urenkel Ludwig's XIV., der nachmalige König Ludwig XV., und ein jüngerer Bruder Philipp's V., der bald nach dem Frieden verſtorbene Herzog von Berry, am Leben. Ludwig XV. war zur Zeit des Utrechter Friedens ein dreijähriges Kind. Zwei Jahre vorher (1711) war ſein Großvater, der Sohn Ludwig's XIV., und ein Jahr vorher ſein Vater, der Herzog von Bourgogne, geſtorben. Des Kindes nächſter Erbe war alſo damals ſein Oheim Philipp V. von Spanien. Dieſer mußte nun in Folge des Utrechter Vertrages für ſich und ſeine Nachkommen auf die Thronfolge in Frankreich verzichten, wodurch der oben erwähnte Herzog von Berry und der Herzog von Orleans, nachmaliger Regent, Neffe Ludwig's XIV. und Ur-Urgroßvater des jetzigen Königs der Franzoſen, die nächſten Anſprüche auf den franzöſiſchen Thron erhielten. Um nun aber der Hauptbeſtimmung des Utrechter Vertrages, daß die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereinigt werden dürfen, jede Gewähr zu verleihen, mußten, eben ſo wie Philipp V., König von Spanien, einerſeits, auch die Herzoge von Berry und Orleans, als franzöſiſche Agnaten, andererſeits, eidliche Verſicherungen ertheilen, daß ſie für ſich und ihre Nachkommen auf die eventuelle Thronfolge in dem anderen Lande Verzicht leiſteten. Die Nachfolge in Spanien und Indien für den Fall der Erlöſchung von Philipp's V. Nachkommenſchaft wurde dem Hauſe Savoyen, den jetzigen Königen von Sardinien, verheißen. Es iſt mithin vollkommen begründet, wenn mit Berufung auf den Utrechter Vertrag die Nachkommen Philipp's V., zu denen außer den ſpaniſchen Infanten auch die regierenden Häuſer in Neapel und Lucca gehören, gegen die Möglichkeit proteſtiren, daß der Herzog von Montpenſier oder ſeine Nachkommen den ſpaniſchen Thron beſtiegen. Daſſelbe Recht der Proteſtation hat gleicherweiſe der König von Sardinien. Wenn ſich jedoch auch England auf den Frieden von Utrecht beruft, ſo vergißt es, daß es dadurch nur unangenehme Erinnerungen in jedem ſpaniſchen Herzen weckt. Denn durch dieſen Frieden ward den Engländern der Beſitz von Gibraltar geſichert, was das ſpaniſche Nationalgefühl mit Recht als eine tiefe Verletzung betrachtet. Sollte alſo mit Hülfe des Vertrages von Utrecht entſchieden werden, ob die Spanier in Zukunft mehr engliſche oder mehr franzöſiſche Fabrikwaaren kaufen und verbrauchen ſollen — denn darum allein handelt es ſich am Ende, wenn von dem einen oder dem anderen Uebergewicht auf der pyrenäiſchen Halbinſel die Rede iſt — ſo dürfte ſich der Sieg ſehr wahrſcheinlich auf die Seite der Franzoſen neigen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 125. Berlin, Sonnabend den 17. Oktober 1846.

England.

Eine Geschichte der Philosophie für Leser aller Klassen.

Unter dieser Ueberschrift haben wir im vorigen Jahrgange (Oktober, Nr. 124) die beiden ersten Bände von Lewes's „Biographischer Geschichte der Philosophie"*) angezeigt. Jetzt liegen uns die beiden letzten Bände vor, welche die Zeit von Baco bis zur Gegenwart umfassen. Dem angegebenen Plane gemäß, vorzugsweise nicht sowohl die Biographie der Philosophen als die Biographie der Philosophie selber zu geben, behandelt der Verfasser nur die Stifter und Repräsentanten der Schulen; und auch diese mit sehr verschiedenem Maße von Ausführlichkeit, je nachdem sie für den bezeichneten Zweck mehr oder weniger Bedeutendes darboten. Dabei kann sich hier, wo die Ansichten eine ungleich bestimmtere Ausprägung, als im Alterthume, gewinnen, auch die Grundtendenz des Werkes bestimmter bethätigen, daß es nämlich der Philosophie überhaupt, als einer nun selig verstorbenen, die Leichenrede halten soll. Aus diesem Grunde sind die vorliegenden beiden Bändchen ohne Vergleich interessanter, als die früheren, und wir müssen deshalb auch darüber ausführlicher Bericht erstatten. Mit besonderer Vorliebe gearbeitet und am belehrendsten sind natürlich die Artikel über die englischen Philosophen. Der Verfasser ist sehr belesen, nicht nur in den eigentlichen Geschichtswerken, welche in seinem Vaterlande über den vorliegenden Gegenstand erschienen sind (was wenig sagen würde, da, wie er in der Vorrede selber gesteht, die der Encyclopaedia Britannica vorgesetzte Abhandlung von Dugald Stewart die einzige in englischer Sprache existirende historische Darstellung der neueren spekulativen Philosophie, auch diese aber „mehr eine Sammlung von Adversarien, als eine Entwickelung der Ansichten" ist), sondern auch in anderen Werken, welche sich nur gelegentlich darüber äußern, und in den dahin einschlagenden Artikeln englischer Zeitschriften. In dieser Hinsicht enthält das Buch viel Interessantes; um so mehr, da der Verfasser nicht blos citirt und ausschreibt, sondern zugleich die angeführten Urtheile scharfsinnig mit einander vergleicht und kritisirt. Außerdem interessiren den deutschen Leser natürlich am meisten die Berichte und Urtheile über die deutsche Philosophie, namentlich inwiefern sie uns Gelegenheit geben, „uns in dem Spiegel einer fremdartigen Bildung zu beschauen, sogar auf die Gefahr hin, daß uns derselbe in diesem oder jenem Zuge ein nicht eben schmeichelhaftes Bild wiedergeben sollte". Indem wir also über das Ganze einen Ueberblick nehmen, werden wir hier und dort Halt machen, um in den angegebenen Beziehungen Einzelnes als Probe für eine nähere Kenntnißnahme hervorzuheben.

Baco's Leben wird von dem Verfasser ausführlicher behandelt, im Anschluß an den „brillianten" Artikel, welchen Macauley darüber vor einigen Jahren in der Edinburgh Review mitgetheilt hatte. Baco's Leben aber ist freilich „ein peinliches Gemälde von der Verbindung ausgezeichnetster Geisteskräfte mit sittlicher Niedrigkeit". — Was seine geschichtliche Stellung in Rücksicht auf das hier speziell zur Betrachtung Vorliegende betrifft, so wird vorzüglich, im Gegensatz gegen die neuerlich von Whewell geäußerten Meinungen, das Verhältniß seiner Methode zu derjenigen der Alten auseinandergesetzt. Die Generalisationen dieser Letzteren waren zu hastig, und sie warfen die Methode der Naturwissenschaften noch mit der Methode der Metaphysik zusammen. Der Verf. giebt darauf eine bestimmte Charakteristik der Methode Baco's, in einem Auszuge aus Playfair's Dissertation on the progress of physical science. — Der Geist von Baco's Werken ist der entschiedenste „Positivismus": Alles wird auf Naturauffassung zurückgeführt, mit Beseitigung der Metaphysik und der Theologie. Seine Methode also war allerdings eine neue: die Induction überhaupt freilich auch schon vorher und gewissermaßen von allen Menschen angewandt, aber nicht die induktive Methode, die wissenschaftliche Induction. Ihr Verdienst ist demnach keineswegs blos darein zu setzen (wie Macauley in dem angeführten Artikel zu erweisen gesucht hatte), daß sie der Naturforschung neue Motive oder die Richtung auf das Nützliche gegeben habe, sondern vor Allem in die von ihr dargebotenen Regeln und Hülfsmittel, um die natürliche Tendenz wirksam zurückzudrängen, welche der menschliche Geist hat, den langen Weg, der zur Wahrheit führt, durch ein unzeitiges Vorspringen abzukürzen. Dies ist ein nicht genug zu schätzendes, unsterbliches Verdienst, wenn sich auch, dem gegenüber, nicht leugnen lassen möchte, daß Baco die Wichtigkeit seiner Methode zu hoch angeschlagen hat, indem er glaubte, dadurch alle Grade des Genies und der Einsicht gleichgestellt zu haben, und daß er, im Gegentheil, die deduktive Methode, wenn auch nicht ganz übersehen, doch zu gering geachtet hat.

In Betreff dieses letzteren Punktes bildet dann Descartes für Baco die natürliche Ergänzung. Auch er stellte eine neue Methode auf, unabhängig von der Theologie und dem Alterthume: hat sich nicht nur dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er, in direkter Beziehung zu der Aufgabe der Philosophie, das Selbstbewußtseyn als die Grundlage für alle Wahrheit bezeichnete, sondern namentlich auch durch die Hervorhebung, Anwendung und bestimmtere Charakteristik der mathematischen oder deduktiven Methode. Nach einer kurzen Angabe der Hauptpunkte ihrer Anwendung auf die Feststellung des Daseyns Gottes wirft der Verf. die Frage auf, ob die von Descartes ausgeführte Methode eine richtige gewesen sey. Dies verneint der Verf., und wir hören ihn hierüber (Bd. III, p. 104 ff.) ausführlicher, indem er in Descartes die ganze Philosophie angreift und also diese Polemik besonders geeignet ist, die Grundansicht, welche durch das ganze Buch hindurchgeht, genauer zu charakterisiren. Descartes hatte die Klarheit der Vorstellungen als Kriterium für ihre objektive Wahrheit aufgestellt; was in klaren Vorstellungen gegeben sey, müsse auch von den Dingen wahr seyn. „Sein Grund ist (führt der Verf. fort), daß, da unsere Vorstellungen durch die Objekte gewirkt seyen und jede Wirkung so viel Realität als die Ursache haben müsse — die Wirkung der Ursache gleich seyn — auch unsere klaren Vorstellungen dieselbe Realität in den Dingen haben müssen. Aber dies ist augenscheinlich falsch. Zuerst ist eine Wirkung nicht gleich ihrer Ursache; sie ist ein blos Nachfolgendes für ein Vorangehendes, welches kein derartiges Verhältniß zu ihm, wie Gleichheit, hat. Zweitens ist der Ausdruck „Realität" zweideutig. Ohne Frage existirt eine Wirkung real; aber Realität der Existenz schließt nicht Aehnlichkeit in den Beschaffenheiten der Existenz in sich. Das Brandmal, welches durch ein Feuer gewirkt worden, ist eben so real wie das Feuer; aber es ist demselben in keiner Weise ähnlich. — Wenn also Descartes sagt, daß, was von den klaren Vorstellungen wahr sey, auch von den Dingen wahr seyn müsse, so nimmt er voreilig an, daß der Geist blos passiv aufnehmend sey — ein Spiegel, in welchem sich die Dinge ohne Weiteres abspiegelten. Dies aber ist gänzlich falsch (wie wir früher gezeigt); der Geist ist ein aktiver Mitarbeiter bei allem Wahrnehmen; die Wahrnehmung ein Bewußtseyn von Veränderungen in uns, nicht ein Bewußtseyn von den Dingen, welche diese Veränderungen gewirkt haben. In Wahrheit, weit entfernt, daß wir die Natur der Dinge außer uns zu fassen im Stande wären, sind wir gegen diese durch eine uns für immer undurchdringliche Scheidewand geschieden; und diese undurchdringliche Scheidewand ist eben das Bewußtseyn, auf welches sich Descartes stützt. Treten wir zu den Dingen in Verhältniß, so wirken sie auf uns; ihre Wirkungen kennen wir; sie selbst vermögen wir nicht zu erkennen; gerade weil unsere Erkenntniß von ihnen eine vermittelte und die Vermittelung unser Bewußtseyn ist. Wie wir uns auch anstellen mögen, wir können von unserem Bewußtseyn nicht loskommen, durch welches wir in der That Erkenntnisse erhalten; aber Alles, was wir erkennen, besteht in uns selbst". Und so muß denn (schließt der Verf.), da wir darüber nicht hinaus zu kommen vermögen, die Philosophie auf alle Ansprüche, ihre (doch wesentlich darüber hinaus gehende) Aufgabe zu lösen, Verzicht leisten.

Dies führt dann der Verf. in dem Artikel über Spinoza noch weiter aus, dessen System er als die logische Entwickelung der Kartesianischen Lehre faßt und geradezu für unwiderleglich erklärt, wenn man überhaupt die Möglichkeit einer Philosophie (Metaphysik) zugebe (p. 148 ff.).

Die damalige Zeit aber lehnte das hierin vorliegende Dilemma ab, indem sie die philosophische Aufgabe auf eine psychologische Frage, auf die Frage über den Ursprung unserer Begriffe, zurückführte. Hierfür faßt der Verf. zuerst Hobbes ins Auge. Dieser, nicht Locke, ist als der Urheber der Lehre anzusehen, daß alle unsere Begriffe aus den Sinnen stammen, so wie der idealistischen Ansicht, daß eben deshalb die äußeren Qualitäten unseren Sinnenauffassungen nicht entsprechen können (weil die Sinne von dem Ihrigen hinzugeben). Eben so sind ihm die Darstellung der Einbildungsvorstellungen als geschwächte Wahrnehmungen und das Gewicht eigen, welches er für

*) A biographical history of philosophy — zu Knight's Weekly volume for all readers gehörig, von welcher Sammlung die beiden jetzt vorliegenden Bändchen das 88ste und das 90ste bilden.

die psychologischen Erklärungen auf die Associationen der Vorstellungen legt. Aber was er nur einzeln und andeutend gegeben, findet sich bei Locke in ausgedehnterem Zusammenhange und bestimmterer Ausprägung entwickelt. Im Unterschiede von Hobbes, giebt Locke zwei Quellen für die menschlichen Begriffe an: sinnliche Wahrnehmung und Selbstbewußtseyn (reflexion); und auf dieser Grundlage bestreitet er das herrschende Vorurtheil von den angebornen Ideen. Gegen die Anklage der Oberflächlichkeit läßt ihn der Verf. durch Mackintosh, Mill und Stewart rechtfertigen; die Beschuldigung des Mangels an Originalität entkräftet er durch die Nachweisung, daß Locke Hobbes niemals gelesen habe (p. 182 f.). Was Locke'n besonders auszeichnet, sind sein geduldig forschender Scharfsinn, seine durchaus gesunde Beurtheilung, sein vorurtheilsfreier, klarer Blick. Er hat wenig Entdeckungen gemacht; aber durch das Beispiel einer ruhigen, besonnenen, unverblendeten Beobachtung und Untersuchung der Operationen des menschlichen Geistes, und der hierauf begründeten einsichtigen Reform, hat er bedeutender und wohlthätiger, als die größten Entdecker, gewirkt und ist er der Urheber der modernen Psychologie geworden. Dabei ist seine Methode eine rein psychologische: er schließt alle physiologischen Hypothesen aus; und er hält sich überall innerhalb der Schranken der menschlichen Erkenntnißkraft. In diesem Sinne stellt er dann auch den Satz auf, daß wir keine den Dingen adäquaten Vorstellungen haben; die Vorstellungen von den „sekundären Eigenschaften" dem in den Dingen Vorhandenen nicht ähnlich sind. Daß er dies nicht auch auf die „primären" Eigenschaften ausdehnte, soll (wie der Verf. meint) vielleicht nur aus Nachlässigkeit abzuleiten seyn, oder sonst daraus, daß eine veraltete Gewohnheit ihn zu steif an der entgegengesetzten Ansicht festhalten ließ. Vorzüglich leitete ihn wohl hierbei, daß die primären Qualitäten unveränderliche Bedingungen der sinnlichen Wahrnehmung sind, während die sekundären der Veränderung unterliegen. Die weiteren idealistischen und skeptischen Folgerungen aus seinen Prinzipien sah er wohl ein; aber da er überzeugt war, daß die menschliche Erkenntniß jedenfalls nur eine relative seyn könne, hielt er es nicht der Mühe werth, weiter darauf einzugehen. — Den Schluß dieses Artikels macht eine scharfsinnige polemische Digression gegen einige neuere Kritiker Locke's, namentlich gegen Cousin und Whewell. „Alle diejenigen, welche noch undurchdringliche Geheimnisse zu durchdringen suchen und sich weigern, die Schranken der menschlichen Erkenntniß anzuerkennen, behandeln Locke mit stolzer Verachtung, eben so wie die sich vornehm dünkenden Alchymisten die ersten Chemiker behandelten .... Wer in den „Versuch über den menschlichen Verstand" nur oberflächlich hineinsieht, wird allerdings Stellen finden können, welche sich widersprechen; aber Jeder, der ihn mit Sorgfalt durchliest, wird Alles klar und in sich zusammenhängend finden."

Der Artikel über Leibnitz ist sehr kurz (Bd. III, p. 224—30): behandelt diesen fast nur in Ansehung seines Gegensatzes gegen Locke, und in Betreff der nothwendigen allgemeinen Wahrheiten. — Bei Berkeley behauptet der Verf. (Bd. IV, p. 7 ff.), gegen die verbreitete Meinung, daß er mit seinem Idealismus nicht der gewöhnlichen Ansicht von den Dingen, sondern nur der Ansicht der Philosophen von einer „Materie" oder „körperlichen Substanz" entgegengetreten sey. Nach ihm seyen die „Erscheinungen" die „wirklichen Dinge selber". Diesen Gesichtspunkt müsse man dann auch für seine Widerlegung ins Auge fassen. Die tiefste Grundlage seiner Ansicht bilde die Identification der Gegenstände mit den Vorstellungen. Hiernach konnte er leicht beweisen, daß Gegenstände nicht existiren können ohne einen auffassenden Geist, in welchem sie als Vorstellungen (ideas) existirten. Das πρῶτον ψεῦδος seines Irrthums also ist (p. 27 ff.), daß er die menschliche Erkenntniß als das Maß aller Dinge ansah. Wir Menschen vermögen freilich nicht über unsere Vorstellungen hinauszugehen; aber hieraus folgt noch nicht, daß über diese hinaus nichts existirt; und lassen wir uns auf Schlüsse ein, so zeigt sich die Annahme einer äußeren Materie, welche unseren Sinnenauffassungen ungleich ist, weil diese Annahme mit dem allgemeinen Menschenglauben einstimmiger ist, immer als die wahrscheinlichere, in Vergleich mit der Berkeleyschen Annahme, daß der Wille des Schöpfers die Ursache von unseren Sinnenvorstellungen sey. So kommt denn der Verf. auch hier wieder (p. 32) auf die „Moral seiner ganzen Geschichte" zurück: „Berkeley strauchelte, wie die größten Philosophen aller Zeiten gestrauchelt sind, nicht weil er schwach, sondern weil die Philosophie unmöglich war."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Fanatiker der Pflanzenkost.

(Schluß.)

Nach unserem Verfasser lebten die gegenwärtig Fleisch fressenden Thiere vor der großen Sündfluth, welche die Gestalt der Erde umgewandelt, nur von Früchten und Wurzeln: erst später wurden sie durch verschiedene Umstände blutdürstig. Auch das böse Beispiel des Menschen hat zu dieser Demoralisation der Thiere etwas beigetragen. Wenn der Bär sich jetzt erlaubt, hier und da furchtsame Lämmer zu rauben, so ist dies nur die Folge davon, daß er den Duft unserer Mahlzeiten einathmet. Daher hofft auch Herr Gleizès, daß die Raubthiere einst noch zu sanfteren Sitten zurückgeführt werden können. Es ist nicht schwer, diese Paradoxen zu widerlegen. Der Zerstörungstrieb liegt so sehr im Plan des Schöpfers, daß die ältesten Thiere diejenigen sind, die mit einem furchtbareren Panzer und mit heftigeren Angriffsmitteln versehen sind. Der ewige Urheber der Wesen entsandte jene großen Entvölkerer auf die Erde, sobald ihre Anwesenheit nothwendig war, um jede Gattung innerhalb der Gränzen einer gemäßigten Fortpflanzung festzuhalten. Wozu jene dreifachen Reihen von hakenförmigen, drohenden Zähnen, die man an der Kinnlade des vorsündfluthlichen Krokodils bemerkt, wenn es wie ein Hammel Gras fressen sollte?

Herr Gleizès bezeichnet den Zorn als den permanenten Zustand der zerstörenden Thiere. Die Ruhe des Gewissens ist nur für die Pflanzenfresser vorhanden: der Löwe, der Tiger, der Panther, der Jaguar sind fortwährend unruhig und in fieberhaftem Zustand; die Haut ihres Gesichts legt sich in schmerzliche Falten; selbst ihr Schlaf ist kein ruhiger; man möchte glauben, daß sie Gewissensbisse empfinden. Die Stimme einiger wilden Thiere ahmt das Geschrei ihrer Opfer nach. Welcher Unterschied zwischen diesem überreizten Zustand und dem Frieden des Lammes! Selbst die Liebe nimmt bei den Fleischfressern einen wilden Charakter an; der verliebte Löwe kratzt seine Klaue in die Seiten der Löwin: diese Besitznahme kontrastirt mit den sanften und treuen Sitten der Pflanzenfresser. Auch die Fleischer, findet Herr Gleizès, haben alle Merkmale an sich, welche die Raubthiere auszeichnen. Ihr Teint hat nach ihm die Farbe des vergossenen Blutes; ihre Stimme bringt die rauhen Kehltöne der wilden Thiere hervor. Selbst ihre Frauen und Töchter haben eine blutende Frische, welche die zarten Herzen zurückstößt. Man kann sich denken, daß auch die Jäger in seinen Augen keine Gnade finden; sie führen die Barbarei früherer Zeiten zurück. Auch erfordert die Jagd die Anwendung der List und des Betrugs, und der Mensch, welcher die Lerche der Felder täuscht, um sie in seine Schlingen zu locken, wird bei nächster Gelegenheit seinen Freund und seine Geliebte verrathen. Wenn der Verfasser diejenigen ins Schwarze malt, welche die Thiere tödten, so sieht er auch die, welche Fleisch essen, durch die vergrößernden Gläser seines Unwillens. Die blutige Diät macht die Organe grob, stumpft die zarte Spitze unserer Gefühle ab, nimmt dem Geist jenes zweite Gesicht, welches bei dem Menschen gleichsam ein sechster Sinn ist. Der, welcher sich von Fleisch nährt, gleicht den Thieren und besonders dem Thier, aus dem er seine gewöhnliche Nahrung macht. Die fischessenden Völker haben eine fleckige Haut oder eine von mattem Weiß wie die des Bauches der Fische.

Wenn die blutige Diät allen unseren Instinkten eine verkehrte Richtung giebt, so übt die entgegengesetzte, abgesehen von diesem moralischen Einfluß, auch einen physischen aus. Welche Güter verspricht der Verfasser der Thalysie denen, die dem Fleisch entsagen und seinem Beispiel folgen wollen? Die Pflanzenkost ist das Gegengift aller Uebel. Mit ihr würde der Mensch viel länger leben; er würde beinahe das fabelhafte Alter der Patriarchen erreichen; er würde wenigstens länger leben als das Kameel und der Elephant. Das Kameel lebt ein Jahrhundert; der Elephant sieht zweihundert Jahre über sich hingehen; der Mensch würde sein Daseyn auf dreihundert Jahre ausdehnen. Ein anderes sehr mächtiges Motiv, besonders bei den Frauen, ist dies, daß die Pflanzenkost die Schönheit erhält und erneuert. Daher richtet auch der Verfasser seine gefährlichsten Argumente an das zarte Geschlecht. Der Genuß des Fleisches verwischt, besonders bei den Frauen, den ursprünglich himmlischen Charakter der Gestalt. Unter den Männern ähneln die Einen den Wölfen, die Anderen den Geiern: einige von diesen Gestalten werden durch die Fleischkost erzeugt. Das Fleisch drückt dem Antlitz des Menschen das Siegel der Thierheit auf. Die Fleischsäfte verkohlen das Blut und machen die natürlichen Blumen des Gesichts welk. Bei der entgegengesetzten Lebensweise ändert sich Alles: ein rosigeres Blut zirkulirt unter der Haut; die Wangen verbinden die Weiße des Reifes mit dem Kolorit der Pfirsiche; die Formen des Mundes werden der Gestalt der Früchte ähnlich. Wenn das Fleisch uns stumpf macht, so giebt uns die vegetabilische Nahrung vollkommenere Sinne und eine außerordentliche Feinheit der Empfindung; sie mildert die Stimme und entbindet die Ideen. Endlich behauptet Herr Gleizès, daß die Pflanzen allein Unsterblichkeit gewähren. Der, welcher das Fleisch der Thiere ißt, nimmt den Tod in seinen Busen auf, den ewigen Tod. Es giebt für ihn weder Zukunft noch Wiedergeburt in einer besseren Welt. Der Mensch, welcher tödtet, erfüllt seine Bestimmung nicht; er übertritt die Gesetze der Natur; zur Strafe dafür muß ihn die Erde für immer in ihren engen Schoß verschließen. Die Vegetabilien dagegen erfüllen das intelligente Wesen mit dem reinen Geist, der sie beseelt; sie vereinigen das Göttliche in uns mit dem Göttlichen im Universum. Herr Gleizès hatte über die Unsterblichkeit der Seele eigene Ideen: indem er glaubte, daß diese Unsterblichkeit auf den Früchten der Bäume beruht, und daß sie in dem, der von Raub lebt, erlischt, wollte er sagen, daß nach dem Tode die Seelen einige Zeit auf unserem Planeten zurückbleiben, um sich zu reinigen. Die, welche einen Pakt mit dem Blut geschlossen haben, kehren an die niederen Orte der Erde zurück, und die, welche den Keim des Lebens, der in uns liegt, entwickelt haben, schweben noch einige Zeit über den Blumen, Bäumen und hohen Bergen, bis sie sich zu einer anderen Sphäre erheben.

Nachdem er sich bemüht, uns von den Vortheilen des thalysischen Systems zu überzeugen, prüft der Verfasser den Werth der Hindernisse, die sich der Ausführung seiner Ideen entgegenstellen. Kann man die Nahrung eines Wesens ändern, und bewirken diese Veränderungen entsprechende Modificationen in seinen moralischen Eigenschaften? Diese Frage wird nur durch die Thatsachen vollständig gelöst. Spallanzani entzieht einem Adler, den er mit lebenden Thieren fütterte, eines Tages das Fleisch und giebt ihm nur Brod; der Raubvogel weist diese Nahrung zurück und bringt vier Tage ohne zu essen zu. Da kommt der Naturforscher auf den Gedanken, Fleisch mit dem Brod zu vermischen; diese Nahrung nimmt der Adler an; die Quantität des

Brodes wird allmälig vermehrt, die des Fleisches vermindert; man giebt ihm endlich Brod ohne Zusatz von Fleisch, und der Adler begnügt sich damit. Demselben Beobachter gelang es, durch Fasten den Widerwillen einer Taube gegen das Fleisch zu besiegen; der Vogel gewöhnte sich zuletzt so sehr an diese Nahrung, daß er die Vegetabilien und selbst die Körner verschmähte. Man sieht, daß die Thiere von einer Lebensweise zur anderen übergehen können, ohne daß diese Veränderung den Tod nach sich zieht. Hierauf beschränken sich leider diese belehrenden Details; Spallanzani sagt uns nicht, ob die Sitten des pflanzenfressenden Adlers sanfter geworden, und ob die der fleischfressenden Taube ihre Unschuld verloren. Solche Erfahrungen sind an verschiedenen Thieren gemacht worden: Pferde, Ochsen, Hammel sind dahin gebracht worden, sich ausschließlich von Fleisch zu nähren; es scheint, daß diese Nahrung besonders den Pferden eine Aufregung mittheilte, die nicht in ihrer Natur liegt. Daubenton glaubte, wenn man die Lebensweise der gefürchtetsten Raubthiere ändere, so würde man sie nach einigen Generationen eben so zahm machen, wie unsere Hausthiere. Ein Löwe, der in dem Hof einer Pensions-Anstalt lebte und auf Pflanzenkost angewiesen war, hatte seinen reißenden Charakter ganz verloren; die Kinder spielten und theilten mit ihm ihr frugales Frühstück: er nahm sie in seine Arme, nicht um sie zu erwürgen, sondern um ihnen seine Liebkosungen zu bezeigen. Man kann sich denken, welche Schlüsse der Verfasser aus diesen Erfahrungen für sein System zieht; indem er die wilden Thiere durch die vegetabilische Nahrung ihres Charakters entkleidet, hofft er, daß sie einst in dem thalysischen Institut mit den Hammeln und Hirschen in Eintracht zusammen leben würden. Abgesehen davon, daß diese Beobachtungen nicht lange genug fortgesetzt worden, ist es klar, daß, wenn die vegetabilische Lebensweise die Eigenschaft hat, den Charakter der Raubthiere zu mildern, sie dieselben auch äußerlich verstümmeln muß, indem sie ihnen jene falbe Mähne, jene feurigen Augen, jene lebendigen Züge nimmt, welche bei ihnen Zierden der Natur sind; ein solches System würde, wenn man diesen Ausdruck wagen darf, Ungeheuer von Sanftmuth aus ihnen machen.

Die Lehre des Herrn Gleizès bedarf zu ihrer Empfehlung ganz besonderer Umstände. Große Gefahren entwickeln eine ihnen eigenthümliche Empfindsamkeit. Als Columbus nahe daran ist, mitten auf dem Ocean Hungers zu sterben, schenkt er einem Vogel, der sich auf sein Schiff niedergelassen, das Leben. Auch große Schmerzen führen zur vegetabilischen Diät zurück: die Marschallin von Rochefort aß nach dem Tode ihres Mannes, der sie untröstlich ließ, kein Fleisch mehr. Eine junge Mutter, die von einem leichten Wahnsinn befallen und in die Salpetrière aufgenommen wurde, glaubte die Reste der Leiche ihres Kindes in den Gliedern der Thiere, die man auf die Tafel bringt, zu sehen. Es giebt ein ganzes Volk, welches das Blutvergießen verabscheut, das Hindu-volk. Während der Hungersnoth, welche die Engländer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Indien hervorriefen, starben zwei Millionen Banianen; alle diese Unglücklichen fielen zu den Füßen ihrer Hausthiere hin, ohne auch nur daran zu denken, ihr Leben durch einen Mord zu fristen. Bei allen Völkern Europa's, wo ähnliche Fälle der Noth vorgekommen sind, haben die Menschen nicht nur alle Hausthiere getödtet, sondern auch sich unter einander aufgegessen. Man findet aber die Empfindsamkeit des Banianen oft auch bei dem schwächeren Geschlecht wieder. Es gab im vorigen Jahrhundert einen Moment, wo man auf die Idee kam, die vornehmen jungen Damen in der Besorgung der Wirthschaft zu erziehen. Eine derselben erhielt von ihrer Mutter als erste Aufgabe eine Taube, die sie erwürgen sollte; sie gehorchte, aber kaum hatte sie ihre Finger auf den zuckenden Vogel gelegt, kaum hatte sie das Klopfen des Herzens gefühlt, als sie in Ohnmacht fiel; der Vogel flog davon. Herr Gleizès wünschte eine ähnliche Revolution des menschlichen Herzens durch die Liebe auf der ganzen Erde herbei. Unerschütterlich in den Prinzipien, war er doch tolerant gegen die Personen; denn er war seiner Frau mit der innigsten Liebe zugethan, obwohl er nicht an einem Tisch mit ihr essen konnte. Uebrigens wird es auch des Zwanges nicht bedürfen. Das thalysische System wird sich von selbst Bahn machen, und zwar auf folgende Art. Die Cholera wird, wie der Verfasser meint, wiederkommen; sie wird von neuem ihr wandelndes Gift über die Welt tragen, und wenn Alles, was thierischer ist, als die Organisation es verträgt, d. h. Alles, was Fleisch ist, ausgestorben seyn wird, dann wird sie selbst an den Enden Asiens sterben, und die Hindu's allein werden übrig bleiben, um die Erde wieder zu bevölkern.

Polen.

Duplik
in Sachen der polnischen Russomanie. *)

In dem Augenblicke, wo wir unsere Aphorismen über den letzten polnischen Aufstandsversuch in Folge einer Entgegnung in diesen Blättern wieder aufnehmen, sind uns die Gründe noch verborgen, welche die Anatomisirung unseres „Worts" hervorgerufen haben. Als Widerlegung ist dieselbe nicht anzusehen; denn in den Hauptpunkten, als dem, wenn auch nicht in gleichem Umfange zugegebenen Vorhandenseyn einer politischen Krankheit, in der Beurtheilung der neuesten unbesonnenen Emeuten und in der Erklärung der Theilnahmlosigkeit von Seiten der deutschen Presse, gehen beide Artikel Hand in Hand, nur mit dem Unterschiede, daß die letztere dort beschränkter, hier aber allgemeiner gefaßt worden ist. — Obwohl nun bei einer so geringen Abweichung der Ansichten der zweite Artikel des Ansetzens einer Gegenausführung nicht bedurfte, hat er dasselbe dennoch angenommen und uns dadurch zu einem weiteren Eingehen auf die Sache genöthigt. — Wo der Austausch entgegenstehender Ansichten zu einem Resultate führen soll, müssen zuallernächst die Standpunkte klar gemacht werden, von denen herab sich jene geltend zu machen suchen. In der Unterschrift Germano-Polonus, die eigentlich nicht wir selbst, sondern die Redaction für unseren Artikel gewählt, lag eine sehr richtige Bezeichnung seiner Tendenz, doch würde vielleicht Polono-Germanus noch treffender gewesen seyn, indem wir allerdings auf das deutsche Moment unseres Aufsatzes den meisten Nachdruck legen. Es ist gerecht, von einem Deutschen zu verlangen, daß er zunächst Deutscher sey, daß er die Interessen seiner Heimat in jeder Art hervorhebe und dieselben gegen Beeinträchtigungen schütze. Es ist ferner gerecht, daß er genau die Beschaffenheit des Interesse prüfe, das wahre vom falschen unterscheide und das blos scheinbare selbst seines eigenen Landes bekämpfe. Wer in diesem Sinne als Deutscher seine Pflicht erfüllt hat, der darf auch den Blick über die Gränzen seiner Heimat hinaus wenden und sich um die Schicksale der draußen Stehenden kümmern. Der Patriotismus hat keine Engherzigkeit gegen Nichtheimatgenossen zur Voraussetzung; er muß Aller Wohl fördern wollen, zuerst aber das der ihm zunächst Stehenden. Diese Richtung des Patriotismus, welcher die beste Art des Weltbürgerthums ist, hat in Deutschland stets ihre zahlreichen Anhänger gehabt und ist nicht ohne heilsame Folgen geblieben.

Das Schicksal seiner nächsten östlichen Nachbarn, das beklagenswertheste unter den Schicksalen aller europäischen Staaten, hat seit langer Zeit Deutschlands Theilnahme in Anspruch genommen, und wenn sie nicht geholfen, so ist die Schuld sicher keine einseitige. Es bedarf keines Beweises, daß kein wohldenkender Deutscher den Untergang Polens will, aber die Art seiner Erhaltung und die Bedingungen seines Glückszustandes sind so vielen Zweifeln unterworfen, daß es zu einer Einigung darüber und zu einem freundlichen Einvernehmen zwischen der deutschen Politik und dem polnischen Nationalismus vorerst nicht kommen kann. Polen zweifelte von jeher an Deutschlands Wohlwollen und hat die ihm offenbarten Sympathieen nie mit der Wärme aufgenommen, welche ein festes Verhältniß der Reciprocität wahrscheinlich machen konnte. Nichtsdestoweniger giebt es immer einen Theil der polnischen Nation, dem man sich von Deutschland aus mit Liebe zuwendet, den man gern gegen Verdächtigungen in Schutz nimmt, dessen Charakter man zu retten sucht, weil er die einzige Basis ist, auf der es für Polen eine Zukunft giebt. Diese Zukunft, die hier nur timide behauptet, dort geleugnet, aber doch immer gern gehofft wird, darf kein Freund des polnischen Volks, kein Freund der Geschichte, ja nicht einmal der mitleidslose Politiker dem Polenthume absprechen. Wir sagen Polenthum, weil es uns nicht darauf ankommt, in welcher Form einst die Aehren des polnischen Volksgriffes zur Reife kommen, wenn nur in der der moralischen Freiheit. Wir betrachten das Polenthum nicht als eine materielle Masse, sondern als etwas Geistiges, und erwarten für seine Zukunft nicht blutige Kämpfe, sondern eine organische sittliche Entwickelung; deshalb schlagen wir die politische Unabhängigkeit an sich so hoch nicht an, sondern wünschen ihr nur einen Charakter, der jene Fortentwickelung nicht hemmt.

Das ist unser Standpunkt.

Aus der Entgegnung ist uns ein solcher nicht klar hervorgegangen, vielmehr haben wir in derselben eine sich sehr widersprechende Gesinnung entdecken müssen. Denn während im Eingange des Aufsatzes das Wohlwollen für die Polen augenscheinlich in Anspruch genommen wird, ist später mit großer Beruhigung die Behauptung hingestellt, „daß Deutschland durch die Vorgänge des Jahres 1831 mit Abscheu und Verachtung gegen dieselben erfüllt worden sey, und daß Polen nicht anders regiert werden könne, als durch die disziplinarische Zuchtruthe eines großen Generals vom Auslande." Während der erste Theil dieser Behauptung leicht zu widerlegen ist, lassen wir den zweiten auf sich beruhen, zugebend, daß die polnische Nation es nie, oder doch nur unter ihren ersten Königen, verstanden hat, sich selbst zu regieren und sich eine die innere Ruhe sichernde Verfassung zu geben. Es kommt dieser Umstand auf Rechnung des Mangels an praktischem National-Instinkt, ein Mangel, der uns das Gefühl der Achtung für die Nation nicht rauben, wohl aber das der Schutzpflicht erwecken kann. Aber „Abscheu und Verachtung" haben selbst die letzten Revolutionen für Polen in Deutschland noch nicht zu erwecken vermocht; denn wo noch die Klage über Verirrung oder Verblendung „Einzelner" laut und einstimmig gehört wird, spricht unmöglich der Haß, sondern es spricht das Mitgefühl für das Ganze. Es ist unbestritten, daß das polnische Volk in seiner Totalität, je tiefer es ins Unglück gestürzt wird, desto mehr Freunde in Deutschland so wie in allen Nationen finden muß. — Denn warum sollte gesteigerte Noth den Haß der Menschenfreunde erzeugen? Er wird nur die verfolgen, welche, ihr sonst müßiges Haupt mit Illusionen gefüllt, die fortwährende Propaganda der Emeuten zu nähren und in Berechnung ihres persönlichen Vortheils die Masse für schwärmerische Zwecke zu mißbrauchen suchen. — Es ist Polens Aufgabe, sich von diesen Elementen zu reinigen, ein Prozeß, der seine ganze Zukunft sichert, aber nicht durchgeführt werden kann, bevor nicht die Masse des Volks selbst über ihr bürgerliches Schicksal nachzudenken begonnen hat. Dann wird sie dem Rufe der Schwärmerei nicht Gehör geben, sondern selbstthätig bewußten Zielen zuarbeiten und in der Einheit der Kräfte auch ein denselben entsprechendes Resultat finden müssen. Schon jetzt ist es, wie wir gesehen haben,

*) Vgl. Nr. 118 des Morgenbl.

trotz aller Emissaire und Propaganden, nicht gelungen, das Volk für ein gemeinsames, gegen den Druck der Fremdherrschaft gerichtetes Unternehmen zu begeistern. Sey es, daß ihm der Druck, gegen welchen die revolutionaire Partei zu kämpfen gedachte, minder fühlbar ist, sey es, daß die Masse geahnt hat, sie werde nur den Namen ihrer Herren vertauschen, sie blieb auf die Lockungen einer bethörten und bethören wollenden Partei regungslos, ja sie hat sogar, zum Theil anderen unmenschlichen Eingebungen folgend, an ihren schrinbaren Freunden und Befreiern die rohesten Gräuel verübt.

Wo sitzt das revolutionaire Element Polens? — Die Antwort ist: unter den sogenannten Gebildeten, also unter dem Adel. In die Masse des Volks ist noch kaum ein Gedanke gedrungen, der über die Existenz, und zwar nur die körperliche des eigenen Individuums, hinausreichte. Der Adel, obgleich gedankenarm und nur nach der Seite seiner nationalen Interessen hin einigermaßen aufgeklärt, vermochte dennoch bisher durch seine Combinationen die Masse zu leiten und koalirte sich, um dies desto leichter zu können, mit dem von ihm abhängigen und dienstfertigen Klerus. — Daß die Masse aber bei dem letzten Revolutionsgeschrei regungslos geblieben, zeugt dafür, daß auch jene Faktoren ihre Kräfte nicht vereinigt haben, und daß man den letzten Aufstand auch nicht einmal als ein Werk des Adels ansehen kann. — Es haben verschiedene, aber ganz einzelne und planlos dastehende Potenzen zusammen zu wirken versucht, und das Ende war, daß auf die Menschen, welche auf ihre eigene Intention das Banner der Freiheit ergriffen, von ihren Landsleuten, während jene die Bürgerkrone erwarteten, der erste Stein geworfen wurde.

Es ist möglich, daß dieselben Leute, welche sich berufen glaubten, das Joch der Fremdherrschaft mit der Streitart zu zerhauen, und einen so unglücklichen Moment dazu wählten, jetzt auch die Verbreiter der Ideen von der Nützlichkeit der Unterwerfung unter die russische Herrschaft geworden sind. Aber sie stehen nicht allein; denn ihr Gedanke von einer politischen Einheit ist der Mehrheit der Gebildeten so imposant, daß sie dafür die größten Opfer zu bringen fähig wären. Es ist unerheblich, wie viel oder wie wenig Boden der Gedanke schon jetzt gewonnen hat; seine Existenz und die seiner Anhänger wird von Niemanden geleugnet. Anstatt über ihre Kopfzahl Berechnungen anzustellen, ist es Sache derer, welche Polens Heil auf anderen Wegen, als auf denen durch die russische Zucht, verwirklicht sehen möchten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften die Verirrung in ihrem wahren Lichte darzustellen, davon abzuwenden und bessere Ziele der Nationalwohlfahrt aufzuweisen. Und dazu hat Jeder, ohne Ansehen seiner besonderen Interessen, ein Recht; denn Polen bedarf des Raths von Außen, so lange das Rathen noch nicht Sache des Volks geworden ist, und es wird zu seinem Heile gereichen, wenn es dem deutschen Volke mehr vertraut, als bisher.

Polono-Germanus.

Mannigfaltiges.

— **Die Hosen des Herrn v. Bredow.** Es ist dies der Titel von W. Alexis' neuestem, „vaterländischen Roman", dessen erste Abtheilung in zwei Bänden so eben erschienen und auch den besonderen Titel: „Hans Jürgen und Hans Jochem" führt. *) Diese erste Abtheilung spielt in der Mark gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts nach dem Tode Johann Cicero's und zu Anfang der Regierung Joachim's I., während die zweite Abtheilung das Zeitalter der Reformation umfassen und ihre Ausbreitung in der Mark zum Gegenstande haben wird. Der Verfasser hat es für nöthig gehalten, in einer trefflich geschriebenen Vorrede sowohl die Wahl seines Stoffes als die des Titels zu rechtfertigen. Obwohl sein „falscher Waldemar" nur ein kleines Publikum sich errungen, obwohl sein „Roland von Berlin" zwar gelesen und belobt wird, doch dem Verf. selbst oft Gelegenheit gegeben, die Bemerkung zu hören: „es sey doch schwer, in jenen Zeiten mit dem Gefühle sich zurecht zu finden", ja obwohl ihm von keiner Seite ein Dank für seine dem Vaterlande ausschließlich gewidmete Darstellung wird, kehrt er doch immer wieder zur Mark und abermals zum Mittelalter zurück. Ja, in den herrlichsten Gegenden des Rheins und des Nahe-Thals, an den Gestaden der Ostsee, wo die Sage das romantische Vineta versinken läßt, hat er, wie er uns erzählt, diesen märkischen Roman angefangen und vollendet. „Ein Patriot", bemerkt er bei dieser Gelegenheit, „ist, wer schönere, reichere, glücklichere Länder kennt und doch nicht, bei den Mitteln, es auszuführen, von dem trüberen ärmeren Vaterlande läßt; wer am Comer See sich ansiedeln könnte und lieber sein Haus baut auf den Sandhügeln der Havel; wer frei seyn könnte und glücklich in Amerika, aber dieses Freiheitsgefühl nicht trennen kann von der Liebe zum Vaterlande. Eine höhere Stufe des Patriotismus ist's, wenn Einer alle seine Kräfte anwendet — den Sand in blühende Gefilde zu verwandeln. Die Klugheit sagt zwar, wenn du über so viele Mittel gebietest, ist es lohnender, du verwendest sie alle auf den kleinen fruchtbaren Strich Niederung, den du schon besitzest, als daß du sie auf die weiten öden Höhen zerstreuest; dort kannst du ärndten, hier vielleicht erst deine Kinder. Die Klugheit ist aber nicht immer eine Patriotin."

Ein Geheimerath des Kurfürsten selbst, Wilken von Lindenberg, gehörte zu den letzten Raubrittern in der Mark, deren Treiben der gerechtigkeitsliebende und beredte Johann Cicero, noch entschiedener aber sein Sohn, der energische Joachim I., ein Ende machte. „Ich hinterlasse Dir, mein Sohn", sagte Johann in seinem merkwürdigen, auffallenderweise selbst in historischen Werken über die Mark nur selten angeführten Testamente, „ein großes Land; allein es ist kein deutsches Fürstenthum, in dem mehr Zank, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark." — „Deinen Fürstenthron", fügte der weise Vater hinzu, „wirst Du nicht besser befestigen, als wenn Du den Unterdrückten hilfst, wenn Du den Reichen nicht nachsiehst, wo sie die Geringen überwältigen, und wenn Du Recht und Gleich einem Jeden angedeihen lässest. — Vergiß nicht, mein Sohn, den Adel in Zaum zu halten, denn sein Uebermuth verübt das meiste Böse; strafe sie, wenn sie die Gesetze übertreten, und laß nicht zu, daß sie irgend wer es sey wider Gebühr beschweren. — Straf die Schmeichler, die Alles Dir zu Liebe und nichts zu des Landes Wohlfahrt reden. Wirst Du ihnen folgen, so wirst Du Deine klugen Räthe verlieren. Des Schmeichlers Rede gleicht dem Schlangengifte, welches im süßen Schlaf zum Herzen dringt und den Tod wirkt, ehe man es gewahr wird."

Dieses Testament allein könnte bezeugen, wenn andere historische Aktenstücke mangelten, daß mit der Zeit Johann Cicero's und seines Nachfolgers eine andere Ordnung als die mittelalterliche für die Mark begann. Den Uebergang von der einen Ordnung zur anderen schildert uns der vorliegende Roman. Die „Hosen des Herrn von Bredow", des unschuldig angeklagten Gottfried Bredow auf Hohenziatz, die ein Corpus delicti bei dem in der ersten Abtheilung des Werkes erzählten Anfall von Raubrittern auf einen Krämer sind, repräsentiren zugleich die alte Zeit, indem die knappen, eng anschließenden Lederhosen, als das nothwendige Requisit eben so des Strauch- und Siegreifritters wie des tapferen und ehrenhaften Degens angesehen wurden, während die mit der neuen Zeit herrindrechenden Tuch- und Pluderhosen ein seßhafteres Leben bedingten, aber von den Priestern als ein Zeichen gottloser Neuerung verschrieen wurden. „Wahrlich, ich sage euch", rief der Hofkaplan Andreas Musculus in seiner berühmten Predigt „vom zuladerten zucht- und ehrerwegenem pludrichten Hosenteufel": „Denen, die Pluderhosen tragen, hat Gott es ins Kerbholz geschrieben zum jüngsten Tage. Es wäre kein Wunder, wenn die Sonne plötzlich aufhörte zu scheinen, wenn es Nacht würde um Mittag, wenn die Erde nicht mehr trüge, wenn Gott mit dem jüngsten Tage drein schlüge wegen dieser grauenhaft unmenschlichen Kleidung!" — Der Streit der engen Leder- und der tuchenen Pluderhosen war mithin ein echter Prinzipienstreit, ein Kampf zwischen dem alten und dem jungen Deutschland, so gut wie irgend einer in unserer Zeit.

Was den Titel seines Buches betrifft, so spricht sich der Verf. darüber folgendermaßen aus: „Ueber den angefochtenen Namen des Romans habe ich nichts zu sagen, als daß die Sache selbst ihn gab. Ich fand keinen Grund, ihn aufzuopfern, weil er nach dem kleinen conventionellen Schicklichkeits-Kodex anstößig klingt. Wir sind im Begriffe, von allen Tyranneien uns zu emanzipiren, ja, von Allem, was auf Alleingültigkeit Anspruch macht: nur immer tiefer verfallen wir in die Tyrannei der Mode, und keine ist so furchtbar in ihren Folgen als die der Prüderie. Wenn ich das Beispiel Englands ins Auge fasse, wird mir bang. Wohin hat sie das lustige Altengland gebracht, wohin seine kernhafte gesunde Heiterkeit, seinen Humor verscheucht: wie ist seine reiche Sprache verarmt, durch wie viele Abzugsgräben hat sie den Quell seiner Poesie geschwächt, den Titanen Shakespeare zu einem Familien-Shakespeare entwürdigend; wie, um der Sittlichkeit willen, die scheint, die Sitte, die ist, vergiftet; wie die kecke Ausgelassenheit in versteckes zweideutiges Spiel, in blasirte Lasciviität verwandelt! Je strenger das schuldlose Wort von der reinen Lippe verbannt wird, um so mehr wuchert in verschwiegener Stille der schuldbewußte Sinn, die brütende Phantasie. — Daß besorgte Mütter die Hosen des Herrn von Bredow ihren Töchtern aus den Händen reißen, um des anstößigen Namens willen, muß ich gewärtigen, und daß sie mit denselben Töchtern bei einer Darstellung der premières armes de Richelieu ein Auge lächelnd zudrücken, weil die anstößige Sache so fein und liebenswürdig vorgetragen wird, kann ich nicht hindern. — Das ist so oft gesagt, daß man sich eigentlich schämt, es zu wiederholen. Ich weiß, es ist ein Strom, gegen den man vergebens schwimmt, aber einen Protest einzulegen, daß man einer albernen Sitte nicht huldigt, darf Jedem zur Pflicht werden, wenn er es auch durch nichts Anderes vermag, als daß er nicht erschrickt, eine Sache bei ihrem rechten Namen zu nennen."

Wenn wir dieser kurzen Anzeige noch etwas hinzufügen möchten, so wäre es die Bemerkung, daß der Verf. dem deutschen Publikum entschiedenes Unrecht thut, indem er es beschuldigt, daß es leichter als Franzosen und Engländer seine Modeschriftsteller vergesse. In dem Worte „Modeschriftsteller" liegt schon die Bezeichnung, daß diejenigen, die dazu gezählt wurden, wie Lafontaine, Clauren, Laun, Schilling u. s. w., darauf vorbereitet seyn mußten, daß, wenn ihre Zeit vorüber, andere Modeschriftsteller an die Reihe kommen. Jean Paul, Hoffmann, Zschocke, die keine bloße „Modeschriftsteller" waren, bleiben darum auch dem deutschen Publikum eben so werth, wie es ein Fielding oder ein Walter Scott dem englischen und ein Chateaubriand oder eine Staël dem französischen nur irgend seyn können. Frau v. Genlis und Pigault-Lebrun (um neuere Namen nicht zu nennen), Lady Morgan, die Herren Grattan, L. Ritchie u. s. w. sind dagegen in Frankreich und England nicht minder rasch und für immer außer Mode gekommen, als Lafontaine, Clauren u. s. w. in Deutschland.

*) Berlin, W. Adolf u. Comp., 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. — Im Verlage von Veit & Comp. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Silbergr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Duncker u. Humblot, Jägerstraße Nr. 22) und von allen Königl. Post-Aemtern angenommen.

№ 126. Berlin, Dienstag den 20. Oktober 1846.

England.

Geständnisse eines Homöopathen.*)

Dieses ist der Titel eines kürzlich von einem ungenannten (englischen?) Verfasser herausgegebenen Romans, der sich die Aufgabe gestellt, die angeblichen Täuschungen und Machinationen homöopathischer Praktiker, so wie die Irrthümer und verderblichen Folgen ihres Systems auf dem schmackhafteren und beliebteren Wege einer Novelle dem Publikum vor die Augen zu führen, weil es ja die ernsteren wissenschaftlichen Widerlegungen und Entlarvungen derselben, die sich reichlich genügend in den Zeitschriften vom Fache vorfänden, nicht zu Gesicht bekomme. Wenn es aber überhaupt schon als ein sehr zweifelhafter und mißlicher Versuch erscheint, Volkswahn und weitverbreitete Irrthümer durch Werke der Fiction bekämpfen und vertreiben zu wollen und so eine Reihe von Täuschungen, Verblendungen und Entstellungen durch eine andere Kette von Erfindungen und erdichteten Phantasiegebilden zu ersetzen, so ist dies namentlich im Gebiete der Erfahrungswissenschaften ein ganz nutzloses und unzulässiges Unternehmen. Auf dem Kampfplatze der spekulativen Ideen ist es allerdings möglich und statthaft, die Verderblichkeit gewisser Prinzipien durch die Darstellung der blos möglichen oder wahrscheinlichen Nachtheile, die aus denselben hervorgehen, wofern sie sich nur logisch und psychologisch richtig folgen, auf ergreifende Weise zur Versinnlichung zu bringen, und der mächtige Einfluß, den in der neuesten Zeit z. B. mehrere seciale Tendenzromane auf die Stimmung des Publikums geäußert haben, beweist dies zur Genüge. Ganz anders verhält es sich bei Streitfragen der positiven Wissenschaften — hier giebt nur die Wahrheit, die von allem Schmucke der Dichtung entkleidete Wahrheit, ihren Richterspruch über den Werth oder Unwerth einer Idee; nur nackte Thatsachen sind vor ihrem Forum gültige Zeugen, mit deren gewichtigen Aussagen sie das feinste wie das gröbste Gewebe des Irrthums und der Lüge zerreißt. Wenn also der Verfasser unseres Romans es unternimmt, durch selbstgeschaffene Phantasiegebilde, erdichtete Personen und Ereignisse die Täuschungen der homöopathischen Lehre und ihrer Praktiker an den Pranger zu stellen, so wird ihm dies in den Augen selbst der großen Masse des Publikums sehr schlecht gelingen, da es ihn selber Lüge mit Lüge, also nach dem Grundsatze seiner eigenen Gegner, similia similibus, vertreiben sieht. Offenbar in dem Bemühen, diesen Vorwurf abzuwenden, giebt der Verfasser vor, daß seine Mittheilungen sich auf Fakta stützen. „Umstände eigener Art haben ihn mit der Geschichte eines der vom Erfolge begünstigtsten Schüler Hahnemann's bekannt gemacht. Auf dem Sterbebette habe derselbe diese Bekenntnisse abgelegt, als er, bebend vor den Schranken der Ewigkeit, nicht länger Andere zu täuschen verlangte und sein erwachtes Gewissen ihm sagte, daß er sich selbst nicht länger täuschen könne. Mehrere Jahre lang habe der Verfasser die schickliche Gelegenheit erwartet, um diese Bekenntnisse dem Publikum vorzulegen; er thue dies endlich, weil er fühle, daß es an der Zeit sey, und weil er die feste Ueberzeugung von dem dadurch zu stiftenden Nutzen habe."

Allein, wenn dem auch wirklich so wäre, der Verfasser hätte sicherlich seinem Zwecke viel besser gedient, wenn er die einfache Wahrheit, frei von seinen dichterischen Zuthaten, aber durch alle mögliche Zeugnisse beweiskräftig gemacht, für sich selber hätte sprechen lassen! Wie groß übrigens der Antheil der Wahrheit an der ganzen Geschichte seyn kann, überlassen wir dem Urtheil des Lesers, aus einer kurzen Mittheilung des Inhalts der Erzählung abzunehmen.

Diese führt uns, dem alten Gesetze für die epische Dichtung gemäß, alsbald in medias res. Der Held der Geschichte, Graf von Eisenberg, befiehlt plötzlich, um zwei Uhr in der Nacht, seiner Gemahlin Amalie, einer jungen deutschen Schönheit, sich zur Abreise von ihrem Wohnsitz Schloß Falkenbrunn, einer alten Burg in der Nähe von Salzburg, zu rüsten, um zweien sich dort aufhaltenden, ihm verhaßten Engländern aus dem Wege zu gehen. Ungern gehorcht sie seinem despotischen Befehle; vor dem Anbruche des frostigen Morgens reisen sie ab und gelangen an diesem Tage bis zu einem einsamen, obskuren Gasthaus in einem Bergwerks-Distrikte Tyrols. In der Nacht fällt Schnee, und als sie deshalb am anderen Morgen ihre Reise nur langsam fortsetzen können, besteigt der ungeduldige Graf ein Pferd, um, bald vor, bald hinter dem Wagen galloppirend, die ihn fortbringenden Bauern anzuspornen. Plötzlich versinken mit einem krachenden Getöse Mann und Roß, — ein alter Schacht, dessen Mündung von Gestrüpp und Schnee überdeckt war, hat sie verschlungen. Das Pferd wird von den Fluthen des Abgrunds begraben, der Graf aber ist durch ein Wunder an einer Felsenkante hängen geblieben. Schon will seine unglückliche Gattin sich mit Seilen in die Tiefe hinablassen, um ihn zu retten; da erscheinen zwei sagende Engländer, dieselben, vor denen der Graf aus Eifersucht geflohen ist. Der eine von ihnen, Howard, früher Seemann, jetzt Arzt, entreißt ihn mit eigener Lebensgefahr dem Abgrund, bringt ihn zur Besinnung zurück und pflegt mit Sorgfalt und Sachkenntniß seine zerschmetterten Glieder in dem am Morgen verlassenen Gasthause. Der andere Engländer, Forrester, ein Mann von hoher Bildung und religiösen Grundsätzen, richtet den Geist des Unglücklichen und seiner Gattin durch trostreichen Zuspruch auf. Diese menschenfreundlichen und liebreichen Bemühungen versöhnen den Grafen mit den Söhnen der ihm so verhaßten Nation, und in der Zeit einer vorübergehenden Besserung eröffnet er ihnen und seiner Frau die Geschichte seines Lebens und legt das Geständniß seiner vielfältigen Betrügereien und Nichtswürdigkeiten ab.

Karl Grube (so ist sein eigentlicher Name) wurde in einem Dorfe bei Leipzig geboren und von armen Aeltern in der drückendsten Dürftigkeit erzogen. Mehr die Abneigung gegen anstrengende Arbeiten als eigentliche Liebe zum Lernen erweckte in ihm das Verlangen, sich dem Studium zu widmen, was ihm durch ein kurfürstliches Stipendium in Leipzig möglich wurde. Statt der Wissenschaften aber studirte er daselbst die Schwächen und Neigungen der Professoren, und es gelang ihm, durch wohlangebrachte Schmeicheleien bei den Einen und heimtückische Fallen, die er Anderen legte, sich bald ein Amt bei der Universitäts-Bibliothek zu verschaffen. Allein dies war natürlich sehr wenig für seinen hochfahrenden Geist. In seinen ehrgeizigen Träumen kam ihm der Gedanke, in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche einzutreten und Jesuit zu werden. Um sich für diese Laufbahn, auf der er in weiter Ferne schon die dreifache Krone blinken sah, würdig vorzubereiten, fing er in seiner elenden Behausung, inmitten einer armen und unwissenden Nachbarschaft, eine sonderbare Praxis seltsamer Mystificationen an, machte fremdartige Geräusche und ließ sich dann von den hinzukommenden Leuten mitten im tiefen Studium überraschen u. s. w.; genug er bringt seine Nachbarn zu dem Glauben, er stehe in einem Teufelsbündniß! Und diese Idee verbreitet sich so rasch und leicht unter allen Ständen und bei so vielen Leuten, daß Leipzig in der That im 19ten Jahrhundert als der Sitz des krassesten, jämmerlichsten Aberglaubens erscheint! So weit gediehen, wendet sich Karl Grube an Rechtsgelehrte und erhebt eine ganze Masse Injurien- und Entschädigungsklagen gegen die Einwohner, die seinen Ruf durch ihre alberne Leichtgläubigkeit verletzt haben. Allein es kommt nirgends zur Untersuchung — denn aus Scheu vor dem öffentlichen Skandal kaufen sich sämmtliche Kompromittenten durch beträchtliche Summen los, in die sich der Advokat und der Pfaffe theilen; — selbst zwei Richter und ein Geistlicher figuriren in diesem Getriebe der Dummheit, welches durch und durch das Gepräge der gröbsten Erfindung trägt! — — Nach kurzer Abwesenheit von Leipzig, um diese Vorfälle vergessen zu machen, setzt er daselbst seine theologischen Studien fort — auf einem Balle aber bekommt er wegen einer Dame Händel mit einem Feinde — ein Duell ist die Folge; er ist zwar Sieger, aber gleich darauf erscheint der Sekundant seines Gegners bei ihm, demaskirt sich und giebt sich als der bei dem obigen Handel von ihm ebenfalls geprellte Jesuit „Seifenblase" zu erkennen, der ihm ankündigt, er werde Sorge tragen, daß die heilige Kirche nicht durch so irdisch gesinnte Mitglieder, wie er sey, befleckt werde!

(Schluß folgt.)

*) Confessions of a Homoeopathist. Dublin, London and Edinburgh, 1846.

Eine Geschichte der Philosophie für Leser aller Klassen

(Schluß.)

In ähnlicher Weise nimmt sich der Verfasser auch Hume's gegen seine Gegner an. Auch sein Skeptizismus richtet sich in keiner Art gegen die gewöhnlichen Urtheile der Menschen (worüber namentlich aus Hume's früherer Schrift, Human Nature, eine entscheidende Stelle, die man gemeiniglich übersehen, beigebracht wird); und dieser Idealismus ist ein „harmloser, ja wohlthätig wirkender, indem er die Philosophie nur zerstört, um alle unsere Anstrengungen auf die positive Wissenschaft zu richten" (p. 42 ff.). — In seiner Theorie der Kausalität (welche schon durch Glanvil in seiner Scepsis scientifica, durch Malebranche und besonders durch Hobbes antizipirt worden) findet der Verf. zwei Fehler. Die Vorstellung der Kraft sei eben sowohl in unserer Erfahrung gegeben, zwar nicht in der Wahrnehmung, aber in ein

Unterlegung, welcher wir uns eben so wenig zu entziehen im Stande seyen, als der Unterlegung der Substanz unter die Attribute: und die Ueberzeugung vom Kausalverhältnisse sey gleich schon bei der ersten Erfahrung unwiderstehlich gegeben, wenn auch die Gewohnheit sekundär einigen Einfluß äußere in der Correction des voreilig Untergelegten.

An Condillac tadelt der Vers. sehr scharf, daß er, im Gegensatz mit Locke und in der Einbildung, diesen zu verbessern, alle Erkenntnisse und alle Vermögen von sinnlichen Empfindungen ableiten wollen und die Zurückführung auf entsprechende sinnliche Empfindungen zum Kriterium für die Realität aller unserer Vorstellungen gemacht habe: aber er bezeichnet auf der anderen Seite den zuerst von ihm aufgestellten Satz, daß die geistigen Vermögen nicht angeboren, sondern nur potentiell in dem neugeborenen Kinde seyen, als „vielleicht die wichtigste Entdeckung in der Psychologie, welche je gemacht worden sey", wenn sie auch Condillac freilich nur unvollkommen gesehen und sich in der Anwendung gänzlich vergriffen habe. Im Anschluß hieran spricht er dann auch den Wunsch aus, daß die künftigen englischen Systeme der Psychologie, wie jetzt schon in Deutschland geschehe, auf dieser Grundlage möchten aufgerichtet werden!

In dem Artikel über die „Reaction des common sense" erklärt sich der Vers. entschieden gegen die Begründung der Philosophie auf diesen und will überhaupt Reid lediglich das Verdienst zugestehen, in seinen Widerlegungen Berkeley's und Hume's die Aufmerksamkeit auf gewisse Mißbräuche der Sprache gelenkt zu haben, namentlich indem man ihrer dem Gebrauch der Wörter ideas, images etc.) Metaphern als Thatsachen unterschoben. Aber durch die Entfernung dieser Mißbräuche und Unterschiebungen hören unsere sinnlichen Auffassungen nicht auf, subjektiv zu seyn: und wenn es auch richtig ist, daß dabei Affectionen von den Dingen zum Grunde liegen, so ist es doch falsch, daß wir die Dinge unmittelbar auffassen. Dies Letztere widerspreche Allem, was wir vom Wahrnehmen wissen, und Reid widerspreche sich in Hinsicht dieses Punktes beständig selber. Indeß habe diese Philosophie doch insofern günstig gewirkt, als sie die Aufmerksamkeit ausschließlicher auf die Psychologie gerichtet habe.

Der nun folgende Abschnitt (p. 89—135) ist Kant gewidmet. Hier stellt der Vers. der Ansicht, daß die Kantische Philosophie „Träumerei, Mystik, transscendentaler Unsinn" sey (Phrasen, welche, wenn auch jetzt nicht mehr so verbreitet, wie früher, doch noch häufig genug in England gehört würden), den Satz entgegen, daß, wenn man die freilich etwas dunkle und abschreckende Terminologie abstreife, „ein System hervortrete, welches an Strenge, Klarheit und, vor Allem, Faßbarkeit, um mehrere Grade viele andere Systeme übertreffe, die man stets als leicht genug verständlich angesehen habe". Aber wir theilen, zur bestimmteren Charakteristik, wie der Vers. dieses in England noch immer wenig gekannte System seinen Landsleuten näher zu bringen sucht, und weil die Bemerkungen, welche er über das Verhältniß der Kantischen Grundansicht zu anderen verwandten beibringt, viel Scharfsinniges und auch für deutsche Leser Interessantes enthalten, hier ein längeres Bruchstück mit.

„Das Problem (heißt es p. 93 ff.), welches sich Kant zur Lösung vorsetzte, war nur eine neue Auffassung des Problems von Locke's „Versuch ꝛc". Auf die tiefe und verwickelte Frage nach dem Ursprunge der menschlichen Erkenntniß waren zwei entgegengesetzte Antworten gegeben worden, von welchen die eine alle unsere Erkenntniß für aus der Erfahrung hervorgehend, alle Materialien derselben für aus Sensationen und Reflexionen abgeleitet erklärte; die andere behauptete, daß aus diesen nur ein Theil unserer Erkenntniß stamme, gewisse andere Elemente derselben aber über alle Erfahrung entschieden hinausgingen (absolutely transcended). So die Vorstellung der Substanz. Die Erfahrung giebt uns nur Qualitäten; zu diesen fügen wir ein Substrat hinzu, welches wir „Substanz" nennen, und von dem Locke selbst gesteht, daß wir es durch keine materielle Empfindung auffassen könnten. Eben so sind andere Vorstellungen, wie die von der Kausalität, der Unendlichkeit, der Ewigkeit, von der Erfahrung unabhängig, also (sagt diese Schule) als ihr vorangehend zu setzen; demnach angeboren. — Im Laufe der Untersuchung war die Unhaltbarkeit angeborener Vorstellungen augenscheinlich geworden. Descartes selbst, als er von seinen Gegnern scharf gedrängt wurde, gab dieselben auf. Aber immer blieb noch die Thatsache zu erklären, daß wir Vorstellungen besitzen, welche dem Anschein nach nicht von der Erfahrung abzuleiten sind; daher denn Leibnitz den Satz aufstellte, daß, obgleich unsere sämmtliche Erkenntniß mit sinnlicher Empfindung beginne, sie doch nicht sämmtlich aus derselben stamme; der Geist gebe sein Theil hinzu: und was derselbe hinzugebe, trage den Stempel von Allgemeinheit, Nothwendigkeit und folglich von Wahrheit an sich. Diese Lehre wurde dann, mit geringen Modificationen, bei den Schotten zur Lehre von den „ursprünglichen Instinkten" oder „Grundgesetzen des Glaubens".

„Kant erkannte ebenfalls die Thatsache an, auf welche sich die Gegner der sensualistischen Schule stützten; und stellte sich die Aufgabe, diese Thatsache genau zu untersuchen. Indem er nun sein Bewußtseyn fragte, fand er, daß keine der beiden bisherigen Erklärungen ausreichte: die abstrakten Vorstellungen, wie Zeit, Raum, Kausalität ꝛc weder auf Erfahrung allein zurückgebracht werden könnten, noch auf der anderen Seite, obgleich a priori der Erfahrung gegeben, als davon durchaus unabhängig vorausgesetzt werden könnten: indem sie nämlich die Formen (die nothwendigen Bedingungen) unserer Erfahrung seyen. Es gebe nicht zwei Quellen der Erkenntniß (sagte er), die äußeren Gegenstände und den menschlichen Verstand, sondern nur Eine: die Verbindung von Objekt und Subjekt: eben so wie man nicht sagen kann, daß das Wasser, obgleich die Verbindung von Oxygen und Hydrogen, zwei Ursachen habe, Oxygen und Hydrogen, sondern es hat nur Eine, eben die Verbindung von beiden. — Die ganze Welt ist für uns eine Reihe von Phänomenen. Sind diese Erscheinungen das Product des Geistes, welchem sie erscheinen, oder die reine Darstellung der Dinge selber? Idealismus oder Realismus? — Keines von beiden. Der Geist und der Gegenstand wirken zusammen für die Hervorbringung dieser Erscheinungen; und durch ihre Verbindung entsteht die Wahrnehmung .... Um die Erfahrung möglich zu machen, mußte der Geist die Gegenstände in einer Synthese der Gegenstände und der Formen oder Bedingungen seiner wahrnehmenden Kräfte fassen.

„Kant's Kritizismus richtete sich auf der einen Seite gegen Locke mit dem Satze, daß wir von der Erfahrung unabhängige Vorstellungen haben, und auf der anderen Seite gegen Hume mit der Behauptung, daß diese Vorstellungen den Charakter der Allgemeinheit, Nothwendigkeit und Unwiderstehlichkeit haben. Aber (und dieser Punkt ist von Wichtigkeit) sein Kritizismus führte den Beweis, daß diese Vorstellungen, obgleich allgemein und gewiß, doch nicht für absolut wahr gelten könnten, sondern nur für subjektiv wahr. Hiermit kam er auf Hume's Standpunkt zurück: denn wenn auch Hume den Glauben an die Kausalität als die Wirkung der Gewohnheit geltend machte, Kant als ein Gesetz des Geistes: so kamen doch Beide in der Ableugnung ihrer objektiven Wahrheit und darin überein, daß eine Erkenntniß der Dinge an sich unmöglich sey. — So ist das Ergebniß von Kant's Untersuchung der Grundlagen des menschlichen Geistes in der That als eine wissenschaftliche Begründung des Skeptizismus anzusehen. Er vergleicht seine Reform der Philosophie mit der Reform, welche Kopernikus für die Astronomie herbeigeführt, indem er die bisherige Annahme umkehrt: an die Stelle der Bewegung der Sonne um die Erde eine Bewegung der Erde um die Sonne gesetzt habe. In derselben Weise, sagt Kant, müsse die gewöhnliche Annahme, daß sich unsere Erkenntniß nach den Dingen richte, mit der vertauscht werden, daß sich die Dinge nach unserer Erkenntniß richten; und er nennt sein System ein kritisches, weil es auf eine Prüfung unserer Erkenntnißkräfte gegründet sey. Aber Beides, der Name und die Vergleichung, erscheinen uns als falsch. Eine Prüfung der Erkenntnißkräfte war (wie wir mehrfach bemerkt) das große Thema für die philosophische Speculation schon seit Spinoza; und obgleich die von Kant veranstaltete in ihrem Resultate von allen früheren verschieden war, so war sie doch nicht davon verschieden in ihrer Methode. Kopernikus faßte entschieden einen entgegengesetzten Gesichtspunkt. Kant that dies in keiner Weise: sein Versuch, die Gesetze der Erscheinungswelt von den Gesetzen des Geistes abzuleiten, war wenig mehr als der Versuch des Descartes, die Welt von dem Bewußtseyn abzuleiten; und wie er in der Methode mit den Meisten von Leibnitz und Berkeley übereinkommt, so in dem Ergebnisse mit dem Ergebnisse Hume's, daß wir nur unsere Vorstellungen und niemals die Dinge an sich zu erkennen im Stande sind ....

„Dem Skeptiker sagt Kant: „„Nein, die Erfahrung ist keine Täuschung; der menschliche Verstand hat seine festen Gesetze, und diese Gesetze sind wahr"". Dem Dogmatiker sagt er: „„Aber dieser Verstand kann niemals Dinge an sich erkennen. Er hat allein mit seinen eigenen Vorstellungen zu thun; nimmt lediglich Erscheinungen von Dingen wahr. Denn in welcher Art wäre es doch möglich, Noumená zu erkennen? — Nur unter der einzigen Bedingung, daß man ihnen die Formen abstreifte, welche unsere Sinne und unser Verstand ihnen aufgedruckt haben, und sie so aufhören machte, Erscheinungen zu seyn. Aber um ihnen diese Formen abzustreifen, müßten wir unser Bewußtseyn vernichten und an die Stelle unserer gegenwärtigen Sinnlichkeit und unseres gegenwärtigen Verstandes eine Kraft oder Kräfte setzen, welche fähig wären, Dinge an sich aufzufassen. Dies, wie vor Augen liegt, vermögen wir nicht auszuführen. Unsere einzigen Mittel, mit den Dingen zu verkehren, sind eben diese Sinnlichkeit und dieser Verstand, welche den Gegenständen die Formen geben, unter welchen wir sie kennen"". — So ist denn Kant's Antwort an den Dogmatiker dem Wesentlichen nach dieselbe, wie die von Hume gegebene. Er beweist, daß der Verstand, vermöge seiner Grundnatur, nicht Dinge an sich aufzufassen im Stande ist. Da entsteht dann die Frage, ob wir irgend ein anderes Vermögen besitzen, welches Dinge an sich aufzufassen im Stande sey; und die Antwort ist entschieden, daß wir ein solches nicht besitzen.

„So kommt die Verschiedenheit zwischen Hume und Kant, bei tieferer Betrachtung, darauf hinaus, daß Hume die Behauptung aufstellte, der Verstand sey betrügerisch (treacherous) und mache in diesem Charakter die Philosophie unmöglich, Kant dagegen den Verstand für nicht betrügerisch, sondern eingeschränkt (limited) erklärte, so daß man ihm also trauen könne, so weit er reiche; aber er reiche nicht weit genug, und deshalb sey die Philosophie unmöglich.

„Diese Verschiedenheit aber, wie gering sie auch scheinen mag, führte dann allerdings doch zu wichtigen Verschiedenheiten in der Anwendung von Kant's Prinzipien. Indem Hume die Lügenhaftigkeit unseres Bewußtseyns behauptete, wurde er zu einem durchgreifenden Skeptizismus in Betreff der Philosophie und Religion geführt, als Gegenstände, über welche unsere Vernunft keine entscheidende Stimme habe, dagegen Kant, indem er die Wahrhaftigkeit des Bewußtseyns behauptete, so weit dasselbe reiche, einen festen und sicheren Grund hatte, wenn auch einen beschränkten, um darauf Religion und Moral zu bauen, wie wir später sehen werden. Kant's Kritiker scheinen der Folgen, welche sich aus dieser Nachweisung der Wahrhaftigkeit des Verstandes ergeben, nicht genug inne geworden zu seyn. Aber da er, nach seinem eigenen Eingeständniß, vorzüglich gegen Hume kämpfte, so hätte man doch schon daraus vermuthen können, daß er seinem Gegner nicht ganz würde das Feld gelassen haben."

Hier brechen wir ab. — Nachdem der Verf. darauf eine Uebersicht der Kantischen Untersuchung und des sich daraus ergebenden Systems mitgetheilt, richtet er seine Kritik vorzüglich gegen die Annahme von Vorstellungen, die von aller Erfahrung unabhängig seyen, wobei er zugleich die neuerdings in seinem Vaterlande von Whewell aufgestellten Ansichten ins Auge faßt. Allerdings (sagt er) sind solche Sätze, wie daß zwei gerade Linien keinen Raum einschließen können, aus der Erfahrung hergenommen, d. h. aus den vergeblichen Versuchen, dergleichen vorzustellen. Eben so der Satz, daß jede Wirkung ihre Ursache haben müsse. Unsere Erfahrung ist allerdings nicht im Stande, die Wahrheit eines allgemeinen und nothwendigen Satzes zu gewährleisten; aber wenn sie dieselbe nicht gewährleisten kann (guarrantee), so kann sie doch dieselbe untergeben (suggest); und „die vielgerühmte Allgemeinheit und Nothwendigkeit solcher Sätze besteht in nichts mehr oder weniger, als in den Untergebungen des Verstandes, welcher einem Gesetze der menschlichen Natur gemäß wirkt und gegebenes Besonderes generalisirt und in Allgemeines verwandelt". Die Vernunft straft den Satz, daß jede Existenz ihre Ursache haben müsse, Lügen, weil dies ja doch nicht ins Unendliche gehen kann, irgendwo aufhören muß; sonst würden wir zum Atheismus kommen. „Das hierbei vorliegende Dilemma verstattet nur Eine Ausflucht; und dies ist die Annahme, daß die Kausalität weiter nichts ist als ein psychologisches Gesetz. Sonderbar genug ist diese einzige Ausflucht die Lehre von David Hume, eine Lehre, welche so lange Zeit hindurch als der Eingang zum theologischen Skeptizismus verschrieen worden ist. In Wahrheit hat die Kausalität keine andere Nothwendigkeit, als die Nothwendigkeit unseres Glaubens an sie". In Folge des bekannten Gesetzes der Association urtheilen wir von dem Unbekannten in Angemessenheit zum Bekannten. Alle glauben an besondere Kausalerfolge; an eine allgemeine Kausalität Wenige; und diese Wenigen nicht eher, als nach lange fortgesetztem Nachdenken. In Betreff Einer Klasse von Phänomenen ist mehr als die Hälfte der denkenden Welt fest überzeugt, daß nicht jeder Erfolg eine Ursache habe: in Betreff der auf die menschliche Willensbestimmung sich beziehenden. Jedenfalls ist die Grundidee der Kausalität als eine Verallgemeinerung zu betrachten; aber „wenn auch allerdings das Allgemeine die besonderen Fälle unter sich befaßt, so geht es ihnen doch nicht voran; und in der Annahme dieses Letzteren haben wir Kant's Irrthum zu suchen".

Wie auf A B, C und D, so folgen auf Kant Fichte, Schelling und Hegel; das versteht sich von selbst. Um jedoch diesen Artikel nicht übermäßig anzuschwellen, lassen wir die Lehren dieser zur Seite liegen, in Hinsicht deren übrigens der Verf. nicht, wie in Hinsicht der Kantischen Lehre, mit der Mehrzahl seiner Landsleute in Widerstreit ist, sondern die er nun selber für „ingenious paradoxes" (p. 173), „ingenious playing upon words" (p. 219) ꝛc. erklärt; ja bei deren Auseinandersetzung er sich zu der Bemerkung gedrängt sieht (p. 191), der Leser dürfe sich nicht beklagen, wenn er sie nicht verstehe: denn „Geeignetheit, verstanden zu werden, gehöre einmal nicht zum Charakter der deutschen Speculation." — Wir wenden uns also sogleich zum letzten Abschnitt („Epoche", wie es der Verf. nennt): der „endlichen Krisis in der Geschichte der Philosophie und definitiven Feststellung des Positivismus". Der Verf. spricht hier zuerst entschieden aus, daß, obgleich sich England, wie zu allen Zeiten, so auch jetzt noch, einer Reihe von ausgezeichneten Denkern rühmen könne, wie kein anderes Land, doch die Philosophie gegenwärtig vernachlässigt werde. Dies aber sey nicht etwa aus einer Unfähigkeit abzuleiten; sondern „der gros bon sens, das gesunde praktische Denken des englischen Volkes erkläre die Philosophie für des Bestrebens unwürdig; und indem sein Ruhm in stätigem Fortschreiten auf der Bahn der positiven Wissenschaft feststehe, so könne es die metaphysische Speculation Anderen überlassen". — Der Verf. geht hierauf zu Deutschland über. Aber wir lassen ihn hier wieder selbst reden. „In Deutschland (heißt es p. 232 ff.) ist die Sache anders. Da treten uns allerdings mannigfache Zeichen von Thätigkeit entgegen. Die Presse veröffentlicht ohne Unterlaß philosophische Werke. Die verschiedenen gelehrten Anstalten durch ganz Deutschland hindurch sind mit Professuren ausgestattet. Die Philosophie verschafft dort einem Manne sein tägliches Brot — wenn er Glück hat. Auf die Rechnung dieses Letzteren nun schreiben wir einen großen Theil von dem Scheinleben, welches die Philosophie dort entwickelt. Indem sie zwei oder drei hundert Professoren und Privatdocenten Brot verschafft, wird sie stets lebendig erhalten, wenigstens in der Ausdehnung. So weit, aber nicht viel weiter. Wenn wir den Zustand der Dinge seit Hegel's Tode genauer betrachten, so sehen wir nichts als Anarchie. Die Hegelianer sind in verschiedene Parteien getheilt, welche sich bis auf den Tod bekämpfen. Wir waren eines Abends bei einer Versammlung der ausgezeichnetsten von Hegel's unmittelbaren Schülern und Vertheidigern gegenwärtig, als die Frage über den Ursprung des Uebels verhandelt wurde; und die hierbei hervortretenden Differenzen waren eben so groß, wie die zwischen Katholiken und Protestanten über die Transsubstantiation. So überall. Fichte's Sohn hat ein neues System aufgestellt, von dem wir hier nichts weiter anführen können. Schelling ist von München nach Berlin berufen worden und hat unternommen, die Philosophie mit der Religion zu verschmelzen, indem er den Glauben zum Kriterium machte. Im Gegensatz hiermit hat Strauß die Geschichte Christi als einen Mythus dargestellt; und Feuerbach und Bruno Bauer haben den „historischen Skeptizismus" zu der äußersten Gränze spekulativen Unglaubens gesteigert. Und um die Anarchie vollkommener zu machen, so wirft sich jeder kleine Professor zum Propheten auf und macht entweder eine eigene Lehre bekannt oder geht zurück zu Kant, oder zu Fichte, oder zu Schelling. — Dem englischen Gelehrten kann diese Thätigkeit in Deutschland als ungeheuer erscheinen. Aber streng gefaßt, ist nur die Presse thätig; und in Deutschland, wo Alle Alles drucken, will die Thätigkeit der Presse nichts sagen. Betrachtet man die Sache ein wenig näher, so sieht man, wie hohl sie ist." ꝛc.

Nachdem der Verf. hierauf die Professoren Beneke und Gruppe als Ausnahmen hiervon und als eben deshalb mit der gesammten übrigen philosophischen Entwickelung Deutschlands im entschiedensten Antagonismus stehend bezeichnet und die vorzüglichsten Schriften derselben mit einigen Worten charakterisirt hat, fährt er fort: „Man täuscht sich, wenn man annimmt, die Philosophie habe in Deutschland eine Existenz auch außer den Universitäten. Allerdings übt der metaphysische Jargon selbst auf die Tagezeitblätter eine Ansteckung aus; aber so wenig Halt hat irgend ein System in dem Geiste des Volkes, daß, wenn die Professuren aufgehoben würden, bald auch nicht mehr von der Philosophie die Rede seyn würde, während dieselbe allerdings, so lange sie eine Profession bleibt, mehr oder weniger aufrecht erhalten werden wird. Nun vergleiche man England in dieser Hinsicht! England, von dem man sagt, daß es eine entschiedene Unfähigkeit für Philosophie besitze, weil es eine entschiedene Verachtung dagegen nährt! Unsere großen Denker waren nicht Männer, welche aus der Philosophie eine Profession machten, um dadurch ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Bacon, Hobbes, Locke, Berkeley, Hume, Hartley, waren nicht Professoren; aber sie fanden Hörer an denkenden Männern, nicht an rivalisirenden Professoren. Könnte wohl irgend ein deutscher Metaphysiker gegenwärtig eine solche Zuhörerschaft finden? Wir antworten ohne Zögern mit „Nein". — Man merke wohl, daß wir auf die Professuren keinen Schatten von Tadel werfen wollen. Daß Männer ihr tägliches Brot erwerben können, während sie ihre philosophischen Studien verfolgen, ist eine Sache, die keinen Vorwurf, sondern einen Glückwunsch für sich in Anspruch nimmt. Unsere Bemerkung geht nur auf die Thatsache, daß, in dem Maße, wie die Philosophie eine Profession ist, auch immer eine Anzahl von Professoren bestrebt ist, ihre Verdienste zu erheben und ihren Einfluß zu vermehren; und diese Thatsache erklärt die andere Thatsache, daß Deutschland noch immer eine gewisse Thätigkeit für wissenschaftliche Bestrebungen entwickelt, welche in England längst aufgegeben sind".

Der Verf. geht nun zu Frankreich über. Nachdem er einige Bemerkungen zum Beweise davon vorangeschickt, daß auch dort, ungeachtet aller äußeren Thätigkeit, die Philosophie keine tiefen Wurzeln in dem Geiste des Volkes geschlagen habe, wendet er seine Waffen vorzüglich gegen den Eklektizismus, welcher „den subsidiarischen Prozeß (denn in diesem Charakter könne allerdings eine Vergleichung verschiedener Systeme sehr nützlich werden) in einen primären verwandelt und fälschlich zum Range einer Methode erhoben habe". Dem stellt er dann, in einer etwas ausführlicheren Berichterstattung (p. 245—62), August Comte gegenüber, den „Bacon des neunzehnten Jahrhunderts", wie er ihn nennt, und von dessen „Philosophie Positive" er, gegenüber der zu Grabe gegangenen Philosophie, das Aufgehen einer neuen wissenschaftlichen Epoche erwartet. Aber wir müssen auf eine genauere Charakteristik des hierüber Beigebrachten Verzicht leisten, da wir vielleicht schon die Gränzen überschritten haben, welche die Bestimmung unseres „Magazins" für einen philosophischen Artikel vorschreibt.

Frankreich.

Die Grimmschen Mährchen in französischer Uebersetzung. *)

Wem das unschätzbare Glück zu Theil worden ist, seine Jugend unter bescheidenem von mächtigen Linden beschatteten Strohdache zu verleben, dem bleibt es eine ewig grünende erquickende Erinnerung, der erfahrenen Großmutter zu gedenken, wie sie beim ungewiß flackernden Scheine des Kienspans zur schnurrenden Spindel die wunderlichen Sagen vom hörnen Siegfried und der heiligen Genoveva erzählte, oder die bunten Mährchen vom Aschenputtel, vom Tischel deck dich, vom Dornröschen, und wie die schönen Geschichten alle weiter heißen. Diese unscheinbaren, anspruchslosen Dichtungen dringen tief in des Kindes gläubiges Gemüth und finden dort eine bleibende Stätte, so daß sie, wenngleich eine geraume Zeit überdeckt von den heftigeren Eindrücken während des Jünglingsalters und von der alle Kräfte in Anspruch nehmenden Thätigkeit des Mannes, dennoch später zugleich mit der Erinnerung an die früheste Jugendzeit wiederum in ursprünglicher Frische hervortreten, um als unverkürztes Erbtheil dem nachgeborenen Geschlechte überliefert zu werden. So haben diese Mährchen und Sagen im Schoße des Volkes Jahrhunderte überdauert und erfreuen die Jugend der Gegenwart noch eben so sehr, als sie Kindern und Alten der grauen Vorzeit Genuß bereiteten. In alten Zeiten gehörten sie dem ganzen Volke an, als aber allmälig die unteren Klassen immer tiefer hinabgedrückt wurden, als das Prinzip der Souverainetät vom höchsten Fürsten- bis zum niedrigsten Edelhofe geltend ward und wie ein Alp sich auf das Volk lagerte, da wandten die höheren Klassen der nationalen Bildung hochmüthig den Rücken und dienten theils dem Baal pedantischer Gelehrsamkeit, theils dem Götzen frivoler Ausländerei. Und wenn Jemand, aus niederem Stande entsprungen und mit der Milch volksthümlicher Dichtung ernährt, sich emporgearbeitet und die Aufnahme in die höheren Stände sich errungen hatte, so schämte er sich seiner Herkunft und verachtete die Eindrücke seiner Jugend. Erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, als erleuchteten Köpfen ein Schimmer der Ahnung aufging, daß das Volk doch auch seinen Werth und seine unveräußerlichen Rechte habe, als man die wüsten Dogmatiken der in abstruser Gelehrsamkeit verknöcherten

*) Contes de la famille par les frères Grimm traduits de l'Allemand par N. Martin et Pitre Chevalier. Paris. Jules Renouard. XV et 307. 8.

Theologen bei Seite schob und mit Verwunderung gewahrte, daß der göttliche Stifter der christlichen Religion im neuen Testamente in einer für jedes Kind verständlichen Sprache ganz andere Dinge über das sittliche Verhältniß der Menschen zu einander und über die dem Volke der Armen schuldige Achtung gelehrt habe, als die juristischen und theologischen Wortführer damaliger akademischer Gelehrsamkeit, erst dann begann man auch zu vermuthen, daß die seit Jahrhunderten vergessenen niederen Klassen wohl ebenfalls Schätze des Geistes und des Gemüthes besitzen könnten, welche Beachtung und Prüfung verdienten. Vor Allem gebührt Herdern, dem echt christlichen Neuerer, dem Verkämpfer für Humanität, der Ruhm eines erfolgreichen Versuches, die Anerkennung jener Schätze zu bewirken. Durch die Herausgabe der Volkslieder weckte er den entschlafenen Sinn für volksthümliche Poesie und brach die Bahn zur Erkenntniß des auf dem Volksboden entsprossenen heimischen Lebens. Doch war man noch lange nicht fähig, die Erzeugnisse der Volksdichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt zu genießen, man glaubte ihr unscheinbares Aeußeres durch den Firniß der Kunst verschönern zu müssen, wie die zu jener Zeit von verschiedenen Herausgebern bearbeiteten Sagen, Märchen und Lieder beweisen; an ein richtiges Verständniß ihrer tieferen Bedeutung war noch viel weniger zu denken, obgleich Herder bereits mit genialem Blicke durch die Dämmerung das wahre Licht erschaut. Nur eine umfassende wissenschaftliche Forschung, welche in die Tiefen des vaterländischen Alterthums drang, konnte die vollständige Erklärung dieser bis auf unsere Zeiten lebendig erhaltenen poetischen Gebilde gewähren. Nur ein Geist, der die gesammte Vorzeit mit staunenswerther Gelehrsamkeit bewältigen, mit sicherem Scharfsinn durchdringen konnte und gleichwohl sich die Unbefangenheit und Jungfräulichkeit des kindlichen Sinnes zu erhalten vermochte, war befähigt, diesen Schatz der Ueberlieferung nicht nur zu heben, sondern auch den Zeitgenossen fruchtbar zu machen. Als das große Werk, die Frucht jahrelanger Anstrengung, gethan war, als die Ergebnisse der Forschungen vorlagen, wie leicht, wie einfach sah es aus: der Weg war vorgezeichnet und geebnet, die Nachfolger brauchten nur zu wandeln, der Meister hatte die Methode gefunden, dem Schüler blieb nur die verhältnißmäßig geringe Mühe, sie anzuwenden. Das ist das unvergängliche Verdienst der Arbeiten des edlen Brüderpaars und der Wenigen, die mit ihnen Hand in Hand suchten, arbeiteten, strebten und fanden. Was anfänglich, dem Charakter ihrer meisten Arbeiten gemäß, nur im engen Kreise der eigentlichen Gelehrten gewürdigt worden war, hat sich allmälig immer weiter Bahn gebrochen und übt nun seine Wirkungen schon auf einen großen Theil der gebildeten Welt. Anderes, was von Natur einen allgemeiner ansprechenden Charakter trug, verfehlte nicht, augenblicklich eine umfassende Wirkung zu üben. Dahin gehören besonders jene Sagen und Märchen, die, wenngleich in ihren letzten Tiefen nur dem Gelehrten verständlich, dennoch wie jede wahre Poesie jeden richtig denkenden und fühlenden Menschen ansprechen. Die Märchen wurden den Kindern ein Lieblingsbuch, und auch die Alten nahmen es gern zur Hand; sie mußten in rasch vergriffenen Auflagen oft neu herausgegeben werden.

Bei den benachbarten Völkern fanden die deutschen Forschungen auch allmälig Beachtung und Nachfolge, besonders haben sich mehrere englische Gelehrte auf diesem Felde ausgezeichnet. Frankreich ist zwar nicht zurückgeblieben, hat aber nur in einzelnen Zweigen dieser Wissenschaft Gründliches geleistet. Ueber die alten Gebräuche und Sagen, die meist auf Mythologisches zurückführen, sind eine ziemliche Anzahl französischer Werke erschienen, doch entbehren sie großentheils der wissenschaftlichen Begründung, und ihren Verfassern sind die trefflichen deutschen Sachen unbekannt geblieben. Dieser Mangel zeigt sich, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, recht auffallend an dem übrigens sehr sorgfältigen und verdienstlichen Werke des Fräulein Amélie Bosquet, welches unter dem Titel La Normandie romanesque et merveilleuse im verflossenen Jahre zu Paris und Rouen erschienen ist. Für die Uebersetzer der Grimmschen Märchen wäre es eine schöne und lohnende Aufgabe gewesen, ihre Landsleute in einer zweckmäßigen Einleitung über den Ursprung und die Natur derselben zu belehren; sie hätten dadurch sicher manchem Freunde des vaterländischen Alterthums Anstoß und Richtung gegeben. Statt dessen haben sie es vorgezogen, in gezwungen naivem Stile und im Sinne des falschen französischen Romantizismus dem Buche eine wunderlich gemodelte und phantastisch aufgestutzte Lebensgeschichte der Brüder Grimm vorauszuschicken, deren Zweck wir unseres Theils nicht einzusehen vermögen. Die Uebersetzung der Märchen selbst ist einfach und natürlich und, so weit das der französischen Sprache bei einem solchen Stoffe möglich ist, gelungen zu nennen; der gemüthliche, kindliche Hauch, der den deutschen Erzählungen ein so wunderliebliches Kolorit giebt, konnte freilich die Uebertragung in die Sprache des esprit nicht wohl vertragen, ihn würde kaum die Genialität eines Rousseau zu erhalten wissen. Die Uebersetzer betrachten das Buch nur als eine Lektüre für Kinder und werden ohne Zweifel ihre Hoffnung einer günstigen Aufnahme desselben in dieser Hinsicht verwirklicht sehen.

J.

Mannigfaltiges.

— **Politische Witze aus der Gegenwart.** Unser Freund v. M. in London theilt uns mehrere politische puns mit, die neuerlich ein englisches Blatt gemacht, von denen einige vielleicht auch unseren Lesern gefallen. Das Blatt ist nicht genannt, ist aber nicht der Punch, auf welchen man zu allererst rathen dürfte: unser Freund würde uns keine Neuigkeit aus dem Punch als solche mittheilen. Wir halten sogar unseren Freund selbst der Autorschaft verdächtig, die er einem Engländer unterschiebt, weil er weiß, daß man in Deutschland so gern alles Ausländische schön findet und das Heimische gering schätzt; ja, oft thut man bei der Literatur eben so wohl daran, sie erst nach England zu bringen, um sie von dort als englische Waare in Deutschland einzuführen, wie die Schwabacher mit ihren Nadeln gethan, von denen ehemals jährlich Millionen nach England gingen, um den deutschen Kaufleuten als echt englische von dort angeboten zu werden. Es ist also gleichviel, ob das Folgende in einem deutschen oder in einem englischen Kopfe entsprungen, wenn es sich nur durch inneren Werth empfiehlt:

1. In einer Gesellschaft, an welcher der vorige Minister Graham Theil nahm, wurde darüber gestritten, ob sich das jetzige Whigministerium für oder gegen den „offenen Brief" des Königs von Dänemark, (der seitdem durch den offenen Brief Dahlmann's etwas in den Hintergrund getreten ist) erklären werde. „Schade", sagte ein ziemlich wohlbeleibter und großer Mann, den man nach einem und dem anderen Bildnisse sicher für Sir Robert Peel halten mußte, „schade für den König von Dänemark, daß unser Freund Graham nicht mehr Minister ist, der würde sich sicher für den offenen Brief erklärt haben; er hat seine Freundschaft für viel unwichtigere offene Briefe während seiner Amtsführung mit großer Konsequenz an den Tag gelegt."

2. „Warum setzt das englische Ministerium so sicher voraus, daß die Königin Isabella von Spanien mit ihrem Gemahl keine Kinder haben werde?" fragte Jemand: „liegt etwa die Kinderlosigkeit in der Familie?" Gewiß nicht, denn ihre Mutter setzte den Beweis des Gegentheils noch lange nach dem Tode des fürstlichen Gemahls in zweiter Ehe fort. Nein, der Grund ist, weil der erwählte Gemahl Franz von Assisi ist, der ja bekanntlich das ewige Gelübde der Keuschheit abgelegt hat!" *)

3. „Die Franzosen", sagte ein englischer Seemann, „haben zur Abholung der Leiche Napoleon's nur zwei Kriegsschiffe nach St. Helena gesendet: Preußen schickt zur Abholung der Leiche eines königlichen Prinzen die ganze Flotte."

Wir wollen diesen politischen puns einen in Berlin gemachten hinzufügen: er betrifft die von dem Literaten, Herrn G. Julius, herausgegebene „Berliner Zeitungshalle" **). Man sprach von der Richtung dieses Blattes; die Einen wollten eine freie, die Anderen eine scheinbar freie Richtung darin finden. Ein Radikaler sagte, der Redacteur hätte in der ehemaligen Leipziger Allgemeinen (jetzt Deutschen Allg.) Zeitung nur mit dem Spiritus asper über preußische Zustände gesprochen, jetzt dagegen trage Alles hierüber den Spiritus lenis. „Ja", sagte der witzige Dr. J., „wenn Herr Julius nichts vom Spiritus asper an seine Halle wendet, so muß sie nothwendig Alle werden."

— **Eugen Sue's „Martin der Findling".** Die „Geheimnisse von Paris" und der „ewige Jude" haben allerdings sehr widersprechende Urtheile veranlaßt, von denen das eine sie für Meisterstücke erklärte, wie sie in der neueren Zeit von keinem anderen Lande hervorgebracht worden, und das andere sie für nichts als geschickte Ausdeutungen der Lust an übertriebenen Darstellungen des niederen Lebens oder der Feindschaft gegen die Jesuiten, wobei von echter Kunst, von wahrer Menschenkenntniß keine Spur zu finden, wollte gelten lassen. Ueber „Martin den Findling" sind jedoch alle Urtheile einig darin, daß es eines der verwerflichsten Erzeugnisse einer verdorbenen Phantasie sey, und daß Aeltern und Jugenderzieher bei der Aufsicht über die Lektüre ihrer Pflegebefohlenen streng darauf sehen sollten, daß diese, besonders aber, daß weibliche Gemüther nicht durch Lesung dieses lüderlichen Romanes vergiftet werden. Man denke sich, die Helden desselben sind ein Vater und ein Sohn, die sich gegenseitig durch die größten Ausschweifungen überbieten, deren nackte Darstellung uns nicht blos mit allen Gemeinheiten, die das Wollüstlingsleben in den höheren und in den niedrigsten Sphären der Gesellschaft wirklich erzeugt, sondern auch noch mit widerwärtigen Uebertreibungen vorgeführt wird. Wahrscheinlich soll auch dies wieder durch irgend einen angeblich philanthropischen, die Gesellschaft regenerirenden Vorschlag, den der Verfasser in den letzten Bänden seines Romanes machen wird, gerechtfertigt werden; das Unheil jedoch, das die leider in sehr weiten Kreisen verbreiteten ersten Bände desselben in der sittlichen Welt anrichten, wird durch keinerlei Verbesserungsvorschlag wieder gut zu machen seyn.

---

*) Unsere Leser werden wissen, daß der heilige Franz von Assisi der Stifter des Franziskaner-Ordens war, welchem Ehelosigkeit wie jedem Mönchs-Orden zur Pflicht gemacht ist. Sie s. Bahrdt, der auf etwas unzarte Weise von dem Jungfrauen- und königlichen Bräutigam in seinem Briefe an Serrano spricht, scheint auf Aehnliches hingedeutet zu haben.

**) Eine große Konkurrenz der Berliner Privatzeitungen kann gewiß — ganz so wie es das Aufhören des Privilegiums und die entgegengesetzte Konkurrenz der Berliner Droschken beweisen, und wie es sehr bald auch die Konkurrenz in der Berliner Gasbeleuchtung beweisen wird — nur von Nutzen für das Publikum seyn, während auch die älteren Unternehmungen, besonders wenn sie sich ernstlich zu verjüngen suchen, wie es in der letzten Zeit die Haude- und Spenersche Zeitung gethan, kaum einen Nachtheil dadurch erleiden dürften. Jener Nutzen wird namentlich auch darin bestehen, daß sich die Vossische Zeitung nicht leicht für die Aufnahme solcher Mittheilungen, die, wie z. B. die des brasilianischen Generalkonsuls Herrn Sturz, vom größten Interesse sind, schwerere Inseriongebühren bezahlen läßt, oder gar sie nicht mehr — wie wir dafür auch Beispiele nachzuweisen vermögen — im Anhange, die ihr zugesandt werden und die nur der Namensunterschrift ihrer Verfasser unterzeichnet sind, Aenderungen sich gestattet, ohne vorher die Erlaubniß der Verfasser dazu eingeholt zu haben. Auch die Verwechselung des Zwölftels, womit das Erscheinen der „Berliner Zeitungshalle" angekündigt wurde, war jedes seine politische Anwendung des vollkommen Zeitungsverbietenden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 127. Berlin, Donnerstag den 22. Oktober 1846.

Schweiz.

Die Revolution in Genf.

Stimme eines Schweizers.*)

Genf ist so eben von einer ganz ähnlichen Revolution heimgesucht worden, wie die, welche am 14. u. 15. Februar 1845 im Kanton Waadt stattgefunden. Beide Ereignisse sind sich in ihren Veranlassungen eben so ähnlich wie in ihrem Verlaufe, wiewohl sie sich darin unterscheiden, daß in Genf viel Blut geflossen, während man es im Waadtlande bei der bloßen Brutalität bewenden ließ. Die eidgenössische Politik hat hier wie dort als Vorwand gedient, um die Bevölkerung aufzuregen, deren irregeleitete Ansichten von einer geschickten und in der Wahl ihrer Mittel nicht sehr gewissenhaften Partei zu ihrem Vortheil ausgebeutet werden.

In Deutschland täuscht man sich meistens über den wahren Stand der politischen Parteien, von denen die unglückliche Schweiz jetzt zerrissen wird. Man macht bei Ihnen häufig keinen Unterschied zwischen den Radikalen der Schweiz und den Liberalen anderer Länder, und dies ist ein großer Irrthum. Der schweizer Radikalismus ist der größte Feind der Freiheit; denn die wahre Freiheit kann nur da gedeihen, wo ihre Institutionen, wo die Gesetze geachtet sind. Aber nur diejenigen, die wir in der Schweiz „Konservative" nennen, wollen in der That, daß die Landesverfassungen vollständige Wahrheiten seyen, daß Ordnung und Gesetzlichkeit über Einzelnwillen und Gewalt stehen, besonders aber, daß Jedermann ohne Ausnahme, ihre Gegner wie ihre Anhänger, dieselbe Freiheit genieße. So lange die Konservativen in Genf wie im Waadtlande am Staatsruder waren, haben sie diese Richtschnur stets befolgt. Ja, wenn man auch nur eine einzige Gewaltthätigkeit anzuführen vermöchte, die sie sich gegen die Radikalen erlaubt, dann wollten wir die Ersten seyn, die ein Verdammungsurtheil gegen sie aussprächen.

Was dagegen die Radikalen bezeichnet, ist ihre Verachtung alles Gesetzlichen, und daß sie zu gewaltsamen Mitteln viel lieber als zu allen anderen greifen. Die Geschichte der Schweiz während der letzten Jahre liefert dafür nur allzu viele Beweise. Wenn die Radikalen in der Mehrheit sind, dann fordern sie gebieterisch von ihren Gegnern, daß sie sich ihr unterwerfen, und dann pochen sie unaufhörlich auf das Prinzip. Sind sie dagegen in der Minorität, dann nennen sie es eine Thorheit, sich dem Ausdrucke des Volkswillens zu unterwerfen, und dann bearbeiten sie die Menge so lange, bis es ihnen gelingt, Regierung und Gesetz umzustoßen. Unter solchen Umständen giebt es eben so wie für die Regierung und das Gesetz, auch für die Freiheit keine Garantie, und kann man wohl sagen, daß die Revolutionen im Waadtlande und in Genf der wahren Freiheit den Todesstoß gegeben haben. Waadt empfindet die Folgen bereits, und in Genf werden sie auch nicht auf sich warten lassen. In dem erstgedachten Kanton wandert Alles aus, was die Mittel dazu besitzt. Alle Geschäfte haben so gut wie aufgehört, denn der Kredit der Kaufleute ist erschüttert wie der des Staates. Noth und Hülflosigkeit machen furchtbare Fortschritte, während sich die niederen Klassen immer vertrauter mit den Ideen des Kommunismus machen, von welchem allein sie nun Abhülfe erwarten, so daß sie wohl bei nächster Gelegenheit der Güter der Wohlhabenden sich bemächtigen werden. Ja, es ist ein selbstredendes Zeugniß gegen die Revolution des Waadtlandes, wenn man wahrnimmt, wie der gesammte gebildete Theil seiner Bevölkerung, wie die unterrichtete Jugend und alle Leute, die sonst in der Politik immer eine gewisse richtige Mitte einzuhalten pflegten, sich von ihr abwenden und Nichts mit ihr zu thun haben wollen. Das Uebel muß sonach allerdings ein tiefliegendes seyn.

Kehren wir jedoch nach Genf zurück. Kann man wohl sagen, daß die dortigen Konservativen unrecht hatten, wenn sie die bestehenden Institutionen erhalten wollten? Waren diese etwa von aristokratischem Geiste, wie die Radikalen behaupten, und haben die Revolutionnaire dem Lande vielleicht einen Dienst geleistet, indem sie dasselbe von veralteten und mangelhaften Institutionen befreiten? Nichts weniger als dies! Im Gegentheil kann man wohl sagen, daß niemals eine Revolution weniger motivirt war, als die, deren Schauplatz so eben das unglückliche Genf gewesen. Nirgendwo giebt es vielleicht eine freisinnigere Verfassung, als die, welche dort vor einigen Tagen gewaltsam vernichtet worden.

Vor allen Dingen ist zu bemerken, daß diese Verfassung nichts weniger als alt oder veraltet war: sie datirt nämlich aus dem Jahre 1842. Sie ist von einer dazu berufenen konstituirenden Versammlung ausgearbeitet und demnächst vom ganzen Volke aus freien Stücken angenommen worden. Ihre Prinzipien, denjenigen der waadtländischen Verfassung von 1831 ganz gleich, sind die demokratischsten, die es geben kann: „Die Souverainetät gehört dem Volke; es übt dieselbe in den von der Verfassung vorgeschriebenen Formen aus" (Art. 1, §. 2). „Die Regierungsform ist eine repräsentative Demokratie" (Art. 1, §. 3). „Alle Genfer sind vor dem Gesetze gleich" (Art. 2). „Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Niemand darf derselben beraubt werden, außer in den vom Gesetze bestimmten Fällen und nach den darin vorgeschriebenen Formen" (Art. 4, §. 1 u. 2). „Das Hausrecht ist unverletzlich" (Art. 6, §. 1). „Die Freiheit der Presse ist gebeiligt. Den Mißbrauch dieser Freiheit straft das Gesetz. Eine vorgängige Censur darf nicht stattfinden" (Art. 7). „Das Recht, Bittschriften an den Großen Rath und an die anderen eingesetzten Behörden zu richten, ist gewährleistet. Die Bestimmungen über Ausübung dieses Rechtes ordnet das Gesetz an" (Art. 11).

Zu diesen allgemeinen Grundprinzipien kömmt, daß die Wahlen direkt von allen über 21 Jahr alten Bürgern (mit alleiniger Ausnahme der Unmündigen und der zu einer Kriminalstrafe Verurtheilten) ausgeübt werden; die kurze Dauer der staatsamtlichen Functionen (im Allgemeinen 4 Jahre); die Trennung der richterlichen Gewalt von der der Verwaltung und ihre vollständige Unabhängigkeit; — alles dies liefert den Beweis, daß in der Genfer Verfassung von 1842 die Freiheit ein sicheres Bollwerk hatte, und daß jede Verletzung derselben ein Angriff auf die Freiheit selbst sey. Und diese Verletzung ist von Seite der Radikalen gewagt worden!

Seit mehreren Jahren behaupteten einige Ehrgeizige, die unzufrieden darüber waren, daß nicht auch für sie durch einträgliche Stellen gesorgt werden, das Volk in Genf sey nicht frei, werde vielmehr von seinen Gewalthabern verachtet und so viel als möglich ausgeplündert. Es giebt keine Art von Verleumdung, die man verschmäht hätte, so oft es galt, die Regierung in den Augen der Menge herabzusetzen, die eben so leichtgläubig als aufregbar ist. In diesem Treiben wurden Jene von allen Denjenigen unterstützt, die, in ihren Vermögensumständen heruntergekommen, mit ihrem Schicksal unzufrieden sind und bei einer Umwälzung nichts zu verlieren haben. Die Lehren des Kommunismus wurden dabei als ein willkommenes Hülfsmittel benutzt. Seit längerer Zeit schon waren einige geheime Gesellschaften, im Widerspruche mit Art. 4 der Verfassung, gestiftet und vollständig organisirt worden, so daß ihre Mitglieder bereit waren, der Regierung in kritischen Augenblicken vereinigt entgegen zu treten. Bei verschiedenen Gelegenheiten wußte man politische Fragen, die eben bei der Tagsatzung schwebend waren, zur Aufregung der einzelnen Kantone zu benutzen. In Lausanne waren es die Jesuiten und in Genf war es der Sonderbund der sieben katholischen Stände, der den Zwecken der Radikalen gedient hat.

Bekanntlich hat sich die ordentliche diesjährige Tagsatzung getrennt, ohne einen Beschluß in Bezug auf den katholischen Sonderbund fassen zu können. Es fehlte eine Stimme, um die Mehrheit von Zwölfen zu erlangen, die nach dem Bundesvertrage nöthig ist, um einen gültigen Beschluß zu fassen. Genf hatte sich, wie man zu sagen pflegt, das Protokoll offen behalten, d. h. es behielt sich die Entscheidung vor nach einer genaueren Erwägung der Sache durch seinen Großen Rath. Folgendes ist nun der Beschluß, den diese Versammlung in ihrer Sitzung vom 6. Oktober 1846 gefaßt hat:

„Der Große Rath,

„Nach Einsicht des vom hohen eidgenössischen Vorort ergangenen Rundschreibens vom 29. Juni d. J. hinsichtlich des von den Kantonen Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis geschlossenen Bundes;

„Nach Anhörung des Berichts der Abgeordneten an die ordentliche Tagsatzung;

„Nach Einsicht des Staatsräthlichen Gutachtens;

„In Betracht, daß der erwähnte Bund zu den dem Bundesvertrage nach-

*) Es wird unseren Lesern gewiß angenehm seyn, aus der Feder eines Mannes, der die Ereignisse in der Schweiz in unmittelbarster Nähe beobachtet hat und der die Personen, von denen hier die Rede ist, größtentheils persönlich kennt, ein Urtheil über die letzten Begebenheiten in Genf zu lesen, die uns Alle im höchsten Grade interessiren, weil wir gewohnt sind, Genf als an der Spitze der französischen Bildung in der Schweiz stehend zu betrachten, und darum der Sieg, den dort die rohe Gewalt über Freiheit und Gesetz davongetragen, als eine die ganze gebildete Welt mit berührende Kalamität zu beklagen ist.

theiligen Verbindungen gehört, die durch Art. 6 des gedachten Vertrags untersagt sind und deshalb aufgelöst werden müssen; daß nichtsdestoweniger aber die Lage, in welche der Angriff der Freischärler einen Theil dieser Kantone im März 1845 versetzt hat, in ernste Erwägung zu ziehen, eben so wie die in ihrem Namen von ihren Deputirten bei der Tagsatzung abgegebene Erklärung: „„daß das unterm 8. Juli mitgetheilte Bündniß nach der Absicht der Kantone „„keinen anderen Zweck habe, als ihre Vertheidigung gegen erneuerte bewaffnete Angriffe, wie sie in Luzern bundesvertragswidrig versucht worden und „„daß es sofort außer Wirksamkeit kommen solle, wenn die feindseligen und „„bundeswidrigen Bestrebungen aufhören, die zu den gedachten Angriffen „„Anlaß gegeben;““

„Beschließt:

„1) Das Protokoll zu schließen, indem für jetzt nicht dem Vorschlage des hohen Standes Zürich beigetreten wird, welcher dahin geht, das Bündniß für aufgelöst zu erklären:

„2) Von dem hohen eidgenössischen Vorort die Einberufung einer außerordentlichen Tagsatzung zu verlangen, zu dem Zwecke, daß Maßregeln getroffen werden, um durch alle Mittel, die innerhalb der Gränzen des Bundesvertrages in Vorschlag kommen möchten, die Aufrechthaltung des Friedens im Schoße der Eidgenossenschaft zu sichern, namentlich durch vollständige Ausführung der Beschlüsse vom 20. März und 10. April 1845 gegen die Organisation der Freischaaren, so wie durch Verantwortlichkeitserklärung der Kantone, die künftig auf ihrem Gebiete eine feindliche Invasion in einen anderen Staat sich organisiren lassen:

„3) Nachdem Maßregeln in diesem Sinne von einer Mehrheit von Ständen getroffen seyn werden, den Sonderbund für aufgelöst zu erklären und die betreffenden Kantone für die Beobachtung dieses Beschlusses verantwortlich zu machen." (Schluß folgt.)

England.

Geständnisse eines Homöopathen.

(Schluß.)

Zu den vielen Unwahrscheinlichkeiten, an denen diese „wahre Geschichte" reich ist, gehört natürlich auch diese, daß ein ordinirter Geistlicher einen Studenten der Theologie von seiner Fakultät wegen eines Duells ausschließen läßt, an welchem er selber als Sekundant sich betheiligt hatte! Genug, Grube muß Leipzig verlassen, und dies ist der Anfang seines Glückes — denn auf seiner Reise nach München findet er auf dem Eilwagen in der Hand des Conducteurs ein zu Fidibus bestimmtes Fragment aus dem Organon von Hahnemann; weil er nichts Besseres zu thun hat, liest er es durch, und obgleich er damals keineswegs sich mit ernstlichem Nachdenken über das Buch oder seinen Gegenstand beschäftigte, entdeckt er doch einige Monat später, daß es einen unverlöschlichen Eindruck auf seinen Geist gemacht hat. In München nämlich, wo er vermöge seiner Empfehlungen sich bald wieder eben so gut wie in Leipzig sieht, findet er eines Tages im Buchladen ein vollständiges Exemplar seines Reisegefährten, des Organon. Er liest es nun ganz durch, studirt noch einige Werke des großen Meisters, und nun steht sein Entschluß für seine Lebenslaufbahn fest; er denkt Tag und Nacht an Nichts als an Homöopathie — hier sieht er den einfachsten, mühelosesten Weg, mit Benutzung seiner Fertigkeit im Täuschen Anderer und im Auffinden ihrer Schwächen, recht bald ein reicher Mann zu werden! Er erwirbt den medizinischen Doktorhut, und da England noch das weiteste unbebauteste Feld zur Entfaltung der neuen Wunder darbietet und die Engländer die reichsten, freigebigsten und närrischsten Leute in der Welt sind, so weiß er bald, wohin er seine Schritte zu wenden hat. Von einem Genfer Uhrenhändler, der in England Helfershelfer eines Homöopathen gewesen, lernt er Englisch und weiß noch manchen anderen nützlichen Wink ihm abzulocken. Dann geht's nach London, und weil da der Markt schon überladen ist, nach Manchester, wo seine Thätigkeit bald beginnt. Der Erfolg ist erstaunlich rasch und fast wunderbar; allein blicken wir, um ihn zu erklären, nur einmal ein wenig hinter die Coulissen:

„Ein elender, ekelhafter Bettler, von einem chronischen Ausschlage bedeckt, ließ mir ebenfalls bald durch einen Schulbuben einen schmutzigen Zettel schreiben, mit der flehentlichen Bitte, ich möchte ihn doch um Gotteswillen kuriren, da er in allen Hospitälern gewesen sey und kein Doktor ihm helfen könne. Ich warf den Wisch unwillig bei Seite.

„Hierauf wird mir ein zierlich gefaltetes Billet von Sir H— G— überreicht, der mich ersucht, ihm so bald als möglich die Ehre meines Besuches zu Theil werden zu lassen. Schon war ich im Begriff, ihm durch den Diener, der auf meine Antwort wartete, meine Zusage zu ertheilen, als mein Johann ins Zimmer tritt und, kaum von diesem, nach meiner Meinung, so außerordentlichen Erfolge unterrichtet, mir mit entschiedenem Tone ins Wort fällt: „Erfolg? ja freilich! aber nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Doktor, wenn solcher Erfolg Sie schon befriedigt, dann hat der Diener mehr Ambition als der Herr! Glauben Sie mir, ich kenne dies Volk besser als Sie, und wenn diese Leutchen sehen, daß man nur nach Ihnen zu schicken braucht, wenn man Sie haben will, so brauchen Sie doppelt so viel Zeit und bekommen halb so viel Geld! Am besten ist es für Sie, Sie zeigen sich gar nicht außer dem Hause; ein bischen Geheimthuerei vermehrt den Glauben an Ihre Wunderkraft, — kurz und gut, Sie müssen nicht zum Baronet gehen; geben Sie Acht, er kommt zu Ihnen!"

„Und nun erfahre ich zu meinem Erstaunen und zur Dämpfung meiner Eitelkeit, daß ich selbst bis jetzt nur die Puppe war, mein Diener Kobelt aber der Maschinist, der alle Fäden angelegt und geleitet hatte.

„Jetzt", fuhr er nämlich fort, „kommen Sie ans Fenster und sagen Sie mir, was Sie sehen!"

„Ich sehe", sagte ich, „einen elenden zerlumpten Bettler, der gewaltig gestikulirt, und um ihn her einen Haufen Neugieriger, die ihn verlachen — jetzt wirft er sich auf die Kniee; — wahrhaftig, er scheint seine Worte an uns zu richten! Pfui, der Kerl ist ja ganz mit Lepra bedeckt! Sieh, er reißt sein Hemd auf, daß die Schuppen von ihm nach allen Seiten hinfliegen und das Volk aus Furcht vor Ansteckung auseinanderstiebt!"

„Ganz richtig! Und nun sagen Sie, möchten Sie den elenden Mann in Ihre Behandlung nehmen?"

„Nein, auf mein Wort! es ekelt mich, ihn anzusehen, und ich glaube kaum, daß die Homöopathie bei ihm etwas vermöchte!"

„Nun, und von diesem Manne, Herr Doktor, hängt Ihr Glück in dieser Stadt ab; ihm werden Sie den größten Theil Ihres Rufes danken, den Sie binnen kurzem erworben haben werden! Hören Sie! Dieser verachtete, aussätzige Bettler ist mein Bruder; hier ist kein Haus in der ganzen Stadt, das er nicht in der vorigen Woche besucht, kein Doktor, den er nicht um Rath gefragt, und kaum eine Frau, die er nicht durch seinen widerwärtigen Anblick in Schrecken versetzt hätte. Diesen werden Sie nun kuriren —"

„Was, ich?" — „Ja wohl, Sie; und damit Sie mit mehr Courage ans Werk gehen, so erfahren Sie, daß jener Bettler so gesund ist wie Sie, daß seine Krankheit nur zu Ihrem Besten fabrizirt ist, und daß es ein köstlicher Fall werden wird. Und nun hören Sie meinen Rath, schreiben Sie an Sir H— G—, daß Ihnen die Zeit nicht erlaubt, ihm Ihre Aufwartung zu machen, daß Sie ihn aber mit Vergnügen morgen um 12 Uhr bei sich sehen und ihm die Wohlthat Ihrer Kunst angedeihen lassen wollen. Denselben Bescheid gebe ich auch allen Uebrigen, die Ihren Rath wünschen. Auf diese Weise werden sie sich Alle einander in den Weg rennen und natürlich folgern, daß Ihre Praxis immens ist!" (Pag. 204.)

Gesagt, gethan. Der aussätzige Bettler wird in kurzer Zeit geheilt und posaunt überall die Wunderthaten des Doktors Herrn von Eisenberg aus. Der Baronet aber erscheint wirklich bald in eigener Person und unterwirft sich auf Gnade oder Ungnade seinen Verordnungen. Wir ersparen es uns, hier die Einzelnheiten der Methode wiederzugeben, durch welche der Homöopath in diesem und manchen anderen Fällen scheinbar wunderbare Heilungen zu Wege bringt, Alles natürlich, nach seinem eigenen Geständniß, nur durch streng angeordnete Diät und nebenher Streukügelchen von purem Zucker und Stärkemehl. Schlimme, hoffnungslose Fälle weiß er geschickt in die Hände anderer Aerzte zu spielen, und durch diese und andere Kunstgriffe gelingt es ihm, sich drei Jahre lang in Ansehen zu erhalten und eine beträchtliche Summe zusammenzuscharren. Da aber treten Ereignisse ein, die ihm seinen Aufenthalt in England im höchsten Grade verbittern. Ein herkulisch gebauter, reicher Gentleman, Smithson Smith, dessen schwindsüchtige Tochter von ihm behandelt wird, verletzt sich nämlich selber am Knie, das Uebel wird unter der homöopathischen Behandlung immer schlimmer, und endlich muß das Bein von Abernethy abgenommen werden — aber die Tochter stirbt, und nun schwört der alte Gentleman dem unseligen Homöopathen unversöhnliche Rache. Die Gelegenheit dazu bietet sich bald; derselbe verliebt sich in eine von ihm behandelte junge Dame, die seine Bewerbungen zuerst günstig aufnimmt. Es ergiebt sich aber, daß sie die Nichte Smith's ist, dieser entlarvt den Homöopathen vor ihr als Betrüger, und sie giebt ihm den Korb. Mit dieser Rache aber nicht zufrieden, verfolgt Smith seinen Feind überallhin mit den gröbsten, brutalsten Beschimpfungen, treibt ihn dadurch von Ort zu Ort, von Manchester nach Chester, dann nach Liverpool, Birmingham — überall, wohin er sich wendet, taucht der unversöhnliche Rachegeist empor, entlarvt ihn oder überfällt ihn selbst mehreremale mit so abscheulichen und empörenden Mißhandlungen, angelt ihn z. B. bei einer Lustpartie zu Wasser mit großen Angelhaken auf, schneidet ihm dann diese Haken aus und taucht ihn öfter bis fast zur völligen Ersäufung ins Wasser u. s. w., daß es wirklich eine unbegreifliche Lächerlichkeit des Verfassers ist, in diesem rohen Kannibalen das Bild eines englischen Gentleman hinstellen zu wollen! Genug, diese Widerwärtigkeiten und Verfolgungen machen dem armen Homöopathen seinen Aufenthalt in England endlich unerträglich, so ungern er sich auch von dem Lande der Sovereign d'or trennt, deren er wenigstens eine gute Portion mit nach Deutschland zurücknimmt. Er geht zunächst nach Paris, wo er sich durch Konnexionen den Grafentitel von einem deutschen Fürsten erwirbt, dann in deutsche Bäder, woselbst er die Bekanntschaft seiner späteren Gattin macht. Mit dieser zieht er sich auf das Schloß Falkenbrunn zurück und lebt dort ein Jahr ganz ruhig, bis er plötzlich in einer Nacht im Kasino von Salzburg seinen furchtbaren Feind Smith wiederfindet, der ihn wieder mit Verfolgungen bedroht. Und nun war es theils der Schreck vor diesem, theils der Widerwillen gegen die beiden anderen Engländer und diese Nation überhaupt, die ihn in jener Nacht so plötzlich zu der verhängnißvollen Reise trieb, welche ihn an das Ziel seines vielbewegten Lebens führt.

Dieses sind die Umrisse seiner von ihm selbst gegebenen Biographie. Theils die Folgen seines Sturzes, theils auch die Peinigungen seiner Gewissensbisse beschleunigen, trotz der körperlichen und geistigen Pflege, die ihm seine Umgebungen angedeihen lassen, seinen Tod. Kurz vor demselben, als ihn eben der fromme Forrester durch die Tröstungen des Evangeliums erquickt, erscheint ein Karmeliter-Mönch, — es ist der Jesuit Seifenblase, der ihm die letzten Dienste der römischen Kirche aufdrängen will, vom Grafen aber er-

kannt und zurückgewiesen wird, während auch Jener mit Schrecken seinen alten Feind Grube wiedererkennt. Endlich betritt auch zu guter Letzt Smith noch einmal die Bühne, versöhnt sich mit ihm auf dem Sterbebette, beweist ihm noch alle mögliche Zärtlichkeiten, kann aber doch nicht unterlassen, ihm noch manche Seelenpein durch die Austreibung von Geständnissen seiner vielfachen Betrügereien zu bereiten. Der Graf stirbt im Schoße der englischen Kirche, und nach manchen noch hinzugefügten Sentimentalitäten schließt endlich die Geschichte mit einer Doppelheirat, nämlich des englischen Doktor Howard und der Nichte Smith's, und des frommen Forrester mit der verwitweten Gräfin, mit der übrigens jener heilige Mann doch schon bei Lebzeiten ihres Mannes manche verliebte Blicke zu wechseln nicht unterlassen hatte! —

Wir stellen es nun, wie gesagt, dem Leser anheim, was er aus diesem Konvolut von Unwahrscheinlichkeiten wirklich für faktisch begründet halten, und ob er sich durch solche Darstellungen zu einem vernünftigeren Urtheile über die Homöopathie bekehren lassen wolle, als er es gerade schon hat; und wir fügen nur noch hinzu, daß die bis jetzt bekannt gewordenen Urtheile der englischen Presse über den vorliegenden Roman zur Genüge beweisen, der gesunde Verstand der Engländer wisse hinlänglich zwischen Lüge und Wahrheit zu unterscheiden, um solcher Warnungen gegen Betrug und Charlatanerie, wie dieses Buch eine seyn soll, entbehren zu können.

Frankreich.

Historische Ruinen und Schlösser in Frankreich.

Unter obigem Titel hat Alexander de Lavergne ein prächtig ausgestattetes Werk in Paris bei Ch. Warée erscheinen lassen. Reizende Stahlstiche von Th. Frere geben die malerischen Stellungen der verwitterten Thürme und Mauern mit Epheukränzen und Moosteppichen geziert aufs vortheilhafteste wieder, und der Autor hat an Wortschmuck und Romantik so viel wie möglich hinzugefügt, um dem überreizten Gaumen seiner Landsleute Geschmack an den historischen Erinnerungen seines Stoffes beizubringen. Wir hätten ihm gern die Zuthaten und Würzen erlassen; es hat wohl Jeder Phantasie genug, um sich die Zauber einer Mondnacht zwischen malerischen Trümmern und die romanhaften Erlebnisse ihrer einstigen Bewohner selbst auszumalen. Eine schmucklose Darstellung der historischen Beziehungen, die sich an die zerfallenen Klöster und Schlösser knüpfen, würde unseres Erachtens dankenswerther und auch wirkungsreicher gewesen seyn. Es sind Namen darunter, an denen das Interesse durch nichts gelähmt werden kann; einige davon hier als Probe wiederzugeben, können wir uns nicht versagen.

Portroyal, die berühmte Abtei, die uns durch die verdienstlichen Arbeiten Reuchlin's und Ste. Beuve's neuerdings näher gerückt wurde, liegt bei dem Städtchen Chevreuse, sieben Meilen von Paris. Mitten in einer Ebene, die von allen Seiten durch Waldungen mit Schatten und Schweigen umgeben ist, findet man unter dem Moos und den Gräsern der spärlichen Vegetation noch die Ueberreste des zerstörten Gebäudes; vor hundertunddreißig Jahren erhob die berühmte Abtei hier noch ihre Zinnen. Man hätte sie schon damals von weitem für eine Meierei halten können, die vom Besitzer vernachlässigt ward, wenn man nicht über dem Gitterthor des Eingangs ein ungeheures eisernes Kreuz gesehen hätte, dessen kunstreiche Arbeit der Rost bedrohte und auf dem heller Sonnenschein noch eine Spur ehemaliger Vergoldung zeigte. Ein Garten stieß an das Gebäude, dessen Pflege und Anlage jedoch sehr verschieden von der damaligen prachtvollen Symmetrie eines Le Nôtre war und einen trüben Eindruck hervorbrachte; etwas entfernter, nördlich von der Klosterkirche, lag ein schmaler ärmlicher Gottesacker. Dieser öde einförmige Garten war von den weisesten Männern des 17ten Jahrhunderts gepflanzt: von Arnauld, Lancelot, Lemaître de Sacy, und Blaise Pascal hat unter diesem beginnenden Baumschatten gesessen und sein erhabenes Werk, die „Pensées", gedichtet. Auf dem bescheidenen Kirchhof nebenan ruhen die Ueberreste des großen Racine! Welche Erinnerungen knüpfen sich an die Abtei von Portroyal! Die ganze Geschichte Frankreichs im 17ten Jahrhundert ist damit verwebt: Religion, Politik, Wissenschaft und Kunst, selbst die Liebe, haben dort ihre Rollen gespielt.

Die Abtei wurde im Jahre 1204 von Eudes de Sully, Bischof von Paris, gegründet, an einer Stelle, wo König Philipp August einst Schutz gegen ein Unwetter fand, und ward eines der ältesten Frauenklöster vom Orden der Cisterzienser. Der heilige Ludwig, die Grafen von Montfort und Montmorency gehörten zu den eifrigsten Beschützern der Abtei. Von der Gunst des Ersteren besaß dieselbe zahlreiche Privilegien; unter Anderem war es ihr gestattet, Messe zu lesen, wenn auch das ganze Land exkommunizirt seyn sollte. Auch war es erlaubt, daß die Nonnen weibliche Einsiedlerinnen bei sich aufnähmen, welche der Welt überdrüssig waren und doch keine Gelübde ablegen wollten. Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts gerieth Portroyal in dieselbe Versunkenheit, wie so viele andere Klöster; die Sittenlosigkeit und Unordnung ging aus den Kriegsjahren und der Verderbniß des Hofes unter den letzten Valois auch auf die religiösen Anstalten über. Ueberall vergaß man die Regel des heiligen Benedikt; die Klausur sogar ward nirgends mehr gehalten, und von allen Gelübden, die der berühmte Stifter des Cisterzienser-Ordens angeordnet hatte, wurde das der Keuschheit am wenigsten befolgt. Im Jahre 1602 ward Maria Angelika Arnauld Aebtissin von Portroyal; sie war kaum elf Jahr alt und stammte aus einer vornehmen Familie. Es war wenig für die Wiederherstellung von Zucht und Ordnung zu hoffen, da der Herrscherstab der Aebtissin in den Händen eines Kindes lag. Der weltlichste Luxus war an die Stelle strenger Regel getreten; es gab alle Tage Feste und Gastmähler in den heiligen Räumen. Sammet und Seide hatten die Nonnentracht gänzlich verdrängt; in den Zellen putzte sich die ausgesuchteste Koketterie vor Spiegeln von Venedig. Vielleicht war der Augenblick nicht fern, wo die junge Aebtissin selbst den Verirrungen sich hingab, zu denen das böse Beispiel ihrer Nonnen sie lachend aufforderte; sie war währenddem siebzehn Jahr und sehr schön geworden, sie war gefühlvoll und zärtlich; wie lange würde ihre Natur noch den zahlreichen Versuchungen widerstanden haben? Da kam in einer stürmischen Nacht ein Kapuziner und bat um Obdach in Portroyal; er hatte wegen eines Verbrechens aus seinem Kloster entfliehen müssen und war so durchdrungen von seiner Strafbarkeit und dem Verlust seines klösterlichen Asyls, daß er eine feurige Bußpredigt über die Glückseligkeit des Klosterlebens in der Kapelle von Portroyal hielt und alle verstockte Herzen seiner Zuhörerinnen erweichte, besonders aber auf die junge Aebtissin einen unauslöschlichen Eindruck hervorbrachte. Nachher verschwand er plötzlich, und man wußte nicht, ob er eine übernatürliche Erscheinung in Gestalt eines flüchtigen Mönchs gewesen, oder ob er wirklich ein Verbrecher war, der im Orient ein Asyl suchte, wie er selbst ausgesagt haben soll. Von dem Augenblick an verschwand jeder Anstrich von Weltlichkeit aus Portroyal; Fasten, Schweigen, Nachtwachen und Beten ward wieder die Beschäftigung der Klosterbewohnerinnen. Kein Ton der Laute ward mehr gehört und die Liebespoesieen von Ronsard und Baif, welche die Lieblingslektüre der Nonnen gewesen, wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Diese Reform machte großes Aufsehen und hatte das Schicksal einer jeden guten Sache, von Einem für erbaulich und von Anderen für schlecht gehalten zu werden. Besonders ereiferten sich Viele der Geistlichen dagegen, weil sie eine gute Tafel, Müßiggang und Sittenfreiheit für alte Privilegien der Klöster, die man nicht antasten dürfte, hielten. Man tadelte die Nonnen von Portroyal, man schalt sie toll, neuerungssüchtig, sogar ketzerisch, und sprach von nichts Geringerem als Excommunication. Aber Ludwig XIII. war auf Heinrich IV., die Frömmelei der Galanterie, gefolgt und die Reaction mußte um so stärker seyn, weil der Kontrast mit dem vorangegangen Regiment sie veranlaßte. Bald hatte das katholische Frankreich die Augen auf Portroyal gerichtet; man nannte es ein Musterkloster, von Gott selbst ausgewählt, um als Beispiel zu dienen. Alle Abteien des Königreichs riefen den Beistand von Portroyal an, um sich nach ihm zu reformiren. Marie Angelika und ihre Nonnen reisten von Kloster zu Kloster, um über das große Werk der Wiedergeburt zu wachen. Zuweilen wurde das heilige Geschäft ihnen schwer genug gemacht, wie das Benehmen der Aebtissin von Maubuisson beweist, welche, mit geladenem Pistol in der Hand und von einem Haufen junger Edelleute begleitet, sie zwang, wieder abzuziehen. Der Ruhm von Portroyal wuchs durch die berühmten Gelehrten, die sich als Einsiedler dorthin zurückzogen, wie die beiden Arnaulds, Bruder und Neffe der Aebtissin, Lemaître de Sacy, Lancelot, der große Philologe, Nicole der Theologe, Philipp von Champagne, der unsterbliche Maler, und der tiefsinnigste französische Philosoph: Pascal. Die Erziehungsschriften dieser Gelehrten erregten die Eifersucht der Jesuiten; das berühmte Buch von Antoine Arnauld: De la frequente Communion gab das Signal zu Verfolgungen, die erst aufhörten, als Portroyal in Trümmern lag. Die Namen der Jansenisten und Molinisten schied von nun an die Anhänger eines Kultus in zwei feindliche Lager, und die Jesuiten ruhten nicht eher, bis sie gesiegt hatten. Im J. 1709, Ende Oktobers, vertrieb Argenson, Generallieutenant der Polizei, die letzten Nonnen aus Portroyal und überlieferte das ehrwürdige Gebäude der Zerstörung.

* * *

Chantilly. Auf der Straße von Senlis, ungefähr neun Meilen nördlich von Paris, liegt rechts vom Wege der Flecken Chantilly, am Fuße eines Waldes; wenn Ihr einige Schritte weiter geht, werdet Ihr einen reizenden Anblick haben: auf einer unabsehbar großen Wiese, einem lachenden Amphitheater von grünem Sammet, umsäumt von dunklem Waldschatten, liegt eine Reihefolge malerischer Bogengänge. Links vom Beschauer und fast gerade gegenüber von diesem prächtigen Baudenkmale steht im Schatten hundertjähriger Bäume ein Jagdschlößchen, dessen moderner und einfacher Styl bedeutend kontrastirt mit den großartigen Ueberresten auf der Wiese. Ueberall in der Umgebung werdet Ihr Spuren ehemaligen Glanzes finden, Springbrunnen, Grotten, Kanäle, u. s. w. Entblößt Euer Haupt, wenn Ihr Ehrfurcht vor Schlachtenruhm hegt, hier haben die größten Feldherren Frankreichs gelebt; entblößt Euer Haupt, wenn Ihr Ehrfurcht vor dem Unglück habt, denn Gottes Hand hat damit Alle hier heimgesucht, vom letzten Connetable von Montmorency an bis zum letzten Prinzen von Condé. Der berühmte Connetable von Montmorency wurde hier geboren, der fünf Königen von Frankreich gedient hat und der in unzähligen Narben alle die Schlachten aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf seinem Körper verzeichnet hat. Im Schlosse Chantilly ruhete der Held aus und spielte mit dem jüngsten seiner Söhne; hier empfing er Botschaft von Karl V. oder von Sultan Soliman, der ihm seine Verehrung in kostbaren Geschenken darbringen und ihn über wichtige Kriegsgeschäfte um Rath fragen ließ, oder Franz I. überraschte seinen alten Waffengefährten und bat um ein Nachtlager. Unerachtet dieser Freundschaft kränkte den Helden noch eine siebenjährige Ungnade seines Königs, und erst Heinrich II. verbesserte dieses Vergehen seines Vaters gegen den würdigen Greis. Der letzte Montmorency hatte sich thöricht in die Streitigkeiten des feigen Gaston von Orleans, Bruders Ludwig's XIII., verwickelt und wurde zum Tode verurtheilt. Durch sein Absterben kam Chantilly in die Hände des großen Condé, des Sprößlings

Bourbonschen und Montmorencyschen Stiles. Unter ihm wurde Chantilly die Heimat des Luxus und der Pracht. Der berühmte Le Nôtre verwandelte das alte Schloß der Montmorency in eine glänzende Nachbildung von Versaille. Le Nôtre's Zauberstab schuf die Gärten in zierliche Labyrinthe um, wie es die damalige Zeit erheischte, und der Dichter Santeuil besang sie in lateinischen Versen. Der Sohn des Siegers von Rocroy verstand es nicht, die prächtigen Einrichtungen zu benutzen: sein tägliches Vergnügen bestand darin, wie seine Hunde zu heulen und die Spur des Wildes zu verfolgen. Desto besser verstand es sein Enkel, Heinrich von Bourbon, der mit seiner schönen Geliebten, der berühmten Frau von Prie, in Chantilly wohnte. St. Simon sagte von ihr, sie habe die Gestalt und Haltung einer Nymphe, aber die Leidenschaft einer Medea gehabt. Als Heinrich von Bourbon Premierminister war, spielte sie eine bedeutende Rolle in den Intriguen jener Zeit. Der Fall, daß ein Prinz von Geblüt diese Stelle bekleidete, dauerte indessen nicht lange: der Kardinal Fleury verdrängte Heinrich von Bourbon und erwirkte seine Verbannung nach Chantilly. Dort beschäftigte sich derselbe eifrig damit, sein Exil zu verschönern; er war es, der die pomphaften Ställe dem Schlosse gegenüber erbaute, welche nebst dem Pavillon Enghien jetzt die einzigen Ueberreste von dem Glanze Chantilly's sind. Man ist erstaunt, wenn man in diesen Palast tritt, oder vielmehr in diese Reihefolge von Palästen, inwendig ganz von Marmor, diese Galerieen, über denen mit goldenen Buchstaben die Namen der einstigen vierfüßigen Bewohner stehen. Es muß ein neidenswerthes Loos gewesen seyn, unter den Pferden und Hunden des Herrn Herzogs von Bourbon zu figuriren. Es erscheint wie ein Epigramm gegen die berühmten Sprößlinge der Condé's, daß die Revolution, die so Vieles in Chantilly zerstörte, nur die Ställe dort übrig ließ. Die Zerstörer ahnten wohl nicht, daß einst Tage kommen würden, wo die Einsamkeit von Chantilly wieder wie durch einen Zauberschlag belebt werden würde, wo ein Glanz dort herrschen würde wie zur Zeit Ludwig's XIV., Equipagen, geschmückte Frauen, gallonirte Diener und Volk sich dort zusammendrängen, nicht um verschollene Zeiten wieder aufleben zu lassen oder sich ehrfurchtsvoll der berühmten Bewohner zu erinnern, sondern um Pferde laufen zu sehen. Der Jokey irgend eines Lords wird heutzutage in Chantilly mehr gefeiert, als einst der Adler von Meaux. Die Pferderennen sind an die Stelle der Turniere getreten, und Chantilly ist jetzt durch seine Wettrennen das Rendezvous der großen Welt.

* * *

Malmaison. Am linken Ufer der Seine, in geringer Entfernung von Ruel und am Fuße des herrlichen Amphitheaters, welches in der Ferne der Aquadukt von Marly krönt, entdeckt man hinter einem grünen Vorhange von malerischen Baumgruppen und exotischen Pflanzen ein einfaches Gebäude von traurigem und verlassenem Ansehen, es ist Malmaison. Diese bescheidene Wohnung, welche man die Wiege Napoleon's nennen könnte, liegt nahe bei Marly, dem zertrümmerten Palast, den man den Sarg Ludwig's XIV. nennen könnte: von Wiege und Sarg ist heute nur noch öde Verfallenheit sichtbar, über der die berühmtesten Schatten der neueren Zeit schweben. Malmaison! Name von trauriger Bedeutung, der nur zu sehr den Unstern rechtfertigt, der über dem Haupte seines letzten Besitzers dort aufging. Als tausend Jahre früher die Mönche, zur Zeit Karl's des Kahlen, in ihrem barbarischen Latein die Taufe mit der üblen Nebenbedeutung: male donnos daran vollzogen, dachte wohl Niemand an das Eintreffen des prophetischen Namens. Von 846—1780 ist die Geschichte stumm über Malmaison: man weiß nur, daß es zu der reichen Abtei von St. Denis gehörte. Karl der Kahle hatte die Domaine den Mönchen zum Geschenk gemacht, als Lohn für ihre Gebete, deren Kraft sie die Befreiung von den Normannen zuschrieben. Im Jahre 1780 kaufte es ein Generalpächter und 1793 ließ sich die schöne Witwe Beauharnais dort nieder und machte es zum Asyl der feinen Lebensart, der geistreichen Unterhaltung, die aus Paris verbannt waren. In Malmaison hat Napoleon geliebt und so dort die schönste Erinnerung hinterlassen: keiner der vielen Paläste, die er bewohnt hat, kann sich einer ähnlichen rühmen. Während der ersten Feldzüge Napoleon's kamen die wichtigsten Siegesbülletins nach Malmaison, die sich mit den einfachen Worten endigten: „tausend Küsse, denke mein, Josephine, und langweile Dich nicht zu sehr in Malmaison." Wie stolz und glücklich schlug Josephinens Herz damals in Malmaison, wie fern lag ihr wohl damals der Gedanke, daß sie einst, der neuen Kaiserkrone beraubt, dorthin zurückkehren würde, nachdem sie in den Tuilerieen und St. Cloud ihren glänzenden Hof gehalten hatte. Sie bewahrte ihre angeborene Liebenswürdigkeit im Exil und wußte sich dasselbe mit allen Schätzen der Kunst und allen Segnungen des Wohlthuns auszuschmücken. Sie empfing noch wie sonst alle Huldigungen: der Kaiser Alexander brachte ihr die seinigen noch dar, wenige Tage vorher, ehe sie zur Ruhe auf den bescheidenen Gottesacker von Ruel gebracht wurde, sie, die erwarten konnte, neben gekrönten Häuptern begraben zu werden! Kaum ein Jahr später, am 23. Juni 1815, kam Napoleon noch einmal nach Malmaison, wo ihn Hortense empfing und mit ihm an der geliebten Grabstätte von Ruel trauerte. Zwanzig Jahre später wurden die Ueberreste der einst gefeierten Hortense auch dort in tiefer Stille und Prunklosigkeit bestattet. Napoleon verließ Malmaison, um sich den Händen seiner Feinde zu überliefern. Die Feinde suchten ihn drei Tage später vergeblich und zerstörten alle Reize und Schätze von Malmaison. Es stand lange Zeit öde und unbewohnt, bis auch ein flüchtiges gekröntes Haupt, die Königin Christine von Spanien, dort Zuflucht suchte, um es nach einiger Zeit abermals leer und öde stehen zu lassen. Z. v. P.

Mannigfaltiges.

— Heidelberg, der neueste Roman von James. Der bekannte englische Novelist G. P. R. James hat eine Episode des dreißigjährigen Krieges, die Regierung des böhmischen Winterkönigs, die Schlacht am Weißen Berge und die Belagerung Heidelbergs durch die Kaiserlichen, zum Gegenstande seines neuesten Romans gemacht.*) Diese Studien jener Zeit und ihrer hervorragenden Charaktere muß man freilich bei unserem Engländer nicht erwarten, aber mit Geschicklichkeit hat er die Ereignisse derselben zu einer selbst für seine Landsleute nationalen Erzählung zu benutzen und um englische Interessen zu gruppiren gewußt. Die erste Person seines Romans ist nämlich eine Engländerin, eine Fürstin aus dem Hause Stuart, die Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz, die auf den schwachen Fürsten und auf die ersten Wendungen des Krieges in Deutschland einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Elisabeth von der Pfalz, eine Tochter des Königs Jakob I. von England und Schottland, verdiente wohl überhaupt, eben so wie ihn bereits zwei ihrer Enkelinnen gefunden, von denen wir gleich reden werden, ihren besonderen Biographen, und zwar sowohl ihrer eigenen Schicksale wegen, als weil sie die gemeinsame Stammmutter dreier der mächtigsten europäischen Fürstenhäuser, des englischen, des preußischen und des jetzt regierenden französischen, ist. Elisabeth von der Pfalz, selbst die Enkelin einer berühmten Großmutter, Maria Stuart's, war nämlich die Großmutter des ersten Königs von Großbritanien aus dem Hause Hannover, der ersten Königin von Preußen und der ersten Herzogin von Orleans, von der der König der Franzosen abstammt. Auf Elisabeth's Tochter, Sophie, die mit dem Kurfürsten Ernst August von Hannover vermählt war, übertrug das englische Volk das Thronfolgerecht der Stuarts. Sophiens Sohn, Georg I., bestieg demnach den britischen Thron, nachdem seine Schwester Sophie Charlotte, die Beschützerin von Leibniz und die eigentliche Stifterin der Berliner Akademie der Wissenschaften, als erste Königin von Preußen gekrönt worden war. Beide waren Enkel Elisabeth's von der Pfalz, deren Enkelin auch Charlotte Elisabeth war, die Tochter des Kurfürsten und Pfalzgrafen Karl Ludwig, die im Jahre 1671 mit dem Herzog Philipp I. von Orleans vermählt und die Mutter des nachmaligen Regenten wurde.

Auf diese Bedeutung Elisabeth's von der Pfalz ist freilich in dem Romane von James nicht hingewiesen: dagegen hat er sie, als die Tochter Jakob's I., mit einem ganzen Hofstaate von Engländern und Engländerinnen umgeben, unter denen Algernon Grey, nachmals Graf von Pintingdon, Sir William Lovel und Agnes Herbert in den Vordergrund gestellt sind. Die Engländer begleiten die neue Königin von Böhmen nach Prag, dessen vergnügliches Hofleben im Winter 1619—20 uns eben so romantisch geschildert wird, wie die Schlacht am Weißen Berge, die nur allzu bald diesem Leben ein Ende machte. Hätten die Engländer ihre Landsmännin, die Böhmen-Königin Elisabeth, nur halb so kräftig unterstützt wie sie in unserer Zeit der Königin Isabella von Spanien, ihren karlistischen Widersachern gegenüber, beigestanden, dann wäre der tapfere Christian von Anhalt wohl nicht so leicht von dem unter Bucquoi, Wallenstein und Tilly stehenden Heere der Liga besiegt worden. Herr James erzählt uns jedoch selbst, daß die versprochenen Hülfsgelder Jakob's I. ausblieben, und daß, nachdem einer der englischen Helden, Oberst Herbert, bei der Belagerung des Heidelberger Schlosses durch die Kaiserlichen geblieben, der andere, Algernon Grey, froh war, als er mit seiner geliebten Agnes durch einen unterirdischen Gang des Schlosses entfliehen und sich nach England retten konnte.

Der uns vorliegende, in Leipzig erschienene Abdruck des englischen Romanes bestätigt übrigens die von uns in unserem Artikel über den preußisch-sächsisch-englischen Vertrag vom 13. Mai. d. J. gemachte Bemerkung, daß die Besorgniß, es würden uns dadurch die englischen Bücher vertheuert werden, ungegründet sey. Nach wie vor erhält Herr Tauchnitz von englischen Autoren die Erlaubniß, wohlfeile Ausgaben „for continental Circulation" zu veranstalten. Als Herr James in Bezug auf seinen erst in diesem Sommer in London ausgegebenen Roman dem deutschen Verleger eine solche Befugniß ertheilte, da konnte er wohl bereits die ihm durch das Gesetz vom 13. Mai in Preußen und Sachsen verliehenen Rechte. Aber er wußte auch recht gut, daß, wenn er dem deutschen Publikum keine andere Ausgabe seines Buches, als die theuere englische anbieten lasse, dieses dann in Deutschland ganz ungekauft bleiben würde. Er zog es daher vor, ein Abkommen mit Herrn Tauchnitz zu treffen, der uns den englischen Roman, zusammen in einem Bande gedruckt, für 15 Sgr. liefert, während er in England, aus drei Bänden bestehend, nicht weniger als 31½ Shill. (10½ Thaler) kostet. Herr Tauchnitz hat uns zu ähnlichen wohlfeilen Preisen bereits 108 Bände englischer Literatur geliefert, unter denen sich die Werke von Ainsworth, Lady Blessington, Boz (Dickens), Cooper, D'Israeli, James, Marryat, Warren u. s. w. befinden, anderer Schriftsteller nicht zu gedenken, auf die das Verlagsrecht in England bereits erloschen ist.

*) Heidelberg. By G. P. R. James. Sanctioned by the Author for continental Circulation. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 128. Berlin, Sonnabend den 24. Oktober 1846.

Frankreich.

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

1. Gesammtüberblick.

Die Kunst und die Künstler des Auslandes sind auf der diesjährigen Ausstellung nur schwach vertreten, am schwächsten aber die Frankreichs, und zwar nicht nur in Bezug auf die Anzahl der Gemälde und Bildwerke, sondern auch in Rücksicht auf deren Bedeutung und Werth. Wir sprechen hier im Allgemeinen und wollen daher zur Vermeidung eines möglichen Mißverständnisses gleich ausdrücklich bemerken, daß einzelne Productionen nicht nur nicht in jene Kategorie gehören, sondern auch überhaupt zu den besten Stücken der Ausstellung zu rechnen sind. Aber diese beschränken sich auf drei, höchstens vier Gemälde und auf ein Bildwerk. Das ist denn allerdings eine geringe Ausbeute zu nennen; indeß ist zu bedenken, daß die Zahl der Werke von wirklich in französischen Schulen gebildeten französischen Künstlern überhaupt kaum zwanzig übersteigt; ein Verhältniß, welches bei einer Gesammtzahl von über 1600 Nummern noch immer sehr günstig zu nennen ist. Wenigstens können wir versichern, daß unter diesen sechzehnhundert Nummern nicht hundert ausgezeichnete Gemälde anzutreffen sind, also nicht ⅛ der Gesammtzahl, die mit jenen drei oder vier vorzüglichen Arbeiten französischer Meister zu vergleichen sind, deren Verhältniß zu der ganzen Zahl der von ihnen eingesandten Arbeiten sich wie 1:7 gestaltet. Doch lassen wir die Zahlen. Im Grunde kann die Kritik mit ihnen auf dem Felde der Kunst eben so wenig als auf dem der Sittlichkeit operiren. Hier wie dort muß die Sache oder vielmehr der Geist für sich selber sprechen.

Unter jenen vorzüglicheren Gemälden der französischen Kunst meinten wir vor Allem das große Bild von Horace Vernet unter Nr. 934: „Das „Schlachtfeld von Hastings in Sussex am Morgen nach der Niederlage der „Sachsen gegen Wilhelm den Eroberer (den 14. Oktober 1066). Die Prinzessin Editha „mit dem Schwanenhalse" (au col de cygne) erkennt den „König Harald, ihren Verlobten, den letzten Sachsenkönig von England, „unter den Erschlagenen in der aus Baumstämmen errichteten Feldfeste u. s. f." Ein mächtiges Bild voller gewaltiger Naturwahrheit und von einer Intensität des Gedankens, der seiner riesenhaften Dimensionen wegen jede kleinliche Betrachtungsweise zu Boden schmettert. Aber — doch davon später. Den zweiten Platz nimmt Charles Girardet's „Unterbrechung einer gottesdienstlichen Versammlung von Protestanten in einer Höhle der Cevennen „durch bewaffnete Macht unter Führung von Mönchen" (Nr. 1475) ein. Es herrscht in ihm eine edle Einfachheit und anspruchslose Würde, die, aus dem sittlichen Streben nach Vermeidung jedes zufälligen Effekts stammend, einen sehr wohlthuenden Eindruck macht. Ueber die Technik in diesem Gemälde werden wir uns weiter unten aussprechen und hier nur erwähnen, daß es in dieser Beziehung an die vorzüglicheren Produkte der Düsseldorfer Schule erinnert. Was den dritten Platz betrifft, so sind wir unschlüssig, ob wir ihn Claude Jaquand's „Karl V. im Kloster von St. Just" (unter Nr. 1512) oder Domenique Papely's „Consolatrix afflictorum (La Ste. Vierge intercédant auprès de Dieu pour la consolation de toutes les douleurs des femmes)" (unter Nr. 1566) zuertheilen sollen. Das erstere zieht vorzüglich durch seinen trefflichen historischen Geschmack an, der, trotz aller Charakteristik in der Zeichnung und Farbe, doch die Gränze der Manierirtheit, die hier übrigens eher in einem Zuwenig als in einem Zuviel bestehen könnte, zu vermeiden weiß. Die Eintönigkeit der Farbe allein, welche hier jedoch in der Absicht des Malers liegt, mag vielleicht ein wenig zu dumpf seyn; ein Mangel, dessen Gegentheil wir in der „Consolatrix" Papely's wahrnehmen, indem hier gerade die Mannigfaltigkeit und Helligkeit des Kolorits dem Eindruck, welchen der Künstler beabsichtigte, Eintrag thut. Denn obwohl jene Mannigfaltigkeit, welche theilweise durch den Stoff selbst bedingt ist, durch die Helligkeit gleichsam gemildert werden sollte, so fehlt jener doch die scharfe Charakteristik, dieser die klare Durchsichtigkeit, so daß sie einander nicht recht zu durchdringen vermögen.

Unter den Bildwerken haben wir, wie gesagt, nur eines, aber vielleicht als das vorzüglichste Stück der Ausstellung, zu nennen. Es ist Dumont's lebensgroße Statue in Bronze: „Eine junge Frau, Blumen in ihr Haar flechtend und sich in einem Spiegel beschauend". Als charakteristisch heben wir vorläufig bei dieser Statue nur die vollendete Einheit des Echtmenschlichen in der ganzen Auffassung, sowohl was die Haltung als was die Form überhaupt betrifft, mit der idealen Reinheit der einzelnen Theile und deren harmonisches Verhältniß zum Ganzen hervor. Das Weitere werden wir weiter unten anführen.

Unter den übrigen Kunstprodukten, die einer niederen Stufe angehören, nennen wir stufenweise: Fr. Diday, ein Genfer: „Folgen eines Unwetters in den Schweizer Alpen auf dem Grimsel-Uebergang" (Nr. 1432); Villeret „Die St. Huberts-Kapelle in Amboise" (Nr. 959). Von demselben noch (unter Nr. 955) „Sechs Ansichten von Paris" und andere kleine Gemälde, ebenfalls Ansichten darstellend. Ferner August Borges (Nr. 110) „Die Palmen; Landschaft, nach der Natur aufgenommen, am Ufer des Ganges", in eigenthümlicher tonloser Manier. Eben so von demselben (Nr. 111) „Eine alte Moschee am Ufer des Indus"; J. Calamatta, sehr ungleich in der Manier und kraftlos in der Modellirung: „Der Mensch ungewiß zwischen der Religion und der Weltlust" (Nr. 131); „Eine Frau an der Toilette" (132); „Christuskopf" (133); „Bildniß eines Gelehrten" (134); Lepaulle „Le bon Camarade" (Nr. 530). Endlich — Ingres (Nr. 1648): „Leonardo da Vinci „verscheidet zu Fontainebleau in den Armen des Königs Franz I.; diesen begleiten der Admiral Bovinet, der Kardinal Duprat und ein Edelknabe". Der Katalog besagt, daß dies Gemälde in größerem Maßstabe für den Herzog von Blacas ausgeführt wurde. In der That kann man aus dieser Skizze — denn auf den Namen eines Gemäldes kann dies kleine Werk des berühmten Künstlers wohl kaum Anspruch machen — sich kein rechtes Urtheil über die Intentionen des Letzteren bilden. Sie ist sehr dunkel in der Färbung und sehr unbestimmt in der Zeichnung.

Kupferstiche und Zeichnungen. Bridour (Nr. 1178): „Die heilige Jungfrau mit dem Kandelaber nach Raphael" etwas hart im Ausdruck; (Nr. 1179:) „Bildniß der schönen Ferronniere, nach Leonardo da Vinci"; zu wenig Kraft in der Modellirung, der Ausdruck in den Zügen ist etwas matt, aber lieblich; (Nr. 1180) „Die Empfängniß, nach Murillo"; die Züge sind hier leblos, trotz der äußeren Derbheit und übergangslosen Prägnanz in der Manier. L. Calamatta: Zwei Kupferstiche. (Nr. 1181) „Bildniß des Herzogs von Orleans, nach Ingres", macht einen sehr unangenehmen Eindruck durch die steife Figur, den dummen Gesichtsausdruck und die überaus ungraziöse, ja unästhetische Stellung; allerdings Fehler, die, wenn wir den Ausdruck in den Zügen ausnehmen, mehr dem Maler selbst zur Last fallen. Der Stich ist vortrefflich und vermeidet sehr glücklich die Gränze sowohl zu großer Derbheit und Prägnanz als auch zu einförmiger und platter Weichheit. Ferner (Nr. 1182) „Franziska von Rimini" nach A. Scheffer. — Unter den Zeichnungen desselben Künstlers heben wir vorzüglich hervor: (Nr. 1183:) „Gesicht des Ezechiel, nach Raphael" und (Nr. 1187:) „Rubens Bildniß, nach Rubens". Im ersteren haben uns nur die Wolken nicht zugesagt; sie sind ein wenig zu kompakt und massiv. Dagegen ist das Bildniß Rubens ganz vortrefflich; das Gesicht, halb gegen das Licht, das es ganz voll bescheint, herumgewendet, ist in allen Zügen scharf ausgeprägt, ohne daß jedoch der Einheit derselben Eintrag geschähe. Der Hintergrund wie überhaupt die ganze Figur ist dunkel, fast düster gehalten; doch will es uns bedünken, als hätte der Künstler in der Kopie eines Rubensschen Bildes eher auf Milderung seiner Manier sehen sollen, da, wenn dieselbe nicht mit Farben, sondern mit dem schwarzen Zeichnenstift ausgeführt werden sollte, die Tiefe der Schattirung noch intensiver werden mußte. (Nr. 1185): „Die Fornarina, nach Raphael". Wenn die Fornarina so ausgesehen hat, wie diese gezeichnete Kopie des Raphaelschen Bildes, dann bedauern wir den schlechten Geschmack des göttlichen Meisters. Diese Fornarina macht den Eindruck einer plumpen Bauerdirne. Die überaus dumme Miene, in die sich noch etwas von einer unangenehmen Pfiffigkeit einmischt, der starke Knochenbau der ganzen Büste, der dicke Hals, die unförmliche Hand, kurz das ganze geistlose, materielle Wesen dieser Fornarina wäre kaum geeignet, einen derben Bauerburschen anzuziehen, und Raphael ....? Gewiß ist diesmal die Zeichnung daran schuld; aber wie weit, läßt sich schwer ohne das Original bestimmen. Schließlich erwähnen wir noch zwei Zeichnungen desselben Künstlers: (Nr. 1184) „Die heilige Jungfrau mit der Hostie, nach Ingres" und (Nr. 1186) „Der Frieden, nach Raphael". Sie sind in derselben Manier gezeichnet, aber sonst ohne besondere Eigenthümlichkeiten.

Unter den Bildwerken haben wir außer der oben schon erwähnten Statue Dumont's nur noch zwei Büsten von David aus Angers zu erwähnen (Nr. 1649, 1650), welche Alexander von Humboldt und Arago darstellen. Beide sind kolossal gehalten: die erste ist in pyrenäischem Marmor ausgeführt, die zweite ist Gypsmodell.

tur nicht allgemeinen Beifalls erfahren war, gefällt, und es hat nicht, wie Anfangs, einer Ermahnung bedurft, um die Ruhe herzustellen. Man hat nur einzelne Anstalten getroffen, um den Verkauf weit kleiner Fässer, als bisher gebräuchlich waren, zu verhindern. Diese Anstalten sind, wie es scheint, in Norwegen nur wenig Personen bekannt geworden, und diese wenigen wissen sich nur unvollkommen darüber zu erklären. Die Einen sagen, es sey eine Maßregel gegen den Schleichhandel, die Andern, es sey eine Einrichtung, um die Trunkenheit zu vermindern, Beides ist nicht richtig. Die Absicht ist weder, den Schleichhandel zu hindern, noch die Trunkenheit zu vermindern, sondern sie ist, die Einfuhr des Branntweins zu vermehren, und diese Absicht ist vollkommen erreicht worden. Es ist nämlich bekannt, daß bis zu dem Monat Februar 1816 die Einfuhr des Branntweins in Norwegen sehr beträchtlich war, daß sie aber seit dem Monat März desselben Jahres, wo die Verordnung wegen der kleinen Fässer bekannt gemacht worden ist, sehr abgenommen hat. Diese Verordnung hat nämlich verordnet, daß kein Branntwein in Fässern, die weniger als 30 Pott halten, eingeführt werden soll. Diese Fässer sind aber so klein, daß sie Niemand gebrauchen will. Man schätzt jetzt die Einfuhr des Branntweins in Norwegen auf 1 Million Pott, und es ist also seit dem Jahre 1815 um 3 Millionen Pott vermindert worden. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Verminderung eine sehr wohlthätige Folge gehabt hat, und daß sie, wenn sie dauernd wäre, eine sehr große Wohlthat für das Land seyn würde. Allein sie ist nicht dauernd, sondern sie ist nur vorübergehend, und sie wird es bleiben, so lange, bis man die Verordnung wegen der kleinen Fässer wieder aufhebt. Diese Aufhebung wird aber nicht lange ausbleiben, wenn man sich nicht entschließt, in Norwegen, wie in Schweden, Dänemark und Rußland, eine Abgabe auf den Branntwein zu legen, und diese Abgabe wird nicht lange ausbleiben, wenn man sich nicht entschließt, die Einfuhr des Branntweins gänzlich zu verbieten. Ein Verbot ist aber nicht rathsam, weil es nicht ausführbar ist, und weil es, wenn es ausführbar wäre, nur Schleichhandel und Bestechung hervorbringen würde. Eine Abgabe ist rathsam, weil sie ausführbar ist, und weil sie, wenn sie nicht zu hoch gesetzt wird, die Einfuhr des Branntweins nicht vermindert, sondern nur vermehrt. Sie ist ausführbar, weil sie nicht schwer zu erheben ist, und weil sie, wenn sie nicht zu hoch gesetzt wird, keine Veranlassung zum Schleichhandel giebt. Sie vermehrt die Einfuhr des Branntweins nicht, weil sie nicht zu hoch gesetzt wird, sondern nur den Preis desselben

aber führt zu einem Bürgerkriege, der um so blutiger seyn wird, als es zu gleicher Zeit ein konfessioneller Krieg ist. Die sieben Kantone des Sonderbundes sind von einem tapferen Volke bewohnt, das besonders, wenn es in seinen Rechten angegriffen wird und seinen Herd zu vertheidigen hat, nicht so leicht das Schwert niederlegt. Sollten aber gleichwohl die Radikalen den Sieg davontragen, dann wird es bei der Unterdrückung der kantonalen Rechte einer bedrohten Staaten nicht bleiben, sondern der ganze Bund ist dann in seiner von Europa gewährleisteten Zusammensetzung bedroht. Was aber geschehen möchte, wenn die europäischen Staaten, die den Bundesvertrag der Schweiz garantirten, sich veranlaßt sehen sollten, ihrer Gewährleistung Geltung zu verschaffen, wage ich, der ich mein Vaterland liebe, kaum zu denken; denn nicht blos um seinen Frieden und seine Unabhängigkeit, sondern auch um den Frieden und die Unabhängigkeit vieler anderen europäischen Staaten möchte es dann geschehen seyn!

* * *

Wir fügen diesen Betrachtungen eines Schweizers über die Ereignisse in Genf Einiges hinzu, was der in Paris erscheinende Semeur enthält, der namentlich als ein Organ des Protestantismus helvetischer Konfession, welcher bekanntlich in Genf seinen Mittelpunkt hat, zu betrachten ist. Nachdem er eine kurze Uebersicht der Ereignisse gegeben, sagt er:

„Im Jahre 1830 hat Frankreich mit einem gewissen Vergnügen auch die Schweiz ihrerseits die Laufbahn der Revolutionen betreten sehen. Wenn Frankreich vielleicht, wie man glaubt, mehr noch gethan, als sich blos freuen, so hat es bereits Zeit gehabt, dies zu bereuen. Seit 1830 wird in dem Lande der Gebirge und der Seen an einem und demselben Werke unter sehr verschiedenen Namen und Vorwänden gearbeitet: nämlich an der Umwandlung des Bundesstaats oder Staatenbundes in einen einzigen republikanischen Staat, was nach der Meinung der Radikalen nichts weiter als die Metamorphose der Raupe in einen Schmetterling ist. Dieser Zweck, der niemals öffentlich eingestanden, aber bei aller Discretion, mit der man ihn behandelt, stets in weiteren Kreisen vorbereitet wird, ist als der rothe Faden zu betrachten, der sich durch mehrere kantonale Revolutionen hindurchzieht. Unter den sogenannten regenerirten Kantonen befinden sich einige bereits bei ihrer zweiten, andere sogar bei ihrer dritten Regeneration; die Schweiz als solche ist jedoch noch nicht regenerirt, denn immer noch ist sie ein Bundesstaat, und dieser letzte Schritt, zu dessen Förderung alle andere bisher geschehen sind, ist der einzige, der die entschlossenen und verwegenen Menschen zu befriedigen vermag, die seit sechzehn Jahren daran arbeiten, die Schweiz organisch mit der Sache des europäischen Radikalismus zu verbinden.

„Es ist dies ihr Wunsch und ihre Hoffnung, und eine Zeit lang ist es ihnen sogar gelungen, für die Beförderung ihres Werkes Viele von denjenigen zu gewinnen, die sie jetzt als ihre unversöhnlichsten Widersacher betrachten. Die liberalen Regierungen der letzten sechzehn Jahre haben sich in eidgenössischen Angelegenheiten zu den Zwecken des Radikalismus so hergegeben, wie dieser gewollt und so viel eben nöthig war. Es war dies die Rolle, die der Kardinal Richelieu gegenüber den deutschen Protestanten im dreißigjährigen Kriege spielte: aber nicht Jedermann hat die Geschicklichkeit, eine Rolle, wie die Richelieu's, zu spielen, und wir zweifeln noch sehr, ob die trefflichen inneren Reformen, deren sich der eine und der andere Kanton rühmen darf, die falsche Politik zu rechtfertigen vermag, die man dabei gespielt hat.

„Unzweifelhaft dagegen ist, daß die Regierungen, die so handelten, dadurch ihrem eigenen Sturze vorarbeiteten; sie sind gestürzt, und mit ihrem Zusammenfallen bricht die ganze Schweiz zusammen. Wie die Sachen jetzt stehen, scheint der Bürgerkrieg unabwendbar. Man hat ihn allerdings hier und da schon bis jetzt geführt, allein das Alles scheint nur ein Vorspiel zu dem eigentlichen Drama gewesen zu seyn. Man hat die Vertheidigung der katholischen Kantone einen Angriff genannt: jetzt wird man natürlich den Angriff auf dieselben eine bloße Vertheidigung nennen. Es ist dies echt florentinische Politik, und in der That schämen sich die Herren Radikalen auch ganz und gar nicht, sich in dieser Beziehung auf Machiavell zu berufen."

„Setzen wir voraus, daß Nichts den Strom in seinem Laufe aufhalten werde, so können wir doch nicht auch zugeben, daß er in dem reinen Unitarismus des Staates sein Ziel finden werde. Die sehr pronunzirte Individualität oder, wie es Manche vielleicht nennen, der Egoismus der Kantone wird stets dagegen seyn. Man wird sich darum vorerst begnügen, den größeren Kantonen das Uebergewicht der Volkszahl zu sichern und die Staaten, die sich dem widersetzen, zu unterdrücken. Das Uebrige wird man dann von der Zeit erwarten. Aber was noch vor der Erfüllung solcher Hoffnungen eintreten wird, das ist die Eifersucht und der Zwiespalt der großen Kantone selbst. Keine Ruhe also, bevor diese Individualitäten alle untergegangen oder bis die Schweiz gar von der Länderkarte Europa's verschwunden seyn wird. Was ihre Unabhängigkeit unter der Form einer einheitlichen Republik betrifft, so ist dies eine Zukunft, an deren Möglichkeit wir nicht leicht glauben. Für eine andere Schweiz bedarf es auch eines anderen Europa. Wenn die Häupter der Bewegung sich schmeicheln, einem neuen Europa vorzuarbeiten oder es zu beginnen, so müssen wir ihnen freilich zugestehen, daß sie ein großes Ziel sich gesetzt. Aber die Vorsehung hat doch noch größere Absichten und insbesondere bessere Gedanken, als die Radikalen und die Kommunisten in der Schweiz."

Ostindien.

Die Eroberung des Sind.

Ein Beitrag zur Charakteristik der englischen Politik in Ostindien.

Wir müssen voranschicken, daß nachstehende Darstellung einer französischen Quelle entlehnt und daher wohl mit einiger Vorsicht aufzunehmen sey. Gleichwohl ist das Thatsächliche der Erzählung vollkommen begründet und wirft auf das Verfahren der Engländer in Ostindien ein nicht minder schlechtes Licht, als dasjenige ist, in welchem uns das Verfahren der Franzosen in einem Theile von Algerien erscheint. Thatsachen, wie die nachstehend erzählten, werden natürlich von der französischen Presse mit Begierde aufgegriffen und als Waffe gegen England benutzt, und zwar beruft man sich dabei auf das Zeugniß der anglo-indischen Presse selbst. Das eine dieser Ereignisse ist der Tod von Mir-Rustam, Chan von Chyrpur, welcher unter den abgesetzten und nach Bombay deportirten Emirs von Sind an Alter und Rang der Erste war und im Mai dieses Jahres an der Cholera starb; das andere ist die Versteigerung der Gegenstände, deren Werth an die Armee, welche das Sind erobert hat, als Beute vertheilt werden soll.

Die Bombay-Times vom 3. Juni zeigt den Tod des Emirs in folgenden Worten an: „Der älteste und standhafteste Freund Englands, der weiseste und beste der Talpur-Fürsten, das Opfer seiner Tugenden und seiner Treue gegen uns, Mir-Rustam, Chan von Chyrpur, ist verschieden." Der Bombay-Courier vom 5. Juni spricht folgendermaßen darüber: „Der Tod hat endlich den Leiden und der Gefangenschaft des ehrwürdigen Rustam, dieses Opfers unserer Undankbarkeit, ein Ziel gesetzt. Wir hätten ihm ohne Zweifel ein Längeres Leben gewünscht, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, da zu sterben, wo er das Licht erblickte, und wenn er eine Hoffnung auf die Wiedererlangung der Krone gehabt hätte, deren wir ihn so treulos beraubt haben."

Zur Zeit ihrer ersten Berührungen mit dem Sind fanden die Engländer daselbst Mir-Rustam-Chan als Rais oder obersten Häuptling der Provinzen am oberen Indus. Die Engländer sahen ein, wie wichtig ihnen der gute Willen desselben sey, und der Emir kam ihren Bemühungen um denselben mit Zuvorkommenheit entgegen, daher auch die englischen Gesandten, Henry Pottinger und Alexander Burns, die lebhafteste Achtung und Freundschaft für ihn faßten. Der Emir blieb in dieser Gesinnung unveränderlich, auch als Burns ihn verlassen, und ließ sogar der Compagnie ein ewiges Bündniß zwischen ihr und den Emirs von Chyrpur antragen unter Bedingungen, die sie ganz nach ihrem Belieben vorschreiben sollte. Seitdem erlangte England von Rustam, was es wollte: der Emir machte ihm ein Zugeständniß nach dem anderen.

„Selten", sagt bei dieser Gelegenheit der Bombay-Courier, „bietet England seine Freundschaft ohne ein selbstisches Motiv an. Wir stellten bald Forderungen an ihn, deren Bewilligung von seiner Seite sich kaum erwarten ließ. Aber trotz seiner eigenen Befürchtungen, trotz des Mißtrauens seiner eigenen Familie, gab der Emir allen unseren Wünschen nach. Gegen den Wortlaut des ersten Vertrages bestanden wir darauf, die Armee, die nach Afghanistan zog, durch das Sind zu führen. Damals waren alle Emirs des unteren Indus bereit, die Waffen zu ergreifen und sich der Verletzung ihres Gebiets zu widersetzen; aber der gute Rustam hielt sie zurück und söhnte sie mit uns aus. Es gab kein Opfer, das er nicht auf unser Verlangen uns zu bringen bereit war. Wir baten ihn, uns für die Dauer unserer Operationen in Afghanistan seine Festung Bakkar zu leihen. Der Stolz des Emirs empörte sich bei dem Gedanken an eine solche Demüthigung seiner Unterthanen. „Es ist das Herz meines Landes", rief er; „es kostet meine Ehre, die Bewachung derselben fremden Händen zu übergeben." Weinend beschwor ihn seine ganze Familie, dieser Forderung zu widerstehen; er ward mit Vorwürfen überhäuft, als man ihn zur Nachgiebigkeit bereit sah; aber seine Freundschaft für England trug über jedes andere Bedenken den Sieg davon. Er lieh uns seine Festung, und wir gedachten sie ihm nie wiederzugeben."

Solche Zugeständnisse ließen Burns, als er von dem Emir sprach, die Aeußerung thun: „Ich habe nie gezweifelt an der Aufrichtigkeit seiner Anhänglichkeit für uns; aber auf eine solche Beharrlichkeit in derselben war ich nicht gefaßt."

Aber diese Treue ward schlecht belohnt. Nach Burns und Pottinger ward Herr Ros Bell zum Geschäftsträger in Sind ernannt. Dieser behandelte anfangs den Emir ebenfalls mit der ihm gebührenden Achtung. Leider gehörte derselbe einer politischen Schule an, die sich nur unter Umtrieben glücklich fühlt und die einem diplomatischen Erfolg alle Grundsätze der Moral opfern würde. Es verletzte seine Eitelkeit, daß Mir-Rustam nicht darauf einging, die tausend ehrgeizigen Pläne, die in dem Gehirn des Diplomaten entstanden, zu würdigen; er zeigte sich bald kalt und zurückhaltend. Von da bis zur Ungerechtigkeit und zum Haß war nur ein Schritt. Dazu kam noch, daß er von einem Versucher umgeben war, der diese Stimmung zur Beförderung seiner Pläne benutzte, von Ali-Murad, dem jüngsten Bruder Rustam's, der dessen Thron einzunehmen wünschte und es an Intriguen und Verleumdungen nicht fehlen ließ. Bald wurden die Handlungen und Absichten des Emirs in den Berichten des Geschäftsträgers in einem falschen Lichte dargestellt. Ali-Murad sparte kein Geld, um falsche Aussagen zu kaufen. Endlich verschwor sich noch mit dem Ehrgeiz Ros Bell's der eines Chefs der englischen Armee. Es fehlte nur noch an einem Vorwand zum Sturz Mir-Rustam's, welchen die Rückwirkung der Unfälle von Afghanistan bald darbot.

„Sobald man im Sind die Katastrophe von Kabul erfahren, verbreitete sich afghanische Emissaire im Lande und predigten den Aufstand gegen die

gläubigen. Briefe dieses Inhalts wurden aufgefangen, welche von den Emirs herzurühren schienen und mit ihren Siegeln versehen waren, darunter auch einer an Shere-Sing, einen insurgirten Häuptling, der das Siegel Mir-Rustam's trug. Der Kunstgriff war zu grob. So lange die Gefahr gedauert, so lange die englischen Armeen jenseits der Berge einen ungleichen Kampf bestanden, hatte sich das Land nicht gerührt, obwohl nur ein Drittel der Truppen anwesend war, welche gegenwärtig nach der Eroberung zur Erhaltung der Ruhe für nothwendig gehalten werden. Dem Einfluß und der Treue Mir-Rustam's hatten wir diese Ruhe zu verdanken, und überdies hatte er uns mit Menschen und Geld unterstützt. Diese Briefe konnten also nicht von ihm seyn: sie waren von Ali-Murad geschrieben oder diktirt; dieser hatte sie auch aufgefangen oder wenigstens dem Oberst Outram zugestellt, dem Nachfolger des Herrn Roß Bell."

Der Oberst Outram, ein eben so vollendeter Diplomat als ausgezeichneter Militair, hatte leider noch keine Zeit gehabt, das Gewebe von Intriguen, die den Hof von Ehyrpur umgaben, und die Verrätherei Ali-Murad's zu durchschauen. Er hegte von Anfang an einige Zweifel über die Echtheit der Papiere und Unterschriften, brachte sie aber erst später zur Gewißheit und glaubte daher, vorläufig sich der Ansicht seiner Kollegen fügen zu müssen, indem er mit diesen nicht Mir-Rustam, sondern seinen Minister und dessen Umgebung für schuldig hielt. Er schlug also seiner Regierung die Verbannung des Wesirs vor; die drei Emirs dagegen, die bei der Korrespondenz betheiligt waren, sollten nur durch die Konfiszirung eines Theils ihres Gebiets, der eine jährliche Revenüe von 13,000 Pfund brachte, bestraft werden.

Gerade um diese Zeit sann Lord Ellenborough auf neue Eroberungen und neue Bündnisse. Da er sich den Chan von Bahalwalpur zum Freunde zu machen wünschte, so hatte er nicht übel Lust, ihm auf Kosten der Emire von Sind ein Geschenk zu machen. Ueberdies von Sir Charles Napier, der nach der Statthalterstelle einer Provinz strebte, aufgereizt, ergriff er gierig die Gelegenheit, Mir-Rustam zu berauben, und statt eines Zehntels, nahm er ihm drei Viertel seines Gebiets, indem er einen Theil davon zur Apanage für Ali-Murad bestimmte. Damit noch nicht zufrieden, bedrohte man auch die Person des achtzigjährigen Greises. Ali-Murad vernachlässigte nichts, um den Schrecken seines Bruders zu verdoppeln und ihn zur Empörung zu treiben, während er zugleich den englischen General von den Vorbereitungen, die er ihn machen ließ, unterrichtete. Sir Charles Napier durchschaute seine Intriguen bald, aber er hatte ein Interesse, sich täuschen zu lassen. Endlich kam es dahin, daß der Greis, nachdem er zu Gunsten seines Bruders abgedankt und ihm alle seine Rechte abgetreten, sich gezwungen sah, in die Wüste zu entfliehen, wo man ihn wie ein wildes Thier verfolgte. Nachdem er hier sechs Wochen lang mit einigen Mitgliedern seiner Familie und einigen Hunderten von Dienern umhergeirrt war, ohne ein anderes Obdach als ein kleines Zelt, mußte er sich endlich der Discretion seiner Feinde überliefern. Dieser arme Fürst, der, ohne das geringste Verbrechen begangen zu haben, ohne auch nur zu wissen, warum man ihn verfolgte, sich in dem Lande, das er väterlich regiert, geächtet und von einer Nation, die er mit Freundschaftsbeweisen überhäuft, entthront und beschimpft sah, faßte nun den Entschluß, an die menschliche Gerechtigkeit zu appelliren, aber umsonst. Ali-Murad hatte sich bei Sir Charles Napier so gut einzuschmeicheln gewußt, daß dieser General nicht einmal die Klagen des Opfers hören wollte.

Der alte Emir schwankte nun dem Grabe zu. Eine schwere Krankheit sollte bald noch die Leiden vermehren, die das Ende seiner Laufbahn bezeichneten, und doch — bemerkt der Bombay-Courier — ließ er selbst jetzt weder einen Vorwurf noch eine Rachedrohung entschlüpfen; aber die Krieger seines Landes gaben sich nicht zufrieden, sie wollten wissen, was ihr alter Häuptling gethan. Sie verlangten, daß wenigstens eine Untersuchung über sein Verhalten angestellt werde, und daß man, im Falle Ali-Murad's Verrätherei bewiesen werde, den Verleumder bestrafe und dem Opfer Gerechtigkeit widerfahren lasse. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Eugen v. Breza über seine polnischen Landsleute. Herr Eugen v. Breza, so viel uns bekannt, ein Sohn des ehemaligen polnischen Staatsministers dieses Namens, hat vor einigen Tagen ein Flugschriftchen unter dem Titel: De la Russomanie dans le Grand-Duché de Posen" *) erscheinen lassen, welches auf 12½ Seiten die Behauptung durchführt, daß es den Polen nicht ernst mit ihrer Russenfreundschaft ist, und daß ihnen mehr an ihren Privilegien und bisherigen Lebensweisen liegt, als an dem Wohle des polnischen Vaterlandes. Man sieht, Herr v. Breza ist in der Sache und Meinung mit dem, was der Unterzeichnete über die Russomanie gesagt (Nr. 118 des Magazins), ganz einverstanden: in der Form jedoch unterschreidet er sich etwas bitter. Aus seiner Schrift spricht nicht Liebe und Schonung gegen die Menschlichkeiten, welche sich seine Landsleute seit funfzig Jahren zu Schulden kommen lassen; es schwebt keine volle Rücksicht für das Unglück um seine Worte, und im Urtheile über verstorbene Größen mischt sich unfeiner Vorwurf mit harten Wahrheiten. Letztere sind allerdings nicht unbegründet gelassen, und zwar werden die Beweise schon aus dem Zeitraum des französisch-russischen Krieges beigebracht. In seinem Eifer wirft Herr v. Breza den Polen nicht blos politische Verwahrlosung, sondern auch laxe Religiosität vor, und dabei läßt er sich so weit hinreißen, daß er den jüngeren Edelleuten ein Verbrechen daraus macht, auf Universitäten erzogen zu seyn, „wo man Alles lehrt, ausgenommen Christ seyn und treuer Unterthan". Das klingt beinahe, als wäre es aus der Schrift des Herrn v. Stourdza, der vor achtundzwanzig Jahren gegen die deutschen Universitäten schrieb. Herr v. B. fühlt, nachdem er seine Anklagen erschöpft hat, daß man ihn von Seiten seiner Landsleute für einen Abtrünnigen halten werde, und er sagt deshalb am Schlusse: „Nachdem ich diese Blätter geschrieben, erwarte ich, daß sie mir Uebelwollen der soi disant guten Polen zuziehen werden; ich erwarte, daß man mich für einen schlechten Patrioten ausgeben werde, für einen zweideutigen Edelmann, für einen, der an der Zukunft Polens verzweifelt. Darauf antworte ich: Auch ich bin ein guter Pole, aber vor Allem bin ich Mensch und versuche, guter Christ zu seyn. Ich, auch ich bin Edelmann, aber ich habe nur Theilnahme für solche Noblesse, die, nach den Vorschriften Gottes und der Ehre, die Unterdrückten in Schutz nimmt und das Elend erleichtert, aber ich verachte diejenige, welche auf Kosten anderer Klassen der Gesellschaft lebt. Ich, auch ich hoffe, daß Gott dem Lande Polen seine Unabhängigkeit wiedergeben wird, aber ich fürchte, diese Wohlthat wird noch lange auf sich warten lassen, denn in diesem Augenblicke suche ich vergebens bei meiner armen Nation die geheiligten Bande der Familie und Priester nach dem Evangelium: die Nationen aber, wie man wissen wird, entstehen und werden wiedergeboren nur durch die Familie und den Altar." Man sieht also, der Herr Vers. schiebt die Unabhängigkeit Polens deshalb so weit hinaus, weil man die Bande der Familie und der Kirche gelockert. Wir haben indeß Mühe zu glauben, daß die Polen keine „liens sacrés de la famille et des prêtres selon l'Evangile" besitzen; letzteres besonders ist noch außerdem so allgemein und so viel und nichtssagend, daß Leser und Verfasser damit machen können, was sie wollen. Aber selbst zugegeben, die Polen hätten gegen Familie und Altar gesündigt (was in Wirklichkeit bei ihnen eben so wenig und eben so sehr wie bei anderen Völkern der Fall ist), so wäre das doch ein schwacher Grund für die Unmöglichkeit ihrer augenblicklichen Emancipation, eben so wenig, wie ihre baldige Besserung nothwendig ihre sofortige Freiheit nach sich ziehen muß. Wenn der Sieg nur immer der Tugend und Frömmigkeit und nicht der Stärke zu Theil würde, so müßten die Polen, selbst bei ihrer angeblichen Sündhaftigkeit, noch frei seyn, da man ja in den Ländern ihrer Sieger auch nicht allgemein „liens sacrés de la famille et des prêtres selon l'Evangile" hat.

Hiaeus extra muros peccatur et intra.

Lt.

— Vergleichende Fortificationslehre. Eine unparteiische vergleichende Darstellung der französischen und deutschen Fortificationssysteme würde eine wesentliche Bereicherung der militairischen Literatur abgeben und selbst für allgemeinere Beziehungen von Interesse seyn. Allerdings ist eine solche Arbeit nicht ohne Schwierigkeit, denn in keinem Theile der Wissenschaft ist es wohl schwerer, als in Bezug auf die Befestigungslehre, sich ein klares, deutliches Bild vom Stande der Dinge in den verschiedenen Ländern zu verschaffen. Gewöhnlich ist es, wie in Frankreich, den betheiligten Personen streng untersagt, in dieser Beziehung irgendwie öffentliche Mittheilungen zu machen, weil es im Interesse jeder Nation zu liegen scheint, die mit den Fortschritten der militairischen Wissenschaften verbundenen Vortheile so lange als möglich als ihren ausschließlichen Besitz zu bewahren. Wenn uns gegenwärtig in dem „Essai sur la fortification moderne" von P. E. Maurice eine solche Vergleichung des gegenwärtigen Standes der Fortificationslehre in Deutschland mit der Entwickelung dieser Wissenschaft in Frankreich geboten wird, so müssen wir zunächst bemerken, daß die neutrale Stellung, welche der Verfasser als Schweizer-Offizier einnimmt, schon vorzüglich geeignet scheint, seinem Werke zur Empfehlung zu gereichen. Leider hat er aber diese Neutralität nicht zu wahren gewußt. Im Allgemeinen versagt er zwar auch den deutschen Meistern seine Anerkennung nicht, und er läßt besonders ihrer auf Eleganz und Festigkeit beruhenden Detailausführung alle Gerechtigkeit widerfahren: aber doch sieht man aus seiner ganzen Darstellung, daß er mit größerem Wohlgefallen bei der Betrachtung dessen, was in Frankreich für seine Wissenschaft geschehen ist, verweilt. Seiner Ansicht nach gebührt, was sorgfältiges Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des zu vertheidigenden Terrains betrifft, den Franzosen unbedingt der Vorrang, den er ihnen auch wegen der größeren Vollständigkeit des Ensembles einräumt. Diese Vorliebe für Frankreich, von der Maurice sich nicht frei genug erhalten hat, erklärt sich zum Theil wohl aus dem Umstande, daß er in der polytechnischen Schule in Paris gebildet ist. G. F. G.

*) Berlin, bei Schröder.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei Adolph Marcus in Bonn ist so eben erschienen:

Ausgewählte Werke
von
Heinrich Conscience.
Unter Mitwirkung des Verfassers
deutsch von
Joh. Wilh. Wolf.
(Wohlfeilste Ausgabe.)
6 Theile. broschirt. 1½ Thaler.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 129. Berlin, Dienstag den 27. Oktober 1846.

Frankreich.

Lacretelle's Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs. *)

Ein alter Veteran der französischen Geschichtschreibung läßt in dieser Schrift seine wohlbekannte Stimme wieder hören. Diese ist etwas heiser geworden, da er sie unter den verschiedenen Regierungen Frankreichs in allerlei Tonarten versuchte. Wie nichts fest steht unter der Sonne, so stand auch sein Urtheil über die große Weltbegebenheit, die wir die französische Revolution nennen, nicht zu allen Zeiten fest. Nach dem Falle des Löwen sprach er eine Ueberzeugung aus, die er während seiner Herrschaft sehr geheim zu halten verstanden hatte und jetzt wieder, wie er in der Einleitung zu der vorliegenden Schrift versichert (S. 4), bitter bereut. Indessen — nur Gott sieht das Herz, und wir, die wir in der Stille unserer Studirstuben an uns selbst erprobt haben, wie mächtig der Pulsschlag der Zeit auf unser eigenes wirkt, wie so viele Begebenheiten im Nachbarlande uns so oft, fast zugleich, unverzeihlich und unvermeidlich schienen, wie oft der Weltbürger und der Patriot, der Freund des Fortschritts und der Feind des Unrechts, der Bewunderer eines großen Geistes und der Todfeind des Despotismus, welche Alle wir in unserer eigenen Brust beherbergten, uns mit uns selbst in Widerspruch brachten, wir wollen den Splitter in des Nächsten Augen nachsichtig übersehen und uns mehr mit dem beschäftigen, was unser Verfasser jetzt meint, als was er früher gesagt haben mag. Da sehen wir denn mit Vergnügen, daß Herr Lacretelle in den meisten Punkten, worin wir, in unserer früheren Kritik des Thiersschen Werkes, diesem geistreichen Schriftsteller widersprachen **), ganz unserer Ansicht ist. Auch er ist nichts weniger als ein Bewunderer der Sièyesschen Constitution, welche Napoleon mit so wenig Mühe für seine Autokratenherrschaft ummodeln konnte (I. S. 62) und so treffend mit den Worten bezeichnete (I. S. 92): es ist nichts als ein Schattenspiel — Schatten eines Senates, einer gesetzgebenden Versammlung, eines Tribunats. Nur ein Magus war da, der diese Schatten beschwören, beleben, vernichten konnte: Er selbst! Auch Herr Lacretelle ist, ganz wie wir es in jenem Artikel ausgesprochen, fest überzeugt, daß Napoleon nicht untergegangen wäre, wenn er eine wahrhaft repräsentative Verfassung geschaffen und geehrt hätte (I. 37, 101). Was wir mit Grund vermutheten, das hat er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren von den bedeutendsten Tonangebern gehört: daß nämlich schon am 18. Fructidor der vorgebliche Haß gegen alle monarchische Verfassung nichts als Komödie, als Scheu war, sich selbst Lügen zu strafen. ***) Wenn er nun die Folge nicht zugiebt, dennoch den Mann tadelt, der sich über dieses Possenspiel hinwegsetzte und sein Haupt mit der Krone schmückte, so finden wir darin eben nur eine Inkonsequenz. Eben so zeigt Herr Lacretelle überzeugend aus seinen Erlebnissen, was wir in jenem Artikel zum Theil aus der Idee dargethan und gegen Herrn Thiers behauptet haben: daß nämlich ein Geist, wie Napoleon's, sich immer gleich bleibt, nur nach Außen in verschiedenen Lagen verschieden erscheint, und daher dem ersten Konsul wie dem Kaiser die Weisheit selbst selten etwas Anderes war, als Mittel zu den Zwecken seines Ehrgeizes. Zu den wenigen, aber, wie wir glauben, bezeichnenden Thatsachen, die wir als Belege angeführt, kann man bei Herrn Lacretelle viele andere finden.

Auch darin stimmt er, fast wörtlich, mit unserer Ansicht überein, daß er Herrn Thiers bei der Aeußerung Napoleon's: er würde die Engländer lieber im Besitze des Montmartre als Malta's sehen, welche dieser Schriftsteller mit den Worten: effroyables paroles, abgethan glaubt, auf Napoleon's ganzes Leben verweist, welches den Kommentar dazu liefert (II. 233 Note); aber er deutet nicht, wie wir, auf die innere Nothwendigkeit hin, welche große Eroberer zu solchem aut Caesar aut nihil hindrängt, wie er denn überhaupt in der Geschichte mehr die Erscheinung, als die tiefer liegenden Motive beachtet.

Im Ganzen hätten wir also ein fast persönliches Interesse, die Schrift des Herrn Lacretelle mit einiger Vorliebe anzuzeigen. Wir könnten mit Recht sagen, daß er die Unparteilichkeit, welche wir an Herrn Lefebvre's Werk gelobt, in fast noch höherem Grade an den Tag legt. Nur gegen England trägt er den unversöhnlichen Haß aus der Revolutions- und Kaiserzeit noch im Herzen. Gegen andere europäische Mächte ist er zum Theil mehr als gerecht. Kaiser Alexander vergöttert er fast. Er betet seine schöne Seele (I. 11, 33), seinen großherzigen Charakter (34), seine hohe Weisheit beinahe an, und unwillkürlich fällt uns dabei die Anekdote von der Frau von Sevigné ein, welche, nachdem Ludwig XIV. mit ihr getanzt hatte, jeden Tadel gegen den „großen König", den sie selbst vor jenem universalhistorischen Walzer ausgesprochen hatte, mit Unwillen zurückwies. Aber das ist es eben, was uns an dem Buche nicht recht gefallen will. Wir lieben die hohe Unparteilichkeit, welche gegen jede geschichtliche Erscheinung und Entwickelung gerecht ist, welche, weil sie sich in jede Lage hineinzudenken weiß, den Menschen von seiner Stellung, den ruhigen geschichtlichen Standpunkt von den unvermeidlichen Schwankungen unruhig bewegter Zeiten, das Gebären von der Geburt, das Fatum, das Providentielle in der Weltgeschichte von dem zu unterscheiden weiß, was der menschlichen Freiheit angehört. Diese Unparteilichkeit, welche die Wärme des Herzens mit der Ruhe des Geistes vereinigt, welche den Standpunkt des Weltbürgers um so besser behauptet, weil sie für jedes patriotische Gefühl ein Echo in sich trägt; diese Unparteilichkeit, vermöge welcher der wahre Geschichtschreiber sich für Brutus und für Cäsar begeistert und über den Menschen, das **Werkzeug** des großen Weltengeistes, diesen selbst nicht vergißt; der seine Erde durch Regen wie durch Sonnenschein, durch Stürme wie durch Westwinde befruchtet; diese Unparteilichkeit, welche nicht neben, sondern über den Parteien steht, scheint uns das Ziel, dem der Geschichtschreiber mehr nahe kommen als es ganz erreichen kann. Hingegen können wir uns mit der Nüchternheit nicht befreunden, welcher man hier und da den Namen der Unparteilichkeit giebt, mit der Art etwa, wie ein Podagrist den raschen Tänzer, ein lebensmüder Greis die unruhige Jugend, ein Mann der Salons die plebejische Größe beurtheilt. Dieser Fall ist nun zwar nicht eigentlich der des Herrn Lacretelle. Ihm fehlt weder geschichtlicher Takt, noch Liebe zum Fortschritte, zur Menschheit, zum Guten und Schönen. Aber er verwechselt zu oft Geschichte mit Geschichten, Thatsachen mit Anekdoten; er porträtirt, wo er charakterisiren sollte, und erzählt uns zu viel, wie seine Helden sich „räuspern und spucken". Indeß hat seine Schrift doch einen nicht unbedeutenden Werth. Sie ist ein treues Bild, wenn auch nicht der Begebenheiten, doch der Eindrücke derselben auf einen großen Theil der Zeitgenossen. Sie zeigt den jüngeren Leuten und Schriftstellern, wie diese Zeitgenossen von dem Taumelbecher doch nicht in so vollen Zügen getrunken hatten, wie die rückwirkende, Vergangenes neu schaffende Phantasie sich oft vormalt. Selbst die Anekdoten, welche in zu reichem Maße in dieselbe eingestreut sind, geben manchen Aufschluß über die Zeit und ihre Gesinnung. Die Müdigkeit, die Enttäuschung, die heraus spricht, stellt treu genug die Empfindungen der großen Mehrzahl der Franzosen zu der Zeit dar, als der Riesenkörper des Napoleonischen Reichs unter seiner eigenen Schwere brach, der Titanenkampf seinen Helden unter der Wucht der Naturkräfte begrub, die er selbst heraufbeschworen hatte, und der Mann, welcher das Gefühl der Freiheit durch das Gefühl des Ruhms, d. i. die edelste der menschlichen durch die großartigste der egoistischen Empfindungen zu erdrücken versucht hatte, seine weltgeschichtliche Thätigkeit mit der Ueberzeugung schloß, die er selbst in folgenden Worten aussprach: „Was mich gestürzt hat, sind nicht die Verbündeten, sondern die freisinnigen Ideen." So wenig wir Herrn Lacretelle mit dem alten Plutarch vergleichen wollen, so begegnet es ihm doch auch nicht selten, solche Anekdoten anzuführen, die durch kleine Umstände oder Worte viel Licht auf Menschen und Begebenheiten werfen. Einige solcher bezeichnenden Geschichtchen mögen hier ihre Stelle finden.

Als der erste Konsul das Wort: Unterthanen (sujets), welches seit 1789 nicht gehört worden war, in den Frieden mit Rußland einschwärzte und dadurch das Tribunat verstimmte, zog sich der Dichter Lebrun des Machthabers **Ungnade** durch folgendes, wahrlich nicht sehr revolutionaire Epigramm zu:

Du grand Napoléon je suis l'admirateur.
Il me veut pour sujet, je suis son serviteur.

Bezeichnender aber als die **Sünde**, ist die **Sühne**. Als nämlich 1804 Carnot gegen die Erhebung des glücklichen Eroberers auf den Kaiserthron jene männliche, besonnene, ehrenwerthe Rede hielt, welche dieser gewiß im Grunde der Seele selbst achten mußte, und seine verneinende Stimme auch in

*) Histoire du Consulat et de l'Empire par M. Charles de Lacretelle. — Paris, Amyot, 1846. (I. u. II. Band.)

**) Vergl. unsere Beurtheilung des Thiersschen Werkes Nr. 120 u. 121 des vorigen, Nr. 7, 8, 9 u. 10 des diesjährigen Jahrgangs des Magazins.

***) Sagte doch Danton schon im August 1792: Vous ne pouvez pas vous dissimuler l'extrême minorité dans l'état du parti qui veut la république, und Barrère: Il y a une république, il n'y a pas de républicains. (Vergl. Lord Brougham, Statesmen who flourished in the time of George III. Paris, Baudry. S. 12.)

die Rezitier einschrieb, soll er gesagt haben: „Ich weiß, daß ich meine Proscriptionen unterzeichne.“ Da erschmeichelte sich der Dichter jenes Epigramms seine Gnade durch folgende Reime wieder, die er Carnot in den Mund legt:

Vous dites oui, moi je dis non.
Messieurs je ne suis pas des vôtres
Je signe ma proscription
Pardieu j'en ai signé bien d'autres.

Für diese nichtswürdige Verhöhnung der Gesinnungstreue erröthete Napoleon nicht, den Witzling mit einem Jahrgehalt von 1000 Franken zu belohnen!

Sehr belehrend über die Mittel, durch welche eine Soldateska oder die Masse überhaupt in Revolutionen verleitet und zu Ungerechtigkeiten getrieben wird, ist folgende nicht sehr bekannte Anekdote. Als am 19. Brumaire die Grenadiere einen Augenblick Anstand nahmen, die Repräsentanten des Volks mit Bajonnetten aus dem Heiligthum der Gesetze zu treiben, da rief General Lefebvre: „Stürzen wir uns auf die Rothmäntel!“ Unglücklicherweise trugen die Mitglieder des Rathes der Fünfhundert solche Mäntel eben wie das unter diesem Namen bekannte österreichische Kroaten-Regiment. Daß entschieden Rothmäntel mit Bajonnetten zu vertragen, fanden die Soldaten ganz in der Ordnung, und die Volksvertretung mußte das Kostüm der Volksvertreter büßen.

Wie die Unfreiheit der Presse dem Volke nichts weniger als erbenannzmäßige Devotion beibringt, mag der von Herrn Lacretelle erzählten Geschichte entnommen werden, woraus hervorgeht, daß das sonst so nationalstolze französische Volk in seinem Unmuthe nach Napoleon's Rückkehr von Moskau in einem mittelmäßigen Stücke Reimen, wie folgenden, durch rasenden Applaus eine politische Bedeutung unterlegte:

Ils sont passés ces jours de fête
Ils sont passés et ne reviendront plus.
Et vous allez pour faire ces conquêtes
Ce que vous n'avez plus.

Wenn wir aber solche Plutarchische Anekdoten gern in einem Geschichtswerke finden, so paßt hingegen das Uebermaß von wirklichen und vermeintlichen Witzworten, welche unser Verfasser bei jeder Gelegenheit anführt, durchaus nicht hinein. Wenn wir sehen, daß eine Schauspielerin in dem bekannten Brelanspiele drei Gleiche anzeigte, weil sie einen König und zwei Buben (valets) hatte, was die drei Konsuln vorstellte, so mag das noch hingehen. Es ist etwas von einer Charakteristik der Zeit darin. Was kümmert uns aber, daß Herr v. Narbonne dem Kaiser, der ihn fragte, ob es wahr wäre, daß dessen Mutter ihn (N.) nicht liebe, antwortete: sie könne in der That vor Bewunderung nicht dazu kommen: daß ein Witzling von Talleyrand sagte, er stände freilich mit einem, aber leider nur mit dem lahmen Fuße in der constitutionellen Monarchie: was die vielen anderen schönen Sächelchen, welche unser Verfasser das Salz der Geschichte nennt! Dergleichen erzählt sich recht artig in einem Salon, es mag vielleicht auch in der Geschichte Ludwig's XV. platz finden, von welchem sonst nichts von Bedeutung zu erzählen ist. Um recht viel zuzugeben, wollen wir annehmen, auch in der sonst so inhaltsreichen Darstellung des Lebens Ludwig's XIV. ließe es sich rechtfertigen, weil dieser Monarch als der Schöpfer der feinen Conversationssprache zu betrachten ist. — Von der Zeit der Revolution und Napoleon's aber, welche im Guten wie im Bösen durch einen hohen Ernst bezeichnet ist, hat die Geschichte ganz andere Dinge zu berichten. (Schluß folgt.)

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

II. Historische Malerei.

Horace Vernet. — Claude Jaquand. — Charles Girardet. — Imarti.

Horace Vernet „Das Schlachtfeld von Hastings u. s. f.“ (siehe allgem. Uebersicht). Es gehört dies merkwürdige Bild zu jenen seltenen Schöpfungen der Kunst, welche unmittelbar den gewaltigen — fast möchten wir hier sagen: gewaltsamen — Eindruck einer wirklichen Begebenheit auf den Beschauer machen; weshalb man denn auch täglich bemerken kann, daß zartsinnige Menschen, besonders weibliche Gemüther, sich nach dem ersten flüchtigen Anblick unwillig und gleichsam im Innersten verletzt von ihm abwenden, ohne indeß den unwiderstehlichen Reiz der grandiosen Naturwahrheit, die hier zur vollsten Erscheinung durchgebrochen ist, überwinden zu können. Dies Bild scheint wie jedes Lebendige zwei wunderbare Kräfte zu besitzen, die im unversöhnten Gegensatz gegen einander ankämpfen und von denen die eine den Beschauer auf geheimnißvolle Weise anzieht, während die andere seine innersten Empfindungen zurückstößt. Dieser Widerspruch in der Wirkung setzt einen Widerspruch in der Ursache, im Bilde selbst, voraus. Ehe wir ihn kurz anzudeuten versuchen, wollen wir die allgemeinsten Umrisse der Begebenheit, wie sie sich auf dem Gemälde in einem plastischen Moment zusammengedrängt zeigt, anschaulich machen. Der Schauplatz derselben ist die aus rohen, zugespitzten Baumstämmen errichtete Feldveste. Hier sehen wir den König Harald, den mit einem blutbefleckten Tuch halb verhüllten Kopf dem Zuschauer zugewendet, unter mehreren Erschlagenen todt daliegen. Sein Oberkörper ist unbedeckt und läßt die breite Wunde an der linken Seite erblicken, aus der das Blut über das zurückgestreifte Gewand herab in den Sand geflossen ist, so daß man zu vermuthen gezwungen ist, Harald habe sich selbst vor dem tödtlichen Stoße entkleidet, und von einer Plünderung des Harnisches sey nicht die Rede. Weiterhin rechts erblicken wir einen jungen Mönch, der, wie es scheint, den Leichnam des Königs zu suchen ausgeschickt ist. Er hält einen Sterbenden, der in sitzender Stellung mit vorn herüberfinkendem Nacken und Haupt in seinen Armen liegt, und sieht sich nach den durch eine breite Lücke der Pallisaden eintretenden Personen um. Der Oberkörper jenes Sterbenden ist gleichfalls entkleidet, während alle übrigen Erschlagenen in voller Rüstung hingestreckt umherliegen. Wir machen auf diese Einzelheit aufmerksam, weil darin eine uns unverständliche Absicht des Malers verborgen zu seyn scheint. Links von der ebenbeschriebenen Gruppe eilen drei Personen in die zerstörte Feste, die Prinzessin Editha ganz im Vordergrunde, hinter ihr eine ältere Frau und ein ebenfalls älterer Mönch, der die Prinzessin auf den Schauplatz des beendeten Kampfes geführt zu haben scheint. Diese streckt die rechte Hand nach dem Leichnam aus, als wolle sie ihre fürchterliche Vermuthung noch einmal bestätigt hören, ehe sie das Ungeheure ganz zu glauben vermag. Deshalb spricht sich in ihren Zügen noch nicht die ganze Verzweiflung des Schmerzes, sondern der Wahnsinn der Angst aus, daß sie sogleich die volle Gewißheit ihres Unglücks erfahren werde. Dies geröthete, fast aus seiner Höhle quellende Auge, dieser krampfhaft vorgestreckte Nacken, diese ganze aus den Fugen weiblicher Anmuth herausgeworfene Stellung verrathen nicht den in stumme Verzweiflung versunkenen oder in wilde Klagen ausbrechenden Schmerz, sondern den einem dieser Ausdrücke unmittelbar vorhergehenden Moment, in welchem der letzte Hoffnungsstrahl eben in dem Dunkel einer grauenvollen Seelenqual untergehen will. Diese genaue Bestimmung des Moments scheint uns für das Verständniß des Bildes sehr wesentlich zu seyn. — Was die Ausführung der idealen Anschauung des Künstlers in technischer Beziehung betrifft, so ist dem Bilde öfters der Vorwurf gemacht worden, daß die Zeichnung nicht in allen Einzelheiten korrekt sey. Man hat gefunden, daß die Figur der Prinzessin, gegen den Oberkörper gehalten, zu lang, ihr Kopf zu groß sey. Auf diese Einwürfe gegen die Richtigkeit der Zeichnung haben wir Nichts zu erwidern, theils weil sie uns unerheblich scheinen, theils weil wir uns in dieser Beziehung kein kompetentes Urtheil zutrauen. Indessen möge man beachten, daß der Künstler in seinem Programm zum Bilde selbst ausdrücklich auf den „Schwanenhals“ (col de cygne) der Prinzessin hindeutet, woraus hervorgeht, daß er auch in dieser Beziehung die historische Treue zu beobachten die Absicht gehabt. Nicht die technische Ausführung der idealen Anschauung also ist's, die wir hier beurtheilen wollen, sondern es ist jene Anschauung selbst, gegen die wir gewissermaßen im Namen der idealen Seite der Kunst protestiren müssen. Die Idealität des Moments ist durch die fast gefühllose Derbheit der Naturwahrheit beinahe erdrückt. Der Genius verschwendet hier die höchsten Mittel zur Hervorbringung eines durchaus tragischen Eindrucks, um in fürchterlicher Ironie die Idealität dieses Eindrucks selbst durch die rohe Macht der Naturwahrheit zerschmettern zu lassen. Der Widerspruch, den wir oben bezeichneten, ist also eine Art von Verzweiflung des Genius an seiner eigenen Macht über die Natur. Man irrt sich, wenn man glaubt, der Künstler habe der Natur einen Triumph bereiten wollen. Im Gegentheil, seine unendliche Sehnsucht, die ideale Wahrheit zu realisiren, läßt ihn, da sie ewig unbefriedigt bleibt, gleichsam selbstmörderisch gegen sich selbst und seinen Genius wüthen. Dieses Prinzip spricht sich mehr oder weniger in allen Horace Vernetschen Bildern aus.

Claude Jaquand's „Karl V. im Kloster von St. Juß“ zeichnet sich besonders durch die Wahrheit der Farbe und durch die Festigkeit in der Zeichnung aus. Die Figur des auf der rechten Seite des Bildes sitzenden Kaisers, welcher den Kopf halb dem Zuschauer entgegenkehrt, zeigt, trotz ihrer Gebrechlichkeit, ein starres, gleichsam verhärtetes Selbstbewußtseyn, welches mit der halb gedankenvollen, halb muthlosen Miene einen sehr charakteristischen Gegensatz bildet. Doch will es uns bedünken, als ob der von dem Künstler aufgegriffene Moment zu wenig individuell gehalten sey. Die neben dem Kaiser liegenden Geräthschaften seiner mechanischen Beschäftigung deuten zwar auf die Absicht einer Individualisirung des Moments hin, allein sie bewirken dieselbe eben nur in äußerer Weise. Man verlangt, daß diese Bestimmtheit sich mehr auf plastische Weise kundgeben soll; kurz, daß der Widerspruch zwischen der Unendlichkeit der inneren Welt, deren Erfüllung und Sättigung Karl V. aufgegeben, mit der aus dieser Entsagung entsprungenen Wahl dieser Umgebung und dieser Art von Wirksamkeit uns unwillkürlich an jenes bekannte Wort erinnern soll: „Ich Thor habe so viele freie Wesen in Uebereinstimmung handeln lassen wollen und kann nicht einmal zwei Uhren, Werke meiner eigenen Hände, in Harmonie bringen“. — Es liegt in dem Ganzen eine Atmosphäre trockener, indifferenter Verdrießlichkeit, die den Beschauer selbst verdrießlich macht, wenn sie ihn nicht kalt läßt.

Charles Girardet: „Unterbrechung einer gottesdienstlichen Versammlung u. s. f.“ Wir haben schon oben in dem Gesammtüberblick auf die in diesem Bilde herrschende edle Einfachheit des Styls hingewiesen. Betrachten wir es nach seinen Einzelheiten etwas genauer. In einer geräumigen Höhle, die rechts einen Ausgang hat, durch den eben eine Anzahl bewaffneter Kriegsknechte eindringt und der links, wie es scheint, nach oben zu geöffnet ist, so daß die Scene durch die Oeffnung vom Tageslicht theilweise erleuchtet wird, erblicken wir eine kleine Versammlung von verschiedenen in Ausübung ihrer Andacht begriffenen Frauen und Kindern. Links vom Beschauer steht ein Priester hinter einem einfachen Pulte, vor dem mehrere Reihen von Bänken mit Zuhörern besetzt sich befinden. In den Vordergrund jedoch tritt außer dem Priester eigentlich nur die erste Reihe derselben, bestehend aus zwei älteren und zwei jüngeren Frauen, von denen die eine in Trauerkleidern erscheint, wie wir vermuthen, wegen des Todes ihres Gatten. Denn theils spricht sich ein

nicht zu verkennender Schmerz über einen herben Verlust in ihren Zügen aus, theils wäre auch im entgegengesetzten Fall die Abwesenheit von männlichen Begleitern sehr auffallend. Wir berühren dies ausdrücklich, um auf die verständige Oekonomie des Künstlers aufmerksam zu machen, der in Rücksicht auf die ästhetische Nothwendigkeit des rein passiven Verhaltens dieser frommen Versammlung der bewaffneten Gewalt gegenüber die Abwesenheit der Männer (deren Anwesenheit einen der Idee des Bildes widersprechenden Kampf mit jenen Unterdrückern gefordert hätte) so sehr geschickt zu motiviren gewußt hat. Das ist ein feiner Zug, der dem ästhetischen Takt des Künstlers alle Ehre macht. Vor allen tritt besonders die Gestalt des Priesters hervor, der, von einem Soldaten an dem Kragen seines Talars gefaßt, in aufrechter Stellung und mit nach Oben gewandten Blicken sein Schicksal erwartet. In diesen einfachen und doch so wundervollen Zügen spricht sich wahrhafte Gottergebenheit und zugleich eine felsenfeste Charakterstärke in schönster Harmonie aus. Dieses schöne geistvolle Gesicht macht einen gar wohlthuenden Eindruck. Auch die verschiedene Weise, in der sich der Schmerz oder die Ueberraschung auf den Gesichtern der Frauen und Mädchen abspiegelt, ist trefflich charakterisirt ohne jegliche Manierirtheit, die bei dieser Situation vorzüglich für das Kolorit sehr nahe lag. Der Fanatismus, welcher sich in den ihrem Befehle gemäß handelnden Kriegern erkennen läßt, und der einerseits mit den trostlosen, wiewohl ergebenen Mienen der Zuhörer, andererseits mit der scheinbaren Ruhe der am Eingang der Höhle, also im Hintergrunde, zurückgebliebenen Mönche stark kontrastirt, scheint uns gleichfalls aus der Zeit selbst hinlänglich motivirt. Wenn wir etwas an dem Gemälde auszusetzen hätten, so könnte es vielleicht der Umstand seyn, daß der Künstler zu wenig Fleiß auf die Ausführung des Hintergrundes verwendet hat, in dem uns einige etwas nichtssagende Physiognomien aufgefallen sind: und dann, daß das Kolorit zu glatt und so zu sagen zu sauber gehalten ist. Vielleicht möchten wir auch mit ihm darüber rechten, daß er die Tagesbeleuchtung statt der für einen solchen unter der Erde dargestellten und durch die Zeitverhältnisse selbst mit düsterem Schein umgebenen Moment weit charakteristischeren Beleuchtung von Fackeln oder Lampen gewählt hat.

Ingres. „Leonardo da Vinci verscheidet zu Fontainebleau in den Armen des Königs Franz I." Wir haben in Betreff dieses kleinen und — für einen solchen Künstler — keinen Maßstab gebenden Gemäldes unser Urtheil schon oben suspendirt; eine Nothwendigkeit, der folgen zu müssen wir um so mehr bedauern, als wir vielleicht durch ein mehr ausgeführtes und größeres Gemälde dieses berühmten Führers der Pariser Malerschule Veranlassung gefunden hätten, zu dem in diesen Blättern mitgetheilten Artikel über seine Ausbildung und ganze Richtung einige praktische Erörterungen hinzuzufügen.

Ostindien.

Die Eroberung des Sind.

(Schluß.)

Wenn diese rechtmäßige Forderung erfüllt worden wäre, so hätte kein Krieg und keine Eroberung des Sind stattfinden können, die Belutschis hätten die Waffen niedergelegt; ein solcher Ausgang aber war ganz gegen die Absichten des General Napier. Ihm war es um Siege und Beute zu thun, er mußte also eine Revolution zu unterdrücken, ein Volk zu bekämpfen haben. Trotz der energischen Protestationen des Oberst Outram, der endlich die Wahrheit hinter all diesen Umtrieben entdeckt, gebot der General Napier diesem Offizier, ohne Weiteres die Verurtheilung Rustam's auszusprechen, und antwortete auf die loyalen Vorstellungen der Belutschis mit neuen Confiscationen. Achtzehn der angesehensten Häuptlinge wurden im Interesse Ali Murad's, der Engländer und des Chans von Bahawulpur beraubt. Von einer Totalrevenüe von 174,400 Pfund, die verschiedenen Emirs, Verwandten oder Bundesgenossen Rustam's gehörten, wurden Güter, die jährlich 111,725 Pfund brachten, sequestrirt. Der Oberst Outram, der durch höheren Befehl gezwungen war, seine Unterschrift unter diese Verordnungen zu setzen, charakterisirte dieselben in einem amtlichen Brief an Sir Charles Napier vom Januar 1843 folgendermaßen: „Ich sage es mit tiefem Schmerz, mein Herz und mein Verstand sehen sich zugleich genöthigt, die Maßregeln, die wir so eben im Namen der indischen Regierung dekretirt, als den Ausdruck der gehässigsten Tyrannei, als die Vollendung eines Meineids, eines positiven und offenen Diebstahls zu verurtheilen, und ich erkläre, daß jeder Tropfen Blutes, der in Folge hiervon vergossen wird, auf unsere Häupter zurückfallen muß; denn es ist meine Ansicht, daß die plötzliche Revolution, die wir in der Regierung dieses Landes herbeizuführen suchen, eben so wenig durch die Nothwendigkeiten der Politik vorgeschrieben ist, als sie sich vom Gesichtspunkt der Moral entschuldigen läßt, und daß sie die traurigsten Folgen nach sich ziehen muß."

Diese Protestationen des Oberst Outram blieben nicht blos ohne Erfolg: er verlor auch seine Stelle, was er übrigens erwartet hatte, und hatte noch die Ehre, die Verfolgung der Unschuldigen, die er hatte retten wollen, zu theilen. Es giebt keine Verleumdungen, die man nicht über ihn verbreitet hat, und seine diplomatische Laufbahn ist jetzt geschlossen. Was die Emirs von Sind und ihre halbwilden Stämme betrifft, so machten die Schlachten von Miani und Dobba ihrer schmerzlichen Geschichte ein Ende. Ein tapferes Volk erhob sich für die Vertheidigung seiner Herren; aber was vermochte sein blinder Muth gegen die europäische Disziplin? Der Sieger benutzte den Rausch des Sieges, um das Werk der Ungerechtigkeit unbemerkt zu vollenden. „Diejenigen Emirs", sagt die Bombay-Times vom 3. Juni, „die nur eine leichte Schuld auf sich geladen, und der, welcher ganz unschuldig war, wurden derselben Strafe unterworfen. Der Beherrscher von Chyrpur, dessen sämmtliche Handlungen gegen uns nur Dienste gewesen waren, wurde nach Indien deportirt, um daselbst das Gefängniß der Emirs von Hyderabad zu theilen, von denen der Eine beschuldigt ward, einen Brief geschrieben, der Andere, sein Siegel darunter gesetzt zu haben. Bis dahin schien die Raubsucht die einzige Triebfeder der Verfolger zu seyn; seitdem haben die niedrigsten Leidenschaften ungescheut ihr Wesen getrieben. Mitten in ihrem Unglück, welches das härteste Herz gerührt hätte, gefangen auf fremder Erde, getrennt von ihren Familien und Freunden, sahen sich diese Fürsten den scheußlichsten und lächerlichsten Verleumdungen ausgesetzt, die von den Kreaturen und Schmeichlern dessen, der sie geplündert, verbreitet wurden."

Noch energischer drückte der Bombay-Courier seinen Unwillen aus: „Das Grab hat sich über dem Emir von Chyrpur geschlossen; benetzen wir es mit den Thränen der Reue. Der würdige Greis, wie ihn Burns nannte, ist in jene Welt hinübergegangen, wo weder Genugthuung noch Unbill ihn treffen können; aber wir können wenigstens seinem Andenken Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem wir unsere Undankbarkeit eingestehen und sie seiner Familie und seinen Unglücksgefährten gegenüber so viel als möglich wieder gut machen."

Sollte man bei dieser Einstimmigkeit der Lokalpresse nicht glauben, daß alle diese Ungerechtigkeiten getilgt, daß die für unschuldig anerkannten Fürsten in den Besitz des Erbtheils, dessen sie so ungerecht beraubt worden, wieder eingesetzt, daß die Engländer, die so viel Mitleid für die Leiden der Königin Pomaree zeigen, welche durch die französischen Kanonen in ihren täglichen Orgien (!) und ihren alljährlichen Niederkünften gestört wird, auch den Wittwen und Waisen der Opfer ihres Ehrgeizes wo nicht die gebührende Gerechtigkeit, so doch Mitleid und Theilnahme schenken werden? Aber nein; die Engländer haben einen politischen Kodex für ihren eigenen Gebrauch, der sie vortrefflich gegen die Verirrungen der Empfindsamkeit schützt. Hören wir, wie Sir William Napier, der Bruder des Siegers von Miani, der die Geschichte der Eroberung des Sind geschrieben hat, die gegen die Emirs begangene Ungerechtigkeit vertheidigt. Nach ihm schreibt sich dieselbe aus der Zeit des Lord Auckland her, ist also eine vollendete Thatsache, die sich nicht mehr ändern läßt.

„Der Vertrag vom April 1838", sagt er, „der den Emirs unter dem Vorwand einer freundschaftlichen Intervention in ihre Angelegenheiten abgenöthigt ward, war der erste direkte Eingriff in die Unabhängigkeit des Sind. Es ist unmöglich, die Ungerechtigkeit desselben zu verkennen. Dieser Vertrag, durch welchen Lord Auckland gleichsam eine geladene Bombe in den Palast der Emirs legte, um sie, wenn es ihm gut scheinen würde, springen zu lassen und diese Fürsten zu vernichten, war an sich selbst eine schlechte, ungerechte, tyrannische Handlung. Zu den zahlreichen Nachtheilen aber, welche die Folge einer großen National-Ungerechtigkeit sind, gehört auch (und es ist nicht der geringste) die Nothwendigkeit, das fortzusetzen, was mit Unredlichkeit begonnen worden. Sehr rechtschaffene Leute sahen sich so in Verhandlungen hineingezogen, deren Ursprung sie nicht billigen konnten. Einige Moralisten behaupten zwar, daß die Regierungen zu einander in gleichem Verhältniß stehen, wie die Individuen einer Gesammtheit, daß sie als Häupter und Führer der Nationen gleichen Regeln unterworfen seyn sollten, wie die Häupter und Führer der Familien. Es wäre ein Glück für die Welt, wenn dieses System ausführbar wäre; aber wenn ein Individuum einem Anderen ein Unrecht angethan und sich zu keinem Ersatz verstehen will, so giebt es über Beiden ein Tribunal, an welches der Verletzte appelliren kann. Das Tribunal der Nationen dagegen ist der Krieg. Jede Eroberung, jeder Vertrag stellt sie in ein neues Verhältniß zu einander. Die erste Ungerechtigkeit haftet wie ein Flecken an der Regierung, die sich dieselbe hat zu Schulden kommen lassen; aber wenn einmal diese Regierung vorüber ist, so finden sich die folgenden Regierungen in neue Combinationen verwickelt, welche sie, um ihrer Interessen oder um ihrer Sicherheit willen, in die absolute Nothwendigkeit versetzen, was anfangs sehr tadelnswerth war, nicht blos zu erhalten, sondern auch fortzusetzen und weiter zu entwickeln."

Doch in demselben Augenblick, wo die Wahrheit über die Intriguen, die den Emir von Chyrpur gestürzt, sich Bahn machte, ereignete sich gerade ein anderer Vorfall, der dem öffentlichen Unwillen neue Nahrung bot. Am Ende des Maimonat war Mir-Rustam gestorben, und in den ersten Tagen des Juni ward der Verkauf der in Hyderabad und Chyrpur gemachten Beute angekündigt. Wir müssen hier etwas über einen eigenthümlichen Gebrauch sagen, der die englische Regierung und ihre Armee in Kriegszeiten gegenseitig bindet. Es besteht nämlich zwischen beiden eine alte Uebereinkunft, daß während der Dauer jedes Krieges das Privateigenthum des Feindes respektirt wird: dagegen werden das öffentliche und nationale Eigenthum, der Schatz, die Civil- und Militairkassen, die Bijouterieen und kostbaren Effekten des besiegten Staats als ein gemeinschaftlicher Fonds angesehen, der unter die siegenden Soldaten zu vertheilen ist. Zu diesem Zweck ist festgesetzt, daß die Regierung das General-Depot aller Prisen übernimmt, und daß sie die Vertheilung derselben durch Vermittelung oder unter der Aufsicht eines von der Armee gewählten „Prisen-Comité", in welchem jedes Corps seinen Repräsentanten hat, besorgt. Diese Repräsentanten entscheiden in letzter Instanz, was gute Prise ist und was nicht, d. h. welche Dinge als Privatbesitz und welche als National-Eigenthum des besiegten Feindes anzusehen sind. Da alle Mitglieder dieses Comité's dabei interessirt sind, die Beute, von der sie einen Antheil empfangen sollen, zu vermehren, so versteht es sich von selbst, daß ihre Entscheidungen oft sehr willkürlich und zuweilen von schreiender Ungerechtigkeit sind; aber ist selten, daß die englische Presse sich über Mißbräuche ereifert, die der

zu Gute kommen, deren Offiziere in vielen Ländern faſt ihre einzige Kundſchaft, Leſer wie Mitarbeiter, bilden.

Der Zufall wollte, daß die Liſte der bedeutendſten Gegenſtände, die als Beute der Sind-Armee verſteigert werden ſollte, an demſelben Tage, wo in den Journalen von Bombay die Biographie des Emirs von Chypryr erſchien, von Hand zu Hand ging. Jetzt erſt erfuhr man, daß zwei Drittel dieſer Gegenſtände aus weiblichen Schmuckſachen und Bijouterieen beſtanden, deren viele der Witwe und den Töchtern Mir-Ruſtam's gehörten. Was ſollte man nun von den oft wiederholten Verſicherungen Sir Charles Napier's halten, daß jede Art von Privateigenthum gewiſſenhaft reſpektirt worden, und daß namentlich den Prinzeſſinnen geſtattet ſey, Alles, was ſie für ſich zu behalten wünſchten, mitzunehmen? Waren es nicht ihre Ringe, ihre Hals- und Armbänder, deren Werth vertheilt werden ſollte und wovon auf Sir Charles Napier für ſeinen Theil die enorme Summe von 70,000 Pfund kam? Man denke ſich das allgemeine Erſtaunen, als man eine offizielle Liſte ſah, die folgendermaßen anfing: „Zu verkaufen ſind im Monat Juni für Rechnung der Sind-Armee: 1) ein Paar Fußringe von Gold mit 23 Schleifen, beſtehend aus 3 Rubinen, einem Smaragd und einer Perle an jeder Schleife, 2) ein zweites Paar goldener Fußringe mit 7 Schleifen in Türkiſen, 3) ein Halsband mit koſtbaren Steinen, worunter 13 große Diamanten, 30 Rubinen, 18 Perlen und 12 Smaragde, 4) drei Paar Ohrgehänge und Naſenringe mit 2 großen Perlen und einem Rubin an jedem Stück, 5) ein Schmuck, den die Frauen auf der Bruſt tragen, beſtehend aus 360 Diamanten, 58 Perlen und 32 in Gold eingefaßten Rubinen u. ſ. w." Und ſo ging es fort von 1 bis 100, für einen Totalwerth von 400,000 Pfund. Niemand mochte ſeinen Augen trauen; bald machte das Erſtaunen dem Unwillen Platz, und man fragte ſich, wie eine ſolche Beute in die Hände der Sieger gefallen ſey?

Es wurden nun Nachforſchungen angeſtellt über Alles, was ſeit den Schlachten von Miani und Dobda vorgefallen war, und man erfuhr, daß unmittelbar nach dieſer letzten Affaire Sir Charles Napier ſich mit ſeiner Armee vor die Feſtung Hyderabad, die Hauptſtadt der Emirs, begeben, wohin dieſe ſich in ihre Harems zu ihren Frauen und Kindern geflüchtet hatten. Sir Charles hoffte einigen Widerſtand zu finden, der ihn ermächtigt hätte, die Stadt der Plünderung preiszugeben; leider aber ward nicht eine Patrone verbrannt, und die Feſtung ergab ſich nach der erſten Aufforderung. Man hatte alſo keine Entſchuldigung für Brandſchatzung der Stadt und ihrer Paläſte; ohne eine ſolche aber gab es keine Beute. In dieſer Verlegenheit erſannen Sir Charles und die Priſen-Kommiſſarien ein neues Mittel, ihren Zweck zu erreichen. Einer der engliſchen Offiziere hatte eine Konkubine, die der Armee folgte. Als die unglücklichen Prinzeſſinnen ihre Reſidenzen verlaſſen mußten, die man in Kaſernen verwandeln wollte, ſtellte man dieſe Frau auf, um ſie eine nach der anderen, ſo wie ihre Begleiterinnen, zu durchſuchen, unter dem Vorwande, man wolle ſich verſichern, daß ſie keinen Theil des öffentlichen Schatzes mit ſich nähmen. Dieſe Elende entledigte ſich ihres Auftrages nur zu gut. Die muſelmänniſchen Damen, erſchrocken und verletzt von einer ſolchen Berührung, ſprangen barfuß aus ihren Sänften, und um die Durchſuchungen, denen man ſie unterwerfen wollte, abzukürzen, riſſen ſie ſelbſt ihre Kleinodien von ſich und warfen ſie ihren gierigen Plünderern hin. So verloren ſie faſt Alles, was ſie beſaßen!

Schon im März 1843, bei dem erſten Verkauf der Beute von Hyderabad, hatte man Sänften, Decken und ſogar Frauenkleider zur Verſteigerung bringen ſehen; aber die rechtſchaffenen Leute remonſtrirten dagegen, und man hatte dieſe Operation ſuspendirt. Die Circulation der in Rede ſtehenden Liſte hat dieſes Faktum wieder in Erinnerung gebracht und eine Unterſuchung herbeigeführt, welche viele ähnliche Scenen aus der Vergeſſenheit zog. Dieſes Mal ward die öffentliche Meinung ernſtlich böſe. Die ganze Preſſe erhob ſich gegen ſolche Vorgänge; vor Allem aber gebührt der Bombay-Times, dem würdigſten und angeſehenſten Journale der Kolonie, die Ehre, das erſte Beiſpiel eines edlen Unwillens gegeben zu haben. In ihrem leitenden Artikel vom 30. Mai 1846 ſagt ſie: „Wir glauben, es wird bald genug geſchehen ſeyn, um jedem rechtſchaffenen Engländer das Blut der Beſchämung in die Wangen zu treiben. Bisher hatten wir weder die Gemächer der Prinzeſſinnen geplündert, noch Kleider und Juwelen von Frauen unter unſere Soldaten vertheilt, um ihren Muth anzufeuern. Dies iſt das Uebermaß der Infamie ... Ach! dieſe Eroberung des Sind bildet eine ſchmutzige und traurige Seite in der Geſchichte! Aber wir werden unſeren Lohn haben. Handlungen wie dieſe gehen nicht ohne Strafe ſchon in dieſer Welt vorüber. Gebe der Himmel, daß wir nicht eines Tages in Indien wie in Kabul den Becher der Sühne bis auf die Hefen zu leeren haben!"

Inzwiſchen müſſen wir der engliſchen Armee von Indien die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß der Schrei der Entrüſtung, den die Preſſe ausgeſtoßen, in ihren Reihen ein faſt allgemeines Echo gefunden. Eine große Zahl von Offizieren hat ſich im voraus geweigert, ihren Antheil von der Beute zu empfangen, und in mehreren Corps hat man ſogar eine Subſcription eröffnet, um gewiſſe Schmuckſachen, die man leicht als Eigenthum der Prinzeſſinnen erkennen konnte, auszulöſen. Nichtsdeſtoweniger wird der Verkauf ſtattfinden, trotz der ſchändlichen Mittel, durch welche dieſe Schätze in die Hände der Eroberer gekommen ſind. So wollen es die Reglements des Dienſtes. Um dies zu erklären, muß man auf die Organiſation der britiſchen Armee zurückgehen und ſich erinnern, aus welchen Elementen dieſelbe beſteht. Dann wird man einſehen, daß bei dem in England gebräuchlichen Rekrutirungsſyſtem das in Anwerbung aller ſchlechten Subjekte des Landes beſteht, jene Theilung der Priſen unumgänglich iſt, wenn man den Eifer des Soldaten anfeuern, und beſonders, wenn man die Achtung vor der Disziplin im Moment des Sieges aufrecht erhalten will. Wenn der Soldat aus den verderbteſten Klaſſen der Bevölkerung genommen wird, wenn er weder Ruhm noch Beförderung zu hoffen hat, dann muß man ſich wohl nach irgend einer anderen Triebfeder umſehen, welche den Sporn der Ehre und des Ehrgeizes für ihn erſetzt.

Mannigfaltiges.

— Die Rechte ausländiſcher Autoren in Deutſchland. Im „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel" befindet ſich eine Bekanntmachung der königl. ſächſiſchen Kreis-Direction in Leipzig, worin angezeigt wird, daß dem Buchhändler Chriſtian Ernſt Kollmann daſelbſt ein Verlagsſchein über das unter Nr. 57 in die Eintragsrolle eingetragene Werk: „Martin, l'enfant trouvé, par Eug. Sue; Edition originale pour toute l'Allemagne" ertheilt worden ſey. Dieſe Eintragung ſoll, wie uns von mehreren Buchhändlern verſichert wird, hinreichend ſeyn, um jenem Autor, der, wie Jedermann weiß, ſein Werk urſprünglich in Frankreich herausgiebt, in Sachſen dieſelben Rechte zu ſichern, die jetzt dort engliſchen Schriftſtellern, aber erſt in Folge eines beſonderen zwiſchen Sachſen und England abgeſchloſſenen Reciprocitäts-Vertrags, zuſtehen. Wäre dies wirklich der Fall, dann würde die franzöſiſche Regierung jeden Vertrag mit Sachſen, wonach ſächſiſche Schriftſteller auch in Frankreich geſchützt wären, ſich erſparen können, da ja die Autoren des letztgedachten Landes jetzt ſchon durch Befolgung einer bloßen Formalität allen Rechtsſchutz in Sachſen ſich verſchaffen können. Wir glauben daher auch, daß bei jener Annahme ein Mißverſtändniß obwalte. So lange kein internationaler Vertrag beſteht, durch welchen der fremde Autor gewiſſermaßen das dieſſeitige Indigenat erhält, kann dieſer unmöglich auf gleichen Rechtsſchutz Anſpruch machen, wie der einheimiſche. Es iſt zwar bereits auf einem verwandten Gebiete, nämlich auf dem des Muſikhandels, auch in Preußen der Fall vorgekommen, daß ein deutſcher Nachſtich einer Compoſition des in Paris lebenden Tonſetzers Bordogni von einem dieſſeitigen Gericht für verbotenen Nachdruck erklärt wurde, weil außer der Pariſer auch eine preußiſche Muſikhandlung das Verlagsrecht von Bordogni erworben hatte. Aber abgeſehen davon, daß die Notenſprache eine univerſelle iſt und keiner beſonderen Literatur angehört, glauben wir doch, daß auch ſelbſt in dieſem Falle das preußiſche Gericht den §. 38 des Geſetzes vom 11. Juni 1837 außer Acht gelaſſen, worin es heißt, daß die in einem fremden Staate erſchienenen Werke (wozu doch auch die Compoſitionen Bordogni's gehören, wie Jedermann weiß) nur den Schutz in Preußen genießen ſollen, der in jenem Staate preußiſchen Werken zu Theil wird. Ueber dieſes gegenſeitige Schutz-Verhältniß beider Staaten werden jedoch die Gerichte immer nur durch die beſtehenden Verträge ſich belehren können.

— Dieſelbe Frage, an einer anderen Erſcheinung erörtert. Der Verfaſſer der auch in dieſen Blättern erwähnten Voyage en Prusse, Herr B. Appert, iſt unſerem Wiſſen nach der Erſte, der von dem §. 9 des Geſetzes vom 11. Juni 1837, wonach es den Verfaſſern der in Preußen erſcheinenden Werke zuſteht, ſich das Recht der Ueberſetzung derſelben für eine beſtimmte Zeit vorzubehalten, Gebrauch macht. Auf ſeinen ſo eben in Berlin in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Denkwürdigkeiten aus der Zeit Napoleon's, der Reſtauration und Ludwig Philipp's *) befindet ſich die Bemerkung: „Ich laſſe dieſes Werk zu gleicher Zeit deutſch im Berliner Literatur-Comptoir erſcheinen" **). Daß das Buch des Herrn Appert für Deutſchland nicht in eine und dieſelbe rechtliche Kategorie mit Eug. Sue's „Martin der Findling" zu ſtellen, leuchtet von ſelbſt ein. Die einfachſte Prüfung der Thatſachen ergiebt, daß letzteres ein in Frankreich, erſteres dagegen ein in Deutſchland erſchienenes Werk iſt. Herr Sue hat, wie Jedermann weiß, ſein Buch zunächſt für den Conſtitutionnel und für das Publikum ſeines Landes geſchrieben; in einem anderen Lande wird er unter ſolchen Umſtänden nur dann auch ein Schutzrecht erwerben können, wenn in Folge eines Vertrages die Geſetze dieſes Landes auf die in Frankreich erſchienenen Werke ebenfalls ausgedehnt werden. Herr Appert dagegen hat ſein Buch zunächſt für Deutſchland geſchrieben und in Deutſchland herausgegeben; ſein Buch hat daher auch ſowohl im Originale als in der Ueberſetzung Anſprüche auf dieſſeitigen Rechtsſchutz, wie ihn in demſelben Maße gewiß kein preußiſches Gericht dem Sue'ſchen Buche wird angedeihen laſſen.

Auf das Werk des Herrn Appert denken wir übrigens bald in dieſen Blättern zurückzukommen, da dieſe vorläufige Anzeige nur dazu dienen ſoll, einen neuen Beitrag zur Erörterung des noch wenig feſtgeſtellten Rechtspunktes zu liefern.

---

*) Dix ans à la Cour du Roi Louis Philippe et Souvenirs du temps de l'empire et de la restauration. Par B. Appert, de la Société Royale des prisons de France. 2 Vol. Berlin, Voss, 1846.

**) Wo es auch unter folgendem Titel erſchienen: „B. Appert, Erinnerungen aus meinen Erlebniſſen am Hofe Ludwig Philipp's, aus den Zeiten des Kaiſerreichs und der Reſtauration. Deutſch herausgegeben vom Verfaſſer und Dr. Karl Plötz." 3 Bände.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 130. Berlin, Donnerstag den 29. Oktober 1846.

Polen.

Zur Geschichte der Reformation unter den Slawen.

Die Geschichte der christlichen Kirche hat in der jüngsten Zeit ein neues Interesse für uns erhalten. Es hat dasselbe unter den Gelehrten dazu geführt, sich der populären Bearbeitung dieses Stoffes zu unterziehen und ihn dem Volke, das bisher noch wenig von der Entwickelung der Kirche, für die es schon so manchen Kampf gekämpft, erfahren hat, nun auch endlich zugänglich zu machen. Vorzüglich hat sich die Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Reformation hingewendet. Es ist ehrenwerth, daß Deutsche sich hier zunächst um ihren eigenen Herd gekümmert und die Geschichte ihres eigenen Protestantismus recht gründlich veranschaulicht haben. Doch sie sind schuldig, ihn auch bis über seine Wiege und wahre Heimat hinaus zu verfolgen und ihn aus den Kämpfen und Siegen zu erkennen, welche er unter anderen Völkern und Bildungsverhältnissen überstanden und davongetragen hat. In dieser Rücksicht ist in Bezug auf unsere östlichen Nachbarn am allerwenigsten geschehen: ich meine in Bezug auf Polen und Litthauen. Setzen wir ab von den älteren an Zahl geringen Schriften über die Reformation in Polen (etwa Fricii's Beiträge v. J. 1736 und Stan. Lobienicki's Histor. ref. pol. 1608) und von der allerdings reicheren Literatur des Socianismus, so finden wir das Gebiet der polnischen Kirchenreform gänzlich unbebaut. — Die Schuld hiervon mag die Unkunde der Deutschen in der polnischen Sprache seyn. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß unsere polnischen Nachbarn selbst zur Beseitigung dieses Mangels uns zu verhelfen bestissen sind, indem sie wenigstens die ihnen so reich zu Gebot stehenden Quellen ordnen und zusammenstellen.

Der eifrigste Arbeiter in der Kirchengeschichte seines Vaterlandes ist Herr Joseph Lukaszewicz (Bibliothekar der gräfl. Raczynskischen Bibliothek in Posen), der seiner früheren gediegenen Schrift „über die Brüdergemeinden in Polen" jetzt eine andere hat folgen lassen, welche sich mit der Geschichte der Reformirten in Litthauen beschäftigt.*) Das reichste und interessanteste Material ist in dieser Arbeit zusammengetragen und die Geschichte des Kalvinismus von dem Verfasser, der ein treuer Anhänger der katholischen Kirche ist, mit einer so großen Unparteilichkeit behandelt, daß wir Ursache haben, uns gleiche katholische Historiker für die Reformation in Deutschland zu wünschen. Wir gestatten uns, auf den Umfang des Materials durch die nachfolgende Uebersicht hinzudeuten.

Das Werk beginnt mit den vom Jahre 1517—1540 hervortretenden Vorbereitungen der Gemüther für die Aufnahme der reformirten Lehre und der Bezeichnung der Wege, auf welchen dieselbe nach Litthauen eindrang. Es wird sodann berichtet, wie der Aufenthalt des Prinzen Siegmund August**) in Wilna die Ausbreitung des Kalvinismus gefördert, und wie dieser bald nach Weißreußen, Polesien und Samogitien eingedrungen sey. Nach dem Jahre 1548 nimmt Nikolaus Radziwill der Schwarze, Wojewode von Wilna, das Bekenntniß Calvin's an und führt es auf seinen ausgebreiteten Ländereien ein. Er ladet gelehrte Kalvinisten nach Litthauen ein, welche ihre Lehre in dieser und den angränzenden Provinzen immer mehr befestigen; die angesehensten Häuser in Litthauen werden reformirt und Kirchen gebaut. Der Widerstand des katholischen Klerus ist vergeblich; um ihm desto kräftiger entgegen zu wirken, vereinigen sich die Reformirten Litthauens mit denen der Krone Polen, eine Vereinigung, welche Radziwill selbst nicht wünschte. — Er edirt die heil. Schrift in polnischer Sprache und erbaut in Wilna eine reformirte Kirche. — Doch das Jahr 1565 raubte durch seinen Tod den Reformirten ihre größte Stütze. Er starb mit der Ermahnung an seinen Sohn Nikolaus Christoph, im Kalvinismus treu zu beharren. Doch mehr, als dieser, tritt Nik. Rudy Radziwill an die Spitze der Reformation; es beginnt der Kampf gegen den Arianismus.

Im Jahre 1569 treten in Wilna die Jesuiten auf und eröffnen ihre Schulen. Man versucht, öffentliche Disputationen mit ihnen anzustellen, die sie aber meiden und wodurch sie ihren Einfluß schwächen. Indessen gelingt es ihnen doch, viele Reformirte zum Katholizismus zurückzubringen, so daß die litthauischen und polnischen Dissidenten sich zum Schutze gegen sie auf einer Synode in Sandomir vereinigen. Im J. 1570 halten die Reformirten und Lutheraner auch gemeinschaftlich eine Synode in Wilna. Unter Stephan Batory, der die Jesuitenschulen in Wilna zum Range von Akademieen erhebt, werden die Häretiker verfolgt und Jesuiten-Kollegia in Polozk, Dorpat und Grodno gestiftet. Batory's Beispiele folgen andere Fürsten, namentlich Christoph Radziwill, den der bekannte Jesuit Peter Skarga nebst seinen Brüdern Albert und Stanislaus in den Schoß der römischen Kirche zurückführt. Die Jesuiten werden in Litthauen immer einflußreicher und verpflanzen hierher ihre gelehrtesten Mitglieder: sie vollführen an den Dissidenten die schwärzesten Unthaten. Da erst giebt Batory den Befehl, die Ruhe der Dissidenten nicht zu stören. Nach dem Tode Rudy Radziwill's, den wir oben an der Spitze der Reformation gesehen haben, beginnt Jerzy Radziwill, Kardinal und Bischof von Wilna, einen Vernichtungskrieg gegen die litthauischen Dissidenten. Er verbrennt ihre Bücher, während er die Jesuiten beschützt, welche durch ihre Missionen in Samogitien und Weißreußen zahlreiche Rückbekehrungen vollbringen und dazu die schimpflichsten Mittel anwenden.

Unter der Regierung Siegmund's III. gewinnen die Jesuiten noch freieres Feld: er faßt den Plan, die Dissidenten auszurotten, welche inzwischen, um mehr Schutz zu haben, in Wilna eine Akademie zu gründen suchen, ein Versuch, der an den Intriguen der Jesuiten scheitert, die während der Verhandlungen über eine Union der lateinischen und griechischen Kirche ungestört ihr Wesen treiben. Während die Dissidenten schaarenweise in die römische Kirche zurückziehen, beschließen die treuen Anhänger des Protestantismus im Kronlande und in Litthauen, dem Sturze der Reformation vorzubeugen, und berufen im J. 1595 eine General-Synode nach Thorn, woselbst sie eine große Thätigkeit entwickeln. Die Disunirten (d. h. die, welche gegen eine Union der griechischen und lateinischen Kirche protestirten) beabsichtigen, sich mit den Dissidenten zu vereinigen, und leiten Unterhandlungen zu diesem Behufe ein. Im Jahre 1599 wird eine Zusammenkunft in Wilna gehalten und eine Vereinigungsakte aufgenommen, doch es bricht bald Unreinigkeit aus, und die Verfolgungen der Dissidenten werden, nachdem mehrere angesehene Patrone gestorben, immer härter. Es fehlt ihnen an Geistlichen, und der Unterricht liegt danieder. Indessen steigt das Klosterwesen. Es wird fortgefahren, die Dissidenten für die Union oder den Katholizismus zu überreden.

Der nach Siegmund's III. Tode (1630) zusammenberufene Reichstag wird von Dissidenten und Disuniten sehr bestürmt. Die eingebrachten Anträge der Dissidenten werden vorzüglich vom Klerus sehr bekämpft, endlich aber doch einige Konzessionen gemacht. Wladislaw IV. giebt den Dissidenten die schriftliche Versicherung, daß er ihre Rechte und Freiheiten schützen werde. Doch erklärt bald die Hierarchie alle den Sektirern auf den Reichstagen gewordenen Konzessionen für ungültig. Die Katholiken in Wilna vergehen sich sogar gegen die dortige Dissidentenschule; Mönche mischen sich in diese Angelegenheit, und es entstehen ernste Unruhen in der Stadt, die durch ein reichstägliches Urtheil nicht gehoben werden, sondern mit der Verfolgung der Reformirten endigen. Janusz Radziwill nimmt sich der Verfolgten an, und Wladislaw IV. beruft Theologen aller christlichen Konfessionen zu einer friedlichen Besprechung nach Thorn zusammen. Die litthauischen Kalvinisten halten eine besondere Synode in Wilna. Die Reformirten organisiren sich innerlich. Es brechen indessen die schwedischen Kriege herein, durch welche die Reformirten große Verluste erleiden. Nachdem der den Unruhen nicht gewachsene Johann Kasimir die Krone niedergelegt hat, wird ein Reichstag gehalten, zu welchem die Dissidenten ihre Deputirten senden. Im J. 1682 werden die Reformirten in Wilna gemißhandelt. Johann III. bildet eine Kommission zur Untersuchung der vorgekommenen Verbrechen. Die Ruhe der Dissidenten wird für einige Zeit gesichert. Johann III. stirbt 1696.

Die Regierung August's II. beginnt mit Verfolgungen der Reformirten: ihre Bethäuser werden durch Brand zerstört, mehrere Geistliche ermordet. In dieser Lage bitten die Reformirten ihre preußischen Nachbarn um Schutz. Sie finden diesen beim Kurfürsten von Brandenburg. Unter Stanislaus Leszczynski dauern ihre Leiden fort, besonders werden sie von fremdem Kriegsvolk hart gedrängt. Sie wenden sich in diesem Druck an den preußischen Hof, der sie jedoch nicht kräftig unterstützt. Mit der Niederlage Karl's XII. bei Pultawa sinken ihre Hoffnungen, und sie verlieren viele angesehene Anhänger. Der reformirte Adel in Litthauen tritt der Conföderation von Tarnogrod bei, und Einige aus seiner Mitte erhalten wichtige Functionen, gegen welche die katholische Geistlichkeit vergebens protestirt. Indessen wird die Lage der Reformirten durch die Conföderation nicht verändert. Sie wenden sich von neuem an auswärtige Höfe, vermögen jedoch keine Theilnahme für sich zu erwecken und beschließen, das Land zu verlassen, woran sie jedoch gehindert werden. Viele

*) Ihr vollständiger Titel ist: Dzieje kościołów wyznania helweckiego w Litwie. Poznań.

**) vermählt mit einer Prinzessin Radziwill.

kehren noch in die römische Kirche um. Es werden neue Synoden in Danzig (1718) u. s. w. gehalten. Der Reichstag von 1720 in Warschau wird aufgelöst und kann die Hoffnungen der Dissidenten nicht erfüllen. Sie werden von der katholischen Geistlichkeit verfolgt, welche ihnen ihre Kirchen in Pinsk raubt. Peter der Große läßt ihnen dieselben zurückgeben. Der Reichstag von 1724 empfängt 49 gravamina der Dissidenten, die im Jahre 1726 ohne Erfolg wiederholt werden, da die Kammer den Dissidenten abgeneigt ist. Inzwischen gerathen die Letzteren selbst in Uneinigkeit. Sie berufen eine General-Synode nach Danzig im J. 1728. Die Dominikaner-Mönche verüben neues Unrecht gegen sie, die Reformirten protestiren bei August II. und dem preußischen Hofe. Der König von Preußen verwendet sich zu ihren Gunsten bei August und dem Bischof von Wilna. Beide Briefe wurden dem preußischen Residenten in Warschau, Herrn Hoffmann, überschickt und demselben bemerkt: „Friedrich Wilhelm König. Wir haben auf das bei uns von Seiten der Vorsteher der Evangelischen in den Neuburgischen Gütern befindlichen Kirchen geschehenes inständiges Ansuchen das in originali und a cacher volant hierbei gefügte Schreiben an Ihre Majestät den König in Polen abgehen zu lassen gut gefunden, um Ihr das Interesse dieser Kirchen dahin zu recommandiren, daß denselben Securität bey denen zwischen den Häusern Radziwill und Sapieha jetzo abhandenen gütlichen Tractaten zulänglich prospiciret werden möge. Ihr werdet nicht ermangeln, solch unser Schreiben gehörigen Orts abzugeben und es mit dienlamen, mündlichen Repräsentationen zu begleiten."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Lacretelle's Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs.

(Schluß.)

Doch möchte das noch hingehen, hätte es dem Verfasser nicht beliebt, die Geschichte der Philosophie und Literatur dieser Zeit noch flacher abzufertigen. Was er über erstere zu Markte bringt, ist, für einen Deutschen besonders, so seichte Waare es auch ist, in der That schwer zu verdauen. Er meint, das größte Unglück, das die Voltaireische Schule angestiftet, habe darin bestanden — — die **Weltherrschaft der Cartesischen Schule** erschüttert zu haben! Plato, Aristoteles, Leibnig, Clarke (!), Mallebranche (!) werden zwar als große Philosophen, aber doch nur als Folien zu Carteſius angeführt. Kant muß noch den Vorwurf hinnehmen: er habe den Materialismus nur mit ängstlichen Umschweifen (avec une circonspection craintive) zu bekämpfen gewagt. Fichte wird im Vorbeigehen genannt und mit einem kurzen Tadel abgefertigt. Schelling, Hegel u. A. widerfährt nicht einmal diese Ehre. Spinoza kommt übel weg. Herr Lacretelle findet ihn nicht lichtvoll (d'un esprit moins lumineux) genug. Er meint, der Mann habe selbst die Schwäche seiner Waffen (l'impuissance de ses armes) gefühlt und deshalb im Dunkeln (dans les ténèbres) zu kämpfen gesucht. Armer Spinoza, wer, der deine Werke kennt, hätte das gedacht? Doch vielleicht hat es auch Keiner gedacht, der deine Werke kennt!

Ueberhaupt wird unsere ganze deutsche Philosophie kurz und gut in die Brüche geworfen. Sie hat, versichert Herr Lacretelle, die Metaphysik mit einer Nomenklatur verunstaltet, von welcher sich eine **durch die Klarheit Voltaire's** und Condillacs **verwöhnte** Generation mit **Schrecken** abgewendet hat. Frau von Staël meinte früher: die Erde gehörte den Franzosen, das Meer den Engländern, die Luft den Deutschen. Herr Lacretelle will uns nicht einmal diese gönnen. Das ist hart, und was sollen wir nun anfangen? Das Urtheil ist einmal gesprochen, und unsere Philosophen mögen es sich merken!

Das Kapitel, das über Literatur handelt, ist sehr charakteristisch folgendermaßen überschrieben: Littérature et anecdotes diverses. Es könnte auch kürzer Anekdotenliteratur heißen. Der Verfasser beklagt die vandalische Wuth des Konvents gegen alle Literatur und meint, diese habe es dem 19. Brumaire zu verdanken, hochberühmte und liebenswürdige Männer, die zum Theil verbannt gewesen, wieder auftauchen zu sehen. Wir wollen dem durchaus nicht widersprechen. Wenn aber an die Spitze dieser — nicht blos liebenswürdigen, sondern auch **hochberühmten** Literatoren — Delille und Ducis gestellt werden, so möchten bescheidene Zweifel erlaubt seyn. Ersterer ist ein Mann, der sich allerdings gefällig und elegant auszudrücken und seichte Verse recht leicht zu machen weiß; daß ihm aber aller Schwung der Phantasie, alle Tiefe, alle höhere Begeisterung fehlt, geben die neueren französischen Literatoren selbst vollkommen zu. Ducis wird als ein sehr unabhängiger, freisinniger, edeldenkender Mann dargestellt. Das ist gut und schön, aber man kann einen trefflichen Charakter haben, ohne darum ein Dichter zu seyn!

Wenn aber die Schriftsteller gegen den Vorwurf des Servilismus in Schutz genommen werden und behauptet wird, man habe unter ihnen mehr Unabhängigkeit als unter den übrigen hervorragenden Männern der Zeit gefunden, so ist dies vollkommen wahr. Napoleon erkannte das indirekt selbst an, indem er sich beklagte, nur die kleine Literatur wäre für, die große gegen ihn. Auch ließ der Druck, der in der Kaiserzeit auf der Presse lastete, freie Entwickelung des Geistes, geniale Schöpfungen in der Literatur, großartige Dichterwerke kaum zu. Chateaubriand's herrliches Talent diente eine Zeit lang ohne und fast gegen den Willen dieses genialen Mannes Napoleon's religiösen Regenerations-Ideen, bald aber treten auch hier die Gegensätze sehr scharf hervor. Die Redekunst verfiel mit der Freiheit der Rede, und wenn Herr Lacretelle aus den Worten oder vielmehr aus dem Schweigen Fontanes' noch einige Unabhängigkeit folgert, so wollen wir dem nicht gerade widersprechen, aber das Publikum ist für solche Feinheiten nicht fein genug. Zwischen Männern wie Mirabeau und Vergniaud von der einen, Benjamin Constant, Foy, Guizot, Thiers, Berryer und Odilon Barot von der anderen Seite, nehmen sich die Herren Régnault St. Jean d'Angély, Röderer, selbst die sonst so ausgezeichneten Lacépède und Fontanes als Redner traurig genug aus. Nicht viel besser als der Redekunst ging es zur Kaiserzeit ihrer Schwester, der Poesie. Niemanden weniger als dem Dichter kann man den Weg vorschreiben, den er gehen muß, und leicht hätte die Phantasie des Poeten sich für einen Napoleon begeistert, hätte dieser nicht die Begeisterung selbst unter seine fürchterliche Polizei gestellt. Kein Béranger, kein Hugo, kein Lamartine konnte unter einem Drucke aufkommen, wie ihn die Presse unter einem ausgezeichneten Herrscher fast nie erfahren. Selbst Ludwig XIV., der Mann des Despotismus, wußte doch, so wenig er sonst die Vergleichung mit Napoleon aushält, Heroen der Literatur ganz anders als dieser zu schonen. Mit Recht zweifelt Herr Lacretelle, ob Napoleon in der That, wie er sich rühmte, einen Corneille zum Minister (zum Fürsten!) gemacht haben würde; er selbst gestand, daß er die Aufführung des Tartuffe verboten hätte *), und schwerlich hätte er es einem Racine, trotz aller sonstigen Schmeicheleien, ungeahndet hingehen lassen, eine Eigenheit des Herrschers auf dem Theater zu rügen. **) Friedrich der Große wußte leider der unter seiner Regierung wieder neu entstehenden **deutschen** Literatur durchaus nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber gegen ausländische, zumal französische Literatoren verfuhr er mit der größten Rücksicht und war in der Regel gegen Verunglimpfungen und selbst gegen Libelle gleichgültig.

Freilich hat der Geist sich erst in der französischen Revolution als eine **Macht** erprobt, und ehrender ist für ihn, wie er seitdem **gefürchtet**, als wie er früher von den Großen der Erde, gleichsam als ein unschädliches Spielwerk, gehegt, gepflegt, gehätschelt und — gering geschätzt ward. Aber es ist darum nicht minder eine der schwärzesten Seiten in Napoleon's Geschichte, daß er die Presse mit dem konsequentesten und drückendsten Despotismus, den die Geschichte kennt, geknechtet und es dadurch selbst verschuldet hat, daß die kaiserliche Heldenzeit keinen ihrer würdigen Heldendichter hervorgebracht, oder während ihrer Dauer begeistert hat. Erst seitdem der Held gefallen ist, kann man ihn mit Ehren preisen und besingen.

Wenn man aber ihn, den Mann der Kraft, mild beurtheilen mag, wenn sein großer Geist den Uebermuth in ihm erzeugte, den das Bewußtseyn eigener Ueberlegenheit und die Erkenntniß der Erbärmlichkeit der Motive und zum Theil der Menschen, welche ihm entgegentraten, erklärt, ohne ihn zu entschuldigen, so soll man die unwürdigen Schmeichler, welche seine Menschenverachtung in ihm nur steigern mußten, die nichtswürdigen Rhetoren, welche jede Handlung seines Despotismus mit liberalen Phrasen zu übertünchen immer bereit waren, die entarteten Söhne der Revolution, welche sich mit widriger Gier um den Judaslohn bewarben, den sie durch Verrath ihrer Mutter verdienen konnten, nicht mit den edlen Naturen auf eine Linie stellen, welche unter ihm nur dem Vaterlande dienten, mit den Männern, welche seine wahrhaft lobenswerthen Tendenzen in der bürgerlichen Gesetzgebung und der Administration befördern halfen, mit den Kriegern, welche der Ruhm begeisterte vor auch durch den Zauber, den ein militairisches Genie ersten Ranges immer um sich verbreitet, verblendete, mit den Staatsmännern, welche, von seinem hohen Geiste angezogen und geblendet, sich ehrlich über die Folgen seines Despotismus täuschten und ihn im Unglücke mehr als im Glücke priesen. An der Spitze der unwürdigen Schmeichler stand uns immer Régnault de St. Jean d'Angély, dem es nie an glatten, soneren Phrasen fehlte, um jede Gewaltthätigkeit mit einem Firniß zu umgeben und den großen Mann als einen Gott darzustellen, vor dem man nur knieen und stumm bewundern kann. Herr Lacretelle meint nun freilich, daß dem nicht so sey und der Mann oft berückt war, wo er nur als berückend erschien. Besonders glauben wir ihm gern, daß dieser unerschöpfliche Lobredner überhaupt „gern lobte" (I. 125); aber solche Männer soll man, zumal in einem freien Lande, nicht selbst gern loben und nie vergessen, daß sie es eigentlich sind, die in genialen Naturen die tiefe Menschenverachtung nähren, welche die Mutter des Despotismus ist. Fast naiv will uns bedünken, wenn Herr Lacretelle ganz ernsthaft versichert, dieser glatte Redner wäre der Mann gewesen, der, hätte Napoleon auf seine Stimme gehört, wohl der Katastrophe vorgebeugt hätte, welche dem Kaiserreiche ein Ende machte. Es mag wohl seyn, daß der gute Mann, welcher sich so lange **vor** Napoleon gefürchtet hatte, als die Entwickelung näher kam, für ihn fürchtete. Aber wie kann Herr Lacretelle nur einen Augenblick glauben, ein Napoleon hätte, weil er sich von solchen Leuten im Interesse seines Despotismus lobhudeln ließ, auch eine innere Achtung für sie gehabt, welche ihn hätte bewegen können, auf ihren Rath zu hören. Als Parmenio zu Alexander sagte: „Ich nähme die Bedingungen des Darius an, wenn ich Alexander wäre", antwortete dieser: „Ich auch, wenn ich Parmenio wäre"; und Parmenio war ein ganz anderer Mann als Herr Régnault St. Jean d'Angély!

In noch zweideutigerem Lichte steht Röderer da, der an dem verhängnißvollen 10. August dem unglücklichen Ludwig XVI. den verdächtigen Rath gab, welcher ihn, entwaffnet und also rathlos, in die Hände seiner Feinde lieferte und den Widerstand der männlicheren Königin und der Kraftvolleren lähmte, welche auf ein Mutterherz so unwiderstehlich wirken. Damals nämlich, wo es galt, Alles an Alles zu setzen und, wenn nicht glücklich, doch rühmlich zu enden, gab er dem Monarchen den Gedanken ein, seine Vertheidiger im Stich

*) Thibaudeau IV, 81.

**) Bekanntlich enthielten die Verse im Britannicus (Act IV, Scene IV), worin Nero beschuldigt wird, à se donner lui même en spectacle aux Romains, eine Anspielung auf Ludwig XIV., welche dieser benutzte, ohne sie im Geringsten übel zu nehmen.

zu lassen und sich in die gesetzgebende Versammlung zu flüchten, in welcher die Feinde des Königs und des Königthums durch Schrecken die Oberhand gewonnen hatten. Vergebens hatte Marie Antoinette ihrem Gemahl ein Pistol mit den Worten in die Hand gedrückt: „Das ist der Augenblick für Sie, sich zu zeigen.“ — „Wollen Sie Ihren Gatten und Ihre Kinder opfern!“ rief der damalige Procureur-Syndic. Der Rath der Feigheit ging durch, und — sie waren gepfeffert!

Wie man im Publikum über den urtheilte, der diesen Rath gegeben hatte, das zeigte sich gleich nach dem Sturze Robespierre's, wo man die Sicherheit, welche er unter der Schreckensregierung genoß, diesem Liebesdienst zuschrieb, den er den Terroristen geleistet hätte.*) Erwiesen ist freilich durchaus nichts, aber ehrenvoll ist der Zug auf keinen Fall. Dieser Röderer nun war unter dem Konsulate der Mann, welcher die Gewalt immer weiter zu treiben suchte, als sie schon selbst gehen wollte, Fouché als zu republikanisch verschrie, das lebenslängliche Konsulat als eine zu geringe Belohnung für den glücklichen Erben der Revolution erklärte und Napoleon theils durch indiskretes Voreilen, theils wohl auch durch eine gewisse innere Abneigung, den höhere Naturen Männern dieser Art gegenüber oft empfinden, nicht eben sehr anzusprechen schien. Wenn sich nun Herr Lacretelle wundert, daß Napoleon denjenigen, der sich so viel Mühe gegeben, ihm das Diadem auf das Haupt zu setzen, und der manche Verdienste um die Administration hatte, nicht großartiger belohnte, so theilen wir diese Verwunderung nicht. Solche Männer gebraucht und mißbraucht ein größer Mann; er belohnt sie aber nur, sofern er sie braucht, und seiner eigentlichen Gunst würdigt er sie selten. Hätte Napoleon nur immer so gegen zweideutige Charaktere gehandelt, es wäre für sein Glück wie für seinen Ruhm besser gewesen!

Ueberhaupt begeht Herr Lacretelle den Fehler, den Männer, die so viel in der großen Welt gelebt, sich selten zu Schulden kommen lassen, von Personen, die es gar wenig zu verdienen scheinen, eine ganz absonderlich gute Meinung zu hegen. So kann er (I. 57) nicht glauben, daß Barras mit Ludwig XVIII. eine verdächtige Korrespondenz unterhalten habe. Er meint, der Zweck derselben ließe sich nicht einsehen. Was würden französische Schriftsteller sagen, wenn ein Deutscher so naiv wäre?

Lobenswerth ist hingegen der Eifer, mit welchem unser Verfasser den General Moreau und Lucian Bonaparte gegen Herrn Thiers in Schutz nimmt. Ueber Ersteren haben wir uns in diesen Blättern (Nr. 10 dieses Jahrganges) schon ausgesprochen. Es kann uns nicht in den Sinn kommen, über seine militairischen Verdienste zwischen Herrn Thiers und Herrn Lacretelle entscheiden zu wollen. Doch kann man a priori behaupten, daß er hierin unmöglich Napoleon so nahe stehen konnte, wie unser Verfasser glaubt. Helden ersten Ranges müssen nothwendig Männer von unerschütterlicher Festigkeit und Entschlossenheit seyn. So waren Alexander, Cäsar, Karl der Große, Gustav Adolph, Friedrich der Große, Napoleon, kurz alle die, welche mehr als große Generale, welche eigentliche Heroen waren. Napoleon hatte unstreitig Recht, wenn er behauptete, die größten Vorzüge eines Feldherrn wären nicht militairische, sondern Civiltalente. Moreau hat oft große und liebenswürdige Eigenschaften, nie aber den Adlerblick bewährt, der Kriege wie Reiche beherrscht. Seine Fehler entsprangen alle aus einer gewissen Schwäche, Napoleon's aus Uebermaß und Mißbrauch der Kraft. Solche Charaktere laufen in nichts, auch im Kriege nicht, parallel, und wenn dem Einen vielleicht größere Besonnenheit nachgerühmt werden mag, eine ganz andere Genialität kann dem Anderen schwerlich ohne Ungerechtigkeit abgesprochen werden.

Wenn wir also, in Beziehung auf Moreau, auf die Seite des Herrn Thiers hinneigen, so stimmen wir hingegen dem, was Herr Lacretelle gegen diesen Schriftsteller zu Gunsten Lucian Bonaparte's anführt, vollkommen bei. Wer nicht blos einen Augenblick, sondern sein ganzes Leben hindurch einen Ehrgeiz in seiner Brust trägt, der auf eine Krone herabblickt, und seine Grundsätze, oder die Gefährtin seines Lebens, ja selbst ein beleidigtes Selbstgefühl um das nicht opfern will, was den größten Theil der Menschen am meisten blendet — dessen Name soll in den Büchern der Geschichte stets mit hoher Achtung genannt werden. Was er auch als Präsident des Rathes der Fünfhundert oder später als Gesandter in Spanien Tadelnswerthes begangen haben mag, er wandte sich von seinem Bruder ab, da derselbe als Beherrscher des Kontinents von Europa ihm eine Krone fast aufdringen wollte; er schloß sich dem von Europa proskribirten Bruder an, als dieser gegen das Schicksal zu kämpfen unternahm. Solche Männer sind seltener als die Eroberer und verdienen größeren Preis als sie. Und so wollen wir, nachdem wir offen angegeben, was uns unbefriedigt ließ, dem Verfasser auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Vorzug des jetzigen Zustandes seines Vaterlandes im Vergleich zu den Jahren der Eroberung, den Vorzug des Friedens und der Freiheit vor dem Glanze und der Unfreiheit redlich bekennt und richtig zu würdigen weiß. Seine Schrift ist freilich kein Monument, welches das Erz überdauert, aber doch ein nicht unschätzbarer Beitrag zur Zeitgeschichte; sie ist nicht eigentlich ein historisches Werk, aber doch mehr als die gewöhnliche Memoiren-Literatur.

Frankfurt a. M. Dr. J. Weil.

*) Nicker Serisy im Accusateur public (No. 5) führt ihn mit Merlin redend ein, wo Letzterer ihn fragt: Mais toi, Conseiller du parlement de Metz, toi ex-Constituant, toi du club de 89, toi Procureur Syndic royal du Département de Paris — ne crains-tu pas qu'il (Robespierre) ne t'accuse aussi de Royalisme? worauf er Röderer antworten läßt: Ah c'est où je t'attends, je n'ai qu'un mot à lui dire, tu m'entends — ego sum qui tradidi eum.

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

III. Ein Blick auf die Sendungen aus Belgien.

Wir haben zuletzt die historische Malerei und ihre hauptsächlichsten Vertreter auf der diesjährigen Kunstausstellung, nämlich Horace Vernet, Claude Jaquand, Charles Girardet und Ingres, betrachtet und könnten nunmehr ohne weiteren Aufenthalt zur Genremalerei übergehen. Indessen mag es uns verstattet seyn, einen Blick auf die belgischen Maler zu werfen, die durch ihre merkwürdige Stellung zwischen der französischen und echt niederländischen Kunst, deren Eigenthümlichkeiten sie in sich gleichsam zu einer Einheit vermitteln, einer besonderen Aufmerksamkeit wohl werth sind. Und da wir die übersichtliche Erwähnung derselben in der Gesammtübersicht unterlassen haben, so wollen wir hier in kurzem unseren Fehler wieder gut machen und deswegen, ehe wir jedes einzelne Gemälde in seiner besonderen Klasse spezieller besprechen, sämmtliche Bilder der belgischen Maler zusammenstellen.

Vor Allen ist zu nennen Alois Hunin (Nr. 387) „Die Eröffnung eines Testaments“, in der Charakteristik der einzelnen Figuren, so wie in der Gruppirung, sehr bedeutend. Ein anderes Genrebild von Basile de Loose (Nr. 361) „Das Innere einer Dorfschenke“ ist dem vorigen ähnlich in der Technik, besonders rücksichtlich der Behandlung des Kolorits, erinnert jedoch in der Auffassung zu sehr an die Kleinlichkeit der alten niederländischen Kunst, wie es denn auch in der Charakteristik dem ersteren bedeutend nachsteht.

J. J. Eeckhout, obwohl, wie wir glauben, holländischen Ursprungs, neigt sich in seiner Kunst durchaus den Belgiern zu. Sein Bild (Nr. 1436) „Ein „Besuch König Karl's I. von England bei Anton van Dyck, um das von dem „Letzteren vollendete berühmte Bildniß der Königin und ihrer beiden Kinder zu „sehen, in dessen Atelier in einem königl. Palast. Der König ist begleitet von „der Königin Henriette Marie, dem Prinzen Karl von Wales und der Prinzessin Marie, ihren Kindern. In dem Gefolge bemerkt man den Gönner van „Dyck's, Lord Digby, den Lord Stafford und den Erzbischof William Law, „welche später so unglücklich endeten, den Grafen Pembroke, der öfter von van „Dyck gemalt wurde, die Parlamentsglieder John Pym und John Hampden ꝛc. „Außer van Dyck erblickt man mehrere von Karl I. nach London berufene „Künstler: den Italiäner Orazio Gentileschi, die holländischen Maler Hendrick „Steenwyck und Gerhard Honthorst und die französischen Maler und Musiker „Lanière ꝛc.“, dies Bild also enthält, wie man aus dieser etwas langen Anzeige des Katalogs ersennt, eine Menge Personen, so daß man wohl, besonders wenn wir noch die im Katalog nicht erwähnten Kinder und Hunde mitrechnen, fürchten könnte, daß es den Eindruck der Ueberladenheit machen müsse. Und dennoch hat der Künstler diese Klippe, theils durch die sehr geschickte Gruppirung, theils durch die scharfe Scheidung des Hinter-, Vorder- und Mittelgrundes, wenn nicht gänzlich, doch größtentheils glücklich zu vermeiden gewußt. Die Behandlung des Kolorits, obwohl von größerer Lebhaftigkeit, erinnert doch mehr an die französische, als an die niederländische Schule. Da es zu den historischen Bildern gerechnet werden kann, deren Betrachtung wir bereits im vorigen Artikel beendigt zu haben glauben, so wollen wir, um nicht noch einmal darauf zurückkommen zu müssen, gleich hier das Nöthige vollständig erwähnen. In der Mitte des Bildes erblicken wir die Königin im alterthümlichen Geschmack, der das Prächtige lichte, gekleidet auf einem Stuhle sitzen, mit jedem Arm eines ihrer nebenstehenden Kinder umfassend, von denen uns besonders der Knabe sehr gefiel. Ihre Blicke, so wie die des sich auf die Lehne ihres Sessels stützenden Königs, sind auf das große Bild gerichtet, das, links vom Zuschauer und diesem nur in einer Art Rahmenperspektive sichtbar, vor den auf dem Gemälde dargestellten Beschauern aufgestellt ist. Zur Rechten des Königs erblicken wir Anton van Dyck, der eben zum Könige gewandt einige Bemerkungen über sein Bild gemacht zu haben und nun den Eindruck zu beobachten scheint, welchen dasselbe auf ihn hervorgebracht hat, während seine rechte Hand gleichsam als Bethätigung seiner vorhergehenden Rede noch wie vergessen nach dem Bilde hinweist. Daß der Maler gerade diesen Moment aufgefaßt hat, zeigt von großem Verständniß der Gränzen seiner Kunst, denn Nichts widerspricht einer Kunst, wie der Malerei und Skulptur, welche stets die Rastlosigkeit und das Fließen der Zeit fixiren müssen, mehr, als die Darstellung eines Moments, der nur durch die Bewegung selber begreiflich ist. Auch hier haben wir einen Moment der Ruhe, der aber als Resultat einer vorangegangenen Bewegung erscheint, und somit diese selbst, so weit es der Kunst überhaupt möglich ist, in sich begreift. Die Technik, deren hohe Vollendung rücksichtlich der Behandlung der Mittel wir auf dem Gemälde bewundern müssen, ist zwar auch in der Skizzirung der günstigen Form als sehr bedeutend anzuerkennen, indeß scheint gerade der große Fleiß, den der Künstler auf die Ausprägung und Abklärung der formellen Seite verwandt hat, dem Kolorit als solchem eine Bedeutung einzuräumen, durch den die Darstellung des eigentlichen geistigen Lebens in der Gestaltung des Ganzen gewissermaßen beschränkt ist. Die Gesichter z. B. — um nur ein Moment zu erwähnen — sind alle so frisch und blühend und blank, daß sie wie auf Porzellan gemalt erscheinen. Nach dieser Seite hin mangelt dem Gemälde die Kraft und Energie der Naturwahrheit. — Doch fahren wir fort.

Neuerdings erst im Katalog unter Nr. 1709 verzeichnet ist das Gemälde von Cautaerts: „Rubens betrauert den Tod seiner Mutter in der Abtei „St. Michael zu Antwerpen. Auf die Nachricht von ihrem Erkranken eilte er „von Genua nach Antwerpen, allein er fand sie todt und verschloß sich mit seinem „Schmerz in jenes Kloster“. Von demselben Künstler erinnern wir uns in der vorigen Kunstausstellung das Gemälde van Dyck's gesehen zu haben. Das obige Bild giebt den Beweis, wie nothwendig jene Scheidung, auf die wir

der Uebersicht hingedeutet, zwischen dem Ideal, das dem Künstler ebenfalls vorgeschwebt, und der Ausführung dieses Ideals ist. Was die Technik in der letzteren, also die formelle Seite der Darstellung, betrifft, so gehört das erwähnte Bild vielleicht zu den besten der Ausstellung. Mit der größten Einfachheit und Schmucklosigkeit des Kolorits verbindet es doch eine vortreffliche Plastik und Klarheit in der Schattirung, so wie eine große Treue und Naturwahrheit in der Zeichnung. Andererseits aber entspricht dieser formellen Seite der technischen Vollendung nicht die geistige Seite der Ausführung. Das Gesicht des Träumenden hat einen mehr ängstlichen als traurigen Ausdruck, und die Gestalt des eintretenden Priesters ist ganz unverständlich. Ueberhaupt ist die Auffassung des ganzen Moments etwas gezwungen.

Unter den Bildwerken haben wir außer einem französischen, welches wir übersehen, von Rude (Nr. 1120) „Christuskopf in Gips", von keiner großen Bedeutung, nur ein belgisches zu erwähnen, nämlich eine Gruppe von Geerts (1652) „Regina angelorum, Maria als Königin der Engel gekrönt," zwar ungezwungen in der Gruppirung, aber doch ohne bedeutende Charakteristik.

Mannigfaltiges.

— Der neue Planet. Mit Recht haben einige Gelehrte, unter Anderen auch Herr Prof. Preuß durch einen anziehenden kleinen Artikel in den Berliner Zeitungen, gegen die Marotte des Herrn Arago sich erhoben, der dem von Herrn Le Verrier errechneten und von Herrn Galle zuerst aufgefundenen Planeten durchaus den Namen des Ersteren geben will. Es würde sich wirklich kurios ausnehmen, wenn mitten in der mythologischen Gesellschaft von Merkur, Venus, Tellus, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter, Saturn, Uranus ein Franzose Namens Le Verrier sich bewegte. Auch die Revue des deux Mondes vom 15. Oktober sagt: „Wir fürchten, daß diese Benennung von den Astronomen nicht gutgeheißen wird, die bereits den Namen Uranus dem seines Entdeckers Herschell substituirt haben, und die eben so sich weigerten, zweien der kleinen Planeten (Asteroiden) den Namen ihres Entdeckers (und Errechners) Olbers zu geben. Ueberdies dürfte man wohl in einige Verlegenheit kommen, wenn es sich bestätigte, daß der neue Planet dasselbe Gestirn wäre, das Herr Wartmann in Genf im J. 1831 entdeckte und bereits damals als einen neuen Planeten bezeichnete. Wir wollen keiner Entscheidung vorgreifen: die Beobachtungen des Herrn Wartmann sind in dem Berichte über die Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 28. März 1836 mitgetheilt. Die Astronomen vom Fach mögen die Sache entscheiden."

— Jedem das Seine. Vor einiger Zeit theilten wir Auszüge aus einem von dem französischen Kunstkritiker Herrn Henri Blaze verfaßten Aufsatz über die Romantik in der Musik mit, worunter sich auch eine Episode befand, die wir „Karl Maria v. Weber, E. T. A. Hoffmann und Ludwig Devrient" überschrieben (Nr. 24 des Magazins, woraus der Artikel in einige andere Blätter übergegangen). Die ganze Darstellung hatte einen deutschen Charakter und fiel besonders auch dadurch auf, daß sich der Verfasser ungemein vertraut mit den Lokalitäten und einigen Persönlichkeiten Berlins zeigte. Wir sind inzwischen gewohnt, daß sich französische Kritiker ihre Kenntniß vielseitiger Zustände von Deutschen, die in Paris leben, suppeditiren lassen, und so vermutheten wir denn auch bei dem gedachten Aufsatze etwas Aehnliches. Gegenwärtig erklärt jedoch Herr J. P. Lyser, daß die ganze Darstellung Blaze's nichts weiter als eine wortgetreue Uebersetzung der letzten Hälfte seiner Kunstnovelle „Der Meister und der Maestro" sey. Es erscheint um so gerechter, dem deutschen Verfasser sein Verdienst zuzuerkennen, als jene Darstellung in der That mit großem Talent abgefaßt und Manche vielleicht veranlaßt, das bisher noch wenig bekannte Original aufzusuchen. Die Revue des deux Mondes, welche den Artikel des Herrn Blaze gebracht und denselben gewiß als einen Originalartikel honorirt hat, sollte sich jedoch, da ein Theil des Vergehens mit auf sie selber fällt, vor den Plagiaten dieses Herrn etwas in Acht nehmen. Es ist nicht das erstemal, daß sie in dieser Weise von ihm angeführt worden, indem ein anderer, in ihren Spalten enthaltener, sogenannter Original-Artikel des Herrn Blaze über Rossini von Herrn E. M. Oettinger, Herausgeber des „Narren-Almanach", als sein Eigenthum vindizirt und nachgewiesen worden.

— Komponisten des Auslandes. Der irländische und in London gern gehörte Komponist der „Haimonskinder", der „Zigeunerin" u. s. w., Herr Balfe, befindet sich jetzt in der österreichischen Hauptstadt, wo er im Theater an der Wien seine Opern selbst dirigirt und sich dabei vielen Beifall erwirbt. Die Wiener Kritik sagt jedoch von Herrn Balfe, daß er sich nur in der niederen Sphäre des musikalischen Motivs bewege, was allerdings dazu beitrage, daß er von jeder Empfänglichkeit leicht aufgefaßt und verstanden werde, wozu noch kömmt, daß diese überall in seinen Compositionen auf Bekanntes oder doch mindestens dem Bekannten Nahestehendes stößt, so daß ihm das Parterre-Publikum der Operliebhaber einen Beifall zu Theil werden lasse, den die Kritik nicht sanctioniren könne. — Ein ursprünglich der österreichischen Monarchie angehörender Komponist, der jedoch jetzt „Direktor des Mozart-Vereins in Paris" ist, Herr M. Nagiller, befindet sich in Berlin, wo er in einem Konzerte eine Reihe von Musikstücken seiner eigenen Composition dem Publikum vorgeführt. Es befanden sich darunter eine Ouvertüre, eine große Symphonie in C-moll, ein Jäger-Chor, ein Duett „die beiden Waller", Goethe's Ballade „der Fischer" und endlich zwei Gesänge für einen starken Männer-Chor, die der große Dichter als Lieder des Vereinsamten sich gedacht und auch so singen läßt: nämlich Mignon's „Kennst du das Land?" und die gefühlvollen Worte: „Ach, wer bringt die schönen Tage jener holden Zeit zurück!" Von den Motiven des Herrn Nagiller läßt sich Aehnliches sagen, wie das, was die Wiener Kritik über die des Herrn Balfe ausgesprochen, und wir gegen Diesen das Wiener, so hat es auch das von Jenem eingelavene Berliner Publikum an Beifallsspenden nicht fehlen lassen.

— Ein neues Lese-Institut in Berlin. Auch in diesen Blättern darf wohl mit einigen Worten auf das so eben von Herrn Gustav Julius (Oberwallstraße Nr. 12 u. 13) eröffnete Lese-Institut hingewiesen werden, das eben so wie die politische Zeitung, die Herr J. seit dem 1. Oktober herausgiebt, „Berliner Zeitungshalle" heißt. Das Institut entspricht jedoch augenscheinlich in einem höheren Maße dem Bedürfniß und den Wünschen des Publikums, als das Blatt. Es vereinigt Alles in sich, was einerseits das ausgedehnteste Verlangen nach politischen, literarischen und wissenschaftlichen Neuigkeiten in allen Fächern und fast auch in allen Sprachen befriedigen kann und was andererseits ein Versammlungsort, an dem gebildete Fremde und Einheimische sich treffen, an Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten darbieten muß. Nach einem ungefähren Ueberschlage enthält es an 400 Zeitungen und Zeitschriften, worunter 63 in Preußen erscheinende politische und Amtsblätter, 48 andere deutsche Zeitungen, 7 englische, 9 französische und belgische, eine holländische, 3 skandinavische, 7 slawische, eine spanische, eine ungarische und eine walachische Zeitung. Unter den wissenschaftlichen Zeitblättern befinden sich die geachtetsten Organe des Auslandes, so wie alle Zeitschriften, die einer Fachwissenschaft und speziellen Literaturzweigen (Theologie, Philosophie, Pädagogik, Philologie, Geschichte, Geographie, Staats- und Rechtswissenschaft, Militairliteratur, Naturwissenschaften, Medizin, Land-, Haus- und Forstwirthschaft, Industrie und Technik, schöne Literatur rc.) gewidmet sind. Literarische Novitäten werden ausgelegt und die in den zuletzt eingegangenen Blättern enthaltenen interessanteren Neuigkeiten und Aufsätze durch eine besondere Hinweisung auf dieselben bemerklich gemacht. Für diejenigen, die das Tabackrauchen bei der Lektüre ungern entbehren, ist durch besondere Rauchzimmer und auch für den Imbiß durch ein wohlassortirtes Büffet gesorgt. Das Ganze ist eben so reich als geschmackvoll ausgestattet, wenn auch vielleicht bei zahlreichem Besuch die einzelnen Zimmerräume, deren freilich sehr viele da sind, etwas zu eng seyn möchten. Ein großartiges Institut dieser Art scheint uns etwas ganz Unentbehrliches für eine große Stadt, und so hoffen wir denn auch, daß die Theilnahme des Publikums es erhalten werde.

Bibliographischer Anzeiger.

Neu erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Baltische Briefe.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reisebemerkungen und geistreiche Schilderungen einer Dame, nach eigenen Originalen bearbeitet, die allen Denen, welche sich für **russisches Leben** und besonders für die **Zustände der Ostseeprovinzen** interessiren, eine willkommene Gabe seyn werden.

Leipzig, im Oktober 1846. **F. A. Brockhaus.**

Bei Adolph Marcus in Bonn ist so eben erschienen:

Ursprung der Lombardischen Städtefreiheit.

Eine geschichtliche Untersuchung

von

M. A. von Bethmann-Hollweg.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

In Berlin sind erschienen und auch durch den Herausgeber, Herrn Professor Ruth Fabricci (Niederlagstraße Nr. 6), zu beziehen:

Introduzione alla Gerusalemme liberata del Tasso (Pr. 3 Thlr.)

eine Einleitung in das berühmte Heldengedicht, die das Verständniß desselben ungemein erleichtert, was in einem höheren Grade noch von den

Lettere sopra Dante (Pr. 1 Thlr.)

gilt. Wir glauben bei dieser Gelegenheit die Freunde der italienischen Sprache und Literatur auf den Kursus in der einen wie in der anderen, den Herr Fabricci hier in jedem Winter seit einer Reihe von 25 Jahren hält, aufmerksam machen zu müssen. Herr F., der zugleich Lektor der italienischen Sprache an der hiesigen Universität, so wie am Joachimsthalschen Gymnasium ist, bietet dadurch, daß er auch des Französischen und des Deutschen eben so mächtig ist, wie seiner Muttersprache, seinen Schülern den Vortheil dar, daß sie sich in jeder der drei Sprachen mit ihm unterhalten können, wie er denn auch bei seinem Unterrichte stets vergleichende Blicke auf die drei Literaturen der Deutschen, Italiäner und Franzosen wirft.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin die Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 131. Berlin, Sonnabend den 31. Oktober 1846.

England.

Die jetzigen Leiter der Tories.

Die Protectionisten.

Man weiß, daß in dem Augenblick, wo Sir Robert Peel sich von der Partei trennte, die ihn zur Gewalt erhoben, diese Partei sich ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder beraubt sah. Die Staatsmänner, auf die sie am meisten zählte, opferten der Nothwendigkeit ihre Grundsätze, und der „Herzog" selbst war der Erste, der ihnen das Beispiel dazu gab. Die protectionistische Sache, weil dies einmal die Benennung ist, welche in diesem rechnenden Jahrhundert der patrizische Stolz sich gefallen lassen muß, schien auf einmal zum Schweigen verurtheilt, aus Mangel an Häuptern, die sie führen, aus Mangel an Rednern, die sie anfeuern konnten. Sie besaß sehr wenig „novi homines". Herr Stafford O'Brien, ein liebenswürdiger Pedant in der Politik nach dem Ausdruck einer englischen Review, ist nicht für die großen Rollen gemacht. Die kleine Schule, die man das „junge England" nennt, besitzt zwar einige hervorragende Talente; aber Lord John Manners empfindet eine unüberwindliche Abneigung gegen die materiellen Fragen, und Herr George Smythe ist den Fahnen der ministeriellen Konservativen gefolgt. Unter dieser Gruppe hatte sich, wenn er anders je ernstlich zu ihnen gehörte, ein Mann allerdings durch die skandalöse Lebhaftigkeit seiner Angriffe gegen Sir Robert Peel ausgezeichnet. Der letzte parlamentarische Feldzug des Herrn D'Israeli war sehr glänzend gewesen; seine beißende Ironie, der leidenschaftliche Charakter seiner Opposition, der Reichthum von scharfen und immer geistvollen Geschossen, womit er seinem Haß Luft machte, und der Eindruck, den derselbe zuletzt auf den unerschütterlichen Minister hervorgebracht, hatten ihn auf einmal zum ersten Rang unter den Tories erhoben und seinem Talent jene politische Unterlage gegeben, die er so lange gesucht hatte. Doch das relativ Nachtheilige seiner Abstammung, sein noch allzu literarischer Ruf, ein unruhiger, eigensinniger Geist, der wenig Vertrauen einflößte, ließen ihn nicht zu der gediegenen Stellung eines Parteihauptes kommen, und der Torysmus hätte sich eine sonderbare Abweichung von seinen Gewohnheiten erlaubt, wenn er einen solchen Ehrgeiz in ihm autorisirt hätte. Wenn diese Perspektive einen Augenblick lang den Hoffnungen des Herrn D'Israeli schmeichelte, so muß das plötzliche Auftreten eines wirklichen novus homo, auf den seine Freunde selbst nicht zählten, dieselbe bald wieder verdrängt haben. Wir sprechen von Lord George Bentinck; der früher im Ausland ganz unbekannte Name desselben hat nunmehr schon bedeutendes Aufsehen gemacht, und doch schien von allen Mitgliedern der Tory-Partei Keiner weniger Ansprüche auf die Stellung zu besitzen, die so plötzlich ihm zu Theil geworden.

Der Sohn des Herzogs von Portland, genoß er in England den frivolsten Ruf, den ein Edelmann erreichen kann; er war der König des turf, der Rennbahn; er zog in seinen Ställen die schönsten und geschwindesten Renner, und alljährlich waren Ascott, Epsom und Newmarket Zeugen seiner Triumphe. So berühmt er bei Tattersall war, so unbekannt war er im Unterhause. Eine Nacht jedoch stand er von seinem Sitze auf, um gegen die Getraide-Bill zu sprechen, und die Versammlung entdeckte mit Erstaunen, daß ein eben so geschickter als eifriger Vertheidiger der Sache der Aristokratie gewonnen sey. Die herrschende Meinung außerhalb der Versammlung trat freilich mit großer Feindseligkeit gegen ihn auf; besonders griff ihn die Presse mit den Waffen des Spottes an; sein früheres Leben bot ihr Stoff zu komischen Zusammenstellungen, und ein lustiges Wortspiel, das von ihr herrührt, kursirt noch im Publikum: „Lord George Bentinck", sagte sie, „will also a stable government (eine stabile oder eine Stall-Regierung)." Die ernsteren Publizisten haben sich dieser Ungerechtigkeit nicht angeschlossen; wir verweisen namentlich auf eine kürzlich in diesen Blättern (Nr. 116) mitgetheilte Charakteristik des neuen Redners aus Fraser's Magazine, welche geeignet ist, eine sehr günstige Meinung von demselben zu erwecken.

Das Auftreten Lord George Bentinck's stellt diejenigen älteren Mitglieder der Aristokratie, die in der Erwartung eines jungen energischen Führers versucht gewesen wären, die erste Rolle zu spielen, in den zweiten Rang zurück. Es war dies eine wirkliche Gefahr für die Zukunft des Torysmus; die Rolle eines Parteihauptes erfordert einen Willen und eine Thatkraft, die nur der Jugend angehört. Die Greise scheinen der Partei, die sie leiten wollen, die Schwäche und Hoffnungslosigkeit des Alters mitzutheilen. Wenn sie dagegen einen Führer über sich anerkennen, so theilen sie ihm nur den Nimbus der Ehrwürdigkeit und Autorität mit, der sie selbst umgiebt. So ist der alte Herzog von Richmond ganz passend der Nestor einer Partei geworden, zu deren Achilles er schlecht getaugt hätte. Dieser edle Pair, der früh die militairische Laufbahn betreten, hat im Schoß des Friedens seine offene Soldaten-Natur beibehalten und sich am Abend des Lebens die Energie der Seele wie die Kraft des Körpers zu wahren gewußt.

„Der Herzog von Richmond", sagt Fraser's Magazine, „hat nur eine Sprache, eine Manier, mit allen Menschen umzugehen; er spricht in eben so rauhem, vornehmen Ton zu seines Gleichen wie zu denen, die unter ihm stehen; in seinen Reden im Oberhause braucht er dieselben Ausdrücke und denselben Ton, wie gegen einen Bedienten. Er tritt den Leuten von Angesicht zu Angesicht gegenüber, läßt jeden gemachten Unterschied bei Seite und verläßt sich nur auf die Güte seiner Sache. . . . Obgleich er einem so hohen Rang angehört, ist er doch wesentlich ein Mann des Volks. Er hat einen thätigen Geist, und sein Leben und sein Auftreten waren ein beständiges Dementi der Vorstellungen, die der Haufe von den Herzogen hat. . . . Seine Manier, seine Ideen auszudrücken, ist ihm eben so eigenthümlich, als seine Ideen selbst ehrlich und ungestüm sind. Er stürzt wie ein Verzweifelter auf seinen Gegenstand. Wenn er im Oberhause zu sprechen beschlossen hat, fährt er wie aus dem Schlafe auf und tritt mit einem Sprung in das Innerste der Frage mit Vernachlässigung aller jener vorbereitenden Formen, deren die Redner sich sonst zu bedienen pflegen. Nach seiner lauten Stimme und seiner erhitzten Physiognomie zu schließen, möchte man ihn für wüthend halten und im Begriff, eine unangenehme und nicht sehr parlamentarische Scene herbeizuführen. Dem ist nicht so; die Pairs sind daran gewöhnt. Es ist nur eine natürliche Reizbarkeit, die keine Folgen hat, oder vielmehr eine rauhe Manier, die er sich nicht mehr abgewöhnen kann. Seine Stimme macht nicht nur zu viel Geräusch, sie ist auch von unangenehmer Monotonie. Ein Mann, dem es mehr darum zu thun wäre, seinen Zuhörern zu gefallen, würde sich von diesen und ähnlichen Mängeln leicht befreien; aber es liegt so viel Einfachheit und Biederkeit in dem Herzog von Richmond, daß er gegen alle Eleganz gleichgültig ist oder vielmehr sie verachtet. Mit einem Wort, wir kennen in unserer Aristokratie kein wunderbareres Muster dessen, was der edle englische Charakter immer seyn müßte."

Wir übergehen die übrigen politischen Persönlichkeiten, welche die englische Aristokratie besitzt, wie den reichen Herzog von Buckingham, der sich als Marquis von Chandos unter den Rednern des Unterhauses hervorgethan, den jungen Marquis von Granby, den ältesten Sohn des Herzogs von Rutland, dessen parlamentarischer Ruf sich zu entwickeln anfängt, und besonders Lord Stanley, dem der Titel eines Premier in dem künftigen protectionistischen Kabinet schon versprochen ist. Um aber die Partei im Ganzen mit ihren gegenwärtigen Bestrebungen und in ihrer neuen Stellung noch besser zu charakterisiren, müssen wir zweier kürzlich stattgefundener Demonstrationen gedenken. Die erste ist das Bankett, welches die Wähler von Kings-Lynn am 5. August ihrem Deputirten, dem Lord Bentinck, gegeben und dem sich eine große Menge von Pächtern aus der Grafschaft Norfolk angeschlossen hatte. Die Rede, die Lord Bentinck bei dieser Gelegenheit hielt, rechtfertigt die Lobsprüche, die Fraser's Magazine seinen Eigenschaften als Redner zollt. Er hat viel von der Getraidebill gesprochen und hat sich nicht enthalten können, bei den Pächtern Hoffnungen zu erregen, die sich nicht verwirklichen werden. Er hat die Bescheidenheit gehabt, in einem Staatsmann, dem sein Charakter und seine Vergangenheit eine thätige und populäre Rolle verbieten, Lord Stanley, den politischen Führer dieser großen Partei zu erkennen. Was ihn selbst betrifft, sagte er, so sey er zwar zuletzt, in der eilften Stunde, auf das Schlachtfeld gekommen, doch werde er sich des Vertrauens seiner Freunde würdig zeigen und das Interesse von neun Millionen Landleuten gegen die künftigen Unternehmungen von vier Millionen Manufakturisten zu schützen wissen. „Ich sage euch", fügte er mit Kraft hinzu, „daß ihr nicht sitzen bleiben und die Hände in den Schoß legen dürft. Wenn die Eigenthümer des Bodens von England euch nicht führen, wie es ihre Pflicht ist, so müßt ihr euch nicht damit begnügen, die Wahlen der Grafschaften zu bearbeiten, ihr müßt euch auch mit denen der Flecken und Städte beschäftigen. Ihr müßt den Wählern in einer Sprache, die sie verstehen, zeigen, daß sie, wenn sie leben wollen, euch die Mittel lassen müssen, ebenfalls zu leben. Ihr müßt ihnen zu verstehen geben, daß eure Existenz und mit ihr das Loos aller Feldarbeiter von ihnen abhängt, und daß von eurer Existenz auch die ihrige abhängen muß." Lord Bentinck rechtfertigte auch die heftige Sprache gegen Sir Robert Peel, die man ihm zum Vorwurf gemacht; aber er hat dieses Mal seinem Un-

willen auf eine gemäßigtere Weise Luft gemacht. Der Herzog von Richmond, der nach ihm sprach, hat seine Zurückhaltung nicht nachgeahmt; als alter Soldat von Waterloo, hat er Sir Robert Peel mit einem englischen General verglichen, der sich während dieser Schlacht zurückgezogen, und er begreift nicht, daß seinem ehemaligen Chef, dem Herzog von Wellington, die Analogie nicht aufgefallen sey. Alle Worte, die er bei dieser Gelegenheit sprach, athmen den kriegerischsten Eifer. Er hat der Agrikultur-Partei gerathen, auf den Hustings und im Unterhause einen neuen Kampf zu beginnen und sich nie zu ergeben, und er tadelte Lord Bentinck wegen der Worte: „Wenn wir geschlagen werden, so werden wir versuchen, die Abschaffung der Lokallasten durchzusetzen." „Der sicherste Weg zu einer Niederlage", sagte er, „ist der Glaube an die Möglichkeit derselben." Der Marquis von Granby und Herr D'Israeli haben sich bei diesem Bankett ebenfalls vernehmen lassen. Der Letztere war geistreich wie immer. Die Schutzzoll-Partei hat nicht einmal kämpfen können; sie ist von hinten angegriffen worden, sagte er, nachdem er in den schwärzesten Farben geschildert, was die Tories den Verrath Sir Robert Peel's nennen.

Die zweite Demonstration der Protectionisten ist ein anderes Bankett, das zwei Tage nach dem ersten von der Agrikultur-Gesellschaft von Waltham in Leicestershire dem Marquis von Granby gegeben wurde. Der Letztere sprach bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Meine Herren, wir müssen bald eine väterliche Regierung bekommen. Lord Stanley ist der Mann, der Sie im Oberhause leiten muß, und mein edler Freund, Lord George Bentinck, im Unterhause. Dann werden Sie eine Regierung haben, welche die Rechte des Volks beschützt, welche die Rechte „der Arbeit gegen das Kapital", die Rechte des Armen gegen den reichen Kapitalisten, die Rechte des Engländers gegen den Ausländer in Schutz nimmt." Nach ihm sprach Lord Bentinck; auch diesmal machte er einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer. Abgesehen von dem Beifall, der ihn fortwährend unterbrach, könnte man ihm vorwerfen, daß er die ökonomische Frage zu sehr in die Länge gezogen und daß er zu viel mit Zahlen operirt habe. Uebrigens ist zu bemerken, daß Lord Bentinck, seitdem er seine neue Stellung eingenommen, entschlossen ist, derselben treu zu bleiben. Er hat alle seine jugendlichen Neigungen aufgegeben, seine Ställe geleert, seinen Haufen von Jockeys entlassen. Er hat auf diese Vergnügungen seiner Jugend in seiner Rede angespielt und die Pächter von Leicestershire lachend um Verzeihung gebeten, daß er so oft ihre Aecker verwüstet und ihre Hecken beschädigt habe: von nun an, sagte er, wolle er sich ganz den Interessen der ackerbauenden Bevölkerung widmen. Er sey überzeugt, ihre Sache sey unvergänglich und werde bald wieder die Oberhand gewinnen. Dazu bedürfe es nur eines neuen Parlaments und einer Regierung, die außerhalb der Coterie von Staatsmännern gewählt werde, welche England gegenwärtig täuschen und irreführen. „Wenn das gegenwärtige Unterhaus auf einmal verschwände", sagte er, „glaubt man, das Land könnte sich kein anderes bilden? Wird etwa der Ruhm und die Existenz Englands mit Lord John Russell und Sir Robert Peel untergehen? Beruhigen Sie sich, meine Freunde. Schicken Sie rechtschaffene Leute ins Parlament, und Sie werden gut regiert werden. Und ehe ich schließe, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß bei allem Schaden, welchen die kürzlich angenommenen Maßregeln auf dem Lande anrichten müssen, ich überzeugt bin, daß der häusliche Herd des Pächters nicht in Trümmer fallen und daß das edle Schloß, das wir von hier aus sehen (Belvoir-Castle, die Wohnung der Rutland's), nicht eher zusammenstürzen kann, als bis das von Windsor selbst zerstört ist."

Am bedeutendsten war die Rede des Lord John Manners, der zuletzt sprach. Seine theoretischen Studien entfremden ihn den praktischen Fragen und machen ihn zum Parteimann in den parlamentarischen Kämpfen untauglich; dagegen gewähren sie ihm ein ungewöhnliches Verständniß der Situation im Großen und befähigen ihn, die obschwebenden Fragen von höherem Gesichtspunkt als dem blos materiellen aufzufassen. „Es können", sagte er, „Meinungsverschiedenheiten unter uns über viele Punkte stattfinden: Einige von uns mögen mehr Gewicht als Andere auf die bewegliche Zollskala legen, Einige mögen von der Aufhebung des Schutzzolles größere Nachtheile für den Ackerbau erwarten, als Andere. Ich selbst habe die günstigere Ansicht der Sache gewählt; aber wenn man mich auffordert, zwischen den beiden Regierungstheorieen, der der väterlichen Fürsorge und der des Gehenlassens, zu wählen, dann besinne ich mich nicht einen Augenblick, und ich glaube, daß das Volk von England sich ebenfalls nicht besinnen wird. Wenn ich mich in meinen Erwartungen in Betreff dieser Wahl nicht täusche, wenn die Strumpfwirker dieser Grafschaft, wenn die Handweber von Bolton, wenn die Spinner von Lancashire nicht minder als die Pächter und Bauern des ackerbauenden Englands entdecken, daß bei der unbeschränkten Konkurrenz und der Herrschaft der abstrakten politischen Oekonomie ihr Leben viel elender und viel weniger frei ist als das der ehemaligen Leibeigenen oder der neueren Sklaven, dann vielleicht, wenn der Charlatanismus seine Zeit gehabt haben und die mächtige englische Nation sich nicht mehr damit begnügen wird, von kabbalistischen Parasiten regiert oder von epikuräischen Philosophen geleitet zu werden, dann werden wir, die wir heute hier versammelt sind, uns mit Vergnügen daran erinnern, daß wir zur Zeit des Höhepunktes der Volkstäuschung uns lustig gemacht über das Prahlen mit der Entdeckung eines neuen Steins der Weisen, der jede von der Hand der Kapitalisten berührte Sache in Gold verwandeln sollte, und daß wir gegen die triumphirenden Verkündiger des Dogma's vom Reichthum im Namen der ewigen Rechte der Armuth und der Würde der Arbeit protestirt haben."

Diese beiden Demonstrationen beweisen, daß der alte Torpismus durch seine letzte Niederlage nicht entmuthigt worden, daß er vielmehr seine Kräfte sammelt und daran denkt, sich zu reconstituiren: dies ist wenigstens ein bedeutendes Symptom. Was seine Hoffnungen und Pläne betrifft, so läßt sich freilich die Gebrechlichkeit derselben nicht in Abrede stellen. Die protectionistische Partei hat den Fehler begangen, sich diesen Namen und mit ihm auch das Ziel, das derselbe ankündigt, zu geben. Die Welt hat aber noch keine Contrerevolution gelingen sehen. Handelsfreiheit bedeutet in England nichts Anderes als Handels-Herrschaft; daher ist der Schutz als Wort und als Idee fast lächerlich. Die Tories haben sich gewiß nicht Landpartei nennen wollen, um nicht eine Partei der Städte anzuerkennen, deren Auftreten Herr Cobden ihnen angekündigt hatte. Sie glaubten, als sie die Fahne des Schutzes aufzogen, ihr Prinzip auszudehnen; sie haben es entstellt: das ist ein Fehler. Da die Aristokratie ihre eigene Sache vertheidigt, eine Sache, die das Licht nicht scheut, da sie zugleich eine constitutionelle und nationale ist, so würde sie besser gethan haben, ohne Weiteres ihre eigene Fahne aufzuziehen.

Polen.

Zur Geschichte der Reformation unter den Slawen.

(Schluß.)

Unzweifelhaft werden Auszüge aus beiden Schreiben Friedrich Wilhelm's I von Interesse seyn:

. . . . „Nous n'avons pu Nous dispenser d'ecrire cette lettre à Votre Majesté pour recommander à Sa Protection Royale les Eglises protestantes etablies dans les biens et terres susdits (de Neubourg) a fin qu'il plaise à Votre Majesté, comme Nous l'en prions instamment, d'ordonner, qu'il soit pourvu à leur conservation par un article separé de traité ou convention à passer entre les deux Maisons susdites (princes de Radziwill et de Sapiéha) portant en substance et en termes convenables et bien significatifs, que ces Eglises ne seront jamais troublées dans les droits et possessions qui leur appartiennent en vertu de leurs fondations ou autrement."

„Votre Majesté donnera par là une preuve nouvelle de Sa justice et de Son zèle pour le maintien de ce que les loix et constitutions de la republique portent et disposent en faveur des dissidents." —

Aus dem Briefe an den Bischof von Wilna ist Folgendes das Wesentliche:

„Sachant que Vous faites profession de la sainte candeur et moderation Evangélique, qui défend toute sorte de persécution, je me flatte, que Vous recevrez avec plaisir les intercessions que je Vous addresse par ces presentes en faveur des Eglises, que les dissidents possédent dans le district de Votre Evechè. Vous priant de les vouloir traiter favorablement et les tenir toujours sous Votre garde et protection, pour qu'elles ne soyent point molestées ni troublées dans leur droits, ou dans la puissance de ce qui leur appartient, en vertu de ce que les loix et constitutions de la republique disposent en leur faveur . . . .

F. Guillaume R."

Indessen starb August II. (1733). Die Dissidenten, insbesondere die Reformirten, hatten unter seiner Regierung mehr gelitten, als je zuvor. Wie ein geschlagenes Heer, das nach der Schlacht sich wieder zusammenzieht, um seine Kräfte zu schätzen, versammelten sich die Dissidenten zu einer Synode in Kopdanow (1732), hielten eine genaue Uebersicht ihrer Kirchen und Geistlichen, und es ergab sich, daß sie 45 Kirchen mit 46 Geistlichen und 7 Schulen hatten.

Sowohl die Kirchen als auch die Schulen waren in kläglichem Zustande, indem die katholische Geistlichkeit nicht einmal zuließ, daß an denselben Reparaturen vorgenommen würden. Die Geistlichen und Lehrer, welche keinen regelmäßigen Sold empfingen, wurden zu allen Lasten des Staats herangezogen und litten außerdem noch reichlich von der Rohheit der umziehenden Militairhorden.

Die nach August's II. Tode bewerkstelligte General-Conföderation (im Mai 1733) schloß die Dissidenten von allen Aemtern und Würden aus und verbot ihnen streng, bei auswärtigen Mächten Schutz zu suchen. Umsonst strengten sie sich an, ihr Loos zu mildern; ihre Bitten und Vorstellungen wurden nicht beachtet. Die gedachte Conföderation hatte Stanislaw Leszczynski auf den Thron gerufen, auf den die Dissidenten großes Vertrauen setzten. Doch ihre Hoffnungen schwanden, als Leszczynski seinem glücklicheren Mitbewerber den Thron räumen mußte. Während seines Kampfes mit August mußten, wie gewöhnlich beim Stattfinden eines Interregnum oder häuslicher Zwistigkeiten, die Dissidenten viel leiden.

Als endlich August III. die Ruhe im Lande wiederherstellen wollte und 1735 den Pacifications-Reichstag nach Warschau berief, sandten die Dissidenten Deputirte nach Warschau mit dem Auftrage, in Vereinigung mit den auswärtigen Gesandten protestantischer Höfe Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um die Beschlüsse der General-Conföderation von 1733 umzustoßen. Die Deputirten unterließen auch nicht, so weit es ihre Mittel und ihr Einfluß gestatteten, sich die Abgeordneten und Senatoren zu gewinnen. Doch sie erlangten, da sie mit leeren Händen gekommen waren, nur sehr geringe Vortheile für ihre Glaubensgenossen. Nebenbei zogen sie die auswärtigen Protestanten in ihr Interesse, pflogen Berathungen wegen Erneuerung der Wilnaer Union mit den Griechen vom J. 1599 und bestellten zwei Bevollmächtigte, welche bei der Rückkehr des Friedens unter den europäischen Mächten die Interessen der polnischen Dissidenten wahren sollten. Kurz vor dem Pacifications-Reichs-

lage hatten sie ihre Abgeordneten an die Höfe von Berlin, Stockholm, London, Dänemark und Holland geschickt mit dem Auftrage, daß sie die Regierung zur Erfüllung der Bedingungen des Traktats von Oliva (1660) veranlassen möchten. Auch der Kaiserin Anna wurde eine Supplik, auf Herstellung voller bürgerlicher und kirchlicher Rechte gerichtet, vorgelegt.

Die Kaiserin befahl ihrem Gesandten in Warschau, dem Grafen Lewenwolde, die Sache der Dissidenten bei den Ständen auf das kräftigste zu unterstützen, und erließ gleichzeitig ein Manifest, worin sie erklärte, daß sie ihr Militair nicht eher aus dem Kronlande und Litthauen herausziehen werde, als bis die Dissidenten und Disuniten alle die Rechte erlangt hätten, welche ihnen durch die Warschauer Conföderation von 1572, pacta conventa und die Eide vieler Könige zugesichert waren. Lewenwolde, der schon bei Gelegenheit der Krönung August's III. kräftig für die Dissidenten gesprochen hatte, vereinigte sich jetzt mit den Gesandten von Preußen, England, Schweden und suchte zu erwirken, daß der Warschauer Traktat von 1717 in Betreff der Dissidenten einer Abänderung unterworfen würde. Doch die Stände achteten nicht im mindesten auf die Vorstellungen der Gesandten und bestätigten sowohl die Conföderation von 1733, als auch den Warschauer Traktat von 1717 einstimmig. Die Kaiserin Anna aber gab ihren Drohungen, die russischen Soldaten in Polen zu lassen, keine Folge und überließ die Dissidenten ihrem Schicksale. — Während so die auswärtigen Mächte sich damit begnügten, die Dissidenten zur Ausdauer zu ermahnen, und die Zeitungen sich über ihre Bedrückungen mit Klagen füllten, wurden sie von der thätigen Gegenpartei ihrem Untergange immer näher gebracht. Vorzüglich waren die litthauischen Reformirten ihrem Hasse ausgesetzt. Aus der großen Menge von Gewaltthätigkeiten, oder auch Lächerlichkeiten, welche gegen sie verübt wurden, will ich nur einige hier erwähnen. In Lubcz ließ der dortige katholische Probst einen reformirten Geistlichen vor Gericht (compositi judicii) fordern, weil er, als ihm im J. 1730 seine Kirche durch Feuer zerstört worden war und er nach evangelischer Art Hausgottesdienst in seiner Wohnung hielt, sich dabei einer Bekleidung ähnlich der katholischer Geistlichen bedient hatte — da ja katholische Gläubige, nicht ahnend den Wolf in dem Gewande, leicht hätten verleitet werden können, ihm mehr Ehre zu erweisen, als ihm zukomme.

Der Bischof von Wilna erließ ein Cirkular, wonach jedem reformirten oder lutherischen Gutsbesitzer verboten wurde, irgend eine Reparatur an seiner Kirche vorzunehmen, weil dies landesgesetzlich nicht zulässig sey. Den reformirten Geistlichen wurde untersagt, ferner ihre Kragen an den Röcken zu tragen, weil diese den katholischen Geistlichen eigenthümlich seyen. Derselbe Bischof schloß die evangelische Kirche in Sidra. Der Bischof von Samogitien schloß im J. 1739 ein paar junge Mädchen, die einen katholischen Vater, aber eine reformirte Mutter hatten und in deren Bekenntniß erzogen worden waren, in das Frauenkloster zu Krosa und zwang sie zur Annahme der katholischen Religion.

Unter diesen Anfechtungen gestaltete sich der materielle Zustand der Reformirten immer schlechter. Auf den Neuburger Gütern, wo sie noch ihre meisten Kirchen hatten, erhielten die Geistlichen seit dem J. 1731 gar keinen Sold mehr. Bei August's III. Tode besaßen sie nur noch 28 Kirchen mit 42 Geistlichen.

Das waren die traurigen Ergebnisse der fanatischen Anstrengungen des gegnerischen Klerus, welcher mit Hülfe der Jesuiten Alles aufbot, um die Früchte der Reformation, die in Polen sonst einen überaus günstigen Boden gefunden, nicht zur Reife kommen zu lassen. Sie wurde, wie Herr Lukaszewicz selbst sagt, das Opfer der Hierarchie und der Intriguen selbstsüchtiger Corporationen. „Dadurch — sagt er weiter — hat diese finstere Partei eine schwere Schuld auf sich geladen, die sie noch heute büßt."

Indem wir hier das Resumé schließen, das wir zu seinem Schlusse hin absichtlich etwas ausführlicher werden ließen, können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß den deutschen Freunden kirchengeschichtlicher Studien aus Polen her bald umfassenderes Material für dieselben möchte geliefert werden. Dem Vernehmen nach wird Herr Lukaszewicz seine Arbeiten auf diesem Felde nicht einstellen; sein Hauptverdienst wird darin bestehen, daß er die polnischen Quellen aus dem Archiv der Böhmischen Brüder in Lissa und den Bibliotheken der Herren Dzialynski und Raczynski zusammenträgt, da die lateinischen schon am meisten benutzt sind und sich in den Werken eines Gertich, Commenius, Hartknoch, Lauterbach, Thomas und Sandius, ferner in Barenius, Bzowski, Raynald, Gracyna, Hosius, Skarga, Naramowski u. s. w. vereinigt finden.

Polono-Germanus.

Frankreich.

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

IV. Genrebilder und allegorische Gemälde.

Calamatta (Nr. 131:) „Der Mensch ungewiß zwischen der Religion und der Wollust", ein eigenthümliches Bild. Es kommt jedoch darauf an, worin die Eigenthümlichkeit besteht. Wir erblicken den Menschen, als nackten Jüngling dargestellt, in sitzender Stellung, den rechten Arm, welcher den Kopf hält, auf eine Art von Felsaltar aufgestützt, auf dem sich unter Anderem auch ein Todtenkopf und ein Kruzifix — man weiß nicht recht, warum — befinden; sein Gesicht, dessen Züge eher den Ausdruck der Ungeduld über langes Warten, als des Zweifels und der Ungewißheit tragen, ist dem Zuschauer zugewandt. Hinter ihm erhebt sich zu seiner Linken die Wollust, eine halbnackte Frauengestalt, mit Schale und Kranz, den letzteren über seinem Haupte haltend; auf der anderen Seite sehen wir noch eine Frauengestalt in mattblauem Gewande, diese aber sitzend, und zwar auf dem Altar, auf den sich der Mensch stützt. Es soll, wie der Katalog besagt, die Religion seyn. So muß man es denn schon glauben, obwohl wir es, offen gesagt, dem Menschen keinen Augenblick verargen könnten, wenn er die lächelnde und anmuthige Miene der Madame Wollust den schläfrigen und offenbar gelangweilten Zügen der Fräulein Religion vorzöge. Wären wir zur Satire aufgelegt, so bedürfte es wenig Einbildungskraft, einen Zusammenhang zwischen jener schwindsüchtigen Langweile in der ganzen Figur der Religion und den ungeduldigen Zügen des Menschen zu finden. Denn in der That scheint es fast so, als wolle er sagen: Wie kann man sich unterstehen, mir eine solche Begleiterin anzubieten? Die Wollust hat das vorausgesehen und lächelt dazu ein wenig schalkhaft. — Auch im Kolorit scheint uns Vieles verfehlt. Zuerst ist die Fleischfarbe des Menschen viel zu tief: vielleicht wollte der Künstler den Gegensatz zu den halb schattenartigen Gestalten der beiden Göttinnen dadurch stärker hervorheben. Der Zweck lag nahe, aber die Mittel sind durchaus verfehlt. Ferner, was ist das für ein Gestirn, das in die Höhle hinein leuchtet, Sonne oder Mond? Schon in diesem Zweifel dürfte ein Vorwurf liegen. Selbst in der Zeichnung sind einige und nicht geringe Fehler. Man betrachte nur die Zehen des rechten Fußes des Menschen. Sollte man sie nicht eher für die Klauen eines reißenden Thieres halten, oder wenigstens doch für die eines Orangutangs? — Ueber die Idee des Bildes selbst zu sprechen, können wir uns um so eher ersparen, als theils näher liegende Mängel daran zu rügen waren, theils auch diese ganze Manier der allegorischen Malerei stets etwas Gesuchtes und Unnatürliches in sich trägt, mit dem wir uns nicht befreunden können.

Wir wollen hier gleich die übrigen Werke desselben Künstlers erwähnen: Nr. 132 „Eine Frau an der Toilette". Das hätte man nicht errathen. Wir sehen eine halbnackte weibliche Figur isolirt in der Mitte des Bildes, dessen Hintergrund eine mattblaue Drapperie bildet, auf dem sich der in der Farbe wahr, aber etwas matt gehaltenen nackte Oberkörper gefällig abzeichnet. Sie drückt den Kopf auf die linke Schulter und legt den linken Arm so über ihn herum, daß jener davon ganz umschlossen ist. Es liegt darin etwas Gezwungenes, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Arm nur deswegen diese Lage hat, damit die Hand zugleich mit der anderen (rechten) Hand das Haar, wie es scheint, entflechten soll. Ob es die Frauen so machen, wissen wir nicht, aber das wissen wir, daß es jedenfalls eine höchst unbequeme Stellung ist, die in ihrer fixirten Darstellung auf der Leinwand einen peinlichen Eindruck hervorbringt. Der untere Theil des Oberkörpers scheint uns zu stark gerathen, der Bauch dagegen zu kurz. Das Gewand, welches über den Hüften liegen müßte, wenn es von denselben zurückgehalten werden könnte, ist so tief, daß man jeden Augenblick erwartet, es ganz herabsinken zu sehen. Der Faltenwurf dagegen ist leicht und gefällig. — Ferner Nr. 133: „Ein Christuskopf". Auch dieses Bild zeugt von Originalität in der Auffassung. Die ganze Form der Züge hat einen sehr bestimmten, ernsten, fast düsteren Ausdruck. In der Zeichnung will uns auch hier Manches nicht zusagen, zum Beispiel die Wendung des Arms, von dem man fast nicht weiß, ob es der rechte oder linke ist, da man nur den aufgerichteten Unterarm nebst der nach oben zeigenden Hand erblickt, während der Ellenbogen im Gewande versteckt ist. Fast komisch ist der Einfall, den statt des Strahlennimbus fungirenden Goldreifen, wie wohl die Bildhauer zu thun gezwungen sind, mittelst dreier goldenen Klammern am Kopf zu befestigen. Konnte er nicht frei schweben? Warum das Unnatürliche noch widernatürlich machen? — Endlich Nr. 134: „Bildniß eines Gelehrten". Es ist nicht angemerkt, ob dies Bild ein Portrait ist. Hier ist viel Charakteristik, in der prägnanten düsteren Manier von Rubens. Der Ausdruck des Gesichts ist etwas unbestimmt. Das scheint ein Widerspruch zu seyn, und in der That enthält das Gemälde einen solchen. Doch wollen wir mit jener Unbestimmtheit nicht etwa eine Unsicherheit der Züge bezeichnen, sondern eigentlich nur eine Mannigfaltigkeit verschiedener, sich sogar widersprechender Züge; und gerade darin liegt das Charakteristische des Bildes. Ein halb lächelndes, halb trauriges Gesicht, scharf markirt, düster und grell in der Färbung ohne Manierirtheit. Wir glauben, daß es das beste Stück dieses Künstlers ist, welches wir gesehen.

Domenique Papety (Nr. 1568:) „Consolatrix afflictorum u. s. f." Es ist dies eines von denjenige Gemälden, welche beweisen, daß der allgemeine Geschmack der Zeit (den freilich sonderbarer Weise nur wenige Künstler zu theilen scheinen), indem er von symbolisirenden und historischen Heiligenbildern — wir nehmen hier das Wort im weitesten Sinne — Nichts wissen will, seine guten Gründe habe. Gewöhnlich wenden sich nur solche Künstler zu diesem Zweige der Kunst, die sich an die Darstellung großer rein historischer Objekte nicht heranwagen, und so ist es denn schon seit lange gekommen, daß die Ausführungen religiöser Vorwürfe stets auf einer niederen Stufe bleiben. Es gehört in der That viel Geist dazu, einen geistlichen Gegenstand nicht blos im geistlichen, sondern im geistigen Sinne aufzufassen, wie wir es hier an Papety erkennen. Ein solches Gemälde, wie dieses, wird stets aufrichtige Bewunderung erregen, nicht weil, sondern trotzdem daß es einen religiösen Gedanken darstellt. Dieser Gedanke nun ist sehr einfach und liegt in den zur Erklärung des Gemäldes vom Künstler selber beigefügten Worten: La Ste. Vierge intercédant auprès de Dieu pour la consolation de toutes les douleurs des femmes. Wir sehen eine große sich kreisförmig um die auf einer Wolke in halb knieender Stellung thronende Madonna schaarende Gruppe von Frauengestalten, als Personifizirungen der verschiedenen Leiden und

Schmerzen. Ganz vorn sitzt eine arme Frau auf dem durch ein Kreuz bezeichneten Grabe ihres Gatten; zu ihren Füßen liegt, in ein ärmliches Gewand gehüllt und in tiefen Schlaf versunken, ihr einziger Sohn, für den sie zur heiligen Jungfrau kein Gebet, aber einen flehenden Blick emporsendet. Wir machen besonders auf die durch ihre plastische Einfachheit rührende Gestalt des liegenden Knaben aufmerksam. Auf der anderen Seite, links vom Beschauer und als Gegensatz zu dem Schmerz der Armuth, kniet in weißem Brautgewande auf seidenen Kissen ein junges blühendes Mädchen, das, wie aus dem neben ihr liegenden zerrissenen Myrthenkranz erhellt, über das grausame Schicksal weint, das ihr den Verlobten entrissen. Hier ist nichts mehr gut zu machen. Die Armuth kann getröstet und ihre Bitte erhört, aber die Todten können nicht wiedererweckt werden. Durch diesen Gedanken niedergeschmettert, verhüllt die unglückliche Braut ihr Gesicht mit der linken Hand, während die andere schlaff am Körper herabhängt; denn was soll sie von der Madonna erbitten? Es herrscht eine so schöne ideale Naturwahrheit in dieser einfachen knieenden Mädchengestalt, daß man sich kaum davon losreißen kann. Hinter ihr sehen wir im Arme der unglücklichen und zur Madonna um schnelle Erlösung flehenden Mutter ein junges Mädchen, dessen zurückgelehnte Stellung und die dunkelrothen Flecken auf den bleichen Wangen jene Krankheit ahnen lassen, die fast immer ins Grab führt. Sie wirft daher nur einen matten Blick auf die heilige Jungfrau und weist mit den Händen auf ihre kranke Brust. Auf der anderen Seite und wiederum in erkennbarem Gegensatz zu der eben beschriebenen Gruppe erblicken wir auch eine Mutter im Hermelinmantel und Diadem, die Mutter Frankreichs, die ihren theuren Erstgebornen verloren. Die Porträtähnlichkeit, obgleich im Kolorit absichtlich matt gehalten, springt doch sogleich in die Augen. Weiter zurück sieht man die schwarze Sklavin ihre Hände um Befreiung emporstrecken, während auf der anderen Seite eine Europäerin einem anderen Joch, der Höllenqual einer unglücklichen Ehe, zu entfliehen sucht. Zuletzt, jedoch weniger deutlich, folgen zwei Mädchengestalten, von denen die eine sich ganz zu Boden geworfen hat, während die andere das Gewand der Madonna zu küssen sucht. Vielleicht sind es zwei von jenen Unglücklichen, die, durch den Pesthauch des Lasters berührt, um Reinigung und Erlösung flehen. Den Hintergrund füllen, wie es scheint, einige weibliche Heiligengestalten. Schon aus diesen flüchtigen Andeutungen wird man erkennen, wie tiefe Beziehungen in der Gruppirung des Ganzen herrschen. Zügen wir nun hinzu, daß die Mannigfaltigkeit dieser Beziehungen nicht blos äußerlich durch ihre Rücksicht auf das Centrum, das hier von der Madonna gebildet wird, sondern auch innerlich, dem geistigen Gehalt nach, zu einer schönen harmonischen Einheit zusammengefaßt sind, und daß die Zeichnung eben so geistreich als das Kolorit idealisch-treu ist, so wird man sich nicht wundern, wenn ein so einfacher und religiöser Gegenstand durch die hohe Stufe seiner formellen und geistigen Gestaltung zur Bewunderung hinreißen muß. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kunstgeschichte Genfs. Das allgemeine Urtheil über die Kunstleistungen der Schweizer hat sich wohl so gestaltet, daß man dem methodistisch strengen Genf nicht eben großen Kunstsinn zuertheilt. Nur auf dem Gebiete der Malerei erscheint es einigermaßen bedeutend. Daß ein so absprechendes Urtheil jedes Mal hinkt und seine eigene Verneinung in sich trägt, versteht sich von selbst. Das künstlerische Leben ist keineswegs in Genf so erstorben, als man gewöhnlich wähnt, und wie sollte auch die bedeutende literarische Regsamkeit, welche sich hier offenbar entfaltet, für das benachbarte Gebiet der Kunst ohne Wirkung bleiben? Auch sind die Erscheinungen der Kunst, welche jetzt zu Tage treten, durchaus nicht so losgerissen von allem Zusammenhange mit früheren Zeugnissen künstlerischer Bestrebungen, als man dies auf den ersten Blick glauben könnte. Genf hat so gut seine Kunstgeschichte als jede andere Stadt von ähnlichem Umfange und gleicher Bedeutung. Einen Beitrag zum genaueren Studium derselben erhalten wir in dem „Recueil de renseignements relatifs à la culture des beaux-arts à Genève, par J. J. Rigaud", von dem vor kurzem der erste Theil erschienen ist. Dieser vielversprechende Anfang führt die Geschichte der künstlerischen Entwickelung bis auf das Ende des 16. Jahrhunderts. Wir erhalten in demselben zwar kein vollständiges, abgerundetes Bild, aber doch eine Fülle einzelner Notizen, so daß wir das Ganze als eine reiche Quelle kunsthistorischer Studien bezeichnen müssen. G. F. G.

— Ein Amerikaner über das französische Seewesen. „The Shores of the Mediterranean, with Sketches of Travel", heißt ein kürzlich herausgekommenes Werk, dessen Verfasser, ein junger Amerikaner Namens Schroeder, in den Jahren 1843—45 als Secretair des Befehlshabers der amerikanischen Escadre im mittelländischen Meer fungirte und, da seine Amtspflichten eben nicht sehr beschwerlich waren, die ihm reichlich zugemessenen Freistunden zu langen Briefen benutzte, mit welchen er seine Freunde in New-York unterhielt und worin er die von ihm besuchten Städte und Küsten beschrieb. Für europäische Leser enthält sein Buch nicht viel Interessantes; wichtig schien uns jedoch in einem Augenblick, wo die entente cordiale Schiffbruch gelitten und die alte Rivalität zwischen den beiden Seemächten in ihrer ganzen Stärke wieder auszubrechen droht, das Urtheil eines unparteiischen und sachkundigen Beobachters über die französische Marine, die Einige für fähig halten, es im Nothfall mit der englischen aufzunehmen. „Ich habe mich sehr mit Toulon und seiner Nachbarschaft beschäftigt", sagt Herr Schroeder, „und begleitete unter Anderem den Capitain unseres Schiffes auf einem Besuch, den er zur Inspection des großen Marine-Arsenals unternahm. Der Umfang und die Großartigkeit dieses Instituts setzten mich in Erstaunen; aber schon in dem Anblick französischer Matrosen liegt etwas, wodurch sich uns die Ueberzeugung aufdrängt, daß sie nicht für die See geschaffen sind. Man hat außerordentliche Anstrengungen und unglaubliche Thätigkeit darauf verwendet, ihre Marine auf einen glänzenden Fuß zu bringen, aber den wahrhaft nautischen Charakter des englischen oder amerikanischen Seemanns werden sie nicht erreichen können. Ich habe keinen Zweifel, daß ein neuer Krieg der Franzosen mit England zu Wiederholungen der Schlachten von Abukir und Trafalgar führen würde; wer kann jedoch sagen", setzt der Amerikaner mit verzeihlichem Patriotismus hinzu, „was noch ein anderer Krieg hervorbringen dürfte, wo die Briten einer blutsverwandten Nation begegnen werden?"

Bibliographischer Anzeiger.

Literarisches.

Charakterzüge und historische Fragmente
aus dem Leben des Königs von Preußen
Friedrich Wilhelm III.
Gesammelt und nach eigenen Beobachtungen und selbstgemachten Erfahrungen
von
R. F. Eylert,
der Philosophie und Theologie Doctor, evangelischem Bischof ꝛc. ꝛc.
Dritten Theils erste und zweite Abtheilung.
gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1846.

(Aus einem Schreiben des Herrn Geheimen Legations-Raths **Varnhagen von Ense**; mit dessen Genehmigung veröffentlicht.)

„Der hochwürdige Herr Bischof Eylert hat hiermit ein Buch vollendet, welches in seiner Art wohl einzig genannt werden kann und, indem es als ein Denkmal der Liebe für den unvergeßlichen theuren König dastebt, zugleich mit edlem Freimuthe ein hohes Zeugniß von Wahrheiten und Einsichten darbietet, die auch der Gegenwart und aller Zukunft ersprießlich zu erachten sind. Der Herr Bischof hat für sein schönes Unternehmen, außer dem gewiß reichsten Lohne des innerern Bewußtseyns, auch den seltenen der allgemeinen Anerkennung erlangt, jenn Werk ist in die Nation gedrungen und von ihr mit dankerfülltem Danke aufgenommen. Möge der edle Verfasser diesen glänzenden Erfolg noch viele Jahre mit frischen Augen selber sehen und genießen! Er hat in diesem letzten Bande, dünkt mich, gleichsam einen neuen Anlauf von Rüstigkeit und Kraft dargethan, die zu jeder Hoffnung berechtigen." **Varnhagen von Ense.**

Romane und Novellen
der
Gräfin Blessington.
16 Bändchen.

Strathern
Eine Novelle
von der
Gräfin Blessington.
Vier Theile, jeder in 3 Bändchen. — Das Bändchen 3¼ Sgr. 12 kr.

Die beliebten Novellen der **Gräfin Blessington** waren bisher nur in theuren Ausgaben zu haben. Durch diese neue billige Ausgabe werden sie nun allgemein zugänglich gemacht.

Die Verlagshandlung von **Heinrich Hoff** in **Mannheim.**

Neuestes Werk über Nord-Amerika.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika,
deren Verfassung, Rechtspflege, Volksleben, Lehranstalten, Handel, Finanzen, Heer, Flotte, Sklaverei, Geschichte und Geographie.
Nebst **Rathschlägen für Auswanderer** und einem diplomatischen Anhange.
Von **Francis Wyse.**
Für Deutsche bearbeitet von Dr. **Eduard Amthor.**
3 Bände. 8. Velinpapier brosch. 2½ **Thlr.** = 4 Fl. 30 Kr. Rh.

Bei der Wichtigkeit, welche für Deutschland eine möglichst genaue und wahrheitsgetreue Darstellung der gesammten Nordamerikanischen Zustände haben muß, bedarf das Erscheinen einer deutschen Bearbeitung dieses interessanten Werkes keiner weiteren Rechtfertigung. Ein **20jähriger Aufenthalt** in den Vereinigten Staaten befähigte den Verf. vorzugsweise, die Resultate seiner Erfahrungen mitzutheilen; welchen seine Ansichten auch häufig von denen anderer neuerer Reisenden ab, so dürfte doch eben sein langjähriger Aufenthalt ihm eine genauere Kenntniß des Landes und seiner Verhältnisse verschafft haben, als dies bei einer nur flüchtigen Durchreise möglich seyn kann.

Auswanderer werden vielen Nutzen aus diesem Werke schöpfen können; die Beifügung der nordamerik. Constitutionen in Original und Uebersetzung dürfte willkommen seyn.

Renger'sche Buchhandlung in **Leipzig.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 132. Berlin, Dienstag den 3. November 1846.

Schweiz.

Die helvetische Republik.

In den Betrachtungen, die diese Blätter kürzlich (Nr. 127 u. 128) über die Genfer Revolution mittheilten, wurde die Ansicht ausgesprochen, daß es das, wenn auch nicht geradezu eingestandene, doch auch bei keiner Gelegenheit desavouirte Bestreben der Radikalen in der Schweiz sey, dieses Land aus einem Bunde von 25 Staaten *) in eine einheitliche Republik zu verwandeln. Gegenwärtig wollen wir durch einen einfachen Rückblick auf die Geschichte der Schweiz seit der französischen Revolution nachzuweisen suchen, wie die Idee einer helvetischen Republik, die man bereits im J. 1798 ins Leben zu rufen suchte, der ganzen Organisation des Landes und des Volkes, seiner Zusammensetzung wie seiner Denkart, entschieden zuwider sey, und wie nur in einer gründlichen Revision des Bundes-Vertrages von 1815, jedoch unter Beibehaltung der gegenwärtig bestehenden Kantonal-Souverainetäten, den nicht zu verkennenden Uebelständen, an denen die Schweiz leidet, abzuhelfen seyn möchte.

Heinrich Zschocke, der bekanntlich „des Schweizerlandes Geschichte für das Schweizervolk" bearbeitet hat und der nichts weniger als ein Verehrer der Zustände ist, die in der Schweiz durch die Wiener Kongreß-Beschlüsse und den Bundes-Vertrag von 1815 herbeigeführt wurden, sagt doch von seinem Adoptivvaterlande: „Natur und Schicksal haben gleich mächtig eingewirkt, der Schweiz eine föderative Staatsform zu geben. Die Bevölkerung des Landes selbst hat keinen gemeinschaftlichen Nationalstamm, sondern ist aus verschiedenen Völkertrümmern zusammengesetzt, die von den Stürmen der europäischen Welt nach und nach in die Gebirgsthäler der Alpen und des Jura verschlagen wurden. Hier wohnen Nachkommen von Rhätiern, Helvetiern, Cimbern, Römern u. s. w., die in den späteren Völkerwanderungen nach und nach übrig blieben: hier Nachkommen der Gothen, Burgunder, Alemannen, Franken, selbst der Hunnen und Sarazenen. **) Hier werden noch die romanische und lateinische, die deutsche, französische und italiänische Sprache geredet, in so verschiedenen Dialekten beinahe als Thäler sind. Hier hat nicht nur jeder Kanton, sondern fast jede Stadt, jede Landschaft, jede Thalschaft ihre eigenthümliche mehrhundertjährige Geschichte; denn sie alle waren seit den Tagen der mittelalterlichen Anarchie entweder selbständig und unfrei, oder unter zahllosen Freiherren, Grafen, Fürsten, Aebten, Bischöfen getrennt und zersplittert. Bei so mannigfaltigen Herrschaften, Gesetzen, Interessen und Einrichtungen hatten sie wenig Gemeinschaft unter sich. Noch mehr ward diese Gemeinschaft durch ehemals und zum Theil jetzt noch unwegsame Gebirgsketten unterbrochen, deren Eisfirnen, Felsengrathe, schroffe Abhänge und Wälder das Land durchziehen. Nicht minder bewirkte die Ungleichheit der Klimate auf den verschiedenen Höhenstufen des bewohnten Landes die größte Ungleichheit der Völkerschaften in ihren Lebensarten, Bedürfnissen, Sitten und Charakteren. Ja, von Thalschaft zu Thalschaft ändern, wie die Mundarten, Trachten, Bauarten und Civilisationen der Bewohner, auch, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, ihre Nationalphysiognomieen.

„So ist die Schweiz gleichsam ein geborener Föderativstaat. Alle jene durch Natur und Schicksal hervorgebrachten Trennungen und Verschiedenheiten, die auch wohl in anderen Ländern, aber nur auf weit von einander entlegenen Räumen derselben, erscheinen, sind hier auf dem engen Platz von kaum 800 Geviertmeilen zusammengedrängt. Man muß die Natur des Hochlandes, man muß die Natur des Volkes, sein Bedürfniß, ja sein Andenken der Vorzeit ausrotten, wenn man hier den föderativen Zustand des gesellschaftlichen Lebens aufheben und jene strenge Gleichförmigkeit und Einheit der Gesetzgebung und Verwaltung einführen will, die heutiges Tages das Unglück so vieler Monarchieen ist. Schon als Roms Legionen zum erstenmale die helvetischen Thäler betraten, fanden sie in denselben eine Menge kleiner verbündeter Völkerschaften."

Allerdings war dieses Konglomerat unzähliger Duodezstaaten, das aus den Fehden des Mittelalters hervorging, lange Zeit jedem Fortschritt, ja sogar jeder Civilisation entgegen. Alle Versuche zu inneren Landesverbesserungen scheiterten gewöhnlich an den widerstrebenden Freiheiten und Rechten einzelner Ortschaften. Manche der Staaten, deren es noch im vorigen Säculum über ein halbes Hundert gab, entbehrten, bei ihrer Kleinheit und Dürftigkeit, sogar der dringendsten Nothwendigkeiten und Anstalten, um im gesitteten Theil Europa's noch als eigentliche Staaten zu gelten; sie waren zum Theil ohne Unterrichtsmittel für die Jugend, ohne Rechtspflege, so wie ohne Zucht- und Straf-Anstalten, und nicht selten sah man sie nach Unfällen, welche die Elemente leicht in Gebirgsländern herbeiführen, Almosen bei den Bundesgenossen heischen. Diesen Zuständen haben jedoch schon die Ereignisse und Erschütterungen, welche auch für die Schweiz mit der französischen Revolution im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts verbunden waren, ein Ende gemacht. Die Zahl der Staaten wurde damals auf weniger als die Hälfte, und zwar nach ihren natürlichen Abgränzungen und politischen Bedürfnissen, reduzirt, und was die oben gerügten Mängel betrifft, so mögen unter Anderem mit Bezug auf das Unterrichtswesen die Namen Pestalozzi und Fellenberg, so wie die Universitäten in Basel, Bern und Zürich nebst den Akademieen in Genf und Lausanne, beweisen, was seitdem in der Schweiz dafür geschehen ist.

Früher noch als das heilige römische Reich war das morsche Gebäude der alten Schweiz unter den Erderschütterungen der französischen Revolution zusammengestürzt. Die Pariser Blutscene vom 10. August 1792, in welcher die im Dienste Ludwig's XVI. stehenden Schweizer als ein Opfer ihrer Treue fielen, hatte in der dadurch zwar fieberhaft aufgeregten, aber ohnmächtigen Schweiz keine anderen Folgen hervorgerufen, als daß man zum Andenken an die Gebliebenen eine Denkmünze prägen ließ, deren Tragung man den wenigen Glücklichen verstattete, die dem Pariser Blutbade entronnen waren. Doch zeigten sich bald darauf in der Schweiz, so wie in ihrer Nähe, die Vorspiele der bevorstehenden Ereignisse. Genf hatte den Franzosen ihren die Revolution einleitenden Minister Necker geliefert, und auch Claviere, der Minister des Konvents, war ein geborener Genfer. Aus Rache dafür, daß er einst aus Genf verbannt worden war, befahl Letzterer dem General Montesquiou, Genf zu erobern. Dies war das Zeichen zur Einverleibung einzelner, bisher mit der Schweiz verbundener Gebiete in die französische oder in die cisalpinische Republik, so namentlich Bruntrut's (23. März 1793), des Veltlins, Clevens und Bormio's (8. Dez. 1797), worauf bald die Besitznahme der von elsassischem Gebiet umgebenen, bis dahin freien Stadt Mühlhausen folgte. Auf Laharpe's (des Erziehers der Großfürsten Alexander und Konstantin von Rußland) Veranlassung trennte sich demnächst das Waadtland von der drückenden Herrschaft Berns und ward unter dem Schutze des französischen Direktoriums zu einer selbständigen „Lemanischen Republik" geschaffen, und als die Berner sich dem mit Gewalt der Waffen widersetzen wollten, ward die gesammte Heeresmacht der Schweiz von den französischen Generalen Brune und Schauenburg in drei Tagen (2.—5. März 1798) vernichtet, und in drei Monaten war die ganze Eidgenossenschaft unterjocht, obwohl in den Bergen der Urkantone mit altem Heldenmuth gekämpft wurde.

Alle Welt dachte und sagte nun, das alte Kantonal-Regiment habe sich überlebt, und es sey eine einzige kraftvolle Central-Regierung herzustellen. Allerdings hatte man damit den Nagel auf den Kopf getroffen; allerdings bedurfte es vor Allem einer gemeinsamen Vertretung und Vertheidigung nach Außen, so wie durchgreifender Reformen im Innern, aber wenn man damit auch — wie es die Revolution eben in dem republikanischen Frankreich vollendet hatte — ein völliges Ineinandergehen der durch Abstammung, Lebensweise, Glaubensformen und Sprachen getrennten Theile des Landes und eine gänzliche Nivellirung der dem entgegenstehenden Ungleichheiten zu verbinden dachte, so vergaß man, auf welchem Boden man sich befand, und die Folge lehrte sehr bald, daß die Einheit und Untheilbarkeit der helvetischen Republik eine chimärische Idee, mit der das gesammte Leben und Treiben der Schweiz in Widerspruch sey.

Am 12. April 1798 trat in Aarau eine Konferenz zusammen, die unter Mitwirkung des französischen Direktoriums eine Repräsentativ-Verfassung für die fortan zur helvetischen Republik erklärte Eidgenossenschaft ausarbeitete und promulgirte. Nach dem Muster der französischen traten an die Spitze der helvetischen Republik ein aus fünf Mitgliedern bestehendes Direktorium und zwei Rathsversammlungen. Die Benennung „Kanton" wurde zwar noch beibehalten, doch sollte sie eben keine andere Bedeutung als das französische „Departement" haben. Solcher Kantone gab es 18, und zwar unter folgenden

*) unter denen sich die 6 Halbkantone Unterwalden Ob und Nied dem Wald, Appenzell Ausser- und Inner-Rhoden, Basel-Stadt und Landschaft befinden, so daß nur 22 Stimmen die Tagsatzung bilden.

**) Der Sage nach, stammen die urfreien Hirtenvölker von Schwyz (Uri und Unterwalden), von denen die Schweiz ihren Namen bekommen, von 6000 Schweden ab, die zur Zeit einer Hungersnoth unter einem Häuptling, Namens Agio, ihr Vaterland verlassen und sich in dieser Gegend angesiedelt hatten.

Benennungen: Bern, Leman, Oberland, Aargau, Baden, Thurgau, Lugano, Bellinzona, Wallis, Luzern, Zürich, Glarus, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Waldstädten und Säntis. Was die beiden Letzteren betrifft, so bestand Waldstädten aus den alten Kantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug, und Säntis war aus Appenzell, St. Gallen und dem Rheinthal zusammengesetzt. Genf und Biel wurden der französischen Republik einverleibt. Die alte Unterthanenschaft (Hörigkeit) wurde überall aufgehoben, und für das ganze Land gab es nunmehr nur Eine Gesetzgebung, so wie Einen obersten Gerichtshof.

Diese gewaltige und plötzliche Umwandlung der Dinge, dieser Uebersprung von Extremen zu Extremen, von der ärgsten Zerbröckelung zur vollendetsten Gleichförmigkeit, war eben so unnatürlich als unhaltbar. Die Beschaffenheit des Gebirgslandes, die Verschiedenheit der Sprache, der Kultur, der geschichtlichen Erinnerungen im Volke empörten sich gegen eine Schöpfung, in welcher der Schweizer sich in der Schweiz selbst, ja in seinem Thal und seiner Alpe fremd fühlte. Blutige Aufstände der Verzweiflung, unterstützt von der Rachsucht der Patrizier oder dem Fanatismus der Priester, Unthätigkeit der Centralregierung und ihrer Formen, allgemeiner Hader der Parteien, verbunden mit den kriegerischen Bewegungen französischer, österreichischer und russischer Heere auf schweizer Boden, zerrütteten und verwüsteten das Land.

Zuerst und am energischsten erhoben sich die Urkantone gegen die neue Landeseintheilung und Verfassung. Sie stellten ein Heer von 10,000 Mann, an dessen Spitze der Kapuziner Paul Styger, der Priester Marianus Herzog und der Landammann Aloys Reding aus Schwyz standen. Bald hatte dieses Heer Luzern eingenommen, und als darauf die Franzosen am Waldstätter See bei Küßnacht und am Züricher See bei Wollrau vordrangen, stellte sich ihnen Reding mit seinem Häuflein entgegen und schlug sie am 2. Mai am rothen Thurm bei Morgarten, in derselben Gegend, wo einst die tapferen Ahnen den ersten Sieg über die Oesterreicher erfochten, so wie am folgenden Tage nochmals. 3000 Franzosen und nur 300 Schweizer waren an diesen beiden Tagen geblieben, doch die Streitkraft der Letzteren war zu gering, um für die Dauer Widerstand leisten zu können, und darum schlossen die Urkantone bald darauf einen für sie ehrenvollen Frieden, nach welchem sie jedoch die neue Verfassung annehmen mußten. Aber es dauerte nicht lange, als wieder im Rheinthal, in Schwyz, Appenzell und Unterwalden Empörungen ausbrachen, an deren Spitze abermals der Kapuziner Paul Styger stand. Bei Stanz, einem der Hauptorte von Unterwalden, wurden Tausende von Franzosen erschlagen; worauf jedoch Stanz und Emmenmoos mit Feuer und Schwert verwüstet wurden und die eindringenden Feinde viele Grausamkeiten an Frauen, Kindern und Greisen begingen. Das Direktorium, dessen Sitz ursprünglich Aarau war, hatte sich wegen des inzwischen dort in der Nähe ausgebrochenen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, mit welchem letzteren die Schweiz ein Schutz- und Trutzbündniß abgeschlossen, nach Bern geflüchtet, und da es auch von hier aus nicht im Stande war, das Land zu regieren, so wurde es am 7. Jan. 1800 aufgehoben und an seine Stelle eine provisorische Vollziehungs-Kommission von sieben Mitgliedern eingesetzt, die, weil sie gemäßigten Grundsätzen huldigte, alle Revolutionsmänner gegen sich hatte, welche, unterstützt von dem französischen Gesandten und der französischen Armee, schon am 8. Okt. 1800 eine neue Umwälzung bewirkten. Ein Verfassungsplan folgte nun dem anderen, und eine Regierung verdrängte die andere; einzelne Kantone erklärten sich für unabhängig, und in anderen brach ein offener Krieg gegen die Centralregierung aus, während nur noch an der französischen und an der italiänischen Gränze die helvetische Regierung anerkannt wurde. Da erklärte sich Bonaparte im Oktober 1802 zum **Vermittler**, gebot Ruhe und berief Abgeordnete aller Parteien zur Entwerfung einer neuen Verfassung nach Paris.

(Schluß folgt.)

Zwei Schweizerdichter.

Die Schweiz ist so arm eben nicht an Dichtern; aber was den meisten derselben zu fehlen pflegt, ist Originalität und ein eigenthümliches, individuelles Gepräge. Der größte Theil steht entweder unter deutschen Einflüssen, oder er hat sich nach französischen Mustern gebildet. Unter den wenigen, welche überhaupt erwähnt zu werden verdienen, bemerken wir J. **Petit-Senn**, welcher in diesen Blättern noch nicht angeführt ist. Zwei verschiedene kleine Sammlungen sind uns von ihm bekannt. Die eine, „Ulmettes et Boutades" betitelt, wurde zuerst von dem bekannten, vielseitigen Schriftsteller Louis Reybaud in einem weiteren Kreise eingeführt. Der größte Theil dieses geistreichen Werkes bewegt sich auf dem Gebiete der moralischen und satirischen Aphorismen, so daß man versucht werden könnte, den Verfasser jener langen Reihe von „Moralisten", welche die französische Literatur aufzuweisen hat, beizuzählen. Obgleich uns eigentlich das ganze Genre, das mehr oder weniger in eine Paradoxenjagd und ein müßiges und leeres Antithesenspiel ausarten muß, nicht eben sehr zusagt, so wollen wir doch gern gestehen, daß sich unter der großen Masse geistreicher Maximen und Aussprüche neben vielem einseitig Flimmernden manches schlagende und einschneidende Wort finden läßt, welches man gern der Vergessenheit entreißen möchte. Außerdem bietet uns Petit-Senn in diesem Bande auch noch eine Anzahl umfangreicherer Aufsätze, welche zum Theil einen humoristischen Anflug nehmen. Sie gehören meist in das Gebiet der Charakteristik und Karikatur und tragen mehr, als die übrigen Stücke der Sammlung, einen lokalen Anstrich, weil die Farben dazu meist dem Genfer Leben entnommen sind. Bedeutender oder wenigstens ansprechender scheinen uns aber jedenfalls die lyrischen Gaben, welche uns von Petit-Senn in seinen „Perce-neiges" (Schneeglöckchen) geboten werden. Der Dichter hat, wie man sieht, das Bild des Schneeglöckchen zur symbolischen Bezeichnung seiner Poesien gewählt, die er selbst angesehen wissen will als

> .... „Filles aux pas chancelants,
> Sombres et plaintives pensées,
> Pâles fleurs comme vous placées,
> Ecloses sous mes cheveux blancs."

Im Allgemeinen zieht sich durch alle diese anspruchslosen, aber gefälligen Gedichte ein Ton des Entsagens und der Ergebung hindurch; nur selten nehmen sie einen frischeren, lebendigeren Schwung. Indessen hält sich der Poet vom Ausdruck einer weinerlichen Sentimentalität fern. Ihn belebt ein inniges religiöses Gefühl, welches ihn der Verzweiflung entreißt. Die Form ist, wenn auch nicht durchweg frei von allen Flecken, doch ansprechend: nur ließe sich vielleicht aussetzen, daß die Sprache nicht selten an die prosaische, familiäre Ausdrucksweise streift.

Dies kann man auch in den „Petites fleurs des bois, poésies vaudoises" von Fr. **Oyex** rügen, bei denen es indessen erklärlicher scheint, wenn der Verfasser, der dem Arbeiterstande angehört und durchaus Autodidakt ist, sich der Form nicht überall recht mächtig zeigt. Am ansprechendsten sind in seiner Sammlung diejenigen Stücke, welche die Erscheinungen der Natur im Ausdruck eines reinen Gemüthes abspiegeln. Die Empfindungen, welche sich hier kundgeben, gereichen ihrem Urheber zur Ehre, der es vermeiden sollte, sich, wie er es zuweilen thut, auf das schlüpfrige Gebiet politischer und socialistischer Erörterungen verlocken zu lassen. Wenn er auf dieses Thema kommt, so verwirren sich seine Begriffe, und er giebt nicht viel mehr als eine wohlgemeinte, aber hohle und bedeutungslose Declamation, welche zu den anziehenden Ergüssen seines nicht unbedeutenden Talentes im Kontraste stehen. Schon diejenigen Partieen, in denen er die Großthaten des Waadtlandes besingt, verdienen vor dem Richterstuhle der ästhetischen Kritik geringe Gunst, obgleich sie als Zeugnisse seines Patriotismus immer noch mit unterlaufen mögen.

G. F. G.

Frankreich.

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

IV. Genrebilder und allegorische Gemälde.

(Schluß.)

Lepaulle (Nr. 330:) „Le bon camarade". Man weiß nicht, ob der Künstler mit diesem Titel den Hund, auf dem der Knabe schläft, oder den Knaben selbst gemeint habe. Wahrscheinlich ist Jeder von ihnen des Anderen treuer Gefährte, und es ist wohl nicht unmöglich, daß einmal sich das Verhältniß umkehrt und der Hund seine Schnauze auf den Schoß des Knaben legt und einschläft, während er jetzt diesem zum Kissen dienen muß. Ein niedliches Bildchen, aber ohne große Bedeutung. Der Knabe hat den rechten Arm über seinen geliebten Bello gelegt, der mit großen klugen Augen umherschaut, ob auch kein Wesen in der Nähe, das seinen kleinen Herrn stören könnte. Sicherlich sind sie eben noch beide in voller Ausgelassenheit umhergerannt, denn Bello's offne Schnauze und etwas hervorstehende Zunge weisen offenbar auf Ermüdung oder wenigstens Erhitzung hin. Der kleine Wildfang Karl dagegen ist schnell von der wilden Ausgelassenheit zum ruhigen Schlaf übergegangen, ein Glück, das ja nur die Jugend kennt. So liegt er denn, den großen Reifen, mit dem er noch eben gespielt, in der Linken haltend, und hält seine Siesta.

Alois Hunin*) (Nr. 387:) „Eröffnung eines Testaments". Es giebt Bilder (versteht sich: Genre-Bilder), die genauer betrachtet seyn wollen, wenn man sie recht verstehen soll, und zwar sind es nicht immer diejenigen, auf denen viele Figuren und große Gruppen dargestellt sind; umgekehrt giebt es aber auch Bilder, die trotz der Fülle an Figuren und der Mannigfaltigkeit in der Gruppirung auf den ersten Blick, wenigstens was die Totalität des dargestellten Moments betrifft, durchaus deutlich und klar dem Beschauer vor Augen liegen. Dieser Satz wird in auffallender Weise durch zwei Bilder bestätigt, die beide von Künstlern der belgischen Schule herrühren; nämlich „Die Eröffnung des Testaments" von Alois Hunin und „Das Innere einer Dorfschenke" von Basile de Loose. Jenes ist eben so komplizirt in der Gruppirung und reich an Figuren, als dieses einfach in der ersten und arm in der anderen Rücksicht ist, und dennoch ist das erstere weit schneller zu begreifen, als das letztere. Der Grund davon liegt einerseits in der Bedeutsamkeit des dargestellten Moments, andererseits und vorzüglich in der Art und Weise, wie die Gesammtheit der dargestellten Gruppen sich zu einer jener Bedeutsamkeit entsprechenden Einheit gestaltet. Betrachten wir z. B. das Hunin'sche Gemälde: Zu drei Seiten eines länglichen, gegen den Beschauer quer gestellten Tisches erblicken wir eine Menge von sitzenden Personen, die der Vorlesung des Testaments zuhören. Letzteres geschieht von einem schon ältlichen Herrn in schwarzer Kleidung, wahrscheinlich den Gerichtshalter vorstellend, der dem Zuschauer gerade gegenüber auf der entgegengesetzten Seite des Tisches sitzt. Hier haben wir also sogleich ein bestimmtes, kräftig, obwohl ohne Aengstlichkeit ausgedrücktes Centrum. Rechts an der schmalen Seite des Tisches sitzen zwei Frauen, die sich sogleich als die schon bejahrte Gattin und die jugendliche Tochter des Verstorbenen kundgeben. Ihnen gegenüber sitzt, gleichfalls sofort erkennbar, der Schreiber des Gerichtshalters, mit halb schadenfroher, halb gutmüthig-

*) Warum wir die belgischen Namen hier den Franzosen beizählen, haben wir bereits oben (unter III.) erklärt.

pfiffiger Miene sich nach einem großen Manne umschauend, der offenbar einen ganz anderen Inhalt in dem Testament vermuthete, da er, die eine Hand in der Tasche, die andere zwischen die Knöpfe des auf der Brust zugeknöpften Rockes steckend, mit trotzigen und zornigen Blicken auf den Vorleser hinsieht. Sicherlich ist es irgend ein böser Verwandter, welcher die trauernden verwaisten Frauen aus ihrem Erbe zu treiben vermeinte. Auf derselben Seite, aber mehr nach dem Vordergrunde zu, erblicken wir noch eine Gruppe, die mehr isolirt ist, eine Dienstmagd, welche mit aufgehobenen Händen dem Himmel für das eben Gehörte dankt, während der ihr zur Seite stehende Knecht ihr einige dunkele Stellen des Testaments zu erklären scheint. Dieser Gruppe gegenüber sehen wir durch die eben geöffnete Thür den Herrn Pastor hereinschreiten, der sich, wahrscheinlich durch Amtsgeschäfte verhindert, etwas verspätet hat. Auch er scheint Besorgnisse gehabt zu haben, wie wir aus seiner halb ängstlichen Miene erkennen; doch schon springen ihm ein paar muntere Kinder entgegen, welche, seine Hand küssend, ihm den glücklichen Ausgang verkünden werden. Weiter hinten sind noch einige Gruppen, die sich mehr von den übrigen absondern, ohne jedoch bedeutungslos und vom Centrum losgerissen zu seyn. Vielmehr rundet sich Alles zu einem schönen Ganzen ab. Die Verschiedenheit im Ausdruck der einzelnen Personen ist eben so charakteristisch als relativ treu, d. h. ihren aus sonstigen Merkmalen hervorgehenden Interessen und Beziehungen zu dem dargestellten Moment durchaus angemessen. Vorzüglich schön sind die Gesichter der beiden weiblichen Figuren zur Rechten, in denen sich, trotz der Gleichheit der Interessen, da sie doch Beide ihren Gatten und Vater verloren, eine durch das Alter bedingte Verschiedenheit im Ausdruck des Schmerzes ausprägt. Die ältere Frau hört mit kaum gebeugtem Kopf, aber zur Erde niederblickenden Augen, ruhig, aber voll stillen Leidens, der Vorlesung zu, während das junge Mädchen, den ganzen Vorgang um sich her vergessend, ihren Kopf auf die Schulter ihrer Mutter neigt und ganz in ihren Schmerz versunken zu seyn scheint. Trotz der Fülle der Figuren ist das Bild doch keineswegs überfüllt, noch weniger aber verwirrt zu nennen, sondern es herrscht im Ganzen eine durchaus klare und harmonisch geordnete Einheit und Einfachheit. Die Zeichnung ist vorzüglich, das Kolorit glänzend, vielleicht ein wenig zu glänzend. Betrachten wir dagegen das andere, vorhin erwähnte, Bild von

Basile de Loose (Nr. 561:) „Das Innere einer Dorfschenke" darstellend, so fällt uns zunächst der Mangel an Bedeutsamkeit des dargestellten Moments auf. In der Mitte desselben erblicken wir drei Personen um einen Tisch gereiht; aber diese dem Zuschauer sogleich in die Augen fallende Gruppe ist keineswegs das Centrum des Moments selbst, sondern weist vielmehr, wie schon die Stellung und die Blicke jener Personen andeuten, auf eine zweite Gruppe links, ganz in der Ecke des Bildes hin, die das eigentliche Motiv der Handlung — wenn von einem solchen hier die Rede seyn kann — darbieten soll. Und was ist nun dies Motiv? Ein alter Herr bietet scherzend einer jungen hübschen Frau, die so eben mit Körben voller Aepfel und Eier, wahrscheinlich zum Verkauf, hereingetreten ist, — eine Prise an, während er mit der anderen Hand ihr unter das Kinn greift. Im Hintergrunde sehen wir noch eine Gruppe von zwei älteren Leuten, die sich über diesen witzigen Einfall amüsiren, und ganz hinten, durch die geöffnete Nebenthür, tanzende Bauern und Bäuerinnen. Außer dieser geistigen Schwäche in der Composition ist auch noch die ganz an die niederländische Schule erinnernde Kleinlichkeit und Pedanterie in der Gruppirung und Scenerie überhaupt zu tadeln. Gleichwohl ist das Bild trefflich gemalt und einzelne Figuren charakteristisch genug, z. B. die des jungen Künstlers am Tische, so wie auch die des ihm gegenübersitzenden Alten. Aber fesseln kann eine solche Darstellung nicht.

Jean Baptiste Gayet (Nr. 1735:) „Die heilige Anna betrachtet mit frommer Rührung die Jungfrau Maria in prophetischem Vorgefühl der Zukunft". Dies Bild ist außer einer schönen goldenen Inschrift „Virginem Deiparam pie et anxie Anna parens contemplatur" noch mit acht kleinen in den Rahmen eingefügten Bildern ausgestattet, welche „theils anbetende Engel, theils in symbolischen Gestalten die Verkündigung, Empfängniß, Geburt, Kreuzigung und Himmelfahrt des Heilandes darstellen". Ein vortreffliches Ding, solcher Katalog. Was wollten wir wohl zum Beispiel mit diesem Bilde und seinen acht Rahmen anfangen, wenn wir nicht den Katalog hätten? Würden wir nicht die heilige Anna in ihrem braunen Gewande, mit ihren düsteren, männlichen Zügen für eine Art von Zauberin oder Würgengel, und die heilige Jungfrau, die ihr in sehr unbequemer Stellung und mit sehr dummer Miene gegenüber auf einen Stuhl postirt ist, als wolle sie sich porträttiren lassen, für eine unglückliche Töchterschülerin halten, die ihr Pensum nicht gelernt und sich schämt? Und was könnte man erst aus den acht Rahmenbilderchen für eine allerliebste Geschichte machen! Doch lavete linguis! ihr satirischen Gedanken in einer ernsthaften Kritik. Wir gehen weiter.

Eugen Joseph Verboeckhoven (Nr. 1805:) „Eine Schafheerde vor einem Gewitter flüchtend". Hier haben wir die reine, ganze Natur, aber auch nicht mehr, vielleicht nicht einmal so viel. Den Thierphysiognomieen fehlt das dumpfe In-sich-versenktseyn des Instinkts; in den Augen dieser Schafe ist eine Art von reflektirendem Bewußtseyn enthalten, und selbst ihre Stellungen und Wendungen sind nicht unwillkürlich genug gehalten; das Lamm links unten affektirt offenbar. Was ganz vorzüglich ist, das ist die Zeichnung und Farbe der Wolle, und wenn wir auch hieran Etwas auszusetzen haben, so wäre es nur der Umstand, daß die Farbe zu frisch und blank ist. So würden etwa Schafe nach einer Wäsche aussehen, nicht aber, wenn sie vom Felde kommen. Der Hund ist offenbar kreuzlahm, warum? ist nicht zu erkennen. Was den der Heerde vorangehenden Schäfer betrifft, so ist die ganze Figur recht plastisch und kräftig, aber warum diese pitoyable Miene? Aus Angst, daß seine Schafe vom Gewitter Schaden nehmen könnten? Aber dann würde er sich doch mehr um sie bekümmern. Der Hintergrund ist etwas nachlässig gemalt. Ueberhaupt scheint der berühmte Künstler mehr auf die Ausführung besonderer Einzelheiten gerücksichtigt, als die Absicht gehabt zu haben, einen harmonischen Totaleindruck hervorzubringen, so wie denn auch der gänzliche Mangel an eigentlicher Atmosphäre, deren Einfluß auf die Beleuchtung besonders vor einem Gewitter sehr bedeutend ist, zu rügen wäre.

V. Landschaften.

(Villeret, Delacroix, Borges und die Belgier Ruyten und van Hanen.)

Wir haben schon früher auf den auffallenden Unterschied aufmerksam gemacht, der in Rücksicht des Verhältnisses der landschaftlichen und historischen Bilder zwischen Deutschen und Franzosen obwaltet. Die Deutschen lieben vorzugsweise, Landschaften zu malen; es ist dies ein tiefer Zug des deutschen naturfüchtigen Gemüths, das in dieser Unbestimmtheit und Unbegränztheit der Natur seine Sehnsucht nach unendlicher Ausdehnung gleichsam als wahlverwandtes Element wiedererkennt. Indeß ist es doch ein Unterschied, Landschaften malen und gemalte sehen wollen; und nicht blos ein Unterschied, sondern ein Gegensatz. Wenn es an sich schon natürlich ist, daß man lieber die wirkliche Natur als die Kopie derselben sieht, so kommt auch noch der Umstand hinzu, daß die deutschen Künstler — ein Vorwurf, der besonders den Düsseldorfern gemacht werden kann, obwohl sie sonst gerade in diesem Fache vielleicht sich am meisten auszeichnen — die subjektive Form ihrer Naturanschauung mit in die Farben mischen und ihre Sehnsucht nach dem Idealen in der Natur den Zeichenstift führen lassen. Sobald diese Momente, die Jeder auf seine eigene Weise in die Natur hinein und aus ihr heraus sieht, schon in der Darstellung fest und unveränderlich als die besondere Form dem Auge des Beschauers vorliegen, so geht für diesen dadurch gerade der größte Reiz verloren, der darin besteht, die starre Derbheit und charakteristische Fülle der Natur nach seiner Subjektivität zu modifiziren. Eine Folge jener auf die Idee der Unendlichkeit gegründeten Wahlverwandtschaft zwischen dem deutschen Gemüth und der Natur ist auch die Vorliebe der deutschen Maler für Landschaften von großem Umfange und weiter Fernsicht; ein Moment, das z. B. bei den Franzosen und Belgiern sehr in den Hintergrund tritt, indem sich bei diesen die Tendenz zu erkennen giebt, ein Stück Landschaft lieber zu einer genreartigen Skizze zusammenzuziehen. Man betrachte z. B. das Bild von Delacroix und frage sich, worauf mehr Fleiß verwandt und was die Hauptsache im Bilde ist, die stürmische See, welche an das felsige Ufer stürmt, oder die drei Mädchen, die ihre Angst vor dem drohenden Unwetter ausdrücken. Die Letzteren sind die Hauptsache, das ist keine Frage, und eigentlich gehört dies Bild eher in die Klasse der Genrebilder als in die der Landschaften. Ein anderes Gemälde, aus dem jeder Deutsche sicherlich nur ein Landschaftsstück gemacht hätte, sind wir eben deswegen, weil hier das Element des Genreartigen zu bestimmt hervortrat, so daß das Landschaftliche im eigentlichsten Sinne in den Hintergrund geschoben wurde, gezwungen gewesen, unter den Gemälden dieser Klasse zu betrachten, wir meinen das Bild von Verboeckhoven: „Eine Schafheerde vor dem Gewitter flüchtend" (siehe oben unter Nr. IV.). Gehen wir jetzt zu den Einzelnen über:

Von Villeret sind vier Nummern im Katalog verzeichnet, doch scheinen einige in der Ausstellung selber zu fehlen, wenigstens haben wir sie nicht antreffen können. Die Manier dieses Künstlers ist kalt und zeigt eine Vorliebe fürs Architektonische, dem das Natürliche im weiteren Sinn, wenn nicht aufgeopfert, doch untergeordnet wird. Diese Tendenz tritt beispielsweise in seiner „St. Huberts-Kapelle in Amboise" (Nr. 936), so wie in der „Ansicht von Champleir" (Nr. 1634), deutlich hervor. Das letztere Bild enthält eigentlich nur den Marktplatz und die Kirche von Champleir, deren alterthümliches verfallenes Gemäuer mit vielem Fleiß, aber ohne besondere Eigenthümlichkeit in der Färbung dargestellt ist.

Delacroix (Nr. 1712:) „Stürmische See mit Fischerfrauen am Strande". Man erblickt auf der linken Seite des Bildes hohe und sehr steile Felsen, die das Ufer des Meeres bilden. Auf dem schmalen Gestade zwischen jenen und diesem befinden sich drei weibliche Figuren, die mit den Zeichen der höchsten Angst den bald ausbrechenden Sturm zu erwarten scheinen, vielleicht weil ihre Männer und Brüder noch nicht vom Fischfange zurückgekehrt sind. Während die Eine mit Besorgniß auf das Meer hinaussieht, ist die Zweite auf das Sandufer niedergefallen und hebt betend die Hände zum drohenden Himmel empor, entweder um für die Abwesenden um glückliche Rückkehr zu flehen, oder um den Sturm zu beschwören. Die Dritte scheint mit der unerbittlichen Natur der Elemente vertrauter und daher fast ohne Hoffnung, denn sie hält, wie von dem kommenden Unglück schon überzeugt, weinend und sich abwendend die Hände vor das Gesicht. — In technischer Hinsicht zeichnet sich das Bild durch Frische und Klarheit des Kolorits aus; doch will es uns scheinen, als sey das Ganze etwas zu hell und die Atmosphäre zu durchsichtig für einen drohenden Sturm gehalten, auch ist das Meer zu einförmig ruhig; es zeigt sich nicht, bei aller sonstigen Ruhe, deren Eindruck um so furchtbarer ist, jener weißliche Schaum, der vor einem herannahenden Unwetter die obersten Konturen der schwärzlich gefärbten Wellen zu kräuseln pflegt. Auch ist der Himmel im Hintergrunde zu matt und charakterlos. Die Frauen sind vortrefflich gezeichnet, auch die Gruppirung derselben sehr gelungen. Doch zeigt sich bei aller sonstigen Naturwahrheit im Ausdruck ihrer Züge eine störende Tendenz, zu idealisiren. Das sind keine Fischerfrauen, sondern in solche verkleidete zarte Damen. Gerade die Derbheit in solchen Naturgestalten ergreift den Beschauer; und jede Idealisirung in dieser Rücksicht erinnert uns sogleich daran, daß wir keine Natur, sondern ein Bild vor uns haben.

Borges (Nr 110:) „Die Palmen, nach der Natur aufgenommen am

Ufer des Ganges" und (Nr. 111:) „Eine alte Moschee am Ufer des Indus". Beide Bilder zeigen dieselbe trockene, abgeklärte Manier. Ein tiefblauer Himmel ohne Glanz, ein grauer Boden ohne Saft und Kraft. Hinten eine Stadt, vorn — aber sehr klein — Kühe und Menschen ohne Gruppirung, die auch der Landschaft als solcher fehlt. Der Hauptfehler an dem Bilde dünkt uns die zu weite Entfernung des Standpunktes zu seyn, von welchem man die Landschaft sieht. Man kann sagen, daß Alles Hintergrund ist und der Vordergrund ganz fehlt. Gerade in Zeichnungen nach der Natur ist es eben so mißlich, unter als über ein gewisses Maß der Entfernung des Standpunktes hinauszugehen, von dem aus der Gegenstand gesehen werden soll. Dort ist das Ganze nur eine Art Abstraction der Form ohne Leben, ohne konkrete Gestaltung, die für das menschliche Auge in dieser Kleinheit nothwendig verschwinden muß; hier wird die Idealität der Form beleidigt, und die Natur schlägt uns gleichsam mit ihrer Wahrheit ins Gesicht. Beides aber läßt kalt.

Ruyten (Nr. 1596:) „Eine alterthümliche Stadt". Ob Erfindung, ob nach der Natur aufgenommen, ist nicht gesagt. Wir vermuthen, daß es wenigstens nicht ganz eigene Composition ist. Die Zeichnung sowohl wie das Kolorit enthält viel Eigenthümliches in der düsteren derben Manier der älteren Niederländer ohne deren Manierirtheit. Ueber Auffassung läßt sich jedoch bei dergleichen Bildern, die mehr Architektur- als Landschaftsstücke sind, Nichts sagen. Doch können wir nicht verschweigen, daß das Ganze — wir wollen nicht sagen: keinen freundlichen, denn das versteht sich bei einer alterthümlichen Stadt fast von selbst, aber — einen verwirrten, unruhigen Eindruck macht. Klarer und bestimmter ist das andere Bild desselben Künstlers (Nr. 1780:) „Das Thor von Borgenhout (richtiger hieße es im Katalog: „das Borgenhouter Thor") in Antwerpen", das in seiner ganzen Manier viel Aehnlichkeit mit der „Ansicht von Champeleic" von Villeret hat.

van Haanen (Nr. 1742:) „Winterlandschaft". In diesem Bilde, das, selbst nicht groß, uns auch angemessener Weise nur einen kleinen Theil der Natur zeigt, ist viel Wahrheit und Kraft sowohl in der Zeichnung wie im Kolorit. Wir erblicken einen mit Schnee bedeckten Weg, auf dem besonders die Zutritte mit vielem Fleiß und sehr täuschend nachgebildet sind, in einem nur spärlich mit Bäumen versehenen Walde. Links und rechts stehen einige starke, knorrige Eichen, an denen hin und wieder noch einiges vertrocknete Laub hangen geblieben. Eben sind einige Bauern beschäftigt, trockenes Holz, das sie unter den Gesträuchen aufgelesen, in Bündel zu binden und auf ein Pferd zu laden. Ganz vortrefflich ist besonders die Atmosphäre gemalt, die uns durch ihr winterliches Kolorit fast kalt anweht. Auch der falbe Streifen am fernen mit Schneewolken beladenen Horizont ist sehr treu und naturwahr. Kurz, es ist ein ganz treffliches und um so erfreulicheres Bild, als es, die Borges'schen ausgenommen, das einzige wirkliche Landschaftsstück ist und letztere überdies in jeder Beziehung weit übertrifft.

Mannigfaltiges.

— Ein englisches Urtheil über Karl Gutzkow. Eine in Blackwood's Magazine enthaltene ausführliche Anzeige bespricht Karl Gutzkow's „Briefe aus Paris" aus dem Jahre 1842 und seine „Pariser Eindrücke" aus dem Jahre 1846, aus welchen zahlreiche Auszüge, besonders mit Bezug auf Theater und Literatur, gegeben werden. Seine Darstellungsweise wird folgendermaßen charakterisirt: „Herr Gutzkow hat seine Aufgabe insofern trefflich gelöst, als seine Schilderungen viel Wahres und Scharfsinniges enthalten, aber nicht selten trifft es sich auch bei ihm, daß uns eine Unbedeutendheit zum Lächeln zwingt, ein weit hergeholter Gedanke oder eine wunderliche Ansicht ein Kopfschütteln erregt. Der Verfasser theilt mit sehr vielen seiner Landsleute den Fehler, daß er zu Extremen geneigt ist, bald gern bei Geringfügigkeiten sich aufhält und bald wieder zu Luftschlössern sich versteigt, bald mit Kindern am Boden spielt und bald wieder einen babylonisch-mystischen Thurmbau anlegt oder sich auf ein geflügeltes Wiegenpferd in die Lüfte schwingt. Bei der ihm eigenen leichten und flüchtigen Schreibart vernachlässigt er jede übersichtliche Anordnung seines Gegenstandes. Jählings vom Schweren zum Leichten, vom Soliden zum Inhaltlosen überspringend, bricht er eine tiefsinnige Untersuchung, ein philosophisches Thema ab, um über ein neues Vaudeville zu plaudern, oder schlüpft er von einer zweideutigen, eine Schauspielerin betreffenden Anekdote zu einer Betrachtung über die Politik Ludwig Philipp's. Allerdings sind diese seltsamen Uebergänge oft nicht unangenehm und machen die Lesung des Buches kurzweilig genug, aber eine etwas methodischere Anordnung würde doch für den Leser und für das, was er von seiner Lektüre zu behalten wünscht, von Nutzen seyn. So aber, wie es ist, haben wir, wenn wir das Werk aus der Hand legen, einen völligen Mischmasch im Kopfe, bestehend aus Aeußerungen, Handlungen, Bildern und Charakteristiken von Schauspielern, Schriftstellern, Staatsmännern, Kommunisten, Journalisten und verschiedenen anderen Menschen, mit denen Herr Gutzkow zusammentraf und die er gerade so bei uns einführt, wie er sie eben angetroffen oder wie sie zufällig ihm begegneten, wobei er zuweilen drei- bis viermal zu demselben Individuum zurückkehrt. Die vor einigen Jahren erschienene Abtheilung des Werkes, welche die ausführlichste und wichtigere ist, ist in Form von Briefen abgefaßt, die vielleicht wirklich an deutsche Freunde gerichtet waren, was einigermaßen das Abschweifende der Darstellung und das Durcheinander der behandelten Gegenstände erklärt. Die zweite Abtheilung, die bei oder nach einem neueren Aufenthalt in Paris geschrieben worden, ist als Ergänzung und Berichtigung der ersten zu betrachten. Um die Städte selbst, die er besucht, kümmert sich der Verfasser weniger: er hat seine Reise gemacht, nicht sowohl um Paris anzuschauen, als um die Pariser kennen zu lernen, nicht sowohl um Denkmale zu bewundern, als um Menschen zu studiren, und mit richtigem Urtheil weiß er es zu vermeiden, über Dinge zu sprechen, die bereits von alltäglicheren Darstellern beschrieben und besprochen worden. Mit Empfehlungsbriefen wohl versehen, machte er die Bekanntschaft zahlreicher, sowohl politischer als literarischer Notabilitäten, und über diese theilt er uns sehr viele Details mit. Ein unermüdlicher Theaterbesucher, giebt er uns dramatische Kritiken, die voll kühner und oft überraschender Gedanken sind; nicht minder weiß er uns aber auch die socialen Zustände der Franzosen mit scharfer Beobachtungsgabe darzustellen."

— Biblische Lektüre: ein Roman. Im Ganzen pflegt von der französischen Romanliteratur im Auslande nur das bekannt zu werden, was der Modethorheit und den verwerflicheren Ansichten des Tages huldigt. Die ernsteren Erzeugnisse, deren Tendenz Belehrung und wahre Aufklärung ist, finden den Anklang nicht und werden von den Uebersetzern unberührt gelassen. Wenn dem nicht so wäre, wie hätte es kommen können, daß ein treffliches Werk, welches in Frankreich schon zum dritten Male aufgelegt ist, bei uns eine so geringe Verbreitung gefunden hat? Wir meinen den Tendenzroman „Lucile ou la lecture de la Bible" von Adolphe Monod. Seine einfach gehaltene, aber nichtsdestoweniger fesselnde Schrift hat die Aufgabe, die beseligende Gewalt der biblischen Lektüre denen im vollen Glanze erscheinen zu lassen, welche aus diesem unversiegbaren Borne nicht eben zu schöpfen pflegen. Zunächst bekämpft er die unhaltbaren Vorurtheile, die sich dem unbeschränkten Gebrauche der Bibel entgegenstämmen möchten, und zeigt die Einwendungen der Bibelgegner in ihrer Nichtigkeit: dann aber weist er nach, wie ungerecht und strafbar es ist, den Trost der heiligen Schrift in seiner Unmittelbarkeit den dürstenden Seelen vorzuenthalten. Der Verfasser legt die eigentliche Vertheidigung oder — wenn wir so sagen dürfen — Rehabilitirung der biblischen Bücher einem Priester in den Mund, welcher den Werth und die Bedeutung der heiligen Schrift gegen die Sarkasmen und Einwürfe eines aus der Schule Voltaire's hervorgegangenen Spötters zu vertheidigen hat und ihre Wichtigkeit einer Frau vorhält, welche um jeden Preis sich aus der Bedrängniß ihrer zerrissenen, zweifelnden Seele in eine Gewißheit flüchten will. Die siegesgewisse Beredtsamkeit des Verkünders der göttlichen Lehre vernichtet den Widerspruch des Ungläubigen und macht ihn verstummen, regt aber zugleich auch die Sehnsucht nach den Schätzen der biblischen Weisheit in der Brust der zweifelnden Frau an. Der Priester, den der Dichter uns vorführt, ist Katholik und kann in seiner Stellung dem jungen, verlangenden Weibe die Versenkung in die Tiefen des göttlichen Wortes nicht ohne Weiteres gestatten. Ihrem Bedürfniß setzt er die ungenügende Versicherung entgegen, daß die Kirche allein unbeschränkte Vollmacht hat, aus diesem Quell zu schöpfen und das Vermittleramt zwischen der göttlichen Lehre und den gläubigen Seelen zu übernehmen. Aber der Durst, den er selbst in der Seele Lucilens erregt hat, läßt sich mit so unbefriedigenden Ausreden nicht abspeisen. Zwar kämpft und ringt sie, doch nur so lange, bis die Bedenken, welche sie bis dahin noch abgehalten haben, an die Lektüre der Bibel selbst heranzutreten, von anderer Seite beschwichtigt und beseitigt werden. Sie versenkt sich nun ganz in das Studium, das man ihr lange hatte vorenthalten wollen, und findet hier die Ruhe und Befriedigung, nach welcher ihre Seele ein so heißes Verlangen trug. Der Priester, mit dem sie durch das Band der Dankbarkeit verbunden bleibt, weil er ihrem Geiste zuerst die Richtung auf das Hohe und Göttliche gab, kann zwar ihr seine Billigung nicht unbedingt zu Theil werden lassen, aber er läßt sie, da er die herrlichen Früchte ihres Eifers nicht leugnen kann, ruhig gewähren. Dies ist das dürre Skelett eines belebenden Werkes, welches, abgesehen von der ganzen Anlage und der trefflichen Gesinnung, in der es konzipirt ist, wahrhaft hinreißende Partieen enthält. G. Z. G.

— Das Freihandels-System. Die glänzenden Siege, welche Cobden seinen Grundsätzen des Freihandels erfochten hat, haben seinem Namen europäische Berühmtheit gesichert. Dieser Mann, welcher blos mit Hülfe der Oeffentlichkeit und indem er sich auf das Recht der Association stützte, einen so unermeßlichen Umschwung in der ganzen Politik seines Landes bewirkte, wird uns in einer kürzlich erschienenen französischen Schrift nach allen Richtungen hin geschildert. Er erscheint uns nicht nur in den öffentlichen Beziehungen als eine bedeutende Erscheinung, sondern selbst sein Privatleben — wie es in dieser Schrift (Cobden et la ligue, par Fréd. Bastiat) wenigstens obenhin berührt wird — bietet ganz interessante Seiten, indem wir auch hier eine gediegene, energische Persönlichkeit kennen lernen. Für die Kenntniß der englischen Zustände gewährt diese Schrift ein mehrfaches Interesse, wennschon sie, weil sie vor dem Ausgange der ganzen Angelegenheit geschrieben ist, die neuesten Ereignisse nicht berührt. Dafür ist aber zu bemerken, daß der Erfolg den Prophezeiungen des Verfassers vollkommen entsprochen hat, der sich, was seine eigenen Ansichten anbelangt, unumwunden auf die Seite der Anhänger der Freihandels-Theorie schlägt. Schon früher bekannte er sich zu dieser Lehre, die er unter Anderem in seinen „Sophismes économiques" den national-ökonomischen Irrthümern anderer Systeme gegenüber entwickelt hat. G. Z. G.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 133. Berlin, Donnerstag den 5. November 1846.

Albanien.

Geschichte, Sprache und Poesie der Albanesen.

Vor fast zweihundert Jahren fühlte der scharfsinnige Leibnitz bereits die Verwandtschaft der Albanesen mit den griechischen und italischen Völkerschaften, ermunterte zu vergleichendem Studium ihrer Sprachen und ging selbst mit gutem Beispiele auf diesem Wege voran. Seitdem hat sich durch die Beiträge und Untersuchungen Da Lecce's, Leake's, Kavallioti's, Daniel's, Blanchi's, Hobhouse's, Malte-Brun's, Thunmann's, Kopitar's und Xylander's mit größerer Gewißheit herausgestellt, daß die Sprache der Albanesen in alter Zeit über einen großen Theil des östlichen Europa's verbreitet war, mit den alten Sprachen Macedoniens, Illyriens, Thessaliens, Thraciens und Daciens zusammenfiel oder doch wenigstens ihnen sehr nahe stand und mit der griechischen und lateinischen aus gemeinsamer Wurzel entsprungen ist. Es hat sich ferner ergeben, daß die Albanesen nicht nur im nördlichen Theile des eigentlichen Griechenlands, sondern auch in verschiedenen Gegenden der griechischen Inseln und Halbinseln, als namentlich auf den Höhen von Böotien, Attika, Elis, Argolis und Lakonien und auf den Inseln Hydra und Spezzia, bereits in sehr frühen, wohl schon in den vorhistorischen Zeiten angesiedelt waren. Von den zu einem anderen Volksstamme gehörigen Hellenen auf die Gebirge zurückgedrängt und beschränkt, scheinen sie nach diesen Wohnsitzen den zuerst bei Ptolemäus vorkommenden Namen Albanesen oder Bergbewohner erhalten zu haben.

So weit sie in der Geschichte bekannt sind, erscheinen sie als ein kühnes, kriegerisches, freiheitsliebendes Volk, aber in ihren ungünstig gelegenen Wohnsitzen hat ihnen das Glück fast nie gelächelt, und daher ist es gekommen, daß die Geschichtschreiber ihrer nur dann einmal flüchtig gedenken, wenn sie in die Geschichte der Nachbarn auf eine für das übrige Europa entscheidende Weise eingreifen, und daß höchstens ein wandernder Dichter, wie Lord Byron, ihren Volksliedern horcht. Dennoch verdienen sie als unter und neben Italiänern und Griechen wohnende Verwandte dieser beiden Bevölkerungen, daß der Erforschung ihrer Geschichte, Sprache und Sitten größere Theilnahme gewidmet werde, schon um des Lichtes willen, das aus den Ergebnissen dieser Untersuchungen auf Griechenland und Italien selbst fallen muß. Italiänische Gelehrte haben denn auch in neuester Zeit dieser Aufgabe ihren Scharfsinn und ihre Thätigkeit zugewendet, namentlich hat sich Herr Biondelli in mehrfacher Hinsicht um die Lösung derselben verdient gemacht. In den folgenden Spalten bieten wir unseren Lesern einen Auszug aus einem Aufsatze desselben in der Rivista Europea.

Ohne uns weiter bei dem wahrscheinlich pelasgischen Ursprunge der Albanesen, bei der angeblichen Herkunft des weisen Ulysses aus Epirus aufzuhalten, bemerken wir als älteste beglaubigte historische Thatsachen, daß Plutarch mehrere alte epirotische Könige, und unter ihnen namentlich einen Tharrypas oder Tharrytas, als Gesetzgeber und Beförderer griechischer Bildung rühmend erwähnt. Zur Zeit Philipp's begannen die Epiroten für die macedonische Monarchie Bedeutung zu gewinnen: mit ihm verbündet, halfen sie Griechenland, mit Alexander's Heeren vereinigt, Asien unterwerfen. Kurz nach dem Tode dieses Eroberers traten sie unter dem eigenen Fürsten Pyrrhus in Italien und Griechenland selbständig und mächtig auf, darauf hielten sie mit heldenmüthiger Festigkeit die Angriffe der Gallier aus, welche Macedonien und Griechenland verwüstet hatten. Als sie danach verbunden mit den Illyriern die Römer beunruhigten, endeten freilich ihre Macht und ihr Glanz, denn der Rachekrieg der Römer machte, nach dem Zeugnisse des Plinius und Strabo's, ihr Land zu einer schrecklichen Einöde, aber unter dem Schutze ihrer ungastlichen Berge erhielten sie ihre Nationalität und Unabhängigkeit dennoch aufrecht. Und so bewahrten sie dieselbe, ihre Heerden weidend und kämpfend gegen die Angriffe der Gothen, Slawen, Tataren, Mongolen, Bulgaren und Türken, die zwar unaufhörlich ihr Gebiet verwüsteten, aber ihren rauhen Muth nicht brechen konnten. Nach so vielen Unfällen und von allen Stürmen getroffen, die das oströmische Reich erschütterten, so wie in die blutigen Religionskriege hineingezogen, gewährten die Albanesen dennoch den Normannen und den Kreuzfahrern eine Zuflucht, und als die schwachen oströmischen Kaiser den wankenden Thron von Byzanz gegen die andringende Fluth der osmanischen Macht kaum mehr zu vertheidigen wußten, widerstanden die Albanesen allein dem drängenden Eroberer, und eine Handvoll Leute erkämpfte unter dem tapferen Georg Kastriota Skanderbeg die glänzendsten Siege und entfaltete die Fahne des Kreuzes gegen Amurath II. und Muhammed II. Von dem bestürzten Europa ganz verlassen, mußten sie zuletzt freilich der Uebermacht weichen, aber zum größeren Theile verschmähten sie das Joch; die Einen retteten sich auf die wilden Höhen der akrocerauischen Gebirge des Pindus und Thessaliens, die Anderen zogen über Meer und suchten als Flüchtlinge in verschiedenen Gegenden Europa's eine neue Heimat und fanden sie in großer Zahl in den Bergen Kalabriens, Apuliens und Siciliens, bei demselben Könige, dessen Thron sie kurz vorher gegen den Trotz der verschworenen Barone gerettet hatten.

Von ihren hohen Bergen herab hörten die Albanesen nicht auf, die neuen Unterdrücker durch beständige Streifzüge zu belästigen, und wenn ein Theil derselben, durch die Schmeicheleien und die Bedrückungen der türkischen Paschas verleitet, zum Islam übergegangen ist und seine Hand gegen die eigenen Brüder gebotet hat, so hat der andere seine Tapferkeit und Unabhängigkeit bis auf unsere Tage unbefleckt erhalten und noch in den letzten Zeiten, obgleich auf geringen Raum beschränkt und durch lange Entbehrungen geschwächt, durch seinen heldenmüthigen Widerstand gegen den wilden Pascha von Janina und durch seinen Antheil an der Befreiung Griechenlands die Bewunderung und das Mitleid von ganz Europa erregt.

Bei so ununterbrochenen Kriegen und zurückgedrängt in rauhe Gebirge konnten die Albanesen freilich in der Civilisation nicht sonderliche Fortschritte machen, und so ist es begreiflich, daß nur sehr wenige von denen, die in der alten Heimat geblieben sind, die eigene Muttersprache schreiben und lesen können. Seit der Zeit der römischen Eroberung vermochten sie nicht wieder ihre Städte aufzubauen und ein geordnetes Staats- und Gemeinwesen herzustellen. Als Flüchtlinge über verschiedene Theile Europa's verstreut und daheim durch Verschiedenheit der Religion geschwächt und durch den Druck der türkischen Paschas gehemmt, haben sie auch an Zahl beständig abgenommen. Zur Zeit Ali Paschas von Janina zählten sie in Albanien selbst noch ungefähr zwei Millionen, jetzt kaum anderthalb. Auch die Kolonieen in Griechenland und Unteritalien schmelzen durch den Einfluß der sie einschließenden Völker immer mehr zusammen. Herr Biondelli hat, auf eigene mühsame Studien und die Beiträge einiger gelehrten Albanesen gestützt, in einer „topographisch-statistischen Uebersicht der fremden Kolonieen in Italien" (im Annuario Geografico Italiano) die Wohnsitze von ungefähr 90,000 Albanesen verzeichnet, welche, seit Jahrhunderten in Italien ansässig, noch ihre eigene Sprache reden.

In der Untersuchung über die Sprache der Albanesen sind die Alten noch nicht geschlossen, denn da sie kein Schriftthum haben, ist die Beschaffung des nothwendigen Materiales begreiflicherweise sehr schwierig. Die Druckwerke beschränken sich auf einen 1664 zu Rom von P. Peter Buda de Pietra Bianca übersetzten Bellarminschen Katechismus, die 1827 zu Korfu gedruckte Bibel, einige dürftige Wörterbücher und einige andere Kleinigkeiten. Nach diesem geringen Vorrathe, den er nicht einmal vollständig erreichen konnte, hat Herr von Xylander im Jahre 1835 eine in Anbetracht der Hülfsmittel vortreffliche Grammatik ausgearbeitet. Eine bedeutende Vermehrung des Stoffes steht aber nächstens zu erwarten. Herr Biondelli selbst hat in der Einleitung zum Atlante linguistico d'Europa die verschiedenen in den italiänischen Kolonieen gesprochenen Dialekte der albanesischen Sprache aufgezählt und erörtert und will in der weiteren Untersuchung derselben fortfahren, und zwei gelehrte Albanesen, Herr Crispi und der Professor Johann Schirò, sind mit der Ausarbeitung eines umfassenden albanesisch-italiänischen Wörterbuches beschäftigt, welches nächstens erscheinen soll. Ferner beabsichtigt Herr Schirò, in einer besonderen Schrift den pelasgischen Ursprung der albanesischen Sprache darzuthun und die Schicksale und Wanderungen des kühnen Volkes zu erzählen.

Doch gebt den Albanesen nicht alle Literatur ab, vielmehr besitzen sie einen ziemlichen Reichthum origineller Volkslieder, von denen bis jetzt nur einzelne Bruchstücke aus Hobhouse's Journey through Albania (London 1813) und aus den Anmerkungen zu Byron's Childe Harold, die auch Xylander in sein obengenanntes Buch aufgenommen hat, bekannt waren. Es herrscht in diesen Liedern eine kriegerische Begeisterung, die Freude der Unabhängigkeit und der Rache und die Hoffnung einer besseren Zukunft. Viele derselben sind den griechischen Volksliedern nahe verwandt, von denen Fauriel eine reiche Sammlung veröffentlicht hat. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu finden. Theils nämlich sind manche jener griechischen Volkslieder ursprünglich albanesische, theils gehören sie den Albanesen und den Griechen gemeinschaftlich, weil sie aus dieser in jene Sprache und umgekehrt übersetzt wurden, oder auch, weil die stets mit den griechischen Klephten verkehrenden südlichen Albanesen in beiden Sprachen, ja zuweilen selbst nur in der grie-

schen dichteten. Diese von Mund zu Mund gehenden Lieder haben meist eine traurige, einförmige Melodie und werden, oft unter Begleitung ländlicher Instrumente, an bestimmten Tagen, bei feierlichen Gelegenheiten, Hochzeiten oder Begräbnissen gesungen; sie bilden gewissermaßen den Mittelpunkt des Unterrichtes, den die Mütter ihren Kindern geben, indem sie ihnen die Namen der tapferen Vorfahren einprägen, die mit ihrem Blute die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes behaupteten. — Herr Biondelli hat mehrere Lieder in buchstäblicher italiänischer Uebersetzung mitgetheilt, von denen wir einige zur Veranschaulichung ihres Charakters herausheben.

Sie reichen theils in frühere Jahrhunderte hinauf, theils gehören sie der Gegenwart an und der jüngsten Vergangenheit. Die ersteren lehnen sich an nationale Gebräuche oder feiern die Thaten der alten Helden, die letzteren erzählen oder beweinen die Schicksale der jüngeren Geschlechter. Beide tragen das Gepräge gleichen Ursprungs, zeigen dieselbe Färbung, athmen dieselben Gefühle. Unter den ältesten zeichnet sich ein Kriegsgesang aus, den der Glaube des Volkes in die Zeiten des Pyrrhus hinaufsetzt und den die heutigen Albanesen mit abergläubischer Verehrung vor jeder kriegerischen Unternehmung anstimmen. Herr Biondelli hat seiner noch nicht habhaft werden können. Die übrigen ältesten Lieder beziehen sich zum großen Theile auf die Unternehmungen Skanderbeg's, mit welchem die blutigen Kämpfe gegen die Türken begannen, die ununterbrochen bis auf unsere Tage fortgedauert haben. Sie sind bereits sehr in Vergessenheit gerathen, kaum daß wenige Greise noch einige Bruchstücke im Gedächtnisse behalten haben. Unter die wenigen vollständig erhaltenen aus jener Zeit gehört ein Lied, welches sich auf einen Vorfall aus dem Leben von Skanderbegs Bruder, Konstantin dem Kleinen, bezieht, der auf die Nachricht, daß ihn Jemand um die Hand seiner Braut bringen wolle, sich aufmacht, um sein Recht zu behaupten.

Konstantin der Kleine.

Konstantin der Kleine, drei Tage vor seiner Hochzeit,
Hatte einen Traum — einen schrecklichen Traum!
Plötzlich schnellt er sich und stößt einen Seufzer aus;
Einen so starken Seufzer, daß sein Herr ihn hörte.
Der Herr ließ die Trommeln zum Aufbruch rühren
Und versammelte alsbald alle seine Sklaven,
Und sprach zu ihnen: „Wer war es von euch,
Der diesen tiefen Seufzer ausgestoßen hat?"
Konstantin antwortete: „Ich bin es, der gefehlt hat.
Heute ist Sonnabend und morgen ist Sonntag;
Einem Anderen wird die Hand reichen meine Verlobte,
Die Verlobte meines treuen Herzens." —
„Nimm diese neun Schlüssel; geh' nach dem Stalle,
Du wirst neun Pferde finden; wähle, welches dir gefällt:
Sey es das weiße oder das aschgraue, sey es das rothe oder das mohnfarbige,
Sey es das schwarze oder das olivenfarbige, sey es das rasche wie der Sperber."
Konstantin wählte das letzte von ihnen und ritt davon.
Ritt davon in sausendem Galopp.
Unterwegs begegnete er seiner Schwester Florenza — „Wohin gehst du,
O Jungfrau?" — „Ich gehe mich in einen Abgrund stürzen,
Denn morgen ist Sonntag, da heiratet meine Schwägerin,
Die Verlobte meines Bruders Konstantin" —
„Ich bin's, ich bin's, bin Konstantin!" — „Eile,
Eile, Unglücklicher, wenn du zu rechter Zeit ankommen willst."
Unterwegs begegnete er seiner Mutter — „Wohin wendest du dich,
Du gute Frau?" — „Ich gehe mich in einen Abgrund stürzen,
Denn morgen ist Sonntag, da heiratet meine Schnur,
Die Verlobte meines Sohnes Konstantin" —
„Ich bin's, ich bin's, bin dein Konstantin!" — „Eile,
Eile, Unglücklicher, wenn du zu rechter Zeit ankommen willst."
Konstantin galoppirte; er rastete nicht eher als vor dem Hause,
Vor dem Hause seiner Verlobten.
Er pflanzte den Schleier in der Mitte des Platzes auf, wo
Die Bewohner des Dorfes versammelt standen;
Dann sagte er zu ihnen: „Herren, meine Verlobte
Gehört keinem Anderen, sondern mir allein;
Siehe da, hier bringe ich zum Beweise die Hochzeitkränze.
Sehet, ob ich nicht der wahre Verlobte bin."
Der Nebenbuhler, verwirrt und verlassen von Allen,
Ward seitdem der Spott des Dorfes:
Und Konstantin führte die Braut zur Kirche,
Die Braut seines Herzens.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Die helvetische Republik.

(Schluß.)

Damit hatte eigentlich die helvetische Republik nach einem vierjährigen fruchtlosen Versuche, das Widerstrebende zu vereinigen und jede charakteristische Besonderheit in ein einziges Gemeinwesen aufgehen zu lassen, ein Ende, wenn auch der Name dieser Republik vorläufig noch beibehalten wurde. Das Werk, das durch Bonaparte's Vermittelung jetzt zu Stande kam, war eine wirkliche Vermittelung der alten und der neuen Zeit, eine Rettung der gewonnenen Freiheit unter gleichzeitiger Achtung dessen, was Landessitte und volksthümlich war, so wie unter Aufhebung der alten patrizischen Vorrechte. Wäre Bonaparte damals schon Kaiser gewesen, so hätte er vielleicht auch die Schweiz eher durch eisernen Despotismus als durch weise Vermittelung zu unterwerfen gesucht, aber in jenem Augenblicke waren die Erinnerungen an die Gewalt der Freiheit, die ihn selbst zu seiner Macht emporgetragen, noch nicht ganz in ihm erloschen.

Vier französische Senatoren, Barthélemy, Rœderer, Demeunier und Fouché, vom ersten Konsul dazu am 4. Dezember 1802 beauftragt, und zehn schweizer Deputirte, fünf von jeder Partei, verhandelten mehrere Wochen hindurch sowohl die Verfassungs-Akten der einzelnen 19 Kantone, als die allgemeine schweizer Bundes-Akte, welche, nachdem der erste Konsul selbst (29. Jan. 1803) eine achtstündige Unterredung mit den helvetischen Deputirten gehabt hatte, unter dem Namen der Mediations-Akte (19. Febr. 1803) zu Paris bekannt gemacht und von dem ersten Konsul für die letzte Bedingung der Selbständigkeit der Schweiz erklärt ward. Denn an dem 19. Februar, wo der erste Konsul den schweizer Abgeordneten diese Akte überreichen ließ, sagte er ihnen das inhaltsschwere Wort: „Ich gebe sie Ihnen; verlassen Sie dieselbe nicht; sonst bleibt mir nichts mehr übrig, als die Schweiz mit Gewalt der Waffen zu bezwingen, oder mit Frankreich zu vereinigen." Nach dieser Mediations-Akte ward die Eidgenossenschaft in 19 Kantone getheilt: Appenzell, Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Glarus, Graubündten, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Schwyz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Waadt, Zug, Zürich. Jeder dieser Kantone erhielt seine eigene, der älteren Einrichtung ähnliche, mehr oder weniger aristokratische oder demokratische Verfassung; doch blieben alle Vorrechte der ehemals regierenden Städte und Ortschaften und alle Privilegien der patrizischen Geschlechter für immer aufgehoben. Eine Tagsatzung, zu welcher jeder kleinere Kanton einen und jeder größere zwei Deputirten sendete, besorgte die allgemeinen Angelegenheiten der Republik; ein jährlich unter sechs Kantonen wechselnder Landammann stand an der Spitze der Regierung, und die sogenannten sechs Direktorialkantone, Freiburg, Bern, Solothurn, Basel, Zürich und Luzern, wechselten ebenfalls jährlich in Hinsicht des Regierungssitzes. Im Jahre 1803 machte Freiburg den Anfang, und d'Affry ward erster Landammann, mit dem Titel Excellenz. Der Landammann leitete die diplomatischen Geschäfte, sandte auf Verlangen der Kantonsräthe Truppen von einem Kanton zum anderen, vermittelte die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Kantonen, führte die Oberpolizei und konnte außerordentliche Tagsatzungen zusammenberufen. Die gewöhnliche Tagsatzung, welche sich jährlich nur auf einen Monat versammelte, entschied über Kriegserklärungen, Friedensschlüsse, Handelsverträge, Capitulationen für auswärtigen Dienst u. s. w. — Frankreich erkannte die nach dieser Akte politisch gestaltete schweizer Eidgenossenschaft für eine unabhängige Macht an und garantirte die neue Föderalverfassung. Die französischen Truppen verließen (1803) die Schweiz. Mit Frankreich schloß die neugestaltete Republik ein Vertheidigungs-Bündniß (27. Sept. 1803) und einen Vertrag wegen der in französischen Sold zu gebenden 16,000 Mann Schweizer; doch wurden diese durch Vertrag vom 28. März 1812 auf 4 Regimenter, zusammen von 12,000 Mann, reduzirt.

Die von Napoleon gegebene und garantirte Mediations-Akte galt als Bundesgesetz der Eidgenossenschaft so lange, als seine Herrschaft dauerte: auch fochten bis zum Jahre 1813 die Schweizer, nach der bestehenden Capitulation, unter seinen Fahnen. Viele fanden den Tod auf Rußlands Eisfeldern, aber daheim hatten zehn Jahre lang Ruhe, Friede und Wohlstand geherrscht.

Allein die Völkerschlacht bei Leipzig wirkte auch auf die Schweiz mächtig zurück. Denn die von der Schweiz (18. Nov. 1813) beschlossene und von Napoleon anerkannte Neutralität ward von den siegreich vordringenden Heeren der Verbündeten nicht zugestanden. Die Schweiz, zu schwach, um ihre Neutralität mit bewaffneter Hand zu behaupten, zog das unter dem General Wattenwyl aufgestellte Neutralitätsheer zurück (24 Dez.), und die vormals böhmische Armee ging durch die Schweiz über den Rhein. Gleichzeitig hatten die Verbündeten die Auflösung der Mediations-Akte ausgesprochen, worauf die Umtriebe der alten Patrizier, besonders im Kantone Bern, mit aller Leidenschaftlichkeit von neuem begannen. Sollten doch die vormals von Bern abhängigen Landschaften Waadt und Aargau ihre seit dem letzten Jahrzehend behauptete Selbständigkeit wieder verlieren, und alle milde, zeitgemäße Bestimmungen der Mediations-Akte durch die Herstellung der untergegangenen Formen verdrängt werden! Dieses System der Reaction ward endlich, unter Theilnahme von Abgeordneten der verbündeten Mächte, durch die Begründung des neuen Bundesvertrages zu Zürich (8. Sept. 1814), verhindert, welchen die 19 souverainen Kantone der Schweiz gegenseitig abschlossen. In demselben ward die gemeinschaftliche Behauptung ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit gegen alle Angriffe von außen und die Erhaltung der Ordnung und Ruhe im Innern, so wie die gegenseitige Garantie ihrer Gebiete und der neuen Verfassungen der einzelnen Kantone, ausgesprochen. Das gemeinschaftliche Bundesheer sollte aus 33,700 Mann bestehen. Der Tagsatzung, gebildet aus den Abgeordneten der 19 Kantone, ward die Leitung der allgemeinen Bundes-Angelegenheiten, die Erklärung des Krieges, die Schließung des Friedens, der Bündnisse und Verträge mit dem Auslande und die Ernennung der Gesandten übertragen; der Sitz der Tagsatzung aber sollte zwischen den Vororten Zürich, Bern und Luzern, jedesmal nach dem Ablaufe von zwei Jahren, wechseln. Im Geiste der neuen Zeit blieben die Bestimmungen geltend, daß es im Freistaate keine Unterthanenlande und keine privilegirte Kaste von Staatsbürgern geben sollte.

Mit diesen 19 Kantonen wurden, nach dem Beschlusse der Mehrheit der Tagsatzung (12. Sept. 1814) drei neue Kantone verbunden: Genf und Wallis, welche der erste Pariser Friede von Frankreich getrennt hatte, und das preußische Fürstenthum Neuchatel. — Der Wiener Kongreß ernannte zur Entscheidung der politischen Verhältnisse der Schweiz eine besondere Kommission, welche aus Abgeordneten von Oesterreich, Rußland, Frankreich, Großbritanien und Preußen gebildet ward. Ihre Beschlüsse gingen in besondere Artikel der Wiener Kongreß-Akte über und enthielten die Anerkennung der

22 schweizer Kantone: die Abtretung der Herrschaft Razüns von Oesterreich an den Kanton Graubündten; die Erweiterung des Gebiets von Genf durch einige von Sardinien abgetretene Bezirke, und der Kantone Basel und Bern durch das Bisthum Basel und die Stadt Biel. Noch kam, als Folge des zweiten Pariser Friedens, der savoyische Bezirk Carouge und ein Theil der Landschaft Gex an den Kanton Genf.

Freilich ist der Umstand, daß der Vorort keine vollziehende Gewalt hat, wie sie der Landamman nach der Napoleonischen Mediations-Akte besaß, und daß die Abgeordneten an der Tagsatzung nur willenlose Maschinen sind, die nichts als die Aufträge ihrer Kommittenten auszurichten haben, wobei ein Ländchen mit 14,000 Seelen durch seine Stimme so viel gilt, als ein Land mit 400,000 Einwohnern, ein gewaltiges Hemmniß, so oft es darauf ankömmt, die etwas schwerfällige, auf 25 großen und kleinen, ganzen und halben Rädern laufende Staatsmaschine in Bewegung zu setzen. Um jedoch dieses Hemmniß zu beseitigen, wird es keineswegs, wie die schweizer Radikalen meinen, nöthig seyn, das Nivellirungssystem von 1798 wieder hervorzusuchen und einen damals von allen einzelnen Kantonen zurückgewiesenen Versuch zu wiederholen. Zum Theil ist in der Bundesverfassung selbst schon das Mittel gegeben, vorhandene Uebelstände zu beseitigen, die, wie z. B. die jetzt noch von den einzelnen Kantonen geübten Verbote der freien Aus- und Durchfuhr von Lebensmitteln, Landeserzeugnissen und Handelsartikeln, durch die Verfassung selbst untersagt sind; zum Theil jedoch wird eine Revision des Bundesvertrages, die bereits auf der Tagsatzung von 1845 eine ansehnliche Minorität für sich hatte, auch anderen Anforderungen der Zeit, ohne daß darum die einzelnen Kantone in ihren souverainen Rechten verletzt zu werden brauchen, entsprechen können. „Die Mehrheit der Nation", sagt Heinrich Zschocke, der, so wie Pölitz und andere Geschichtsdarsteller, bei diesem Aufsatze benutzt worden, „verlangt eine Verbesserung des Bundesvertrages von 1815, oder wenigstens eine wahrhafte, von keinem einzelnen Kanton abhängige und nicht durch ihn gewählte Bundesregierung, ein unabhängiges Bundesgericht, so wie eine Tagsatzung mit gerechterer Repräsentation der ungleich großen Staaten. In allen Tagsatzungen seit 1832 wurde auf diese Verbesserung hingedrungen, mehr als ein Entwurf von den Kommissionen der Bundesversammlung ausgefertigt, berathen, in Umlauf gesetzt: man vereinigte sich aber nicht. Die Einen wollten eine totale, die Anderen theilweise Reform. Die Einen fürchteten von einer Centralregierung des Bundes zu große Kosten, die Anderen zu große Gefahr für die Freiheit Aller. Die Einen stritten für ihre Lokal-Interessen, die Anderen für die Unverletzbarkeit ihrer souverainen Machtvollkommenheit. Die Liebhaber des Alterthümlichen, die Freunde der Aristokratie, die Nuntiatur und ihr priesterlicher Anhang nebst den Klöstern, die Gegner der Verfassungsreformen seit 1831 und besonders die Häupter und das von seinem Klerus geleitete Volk in den Urkantonen eiferten laut gegen alle Abänderung des Bundesvertrages. So besteht er noch unverändert, wenn auch in offenem Widerspruch mit den Verpflichtungen der Eidgenossenschaft gegen das Ausland, mit den Verfassungsgrundsätzen von dreizehn Kantonen, ja im Widerspruch mit der Bewahrung innerer Ordnung und Ruhe der Schweiz."

Frankreich.

Der Diplomat und der Konsul.

Der Baron Ferd. de Cussy, französischer General-Konsul zu Palermo, hat so eben bei Brockhaus in Leipzig ein Werk unter dem Titel: Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul herausgegeben, welches jedenfalls bei dem Publikum, für welches es zunächst geschrieben ist, Interesse erregen wird, so wenig auch Mancher aus der diplomatischen und Mancher aus der Laienwelt dem Verfasser wegen der Lösung seiner Aufgabe überall gern Lob spenden wird. Wir wollen vor Allem Herrn de Cussy selbst sich über den Zweck und die Aufgabe seines Buches aussprechen lassen:

„Der Verfasser eines jeden Wörterbuches", sagt er im Beginn der Vorrede, „kann auf das erste Blatt seines Buches jene lateinischen, schon oft zum Motto gewählten Worte setzen: Indocti discant, ament meminisse periti. Was uns betrifft, so sind wir weit entfernt, uns das Recht zu diesem Motto anzumaßen. Indem wir den angehenden Diplomaten und Konsuln unsere Arbeit darbieten, gestatten wir uns nur die Adoption des zweiten Theils der Phrase, so sehr sind wir überzeugt, daß alle besser als wir die verschiedenen von uns aufgeführten Begriffe innehaben. Wir haben nicht die Meinung, ihnen etwas zu lehren; Jeder weiß, wie mannigfache Kenntnisse von den Männern gefordert werden, denen das Amt eines Diplomaten oder Konsuls übertragen ist, und alle diese, wir sind dessen überzeugt, haben die nöthigen Studien gemacht, um jene Kenntnisse zu erlangen und ihrem Berufe mit Auszeichnung zu leben.*); aber sie müssen ihr Gedächtniß mit den zahlreichen Lehren des Völkerrechts, mit den Regeln des öffentlichen Rechts, mit den Vorschriften der Publizisten, mit den Sitten der Völker, mit den Gebräuchen des Handels ꝛc. beschweren, und vielleicht hat sie manchmal dieses Gedächtniß im Stiche gelassen, und sie waren genöthigt, zu den Schriften der Publizisten, der Rechtsgelehrten und der Geschichtschreiber ihre Zuflucht zu nehmen. Männer, die ihr Beruf in ein fremdes Land auf längere oder kürzere Zeit versetzt, können diese sich mit zahlreichen Werken umgeben, die ihnen in solchem Falle Auskunft verschaffen? Wir haben also versucht, der momentanen Schwäche des Gedächtnisses beim Mangel von Werken zum Nachschlagen zu Hülfe zu kommen, indem wir unter der Form eines Lexikons Alles zusammenfassen, was in bändereichen Werken zerstreut ist, aus denen die Bibliothek eines politischen Agenten in der Fremde zusammengesetzt seyn könnte."

Nach diesen mit so vieler Selbstverleugnung gesprochenen Worten hätte nicht blos der angehende Diplomat, sondern auch der im gesandtschaftlichen Berufe ergraute Minister die schönste Hoffnung, dieses Handbuch mit Nutzen zu gebrauchen, denn auch ein Metternich und ein Talleyrand werden von den unsterblichen Göttern nicht ohne Lapsus memoriae gelassen, ja gerade solchen Männern wird oft eher das Gedächtniß untreu, da sie ihm so ungeheure Lasten zu tragen aufbürden und dann das überladene Gedächtniß zuweilen liegen bleibt und nicht weiter will. Indessen zweifeln wir sehr, ob die eine oder die andere Klasse ganz befriedigt das Buch bei jedesmaligem Nachschlagen aus der Hand legen wird. Es ist nicht unsere Sache, in diesen Blättern den Richterstuhl für die Leistung des Verfassers aufzuschlagen: es gehört dieser in die kritischen Blätter vom Fache. Doch dürfen wir im Allgemeinen sagen, daß weder Erschöpfung des Thema's, noch Haltung und Auswahl bei der Reihenfolge der Gegenstände, noch Gründlichkeit der Angaben ganz zu loben sind. Unzählige Erklärungen gehören in blos linguistische Wörterbücher, andere gehören in's Conversations-Lexikon für jeden gebildeten und ungebildeten Leser, während wieder andere aus den Ufern des schmalen Bettes der Erklärung herausgetreten sind, um ein weites Feld der Abhandlung zu überfluthen, und dabei ist Alles nicht blos vom französischen Gesichtspunkte aus aufgefaßt, sondern auch Frankreichs Geschichte, Handels- und Redeweisen nehmen fast die ganze Berücksichtigung des Herrn de Cussy in Anspruch, während auf England und Deutschland mehr oder minder schwache Seitenblicke geworfen werden und die übrige Welt kaum berührt wird. Doch müssen wir sagen, daß er Deutschland weit mehr Artikel widmet als England, daß er im Ganzen gut unterrichtet, und daß wir die bei französischen Schriftstellern so gewöhnlichen Blunders, wenn sie über deutsches Leben sprechen, hier nicht gefunden haben. Deutsche Freunde und der deutsche Verlag mögen an dieser rühmlichen Ausnahme schuld seyn. Statt einer weiteren Beurtheilung wollen wir einige Artikel zur Probe der Oekonomie des Buches und der Behandlungsart folgen lassen:

„Ambassade. Das Recht der Ambassade oder öffentliche, den Staat vertretende Minister zu senden, gehört nur unabhängigen und souverainen Völkern; die halbsouverainen Staaten, d. h. solche, die unter dem wirklichen Schutze (protectorat réel) einer fremden Macht stehen, wie die vereinigten Staaten der Jonischen Inseln oder die Inseln von Otaheiti, genießen solches Recht nicht; ihre politischen Beziehungen zu fremden Staaten werden von den Agenten der sie schützenden Macht wahrgenommen. Die Ausübung des Rechtes, einen Gesandten zu schicken, gehört entweder dem Oberhaupte des Staates, dies mag erblich, gewählt oder zeitweilig seyn (wie z. B. ein Regent oder der Präsident einer Republik), oder einer Versammlung, die mit der höchsten Autorität bekleidet ist. Jeder Staat, der die internationalen Beziehungen mit einem anderen Staate nicht unterbrechen will, muß den Minister annehmen, welchen ihm dieser schickt, selbst wenn die höchste Gewalt daselbst sich in den Händen eines Usurpators befindet, es sey denn, daß persönliche Gründe die Zurückweisung bewirken. Diese Lehre zu Gunsten faktischer Regierungen darf nicht auffallend erscheinen, auch wenn wir sie auf die Stellung anwenden, die jede auswärtige Macht einem Staat gegenüber einnimmt, in dessen Schoße bürgerliche Unruhen ausgebrochen sind, welche Veränderungen in der Regierungsform herbeigeführt und ein neues Oberhaupt an die Spitze der Gewalt gestellt haben. Auswärtige Staaten dürfen sich nicht zu Richtern über die innere Regierung einer anderen Nation aufwerfen, und wenn ihr Interesse oder das, was man „Staatsraison" nennt, sie in die Nothwendigkeit versetzt, die schon bestehenden internationalen Verhältnisse aufrecht zu erhalten oder dergleichen mit dem neuen Staat anzuknüpfen, so müssen sie die öffentlichen Minister annehmen, welche ihnen durch das Individuum oder von dem Corps geschickt werden, die in dem von jenen Ministern repräsentirten Staate die höchste Gewalt ohne Widerspruch (!) ausüben, sie mag seyn, welche sie wolle, und mag mit dem oder jenem Titel bekleidet seyn."

„Ambassadeur. Die neueren Verträge enthalten gewöhnlich keine Bestimmungen über die Vorrechte und Freiheiten der Ambassadeure oder bevollmächtigten Minister*); aber man begegnet solchen zahlreich in den Verträgen mit der Pforte, bezüglich auf ihre Functionen, Rechte und Vorrechte, über den Schutz und die Gerichtsbarkeit für ihre Landsleute ꝛc. ꝛc. Man vergleiche Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions; Lancelot, Le Parfait Ambassadeur; Jacques de la Sarraz du Franquesnay, Le Ministre public dans les cours étrangères; Dudley Digges, The Compleat Ambassador; Franz Xavier de Mosham, Europäisches Gesandtschaftsrecht ꝛc. Die Ambassadeure suchen und erhalten selten Ehrenbezeigungen, mit denen ein feierlicher Einzug verbunden. Wenn sie zu Wasser ankommen, werden jedoch die Kanonen gelöst." Vergl. Saluts, Consuls. Zu ihren äußeren Präroga-

*) Wir halten diese französische Artigkeit gegen das diplomatische Corps für etwas sehr weit getrieben, ja für etwas lächerlich, abgesehen, daß sie gewiß in keiner Beziehung aufrichtig gemeint ist. Herr de Cussy ist, wie er weiter unten sagt, seit 20 Jahren in gesandtschaftlicher Thätigkeit, und nun sollen die angehenden Agenten Alles besser als er wissen und alle sollen sich in ihrem Berufsgeschäfte auszeichnen? Allen Respekt vor den Kenntnissen aller Gesandten, Konsuln, ihren Gesandtschaftssekretären, Secretairen und Attaché, aber gleichwohl ist die obige Artigkeit eine bis zur Widerlichkeit süße.

*) Hier hätte nothwendig auch gleich der Rang-Unterschied angegeben werden müssen, der zwischen einem Ambassadeur (Botschafter) und einem Envoyé extraordinaire (außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister) stattfindet, besonders mit Bezug auf die weiterhin angegebenen Prärogative.

einen gehört, daß sie sich bedecken dürfen während der feierlichen Vorstellung vor dem Fürsten, bei dem sie beglaubigt sind; daß sie militairische Honneurs empfangen, sechs Pferde vorspannen dürfen, und daß sie in ihrem Empfangssaale einen Baldachin haben dürfen, unter welchem das Portrait ihres Herrschers in Lebensgröße steht."

„Ambassadrice. Siehe Épouse et Veuve du ministre publie *). Es ist nicht gebräuchlich, daß eine Frau mit dem Charakter eines öffentlichen Ministers bekleidet wird. Zwar haben viele Frauen schon Unterhandlungen geführt, aber ihre Mission wurde geheim gehalten. Jedoch kann man ein Beispiel anführen aus dem 17. Jahrhundert, wo eine Frau eine öffentliche und amtliche Mission erhielt: Die Marschallin Guebriant war im Jahre 1646 als Gesandtin von Frankreich bei Wladislaw IV., König von Polen, akkreditirt. Siehe Paix de dames."

Obige Artikel gehören zum Fache, aber schwerlich in dieser Form in ein solches Buch. Andere Artikel sind nur kurze Erklärungen, z. B. „Coran oder Alcoran. Ein Buch, welches das Gesetz Muhammed's enthält." — „Writ (englisch). Schriftlicher Befehl des Fürsten oder eines Gerichtshofes." — „Yacht. Kleines Lustschiff." — „Sentence. Ein von einem Tribunale gefälltes Urtheil." — „Talmud. Das ist das bürgerliche und religiöse Gesetzbuch der Juden." Sucht man aber solche Artikel und solche Definitionen in solchem Buche!

Die Vertretung der französischen Malerei und Skulptur auf der Berliner Kunstausstellung.

VI. Bildwerke.

Dumont, David d'Angers, Rude; Geerts.

Die Zeichnungen und Kupferstiche, welche wir schon in der allgemeinen Uebersicht hinlänglich berücksichtigt zu haben glauben, übergehend, wenden wir uns nunmehr zu den Bildwerken. Hier tritt uns vor Allem als das bedeutendste Werk

Dumont's (Nr. 1066:) „Eine junge Frau, Blumen in ihr Haar flechtend und sich in einem Spiegel beschauend" entgegen. Es ist eine bronzene Statue in Lebensgröße. Eine weibliche Gestalt, mit dem linken Fuß auf einem kleinen Schemel stehend, so daß das Knie gebogen ist, um die Haltung des Gewandes, das übrigens noch über den runden, einen Spiegel haltenden linken Arm geschlungen ist, zu erleichtern, mit der rechten Hand eine Blume ins Haar flechtend. So einfach diese Stellung ist, so schön, so geistreich, so harmonisch ist sie. Vorzüglich schön ist besonders der Leib, welcher bis über die Hüften nackt ist, und das Gesicht, dessen edle, bei aller Idealisirung doch rein-menschlich gehaltenen Züge einen wunderbaren Eindruck machen. Eben diese menschliche Idealität ist der geistige Hauch, der über die ganze Gestalt ausgegossen. Wie reizend ist dieser Hals und dieser Busen, wie herrlich geformt dieser Nacken und Rücken, wie lieblich diese sanfte, gedankenvolle Neigung des Hauptes. Doch können wir uns in zwei Rücksichten nicht mit dem Künstler einverstanden erklären, nämlich erstens darin, daß der ganze Körper in seinen Contouren für eine Frau, und wenn sie auch noch so jung ist, zu mädchenhaft, zu jungfräulich erscheint, und zweitens in der Faltenverschlingung des Gewandes, welches gerade in der Mitte des Körpers unterhalb des Bauches in einen Knoten geknüpft ist. Diesen Faltenschlag halten wir für unmöglich, wenigstens ist er uns völlig unverständlich. Daß aber der Künstler noch den einen Zipfel desselben über den linken Arm geschlungen, ist sehr verständig, denn dadurch erhält diese Manier, das Gewand unterhalb — statt oberhalb — der Hüften um den Leib zu drappiren, doch noch einige Wahrheit. Man betrachte nur die Venus victrix oder die „junge Frau an der Toilette" von Calamatta, ob man nicht rechtmäßiger Weise verlangen könnte, daß das Gewand ganz zu Boden sinkt. Gehalten wird es wenigstens durch Nichts.

David d'Angers (Nr. 1649 u. 1650:) Zwei Kolossalbüsten, die eine Alexander von Humboldt's, die andere Arago's; beide sehr bedeutend in der scharfen Charakteristik der Züge, wiewohl (die erstere wenigstens) nicht ähnlich dem Original. In beiden erscheint uns auch der Hals zu steif. Es ist übrigens auffallend, daß sich in ihnen eine bestimmte Tendenz, zu idealisiren, ausspricht, die aber die Züge nicht in geistreicher Weise aufzufassen weiß, sondern dieselben nur zu einer Art idealisirter Verständigkeit und reflektirter Durchsichtigkeit zuspitzt.

Rude (Nr. 1120:) „Christuskopf in Gyps". Sollte man nicht endlich erwarten, daß, wenn ein Künstler sich zu solchen tausendmal wiederholten Darstellungen entschließt, er uns wenigstens dieselben in einer eigenthümlichen Auffassungsweise vorführt. Und nun vollends dieser Christus! Machen ein paar regelmäßig geformte, aber todte Züge, niedergeschlagene Augen, die Locken zu beiden Seiten „à la indischer Bacchus" herabhangend, einen Kopf zum Christuskopf, so ist es dieser auch. Da ist uns der Kopf von Calamatta, trotz seiner düsteren Manier und seines angenagelten Goldreifens, doch noch lieber.

Geerts (Nr. 1652:) „Regina angelorum, Maria als Königin der Engel gekrönt". Es ist eine Gruppe von acht Figuren, deren Mittelpunkt die Maria mit dem Kinde macht, das ihr übrigens jeden Augenblick von dem Schoße herunterzufallen droht. Die Zöpfe der Maria sind wie bei dem Christus von Rude, die Gewandung dagegen leicht und einfach. Wunderlich ist es, daß der oberste Engel der Maria statt einer goldenen Krone oder eines Strahlenkranzes eine Art Scheibe — man könnte es auch für einen Topfdeckel halten — über das Haupt hält. Die Composition ist im Ganzen unbedeutend und einzelne Figuren, besonders die der singenden Engel, mittelmäßig genug.

Sr.

*) Wir haben der Épouse einen Besuch gemacht, sie war invisible; erst als Witwe kam sie S. 782 zum Vorschein und verweist auf ihre Familie.

Mannigfaltiges.

— Eine rara avis. Der Petersburger Akademiker Storch schrieb einmal ein Werk über Rußland, welches die Spötter mit einem chinesischen Bilde verglichen — weil es nämlich keinen Schatten habe. Die neueren Schriftsteller, die über das Zarenreich berichten, lassen sich diesen Fehler gewiß nicht zu Schulden kommen; im Gegentheil sind ihre Zeichnungen meistens Grau in Grau gehalten, so daß wir uns umsonst nach einem Fünkchen Licht umsehen. Eine Ausnahme macht jedoch in dieser Beziehung eine so eben in London erschienene Reisebeschreibung: St. Petersburg and Moscow, by R. S. Bourke — deren Verfasser sich als der wahre Gegenfüßler jener Touristen zeigt, die, wie Herr von Custine und andere mehr, die russischen Zustände von der ungünstigsten Seite auffassen. Von der Freundlichkeit bezaubert, mit der er am Hofe des mächtigen Selbstherrschers empfangen wurde, erscheint ihm Alles rosenfarben; besonders ist es der Kaiser selbst — the first gentleman of the age, wie er ihn nennt — dem er eine wahrhaft enthusiastische Bewunderung zollt. Uebrigens erfährt man aus dem Buche nur wenig Neues, da sich der Verfasser vorzugsweise mit Schilderungen von Hoffestlichkeiten, Paraden u. dergl. abgiebt; folgende Notiz über den Brand des Winterpalastes in St. Petersburg mag indessen zur Widerlegung der jedenfalls übertriebenen Angaben dienen, die Herr von Custine über den Wiederaufbau dieses Schlosses mittheilt. „Da es gelungen war, den Eindrang der äußeren Luft abzuhalten, so machte die Flamme anfangs nur langsame Fortschritte: das Hausgesinde und die Spritzenmannschaft hatten daher Zeit, einen großen Theil des werthvollen Mobiliars und der kostaren Verzierungen aus den brennenden Gemächern zu retten. Die heldenmüthige Aufopferung und Todesverachtung, welche die Leute in jener Schreckensnacht bewiesen, können von Augenzeugen nicht hoch genug gerühmt werden; mehrere unter ihnen büßten das Leben ein, worauf der Kaiser strengen Befehl gab, daß Niemand sich in das brennende Gebäude wagen möge. „Laß es brennen", soll er bei dieser Gelegenheit gesagt haben, „laßt Alles fahren, aber man setze kein Menschenleben auf das Spiel, um Eigenthum zu retten, das im Vergleich damit werthlos ist." — Man hat mir sogar versichert, daß er die großen Spiegel mit Hammern zerschlagen ließ, um die Soldaten und das Volk von ferneren Rettungsversuchen abzuhalten. Ist es nun wahrscheinlich, daß derselbe Fürst, der während der Schreckensscene des Brandes einzig und allein für die Sicherheit seiner Unterthanen bedacht war, diese Unterthanen mit kaltem Blute zu Tausenden hingeopfert habe, um ein eitles Gelüst zu befriedigen? Der Winterpalast ward allerdings in unglaublich kurzer Zeit renovirt, aber ich stelle es ganz in Abrede, daß dieses Resultat nur auf Kosten unzähliger Menschenleben erreicht wurde."

— Eisenbahn-Frequenz in Belgien und in Preußen. Es ist ein Irrthum, wenn angenommen wird, die Eisenbahnen in Deutschland seyen viel weniger befahren, als die des westlichen Europa. Einem in der New Quarterly Review enthaltenen Aufsatz entlehnen wir folgende Angaben, die dort zur Vergleichung der Frequenz auf belgischen Bahnen mit der auf einer englischen und einer französischen Bahn mitgetheilt werden. Im Jahre 1845 kamen auf die belgischen Staats-Eisenbahnen, von denen 347 engl. Meilen im Betrieb waren, ungefähr 10,000 Passagiere durchschnittlich auf jede Betriebs-Meile, und zwar legte Jeder im Durchschnitte 22 engl. Meilen zurück. Die Gesammtzahl der auf den belgischen Eisenbahnen im J. 1845 beförderten Reisenden gleicht vollständig der Bevölkerungszahl in den sechs Provinzen, die von den Eisenbahnen wie mit einem Netze bedeckt sind oder doch wenigstens durchschnitten werden. — Die „große Westbahn" (Great Western) in England, mit 245 engl. Meilen im Betrieb, beförderte im J. 1845 5760 Passagiere auf die engl. Meile, also 4240 weniger als die belgischen Staatsbahnen, und die Bahn von Paris nach Rouen, damals 84 engl. Meilen lang, 4150 auf die Meile, also 3870 weniger, als die belgischen.

Vergleichen wir mit diesen die offiziellen Angaben über die Frequenz auf preußischen Eisenbahnen, so finden wir, daß im J. 1845 auf elf Linien in Preußen 127 Meilen (mit Ausschluß der Breslau-Bunzlauer Strecke) in Betrieb waren, und daß auf diesen 4,006,814 Personen befördert wurden. Es kamen mithin auf die preußische Meile 32,330 oder auf die englische 7233 Personen, so daß die Frequenz auf preußischen Eisenbahnen zwar noch um ungefähr ein Viertel geringer als auf belgischen, aber um fast ein Drittel größer als auf der großen Westbahn nach Orford und um fast drei Viertel größer als auf der Paris-Rouen Bahn war.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 134. Berlin, Sonnabend den 7. November 1846.

Frankreich.

Pariser Physiognomieen.

Aus B. Appert's Erlebnissen.

Von dem zugleich im französischen Originale und in einer deutschen Uebersetzung in Berlin erschienenen neueren Werke des Herrn Appert haben wir bereits in Nr. 129 des Magazins eine kurze Anzeige gegeben.*) Die beiden Ausgaben sind sich in ihrer Anordnung nicht ganz gleich, da der Verfasser für nöthig gehalten, für deutsche Leser Manches erläuternd hinzuzufügen, was er beim französischen Publikum als bekannt voraussetzen darf, doch hätte andererseits auch in der deutschen Bearbeitung Manches weggelassen werden können, was eben nur für französische Leser ein näheres Interesse hat.

Der Verfasser hat zehn Jahre lang das Amt eines Almosenspenders bei der früheren Herzogin von Orleans und jetzigen Königin der Franzosen bekleidet; er hatte daher Gelegenheit, die höchsten Personen der französischen Hauptstadt sowohl vor als nach der Juli-Revolution kennen zu lernen und in der Nähe zu beobachten. Er ist ein entschiedener Anhänger der Orleansschen Familie, deren außerordentlichen Wohlthätigkeitssinn er nicht lebhaft genug zu schildern vermag, aber er läßt sich darum nicht zu ungerechten oder auch nur harten Urtheilen über die ältere Dynastie der Bourbonen und den dem jetzigen Beherrscher der Franzosen so unähnlichen Kaiser Napoleon verleiten. Ueber den Sturz der Ersteren wie des Zweiten theilt er manche auf persönliche Beobachtung gegründete neue Ansicht mit, doch ist dieser Theil seines Buches augenscheinlich nur das Accessorische desselben, während es ihm hauptsächlich darum zu thun scheint, daß man im Auslande auch die häuslichen Tugenden des Königs und der Königin der Franzosen kennen lerne, womit er denn auch eine Kritik der bekannten „Zehn Jahre" des Herrn Louis Blanc verbindet.

Wenn wir an das Buch des Herrn Appert den Maßstab der historischen oder überhaupt nur einer strengen Kritik anlegen wollten, so würde dasselbe nicht davor bestehen können, denn dieselbe, etwas desultorische, meistens die Dinge nur an ihrer Oberfläche berührende Art der Darstellung, die in seiner Voyage en Prusse vorherrscht, ist auch in diesem neuen Buche des Herrn Appert wahrzunehmen, dessen Abfassung, wie es scheint, zum größten Theil erst bei seinem Aufenthalt in Berlin entstanden ist. Der Verf. giebt jedoch sein Buch nicht als eine aus einem Guße hervorgegangene, ein organisches Werk bildende Arbeit, sondern als eine bunte Galerie von Bildern aus der Zeit, denen mancherlei Seitenblicke auf frühere und jetzige Zustände und sogar eine Reihefolge von Originalbriefen berühmter Leute (Pestalozzi, Benj. Constant, Beranger, Cas. Delavigne, Guizot u. s. w.) hinzugefügt sind. Wir wollen, um von der Darstellungsweise des Verfassers eine Probe zu geben, von diesen Bildern einige herausgreifen und beginnen hier mit seiner Schilderung der Gäste, die er bei seinen „Diners et soirées du Quai d'Orsay et de Neuilly" empfing:

I. Lacenaire und der Bonaparte vom Bagno.

Meine Stellung bei der königlichen Familie brachte es mit sich, daß ich mit einer großen Menge von Personen des verschiedensten Ranges in Berührung kam und viele mir in meiner Wohnung Besuche abstatteten. Alle Morgen, von 8—10 Uhr hatte ich das Vergnügen, funfzig bis siebzig Bittsteller bei mir zu sehen, die ich entweder zu mir hinbestellt hatte, oder welche, was sich noch häufiger ereignete, aus freien Stücken zu mir kamen, um sich nach dem Schicksal ihrer an die Königin und die Prinzessin Adelaide gerichteten Petitionen zu erkundigen. Von 11—12 Uhr vertheilte ich an meine Secretaire die den Tag über zu beendenden Arbeiten, und um 1 Uhr begab ich mich nach den Tuilerieen. Wenn meine Audienzen daselbst zu Ende waren, kehrte ich nach Hause zurück, um die zahlreichen Briefe, welche die Secretaire unterdessen geschrieben hatten, zu unterzeichnen. Sodann fuhr ich in der Stadt herum, um die Personen, deren Bittgesuche mir Theilnahme zu verdienen schienen, selbst aufzusuchen und, dem Befehl Ihrer Majestät gemäß, Erkundigungen über sie einzuziehen. Um 6 Uhr kam ich zum Diner nach Hause und beschäftigte mich gewöhnlich den ganzen Abend und mitunter selbst bis 2, 3 Uhr in der Nacht mit dem Durchlesen der mir von Ihrer Majestät und der Prinzessin Adelaide den Tag über zugesendeten Bittschriften, deren Zahl sich auf hundert und hundertundfunfzig zu belaufen pflegte.

Zweimal in jedem Monat wurden in meinem Salon die Sitzungen der phrenologischen Gesellschaft abgehalten, und oft hatte ich die Ehre, in ihnen den Vorsitz zu führen. Die vorzüglichsten Mitglieder derselben waren die Herren Broussais, Vater und Sohn, Bouillaud, Andral, Fossatti, Gaubert, Lacerbière, Dumoutier, Harel, Debout, Voisin, Sarlandière und Andere. Außerdem wohnten denselben auch noch eine Menge Fremde, namentlich Aerzte bei, welche, während ihres Aufenthalts in Paris, sich von den Lehren Gall's und Spurzheim's einige Kenntnisse verschaffen wollten.

Als an einem der Tage, wo diese gemeiniglich sehr interessanten Versammlungen bei mir gehalten wurden, die Sitzung eben eröffnet werden sollte, trat ein Kerl in den Saal, nahm aus einem Korbe zwei Menschenköpfe, die er den versammelten Phrenologen zum Studium überbrachte, und setzte dieselben mit vieler Vorsicht auf den großen Tisch, welcher das Büreau des Präsidenten und der Secretaire bildete. Die Gesichtszüge dieser beiden Köpfe, die ich auf den ersten Blick für sehr gelungene Wachsbildungen hielt, waren ruhig und die Augen weit geöffnet. Ich trat näher heran und erkannte mit einem gewissen Schauder die Züge der beiden Mörder Lacenaire und Avril, welche ich mehrere Mal im Gefängniß gesehen hatte. „Finden Sie diese Köpfe nicht sehr ähnlich?" sagte der Mensch zu mir, welcher sie der phrenologischen Gesellschaft überbracht hatte. Auf meine bejahende Antwort versetzte er mit Lachen: „Das will ich meinen, ist auch nicht zu verwundern, denn vor etwa vier Stunden hatten die Kerle die Köpfe noch auf den Schultern." Mit Schrecken erkannten wir jetzt, daß wir die abgeschlagenen Häupter dieser beiden Verbrecher vor uns hatten, welche so eben guillotinirt worden waren.

Mit dem ersteren dieser beiden Mörder, Lacenaire, habe ich einmal einen seltsamen Auftritt gehabt, der mir der Erzählung werth scheint. Kurz vorher, ehe er den schaudervollen Mord verübte, welcher ihn auf das Schaffot brachte, kam Lacenaire, der mich von meinen Besuchen im Bagno her kannte, einmal unter dem Vorwande, mir ein Geheimniß anzuvertrauen, zu mir. Die gute Erziehung, welche er mir, nach seinen Reden zu urtheilen, zu haben schien, sein ganzes Wesen, seine Gesichtsbildung ließen mich ihn als keinen gefährlichen Menschen ansehen, und ich trat daher allein mit ihm in mein Arbeitszimmer, das sich ziemlich weit von dem Büreau meiner Secretaire befand. Kaum waren wir eingetreten, als er von inwendig die Riegel vorschob, sich vor die Thür stellte und zu mir sagte: „Sie sind doch sehr unvorsichtig, lieber Herr Appert, sich in einem Zimmer, in welchem Sie, wie ich weiß, Ihr Geld verwahrt haben, so dem ersten Besten preiszugeben. Ihre Leute sind fern von hier, ich trage verborgene Waffen, und es wäre nicht das erste Verbrechen, das ich begangen hätte. Aber fürchten Sie Nichts, welches Ungeheuer würde Sie, den Tröster und Wohlthäter aller Gefangenen, anzurühren wagen. Wahrhaftig, ein wie großer Verbrecher ich auch bin, lieber wollte ich auf der Stelle den Tod erleiden, als Ihnen ein Haar krümmen." Mit ruhigem Lächeln antwortete ich dem Menschen: „Glaubt Ihr denn, daß ich nicht Euch Alle kenne! Allerdings habt Ihr Gedanken zu furchtbaren Thaten in Eurem Kopfe, allein nie würde ich anstehen, mich Euch freiwillig anzuvertrauen; ja wenn mir jemals eine Gefahr drohte, würde ich im Gefängniß oder im Bagno einen Zufluchtsort suchen." Diese ruhige Antwort brachte auf den Verbrecher einen sichtlichen Eindruck hervor. Er fühlte sich überrascht, Thränen der Rührung traten ihm in die Augen, und er sagte die bemerkenswerthen Worte zu mir: „Ach, Herr Appert, wenn ich stets bei Ihnen, unter Ihrer Aufsicht bleiben könnte, dann, schwöre ich Ihnen, würde ich dem Laster und dem Verbrechen entsagen. Schon manche schwere Schuld habe ich auf mich geladen, mehr als einmal Blut vergossen, aber das geschah in Augenblicken, in welchen eine Art von Wahnsinn mich beherrschte und mir alle Geisteskraft raubte. In solchen Momenten vergesse ich die Erziehung, welche ich genossen, denke ich weder an das, was ich seyn könnte, noch an den Gräuel meines mit Schandthaten angefüllten Lebens. Jetzt aber, in Ihrer Gegenwart, wenn ich Sie in so ruhiger Sicherheit allein mit mir, dem Mörder, sehe, ergreift mich ein innerlicher Schauer, Sie flößen mir Furcht ein, Sie üben eine unumschränkte Herrschaft über mich, gebieten Sie, ich falle Ihnen zu Füßen!"

Ergriffen von dieser Scene, hob ich ihn auf, faßte freundlich seine Hände, und um ihm zu beweisen, daß ich durchaus mich auf seine Redlichkeit gegen mich verlassen zu können glaubte, öffnete ich meine Kasse, in welcher sich Goldstücke und Banknoten in ziemlicher Anzahl befanden, ging auf die Thür zu

*) Dix ans à la cour du Roi Louis Philippe et Souvenirs du tems de l'empire et de la restauration. — B. Appert, Erinnerungen aus meinen Erlebnissen am Hofe Ludwig Philipp's, aus den Zeiten des Kaiserreichs und der Restauration. Deutsch von Dr. Pfiz. 3 Bände. — Berlin, Vossische Buchhandlung und „Berliner Literatur-Comptoir".

und sagte zu ihm: „Lacenaire, ich habe Etwas im Hause zu besorgen, warten Sie hier einige Minuten auf mich und bewachen Sie mein Geld!" Wie angedonnert stand der Mörder da, ich ging ruhig nach dem Büreau meiner Secretaire, unterzeichnete einige Briefe und kehrte darauf zu Lacenaire mit den Worten zurück: „Nicht wahr, mein Lieber, so gut ist diese Kasse wohl noch nie bewacht gewesen?" Dieser lasterhafte Mensch, dieser schwere Verbrecher war gebändigt wie ein wildes Thier, das sein Wärter gezähmt hat. Er schien mir Noth zu leiden, und ich bot ihm ein Darlehn von 30 Franken an, welches er erst nach langem Widerstreben, und nachdem er von mir auf das bestimmteste dazu aufgefordert war, annahm. Er verließ mich, ohne ein Wort von dem Geheimniß zu sagen, welches er zum Vorwande seines Besuches genommen und an das auch ich bei unserem Gespräch nicht weiter gedacht hatte.

Kurze Zeit nachher ward dieser Unglückliche, zusammen mit seinem Mitschuldigen Avril, zum Tode verurtheilt. Wenige Tage vor der Hinrichtung stellte sich ein Mensch bei mir ein, der ein Gesicht hatte, wie ich es nur im Bagno zu sehen gewohnt bin. Er weigerte sich, seinen Namen zu nennen, und sagte, als ich ihn endlich dennoch vor mich kommen ließ, leise zu mir: „Herr Appert, mein Freund Lacenaire, welcher binnen kurzem guillotinirt werden wird, wagt es nicht, Sie zu bitten, ihn noch einmal im Gefängniß zu besuchen, weil er glaubt, daß er Ihnen dadurch, nach der neulich stattgehabten Zusammenkunft und dem Versprechen, welches er Ihnen gegeben, nur Kummer verursachen könne. Doch hat er mich beauftragt, Ihnen die 30 Franken zurückzuerstatten, welche Sie ihm geliehen haben." Bei diesen Worten steckte mir der Unbekannte das Geld in die Hand und verschwand, ehe ich ihm antworten konnte.

Diese Umstände waren die Ursache, daß der Anblick jenes Kopfes auf mich einen so furchtbaren Eindruck hervorbrachte. In demselben Zimmer, in welchem ich den Mörder durch meine Worte vollständig beherrscht hatte, ihn zur Besserung zurückgeführt zu haben glaubte, sah ich jetzt das vom Rumpf getrennte Haupt des Verbrechers vor mir liegen. *)

Ueber die Gesellschaften, welche ich gewöhnlich des Sonnabends in meiner Wohnung gab, die interessanten Personen, die sich in denselben versammelten, werde ich im dritten Theile ausführlicher sprechen. Hier erlaube ich mir nur von einigen sonderbaren Besuchen, deren Erzählung für den Leser vielleicht nicht ohne Interesse seyn wird, einige Worte zu sagen.

Eines Morgens kam ein nach Art der Frachtfuhrleute gekleideter Mensch von kleiner Gestalt, in blauem Staubmantel, rothen Hosen, großen Pantinen und eine alte Mütze auf dem Kopf zu mir. Sein von der Sonne verbranntes Gesicht, seine schwarzen und feurigen Augen und sein dunkles Haar gaben ihm das Aussehen eines Spaniers. „Wie, Herr Appert", redete er mich an, „kennen Sie denn Ihren kleinen Bonaparte aus dem Bagno von Rochefort nicht mehr? Ich hatte Ihnen ja versprochen, Sie zu besuchen, und da bin ich nun: Sie erinnern sich wohl, daß ich auf Lebenszeit verurtheilt war, aber es ist mir gelungen, zu entspringen, und nach manchem Abenteuer bin ich glücklich in Paris angekommen." Als ich mir meinen Mann näher angesehen hatte, erkannte ich in der That den Verbrecher, welcher im Bagno den Spitznamen „Bonaparte" führte und mit dem ich bei meinem Besuche jener Stadt ein langes Gespräch gehabt hatte. Er galt im Gefängnisse für einen äußerst gefährlichen Menschen, auch zeigte der Beiname, welchen ihm seine Kameraden gegeben, hinlänglich an, daß es ihm nicht an Kühnheit und Unternehmungsgeist fehle und er zu Allem fähig war, wenn es galt, einen Plan auszuführen. Ich fragte ihn, ob er den festen Entschluß habe, fortan einen ehrlichen Lebenswandel zu führen? Er gab mir sein Wort als Galeerensklave **) darauf und fügte hinzu, daß er 20 — 25 Franken, ein anderes Paar Hosen und einen anderen Hut brauche, um nicht von den Gendarmen sofort erkannt und festgenommen zu werden.

Unter der Bedingung, daß er ins Ausland gehe und dort einen ehrlichen Broderwerb suche, bewilligte ich ihm Alles, was er wollte. Er verließ Paris und schrieb mir kurze Zeit darauf aus Straßburg, daß er glücklich durch alle Gendarmen durchgekommen wäre, sich im Großherzogthum Baden niederzulassen gedenke und sein mir gegebenes Versprechen heilig halten werde.

Ein anderer aus dem Bagno entsprungener Sträfling hatte, da er nicht nach Paris zu kommen wagte, die originelle Idee, sich nach meinem Landgute in Lothringen zu begeben. Da er mich daselbst wider Erwarten nicht fand, wendete er sich ohne Weiteres an den Verwalter, erklärte ihm, er sey als mein Koch nach dem Gute gesendet, und verlangte ein Zimmer. Wenige Tage nachher kam ich auf dem Gute an und war nicht wenig erstaunt, als mich ein Unbekannter beim Aussteigen aus dem Wagen empfing. Ich wollte eben fragen, wer er wäre, als ich mir ins Ohr flüstern hörte: „Herr Appert, ich bin Ihr Koch, ich werde Ihnen nachher sagen, weshalb." Die später erfolgte Erklärung setzte mich allerdings ein wenig in Erstaunen, doch gab ich ihm 10 Franken, damit er nach dem Departement der Vogesen, seiner Heimat, zurückkehren könnte. Inzwischen muß ich hinzusetzen, daß dieser Galeerensklave während seines etwas criminellen Aufenthaltes in meinem Hause nicht das Mindeste entwendet hat.

*) In dem französischen Original bemerkt Herr Appert auch noch in einer in der Uebersetzung fehlenden Randnote, daß Lord Durham von ihm den Ueberrest Lacenaire's, so wie die Asche Fieschi's und Alibaud's, die er sich vom Henker hatte schenken lassen, als Gegenstände der Curiosität erhalten habe.

**) Selten bin ich getäuscht worden, wenn ich mich auf das Wort eines Sträflings verließ, aber es ereignete es sich, daß diejenigen, welche ich zu bessern versuchte, mir nichts Bestimmtes versprechen wollten, wobei ich bemerken muß, daß die ehrlichen Leute nicht immer so zurückhaltend mit ihren Versprechungen sind.

(Anmerk. des Herrn Appert.)

Albanien.

Geschichte, Sprache und Poesie der Albanesen.

(Schluß.)

Von einigen Liebes- und Hochzeitsgedichten, die sich bei verschiedenem epirotischen Stämmen finden, läßt sich die Zeit des Ursprungs zwar nicht mit Sicherheit angeben, doch scheinen mehrere derselben ebenfalls bis auf Skanderbeg und vielleicht noch weiter hinaufzureichen, da sie auf alte Volksgebräuche und verjährten Aberglauben anspielen und sich auch bei den Albanesen Kalabriens und Siciliens finden, welche größtentheils um die Zeit des Einbruches der Türken ausgewandert sind.

Hochzeitlied.

Eilt, Bursche, herbei, den Reigen zu schlingen,
Kommet, ihr Mädchen, den Sang zu erheben;
Kommet zu sehen, kommet zu lernen,
Wie Liebe erhascht wird.
Sie wird gefangen vermittelst der Augen,
Steiget von da auf die Lippe nieder,
Schlupft von den Lippen hinunter ins Herz,
Und in dem Herzen da brennet sie ihre Wurzeln.

Viendelli führt als Gegenstück ein zartes italiänisches Liedchen von unbekanntem Verfasser an, welchem wir auch hier ein Plätzchen gönnen wollen:

Ami, e ti lagni
Che tra' tuoi palpiti
Mai non ti scendi
Ora di ben?

Non sai, che Amore.
Come le lagrime,
Nasce dagli occhi
E cade in seno?

Hochzeitlied.

Sey willkommen, jugendliche Braut,
Du bist, o Jungfrau, unter dem Dache des Bräutigams
Wie der Wein und das Salz auf dem Tische des Gastmahls,
Wie die Sonne, die von ihren Strahlen umgeben aufgeht.

Auch einige geistliche Dichtungen, die an bestimmten Tagen vom Volke gesungen werden, sind sehr alt. Zu ihnen gehört ein Lied auf die Auferstehung des heiligen Lazarus, welches die Albanesen Siciliens und Calabriens in Städten und Dörfern, paarweise von Thür zu Thür ziehend, während der Nacht der Vigilie des heiligen Lazarus singen.

Tod und Auferstehung des heil. Lazarus.

Guten Abend,
Guten Morgen!
Ich komme euch sagen
Ein gutes Wort *);

Und ein Wunder,
Was der Herr that,
In dem Lande,
Bethanien genannt.

Es war ein Mann herr,
Genannt Lazarus,
Den Christus liebte
Von ganzem Herzen.

Er hatte zwei Schwestern,
Zwei nur, nicht mehr,
Wovon beide Waisen
Und ohne Güter.

Lazarus starb.
Der Tod ereilte ihn;
Und ihre Herzen
Zerschmolzen in Klagen.

Sie begruben ihn,
Sie rauften ihr Haar;
Sie füllten mit einem Steine das Grab
Und versenkten sich in Klagen. U. s. w.

Die Mehrzahl der albanesischen Lieder handeln von kriegerischen Unternehmungen, den Großthaten der Helden und Ereignissen aus der vaterländischen Geschichte. Sie werden vorzugsweise von den Greisen und den Müttern der Jugend eingeprägt. Die albanesischen Frauen, obgleich nach der Sitte des Landes mit den schwersten Arbeiten des Feldbaues und der Hauswirthschaft belastet, haben zu jeder Zeit einen festen und unternehmenden Charakter bewiesen und an den wichtigsten Ereignissen, die ihr Vaterland betrafen, lebhaften Antheil genommen, theils indem sie ihre Verwandten ermuthigten, für die Freiheit das Leben zu opfern, theils indem sie dieselben bei den schwierigsten Unternehmungen begleiteten, theils indem sie ruhig dem Tode sich darboten, ehe sie in die Gewalt des Feindes fallen wollten. Wir erinnern nur an die sechzig Frauen von Zalongo, die, um den Händen der Türken zu entrinnen, sich mit ihren Kindern von dem Rande eines furchtbaren Abgrundes hinabstürzten, und an die von Suli, die, geführt von der unerschrockenen Moscо, der Gattin Lampro Tsavellas, sich wüthend ins Gefecht stürzten und die Feinde zurückschlugen. — Auf welche bestimmte Person oder Unternehmung sich die nachstehenden Lieder beziehen, die wir als Beispiel dieser Gattung ausheben, hat sich nicht ermitteln lassen.

Auf den Tod Paul Gatemo's.

Diese Nacht um zwei Uhr
Hörte man ein großes Wehklagen.
Es war kein Wehklagen, es war Paul Gatemo,
Paul Gatemo verwundet,
Der seine Kameraden bat:
„O meine Kameraden, o meine Brüder,
„Ich bitte euch aus allen meinen Kräften,
„Machet mir ein Grab,
„So breit als lang;
„Und zu Häupten des Grabes
„Da laßt mir ein Fenster,
„Knüpfet die Haidstielen dran;
„Und zu Füßen des Grabes
„Hängt meine Waffen auf.

*) Gewöhnlicher Ausdruck bei den Albanesen für: Evangelium.

„Dann schreibet einen Brief
„Und saget meiner Mutter,
„Daß sie mir das Hemde nähe
„Nur mit dem Faden meiner Haare,
„Daß sie das Hemde flicke
„Nur mit dem Blute der Wangen,
„Daß sie mir das Hemde wasche
„Nur mit den Thränen der Augen,
„Daß sie mir das Hemde trockne
„Nur mit dem Feuer ihres Herzens,
„Daß sie mir das Hemde sende
„Nur mit dem Winde ihrer Seufzer.
„Dann schreibet meiner Schönen,
„Daß sie das Tuch mir flicke
„Nur mit dem Blute der Wangen;
„Und wenn sie noch nicht vermählt ist,
„Sagt ihr, daß sie sich vermähle,
„Daß sie bei Zeiten darum sorge,
„Die Augen wende nach diesem Platze,
„Meine Gefährten betrachte
„Und mir einen einzigen Seufzer sende,
„Einen solchen Seufzer, ein Schluchzen,
„Daß das Gewölbe davon widerhalle."

Der Tod Dimo's.

Die Sonne ging zu Rüste, und Dimo gab seine Befehle;
„O meine Kameraden, holet Wasser zu eurem Abendbrod;
„Du, Lampraki, mein Neffe, sitze zu meiner Seite;
„Nimm, bekleide dich mit meinen Waffen und sei Anführer.
„Und ihr, meine Tapfern, nehmet meinen armen lieben Säbel,
„Hauet grüne Zweige ab und machet mir ein weiches Lager,
„Und rufet mir einen Beichtvater, dem ich entdecken,
„Dem ich sagen könne alle Sünden, die ich begangen habe.
„Dreißig Jahre war ich Armatole, zwanzig Jahre Klephte,
„Nun ist der Tod da; ich bin bereit zu sterben.
„Bereitet mir das Grab, breit sey es und hoch.
„Daß ich zu Fuße könne kämpfen und seitwärts schießen.
„Laßt zur Rechten ein Fenster, wo die Schwalben
„Die Wiederkehr des Frühlings mir verkünden können
„Und die Nachtigallen mir singen den süßen Monat Mai."

Die Gefangenschaft des Klephten.

Eine Mutter klagte um ihren Sohn,
Sie klagte um ihren einzigen Sohn.
Sie war in Trauer versenket,
Denn er schmachtete als Gefangener in der Ferne.
Der Arme in fremdem Lande
Konnte ihr keine Nachricht mehr von sich schicken.
Er schrieb ihr endlich einen Brief.
Den er an das Gefieder eines Vöglins heftete;
Und das Vöglein ging und setzte sich auf einen Baum,
Unter dem die arme Mutter klagte.
Plötzlich schüttelte das Vöglein sein Gefieder,
Und der Brief fiel zu ihren Füßen.
Alsbald ward sie es gewahr und hob ihn auf
Und las darin die traurigen Worte:
„Mutter, ich werde zu euch nur dann zurückkehren,
„Wenn ihr mir ein Hemde näht mit euren Haaren,
„Und es waschet mit euren Thränen;
„Wenn das Meer ein Blumengarten wird,
„Wenn der Holderstrauch Feigen trägt und Trauben der Nußbaum.

Von den zahlreichen Liedern aus der Zeit der Kämpfe gegen Ali Pascha von Janina (1792—1822), welche die Thatsachen meistentheils so genau erzählen, daß sie als historische Quellen zu brauchen sind, heben wir nur die nachstehenden beiden heraus. Das erste bezieht sich auf den Fall Kiunghi's. Als die Sulioten diesen Ort aufgaben, ließen sie den Mönch Samuel mit vier Mann daselbst zurück, um den Türken die Veste nebst den wenigen noch übrigen Vorräthen einzuhändigen. Zwei türkische Beamten kamen, die Schlüssel in Empfang zu nehmen, und als sie Samuel, der sie auf einem großen Pulverfasse sitzend erwartete, unerschrocken sahen, fragten sie ihn lächelnd, welcher Behandlung er sich wohl von dem Vesir versehe, da er nun in seine Hände gefallen sey? Samuel antwortete ernst: Wer sich aus dem Leben so wenig macht als ich, fürchtet keinen Vesir; und bei diesen Worten steckte er den Zunder an und sprengte sich mit den beiden Beamten und den Seinigen in die Luft.

Der Fall Kiunghi's.

Ein Vöglein ist von Suli angekommen;
Die Vorgeneten riefen ihm,
Die Vorgeneten fragten es:
„Vöglein, woher kommst du?
„Vöglein, wohin gehst du? —
„Ich komme vom unglücklichen Suli;
„Ich geh' nach dem Lande der Franken." —
„Vöglein, ach! erzähle.
„Bring uns eine glückliche Botschaft. —
„Welche Botschaft soll ich bringen?
„Was kann ich euch weiter erzählen,
„Als daß die Türken Suli genommen
„Und die mädtige Arakly.
„Sie haben genommen Kiafa, die starke,
„Sie haben genommen Kiunghi, die stolze,
„Und verbrannt den Priester
„Mit vier Lopteren."

Tsavellas und Bozzaris.

Die Frau eines Papa rief von dem Gipfel des Avarito:
„Wo seid ihr, o Söhne des Tsavellas und des Bozzaris?
„Eine Wolke von Kämpfern zu Fuß und zu Pferde nähert sich;
„Es sind nicht ein, nicht zwei, nicht drei, nicht fünf Tausend,
„Es sind achtzehn oder neunzehn Tausend. —
„Ach! laßt sie kommen, die Türken! Was können sie hier thun?
„Laßt sie kommen, zu versuchen die Flinten der Klephten,
„Den Säbel des Tsavellas, die Muskete des Bozzaris,
„Die Waffen der Frauen von Suli, der berühmten Weiber!"
Der Kampf begann, das Feuern der Flinten erschallte.
Da rief Tsavellas dem Bozzaris und dem Tzavas:
„Hört auf zu feuern, jetzt ist's Zeit, den Säbel zu brauchen."
Aber Bozzaris antwortete von seinem Posten
Und rief: „Es ist noch nicht die Stunde des Säbels!
„Bleibet im Busche, schirmt euch hinter den Felsen.
„Denn der Türken sind viel, und wenig der Sulioten."
Tsavellas rief darauf seinen Kühnen zu:
„Wie lange wollen wir hier dieses albanesischen Hundes warten?"
Da zerbrachen Alle die Scheiden der Säbel
Und jagten die Türken wie eine Hammelheerde.
Weil ermahnte die Seinen, nicht den Rücken zu kehren;
Aber die Seinen antworteten mit thränenden Augen:
„Das ist nicht Delvine noch Vidine,
„Es ist die berühmte Suli, gepriesen durch die Welt;
„Das ist der Säbel des Tsavellas, gebadet in türkischem Blute,
„Der ganz Albanien in Komplettlust dahinriß,
„Der die Mutter um ihre Söhne klagen macht,
„Der die Bräute klagen macht um ihre Verlobten."

Die Namen der Verfasser dieser Lieder sind natürlich unbekannt. Der Hirt, der Klephte, der Seeräuber dichtet, wie es ihm der Augenblick eingiebt, das Lied wird gesungen, des Dichters wird vergessen. Doch haben die Albanesen auch ihre wandernden Sänger, meist Blinde und Greise, die von Dorf zu Dorf ziehen und bei den Festen des Volkes auf den öffentlichen Plätzen eigene und fremde Erzeugnisse vortragen. Steht diese Poesie auch auf einer niedrigeren Stufe als die Volksdichtung mancher anderen Nation, so verdient sie dennoch Beachtung, nicht nur als unmittelbarer Ausdruck der Anschauungsweise eines Naturvolkes, sondern auch als wichtige Quelle der Geschichts- und Sprachforschung.

England.

Touristen-Literatur.

Wie gewöhnlich, hat die britische Presse auch in diesem Jahre einen ansehnlichen Stoß Reisebeschreibungen geliefert, unter deren Verfassern wir schon wieder unsere alte Bekannte Miß Costello antreffen, die ihrem „Sommer im südlichen Frankreich" einen „Ausflug nach Venedig" folgen läßt. *) Das Urtheil der englischen Reviewers ist ihr diesesmal jedoch nicht sehr günstig, da sie bei aller Anerkennung des gewandten Styls und der pittoresken Darstellungsweise der Touristin ihr Buch als ziemlich gehaltlos bezeichnen und es in die Kategorie der commonplace travels verweisen. An einzelnen interessanten Zügen fehlt es aber darin keineswegs, wie z. B. folgende Anekdote über die Putzsucht der italiänischen Bäuerinnen am Comer See: „Als ich auf der Terrasse des Gasthofes zu Bellaggio am Fenster saß", schreibt Miß Costello, „fiel mir ein junges Mädchen durch die Schönheit ihres Kopfschmuckes auf, und ich fragte, wie sie alle Morgen die Zeit darauf verwenden können, um ihn mit so vieler Sorgfalt zu ordnen? Sie belehrte mich, daß dieses nur einmal wöchentlich geschehe, wo ein Haarkünstler das Dorf besucht und die Mädchen, die seiner bedürfen, zum Sonntag frisirt. „Wie ist es aber möglich", rief ich aus, „daß Ihr Euren Kopfputz des Nachts nicht beschädigt, wenn Ihr schlafen geht?" — „Ja", antwortete mir die ländliche Schöne mit einem Lächeln, „wir nehmen uns sehr in Acht, nicht darauf zu liegen, und schlafen stets mit dem Kopf auf die Hand gestützt." In der That ein seltener Triumph der Eitelkeit, der um so merkwürdiger erscheint, als diese Mädchen, die ihre persönliche Bequemlichkeit und den in einem warmen Klima so nothwendigen Schlaf ihrer Putzsucht aufopfern, in jedem anderen Theile ihrer Kleidung die größte Nachlässigkeit an den Tag legen." — Wie die meisten neueren Reisenden, ist Miß Costello auf die Schweizer nicht sehr gut zu sprechen, und die Parallele, die sie zwischen italiänischer Urbanität und helvetischer Ungeschliffenheit zieht, ist für die Nachkommen Tell's und Winkelried's eben nicht vortheilhaft. „Die Italiäner", heißt es unter Anderem, „besitzen nichts von der ungenirten Vertraulichkeit und der zudringlichen Neugier, welche man an den lebhaften Franzosen bemerkt; eben so artig und zuvorkommend, zeigen sie größere Würde und Zurückhaltung und werden mit denjenigen lästig, die eine Zeitlang als Gäste bei ihnen verweilen. In der Schweiz hingegen macht sich im Volke eine Art von amerikanischer Rohheit fühlbar, die man nicht mit dem unabhängigen Benehmen eines Engländers von derselben Klasse verwechseln muß, und es ist zu bedauern, daß die an sich so bewundernswürdige Freiheit den äußeren Firniß verschmäht, der ihr einen höheren Schmuck geben würde, ohne ihrer Reinheit im mindesten Abbruch zu thun."

Fast dieselbe Route wie Miß Costello hat auch Herr Edmund Reade verfolgt **), der aber, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, es verstanden hat, seiner Darstellung so allbekannter und bereister Gegenden ein größeres Interesse, wenn nicht größere Neuheit zu verleihen, als seine schöne Landsmännin. Auch er drückt den Unwillen und die Mißachtung, die ihm der Charakter der heutigen Schweizer einflößt, mit gleich energischen Worten aus, wie sie neulich von einem Mitarbeiter dieser Blätter gebraucht worden; da aber

*) A Tour to and from Venice, by the Vaudois and the Tyrol. By Louisa Stuart Costello. London 1846.

**) Prose from the South. By J. Edmund Reade, author of „Italy". 3 Bände. London, 1846.

dieses Thema schon genugsam erörtert ist, so wenden wir uns lieber zu einem anderen, und zwar zur Musik, über welches Kapitel der Verfasser sich weitläufig und nicht ohne Gründlichkeit ausspricht, indem er als entschiedener Antagonist der französischen Schule auftritt. „Als die Pariser," schreibt er, „einer Oper des göttlichen Paesiello ihren Beifall versagten, bemerkte Napoleon ärgerlich, daß sie kein wahres Gefühl für Musik hätten — womit er ohne Zweifel meinte, daß, obgleich sie ein richtiges Gehör und musikalischen Geschmack haben könnten, die geheimnißvollen Tiefen der Harmonie einem französischen Herzen stets unergründlich bleiben würden. Der Mann, von dem jedes Wort ein Orakel war, hat nie ein richtigeres Urtheil ausgesprochen. Die Musik ist bei den Franzosen etwas Künstliches, das durch Kraftstellen anlocken oder durch gelehrte Combinationen überraschen muß; bei uns (in England) ist sie eine wahre Gefühlssache — das Einzige, worauf wir in einer Composition Anspruch machen, ist der musikalische Ausdruck. Unter beiden Völkern ist die Musik noch in ihrer Kindheit: die Franzosen sind uns zwar in der Kunstfertigkeit weit voraus, da wir bis ganz kürzlich einer nationalen Oper entbehrten *), aber am Ende haben wir doch mehr Aussicht, die Höhen der Musik zu erreichen oder vielmehr ihre Tiefen zu ergründen, weil das Gefühl, sobald es einmal zum Schaffen kömmt, sich den kräftigen Anstrengungen der Kunst unendlich überlegen zeigt — das eine schwebt himmelwärts, die andere bleibt auf der Erde zurück. Wenn man einen Vergleich zwischen analogen Nationalitäten zieht, so kann man behaupten, daß die französische Musikschule auch nach jahrhundertlangen Fortschritten die italiänische nie erreichen wird, wogegen wir eher hoffen dürfen, uns der deutschen zu nähern .... In Frankreich geht die Musik, wie die Malerei, auf Stelzen, ohne auch nur den Wunsch zu besitzen, einen naturgemäßen Schritt anzunehmen. Die Sänger tremoliren und grimassiren noch immer, nach wie vor sind die Chöre rauh und ohrenzerreißend, und die Trommel ist noch eben so betäubend, als zur Zeit, wo Rousseau sein Anathema über die französische Oper aussprach."

Das Athenaeum theilt Briefe einer in Frankreich reisenden Engländerin mit, die manche ganz anziehende Details enthalten und aus denen wir nachstehende Beschreibung des normandischen Städtchens St. Valéry-en-Caux und seiner Umgebungen entlehnen. „Dieser Ort gelangt allmälig als Hafenplatz und Seebad zu einiger Wichtigkeit. Die Kammer hat unlängst Gelder zur Vergrößerung des Hafens votirt — eine Maßregel, die den Einwohnern natürlich die vollste Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Regierung eingeflößt hat. Die Badegäste sind lauter ruhige Leute — keine Stutzer oder Bonnes, und man findet hier ein kleines Lese-Kabinet (jenes unentbehrliche Anhängsel eines établissement de bains de mer), einen Hafendamm, ein schwarzes, steiniges Ufer, Kalkfelsen, eine hübsche Umgegend, billiges Leben (wie man Essen zu nennen pflegt) und als Gastwirth einen äußerst merkwürdigen und interessanten Charakter. Père Antoine ist ein alter Soldat, der achtzehn Jahre in den blutigsten Feldzügen Napoleon's diente, bei Wagram, Kulm und auf anderen Mordgefilden kämpfte und einer von den 1200 war, die in Cartagena eingekerkert wurden und von denen nach drei Jahren nur 500 wieder hervorgingen. Wenn er diesen Theil seiner Abenteuer erzählt, so verfehlt er nie des Umstandes zu erwähnen, daß die englischen Soldaten ihm nach seiner Befreiung ein reines Hemde und Pantalons gaben — Luxusartikel, an die er seit Jahren nicht gewohnt war. Wie es scheint, ließ dieser Freundschaftsdienst einen starken Eindruck auf ihn zurück. Père Antoine nimmt in seiner Blouse an der table d'hôte Platz, macht aber die Honneurs mit ungekünstelter Höflichkeit und einfacher Würde. Von seinem Zartgefühl zeugt folgende Bemerkung, die ich ihn (ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit) gegen eine Dame äußern hörte: „Madame, je ne tutoye jamais personne. J'ai tutoyé quelquefois un pauvre diable, mais j'en ai toujours eu du regret après." Mit achtungsvoller Bewunderung erhob ich die Augen zu diesem biederen Sohne der Natur. Wie Wenige giebt es, die sich eine so leichte, der Eigenliebe Anderer zugefügte Verletzung zum Vorwurf machen! Die Rechtschaffenheit Père Antoine's soll seinem Zartsinn gleichkommen, und bei allem dem kann er weder lesen noch schreiben. „Die Erziehung hätte mich viel besser oder viel schlechter gemacht", sagte er zu mir, „aber wie es ist, beklage ich mich nicht über mein Loos." Ich sprach vom Kriege mit dem Abscheu, den ich stets dagegen empfinde. Er erwiederte, daß ein ehrlicher Mann immer die Feinde seines Landes bekämpfen könne. „Quand je voyais que l'on commençait à piller, je me retirais", setzte er hinzu ....

„Zwischen St. Valéry und Dieppe liegen einige schöne Thäler, deren pittoreske Landschaften die Augen aller Reisenden auf sich ziehen. „Welch' ein lieblicher Ort, um hier den Sommer zu verbringen!" ruft man unwillkürlich aus. Aber sobald man Honville verlassen hat, hören alle solche Ausrufungen auf; man sagt dort der schönen prachtvollen Normandie Lebewohl. Der Kontrast, der von den Mauern der Stadt Dieppe an beginnt, wo man die Pikardie betritt, ist in der That wunderbar. Das erste Dorf zwischen Dieppe und Eu ist so schmutzig und elend, als irgend eines auf dem Wege von Calais nach Paris. Man hat so oft die Abweichungen im Nationalcharakter durch allgemeine Ursachen — als Klima, Religion, Regierungsform u. s. w. — zu motiviren versucht: wie lassen sich Phänomene dieser Art erklären, die nicht weniger merkwürdig sind, weil sie auf einem beschränkten Schauplatz stattfinden!"

*) Gab giebt es jetzt eine?

Mannigfaltiges.

— Der französische Horn-Virtuose, Herr Vivier. Es muß wohl diesem Virtuosen sein vorjähriger Aufenthalt in Berlin eben so angenehm als vortheilhaft gewesen seyn, da er bereits wieder zurückgekehrt und einer der Ersten ist, die in dieser Saison an das viel in Anspruch genommene Konzertpublikum ihre Einladungen ergehen lassen. Glücklicher als viele Andere, die namentlich in diesem geldknappen Jahre manche fehlschlagende Speculation machen dürften, hatte Herr Vivier in den großen Räumen des Konzertsaales im Schauspielhause ein ziemlich zahlreiches Publikum versammelt, doch hat er diesen Erfolg nicht blos seinem eigenen Rufe, sondern auch und wahrscheinlich noch in weit höheren Maße dem der lieblichen Sängerin, Madame Viardot-Garcia, zu verdanken, die ihn mit großer Freundlichkeit unterstützte und das Publikum durch den Vortrag sowohl deutscher als südländischer Compositionen anzog. Herr Vivier hat auch diesmal wieder durch seine kunstvolle Anwendung solcher Mittel, die man da, wo sie einen minder ästhetischen Charakter haben, Kunststückchen zu nennen pflegt, durch sein gleichzeitiges Hörenlassen mehrfacher Töne und Stimmen, durch seine chromatische Behandlung des einfachen, gewöhnlichen Waldhorns, vielen Beifall sich erworben, welchen zum Theil auch die Compositionen verdienten, die er zu diesem Zwecke für sein Instrument gesetzt, so wie insbesondere der gefühlvolle Vortrag des Schubert'schen „Ständchens", das als ein Muster edler Sentimentalität gelten kann, welche letztere sonst in der Musik so leicht süßlich und widerlich wird. Madame Viardot, die ihren Gastrollen-Cyklus bei der italiänischen Oper fortsetzt, wo sie nach Wiederholung der Nachtwandlerin auch im „Elisire d'Amore" und als Norma aufgetreten, sang die Cavatine Cherubin's aus dem Figaro von Mozart, ein von Dessauer komponirtes deutsches Lied und die beiden spanischen Romanzen mit dem Refrain Oh qué será und Riquiqui, die wir bereits bei ihrer früheren Anwesenheit, noch in dem alten Opernhause, von ihr gehört. Daß die Sängerin die schöne Sprache ihres Geburtslandes melodisch vorträgt, ist kein Wunder: daß sie aber auch die deutschen Worte des Dessauerschen Liedes so rein und volltönend vernehmen ließ, wie nur irgend ein schöner deutscher Mund, riß mit Recht zu freundlicher Anerkennung hin und darf uns wohl auch zu der Erwartung berechtigen, daß sie mit nicht geringerem Erfolg als ihre schwedische Vorgängerin in der deutschen Oper auftreten werde.

Aufforderung zu milden Gaben für die Unglücklichen an den Ufern der Loire.

Liegt auch der Keim zu Noth und Bedrängniß uns nahe vor Augen, und wird für diese Hülfe und Beistand vielfach in Anspruch zu nehmen seyn; — eine liebreiche Hand kennt keine Schranken, und wahres Mitgefühl wird auch hinüber schauen auf jenes Unglück, das ein furchtbares Element über Tausende so unerwartet hat einbrechen lassen. Frankreich blieb nicht zurück, wo es Deutschlands Elend galt, und des Menschen Herz ist größer denn der Kreis seiner politischen Gränzen!

Zur Annahme von Gaben ist der königl. Hofbuchhändler Herr Alexander Duncker in Berlin, Französischestr. 21, bereit.

Bibliographischer Anzeiger.

Seit Juli d. J. erscheint bei Veit et Comp. in Berlin, und ist überall zu beziehen:

SCHACHZEITUNG.

In monatlichen Heften herausgegeben von der

Berliner Schachgesellschaft.

Preis des Jahrgangs 2½ Thlr.

(Für das Halbjahr bis Ende 1846 also 1¼ Thlr.)

Den Werth und die Reichhaltigkeit dieser Zeitschrift zu beurtheilen, diene das beifolgende Inhaltsverzeichniss der bis jetzt erschienenen 3 Hefte. (Einzelne Hefte à ¾ Thlr.)

Prospectus. — Die Berliner Schachgesellschaft. — Gustavus Selenus. — Das Stanley-Schulten'sche Läufer-Gambit. — Kieseritzki's neue Vertheidigung gegen das Gambit der Dame. — Thurm und Läufer gegen Thurm. — Die Patt-Frage. — Statuten der Berliner Schachgesellschaft. — Das Schachspiel in Wien. — Neueste Schachlitteratur. — Die 93 Sätze. — Nekrolog über L. Bledow. — Schachbibliothek in Wien, nebst einigen Bemerkungen über einzelne Schach-Autoren. — Meister Ingold. — Damenbauer gegen Königsbauer. — Ermunterung zum Schachspiel. — Eine Partie Schach. — Schottisches Gambit. — XXVII wirklich gespielte Partieen zwischen Anderssen, v. Bilguer, Bledow, Buckle, Grimm, Haastrup, v. Heydebrand u. d. Lasa, Horwitz, Jenny, Löwenthal, Mayet, Mongrédien, v. Petrényi, Staunton u. A. — Interessante Wettkämpfe am Schachbrett. I—XXVI. — Aufgaben. — Ueber die Einführung des Schachspiels in Europa. — Notizen. — Eine Schachwette. — Auflösungen der Aufgaben. — Correspondenzpartie zwischen dem Leipziger u. Lübecker Schachklub.

Bei Fr. Weis in Graudenz ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lacroix, de, Geschichte von Abd-el-Kader's politischem und Privatleben.

Dies Werk ist nach Mittheilungen von N. Mamucci verfaßt, welcher 2 Jahre in Abd-el-Kaders Zelte gelebt hat, und in Betreff der Persönlichkeit und Jugendgeschichte A.-K. sehr lehrreich und interessant.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 135. Berlin, Dienstag den 10. November 1846.

Frankreich.

Colbert und die französischen Finanzen.

Wenn Schlözer sagt, daß die Statistik eine stillstehende Geschichte, die Geschichte eine fortlaufende Statistik sey, so leidet diese Behauptung an demselben Fehler, der an so mancher Antithese zu rügen ist — sie ist blendender als wahr, klingender als gründlich. Wie die Statistik weniger ist als eine stillstehende Geschichte, so ist die Geschichte etwas mehr als eine fortlaufende Statistik. Wer die Geschichte zu einer fortlaufenden Statistik macht, verkürzt sie um die Hälfte ihres Gebietes, um jenen ganzen Theil ihres Gebietes, der sich in den Bann des Formel- und Ziffer- und Tabellen-Wesens nicht einzäunen läßt, mit einem Worte: er materialisirt sie. Wenn das vollständigste statistische Material nicht hinreicht, um die Erscheinungen der Gegenwart zu erklären, so genügt das — nothwendig weit unvollständigere — Material, welches wir zur Erklärung der Vergangenheit besitzen, noch weniger, die letztere zu deuten. Ja, dieses Material, in vollständigster Weise vorhanden, würde für den Geschichtschreiber immer nur der rohe Stoff bleiben, den er so oder so, je nach den Gaben seines Geistes und nach den Anforderungen seiner Zeit *), gestaltet.

Nach den Anforderungen seiner Zeit! denn wie jede Zeit ihre besonderen Interessen hat, so muß auch jede Zeit den geschichtlichen Stoff vorzugsweise aus dem einen oder dem anderen Gesichtspunkte betrachten. Es gab eine Zeit, in der man fast nur Kirchen-, es gab eine andere — und sie hat sehr lange gedauert — in der man fast nur Kriegsgeschichte schrieb: in einer nur materiellen Interessen fröhnenden Zeit — wenn es jemals eine solche Zeit geben könnte — würde die Geschichte ungefähr das werden, was sie nach Schlözer seyn soll — eine fortlaufende Statistik. In unseren Tagen scheint der politisch-nationalökonomische Gesichtspunkt, der von jenem Schlözerschen sehr wohl zu unterscheiden ist, alle andere zu dominiren. Während Böckh seine Forschungen auf den Staatshaushalt Athens richtete, haben andere Schriftsteller **), seinem Beispiele folgend, bei ihren philologischen Untersuchungen eine ähnliche Tendenz verfolgt.

Mußte das Alterthum es sich gefallen lassen, aus dem angegebenen Gesichtspunkte betrachtet und durchforscht zu werden, so konnten begreiflicherweise die Akten der neueren Geschichte sich um so weniger derselben Revision entziehen. Ein näheres Interesse zu einer solchen Revision lag vor, eine weit reichere Ausbeute ließ sich erwarten. Es fragte sich fast nur, wo in der reichen Mine man die ersten Stollen graben sollte.

Unter den Staatsmännern der neueren Zeit behauptet Colbert, der Finanz-Minister Ludwig's XIV., einen ausgezeichneten Rang; mit Colbert's Eintritt schwand nach und nach jener Glanz, ging jene Bedeutung verloren, die Frankreich bis dahin behauptet hatte. Man schien berechtigt, wenn man Alles, was das Jahrhundert des „großen Königs" verherrlicht hatte, in letzter Instanz auf das Verdienst desjenigen zurückführte, mit dessen Ende — alle jene Herrlichkeiten ein Ende hatten.

Trotzdem wußte man bisher wenig Gründliches über Colbert, was vielleicht eben daran lag, daß — wie wir bemerkten — erst in unseren Tagen die Geschichte begonnen hat, sich auf jenen Standpunkt zu stellen, von dem aus Männer, wie Colbert, vorzugsweise ins Auge fallen mußten. Hatte man bisher nur die Feldherren und Dichter und Künstler des 17. Jahrhunderts im Auge, so ist nunmehr die Reihe, gewürdigt zu werden, an jene Männer gekommen, mit deren Bestrebungen unsere heutigen Sympathieen Hand in Hand gehen.

Eine Biographie Colbert's konnte also kaum ausbleiben, und sie ist auch nicht ausgeblieben. Herr Pierre Clement hat vor kurzem eine Geschichte des Lebens und der Verwaltung Colbert's erscheinen lassen, welche im Augusthefte der Revue Nouvelle eine sehr ausführliche Würdigung erfährt. Dieser Rezension in der Revue Nouvelle entnehmen wir die folgenden Notizen, überzeugt, daß sie auch für den deutschen Leser nicht ohne Interesse seyn werden.

* * *

Die Regierung Ludwig's XIV. beginnt eigentlich erst mit dem Jahre 1661, mit dem Tode Mazarin's. Vier Tage vor dem Hinscheiden des allmächtigen Kardinals hatte der junge König erklärt, wie er hinfort allein regieren, den Sitzungen des Conseils regelmäßig beiwohnen und die Vorträge der Minister, wie langweilig sie seyn möchten, tagtäglich anhören werde. Er hielt Wort, ja er that mehr. Nach den Sitzungen des Ministerrathes hatte er geheime und lange Unterredungen mit einem Intendanten der Finanzen, der früher in Mazarin's Haushalt — gleichfalls als Intendant — angestellt und der vertraute Geschäftsführer des Ministers gewesen war. Dieser Intendant war Colbert. Er weihte den König in den Mechanismus der Finanzen ein. Man sagt, der Kardinal habe auf seinem Sterbebette dem König den Rath gegeben, sich des bisherigen Ober-Intendanten der Finanzen, Fouquet's, der ein Verschwender sey und dem Monarchen sein Joch auflegen wolle, zu entledigen und ihn durch Colbert zu ersetzen, der bescheiden und ganz geeignet sey, „den Staat auf den Fuß eines gewöhnlichen Haushalts einzurichten." Ja, Mazarin soll sogar, wie sich Colbert dessen bei Freunden rühmte, dieser Empfehlung die Worte hinzugefügt haben: „Ich verdanke Ihnen Alles, Sire, aber ich glaube, meine Schuld einigermaßen abzutragen, indem ich Ihnen Colbert empfehle."

Wer war der Mann, welchen ein so mächtiger Minister zum Erben des Vertrauens machte, das er selber bei seinem Könige genoß?

Jean Baptist Colbert wurde zu Rheims am 29. August 1619 geboren; seine Biographen sind uneinig darüber, ob seine Familie dem Adel oder dem Handelsstande angehörte, doch scheint das Letztere das Richtigere zu seyn. Die Familie Colbert bestand aus mehreren Zweigen, von denen derjenige, welchem der nachmalige Minister angehörte, sich in keinen besonders günstigen Vermögensumständen befand, wie sich daraus schließen läßt, daß der junge Colbert nur eine unvollständige Erziehung erhielt. Ein anderer — in Troyes angesessener — Zweig war mehr vom Glücke begünstigt worden. Einer dieser Colberts von Troyes war Associé des Italiäners Lumagna, der erst des Marschalls d'Ancre, dann Mazarin's Banquier war, gewesen, hatte ein bedeutendes Vermögen erworben und einen seiner Söhne an eine Schwester des nachmaligen Kanzlers Le Tellier verheiratet. Der junge Colbert kam sehr früh nach Paris und wurde später, um die Handlung zu erlernen, von seinem Vater nach Lyon geschickt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Lyon kehrte er nach Paris zurück, wo er erst bei einem Notar, dann bei einem Prokurator des Châtelets, endlich bei einem Finanzpächter, Namens Sabatier, gearbeitet haben soll; Andere wollen behaupten, daß er auch in Lumagna's Diensten gestanden. Später habe ihn der Minister Le Tellier, auf Verwendung jenes oben erwähnten Colbert's aus Troyes, gebraucht, und aus Le Tellier's Diensten sey er in die Mazarin's, in denen er sein Glück begründet, getreten.

Was bei allen diesen Ungewißheiten sich als sicher herausstellt, ist, daß Colbert im J. 1649 in Mazarin's Dienste trat und das Vertrauen desselben schnell zu gewinnen wußte. Colbert veröffentlichte im J. 1655 einen Brief eigenthümlicher Art, in dem er alle Beweise des Wohlwollens, die er von Mazarin erhalten, aufzählt, so daß man die Fortschritte, die der Verfasser in der Gunst seines Beschützers machte, verfolgen kann. In den J. 1649 u. 50 begleitet er den Kardinal in die Normandie, nach Burgund und in die Champagne; die Reisekasse ist ihm anvertraut. Als im J. 1651 Mazarin dem durch die Fronde erregten Sturm weichen und sich zeitweilig exiliren muß, ist es Colbert, dessen Händen er die Leitung seiner sämmtlichen Privat-Angelegenheiten übergiebt. Im J. 1653 erhielt er eine Gratification von 40,000 Livres, im J. 1654 die ihm bereits früher zugesagte Stelle eines Secretairs der Königin, im J. 1655 endlich wird er mit einer Pfründe von 8000 Livres Einkünften bedacht.

Colbert scheint seinen Einfluß auf den Kardinal schon sehr zeitig benutzt zu haben, um die Gränze seiner Functionen zu überschreiten, wie sich aus den von Herrn Clement gesammelten Bruchstücken einiger Briefe entnehmen läßt, in welchen er ohne Scheu seine Meinung über die allgemeine Politik ausspricht. Auch sein Widerwillen gegen die Parlamente, sein autokratischer Sinn sprechen sich bereits aus. Richelieu war Colbert's Ideal; seine Verehrung für diesen seinen Helden ging so weit, daß er sich bei jeder Gelegenheit auf Richelieu bezog, was selbst Ludwig XIV., als Colbert bereits Minister war, reizte, diesen zu persifliren und zu sagen, wenn im Ministerrathe bei einem wichtigen Gegenstande das Wort an Colbert gelangte: „Nun wird Colbert anfangen: „„Sire, der unsterbliche Kardinal Richelieu"" u. s. w."

*) Wir brauchen die Leser des Magazins wohl nicht erst aufmerksam darauf zu machen, daß wir unter den „Anforderungen der Zeit" etwas Anderes verstehen, als diejenigen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die Büchermacher unter dem Ausdrucksschild „zeitgemäß" ihre Fabrikwaaren feilbieten.

**) Dureau de la Malle, l'économie politique des Romains. — Ed. Laboulaye, histoire du droit de propriété.

Eine neue Laufbahn eröffnete sich für Colbert, als nach den Stürmen der Fronde Frankreich vollständig in Frieden war. Nachdem die Verhältnisse der Krone zu dem hohen Adel, zu den Parlamenten und Städten geregelt waren, mußte auch die Thätigkeit der Regierung selbst, die Verwaltung, geordnet werden. Diesem Problem vorzüglich widmete Colbert sein Nachdenken, wie denn schon durch seine Stellung seine Aufmerksamkeit auf einen Theil dieses reformatorischen Werkes gelenkt werden mußte. So groß war die Anarchie in der Verwaltung, daß sich Mazarin auf bloße Anweisungen jährlich durch den Ober-Intendanten 25—30 Millionen, d. i. ein Drittel der Einkünfte des Schatzes, auszahlen ließ, über die er keine Rechnung legte. Er machte sich zwar anheischig, mit diesen Geldern die Kosten des Heeres und die geheimen Ausgaben zu bestreiten, allein er eignete sich selber enorme Summen zu, und so entstand sein ungeheures Vermögen. Alles das ging unter Colbert's Augen vor, der, so zu sagen, im Herzen der Finanz-Verwaltung lebte. Damals mußte in ihm der Gedanke entstehen, den Staatshaushalt — um den Ausdruck Mazarin's zu gebrauchen — wie ein gewöhnliches Hauswesen zu ordnen. Von jener Zeit auch datirte sich sein Groll gegen Fouquet, der, weit entfernt, dem Unwesen zu steuern, es durch seinen Charakter und seine Leidenschaften nur beförderte.

Die thätige und strenge Beaufsichtigung Colbert's beunruhigte Fouquet, der den Vertrauten Mazarin's durch wiederholte Freundschafts-Anerbietungen, wie durch das Einholen seines Rathes, zu gewinnen suchte. Auch scheint es, daß Colbert anfangs nicht unempfänglich war gegen diese Zuvorkommenheiten: er gab seinen Rath, aber dieser ward nicht befolgt. Nun glaubte er sich zu keiner weiteren Schonung verpflichtet, und im J. 1659, während Mazarin, um über den Pyrenäenfrieden zu unterhandeln, sich in St. Jean de Luz befand, richtete Colbert eine ausführliche Denkschrift über die Reform der Finanzen an den Kardinal. Es war dies zugleich eine Kriegserklärung gegen Fouquet, denn Colbert verlangte nichts Geringeres, als die Einsetzung eines Gerichtshofes zur Bestrafung der ungetreuen Finanzpächter, was Fouquet's Verderben fordern, was begehren hieß, ihn unter denselben Bedingungen, unter denen zwei Jahr später und nach seinem Sturze seine Verurtheilung erfolgte, vor Gericht zu stellen. Fouquet war dem Hofe und Mazarin nachgereist und erhielt in Bordeaux Colbert's Denkschrift, die ihm der Ober-Intendant der Posten, Nouveau, der Fouquet für eine Pension das Briefgeheimniß verkauft hatte, mittheilte. Eben war Gourville, jener aus der Geschichte der Fronde bekannte geistreiche Abenteurer, bei ihm, als Fouquet die Denkschrift empfing. „Nachdem er sie mir vorgelesen", erzählt Gourville, „sagte er mir, daß er die Papiere dem Ueberbringer augenblicklich zurückstellen müsse, von denen er doch gern einen Theil behalten möchte. Darauf legte er sie zwischen sich und mich, und wir kopirten sie, er die eine und ich die andere Seite, bis zu Ende." Gourville stellte bei dieser Gelegenheit seine Gewandtheit zu Fouquet's Verfügung. Er ließ sich unter irgend einem Vorwande nach St Jean de Luz senden und erzählte — um dem Eindruck der Denkschrift, deren Kenntniß sich bei ihm nicht argwohnen ließ, entgegenzuarbeiten — dem Kardinal, daß man unter seinem Namen in Paris nachtheilige Gerüchte über den Ober-Intendanten verbreite, die, wenn sie nicht durch neue Gunstbezeugungen neutralisirt würden, Fouquet's Kredit bei den Finanzpächtern zu Grunde richten und es ihm unmöglich machen würden, das zu den Unternehmungen des Premier-Ministers nöthige Geld aufzutreiben. Mazarin beruhigte zwar Gourville, so wie Fouquet, drückte sich aber in einem Briefe an Colbert mit großer Zufriedenheit über dessen Denkschrift aus, zugleich versprechend, daß Fouquet von dem Schritte Colbert's nichts erfahren solle, welches Versprechen freilich, da der Ober-Intendant längst im Besitze der Denkschrift war, keine Bedeutung hatte.

Auch mußten alle Denkschriften Colbert's fruchtlos bleiben, so lange Mazarin lebte. Wie hätte der Günstling Anna's von Oesterreich den Ober-Intendanten vor Gericht stellen können? Hatte er nicht dieselben Gründe, wie Fouquet, das Auge der Gerechtigkeit zu scheuen, er, der durch seine Verschleuderung der Finanzen sein ungeheures Vermögen zusammengebracht?

Wenn wir eine erfolglose Gesandtschaft nach Italien ausnehmen, so wissen wir von Colbert's Thätigkeit bis zum Tode Mazarin's nichts. Bei den Scenen aber, die diesem Ereignisse vorausgingen und folgten, spielte er eine große Rolle. Man erzählt, daß in dem Augenblick, in dem, bei dem Gedanken an sein nahes Ende, der Kardinal einige Gewissensskrupel zu fühlen begann, sein Beichtvater ihm gesagt, er werde der Verdammniß verfallen, falls er nicht Alles, was er unrechtmäßig erworben, wieder zurückstelle. — Ach, habe der Kranke erwidert, was ich besitze, sind Wohlthaten des Königs. — Aber, sey die Entgegnung des Beichtigers gewesen, Sie müssen zwischen dem, was man Ihnen geschenkt hat, und was Sie sich selber geschenkt haben, unterscheiden. — Ach, wenn das ist, habe darauf der Sterbende kläglich gerufen, so muß ich Alles zurückgeben. In diesem Moment sey Colbert eingetreten und um Rath befragt worden. Seine Meinung, die Mazarin's Skrupel und Geiz wunderbar zu versöhnen gewußt, sey dahin gegangen, daß der Kardinal sein sämmtliches Vermögen durch testamentarische Verfügung dem König vermachen solle; der König werde die Erbschaft nicht annehmen. Indeß vergingen zwei ganze Tage, ehe eine Antwort des Königs einlief, und der Kardinal war trostlos über das Schicksal seiner armen Familie, der kein Stück Brod übrig bleiben werde, bis ihm endlich Colbert die Entsagung Ludwig's überbrachte. Mazarin machte nun ein neues Testament, in dem er über 50 Millionen, d. i. über 150 Millionen nach heutiger Rechnung, verfügte.

Colbert, der Mazarin's Empfehlung für sich hatte, wußte sich bald in der Gunst des Königs zu befestigen; er hatte täglich, in Betreff der Finanzen, geheime Audienzen und durfte einem raschen Glück entgegensehen. Noch Mazarin selbst hatte angeordnet, daß Colbert den Posten eines Intendanten der Finanzen erhalten solle, und Fouquet sah sich genöthigt, seinem Nebenbuhler eine Stelle neben sich einzuräumen. Er war ganz eigentlich dazu bestimmt, Fouquet zu kontroliren, wie Ludwig XIV. dieses selber sagte.

Mit dieser Stelle war Sitz und Stimme im Finanzrath verbunden, der damals aus zwei General-Controleurs, zwei Direktoren und drei Intendanten zusammengesetzt war. Kaum im Besitz seiner neuen Stellung, wollte Colbert, der sehr gut die Bewandtniß, die es mit seiner Beförderung hatte, kannte, seine Bedeutung auch geltend machen, ein Bestreben, welches ihm sehr bald vollständig gelang. (Fortsetzung folgt.)

Pariser Physiognomieen.

Aus B. Appert's Erlebnissen.

II. Vidocq und der Henker Sanson.

Waren einmal der Scharfrichter Sanson und der bekannte Vidocq bei mir zum Mittagessen geladen, so wollte Jeder meiner Freunde, der es erfuhr, auch gebeten seyn, so daß ich in nicht geringe Verlegenheit gerieth und, da ich stets nur 12 Personen bewirthete, von einem solchen Diner mehrere Auflagen veranstalten mußte. Zu der Einladung, wo ich zum ersten Male den Scharfrichter bei mir zu Tische sehen wollte, war merkwürdiger Weise ein Charfreitag verabredet worden. Es war dazu eine förmliche Uebereinkunft nothwendig; denn wir wußten, daß Sanson sowohl seinem Charakter gemäß die Zurückgezogenheit liebte, als auch sich wegen seines Amtes ein Gesetz daraus gemacht hatte, Niemanden zu besuchen. Vidocq indessen übernahm es, ihn einzuladen, und stand uns dafür, daß er sicher erscheinen würde. Am Tage, nachdem diese Verabredung getroffen war, kam ein etwas altmodisch und ganz in Schwarz gekleideter Herr in meine Wohnung, verlangte, vorgelassen zu werden, weigerte sich aber, seinen Namen zu nennen. Mein Secretair meldete ihn mir an und setzte hinzu, daß es ein Herr von etwas sonderbarem, aber seinem Aussehen sey, dem Anscheine nach ein Maire im Hochzeitsstaate oder so etwas. Ich ließ ihn zu mir hereinführen, bot ihm einen Stuhl an und fragte, wen ich die Ehre habe, zu empfangen. „Mein Herr", antwortete der Unbekannte, „seit langer Zeit habe ich eine große Achtung vor Ihnen; hätte man mir aber nicht versichert, daß Sie die außerordentliche Güte gehabt haben, mich auf den Freitag zu Tische zu laden, so hätte ich es niemals gewagt, zu Ihnen in Ihre Wohnung zu kommen — ich bin der Scharfrichter." Mich überlief unwillkürlich ein kalter Schauer, als ich dies Wort vernahm und den Mann vor mir sah, welcher die zahlreichen Verurtheilten, die ich in ihren letzten Augenblicken im Gefängniß zu besuchen pflegte, hingerichtet hatte. Ich antwortete, daß ich ihn allerdings auf Freitag zum Diner eingeladen hätte und bestimmt auf ihn rechnete. „Sehen Sie nur", nahm Sanson noch einmal das Wort, „da diese Einladung mir von Herrn Vidocq zugekommen ist, dessen Späße ich von alter Zeit her kenne, so wollte ich mich erst selbst überzeugen, ob Sie in der That mir diese große Ehre zugedacht hätten, denn ich lebe, meines Amtes wegen, fast ganz und gar im Kreise meiner Verwandten. Weil Sie aber so gütig sind, mich einzuladen, so werde ich nicht verfehlen, mich einzustellen, zumal da ich schon längst begierig war, die Ehre zu haben, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen." Dieser letztere Wunsch schien mir von einem Scharfrichter ziemlich originell zu seyn. Nachdem wir noch einige höfliche Redensarten gewechselt, empfahl sich Sanson.

Am Charfreitage, an welchem das gedachte Diner stattfand, langten die Engländer Lord Durham und Bowring, die Herren Jouy, Etienne, Admiral Laplace, Gauguier, Mnel, Doublat, Davelonis mit Vidocq und Sanson bei mir an. Den Letzteren ließ ich zu meiner Rechten, den ehemaligen Chef der geheimen Polizei zu meiner Linken sitzen, die übrigen Gäste nahmen am Tische, wie es ihnen beliebte, Platz. Sanson war ungemein ernst und schien sich in der Gesellschaft dieser großen Herren (wie er sie nannte, wenn er leise mit mir sprach) nicht ganz heimisch zu finden, Vidocq dagegen war äußerst munter und aufgeräumt, machte Witze, theilte Sticheleien aus und sagte lachend zu dem Scharfrichter: „Hören Sie mal, Herr Sanson, ich habe Ihnen auch nicht selten Arbeit zugeschickt, als ich auf der Polizei-Präfektur Chef der Sicherheits-Brigade war." — „Allerdings, Herr Vidocq", antwortete Sanson etwas verlegen und sagte darauf leise zu mir ins Ohr: „Wahrhaftig, Herr Appert, wäre es nicht bei Ihnen, so würde ich mit dem Kerl nicht an einem Tische essen, das ist ein gar boshafter Mensch."

Fast in demselben Augenblicke neigte sich Vidocq zu meinem anderen Ohre und sagte mir leise: „Der Sanson ist so weit ein ganz gutes Kerlchen, aber drollig kommt es mir doch vor, mit ihm an einem Tische zu essen."

Nach diesen beiden vertraulichen Mittheilungen der Hauptheldeu meines Diners fand zwischen meinen übrigen Gästen und dem Scharfrichter folgendes Gespräch statt:

Herr von Jouy: „Ihr Beruf ist furchtbar, Herr Sanson, aber Sie gehorchen, wenn Sie Blut vergießen, nur dem Gesetze, welches zum Tode verurtheilt."

Der Scharfrichter: „Was Sie da sagen, ist sehr richtig; ich bin nur das Instrument, die Justiz ist es eigentlich, die den tödtlichen Streich führt."

Lord Durham: „Wie viel Köpfe sind schon von Ihrer Hand gefallen, Herr Sanson?"

Der Scharfrichter: „Ungefähr 360, Mylord.“

Herr Bowring: „Sind Sie nicht innerlich bewegt in dem Augenblicke, wo Sie die unglücklichen Verbrecher auf dem verhängnißvollen Brette festschnallen?“

Der Scharfrichter: „Das thue ich nicht, sondern meine Knechte; sie binden den armen Sünder fest, schneiden ihm die Haare ab und stellen die Körbe auf, in welche, wenn die Maschine losgelassen ist, der Körper und der Kopf hineinfallen müssen; ich bin nur da, damit Alles ordentlich und rasch vor sich gehe, und meine ganze Arbeit beschränkt sich darauf, zur rechten Zeit den Strick loszulassen, worauf das Beil herunterfällt und den Kopf abschlägt.“

Herr von Jouy: „Glauben Sie, daß man unmittelbar, nachdem das Haupt vom Rumpfe getrennt ist, noch Schmerzen empfindet?“

Der Scharfrichter: „Jedenfalls, denn das Gesicht ist konvulsivisch bewegt, die Augen rollen umher, der Kopf ist wie der eines Wahnsinnigen. Ich stand dicht bei meinem Vater, als er den unglücklichen Ludwig XVI. hinrichtete. Dem bestimmten Befehle, welchen er erhalten hatte, gemäß, zeigte er das Haupt des unglücklichen Monarchen dem Volke; das schöne Gesicht des Königs hatte noch seinen sanften und edlen Ausdruck. Mein Vater war, während er sich gezwungen sah, diese barbarische Handlung zu vollbringen, einer Ohnmacht nahe, und ich sah Thränen in seinen Augen. Schnell stellte ich mich vor ihn, um zu verhindern, daß irgend Jemand seine innere Bewegung bemerkte; denn sicherlich hätte uns die Schreckens-Regierung sonst ebenfalls guillotiniren lassen. Kurze Zeit nach dieser traurigen Hinrichtung war ich von meiner Section zum Hauptmann bei der Artillerie ernannt worden, und vielleicht hätte eine glänzende Laufbahn sich mir eröffnet, allein mein Vater war vernünftig genug, mir selbst den Versuch zu widerrathen. Er erinnerte mich daran, daß sein Amt, welches auf mich vererbt werden könnte, 12,000 Franken (eine für die damalige Zeit ungeheure Summe) einbrächte, daß die Vorurtheile der Welt, wenn ich eine andere Laufbahn erwählte, mich stets am Fortkommen hindern und vielleicht gar zwingen würden, meine Hauptmannsstelle niederzulegen. „„Wenn Du die Stelle Deiner Vorfahren übernimmst““, sagte er, „„wirst Du ein ganz ruhiges Leben genießen, und Keiner wird das Recht haben, sich in Deine Angelegenheiten zu mischen!““

Vidocq: „„Ausgenommen die Leute, denen Du den Hals abschneidest““, hätte Ihr Herr Papa hinzusetzen sollen!“

Der Scharfrichter: „Ich bitte, Herr Vidocq, keine Späße; was ich da erzähle, ist historisch.“

Vidocq: „Ja, leider!“

Dies letztere Wort nahm der Henker sehr übel; denn er sagte ganz leise zu mir: „Dieser Mensch ist so gemein wie Kommißbrodt; man sieht, daß er sich selten in so anständiger Gesellschaft befindet: er ist weit entfernt, meine Haltung zu haben.“

Herr von Jouy: „Herr Sanson, vor der Erfindung der Guillotine bedienten sich Ihre Vorfahren ja wohl eines Schwertes, mit welchem man den Kopf auf einen Streich abschlagen mußte?“

Der Scharfrichter: „Allerdings, und ich habe die furchtbare Waffe noch in meinem Hause; es ist eine Damaszenerklinge, die ihrer Zeit in Konstantinopel mit 1200 Franken bezahlt worden ist. Mein Vater hat es zur Erinnerung, daß er damit den Marquis von Lally und den Ritter Labarre enthauptete, mit zwei rothen Fäden bezeichnet. Dies Schwert, welches außerordentlich lang ist, nahm ich in meiner Jugend einmal unter meinen Ueberrock, als ich mich des Abends zu meiner Geliebten schleichen wollte. Unterweges ward ich von Kerlen angefallen, die mich berauben und wohl gar morden wollten. Es waren ihrer acht und rüstige Kerle, denen ich sicherlich unterlegen wäre, hätte mir nicht mein guter Genius einen Gedanken zu meiner Rettung eingegeben. Ich zog mein Schwert, schwang es hoch in die Luft und rief mit starker Stimme: „Wißt Ihr denn nicht, daß ich der Pariser Scharfrichter bin!“ Wie wenn ich der Blitz wäre, der sie zu zerschmettern drohte, fuhren sie bei diesen furchtbaren Worten und bei dem Anblick des Schwertes aus einander.“

Lord Durham: „Ich wünschte wohl, Herr Sanson, die Guillotine einmal in Thätigkeit zu sehen.“

Der Scharfrichter: „Es ist mir nicht möglich, Mylord, Ihnen irgend Etwas abzuschlagen. Verabreden Sie nur mit Herrn Appert einen Tag, ich werde die Maschine unterdessen von meinen jungen Leuten aufstellen lassen. Sie ist gewöhnlich auseinandergenommen und befindet sich in der Remise eines Wagenlakirers, nicht weit von meinem Hause.“

Hiermit war die sonderbare Unterhaltung, welche meine Gäste mit dem Scharfrichter hatten, beendigt. Man wendete sich jetzt an Vidocq, der wie gewöhnlich sehr interessant war und bis zu Ende die Ehre des Abends für sich allein in Anspruch nahm.

Als wir uns von Tische erhoben und in den Salon gegangen waren, bat mich der Scharfrichter, ihm durch einen meiner Lakaien, wie er sich ausdrückte, einen Fiaker holen zu lassen, weil seine Frau niemals vor seiner Rückkehr zu Bette ginge und er die Gewohnheit habe, alle Abende, wie zur alten Zeit, im Kreise seiner Familie seine Partie Piquet zu spielen.

In einem folgenden Abschnitte werde ich dem Leser über die Familie Sanson und die Beziehungen, welche ich zu ihr gehabt habe, noch einige vielleicht nicht uninteressante Mittheilungen machen.

Schweden.

Ein Weihnachtsabend auf dem Lande.

Wir entnehmen diese in vieler Hinsicht interessante Skizze einem kürzlich (Leipzig, bei F. A. Brockhaus) erschienenen kleinen Werkchen eines unbekannten Verfassers: „Skizzen aus dem häuslichen Leben. Aus dem Schwedischen“, indem wir jedoch die in den Rahmen einer bestimmten Familie und bestimmter Verhältnisse eingeschlossene Darstellung in eine für das Interesse unserer Leser, deren Kenntniß mit dem sonstigen Inhalt dieses Buchs vorauszusetzen wir nicht das Recht haben, passendere allgemeine Form gießen:

Der Morgen des Weihnachtsabends ist in Schweden gleichsam schon die Dämmerung des bevorstehenden Festes. Die allgemeine Aufräumung im Hause nach den vorhergehenden unerquicklichen Vorbereitungen bringt ihre eigenen Annehmlichkeiten mit sich; die Kinder, wenn sie des Morgens in die Arme der Aeltern eilen, um „guten Morgen“ zu sagen, fügen dann, auf die stille Ordnung ringsumher blickend, mit Jubel hinzu: „heute ist Weihnachtsabend“, und die Dienstboten bestätigen den Kleinen die Allen bekannte Wahrheit mit freudigem Lächeln, denn Jeder weiß, auch der Geringste werde den Beweis dafür an diesem Tage der Geschenke bald in Händen haben. Geheimnißvolle Mienen und heitere Gesichter wechseln mit einander ab, und bald eilt man an einander geschäftig vorbei, bald bleibt man stehen, um sich flüsternd seine Vermuthungen mitzutheilen oder seine selbst beabsichtigten Ueberraschungen anzuvertrauen. *) Am Vormittage des Weihnachtsabends werden dann, je nach den Mitteln jeder Familie, große oder kleine Körbe voll Brod, Lichter und andere Gaben fortgeschickt, theils nach dem Armenhaus des Kirchspiels, theils an andere Dürftige oder Kranke, die nicht selbst herumgehen und um Etwas bitten können. An gewissen Orten wird dem Weihnachtstag der Name „Tunkentag“ gegeben. Dieser bezieht sich nämlich auf das Mittagsgericht, bei dem das Fett die Hauptrolle spielt. Als daher einmal zwei Thalmänner (Dalekarlier) sich darüber stritten, welches Vergnügen wohl der König zu Weihnachten habe, so vereinigten sie sich endlich in der Ansicht: „er ißt Flott“ (fließendes Fett), „trinkt Flott und liegt in Flott“. Dies war das Beste, was die Dalekarlier kannten. Zu diesem „Tunk“ werden denn auch große Vorbereitungen gemacht. Das große Zimmer neben der Küche wird ganz besonders für diese Mahlzeit geschmückt und der Fußboden mit frischen, feingehackten Tannenreisern bestreut. Auf den Heerd des Zimmers — denn dieser darf in einem „Arbeitszimmer“, zu dem freilich bei ärmeren Familien die Küche selbst eingeweiht wird, nicht fehlen — wird dann der große, inhaltschwere Kessel von einem Paar handfester Mägde oder Knechte hereingebracht und giebt nun den Kindern Veranlassung zu ähnlichen kleinen Freuden, wie sie bei uns wohl auch Sitte sind, nämlich in das kochende Fett Schiffe vom Stapel laufen zu lassen, die hier jedoch nicht aus Wallnußschalen und Wachslichterchen, sondern aus Brodscheiben bestehen. Die im Fett schwimmende Flotte nebst den größeren Inseln, die aus dem Grunde hervorragen und sich nicht recht fortbewegen wollen, werden bald Gegenstand eines muntern Kampfes und von allen Seiten bestürmt. Für diejenigen, denen die fette Anrichtung nicht zusagt, wird aber gewöhnlich noch ein mit einfachen kompakten Speisen besetzter Tisch gedeckt. Am Kessel aber wie am Tisch wird tapfer Brüderschaft getrunken in dem neugebrauten Bier, das Julöl heißt und einen Hauptbestandtheil der Mahlzeit bildet. Nach dem Mittagsessen wird dann in einem anderen großen Zimmer oder Saal der Weihnachtstisch gedeckt; ein Geschäft, das, abweichend von unserer Gewohnheit, die Kinder zu verrichten haben, natürlich unter Aufsicht der Aeltern. Sind jedoch ganz kleine Kinder in der Familie, so wird für diese ein besonderer kleiner Tisch gedeckt, an den sie bequem hinaufreichen können. Jener große Tisch, welcher gewöhnlich die Form eines Halbmondes oder Hufeisens hat, wird dann mit vielen Lichtern geziert, in der Mitte aber erhebt sich ein Plateau, welches ein einziges ungewöhnlich großes Wachslicht trägt und mit Kränzen von Wintergrün, auch wohl künstlichen Blumen, in Ermangelung der frischen, umgeben ist. Auf jedem der gleichfalls den Saum des Tisches bildenden Teller liegt ein Haufen sogenannter Weihnachtsbrödchen, welche unseren Pfefferkuchen ähnlich sind, der übrige Raum aber ist außerdem noch mit verschiedenem Backwerk, getrocknetem und frischem Obst von mancherlei Art, so wie mit Getränken von verschiedenen Farben angefüllt, Alles aber reichlich und schön geordnet.

Während die Jugend mit der Vertheilung und Ausschmückung dieser schönen Sachen beschäftigt ist, hat die Hausmutter dieselbe Besorgung am Tische der Dienstboten. Auch hier giebt es denn große Schüsseln voller noch größerer Weihnachtshaufen, die aus mehreren Arten gewürzten Brodes bestehen, welche wie Sprößlinge aussehen von dem größten auf der Mitte des Tisches, wo der braune sogenannte „Weihnachtsochse“ seine vier zusammengerollten Hörner ausstreckt, außerhalb des obersten weißen oder mit Saffran goldgelb bemalten „Kokeluchens“, begleitet von „Hähnen und Hennen und kleinen Küchlein“, welche zu backen den Kindern große Freude macht. Diese beiden größten Weihnachtsbrode werden nach althergebrachter Sitte bis zum Frühling aufbewahrt, um dann, an dem Tage, wo der Pflug zuerst in die Erde gesetzt wird, zerbrochen in kalter Schale von Bier und Syrup an das ganze Hausgesinde zum Abendbrod ausgetheilt zu werden. Die Köpfe der

---

*) Ein solches Weihnachtsgeschenk, dergleichen in Schweden unter Verwandten und guten Freunden ausgetheilt werden, ohne daß man gleich weiß, von wem sie kommen, heißt auf Schwedisch Julklapp. Die solche bringen, pflegen durch ein Klopfen an die Thür ihre Ankunft zu erkennen zu geben; daher der Name.

„Hühner" werden mit einem Weihnachtskäse beladen und in dessen Nachbarschaft allerlei Gebackenes und frische Aepfel aufgethürmt. Außer den aufgestellten brennenden Lichtern liegt noch bei dem Teller jeder Person eine dicke Weihnachtskerze als Geschenk. Während der Zubereitung des Gesindetisches werden die Knechte oder Mägde hinausgeschickt, um den Hausthieren eine Extravaryflequng zu geben. Zu diesem Zweck werden eine Menge voller Garben schon im Herbst von den Dreschern zurückgelegt und nun ein paar von diesen sogar zur Bewirthung der Sperlinge auf dem Hofe in die Bäume gesteckt. Das zahme Federvieh aber erhält an diesem feierlichen Tage Weizenkörner mit vollen Händen ausgetheilt.

Um sechs Uhr beginnt gewöhnlich das eigentliche Fest, und zwar mit einem „Thee", zu dem sich alle Hausbewohner versammeln, während die Dienerschaft mit Kirschen- und Stachelbeerwein bewirthet wird. Dann werden die Weihnachtsgeschenke vertheilt. Jetzt wird die Freude allgemeiner und lauter. Die Kinder springen um den glänzenden Weihnachtsbaum mit seinen zahlreichen Lichtern, rosenrothen Aepfeln, kandirten Konfektsachen und anderen schönen Sachen herum, oder tummeln sich auf dem „Weihnachtsstroh" umher, das hinlänglich weit von dem brennenden Augenschmaus auf dem Fußboden ausgebreitet ist. Eine eigenthümliche Sitte, die an unseren „Knecht Ruprecht" erinnert, ist es, daß Jemand zum allgemeinen Vergnügen als „Weihnachtsbock" (Julbockar) ausstaffirt wird, dessen Beruf es ist, daß er unter allerlei spaßhaften Einfällen den Herumträger und Austheiler der Geschenke (Julklappar) macht. Daß bei diesem Scherz die Attrappe eine Hauptrolle spielt, kann man wohl denken. Nach Austheilung der Weihnachtsgeschenke wird dann die Mahlzeit eingenommen, womit man sich gewöhnlich beeilt, damit man nicht, durch zu langes Wachen ermüdet, den Frühgottesdienst, den Niemand gern versäumt, verschlafe. Diese Frühandacht hat außer der feierlichen Stimmung, die sie durch die eigenthümliche Färbung des Festes selbst in Jedem hervorruft, noch den großen Reiz, besonders für die Jugend, daß sie Gelegenheit darbietet, sich gegenseitig über die erhaltenen Geschenke Mittheilungen zu machen. Nach der Nachhausekunft aus der Kirche, welche gewöhnlich am Weihnachtstage auf dem Lande früh geschieht, wird dann noch eine Ausstellung aller Weihnachtsgeschenke vorgenommen, um sie auch am Lichte des Tages zu betrachten. So schließt das Fest.

Mannigfaltiges.

— Ein taubstummer russischer Maler. Niemanden, der die Berliner Kunstausstellung besucht hat, werden drei oder vier Gemälde entgangen seyn, die sich eben so sehr durch die Eigenthümlichkeit ihres Kolorits als durch die Originalität der künstlerischen Auffassung der südlichen Natur vor allen übrigen auszeichnen. Wenn wir sagen, daß jene äußere und diese innere Eigenthümlichkeit hauptsächlich in der ganz besonderen Charakteristik des Lichteffekts besteht, und hinzufügen, daß ein Hauptmoment dieses Effekts auf der wunderbaren Darstellung einer überaus prachtvollen und glänzenden Wasserspiegelung beruht, so bedarf es wohl kaum einer näheren Bezeichnung für Jeden, der die ausgestellten Gemälde auch nur mit einem halben Auge betrachtet hat, um ihm die Ueberzeugung zu gewähren, daß wir von den Gemälden J. Aiwazowsky's sprechen, von denen eines (unter Nr. 1687) „Konstantinopel im Mondlicht", ein anderes (Nr. 1688) „die Prinzeninseln bei Konstantinopel", ein drittes (1689) „Ufergegend der Krim bei Mondlicht" darstellen. Wenn nun auch gegen diese Gemälde Einiges einzuwenden wäre, z. B. daß das Mondlicht auf dem ersten und dritten zu tief und stark gehalten, oder daß die Prinzeninseln auf dem zweiten durch die zu geringe Abnahme des sich auf dem Meer zwischen ihnen und dem Ufer spiegelnden Lichtes und der Größe der entfernteren Wellen dem Zuschauer näher zu liegen scheinen, als es die genauere Betrachtung der am Ufer der Inseln sich befindenden Gebäude fordern darf; kurz wenn diese und vielleicht noch andere Mängel, die wir hier zu erwähnen keine Verpflichtung haben, auf diesen Gemälden entdeckt werden können, so bleibt doch ihr Ruhm, zu den vorzüglichsten Stücken der Ausstellung und besonders der Landschaftsmalerei zu gehören, ungeschmälert. Es dürfte deswegen nicht ohne Interesse für unsere Leser seyn, etwas Näheres über den Schöpfer dieser wahren Prachtwerke selbst zu hören.

Aus ziemlich sicherer Quelle haben wir erfahren, daß dieser ausgezeichnete Mann taubstumm ist und sich, wie uns gesagt wird, des Versuchs einer Kur wegen vor vier Jahren einige Zeit in Berlin aufgehalten hat. Er wohnte damals mit seiner als sehr liebenswürdig geschilderten jungen Frau, einer Deutschen, und seinem kleinen Knaben im Karlsbade (vor dem Potsdamer Thor), ohne sich indessen in abgeschlossener Zurückgezogenheit zu halten. Aiwazowsky ist ein noch junger Mann von stattlicher Figur, sehr schönen männlichen Zügen, deren Grundcharakter der des Wohlwollens und einer gewissen melancholischen Sanftmuth ist. Besonders wird seine Liebe zu kleinen Kindern gerühmt, mit denen er Stunden lang selber zum Kinde werden und im Garten an der Erde umherspielen konnte. Uebrigens ist er sehr gebildet und in der Unterhaltung, die er jedoch natürlich nur durch die Sprache der Finger und der Mienen führt, sehr lebhaft und selbst witzig. Weiter haben wir über ihn Nichts ermitteln können. Indeß glauben wir, daß es hinreichen wird, um unsere Damen, wenn sie es nicht vorher schon waren, zu überzeugen, daß Aiwazowsky der größte, weil interessanteste, Künstler der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ist. Aber ernsthaft gesprochen: Jetzt begreifen wir die große Wirkung, welche seine Gemälde auf den Zuschauer hervorbringen. Nur ein Künstler, dem das andere wesentliche Organ geistiger Wahrnehmung verschlossen ist, konnte in dem ihm übrigen, dem Auge, eine solche Schärfe und Kraft konzentriren, wie wir es in dieser Naturanschauung erblicken. Denn da die Natur nur diesem einen Organ ihre ganze Fülle und Pracht spendete, so mußte der Künstler, dessen Eindrücke sich nicht durch die Mannigfaltigkeit der Organe zersplitterten, gerade durch diesen Mangel eine fast übernatürliche Anschauungskraft und eine dieser angemessene Darstellungsgabe gewinnen, wie wir sie auf den Aiwazowskyschen Bildern bewundern.

— Memoiren-Sammlungen. Unser Zeitalter, dem es auf dem Felde der Literatur gewiß nicht an Produktivität — obgleich vielleicht an der wahrhaft selbstschöpferischen — fehlt, ist zugleich eine Zeit des Sammelns und Sichtens. Diese Tendenz zeigt sich besonders auf dem unbegränzten Gebiete der historischen Literatur. Immer mehr und mehr schwillt das Material an, welches aus dem Wuste der Bibliotheken und Archive ans Licht gefördert wird, und immer schwieriger scheint es, bei diesen unabsehbaren Massen, welche an historischen Dokumenten, Chroniken und Quellenschriftstellern vor uns ausgebreitet liegen, eine klare Uebersicht festzuhalten. Es giebt des Neuen, das täglich aus den verborgenen Schachten hervorgezogen wird, gar zu viel, und doch darf das Alte und Vorhandene nicht aus den Augen gelassen werden. Auf eine wahrhaft verwirrende Weise hat sich besonders auch die Memoiren-Literatur, die sich vorzüglich in Frankreich in einem breiten Bette dahin wälzt, erweitert und vermehrt. Ein zweckmäßiges Unternehmen erscheint es daher, aus der ungeheuren Masse, welche in verschiedenen besonderen, zum Theil ihrer Kostspieligkeit wegen schwer zugänglichen Sammlungen aufgespeichert liegt, eine angemessene Auswahl zu veranstalten. Der bekannte Buchhändler Didot hat sich zu einem solchen Unternehmen bereit finden lassen. Die einzelnen Werke dieser Sammlung wichtiger historischer Denkschriften müssen wir als eine beachtenswerthe Erscheinung für Forscher und Freunde der geschichtlichen Literatur bezeichnen. Die ganze Collection wird in verschiedene Abtheilungen zerfallen, von denen die erste eine Zusammenstellung der wichtigsten Werke dieser Art aus der älteren Zeit (Bibliothèque des mémoires anciens) bilden soll. Von dieser Section ist bis jetzt erst eine in einem Bande zusammengedrängte Auswahl der wichtigsten und charakteristischsten Partien aus den interessanten Chroniken von Froissard, diesem Vater der französischen Geschichtschreibung, herausgekommen, deren zweckmäßige Besorgung man dem Professor J. Janoski, einem geborenen Polen, verdankt. Von der Abtheilung, welche dem 18. Jahrhundert gewidmet seyn soll, ist schon mehr erschienen. Der erste Band dieser Serie enthält die Memoiren der Mad. Staal-Delaunay, von Argenson und von der Mutter des Regenten. Hieran reiht sich im zweiten Bande das berühmte Werk von Ducles an, und der dritte Band giebt die Denkwürdigkeiten der Mad. du Hausset und von Bachaumont. Diese Sections des 18. Jahrhunderts ist von Fr. Barrière besorgt, der dafür Sorge getragen hat, daß durch einleitende Notizen so wie durch beigefügte Noten und Andeutungen der Leser überall auf den richtigen Standpunkt gestellt wird.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei **Fr. Schulthess** in **Zürich** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

La Gerusalemme liberata

di

Torquato Tasso.

Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch

von L. H. Daverio.

8. br. 1. 2. od. Thlr. 1. 7½ Sgr.

Ein nützliches und interessantes Werk für Jedermann.

Das

Wissenswürdigste vom Menschen.

In zwei Abtheilungen.

Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet

von

Dr. P. Thenerle.

8. brosch. 230 Seiten stark. Preis nur 12½ Sgr. — 45 kr.

Diese vorzügliche Schrift verdient die wärmste Empfehlung. Was wäre für den gebildeten Menschen nützlicher und interessanter zugleich, als die Kenntniß des Menschen selbst, des wunderbarsten Geschöpfes der Welt, hinsichtlich seines Körpers und seiner Seele, und doch ist gerade diese Kenntniß unter allen bei weitem am wenigsten verbreitet. Der Verfasser dieser populären Schrift hat die Aufgabe, welche er sich gestellt, aufs rühmlichste gelöst, in mäßigem Umfange ein höchst belehrendes und allgemein faßliches Werk geliefert, das Jeder mit Nutzen und Vergnügen lesen wird. Der Preis ist so billig gestellt, daß die Anschaffung auch dem Unbemittelten möglich ist. Wir erlauben uns, namentlich noch sämmtliche Herren Lehrer auf dies nützliche Buch aufmerksam zu machen, das zugleich in einem sittlich religiösen Geiste abgefaßt ist.

Die Verlagsbuchhandlung von **Heinrich Hoff** in **Mannheim.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 136. Berlin, Donnerstag den 12. November 1846.

England.

Die Lage der Eisenbahnarbeiter in England.

Es giebt eine Klasse von Arbeitern, deren prekäre Existenz ein Produkt der neuesten Zeit und deren die Lage der handarbeitenden Klassen so sehr verändernden Zustände ist, und die daher vor Allem die Aufmerksamkeit der Regierungen und der Menschenfreunde verdient: es sind dies die Eisenbahnarbeiter. Kürzlich sind darüber in England Untersuchungen angestellt worden, die auch für andere Länder vom höchsten Interesse sind.

Die Verhältnisse dieser Arbeiter sind von ganz eigenthümlicher Art. Der Arbeiter, den man plötzlich den Einflüssen und Gewohnheiten der Heimat entreißt, empfängt hier (bei den Eisenbahnarbeiten nämlich) als Lohn das Doppelte oder Dreifache dessen, was er zuhause bei den Feldarbeiten verdiente; aber er ist auch leichter der Versuchung ausgesetzt, diesen Lohn im Wirthshause zu vergeuden. Daher findet er sich nach Ablauf seiner Dienstzeit gewöhnlich ohne Geld und kehrt nun muthlos, unzufrieden, physisch und moralisch heruntergekommen nach Hause zurück, oder er hilft jene Schwärme von kräftigen Bettlern und Landstreichern vergrößern, mit denen Polizei und Rechtspflege in der letzten Zeit so viel zu thun bekamen.

Herr Roberton, Präsident der statistischen Gesellschaft von Manchester, schildert folgendermaßen den Zustand der Arbeiter an einem Tunnel auf der Bahn von Manchester nach Sheffield:

Seit mehr als sechs Jahren arbeitete man an diesem Tunnel. Die Zahl der Arbeiter betrug, als wir dort waren, tausend. Wir erfuhren, daß diese Arbeiter dem Trunk ergeben wären, daß ein Mann seinem Nachbar seine Frau für eine Gallone Bier leihe, daß mehr als die Hälfte mit syphilitischen Krankheiten behaftet sey, daß man sich mit einem Wort kaum eine Vereinigung von verderbteren, abgestumpfteren und sorgloseren Individuen denken könne.

Die moralische Verlassenheit dieser Leute geht so weit, daß keine Anstalt für ihre religiöse Belehrung getroffen ist, und daß sie nicht einmal Gelegenheit haben, einem Gottesdienst beizuwohnen. Auch werden die Arbeiten des Sonntags nicht unterbrochen, nicht blos die Pumparbeit, die oft unaufschiebbar ist, sondern auch die Erd- und Mauerarbeiten.

Der Lohn dieser Arbeiter ist sehr hoch: ein Zimmermann bekommt täglich 5 Shilling, ein Maurer 4, ein Miniter 4—5. Die Auszahlung findet alle neun Wochen statt, und zwar in einer Schenke, und dauert mehrere Tage, offenbar in der Absicht, diese Unglücklichen so lange in Müßiggang hinzuhalten, bis sie Alles, was sie verdient, ausgegeben. Diese und ähnliche Thatsachen erklären sich daraus, daß die Arbeiten Unternehmern überlassen sind, welche die Konkurrenz zwingt, sich niedrigen Preisen zu unterwerfen, und die dann, um ihren Verlust wieder einzubringen, auf die Unvorsichtigkeit der Arbeiter spekuliren müssen. Auch gehören die Buden oder Schenken in der Nähe der Arbeiten direkt oder indirekt den Unternehmern: daher müssen diese armen Leute alle ihre Vorräthe sehr theuer bezahlen, um 20 bis 30 Prozent theurer als in Manchester, obgleich per Eisenbahn billige Vorräthe jeder Art leicht herbeizuschaffen sind; dabei erhalten sie für ihr Geld nur schlechte Waaren.

Die Arbeiter erhalten in der Zwischenzeit von einer Lohnzahlung zur anderen Vorschüsse in der Form von gedruckten Bons, eine Art Papiergeld, womit sie den größten Theil dessen, was sie kaufen, bezahlen: die Bons für Bier werden zu jeder Stunde des Tages ausgegeben, bis auf die Höhe der Summe, die dem Arbeiter zukommt, und oft darüber. Der Arbeiter trägt nun in die Schenke einen Bon von 5 Shilling und verlangt ein Quart Bier. Der Wirth liefert das Bier und hebt den Bon auf, nachdem er auf die Rückseite „ein Quart" geschrieben. Nun trinkt unser Mann darauf los, berauscht sich und geht in diesem Zustand nach Hause. Am anderen Tage kommt er in die Schenke zurück, noch immer auf sein Guthaben zählend, und erfährt zu seinem großen Erstaunen, daß er am vorigen Tage seinen Kredit erschöpft habe; daraus entstehen Zwiste, oft Thätlichkeiten, und eine allgemeine Unzufriedenheit. „Man giebt uns einen guten Lohn", sagten mir mehrere von diesen Leuten, „aber man nimmt ihn uns auf eine andere Art wieder ab."

Merkwürdig ist auch die Menge von Unglücksfällen, die bei jenen Arbeiten stattfanden. Seit dem Anfang derselben waren 32 Tödtungen, 104 Beinbrüche und 550 verschiedene Verletzungen vorgekommen, worunter 140 schwere Brandwunden in Folge von Explosionen, starke Kontusionen, Zerfleischungen, verrenkte Glieder. Eine große Menge derselben muß dem Zustand des Rausches zugeschrieben werden, in welchem diese Menschen zur Arbeit gehen. Auch hat man bemerkt, daß sie an Sonntagen häufiger vorkamen als an anderen Tagen, wahrscheinlich, weil an diesem Tage am meisten getrunken wird.

Bei einem Todesfall fallen die Witwen und Waisen der getödteten Arbeiter meist den oft entfernten Kirchsprengeln, aus denen sie gebürtig sind, zur Last. Wäre es nicht gerechter und vernünftiger, daß die Unternehmer der Eisenbahnen und aller großer mit Gefahren verbundener Arbeiten in pekuniärer Hinsicht für alle Folgen derselben verantwortlich wären? Würde sie dann nicht ihr eigenes Interesse antreiben, auf Mittel zu sinnen und Einrichtungen zu treffen, wodurch die Zahl dieser Unfälle auf ein Minimum reduzirt würde?

Folgendermaßen verfährt man gewöhnlich bei diesen Arten von Arbeiten: Die Gesellschaft schließt Verträge mit den Unternehmern, und diese wieder mit Unterpächtern, welche, da sie die Arbeiten zum niedrigsten Preise übernommen, vor Allem Ersparnisse zu machen befliffen sind und daher die Vorsichtsmaßregeln, welche Ausgaben erfordern, vernachlässigen: nur ihr Interesse im Auge habend, sind sie gleichgültig gegen Gefahren, deren Folgen nicht auf sie zurückfallen.

Nehmen wir nun an, es bestände das Prinzip der pekuniären Verantwortlichkeit, und die Direktoren und Actionaire der Gesellschaft hätten die Unterhalts- und Erziehungskosten für Kinder von Arbeitern, die so in ihrem Dienste das Leben verloren hätten, zu tragen und ihren Witwen eine Entschädigung zu zahlen, mit einem Wort, für jeden tödtlichen Unfall eine Summe von 3—400 Pfund zu zahlen, so würden die Direktoren sicherlich die ganze oder einen Theil dieser Verantwortlichkeit auf die Person, die dem Unfall am besten vorbeugen kann, auf den Unternehmer, übertragen. Sie würden in ihren Verträgen alle Eventualitäten dieser Art diesem Letzteren zur Last legen und daher sich nur mit Personen einlassen, die nicht blos genügende Zahlungsgarantien darbieten, sondern auch die praktischen Kenntnisse und die Intelligenz besitzen, die zur Vermeidung dieser Unfälle erforderlich sind. Die Unternehmer selbst würden ihre Verantwortlichkeit wieder auf zuverlässige Unterpächter übertragen, die unter solchen Bedingungen es in ihrem Interesse finden würden, darauf zu sehen, daß z. B. ihre Schanzgräber weniger tiefe und weniger gefährliche Gräben machen.

Diese pekuniäre Verantwortlichkeit müßte übrigens auf alle gefährliche Unternehmungen oder Industrieen ausgedehnt werden. Denn von 11,000 gewaltsamen Todesfällen, die jedes Jahr in England und Wales vorkommen, kommt ein guter Theil auf die erwachsenen Arbeiter, die zu gefährlichen Arbeiten verwendet werden. Selbst in dem Fall, wo die Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit der Arbeiter die Unfälle verschuldet, müßte doch der Unternehmer die Folgen derselben tragen. Oder soll die Gesellschaft dafür büßen, wenn er kein Bedenken trug, nachlässige oder ungeschickte Arbeiter in Dienst zu nehmen? Dies hieße die Gesellschaft eine Prämie an die Trägheit, das Laster und die Unwissenheit zahlen lassen.

Wir entlehnen einem anderen Zweige des Transportwesens, der Schifffahrt, ein praktisches Beispiel von den Gefahren, die solche Unwissenheit und Nachlässigkeit mit sich bringen. Es ist ein Auszug aus einer Untersuchung über den relativen Werth der Seeleute, wenn sie einen gewissen Unterricht erhalten haben, oder wenn es ihnen ganz daran fehlt. Man fragte den Capitain Alderly Sleigh, welchen Unterschied er in Bezug auf den Dienst zwischen einem Matrosen mache, der in seinen Mußestunden ein Buch zur Hand nehmen und zu seinem Vergnügen oder seiner Belehrung lesen kann, und einem solchen, der dazu keine Fähigkeit oder Neigung hat?

„Ich habe immer gefunden", antwortete er, „daß ein Mensch, der einigen Unterricht genossen, seine Pflicht, von welcher Art dieselbe auch seyn mochte — mochte es dabei auf Muth oder auf Intelligenz ankommen — besser erfüllte, vorausgesetzt, daß seine Kenntnisse durch Disziplin geregelt wurden; und wenn ich für meine Rechnung ein Schiff zu bemannen hätte, so würde ich, wie ich immer gethan, Leute, die Unterricht genossen haben, vorziehen, erstens, weil sie mehr, zweitens, weil sie besser arbeiten würden, und drittens, weil ich mehr Vertrauen zu ihnen hätte: mit einem Wort, ich würde ein Fahrzeug von 600 Tonnen lieber mit 18 Matrosen dieser Klasse als mit 25 unwissenden Matrosen regieren — und ich spreche hier nur von der von ihnen zu erwartenden Arbeitssumme, nicht von der Moralität und guten Aufführung, die für die Sicherheit des Schiffes ebenfalls ihren Geldwerth haben. Ein unwissender Matrose, der die Wache hat und den Auftrag, das Land zu signalisiren,

wird, aus Mangel an Pflichtgefühl, gegen die Folgen seiner Nachlässigkeit gleichgültig, sich leicht dem Schlaf hingeben, während der unterrichtete Matrose, von einem moralischen Prinzip, vielleicht auch von der Vorstellung der mit der Erfüllung seiner Pflicht verbundenen Folgen erfüllt, seiner Pflicht von selbst, ohne der Aufsicht zu bedürfen, genügen wird. Man kann nicht sagen, daß der Erstere die Gefahr nicht sieht oder die Folgen derselben für ihn selbst nicht fühlt: aber er ist dumm, gleichgültig dagegen, er denkt bei seiner Arbeit nur an Eins, sich so viel Mühe als möglich zu ersparen. Daher muß man auch der Unwissenheit und Unerfahrenheit dieser Klasse einen guten Theil der ungeheuren Verluste, die jährlich auf dem Meere stattfinden, zuschreiben. Sie sind es gewöhnlich, die in kritischen Augenblicken dem Capitain am meisten Verlegenheiten bereiten. Seine erste Sorge wird dann seyn, den Branntweinfässern den Boden einzuschlagen, damit sie sich nicht betrinken können, und sobald sich diese Elenden um ihre Hoffnungen betrogen sehen, so eilen sie, sich in die Boote zu werfen und sich vom Schiff zu entfernen, ohne zu begreifen, daß sie dadurch die Gefahr ihrer Lage verschlimmern. Man ist nie vor den Gefahren sicher, die aus Unwissenheit entspringen, und da diese Menschen für Vorstellungen, so wie für jede andere Art von moralischem Verfahren unempfindlich sind, so muß man bei ihnen die Peitsche und andere ähnliche Mittel anwenden."

„Haben die Schiffsrheder", fragte man den Capitain weiter, „nicht Schulen für Schiffsjungen zu gründen versucht, um tüchtigere Subjekte zu bilden?" — „Sie haben es nicht in ihrem Interesse gefunden", lautete die Antwort, „und das aus mehreren Gründen: erstens sind sie keiner Verantwortlichkeit unterworfen; zweitens giebt es keine Behörde, die ihr Verfahren zu beaufsichtigen hat, und endlich machen die Assekuranzen, die ihnen jeden Schaden ersetzen, sie gegen Alles, was kommen kann, gleichgültig. Von der verderblichen Sorglosigkeit, mit der man bei der Wahl der Mannschaften der Handelsschiffe zu Werke geht, bietet jeder Tag Beispiele. Oft reicht es hin, daß ein Mensch im Stande ist, eine Ladung in einem fremden Hafen zu löschen, und sogleich vertraut man ihm, ohne weitere Erkundigungen über ihn einzuziehen, das Kommando eines Schiffes an. Ich habe einen Schenkwirth von Portsmouth gekannt, der ein Schiff befehligte, das zwischen Lissabon und London hin- und herfuhr." — „Hatte dieser Mann nautische Kenntnisse? war er fähig, in dem Fall, wo das Schiff sich von seiner Bahn entfernte, nach den bekannten Methoden die geographische Lage auf dem Meere zu bestimmen?" — „Nein; er hatte nicht die mindeste Kenntniß von dem Gewerbe, das er trieb, und verließ sich ganz auf die durch Routine erworbenen Kenntnisse eines der Matrosen. Im J. 1835 schiffte ich mich in London mit neunzig anderen Passagieren auf einem Dampfboot ein, das durch eine bedeutende Summe versichert, aber von einem Menschen befehligt ward, dessen Unwissenheit und Trunksucht von der Art waren, daß die Passagiere und die Mannschaft mich inständigst baten, ihm das Kommando ab- und es selbst zu übernehmen, was ich auch that. Kaum war dieser Mensch gelandet, als er sich in einem Anfall von delirium tremens die Kehle abschnitt. Die Eigenthümer des Schiffes würden leicht erfahren haben, was an ihm sey, wenn sie nur die geringsten Erkundigungen über ihn eingezogen hätten.

„Ein anderes Mal fuhr ich auf einer Brigg von 300 Tonnen von Porto nach London. Der Capitain besaß nicht die ersten Elemente der Schiffahrtskunde, daher wir nach Verlauf von fünf bis sechs Tagen bei gutem Winde statt Land's End das Kap Clare vor uns hatten." — „Haben die Rheder beim Tode eines Matrosen außerordentliche Kosten zur Unterstützung seiner Witwe oder seiner Kinder zu tragen?" — „Im Gegentheil; der Tod eines Matrosen gereicht oft den Rhedern zum Vortheil; denn wenn das Fahrzeug untergegangen ist, so ist Keiner da, der einen Sold in Anspruch nimmt." — „Müssen die Unfälle auf dem Meer im Allgemeinen der Unwissenheit zugeschrieben werden?" — „Die Zahl der zu Grunde gehenden englischen Schiffe ist gleich dem Verhältniß von 1 zu 24, und der materielle Verlust kann auf drei Millionen Pfund jährlich angeschlagen werden. Man berechnet, daß von 17 Matrosen, welche sterben, zwölf ertrinken oder scheitern; so kommen jährlich 2000 um. Die Unfälle sind zum großen Theil die Folge der Unwissenheit und auch des gegenwärtigen See-Assekuranzsystems, wonach jedes Schiff, so schlecht es auch seyn mag, vermittelst einer starken Prämie immer einen Versicherer findet."

Welche mächtige Triebfeder übrigens zur Beseitigung dieser und ähnlicher Uebelstände das persönliche oder pekuniäre Interesse ist, zeigen folgende Beispiele. In der ersten Zeit der Deportirung der Verurtheilten nach Botany-Bay war die Sterblichkeit während der Ueberfahrt enorm: sie belief sich in gewissen Fällen auf 50 bis 60 Prozent von der Zahl der eingeschifften Individuen. Die Unternehmer, die nur ihren Gewinn vor Augen hatten, nahmen so viel Fracht als möglich auf, ohne sich um die traurigen Folgen, die dies für die Verurtheilten hatte, zu kümmern. Auf folgende Weise machte man diesem Zustande ein Ende. Man setzte fest, daß der Preis der Ueberfahrt nicht mehr von der Zahl der Eingeschifften, sondern von der der lebend in Botany-Bay Angekommenen abhängen solle, und von diesem Moment ab fiel die mittlere Sterblichkeit allmälig auf anderthalb Prozent, d. h. unter die Ziffer der Sterblichkeit, die in dieser Menschenklasse zu Lande vorherrscht. Die Rheder, ohne durch eine legislative Bestimmung dazu gezwungen zu seyn, gaben jedem Fahrzeug einen Arzt mit, der das Sanitätswesen am Bord zu beaufsichtigen hatte und auf den sie einen Theil ihrer Verantwortlichkeit übertrugen, indem sie auch seinen Gehalt nach der Zahl der lebendig ausgeschifften Individuen regulirten.

Vor einigen Jahren wurde eine große Menge von Auswanderern von [illegible] zu fremden Kolonieen transportirt, theils auf Schiffen, die mit großen Kosten unter dem Patronat hoher Beamten ausgerüstet wurden, aber ohne die erwähnte Stipulation, theils von einer Privatgesellschaft, die, da sie nur wenig Fonds zu ihrer Disposition hatte, vor Allem auf Sparsamkeit sehen mußte, dagegen die erwähnte Klausel in ihre Verträge aufnahm. Die Folge davon war, daß hier die Schiffspatrone nach den Angaben der Sanitätsbeamten, die sie aus eigener Bewegung in Dienst genommen, alle erforderlichen hygienischen Maßregeln trafen, und daß ihre Passagiere gesund den Ort ihrer Bestimmung erreichten, während an Bord der anderen Fahrzeuge das Fieber ausbrach und die Sterblichkeit sehr bedeutend war.

Das Prinzip der pekuniären Verantwortlichkeit ist wirksamer als alle Reglements der Welt; es kann diese Reglements ersetzen und eine mehr oder weniger willkürliche und unbequeme Bevormundung unnöthig machen: es wacht, wenn die Behörde, die öffentliche Aufmerksamkeit und die Gefühle der Menschlichkeit schlafen; es behält seine ganze Energie, wenn diese letzteren ohnmächtig sind. Ein Chirurg, der am Bord von Verbrecherschiffen gedient, erzählte mir einst von den Strapazen seiner langen Ueberfahrten, von seinen schlaflosen unruhigen Nächten, indem er selbst darüber wachte, daß die Wachen abgelöst wurden, daß die armen Matrosen ihre durchnäßten Kleider ablegten, ehe sie sich in ihre Hängematte warfen. Als ich ihm wegen dieses Eifers für die Sache der Menschlichkeit Komplimente machte, gestand er mir offen, daß er, indem er so handle, nur seine eigenen Interessen im Auge habe: das Leben der Mannschaft war in seinen Vertrag mit aufgenommen, und alle seine Gedanken und Anstrengungen waren daher nur auf das eine Ziel gerichtet, Alles auf dem Schiffe gesund zu erhalten.

Alles dieses findet seine Anwendung auf die Eisenbahnarbeiten. Wie gewissenlos und leichtsinnig man oft bei diesen verfährt, zeigt folgendes Beispiel. Die Durchbrechung eines Tunnels ward von einem Unternehmer für 57,000 Pfund übernommen. Zwei Tage darauf überließ derselbe seinen Vertrag einem Anderen für 47,000 Pfund und realisirte so mit einem Federzug einen Gewinn von 10,000 Pfund; aber auch der neue Lieferant verpachtete wieder den Bau zu einem noch niedrigeren Preise. Nach der Berechnung eines Ingenieurs konnte man diesen Tunnel für 30,000 Pfund ganz gut herstellen. Da haben wir eine skandalöse Geldvergeudung, welche das Publikum als eine nothwendige Verwendung von Kapitalien blindlings respektiren soll, und um derenwillen dann der Transport der Reisenden, der Waaren und selbst der Produkte des Bodens enorm vertheuert werden muß.

Die Wohnungs- und Nahrungsverhältnisse der Arbeiter auf den englischen Eisenbahnen sind von der Art, daß sie Krankheiten und Fieber unter ihnen erzeugen müssen. Die, welche eine Heimat haben, verlassen dann die Arbeit und kehren nach Hause; aber wie Viele sind aus weiter Ferne hergekommen und haben nicht einen Heller von ihrem Lohn zu sparen gewußt! Da sie in der Gegend fremd sind, so fehlt ihnen jedes Mittel der Existenz, wenn sie nicht zu arbeiten im Stande sind, und da kein Hospital da ist, um sie aufzunehmen, wenn sie krank sind, so müssen sie sich auf Straßen und Feldern hinschleppen; dabei liegen sie unter freiem Himmel und sterben oft am Rande eines Grabens.

Uebrigens ist es kein Wunder, daß diese Menschen um Gegenwart und Zukunft unbekümmert und allen Lastern ergeben sind, welche die Verschwendung erzeugt. Niemand interessirt sich für ihr Schicksal; sie arbeiten wie vernunftlose Wesen; ihre Nahrung, ihre Wohnung sind die der Wilden; sie bilden, wie Herr Roberten sagt, eine Race für sich mit eigenen Namen, Gesetzen und Gewohnheiten. Die Meisten haben fast ihren wahren Namen vergessen und sind nur unter irgend einem Spottnamen ihren Gefährten bekannt und auf den Listen des Unternehmers eingeschrieben. Ihre Heirats-Ceremonie ist von mehr als ursprünglicher Einfachheit. Die beiden Brautleute springen über einen Besenstiel in Gegenwart einer Anzahl von Arbeitern, welche sich bei dieser Gelegenheit zum Trinken versammelt, dann werden sie sofort ins Bett gelegt in demselben Zimmer, wo die Gesellschaft ihre Orgie feiert. Ich habe eine Frau gekannt, die, noch nicht zwanzig Jahr alt, in weniger als drei Monaten schon sechs Menschen auf diese Art geheiratet hatte.

Eine Folge dieses ausschweifenden, unsittlichen Lebens ist die Entartung der Race. Die Kinder, die mitten in dieser Laster-Atmosphäre geboren und erzogen werden, stehen physisch ihren Aeltern bei weitem nach und übertreffen sie natürlich auch noch durch ihre Laster.

Frankreich.

Colbert und die französischen Finanzen.

(Schluß.)

Es ist hier vielleicht der beste Ort, die Uebelstände anzugeben, deren Abstellung der König und Colbert beschlossen hatten, so wie die Menschen zu zeichnen, in denen jene Uebelstände — für die sie endlich büßen sollten — sich gewissermaßen personifizirt hatten. Das ganze Bild der damaligen Lage läßt sich auf zwei charakteristische Kennzeichen zurückführen: — Armuth des Staates, Reichthum der Finanzpächter.

Seit langer Zeit schon überstiegen die Ausgaben die Einnahmen. Das jährliche Defizit betrug bei Fouquet's Sturz 12 Millionen. Wir können uns hier auf die Untersuchung nicht einlassen, weshalb die Einnahmen unzureichend, die Auflagen schlecht vertheilt waren, und wie man zu dem traurigen System einer Verpachtung der Steuern gelangt war. Es genügt, wenn wir jene Verwirrungen schildern, zu denen die Unzulänglichkeit der Hülfsquellen

Anlaß gegeben hatte. Die aufgehäuften jährlichen Defizits, die sich zu jener Zeit durch permanente Anleihen nicht ersetzen ließen, hatten die Einkünfte mehrerer Jahre vorweggenommen. Im J. 1661 z. B. lebte man von der Einnahme des J. 1663. Allein, um im J. 1661 über den Ertrag der Steuern des J. 1663 verfügen, um sich das baare Geld, dessen man benöthigt war und was sich erst 1663 von der Bevölkerung erheben ließ, verschaffen zu können, mußte man den in drei Jahren fälligen Ertrag der Steuern den Geschäftsleuten, den Spekulanten, den Finanzpächtern, von denen man Vorschüsse verlangte, vorweg verkaufen oder, so zu sagen, als Hypothek verschreiben. Hier nun trat eine neue Verwirrung ein. Die Hypothek, um die es sich handelt, wurde nicht auf die Einnahme im Ganzen gegeben. In jener Zeit nämlich war es Sitte, für jeden bestimmten Zweig der Ausgaben einen bestimmten Zweig der Einnahmen anzuweisen, so daß z. B. die Einnahme aus der Kopfsteuer (taille), die aus der Verbrauchssteuer (aides) und die aus der Salzsteuer (gabelle) für diese oder jene Ausgabe dienten. Eine wunderliche Einrichtung, nach welcher nicht alle Einkünfte des Staates solidarisch mit einander verbunden waren, nach der sie nicht alle denselben Kredit genossen, nicht dasselbe Vertrauen einflößten, nicht auf gleiche Weise gesucht wurden. Wer dem Staate Geld vorgeschossen oder vermöge irgend eines anderen Anspruchs sein Gläubiger war, mußte seine Forderung auf irgend einen besonderen Zweig der Finanzen assigniren lassen, auf das, was man einen Partikular-Fonds nannte, so daß er nicht sowohl der Gläubiger des Staates, als irgend eines Zweiges der Einnahme war. Der Staat stand nicht als ein einziger, einen gleichmäßigen Kredit genießender, denselben Grad der Zahlungsfähigkeit besitzender Schuldner da; der Staat war ein guter, ein mittelmäßiger, ein schlechter Zahler, je nach dem Zweige des Einkommens, auf den eine Hypothek eingetragen, und je nachdem der Ertrag dieses Einkommens sicher oder ungewiß, ergiebig oder dürftig, frei oder belastet war. Dieses war die zweite Verwirrung; sie führte eine dritte herbei vermöge einer Weise der Rechnungsführung, der man nicht zu viel thut, wenn man sie ein wahres Labyrinth nennt.

Der Ober-Intendent war das Haupt der ganzen Finanzverwaltung; er ordnete ohne Kontrole Einnahmen und Ausgaben an und war allein dem Könige verantwortlich. Das praktische Detail der Einnahmen und Ausgaben war untergeordneten Beamten, die den Titel Ersparniß-Schatzmeister (trésoriers de l'épargne) führten, anvertraut, denn unter ihren Händen sammelten sich — wie es in der Finanzsprache der Zeit hieß — die Ersparnisse an, d. h. sie waren beauftragt, die Einnahmen zu sammeln und die durch den Ober-Intendanten verfügten Zahlungen zu leisten; sie waren dem Rechnungshofe verantwortlich. Der Ersparniß-Schatzmeister gab es drei, von denen jedoch stets nur einer sich im Dienste befand; jeder versah nach der Reihe während eines Jahres die Functionen des gemeinschaftlichen Amtes. Hätten Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht gestanden, wären die Einnahmen nicht schon, und zwar auf mehrere Jahre, vorweggenommen gewesen, so hätte die abwechselnde Amtsführung der Ersparniß-Schatzmeister höchstens als eine Absonderlichkeit gelten können, sie würde keine Mißbräuche herbeigeführt haben. Die Staatsgläubiger hätten in diesem Falle, um bezahlt zu werden, nichts weiter nöthig gehabt, als dem dienstthuenden Schatzmeister die Verfügung des Ober-Intendanten vorzuzeigen, auf welcher der Ursprung ihrer Forderung, so wie der Zweig der Einnahme, auf den jene angewiesen, angegeben seyn mußten. Allein da die Einnahmen des Staates schon auf mehrere Jahre verfallen waren, konnte das Geschäft auf so einfache Art nicht abgemacht werden, und nun sehe man, welche Verwirrung in der Rechnungsführung hieraus entstand!

Der dienstthuende Schatzmeister, da er nicht zahlen konnte, gab, statt der Zahlung, im Austausch gegen die Verfügung des Ober-Intendanten, Papiere, welche Ersparniß-Billets (billets d'épargne) hießen; mit diesen Billets hatte man sich eine sogenannte Aufschubs-Ordonnanz (ordonnance de remise) zu verschaffen. Diese Aufschubs-Ordonnanz verwies die Forderung auf die Fonds des Schatzmeisters des folgenden Jahres, allein da auch die Fonds dieses Schatzmeisters durch antizipirte Zahlungen bereits absorbirt waren, so tauschte er die Aufschubs-Ordonnanz gegen neue Ersparniß-Billets ein, und so ging es weiter, bis sich ein Jahr und Fonds fanden, die noch nicht mit Beschlag belegt waren.

Das Publikum, die Beamten, die Höflinge wußten sich nicht mehr zurecht zu finden in diesem Labyrinth. Es war das Talent der Geschäftsleute, sich darin um einen schmählichen Gewinnst abzuarbeiten.

Man wird leicht begreifen, daß bei den Transformationen, welche die Forderungstitel erlitten, sie ihre Natur veränderten. Wir haben auseinandergesetzt, wie der Werth einer Forderung, je nach der Natur der Fonds, auf welche sie angewiesen wurde, verschieden war. Allein auch der Grund der Forderung, der Anspruchstitel, so wie die Angaben derjenigen Fonds, auf welche sie zur Löschung angewiesen war, verschwand meistens durchaus, und der relative Werth der Forderung änderte sich völlig, während sie durch die Hände der drei Schatzmeister wanderte. Die Forderung besaß nur noch so viel Werth, als ihr die Bedeutung und der Kredit ihres Besitzers verleihen konnten. Die Finanzpächter, die große Geschäfte mit der Regierung machten, waren stets sicher, ihre Ersparniß-Billets auf sichere Fonds angewiesen zu bekommen, Gunst und Macht gaben den Höflingen dasselbe Privilegium. Daraus entstand ein ungezügeltes Plünderungssystem. Es gab Ersparniß-Billets, die im Publikum nicht mehr als 10 pCt. ihres ursprünglichen Werthes galten. Die Finanzpächter, die Spekulanten, die Partisans — wie sie in jener Zeit genannt wurden — kauften sie zu diesem Preise auf und ließen sie sich bei ihren Geschäften mit dem Ober-Intendanten wieder für voll ausbezahlen. Die Unordnung ging so weit, daß fingirte Anweisungen, — die durch einen anderen Fehler des Rechnungswesens, der hier nicht erklärt werden kann, entstanden waren — durch ein Manöver in wirkliche Anweisungen verwandelt wurden; eine Anleihe von 6 Millionen — um nur Einen Skandal anzuführen — wurde fast in demselben Augenblick, wo sie abgeschlossen ward, rückgängig; die Ersparniß-Billets, die zum Behuf dieser Anleihe vorbereitet waren, hätten annullirt werden sollen, sie wurden aber in Umlauf gesetzt, und der Staat ward so mit der Schuld, die er nicht kontrahirt hatte, beschwert.

Diese Zustände bereicherten die Finanzpächter, besonders aber die höheren Beamten des Finanzministeriums, vor Allen Fouquet.

Eine Schilderung der Finanzpächter, jener unter dem Namen „Partisane" so berüchtigten Spekulanten der damaligen Zeit, würde eines der interessantesten Kapitel in einer Sittengeschichte des 17. Jahrhunderts bilden. Die Hauptzüge findet man bei den Moralisten, den Memoirenschreibern und Anekdotensammlern jener Epoche. Die Memoiren Gourville's, dieses zweiten Gilblas, der Haushofmeister des Herzogs von Larochefoucauld war, der während der Fronde den Bravo machte, und der beinahe in einer schönen Nacht den Coadjutor von Paris, als dieser von einem seiner täglichen Besuche bei Fräulein von Chevreuse zurückkehrte, im Herzen der Hauptstadt entführt hätte, der in wenigen Jahren in Finanzpacht und im Spiel ein kolossales Vermögen gewann, der, den einen Tag zum Spiel des Königs eingeladen, am anderen in contumaciam zum Tode verurtheilt und zur Flucht genöthigt wurde, den wir darauf als vertrauten Freund des großen Condé sehen, und der endlich umringt von 90 Kindern und Enkelkindern, belastet mit Jahren und Reichthümern starb — die Memoiren Gourville's sind gleichsam die Odyssee jener abenteuernden Piraten des Finanzwesens. Die meisten von ihnen hatten, wenn sie schon nicht denselben Geist, wie Gourville, besaßen, doch den gleichen Weg mit ihm gemacht; sie hatten die Livree getragen. Nur in der Geschichte der englischen Gesellschaft findet sich vielleicht in der Klasse der sogenannten „Nabobs", jener in Ostindien reich gewordenen Beamten der Compagnie, ein Seitenstück zu der verrufenen Klasse der französischen Partisane.

So waren die Menschen beschaffen, welche die Fehler der Finanzverwaltung ausbeuteten und eine Heilung fast unmöglich zu machen schienen. Sie drängten sich um den Ober-Intendanten Fouquet, und dieser repräsentirte so durchaus ihr Interesse, wußte so gut für sie zu sorgen, daß, wenn der Staat eine Anleihe machte, die Finanzpächter Fouquet's Bürgschaft der Garantie des Staates vorzogen; sie schossen Fouquet Gelder vor, die er, anscheinend auf eigene Rechnung, wiederum dem Staate vorschoß. Allein wenn der Ober-Intendant durch seine Verschwendung und durch seine Unregelmäßigkeiten die Klasse der Partisane weit hinter sich ließ, so war auch sein Sturz nicht zu vergleichen mit den gewöhnlichen Unglücksfällen, die jener Art Menschen zustoßen konnten.

Das Verbrechen, der Fehler oder, wenn man will, das Unglück Fouquet's bestand darin, daß er nicht sah, wie eine neue Epoche für Frankreich beginnen mußte, als die letzten der durch die Fronde erzeugten Unruhen geendet hatten, und daß er nicht bemerkte, wie Mazarin's Tod diese Epoche bezeichnete — eine Verblendung des Geistes, zu der sein Charakter viel beitrug. In der That fehlte es Fouquet nicht an Intelligenz; alle seine Zeitgenossen haben seine Gewandtheit, sein Talent, seine Kenntnisse gerühmt. Er verstand sich vollkommen auf die Geschäfte, wie sie vor und während seiner Zeit betrieben wurden; er war mit dem an sich verworrenen, durch so viel Fehler noch verworrener gemachten Zustand der Finanzen vertraut, und nie fehlte es der Politik Frankreichs während Fouquet's Ministerium an den zu ihren Zwecken nöthigen Geldmitteln. Er mochte glauben, daß die Pflicht nicht mehr erheische, allein, wenn er dergleichen glaubte, so war es sein Charakter, der es ihn glauben ließ. Die Unordnung in den Finanzen war fast herkömmlich, seit Sully hatte Niemand daran gedacht, sie wie ein wohlgeordnetes Hauswesen zu verwalten. Fouquet fand in dieser Verwirrung das Mittel, seinen politischen Ehrgeiz und eine leidenschaftliche Natur zu befriedigen. Er hatte Richelieu's, Mazarin's Beispiel vor Augen und träumte von einer der ihrigen gleichen Stellung. Das finanzielle Wirrsal machte es ihm möglich, jährlich Millionen auf die Ausführung dieses Gedankens zu wenden, die Fortsetzung der alten Mißbräuche erlaubte es ihm, die ersten Personen des Hofes und die bedeutendsten Männer der Verwaltung unter seinen Pensionairen zu enrolliren. Prachtliebend und sinnlich, kannte er mit Hülfe der Verwirrung, die ihn mit einem Goldregen überschüttete, seinen Neigungen, seinen Leidenschaften ohne Hinderniß fröhnen. Die schwerste Aufgabe für Fouquet war — Colbert hatte es seit 1659 erkannt — nicht die Reform der Finanzen, sondern die Reform seiner selbst.

Seit Mazarin's Tode schritt er unaufhaltsam seinem Untergange zu. Schon ward der König gegen ihn eingenommen; Mazarin hatte Ludwig, indem er Colbert empfahl, vor Fouquet gewarnt. Ludwig wäre von seiner übelen Meinung vielleicht zurückgekommen, hätte Fouquet einigermaßen sein Benehmen geändert. Allein dieser war weit entfernt von einem solchen Gedanken. Er konnte sich nicht enthalten — sagt Ludwig XIV. selber — die außerordentlichsten Ausgaben zu machen, Paläste zu bauen und Kabalen zu schmieden, um sich zum wahren Gebieter des Staates zu machen. Während der König den Sturz Fouquet's nur in der Furcht, wichtige Angelegenheiten zu kompromittiren, verschob, wähnte sich dieser auf dem Gipfel der königlichen Gunst. Anstatt auf die ernsten Regentengedanken des Königs einzugehen, affektirte er, nicht von Politik mit ihm zu reden, ein Benehmen, das Ludwig nur noch mehr aufbrachte. Unter diesen Umständen gab Fouquet sein famoses Fest in Vaux. Es ist bekannt, daß der König, wäre er nicht durch die Königin-

Mutter zurückgehalten worden, den Ober-Intendanten noch während des Festes hätte verhaften lassen, so sehr war er gereizt durch den unverschämten Luxus, welchen jener entfaltet hatte.

Ludwig reiste endlich nach Nantes ab, wo, wie er beschlossen, die Verhaftung Fouquet's vor sich gehen sollte. Dieser ahnte nichts; er glaubte, er werde über Colbert triumphiren, und seine Verblendung endete nicht eher, als da er nach dem Schlosse von Angers — welches er für Colbert in Bereitschaft setzen lassen — abgeführt wurde.

Ehe er Nantes verließ, äußerte Ludwig gegen den Marschall Villeroi, daß er einen Finanzrath einsetzen werde, dessen Chef Villeroi seyn solle; allein bald darauf wurde Colbert als sein alleiniger General-Controleur ernannt, der sonach die eigentliche Verwaltung der Finanzen übernahm.

(Schluß folgt.)

Ueber die Zerstückelung des Grundbesitzes in Frankreich.

Herr Geheimer Oberregierungsrath, Professor Dieterici, von dem so eben ein treffliches Werk zur Vergleichung des Volkswohlstandes in Preußen in den drei Epochen vor 1806, vor 1832 und in der neuesten Zeit erschienen *), ein Werk, das über die früheren Zustände des preußischen Staates, verglichen mit den gegenwärtigen, Auskunft und Belehrung giebt, wie sie bisher noch in keinem anderen Buche zu finden war, theilt in einem der neuesten Hefte der „Annalen der Landwirthschaft" **) einen seinem Gegenstande nach auch vor unser Forum gehörenden Artikel über die Zerstückelung des Grundbesitzes in Frankreich mit. Der Verf. veröffentlicht hier in einem Bericht an den Herausgeber die Resultate von Nachforschungen, die er auf einer im vorigen Jahre nach Frankreich unternommenen Reise über einen Gegenstand angestellt, der zu den mannigfachsten Urtheilen schon Anlaß gegeben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gesetzgebung, die der Vertheilung des Bodens ad infinitum keinerlei Hinderniß entgegensetzt, mit vielen Nachtheilen für die Kultur desselben verbunden seyn kann; wenn man daraus jedoch auch sogar Gefahren für den Zustand der Gesellschaft und für den Staat überhaupt hat ableiten wollen, so scheint man die wirklichen Zustände nicht gekannt und, wie dies nur allzu häufig geschieht, vor lauter Konsequenz in der theoretischen Auffassung übersehen zu haben, daß die Natur der Dinge für Uebelstände dieser Art die Heilung schon in sich selber trage. Die Ermittelungen des Herrn Dieterici bestätigen das Letztere vollkommen, und theilen wir in Nachstehendem die Schlußresultate seiner Bemerkungen mit:

„Im Allgemeinen", sagt er, „möchte ich folgende Gedanken und Beobachtungen als unzweifelhaft sich herausstellende Resultate aufzählen:

1) Es ist richtig, daß in einzelnen Gegenden Frankreichs der Besitzstand vom Grund und Boden in sehr kleine Theile zertheilt ist; so daß von einzelnen solcher Besitzungen der Eigenthümer mit seiner Familie nicht leben kann.
2) Indessen sind diese Verhältnisse doch oft übertrieben dargestellt worden. — Wo bloßer Ackerbau (nicht Weinbau, Gartenbau ꝛc.) ist, kommt es doch nicht oft vor, daß etwa die ganze Feldmark in solche allzu kleine Stücke zertheilt wäre. Die meisten kleinen Eigenthümer haben, insofern sie ganz vom Ackerbau leben, so viel Land, um davon bestehen zu können (1½ Hektaren in minimo), die zu kleine Vertheilung erscheint doch meistentheils nur als Ausnahme.
3) Für die Agrikultur und die Existenz der einzelnen Eigenthümer treten in Frankreich besondere Verhältnisse ein, welche die mit zu kleinem Besitz sonst verbundenen Nachtheile mildern. — Der überwiegende Getraidebau verlangt Kultur in großen Flächen. Diejenigen Eigenthümer, welche zu wenig Land haben, verpachten solches meist an größere Fermiers, die im Ganzen und Großen wirthschaften, und leben außer ihrer Pachteinnahme von Tagelohn ꝛc. — Ueberhaupt ist das Verhältniß des Verpachtens und Pachtens ein sehr allgemeines.
4) Die Gesetzgebung enthält durchaus keine Bestimmungen über die Größe der Güter, oder um die Vertheilung zu hindern. Sie überläßt dies der freien Konkurrenz und Entwickelung der Verhältnisse. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn vor 6 oder 8 Jahren es den Anschein hatte, als wäre unter den Landbewohnern eine zu große Tendenz zur Theilung ihres Grundbesitzes, dies sehr nachgelassen und die eigene Ueberlegung die Leute dahin gebracht hat, nicht zu weit zu theilen. Statistisch hat die Bevölkerung mehr zugenommen, als die Anzahl der Parzellen Landeigenthum in Frankreich.
5) Wo Wein gebaut wird, und besonders, wo Gartenkultur ist, namentlich in der Nähe großer Städte, wie Paris, treten ganz besondere Verhältnisse ein, und kann oft sehr kleiner Bodenraum hohe Rente gewähren.
6) Im Ganzen kann man nach den Pachtpreis- und Katasier-Verhältnissen sich nicht verhehlen, daß in Frankreich, namentlich in seinen nördlichen Theilen, die ich nur näher kennen gelernt, der Acker sehr fleißig bestellt wird und bei der großen natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens auch reichlich einträgt."

*) Der Volkswohlstand im Preußischen Staate. In Vergleichungen aus den Jahren vor 1806 und vor 1828 bis 1832, so wie aus der neuesten Zeit; nach statistischen Ermittelungen und dem Gange der Gesetzgebung, aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici ꝛc. Berlin, Mittler, 1846.

**) Herausgegeben vom Präsidium des königl. preuß. Landes-Oekonomie-Kollegiums und redigirt von dem Generalsekretair desselben, Dr. Alex. von Lengerke ꝛc. Vierter Jahrgang. Achten Bandes zweites Heft. Berlin, Veit u. Co., 1846.

Mannigfaltiges.

— Janin's Epistel an einen Berliner. Das Journal Français de Berlin (die ehemalige Abeille) enthielt vor einigen Wochen ein aus Französisch-Buchholz (bei Berlin) vom 5. Okt. 1846 datirtes Schreiben an Herrn Jules Janin in Paris, das M. K. unterzeichnet war und sich als von einem Nachkommen der von Ludwig XIV. aus Frankreich vertriebenen Protestanten abgefaßt darstellte. Einige Wendungen des Schreibens selbst sprechen zwar gegen diese Abstammung seines Verfassers — denn unmöglich können wir einem Mitgliede der „französischen Kolonie" in Bezug auf die Geschichte seiner eigenen Gemeinde den Anachronismus zutrauen, den sich der Verf. zu Schulden kommen läßt, indem er jene Vertriebenen von Friedrich dem Großen in seinen Staaten aufnehmen läßt *) — Herr Janin hat inzwischen das Schreiben für das genommen, wofür es sich ausgiebt, und da es sich in demselben nicht sowohl um eine Entscheidung über die Vorzüge des 17. oder des 18. als vielmehr um einen Vorzug unseres eigenen Jahrhunderts, nämlich um die Eisenbahnen, handelt, so kann sich auch unser historisches Gewissen über den Französisch-Buchholzischen Anachronismus beruhigen. Herr M. K., der die ländliche Einsamkeit liebt, ist ein geschworener Feind der Eisenbahnen, die — wahrscheinlich ist die Berlin-Stettiner gemeint — „die poetische Stille der Wälder, das leise Murmeln der Bäche, den zarten Schmelz der Wiesen, den balsamischen Duft der Frühlingsnächte" durch ihr hurtiges Donnergepolter, durch ihr gellendes Zischen und Pfeifen, durch Steinkohlendampf und lange Rauchwolken in die leibhaftigste Prosa verwandeln. Was soll nun aber Herr Janin hiergegen thun? Kann er der bei Französisch-Buchholz vorüberführenden Eisenbahn eine andere Richtung geben? Der ländliche Mitarbeiter des Journal Français de Berlin hat wahrscheinlich von Herrn Janin nichts Anderes als eine Antwort gewollt, die ein nicht uninteressanter Beitrag des viel gesuchten und reich honorirten Pariser Journalisten für das Berliner Blatt wäre, und das ist ihm vollkommen gelungen. Der gewandte Schriftsteller, der sich da, wo er zuhause ist, nicht leicht ein X für ein U machen läßt, hat das Schreiben aus Französisch-Buchholz für baare Münze genommen und sucht nun den Verfasser, der ein so altes verwittertes Ansehen sich giebt, zu belehren, daß nicht Alles, was von den Altvorderen uns überliefert, darum auch immer gut sey, daß die Eisenbahnen die friedlichste, unblutigste Revolution der Welt wären, dazu bestimmt, Völker mit Völkern, Könige mit Königen zu verbinden, das Menschenleben zu verdoppeln, die Zeit zu besiegen und den Raum verschwinden zu machen. Das sind freilich, wird man sagen, lauter Dinge, die man nicht erst von Paris nach Berlin zu schreiben braucht, aber in der schillernden pikanten Weise, mit der Herr Janin dergleichen Gemeinplätze vorträgt, lesen sie sich doch wie interessante Neuigkeiten. Ja, das Paradoxon sogar, durch das Herr Janin den angeblichen Hugenotten-Nachkömmling mit Ludwig XIV. und Frau von Maintenon aussöhnen möchte, nimmt man wie eine historische Wahrheit hin. Er schreibt diesem nämlich: „Greis, den ich verehre und liebe, mit Deiner geöffneten Bibel, mit diesem heiligen Buche, das von dem Blute der Märtyrer der Bartholomäusnacht oder von dem der Märtyrer in den Cevennen bereit ist; Greis, dessen Vorfahr die Dragonnaden Louvois' erduldete und das Wort der Barmherzigkeit Fenelon's vernahm; Mann, der Du über die Vergangenheit und ihre Verfolgungen eben so wie über die Zukunft und ihre Versprechungen klagst; Undankbarer, dem Gott ein doppeltes Vaterland gegeben, ja Undankbarer, der Du hundert Jahre vor Deinen Brüdern in Frankreich frei gewesen: Undankbarer, der Du in Folge jener Verbannungen, denen Du jetzt noch grollest, die Tyranneien Robespierre's, die wilden Proscriptionen des Schreckens, diese mit dem edelsten Blut gefärbte Schande, nicht zu dulden brauchtest: Undankbarer, der Du des heiligen Ludwig's Sohn und seine Gattin und seine Schwester nicht hast das Schaffot besteigen sehen; Undankbarer, der Du damals ruhig in Deinem Dorfe des großen Friedrich's lebtest, im Frieden des deutschen Himmels, während das unglückliche Frankreich seine edeln Eingeweide mit eigenen Händen zerriß; Du, der Du nur von fern, wo er sich am besten ausnahm, den Ruhm Bonaparte's gesehen, diesen Ruhm, von dem Du doch Deinen Antheil hast (!), während er Dich gar nichts gekostet (!); Du endlich, der Verbannte von ehemals, der Du aus allen jenen Kriegen Dein Vermögen, Deine Kinder, Deinen Glauben, Deine Selbstachtung retten konntest — Du bewahrst doch wie eine Religion den ewigen Groll Deines Herzens."

Es ist dies zwar die schönste Stelle seiner Epistel nach Berlin, gleichwohl dürfte auch der übrige Theil derselben nicht blos von ihrem Empfänger, sondern auch von dem Publikum des Journal Français de Berlin mit Vergnügen gelesen worden seyn.

*) Es heißt in dem Schreiben des Herrn M. K. wörtlich: L'histoire n'est déjà chargée d'ajouter aux glorieux titres qui lui assuraient l'immortalité, la libérale hospitalité que Frédéric le Grand accorda dans son royaume à cette infortunée colonie peuplée de familles françaises, dont chacune avait à pleurer au moins un martyr ou une victime. — J'habite un de ces villages que la munificence du grand roi consacra généreusement aux malheureux proscrits de votre nation."

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 137. Berlin, Sonnabend den 14. November 1846.

England.

Scenen aus dem Kampfe der Engländer und Franzosen im südlichen Frankreich im Frühjahr 1814.

Von einem englischen Offizier.*)

Der Abend des 15. Februar 1814 inmitten der so abwechselnd schönen Scenerieen der Nieder-Pyrenäen war ein außerordentlich angenehmer. Obgleich der beginnende Frühling noch nicht alle Spuren des Winters gänzlich verwischt hatte und die Gipfel einiger Berge noch in Schnee gehüllt waren, so theilte doch der Sonnenuntergang mit seinem stets wechselnden Schimmer von Gold und Purpur der prachtvollen Landschaft von Berg und Wald mit eingestreuten fruchtbaren Thälern einen unbeschreiblichen Reichthum und Glanz mit. Aber die friedliche Klarheit der Natur war an diesem Abend in seltsamem Widerspruche mit der geräuschvollen Heftigkeit des Krieges, mit dem Donner von Kanonen und vollen Ladungen des kleinen Gewehres und mit der Mischung von feindlichen Heeren in tödtlichem Kampfe zu Angriff und Vertheidigung.

Zwei oder drei Tage vorher begann der Herzog von Wellington aus der Gegend von Bayonne wieder vorzurücken, nachdem ihn ein ungewöhnlich strenger Winter veranlaßt hatte, auf kurze Zeit in seiner glänzenden Siegesbahn stehen zu bleiben. Bei diesem Vorrücken hatte der rechte Flügel der Armee unter Lord Hill mit großer Tapferkeit und Geschicklichkeit den Feind von Stellung zu Stellung getrieben und ließ ihm keine Zeit, sich wieder zu erholen. Mit Anbruch des genannten Tages bewegten sich die Truppen auf einer Bergstraße, die leichte Infanterie voraus, und man hatte nach und nach den thätigen Feind gezwungen, die zahlreichen Verhaue, die er auf der Straße gemacht, zu verlassen, und er mußte die haltbaren Stellen aufgeben, die er überall fand und von denen er so gut Vortheil zu ziehen wußte. An einer Stelle machte der Herzog selbst eine Untersuchung**) und kam dem Feinde so nahe, daß seine Reiterei schon mit einem Anfall drohte, aber den Grenadieren des 39. Regimentes ward die Ehre, Se. Herrlichkeit zu decken. Spät Nachmittags faßte die Brigade des Generals Pringle, welche damals aus dem 28. und 39. Regiment bestand und zur zweiten Division gehörte, auf einer Höhe zur Linken der Straße Posto mit einigen Geschützen. Unmittelbar vor ihnen war eine tiefe, steil zulaufende Schlucht, welche die Höhe von einem starken Hügel dicht an der kleinen Stadt Garris trennte und auf welchem ein Heerhaufe des Feindes, 6000 Mann stark, Stellung genommen hatte. Beide Stellen, so wie die scheidende Schlucht, waren rauher Waldgrund, zum Theil, besonders die Schlucht, sehr dicht bewaldet. Während die leichte Infanterie der Brigade ohne Aufenthalt in die Tiefe hinunterstieg und lebhaft die leichten Truppen des Feindes vor sich her trieb, hatten die Geschütze ein kräftiges und wohlgerichtetes Feuer über die Schlucht und über die Köpfe der darin Kämpfenden eröffnet. Zur Zeit, als der Sonnenuntergang anfing das liebliche Abendroth zu verbreiten, wurden die Gewehre der Brigade zusammengestellt, um den Leuten eine kurze Rast zu gönnen. Offiziere und Gemeine standen gruppenweise, ängstlich auf den Eindruck spähend, welchen die schnell auf einander folgenden Entladungen***) des Geschützes auf die feindlichen Heersäulen machten, oder sie lauschten dem Rasseln der Gewehre der im Hohlwege einzeln Kämpfenden (skirmishers), welche, obgleich ganz nahe, doch dem Auge durch das dichte Gehölz entrückt waren. Dann und wann wurde die Aufmerksamkeit durch die Ankunft verwundeter Kameraden gefesselt, die von der Tiefe heraufstiegen, um unsere Stellung zu erreichen. Unter ihnen war Hauptmann Gale, der, tödtlich verwundet, herausgetragen werden mußte. Er hatte die leichte Compagnie des 28. Regiments geführt. Die vorgerückte Zeit des Tages schloß den Gedanken aus, daß noch etwas diesen Abend ausgeführt werden sollte. Müde von ihrem langen und anstrengenden Tagewerke, sahen die Umstehenden schon auf die Ruhe des offenen Nachtlagers (bivouac) hin und betrachteten sich mehr als Zuschauer, denn als mitthätig in dem anziehenden Schauspiele; da sprengte ein Adjutant heran, lebhaft den Befehl des Herzogs aussprechend, indem er auf die Stellung des Feindes deutete: „Nehmet den Hügel, ehe es finster wird!" (Take the hill, before dark).

Die ganze Brigade setzte sich, wie durch einen Zauber, auf diese Worte in Bewegung; die Soldaten bedurften keines besonderen Befehls. Eine stolze Freude lächelte auf allen Gesichtern; Jedermann fühlte die Huldigung, die der Brigade dadurch gebracht wurde, daß man ihr erlaubte, den Feind beim Kragen zu nehmen (wörtlich: den Stier bei den Hörnern zu nehmen); und die Ehre war noch durch die kurzen Worte des Befehls vermehrt, welcher das vollste Vertrauen in die Truppen voraussetzte und von der Abwesenheit eines jeden Zweifels an dem Erfolge des Angriffes zeugte. Und so groß war auf der anderen Seite das Vertrauen, welches die Truppen in ihren erlauchten Oberbefehlshaber setzten, daß sein Befehl selbst schon eine Bürgschaft für sie war, daß sie ihn auszuführen im Stande seyen; sie wußten ganz gut, daß man sie nicht in einem ungleichen Kampfe aufopfern werde, und daß sie nöthigenfalls zu rechter Zeit würden unterstützt werden. Da es der Zufall und das gute Glück wollte, daß das 39. Regiment vorzüglich und in unmittelbarer Nähe des Feindes zu streiten hatte, so sollen dessen Bewegungen jetzt ausschließlich beschrieben werden. Seine alten und tapferen Freunde vom 28. Regimente, so wirksam auch ihre Dienste bei dieser Gelegenheit waren, so waren sie doch auf einem Punkte, welcher sie nicht in engere Berührung mit dem Gegner brachte. Das 39. Regiment war eine kleine Armee von Brüdern, mit wenig oder gar keinem Unterschiede in seiner Tüchtigkeit, ausgenommen etwa der stärkere oder geringere Einfluß, welchen die Charaktere der kommandirenden Offiziere nothwendig auf die Truppen haben. Alle durch dieselben Grundsätze befehligt und von denselben Gefühlen und Gesinnungen durchdrungen, waren gleich beflissen, ihre Pflicht zu thun; und obgleich der Name „Garris" noch nicht neben anderen Namen glorreichen Andenkens auf der Fahne des Regiments glänzt, verdient er doch dort zu seyn, wenn die Ehrenbezeugungen nach der Art, wie man sie gewinnt, abgeschätzt werden.

Sobald das Regiment sich erhoben hatte, wiederholte der kommandirende Offizier, damals Oberst, jetzt General-Lieutenant, Sir Robert W. O'Callaghan, den Befehl mit denselben kurzen und doch vielsagenden Worten: „Take the hill, before dark!" Der Eindruck war elektrisch. Die Soldaten antworteten mit einem lauten, tiefen, feurigen, wahrhaft brittischen Cheer. Man hörte dann die Worte: „Fix bayonets!" „Shouldre arms!" „Double quick!" und im nächsten Augenblicke stürzte sich das ganze Regiment in geschlossener Reihe in den Hohlweg. Wenige Sekunden war es in der tiefen Schlucht unsichtbar, aber sein Lauf wurde deutlich durch den fortgesetzten begeisterten Freudenruf. Es bahnte sich schnell den Weg durch das wilde Thal und erklimmte mit festen Schritten die feindliche Stellung, ohne selbst einen Schuß zu thun, aber unter dem Kugelregen, der von oben auf dasselbe sich ergoß. Der Schall der Kugeln, die überall an die Bäume schlugen, hatte eine eigenthümliche Wirkung, aber bei den Leuten richteten die Kugeln wenig Schaden an während des Hinaufsteigens auf die steile Höhe, da sie etwas zu hoch gingen. Nur die reitenden Offiziere litten; alle waren entweder selbst getroffen, oder die Pferde fielen unter ihnen. Gleich anfangs wurde, zum Bedauern Aller, der General Pringle, der sich an die Spitze des Regiments gestellt hatte, gefährlich verwundet und mußte zum Nachtrabe geführt werden. Nach vieler Beschwerlichkeit wurde der Gipfel erreicht und augenblicklich genommen. Der Feind, irre geleitet durch die Bodenbeschaffenheit und vielleicht auch durch die Schatten des Abends, nahm ohne Zweifel den angreifenden Heerhaufen für viel zahlreicher, als er wirklich war, und zog sich schnell, jedoch nicht weit, zurück. Das Regiment verlor keine Zeit, seinen errungenen Vortheil zu vermehren, indem es sich rechts schwenkte, den Rand der Höhe zu säubern. Aber in dieser Beschäftigung, den Feind am Rande vor sich her zu treiben, wurde dieser auch gewahr, daß er es hier nur mit einem einzigen Bataillon zu thun habe, und er brachte seine Hauptmacht heran, um das vorrückende Regiment anzugreifen. Dieses hatte bisher sein Feuer zurückgehalten, aber jetzt, sogleich als der Feind nahe kam, empfing es ihn damit sehr erfolgreich. Unter denen, welche man bei den Franzosen fallen sah, war ein Trommelschläger, ein sehr schöner Bursche, der kühn vorwärts drang und zum Angriffe schlug. Die Franzosen waren nicht entmuthigt und drängten mit großer Entschlossenheit; die Bajonnette kreuzten sich, und Gefecht Mann gegen Mann folgte. Der Oberst O'Callaghan, dessen Pferd er-

*) Aus Maxwell's: Peninsular Sketches, II, 130. Der Aufsatz ist überschrieben: „Take the hill before dark!"

**) Reko gnoszirung, welches von Franzosen, wie so viele tausend andere militairische Ausdrücke, geborgt ist, wird in neueren Schriften mit dem deutschen: Erkennung wiedergegeben. Wir glauben, Untersuchung ist nicht blos einfacher, sondern auch erschöpfender.

***) Discharge kann ganz gut mit Entladung übersetzt werden, obgleich dies eine Doppelbedeutung enthalten kann, nämlich, die Ladung herausziehen, oder abschießen. Dagegen wünschten wir für das bald folgende skirmishes einen erschöpfenderen Ausdruck als Einzelkämpfer. Scharmützler klingt uns zu undeutsch.

schossen war und der jetzt zu Fuß an der Spitze des Regiments kämpfte, erhielt einen Bajonnettstich in die Brust und zu gleicher Zeit einen anderen in das Schienbein. Der verstorbene Lieutenant Georg Coleman führte edelmüthig die Grenadiere. Lieutenant Evans, der tapfere Anführer der Scharfschützen des 60. Regiments, welche den leichten Compagnieen der Brigade beigegeben waren, rang persönlich mit einem französischen Hauptmann, und sie fielen Beide zusammen auf den Boden. Evans war klein und konnte es nicht mit dem Gegner aufnehmen, aber er hielt den ungleichen Kampf aus, bis ein Grenadier vom 39. Regiment zu seiner Hülfe herbeieilte und der Franzose zum Gefangenen gemacht wurde. Unter den Gemeinen thaten sich besonders zwei hervor, die wegen ihrer kleinen, unschönen und schmutzigen Gestalt bisher die Zielscheibe des Spottes waren. Einer wurde so verwundet, daß er für immer kampfunfähig blieb.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Colbert und die französischen Finanzen.

(Schluß.)

Wir können uns nicht in die Details des Prozesses gegen Fouquet einlassen. Nie war wohl ein Sturz verdienter, als der seinige. Wir wollen nur einige Ziffern aus den Prozeß-Akten ausheben, die von der wahnsinnigen Vergeudung einen Begriff machen können, welche Fouquet sich, noch im Augenblicke seines Falles, erlaubte. Sein Schloß Vaux hatte ihm 9 Millionen Livres gekostet; im verflossenen Jahrhundert verkaufte der Marschall Villars, der spätere Eigenthümer desselben, allein die unbrauchbar gewordenen Bleiröhren der Wasserkünste für 490,000 Livres. Es ergab sich im Verlauf des Prozesses, daß Fouquet seinem Haushofmeister Balet in zehn Monaten 336,000 Livres gegeben hatte; im J. 1660 beliefen sich seine Ausgaben für seine Dienerschaft allein auf 371,000 Livres. In seiner Schatulle fanden sich interessante Nachweise über die Geschenke, welche er gemacht. Der Herzog von Brancas hatte 600,000, der Herzog von Richelieu 200,000, der Marquis von Crequy 100,000 Livres erhalten. Der Name der Marquisin Duplessis-Bellière figurirte mit einer Summe von 200,000 Livres; von anderen Damen fanden sich Dankschreiben; der einen hatte er ein Haus gekauft, der anderen 80,000 Livres zugeschickt, einer dritten, die Ehrendame der Königin war, ein Geschenk von 50,000 Thalern versprochen. Die Entdeckung jener Schatulle brachte Schrecken unter den Damen des Hofes hervor; glücklicherweise war Ludwig klug genug, den großen Skandal, der zu erwarten stand, zu vertuschen.

Dennoch behielt Fouquet die öffentliche Meinung für sich; die Verfolgung, deren Gegenstand er war, hatte so sehr den Anschein eines persönlichen Hasses, daß er ein Interesse, dessen er nicht würdig war, erregte. Alle Welt sah in seinem Sturze Colbert's Hand, und Colbert's Glück erregte bereits Neid. Auch besaß dieser nicht die verführerische Persönlichkeit, durch die Fouquet so viele Freunde erworben. Fouquet's Aeußeres zog eben so sehr an, als das Aeußere Colbert's abstieß. Der General-Controleur hatte mehreren seiner Verwandten Sitz und Stimme in dem Tribunal gegeben, welches über den ehemaligen Ober-Intendanten erkennen sollte. Die Härte dieser Leute empörte sogar ihre Kollegen. Allgemein war der Glaube, daß Colbert es nur auf seines Vorgängers Verderben abgesehen habe, ein Eindruck, der sich auch in den Briefen der Frau v. Sevigné, nur noch erhöht durch ihre warme Freundschaft für Fouquet, wiederfindet. Fouquet, wie bekannt, kam zwar mit dem Leben davon, mußte es jedoch im Kerker beschließen.

Wir behalten uns die Auseinandersetzung der Maßregeln, die Colbert ergreift, nachdem er Fouquet an der Spitze der Finanz-Verwaltung ersetzt hatte, für einen zweiten Artikel vor. Der verschiedene Erfolg seiner Thätigkeit hing mit den Tugenden und Fehlern seines Geistes und Charakters zusammen, und diesen seinen Geist und Charakter müssen wir zuvörderst in Colbert's Verhalten in Geschäften, in seinem Benehmen gegen den Hof und den König kennen lernen. Gourville, dessen Aufrichtigkeit nicht verdächtig und dessen Sachkenntniß unbestreitbar ist, sagt von Colbert, daß alle diejenigen, die mit den in der Finanz-Verwaltung eingerissenen Unordnungen bekannt waren, darin übereinstimmten, wie allein Colbert durch sein Genie, seine Thätigkeit und Festigkeit im Stande gewesen sey, eine so große Ordnung in diesem Fache, wie nun in demselben herrsche, herbeizuführen. Gourville hätte hinzufügen können, daß eben dieser außerordentliche Fleiß, diese Festigkeit Colbert's Genie ausmachten. Colbert besaß jene Eigenschaften, aus denen Thätigkeit und Festigkeit sich erzeugen — Ehrgeiz und strenges Pflichtgefühl. Eben so besaß er zwei andere Eigenschaften, die wiederum Erzeugnisse der genannten beiden sind, einerseits: Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit, andererseits: ein unerschütterliches Selbstvertrauen, einen energischen Muth und jene Sicherheit der Ideen, durch welche der Mann der That widerspänstige Ueberzeugungen im Strome der eigenen mit sich fortreißt. Es lag eine kalte, herbe Rinde über dieser innerlich so belebten Natur. Frau von Sevigné giebt Colbert den Spottnamen: le Nord; und Guy Patin, der uns den Eindruck, welchen Colbert auf den Bürgerstand machte, wiedergiebt, nennt ihn: vir marmoreus, einen Mann von Marmor. Der Abbé Choisy schildert ihn, wie folgt: „Colbert hatte finstere Züge, tiefliegende Augen, dichte Brauen, er besaß etwas, was auf den ersten Anblick zurückstieß; kam man ihm näher, so fand man ihn umgänglich, thätig und von unerschütterlicher Sicherheit. Er lebte der Ueberzeugung, daß man mit Rechtlichkeit in allen Geschäften am weitesten komme. Ein unendlicher Fleiß, eine unsägliche Begierde, zu lernen, ersetzten ihm das Wissen. Er hatte, seitdem er dem Wein entsagt, keine Leidenschaft. Er war treu in seinem Amte, während seine Vorgänger nach ihrem Gelüst und ohne Rechnung zu legen die öffentlichen Gelder angriffen. In den ersten Jahren seiner Verwaltung wurde er nur schlecht durch seine Unterbeamten unterstützt, die zum großen Theil eben so betrügerisch als unwissend waren, so groß auch die Strenge war, die er gegen sie beobachtete. Es galt nichts bei ihm für wohlbesorgt, als was er selbst gethan hatte, und er vermochte ohne die angestrengteste Arbeit nichts."

Der Präsident Lamoignon beschuldigte ihn, daß es keinen Menschen gebe, der schwieriger für die, welche mit ihm zu thun hätten, zu behandeln sey, und das entspringe nicht sowohl aus üblem Willen, als aus dem Bewußtseyn der Dienste, welche er geleistet; er traue Niemanden gleiche Thätigkeit, gleiches Pflichtgefühl mit sich zu. Er wolle das, was er wolle, zu stark, und wende dafür jedes Mittel, zum Ziele zu gelangen, an. Seine Geschicklichkeit verleite ihn, die Geschäfte auf eine despotische Weise zu betreiben, und da er nie in kollegialischen Verhältnissen gestanden, in denen man auch Anderer Ansichten achten und schonen lerne, so wolle er Alles aus eigener Autorität und Machtvollkommenheit entscheiden. Daher entstehe bei ihm ein Fehler, der jenem zu widersprechen scheine, aber aus derselben Quelle fließe; seine Unterbeamten, die Leute, die gänzlich von ihm abhängen, besäßen einen großen Einfluß auf ihn. Fast immer gesellten sich zu den Eigenschaften, die Colbert besitze, Mißtrauen und Argwohn, und mißtrauisch und argwöhnisch sey auch Colbert in hohem Grade.

Das beste Zeugniß aber von seinem Verfahren in Geschäftsverhältnissen hat uns Colbert selber in den Instructionen hinterlassen, die er für seinen Sohn, den Marquis von Seignelay, aufsetzte, als er diesem, der eben das Alter von zwanzig Jahren erreicht, die Geschäfte eines Staats-Secretairs der Marine — eines Postens, den Colbert selber von Lyonne gekauft hatte — übertrug. Der ganze Colbert zeigt sich in diesen Instructionen, sein Geist des Herrschens und sein Sinn der Ordnung, sein Pflichtgefühl, seine Sittenstrenge, seine alle Details klassifizirende Vorsicht und seine, keine Arbeit scheuende, selbst der größten Geschäftslast gewachsene Emsigkeit. Da sieht man den Mann, der täglich sechzehn Stunden am Arbeitstische sitzt, der, Sommers wie Winters, von sieben Uhr Morgens an seine Commis um sich hat, und der, nach Perrault's Ausdruck, keine andere Erholung kennt, als den Uebergang von einer schwierigeren zu einer leichteren Arbeit.

Die erwähnten Instructionen, wie einige Briefauszüge, welche die Revue enthält, sind zu lang, als daß wir sie hier mittheilen könnten; nur mit einem Ermahnungsschreiben wollen wir eine Ausnahme machen, das Colbert an den jungen Marquis richtete, als dieser, von Haus aus zu Ausschweifungen geneigt, die Erwartungen des Vaters zu täuschen anfing. Man wird dabei fast an den Kriegsrath Dallner in Iffland's „Dienstpflicht" erinnert:

„Deine Denkschriften" — schreibt Colbert — „sind verworren abgefaßt, die Gegenstände durch einander geworfen, und selbst im Stil finden sich Fehler ... Auch sieht man, daß Du keine Brouillons zu Deinen Depeschen machest, was, unter uns gesagt, schmählich ist und eine Nachlässigkeit, einen Mangel an Application verräth, der sich weder entschuldigen noch ausdrücken läßt, wenn man bedenkt, daß Niemand, welche Functionen er auch bekleide, an den König schreibt, ohne vorher seinen Brief in einer Klatde zu entwerfen, ihn zu überlesen, zu verbessern und zuweilen von Anfang bis zu Ende umzuschreiben. Und dennoch schreibst Du, der Du noch nicht zwanzig Jahr alt bist, an den König, ohne vorher ein Brouillon zu machen. Man kann keinen höheren Grad von Nachlässigkeit und keine geringere Lust bezeigen, die Achtung seines Herrn zu gewinnen. Außerdem aber, daß es sich im starken Glanze zeigt, wie Alles von Dir übers Knie gebrochen wird, ist Deine Trägheit so groß, daß Du, wenn Du schon selber siehst, daß Du Fehler gegen die Construction begangen hast, Dich nicht entschließen kannst, sie zu verbessern, *aus Furcht*, Deinen Brief zu entstellen und ihn aufs neue schreiben zu müssen. Alles das entsteht aus Mangel an Application und daraus, daß Du nicht thust, was ich Dir so oft gesagt, wiedergesagt und eingeschärft habe."

Es läßt sich denken, daß ein solcher Mann der Schrecken aller Bittsteller seyn mußte. In der That war er für sie Guy Patin's Mann von Marmor, Frau von Sevigné's le Nord. Selten geschah es, daß sie ihm nur ein Wort abzugewinnen vermochten, in der Regel blieb er unbeweglich und stumm. Eine Frau von Cornuel, die ihm kein Wort entlocken konnte, rief ihm einmal zu „Geben Sie mir wenigstens ein Zeichen, daß Sie mich verstanden haben." Sandraz de Courtilz, Colbert's erster Biograph, erzählt eine hierher gehörige, vermuthlich erfundene Anekdote, die aber sehr wohl übereinstimmt mit dem Ruf der Ungeschlachtheit, den der unerbittliche Minister sich erworben hatte. „Die Last der Geschäfte, die auf ihm lag" — sagt Sandraz — „strengte ihn dermaßen an, daß er, so ernsthaft er sonst war, eines Abends eine Posse aufführte, um sich von den Zudringlichkeiten einer sehr vornehmen Dame zu befreien, die ihm anlag, ihr etwas zu gewähren, was er nicht zugestehen konnte. Da sie sah, daß sie Nichts erlangen konnte, warf sie sich endlich im Audienzsaale, in Gegenwart von mehr als hundert Personen, auf die Kniee und sagte ihm, in Thränen zerfließend: „Ich flehe Ew. Excellenz im Namen Gottes an, mir diese Gnade nicht zu verweigern." Augenblicklich fiel ihr Colbert seinerseits zu Füßen und sagte ihr mit derselben kläglichen Stimme: „Und ich, Madame, flehe Sie im Namen Gottes an, mich in Ruhe zu lassen."

Was die eckige und rauhe Seite in Colbert's Charakter in ihr volles Licht setzt, ist eine andere, von Perrault mitgetheilte Anekdote, welcher zu folge Colbert den Garten der Tuilerieen, den er restauriren lassen, den

Volke verschließen wollte, und sich nur durch die wiederholte Versicherung der Gärtner, daß das Volk keinen Schaden anrichte, bewegen ließ, von seinem Entschlusse abzugehen.

Dennoch schlug unter dieser rauhen Außenseite ein warmes Herz. Wenn er gegen vornehme Bittsteller kurz angebunden und hart war, so sorgte er für Männer von Verdienst mit wahrhaft zarter Zuvorkommenheit, wie dies Riquet, den der Bau des Kanals von Languedoc unsterblich gemacht, und Duquêsne, des Holländers de Ruyter glorreicher Nebenbuhler, erfuhren.

Es wäre nunmehr Zeit, auf die eigentliche Verwaltung Colbert's einzugehen; wir versparen uns dieses jedoch für unseren zweiten Artikel und beschließen den gegenwärtigen mit einer Zusammenstellung derjenigen Nachrichten, die uns in Betreff der Verhältnisse Colbert's zu Ludwig XIV. übrig geblieben sind.

Wir sahen, wie groß das Vertrauen war, das Colbert Ludwig einflößte; die wenigen Briefe des Königs an seinen Minister, die uns aufbehalten wurden, geben kein geringeres Zeugniß von eben diesem Vertrauen. Indessen konnte es nicht ausbleiben, daß Colbert, herrschsüchtig und um sich greifend, wie er war, Ludwig zuweilen die Nothwendigkeit auferlegte, ihn in seine Schranken zurück zu verweisen. Ein solcher Anlaß muß einem vom 27. April 1661 datirten Briefe, der einen scharfen Verweis enthält, zum Grunde gelegen haben. Doch folgte schon zwei Tage darauf ein begütigendes Billet, das eben so, wie jener erste Brief, bis auf uns gekommen ist.

Dergleichen Kränkungen waren jedoch nicht das Einzige, wodurch der Besitz der Macht in einer Zeit vergällt wurde, in welcher dieser Besitz von der Laune eines Einzigen abhängig war. Wie empfindlich ein Verweis, eine Zurücksetzung schmerzen mochten, so verletzten sie doch das Gefühl der Ehre nicht, was sich von gewissen Diensten, welche der Minister in Bezug auf Ludwig's Verhältnisse zu seinen Maitressen leisten mußte, nicht sagen läßt. Ohne Zweifel spielte Colbert eine durchaus passive Rolle und war nur ein blindes Werkzeug bei den unwürdigen Dienstleistungen, die ihm auferlegt wurden; ohne Zweifel erniedrigte er sich nicht, gleich jenen Ministern des 18. Jahrhunderts, die sich nur durch die Herrschaft der Favoritin, die ihnen ihr Glück verdankte, zu behaupten vermochten; doch ist auch das, wozu Colbert sich hergeben mußte, herabwürdigend für den Mann, der sich solchem Geschäfte unterzieht. Wir müssen indeß gestehen, daß wir es bei dem Punkte, um den es sich hier handelt, mehr mit der Zeit, in der, und mit der Regierungsform, unter welcher Colbert lebte, zu thun haben, als mit ihm selber. Wenn Colbert sich dazu hergeben mußte, den Marquis von Montespan, den Gatten der berüchtigten Maitresse, der sich, ungelegen dem Könige, in Paris blicken ließ, aus der Hauptstadt fortzuschaffen, so nahm Colbert's Jahrhundert, das so schnell ausgelernt hatte in der Schule des Absolutismus, daran nicht den Anstoß, den wir Söhne einer anderen Zeit nothwendig an allen Aeußerungen der rechtentblößten Gewalt nehmen müssen.

Diese befleckenden Dienstleistungen sicherten Colbert nicht einmal den Besitz jener Macht, von welcher er einen so nützlichen Gebrauch machte. Er mußte mit Kummer sehen, daß die Gunst, in welcher er stand, um so mehr dahin schwand, je näher er dem Ziel seines Lebens rückte. Louvois, der dem König die Leidenschaft kriegerischer Ruhmbegier einzuflößen wußte, stellte Colbert in Schatten. Colbert versuchte es, gegen seinen Nebenbuhler anzukämpfen, indem er dem Geschmack Ludwig's an prächtigen Bauten schmeichelte. Er errichtete das Louvre, Versailles entstand unter ihm. Allein er hatte sich verrechnet; der König fand Colbert's Ausgaben übertrieben. „Darin ist Betrug", sagte er zu ihm. — „Sire", antwortete Colbert, „ich schmeichle mir wenigstens mit der Hoffnung, daß dieses Wort sich nicht bis auf mich erstreckt." — „Nein", sagte der König; „allein es wäre eine größere Aufmerksamkeit zu wünschen gewesen. Wollen Sie wissen, was Oekonomie heißt, so gehen Sie nach Flandern; da werden Sie sehen, wie wenig die eroberten Festungen gekostet haben." — Das war zu viel; Colbert sollte in Louvois' Schule Sparsamkeit lernen!

Doch schon hatten die Ausgaben für den Krieg Colbert's moralische Kraft gebrochen; sie stießen das so mühsam hergestellte Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben um. Um sich zu helfen, mußte man zurückkommen auf das verderbliche System der Anleihen, welches verlassen zu können, der Preis einer so mühsamen Arbeit gewesen war. Eines Tages erklärte der König, Colbert solle ihm einen monatlichen Kredit von 5 Millionen für den Krieg verschaffen. Der betroffene Minister erwiederte, wie er nicht glaube, daß es möglich sey, so viel aufzubringen. Der König, erzählt Perrault, sagte, Colbert möge darüber nachdenken; es habe sich ein Mann gefunden, der sich anheischig mache, wenn Colbert nicht wolle, das Verlangte herbei zu schaffen. Colbert ging lange Zeit nicht zum Könige; er stöberte alle seine Papiere durch, ohne daß seine Angehörigen ahnen konnten, was er vorhatte. Endlich befahl er Perrault, die Pläne zu einigen Bauten dem Könige nach Versailles zu bringen, damit dieser darüber beschließe. Der König, nachdem er die Risse geprüft, ließ Colbert sagen, er möge sich anderen Tages in Versailles einfinden; es werde Conseil seyn. Colbert ging, und die Sachen nahmen wieder ihren alten Lauf. Doch bemerkte man, daß, wenn Colbert sich bisher nicht anders an den Arbeitstisch gesetzt, als sich die Hände reibend vor Geschäftslust, er sich nun mit verdrießlichem Gesichte, ja unter Seufzern niedersetzte.

Er starb am 6. September 1683. Man erzählt, daß er auf seinem Sterbebette ausgerufen: „Hätte ich für Gott gethan, was ich für diesen Mann gethan, ich müßte doppelt selig werden; nun weiß ich nicht, was aus mir werden wird." Einen Brief, den er während seiner Krankheit von Ludwig erhielt, ließ er ungelesen. „Ich will nichts mehr vom König hören", sagte er; „mag er mir wenigstens jetzt Ruhe gönnen!"

Ludwig, wie Einige behaupten, vernahm die Nachricht von Colbert's Tode mit Gleichgültigkeit; Frau von Maintenon schreibt, sie habe ihn geschmerzt, und er habe es Colbert verziehen, daß dieser seinen Brief nicht lesen wollen. Das Volk aber jubelte bei der Todesbotschaft, und man fürchtete den Ausbruch seiner Wuth so sehr, daß man die Leiche bei Nacht und unter dem Schutze der Schaarwache nach der Kirche St. Eustach schaffte. *)

Einige neuere Schriften über Pauperismus.

Pauperismus, Proletariat, Vertheilung der Arbeit — dies sind Themata, welche auf dem weiten Felde der Tagesliteratur unaufhörlich durch einander spielen und die doch lange nicht erschöpft sind, obgleich die Zahl der besonderen Werke, welche sich mit diesen wichtigen Fragen befassen, in letzter Zeit unabsehbar angeschwollen ist. Daß das Mißverhältniß der arbeitenden Klasse keineswegs, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben könnte, gleichsam wie mit einem Schlage aus dem Schoße der Gegenwart aufgetaucht ist, lehrt ein solches Studium der Geschichte, welches sich, von den glänzenden Seiten des Staatslebens ungeblendet, der Betrachtung der eigentlichen Völkerzustände zuwendet. Die Armuth und das Proletariat haben ihre vollständige Geschichte, die man freilich in den gewöhnlichen Handbüchern übergangen und vernachlässigt finden wird, wie denn die Geschichte überhaupt lange nicht viel mehr als eine polizeilich überwachte und konzessionirte Hofhistoriographie war. Aber wer sich der Betrachtung der Schattenseiten des Lebens nicht ganz entzieht, wird das Verhältniß des Pauperismus auch in den vergangenen Jahrhunderten mit düsteren Zügen verzeichnet finden. Diese Beobachtung mag mit einem niederschlagenden, betrübenden Gefühle verbunden seyn, aber die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit, welche sich daraus ergiebt, ist doch auch nicht ohne erhebende und aufrichtende Momente. Es zeigt sich nämlich auf unzweideutige Weise, daß unsere gegenwärtigen Verhältnisse durchaus nicht so zerrüttet und trübselig sind, als man gewöhnlich, von den Klagen des Augenblicks hingerissen, behauptet. Man gewinnt aus einer solchen Parallele die Ueberzeugung, daß dem Verderben auf keine Weise schon Thor und Thür geöffnet ist, und wird in den Stand gesetzt, Hoffnung für die künftige Fortentwickelung des Besseren zu schöpfen.

Anknüpfungspunkte für eine solche Betrachtung finden wir in dem „Versuch über die Organisation der Arbeit und die Zukunft der arbeitenden Klassen" von Theodor Morin **). Dieses bedeutende Werk ist in einem ganz anderen Sinne geschrieben und von einem ganz anderen Geiste eingegeben, als die große Masse der Flugschriften, Pamphlets und Zeitungsartikel, welche der Beleuchtung dieser Frage gewidmet sind und die nur zu häufig auf die Leidenschaft der Menge spekuliren. Dazu kommt, daß der Verfasser sich unter die Fahne keiner Parteiansicht stellt, und daß er sich der Prüfung der offenbaren Uebelstände mit Gewissenhaftigkeit und auf Grundlage sorgfältiger Studien unterwirft. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist nicht, wie bei so vielen Federhelden, die Ueberzeugung von dem bevorstehenden Hereinbruche des allgemeinen Verderbens, sondern eine zuversichtliche Hoffnung auf die segensreichen Gestaltungen der Zukunft. Die Vorschläge und Projekte, welche er zur Abhülfe des wirklichen Elendes macht, ermangeln nicht, wie so viele andere chimärische Entwürfe, des positiven Bodens, dem allein eine bessere Ordnung und passendere Verhältnisse entsprießen können.

Viel phantastischer, unpraktischer und daher werthloser sind die Ideen, welche wir in folgender Schrift ausgesprochen finden: „De la répartition des richesses ou la justice distributive en économie sociale." Der Verfasser dieses Werkes, F. Vidal, ist als Socialist bekannt. Er unterwirft auch hier wieder die bestehenden Verhältnisse einer strengen Prüfung, aber seine Kritik ist deshalb ungerecht und unberechtigt, weil er, indem er von aller historischen Entwickelung absieht, sich eines Maßstabes bedient, welcher durchaus an die vorhandenen Zustände nicht angelegt werden darf.

In den „Untersuchungen über die Ursachen der Verarmung" (Recherches sur les causes de l'indigence) von A. Clément, die wir wegen des verwandten Thema's, dem sie gewidmet sind, hier gleich mit anführen, wird die Sache schon viel praktischer gefaßt. Diese Arbeit befriedigt schon deshalb viel mehr als ähnliche Erscheinungen, weil der Verfasser sein Thema enger begränzt hat, und weil die Erörterungen nirgends über die Schranke des Möglichen schweifen. Dies ist schon ein bedeutender Vorzug bei einem Thema, wo die Phantasterei und die Declamation eine so bedeutende Rolle spielen. Außerdem sucht Herr Clément die praktische Bedeutung der National-Oekonomie, in deren Regirung die Socialisten sich besonders zu gefallen pflegen, wieder zu rehabilitiren. Die Quellen der Dürftigkeit beleuchtet er von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus, indem er nachweist, wie sie einerseits mit den Verhältnissen der Industrie allerdings in Verbindung stehen, andererseits aber auch ihr Zusammenhang mit den Institutionen, Sitten und Gebräuchen der Nationen nicht in Abrede gestellt werden kann. Bemerkenswerth ist auch, daß der Vers. sich selbst insofern von den socialistischen An-

---

*) Einen zweiten Artikel, in welchem auf Colbert's Finanzsystem, unter Hinblicken auf die Finanzsysteme der neueren Zeit, speziellter eingegangen wird, bringen wir nächstens.

**) Essai sur l'organisation du travail et l'avenir des classes laborieuses, par Th. Morin.

sichten entfernt, als dieselben gewöhnlich dem Einflusse der freien Konkurrenz einen großen Theil am Pauperismus beimessen, während er von der Freiheit auf dem Gebiete der Gewerbthätigkeit eine viel günstigere Meinung sich gebildet hat. Wie gesagt, er hat sich übrigens selber seine Schranken auferlegt und berührt nur andeutungsweise Vorschläge und Entwürfe, welche dem bestehenden Elende etwa Abhülfe zu bringen geeignet wären. Alle diese Andeutungen sind, obwohl durchaus praktisch in ihrer Anwendung, doch zugleich immer auf ein höheres Ziel, auf die Belebung eines besseren Sinnes, gerichtet. Dies ist auch eigentlich der Punkt, auf den es vorzugsweise ankommt und der doch von allen socialistischen Schwärmern so sehr unberücksichtigt gelassen wird.

Mehr noch als in vorliegender Schrift wird indessen die Bedeutung dieses moralischen Einflusses, ohne den auch das materielle Wohl der Armen unmöglich auf die Dauer gefördert und gesichert werden kann, in einem vor kurzem erschienenen Werke einer achtungswerthen Schriftstellerin hervorgehoben. Der Titel lautet: „Es giebt Arme in Paris — und auch anderwärts" *). Selbst ohne die nähere Bezeichnung auf dem Titelblatte würde man aus der ganzen Fassung des Schriftchens und aus der wohlmeinenden Tendenz, von der es eingegeben ist, Frau v. Gasparin als Verfasserin erkennen. Diese Dame, welche sich bei allen Werken der Mildthätigkeit auf die bereitwilligste und aufopferndste Weise betheiligt, findet hier wieder Gelegenheit, ihre reinen, vom unverfälschten Geiste des Christenthums eingegebenen Ansichten zu entwickeln. Solche Stimmen sind überall nur selten, aber in Frankreich, wo im Gewirr des Lebens der wahren, innerlichen Frömmigkeit nur ein so untergeordneter Einfluß eingeräumt wird, muß man ihnen vorzüglich Anklang wünschen. G. F. G.

Mannigfaltiges.

— Karl der Große und Wilhelm der Eroberer, Ahnherren der meisten europäischen Regentenhäuser. Ein Herr Bellencontre, Advokat zu Falaise in der Normandie, hat Geschlechtstafeln von Karl dem Großen und von Wilhelm dem Eroberer bis auf unsere Zeit herausgegeben, durch welche er nachweist, daß fast sämmtliche in Europa regierende Fürstenhäuser, die der fünf Großmächte Oesterreich, Frankreich, Großbritanien, Preußen und Rußland an der Spitze, durch weibliche Linien von Wilhelm dem Eroberer und durch dessen Frau auch von Karl dem Großen abstammen. **) Von allen lebenden Fürsten steht hiernach der greise Erzherzog Karl von Oesterreich Wilhelm dem Eroberer am nächsten, indem er nämlich sein Nachkomme im 22sten Grade ist. Die Königin von Großbritanien und der König von Preußen (Beide, wie wir in Nr. 127 des Magazins nachgewiesen, Abkömmlinge Maria Stuart's und Elisabeth's von der Pfalz, von der auch der König der Franzosen abstammt) sind Nachkommen Wilhelm's des Eroberers im 27sten Grade; am entferntesten von diesem unter den lebenden Fürsten stehen der Kronprinz von Schweden (als Urenkel Maximilian Joseph's von Bayern) und der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, nämlich im 29sten Grade. Von Karl dem Großen stammt der König Ludwig Philipp im 33sten und der Kaiser Nikolaus im 37sten Grade. Der Verfasser dieser genealogischen Tabelle, deren Ergebniß sich übrigens auch aus allen ähnlichen Werken (unter Anderem aus dem von Voigtel) leicht darstellen läßt, verbindet mit diesem Nachweise die Hoffnung, daß das Denkmal, welches die Stadt Falaise Wilhelm dem Eroberer errichten will, der daselbst im J. 1027 geboren wurde, von allen regierenden Häusern Europa's, die in ihm ihren Stammvater sähen und durch seine Vermählung mit Mathilde von Flandern zu Karl's des Großen Nachkommen gehörten, unterstützt werden würde.

— Der russische Maler Aiwazowsky. In Bezug auf die in Nr. 135 des Magazins enthaltene Notiz über diesen Maler und dessen auf der hiesigen Kunstausstellung befindliche Werke geht uns von geschätzter Hand eine Berichtigung zu, die wir mit um so größerem Danke sofort mittheilen, als die vier Gemälde, von denen dort die Rede, fortdauernd in der Gunst des Publikums gestiegen sind und daher unsere Notiz mit großem Interesse gelesen worden ist. Zunächst also haben wir zu berichtigen, daß es wahrscheinlich auf einer Verwechselung des Namens wie der Person beruhte, wenn uns mitgetheilt worden, daß der Künstler taubstumm sey. „Herr Aiwazowsky", schreibt uns unser geschätzter Korrespondent, der erst vor wenigen Monaten in der russischen Hauptstadt gewesen, „erfreut sich des freien Gebrauchs aller seiner Sinne, und wenn er sich die Theilnahme der Frauenwelt erwarb, so hat er dies lediglich seinen künstlerischen Leistungen zu verdanken. So viel mir bekannt, ist der junge Künstler aus der Krim gebürtig und lebt gegenwärtig in St. Petersburg, nachdem er jüngst auf Veranlassung des Kaisers den Großfürsten Konstantin auf dessen Reise im Schwarzen wie im Mittelländischen Meere begleitet hatte. Sein Talent wird auch in der russischen Hauptstadt allgemein geschätzt, und die Zimmer Ihrer Kaiserlichen Majestäten sind mit einer Reihe ausgezeichneter Gemälde dieses Künstlers geschmückt. Was insbesondere die auf der hiesigen Ausstellung befindlichen betrifft, so gehört der Sonnenuntergang auf dem Berge Athos (Nr. 1690) ebenfalls dem Kaiser Nikolaus, während Nr. 1689 (Ufergegend der Krim bei Mondlicht) Eigenthum der Großfürstin Olga, Kronprinzessin von Württemberg, ist. Die beiden größeren Bilder (Konstantinopel im Mondlicht und die Prinzen-Inseln bei Konstantinopel) sind auch schon in Privatbesitz. In Berlin war Herr Aiwazowsky allerdings, aber nur auf einige Tage; dagegen dürfen wir die Hoffnung hegen, den Künstler im nächsten Frühjahr auf längere Zeit in unseren Mauern zu sehen."

— Die sogenannten Sax-Hörner. Es ist auch in diesen Blättern kürzlich von den durch den Instrumentenmacher Herrn Sax in Paris angefertigten Hörnern die Rede gewesen, die derselbe jetzt unter dem Namen „Sax-Hörner" nicht blos bei der französischen Armee eingeführt, sondern auch in der ganzen musikalischen Welt ausbieten läßt, wie denn auch unter Anderm die englischen Hornisten Herren Distin, die im vorigen Winter in Berlin waren, die chromatischen Instrumente, auf denen sie sich hören ließen, nicht anders als „Sax-Hörner" nannten. Die Benennung „Sax-Horn" würde jedoch, wenn sie in den Orchestern beibehalten würde, eine noch größere Anmaßung darstellen, als die Benennung „Le Verrier" am Sternenhimmel; denn wenn Letzterer auch erst vielen anderen Astronomen gefolgt ist, die als Ursachen der Störungen im Laufe des Uranus einen von der Sonne noch entfernteren Planeten vermutheten, so hat er doch das Verdienst, von den Wirkungen so bestimmt auf diese Ursachen zurückgeschlossen zu haben, daß er ihre Natur — d. h. den ganzen bis dahin unbekannt gewesenen Planeten — auf überraschende Weise zu berechnen vermochte; Herr Sax dagegen hat gar nichts Anderes gethan, als daß er anderen Instrumentenmachern gefolgt ist, deren Verdienst er nicht blos in materieller, sondern auch in moralischer Hinsicht schmälert, während er sich nicht einmal auf einen Arago berufen kann, der ihm einen Theil seiner Anmaßung von den Schultern nimmt. Im Interesse deutschen Verdienstes kann man daher dem Herrn Wieprecht, Direktor der Musik-Corps der königl. preuß. Garde-Regimenter, nur Dank wissen, daß er durch einige der Sache auf den Grund gehende Aufsätze in der „Berliner Musikalischen Zeitung" *) diese Anmaßung vollständig aufgedeckt und nachgewiesen hat, daß die Ehre der Erfindung chromatischer Blechinstrumente niemand Anderem als zweien deutschen Künstlern, den Herren Stölzel und Blühmel, gebührt. Jeder, der sich für den Gegenstand näher interessirt, wird gut thun, die Doppelnummer 42 u. 43 der „Berliner musikalischen Zeitung" vom 17. Okt. d. J. nachzulesen, wo auch ein Sendschreiben des Herrn Sax abgedruckt ist, welches Herr Wieprecht gebührend beantwortet hat.

*) Il y a des pauvres à Paris .... et ailleurs, par l'auteur du Mariage au point de vue chrétienne.

**) Généalogie des maisons souveraines de l'Europe depuis le 1. Janvier 1845 jusqu'à Guillaume I. le Conquérant, Duc de Normandie, Roi d'Angleterre, Auteur commun, né à Falaise en 1027, et depuis Guillaume et Mathilde jusqu'à l'Empereur Charlemagne. Paris, Imprimerie de Crapelet, in-folio.

*) Unter Redaction von K. Gaillard herausgegeben von einem Vereine von Künstlern und Kunstfreunden — eine Zeitschrift, die immer größere Verbreitung und Anerkennung in der musikalischen Welt gewinnt.

Bibliographischer Anzeiger.

In unserem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Konrad Wallenrod.

Freie

Adama Mickiewicza.

Schöne Miniaturausgabe. Geb. 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

Eine deutsche Uebersetzung erschien von **K. L. Kannegießer** unter dem Titel: „Konrad Wallenrod. Geschichtliche Erzählung aus Lithauens und Preußens Vorzeit." Gr. 12. 1834. 8 Ngr.

Früher erschien in unserem Verlage:

Malczeski, Marja. Powieść ukraińska. Mit einer Biographie des Dichters von **Severin Goszczyński.** 8. Geb. 22½ Ngr. Geb. 27½ Ngr. In Prachtband mit Goldschnitt 1 Thlr. 2½ Ngr.

———. Maria. Ukrainische Erzählung übersetzt von **C. M. Vogel.** 8. Geb. 1 Thlr.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten von **Adam Mickiewicz.** Deutsche Ausgabe. 4 Theile in 6 Abtheilungen. 8. Geb. 7 Thlr. 23 Ngr. In 3 Bänden cart. 6 Thlr.

Ein umfassendes Werk, für dessen Bedeutung der Name des Verfassers bürgt.

Leipzig, im November 1846. **Brockhaus & Avenarius.**

Bei Ch. Graeger in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lyell's, Ch., Reisen in Nord-Amerika mit Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, von Kanada und Neu-Schottland. Deutsch von Dr. C. Th. Wolff. Mit 2 geognost. Karten und vielen Abbildungen. 26½ Bog. 8. cart. 2⅔ Rthlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 138. Berlin, Dienstag den 17. November 1846.

Frankreich.

George Sand's Teverino.

Man wird sich erinnern, welcher Art der Eindruck war, den die in den Jahren 1840—44 geschriebenen Romane George Sand's machten: Consuelo, die Gräfin von Rudolstadt, Jeanne. Noch kürzlich ließen sich hin und wieder einige Stimmen vernehmen, daß die Zeit der Blüthe für Madame Dudevant vorüber, daß sie „sich ausgeschrieben"; ja einige dieser Philanteren gehen so weit, ihr den uneigennützigen Rath zu geben, sich nun „auf ihren Lorbeern auszuruhen", damit die Sache nicht noch ärger werde. Da schreibt George Sand bald hinter einander den Teverino, die Lucrezia Floriani, den „Péché de M. Antoine" und die „Mare au Diable"; und plötzlich sind alle jene Spötter und Neider zum Schweigen gebracht.

George Sand hat das merkwürdige Unglück gehabt, von den wenigsten ihrer Landsleute richtig verstanden und beurtheilt zu werden, weil dieselben diesen wunderbaren, androgynen Typus französischer Verstandesnegation nicht als eine besondere und zwar historisch bestimmte Weltanschauung gefaßt, sondern mehrentheils als eine nicht weiter zu erklärende Abnormität und ein sonderbares Naturspiel betrachtet haben. Und doch läßt sich gerade einem auch in seiner Entwickelung so konsequenten Charakter, wie der ihrige ist, die richtige Stellung in der Reihe der möglichen Weltanschauungen mit philosophischer Nothwendigkeit sehr leicht anweisen. George Sand hat Vieles mit Eugen Sue gemein. Beide sind wesentlich oppositioneller Natur, und zwar richtet sich ihre Opposition gegen den großen Krebsschaden der socialen Verhältnisse, gegen das Vorurtheil im Großen, als die Mißgeburt der conventionellen Form. Dieses in seiner Unwahrheit, resp. Unsittlichkeit und Ohnmacht gegen die natürlichen Gesetze des menschlichen Herzens und der menschlichen Vernunft bloßzustellen und wo möglich mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, ist ihre Haupttendenz. Es versteht sich von selbst, daß sie darin volle Berechtigung und ohnehin volle Befriedigung finden. Nur Ein Moment haben sie übersehen, was ihre Tendenz einseitig macht und die Reinheit derselben mit dem Giftstoff einer irrthumsschwangeren Halbheit befleckt: daß sie nämlich die historische Nothwendigkeit der Entwickelung aller Formen verkannt haben und aus der Disharmonie zwischen Form und Inhalt zur völligen Negation der ersteren fortgeschritten sind. Ihr Ideal ist ein stabiles, fertiges — weil formloses, weil sie nicht wissen oder wissen wollen, daß die Form allein demselben erst Wirklichkeit und Wesen verleihen kann. Die Form aber — und dies ist der eigentliche Knoten aller negativen Tendenzen — begleitet nicht die Idee, da sie einer stetigen Entwickelung nicht fähig, sondern überhaupt unbeweglich ist. So muß sie allerdings abfallen, wie die Puppe vom Schmetterling, allein sie muß durch eine neue ersetzt werden, wenn die Idee lebendig werden soll. Dies hat nun George Sand so mißverstanden, daß sie nicht die Negation der einzelnen Form, sondern der Form überhaupt für die Befreiung und Fortbildung der Idee für nothwendig hält. Aus diesem Mißverständniß, das statt der Seelenwanderung der Idee durch die Ewigkeit der Geschichte eine stabile Seligkeit ohne Bewegung und Kraft gesetzt wissen will, ergiebt sich die ganze höchst merkwürdige und wahrhaft tragische Lebensanschauung Sand's und unter Anderem auch die Nothwendigkeit ihrer socialistischen Prinzipien. Noch merkwürdiger aber und die darin liegende Einseitigkeit, also Unwahrheit, am klarsten aufzeigend ist der Umstand, daß alle diese Tendenzen zur Negation der Form, z. B. die socialistischen, gerade durch diese Negation zur reinen Formalität fortgetrieben werden, so daß ihnen der Inhalt unter den Händen verschwindet und nichts übrig bleibt, als bloße Formen. Ein Beweis dafür ist Fourier, dessen System aus der Opposition gegen die bestehende Form zu einer völlig abstrakten Formen-Theorie verflüchtigt worden ist, in die der anderweitige Inhalt mit Gewalt hineingepreßt werden soll, aber nicht kann. — Kehren wir jedoch zu George Sand zurück.

In der Revue Nouvelle findet sich ein Artikel, der sich mit den letzten Romanen von George Sand, insbesondere mit Teverino beschäftigt, woraus wir Folgendes entnehmen: Teverino ist ein christlicher Grieche, aufgewachsen in der regellosen Wildheit eines Naturkindes unter dem heiteren Himmel Italiens; abergläubisch und skeptisch zugleich, ohne bestimmtes Ziel und ohne festen Plan ins Leben hineinbrechend, unbekümmert um Anfang wie ums Ende, sucht er überall nur die Lust am Schönen und das oberflächliche Gefühl für das Edle und Erhabene zu befriedigen. Als wahrhafter Sprößling des modernen Italiens ist er niemals auf die Vermuthung gekommen, daß es außer dem Instinkt des Begreifens und außer dem Vergnügen an der Sättigung der Empfindung noch Etwas gäbe, was des Erstrebens werth wäre; daß die Thätigkeit als solche nichts Anderes sey als eine unnütze Ermüdung, ist für ihn unzweifelhaft. So hat er denn auch niemals an den Unterschied, sey es der Ideen, der Empfindungen oder der Personen, gedacht. Die edle Patrizierin oder die schöne Transteverinerin, der feingekleidete Fremde oder der Fischer der Lagunen, der improvisirte Gesang des Gondoliers oder die kunstgemäßen Triller und Läufer der berühmten Sängerin, die glühende und traurige Schönheit der römischen Campagna oder die düstere Majestät der Calabrischen Berge, die üppiggrünen Thäler des Arno oder die brennenden Ebenen Siciliens: für seine Bewunderung, für sein Verständniß hat Alles gleichen Werth. Wie Figaro, hat er Alles gesehen, Alles versucht. Sohn einer Fischhändlerin und eines Edelmanns, hat er den Abstand zwischen seinen Aeltern in allen Stufen durchmessen. Er ist selbst Fischhändler gewesen, ferner aber auch Cicerone, Kellner, Jokey, Modell. Leben und Empfinden ist bei ihm Eins. Sey er Schauspieler oder Lakai, reich oder elend, überall, in jeder Lage wird er mit seinem ganzen Körper, mit seiner ganzen Seele leben. Weiter bedarf er Nichts. Er wird mächtig, glücklich und stets er selbst seyn, mag er das prächtige Gewand des Adeligen oder die Lumpen des Lazzaroni auf dem Leibe haben.

Heute zum Beispiel ist Teverino eine Art Schleichhändler, der die unzähligen Mittel seines Geistes und Körpers dazu anwendet, einige italiänische Gränzwächter zu ermüden und zu täuschen. Fragen wir aber, welchem Zufall er diese neue Rolle verdankt, die er mit so großer Leichtigkeit und Natürlichkeit spielt, so müssen wir antworten, das weiß Niemand, am wenigsten aber Teverino selbst. Werfen wir indeß einen Blick auf ihn, wie er, mit pittoresken Lumpen bedeckt, sein Pack an der Spitze des Knotenstocks auf der Schulter tragend, über die Gränze schleicht und, in einem geheimen Schlupfwinkel des Gebirgs angelangt, in der Nähe eines jener natürlichen Wasserbehälter, die für den Durst der Vögel und Gemsen ausgehöhlt scheinen, seine Lumpen von sich wirft, um seinen schönen Körper in dem reinen Wasser der geheimnißvollen Waldquelle zu baden.

Nunmehr werden wir einem jener proteischen Schauspiele beiwohnen, an denen die räthselhafte Existenz Teverino's so reich ist:

In einem Schweizerthal, nur wenige Meilen von dem Orte, wo wir Teverino verlassen haben, hat eine junge Frau, Lady B..., in Gesellschaft ihres sorglosen und trunksüchtigen Gemahls und ihres ehemaligen Spielkameraden, des Parisers Léonce, für einige Monate ihren Wohnplatz aufgeschlagen. Léonce und Sabina sind edle Naturen und lieben sich, ohne darüber ein klares Bewußtseyn zu haben, weil sich ihnen noch keine Gelegenheit dargeboten, ihre Liebe einander zu offenbaren. Am Morgen wußte sie es noch nicht, aber eine Landpartie vereinigt sie in dem Wagen von Léonce und führt sie, zum erstenmal allein, unter die mächtigen Schatten jener Gebirgswälder, die sich allmälig bis zur Gränze zwischen der Schweiz und Italien erheben. Je mehr Sabina von dem unwiderstehlichen Reiz dieser Einsamkeit gefesselt wird, desto lebhafter beginnt sie die Gefahren eines solchen tête-à-tête zu empfinden. Man ist zu einem Halteplatz gelangt, wo Sabina und Léonce ermüdet sich unter den großen Kastanienbäumen lagern, um sich einen Augenblick zu erholen. Da sieht Léonce unseren kühnen Abenteurer nahen, frei und stolz unter seinen Lumpen, die er abwirft, um sich in die tiefen Gewässer des Bergsees zu stürzen. Aus der Hülle eines verdächtigen Bettlers tritt, wie aus der häßlichen Puppe der glänzende Schmetterling, ein von jugendlicher Kraft und Schönheit strahlender Körper. Léonce ist verwundert, bei diesem Wilden die anmuthigen Stellungen eines antiken Modells zu finden, als plötzlich der umgewandelte Bettler die Berge von seiner gesangreichen und kräftigen Stimme wiederhallen läßt. Noch mehr erstaunt, die künstlerische Improvisation eines Poeten mit der energischen Anmuth eines römischen Kämpfers vereinigt zu sehen, geräth Léonce auf den scherzhaften Einfall, auf einige Stunden den Bettler in einen Marquis zu verwandeln. Teverino, von jetzt an Tiberino de Montefiore, trägt seine neuen Kleider mit derselben Leichtigkeit, als er nur eben erst die Lumpen des Schleichhändlers getragen. Er wird der Lady B... vorgestellt und fesselt sie, bezaubert sie im eigentlichen Sinne so, daß er nach Verlauf einer Stunde Léonce bereits in Unruhe versetzt. Indeß gelangen unsere Spaziergänger auf dem Wege nach ihrem ruhigen Thal, wohin sie gegen Abend zurückgekehrt seyn wollten, bei hereinbrechender Dunkelheit auf den Gipfel eines Hügels, von dem herab sich vor ihren Augen das prächtige Panorama der piemontesischen Ebenen ausbreitet. Zugleich erkennen sie aber auch, daß es zu spät sey, noch heute nach Hause zurückzukehren, und gezwun-

gen sind, in der Herberge eines italiänischen Dorfes ein Nachtlager zu suchen. Als nun die Nacht gekommen, da steigt der Marquis de Montefiore auf den hölzernen Balkon des Hauses und singt mit seiner reinen und gebildeten Stimme einen der beliebtesten Gesänge der italiänischen Oper. Dieser Tag voller Ueberraschungen und ungekannter Regungen, dieser italiänische Himmel, den man plötzlich, ohne zu wissen wie, gefunden, diese sanfte und kräftige Stimme in so schönem Einklang mit dem schon im Schlummer liegenden Dörfchen, dieser unbegreifliche Mann, der zugleich anzieht, verführt und furcht erregt, alles dies ergreift die Seele Sabina's mit unwiderstehlicher Gewalt. In dem klaren und glänzenden Schein des Mondes besucht sie am Arm Teverino's eine alte Ruine auf dem Gipfel des Berges. Einen Augenblick allein mit ihm, überläßt sie sich seiner glühenden Sehnsucht und fällt halb besiegt in seine Arme, als der eifersüchtige Léonce erscheint.

Jetzt könnte Teverino, wenn er es wollte, wirklich der Marquis Tiberino de Montefiore werden, selbst für den, der ihm den Namen und die Kleider dazu geliehen. In wenigen Augenblicken würde er mit der Kühnheit eines phantastischen Zigeuners einen Palast von Glas aufzubauen wissen, durch dessen Glanz selbst das Auge seines Gehülfen getäuscht werden könnte. Aber Teverino ist zu stolz; mit einem Schlage schmettert er das ganze glänzende Gebäude zu Boden, nur um das Vergnügen, seine Macht zu beweisen. Mit eben so großer Kunst, als er angewendet hat, seine Maske zu tragen, entkleidet er sich derselben, um eine andere vorzubinden. Der große Künstler, den die guten Italiäner des Dörfleins vor wenigen Augenblicken für il signor Rubini auf einer Inkognitoreise gehalten, der Weltmann, dessen Verführungskünste beinahe über eine Frau von vollendeter Bildung triumphirt hätten, die ihn kaum kennen gelernt hatte, verkleidet sich alsbald in einen Bänkelsänger und ergötzt mit der Stimme eines rulairten Impresario die Dorfbewohner durch seine groben Witzeleien. Teverino, ganz berauscht von dem Erfolg seiner neuen Rolle, sieht nicht ohne ein gewisses Vergnügen befriedigter Eitelkeit den schmerzlichen Eindruck, der in Lady B... durch diese Umwandlung eines Mannes hervorgebracht wird, den sie nur eben noch zu lieben glaubte. Diese psychologische Skizze endigt sich eben so glücklich, als sie begonnen. Teverino bleibt seiner Natur bis zuletzt vollkommen treu. Gestern Schleichhändler, heute Morgen Marquis, schafft er sich am Abend, durch Zufall wie immer, in einen Mönch um. Und was wird aus Sabina und Léonce? Durch die Berührung der glühenden Natur Teverino's elektrisirt, fühlen Beide ihre Liebe zu einer Höhe anwachsen, die sie endlich einander ganz in die Arme führt; ein Verhältniß, das durch den Tod des alten trankfüchtigen Gemahls Sabina's kurz nachher sanctionirt wird.

Nach dieser kurzen Andeutung des Charakters Teverino's sagt unser französische Referent auch ein paar Worte über die innere Bedeutung desselben, d. h. wie er dieselbe gefaßt hat. Er sieht das vorzüglichste Verdienst dieses Romans in der Darstellung der durchaus wahren Natur des modernen Vagabunden Italiens. Hatten wir nun nicht Recht, zu behaupten, daß George Sand das Unglück gehabt hat, von den eigenen Landsleuten am wenigsten, d. h. am oberflächlichsten verstanden zu werden? — Die Beziehung dieses Proteus auf die civilisirte Welt ist dem Referenten gänzlich entgangen. Wir finden in Teverino dasselbe oppositionelle Streben, dieselbe sich gegen die Formalitäten der conventionellen Gesetze negativ verhaltende Tendenz, welche die Sandschen Romane überhaupt charakterisirt. Die Verfasserin wollte in Teverino nur den Beweis führen, daß eine wahrhaft absolut organisirte Menschennatur weder von einem bestimmten, einzelnen Lebenszweck geleitet, noch durch die Unterschiede der socialen Berufskreise in ihrer Existenz beschränkt zu werden vermag. Sabina ist z. B. absichtlich als ein ganz gewöhnliches Weib gehalten, das sich in ihrer Neigung nicht durch die männliche Kraft des Geistes und der Phantasie, sondern durch das Vorurtheil einer aristokratisch gegründeten Scheidewand zwischen Lumpen und Goldflitter, zwischen Zigeuner und Marquis, bestimmen läßt. Sehr wahr, aber durchaus unsittlich ist die Bemerkung, daß Sabina's Liebe zu Léonce nach dem Verschwinden Teverino's größer wird; ein Beweis, daß sie rein sinnlicher Natur ist. Um es kurz zu sagen: wir halten Teverino für eine treffliche Ironie auf das an sich schon ironische Sprüchwort: „Das Kleid macht den Mann." Bis dahin geben wir der Verfasserin vollkommen Recht. Allein die von uns oben schon berührte schwache Seite dieser wie jeder anderen rein negativen Tendenz zeigt sich auch hier. Die Verfasserin setzt den Einseitigkeiten des conventionellen Lebens eine Allseitigkeit gegenüber, die dadurch berechtigt ist, jede jener Einseitigkeiten in sich aufzunehmen und auch äußerlich zu reproduziren; aber sie verschweigt die ewige Wahrheit der Menschenbestimmung, daß der einzelne Mensch nie ein absoluter seyn kann, sondern daß, wo seine Natur sich der Allseitigkeit nähert, ja wo sie nur eine gewisse Höhe der Vielseitigkeit erlangt, sie sich nothwendig zersplittern muß, da ihr die nothwendige Bewegung fehlt, in der allein menschliche Kraft zum bewußten Willen und der bestimmte Wille zur konkreten That werden kann. Der menschliche Geist ist sonst ein uferloser Strom ohne Anfang und ohne Ende und darum ohne Bewegung, also ein Widerspruch in sich selbst. Was wir daher am meisten in diesem Roman bewundern müssen, ist der Umstand, daß die Verfasserin, trotz der absoluten Tendenz des Hauptcharakters, denselben doch völlig wahr und natürlich als einen thatlosen und planlosen dargestellt; ein Beweis, daß sie über ihre eigene Richtung nicht im Unklaren ist. Sr.

Pariser Physiognomieen.

Aus B. Appert's Erlebnissen.*)

III. Ein Besuch bei Sanson. — Der Koch Gillard.

Meinem Versprechen gemäß, lasse ich hier einige Nachrichten über die Pariser Scharfrichterfamilie, meine sonderbaren Beziehungen zu derselben und namentlich die Erzählung von dem Besuche folgen, welchen ich in Begleitung Lord Durham's und mehrerer anderer Engländer bei Sanson, behufs der Besichtigung der Guillotine, gemacht habe.

Seit länger als hundert und sechzig Jahren ist das traurige Amt eines Pariser Scharfrichters in der Familie Sanson erblich, weshalb dieselbe in alten Zeiten äußerst merkwürdige Privilegien und Freiheiten genoß. Ueber diese hat der gegenwärtige Repräsentant der Familie, der Sohn dessen, welcher Ludwig XVI. guillotinirt hat, zu wiederholten Malen mit mir gesprochen und sich bitter gegen mich über die, wie er sagte, ungerechte Entziehung dieser Privilegien während der Revolution beklagt. „Die Unbilligkeit ist dabei um so größer", sagte mir Sanson mit einer bewunderungswürdigen Kaltblütigkeit, „als man uns gerade in dem Augenblick, wo wir der Arbeit nicht wußten, wo wir hin sollten, unsere Einkünfte schmälerte. Das Gehalt von 12,000 Franken, welches damals ausgesetzt wurde, hat keineswegs das Einkommen ersetzt, das wir aus den Marktgebühren zogen, und während alle anderen Geschäfte sich verbessern, trägt das unsrige stets weniger ein." — „Uebrigens", fuhr er mit derselben Gemüthsruhe fort, „ist unsere Arbeit seit der Erfindung der Maschine — niemals sprach er, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, das Wort Guillotine aus — nicht mehr so unangenehm, wie früher; denn sonst mußten wir rädern, viertheilen und enthaupten, und das Letztere — so setzte er bedächtig hinzu — erforderte eine große Aufmerksamkeit, wenn man auf einen Schlag einen Kopf mit dem Schwerte herunter haben wollte. Nicht genug, daß unser Honorar mindestens um ein Drittel vermindert ist, die Bestrebungen der sogenannten Philanthropen bedrohen sogar unsere ganze Existenz; denn man sagt, sie wollten die Todesstrafe abschaffen. Das wäre wahrhaftig ein großes Unglück, und ich versichere Ihnen, Herr Appert, aus den Leuten, die uns in die Hände fallen, würde, wenn man sie leben ließe, nun und nimmermehr etwas Gutes."

Die Abschaffung der Todesstrafe war, wie sehr natürlich, ein Gegenstand, der den Scharfrichter sehr zu beunruhigen schien. Der brave Sanson kam in unseren Gesprächen öfter darauf zurück und suchte seine Ansicht von der Nothwendigkeit des hochnothpeinlichen Halsgerichts durch alle mögliche Gründe zu unterstützen.

Sanson war, obgleich Scharfrichter, ein sehr unterhaltender Mann. Unter den Anekdoten, die er mir im Verlauf unserer Gespräche mittheilte, schien mir die folgende, welche seinem Großvater begegnet ist, der Erwähnung werth zu seyn. „Eines Tages", so begann der Pariser Henker, „als der Regen in Strömen vom Himmel herabfloß, hatte sich ein anständig gekleideter Herr von seinem Aussehen unter unseren Thorweg geflüchtet. Mein Großvater bot ihm an, ein wenig ins Zimmer zu treten, bis das Wetter ihm erlaube, seinen Weg fortzusetzen, oder ein Fiaker vorbeikäme. Der Herr nahm die Einladung bereitwillig an und sagte, als er sich in unserer Stube befand: „„Es wäre mir angenehm, zu wissen, wessen Gast ich zu seyn die Ehre habe?"" — „„Mein Herr"", antwortete mein Großvater, „„ich bin der Scharfrichter, Ihnen zu dienen.""

Hier machte Sanson eine kleine Pause in seiner Erzählung und fuhr dann ruhig fort: „Es ist Ihnen bekannt, daß man in der Welt einige Vorurtheile gegen unser Geschäft hat. Der Herr dagegen, von dem ich Ihnen hier erzähle, war, als er erfuhr, in wessen Hause er sey, nicht im mindesten betroffen, sondern schien nichtsdestoweniger mit vielem Vergnügen mit meinem Großvater zu sprechen. „„Da mich der Zufall einmal zu Ihnen geführt hat"", sagte er, „„so bin ich neugierig, die verschiedenen Hinrichtungs-Instrumente zu sehen; hätten Sie wohl die Güte, mir dieselben zu zeigen?"" — „„Mit dem größten Vergnügen"", versetzte Großpapa, führte den Fremden in das Kabinet, in welchem die Marter-Werkzeuge der Reihe nach aufgehängt waren, erklärte ihm den Gebrauch eines jeden, die Schmerzen, die es verursache u. s. w. Der Fremde hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu und besah Alles genau. Am besten gefiel ihm das große Schwert, dessen ich neulich, als ich zum letzten Mal bei Ihnen zu Tische war, erwähnte, und er brach in die Worte aus: „„Wahrhaftig, müßte ich einmal auf dem Schaffot sterben, so würde ich wünschen, daß dies Schwert meinem Leben ein Ende machte!"" Als sich das Wetter aufgeheitert hatte, entfernte sich der Fremde mit dem Versprechen, bald einmal wiederzukommen. Kurze Zeit nach diesem Besuche ward der Marquis von Lally verurtheilt, enthauptet zu werden. Mein Großvater begab sich in das Gefängniß, um das Urtheil zu vollstrecken. Wie groß war sein Schrecken und Schmerz, in dem Delinquenten, den er vom Leben zum Tode bringen sollte, jenen Gast zu erkennen, dem er noch vor kurzem das Richtschwert als Merkwürdigkeit gezeigt hatte, mit welchem er ihn jetzt enthaupten sollte. Dieser aber kam muthig und entschlossen auf ihn zu und sagte mit ruhiger Stimme: „„Als ich Sie vor einiger Zeit in Ihrem Hause besuchte, war ich weit entfernt zu ahnen, daß ich mir selbst das Instrument auswählte, welches mir das Leben nehmen soll. Doch ich stehe Ihnen zu Diensten, thun Sie Ihre Pflicht."" Sie können denken, mit welchem Schmerze mein Großvater dem Gesetze gehorchte, und nachher machte er an dem Schwerte, das zu dieser unglücklichen Hinrichtung gedient hatte, jenes Zeichen, von dem ich Ihnen früher erzählt habe."

*) Vgl. Nr. 134 u. 135 des Magazins.

Eines Tages kamen Lord Durham und Lord Ellice, der englische Kriegsminister, mit meinem Freunde Bowring nach meiner Wohnung am Quai d'Orsay, um den Tag zu verabreden, an welchem sie mit mir den Scharfrichter Sanson besuchen und sich die Guillotine zeigen lassen könnten. Demgemäß begab ich mich am anderen Tage zu dem Nachrichter und kündigte ihm an, daß wir ihm alle zusammen am Sonnabend einen Besuch abstatten würden. Es war dies das erste Mal, daß ich sein Haus, welches in der Straße du Marais lag, betrat. Sobald Madame Sanson, die mir die Thür geöffnet hatte, meinen Namen hörte, machte sie mir Verbeugung über Verbeugung und ließ ihren Gemahl zu holen, der mich ebenfalls mit Höflichkeitsbezeugungen überhäufte. Er wollte durchaus, daß ich mich in seinen Lehnstuhl setze, wovor ich aber — ich muß es gestehen, wie lächerlich es auch seyn mag — ein geheimes Grauen empfand. Ich bemerkte, daß die Gemälde des Zimmers fast lauter biblische Gegenstände darstellten. Aus einem nahegelegenen Zimmer hörte ich auf dem Fortepiano eine Melodie aus der Stummen von Portici spielen (es war die musikalische Enkelin Sanson's), und dabei konnte ich mich nicht enthalten, bei der Betrachtung des alten Scharfrichters im Greisenhaare, der schon so viele Unglückliche hingerichtet hatte, bei dem Anblick jenes zweischneidigen Schwertes, welches ich an der Wand erblickte, meinen Gedanken nachzuhängen, als Sanson plötzlich zu mir sagte: „Sehen Sie, lieber Herr, der Lehnstuhl, auf welchem Sie sitzen, gehört unserer Familie schon seit sehr langer Zeit; mein Vater und schon viele von meinen Großältern haben sich desselben bedient." Unwillkürlich stand ich bei diesen Worten auf, verließ dies Familienstück, das schon eine ganze Generation von Henkern in seinen Armen gewiegt hatte, und nahm so bald als möglich Abschied von der Scharfrichterfamilie.

Den nächsten Sonnabend holte ich Lord Durham in seinem Wagen zu dem verabredeten Besuche ab, er war nur von seinem Neffen, dem Erben seines ungeheuren Vermögens, begleitet; allein er hatte von unserem Vorhaben mit so viel Engländern gesprochen, daß ich mit Schrecken sah, wie eine ganze Reihe von Wagen hinter uns herfuhr und unsere Expedition das Aussehen eines Leichenzuges gewann. Unterweges fragte mich Lord Durham, ob man nicht einen Hammel kaufen und denselben zur Probe guillotiniren lassen könnte. Ich antwortete ihm, daß sich über diesen Versuch, würde er bekannt, sicherlich in den Zeitungen, und wohl nicht ganz mit Unrecht, tadelnde Stimmen erheben würden. Der Lord fand meinen Einwand vernünftig und bestand nicht weiter auf seinem Vorhaben. Mittlerweile war unsere Wagenreihe in der Straße du Marais angelangt, wir stiegen aus, und ich sah, daß wir im Ganzen nicht weniger als etwa funfzig Personen waren. Ich ging allein zu dem Scharfrichter hinein, den ich in vollem Staate und ganz schwarz gekleidet fand. Er kam heraus und führte uns an das Ufer des Kanals St. Martin, wo das Todes-Instrument in dem Hause eines Wagenlackirers aufgestellt war. Die Engländer, welche die Mehrzahl der Besucher ausmachten, verleugneten bei dieser Besichtigung ihren Nationalcharakter nicht. Jeder wollte das Messer und die übrigen Vorrichtungen anfassen, und einige legten sich sogar, um eine möglichst genaue Vorstellung von der Lage eines Kandidaten der Hinrichtung zu erhalten, zur Probe auf das Brett, auf welchem die Delinquenten angeschnallt werden.

Der Scharfrichter hatte uns die Maschine in ihrem ganzen Glanze zeigen wollen und sie daher vollständig aufstellen und neu anstreichen lassen. Um uns einen Begriff von der Wucht und Gewalt des Messers zu geben, ließ er ein Paar Bund Stroh bringen, dieselben auf das Brett legen und das Beil sodann herunterfallen. Wir hatten den ehemaligen Chef der Pariser Sicherheitspolizei, welche Stelle er damals noch bekleidete, den berühmten Vidocq, bei uns. Als ein Mann, der mit allen Diebs- und Mordangelegenheiten wohl Bescheid wußte, war er im Stande, den Scharfrichter Sanson und seinen Sohn in den Erklärungen, welche sie der Gesellschaft vortrugen, zu unterstützen. Diese bis ins Einzelnste gehenden Auseinandersetzungen waren mir im höchsten Grade widerlich, machten aber den Lords Durham und Ellice, Herrn Bowring und sämmtlichen Engländern außerordentliches Vergnügen.

Nachdem sich die Herren satt gesehen hatten, verließ der ganze Zug das Haus, in welchem die verhängnißvolle Maschine stand. Wir trennten uns, und Lord Durham fuhr mich in seinem Wagen wieder nach Hause. Vorher hatte ich auf die Bitten einiger Freunde den Scharfrichter zum nächsten Sonnabend bei mir zu Tische gebeten. Er nahm meine Einladung mit Dank an, fügte aber etwas schüchtern hinzu: „Mein Sohn, der schon jetzt in meinem Amte oft meine Stelle vertritt, würde gewiß sehr glücklich seyn, wenn er dieselbe Ehre haben könnte." — „Bitte, dann bringen Sie ihn mit, antwortete ich; „es wird mir sehr angenehm seyn, auch ihn bei mir zu Tische zu sehen." (Schluß folgt.)

England.

Scenen aus dem Kampfe der Engländer und Franzosen im südlichen Frankreich im Frühjahr 1814.

(Schluß.)

Ermüdet von seinen fruchtlosen Anstrengungen, ward der Feind in wenigen Minuten gezwungen, sich unter einiger Verwirrung zurückzuziehen. Er sammelte sich schnell wieder, und ermuthigt durch seine sehr starke Ueberlegenheit an Zahl, kam er noch zweimal zum Angriff und wurde zweimal zurückgewiesen. Zwanzig Minuten hatte das Regiment die heftigsten Anstrengungen des Feindes zu bestehen, der es von der erstürmten Höhe verdrängen wollte. Ruhte das Bajonnett, so feuerte man unablässig gegen einander. Der wackere Oberst Fearon, der ein portugiesisches Jäger-Regiment (Caçadores) kommandirte und der ohne seine Leute die Höhe herauf kam, blos um der allgemeinen Sache tapfer zu dienen, wurde hier getödtet .... Der Feind wurde endlich in Unordnung vom Hügel getrieben, nachdem er mehrere Todte und Gefangene zurückgelassen hatte. Die letzten Streifen der Abendsonne verschwanden nach und nach, die entfernteren Berge waren nicht mehr zu unterscheiden, und nach und nach lagerten sich die Schatten der Nacht finster auf die Anhöhe. Aber der Befehl war buchstäblich und in vollem Maße ausgeführt; kurze Zeit war dazu gegeben, nicht ein Augenblick war zu verlieren, und nicht ein Augenblick ward verloren. Der Hügel war genommen, bevor es finster geworden.

Der Feind, der nicht erwartete, daß man noch spät Abends so unhöflich auf ihn eindringen werde, hatte umfassende Vorbereitungen zu seiner Bequemlichkeit gemacht, indem er große Massen Holz zum Feuer sammelte. Dieses Vorraths bemächtigte sich nun lustig der Sieger, dessen Bivouack diese Nacht weit glänzender als gewöhnlich erleuchtet war. Rund um die heitere Flamme gelagert und mit gesundem Appetit das einfache Abendbrod verzehrend, welches Tornister und Tasche gewährten *), wurden Glückwünsche zwischen Freunden gewechselt und gegenseitig die Begegnisse des Abends erzählt. Und da waren Wenige, welche nicht dankbaren Herzens zu Dem hinaufschauten, der den Sieg verliehen und der sie bei der Ausübung ihrer Pflicht geschützt hatte ....

Dies ist das Treffen von Garris, wie es unter der starken Aufregung eines solchen Schauspiels wilder Verwirrung, inmitten von Rauchwolken und langen Abendschatten, unvollkommen gesehen wurde; unvollkommen auch in die Erinnerung zurückgerufen durch die Ferne von mehr als 25 Jahren und nicht unterstützt durch die Erinnerung Anderer, da Niemand von des Verfassers Absicht wußte, die Einzelheiten zusammenzustellen. Aber so wie dieses auch ist, so mag doch die kleine Skizze nicht als unangemessen erscheinen zu einer Zeit, wo der Werth des Bajonnettes so starker Gegenstand der Besprechung ist.

Ein einzelnes Bajonnett mag als unbedeutende Waffe erscheinen, seine Gewalt besteht in der Vielheit, die zusammen wie eine Maschine in geschlossener, fester Linie wirkt. Hier wird der unbeschützte linke Arm gedeckt durch den Waffenbruder zur Linken, und ohne die bei militairischen Bewegungen so wesentlich geschlossene Reihe zu stören, was der Gebrauch des Schwertes thun würde, ist das Bajonnett zum Stoße bestimmt, der viel schneller geführt werden kann, als der Hieb mit dem Schwerte. Hiebe, da sie nothwendig nur auf die äußeren Theile des Körpers fallen, bringen es häufig nicht dazu, den Gegner außer Kampf zu setzen (!), während ein Zoll oder zwei durchs Bajonnett gewöhnlich todbringend sind. **) Auch ist der Gebrauch des Bajonnettes in der Linie so einfach, daß wenig oder keine Geschicklichkeit dazu nöthig ist, was in den Augenblicken so großer Aufregung ein schätzbarer Umstand ist. Das Gewehr ist vielleicht schwerer, als es bei der gegenwärtigen Verfeinerung aller Handarbeiten nöthig ist, aber seine Länge macht seine Anwendung als Pike sehr leicht. Hätte man daran denken können, daß einst die Nützlichkeit des Bajonnettes im britischen Dienste fraglich werden sollte, so hätte man bei Garris die Vergleichung der durch den Stahl angerichteten Verheerungen mit denen durch Kugeln genau angestellt. Einige müssen durch das Bajonnett gefallen seyn, doch wahrscheinlich in kleinem Verhältniß. In den wenigen Fällen, wo von beiden Seiten genügende Entschlossenheit gezeigt wurde, sich mit dieser Waffe zu begegnen, hinderten entweder Unebenheiten des Bodens oder die Aufstellung der Linien in nicht paralleler Richtung das Zusammentreffen, da der eine Theil nicht nahe genug war und also natürlich vom Feuern Gebrauch machte. Allein im letzten Kriege erwartete der Feind selten den Sturm des britischen Anfalles mit dem Bajonnette, und indem er seine Stellung verlassen mußte, verlor er auch viele Gefangene. So war diese Waffe das Mittel, viele Posten zu nehmen und viele Tausend Gefangene, und man darf daher nicht dagegen geltend machen, daß nicht bewiesen sey, daß es viele Menschen getödtet habe. An dem denkwürdigen Abend von Garris hatte die Brigade keinen Zweifel über die Gewalt und Wirkung ihres Bajonnettes, und sie zog zum Angriffe mit voller Entschlossenheit, es zu gebrauchen, sollte der Feind Gelegenheit dazu geben. Der Feind wußte, daß die Brigade so thun werde. ***) Mag nun das Bajonnett die beste Waffe für die Infanterie in geschlossenen Gliedern seyn oder nicht, so müßten wir doch, ehe

*) Wir glauben, diese Alliteration „Tornister und Tasche" entspricht dem: „Keller und Küche"; im Tornister hat der Krieger seine kalte Küche, in der Tasche die Feldflasche, die seinen Keller enthält.

**) Seit den Napoleonischen Kriegen ist aber auch beim Schwerte der Hieb mit dem Stoße, als dem viel wirksameren, vertauscht worden, doch, glauben wir, nur bei der Reiterei, hier aber ist vom Fußsoldaten die Rede. Nicht berücksichtigt scheint unser Verfasser den Umstand zu haben, daß das Schwert einen Vorzug des besseren Parirens hat, welchen ihm das Bajonnett gewiß selbst nach dem in neuerer Zeit, besonders in Sachsen, ausgebildeten Bajonnettfechten nicht nehmen wird.

***) Dies scheint doch etwas im Widerspruche mit dem eben Erzählten, wonach sich die Bajonnette beider kriegführenden Truppen wirklich gekreuzt hatten. Das ist unwiderlegt und durch hundert Schlachtfelder bewiesen, daß zum Gebrauche des Bajonnettes, sowohl beim Angriffe, wie bei der Vertheidigung im Carré, körperliche Kraft nöthig ist. Deshalb waren die Franzosen der Jahre 1813, 14 und 15 damit unglücklich, weil sie meist noch sehr jung oder schon zu alt waren. Vor den Thoren von Paris, erzählte uns ein Augenzeuge, standen bei der Ankunft preußischer Reiterei drei Carrés, um die Stadt zu vertheidigen; aber in wenigen Minuten waren sie zerstoben, zusammengehauen oder gefangen. Auch ist es bekannt, wie die französischen Carrés in der Schlacht an der Katzbach von der pommerschen Landwehr durch bloße Kolbenschläge vernichtet wurden. Der Franzose, besonders im südlichen Frankreich, ist auch in der Regel schwächer gebaut und hat weniger körperliche Stärke als der Engländer und Deutsche. Noch schwächer ist der Russe, wegen seiner geringen animalischen Nahrung bei harter Arbeit, und am allerwenigsten paßt für den Widergentänder das Bajonnett.

wir's bei Seite legen, die strengste Ueberzeugung von dem Vorzuge der dafür substituirten Waffe haben. So lange es beibehalten wird, ist es angemessen und klug, daß der jetzige englische Soldat es zu schätzen und zu lieben belehrt werde, so wie es seine früheren Waffenbrüder allgemein auf vielen blutigen Schlachtfeldern gethan haben.

Wenn in dem obigen Auszuge schon genugsam gezeigt ist, wie wenig die Engländer den Franzosen die glückliche Anwendung des Bajonnetts zugestehen, so spricht in demselben Buche, aus welchem die Worte entnommen sind, ein anderer höherer Offizier mit noch viel weniger Schonung und, wir glauben, auch mit viel weniger Wahrheit. Es ist überhaupt ein recht hohler und grundlächerlicher Patriotismus, der sich oft in England nur zuweilen in Deutschland dadurch breit zu machen meint, daß er an den Franzosen keine Tugend und an sich selbst kein Laster finden will. Dem französischen Soldaten aber die Fähigkeit und den Muth, tapfer mit dem Bajonnette anzugreifen, absprechen zu wollen, ist eine Behauptung, die durch die Kriegsgeschichte dreier Jahrhunderte Lügen gestraft wird. Und dennoch sagt ein englischer Stabs-Offizier Folgendes *):

„So glänzend auch die Schlachten von Vimiera und Corunna sind, so muß doch das Schlachtfeld von Talavera als der Ort betrachtet werden, wo der militairische Charakter der beiden Nationen in Untersuchung gestellt und geprüft wurde. Diese Schlacht zeigte den totalen Mangel des Feindes an Festigkeit, wenn er den Unsrigen mit dem Bajonnette begegnete, und sie lieferte ein bei jeder Gelegenheit später wiederholtes Beispiel, daß seine besten Truppen fliehen gleich Spreu vor dem Winde, sobald die entgegenstehenden Truppen in eine Nähe kamen, von wo sie angreifen konnten (!!). Die Franzosen würden sich, gleich uns, dem feindlichen Feuer in der geringsten Entfernung aussetzen, aber ein Hurrah und ein Andringen mit dem Bajonnette aus kurzer Entfernung hatte ihre augenblickliche Flucht zur Folge. Mit Ausnahme bei einigen verzweifelten Männern im Nachtrabe eines fliehenden Haufens oder sonstigen Zufällen, wurden kaum einige Wunden mit dem Bajonnette während des ganzen Krieges beigebracht. Und ihre Furcht vor naher Berührung war bei nebeligem Wetter so stark, daß ein Kriegsgeschrei hinreichte, wie beim Uebergang zu Maida, eine sich bildende Kolonne aus einander zu jagen. Fürwahr, unsere Bajonnette hätten eben so gut von Pappe seyn können, denn ihre Beschaffenheit wurde sehr selten geprüft, da die bloße Furcht davor hinreichend war, die besten französischen Truppen zu zerstreuen. In ihrer Hand dagegen ist es eine schlechte, wenn nicht ganz unnütze Waffe, und sie wurden von den Portugiesen bei vielen Gelegenheiten damit geschlagen."

Wir glauben nicht, daß viele deutsche Offiziere die Behauptungen des englischen Stabs-Offiziers theilen werden, und selbst diejenigen Offiziere, welche im Befreiungskampfe oft Zeugen der Niederlage und Flucht der Franzosen waren, können solche Behauptungen nicht unterschreiben. Noch eher wollen wir Lord Palmerston's Ausspruch glauben, daß er das französische Ministerium durch ein Nadelöhr jagen könne, als daß ein Bajonnett aus Pappe die französischen Regimenter auflöst. Man könnte auch den Stabs-Offizier fragen, warum man denn 25 Jahre lang mit der französischen Revolution unter so vielem Blutvergießen Krieg führte, da man doch das Mittel in Händen hatte, den Feind zu vernichten, indem man ihm das Bajonnett zeigte? In offener Feldschlacht kann man ja den Gegner immer mit diesem Instrumente erreichen, so gut wie mit der Lanze und noch eher als mit Säbel und Degen. Wahr ist indeß, daß die britischen Soldaten, und besonders die schottischen Hochländer, das Bajonnett am unwiderstehlichsten zu gebrauchen wissen; dabei ist aber nicht besserer Muth, als bei anderen Völkern; die Ursache, sondern besseres Fleisch, d. h. besseres Beefsteak, welches dem Arm kräftigere Ausdauer verleiht, so wie es dem Herzen wohlthut. Kein Soldat hat bessere Nahrung als der englische; von Kindesbeinen an hat der Engländer bessere Nahrung, warum soll sein Körper nicht auch kräftiger seyn als der des Franzosen, der verhältnißmäßig von Jugend auf schlecht genährt ist? Nimmt man hierzu noch die Erfahrung, daß seit dem Feldzug von Rußland und schon früher in Frankreich Knaben von 17 Jahren zu den Fahnen getrieben wurden, deren Gewehr eben so viele Pfund weg, als die schwachen Träger Jahre zählten, denkt man sich noch den Zustand der Verpflegung unter Napoleonischen Generalen, die sich mit betrügerischen Lieferanten verbanden, um dem hungernden Soldaten seine karge Ration zu rauben, dann wird man begreifen, daß französische Soldaten den Anblick eines englischen Bajonnettes nicht aushielten, nachdem vom Marschall Boufflers bis auf den Marschall Brune die Engländer oft genug gefühlt haben, daß die französischen Bajonnette nicht von Pappe sind. Seltsam muß es im Ganzen auch klingen, daß gerade englische Offiziere in unseren Tagen mit einer Waffe stolz thun, die etwas antediluvianischer Natur ist und die bei den erfindungsärmsten Völkern zu Schutz und Trutz gehandhabt werden kann, während England seine Weltherrschaft, wenigstens seine Ueberlegenheit im Kriege, außer seiner freien Verfassung und dem Bewußtseyn derselben im Herzen des Soldaten, gerade den kunstvolleren Wurfmaschinen verdankt, die es immer erfunden, zuerst eingeführt oder verbessert hat. Abgesehen von den vielen Vorzügen der englischen Artillerie im Allgemeinen, von der großen Geschicklichkeit der Ingenieure und Genie-Offiziere, wollen wir nur die Erfindung und Anwendung der Congreveschen Brandraketen hervorheben. Diese jetzt bei allen europäischen Heeren eingeführten und vielfach verbesserten Projektile zeigten sich anfangs von sehr unvollkommenem, oft gar für die Absender verderblichem Erfolge, und dennoch ist ihnen ein wesentlicher Antheil an der Herbeiführung des Sturzes der Bonapartischen Herrschaft zuzuschreiben. Wellington wendete sie an den Pyrenäen zuerst an, und sie verbreiteten so großen Schrecken unter den Franzosen, daß diese wirklich wie Spreu vor dem Winde davonflogen, sobald eine Rakete unter ihnen zündete *). Und jetzt, nachdem die Raketen ihre Mission für England erfüllt haben, hat es wieder hundert andere Wurfgeschosse von furchtbarer Wirkung erfunden, die gewiß von Franzosen und Deutschen auch werden nacherfunden werden, aber immer erst dann, wenn sie von England zu Sieg und Herrschaft ausgebeutet sind.

*) Enthalten im Maxwellschen Werke I. S. 66 und unterschrieben: From the revised journal of an Officer on the staff of the army.

Mannigfaltiges.

— Baron von Reiffenberg über Willems. Dieser belgische Baron mit einem deutschen Namen, der jedoch weder der belgischen noch der deutschen Nationalität angehört, sondern nur der Brüsseler Nachdruck eines französischen Akademikers ist, hat in der belgischen Akademie eine Denkrede auf den kürzlich verstorbenen Willems gehalten, von welcher vlaamische Journale mit Recht bemerken, daß sie nicht minder dieses gelehrten Instituts als des Hingeschiedenen unwürdig gewesen. Er sagte unter Anderem, natürlich auf französisch: „Die vlaamische Literatur bildete gleichsam ein kleines Königreich, dessen Oberhaupt, ja dessen Autokrat — wenn man dies auch in Abrede stellte — Willems war. Er war indessen ein guter Fürst, und wenn er seine Macht fühlte, wenn er sie sich wohl zuweilen ein wenig übertrieb, so bediente er sich ihrer doch mit Gutmüthigkeit und übertrieb sie ohne Despotismus, indem er nur nach Art von Beranger's König von Yvetot regierte. Zu seiner Genugthuung gingen ihm von Zeit zu Zeit ganze Weihrauchwolken, Komplimente über Komplimente, aus Deutschland zu, welchem man eingeredet hatte, daß in Belgien eine vlaamische Bewegung stattfinde, die eines Tages aus diesem Lande eine deutsche Provinz machen würde!"

Die Broederhand bemerkt hierzu: „Wahrlich, die Oberflächlichkeit des Reiffenberg's fällt täglich mehr den Deutschen in die Augen, und darum sinkt der Stern des so viel schreibenden und so wenig denkenden Barons, während der des bescheidenen Willems höher und höher steigt. — An einer anderen Stelle sagt v. Reiffenberg: „Le flamand avait été utile à Willems; désormais Willems fut très-utile au flamand." Was soll das heißen? Ei, was sonst, als daß Herr v. Reiffenberg Willems' Wirksamkeit nicht kannte, was auch aus nachstehender Phrase hervorgeht: „Son imitation du Renard en petits vers, naifs et goguenards, faciles et bien frappés, est peut-être la première de ses productions, celle où il a mis le plus du sien, le plus de style, d'imagination et d'individualité." Ist hier nicht so viel Unsinn als Worte sind? Hiernach urtheile man über den Rest des Nekrologes. Sehr Vielen hat diese Rede böses Blut gemacht; gleichwohl hatten Herr Gachard und andere Akademiker von der Reiffenberg'schen Clique ihren Beifall durch Händeklatschen zu erkennen gegeben. So rächen sich die Mücken an dem todten Löwen!"

— Baron v. Rahden's Wanderungen. Unter der Ueberschrift „Prussian Military Memoirs" enthält das Novemberheft von Blackwood's Magazine eine Anzeige von den in diesem Jahre erschienenen „Wanderungen eines alten Soldaten", des bekannten karlistischen Brigade-Generals Baron von Rahden, aus deren erstem Bande, den Befreiungskrieg von 1813—15 umfassend, zahlreiche Auszüge gegeben werden. In England gehören alle militairische Denkwürdigkeiten dieser Art zu den vorzugsweise gern gelesenen Schriften, wie denn auch die Mittheilungen, die unsere Blätter oft Gelegenheit haben, über solche Denkwürdigkeiten zu bringen (wie z. B. die in unserem heutigen Blatte benutzten Skizzen des Obersten Marwell), ein Beweis dafür sind. In Deutschland dagegen, wo doch der Kriegerstand im Frieden eine viel bemerklichere Stellung einnimmt als in Großbritannien, gehören dergleichen Schriften, wozu wir natürlich militair-wissenschaftliche Werke nicht zählen, zu den Ausnahmen, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß in Deutschland überhaupt das Memoirenschreiben erst in neuerer Zeit angefangen hat, seit dreißig Jahren jedoch die deutschen Soldaten keinen wirklichen Krieg gesehen haben. „Baron von Rahden", sagt der Reviewer, „erzählt die Geschichte seines Lebens vortrefflich und sehr unterhaltend, ohne Ansprüche auf stylistische Eleganz und Feile, aber mit soldatischem Freimuth und Geist. Wir haben die erste Abtheilung seiner Denkwürdigkeiten mit Vergnügen und Antheil gelesen und werden gewiß bald wieder Gelegenheit nehmen, auf den lebendigen und mannigfaltigen Inhalt derselben zurückzukommen." — Wir zweifeln nicht, daß auch des Verfassers Schilderung seiner Kriegszüge in Belgien, wo er als niederländischer Stabs-Offizier die Citadelle von Antwerpen vertheidigen half, und in den Gebirgen der Pyrenäischen Halbinsel, wo er, eben so wie Fürst Felix Lichnowsky und Baron von Barrè, mit dem höchsten Orden des Don Carlos dekorirt wurde, in England mit großer Theilnahme gelesen werden wird.

*) Auch bei Leipzig und noch mehr bei Waterloo nahmen die Raketen Theil am Siege.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 139. Berlin, Donnerstag den 19. November 1846.

England.

Wallfahrt einer Engländerin nach den Tempeln und Grabmälern Aegyptens, Nubiens und Palästina's. *)

„Diesen Morgen erwachte ich in einer neuen Welt. Die Sonne, die glühende Sonne Aegyptens, warf ihre goldenen Strahlen durch die weiten, hervorstehenden Fenster meines Schlafgemachs; seltsame, ungewohnte Töne ließen sich unten auf der Straße vernehmen und störten mich in meinen Träumen von der Heimat. Schon in dieser frühen Stunde war der Raum vor unserem Hotel voller Leben, Bewegung und Geräusch (denn ohne Lärm geht hier nichts vor sich). An der Thür knieten zwei mit Steinen beladene Kameele, welche heftig murrten und, trotz aller Schläge, nicht aufstehen wollten; man hatte sie überladen oder schlecht beladen, und sie waren nicht von der Stelle zu bringen, bis ihre Lasten gleichmäßiger vertheilt würden — ein Entschluß, den sie ihren Zuchtmeistern durch unzweideutige Töne und Geberden zu erkennen gaben. Dort hockte unter dem Schatten einer Mauer eine Gruppe von alten Arabern in ungeheuren weißen Turbans, ihre Fliegenwedel über die Haufen von flachen Brodkuchen und reifen Datteln schwenkend, die auf der Erde vor ihnen ausgebreitet zum Verkauf bereit lagen. Weiterhin stand ein Schlangenbeschwörer, mit einer großen lebendigen Schlange zweimal um den Hals geschlungen und in jeder Hand einen Sack voll lustig spielender Nattern, zum Dienst eines Jeden bereit, der seine Wohnung von so unerfreulichen Gästen gereinigt wünschen mochte. In der Mitte des Platzes waren zwanzig bis dreißig Miethsesel versammelt, fertig gezäumt, mit Sätteln von rothem Maroquin versehen und mit Teppichen bedeckt, um von Herren oder Damen bestiegen zu werden; ihnen zur Seite ihre Treiber, sich auf eine Weise zuschreiend, wie es nur Araber vermögen — ihre dunklen schlankgeformten Glieder in nichts weiter als ein blaues baumwollenes Hemde gehüllt, dessen Aermel zierlich mit Stricken um die Schultern geschlungen sind, und ihre schwarzen Gesichter aus den weißen, faltigen Turbanen finster dareinschauend. Kaum Einer unter ihnen besaß zwei Augen, so groß sind die Verheerungen, welche die Ophthalmie in diesem Klima anrichtet! — Unmittelbar vor meinem Fenster erhob sich der spitze Minaret einer benachbarten Moschee, und von seiner höchsten Zinne ertönte jetzt die ernste Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Morgengebet rief. Ein halbnackter Araber eilte in vollem Laufe vorbei, mit einer langen Peitsche knallend, um den Weg für seinen Herrn zu säubern, der in seidenen Gewändern auf einem reich gezäumten, mit Sammet, Gold und Troddeln behangenen Pferde vorbeiritt — dicht neben ihm sein Pfeifenträger. Und horch! welches Geheul, welches Gekreisch ist das, welches von Zeit zu Zeit das lärmende Treiben dort unten übertäubt? Es ist das Moristan oder öffentliche Tollhaus von Kahira, welches in der Nähe liegt und dessen unglückliche Bewohner ihr wildes Geschrei und wahnsinniges Gelächter in schneidender Dissonanz mit dem heiteren, geschäftigen Summen des Alltagslebens vermischen."

Aus dieser graphischen Skizze ihres „ersten Morgens in Kahira" wird man leicht erkennen, daß es der Mrs. Romer weder an Beobachtungsgeist, noch an dem Talent, das Gesehene zu schildern, mangelt, obgleich sie auch in diesem Werke, wie in ihrem „Rhone, Duero and Guadalquivir", eine Sucht nach pretentiösen Titeln zeigt, die oft zum Deckmantel der inneren Leerheit dienen. Uebrigens sind es nicht so sehr die Tempel und Grabmäler des Orients, als seine Harems und Bazare, denen sie ihre Aufmerksamkeit zuwendet; die Sitten und Zustände der Gegenwart bieten ihrer lebhaften Feder einen weit ergiebigeren Stoff dar, als archäologische Untersuchungen über das einst Dagewesene. So z. B. folgendes Abenteuer, das sie in Gemeinschaft mit ihrem Freunde, Herrn P***, bestand, wobei wir zum Verständniß desselben bemerken müssen, daß Letzterer ein Quäker war, der sich der Reisegesellschaft unserer Verfasserin in Aegypten anschloß:

„Wir ritten en file durch eine enge, gedrängte Straße, mit Herrn P*** unmittelbar vor mir, als ich zu meinem Schrecken einen Mann mit einer langen Karbatsche bewaffnet aus dem Haufen heranstürzen und unserem harmlosen Freunde einen Schlag versetzen sah, dem er einen zweiten, seinem eben so harmlosen Esel applizirten, folgen ließ. Der erste Impuls des Herrn P*** war, seine Peitsche zu erheben und den Schlag zu erwiedern; aber der Einfluß jener Grundsätze, die den Mitgliedern seiner Religionssekte alle gewaltsame Handlungen oder die Vergeltung erlittener Beleidigungen verbieten, gewann bald in ihm die Oberhand, und er ließ seinen Arm fallen, ohne die ihm zugefügte Schmach gerächt zu haben, obgleich ich an seinen glühenden Wangen und funkelnden Augen erkennen konnte, daß die religiöse Ueberzeugung nicht ohne inneren Kampf den Sieg über die Leidenschaft erfochten hatte. Dieses Alles war mit solcher Schnelligkeit vorgegangen, daß wir keine Zeit hatten, über dessen Bedeutung nachzudenken, und ich erwartete so eben, meinen Theil an den Prügeln zu bekommen, die von dem vermeintlichen Tollhäusler ausgetheilt wurden, als unser Dragoman auf mich zurilte, meinen Esel beim Zügel faßte und ihn in eine Ecke hineinriß, indem er die ganze Sache durch die Worte: Mohammed Ali! erklärte. Der Volkshaufe wich zurück; die Herren von unserer Gesellschaft stiegen sogleich ab und entblößten das Haupt (mit Ausnahme unseres Freundes P***, dessen eigenthümliche Lehrsätze ihm von neuem ein anderes Verfahren vorschrieben) — zwei Männer zu Pferde galoppirten an uns vorüber, ihnen nach eine auf Dromedaren reitende Eskorte, von der der Vordermann den Bet-Teppich des Vicekönigs trug — dann kam der Vicekönig selbst, in einer europäischen, von vier schönen Grauschimmeln gezogenen Kalesche sitzend, mit seinem Kutscher und zwei Lakaien in Mameluken-Tracht von Scharlach und Gold, und der Zug ward von einer zweiten Dromedaren-Eskorte geschlossen, die Tschibuks (Pfeifen) des Pascha's tragend, die sich in karmoisinrothen, mit Gold durchwirkten Futteralen befanden und von dem zu ihnen gehörigen Feuer-Apparat in großen silbernen Kohlenbecken begleitet waren. Die Schnelligkeit, mit der Se. Hoheit fuhr, nöthigte die Dromedare, sich im Trabe zu bewegen, was bei diesen ungeschlachten Thieren einen höchst lächerlichen Anblick gewährte; wir konnten indeß nicht leugnen, daß sie recht gut für den Hofstaat eines afrikanischen Machthabers paßten."

In Kahira bestieg Mrs. Romer ein Dahabieh, um den Nil hinauf zu fahren. Luxor und Esneh hinter sich lassend, drang sie bis zu den Katarakten jenes Stromes vor, deren Durchfahrt sich nicht ohne Schwierigkeit ausführen läßt. Um den ersten Nilfall zu passiren, ist ein starker Wind nöthig, und Reisende werden oft tage-, ja sogar wochenlang in Essuan aufgehalten, ehe sich die ersehnte Brise einstellt; unsere Verfasserin traf es jedoch glücklicher, da sie schon am folgenden Morgen weiterfahren konnte. „Um zehn Uhr", schreibt sie, „nahm der Reïs des Nilfalls mit zwanzig seiner Leute von unserer Dahabieh Besitz, indem er noch achtzig Mann nach dem Punkt voraus sandte, wo wir ihrer Hülfe am meisten bedürfen würden. Wir spannten alle Segel auf, und sobald wir Essuan verlassen hatten, lagen die Katarakten vor uns in aller ihrer wilden Pracht, die nach dem zahmen Charakter, der das ganze Nilufer von Alexandrien bis Essuan bezeichnet, einen um so größeren Eindruck hervorbringt. Es that unseren Augen wohl, eine rauhe Natur zu erblicken, die sich von den ewigen Dhorra-Feldern und Palmbäumen unterschied. Am Anfang der Stromschnellen sieht man einen wahren Archipel von rothen und schwarzen Granitfelsen, die in der Sonne glänzen und zwischen denen die zahllosen Gießbäche in allen Richtungen dahinschäumen; am westlichen Ufer erstrecken sich die Sandflächen der großen Wüste, gelb wie Gold und durch den Wind oceanartig in Wogen gekräuselt, bis zum Rande des Wassers hinab, wo sich große Massen von schwarzem Basalt erheben; nach Osten thürmen sich Granitfelsen bis zu den Wolken empor, und zwar in so regelloser und seltsamer Form, daß man veranlaßt wird, ihren Ursprung einem vulkanischen Ausbruche zuzuschreiben. In der That scheint diese chaotische Wildniß aus einer jener Natur-Umwälzungen hervorgegangen, die einst unserem Erdboden eine neue Gestalt aufdrückten. — Die Brise hielt zu unserem Glück noch immer an und führte uns bisweilen zwischen Felsen, die so nahe zusammenstießen und bis zu einer solchen Höhe emporragten, daß sie den Wind auffingen und es einen Augenblick zweifelhaft ließen, ob wir durch den Engpaß kommen würden oder nicht. In solchen Augenblicken trat eine kurze Pause ein, wo das Boot völlig still stand und die Segel gleich dem Puls eines Sterbenden zitterten — dann füllten sie sich von neuem, und das Angstgeschrei unserer Mannschaft verwandelte sich in ein triumphirendes Hurrah! So oft sich dergleichen Intermezzi ereigneten, pflegte unser guter Reïs-Ali seinen Posten im Vordertheil des Schiffes zu verlassen, um mir zu versichern, daß keine Gefahr vorhanden sey, und mich mit einem heiteren: Tayib, tayib! (sehr wohl, sehr gut!) zu ermuthigen, durch welches freundliche Verfahren ich nicht nur überzeugt wurde, daß wir eine Gefahr bestanden hatten, sondern auch, daß uns noch mehrere erwarteten — eine Ueberzeugung, die nur zu gegründet war, wie man gleich sehen wird. Ich hatte einen Maßstab für unsere Sicherheit festgestellt, der mir größeres Zutrauen

*) A Pilgrimage to the Temples and Tombs of Egypt, Nubia and Palestine, in 1845—6. By Mrs. Romer. 2 Bände. 8. London, 1846.

einflößte als die freundschaftlichen Besuche Reis-Ali's — ich meine unseren vortrefflichen Koch, Hadschi-Mustapha, dessen kleine tragbare Küche, in der er so Großes zu Stande bringt, sich meiner Zeltdecke gegenüber befand. Hier saß er unbeweglich an seinem Posten und beschäftigte sich mitten unter dem betäubenden Lärm und der Verwirrung, die ihn umgab, ganz ruhig mit den Vorbereitungen zu unserem Mittagsmahl, trotzdem daß es mir zweifelhaft schien, ob wir es je verzehren würden. Sein unzerstörbarer Gleichmuth galt mir jedoch als Beweis, daß er, ein geborener Nilvogel, an keine Gefahr dachte, und in meiner trügerischen Sicherheit verlor ich den Umstand aus den Augen, daß er als Muselmann und Fatalist, vor Allem aber als Koch, durch Religion und Gewerbe verbunden war, die unerschütterlichste Fassung zu behaupten — das Boot seinem Schicksal zu überlassen, sich nur um seine Kasserollen zu bekümmern und den Kataraktin ein Schnippchen zu schlagen. So standen die Sachen um Mittag, und auf die dringenden Fragen, die ich an Mohammed (den Dragoman) richtete, erklärte er, daß wir in kurzem bei jenem Theil des Falles anlangen würden, der das Bab oder Thor heißt und wo die achtzig Mann stationirt wären, um uns die Stromschnelle hinaufzuziehen; nach Beendigung dieser Operation würden wir in einer halben Stunde die Insel Philä erreichen, wo alle Gefahr aufhört. Kaum waren die Worte aus seinem Munde, als die Dahabieh in einen jener kurzen, aber rauschenden Gießbäche einlenkte, durch welche der fahrbare Kanal führt. Es erfolgte eine Scene der furchtbarsten Verwirrung; ich hörte die Stimmen der ganzen Mannschaft in wüthendem Geschrei durch einander — am lautesten das heisere Brüllen des Reis; ich sah Mohammed seinen Säbel ziehen und nach der Stelle hinstürzen, wo der Lootse des Reis postirt war. Ich merkte augenblicklich, daß wir nicht mehr vor-, sondern zurückgingen, denn die zur Seite liegenden Felsen, die wir so eben rasch hinter uns ließen, schienen jetzt vor uns zurückzuweichen. Ich blickte aufwärts und sah die Segel flattern; ich blickte vorwärts und — o Gipfel der Verzweiflung! — ich sah den Koch eine Pudding-Form aus der Hand fallen lassen, eine Stange ergreifen und mit der übrigen Mannschaft an's Werk gehen, um das Schiff am Umdrehen zu verhindern. Alles ist verloren, dachte ich, wenn Hadschi-Mustapha seinem Pudding im Stich läßt! Im nächsten Augenblick vernahm ich einen hohlen, knarrenden Ton, der meine schlimmsten Befürchtungen rechtfertigte; das Boot war gestrandet — glücklicherweise saß es am Hintertheil fest, so daß es nicht gegen die Felsen abfallen konnte, die es unfehlbar zerschmettert hätten. Nachdem man die Vorsichtsmaßregeln getroffen, die unsere jetzige Lage erforderte, warfen zwei von unseren Leuten sich in den Strom und schwammen nach einem Felsen, an den sie einige Taue befestigten, damit das Boot sich nicht wenden und gegen das Ufer treiben möchte. Der Lootse, dessen nachlässiges Steuern uns in diese Noth gebracht hatte, verließ inzwischen das Steuerruder, sprang in den Fluß und schwamm ans Ufer, von wo er seine Flucht nach der Wüste fortsetzte. Während wir uns in einer solchen Lage befanden und der Tod uns an die Thür zu klopfen schien, so oft unser Kiel gegen die Felsen stieß, bedeckten sich die Anhöhen um uns her plötzlich mit nackten Nubiern, die wie Roderich Dhu's Clansmänner aus der vor einem Augenblick noch lautlosen Einöde hervorstürzten. Wie man mir sagte, stehen diese Leute immer auf der Lauer und erscheinen im kritischen Moment, entweder um Hülfe zu leisten und dafür ein Bakschisch (Trinkgeld) zu bekommen, oder auch um das Wrack zu plündern, wenn das Fahrzeug verunglückt. Viele von ihnen näherten sich der Dahabieh, auf Baumstämmen sitzend und mit den Händen rudernd — die gewöhnliche Art, wie diese einfache Menschenrace über den Fluß schifft; wir lehnten aber ihre Dienste ab, da wir so viele Leute hatten, als gerade nöthig waren. Nach unerhörten Anstrengungen gelang es uns endlich, das Boot von dem Riff abzubringen, auf dem es festsaß — doch nur um von Scylla in Charybdis zu gerathen, denn kaum hatte sich das Fahrzeug von der Stelle bewegt, als es wieder auf den Grund stieß und diesesmal einen Leck bekam. Jetzt blieb nichts übrig, als es auf den Sand einer benachbarten Insel laufen zu lassen und Werkleute aus dem nächsten Dorfe herbeizuholen, um den erlittenen Schaden wieder gutzumachen, und wir richteten uns denn ein, den Rest des Tages und die Nacht hier zuzubringen. Zum unsterblichen Ruhm Hadschi-Mustapha's muß ich sagen, daß unser Mittagsmahl keine Spur der Verwirrung zeigte, die bei seiner Zubereitung geherrscht hatte, und der Pudding sogar, der eine so verhängnißvolle Unterbrechung erlitten, wies sich als einer der besten aus, die je von seiner kunstreichen Hand verfertigt wurden."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Pariser Physiognomieen.

Aus B. Appert's Erlebnissen.

III. Ein Besuch bei Sanson. — Der Koch Gillard.

(Schluß.)

Zu zwei verschiedenen Malen habe ich das Vergnügen gehabt, die beiden Herren Sanson auf meinem Landhause zu Neuilly mit einem großen Diner zu bewirthen. Bei dem zweiten Mittagessen waren außer den beiden Scharfrichtern die bekannten Romanschreiber Balzac und Alexander Dumas, der berühmte Fourier und sein eifriger Schüler und Verfechter seiner Lehre, Victor Considerant, der Phrenologe Parel, der Doktor Chapelain, der Repräsentant des Magnetismus und der schon oft genannte Vidocq zugegen. Das zweite von diesen Diners war von meinem Koch Gillard zubereitet, welcher ein merkwürdiges Schicksal erlebt hat, das ich aus Gründen, die dem Leser weiter unten einleuchten werden, meinen Gästen bei Tische mittheilte, und dessen Erzählung ich auch hierher setze:

Nachdem Gillard schon eine geraume Zeit die edle Kochkunst betrieben, entdeckte er plötzlich, daß er eigentlich zu etwas Besserem geboren, und daß nicht die Küche, sondern der Parnaß seine Bestimmung sey. Er gab daher die Kunst des Kochens auf und warf sich mit Eifer auf die Poesie, zu der er, wenigstens nach dem Urtheil Beranger's, welcher einige seiner Verse gesehen, nicht die mindesten Anlagen besaß. Während er sich seinen neuen Bestrebungen hingab, machte er die Bekanntschaft eines anderen Reimschmieds, dessen Verse etwa von demselben Werthe waren wie die seinigen, und die Gleichheit ihres Geschmacks stiftete bald eine zärtliche Freundschaft zwischen ihnen. Lemoine, so hieß dieser neue Freund des ehemaligen Koches, wurde ihm bald unentbehrlich, mußte ihn überall begleiten und jedes Vergnügen mit ihm theilen. So nahm ihn Gillard auch einmal auf einem der Besuche mit, die er häufig der Köchin der Madame Dupuytren abstattete, mit welcher er (der Köchin nämlich) ein zartes Verhältniß hatte. Diese Einführung seines Freundes bei seiner Geliebten sollte indeß eine tragische Folge haben. Eines Tages drangen zwei Räuber in die Wohnung der Madame Dupuytren, als diese abwesend war, ermordeten die Köchin und nahmen, was sie an baarem Gelde und an Kostbarkeiten fanden. Die Polizei, welche sofort von diesem Raubmorde in Kenntniß gesetzt wurde, stellte eifrige Nachforschungen an, um die Thäter zu entdecken. Man ließ sich das Signalement aller der Personen geben, welche bei der ermordeten Dienstmagd in Abwesenheit ihrer Herrschaft aus und ein zu gehen pflegten. In Folge dessen ward Lemoine, der ein sehr verdächtiger Mensch und auch schon früher bestraft war, gefänglich eingezogen, und bald darauf arretirte man auch Gillard, welcher seinen Freund, an dessen Rechtschaffenheit er in Wahrheit glaubte, überall eifrig vertheidigte. Eine Menge von Zufälligkeiten und namentlich der Umstand, daß Gillard in Gemeinschaft mit Lemoine die ermordete Person besucht hatte, vereinigten sich, die Polizei in dem auf ihn geworfenen Verdacht zu bestärken. Beide wurden vor die Assisen gestellt, Lemoine zum Tode und Gillard, als vermeintlicher Mitwisser der That, zu fünf Jahre Zuchthaus verurtheilt. Nur eine einzige Stimme hatte gefehlt, und der Unglückliche wäre ebenfalls von der Jury für des Mordes schuldig erklärt und dem Henker überliefert worden.

Im Gefängniß zu Bicêtre besuchte ich kurze Zeit vor dem zur Hinrichtung festgesetzten Tage den verurtheilten Lemoine. Eine geheime Unterredung, welche ich mit diesem Verbrecher hatte, gab mir die Ueberzeugung, daß Gillard unschuldig sey. Lemoine brach, als er mit mir sprach, in Thränen aus und sagte: „Ich bin ein großer Verbrecher, Herr Appert; lassen Sie mich sterben, aber retten Sie den armen Gillard. Er ist der bravste und ehrlichste Mensch von der Welt, der niemals seine Zustimmung zu einem Verbrechen gegeben hätte. Ich kannte ihn zu gut, *als daß ich es hätte wagen* sollen, ihn dazu aufzufordern."

Als ich kurz darauf Gillard in seinem Kerker besuchte, fand ich, daß er seinerseits von der Unschuld seines Freundes Lemoine eben so überzeugt war, wie von der seinigen. „Retten Sie meinen Freund", sagte er zu mir; „was mich anbelangt, so will ich entweder sein Schicksal theilen oder meine volle Freiheit haben; denn entweder bin ich schuldig oder unschuldig."

Auch der Gefängniß-Direktor von Bicêtre, der vortreffliche Herr Berquerel, zu dem ich, trotz der Rauheit seines äußeren Wesens, eine wirkliche Zuneigung empfand, stimmte mit mir in dem Wunsche überein, Gillard zu retten, den auch er für unschuldig hielt.

Die moralische Ueberzeugung, welche ich bereits hatte, sollte bald zur Gewißheit werden. Am anderen Tage nämlich meldete sich ein Mensch bei mir und wünschte mich unter vier Augen zu sprechen. Nachdem ich seine Bitte gewährt hatte, vertraute er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß er der Mitschuldige des Mörders Lemoine sey, daß er auf dem Punkte stehe, sich ins Ausland zu begeben, um seinen Kopf zu retten, wenn der Justiz etwa später eine Angabe zukäme; doch könne er Frankreich nicht ruhig verlassen, ehe er nicht den armen Gillard, der unschuldig an seiner Statt leide, gerettet und frei wisse. Nachdem ich so eine untrügliche Gewißheit in dieser Sache erlangt hatte, wagte ich es, dem König diesen Fall vorzutragen und ihn um Gillard's Begnadigung zu bitten. Se. Majestät hatten die außerordentliche Gnade, dieselbe nicht nur augenblicklich zu gewähren und Gillard's sofortige Freilassung zu befehlen, sondern dem armen unschuldig Verurtheilten auch noch eine außerordentliche Unterstützung von 300 Franken zukommen zu lassen. Der Mörder, welcher sich mir freiwillig angegeben hatte und dessen Geheimniß ich natürlich bewahrte, entkam glücklich und lebt gegenwärtig, wie man mir wenigstens versichert, als ehrlicher Mensch (?) im Auslande.

Wenige Stunden vor seiner Hinrichtung schrieb mir Lemoine folgenden Brief, den ich der Mittheilung für werth halte:

„Herr Appert!

„In Folge der gütigen Erlaubniß, welche Sie mir heute Morgen gaben, beehre ich mich, Ihnen anbei ein an den General-Prokurator gerichtetes Schreiben zu übersenden. Es ist mein Wunsch, daß Sie dasselbe lesen mögen, ehe Sie es übergeben; ich werde dadurch die Genugthuung haben, daß Ihnen meine innersten Gedanken bekannt geworden sind. Ich wiederhole es Ihnen, mein Herr, man hat mich zu einem für mich ruhmvollen Tode verurtheilt, aber die Justiz hat sich gröblich über Gillard getäuscht und dessen Redlichkeit verkannt. Hätte ich mich in dem Fall befunden, einen Mord oder einen Diebstahl begehen zu wollen, so würde wahrlich nicht der ehrliche Gillard mein Mitschuldiger geworden seyn. Schon bei diesem Gedanken schaudert mir.

Seit funfzehn Jahren kenne ich ihn bereits, und seit funfzehn Jahren — das kann ich auf mein Blut schwören, welches in wenigen Stunden fließen wird — ist Gillard stets ein unbescholtener Mensch gewesen. Noch einmal flehe ich Sie daher an, seine Begnadigung auszuwirken. Was mich anbelangt, so wünsche ich nur zu sterben; der letzte Schritt, welchen man mich auf dieser Erde thun läßt, wird der erste zum Himmel seyn.

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie während des langen Todeskampfes, der mir bevorsteht, bei mir sehen könnte. Ach, Herr Appert, Sie haben ein so gutes, so menschenfreundliches Herz!

„Genehmigen Sie die Versicherung der tiefsten Ehrfurcht, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn Ihr dankbar ergebener

Lemoine."

Diese Geschichte ist ein neuer Beweis von der Nothwendigkeit, in Kriminal-Prozessen nicht zu viel auf den äußeren Anschein, auf die Eindrücke zu geben, welche das zufällige Zusammentreffen von Umständen auf uns hervorbringen kann.

Nach dieser etwas langen Abschweifung komme ich auf das Diner in Neuilly zurück, wo ich an meinem Tische den Henker bewirthete, durch dessen Hände im Fall der Verurtheilung der unschuldige Gillard, welcher an diesem Tage unser Koch war, umgekommen seyn würde. Auf meine Gäste, denen ich bei Tische die so eben erzählte Geschichte vortrug, machte dieselbe einen außerordentlichen Eindruck. Einstimmig baten sie mich, beim Nachtisch den Koch in den Speisesaal zu rufen und mit uns Kaffee trinken zu lassen, um ihm dadurch einen Beweis zu geben, daß wir sämmtlich von seiner Unschuld überzeugt wären. Gillard war so gerührt von diesem Zeichen unserer Achtung, daß er Thränen vergoß. Ganz eigenthümlich war die Haltung, welche die beiden Scharfrichter dem unglücklichen Koch gegenüber beobachteten. Sie sahen ihn scheu an, und es schien bei seinem Anblicke der Gedanke in ihnen aufzusteigen, daß sie wohl schon könnten einen Unschuldigen hingerichtet haben.

Balzac und Alexander Dumas entwickelten in ihren Gesprächen mit Vidocq und den beiden Sanson's ungemein viel Geist. Man befragte den Sohn des Scharfrichters über die Empfindungen, welche er habe, wenn er anstatt seines Vaters das furchtbare Geschäft der Hinrichtung vollzöge. „Ich bin immer sehr niedergeschlagen, sobald man mir ankündigt, daß ich meinen Vater vertreten soll. Aber sehen Sie, es ist unsere Pflicht, und dann sind es meist große Verbrecher, die wir hinrichten. Dagegen waren mein Vater und ich in Verzweiflung, als wir vor 1830 die armen jungen Leute aus La Rochelle hinrichten mußten, welche die höchste Theilnahme verdienten und deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie sich hatten verführen lassen."

Fourier, den ich so gern hätte über sein System reden hören, sprach an diesem Tage sehr wenig und schien mit einem innerlichen Leiden zu kämpfen.

Die Scharfrichterfamilien Frankreichs sind fast alle unter einander verschwägert; denn ihre Mitglieder halten streng darauf, sich stets nur ebenbürtig zu verheiraten. So ist die Familie Sanson mit dem Scharfrichter von Versailles verwandt und dieser wiederum mit dem von Lyon verschwägert. Da ihr Amt sie aus der übrigen menschlichen Gesellschaft beinahe ausstößt, so verbinden sie sich um so enger unter einander und bilden gewissermaßen eine Art von Aristokratie. Inzwischen ist das Vorurtheil doch lange nicht mehr so stark wie früher, und wenn einmal eine Scharfrichterstelle vakant wird, so melden sich zu derselben Hunderte von Leuten. Sind sie, wie es sich oft ereignet, Verwandte des verstorbenen Henkers, so ermangeln sie nicht, in den Petitionen, welche sie dem Minister einreichen, die Rechte des Blutes geltend zu machen. Da es außerordentlich selten ist, daß der Sohn eines Scharfrichters sich anderweitig eine annehmliche Stellung gründen kann, und daher gewöhnlich das Geschäft seines Vaters fortsetzt, so hat sich der Glaube verbreitet, daß er gesetzlich hierzu verpflichtet wäre, was natürlicher Weise auf einem Irrthum beruht. Uebrigens ist mir mehr als eine Petition von ganz ehrenwerthen Leuten zugekommen, welche mich baten, daß ich mich für sie verwenden sollte, damit sie unter der großen Zahl der Bewerber um eine Scharfrichterstelle den Vorzug erhielten.

Das Privatleben der Familie Sanson ist insofern merkwürdig, als sie inmitten der Veränderungen, welche die Zeit rund um sie her hervorgerufen hat, noch die alte Lebensweise der Bewohner des alten Pariser Stadtviertels, welches das Marais heißt, beibehalten hat. Während man heut zu Tage in Paris zwischen 5 und 7 Uhr Abends dinirt, ißt die Scharfrichterfamilie Schlag 1 Uhr Mittag, vespert um 5 Uhr, ißt um acht Abendbrod und beschließt ihr Tagewerk mit einer Partie Piquet, an welcher natürlich nur Personen von der Familie oder der Verwandtschaft Theil nehmen. Der gegenwärtige Henker, der junge Sanson, hat zwei hübsche Töchter, die sehr musikalisch sind und eine gute Erziehung genossen zu haben scheinen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie, dem herrschenden Vorurtheile gemäß, sich an Scharfrichter verheirathen, aber, da sie Vermögen besitzen, natürlich nur an den Henker einer der größeren Städte Frankreichs.

Belgien.

J. F. Willems.

Eine Lebensskizze.*)

Der Vater der neueren vlaamischen Literatur, Johannes Franciscus Willems, ward am 11. März 1793 zu Vouchoute bei Antwerpen geboren.

*) Nach der von Dr. J. W. Wolf in Brüssel herausgegebenen vlaamischen Zeitschrift De Broederband.

Sein Beruf war ursprünglich, dereinst der Nachfolger seines Vaters in dessen dreifachen Aemtern eines Küsters, Landmessers und Einnehmers der direkten Steuern zu werden. In seinem zwölften Jahre kam er in eine französische Erziehungs-Anstalt, doch blieb er darin nur kurze Zeit. Der Advokat Bergmans in Lier (französisch: Lierre) erkannte, wie reich der Jüngling mit geistigen Gaben ausgestattet sey, und ertheilte ihm persönlich Unterricht, der auch so gute Wurzel schlug, daß sich Willems bald unter den Mitgliedern der literarischen Gesellschaft (rederyk-kamer) des Städtchens sehr hervorthat.

Von dort ging er später nach Antwerpen, wo er lange als Notarsschreiber arbeitete, ohne sich jedoch durch diese Beschäftigungen von seiner Ausbildung in der Dichtkunst zurückhalten zu lassen. Wie lebhaft der Wunsch und das Bestreben in ihm war, sich stets mehr und mehr zu vervollkommnen, davon gab er damals einen recht schlagenden Beweis: zu unbemittelt nämlich, um selbst Bücher kaufen zu können, schrieb er Abends, nachdem seine Arbeit geendigt war, die schönsten Dichtungen ab, die ihm in die Hände kamen. Sein Eifer blieb auch nicht unbelohnt, denn als im Jahre 1812 die uralte Gesellschaft der „Fonteinisten" in Gent einen Preiskampf in der Dichtkunst ausschrieb, war es der 19jährige Willems, der den Kampfpreis davontrug durch ein Gedicht auf die Schlacht bei Friedland und den Frieden von Tilsit.

Sechs Jahre darauf finden wir ihn bereits auf das innigste vertraut mit der vlaamländischen Literaturgeschichte, in welcher Beziehung er schon damals an der Spitze aller seiner vlaamischen Landsleute stand. Die Anmerkungen zu seinem begeisterten Gedicht „an die Belgier" (Aen de Belgen) und noch mehr seine gründliche „Abhandlung über die niederländische Sprache und Literatur, besonders in den südlichen Provinzen der Niederlande" liefern uns einen Beweis von seinem unermüdlichen Eifer, seinem tiefblickenden Verstand und der echt vaterländischen Gesinnung, die sein Herz erfüllte.

Dem im Jahre 1824 erschienenen zweiten Theil dieses Werkes fügte er seine „Abhandlung über die holländische und vlaamische Schreibung des Niederdeutschen" hinzu. Ursprünglich war dieselbe bestimmt, als Antwort auf eine Preisfrage der Gesellschaft „Concordia" in Brüssel zu dienen; doch über deren Entscheidung dieser in der damaligen Zeit sehr wichtigen Frage wurde nichts weiter vernommen.

Inzwischen hatte sich die äußere Lage unseres Willems sehr verbessert: seine Verdienste anerkennend, hatte man ihn zum Archivar der Stadt Antwerpen ernannt. Bald darauf wurde er auch einer der Direktoren der Akademie der bildenden Künste, und so finden wir ihn denn überall in doppelter Beziehung, in literarischer wie in künstlerischer, wirksam. Im J. 1828 erschien seine „Rede über die Poesie des Dichters und des Malers"; im folgenden Jahre eine „Auswahl niederdeutscher Sprüchwörter und poetischer Sittenlehren" (Keus van nederduitsche spreekwoorden en dichterlyke zedelessen); 1825 eine „Rede über den Charakter der niederländischen Malerei"; 1826 seine „Schrift über die alte Bevölkerung der Provinz Antwerpen"; 1827 begann er seine sehr wichtigen „Miscellen vaterländischen Inhalts", von denen 1830 die fünfte Abtheilung erschien, und endlich 1828 die „Untersuchung über den Ursprung und wahren Namen der öffentlichen Plätze und anderer Alterthümer der Stadt Antwerpen".

In allen diesen Abhandlungen zeigte sich Willems als echten treuen Niederdeutschen; tief und schmerzlich empfand er die harten Worte, welche die damalige Opposition gegen das Vlaamische äußerte; die Ungerechtigkeit derselben drückte ihn schwer, er erhob sich und ließ seine zwei Sendschreiben an den Baron v. Stassart und an van de Weyer ergehen. Die Argumente, die sie enthielten, waren zu schlagend, der Styl, in welchem sie abgefaßt, zu scharf und beißend, als daß man es ihm so bald hätte vergeben können, sie geschrieben zu haben. Kaum kam daher im J. 1830 die Opposition an das Ruder, als er sich seiner Stellung in Antwerpen entsetzt und nach der kleinen Stadt Eeeloo verbannt sah.

Diese Rache war hart, aber der Muth unseres Willems war dadurch nicht zu beugen. Er hatte jetzt mehr Muße als in Antwerpen, und er benutzte sie, um sich ganz und gar der alten vlaamischen Literatur zu widmen. Ueberall wußte er die alten Handschriften aus den Winkeln hervorzuholen, wo sie versteckt lagen, und Tag und Nacht war er beschäftigt, dieselben für sich abzuschreiben.

Um diese Zeit (1834) erschien der Reinecke Fuchs (Reinhard de Vos) von Grimm und noch in demselben Jahre auch eine Uebersetzung in das heutige Vlaamische von Willems, begleitet von einem neuen Aufruf an seine Landsleute, der seinen ähnlichen Aufforderungen aus früherer Zeit in Nichts nachstand und ein sprechender Beweis war, wie wenig das Unglück ihn niederzubeugen vermocht hatte. Dieser Waffenruf war das erste Signal der vlaamischen Bewegung, die nun begann und mit Riesenschritten den Weg verfolgte, auf dem sie auch heutzutage noch fortschreitet. Als eine der ersten Erwiederungen auf dieses Signal können wir wohl die „Niederdeutschen Literatur-Beiträge" (Nederduitsche Letteroefeningen, Gent, 1834) betrachten, in welchen Blommaert und Frau van Ackere so kräftige Worte vernehmen ließen und woran van Duyse, Serrure, Bervier, Lambin, Ledegank, Verspreeuven, Rens und mit ihnen noch viele Andere so thätig mitwirkten, um der Aufforderung von Willems zu entsprechen.

Im nächsten Jahr schien man einzusehen, welches Unrecht man gegen ihn begangen, und Willems ward als Steuer-Einnehmer nach Gent versetzt, so wie fast zu gleicher Zeit zum Mitgliede der Brüsseler Akademie ernannt. Das neue Amt ließ ihm Muße genug, seine Lieblingsstudien fortzusetzen. Im J. 1836 erschien seine Ausgabe des alten Textes vom Reinecke Fuchs; in demselben Jahre begründete er sein „Belgisches Museum", welches er bis zu seinem Tode mit größter Liebe fortsetzte; auch gab er als Mitglied der

Königl. Geschichts-Kommission die „Reim-Chronik von Jan van Heelu über die Schlacht von Woeringen" heraus. Drei Jahre später begann er die Herausgabe der „Brabandsche Yeesten" oder Reim-Chronik Brabant's von Jan de Klerk von Antwerpen, deren zweiter Theil 1843 erschien. Seine letzte Arbeit endlich war seine Sammlung „alter vlaamischer Lieder", zum Theil mit den Melodieen, von denen leider jedoch nur eine Lieferung erschienen ist. Die zweite Lieferung war so weit fertig, um gedruckt zu werden; noch am Morgen seines Todestages hatte er die letzte Hand daran gelegt.

Während seiner beiden letzten Lebensjahre hatte Willems merklich an Kraft verloren, und einigemal traten starke Schlaganfälle ein. Seit einigen Wochen jedoch fühlte er sich wieder frischer und ging er mit neuem Muth an seine literarischen Arbeiten. Unmöglich konnten wir vermuthen, daß diese Frische und dieser Muth blos das letzte Aufflackern seiner Lebensflamme sey, und daß wir so bald an seinem Grabe stehen würden. Noch am Abend vor seinem Tode sah man ihn fröhlich im Theater, wo eine hochdeutsche Gesellschaft spielte, und am Morgen seines Sterbetages hatte er noch bei dem Bürgermeister- und Schöffen-Kollegium von Gent für die literarische Gesellschaft der „Fonteinisten", deren langjähriger Präsident er war, das Wort geführt. Um Mittag nachhause zurückkehrend, zog er, wie seine Frau sogleich bemerkte, den linken Fuß etwas nach sich. Es wurden sogleich Aerzte gerufen, aber leider war es zu spät — Abends um sieben Uhr war er nicht mehr.

Wer Willems kannte, der weiß, wie angenehm, wie aufmunternd sein Umgang war, wie frei und frank und edel sein Charakter, wie innig und aufopfernd seine Freundschaft gewesen. Sein häusliches Leben war deutsch im vollen Sinne des Worts; er gehörte ganz seiner Familie an, und wie glücklich er in ihrem Kreise war, das haben Viele Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen. Er war eben so groß als Mensch wie als Gelehrter.

Mannigfaltiges.

— Einige neue politische Witze. Die spanische Doppelvermählung giebt dem Corsaire-Diable zu folgenden kleinen Nadelstichen Anlaß:

1) Die Kreuzung. Zu keiner Zeit ging man mit der Vertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion und verschiedener spanischen Decorationen so verschwenderisch um, als bei Gelegenheit der Doppelheirat. Eines Morgens fand man in Madrid bei der Puerta del Sol den Anschlag eines Lehrers, der sich erbietet, durch eine leicht faßliche Methode den ihm Vertrauen schenkenden Lernbegierigen die Namen aller seit acht Tagen dekorirten, geadelten, beförderten und zu höherem Stande erhobenen Spanier zu behalten, in zwei Monaten beizubringen. Am darauffolgenden Morgen fand man aber den Anschlag eines zweiten Lehrers, welcher erklärt, er habe eine viel bessere Methode als sein ungeschickter Kollege, eine Methode, bei deren Anwendung seine hochgeehrten Schüler weder durch komplizirte Zeichendeuterei und Rechnungen ermüdet würden, noch ihr hochgeehrtes Gedächtniß im geringsten zu belästigen brauchten; er werde ihnen nämlich ganz einfach die Namen des Häufleins Spanier angeben, die keine Auszeichnung erhalten haben; alles Uebrige sey vom Uebel.

2) Unter den mit der Ehrenlegion bedachten Spaniern ist ein Publizist, der während des Befreiungskampfes in Alcala studirte und fast allein in den Hörsälen zurückblieb, um seinen akademischen Fleiß unverbrüchlich zu erhalten, während seine Kommilitonen alle die Feder mit dem Degen und die Mappe mit der Patrontasche vertauschten. Als er jetzt vom Könige der Franzosen die glänzende Auszeichnung erhielt und man in Gesellschaft fragte, welche Verdienste denn damit belohnt wurden, da antwortete einer seiner alten Freunde: „Das Verdienst, im Befreiungskampfe nicht gegen Frankreich gefochten zu haben."

3) Die Königin von Spanien ließ dem Minister Guizot die Würde eines Granden von Spanien mit dem Titel Herzog von St. Antonio (erster Heiligen-Lieblingsname der Spanier) durch den französischen Gesandten anbieten. Guizot lehnte die hohe Ehre ab, indem er offiziell erklärte, er wolle lieber Bürger bleiben; im Vertrauen aber sagte er, Graf Bresson, dessen neugeborner Sohn eben zum Granden und Herzog erhoben wurde, habe bewiesen, daß in Spanien der Granden-Titel (Titre de Grand, d. h. der Anspruch, groß zu seyn) jetzt nur noch Kindern gebühre.

4) Guizot wurde wegen seiner Emigration nach Gent (Gand) in den hundert Tagen von den Liberalen spottweise Pair de Gand genannt. Als die Nachricht von dem Zustandekommen der spanischen Heirat das Ohr eines englischen Ministers unsanft berührte, rief er mit bitterem Eifer und beißendem Witze: „Der Vertrag von Utrecht wurde durch une paire de gants gestiftet, und jetzt wird er durch un pair de Gand gebrochen!" *)

5) Die Opposition wirft Guizot vor, er sey auf dem Wege, dem englischen Ministerium die verlangte Genugthuung zu geben, die darin besteht, daß der Herzog von Montpensier und seine Gemahlin für sich und ihre Nachkommen auf den spanischen Thron verzichten. Nun ist bekannt, daß der Herzog nicht spanisch und die Herzogin nicht französisch spricht; um sich aber zu verständigen und ihrer entente cordiale Ausdruck zu leihen, hat ihnen der Minister gerathen — — englisch zu sprechen.

Corsaire Diable wirft auch unter die Disteln des Spottes oft ein Weizenkorn des Ernstes, und sagt er in Betreff der Heirat und der daraus entsprungenen Zerwürfnisse mit England noch

6) Folgendes: Mag Ludwig Philipp die 15 Millionen Francs der Prinzessin Luisa oder die 15 Millionen künftiger spanischer Unterthanen im Sinne haben, zum Kriege wird es deshalb nicht kommen, da weder die Heiraten der Fürsten, noch die Leidenschaften eines Ministers so einflußreich sind, die Zustände der Völker in Feuer und Flamme zu versetzen. Ludwig Philipp und Lord Palmerston wissen beide gleich gut, wie wenig die öffentliche Meinung der Gegenwart durch Ereignisse dieser Art in Unruhe wegen Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichtes versetzt wird, aber der englische Minister hat seinen Haß und seine Verachtung gegen Frankreich so sehr kultivirt, daß es ihm nicht möglich ist, eine Gelegenheit zur Beschimpfung dieses Landes vorübergehen zu lassen. Das Nadelöhr, wodurch er das französische Ministerium jagen will, ist dieses Mal indessen doch zu klein gerathen, oder vielmehr jenes Ministerium ist seit 1840 zu dick geworden, um durchzukriechen. Haben ehemals die Großmächte mit Palmerston zum Sturze Thiers' sich vereinigt, so könnten sie sich wohl jetzt mit Guizot zum Sturze Palmerston's vereinigen, eines Ministers, den einige seiner Kollegen nur mit Widerstreben neben sich sehen und dessen händelsüchtige Politik von den intelligentesten Theilen des eigenen Landes desavouirt wird.

*) Es ist bekannt, daß die Königin Anna von der Herzogin von Marlborough durch ein Paar Handschuhe gekränkt wurde (man vgl. damit Herrn Scribes „Glas Wasser"), und daß in Folge dessen der Herzog gestürzt und der Friede von Utrecht herbeigeführt wurde. Dieser Friede wurde von England gegen die Interessen und zum Aerger Deutschlands geschlossen, und jetzt will England, daß die deutschen Mächte die angebliche Verletzung jenes Friedens an Frankreich rächen sollen!

— Musterwohnungen für die Armen. Bei den wachsenden Verschönerungsplänen, die in London jetzt eifrig betrieben werden, wo zu allgemeiner Freude so mancher häßliche Winkel mit dunklen Gassen, die Brütnester des Lasters und Verbrechens von Palästen der Handelswelt verdrängt wurden, muß dem Menschenfreund die traurige Frage sich aufdrängen, wo alle die unglücklichen Bewohner dieser zerstörten Behausungen ein Unterkommen finden sollen? Die Gesellschaft zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klasse hat es sich deshalb angelegen seyn lassen, einen interessanten Versuch zur Lösung dieser Lebensfrage zu unternehmen; sie hat zu diesem Zweck ein passendes Grundstück auf den Ländereien des Lord Calthorpe erstanden und dort eine ganze Straße von Musterwohnungen für die Armen erbaut, wobei besonders Rücksicht auf die Gesundheit der Bewohner genommen, nämlich für gehörigen Luftzug, Trockenlegung und Wasserleitungen gesorgt ist. Während der arme Fabrikarbeiter bis jetzt für eine feuchte dumpfige Stube wöchentlich 3—6 Sh. zahlt und darin mit seiner ganzen Familie oder auch wohl noch mit Fremden sechs bis zehn Köpfe stark wohnt, schläft und kocht, wird ihm in der neuen Straße für denselben Preis ein kleines Haus von 2—3 Zimmern, einem Kochplatz und Antheil an einem Waschhause dargeboten. Die Unternehmer des Baues haben vor einiger Zeit das große Publikum eingeladen, denselben in Augenschein zu nehmen, bei welcher Gelegenheit die vornehmen Besucher, die stolzen Namen der Lords und Ladies wieder in den Zeitungen prangen. Man spendete den Unternehmern viel Lob und hofft, sie würden ihre preiswürdigen Einrichtungen nun auch mitten in der Stadt, in dem Schoße des berüchtigten Viertel St. Giles selbst, herzustellen suchen.

Bibliographischer Anzeiger.

Heinrich Laube's Novellen.

Zweite Auflage.

Erster Theil. Enthält:

Reisenovellen

von

Heinrich Laube.

Erster Theil.

gr. 12. brosch. 9 Sgr. — 27 kr. Conv.-Mze. — 30 kr. rhein.

Diese neue Auflage der so interessanten und beliebten Novellen von **Heinrich Laube** erscheint in 22 Bändchen zu sehr billigem Preise.

Inhalt:

1—10. **Reisenovellen** (Erschienen früher in 6 starken Oktavbänden).
11—14. **Moderne Charakteristiken.**
15—19. **Das Junge Europa.** In 3 Abtheilungen.
I. Abth. Die Poeten. 2 Thle.
II. „ Die Krieger. 2 „
III. „ Die Bürger. 1 „
20. **Das Glück.**
21. **Liebesbriefe.**
22. **Die Schauspielerin.**

Verlag von **Heinrich Hoff** in **Mannheim.**

Alle Buchhandlungen Deutschlands und Oesterreichs nehmen Bestellungen an.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 140. Berlin, Sonnabend den 21. November 1846.

England.

Freihandels-Proselytismus in England und die Reise Richard Cobden's nach Frankreich.

Keine Nation besitzt eine größere Einsicht in die praktische Organisation socialer Verhältnisse, als die englische, keine versteht sich aber auch besser auf die Wahl der einfachsten und wirksamsten Mittel, dieselbe herbeizuführen, keine besitzt zu gleicher Zeit die feste Konsequenz und Unbeugsamkeit des Willens, wenn es gilt, Schwierigkeiten der mannigfaltigsten Art zu überwinden, in einem höheren Grade. Wahrhaft bewundernswürdig ist besonders die Virtuosität, die sie in der Entwerfung großartiger Pläne beweist, und fast noch bewunderungswürdiger scheint die Besonnenheit und Kaltblütigkeit, mit der sie, den Blick fest auf ihr großartiges Ziel gerichtet, dennoch selbst die kleinsten Details nicht übersieht und jeden scheinbar unbedeutendsten Zufall zur allmäligen Annäherung an dasselbe zu benutzen versteht. Dieses Talent hat sich in neuerer Zeit unter Anderem vorzüglich auch in den Anstrengungen und Erfolgen der Verbindung gegen die Korngesetze bethätigt. Nachdem dieselbe in England bereits eine materielle und moralische Macht erlangt hatte, wodurch ihr die Erreichung ihres Ziels in diesem Lande gesichert war, glaubte sie dennoch keineswegs schon von ihrer Thätigkeit ausruhen zu müssen, sondern warf nun ihren Blick über die Gränze des Vaterlandes hinaus auf andere Nationen, um ihr Prinzip so allmälig aus einem nationalen zu einem universalen zu machen. Zunächst mußte natürlich dieser prüfende Blick auf Frankreich fallen, wo sich bereits, wenn auch in kleinerem Maßstabe, ähnliche Bewegungen kundgegeben hatten. — Richard Cobden, der Gründer und enthusiastische Führer der Gesellschaft, begab sich nach Paris.

Seit langer Zeit besitzt Frankreich zahlreiche Anhänger der Handelsfreiheit; man kennt daselbst eine Schule, die keinen anderen Grundsatz für die gesammte Staatsökonomie hat, als das „Leben und Leben-Lassen". Der eigentliche Kern der Frage war indeß noch immer mit einer unreifen Schale umgeben und hatte noch keineswegs die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als der über den Kanal herüberschallende Siegesruf der englischen Liguisten jener Frage auch in Frankreich eine neue Bedeutung und ihren Anhängern einen frischen Lebensgeist verlieh. Der Aufenthalt Cobden's, des glücklichen Führers der Verbindung gegen die Korngesetze, zu Paris hatte für die französischen free-traders eine gute Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung abgegeben. Man hat öffentliche Versammlungen mit Zweckessen veranstaltet und Festreden gehalten. Die Bewegung hat begonnen, und die Presse kann ihr nur Glück wünschen und Muth zurufen, denn es ist in Frankreich eine heilsame Bewegung. Wenn wir uns auch gegen die Art und Weise, wie man die Prinzipienfrage gestellt hat, einige Bemerkungen zu machen vorbehalten, so verhindern diese formellen Bedenken doch keineswegs das Einverständniß über den weit wichtigeren Hauptpunkt, daß nämlich die Zeit gekommen ist, in Frankreich die gewerblichen Monopole eben so gut wie alle anderen aufzuheben.

Die Statistik lehrt uns, daß in Frankreich sieben Achtel des Waarenumsatzes auf Rechnung des einheimischen Handels kommen, so daß also die aus dem Auslande bezogenen Gegenstände nur ein Achtel der ganzen Consumtion betragen; dazu kommt noch, daß sich diese Einfuhr auf eine sehr geringe Zahl von Produkten beschränkt. Und dennoch hören wir fortwährend von Seiten der Gewerbtreibenden, die ähnliche Produkte liefern, klagen und Einspruch thun. Sie verlangen, daß man ihren Mangel an Einsicht und Energie durch stärkere Verbote beschütze, daß man ihre Monopole, diese Unterdrücker aller anderen National-Industrieen, noch mehr ausdehne.

Haben wir nicht selbst den Marschall Bugeaud, diesen tapferen Wortführer der Hammel und Ochsen Perigord's, auf offener Tribüne sagen hören, daß er für seine Person Frankreich hundert Mal lieber durch Kosaken-Regimenter als durch Hornviehheerden überschwemmt sähe, deren Zahl, wie er versichert, schon an und für sich viel zu beträchtlich sey! Es ist eine triviale, aber wahre Redensart, daß man in seiner eigenen Sache nur einen schlechten Richter abgebe.

Haben nicht auch die großen Eigenthümer Englands eine ähnliche Sprache geführt, als es sich darum handelte, die Korngesetze abzuschaffen? Nach ihrer Versicherung würden alle Pächter in kurzer Zeit ruinirt und die ackerbautreibende Bevölkerung ins tiefste Elend gestürzt seyn. Selbst die große Masse der Nation und die Manufakturarbeiter würden Nichts bei diesem großen Mißgeschick gewinnen, da die Unsicherheit der Verproviantirung die Märkte den Speculationen der Aufkäufer überliefern würde. Und wenn nun bei der Verringerung der Erndten im Innern des Landes Großbritanien sein Heil in der fremden Einfuhr zu suchen gezwungen würde, so könnte es nicht ausbleiben, daß das ganze Land in fortwährender Furcht vor einer plötzlich einbrechenden Hungersnoth schwebte. — Aber durch diese scheinheiligen Klagen haben sich die Liguisten nicht erweichen lassen: sie haben die Agitation fortgesetzt. Heute ist das Korngesetz abgeschafft, und von allen jenen Unglücksprophezeiungen ist keine einzige in Erfüllung gegangen. Zwar hat die Aristokratie Großbritaniens eines ihrer Privilegien eingebüßt, auf die sich ihre alte Oberhoheit gründet, aber das Volk hat den Gewinn davon, daß es sein Brod billiger kaufen kann. Ist das keine Wohlthat? —

Die Engländer haben aus der Getraide-Handelsfreiheit eine politische Frage gemacht, und sie haben daran wohl gethan. Es gab und es giebt noch unter ihnen eine auf ihre Macht und auf ihre Reichthümer übermüthige Aristokratie, die durch die widerrechtliche Besitzergreifung des nothwendigsten und ersten Nahrungsmittels sich ein treffliches Mittel zur Befestigung einer unrechtmäßigen Autorität bereiten und auf dem Elend und den Leiden der übrigen Klassen der Gesellschaft ihre despotische Uebermacht gründen würde. Dies hat man in England wohl erkannt und deshalb das wichtigste dieser Privilegien angegriffen.

Auch Frankreich besitzt eine Aristokratie, die der privilegirten Produzenten oder, wenn wir sie bei ihrem rechten Namen nennen, Monopolisten; es ist keine Beamten-Aristokratie, auch keine Soldaten-Aristokratie, sondern eine Aristokratie des Reichthums, die, trotz ihres geringen Alters, doch einen nicht minder despotischen Charakter zeigt. Die Herren Eigenthümer der Minen, der Fabriken, der Wälder und anderer Dinge füllen die Wahl-Versammlungen und die Kammern an. Man hat es ausgesprochen und bewiesen, daß sie das vorzüglichste Hinderniß sind, das den Plänen zur Verbesserung der inneren Verwaltung und der Kultur entgegensteht, und daß sie die gute Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unmöglich machen. Aber die von ihnen beanspruchten Rechte sind bereits in Frage gestellt; man will nichts mehr wissen von den Gränzpfählen, die sie der Circulation gesteckt, und den Schlagbäumen, die man zu ihrem Vortheil ausgedacht. Möchten doch die französischen Liguisten eben so glücklich seyn wie Cobden und seine Freunde und endlich eines von den letzten Ueberbleibseln des Mittelalters vernichten! Frankreich wird ihnen von ganzem Herzen Beifall zurufen.

In diesem nur erst beginnenden Kampfe muß das Losungswort und das Feldgeschrei seyn: Keine Monopole mehr, erleichterter Umsatz der Produkte!

Die absolute Handelsfreiheit ist freilich ein Punkt, der eine Erklärung und gegenseitige Verständigung erfordert. Ist das Wort Handel gleichbedeutend mit Tausch, und werden beide auf jede Phase der Oekonomie angewandt, eben sowohl auf die Erzeugung und den Gebrauch der Produkte, wie auf deren Circulation? Dann würde auch die Arbeit des Menschen, das Tagewerk des Handarbeiters ein Gegenstand des Tausches seyn, dessen anderes Moment der Lohn wäre, und die Totalität des socialen Lebens fände sich so in den Wirbelwind dieser Freiheit mit hineingezogen. Wer zweifelt heutzutage, daß dies ein Unglück seyn würde? Man weiß jetzt, daß diese gefährlichen Fragen über den Lohn und die Stundenzahl der Arbeit nicht von der Art sind, daß ihre Lösung ungestraft dem Zufall überlassen werden könnte. Wenn man dies Feld einmal betreten hat, so muß man auf die unbestimmte Freiheit Verzicht leisten und sich mit der Idee einer festen Anordnung befreunden, die durch einen Gesetzgeber oder, wenn man will, durch die als Gesetzgeber handelnde Nation aufgestellt ist. (Schluß folgt.)

Wallfahrt einer Engländerin nach den Tempeln und Grabmälern Aegyptens, Nubiens und Palästina's.

(Schluß.)

Nach diesen und ähnlichen, glücklich überstandenen Gefahren landete die Reisende in Derr, wo sie die Ehre hatte, einem nubischen Fürsten, Hussein-Kiaschef, vorgestellt zu werden. „Der Palast des Kiaschef ist von Lehm gebaut, aber etwas besser und geräumiger als die Wohnungen seiner Unterthanen. Man gelangt zu ihm durch verschiedene Höfe und baufällige Treppen, wo uns weder eine Ehrenwache noch irgend ein lebendes Wesen, mit Aus-

nahme einiger mageren Ziegen und einer Menge Tauben, zu Gesicht kam. Am Eingang des Audienzzimmers würden wir jedoch von einem Dutzend in weiße Hemden und Turbane gekleideter Dienstleute empfangen und erblickten den Kiaschef selbst, einen schönen alten Mann, in der Mitte des Zimmers stehend, um uns willkommen zu heißen. Der Plafond des Gemachs, das ungewöhnlich groß war, bestand aus Balken von Palmholz, mit den getrockneten Blättern dieses hierzulande unentbehrlichen Baumes bedeckt; die Lehmwände, die ohne alle Verzierung waren und die einfache Schönheit des in der Sonne gebackenen Ziegelsteines zeigten, schienen dessenungeachtet völlig rein, wie auch der aus denselben Material bestehende Fußboden, in dessen Mitte wir einen runden, mit glühenden Kohlen gefüllten Aschenhaufen wahrnahmen — eine sonderbare Zuthat in diesem Klima, wo die Temperatur jetzt schon dem italiänischen Sommer gleichkam. Am oberen Ende des Gemachs war ein großer persischer Teppich ausgebreitet, auf welchem die Kissen des Fürsten lagen, und zur Linken desselben befand sich ein kleinerer, aber gleichfalls mit Kissen versehener Teppich. Man lud uns ein, hier Platz zu nehmen, während der Fürst sich mit vieler Würde auf den seinigen niederließ und unserem Mohammed winkte, sich auf den Rand des Teppichs zu setzen und sein Dolmetscher-Amt zu beginnen. Uns gegenüber kauerten auf einer Matte fünf Nubier mit äußerst wild aussehenden Turbanen, ihre Pantoffeln vor ihnen liegend; es waren die Honoratioren des Orts, denn als ich Mohammed fragte, wer diese Leute seyen, — antwortete er sehr naiv: „Es ist der Mullah mit den Ulema's von Derr — was bei Ihnen in England der General-Anwalt und Lord Brougham ist.“ (Und hier muß ich einschalten, daß, wenn Mohammed uns von dem Scheik-ul-Islam — dem religiösen Oberhaupt der Muselmänner in Kahira — erzählt, er ihn stets den Erzbischof von Canterbury nennt, wodurch er uns seine geistlichen Functionen verständlich zu machen glaubt.) An der Mauer hinter dem Fürsten hingen seine Waffen, die aus einem den Nubiern eigenthümlichen Schwerte mit breiter Klinge, einem Dolch, einem Schild und einer Flinte bestanden. Das untere Ende des Zimmers war mit dem Hausgesinde angefüllt, und nach den dort aufgethürmten Matten und Kissen zu schließen, wird es des Nachts als Schlafgemach benutzt.

„Ich ward jetzt in das Harem geführt, um den Ehrlegen des alten Herrn — drei nubische Weiber und drei abyssinische Sklavinnen, mit Dienstleuten und Kindern ohne Zahl — in Augenschein zu nehmen. Mein Empfang fand in einer Art von offener Kammer statt, von der nur die Hälfte durch zusammengeflochtene Palmblätter vor den Strahlen der Sonne geschützt war; eine große, sehr hübsch in verschiedenen Farben gearbeitete Matte von demselben Stoff war unter dieser zeltartigen Decke ausgebreitet, und hier sollte ich auf Geheiß meiner Eskorte (aus einem halb Dutzend Mitgliedern von Hussein-Kiaschef's männlichem Haushalt bestehend) Platz nehmen. Ich blieb jedoch stehen, bis die Damen eintraten, die alsbald en masse herbeieilten, indem sie einen so starken Geruch von Ricinus-Oel verbreiteten, daß mir bei ihrer Annäherung beinahe übel wurde. Sie berührten alle zu wiederholten Malen meine Hände, was hier als Begrüßungsformel dient, und sagten mir einige Worte, die ich natürlich nicht verstand und worauf ich eine für sie eben so unverständliche Antwort gab; dann setzten wir uns auf die Matte und betrachteten einander ohne Zweifel mit verwandten Gefühlen von Neugier und — dem Gegentheil der Bewunderung. Diese Damen trugen ihr Haar, welches an Farbe und Beschaffenheit der schwarzen, rußigen Schafwolle gleicht, nach nubischer Mode so stark mit Ricinus-Oel gesalbt, daß die Flüssigkeit an ihren Wangen niedertröpfelte und ihre Kleider durchdrang. Das Gesicht war ihnen am Kinn und an den Backen mit blauen Sternen tättowirt, die Unterlippe blau gemalt und die Augenlider mit Khöl gefärbt, wodurch die Augen größer und länger erscheinen und ihr Glanz vermehrt werden soll. Man muß jedoch nicht glauben, daß meine Prinzessinnen Negerinnen waren; sie gehörten zur Berberrace, die zwar fast schwarz, aber äußerst wohlgebildet ist und durchaus nichts von der eigenthümlichen Physiognomie und körperlichen Gestaltung der Neger besitzt. Eine jede von ihnen trug mehrere Armbänder von Knochen oder Elfenbein, silberne Ringe und fünf bis sechs Halsbänder mit vielfarbigen Glasperlen: ihr Obergewand von blauem Kattun hüllte sie dergestalt ein, daß ich weder die Beschaffenheit noch den Schnitt der unteren Kleidung bestimmen konnte, aber Arme und Füße waren bloß und wie das Gesicht mit blauen Zeichen tättowirt. Ein großer flacher Korb von Palmblättern, mit Datteln und einer Art von weißem Konfekt gefüllt, wurde jetzt hereingebracht und mir vorgesetzt, indem man mich zum Essen einlud. Zu diesem Zwecke zog ich die Handschuhe aus, die meine Wirthinnen, wie es scheint, bisher für meine Haut gehalten hatten, da sie nur etwas heller als die ihrige waren — denn nach dem Geschrei, das sie bei der Operation erhoben, und der ungestümen Neugier, mit der sie auf mich eindrangen, um erst meine Hände und dann die Handschuhe zu untersuchen, hätte man vermuthen müssen, daß ich mich ihnen zu Ehren in einen kleinen St. Bartholomäus verwandelt habe. Ich zog die Handschuhe mehrere Male an und ab, um meine Wirthinnen zu unterhalten, die es laut lachend mit kindischer Freude beobachteten, und wäre ein Dolmetscher zur Hand gewesen, so hätte ich ihnen zu verstehen gegeben, daß ich, weil mich die Natur mit einer weißen Haut gestraft habe, jene dunklere Bedeckung für meine Hände angenommen, um sie ihrem eigenen schöneren Teint zu nähern. Aber ich that noch besser: ich schenkte einer jeden von ihnen ein Paar Mosaik-Ohrringe nebst Armbändern, und verließ sie überglücklich über diese neue Bereicherung ihres Putzes. Dem Hauptsklaven, der mich begleitet hatte, gab ich ein englisches Federmesser; als aber die anderen fünf dieses sahen, fingen sie an, mit lautem Geschrei ähnliche für sich zu fordern, und da ich ihrem Verlangen nicht entsprechen konnte, so stemmten sie den Rücken gegen die Thür des Harems und weigerten sich, mich durchzulassen. Ich muß gestehen, daß ich für einen Augenblick in die heftigste Angst versetzt wurde; sie schienen Alle wilde, zügellose Männer zu seyn, während ich ganz allein und außer Stande war, irgend einen von meiner Gesellschaft herbeizurufen. Ich behielt jedoch meine Geistesgegenwart und eilte in das Frauengemach zurück, wo ich die ältere Dame durch Zeichen ersuchte, die Thür öffnen zu lassen. Ein Wort von ihr bewirkte das Verlangte, und ich begab mich wieder nach dem Divan des Fürsten, um von ihm Abschied zu nehmen und meinen Dank dafür auszudrücken, daß er mir erlaubt hatte, einen Besuch in seinem Harem abzustatten.“

Während ihres Aufenthalts zu Kahira gelang es unserer Verfasserin auch, in einige Moscheen zu dringen — ein Wagestück, dessen Gefahren von europäischen Reisenden, des größeren Effekts halber, wohl sehr übertrieben worden. Es ist augenscheinlich, daß Mrs. Romer sich nicht wenig darauf zu gut thut, ein so kühnes Abenteuer bestanden zu haben, und ihre Schilderung desselben ist so charakteristisch, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. „Gestern“, erzählt die Touristin, „habe ich ein gewagtes Unternehmen ausgeführt — ich habe die Moscheen von El-Azhar und Hassaneyn besucht, die beide von den Moslemin so heilig gehalten werden, daß es den Christen bei Todesstrafe verboten ist, sie zu betreten — ja, bis vor wenigen Jahren war es ihnen nicht einmal gestattet, an diesen Tempeln vorbei zu gehen, ohne sich derselben Strafe auszusetzen. Es gab nur ein Mittel, den Zutritt zu erlangen: dieses bestand darin, die muselmännische Tracht anzuziehen und mich für eine Aegypterin auszugeben, obwohl mein Begleiter Mohammed Furcht hatte, bei Entdeckung des Betrugs als erstes Opfer der Volkswuth zu fallen. — Am Thor von El-Hassaneyn angekommen, stieg ich ab, ließ meine Pantoffeln an der Außenthür und überschritt keck die Schwelle, von einer Dienerin gefolgt, während Mohammed in einiger Entfernung blieb, da es in muselmännischen Ländern nicht Sitte ist, daß Weiber dem Gottesdienst in männlicher Gesellschaft beiwohnen; er trug jedoch Sorge, uns im Auge zu behalten, um sogleich Hülfe leisten zu können, im Fall sich etwas Unangenehmes ereignen sollte. Die Moschee war ganz voll, weil es gerade der Tag war, wo die heulenden Derwische ihre seltsamen Gebräuche begehen. Wir lenkten unsere Schritte zuerst nach der Kubbeh oder dem Saale des Grabmals, in welchem sich der Schrein befindet, der das Haupt des Märtyrers El-Hassaneyn (Enkels des Propheten) einschließt, und nach dem Beispiel meiner Gefährtin berührte ich das ihn umgebende Gitter mit der Stirn und küßte die Thürklinke, worauf wir uns auf die Erde neben den Frauen niedersetzten, die sich in der Nähe des Heiligthums zum Gebet versammeln. Nachdem wir einige Zeit hier verweilt hatten, begaben wir uns in das Innere der Moschee, wo sich die männlichen Beter einfinden und in dessen Mitte die heulenden Derwische ihr Zikr verrichteten. Etwa vierzig von ihnen bildeten einen Kreis und gaben sich die Hände, indem sie ihren Körper von einer Seite zur anderen bewegten und: Allah hu hai! schrieen, bis ihre Geberden so heftig wurden und ihre Aufregung bis zu einer solchen Höhe stieg, daß mehreren von ihnen der Schaum vor dem Munde stand und ein Paar wie von der Fallsucht betroffen niedersanken. Einige Soldaten und andere Fanatiker schlossen sich ihnen an und wetteiferten mit ihnen in wilder Ausgelassenheit; wir wagten jedoch nicht, uns lange bei den Derwischen aufzuhalten, da wir keine Weiber in diesem Theil des Gebäudes bemerkten — nachdem wir also die Runde um die Moschee gemacht hatten, kehrten wir nach der Kubbeh zurück, drückten die Stirn von neuem gegen das Gitter und entfernten uns. Die Moschee El-Hassaneyn ist wegen der Reliquie, die sie besitzt, die heiligste von allen religiösen Anstalten Kahira's: was aber ihre Bauart anlangt, so ist sie nicht mit der Moschee des Sultans Hassan zu vergleichen. Der Fußboden ist mit persischen Teppichen bedeckt, und der Schrein mit dem Haupte des Märtyrers schien mir, so weit ich ihn bei dem Halbdunkel, das in der Kubbeh herrscht, durch das Gitter unterscheiden konnte, mit Platten von Gold oder vergoldetem Metall beschlagen zu seyn. Unter dem Dome hängen kleine Lampen an Drähten, wie in allen anderen muhammedanischen Gotteshäusern, und Straußeneier — das Symbol der Auferstehung — sind zwischen ihnen angebracht. Eine Predigt wurde nicht gehalten, und die Anwesenden schienen ihre Zeit zwischen Gebet und freundschaftlichem Geplauder zu theilen. Sowohl beim Eintritt als beim Ausgang umringten mich die Wasserträger, die an den Thüren der Moscheen stehen und von allen anständig gekleideten Leuten Geld erbetteln, unter dem Vorwande, den Armen unentgeltlich Trinkwasser zu verabreichen. Mein Führer gab ihnen etwas Scheidemünze, worauf sie mir gestatteten, meinen Esel zu besteigen und mich in Ruhe nach der Moschee von El-Azhar zu verfügen. Dieses Gebäude liegt im Herzen der Stadt und ist von einem solchen Labyrinth enger und stark bevölkerter Straßen umgeben, daß die Aussicht von außen fast verdeckt wird. Der Haupt-Eingang — es besitzt deren fünf — führt zu einem großen, mit Marmor gepflasterten Hof, wo wir eine zahlreiche Studentenschaar erblickten, die auf den Steinen umher saßen und unter Leitung ihrer Professoren studirten. Ich muß bekennen, daß ich nicht ohne Zittern durch ihre Reihen schritt; es schien mir, daß die Farbe meiner Augen und die Abwesenheit des Khöl ihnen verrathen würde, daß sie eine Europäerin und vielleicht gar eine Engländerin vor sich hätten: es ereignete sich jedoch nichts von der Art, und ich gelangte ungefährdet in das Innere der Moschee. Ihre großartigen Dimensionen und die Menge von kleinen, schmalen Pfeilern, welche den Plafond stützen und sich in allen Richtungen gleich einem Walde ausdehnen, erinnerten mich an die maurische Moschee zu Cordova; außer der Geräumigkeit und dem luftigen Charakter, der hierdurch erzeugt wird, bietet El-Azhar indessen keine besonderen Schönheiten dar. Wir setzten uns am Fuße eines Pfeilers nieder, und ich ließ dann meine Blicke nach Herzenslust umherschweifen. Das Innere der Moschee war eben

so voll als der äußere Raum; an jedem Pfeiler war eine malerische Gruppe versammelt, die in das Studium des Korans und seiner Kommentare vertieft schien. Einzelne Individuen horchten mit halbgeschlossenen Augen in einem Zustande träumerischer Verzückung den geheiligten Worten, Andere schaukelten sich hin und her oder wackelten mit den Köpfen, wie es bei den Muhammedanern gebräuchlich ist, wenn sie ihren religiösen Uebungen obliegen. Ihnen zur Seite saßen mehrere Katzen, die eben so feierlich und orthodox aussahen wie ihre Herren, und ich bin überzeugt, daß sie mir die Augen ausgekratzt hätten, wenn sie um den Schabernack gewußt, den ich den Anhängern des Propheten spielte. In den Zwischenräumen der Pfeiler standen Hunderte von Betenden in Andacht versunken, Viele lagen aber auch auf den Matten und schliefen, mit den Korans neben ihnen, die sie in das Land der Träume entführt hatten. Es waren nur wenige Frauen in der Moschee, aber doch genug, um unserer Gegenwart alles Auffallende zu benehmen. Nachdem ich eine Zeitlang im Schatten meines Pfeilers gesessen, während Mohammed gegen einen anderen gelehnt seine Andacht verrichtete, machte ich die Runde um die Moschee und entfernte mich dann durch den Vorhof und die Hauptthür, wo ich meine Pantoffeln gelassen hatte. So hoch erfreut ich war, meinen Rückzug unentdeckt zu bewerkstelligen, wagte ich doch nicht eher frei zu athmen, bis mehrere Straßen zwischen jenem Brennpunkt des muselmännischen Fanatismus und meiner ungläubigen Person lagen — ja, ich wagte nicht einmal über die Geschicklichkeit ins Fäustchen zu lachen, mit der ich die ehrwürdigen, bärtigen Ulema's und Mullahs von Kahira hinters Licht geführt hatte!"

Die Wanderungen Mrs. Romer's in Palästina, von Beirut nach Jaffa, Ramla und Jerusalem, enthalten weniger Bemerkenswerthes, da es schwer hält, dieser so oft beschriebenen Gegend eine neue Seite abzugewinnen. Auch hier hatte sie mit Fährlichkeiten mancherlei Art zu kämpfen, die in ihrer Darstellung nichts von ihren Schrecken verlieren, sondern vielmehr mit den lebhaftesten Farben ausgemalt werden. Indessen wird sich die unternehmende Touristin wohl dadurch nicht abhalten lassen, ihre Reisefahrten baldigst fortzusetzen, da in ihren Augen die Wagnisse derselben ihnen gewiß eher einen neuen Reiz verleihen und sie noch dazu in den Stand setzen, das Interesse ihrer Leser nach Othello's Weise durch Erzählungen von „moving accidents by field and flood" in Anspruch zu nehmen.

Schweiz.

Der steigende Werth des Menschen.

Eine Skizze aus dem Leben.

Die Bibliothèque Universelle de Genève theilt folgende Skizze mit, die aus dem Nachlasse des kürzlich verstorbenen R. Toepffer herzurühren scheint oder doch wenigstens ganz in seiner Weise geschrieben ist:

„Um 12 Uhr, als meine Comtoiristen ihre Arbeit unterbrachen, um ihr Mittagbrod einzunehmen, befand ich mich in meinem Geschäftszimmer allein, und zwar vor einem mit verschiedenen Papieren bedeckten Tisch, unter denen ein Brief, der nebst einer Visitenkarte mit dem Namen A. Biedman aus Hamburg denselben Morgen abgegeben worden war, meinen Blick auf sich zog. Ich hatte diesen Brief, durch andere Geschäfte zerstreut, geöffnet und, da ich sah, daß er eine Empfehlung enthielt, wie ich deren so viele täglich empfange, ihn auf den Tisch geworfen, wo er, unter Eisenbahn-Berichterstattungen und anderen Papieren begraben, darauf wartete, daß ich mich mit ihm beschäftigen werde. So lag er, drei Theile des Quadratfußes, den er einnahm, von anderen Papieren verdeckt, so daß es nun unmöglich war, mehr als die ersten drei Zeilen zu lesen; diese lauteten:

„Mein lieber Freund,

„Ich habe die Ehre, Ihnen aufs angelegentlichste unseren würdigen und „ehrenwerthen Freund, Herrn Biedman von Hamburg, zu empfehlen. Sein „Vermögen beläuft sich auf 12...."

Hier war die Zahl durch ein darauf liegendes Blatt unterbrochen, so daß ich in vollkommener Ungewißheit über das Vermögen des Herrn Biedman blieb; man konnte sogar annehmen, was allerdings sehr unwahrscheinlich war, daß dieser arme Mann überhaupt nicht mehr als 12 Fr. oder, wenn man will, 12 Mark Banco besaß. Diese Voraussetzung erregte meine Heiterkeit. Sicherlich war Nichts leichter für mich, als mich über die pekuniären Verhältnisse meines Schutzbefohlenen sogleich aufzuklären; indeß zog ich es vor, allmälig den Platz zu erfahren, den er in der Welt einzunehmen berufen war.

Ach! dachte ich, von der Gewalt augenblicklicher Reflexionen beherrscht, man achtet einen Menschen nur nach dem, was er besitzt. Ist der an mich Adressirte liebenswürdig, interessant, in einigen Fächern ausgezeichnet? Davon zu reden ist unnöthig. Es reicht hin, den Betrag seines Vermögens anzugeben, denn damit ist sein Werth bestimmt, so wie die Art und Weise des Empfangs, den man ihm bereiten muß. Und bin ich selbst denn völlig gegen diesen bedauerlichen Einfluß geschützt? Machen wir die Probe! In der That ist die Idee, die sonstigen Verhältnisse eines Individuums aus dem Betrage seines Vermögens errathen zu wollen, nicht außerordentlicher, als die Behauptung mehrerer Personen, daß sie aus der Schreibweise auf den Charakter der Menschen schließen könnten. Hat man nicht in dieser Kunst Erfahrene mit vollem Ernste sagen hören: „Dies i läßt eine gewisse Größe der Seele vermuthen; dieser Verbindungsstrich stammt aus einem leichtsinnigen Gemüth; der Schwanz dieses p dürfte auf ein wenig Habsucht hindeuten!"

Ich benutzte die ganz besondere Lage, in der sich der Empfehlungsbrief befand, und schob das ihn bedeckende Stück Papier zurück, aber nur so weit, daß ich gerade die folgende Ziffer entdecken konnte. Es kam eine Null, wie ich erwartet hatte. So waren es denn nicht mehr 12 Fr., sondern 120. Ich bekenne, daß dieser Zuwachs meine Ansicht in Bezug auf den Empfohlenen wenig änderte. Ach! mein armer Biedman; du bist mit deinen 120 Fr. jährlicher Einnahme nicht viel höher gestiegen; denn wohlgemerkt, ich hatte aus einem Gefühl des Wohlwollens für meinen Schutzbefohlenen angenommen, daß man mir nicht das Kapital, sondern die Einkünfte angegeben.

Mit 120 Fr. jährlich reist man weder in Postwagen noch auf der Eisenbahn; man hat Schuhe, die mit Staub bedeckt sind, und einen Oberrock, der am Ellenbogen etwas durchgescheuert ist. Die Empfehlung eines Rentiers von so geringer Bedeutung sagt deutlich genug, was für ihn zu thun sey. Ich werde ihn mit zwei oder drei Thalern zufriedengestellt haben.

Aber entfernen wir einen Gedanken, der für den meinem Schutz Anempfohlenen so traurig seyn muß. Vielleicht ist sein Schicksal weniger bedauernswürdig .... In der That, 1200 Fr.

Was ist ein Mann mit zwölfhundert Francs?

Ein Krämer, der sich von den Geschäften zurückgezogen und in Ruhe gesetzt hat? Ein Ladendiener? Nein; Jemand der vom Stundengeben lebt, ein von irgend einer Universität hierher verschlagener Professer? Ah, wahrhaftig ich hab's getroffen. Ich werde ihm behülflich seyn in der Auffindung von Schülern. Aber, mein lieber Biedman, wir haben deine Literatur oder deine Kalligraphie nicht im Geringsten nöthig. Wir sind überflüssig damit versehen; alle Lehrkursus sind für diesen Winter besetzt, Alles in Ordnung. Soll ich dem Unterricht meiner armen Kinder auf Kosten ihrer Erholungsstunden noch einige Lehrstunden hinzufügen? Und dann ist noch zu bedenken und zu überlegen, ob dieser Professor nicht vielleicht Kommunist ist. Ist man mit 1200 Fr. Kommunist oder nicht? das ist die Frage. Ich weiß es nicht.

Kommunist? Nein. Sprachlehrer? Nein. Nichts von allem dem .... 12,000 Francs! Ah, das will schon etwas sagen. Herr Biedman, Sie wachsen mit Ihren Nullen, wie Sie bemerken werden, in der Achtung der Welt und in der meinigen. Leider ist es nur zu wahr, daß man mit einem sehr kleinen Vermögen oft die Nebenvorstellung von etwas Gewöhnlichem und Gemeinem verbindet. Es ist das eines von den Gebrechen der Gesellschaft. Wahrhaftig, ich behaupte nicht, daß es nicht zahlreiche Ausnahmen davon giebt, und daß sich nicht unter den Besitzern von 1200, 800, ja selbst unter denen von 400 Fr. sehr ehrenwerthe Leute finden. Indeß ist mein Herr Biedman über diese ein wenig zweideutigen Klassen hinaus. Mit seinem Vermögen kann er den Winter sehr angenehm in Genf zubringen; ich werde ihn in den Leseverein einführen und ihn zu unserem nächsten Familienmahl einladen.

Aber was kann er denn mit seinen 12,000 Fr. seyn? — Ich wette, ein Philanthrop. Ja, ja, dies ist ungefähr die Durchschnittssumme des Vermögens von Leuten, die sich mit der Verbesserung der socialen Einrichtungen beschäftigen. Eine Ziffer weniger ist nicht genug: eine mehr ist zu viel, um für die Reorganisation der Gesellschaft zu arbeiten. Herr Biedman scheint mir ganz und gar von dem Schlage derjenigen, die über die verschiedenen Einsperrungssysteme schreiben. Ein schöner Beruf, wenn man die nöthigen Mittel dazu hat, für das Glück der Menschheit zu reisen!

Nein, das ist sicherlich kein Philanthrop. Schwatzen wir nicht, schwatzen wir nicht .... 120,000 Fr.; welche Existenz! Sicherlich Chef eines Handlungshauses von europäischem Ruf, Beschützer der Künste, Wohlthäter der Armen, Ritter mehrerer Orden, geliebt von allen Damen, die .... und bei dem Allen ein wenig blasirt, ein wenig gelangweilt. Der arme Mann! das ist nichts sehr Ungewöhnliches. Er sucht Zerstreuung, Bewegung; man muß ihn beklagen, und ich werde Alles aufbieten, um diese traurige Gemüthsstimmung etwas zu verbessern.

Wie! sollte noch eine Null dahinter stehen? Unmöglich. Mich faßt ein Schwindel, oder täusche ich mich? Nein, denn mein Korrespondent wiederholt in dürren Worten „sage Eine Million zweimalhunderttausend Francs jährlicher Rente", unterstrichen. Welch ein Mensch! welch niederschmetterndes Vermögen! Das vernichtet alle Vermuthungen und Pläne der Phantasie. Denn Eine Million zweimalhunderttausend Francs jährlicher Zinsen setzen ein Kapital von fünf und zwanzig bis dreißig .... „Johann!" rief ich. Mein Bedienter erschien.

„Um welche Zeit ist der Herr gekommen, der diese Karte und diesen Brief zurückgelassen?"

„„Um zehn Uhr.""

„Ist er jung oder alt?"

„„Weder jung noch alt.""

„Etwas Ausgezeichnetes in der Haltung?"

„„Ich kann nicht sagen, daß er gerade sehr in die Augen fällt.""

„Und doch .... Uebrigens was hat's auf sich. Wiederhole mir, was er gesagt hat."

„„Er bedauere es, den Herrn nicht zu Hause angetroffen zu haben, und er werde um zwei Uhr wiederkommen.""

„Du hättest ihn zum Sitzen nöthigen sollen, sagen, daß ich bald zurückkehren werde."

„„Ich wußte nicht, daß ich ihn anders behandeln sollte, wie die Andern.""

„O, was mir das leid thut! Zwei Uhr hat er gesagt .... Noch habe ich Zeit; ja, ich werde ihm die Mühe eines doppelten Weges ersparen. Schnell, meinen Hut. Höre, Johann, Du gehst sogleich zu meiner Frau, nach meiner Wohnung .... Zum Mittagessen, unmöglich. Du wirst meiner Frau sagen, daß ich diesen Abend einen sehr interessanten, sehr reichen Herrn mit

bringen werde: sie möge Alles vorbereiten. Einige liebenswürdige Personen müssen eingeladen werden: meinerseits werde ich gleichfalls Einladungen machen. Herr von Biedman aus Hamburg, behalte das; Biedman, ein weltbekannter Name. Nein, Du wirst ihr sagen, der Baron von Biedman, sie wird dann schon wissen."

Mannigfaltiges.

— Krakau als Universitätsstadt. Im Interesse der Wissenschaft, und zwar insbesondere der polnischen Wissenschaft, wäre wohl zu wünschen gewesen, daß Krakau, wenn es schon einmal einer der drei Schutzmächte anheimfallen sollte, nicht österreichisch, sondern preußisch geworden wäre. Der preußische Antheil an Polen hätte dann, was ihm noch fehlt und was er dringend bedarf, eine Universität bekommen, die der österreichische in Lemberg bereits besitzt und die der russische Antheil in Warschau und in Wilna wenigstens noch historisch nachzuweisen vermag, wenn auch von beiden Hochschulen thatsächlich nur noch der Name da ist. Aber gerade darum thut es noth, daß wenigstens eine polnische Universität mit den Unterrichtsmitteln und der Lehrfreiheit der preußischen Universitäten ausgestattet werde! Die Universität Krakau ist älter, als selbst die von Kaiser Karl IV. im Jahre 1348 gestiftete Universität Prag. Sie ward nämlich im J. 1343 von Kasimir dem Großen gegründet, wenn sie auch erst unter Wladislaus Jagello (um das Jahr 1400) als Schola Regni ihre eigentliche Wirksamkeit erhielt. Sie hatte 11 Kollegien, und unter ihr standen, außer einem Gymnasium, noch 14 in der Stadt zerstreute Schulen. Ihre Professoren genossen einst, außer den mit dem Indigenate verbundenen Rechten, auch die Ritterwürde, die bei den Lehrern der medizinischen Fakultät, den einzigen, welche sich verheiraten durften, auch, sobald sie zwanzig Jahre docirt hatten, auf ihre Nachkommen forterbte. Die Professoren der Theologie, der Philosophie, der Jurisprudenz und der schönen Künste und Wissenschaften mußten katholische Priester seyn und blieben daher unverehelicht. Diese Einrichtung ward im J. 1817 bei der Reorganisation der Universität durch eine zweckmäßigere ersetzt und später auch von den drei Schutzmächten bestätigt: als jedoch im J. 1833 zur Wiederherstellung der durch die Flüchtlinge der polnischen Revolution gestörten Ordnung in Krakau der alte Senat aufgelöst und in Folge der dadurch eingetretenen Unruhen die Truppen der drei Schutzmächte einrückten und eine neue Polizei so wie eine neue Miliz herstellten, da ward auch die Universität umgestaltet, und Lehrer sowohl als Studirende wurden dermaßen in ihren Rechten beschränkt, daß aller eigentliche Universitäts-Unterricht aufhörte und die Anstalt zu einer Art von akademischem Gymnasium herabsank. Es kam dazu noch, daß im J. 1839 von russischer Seite eine von Krakauer Studenten gestiftete politische Verbindung unter dem Namen „Bund der polnischen Nation" entdeckt wurde; dies hatte die Folge, daß nicht blos 30 Studirende streng bestraft wurden, sondern auch daß Rußland und Oesterreich ihren Unterthanen den Besuch der Universität untersagten. Kein Wunder also, daß dieselbe während der letzten Jahre kaum 200 Studirende zählte, und daß von ihrer Wirksamkeit kaum noch irgend eine Kunde zu uns dringt. Ja, wenn ein großer Theil der Professoren nicht seine Gehalte durch alte Fundationen bezöge, so würde wohl von der ganzen Universität keine Spur mehr vorhanden seyn. Deshalb ist zu hoffen, daß bei den Stipulationen der Mächte über das künftige Geschick der Stadt irgend eine wohlthätige Bestimmung in Bezug auf die verwaiste polnische Hochschule getroffen worden sey. Möge sich Oesterreich, unter dessen Schutz sich die beiden blühendsten Universitäten Italiens befinden, möge sich das an deutschen Universitäten so reiche Preußen der Anstalt annehmen, auf welche die polnische Wissenschaft von jeher mit hoffnungsvoller Erwartung geblickt hat!

— Alles wiederholt sich nur auf Erden. Ein ganz ähnliches, d. h. den meisten Diplomaten unerwartet gekommenes Ereigniß, wie die Vermählung der Infantin Luisa von Spanien mit dem Herzoge von Montpensier, war die im J. 1677 stattgefundene Vermählung der Prinzessin Marie, nachmaligen Königin von Großbritanien, mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm III., der auch als König von England der Dritte seines Namens war. Weder der damals noch lebende König Karl II. noch dessen Bruder und Thronerbe, der Herzog von York (nachmals Jakob II.), hatten kurz vorher noch die Absicht gehabt, ihre Nichte und Tochter mit dem Vorkämpfer des Protestantismus in den Niederlanden zu vermählen, obwohl dieser, als der Sohn einer Tochter Karl's I, ihr leiblicher Neffe war. Am wenigsten aber konnte der französische Hof mit einer solchen Verbindung einverstanden seyn, die das Interesse des damals ihm feindlich gegenüberstehenden Niederlands mit dem von Großbritanien eng verband. Zwischen Ludwig XIV. und Karl II. herrschte eine ähnliche entente cordiale wie zwischen Ludwig Philipp und Victoria, aber eben so wenig wie in neuester Zeit konnte damals die Freundschaft der Herrscher verhindern, daß die Diplomatie des einen Landes der des anderen ein Schnippchen schlug. Der Prinz von Oranien war ganz unerwartet in Harwich gelandet, von wo er sich nach Newmarket begab, wo eben der Hof verweilte. Kommen, Sehen und Siegen war die Sache eines Augenblickes. Prinzessin Marie war sogleich mit den Anträgen ihres Vetters einverstanden; der König und der Herzog von York stellten zwar die Bedingung, daß sich der Prinz vorher mit den Vorschlägen, die Frankreich zur Abschließung des (Nymweger) Friedens gemacht, einverstanden erkläre; dieser erwiederte jedoch, daß er niemals seine Ehre für eine Frau verkaufen werde, und so kam denn die Ehe zu Stande, bevor man noch in Paris etwas davon geahnt hatte, ja ohne daß der französische Botschafter etwas davon wußte. Sir William Temple erzählt in seinen Memoiren *), daß während der ganzen Regierung Karls II. kein Ereigniß vom englischen Volke mit solcher Freude aufgenommen worden sey, wie diese Vermählung der Prinzessin Marie mit dem protestantischen Prinzen von Oranien. „Der französische Gesandte", fügte er hinzu, „und Mylord Arlington waren die Einzigen am Hofe, die sich unzufrieden zeigten. Der Erste wußte nicht, wie er sich bei seinem Gebieter rechtfertigen sollte, da eine Begebenheit von solcher Wichtigkeit sich zugetragen, ohne daß er darüber etwas mitgetheilt, ja ohne daß er etwas davon erfahren hatte, und zwar an einem Hofe, wo seit mehreren Jahren Nichts ohne sein Wissen unternommen worden war." — Wenn man statt des französischen Gesandten einen englischen in diese Erzählung setzt, so paßt Alles, als ob es in Madrid in Bezug auf die Vermählung des Herzogs von Montpensier geschrieben worden wäre.

— Esaias Tegnér. Der Sänger der „Frithjofssaga" ist am 2. November in Wexiö, 64 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Vor sechs Jahren schon wurde sein edler Geist in Folge eines Schlaganfalls gebrochen; von seiner Geisteskrankheit genesen, konnte er zwar im folgenden Jahre nach seinem Bischofssitze zurückkehren, doch sowohl seinen geistlichen Functionen wie seinen poetischen Studien mußte er zum Theil entsagen, und im J. 1845 legte er daher das bischöfliche Amt, das er seit 1824 bekleidet hatte, gänzlich nieder. Ursprünglich war Tegnér nicht Theolog; vielmehr hatte er Philologie studirt und war 1812 zum Professor der griechischen Sprache und Literatur an der Universität Lund ernannt worden; der Ruf jedoch, den seine Dichtungen bald gewannen, das Verdienst, das er sich in Verbindung mit einigen Freunden erwarb, indem er den Einfluß des französischen Geistes auf die schwedische Literatur paralysirte und die Poesie des Landes mit dessen ältesten Sagen wieder in Verbindung brachte, gewährte ihm Anspruch auf die Dankbarkeit seines Volks, und diese hat sich gegen berühmte Lehrer und Dichter immer dadurch zu erkennen gegeben, daß sie ihnen die höheren geistlichen Würden übertrug. Tegnér wurde demnach im J. 1823 bewogen, das Pastorat der Gemeinde Reslöf zu übernehmen, worauf dann im folgenden Jahre seine Ernennung zum Bischof von Wexiö stattfand. Seine Frithjofssaga ist fünfmal, und zwar von Amalie von Helwig, von Mehnicke, von Schlay, von Mayerhoff und von Dr. Minding, ins Deutsche übersetzt, so daß wohl angenommen werden darf, dieses Gedicht sey in unserem Vaterlande fast eben so verbreitet und gekannt wie in Schweden, wenn es uns auch durch seine altnordischen Götter- und Heldengestalten weniger nahe gebracht ist, als dem skandinavischen Geiste. Eine Auswahl seiner vielübersetzten, vermischten Gedichte, unter denen sich auch die „Nachtmahlskinder" (Nattvardsbarnen) und „Axel" befinden, hat kürzlich Gottfried von Leinburg neuerdings übersetzt und in einem elegant ausgestatteten, zu Geschenken sich besonders eignenden Büchlein herausgegeben.**) Der Verleger hat die Absicht, von diesen Uebersetzungen eine zweite Ausgabe mit gegenüberstehendem schwedischen Text zu veranstalten. Auch denkt der Uebersetzer eine ähnliche Auswahl von mehreren anderen schwedischen Dichtern zu geben, was jedenfalls noch größeren Dank verdient, da diese in Deutschland viel weniger gekannt sind, als der Sänger der Frithjofs-Saga.

— Ein origineller Verlags-Kontrakt. Nachdem wir kürzlich (Nr. 134 des Magazins) der „Wanderungen" des Herrn von Rabbe gedacht, dürfte folgende Notiz über die Memoiren eines seiner jüngeren Kriegskameraden nicht ohne Interesse seyn: Dieser Tage verkaufte nämlich Fürst Felix Lichnowsky das Verlagsrecht seiner Memoiren an den königl. Posbuchhändler A. Duncker für Rauch's Büste Sr. Majestät des Königs. Der Verleger verpflichtete sich nicht allein, dieses schönste plastische Kunstwerk unserer Ausstellung mit jedem Preis zu bezahlen, sondern übernahm auch noch die schwere Aufgabe, den Meister Rauch zum Verkauf der ihm sehr lieb gewordenen Büste zu bewegen. Wie man hört, hat sich der Autor nur vorbehalten, die Zeit der Veröffentlichung seiner Memoiren noch näher zu bestimmen.

*) von denen im Haag 1693 eine französische Uebersetzung erschien.

**) Dichtungen von Esaias Tegnér. Uebersetzt aus dem Schwedischen von Gottfried von Leinburg. Frankfurt a. M., Brömmer, 1846.

Bibliographischer Anzeiger.

Unter der Presse:

Meyerbeer's Musik zu Struensee.

Partitur. Orchesterstimmen. Vollständiger Clavierauszug.

Inhalt: Grosse Ouverture, 4 Entreacts, Marsch und Volkschor, Polonaise, Melodram, Trauermarsch etc.

Der Reiz dieser genialen Composition ist anerkannt durch die Einstimmigkeit in dem ehrenden Urtheil aller Kritiker und dem rauschenden Beifall des Publikums bei den zahlreichen Vorstellungen im hiesigen Hoftheater.

Berlin, **Schlesinger'**sche Buch- und Musikhandlung.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 141. Berlin, Dienstag den 24. November 1846.

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civilisation.

Es gehört zu den fast ausschließlich in der neueren Zeit rege gewordenen Tendenzen, die verschiedenen Disziplinen der Wissenschaften und Künste aus dem Gesichtspunkt ihrer geschichtlichen Entwickelung zu betrachten. Diese Betrachtungsweise enthält einen doppelten Vortheil, je nachdem wir es mit mehr praktischen oder mit mehr theoretischen Disziplinen zu thun haben. Zu trennen sind jedoch diese beiden Seiten in keiner Disziplin, möge sie nun der Wissenschaft oder der Kunst angehören, und so wird auch jener Vortheil, den wir sogleich näher bezeichnen werden, in jeder einzelnen zwiefach seyn. Nach der praktischen Seite hin werden vorzüglich diejenigen Wissenschaften dadurch gewinnen, welche, wie die Medizin und Jurisprudenz, oder die verschiedenen Zweige der Industrie und des Handels, so wie die Kultur überhaupt, in unmittelbarem Zusammenhang mit der materiellen und moralischen Gestaltung der Gesellschaft stehen, weil aus der Geschichte derselben, wenn man anders, wie billig, sein Hauptaugenmerk auf das in derselben sich offenbarende Moment der Entwickelung und näher des Fortschritts richtet, nicht nur die Gegenwart in dieser Beziehung richtiger begriffen, sondern auch die Zukunft und die Erfordernisse für deren organische Fortbildung klarer gewürdigt zu werden vermögen. Nach der theoretischen Seite hin wird die Wissenschaft durch die Geschichte zu dem Verständniß ihrer selbst geführt, d. h. zu dem Verständniß ihres organischen Zusammenhangs nicht nur mit den früheren Stufen ihrer Entwickelung, sondern auch mit den anderen Wissenschaften, überhaupt mit der Totalität aller Bethätigungsformen des menschlichen Geistes. In dieser Rücksicht ist die Geschichte einer Wissenschaft der erste Schritt und die Vorbereitung zu ihrer philosophischen Betrachtungsweise.

Wir glauben, daß das Recht, in seiner abstrakten Bedeutung sowohl wie in seiner praktischen, konkreten Formirung, durch die historische Betrachtungsweise in beiden Rücksichten gewinnen muß, da es nicht leicht eine andere Disziplin giebt, die, von rein philosophischen Prinzipien ausgehend, so unmittelbar wie jenes sich durch alle Poren des ganzen Organismus der Gesellschaft ergießt und diesen Organismus selbst in einer so universalen Weise bedingt und trägt.

Diese Gedanken scheinen auch den Verfasser eines Werkes durchdrungen und zur Herausgabe desselben bewogen zu haben, das wir als höchst bedeutend nicht nur in Rücksicht auf das praktische Studium der jetzigen europäischen Rechtszustände, sondern auch in vieler Beziehung förderlich für die Philosophie des Rechts bezeichnen müssen. Es ist dasselbe unter dem Titel Histoire du droit criminel des peuples anciens depuis la formation des sociétés jusqu'à l'établissement du Christianisme par Albert du Bois. Paris, 1845 erschienen. Mit Recht urtheilt der Verfasser, daß „eine vollständige Geschichte „des Rechts in ihren Beziehungen zu der Geschichte der Civilisation der „Völker, seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Zeit, ein ungeheures Werk „wäre, zu dessen Ausführung ein Menschenleben nicht hinreichen würde." Die Arbeit ist daher zu theilen, nicht blos in Rücksicht auf die verschiedenen Gebiete des Rechtsorganismus, sondern vielleicht auch in Rücksicht auf die verschiedenen Zeitperioden seiner Geschichte. Die letztere Theilung dürfte sich jedoch nur auf das rein historische Material beziehen, nicht auf die Darstellung von dessen innerer Entwickelung, die in einem Bewußtseyn, in einem Geschichtschreiber vorhanden seyn muß, wenn das Ganze nicht auseinanderfallen soll. Die erstere Scheidung ist dagegen weniger gefährlich, weil die verschiedenen Disziplinen des Rechts, als einerseits das Naturrecht, Völkerrecht, Privatrecht, andererseits das Kriminalrecht und Civilrecht, ihren Begriffen nach als wesentliche sich gegen einander abgränzende Gebiete darstellen. Was den Unterschied zwischen Kriminalrecht und Civilrecht betrifft, der als weitere Bestimmung der privatrechtlichen Verhältnisse überhaupt erscheint, so hat das erstere für die Geschichte der Kultur eine weit tiefere Bedeutung als das Civilrecht, weil dieses zu viele aus den speziellen Bedingungen eines bestimmten Staats hervorgegangene Bestimmungen enthält, während jenes auf der allgemeinen Natur des Menschen als sittlichen Wesens gegründet ist und daher seinem Prinzipe nach in allen Völkern dieselben Fragen behandelt. Unser Verfasser spricht sich in der Vorrede sehr treffend über die Bedeutung des Kriminalrechts rücksichtlich der Kultur überhaupt aus: „Der mit dem Studium „der sozialen Verhältnisse beschäftigte Philosoph wird weit eher als der prak„tische Rechtsgelehrte den Nutzen einer Geschichte des Kriminalrechts begreifen. „Denn durch das Kriminalrecht eines Volkes kann man weit besser als durch „sein Civilrecht die Stufe seiner Bildung ermessen. Das erste Problem, das „sich ein Gesetzgeber bei der Bildung der bürgerlichen Gesellschaft stellen muß, „ist, zu wissen, wie er die allgemeine Ordnung mit der Sicherheit und der „Freiheit der Einzelnen in Harmonie bringt. Die Lösung dieses Problems „wird sich nach dem Fortschritt der gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt „ihrer allmäligen Vollendung nähern. Die vollkommene Gliederung und „Stufenfolge der Strafbarkeit und die genaue Uebereinstimmung der Straf„gesetze mit den Verbrechen, endlich die einerseits der Gesellschaft, andererseits dem Angeklagten gegebenen Gewährleistungen durch schützende Formen, „dies ist der Zweck, dessen Erreichung eine aufgeklärte Nation sich vorsetzen „muß." Nach der Bemerkung, daß eine Geschichte des Kriminalrechts ohne Rücksichtnahme auf die politische und moralische Geschichte der Nationen unmöglich sey, fährt der Verfasser fort:

„Wie die moderne Civilisation in der Civilisation der alten Völker wur„zelt, so wurzelt auch die neuere Gestaltung des Rechts in der antiken Ge„staltung desselben, und um zu einem richtigen Verständniß des römischen „Rechts zu gelangen, das noch immer eine so große Rolle in der Gesetz„gebung des modernen Europa's spielt, muß es in seinen verschiedenen Phasen „von Romulus bis Justinian betrachtet werden. Und das römische Recht „seinerseits, wie überhaupt die römische Bildung, ist wiederum ohne Einsicht „in die Kultur Griechenlands (und Etruriens) nicht in seiner wahren Bedeu„tung zu fassen. Endlich gründet sich Griechenland, diese Gewahrerin und „Pflegerin der Künste und Wissenschaften, wieder auf den Orient und vor„zugsweise auf Aegypten, dem es die ersten Strahlen der Kultur verdankte, „welche seine Wiege beleuchteten."

In dieser Betrachtung hat der Verfasser schon seinen ganzen Plan dargelegt. Er beginnt seine Geschichte des Kriminalrechts mit der Betrachtung des Urzustandes, indem er auf verständige Weise die nothwendigen Bedingungen zur Entwickelung der rechtlichen Verhältnisse erläutert, geht sodann auf den Rechtszustand des Orients im Allgemeinen über, als in welchem das Naturrecht die Grundlage bildet, und schließt das erste Kapitel mit der Abhandlung über das Kriminalrecht der Aegypter. Das 2—3te Kapitel enthält die Darstellung dieses Gegenstandes bei den Hebräern; das 4—7te die griechischen Rechtszustände; das 8te eine Vergleichung derselben mit den römischen; das 9—19te die Beleuchtung der letzteren selbst. Nachdem er nunmehr im 20sten Kapitel über den allmäligen Verfall der kriminalistischen Gesetzgebung bei den Römern, so wie über die sich kundgebenden philosophisch-christlichen Tendenzen und deren Opposition gegen jene, gesprochen, kommt er im 21sten Kapitel auf das Strafsystem innerhalb der christlichen Gesellschaft in jener Zeit zu sprechen, und behandelt schließlich im 22—24sten Kapitel den Einfluß des Christenthums auf den damaligen Zustand der antiken Gesetzgebung, besonders auf die Reformen Konstantin's. — Aus diesem letzten Abschnitt wollen wir einige Bemerkungen hier wiedergeben, die ihrer Fassung und objektiven Bedeutung nach besonders wichtig und interessant erscheinen. Der Verf. selbst spricht sich schon in der Vorrede über diesen Gegenstand folgendermaßen aus:

„Wenn das römische Element auf die Gestaltung unserer modernen „Staatseinrichtungen einen großen Einfluß gehabt hat, so ist der des christ„lichen Elements doch noch größer gewesen, wiewohl dasselbe, unserer Mei„nung nach, noch nicht zu seiner vollkommenen Entwickelung gediehen ist. „Unser modernes Recht besteht aus der Vereinigung des christlichen, des „römischen und des barbarischen (für Frankreich gallischen, für Deutschland „germanischen) Elements; deshalb muß die moderne Aera der Gesetzgebung „nicht von den Zeiten Christi, selbst nicht einmal von der Taufe Konstantin's „angefangen werden, sondern von der Vereinigung jener drei verschiedenen „Elemente. Das Christenthum hat ohne Zweifel gleich bei seinem Erscheinen „in der Welt die antike Gesetzgebung durch den sanften Einfluß seiner göttlichen Wahrheit modifizirt; aber da es in der römischen Welt gegen den „Aberglauben der Vergangenheit und gegen die Gewohnheiten einer abgöttischen Verehrung der Kaiser, dieser Hüter und Repräsentanten der alten „Volkssouveränetät, zu kämpfen hatte, so wurde es verhindert, seine „Grundsätze völlig in die Gesetzsysteme des Alterthums eindringen zu lassen. „Um so größer mußte aber sein Einfluß auf die barbarischen Völker des „Mittelalters seyn, zu dessen moralischer Erziehung es selbst die Prinzipien „hergab und welche es gleichsam für die Civilisation zuschnitt."

I. Die Strafgesetze des Urchristenthums.

Im Schoße des Heidenthums entwickelte sich die christliche Gesellschaft trotz des Einflusses ganz verschiedener Ideen und entgegengesetzter Prinzipien.

Die alte gesellschaftliche Ordnung war erstaunt und erzürnt über diese neue Gestaltung der Dinge und Verhältnisse, die sie im Schatten des Geheimnisses entdeckt; sie glaubte einem Feinde begegnet zu seyn und suchte ihn zu vernichten. Daher jene grausamen Strafgesetze und jenes abgekürzte Verfahren ohne die gehörige Form und Gewähr, in denen sich die Willkür der Kaiserherrschaft auf der höchsten Stufe ihrer Macht zeigt; daher endlich die Proscription eines ganzen Kultus, weil er sich gegen die Vielgötterei erklärte. Die so in ein System gebrachte Verfolgung des Christenthums hatte zur Folge, daß die Kluft zwischen der heidnischen und christlichen Gesellschaft noch tiefer und breiter wurde. Die letztere war, so auf sich selbst angewiesen, gezwungen, sich mit aller Kraft in ihrem eigenen Innern, ohne die Außenwelt um Schutz anzusprechen, eine bestimmte gesetzliche Form zu geben; ein Schritt, zu dem jede vom Staat gewaltsam zurückgewiesene Verbindung getrieben wird. Um daher die Nothwendigkeit zu heben, als Kläger oder überhaupt als Bürger vor jenen Gerichtshöfen zu erscheinen, die stets aufgelegt waren, sie als Christen zu verdammen, so schufen die Schüler der Apostel für ihre bürgerlichen Verhältnisse eine häusliche Gerichtsbarkeit und stellten behufs der Unterdrückung und Verhinderung von Verbrechen eine Art Strafgesetzbuch auf, dem sie sich, nicht aus Furcht vor der Gewalt, sondern im Namen des von ihnen bekannten Glaubens, unterwerfen wollten.

(Schluß folgt.)

England.

Freihandels-Proselytismus in England und die Reise Richard Cobden's nach Frankreich.

(Schluß.)

Die französischen Liguisten lehnen sich gegen diese Autorität und gegen die Nothwendigkeit der Beherrschung der in Konkurrenz tretenden Interessen auf, indem sie sich auf ihr Prinzip des „Leben-und-Leben-lassen's" berufen. Wir wünschten unsererseits, daß man das Prinzip des gegenseitigen Schutzes (der Produzenten und der Konsumenten) aufstellte. Diese Frage ist es, über die wir mit ihnen streiten könnten; sie ist nicht erschöpft, und es wird sich mehr als Eine Gelegenheit darbieten, darauf zurückzukommen; aber da sie es lieben, sich von England belehren zu lassen und seinem Beispiel zu folgen, so wollen wir hier einen Theil der von Herrn Macaulay in Betreff der factory bill gesprochenen Rede citiren und als Beweis unserer Unparteilichkeit eine der von Herrn Cobden gehaltenen Reden folgen lassen.

„Giebt es", sagt Herr Macaulay, „einen einzigen Menschen, der einen so großen Eifer für das Prinzip der Handelsfreiheit besitzt, um nicht seine Beistimmung zu Einschränkungen zu geben, die verhindern, daß die Interessen einer höheren Ordnung der Dinge kompromitirt werden? Man nehme z. B. Fragen, die in das Gebiet der Polizei schlagen. Warum beschränkt ihr die Anzahl der Fuhrwerke und Kabriolets? Warum mischt ihr euch in Alles, was dieselben angeht? Nach dem Prinzipe der Handelsfreiheit habt ihr gewiß nicht das Recht, so zu handeln. Nehmen wir an, daß an einem regnerischen Tage nicht genug öffentliche Fuhrwerke auf dem Platz sind: warum sollte es nicht jedem Privatbesitzer eines Kabriolets gestattet seyn, dasselbe öffentlich aufzustellen und zu beliebigem Preise zu vermiethen? Ich biete Jedem Trotz, der es versuchen möchte, das Verbot dieses Rechts aus dem Prinzip der Handelsfreiheit zu vertheidigen. Es ist leicht zu begreifen, daß nach diesem Prinzip in Rücksicht auf die öffentlichen Fuhrwerke Nichts beschränkt werden darf; gleichwohl ist man aus rein polizeilichen Rücksichten gezwungen, gewisse Einschränkungen für diese Art des Handels zu gestatten. Eben so verhält es sich mit der Frage des Ertrags des Bodens. Wie würde man nach dem Prinzip der Handelsfreiheit irgend einem Menschen verbieten können, auf seinen Feldern Tabak zu bauen? Aber da man fürchtet, von diesem frei gebauten Tabak keine Abgabe erheben zu können, so verbietet man die freie Kultur desselben, um eine nothwendige Steuer zu retten. Eben so verhält es sich mit der Vertheidigung des Landes und mit vielen anderen Dingen ...."

„In Betreff der Privatbauten besteht die Anordnung, daß Niemand auf seinem eigenen Grund und Boden bauen darf, ohne gewisse Bedingungen zu beachten. Man benachrichtigt vorläufig die Kommissarien davon, denn Niemand darf ohne deren Zustimmung einen Keller ausgraben. Das Haus muß eine Dachrinne haben, und wenn noch ein altes Gebäude vorhanden ist, das keine besitzt, so setzen die Diener der Obrigkeit den Eigenthümer davon in Kenntniß, daß er daran eine anbringen lassen muß; weigert er sich dessen, so sorgen sie selbst dafür, daß es geschehe, und schicken ihm hernach die Rechnung über die betreffenden Kosten. Wenn diese Kommissarien erfahren, daß ein Haus des Abputzes bedarf, so erinnern sie den Eigenthümer an seine Pflicht, und will er nicht, so schicken sie einen Menschen mit einem Pinsel; dieser Mensch putzt das Haus ab, und der Eigenthümer erhält darauf die Rechnung des Malers. Nehmen wir an, daß der Eigenthümer eines Hauses zu Manchester sich in einem der von uns erwähnten Fälle befindet, und daß er sich, mit Berufung auf das Prinzip der Handelsfreiheit, mit seiner Beschwerde an eines der am meisten durch ihren Eifer für die Vertheidigung dieser Freiheit bekannten Mitglieder des Hauses wendet: „„Sie haben mir oft genug wiederholt, mein Herr"", wird unser Mann sagen, „„produzirt billig und verkauft theuer; warum muß ich mich nun heute verhindert sehen, mit den geringsten Kosten ein Haus zu bauen, das ich so theuer wie möglich vermiethen will? (Beifall und Gelächter auf den Bänken der Protectionisten). Man führe als Grund an, daß man ein Haus ohne Dachrinne nicht liebe. Gut, so wähle man sich ein anderes; Niemand will ich zwingen, das meinige zu bewohnen; aber ich kann mehrere Personen, eine ganze Menge armer Familien finden, die wöchentlich einen Shilling für meinen nassen Keller geben würden. Und warum, wenn die Sache der einen wie der anderen Partei zusagt, sollte ich nicht diesen Shilling nehmen, und warum sollten sie nicht in diesem Keller wohnen? Warum schickt man mir einen Menschen, um mein Haus abzuputzen, und zwingt mich, ihn zu bezahlen? Die Personen, mit denen ich unterhandle, sind mündig, vollkommen bei Verstande, und wenn sie sich freiwillig entschlossen haben, in meinem Hause zu wohnen, mit welchem Recht mischt man sich in diese Angelegenheit? Sie können diese Einmischung in meine Angelegenheiten aus dem Prinzip der Handelsfreiheit nicht vertheidigen, mein Herr ...."""

„Das ist noch nicht Alles. Ich denke, daß die Masse des Volks nicht in einer Lage sich befinden darf, wodurch das Leben abgekürzt, das Daseyn elend gemacht und eine ganze Bevölkerung einem frühzeitigen Tode zugeführt wird, indem sie eine Nachkommenschaft hinterläßt, die noch schwächlicher und elender ist, als sie selber. Wenn es wahr ist, daß eine große Menge Volks in Armuth lebt, wenn es wahr ist, daß jene Orte, die die Gesundheit der an Bequemlichkeit gewöhnten Menschen zu zerstören geeignet sind, den Personen, die sie fortwährend bewohnen, nicht mehr schädlich sind, so enthält diese Thatsache eine fürchterliche Anklage gegen die Regierung, denn sie beweist, daß die Regierung ihre Pflicht vernachlässigt hat; sie beweist, daß Jene das Vorhandenseyn von Wohnungen gestattet hat, die für Menschen bestimmt, aber nur für Thiere geeignet sind, und in denen die Bewohner Gefahr laufen, in einen Zustand der Abstumpfung und Rohheit zu verfallen, der sie mit dem schmutzigsten Vieh auf eine Stufe stellt. Wer wollte hier zu behaupten wagen, daß in einer Frage, wobei die Moralität und Menschlichkeit auf dem Spiele steht, das Prinzip der Nicht-Einmischung des Staats festzuhalten sey? Man nehme die Frage über die Lotterie: ein Mann hat eine Besitzung, die er für 20,000 Pfd. Sterling veräußern will; er giebt 1000 Loose zu 20 Pfd. Sterling aus, unter der Bedingung, daß das zuerst gezogene Loos die Besitzung gewinnen soll. Die Gesetzgebung thut Einspruch und hebt die gegenseitigen Verpflichtungen auf. Nehmen wir an, daß der Eigenthümer sich mit Berufung auf das Prinzip der Handelsfreiheit über diese Maßnahme beklagt; wird er nicht sagen können: „„Mit welchem Recht mischt ihr euch in meine Angelegenheit, und mit welchem Recht wollt ihr diese zwischen mir und den anderen Individuen getroffene Uebereinkunft für ungültig erklären? Vielleicht denkt ihr, es sey eine schlechte Speculation. So nehmt kein Loos, es zwingt euch Niemand dazu; aber mit welchem Recht wollt ihr diese Personen, die vollkommen mündig und bei Verstand sind, daran hindern, Loose zu nehmen?"" Die Antwort ist ganz einfach: „„Wir thun Einspruch, weil, wenn wir diese Dinge litten, wir die Leidenschaft zum Spiel befördern würden, die mit der Tugend und Sittlichkeit der zur Gesellschaft vereinigten Individuen nicht verträglich ist.""

„Ich hoffe, daß das Haus darin mit mir übereinstimmt, daß das Prinzip der Nicht-Einmischung nur mit den größten Einschränkungen in den Fällen anzuwenden sey, wo die öffentliche Wohlfahrt und Sittlichkeit auf dem Spiele stehen. Nun frage ich, steht die öffentliche Wohlfahrt nicht bei der Regulirung der Arbeitsstunden auf dem Spiele? Wer diesem Gegenstande nur die geringste Aufmerksamkeit gewidmet oder auch nur die Augen geöffnet und sein eigenes Herz gefragt hat, der kann nicht zweifeln, daß zwölf Stunden Arbeit in den Fabriken für Kinder von dreizehn Jahren mehr ist, als diese armen Geschöpfe ertragen können. Wenn es aber so ist, wer wird nicht seine Stimme mit mir erheben, um diese Kleinen einer übermäßigen Arbeit zu entreißen, die ihre körperliche und geistige Entwickelung nicht nur hemmen, sondern zerstören muß?

„Ich fordere also, daß da, wo die Sittlichkeit und das öffentliche Wohlbefinden in Gefahr sind, der Staat jedes Mal dazwischen treten muß, wo seine Einmischung nothwendig erachtet wird, selbst bei Kontrakten zwischen erwachsenen Personen; noch mehr aber ist diese Einmischung gerechtfertigt, wenn es sich um die Wohlfahrt von Kindern handelt ...."

Hören wir jetzt Herrn Cobden's an seine Pariser Gastfreunde gerichteten Worte:

„Die Freiheit des Tausches ist ein neuer Artikel in dem großen Gesetzbuch der menschlichen Freiheit. Sie ist ein neuer Markstein auf dem Wege des Fortschrittes in der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts. Wir haben schon die Freiheit des Gewissens und des Wortes und die Unverletzlichkeit der Presse erlangt; gegenwärtig sind wir im Besitz der Freiheit des Gewerbes, und ich muß bekennen, daß ich mich niemals als Bürger eines völlig freien Landes habe betrachten können, so lange das Monopol, dieses letzte Brandmal der Sklaverei, meine Mitbürger der gerechten Vergeltung für ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit beraubte ....

„Die Liga ist organisirt worden, um unter dem englischen Volke jene Wahrheiten auszustreuen, die Adam Smith und Ihr Jean Baptiste Say vor einem halben Jahrhundert zuerst öffentlich ausgesprochen haben. Wir haben alle unsere Mitbürger mit ihnen bekannt und vertraut machen wollen. Als Ziel schwebte uns dabei die Vorbereitung der öffentlichen Meinung auf den Umsturz jener Schranken vor, die unter den Namen von Schutzzöllen sich dem freien Austausch unserer Produkte gegen die Produkte anderer Länder widersetzten. Außerdem haben wir der Regierung zum Bewußtseyn bringen wollen, daß es ihre Pflicht sey, sich jeder Einmischung in die Arbeit und den Handel zu enthalten ....

„Ich will mich nicht bei den Einzelheiten dieses Kampfes aufhalten, son-

dern nur zwei oder drei der vorzüglichsten Beweisgründe hervorheben, auf die gestützt unsere Gegner so lange Zeit in ihrer Vertheidigung glücklich gewesen sind. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie denen gliche, die Ihnen in Frankreich aufgestoßen sind, denn wie die Wahrheit überall dieselbe göttliche Form annimmt, so ist auch der Irrthum gezwungen, sich überall in ein ähnliches Scheingewebe von Sophismen zu hüllen. Die Monopolisten führten zuerst an, daß sie von den öffentlichen Taxen schwer gedrückt würden, was ihnen ein Recht auf Schutz gebe. Wir free-traders antworteten ihnen, daß wir eben so hohe Steuern zu zahlen hätten, als sie, und daß dies eben der Grund wäre, weshalb wir nicht noch außerordentliche Steuern für ihren Schutz zu zahlen vermöchten.

„Ferner stellten sie als Gegengrund die Gefahr auf, die in der Abhängigkeit von fremden Staaten rücksichtlich der Nahrungsmittel beruhe. Wenn es sich um Bekleidung, Holz oder Eisen handelte, meinten sie, so möge dies wohl zugelassen werden können; aber wollte man sich in Bezug auf das Getraide der Willkür des Feindes aussetzen, so würde das eine unverzeihliche Thorheit seyn. Indeß hat das Volk, nachdem es sich Zeit genommen, dies furchtbare Argument zu prüfen, entschieden, daß es sich keiner Hungersnoth während des Friedens preisgeben wollte, aus Furcht, während des Krieges hungern zu müssen. Aber jetzt führten die Monopolisten ihre Kerntruppen in den Kampf. Sie stellten sich als die Vertreter der National-Industrie, als die Bewahrer des Schatzes und die Säulen des Staats dar. Vergebens gaben wir uns Mühe, durch Vernunftgründe und Thatsachen dies unaufhörlich wiederholte Geschrei von National-Arbeit zum Schweigen zu bringen. O, wie viel hundert schwerfällige Reden zu Gunsten der National-Arbeit bin ich nicht verdammt gewesen im Hause der Gemeinen mit anzuhören! Endlich setzte das Urtheil der öffentlichen Meinung meiner Qual durch die Erklärung ein Ziel, daß alle Arten von Arbeiten, die in dem Lande ausgeführt werden, gleicherweise national seyen, und daß sich unter ihnen keine einzige befände, die auf Kosten der übrigen ein Anrecht auf ein Privilegium habe. Einige von den Protectionisten, und zwar gerade die fähigsten unter ihnen, suchten eine Zuflucht in der Verachtung der Theorieen, da sie sich nicht länger durch Gründe vertheidigen konnten. „Im Prinzip", sagten sie, „sind wir einig mit Euch und geben zu, daß ihr abstrakt genommen Recht habt." O, möchte ich doch stets einen Menschen zum Gegner haben, der mir zugiebt, daß ich in der Theorie Recht habe! Mit den Protectionisten hatten wir in demselben Augenblicke den Kampf beendet, als wir sie dahin gebracht hatten, die Gerechtigkeit unseres Prinzips in der Theorie anzuerkennen. Ich darf nicht unterlassen, meine Bewunderung einigen unserer Widersacher zu bezeugen, die, anstatt sich auf die Erfahrung zu berufen, kluger Weise Prophezeiungen zu Hülfe nahmen und, stets auf zukünftige Verhältnisse hinweisend, aus diesen ihre Gründe abstrahirten. Während sieben ganzer Jahre kündigten sie an, daß nach Abschaffung der Korngesetze der Boden Englands brach liegen bleiben und dem Eigenthümer keine Zinsen tragen würde. Das Korngesetz ist abgeschafft, und die Folge davon ist, daß dieselben Menschen jetzt ihre Besitzungen theurer als jemals verkaufen und verpachten, und ich wünsche mir Glück in ihrem Namen, daß sie mehr falsche Propheten als schlechte Logiker gewesen sind. Auch sagten sie noch vorher, daß, wenn wir unsere Häfen öffneten, ohne das Gleiche von dem Auslande zu verlangen, die anderen Völker unserem Beispiel nicht folgen würden; da bringt das letzte Paketboot von Amerika einen fast eben so liberalen Tarif, als der unsrige ist, und ich erfahre, daß Seine Heiligkeit der Papst bereit ist, die Wahrheit unserer Prinzipien durch das Ansetzen seines unfehlbaren Zeugnisses zu unterstützen .... Fragt man mich, ob die Frage erledigt ist? so werde ich antworten: Ja, denn in England weichen wir keinen Zoll breit auf dem Wege der Reformen zurück, wenn der Feind aus allen seinen Stellungen durch die Gewalt der Gründe und der Vernunft getrieben ist. Uebrigens giebt es bei uns keinen seines Namens würdigen Staatsmann, der es unternehmen würde, die Verwaltung des Landes auf das Prinzip der Protection zu gründen. Ich spreche nicht von Sir Robert Peel, der seinen Namen durch den Antheil, den er an der Emancipation unseres Handels genommen, unsterblich gemacht hat, noch von Lord John Russell, der ihm einen so edelmüthigen Beistand geleistet; sondern ich behaupte, daß es heute kein einziges Mitglied des alten oder neuen Kabinets mehr giebt, welches das Prinzip der Protection zu vertheidigen gesonnen wäre. Alle, bis auf den letzten Mann, haben das Recht der Regierung, sich in die Freiheit der persönlichen Industrie zu mischen, zurückgewiesen."

Gasbeleuchtung in London.

Nachstehende Notizen, die wir einem in der statistischen Gesellschaft in London von Herrn Joseph Fletcher vorgelesenen Bericht entlehnen, dürften jetzt, wo die Stadt Berlin im Begriffe steht, neben der Gasbeleuchtung, die hier seit beinahe einem Vierteljahrhundert von einer englischen Gesellschaft besorgt wird, eigene, von den städtischen Behörden geleitete Anstalten zu diesem Zwecke zu eröffnen, von allgemeinerem Interesse seyn.

„Erst im Jahre 1809, nachdem ein Ausschuß des Unterhauses die Sache geprüft hatte, wurden gewisse Personen durch eine Parlaments-Akte ermächtigt, „Cokes, Oel, Theer, Pech, ammoniakhaltige Flüssigkeit und brennbare Luft aus Kohlen darzustellen", und im J. 1814 befand sich in London erst ein Gasometer und zwar in Peter-Street, Westminster, der der Chartered Company (privilegirten Gesellschaft), wie sie damals genannt wurde, angehörte und nur 14,000 Kubikfuß Gas zu fassen vermochte. Nachdem das Parlament jedoch 1822 neue Untersuchungen hatte anstellen lassen, die über die Sicherheit dieses Beleuchtungsmittels keinen Zweifel mehr gestatteten, entstanden vier verschiedene Gesellschaften, deren jede ihre besonderen Etablissements hatte, mit 47 Gasometern, welche 917,940 Kubikfuß Gas aufnehmen konnten. Es gab damals 1315 Retorten, welche jährlich 330,000 Chaldrons Kohlen verbrauchten und 41,000 Chaldrons Coke's produzirten.*) Das damals gewonnene Gas belief sich zusammen auf beinahe 397 Millionen Kubikfuß, womit 61,203 Privat- und 7268 öffentliche oder Straßen-Gasflammen gespeist wurden. Zu diesen vier großen Gesellschaften, die durch eine Parlaments-Akte unter die Kontrole des Staats-Secretairs gestellt waren, kamen indessen noch mehrere andere Privat-Unternehmungen, deren Gasproduction zu eigener Benutzung in diese Angaben nicht mit einbegriffen ist.

„Vom J. 1822 bis zum J. 1827 hat sich die in London erzeugte Gas-Quantität beinahe verdoppelt, und von 1827 bis 1837 trat abermals eine Verdoppelung ein. Gegenwärtig giebt es zwölf Gesellschaften, welche achtzehn Gaswerke besitzen und in diesen, so wie in den Röhren, Gasometern, Gashaltern und Apparaten, ein Kapital von 2,500,000 Pfd. (nahe an 19 Mill. Thaler) angelegt haben. Die Anzahl der in diesem Geschäftszweige arbeitenden Personen beläuft sich auf etwa 2500, ohne die angestellten 380 Laternenanzünder. In der Zeit, wo die Abende am längsten sind, werden täglich 890 Tonnen Kohlen gebraucht, und am 24. Dezember beläuft sich das nöthige Gas auf 7,120,000 Kubikfuß. Im Ganzen werden jährlich zur Herstellung von 1460 Millionen Kubikfuß Gas 180,000 Tonnen Kohlen erfordert.

„In der eigentlichen „City" giebt es ungefähr 2630 Straßen-Laternen, in ganz London jedoch nicht weniger als 30,400; außerdem wird das Gas für 134,300 Brenner geliefert, welche 40,000 Privatkonsumenten gehören. Die Anzahl der Gashalter (Gas-holder) beläuft sich auf 176, die zusammen 5,500,000 Kubikfuß Gas zu fassen vermögen. Die jährlichen Einnahmen der verschiedenen Gesellschaften belaufen sich auf 450,000 Pfund (nahe an 3 Mill. Thaler) oder fast den sechsten Theil der ursprünglich angelegten Kapitalien." **)

„Wir verdanken (fügt der Berichterstatter hinzu) die letzteren Notizen zum Theil dem Herrn Hedley, Ingenieur der Alliance-Gaswerke in Dublin, der sich lange Zeit bemüht hat, die Direktoren der Londoner Gaserleuchtungs-Anstalten zu bewegen, eine bessere Kohle anzuwenden und ein kohlenstoffhaltigeres Gas zu erzeugen, das in viel geringerer Quantität ein eben so helles Licht liefern würde, ohne darum die Räume auf eine oft so lästige Weise zu erwärmen, wie dies das mehr wasserstoffhaltige Gas thut."

Merkwürdig ist übrigens, was unser englischer Berichterstatter über die Nachtheile sagt, die damit verbunden sind, daß in London die Gasbeleuchtung lediglich der Privat-Speculation überlassen ist; es wird dadurch indirekt dem Verfahren des Berliner Magistrates das Wort geredet: „Dadurch", sagt er, „daß es an jeder allgemeinen städtischen Kontrole dieser Unternehmungen fehlt, ist unsere Straßenbeleuchtung gänzlich in den Händen von Privatgesellschaften, und ist unter solchen Umständen eine Benachtheiligung des öffentlichen Interesses kaum zu verhüten. Keine Gasgesellschaft kann ihr Erzeugniß anders liefern, als vermittelst ihrer unter dem Boden der öffentlichen Straßen und Plätze ruhenden Röhrenleitungen, welche zu legen eine jede das Pflaster aufzureißen berechtigt ist. Wo konkurrirende Gesellschaften ihre Röhren in denselben Straßen und Stadtvierteln liegen haben, da ist natürlich ein bedeutendes Kapital völlig unnütz in die Erde vergraben; ein beständiges Aufwühlen und Zuwerfen des Bodens findet statt, so daß die Passage alle Augenblicke gehemmt wird, und nicht lange dauert es, so macht ein Vergleich den gehofften Vortheilen der Konkurrenz ein Ende. Liegen aber einer Gesellschaft Röhren allein in einem Stadtviertel, dann hat diese Gesellschaft ein Monopol in Bezug auf die Gaslieferung und deren Preis. In jedem Falle ist also da, wo die Gasbereitung der Privatspeculation überlassen ist, die Ortsbehörde genöthigt, entweder zu ihrem eigenen und zu ihrer Mitbürger Nachtheil ein Monopol zu begünstigen, oder zu gestatten, daß ihre Straßen durch eine Konkurrenz behelligt werden, die für das Publikum ohne Vortheil ist, weil ungeheure Kapitalien weggeworfen und der betheiligten Parteien doch zu wenige sind, als daß sie sich nicht mit der Zeit vereinigen sollten. Bei den Wasserleitungs-Gesellschaften, die zu der Stadt in einem ganz ähnlichen Verhältnisse sich befinden, hat die Erfahrung noch unzweifelhafter gezeigt, wie unzweckmäßig es ist, solcherlei öffentliche Anstalten gänzlich der Privatspeculation zu überlassen, die dadurch veranlaßt wird, sich über das Interesse des Publikums hinweg zu setzen, während sie ihm doch vielmehr stets untergeordnet seyn sollte."

Schweiz.

Die Ereignisse in Genf und in Lausanne.

Aus dem Schreiben eines Schweizers.

Es dürfte Ihren Lesern nicht uninteressant seyn, die wechselnden Phasen der politischen und socialen Bewegungen, die dermalen in der Schweiz statt-

---

*) 1 Chaldron = 36 Scheffel oder 2000 Pfund.

**) Da für diese 450,000 Pfund nach obiger Darstellung 167,340 Gasflammen geliefert werden, so kömmt jede Flamme auf etwa 2 Pfd. 14 Sh. (18 Thaler) zu stehen, doch vermuthen wir, daß unter den Einnahmen sich auch andere, als die für geliefertes Gas, z. B. die für den Verkauf der Cokes ꝛc., befinden, so daß die Gas-Consumtion in London, wie auch Jedermann dort zugiebt, bedeutend billiger als (bisher) in Berlin ist. Nur in der eigentlichen „City", wo zwei Gas-Compagnieen das Monopol haben, das Gas empfindlich theurer als anderwärts.

finden, mit einem aufmerksamen Blicke zu beobachten, denn die Schweiz ist eine Art von Mikrokosmos, wo sich auf engerem Raume und in rascherem Verlaufe dieselben Ereignisse zutragen, die in dem übrigen Europa entweder sich vorbereiten oder schon in der Entwickelung sind. Leicht kann man an unserem Vorgange lernen, was in unserer Zeit der Widersprüche und der gegen einander ankämpfenden Prinzipien zu thun oder zu lassen ist

Insbesondere sind es die beiden radikalisirten Kantone des französisch redenden Theiles der Schweiz, die manche belehrende Erscheinung darbieten. Einige einzelne Züge genügen, um von dem Zustande der Gemüther in Genf und im Waadtlande ein Bild zu liefern. Auf ähnliche Weise erkennt der Schiffer auf dem Meere an einigen Sandkörnern, die sich an das Senkblei angesetzt, auf welchem Gebiet er sich befindet.

Genf hat es jetzt wieder einmal mit dem Versuche zur Herstellung politischer Utopien zu thun. Die abgeschmacktesten Pläne kommen an den Tag und suchen in dem Staatsgrundgesetze Fuß zu fassen. Ein Herr Almeras hat kürzlich ein Regierungssystem vorgeschlagen, das wir in der Geschichte überall als das letzte Stadium der Republiken wahrnehmen und das daher ein bemerkenswerthes Symptom ist. Er beantragte nämlich, daß die gesammte Verwaltung einem Präsidenten anvertraut werde, der von dem allgemeinen Bürgerrath auf zwei Jahre ernannt werden und stets von neuem wählbar seyn, und der seinerseits nicht allein den Staatsrath, sondern auch alle andere Beamte mit Einschuß der Richter ernennen soll. Es ist dies die τυραννις, aber vollständiger, als sie sich jemals ein alter Grieche gedacht hat.

In der Stadt Genf ist eine neue Zeitung unter dem Titel „das Auge des Volkes" (L'Oeil du peuple) gegründet worden, die das Organ der „patriotischen Gesellschaft", eines nach den Begriffen unserer Zeit modifizirten Jakobiner-Klubs, ist, wie es einen solchen jetzt überall in der Schweiz gibt, wo der Radikalismus den Sieg davongetragen. Diese Gesellschaften oder Kluds maßen sich die Kontrole der öffentlichen Rathsversammlungen, der Regierungs-Conseils wie der großen Räthe, an, zwingen sie, stets und unablässig in ultrarevolutionnairem Sinne zu handeln, und setzen dieselben ab, sobald sie sich nur beigehen lassen, einer gemäßigten Gesinnung Raum zu geben. Es ist dies ein Staat im Staate und, was das Schlimmste, ohne irgend eine Verantwortlichkeit. Um jedoch auf das „Volksauge" wieder zurückzukommen — wissen Sie, womit dieses Journal seine Spalten füllt? Vermittelst eines Kastens, einer neuen Art venezianischen Löwenrachens, wo hinein Jeder alle mögliche Denunciationen, Verleumdungen und pia desideria werfen kann, ohne dabei irgendwie Gefahr zu laufen, da Niemand nöthig hat, seine Artikel zu unterzeichnen. Ja, es wird dadurch die vollste Zügellosigkeit der Presse befördert, ohne daß dagegen irgend eine gesetzliche Bestimmung uns schützt.

Der Kanton Waadt ist indessen noch weiter vorgeschritten; hier macht man Gesetze über Gesetze. Dasjenige über das gesammte Schulwesen ist so eben völlig umgearbeitet worden, und zwar bis zu den kleinsten Einzelnheiten. Das letzte Gesetz über diesen Gegenstand war im J. 1834 entworfen, jedoch zog sich seine Erörterung und Vollendung bis zum J. 1839 hin, so daß man es gewiß eine reiflich erwogene Arbeit nennen konnte. Wenige Sitzungen haben hingereicht, das neue Gesetz zu vollenden, obwohl es aus mehr als 250 Artikeln besteht und sowohl die Elementar- und die Realschulen, als die Gymnasien und die Akademie, so wie endlich die Corporationen umfaßt, welche beauftragt sind, den öffentlichen Unterricht zu beaufsichtigen. Die Erörterung hat auf höchst charakteristische Weise dargethan, daß es der Versammlung an jeder Einsicht in die Zustände des Unterrichts, ja an jeder positiven Sachkenntniß gebricht, was da nicht Wunder nehmen darf, wo die Zusammensetzung des großen Rathes auf dem Prinzipe beruht, der Regierung eine immer größere autokratische Macht zu verleihen, so viele kommunistische Elemente als möglich in dieselbe hineinzubringen, den Vorzug, welchen Kenntnisse verleihen, immer mehr zu paralysiren und jede Konkurrenz von Privat-Unterrichtsanstalten zu beseitigen. Ich werde auf dieses Gesetz in einem späteren Schreiben zurückkommen, um zu zeigen, was unsere Radikalen unter Fortschritt und Freiheit verstehen.

Hier noch eine andere Thatsache, welche die Frucht des jetzt in diesem Kanton herrschenden Systems ist: Am Montag den 8. November hatte der Wahldistrikt von Lausanne einen Abgeordneten zu erwählen. Die Konservativen hatten sich darüber vereinigt, dem Syndic (Bürgermeister) der Stadt, einem Manne vom rechtschaffensten Charakter und von großen Fähigkeiten, ihre Stimmen zu geben. Das Beispiel einer solchen Vereinigung war seit 1830 von der radikalen Partei, die stets wie Ein Mann zu stimmen pflegte, gegeben worden, was auch übrigens vollkommen gesetzlich ist. Kaum waren jedoch die einleitenden Wahl-Operationen beendigt, als die Radikalen, wüthend darüber, daß die Konservativen alle zusammenhielten, eine kleine Aufwiegelung organisirten, um ihre Gegner einzuschüchtern. Ein Theil der Letzteren wurde, ohne daß von ihrer Seite irgend eine Provocation ausgegangen war, angegriffen und auf die gemeinste Weise mißhandelt; alsdann aber schritt man, obgleich es inzwischen dunkel geworden war, zu den Wahlen. Man hoffte, daß die Konservativen, furchtsam gemacht, nicht mitzustimmen wagen würden. Nachstehendes nun war das Resultat: Von etwa 2220 Stimmen hatte der Kandidat der Regierung und der radikalen Partei — was dasselbe ist — 1127, während sein Mitbewerber 1005 Stimmen zählte. Als im J. 1845 über die Verfassung abgestimmt wurde, da hatte die radikale Partei in Lausanne 1400 und die konservative nur 750 Stimmen. Diese Ziffern zeigen, daß, aller Umtriebe der Radikalen ungeachtet, die Konservativen, die unmittelbar nach der Revolution nur den dritten Theil der Gesammtzahl der Wähler bildeten, gegenwärtig die Hälfte derselben ausmachen. Wenn nicht ein Theil derselben durch die Gewalt eingeschüchtert worden wäre, so würden sie diesmal wahrscheinlich die Majorität erlangt haben. Es ist dies eine bedeutsame Thatsache, zu der man keinen Kommentar zu machen braucht. Mitten in unseren Trübsalen ist dies ein großer Trost.

Mannigfaltiges.

— Die Jesuiten und der Stadtrath in Piacenza. Die Frau Herzogin von Parma begünstigt in ihren Staaten, eben so wie es in Piemont, Modena und Neapel geschieht und wie es seit einiger Zeit auch der Großherzog von Toskana thut, den Unterricht der Jugend durch die Jesuiten. Unter allen Fürsten Italiens ist jetzt der Papst derjenige, der die Jünger Loyola's am wenigsten begünstigt. Kürzlich hat nun der Stadtrath von Piacenza bei Gelegenheit einer Geldbewilligung für das städtische Gymnasium mit 17 gegen 2 Stimmen folgende Resolution gefaßt, die auch Ihrer Maj. der Frau Herzogin von Parma mitgetheilt worden:

„Der Stadtrath genehmigt ohne Vorbehalt die 5200 Lire, die den von der Regierung mit der Leitung des St. Peters-Gymnasiums beauftragten ehrw. Vätern Jesuiten ausgesetzt sind. Allein obwohl er der gesetzlichen Nothwendigkeit gehorcht, diese Ausgabe zu registriren, kann er doch umhin, zu denken, daß dieselbe dem Zwecke, den man sich dabei gesetzt, und den Hoffnungen, die man davon gehegt, nicht mehr entspricht. Es ist ihm die unumgängliche Pflicht auferlegt, zu erklären, daß der gegenwärtige Zustand dieses Gymnasiums für die ganze Stadt ein Gegenstand gerechter Betrübniß und Klage ist, und daß die bisher gemachte Erfahrung wenige Hoffnungen für die Zukunft läßt. Alle Aeltern sind über die unglaubliche Entsittlichung (della demoralisazione incredibile), die in dieser Schule herrscht, ungemein betrübt; sie sind betrübt darüber, daß ihre Kinder nur im Ungehorsam und in der Unordnung Fortschritte machen. Diejenigen, welche die Mittel dazu besitzen, nehmen ihre Söhne aus der Schule; aber nur Wenige vermögen dies zu thun. Die Bedeutung und die Größe des bereits vorhandenen Uebels, so wie die noch größeren Uebel, die man für die Zukunft besorgen muß, flößen uns den Muth ein, baldige und wirksame Abhülfe zu verlangen. Dieserhalb wagt es der Stadtrath, als Dolmetsch der allgemeinen Gesinnung, die Regierung achtungsvoll zu ersuchen, daß sie diejenigen Maßregeln treffen möge, die sie für angemessen hält, um den Unterricht und die Jugend-Erziehung zu regeneriren, die gegenwärtig in einem außerordentlichen Verfalle sich befinden. Er hofft, daß man seine Bitten nicht zurückweisen werde; denn es ist eine alte und anerkannte Wahrheit, daß von der den jungen Leuten ertheilten Erziehung zunächst die Ruhe der Familien, so wie in späterer Zeit die Ordnung, die Ruhe und die Sicherheit der Staaten, abhängen."

— Wallfahrt in Palästina. Nachdem wir die in den letzten Blättern des Magazins enthaltene Anzeige der Wallfahrt einer Engländerin (Mrs. Romer) nach Aegypten und Palästina gegeben, ist uns eine deutsche Wallfahrt in Palästina zugegangen, die jedoch keine Abenteuer und wirkliche Erlebnisse schildert, sondern das Erzeugniß eines poetischen Gemüthes ist, das auf den Schwingen der Phantasie einen Flug nach dem heiligen Lande unternommen und nun in einer Reihefolge von Dichtungen das Geschaute darstellt. *) Der Dichter, Herr Julius Kosarski, der früher einem Kreise von jungen Leuten angehörte, welcher von Gutzkow mit unverdientem Spott als „Pommersche Dichterschule" bezeichnet wurde, giebt uns hier „Hebrew Melodies", die den Byron'schen an Wärme des Ausdrucks wie der Empfindung mindestens nicht nachstehen. Es ist die Harfe von den Weiden an den Strömen Babylons, die der Dichter anstimmt, um die „nie vergessenen Leiden" seiner Väter zu singen. Darum ist sein Jerusalem auch nur das des alten Bundes, das von Nebukadnezar und von Titus zerstörte, und darum ruft ihm das heilige Land, das Thor von Jerusalem und die Stadt selbst nur die Gedanken an die Herrlichkeit, die einst war, und an die Verfolgung zurück, die seitdem die ehemaligen Gebieter dieses Landes traf. Gewiß wird das Büchlein von Vielen, die des Verfassers Empfindungen verstehen, mit Theilnahme gelesen werden. Es ist dem Sir Moses Montefiore gewidmet.

*) Wallfahrt in Palästina. Von Julius Kosarski. Berlin. M. Simion. 1847.

Bibliographischer Anzeiger.

Bei C. W. Leske in Darmstadt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisch-artistische Briefe,
geschrieben während einer
Reise nach Rom
von
Wilh. Frhrn. Löw zu Steinfurth.
gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr. oder 2 fl.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 142. Berlin, Donnerstag den 26. November 1846.

Belgien.

Die belgischen Eisenbahnen.

(Nach Prosper Tourneur.)

I. Hat die Köln-Antwerpener Bahn ihren Zweck erreicht?

Die September-Revolution, welche Belgien von Holland trennte, beraubte dadurch den ersteren Staat der Wasser-Communication, vermöge deren sich der Waaren-Transit zwischen Antwerpen und den preußischen Rheinprovinzen, so wie dem Innern Deutschlands, machte. Es handelte sich also für Belgien darum, eine Verbindung zwischen Antwerpen und dem Rhein herzustellen. Konnte jedoch eine Eisenbahn die Flußverbindung ersetzen? War es zu hoffen, daß eine solche Verbindung den Waaren-Transit seinem alten Wege durch Belgien wieder zuführen werde, und hat Letzteres durch seine Eisenbahn seinen Zweck erreicht?

Die Frage ist nicht ohne Wichtigkeit; denn überall, wo man über Eisenbahnen debattirt hat, wurde von der einen Seite der große Nutzen geltend gemacht, den sie in ihrer Eigenschaft als Transit-Straßen gewähren könnten, während man von der anderen Seite die Eisenbahnen als in dieser Qualität durchaus unproduktiv darstellte und bei der Direction derselben einer Rücksicht auf den Transit schlechterdings keinen Einfluß einräumen wollte.

Für welche der beiden Parteien nun hat die Erfahrung entschieden?

In einer Broschüre des Herrn Minard, Directors der Brücken und Chausseen, heißt es: „Vor dem Jahre 1832 wurden die in Rotterdam und Antwerpen anlangenden Kolonialwaaren in Dampf- und Segelschiffe umgeladen und dann, vermöge der Fluß-Communication, nach Köln, dem Oberrhein und der Schweiz dirigirt. Antwerpen allein expedirte jährlich an 32,000 Tonnen. Seit der Trennung Belgiens von Holland hat Antwerpen seinen Antheil an diesem Transithandel verloren, ein Verlust, welcher Rotterdam zu Gute gekommen ist. Es fragte sich mithin, ob die das Lütticher Land in einer Strecke von 242 Kilometern *) durchschneidende Eisenbahn der Stadt Antwerpen das frühere Debouché wieder verschaffen, ja, ob sie nicht gänzlich an die Stelle der, vermöge der Krümmungen der Maas und des Rheins, eine Länge von mehr als 300 Kilometern einnehmenden Flußverbindung treten werde? Es kam mithin darauf an, den verlorenen Transit, d. i. eine Summe von 32,000 Tonnen, für Antwerpen wieder zu gewinnen.

Die Eisenbahn, deren Bau im J. 1834 begonnen hatte, war in ihrer letzten Strecke erst am 15. Oktober 1843 vollendet worden. Es ließ sich annehmen, daß während dieser ganzen Zeit der Transit Belgien nicht berühren werde; denn es wäre sonst außer der ersten Umladung der Waaren in Antwerpen eine zweite am Endpunkte der Eisenbahn und eine dritte am Ufer des Rheins erforderlich gewesen. Es lassen sich also aus dem, was vor dem J. 1843, und selbst aus dem, was während des J. 1843 vorging, keine Schlüsse ziehen. Denn was konnte der Transit mit einer Eisenbahn zu schaffen haben, deren Anschluß an die preußische Bahn erst am 15. Oktober (1843) erfolgte? Dessenungeachtet ergiebt sich aus Herrn Minard's Broschüre, daß Antwerpen im J. 1841 15,995 Tonnen nach Lüttich expedirte, so wie 10,208 Tonnen im J. 1842.

Sobald jedoch die internationale Verbindung bewerkstelligt war, begann der Handel von neuem, seinen alten Weg durch Belgien einzuschlagen. Während der drittehalb Monate vom 15. Okt. 1843 bis zum 1. Januar 1844 expedirte Antwerpen 2816 Tonnen. Im Jahre 1844 betrug die Anzahl der Tonnen bereits eine Summe von 26,500, und die sechs letzten Monate allein geben ein Resultat von 15,400 Tonnen, d. i. fast die Hälfte der Anzahl von Tonnen, die Antwerpen vor der Revolution expedirte. Im J. 1845 dauerte die Zunahme fort, und obgleich eine genaue Ziffer sich — der belgische Rechenschafts-Bericht ist noch nicht erschienen — noch nicht angeben läßt, so darf doch mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die Tonnenzahl größer als die des Jahres 1830 seyn wird.

Sämmtliche im J. 1843 in Köln auf dem Rhein angekommene Waaren betrugen 100,000 Tonnen. Die belgisch-rheinische Eisenbahn hat also in einem Jahre ihrer Benutzung und trotzdem, daß sie gegen eine Gewohnheit, die bereits Wurzel geschlagen, gegen eine mächtige Konkurrenz und einen vergleichungsweise niedrigen Tarif ankämpfen mußte, dem Strome ein Viertheil der ganzen Tonnenzahl, die sonst auf ihm befördert wurde, entrissen!

Wenn wir mithin glauben dürfen, daß Belgien seinen Zweck erreichte, so wäre es deswegen doch thöricht, den Rhein seines Antheils an dem belgischen Transit ganz berauben zu wollen. Die belgische Regierung hat allerdings wohl daran gethan, bei der Regulirung ihres Eisenbahn-Tarifs das Prinzip zum Grunde zu legen, daß die Transportkosten vom Meer zum Rhein auf der belgisch-rheinischen Eisenbahn denen auf dem Rhein gleich seyn müßten. Sie hat nur ihre Pflicht gethan, indem sie der Stadt Antwerpen ihren Antheil an dem internationalen Handel wieder verschaffte; ja selbst dann, wenn der Eisenbahn-Tarif Verluste herbeiführen sollte, dürfte er dennoch nicht erhöht werden, weil es für die politische Zukunft Belgiens von hoher Wichtigkeit ist, daß es sich im Besitz eines Theiles der großen kommerziellen Strömung, um die es sich hier handelt, behaupte.

Wirft man einen Blick auf die allgemeinen Resultate des belgischen Handels, so wird man das, was wir über den Transit gesagt, bestätigt finden. Vor Anlegung der Bahn belief sich der Transit jährlich auf 13—14 Millionen Franken; im J. 1837, d. i. zwei Jahre nach Beendigung der ersten Section der Bahn, steigt er aufs Doppelte, 1840 aufs Vierfache, 1843 auf 60 Mill. Franken; endlich im J. 1845, nach Vollendung des ganzen Eisenbahnnetzes, beträgt der Transit 125 Mill. Franken oder mehr als ein Sechstel des ganzen belgischen Handels. In dieser Ziffer figurirt der Antwerpener Transithandel mit 60 Millionen, fast mit der Hälfte des sämmtlichen Transits, während er sich 1842 nur auf 10 Millionen belief.

Was jedoch unsere Meinung: daß der Transit auf der Köln-Antwerpener Bahn ein furchtbarer Konkurrent für den holländischen Transithandel sey, noch mehr bestätigt, ist die Anlage einer Eisenbahn von Maastricht nach Aachen, zu welcher der König der Niederlande vor kurzem seine Zustimmung ertheilte. Bis zum Schluß des Jahres 1845 spottete man in Holland des belgischen Unternehmens. Zwei Jahre haben hingereicht, um es den Holländern begreiflich zu machen, daß der Transit ihnen entschlüpfe, und um Belgien zu bekämpfen, greifen sie zu denselben Waffen, deren jenes sich bedient.

*) Wenn wir den Mètre (der eigentlich 36 Zoll 11¼ Lin. Par. Maaß beträgt) zu 3 Fuß 1 Zoll Par. Maaß nehmen und die geogr. Meile 22,664 Par. Fuß beträgt, so sind 242 Kilom. = 242,000 Mètres ungefähr = 746,166 Par. Fuß = 27 geogr. Meilen. 300 Kilom. = 300,000 Mètres = 923,000 Par. Fuß betragen beinahe 39 geogr. Meilen. Der Unterschied beider Communicationen beträgt also praeter propter 12 geogr. Meilen zu Gunsten der Eisenbahnen.

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civilisation.

Nach Albert du Bois.

I. Die Strafgesetze des Urchristenthums.

(Schluß.)

Ehe wir über dieses Gesetzbuch (sagt der Verf.) unsere eigenen Ansichten mittheilen, wollen wir einen Blick auf das Urtheil einer neueren berühmten Sekte werfen, die, mit dem höchsten kritischen Talent begabt, dennoch vergebens es versucht hat, außerhalb der christlichen Idee ein System von Lehrsätzen für die Bildung der menschlichen Gesellschaft zu gründen. Die St. Simonistische Schule, um sie bei ihrem Namen zu nennen, griff mit eben so viel Kraft die Grundlagen des in dem heutigen Frankreich angenommenen Rechtssystems an, als sie das System der Vergeltung im Schoße der ursprünglichen Kirche bewundernd erhob. Es mag verstattet seyn, in Rücksicht auf diesen Gegenstand einige Stellen aus einem Buche zu ziehen, das sich als das Gesetzbuch jener Schule betrachtet wissen wollte:

„Ist die Jury nicht eine Folge des Mißtrauens, sey es, daß dies durch die vorausgesetzte Unsittlichkeit des Gesetzes, oder durch die Furcht vor Bestechung, oder wenigstens vor der Unwissenheit der Richter eingeflößt ist? Man hat nur von Gleichen gerichtet seyn und weder in der Moral noch in der Politik eine höhere Macht anerkennen wollen; man hat ferner, durch einen glücklichen Instinkt, dessen sich der Mensch niemals ganz entäußert, geleitet, den Worten des Gesetzes die Macht der Meinung zurückgeben wollen, die sie verloren hatten. Vergebliche Anstrengungen; die Urne, aus der regelmäßig einige unbekannte Namen herauskommen, ist nicht die reine Quelle weder der Versöhnung noch der Strafe. — Und dennoch ist dies die einzige Gewährleistung, die man heute zu Gunsten der sittlichen Ordnung in der Gesetzgebung fordert. Wenige Geister sind so getrübt, daß sie nicht erkennen sollten, wie armselig, kalt und farblos solche Einrichtungen sind, besonders wenn man

sie mit jenen von der christlichen Kirche zur Zeit ihrer Kraft gefällten Urtheilen zusammenhält, mit jener Canonisation, die die Tugenden des Christen allen Gläubigen der Gegenwart und Zukunft vor Augen hielt; jener Excommunication, die den Schuldigen schon während seines Lebens in ein qualvolles Fegefeuer versetzte; und, wagen wir es zu sagen, mit jenem Erlaß der Kirchenstrafen. Man kann sich eines Gefühls des Mitleidens für die Gesellschaft nicht erwehren, die sich wohl scheut, die Aufhebung und Zerstörung jener mächtigen Mittel zur Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung zu preisen, und nicht daran denkt, sie für die Zukunft wiederherzustellen."

In der That, was das Strafsystem des Urchristenthums von allen übrigen unterscheidet und es über alle, durch den menschlichen Rationalismus geschaffene Rechtstheorieen erhebt, ist 1) die göttliche Kompetenz des Richters rücksichtlich der Würdigung nicht allein der äußerlichen Handlung des Angeklagten, sondern auch der inneren Absicht, woraus jene geflossen ist; 2) der Charakter der Strafe, die nicht nur das Verbrechen straft, sondern es sühnt, wieder gut macht und vernichtet: 3) endlich die Einwilligung und Bestimmung des Schuldigen zur Strafe, von welcher Art sie immer seyn mag.

Ihrem Wesen nach und in der Gestalt, wie sie von den Aposteln eingeführt und von den Bischöfen der ersten Jahrhunderte entwickelt und aufrecht erhalten wurde, enthält diese Jurisdiction keinen Zwang: sie verpflichtet nur den Christen, der sich ihr unterwerfen will. Indeß weiß er, daß Jeder, der die Gerichtsbarkeit der Kirche zurückweist, dadurch die Kirche selbst von sich stößt und sich auf immer von ihr trennt. Aber diese Furcht einer ewigen Trennung von der Kirche Gottes hielt mehr als einen Sünder vom Abgrunde des Bösen zurück, der weder durch die Folterbänke, noch durch die für die Bekenner des evangelischen Glaubens aufgesparten Scheiterhaufen erschreckt worden wäre!

Die Excommunication war die Strafe im engeren Sinne des Worts: die Buße war Aussöhnung und Wiedergutmachung. Als sich innerhalb der Christenheit besondere Kirchen bildeten, wurde die Strafe der Ausschließung aus der Gemeinde der Gläubigen eingeführt, theils gegen diejenigen, welche den Glauben beleidigten, indem sie ihn aus Feigheit verleugneten oder durch Ketzerei verunreinigten, theils gegen diejenigen, welche die Moral des Evangeliums durch eine zum öffentlichen Aergerniß gereichende Handlungsweise verletzten. Diese Strafe beruhte nicht nur darin, daß sie von der Theilnahme an den Sakramenten ausgeschlossen wurden, sondern daß sie auch nicht in die Kirche eintreten und mit keinem Gläubigen, außer mit den Prälaten und Priestern, Umgang haben durften. Das Prinzip und die Gränzen der kirchlichen Gerichtsbarkeit sind in den kräftigen Worten des Apostel Paulus in seinem Briefe an die Korinther (Kap. I, V. 9—13) enthalten. Man trennt den Lasterhaften von der Kirche, weil er ein schadhaftes Glied ist, das durch seine moralische Ansteckungskraft dem ganzen Körper schädlich werden könnte. Dies Prinzip ist absolut und unwandelbar. Aber da in dem Christenthum die Gerechtigkeit stets durch die Milde gesänftigt erscheint, so fährt die Kirche fort, für ihre verirrten Mitglieder zu beten, und zeigt ihnen sogar von fern die Arme ihrer Barmherzigkeit geöffnet. Verlangen sie daher mit zerknirschtem Herzen nach Buße, so nimmt sie der Apostel oder Bischof wieder auf, indem er ihnen, je nach der Wichtigkeit der Vergehen oder den persönlichen Bedürfnissen des Sünders, leichtere oder schwerere Bußübungen auferlegt.

So willigte die religiöse Autorität nur unter gewissen Bedingungen darein, das Band, welches sie zwischen der Kirche und dem Sünder zerrissen hatte, wieder anzuknüpfen. Die Ausdehnung und die Natur der Bußübungen waren durch die Disziplin jeder Kirche bestimmt. Je höher man zu den ersten Zeiten hinaufsteigt, desto größere Strenge findet man in den disziplinarischen Bestimmungen. In den frühesten Zeiten der Kirche gestattete man nur eine einmalige öffentliche Buße und feierliche Versöhnung für schwere Vergehen. Die Strafe der absoluten Excommunication, die nicht wieder aufgehoben werden konnte, wurde zuerst nur gegen die schwersten Verbrechen (gravissima crimina) angewandt. Die Stufenfolge der Strafen, deren Ausübung die Laien betraf, war eine dreifache: 1) die vollständige Ausschließung von jeder religiösen Gemeinschaft der Gläubigen; 2) für geringere Sünden die öffentliche Buße, durch die den Sündern auch die Theilnahme an der Liturgie und den gemeinsamen Opfermahlen untersagt war; 3) endlich für leichte Vergehen eine zeitweilige Absonderung von den gemeinsamen Liebesmahlen. Was die Kleriker betrifft, so konnten sie: 1) suspendirt; 2) abgesetzt; 3) auch von der Gesellschaft der Laien ausgeschlossen; 4) endlich ganz exkommunizirt werden.

Im vierten Jahrhundert wurden sehr strenge Gesetze rücksichtlich der Buße festgesetzt. Der heilige Basilius berichtet in einer Sammlung dieser Gesetze, daß man zu seiner Zeit zwei Jahre für Diebstahl, sieben für unzüchtiges Leben, eilf für Meineid, funfzehn für Ehebruch, zwanzig für Mord, und das ganze Leben für Abfall von der Kirche büßen mußte.

Die öffentliche Buße wurde auf folgende Weise geübt. Die Sünder, denen sie auferlegt war, erschienen an der Kirchenthür mit allen Zeichen der Trauer, wie sie im Alterthum gebräuchlich war; ihre Kleider waren schmutzig und zerrissen, ihre Haare und Bart in Unordnung. Darauf traten sie in die Kirche; der Bischof streute ihnen Asche aufs Haupt und gab ihnen ein härenes Gewand, um sich damit zu bekleiden. Sie warfen sich demüthig auf die Knie, während die Gläubigen für sie beteten. Der Bischof richtete eine ernste Ermahnung an sie, die er mit den Worten beschloß, daß er sie für eine bestimmte Zeit aus der Kirche vertriebe, wie Gott den Adam aus dem Paradiese getrieben habe. Darauf führte man sie aus der Kirche hinaus, deren Pforten alsbald hinter ihnen geschlossen wurden. Sie brachten nun die Zeit ihrer Buße mit Fasten und Gebet und in einer fast unbedingten Abschließung zu. An Festtagen stellten sie sich an die Kirchthür, wo sie während des Gottesdienstes in freier Luft verharren mußten. Man nannte sie deshalb Weinende und zuweilen auch Bettler, weil sie die in die Kirche eintretenden Gläubigen anflehten, sie in ihr Gebet einzuschließen. Nach einer gewissen Zeit ließ man sie während der Lesung des Evangeliums und der Predigt in die Kirche eintreten, doch mußten sie sich vor dem Gebet wieder entfernen. Später erlaubte man ihnen, mit den Gläubigen, aber in demüthiger Stellung, zu beten. Endlich in dem vierten und letzten Stadium ihrer Buße beteten sie in aufrechter Stellung wie die Uebrigen, nur mußten sie auf der linken Seite der Kirche sich halten. Man unterschied also verschiedene Klassen von Büßenden, die man folgendermaßen ordnete: die Weinenden, die Zuhörer, die Knieenden und die Stehenden. So z. B. befand sich der eines Mordes schuldige Christ vier Jahre unter den Weinenden, die fünf folgenden Jahre unter den Zuhörern, die nächsten sieben betete er aber in knieender Stellung mit den Gläubigen, und die letzten vier Jahre wohnte er den Gebeten derselben, und zwar in aufrechter Stellung wie sie, bei, aber ohne schon am Abendmahl Theil zu nehmen. Endlich nach Ablauf der zwanzig Bußjahre wurde er zum Genuß desselben zugelassen.

Die Kirche betrachtete die Dispensation von der Buße wie eine geistige Arznei; der Bischof konnte jede Periode der Bußzeit abkürzen, wenn er in dem Zustand seines Kranken eine hinreichende Veränderung zum Guten bemerkte. Diese Aufhebung eines Theils oder der ganzen Buße war sehr selten: man nannte sie Indulgenz. Gewöhnlich geschah es um die Zeiten der Fasten, daß der Bischof der Prüfung des Büßenden ein Ende machte. So folgte auf die düstere Feierlichkeit der Excommunication eines großen Sünders oder auf seine Zulassung zur öffentlichen Buße oft die heitere und tröstendere Feier der Wiederaufnahme des büßenden Sünders. Diese Schauspiele mußten auf die in ihrem Glauben noch so glühenden Christen der ersten Zeit einen höchst heilsamen Einfluß ausüben.

Wenn man die Natur und den Umfang dieser kirchlichen Gerichtsbarkeit betrachtet, so findet man, daß sie nicht, wie es später war, in zwei Kategorieen getheilt war, in das geistliche und weltliche Forum. Mit anderen Worten, die Bischöfe der ersten Jahrhunderte dehnten ihre Kompetenz auf alle Verbrechen und Sünden aus, mochten sie schwer oder leicht, verborgen oder öffentlich seyn. Es gab in der Kirche nur einen einzigen Gerichtshof, sey es, daß man eine Art gerichtlicher Prozedur zur Ueberführung der Schuldigen anwandte, sey es, daß man ihr Vergehen nur durch ihr eigenes Eingeständniß entdeckte. So bietet also die sich bildende Gesellschaft der Christen in dieser Rücksicht das Bild von einem patriarchalischen Zustande dar, wie er sich bei den ältesten Völkern des Orients vorfand und wie wir ihn noch heute bei einigen Völkern des nördlichen Europa's beobachten können. Die Handhabung der Gerechtigkeit ist den Vertretern der Gottheit übertragen und das Priesterthum, wie zu den Zeiten Melchisedek's und Samuel's, ein wahrhaftes Richterthum geworden. Die richterliche Macht der Apostel und ihrer Nachfolger hat aber das Eigenthümliche und Bewundernswürdige, daß sie in Beistimmung der Verbrecher selbst ihre heiligende Bedeutung fand. Der Gehorsam war seitens derjenigen ihrer Glieder, welche die Kirche zu den schwersten Strafen verurtheilte, ganz freiwillig; deshalb hatte sie nie zu bedauern, daß ihr die Unterstützung der weltlichen Macht abging.

Jene so beschämenden und erniedrigenden Strafen, welche die Kirche den Sündern auferlegte, haben das Mitleid einiger Anhänger eines falschen Philanthropismus erregt; aber man hat nicht bedacht, daß sie den Zweck hatten, in Rücksicht auf gewisse Verbrechen die Todesstrafe zu ersetzen. Daher mußte man dem Rückfall zu diesen Verbrechen durch Bestrafungen vorzubeugen suchen, die durch ihre eigenthümliche Form unmittelbar in die Anschauung fielen; auch mußte die öffentliche Meinung, die, sey es aus angeborenem Instinkt für Gerechtigkeit, sey es aus dem durch vergossenes Blut empörten Gefühl, das Wiedervergeltungsrecht gegen den Mörder verlangt, sich durch den rührenden Anblick dieser Weinenden entwaffnen lassen, die während so vieler Jahre die Vorhallen der christlichen Basiliken mit ihren Reuethränen benetzten. Auf keine andere als solche Weise würde es möglich seyn, den Traum einiger modernen Utopisten zu verwirklichen, nämlich die Todesstrafe abzuschaffen. Die Kirche aber konnte so selbst in ihrer zeitlichen Regierungsform die Forderung der Schrift erfüllen: „Ich will nicht den Tod des Sünders, ich will, daß er sich bekehre und lebe." Sie hatte die Macht, schon in diesem Leben zu verzeihen, weil sie von Oben herab den Schlüssel zu den Herzen ihrer Mitglieder erhalten hatte. Darum gebrauchten die Bischöfe der ersten Zeiten ihre Macht, zu binden und zu lösen, und kürzten oft die Zeit der Buße selbst der größten Verbrecher ab, wenn sie sich davon überzeugt hatten, daß ihre Gesinnung sich geändert habe.

In unseren Tagen hat die bürgerliche Gesellschaft die Idee gehabt, dem Urchristenthum seine Bußdisziplin zu entlehnen; aber das Christenthum übte die moralische Gewalt über die Sünder aus, daß sie die Bußübungen freiwillig übernahmen, ja oft um ihre Auferlegung als um eine Gnade flehentlich baten. Wesentlich also ist, daß nur im Verhältniß und unter der Bedingung dieses inneren Bedürfnisses der Buße der Mensch sich von dem Verbrechen reinigen und seine moralische Wiedergeburt bewirken kann. *) Das ist das große

*) Einfacher gefaßt, läßt sich die Sache folgendermaßen darstellen. Bei einem Verbrechen, das von einem Mitgliede der menschlichen Gesellschaft begangen ist, sind zwei Seiten zu unterscheiden, nämlich diejenige, nach der hin durch das Verbrechen die Ordnung der Gesellschaft und dadurch diese selbst verletzt ist, und diejenige, nach der hin das schuldige Individuum für sich selbst durch das Verbrechen sich auf eine moralisch niedere Stufe gesetzt hat. Es ist also eine doppelte Sühnung nöthig, der Schuldige muß einerseits mit der Gesellschaft, andererseits mit seinem eigenen Gewissen versöhnt werden. Das letzte war der Hauptzweck der christlichen Disziplin, das erstere ist das Prinzip unserer

religiöse Gesetz, das sich ohne Aufhören in unseren Gefängnissen verwirklichen müßte, wenn anders die vorgeschlagenen Neuerungen in unseren Tagen eine wahrhaft fördernde Wirkung für die Gesellschaft haben sollten. Man wird wohl durch Dekrete die Einrichtungen von Bußgefängnissen veranlassen können, aber die Wirklichkeit der wahren Buße, die Wirklichkeit der Bekehrung des Herzens des Verbrechers könnte nur durch die echt religiöse Einwirkung der Wächter und Beamten auf den Gefangenen erzielt werden. (Ob dies in der Zeit der heutigen Reflexionsbildung noch möglich, ob es sogar überhaupt wünschenswerth wäre, ist eine andere Frage. Wir verkennen keineswegs die erhabene Reinheit des kindlichen Glaubens jener ersten Christen, aber wir bezweifeln, ob diese Reinheit und Kindlichkeit, wenn sie einmal im Allgemeinen aus der historischen Gestaltung der Menschheit geschwunden ist, durch bloße Tendenzerziehung und Zweckbildung wieder hergestellt zu werden vermag. Ein solches unbedingtes Aufgehen in den Glauben ist kein Produkt der Lehre, sondern eine unmittelbare Wirkung des Geistes auf ein unbefangenes Gemüth. Diese Unbefangenheit ist auch ein wesentliches Erforderniß für die lebendige Wirkung des Glaubens auf die Handlungsweise des Menschen. Außerdem hat unser ganzer Rechtsorganismus eine Gestaltung angenommen, der jenem Richterthum des Urchristenthums geradezu entgegengesetzt ist, da, wie wir in der Note erwähnt haben, das Prinzip des heutigen Rechts mehr auf dem Verhältniß des Individuums als Mitglied der Gesellschaft gegründet ist, als auf dem Verhältniß desselben zu sich selbst. Hier ist denn auch der Punkt, wo das Rechtsprinzip und das Sittlichkeitsprinzip auseinandergehen. Dieser Unterschied war im Urchristenthum gar nicht vorhanden, weil der Bischof als unmittelbarer Repräsentant des Geistes auch Macht über die Geister und Gewissen der Glieder der Kirche hatte. Diese Macht mußte untergehen, sobald sie eine formelle wurde. Wollten wir sie wiederherstellen, so würden wir nur die Form herstellen können, und diese Form würde nothwendig zum geistlichen Despotismus statt zur geistigen Herrschaft, zur Herrschaft der Geistlichkeit statt zu der des Geistes führen. Das ist der Grund, weshalb wir bezweifeln, ob es wünschenswerth wäre, daß die Disziplin des Urchristenthums wiederhergestellt werde.)

Alexander Dumas.

Ein unternehmender Buchhändler in Paris verspricht dem Publikum jetzt eine Sammlung und Herausgabe sämmtlicher Werke dieses vielgelesenen und vielschreibenden Autors, und zwar nicht allein die bisher erschienenen, sondern noch alle künftigen Produkte desselben. Dem Prospektus ist eine kleine Abhandlung über Alexander Dumas vorgedruckt, die, obgleich nur eine industriöse Lobrede für ihn, dennoch so viel Charakteristisches hinsichtlich der jetzigen Richtung der französischen Unterhaltungs-Literatur enthält, daß eine Probe davon hier Platz finden möge.

.... „Wie jede Jahreszeit die ihr eigenthümlichen Produkte hervorbringt, so scheint auch in jeder Epoche die Geistesnahrung von selbst zu wachsen, deren der literarische Geschmack gerade bedarf. Man sollte glauben, es werde kein Darstellungstalent neu hervorgebracht, sondern es verändere sich nur nach den herrschenden Meinungen, in deren Mitte es von der Zeit gestellt wird. Man muß zugestehen, daß nichts so veränderlich ist, als der Geschmack; um dies zu beweisen, ist es nicht hinreichend, ihn durch verschiedene Himmelsstriche und durch Jahrhunderte zu verfolgen, man muß die Stufenleiter dicht zusammenrücken, um nur die auffallendsten Umgestaltungen herzählen zu können. Gegen das Ende der Monarchie verlangte man überall Moschus und Ambra; in der Revolution vermochten die stärksten Gewürze kaum den überreizten Gaumen zu kitzeln. Zur Zeit des Kaiserreichs, der Restauration erzeugte der neue Geschmack neue Produkte. Ohne sich ein Urtheil anzumaßen, kann man wohl behaupten, daß in diesem Augenblick noch nie dagewesene Bedürfnisse herrschen. Wir sind alle fieberhaft aufgeregt durch den Strudel der Geschäftsunternehmungen, hingerissen von dem allgemein herrschenden Gesetz der „Schnelligkeit", das jetzt die Welt durchbraust, und fühlen das Bedürfniß, etwas zu lesen, das uns eine angenehme Zerstreuung, eine Reihefolge von Gemüthsbewegungen, eine geistige Lebendigkeit darbietet, wodurch wir wenigstens kurze Zeit die Wirklichkeit und die ernsthaften Gesichter unserer Geschäftsmänner vergessen können. Man liest, wie man ins Theater geht, um für einige Stunden das Leben einer anderen Persönlichkeit zu durchleben, um ohne Anstrengung Leidenschaft zu empfinden und Geist zu genießen, den man in der Welt nicht mehr finden kann, seitdem die Zigarren von jeder Unterhaltung dispensiren. Alexander Dumas ist zur rechten Zeit geboren, sein Talent besitzt die wunderbare Protheusnatur, die dem Leser zu sagen scheint: „Sey eigensinnig, so viel Du willst, sey übersättigt oder veränderlich, ich werde Dich doch zu treffen wissen, Du wirst mich überall und unter jeder Gestalt finden." Das Theater, welches bei jedem anderen Autor die ganze Productionskraft in Anspruch nehmen würde, war bei Dumas nur ein Vorspiel.

„Als die Politik nicht mehr so aufregend wirkte, d. h. als sie vollkommen langweilig geworden war, bekam das Publikum, welches die Langweil haßt, große Neigung für Novelletten, kurze Geschichtchen, die eine Stunde lang aufregten und unterhielten. Die Mitarbeiter der Revuen machten noch Versuche in dieser neuen Gattung, als schon eine Menge derartiger Lieferungen mit der Namensunterschrift des dramatischen Autors schnell hinter einander erschienen. Wer hat nicht die Geschichten des Droschkenkutschers, der rothen Rose und besonders die Reise-Eindrücke gelesen und wieder erzählt? Nun, dies war abermals nur ein Vorspiel; die große Umwandlung der Unterhaltungspresse sollte stattfinden. Die Leser waren nicht mehr zufrieden mit den kleinen Brocken, dem Mundvoll Lektüre; die Zeit liegt hinter uns, wo ein Redacteur jeden Tag einen neuen Artikel drucken wollte, wo er die Lösung des Knotens höchstens bis zur letzten Spalte hinausschieben durfte. In einem einzigen Jahre hat sich die Consumtion der französischen Lesewelt riesenmäßig gesteigert. Die Journale versicherten, daß sie bisher keine Ahnung von diesem Bedürfniß gehabt hätten, dem die dünnen Wasserstrahlen nicht mehr genügten, sondern das ganze Ströme zur Stillung bedürfe, und beeilten sich, demselben Tonne um Tonne darzubieten. Der französische Leser glaubte den Journalen, glaubte und bildete sich danach; er lernte es, einen ganzen Tag in der Schwebe zu bleiben; er lernte es, von einer Woche zur anderen den abgerissenen Faden in der Hand zu behalten, an den sich die nächsten Scenen wieder anknüpfen sollten; er wußte seine Neugier beim Zügel zu fassen bei dem Schicksalswort: Fortsetzung folgt! er wußte das Lächeln halb aufzubewahren für den anderen Tag, welches ein drolliger Zug der letzten Scene ihm abgenöthigt; er verstand es, die Thräne nicht ganz vertrocknen zu lassen, die auf die abgebrochene Zeile gefallen war. Als diese Fähigkeit so weit ausgebildet war, wer war da wieder der Mann, der die besten Hülfsquellen zur Befriedigung dieses Bedürfnisses erfand, der den reichsten Bissen in den Mund der Lesewelt schob, welcher hungernd zwischen zwei Journalnummern offen stand? Alexander Dumas; er bekannte sich zu keinem System, er zeigte keine Art von Absichtlichkeit, er überließ sich seiner unerschöpflichen Productionskraft, die den Leser zu ihm hinriß. Er verstand es, während ganzer Wochen und Monden, Paris und die Provinz in Athem zu halten, ja die ganze Welt, so weit man französisch versteht. Es läßt sich sogar behaupten, daß die drei Musketiere zur Verbreitung unserer Sprache mitgewirkt haben. Die Neugier der ganzen Welt wurde durch diese glänzende, hinreißende, unerschöpfliche Darstellungsgabe in Bewegung gesetzt. Die beliebte Namensunterschrift wirkt wie ein Zauber; die neuen Journale stellen sie wie ein Stern der Verheißung an die Spitze ihrer Versprechungen und die alten als den sichersten Stützpunkt ihres Kredits. Man streitet sich darum, wie um den Besitz eines Zaubermittels. Einige Glückliche haben ihn für sich errungen, und das Publikum, welches sonst den privilegirten Blättern abhold ist, greift zu, wo es ist. Die Konservativen maulen mit dem Constitutionnel, aber sie nehmen doch die Dame von Montsoreau; die Opposition kehrt in Masse dem Journal des Débats den Rücken zu, verlangt aber mit Ungestüm den Monte-Cristo; doch man beruhige sich, es giebt jetzt einen Verleger, der nicht vor dem Riesenwort: Sämmtliche Werke von Alexander Dumas, zurückschreckt; die unangenehme Lektüre der einzelnen Feuilletons, die erst von der Haushälterin zusammengeheftet werden müssen, soll aufhören. In jedem noch so einfachen Hause wird sich ein Bücherbrett finden für diese Lieblingswerke des Publikums; welche reiche Auswahl läßt sich darunter schon jetzt treffen, und nun erst noch in der Zukunft, denn Dumas ist jung, er befindet sich vortrefflich, und sein fruchtbarer Geist, der immer das Ueberraschende erzeugt, wird in jedem Jahre vierzig Bände zur Welt bringen, die uns zum Zittern, Weinen, Lachen bewegen werden."

Das Ende klingt geradezu wie ein Puff; die Androhung der alljährlichen vierzig Bände könnte den unermüdlichsten Leser mit Entsetzen erfüllen, wenn mehr Aussicht für die Bewahrheitung derselben vorhanden wäre, aber Dumas läßt schon jetzt die Presse vergebens auf die Fortsetzung seiner Memoiren eines Arztes (Cagliostro's) warten, er muß vorher noch die spanische Hochzeit beschreiben, zu welchem Zweck die Speculation den Dichter an Ort und Stelle gesendet hatte, und dann nimmt ihn der Bau seines Theaters doch auch wohl mehr in Anspruch, als er gedacht hat, eben so der zahlreiche Besuch der Fremden, die ihn bewundern, und der jungen Anfänger, die ihm Manuskripte unter Fabrikpreisen anbieten wollen. Uebrigens weiß ich wirklich nicht, ob man die Geduld und den Geschmack seiner Leser beneiden oder belächeln soll.

F. v. P.

Rußland.

Die Weltumsegler Kotzebue und Krusenstern.

Die russische Marine hat kurz nach einander zwei ihrer ausgezeichnetsten und wenigstens im Auslande bekanntesten Mitglieder verloren: am 3. (15.) Februar d. J. starb der Capitain ersten Ranges, Otto v. Kotzebue, und am 21. August (2. September) der Admiral v. Krusenstern — Beide in Reval, welches auch ihr Geburtsort war. Krusenstern ist der Erste gewesen, der die russische Flagge um die Erde führte. Nachdem er auf Befehl Kaiser Paul's I. einige Jahre im englischen Dienste zugebracht, um sich dort in der praktischen Nautik zu vervollkommnen, segelte er am 7. August (n. St.) 1803 mit den Schiffen Nadejda und Newa (Capt. Lisjanskji) von Kronstadt ab und kehrte am 19. August 1806 nach einer dreijährigen Reise glücklich dahin zurück. In der Folge gab er mehrere hydrographische Werke heraus und genoß in seinem Fache einer so großen Autorität, daß er auch von ausländischen Marinebehörden und namentlich von der amerikanischen bei Entwerfung der Instructionen für die Südpol-Expedition des Capt. Wilkes zu Rathe gezogen wurde. Viele Jahre stand er an der Spitze des russischen Seekadetten-Corps, bis er sich 1842 im hohen Alter aus dem aktiven Dienste zurückzog, um seine letzten Tage in der Heimat zu verbringen. Der Admiral Krusenstern war ein durchaus ehrenwerther Charakter, dessen wissenschaftlicher und persönlicher

---

deutschen Rechtsverfassung. Hierin beruht auch der Unterschied zwischen der Strafbarkeit der Verbrechen und der der Laster, als blos individueller Vergehen.

Ruf stets fleckenlos geblieben ist. — Otto v. Kotzebue, ein Sohn des viel genannten deutschen Bühnendichters und russischen Staatsraths August v. K., der in Mannheim unter dem Dolche eines unglücklichen Verblendeten sein Leben aushauchte, umschiffte dreimal die Welt: das erste Mal auf der Nadejda unter Krusenstern, das zweite Mal als Commandeur des von dem Reichskanzler Grafen Rumanzov ausgerüsteten Fahrzeugs Rjurik und zuletzt mit der Kriegsfregatte Predpriatie (die Unternehmung.) Der deutschen Lesewelt ist er durch seine „Entdeckungsreise in die Südsee 1815—1818" (ersch. in Weimar 1821. 3 Bd. 4.) am meisten bekannt, und gewiß erinnern sich Manche, wie Schreiber dieses, nicht ohne Vergnügen seiner idyllischen Beschreibung der gutmüthigen Einwohner von Radack, einer von ihm entdeckten Inselgruppe Polynesiens. In neuerer Zeit haben die Memoiren Adalbert v. Chamisso's, der ihn auf dieser Fahrt als Naturforscher begleitete, den Namen Kotzebue's wieder vor das Publikum gebracht, obwohl diesesmal in einer keineswegs für ihn günstigen Weise. Der Angegriffene hat nie darauf geantwortet: nach seinem Tode aber haben zwei Petersburger Gelehrten, der Oberst Hofmann und Professor Lenz, die ihn auf seiner letzten Weltumschiffung begleiteten, einen Artikel in Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" *) einrücken lassen, um ihn gegen die Beschuldigungen Chamisso's zu vertheidigen. Wie sie bemerken, hatten sie während der dreijährigen Dauer ihrer Reise genugsam Gelegenheit, den Charakter des Capitains kennen zu lernen, der von allen seinen Schiffsgenossen hochgeachtet wurde und dem gewiß die aufrichtigsten Thränen derselben ins Grab folgen. „Kotzebue", schreiben sie, „verband mit der nothwendigen Pünktlichkeit in Handhabung der Disziplin eine Milde und Güte, die ihm die Herzen aller Untergebenen gewann..... Obgleich er seiner Erfahrung und Geschicklichkeit vertrauen konnte und seine Zuversicht und Entschlossenheit sich in der Stunde der Gefahr seiner Umgebung mittheilte, so verließ ihn doch auf keinen Augenblick die größte Vorsicht; wodurch es denn auch kam, daß in den drei Jahren dem Schiffe auch nicht das geringste Unglück zustieß. In heftigen Stürmen und in gefahrvollen Meeren verließ er kaum auf Augenblicke das Verdeck, und während der Wochen, die wir im gefährlichen Ocean der niedrigen Gesellschaftsinseln kreuzten, hat er buchstäblich keine Nacht geschlafen. Seine Freundlichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die seinem Kommando nie das kleinste Unrecht gegen die Eingebornen der besuchten Länder erlaubte, erwarb ihm überall das Vertrauen derselben, wovon einen rührenden Beweis sein Empfang auf der Insel Otdia in der Radack-Gruppe lieferte .... Solche Eigenschaften machen den Menschen überall liebenswürdig, aber sie fesseln unwiderstehlich an einen Mann, der weit von allen bewohnten Stätten im engen Raume des Schiffes unumschränkte Gewalt hat und dieselbe nicht anstreiten lassen darf." — „Solche Worte", heißt es am Schlusse, „konnten Einsender, so lange Kotzebue lebte, nur in dem engeren Kreise ihrer Bekannten aussprechen, denn sie kannten seinen Widerwillen gegen alles Gepränge und Schaustellung; aber nun halten sie es für eine heilige Pflicht, ihnen größere Oeffentlichkeit zu geben, um einer falschen Vorstellung zu begegnen, welche durch das Urtheil eines Mannes verbreitet worden ist, dessen Geist und Gesinnung sie mit ganz Europa verehren, von dem sie aber schmerzlich beklagen, daß er einer Bitterkeit nicht Herr werden konnte, die sein Unabhängigkeitsgefühl bei den starren Formen des Seedienstes in sich aufgenommen hatte."

Mannigfaltiges.

— Reisen englischer Diplomaten. Das ehemalige Gleichgewichts-System in der Politik der europäischen Großmächte ist seit dem Pariser Frieden jährlich mehr zu Gunsten Großbritaniens aus seinen Fugen getreten, und diese Macht ist es fast allein, zu der die streitenden Interessen in banger Erwartung, das eine besorgt, das andere hoffend, hinaufblicken. Um diese Behauptung auf das unwiderleglichste zu beweisen, braucht man nichts weiter, als auf den Zustand der Pariser Börse in den letzten Tagen hinzusehen. Lord Normanby's leiseste Bewegungen werden daselbst mit scharfen Augen bewacht, und ein gesprochenes Wort von ihm oder ein unterdrücktes, ein ausgeführter Gang von ihm oder ein unterlassener tragen mehr zum Steigen und Fallen der Staatspapiere und Eisenbahn-Actien bei, als sechs Revolutionen in Portugal. Lord Normanby war nicht beim Könige zur Hochzeit-Gratulation, das ist äquat einer englischen Flotte von 40 Linienschiffen mit brennender Lunte vor Toulon; Lord Normanby geruht den folgenden Morgen, dem neuvermählten Paare aufzugeben, daß es ihn im Laufe des Tages erwarte, und die Börse ist es, die sich die Süßigkeiten des Montpensierschen Honigmonats vindizirt. **) Darf man bei solcher allgebietenden Stellung des englischen Einflusses noch englischer Gesandter am Hofe einer Großmacht seyn, ohne sein Thun und Lassen, sein Reden und Schweigen den verschiedensten politischen Exegesen unterworfen zu sehen? Auch der englische Gesandte am Berliner Hofe hat sich der Aufmerksamkeit der deutschen Zeitungs-Korrespondenten in weit höherem Maße zu erfreuen, als die übrigen Diplomaten in Berlin; der englische Staatsmann wird überall und zwar auch da vermuthet, wo nur der Privatmann, Graf Westmorland *), auftritt. Dazu gehörte namentlich auch die vergangene Herbstreise des edlen Lords nach Wien. Alle Zeitungen haben mit mehr oder weniger mitwissenschaftlicher Miene berichtet, es sey diese Reise unternommen, den österreichischen Hof zur Protestation gegen die angebliche Verletzung des Vertrags von Utrecht zu veranlassen, den Fürsten Metternich über die Gefahren der wachsenden Macht Frankreichs aufzuklären, das erlangte Uebergewicht des französischen Einflusses in Mittel- und Unter-Italien auf Kosten des österreichischen mit schrecklichen Farben zu malen und eine neue Coalition à la 1840 zu Stande zu bringen. **) Von allem dem ist nichts zwischen dem englischen und dem österreichischen Minister verhandelt worden. Wir können, wie Zeitungs-Korrespondenten sagen, aus den besten Quellen versichern, wenn man anders die mündlichen Erklärungen des Grafen für eine der besten Quellen halten mag, daß die Reise lediglich einen persönlichen Zweck hatte, den nämlich, die früheren Waffengefährten, die sich jetzt bei dem großen Manöver in Wien einfanden, einmal wiederzusehen. Der ehemalige Lord Burghersh hat als hoher Offizier die Feldzüge der Halbinsel und noch mehr die in Frankreich unter mannigfachen freundlichen Beziehungen zu deutschen Offizieren mitgemacht, und das jetzige Manöver bot Gelegenheit, viele derselben in der Kaiserstadt zusammenzuführen. Daß nun auch nebenbei ein Wort von Staats-Angelegenheiten gefallen seyn mag, wird Keiner leugnen wollen, aber der Reisezweck waren sie nicht. Lt.

— Die sich berührenden Extreme auf der Prager Universität. In demselben Augenblicke, wo die kaiserliche Universität zu Prag einen jüdischen Gelehrten in den Schoß ihrer Docenten aufnimmt, gefällt es einem akademischen Lehrer der italiänischen Sprache daselbst, die jüdischen Studirenden aus dem Schoße der Universität zu vertreiben. Der israelitische Gelehrte, B. W. Wessely, wurde vor kurzem feierlich als Docent der hebräischen Literatur bei der Prager Universität eingeführt. Da er der erste Jude ist, der in den österreichischen Staaten die venia docendi an einer Hochschule erhielt, so wurde die Einführung als ein Ereigniß betrachtet, und es wohnten der Feierlichkeit viele christliche Notabilitäten, besonders hohe Prälaten bei. Während aber hier die österreichische Regierung in Bezug auf ihre sonst sehr gedrückten jüdischen Unterthanen einen Fortschritt machte, der den politisch viel freier stehenden Juden in Preußen noch zu wünschen ist, hat der Prof. Signor Francesconi sich ein Betragen erlaubt, das ganz an die Jahrhunderte pöbelhaften Andenkens erinnert. In seinem Auditorium befanden sich sieben jüdische Zuhörer, die, wie es das allgemeine Reglement erlaubt, auf verschiedenen Bänken saßen. Dem Lector fiel es aber, vielleicht aus Privatrücksichten, ein, beim Anfang der Vorlesung die jüdischen Studirenden von den von ihnen eingenommenen Plätzen wegzuweisen, ihnen das Ansinnen stellend, sie sollten sich sämmtlich auf die letzte Bank, gesondert von den christlichen Studirenden, setzen. Da die durch solches Ansinnen gekränkten Juden dem Signor Francesconi die Ungesetzlichkeit seines Betragens vorhielten und sich weigerten, ihre Plätze zu verlassen, so reizte der Signor einen Theil seiner christlichen Zuhörer zu Gewaltthätigkeiten gegen die kleine Zahl ihrer jüdischen Kommilitonen. Lehrer und gleichgesinnte Schüler verfertigten nun eine Bittschrift an die Universitäts-Behörde, worin man verlangt, daß die sieben Juden, wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen die Zumuthung des Lehrers bestraft werden, und daß sie künftig gehalten seyen, auf der letzten Bank, als ihrem Ghetto, zu sitzen. Die jüdischen Studirenden traten ihrerseits als Kläger bei der Behörde auf, indem sie um Genugthuung für jetzt und Schutz für die Zukunft bitten. Wir zweifeln nicht, daß die Regierung das Verfahren des akademischen Lehrers und seiner Freunde mißbilligen wird, ein Verfahren, das man viel eher auf dem Prager Tandelmarkt, als in der Universität erwartet, und das in Preußen den Urhebern eine peinliche Untersuchung zuziehen müßte, da die Herren in ihrer Bittschrift selbst gestehen, sie hätten die Juden im Auditorium wahrscheinlich ermordet, wenn der Professor sie nicht zurückgehalten hätte! Die Bittschrift des Sign. Francesconi und seiner Freunde ist übrigens in einem Stile abgefaßt (sie ist in einer der letzten Nummern der „Gränzboten" zu lesen), der allein schon die Rüge der Unterrichtsbehörde verdient. ***) Hoffen wir, daß die Bittschrift der Prager Sieben in keinem solchen Jargon abgefaßt ist. Lt.

Berichtigung. In der ver. Nr. 2. 561, Sp. 2, Z. 6 ist statt 41,000 zu lesen 410,000 Chalderns Kohlen.

*) Berlin, 1846. 2tes Heft.

**) Corsaire Diable erzählt, der Kammerdiener des Marquis, welcher die Botschaft zu überbringen hatte, verkaufte die Nachricht auf seinem Wege an Rothschild, kündigte bei seiner Rückkehr den Dienst auf und schwankt jetzt zwischen den zwei Plänen, entweder Santana die Staaten Mexiko's oder einer naheliegenden Deputirtenkammer 300 Majoritäts-Bestissene abzukaufen.

*) Graf Westmorland scheint überhaupt als Soldat den Subtilitäten der Diplomatie wenig Geschmack abgewinnen zu wollen, als Freund und Pfleger der schönen Künste aber in höheren Genüssen, als in den Pissen und Uebertischungen, die wohl dann und wann den Gesandten zur Pflicht gemacht werden mögen, Genugthuung zu finden. — Merkwürdig, daß die meisten deutschen Journale, und selbst die Allg. Zeitung, hartnäckig den Namen Westmoreland (wie den der englischen Grafschaft) schreiben. Ja selbst in einer Rezension seines Werkchens über die Katholiken, wo doch das Titelblatt den Rezensenten orthographisch belehrte, wird dieser Schreibfehler behauptet. In früheren Jahren haben die Rezensenten wenigstens die Titel der Bücher aufmerksam gelesen, wenn es auch mit dem Inhalte nicht genauer genommen wurde, als heutzutage.

**) Am vernünftigsten war noch die Angabe eines Berliner Korrespondenten der Allg. Augsb. Zeitung, daß der Lord versuchte, den internationalen Vertrag Preußens und Englands auch zwischen Oesterreich und England zu schließen. Dies läßt sich, bei der Vorliebe des Grafen für Wissenschaft und Kunst, mit allen Wahrscheinlichkeiten aufgreifen.

***) Der Professor als geborener Italiäner (?) mag entschuldigt seyn; wer weiß, ob er in seiner früheren Lebensstellung sich zu diesen Gelegenheit gefunden.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2¼ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 143. Berlin, Sonnabend den 28. November 1846.

Ungarn.

Ungarische Zustände.

(Baron Dercsánni's Studien über ein humanes Mittel gegen den Kommunismus, oder über das Humanitäts-System der Volkswirthschaft, des Volksunterrichtes und des politischen Volkslebens. [Deutsch und Ungarisch.] Pesth, Hartleben, 1846.

Der Notar. Von Joseph Freiherrn von Eötvös. Aus dem Ungarischen übersetzt von Johann Grafen Mailáth. Drei Bände. Leipzig, Hartleben's Verlags-Expedition, 1846.)

Diese beiden uns vorliegenden Schriften sind, wie die Tendenzen ihrer Verfasser, sehr verschieden von einander, ja fast entgegengesetzter Natur. Desto geeigneter scheint die Vergleichung der in ihnen ausgesprochenen Ansichten für eine klare Einsicht in Ungarns Verhältnisse und desto begründeter diejenigen Urtheile über die letzteren, in denen beide Verfasser übereinstimmen. Abgesehen von dem Interesse, das der uns in diesem Artikel beschäftigende Gegenstand von Tage zu Tage mehr gewinnt, dürfte es auch nicht überflüssig seyn, ein paar Worte über die Stellung der Verfasser zu jenem Lande zu sagen. Der Freiherr von Dercsényi ist ein geborener Ungar und hängt, wie er selbst versichert, mit großer Liebe an seinem Vaterlande, obwohl er in seiner politischen Stellung als wirklicher Hofrath der kaiserlichen allgemeinen Hofkammer in Wien wohl keinen großen Einfluß auf die Förderung und Hebung seiner vaterländischen Interessen haben kann. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß sein Buch, in dem er sich über die Zustände Ungarns ziemlich unverhohlen ausspricht, die österreichische Censur passirt ist. Der Freiherr von Eötvös, über dessen Tendenz und Gesinnung wir uns unten weiter auslassen werden, nimmt dagegen eine Stellung ein, in der er — er ist gleichfalls ein Sohn des Magyarenlandes — seinem Vaterlande einen direkteren und kräftigeren Beistand in dem Kampfe desselben gegen mittelalterliche Institutionen und Ungerechtigkeiten aller Art zu leisten im Stande ist. Denn er gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Rednern der Opposition in der ungarischen Magnatentafel, zu deren Mitgliedern sich zwar auch Dercsényi zählt, ohne jedoch auf der Seite der Opposition zu stehen. — Betrachten wir nunmehr die beiden Schriften für sich.

Die erstere bespricht auf 123 Seiten die Mittel zur Ausrottung des Kommunismus, unter denen der Verfasser die Anwendung des „Humanitäts-Systems" auf die „Volkswirthschaft", den „Volksunterricht" und das „politische Volksleben" für das in aller Hinsicht zweckmäßigste anempfiehlt. Der Verfasser geht bei seiner Erörterung dieses Gegenstandes ganz systematisch (oder, wie er schreibt „sistematisch") zu Werke, indem er nach einigen einleitenden Bemerkungen über die zunehmende Gefahr des Kommunismus sofort auf seinen eigentlichen Zweck, das beste Mittel für die Abwendung dieser Gefahr zu erforschen, losgeht; wobei nur Eins vermißt wird, daß er sich nämlich nicht über den Begriff, den er vom Kommunismus hat, ausspricht. Kommunismus ist ein Wort, das Viele im Munde führen, ohne seine eigentliche Bedeutung oder wenigstens die dieser allerdings einseitigen und daher für das Volkswohl gefährlichen Tendenz zu Grunde liegende Idee zu kennen. Unseres Erachtens aber lernt man gerade aus dem Studium dieser Idee die wirklichen Gründe kennen, aus denen die ganze Tendenz hervorgegangen; und diese Gründe sind nicht immer blos subjektiv und einseitig, wie die Tendenz selbst, sondern weisen oft auf einen inneren Schaden der gesellschaftlichen Zustände hin, der nicht durch bloße Präservativmittel zu kuriren ist. Zwar scheint auch unser Verfasser diese Gründe zu berücksichtigen, jedoch faßt er sie nicht als innere, sondern als durchaus äußerliche; was aus seiner Aufstellung der „vier Hauptwünsche des Menschen bezüglich der materiellen Wohlfahrt" hervorgeht, die sämmtlich darauf hinauslaufen, daß Jeder nebst seiner ganzen Familie satt zu essen habe. Warum beschränkt sich der Verfasser hier auf diese blos materiellen Wünsche? Traut er dem Volke keine andere zu als diese? Es scheint so; denn das, was er über Volksunterricht und politisches Volksleben sagt, ist theils zu unbestimmt und vereinzelt, theils auch so gemildert, daß wir die ganze Fassung dieses Abschnittes nur aus der Furcht des Verfassers vor dem Dionysiusschwert der österreichischen Censur erklären können. Wir wollen uns hier nicht auf die spezielle Besprechung der ganzen Schrift einlassen, da wir es im Interesse unserer Leser sowohl wie auch des Verfassers selbst vorziehen, einige seiner besseren Bemerkungen über Volksleben im Allgemeinen so wie über das politische Volksleben Ungarns im Besonderen herauszuheben. In Rücksicht auf die Mittel gegen den Kommunismus äußert der Verfasser (S. 5): „Es wäre meines Erachtens zu bedauern und zu tadeln, wenn diese Mittel etwa blos in der Vermehrung der Militairmacht des Staats gesucht werden wollten; denn dies würde nicht nur eine andauernde große Vermehrung des Staatsaufwands zur Folge haben, sondern auch auf eine mangelhafte Auffassung der Gebote der Humanität und des Christenthums hindeuten, welche — besonders im Schoße des eigenen Volks — nur dann gestatten, zu den Waffen der physischen Gewalt zu greifen, wenn bereits alle humanen und friedlichen Mittel vergebens erschöpft sind." Als Grundsatz seines Humanitätssystems stellt der Vers. die Forderung (S. 13): „der Staat und dessen Verwaltung habe nicht den Reichthum der Nation, im Ganzen betrachtet, sondern die Wohlfahrt der sämmtlichen und insbesondere der unteren Volksklassen, weil diese es sind, welche die Basis des Staats bilden und der volkswirthschaftlichen Unterstützung am meisten bedürfen — als den Hauptzweck der Volkswirthschaft anzusehen und zu behandeln." Es spricht sich hierin eine ehrenhafte Gesinnung aus, und es ist daher wohl nur einer gewissen Uebertreibung zuzuschreiben, wenn der Verfasser in seinem Humanitätssystem so weit geht, aus Rücksicht für die Gefahr einer Uebervölkerung einzelner Landestheile eines Staats die Maßregel anzuempfehlen, „den nöthigen Abfluß über die Landesgränzen hinauszuleiten, wenn alle Theile des Landes schon genügend bevölkert sind" (S. 31). Oder weiß der Verfasser nicht, daß man in einem Staate, der das Recht zu seiner theoretischen Basis hat, keinen unbescholtenen Bürger in ein unfreiwilliges Exil schicken kann? Dieses würde aber nur die Konsequenz davon seyn, wenn jene Maßregel als prinzipielle Möglichkeit hingestellt wird. Daß dieser Vorschlag seiner löblichen Absicht zu gut zu halten ist, scheint aus dem wahrhaften Interesse hervorzugehen, das der Verfasser überall für die niederen Klassen der Gesellschaft an den Tag legt. Was wir in Rücksicht auf die sich in der vorliegenden Schrift aussprechende Gesinnung außer jener Theilnahme an der Wohlfahrt des Volks noch besonders hervorzuheben haben, ist die Unbefangenheit und Ehrlichkeit des Urtheils über die Berechtigung gewisser aristokratischer oder demokratischer Prinzipien im Staate. „Ob zur Förderung der wahren Wohlfahrt des Landes" — so spricht in dieser Beziehung der Vers. S. 114 — „die Regierungsform, wo das Staatsoberhaupt unbeschränkter Gesetzgeber ist, oder jene, wo auch das Volk an der Gesetzgebung Theil nimmt, im Grundsatz geeigneter sey? darüber sind und können die Meinungen allerdings verschieden seyn; viel tragen jedoch zu unseren Ansichten über diese Frage gewiß jene Eindrücke bei, welche wir in unserer Jugend erhielten." Indeß ist nicht zu vergessen, daß es für die Beantwortung dieser Frage ein absolut Letztes giebt, was zugleich für den Staat und dessen Gestaltung das Erste seyn muß, dasjenige, woran man den Standpunkt des Staats und die Höhe seiner Gestaltung abmessen kann, nämlich die Stufe, auf der sich die Entwickelung der Freiheit im Allgemeinen, d. h. die allgemeinschaftliche Berechtigungsform jedes Einzelnen zeigt. Sehr anerkennenswerth ist daher das Bekenntniß des Verfassers, daß er, der in den Vorurtheilen des ungarischen Adels erzogen ist, sich schämen müßte, wenn er diese Eindrücke als maßgebend für seine politische Ueberzeugung halten und nicht einsehen wollte, „daß es einem Lande keinen Segen bringen kann, wenn, wie es in Ungarn der Fall ist, zwischen den Rechten der Adeligen und jenen der Nichtadeligen so wesentliche, bis zu dem Grade steigende Verschiedenheit stattfindet, daß, während der Bürger und Bauer sein Eigenthum versteuern muß, der Adelige frei von der Steuer ist. „Schon hat zwar", fährt der Vers. fort, „Ungarns Adel bei dem letzten Reichstage im Jahre 1844 durch die Gesetzartikel IV und V zwei Rechtsmonopole aufgegeben, nämlich das ausschließliche Recht, sogenannte adelige Güter zu besitzen und gewisse zahlreiche Amtsstellen zu bekleiden. Noch Mehreres an den nicht zeitgemäßen Rechten des ungarischen Adels muß aber reformirt werden, und aus innigster Ueberzeugung theile ich die Ansicht des in der Bekämpfung der Vorurtheile des ungarischen Adels hochverdienten Grafen Stephan Széchenyi, daß der ungarische Adel — dem allgemeinen und eigenen wahrhaften Wohl zu lieb — sich beeilen sollte, seine Steuerfreiheit aufzugeben und seine Söhne der Militairpflichtigkeit eben so gut zu unterziehen, als ihr die Söhne der ärmsten Bauern unterstehen."

Wir verlassen hier den Baron Dercsényi, um zu seinem Landsmann Eötvös überzugehen, und bemerken nur noch schließlich, daß sein Werkchen wohl gelesen zu werden verdiene, hauptsächlich darum, weil es eine reichhaltige Sammlung sehr treffender, praktischer Bemerkungen enthält. Der Baron Eötvös ist nun ein ganz anderer Charakter. Wenn jener ruhig, parteilos und milde über die Schwächen der Zeit urtheilt, tritt dieser mit einem glühenden Enthusiasmus und mit den Waffen der Satire und des iro-

Spotts gegen die geistige Knechtschaft und Brutalität des Vorurtheils in den Kampf. Beide aber — das müssen wir anerkennen — wollen, allerdings Jeder von seinem Standpunkte — das Beste (Dercsényi würde vorsichtiger Weise sagen: das möglichst Beste), und Beide sind mit großer Sachkenntniß und Klarheit des Urtheils ausgerüstet. Betrachten wir jetzt den dreibändigen Roman des Herrn von Eötvös für sich. Es ist ein in vieler Beziehung bedeutendes Buch, das einer genaueren Besprechung würdig wäre, als wir ihm hier widmen können. Desto bestimmter und gründlicher wollen wir die Hauptmomente desselben ins Auge fassen, die sich bei einem Charakter-Roman, wie dieser, worin es nicht nur auf Charakterschilderung einzelner Persönlichkeiten, sondern eines Volks und dessen Zustände in einer bestimmten Zeit abgesehen ist, im Allgemeinen in folgende Fragen zusammenfassen lassen: Was ist die innere und äußere Tendenz des Buches? In welchem Verhältniß steht zu dieser inneren und äußeren Seite der Tendenz die Methode der Darstellung, einerseits in Rücksicht auf die Auffassung allgemeiner politischer und sittlicher Volkszustände, andererseits in Rücksicht auf die Entwickelung der Erzählung? Hieran knüpft sich denn auch die Frage nach dem Talent des Verfassers in Beziehung auf die Auffassung und Durchführung der Charaktere des Helden und der sich um ihn gruppirenden Nebenpersonen. Endlich werden wir noch ein Wort über die Uebersetzung sagen. (Schluß folgt.)

Belgien.

Die belgischen Eisenbahnen.

(Nach Prosper Tourneur.)

II. Baukosten des belgischen Eisenbahnnetzes.

Durch das Gesetz vom 1. Mai 1834 und die Ergänzungs-Bestimmung vom 26. Mai 1837 war die ganze Ausdehnung der in Belgien zu konstruirenden Eisenbahnen auf 550 Kilometer (ungefähr 75 geogr. M.) festgestellt und die zum Bau erforderliche Kostensumme auf 60 Millionen Fr. geschätzt worden. Seit 1837 ist keine neue Bahnlinie entstanden, deren Baukosten die Regierung zu tragen gehabt hätte; dennoch haben diese die Anschläge bei weitem überstiegen.

Das ganze, gegenwärtig vollendete und dem Betrieb übergebene Eisenbahnnetz hat eine Ausdehnung von 559 Kilometern.*) Es würden demnach auf den Kilometer bei einfachem Geleise, und ohne die Interessen vom Kapital, das Material und einen Theil der Gebäulichkeiten in Anschlag zu bringen, 100,000 Fr. Kosten kommen. Allein diese Summe ist bedeutend überschritten worden; die Interessen, die Gebäulichkeiten und das Material eingeschlossen, steigt der Kostenbetrag beinahe auf 300,000 Fr. pro Kilometer.**) Wenn die ganze Bahnstrecke anfänglich nur ein Geleise erhalten sollte, so war bereits im J. 1843 eine Strecke von 240 Kilom. mit einem doppelten Geleise versehen worden, und vermuthlich wird man sich genöthigt sehen, bei weiteren 255 Kilom. ein zweites Geleise anzulegen. Die Summe der zur Herstellung des ganzen Netzes gemachten Anleihen beträgt 150,264,063 Fr. 75 C., durchschnittlich zu 4,24 pCt. verzinst.

Es ist nicht uninteressant, zu untersuchen, aus welchen Ursachen dieses ungeheure Mißverhältniß zwischen den Anschlägen und den wirklichen Kosten entstanden ist. Zuvörderst haben unter den 559 das ganze Netz ausmachenden Kilometern 60 bedeutende Kosten verursacht. So z. B. hat die 6 Kilom. lange Strecke von Ans bis Lüttich 969,758, die 40 Kilom. lange Strecke von Lüttich bis zur preußischen Gränze 630,362, endlich die 18 Kilom. lange Strecke von Löwen nach Tirlemont 309,941 Fr. pro Kilom. gekostet. Diese drei Sectionen kosten also zusammen 36,739,974 Fr. Wenn man nun von den sämmtlichen wahrscheinlichen Kosten (300,000 Fr. pro Kilom. geben 167,700,000 Fr. für das ganze Netz) die Kosten dieser ausnahmsweise theuren Bahnstrecken abzieht, so bleiben für die übrigen 495 Kilometer 130,960,026 Fr. oder ungefähr 264,565 Fr. pro Kilom., ja, wenn man die mit 5 pCt. in dieser Summe einbegriffenen Interessen in Abrechnung bringt, nur 245,000 Fr. Allein, ehe man die Mäßigkeit dieser Summe lobt, muß man bedenken, daß die belgische Regierung anfänglich gehofft hatte, daß ihr der Kilometer ohne Material nur 100,000, mit demselben 125,000 Fr. kosten werde. Es ist beinahe das Dreifache erforderlich gewesen, dennoch sind nicht alle Strecken der Bahn doppelgeleisig, und die ganze Bahn, mit Ausnahme der oben erwähnten drei Linien, durchläuft ein Terrain, in dem weder große Terrassements noch andere bedeutende Arbeiten nothwendig waren.

Der Unterschied zwischen den wirklichen und den veranschlagten Kosten betrug zu Anfang des J. 1838 128 pCt. Dieser Unterschied aber war sehr ungleich vertheilt.

Die Differenz ist beträchtlicher bei den Erdarbeiten und künstlichen Anlagen, die mit 58 Millionen in den bewerkstelligten Ausgaben figuriren, während dieselben in den ursprünglichen Anschlägen nur auf 17 Millionen geschätzt wurden; der Ueberschuß der Kosten beträgt also 37 Millionen oder 217 pCt.

Die Stations-Gebäulichkeiten waren auf weniger als 3 Millionen veranschlagt; sie haben mehr als 9 Mill. hinweggenommen.

Für die Geleise, die Schienen, die Schwellen und ihre Placirung hat die Ausgabe, statt der veranschlagten 24 Mill., 34 Mill. betragen; die Differenz beträgt mithin nur 10 Mill. oder 41 pCt.

In dem ersten der Regierung zum Bau der Eisenbahnen eröffneten Kredit war eine Summe von 2 Mill. für das Betriebs-Material verrechnet; am Schlusse des J. 1843 waren bereits 19 Mill. verwendet, und ein neuer Kredit erschien als unerläßlich.

Was die zum Bau nothwendigen Grundstücke angeht, so ist dieselbe Erscheinung, die sich überall wiederholt, wo man Eisenbahnen anlegt, auch in Belgien nicht ausgeblieben. Die Ansprüche der Privateigenthümer, die Vertheurung des Grundbesitzes — die gewöhnliche Folge des Friedenszustandes — haben ein außerordentliches Steigen der Preise veranlaßt; worin man eine gewaltige Zunahme des öffentlichen Reichthums erblicken kann. Ueberdem hat man die Geleise, die anfänglich nur 1,4 Mètre halten sollten, zu 1,5, die Zwischengeleise aber zu 1,8 Mètre angelegt. Die Zunahme der Circulation, die steigende Weite der Reisen und der Waarenversendung haben es nothwendig gemacht, die Ausdehnung der Bahnhöfe zu verdoppeln, ja zu verdreifachen.

Bei den Erdarbeiten und Kunstanlagen erklärt man die Erhöhung des Preises aus der Vollkommenheit, mit welcher dieselben hergestellt wurden. Der Tagelohn und der Preis des Materials ist von 1833—38 um ein Drittel gestiegen, was der von den Unternehmern verlangten Schnelligkeit zugeschrieben werden muß.

Die Mehrkosten des Geleises erklären sich daraus, daß man Schienen anwendete, die durchschnittlich 26 Kilogramm pro Mètre wiegen, wogegen in den Anschlägen nur 19½ Kilogr. schwere Schienen angenommen wurden. Die Zwischenbalken sind breiter und länger, und endlich hat man ein besonderes Fundament von Sand und Kies gelegt, worauf bei den Anschlägen keine Rücksicht genommen worden. Die Schienen, deren Preis während der Dauer des Baues an dem ganzen Netz sehr hin und her geschwankt, haben, die Tonne von 1000 Kilogrammen, durchschnittlich 310—320 Fr. gekostet. Man hatte mit Querschwellen von leichtem Holz fertig werden zu können geglaubt, allein sie verdarben so schnell, daß man zum Eichenholz seine Zuflucht nehmen und sich zu einer ziemlich ansehnlichen nachträglichen Ausgabe bequemen mußte.

Die Bahnhöfe und das Material betreffend, so lag den Anschlägen eine Idee zum Grunde, die es verdient, bekannt zu werden. „Was die Art des Betriebes angeht" — sagte der Minister Rogier im J. 1834 — „so will die Regierung denselben nicht für sich allein, noch auch auf immer in Anspruch nehmen. Eben so wenig will sie ein Monopol; sie wird den Betrieb freigeben; sie behält sich nur vor, die ersten Lokomotiven zu liefern. Hat sich eine Konkurrenz ergeben, und hat die Regierung die Ueberzeugung gewonnen, daß der Betrieb sich auf keine für die Handelsverhältnisse lästige Weise macht, so wird sie aufhören können, sich an demselben zu betheiligen." Man sieht, daß Belgien seit 1834 Fortschritte gemacht. Man erinnert sich heute kaum noch, daß der Betrieb durch den Staat ursprünglich nur provisorisch geschah. Uebrigens begreift es sich, daß die Erweiterung der Bahnhöfe, Ateliers, Schuppen u. s. w. die unmittelbare Folge des Entschlusses seyn mußte, den der Staat faßte, sich den Betrieb zuzueignen und das Material zu vermehren.

Dies ungefähr sind die Ursachen, welche eine so beträchtliche Zunahme in den Ausgaben, als sie sich zwischen dem Anfang der Arbeiten und deren endlicher Vollendung ergeben, veranlaßten. Doch sind diese Kosten nicht zu den unproduktiven Ausgaben zu rechnen, und die belgische Regierung kann sich nur Glück dazu wünschen, daß sie vor ihnen nicht zurückgeschreckt ist; denn eben sie legen Zeugniß von dem Gedeihen des Unternehmens und der Zunahme des allgemeinen Wohlstandes ab. Nicht minder ist es zu billigen, daß sie sich den Betrieb zugeeignet, denn die geographische Lage Belgiens sowohl, als die im Vergleich zu seiner unbedeutenden Einwohnerzahl ungeheure Productionskraft, welche es entwickelt, erheischen, daß es, wenn es existiren will, seine Nachbarländer seiner Industrie zinspflichtig mache. Da nun bei dem Preise seiner Erzeugnisse die Transportkosten keine kleine Rolle spielen, so würde der Handel bedeutend verlieren, falls er sich auf Communicationen angewiesen sähe, deren Betrieb Privaten überlassen wäre.

*) Die 9 Kilometer, um welche der wirkliche Bau den Anschlag übersteigt, ergeben sich durch verschiedene kleine Abweichungen in der Nähe einiger Städte.

**) Auch bei den deutschen Eisenbahnen überstiegen zwar die Kosten die Anschläge, jedoch lange nicht in dem Maße, wie in Belgien. Nach Herrn v. Reden, Eisenbahnbuch, p. XXV, hat eine Meile der vollendeten deutschen Eisenbahnen durchschnittlich 304,031 Thlr. gekostet, was viel niedriger als der belgische Durchschnittspreis ist. Die im Bau begriffenen Eisenbahnen sind zu 320,817, die geschätzten Eisenbahnen zu 362,320 und die mehr oder weniger ernstlich projektirten nur zu 290,634 Thalern die Meile veranschlagt.

Frankreich.

Corsaire Diable über die Rettungsleitern in Berlin.

Die schauerlichen Scenen der Nacht vom 7. zum 8. November sind von allen Seiten beklagt worden, und es hat an Trauer für die gefallenen Opfer so wie an Vorwurf gegen einen Theil der verantwortlichen Bau- und Rettungs-Polizei nicht gefehlt, da es besonders vielen unserer guten Mitbürger zur zweiten Natur geworden ist, daß jeder sein Spänchen Brett zum Zudecken des Brunnens herbeischleppt, sobald das Kind hineingefallen ist. Was uns betrifft, so müssen wir in aller Ehrerbietung sagen, daß sich die Verwaltung der Lösch-Anstalten durchaus kein Glück dazu zu wünschen hat, daß sie auf die Vorschläge der Privatleute in den Zeitungen wartet, und noch weniger dazu, daß sie auf keinen fremden Vorschlag Rücksicht zu nehmen und selbst keinen

Entschluß zur Reform ihrer noch so sehr in der Kindheit befindlichen Lösch- und Rett-Methoden fassen zu wollen scheint. Sind denn für die Mangelhaftigkeit dieses Verwaltungszweigs noch nicht genug corpora delicti da? Wir sagen es offen, nach unserer Meinung muß sich eine weise städtische Administration das Verdienst erwerben, sachverständige Männer nach allen Hauptstädten Europa's zu senden, um die verschiedenen Verfahrungsweisen der Lösch-Anstalten kennen zu lernen und das Gutbefundene nach der Heimat zu verpflanzen. So wie sich unsere Regierung dadurch auszeichnet, daß sie neuerfundene oder verbesserte Handwerkszeuge vom Auslande einführt und sie den vaterländischen Gewerbtreibenden zur Anwendung übergiebt, so müßte sie es mit den Maschinen und Systemen bei Feuersbrünsten machen, indem sie das Gute und Neue der Fremde zum Gemeingute aller preußischen Städte machte. Wenigstens sollte doch das Bessere in einzelnen preußischen Städten durch Befehl von oben in anderen, wo es noch fehlt, eingeführt werden. So sollen z. B. in Magdeburg Rettanstalten seyn, welche Berlin sehr zu wünschen wären. Was hindert die Berliner, dieselben nachzuahmen? oder was hindert die Regierung, sie hierher oder nach anderen Städten zu verpflanzen? Doch hören wir, was Corsaire Diable sagt, der sich freilich noch niemals einer Schmeichelei gegen Berlin schuldig gemacht hat *):

„Den Berlinern ist selten etwas zu theuer, was Pracht und Annehmlichkeit gewährt, dagegen die Einführung des Nützlichen und die Abhülfe der störendsten Uebelstände überlassen sie meist ihren Nachkommen. Machet ihnen den Vorschlag, Amazonen-Gruppen aufzustellen, einen zoologischen Garten sich anzuschaffen, so und so viel Gas-Anstalten einzurichten und so viel hohe Amtsgehalte noch zu erhöhen u. dgl., ihr werdet ein williges Ohr finden. Dagegen bleiben die übelberüchtigten Abzugskanäle, so wie sie unter dem Abscheu der Fremden und Einheimischen seit Jahren sind; es bleiben die Beerdigungs-Anstalten in ihrer Art ägyptische Todtengerichte; es werden keine Flußbäder für den Arbeiter und Unbemittelten eingerichtet; es wird um die Ruhestätte der gefallenen Helden des Jahres 1813 keine Einfriedigung angebracht, bis ein wohlthätiger Brite ein Almosen dazu aus der Luft greift **), u. dgl. tausend Dinge mehr. Doch am tiefsten zu bedauern ist es, daß diese verkehrte Richtung in der Sorge für die Bedürfnisse und das Wohl der Stadt nicht vor den Anstalten zur Verhütung der Feuersgefahr und Rettung aus derselben ihre Gränze findet. Beim Anblick der Maschinen und der Verwaltung dieser Anstalten muß selbst die Vergötterungssucht des Heimischen beschwören, daß Berlin auf beide nicht stolz seyn kann. Das vorzüglichste Mittel, eines Feuers Meister zu werden, ist doch gewiß die Vorsicht, es zu verhüten oder im Keime zu ersticken. Diese Vorsicht ist den Nachtwächtern anvertraut. Aber die Zahl dieser Leute ist zu gering für den Umfang der Stadt, so daß ihre Reviere zu groß ausfallen, und während sie an dem einen Ende des Reviers mit der Ausübung ihrer Berufspflichten beschäftigt sind, kann am andern Ende eine Feuersbrunst schon eine halbe Stunde lang Tod und Verderben gebracht haben. Hält man aus hier unzurechtfertigender Sparsamkeit eine nicht ausreichende Anzahl Wächter, so besoldet man diese wenigen aus derselben Sparsamkeit viel zu gering, so daß diese Leute des Tages über zu anstrengenden Arbeiten greifen müssen, statt sich durch Schlaf am Tage auf die nöthige Wachsamkeit der Nacht vorzubereiten. Die in Berlin sprüchwörtlich gewordene Schlafsseligkeit der Nachtwächter ist übertrieben und oft nur scherzweise behauptet, aber es ist doch auch wahr, daß die armen Leute von der Anstrengung des Tages in der Nacht ruhen müssen.***) Ist nun endlich das Feuer vom Wächter entdeckt und er stößt in die Allarm-Trompete, dann kommen die Spritzen und ihre Bemannung träge und meist recht spät heran; denn die Bedienung der Spritzen besteht, außer den wenigen gelernten und eingeübten Pompiers, aus Bürgern, die täglich 6 Centimen (6 Pfennige) Sold erhalten und die aus tiefem Schlafe aus ihren Betten geholt werden müssen. Es sind meist Leute, die lange Tagesarbeit zu bestehen haben, die sind nun:

Schneider, Weber, Hoder, Schuh-
Macher und Pompiers dazu! †)

Diese sonst ehrsamen Bürger mit einem Gehalte von 6 preuß. Thalern jährlich sollen mit müden Gliedern, schlaftrunken, oft mit unbefriedigender Nahrung und Kleidung, in einer Dezembernacht eine große Feuersbrunst bewältigen! Die Spritzen, darunter eine in London für die Summe von 10,000 Thlrn. gebaute Dampfmaschine, können noch am wenigsten vom strengen Tadel erreicht werden, wenn auch die hartledernen Schläuche ihrem Zwecke nicht immer in vollem Maße entsprechen. Aber die unglücklichste Verantwortlichkeit lastet auf den Maschinen und Maßregeln zur Rettung der vom Feuer schon umgebenen Personen in den höheren Stockwerken. Hohe Leitern, schwere Holzkolosse wie vor 3000 Jahren, hat man in dem kunstreichen, mit Fortschritt sich blähenden, das Verdienst vieler Erfindungen in Anspruch nehmenden Berlin!! Wir standen in Berlin an einem brennenden Hause in einem Kreise gebildeter Männer; man brachte unter vieler Beschwerlichkeit eine solche échelle monstre herbei, die, da sie zu spät kam und müßig dastand, uns Gelegenheit bot, Bemerkungen an sie zu knüpfen. „Gewiß, sagte der Archäolog G., ist dies die Leiter, auf welcher Prinz Aeneas seine Familie beim Brande zu Troja theils rettete, theils retten wollte. Daß die arme Kreusa dabei verunglückte, ist in der Ordnung; Anchises dagegen, der alte Sünder, der durch seine Gewandtheit die Gunst der Venus zu gewinnen wußte, hatte auch noch Gewandtheit genug, selbst eine solche Leiter auszuhalten. Wie diese Leiter nach Berlin kam und sich so lange konserviren konnte, ist mir ein Räthsel. Vielleicht lag sie in einer italischen Stadt, wohin sie Aeneas mitgenommen, verschüttet und ist in neuerer Zeit auf Veranstaltung des Antiquitätenhändlers B. ausgegraben worden; vielleicht hat sie Aeneas in Karthago bei Dido stehen lassen, später aber Hannibal sie in Italien benutzt, von wo sie durch Alarich, Odoaker oder Theodorich an einen Vorfahren Albrecht's des Bären geschenkt wurde, der sie nach Brannibor verpflanzte." Ein rechtgläubiger Frommer bemerkte, die hohe und starke Leiter dürfe unmöglich dem Heidenthume ihren Ursprung verdanken; er erkenne vielmehr deutlich redende Spuren darin, daß es die Leiter sey, welche der Patriarch Jakob im Traume vor sich hatte; daß sie nicht mehr bis in den Himmel reiche, sey nicht seine Schuld, dies ist vielmehr ein Beweis, daß sich der Himmel seit der Zeit der Erzväter nach und nach von der sündigen Welt entfernt hat, und wenn die Sünden der Menschen so blieben oder gar anwüchsen, so wolle er nicht dafür stehen, daß man eines schönen Morgens erwache und gar keinen Himmel mehr sehe. So ging es weiter; Jeder machte eine spöttische Glosse, aber die plumpe Leiter kann viel aushalten, und sie hielt auch alle Spöttereien bis auf den heutigen Tag aus. Wollen denn aber die Herren Berliner nicht einmal nach Brüssel, London, Paris, Petersburg sehen? wir dächten, sie könnten dort Manches lernen."

Corsaire-Diable erlaubt sich noch gar Manches zu schreiben, was wir zu übersetzen uns nicht erlauben. Leider hat er in vielen Dingen recht, und wir können nur am Schlusse wiederholen, daß man von der Weisheit der Regierung erwarten darf, sie werde geeignete Maßregeln zur Abhülfe treffen. Und wenn keines der auswärtigen Apparate und Systeme für praktisch genug und einführbar gefunden werden sollte, so muß ein Preis auf die am besten befundenen Vorschläge und Erfindungen ausgeschrieben werden. Die jetzige Ordnung der Dinge kann in unseren Lösch- und Rettungs-Anstalten nicht bleiben, wie sie ist.

Mannigfaltiges.

— Herr Appert und die eiserne Maske. Gleich zu Anfange des zweiten Bandes der Appertschen Erinnerungen am Hofe Ludwig Philipp's, aus dem Kaiserreiche und aus der Restauration erwähnt der Verf. des Mannes mit der eisernen Maske. Die Geschichte desselben, so habe er von dem Herzog von Choiseul vernommen, sey stets mit einem undurchdringlichen Geheimniß umgeben gewesen, und nur zufällig habe er eines Tages von seinem Oheim, dem Herzog Choiseul (der unter Ludwig XV. Minister war), gehört: „endlich hat ihn der Tod von seinen Leiden befreit; es ist der Wille des Königs, daß seine Leiche mit aller Pracht, die seinem hohen Rang zukommt, ausgeschmückt, in den Sarg gelegt und dann in der tiefsten Stille beerdigt werden soll." Es glaubte nun Herr Appert diese Worte auf den Mann mit der eisernen Maske beziehen zu müssen, der nach seiner Ueberzeugung ein Prinz der königlichen Familie gewesen ist. Aber hiergegen ist zu bemerken, daß der Mann mit der eisernen Maske in die Regierungszeit Ludwig's XIV., nicht aber Ludwig's XV., gehört und nach den sichersten Angaben bereits am 19. November 1703 gestorben ist, nachdem er am 18. Sept. 1698 in die Bastille gebracht worden war. Ludwig XV. aber bestieg bekanntlich am 1. Sept. 1715 den französischen Thron, und der Herzog von Choiseul war sein Premierminister in den sechziger Jahren, bis er im J. 1770 den Kabalen der Gräfin du Barry unterlag. Nun konnte derselbe wohl des Mannes mit der eisernen Maske erwähnen, aber unmöglich die obigen Worte in Beziehung auf ihn gesprochen haben, was ihm Herr Appert unterschiebt. Auch wußte der wohlerfahrene Staatsmann gewiß, daß jener Geheimnißvolle kein Prinz des französischen Königshauses gewesen war, sondern der mantuanische Minister, Graf Mattioli. Ein Franzose von Herrn Appert's Bildung mußte das aus Duten's Mémoires d'un voyageur, qui se repose, T. II. p. 203 sq., aus den Memoiren der Frau v. Campan (T. I. p. 208) und besonders aus J. Delort's ausführlicher und mit Aktenstücken belegter Histoire de l'homme au masque de fer (Paris 1825) wissen, da man ihm nicht zumuthen kann, die deutschen Erörterungen von Bercht im zweiten Bande des Schlosserschen Archivs für Geschichte, von Leo (Geschichte von Italien V. 689. Anm.) und von Jacob im Februarstück des Literar. Zodiacus vom J. 1835 und in der Erich-Gruberschen Encyklopädie zu kennen. Uebrigens können wir nicht umhin, hier in der Kürze anzudeuten, daß doch das Appertsche Buch eigentlich viel wer-

---

*) Wir überlassen es Sachkundigen, die Wahrheit der Aussagen des Corsaire-Diable zu prüfen, von dem uns die betreffende Nummer, wie überhaupt das Blatt, noch nicht selbst zur Hand gekommen. D. R.

**) Der englische Luftschiffer Green mußte angezeigen werden, einen Theil seiner Einnahme zum Bau oder vielmehr Aufbau einer Mauer zu seinem Kirchhof herzugeben. O großes Berlin, Macte virtute! Hätte ein preußischer Virtuose den Londonern von selbst den Antrag gemacht, Geld zu solchen Zwecken für ihre Stadt herzugeben, sie würden ihn als einen Nationalbeleidiger verfolgt haben!

***) Vielleicht läßt sich folgende heilsame Reform des Nachtwächterwesens anwenden: Der Wächter, welcher ein Feuer entdeckt, erhält von der betreffenden Feuerkasse und den Bewohnern eine Prämie, die nach der Kürze oder Länge der Dauer des Unentdecktgebliebenseyns steigt und fällt; er wird aber mit Dienstentlassung oder gleich einem pflichtvergessenen Soldaten bestraft, wenn durch nachgewiesene Fahrlässigkeit von seiner Seite das Unglück entstanden oder vergrößert wurde. Es liegt im Vortheile der Feuerkassen, der Hausbewohner und selbst in dem der ganzen Stadt, solche Entdeckungen reichlich zu belohnen.

†) Beim Brande des Opernhauses standen wir selbst schon 15 Minuten am Orte, ehe die erste Spritze angelangt war; und doch war es erst kurz nach 10 Uhr, und also viele Spritzenleute noch wach; was darf man erwarten, wenn der müde Handwerker um 1 Uhr in der Nacht in tiefem Schlafe zwischen zwei deutschen Federsäcken liegt!

giebt, als man erwartet hatte, daß es namentlich eine Breite zeigt, welche der französischen Präcision gar nicht entspricht, und daß Herr Appert bei aller Wohlthätigkeit seines Strebens und Handelns doch seinen Lesern zu viel zumuthet, wenn sie ihm in alle diese Einzelnheiten folgen sollen. Wir haben uns bei diesem Buche mitunter an Bouilly's Récapitulations erinnert, aus denen wir im Jahrgange 1838 des Magazins mehrere Auszüge einrücken ließen, aber Bouilly's Buch ist doch weit frischer und lebendiger, indem er sowohl das alte Frankreich vor der Revolution als die Schreckenszeit aus eigener Anschauung geschildert hat und eigentlich erst da an Anziehungskraft verliert, wo er zu den Bourbons gelangt. Herrn Appert's Erinnerungen aber aus der Republik und Kaiserzeit sind, obschon er im Jahre 1797 geboren ist, unbedeutend und loben nur die Napoleonische Zeit kriegerischen Glanzes, wo man sich wundern muß, von einem so mäßigen und gesetzten Manne, als welchen sich Herr Appert sonst zeigt, die Napoleonischen Bülletins (I. 66) als Denkmale des „Talents und der Einfachheit" bezeichnet zu sehen.

L. G. J.

— Das neue preuß. Gerichtsverfahren. Die Pariser Gazette des Tribunaux läßt sich aus Berlin in Betreff der am 15. Oktober im Departement des königl. Kammergerichts eingeführten Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Kriminal-Verfahrens folgende Mittheilung machen: „Die erste Sitzung des „königl. Kammergerichts (de la cour royale), in welcher das mündliche Ver„fahren stattgehabt hat, ist durch eine Einleitungsrede des Präsidenten, Herrn „Justizraths Wentzel, eröffnet worden, worin dieser gelehrte Kenner der Ge„setze alle Vortheile auseinandersetzte, die aus dieser Reform für die gerichtliche „Administration hervorgehen müssen, und den Wunsch aussprach, daß die auf „der Oeffentlichkeit der Debatten noch lastenden Beschränkungen allmälig „fortgeschafft und die Pforten der Gerichtssäle allen Bürgern ohne Ausnahme „geöffnet werden möchten; „„denn"" — sagte Herr Wentzel am Schluß „seiner Rede — „„Alle würden aus diesen Debatten nützliche Belehrung über „„ihre Pflichten und ihre Rechte schöpfen können"". Dieser Wunsch des „ehrenwerthen Präsidenten, in den unsere ganze Bevölkerung mit einstimmt, „konnte gewissermaßen in demselben Augenblick schon als erfüllt betrachtet „werden. Wir können sagen, daß wir eine vollständige Oeffentlichkeit be„sitzen, wenn nicht dem Rechte, so doch der That nach. Ueber der großen „Eingangsthür des Sitzungssaals des Kammergerichts befindet sich zwar noch „die große Tafel, auf der in großen Schriftzügen der Artikel der Kabinets„Ordre vom 17. Juli zu lesen ist, worin es heißt, daß nur Gerichtspersonen „und Advokaten das Recht zustehe, den Sitzungen beizuwohnen, aber es „steht Niemand an der Thür dieses Saals, durch den die eintretenden Per„sonen kontrolirt werden könnten, so daß alle Welt frei ein- und ausgehen „kann." Wir können auf diese Mittheilung einen bekannten Spruch anwenden und sagen: Sie ist eben so wahr als neu, nur Schade, daß das, was darin wahr, nicht neu, und das, was darin neu, nicht wahr ist. Denn erstens ist Herr Geh. Justizrath Wentzel Staatsanwalt, wonach sich schon von selbst versteht, daß er nicht Präsident einer Sitzung seyn kann; zweitens ist gar keine Einleitungsrede und am wenigsten von Herrn Wentzel gehalten worden, aus dem einfachen Grunde, weil sich derselbe zu jener Zeit, wo das mündliche Verfahren beim Kammergericht eröffnet wurde, in Posen befand und sich auch jetzt noch dort befindet, wo er mit dem Entwurf der Anklageschrift gegen die in Untersuchung wegen revolutionairer Umtriebe sich befindenden Polen beschäftigt ist. — Hoffentlich wird sich die Gazette des Tribunaux in der Folge zuverlässigere und genauere Mittheilungen über das neue Gerichtsverfahren zu verschaffen wissen, was ihr nicht schwer fallen kann, da ja in Paris deutsche Literaten genug sind, die ihr Auszüge aus den Berliner Zeitungen liefern können. Die genannte Gazette liebt es freilich, ihren Lesern über ungeheuerliche Prozesse, die im fernen Auslande geführt werden, ungeheure Fabeln aufzutischen. Das neue gerichtliche Verfahren in Preußen verdient jedoch auch in Frankreich mit dem Ernste und der Aufmerksamkeit beobachtet zu werden, die jeder im Geiste der Civilisation auf der Bahn des Rechtes versuchte Fortschritt für sich in Anspruch nehmen darf.

— Die Zerlumpten-Schulen in London. Unter dieser seltsamen Benennung (Ragged-Schools) sind jetzt in den elendesten Vierteln der Weltstadt Abendschulen errichtet, um den Kindern des Elends, den verderbten, ausgestoßenen, zerlumpten, ein Asyl zu bereiten, wo sie Unterricht und Wohlwollen finden, wo ein anderer Arm als der eiserne des Gesetzes sie führen, schützen und bessern will. Lord Ashley, der bekannte Freund der Armen, steht auch hier wieder an der Spitze des Unternehmens, das seit ungefähr 3½ Jahren besteht, aber erst ganz kürzlich in öffentlichen Blättern erwähnt wird. Die einzige bis jetzt gedruckte Berichterstattung giebt an, daß auf 20 Schulen die Anzahl von 2000 Kindern und 200 Lehrern gerechnet werden kann. Die Mittel dieser echten Wohlthätigkeits-Anstalt werden aus freiwilligen Beiträgen zusammengebracht, sind aber noch sehr beschränkt. Die meisten Kosten werden von den Lehrern selbst gedeckt, die theilweise den höchsten Ständen angehören. Die vornehmsten Damen besuchen die Lumpenschulen, wobei freilich wieder der leidigen Eitelkeit Vorschub geschieht, indem die Zeitungen die Namen der Besucher prahlerisch bekannt machen. Indessen wird auch eines armen Schornsteinfegers erwähnt, der in Windsor eine Schule für die kleinen Zerlumpten errichtet hat, denen er selbst früher angehörte, aber eben deshalb ihr Elend versteht und sie durch Unterricht davon zu retten sucht. Er ist selbst einer ihrer Lehrer und stiftet mehr Gutes mit seinen geringen Fähigkeiten, als der geistvollste Mann mit den glänzendsten. Merkwürdig ist es, wie schnell die Kinder den guten Einfluß an sich wahrnehmen lassen; einer der Berichterstatter fand hundert Kinder von 8—10 Jahren in einer Schule gegenwärtig, alle betrugen sich ruhig und anständig, sogar ihre Kleidung bestand nicht mehr aus Lumpen, denn so wie die Seele zur Ordnung erzogen wird, muß der Körper ein Abdruck derselben werden.

Bibliographischer Anzeiger.

Neue Publicationen
von
Alexander Duncker
Königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, **Clelia Conti.** 8. geh. 2½ Thlr.
——·—— **Sibylle.** Eine Selbstbiographie. 2 Thle. 8. geh. 4½ Thlr.
Geibel, E., **Gedichte.** Die (Miniatur-) Ausgabe. 16. geh. 1 Thlr. 24 Sgr.
eleg. gebunden mit Goldschnitt 2½ Thlr.
Lepel, Bernhard von, **Lieder aus Rom.** 8. geh. 1 Thlr.
Reden, Freiherr F. W. von, **Vergleichende Kultur-Statistik der Großmächte Europa's.** Ite—3te Lfrg. gr. 8. geh. 2½ Thlr.
Rahden, W. Baron v., **Wanderungen eines alten Soldaten.** 1ster Theil. gr. 8. geh. 2½ Thlr.
Reumont, Alfred, **Dichtergräber**, Ravenna, Arqua, Certaldo. 8. geh. ⅔ Thlr.
Die Rückkehr. Dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. 1ster Theil. 8. geh. 2½ Thlr.
Romberg, M. H., **Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen.** 1sten Bandes 2te Abtheilung. gr. 8. 1⅔ Thlr.
Schaumann, A. F. H., **Geschichte der Grafen von Valkenstein.** Mit Titelkupfer und Vignetten. 8. geh. 2 Thlr.
Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen v. einer Frau. 8. geh. ½ Thlr.

Im Jahre 1845 erschien unter anderen:

Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jacob Casanova's Memoiren. 2 Bde. 8. geh. 3 Thlr.
Carus, Dr. C. G., England und Schottland im Jahre 1844. 2 Thle. 8. geh. 3½ Thlr.
Rötscher, H. Th., Ekkehlmanns Leben und Wirken. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Zu sehr ermäßigten Preisen
sind — jedoch nur bis Ende dieses Jahres — durch alle Buchhandlungen
zu haben:

Cooper, Die Schweiz 2 Bde. — Borow, Denkschriften 3 Bde. — Erwin, Wendenzeit 2 Bde. — Jouaust, Gedichte. — Hettel, Kaye. — D'Ideville, Henriette Temple 3 Bde. — Italia 1r. 2r. Jahrg. — Kopisch, Gedichte. — Mügge, Novellen 2 Thle. — Mügge, Die Verbrecherin 3 Bde. — Niendorf, Aus der Gegenwart. — Laube, französische Revolution. — Ehrengardt, 3 Verbrechen 3 Bde. — Temme und Roerner, Prozeß Lafarge. — Warburg, das Waldhorn. — Charisi, Makamen. — Disaeli, ed. Maetzner. — Horn, Leben Jesu. — Hartmann, Zwein. — Medicin. chirurg. therap. Wörterbuch 3 Bde. — La Chirurgie de Mr. Dieffenbach. — Dieffenbach, klin. Vorträge. — **Die beliebten Jugendschriften** von Ellner, Gräfin Germanie, Ideka von Gumpert und endlich **Kletke's neuer Kinderfreund 2 Bde.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. O. L. B. Wolff (ord. Prof. der neueren Literatur zu Jena)

die deutschen Dichter
von Gottsched bis zu Goethe's Tode.

Geschichte, Schilderung und Kritik ihrer Werke und ihrer Zeit, begleitet von Auszügen aus ihren vorzüglichsten Schriften. Ein belehrendes und unterhaltendes Hausbuch für den gebildeten Bürger und Landmann, so wie für die höheren Klassen der Realschulen. Ein starker Band in 12 Heften à 5 Bogen im größten Lexikon-Format. Weimar bei Voigt. Jedes Heft kostet broschirt 1 Rthlr. oder 36 Xr. Alle Monat erscheint ein Heft, und bis zum Herbst 1847 ist das Werk unwiderruflich ganz komplet.

Ein ausführlicher Prospectus ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Des Herrn Herausgebers poetischer Hausschatz hat in wenigen Jahren neun sehr starke Auflagen erlebt und ist in Hütten und Palästen verbreitet. Dessen obiges durchaus historisches Werk steht jenem an Interesse nicht nach, denn es beschränkt sich nicht allein auf Zusammenstellung des bereits Vorhandenen, sondern es bietet mit gründlicher Literaturkenntniß gestrichen und im elegantesten Vortrage die Geschichte, Schilderung und Kritik der deutschen Klassiker und ihrer Zeit dar und begleitet sie mit höchst anziehenden erläuternden Auszügen, erhebt sich also, wie wenige, zu einem wahrhaften deutschen Nationalwerke, das jedem nach Bildung strebenden Individuum aller Stände um so willkommener seyn wird, als wir in einer Zeit leben, in welcher schon das seriale Leben und die tägliche Conversation es für Alle, die sich über den rohen Haufen erheben, sehr wünschenswerth macht, sich bei Unterhaltungen über klassische Nationalliteratur keine Blößen zu geben. Wie sehr sich das deutsche Volk jetzt fortwährend für seine Nationaldichter interessirt und wie gern es sich mit ihnen beschäftigt, zeigt der außerordentliche Absatz von des Herrn Prof. Wolff's Werken verwandten Inhalts. Auf neuerlichen Reisen fand er zu seiner großen Freude seinen „poetischen Hausschatz" und, was noch mehr ist, sein „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" in Oesterreich, ja selbst in Steyermark mitten im Gebirge bei Fabrikanten, Hammerwerks-Faktoren, bei einfachen Landleuten in mehreren Dörfern des thüringer Waldes u. am Rhein, namentlich in Köln, bei Bürgern u. Handwerkern. Die vorhandenen Geschichtswerke über deutsche Literatur sind nur f. Studirende u. Gelehrte geschrieben. Ein so populäres, allgemein faßliches u. dem Volke zugängliches Werk dieser Art giebt es noch nicht.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis hierher 1 Rthlr. (2 Thlr.) vierteljährig. 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Preis-Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden auf jeder Buchhandlung, die Berliner Stadt in der Expedition, Charlottenstr. No. 23, an wo auch Allgem. Preuß. Zeitungen, ohne Aufschlag, angenommen werden.

№ 144. Berlin, Dienstag den 1. Dezember 1846.

England.

Die irländischen Mäßigkeits-Vereine.

Von der englischen Invasion bis zur Emancipation der Katholiken hatte sich Irland sage in nichts gebessert. Die war stets die einzige verderbte Provinz gewesen, und der Einzige in moralischer und geistiger Beziehung verwahrlost. Die Protestanten, Abkömmlinge jener Soldaten, welche mit Cromwell nach Irland gekommen waren, bildeten einen privilegirten Adel, der allem im Besitz der politischen Rechte war und das Land nach Belieben ausbeutete. Die Katholiken, die große Mehrheit der Bevölkerung mit Ausnahme von Provinzialen, waren nach dem Rechte der Eroberung zum Theil, zur Leibeigenschaft, zur vollkommenen politischen Nichtigkeit verurtheilt. Aus dieser unverwandtschaftlichen Lage unter Knechte entstanden: die wenig der gewöhnliche Zustand im Lande. Kaum war die Freiheit des Verkehrs und Handels den nächsten Anstreife der Papisten gesperrten verschaffen konnte. Der Adel verdient Gott und Zeit in Müßigang und verschwenderischen Gastfreiheiten, und die unerträgliche Bevormundung der verschiedenen Pfäfer betrügen auch die ärmsten Einwohner über. Um nur Dublin und die Hauptstadt, dann so das Lager der Truppen, in allen Klassen verbreitet, Niemand war davon ausgenommen, und sogar die leichten Angewanderer, die nach Amerika gingen, brachten ihre Trunksucht mit einen Ausdruck mit in der neuen Heimath, wie der unverwüstlichen Zeichen der Mäßigkeit, um sie zu bezeichnen, Irish Custom, die Sitte. Es ist hier, wie diese allgemeine Unmäßigkeit die politischen Verhältnisse Irlands aufhalten mußte. Die irischen Patrioten erkannten dies wohl, um 1796, als die Verschwörung unter Lord Edgecomb an Werth war, verfielen sie die Theilnahmen schon verschiedene, den Whisky, das zu entfalten. Sechs Monate lang versagten sich die armen irländischen Bauern aus Vaterlandsliebe ihr Lieblingsgetränk, und ein viel bei geringer Verzug der Brauntweinsteuer, welche ausgewählte Mäßigkeit verrathen, die englische Regierung zur Unterdrückung der Verschwörung erfüllen haben. Als der Aufruhr im Keime erstickt war, setzten die Bauern zur alten Lebensart zurück.

Einige Einzelheiten sind den irländischen Sitten, wie sie vor der Reform waren, werden zeigen, in welchen Grad von Unmäßigkeit dieses unglückliche Volk versunken war. Nirgends vielleicht ist man gastfreundlicher, als in Irland, nirgends findet man lieber die Nachbarn zu seinen Vergnügungen ein. Noch vor wenigen Jahren war es in ihrer Heimath nicht anders anzutreffen, für einen Ehrenpunkt, sie wußte nicht eher festgehen zu lassen, als bis sie völlig umherlebt waren. Ein angebornes Gluck ausschließen, auf eine ausgezeichnete Gelassenheit und Besonnenheit zu thun, war eine schwere Beleidigung, die Ehre eines Bürgers gab ein Duell und so fort. Wenn sich die Damen nach dem Dessert in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, begann das barbarische Gelage für die Männer. Der Wirth des Hauses ging an der Thür des Saales, brachte den Schlüssel zweimal herum, drehte ihn in die Tasche und ließ Niemanden mehr heraus. Dann begann das Trinken, das Zutrinken bis zur Tafel, und des Besuchen machte Whisky-Punsch, die alle Gäste unter den Tisch tranken, um wieder einander auf den Zuhoren die Nacht hindurch den Punsch zu verschenken. Beim Spazierengehen war es Sitte, eine Flasche Gin oder Whisky in der Tasche zu tragen. Stellte sich Jemand unwohl, so trank er sich so viel Branntwein zu, bis er sich wieder wohl fühlte. Ein Jagen von einer Wirthshaus zum andern, das in jeder Stadt, in jedem Dorfe, ja sogar auf einsamen Landstraßen überfallen wurden, das sie, Palen und Zäune zerbrochen, sich verfeinden und ein Jagen und Hetzen spielte, war Gewohnheit der Jugend. Ein Duell mit dem Gegner, der sich nicht betrinken wollte, ein Kampf mit den Wächtern, welche die Bauern unter Aufsehung ihrer Priester trieben. Es war damals das erste Mal, daß sich die katholischen Landvolk am einer Parlamentswahl betheiligt. Jene Sitte bei Gelage die Republik Irland war eine Folge der Unterdrückung, aber die Priester der Trunksucht zu leiden hatten, war der Art, daß sie sein Katholik zu vermehren vermochten konnte. O'Connell aber hat sich durch diese Thatsache nicht abhalten lassen Klage war, im Gegentheil die Unterdrückten gegen die Unterdrückungen der Glaubensgenossen laut zu vermehren. Und wirklich, welchen Widerstand hätte derartige Verfolgungen finden sollen, welchen Widerstand hätte derartige Verfolgungen finden sollen, welchen Widerstand hätte derartige Verfolgungen finden sollen

Die Mäßigkeits-Gesellschaften sind amerikanischen Ursprungs. Sie entstanden im Jahre 1811 im Staate Massachusets, wo die Trunksucht in kurzer Zeit Verbrechen und Geisteskrankheiten in erschrecklichem Maße vermehrt hatte. Die Unitarier gründeten zuerst eine Gesellschaft, in der Absicht, das Umsichgreifen dieser Pest aufzuhalten, und schlugen vor, den Genuß von Thee und Kaffee an die Stelle des Genusses berauschender Getränke zu setzen. Andere Vereine bildeten sich nach diesem Muster in verschiedenen Staaten und traten endlich zu einem einzigen unter dem Namen eines „allgemeinen amerikanischen Mäßigkeits-Vereines" zusammen, der gegenwärtig jedes Jahr am 2. Mai einmal in Boston und einmal in New-York eine Sitzung hält. Es giebt keine Stadt und kein Dorf, das nicht Mitglieder dieses Vereines enthielte. Man nimmt ihre Gesammtzahl auf eine Million an, die sich täglich auf allen Punkten der Union vermehrt. Im Staate New-York hat man die Konzessionen für den Branntwein-Verkauf um die Hälfte vermindert, im Oregon ist er gänzlich untersagt. Der erste Abgesandte, den die Prediger der Mäßigkeit nach Europa schickten, war Mr. Baire.

In Amerika standen die Mäßigkeits-Gesellschaften vorzugsweise unter der Leitung protestantischer Geistlichen, und in Irland waren es anfänglich ebenfalls Protestanten, die diese Vereine unter ihren Schutz nahmen. Bald aber gingen dieselben völlig in die Hände der Katholiken über.

Ein berühmter amerikanischer Prediger, Namens Becker, gab sechs Reden heraus, die er für die Enthaltung von geistigen Getränken gehalten hatte. Diese Reden kamen im Jahre 1829 zufällig nach Belfast und fielen mehreren erleuchteten Männern, wie dem Doktor Harvey, dem Professor Edgard, dem Prediger Carr in New-Ross, in die Hände. Sie begriffen, welch ungeheurer Vortheil für Irland aus dem amerikanischen Systeme der Mäßigkeits-Vereine erwachsen würde, und der genannte Herr Carr gründete in New-Ross die erste Mäßigkeits-Gesellschaft in Irland. Die Dubliner „Morning-Post" beschwor die Irländer im Namen des Vaterlandes, dem Whisky zu entsagen, und wußte in beredten Worten ihren Lesern die traurigen Folgen der Trunksucht und den Segen der Enthaltsamkeit zu schildern. Es folgte in der Hauptstadt die Gründung der hibernischen Mäßigkeits-Gesellschaft, die meist aus Quäkern, Methodisten und anderen protestantischen Mitgliedern bestand. Von den Leitern derselben ist besonders der ausgezeichnete Advokat Crampton zu erwähnen, der mit Dowling und Shea ein Journal unter dem sonderbaren Titel: „Zeitung für Mäßigkeit und Literatur" herausgab und in den Versammlungen, auf einem zerbrochenen Faße sitzend, präsidirte.

Die ersten irländischen Gesellschaften hatten nur die Absicht, das Volk dem Genusse des Whisky zurückzuhalten. Man verbot weder den Wein noch irgend ein berauschendes Bier, sondern empfahl nur, sich dessen mit Mäßigung zu bedienen. Uebrigens waren die letzteren Getränke schon ihres Preises wegen den niederen Klassen unzugänglich. Erst im Jahre 1836 wurde von den Mäßigkeits-Gesellschaften die vollkommene Enthaltsamkeit zum Gesetz erhoben, und zwar als man in den englischen Manufaktur-Distrikten Mitglieder ward. In Irland nämlich war der Whisky mit geringen Steuern belegt und ungemein billig, dagegen hatte ein irländischer Bauer selten so viel Geld, um sich in Bier zu betrinken: man brauchte ihm also nur den Whisky zu untersagen. In England dagegen war der Branntwein sehr hoch besteuert, dafür aber das Bier billiger, und so mußte das Gesetz der Enthaltsamkeit in England auf alle geistigen Getränke ausgedehnt werden. Denn es gab Viele, die den Eid geleistet hatten, keinen Branntwein mehr zu trinken, sich aber in Bier berauschten. Ein Schmied aus Birmingham, der an sich selbst diese Untugend bemerkt hatte, schlug jene Reform in einem Meeting vor. „Seit ich den Eid geleistet habe", sagte er, „trinke ich keinen Gin mehr, aber ich trinke Ale und Porter und berausche mich, wie vorher. Ich werde also, glaube ich, mich nicht eher bessern können, als bis ich allen geistigen Getränken entsagt habe." Als er nun mit feierlicher Stimme sagen wollte: I am a totaler (ich bin ganz und gar enthaltsam), stotterte er, wie ihm das oft geschah, und er sagte I am a t-t-totaler. Dieses verstümmelte Wort des Schmiedes ist seitdem stehend geworden und teetotalism bedeutet jetzt die vollkommene Enthaltung von spirituösen Getränken.

Der Teetotalismus wurde in Irland von sehr vielen Protestanten, welche am meisten zur Verbreitung der Mäßigkeits-Ideen beigetragen hatten, sehr übel aufgenommen. Die Einen waren damit zufrieden, dem Branntwein zu entsagen, aber den Wein mochten sie von ihrer Tafel nicht verbannen, indem sie nicht ohne Grund behaupteten, daß die große Feuchtigkeit der Atmosphäre seinen Genuß erfordere. Andere riefen, der Teetotalismus sey eine ketzerische Lehre und widerspreche den Worten der Schrift. Daraus entstand erst eine Spaltung in der hibernischen Gesellschaft, dann die Auflösung derselben. Darauf traten die Teetotaler zum „irländischen Mäßigkeits-Verein" zusammen, dessen Hauptführer Haughton, Hallen, Webb und Erokan hießen.

Die katholische Bevölkerung Irlands hatte gewiß die segensreichen Folgen der Mäßigkeits-Vereine eingesehen, aber aus einem instinktmäßigen Mißtrauen gegen Alles, was ihr von Protestanten angeboten wurde, sich nicht lebhaft bei den Gesellschaften betheiligt, sondern wartete, ob ihre Priester, die die größte und die alleinige Macht über das irländische Volk ausüben, beitreten würden.

Die protestantischen Teetotaler hatten einen Klub in Cork, dessen Präsident, der Rev. Duncombe, die ersten Schritte that, um auch Katholiken in ihren Verein zu ziehen. Einige wurden auch gewonnen, doch überredete man sie von einer anderen Seite, daß der Verein eine verborgene antikatholische Tendenz habe. Sie trennten sich nun zwar nicht von der Gesellschaft, wünschten aber, unter die spezielle Leitung eines ihrer Priester gestellt zu werden. Sie wandten sich deshalb erst an William O'Connor, dann an George Sheenan, endlich an den Pater Mathew, vom Orden der Kapuziner. Die beiden Ersten lehnten das Anerbieten ab, der Pater aber bat sich eine Woche Bedenkzeit aus; doch schon bevor die Woche zu Ende war, hatte er sich für einen teetotaler erklärt, und sein Beitritt gab der Gesellschaft einen Aufschwung, den weder die Welt, noch der Pater selbst geahnt hatte. (Schluß folgt.)

Ungarn.

Ungarische Zustände.

(Schluß.)

Was die Tendenz des Buchs betrifft, so spricht sich in ihr die durchaus ehrenhafte Gesinnung des Verfassers sowohl in politischer als sittlicher Hinsicht auf das bestimmteste aus. Der Schmerz über den Zustand der Verfassung seines geliebten Vaterlandes, deren Quelle er als den unseligen Gegensatz der aristokratischen Adels- und Geldherrschaft auf der einen Seite, und der tiefen Knechtschaft der niederen nicht-adeligen Volksklassen auf der anderen Seite bezeichnet, treibt ihn, seine Landsleute über den ganzen Umfang und die ganze Tiefe der Verwirrung ihrer der wahrhaften Menschenwürde Hohn sprechenden Zustände zum Bewußtseyn zu führen. Er fühlt es und spricht es aus, daß jener krasse Gegensatz, dessen politische Bedeutung sich als Alleinberechtigung des Adels und der Nichtberechtigung des niederen Volkes darstellt, seinen eigentlichen Grund in dem Mangel an Sittlichkeit überhaupt habe, und daß dieser Mangel wiederum sich auf die geistige Unmündigkeit beider einander entgegengesetzten Seiten gründe. Die Idee des Rechts, als eines unveräußerlichen Guts jedes Menschen, ist in seinem Vaterlande noch nicht zum klaren Bewußtseyn, geschweige zur wirklichen That, d. h. zum Prinzip der Gesetzgebung, erhoben worden. Noch wird ein Unterschied gemacht zwischen dem Verbrechen des Adeligen und des Nicht-Adeligen; und dieser Unterschied ist nichts weniger als unbedeutend. Der Adel hat alle Vorrechte, das Volk alle Lasten. Mit glühender Beredsamkeit schildert der Verfasser diesen Zwiespalt in der Nation, der das Grab ihrer Freiheit ist (Bd. I, Seite 266): „Der ungarische Bauer geht mit aufrechtem Haupte durch die Welt, und wenn ich dies Volk betrachte, dem die Knechtschaft so vieler Jahrhunderte seinen Nacken nicht hat beugen können, hebt sich mein Herz auch manchmal stolzer; wer aber deshalb glaubt, das Volk sey glücklich, kennt dessen Lage nicht. Wir sehen es nicht in Lumpen, weil es nie bekleidet war und außer seinen Hemden und Beinkleidern sich nie Etwas angeschafft hat: aber friert es deshalb im Winter weniger? Es klagt nicht — denn es weiß, daß seit Jahrhunderten seine Stimme kein Gewicht hat; aber fühlt es deshalb den Druck weniger, der auf seinen Schultern lastet? Trennt es sich deshalb minder schwer von den Söhnen, wenn sie zum Militair gestellt werden, während das Kind seines adeligen Nachbars nur mit dem Windhunde seinen Muth übt, zum Nachtheile der Saaten seines Unterthans? ..... Der Adel hat durch die Komitats-Organisation Schanzen um seine Freiheiten aufgeworfen, die ihn Jahrhunderte lang selbst gegen die Gesetze zu schützen vermochten. Wenn nun dieser Zustand sich bis jetzt nicht geändert hat, wenn wir ihn nicht ändern wollen, warum nehmen wir nicht auch das Volk in diese Schanzen?" Es giebt einen hübschen Spruch, den die Adeligen selbst als ihr Losungswort im Munde führen:

„Unter keiner Steuer stehen,
Frei durch Mauth und Brücken gehen,
Frei von Rekrutirung leben
Und dem Volk' Gesetze geben."

Darin nämlich besteht die Freiheit des Adels im Gegensatz zum Volke, das aller dieser Rechte entbehrt; und trotzdem heißt noch Ungarn, wie zum Hohn, ein constitutioneller Staat. — Selten jedoch spricht sich der Verfasser in so direkter Weise, wie es oben geschehen, gegen die Mißbräuche der ungarischen Verfassung und besonders Gerechtigkeitspflege aus. Der gewöhnliche Ton seiner Darstellung und die eigentliche Methode derselben ist eine fast scherzhafte Ironie, vermittelst deren er durch komische Rechtfertigung des Adels und seiner Stellung dem Volke gegenüber denselben eher als lächerlich denn als verächtlich darstellt. Wir können diese Weise in einem Roman im Allgemeinen nur sehr zweckmäßig finden, doch will es uns bedünken, als schwäche der eigentliche tiefe und bittere Ernst zu wenig durch diese äußerlich heitere Form hindurch; wiewohl es möglich ist, daß gerade zu dieser Milderung der Verfasser seine besonderen Gründe gehabt haben mag, da er am besten wissen muß, auf welche Weise er seinen Zweck, Aufklärung über die eigene Versunkenheit, bei seiner Nation erreichen kann. Uebrigens geht auch die scheinbare Heiterkeit, die den Grundton dieser Seite der Darstellung bildet, nie bis zu einem Grade fort, durch den die Wahrheit des Ernstes und die Tiefe der Begeisterung des Verfassers für das Recht und die Würde des Allgemeinmenschlichen im Geringsten in Zweifel gezogen werden könnten. Wir wollen auch von dieser Ironie eine Probe geben, die in mehrfacher Beziehung sehr interessant ist. Bei Gelegenheit der Beschreibung einer „Restauration" — d. i. der alle drei Jahr stattfindenden Neuwahl der Komitatsbehörden, besonders des Obergespans, der Vicegespane und Stuhlrichter u. s. f. — äußert sich der Verf. (Bd. II. S. 2): „Das Ausland spricht mit Hohn von unserer Verfassung. Es erwähnt die Steuerfreiheit des Adels. Als ob es nicht die Gewohnheit aller Völker wäre, den ausgedienten Soldaten auf Staatskosten zu unterhalten, und als ob es daher nicht natürlich wäre, daß die ungarische Nation ihren großen Invaliden, der durch Jahrhunderte für sie gestritten und der kein Anderer ist als ihr Adel, gleichfalls unentgeltlich erhält. Sie schreien gegen unseren Volksunterricht! Als ob wir, so wie die Sachen jetzt stehen,

das Volk anders erziehen könnten, ohne daß dessen Selbstzufriedenheit aufs Spiel gesetzt würde! Ja sie greifen sogar unsere Komitatsverfassung an, so wie sich dieselbe mit der Civilisation entwickelt hat, als ob nicht jene Verfassung die beste, die schönste, die beglückendste wäre, die jedem (adeligen) Staatsbürger an dem sehr angenehmen Recht des Befehlens Theil nehmen läßt und von der Unannehmlichkeit des Gehorsams befreit! Aber sie mögen kommen, diese Schmäher, kommen zu einer Restauration, und dann mögen sie sagen, ob sie je Etwas gesehen, was damit auch nur von weitem zu vergleichen wäre! Im ganzen Komitate, besonders auf dem Schauplatz der Wahlen, herrscht riesige Unordnung; die bürgerlichen Einrichtungen sind aus den Angeln gehoben, die Richter fällen kein Urtheil; täglich kommen neue Berichte, daß ungarische Edelleute, ganz gegen die ungarische Verfassung — sie erlaubt nur das Prügeln der Unadeligen — durchgebläut worden seyen. Kann man sich eine Situation denken, in der Jedermann das Bedürfniß der Aufrechterhaltung der Ordnung mehr empfinden könnte, in der Jedermann mehr überzeugt würde, daß die Wirksamkeit der Beamten zum Wohle des Ganzen dient? Und kann es für das Gesammtwohl etwas Heilsameres geben als diese Ueberzeugung? Und giebt es etwas Wünschenswertheres als diesen Zustand, in dem der Beamte, der sein Amt antritt, als ein wahrer Messias aufgenommen wird? Dies ist eine Hauptstütze und eine, so viel ich weiß, nirgend auffindbare Eigenheit unseres Wahlsystems, welches sich dadurch als das vollkommenste erweist; denn es beruht auf dem streng logischen Satz: daß wir dem Menschen, den wir zu Etwas bewegen wollen, wie hier zum Wählen, zuvor die Nothwendigkeit desselben fühlen lassen."

Wie tief der Verfasser die Bedeutung des Romans nimmt, beweisen übrigens folgende denkwürdige Worte (Bd. III, Seite 136): „Der Roman- und Geschichtschreiber! — wie könnte ich es wagen, die heitere Kunst und die strenge Wissenschaft neben einander zu stellen? Aber ist dies wirklich so gewagt? Jene, die, indem sie den Geist ihrer Mitmenschen und das wahre Bild der Eigenschaften ihrer Zeit schildern und die Kettenspuren nachweisen, die ihnen die Jahrhunderte aufgedrückt, warnen sie die Menschen weniger, als die Geschichtschreiber, die aus den Archiven die wirklichen Ketten vorweisen, die ihre Altvordern getragen, daß wir uns vor Sklaverei bewahren sollen? Das Aufsuchen der Wahrheit ist der Zweck des Romanschreibers und des Geschichtforschers; und wenn sich der Erstere auf die menschliche Natur zur Beglaubigung seiner Worte beruft, so darf er nicht erröthen vor dem Gelehrten, der jede Thatsache aus zehn Urkunden beweist."

Die Darstellung des Verfassers in Rücksicht auf die Entwickelung der Erzählung ist nicht nur fern von jedem unnatürlichen Pathos, voller Einfachheit in der Composition und doch interessanter Mannigfaltigkeit in der Ausführung der einzelnen Partieen, sondern sie ist auch voller dramatischer Lebenswahrheit und energischen Deutlichkeit der Handlung: d. h. sie ist nicht blos Erzählung, sondern Darstellung; nicht bloßes Basrelief oder gar Freskomalerei, sondern wahrhafte konkrete Plastik. Hierbei müssen wir jedoch eine zwiefache Eigenheit des Verfassers erwähnen, die dem Obigen zu widersprechen scheint. Einerseits nämlich tritt er selbst selten, außer wenn die Handlung sehr lebendig wird, in den Hintergrund, sondern begleitet die sich fortspinnende Erzählung mit einem Ton, der sich fast immer durch eine ironische Beimischung gefärbt zeigt; woraus man jedoch nicht den Schluß ziehen darf, als werde dadurch die Erzählung selbst eintönig. Vielmehr versteht er es, diese Ironie selbst nach der Charakterverschiedenheit der handelnden Personen von dem leichtesten wohlwollenden Scherz hinauf bis zur herbsten Satire zu nüanciren, so daß gerade durch diese subjektive Färbung die Darstellung noch anziehender wird und auch nichts von ihrer objektiven Lebensfrische verliert, da jene Ironie gleichsam nur ein Spiegel ist, durch welchen uns die Bilder, welche wir auch außer ihm sehen, von neuem und in anderem Lichte reflektirt werden. Eine andere Eigenheit des Verfassers besteht darin, daß er den Lauf der Erzählung, nicht nur am Anfang neuer Kapitel, sondern oftmals in der Mitte der Handlung, oder wenigstens bei dem Uebergange der einen zur anderen, durch lange Abschweifungen unterbricht, die zwar an sich selbst interessant genug sind, jedoch uns nicht immer am rechten Orte scheinen. Wir wollen gern glauben, daß es schwierig ist, einen Gedanken zu unterdrücken, den man der Erwähnung für würdig erachtet, allein, da ein solcher Gedanke hundert andere nach sich zieht, so wäre das Ende davon gar nicht abzusehen, wenn der Erzähler sich nicht gewaltsam aus dieser Richtung auf den regelmäßigen Weg seiner Darstellung zurückbrächte; ein Fall, der denn unserem Verfasser nicht selten passirt. Beschränkung zufälliger Ideen für einen bestimmten Kunstzweck ist erste Pflicht des Künstlers, und die schöne ununterbrochene Harmonie der einzelnen Theile zur vollkommenen Abrundung des Ganzen die erste Bedingung des Kunstwerks. Wir können deswegen nicht umhin, den Verfasser vor dieser Lust zur Abschweifung zu warnen.

Nicht zu verkennen ist endlich das Talent des Verfassers in der Auffassung und Durchführung menschlicher Charaktere. Es ist dies vielleicht die bedeutendste Seite des vorliegenden Romans und dasjenige Moment, worauf der Verfasser, wie es uns scheint, den meisten Fleiß verwendet hat. Man kann einen Charakter auf doppelte Weise darstellen, durch Beschreibung und dadurch, daß man ihn handeln läßt, also in epischer und dramatischer Form, und zwar in jeder wiederum zwiefach, als schon fertigen und als sich entwickelnden Charakter. Der Verfasser bedient sich jenes Rechts, als Romanschreiber, die dramatische und epische Form mit einander zu verbinden, in weitester Ausdehnung, indem er die hauptsächlichsten seiner dargestellten Charaktere nicht nur in ihrer Handlungsweise und als dramatische Personen vorführt, sondern den Standpunkt, auf dem wir sie hier erblicken, durch die kurze Erzählung ihrer Lebensschicksale zu motiviren sucht. So erfahren wir nicht blos den ganzen Verlauf des früheren Lebens unseres Helden, des Dorfnotars Tengelyi selbst, sondern auch seines Freundes Bándory, seiner Frau Elisabeth, seiner Tochter Vilma, der ganzen Reipschen Familie, wozu auch der alte Diener János gehört, des Räubers Viola und eine Menge Anderer, so daß uns zuletzt alle diese Gestalten als durchaus lebendige und wirkliche Personen vor Augen stehen. Was wir aber vorzüglich an diesem Talent des Verfassers bewundern müssen, das ist die unerschöpfliche Kraft seiner Phantasie und Fülle seiner psychologischen Erfahrungen, die sich darin ausspricht, daß keine einzige der vielen geschilderten Persönlichkeiten unklare Umrisse hat oder mehrere demselben Typus angehören; sondern alle sind selbständige, sich spezifisch und individuell von einander unterscheidende und gegen einander abgränzende Gestalten. Eines nur möchten wir in dieser Beziehung an dem Roman auszusetzen haben, das ist der an Ueberfüllung gränzende Reichthum an Personen, wodurch endlich sie sammt und sonders ganz bestimmte Individualitäten sind, doch die Anschauungskraft des Lesers zuletzt in Verwirrung kommt. Auf die Charaktere der einzelnen Personen selbst einzugehen, verbietet uns der Zweck dieser Kritik, die nur ein allgemeines Urtheil über die Bedeutung des Romans aussprechen will; und wir schließen daher hier mit der kurzen Bemerkung über die Uebersetzung des Grafen Mailáth, daß sie eben so viele Wünsche unerfüllt läßt, als das Original deren befriedigt. Das Deutsch in dieser Uebersetzung ist nicht ohne grobe Verstöße gegen Grammatik und Sprachgebrauch; sehr häufig auch unbeholfen im Ausdruck und schwerfällig im Periodenbau. Wir führen zum Beleg des ersteren Vorwurfs nur das eine Faktum an, daß der Uebersetzer unser „nachdem" stets im Sinne des französischen puisque brauchte, für dessen Uebersetzung er es wahrscheinlich gehalten hat. Das Wort „da" im kausalen Sinne kommt, so viel wir bemerkt haben, gar nicht vor. Sr.

Belgien.

Die belgischen Eisenbahnen.

III. Tarifbestimmung.

Sobald die belgische Regierung den Betrieb der Eisenbahnen übernommen, mußte sie einen Beschluß in Betreff des Tarifs fassen. Sollte er nicht nur die Betriebskosten und die Interessen des Anlage-Kapitals decken, sondern sollte er etwa auch eine Prämie abwerfen? sollte er jene beiden Ausgaben aufbringen? oder sollte die Regierung durch den Betrieb eben nur die Betriebskosten decken, indem sie den Steuerpflichtigen die Aufbringung der Interessen für die zum Bau der Bahnen gemachten Anleihen aufbürdete?

Niemand wird behaupten wollen, daß die letzte Art die richtige gewesen wäre; auch dachte die belgische Regierung nicht einen Augenblick daran, sie in Anwendung zu bringen. Selbst diejenigen, die am entschiedensten dem Betrieb durch den Staat das Wort redeten, beschränkten sich auf das Verlangen, daß die Bahn ihre eigenen Kosten — sowohl für Bau, als für Betrieb — auf sich nehmen solle. Denn, meinten sie, der Staat darf nicht wie der einzelne Mann der Industrie verfahren; das Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes, die Zunahme der Production, die eine indirekte Folge desselben ist — dies werden seine Prämien seyn. Wohlfeilen Transport begehrte Belgien, als es seine Eisenbahnen dekretirte, und wenn der Staat Prämien realisiren will, so ist es gleichgültig, ob sie in die Kasse der Privaten oder in den Staatsschatz fließen. Wer so sprach, vergaß oder verschwieg nur Eines, nämlich: daß nur diejenigen, die sich der Eisenbahnen bedienen, nach Recht und Gerechtigkeit, wie nach den Grundsätzen einer wohl verstandenen Oekonomie, dem Staat das zurückgeben müssen, was sie von ihm empfangen; daß eine aus der Tasche der Reisenden und aus den Waaren-Transporten erzielte Prämie gestattet, die große Masse der Bevölkerung von gewissen drückenden oder schlecht vertheilten Auflagen zu befreien, und daß, wenn irgend einer Klasse Gelderspar nisse verschafft werden, man ihr nach dem Grundsatz, „Zeit ist Geld", dieses gewonnene Geld zum allgemeinen Besten wieder abnehmen darf. Dabei ist es gewiß, daß die Eisenbahnen weniger kostspielig sind, als alle sonstige Landstraßen. Der Reisende gewinnt also nicht nur Zeit, sondern in der That auch Geld, nur wünschten die Reisenden und Spediteure, dieser letzte Gewinn möchte noch höher seyn, auf welche Wünsche aber die Regierung — und wir meinen, mit Recht — nicht eingegangen ist.

Trotzdem ist der belgische Tarif niedriger, als irgend ein anderer, wobei dennoch von Jahr zu Jahr ansehnlichere Ueberschüsse in die Staatskassen fließen. Freilich ist man nicht ohne ein langes Tasten, das mit der Zeit gefährlich werden konnte, zu dem gegenwärtigen Tarif gelangt. Man hat nach einander und versuchsweise vier verschiedene Tarifs, wie sie in der folgenden Tabelle zusammengestellt sind und von denen der letzte augenblicklich in Kraft ist, bei den Reisenden angewendet:

	Plätzen.	Char-à-banc.	Wagen.
Tarif von 1835—1838	35 C. —	25 C.	12 C. 50
„ vom 3. Feb. 1839. . . .	42 „ 50	28 „	20 „ —
„ „ 10. April 1841. . .	40 „ —	25 „	15 „ —
„ „ 17. Aug. 1841 . . .	37 „ —	28 „	17 „ —*).

In demselben Jahre 1841 hat man mit den drei letzten Tarifen — man ließ einen jeden derselben während eines Zeitraums von vier Monaten gelten — Versuche gemacht. So lange der erste von ihnen in Kraft war, nahm die Anzahl der Reisenden, die sich auf kleine Zwischenentfernungen einschreiben ließen, ab; denn diese Klasse von Reisenden wurde verscheucht durch einen

*) Die hier zusammengestellten Sätze gelten für eine Strecke von 3 Kilometer.

Tarif, der verhältnißmäßig höher war, als der für die größeren Distanzen. Auch die Anzahl derjenigen, welche die Waggons benutzten, verminderte sich, woraus man den Schluß zog, daß der Tarif herabgesetzt werden müsse: dadurch werde die Eisenbahn einer größeren Menge von Reisenden zugänglich, und man werde so zu einer erhöhten Einnahme gelangen, ohne daß die Ausgaben erhöht zu werden brauchten. Man adoptirte also den folgenden Tarif. Allein dieser war für die Zwischenstationen dergestalt kombinirt, daß es für den Reisenden, welcher eine gewisse Strecke zurücklegen wollte, vortheilhafter war, wenn er sich von Station zu Station mit einzelnen Billets, als für seine ganze Tour mit einem einzigen versah. Die Anzahl der Reisenden wurde demnach zwar beträchtlicher, aber die Einnahme verminderte sich auf merkliche Weise. Nun entschloß sich die Regierung, den Preis für die erste Klasse herabzusetzen, dagegen den Preis für die zweite und dritte Klasse um 20 pCt. zu erhöhen — eine Maßregel, die sich durch den Erfolg, den sie gehabt, bewährt hat. Denn von dem Moment an, in dem sie eintrat, ist die Einnahme in fortwährendem Steigen geblieben. Die durchschnittliche Einnahme auf den Reisenden und auf 3 Kilom. Wegestrecke war, während der erste der drei Tarifs in Kraft stand, 26—27 C.: sie fiel auf 20—22 C. während der Anwendung des zweiten und stieg endlich mit dem dritten wieder auf 24—25 C.

Ursprünglich durften die Reisenden 20 Kilogramm Gepäck frei mit sich führen; allein das gab Anlaß zu mannigfaltigen Mißbräuchen. Führte z. B. ein Reisender 100 Kilogramm Gepäck, so wendete er sich an ein paar andere Reisende, die kein Gepäck hatten und die dann im Büreau einen Theil seiner Sachen für ihr Eigenthum ausgaben, so daß Jener völlig frei ausging. Seitdem wurde bestimmt, daß alles einregistrirte Gepäck 5 Cent. je 100 Kilogr. auf 1 Kilom. Wegestrecke entrichten solle; die Preise waren bei dieser Einrichtung von 10 zu 10 Kilom. berechnet und das Minimum der Taxe betrug 30 Cent.

Die Waaren mußten die ganz besondere Aufmerksamkeit der belgischen Regierung auf sich ziehen; denn eben der Waarentransport war das Hauptmotiv zum Bau der Eisenbahnen gewesen. Sie sind in drei Klassen getheilt und nach Hunderten von Kilogr. tarifirt, die erste zu 1 Cent. auf 100 Kilogr. und auf 1 Kilom., die zweite zu 1½ Cent., die dritte zu 2 Cent. Zu den Transportkosten kommen noch hinzu, für das Abholen aus der Wohnung 15 Cent. und für das Abliefern in derselben auf 100 Kilom. 25 Cent. für die erste Klasse, 30 Cent. für die zweite und 35 Cent. für die dritte Klasse. Große Erleichterungen nebst einer Kostenreduction von 20 pCt. finden statt für alle auszuführende und Durchgangs-Waaren, so wie für alle exotische Rohstoffe, die eingeführt werden; nur müssen diese Waaren, wenn sie zu den ersten beiden Klassen zählen, einen ganzen Waggon füllen und ein Gewicht von 500 Kilogr. haben, wenn sie zu der dritten Klasse gehören.

Mannigfaltiges.

— **Belgische Eroberungen in England.** Die Schrift des Oberbibliothekars Panizzi über die Vorräthe, Lücken, Einrichtungen und Bedürfnisse der gedruckten Abtheilung der Bibliothek des British Museum ist von uns in diesen Blättern (Nr. 108 ff.), bearbeitet, den Lesern vorgeführt worden. Gleichzeitig mit uns hat Herr Octave Delepierre, Legations-Secretair, Mitglied der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London, des Comité historique in Paris ꝛc. *), baldiger Inhaber zweier Kreuze der Ehrenlegion (man giebt sie durchaus nicht mehr einzeln weg) und des Titels Grand von Spanien, kurz und schlechtweg Herr Peter in der Fremde hat gleichzeitig mit uns das Panizzische Memoire zur Hand genommen, es auszugsweise übersetzt, ein Büchelchen daraus gemacht und es unter eigenem Namen, ohne auch nur mit einem Worte Panizzi's Arbeit zu erwähnen, in Brüssel herausgegeben. Herr Delepierre nennt dieses Büchelchen Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée Britannique **) extrait de documents authentiques soumis au parlement en 1846 und giebt sich also beim Publikum das Ansehen, als hätte er selbst die schriftlichen Dokumente mühsam vergleichen müssen, um mit eigenem Fleiße eine Arbeit daraus zu machen, eine Täuschung, die ihm an vielen Orten gelingen mußte, da die Panizzische Schrift nicht in der Form eines Buches im Buchhandel, sondern als ein parliamentary paper erschienen ist. ***) Allein wir, die wir gewissenhaft Panizzi benutzt, belobt und bekämpft haben, halten uns für berechtigt, das Verfahren des Delepierre zu rügen und die deutschen Freunde der Bibliotheks-Wissenschaften vor solcher Originalität zu warnen, schon deshalb, da es doch wahrscheinlich ist, daß der schnellfertige Büchermacher sein Examen nicht für sein letztes Buch hält. Die literarische Freibeuterei nimmt ohnedies in unseren Tagen so überhand, daß es Pflicht eines jeden Selbstthätigen wird, dagegen mit scharfen Worten zu protestiren. Daß Herr D. ein Belgier ist, geht nicht blos aus dem Druckorte Brüssel und anderen Muthmaßungen hervor, sondern aus der Verfahrungsweise selbst, da Plagiat, Nachdruck und sonstige literarische Umtriebe die hervorstehenden Merkmale in der Industrie der meisten französisch-belgischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts sind. *)

Lt.

— **Antigone in Irland.** Miß Helen Faucit gehört zu den beliebtesten tragischen Schauspielerinnen Englands. Vor etwa anderthalb Jahren gab sie die auch in London von ihr mit großem Beifall dargestellte Rolle der Antigone in Dublin, bei welcher Gelegenheit die mit Mendelssohn's Musik ausgestattete griechische Tragödie zum erstenmale über die Bühne der irländischen Hauptstadt ging. Diese Darstellung erregte den Enthusiasmus der Dubliner in solchem Maße, daß der Künstlerin damals eine von allen Notabilitäten der Stadt unterzeichnete Adresse überreicht wurde, worin der Dank derselben dafür ausgesprochen wurde, daß durch ihr Talent das Gebilde des Sophokles den Söhnen des alten Erin neu erweckt worden, ein fernerer Ausdruck dieses Dankes jedoch vorbehalten ward. Man hatte nämlich eine in Form einer antiken Lampe gearbeitete kostbare Brosche als ein Andenken für Miß Faucit bestimmt; dieses ist kürzlich erst fertig und der Künstlerin auch bereits übersandt oder vielmehr durch eine Deputation übergeben worden. Es besteht ganz aus gediegenem Golde und mißt ungefähr drei Zoll im Durchmesser. In der Mitte ist auf einem Grunde von weißer Emaille Antigone dargestellt, sich über die Aschenurne des Polyneikes neigend, während am Rande in griechischer Schrift der Name „Antigone" sich befindet. An beiden Seiten dieses Medaillons befinden sich die antiken Masken Kreon's und Antigone's, durch ein Gewinde der Kadmischen Schlange verbunden, während um das Ganze ein Olivenkranz sich schlingt, in welchen drei große kostbare Steine gefaßt sind. Auf der Rückseite dieses eben so geschmackvollen als kostbaren Andenkens ist die Dedication an Miß Faucit angebracht. Es gereicht diese Darlegung ihres Kunstsinnes den Dublinern gewiß zur Ehre; um so mehr, da wir nicht gehört haben, daß die sonst ihres Kunstsinnes sich so bewußten Berliner der ersten deutschen Künstlerin, welche die Sophokleische Antigone auf der modernen Bühne mit so vielem Erfolg gegeben, eine ähnliche Huldigung dargebracht haben.

*) Am ehrlichsten ist noch unter den Brüsseler Schriftstellern der Dr. C. Carmelo: der stündert zwar jede kühn strebende Schriftstellerei, aber er greift dafür den verkommenen Schriftstellern von seinem Eigenthum à la Wagenfeld sehr viel zurück. Einst mögen sich im Paradiese dann die Bestohlenen und die Beschenkten leicht über Carmelosche Wissenschaft vergleichen.

*) Das ꝛc. sagt nämlich Herr D. selbst auf dem Titelblatt; welche berühmte Gesellschaft aber sich hinter diesem ꝛc. birgt, wissen wir nicht. Vielleicht der Verein der Brustfrei-Literaten; der Mäßigkeitsgesellschaft kann solcher Schriftsteller nicht angehören.

**) Dieser Theil des Titels enthält noch eine zweite Unrichtigkeit, denn der Bibliothek enthält (renferme) und Handschriften, von denen jedoch Panizzi und folglich auch Delepierre gar nicht gesprochen, da Ersterer dies den gedruckten Büchern vorzieht.

***) Wirklich hat die in Paris von Didot herausgegebene Nouvelle Revue encyclopédique eine lobende Anzeige des Schriftchens, und der Rezensent weiß kein Wort von Panizzi.

Bibliographischer Anzeiger.

So eben sind in unserem Verlage erschienen und durch alle solide Musik- und Buchhandlungen zu beziehen:

Concone. Vocalizzi e Solfeggi per Mezzo Soprano o Baritono. 2 Live. à 1 thlr. Sind vom K. Conservatoir in Paris approbirt.

Duprez. Die Kunst des Gesanges. Vollst. Gesangschule des K. Conservatoriums. 2 thlr. L'Art du chant, méthode complète.

Duvernoy. Fantaisie sur les Mousquetaires de Halevy p. Piano. Op. 162. ⅔ thlr., dito à 4 mains. Op. 161. ⅔ thlr.

Graziani. Wahnsinnigen-Polka, Teufels-Polka, Erinnerung-Mazurka, Corsac-Polka, Trabetreuen-Polka, Quadrille mit Angabe d. Tanztouren, Mazurka u. Marsch aus d. Musketieren der Königin v. Halevy, Corso-Marsch zum best. Gebrauch der Preuss. Armee f. Piano à ½ sgr. Obige Tänze f. Orch. 2 Hefte à 2 thlr.

— **Schleswig-Holsteinmarsch** arr. v. Graziani, welcher fortwährend im Königst. Theater gespielt wird, ist wieder vorräthig; Preis für Piano u. zu 4 Händen à 2 sgr., f. Orch. 20 sgr.

Halevy. Die Musketiere der Königin. — Les Mousquetaires. Vollst. Clav.-Auszug mit deutsch. u. franz. Text. 8.-Fr. 3⅓ thlr. Ouverture v. d. Musketieren f. Orch., f. Piano, zu 4 Händen u. alle Gesangsstücke einzeln à 10 sgr. bis 1 thlr.

— **Potpourri aus d. Musketieren** f. Piano v. Chwatal. ⅔ thlr.

— **Das Schönste (Mosaïque) a. d. Musketieren** f. Piano v. Schubert. 4 Lief. à ⅔ thlr. Vollst. Clavierauszug ohne Worte 3 thlr.

Henselt. Air de Ballet p. Piano, dito à 4 mains. Op. 13. à 15 sgr.

Hünten, Fr. Fantaisie s. l. Mousquetaires p. Piano. Op. 142. ⅔ thlr.

Berlin, **Schlesinger'sche** Buch- und Musikhandlung.

German and foreign Quarterly Review.

So eben erschien bei Jul. Baedeker in Elberfeld und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Vierteljahrsschrift Nr. II.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

(Erweiterte Fortsetzung von Viehoff's Archiv für den deutschen Unterricht.)

1ster Band 2te Hälfte. Bogen 17—31. gr. 8. mit 1 lithogr. Tafel. geh. 1 Thlr. = 1 fl. 45 kr. rhein.

Für den rationellen Lehrer der neueren Sprachen ist dies „Archiv" unentbehrlich, für jeden Gebildeten interessant.

Vierteljährlich erscheint ein Heft von 15 u. 16 Bogen gr. 8. zu dem Preise von 1 Thlr. Das Verzeichniß der geehrten Herren Mitarbeiter ist jedem Hefte beigegeben.

Bei **Kirchheim, Schott & Thielmann** in Mainz sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Molbech, C., Lund, Upsala und Stockholm. Einige Blätter aus einem Tagebuche mit einer Zugabe über die skandinavische Eintracht. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Clarus. 8. geh. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 145. Berlin, Donnerstag den 3. Dezember 1846.

Dänemark.

National-Charakter und politisches Leben in Schweden und in Dänemark.

Eine Parallele.

Der verdiente und in seinem Vaterlande mit Recht allgemein geschätzte Veteran der dänischen Literatur, Professor Christian Molbech in Kopenhagen, der bereits vor mehr als dreißig Jahren (1814) eine vielgelesene Reisebeschreibung von Schweden herausgegeben, welchem Buche 1811 seine „Jugendwanderungen im dänischen Vaterlande" (Ungdomsvandringer i mit Fädreland) vorangegangen waren und nach einigen Jahren eine Reisebeschreibung von Deutschland (1821) folgte, hat 1842 eine neue Reise nach Schweden unternommen und die Resultate seiner Vergleichung der jetzigen Zustände mit den früheren in einer interessanten Schrift zusammengestellt. Es haben zwar in den letzten Jahren auch einige deutsche Touristen, unter denen wir namentlich die Herren Theod. Mügge und Boas nennen, recht anziehende Schilderungen schwedischer Zustände herausgegeben, doch hatte wohl keiner von ihnen einen so geschärften Blick für skandinavische Verhältnisse, keiner eine solche Berechtigung zur Kritik derselben, als der dänische Schriftsteller, der, wie er richtig bemerkt, in Schweden zwar ein „Ausländer", aber kein „Fremdling" ist. Es kann daher nur dankenswerth seyn, daß uns eine deutsche Feder, die in der letzten Zeit mehrere werthvolle Werke zur Kenntniß ausländischer, namentlich der spanischen und der italiänischen Literatur geliefert, auch mit der in vielen Beziehungen interessanten Schrift des Prof. Molbech bekannt gemacht hat.

Dieselbe ist unter dem Titel „Lund, Upsala und Stockholm im Jahre 1842" *) erschienen und beschäftigt sich, wie schon aus diesem Titel hervorgeht, hauptsächlich mit den schwedischen Universitäten, so wie mit einer Charakteristik der Hauptstadt und ihrer bedeutenderen Persönlichkeiten. Der Verfasser befand sich während der Versammlung der skandinavischen Naturforscher in Stockholm, die eine größere Anzahl von Dänen nach dieser Hauptstadt geführt hatte, als daselbst jemals gesehen worden war, unter denen jedoch Molbech einer der Wohlaufgenommensten und Willkommensten war. Er wurde dem Könige Karl Johann, so wie dem damaligen Kronprinzen Oskar und seiner Gemahlin, vorgestellt, welche Letztere er als ein Muster der Frauen und Mütter, mehr den deutschen Charakter der mütterlichen, als den südlich-romanischen der väterlichen Abstammung an sich tragend, darstellt. Auch dem jetzigen Kronprinzen und dessen Bruder, dem Prinzen Gustav, hatte er, noch als sie Studirende auf der Universität Upsala waren, näher zu treten Gelegenheit, und Beide schildert er als hoffnungsvolle, eben so von Achtung für die Wissenschaft als von Liebe für ihr Land durchdrungene junge Männer.

Der Verf. zählt sich, seiner ganzen Anschauungs- und Denkweise nach, wie dies auch mit seinem der Greisenzeit sich nähernden Lebensalter harmonirt, zu den Konservativen; deshalb findet er sich in Schweden, einem eben so wie England wesentlich konservativen, wiewohl dabei stets organisch fortschreitenden Lande, ungemein befriedigt, und wenn damit auch seine Bekämpfung der skandinavischen Einheits-Ideen in Widerspruch zu stehen scheint, so erklärt sich diese doch wiederum aus seiner außerordentlichen Anhänglichkeit an das dänische Vaterland, dessen politische Selbständigkeit unter den skandinavischen Reichen er unter allen Umständen gewahrt wissen will, und dessen Hauptschwäche ihm eben darin zu liegen scheint, daß es nur gar zu sehr den Einflüssen des Auslandes sich überläßt, mögen diese nun, wie bis zu der neuesten Zeit, aus dem wissenschaftlich höher stehenden Deutschland oder, wie jetzt, aus den noch mit einem überwiegend naturwüchsigen Volksthum ausgestatteten beiden anderen skandinavischen Ländern herkommen. Er stellt übrigens den Panskandinavismus als ein Dreieck dar, das nur zwei Seiten habe, eine dänische und eine schwedische, während die dritte, norwegische, vorläufig ganz fehle, was wohl zunächst darin seinen Grund hat, daß Norwegen, welches seit mehr als fünfhundert Jahren immer mit einem der beiden anderen Reiche verbunden war, dessen Suprematie es dabei stets mit Widerstreben empfunden hat, gerade am allerwenigsten geneigt seyn kann, diese Union, von welcher es Gefahren für seine Freiheit und Selbständigkeit besorgt, noch enger und fester zu machen. Aber gerade sein ehemaliges Verhältniß zu dem Nordlande und der Umstand, daß das kleine Dänemark sich bewußt ist, welchen geistigen Einfluß es noch durch seine Sprache und Literatur auf das große Norwegen übt, scheint uns ein geheimer Beweggrund zu seyn, daß in Kopenhagen, wo man dadurch einen Theil der alten Suprematie wieder zu gewinnen hofft, die skandinavischen Ideen mehr Anklang finden, als in Christiania und in Stockholm, obwohl in der letzten Zeit selbst auf der nordschwedischen Universität (Upsala) Sympathieen für dieselben laut geworden sind. Unser dänischer Verfasser dagegen empfiehlt zwar Einigkeit unter den skandinavischen Brudervölkern, die gegenseitig Vieles von einander lernen können, auf das dringendste, aber von einer Einheit will er weder auf politischem, noch auf sprachlichem und literarischem Gebiete etwas wissen.

Daß unter solchen Umständen seine Auffassung der skandinavischen Länder-Verhältnisse nicht die gewöhnliche, in Deutschland vorherrschende sey, läßt sich leicht denken. Uns, die wir kaum die dänische Sprache von der schwedischen zu unterscheiden vermögen, während doch zwischen beiden sehr markante Verschiedenheiten in der Wortbildung wie im ganzen Periodenbau bestehen, uns entgehen natürlich die unterscheidenden Merkmale im National-Charakter wie im politischen und socialen Leben der beiden Länder noch weit mehr, und deshalb werden unsere Leser die Parallele, die der Verfasser zwischen beiden zieht, mit um so größerem Interesse aufnehmen.

„Ich befand mich gestern (berichtet Molbech während seines Aufenthaltes in Stockholm) in einer Gesellschaft weniger Personen, unter denen mir der Mittag und ein paar Nachmittagsstunden auf eine behagliche und zugleich mehr als alltägliche anziehende Art vergingen, weil ich hier wieder einige jener mit mehr als gewöhnlich ausgeprägter Originalität in Charakter, Betragen und Sprache begabten Individuen fand, welche nach meiner Erfahrung und einer bei mir lange festgestellten Ueberzeugung ungleich häufiger in Schweden als in Dänemark zu finden sind. Da ich in dieser Gesellschaft auch mit einer verständigen schwedischen Dame ins Gespräch kam, welche gern hörte, wie es mir allezeit in ihrem Vaterlande gefallen habe, und die es vergnügte, daß ich mich daselbst fast immer ungezwungen und wie zu Haus fühlen könne, so nahm ich Anlaß, ihr und mir selber Rechenschaft darüber zu geben, was denn hauptsächlich dazu beitrage, daß das Volk, die Nationalität und das sociale Leben in Schweden mir ein Interesse einflößen, das in einer langen Reihe von Jahren sich unverändert erhalten und das auch bei meinem letzten erneuerten Besuche in dieser Hauptstadt nichts verloren hat.

Es ist überhaupt bei den Schweden, in der nationalen Physiognomie des Volkes, in der ganzen Gestalt des äußeren Lebens, in den politischen Einrichtungen und statistischen Verhältnissen, etwas weit Originelleres, wenn man will Altmodisches, aber auch Charakteristischeres, das sich in mehr Freiheit, Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit bewegt, als in Dänemark. Da ist zugleich etwas Beharrliches, Etwas, worin man frühere Zeiten wiedererkennt und an dem man leicht erfährt, daß die Nation selbst einen Werth darauf setzt, es zu besitzen und zu behalten. Man findet sich in Vieles, das schwach oder unvollkommen ist, weil es zugleich mit dem ganzen nationalen Zustande und Charakter verwachsen ist; dieses aufzugeben, oder es Stück für Stück fortragen und stehlen zu lassen, ist Etwas, wovon man hier zu Lande niemals etwas hat wissen wollen. In Dänemark dagegen ist man nicht allein von jeher geneigt gewesen, beinahe Alles, was sich darbot und vom ausländischen Wesen, an fremdem Brauch, Mode, Sprechart, Lebensweise u. s. w. kopiren ließ, an- und aufzunehmen.

Man hat zugleich in Dänemark fast ein Paar Jahrhunderte lang unter einer überall mechanisch organisirenden, reformirenden und regelnden Verfassung gelebt, welche so Vieles, was verkehrt und schief war, vertilgt und gerade gerichtet, so manchen Mißbrauch und Mangel ausgeglichen und hinweggewischt, so manche Veranstaltungen abermals und abermals umgeschaffen und so Vieles eingerichtet hat, um Alles von einem Centralpunkte und einer Richtschnur aus systematisch zu regieren und zu administriren, daß es endlich der humansten absolaten Monarchie, der mildesten, friedlichsten, uneingeschränktesten Souverainetät, welche Europa gekannt hat, durch eine unbegränzte Tendenz zur nivellirenden Fürsorge für allgemeine Gesetzlichkeit, für die intellektuelle Bildung der Staatsbürger, die materielle Bequemlichkeit, die sociale Ordnung und Regelmäßigkeit gelungen ist, fast jede nationale Eigenthümlichkeit beim Volke, dem Mittelstande, ja selbst beim gemeinen Manne hinwegzuheben und zu verwischen; von nationaler Haltung, Sitte, Kleidertracht und Belustigung ist in Dänemark fast kein merkwürdiger Zug zurückgeblieben. Darunter war auch mitbegriffen, daß man eine Aristokratie

*) Aus dem Dänischen übersetzt von Ludwig Clarus. Mainz, bei Kirchheim, Schott und Thielmann, 1846.

tigte, welche freilich schon lange daran gearbeitet hatte, sich selber zu verzehren, und daß man sie durch einen Schatten ersetzte, welcher nur, wie ein politischer Mond, sein Licht entlehnen sollte und dessen Schein mit der Zeit immer mehr und mehr abnahm.

In Schweden sank zwar die alte Aristokratie bedeutend von der Höhe des politischen Gewichtes und Ansehens herab, die sie im späteren Mittelalter und in der Lehenszeit (wenn man diesen Ausdruck vom Norden gebrauchen will) mit dem dänischen Adel gemein hatte, und zwar schon seit der Zeit, wo die schwedische Aristokratie sich darin finden mußte, daß ein schwedischer Edelmann den Thron bestieg. Der große Schritt war während der Unionskriege vorbereitet, deren erster und eigentlicher Anlaß: die Ausschließung des alten schwedischen Königsstammes, den langen blutigen Streit darüber hervorrief, ob die Krone einem ausländischen Fürstengeschlechte oder einem inländischen edlen Hause zufallen solle. Was auf die Länge den Häusern der Bonde und Sturen nicht gelingen wollte, das erreichte ein drittes Geschlecht durch Christian's II. tolles Benehmen und Gustav Wasa's große Eigenschaften. Was bereits seine Söhne dem Adel bieten konnten, bewies die Ermordung der Sturen durch Erich XIV. und die Hinrichtung von vier Reichsräthen auf einmal unter Karl IX. Allein der schwedische Adel behielt doch noch nach einem ganzen Jahrhundert die Kraft, Karl's XI. und seines Sohnes unumschränkte Macht zu überleben. Sie würde noch stärker geworden seyn, wenn nicht die bereits erschlaffte und ausgeartete Aristokratie im achtzehnten Jahrhundert den Bogen wieder zu stark hätte spannen wollen. Inzwischen hatte bereits seit Gustav Wasa's Zeit zuerst die Geistlichkeit, dann der Bürger- und Bauernstand in Schweden sich langsam, aber beständig und sicher zu selbständiger Kraft und Freiheit erhoben. So wuchs und entwickelte sich die merkwürdige Verfassung in diesem Lande, welche bei gewissen Unvollkommenheiten wenigstens die Vollkommenheit hat, daß hier seitens der Königsmacht den Ständen eine wirkliche Vorhandenheit und Repräsentation, eine wirkliche Theilnahme eines sehr großen Theils des Volks an der Souverainetät eingeräumt und eine wichtige Bedingung dafür vorhanden ist, daß jene Theilnahme das nothwendige Gleichgewicht, selbst unter einer fortschreitenden Entwickelung des nationalen Ständeprinzipes, erlangen und bewahren kann, nämlich die unmittelbare Geltung und Berechtigung, welche jede Volksklasse in der Wahl ihrer Repräsentanten ausüben kann.

Daß das noch fortdauernde Recht des Adels, durch jede Familie repräsentirt zu werden, ein veralteter Mißbrauch ist, läßt sich leicht einsehen; allein dieser kann ohne Revolution abgeschafft werden — ja, auf eine solche ging auch der Vorschlag hinaus, den der Reichstag von 1841 dem nächstfolgenden zu erledigen überließ: nämlich die alte schwedische Staatsverfassung umzustoßen und unter dem Scheine einer größeren Volksfreiheit die Souverainetät unter den Ruinen der nivellirten Stände zu begraben, oder unter eine Kammerverfassung zu bringen, deren Wahlgesetz alsbald jedes Gepräge von Selbstständigkeit der drei Stände auslöschen würde. Allein man wollte doch den Adel beibehalten, und gleichwohl ist derselbe vielleicht das einzige Staatselement, das noch, wenn dieser Stand seine eigene Stellung und seinen Vortheil versteht, dem Untergange der Nationalität und Nationalfreiheit in der Auflösung alles Bestehenden wird entgegenarbeiten können, wohin auch hier zu Lande die radikale Partei strebt.

Wenn man nun, wie die moderne Opposition lange gelehrt hat, Schweden oder seiner Verfassung zu viele Stände gegeben hat, so hat man dagegen in Dänemark nach 1660 gar keine haben wollen. Der einzige Stand, welcher vor dieser Epoche politische Macht und Wirksamkeit geübt hatte, behielt wohl den Schein des Daseyns; allein wie schwach sein Leben schon zu jener Zeit gewesen, zeigt sich auf eine bemerkliche Weise in der Schnelligkeit, womit der ältere dänische Adel im siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ausstarb. Ohne Zweifel beging Friedrich III. einen Staatsfehler, da er die Monarchie ganz isoliren wollte. Hätte man auf dem Reichstage 1660 die gelegene Zeit benutzen mögen; hätte man neue, richtig organisirte und begränzte Stände (Provinzialstände) bilden können und wollen, so würde man in denselben auch eine Stütze für die monarchische Verfassung haben finden können; und vielleicht wäre es gerade der rechte Augenblick gewesen, sich einen Organismus von Grund aus bilden zu lassen, den man vor zehn Jahren (1834) ohne alle historische Basis auf einmal mit Stamm, Zweigen, Krone und Laubwerk schaffen wollte; auch hier konnte man keineswegs mit einem deutschen Sprüchworte sagen: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Da Dänemark auf diese Art nachmals weder einen Adelstand (Hof- und Amtsadel ist kein Stand) noch einen Bürger- oder Bauernstand besaß, und da ein deutscher Doktor oder Atheist (Struensee), dessen moralische Lesebücher: l'Homme machine und das Système de la nature gewesen waren, angefangen hatte, den Staat durch Einführung eines unerhörten Kabinetsdespotismus und einer ungebundenen Preßfreiheit zu reformiren, welche, nebst anderen Frechheiten, ihn selbst auf das dänische Blutgerüst brachte, kam es endlich dahin, daß man in Ermangelung anderer Stände plötzlich einen Bauernstand schaffen wollte.

(Schluß folgt.)

England.

Die irländischen Mäßigkeits-Vereine.

(Schluß.)

Der Pater Mathew genoß seit langer Zeit in Cork einer großen Popularität. Er verdankte sie seinem unbescholtenen Charakter, seiner Mildthätigkeit und dem Eifer, mit dem er der Stadt Cork zu einem katholischen Kirchhof verholfen hatte. Kaum hatte man erfahren, daß er den Enthaltsamkeits-Eid abnehmen werde, als alle Unglücklichen, die er beschenkt und getröstet hatte, jenen Eid zu leisten kamen, in der Ueberzeugung, daß Alles, was ihnen von dem mildthätigen Kapuziner gerathen würde, nothwendig zu ihrem Glücke führen müßte. Dann kamen diejenigen, die, dem Trunke ergeben, aber ihre Ausschweifung bereuend, hofften, sie würden in einem öffentlichen und kirchlichen Gelübde die Kraft finden, ihren bösen Neigungen zu widerstehen. Die Geistlichkeit erhielt diese Bewegung wach durch ihre Ermahnungen von der Kanzel und dem Beichtstuhl herab. Mit der Zeit hatte die ganze Grafschaft den Eid geleistet, und sogar von Limerik, zwanzig Meilen von Cork, kamen die Entsagenden. Menschen, deren ganzes Leben ein ewiges Trinken gewesen war und die das Meer trocken gelegt hätten, wenn es aus Whisky bestanden hätte, boten dem Pater Mathew freiwillig ihren Schwur an. Als sie nach Hause zurückgekehrt waren, ging eine so günstige Veränderung mit ihnen und ihrem Hausstande vor, daß alle Welt Wunder rief. Zum ersten Mal kam man in Limerick auf den Gedanken, der Whisky könnte vielleicht kein Lebensbedürfnis seyn. Pater Mathew mußte sich endlich selbst nach Limerick begeben. Er wurde dort empfangen, „wie der Erzengel, der den Drachen der Unmäßigkeit besiegte.“ Dann ging er nach Dublin und machte in jedem Dorfe Halt. Wenn die Messe gelesen war, stellte er sich vor die Thür der größten Branntweinschenke des Ortes und predigte von da gegen den Whisky. Glaubte er nun der Gemüther Herr zu seyn, so rief er: „Voran also, meine Kinder, ein Jeder, der sich von dem Laster der Trunksucht heilen will, werfe sich auf die Kniee und wiederhole die Worte, die ich sprechen werde.“ Und das Volk kniete nieder und sprach mit dem Pater: „Ich verspreche, mich der gegohrenen Getränke zu enthalten und mein Möglichstes zu thun, um meinen Nächsten von der Trunksucht abzubringen.“ Der Pater schritt darauf durch die knieende Menge, und nach einem kurzen Gebete machte er ein Zeichen des Kreuzes auf die Stirn eines Jeden und sagte dabei: „Gott gebe Dir die Kraft, Dein Versprechen zu halten, und wenn die Versuchung über Dich kommt, so sage zur Versuchung: Kein Mensch versuche mich, denn ich trage an meinem Leibe das Zeichen Christi.“ In Dublin wählte der Pater zum Ort der Eidesleistung den Platz vor dem Zollhause, gerade dem Büreau gegenüber, wo die Whisky-Steuer bezahlt wurde. Die Steuerbeamten konnten mit eigenen Augen sehen, wie an einem einzigen Tage mehr als zehntausend Menschen für immer beschlossen, nie mehr eine Auflage auf Whisky zu bezahlen, und der Glaube an Mathew's Wunderkraft war so groß, daß Kranke und Krüppel unter den Schwörenden erschienen, weil sie hofften, durch seinen Segen geheilt zu werden. Die katholischen Eigenthümer von Diligencen stellten dem Pater ihre Wagen unentgeltlich zur Verfügung, dagegen ersuchte ihn die protestantische Direction der Mail-Posten, nicht mehr mit ihren Wagen zu reisen, weil die Volksmenge, die auf jeder Station herbeiströme, um ihn zu sehen, der Regelmäßigkeit des Dienstes schade.

Sobald die oberste Leitung der Mäßigkeits-Vereine in katholische Hände übergegangen war, zeigten sich viele protestantische Publizisten geneigt, der englischen Regierung diese Bewegung verdächtig zu machen. Sie erinnerten, daß alle Aufstände in Irland mit ähnlichen Dingen angefangen hätten, und sahen O'Connell hinter dem Pater Mathew. Wie sich auch die heilsame Umwälzung in den Sitten später gestaltete, im Anfange war sie rein religiöser Natur und frei von allen politischen Nebenzwecken. Die Bekehrung der Massen geschah im Jahre 1838, und erst 1843, als O'Connell seine große Agitation begann, nahm der Mäßigkeits-Verein eine politische Tendenz an, und es ist nicht zu glauben, daß O'Connell ohne die vorangegangene Revolution in den Sitten für seine Worte Begeisterung gefunden und die ungeheuren Massen der Repealer in den gesetzmäßigen Schranken der Ordnung und Ruhe erhalten hätte. Die sittliche und politische Reform sind aber seitdem eins, und „Teetotaler“ und „Repealer“ bedeuten gegenwärtig fast dasselbe.

In jedem Flecken Irlands giebt es eine Art Ressource von Teetotalern, zu der Frauen und Kinder zugelassen werden. Jedes Mitglied besitzt eine Medaille, auf der Pater Mathew, den Eid abnehmend, dargestellt ist; auf der Rückseite befindet sich das Osterlamm mit der Umschrift: In hoc signo vinces. Die Vorzeigung dieser Medaille sichert dem Träger eine brüderliche Aufnahme in jeder Mäßigkeits-Gesellschaft. Man giebt in den Klubs musikalische Abendunterhaltungen, zuweilen kleine Bälle oder Theegesellschaften, während welcher die jungen Leute das Wort zum Lobe des Vereines nehmen dürfen. Ihre Reden sind gewöhnlich von Toasten begleitet, die bei Wasser, Limonade und anderen unschädlichen Getränken ausgebracht werden. Jede Gesellschaft besitzt ein Corps von Musikern, denn um der Langweile vorzubeugen, hat man so viel als möglich den Geschmack für Musik verbreitet. In den großen Städten haben die verschiedenen Viertel ihre besonderen Vereine, die an Eifer für ihre Sache mit einander wetteifern. In Dublin giebt es sogar einen, der blos aus Kindern besteht. — Wenn ein Teetotaler seinen Eid verletzt, so darf ihn der Priester öffentlich von der Kanzel herab nennen, und das Volk ermangelt nicht, alles Unglück, das ihn später trifft, dem göttlichen Strafgerichte zuzuschreiben.

Ich hatte Gelegenheit, die unglaubliche Veränderung mit eigenen Augen

zu sehen, die in den Sitten der Irländer vor sich gegangen war. Man muß bei ihren Meetings gewesen seyn, ihre würdige Haltung und die Andacht gesehen haben, mit der sie ihren Rednern zuhören. Man muß sich von ihnen die segensreichen Früchte ihrer Bekehrung erzählen lassen, um zu begreifen, wie unendlich viel Pater Mathew geleistet hat. Bei dem Monster-Meeting auf dem Tarahügel konnte ich unter sechsmalhunderttausend Menschen nur zwei Betrunkene entdecken, die zudem von ihren Gefährten zurückgehalten wurden. Beim Meeting zu Baltinglass fand ich dieselbe Nüchternheit. Ein andermal begab ich mich am Bord eines Handelsschiffes nach Dingle. Das Meer war stürmisch, und der besorgte Capitain wollte den Muth seiner Matrosen, die sämmtlich Teetotaler waren, aufrichten und erklärte ihnen, er nehme es auf sein Gewissen, sie vom Mäßigkeitseide zu entbinden, und wollte ihnen Whisky geben lassen. Aber Alle, ohne Ausnahme, lehnten das Anerbieten ab.

Als ich in Dublin war, besuchte ich den Saal der Royal Exchange, wo die Teetotaler ihre Sitzungen hielten. Der Raum war zum Ersticken voll. Im Fond des Saales hinter einer langen grünen Tafel, die von dem Comité eingenommen war, sah man ein Transparent mit den Worten: Don't enlist in the drunkards' army! (Laßt Euch nicht aufnehmen ins Heer der Trunkenbolde). Darunter waren vier anatomische Bilder mit folgenden Unterschriften:

The stomach in a healthy state (Der Magen im Zustande der Gesundheit).

The stomach of the drunkard (Der Magen eines Säufers).

The stomach of the drunkard after the debauch (Der Magen eines Säufers nach dem Rausche).

The state of the stomach of the drunkard after death from delirium tremens (Der Magen eines Trunkenboldes, der an Säuferwahnsinn gestorben ist).

Die Bilder waren sehr lebhaft kolorirt und in der Zeichnung vom Maler übertrieben, um die Verheerungen der berauschenden Getränke recht anschaulich zu machen. Unter den Zuschauern erblickte ich meinen Kutscher, meinen Stiefelputzer, einen Kellner meines Gasthauses und andere Bekannte, unter diesen auch einen Quäker, dem ich an demselben Tage einige baumwollene Waaren abgekauft hatte und den ich nicht wenig erstaunt war, als Secretair der Gesellschaft fungiren zu sehen. Er erkannte mich und nöthigte mich höflich, zu seiner Seite am grünen Tische Platz zu nehmen.

Der Präsident eröffnete die Sitzung und empfahl dem Publikum heute besonders, das Dekorum und die Ordnung zu bewahren, da mehrere gentlemen teetotalers aus Amerika zugegen seyen. Er fügte hinzu, daß er sich täglich mehr von der Güte der „teetotalischen" Ideen überzeuge. Er habe sich niemals so wohl befunden und eine so gute Laune gehabt; auf der Jagd habe er nie so richtig gezielt, als seitdem er den gegohrenen Getränken entsagt. Er schloß seine Rede damit, daß er der Gesellschaft seine Gesundheit und seine gute Laune wünschte.

Mein Quäker sprach nach dem Präsidenten. Er hatte ein Blatt der American Temperance-Union in der Hand, berichtete über die Fortschritte des Teetotalismus in der neuen Welt und gab die Details eines großen diplomatischen Diners zum Besten, wo man nichts getrunken hatte, als frisches Wasser und Limonade. Er sprach von den Erfolgen des Pater Mathew in London und versicherte, der schimpfliche Angriff, den man in einer Londoner Vorstadt auf ihn gemacht habe, rühre von den Schenkwirthen her, die durch ihn um ihren lasterhaften Erwerb kommen. „Arbeiter!" rief er, „Arbeiter, Leute aus dem Volke, und Ihr, alle Gegenwärtigen, die Ihr das Glück genießet, Teetotaler zu seyn, seyd nicht zu stolz darauf, seyd nicht eigennützig und suchet vielmehr die Wohlthaten der Mäßigkeit um Euch zu verbreiten. Die vornehmen Klassen widerstehen noch; man muß ihren Widerstand besiegen. (Beifall.) Meine Freunde, Jeder unter Euch, wenn er mit Personen aus den höheren Kreisen in Berührung steht, benutze die geringste Gelegenheit, unsere Lehren zu verbreiten; er spreche von seiner verbesserten Gesundheit, von seinen Ersparnissen, von der Heiterkeit seines Geistes, endlich von den unzähligen anderen Wohlthaten, die er dem Teetotalismus verdankt. (Beifall.) Es ist nöthig für das Glück der Menschheit, daß der Teetotalismus allgemein werde, daß die Reichen, die Lords (lebhafter Beifall), die Minister, die Königin selbst (langer Beifall), wie der Arme, Teetotaler werden. Der Teetotalismus muß die Reise um die Welt machen und das Menschengeschlecht sich in einem Gedanken der Liebe und Milde um Pater Mathew's Banner schaaren! (Donnernder Beifall.) Irland verdankt dem Teetotalismus bereits seine moralische Wiedergeburt; es wird ihm auch die politische verdanken. Darum, meine Freunde, Hurrah für den Teetotalismus!"

Darauf sprach einer der Amerikaner; darauf ein Arzt, der eine teetotalo-hydropathische Rede hielt und mit Gelehrsamkeit zum Schlusse die kolorirten Bilder von den Veränderungen des Magens durch die Unmäßigkeit erklärte.

Diese Details haben ohne Zweifel eine lächerliche Seite, aber unter diesen überspannten Formen liegt, ich wiederhole es, eine wahre Ueberzeugung und das Bewußtseyn großer Erfolge. Uebrigens sind in solchen Dingen die Zahlen eine nicht abzuweisende Autorität, und man schätzt jetzt die Menge der Teetotaler auf wenigstens drei Millionen. Die Steuer-Listen bestätigen, daß im Laufe von vier Jahren der Whisky-Verbrauch fast um die Hälfte abgenommen habe.

Als ich in Cork war, hatte ich die Ehre, bei dem Pater Mathew zu speisen. Er wohnt nicht in dem Kloster seines Ordens, sondern in einem Häuschen von sehr bescheidenem Aussehen in Parliament-Street. Die Thür ist stets geöffnet; das Haus ist das Hauptquartier der Corker Teetotaler. Im Parterre fand ich an zwanzig Personen, denen der Pater den Eid abnahm. Ein jeder Aufzunehmende gab sogleich bei dem Secretair seinen Namen an, der ihn in die Liste eintrug. Konnte der Aufzunehmende schreiben, so zeichnete er selbst seinen Namen ein. Den Wohlhabenderen wurde, um die Kosten der Gesellschaft zu decken, die Medaille für einen Shilling verkauft; den Aermeren gab man sie unentgeltlich.

Der Pater Mathew nahm mich mit offener Herzlichkeit, als wahrer Gentleman, auf. Nichts in seiner Person verrieth den Kapuziner. Er trägt keine Kutte, sondern kleidet sich schwarz, mit Stiefeln und weißer Kravatte. Während des Essens drang ich in ihn, mir den ungeheuren Erfolg seines Unternehmens zu erklären. Er antwortete mit großer Einfachheit: „Ich weiß es selbst nicht; man forderte mich auf, den Eid abzunehmen; ich habe ihn Vielen anempfohlen, und die Vorsehung hat das Uebrige gethan." Ich sprach mit ihm von der glänzenden Aufnahme, die er in England gefunden habe. — „O ja", antwortete er, „Groß und Klein, alle Welt hat mich gut aufgenommen; Jeder begriff, was in unserem Werke Tugendhaftes lag." Er sagte diese Worte mit der Miene eines Menschen, der seine Erfolge nicht sich selbst, sondern der Gerechtigkeit seiner Sache zuschreibt. Als er in mir einen Verehrer des Teetotalismus sah, forderte er mich auf, den Schwur zu leisten. Ich pochte auf meine große Mäßigkeit und meinte, überdies gebe eine unnütze Einschränkung erst die Lust, sie zu übertreten. Aber er faßte mich bei der Hand und antwortete mir lächelnd mit einem Verse aus dem satirischen Gedichte Hudibras von Buller:

He who fights and runs away
May live to fight another day etc.

„Wenn du dich heute aus dem Getümmel rettest, so hast du einige Aussicht, dich morgen zu schlagen; wenn man dich aber heute tödtet, dann sage Lebewohl jeder Hoffnung, morgen tapfer zu seyn."

Mehrere Male wurde er während des Essens von Leuten unterbrochen, die den Eid leisten wollten. „Ich kann sie nicht fortschicken", sagte der Pater, „sie würden morgen nicht mehr wiederkommen"; und er ermüdete nicht, hinunterzugehen und die neuen Jünger zu weihen, so viele ihrer auch kamen. Er brachte meine Gesundheit bei einem Glase Wasser aus, als wäre dies so in der Ordnung. Im Uebrigen sprachen wir kein Wort von Politik; die schönen Plätze des grünen Erin und die geistige Emancipation des Volkes unter der Herrschaft der Mäßigkeits-Vereine füllten unsere Unterhaltung vollkommen aus, die der Pater durch seine irländische Lebendigkeit und seine Scherze heiter machte. Auf dem Kamine sah ich die Büste Napoleon's zwischen den Statuetten von David und Salomon. In einem protestantischen Hause hätte die Büste des Herzogs von Wellington die des Kaisers ersetzt. Im Zimmer befand sich auch noch ein Banner, ein Ehrengeschenk der Teetotaler von Cork an den Pater. Es trug die Umschrift: Gott sey Preis — und Ehre den Männern von gutem Willen!

Pather Mathew ist 1790 in Jamestown in der Grafschaft Tipperary geboren, in Maynooth erzogen und seit 1814 Mönch. Er lebte seit seiner Ordination stets in Cork und hat sich durch seine Rechtschaffenheit und sein Wohlwollen das vollste Zutrauen seiner Glaubensgenossen erworben, ein Beweis sey, daß ihn reiche Einwohner der Stadt schon sehr oft zum Testamentsvollstrecker erwählten. — Der Pater ist von gewöhnlichem Wuchse, sehr thätig und fast immer in Bewegung. Seine Züge sind gewöhnlich ernst, doch wenn er lächelt, thut er es angenehm. Am meisten fallen seine hellen Augen und seine feinen aristokratischen Hände auf. Die letzteren zeigt er sehr gern. Wenn er Musik hört, schlägt er den Takt dazu; wenn er von Schwierigkeiten spricht, die überwunden werden müssen, ballt er die Faust; wenn er euch überzeugen will, legt er seine Hand auf die eure. Seine Rede ist nicht eben sehr geläufig, aber seine Stimme äußerst angenehm. Kurz es ist eine freie, gute, edle Natur, und man kann sich dem Apostel der Mäßigkeit nicht nähern, ohne sich alsbald zu sagen: das ist ein Mann, der Gutes wirkt.

Man darf zweifeln, daß der Teetotalismus sich in der katholischen Bevölkerung Irlands rein erhalten werde, denn die vollkommene Enthaltung von geistigen Getränken ist unnatürlich und nur ein äußerstes Heilmittel gegen ein äußerstes Uebel. Wenn daher das Uebel nicht mehr zu fürchten seyn wird, so wird auch das Heilmittel unnöthig seyn. Was indeß auch die Zukunft des Teetotalismus seyn mag, die Wohlthaten, die er veranlaßt haben wird, werden eben so viele Ansprüche für Mathew auf die öffentliche Dankbarkeit begründen, denn nächst O'Connell hat Pater Mathew am meisten für Irlands Wiedergeburt gethan. (R. d. d. M.)

Frankreich.

Noch Einiges über das Schreiben des Französisch-Buchholzer Franzosen an Jules Janin in Paris. *)

Das „Magazin" vom 12. November ist uns zuvorgekommen, indem es die Antwort des Pariser Saphir zu einem Artikel früher benutzte, ehe wir unseren Plan, einige ernste Worte über eine Stelle in dem oben genannten Schreiben des Französisch-Buchholzer Franzosen unseren Landsleuten zur Beherzigung mitzutheilen, ausführen konnten. Wir wollen also das Versäumte in aller Eile nachholen, und wenn wir auch etwas spät kommen, so kommen wir doch immer noch zur rechten Zeit. Es bleibe hier dahingestellt, ob der genannte Brief wirklich von einem jener Emigrirten geschrieben sey, die vor einem und einem halben Jahrhundert in Preußen ein neues Vater-

*) Vgl. Nr. 136 des Magazins. Das Schreiben selbst befindet sich im Journal Français de Berlin, 1846, No. 41.

Digitized by Google

land suchten und hier zur Gottesverehrung um einen Altar baten, den man ihnen in Frankreich verweigerte; wie gesagt, wir lassen dies dahingestellt seyn — aber so viel ist außer allem Zweifel, daß mehrere Stellen dieses Briefes, und namentlich eine, die wir sogleich anführen werden, der Ausdruck einer echt französischen Gesinnung sind. In der angedeuteten Stelle heißt es: „In meinen Adern fließt noch immer französisches Blut; und mein ganzes Streben geht dahin, die Sprache, die meine Vorfahren gesprochen, niemals zu vergessen. Ich liebe Frankreich, mein Herr; mein altes Herz klopft noch immer in meiner alten Brust bei seinem Wohlstande und bei seinen großen Thaten; ich lehre meine Kinder die Namen Ihrer großen Männer mit religiöser Ehrfurcht aussprechen. Ich lese mit eben so großer Theilnahme als Vergnügen Ihr geschätztes Journal und vorzüglich Ihre geistreichen Feuilletons, die mit einem Geschmack und einem Talent geschrieben sind, welche Sie auf den ersten Rang der Schriftsteller unserer Zeit erheben. Der Tag, wo das Montagsblatt des Journal des Débats bei uns ankommt, ist für mich ein Festtag; an diesem Tage besuchen mich einige meiner Freunde, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen." — Das nenne ich Patriotismus; das nenne ich Nationalgefühl; und wenn durch irgend etwas, so verdienen die Franzosen durch diese Gesinnung allein die große Nation genannt zu werden. In welchem Lande sich auch einzelne Franzosen niederlassen mögen, der einzige Gegenstand ihrer Redseligkeit ist und bleibt ihr geliebtes Frankreich, und selbst nach 130 Jahren halten die Enkel jener Emigrirten sich immer noch für Franzosen und sprechen mit Begeisterung noch immer die Muttersprache ihrer Vorfahren, und sollten sie sogar undankbar gegen das neue Vaterland werden, das sie so gastfreundlich aufgenommen.*) Diese Gesinnung findet Jules Janin ganz natürlich; er sagt in seiner Antwort: „Sie lieben Frankreich, mein Herr; ich sehe es, ich weiß es; ich fühle es; aber man muß es lieben, selbst in seinen Fehlern; man muß es lieben, selbst in seinen katholischen Königen." — Und das Nationalgefühl der Deutschen?! Soll ich darüber weinen oder lachen? Mit dem deutschen Nationalgefühl geht es, wie mit der deutschen Flotte; Jedermann verlangt sie zum Ruhme des Vaterlandes als eine Nothwendigkeit; aber vergeblich sucht man sie auf allen Meeren.

Doch ich will hier meine Herzensergießungen über die patriotische Gesinnung der Deutschen unterdrücken und meinen lieben Landsleuten nur einige Thatsachen erzählen. Ein Deutscher, Namens Vogler, zog mit seiner Familie nach Paris. Einige Jahre nachher wollte ihn ein Freund und Landsmann besuchen; nach vielen, vielen Bemühungen gelang es ihm endlich, seine Wohnung aufzufinden; er klopft an; Madame öffnet die Thür und macht auf die deutsche Frage: „Wohnt Herr Vogler hier?" ein verwundertes Gesicht, als verstände sie die fremdartigen Töne nicht; doch faßt sie sich zuletzt ein Herz und sagt: „Mon mari s'apelle Fauclaire." Sie zieht sich hierauf wieder zurück und macht dem Fremden vor der Nase die Thür zu. Einen anderen Freund, Namens Nagler, fand derselbe Landsmann nach mehrwöchentlichem Suchen endlich unter dem Namen Naguiller wieder, der durchaus kein Deutsch mehr verstehen wollte. Eine siebenjährige norddeutsche Gräfin, die während der Reise ihrer Mutter zufällig in Italien das Licht der Welt erblickt hatte, sprach für ihr Alter das Italiänische mit großer Geläufigkeit. Aus Schmeichelei sagte man der kleinen contessa, sie spräche für eine Deutsche sehr gut Italiänisch. Da erwiederte die gnädige Gräfin ärgerlich: „Non sono Tedesca; sono Italiana; sono orgogliosa d'esser nata in Italia." Zwei junge Berliner Damen besuchten vor einigen Jahren, als Eugene Sue's Mystères de Paris eben erschienen waren, eine Familie. Natürlich lieferte das genannte Buch den Stoff zur Unterhaltung. Die Wirthin sagte, sie sey eben noch mit dem Lesen des Romans beschäftigt, und hielt den jungen Fräulein das Buch hin. „Aber, mein Gott", erwiederten sie, „Sie lesen ja eine Uebersetzung; wir haben es in der Originalsprache gelesen, wo die Geschichte sich viel schöner ausnimmt. Ueberhaupt, seitdem wir französische Werke lesen, sind uns die deutschen Bücher zuwider; ihre Sprache ist gar zu abgeschmackt und fade."

Doch genug der Beispiele! auch will ich nicht der Millionen von Landsleute gedenken, die nach aller Herren Ländern auswandern, aller Länder Unterthanen werden und ihr Vaterland und ihre Sprache vergessen. Vielleicht werden sie in sich gehen, ihren Werth fühlen und stolz darauf werden, Deutsche zu seyn und in allen Ländern Deutsche zu bleiben. Vor Allem aber dürfen sie, als ein gebildetes Volk, ihre Muttersprache nicht verachten; denn dies war die Barbarei des Mittelalters. Wenn ein französischer Schriftsteller sagt, daß Schiller's Werke in den Hütten und Palästen Deutschlands zu finden seyen, so zeigt euch auch als würdige Landsleute dieses erhabenen Dichters und stellet nicht seine Schriften, schön eingebunden, in Glasschränke, sondern leset sie fleißig, lernt sie verstehen und beherziget vorzüglich folgende göttliche Worte:

„Die angeborenen Bande knüpfe fest;
Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an.
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

F.

*) Wenn es nur die Französisch-Buchholzer Epistel ist, die zu dieser Bemerkung Anlaß giebt, so thut unser geehrter Mitarbeiter den Nachkommen jener Emigrirten entschiedenes Unrecht, denn wir haben bereits aus inneren Gründen dargethan, daß es blos die Maske eines Mitgliedes der „Kolonie" war, die der französische Mitarbeiter des Journal Français de Berlin gelieben. Auch haben sehr viele Nachkommen der unter dem Großen Kurfürsten eingewanderten französischen Refugiés seitdem und insbesondere während des letzten Befreiungskrieges zur Genüge bewiesen, daß sie mit Geist und Herz Deutsche seyen, wenn auch ihr Familienname noch den französischen Ursprung trägt. Auf sie also dürften die übrigens gerechten Vorwürfe unseres Mitarbeiters nicht anwendbar seyn. D. R.

Mannigfaltiges.

— **Der Bey von Tunis.** Der gegenwärtig in Paris verweilende Beherrscher der Regentschaft Tunis, Achmed-Pascha, unterscheidet sich darin von dem ägyptischen Fürsten Ibrahim-Pascha, der vor ihm die Aufmerksamkeit der französischen Hauptstadt auf sich gezogen, daß er nicht blos die äußere Geschicklichkeit der europäischen Civilisation sich anzueignen sucht, sondern daß er dieser sogar durch einzelne Maßregeln auf eine seiner Gesinnung Ehre machende Weise vorangeht. Früher, als es Frankreich für seine Kolonieen anzuordnen wagt, deren Sklaven immer noch ihrer Erlösung entgegenharren, gleich denen in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union, hat er in seiner Regentschaft die Sklaverei für aufgehoben erklärt. Dieses Land zählte bei einer Bevölkerung von drei Millionen Seelen etwa 300,000 Negersklaven, unter denen sich die männlichen zu den weiblichen wie 2 zu 3 verhielten und die hauptsächlich aus Sudan gekommen, aus welchem Lande die Karavanen, die den Handel mit dem Innern von Afrika betreiben, die Neger nach Tunis mitzubringen pflegen. Im Ganzen waren diese Sklaven hier immer schon besser behandelt, als in den europäischen Kolonieen; sie gehörten, wie im ganzen Orient, gewissermaßen zur Familie, in der sie meistens nur die häuslichen und die Gatten-Arbeiten zu verrichten hatten. Auch gab es keine Mulatten unter den Sklaven, denn jedes Kind, das ein Muselmann mit einer Sklavin erzeugte, war frei und hatte alle Rechte der Weißen, so daß auch eine gesetzliche Zurücksetzung der Farbigen, wie sie in Nord-Amerika angetroffen wird, nicht stattfindet. Auch Freilassungen (Manumissionen) der Sklaven aus Erkenntlichkeit für geleistete Dienste waren in Tunis nicht selten. Im J. 1842 schon erließ der Bey ein strenges Verbot, neue Sklaven in seine Staaten einzuführen oder von dort auszuführen, womit ein anderes Gesetz in Verbindung stand, durch welches er jedes von einer Sklavin in Tunis geborene Kind für frei erklärte. Eine ähnliche Maßregel war zu jener Zeit in der französischen Deputirten-Kammer für die Kolonieen in Vorschlag gebracht worden, aber unberücksichtigt geblieben. Im Monat Januar 1846 entschloß sich der Bey jedoch, alle Sklaven in seiner Regentschaft zu emanzipiren, und zwar that er dies in einer Erklärung, die folgendermaßen lautete:

„Das Eigenthumsrecht dieser Gattung des Menschengeschlechts, das Gott mit seinen Wohlthaten gesegnet hat, ist ein peinliches Recht, welches Unserem Herzen widerstrebt. Seit länger als sechs Jahren haben Wir nicht aufgehört, dieser ernsten Frage Unsere ganze Aufmerksamkeit zu widmen .... Nun erscheint es Uns jetzt angemessen, wie Wir hierdurch erklären, der Sklaverei in dem ganzen Umfang Unserer Staaten ein Ende zu machen, dergestalt, daß jeder Sklave, der innerhalb Unserer Regentschaft sich befindet, von Uns für freigelassen und frei angesehen wird und Wir weder einen Herrn noch einen Eigenthümer in Bezug auf ihn anerkennen. Wir haben diese Entschließung in allen Theilen Unserer Tunesischen Besitzungen kund thun lassen, und Wir setzen euch davon in Kenntniß, auf daß Ihr es wisset, daß jeder Negersklave, der in Unseren Staaten zu Lande oder zu Wasser ankömmt, hinführo vollkommen frei ist."

Während es also in Tunis, in dem von Kaiser Karl V. und von Don Juan d'Austria wegen seiner Seeräuberei und seiner Sklaven bekriegten Tunis, keine Sklaven mehr giebt, wird der Zustand der Sklaverei von einigen christlichen Staaten fortdauernd als ein gesetzlicher betrachtet.

— **Jüdische Geschichtschreibung in Frankreich.** Herr J. Salvador, der Verfasser einer mit vieler Anerkennung aufgenommenen Histoire des institutions de Moïse und einer dagegen viel angefochtenen Schrift über Christus und das Christenthum, hat jetzt ein neues Werk, eine Geschichte der römischen Herrschaft in Judäa und der Zerstörung Jerusalems („Histoire de la domination romaine en Judée et de la ruine de Jérusalem") angekündigt. Französische Journale geben bereits Auszüge aus dieser Schrift und deren Vorrede, in welcher der Verfasser einige allgemeine Betrachtungen über die Rolle des jüdischen Volkes in der Weltgeschichte mittheilt. Sie laufen hauptsächlich darauf hinaus, daß der jüdischen Geschichte, im Gegensatze zur römischen, so wie zu der jedes ländererobernden Volkes überhaupt, der politische Charakter ganz abgesprochen, während ihr dagegen ein ausschließlich geistiger, die Mission des göttlichen Wortes, vindizirt wird. Jerusalem sowohl als das alte Rom haben, nach der Darstellung des Herrn Salvador, die Aufgabe gehabt, die vielgestaltige Welt zu einer Einheit zurückzuführen, Letzteres durch den Angriff, die Eroberung und die Herrschaft, Ersteres dagegen durch die bloße Energie seines Prinzips, vermittelst seiner heiligen Schriften und durch die Macht des Gedankens. — Die Schrift, die unmittelbar an die Erzählung des Josephus anknüpft und sich durch philosophischen Geist von den bisher in deutscher Sprache vorhandenen jüdischen Geschichtsdarstellungen zu unterscheiden scheint, wird besonders von den französischen Glaubensgenossen des Herrn Salvador, der bekanntlich ein Israelit von spanischer Abkunft ist, mit großer Begierde erwartet.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 146. Berlin, Sonnabend den 5. Dezember 1846.

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civilisation.

Von Albert du Bois.*)

II. Der Einfluß des Urchristenthums auf das Rechtssystem des Alterthums.

Die socialen und politischen Reformen, welche die Welt dem Christenthum zu verdanken hat, konnten nur langsam ausgeführt werden, und vielleicht sind heutigen Tages noch nicht alle seine wohlthätigen Wirkungen ins Leben getreten; denn das christliche Prinzip zieht sich wie ein rother Faden durch alle Revolutionen der Völker hindurch und dringt unmerklich in ihre bürgerlichen Einrichtungen ein. Als Konstantin den Triumph des Kreuzes in der Welt verkündet hatte, suchte die Kirche nicht, wie ein irdischer Eroberer, ihren Einfall in das Gebiet der politischen und bürgerlichen Ordnung laut auszuposaunen. Stets gemäßigt in ihren Forderungen, obwohl mit unerschütterlicher Treue ihrem Prinzip folgend, ging sie doch in Rücksicht auf die kaiserliche Gewalt mit vieler Vorsicht zu Werke. Uebrigens ist es erklärlich, daß man allgemein überrascht war, als Konstantin durch seine Taufe die Religion des Kreuzes als Staatsreligion öffentlich anerkannt hatte. Die christliche Gesellschaft, deren Gegensatz zur heidnischen Welt ein so unauflöslicher und unbedingter war, wurde durch jene Demonstration plötzlich aus dem Helotenthum und dem Zustande der Proscription auf den höchsten und wichtigsten Standpunkt im staatlichen Leben versetzt. Der Paria von gestern war zum Gegenstande der Verehrung der Cäsaren geworden. Das christliche Prinzip hatte, trotz seiner Reinheit und Einfachheit, einige Mühe, sich in seinem neuen Verhältniß zurechtzufinden; denn seine Aufgabe war, sich mit der alten Organisation, die auf dem Heidenthum und dem Kaiserdespotismus ruhte, vorläufig zu vertragen, um sie allmälig in ihren Grundfesten zu erschüttern und zu stürzen. Zuerst mußte es sich gegen das tiefe Grundgesetz des heidnischen Alterthums richten, nach dem die Ehre, die Würde und das Leben des Individuums den Forderungen des Vaterlandes, das sich überdies in einem einzigen Menschen, dem Kaiser, darstellte, überall zum Opfer gebracht werden mußten. Die Tyrannei der kaiserlichen Macht, die es verstand, die antiken Ideen der Hingebung an die Republik zu ihrem eigenen Vortheil auszubeuten, mußte die durch ihren Geist und ihre Tugend an die Spitze der Kirche gestellten Christen aufs tiefste empören. Die Schriften der Kirchenväter des vierten und fünften Jahrhunderts zeigen, unter welchem Gesichtspunkt sie die profane Gesellschaft betrachteten. Die sich in derselben vorfindenden unzähligen Mißbräuche schienen ihnen von der Existenz derselben selbst untrennbar zu seyn. Zwar griffen sie jene heidnischen Traditionen voller Irrthum und Ungerechtigkeit nicht direkt an, theils weil ihre Freiheit durch die hergebrachte Ehrfurcht vor dem Ansehen der Cäsaren unterdrückt war, theils weil gegenüber dem verstümmelten Körper des römischen Reichs eine allgemeine und tiefe Muthlosigkeit ihre Seelen erfüllte. Indeß kam Konstantin ihren auf indirekte Weise kundgegebenen Wünschen so viel an ihm lag entgegen. Im Familienrecht und in Rücksicht auf die kriminalistische Gesetzgebung und Polizei bewirkte er vielfache, wiewohl noch immer unvollständige Verbesserungen. Diese Verbesserungs-Versuche, als deren Quelle offenbar der Geist des Christenthums zu betrachten ist, müssen jedoch durch die Geschichte erwähnt und erläutert werden. Man kann deutlich erkennen, daß manche gesetzliche Bestimmungen Konstantin's häufig in nichts Anderem, als in der gesetzmäßigen Sanction gewisser durch die Apostel des Evangeliums in die Welt eingeführten, aber durch das heidnische Alterthum durchaus verkannten und verschmähten Prinzipien bestanden.

Wir werden daher den Einfluß des Christenthums auf die durch Konstantin eingeführten Reformen nach den beiden oben angegebenen Seiten betrachten, nämlich:

1. In Rücksicht auf die die väterliche Gewalt und die innere Einrichtung der Familie betreffenden Gesetze;
2. In Rücksicht auf die durch die christlichen Kaiser in der kriminalistischen Gerichtsbarkeit und Polizei bewirkten Veränderungen.

1. Der Umfang der väterlichen Gewalt hatte in den letzten Zeiten der Republik, noch mehr aber unter den heidnischen Kaisern, schon bedeutend abgenommen, ohne daß wir auch für die letztere Zeit an einen Einfluß des Christenthums zu denken haben. Vielmehr hatten mehrere Ursachen dazu beigetragen, ihn zu verringern: der tiefe und schnelle Verfall der Sitten, die Ausdehnung der Macht der Oeffentlichkeit auf Kosten der häuslichen Macht, endlich die Gefühle der Menschlichkeit, die durch eine aufgeklärte, als eigentliche Weltweisheit auftretende Philosophie verbreitet worden waren. So war also der Einfluß der Lehre des Evangeliums gleichsam vorbereitet, ein Einfluß, der, unter den heidnischen Kaisern noch stumm und verdeckt, unter Konstantin und den ihm folgenden christlichen Kaisern offen und beredt hervortrat.

Das Recht des Vaters über Leben und Tod seiner Kinder, das durch vorläufige Gesetze schon sehr beschränkt war, wird endlich in dieser Zeit gänzlich abgeschafft, und die Aufhebung desselben erhält zum ersten Male durch Konstantin die Form einer fürchterlichen Strafe: der Vater, welcher seinen Sohn tödtet, wird als Kindermörder verdammt. Doch behält er in Rücksicht auf seine Kinder eine Art von Besserungs-Polizei; er hat das Recht, ihnen mäßige Strafen aufzuerlegen und, wenn er dieselben für unzulänglich hält, Klage gegen sie beim Präfekten der Provinz zu führen und so sie zu den härtesten Strafen, ja zum Tode verurtheilen zu lassen. Die Enterbung bleibt ohne Aenderung in den Händen des Vaters, als mächtige Waffe gegen undankbare Kinder. Später indeß forderten die Kaiser eine Rechtfertigung für die Enterbung und beschränkten sie überdies auf gewisse durch das Gesetz bestimmte Fälle.

Unbestreitbar ist der Einfluß der neuen Religion in denjenigen Edikten Konstantin's, wodurch dem Familienvater verboten wird, seine neugeborenen Kinder auszusetzen oder zu verkaufen. Schon Trajan hatte, erschreckt über die wachsende Abnahme der freien Bevölkerung Italiens, einen Hülfsfond gegründet, aus dem die Kinder armer Aeltern unterstützt werden sollten, um diese von der Tödtung derselben abzuhalten. Doch scheint diese Einrichtung schlecht gehandhabt und bald vergessen worden zu seyn. Konstantin stellte dieselbe, nicht aus jener Rücksicht für die Entvölkerung des Staats, sondern aus wahrem Gefühl für Menschlichkeit, wieder her, ohne auch einen Unterschied zwischen dem Geschlecht zu machen. „Ich befehle", sagt er (Cod. Theod. XI. tit. 27. l. 1), „daß man, um die Aeltern von dem Kindermorde „zurückzuhalten, in ganz Italien folgendes Gesetz bekannt mache: Wer sein „neugeborenes Kind der Behörde vorstellen wird mit der Erklärung, daß ihm „die Erziehung desselben wegen Armuth unmöglich sey, soll ohne Zögern mit „den nöthigen Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken versehen werden. Die „Kosten dieser Unterstützung soll der Fiskus und der besondere Schatz tragen." Sieben Jahre später bestimmt ein Edikt desselben Kaisers rücksichtlich der afrikanischen Provinzen, daß die öffentlichen Behörden den Aeltern zu Gunsten ihrer armen Kinder in jeder Weise Unterstützung gewähren und ihnen die öffentlichen Magazine öffnen sollten, um sie von dem Verkauf oder dem Versatz ihrer Kinder zurückzuhalten.

Diese wohlthätigen Gesetze wurden noch durch Nebenbestimmungen vervollständigt: Derjenige, welcher ein neugeborenes Kind findet, soll sich vor dem Bischof darüber erklären, ob er dasselbe als Sohn oder als Sklave zu erziehen gedenkt. Diese Erklärung konnte nicht eine bloße Förmlichkeit seyn. Unter solchen Umständen ließ der Bischof gewiß die Gelegenheit nicht vorübergehen, in der Seele des künftigen Ernährers die Gefühle der Menschlichkeit und des Edelmuths anzuregen, um ihn zu dem Entschluß zu bewegen, das Kind als sein eigenes und freies zu erziehen.

Valentinian I. ging noch weiter. Er wollte den sein Kind aussetzenden Vater als Mörder betrachtet wissen. Vielleicht waren in dieser Bestimmung die Ideen seines Jahrhunderts zu sehr verletzt. Denn die Gesetze, welche den Sitten voraneilen, können selten in ihrer ganzen Strenge ausgeführt werden. Gleichwohl wurde durch dieses Dekret das antike Recht des Vaters über den Tod und das Leben seiner Kinder in seiner Wurzel verletzt und ging so schnell seiner gänzlichen Vernichtung entgegen. Welch ein ungeheurer Abstand zwischen dem Gesetz der zwölf Tafeln und dem Theodosianischen Kodex, der im Fall des Zweifels über die Geburt eines verlassenen Kindes die gesetzliche Präsumtion als Regel aufstellte.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Verhältniß der Frauen in der römischen Familie. Die Frau, als Tochter betrachtet, war wie die übrigen Kinder Eigenthum des Vaters. So lange dieser sein Besitzrecht, sey es durch Emancipation oder Abtretung desselben zu Gunsten des Ehemannes, nicht freiwillig aufgegeben hatte, behielt er dasselbe selbst nach der Verheirathung seiner Tochter. Diese Bestimmung blieb bis zum Kaiser Antonin in voller Kraft, und selbst Letzterer hob sie nicht auf, sondern versuchte nur eine form-

*) Vgl. Nr. 141 des Magazins.

Einschränkung derselben. Wenn aber die Heirat in aller Feierlichkeit und Gesetzlichkeit geschlossen war, so ging ihr die Emancipation der Frau voraus, wodurch diese aus der väterlichen Gewalt in die des Ehemannes kam. Zwar hatte dieser nicht, wie der Vater, das Recht über Leben und Tod; aber er konnte seine Frau vor einem aus den Aeltern und sonstigen Verwandten derselben gebildeten Tribunal anklagen und sie, selbst für leichte Vergehen, zum Tode verurtheilen lassen. Die Spuren dieser allmälig außer Gebrauch gekommenen häuslichen Gerichtsbarkeit findet man noch bis zu den Zeiten des Nero. Aber dieses Tribunal der Verwandten hatte sicherlich bei solchen Umständen nur die Form eines anklagenden und urtheilfällenden Gerichtshofes, ohne daß sein Urtheil, im Falle es auf Todesstrafe lautete, irgend eine exekutorische Kraft hatte, ehe dasselbe durch die öffentlichen Gerichte bestätigt war. Seit Konstantin kam noch ein anderes Moment in die Verhältnisse der Familie zu deren einzelnen Gliedern: das des geistlichen Einflusses. An die Stelle der antiken und gefürchteten Autorität des Familienoberhauptes tritt nun die Autorität der Kirche in der Person des geheiligten Priesters. Der Priester wird der Beschützer des Schwachen, der Rächer geheimer Vergehen, der Vermittler in häuslichen Zwistigkeiten, und die durch die Erschlaffung der strengen Disziplin der alten Sitten im Schoße der Familie entstandene Lücke ist nun durch die christliche Liebe und Tugend ausgefüllt.

Was die übrigen in der Lage der Frauen durch Konstantin bewirkten Verbesserungen betrifft, so würde uns deren Betrachtung zu weit abführen, da sie eigentlich in das Feld der Civilgesetzgebung einschlagen; es stehe hier nur noch die Bemerkung, daß er die durch die früheren Kaiser gegen die Ehelosigkeit gerichteten Strafgesetze abschaffte. (Schluß folgt.)

Dänemark.

National-Charakter und politisches Leben in Schweden und in Dänemark.

(Schluß.)

So wie man ungefähr um die nämliche Zeit in Frankreich in den Worten: Liberté und Egalité den Universalbalsam für die Wunden und Geschwüre der Staaten und der Menschheit zu finden vermeinte, so ging es in Dänemark mit dem Worte Bauernfreiheit, das man für hinreichend erachtete, freie Bauern zu schaffen. Es zeigte sich inzwischen, daß die richtige Staats-Idee in einem Lande, dessen materieller Wohlstand keine festere und natürlichere Basis hat als den Ackerbau, nämlich die Aufhülfe und das Emporbringen des Kernes der aktiven Landbauer, des rechten dänischen Bauernstandes, der uralten Klasse der Hofbauern — zugleich eines allgemeinen unentbehrlichen Mittels bedurfte, um sich in der Wirklichkeit zu entwickeln: der Zeit. Die Erfahrung hat unsere Staatsmänner, sowohl die, welche ihrer Stellung nach es seyn sollten, als diejenigen, welche sich selber zu Vormündern des Staates und Volkes ernannt haben, belehrt, daß auch der Freiheitsbaum seine Zeit zum Wachsen haben will, und daß der langsame Anwuchs der Wurzel und des Stammes der beste ist. Man sah, wie es allen den großen Bäumen erging, welche die Jakobiner in Frankreich pflanzten, sie vermochten nicht einmal so lange zu leben als die Republik. In Dänemark ging es anders her. Hier war es ein absoluter Monarch, welcher anfing, die Leibeigenschaft der Bauern aufzuheben, und damit endigte, dem Reiche Provinzialstände zu geben. Es lag etwa ein halbes Jahrhundert zwischen beiden Institutionen; allein es erging gewissermaßen den letzten wie den ersten. Aus dem Ei wollte man sogleich einen großen, ausgewachsenen gallischen Hahn haben. Die neugeborene dänische Stände-Einrichtung sollte im Handumwenden zu einer norwegischen Constitution umgewandelt werden; die wirklichen neuen Staatselemente, welche eben aufzusprossen begannen, wollte man durch die Presse und andere politische Treibmittel zu einer unnatürlichen, schnellen Reife zwingen; man wollte sie lieber dem Schief- oder Todtwachsen aussetzen, als ihnen Zeit lassen, von Innen heraus zu wachsen und Stärke zu gewinnen.

Man brachte da wohl, wie es mit einem modernen Lieblingsausdrucke der dänischen Journalisten heißt, ein „Rühren" (Rore) in die Dinge. Allein es fehlte viel, daß man dadurch das Mittel erfunden, uns das zu geben, was man gleich schlecht im Dänischen „das allgemeine Wohlseyn" nennt. Im Gegentheil! Es giebt manche Leute, welche ihren Beruf und ihr Vergnügen darin finden, die dänische Nation zu dem Glauben zu bringen, daß sie sich äußerst übel befinde, daß sie an einer äußerst langsamen Abzehrung leide, welche nun etwa hundert und achtzig Jahre währt, und daß das einzige Mittel, sie von einer so alten Krankheit zu heilen, ist, ihr mit künstlichen Mitteln ein hitziges Fieber auf den Hals zu schaffen. Die Anwendung dieser Kur fällt in Dänemark wohl etwas schwer, inzwischen ist man doch so weit gekommen, daß man ein pathologisches Phänomen in dem nationalen Halbrechtszustande zu Wege gebracht hat, welcher derjenigen Krankheitsform gleicht, die ab und zu bei Individuen vorkömmt: eine vollständige Hypochondrie bei einem im Ganzen untadelhaften Gesundheitszustande. Diese nationale Hypochondrie, welche in Dänemark überhand zu nehmen anfängt und wie plötzlich eine halb sanguinische, halb phlegmatische Apathie abgelöst hat, kennt man in Schweden eben so wenig als ihre Folgen, welche sie bei uns in den letzten Jahren gezeigt hat: eine steigende Verdrießlichkeit und Bitterkeit in der Laune und Stimmung der Nation, welche sehr stark das Gepräge der Unnatur trägt und nicht im angeborenen Temperamente des Volkes begründet ist, so daß sie unausbleiblich disharmonisch und zerstörend auf manche Verhältnisse des innern Lebens wirkt.

In Schweden besitzt das Volk überhaupt einen weit größeren Theil der nordisch-ernsten Festigkeit und Schwere, welche dem Charakter mehr Beständigkeit, Halt und Konsequenz giebt. Die Bergnatur, welche hier in sehr verschiedenen Abstufungen hervortritt, des Landes große Ausdehnung und Erstreckung, die verschieden ausgeprägte provinzielle Nationalität oder der Stamm-Charakter in den meisten schwedischen, seit undenklicher Zeit durch Landgränzen bestimmten Provinzen und mehrere natürliche Gründe bringen Verhältnisse hervor, welche wir in Dänemark nicht kennen. Es giebt in Schweden eine baumstarke Eigenthümlichkeit, eine angeerbte Konsistenz im National-Charakter, welche nicht so leicht der Einwirkung neuer Ideen nachgiebt, wie in anderen Ländern; die politischen Bewegungen und Erschütterungen im Staate, welche hier stark und häufig genug gewesen, haben doch nicht zur Wurzel und dem Kerne des Volks-Charakters in seiner Ganzheit und Einheit dringen oder die Verschiedenheit des Stamm-Charakters in den Landschaften Schwedens auflösen können. Das Nämliche gilt von anderen Bewegungen und Revolutionen in der Sphäre der Kultur. Die Neuheit hat hier weder die Anziehungskraft noch die Schnelligkeit und Allgemeinheit der Mittheilung, die sie allezeit in Dänemark gehabt, und Erscheinungen von allgemeinem und durchgreifendem Charakter haben doch nur eine vorübergehende und partielle Wirkung äußern können (man denke z. B. an Christinens und Gustav's III. Perioden). Schweden hat in zweihundert Jahren die verschiedensten Staatsverfassungen gehabt, von der unumschränktesten Königsmacht an neben Ständen und Reichstagen und von einer eben so absoluten aristokratischen Regierung bis zu wirklichen constitutionellen Institutionen und aktiver Stände-Repräsentation, ohne daß man annehmen darf, daß dies durchgreifende Veränderungen im Charakter des Volkes bewirkt hätte. Ich gehöre zu denen, welche Festigkeit, Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit für empfehlende und vortheilhafte Grundzüge bei einer Nation ansehen, und meine Achtung vor dem schwedischen Volke ist größtentheils darauf gegründet, daß ich es in einem Grade im Besitze dieser Eigenschaften glaube, der es in den Stand gesetzt hat, die Revolutionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, die Dynastieenwechsel und Umwälzungen in der moralischen Welt zu überleben, ohne daß das Volk umgeformt worden, und ohne daß Sitten, Glauben, Lebensbrauch und eigenthümliche Kulturverhältnisse eine wesentliche Veränderung erlitten hätten.

Diese Eigenschaften haben einen Einfluß auf die nationalen und gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und den Ton in diesem Lande geäußert, welcher sich auch in der Art zu erkennen giebt, wie man in der neuesten Zeit die Einwirkungen der philosophischen und politischen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts und deren Anwendung auf publizistischem und journalistischem Wege aufgenommen hat. Man kann gewiß nicht sagen, daß es der Revolution und Opposition in Schweden seit 1809 an Organen oder Freiheit gemangelt hätte, oder daß beider progressive Anstrengungen seit 1830 schwächer geworden wären als anderwärts; allein ich bin überrascht, deren Wirkungen heutzutage weit weniger in dem ganzen äußeren Leben, in den gesellschaftlichen Verhältnissen und im Umgangstone merklich zu finden, als ich sie im Mittelpunkte, von dem sie ausgingen, und um denselben her zu finden erwartet hatte.

Reichlich genug politisirt wird in Stockholm und Upsala, allein man ist weit davon entfernt, sich in der Aufgebung seiner Grundsätze zu übereilen oder sich und die freie Prüfung der despotischen Macht zu unterwerfen, welche die hier so genannten Rabulisten oder die radikale Opposition auch in diesem Lande längst durch die weit verbreitete und unablässige Thätigkeit der Tagesblätter zu erlangen gestrebt haben. Die Contre-Opposition ist auch hier ungleich stärker, als sie es bisher in Dänemark werden konnte. Der konservativen Partei stehen Kräfte, Talente und Intelligenz nicht allein in der Presse, sondern im ganzen socialen Leben zu Gebote, welche ihr Achtung, Ansehen und Gewicht verleihen, die weder Fanatismus, Sophismen noch Plumpheiten leicht verrücken können. Natürlich müssen hier auch Verhältnisse zur Berücksichtigung kommen, welche in der Art bei uns nicht existiren. Die politischen Gegensätze und der öffentliche Kampf der Parteien sind hier, wenn auch nicht gereift, doch weit von der Kindheit entfernt, in welcher sie sich noch bei uns befinden. Man ist längst über den Unschuldsstand hinausgekommen, worin man noch an die Aufrichtigkeit eines Journalisten, an die absolute Reinheit, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe eines Tageblattes oder an die Lehrsätze der Opposition, wie an eine unfehlbare Glückseligkeitslehre, glaubt. Es bedarf nicht allzu vieler Zeit, um die Erfahrung zu machen, wie gut man in Schweden die verschiedenen Triebfedern kennt, welche die Maschinerie der Parteien in Bewegung setzen, und wie richtig man überhaupt hier zu Lande in der gebildeten und intelligenten Welt den Parteienstreit vom Standpunkte höherer Politik als eine taktische und strategische Kunst ansieht, wo es mehr auf eine kluge Berechnung, richtige Bewegungen und rasche Benutzung der Vortheile jeden Augenblickes ankömmt, als auf die materielle Kraft.

Die Oppositionsblätter, besonders das bekannteste, haben natürlich den weitesten Leserkreis gewonnen; allein sie haben denselben nicht blos dadurch erlangt, daß sie das Bestehende anschwärzen und angreifen, was, wie man weiß, eine ziemlich einfältige Einsicht der menschlichen Natur voraussetzt und alle die Vortheile hat, welche der Angriffskrieg mit sich führt. Ein Tageblatt, das im Ganzen nach so schlauen Berechnungen und von so klugen merkantilen Gesichtspunkten angelegt ist, als Aftonbladet, kann nur zu einer sehr glücklichen Speculation ausschlagen und muß allein seinem Unternehmer die Ruhe nach des Lebens Anstrengungen sichern können, welche ein in mehreren Richtungen unverdrossener und unermüdlicher Spekulant wohl verdienen mag. Allein wie es sich trifft, daß kluge Leute von allen Parteien und Ständen ein radikales oder nach dem hier angenommenen Ausdrucke rabulistisches Blatt lesen

und gebrauchen, ohne Achtung vor dem Herausgeber oder vor dem Geiste und der Tendenz des Blattes zu hegen, so ist auch ein himmelweiter Unterschied zwischen der ängstlichen Ehrfurcht, die man in Dänemark vor einem Oppositionsblatte und dessen Ausfällen auf die Regierung hat, und der Ruhe, womit man hier den täglichen Krieg gemietheter oder bezahlter Journalisten um das tägliche Brod betrachtet und sich gelegentlich etwas zu Gute thut auf die talentvolle Polemik und die schneidende und unbarmherzige Satire, womit man ihre Schwachheiten, ihre politischen Fehlgriffe, Falschheiten und übrigen Skandale öffentlich preisgiebt. Schon dies wirkt bedeutend auf Ton und Haltung im gesellschaftlichen Leben und in der Conversation, wenn diese sich zur politischen Ecke wendet. In Kopenhagen geht man noch allzu oft der scharfen, entschiedenen politischen Polemik aus dem Wege und fürchtet sich vor dem lauten und ungeschliffenen Tone der Oppositionspartei, welcher in den Blättern und im gesellschaftlichen Leben herrscht. In Stockholm ist man von beiden Seiten vor einer Bewegung nicht bange, allein hier herrscht auch im gesellschaftlichen Leben unter allen gebildeten Klassen eine feinere Mäßigung, eine größere Leichtigkeit, sich zwischen scharfen Gegensätzen und streitigen Anschauungen zu bewegen und von diesen zum freundlichen und gutmüthigen Umgange überzugehen, wie mir erkennbar wurde bei der Vergleichung mit dem, was sich in dieser Beziehung in der dänischen Hauptstadt umzubilden und zu entwickeln begonnen hat."

Belgien.

Die belgischen Eisenbahnen.

IV. Ergebnisse des Eisenbahnbetriebes.

Was die Ergebnisse des Betriebs der belgischen Eisenbahnen seit Eröffnung derselben und namentlich in den letzten Jahren betrifft, während deren der Waaren-Transport vollständig organisirt war und die Vollendung des ganzen Netzes es gestattete, diesem Betrieb alle Ausdehnung, deren er fähig war, zu geben, so müssen wir, um zu einem Resultate zu gelangen, eine statistische Uebersicht geben.

Die folgende Tabelle enthält eine Uebersicht der Einnahmen seit Eröffnung des Betriebes bis zu Ende des Jahres 1845; wir verbinden damit eine Angabe der Kilometer-Zahl, die durchschnittlich jedes Jahr im Betriebe war.

Uebersicht der Einnahmen auf den belgischen Eisenbahnen.

Jahre.	Durchschnitts-Anzahl der dem Betrieb übergebenen Kilometer.	Einnahmen.
1835	14	263,997 Fr. 50 C.
1836	36	825,123 „ 82 „
1837	90	1,416,982 „ 94 „
1838	102	3,097,933 „ 40 „
1839	271	4,249,825 „ 04 „
1840	323	5,335,167 „ 05 „
1841	339	6,226,333 „ 66 „
1842	396	7,458,774 „ 29 „
1843	497	8,999,439 „ 33 „
1844	559	11,230,493 „ 31 „
1845	559	12,403,204 „ 55 „

Ueber die Einnahme der ersten neun Jahre wüßten wir nichts Besonderes zu bemerken. Der Betrieb und Ertrag entwickeln sich, wie man sieht, nach und nach; die neuen Sectionen, die von Jahr zu Jahr zu den früheren hinzutreten, erzeugen bei allen Klassen der Bevölkerung die Gewohnheit, sich der Lokomotive zu bedienen, und so entsteht endlich jene Fluth von Reisenden, die bis auf den heutigen Augenblick in beständigem Anwachsen geblieben ist.

In den Jahren 1844 u. 45 war das ganze Netz vollendet; es ist also wichtig, die Resultate dieser beiden Jahre, sowohl in Hinsicht der Einnahmen als der Ausgaben, einer Prüfung zu unterwerfen. Was uns zuerst ins Auge fällt, ist, daß die Einnahme von 1845 jene von 1844 beinahe um 1,200,000 Fr. übersteigt. Diese Vermehrung ist nur ihrem kleinsten Theil nach den Reisenden zu verdanken, da seit dem J. 1841 das Verhältniß der Einnahme von den Reisenden zu der Einnahme im Allgemeinen stets im Abnehmen blieb, weil das Verhältniß der Einnahme aus den Waaren-Transporten eben so stätig wuchs, wie sich aus der folgenden Tabelle ergiebt:

Jahre.	Reisende.	Waaren.
1841	68 pCt.	32 pCt. der Gesammt-Einnahme
1842	67 „	33 „ „ „ „
1843	64 „	36 „ „ „ „
1844	58 „	42 „ „ „ „
1845	56 „	44 „ „ „ „

Im J. 1845 haben die Convois 3,443,066 Civil-Reisende befördert, die sich, wie folgt, unter die verschiedenen Wagenklassen vertheilten und welche die ebenfalls hier folgenden Einnahmen lieferten; wir fügen bei jeder Wagenklasse das Verhältniß zur ganzen Kopfzahl, so wie das Verhältniß ihres Ertrages zum Gesammt-Ertrage, bei:

	Zahl.	Verhältniß zur ganzen Kopfzahl.	Einnahme.	Verhältniß zur Gesammteinnahme.
Diligencen (I. Klasse)	397,608	11½ pCt.	1,751,038 Fr. 25 C.	27¼ pCt.
Chars-à-banc (II. Kl.)	970,662	28¼ „	2,322,989 „ 25 „	36½ „
Waggons (III. Kl.)	2,074,796	60¼ „	2,264,255 „ 15 „	35¼ „
Summe . . .	3,443,066	100 pCt.	6,338,302 Fr. 65 C.	100 pCt.

Man sieht hieraus, daß die Reisenden erster Klasse, die ungefähr ein Zehntel der ganzen Anzahl der Reisenden bilden, mehr als ein Viertel der ganzen Einnahme liefern, indeß die Reisenden der dritten — zahlreichsten — Klasse nur 3½ Zehntel der ganzen Einnahme gewähren. Zwischen 1838 und 1842 schwankte das Verhältniß derjenigen Reisenden, welche die Diligencen benutzten, zwischen 8 und 12½ pCt., das Verhältniß der die chars-à-banc benutzenden zwischen 25 und 32½ pCt., endlich das Verhältniß der in den Waggons Reisenden zwischen 55¼ und 66¾ pCt., während das durchschnittliche Verhältniß der Einnahmen in denselben Jahren 24, 35¼, 40¼ gewesen ist. Uebrigens nimmt man wahr, daß diese Verhältnisse sich zu fixiren beginnen, und es ist anzunehmen, daß die Ergebnisse des J. 1845 in der Zukunft keinen bedeutenden Veränderungen unterliegen werden.

Auch die Ziffer des Ertrags, welchen der einzelne Reisende, so wie die des Ertrags, den jede Wagenklasse durchschnittlich liefert, hat bedeutende Schwankungen erlitten, doch scheinen auch diese Zahlen sich nunmehr feststellen zu wollen. Der durchschnittliche Ertrag der Diligencen, der 1839 4 Fr. 19 C. betrug und im folgenden Jahre auf 4 Fr. 35 C. stieg, ist seitdem nicht wieder unter 4 Fr. 20 C. herabgesunken. Bei den chars-à-banc hat die Ertrags-Ziffer von 2 Fr. 12 C. zu 2 Fr. 35 C. variirt. Das größte Schwanken jedoch hat bei den Waggons stattgefunden.

Die Durchschnitts-Ziffer endlich für die oben angegebenen neun Jahre ist: bei den Diligencen 3 Fr. 92 C., bei den chars-à-banc 2 Fr. 36 C., bei den Waggons 1 Fr. 57 C. Uebrigens ergiebt sich aus der obigen Zusammenstellung, daß — vermöge der Verschiedenheit in den Preisen der Plätze sowohl, als des Unterschieds in den durchreisten Wegestrecken — ein Reisender, welcher die Diligence benutzt, den doppelten Ertrag gewährt, den ein Reisender im char-à-banc, und den vierfachen, welchen ein Reisender im Waggon liefert.

Wir haben gesagt, daß die Einnahmen für die Waaren-Transporte fortwährend im Steigen begriffen seyen. In der That betrugen sie im J. 1840 1,146,000 Fr., und im J. 1845 waren sie bis auf 5 Millionen gestiegen. Die Waaren erster Klasse figurirten beinahe mit ⅛ unter sämmtlichen im J. 1845 beförderten Quantitäten und haben fast ½ der Einnahme geliefert; die Waaren zweiter Klasse, die ungefähr ½ der Transportmasse ausmachten, ergaben ⅜ der Einnahme; die Waaren dritter Klasse, die weniger als ⅒ der versendeten Gegenstände betrugen, haben 1,87 pCt. der Einnahme gebracht. Die Waaren endlich aller Art, die in eigens gemietheten Waggons versendet wurden und ungefähr ⅒ der Transportmasse ausmachten, figuriren mit ungefähr ⅛ in der Einnahme.

Die Gesammt-Resultate des Eisenbahn-Betriebs auf einer Strecke von 559 Kilom. im J. 1845 waren ungefähr 3,500,000 Reisende, ungefähr 700,000 Tonnen und eine Total-Einnahme von fast 12,500,000 Fr.

Die Ausgaben beliefen sich bis auf 6,302,326 Fr. 57 C., wodurch die Interessen des gegen Ende des J. 1845 verausgabten Kapitals mit 4 Fr. 16 C. pCt. gedeckt wurden. Wir haben weiter oben bemerkt, daß die durchschnittlichen Interessen der zum Bau der Eisenbahnen gemachten Anleihen 4 Fr. 86 C. pCt. betragen. Es ist also der belgischen Regierung im J. 1845 beinahe vollständig gelungen, vermöge ihres Tarifs und unter Begünstigung des mächtig anwachsenden Transports, die Betriebskosten sammt den Zinsen des verwendeten Kapitals zu decken. Es wird nicht lange dauern und sie wird Ueberschüsse erzielen, die es ihr gestatten werden, diejenigen Lasten, die besonders die ärmeren Klassen drücken, um den Betrag jener Ueberschüsse zu erleichtern. Wir sagen, daß die Regierung Ueberschüsse haben werde, weil von Jahr zu Jahr der Transport zunimmt, während die Betriebskosten sich verringern, wie sich aus folgenden Zahlen ergiebt:

Die durchschnittliche Ausgabe auf 1 Lieue (von 5 Kilom.) Wegestrecke bei einem Convoi war 1841: 13 Fr. 67 C.; 1842: 14 Fr. 79 C.; 1843: 13 Fr. 58 C.; 1844: 11 Fr. 63 C.; 1845: 10 Fr. 90 C. Der Ertrag eines Convois von Reisenden oder Waaren auf dieselbe Strecke war 1841: 21 Fr. 49 C.; 1842: 23 Fr. 47 C.; 1843: 23 Fr. 95 C.; 1844: 22 Fr. 60 C.; 1845: 22 Fr. 84 C. Der Ueberschuß also der Einnahme über die Ausgabe war 1841: 5 Fr. 82 C.; 1842: 8 Fr. 68 C.; 1843: 9 Fr. 37 C.; 1844: 11 Fr. 60 C.; 1845: 11 Fr. 88 C.

Die folgende Tabelle beweist, daß die finanziellen Resultate der Eisenbahnen, im Verhältniß der dem Betrieb übergebenen Wegestrecken, sich im J. 1845 bedeutend gegen die früheren Jahre verbessert haben. Es sind in dieser Tabelle die Gesammt-Einnahmen und Ausgaben durch die Anzahl der dem Betrieb übergebenen Lieues dividirt. Die vorhergehenden Ziffern ergaben sich aus einer Division der Gesammt-Einnahmen und Ausgaben durch die Anzahl von Lieues, welche die Convois zu durchlaufen hatten.

Jahre.	Einnahme.	Ausgabe.	Ueberschuß der Einnahme.
1841	91,201 Fr. 60 C.	67,006 Fr. 4 C.	24,895 Fr. 56 C.
1842	94,211 „ 53 „	59,347 „ 56 „	34,863 „ 97 „
1843	93,206 „ 62 „	56,743 „ 97 „	36,462 „ 65 „
1844	100,451 „ 64 „	51,569 „ 14 „	48,882 „ 50 „
1845	112,007 „ 87 „	53,764 „ 98 „	58,242 „ 89 „

Um hier beiläufig eine Bemerkung anzuknüpfen, so ist Belgien das Land, an welches man sich wenden muß, wenn man einer das Eisenbahnwesen betreffenden Frage auf den Grund gehen will. Denn nirgendwo anders werden so ausgedehnte, so gewissenhafte, mit einem so reichen Detail ausgestattete Rechenschaftsberichte veröffentlicht, als dort. Der Grund ist einfach. Der Betrieb der Bahnen ist Staatssache, die Ergebnisse wie die Kosten des Betriebs sind Theile des Einnahme- und des Ausgabe-Budgets. Während von der einen

Seite die Regierung das Interesse hat, dergleichen Fragen gründlich zu studiren, um die Einnahme zu erhöhen und die Ausgaben zu vermindern, so sind von der anderen Seite die Kammern berufen, die ihnen vorgelegten Rechnungen zu prüfen und zu diskutiren; sie müssen also auf das genaueste Detail dringen. Die Regierung kömmt ihnen entgegen in diesem ihrem Verlangen und weiht sie mit jenem gesunden Sinn, der den Praktiker auszeichnet, in die innersten Geheimnisse des ganzen Betriebes ein.

Man verlange einmal dieselben Details von Privat-Gesellschaften! Die Actionaire selbst müssen sich oft, wenn sie dergleichen begehren, schief ansehen lassen. In den General-Versammlungen speist man sie mit einigen Ziffern ab, mit denen sie sich wohl oder übel begnügen müssen, wenn sich auch aus einer so kümmerlichen Mittheilung die Elemente einer Berechnung nur sehr schwierig zusammenfinden. Daher kömmt es denn auch, daß man aus Belgien die Nachweisungen, deren man bedarf, entnimmt, und daß dieses kleine Volk für die Wissenschaft der Eisenbahnen mehr gethan hat, als England oder Deutschland.

Wir bemerken zum Schlusse: der Betrieb der belgischen Eisenbahnen hat nicht aufgehört, immer günstigere Resultate zu liefern. Eine kräftige wachsame Verwaltung studirt unausgesetzt alle Thatsachen und benutzt alle Lehren der Erfahrung, um sie zum Besten des Publikums und des Staatsschatzes anzuwenden. Die Opfer, die Belgien sich auferlegte und die es noch eine Zeit lang wird bringen müssen, übersteigen die Kräfte des Landes nicht. Schon hat die Vergangenheit für Belgien entschieden, und ohne Zweifel wird die Zukunft die Hoffnungen, denen man sich hingeben zu dürfen glaubt, rechtfertigen, wenn sie nicht von ihr noch übertroffen werden sollten.

Mannigfaltiges.

— **Fremde Virtuosen in Berlin.** Die liebenswürdige französische Virtuosin, Dlle. **Lise B. Christiani**, die, seitdem sie im vorigen Winter bei uns war, in Kopenhagen sich den Titel einer Königl. dänischen Hof-Violoncellistin erworben, ist, eingedenk der freundlichen Aufnahme, welche sie in Berlin gefunden, zu uns zurückgekehrt, und mit einer ihrem Herzen Ehre machenden Bescheidenheit hat sie die Theilnahme des Publikums, dem sie sich dankbar verpflichtet hält, zunächst für die **Bedürftigen** in Anspruch genommen, indem sie am 1. Dezember ein Konzert zum Besten des Elisabeth-Kinderhospitals veranstaltete. Verdientermaßen war es zahlreich besucht, denn außer ihren eigenen Leistungen hatte die Konzertgeberin auch gewußt, viele andere mitwirkende und anziehende Kräfte an diesem Abend zu vereinigen, was die meisten Konzertgeber, die sich entweder auf ihren eigenen Ruf oder auf den der Komponisten zu sehr verlassen, deren Werke sie vortragen, nicht immer zu verstehen scheinen. Dlle. Christiani spielte die bereits im vorigen Jahre von ihr gehörte Offenbach'sche Composition, eine Zusammenstellung, wie man sie sich nur in Spanien denken kann, nämlich eines **Gebetes** und eines **Tanzes** (Pregbiera und Bolero), die sie, eben so wie den einen Theil mit Innigkeit, den anderen mit außerordentlicher Fertigkeit vortrug; ferner (zum erstenmale) Variationen über russische und schottische Volkslieder und das Finale aus Donizetti's Lucia. Der Beifall des Publikums empfing und begleitete die Künstlerin bei ihrem jedesmaligen Erscheinen. Nicht minder waren auf diesem Schauplatze (im Konzertsaale des Schauspielhauses) die Prima Donna und der Primo Tenore der italiänischen Oper, Signora **Fodor** und Signor **Labocetta**, etwas völlig Neues, da ein großer Theil des Publikums des Berliner Westends nur selten in das Theater der Königsstadt kömmt und selbst eine so großartige Erscheinung, wie die der Mad. Viardot-Garcia, aufzusuchen sich vorbehält, wenn sie im Opernhause auftritt, wo die Künstlerin noch in diesem Monate, und zwar zunächst in Gluck's „Iphigenia in Tauris", debütiren wird. Der Gesang beider italiänischen Künstler, insbesondere der Signora Fodor, und die Wirkung, die er hervorbrachte, dürfte wohl nun noch manchen spröden Verächter der italiänischen Oper bewegen, das Theater der Königsstadt in diesem Winter aufzusuchen.

Wir dürfen übrigens, nachdem wir der französischen Violoncellistin gedacht, auch nicht versäumen, eines deutschen Virtuosen auf demselben Instrument, des Herrn **B. Coßmann**, zu gedenken, der in Paris seine Ausbildung erhalten und der, ungeachtet seines anscheinend noch sehr jugendlichen Alters, schon einer der ausgezeichnetsten Spieler auf dem Violoncell ist, das unter seiner eben so kräftigen als gewandten Hand zuweilen die Fülle und die Weichheit des Tones hat, den der größte Meister auf diesem Instrumente, Bernhard Romberg, ihm zu entlocken pflegte. Bei fortgesetzter Application wird es dieser junge Künstler zu einem großen Ruf bringen. Fräulein **Bocholtz**, die mit Herrn Coßmann ein gemeinschaftliches Konzert veranstaltet hatte, war uns schon durch unseren vorjährigen Aufenthalt in London bekannt, wo wir sie sowohl in den Concert-Rooms am Hannover-Square als in Privatzirkeln gehört hatten. Dort schon stellte sich unser Urtheil fest, was wir auch hier bestätigt finden, daß die Sängerin in technischer Hinsicht eine außerordentlich gute Schule verräth, jedoch um als dramatische oder auch nur als Konzertsängerin Effekt zu machen, zu wenig inneren Beruf dazu zu besitzen scheint.

Beides dagegen, nämlich künstlerische Technik als Virtuose (auf dem Pianoforte) und einen vorzüglichen Beruf zur Kunst, insbesondere zur Instrumental-Composition, bewährte ein uns ebenfalls schon bekannter junger Musiker, Herr **Eduard Franck**, eben so wie der in Rom lebende Cavaliere Ludwig Landsberg, ein geborner Breslauer, dem sein Talent namentlich in Paris schon einen recht wohlklingenden Namen erworben hat. Herr Franck hatte zu einem von ihm am 30. Nov. im Saale der Sing-Akademie veranstalteten Konzerte die bekanntesten Musikfreunde unserer Hauptstadt mehr **eingeladen**, als in gewöhnlicher Weise aufgefordert, und man sah dort Anhänger aller musikalischen Schulen Berlins: solche, die in einer Symphonie-Soiree vor lauter Horror gegen das profanum vulgus vergehen möchten, wenn dort ein anderer Ton als der in **ihren** Ohren klassische gehört wird, und solche wieder, die bei aller Milde im Herzen, doch das Gähnen und die Langeweile nicht unterdrücken können, die ihnen drei hinter einander gespielte gelehrte Symphonieen verursachen und selbst auch den sogenannten Klassischen nothwendig verursachen müßten, wenn deren Herzen nicht durch dreifaches Erz gegen jede Versuchung des Ohrenkitzels gewappnet wären. Herr Franck versteht das Gelehrte mit dem Angenehmen zu vereinigen; natürlich hatte er also alle Stimmen für sich. Ein Trompetenstoß lud gleich beim Beginn zu einem „römischen Karneval" ein, der voll bunten Maskengewühls war und recht anmuthig zu dem Pianoforte-Konzert in D-moll hinüberleitete, das uns der Komponist mit Begleitung eines trefflichen Orchesters auf einem klangvollen Erard'schen Flügel vortrug und an das sich eine Symphonie aus A-moll reihete, die, ungeachtet sie bei einiger Abkürzung nichts verlieren dürfte, dem durchaus edlen Style des Komponisten Gelegenheit gab, sich nach den verschiedensten Seiten hin zu entwickeln. Der Ruf des jungen Musikers ist durch diesen Konzert-Abend auch in seinem Vaterlande festgestellt.

— **Moralisirender Roman.** Die belletristische Literatur liegt in Frankreich sehr danieder, nicht als fehlte es an Talenten, aber es wird zu viel und zu rasch produzirt. Das Kunstinteresse wird mehr und mehr bei Seite gesetzt, und es handelt sich eigentlich nur noch um den materiellen Gewinn, an dem den Schriftstellern mehr gelegen ist, als am Nachruhme. Die Romanproduction ist aus der rein geistigen Sphäre zu einem industriellen Geschäft herabgesunken, und unter den Autoren, welche sich dieser Gattung zuwenden, sind nur wenige, denen bei ihren Leistungen etwas Höheres vorschwebt als Gelderwerb. Dies wäre aber noch das Geringste; wenn das literarische Gewissen, welches man wohl füglich bei jedem Schriftsteller voraussetzen sollte, die leichtfertigen Federhelden nur abhielte, sich aus der Verbreitung unmoralischer, gefährlicher, schamloser Ideen ein förmliches Geschäft zu machen. Das tolle Treiben wird aber immer ärger; Unsittlichkeit wird mit schönen Redensarten übertüncht, der Frivolität redet man das Wort, und die strengere Sitte, welche nicht allen Zwang über Bord geworfen wissen will, erscheint als ein lächerliches Zerrbild, welches eigentlich in die Rumpelkammer gehört. Die Gefahr, die mit dieser entsittlichenden Lektüre verbunden ist, kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Wie manches Familienglück ist durch die heillosen Begriffe zerstört, welche krankhafte und verschrobene Phantasieen nur zu leicht verwirren und zu einer falschen Auffassung der Wirklichkeit verleiten. Im schroffen Gegensatze zu diesen sogenannten Emancipationsromanen, in denen die ehelichen Bande als eine unwürdige Last geschildert werden, steht der anonym herausgegebene Roman „Expiation, ou Esquisse d'une vie de femme." Während dort eine frivole und äußerst laxe Moral sich auf empörende Weise breit macht, ist hier der ganze Plan der Dichtung auf eine Verherrlichung der Ehe angelegt. Die besondere Tendenz, welche dem Ganzen zu Grunde liegt, ist die Beleuchtung der Frage von der Scheidung. Der Verfasser giebt sein unbedingtes Votum gegen die gesetzliche Auflösung eines ehelichen Bündnisses ab. Er weist mit schlagenden Gründen und zum Theil auf eine ergreifende Weise nach, wie entsittlichend schon die bloße Möglichkeit einer Scheidung auf die ehelichen Verhältnisse überhaupt einwirkt. Die Geschichte, welche uns diese den Romanschreibern unserer Tage unbekannten Grundsätze veranschaulichen soll, ist ganz geschickt angelegt und geeignet, auch abgesehen von der zu Grunde liegenden Tendenz, den Leser zu fesseln, so wie auch der Stil eine ziemlich befriedigende literarische Durchbildung bethätigt.

G. F. G.

Bibliographischer Anzeiger.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Wigwam und Hütte.

Erzählungen aus dem Westen Amerikas.

Von

W. G. Simes.

Aus dem Englischen

von

Fr. Gerstäcker.

12. broch. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der **Zupańskischen** Buchhandlung in Posen erscheinen in kurzem:

„Die ländlichen (8) Lieder des St. Witwicki mit musikalischer Begleitung von „J. F. Doerpenhoff.

Der Text der Lieder ist polnisch und deutsch.

Herausgegeben und redigirt von **J. Lehmann.** Im Verlage von **Veit & Comp.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 147. Berlin, Dienstag den 8. Dezember 1846.

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

Vielleicht ist es noch zu früh, über die Zwecke und Absichten Pius' IX. ein entschiedenes Urtheil zu fällen; denn noch ist nicht der Augenblick gekommen, der den aufmerksamen Beobachter darüber aufklärte, ob das bisherige Auftreten des neuen Papstes, das von vielen sogenannten Liberalen mit Jubel begrüßt worden, mehr seiner Klugheit oder seiner wahrhaften Gesinnung zuzuschreiben sey. Wir unsererseits müssen gestehen, daß die römische Kurie sehr bedeutende Proben ihrer Liebe zum Fortschritt ablegen muß, ehe wir an die Wahrheit dieser Liebe glauben können. Wenn wir uns daher hier mit einer Vergleichung der Bestrebungen des jungen Italiens und der politischen Tendenzen des Papstes beschäftigen, so beruht unsere Ansicht über die letzteren mehr auf einer Hypothese, wie sie sich auf die Art und Weise gründen läßt, mit der Pius IX. bisher sich der Oeffentlichkeit gegenüber gezeigt hat, als auf unserer Ueberzeugung, daß dieses erste Auftreten die Norm für seine spätere Handlungsweise abzugeben im Stande wäre. Es sey fern von uns, hierdurch einen Zweifel an der Gesinnung des Papstes erregen zu wollen. Hegten wir in der That diesen Zweifel, so würden wir wohl den Papst, wie wir ihn hier auffassen, selbst nicht einmal als Hypothese zum Gegenstand unserer Besprechung wählen; vielmehr haben wir mit jener Beschränkung nur eine Verwahrung gegen die Meinung bezwecken wollen, als schlössen wir uns der Reihe jener enthusiastischen Liberalen an, die jede isollirte Erscheinung, ohne ihren Zusammenhang, sey es mit der Vergangenheit oder Zukunft, mit ihren Ursachen oder Wirkungen zu berücksichtigen, entweder kurzweg verdammen oder bis zum Himmel erheben.

Italien befindet sich seit mehreren Decennien in einem Zustande innerer Gährung, die sich auch in einzelnen Ausbrüchen Luft gemacht hat, ohne indeß bisher zu einem bestimmten Resultat gelangt zu seyn. Der Grund dieser Gährung ist der allgemeine Krebsschaden der Zeit, die Sklaverei des Geistes, besonders in den unteren Schichten des geselligen Lebens, ihre Tendenz das Ringen des Geistes, diese ihn bedrückenden Fesseln abzuwerfen, die Emancipation im weitesten Sinne des Worts, d. h. nicht blos in politischer, sondern auch in sittlicher, überhaupt in geistiger Rücksicht. Ehe wir daher auf die eigenthümliche Gestaltung dieser Tendenz in Italien und besonders auf die äußeren und inneren Bedingungen eingehen, die jenes Bedürfniß nach Emancipation hervorgerufen und es in das bestimmte Streben, dieselbe zu verwirklichen, verwandelt haben, wird es zweckmäßig seyn, ein paar Worte über das Wesen der Emancipation selbst zu sagen. Der Staat macht als Schranke und Begränzung in sich selbst die vollständige Verwirklichung einer allgemeinen Freiheit unmöglich, selbst wenn man letztere in dem wahren Sinne nimmt, in dem sie das Moment der Nothwendigkeit, d. h. der Selbstbeschränkung, in sich schließt. Denn der Staat ist nur die Form, in welcher sich das Prinzip der Freiheit auf eine bestimmte Weise entwickelt. Alle menschlichen Ideale sind nichts als die Maße, die man an die Verwirklichungs-Weisen allgemeiner Prinzipien legt, um die Grade ihrer Entwickelung zu bestimmen. Ein vernünftiges Streben hat daher nicht die unmittelbare Verwirklichung eines Ideals, sondern den Fortschritt, d. h. die natur- und vernunftgemäße Entwickelung zum Ideal im Auge. In diesem Unterschiede liegt das große Mißverständniß des Wesens der Emancipation, wie wir es in den meisten neueren Bestrebungen des Kommunismus u. s. f. und besonders in der Frauen-Emancipations-Theorie erkennen müssen, indem sie sämmtlich, vom Prinzip der Entwickelung und deren Nothwendigkeit abstrahirend, das Ideal ihrer Freiheit in einer bestimmten Form, die hier als allgemeine Formlosigkeit erscheint, unmittelbar verwirklichen zu können meinen. Wenn die politische Freiheit darin besteht, daß jeder Einzelne im Staate den möglichst weiten Spielraum für die Entwickelung seiner physischen und geistigen Kräfte zu gewinnen im Stande ist, so kann dies jedoch nur so geschehen, daß Jeder den Kreis seiner Rechte nicht weiter ausdehnt, als er es ohne Beschränkung der Uebrigen zu thun vermag. Das Gesetz dieser allgemeinen Beschränkung jedes Einzelnen ist eine vernünftige Nothwendigkeit, die zur Verwirklichung der Freiheit unentbehrlich ist und die daher Jeder anerkennen muß.

Dieselbe Nothwendigkeit der Beschränkung finden wir in der sittlichen Freiheit, die theilweise mit der politischen zusammenfällt, jedoch nur so weit, als das politische Gleichgewicht zwischen den Rechten und Pflichten der Einzelnen im Staate durch die Unsittlichkeit gestört wird; daher werden wohl Verbrechen bestraft, da durch sie die Rechte Anderer verletzt werden, aber sonstige unsittliche Handlungen, sofern sie nicht die Freiheit der Uebrigen beschränken, können nicht bestraft werden. Dieser Unterschied zwischen der politischen und sittlichen Freiheit, den das Alterthum gar nicht kannte, weil hier die Sittlichkeit ebenfalls ein allgemeines, nicht blos individuelles Bewußtseyn war, so daß die Erfüllung der politischen Pflichten schon die ganze Sittlichkeit umfaßte, dieser moderne Unterschied ist die wahre Quelle unserer höheren Freiheit. Ein Athener war nur Athener, ein Römer nur Römer. Ein Deutscher, ein Franzose, ein Italiäner der heutigen Zeit gehört zwar auch seiner Nationalität, aber auch der Menschheit überhaupt an, d. h. er hat außer seinem nationalen Bewußtseyn auch ein allgemein-menschliches Bewußtseyn, außer seiner nationalen Freiheit auch eine allgemein-menschliche Freiheit; denn er weiß, daß er als Individuum für sich selbst unmittelbar allgemeine Bedeutung habe. Dem Alterthum fehlte diese Würde der Individualität; es erkannte den Menschen nicht als solchen an; daher betrachtete es jeden einer fremden Nation Angehörenden als einen natürlichen Feind und duldete die Sklaverei auch dem Prinzip nach. Somit ist erst der moderne Staat ein sittliches Ganze, weil erst in ihm das Allgemein-Menschliche sowohl in der politischen als sittlichen Freiheit als das letzte Ziel alles Strebens gefaßt ist.

Das Anerkenntniß des Allgemein-Menschlichen muß also in Jedem, wenigstens dem Keime nach, vorhanden seyn; damit aber dieser Keim sich entwickele, muß dasselbe zum vollen Bewußtseyn gelangen. Unsere Zeit nun ist es, welche nach diesem vollen Bewußtseyn des Allgemein-Menschlichen ringt, aber es nur in Einzelnen erst wirklich erreicht hat. Fast alle einseitigen Bestrebungen der Gegenwart können aus diesem Ringen erklärt werden, so auch die Bestrebungen und Kämpfe des jungen Italiens. Das Wesen aller dieser Erscheinungen hat nur Eine Tendenz, nämlich daß die Individualität theils gegen die Eigenschaften, die den Menschen zum Einzelnen machen, also gegen die Empfindung überhaupt, gegen seine zufälligen Triebe und Neigungen, sodann auch gegen den äußeren Einzelwillen zu seinem Rechte komme. Das Bewußtseyn des Allgemein-Menschlichen aber ist nichts Anderes als die geistige Freiheit. Wie wir also durch die politische Freiheit zur sittlichen zurückgeführt werden, so leitet uns diese wiederum zur geistigen zurück. Wenn das letzte Ziel der ersten das Recht, das der zweiten das Gute ist, so stellt sich nun für die dritte als letztes Ziel das Wahre dar; und wenn der Feind der politischen Freiheit das Unrecht ist, als die Uebermacht eines zufälligen Einzelwillens, wenn die sittliche das Böse bekämpft, als die Uebermacht der einzelnen, zufälligen Empfindung, so richtet sich die geistige gegen die Uebermacht des Vorurtheils, als der zufälligen Meinung. Nicht der einzelne Wille, nicht die einzelne Neigung, nicht die einzelne Meinung sollen herrschen, sondern der allgemeine Wille, die allgemeine Ueberzeugung, oder vielmehr die Ueberzeugung vom Allgemeinen, der Wille des Allgemeinen, d. h. die Vernunft.

Werfen wir nun einen Blick auf die Völker und Staaten Europa's, und unter diesen besonders auf die südlichen, z. B. Italien, so müssen wir mit Bedauern erkennen, daß die Zeit noch nicht gekommen zu seyn scheint, da diese von uns ausgesprochenen Prinzipien wirklich zu einem Gemeingut geworden und als die bewußten Motive zu den Bestrebungen des modernen Liberalismus wirksam sind. Noch herrscht in Italien die finstere Macht des Vorurtheils und Aberglaubens, noch hält die Finsterniß des Irrthums mit ihren dunklen Schwingen den Geist jener Völker umfangen, noch beugt sich die Ahnung des Allgemein-Menschlichen unter dem despotischen Scepter selbstsüchtiger Leidenschaft und Willkür. Das Vorurtheil aber ist die Wurzel alles Uebels und alles Unrechts, wie die Wahrheit die Quelle alles Guten und alles Rechts. Denn die geistige Freiheit ist überall die einzig wahre Grundlage sowohl der sittlichen als politischen Freiheit. Ehe sich die Völker daher nicht von den Banden der geistigen Knechtschaft befreien, das Allgemein-Menschliche in seiner Reinheit, die Vernunft in ihrem einfachen Wesen zu erfassen suchen, dürfen sie auch nicht hoffen, wahrhaft sittlich und politisch frei zu werden. Dies haben die Despoten auch immer sehr wohl erkannt und daher mit allen Waffen der Willkür gegen die Aufklärung und Erhellung des Verstandes ihrer Unterthanen angekämpft. Die Päpste besonders haben durch den Kunstgriff, die Freiheit des wissenschaftlichen Strebens als dem Wohl des Staats gefährlich zu erklären, es wirklich dahin gebracht, daß Italien und vorzüglich der Kirchenstaat in eine trostlose, barbarische Dumpfheit versunken ist. Jeder Fortschritt wird als gotteslästerliche Neuerung verschrieen und ein ewiger Stillstand als der heilsamste Zustand für den lebendigen Menschengeist angepriesen. In dieser Weise spricht sich z. B. der am 15. August 1832 vom vorigen Papste erlassene Hirtenbrief aus, worin es unter Anderem heißt: „Erinnert Euch, geliebte Brüder, daß die allgemeine Kirche durch jede Neuerung, „welche sie auch sey, erschüttert wird, und daß Nichts von demjenigen, was „festgestellt ist, zurückgenommen, abgeändert oder hinzugefügt werden darf,

„sondern daß man dasselbe, dem Sinne sowohl als dem Ausdrucke nach, „rein bewahren muß. Es ist ganz abgeschmackt und sehr frevelhaft gegen die „Kirche gehandelt, ihr irgend eine Restauration oder Regeneration aufzu„dringen, als wäre sie nothwendig, um für ihre Erhaltung und ihr Wachs„thum zu sorgen, als wenn man annehmen könnte, daß sie einer Schwäche „oder einer Verdunkelung unterworfen wäre .... Wir kommen zu einer „anderen sehr reichlichen Quelle der Uebel, wovon die Kirche zu unserem „großen Leidwesen heimgesucht wird, nämlich der verkehrten Meinung, die „durch List der Bösen überhand genommen hat, daß man in jedem Glau„bensbekenntniß das ewige Heil erlangen könne, wenn nur „die Sitten mit den Vorschriften des Rechts und der Ehrlich„keit übereinstimmen. Allein gewiß werdet Ihr sehr leicht in einer so „klaren und so augenscheinlichen Sache jenen höchst verderblichen Irrthum von „den Völkern, die Eurer Obhut anvertraut sind, abwenden. Da der Apostel „warnet: daß nur ein Gott, ein Glaube, eine Taufe sey, so sollen sie „zittern, die da sich einbilden, daß aus jeder Religion der „Eintritt in den Hafen der Seligkeit offen stehe; sondern sie werden „darum auf ewig verloren gehen, weil sie nicht den katholischen „Glauben halten und denselben ganz und unverletzt bewahrt haben. „Zu diesem höchst verderblichen Irrthum bahnt aber jene völlige und schranken„lose Freiheit der Meinungen den Weg, da nach dem Zeugnisse der Erfahrung „von den ältesten Zeiten her bekannt ist, daß Staaten, welche durch Reichthum, „Macht und Ruhm geblüht haben, durch dies einzige Uebel, durch die Freiheit „der Rede und durch die Sucht nach Neuerungen, zu Grunde gegangen sind. „Dahin gehört die so verderbliche, nie genug zu verwünschende und „abscheuliche Freiheit der Presse zur Verbreitung aller nur erdenk„lichen Schriften unter das Volk. Es schaudert uns, ehrwürdige Brüder, „wenn wir sehen, mit welchen Ungeheuern von Lehren wir überladen „werden, die allenthalben weit und breit ausgestreut werden in außerordentli„cher Menge von Büchern, Flugschriften und Journalen, die zwar dem Umfange „nach klein, aber wegen ihrer Bösartigkeit sehr groß sind, aus welchen, wie „wir bitterlich beweinen, der Fluch über das Angesicht des Erdreichs „ergangen ist u. s. f.“ Eine solche Sprache führte Gregor XVI. Wie anders lauten die Worte, wie wir sie seit einigen Monaten aus dem Munde Pius' IX. hören, wie anders besonders reden seine Thaten. Hoffen wir, daß der neue Papst in seinen Worten und Thaten eben so beständig und konsequent sich zeigen werde, als es sein Vorgänger in den seinigen war.

Wir haben gesehen, daß die politische Freiheit nur auf der Sittlichkeit, die sittliche nur auf der geistigen beruhen kann. Wenn wir nun den jetzigen Zustand Italiens, um seiner Zukunft ein einigermaßen wahrscheinliches Prognostikon zu stellen, oder doch einen sicheren Schluß auf die nothwendigen Erfordernisse und Bedingungen für seine wahrhafte Fortbildung zu ziehen, als Resultat seiner bisherigen politischen, sittlichen und geistigen Entwickelung zu betrachten unternehmen, so ergiebt sich aus unseren oben gemachten allgemeinen Andeutungen über das Wesen der Emancipation, daß wir unsere Blicke zuerst auf die geistige Bildung dieses Landes werfen müssen. Seine politischen Verhältnisse werden uns zuletzt beschäftigen, denn wir sind der Ueberzeugung, daß die politische Freiheit eines Volks im Allgemeinen auf der Stufe stehen muß, auf welcher im Durchschnitt die sittliche sich befindet, und diese wiederum auf der, welche die geistige erreicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Kriminalrechts auf die Civilisation.

II. Der Einfluß des Urchristenthums auf das Rechtssystem des Alterthums.

(Schluß.)

Es bleibt uns noch eine Klasse von Gliedern der Familien zu betrachten, die in der modernen Zeit gänzlich aus derselben verschwunden ist, die der **Sklaven**. Schon unter den ersten Kaisern hatte die allmälige Verbreitung der Lehren des Christenthums die Härte der Sklaverei etwas gemildert und besonders auf die Weltweisheit der Stoiker eine wohlthätige Wirkung ausgeübt. Seneka, der nur kurze Zeit nach Cicero lebte, welcher die Sklaven nach der Weise des Aristoteles als eine Art Zwitter vom Menschen und vom Thier betrachtete, wagte sich über diese heillosen Vorurtheile zu erheben, indem er es offen aussprach, daß die Menschen alle mit einander verwandt seyen, und daß des Sklaven Geist frei bleibe, wenn auch sein Körper gefesselt werde. Dieser neue Stoicismus, der augenscheinlich das Gepräge biblischer Ideen trägt, spiegelt sich in den Schriften der heidnischen Rechtsgelehrten des zweiten und dritten Jahrhunderts ab. Florentinus nennt die Sklaverei eine unnatürliche Einrichtung, und Ulpian ging bis zur Behauptung, daß in Rücksicht auf das Naturrecht alle Menschen gleich seyen.

Indeß scheinen sich diese hochherzigen Grundsätze auf die Sphäre der Theorie beschränkt zu haben, denn selbst philosophisch gebildete Kaiser protestirten gegen die Lehre von der Gleichheit. Die Antonine erklärten zwar für Mörder, die ihre Sklaven tödteten, aber sie widersetzten sich der Aufhebung der Sklaverei in dem Grade, daß sie die auf dem von der Sklaverei zur Freiheit führenden Wege liegenden Hindernisse noch zu vermehren schienen. Ein anderer Kaiser, Galba, hatte vor seiner Thronbesteigung eine allgemeine Befreiung der Sklaven versprochen. Aber durch Lösung dieses Versprechens würde er eine sociale Umwälzung herbeigeführt haben, die nur im Laufe von Jahrhunderten vollendet werden konnte, und die deshalb Ströme von Blut gekostet hätte. Er gab daher sein gefährliches Unternehmen auf, weshalb Tertullian (adv. Marcian. lib. V, 2) sagte: „Der Kaiser selbst kann die Sklaven eines Privatmannes „nicht frei machen, und das Christenthum bewirkt, was jener nicht vermag.“ Die neue Religion war also mächtiger als selbst der lebendige Typus der materiellen Gewalt.

Ihre Einwirkung bethätigte sich geräuschlos und ohne Prunk, zuerst durch die beredten Ermahnungen des Paulus und Jakobus und der ersten Apostel, dann durch die fortwährende Einweihung in jene Lehren der Bruderliebe und Gleichheit, die den eigentlichen Boden der evangelischen Moral ausmachen. Man muß indeß nicht glauben, daß die Sklaven gleich anfangs ein Verlangen gehabt hätten, sich unter die Fahne des Kreuzes zu schaaren, das für sie ein Symbol der Befreiung geworden war, und daß sie mit Eifer und Aufrichtigkeit sich dem Christenthum in die Arme geworfen haben. Diese durch die in ihrer Lage selbst begründeten Laster aller Art entwürdigten Menschen konnten in einem Tage nicht wiedergeboren werden. Oft ließen sie sich nur deswegen in die Geheimnisse des Christenthums einweihen, um nachher ihre Herren zu verrathen und dadurch den schimpflichen Preis der Angeberei zu verdienen. Aber gegen das Ende des dritten Jahrhunderts unterzogen sich die Sklaven denselben Qualen, wie ihre Herren, und weigerten sich, selbst ihr Leben durch Verrath zu erkaufen. Eine mit so viel Edelmuth ertragene Verfolgung erhob diese Menschenklasse aus der Verworfenheit zum Heldenthum und machte sie eines besseren Loses würdig. Und die Belohnung blieb nicht aus. Konstantin erschien bald darauf; und mit ihm begann jene große Revolution in dem öffentlichen Recht der Völker, die noch jetzt fortdauert. Konstantin war vielleicht revolutionairer gesinnt, als die Kirche selbst es gewünscht hatte. Seine Leidenschaft für Reformen, sein tiefer Haß gegen das Heidenthum, seine in allen Dingen hervortretende christliche Tendenz trieben ihn über die Gränze dessen hinaus, was sein Zeitalter ertragen konnte. So bereitete er eine heftige Reaction vor, deren Träger, wie man weiß, Julian war.

Die Neuerungs-Ideen Konstantin's treten besonders in seinen Gesetzen über die Sklaverei hervor. Im Jahre 314 erläßt er ein Edikt, wodurch alle durch Marentius zur Sklaverei verdammten Christen befreit wurden; 316 vereinfacht er die Förmlichkeiten der Mannmissionen der Sklaven und gestattet den Herren, ihnen in der Kirche oder vor dem Bischof die Freiheit zu geben. Auch ruft er die von Antonin eingerichtete, aber bald nach ihm in Vergessenheit gerathene Strafe des Mordes für diejenigen Herren ins Leben zurück, die der Tödtung ihres Sklaven überführt waren. Aber er beschränkte sich nicht auf die bloße Wiederherstellung des Gesetzes, sondern hob auch die von jenem Kaiser bestimmten Einschränkungen auf und erleichterte somit den Freigelassenen den Beweis ihrer Freiheit. Durch ein anderes Gesetz verbietet er jedem Juden, Heiden und Samaritaner, einen gekauften Sklaven zu besitzen. Dieses so weise Gesetz gerieth jedoch nicht nur mit den herkömmlichen Gebräuchen, sondern auch mit den materiellen Interessen der Zeit so sehr in Konflikt, daß seine Ausführung vielen Schwierigkeiten unterlag und die christlichen Kaiser mehrmals gezwungen waren, es zu erneuern. Denn solche Gesetze, die uns heute ganz natürlich erscheinen, setzten damals alle Welt in Erstaunen, da man jene Sorge für eine fast auf der Stufe der Thierheit stehende Menschenklasse nicht begreifen konnte.

Aber wenn diese Gesetzgebung ihrem Jahrhundert voraneilte, so strebte das Christenthum dahin, durch seine allmälige Verbreitung über das ganze römische Reich das Gleichgewicht zwischen den Sitten und Gesetzen wiederherzustellen. Daher riefen jene Bestimmungen über die Sklaverei nicht nur keine dauernde Opposition hervor, sondern wurden unter den nächsten Nachfolgern Konstantin's noch weiter ausgedehnt. Man erkannte eine Wechselseitigkeit von Pflichten zwischen Herren und Sklaven an, so daß z. B. der von seinem Herrn im Fall der Krankheit verlassene Sklave dadurch seine Freiheit erhielt. Die wesentlichste, noch von Konstantin herrührende Bestimmung ist die Anerkenntniß von gesetzlichen Familienrechten der Sklaven, indem festgesetzt wurde, daß die zu einer Familie gehörenden Sklaven ohne ihre Einwilligung nicht getrennt verkauft werden dürften. So hatte das Christenthum unter Konstantin auf die Lage der Sklaven den Einfluß ausgeübt, daß es dieselben zur Freiheit erziehen und die Sklaverei in Knechtschaft verwandeln konnte, wiewohl die letztere Einrichtung ihre wahre Entwickelung erst im Feudalismus des Mittelalters erhielt. Der Feudalismus ist die Uebergangsstufe aus der Sklaverei zur vollständigen Freiheit, deren die untersten Klassen der Gesellschaft erst seit einem Jahrhundert theilhaftig geworden sind.

2) In dem Maße, wie die Gerichtsbarkeit der Familie an Macht und Ausdehnung verloren, wurde die Gerichtsbarkeit des Staates in Rücksicht auf die gegen die Sittlichkeit begangenen Verbrechen strenger und allgemeiner. Das Christenthum konnte wegen der Reinheit seiner Moral die Strenge des antiken Strafrechts nicht mildern. Es müssen deswegen in der Strafgesetzgebung Konstantin's zwei Seiten unterschieden werden: seine allgemeine Tendenz zu einer sehr hervortretenden Milde, und seine besondere Tendenz zu einer fast an Barbarei gränzenden Unbeugsamkeit und Strenge gegen eine gewisse Art von Verbrechen. Ihm verdankt man die Erneuerung der alten Strafen gegen Vatermord, er schärfte die Strafgesetze gegen gewaltsame Entführung und setzte die Strafe der Deportation und Confiscation des Vermögens darauf, wenn ein Vormund das seiner Sorge anvertraute Mündel verführt hatte. Das letztere Edikt ist merkwürdig, weil es von dem Vormunde den Beweis der Jungfräulichkeit seines Mündels forderte, im Falle dieses sich verheiraten wollte. Zwar war die Bestimmung getroffen, daß, um die Untersuchung nicht zu weit auszudehnen, der Beweis als geführt angesehen würde, wenn die affirmative Behauptung des Vormunds durch das Zeugniß des jüngeren

Mädchens bestätigt wurde und sich außerdem kein Ankläger vorfand; doch kann man kaum annehmen, daß jene Beweisführung in einem anderen Falle verlangt wurde, als wenn jener selbst sein Mündel heiraten wollte. Die Strafen gegen Ehebruch, Blutschande u. s. w. waren sehr streng. Gewöhnlich stand von beiden Seiten Todesstrafe darauf. Hier begegnen wir auch zum ersten Male der Anerkennung des Prinzips der nicht rückwirkenden Kraft der Strafgesetze. In dem Gesetz über das unerlaubte Verhältniß einer unverheiratheten Frau mit ihrem Sklaven wird nämlich bestimmt, daß der Sklave zu Tode gepeitscht oder verbrannt werden solle, wenn das Verbrechen nach der Bekanntmachung des Edikts begangen sey; im entgegengesetzten Falle aber solle er nur aus der Provinz verbannt werden.

Mit dieser Strenge in den Strafgesetzen Konstantin's scheinen manche seiner Bestimmungen im Widerspruch zu stehen, z. B. in Rücksicht auf Verleitung zu öffentlicher Ausschweifung. Hier begnügte er sich damit, den Dienern der Kirche das Recht zu ertheilen, die jungen an die öffentlichen Häuser verkauften Christinnen loszukaufen. Erst Theodosius ging einen Schritt weiter, indem er die Väter oder Herren, die des Gewinnes wegen ihre Töchter, Sklavinnen oder Dienerinnen an jene Häuser vermietheten oder verkauften, mit schweren Strafen bedrohte und diesen unglücklichen Opfern erlaubte, die Hülfe der Bischöfe, Richter und Vertheidiger anzurufen, um sich den Folgen eines solchen Mißbrauchs der Autorität zu entziehen. Beharrten die Väter oder Herren in ihrer sträflichen Absicht, trotz der Dazwischenkunft der Bischöfe oder Richter, so wurden sie nicht nur zum Verlust der Macht über ihre Kinder oder Dienerinnen, sondern auch zur Confiscation ihres Vermögens und zur Verbannung verurtheilt. Indeß waren diese Strafen nur in solchen Fällen anwendbar, wo sich die Gewalt mit der Verführung verbunden hatte, oder wo die Ermahnungen der Obrigkeit nicht gehört worden waren. Für solche Fälle wurde die Strafe durch Justinian noch geschärft, indem die Schuldigen zum Tode verurtheilt wurden.

Hier, wie überall, bezeichnen die Heilmittel den Umfang des Uebels; es war ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den christlichen Schutzgesetzen der moralischen Freiheit menschlicher Handlungen und der fürchterlichen Versunkenheit der heidnischen Sitten, die weder einem Sklaven, noch überhaupt einem unter irgend einer Autorität stehenden Menschen das Recht zugestehen wollten, ein Gewissen zu haben, das von dem Oberen und Herrn unabhängig wäre. Durch jene heilsamen Gesetze erhielt also der Schwache und Unterdrückte einen natürlichen Beschützer in seinem Seelsorger, und diese heilige Aegide schützte ihn vielleicht besser, als die Androhungen von übertrieben harten Strafen. Während somit das Christenthum einerseits dem beleidigten Theil Schutz und Hülfe angedeihen ließ, so wirkte es andererseits auch darauf hin, diese Härte in den Strafen bei ihrer Anwendung zu mildern. Nach den Regeln über die Ausübung des Rechts, wie sie die kaiserliche Gesetzgebung aufstellte, sollten die Strafgesetze selbst für die schweren Verbrechen stets mit Rücksicht auf die jeweiligen Umstände oder auf den Charakter des Verbrechers eine Milderung erfahren. „Die Strafgesetze", sagt ein Rechtsgelehrter, „sollen stets im Geiste der Milderung ausgelegt werden." Die aus dem Christenthum geflossenen Grundsätze schwebten so den mit dem Schwerte der Gerechtigkeit bewehrten Behörden stets vor Augen und wurden von ihnen bei der Ausübung ihrer Pflichten gewöhnlich befolgt. Uebrigens beschränkte sich Konstantin in seiner Absicht, die Milde des Evangeliums auf die Gesetzgebung einwirken zu lassen, nicht auf allgemeine Maximen und verließ sich hierbei nicht auf die Billigkeit seiner Behörden; vielmehr kann man in allen Strafbestimmungen, die sich auf andere als auf die gegen die Sittlichkeit begangenen Vergehen beziehen, eine sehr hervorspringende Tendenz zur Milderung der Strafen wahrnehmen, die allem Anschein nach ihren Grund in den christlichen Ideen fand, deren Triumph er in jeder Weise zu befördern suchte. So schaffte er bald nach seinem Siege über Maxentius die Strafe der Kreuzigung ab, weil er nicht wollte, daß das Symbol des menschlichen Heils hinfort noch das Werkzeug einer entehrenden Züchtigung sey; ferner hob er den Gebrauch auf, die Stirn gewisser Verbrecher mit glühenden Eisen zu brandmarken. „Das menschliche Antlitz", sagt er (Cod. Theod. lib. IX, 40, 2.), „darf nicht auf „solche Weise geschändet werden, da es nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen „ist." Man erkennt in diesen Worten einen Wiederschein des Evangeliums, denn das Alterthum hatte nie eine Ahnung von dieser Achtung gegen die menschliche Würde selbst in ihrer körperlichen Existenz.

Wie tief aber manche mit den Sitten des Alterthums verknüpfte Gewohnheiten selbst zu jenen Zeiten im Volksgeiste wurzelten, beweist der Umstand, daß Konstantin es nicht wagte, die jedem Menschlichkeitsgefühl Hohn sprechenden Gladiatorenspiele abzuschaffen, obwohl deren Aufhebung — freilich vergeblich — schon von Mark Aurel versucht worden war. Die Begeisterung für diese Spiele dauerte bis zum Ende des vierten Jahrhunderts, und es bedurfte zur Erkaltung derselben eines jener Menschen, die von der Welt wahnsinnig genannt werden, weil ihre Hingebung zu erhaben ist, als daß sie von gewöhnlichen Seelen verstanden werden könnte. Ein unbekannter Einsiedler, mit Namen Telemach, setzte sein Leben zum Pfande ein, um das von Konstantin unvollendet gelassene Werk zu vollenden. Von seinen Bergen, wo er in freiwilliger Buße lebte, stieg er in die Ebene herab, eilte nach dem Cirkus und stürzte sich in die Arena, um die im Kampf begriffenen Gladiatoren zu trennen. Darauf erhob er im Namen des Gottes des Friedens seine Stimme gegen diese unmenschlichen Spiele. Das Volk, wüthend über die Unterbrechung seines Vergnügens, warf sich auf den kühnen Mönch und riß ihn in Stücken. Doch bald erfährt man, daß Telemach ein Mann Gottes und ein Vorbild christlicher Liebe gewesen; ein tiefer Abscheu gegen seine Mörder giebt sich kund. Honorius benutzt diese günstige Stimmung des Volks zur Bekanntmachung eines Edikts, wodurch den Gladiatorenspielen der letzte Stoß versetzt wird. So mußte noch ein reines Opfer fallen, um diese heidnische Gewohnheit abzuschaffen.

Aber außer diesen rein heidnischen Gewohnheiten, deren Abschaffung so viele Mühe kostete, gab es noch gewisse Vorurtheile, gewisse Prinzipien der Ungleichheit, die das Christenthum fortwährend bekämpfte, ohne daß sie jedoch aus den kaiserlichen Gesetzbüchern verschwanden. So blieben die Strafen gegen die Sklaven bei weitem härter als die gegen freie Menschen; die Strafe der Fälschung z. B. bestand für einen freien Menschen in der Deportation und Confiscation des Vermögens; für einen Sklaven in der Hinrichtung. Und selbst unter den freien Menschen unterschied das Gesetz gewisse Klassen, wie folgendes Gesetz (lex Cornelia) beweist: „Die Strafe gegen Mörder ist die „Hinrichtung, außer wenn der Schuldige einen hohen Rang behauptet; die „Uebelthäter der niedrigsten Klasse werden zum Kampf mit wilden Thieren „verdammt, die der ersten Klasse werden einfach auf eine Insel deportirt."

Der Rest des Heidenthums liegt noch auf solchen Unterscheidungen zwischen Menschen, die derselben Verbrechens schuldig sind. Aber soll man sich wundern, daß man nicht sogleich jenen evangelischen Grundsatz „der Gleichheit vor Gott" in die kaiserliche Gesetzgebung eingeführt sieht? Um dahin zu gelangen, daß dieser Grundsatz als eine gesetzliche Forderung bei mehreren neueren Nationen Europa's sanctionirt wurde, war es nöthig, daß barbarische Einfälle und im Schoße des Volks ausbrechende Revolutionen das antike Recht mit Feuer und Schwert bis auf die Wurzeln vernichteten, und daß während mehr als tausend Jahren das Christenthum seinen unwiderstehlichen Einfluß auf die Menschheit ausübte. Versuchen wir also nicht, den Gang des Weltgeistes zu beschleunigen, sondern bestreben wir uns, Jeder in seiner Sphäre, an dem Werke der Läuterung und Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu arbeiten. Aber ehren wir auch, wie sich ein moderner Philosoph ausdrückt, das Gesetz „der allmäligen Einweihung" in den Geist der Zeit und dessen Forderungen, damit wir nicht statt der beabsichtigten Vervollkommnung eine allgemeine Zerstörung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen.

Belgien.

Die belgischen Eisenbahnen.

V. Privat-Eisenbahnen.

Wir fügen dem Gesagten, der Vollständigkeit wegen, noch einige Worte über diejenigen Eisenbahnen hinzu, die mit Genehmigung der belgischen Regierung von Privat-Gesellschaften unternommen worden sind und deren Bau entweder bereits begonnen hat oder doch auf dem Punkte steht, angefangen zu werden.

Die Regierung hatte aus Gründen, denen nachgegeben zu haben sie gegenwärtig bedauert, den Centralpunkt des ganzen Eisenbahnnetzes, statt nach Brüssel, nach Mecheln gelegt. Es traten daher verschiedene Projekte ans Licht, bestimmt, den Weg zwischen verschiedenen bedeutenderen Provinzialstädten und der Hauptstadt abzukürzen. In der That liegt Mecheln nur auf dem geraden Wege von Antwerpen nach Brüssel und von Lüttich nach Ostende, so daß es den Durchschnittspunkt dieser beiden Linien bildet. Der Reisende, welcher von Brüssel nach Lüttich oder Ostende will, muß also einen bedeutenden Umweg machen. Vergebens suchte die Regierung diesem Uebelstande dadurch abzuhelfen, daß sie in ihren Tarifen Ermäßigungen eintreten ließ und einen Satz annahm, der zwischen dem Eisenbahn- und gewöhnlichen Landstraßenpreise das Mittel hielt. Der Zeitverlust, der für den Geschäftsmann oft Geldverlust ist, ließ sich nicht ersetzen.

Andererseits fehlte es in gewissen Gegenden gänzlich an Eisenbahnen; der Staat konnte sich nicht darauf einlassen, sie zu bauen, er mußte also das Recht zum Bau derselben Gesellschaften überlassen. Gegenwärtig ist das der Privat-Industrie überwiesene Eisenbahnnetz fast eben so bedeutend, als das Netz der Staatsbahnen. Da ersteres jedoch noch im Bau begriffen und zum Theil erst noch projektirt ist, so begnügen wir uns, die dazu gehörenden Bahnen in der Kürze aufzuzählen:

Die erste von allen diesen Eisenbahnen ist die, welche direkt von Gent nach Antwerpen, durch Lokeren und St. Nicolas führt.

Für eine parallel mit der Bahn von Brüssel nach Mons laufende, mit dem Namen der Bahn des Denderthales belegte, 88½ Kilom. messende, von Dendermonde nach Alost, Ninove, Grammont führende Eisenbahn ist die Konzession ertheilt.

Von Brüssel gehen zwei Privat-Eisenbahnen aus; die eine führt östlich nach Wavres, dann weiter einerseits nach Namur, andererseits nach Charleroi und soll nach Arlon in Luxemburg bis zur französischen Gränze verlängert werden. Die andere geht von Brüssel direkt über Alost nach Gent.

Am 18. Mai 1845 ertheilte die Regierung einer Gesellschaft die Konzession zu einer Bahn von Brügge nach Kortryk (Courtrai), Ypern und Poperingen; zur selben Zeit übernahm eine andere Gesellschaft den Bau einer Bahn von Doornik (Tournai) nach Ath, und von St. Trond nach Hasselt, unter der Bedingung, daß der Staat den Betrieb beider Bahnen übernehmen und während eines Zeitraumes von 90 Jahren 50 pCt der Brutto-Einnahme in die Kassen der Gesellschaft fließen lasse.

Die Konzession der Eisenbahn von Löwen nach der Sambre, von Lüttich nach Namur und von Manage nach Mons folgte bald auf die erwähnten Konzessionen; eben so die Konzession zu einer Bahn von Marchiennes-au-Pont nach Löwen und zu einer anderen von Manage nach Wavres.

Der Tarif, welcher den Gesellschaften gestattet ist, beträgt für die Reisenden: 8 Cent. in der ersten Klasse, 7 in der zweiten und 4 Cent.

dritten Klasse. Die Waaren erster Klasse sind per Tonne und Kilometer zu 9 Cent. tarifirt; die zweiter zu 15, und die dritter Klasse zu 20 Cent. Man sieht, daß dies fast derselbe Tarif ist, wie der der Regierung, und es konnte bei den genügenden Resultaten, die der letztere gegeben, nicht wohl anders seyn.

Mannigfaltiges.

— Poetische Wanderung in Algerien. Eine Reisebeschreibung in Versen kann nur dann wirkliches Interesse in Anspruch nehmen, wenn sie von einem Dichter unternommen ist, dem ein besonders schmiegsames und vielseitiges Talent zu Gebote steht. Wagt sich ein Verskünstler gewöhnlichen Schlages an ein solches Thema, so wird das Ganze eine unerträglich monotone Dichtung, in der die Gedanken unter leeren Phrasen versiegen. Byron hat in seinem Childe Harold einige musterhafte Partieen dieses Genres geliefert, und doch gewährt dieses an prächtigen Scenerieen und treffenden Gedanken reiche Gedicht keinen anhaltend erfreulichen Genuß, weil einmal die deskriptive Poesie überhaupt unsere Herzen kalt läßt und keinen Zündstoff in unsere Seelen wirft, oder weil sie mit einem Wort eben keine rechte Poesie ist. Wir erhalten jetzt unter dem Titel „Un touriste en Algérie" von Prosper Viro eine versifizirte Wanderfahrt durch die französischen Besitzungen Afrika's, in der viel Versgeklingel und wenig Poesie zu finden ist. Wir wollen dem Verfasser keineswegs alles poetische Talent absprechen, wennschon es zu dürftig scheint, um einen so äußerlichen Gegenstand, wie es eine bloße Beschreibung ist, dichterisch zu durchdringen. Dazu kommt noch, daß die eigentliche poetische Lokalfarbe selbst in Afrika mehr und mehr verloren geht und einer europäischen Uniformität Platz macht, so daß der Dichter, welcher darauf zählt, durch das pittoreske Beiwerk fremder Sitten und eines bunten, mannigfaltigen Lebens zu wirken, selbst in dieser Beziehung kein allzu ergiebiges Feld findet. Viro schildert selbst, wie sich Alles nach französischem Muster bildet, und wie man oft selbst in den entferntesten Gegenden Algeriens in den lärmenden Straßen von Paris zu seyn glaubt. So heißt es von dem neu entstandenen Philippeville:

Vous y voyez, à l'instar de Paris,
Le rez en droite ligne, au trottoir de bitume;
Le coquet parfumeur, le friand patissier;
Le coiffeur fashionable, et, suivant la coutume,
A chaque pas le hasard épieler;
De Maures, presques aucun, au point que leur costume,
Si parfois vous le retrouvez,
Vous fait croire que vous rêvez.

Uebrigens scheint dem Dichter so sehr viel an der eigentlichen Lokalfarbe nicht gelegen zu seyn, und er würde das an Abenteuern und Zähmissen reiche Leben, wie es manchem anderen Reisenden gefällt, gern für die Annehmlichkeiten des civilisirten Lebens hingeben. G. F. G.

— Deutsche Regungen in Belgien. Die von Dr. J. W. Wolf in Brüssel gegründete Zeitschrift „de Broederhand" fährt rüstig fort, an dem Werke der Vereinigung vlaamischer mit deutschen Interessen, sprachlicher sowohl als wissenschaftlicher und allgemein literärischer, zu arbeiten. In dem neuesten Hefte derselben befinden sich fast lauter auf Deutschland Bezug habende Beiträge, und zwar nachstehende: 1) eine Uebersicht der Schleswig-Holsteinischen Angelegenheit, wobei entschieden gegen Dänemark Partei genommen wird; 2) eine Kritik von Emanuel Geibel's politischer Sage „König Sigurd's Brautfahrt" (Berlin, 1846), wobei die Hoffnung ausgesprochen wird, daß nächstens eine metrische Uebersetzung des Nibelungenliedes erscheinen und damit zugleich ein Anstoß gegeben werde, daß die unerträgliche Nachahmung des französischen Alexandriners in vlaamischen (wie in holländischen) epischen Dichtungen endlich aufhöre; 3) ein Bericht über die Aufnahme der Deutschen im „vlaamisch-deutschen Sängerbund" bei den letzten Septemberfesten in Brüssel. Bei dieser Gelegenheit wird unter Anderem gesagt: „Die „große königl. Harmonie", die „vlaamische Verbrüderung", die „Gesellschaft für Sprachkunde und Literatur" und die „Philharmonie" — alle haben unsere Freunde als Freunde und Brüder begrüßt. Aber wir wissen auch Alle, daß wir, wenn wir später einmal wieder an den Rhein kommen, dort mit derselben Gastfreiheit aufgenommen werden. Dort verlacht man uns nicht wegen unserer vlaamischen Sprache, dort werden wir unserer vlaamischen Sitten wegen nicht verhöhnt, dort setzt man uns nicht zur bloßen Provinz eines größeren Staates herab. Die Verbrüderung mit Deutschland durch Sang und Wort ist ehrenvoll für Belgien; dies haben auch die mannigfaltigen Ansprachen dargethan, die bei Gelegenheit des letzten Festes gehalten wurden." — 4) enthält das vorliegende Heft die Uebersetzung einer deutschen Erzählung nach Gisela von Arnim (Tochter Bettina's) „das Mädchen vom Thurm"; 5) eine Abhandlung über die Urwälder Brasiliens nach v. Martius; 6) zwei Gedichte von Justinus Kerner, mit vlaamischer Uebersetzung; und endlich 7) unter den Miscellen die Ankündigung eines nachgelassenen Werkes des Prof. J. Kinker über den Dualismus der Vernunft, das unmittelbar an Kant's Kritik anknüpft und damit die anderen philosophischen Systeme Deutschlands, welche auf Kant fußten und ihn dann unter den Füßen fortschoben, zu widerlegen unternimmt: so wie in gelungenen Uebertragungen mehrere Kleinigkeiten aus dem neuesten Jahrgange von Berthold Auerbach's „Gevattersmann". — Dieses Inhalts-Verzeichniß eines einzigen Heftes (von denen 12 in Brüssel nicht mehr als 8 Fr. kosten) dürfte wohl hinreichen, um auch vielleicht manchen deutschen Journalzirkel zu bewegen, die Zeitschrift anzuschaffen, deren Verständniß deutschen Lesern leichter ist, als man vielleicht glaubt. Wir wollen hier zur Probe einige Strophen eines schönen Gedichtes mittheilen, mit dem der Präsident der Gesellschaft „Vlaamische Verbrüderung", Herr van Thielen, die deutschen Gäste des vlaamisch-deutschen Sängerbundes bei den letzten Septemberfesten empfing. Er selbst hat es sowohl deutsch als vlaamisch gedichtet und nur die beiden letzten Strophen sind von Hoffmann von Fallersleben, der sich damals in Brüssel befand, in beiden Sprachen hinzugefügt:

Zyt hartlyk ons gegroet,
Gy aadl'e duitsche broeders,
Die van den Rhynstroom kwaemt
Nar België's zegefeest!

In Brabands koninge-stad,
In Vlaenderens landouwen,
Juicht u de welkomsgroet
Uit mond en harte toe.

Gy wilt tot vlaamsche zang
De duitsche stemme paren:
Dat 't duitsche woord en lied
Door Brabands hoofdstad klink'.

Gy wilt door zamenklank
Der toonen en gezangen,
Verwekken magtiglyk
Het oude volksgevoel.

Dit volk tot nu gewoon
Maer vreemden klank te hooren,
Wordt wonderbaer verrukt
Door eigen maetgeluid.

En als tot eigen zang
Verwante toonen klinken,
Wen 't opperduitsche lied
Tot 't vlaemsche zich gezelt,

Dan wordt het hart hem warm,
Dan denkt 't aen d' oude tyden
Toen 't groote vaderland
Van Scheld' tot Oder reikte.

. . . . . .

Zoo lang der Belgen Leeuw
Met Duitschlands Arend vereenigt
Te zamen handt, met echte broedertrouw;
Zoo lang de reuzengeest van Pruissens Hohenzollern
Germanje voorwaerts voert met onverwinlyke kracht;
Zoo lang een eng verband de duitsche stammen allen
Van d'Elder- tot den Donaustroom omsluit;
Zoo lang van Memels vest
Tot Duinkerks vlaemsche wallen,
Dezelfde geest der volken zy doorwaeft:
Zoo lang toch zal van alle duitsche Gouwen
Geen enkele des vreemdlings vaen aenschouwen.

Op dan, Broeders beider tongen,
Sluit de handen krachtiglyk.
Weet toch, Duitscher, dat te Brabant
Vaderlandsche geest herleeft.

En gy, Belg, blyv' toch gedarig
Duitsch als 't oude voorgeslacht.
Weest Germaen in spraek en zeden,
Hoedt aen 't groote vaderland.

„Op de deugden uwer vad'ren
„Moet gy uwe hargten louw'n,
„En de leuw op uw standaerden
„Leer u op uw zelf vertrouw'n.

„Trouw bewaer toch in uw midden,
„Tegen 'a vreemdlings euvelmoed,
„Uwe spraek en uwe zeden
„Uwer vad'ren goed en bloed."

Send herzlich uns gegrüßt,
Ihr edeln deutschen Brüder,
Die ihr vom Rheinstrom kamt
Zu diesem Siegesfest.

In Brabants Königsstadt,
In Flanderns reichen Auen,
Jauchzt euch der Willkommensgruß
Aus Mund und Herzen zu.

Ihr wollt mit vlaamischem Sang
Die deutsche Stimme paaren:
Daß deutsches Wort und Lied
Durch Brabant's Hauptstadt klinge.

Ihr wollt durch Harmonie*)
Der Ton und Gesänge
Erwecken mächtiglich
Das alte Volksgefühl.

Dies Volk, bis jetzt gewohnt
Nur fremden Klang zu hören,
Wird wunderbar entzückt
Durch eigne Melodie.*)

Und wenn zum eignen Sang
Verwandte Töne klingen,
Wenn's altdeutsche Lied
Zum vlaamischen sich gesellt,

Dann wird das Herz ihm warm,
Dann denkt's an jene Zeiten,
Wo's große Vaterland
Von Scheld' bis Oder reichte.

. . . . . .

So lang' der Belgen Leu
Zu Deutschlands Aar sich schlichtet,
Sich an ihn hängt mit echter Brudertreue;
So lang' der Riesengeist von Preußens Hohenzollern
Germanien vorwärts führt durch hohen Geistesschwung;
So lang' ein enges Band die deutschen Stämme alle
Vom Elder bis zum Donaustrom umschlicht;
So lang' vom Memels Best'
Bis Dünkirch's vlaamschen Wällen
Derselbe Geist die Völkerstirn durchzieht;
So lange wird von allen deutschen Gauen
Kein einziges der Fremden Banner schauen.

Auf denn, Brüder beider Zungen,
Schließt die Hände kräftiglich;
Wisse, Deutscher, daß in Brabant
Vaterländischer Geist sich regt.

Und du, Belge, bleibe immer
Deutsch wie's alte Vorgeschlecht;
Sey German' in Sprach' und Sitte,
Halt' am großen Vaterland.

„Auf die Tugend deiner Ahnen
„Mußt du deine Burgen bau'n,
„Und der Löw' auf deinen Fahnen
„Lehret dich dir selbst vertrau'n.

„Treu bewahr' in deiner Mitte,
„Vor des Fremden Uebermuth,
„Deine Sprach' und deine Sitte,
„Deiner Väter Gut und Blut."

*) Man wird bemerken, daß die Worte „Harmonie" und „Melodie" im Vlaamischen eine entsprechende deutsche Bezeichnung haben.

Bibliographischer Anzeiger.

Neues Reisewerk.

In der **Arnoldischen Buchhandlung** in Dresden und Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sibirien.

Nach seiner Naturbeschaffenheit, seinen gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und als Strafkolonie geschildert

von

Charles Herbert Cottrell.

Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

M. B. Lindau.

2 Thlr. 6. Sgr. 2 Thlr. 15 Sgr.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 148. Berlin, Donnerstag den 10. Dezember 1846.

Frankreich.

Hüningen als französische Gränzfestung.

Seitdem die Aufhebung des Freistaats Krakau den Franzosen Gelegenheit bot, sich in ihren Zeitungen mit den drei östlichen Großmächten kriegerisch herumzutummeln, hört man von nichts mehr als von der Wiederbefestigung Hüningens, dessen Werke zu schleifen der zweite Pariser Frieden der französischen Regierung zur Pflicht machte. Der König der Franzosen selbst soll in Folge des ersten Eindruckes, den die Nachricht der Einverleibung Krakau's auf ihn gemacht, sogleich die Vorlegung eines Befestigungsplanes von den Ingenieurs verlangt haben, und die ministeriellen Blätter sprechen unverhohlen die Absicht der Regierung aus, eine Garnison nach Hüningen zu legen und den Ort mit neuen Bollwerken zu umgeben. Daß diese Festung von großer Wichtigkeit für das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland in einem Kriege ist, geht wohl zur Genüge aus der gedachten Stipulation des Pariser Friedens hervor, und zum Theil auch aus der Begierde, mit welcher man in Paris sich von der Verbindlichkeit jener Stipulation loszusagen sucht. Wir sagen „zum Theil", denn der Hauptgrund ist wohl nicht die anerkannte Wichtigkeit des Platzes, sondern der Wunsch, von Seiten Frankreichs einen schlagenden Beweis zu führen, daß die Beschlüsse von 1815 ihre Wirkungskraft verloren haben. Dazu kömmt noch, daß kein Volk in der Welt so gern Festungen baut, wie die Franzosen, und daß jedes Ministerium, welche Farbe es auch habe, leichter bei jeder Kammer, welche Farbe diese auch habe, vorschlagen und durchsetzen würde, eine Ringmauer um ganz Frankreich zu führen, als die Renten um ein Prozent herabzusetzen. Wie bei den Engländern und Amerikanern der Handelsgeist zur Volksthümlichkeit gehört, so ist die Leidenschaft, Festungen und Forts zu bauen, ein Hauptzug im Charakter der Franzosen. Seit sie ihren großen Vauban so viele Meisterwerke ausführen ließen, haben sie sehr viele Festungen angelegt, auch ihren Sinn für Oertlichkeit außerordentlich geübt, denn kein Volk in der Welt weiß so geschickt eine Mauer, einen Graben oder auch nur eine Hecke zur Vertheidigung zu benutzen, aber sie haben auch Milliarden dabei verschwendet und ihren Staatshaushalt zu Grunde gerichtet. In unseren Zeiten ist der Bau von Festungen bei weitem nicht so nützlich für die Vertheidigung des Landes, wie ehemals, und folglich sind die großen Ausgaben dafür übel verwendete Volkskräfte. Bei der so großen Umgestaltung des Geschützwesens, und wenn man bedenkt, daß bei einem jetzigen Kriege nicht ein dressirter Haufe von Soldknechten, von der Laune oder Leidenschaft eines Despoten oder einer Frau von Pompadour getrieben, mit einem fremden Haufen kämpft, sondern ein ganzes Volk, von einer Idee begeistert, dem anderen gegenüberzustehen kömmt, ist die hohe Bedeutung befestigter Städte sehr tief gesunken. Die verbündeten Mächte haben 1814 Paris erobert, ohne sich viel um die zahlreichen und tapfer vertheidigten Festungen hinter ihnen, selbst im eigenen Lande zu kümmern, und St. Jean d'Acre, das erste Bollwerk Asiens, so wie St. Juan d'Ulloa, das erste Bollwerk Amerika's, fielen nach dreistündiger Beschießung mit europäischen Kanonen, während das erstere 42 Jahre früher einen Bonaparte mit allem seinem Genie und mit aller Tapferkeit seiner Truppen vor den Mauern scheitern sah, weil die jetzige Dampfboot-Artillerie damals noch nicht existirte.

Im Ganzen und Großen hat, unseres Erachtens, demnach drüben eben so wenig Hüningen eine mächtige Bedeutung, wie hüben Rastadt; beide werden entweder schnell zusammengeschossen, oder man spart sich von der Haupt-Armee, welche ungehindert ihre Operationen fortsetzt, eine kleine Summe von Soldaten und Kanonen zur Umlagerung (Blokade) oder Belagerung ab. Wenn die Franzosen also eilends von der Wiederbefestigung Hüningens sprechen oder gar schon Hand anlegen, so geschieht es hauptsächlich, um sich einen Stein im Brette der National-Eitelkeit zu verschaffen, nachdem man darin so viele Steine eingebüßt hat, um den gläubigen Liberalen und Illiberalen zu sagen: „Sehet, von den Verträgen des Pariser Friedens und des Wiener Kongresses, die euch bisher alle Hände gebunden haben, ist kein ganzer Fetzen mehr da: die absoluten Großmächte haben in Krakau einen Zipfel davon abgeschnitten, und wir zerreißen darauf das übrige Ganze. Ihr könnt jetzt nach Herzenslust darauf dringen, daß wir die Rheinlande und dergleichen mehr wiederbekommen!" Eine solche Sprache macht ein sonst unpopuläres Ministerium beliebt und zeigt besonders jetzt, daß man nicht blos für dynastische Vortheile, wie die spanische Heirat, die Zunge wappnet, sondern auch für die nationalen Interessen. Indessen sind wir, trotz obiger Annahme, doch weit entfernt, der Festung Hüningen alle strategische Bedeutsamkeit für unsere Tage absprechen zu wollen. Die Schweiz hat keine durch Kunst befestigte Plätze, und nur durch ihre natürliche Bodenbeschaffenheit, sowohl Gebirge als Flußthäler, kann sie dem andringenden Feind wehren. Aber gerade hier bei Basel kann Frankreich mit aller Macht zwischen dem Jura und den Vogesen hervorbrechen, mit Leichtigkeit am Nordsaume der Schweiz, das Rheinthal hinauf, bis zum Bodensee kleine Heere schicken und mit großen Heeren vom südlichen Ufer nach Deutschland hinübersetzen, da hier der Rhein viel schmäler ist, und da hier keine Festung jenseits den Feind aufhält, indem der Deutsche Bund, die Ewigkeit des Bestehens der Verträge voraussetzend, nicht, wie anderswo durch Rastadt, auch hier den Strom gegen einen Ueberfall gesichert hat. Die treffliche Rheinlinie von Basel bis Strasburg (und weiter bis Lauterburg) wird durch Naturvortheile und durch eine Reihe von Festungen für Frankreich gedeckt. Bei der Leichtigkeit, mit welcher jetzt Heere und Heergeräth auf Eisenbahnen und Dampfschiffen in weite Entfernungen geführt werden, kann Frankreich in wenigen Stunden große Streitkräfte zwischen Strasburg und Hüningen bewegen; und denkt man hier noch hinzu, wie leicht die Stimmung der Schweizer, besonders der liberalen Kantone, gegen das deutsche Interesse gewonnen werden mag, so ist allerdings die Wiederbefestigung dieser Stadt geeignet, Deutschlands Bundesfürsten zu ernster Berücksichtigung zu vermögen. Und was auch die kleinste Veste in der Hand eines tapferen und geschickten Offiziers vermag, das zeigt die Kriegsgeschichte aller Zeiten.

Aber wir wollen, statt Beispiele aus früheren Zeiten und anderen Festungen anzuführen, lieber an die wunderhafte Vertheidigung Hüningens selbst in dem letzten europäischen Kriege erinnern, eine Vertheidigung, welche dem Helden derselben, dem General Barbanègre, noch viele Jahre nach dem Frieden die höchste Achtung bei den deutschen Offizieren, die Hüningen belagerten und eroberten, erhalten konnte.*) Wir kennen von französischer Seite aus den letzten Zeiten Napoleon's nur noch eine Vertheidigung, die mit der Hüningens wetteifern mag, die des Schlosses von Burgos nämlich durch Dubreton gegen Wellington im Jahre 1812, wo der große, siegreiche britische Feldherr vor einer elenden Citadelle mehrere Wochen lag, in mehreren Stürmen viele Menschen verlor und endlich bis an die Gränze Portugals fliehen mußte, wo er ohne Zweifel hätte bleiben oder weiter fliehen müssen, wären seine französischen Verfolger nicht nach der Katastrophe in Rußland an den Rhein berufen worden. Der Kampf um Hüningen ist auch schon deshalb von Interesse, weil er der letzte zwischen Europa und Frankreich war und noch fortwüthete, als Ludwig XVIII. längst wieder auf seinem Throne saß und Napoleon als Gefangener auf dem Ocean zur Einsperrung in St. Helena geführt wurde. Wir benutzen hierbei die Beschreibung im XXIV. Bande der Victoires, conquêtes, désastres .... des Français, die in der Regel ziemlich unparteiisch sind, ohne daß wir jedoch für die Wahrheit im Einzelnen einstehen wollen:

Als General Barbanègre den Befehl übernahm, war Hüningen in einem beklagenswerthen Zustande. Dagegen war das gegenüberliegende Basel in den Händen der Alliirten, seit dem Wiedererscheinen Napoleon's, stark befestigt. Barbanègre hatte nur dürftige Mittel, um das Nothwendigste zu ergänzen, und von eigentlichen Truppen hatte er 100 Kanoniere, 80 Soldaten verschiedener Waffengattung, 140 abgedankte Soldaten und 120 Zollsoldaten. Die Garnison sollte nach dem Plane Napoleon's aus mehreren Bataillonen Nationalgarden bestehen. Diese waren schon auf dem Marsche, als die Nachricht von der Schlacht bei Waterloo sie zerstreute. Nur 1500—1800 gingen bis Hüningen, wo sie, vereinigt mit den Einwohnern, zum inneren Dienst verwendet wurden. Die Belagerungs-Armee unter dem Erzherzoge Johann zählte über 30,000 Mann (!) mit 176 Kanonen in zwanzig Batterieen vertheilt. Am 14. August wurden die Laufgräben eröffnet, und sieben Tage später verbreiteten die deutschen Feuerschlünde Tod und Verderben in der Stadt. Die festesten Gebäude stürzten ein, der ganze Ort war ein Raub der Flammen, und blos eine Kaserne, die mit großer Sorgfalt geblendet (bomben- und feuerfest gemacht) war, war die einzige Zuflucht, war die Niederlage der Lebensmittel für alle Einwohner, war Zeughaus, Lazareth, Versammlungsort, kurz Alles. Soldaten und Einwohner, Männer, Frauen und Kinder wetteiferten in Hingebung draußen und drinnen. Erst nachdem alle Mittel und alle Kriegs-

*) Als kurz nach der Juli-Revolution Barbanègre als französischer Gesandter nach München kam, bereiteten ihm die bayerischen Offiziere, welche dem Belagerungs-Corps angehört hatten, einen glänzenden Empfang.

ist erschöpft waren, nachdem der Ort nur noch ein Trümmerhaufen war und die Alliirten sich zum Sturme rüsteten, entschloß sich der Kommandant zur Anknüpfung von Unterhandlungen. Die Capitulation kam am 26. August zu Stande, und sie gestattete den Vertheidigern, sich der französischen Armee hinter der Loire anzuschließen und also gleich wieder gegen den Feind zu kämpfen. Bei der Nachricht von der Uebergabe Päninguens kamen Leute von allen Seiten aus der Schweiz und aus Baden, um die heldenmüthigen Vertheidiger zu sehen. Als man den General an der Spitze von 30 Soldaten, einigen Invaliden und Arbeitern ankommen sah, glaubte man, die Garnison folge ihm erst nach. Aber man erfuhr bald, daß dieses Häuflein die Garnison sey, und ein Gefühl von Bewunderung erfüllte alle Zuschauer, die sich drängten, den Helden ihre Achtung zu bezeugen. Der Erzherzog selbst, überrascht und tief gerührt, bezeigte dem General feierlich die Hochachtung, welche eine solche Tapferkeit einflößte.

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

(Fortsetzung.)

I. Die geistige Bildung Italiens.*)

Eine lange Reihe von Jahren ist Italien für Europa das gewesen, was Europa für die übrigen Erdtheile noch jetzt ist. Wir sprechen hier nicht blos von der ruhmvollsten Periode seiner Kulturgeschichte im 16. und 17. Jahrhundert, sondern von jener Zeit, aus der sich das Wiederaufleben der Wissenschaften und Künste herdatirt. Es ist bekannt, daß Italien und — wir dürfen es nicht verkennen — vorzüglich das geistliche Italien sich in dieser Beziehung unsterbliche Verdienste um die Gesittung und die Aufklärung Europa's und besonders — auch dies dürfen wir nicht verkennen — des germanischen Europa's erworben hat. Aber diese Zeit der Blüthe liegt lange hinter uns, und es scheint, als wenn Italien das tragische Schicksal haben soll, eben so sehr in einen Zustand der Barbarei zu versinken, als das übrige Europa, durch seinen Anstoß belebt, sich zu einer immer höheren Stufe universaler Bildung und Civilisation erhebt. Dieses Versinken hat Italien eben so wie seine Aufklärung dem Einfluß der Geistlichkeit zu verdanken und unter dieser hauptsächlich den Jesuiten. Die Jesuiten haben daher auch nirgends größere und zahlreichere Feinde als unter den aufgeklärten Schriftstellern Italiens selbst. So äußert sich z. B. Gioberti in seinen Prolegomeni del Primato morale e civile degli Italiani. (Brusselle 1846. Dalle stampe di Meline, Cans), ein Buch, dessen Verdienste der Semeur nicht genug rühmen kann, folgendermaßen über die Jesuiten: „Pius VII. hat den vom Papst Clemens XIV. aufgehobenen Orden wiederhergestellt, weil er das Kind nicht mit dem Bade ausschütten wollte; er hatte nicht die Absicht, die Jesuiten des 18. Jahrhunderts wiederzuerwecken, sondern er hat diesen ersten Gefährten des heiligen Ignatius Nachfolger geben wollen, die jener Tugenden und Arbeiten, nicht aber ihre Ränke und Prinzipien fortpflanzen sollten. Vergebliche Hoffnung: die Gesellschaft hat sich als unverbesserlich gezeigt. Weit entfernt davon, dem modernen Italien einen neuen, kräftigen Anstoß zur Fortbildung zu geben, hat sie sich wie früher bemüht, seinen Geist niederzudrücken, um es besser beherrschen zu können. Wenn die Vorsehung ihr angefangenes Werk im Stiche ließe, so würden die Jesuiten Sorge tragen, die Welt in das mythische Chaos und die tiefe Finsterniß der ersten Nacht zu versenken. In dieser Absicht geschah es, daß sie, im Gegensatz zu der kräftig aufblühenden Literatur Italiens, eine fade und kleinliche Literatur begünstigten, um den Italiänern allmälig den Geschmack an den Meisterwerken ihrer Sprache zu rauben; dies ist ihr Ziel, wenn sie sich nicht blos damit begnügen, ihren Zöglingen alle Lust zum gründlichen Studium der klassischen Wissenschaften zu verderben, sondern sich auch jeder zeitgemäßen Verbesserung des öffentlichen und Privat-Unterrichts widersetzen." Noch heftiger und gründlicher greift Gioberti die Jesuiten in einem seiner früheren Werke an, das unter dem Titel Introduzione allo studio della filosofia im Jahre 1839 erschien und in dem er besonders die Art und Weise des Unterrichts der Jesuiten in Angriff nahm. Wir werden übrigens noch Gelegenheit haben, auf Gioberti's Ansichten über den Einfluß des Jesuitismus zurückzukommen.

Italien hat in der neueren Zeit besonders auch von Napoleon viel gelitten, denn nach seinem Sturze bestätigte man, wie sich Mariotti ausdrückt, nur das, was er zerstört hatte. Oesterreich, Sardinien und die Bourbons, der Papst und die Jesuiten kehrten zurück, aber Genua, Venedig und Lukka (die Republik) hatten aufgehört zu bestehen. Die Einheit der kommerziellen und legislativen Verwaltung, die Gleichmäßigkeit von Gewicht, Münze und Maaß wurden abgeschafft, aber die Polizeipräfektur, die Censur politischer Schriften, die Conscription wurden vollends ausgebildet und zu dauernden Uebeln. Die philanthropischen Reformen Joseph's II. und Peter Leopold's wurden eben so sehr mißachtet, wie die blutigen Dekrete der Revolution. Italien wurde nach 1814 so weit zur Barbarei zurückgeführt, als der Scharfsinn der Neuzeit sich ausdenken konnte. Daß es diesen jammervollen Zustand und die in ihm liegende Entwürdigung fühlte, beweisen die Aufstände von 1821 und 1831; daß es aber für eine völlige Regeneration noch nicht reif war, beweist das traurige Ende, welches diese Aufstände hatten; denn nicht durch die österreichischen Waffen, sondern durch die eigene Feigheit, durch die tiefe Kraftlosigkeit, durch den völligen Mangel jedes moralischen Haltepunkts wurden die Italiäner geschlagen. Nirgends ist die Wahrheit unserer obigen Behauptung, daß die politische Freiheit ohne sittliche Würde ein leerer Wahn, und die Sittlichkeit ohne Befreiung von den Fesseln des Vorurtheils und der Dummheit ein Unding ist, gründlicher bewiesen worden. Aber in dieser Rücksicht schien bisher der Fluch des Himmels auf dem unglücklichen Italien geruht zu haben. Die Volkserziehung, welche im Auslande absolute Fürsten fördern und erzwingen war mit wenigen Ausnahmen bei den italiänischen Fürsten ein Gegenstand blinder Verfolgung. Das Oberhaupt der Kirche schleuderte die Donner des Vatikans gegen ihre Beförderer; der harmlose Schullehrer wurde in die Kerker der Engelsburg geworfen. Denn der italische Despotismus weiß besser als jeder andere, daß Wissen eine Macht ist, und hofft, daß Fesseln und Ketten sich noch werden begraben können. Neuerlich haben in Italien jedoch Ereignisse stattgefunden, welche ein fortschreitendes Uebergewicht des Gedankens anzuzeigen scheinen. Von der Art sind die jährlichen Versammlungen italiänischer Gelehrten, die erste in Pisa 1839, die späteren in Mailand, Turin ꝛc., und der Vertrag, durch den das literarische Eigenthumsrecht fast über das ganze Italien ausgedehnt worden ist. Die Vortheile, die aus diesen anscheinend kleinen Vorfällen gezogen werden können, lassen sich nicht ohne genaue Bekanntschaft mit der ganzen Ausdehnung der Uebel, unter denen das Land seufzt, würdigen. Die Italiäner haben Alles zu hoffen von einem Geiste nationaler Association, die allerdings auch hauptsächlich in Zeiten des Friedens durch die Einheit geistiger Bestrebungen, das Verschmelzen der National-Sprache und die Centralisation der Wissenschaft und Literatur befördert werden kann. Ja selbst der Erreichung dieser harmlosen und dem Anschein nach bedeutungslosen Zwecke setzten bisher die Institutionen der Regierungen die ernstlichsten Hindernisse entgegen. Andererseits aber haben sich die Regierungen, indem sie sich nicht damit begnügten, ihren Gegnern Schweigen zu gebieten, sondern auch ihren Anhängern völlige Freiheit verstatteten, sie zu vertheidigen, sich selbst geschadet. Die Voce della Verità und ähnliche Regierungs-Organe haben bereits dadurch, daß sie zu ausführlich über Gegenstände von nationalem Interesse sprachen, in nicht geringem Maße der Sache gedient, der sie Vorschub leisten sollten. Die Rechte absoluter Herrschaft werden am besten durch völliges Schweigen aller Seiten vertheidigt. Ferner besitzt Italien keinen Mittelpunkt der Literatur, keine literarische Hauptstadt, wie Paris oder London, keine Büchermesse, wie sie alljährig in Leipzig gehalten wird. Die Journale, welche einen allgemeinen Einfluß auf das ganze Land hätten gewinnen können, wie der Conciliatore, die Antologia und der Subalpino sind unterdrückt worden und die zahlreichen literarischen Zeitschriften, die noch in unseren Tagen mit seltener Ausdauer fortbestehen, müssen mit einer Schüchternheit und Engherzigkeit auftreten, die bei dem bisherigen Zustande der Dinge allein ihr Bestehen sichern konnte.

Man darf sich daher über den langsamen Fortschritt, den die neuen Ideen in diesem Lande machen, nicht verwundern. Die populärsten Werke, Novellen und Gedichte, selbst wenn sie nicht streng verboten sind, werden oft in alle fremden Sprachen übersetzt, ehe sie in Italien allgemein bekannt werden. Und dennoch ist ein wirkliches Fortschreiten der geistigen und sittlichen Bildung Italiens seit einigen Jahren nicht abzuleugnen. Hören wir, wie sich Mariotti hierüber ausspricht: „Wenn es mir erlaubt ist, für meine Landsleute zu sprechen, so muß ich hier sagen, daß wir immer an einen italiänischen Fortschritt, ausschließlich bewirkt durch den gesundesten Theil der Bevölkerung, geglaubt haben; wir sind immer der Meinung gewesen, daß noch mächtige und unsterbliche Elemente des Zusammenhaltens und der Lebenskraft in einem Lande vorhanden seyn müssen, das einer so langen Prüfung unterworfen gewesen ist, das die vereinigten Uebel langer Trennung und Knechtschaft, die wiederholten Leiden der Invasion und des Krieges, den beständigen Einfluß einer feinen, bigotten und mächtigen Priesterschaft ausgehalten hat, ohne allen ächten Anschein des Wachsthums und der Blüthe zu verlieren und ohne hinter seinen glücklicheren Nachbarn in Wissenschaft, Literatur und Kunst weit zurückzubleiben. — Es ist wahr, der Groll des alten republikanischen Hasses und selbst die engherzigen Gefühle des Mißtrauens und der Verachtung zwischen den verschiedenen Provinzen sind heutzutage schwächer geworden. Die Italiäner sind sich jedoch so lange entfremdet, der Name Vaterland ist für sie fast in Vergessenheit begraben gewesen, ihre Lokal-Interessen sind so geschickt in verschiedene und entgegengesetzte Richtungen geleitet worden, daß ihre patriotischen Begriffe immer noch etwas Vages und Unbestimmtes haben. Aber aus den Gemüthern des Volks die letzten Ueberreste provinzialer Engherzigkeit, die mehr eine Frucht der Unwissenheit als des bösen Willens sind, zu verwischen, die erlösende Idee italiänischer Nationalität zu nähren, das ist der Zweck, mit dessen Erreichung die aufgeklärten Stände Italiens eifrig beschäftigt sind. Zur Herbeiführung der Reform und zur Befreiung der Nationalsprache haben die Werke Perticari's, Monti's, Cesari's und anderer philologischer Schriftsteller seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fleißig beigetragen. Sie haben den Sturz des alten Gebäudes der Pedanterie beschleunigt, durch das die Akademie della Crusca die italiänische Sprache zu einem todten Stillstand gebracht hatte. Die noch bestehenden Universitäten und die Elementar- und Kinderschulen, die neuerdings überall entstanden sind, wo ihre Einführung nicht, wie in Rom, auf den unbesiegbaren Widerspruch der Regierung stieß, haben Nichts unversucht gelassen, die rauhesten Dialekte auf gleiche Höhe mit der toskanischen Muttersprache zu bringen. So zeigen sich die Symptome

*) Wir halten es für unsere Pflicht, hierbei auf ein Buch aufmerksam zu machen, das ohne Widerrede zu den vorzüglichsten Produkten der modernen Literatur über Italien gehört, nämlich: L. Mariotti's „Italien in seiner politischen und literarischen Entwickelung und in seinen gegenwärtigen Zuständen". Deutsch (vermuthlich aus dem Englischen, was jedoch nicht gesagt ist) von Julius Bernhardt Seydt. Leipzig. Verlag von Carl B. Lord, 1846. Wir werden einigemal Gelegenheit haben, auf dasselbe hinzuweisen, obwohl es nicht ganz bis in die Gegenwart, sondern nur etwa bis 1840 reicht.

einer geistigen Umwälzung überall in Italien. Ueberall scheinen die Patrioten von einem Hauptgedanken durchdrungen zu seyn, daß geistige Emancipation nothwendig der Vorläufer politischer Befreiung seyn müsse; daß sie durch das stete Hinweisen auf ihren gemeinsamen Ursprung, durch das Erschaffen literarischer Vereinigung, durch das Austauschen von Gefühlen gegenseitiger Verbrüderung und Sympathie, durch das Hervorheben der gemeinsamen Denkmale ihrer früheren Größe den Grund zur künftigen italiänischen Nationalität legen können; daß sie durch Volksunterricht und durch den Einfluß ihrer Ermahnung und ihres Beispiels die ungebildeten Klassen aus ihrer Erschlaffung und ihrem Schlummer erwecken und sie lehren können, zu fühlen und zu wollen."

So Mariotti. Indeß giebt er selbst zu, daß dies schöne Gemälde auch seine Schattenseiten habe, und daß, wie er sich ausdrückt, jenen Elementen des Fortschritts zur geistigen Emancipation andere Elemente entgegengesetzt sind, die eben so thätig und, wenn nicht so andauernd, doch mindestens unbehinderter wirken können. Wir erwähnen nur einige Hauptpunkte: Die abergläubischen Gebräuche des niederen Volks und seine Vorstellungen, die von schlauen und gewissenlosen Priestern so leicht zu einer Quelle der Täuschung benutzt werden; die häufige Wiederkehr kirchlicher Festlichkeiten; der Zwang zum Genuß der Sakramente, welcher wenigstens in Turin die Wiedereinführung der Inquisition fürchten läßt; die langsame und stille, aber sichere Wiederkehr der Jesuiten, trotz des heftigen Widerstandes, auf den sie in Parma, Vicenza und Verona stießen: alle diese Maßregeln scheinen die Wiedereinführung eines Zeitalters der Unwissenheit und des Fanatismus zu bezwecken. Nach der Revolution 1831 erließ der Papst ein Edikt über den öffentlichen Unterricht, wodurch das alte Prinzip des starren Festhaltens an äußerlichem Formenwesen und der Unterdrückung aller geistigen Lebensbewegung wieder zu seinem vollen Recht oder Unrecht erhoben wurde. Durch dieses Edikt wurden für das nächste Jahr alle Universitäten des Kirchenstaats geschlossen und die Erzkanzler der beiden Haupt-Universitäten Rom und Bologna beauftragt, für jede Fakultät separirte Lokale zu bestimmen. Diese anscheinend unwesentliche Bestimmung erhält bei unserer Betrachtung eine große Bedeutung, wenn man berücksichtigt, daß durch diese Trennung der Fakultäten jeder Austausch zwischen den Studirenden so gut wie unmöglich gemacht wird. Hierzu kommen noch andere Bestimmungen desselben Edikts, die jener ersten eigentlich erst die rechte Wirkung verschaffen, wie z. B. daß in denjenigen Provinzen des Kirchenstaats, wo *keine* Universitäten sind, die daselbst geborenen oder ansässigen jungen Leute, welche ihre Studien in den höheren Fakultäten anfangen oder fortsetzen wollen, dennoch nur in diesen selben Provinzen studiren dürfen, und zwar: das Studium der Theologie geschieht in dem bischöflichen Seminar der Provinz oder in der Schule irgend eines religiösen Ordens, was der Willkür und Weisheit der Bischöfe anheimgestellt bleibt; das Studium der Philosophie, mit Inbegriff der Mathematik, der Gesetze, der medizinischen und chirurgischen Theorie, in der Stadt selbst, oder in der Provinz, wenn sich in derselben öffentliche Kommunalschulen dieser Fakultäten befinden, oder in Ermangelung derselben durch Hülfe von Privatlehrern, die von den Bischöfen und der heiligen Congregation genehmigt werden. Nehmen wir noch hinzu, daß die Studenten, wenn sie am Ende ihrer Studien akademische Grade erlangen wollen, Zeugnisse über die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten einreichen müssen, nach denen die heilige Congregation über ihre Würdigkeit urtheilt, so bleibt wohl kein Zweifel über den Zweck aller dieser Bestimmungen übrig. Durch die Schließung der Universitäten sollte dem aus dem Zusammenseyn einer Menge junger Leute möglichlicher Weise sich entwickelnden Gemeingeist sowohl in wissenschaftlicher als politischer Beziehung vorgebeugt werden. Seminar- und Kommunalschulen mußten nun als Ersatz gelten anstatt der Universitäten, und zwar nicht blos für die Studirenden der Theologie, sondern auch für Juristen, Mediziner, Mathematiker. Ueberall wurde Zersplitterung, Einseitigkeit und Engherzigkeit erstrebt. Zwar wurden später die Universitäten wiederhergestellt, aber der Zwang blieb bis in die Gegenwart derselbe.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Pferde, Wagen und Reiter in England.

Der königl. preuß. Wirkliche Geheime Kriegsrath und Direktor der Remonte-Depots, Herr O. **Mentzel**, theilt in den „Annalen der Landwirthschaft" Beobachtungen über die Pferdezucht in England mit, die manches Neue enthalten. Namentlich ist wohl Vielen die Bemerkung unerwartet, daß durch eine zu weit getriebene Veredelung mittelst Vollblutes theilweise die frühere Größe, noch mehr aber die Knochenstärke, Körpermasse und die richtige, zu dauernder Kraftanstrengung geeignete Formbildung der englischen Gebrauchs-Pferde verloren gegangen. Wie von wahrheitsliebenden Engländern behauptet wird, leisteten sonst ihre wahren **Halb**blutpferde in Kraftäußerungen und Ausdauer mehr, als jetzt die weiter (3/4, 7/8 ꝛc.) veredelten Halbblutpferde. Auch bedurfte die Königin sonst, wenn sie mit jenen Halbblutpferden fuhr, nicht zweier Vorreiter, wie gegenwärtig, wo auch auf den kürzesten Touren sehr oft Pferde im Zuge stürzen und durch die der Vorreiter ersetzt werden müssen. Obschon jetzt weniger Pferde zu größeren Reisen gebraucht werden, weil die Eisenbahnen diese Nothwendigkeit zum Theil aufheben — wie denn jetzt überhaupt in Folge der Eisenbahnen weniger Pferde in England gezüchtet werden als sonst — so wird doch als gewiß behauptet, daß eine größere Anzahl von Pferden als unbrauchbar der Kadaververnutzung anheimfällt, wie in früheren Jahren, wo die Pferdezucht größer, die Reisen weiter, die Pferde aber im Ganzen noch nicht so hoch veredelt waren.

Wir entlehnen jenen mit großer Lebendigkeit geschriebenen Mittheilungen Nachstehendes über die eleganten Rosse der Equipagen und Reiter, so wie über die geplagten Pferde der Omnibus und der sogenannten Cabs (Droschken) in London:

„Wenngleich ich schon vor fünf Jahren einen kurzen Aufenthalt in London gemacht habe und mir deshalb hier wenige Gegenstände völlig neu sind, so muß ich doch sagen, daß meine Bewunderung der kaum glaublichen Masse schöner Wagen und Pferde, denen man im Westende begegnet, das Erstaunen des früheren Anblicks wo möglich noch überbot. Wagen und Geschirr aller Privat-Equipagen sehen aus, als wären sie sämmtlich neu; die Kutschen, weil der englische Lack an Glanz und besonders an Dauerhaftigkeit immer noch Alles überbietet, was unsere Wagenbauer hierin zu leisten sich abmühen. Das Riemzeug ist durchweg von jenem vortrefflichen Leder gearbeitet, welches, wenn es rein gehalten und einigermaßen gepflegt wird, viele Jahre ein neues Ansehen behält. Die Pferde sind kurz und gut eingeschirrt, und die Kutscher müssen durchweg wohl sehr geschickt und sicher fahren, weil sonst kaum zu begreifen ist, daß nicht jeden Augenblick ein Unglück geschieht. — Gespanne jeder Art, Staats-Karrossen, Kabriolets, Omnibus, Postkutschen, Kohlenkarren, bis zur Masse der zwei- und einspännigen Cabs herab, begegnen sich jeden Augenblick: alle fahren so stark die Pferde traben wollen, überholen einander, biegen rechts und links aus oder pariren aus der raschesten Gangart so auf der Stelle, daß die Gäule auf den Hinterbeinen 3—4 Schritt vorwärts rutschen und die Funken fliegen. Die Omnibus, wenn deren Conducteur auf dem Trottoir eines Fußgängers ansichtig wird, der irgend Miene macht, mitfahren zu wollen, halten augenblicklich. Du hebst den Stock oder Schirm auf, nickst mit dem Kopfe, zeigst mit einem Finger auf den Kutscher, der Schuh drückt Dich, Du bleibst stehen, ja es fällt Dir kaum selbst erst ein, Du seyst müde: verlaß Dich darauf, aus der neben Dir vorwärts eilenden Wagenreihe biegt schon einer zu Dir heran und steht wie angemauert zum Einsteigen bereit.

Wenn ich mich nicht sehr täusche, so sind seit dem Jahre 1840 die Wagenpferde Londons im Allgemeinen besser und eleganter geworden. Man sieht jetzt wenig oder gar keine solche schlecht gebaute Thiere mit spitzen Hüften, abschüssigen Kreuzen und ungeschicktem Gangwerk, wie ich sie damals noch vielfach in den Equipagen sah, wenn ich mich in den schönen Juni-Tagen Abends 5—8 Uhr zur Pferdeschau nach den Parks begab oder vor den Parlamentshäusern Posto faßte. Von den Kutschpferden, deren ich jetzt in wenig Tagen viele hundert Paare habe vor mir vorüberfahren sehen, ist, wie ich denke, vielleicht keines gekerbt, nur einzelne waren eigentliche Langschweife, der bei weitem größeren Zahl aber war ein Stück von der Rübe abgeschlagen. Das Paar mit Scheere oder Messer unter der Rübe egal wegzuschneiden und Pferde verschiedener Farbe einzuspannen, muß nicht mehr in der Mode seyn, denn man sieht es sehr selten. Den Farben nach ist bei diesen Pferden braun in seinen Spielarten bei weitem vorherrschend, Füchse und Schimmel mögen gleichviel darunter seyn, Rappen wenig; von ganz schöner schwarzer Farbe sah ich nicht ein einziges Paar Pferde; solche mit großen Bläßen und hohen weißen Beinen finden sich in den Kutschgespannen nicht, und da man sie auch wenig in den Miethswagen bemerkt, so möchte ich fast glauben, man verstehe es in England, deren Züchtung zu vermeiden, besser als bei uns. Die Größe der meisten Londoner Carrossiers dürfte 5 Fuß 5 bis 7 Zoll betragen, was größer oder kleiner ist, gilt wohl als Ausnahme. Alle diese Pferde haben starke gute Knochen und verhältnißmäßig leichten Gang, sie sind hoch aufgesetzt, haben breite Brust und starke Arme, mehr oder weniger gerade Kreuze, breite Hüften, und die Schweife, die sie, wie ich ausdrücklich bemerke, im Gange fast ohne Ausnahme vom Leibe abtragen, sind gut angesetzt. Man erkennt bei der Totalität dieser Pferde an ihren Formen das edle Blut, von dem sie abstammen, und so vereinigen sie mit hoher Eleganz auch noch die vortrefflichsten Eigenschaften für ihren Dienst.

Zum Gebrauch in den Omnibus müssen nothwendig die allerkräftigsten Pferde ausgesucht werden, da deren zwei eine Arche von Wagen und 20 bis 26 Personen darin, darauf und daran, fast immer im schwimmenden Trabe, und, wenn das nicht schafft, im Galopp, fortzubringen haben. — Und dennoch sind es, weil zu große Pferde die rasche Gangart nicht aushalten würden, meist nur Pferde von 5 Fuß 4 bis 5 Zoll, die solch einen Omnibus mit unglaublicher Kraft mehr vorwärts reißen als ziehen. Zwei Paar davon, die um 4 oder 5 Uhr gewechselt werden, thun den Dienst von früh 8 bis Nachts 11 und 12 Uhr. Junge Pferde würden hierzu nicht aushalten, auch von der erforderlichen Qualität, wenn sie ganz frisch und fehlerlos wären, den Omnibusbesitzern zu theuer im Einkauf seyn; deshalb haben wohl alle schon eine frühere Capitulation als Kutsch- oder Postpferd eben so brav abgeleistet, wie der Omnibus gewiß noch nicht das letzte Stadium ihres nützlichen Lebenslaufs seyn wird. Unter solchen Verhältnissen müssen bei diesen Pferden mehr oder weniger alle die Makel nothwendig anzutreffen seyn, die tägliche angestrengte Arbeit auf Straßenpflaster und Chausseen herbeiführen; wer aber normalen Schulter-, Muskel- und Knochenbau der Pferde studiren will und Brust, Kreuz und Hüften wahrhaft gewaltiger Gäule sehen mag, der soll den ersten besten Omnibus halten lassen und die Augen aufsperren.

Im Jahre 1840 waren die Schweife dieser Pferde meist ganz kurz eingestutzt und scharf unter der Scheere gehalten, jetzt sind sie, wie fast alle Kutschpferde, nur lang coupirt.

Diejenigen öffentlichen Wagen, welche in London die Stelle der Droschken in Berlin und der Fiaker in Wien vertreten, haben das Eigenthümliche, daß sie so tief zwischen den Rädern herabhängen, daß kein Tritt daran nötig ist und man sehr bequem mit einem Schritt einsteigen und sich setzen

sie heißen Cabs und sind mit ein oder zwei Pferden bespannt. — Die modernsten darunter haben die Einrichtung, daß der Kutscher seinen Platz auf einem kleinen Lakaiensitze hat, der hinten ganz oben am Verdeck angebracht ist, von wo die Fahrleine über den Fahrgast hinweg nach dem Pferde führt. Wenn diesem dadurch allerdings der Vortheil der freien Aussicht erwächst, so gehört andererseits auch gerade die Geschicklichkeit eines Londoner Cab-Führers dazu, unter so schwierigen Verhältnissen mit Sicherheit zu fahren. Die Pferde in den Cabs messen selten höher als 5 Fuß, höchstens 5 Fuß 3 Zoll, sie sind fast alle zu Schanden getrieben, und ihr Ansehen ist nach Bau und Haltung ordinair: viele schmale kurzhälsige Thiere sind darunter, und es lohnt sich nicht, ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Mit dem Unterschiede, daß sie meist von stärkerem Knochenbau, und daß sehr wenige in den Knieen hängen, möchten sie den Berliner Droschkenpferden zu vergleichen seyn, wenn man diesen die Schweife kurz abschlagen ließe. Was aber dem englischen Gebrauchspferde ein so großes Uebergewicht über die unsrigen giebt und worauf das höchste Streben und Nacheifern unserer Pferdezüchter gerichtet seyn sollte, das ist die gewaltige Energie, der Nerv und die Ausdauer, die dem englischen Pferde eigen sind. — Was die Omnibus-Pferde hierdurch und hierin leisten, ist schon oben gesagt, noch bewunderungswürdiger ist aber die Arbeit eines auch für den Kenner sonst unansehnlichen englischen Cab-Pferdes. Im scharfen Trab und, sind die Knochen zu steif dazu, im langen Galopp läuft der Gaul seine oft Stunden weiten Touren ab; läßt er dann in später Nacht vom freiwilligen Vorwärtseilen etwas nach, so reicht ein einziger vielleicht schwerer Peitschenschlag vollständig hin, ihn viele lange Straßen in fliegender Eile voranzutreiben.

Es hat übrigens den Anschein, als hätte in England jede Kreatur, welche zum Ziehen eingespannt wird, mehr Lust und bessere Kraft zum Laufen, als seinesgleichen auf dem Kontinent. Ein englischer Esel ist z. B. zwar nicht im Ansehen, wohl aber in seinen Leistungen ein ganz anderer Kerl als seine Berliner oder Wiener Vettern! wenn diese Schlag auf Schlag kaum Schritt vor Schritt vorwärts zu bringen sind, läuft jener, wenn er Zügelfreiheit hat, von selbst. In solcher Art habe ich zu meiner höchsten Belustigung Mädchen auf ihren leeren Milchkarren mit ihnen gegen Cabs und Omnibus längs der Piccadilly-Street in die Wette fahren und tolle Rennen machen sehen. Lächerlich genug, es gehen auch die Hunde- und Ziegengespanne vor den allerliebsten kleinen Kinderkutschen, denen man in den Parks vielen begegnet, eine pace, die den Fremden frappirt. Ob alle diese verschiedenen Thiere einsehen, daß in London Niemand Zeit übrig hat, wenn er etwas vor sich bringen will, ob alle Kutscher ihren Gespannen ohne Zunge und Peitsche Beine machen können, oder ob das allgemeine Vorwärtseilen im Futter, das man giebt, in Luft und Klima liegt: ich weiß es nicht! —

Nun giebt es in London noch eine Race von Pferden, die zur Fortschaffung der Kohlen, ganz besonders aber zum Verfahren des Porters und Ales benutzt werden. Sie sind so groß, so ungeschlacht, daß sie fast dem Geschlechte der Elephanten anzugehören scheinen und mit unseren Pferden kaum mehr zu vergleichen sind. — Die Brauerei von Barkley und Perkins allein beschäftigt Jahr aus Jahr ein 180 Schimmel dieser Pferde-Giganten, die im Einkaufspreise zwischen 80 und 120 Pfund pro Stück zu stehen kommen.

Die Reitpferde, insoweit ich Gelegenheit hatte, solche zu Hunderten in London und namentlich im Hyde-Park unter Herren und Damen zu sehen, erschienen mir in ihrer Art nicht so ausgezeichnet, wie die große Masse der Kutschpferde. Wenn man meinen sollte, ich wollte damit über die Reitpferde Englands überhaupt absprechen, so muß ich vorweg bemerken: daß ich nur von dem, was ich gesehen, rede, und daß ich durch Mangel an Zeit leider verhindert worden bin, außer den nächsten Umgebungen Londons andere Gegenden des Landes zu besuchen. Ich beabsichtigte die vorgedachten Londoner Reitpferde auch keinesweges zu tadeln, nur die Gründe will ich angeben, warum sie mir weniger gefallen haben, als die Luxus-Wagen-Pferde, die in großer Zahl gar nichts zu wünschen übrig lassen.

Jene Reitpferde sind ein Mittelschlag von starkem Körperbau und meist sehr brauchbar für den Zweck; entsprechende Formen sind zwar bei allen diesen Pferden in einzelnen Partieen vorhanden, finden sich aber höchst selten bei einem Individuum vereinigt. Wo ein kräftiges und gefälliges Hintertheil, da ist ein kurzer Hals oder ungeschickter Kopf, und wo sich wieder ein schönes Vordertheil findet, da sind vielleicht die Hüften spitz, der Schweif weniger gut angesetzt ꝛc. Es ist übrigens kaum glaublich, wie viel Reiter und Reiterinnen bei schönem Wetter, etwa um 5 Uhr Abends (nach Londoner Sitte dann noch vor dem Essen), gleichzeitig im Hyde-Park zu Anfang der breiten Reit-Allee, unweit der Wohnung des Herzogs v. Wellington, anzutreffen sind. Zu zehn bis zwölfen in einer Reihe und zuweilen drei und vier Glieder dicht aufgeschlossen, sieht man sie vorüberziehen; der dritte oder vierte Theil sind Damen in dunkeln Reitkleidern, mit Herrenhüten und blaue oder schwarze Schleier darüber. Von den Reitpferden sind viele gar nicht coupirt, und es giebt elegante Schweifträger und hübsche Husarenpferde darunter, doch sah ich bei aller Aufmerksamkeit etwas so ganz Ausgezeichnetes unter der Masse nicht, daß mir davon ein bestimmtes, schönes Bild in der Erinnerung geblieben wäre. Nach unserem Geschmack und Berliner Preisen würde ich für viele Paar Wagenpferde, die mir aufgestoßen sind, lieber 200 und 250 Frd'or. angelegt haben, als für eines dieser Reitpferde, so weit man solche im Vorüberreiten beurtheilen kann, 100 Frd'or. zu geben.

Jede Gelegenheit aufsuchend, Pferde zu sehen, habe ich den Auctionstag bei Tattersal natürlich nicht versäumt, bin insofern jedoch wenig befriedigt worden, als zur Zeit meiner Anwesenheit nur Pferde im Preise von 20—30 Pfund zum Aufgebot kamen und für diesen Tag überhaupt keine bedeutenden Pferde zu verkaufen waren.

Den vorstehenden, zur Erinnerung niedergeschriebenen Notizen will ich noch hinzufügen, daß ich mit meinem langjährigen Freunde W., der, wie ich, Kavallerie-Offizier ist, zusammen gereist bin, und daß wir mit gleichem Interesse einen bedeutenden Theil der für London nur kurz gemessenen Zeit unserer Pferdeliebhaberei gewidmet haben. — So sind wir denn täglich, und dabei vom herrlichsten Wetter begünstigt, rechtzeitig nach den Parks gewandert und haben Stundenlang dem bewegten Leben zugesehen. Meine Bemerkungen sind daher auch nicht das Ergebniß eigener Auffassung allein, sondern mehr das Resultat unserer gemeinschaftlichen Beobachtungen und der an Ort und Stelle darüber zwischen uns stattgehabten Erörterung. Gleich am ersten Tage, als wir uns am Fahrweg des Hyde-Parks aufgestellt hatten und die unabsehbare Reihe von glänzenden Equipagen an uns vorüberfahren ließen, warf mein Freund die Frage auf: ob ich nicht verwundert sey, daß alle diese Pferde die Schweife gut trügen, gefällige Kreuze und abgerundete Hüften hätten? Als das späterhin an den Hunderten von Reitpferden fast eben so allgemein wahrzunehmen war und auch da selten eines vorkam, das jenen spindelbeinigen, langhälsig stirren, oder ungeschickten, spitzhüftigen, dickköpfigen Thieren, mit dem Schwanze zwischen den Beinen, geglichen hätte, die man unlängst noch im lieben Vaterlande mit großer Ostentation als Modelle englischen Geschmackes vorführte, begründeten sich unsere damals schon gehegten, bescheidenen Zweifel, und es liegt wohl zu Tage, daß der Eigennutz hoher und niederer Spekulanten hierin die Leichtgläubigkeit des deutschen Publikums lange Zeit hindurch zu seinen Zwecken benutzt hat.

Die größere Zahl der Spazierreiter, die uns begegnet sind, waren gewiß Leute, die ihrer Gesundheit wegen oder zum Vergnügen ritten, und nur ein kleiner Theil vielleicht Männer vom Fach; die Art und Weise, ihre Pferde zu behandeln und sich selbst zu halten, hatte bei Allen etwas eben so Natürliches wie Solides, und es mag ausdrücklich bemerkt werden, daß auch nicht ein Einziger uns ein Gegenstand des Lachens gewesen ist. Ein affektirtes Verstrecken der Beine, Vornüberlegen des Oberkörpers und übertriebenes Wippen im Sattel kam nicht vor; Jeder ritt schlicht fort, so gut er konnte, und Niemand machte sich zum Narren!"

Mannigfaltiges.

— Der preußisch-englische Vertrag vom 13. Mai. In Folge des am 13. Mai d. J. zwischen Großbritanien einerseits und Preußen und Sachsen andererseits abgeschlossenen Vertrages über den gegenseitigen Schutz des Autor- und Verlagsrechtes sind in London deutsche Bücher, sofern sie in den genannten deutschen Staaten erschienen, zum Theil um 50 Prozent billiger geworden, was natürlich dazu beiträgt, ihren Absatz bedeutend zu vermehren. Die Herren Williams und Norgate (Henrietta-Street, Coventgarden) haben einen besonderen Katalog derjenigen Bücher erscheinen lassen, deren Preise sie herabgesetzt, und Herr Alexander Black, Königl. Hofbuchhändler (8, Wellington-Street, Strand), macht bekannt, daß namentlich die in allen englischen Schulen viel gebrauchten Tauchnitzschen Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker jetzt um die Hälfte billiger als früher durch ihn bezogen werden können.

Die neueste Erzählung Bulwer's: „Lucrezia, oder die Kinder der Nacht" ist gleichzeitig mit dem Original in London in einer deutschen Uebersetzung bei Duncker und Humblot in Berlin erschienen. Wir haben bereits früher unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß, so lange nicht auch in England ein Gesetz erschienen, wodurch auch diesseitigen Autoren die Berechtigung zuerkannt wird, über die Uebersetzung ihrer Werke ins Englische ausschließlich verfügen zu können, das preußische Gesetz (laut seinem §. 38) unmöglich den englischen Autor hinsichtlich der deutschen Uebersetzung seiner Werke schützen könne. Wir hören jedoch, daß rechtskundige Beurtheiler der Frage nicht dieser Ansicht sind. Die Gelegenheit zu einer richterlichen Entscheidung derselben dürfte sich bald finden, da die Herren Duncker und Humblot wohl nicht unterlassen werden, gegen den Debit einer zweiten Uebersetzung des neuesten Bulwerschen Werkes in Preußen Einspruch zu thun, falls eine solche in Leipzig oder in Stuttgart erscheinen sollte.

— H. Conscience's Geschichte von Belgien. Eine deutsche Uebersetzung dieses vlaamischen Werkes ist so eben von dem auch auf niederdeutschem Gebiete heimischen Polyhistor, Prof. O. L. B. Wolff in Jena, erschienen. Das Ganze, aus zehn Büchern bestehend, die vom Ursprunge der Belgier und von der Zeit vor der Römerherrschaft beginnen und bis in die Gegenwart reichen (wir gaben daraus im J. 1845 einige Auszüge, welche Alba's Wüthen in den Niederlanden zum Gegenstand hatten und aus der Feder der Frau v. Ploennies geflossen waren), bildet in der deutschen Uebersetzung einen einzigen Band, den die Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck in Leipzig mit gewohnter Eleganz ausgestattet und zu einem außerordentlich billigen Preise (1 Thaler) hergestellt hat. Wir können die Anschaffung dieses Buches niederländischer Geschichten, die uns bereits durch die von Schiller bearbeitete Episode so nahe gerückt sind, unseren Lesern nur empfehlen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerationspreis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumeration wird von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 149. Berlin, Sonnabend den 12. Dezember 1846.

England.

Einiges über die geographische Gesellschaft in London.

(Aus einem in der Berliner geographischen Gesellschaft von dem Herausgeber dieser Blätter gehaltenen Vortrage.)

Die „Royal Geographical Society" in London ward im Jahre 1830 gegründet; sie ist mithin jünger als die Pariser, die um das Jahr 1825 gestiftet wurde, und als die Berliner, deren Gründung bei Gelegenheit der hiesigen Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, also im Jahre 1828, erfolgte.

Bei ihrer letzten General-Versammlung, die an ihrem Stiftungstage, am 25. Mai, gehalten wurde, zählte die Londoner geographische Gesellschaft 695 Mitglieder, zu denen noch die statutenmäßige Zahl von 40 Ehrenmitgliedern, so wie außerdem 22 korrespondirende Mitglieder kommen. Unter den 40 Ehrenmitgliedern befinden sich die Herren Alex. v. Humboldt, Leop. v. Buch, Karl Ritter, C. G. Ehrenberg, Ad. Erman, Aug. Jeune und Heinrich Berghaus, so daß Berlin dabei mit mehr als dem sechsten Theil bedacht ist. Der jährliche Beitrag der ordentlichen Mitglieder beträgt 2 Pfd. (13½ Thlr.) und das Eintrittsgeld 3 Pfd. Sterl. (20 Thlr.), doch kann man die jährlichen Beiträge durch eine ein- für allemal geleistete Zahlung ablösen, die bisher 17 Pfd. (113⅓ Thlr.) betrug, durch einen neueren Beschluß der Gesellschaft jedoch auf 25 Pfd. (166⅔ Thlr.) erhöht worden ist. Von dieser Vergünstigung macht in jedem Jahre eine verhältnißmäßige Anzahl, besonders der neu eintretenden Mitglieder Gebrauch, und hat nur noch ungefähr die Hälfte der Gesammtzahl der jetzigen 695 Mitglieder der Gesellschaft die jährlichen Beiträge zu entrichten. Dadurch entsteht allerdings in den Jahres-Einnahmen ein bedeutender Ausfall, doch hat die Gesellschaft andererseits auch den Vortheil, daß ein freiwilliges Ausscheiden derjenigen Mitglieder, die eine solche Averfionalsumme einmal gezahlt, nicht leicht eintritt oder doch wenigstens keinen Schaden verursacht, und jetzt, wo die Summe so viel beträgt, als ein 12½jähriger Beitrag, nämlich 25 Pfd., wird dadurch auch der ordentliche Beitrag für die durchschnittliche Dauer der Mitgliedschaft ziemlich gedeckt.

Es hat diese Einrichtung den Nutzen gehabt, der Gesellschaft einen Kapitalstock zu verschaffen, der sich auf 2378 Pfd. (17,400 Thaler) in Staatspapieren beläuft und eine nicht unbeträchtliche Zinseinnahme gewährt, doch schreibt sich dies bereits aus dem ersten Jahre ihres Bestehens her, in welchem nicht weniger als 168 Mitglieder zugleich ihre Jahresbeiträge durch Zahlung von 17 Pfd. ablösten. In demselben Jahre betrug die Anzahl aller Mitglieder bereits 450, so daß sich dieselben seitdem nur um etwa die Hälfte dieser Zahl vermehrt haben. Im letzten Rechnungsjahre hat die Geographical Society 40 neue Mitglieder bekommen, während 29 ausgeschieden sind, und zwar 13 durch den Tod und 16 durch ihre Erklärung oder durch Nichtzahlung ihrer Beiträge.

Die Finanzen der englischen Gesellschaft stehen nicht sonderlich, denn ungeachtet sich ihre Jahres-Einnahme auf durchschnittlich 1340 Pfd. (nahe an 9000 Thlr.) beläuft, so hat sie doch nicht allein seit dem Jahre ihrer Gründung ihren Kapitalstock nicht vermehrt, sondern auch in den letzten Jahren nichts Außerordentliches für besondere geographische Zwecke thun können. Das, was sie gleichwohl, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, in der letzten Zeit für solche Zwecke gethan, wie sie dies zu ihrem Ruhme in der That für jedes Jahr ihrer Wirksamkeit nachzuweisen vermag, das hat sie nur durch außerordentliche Sammlungen bei ihren Mitgliedern oder durch ihre einflußreiche Verwendung bei der Regierung oder bei den Direktoren der ostindischen Compagnie durchgesetzt. Mehr als den dritten Theil der Einnahmen hat bisher die Zeitschrift der Gesellschaft, das Journal of the Geographical Society, verschlungen, das den Mitgliedern gratis geliefert und außerdem nur noch in etwa 120 Exemplaren zu 10 Shill. für zwei jährlich erscheinende Hefte verkauft wurde. In der letzten General-Versammlung ist inzwischen der Beschluß gefaßt worden, daß das allerdings sehr schätzbare Journal, das in seinen bisherigen 16 Bänden oder 32 Heften die werthvollsten Mittheilungen über alle Theile der Erde enthält, künftig auch den Mitgliedern nur gegen Zahlung, jedoch höchstens von 8 Shill. für die beiden Jahreshefte, überlassen werden soll. Hierdurch dürfte der Gesellschaft eine neue Einnahmequelle entstehen, die sie wie in früheren Jahren wiederum zur Unterstützung von Reisenden, so wie zur Anschaffung von Instrumenten ꝛc. für dieselben, verwenden kann.

Eine Uebersicht der Ausgaben der Londoner geographischen Gesellschaft im Jahre 1846 ergiebt, nach dem in der letzten General-Versammlung vorgelegten Budget, Folgendes:

Lokalmiethe und Mobilien	Pfd. St.	263. 15
Gehalte, Emolumente und Vergütungen an den Secretair, den Herausgeber der Zeitschrift, den Buchhändler, den Geldeinsammler und Boten	" "	450. —
Kosten des Journals	" "	430. —
Büreaukosten, einschließlich Licht, Heizung, Porto ꝛc.	" "	100. —
Feuerversicherung, Inserate	" "	5. —
Verschiedene Drucksachen	" "	5. —
Buchbinder ꝛc.	" "	10. —
Zu den beiden K. Preismedaillen (diese Kosten werden von der Regierung zurückerstattet)	" "	46. 10
Verschiedenes	" "	7. —
Zusammen . .	Pfd. St.	1337. 3

(ungefähr 8930 Thaler), wodurch die ganze in diesem Jahre zu erwartende Einnahme absorbirt wird.

Von den eben erwähnten beiden königl. Preismedaillen hat die Königin Victoria, als Beschützerin der Gesellschaft, im J. 1838 eine gestiftet, während die andere goldene Denkmünze bereits seit dem Jahre ihrer Begründung von der Gesellschaft vertheilt wird. Bei der letzten General-Versammlung sind diese beiden Medaillen zweien unserer im Auslande lebenden Landsleute, dem Grafen Strzelezki, einem geborenen Ostpreußen, für seine Forschungen und Entdeckungen in den südöstlichen Regionen Australiens und in Vandiemensland, und dem Professor Middendorf in Kiew, für seine Bereicherung der Kenntniß des nördlichen und östlichen Sibiriens, zu Theil geworden. Auch zwei Mitglieder der Berliner Gesellschaft für Erdkunde sind bereits im Besitze dieser Auszeichnung. Dem in der ganzen wissenschaftlichen Welt mit Hochachtung genannten Direktor derselben, Herrn Prof. Karl Ritter, ward nämlich die große goldene Denkmünze im vorigen Jahre, und zwar unter allgemeiner Acclamation der Versammlung, zuerkannt, und Herr Prof. Adolf Erman hat sie im vorhergegangenen Jahre erhalten. Im Ganzen sind es 23 Gelehrte oder verdienstvolle Reisende, die bis jetzt im Besitze der von der Royal Geographical Society vertheilten goldenen Denkmünzen sind. Unser Landsmann, Sir Rob. Schomburgk, hat sie im J. 1840 für seine Forschungen in Guyana bekommen; eben so Herr Ed. Rüppel in Frankfurt a. M. im J. 1839 für seine Reisen in Nubien, Kordofan und Abyssinien.

Im Ganzen befinden sich also unter den 23 Männern, die im Besitze dieses geographischen Ehrenpreises sind, sechs Deutsche, was gewiß ein sehr merkwürdiges Verhältniß ist, da Deutschland kein mit dem Meere und dadurch mit der übrigen Welt so in Verbindung stehendes Land ist, wie Großbritanien und andere seefahrende Nationen. Alle übrige 17 Gelehrte und Reisende, die, außer den genannten sechs Deutschen, die goldene Medaille besitzen, sind übrigens Engländer, mit alleiniger Ausnahme des Nordamerikaners, Prof. Robinson, der sie im J. 1842 für seine „biblischen Untersuchungen in Palästina" erhielt.

Was die Unterstützungen betrifft, welche die Londoner geographische Gesellschaft auf so preiswürdige Weise entweder aus eigenen Mitteln oder doch wenigstens durch ihre Vermittelung zu wissenschaftlichen Expeditionen gewährte, so haben dieselben fast sämmtlich sehr ersprießliche Resultate gehabt, oder versprechen diese noch für die Zukunft. Die Reisen Schomburgk's sind namentlich dadurch auf das kräftigste gefördert worden. Im Jahre 1836 allein wurden dazu 490 Pfd. (3266⅔ Thlr.) verwandt, im Ganzen aber flossen der Expedition nach Guyana 976 Pfd. (über 6500 Thlr.) zu, welche die Gesellschaft gewiß als auf das erfolgreichste angelegt betrachten darf. Auf eine Expedition nach Kurdistan sind aus den Fonds der Gesellschaft mehr als 1800 Pfd. (12,000 Thlr.) verwandt worden. Nachdem in den letzten Jahren die eigenen Mittel zu solchen Zwecken nicht mehr ausreichend waren, hat man unter Anderem im Schoße der Gesellschaft eine Subscription veranstaltet, um Herrn Duncan in den Stand zu setzen, seine Arbeiten im westlichen Afrika fortzusetzen, während man durch Verwendung beim Gouvernement und bei den Direktoren der Ostindischen Compagnie eine Summe von 200 Pfd. herbeischaffte, um Herrn Brockman die Mittel zu verschaffen, in das Innere der arabischen Landschaft Hadramaut einzudringen.

Der Vortrag, den der jetzige Präsident der geographischen Gesellschaft, Lord Colchester (Capt. R. N.), bei der letzten General-Versammlung gehalten,

verbreitete sich wieder über den Stand und die Leistungen der geographischen Wissenschaft auf der ganzen Erde, wobei denn auch wieder Deutschlands, so wie speziell Berlins, mit großer Anerkennung gedacht wurde. Bemerkenswerth ist, was der Präsident über den relativ in England weniger als bei uns angebauten physikalischen Theil der Erdbeschreibung sagte, auf welchem Gebiete Großbritanien im Laufe des verflossenen Jahres nichts Bemerkenswerthes geleistet hat, mit alleiniger Ausnahme des sehr schönen „Atlas der physikalischen Geographie" von Alexander Keith Johnson in Edinburg, der doch zum Theil auch deutschem Fleiße, nämlich der Mitarbeiterschaft des Herrn Heinrich Berghaus in Potsdam, zu verdanken ist.

Um die große Wichtigkeit dieses Theiles der Erdbeschreibung darzulegen, beruft sich der Präsident in seiner Rede auf Humboldt's Kosmos, bei welcher Gelegenheit er auf sehr sinnige Weise sagt: „Wir können bis jetzt von diesem großen Werke noch nicht ausführlicher sprechen, da eine würdige englische Uebersetzung desselben noch nicht erschienen ist. Aber auch wenn sie erschienen seyn wird, werden wir es vorziehen, die Ansichten unseres Meisters mit der ihnen gebührenden Achtung aufzunehmen, statt irgend einen Maßstab der Kritik daran zu legen. Denn gesundes Urtheil wird eben so dadurch an den Tag gelegt, daß man den überlegenen Genius anerkennt, als indem man es versucht, ihn der Kritik zu unterwerfen."

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

(Fortsetzung.)

Während auf diese Weise die gebildeteren Klassen in moralischen Fesseln gehalten wurden, schlug man für die niederen einen anderen Weg ein, der zu demselben Ziele führen sollte: man schmeichelte ihnen. Auch ist das niedere Volk Italiens nicht so sehr zu fürchten, denn die Gleichgültigkeit und Thatenlosigkeit ist ihm fast zur Natur geworden. Es hat bis jetzt allen Meinungen die materielle Gewalt der Trägheit entgegengesetzt; so kommt es, daß, während das Volk im Allgemeinen in Italien erbärmlicher gekleidet und genährt ist, als in irgend einem anderen christlichen Lande, es doch keinenfalls zu den unzufriedensten und unglücklichsten gehört oder doch wenigstens weit davon entfernt ist, seine Leiden auf ihre wahren Ursachen zurückzuführen. Auch gilt dies nicht blos von dem niederen Volke; sondern wer sonst aus allen anderen Ständen einwilligt, der Würde, der Energie, dem Stolze zu entsagen, wer es aufgiebt, den Verstand und den freien Willen zu gebrauchen, dem ist in Italien mehr als in jedem anderen Lande gestattet, in ungestörter Ruhe zu vegetiren. Daher kommt die Thatenlosigkeit, das Leben in grobem Epikureismus und die frivolen Vergnügungen, mit denen die große Mehrheit der Italiäner ihr Leben vergeudet und die man dem entnervenden Einfluß des südlichen Klima's hat zuschreiben wollen, als ob nicht unter derselben Sonne und unter derselben geographischen Breite die mäßigsten und fleißigsten, so wie die tapfersten Völker zu anderen Zeiten geblüht haben. Der thätigste Geist fühlt sich eingeengt durch den kleinen Umfang dieser Duodezstaaten. Er sinkt unter dem Bewußtseyn ihrer Unzulänglichkeit zu Boden. Er giebt der wohlbegründeten Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit der Hindernisse, mit denen er zu kämpfen hat, nach. Allgemeine Entmuthigung, Erschlaffung und Theilnahmlosigkeit herrschen in dem Lande, vorzugsweise im Süden der Apenninen, und werden nur durch das Geschrei toller Karnevals-Freude oder durch die Oster-Mummereien einer altersschwachen Tradition unterbrochen.

Der fremde Reisende, der in Italien ankommt, den Kopf erfüllt von klassischen Traditionen römischer und florentinischer Größe, kann sich kaum mit dem Gedanken aussöhnen, daß dies das Italien gewesen, dessen Namen so glorreiche Erinnerungen oder so sanguinische Erwartungen hervorrufen konnte. Denn es scheint, als ob selbst die Gebäude und das Land Spuren eines schleichenden Verfalls, eines langsamen Todes verriethen. Man möchte meinen, daß selbst der Arno und die Tiber zu zwei schmutzigen, unbedeutenden Bächen zusammengeschrumpft seyen, als wollten sie den Zauber der Größe und Majestät, der an ihrem Namen haftet, zerstören. Indeß dürfen wir auch nicht vergessen, daß die allgemeine Charakterschwäche, wie sie in Italien zu herrschen scheint, großentheils, wenigstens bei den mittleren und gebildeteren Ständen, die anscheinende Theilnahmlosigkeit eines in der Ecke des mit starken Eisenstäben vergitterten Kerkers schlafenden Panthers ist. Lassen wir einen von diesen Stäben locker werden, so werden wir ihn aufspringen sehen; seine Schläfrigkeit ist plötzlich verschwunden, seine Augen rollen, und ein dumpfes Gebrüll kündigt dem erschreckten Kerkermeister an, daß sein Leben in Gefahr schwebe. In der That findet man in Italien entweder eine moralische Lethargie oder eine excentrische Leidenschaftlichkeit. In glücklichen Ländern, wo die socialen Zustände dauernd gesichert sind, unter Völkern, die gesegnet sind mit einer nationalen Verfassung, geschützt vor fremden Einfällen, frei von fremder Herrschaft, verlangt und erzeugt die allgemeine Wohlfahrt einen Bürger von gesetztem und ruhigem, aber festem und kräftigem Charakter. Aber in Italien, in diesem Lande voller halberstickter Leidenschaften, unterdrückter Gedanken und ohnmächtiger Verzweiflung, kann ein Sichergeben in bestehende Zustände nur als stumpfe Gleichgültigkeit und Feigheit ausgelegt werden. Daher ist das Loos der italiänischen Verbannten für den Großherzigen und Edeln nicht das schrecklichste; denn der Italiäner, wenn er nicht in Heimweh und Kleinmuth versinkt oder sich einem einsamen und misanthropischen Leben überläßt, kann im Auslande durch den Genuß der Freiheit seinen Geist erfrischen und sein Gemüth erheben, während ihm bei seiner Rückkehr der Anblick einer trägen Priesterschaar, eines bettelhaften Volks und noch mehr der Oesterreicher schon die bloße Luft dieses glücklichen Klima's verhaßt machen, wie die dumpfe Atmosphäre eines Kerkers.

II. Die sittliche und religiöse Bildung Italiens.

Wir haben schon in unserer Betrachtung der geistigen Bildung dieses Landes einige Blicke auf seine sittlichen Zustände geworfen; was nicht zu vermeiden war, weil, wie wir schon öfter erwähnten, die Sittlichkeit mit der Bildung des Geistes und der Befreiung desselben von den Banden des Vorurtheils innig verbunden ist. Fassen wir diesen Punkt nun genauer ins Auge, so müssen wir gestehen, daß vielleicht in keinem europäischen Staate die Barbarei der Unsittlichkeit in so großem Umfange und in so intensiver Stärke herrscht, als in Italien. Wir verstehen hier unter Unsittlichkeit nicht blos die grobe Lasterhaftigkeit des niederen Volks, die noch immer mit einer gewissen Kraft des Gemüths gepaart seyn kann, sondern die feige Schlaffheit und energielose Weichlichkeit oder Unmännlichkeit des Charakters, ein Krebsschaden, den die Italiäner hauptsächlich dem entnervenden und verdummenden Einfluß des von der Geistlichkeit begünstigten, um nicht zu sagen: hervorgerufenen, Aberglaubens und der hiermit zusammenhängenden geistigen Knechtschaft zu verdanken haben. Andererseits hat vielleicht in keinem anderen Volke der Unglauben so tiefe Wurzeln geschlagen, als in Italien. So finden sich also auch in religiöser Beziehung dieselben Extreme, die wir im nationalen Charakter der Italiäner überhaupt angetroffen haben, der krasseste Indifferentismus und ein blindes Zelotenthum. Es mag zugegeben werden, daß in neuerer Zeit diese Extreme an ihrer Stärke etwas verloren haben und der Geist der Aufklärung und Toleranz, welcher jetzt seinen versöhnenden Athem über Europa wehen läßt, auch theilweise über die Alpen gedrungen ist; wenn aber Marietti die Behauptung aufzustellen wagt, „daß, mit Ausnahme des Namens Katholizismus, den man vielleicht aus patriotischem Stolz und Zartgefühl beibehält, und einiger wenigen harmlosen Mysterien und erhabenen Ceremonien, die man theils aus Ehrfurcht, theils aus Politik achtet, die allgemeinen Glaubenssätze der Italiäner ziemlich dem gleich kommen, was die Protestanten zu ihrem Bekenntniß erhoben haben", so kann er doch nicht leugnen, „daß der tolerante, versöhnliche Geist, der jetzt unter den Italiänern (nach seiner Meinung) herrscht, seinen Ursprung der religiösen Apathie, in die sie verfallen sind, verdankt." Wir glauben mit Recht bezweifeln zu können, daß der Geist der Versöhnung, da es ihm mehr als dem bigottesten Fanatismus mit der Religion wahrer Ernst ist, jemals aus religiöser Apathie hervorgehen kann. Nichts ist so scheinbar gleich und im Grunde so sehr verschieden als Indifferentismus und Toleranz. Viele mögen allerdings durch die offenbaren Aergernisse, die beständigen Mißbräuche und die tyrannische Disziplin des geistlichen Despotismus bewogen worden seyn, der Aufklärung ein aufmerksames Ohr zu leihen und, bei dem allgemeinen Erschlaffen der Bande der Religion das Bedürfniß nach einer reineren Lehre fühlend, die Vortheile der Gedankenfreiheit erkannt und daher sich allmälig gewöhnt haben, die Meinungen Anderer mit derselben Nachsicht und Unparteilichkeit zu betrachten, die sie für sich selbst beanspruchen müssen; allein dies können doch immer nur einzelne Erscheinungen seyn, die keineswegs eine Norm für den allgemeinen Volkscharakter abgeben. Die Reliquien-Anbetung wird zwar von den Gelehrten und Gebildeten als etwas Sinnloses zurückgewiesen. Aber vor dem Volke verbirgt der Freigeist sein skeptisches Lächeln und überläßt dem Ungebildeten seine Illusionen und seinen Aberglauben. Auf der anderen Seite schüttelt der gute Katholik mitleidig den Kopf, bemüht sich, seinen eigenen Augen nicht zu glauben, wenn er viele der edelsten Geister von dem rechten Pfade abweichen sieht. So herrscht in keiner Weise Verständniß und Uebereinstimmung.

Die Patrioten Italiens, welche die Revolutionen von 1821 und 1831 gemacht, bewiesen nicht blos durch die Art und Weise, wie sie ihr Unternehmen ergriffen, wie unfähig sie selbst noch für den Genuß einer wahren Freiheit waren, sondern auch schon dadurch, daß sie einen solchen Versuch wagten, wie wenig sie ihre eigene Nation verstanden. Sie verkannten gänzlich, daß eine Revolution in Italien durch die Volkserziehung vorbereitet seyn mußte. Aber welche Hindernisse standen einer Volkserziehung im Wege! Die Schlaffheit und Unbeweglichkeit einer trägen, unwissenden, verderbten Bevölkerung, die noch von den Wunden vorübergegangener politischer Unfälle blutete und bei dem bloßen Namen von militairischen Executionen zitterte; der panische Schrecken, den der Anblick fremder Armeen einflößte; das Bewußtseyn ihres eigenen verweichlichten, unkriegerischen Charakters; der beklagenswerthe Zustand der Volksschulen und der eiserne Despotismus, mit dem die Universitäten beaufsichtigt wurden; die Censur, die ihre sinnlose und blinde Tyrannei auf Werke der Alten wie der Neueren ausdehnte und alle Organe der öffentlichen Meinung unterdrückte; das Wirken eines Heers von Priestern und Jesuiten; das ansteckende Beispiel von gewissen Höfen, die den Luxus und die Sittenlosigkeit förderten und durch entnervende Vergnügungen die Indolenz und Ausschweifung des Volks begünstigten: alles dies konnte wohl schwer zu einem Versuche aufmuntern, durch einen Gewaltstreich das Volk aus vollkommenster Gesunkenheit und Knechtschaft plötzlich zur Civilisation und Freiheit zu erheben. Wenn man daher einen Blick auf die ganze Revolte von 1831 wirft, so kann man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Mit pomphaften Worten trat sie auf und verschwand wie ein Nebel vor dem Hauch des Windes, sobald sich der erste ernsthafte Widerstand zeigte. Auf die Nachricht, daß die Oesterreicher heranrückten, sandten die Modenesen eine Truppenabtheilung aus, die sich aber von selbst bei dem Gedanken auflöste, sie könnte möglicherweise in die Nähe des Feindes gerathen. Eine andere folgte, dieser eine dritte und endlich sogar eine vierte. Diese letzte traf mit der zweiten und

dritten bei Nachtzeit zusammen, ohne sie zu erkennen. Sie griffen einander an. Von den Schüssen erschreckt, raffte der neue Diktator in Modena mit den Seinigen alle Kräfte zusammen, um — zu fliehen. Ihrem Beispiel folgte bald das gesammte Militair und alle Andere, die ihre Beine gebrauchen konnten, so daß, als die Oesterreicher nun wirklich ankamen, Modena fast ganz wie ausgestorben war und ohne Schwertstreich genommen wurde. Die Insurgenten waren nach Bologna geflüchtet, wo sie durch ihre Erzählungen die harmlosen Freuden der Bolognesen störten. Doch tröstete man sich mit der Hoffnung, die Oesterreicher würden in Modena bleiben; als die Letzteren nun doch gegen Bologna vorrückten, da bemächtigte sich eines Jeden ein panischer Schrecken. Alle jammerten und schrieen: all' armi! Die Regierung wußte nicht, was sie thun sollte, und beschloß endlich, sich in die Romagna zurückzuziehen. Am folgenden Tage glich Bologna einem leeren Neste. Das war der Heldenmuth des italiänischen Volks. Aber es ist leicht zu erklären. Die große Masse Italiens steht im Allgemeinen zu niedrig, um ihre Interessen begreifen zu können. An kein Denken gewöhnt, läßt sie sich von schön klingenden Phrasen leicht begeistern, aber noch leichter durch einen Kanonenschuß oder einen päpstlichen Bann in Furcht und unter jedes Sklavenjoch zurückjagen; die Mittelklasse des Adels, die an ähnlichen Revolten gewöhnlich Theil nimmt, hat kein Geld, und die reichen Besitzer halten sich gern fern von Verschwörungen gegen eine Regierung, unter deren Schutz sie ihre Schätze im In- und Ausland nach Belieben verzehren können. Somit scheint es im Herzen des Landes keine Macht zu geben, vor der die geistliche Herrschaft wirklich erbeben müßte, als höchstens mit der Zeit vielleicht — die Verzweiflung der Geknechteten, oder die Sympathieen des Auslandes, im Fall sich dieses entschlösse, mit anderen als Kabinetsverhandlungen dem Papste endlich zeitgemäße Reformen zur Pflicht zu machen.

In Rücksicht auf die kirchliche Verfassung Italiens gelten bis auf die neueste Zeit die Worte, welche schon im Jahre 1522 der gesinnungsvolle Papst Hadrian VI. an seinen Legaten Franz Cheregatus auf dem Reichstage zu Nürnberg richtete: „Wir wissen, daß auf diesem heiligen Stuhle schon seit mehreren Jahren viel Verabscheuungswürdiges stattgefunden, Mißbräuche in geistlichen Sachen, aus den Gränzen schweifende Befehle, mit einem Wort, daß Alles in Verkehrtheit gerathen war. Es ist demnach kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupt in die Glieder, von den Päpsten an andere untergeordnete Kirchenvorsteher gekommen war. In dieser Beziehung wirst Du Alles anwenden, daß zuerst diese Kurie, von der all dies Uebel hervorging, reformirt werde, so daß, weil von hier das Verderben in alle Geringeren überging, auch von hier die Genesung und die Reform an Alle ausgehen müsse, denn es ist eine sehr veraltete Krankheit, nicht einfach, sondern verschieden und vielfach zusammengesetzt." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Emancipation der Sklaven.

Es ist eine auffallende und beachtenswerthe Erscheinung, daß in England, welches in der großen Sache der Sklavenbefreiung mit einer mächtigen Begeisterung und — wie es den Anschein hatte — mit aufrichtiger Hingebung die Initiative ergriff, sich jetzt wieder Stimmen geltend machen, welche, wenn auch nicht offen die Aufhebung der vollendeten Emancipation, doch eine wesentliche Umgestaltung der in dieser Beziehung bestehenden Gesetzgebung fordern, während in Frankreich die Sachen noch nicht einmal so weit gediehen sind, daß man die Befreiung der Neger als eine „vollendete Thatsache" betrachten könnte. Und die Vertreter dieser Meinung, welche eine Modification der mit so vielen Opfern erkauften gegenwärtigen Verhältnisse durchsetzen will, stehen nicht etwa in den Reihen derer, welche mit allem Bestehenden unzufrieden sind, sondern es bekennen sich zu dieser Ansicht Männer von Gewicht, Leute, welche im Rathe des Landes sitzen und in der Regierung selbst eine einflußreiche Stellung einnehmen. Man kennt die bekannte Aeußerung Lord John Russell's selber, die er bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Zuckerfrage fallen ließ und in der er auf die Möglichkeit, ja selbst Nothwendigkeit wesentlicher Veränderungen hindeutete. Sollte sich hier das kluge, berechnende England, von einer rein menschlichen Aufwallung begeistert, zum Nachtheil seiner materiellen Interessen haben hinreißen lassen, und sollte Frankreich, das sonst immer gleich kopfüber in das Gewirr der Neuerungen zu stürzen geneigt ist, hier insofern das Richtigere getroffen haben, als es durch sein langes Temporisiren jetzt in den Stand gesetzt wäre, die Resultate und Erfahrungen von dem, was in anderen Ländern geschehen ist, zu benutzen? Die Abschaffung der allem Menschengefühle Hohn sprechenden Sklaverei ist nun endlich auch hier ernstlich in Aussicht gestellt, aber wir fürchten, daß die Erfahrungen, welche man anderswo gemacht hat, und das viele Treffliche, was in dieser Angelegenheit geredet und geschrieben ist, nicht überall zum Gedeihen gereichen wird.

Ein recht vollständiges Bild von dem Stande der Sache in Frankreich gewinnt man aus einer vor kurzem erschienenen Schrift von G. de Félice. Dieselbe führt den Titel „Emancipation immédiate et complète des Esclaves. Appel aux abolitionistes" und giebt neben einer gerechten und unparteiischen Beleuchtung und Würdigung von dem, was bis jetzt in dieser wichtigen Angelegenheit geschehen ist, eine klare und deutliche Darstellung der Maßregeln, durch deren Ergreifung den gekränkten Menschenrechten Genugthuung gewährt werden kann. Der Verfasser geht der Reihe nach die einzelnen Hindernisse durch, welche der Durchführung und Realisation der Sklavenbefreiung bis jetzt noch in den Weg getreten sind. Er findet dieselben, abgesehen von den Ränken und Umtrieben der Kolonisten und der von ihnen besoldeten feilen Tagesschriftsteller, vorzüglich in der Lauheit und Gleichgültigkeit des größeren Publikums, dessen Blasirtheit bei einer so hochwichtigen Frage, wo es sich um die Begründung einer freieren Existenz von 245,000 unglücklichen Wesen handelt, um so unbegreiflicher ist, als doch hier auch so manche materiellen Interessen ins Spiel kommen, für deren Behandlung man immer eine viel größere Theilnahme voraussetzen kann. Im Allgemeinen scheint er auch bei einem großen Theile derer, welche die Sache der Emancipation in Wort und Schrift vertreten, den Eifer und die Entschiedenheit zu vermissen, welche allein zum Ziele führen können. So genügt ihm die bereits bestehende Gesellschaft, welche sich die Aufgabe gestellt hat, nach Kräften an der Verbesserung des Zustandes der Sklaven zu arbeiten, nur wenig. Wie es uns dünkt, thut er dieser Gesellschaft Unrecht, wenn er meint, „es sey dies eine Vereinigung wohlmeinender Leute, aber keine disziplinirte Armee, und statt sich durch einen Austausch ihrer Ueberzeugungen und ein Zusammenwirken ihres Willens zu kräftigen, schiene es, als hätten sie nur ihre Zweifel und ihre Gründe zum Zögern mitgebracht."

Die Abolitionisten überhaupt — dies ist bekanntlich die angenommene Bezeichnung für die Verfechter der Emancipation — theilt Félice in drei streng von einander geschiedene Klassen. In die erste derselben wirft er jene scheinbaren Freunde dieser Sache, welche zwar mit dem Prinzip übereinstimmen, aber nicht allein zu seiner Verwirklichung keine Hand leihen, sondern die überhaupt von der praktischen Durchführung desselben nichts wissen wollen. Mit Recht meint er, die Personen, welche in diese Kategorie gehörten, hätten eigentlich den Namen und die Bezeichnung Abolitionisten ungebührendermaßen usurpirt. Nach diesen Theoretikern kommen dann die Temporisirer, welche es mit der Sache selber zwar gut meinen, aber dieselbe durch Aufschieben und Abwarten auf unabsehbare Weise in die Länge ziehen, indem sie sich mit der trügerischen Meinung trösten, man müsse sich jeder Uebereilung enthalten und dürfe nur allmälig vorschreiten. Zuletzt endlich redet Félice von den reinen und rechten Abolitionisten, welche im Namen der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der Religion die ungesäumte Durchführung der vollständigen Emancipation fordern. Der Verfasser gehört selbst zu der Klasse, welche diese Grundsätze bekennt, und entwickelt die Gründe, welche ihn bestimmen, sich, ungeachtet aller Anfeindungen, auf diese Seite zu stellen.

Er beleuchtet und entwickelt die ganze Angelegenheit von einem dreifachen Standpunkte aus, indem er die Dringlichkeit seiner Forderung dadurch begründet, daß er die schleunige Emancipation als eine Sache der Pflicht, des Erfolges und des Interesses hinstellt. Er meint nämlich, nur in der schnellen Bethätigung des Grundsatzes der Freiheit und Menschlichkeit, den man einmal angenommen habe, beruhe eine Genugthuung für das Gerechtigkeitsgefühl, eine Garantie für den vollständigen Erfolg und die Hoffnung auf positiven Gewinn. Obgleich er alle mit der Hauptsache in Verbindung stehende Nebenfragen einer erschöpfenden Erörterung unterwirft, hält er doch vorzüglich den ersten Gesichtspunkt fest. Wie es ihm scheint, muß man immer und immer wieder darauf zurückkommen, daß die Befreiung der Sklaven von ihrem empörenden Joche eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit ist. Er sagt es mit deutlichen Worten: „Die Sklaverei ist ein Verbrechen in ihrer Quelle, in ihren Grundbedingungen, so wie in ihren unvermeidlichen Folgen, und zwar ist sie ein Verbrechen im eigentlichsten, positivsten Sinne des Wortes; ja, insofern das französische Volk sich dadurch, daß es ruhig auf die Fortdauer dieses Zustandes hinschaut, dabei betheiligt, ist sie ein National-Verbrechen."

Indem nun der Verfasser seine Gründe mit logischer Schärfe und mit der Begeisterung, welche allein aus einer tiefen Ueberzeugung hervorgeht, entwickelt, läßt er keineswegs die Stellung und Lage der Sklavenbesitzer, insofern sie hier Berücksichtigung verdient, außer Acht. Nachdem er nachgewiesen hat, daß sie eigentlich rechtliche Ansprüche auf förmliche Entschädigungen nicht zu erheben hätten, räumt er dann ein, daß Billigkeitsgründe die Leistung derselben vielleicht wünschenswerth machen. Er bestimmt die Summe von 150 Millionen oder 6 Millionen Renten zu vier Prozent und sucht auseinanderzusetzen, wie es im Interesse des Landes liegt, dieses Opfer zu bringen, und in dem der Kolonisten, die Summe, welche er ihnen zugewiesen wissen will, anzunehmen. Aber zugleich meint er, es müsse auf beiden Seiten bald zu einem Entschlusse kommen, denn wenn heute diese Entschädigung noch eine Möglichkeit ist, so kann man nicht absehen, ob sie nicht vielleicht schon morgen unmöglich wird.

Wir haben oben bereits gezeigt, daß der Verfasser einen hauptsächlichen Grund der Langsamkeit, mit welcher bis jetzt die Abolition vorgeschritten ist, in der Lauheit der Massen findet. Er geißelt sie mit scharfen Worten, aber eigentlich legt er sie doch den Abolitionisten selbst, welche der Halbheit huldigen, zur Last. Er meint, sie hätten durch ihr Temporisiren und Vermitteln das Interesse des Publikums eingeschläfert, das nur durch eine bestimmte, scharfe Fassung und durch eine Hinweisung auf die unbedingte Aufhebung wieder erweckt werden könnte. „Um die Menschen aufzurütteln, muß man sich klar und bestimmt an eine der großen Triebfedern ihres Willens richten. Sprecht zu ihrem Egoismus, und ihr werdet sie bewegen. Sprecht zu ihrem Gewissen, und ihr werdet sie gleichfalls in Bewegung setzen. Aber wenn ihr mit einer halben Maßregel, einem Aufschube, irgend einem verschwimmenden, unbestimmten Etwas kommt, welches weder dem Egoismus noch dem Gewissen Genüge leistet, was für eine Macht wollt ihr dann ausüben? welchen Aufschwung, welchen Enthusiasmus werdet ihr anregen? Weder das Interesse, noch die Pflicht. Der Egoismus bleibt kalt und das Gewissen unberührt." Diese Worte mögen für Manchen unwahr, übertrieben und

gewisser Beziehung gefährlich erscheinen. Aber das wenigstens ist ihnen nicht abzusprechen, daß sie für Frankreich passen, und daß der angedeutete Weg für die dortigen Verhältnisse am geeignetsten erscheint. Darum ruft der Verfasser auch weiter: „Bewegung, Aufregung! Zögernde, zaudernde Abolitionisten, ihr beklagt euch über die Gleichgültigkeit des Landes, und ich, ich beklage mich über euch. Ihr habt Frankreich nicht zu ergreifen gewußt, wie es ergriffen seyn will. Ihr habt nicht das Echo Frankreichs mit den Worten: Ehre, Recht und Freiheit zu erwecken verstanden. Statt euer Land durch eine feste und großmüthige Sprache, welche es so gern vernimmt, zu begeistern, seyd ihr mit Reformen ohne Bedeutung, mit weit hinausgeschobenen Maßregeln ohne Ansehen gekommen. Ja, euch klage ich an wegen des Verbrechens, welches noch auf dem Herzen und auf der Ehre meines Vaterlandes lastet."

Am Schlusse fordert Félice alle Leser auf, seine Gründe und Ansichten in sich aufzunehmen, sich von ihnen durchdringen zu lassen und dann an der Verwirklichung des schönen Werkes, das er sich zur Aufgabe gestellt hat, nach Kräften mitzuwirken. Dazu bedarf es aber einer gemeinschaftlichen Anstrengung, einer Vereinigung der Kräfte und einer sich allen einzelnen Gliedern mittheilenden elektrischen Begeisterung.

Daß die Ideen, welche der Verfasser in seiner Schrift ausgestreut hat, doch am Ende einen günstigen Boden finden müssen, dafür bürgen einige Demonstrationen, welche von Seiten freier Bewohner aus einzelnen fremden Besitzungen gemacht sind. Wir wollen deren hier eine erwähnen, weil wir derselben einzelne Angaben von allgemeinerem Interesse entnehmen können.

Wir finden in dem Blatte „Abolitionists français" eine Petition an die Kammern, in welcher die Aufhebung der Sklaverei in Algerien verlangt wird. Diese Forderung erscheint um so gerechter, wenn man bedenkt, daß — und die Bittsteller weisen darauf hin — der Bey von Tunis der französischen Regierung mit einer solchen Maßregel bereits vorangegangen ist. Genaue Angaben über die Ausdehnung des Sklavenstandes in Algerien findet man in einem offiziellen Dokumente, welches vom Kriegs-Ministerium im Moniteur veröffentlicht ist. Dieser Mittheilung zufolge giebt es in den Städten und Ortschaften, welche der Civilregierung unterworfen sind, etwa 1200 Neger, zu denen noch 8—9000 Sklaven kommen, welche sich in dem der Militairregierung unterworfenen Antheile befinden, so daß die Gesammtzahl sich ungefähr auf 10,000 beläuft. Ein merkwürdiges Geständniß, welches um so gewichtiger erscheint, als man es hier mit einer offiziellen Aussage zu thun hat, ist in diesem Dokumente enthalten. Es wird nämlich ausdrücklich gesagt, daß den Sklaven in Konstantine jetzt eine minder gute Behandlung zu Theil wird, als zur Zeit des Dey's. Bei solcher Sachlage müssen die prunkvollen Farben der prahlerischen Bülletins bedeutend verblassen, und die fortwährenden Versicherungen, die Occupation von Algier geschehe nur im Interesse der Menschlichkeit, wollen nicht recht probehaltig erscheinen.

Recht sonderbar erscheint die Versicherung, welche gleichfalls in dieser amtlichen Mittheilung enthalten ist, daß der Einführung neuer Negersklaven mit Erfolg gesteuert wird, wenn man damit die Angabe vergleicht, aus welcher hervorgeht, daß sich bis jetzt im Allgemeinen die Zahl der Sklaven nicht eben vermindert. Man versucht zwar, dieser statistisch begründeten Thatsache, besonders insofern dieselbe auf Konstantine Bezug hat, eine Erklärung unterzuschieben; aber die Gründe, durch die man das Faktum erklären will, beweisen gerade, daß der Sklavenhandel, nur in modifizirter Gestalt, noch besteht. In Algier selbst suchen Viele durch Vermittelung der französischen Behörden ihre Freiheit zu erlangen; aber so gern die Magistrate auf die sich immer wieder erneuernden Anträge eingehen möchten, so stehen doch ihrer Realisation die unbestimmten und unklaren Bedingungen der Convention, welche zwischen dem Marschall Bourmont und dem Dey von Algier abgeschlossen wurde, hindernd im Wege. In diesem Vertrage befindet sich die Erklärung, „es solle jeder Klasse von Einwohnern vollständige Bewahrung ihrer Freiheit und ihres Besitzthums verbürgt werden." Diese etwas verschwimmende Bestimmung ist allerdings einer mehrfachen Deutung fähig; aber wenn sich aus derselben eine Garantie auch für die Sklavenbesitzer ziehen ließe, so sollte man sich wenigstens darauf beschränken, sie nur auf diejenigen zu beziehen, welche innerhalb der Ringmauer der Stadt Algier selbst ansässig sind.

Die Schwarzen, welche in die afrikanischen Besitzungen gebracht werden, kommen meistens von Haussa, zuweilen selbst von Tombuktu. Die Käufer beschleunigen ihren Marsch möglichst, um den Verfolgungen feindlicher Tribus zu entgehen. Daher kommt es denn, daß ein beträchtlicher Theil dieser Unglücklichen dem Klima und den Anstrengungen der Reise erliegt. Die Einführungen müssen übrigens sehr bedeutend seyn, wenn sich, ungeachtet der großen Sterblichkeit, die sich in einzelnen Theilen — z. B. im Tell — herausstellt, die Anzahl der Sklaven im Allgemeinen erhält.

Die Bittsteller, welche die oben erwähnte Eingabe an die Kammern vorbereitet haben, stützen sich auf alle diese wohlbegründeten, authentischen Quellen entnommenen Angaben und fordern dringend eine Aenderung der traurigen Verhältnisse, welche der französischen Verwaltung nicht eben zur Ehre gereichen. Sie beschweren sich vorzugsweise über das Verfahren des gegenwärtigen Statthalters, der sich zum Vertheidiger des Sklavenhandels gemacht hat, weil man — wie er meint — diesem Handelszweige mit dem Innern von Afrika Schutz und Förderung nicht entziehen dürfe. Mit Recht fragt man, wozu Frankreich mit bedeutendem Kostenaufwande diesen schimpflichen Handel zur See verfolgt, wenn man ihn auf dem Lande ruhig gewähren läßt? Zum Schluß werfen die Bittsteller noch einmal einen vergleichenden Blick auf das benachbarte Tunis, indem sie die Frage aufwerfen: „Das, was ein Bey von Tunis zu Gunsten der Menschlichkeit und der menschlichen Freiheit zu thun vermocht hat, sollte das christliche, freisinnige Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts außer Stande seyn, durchzusetzen? Sollen Menschen gezwungen werden, die französische Herrschaft zu fliehen, um auf dem Gebiete der Muselmänner ihre unwandelbaren Ansprüche auf Freiheit befriedigt zu sehen?"

Wir können über die Stimmung der Volksvertr in Betreff dieser wichtigen Angelegenheit noch kein Urtheil abgeben, indem diese Petition zu spät an ihre Bestimmung gelangt ist, als daß sie vor Schluß der Kammern bereits eine Besprechung hätten finden können. Sie wird indessen der neuen Legislatur in neuer Fassung wieder vorgelegt werden; es steht dann zu erwarten, welchen Eindruck sie machen und welches Resultat sie erzielen wird.

S. F. G.

Mannigfaltiges.

— **Deutschland und Frankreich.** Ein Nachkomme der unter dem Großen Kurfürsten in der Mark Brandenburg eingewanderten Hugenotten findet sich veranlaßt, uns mit Bezug auf die in Nr. 145 des „Magazins" enthaltenen Bemerkungen über die deutschen Gesinnungen der unter uns lebenden Französisch-Reformirten ein Gedicht zuzusenden, das die Ueberschrift: „Deutschland und Frankreich" trägt und worin er seine und auch eines großen Theiles seiner Stammesgenossen Gefühle in Bezug auf beide Länder ausgedrückt zu haben meint. Es heißt darin:

„Hinüber nach den Fluren, die unsäglichen
Der Ahnen Asche, soll nun der Gram
Des Enkels der Verbannten sich ergießen.

Dorthin treibt ihn ein mächt'ger Liebesdrang,
Hilft treu er auch zum Land, das ihn geboren,
Des Sinn und Ruhm sein ganzes Seyn durchdrang.

Deutschland und Frankreich, Ihr seid auserkoren,
Wie einst Orest und Pylades im Bund
Die nächtlichen Gespenster zu durchbohren.

Was Euch entzweite, werft aus Herzensgrund
In Lethe's Strom; daß Ihr von heut beschreitet
Der Eintracht Bahn, that allen Völkern kund.

. . . . . .

Seyd fest vereint und stärket als Ein Strom,
Der alles Land zur Fruchtbarkeit erwecket,
Ragt als des Rechtes Säule, die zum Dom
Des Himmels felsenstark empor sich streckt."

K. G.

— **Polen und Deutsche.** Unter diesem Titel hat Herr Dr. Heinrich Wuttke die Aufsätze gesammelt, die er bald nach dem diesjährigen Polen-Aufstand in die Augsburger Allg. Zeitung einrücken ließ und die er hier als besondere Schrift*) noch mit einigen anderen, ebenfalls zwar für diese Zeitung bestimmt gewesenen, aber nicht hineingekommenen Betrachtungen, Nachträgen und Randnoten vermehrt hat. Zur Aufklärung über die polnische Frage, so weit sie **Preußen** angeht, ist diese kleine Schrift besonders wichtig. Es wird darin zum Theil durch die Verhältnisse der Bevölkerungen und zum Theil durch die Urkunden vieler Städte, in denen bereits vor Jahrhunderten deutsches Recht und deutsches Bürgerthum eingeführt waren, nachgewiesen, daß die sogenannten polnischen Provinzen Preußens nicht **slawisches** Gebiet, sondern gemischtes Gränzland seyen, in welchem überall Deutsche, wo nicht wie in den Städten in der Mehrzahl, doch jedenfalls untermischt mit Polen wohnen, und daß es daher unverantwortlich, ja ein wahrer Verrath wäre, wenn Deutschland jemals die Hunderttausende, die ihm in diesen Gränzlanden durch Sprache, Sitte und Bildung angehören, preisgeben und aus purem Philanthropismus slawischer Beherrschung überlassen wollte. Allerdings ist in diesem Augenblicke von einem solchen Aufgeben nicht die Rede, allein der Verf. meint, daß schon die Gleichgültigkeit, mit welcher oft in Deutschland von den deutschen Interessen in jenen Gränzlanden gesprochen werde, ein Verrath am Vaterlande sey; wahrhaft verächtlich erscheine es aber, wenn einzelne deutsche Stimmen, wie z. B. in den von Herrn J. P. Jordan in Leipzig herausgegebenen „Slawischen Jahrbüchern", sich dazu hergäben, deutsche Sitte, deutsche Bildung, ja sogar deutsche Ehre herabzuwürdigen, um dadurch den Slawen eine Art von Relief zu verleihen. Eine solche Herabwürdigung deutscher Ehre und selbst deutscher Frauen hat sich, wie einer unserer Mitarbeiter uns schreibt, auch der bekannte politische Schriftsteller, Herr Franz Schuselka, der von Geburt ein Deutschböhme ist, in der von ihm herausgegebenen Schrift: „Briefe einer polnischen Dame", zu Schulden kommen lassen. Unser Mitarbeiter weiß seinen Unwillen über ein so undeutsches Verfahren (dessen er den Drucker und den Verleger der genannten Schrift ebenfalls bezüchtigt) nicht stark genug auszudrücken, und in der That können wir auch den vollen Ausdruck seines Unwillens, obwohl er seiner Heftigkeit wegen nicht leicht durch die Presse zu veröffentlichen ist, nur einen sehr gerechtfertigten nennen.

*) Schleusig, Druck und Verlag von W. v. Blomberg, 1846.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Numeraten. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 150. Berlin, Dienstag den 15. Dezember 1846.

Türkei.

Polnische Skizzen aus der Türkei.

(Bruchstücke aus dem polnischen Manuskripte des Prof. Dr. Pietraszewski.*)

I. Die Stadt Seres in Rumelien.

Man ist befugt, die Stadt Seres, die im Alterthum Siris hieß, für die älteste Stadt Macedoniens zu halten, was auch zwei in der dortigen Kathedrale erhaltene griechische Inschriften mittelbar darthun. Die eine befindet sich an den Eingangsstufen und lautet: „Die macedonischen Jünglinge erachten es für eine Ehre, durch dieses Denkmal ihre Verehrung und Achtung zu zollen den Tugenden des Tiberius Claudius Diogenes, aus dem Anitinischen Geschlechte, des Sohnes des Diogenes, des Oberpriesters und Agonotheten (Kampfrichters) der Gerichtsversammlung der Macedonier, der zugleich Oberpriester und Agonothet der Stadt Amphipolis und erster Agonothet der Stadt Siris gewesen, woselbst er zu wiederholten Malen auf seine Kosten das Amt eines Gymnasiarchen verwaltete." Unterschrieben ist: „Der Epimelet (Verwalter) Cassandros, Cassandros' Sohn." Die zweite Inschrift lautet: „Die Stadt Siris hat, in Anerkennung der genossenen Wohlthaten und des gegen sie bewiesenen Wohlwollens, die Ehre, dies Denkmal zu setzen dem Oberpriester und Agonotheten des gesegneten Volkes, ihrem größten Wohlthäter, dem Tiberius Flavianus Lysimachus, dem Sohne des Tiberius Claudius Diogenes, des Oberpriesters der macedonischen Versammlung", mit der Unterschrift: „Im Auftrage des Epimeleten Dioskurios, des Pasidippos Sohn." — Diese beiden, vom Zahn der Zeit unversehrten Inschriften zeigen, wenn auch nur mittelbar, daß in diesem Gotteshause noch vor der römischen Invasion eine heidnische Gottheit verehrt wurde. Der ehemalige französische Konsul in Salonichi, Herr Cousiniery, suchte mit Hülfe alter Münzen dieses Landes zu beweisen, daß es ein Tempel des Jupiter Ammon gewesen. — „Ursprünglich war Siris die Hauptstadt der aus Thracien eingewanderten Odomanten, jedoch nach der Occupation durch Philipp, Alexander's d. Gr. Vater, der auch ihren König Polles tödtete, kam es in Verfall." So schreibt Thucydides. — Herodot aber erwähnt derselben als einer durch die bedeutenden Erzbergwerke im Gebirge Pangaios mächtigen Stadt, die jedoch sammt Amphipolis unter der Herrschaft der Athenienser verarmt sey. Unter der Regierung der Paläologen kam Seres unter die Botmäßigkeit der zur Zeit in Macedonien mächtigen bulgarischen Könige, was die bedeutende Zunahme der bulgarischen Bevölkerung dieses Landes zur Folge hatte.

Seres liegt in einer Ebene, die sich nördlich an ziemlich hohe und steile Berge lehnt; von den übrigen drei Seiten ist es frei und offen. Seine Bewohner bestehen aus Griechen, Bulgaren, Juden, Spaniern, Zigeunern und einer verhältnißmäßig geringen Anzahl Türken. Sie beschäftigen sich sämmtlich mit Handel und Wollen- und Baumwollen-Manufaktur. Die Einwohnerzahl ist, wie überhaupt in allen türkischen Städten, unbekannt; man kann sie jedoch auf 25,000 anschlagen. Die Häuser sind von Holz und nichts weniger als massiv, die Straßen eng und bieten deshalb nichts Angenehmes dar. — Auf der Nordseite stand einst eine Burg mit einer Ringmauer, deren hier und da sichtbare Trümmer die Dauerhaftigkeit der Bauart der Urzeit beweisen. Man findet in den aus rohen, mit Kalk zusammengefügten Steinen durchaus keine Spur von Backsteinen. Zur Zeit der griechischen Unruhen beeilten sich die Türken, die Stadt mit einer Mauer zu umgeben. Da sie dieselbe jedoch aus ungebrannten Ziegeln aufführten, so bewirkte besonders der Regen ihren baldigen Verfall. Das Lächerliche eines solchen Baues trifft wohl weniger die türkische Regierung, welche die gehörigen Fonds zu einer festen Mauer hergab, als vielmehr die feige Ausführung des Ismail Bei. Dieser türkische Magnat ist der Vater jenes Jussuf Pascha, welcher im letzten Kriege verrätherisch Warna den Russen übergab, zum Feinde überging und in Folge des Vertrages sich einer straffreien Rückkehr nach der Türkei zu versichern wußte. Jussuf Pascha ist zwar gegenwärtig nicht mehr im aktiven Dienste, aber sein Sohn sucht reichlich den Lohn für die Handlungsweise seines Vaters zu ärndten. — Der Fluß Strymon fließt an der Nordseite nahe bei Seres vorbei und berieselt es mit seinen Armen, über welche einst massive Steinbrücken geschlagen waren, die heutzutage die dürftigsten Brücken, von der gefährlichsten Bauart, vertreten. Der Strymon trocknet im Sommer fast ganz aus, zur Zeit der Ueberschwemmung muß er jedoch furchtbar seyn. — Die Türken leben hier in der tiefsten Finsterniß und im gröbsten Fanatismus, was die größten Verfolgungen der christlichen Rajas zur Folge hat. Da sie sich die Herren des Landes wissen, beschimpfen und beeinträchtigen sie die Christen unaufhörlich und überall. Diese Ungerechtigkeiten bewirken also fortwährende Klagen, deren Erwägung und Schlichtung des Pascha, des Kadi und des Bischofs ganze Aufmerksamkeit und Zeit bis zum Ueberdruß in Anspruch nimmt. — Auf den Anhöhen des bröcklichen Ufers des Strymon stehen die Jaßla (Sommerwohnungen) der Muselmänner; am Fuße derselben ziehen sich die schönsten Wiesen und Haine hin, die stets mit der sich amüsirenden, beinahe nie arbeitenden türkischen Bevölkerung der Stadt bedeckt sind. Es wagt sich dort kaum eine Raja den Muhammedanerinnen, die in ihren sie von Kopf bis zur Zeh deckenden Hüllen den Mumien gleichen und an Wuth die Hyäne übertreffen, zu nahen. Auch die Derwische, vom Orden Mewlana, treiben dort in zahlreichen Gruppen ihr Wesen; sie piepen auf ihren langen stockartigen Pfeifen und tanzen, wie Wahnsinnige, in der Runde. Der Christ kann sich ihnen nahen und sie sogar sprechen, doch darf es kein fanatischer, türkischer Laie sehen, weil man sich, wenn auch keine augenblickliche, doch nachträgliche Ahndung zuzieht ....

II. Eine griechische Hochzeitsfeier.

Im Hause des Herrn Spandoni wurden in einem großen ausgeputzten Saale zur Hochzeitsfeier des jungen Dymitraki, des Bruders des Herrn Spandoni, die Gäste erwartet. Obschon die Kirche vor dem Hause stand, wurde doch für den ehelichen Segen dem Altar der väterliche Heerd vorgezogen. Die Gäste begannen sich zu sammeln; endlich nahte auch die Braut mit ihrer Mutter und Dienerin. Die Braut trug ein Bündel zum Zeichen ihrer Armuth im Vergleich zum Reichthum ihres Bräutigams, der sie liebgewonnen und mit der größten Treue und Innigkeit an ihr hing. In der Mitte des Saales stand ein großer Tisch, dem man, besonders durch die kolossalen Wachskerzen, das Ansehen eines Altars gegeben. Kostaki Spandoni flüsterte mir folgende Worte zu: „Ich glaube, daß diese Feier nicht ohne Interesse für Sie seyn wird; die Gebräuche bei derselben bekunden die Barbarei, die sie erzeugt haben muß. Sie sind jedoch durch das Alter von Jahrtausenden geheiligt, und ich muß sie deshalb dulden, denn ich würde sonst bei meinen fanatischen Nachbaren, Gästen und Verwandten mein Leben aufs Spiel setzen." Diese Worte steigerten meine Aufmerksamkeit, und ich harrte mit Spannung des sich entwickelnden Schauspiels.

Obgleich die feierliche Handlung erst gegen 10 Uhr des Morgens stattfinden sollte, so war doch schon vom Sonnenaufgange das Haus von der jeden Augenblick zunehmenden neugierigen Menge in Belagerungszustand versetzt. Der ganze Hof, die Treppen, jeder Gang, die Bäume sogar, waren voll von der aus der Stadt und ihrer Umgegend herbeigeströmten Griechen-Menge; von anderen Nationen sah man keine Spur. Jeder anständig Gekleidete drängte sich in den Saal, wenn er auch nicht eingeladen war; denn die hergebrachte Sitte gestattete Jedermann, den Neuvermählenden seine Glückwünsche darzubringen. Die gebetenen Gäste ließen sich längs der Wände reihenweise auf die dort ausgebreiteten Teppiche mit untergeschlagenen Beinen nieder. Es wurden in kostbarem Geräthe Glyko (Konfitüren) nebst Wasser zu dessen Verdünnung, schwarzer, süßer und bitterer Kaffee nebst türkischen Pfeifen herumgereicht. Die griechischen Damen entstellten die steifen mit Brillanten bedeckten Goldstoffe, die neidisch blos hin und wieder die Engelsschönheit derselben blicken ließen. — „Sie kommen, sie kommen!" meldete eine Stimme, und Alles verstummte im Nu. Ich hörte in der That bei gesteigerter Aufmerksamkeit ein fernes Getöse, welches, dem monotonen Summen eines Bremsenschwarmes gleich, immer deutlicher wurde. Es nahte die Prozession der Popen mit ihrem Bischofe. Nicht lange darauf blitzten in den in ein heiliges Schweigen versunkenen Saal durch die Thür vier auf langen, vergoldeten Stäben befestigte Kerzen herein. Die Träger derselben waren zwei, mit weißen Chorhemden angethane, kleine Knaben, die das Wort „Niau!" in einem langen, durch die Nase gezogenen Tone hören ließen. Ihre Chorhemden waren unten am Saume und an den Aermeln mit kleinen Schellen besetzt. Ihnen folgten 15 Paare solcher Kerzenträger in steter Progression sowohl in Betreff ihres Wuchses, als auch des Umfangs der Schellen und der Stimmen, womit sie jenes: „Niau!" pronunzirten, und umringten den Altar. Zuletzt erschien der Bischof mit zwei Diakonen, die sich ebenfalls mit ihrem: „Niau!" hören ließen. Der Bischof nahm auf einem kleinen Tabouret Platz, weihte Wasser, Myrrhen und Räucherwerk, schüttete letzteres, ohne damit zu geizen, ins Räuchersaß und übergab beides den Diakonen, welche die reichlichsten Ströme über die anwesenden Gläubigen ergossen und sie zum Ersticken

*) Früher Professor der orientalischen Literatur in St. Petersburg, demnächst acht Jahre russischer Konsul in Jaßy und gegenwärtig in Berlin sich aufhaltend.

in die dichten Rauchwolken hüllten. Diesem Reinigungsakte folgte nach einer gewissen Anciennetät das Händeküssen des Bischofs, wofür dieser Jedem den Kopf drückte. Zuletzt brachten auch die Brautleute ihre Küsse an, worauf er ihre Hände ergriff, ihnen die Stirn küßte und mit dem in massives Silber und Gold gefaßten Meßbuche den Segen aufdrückte. Inzwischen stimmte das geistliche Personal seine Gebete an und rief dreimal die Namen der Neuvermählten aus. Darauf wurden dem Bischofe die Brautringe und zwei aus Draht und Goldpapier gefertigte Kronen überreicht, über welche er den Segen sprach und jene den Brautleuten an die Finger steckte, diese aufs Haupt setzte. Nachdem er ihnen durch diesen Kopfputz ein in der That barbarisches Ansehen verliehen, ließ er sich auf sein Tabouret nieder, und es wurde ihm ein kolossales Marienbild überreicht, welches er sammt seinen Händen den Küssen der Anwesenden überließ, und zwar wieder nach einer Art Anciennetät. Zuletzt mußte es sich auch das junge Ehepaar gefallen lassen, von allen Anwesenden ohne Ausnahme geküßt zu werden. Wie Herrn Dymitrali dabei zu Muthe gewesen seyn muß, zumal seine Frau reizend schön war, läßt sich leicht erachten. Nach einer vollen halben Stunde dieses Küssens erschien der Wirth des Hauses, Herr Kostaki Spandoni, mit einem großen Korbe, woraus er ein Stück Goldstoff und andere Seidenstoffe hervorzog, ersteres über die Kniee des Bischofs breitete und mit den übrigen einigen dreißig Stücken seine Schwägersleute überschüttete, von denen zuletzt nichts mehr als ein großer Haufe zu sehen war, wozu die reicheren Verwandten noch das Ihrige in ähnlichen Geschenken beisteuerten. — Bald darauf erschien Herr Kostaki Spandoni mit einem zweiten ungeheuren Korbe Zuckerwerk, womit er sowohl die Brautleute, als auch den Bischof, die Diakonen, die Kirchendiener, die Gäste und durch die Fenster die neugierige Menge bewarf. Dies machte zwar die Lüsternheit der Gäste etwas rege, aber man erlaubte sich blos das auf den Schultern und an den Kleidern seiner nächsten Nachbarn haften gebliebene zu sammeln, obschon die Kirchendiener nichts weiter von der Stillung ihrer Habgier abzuhalten schien, als die Gegenwart ihres Bischofs. Vom Hofe aus ließ sich jedoch das gräßlichste Getöse und Gefluche der balgenden Menge vernehmen, die von solchen Leckereien nie etwas gesetzen und nur gehört hatte, daß man sie in Konstantinopel bereitet und daß sie wie Manna mit Sahne schmecken.

Hiermit war der letzte Akt der Ceremonie beendigt: der Bischof erhob sich von seinem Sitze, ließ ein lautes, langes Amin! hören und führte die Neuvermählten, die sich ihres monströsen Kopfputzes noch nicht hatten entledigen können, in ein anderes Zimmer, wohin ihm auch die vornehmsten Gäste folgten. — Der Herr des Hauses, der das Fest seines Bruders noch glänzender machen wollte, kehrte jedoch bald in den Saal mit noch einem Korbe zurück, ersuchte den Klerus um seine Fürbitte für das Heil des jungen Paares und warf dabei im Saale seine Confetti umher, dann ging er an die Fenster und that ein Gleiches für die unter freiem Himmel harrende Schaar, die Worte wiederholend: „Betet für das neue Ehepaar!“ Dort dachte man jedoch an nichts weniger, als an's Beten; Alles warf sich nach den Süßigkeiten in den Schmutz; der Stärkere würgte den Schwächeren, der Schwächere verwünschte den Stärkeren, der Unbetende den Verschmitzteren und Geschickteren. Während dies auf dem Hofe vorging, bereitete Herr Kostaki ein anderes Schauspiel im Saale: als er nämlich den Zwang sah, den sich die Kirchendienerschaft anthat, indem sie blos verstohlen hin und wieder etwas aufhob, suchte er sie auf eine leckerere Weise in Versuchung zu führen. Er warf zu diesem Ende unter sie einige schlechte Silbermünzen (Para), deren man gewiß einige 80 auf einen polnischen Gulden rechnen kann. Dies machte sie wanken: sie warfen sich hastig zur Erde nach den Münzen, versengten sich mit den brennenden Kerzen, die sie fallen ließen, Bärte und Kleider und boten bei dem Geklirr ihrer Schellen, durch ihr Balgen und Fluchen den scheußlichsten Anblick dar, der noch unerträglicher wurde durch den Gestank, den die verlöschenden Kerzen, die sengenden Kleider, Kopf- und Barthaare und das verschüttete Rauchfaß bereitete.

Als der Saal leer wurde und ich dem Herrn Kostaki mit Bedauern meinen Dank für das Außerordentliche dieses Schauspiels abstattete, sagte er mir, daß dies durchaus nichts Außerordentliches, sondern vielmehr etwas ganz Gewöhnliches und wesentlich Erforderliches bei den griechischen Hochzeiten sey. Wo es keinen Zank, keine Prügelei und Blutvergießen gebe, dort habe die Ehe keinen Segen, derselben stehe Scheidung oder Zwietracht bevor. Es erfrische dies die unumstößliche, durch die Tradition der Urväter grundsätzlich gewordene Sitte. — Hierauf wurde ich auch dem Bischof vorgestellt, der mittlerweile sammt den Diakonen am Gastmahle, dessen Hauptbestand die türkische Pfeife, Wein und Pasteten ausmachten, Theil genommen hatte. Er bewies, seines gränzenlosen Hasses gegen die römische Kirche ungeachtet, eine nicht geringe Bildung, gestand den Mangel seiner Landsleute in Betreff der Bildung und Civilisation ein, schrieb denselben einzig und allein dem Drucke einer barbarischen Regierung zu und vertröstete sich mit einer glänzenden Zukunft, die durch die unerschütterliche, Alles überwältigende Vaterlandsliebe der Griechen in baldiger Aussicht stände ....

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

III. Die politische Bildung Italiens.

Wenige Länder haben im Laufe der letzten funfzig Jahre eine so vollständige Umwandlung erfahren, wie Italien. Seine politische Eintheilung und seine Gränzen sind in der That noch fast dieselben, vielleicht mit Ausnahme von Genua und Venedig, die letzten dürren Blätter an einem abgestorbenen Zweige, die bestimmt waren, beim ersten Beginn des Septembersturmes zu fallen; aber die Anschauungsweise, der Sittenzustand, die Leidenschaften haben sich verändert, selbst der Aberglaube, die Volksfeste und Schauspiele haben ihre Natur oder doch ihre Tendenz umgewandelt. Für einen scharfsichtigen Beobachter ist es nicht schwer, in diesem Lande ein Uebergangszeitalter zu entdecken. Das ist allerdings überall in Europa der Fall; aber in anderen Ländern handelt es sich dabei um Demokratie und Aristokratie, um Reformen und Verfassungen; in Italien handelt es sich um das bloße Fortbestehen. Italien, das älteste Land der modernen Civilisation, trägt in seinem Aeußeren die verheerenden Spuren des Alters. Trümmer von Forums und Mausoleen, von Brücken und Wasserleitungen, gothische Schlösser und Kirchen, Klöster, Kerker, Madonnen und Venusbilder, die Trümmer aller Religionen und Regierungen, alle in gemeinschaftlicher Verwirrung über einander gethürmt und in allgemeiner Auflösung verfaulend — das ist das alte Italien. Aber unter diesen Trümmern findet man einige warme vertrauensvolle Herzen, voller Ungeduld über diesen langsamen Verfall, mit thätiger, aber etwas schonungsloser Hand das Werk der Zeit fördernd, mit Verachtung diese Trümmer niedertretend, um sie dem Boden gleich zu machen, eine Grundlage für neue Gebäude: junge Gläubige, unerschüttert in der Ueberzeugung einer nahen Erlösung — das ist das neue Italien, die Keime des Italiens, wie es nach Menschenaltern seyn wird.

Wir wollen jetzt einen Blick auf die Hauptereignisse werfen, welche den letzigen Zustand Italiens seit einigen Decennien vorbereitet haben.

Von den Tagen Karl's V. an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war Italien einem raschen, aber unmerklichen Verfall entgegengegangen: sein Himmel lächelte eben so freundlich wie ehedem über seinen Tänzen, seiner Musik und seinem harmlosen Rausche von Vergnügungen. Gewöhnt, unter der Geißel ausländischer Kriegszüge zu leiden, ein unthätiger Zuschauer bei allen Zwistigkeiten zwischen seinen Nachbarn, erzogen, um zu leiden und zu vergessen, tröstete es sich über den Schaden, den ihm die Fremden gebracht, mit dem Sprüchwort, daß sein Land bestimmt sey, das Grab seiner Eroberer zu werden. Die französische Revolution weckte endlich auch Italien aus seiner Ruhe auf; und die Franzosen frohlockten über sein Erwachen. Sie gaben ihm ein Banner; sie gürteten seine Söhne mit den Waffen des Krieges; sie wiesen ihnen einen Sitz an im Senat und im Parlament; sie suchten die eiserne Krone der Lombarden aus ihrem Versteck hervor und schmückten damit die Stirn des Sprößlings von einer ihrer Inseln. Die Italiäner erhoben sich; sie glaubten, sie kämpften. Betrogen von den Franzosen, flogen sie zu den Oesterreichern; getäuscht von den Oesterreichern, kehrten sie zu den Franzosen zurück. Das war eine Reihenfolge von Täuschung und Irrthum, von blindem Vertrauen und Enttäuschung; und als die Italiäner matt, niedergeschlagen und blutend ihren bitteren Gedanken überlassen blieben, zeigte sich ihnen bald, daß sie vom Auslande völlig isolirt seyen. Jetzt folgte eine lange und harte Reaction; aber an diese wenigen Jahre trunkenen Rausches schloß sich Lethargie und Nichtigkeit an. Das Schwert wurde von der Seite des Tapferen genommen, die Lippen des Weisen wurden verschlossen. Alles war zur Ruhe und zum Schweigen gebracht und gefesselt. Napoleon hatte den Zauber der republikanischen Illusionen, in die sich die Italiäner seit der französischen Revolution eingewiegt hatten, zerstört: aber er hatte ihnen zugleich ein gemeinsames Vaterland gegeben. So lange Frankreich einen Korsen als seinen Herrscher duldete, konnte Italien sich kaum als einem Fremden unterthan betrachten. Auch hatte der Sturz der alten Regierungen das Aufhören schwerer Mißbräuche bewirkt. Die Zerrissenheit des alten Italiens war verschwunden. Die Anstrengungen eines kräftigen und schonungslosen Despotismus brachten das ganze Land unter eine gleichmäßigere Verwaltung. Die Klöster waren geöffnet und dem priesterlichen Einfluß ein Ende gemacht worden. Die langsamen und unvollkommenen Reformen, welche die italiänischen Fürsten schüchtern begonnen hatten, sah man jetzt mit dem Eifer und dem Ernste einer Regierung durchgeführt, deren Zwecke sich alle Mittel dienstbar machten. Handel und Ackerbau zeigten nie eine größere Blüthe, die Vereinigung des Landes hatte seine Unerschöpflichkeit gezeigt. Aber die Begeisterung für Napoleon nahm in dem Maße ab, als er sich seinem letzten Ziele, dem kaiserlichen Throne, näherte. Auch gab das anmaßende und höhnische Wesen des Vicekönigs Beauharnais der allgemeinen Unzufriedenheit noch reichlichere Nahrung. Bald wurde die französische Regierung das Ziel der Angriffe patriotischer Schriftsteller, und in den wildesten Gegenden der Apenninen brachen Aufstände aus. Wäre der Kaiser auf dem Throne geblieben, so war vielleicht der Tag nahe, wo sich Italien erhoben und um seine Unabhängigkeit gekämpft hätte. Ehe dieser Tag erschien, war Napoleon gestürzt. Die Verbündeten wußten inzwischen ihre Ansprüche auf Italien geltend zu machen. Täuschung und Gewalt, Bestürzung und Erschlaffung hatten die Italiäner bereits auf ihre Unterwerfung vorbereitet. Diese Periode von 20 Jahren war für sie ein Fiebertraum gewesen; sie erwachten nur daraus, um sich als unmündige Kinder in der Verwaltung des Staates wiederzufinden.

Die Besieger Napoleon's standen nicht an, die politischen Anomalieen zu benutzen, auf welche der gefallene Held seinen Thron gegründet hatte. Die Beherrscher der größten und kleinsten Staaten Italiens, den Papst selbst nicht ausgenommen, bedurften den Schutz Oesterreichs und besaßen ihre dem Namen nach unabhängigen Souverainetäten nur mit dem geheimen Zugeständniß unbedingter Anerkennung einer ausländischen Superiorität.

Aber während in politischer Hinsicht Alles, was noch zum alten Italien

gehörte, gänzlich untergegangen war, hatte sich der Charakter des Volks allmälig entwickelt. Die Italiäner hatten gelernt, an ihr gemeinsames Vaterland zu denken; sie gewannen die Ueberzeugung, daß sie jetzt nur zu wählen hatten zwischen Einig-seyn und Nicht-seyn. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstand aus der Vereinigung einiger lombardischen und venetianischen Patrioten, die zu der Einsicht gekommen waren, daß die französischen Jakobiner ihnen die Bemühungen, durch welche sie ihnen den Sieg erleichtert hatten, mit Thaten der Plünderung und Gewalt vergalten, der erste Bund der italiänischen Independenten. Die Franzosen nannten sie die Ligue noire und fürchteten und haßten sie, und ließen Nichts unversucht, sie auszurotten. Doch gedieh und wuchs dieser Bund während der ganzen Zeit der französischen Occupation und hatte keinen geringen Antheil an der Vertreibung der Franzosen. Da er jedoch ohne Unterschied die Unzufriedenen aller Parteien in seine Reihen aufnahm und sich so unter seinen Mitgliedern neben vielen echten und einsichtsvollen Patrioten nicht wenige geheime Freunde des alten Regime und eifrige Vertheidiger der mit Füßen getretenen vaterländischen Religion befanden, so konnte er zwar immer noch auf ein gemeinsames Ziel, auf die Befreiung Italiens vom ausländischen Joche, hinarbeiten, bedurfte aber für die Folge nicht minder einer Reorganisation. Diese erhielt er im Königreich Neapel, wo gegen das Jahr 1811 einige der wärmsten Patrioten den Bund der Carbonari gegründet hatten und unter der einfachen Bevölkerung der Apenninen die Elemente der italiänischen Nationalität suchten. Ihre ersten Angriffe galten der drückenden Herrschaft der Franzosen und Napoleon's, weshalb sie der Stimme der Verbündeten damals ein geneigtes Ohr liehen.

In der That ertheilten damals die ausländischen Generale die glänzendsten Versprechungen. Das Banner italiänischer Unabhängigkeit wehte an der Spitze ihrer Armeen. Die Befreiung Italiens bildete den Text aller ihrer Proclamationen. Die Carbonari bildeten ihre Vorhut. Eugen und Murat auf der einen, Bentink und Bellegarde auf der andern Seite kündigten sich als geschworene Freunde Italiens an. Wohl nicht alle Patrioten theilten diese Illusion, aber Verwirrung und Uneinigkeit herrschten unter ihnen, und unter ihren stürmischen Berathungen ward über das Schicksal ihres Vaterlandes entschieden. Man gab sich einer Täuschung nach der andern hin. Gewiß waren zwanzig Millionen Menschen Leute genug für einen allgemeinen Aufstand; aber ehe ein solcher Plan ausgeführt werden konnte, mußten die Patrioten wissen, daß sie ein Volk von Männern hinter sich hatten. Es konnte Nichts unternommen werden, als bis durch eine allgemeine Regeneration des National-Charakters ein Volk von Sklaven zu der Würde freier Männer erhoben war. Aber abgesehen von der großen Demoralisation und Entnervung der italiänischen Bevölkerung, wie wir sie in unseren vorigen Artikeln geschildert, mußte auch der gänzliche Mangel an Waffen, disziplinirten Soldaten und erfahrenen Anführern eine Association in größerem Maßstabe so gut wie unmöglich machen.

Allein die sogenannten Patrioten verzweifelten nicht. Der alte Bund der Carbonari, dessen Hülfe zur Wiedereinsetzung der alten Regierungen mit Verfolgungen belohnt worden war, sammelte sich jetzt wieder, um sein eigenes Werk wieder zu vernichten. Er trat zu geheimen Vereinen zusammen, er rief das Volk unter sein Banner, und außer Stande, es unter so schwierigen Verhältnissen zu erziehen, hielt er es durch seltsame Ceremonien und Mysterien in Ehrfurcht, verpflichtete es durch unbestimmte, aber fürchterliche Eidschwüre, bildete aus ihm eine ergebene Miliz und bereitete es auf eine sichere, aber noch ferne Stunde der That vor. Aber das schnelle Aufwachsen des mächtigen Bundes, die große Anzahl und der zweifelhafte Charakter seiner Proselyten mußte seine Mitglieder zu unbesonnenen und verzeitigen Versuchen antrieben. Sie fürchteten nicht ohne Grund die Folgen der lange fortgesetzten Einwirkung der Priester auf den abergläubischen Leichtsinn des Volks. Sie bemerkten bei den untersten Ständen ein schnelles Zurücksinken in die alte Trägheit, und da sie nicht das letzte Aufwallen des revolutionairen Eifers vollends erkalten lassen wollten, wünschten sie vermittelst theilweiser Revolutionen wenigstens einem Theile des Landes die Vortheile der Gedankenfreiheit, der freien Presse und der Repräsentativ-Verfassung zu geben. Bald traten Ereignisse ein, welche die Verwirklichung dieser kurzsichtigen Pläne begünstigten. Spanien, welches bei der Restauration ebenfalls ein Opfer trügerischer Versprechungen geworden, war gegen Ferdinand II. aufgetreten und hatte ihn gezwungen, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Ferdinand von Neapel war nicht weniger freigebig mit Versprechungen, nicht weniger bereitwillig gewesen, diese nicht zu halten, als Ferdinand von Spanien. Die Italiäner glaubten, es werde eben so leicht seyn, ihn zu zwingen, die Verfassung, die er seinen sicilischen Unterthanen unter englischem Einflusse gegeben hatte, um sie bald darauf wieder abzuschaffen, wiederherzustellen. Der Versuch wurde gewagt und kostete kaum einen Tropfen Blut. Der König von Neapel war ganz und gar in der Hand der Carbonari.

Aber die neapolitanischen und piemontesischen Aufstände von 1820 u. 1822 waren und konnten keine allgemeine Revolution seyn. Sie waren nur eine vorläufige Bewegung, wodurch die Freunde der Unabhängigkeit Italiens sich die Möglichkeit sichern wollten, alle Hindernisse zur Befreiung des Gedankens hinwegzuräumen. Sie hatten kein Vertrauen auf französische Charten und spanische Constitutionen, keine Liebe zu Fürsten, welche sich an die Spitze der Bewegung stellten. Aber sie schmeichelten sich, daß der königliche Name die Thaten des Volks sanctioniren werde, daß sie den Staat reformiren könnten, ohne Anlaß zur Einmischung des Auslandes zu geben, daß England, Frankreich und andere constitutionelle Mächte die natürlichen Verbündeten von Regierungen seyn würden, die ein dem ihrigen entsprechendes politisches System befolgten, daß die Diplomatie von 1814 sich als verpflichtet betrachten würde, einen Aufstand zu unterstützen, dessen eingestandener Zweck nur die Wiedererringung von Rechten war, die sie selbst gegeben oder gewährleistet hatten. Daher bemühten sie sich, die Fluth des Volksenthusiasmus zu beschwichtigen, welche sie wider ihren Willen über die Gränzen fortriß, die sie sich mit diplomatischer Voraussicht vorgezeichnet; sie verwarfen die Verbrüderung mit den benachbarten Staaten, entwaffneten und entmuthigten die enthusiastischen Jünglinge, die zu den Waffen gegriffen hatten und lieber angreifen als den Feind erwarten wollten, und ließen ihren besiegten, gefangenen Monarchen nach Laibach ziehen, damit er darauf an der Spitze der Oesterreicher gegen die noch unvorbereiteten und uneinigen Rebellen marschiren könnte. Jetzt erkannten die Italiäner die Folgen ihrer Handlungsweise. Oesterreich verpflichtete sich zur Erhaltung des Friedens, und seine Verbündeten überließen ihm ausschließlich die Verfügung über das Schicksal Italiens. Der Sieg war keinen Augenblick zweifelhaft. Die Insurgenten von 1820 bezahlten ihren Versuch theuer; dennoch blieb es nicht der letzte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber das Ideal.

Wir müssen gestehen, daß wir stets mit einer gewissen Neugierde die französischen Monatsschriften, wie die Revue Nouvelle und andere, durchblättern, weil wir meistens Aufsätze darin gefunden haben, deren Gegenstände das höchste wissenschaftliche, ja philosophische Interesse in Anspruch nehmen müssen. Zwar sieht — aus Gründen, die wir hier nicht weiter entwickeln wollen — der Geschmack und Takt, den die Verfasser in der Wahl ihrer Gegenstände beweisen, mit der Tiefe der Auffassung und überhaupt mit der Art der Behandlung derselben nicht selten in einem umgekehrten Verhältnisse; indessen finden sich doch auch kleine Abhandlungen, die sich wenigstens über die gewöhnliche Oberflächlichkeit der meisten Raisonnements erheben und daher wohl einer näheren Betrachtung werth sind.

Zu solchen gehört auch der Aufsatz „über das Ideal" von Adolph Garnier, für den wir auf einige Augenblicke die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen. — Der Verfasser geht von dem Begriff Hume's vom Ideal aus, der alle Thätigkeitsformen des menschlichen Geistes in Eindrücke und Ideen theilte. Eindruck, von den Franzosen perception genannt, ist nach ihm jeder Inhalt des Bewußtseyns als Resultat äußerer Sinneswahrnehmung; Idee, französisch conception, würde demnach jeder anderweitige, d. h. nicht durch Sinneswahrnehmung, sondern durch spontanes Denken hervorgebrachte Inhalt des Bewußtseyns seyn. Eine solche Definition der Idee scheint eine nothwendige Folgerung aus der ersteren; allein David Hume stellt im Widerspruch damit die Behauptung auf, daß die Ideen nur Kopieen der äußeren Eindrücke seyen, wobei unser Verfasser sehr richtig bemerkt, daß dadurch alle Begriffe zu Reminiscenzen herabgesetzt würden, eine Vorstellung, die wir bei Plato bis zur äußersten Konsequenz ausgesponnen sehen. Von jener Definition der Idee wurde jedoch Hume durch gewisse Beobachtungen bald abgebracht, oder doch gezwungen, Ausnahmen zu statuiren. Diese Ausnahmen sind es nun, an die unser Verfasser die Widerlegung der Humeschen Auffassung anknüpft, indem er in dreifacher Beziehung, nämlich in Rücksicht auf Farbe, Ton und Form, zu zeigen versucht, daß die Ideen derselben nicht als Resultate der Wahrnehmung allein zu betrachten seyen. Zuletzt kommt er auch noch auf die moralischen Ideen zu sprechen, die nur der Sphäre des freien Geistes angehören und in keiner Weise aus äußerlicher Erfahrung abstrahirt werden können, da sie der Natur geradezu unbekannt sind. Er schließt seine Abhandlung sodann mit den Worten:

„Der Mensch gleicht also nicht, wie Aristoteles dachte *), einem Buch, worin noch Nichts geschrieben ist, oder, wie Locke gesagt hat, einem weißen Blatt Papier; er ist kein Echo, kein Wiederschein, kein bloßer Spiegel der äußeren Natur. Er begreift Farben, die er noch nicht gesehen **), und beurtheilt nach ihnen die, welche er sieht; er bringt Töne auf dem Instrumente hervor nach den Tönen, die er in seinem Geiste hört; er gießt die rohen Stoffe der Natur in Formen, die sein Verstand erfunden, und giebt seiner moralischen Natur eine Gestalt, deren Vorbild ihm nur sein Gedanke liefert. Er gleicht

*) Auf dies alte und abgebrauchte Mißverständniß des Aristoteles werden wir unten zurückkommen.

**) Wenn man nämlich, sagt der Verfasser an einem anderen Ort, eine Reihe von Schattirungen vom hellsten bis zum tiefsten Blau, in der aber eine Uebergangsnüance fehlt, erblickt, so fühlt man diesen Mangel sogleich und hat folglich a priori, d. h. ohne sie zu sehen, die Idee dieser fehlenden Schattirung. Dieser Einwurf, den Hume sich selbst macht, ist jedoch grundlos. Denn abgesehen davon, daß man von Farben nur Vorstellungen und keine Ideen haben kann, so ist es auch ein Irrthum, wenn man glaubt, daß man in der Vorstellung jener fehlenden Schattirung derselben Farbe eine qualitativ neue Farbenanschauung erhalten habe. Vielmehr bleibt die Qualität „Blau" ja dieselbe, nur die Intensität dieses Blau ist in den verschiedenen Schattirungen verschieden, und der Unterschied selber folglich nur ein gradueller, d. h. quantitativ anderer, also kein wesentlicher. Was aber ferner die Behauptung betrifft, daß man nach der „Idee" dieser fehlenden Schattirung die übrigen Stufen der Farbenleiter beurtheilt, so kann uns wenigstens der Sinn dieser Worte nur dann klar werden, wenn sie umgekehrt werden: Nicht jene gesehenen Farben werden nach den vorgestellten, ungesehenen beurtheilt, sondern man abstrahirt vielmehr aus dem durchaus quantitativen Verhältniß der übrigen vorhandenen Schattirungen zu einander die gradweise Stärke der fehlenden.

daher einem Buch, auf dessen Blätter schon viele eigenthümliche und originale Charaktere verzeichnet sind, oder einem Spiegel, dessen Bilder nicht Kopieen, sondern willkürliche Darstellungen sind. Cicero sagt, daß, wenn man einen Marmorblock zerbricht, man in seinen Adern einige menschliche Züge finden kann, aber keine Statue des Scopas. Die menschliche Intelligenz ist jener Marmorblock, in dem sich die Statue des Scopas vollständig wiederfindet."

Wenn wir mit dieser Bestimmung der menschlichen Geistesthätigkeit uns zwar keineswegs einverstanden erklären können, vielmehr dieselbe als in sich selbst widersprechend zurückweisen müssen, so können wir doch andererseits nicht umhin, in diesem Versuch einen bedeutenden Fortschritt über die einseitige materialistische Anschauungsweise anzuerkennen, wie sie bei den Philosophen Englands und Frankreichs so gewöhnlich ist. In unseren Augen hat jeder, selbst mißlungene Versuch, über das plebejische Erklären der Seelenthätigkeit aus „natürlichen", d. h. physischen Gründen — eine Lieblingsmanier der praktischen Physiologen, resp. Mediziner — hinauszukommen, wodurch ohnehin jede Freiheit des Willens aufgehoben wird, etwas Ehrenwerthes, weil in ihm das Streben sich kundgiebt, die Würde der menschlichen Existenz zu bewahren und der Welt des Geistes gegen die Natur zu ihrem ewigen Recht zu verhelfen. Es kann überhaupt nur drei verschiedene Vorstellungen von dem Verhältniß des geistigen zum natürlichen Element im Menschen geben, die wir als materialistische, idealistische und rationelle bezeichnen können.

Die Materialisten sagen: Der Geist ist in allen seinen Thätigkeitsweisen durch die Natur bedingt; unsere Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken sind nur unwillkürliche Resultate sinnlicher Affectionen, vermittelt durch das Nervensystem, das den von Außen empfangenen Eindruck gleichsam wie den Ton eines Instruments in sich fortpflanzenden Schwingungen bis ins Gehirn führt. Als einen ihrer stärksten Beweise führen sie den Umstand an, daß bei gewissen Verletzungen edler Organe, z. B. des Gehirns, die Geistesthätigkeit selber entweder ganz aufhört oder doch in anormaler Weise sich äußert.

Die Idealisten stehen Jenen als das andere Extrem gegenüber, indem sie die Behauptung aufstellen, daß der Geist völlig unbedingt und in seiner Thätigkeit unabhängig sey und die Natur nur accidentellen Einfluß habe, der aber für den Inhalt jener Thätigkeit von gar keiner Bedeutung sey. Ihren nicht minder starken Beweis gründen sie auf die Freiheit des menschlichen Willens, der sich unabhängig von der Natur und selbst gegen dieselbe feindlich zu verhalten und zu äußern vermöge. Hier haben wir also System gegen System, Beweis gegen Beweis, und man kann füglich in der Wahl zwischen beiden schwanken. Das erstere setzt den Menschen auf die Stufe der Thierheit herab, das zweite erhebt ihn in die Region der reinen Geister. Schon hieraus muß jeder Unbefangene erkennen, daß keines von ihnen die ganze Wahrheit enthalte, aber andererseits auch, daß keines ganz unrichtig sey.

In der That finden beide ihre wahre Stelle in dem dritten rationellen System der spekulativen Philosophie, die als ihren ersten Grundsatz das ewige Gesetz aufstellt, daß die Wahrheit stets nur in der Einheit der Gegensätze beruhe. So auch hier. Jene beiden Gegensätze enthalten jeder eine Wahrheit, aber nicht die ganze; weil sie aber als absolut geltende auftreten, so heben sie einander durch die eigene Einseitigkeit auf. Aus dieser gegenseitigen Negation entspringt nun aber nicht der Zweifel — ein Resultat, zu dem die alten Skeptiker dadurch kamen — sondern, indem sie von der Halbheit des Irrthums gereinigt werden, erscheinen sie als bloße Momente der höheren Einheit, die uns nun als das Resultat sich darstellt, daß in dem menschlichen Organismus einerseits weder der Geist gegen die Natur, noch die Natur gegen den Geist allein berechtigt sey, andererseits aber auch weder der Geist seinen letzten Grund in der Natur finde, noch umgekehrt die Natur gar keinen Einfluß auf die Thätigkeit jenes habe; daß vielmehr der Geist sowohl unbedingt als bedingt sey, unbedingt im Denken, bedingt im Empfinden. Daher denn auch das Empfinden durchaus mit natürlichen Gründen und Resultaten behaftet ist, während das reine Denken — wohlgemerkt seinem Inhalt und seiner Form, nicht seinem Anlaß nach, der zufällig, aber auch gleichgültig ist — eine durchaus in sich selbst beschlossene, freie Sphäre ausmacht. Im Empfinden beweist sich der Mensch als ein subjektiver, einzelner, im Denken geht er über die Einzelheit hinaus, er wird ein allgemeiner und hat nur eine Beziehung zum Objekt des Denkens, gegen welches seine Subjektivität eine indifferente ist.

Ehe wir nun auf den Begriff des Verfassers vom Ideal kommen, müssen wir uns durchaus gegen den Vorwurf verwahren, als zerrissen wir die Einheit des menschlichen Organismus, indem wir eine doppelte Geisteskraft annähmen. Ein solcher Dualismus liegt uns durchaus fern. Denken und Empfinden sind nur zwei verschiedene Thätigkeitsformen desselben Geistesvermögens; und zwar bezieht sich ihre Verschiedenheit theils auf den Inhalt, theils aber und hauptsächlich auf die Art und Weise der Bethätigung selber. Sie verhalten sich in dieser Beziehung zur absoluten Einheit des Geistes, wie Mann und Weib zum absoluten Menschendaseyn. Auch zwischen diesen ist ein Unterschied und zwar ein konsequenter, der sich in den wesentlichsten Punkten zum vollen Gegensatz ausbildet, und doch ist zugleich wieder jede Seite des Gegensatzes ein Mensch und zwar ein ganzer. Die allgemeine Form dieses Gegensatzes ist der Unterschied von Aktivität und Passivität oder Production und Reproduction, die sich auf jeder Seite befinden, aber so, daß in jeder die eine Form vorherrscht. Die Weise, in welcher sich die männliche Geistesform bethätigt, ist das Denken, die andere, weibliche, ist das Empfinden, weshalb man sagen kann, daß sich im Weibe das Denken in der Form des Empfindens darstellt, während im Manne das Empfinden sich umgekehrt zu der Form des Gedankens erhebt. Daß diese Gegensätze keine festen sind, sondern sich berühren und sogar in einander übergehen, versteht sich von selbst.

Mit dieser Abschweifung bezweckten wir nur den Beleg dazu zu geben, daß die absolute Wahrheit stets die Einheit zweier Gegensätze sey. Wir kommen jetzt auf den Vorwurf, den der Verfasser Aristoteles macht, als habe dieser die Seele mit einem leeren Buche verglichen, in das die äußere Wahrnehmung erst ihre Erfahrungen zu schreiben habe. Aristoteles spricht aber hierbei nur von der Empfindung, der passiven Geistesthätigkeitsform, indem er sagt, daß sie die Aufnahme der sinnlichen Formen ohne die Materie sey, und fügt noch das andere Beispiel hinzu, daß sie wie das Wachs nur das Zeichen des goldenen Siegelrings annehme, ohne das Gold selbst, sondern die reine Form. Die Passivität des denkenden Verstandes aber hat bei Aristoteles nur den Sinn, daß der Verstand vor dem Denken nur die Bedeutung einer bloßen Möglichkeit habe, wie ein Buch, das noch nicht beschrieben sey. Hieraus folgt aber, daß, sobald er denkt, er selbst die Blätter desselben beschreibt, d. h. sich selbst erfüllt, nicht sich erfüllen läßt. Jener Vergleich hat nur den Zweck, auf die Unrichtigkeit der Vorstellung hinzuweisen, als sey der Verstand, oder Geist überhaupt, etwas (irgendwo im menschlichen Körper) Vorhandenes. Seine Thätigkeit allein — sagt Aristoteles — giebt ihm die Wirklichkeit, vor derselben aber ist er eine bloße Möglichkeit.

Was nunmehr die Vorstellung des Verfassers vom Ideal oder vielmehr zunächst von der Idee betrifft, so haben wir ihm den Vorwurf zu machen, daß er Idee mit Anschauung oder doch Vorstellung verwechselt. Eine blaue Farbe, ein bestimmter Ton kann nur vorgestellt werden, die Idee der Farbe enthielte diese nicht als bestimmte, sondern als allgemeine, etwa im Gegensatz zum Ton oder zur Form. In ähnlicher Weise verhält sich die Idee der Tugend zur Vorstellung einer einzelnen Tugend u. s. f. Sodann leidet seine ganze Entwickelung an der schon erwähnten Einseitigkeit des blos idealistischen Standpunktes, von dem aus er den Unterschied zwischen aktiver und passiver Thätigkeitsform des Geistes übersieht, insofern er den Geist des Menschen überhaupt als spontanen definirt und so das ebenfalls rein geistige — nicht blos sinnliche — Receptionsvermögen der Seele übersieht. So war es unmöglich, daß er eine richtige Vorstellung von der Idee und dem Ideal haben konnte, wie er denn letzteres besonders gar nicht begriffen zu haben scheint. Sr.

Mannigfaltiges.

— Der English Club in Berlin. Seit beinahe zwei Jahren besteht ein „englischer Klub" in Berlin, der die Theilnahme für englische Sprache und Literatur und insbesondere auch das Interesse für das politische und soziale Leben Englands, das sich häufig unter uns findet, konzentriren und fruchttragend machen sollte. Es war dabei hauptsächlich auf die Mitwirkung der in Berlin oft in nicht geringer Anzahl sich befindenden Engländer und Nord-Amerikaner gerechnet, und in der That hatten sich auch gleich anfangs einige diesen beiden Nationen angehörende, durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Individuen dem Klub angeschlossen, der indessen, da man sich auf Errichtung eines Lesezimmers mit wenigen englischen Journalen und auf monatlich einmal stattfindende Zusammenkünfte beschränkte, in denen allgemeine Gegenstände zur Sprache kommen sollten, den Erwartungen, die man davon gehegt, nur in sehr geringem Maße entsprach. Ja, nachdem das Lese-Institut der „Berliner Zeitunghalle" errichtet worden, in welchem sich eine bei weitem größere Anzahl von englischen Zeitungen und Reviews befindet, als im Lesezimmer des English Club, hat auch dieses Interesse desselben sich vermindert, wie denn überhaupt die betreffende Einrichtung den Begriffen, die man von einem „Klub" aus England mitbringt, durchaus nicht entspricht. Es war mithin in diesem Winter eine neue Belebung des Vereines nothwendig, wenn er nicht ganz und gar verkümmern sollte, und diese hat dadurch stattgefunden, daß für jede regelmäßige Versammlung eine Vorlesung in englischer Sprache, so wie außerdem ein dann und wann stattfindendes geselliges Mittagsmahl, festgesetzt wurde, bei welchen Gelegenheiten auch Herren und Damen eingeführt werden können. Wir glauben zwar nicht, daß diese Anordnung hinreichen werde, um den Klub am Leben zu erhalten, indem sich gezeigt hat, daß die Anzahl der Briten in Berlin doch zu gering ist, um hauptsächlich durch sie — da doch die Deutschen, auch wenn sie noch so fertig englisch sprechen, immer nur Fremde in einem English Club sind — ein solches Institut zu erhalten; inzwischen hat doch der am 8. Dezember gemachte Anfang der projektirten Vorlesungen allgemein angesprochen, und so dürfte wenigstens für diesen Winter eine Reihefolge trefflicher Unterhaltungen dort zu erwarten seyn. Diesmal trug Herr Wright, Prediger der Anglikanischen Kirche in Berlin, der früher als britischer Offizier in Ostindien gedient, eine recht klare, wenn auch vielleicht für die anwesenden Damen nicht sehr interessante Uebersicht der Versuche mit, welche gemacht worden, um Kalkutta und London auf dem nächsten Wege zu verbinden. Herr Wright sprach dabei die Meinung aus, daß, wenn die Eisenbahnen von Hamburg nach Berlin und von Berlin über Breslau nach Wien erst ganz vollendet und im Gange wären, dann auch dieser Weg, um von London nach Triest und vice versa zu gelangen, einer der raschesten seyn würde.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 151. Berlin, Donnerstag den 17. Dezember 1846.

England.

Das Mikroskop und seine Enthüllungen. *)

Die Trüglichkeit des menschlichen Urtheils hat sich nie in einer auffallenderen Weise kundgegeben, als in den Aussprüchen, die nicht von der unwissenden Menge, sondern von gelehrten, philosophisch gebildeten Männern über neue, für die Menschheit wichtige und der Wissenschaft ersprießliche Entdeckungen gewagt worden sind. Als man zuerst vorschlug, die Oellichter in den Londoner Straßen durch Gas zu ersetzen, behauptete Sir Humphrey Davy, daß es eben so thunlich wäre, ein Stück aus dem Monde zu schneiden und es als Beleuchtungsmittel zu gebrauchen. Und doch haben in diesem Augenblick nicht nur London, sondern auch jede Provinzialstadt Englands und die meisten Hauptstädte Europa's ihre Gas-Anstalten und ihre Gasbeleuchtung — die glänzenden Hoffnungen, mit denen sich die Urheber dieser Erfindung schmeichelten, sind übertroffen worden, und das Dictum eines der größten Naturkundigen unserer Zeit hat sich als grundlos erwiesen. Als man vor einigen Jahren den ersten Plan zur transatlantischen Dampfschifffahrt faßte, zeigte Doktor Lardner durch genaue Berechnungen, daß die Quantität Steinkohlen, die zu einer solchen Unternehmung erforderlich sey, die Reise von einem Welttheil nach dem anderen mit Dampfkraft unausführbar mache. Die Prophezeiung war kaum ausgesprochen, als die Ereignisse sie auch schon Lügen straften, indem der „Great-Western" in funfzehn Tagen den Weg von Bristol nach New-York zurücklegte.

Dieselbe Bemerkung läßt sich auf eines der schönsten Hülfsmittel anwenden, welche die heutige Mechanik zur Erforschung der Natur geliefert hat — wir meinen das zusammengesetzte Mikroskop. Lange Zeit hindurch hatte man dieses Instrument als ein bloßes Spielwerk betrachtet, da die Entfernung, die das Licht zu durchmessen hat, seine chromatische und sphärische Abweichung zu sehr erhöht, und es schien so unmöglich, diesen Uebelstand zu beseitigen, daß eminente Physiker, wie Biot und Wollaston, der zuversichtlichen Meinung waren, es werde das zusammengesetzte Mikroskop sich nie mit dem einfachen messen können, und es sey eine hoffnungslose Idee, seine Objektivgläser achromatisch (farblos) zu machen. Und wenn wir bedenken, wie lange man sich des achromatischen Fernrohrs bediente, ohne sein Prinzip auf das zusammengesetzte Mikroskop anzuwenden — wenn wir ferner erwägen, daß dieses nur vermittelst der schwierigsten Operationen auf Glastheilchen erreicht wird, die selbst durch ihre Kleinheit als mikroskopische Gegenstände erscheinen — so läßt es sich begreifen, daß auch die geschicktesten Optiker an der Vervollkommnung eines solchen Instruments verzweifeln konnten.

Glücklicherweise ließ man sich durch gelehrte Autoritäten nicht abhalten, mit Energie an der Lösung einer dem Anschein nach so hoffnungslosen Aufgabe zu arbeiten, und die in den letzten funfzehn Jahren erreichten Resultate sind von so glänzendem Erfolge gekrönt worden, daß sie das Mikroskop von seiner früheren untergeordneten Stellung zu dem Ehrenplatz erhoben haben, den es jetzt unter den Werkzeugen des Naturforschers einnimmt. Beinahe in jedem Fache der Wissenschaft hat es zur Bereicherung unserer Kenntnisse und zur Berichtigung der früheren Beobachtungen beigetragen. Dem Chemiker dient es zur Untersuchung der Krystalle und zur Auffindung ihrer Kanten, dem Pharmaceuten zur Entdeckung von Verfälschungen in den Medikamenten; der Physiolog kann mit dessen Hülfe die innere Zusammensetzung des menschlichen Organismus in seinem regelmäßigen, der Patholog in seinem abnormen Zustande erkennen; dem Arzte giebt es ausführliche und befriedigende Data über die Natur und den Sitz der Krankheit durch Zerlegung der Secretionen oder Absonderungen der leidenden Organe, und bei medizinisch-gerichtlichen Verhandlungen kann es den Mörder entlarven, indem es das von ihm gestreute Gift Gran für Gran nachweist. Die Geologie ist dem Mikroskop die größten Verpflichtungen schuldig; in den Händen eines kundigen Beobachters entscheidet es durch die Analyse eines einzigen Zahns oder Knochen-Fragments den Charakter eines ganzen Thiergeschlechts — die gigantischen Reptilien der alten Welt kehren in ihrer ehemaligen Gestalt ans Leben, die Ur-Formationen unseres Erdballs bekleiden sich von neuem mit ihren eigenthümlichen Pflanzenarten und bevölkern sich wie durch Zauberkraft mit ihren längst ausgestorbenen Bewohnern.

Es sind jedoch die Fächer der Botanik und Zoologie, in welchen dieses Instrument zu den umfassendsten Entdeckungen geführt hat. Eine neue, bisher ungekannte und ungeahnte Welt voll mikroskopischen Lebens ist enthüllt worden, dessen Wunder den menschlichen Geist mit Staunen und mit Ehrfurcht gegen den Schöpfer erfüllen, der in der Organisirung dieser für das bloße Auge unsichtbaren Wesen einen so tiefen Gedanken und eine so harmonische Vollendung entwickelt, als in der des Menschen selbst. „Wohin wir uns wenden", heißt es in einem neulich erschienenen Werke *) — „innerhalb der Schranken unserer eigenen Wohnungen, auf Wiesen und Haiden, in Bergen und Wäldern, an der Küste des Meeres oder unter modernden Ruinen — überall treten uns neue Lebensspuren entgegen: Pflanzen und Thiere, deren Existenz unserem unbewaffneten Auge entgeht, deren unendlich kleine Organe ihren Bedürfnissen aber vollkommen entsprechen und die gleiche Triebe, gleiche Genüsse als die unsrigen besitzen. In den verschiedensten Klimaten, in den klarsten Gewässern wie in dicken, säuerlichen und salzigen Flüssigkeiten, in Bächen, Strömen, Seen und Meeren — oft in den inneren Säften lebender Pflanzen und Thiere, und namentlich im menschlichen Körper — ja, aller Wahrscheinlichkeit nach sogar in den wässerigen Dünsten und Sonnenstäubchen der Atmosphäre — giebt es eine Welt von lebenden, organischen Wesen, die den gewöhnlichen Sinnen des Menschen verborgen bleiben. Im täglichen Lebensverkehr ist dieses unermeßliche, geheimnißvolle Reich von winzigen Geschöpfen nicht zu erkennen; aber dem Beobachter, der es durch ein Mikroskop betrachtet, erscheint es über alle Erwartung groß und bewundernswerth. In einem Tropfen stehenden Wassers erblickt er oft bewegliche Körper von dem 26sten bis 2000sten Theile einer Linie im Durchmesser, so dicht an einander gedrängt, daß die Zwischenräume, die sie trennen, mitunter noch geringer als ihr Durchmesser sind. Wenn wir den Umfang eines Wassertropfens auf eine kubische Linie anschlagen und die Zwischenräume (obwohl sie oft kleiner sind) dem Gehalt der Körper gleichschätzen, so können wir ohne Uebertreibung berechnen, daß ein solcher Tropfen nach Umständen von hunderttausend bis tausend Millionen Insekten beherbergt und mithin im letzteren Falle mehr Bewohner enthält, als es Menschen auf unserem Planeten giebt. Denken wir uns also, welche Masse von Leben sich in einer größeren Wasserfläche — in einem Teich oder Graben z. B. — befindet, und fügen wir hinzu, daß nach den Beobachtungen der Naturforscher das Meer, namentlich in seiner Phosphorescenz, einen ähnlichen Reichthum organischer, mikroskopischer Körper entwickelt, so bietet sich uns eine so ungeheure Anzahl lebender, obschon dem Auge unsichtbarer Geschöpfe dar, daß der menschliche Geist vor ihrer Berechnung zurückweicht. Das Mikroskop allein ist es, das eine solche Welt im Kleinen enthüllt hat, während zu gleicher Zeit die Kunst, gute Teleskope zu verfertigen, uns die unendliche Mannigfaltigkeit und gränzenlose Ausdehnung des Sternenhimmels offenbarte."

Kein Wunder, daß dieser Mikrokosmus bei seiner ersten Entdeckung als eine unheimliche Geisterwelt dargestellt wurde, deren Bewohner sich in Stoff und Form von allen sichtbaren Wesen unterscheiden. Man dachte sich diese Geschöpfe als seltsam monströse Ausgeburten, weder ganz belebt, noch ganz ohne Leben — als ein grausiges Spiel der rastlos schaffenden Natur — und noch im Jahre 1820 schilderte ein sonst geachteter Schriftsteller die magischen Kräfte, mit welchen einige von diesen Formen begabt wären. In neuerer Zeit hat namentlich Ehrenberg richtigere Ideen über den Charakter der Infusorien entwickelt und sie in Klassen eingetheilt, deren Aufzählung und Bezeichnung natürlich die Gränzen dieses Artikels überschreiten würde. Wir bemerken nur, daß sie, wie schon erwähnt, in allen Theilen unserer Erde angetroffen werden, und daß nach Pöppig und Anderen sogar das Leuchten des Meeres von ihnen herrührt. Man hat gefunden, daß verschiedene Felsarten aus Anhäufungen fossiler Infusorien entstehen; so ist es z. B. höchst wahrscheinlich, daß viele, wenn nicht alle Kreide- und Kalkfelsen das Erzeugniß mikroskopischer, dem bloßen Auge unsichtbarer Thierchen sind, von deren kalkartigen Schalen über eine Million auf einen Kubikzoll gehen — d. h. mehr als zehn Millionen auf ein Loth Kalk! Um einen Begriff von der unendlichen Kleinheit dieser Kalkthierchen zu geben, mag die Thatsache dienen, daß sie sogar in der feinsten pulverisirten Kreide myriadenweise vorhanden sind und zu den mannigfachsten Zwecken verwendet werden können, ohne eine Veränderung zu erleiden; in der Kalkbekleidung angestrichener Zimmerwände, im Papier und selbst in glasirten Visitenkarten (wo diese nicht mit Bleiweiß allein überzogen sind) erblickt man mit Hülfe des Mikroskops die zierlichsten mosaikartigen Gruppen wohlerhaltener, korallenfarbiger Insekten, und die Ober-

*) Nach der Westminster Review.

*) Microscopic Manipulation. London, 1846.

fläche, die unseren natürlichen Seherganen als das reinste Weiß erscheint, besteht faktisch aus den Körpern unzähliger Wesen, die einst mit Leben begabt waren. Nach dem Ausspruch Linné's entsteht aller Kalk aus Würmern — omnis calx e vermibus; es wird nun die Frage aufgeworfen, ob nicht auch Stein und Eisen, und mithin die drei Haupt-Bestandtheile der Erde, ihren Ursprung von animalischen Geschöpfen herleiten. Der Satz: omnis silex, omne ferrum, e vermibus — kann gegenwärtig weder mit Zuversicht behauptet noch verneint werden; die Entscheidung desselben muß von künftigen Untersuchungen abhängen.

Den Infusorien, wie den höher organisirten Wesen, sind plötzliche Wechsel der Temperatur verderblich. Im Eise sterben sie: wenn aber das Wasser zu gefrieren anfängt, bemerkt man, daß jedes Animalculum von einer Feuchtigkeit umgeben ist, die von dem aus seinem Körper strömenden Wärmestoff herrührt. Eine zu starke Hitze bringt diesen Geschöpfen augenblicklichen Tod — sowohl die Eier als die Thiere selbst kommen um; doch giebt es mehrere Gattungen, die eine Temperatur von + 45—50 Grad Réaumur aushalten können. Das Licht begünstigt die Erzeugung der Infusorien, ist ihnen aber nicht unbedingt nothwendig, da sie in Bergschachten tief unter der Erde gefunden werden; die atmosphärische Luft ist hingegen zu ihrer Existenz unentbehrlich. Sie werden durch Substanzen getödtet, welche den chemischen Charakter des Wassers modifiziren: aber selbst die stärksten Gifte, die sich unaufgelöst in dem Fluidum befinden, haben auf sie keinen Einfluß. Die Gattungen, die sich in süßem Wasser aufhalten, sterben sogleich, wenn man plötzlich Seewasser hinzufügt, obwohl das letztere von anderen Thierarten wimmelt; wenn jedoch die Mischung allmälig vorgenommen wird, so ist sie ihnen nicht schädlich. Viele Infusorien sind carnivorös (fleischfressend) und nähren sich von noch winzigeren Thierchen als sie selbst; andere leben von den Fragmenten aufgelöster Vegetabilien, die ihrer Kleinheit halber erst dann sichtbar werden, wenn sie sich in den inneren Organen des Thierchens anhäufen. Die Lebensdauer dieser Wesen ist verschieden; sie beschränkt sich bei einigen auf wenige Stunden, während sie bei anderen auf mehrere Tage, ja Wochen verlängert wird: einzelne Individuen (Rotifera) hat man bis zum 75sten Tage ihrer Existenz beobachtet. Die Art ihres Todes ist in der Regel eine plötzliche: bei einigen der größeren unter ihnen hat man indessen heftige Zuckungen und Konvulsionen wahrgenommen, die ihrem Absterben vorangingen. Die weichen Theile lösen sich ungemein rasch auf und lassen nur ein äußerst geringes Quantum festen Stoffes zurück, so daß von zahllosen Infektenhaufen nur wenige Staubkörner übrig bleiben. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Naturgeschichte dieser Thierchen ist aber ihre Zähigkeit, längere Zeiträume in einem Zustande der Erstarrung zuzubringen; ungeheure Massen Infusorien, die scheinbar in Erde verwandelt und zu Staub vertrocknet sind, behalten noch lange ihre Wiederbelebungskraft und bedürfen nur der Anwendung einer Flüssigkeit, um aus ihrem Todesschlaf zu erwachen und von neuem ihre ganze Thätigkeit zu erlangen. Man hat einige Rotifera zwölfmal nach einander durch Eintrocknung zur Erstarrung gebracht und sie durch Hinzufügen von Wasser neu belebt, ohne daß ihre Vitalität abzunehmen schien; in einem Falle war das Insekt vier Jahre lang in trocknem Sand aufbewahrt worden.

Die Frage: welchen Zweck diese dem Anschein nach so unbedeutenden Wesen in der Schöpfung erfüllen und zu welchem Ende die Natur sie hervorgebracht und mit einer ihnen eigenthümlichen Organisation ausgerüstet hat, ist bei dem jetzigen Zustande unserer Kenntnisse noch kaum genügend zu beantworten. „Wir können allerdings", sagt Mantell in seinen Thoughts on Animalcules *), „einige augenscheinliche Resultate der Thätigkeit dieser lebenden Atome wahrnehmen, wie ihren Einfluß auf die Reinigung der Atmosphäre und des Wassers durch Absorbirung der aufgelösten Theile der Vegetabilien und größeren Thiere, während sie ihrerseits anderen Geschöpfen zur Nahrung dienen und so zum Unterhalt der höher organisirten Wesen beitragen. Es läßt sich auch annehmen, daß viele Gattungen nach ihrer Auflösung an den Ufern der Seen und Flüsse Ablagerungen hervorbringen, die sich Jahrtausende später in fruchtbare Landstrecken verwandeln können. Aber hierin, wie in allen unseren Bemühungen, die geheimnißvollen Wege der Vorsehung zu ergründen, tappen wir am Ende doch nur im Dunkeln, da es nicht minder wahrscheinlich ist, daß die schwersten Krankheiten, welche das menschliche Geschlecht heimsuchen, durch gewisse Zustände unsichtbaren animalischen Lebens erzeugt werden. Es ist möglich, daß einzelne Insektenarten, die zu klein sind, als daß wir sie mit Hülfe des stärksten Mikroskops unterscheiden könnten, sich durch eine periodische Beschleunigung ihres Entwickelungsprozesses dergestalt vermehren, daß sie die Luft und das Wasser anfüllen, die inneren Gefäße und Organe durchdringen und einen schädlichen Einfluß auf die Säfte und Fasern des menschlichen Körpers ausüben, der vielleicht der Cholera, der Influenza und anderen epidemischen Krankheiten zum Grunde liegt."

So wunderbar die Erscheinungen sind, die uns das Mikroskop durch einen Blick in jene unsichtbare Welt vor Augen führt, giebt es doch auch andere Gebiete, deren Erforschung es durch seine mächtige Hülfe erleichtert hat. Das Blut z. B. erscheint dem unbewaffneten Sehorgane als eine völlig flüssige, gleichartige Masse; wenn man es jedoch in einer dünnen Schicht auf das Objektivglas eines Mikroskops ausbreitet und durch eine Linse von 200 bis 300facher Vergrößerungskraft betrachtet, so findet man, daß es aus zwei abgesonderten und heterogenen Theilen besteht: einer durchsichtigen, gelblichen, wässerigen Flüssigkeit und mehreren darin schwimmenden Körperchen von infinitesimaler Größe und meist runder Form. Diese letzteren, die man Kügelchen, globuli, genannt hat, sind faserige Säcke, deren Inneres durchgängig einen festen, scheibenförmigen Kern enthält, obwohl sie in ihren Dimensionen und Verhältnissen nach den verschiedenen Thiergeschlechtern abweichen. Bei den Säugethieren sind diese Körperchen kleiner als bei allen anderen und von kreisförmiger Gestalt; die der Vögel sind elliptisch und größer als bei den Säugethieren; die kaltblütigen Wirbelthiere sind gleichfalls mit elliptischen Blutkügelchen versehen, die aber weit größer und nach den verschiedenen Klassen abweichender erscheinen, während sie bei den Wirbellosen eine mehr oder weniger runde Form behaupten. Welchen Einfluß diese winzigen Körper auf die Lebensorgane ausüben, haben mancherlei Experimente gezeigt. Es ist hauptsächlich ihre Gegenwart, die dem Blute seine Kraft verleiht, die Lebensthätigkeit zu erwecken und aufrecht zu halten. Wenn man nämlich ein Thier bluten läßt, bis es in einen ohnmächtigen Zustand verfällt, und den weiteren Blutverlust nicht verhindert, so hört alle Muskelbewegung in kurzer Zeit auf, der Athem vergeht, es verschwindet jedes äußere Zeichen des Lebens und der Tod wird bald unvermeidlich: in diesem Zustande aber braucht man nur das Blut eines anderen Thieres von derselben Gattung in die Adern des dem Anschein nach Hingeschiedenen einzuflößen, um den erstarrten Körper von neuem zu erwecken, der mit jedem Zufluß des Blutes neue Lebenskraft gewinnt, allmälig frei zu athmen und sich mit Leichtigkeit zu bewegen anfängt und endlich vollkommen wiederhergestellt wird. Ein solcher Prozeß, der in der Chirurgie unter dem Namen Transfusion bekannt ist, zeigt zur Genüge die Wichtigkeit der Blutkügelchen im thierischen Lebens-Organismus; denn wenn man statt des aus festen und flüssigen Substanzen zusammengesetzten Bluts nur die letztere Ingredienz desselben — das obenerwähnte molkenartige Wasser, serum — anwendet, so bringt deren Einflößung keine bessere Wirkung hervor, als die jedes anderen Wassers, und der Tod erfolgt eben so schnell, als wenn sie nicht stattgefunden hätte. Nicht minder auffallende Resultate sind in Bezug auf die Größe und Form der Kügelchen bemerkt worden. Wenn das in die Adern eines lebenden Thieres eingeflößte Blut nur in der Größe, nicht aber in der Form der Kügelchen von dem des Patienten abweicht, so entsteht eine mehr oder weniger sichtbare Störung oder Zerrüttung der körperlichen Functionen: der Puls schlägt stärker, die Temperatur vermindert sich rasch, und der Tod erfolgt in der Regel nach einigen Tagen. Noch merkwürdiger sind die Wirkungen, die das Einspritzen von Blut mit runden Kügelchen in die Adern eines Thieres äußern, das von Natur mit elliptischen versehen ist (oder umgekehrt): der Tod findet dann gewöhnlich unter heftigen Nervenzufällen statt, die in ihrer Intensität mit denjenigen zu vergleichen sind, welche das stärkste Gift hervorbringen würde.

Unsere Kenntniß des Blutumlaufs ist durch das Mikroskop mit einer Menge neuer Thatsachen bereichert worden: man hat nicht nur in vielen Thieren niederen Rangs ein Gefäßsystem und eine regelmäßige Circulation entdeckt, sondern auch die Existenz der sogenannten Haargefäße oder der kleinen Gefäße, welche das arterielle mit dem venösen System verbinden, zur Gewißheit erhoben. In vielfacher Beziehung wichtig sind die Beobachtungen, die man über den Zufluß des Bluts durch die Haargefäße von den Ausgängen der Arterien in die Oeffnungen der Adern angestellt hat, da die augenblickliche Veränderung, die mit dem venösen Blute in den Lungengefäßen vorgeht, und die Modifizirungen der Substanz, welche die Verdauung, das Wachsthum, die Absonderungen und andere das Gefäßsystem berührende organische Prozesse begleiten, in den feinsten Verzweigungen des Blutumlaufs stattfinden, und der krankhaft entzündete Zustand, so wie die verschiedenen pathologischen Erscheinungen, die aus jenen Vorgängen entstehen, aufs innigste mit den Veränderungen des Kapillarsystems verknüpft sind. — Auch in den Pflanzen hat das Mikroskop eine Circulation der nährenden Säfte offenbart, die sich besonders in solchen Gewächsen kundgiebt, welche milchartige Theile enthalten.

Ein anderes höchst interessantes Phänomen, welches die ganze Aufmerksamkeit der Physiologen erregt hat, können wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Es war schon früher bemerkt worden, daß die Infusionsthierchen mit Organen versehen sind, die ihnen als Locomotionsmittel dienen, und denen man wegen ihrer wimperähnlichen Form den Namen Cilia beilegte: auch hatte Ehrenberg eine besondere Klasse jener Insekten, bei welcher gedachte Fäserchen eine eigenthümliche kreisende Bewegung zeigen, dieses Umstandes halber als Rotatoria aufgeführt. Man glaubte indessen bisher, daß nur die niederen Thierarten mit dergleichen Organen versehen wären; erst spätere Beobachtungen haben den klaren Beweis geliefert, daß die Ciliar-Bewegung im ganzen Thierreiche vorherrscht — ja, auch bei dem Menschen hat man nicht nur diese Bewegung, sondern auch den Sitz und die Gestalt der Cilien entdeckt. Die Organe oder Körpertheile, in welchen die Ciliar-Bewegung stattfindet, sind die Haut, die Respirations-, Alimentar- und Reproductions-Werkzeuge; im menschlichen Organismus hat man sie jedoch bis jetzt nur in dem Respirationssystem, der Nase und dem Kehlkopf, wahrgenommen. Ihre Functionen bestehen darin, Flüssigkeiten und andere Materien die Oberfläche entlang zu führen, an der sich die Cilien befinden, die wässerigen Ausdünstungen der Thiere mit aquatischer Respiration zu erneuern oder, wie bei den Infusorien, ihnen die Bewegungskraft mitzutheilen.

Dem Mikroskop verdanken wir also unsere Kenntniß der inneren Structur der verschiedenen Thiere und Pflanzen, unsere Einsicht in die endlose Mannigfaltigkeit und unnachahmliche Kunst, die sich in allen Gebieten der Schöpfung entwickelt. Seine Hülfe hat die Naturforscher in den Stand gesetzt, Millionen über Millionen von lebenden Wesen ans Licht zu bringen, deren Daseyn noch vor wenigen Jahren nur dunkel geahnt wurde. Von den erstarrten Regionen der Eisberge bis zu den befruchtenden Gewässern Aegyptens, von den Wogen des Kattegat bis zu den sonnigen Fluthen Mexiko's, von dem Bergnebel Finn-

*) Thoughts on Animalcules, or a Glimpse at the Invisible World revealed by the Microscope. By Dr. Mantell. London. 1846.

lands bis zur braunen Gartenerde Newmarket's — überall hat es Spuren eines nie versiegenden Lebensprinzips nachgewiesen. Längst erstorbene Geschöpfe sind aus dem Kalke wiedererstanden und unsichtbare Wesen aus ihren steinigen Gräbern gerufen worden. Das Chaos der alten Systematiker ist verschwunden, und aus seinen heterogenen Bestandtheilen hat man ein schönes, naturgetreues und harmonisches Gebäude errichtet. Während das Teleskop uns ein Planetensystem in jedem Fixstern enthüllt, zeigt uns das Mikroskop eine Welt in jedem Sonnenstäubchen. Das eine belehrt uns, daß dieser prächtige Erdball mit allen seinen Völkern und Reichen nur ein Sandkorn in den unermeßlichen Gefilden des Raums bildet — das andere hingegen, daß jeder Atom von zahllosen, mit Leben begabten Kreaturen wimmelt. Wir erfahren zwar die Nichtigkeit der Welt, die wir bewohnen, aber als Ersatz wird uns in jedem Blatte des Waldes, in jeder Blume des Gartens, in jedem Tropfen des Oceans eine neue Welt eröffnet.

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

(Fortsetzung.)

Frankreich war aufgestanden in der Juli-Revolution. Es hatte in seiner Bewegung Belgien, Polen und einen Theil von Deutschland mit sich fortgerissen. Es hatte sich an alle Unzufriedene Europa's gewendet und mit allen Nationen einen Vertrag der Nicht-Intervention abgeschlossen. Dieser Vertrag war bis jetzt geachtet und gewissermaßen stillschweigend anerkannt worden; die Italiäner beschlossen zu versuchen, inwiefern sie diesen Vertrag benutzen konnten. Man war der Meinung, daß die Nicht-Intervention durch Aufstände nach Sectionen den Sieg einer allgemeinen National-Revolution vorbereiten könne, daß die Furcht eines Krieges mit Frankreich Oesterreichs Schwert in der Scheide halten würde, bis die Insurgenten stark genug wären, diese Macht in ihren festesten Bollwerken in der Lombardei anzugreifen. Sie standen auf. — Sie richteten ihre ersten Angriffe gegen die Regierungen, wo der geringste Widerstand zu erwarten war. Der Herzog von Modena, der Papst, die Herzogin von Parma wurden ohne Hinderniß gestürzt. Die dreifarbige Fahne flog von Stadt zu Stadt. In weniger als zwei Tagen waren mehr als zwei Millionen Italiäner befreit. Aber dieser leichte Sieg konnte nur ein Vorspiel seyn zu ernsteren Kämpfen. Für diese aber waren die Italiäner zu kraftlos, sowohl in numerischer als in moralischer Rücksicht. Sodann wirkten auch auf die Bewegung von 1831 wie auf die von 1821 fremde Einflüsterungen ein. Kein entscheidender Schritt konnte gethan werden, ehe man genau wußte, inwiefern sich Oesterreich dem Prinzip der Nicht-Intervention anschließen werde, d. h. inwiefern sich diese Macht von den Proclamationen Frankreichs einschüchtern lassen würde. So sprach man kein Wort von Italien und dem Aufstande, um sich nicht den Anschein einer National-Revolution zu geben. Für den ersten Augenblick schien es wirklich, als ob Oesterreich sich scheue, es zu einem offenen Bruch kommen zu lassen. Die österreichische Garnison in Ferrara zog sich aus der Stadt zurück und ließ die Nationalfarben ungehindert vor ihren Augen aufziehen. Kaum hatte sich aber das Wiener Kabinet der wahren Absichten Ludwig Philipp's versichert, so rückten die Ungarn vor, und die Insurgenten zeigten keinen Widerstand.

Der ungenügende Ausgang dieser zwei Insurrectionen hat die Italiäner in den Augen des übrigen Europa's lächerlicher gemacht, als sie vielleicht verdienen. Man hat sie ein feigherziges Volk genannt, abgeneigt für ihre Freiheit zu kämpfen und daher ihrer unwürdig. Hauptsächlich Frankreich, durch dessen Einflüsterungen diese übelberathenen Bewegungen vorreilig beschleunigt wurden, schmähte reichlich auf die Flüchtlinge, deren zu rasche Unterwerfung sein eigenes Gebiet den Gefahren einer Invasion aussetzte. Man stellte nicht mit Unrecht der feigen Flucht der italiänischen Liberalen die Ströme von Blut gegenüber, welche die polnischen Insurgenten 1831 vergossen hatten.

Aber es ist wohl zu bedenken, daß eine italiänische Revolution, an der auch nur der Kern der Nation Theil genommen, niemals stattgefunden hat; die unglücklichen Versuche von 1821 und 1831 sollten nur eine Uebergangsbewegung seyn, durch deren Hülfe man glaubte, die Keime der Wiedergeburt Italiens zu säen. Sie waren eine Folge falscher Prinzipien und schöner Illusionen, einer unvollkommenen Bekanntschaft mit den bestehenden Verhältnissen Oesterreichs zu den übrigen italiänischen Staaten und mit den wirklichen Ansichten der Diplomatie des Auslandes, eines blinden Vertrauens auf unbestimmte Versprechungen fremder Mächte. Aber es ist die Frage — Mariotti glaubt sie bejahen zu können —, ob der Aufstand überhaupt jemals einen nationalen Charakter entwickeln konnte, d. h. ob das italiänische Volk dermaßen vom Gefühl nationaler Einheit oder wenigstens von der Sehnsucht nach einer solchen durchdrungen war, daß die Insurrection zu einem National-Unternehmen hätte gemacht werden können. Wir müssen es bezweifeln, aus dem, wie uns dünkt, sehr schlagenden Grunde, weil, wenn das Volk dazu reif gewesen wäre, wenn es das Bedürfniß nach nationaler Unabhängigkeit gefühlt hätte, es sicherlich nicht die Gelegenheit zweimal unbenützt hätte vorübergehen lassen. Als die ersten unblutigen Siege zu Modena und Bologna, die mehr einem Maskenspiel, denn einem Kriegsspiele glichen, errungen waren, stimmte das Volk in die Freude der Sieger ein. Aber es war in aller dieser Fröhlichkeit kein sittlicher Ernst. Sie schienen sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß die Freiheit so leicht zu bewahren sey, wie sie erlangt worden. Vor der Bluttaufe ihrer jungen Freiheit aber fürchteten sie sich, wie muthwillige Schulknaben vor der Ruthe. Mariotti sucht das wahrhaft unwürdige Benehmen der sogenannten italiänischen Patrioten zu beschönigen, indem er sagt, daß der Gedanke von Oesterreichs Allmacht tief in den Herzen der Greise wurzelte, denen die Regierung der aufständischen Provinzen gewöhnlich anvertraut wurde, und welche, von der Ueberzeugung ausgehend, daß Schaaren undisziplinirter Bürger dem Angriff regelmäßigen Militärs nicht widerstehen könnten, Alles aufboten, die Bildung von National-Bataillonen aus italiänischen Jünglingen zu verhindern. Aber ein ganzes Volk von Jünglingen, die für die Freiheit ihres Vaterlandes glühen, läßt sich nicht von ein paar vorsichtigen Greisen von seinem Enthusiasmus abbringen, oder, wenn es dies thut, so war seine Begeisterung nur eine todte Phrase. So war es in der That in Italien, so ist es großentheils noch jetzt.

Nachdem die Insurrection gebrochen war, machte Gregor XVI. unter den Garantien der europäischen Großmächte den Versuch, die administrative und legislative Verwaltung seiner Staaten zu reorganisiren. Wir können hier nicht ins Detail eingehen; über das Edikt in Betreff des öffentlichen Unterrichts haben wir schon in einem früheren Artikel gesprochen. Was das Edikt vom 5. Oktober 1831 über die Organisation der Justizverwaltung betrifft, so müssen wir anerkennen, daß darin viel Gutes enthalten ist, wenn man, wie billig, darauf Rücksicht nimmt, daß die gesammten sittlichen und politischen Zustände und die geistige Bildung des Kirchenstaats nicht danach angethan waren, sofort eine repräsentative Verfassung zu vertragen. Daß eine Unzahl von Mißbräuchen aller Art durch alle damals erlassenen päpstlichen Edikte nicht aufgehoben, einige neue noch hinzugefügt wurden, ist nicht zu leugnen. Ein Schriftsteller der neueren Zeit, Paluzzi *), äußert sich über den Zustand des Landes: Es gäbe nur zwei Klassen im römischen Staat, Geistliche und Volk. Der Herrscher werde ohne Zustimmung des Volks von den Kandidaten gewählt und diese wieder willkürlich von ihm ernannt; in ihren Händen liege die unumschränkte Staatsgewalt; durch ihre Geschäftsunkenntniß seyen sie aber ganz in die Hände der verdorbenen, schlecht bezahlten und bestechlichen Beamten gegeben. Daher die Intriguen und Bestechungen, die überschwenglichen Steuertarife, schädlichen Privilegien und Patente, beschwerenden Auflagen, die verderbliche Theilung der Verwaltung u. s. f. Alles, was nicht zum Klerus gehöre, bilde die letzte Klasse im Staate, werde von der Regierung vernachlässigt und seinem Schicksal überlassen. Der Handel werde gehindert, die Prozesse in die Länge gezogen; Freiheit, Ehre und Leben der Bürger sey in die Gewalt der Richter gegeben; traurige Folgen davon seyen das Verschwinden des geraden Sinnes und der Sieg des Egoismus, der Feigheit, des Mißtrauens und der Heuchelei. Deshalb sey die Bevölkerung mißvergnügt und der päpstlichen Herrschaft müde; dies sey der einzige Grund, weshalb sie auch jetzt, bei aller Liebe und Verehrung für ihren erhabenen Herrscher, bewegt, unruhig und ungeduldig auf neue Institutionen und Reformen warte. Das Edikt vom 5. Juni gewähre nur Scheinfreiheiten, noch immer werde eine Pforte für doppelte Auslegung offen gehalten. Die neue Civil- und Kriminalgesetzgebung sey noch mangelhafter als die alte; die unerschwinglichen Abgaben würden noch fortwährend erhöht; viele achtbare Männer müßten noch in der Fremde schmachten, weil sie auf Volkszuruf sich der Erhaltung der öffentlichen Ordnung unterzogen u. s. f. Gregor XVI. soll auf diese Vorwürfe geäußert haben: „Die Romagnosen nennen mich einen Tyrannen. Das thut mir alten Manne wehe. Gibt es denn eine sanftere, nachgiebigere, christlichere Regierung auf Erden als die meinige? Die Welt ist jetzt ein großes Chaos. Man versteht sich nicht mehr. Es ist eine Uebergangszeit, aber die neue Ordnung wird, glaube ich, noch schlimmere Scenen zum Vorspiel haben."

Aber Gregor XVI. zeigte durch alle seine Edikte, daß, so lange er regiere, Alles beim Alten bleiben solle, und am 21. Juni erließ er eine Bannbulle gegen alle „Rebellen" im Kirchenstaat, und zwar nach seinen eigenen Worten „zum ewigen Angedenken" wodurch er bewirkte, daß sich im Geheimen eine neue Verschwörung organisirte, die sich jetzt mit dem prunkenden Titel schmückte „National-Association zur Befreiung Italiens", jedoch schon im November 1832 entdeckt und unschädlich gemacht wurde. Sie hatte aber doch die gute Folge, daß sich jetzt die europäischen Großmächte etwas ernstlicher um die Wohlfahrt Italiens kümmerten. England meinte es vielleicht am ernstlichsten, aber eben deshalb rief es seinen zu Florenz residirenden Geschäftsträger, Seymour, aus Rom, wo die Berathung mit der Kurie gepflogen wurde, ab und erließ durch ihn ein offizielles Sendschreiben an den Papst, worin es unter Anderem heißt, daß bereits im Jahre 1831 die Großmächte dem Papst Verbesserungvorschläge gemacht, besonders ihm die Einführung eines Repräsentativsystems angerathen hätten. Aber die päpstliche Regierung habe keine einzige der darin anempfohlenen Maßregeln zur Ausführung gebracht. „Die britische Regierung sieht voraus", so lautet eine Stelle aus diesem offiziellen Zeugniß gegen die Kurie, „daß, wenn man bei dem jetzigen Systeme verharrt, neue Unruhen von immer ernstlicherem Charakter im Kirchenstaat ausbrechen werden. Sollten diese Befürchtungen sich unglücklicher Weise bestätigen, so wird wenigstens Großbritanien aller Verantwortlichkeit für die Uebel ledig seyn." Selbst der Fürst Metternich verwahrt in einer Note vom 28. Juli 1832 Oesterreich gegen den möglichen Vorwurf, daß es an dem Gange der Ereignisse in Italien schuld sey, aber rechtfertigt zugleich Gregor's Regierung; ein Widerspruch, den nur die Diplomatie zu erklären vermag.

(Schluß folgt.)

*) In seiner Eingabe: „Der stellvertretende Kommandant der Bürgergarde der Stadt und Provinz Bologna an Se. Eminenz den Kardinal-Staatssecretair Bernetti", worin er das allgemeine Mißvergnügen als in den Mängeln der Verfassung und in der Nichtvollziehung der so oft versprochenen Grundreformen gegründet nachwies.

Türkei.

Polnische Skizzen aus der Türkei.

(Bruchstücke aus dem polnischen Manuskripte des Prof. Dr. Pietraszewski.)

III. Türkische Rechtspflege.

Anhaltender Regen und rauhes Wetter bedingten meinen weiteren Aufenthalt in Seres, was mir einerseits lieb war, da ich mir versprechen durfte, eben hier meine Wißbegier in vieler Hinsicht zu befriedigen. Zunächst wandte ich meine Aufmerksamkeit auf das türkische Gerichtswesen, wovon ich dem Leser folgende Skizze mitzutheilen in Stand gesetzt wurde. — Das Gerichtswesen, welches seinen Endzweck in der Aufrechthaltung der Gerechtigkeit haben sollte, wird hier zum Mittel der Bereicherung des Staates oder vielmehr der Staatsbeamten. — Der oberste Richter für geistliche und weltliche Angelegenheiten muß durchaus geistlichen Standes seyn. Diese Gewalt besitzt der Mufti und ertheilt sie den Molla's in den Provinzen für eine bestimmte Summe; was wohl nicht so wunderbar erscheinen darf, wenn man bedenkt, daß er selbst sein Amt, welches in Konstantinopel an den Meistbietenden veräußert wird, theuer und baar bezahlt hat. Solche Veräußerung von Aemtern findet übrigens in allen Verwaltungszweigen statt. Selbst der Molla, der sein Amt auf ein Jahr gepachtet hat, vermiethet dasselbe, wenn sein Paschalik bedeutend ist, anderweitig an sogenannte Naibs. Da der Molla nach einem Jahre absetzbar ist, so muß er, wenn er keinen Bankerott riskiren will, im ersten Jahre schon zu der pränumerando gezahlten Summe zu kommen suchen, was nicht gar zu schwer ist, da ihm bei allen Obligations-, Vertrags- und Kaufsachen gesetzmäßig zehn Prozent jedenfalls, sowohl im Gewinnungs- als auch im Verlierungsfalle, zugesichert sind. Der Erfolg der Prozesse ist deshalb für ihn gleichgültiger, als die Anzahl derselben. Gleichwohl ist der erstere durch die Größe des zugesteckten Bachschysch (Geschenk) bedingt; denn sowohl der Kläger als der Verklagte läßt diesen dem Richter zukommen, und deshalb ist es etwas ganz Gewöhnliches, das himmelschreiendste Unrecht jedem Gesetze und Rechte zum Trotz siegen zu sehen. Ohne Bachschysch geschieht in der Türkei überhaupt sehr wenig; denn mag der Muhammedaner seine Schuld berichtigen oder einziehen, jedenfalls streckt er die Hand aus mit den Worten: „a Bachschysch!" Man muß ihm hierbei jedoch das Lob der Bescheidenheit und Genügsamkeit lassen; denn er ist mit dem winzigsten Geschenke zufrieden und wünscht dem Geber stets Segen und langes Leben.

Das Verfahren bei Prozessen ist ungefähr folgendes: Der Kläger meldet sich im Hause des Molla und wird sofort vorgelassen, setzt sich demselben gegenüber mit untergeschlagenen Beinen auf einen Teppich nieder, begrüßt den Molla indem er sich verbeugt und mit der rechten Hand den Kopf und die Brust berührt, was ihm der Molla auf gleiche Weise erwiedert. Ist der Kläger reich gekleidet und besitzt er außerdem einen Rang, so thut er dies stehend. — Hat nun der Kläger etwa eine Obligations-Klage, so erzählt er den Hergang der Sache, reißt den Schuldschein auf, nennt die Zeugen und wird bis zum nächsten Termin entlassen. Ungesäumt wird jedoch auch der Verklagte zitirt, der, wie gewöhnlich, Alles leugnet, den Schuldschein für falsch, erzwungen u. dgl. erklärt. Hierauf wird ihm ein Termin anberaumt; dann werden aber auch die Zeugen beider Parteien gerufen, verhört und die Sache wird ohne Weiteres mündlich zum Erkenntniß gebracht. Letzteres hängt lediglich von der Mehrzahl der Zeugen einer Partei, ihrer schlaueren Vertheidigung und vom besseren Klange des Geschenks ab; zumal da dem Molla seine zehn Prozent jedenfalls gesichert und er als oberster Richter die Appellation an eine höhere Instanz nicht zu befürchten hat. — Der betheiligte Raja muß sich demselben Verfahren unterziehen, kann jedoch im schlimmsten Fall an seinen Bischof appelliren, der sich dann mit dem Molla verständigt, mit ihm das Urtheil fällt und die zehn Prozent theilt, jedoch demselben als Raja an Rang und Stimme nachsteht. In Sachen zwischen Muhammedanern und Unterthanen europäischer Staaten tritt für Letztere vor dem Molla ein Drogman auf und leitet die Sache gewöhnlich zum Vortheil seiner Partei, besonders wenn der betreffende Konsul bei der Pforte in Ansehen steht. Die Ungerechtigkeit der Molla's und die Mißbräuche der Drogmane sind so berüchtigt, daß Jeder solche Prozesse scheut und sich lieber in aller Stille mit seiner Partei zu einigen sucht. — Die aus Thätlichkeiten hervorgehenden Prozesse kommen beinahe nie vor das Forum des Molla; denn fallen solche zwischen Muhammedanern oder Muhammedanern und Griechen vor, so verschaffen gewöhnlich Blutströme oder auch der Tod die erforderliche Genugthuung. Ist der Todtschläger ein europäischer Ausländer, so sucht er den Schutz seiner Regierung, der ihn meistentheils zu retten vermag, durch die Versetzung nach einem Orte, wo er keine persönliche Verfolgung zu fürchten hat. Der reizbare und rachgierige Grieche läßt sich diesen Mißbrauch am meisten zu Schulden kommen. Er mordet seinen Feind bei seiner angeborenen Geschicklichkeit mit dem größten Bedacht und dem kältesten Blute, sucht das Weite und kehrt nach Jahren wieder in seine Heimat zurück. Anhängig gemachte Kriminalsachen gehören vor das Forum des Pascha, bei welchen aber der Molla von den Erben des Bestraften seine 10 Prozent einzieht. — Man kennt in der Türkei keine Advokaten, blos den Kavas, d. h. den Pförtner und Boten des Richters, welcher sehr wenig für seine Verwendung bei seinem Herrn, die er weder dem Kläger, noch dem Verklagten versagt, sich zahlen läßt.

Mannigfaltiges.

— Das Ausland über unsere kirchlichen Fragen. Der französische Tourist, der sich in der Revue des deux Mondes mit einer Charakteristik Deutschlands in der Gegenwart (L'Allemagne du présent) beschäftigt, ist, nachdem er lange geschwiegen, nunmehr auch in Berlin angekommen. Die Zeit seiner Anwesenheit hier fällt bereits in den Herbst des vorigen Jahres, allein er hat, wie er sagt, bevor er sich darüber ausspräch, erst gewisse, längst angekündigte Entschließungen abwarten wollen, die indessen nicht eingetreten seyen. Es werde wohl noch eine Zeit lang dauern, meint er, bis das „Deutschland der Gegenwart" anfangen würde, auch das „Deutschland der Zukunft" zu seyn. In Berlin beschäftigt unseren Touristen lediglich die religiöse Frage, und die erste Hälfte seines Artikels ist ganz und gar Herrn Prof. Hengstenberg und seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" gewiemet. Nicht etwa, daß er diese für einen Repräsentanten der Berliner Gesinnung in religiösen Dingen anfähe — denn glücklicherweise weiß auch das Ausland, wie klein hier das Häuflein ist, das in der „Evangelischen Kirchenzeitung" den Ausdruck seines religiösen Gefühls und seiner Gedanken findet — sondern weil er es als ein eigenthümliches Moment unserer Zeit ansieht, daß die hochkirchlichen Organe eben so in Preußen und in England, wie im katholischen Frankreich, das religiöse Gebiet stets mit dem politischen vermischen und dadurch beide in Verwirrung bringen, darum theilt er so ausführliche Betrachtungen über die „Evangelische Kirchenzeitung" und aus derselben mit. Daß der französische Berichterstatter (Herr Alex. Thomas) eben so wenig ein Freund der „tendenziösen Freigläubigen", wie der „tendenziösen Rechtgläubigen" sey, hatte er bereits in seinen früheren Berichten zur Genüge dargethan, aber auch in dem vorliegenden muß sich der „absolute Nihilismus" manchen Hieb gefallen lassen. „In Deutschland", sagt er unter Anderem mit Bezug auf Feuerbach und dessen Anhänger, „wird der Atheismus selbst für eine Art von Religion angesehen, aber die Deutschen („Kritiker" oder „Nihilisten"), die sich unserer eigenen alten Thorheiten aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bemächtigten, haben im Grunde Nichts hinzugethan, wenn nicht etwa das ernste, feierliche Ansehen, das sie sich dabei geben." — „Ich will hier nur beiläufig bemerken", fügt er hinzu, „in welche Abgründe seit kurzem diese angebliche Philosophie gestürzt ist; ja es läßt sich schwerlich der Eindruck beschreiben, den auch in Berlin ein so trauriger Verfall der Weltweisheit gemacht: die Wissenschaft wird dadurch als entehrt angesehen .... „„Es giebt keinen Gott"", ruft Feuerbach Herrn Max Stirner zu, „„es giebt nur göttliche Vollkommenheiten, und diese gehören dem Menschen an, der sie Gott nennt, wenn er in der Trunkenheit seines Herzens vergißt, daß sein Herz ihm gehört. Du, Stirner, der du behauptest, daß Gott das Nichts sey, du bist noch ein **bigotter** Atheist, denn das Nichts ist eine Definition Gottes."" Und Stirner antwortet darauf: „„Ich bin ein besserer Atheist als du, der du glaubst, es zu seyn, weil du nicht an das Daseyn des *göttlichen* Wesens glaubst: denn ich glaube nicht einmal an das Daseyn göttlicher Eigenschaften: an Gerechtigkeit, Liebe, Weisheit, die du im Menschen zu sehen dir einbildest. Ich glaube eben so wenig an den Menschen: der Mensch, das **Ich**, ist ein bloßes Wort. Nur **ein** wirkliches Wesen giebt es, und das ist das Individuum in seinem egoistischen Genusse: das bist du, Peter oder Paul.""" — Solcher Art sind die schönen Debatten, die in dieser philosophischen Deputirtenkammer geführt werden, welche uns unsere parlamentarischen Bezeichnungen entlehnt, womit sie die Eitelkeit ihrer Schismen nur um so lächerlicher macht. Ja, in diesem Duodez-Konvent giebt es Parteien, die sich der „Berg", das „Marais", das „linke Centrum" und die „äußerste Linke" nennen. Wahrlich, man kann dem deutschen Volke nicht Lob genug dafür spenden, daß es alle diese Thorheiten (die von der „tendenziös-rechtgläubigen" sowohl, wie die von der „tendenziös-freigläubigen" Seite) nach ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen weiß."

— Englische Vorlesungen in Berlin. Unterrichtend in zwiefacher Beziehung: sowohl des Gegenstandes, über welchen, als der Sprache wegen, in der er liest, sind die Vorträge, die Herr Prof. Solly, Lektor der englischen Sprache an der hiesigen Universität, seit einigen Wochen an den Abenden des Montags vor einem Publikum von Herren und Damen in einem Nebensaale des großen Mielenzschen hält. Herr Solly hatte vorläufig vier solcher Vorlesungen angekündigt, von denen die erste den Universitäten Oxford und Cambridge, die zweite dem unglücklichen Dichter Chatterton, und die dritte Lord Byron gewidmet war, während die noch bevorstehende vierte über Sir Rob. Peel und sein Verwaltungssystem sich verbreiten wird. Mit Vergnügen hören wir, daß Herr Solly die Absicht hat, im Januar noch drei andere Vorlesungen, und zwar über Shakespeare und seine Dramen, so wie über die dramatischen Vorgänger und Zeitgenossen Shakespeare's, zu halten, wenn sich bis dahin eine genügende Anzahl von Zuhörern bei ihm anmeldet, was wir bei der großen Vorliebe, die das deutsche Publikum für den britischen Dichter-Heros hat, um so weniger bezweifeln, als der englische Vortrag des Herrn S. nicht blos ein wahrhaft mustergültiger hinsichtlich der Aussprache, sondern auch wegen seines Bestrebens, deutlich zu seyn, für alle des Englischen kundige Zuhörer gleich verständlich und belehrend ist. Was den Gegenstand der Vorträge betrifft, so denken wir, unseren Lesern nächstens Gelegenheit zu geben, dieselben zu beurtheilen, indem uns Herr Solly verstattet hat, von seiner anziehenden Darstellung des englischen Universitätslebens eine Uebersicht in unseren Blättern mitzutheilen.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 152. Berlin, Sonnabend den 19. Dezember 1846.

Frankreich.

Guy Patin.

Goethe entschied bekanntlich die Frage, was das erschrecklichste aller erschrecklichen Dinge, dahin, daß ein Pedant, den es jucke, locker und lose zu seyn, dieses fürchterlichste aller Dinge sey, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Goethesche Entscheidung Vieles für sich hat. Kaum minder schrecklich jedoch, als ein solcher den lockeren Zeisig spielender Pedant, möchte der Charlatan seyn, wenn er, den Mann der Wissenschaft spielend, mit Kennermiene über Sachen, deren erste Elemente ihm fremd geblieben, in letzter Instanz aburtheilt. Hält der Pedant das Leichteste für schwer, so behandelt der Charlatan das Schwierigste als leicht. Es ist wohl keine Frage, welche Weise die schlimmere ist, und hätte unsere Zeit nur aufgehört, eine Zeit der Pedanterie zu seyn, um eine Zeit des Charlatanismus zu werden, so würde in einer solchen Metamorphose schwerlich ein besonderer Grund zum Frohlocken für uns liegen.

Die Pedanterie hat die gute Seite, daß sie gewissenhaft ist; sie beschäftigt sich zwar mit Unwesentlichkeiten, aber sie bringt diese Unwesentlichkeiten wenigstens aufs Reine; der Charlatan, was er auch behandeln möge, Großes oder Kleines, ist beim Ende seiner Arbeit — dessen, was er seine Arbeit nennt — gerade so weit, als er im Beginn derselben war. Glückes genug, wenn er nur Alles beim Alten gelassen und nichts verdorben hat! Der Pedant hat, wenn auch keinen großen, keinen schönen, liebenswürdigen Charakter, doch einen Charakter; der Charlatan hat schlechterdings keinen Charakter, es müßte denn der Charakter vollkommener Charakterlosigkeit seyn. Wenn die Pedanterie Wechselbälge und Kobolde in die Welt setzt, so ist die Charlatanerie durchaus impotent und hat nie etwas hervorgebracht, als höchstens dann und wann ein Wunder.

Der Pedant steht in der Regel auf eigenen Füßen; so viel er auf Autoritäten giebt, so doch nur auf solche, die er geprüft oder zu prüfen gesucht hat; der Charlatan, der nie etwas prüft, huldigt jedem Namen, der eine augenblickliche Geltung hat, um zu einem neuen, wenn ein solcher auftaucht, zu schwören. Von der Pedanterie ist eine Brücke denkbar zu echter Wissenschaftlichkeit, während Charlatanerie und Wissenschaftlichkeit nie auch nur das Allerwindeste mit einander gemein hatten.

Der Charlatan ist verächtlich; der Pedant ist nur lächerlich. Die viri eruditi (Gelahrten) des 16. und 17. Jahrhunderts kommen uns komisch vor, wir müssen lächeln über sie, aber wir mögen nicht verkennen, daß manche unter ihnen nicht nur den Zopf der Pedanterie trugen, sondern auch das Schwert eines treffenden Witzes, eines hellen und aufgeweckten Geistes.

Zwar ist nicht zu leugnen, daß letzteres häufig lange in der Scheide ruhte, und daß es am wenigsten dann gezogen wurde, wenn es literarische Fehden galt, die in der Regel mit ganz anderen Waffen entschieden wurden, mit Waffen, die glücklicherweise dergestalt außer Gebrauch gekommen sind, daß der letzte aller polemischen Klopffechter erröthen würde, sich ihrer zu bedienen. Dennoch scheinen uns jene Waffen vielleicht unritterlicher, als sie es in der That waren. Vielleicht trug schon die Sprache, in welcher die viri eruditi sich de lana caprina, oder, wie man auf deutsch zu sagen pflegt: um des Kaisers Bart, herumzankten, in der sie ihren Schlachtlärm — pour une omelette erhoben, dazu bei, den fallenden Streichen etwas von ihrer Schwere zu benehmen. War nicht etwa ein Schimpfen in klassischem Latein weit weniger empfindlich, als ein Schimpfen in mittelmäßigem Deutsch, Französisch oder Englisch, ja mußte nicht die bitterste Pille in der Vergoldung auserlesener römischer oder gar griechischer Brocken Dreiviertel ihrer Bitterkeit verlieren für den Gaumen der philologischen Gourmands jener Tage! Es war eine zierliche Ungeschlachtheit, eine elegante Rohheit, eine urbane Ungeschliffenheit, welche sich in jenen in der Sprache des Marcus Tullius Cicero geführten Kämpfen entwickelte, und welche die Wunden, die es setzte, weit weniger schmerzhaft erscheinen ließ.

Doch genug dieser Betrachtungen, die indeß als eine captatio benevolentiae für den Mann, mit dem wir es im Folgenden zu thun haben, vielleicht nicht ganz außer ihrer Stelle sind. Denn wenn man fragt: wer denn Guy Patin gewesen? — eine Frage, welche, da der einst berühmte Mann verdienter oder unverdienter Weise in eine fast gänzliche Vergessenheit gerathen, zu erwarten steht — was bleibt uns übrig, als zu antworten, daß er ein philologischer Pedant und vielleicht — da er zugleich Arzt war — ein medizinischer Charlatan gewesen, so daß wir, indem wir die Pedanterie auf Kosten der Charlatanerie erhoben, möglicherweise dem guten Guy Patin mit der einen Hand genommen haben, was wir ihm mit der anderen gaben. Der Umstand nur, daß wir es mit dem Arzte weniger zu thun haben, als mit dem Pedanten, ja auch mit diesem nur insofern, als der Pedant nicht blos ein Pedant war, möchte uns entschuldigen.

Guy Patin — um einen ernsteren Ton anzuschlagen — war einer jener Männer, die mehr durch ihre originelle Persönlichkeit, durch den Verkehr, in welchem sie mit den Notabilitäten ihres Zeitalters standen, Bedeutung hatten, als durch eigene Thaten oder Schriften. Er stand zu den großen Gelehrten des 17. Jahrhunderts in einem ähnlichen Verhältnisse, wie etwa im verflossenen Jahrhundert Merck zu Goethe und den Koryphäen der Sturm- und Drangperiode stand. Was Wunder, daß er eben so verscholl, wie Merck, dessen Andenken erst durch „Dichtung und Wahrheit" und die Kommentatoren und Glossatoren Goethe's wieder erneuert wurde!

Wie Merck, genoß auch Guy Patin eines hohen Ansehens bei seinen Zeitgenossen, obgleich er, eben so wenig wie Jener, ein großer Mann genannt werden konnte und hinter den Casaubon, Saumaise, Scaliger, die doch auch nur große Gelehrte waren, weit zurückstehen mußte. Wie Merck in Poesie und schöner Literatur, war er in der Philologie ein Dilettant, und nur dies macht zwischen beiden Männern einen gewaltigen Unterschied, daß, während jener es mit einer neuen Zeit hielt, dieser nur von der alten etwas wissen wollte. Wir haben von Guy Patin nichts übrig, als seine Briefe, die, neuerdings wieder herausgegeben, die Revue Nouvelle (in ihrem September-Heft) zu einem Artikel veranlaßt haben. Guy Patin wird in diesem Artikel ganz richtig gewürdigt *) und gegen das übertriebene Lob seines neuesten Herausgebers, das dem eben von den Todten wieder Auferweckten nur Schaden bringen könnte, in Schutz genommen.

Allein wenn Guy Patin das nicht war, was eine übertriebene Verehrung aus ihm machen möchte, so sind doch seine Briefe in mancher Hinsicht ein sehr schätzbares Vermächtniß für den, welcher jene Periode der französischen Geschichte studiren will, in der Patin lebte. Freilich sind es die Briefe eines Pedanten, eines hitzigen, rechthaberischen, streitsüchtigen Sylbenstechers, allein dies ist nur die eine Seite der Medaille. Neben den schlechten besaß Patin auch die guten Eigenschaften eines Pedanten, wie wir sie oben zu schildern versuchten. Wenn er endlich ein Pedant war, so war er wenigstens ein Pedant, dem es an Geist und Witz nicht gebrach, und der sich in der Welt umgesehen hatte. Seine Briefe bringen uns nicht allein eine originelle Persönlichkeit zur Anschauung, sie ergötzen uns nicht nur durch eine Fülle von scharfen, treffenden, sarkastischen Anmerkungen über „Personen und Zustände", sondern sie sind auch, wie schon gesagt, nicht ohne Wichtigkeit für die Geschichte der Periode von der Ligue bis zur Fronde und darüber hinaus. Patin selbst war ein eifriger Frondéur, ein bitterer Gegner Mazarin's, wie er denn, nach der richtigen Bemerkung der Revue Nouvelle, eine von Haus aus zur Opposition geneigte Natur war. Wie man sonst auch über eine solche, Alles frondirende, Nichts gelten lassende Opposition, wie Guy Patin sie übte, urtheilen mag, so viel ist gewiß: wenn sie sonst nichts nützt, so nützt sie wenigstens dem Historiker. Die Geschichte wird nur zu häufig im panegyrischen Tone geschrieben; sie muß zuweilen auch in einem Tone geschrieben werden, der ins entgegengesetzte Extrem überschweift, wäre es auch nur, damit die richtige Mitte der Wahrheit um so leichter aufgefunden werden könne.

In einem seiner Briefe giebt Guy Patin eine Biographie seiner selbst, die wir, gespickt mit lateinischen Floskeln, wie sie ist, um so mehr hier, ihrem wesentlichsten Inhalt nach, einrücken wollen, als sie uns nicht nur mit den äußeren Schicksalen ihres Verfassers bekannt macht, sondern uns auch ein Miniaturbild seiner barocken Eigenthümlichkeit giebt: „Mein Geburtsort" — schreibt er — „ist ein Dorf in der Picardie, drei Lieues von Beauvais. Der älteste meiner Vorfahren, den ich habe entdecken können, war ein gewisser Noël Patin, der vor 200 Jahren in derselben Pfarre lebte. — Mein Großvater hatte einen Bruder, der Rath beim Landgerichte und Advokat des Königs in Beauvais, dabei ein sehr gelehrter Mann war, dessen Andenken mein Vater in hohen Ehren hielt. Mein Großvater war ein Kriegsmann, wie seine ganze Zeit eine kriegerische Zeit war. Mein seliger Vater studirte, um hier (in Paris) Advokat zu werden, und ward als solcher eingeschrieben

*) Der Verfasser des Art. in der Revue Nouvelle hätte unter den Büchern, in denen Guy Patin's Erwähnung geschieht, auch Bayle's bekanntem Werke: Pensées diverses à l'occasion de la comète de 1680 gedenken können, in dessen T. III. p. 423 Guy Patin als einer jener derben Käuze aufgeführt wird, die sich über die Routine hinwegsetzen und dem Aberglauben unzugänglich sind.

acht Tage vor den Barrikaden, nachdem er in Orleans und Bourges unter den Herren Fournier und Cujaz studirt. Er hätte Paris zu seinem bleibenden Aufenthalt gewählt, wäre nicht König Heinrich's III. Tod und die Belagerung der Hauptstadt dazwischen gekommen. Im J. 1590 wurde er von den Ligueurs zum Gefangenen gemacht und konnte sich nur mit 400 Thalern, einer zu jener Zeit bedeutenden Summe, loskaufen. Der Edelmann unserer Gegend sah, daß ihm mein Vater nützlich werden könne, der ein schöner junger Mann mit einem Goldmunde war, und er brachte es dahin, daß dieser, annuente avo meo, imo urgente [1]), bei ihm blieb. Er verschaffte ihm, um ihn um so mehr an die Gegend zu fesseln, die reichste Partie in derselben. Mein seliger Vater hieß Franz Patin und war ein Ehrenmann, wenn es je einen gab. Hätte alle Welt ihm geglichen, man hätte keiner Notare bedurft. Er kam alljährlich in Geschäften seines Herrn nach Paris, wo er allen erdenklichen Kredit besaß. Ich habe daselbst eine Menge von Freunden gefunden, die mir blos seinethalben alle mögliche Liebe und Güte erwiesen. Aus seiner Ehe stammen sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter, die alle fünf verheiratet sind und sich in das Vermögen meiner Mutter getheilt haben. Mein Bruder und ich haben das väterliche Vermögen geerbt, wovon der auf mich gefallene Theil nur für noch nicht 100 Thaler Renten abwirft; allein das ist nicht der Fehler jener guten Leute, die moribus antiquis [2]), sonder Geiz und Ehrgeiz lebten. Mein Vater bedauerte es, auf dem Lande geblieben zu seyn und auf die schönen Worte eines Herrn gehorcht zu haben, qui nimium adtendebat ad rem suam [3]); er dachte daher, während ich noch ganz klein war, aus mir einen Advokaten zu machen, indem er mir oft sagte, daß man auf dem Lande nichts vor sich bringe und in die Stadt ziehen müsse: labor stultorum affliget eos qui nesciunt urbem pergere [4]). Deshalb ließ er mich auch noch ganz klein Plutarch's Biographieen lesen und brachte mir eine gute Aussprache bei. Als ich neun Jahr alt war, that er mich in das Kollegium von Beauvais und darauf nach Paris in das Kollegium Boncourt, wo ich meinen philosophischen Kursus machte. Einige Zeit später wollte ihm der Adel — um ihn auf eine Weise, die nichts kostete, zu belohnen — eine Pfründe für mich geben, die ich aber kurzweg ausschlug, indem ich es schlechterdings verweigerte, jemals Priester zu werden, benedictus deus, qui illam mentem immisit in tenera adhuc aetate [5]). Mein seliger Vater, der in diesem Entschluß etwas Gutes und Verständiges erblickte, machte mir keine besonderen Vorwürfe, allein meine Mutter konnte es mir ganze fünf Jahre nicht vergessen, daß ich, wie sie meinte, die Belohnung für die langen Dienste meines Vaters zurückgewiesen. Es blieb jedoch dabei. Gott half, und ich lebte fünf Jahre ohne sie zu sehen und nach Hause zu kommen. Während dieser Zeit machte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der mir rieth, mich als Arzt in Paris niederzulassen. Zu diesem Zwecke studirte ich mit großem Eifer von 1612—1624, wo ich hier eingeschrieben wurde, so daß die Aeltern sich besänftigten und mich mit ihrem Uebrigen zu meiner Promotion unterstützten. Fünf Jahre später duxi uxorem [6]), die von ihren noch lebenden, aber sehr alten Aeltern 20,000 Thaler zu erwarten hat. Gott hat meine Ehe mit vier Söhnen, nämlich Robert, Karl, Peter und Franz, gesegnet. Annum agigi I.I. [7]) mit mehr Anstrengung als Verdienst in meinem Geschäft und mit weniger Gesundheit, als mir Noth thäte."

Es ist dieser Biographie wenig hinzuzufügen. Patin überlebte alle seine Söhne, mit Ausnahme Karl's, den er ins Exil wandern sehen mußte. Seine Ehe war glücklich. Auch sonst ging ihm wenig ab. Er hatte es, trotzdem, daß er die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit nicht tief genug herabwürdigen kann, dahin gebracht, daß er aus einem von seinen Verwandten aufgegebenen Schüler ein wohlhabender Bürger, ein bedeutender Mann, der Dekan einer Fakultät, d. i. ein kleiner Souverain, geworden war. Er besaß ein Haus in der Stadt, ein anderes auf dem Lande; es war ihm gelungen, jenen Mittelzustand, den der römische Dichter sich wünschte, und noch etwas mehr, zu erlangen. (Schluß folgt.)

Italien.

Das junge Italien und der neue Papst.

IV. Die Stellung des Papstes Pius IX.

Vierzehn Jahre sind jetzt verflossen, seitdem Seymour sich beklagt, und doch konnte man bis zum Tode Gregor's XVI. nur diese Anklage wiederholen. Der Kirchenstaat von 1846 ist nichts Anderes, als er im Jahre 1832 war. Als Gregor XVI. am 1. Juli 1846 im 81sten Lebensjahre gestorben war, fürchtete man allgemein, daß sich nun die Unruhen von 1831 wiederholen würden. Oesterreich hatte für den Fall einer Revolte bereits eine bedeutende Heeresmacht in der Lombardei zusammengezogen, und ganz Europa blickte wieder auf Rom. Aber auch das Kardinal-Kollegium befand sich jetzt in einer schwierigen Lage. Denn wenn der Kirchenstaat, was bei seinen zerrütteten Verhältnissen zu erwarten war, bei einer größeren Revolte abermals einer fremden Intervention bedurfte, so würde zwar Oesterreich sogleich seine Hand dazu geboten haben; was aber würde Frankreich, was England gesagt haben, das schon 1832 eine so energische Sprache geführt? Wie, wenn die beiden westlichen Mächte dem Papste vielleicht vorgehalten hätten, daß die Kurie bisher ihren Rath verachtet und dadurch den Frieden von Europa abermals auf das Spiel gesetzt habe; und sie deshalb nicht übel Lust hätten, diesmal Italien selbst zu ordnen; was würde Oesterreich dazu gesagt haben? So gebot also schon die Politik, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, d. h. der neue Papst war gewissermaßen gezwungen, mit Reformen aufzutreten, wenn er nicht Alles aufs Spiel setzen wollte. Die Zeit muß erst lehren, inwiefern diese Reformen Bestand haben. Pius IX. wird als ein energischer, aufgeklärter Mann geschildert. So ist die Hoffnung vielleicht nicht ganz ohne Grund, er werde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Kurie entweder nachgeben muß, oder daß Seymour's Vorhersagung in Erfüllung gehen werde. Das Problem von 1831 ist bis auf den Tod Gregor's XVI. dasselbe geblieben; als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, befand sich der Staat noch in derselben Uebergangsperiode und wurden die Gemüther von derselben Unzufriedenheit beherrscht, wie damals. Mit dem Thronwechsel scheinen alle diese Verhältnisse, alle diese bisher durch Gewalt auseinandergehaltenen Gegensätze in eine gährende Bewegung zu gerathen und in eine bedeutungsvolle Krisis einzutreten; und es bleibt nur die Eine Frage noch übrig, ob Pius IX. der Mann ist, diesen Gährungsprozeß wie ein geschickter Chemiker zu leiten.

Diese Frage kann nur die Zukunft beantworten. Uns bleibt hier aber die Aufgabe, über die Bedingungen nachzuforschen, die von ihm zu erfüllen sind, wenn er die Hoffnungen, welche der größte Theil der italiänischen Patrioten auf ihn gesetzt hat, nicht täuschen will. Welches sind diese Hoffnungen; welche Mittel hat der neue Papst in Händen, sie zu verwirklichen, und welche Schwierigkeiten stehen dieser Verwirklichung entgegen? Diese drei Betrachtungen sollen uns jetzt beschäftigen.

Die Hoffnungen Italiens sind großentheils sehr gerecht, seine Forderungen im Allgemeinen sehr bescheiden; sie beschränken sich im Grunde auf das eine Wort: zeitgemäße Emancipation. Gregor XVI. war nicht der Mann, diese Forderung zu würdigen; er fühlte sich überhaupt nicht den schwierigen Verhältnissen des Kirchenstaats gewachsen. Er ließ sich deshalb von fremdem Einfluß leiten und warf sich den Reactionsmännern in die Arme. Als die fremden Kabinette sich seiner annahmen, das liberale Frankreich, das protestantische Preußen, das antikatholische Rußland, wandte er sich mit Mißtrauen von ihnen ab, zu dem katholischen Oesterreich und zu den hyperkatholischen Jesuiten. Gioberti, in dem in unseren früheren Artikeln erwähnten Buch, sieht deswegen auch nicht an, den Grund aller Uebel, die Italien jemals erlitten, im Jesuitismus zu suchen. „Er ist es, der unsere „Regierungen in der Blindheit und Kraftlosigkeit erhält, indem er sie gegen „die durch die Zeit geforderten Verbesserungsmittel mit Haß erfüllt und ihnen „Mißtrauen gegen die gerechten Wünsche der Unterthanen einflößt. Nicht „wahr, der große Feind der italiänischen Fürsten und Völker sind die Fremden? Ohne Zweifel, aber eben deshalb sind die Jesuiten am meisten zu „fürchten, denn sie sind überall Fremdlinge, ihre Nation ist überall und nirgends. Besonders aber gegen Italien verfahren sie als Fremdlinge, da sie „sich mit seinen Feinden verbinden und seine Zerstückelung und Unterdrückung „auf alle Weise zu befördern suchen. Von allen Elementen nationaler Selbständigkeit ist das wichtigste die Einheit. Ihrer entbehren die Italiäner in „äußerlicher Weise, so mögen sie wenigstens nach der inneren des Gedankens, „der Gesinnung streben. Aber auch diese wird so lange unmöglich seyn, als „Italien sich nicht von jedem Einfluß der Fremdlinge und der Jesuiten befreit „hat." Die erste Hoffnung auf eine zeitgemäße Emancipation muß also auf das Streben nach Unabhängigkeit der italiänischen Nationalität, wie es, trotz aller Staatenvielheit, doch eine vom Ausland unabhängige deutsche Nationalität giebt, begründet werden. Die zweite Bedingung derselben ist die auf den öffentlichen Unterricht gegründete Aufklärung des Volks. Das Volk Italiens muß erst für eine Emancipation erzogen werden, ehe es fähig werden kann, sie zu ertragen, ja nur sie zu verstehen. Zwar sind schon viele Kräfte erwacht, viele Keime haben Wurzeln geschlagen. Aber bisher sind die italiänischen Fürsten nicht im Stande gewesen, die neuen Ideen und Bedürfnisse der Zeit recht zu würdigen. Anstatt diese erwachenden Kräfte aufzumuntern und auf edle Ziele hinzulenken, wurden sie unruhig über die überall herrschende Ruhelosigkeit der Geister; sie sahen darin nur die Keime zu einer Zersetzung der Gesellschaft, sie erklärten der Bewegung den Krieg. So sind die Literatur, der Handel, die Industrie und die schönen Künste, ausgenommen etwa die Musik, in Unfruchtbarkeit und Schlaffheit versunken. Alle diese Formen, in denen sich der Geist eines Volkes bewegt, müssen neu belebt werden, alle niedergedrückten Keime müssen durch den erwärmenden Sonnenstrahl einer vernünftigen Freiheit wieder zum Grünen gebracht werden. Dann wird sich auch der sittliche Charakter der italiänischen Nation wieder kräftiger und frischer gestalten, und durch die allmälige Befreiung von der geistigen und moralischen Sklaverei wird das Volk würdig werden zur politischen Freiheit. Der Uebergang von der sittlichen zur politischen Erziehung ist nur durch das System einer humanen, aber echt nationalen Gesetzgebung zu bewirken. Die administrative Verfassung muß von Grund aus reformirt werden. Die Willkür und die Bestechlichkeit der Beamten muß einer klaren und strengen Ordnung Platz machen, damit das Volk Vertrauen zu seinen Regierungen faßt. Vor Allem aber müssen die finanziellen Verhältnisse geordnet werden.

Dies sind im Allgemeinen die Hauptforderungen, welche Italien an seinen neuen Herrscher stellt und zu stellen das Recht hat. Es ist die Frage, ob sie ausführbar sind. Ungerecht und sinnlos wäre es, wenn man die Ausführung derselben mit einem Male verlangte. Schon aus den obigen Andeutungen geht hervor, daß die eine Forderung sich immer erst auf die Erledigung der anderen gründen könne. Ehe nicht die Jesuiten und die Ausländer in

---

1) Mit Zustimmung, ja auf dringendes Antragen meines Großvaters.
2) Nach alter Sitte.
3) Der zu sehr auf seinen eigenen Vortheil bedacht war.
4) Die Thoren, die nicht in die Stadt ziehen, arbeiten sich zu ihrem eigenen Schaden ab.
5) Gesegnet sey Gott, der mir in einem so zarten Alter jenen Gedanken eingab!
6) Heiratete ich, nahm ich eine Frau.
7) Ich bin 31 Jahr alt.

ihrem Einflusse beschränkt werden, ist an keine wahrhafte Volkserziehung zu denken; ehe diese nicht, und zwar zunächst in geistiger, sodann auch in moralischer Hinsicht, eine gewisse Stufe erreicht hat, wäre es Wahnsinn, an eine politische Emancipation des Volks zu denken. Andererseits aber ist auch darauf hinzuweisen, daß viele Maßregeln, welche sich nur auf den einen von diesen Zwecken zu beziehen scheinen, zugleich auch eine Wirkung auf alle andere haben müssen, wie z. B. eine Reform der Justizverwaltung und der administrativen Verfassung ohne Zweifel auch einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit ausüben würde; während andererseits eine Ordnung der finanziellen Verhältnisse jene Reform sehr erleichtern müßte.

Aber es ist nicht zu leugnen, daß bei den jetzt bestehenden Verhältnissen sich selbst den aufrichtigsten Bestrebungen der Fürsten sehr große Hindernisse in den Weg legen würden. Der Einfluß des Jesuitismus und der Priesterschaft einerseits, des Auslandes andererseits kann nicht mit einem Male gebrochen oder auch nur beschränkt werden; und doch wäre eine solche Beschränkung zu einer wirksamen Reform unumgänglich nothwendig. Ferner ist zu bedenken, daß Pius IX. Papst ist, und daß der kleinste Schritt, den er über die Gränzen des strengen Katholizismus thun würde, selbst wenn er sich auch nur gegen dessen Mißbräuche und Vorurtheile richtete, nicht nur unwirksam bleiben, sondern auch in Italien selbst dem Volke gegenüber als ein Rückschritt erscheinen würde. Wo aber ist die Gränze, bis zu welcher ein Papst, dem es um vernünftige, zeitgemäße Reformen ernstlich zu thun ist, gehen dürfte? Ja, es ist bei dem sittlich und geistig niedrigen Standpunkt des italiänischen Volks gar nicht undenkbar, daß es der reactionairen Partei leicht gelingen werde, dasselbe durch Schreckbilder aller Art gegen seinen eigenen Wohlthäter so anzunehmen und mißtrauisch zu machen, daß es durch thörichte Widersperstigkeit und unselige Verblendung ihn in die Unmöglichkeit versetzte, seine wohlgemeinten Absichten auszuführen. Kein Fürst hat wohl einen schwierigeren Standpunkt als Pius IX., keiner eine verwickeltere Aufgabe zu lösen; Keiner dürfte so leicht Gefahr laufen, von der einen Seite als der Reaction, von der anderen als dem Radikalismus angehörig verschrieen zu werden. Wir sind der Meinung, daß Pius IX. eine umfassende Kenntniß der jetzigen Zustände nicht blos Italiens, sondern ganz Europa's mit der braufen Gesinnung, dem aufgeklärtesten Geiste und dem festesten Charakter vereinigen muß, wenn er die Aufgabe, die ihm das Schicksal aufgespart zu haben scheint, einigermaßen nur begreifen will. Urtheilen wir deshalb nicht zu früh über ihn. Wie er sich bis jetzt gezeigt hat, hat er wenigstens noch Nichts gethan, um zu der Vermuthung Anlaß zu geben, als werde er sie nicht zu lösen vermögen. Noch weniger aber steht uns jetzt schon die Folgerung zu, als sey er seiner Aufgabe vollkommen gewachsen. Werfen wir z. B. einen Blick auf das encyklische Schreiben Pius' IX. vom 9. Nov. dieses Jahres, so werden nicht nur die Ultramontanen, sondern auch — und in noch weit größerem Maße — die Liberalen Vieles daran auszusetzen haben. „Keinem von Euch ist es verbor„gen, ehrwürdige Brüder" — so lautet eine Stelle daraus — „wie in diesem „unserem beklagenswerthen Zeitalter der heftigste und furchtbarste Krieg gegen „die gesammte katholische Sache angefacht wird von Denjenigen, die, in „ruchloser Genossenschaft verbunden, der gesunden Lehre entfremdet und, von „der Wahrheit das Gehör abwendend, beflissen sind, jegliche Meinungsun„gethüme aus der Finsterniß hervorzuwühlen, sie aus Kräften noch zu über„treiben und unter das Volk auszustreuen. Wir schaudern in der Seele „und werden verzehrt vom bittersten Schmerz, wenn wir alle die Unge„heuer von Irrthümern, die mancherlei und vielfältigen Künste zu scha„den, Nachstellungen, Ränke überdenken, durch welche diese Hasser der Wahrheit „und des Lichts und geübtesten Meister des Betrugs sich angelegen seyn lassen, „alles Trachten nach Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit in den „Gemüthern Aller auszulöschen, die Sitten zu verderben, göttliche und mensch„liche Rechte zu verwirren, die katholische Religion und die bürgerliche Ge„sellschaft zu erschüttern, von Grund aus zu zerstören." So weit dürfte selbst für die Ultraliberalen kein besonderer Anstoß gegeben seyn; wenn nun aber weiterhin die Ansicht ausgesprochen wird, daß „Diejenigen sich in einem großen „Irrthum befinden, welche, die Vernunft mißbrauchend und Gottes Wort für „Menschenwerk ausgebend, sich dreist erkühnen, dasselbe nach eigenem Gut„dünken zu erklären und auszulegen, da doch Gott selbst eine lebendige Auto„rität aufgestellt hat, die den wahren und richtigen Sinn seiner himmlischen „Offenbarung lehren, bekräftigen und alle Streitigkeiten in Sachen des Glau„bens und der Sittlichkeit durch ein unfehlbares Urtheil schlichten solle", und daß deshalb „das Hauptaugenmerk der Seelsorge dahin gerichtet seyn „solle, daß zum strengen Festhalten an diesen Grundsätzen unablässig er„mahnt und vor den verabscheuungswürdigen Verführern, welche die Kirche „und Gottes Wort der Vernunft unterwerfen möchten, gewarnt werden solle", so klingt eine solche Sprache nicht viel anders, als wir sie aus dem (in Nr. 147 dieses Blattes mitgetheilten) Hirtenbrief Gregor's XVI. vom 15. August 1832 kennen gelernt haben. Aber, wir wiederholen es, die Stellung Pius' IX. ist sehr mißlich; er darf nicht zu stark auftreten, nicht zu schnell vorwärtsgehen, wenn er nicht vor Erreichung seines Ziels fallen will. Wenn der Papst nach dem Beispiel seiner Vorgänger neben allerhand Sektirerei auch die Bibelgesellschaften verdammt, wenn er außer dem religiösen Indifferentismus, dem grundverderblichen Kommunismus und dem Pietismus, auch dem „verkehrten" philosophischen Jugendunterricht, den Angriffen gegen den ehelosen Priesterstand u. s. f. den Krieg erklärt, so darf auch hier nicht vergessen werden, daß er Papst ist. Pius IX. hat vor Allem das Vertrauen seiner Kirche zu erwerben, ehe er an eine Reformation derselben gehen kann. Wie hoch aber jede, auch die geringste Abweichung von der alten herkömmlichen Weise seitens der rechtgläubigen Katholiken Roms in Anschlag gebracht wird, ist bekannt. Die ruhiger Urtheilenden und tiefer Blickenden wissen sehr wohl, daß Pius IX. keine größere Thorheit begehen könnte, als seine Reformationsabsichten — im Falle er deren in sich trägt — in einem offiziellen Schreiben zur Schau zu tragen. Im Kirchenstaat gilt es nicht, durch laute Worte, sondern durch stille Thaten zu reformiren und zu bessern. Wir scheinen hier den Brief des Papstes in Schutz zu nehmen; aber dies ist ein Irrthum. Wir wollen nur beweisen, daß sich aus den obigen Worten Pius' IX. Nichts, weder für noch gegen ihn, beweisen lasse. Daß es ihm jedoch wirklich Ernst seyn möge, dafür scheinen selbst einige Bestimmungen dieses encyklischen Schreibens zu sprechen. Wir erinnern hier nur an alle die Stellen, worin der Klerus zu rechtschaffenem Wandel, Lehre und Zucht ermahnt wird und besonders die Bischöfe angewiesen werden, nicht zu vorschnell und nur dann die Weihen zu ertheilen, wenn sie sich davon überzeugt haben, daß die zu ordinirenden Kleriker in jeder Beziehung musterhaft seyen, vorzüglich in Rücksicht auf die Sittlichkeit und die wissenschaftliche Bildung. Auf diesen Zweck solle die Erziehung der Geistlichen von früher Jugend auf und die ganze Einrichtung der theologischen Seminarien abzielen. Eben so wird auch als das beste Mittel, den Abfall zu verhindern und Erbauung zu befördern, die lautere Predigt des göttlichen Worts ohne das Gepränge falscher Beredsamkeit empfohlen. Wir müssen daher vorläufig dem römischen Korrespondenten der Daily News rechtgeben, wenn er von der Reform des Papstes sagt, sie sey „keine galoppirende, aber gehe im tüchtigen, scharfen Trabe vor: Putrem sonitu quatit ungula campum."

* * *

Wir wollen zum Schluß noch einige Worte über L. Mariotti's „Italien" sagen. Dieses Buch, dessen Titel wir bereits in Nr. 148 vollständig angegeben, gehört jedenfalls zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren Literatur Italiens, wenn der italiänische Verfasser, der seit längerer Zeit in England lebt, es auch in englischer Sprache geschrieben hat. Es umfaßt die politische und literarische Geschichte Italiens seit dem Sturz des römischen Reichs bis auf die neueste Zeit, und zwar geht der Verfasser so zu Werke, daß er das Ganze in fünf Perioden eintheilt, von denen die erste das Mittelalter, die zweite die italiänischen Republiken, die dritte die italiänischen Fürstenthümer, die vierte die Fremdherrschaft und die fünfte endlich die neuere Zeit behandelt. Diese Eintheilung scheint im ersten Augenblick sich nur auf die politische Geschichte Italiens zu beziehen; in der That aber erkennt man bei genauerer Betrachtung leicht, daß sie mehr für eine Kultur- und Literaturgeschichte paßt, als für eine politische Geschichte. Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die charakteristischen Merkmale dieser fünf Perioden, so wird sich unsere Behauptung alsbald bestätigt finden.

In der ersten Periode, welche — wie der Verfasser selbst sagt — das Zeitalter der Finsterniß umfaßt und die Geschichte der italiänischen Völker von der Zeit an begreift, wo sie in jugendlicher Kraft aus der Vermischung der nördlichen und östlichen Eindringlinge mit den Ueberbleibseln der römischen Welt hervorgingen, erzählt der Verfasser hauptsächlich, wie die alten Keime griechischer und römischer Wissenschaft, begraben unter den Bildungen der Barbarenfluth, allmälig in den von Karl dem Großen und seinen Nachfolgern errichteten theologischen und philosophischen Universitäten langsam zu sprießen begannen; er spricht hier ferner von den halbbarbarischen Schriften der Kirchenväter, von den Mönchs-Chroniken und den thätigeren Bestrebungen der Doktoren der Rechte, von dem Entstehen und Wachsthum der neuen italiänischen Sprache, von dem Einfluß der Araber und Provençalen, so wie der Deutschen und Normannen, auf die Poesie Italiens. Die hier berührten Gegenstände, welche, wie leicht ersichtlich, fast ausschließlich literarischer Natur sind, nehmen den größten Theil der ersten Periode ein.

Dasselbe Verhältniß findet in der zweiten Periode statt. Diese zerfällt nach des Verfassers Eintheilung in vier Kapitel, von denen das erste den Titel „Dante" trägt, das zweite „Petrarka", das dritte „Boccaccio", das vierte endlich „Sinken und Verfall der italiänischen Freiheit" überschrieben ist.

Auch von der dritten Periode dürfen wir nur die Titel der einzelnen Kapitel angeben, um zu beweisen, daß das Literaturgeschichtliche bedeutend überwiegt. Sie lauten: 1) „Wiederherstellung der klassischen Literatur", 2) „Arioste", 3) „Tasso", 4) „Literatur, Kunst und Wissenschaft im 16. Jahrhundert"; woraus hervorgeht, daß das Politische in dieser Periode fast ganz als Nebensache betrachtet ist. In der That finden sich auch eigentlich nur im ersten Kapitel einige eingestreute Bemerkungen über die politischen Zustände des Landes, besonders unter den Medicis.

Die vierte Periode enthält nur zwei Kapitel, von denen das erste das Zeitalter Galilei's, das zweite das Metastasio's, Goldoni's und Alfieri's behandelt.

Auch die fünfte Periode enthält nur zwei Kapitel, welche das Zeitalter Napoleon's und die Literatur nach 1814 umfassen.

So viel ist klar, daß der Plan des Verfassers die Tendenz gehabt hat, eine — um den Ausdruck zu brauchen — Totalgeschichte Italiens zu liefern, d. h. eine Geschichte, die nicht nur eine Erzählung der politischen Ereignisse oder der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwickelung seyn, sondern beide Elemente in sich in der Art vereinigen sollte, daß man das Wachsthum und die Ausbildung des Geistes der italiänischen Nation darin verfolgen konnte. Ob ein solcher Plan ausführbar sey, wollen wir nicht entscheiden; unserem Verfasser wenigstens ist die Ausführung nur theilweise gelungen. Durch das

zu starke Hervortreten des literaturgeschichtlichen Elements — ein Hervortreten, das man eben aus jener Tendenz, eine Geschichte des Nationalgeistes und seiner Entwickelung zu schreiben, wohl erklären kann — ist zu wenig Raum für eine genaue Begründung der politischen Erscheinungen und für eine klare Darlegung ihrer Bedeutung übrig geblieben, so daß das Werk in dieser Beziehung einen mehr aphoristischen oder doch wenigstens übersichtlichen Charakter trägt. Weit entfernt aber, daß es durch diese Eigenschaft verlöre, sind wir vielmehr überzeugt, daß, wenn der Verfasser die Absicht hatte, für einen größeren Kreis gebildeter Leser zu schreiben, als ihn gewöhnlich solche Werke sich erringen, die in einem speziellen und gründlichen Quellenstudium ihr größtes Verdienst suchen, er keine glücklichere Form für sein Werk finden konnte, als er ihm wirklich gegeben. Nehmen wir noch hinzu, daß die Sprache, ihres edlen, schmuckreichen, wiewohl keineswegs überladenen Stils wegen, noch eine ganz besondere Anziehungskraft besitzt, so können sich unsere Leser wohl selbst den Schluß ziehen, daß das erwähnte Werk zu denjenigen gehört, die allgemein gekannt und studirt zu werden verdienen. Sr.

Türkei.

Polnische Skizzen aus der Türkei.

(Bruchstücke aus dem polnischen Manuskripte des Prof. Dr. Pietraszewski.)

IV. Bischöfe und Popen.

Die griechische Religion nimmt in der Türkei, die alle Religionen ohne Ausnahme duldet, unter denselben natürlich die Hauptstelle ein. Das Oberhaupt derselben, der Patriarch, muß stets in Konstantinopel residiren und wird von der Pforte aus einer bestimmten Anzahl vom Klerus designirter Kandidaten gewählt. Die Wahl trifft gewöhnlich denjenigen, der sich am reichlichsten vom Großwesir an bis zum niedrigsten Beamten abfindet, und wenn man die gewöhnlichen, unaufhörbaren großen Geschenke von ihm erwarten darf. Ein unbemittelter, edeldenkender, die türkische Habsucht weniger berücksichtigender und die Intriguen der mächtigen Raja's verachtender Patriarch wird bald für untauglich erklärt, seines Amtes entsetzt und in die Verbannung geschickt. Ich selbst kannte einen solchen Patriarchen, der in der Verbannung auf der Insel Prinkipo lebte und den ich dort oft besuchte. — Die Aemter der Bischöfe und Erzbischöfe werden zwar nicht, wie alle übrigen türkischen Aemter, öffentlich veräußert; sie werden jedoch auch nicht umsonst ertheilt. Der Aspirant einer vakanten Diöcese meldet sich zuvörderst bei der Metropolitan-Kanzelei in Stambul, zahlt den gestellten Kaufpreis und verpflichtet sich zu einer jährlichen pränumerando zu zahlenden Pachtsumme und außerdem zu einer bestimmten Abgabe für die genannte Kanzelei. Darauf erhält er ein von der türkischen Regierung beglaubigtes Ernennungs-Diplom, wofür er ebenfalls eine gehörige Summe erlegen muß, und wird somit zum absoluten Herrn seiner Diöcese. Obgleich solche Ernennungen lebenslänglich sind, so stirbt doch selten Jemand in seinem Amte. Denn lassen ihn die ungeheuersten Erpressungen gleichwohl nicht seine Rechnung finden, so sucht er die Metropolitan-Kanzelei zu hintergehen und kommt hierbei, wenn er es nicht schlau angelegt, zum Fall und wird zum Bettler.

Durch die Pforte ist jeder Bischof zur Erhebung einer jährlichen Kopfsteuer ermächtigt; der Reiche zahlt nach Belieben, der Bemittelte von 5 Piaster an, von einem Piaster ist jedoch auch der Aermste nicht ausgenommen. Außerdem fließt Jenem noch die Zehnten-Abgabe zu, zu deren Eintreibung er den niedrigeren Klerus benutzt, der seine Unverschämtheit so weit treibt, daß er sich sogar schon die dritte Garde anmaßt. — In Macedonien, Syrien, Aegypten, Anatolien und überhaupt in der ganzen Türkei ist der griechische Landmann das geqnälteste Wesen in der Welt; denn was ihm nicht der Pope, der Herr seines Gewissens, ablockt, das entreißt ihm der Pascha, die Nasiren, die Ajanen u. dgl. niedrige Beamten. In der Verzweiflung ergreift er das letzte ganz gewöhnliche Mittel: er wird Straßenräuber, was er für nichts weniger als unerlaubt hält. Er ist dabei sogar der glücklichste Mensch, wenn er nur sein Leben, das seiner Frau und Kinder zu fristen vermag und der Kirche keine Abgaben schuldig bleiben darf; denn vom Segen des Popen hält er auch bei solchem Handwerk sein Glück abhängig. — Man darf sich deshalb nicht wundern, wenn man nicht selten die schönsten und fruchtbarsten Strecken Landes unbebaut und unbewohnt findet. — Wie weit die Habgier der Popen und zugleich die Ergebenheit der Griechen gegen dieselben geht, kann folgendes Beispiel darthun: Ich kannte in Seres einen jungen, ordentlichen und dienstfertigen Griechen, dessen Aeltern in ihren späteren Jahren von Almosen gelebt hatten und deshalb mit einer Schuld an ihren Popen ins Grab gestiegen waren. Der junge Grieche wurde nach ihrem Tode zur Tilgung derselben in jährlichen Abzahlungen verurtheilt. Es dauerte lange, ehe er sich dazu verstand; als ihm aber die Löschung aus dem Kirchenbuche, die Publizirung derselben in der ganzen Parochie und die Verweigerung des Eintritts in jedes Gotteshaus angedroht wurde, gab er nach, und er arbeitet bis heutzutage noch im Schweiße seines Angesichts weniger für sich, als für seinen schwelgenden Popen. Zu den Einkünften des Klerus gehört noch die Ertheilung von Privilegien zum Betteln. Die privilegirten Bettler belagern die Eingänge der Städte und Dörfer und lassen Niemand ohne Almosen ein und aus. In Saloniki hatte ich Gelegenheit, mich augenscheinlich zu überführen, daß diese Leutchen nicht selten Gelder auf Zinsen zu stehen haben. Ein Bettler, dem ich täglich mein Almosen zukommen lassen mußte, wurde mir einst bei seiner Abendmahlzeit gezeigt. Er saß behaglich in einem türkischen Zobelpelze bei einem leckeren Braten, gutem Weißbrod und einem prächtigen Glase Wein und ließ es sich sammt seiner jungen, griechischen Zuhalterin recht wohl schmecken.

Nicht minder einträglich ist folgende Einrichtung: Der Ortbischof oder Pope nimmt an bestimmten Festtagen, deren es nicht wenige giebt, Besuche an. Der dazu einigermaßen verpflichtete Grieche muß im Vorzimmer auf einer zu diesem Zwecke hingestellten, mit einem Blumenkranz bedeckten Schüssel seinen Zutritt bezahlen. Der Wache haltende Kirchendiener weiß sehr wohl durch einen Blick seinen Herrn von der Größe dieser Spende zu unterrichten und ihn zu einer kalten oder auszeichnenden Aufnahme zu stimmen. — In der Kirche hört es gar nicht auf; hier werden nicht weniger als zehn Schüsseln mit der größten Zudringlichkeit und Frechheit herumgereicht, bei der einen heißt es für den Metropoliten, bei der anderen für den Bischof, bei der dritten für den Prälaten, bei der vierten für den Popen, bei der fünften für die Waisen, bei der sechsten für Wittwen, bei der siebenten für die Armen, für Verunglückte u. s. w.

Mannigfaltiges.

— **Volkssagen und Ueberlieferungen der Normandie.** Man glaube doch nicht, daß die Centralisation der Macht in Frankreich den Provinzen in dem Maße, als von vielen Seiten fortwährend versichert wird, alle Individualität und Selbständigkeit geraubt hat. Freilich für den oberflächlichen Touristen, welcher im schnellen Fluge seine Reise zurücklegt und weite Strecken, ohne zu verweilen, durcheilt, mögen die Formen moroten scheinen und die Gestaltungen des Lebens des bunten Wechsels entbehren; aber wer nur immer Empfänglichkeit genug besitzt, um sich in das eigentliche Wesen einer Gegend hineinzuleben und um die Sitten und Gebräuche, den ganzen geistigen Ausdruck eines Volkes nicht blos in allgemeinen Umrissen, sondern selbst in den feinen Beziehungen aufzufassen, der wird auch bald die bedeutenden Unterschiede wahrnehmen, welche sich in der Physiognomie der verschiedenen Departements in Frankreich, ja oft selbst schon der verschiedenen Städte nachweisen lassen. Von allen Provinzen eine der interessantesten ist ohne Zweifel die Normandie, mit deren Geschichte die sonderbarsten Erscheinungen und Ueberlieferungen verwoben sind. Wir erhalten gegenwärtig einen bedeutenden Beitrag zur Kenntniß des bunten Lebens, welches sich in jener Gegend vor unseren Blicken ausbreitet, in einer Schrift (La Normandie romanesque et merveilleuse, par Mlle. Amélie Bosquet), deren spezielle Aufgabe eine Sammlung der auf diese Provinz bezüglichen Traditionen, Sagen und abergläubischen Ueberlieferungen ist. Wir finden hier ein reiches Material zu einem tiefer gehenden Studium der Sitten, welche in der Normandie herrschen und die wiederum nicht selten zur Erläuterung historischer Einzelheiten hinführen. Außerdem bietet aber das Werk, auf welches wir hier aufmerksam machen, auch von der poetischen Seite einen großen Reiz. Die Gaben, welche uns hier geboten werden, sind zum Theil recht duftige Blüthen, die dem fruchtbaren Boden des Volksglaubens entsprossen sind und mit den dürren Produkten der sogenannten Kunstpoesie in einem grellen Kontraste stehen.

— **Das Leben einer Wohlthäterin der Gefangenen.** Das interessante, an ergreifenden Momenten so reiche Leben der bekannten Engländerin, **Mrs. Elisabeth Fry**, dieser Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts, wird in einer kürzlich zu Lausanne erschienenen anonymen Broschüre auf eine ernste, würdige Weise behandelt. Der unbekannte Verfasser begnügt sich nicht mit einer Erzählung der äußeren Lebensschicksale dieser edlen Frau, welche den größten Theil ihres Lebens mit Unerschrockenheit der Besserung der gefangenen Verbrecher gewidmet hat, sondern nimmt überall auch auf die allgemeineren Beziehungen Rücksicht, die sich ihm darbieten. Die ganze Fassung der kleinen Schrift ist ernst-religiös, ohne indessen in das frömmelnde Pathos zu verfallen, von dem ein guter Theil ähnlicher Werke strotzt. Sie bietet eine empfehlenswerthe, anregende Lektüre. G. F. G.

Bibliographischer Anzeiger.

Als einen der wichtigsten Beiträge zum Verständniss der religiösen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, empfehlen wir die so eben bei uns erschienene Sammlung

Religionsphilosophischer Schriften

von

Johann Gottlieb Fichte.

gr. 8. geh. XXXVII. 580 Seiten. 2½ Thlr.

Inhalt: Aphorismen über Religion und Deismus. — Versuch einer Kritik aller Offenbarung. — Ueber den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung. — Appellation an das Publicum gegen die Anklage des Atheismus. — Gerichtliche Verantwortung gegen die Anklage des Atheismus. — Rückerinnerungen, Antworten, Fragen (ungedruckt). — Aus einem Privatschreiben. — Die Anweisung zum seligen Leben, oder auch die Religionslehre.

Berlin, 1846. **Veit & Comp.**

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 153. Berlin, Dienstag den 22. Dezember 1846.

Rußland.

Der Kornet.

Ein russisches Sittenbild, frei nach Th. Bulgarin.

Von Eduard Pelz (Treumund Welp *).

Ich jagte hochtönendem Ruhme nach
Und bot kühn dem Schicksal die Stirn!
Deschawin.

Der Mensch eilt über Hals und Kopf den Lebensweg entlang und hält nicht eher still, bis er beim gemeinsamen Anlegeplatze anlangt, bei der letzten Werft der Erfahrungen, beim gemeinsamen Gastmahle des — Grabes. Da stehe ich nun an dieser Werft und betrachte mit mannigfachen Gefühlen die Hügel am Wege, deren Außenseite hier und da ein wenig Verschiedenheit zeigt, die aber inwendig alle staubig, eng und leer sind. Drinnen erinnert nichts an die Mannigfaltigkeit derer, die hier anlangten, und die außerhalb etwa angebrachten Abzeichen tragen sämmtlich zu sehr den Stempel der Einseitigkeit, als daß Gewicht auf sie gelegt werden könnte. Den, der den Fluch von Generationen auf sich geladen, rühmen hochtönende Worte, und es sind auf seinem Grabe prachtvolle Verzierungen angebracht, denn er hat bei Lebzeiten verstanden, jenen Staub an sich zu reißen, vermittelst dessen man noch immer im Stande war, der Stimme strenger Wahrheit sogar nach dem Tode Hohn zu sprechen. Die hinterlassenen Erben verwenden gern einen geringen Theil der Verlassenschaft zu diesem vorher testamentarisch bestimmten Zwecke; bleibt ihnen doch noch genug übrig zum unverdienten Genusse; ärndten sie doch immer noch ansehnlich auf dem vom Schweiße arbeitsamer Armuth getränkten Felde, wo sie nicht eine Hand zum Säen angelegt! Allein über eine Spanne Zeit hinaus reicht doch kein bezahltes Selbstlob, und während eine dankbar anerkennende Nachwelt unaufhörlich vom wahren Wohlthäter der Menschheit spricht, den seine Zeitgenossen einen Verbrecher tod sterben ließen, dessen Grab die eifrigste Nachforschung nicht mehr zu entdecken vermag, weil kein Monument dasselbe bezeichnet; während Sophisten sogar die einstige Existenz solcher verkörperten Gottesfunken bestreiten, indem sie dahingegen mit Bewunderung von der Größe jener Erdensöhne sprechen, die sich hohe Monumente setzten und setzen ließen, geht Jedermann dennoch nur mit einer Verwünschung auf den Lippen an den Pyramiden vorüber, die sich Ruhmsucht bei Lebzeiten vom schwitzenden Hausen armer, geknechteter Mitbrüder errichten ließ.

Alles hängt von der Wahl der Mittel ab, zur letzten Werft zu gelangen. Jeder Beruf, jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft stellt sich meinen Augen als ein verschiedenartig blühendes Gewächs dar. Der Fürst wie der Schuster, der Städter wie der Landbewohner, Alle leben auf der staubigen Erde, aus der sie geformt und zu der sie wieder werden, und streben in der Regel nach — Staub. Alle ärndten mehr Leiden als Freuden, so lange sie sich im wandelnden Zustande befinden, und wenn auch jede Stellung im Leben Blüthenknospen hervorbringen mag, so giebt es doch ohne Zweifel selbst darunter gewisse Bevorzugte, wie uns dergleichen wieder unter den einzelnen Individuen aller Stände und jedes Berufes aufstoßen, als Beweise der unendlichen Mannigfaltigkeit, die so gut unter den Menschen wie unter den Blättern des Baumes herrscht. Als ein solches Glückskind erschien mir allzeit der Kornet, dessen Stand ohne Zweifel zu den schönsten Blüthen am Lebensbaume gehört. Könnte es mir gestattet werden, den Lebensweg von neuem zu betreten, von vorn anzufangen, so würde ich — alle Umstände wohlentwickelt und wohlerwogen — wieder Kornet werden. Tausendmal könnte mir die Wahl überlassen bleiben, ich würde — käme mir Erfahrung zu statten — denselben Entschluß fassen.

Ja, geliebte Freunde, ich möchte nichts werden wollen, als ein Kornet bei der Kavallerie. Es wäre mir ein Leichtes, meine Behauptung durch eine Menge Gegensätze ganz besonders hervorzuheben, indem ich genau entwickelte, in welcher Weise jeder andere Beruf hinter dem eines Kornets zurückstehe; allein die Gelegenheit zu Vergleichungen wird sich bei Jedermann von selbst finden, daher kann ich mich darauf beschränken, auseinanderzusetzen und zu bekräftigen, daß der glücklichste Mensch auf Erden der Kornet ist. Alle, die nach überstandener Lehrzeit irgend einen Berufsweg praktisch antreten, erscheinen gegen den Kornet, wie trockene Prosaiker neben romantischen Dichtern, wie das mit Störrigkeit lastragende Maulthier neben dem lustigen Falken in der Luft.

Mutter Natur lehrt das Kind bei der Geburt weinen; und es kennt keine andern Eingebungen; es weiß noch nichts von künstlichen Eindrücken, auch kennt dasselbe keine Art von Verstellung; darum Thränen! Thränen beim Eintritt in eine Welt voll Unvollkommenheiten und dunklen Geschickeswolken neben seltenen Sonnenblicken der Freude. Die Natur ist eine große Philosophin und behält in allen Stücken endlich Recht. Das Leben kann, seinem Wesen nach, keinem Neugeborenen Fröhlichkeit einflößen. Es ist ein Kind des Schmerzes und der Thränen; darum sind Schmerzenstöne die ersten Lebenszeichen des jungen Weltbürgers, und nur in dem Falle, daß es ein Knabe wäre, der vorauszusehen vermöchte, er werde einst Kornet seyn, dürfte hinlängliche Veranlassung entstehen, in Erwartung einer schönen Zukunft zu lächeln.

Der Neugeborene müßte eine Ahnung davon haben können, wie viele Flaschen Champagner für ihn im Leben bestimmt seyen, und welche Genüsse im Rheinwein, Burgunder, Tokaier u. s. w. dies voraussetzt; ein Vorgefühl müßte die reizenden Melodieen von Walzern, Mazureks, Quadrillen und anderen fröhlichen Tänzen, die einst der Kornet mit lieblichen Mädchen tanzen wird, dem Kinde in die Ohren tönen lassen; das kleine Herz dürfte nicht unbekannt seyn mit den Gefühlen, die der Anblick junger weiblicher Schönheit erregen werde, wenn der kleine Mund sich zum Lachen der Freude formen sollte.

Aber wo bleiben die unvermeidlichen Arreste? wendet der geneigte Leser ein, dem das Leben und Treiben eines Kornets nicht unbekannt ist und der mich damit gefangen zu haben glaubt. Ich ergebe mich jedoch mit nichten; denn wer den kurzen lustigen Arrest des Kornets zu würdigen weiß, der muß gestehen, daß ein solcher nur als Erhöhungsmittel der Freude angesehen werden darf. Ein Arrest giebt den Freuden des Kornettenlebens erst die rechte Würze, und man höre nur auf die alten Schnurrbärte, wenn sie zusammen die Tage ihrer ergötzlichen Jugend rekapituliren: es wird sich dann zeigen, daß gerade der meiste Lachstoff bei dem Kapitel von den Arresten entwickelt wird. Ein Kornettenleben ohne Arrest wäre ein Sommer ohne warmen Regen, wäre eine Seereise ohne frischen Wind, einer Liebschaft ohne kleine Zwistigkeiten zu vergleichen. Und da wir gerade von den Liebschaften sprechen, so darf, wenn davon die Rede ist, was den Neugeborenen zum Lachen bringen könnte, nicht vergessen werden, auf die unvergleichlichen Liebesabenteuer des Kornets bei Maskeraden hinzuweisen; denn nichts gleicht an Reiz den verliebten Erklärungen, die dem hinter der neidischen Maske verborgenen Schelmengesicht des sich der knappen Uniform anschmiegenden Mädchens zugeflüstert werden. Keine andere verliebte Erfahrung bietet einen solchen Stoff zur Fröhlichkeit, als jene von Maskentäuschungen herrührenden; Maskeraden-Abenteuer sind die lustigsten im Leben, und die Erinnerung an dieselben wäre im Stande, Sterbende zu erheitern, um wie viel mehr also erst Neugeborene, die dem Genusse derselben noch entgegensehen.

Wenn ferner davon die Rede ist, was das Leben des Kornets heiter und fröhlich macht, so dürfen vor allen Dingen jene kleinen freundschaftlichen Mahle nicht unerwähnt bleiben, die mit den kameradschaftlichen Jugendfreunden unter vier Augen gehalten werden und wobei die Herzen so aufrichtig in einander fließen, wie niemals mehr im Leben. Mit dem Gelächter, das solche Stunden auszufüllen pflegt, mit jener Ausgelassenheit der Freude, die dabei in der Regel entwickelt wird, ließe sich ein langes, langes armseliges Philisterleben bereichern. Die Milzsucht wäre zu kuriren, hätten die Aerzte immer dergleichen jugendliche Berichtanstalten zur Hand.

Die, welche bei jeder Gelegenheit mit einem Aber zur Hand zu seyn pflegen, wenden nun ein: Aber die Flintenschüsse der Tscherkessen und anderer gutzielenden Bewohner des Kaukasus! Ei nun, auch diese Kugeln treffen bei weitem nicht alle, und treffen sie, so tödten sie nicht gleich, und tödten sie, so ist ein solcher Tod doch gewiß der beste auf Erden. Im Waffentanze und im Bewußtseyn frischer Jugendkraft stirbt sich's wohl fröhlicher, als abgelebt und alt, hingestreckt auf ein langes Krankenlager. Ueberdem treibt es doch das garstige Volk in den kaukasischen Gebirgen arg genug mit dem abscheulichsten Menschenhandel, und noch dazu, werden von ihm nicht die reizendsten

*) Die Slawischen Jahrbücher haben mir einmal Unkenntniß der russischen Sprache vorgeworfen, und wer die nachfolgende Skizze als Uebersetzung des Bulgarinschen Originals nehmen wollte, der würde mir in der That gar Manches am Zeuge flicken können. Darum verwahre ich mich lieber zum voraus, indem ich gestehe: äußerst frei mit den russischen Worten umgesprungen zu seyn, als ich dieselben für ein deutsches Publikum bearbeitete. D. Verf.

Mädchen und Frauen an die üppigen Türken verkauft? Schon dieses letzten Grundes halber ist es eine Lust, gegen die Barbaren zu kämpfen, welche daneben doch tüchtige Feinde und Gegner genannt werden müssen, deren sich kein Kämpfer zu schämen braucht. Also ist es mit diesem Einwande eben so wenig etwas, als mit dem Verhalten der durchs Spiel geleerten Börse. Diese wird von Müttern, Schwestern, Tanten und dergleichen wieder gefüllt, und davon sprecht ihr nicht, wenn die Glücksgöttin sie bis zum Ueberlaufen voll machte! Das Kind, wenn es in der Wiege die Gabe der Voraussicht hätte und denken könnte, würde es nicht machen wie ein unbarmherziger Kritiker, dem Nichts recht ist, der den schönsten Baumeistern heiterer Lebensgebilde den zerstörenden Knüppel zwischen die Beine wirft und dadurch seine nahe Verwandtschaft mit den Constablern darthut. Es würde dem Kinde eben so ergehen, wie den meisten Menschen, die in ihre Vergangenheit blicken, worin ihnen nur widerfahrenes Gute lebhaft auftaucht; es würde nur die Gewinnste der durchspielten Nächte erblicken und demgemäß lächeln, oder aus vollem Halse lachen über die Haufen gewonnener Goldstücke, deren jedes eine Menge Freudestoff enthält; denn so wie der Pharmaceut aus der getrockneten Pflanze heilkräftige Arznei zu destilliren vermag, so versteht der Kornet die hohe Kunst, aus dem erdigen Golde die schönsten Perlen der Lust und des Jubels zu ziehen, da die Welt ja nur allzu bereitwillig erscheint, sich unter die Knechtschaft des den Dämonen der Unterwelt entrungenen Goldes zu begeben. Ist es nicht schon zum Lachen, zu wissen, daß man alle Welt um des Goldes, also um eines Bröckchen Erde willen, nach seiner Pfeife tanzen lassen kann?

Sogar die zu jeder Entbindung, eben so wie die Mütter, unumgänglich nöthigen alten Weiber, welche ihre prophetischen Hände über den Neugeborenen ausstrecken, verstehen sich besser aufs Schauen in die Zukunft, als der übersichtige Kritiker, und sind zuweilen glücklich genug, das Richtige zu treffen, indem sie blind in den Schicksalstopf tappen. Ihre runzligen Züge verziehen sich dabei zu allerlei kuriosen Falten, die schmeichlerische Gevatterinnen gefällig genug für Lächeln erklären, wenn der zahnlose Mund es unternimmt, von der Zukunft des jungen Weltbürgers zu sprechen. Man erfährt da: wie, in Folge der Verwendungen reicher und angesehener Bittsteller, sich die Ernennungen einst drängen werden, sobald der dem Kriegsgotte Geweihte nur die Kinderschuhe ausgezogen haben wird, sobald er den langweiligen Gouverneurs entgangen.

Fassen wir die Angelegenheit der Rangverleihungen ernsthaft und schärfer ins Auge, so drängt sich uns nach den vorhergegangenen Gedanken die Idee auf, daß der erste Offiziersrang füglich mit der Geburt des Kindes verglichen werden könne. Es fehlt dabei sogar nicht an einem qualifizirten Stellvertreter der alten Weiber, die um einer Tasse Kaffee willen unerschöpflich sind an günstigen Vorhersagungen. Man erräth ohne Schwierigkeit, daß damit nur der Regimentsschreiber gemeint seyn kann, welcher — die Feder hinter dem langen Ohr — der Erste ist, von dem der Avancirte seine in der nächsten Liste enthaltene Standeserhöhung erfährt. Das Schafsgesicht ist pfiffig genug, bei dieser Gelegenheit die Hand krumm zu machen und auf die Großmuth des Glücklichen zu spekuliren. Er unterscheidet sich nur darin von den alten Weibern, daß diese es mit abergläubischen Müttern zu thun haben, hier aber ein ziemlich witziger, junger Glaubender zu bearbeiten ist, dem indessen die Schmeicheleien gleichfalls zu Leimruthen werden, an denen die Federn des losen Vogels kleben bleiben. Im Uebrigen dieselbe Schwatzhaftigkeit in Aufzählung der Beförderungen, die zweifelsohne nun rasch auf einander bis hinauf zum Feldmarschall folgen und sich förmlich jagen werden, wie dies bei den alten Weibern an der Wiege der Fall war, die damals schon von Ordenssternen und dergleichen wußten. Was diese alten unentbehrlichen Requisiten eines Wochenbettes von den Planeten und Gestirnen oder sonstigen untrüglichen Zeichen herzuleiten wissen, das erkennt der Regimentsschreiber eben so deutlich aus obwaltenden Umständen und Verhältnissen. Er besitzt angeblich Kanäle, die bis hinauf in die unmittelbare Nähe des Kaisers reichen und durch welche Nachrichten ihm zufließen, die eben so unumstößlich genannt werden müssen, als jene prophetischen Worte an der Wiege.

Gleichwie unter den Menschen unverbesserliche Nullen geboren werden, die nichtsdestoweniger und vermöge des Reichthums oder Ansehens der Familie schon in der Wiege wichtige Geschöpfe genannt werden müssen, so empfangen natürlich auch Leutchen Offiziersrang, trotz ihrer respektiven Nullität, und es geschieht dies merkwürdiger Weise, vermöge eines ganz eigenthümlichen mystischen Zusammenhanges, oft eben wegen jener Geburt; denn wäre der Graduirte in der Bauernhütte geboren worden, so würde das Glück schon einen ganz anderen Hokuspokus mit ihm haben vornehmen müssen, um das Schoßkind auf diesen Platz zu bringen. Von der Allmächtigkeit des Glückes kann Niemand fester und inniger überzeugt seyn, als ich; darum die Verwahrung gegen mögliche Mißverständnisse oder falsche Auslegungen! Ist es nun nicht im höchsten Grade lustig zu nennen, daß mehrerwähnte Nullen nicht selten sogar den außergewöhnlichen Verstandesmenschen vorgezogen werden, wenn Diesen das Glück abgeht, das Jenen wohl will, und müßte sich der Neugeborene nicht in hellem Gelächter ausschütten, wenn er solches vorauszusehen vermöchte?

Nachdem wir solchergestalt einmal bis zu den ersten Epauletten gelangt sind, wird es nicht uninteressant seyn, ein wenig bei den Empfindungen stehen zu bleiben, die den Empfänger des ersten Offiziergrades bewegen. Er sieht in diesem gesegneten Augenblicke den gewaltigsten Wendepunkt seines Geschickes; die Thore, zu den Beförderungen führend, sind geöffnet; er tritt in eine ganz neue Welt voller Freuden, Ergötzlichkeiten, reizender Gefahren und lieber Leiden. Die ersten Epauletten sind so sichere Anweisungen auf wirkliche Wohlthaten des Lebens, als nur immer ein guter Schatzkammerschein Gewährschaft für eine baare Geldsumme zu leisten vermag, und sie bilden die unumstößliche Garantie für die oben angeführten Herrlichkeiten dieser Erde. Erste Epauletten! großartige Worte, die den Menschen neu zu beleben vermögen, die neue Fähigkeiten in ihm hervorzaubern, der Seele neue Schwungkraft verleihen und der ganzen Welt die neuen Aussichten darstellen, von denen das Gesicht des Glücklichen erglänzt. Die ersten Epauletten! — Wie diese Worte jetzt das alte, unter Stürmen zum Eisgewölbe gewordene Herz vor Freude schlagen machen! Ach, ich sehe mich, geschmückt mit ihnen, noch dasitzen und mit ihnen liebäugeln, als sie mir eben verliehen worden waren. Die Blicke jedes Vorüberkommenden werden natürlich auf dieselben gezogen und man fragt sich: wer mag wohl der hübsche, junge Offizier seyn? Gewiß ist es ein ausgezeichneter Mensch, daß er, so jung noch, schon die Epauletten trägt. Und wie gut ihm die knapp anliegende Uniform steht! So die Männerwelt; aber erst die liebenswürdigen Damen, die hübschen Mädchen, wie sie die niedlichen Köpfchen nach dem Epaulettenträger drehen, wie sie erröthend die Blicke niederschlagen, wenn der Blitz aus seinen Augen auf sie fällt! Wie sichtlich die Herzen schlagen von der inneren Bewegung. O! glückliche Zeit der ersten Epauletten!

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Guy Patin.

(Schluß.)

Patin giebt uns in seinen Briefen eine Beschreibung seiner Häuslichkeit, eine Beschreibung, in welcher besonders eine Schilderung seines Studirzimmers hervorsticht und aus der hervorgeht, daß Patin mit allem Comfort, den seine Zeit gestattete, lebte. Er beschreibt uns nicht minder das Fest, welches er beim Antritt seines Dekanats gab und bei welchem er seine Freunde — die er unter Erasmus', Muret's, Montaigne's, Charron's, Grotius', Saumaise's u. s. w. Bildniß niedersetzen ließ — mit trefflichem Burgunder bewirthete. Die Präsidenten Blancmesnil und Lamoignon waren seine Gönner; mit dem Präsidenten Miron und dem Rath Charpentier war er befreundet. Wenn er, schreibt Patin, mit ihnen zusammenkam, so unterhielten sie sich von Staat und Kirche, von Wissenschaft und Kunst. Allein, setzt er hinzu, wenn wir von Staat und Kirche sprechen, so ist das rein historisch und ohne an eine Reform oder an einen Aufstand zu denken. Wir sagen uns Einer dem Anderen die Sachen ungefähr, wie sie sind.

Der geistreiche Doktor — sagt der Vers. des Artikels in der Revue — war ein metaphysischer Pessimist, und sein Pessimismus entstand aus der beständigen Erinnerung an das klassische Alterthum. Aus dieser Quelle auch entsprang seine skeptische Laune und die Unabhängigkeit seines Geistes. Nichts, weder Religion noch gesellschaftliche Konvenienz, irrte ihn in der Freiheit seines Urtheils: er war, gleich seinem Freunde Naudé, über Alles blasirt. Selbst die königliche Majestät behandelte er höchst cavalièrement, und sein Glaubensbekenntniß bestand nur aus sehr wenigen Artikeln. Er haßte bis zur Wuth den Papst, die Kardinäle, die Priester, die Mönche, und dieser Haß erscheint natürlich, wenn man an all' die Gräuel denkt, zu denen religiöse Intoleranz im 17. Jahrhundert den Anlaß gab. Worin sich aber Patin und seine Genossen von den ihnen sonst ähnelnden Encyklopädisten des folgenden Jahrhunderts unterschieden, war dies, daß Jene sich begnügten, ihre Ansichten für sich zu haben, daß sie nicht, wie Letztere, an eine Ausbreitung derselben dachten, daß sie nicht, wie die Encyklopädisten, Schwarm machen wollten. Wenn sie von Staat und Kirche redeten, so war es, wie wir vernommen, historisch; kurzum, sie waren eine aristokratische Clique, sie begnügten sich, aufgeklärt zu seyn, ohne deswegen Aufklärer werden zu wollen, indessen es den Encyklopädisten fast mehr darauf ankam, aufzuklären, als aufgeklärt zu seyn.

Patin war ein großer Bibliophile. Allein in demselben Maße, wie er Bücher, besonders alte, seltene, liebte, in demselben Maße haßte er die Buchhändler. „Was Ihr mir von den Pariser Buchhändlern sagt", schreibt er an einen Buchhändler, „ist sehr richtig, und es ist schon lange her, daß ich es weiß: sunt pessimi nebulones et lucriones tenacissimi, vilissimi, mendacissimi [8]). Ich hasse und verabscheue nichts mehr, als die Lüge; sie ist mir widerwärtiger, als der Kobold von Loudun [9]), und diese Sorte Leute mißfällt mir um so mehr, als sie jeden Augenblick ohne alle Noth lügt. Es fehlt ihnen der Geist der Wahrheit eben so sehr, als der Geist überhaupt, und sie sind des ehrenwerthen Namens „Kaufmann" durchaus unwürdig. Ich nehme die guten, wie Ihr seyd, aus. Gott wolle sie bessern; sie verderben sonst ein gutes, ehrliches Geschäft gänzlich. Sie sind so dumm und hochfahrend, daß sie glauben, man bleibe noch in ihrer Schuld, wenn man sie bezahlt hat."

Die Beschränktheit und die Einfalt der Buchhändler flößen eine Menge der heftigsten Tiraden ein; nicht weniger die Anmaßung der Chirurgen und Apotheker, die Betrügereien der Jesuiten und anderen Mönche, die Unfähig-

---

8) sie sind die abscheulichsten Galgenstricke, die ärgsten, niederträchtigsten, lügenhaftesten Geldschneider.

9) Ohne Zweifel eine Anspielung auf die Ereignisse, die Urbain Grandier's Prozeß veranlaßten.

keit der Hofärzte und die Finanz-Verwaltung Mazarin's. Jesuiten und Chirurgen, Partisane [10]) und Aerzte, Buchhändler und Apotheker erregen ihm den heftigsten Widerwillen. An hundert Stellen seiner Briefe erklärt sich Patin für ihren geschworenen Feind, und die vergifteten Pfeile, welche er gegen sie richtet, die grausamen Invektiven gegen sie, nehmen in seiner Korrespondenz kein Ende. Selbst der Tod vermag nicht, ihn milder zu stimmen, wie man z. B. aus der Leichenrede sehen kann, die er Guy de la Brosse hält, dem medizinischen Ketzer, der vom Aderlaß nichts wissen wollte, und in welcher es heißt: sic impuram vomuit animam impura ille nebulo, in necandis hominibus exercitatis unius [11]).

Mazarin nach seiner langen Agonie in Versailles erfährt keine bessere Behandlung; besonders aber ergeht es den Jesuiten schlecht; es giebt keine Waffe, die ihm blutig genug dünkt für diese Dragoner des heil. Ignatius (carabins de St. Ignace). Gerathen sie mit anderen Mönchen, z. B. den Vätern des Oratoriums, in Händel, so giebt ihm das Anlaß zu folgenden Bemerkungen: „Es ist hier ein gewaltiger Streit zwischen Jesuiten und Oratorianern. Altar steht gegen Altar; Leute ohne Schild kämpfen gegen Männer ohne Schwert; arma armis, littora littoribus contraria, fluctibus undae [12]). Es kömmt mir vor, als hörte ich von nichts Anderem mehr reden, als von Mönchen, von ihren Ausschweifungen und von ihren Händeln. Man sollte, um Frieden zu haben, das ganze Mönchsgelichter auf Schiffe packen und es nach Mozambique oder nach Monomotapa schicken, damit man von seinem Lärm nichts mehr hörte, oder nach Amerika, wo man es zur Belehrung der Wilden oder in den Gold- und Silberbergwerken, da es Gold und Silber so sehr liebt, brauchen könnte."

Auch über Christinens von Schweden Aufenthalt in Paris findet sich in Patin's Briefen eine Notiz, die wir unseren Lesern um so weniger vorenthalten wollen, da sie vielleicht Patin noch mehr charakterisirt, als die Königin. „Sie ist" — schreibt er — „nicht so lange hier geblieben, als sie vorhatte, und hat beinahe Nichts gesehen. Dennoch hat sie einen guten Eindruck gemacht auf die, die ihr näher gekommen sind. Sie hat Geist und Geistesgegenwart und ist nichts weniger, als bigott. Sie versteht sehr gut Latein, besser, als viele Leute, die Profession davon machen. Ich weiß aus guter Quelle, daß sie in ihrem 23sten Jahre den ganzen Martial auswendig wußte. Auch auf den Catull und den Tragiker Seneca soll sie große Stücke halten, am meisten aber auf den Lucan, worin ich ihrer Meinung seyn möchte. Der selige Grotius war außerordentlich eingenommen für diesen Schriftsteller, den er stets in der Tasche trug und täglich mehrmals küßte. Was den Tragiker Seneca angeht, so ist er ein bewundernswürdiger Schriftsteller; er ist für viele Leute überall schön; in den Trojanerinnen ist ein Chor, der anfängt: Verum est an timidos fabula decepit? Umbras vivere corporibus conditis [13]). Wenn Ihr ihn leset, werdet Ihr finden, daß er den Glauben vieler unserer Zeitgenossen enthält, unter Anderen der Fürsten, der Großen, der Magistrate, der höheren Geistlichkeit, ja selbst einiger Aerzte und Philosophen. Es ist wahrscheinlich, sagt Cicero, daß die, welche sich mit Philosophie beschäftigen, nicht an die Götter glauben. Es giebt noch mehrere Andere [14]), doch brauche ich hier keine Liste zu machen. Aufgeweckteren Geister, wie die Königin von Schweden, lieben dergleichen Spitzen und Spitzfindigkeiten, die dem gemeinen Troß zu hoch sind. Was ihre durch die Jesuiten bewerkstelligte Bekehrung angeht, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Mein seliger Vater erzählte mir, daß der dicke Herzog von Maine [15]), das Haupt der Ligue, zu sagen pflegte: Die Fürsten hätten erst Religion, wenn sie vierzig Jahr passirt wären und wenn sie anfingen, klug zu werden.

Omnia numinа nobis
Mors lustans majora facit [16]).

Wenn ich an den Weg denke, den die Königin von Schweden zurückgelegt, und an den, welchen sie noch vor sich hat, so fällt mir die Geschichte eines Italiäners ein, der an der Peregrinomanie, an der Reisekrankheit, an welcher besonders die Deutschen laboriren, litt. Er kam nach Genf, und nachdem er das Leben und Treiben der dortigen Prediger gesehen, wurde er von einem derselben befragt, was er von ihrer Religion halte? Worauf er ihm antwortete: Sie ist nicht gerade schlecht, allein für einen Reisenden ist die unsrige weit bequemer. Da sie also die Absicht hat, verschiedene Länder zu bereisen, so ist sie vielleicht der Ansicht jenes Italiäners, und ohne Zweifel konnte sie Rom, den Papst und so viele Päpstchen [17]), als es dort giebt, nicht sehen, ohne sich, wie sie es gethan, zu verkleiden, sey das nun im Ernste geschehen oder nicht."

Doch wir müssen abbrechen mit unseren Auszügen, die sonst leicht den uns in diesen Blättern gestatteten Raum überschreiten dürften. Das, was wir gegeben, wird mindestens, wie wir hoffen, hinreichen, um dem Leser entweder Lust zu einer noch genaueren Bekanntschaft mit unserem Guy Patin zu erregen oder — falls er eine solche für unnöthig hält — sie ihm um so entbehrlicher zu machen.

10) So hießen die Börsen-Spekulanten jener Zeit.

11) Endlich hat jener Elende, dem Keiner in der Geschäftlichkeit, Menschen zu tödten, gleichkam, seine verworfene Seele ausgehaucht.

12) Waffen gegen Waffen, Ufer gegen Ufer, Wasser gegen Wellen.

13) Ist es Wahrheit oder eine Fabel, Furchtsame zu täuschen, daß ein Schatten den belasteten Leib überlebt?

14) Nämlich: die denselben Glauben hegen.

15) Bekannter unter dem Namen des Herzogs v. Mayenne.

16) Wenn wir dem Tode nahen, erscheinen die Götter uns größer.

17) Papillons, hier wohl das Diminutiv von pape; da papillon auch einen Schmetterling bedeutet, so entsteht ein Wortspiel, welches zwar unübersetzbar, an dem aber nicht viel verloren ist, wenn es unübersetzt bleibt.

Italien.

Pius der Neunte.

Mit Bezug auf den in den letzten Nummern des Magazins enthaltenen Aufsatz: „Das junge Italien und der neue Papst" sandte uns eine freundliche Leserin unseres Blattes, die sich „Eine Katholikin" unterzeichnet, ein Gedicht ein, das die ersten Maßregeln des neuen Papstes, besonders aber die Amnestie, preist und poetisch alles das schon als erfüllt ansieht, was die auf der neueren Geschichte Italiens fußende Darstellung unseres Aufsatzes erst von der Zukunft erwartet. Wir würden dem Wunsche unserer geschätzten Korrespondentin, das Gedicht vollständig mitzutheilen, gern nachkommen, wenn es nicht etwas zu lang wäre, doch lassen wir, um mindestens unseren guten Willen darzuthun, nachstehend den Anfang desselben folgen:

Was dämmert und pocht es dort wie gen Himmel,*)
Was wird hier verkündet dem harrenden Land?
Wer deutet mir unten das dunkle Gewimmel,
Was faßet die Menge, die betend hier stand?
Dort oben, so flüstert man bang mir ins Ohr,
Tritt heute der neue Papst noch hervor.
Zum Vatikane hinauf sind die Blicke gerichtet,
Leis athemend, pochen die Herzen doch laut,
Ob Mancher auch Manch schon auf Glück hier verzichtet,
Heut' hat er noch einmal der Hoffnung vertraut.
Doch jetzo — mit Gott! — jetzt wanken die Steine,
Mit wogendem Athem schaut Alles empor:
Da tritt, empfangen vom Sonnenscheine,
Der heilige Vater, ernst blickend, hervor.
Er schaut auf sein Volk, von Gott ihm gegeben,
Er, ganz seines hohen Berufs sich bewußt,
Gelobet zur Stelle, für Alle zu leben;
Ihm wohnte das Edle ja stets in der Brust.
Doch daß ihm ein Herz schlägt im päpstlichen Kleide,
Sieht freudig das Volk, denn er weinet vor Freude.
Ihm fliegen nun alle Herzen entgegen,
Es jubelt das Volk: Unser Vater ist da!
Drauf theilet er aus den göttlichen Segen,
Und wer ihn weinend und segnend hier sah,
Der muß sich in tiefster Seele gestehen,
Daß solch einen Papst er noch niemals gesehen.
Sein Wirken und Schaffen seit dieser Stunde
Erfüllet mit Staunen und Freude die Welt;
Ja, Balsam trägt er von Wunde zu Wunde,
Mild heilend, was Mancher unheilbar schon hält.
O, hört ihr den Jubel im Römerlande?
Es ist die frei gewordene Schaar,
Die hier in Festen und dort der Bande
Der süßen Heimat entzogen war;
Nun, da das versöhnende Wort ertönt:
„Den Irrenden soll vergeben seyn!"
Nun seht, wie's von allen Seiten strömet
Zur lang'entbehrten Heimat hinein.
Hört, wie sie beten, seht, wie sie weinen,
Sich klammern an wieder gefundener Brust,
Und Beten und Weinen, es gilt dem Einen,
Dem edlen Spender all dieser Lust.
Hier sinken die Männer voll Dankgefühls nieder,
Umarmend den Boden, so lang nicht geschaut.
Dort tönen im Tempel des Jubels Lieder,
Da eilet ein Jüngling entgegen der Braut;
Hier betet ein Greis zum Himmel hinauf:
„Noch einmal, o Gott! den Sohn an die Brust!"
Da reißt es die Thür mit Blitzesschnelle auf:
Mein Vater! Mein Sohn! — O, selige Lust! ....

Eine Katholikin.

*) Es ist das Zeichen der vollzogenen Papstwahl, wenn eines der zugemauerten Balkonfenster des Konklave von innen aufgebrochen wird, um dem Volke den Namen des Gewählten zu verkünden.

Mannigfaltiges.

— Leipziger Trödel. Zu den mancherlei unnützer- oder vielmehr schmählicherweise ins Deutsche übersetzten ausländischen Büchern gehört auch das so eben bei Wilhelm Jurany in Leipzig erschienene, sogenannte humoristische Taschenbuch „Das illustrirte Schleswig-Holstein und Dänemark", vom Herausgeber des Korsaren. Der „Korsar" ist nämlich ein in Kopenhagen erscheinendes dänisches Blatt, nach Art des Oettinger'schen „Charivari", nur nicht so witzig als dieses; und das, was dem deutschen Publikum jetzt für anderthalb Thaler als ein „humoristisches Taschenbuch" dargeboten wird, ist nichts weiter als der aufgewärmte Kohl jenes dänischen Journals und seiner Holzschnitte, die, abgesehen davon, daß sie fast sämmtlich schon aus dem J. 1845 oder aus noch früheren Jahren stammen und daher veraltet sind, auch für deutsche Leser, die mit dänischen und insbesondere mit Kopen-

hagener Zuständen nicht vertraut sind, kaum irgend ein Verständniß und Interesse darbieten. Das Eigenthümlichste aber an diesem Buche, welches sich das „illustrirte Schleswig-Holstein" nennt, ist, daß darin von diesen deutschen Herzogthümern nur ganz beiläufig die Rede ist, und dann natürlich immer im dänischen Sinne, wobei die deutschen Gesinnungen der Herzogthümer selbst, so wie die Sympathieen Deutschlands für dieselben, auf eine ekelerregende Weise bewitzelt und verspottet werden. Und solche gegen Deutschlands Ehre gerichtete Sudelei in Deutschland zu verbreiten, dazu giebt sich eine Leipziger Verlagsbuchhandlung her, die hoffentlich darin von keinem ehrliebenden deutschen Sortimentshändler unterstützt werden wird. In einer Vorrede sucht sich der (dänische) Herausgeber zwar deutschen Lesern gegenüber durch das Vorgeben zu rechtfertigen, er wolle unter einem freien Dänemark für alle, also auch für die deutschen Unterthanen dieses Landes, eine freie Verfassung, Geschwornengerichte und volle Preßfreiheit, was Alles für Schleswig-Holstein unter dem deutschen Bunde nicht zu erlangen seyn würde, und darum nur eifre er gegen das Bestreben, das Königreich durch Sprach- und Nationalitätsfragen zu zerreißen. Aber selbst diese Tendenz hätte, wenn sie in dem Buche vorherrschend wäre — was keineswegs nachzuweisen — den Herausgeber noch nicht berechtigen können, dem deutschen Publikum auf seinem eigenen Boden dergleichen Insolenzen zu bieten, die nicht einmal das Verdienst haben, neu oder witzig zu seyn. Das einzige Neue, was nicht bereits vor mehreren Jahren oder 1845 im dänischen Korsaren gestanden, ist wahrscheinlich die Travestie „Was ist des Michel Vaterland?", die frecherweise den Herren Ernst Moritz Arndt und Ferd. Delbrück gewidmet ist.

— Zur Geschichte der Treue. Wer mich in Verdacht hat, ich wollte mit der Ueberschrift einen Inhalt voll Weibertreue ankündigen, dem kann ich nur versichern, daß er mit seinem Verdachte einen völlig Unschuldigen verfolgt. Wer darf es auch wagen, von solcher Treue in unseren Tagen zu sprechen? Von einer Sache sprechen, heißt behaupten, daß die Besprechung keine überflüssige ist, und die weibliche Treue preisen, heißt behaupten, es gebe eine Möglichkeit von Fällen, die Tadel auf sich lenken können, es gebe Leute, denen man in ihrem Glauben an die Existenz der Treue durch solche Lobeserhebungen nachhelfen müßte. Geht auch die maskulinare Bosheit jetzt so weit, mit schadenfrohen Fingern auf die Ruinen der berühmten Burg von Weinsberg hinzudeuten und hämisch zu bemerken, es wäre von diesen erhabenen Ruinen gar nichts mehr da! so sind doch diese Schadenfrohen auf eine sehr kleine Zahl beschränkt; die große Mehrheit der Menschen weiß, daß jene Ruinen nur deshalb so schnell vom Erdboden verschwanden, weil jeder vorübergehende Ehemann sich ein Stückchen davon als Andenken, als heilige Reliquie, und jeder Unverheiratete ein Stückchen als Amulet für künftige Fälle mitnahm. So unzweifelhaft aber auch und so allgemein die Treue bei Frauen gegen ihre Männer, bei Freunden gegen einander und bei Dienern gegen ihre Herren ist, so zweifelhaft ist doch die Treue der Hunde gegen ihre Herren, und deshalb wollen wir einen neuen Beweis dafür beibringen, der eben so geschichtlich beglaubigt wie rührend ist. Viele Leser werden sich eines Hundes Namens Fedor erinnern, der durch die Hingebung und die Trauer für seinen bei der Juli-Revolution gefallenen Herrn eine der rührendsten Episoden in den Scenen der Julitage bildet und dessen Treue namentlich durch Börne's Feder verewigt wurde. Eine ähnliche Begebenheit aus dem spanischen Befreiungskampf erzählt ein englischer Offizier in einem vor kurzem erschienenen Werke über jenen Krieg. Wir lassen ihn selber sprechen:

„Nach der Schlacht von Barossa mußten die Verwundeten beider Nationen (Franzosen und Engländer), aus Mangel an Fuhrwerken, die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tages auf dem Kampfplatze liegen bleiben. Der französische Divisions-General Rousseau lag unter ihnen. Sein Hund, ein weißer Pudel, war beim Vorrücken der französischen Armee im Lager zurückgelassen worden, da er aber Abends den General nicht mit den vom Schlachtfelde Geflüchteten zurückkommen sah, machte er sich auf, ihn zu suchen. Er fand ihn in der Nacht (unter den vielen Erschlagenen und Verwundeten) auf der traurigen Ruhestätte, und er drückte seine Betrübniß durch Heulen aus und hörte nicht auf, dem sterbenden Herrn Hände und Füße zu lecken. Als einige Stunden später die tödtliche Krisis stattfand, schmiegte sich das gefühlvolle Wesen noch enger an den Körper und blieb, die furchtbare Veränderung wahrnehmend, drei Tage hier gefesselt und wies alle ihm gebotene Nahrungsmittel zurück. Man hatte endlich Anstalten zur Beerdigung der Todten getroffen, und die Leiche des Generals wurde einem ehrenvollen Grabe übergeben. Der Pudel saß da in tiefer Niedergeschlagenheit, schweigend und kummervoll und wie trostlos über den erlittenen Verlust. Der englische Befehlshaber, General Graham (der vor kurzem verstorbene Lord Lynedoch), den ein eigenthümliches Zartgefühl veranlaßt hatte, die letzten Pflichten gegen die tapferen Gefallenen selbst zu überwachen, sah den freundelosen Leidtragenden, zog ihn, den endlich Nachgebenden, von dem Orte und nahm ihn unter seinen Schutz, in welchem er noch mehrere Jahre, bis an seinen Tod, auf dem Landsitze des Generals in Perthshire blieb."

Bibliographischer Anzeiger.

Bulwer's neuester Roman:

Lucrezia oder die Kinder der Nacht.

Auf Veranstaltung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt.

In 3 Bänden. 12. geh. 3 Thlr.

ist heute in unserem Verlage erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen, zu erhalten.

Berlin, den 5. Dezember 1846. Duncker und Humblot.

Die so eben bei uns erschienene Sammlung

Populärphilosophischer Schriften

von

Johann Gottlieb Fichte.

Drei Bände, 6 Thlr.,

greift in die politische und sociale Bewegung der Gegenwart so unmittelbar ein, daß kein denkender Beobachter der Zeit sie ungelesen lassen darf. Außer den berühmten Schriften, die dem Verfasser unter den begeisterten Volksrednern aller Völker und Zeiten so wie unter den Meistern der deutschen Sprache eine der ersten Stellen anweisen, wird auch viel bisher Ungedrucktes mitgetheilt. — Die drei Bände enthalten: Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens, die sie bisher unterdrückten. — Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publicums über die französische Revolution. — Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. — Ueber das Wesen des Gelehrten, und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. — Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. — Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. — Reden an die deutsche Nation. — Anhang zu den Reden an die deutsche Nation, geschrieben im Jahre 1806 (ungedruckt). — Politische Fragmente aus den Jahren 1807 und 1813 (ungedruckt). — Vermischte Aufsätze, Recensionen, Poesieen und metrische Uebersetzungen (meist ungedruckt).

Berlin, 1846. Veit & Comp.

Was sollen wir lesen?

Diese Frage beschäftigt die gebildete Welt vor Allem beim Beginn der langen Winterabende und bei der Flut von alten und neuen Unterhaltungsschriften; bei der Wahl zwischen deutschen Originalromanen und schalen Uebersetzungen gefeierter und unsittlicher französischen Machwerke ist der Fund eines guten Buches wahrlich ein Glücksfall. — Wir hoffen daher den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir einige der besten deutschen Werke ihnen zuführen, und lenken wir deren Blicke auf einen durch sein Erzählungstalent sich auszeichnenden jungen deutschen Schriftsteller. Sein vorzüglichster Roman ist betitelt:

Faust und Don Juan. Aus den weitesten Kreisen unserer Gesellschaft. Von George Hesekiel. 3 Bde. 8. 1846. 3 Thlr.

Ein lebendiges Bild der Gegenwart in theils wahren Begegnissen, theils lebenswarmen Schilderungen der modernen Lebensverhältnisse.

An ihn reiht sich:

Die Tochter des Frömmlers. Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage. Von George Hesekiel. 8. 1846. broch. 1 Thlr.

würdig an. Die Sittenschilderung ist ergreifend und wahr, das Gebahren der in dem Morast einer verdumpften Sinnenreligion versunkenen „Gläubigen" wird enthüllt, und die Heiligen-Gloriole, die sie sich um das Haupt winden, verwandelt sich in die Larve des bösen Geistes.

Die Zeit hat tausend Belege dieser Art gebracht und bringt sie noch täglich.

Mit lebhafter Phantasie geschmückt ist die gleiche Tendenz verfolgende Novelle:

Berlin und Rom oder **Frömmler und Pfaffen.** Aus der Gegenwart von George Hesekiel. 2 Bde. 8. 1846. broch. 2 Thlr.

Hier wird das Treiben der katholischen und protestantischen Jesuiten geschildert, deren Hauptquartiere Berlin und Rom (wo freilich jetzt Pius IX. gewaltig reformirend eingreift) waren, und wir sehen mit Vergnügen die jungen Opfer den Klauen ihrer pfäffischen Henker entrissen und deren strafbare Helfer den verdienten Lohn ernten.

Die modernen Schwächen der menschlichen Gesellschaft sind in den

Die Bastardbrüder oder **Geheimnisse von Altenburg.** Roman aus dem Nachlaß eines Kriminalbeamten. Von George Hesekiel. 2 Bde. 8. 1846. broch. 1 Thlr.

mit eben so viel Geist als Schärfe dargestellt, und dürfte dieser Roman an Erfindung und treffender Schilderung bürgerlicher Zustände seinem französischen Vorgänger in nichts nachstehen, wenn nicht vorzuziehen, doch an die Seite zu stellen seyn.

Das historische Talent des Verfassers sehen wir zuerst in:

Maria Mancini. Aus den Jugendtagen Ludwig's XIV. Historischer Roman nach dem Englischen des Sir Harward Freemantle. Von George Hesekiel. 2 Bde. 8. 1846. broch. 2½ Thlr.

entwickelt, schließen auch hier die Sittenschilderung als das Ueberwiegende hervortritt. Reich an Thaten und Intriguen, an Glanz und an Pracht, Verschwendung und Sittenlosigkeit reiche Zeitalter Ludwig's XIV. ist hier trefflich gezeichnet, und das Leben der Titelheldin, einer Jugendgeliebten des Königs, giebt ein anschauliches Bild der damaligen Zeit.

Ein modernes Charakterbild aus den höheren Kreisen unserer Gesellschaft ist

Fräulein Therese von George Hesekiel. 8. 1846. broch. 1 Thlr.

Der Verfasser schildert in seiner leichten und kühnen Weise eine junge, schöne und vornehme Kokette, die, ihrer Reize sich bewußt und deren Macht stets sein berechnend, dennoch das Opfer eines schlauen Wüstlings wird, der, alle Verhältnisse benutzend, Theresen, das der Name der Kokette, bis zum Verbrechen treibt. Schließlich erobert sich der kräftige Geist des Fräuleins wieder und zeigt in heiterer, interessirender Theilnahme am Wohl und Wehe Anderer, wie das Unglück kräftige Seelen zu läutern vermag, ohne sie zur dumpfen und dumpfen Frömmelei zu führen. Reich an spannenden Situationen aller Art, durch Personen komischen Charakters gewürzt, wird sich Fräulein Therese gewiß einen großen Leserkreis gewinnen.

Palomita, eine spanische Novelle von Max Ring. 8. 1846. broch. 1 Thlr.

Novellen von Ida Frick. 2 Bde. 8. 1846. broch. 2 Thlr.

Die Geusen, oder **Fanatismus und Liebe.** Historisch-romantisches Gemälde von Max Ring. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Balgowe. Historisch-romantisches Gemälde von J. W. J. v. Rekowski. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

empfehlen sich der Lesewelt ebenfalls durch eine angenehme und lebhafte Darstellung und anmuthige Schilderungen.

Wir sind überzeugt, daß die Leser keines dieser Bücher unbefriedigt aus der Hand legen werden.

Diese sämmtlichen Romane sind in der Buchhandlung von Julius Helbig in Altenburg zu haben.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 23), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 154. Berlin, Donnerstag den 24. Dezember 1846.

Portugal.

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

I. Die höheren Stände.

Man forscht vergeblich nach einem hinreichenden Grunde, aus dem es zu erklären wäre, daß keines von allen Ländern Europa's von der modernen Reise-Literatur so stiefmütterlich behandelt worden ist, als Portugal. Wenn nun zwar die vom Engländer Kingston herausgegebenen Skizzen *) auch nicht eine vollständige Anschauung über das ganze Volk und Land Portugals gewähren, da sie nur die nördlichen Theile desselben charakterisiren, so bleiben sie bei dem erwähnten Mangel doch immer eine dankenswerthe Gabe für diejenigen, denen an einer, wenn auch nur theilweise gründlichen Kenntniß Portugals gelegen ist. „Der Verfasser" — so äußert sich sein deutscher Uebersetzer dieser Skizzen in der Vorrede — „schrieb diese Skizzen, nachdem er Portugal schon vorher zu mehreren Malen bereist hatte, während eines fast zweijährigen Aufenthalts im Norden dieses Landes, und sie schildern zum Theil dessen Hauptstadt Porto, zum Theil Streifzüge in die Provinzen vom Minho bis zum Mondego und nach Spanien hinein bis nach Salamanca." Der Hauptzweck, den der Verfasser nach seiner eigenen Versicherung bei der Erforschung dieses Landstrichs vor Augen hatte, war die Erwerbung einer genauen Kenntniß über die gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen und religiösen Zustände der Portugiesen. Zugleich macht er Hoffnung, eine gleiche Schilderung der südlichen Provinzen Portugals folgen zu lassen.

Die Form, in der uns der deutsche Uebersetzer diese Skizzen wiedergiebt, ist eine in vieler Beziehung gefällige und anziehende. Vor allen Dingen müssen wir aber auch die Klarheit und Unbefangenheit der Anschauung des engl. Verfassers, wie sie sich in den Urtheilen und in der Betrachtungsweise in Bezug auf die äußeren und inneren Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner ausspricht, rühmend hervorheben. Von nicht geringerer Bedeutung ist sein Talent einer lebendigen, die Aufmerksamkeit des Lesers stets spannenden Darstellung; und wir glauben daher, daß die Mittheilung einiger neuen aus dem erwähnten Buche entnommenen Skizzen um so erwünschter seyn werde, als man sonst nur immer von Revolutionen, die eben so läppisch als unfruchtbar sind, aus Portugal zu hören pflegt. Wir theilen zunächst etwas über die höheren Stände mit und werden dann eine Charakteristik der niederen Volksklassen folgen lassen.

Lord Porchester sagt: „Wenn man mich fragte, in welchem Lande die Gesellschaft zu ihrer höchsten Verfeinerung gelangt sey, so würde ich antworten: in Portugal. Diese Vollkommenheit der Sitten weiß vielleicht Niemand besser als ein Engländer zu schätzen, wenn er sie bei jenem Theil der Aristokratie findet, der in geringeren Punkten die Läuterungen der ersten Gesellschaft Europa's angenommen und den Geist, wenn auch nicht das ganze übertriebene Ceremoniell der alten portugiesischen Höflichkeit bewahrt hat. Portugiesische Artigkeit ist wohlthuend, weil sie nie rein erkünstelt ist, sondern zum großen Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit hervorgeht. Das unruhige Gefühl, das man so oft in englischer Gesellschaft wahrnimmt, ist in Portugal schwerlich zu Hause. Hier giebt es kein eifriges Ringen nach Mode, keinen mühsam einstudirten Witz, und Niemand spricht in der einzigen Absicht, Effekt zu machen, sondern weil sein natürlicher Geschmack ihn veranlaßt, an der Unterhaltung thätigen Antheil zu nehmen. Trotz scheinbar erkünstelter Sitten ist die Gesellschaft in Portugal natürlicher, als ein oberflächlicher Beobachter auf den ersten Blick vermuthet." Von den Portugiesinnen sagt der Lord: „Sie besitzen nicht ganz die Leidenschaftlichkeit und den romantischen Sinn ihrer schönen Nachbarinnen; aber sie sind sanfter, lenksamer und eben so zärtlich. Allerdings fehlt ihnen mit wenigen Ausnahmen eine höhere Erziehung; sie fühlen für allgemeine Gegenstände wenig Interesse, und deshalb ist ihre Unterhaltung nur selten eine allgemeine. Ein Fremder wird anfänglich eine ungünstige Meinung von ihren natürlichen Fähigkeiten fassen, weil es wenig Dinge giebt, worüber er mit ihnen verkehren könnte; doch hat er einmal in ihrem Kreise Aufnahme gefunden, ist er mit ihren Freuden bekannt und mit den kleinen Intriguen vertraut geworden, die beständig auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Verkehrs spielen, so wird er sich von ihrer Lebendigkeit, ihrem Witz und ihrem regen, empfänglichen Gemüth entzückt fühlen. Die beste Gesellschaft in England ist vielleicht die beste Gesellschaft in der Welt, weil sie Sittenverfeinerung mit Ausbildung des Geistes" (auch des Herzens? erlauben wir uns zu fragen und fügen, da wir doch einmal eine Parenthese machen, hinzu, daß man diese Apologie der „besten Gesellschaft" Englands nicht nur dem Engländer, sondern auch dem Aristokraten verzeihen muß) „vereinigt; aber von geistiger Verfeinerung abgesehen, stehen die höheren Stände Portugals der äußersten Staffel seiner Lebensart um Vieles näher." Unser Verfasser will sogar von dieser Beschränkung nichts wissen, sondern versichert, daß seit einiger Zeit die allgemeine Bildung in alle Stände gedrungen ist und auch die schöne und junge Fidalguia (Noblesse) nicht vergessen hat. Er habe, fährt er fort, viele Frauen kennen gelernt, die hinsichtlich ihrer Ausbildung seinen schönen Landsmänninnen in keiner Beziehung nachstehen; sie seyen über viele Dinge wohl belesen und sprächen französisch und englisch, einige auch wohl italiänisch mit Geläufigkeit. Gegen den Fremden sind die Portugiesinnen allerdings zurückhaltend, vielleicht noch zurückhaltender als die Engländerinnen, auch tragen sie ihre Kenntnisse nicht so zur Schau. Was die Männer betrifft, so sind sie mit wenigen Ausnahmen von feiner Erziehung; in ihrer klassischen Ausbildung aber sind sie selten ohne Mängel.

In allen großen Städten Europa's findet man in dem Wesen der allgemeinen Gesellschaft nur unbedeutende Verschiedenheiten, besonders aber, wo wie in Portugal alle aristokratischen Vorrechte — jene Scheidewände der verschiedenen Klassen — vernichtet sind. Auf den großen Bällen in Porto vereinigen sich alle gebildeten Stände unter gleichen Ansprüchen, und die Töchter des vornehmsten Edelmannes lassen sich von jedem anständigen Herrn mit und ohne Stammbaum zum Tanze führen, ohne erst die steife Vorstellung durch die Frau vom Hause oder den Ceremonienmeister abzuwarten. Früher öffneten die bedeutendsten Fidalgo's von Porto abwechselnd an einem Tage in der Woche ihre Häuser, so daß selten ein Abend ohne eine angenehme Gesellschaft verging. Wer einmal in ihrem Kreise Zutritt erhalten hatte, konnte einsprechen, wenn es ihm beliebte, denn es wurden keine Einladungen erlassen. Bei der Ankunft des Befreiungsheeres aber zogen sich so viele der bedeutendsten Familien, die für Anhänger Dom Miguel's galten, auf ihre Landsitze zurück, daß jene geselligen Zirkel gänzlich auseinandergingen und seit der Zeit nicht wieder in der früheren Weise zu Stande gekommen sind. Allein, da die bitteren Gefühle, welche in dem Kampfe zwischen dem Despotismus und der Freiheit sich entwickelten, allmälig erkalten und das gegenwärtige Geschlecht des Adels im Verkehr mit seinen Landsleuten von minder aristokratischer Geburt, aber gleich guter Erziehung heranwächst, so kann man erwarten, daß bald jede Gehässigkeit verschwinden und die Gesellschaft, wenn auch vergrößert, in derselben Verfeinerung und in demselben freundlichen Zusammenwirken wie früher fortbestehen werde.

Am vortheilhaftesten erscheint jedoch der portugiesische Adel auf seinen ländlichen Besitzungen, umgeben von seinen Verwandten und Abhänglingen, und wenn der Fremde an dessen Benehmen in städtischen Gesellschaften Gefallen findet, so wird es ihn hier doppelt ansprechen. Auf dem Lande sind die Häuser der Edelleute fast jeden Abend für die benachbarten Bekannten geöffnet und man weiß sich hier die Zeit auf sehr angenehme und lebendige Weise mit Tanz, gesellschaftlichen Spielen und Musik zu vertreiben. Fast alle Damen spielen Klavier und gewöhnlich sehr gut; das bevorzugte und auch von vielen Herren gespielte Instrument aber ist die Guitarre, womit sie ihre lieblichen „Modinhas" begleiten, und sie sitzen häufig im Kreise und singen abwechselnd improvisirte Verse. Auch giebt es selten eine Nachbarschaft ohne ihren Dichter, der bei jeder großen Gelegenheit ohne die geringste falsche Schaam seine Verse vorträgt, und wenn zwei oder mehrere zugegen sind, so beginnen sie nicht selten einen friedlichen Kampf um den Vorrang, wie die Barden der Vorzeit. Die portugiesische Sprache ist wie zur zärtlichen so auch zur satirischen, zur pathetischen nicht minder als zur komischen Poesie wunderbar geeignet, und es gewährt nicht geringes Vergnügen, wenn die Dichter bei dergleichen Veranlassungen sich in Versen der letzteren Art ergießen.

Es giebt in Porto zwei Gesellschaftssäle, wo sich auf die Einladung der Mitglieder der Vereine, denen die Säle gehören, die vornehme Welt versammelt, der „britische Vereinssaal" und die diesem zunächst stehende „Assemblea Portuense." Während zu dem ersteren mit wenigen Ausnahmen

*) Lusitanian Sketches of the pen and pencil. By William H. G. Kingston, Author of the Circassian Chief, The Prime Minister etc. London. Ins Deutsche übersetzt von M. B. Pindan unter dem Titel: Portugiesische Land- und Sittenbilder. 2 Theile. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1846. (Ueber das engl. Original haben wir bald nach seinem Erscheinen in Nr. 7 des Magazins d. J. Einiges mitgetheilt.)

nur die Hidalgos und die höchsten Militair- und Civilbeamten des Orts mit ihren Familien Zutritt haben — eine Beschränkung, die nicht mehr streng festgehalten wird —, so kann in der zweiten Gesellschaft jeder Gebildete als Mitglied aufgenommen werden. — Auch die zweite Klasse der Gesellschaft in Porto, die unserem sogenannten Mittelstande entspricht, besitzt zwei Klubhäuser mit Gesellschaftssälen, die „Civilizadora" und die „Recreativa". Unter den Töchtern der Familien, die diese Hallen besuchen, giebt es viele reizende Jungfrauen, die besonders vortrefflich tanzen und musiziren. Es giebt überhaupt fast kein anständiges Haus in Porto, das nicht sein Pianoforte besäße. (Tout comme chez nous). In ihrer Kleidung wetteifert der Mittelstand mit den höheren Ständen, und Männer und Frauen erscheinen jetzt allgemein in Pariser Tracht. Sie unterscheiden sich in ihrem äußeren Wesen von der vornehmen Welt nur durch unbedeutende Merkmale, und die Männer prunken mit einer größeren Fülle glänzender Locken und goldener Ketten nach Art des jungen Frankreichs. Die Frauen tragen die Mantilla jetzt nur noch, wenn sie zur Messe oder vielleicht zur Beichte gehen, und da sie dann für „Incognita" gelten, so würde Jeder ihrer männlichen Bekannten gegen die feine Sitte verstoßen, wenn er sie erkennen wollte. Aber auch dieser Gebrauch scheint allmälig zu verschwinden, und viele Frauen sind wohl gar nicht im Besitz eines solchen Kleidungsstücks. Die reicheren tragen eine Mantilla von schwerer, schwarzer Seide: sie besteht aus einem Rocke und einer langen Kappe mit einem dreieckigen Pappendeckel an der über den Kopf hangenden Spitze und wird vorn mit den Händen zusammengehalten. Die Frauen von geringerem Stande tragen sie von einer Art Kamelott; aber, wie gesagt, in einigen Jahren wird diese schöne Tracht gänzlich aus der Mode seyn; denn die jungen Mädchen der niederen Klasse tragen ohne Ausnahme Hüte, obgleich ihre Mütter noch ihrer alten Tracht anhängen.

Rußland.

Der Kornet.

Ein russisches Sittenbild, frei nach Th. Bulgarin.

Von Eduard Pelz (Treumund Welp).

(Fortsetzung.)

Der Feldmarschallstab, die Belohnung hoher Verdienste, oder die Folge großen Glückes, glänzender Geburt, giebt sicher Anwartschaft auf Ehre, Glanz, Achtung und Würde; allein er erfreut in der Regel kaum, oder eigentlich nur, das ganze Vaterland; es ist ein Triumph der Nation, erlangt durch den Ruhm seiner großen und tapferen Männer. Wann sah man einen glücklichen Feldmarschall? Eigentlich niemals, denn sein Schicksal bringt Sorgen, Unruhen und Gefahren mit sich. Er steht auf einer Stelle, die den Blicken Aller ausgesetzt ist; daher Neider und demgemäß bittere und oft gefährliche, weil meist nur heimliche Feinde, deren scharfer Kritik kein Stäubchen entgeht, das als Flecken ausgelegt werden könnte. Welch ungeheure Verantwortlichkeit auf den Schultern eines solchen Mannes, der — wenn er sich erhalten will, die heterogensten Elemente in sich vereinen muß. Krieger und Hofmann; tapfer und leisetretend; kalt, besonnen und kühn zugleich; dabei Sündenbock für alle Unternehmungen, die das Glück nicht krönt, neben der gelegentlichen Entsagung des errungenen Ruhmes zu Gunsten eines Mächtigeren oder des Mächtigsten. Und endlich, was erwartet uns hinter dem Feldmarschallstabe? Nichts als die letzte Station des Lebens; ein paar langweilige grämliche Jahre, von denen wir nicht ohne einige genügende Veranlassung sagen: sie gefallen uns nicht! Welch' einen Kontrast bieten dagegen die Zeiten der ersten Epauletten dar! Sie eröffnen den Vorhang zu einer bezaubernden Welt mit den interessantesten Fernsichten, auf welche unser Blick hinüberfliegt, auf die Epauletten mit Cardillen, auf die Kreuze und Sterne so wie zu den Ordensbändern, der Armeen gar nicht einmal zu gedenken. Sehet dort den stattlichen General zu Pferde, hinter sich den ehrerbietigen Adjutanten, dessen aufmerksamer Blick das Zucken der Augenlider des Gebieters beobachtet, um mit Blitzesschnelle den Befehl weiter zu tragen, der Tausende den Feuerschlünden mit Todesverachtung entgegenführt! Der Gewaltige trug einst auch die ersten Epauletten; er konnte ohne dieselben nicht auf seine Machtstufe steigen. Wie Nebelgestalten liegen hinter ihm eroberte Städte, Triumphzüge, Glückwünschungen, Belohnungen und im Gefolge derselben — glückliche Liebe, und der Träger der ersten Epauletten sieht alle diese Herrlichkeiten im magischen Spiegel der Zukunft vor sich liegen; denn bei den ersten Epauletten sind wir alle Dichter, weil unsere Gegenwart selbst ein Gedicht ist, worin wir — wie sich von selbst versteht — stets die Rolle des ersten Helden übernehmen. Kann da wohl irgend der leiseste Zweifel dagegen aufkommen, daß der vorwärtsschauende Kornet im unendlichen Vortheil seyn müsse gegen den rückwärtsblickenden General? Alle Welt sagt sicherlich nein, und wer das menschliche Herz genauer kennt, dem wird ganz besonders in die Augen springen: welchen Vorsprung die Hoffnung gewährt gegen die Erinnerung. Wir armen Menschenkinder bestehen eigentlich ja nur in der Hoffnung, und auf sie ist das ganze Riesengebäude des Christenthums gegründet, das die Spötter mit allen ihnen durch Besprechungen der Vergangenheit und Gegenwart zu Gebote stehenden Mitteln nicht umzustürzen vermochten. Es gelingt, den Hoffenden zu bespötteln, aber seine Glückseligkeit kann er sich nur selbst rauben, wozu ihm die Jahre zur Hand gehen.

Werfen wir einen Blick hinter die ersten Epauletten zurück, so liegt da eine wahre Fundgrube freudiger Empfindungen für die Gegenwart. Das Joch der Erzieher, Lehrer, Inspektoren, und wie die Arten und Aemter der Jugendbedränger alle heißen mögen, für welche die steife Ehrerbietung der liebenswürdigsten Weltmänner keine andere Benennung ausfindig zu machen wußte, als den der „Eigenmächtigkeit". Wie durch einen Zauberschlag zurückgeschleudert, liegt hinter den ersten Epauletten das fatale Rüstzeug des sogenannten gelehrten Wissens, die Bücher, mit denen doch eigentlich kein Hund hinter dem Ofen hervorzulocken ist. Da liegt sie nun die korpulente Geographie, welche wir am Schnürchen herzusagen verstehen, um dennoch den Weg ins nächste Dorf zu verfehlen. Neben diesem Musterbilde der Trockenheit ruht der Beweis, daß sogar das Außerordentlichste übertroffen werden kann durch den entsetzlichen Noël, dessen gramatikalische Regeln Lämmer zur Verzweiflung zu bringen, Tauben zur Bosheit zu reizen vermögen, ohne im Stande zu seyn, herbeizuführen, daß unser Französisch von irgend einer Menschenseele verstanden werde. Weit, weit hinter uns liegen auch die Gretsch'schen Anfangsgründe der russischen Sprache, deren Vortrefflichkeit groß seyn mag, die uns aber in der Praxis eben so im Stiche lassen, wie alle aus Büchern geschöpfte Weisheit; denn was nutzt es mir, daß ich die Kunst, ein reicher Mann zu werden, auswendig lernte? Ich konnte darum doch immer zu keinem Zwecke kommen!

Ich schweige über den Stoß anderweitiger Literatur, womit der Epaulettenträger gequält worden ist, um später sich eine ziemliche Zeit hindurch damit beschäftigen zu müssen: das baldmöglichst wieder los zu werden, was er sich unter Marter und Qual an den Hals studirt.

Die ersten Epauletten befreien von der Zwangsjacke sogenannter öffentlicher Erziehung in den Kadetten-Anstalten, wohin wir in zartester Jugend gethan wurden, um alle Natur abzuschwören, um völlig zu verlernen, daß wir dem Leben angehören. Es hört die Zeit endlich auf, wo man uns durchweg zu Maschinen heranbildete, uns nur maschinenmäßig behandelte. Wir entrinnen slawa Bogu! (Gott sey Dank) den uns in einer solchen Offizierbäckerei täglich und stündlich umgebenden Lastern. Mit einem frohen Ach! verlassen wir diese militairisch geschulten Jugendklöster, in denen der Mensch zu nichts Wenigerem als zum Menschen herangezogen wird. Kein Wort mehr von jener slawischen Zucht, hinter der — gerade ihrer äußeren, stocksteifen Strenge und Tyrannei halber — bei jeder Gelegenheit das Ueberschlagen in die ausgelassensten Extreme lauert, wie der Verführer auf das ängstlichst behütete Mädchen. Die Examen-Proben, in denen jede bei der Examen-Komödie abzuhaspelnde Antwort ängstlich eingeübt wurde, haben kein Ende, so wie auch die peinlichen Vorbereitungen auf die unbestimmten Besuche des Kaisers, wobei den armen Kadetten die Antworten auf alle mögliche Fragen, welche der Herrscher an sie richten könnte, eingetrichtert werden, damit die liebe Unschuld nicht etwa gelegentlich mit diesem und jenem Unerwünschten herausplatze.

Nach allem diesem wird hoffentlich der Versicherung Glauben geschenkt werden, daß es kein froheres Gefühl auf Erden giebt und geben kann, als das: eine solche Zeit hinter sich zu haben, und darum würde helle Freude aus den kleinen Gesichtszügen des Säuglings in der Wiege leuchten, könnte sich derselbe auf diese Stufe des Lebens in der Voraussicht versetzen. Ich bilde mir auch steif und fest ein, daß Knaben, die in der Wiege lächeln und lachen, Träume aus dem Kornetenleben haben müssen.

Die ersten Epauletten sind im Stande, unseren Gefühlen, Eigenschaften und Neigungen völlig andere Benennungen zu geben. Das, was man gewöhnlich Caprizen nennt, bekömmt nun den Namen Leichtsinn; vorheriger Eigensinn wird jetzt starker Charakter genannt; ehemalige Faulheit nennt man jetzt Sorglosigkeit, und der träge Kornet nimmt sich, mit der unfehlbaren Tabackpfeife in der Hand, auf einen Divan hingestreckt, sogar höchst malerisch aus. Vorherige Gefräßigkeit veredelt sich, und man giebt ihr den liebkosenden Namen des Naschens, man titulirt den Fresser Gourmand, erfreut sich sogar höchlich seines steten und guten Appetits. Stellte man sich sonst vor einen Spiegel, um seine geliebte Gestalt, sein angebetetes Gesicht zu betrachten, so wurde von albernen Knabenstreichen und dergleichen gesprochen, während dermalen ganz gleiche Verfälle prächtig bemäntelt werden, indem höchstens von stutzerhafter Parade die Rede ist, wo nicht von Gewandheit der Jugend. Keck klirren die silbernen Sporen, hell klingt die Säbelscheide, und der Milchbart wird, ohne Anstand, bei jeder Gelegenheit gestreichelt, damit derselbe baldmöglichst zum stattlichen Schnurrbart werden möge, den man, pâ formu (nach der Form) verstutzt, zur Schau tragen könne. Es ist vollkommen in der Ordnung, daß die ersten Epauletten vor jedem Spiegel verbessert werden müssen, ja man würde das Gegentheil kaum liebenswürdig finden, wenn es nicht geradezu als Unterlassungssünde ausgegeben werden sollte. Glückliche Zeit, wo die ersten Epauletten den jungen Mann in die Welt einführen und ihn derselben bekannt machen, ohne daß er sie kennt, ohne daß er Näheres von den Früchten des Lebensbaumes weiß. Der Kornet hat keinen Feind, keinen Gegner, keinen Nebenbuhler, denn die, welche als solche genannt werden könnten, dienen in der That nur als Folien des Kornettenglückes. Dergleichen findet sich in der wahren Gestalt erst beim General, Oberst, Rittmeister, Kammerherrn und Kammerjunker, welche allerdings auf einer höheren Lebensstufe stehen und mehr Achtung, mehr Gewicht haben, ohne jedoch in gleich reizvoller Beweglichkeit zu prangen. Die diplomatische Note genießt auch ein weit überwiegendes Ansehen neben dem Liebesbriefchen, das der jugendlichen Schönheit zugesteckt wird, allein welch ein Unterschied in Betreff des Reizes herrscht dennoch zwischen beiden! Ueberdies liegt es ja in der menschlichen Natur, daß man sich im Stande der Hoffnung allzeit glücklicher fühlt, als in jenem der erfüllten Wünsche, und welcher Stand gäbe mehr Veranlassung zu Aussichten und Hoffnungen, als der des Kornets?

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Beiträge zur französischen Geschichte, von Dr. K. G. Jacob. *)

Der den Freunden historischen Studiums, namentlich auch durch seine Beiträge zu Fr. v. Raumer's Taschenbuch, rühmlichst bekannte Verfasser vereint unter obigem Titel vier an verschiedenen Orten früher erschienene und seitdem umgearbeitete oder doch durch neue Zusätze bereicherte Aufsätze, in denen er aus den letzten Decennien des vergangenen Jahrhunderts einzelne, mit vieler Liebe und scharfer Kritik der Quellen gezeichnete Bilder uns darbietet. Sie gehören zum Theil Regionen an, die in der Regel abseits der großen Heerstraße historischer Studien gelassen werden, jedoch nicht minder dazu dienen, für die Ereignisse jener folgenreichen Zeit uns einen interessanten Standpunkt darzubieten. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand in einer tüchtigen, echt deutschen Art, die wohl geeignet ist, falsche und schiefe Ansichten, wie sie zur Entweihung des Gebietes der gründlichen und unabhängigen Geschichtschreibung durch die französische Memoiren-, Pistorien- und Journal-Literatur und einen Theil der ihr nacheifernden deutschen nur zu häufig verbreitet sind, zu entkräften. Mit diesen Vorzügen, die ihn dem Geschichtsforscher vom Fache werth machen, verbindet er aber auch eine Leichtigkeit der Darstellung und eine Geschicklichkeit, die interessanten Momente hervorzuheben, daß hierdurch seine Aufsätze auch jedem Gebildeten eine anziehende Lektüre gewähren.

In dem ersten Aufsatze, „über den Charakter und den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich" (zuerst erschienen 1838 im 9ten Jahrg. des Raumerschen hist. Taschenbuchs), hat er sich die Aufgabe gestellt, die durch Haß, Parteigeist und Unkunde entstellten Quellen, aus denen die Geschichte der Königin geschöpft zu werden pflegt, einer gerechten Prüfung zu unterziehen, und ist dadurch zu einem Resultate gelangt, das zwar von der herrschenden, die Königin verdammenden Ansicht vielfach abweicht, aber, trotz seines offenen Geständnisses, den Gegenstand mit besonderer Vorliebe und Wärme behandelt zu haben, die Beistimmung des unparteiischen Lesers gewinnt. In der vorliegenden neuen Bearbeitung ist keine Seite ohne mehrfache Veränderung in Ausdruck, Fassung und Inhalt geblieben, wozu die seitdem erschienenen einschlägigen Schriften benutzt worden sind. Als Beilage giebt der Verf. einen zuerst in der Zeitung für d. eleg. Welt v. 1836 gedruckten Aufsatz: die erste Aufführung von Beaumarchais' Hochzeit des Figaro. Bei diesem Ereignisse müssen auch wir mit dem Verf. es auffallend finden, daß die Königin, nachdem sie über die Aufführung dieses Stückes im Théâtre français (1784) ihr Mißfallen vielfach zu erkennen gegeben hatte, es dennoch nicht nur auf ihrem Privat-Theater aufführen ließ, sondern sogar selbst die Rolle der Susanne übernahm. „Dies gehört", sagt der Verf. (p. 161), „zu den Widersprüchen im Charakter dieser liebenswürdigen und doch so beklagenswerthen Fürstin, aus denen sich jener Haß gegen sie entwickelt hat, dessen unschuldiges Opfer sie einige Jahre später später geworden ist."

Der zweite Aufsatz, „die Frauen in der französischen Revolution", erschien zuerst 1840 im ersten Jahrg. der neuen Folge des gedachten Taschenbuchs. In der vorliegenden Bearbeitung hat der Verfasser diese Skizzen und Zusammenstellungen, wie er sie nennt, bis zu Napoleon's Regierung fortgeführt und macht besonders auf den Wendepunkt aufmerksam, der von da an in dem gesellschaftlichen Leben in Frankreich eintrat, „indem viele Sitten und Gebräuche wiederkehrten, welche durch die Revolution für immer vertilgt zu seyn schienen." Unter den hierbei neu benützten Schriften heben wir Lairtullier's mit Vorsicht zu benützendes Buch: Les femmes célèbres de 1789 à 1795 et leur influence dans la Révolution hervor. Zu den interessanteren Zusätzen gehören die Nachrichten über Rosa Lacombe und die von ihr gestiftete Société de femmes républicaines et révolutionnaires, die Rettung Lacretelle's durch Mad. La Sénechal, aus dessen: Dix années d'épreuve pendant la révolution, über die Verhältnisse der Salons der Neureichen und Altadeligen (Salons dorés) ꝛc. Einen besonderen Abschnitt hat der Verf. der Gemahlin Napoleon's, Josephinen, gewidmet, deren er in der ersten Bearbeitung nur mit wenigen Worten gedacht hatte.

Der dritte Aufsatz, zuerst erschienen in der Branschen Minerva (1838), schildert „die Herzogin von Abrantes aus ihrem Leben und Büchern", und zwar unternahm der Verf. die Bearbeitung desselben aus doppeltem Grunde (Vorrede p. XI): einmal, weil es anziehend sey, neben den Schlachten, Lagerbildern und Feldzügen der Bonapartischen Herrschaft auch das innere Leben und den Verkehr unter den Vornehmen jener Zeit kennen zu lernen; andererseits, weil aus dem Memoirenbuch das für längere Zeit Nachhaltige herauszuziehen gewesen sey. Besonders beachtenswerth ist die Zusammenstellung und Beurtheilung der Frauen, welche in Deutschland und Frankreich ihre eigenen Memoiren geschrieben haben. — Aus dem Komnenischen Königsgeschlecht entsprossen, einer mit den Bonaparte's bereits in Korsika befreundeten Familie angehörend, wurde Laura von Permon im J. 1800 die Gattin des Generals Junot und theilte mit Liebe und Treue dessen günstiges und ungünstiges Schicksal bis zu seinem Tode (1813). Die von Ludwig XVIII. ihr bewilligte Pension reichte nicht zur Bestreitung ihres Hauswesens, und um sich Geld zu verschaffen, griff sie zur Feder; doch sie betrieb die Schriftstellerei fast zu fabrikmäßig — je zahlreicher ihre Bände wurden, desto mehr nahmen ihre Leser ab. Zuletzt bedrückten noch körperliche Leiden die unglückliche Frau. Während sie todtkrank lag, ließ einer ihrer Gläubiger wegen einer Schuld von 400 Francs ihre Habe mit Beschlag belegen; sie mußte aus dem leeren Hause in ein Krankenhaus gebracht werden und starb, die Wittwe des Marschalls Junot, Herzogs von Abrantes und Waffengefährten Napoleon's, im Hospitale, am 7. Juni 1838. Doch ihrem Leichenzuge folgten Victor Hugo, Chateaubriand, Dumas, Sory de St.-Vincent und andere Notabilitäten.

Von der Schilderung zarter Frauengestalten geht der Verfasser im letzten Aufsatze zur Darstellung jener schrecklichen, schändlichen Begebenheit über, die, obwohl vor beinahe 50 Jahren verübt, uns noch immer mit Entrüstung über die Verhöhnung alles Völkerrechts erfüllt, wir meinen: die Ermordung der französischen Gesandten bei Rastadt, am 28. April 1799, wozu die neuere europäische Geschichte nur ein einziges Seitenstück, die Ermordung der Gesandten Frankreichs an die Pforte auf mailändischem Gebiete (1541), kennt. Nach den Resultaten unseres Verf., die er, hauptsächlich den Mittheilungen des preuß. Geh. Raths Dohm folgend und neuere Ansichten und Aeußerungen vergleichend, gewonnen hat, ist die Schandthat höchst wahrscheinlich auf Betrieb des österreichischen Ministers, Grafen Lehrbach, geschehen, welcher neben Befriedigung persönlichen Hasses dabei hauptsächlich beabsichtigte, aus den Gesandtschafts-Papieren diejenigen Personen kennen zu lernen, von welchen er vermuthete, daß sie durch geheime Verbindungen in Frankreich seine auf die Vergrößerung von Oesterreichs Hausmacht absehenden Pläne zu durchkreuzen trachteten.

*) Bisher Professor zu Pforte und jetzt in Halle privatisirend. Leipzig, Vogel, 1846.

Jüdische Notabilitäten in Paris.

Als vor einigen Tagen das französische Journal Le Siècle ein hübsch ausgeschmücktes Geschichtchen von dem Uebertritte der berühmten tragischen Schauspielerin Rachel zur katholischen Kirche erzählte, wollten viele andere Journale und Personen an diesen Glaubenswechsel nicht glauben, und ein Journal sagte: „Der Uebertritt eines Juden kann nur zwei Hauptgründe haben: entweder er ist von den Wahrheiten des Christenthums durchdrungen, oder von den Vortheilen des christlichen Staates. Ersteres bei Dlle. Rachel anzunehmen, die eher dem Heidenthum der Griechen und Römer, als dem Glauben ihrer Väter oder dem Christenthum anzuhängen scheint, liegt kein Grund vor; das Zweite kann aber bei ihr noch weniger der Fall seyn, da unser Frankreich glücklicherweise seinen christlichen Künstlern und Gelehrten keine Vortheile vorbehält, die es den jüdischen entzieht. Wir können auch, aufrichtig gestanden, nicht einmal sagen, daß uns die Nachricht, selbst wenn sie wahr wäre, so ganz besondere Freude machen würde, da wir dann fürchten müßten, Dlle. Rachel, die uns als Französin, gleichviel ob Jüdin oder Christin, große Ehre macht, hätte doch aus Eigennutz ein Engagement in Deutschland angenommen, etwa beim Großherzog Rudolph von Gerolstein, wo sie als Grundbedingung ihrer theatralischen Verdienste den Taufschein produziren müßte ...."

Daß die Nachricht wirklich falsch war, zeigte das Siècle nachher durch einen an dasselbe gerichteten Brief von Dlle. Rachel selbst an, wobei das Blatt nicht ermangelt, dieser Dame und den französischen Juden überhaupt allerlei Lob zu spenden.

Auch die Zeitschrift L'Illustration (die Pariser illustrirte Zeitung) widmet den Pariser Juden und ihren religiösen Gebräuchen einige ihrer illustrirten Artikel, wobei von den ausgezeichneten Männern in Kunst und Wissenschaft die Rede ist. Wir theilen diese Namen hier mit, können jedoch nicht unbemerkt lassen, daß mehrere derselben deutschen Ursprungs sind.

„Die israelitische Gemeinde in Paris, die ungefähr aus 12,000 Seelen besteht, kann mit gutem Grunde auf eine schöne Zahl von Notabilitäten stolz seyn. Durch die neuesten Wahlen sind vier Pariser Juden zu Deputirten gewählt worden (d. h. nicht für die Stadt Paris, sondern für Arrondissements in der Provinz): Max Cerfbeer, Oberst im Generalstabe: Crémieux, berühmter Advokat; Benoit Fould und Achille Fould, bekannt durch ihre großen Finanz-Operationen. Aus der Magistratur heben wir hervor Anspach, Substitut des königl. Prokurators. Als öffentlichen Lehrer nennen wir Franck, Professor der Philosophie und Mitglied des Instituts (Verfasser mehrerer geschätzten, auch ins Deutsche übersetzten Werke). In der Verwaltung ist Edmond Halphen, Adjunkt des Maires des zweiten Arrondissements. In der Kunst Fromental Halevy, Mitglied des Instituts, Komponist der „Jüdin", der „Musketiere der Königin" und vieler anderen Opern; Dlle. Rachel, die berühmte Tragödin. In der Literatur J. Salvador, Verfasser der Histoire des institutions de Moise; Leon Halevy (Bruder Fromental's; Beide sind Söhne eines deutschen Israeliten aus Glogau), Verfasser einer Uebersetzung des Horaz, der Poésies européennes, einer Sammlung von Fabeln, welche den Preis der Akademie erhielten, des Werkes La Grèce tragique, mehrerer Tragödien und Theaterstücke, die mit Erfolg auf den Theatern der Hauptstadt gegeben wurden; S. Munk und Albert Cohn, gelehrte Orientalisten (Ersterer, Beamter an der Pariser Königl. Bibliothek, ist aus Glogau gebürtig und ein Zögling der Berliner Universität; Letzterer stammt aus Preßburg); Levi, Professor der Literatur, Verfasser mehrerer Erziehungsschriften; Worms, Verfasser eines Werkes Sur la Propriété dans les pays Musulmans; Brunswick und Dennery, dramatische Schriftsteller."

So anständig aber auch die Zahl der ausgezeichneten Pariser Juden der Illustration erscheint, so müssen sich Deutsche doch über die Kleinheit dieser Zahl wundern, und wir sagen es frei, daß eine Gemeinde von 12,000 Seelen

in Paris, wo so viele Celebritäten und Bildungs-Anstalten sind, mehr berühmte Namen aufzuweisen haben müßte. Berlin, das eine viel kleinere Gemeinde hat, zählt in mancher Straße so viele jüdische Namen in Kunst und Wissenschaft, wie uns die Illustration für ganz Paris angiebt. Freilich haben hier die staatlichen Verhältnisse der Juden bisher keine berühmte Schauspielerin und keinen Obersten des Generalstabs der Armee unter ihnen bedingen können; dagegen besitzt die Berliner Gemeinde nicht blos einen Komponisten, der ausgezeichneter als Halevy ist, sondern Gelehrte und Künstler in allen Fächern, die an Leistung und Zahl höher als die Pariser stehen. Und wenn man erst die seit einigen Decennien zum Christenthum übergegangenen Berliner Juden mit rechnen wollte! Es ist dieses Verhältniß abermals ein Beweis, daß die französischen Juden im Allgemeinen weniger Bildung als die deutschen haben, und daß allerdings die Berliner Juden durch Mendelssohn seit hundert Jahren einen großen Vorsprung erlangten. *)

Zum Beweise, wie vollendet die bürgerliche Gleichstellung der Juden in Frankreich, braucht man nur die französischen Blätter zu lesen, worin Heirats-Anzeigen zwischen Christen und Juden u. dgl. m. zu lesen sind. Wissen doch die Leser des Buches der 101, daß die einzige Tochter eines Grafen vom ältesten Adel den jüdischen Fabrikanten Samuel Levi geheiratet! Im Jahre 1843 ließ sich eine vornehme Engländerin in der Pariser Synagoge mit einem Juden trauen, nachdem sie dessen Treue und dessen Glauben angenommen, und erst vor einigen Wochen ist in Bordeaux ein Unteroffizier der dortigen Garnison, ohne Scheu vor einer schmerzlichen Operation, Jude geworden (!). Aber wir wollen zwei Thatsachen anführen, welche zeigen, wie sehr alle Unterschiede der Konfession der bürgerlichen Stellung gegenüber gewichen sind: Vor kurzer Zeit, ich glaube es war 1845, trug ein christlicher Deputirter in der Kammer darauf an, daß man ein Gesetz über die jüdischen Fabrikarbeiter erlasse, vermöge dessen der christliche Fabrikant gehalten seyn soll, sie am Sonnabend frei zu lassen. Der Deputirte gründete seinen Antrag darauf, daß die Juden eben so gerechte Ansprüche hätten, am Sonnabend unbeschäftigt zu bleiben wie die Christen am Sonntag. Allein ein jüdischer Deputirte erhob sich gegen den Antrag mit der Erklärung, den Juden seyen in Frankreich alle Wünsche erfüllt, die Arbeitsfreiheit am Sonnabend wünschen sie aber nicht, und es sey genug, wenn der christliche Fabrikherr den jüdischen Arbeitern erlaube, am Sonnabend eine Stunde für die Synagoge zu bestimmen. Dabei beruhigte sich auch die Kammer.

Vor einigen Jahren schlug man dem Könige einen jüdischen hohen Offizier zur Pairswürde vor. Eine Freundin des Kandidaten war zufällig fromme Christin mit etwas Neigung zur Proselytenmacherei, und da sie die warme Empfehlerin war, die ihn in die Pairskammer bringen wollte, so ließ sich der Pair in spe bereden, das Christenthum anzunehmen, in der Hoffnung, dadurch alle Hindernisse weggeräumt zu haben. Aber kaum hörte der König von diesem Glaubenswechsel, so brach er die Verhandlung ab und benahm dem Christen alle Hoffnung, die der Jude schon fest begründet hatte. Der König soll scherzend gesagt haben, es sey ihm darum zu thun gewesen, einen verdienten Juden in die Pairskammer zu setzen, um zugleich der Welt zu zeigen, daß in Frankreich nur das Verdienst alle Ansprüche auf Auszeichnung begründe, seitdem aber der General — nicht mehr Jude sey, könne er auch nicht Pair von Frankreich werden! F. L.

*) Barnhagen v. Enst in seinem neuesten Werke erzählt, die französischen Offiziere, die 1806—1808 in Berlin waren, hätten gegen Rahel ihr Erstaunen über die hohe Bildung der hiesigen Juden ausgesprochen, worauf diese geantwortet: „Ils sont les juifs de Frédéric le Grand." Aber diese Antwort war nicht ganz richtig, da Friedrich nichts für die Juden gethan. Richtiger wäre gewesen: „Ils sont les juifs de Mendelssohn." Moses Mendelssohn hat durch seine Weisheit, Bildung und Tugenden, durch seinen Umgang und durch seine Schriften die Berliner Juden für die Wissenschaft gewonnen und begeistert, und sein Freund David Friedländer hat das begonnene Werk fortgesetzt.

Mannigfaltiges.

— Wie sich die Zeiten ändern. Der alte französische Essayist Michel Montaigne, der im J. 1581 eine Reise in Deutschland und Italien gemacht und diese beschrieben hat, befand sich am 1. März in Rom, als dort eine russische Gesandtschaft eintraf, um den Papst zu bitten, daß er als Vermittler in den Streitigkeiten der Moskowiter und der Polen auftrete. Nachstehendes sind die Worte, mit denen Montaigne dieser Gesandtschaft erwähnt:

„Der Botschafter des Moskowiters kam ebenfalls heute an diesem Orte an, gekleidet in einem scharlachenen Mantel .... Es ist dieses der zweite Botschafter aus Moskau, der zu dem Papste gekommen. Der andere war hier zur Zeit Papst Paul's III. Man sagt, daß sein Auftrag dahin gehe, den Papst zu bewegen, daß er sich dazwischenlege in dem Kriege, den der König von Polen mit seinem Herrn führt. Er giebt vor, daß dieser es sey, der den ersten Stoß von Seiten des Türken aushalten müsse, und daß, wenn sein Nachbar ihn schwächte, er zu einem anderen Kriege außer Stande seyn würde, wodurch dem Türken ein großes Loch geöffnet werde, um zu uns zu kommen; wobei er denn auch das Anerbieten macht, in einigen Religions-Differenzen, die er mit der römischen Kirche hat, nachgeben zu wollen. Man hat ihn in der Wohnung des Kastellans (Gouverneurs von Rom) aufgenommen, gleichwie dies mit dem Anderen zur Zeit des Papstes Paul III. geschehen war, und beköstigt ihn für Rechnung des Papstes ....

„Er konnte keine andere Sprache als die seinige reden und war ohne Dolmetscher angekommen. Er hatte blos drei oder vier Leute im Gefolge und sagte, daß er mit großer Gefahr in einer Verkleidung durch Polen gereist sey. Seine Nation ist so unwissend in diesseitigen Angelegenheiten, daß er nach Venedig Briefe seines Herrn mitbrachte, die an den Obergouverneur der Signoria von Venedig adressirt waren. Als man ihn über den Sinn dieser Aufschrift befragte, erwiederte er, daß seine Landsleute glaubten, Venedig gehöre zur Jurisdiction des Papstes, und daß er dahin Gouverneure schicke, wie nach Bologna. Gott weiß, mit welchem Gesicht diese hochmögenden Herren eine solche Unwissenheit aufgenommen haben!" *)

— Ingemann's Kunnuk und Naja. Diese grönländische Erzählung des geschätzten dänischen Schriftstellers ist so eben in einer deutschen Uebersetzung von Ludwig Reuscher, und zwar in einer sehr schön ausgestatteten Taschen-Ausgabe erschienen, die — besonders auch wegen des Inhalts der Erzählung, deren Mittelpunkt die grönländischen, eben so muthigen als menschenfreundlichen Missionaire bilden — zu einem Festgeschenk in dieser Weihnachtszeit ganz vorzüglich geeignet ist. **) Ingemann selbst ist zwar nie in Grönland gewesen, aber er hat sein Bild dieses Landes nichtsdestoweniger mit den wahrsten Farben gemalt, denn es ist der Reflex des Hineinlebens eines poetischen Gemüths in die Schriften der beiden Egede (Hans Egede's Leben, von Lund, Hans Egede-Saabye's Tagebuch und Bischof Paul Egede's Nachrichten von Grönland), worin auch die Helden dieser Erzählung, Egede-Saabye selbst und Kunnuk, schon mit denselben Grundlinien gezeichnet sind, die Ingemann nur vollständiger und künstlerischer ausgeführt hat. „Die Grönländer sind ein glückliches Volk", sagt der Verf. in einer Nachschrift zu seiner Erzählung. „Daß sie zugleich ein nicht wenig geistig begabtes Volk sind, ist aus vielfachen Berichten über sie einleuchtend. Ihre Stammverwandtschaft mit den Eskimo's oder den Bewohnern des nördlichen Labradors ist durch die Uebereinstimmung der Sprache, wie durch die Aehnlichkeit der Körperbildung und der Sitten, bereits nachgewiesen. Die Eskimo's führen ebenfalls ein freies Naturleben, ohne Gesetze und Regierung, während sich eine öffentliche Meinung unter ihnen durch Lieder ausspricht, deren Tadel in den meisten Fällen als eine demüthigende Strafe gilt — ein Zug im Volks-Charakter, der allein schon auf einen tiefen Sinn für Wahrheit und Recht hindeutet, wie er oft bei kultivirten Völkern nicht anzutreffen. Die beschränkten Geistesfähigkeiten und den Mangel an religiösen Begriffen, die man sonst gewöhnlich den Eskimo's beimißt, dürfte derjenige, der die verschiedenen Berichte über die Grönländer vergleicht, bei diesem nördlichen Zweige des gedachten Volksstammes kaum antreffen .... Daß die Grönländer ein poetisches Volk sind, beweisen ihre nationalen Gebräuche hinlänglich, während fast alle ihre Lebensäußerungen in Bildern und Liedern voll des tiefsten Gefühls, sowohl der Freude als des Schmerzes, und voll lebendiger Phantasie sich kundgeben."

*) Wir theilen nachstehend die Originalworte des alten französischen Schriftstellers mit:

„L'ambassadeur du Moscovite vint aussi ce jour-là à cette station, vestu d'un manteau escarlatte .... C'est le deuxième ambassadeur de Moscovie qui soit venu vers le pape. L'autre fut du temps du pape Paul III. On tenait là que sa charge portait: d'émouvoir le pape à s'interposer à la guerre que le roy de Pologne faisoit à son maistre; alléguant que c'estoit à luy à soutenir le premier effort du Turc, et si non voisin l'affoiblissant, qu'il demeureroit incapable à l'autre guerre, qui seroit une grand'fenestre ouverte au Turc pour venir à nous; offrant encore se réduire en quelque différence de religion qu'il avoit avecq l'église romaine. Il fut logé chez le Castellan, comme avoit été l'autre du temps de pape Paul, et nourri aux despens du pape ....

„Il ne savoit parler nulle langue que la sienne, et étoit venu sans truchement. Il n'avoit que trois ou quatre hommes de train, et disoit être passé avecq grand danger traversé au travers de la Pologne. Sa nation est si ignorante des affaires deça, qu'il apporta à Venise des lettres de son maistre adressantes au grand gouverneur de la Seigneurie de Venise. Interrogé du sens de cette inscription, il respondit qu'ils pensoient que Venise fust de la dition du pape, et qu'il y exerçast des gouverneurs, come à Bouloigne. Dieu sache de quel gousst ces magnifiques reconnoissent cette ignorance."

**) Kunnuk und Naja, oder die Grönländer. Eine Erzählung von Bernh. Severin Ingemann. Aus dem Dänischen übertragen von Jul. Reuscher. Berlin. C. H. Schultze, 1846.

Der Weihnachts-Feiertage wegen kann das nächste Blatt des Magazins erst am Montag Abend ausgegeben werden; gleichwohl wird auch dieses Quartal wieder 39, und der ganze Jahrgang 156 Nummern zählen.

Der bevorstehende Jahreswechsel veranlaßt uns, Diejenigen, die das

Magazin für die Literatur des Auslandes

neu bestellen wollen, zu ersuchen, dies baldigst zu thun, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Der Preis bleibt unverändert 3 Thlr. für den Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Jägerstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 155. Berlin, Dienstag den 29. Dezember 1846.

Polen.

Einige Aktenstücke des Wiener Kongresses in Bezug auf Polen.

Die Einverleibung Krakau's in die österreichische Monarchie hat die Federn aller Länder, in denen politische Erörterungen gestattet sind, in Bewegung gesetzt. Man hat das Recht der drei Höfe, über das Gebiet zu verfügen, das unter ihren ausschließlichen Schutz gestellt war, von der einen Seite nachzuweisen gesucht und von der anderen durch entschiedene Protestationen in Abrede gestellt. Angenommen wird, daß die dabei betheiligten beiden deutschen Mächte nur mit Widerstreben in ein Uebereinkommen gewilligt, das weder ihre physische noch ihre moralische Macht vermehrt, und daß es einzig und allein Rußland ist, welches durch die Aufhebung des Freistaats Krakau gewinnt, insofern seine in Bezug auf Polen immer im Auge behaltene Politik dadurch ihrem Ziele um ein Bedeutendes näher gerückt wird. Ein Blick auf die Verhandlungen und Aktenstücke des Wiener Kongresses kann dazu dienen, diese Ansicht zu erläutern und zu bestätigen. Allerdings hat Kaiser Alexander einen Augenblick den Eingebungen seines Herzens nachgegeben, indem er, den §. 1 der Wiener Kongreß-Akte in seiner liberalsten Bedeutung auslegend, dem von ihm neu geschaffenen kleinen Königreiche Polen Institutionen verlieh, die seine übrigen Staaten entbehrten; allein schon damals, wie auf dem Wiener Kongresse selbst, waren die einflußreichsten russischen Staatsmänner gegen jedes Zugeständniß, das der polnischen Nationalität irgendwie gemacht wurde. Daß man hierunter auch die Herstellung eines rein aus einem freien Entschlusse der drei verbündeten Höfe hervorgegangenen Freistaats Krakau verstand, wird man unter Anderem auch aus der Denkschrift des Grafen Pozzo di Borgo ersehen, aus der wir hierunter Einiges nach den Aktenstücken des Wiener Kongresses mittheilen, welche bekanntlich J. L. Klüber gesammelt und 1815—1819 in acht Bänden herausgegeben hat.

Rußland hatte auf dem Wiener Kongresse zur Belohnung seines Antheils an dem siegreichen Kampfe gegen Napoleon den vollen Besitz von Polen in Anspruch genommen. Da das Herzogthum Warschau, welches von 1807—1812 dem König von Sachsen gehört hatte, von russischen Truppen ganz besetzt war, so hielt der Kongreß zwar für räthlich, nachdem die Unterhandlungen, um einen selbständigen Vermittelungsstaat zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen zu schaffen, zu keinem Resultate geführt hatten, in die Ansprüche der russischen Diplomatie zu willigen, doch hatten anderweitige Unterhandlungen mindestens den Erfolg, daß 1) die an Schlesien und Brandenburg gränzenden, zum Theil von deutschen Kolonisten bevölkerten Mischlande als Großherzogthum Posen an Preußen fielen, 2) die früher österreichischen Bezirke des Herzogthums Warschau, die 1809 von Galizien abgerissen worden waren, wieder an dasselbe zurückkamen und 3) die alte Königsstadt Krakau mit einem kleinen Gebiete, die ebenfalls bis 1809 österreichisch gewesen waren, zu einem eigenen Freistaate erhoben wurden.

Die Noten, welche, kurz bevor dieses Arrangement stattfand, zwischen den Ministern von Großbritanien, Rußland, Preußen und Oesterreich (Frankreich verhielt sich auch bei dieser polnischen Theilung gänzlich theilnahmlos) gewechselt wurden, sind für die Gewinnung eines richtigen Standpunktes nicht uninteressant, weshalb wir dieselben, nach einer von uns aus dem französischen Original besorgten Uebersetzung, hier mittheilen, wobei wir nicht umhin können, auf den großen Unterschied der Ansichten hinzuweisen, die einerseits in der Note, welche den Gedanken des Kaisers Alexander ausspricht, und die andererseits in der Denkschrift des Grafen Pozzo di Borgo herrschen:

I. Note des Lord Castlereagh, vom 12. Januar 1815.

„Im Verlaufe der in Wien stattfindenden Unterhandlungen hat der Unterzeichnete mehreremal Gelegenheit gehabt, sich im Namen seines Hofes, aus Gründen, die in diesem Augenblicke zu entwickeln unnöthig ist, der Wiederherstellung eines Königreichs Polen, das mit Rußland verbunden werden und einen Theil dieses Reiches ausmachen soll, zu widersetzen.

Der Wunsch, den sein Hof beständig dargelegt, ging dahin, in Polen einen unabhängigen, mehr oder weniger ausgedehnten Staat zu sehen, der durch eine besondere Dynastie regiert und eine zwischen den drei großen Monarchieen liegende Macht bilden würde. Wenn der Unterzeichnete nicht den Befehl gehabt, auf eine solche Maßregel zu bestehen, so ist der Grund zu dieser Zurückhaltung kein anderer gewesen, als die Besorgniß, unter den Polen Hoffnungen hervorzurufen, die nachmals eine Ursache des Mißvergnügens werden konnten, da sich dieser Anordnung überdies so viele Hindernisse entgegenzusetzen schienen.

Da der Kaiser von Rußland, nach der abgegebenen Erklärung, in unveränderlicher Weise bei seinem Plane beharrt, den Theil des Herzogthums Warschau, welcher ihm zufallen soll, eben so wie sämmtliche oder einen Theil der polnischen Provinzen, die bereits Seiner kaiserl. Majestät gehören, als ein Königreich zu errichten, das einen Theil seines Reiches bildet, und da Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen, die bei dieser Anordnung am unmittelbarsten betheiligt sind, aufgehört haben, sich ihr zu widersetzen, so bleibt dem Unterzeichneten, der gleichwohl bei seinen früheren Vorstellungen in Bezug auf diesen Gegenstand beharren muß, nichts übrig, als den aufrichtigen Wunsch auszusprechen, daß für die Ruhe des Nordens und das allgemeine europäische Gleichgewicht keiner der Uebelstände daraus hervorgehen möge, die diese Maßregel besorgen läßt und die ins Auge zu fassen, seine schmerzliche Pflicht ist.

Um jedoch so viel als möglich den unglückseligen Folgen vorzubeugen, die daraus entspringen können, ist es von hoher Wichtigkeit, die öffentliche Ruhe in allen den Gebieten, die einst das Königreich Polen bildeten, auf einigen soliden und freisinnigen Grundlagen zu befestigen, die dem allgemeinen Interesse entsprechend sind, und daselbst, welches auch übrigens die Verschiedenheit der politischen Institutionen seyn möge, die sich gegenwärtig dort finden, ein Verwaltungssystem einzuführen, dessen Formen zugleich versöhnlicher Art und in Uebereinstimmung mit dem Geiste des Volkes sind.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß nicht auf das Bestreben, die Sitten und Gewohnheiten der Polen zu vernichten, die Hoffnung zu begründen sey, das Glück dieser Nation und den Frieden dieses wichtigen Theiles von Europa zu befestigen. Vergeblich hat man versucht, durch Institutionen, die ihren Gewohnheiten und Meinungen widerstreben, die Existenz, die sie als Volk gehabt, und selbst ihre Muttersprache bei ihnen in Vergessenheit zu bringen. Es haben sich solche Versuche, mit welcher Beharrlichkeit sie auch fortgesetzt und wiederholt wurden, allezeit als fruchtlos ausgewiesen. Sie haben nur dazu gedient, Mißvergnügen und das peinliche Gefühl von der Herabwürdigung dieses Landes zu erzeugen, und werden auch niemals eine andere Wirkung haben, als Aufstände zu erregen und den Gedanken wieder in die Vergangenheit zurückzuführen.

Nach diesen Motiven und um der Einmüthigkeit der Gesinnungen, die der Unterzeichnete die Genugthuung gehabt, von den verschiedenen Kabinetten getheilt zu sehen, herzlich sich anzuschließen, wünscht er sehnlichst, daß die erhabenen Monarchen, denen die Geschicke der polnischen Nation anvertraut sind, bewogen werden möchten, bevor sie Wien verlassen, sich gegenseitig zu verpflichten, den Theil des Volkes, der ihrer respektiven Herrschaft anheimfällt, als Polen zu behandeln, welches auch übrigens die politischen Institutionen seyn mögen, die es ihnen gefallen wird, dort hervorzurufen."

(Schluß folgt.)

Portugal.

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

II. Die niederen Volksklassen.

Der dritte Stand der Gesellschaft hat in Portugal ebenfalls seine eigenthümlichen Belustigungen, unter denen ein Feiertags-Ausflug nach einem benachbarten Dorfe, wo es eine „Romaria", eine „Festa" oder Lustbarkeit giebt, obenan steht. Eine „Romaria" ist ein Fest zu Ehren eines Heiligen, das man gewöhnlich auf einem freien Platze vor der Dorfkirche feiert. Hier werden Buden und Stände errichtet zum Verkauf gebratener Fische, süßer Kuchen und der Bilder des Heiligen, womit die Gäste bei der Heimkehr ihre Hüte schmücken. Das Volk versammelt sich aus einem Umkreise von einigen Stunden in seinem feierlichsten Anzuge, die jungen Männer mit ihren flachköpfigen und breitrandigen Hüten, die lustig auf einer Seite sitzen, mit ihren Jacken auf den Schultern, um die schöne farbige Weste und die weißen Hemdärmel zu zeigen, und größtentheils mit der dreisaitigen Guitarre in den Händen, und die jungen Mädchen in noch weit bunterer Tracht, einige mit einem weißen Tuche über dem Kopfe und einem bunten um den Hals, mit und ohne Mantel, andere in flachköpfigen und breitrandigen Hüten, unter denen schalkhafte Locken so zierlich wie Korkzieher hervorschauen, andere wieder

in hochköpfigen schwarzen Hüten, mit Blumen und Bändern geschmückt, und mit einem prächtigen Tuch um die Schultern. Aber am glänzendsten unter Allen machen sich die Pachterfrauen in blauen Reitkleidern und mit goldenen Ketten, die buchstäblich ihren Hals bedecken, während große goldene Ringe von durchbrochener Arbeit in ihren Ohren hängen. Sie erscheinen gewöhnlich auf einem Maulthiere oder Esel reitend, während ihre Eheherren auf einem Pferde hinter ihnen hertraben, und wahrhaftig, die vornehmste Edelfrau kann keine stolzere Miene annehmen, als diese Frauen, wenn sie, das Bild des Heiligen auf dem Hute und mit „Bacalhao", Konfekt und Wein reichlich angefüllt, nach Hause ziehen. Denn bei solchen Gelegenheiten wird nur wenig gebetet, dagegen viel getrunken und gegessen und am meisten getanzt und gesungen; aber obgleich unzählige Weinfässer auf Wagen herbeigeschafft werden, so ist doch Trunkenheit eine seltene Erscheinung, und noch weniger kommen jene Zänkereien und Raufereien vor, wie sie bei dergleichen Lustbarkeiten und Festlichkeiten in anderen Ländern an der Tagesordnung sind. Die Tänze bestehen in einer nicht eben sehr lebendigen, mit einigen Sprüngen verbundenen Bewegung in der Gestalt einer 8, nach einer langsamen Melodie. Die Tänzer machen dabei gewöhnlich eine sehr ernsthafte Miene, ausgenommen nur, wenn vielleicht ein Stutzer eine witzige Bemerkung fallen läßt, welche die Mädchen mit einem lebhaften Händeklatschen und einem herzlichen Gelächter belohnen. Die Castagnetten scheinen in Portugal nicht gebräuchlich zu seyn; am häufigsten findet man die Guitarre, mit der die Tänzer ihren Gesang begleiten; bei bedeutenden Festas aber spielen große Musikbanden auf.

Es ist höchst ergötzlich, mit einer großen Gesellschaft von einer „Romaria" heimzuziehen. Ein Dutzend Männer gehen mit einander und lassen zu ihren Stimmen das Saitenspiel ertönen, indem Einer nach dem Anderen seine poetischen Stegreifergießungen, bald ernst, bald lustig, wie es die augenblickliche Stimmung verlangt, zum Besten giebt und die Frauen ihnen antworten. Ihre Gesänge können zwar ihrer Eintönigkeit wegen das Ohr ermüden, aber es ist merkwürdig, welche schönen Bilder diese ländlichen Poeten erfinden; sie sind Zöglinge der Natur, der großen Meisterin, und der prächtige Himmel des Tages und die glänzenden Sterne der Nacht, der reine, funkelnde Luftkreis ihrer lieblichen Zone, ihre grünen fruchtbaren Thäler, ihre romantischen Berge, ihre klaren Ströme, vor Allem aber ihre schwarzäugigen Mädchen, Lusitaniens tapfere Söhne und ihre Liebe zur Freiheit sind abwechselnd die Gegenstände ihrer Muse.

Das Freien unter den Landleuten ist eine Angelegenheit sehr zarter und bescheidener Natur. Wenn ein lusitanischer Bauer seiner Geliebten begegnet, so nimmt er ehrerbietig seinen Hut ab und bleibt, auf seinen langen Stab gestützt, in einiger Entfernung stehen, während sie auf der anderen Seite einer Thür oder Mauer, auf der sie ihren Korb abgesetzt hat, ehrbar die Augen zu Boden senkt und mit einem scheinlichen Lächeln um die Lippen dann und wann aus ihren feurigen Augen so glänzende Blicke auf ihren Schäfer wirft, daß es kein Wunder ist, wenn sein Herz in Flammen aufgeht. Die Trauungsfeierlichkeit findet meistens, bei niederen Klassen immer, in der Kirche statt. Der Priester bindet buchstäblich die Hände des liebenden Paares zusammen, und zwar mit dem Ende seiner Stola, ehe er den Ring ansteckt. Er verrichtet das Amt in lateinischer Sprache, während die Zuschauer es nicht im Mindesten für nöthig halten, bei der Handlung etwas feierlichen Ernst zu zeigen, und sobald sie vorüber ist, begrüßen sie die Braut und den Bräutigam mit einem Hagel von Bonbons, ehe es diesen nur möglich ist, sich aus der Kirche zu flüchten. Die jungen Eheleute leben oft jahrelang in dem Hause ihrer Aeltern, bis ihre Familie sich so vermehrt, daß sie sich eine neue Heimat suchen müssen, oder, was noch häufiger ist, bis jenes ihr Eigenthum wird. Die Taufsfeierlichkeiten finden gewöhnlich im Hause der Aeltern statt und werden in der Regel ohne jeglichen Prunk schnell abgemacht. Die einzigen Kirchenfeierlichkeiten, die in Portugal auf imposante Weise vollzogen werden, sind Begräbnisse. Stirbt Jemand von Bedeutung, so wird er am folgenden Tage in seiner von Kerzen erleuchteten Kapelle zur Schau aufgestellt; am Abend bringt man die Leiche in einem offenen Sarge nach einer der Hauptkirchen und stellt sie unter einem Prachthimmel von schwarzem mit Silber besetztem Sammet auf eine mit demselben Stoff bedeckte Bahre. Die Trauernden stellen sich mit Wachskerzen in der Hand in der Kirche auf, während ein Trauergottesdienst mit Musik gehalten wird, die häufig recht schön ist, obwohl die Tonstücke dem Ernst der Feierlichkeit nicht immer angemessen sind. Derselbe Prachthimmel wird auch bei Matronen benutzt, bei Jungfrauen aber ist er immer blau mit Silber und bei kleinen Kindern von verschiedenen bunten Farben.

Die Portugiesen geben ihren gestorbenen kleinen Kindern den poetischen Namen „Anjinhos", Engelchen, und weil sie glauben, daß sie unmittelbar in den Himmel kommen, ohne erst die unangenehme Reise durchs Fegefeuer machen zu müssen, so wird ihr Tod nicht betrauert, sondern als freudiges Ereigniß betrachtet, weshalb man auch die schönsten Gewänder anlegt. So erscheint auch beim Begräbniß derselben Niemand im schwarzen Kleide, und statt Beileidsbezeugungen empfangen die Aeltern nur Glückwünsche. Bei den Armen besonders ist das Begräbniß ihrer Kinder eine wichtige Angelegenheit, und sie scheuen kein Opfer, um die kleinen Leichen aufs schönste auszuschmücken. Die unangenehmste und abgeschmackteste Sitte nach dem Ableben eines Familiengliedes ist das sogenannte „Pesame", der Beileidsbesuch der nächsten Verwandten. Bei seinem Eintritt ins Haus findet der Besucher Flur und Gang nur düster erleuchtet, und, einem Diener folgend, gelangt er in ein schwarz verhangenes Zimmer, wo nur eine einzige kleine Kerze brennt. Er tappt nach der Stelle, wo seiner Meinung nach die Bewohner des Hauses sitzen, verbeugt sich, und nachdem er einige passende Worte gesprochen und Jene sich erhoben und die Verbeugung erwiedert haben, zieht er sich zurück, um auf den an den Wänden angebrachten Sitzen unter den übrigen Gästen Platz zu nehmen, mit denen er sich flüsternd unterhalten darf. Hier muß er bleiben, bis neue Gäste kommen, wo er aufstehen und mit einer Verbeugung sich entfernen darf. Eine solche Sitzung währt durch drei Abende hindurch, und das Sonderbarste bei dieser Sitte ist, daß die Leute gewissermaßen durch Karten dazu eingeladen werden, obwohl die letzteren eigentlich nur auf die Theilnahme am Leichenbegängniß lauten. Sie bestehen aus einem Papier mit breitem schwarzem Rande und einem Grabe als Vignette, worauf zu lesen ist, daß, nachdem es dem Himmel gefallen hat, den hochberühmten Senhor José Antonio Teixera Pinto Alvarenje d'Aziverdo in Gnaden zu sich zu nehmen, dessen Witwe von uns verlangt, wir möchten unser Bestes thun, sein Andenken zu ehren, und seine Leiche zum Grabe geleiten. Da nun diese Einladungen häufig von den Leichenbesorgern und zwar nach Verzeichnissen erlassen werden, die diese noch von früheren Gelegenheiten besitzen, so trifft es sich denn oft, daß dieser oder jener Eingeladene mit der Familie des Verstorbenen gar nicht bekannt ist.

In Rücksicht auf Betriebsamkeit steht das nördliche Portugal auf einer keineswegs ganz untergeordneten Stufe, obwohl die verschiedenen Gewerbe noch an manchen mittelalterlichen Aeußerlichkeiten hängen, wie z. B. noch das Kastenwesen der Innungen dort fortbesteht. Die bedeutendsten Fortschritte hat in den letzten Jahren das Tischlerhandwerk gemacht, und jetzt liefert Porto sehr zierliche und dauerhafte Möbel aller Art nach englischen und deutschen Mustern. Denn obgleich die Portugiesen überhaupt nicht mit großem Erfindungsgeist bedacht sind, so verstehen sie es doch, ein vorliegendes Muster mit Genauigkeit und Geschmack nachzubilden. Es giebt in Porto zwei Eisengießereien, die zwar von Engländern und Franzosen geleitet werden, aber nur Portugiesen zu Arbeitern haben. Die englische hat unter Anderem auch das Eisenwerk zu der großartigen Kettenbrücke über den Douro geliefert. Die Portugiesen machen auch sehr zierliche Schuhe und Stiefeln, die man um die Hälfte billiger kauft als in England. Als Schneider sind sie nicht minder lobenswerth. (Schluß folgt.)

Rußland.

Der Kornet.

Ein russisches Sittenbild, frei nach Th. Bulgarin.

Von Eduard Pelz (Treumund Welp).

(Schluß.)

Wer die Frauen für sich hat, beherrscht die Welt! so lehrt die Erfahrung, und demnach gehört die Welt den ersten Epauletten. Wohl mag der nach Gästen für die Besetzung seiner Tafel auspähende Hausherr bemüht seyn: zu allererst den Zustand des Geldbeutels zu erforschen; denn seine Schritte leitet die trockene Berechnung des Materiellen. Die Mütter schauen vielleicht nach Kreuzen und Sternen, denn sie besticht das Ansehen, der Rang und dessen Glanz; aber die Töchter, die Töchter, sie blicken geraden Weges nach dem Schmuck der ersten Epauletten, das ist so unbestritten, als die Majestät des Kaisers. Und sollten die Mütter und Tanten wirklich nur nach dem Glanz der Sterne sehen? Nein! Nein! sie lächeln schlimmsten Falls doch wenigstens nebenbei recht freundlich den ersten Epauletten und zwar nicht selten auf — — eigene Rechnung und Gefahr. Allein es ist genug, vollkommen genug an der Wirkung dieser Wunderdinge auf die Töchter; denn wer die Herzen der Kinder besitzt, der siegt gewöhnlich auch bei den Müttern, deren Herrschaft über die Väter völlig ausreicht, um den solidesten Grund zur Herstellung eines genügenden Einflusses des Kornets zu legen.

Wir folgen nun dem munteren Kornet auf das Feld eines reizvollen Kampfes, wo anstatt des stolzen Lorbeers die süße Myrthe dem Sieger lohnt, es ist der Tummelplatz zahlloser Freuden und Genüsse; es ist der Tanzsaal. Violinen treten an die Stelle kriegerischer Trompeten; Blicke bilden das Kleingewehrfeuer, und die schweren Geschütze der Händedrücke treten intonirend dazwischen. Mit Vergnügen werden den Excellenzen die ernsthaften Polonaisen überlassen, deren Gravität nicht für uns ist; eben so mögen die Kammerherren, Kammerjunker und Diplomaten ihre Quadrille schaaren; denn auch dieser kühle Tanz ist nichts für uns! Allein kaum ertönt die Musik des sanguinischen Walzers im verführerischen Rhythmus, kaum läßt sich der zauberische Mazurek hören, da erklirren die Sporen des Kornets vor der erkorenen Dame des Herzens, und seine Triumphe beginnen. Während den Kammerherren, Kammerjunkern und Diplomaten kaum eine leise Berührung der mit Gaze bedeckten glänzenden Dämchen erlaubt ist, wofür sie die Verpflichtung haben, ihre Tänzerinnen mit Geforenem zu bewirthen avec de phrase à tiroir, kehrt der Kornet dergleichen devoirs der Gesittung leicht den Rücken, denn sie sind nicht für ihn! Er behütet seine Schöne, wie man sagt, mit den Händen; er wendet und dreht sie nach Gefallen wie am Zügel; galoppirt mit ihr wie zum Unterricht; sieht nach ihr hin, wie nach einer Pfirsich, die gerade zum Verspeisen reif ist, spricht mit ihr, daß er an sie dächte Tag und Nacht, und das wird ihm alles verziehen. Sie nennt ihn einen muthwilligen Menschen, einen Windbeutel und Mährchenerzähler, aber alles dies gehört zu den belobigenden Eigenschaften im Formular der guten Lebensweise. Es sind Beiworte der ersten Epauletten, denen das Hauptwort „Liebe" weit eher nachfolgt als allen gefrorenen Komplimenten, allen Reichthümern und Ehren; denn man

hat es hier mit dem Eigensinnigsten auf Erden, mit Mädchenherzen, eigentlich aber mit Mutter Natur zu thun. Ohnmächtige Etikette, du unternimmst vergebens, erkältende Schranken zwischen zwei jugendlich einander entgegenschlagenden Herzen zu ziehen. Was der zärtliche Mund zu verschweigen gezwungen wurde, was Blicke nicht verrathen dürfen, das thut sich kund in der sanften Berührung durch den Glacéhandschuh, die gleichsam zum heiligen Siegel der aufrichtigsten Versicherung wird.

An diesem Orte gilt es keineswegs, ein vollständiges Gemälde zu liefern, denn ich gehöre nicht zu den Fabrikanten dreibändiger Romane, die mit all ihrer Weitschweifigkeit und Breite nur ermüden, keineswegs aber erschöpfen, zumal wo es einen Stoff wie den vorgenannten giebt, der unerschöpflich genannt werden muß. Greifen wir also rasch zu einem anderen Bildchen aus der Galerie des Kornettenlebens, davon eines das andere immer an Unterhaltungsstoff überbietet.

Man langweilt sich so oft im einsamen Lehnstuhl im Theater, kritisirt den Autor, die Schauspieler und die Direction, bis man gähnend selbst zum Gegenstande der bittersten Kritik des Kornets wird, der lustig sein Wesen im ganzen Hause umher treibt. Für diesen ist natürlich das gesammte Publikum nur da, um seine ersten Epauletten zu bewundern und das Klirren seiner Sporen erstaunlich zu finden, prächtiger als die schönste Rossinische Musik, hinreißender selbst als das schönste Pas der Taglioni. Er wandert von Platz zu Platz, streift durch alle Logen, sucht in allen Winkeln nach Bekannten, denen er seine neuen Epauletten zeigen kann, und bespricht leichthin, ohne alle Censur, den Gouverneur. Die junge liebreizende Schöne dreht lächelnd ihr mit Rosen bekränztes Köpfchen nach ihm, um seinen Schäkereien neckend zu begegnen. Man fürchtet zwar ein wenig, mit dem Lustigen ins Gerede zu kommen, allein diese Gefahr hat zu viel Reiz, als daß man sie nicht bestehen sollte, und lieber läßt man sich doch mit dem netten Kornet besprechen, als mit dem blasirten Kammerjunker, dem alten Diplomaten. Da beginnt das Stück. Mein Himmel, wie langweilig! Unser Held steht auf dem Sprunge, das Theater zu verlassen, als ihn eben noch zu rechter Zeit ein Kamerad auf jene niedliche Schauspielerin aufmerksam macht, die er nothwendigerweise besitzen muß. Daß sie ihn gesehen, bemerkt, daß er ihr Herz geraubt, unterliegt keinem Zweifel, und es ist eine viel zu hübsche Kleine, als daß er sie schmachten lassen könnte. Während des Zwischenspiels verabredet der Kornet mit dem Kameraden une partie de plaisir; dann verrichtet der Operngucker seine gehörigen Dienste, und hinter den Kulissen wird die Angelegenheit vollends ins Reine gebracht. Man glaube nur nicht, daß das Treiben des Lockern unbemerkt bleibe: denn das Auge der Liebe und der Eifersucht sieht zu scharf. Allein der Glückliche gewinnt nur dadurch, da — was man zu verlieren befürchten muß — gewöhnlich sorgfältiger bewahrt wird, als alles Andere.

Die schöne Nacht vergeht wie ein Augenblick unter Thorheiten aller Art. Es ist gar kein Wunder, daß man sich am anderen Tage bei der Wachtparade verspätet, worauf ein Verweis erfolgt, der auf die leichte Achsel genommen wird. Fortgesetzte Nachtschwärmereien lassen Nachlässigkeiten im Dienst entstehen, die bemerkt und gerügt werden, bis endlich der erste Arrest erfolgt. Nun bekömmt man Zeit und Gelegenheit, auszuschlafen. Der Sinnentaumel zerrinnt; man blickt hell in seine Angelegenheiten, und pfui! in welch einen Abgrund von Unannehmlichkeiten hat man sich gestürzt! So lange der Arrest dauert, werden die besten Vorsätze gefaßt; aber einige Tage sind kein Leben lang. Die Zeit des Ausschlafens verstreicht, und der Arrestant erhebt sich zu neuem Wandel. Da liegen indessen bereits funfzehn Einladungen zur Mittagstafel, zu Abendessen, zu Bällen u. s. w. Alles ist vergessen; denn nun reißt man sich förmlich um den Langentbehrten; seine Arreststunden müssen durch doppelte Freudengenüsse vergütet werden.

Ha! die Börse geleert; in der so reichlich gefüllten Schatulle, welche unerschöpflich schien, kein Rubel mehr; der letzte Kopeken ausgegeben! Das ist schlimm, sehr schlimm! Man gab uns auf ein halbes Jahr in voraus, denn wir sollten wirthschaften lernen, und nun sind wir damit in einem halben Monat fertig geworden. Das ist äußerst schlimm. Was ist da zu machen?

Die Gegenwart ist dem Kornet der Anfang vom Ziele des ganzen Lebens, mit allen seinen ungewöhnlichen Folgen. Die Gegenwart steht ihm höher als Lotterieen und Banken, mit ihren Gewinnern und Reuten; sie steht höher als Arrenden, Güter, Brautschatz, unbekannte kinderlose Onkel und Tanten, mit zusammengescharrter Nachlassenschaft, und zärtliche, bejahrte Damen, welche aus reiner Menschenliebe dem Jünglinge Einkünfte geben. Alle diese verschiedenen Quellen stehen ihm ja noch offen, wenn sein Schifflein auf den Sand gelaufen seyn wird. Er darf ja alsdann nur hineinlangen in den Glückstopf, um den unfehlbaren Treffer herauszuziehen und sich damit wieder flott zu machen. Deshalb geht ihm die Gegenwart über Alles, und auf Rechnung seines künftigen unausbleiblichen Reichthums kann man schon einige Schulden machen. Was wäre das Leben des Kornets ohne Schulden? Fragt die Raupe, warum sie sich beim Vogel Flügel borgt, um als Schmetterling einen Tag lang von einer Blume zur anderen flattern zu können. Sie antwortet sicherlich: Das liegt in meiner Natur! und ist so gut in ihrem Naturrechte wie der Schulden machende Kornet. Mit dem Inhalte der von einer freundlichen Gläubigerin gefüllten Brieftasche macht man sich überdies noch Schuldnerinnen; können geliehene Kapitalien wohl günstiger angelegt werden? Wer bezieht vom Gelde angenehmere Zinsen, als der Kornet?

Unterdessen braust aber das Leben; die Jugend galoppirt, und die Zeit verrinnt mit dem Genuß. Es scheint, als ob die goldenen Tage kein Ende nehmen könnten; als ob der Morgentraum ewig fortgeträumt werden müßte! — Halt! ruft jetzt das Schicksal. Das Regiment rückt ins Feld, und die Erde erdröhnt vom Kriegsgetümmel. Es beginnt die Zeit, wo der Kornet ohne Fürsprache einen Rang empfängt; denn im Felde gilt der Mann allein, und es schweigen da viele sonstige Rücksichten, um derentwillen sonst Dieser und Jener avancirt. Der Kornet wird in Folge irgend einer Veranlassung zum Herrn Lieutenant ernannt. Demselben Herrn Lieutenant, d. h. unserem Kornet, wird ein Quartier im Flügelgebäude des Hauses ertheilt, denn er thut Adjutantendienste. Er wird zur Mittagstafel gebeten. Die Herren sind ernsthaft, die Damen äußerst liebenswürdig. Der Herr Lieutenant spricht französisch, und zwar von Hof-Angelegenheiten; dabei lobt er den Damenputz.

Die Garnison wird verlassen, die Truppen rücken ins Feld gegen die ewig rebellischen Polen. Das Leben im Felde beginnt. Der Herr Lieutenant ist natürlich ein russischer Edelmann, allein die Männer fragen ihn, ob er nicht Kur- oder Liefländer sey? Ein prächtiger Anfang! Er bekennt, daß man sich nicht geirrt, und die Damen, die interessanten polnischen Damen, fangen an, mit ihm zu liebäugeln. Sie lehren ihn polnisch lesen, denn er ist ja eigentlich kein Russe, und man darf sich seiner annehmen. Die Männer sind vollauf damit beschäftigt, die Wirthe zu machen; sie haben genug zu thun mit Magenangelegenheiten, und außerdem liegen ihnen noch diese und jene Reisen ob. Während dessen kann der Herr Lieutenant ruhig zu Hause sitzen; er hat nur auf die Korporalschaft Acht zu geben, damit man zur Revisionszeit nicht etwa eine schlimme Nummer bekomme. Es findet sich, daß die Mannschaft schlecht beköstigt wird, daß sie halb verhungert, während die mit dem Proviantwesen Beauftragten ihre Taschen füllen. Was ist da zu thun? Soll man sich Feinde auf den Hals hetzen? Ei! damit hat es noch Zeit, bis dies wenigstens im eigenen Interesse geschehen kann. Man läßt also die Sachen gehen, wie sie gehen wollen oder können. Die Mannschaft mag zusehen, wie sie fortkömmt; es ist besser und angenehmer, die Damen über die Treppen herunter an den Wagen zu geleiten und ihnen bei den Besuchen der Nachbarinnen als Sauvegarde zur Seite zu bleiben. Während dieser Zeit werden gewaltige Fortschritte in der polnischen Sprache gemacht, denn die Damen sind vortreffliche Lehrmeisterinnen; eigentlich lernen wir das Verbum milovać (lieben, in der erhabenen Sprache) aus dem Grunde behandeln, welchem das kocham (ich liebe, im gewöhnlichen Ausdrucke) ziemlich schnell folgt. Der Herr Lieutenant wird veranlaßt, das Verbum da und dort zu erneuen, und man entdeckt, daß seine Aussprache höchst ergötzlich sey. Endlich kömmt der Hausherr mit einer Menge Männer nach Hause. Es sind lauter Leute, die den polnischen Rock, die polnische Mütze tragen. Viele unter ihnen scheinen ertheilliche Kapitale an den Kupferbeschlag ihrer Nasen gewandt zu haben. Sämmtliche Verwandte und Bekannte kümmern sich nicht sonderlich um die Liebenswürdigkeit des Pana Porucznika (Herrn Lieutenants), denn sie haben ihm bald bewiesen, daß er eigentlich zur Nation gehöre und wie Ihresgleichen zu betrachten sey, da seine Familie von altem polnischen Herkommen wäre und demnach alles Fremdthun zwischen ihnen aufhören müsse. Dabei schimpft man tüchtig auf den Kapitan-Isprawnik (Kreishauptmann), den Prokurator und selbst auf den Gouverneur, worunter eigentlich das Gouvernement gemeint wird. Der arme, unter Wölfen befindliche Herr Lieutenant bekräftigt dies nun zwar, steht jedoch dabei wie auf Kohlen, denn wer ist vor Verrätherm sicher? Man würde nur dann ungestraft bleiben, wenn man die ganze Gesellschaft denuncirte, was, schon um der Damen willen, nicht gut angeht. Und was ist auf der anderen Seite zu machen, da Widerspruch die größte Thorheit zu nennen seyn würde und das Einstimmen offenbar als der einzig praktikable Weg erscheint, welcher eingeschlagen werden kann. Faitale Lage, über die jedoch das Kronettenblut leicht hinweg hilft.

Die Conjugation des Wörtchens „lieben" ist bald beendet, und der Herr Lieutenant geht schon alle unregelmäßigen Zeitwörter durch. Die versteckten Lauben im Gehölz könnten allerlei plaudern, wenn das geschwätzige Echo nicht völlig von dort verbannt wäre und Ami, der wohldressirte Schoßhund, nicht zur rechten Zeit seine Stimme ertönen ließe, sobald irgend ein Lauscher unberufen sich nahen wollte, wenn eine unangenehme Ueberraschung zu befürchten ist. Leicht könnte dieses Leben zum Kapua für unseren Helden werden, allein schon ertönt die Kriegstrompete, und ihr Ruf, man denke sich, macht den Herrn Lieutenant froh wie einen König! Nämlich froh wie einen König in Frankreich zur alten, guten Zeit, wo dort weder von Constitutionen, noch anderen fatalen Dingen die Rede war. Der Undankbare! gedenkt er nicht der Damen, die ihn so bereitwillig in alle Geheimnisse der polnischen Grammatik eingeweiht? Seht, dort fällt die Eine in Ohnmacht beim Empfange der Nachricht, während eine Andere Krämpfe bekömmt, und die Dritte, Vierte und so weiter; sie alle, alle, vergießen heiße Thränen! — — Wehe über den Undankbaren! — — Ei, Ihr Splitterrichter und namentlich Splitterrichterinnen, verdammt geschwind den jungen Sohn des Mars, der nicht verfehlt, seinem Berufe zu folgen, welcher ihm über Alles gehen muß, zu dessen Fahnen er den Eid der Treue zuerst geschworen und dem schon par ancienneté der Vorrang gebührt vor späteren Angelobnissen.

Es werden, wie sich das von selbst versteht, beim Abschiede tausend Eide geschworen, worin die Formel „ewige Liebe und Treue" Stereotype ist; man verspricht sich, postäglich Briefe zu schreiben, und tröstet sich nur einigermaßen bei dem Gedanken an ein baldiges frohes Wiedersehen! Wer unter Euch, der einmal Kornet war, hebt den ersten Stein auf zum Wurfe gegen unseren Freund, wenn ich genöthigt bin vom Drange, stets die Wahrheit zu sagen, hier zu gestehen, daß der Herr Lieutenant auf der siebenten Werst schon keine Thräne mehr in den Augen hatte, sondern nur noch äußerst gerührt war; daß er auf der zehnten blos noch sehr traurig erschien und auf dem

ersten Nachtlager sich dermaßen gesammelt hat, daß er seine Augen auf die Aufwärterinnen zu richten vermag, die sein natürlich guter Geschmack nicht anders als „gar nicht übel", „nicht häßlich" und endlich sogar „recht hübsch" zu erklären vermag! Mit derselben Gewissenhaftigkeit bin ich genöthigt zu bemerken, daß am anderen Tage der Herr Lieutenant schon wieder völlig beruhigt vor seiner Korporalschaft einherreitet, eine Pfeife kauft, dieselbe in Brand steckt und dabei die bekannte Romanze aus Joconde durch die Zähne summt:

Et l'on revient toujours
A ses premières amours.

Ich glaubte überhaupt nicht recht im Ernste daran, als die Rede ging: der Kornet sey ein Poet. Es war zu wenig Verstand darin, als daß man einem Russen solche Zumuthung weiter als zum Scherze machen sollte. Wenn ihm die Romanze gefiel, so lag es in der gefälligen Musik und in sonst nichts. Der Russe besitzt ein kindliches Gemüth und lebt daher gern im Augenblicke dem Augenblicklichen.

Begonnen hat der Krieg: der junge Lieutenant achtet nicht die Menge der Feinde; kühn stürzt er sich bei jeder Gelegenheit in das dickste Gewühl derselben, als sey für ihn keine Kugel gegossen, kein Säbel geschliffen, und das Glück folgt gern dem Kühnen. Was kümmert den Wagehals der Zustand seines Pferdes, das aus mehreren Wunden blutet; er achtet so wenig darauf, als auf die Rosse der gemeinen Soldaten im Regimente. Sein ganzes Augenmerk ist auf die größten Haufen der Feinde gerichtet; wo es am heißesten hergeht, ist auch sein geschwungener Säbel zu erblicken, dorthin führt er seine Korporalschaft, in welcher er die strengste Ordnung und Mannszucht zu erhalten versteht. Die Leute folgen dem verwegenen Führer blindlings! Aber wo es gute Quartiere giebt, da mag die Mannschaft doch ein wenig hausen; es wird derselben durch äußerst weitläuftige Finger gesehen, denn das bringt der Krieg nun einmal nicht anders mit sich.

Bisher waren es nur lebhafte Scharmützel, in denen man sich herumgeschlagen, doch nun beginnt der Tag der Schlacht. Die Trompeter blasen zur Attacke auf ein Carré Infanterie, und Allen voran fliegt der wackere Braune des Lieutenants, gestachelt von den Sporen seines Reiters, den er mit einem kühnen Satze mitten in den Haufen der Feinde trägt. Hier schafft der Tapfere um sich einen Wall von gefallenen Gegnern, indem er mit kräftigen Säbelhieben rechts und links um sich haut, bis seine Kameraden zum Succurs herankommen und die Feinde zersprengen.

Der tapfere Lieutenant ist der Held des Tages im Regiment und bekömmt das Kreuz; aber er ist mehrfach verwundet. Auf dem Schlachtfelde operirte ihn ein Wundarzt am Fuße, der seine Sache so gut verstand, wie die russischen Militair-Wundärzte im Allgemeinen. Wehe den Sterblichen, die unter ihre Hände gerathen. Der Lieutenant hat von Glück zu sagen, daß er mit dem Leben davonkömmt und nicht an den Aerzten stirbt, nachdem seine Wunden nicht tödtlich waren. Seine Rettung verdankt er, nächst seiner guten Natur, der Pflege einer weiblichen Hand. Man hatte ihn in ein Städtchen gebracht und dort für ein gutes Quartier gesorgt. Nachdem eine ziemlich schwere Krankheit überstanden ist, wird er von der Bürgerschaft mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Seine Jugend läßt ihn schnell wieder in den Besitz von Kräften gelangen, und bald schließt er sich wieder dem Regimente an, rettet ein Geschütz, wird zum Stabs-Rittmeister ernannt und empfängt eine Escadron.

Jetzt Adieu Kornetleben! denn es folgen Sorgen, Unruhen und Unannehmlichkeiten in zahlloser Menge. Hélas! ils sont passés les jours de fête! Nach beendetem Kriege kömmt auch die Reihe an den Stabs-Rittmeister, Remonte für das Regiment zu beschaffen. Das ist für sehr reiche Offiziere eine Gelegenheit, sich zu ruiniren; denn die Krone vergütet wenig und verlangt die besten Pferde. Für den von der Krone ausgesetzten Preis kann man höchstens an Ort und Stelle alte Ziegen bekommen; nicht aber gute und brauchbare Kavalleriepferde.

Wer nun weiter will, und das will jeder Ehrgeizige, der ist gezwungen, seine Vermögensumstände zu ruiniren, um den Ankauf der Remonte zur Zufriedenheit der Oberen zu bewerkstelligen. Aber erfährt man diese Verhältnisse nicht am rechten Orte, um dem Unfuge ein Ende zu machen? Am rechten Orte weiß man, daß die Regiments-Commandeure Menschen, daß sie Russen sind; man weiß genau, wie schwer es halten würde, dazwischen zu treten, und da die Sache überdies nicht zum Nachtheile der Krone ausschlägt, so tolerirt man dieselbe um so eher. Der Regiments-Commandeur will avanciren, und ist das Regiment gut beritten, so dient dies natürlich zu seiner besonderen Empfehlung. Die da oben müssen vor allen Dingen wünschen, gut berittene Soldaten bei gelegentlichen Revüen zeigen zu können, also — — Und was hat die Krone eigentlich für Nachtheile davon, wenn sich gelegentlich ein reicher Adeliger auf so nützliche Weise ruinirt? Er wird dadurch um so mehr abhängig, und das hat für die Krone seine Vortheile. Daß sich zuweilen ein Nicht-Reicher in Schulden stürzt, muß par conséquence nebenbei tolerirt werden.

Ich sprach oben vom Ehrgeize und muß leider gestehen, daß diese Schlange sich auch bei dem Stabs-Rittmeister eingenistet hat; denn wie höchst selten vermag ein menschliches Gemüth sich dagegen zu bewahren. Wo aber ein solches Gift brütet, da fassen eine Menge anderer Untugenden leicht Wurzel, die den besten Menschen gänzlich zu verändern im Stande sind; darum seufzen auch so Viele darüber, daß es schlimmer auf der Welt werde, weil sie fühlen, daß es in ihnen schlimmer geworden sey.

Der Rittmeister ist schon versprochen fürs eheliche Leben, und die Verlobte hängt treu an ihm. Das ist schlimmer als schlimm; denn er soll Schulden bezahlen, die dringender mahnen als ein Eheversprechen. Die Gläubiger suchen sich vorsichtig zu versichern, und Jeder möchte gern das Seine zuerst haben. Man hat ein Recht, den Schuldner zur Verantwortung zu ziehen und ihn den Folgen der Versäumniß zu unterwerfen. Am härtesten bezeigen sich die Gläubigerinnen, seitdem sie erfahren, daß der Rittmeister seine Hand anderweit versagt; ihre Sachwalter machen die härtesten Bedingungen und sind am schwersten zu beruhigen. Ach! Lebewohl geliebte Kornetschaft! Adieu Ruhe und Frohsinn!

Aber wenn Ruhe, Unbekümmertheit, Hoffnung und endlich Liebe nicht das Glück des Lebens ausmachen, so weiß ich in der That nicht, was Glück ist; so verstehe ich nicht, was leben heißt, und stelle diese Frage zur Beantwortung oder Entscheidung vor das Angesicht derer, die von der Jugend Gesetztheit und Kälte, vom Alter aber jugendliches Feuer verlangen. Meine Darstellung ist nur für Diejenigen entworfen, welche einem — wenn auch hin und wieder durchdringenden — Scherze nicht abhold sind, die Kurzweil, schuldlosen Spott und alles lieben, was die zähe Langweiligkeit des einförmigen Lebens durchhechelt.

Wenn ich in dieser Weise das Bilderbuch meiner Lebenserfahrungen aufschlug vor den Augen des geneigten Lesers und so lange bei meiner Jugendepoche stehen blieb, so mußte ich mir gestehen, daß die Moral meiner Kornetgeschichte für Viele fast lächerlich erscheinen dürfte; allein ich lasse es mir nicht nehmen, daß sie für die Kornetschaft von höchster Wichtigkeit sey und daher wahrhaft heilsam werden könne. Es giebt aber keinen Menschen, welcher der Kornetschaft mehr Heil wünschen könnte als ich, der ich selbst ewig Kornet seyn möchte und für den Augenblick alle Neigung verloren habe, noch weiter im Bilderbuche meines Lebens zu blättern. Ich behalte mein Bild als Kornet in der Hand und seufze tief: Ach kehrten sie zurück die schönen Tage meiner Jugend!

Mannigfaltiges.

— Staat und Kirche. Herr Professor St. Marc Girardin hat in der diesjährigen Eröffnungsrede seines Kursus in der Sorbonne die nachstehenden schönen Worte über die heilige Sache der Gewissensfreiheit gesprochen:

„Der Staat soll seine Suprematie bei der Rechtspflege, bei der Verwaltung und beim öffentlichen Unterricht auf das kräftigste wahrnehmen; aber sein Recht tritt zurück vor der Souverainetät des religiösen Gedankens, nicht des Gedankens Mehrerer, sondern eines Einzelnen, nicht vor dem Glauben der Kirchen und Konfessionen, sondern vor dem Gewissen des Individuums. Ich kenne nichts Schöneres auf der Welt, als das Schauspiel des Staates, dieses so lange getheilten und getrennten Körpers, dem das achtzehnte Jahrhundert die Kraft der Einheit verliehen, den es von allen Konkurrenzen der Stände und Kasten befreit hat, den es reden und handeln läßt wie einen einzigen Menschen im Namen Aller, vor welcher neuen Autorität es den Widerstand des Egoismus und der Eitelkeit gebrochen hat, indem es diese Autorität überall gegenwärtig und gefürchtet erscheinen läßt, während es doch zu gleicher Zeit will, daß der Staat, allmächtig wie er ist, vor dem Gedanken des Schwächsten und Geringsten unter uns Achtung habe, sobald dieser Gedanke Gott und nicht mehr die Erde zu seinem Gegenstand hat. Ja, auf allen Seiten, wo der Mensch die Erde berührt, gehört er dem Staate an, aber auf der Seite, wo er zum Himmel aufstrebt mit dem Blicke, den seine Seele bis zu Gott erheben kann, durch das zugleich unsichtbare und unerschütterliche Band, welches uns mit Gott verbindet, ist der Mensch unabhängig wie er unsterblich ist. Der Ocean, so furchtbar und majestätisch, weicht vor einem Sandkorn zurück, und auch der Staat, wie stark und allmächtig er auch seyn mag, hält inne vor dem religiösen Gedanken des Geringsten unter uns.

„Die Unverletzlichkeit dieses religiösen Gedankens ist es, die das achtzehnte Jahrhundert vertheidigt hat, allerdings nicht immer durch die besten Gründe, denn es hat bisweilen den Unglauben zur Unterlage der Duldung gemacht; aber im gegenwärtigen Jahrhundert setzen wir den „Emil" dem „Candide" entgegen im Sinne der religiösen Duldung, oder vielmehr — denn wir bedürfen hier keiner Autorität — das Gewissen des ersten Besten unter uns den geistreichsten Spöttereien Voltaire's."

Der bevorstehende Jahreswechsel veranlaßt uns, Diejenigen, die das

Magazin für die Literatur des Auslandes

neu bestellen wollen, zu ersuchen, dies baldigst zu thun, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Der Preis bleibt unverändert 3 Thlr. für den Jahrgang.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerationen werden von jeder Buchhandlung (in Berlin bei Veit u. Comp., Unterstraße Nr. 25), so wie von allen Königl. Post-Aemtern, angenommen.

№ 156. Berlin, Donnerstag den 31. Dezember 1846.

Frankreich.

Paris und die Alpenwelt, von Therese.

So lautet der Titel eines kürzlich bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Buchs von der Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" (Frau v. Bacheracht, geb. v. Struve), auf das wir in mehrfacher Beziehung aufmerksam machen möchten. Es sind zwar nur einfache Reiseskizzen, eine Reihe von Anschauungen und Ansichten, aber voll von Frische des Gefühls und von großer Kraft und natürlicher Unbefangenheit der Phantasie. Nachdem die Verfasserin Böhmen, den Ausgangspunkt ihrer Reise, verlassen hatte, nahm sie ihren Weg über Linz nach den steyerschen Alpen, deren schönste Partieen sie in ihrer gefühlvollen, edlen Sprache beschreibt. Von Ischl, dessen unmittelbare Umgegend ihr nicht sehr zugesagt zu haben scheint, wahrscheinlich weil, wie in allen Bädern, so auch hier, die großartige und ernste Schönheit der Natur durch die kleinlichen und oft lächerlichen Schnitzeleien der Menschen, als da sind Rotunden, Pavillons u. s. f., veranstaltet wird, begab sie sich, nach einer Ausflucht zum hallstädtischen See, nach Salzburg, sodann durch das reizende Salzachthal, das durch den Untersberg begränzt wird, wo, eben so wie es die Sage vom Kyffhäuser erzählt, Kaiser Friedrich Barbarossa wohnt und auf Erlösung wartet, nach Hallein und weiterhin durchs Gebirge nach Innsbruck und dem Brenner. Wir wollen sie auf ihrem weiteren Wege, der sie über die Alpen nach Italien führte, nicht weiter begleiten, sondern uns mit ihr plötzlich aus den tyroler Alpen nach Paris versetzen.

Der Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs nimmt nämlich die zweite Hälfte des Buches ein. „Es kann nicht meine Absicht seyn", schreibt sie, „irgend etwas Neues über Paris sagen zu wollen. Die Reisen dorthin haben seit funfzig Jahren immer eine doppelte Literatur zur Folge gehabt. Einmal Gemälde von Paris selbst, mehr aus objektivem Standpunkt, und zweitens Berichte, bei welchen die Pariser Zustände zur Anknüpfung von eigenen dienten, zu subjektiven Herausstellungen, Schriften, wie wir sie von Depping, Heine, Börne und Anderen über Paris haben. Manche, wie Karl Gutzkow in seinen Pariser Briefen, suchen objektive Studien mit Gemüthseindrücken, die ich moderne Reise-Lyrik nennen möchte, zu verbinden. Zu diesen Letzten darf ich mich vielleicht auch bekennen, denn zu der Subjektivität der Gräfin Hahn-Hahn, die ihrer bedeutenden Persönlichkeit die Thatsachen unterordnet und den Maßstab, den man an Menschen und Handlungen legt, auch an Völker-Existenzen und Geschichtszustände hält, wage ich mich um so weniger aufzuschwingen, als ich überhaupt nichts Vollständiges liefern kann. Das Wenige, was ich über Paris sagen möchte, wird schon deswegen mangelhaft seyn, weil ich mich vor einer enthusiastischen Auffassung zu hüten habe und in der Furcht, zu viel zu sagen, vielleicht wenig befriedigend, zu rhapsodisch und dürr bin." Rechnen wir das, was die Bescheidenheit der Verfasserin diktirt hat, von diesen Worten ab, so finden wir in der That darin die beste Charakteristik der Art und Weise ihrer Auffassung und Darstellung des Pariser Lebens. Selten haben wir so vielsagende und klare Bemerkungen in so einfacher Form über den französischen Charakter vortragen hören. Nirgends ist eine Sucht nach Neuheit der Beobachtung, nirgends ein übermüthiges Sich-Erheben-Wollen über „das kleinliche Treiben" der großen Stadt, noch weniger aber ein naives Erstaunen über die Herrlichkeit derselben zu finden. Mit ruhiger Klarheit und Wärme giebt die Verfasserin uns den Eindruck, den Paris auf sie gemacht hat, wieder, und es mangelt ihrer Mittheilung weder an Neuheit der Beobachtungen, noch an Tiefe der Gedanken. Besonders haben uns ihre Bemerkungen über die Pariser Theater und Schauspieler, so wie über die von Ludwig Philipp hergestellte Gemälde- und Skulpturen-Galerie in Versailles, gefallen, in welchen sie eben so gesunden Geschmack als reiche Kenntnisse verräth. Auch giebt sie uns ein Bild von den Hauptpunkten der Umgegend von Paris, unter denen Versailles natürlich die erste Stelle einnimmt und daher sehr speziell beschrieben wird, besonders in Rücksicht auf die historischen Erinnerungen, die sich hier fast an jeden Stein knüpfen. Endlich kehrt sie wieder nach Paris zurück und schließt mit einer Schilderung einer Diskussion in der Deputirten-Kammer, wo sie Guizot und Thiers reden hörte, von denen sie eine treue Charakteristik giebt.

Wir können nicht umhin, zu versichern, daß die Verfasserin durch die edle Einfachheit ihres Stils so wie durch die Mannigfaltigkeit und Lebensfrische ihrer Anschauungen uns sehr angezogen hat, und betrachten es daher für eine Art von Pflicht, unsere Leser auf dieses dem Inhalt nach eben so interessante als der Form nach elegant ausgestattete Werkchen hinzuweisen. Wir glauben zur Empfehlung desselben nichts Besseres hinzufügen zu können, als einen kleinen Auszug, und wählen dazu ihre Beschreibung der historischen Galerie in Versailles. Nachdem sie der gemalten älteren Geschichte Frankreichs von Clovis bis Napoleon gedacht, fährt sie fort:

„Zehn Säle enthalten Sujets der französischen Geschichte von Napoleon an bis zu Ludwig Philipp. Hier liegt das ganze Frankreich mit seinen weit um sich greifenden Polypenarmen so deutlich vor Augen, daß man es nun als ein Ganzes fassen und begreifen lernt. Welch wundersames Zeitalter! Welch noch märchenhafterer Mensch, dieser Napoleon, mit dem schönen, jugendlich freien Gesicht in der ägyptischen Campagne, mit der schon tiefer ausgeprägten Physiognomie als Kaiser, mit dem gramdurchwühlten Gesicht im Augenblick, wo er in Fontainebleau Abschied von seiner Garde nimmt! Ach, ich habe vor vielen dieser Bilder mehr Napoleon's Schmerzen und Drangsale als seines Ruhms gedacht. Diese stürmische Jugend, von der er hinauf auf den schroffen Fels des Kaiserthums stieg, dieser Mangel an Ruhe im reifen Alter, wo der Krieg, der Ehrgeiz, der Kampf um die sich selbst geschaffene, zu straff angezogene Existenz um ihn so wütheten, daß er in der steten Sorge, in der ertödtenden Anstrengung sich selbst kaum aufrecht erhielt, wie mußte das Alles sich in leidenschaftlicher Unruhe in den Charakter hineinbrennen! Deswegen ist der junge Napoleon unweit reicher an äußerer Schönheit als der alte, deswegen sieht man, daß die Campagne in Aegypten, trotz ihrer Drangsale, mehr poetischen Reiz als dies ewige Schlachten und Dreinhauen in späteren Jahren hatte. Vor manchen Bildern, die alle mehr oder weniger sehr schön ausgeführt sind, war es mir, als hörte ich es in langen Pausen, nicht zornig oder drohend, sondern mahnend donnern. Dann fuhr ein Windstoß dazwischen, dann ward's wieder todtenstill, dann brauste es wieder, dann stöhnte es ....

Napoleon's Geschichte füllt Hunderte von Bildern aus; die von Ludwig XVIII. und Karl X. zusammengenommen nur dreiunddreißig. Welch eine nüchterne Periode, die auf Napoleon folgte, nüchtern in der Wirklichkeit, nüchtern im Bilde! Die großartige, stolze Natur hat aufgehört. Zaghaft blickt das Auge in die Höhe und findet nichts als dürres Gestein, mit sparsamer, frostiger Vegetation bekleidet .... Die Zeit war schwerfällig in sich selbst zurückgesunken, man wußte nicht, was aus den tiefsinnigen Erscheinungen, die vorübergezogen waren, für Lehren zu ziehen; das Feuer glühte unter der Asche, es bedurfte eines heftigen Luftzugs, um die Flamme zu wecken. Der dreißigste Juli kam, mit ihm die Revolution, mit ihm die neue Dynastie .... Nun sieht man in jenen Sälen, in denen sich Ludwig Philipp zuerst als Herzog von Orleans, dann als General-Statthalter, dann als König zeigt. Man ist in der Gegenwart, Ludwig XIV. ist verschwunden, Ludwig XVI. ist guillotinirt; die ganze wundervolle sagenreiche Zeit Napoleon's ist verklungen .... es ist Alles vorüber .... Die Bilder Ludwig-Philipp's sind nicht schön, nicht poetisch, sind kühl und kahl, stramm und steif, voll frostigen Pomps, bis auf die, die afrikanische Siege zeigen. Da kommt die Kunst und an ihrer Seite die Poesie; da kommt die Jugend, der Herzog von Orleans, der Herzog von Nemours, der Herzog von Aumale und der Prinz von Joinville; da wird es wieder frisch und lieblich, da freut man sich über dies schöne hochaufgeschossene Geschlecht, über die Liebenswürdigkeit, Einfachheit und Einigkeit einer Familie, über die nur Eine Stimme herrscht.

Was ist doch dieser Horace Vernet für ein Maler! Wie weiß er das Leben und die Wahrheit in zwei, drei Strichen so fest zu zaubern, daß sie von der Leinwand heraus mit festen Schritten auf uns zukommen! Die Einnahme von Konstantine und die Smahla sind von einer herzschlagenden Wirklichkeit. Ein Theil der Armee ist auf dem ersten Bilde auf dem Kirchhof gelagert. Einzelne offenstehende Gräber haben ihre Steine zu Barrikaden hergeben müssen. Im Hintergrunde liegt Konstantine mit dem Marabout-Grabe. Plötzlich hat sich das Gefecht entwickelt. Ein Bataillon verjagt die aus der Stadt gestürzten Araber. Der Herzog von Nemours steht neben einer Gruppe Cypressen und feuert die Seinen zum Kampfe an. Weiter unten übersieht der General Damrémont ruhigen Blicks das Ganze. Im Vordergrunde werden zwei verwundete Offiziere getragen. Der eine ist mit dem Kopfe schwer auf die Schulter seines Trägers gefallen, der ist todt. Der andere lebt. Nicht weit davon reicht ein Araber zum Trinken. Hier ist auch der Etatmajor, die Ambulance und die Marketenderin zu finden.

Im zweiten Bilde setzen sich die zum Sturm berufenen Truppen in Bewegung. Der entscheidende Augenblick ist gekommen. Alles ist vorbereitet. Der Angriff beginnt. Der Kontrast der Bewegung an den Seiten mit der Ruhe im Centrum ist eben so künstlerisch als ergreifend. Die Bresche ist offen. Der Graf Vallée, General der Artillerie, hat die Stelle des am vergangenen

Tage gebliebenen Generals Damrémont eingenommen. Er sitzt ruhig auf einer Kanone. Neben ihm steht ein Oberst, der ehrerbietig Befehle entgegennimmt. An der Spitze der Batterie sieht man den mit der Hand zum Angriff auffordernden Herzog von Nemours. In jeder Miene ist Leben; auf jedem Gesicht glüht der Wunsch zum Kampf. Ben-Ouani macht in seinem arabischen Kostüm einen pittoresken Eindruck. Daneben zeigen sich österreichische und englische Uniformen. Das afrikanische Bataillon steht unbeweglich, staub- und schmutzbedeckt da; ein Soldat, dem eine Kanonenkugel den Kopf vom Rumpf gerissen hat, wird von einigen Kameraden bei Seite geschafft. Die Gruppen sind wundervoll gezeichnet. Diese künstlerische Vertheilung der Interessen, diese poetische Auffassung, die die Gräuel der Scenen entfernt und nur das Tragische walten läßt, haben Etwas, das unwiderstehlich fesselt.

Das dritte Bild entwickelt die verwirrte und verwirrende Bewegung des Sturms. Die Kolonnen haben die Bresche erstiegen. Die Offiziere eilen voran; die Soldaten folgen mit kriegerisch ausgesprochenem Muth. Einer unter ihnen hält sich, schwer verwundet, an die Epauletten seines Nebenmannes, der sich unwillig über dies Hinderniß umdreht. Die Sappeure schleppen Leitern, Aexte, Pulversäcke herbei. Der Regimentstambour hat sich an eine Mauer gelehnt; um ihn herum gruppiren sich die Tamboure und Trompeter. Ich kann gar nicht sagen, welchen Reichthum der Perspektive, welche großartige Auffassung dies Bild entwickelt. Vernet ist ein eben so guter Dichter als Maler. Das Leben ist sein Gebiet. Dort findet er die Quellen, an denen er seine Phantasie tränkt; es ist nichts willkürlich Angenommenes in ihm, auch nichts kalt Besonnenes, sondern was ihm der Augenblick und der liebliche Humor eingab, das hat er mit Begeisterung aus sich selbst herausgemalt. Das sieht man wieder auf dem sechzig Fuß langen Bilde, die Eroberung der Smahla darstellend. Das ganze Gemälde ist ein lebendiges Gedicht; überall quillt das Talent des Künstlers in üppigen Farben hervor. Das ist Kraft, Streben nach oben, Stärke, die nimmer erschlafft, und daneben welche zarte, feine, regsame, geistreiche Bewegung, welche wundervolle Ruhe! Man weiß gar nicht, wohin man auf dieser gleichmäßig sich entwickelnden Leinwand zuerst blicken soll. Es ist so viel Bewunderung, so viel Zuversicht in uns, wir denken nicht, daß diese himmlischen Gaben Mühe oder Arbeit kosten konnten. Die Gegenstände und Gruppen sind wie hingehaucht, duftig, abgerundet und leicht unter diesem südlich strahlenden, wie Bergkrystall so durchsichtigen Himmel.

Im Augenblick, wo Abd-el-Kader sein Zelt aufgeschlagen und um ihn herum zwanzigtausend Menschen, seinem Beispiel folgend, die Heerden auf die Weide getrieben und die Frauen die Lebensmittel bereitet hatten, erscholl plötzlich der furchtbare Angstschrei: „Die Christen, die Christen!“ Schon stand der Herzog von Aumale mit der Kavallerie auf den Höhen von Taquin. Diesen Moment hat Horace Vernet in seinem Bilde wiedergegeben. Drei Escadrons haben das Zelt Abd-el-Kader's erreicht. Die Araber stürzen mit Flintenschüssen hervor, allein die Franzosen vertreiben sie und setzen sich in Besitz von Abd-el-Kader's Schatz, seiner Verwandten, seiner Effekten, seiner Dienerschaft. Das Gefecht wird nun allgemein. Der Widerstand der Paschems läßt sich fühlen. Indeß die Frauen auf Dromedaren zu entfliehen suchen, Zelte abgerissen, Viehheerden fortgetrieben werden, schwingen sich die Araber auf ihre Pferde, vereinigen und stürzen sich in das Gefecht. Welche Unordnung, welche Wehklage zwischen den Frauen, welche Wuth der geschlagenen Männer! Im Vordergrunde ist ein Dromedar mit einem ganzen Harem umgeworfen. Nicht weit davon überstürzen sich zwei Ochsen; ein alter Araber mit schneeweißem Bart sucht sich neben ihnen aufzuraffen. Alles bebt in athemlos beklemmender Erwartung. Man freut sich zwar des Sieges der Christen, wenn nämlich doch einmal gesiegt seyn soll, aber man bedauert auch die armen Araber, die so mir nichts dir nichts überfallen und geplündert werden. Sie glauben nicht an Christus, und das ist ein großer Fehler, aber sie glauben doch an Gott, an eine Hand über den Wolken, und das macht sie sicher und stark in den großen Gefahren ihrer Wüsten und Schluchten, wo jede Minute den Tod bringen kann. Ich weiß nicht, war es der poetische Duft, den Vernet über dieses wilde Volk gehaucht hat, war es Gerechtigkeits- und Menschlichkeitsgefühl, war es die Verliebe über biblische Gestalten, die ich im Orient gefaßt habe, diesmal interessirte ich mich mehr für die Araber als für die Franzosen. Ich will damit nichts Absonderliches, nur einfach die Wahrheit sagen, daß ich vor Vernet's Bilde keine Parteisucht, sondern den reinen Enthusiasmus, den dies einzigschöne Gedicht voll Wunder, Bewegung, voll seltsamer Zustände hervorruft, empfunden habe.

Die Säle der französischen Admirale, Connetables, der Marschälle u. s. w. machen einen ernsthistorischen Eindruck. Am besten gefiel mir ein Saal, der nur ein einziges Bild, das des tapferen Josias von Rantzau, enthält, der bei Düle ein Auge, bei Arras ein Bein und einen Arm verlor. Er sitzt zu Pferde; die schwarze Binde um das Auge geschlungen, den hölzernen Fuß im Steigbügel, den leeren Aermel schlaff herabhängend, sieht er doch so kühn und herausfordernd aus, daß man wohl merkt, dem stirbt nichts, der ist fest, voll Haltung und Trotz. Sein Grab in Passy trägt dieselbe Inschrift, die auf dem goldenen Rahmen des Bildes wiederholt ist:

> Il dissipa partout ses membres et sa gloire,
> Tout abattu qu'il fut, il demeura valaqueur,
> Son sang fut en cent lieux le prix de la victoire,
> Et Mars ne lui laissa rien d'entier que le coeur.

Sehr belehrend sind die chronologisch aufgestellten Bildnisse der Könige von Frankreich. Da kann man Physiognomik studiren! Da sehen seltsam gescheidte und auch recht lammsmäßige Gesichter von den Wänden herab, da wechselt Ehrfurcht vor dem Tode mit den Neckereien der Erinnerung; Heinrich IV., Franz I., Ludwig XIV..... sie begegnen uns alle, bunt durch einander, in Harnischen und Königsmänteln, theatralisch menschlich oder göttlich demüthig, bis denn wieder Napoleon mit seiner Herrschermiene, mit dem trotzigen Kinn und der Adlernase erscheint.

In der Galerie der berühmten Kriegshelden sieht uns mancher gute Bekannte an, voll Ansprüche an Unabhängigkeit, voll Kühnheit und Muth. Wir gehen still, mit einem Gefühl vorüber, das nicht Schmerz, nicht Begeisterung, aber bodenlos wie das Meer ist. Warum das? Ich glaube denn doch, weil überall die Trauerfahne ausgehängt, überall der Tod ist.

Die große Schlachtengalerie, die ihre Entstehung dem König verdankt, ist, wie die afrikanischen Kriegsthaten, von oben erleuchtet. Das sanfte Licht, das dadurch auf die Gemälde fällt, wirkt wohlthuend. Es sind viele Bilder in dieser Galerie, aber manierirt, geistlos, ohne großes Interesse. Doch giebt es auch andere, die frei von der französischen Süßlichkeit, voll Wahrheit und Natürlichkeit sind. Das Bild von Scheffer, das den siegenden Clovis darstellt, und das, das Karl den Großen, über die Sachsen und Wittekind Herr werdend, zeigt, verdienen genannt zu werden. Am besten jedoch gefiel mir seine Jungfrau von Orleans. Die ist in ein gar lieblich tragisches Element getaucht. Sie ist zu Pferde; das Gesicht verklärt und doch traurig. Man sieht, sie hat längst mit dem Leben abgethan, hat die höchsten Momente hinter sich, sie weiß, daß die Sonne sinkt. Ihre Züge sind klar; das mächtige Auge blickt demüthig über die Handvoll Tage hinweg dahin, wo es ihr wohl werden wird. Nur das Kolorit an den Scheffer'schen Bildern will mir nicht ganz behagen. Es hat etwas ins Grüne Hinüberschwimmende, das die Figuren todtenähnlich anhaucht. Vernet, Delacroix, Gérard, Schnetz haben kraftsprühende Gemälde geliefert. Vernet ist der König der Schlachtenmaler; man sieht, der malt seine Sujets mit Begeisterung, malt die Helden, wie sie ohne Grimm und ohne Trauer, ganz durchglüht von ihren Zwecken, hinein ins Gewühl greifen; er hat auch den Marschall von Sachsen bei Fontenoy 1745 gemalt, zerschlagen von körperlichem Schmerz, von seinem Genius und seinem Eifer gehalten, die Armee im Wagen als Kranker musternd, Muth und Heiterkeit verbreitend. In dem Bilde herrscht eine majestätische Haltung, neben einer Lustfärbung von so ätherischer Durchsichtigkeit, daß man es nicht genug bewundern kann. In dieser Galerie sind Momente großer Schmerzen und tiefen Glücks voll Tod und Verklärung, die ins innerste Mark greifen. Auch das ist würdig gedacht, daß die für Frankreichs Ruhm gebliebenen Prinzen hier in Büsten, viele mit geschlossenem Visier, aufgestellt sind. Das erinnert an die Walhalla, an jenen Thron, den König Ludwig dem Ruhm und der Vergangenheit gebaut hat.

Der für die Kreuzfahrer bestimmte Saal ist noch nicht fertig. Er soll zweiundzwanzig Bilder enthalten. Die darin aufgestellte Thür, die zierlich in Holz geschnitzt ist, stammt von der Insel Rhodus, aus dem Kloster der Ritter von Jerusalem und ist dem Prinzen von Joinville vom Sultan geschenkt worden. Sie ist mehr interessant als schön. Aber in diesem Saal weht doch ein eigener Geist, ein ferner Wellenschlag, der beruhigend wirkt. Jerusalem, mit Ruinen durchwebt, von Wüsten umgeben, mischt hier in die Stimmen der Menschen seine Geisterstimme, ruht glänzend und festlich in reicher Schönheitsfülle der Natur, voll unsterblicher Herrlichkeit, in unantastbar göttlicher Gnade. Man sieht das Ende der irdischen Dinge, das Grab, und sieht über das Grab hinaus auf Christus, der versöhnend und verheißend winkt, und mit diesem Eindruck tritt man wieder hinaus unter die Laubgänge von Versailles. Die Sonne war schon im Sinken; sie goß ihr röthliches Licht halb freudig, halb gedämpft auf die Baumgruppen. Unter diesen friedlichen Zweigen kam ich zur Besinnung. All' die vergoldete Herrlichkeit von Versailles ist doch nichts gegen das Leben im Garten! Da begegnete ich ihr, der guten mütterlichen Natur, da nahm sie mich freundlich und mild an die Hand, führte mich an einsame Orte, wo sie ihre Sprache in lieblichem Tonfall wie Hymnen und Psalmen tönen läßt. Da fühlte ich, daß diese Welt im Schloß doch nichts ist gegen die Welt da draußen, daß das versteinerte todte Geschlecht Unrecht hat vor dem lebensvollen, das, wenn es auch vielleicht zehnmal unter dem gestorbenen steht, doch lebt, doch ist!“

Portugal.

Portugiesische Land- und Sittenbilder.

II. Die niederen Volksklassen.

(Schluß.)

Auch bedeutende Hutmanufakturen besitzen sie, die selbst beträchtliche Lieferungen nach Brasilien ausführen. Vor allen anderen Industriezweigen ragt aber das Weberhandwerk hervor. In und um Porto, wo es viele Tausende von Webstühlen giebt, wird eine sehr große Masse von Seidenstoffen verfertigt. Fast in jedem kleineren Hause der Vorstädte findet man einen Weber, und wenn es auch Manufakturen giebt, wo mehrere unter einem Dach vereinigt sind, so arbeitet doch der größte Theil der Weber in seiner Wohnung und bekommt seine Arbeit stückweise bezahlt. An dem Fleiß dieser Leute läßt sich nicht zweifeln, denn zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht man an ihren Hütten vorbeigehen möge, einige der Webstühle sind immer im Gange; wahrscheinlich lösen sich die Arbeiter ab. Man fertigt auch einen dicken wollenen Stoff, der, bunt gefärbt, zu Wintershawls dient. Die portugiesische Leinwand ist sehr fest und von verschiedener Feinheit. Auf dem Lande ist es Brauch, daß der Pachter, der einen Webstuhl besitzt, von den Töchtern und Weibern seiner Nachbarn das Garn kauft und es zu Zeuch verwebt. Eine portugiesische Bäuerin sieht man nie ohne Rocken unter dem Arme.

Selbst wenn sie mit ihrem Korbe auf dem Kopfe zu Markte geht, spinnt sie unterwegs.

Die Waaren sind gewöhnlich in den Thüren der Läden aufgestellt, die eben keiner großen Eleganz sich rühmen können, obgleich sie in dieser Beziehung seit den letzten Jahren sich um Vieles verbessert haben. Es giebt einige große Kurzwaaren- so wie auch einige Schuhmachergewölbe mit Glasfenstern. Unter den verschiedenen Tuchhandlungen ist die eines Franzosen die schönste, die anderen Tuchläden sind finster und klein und verleiten den Vorübergehenden eben nicht zum Eintritt. Auch einen Fruchtladen giebt es; aber meistens werden Früchte aller Art in den Straßen von Weibern ausgerufen, die sie in Körben auf den Köpfen tragen; von denselben werden auch Federvieh und Fische verkauft. Wildes Geflügel dagegen und anderes Wildprett wird nur von Männern feilgeboten. Einen besonderen Verkaufsartikel bilden die Tannzapfen, die zur Feuerung benutzt und in großen Netzen auf Eseln nach der Stadt gebracht werden. Der Ausruf aller dieser Verkäufer und Verkäuferinnen ist höchst eigenthümlich; die bemerkenswerthesten darunter sind die Kastanienweiber, die mit einem Korbe voll roher Kastanien und einem kleinen Ofen zum Rösten ihrer Früchte von früh Morgens bis in die Nacht hinein fast an allen Straßenecken sitzen und jeden Vorübergehenden mit kreischender Stimme einladen, sich ihrer Waare zu bedienen. Im Sommer werden auf beweglichen Tischen kühlende Getränke verkauft und im Herbst bieten große Haufen von Melonen, die an den verschiedenen Straßenecken auf dem Pflaster liegen, einen verführerischen Anblick dar, besonders die saftigen Wassermelonen.

Die merkwürdigste Volksklasse von Porto's Bevölkerung bilden die Gallegos, wovon viele Tausende im Lande häusliche Dienste verrichten, während andere als Last- und Wasserträger ihren Unterhalt gewinnen. Die Letzteren haben Zeichen am Arme und sind sehr ehrliche und arbeitsame Leute. Die Gallegos sind Eingeborene Galiziens, wovon Vigo einer der Haupthäfen ist, in dem sie sich nach Porto, Lissabon, Cadix einschiffen, um dort durch die schon erwähnte Beschäftigung ihr Brodt zu verdienen. Sie wenden ihr ganzes Besitzthum auf, um sich zur Reise zu rüsten und die Ueberfahrt zu bezahlen. Aber sie sind guten Muths, denn sie bauen mit unerschütterlichem Vertrauen auf ihren Schutzheiligen, ihren Arm und einen langen Stab, mit dem sie ihre Reise antreten. Durch Ausdauer und Ehrlichkeit steigen sie nicht selten von den niederen Stufen des Dienstes zu höheren Stellen empor. Die Aermeren unter ihnen legen den Weg zu Lande zurück, nähren sich unterwegs von getrocknetem Häring und einem Stück braunen Brodtes für jede Mahlzeit und schlafen in Ställen oder unter Bäumen, fast ohne Kleider zu ihrer Bedeckung. Ihre Ehrlichkeit ist trotzdem fast sprüchwörtlich geworden, woher es denn auch erklärlich ist, daß man ihnen am liebsten sein Gepäck anvertraut. Niemand sagt: „Rufe einen Träger", wenn er Etwas zu tragen hat, sondern: „Rufe einen Gallego!" — „O Gallego!" ruft man, und er ist augenblicklich bei der Hand, um ein Billet oder ein Gewicht von hundert Pfund zu übernehmen. Im Auslande sind sie äußerst sparsam, nähren sich von der schlechtesten Kost, tragen die geringsten Kleider und schlafen in einer elenden Hütte, die sie in Gesellschaft zu diesem Zwecke sich miethen. Haben sie dann nach vielen mühevollen Jahren sich ein kleines Sümmchen erspart, so kehren sie in ihre Heimath zurück, um ihre Tage in Ruhe zu verleben.

Ganz eigenthümlicher Art ist auch das portugiesische Fuhrwerk. Trotz der steilen Berge giebt es doch sehr verschiedene Gattungen desselben, deren alterthümlichste die sehr gewöhnliche große Familienkutsche ist. Sie ist ein sonderbares Fahrzeug, das weder Rücksitz noch Kutscherbock hat und dessen Führer, ganz abweichend von dem glatten, wohlgenährten englischen Kutscher in Livree, einen Rock von Stroh, einen abgenutzten Hut und hölzerne Schuhe trägt und statt der Peitsche eine lange Stange mit eiserner Spitze in der Hand hält. Da Pferde nicht im Stande wären, diese ungeheure, schaukelnde und rollende Maschine die Berge hinaufzuziehen, so werden ein paar geduldige Ochsen davor gespannt. So ungeschlacht jedoch diese Fuhrwerke auch scheinen mögen, so sind sie doch in einer regnerischen Nacht nicht zu verachten, und nicht selten sieht man an der Thür des Opernhauses oder einer glänzenden Gesellschaft die ersten Damen des Landes aus solchem Kasten steigen. Ein anderes alterthümliches Fuhrwerk, seiner Gestalt nach ein Mittelding zwischen Kutsche und Kabriolet, deren Eigenschaften es vereinigt, ist die „Calessa". Sie hängt übermäßig hoch zwischen zwei Rädern und wird von zwei Maulthieren oder Pferden gezogen. So gefährlich die Calessa aussieht, wenn sie eine steile Höhe hinabfährt, so hört man doch höchst selten von einem Unfall. Außerdem giebt es viele englische, verschlossene sowohl wie auch offene Wagen in der Stadt. Zu Reisen bedient man sich jedoch häufig der Sänften, häßlicher, bunt angestrichener Maschinen mit Vorhängen, die für zwei Personen höchst unbehaglich, für eine einzelne aber ziemlich bequem sind. Sie haben hinten und vorn Deichseln, die auf den Schultern zweier Maulthiere ruhen, wozu immer die größten, stärksten und gelehrigsten ausgesucht werden; denn wenn sie fallen oder sonst Untugenden haben, schwebt das Leben des Reisenden in der größten Gefahr. Damen machen ihre Abendbesuche gewöhnlich in Tragsesseln, deren Träger gewöhnlich Gallegos sind, die, mit einem großen Livreerock und einem bebänderten Hut bekleidet, dem mit einer Fackel vorangehenden Diener folgen. —

Es ist nicht zu verkennen, daß die portugiesische Bevölkerung sowohl in politischer wie in industrieller Rücksicht in das Stadium einer raschen Entwickelung getreten ist. Nach Jahren des Despotismus und der Tyrannei, gehemmter Kräfte und kläglicher Zähllosigkeit strebt das Volk jetzt desto lebhafter nach sittlicher und geistiger Freiheit. Wir sollen noch erst sehen, was aus den Portugiesen werden kann; ob sie ihren alten edlen Charakter bewahrt haben, oder ob er unter der langen Herrschaft geistiger Sklaverei, wie sie unter und vor Dom Miguel auf dem Lande lastete, völlig verloren gegangen ist. Aber sicherlich wird sich bald zeigen, daß das Blut der Albuquerques, der Menezas, der Castros und vieler anderer von den wahren Helden der lusitanischen Geschichte noch immer in den Adern ihrer Nachkommen fließt und Herzen belebt, die fähig sind, dieselben großen Thaten auszuführen. Obgleich der Alp gewichen ist (aber er ist, um wahr zu reden, nur theilweise gewichen), kann man nicht erwarten, daß das Volk sich auf einmal geistig emporheben soll. Es hat immer noch Berge von Vorurtheilen, falschen Begriffen und irrigem Liberalismus niederzureißen, noch immer Haufen von Kleinigkeiten, geringfügigen Ränken und dergleichen den Winden zu übergeben, ehe es zur Größe gelangen kann. Es war keine geringe Heldenthat, den Despotismus zu stürzen: die Portugiesen haben für die Sache freiwillig und edelmüthig ihr Blut vergossen, aber es bleibt ihnen noch viel zu thun übrig. Freiheit allein kann sie in diesem Werke befördern. Die Portugiesen haben sich, aber sie haben sich noch nicht gehörig geordnet; sie haben noch viele Bedürfnisse, und das dringendste darunter ist ein großer Mann. Daß ihnen ein solcher fehlt, darin stimmt das ganze Volk überein — aber es ist schwer, ihn zu finden. Einige rufen: „Gebt uns den Marquis von Pombal wieder." Aber es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Schreckensherrschaft der Gegenwart frommen würde. Sie verlangen einen Mann von gleicher Kraft, aber größerer Aufklärung, von gleicher Kühnheit, aber sanften, versöhnlichen Gemüths. Carvalho mit seinen Beschränkungen der Handelsfreiheit, mit seinen Monopolen, seinen engherzigen und kleinlichen Plänen, mit seinen Einkerkerungen und Hinrichtungen würde ihr Land schnell in's Verderben bringen. Er hat zu seiner Zeit sein Gutes gethan; er kam, spielte seine Rolle und ging. Pombal oder seines Gleichen ist nicht der Mann, der das freisinnige und aufgeklärte Portugal emporbringen könnte; er taugte nur dazu, ein von einem verknechteten und bigotten Volke bewohntes Land einigermaßen vom Unflath zu reinigen. Vielleicht giebt es einen noch größeren Mann, als Sebastian Carvalho, vielleicht erhebt er sich schon und tritt vielleicht bald hervor, sein Vaterland zu retten.

Polen.

Einige Aktenstücke des Wiener Kongresses in Bezug auf Polen.

(Schluß.)

II. Die Antwort Rußlands, vom 20. Januar 1815.

„Die Gerechtigkeit und Freisinnigkeit der in der englischen Note ausgesprochenen Prinzipien haben Sr. Majestät dem Kaiser zur größten Genugthuung gereicht, indem Er darin die hochherzigen Empfindungen erkannt hat, welche die englische Nation charakterisiren und einen richtigen Maßstab für die großen und weisen Absichten ihrer Regierung abgeben.

„Die Uebereinstimmung derselben mit den eigenen Zwecken Sr. Majestät, besonders aber die Art und Weise, wie der Bevollmächtigte Sr. Majestät von Großbritanien die politischen Grundsätze in ihrer Anwendung auf die gegenwärtige Verhandlung weiter entwickelt hat, betrachtet der Kaiser als sehr günstig für die Ausführung der versöhnenden Maßregeln, die Er Seinen Alliirten in der alleinigen Absicht vorgeschlagen hat, für die Verbesserung des Zustandes Polens mitzuwirken, so weit der Wunsch, seine Nationalität zu beschützen, sich mit der Aufrechterhaltung eines richtigen Gleichgewichts vereinigen läßt, wie es durch eine neue Vertheilung der Kräfte zwischen den europäischen Mächten jetzt wieder hergestellt werden soll.

„Der Ehrgeiz eines rechtmäßigen Herrschers kann kein anderes Ziel haben, als die Wohlfahrt der ihm von der Vorsehung anvertrauten Völker zu befestigen; ein Ziel, das nur unter dem Schutz einer vollkommenen Sicherheit und durch eine ruhige, aber Achtung einflößende Stellung erreicht werden kann. Keine Macht ist eine bessere Gewähr für die allgemeine Ruhe Europa's und die friedlichen Absichten der einzelnen Staaten gegen einander, als jene Macht des Zusammenhalts, die aus der Anhänglichkeit eines Volks an seinen vaterländischen Boden und aus dem Gefühl seiner Zufriedenheit entspringt.

„Dies sind die Bande, wodurch Se. Majestät der Kaiser die unter Seine Regierung gestellten Polen an Sein Scepter zu fesseln wünscht; dies sind die Wünsche, auf deren Erfüllung Se. Majestät auch in Rücksicht auf die Staaten der verbündeten Herrscher, deren weise und edle Absichten Se. Majestät zu würdigen weiß, Ihre Hoffnung gesetzt hat.

„In Folge dessen glaubt Se. Majestät, daß das versöhnende und den Umständen angepaßte System, dem Sie in der gegenwärtigen Verhandlung gefolgt sind, durchaus geeignet sey, jede Besorgniß bis auf den geringsten Zweifel zu verbannen, falls die Einverleibung eines Theils der polnischen Nation mit Ihrem Reiche, vermittelst constitutioneller Bande, einen solchen zu erregen vermochte."

III. Note des preußischen Bevollmächtigten, vom 30. Januar 1815.

„Der Unterzeichnete beeilt sich, auf Befehl seines erhabenen Herrn, des Königs, Sr. Excellenz, Mylord Castlereagh, auf die die Anordnung der Angelegenheiten Polens betreffende Note zu erwiedern, daß die darin ausgesprochenen Prinzipien rücksichtlich der Art und Weise, wie die unter die Herrschaft der verschiedenen Mächte gestellten polnischen Provinzen zu verwalten seyen, durchaus mit den Ansichten Sr. Majestät übereinstimmen."

Digitized by Google

IV. Note des Fürsten Metternich, vom 21. Februar 1815.

„Der Kaiser hat in den wichtigen, das Schicksal des Herzogthums Warschau entscheidenden Verhandlungen einen Weg eingeschlagen, der den Mächten die Ueberzeugung gegeben haben muß, daß nicht nur die Wiederherstellung eines unabhängigen und unter einer polnischen National-Regierung stehenden Königreichs Polen den Wünschen Sr. Majestät völlig entsprochen haben würde, sondern daß Se. Majestät selbst die größten Opfer nicht gescheut hätte, den früheren heilsamen Zustand der Dinge wieder ins Leben zu rufen.

„Diese Thatsache reicht ohne Zweifel hin, um zu beweisen, daß der Kaiser sehr fern davon ist, in dem, was sich auf die polnische Nationalität bezieht, einen Grund der Eifersucht oder Unruhe für Sein Reich im Allgemeinen zu erblicken. Zu keiner Zeit hat Oesterreich in dem freien und unabhängigen Polen einen Feind und Nebenbuhler gesehen, und die von den erhabenen Vorgängern des Kaisers und von Sr. Majestät selbst bis zu den Theilungs-Perioden von 1773 bis 1797 befolgten Grundsätze sind nur durch das Zusammentreffen von Umständen verlassen worden, die von dem Willen der österreichischen Herrscher unabhängig waren.

„Von Eifer erfüllt, die damals eingegangenen Verpflichtungen treulich zu erfüllen, und durch bestimmte, in dem System der Theilung begründete Verträge gebunden, verließ der Kaiser in keiner Weise die von den drei Höfen anerkannten Prinzipien und beschränkte sich darauf, über das Glück Seiner polnischen Unterthanen zu wachen, da die Regierungsformen der früheren Ordnung der Dinge einmal abgeschafft waren. Der Kulturzustand und das Gedeihen Galiziens beweisen, daß Seine Bemühungen nicht vergeblich waren, wenn man den Zustand dieses Landes mit dem vergleicht, wie er vor der Vereinigung desselben mit Oesterreich, ja auch nur vor der Regierung des Kaisers, beschaffen war.

„Obgleich der Kaiser abermals im Laufe der gegenwärtigen Verhandlungen Seine Wünsche für die Unabhängigkeit Polens den großen Rücksichten geopfert hat, wodurch die Mächte bestimmt worden sind, die Vereinigung des ältesten Theils des ehemaligen Herzogthums Warschau mit dem russischen Reiche zu sanctioniren, theilt Se. Majestät nicht weniger die freisinnigen Ansichten des Kaisers Alexander in Bezug auf die nationalen Einrichtungen, die Se. kaiserliche Majestät dem polnischen Volke angedeihen zu lassen beschlossen hat."

V. Aus der Denkschrift des Grafen Pozzo di Borgo.

„Die Zerstückelung Polens, als Nation, bildet fast ausschließlich die neuere Geschichte Rußlands. Das Vergrößerungs-System nach der Seite der Türkei war rein geographischer Natur und im Vergleich mit dem gegen Westen in Anwendung gebrachten nur sekundärer Art. Die Eroberung Polens hat keinen anderen prinzipiellen Grund, als die Beziehungen der russischen Nation mit den übrigen europäischen Staaten zu vervielfältigen und ihr ein weiteres Feld und einen edleren und bekannteren Schauplatz zu eröffnen, auf dem sie ihre Kräfte und Talente üben und ihren Stolz, ihre Leidenschaften und Interessen befriedigen konnte. Aus diesem mit dem vollständigsten Erfolg gekrönten Plan entsprangen Berührungen, die durch eine einfache Proclamation nicht verwischt werden können, ohne das Reich an seinem wesentlichsten und zartesten Theile zu verletzen, nämlich an dem der Einheit der Regierung. Der Titel eines Königs von Polen wird niemals mit dem eines Kaisers und Selbstherrschers aller Reußen in Einklang gebracht werden können; denn es sind dies zwei Eigenschaften, die so ganz verschiedene und mit einander so unverträgliche Functionen bezeichnen, daß es scheint, als könnten sie durch eine und dieselbe Person unmöglich ausgeübt werden, ohne daß diese in die Nothwendigkeit versetzt wird, eine oder die andere Nation oder vielleicht beide zu verletzen." ....

Diese Denkschrift, die den Kaiser Alexander von seinem Entschlusse, sich auch den Titel eines Königs von Polen beizulegen, nicht abzubringen vermochte, drückt doch im Wesentlichen die Gedanken aus, die auch noch heutzutage von den Staatsmännern Rußlands in Bezug auf Polen gehegt werden. Eben so war es auch bereits auf dem Wiener Kongresse von Pozzo di Borgo und Anderen geltend gemacht worden, „daß ein unabhängiger Freistaat Krakau die Ruhe der drei Nachbarstaaten auf gleiche Weise gefährde und, außerhalb jeden direkten Einflusses sich befindend, bald allen Mißvergnügten als ein Heerd der Machinationen und Unruhen dienen würde."

Mannigfaltiges.

— Rußland und Polen. In englischen, französischen und deutschen Zeitungen wird jetzt viel darüber hin und her geschrieben, ob im neuen Jahre das Königreich Polen ganz und gar mit dem russischen Reiche vereinigt und dabei den Namen Nowaja Rossia (Neurußland) bekommen würde. Das Letztere ist schon darum nicht wahrscheinlich, weil diesen Namen bereits die im Süden gelegenen Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien, Bessarabien und das Land der Donischen Kosaken führen. Was dagegen die Selbständigkeit des Königreichs Polen betrifft, so braucht dieselbe nicht erst aufgehoben zu werden, da dasjenige, was davon seit dem Jahre 1832 noch geblieben, kaum so viel besagen will, als die Selbständigkeit des Großfürstenthums Finnland, welches durch seine Zollgränzen ebenfalls vom großen russischen Kaiserreiche geschieden ist, im Uebrigen aber für ganz identisch mit demselben angesehen wird. Ja, die Aufhebung auch der Zollgränzen zwischen Rußland und dem in der Industrie weiter vorgeschrittenen Polen würde für das letztere eher vortheilhaft als nachtheilig seyn und viel dazu beitragen, seinen gesunkenen Wohlstand zu heben. Die Verfassung von 1815, durch welche Kaiser Alexander das jetzige Königreich Polen geschaffen hatte, ward bereits im Jahre 1832 „für immer aufgehoben". Das an die Stelle derselben getretene organische Statut löste das polnische Nationalheer auf und vertheilte die polnischen Rekruten an russische Divisionen. Die Steuer-Erhebung findet seitdem in russischer Weise statt, und der Ertrag derselben wird nicht mehr für Polen selbst verwendet, sondern fließt zu den Einnahmen des gesammten russischen Reiches. An die Spitze der Verwaltung trat statt der ehemaligen, dem Reichsrathe verantwortlichen Minister ein Verwaltungsrath unter dem Vorsitze des Fürsten-Statthalters. Freiheit der Religion und der Person, so wie Sicherheit des Eigenthums nach alter polnischer Verfassung, wurde durch das organische Statut verbürgt, jedoch durch ein besonderes Gesetz die polnische Habeascorpus-Akte, das vom J. 1442 datirende Gesetz: „Neminem captivabimus, nisi jure convictum" in Bezug auf Staatsverbrecher für aufgehoben erklärt. Im J. 1835 wurden die Güter der von der Amnestie ausgenommenen Verbannten an russische Große und Generale mit der Bedingung als Majorate vertheilt, daß der jedesmalige Besitzer griechischer Religion seyn müsse. Im J. 1837 ward die russische Sprache als ein Haupterforderniß für alle diejenigen erklärt, die auf den Staats- und Militairdienst im Königreiche Polen Anspruch machten. Im J. 1841 endlich wurde durch einen kaiserlichen Ukas der bisherige polnische Staatsrath, so wie das Obertribunal in Warschau, gänzlich aufgehoben, wofür zwei neue Departements im dirigirenden Senat in St. Petersburg errichtet wurden.

— Eine geistige Centralsonne. Der hiesige Stadtrath Herr Benda hat vor kurzem im „Lehrer-Verein für deutsches Volksschulwesen" einen Vortrag über das Thema: „die Centralsonne" gehalten, den er jetzt in einem Abdruck herausgegeben, dessen Ertrag der Pischonschen Pensions-Stiftung für Elementar-Lehrer aller Konfessionen bestimmt ist. Der wohlthätige Zweck ist so anerkennenswerth, daß wir jedenfalls der kleinen Schrift einen reichlichen Absatz wünschen und ihr durch eine Kritik keinen Eintrag thun möchten. Wir wollen uns sonach darauf beschränken, die Idee näher zu bezeichnen, von der der Verf. bei seiner Rede ausgegangen zu seyn scheint. Es war, wie er im Eingange derselben bemerkt, in dem obenerwähnten Lehrer-Verein früher ein Vortrag über die von Mädler entdeckte oder vielmehr angenommene Centralsonne gehalten worden, die „in Millionen Sonnenweiten unsere Sonnenwelt anziehe und sie nöthige, sie in Millionen Jahren zu umkreisen". Der Verfasser sucht nun darauf aufmerksam zu machen, wie thöricht es sey, „daß Menschen noch immer ihre edle Geistesmacht vergeuden, in die Sterne zu gucken und sich wegen verstandloser und nichtsnutziger Theorieen herumzubalgen"; und stellt die Forderung, daß man erforsche, „was hier auf dieser Erde und in ihrem Innern vorgeht, und erkenne, wie unendlich viele Kräfte noch erfordert werden, diese Erde nur einigermaßen für Menschen wohnlich umzugestalten". Es wird also statt einer astronomischen eine geistige Centralsonne gesucht, um die sich die Menschheit in ihrem Gesammt-Organismus dreht. „Einer Centralsonne also fragen wir nach", sagt der Verf., „und weil nur der Mensch darüber Auskunft geben kann, fragen wir der wesentlichen Natur des Menschen selbst nach". Die nun folgende Entwickelung und Bestimmung „der wesentlichen Natur des Menschen" ist uns leider ein Räthsel geblieben. Der Verf. sagt zwar wiederholentlich, daß der Mensch „in seinem von der Gottheit ihm verliehenen Geist die das Universum in sich aufnehmende und zurückstrahlende Centralsonne suchen" müsse, daß er „nirgend anders, als in diesem seinem inneren Lichtleben sie finden werde, wenn er recht suche; indem von diesem Centrum aus das Universum für ihn Licht und Leben empfange"; allein, was nun eigentlich diese Centralsonne sey, das erfahren wir nicht. Der Verfasser spricht von Vielerlei: von Aristoteles und Plato, von Aristarch und Kopernikus, von Kant und Fichte, von einer 68jährigen Witwe, die wegen Bettelei zu achtwöchentlicher Strafarbeit verurtheilt worden, und von dem Kölner Verdikt vom 24. November, von analytischer Sonderung des Geistes und synthetischer Verbindung desselben, und noch von vielem Anderen, aber wohin er eigentlich mit allen diesen gelehrten und ungelehrten Dingen zielt, ist für uns, wie gesagt, ein Räthsel geblieben. Nur das Eine ist uns klar: der wohlthätige Zweck der Schrift, und diesem wünschen wir im Interesse der schönen Pischonschen Stiftung, an deren Zustandekommen Herr Benda einen so großen Antheil hat, das beste Gedeihen.

Der bevorstehende Jahreswechsel veranlaßt uns, Diejenigen, die das

Magazin für die Literatur des Auslandes

neu bestellen wollen, zu ersuchen, dies baldigst zu thun, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Der Preis bleibt unverändert 3 Thlr. für den Jahrgang.

Titel und Register des heute beendigten Bandes erfolgen nächstens.

Herausgegeben und redigirt von J. Lehmann. Im Verlage von Veit & Comp. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google